Der Sagenschatz

des

Königreichs Sachsen.

Der Sagenſchatz

des

Königreichs Sachſen.

Zum erſten Male

in der urſprünglichen Form aus Chroniken, mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferungen und anderen Quellen

geſammelt und herausgegeben

von

Dr. Johann Georg Theodor Gräße,

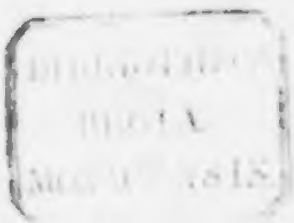
Königl. Sächſ. Hofrath, Director der Königl. Sächſ. Porzellan- und Gefäßſammlung, Bibliothekar Sr. Maj. des höchſtſeligen Königs Friedrich Auguſt, mehrerer gelehrten Geſellſchaften Mitglied.

Dresden.

Verlag von G. Schönfeld's Buchhandlung.

(E. A. Werner.)

1855.



Sr. Majeſtät

dem

König von Sachſen

JOHANN

allerunterthänigſt

zugeeignet.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Es ward von unsern Vätern mit Treue uns vermacht
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht,
Wir werden unsern Kindern vererben sie auf's neu,
Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

A. v. Chamisso.

Als im Jahre 1817 die Gebrüder Grimm dem deutschen Volke ihre Sammlung deutscher Sagen überlieferten, da leiteten sie dieselben mit den Worten ein: „Es wird dem Menschen von Heimathswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er in's Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche neben einander stehen und uns nach einander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben." Der allgemeine Beifall, mit dem das deutsche Volk diese erste ungeschmückte Sammlung vaterländischer Sagen begrüßte, zeigt am Besten, wie wahr jene Worte waren, aber erst lange nachher (1835) führte Jacob Grimm durch seine Deutsche Mythologie den Beweis, wie ohne eine möglichst vollständige Zusammenstellung der in den verschiedenen Theilen unseres großen Gesammtvaterlandes noch bewahrten Localsagen ein vollständiges System der altgermanischen Religion nicht aufgestellt werden könne, weil erst durch die von ihm und seinem Bruder gegebene Anregung zur vaterländischen Sagenforschung auch von anderer Seite her Material zu jenem classischen Werke herbeigeschafft ward, welches wir eben erst wieder in einer viel vermehrten und verbesserten Ausgabe (d. h. als Abdruck der zweiten von 1844) vor uns liegen haben. Ist aber der rein wissenschaftliche Nutzen, welchen die Sagenforschung, insofern jeder Sage ein wirkliches Factum zum Grunde liegt, dem Alterthumsforscher und Historiker gewährt, an sich schon Grund

genug, warum dieselbe nach beiden Richtungen gepflegt werden muß, so wird sich auch noch eine so zu sagen moralische Nothwendigkeit zu ihrer Empfehlung herausstellen, insofern die Sage unbezweifelt als Nährerin und Pflegerin der Vaterlandsliebe betrachtet werden darf. Darum hat man auch den früher so verschrieenen Vater der Baierischen Geschichte, Aventinus, erst in neuerer Zeit so hoch schätzen gelernt, weil er fast der einzige Geschichtschreiber der drei letzten Jahrhunderte ist, der seine Quellen nicht blos in trockenen Urkunden und Jahrbüchern, sondern auch in den mündlichen Ueberlieferungen der Nation suchte, während ein späteres Geschlecht dieselben vornehm verachtete und dadurch die Geschichtschreibung ihrer romantischen Arabesken beraubte. Denn diesen Namen verdienen unsere Sagen, da in ihnen ein ganzer Schatz frischer Volkspoesie verborgen liegt, und seitdem die moderne Aufklärung, das nüchterne Princip der Negation, dem Volke seine Wunder- und Märchenwelt geraubt hat, seitdem mit den alten Volksbüchern auch der alte Aberglaube vertrieben wurde, ist die alte Gemüthlichkeit, Treue und Glaube im Volke um Vieles seltner geworden. Der modernen Bildungsperiode aber, die über Alles Auskunft zu geben sich vermißt, die das Gräschen wachsen hört, die das gemüthvolle Leben deutscher Vorzeit verhöhnt, ist gleichwohl Eins nicht möglich, sie kann keine echten Volkssagen erfinden, denn es mangelt ihr die wahre Poesie. Doch das deutsche Volk hat sich nicht so leicht seine Sagen nehmen lassen, es hängt so fest an ihnen wie an der Scholle, woraus es geboren ist, und darum haben sich auch noch so zahlreiche Reste alter Gebräuche, Sitten und romantischer Traditionen erhalten, daß wir fast von den meisten deutschen Ländern mehr oder weniger vollständige Sagensammlungen vor uns haben. Es kann hier nicht der Ort sein, ein vollständiges Verzeichniß dieser in neuerer Zeit täglich zusehends anwachsenden Literatur zu geben, ich beschränke mich nur darauf, zu bemerken, daß außer den Gebrüdern Grimm neuerdings Pechstein die bedeutendsten Sagen unseres gemeinsamen Vaterlandes zusammenzustellen suchte, während speciell den Sagenschatz von Thüringen und Franken der letztgenannte gelehrte, den rheinischen Simrock, den elsässischen Stöber, den niederländischen und niederdeutschen Wolf, Schwartz und die Gebrüder Golsborn, den schleswig-holsteinischen Müllenhoff, den preußischen Tettau und Temme, den märkischen Temme und Kuhn, den schwäbischen Schwab und Meyer, den badischen Schnezler und Baader, den baierischen Panzer und Schöppner, den des Harzes Pröhle ꝛc. mit großem Fleiße zusammentrugen und so die Strebepfeiler des einstigen Rundbaues deutscher Sagenvergleichung aufführten. Freilich fehlt zur Vollendung desselben noch mancher Stein, weil, abgesehen davon, daß einige neuerlich angelegte Sammlungen, wie z. B. die über Luxemburger, Mecklenburger, Anhaltiner ꝛc. Sagen durch Vermischung fremder Zuthaten verballhornt wurden, ganze Staaten, wie z. B. Oestreich, Sachsen ꝛc. bis jetzt noch fast gar nicht vertreten sind, allein die Gründung

eines förmlichen Organs für unsere Wissenschaft durch J. W. Wolf's treffliche Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde (Göttingen 1853) hat diesem Studium einen neuen Impuls gegeben, der hoffentlich bald die bisher noch fühlbaren Lücken auszufüllen streben wird.

Darum übergebe ich denn auch hiermit dem deutschen und vorzugsweise dem sächsischen Volke einen kleinen Beitrag zur Vervollständigung des großen Cyclus seiner Nationalsagen, indem ich, was ich seit langer Zeit, freilich anfangs zu einem andern Zwecke (zur allgemeinen Sagenvergleichung), über die Sagen des Königreichs Sachsen zusammengebracht habe, veröffentliche. Ich kann sagen, daß meine Arbeit, so mangelhaft sie auch vielleicht sein mag, jedenfalls der erste Versuch ist, die sächsischen Sagen in ihrer ursprünglichen Form, so wie dieselben in Chroniken und Zeitbüchern, sowie in andern Werken und im Munde des Volks erhalten sind, wiederzugeben. Darum vermeide ich es auch, hier weitläufiger von den von mir benutzten Quellen zu sprechen, da dieselben bei jeder einzelnen Sage angegeben sind, nur das will ich erwähnen, daß wesentliche Vorarbeiten nicht existiren, denn die Werke von W. Ziehnert (Sachsens Volkssagen. Annaberg 1838—39. III. 8. 1851. 8.) und Ad. Segnitz (Sagen, Legenden, Mährchen und Erzählungen aus der Geschichte des sächsischen Volkes. Meißen 1839—54. II. 8.) können, weil sie in gebundener Rede abgefaßt sind, nicht als solche betrachtet werden, wären sie selbst, was eben ihrer Form wegen nicht möglich war, vollständig. Außerdem hat sich besonders Ziehnert vielfacher, unverzeihlicher Abweichungen und Veränderungen der einzelnen Sagenstoffe schuldig gemacht, was bei Segnitz, der sich einer möglichst treuen Auffassung derselben befliß, nicht der Fall ist. Indeß gilt von der poetischen Behandlungsweise der Volkssagen das Urtheil, welches Grimm, Deutsche Mythologie (II. Ausg.) S. XII. über die Behandlung der Sagenstoffe in folgenden Worten gefällt hat: „Die Volkssage will aber mit keuscher Hand gelesen „und gebrochen sein. Wer sie hart angreift, dem wird sie die Blätter „krümmen und ihren eigensten Duft vorenthalten. In ihr steckt ein „solcher Fund reicher Entfaltung und Blüte, daß er auch un„vollständig mitgetheilt in seinem natürlichen Schmuck genug thut, „aber durch fremden Zusatz gestört und beeinträchtigt wäre. Wer „diesen wagen wollte, müßte, um keine Blöße zu geben, in die „Unschuld der ganzen Volkspoesie eingeweiht sein, wieder ein Wort „zu ersinnen ausgienge, in alle Sprachgeheimnisse ꝛc." Uebrigens haben beide Herren Verfasser ihre Aufgabe von ihrem Gesichtspunkte aus glücklich gelöst, und die von ihnen gewählte Form hat neuerlich noch an Schöppner (Baiersches Sagenbuch I. S. XI.) einen warmen Vertheidiger gefunden, allein jedenfalls habe ich mit ihnen, da sie überdem einen ganz andern Zweck verfolgen, durchaus keine Vergleichung zu scheuen und bemerke nur noch, daß mir des Herrn Rentamtmann Dr. Preußler treffliche Blicke in die vaterländische

Vorzeit (Leipz. 1841. III. 8.) von besonderem Nutzen gewesen sind, wie denn auch die Sammlung Lausitzer Volkssagen von Gräve (Bautzen 1839. III Hefte. 8.) stets eine der Hauptquellen für diesen Theil Sachsens bleiben wird, während wiederum Hager in seinen Voigtländischen Sagen (1839—40. II Hefte. 8.) seine Stoffe poetisch behandelt und darum für die critische Benutzung fast unbrauchbar gemacht hat. Sonst hat Herr Dr. Wilhelm Schäfer hierselbst, durch seine Forschungen über sächsische Geschichte rühmlichst bekannt, die Güte gehabt, mich mit verschiedenen schätzbaren Notizen zu unterstützen, wofür ich ihm hiermit pflichtschuldigst danke. Zu bedauern ist es, daß der bekannte Dresdner Geistliche Hilscher, der zu Anfange des vorigen Jahrhunderts verschiedene Monographieen über hier einschlagende Gegenstände veröffentlichte, aus übel angebrachter Aufklärungswuth Vieles, was er wußte und seitdem verloren gegangen ist, ganz verschwieg, und das, was er mittheilte, aus Zelotismus verdrehte und verdarb. Was endlich die Einrichtung meines Werkes selbst anlangt, so habe ich gewissermaßen als Einleitung des Ganzen einige sich an den Namen der Sachsen knüpfende Sagen vorausgeschickt, die zwar speciell nicht auf das heutige Königreich Sachsen Bezug haben, aber doch nicht füglich wegzulassen sind, schon weil sie ein treues Bild des alten naiven deutschen Chronikenstyls geben; auf diese habe ich einige das sächsische Fürstenhaus betreffende Traditionen folgen lassen und dann die übrigen Sagen, nach den Kreisdirectionen geordnet, hinzugefügt; am Schlusse des Werkes werden einige Anmerkungen verschiedene Stellen im Texte erläutern, und hoffe ich, daß die geehrten Leser, wenn sie berücksichtigen, wie viele Bücher durchgelesen werden mußten, ehe gegenwärtiges Werk entstehen konnte, etwa noch gelassene Lücken nachsichtig beurtheilen werden.

Dresden, den 25. November 1854.

Dr. J. G. Th. Gräße.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

1) Vom Urſprung der Sachſen.

Grimm, deutſche Sagen I, 408. Treſſer, Sachſenchronik S. 7 u. 8.

Von der Entſtehung des Volksſtammes, welcher ſeinen Namen den Bewohnern des heutigen Königreichs Sachſen freilich erſt aus zweiter Hand gegeben hat, nämlich als er 1142 an den Welfen Heinrich den Löwen und 1211 an den Askanier Albrecht I., und hierauf an deſſen Sohn Albrecht II. (1260), der ſeinen Wohnſitz zu Wittenberg nahm und dann dem nachher'gen Churkreis den Geſammtnamen hinterließ, kam, exiſtiren verſchiedene Sagen. Im Annoliede (12tes Jhdt.) wird geſagt (21, 320), die Sachſen wären Vaſallen des Macedonierkönigs Alexanders des Großen geweſen, der die Welt in zwölf Jahren bis an die Enden durchfahren; als der zu Babylon geſtorben, da hätten ſich vier ſeiner Feldherren in ſein Reich getheilt und alle Könige ſein wollen, die Sachſen aber wären mit vielen Schiffen an die Elbe gekommen, wo die Thüringer gewohnt, dieſe hätten ſich gegen ſie erhoben, zuletzt aber hätten beide Theile eine Unterredung angeſetzt und bei dieſer Zuſammenkunft hätten die Sachſen von ihren großen Meſſern, welche ſie an der Seite trugen und bei den Thüringern Sahs genannt wurden, Gebrauch gemacht und die Thüringer unterworfen, und ſeitdem habe man ihnen den Namen Sachſen beigelegt. Gleichwohl wurden ſie den Römern nachher dienſtbar, allein nie auf lange, denn wenn ſie Cäſar beſiegt zu haben glaubte, ſtanden ſie gleich wieder im Felde und thaten ihm viel Leides an. Nach Andern ſollen ſie aber von den Saken herkommen, die zuerſt in Preußen mit den Germanen und Daciern zuſammengewohnt, und kurz nach den Cimbern und Teutonen aus dem Scythenland in die Gegend, die heute noch Deutſchland heißt, gekommen ſein und ihre Sprache allen den Völkern, welche zwiſchen Mitternacht und Abend wohnen, gegeben haben ſollen. Die alte Sachſenchronik erzählt auch, ſie hätten lange, nachdem ſich das Heer Alexanders in alle Welt zertheilt, von einem Lande zum andern herumgeſchweift und zu Waſſer viele Jahre mit dem Kaiſer Valentinus gekriegt, endlich aber ſei ein Theil

nach Preußen, ein anderer aber in das Land, welches man nun Sachsenland heiße, gekommen, und hätten sich also hier bewurzelt und vermehrt. Weiter aber lesen wir daselbst: die Sachsen wären die Elbe mit 24 Schiffen hinaufgefahren und hätten sich zu Hasselungen an der Elbe, da wo jetzt Stade liegt, gelagert, die Thüringer aber sich gegen sie erhoben und sie nicht in's Land lassen wollen. Als aber die Sachsen sich mannhaft gewehrt, so sei ein Friede unter ihnen aufgerichtet und von den Thüringern ihnen zugelassen worden, daß man ihnen verkaufen und wieder abkaufen dürfe, doch sollten sie sich des Gebrauchs der Aecker und Wasser enthalten, darauf sie ihnen zu wohnen einräumen wollten. So lagerten nun die Sachsen in einem Holze an der Elbe und wurden geheißen die Holz-Sachsen, welches man davon das Land zu Holstein heißt, darin jetzt Stade liegt, das begannen sie zuerst zu bauen und hießen es Stade, daher, daß die Thüringer ihnen allda zuerst zu wohnen gestattet hatten. Die Sachsen hielten diesen Frieden eine geraume Zeit, die Thüringer aber ließen sie auf einen Tag hierher ab und zu ohne Rustung entbieten, in der Meinung, wenn sie ungerüstet kämen, ihre Fürsten zu erschlagen. Die Sachsen besannen sich aber auch und merkten solche Bosheit und steckten Messer in ihre Hosen, die sie in ihrer Sprache Saken heißen. Da sie nun zu Tage erschienen, warteten die Thüringer schon ganz begierig auf sie, ihrem Beschluß nach sie zu erschlagen. Die Sachsen nun griffen nach ihren Saken oder Messern und zu Steinen, die zu Latein Saxa heißen, wehrten sich und behielten abermals das Feld und schlugen sie von dannen. Die Thüringer aber rufen ihr gewöhnlich Geschrei und flohen, und das Gerücht, daß sich die Sachsen dermaßen mit den Messern und Steinen gewehrt hätten, brach aus in die umliegenden Länder, und weil die Steine Saxa und ihre Messer Saken hießen, wurden sie daher Sachsen genannt, so zuvor den Namen Macedones trugen.

Eine andere Sage endlich von ihrem Ursprunge kennt noch Rollenhagen, denn er singt im Froschmäuseler (S. 2):

„Da Aschanes mit seinen Sachsen
Aus den Harzfelsen ist gewachsen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein springendes Brünlein kuh und kalt.
Das an dem Klackenstein herfloß,
Sich in einen großen See ergoß,
Und da am warmen Sonnenschein
Wassert viel Bäum und Blümelein,
Viel Frösch' und Fisch', viel Krebs' und Schnecken,
Das Rohr wuchs wie die Haselstecken ꝛc."

Darauf beziehen ſich die bekannten Verſe im Handwerksburſchenlied:

Darauf bin ich gegangen nach Sachſen,
Wo die ſchönen Mägdlein auf den Bäumen wachſen,
Hätt' ich daran gedacht,
So hätt' ich mir eins davon mitgebracht.

2) Von dem Streit zwiſchen den Sachſen und Thüringern.

Curiosa Sax. 1768, p. 210, 233, 342. Witechindus Corb. c. 3. sq. Hendorf, Promt. exempl. S. 277.

So kamen die Sachſen in's Thüringerland und nahmen einige Plätze zu Wohnſitzen in Beſitz. Der erſte Ort aber, wo ſie landeten, hieß Hadolaga, und zwar geſchah dies zu derſelben Zeit, als Theodorich, der Frankenkönig, wider Hermanfried, den Thüringerfürſten, ſtritt, und ihr Land mit Schwert und Brand grauſam beſchädigte. Zwar haben ſich ihnen die Thüringer anfangs mit Kraft entgegengeſtellt, allein die Sachſen haben ihnen männiglich widerſtanden und den Hafenplatz feſt behalten. Nachdem ſie nun aber lange Zeit hin- und hergeſtritten, hat es ihnen zuletzt gefallen, zu beider Theile Heil von dem Frieden zu handeln, und iſt die Vereinigung und Bündniß dahin gemacht worden, daß den Sachſen ſollte zugelaſſen ſein, zu kaufen und zu verkaufen, aber der Felder, des Todtſchlagens und des Raubens ſollten ſie ſich enthalten, und iſt alſo dieſe Vereinigung geblieben viele Tage unverletzt. Als aber die Sachſen Mangel an Geld und Proviant hatten und nichts mehr hatten zu kaufen oder zu verkaufen, gedachten ſie, der Friede wäre ihnen unnütz. Zu derſelben Zeit trug ſich's nun zu, daß der Jünglinge einer von den Schiffen gegangen war, der viel Goldes an ſich trug, wie ein gülden Halsband und güldenen Armſchmuck. Dem begegnet der Thüringer einer und ſagt zu ihm: Lieber, was bedeutet ſo viel Goldes um Deinen hungrigen Hals. Dem antwortet dieſer Sachſe: ich ſuche Einen, der mir es abkaufe, denn ſonſt nirgend zu trage ich dies Gold an mir, denn dieweil ich Hungersnoth leide, was ſoll ich denn Luſt an dem Golde haben? Da aber der Thüringer fragt, auf welche Weiſe und wie hoch das feil wäre? antwortet der Sachſe: ich habe gar keinen Unterſchied an dem Werth; was Du mir geben wirſt, das will ich mit Dank annehmen. Allda lächelt der Thüringer und ſagt: wie aber, wenn ich Dir Deinen Schooß mit dieſer Erde füllte? An demſelben Orte war viel Erdreich

aufgeführt, der Sachſe hob ſeinen Schooß eilends auf und empfängt den Boden und giebt dem Thüringer ſchnell das Gold, und geht alſo ein Jeder mit Freuden zu den Seinen. Die Thüringer aber lobten den ihren auf das Aeußerſte, der den Sachſen ſo zierlich betrogen hatte, und nannten ihn einen glückſeligen Menſchen, der um ein geringes Ding viel Goldes überkommen hatte, und gleichſam als wären ſie ſchon gewiß des Sieges gegen den Sachſen, haben ſie weidlich gefrohlockt. Mittlerweile hatte aber der Sachſe all' ſeinen Schmuck eingebüßt und war mit vielem Erdreich und Grund beladen wiederum zu den Schiffen gegangen. Seine Geſellen liefen ihm entgegen und wunderten ſich ob ſeiner Handlung, etliche ſeiner Freunde fingen an ihn zu verlachen, die andern ſchalten ihn, der größte Theil aber hielt ihn für unſinnig. Er aber hieß ſie ſtill ſchweigen und ſagte: Ihr geliebten Sachſen, kommt her mit mir, ſo werdet Ihr ſehen, daß meine Unſinnigkeit Euch nütze iſt. Dieſe folgten ihm zwar nach, wußten aber nicht, was daraus werden ſollte. Da hat der Sachſe das Erdreich von dem Grund genommen und in die nächſt gelegenen Aecker, ſo ſubtil er vermochte, ausgeſtreut und geſäet und einen gewaltigen Platz gemacht, ſich zu lagern und Zelte aufzurichten. Da nun die Thüringer die Zelte der Sachſen ſahen, hat ſie das ſchwer verdroſſen, und ſo ſchickten ſie Botſchafter zu ihnen und beklagten ſich, daß die Sachſen den Frieden gebrochen hätten. Die Sachſen antworteten ihnen jedoch, wie daß ſie bisher das Bündniß ſtreng gehalten, aber das Erdreich durch ihr eigen Gold gekauft hätten, und das wollten ſie auch in Frieden beſitzen oder eben mit dem Schwerte beſchirmen. Da aber die Thüringer die Rede der Sachſen vernommen hatten, da verfluchten ſie das ſächſiſche Gold, und den ſie vorhin glückſelig geheißen hatten, den nannten ſie jetzt die Urſache von ihres Landes Verderbniß, ja ſie ließen ſich ſo vom Zorne fortreißen, daß ſie ohne Ordnung und Rath mit einem blinden Lärmen die Sachſen überfallen wollten. Dieſe haben aber ihre Feinde gerüſtet empfangen und erſchlagen, und als die Sachen glücklich abgingen, haben ſie die nächſtgelegenen Orte ſoviel als recht war, zu Händen genommen. Nachdem aber auf beiden Seiten tapfer gefochten war und die Thüringer ſahen, daß die Sachſen ihnen überlegen waren, haben ſie darauf gedacht, durch Mittelsperſonen mit ihnen zu unterhandeln und ihnen bewilligt, ſich auf dem Erdreiche, das ſie erkauft, niederzulaſſen.

3) Wie die alten Sachsen das eroberte Land verwalteten.

Sachsenspiegel III, 44, 2. 3.

Nach des Königs Alexander von Macedonien Tode wollten die alten Sachsen nicht mehr in seinem Lande bleiben, sie schifften sich also auf 300 Schiffen ein, allein diese gingen alle unter bis auf 54. Von diesen kamen 18 nach Preußen und nahmen es in Besitz, 12 landeten in Rügen und 24 in Thüringen. Da ihrer aber nicht so viele waren, daß sie das Land bebauen konnten, so ließen sie, als sie die thüringischen Herren erschlugen und vertrieben, die Bauern unbeschädigt in ihrem Eigenthume und so behielten diese ihr Land nach dem Rechte, wie die Hörigen (die Lassen) dasselbe noch jetzt haben, und so entstanden letztere aus jenen, wer aber von diesen etwas an seinen Rechten verwirkt hatte, aus diesen entstanden die Tagelöhner (die Tagewerker).

4) Von der Keuschheit der alten Sachsen.

Hedion. Hist. Eccles. VI, 9.

Im alten Sachsen, wo noch keine Erkenntniß Christi gewesen, ist dieser Brauch mit Ehebrechern gehalten worden. So eine Jungfrau sich in ihres Vaters Haus verunehren ließ und ihre Unschuld verlor, auch sonst eine Person, die in der Ehe war, ihre Ehe brach, da erwürgeten sie ihre Eltern und verbrannten sie zu Asche und auf der Verbrannten Grab henkten sie den Jungfrauenschänder oder Ehebrecher, entblößten ihn an seinem Leibe bis auf den Gürtel, dann kamen die keuschen Frauen und Matronen aus allen umliegenden Oertern herbei, geißelten ihn und stachen ihn mit Messern und Pfriemen, bis daß er starb.

5) Wie die Sachsen die Thüringer und Franken zugleich schlugen.

Sachsenchronik, her. v. Dresser. S. 9.

Zu derselben Zeit, wo die Sachsen mit den Thüringern kriegten, war der fränkische König Dieterich auch der Thüringer Feind und wohnte

in dem Lande damals geheißen Austrasien, worin die Stadt und das Stift Metz liegt. Sie kriegten aber um das Land, welches der thüringer König Hermanfried von der Schwester Dieterich's (Amalberga) her hatte, denn er behauptete, das Land Franken gehöre ihm, weil Dieterich ein Bastard sei. Darüber ward König Dieterich gewaltig zornig, sammelte ein Heer und fiel in Thüringen ein, die Thüringer aber zogen ihm entgegen und erst, nachdem sie zwei Tage unentschieden bei Aumberg gestritten, flohen sie mit ihrem König am dritten Tage auf eine Burg, genannt Scheidungen an der Unstrut. Dieterich aber ließ die Sachsen auffordern, sie möchten, weil sie mit den Thüringern in Feindschaft wären, ihm den König Hermanfried vertreiben helfen, und wenn sie das thäten, sollten sie das Land für ewige Zeiten zu eigen behalten. Die Sachsen waren auch damit einverstanden und sandten ihnen 9000 Reisige und vieles andere Fußvolk, und setzten zum Kriegsobersten einen Ritter Hatwigo, den man seiner Tugend halber den Vater der Väter nannte, und der führte der Sachsen Panier, darin stand ein fliegender Adler, ein Drache und ein Löwe. Wie aber die Franken die Sachsen sahen, da verwunderten sie sich sehr über sie, was sie für große starke, wohlgerüstete Männer wären, und riethen ihrem König ab, ihnen zu trauen, weil, wenn man sie in's Land ließe, es sich zutragen könne, daß sie dereinst das fränkische Reich selber zerstörten. Das achtete aber der König Dieterich nicht, weil ihm das Sachsenvolk nöthig war, und so bat er sie, sie möchten die Burg, worin Hermanfried lag, stürmen; dies thaten die Sachsen auch, liefen Sturm und warfen Feuer hinein, und die Thüringer, wie sie sahen, daß sie die Feste nicht halten konnten, machten einen Ausfall und schlugen eine blutige Schlacht, in der an die sechstausend Sachsen erschlagen wurden, dann aber ward eine Waffenruhe. König Hermanfried schickte nun aber einen seiner Ritter, Irung, mit einem großen Schatze an König Dieterich und ließ ihn um Frieden bitten, versprach auch, er wolle sein Vasall werden und das Land von ihm zum Lehn nehmen, und Dieterich, der da meinte, es sei besser, seinen Schwager zu Gnaden anzunehmen, als dieses fremde wilde Volk im Lande zu behalten, gab ihm seine Bereitwilligkeit zu erkennen. Während der Waffenruhe ritt aber ein Thüringer mit einem Falken an das Wasser und warf ihn in die Höhe, der aber flog hinüber und hier ergriff ihn ein Sachse, und als dieser sich weigerte, ihn seinem Herrn wiederzugeben, so versprach der Thüringer, daß, wo er denselben wieder bekäme, so wolle er ihm etwas mittheilen, was ihm und allen Sachsen von Nutzen sein werde. Der Sachse versprach ihm unter dieser Bedingung

seinen Falken wiedergeben zu wollen, und der Thüringer verrieth ihm nun, wie sich die beiden Fürsten mit einander verglichen hätten, und daß, wo man die Sachsen am andern Morgen in ihren Herbergen greifen würde, da sollten sie alle erschlagen und gefangen werden. Hierauf ging der Thüringer mit seinem Falken auf und davon und der Sachse meldete das Gehörte seinen Brüdern, die daran ganz irre wurden. Hatwigo der gute Ritter aber nahm das Banier mit dem fliegenden Adler, Löwen und rothen Drachen zur Hand, ermahnte sein Volk und sprach: Ich habe noch nie einen Sachsen fliehen sehen, jene sind jetzt des Friedens halber sicher und schlafen, laßt uns sie deswegen sogleich angreifen. Dies thaten die Sachsen auch und fingen Alles, was da war, Weib und Kind, also, daß der Franken und Thüringer viele todt blieben. Man findet auch geschrieben, daß dieser Irung, der Friede mit den Königen gemacht hatte, da er solchen großen Verlust gesehen, beide Könige getödtet und des Hermanfried Leichnam auf Hug Dieterichen geworfen und gesagt habe: Konntest Du ihn im Leben nicht überwinden, so überwinde ihn nun im Tode. Doch steht in den fränkischen Chroniken, wie als Hermanfried mit seiner Gemahlin und Kindern wunderbarlicher Weise entkommen, Ritter Irung, als er die Niederlage gesehen, darauf gedacht habe, wie er Gnade bei König Dietrich finden möchte. Der König Dieterich hat ihm aber vorgeschlagen, er solle den König Hermanfried zu bewegen suchen, auf dem Berge Subach mit ihm zu einer Besprechung zusammenzutreffen, und wie dies nun auch geschehen und beide Könige auf dem Berge mit einander auf und ab gingen, da nimmt der Dieterich den Hermanfried bei einem Arm, schlägt ihm ein Bein unter und stürzt ihn den Berg hinab, heißt auch dem untreuen Ritter Irung seinen Herrn folgen und ihn vollends erstechen, welches auch geschehen ist. Wie aber der Ritter Irung nachdem auch den König Dieterich erwürgte, da mußte er sich durch die Trabanten und Andere, die zugegen waren, durchschlagen, und von der großen Gasse, die er sich mit seinem Schwerte machte, soll die weiße Strieme am Himmel Irungsstraße genannt worden sein. Die Sachsen aber, welche der Thüringer so viele erschlagen, daß davon das Wasser der Unstrut gestauet und gleichsam überbruckt ward, daß man auf den Todten darüber gehen konnte, behielten Stadt und Burg und theilten das Land unter sich: weil ihrer aber zu wenig waren, so ließen sie die Thüringer, so ostwärts wohnten, als auch etliche gegen Süden bleiben und besetzten das Land zu Mittag, das ihnen der fränkische König frei ließ, und die Stadt gab er ihnen auch, und sie baueten eine Burg da, so noch die Sachsenburg heißt.

6) Von der Erbauung der sieben Planetenburgen durch Kaiser Julius.

Sachsenchronik S. 5.

Vor der Geburt Christi 47 Jahre waren im römischen Reiche drei Könige, der eine hieß Pompeius, der andere Crassus, der dritte Julius. Dieser Julius war aber ein Sohn des Julii vom Geschlechte Aeneä. Diese drei Könige theilten das Reich, dem Julius fiel das Land Germania zu, welches ist das Land beim Rhein, da Worms, Mainz, Cöln und Trier gelegen sind. Dieser Kaiser Julius bezwang aber dieses Land und brachte es zum römischen Glauben, und bauete sieben Burgen zur Ehre der sieben Planeten. Erstlich bauete er in dem Lande, so man Westphalen heißt, eine Burg auf einem hohen Berge, die hieß Marsburg, und setzte darauf den Gott Mars, in Sachsen bauete er das Haus Veneris, das ist Magdeburg zu Ehren seiner Abgöttin Venus und ward nach seiner Sprache gebeißen Parthenia, daher die Burg Parthenopolis benannt ward; die Sachsen aber nannten sie Magdeburg, weil ihre Abgöttinnen wie Mägde gestaltet waren, wie man nachher finden wird. Er baute auch noch Saderburg, so jetzt heißt Hartzburg, und setzte darauf den Gott Saturnum; er bauete auch Soleddel, jetzt Soltwedel genannt und setzte darauf den Abgott Sol, und fand einen Berg im Mondenscheine, darauf legte er eine Burg zu Ehren dem Gotte Luna an und ließ die Burg Lüneburg heißen; dann bauete er auch eine Burg dem höchsten Gott Jupiter und nannte sie Ilenburg; von der steht aber noch ein Thurm, und solches soll der älteste Thurm im alten Churkreise Sachsen sein. Dann bauete er auch eine Burg unter den Rugiern, die hieß Juliana, jetzund Wolgast, und setzte darauf den Gott Mercurium. Bei dieser Weise hielten die Sachsen und Kelten an ihrem Glauben fest, bis daß der König Karl der Große diese Abgötter alle zerstörte, wie hernach folgen wird.

7) Armesule der Sachsen Abgott wird durch Karl d. Gr. zerstört.

Sachsenchronik S. 23. Alb. Crantz. Saxonia II, 9.

In der Stadt Marsburg stand der Abgott der Sachsen Mars, und war von folgender Gestalt. Es war ein gewappneter Mann, der bis

zum hohlen Leibe in Blumen ſtand, denn er war ein Gott des Streits und war empfangen von einer Blume, und das ſoll bedeuten, daß oft Krieg und Streit von einer Blume, d. h. ſchnöden und geringen Dingen, ſo der Rede nicht werth ſind, geſchweige daß derohalben Mord und Verheerung im Lande darüber entſtehen ſollten, erregt werden. An der Seite hatte er ein Schwert, in der Rechten trug er ein Panier, in welchem eine rothe Feldblume ſtand, in ſeiner Linken führte er eine Wage und auf ſeinem Helm einen Wetterhahn, welches vielen Krieg bezeichnete. Die Wage bedeutet, daß man viel Gutes und Böſes erwägen ſoll, gleichwie der Wetterhahn auf dem Kirchthurm Gutes und Böſes bewegen muß, aus welchem Loche der Wind herwehen wolle. Die Bruſt war ihm bloß, darauf ſtand ein Bär, anzuzeigen, daß ſich einer wider ſeine Feinde beherzt und unerſchrocken ſetzen ſolle; und ſo einer gleich erſchreckt oder gejagt werde, ſo ſolle er es wie der Bär machen und ſich umſehen nach dem, der ihn jagt, und ſeinen Jäger, wo es möglich und gerathen ſei, wiederum tapfer verfolgen. Im Schilde war ein Löwe und darunter eine rothe Feldblume, darüber aber eine Wage, welches bedeutet, daß man mit Muth und Liſt allen Streit vollbringen ſoll. Alſo war der Sachſen Abgott, vom gemeinen Volke Armeſule (Ermeſewl) genannt, den König Karl zu Marsburg in Weſtphalen zerſtörte. Ein ſolch Bild gleicher Geſtalt ward auch zu Corvey gefunden, unter welchem Bild zu Latein geſchrieben ſtand, was auf Deutſch alſo lautet: In vorzeiten bin ich der Sachſen Herzog und ihr Gott geweſen, mich hat angebetet das Volk Martis, welches Volk mich allezeit ehret, das pfleget die Spitze zu führen.

---

8) Der Sachſen Abgott Crodo wird von König Karl zerſtört.

Sachſenchronik S. 28.

Auf dem hohen Berg am Harz zwiſchen dem Brocksberg und der Stadt Goslar ſtand ein anderer Abgott der Sachſen, der hieß Crodo, und zu ſeinem Schutze lag daneben das Schloß Hartesburg. Sein Bild war aber folgender Geſtalt: Auf einer Säule mit haarem Haupte und bloßer Bruſt ſtand ein alter hagerer Mann auf einem Barſch mit ſpitzigen, geſträubten Fiſchfedern, war nur mit einem leinenen weißen Kleide angethan und darüber mit einem ſchwebenden Fächel gegürtet. In der rechten Hand hielt er einen Eimer mit Waſſer, Roſen und anderen Früchten, in der

Linken ein Rad, und gaben sie vor, es wäre des Saturni, welcher griechisch Κρονος heißt und zu dem Namen Crodo Anlaß gab, Bildniß. Durch die Entblößung des Hauptes und Herzens haben sie anzeigen wollen, daß ihm als einem Gotte mit entblößtem Haupte und aller Reverenz, auch unverdecktem und unverbolenem Herzen gedient werden solle. Durch die freischwebende Kleidung und Fächel erinnerten sie sich ihrer Freiheit, da für sie mit Leib und Gut streiten und sich wider ihre Feinde gleichwie der Barsch gegen den Hecht sträuben und wehren sollten, dazu denn von Nöthen sei, daß sie wie ein Rad sich in einander fügten, in einen Bund schlossen und für einen Mann zu Hauff stünden. So vermahnte sie auch das weiße und mit dem Fächel umschürzte Kleid, daß sie in ihrem Bundniß rein und ohne Flecken, Betrug und Falsch sein sollten. Der Eimer aber mit Wasser, Rosen und anderen Blumen und Früchten gefüllt bedeutet, daß Saturnus wohl eine Ursache der Kälte, wie denn sein Planet gemeiniglich Kälte bringt, aber dennoch ein Gott der Fruchtbarkeit wäre, der die blühenden Rosen und andere Früchte wachsen ließe, darum man ihn um gutes Gedeihen aller Früchte und für Abwendung schädlicher Kälte anrufen solle. Der Ort aber, wo der Crodo gestanden, wird noch heutigen Tags gezeigt am Eingang des Schlosses, wenn man zur Rechten hinaufsteigt. Wie aber Karl der Große in's Sachsenland kam und die Sachsen fragte, wie dieser ihr Abgott heiße, antworteten sie ihm: Crodo, darauf er gesagt, Crodo mag wohl der Teufel und nicht Gott sein, daher das Sprichwort Crodendüvel oder Crodenteufel, item Crodenbencker bei den Sachsen geblieben ist. Den Abgott aber, der von den Sachsen und Harzländern, so zwischen der Saale, Unstrut, Bode und Ocker gesessen, für einen Gott gehalten ward, zerstörte er.

9) Karl d. Gr. zerstört auch das Bildniß der Venus Myrthia.

Sachsenchronik S. 33.

An der Elbe zu Magdeburg stand ein Bildniß der Göttin Venus also gestaltet. Man sah ein nackendes Weib mit klaren lieblichen Augen, ihr gekämmtes Haar hing ihr bis auf die Kniee, auf dem Haupte trug sie einen Kranz von Myrthe mit rothen Rosen umflochten, in ihrem lachenden Munde hielt sie eine geschlossene Rose, auf dem Herzen hatte sie eine brennende Fackel und einen Wetterstrahl, in ihrer linken Hand

die ganze Welt, getheilt durch den Himmel, Meer und Erdreich, in der rechten aber hielt ſie drei güldene Aepfel und ſtand auf einem güldenen Wagen, den zogen zwei Schwäne und zwei weiße Tauben. Neben ſich hatte ſie ihre drei herrlichen Töchter, ſo mit den Armen in einander geſchränkt waren, eine jegliche hatte der andern den Rücken zugekehrt, die vorderſte reichte den hinterſten beiden einen güldenen Apfel zu, und dieſelben ſahen auf die vorderſte und überreichten ihr wiederum einen güldenen Apfel. Dieſe Venus war die Myrthen-Venus geheißen, weil der Myrthus ein Zeichen des Friedens und der Einigkeit iſt; daß ſie nackend und bloß ſtand, bedeutet, daß die, ſo ſich der Buhlſchaft gebrauchen, dadurch zuletzt von allem Vermögen nackt und bloß werden, die rothen Roſen im Kranze aber, daß, wie die Roſen rothfarbig wären und wegen der dornigen Stacheln der Roſenbaum ſchwerlich ohne Beſchädigung und Verletzung abgebrochen werde, alſo auch die fleiſchlichen Lüſte manchen ſchamroth machen und einen Stachel im Gewiſſen derer, die ſich ihnen hingeben, hinterlaſſen. Die geſchloſſene Roſe im Munde war ein Symbolum der Verſchwiegenheit, die Weltkugel in der linken Hand bedeutet, daß die Venus mit ihren Lüſten in aller Welt regiere, die brennende Fackel und Strahl oder Pfeil des Herzens bezeigt die innerliche Brunſt, damit die Kinder der Venus entzündet und eingenommen werden, die güldenen Aepfel aber, daß man mit Gold und Gaben Liebe und Gunſt kaufen und erlangen könne. Der Venus waren die Grazien, d. i. die Göttinnen der Leutſeligkeit, Holdſeligkeit und Dankbarkeit als ihre Gehilfen und Dienerinnen zugeordnet, weil man dafür gehalten, daß von dieſen Göttinnen Alles, was zur Holdſeligkeit, Freundlichkeit und Lieblichkeit erfordert werde, herkomme. Wie aber die eine den andern beiden, die andern beiden aber derſelben wiederum einen güldenen Apfel mit abgewandtem Angeſichte darreichen, alſo ſolle man gegen einfältig empfangene Wohlthat doppelt dankbar ſein und nicht auf die Gabe, auch nicht auf Wiedervergeltung ſehen. Daß ihrer drei wären, das bezeichnet die Art der Wohlthätigkeit, als da iſt, Wohlthat erzeigen, das Erzeigte in Freundſchaft annehmen und ſich hinwiederum wohlthätig und dankbar verhalten. Daß die Göttinnen nackende Jungfrauen, fröhlicher und lachender Geberde waren, zeigt an, daß Freundſchaft und Wohlthat ohne Betrug und Falſchheit und aus freiem, fröhlichem und luſtigem Gemüthe geben und geſchehen ſolle. Daß ſie mit den Armen in einander geſchränkt und gleich an einander verbunden waren, bedeutet, daß durch Liebe, Freundſchaft und Gutthat die Leute mit einander verknüpft werden. Die Tauben ſind fruchtbarer Art, und werden ſonderlich

die Turteltauben für ein Zeichen der ehelichen Liebe und Treue gehalten, daher man ſie der Venus geheiligt und an ihren Wagen geſpannt hat, die weißen Schwäne aber, welche neben den weißen Tauben am Wagen der Venus zogen, bedeuten Zierlichkeit, Reinlichkeit und unbeflecktes Leben, welche Ehe leuten, wie allen Menſchen gebuhren. Das iſt die Venus, welche die alten Sachſen im Heidenthum, ſonderlich im Holzkreis zwiſchen der Elbe, Bode und Saale, Aler und Orha für eine Göttin angebetet haben. Dieſe zerſtörte Karl der Große, zerbrach ihren Tempel und baute dahin eine Kirche zu Ehren St. Stephani, und ließ es heißen Magdeburg.

10) Karl d. Gr. zerſtört den ſächſiſchen Götzen Hammoys, von dem der deutſche Reichsadler kommt.

Sachſenchronik S. 10. cf. Alb. Crantz. Saxonia I, 11. II, 16.

Im Jahre des Herrn, als man zählte ſieben hundert und neun und achtzig, zog Karl über die Elbe ins Land Nordalbing, da nun Hamburg liegt: da beteten ſie einen ſolchen Abgott, als nachher verzeichnet iſt, an und ließen ihn in ihren Tempeln abmalen. Der Abgott hieß Hammoys, das iſt Jovis, von welchem noch heutigen Tages Hamburg den Namen hat. Dieſer Abgott war ein König, der ſaß auf einem Stuhl, hielt in ſeiner linken Hand ein Scepter, in ſeiner Rechten aber ein bloßes Schwert und ſaß mitten unter den zwölf Göttern, ſechs Götter ſaßen zu ſeiner Rechten, als Neptunus, Pluto, Vulcanus, Mars, Mercurius und Apollo, die andern ſechs ſaßen auf ſeiner Linken, als Juno, Ceres, Veſta, Venus, Pallas und Diana. Das bedeutet, daß er allein der höchſte Gott wäre über die andern alle, denn man nenne ihn den höchſten Gott Jupiter und auf ihre Sprache nach wendiſcher Zunge Hammoys. Aus dem Munde dieſes Abgottes gegen die vordere Hand ging ein gräßlich Blitzen und gegen die Linke zu fuhr aus ſeinem Munde ein Donnerwetter mit finſtern Wolken und mit greulichen Funken, denn es gezieret Niemand anders zu blitzen und zu donnern, als dem höchſten Gott. So ſagen auch die Aſtronomen, daß Jupiter mit Blitz und Donner ſeine Regierung am Himmel habe und Wetter mache. Auf ſeinem Haupte ſtand ein goldener Adler, anzuzeigen, daß, wie der Adler der höchſte über alle Vögel iſt, ſo wäre auch dieſer Jupiter der allerhöchſte Abgott über alle. Denn die Römer pflegen den güldenen Adler zu führen, ſo ließen ſie das nach und nahmen den ſchwarzen Adler im güldenen Felde und wollten ihrem Gott

ſein Wappen laſſen. Auch ſo trat er den Teufel unter die Füße zur Erinnerung, daß er den Teufel bezwungen und überwunden hatte. Dieſen Abgott zerſtörte König Karl auch und bauete dahin einen Dom, daß es ein Erzbisthum über alle wendiſche Lande und Dänemark und alle ihre Kirchen ſein ſollte. Von dieſem Abgott Hammoys hat aber ein Wald und Wäſſerlein in der Altmark, die Hammey, ſeinen Namen, und ſtand noch vor nicht gar langer Zeit bei dem Dorfe Kopebav eine alte Klauſe, die Hammonsklauſe oder Kirche genannt.

11) Karl d. Gr. zerſtört den Abgott Luna.

Sachſenchronik S. 43.

König Karl zog fort auf die Burg zu Lüneburg und zerſtörte da auch den Abgott, der hieß Luna, den hatte Kaiſer Julius dahin geſetzt: der fand den Berg im Mondenſchein und richtete da eine Säule auf, darauf ein Bild mit hohen Ohren, einen vergüldeten Monden für ſich haltend, den beteten die Leute an und hießen ihn Luna, darnach ward das Schloß geheißen Lüneburg. Hernach als der heilige Mann Wilpertus kam, bauete er dahin eine Capelle zu Ehren unſerer lieben Frauen, die beſtand bis auf die Zeit Herzogs Hermann zu Sachſen, der bauete da das Kloſter St. Michael, das nun in der Stadt liegt.

12) Karl d. Gr. zerſtört den Abgott Sol.

Sachſenchronik S. 45.

Kaiſer Julius hatte auch eine Burg gebaut zu Ehren des Abgotts Sol, davon kriegte die Stadt den Namen Soldwedel, denn Wel auf Altdeutſch heißt ein Haus, alſo Sonnenhaus. Dieſer Abgott war ein halber Menſch, trug in beiden Händen vor der Bruſt ein großes Rad mit brennenden Kerzen, zu einem Zeichen, daß er ſollte den Schein geben, daß ſich alle Welt beſähe, auch hatte er einen Kopf mit gelben Strahlen. Da zog König Karl hin und zerſtörte den Abgott auch und brachte den Ort zum Chriſtenglauben.

13) Wittekind, der Sachsenfürst, läßt sich taufen, wird Herzog zu Sachsen und erhält ein Wappen.

Sachsenchronik S. 38. Abel, Chronik. S. 61. Pomarius S. 40.

Wittekind, ein Graf von Engern und Herr zu Iburg, ward von den alten Sachsen zu ihrem König und Kriegsobersten erwählt, und kämpfte viele Jahre muthig gegen Kaiser Karl, allein endlich sah er, daß er nicht widerstehen könne und machte Frieden mit ihm. Vorher aber geschah ein groß Mirakel, dadurch er zum Christenthum bewegen wurde. Da Kaiser Karl mit seinem Kriegsvolk am Wasser, die Orba geheißen, lag, da wo jetzt Wolmerstädt liegt, zog König Wittekind, gleich wie ein Bettler mit Lumpen angethan, aus, setzte sich bei Nacht in ein Schifflein und fuhr die Orba hinab bis an Karoli Lager, stieg aus und ging in's Lager, dessen Ordnung und Gelegenheit auszukundschaften. Dies geschah am Ostertage des Jahres, als man zählte sechshundert und sieben und achtzig, und setzte sich Wittekind unter die andern Bettler. Es ließ aber Kaiser Karl allerwegen, wenn er zur Kirche oder Messe ging, den armen Leuten Geld um Gottes Willen geben, daher folgten ihm die armen Leute nach, wo er war. Wie er nun an diesem Ostertage Messe halten ließ und dahin ging, saßen die armen Leute am Wege und unter ihnen König Wittekind, gleich einem Bettler und streckte seinen Arm auch aus, den Pfennig zu empfahen; weil er aber an seiner rechten Hand einen krummen Finger hatte, ward er dabei erkannt und ergriffen und vor Kaiser Karl gebracht, der fragte ihn, warum er also in Bettlers Gestalt käme. Er antwortete, daß er das Lager hätte erkunden wollen. Karolus aber fragte weiter, was er denn gesehen hätte? Er sprach: Vorgestern sah ich, daß Ihr sehr betrübt waret und ginget, als wenn Ihr weinen wolltet, und heute habe ich gesehen, daß Ihr fröhlich gewesen und Eure besten Kleider angehabt, und vor dem Tische, der in der Mitte steht, stand einer im Purpurkleide und hob vom Tische ein kleines und über die Maßen schönes Kindlein auf und das Kindlein steckte er Euch, einem nach dem andern in den Mund, und das stellte sich ganz traurig, wenn's hineinsteigen sollte; etlichen aber stieg es mit Freuden in den Mund. Da Karolus solche Rede hörte, sprach er: Du hast mehr gesehen, als ich und alle meine Priester, und er deutete ihm alle Dinge und lehrte ihm den Christenglauben, also, daß sich König Wittekind mit seiner Gemahlin Sera und allem ihren Volke taufen ließ und gute Christen wurden und vom Glauben nimmermehr wieder abtraten. Kaiser Karl nahm aber Wittekind, als er ihn als sein Pathe aus der Taufe gehoben, die

Krone ab und machte ihn zum Herzog zu Sachsen, und das sollte er bleiben, dieweil sein Geschlecht währete. Er hat ihm aber alle seine Erblande wieder gegeben, sonderlich die Herrschaft Engern und ihn zum Herzog von Engern und Westphalen gemacht, und so bekam er auch die Landschaften an der Weser, bei Minden und an der Elbe, Schartau, Magdeburg und das Land um Wittenberg, desgleichen Wettin an der Saale, welche beide, Wittenberg und Wettin, wie man meint, von ihm den Namen haben. Item bekam er Zörbig und den Strich hinauf bis an die Elster oder Pleisse, daß er also ein gewaltiger Fürst über ganz Sachsen geworden ist. Das schwarze Pferd oder der schwarze Phalen, wie es die Sachsen genennet haben, und auch nach solchem Wappen die Ostphalen und Westphalen geheißen sind, welches er im Wappen in einem blutigen Felde führte, hat ihm Kaiser Karolus in ein weißes Pferd verwandelt, zur Erinnerung, daß er aus dem Reiche der Finsterniß in's Reich des Lichts versetzt wäre. Solches weißes Pferd haben die Herzöge zu Sachsen in die vierhundert Jahre im Wappen geführt, bis Anno 1186 Herzog Heinrich der Löwe wieder aus Engelland gen Braunschweig kam und damals sein Wappen änderte und in den rothen Schild zwei güldene Leoparden, die ihm König Richard in Engelland von den fünf, die er in seinem Schilde führte, geschenkt und das weiße springende Pferd, so vormals im Schilde stand, oben auf den Helm hat setzen lassen. Also hat Wittekindus, der hier bevor der Sachsen König war, den königlichen Namen verlassen und sich einen Herzog tituliren lassen, und ist also Wittekind der letzte König und erste Herzog zu Sachsen geworden. Es hat auch Kaiser Karolus das neue Herzogthum zu Sachsen nicht auf Westphalen, sondern über die Elbe gegen Schartau bei Magdeburg gelegt, und das ist das alte und erste Herzogthum zu Sachsen gewesen und das Herzogthum von der Elbe genannt worden.

---

14) Sachsenhausen und Frankfurt wird erbaut.

Sachsenchronik S. 26. Ditmar. Merseb. VII, p. 104.

Als der König Karl gegen die Sachsen zog, da sammelten sie auch ein großes Heer und gingen ihm mit solcher Macht entgegen, daß er vor ihnen auf einen hohen Berg floh, der nun St. Hülfe-Berg heißt. Weil er aber allerwegen auf seinen Zügen ein Kreuz führte, setzte er auf diesen Berg, darauf er seine Zuflucht genommen, das Kreuz nieder und

rief Gott um Hilfe an, welche er auch erlangte, derowegen er auch das Kreuz daſelbſt ließ, und ward folgends eine Capelle darauf gebaut und St. Hülfe-Berg geheißen. Weil König Karl auf dieſem Berge war, da floh ſein Volk über das Waſſer, die Möne (der Main) geheißen, da kehrten die Sachſen wieder und riefen: Franke fort, Franke fort, und bauten daſelbſt eine Feſtung, die nannten ſie Sachſenhauſen, in der Meinung, daß ſie da hauſen wollten. Solches geſchah im Jahre des Herrn ſiebenhundert und zweiundſiebzig. König Karl kam aber vermittelſt göttlicher Hilfe wieder zu ſeinem Volke und vertrieb die Sachſen von ihrer neulich erbauten Feſtung Sachſenhauſen und bauete auf der andern Seite des Waſſers, da vorher die Sachſen ſtanden und riefen: Franke fort, Franke fort, eine andere Feſtung und ließ ſie den Sachſen zum Spott nach ihrem Rufen Frankfurt heißen, welche nun noch den Namen hat und eine groſſe Kaufſtadt geworden iſt, der andere Theil jenſeits des Waſſers heißt auch noch heutzutage Sachſenhauſen.

15) Von Zeichen und Wundern, ſo die Sachſen zum Chriſtenthum bekehrt.

Sachſenchronik S. 26.

Als König von Meresburg, wo er den Abgott Armeſule zerſtört hatte, fortgezogen war, da ſammelten ſich die Sachſen und zogen gegen die Franken und gewannen das Schloß Buriaborg und kamen bis Eriſſeler, da flohen die Franken in die Kirche, die Sachſen aber umgaben ſie, und da ſie ſie mit Sturm nicht gewinnen konnten, trugen ſie viel Holz zu, Willens, ſie zu verbrennen; es wollte aber weder Holz noch Kirche Feuer fangen, letztlich ſahen ſie von beiden Parten zwei Jünglinge in weißen Kleidern ſtehen, die das Feuer löſchten, und derowegen nahmen ſie von dannen die Flucht. Nach ihrem Entweichen fand man Einen mit offenem Munde, als der das Feuer hatte aufblaſen wollen, todt liegen.

Da die Sachſen im Jahre ſiebenhundert und ſechsundſiebzig die Franken vor Heeresburg belagerten und die Feſtung ſtürmten, dermaßen, daß auch der Hauptmann darin faſt verzagte, da hat die Frauen hinwiederum ein Geſichte, welches über der Kirche zu Heeresburg in der Luft geſtanden, ermuntert und geſtärkt. Denn man hat daſelbſt zwei blutige Schilde oder Peitſchen in der Luft ſchweben ſehen. Hierauf griffen die Franken hinterwärts die Sachſen an und trieben ſie von der Belagerung ab.

16) Wie die Raute in das ſächſiſche Wappenſchild gekommen.

Crantz. Sax. V. 26. IX. 19.

Als der Herzog Bernhard von Anhalten durch Kaiſer Friedrich I. mit dem Herzogthum Sachſen, welches Heinrich der Löwe, nachdem er in die Acht erklärt worden war, verloren hatte, belehnt ward, ſoll er den Kaiſer um ein Unterſcheidungszeichen ſeines Wappens gebeten haben: da warf derſelbe, der eben ſtatt der Krone wegen der großen Sonnenhitze einen Rautenkranz auf dem Haupte trug, dieſen ſchräg über Bernhards Schild als künftiges Wappenzeichen. Eine andere Sage erzählt, Herzog Bernhard habe auf der Heimkehr von einer Pilgerfahrt zu Venedig, da ihm ſein Geld ausgegangen, bei einem reichen Handelsherrn, um ſein Leben zu friſten, in Dienſt treten müſſen, und hier ein Liebesverhältniß mit der ſchönen Tochter deſſelben angeknüpft, als er nun fortgezogen, habe ſie ihm zum Abſchied einen grünen Kranz verehrt, den habe er in zwei Hälften zertrennt, die eine habe er über ſeinen Schild gehängt, die andere aber ihr als Andenken zurückgegeben.

17) Vom Abgott Jodute.

Sachſenchronik S. 206. Albinus, Meißniſche Landchronik S. 152.

Als im Jahre eilfhundert und vierzehn Kaiſer Heinrich der Fünfte das Land zu Sachſen zinsbaftig machen und Graf Hoyer von Mansfeld damit belehnen wollte, zog Herzog Luder von Sachſen mit andern Fürſten und Herren gegen ihn, und es gewannen die Sachſen zwei Schlachten, die eine zu Köthen, die andere am Welfesholz bei Quedlinburg, worin ſo viel Leute erſchlagen wurden, daß man Gruben in die Erde machen mußte, damit das Blut verlaufen konnte. Zu ewigem Gedächtniß aber deſſelbigen Streites und Sieges haben die Sachſen ein Siegeszeichen an der Stätte, wo ſie die Schlacht gewonnen, aufgerichtet, welches geweſen ein geharniſchter Mann auf einer Säule, ſo in der einen Hand einen Streitkolben mit ſcharfen Zacken, gleich als zum Streit gezückt, in der andern aber einen Schild hielt, und auf beiden Seiten deſſelben hat das alte ſächſiſche Wappen, nämlich ein ſpringender weißer Hengſt im rothen Felde geſtanden. Weil dieſes den erhaltenen Sieg bedeuten ſollte, ward es vom gemeinen Landvolk Jodute oder Gdüte, oder weil es in Latein Signum adjutorii (ein Zeichen göttlicher Hilfe) hieß und die

Bauern das Wort nicht nachreden konnten, so nannten sie es Jodute oder Gedutte, und beteten es an und meinten, daß sie durch Hilfe von S. Joduten den Streit gewonnen hatten. Auf dieser Stelle ward nachmals ein Kloster des Predigerordens gebaut und hieß Widerstedte.

18) Sage von dem unvergänglichen Bestehen des Hauses Sachsen.

Mündlich.

Auf dem großen Winterberge in der sächsischen Schweiz stehen 7 herrlich gewachsene Buchen; von diesen erzählt sich das Volk, daß, so lange diese stehen und grünen, das Sachsenland sein angestammtes Herrscherhaus nicht verlieren wird.

19) Das Gesicht der Herzogin Agnes.

P. Pezenstein, Theatrum Saxonicum Th. II. S. 7.

Agnes, eine Tochter des Königs Wenzel von Böhmen, war die zweite Gemahlin Markgraf Heinrichs des Erlauchten von Meißen. Als sie nun an einer schmerzhaften Krankheit darnieder lag, kam ihr kurz vor ihrem Tode (13. Sept. 1268) im Traume vor, als sehe sie einen Engel mit einem goldenen Becher vor sich stehen, der ihr zu trinken anbot. Als sie nun den Becher nahm und trank, däuchte ihr der Trank gar bitter; sie klagte es dem Engel und sprach zu ihm: ach, wie gar bitter gebt das ein! Da versetzte der Engel: sei zufrieden, auf diese Bitterkeit wird bald eitel Süßigkeit folgen, weil Jesus diesen Trank versüßen und verzuckern wird. So geschah es auch, denn bald, nachdem sie lächelnd ihrem Herrn und Gemahl diesen Traum erzählt, ist sie sanft und selig eingeschlafen. Das hat sich begeben auf dem Schlosse Scharfenberg bei Meißen.

20) Traum der Churfürstin Margarethe.

J. Mauter, Amphitheatrum magiae universae. Nürnb. 1714. S. 360.

Ehe die beiden jungen sächsischen Prinzen, Ernst und Albrecht, Söhne des Churfürsten Friedrich II. des Sanftmuthigen zu Sachsen, durch Kunz von Kauffungen zu Altenburg entführt wurden, hat ihre Frau Mutter folgendes Traumbild gesehen. Es ist ihr vorgekommen, als wenn

ein groſses wildes Schwein ihren Garten durchwühlte und unter andern grünen Kräutern die Raute beſchädigte, es habe aber Niemand dem wilden Thiere wehren können, bis daſs ein ſchwarzer Bär dazu gekommen, der den Grimm des Schweins unterbrochen. Dieſer iſt der Kohler Triller (ſonſt Schmid genannt) geweſen, das Schwein der Kunz, die Raute aber die ſächſiſchen Fürſten, am 7. Julius des Jahres 1455.

21) Der Traum des Churfürſten Friedrich III. oder des Weiſen.

Chr. Lehmann, Hiſtor. Schauplatz des Meiſſniſchen Obererzgebirges. Lpzg. 1699. 4. S. 869. sq. S. A. Heumann. Poecile T. III, L. II. p. 88. sq.

Im Jahre 1591 lebte zu Joachimsthal Magiſter Bartholomäus Schönbach, ein Geiſtlicher, von Rochlitz gebürtig, der eine eigenhändige Handſchrift des daſigen Superintendenten Antonius Muſa beſaſs, in welcher Folgendes von Wort zu Wort enthalten war:

„Der ehrwürdige Herr Georg Spalatinus hat mir, Antonio Musae, glaubwürdig erzehlet einen Traum, welchen Herzog Friedrich, Churfürſt zu Sachſen, gehabt hat zu Schweidnitz, die Nacht zuvor, ehe D. Martin Luther ſeine erſte Propositiones wider den Pabſt und beyde Johann Tezels Predigten von der Röm. Gnade und Ablaſs' zu Wittenberg öffentlich zu vertheidigen hat angeſchlagen, welchen Traum auch Seine Churfürſtl. Gnaden bald frühe morgens ihnen zum Gedächtniſs hat aufgezeichnet, auch denſelben ihrem Herrn Bruder Herzog Hanſen zu Sachſen, in Beyſeyn des Kanzlers, referiret und geſaget hat: Herr Bruder, Euer Liebe muſs ich erzehlen, was mir dieſe Nacht geträumet hat, und möchte ich gerne ſeine Bedeutung wiſſen, denn ich ihn ſo eigentlich und wohl gemerket und mir ſo tief eingebildet, daſs mich dünket, ich könne ihn nicht vergeſſen, wenn ich auch 1000 Jahre leben ſollte, weil er mir dreimal nach einander vorkommen, doch immer verbeſſert. Herzog Johannes fragte: War es denn ein guter oder böſer Traum? Wir wiſſen es nicht, Gott weiſs es, ſagte der Churfürſt. Herzog Johannes fragte weiter: Herr Bruder, E. L. ſetzen nicht viel darauff: Wenn mir etwas träumet, ſo bitte ich allezeit unſern HErrn GOtt, er wolle es zum Beſten wenden, oder ſchlag mir's aus dem Sinn, wiewohl ich auch dies bekennen muſs, daſs mir viele Träume, beyde gute und böſe ſind furkommen, welche ich hernach allererſt verſtanden habe, aber gemeiniglich in ſchlechten Sachen, E. L.

ſagen doch, was war denn der Traum? Churfürſt Friedrich ſagte: Ich will's E. L. ſagen: Als ich mich auff dem Abend zu Bette legte, ziemlich matt und müde, war ich bald über dem Gebet eingeſchlaffen, und hatte bey dritthalb Stunden fein ſanffte gerubet. Als ich nun erwachte und ziemlich munter worden, lag ich und hatte allerley Gedanken biß nach 12 Uhr: Gedachte unter andern, wie ich allen lieben Heiligen, und neben mir mein Hoffgeſinde, zu Ehren bringen wollte, betete auch für die lieben Seelen im Fegfeuer, und beſchloß bei mir, ihnen auch zu Hülffe in ihrer Gluth zu kommen, bat daher Gott um ſeine Gnade, daß er doch mich und meine Räthe und Landſchafft in rechter Wahrheit wolle leiten und zur Seligkeit helffen, auch alle böſen Buben, die uns unſer Regiment ſauer machen, nach ſeiner Allmacht wehren. Nach Mitternacht war ich bald auff ſolche Gedanken wieder eingeſchlaffen, da träumet mir, wie der Allmächtige Gott einen Mönch, eines feinen erbarn Angeſichtes zu mir ſchickte, der war S. Pauli des lieben Apoſtels natürlicher Sohn, der hatte bey ſich zum Gefährten aus GOttes Befehl alle liebe Heiligen, die ſolten den Mönch vor mir Zeugniß geben, daß es kein Betrug mit ihm wäre, ſondern es ſey wahrhafftig ein geſandter GOttes, und ließ mir GOtt gebieten, ich ſollte dem Mönch geſtatten, daß er mir etwas an mein Schloß Gayell zu Wittenberg ſchreiben dürffte, es würde mich nicht gereuen. Ich ließ ihn durch den Canzler ſagen: Weil mich GOtt ſolches heißt, und er auch ſein gewaltig Zeugniß hat, ſo möchte er ſchreiben, was ihm befehlen. Darauff fähet der Mönch an zu ſchreiben, und machte ſo grobe Schrifft, daß ich ſie hier zu Schweinitz erkennen kunte; er führete auch eine ſo lange Feder, daß ſie auch biß gen Rom mit ihrem Hintertheil reichte, und einem Löwen, der zu Rom lag, mit dem Sturtz in ein Ohr ſtach, daß der Sturtz zum andern Ohr wieder heraus ging, und ſtrackte ſich die Feder ferner biß an der Päbſtlichen Heiligkeit dreyfache Krone und ſtieß ſo hart daran, daß ſie begunte zu wackeln und wolte ihrer Heiligkeit vom Haupte fallen. Wie ſie nun alſo im Fall iſt, däucht mich, ich und E. L. ſtunden nicht weit davon, ſtrackte auch meine Hand aus, und wolte ſie helffen halten: in denſelben geſchwinden zugreiffen erwachte ich und hielt meinen Arm noch in die Höhe, war ganz erſchrocken und auch zornig mit auff den Mönch, daß er ſeine Feder im Schreiben nicht beſcheidener führete. Als ich mich aber recht beſann, da war es ein Traum, ich aber war noch voll Schlaffs, gingen mir die Augen bald wieder zu, und war wieder feſt eingeſchlaffen, ehe ichs recht gewahr worden, da iſt mir dieſer Traum wieder vorkommen, denn ich hatte wider mit den Mönch zu thun, und ſahe ihm zu, wie er immer

fortſchriebe und mit dem Sturtz der Feder ſtach er immer weiter auff den Löwen zu Rom, und durch den Löwen auff den Pabſt, darüber der Löwe ſo greulich brüllete, daß die gantze Stadt Rom und alle Stände des H. Reiches zulieffen, zu erfahren, was da wäre, und da begehrte Päbſtl. Heiligkeit an die Stände, man ſolte doch den Mönch wehren, und ſonderlich mich dieſes Frevels berichten. Darüber erwachte ich zum andern mahl, verwunderte mich, daß der Traum wiederkommen war, ließ mich doch ſo gar nichts anfechten, bat aber, GOtt wolle Päbſtl. Heiligkeit für alle Uebel behüten und ſchlieff alſo zum dritten mahl wieder ein. Da kam mir der Mönch wider zum dritten mahl vor, und wir bemüheten uns ſehr, dieſes Mönches Feder zu zerbrechen und den Papſt hinwegzuleiten, aber je mehr wir uns an der Feder verſuchten, je mehr ſie ſtarrete und knarrete, daß mir's im Ohren wehe thät; endlich wurden wir alle ſo verdroſſen und müde darüber, daß wir abließen, und verlohr ſich einer nach dem andern, und beſorgten uns, der Mönch möchte mehr können, als Brod eſſen, er möchte uns irgend einen Schaden zufügen. Nichtsdeſtoweniger ließ ich den Mönch fragen (denn jetzt war ich zu Rom, bald zu Wittenberg), wo er doch zu ſolcher Feder kommen wäre? und wie es zugehe, daß ſie ſo zehe und feſt ſey? ließ er mir ſagen: ſie wäre von einer alten Böhmiſchen 100jährigen Ganß [1]), einer ſeiner alten Schulmeiſter hatte ihn damit verehret, und gebeten, weil ſie ſehr gut wäre, er wolte ſie zu ſeinem Gedächtniß behalten und brauchen. Er hätte ſie auch ſelbſt temperiret: daß ſie aber ſo lang wehret und ſo feſt wäre, käme daher, weil man ihr den Geiſt nicht nehmen, noch die Seele, wie mit andern Federn geſchicht, herausziehen konte, darüber er auch ſich ſelbſt nicht genug verwundern könne. Bald darnach kommt ein ander Geſchrey aus, es wären aus der langen Mönchsfeder unzehlig viel andere Schreibfedern hier zu Wittenberg gewachſen, und es ſey mit Luſt anzuſehen, wie ſich viel gelehrte Leute darum reiſſen, und meynen einestheils, diese neue junge Federn würden mittler Zeit auch ſo groß und lang werden, wie dieſes Mönchs Feder, und es würde gewiß etwas ſonderliches auff dieſen Mönch und ſeine lange Feder erfolgen. Da ich nun gäntzlich im Traum bey mir beſchloß, mich je eher je beſſer mit dem Mönch in eigner Perſon zu unterreden, da wachte ich endlich zum dritten mahl auf, und war jetzo Morgen worden, wunderte mich ſehr über den Traum, gedacht

[1]) Damit iſt unbezweifelt Huß gemeint, von dem erzählt wird, er habe auf dem Scheiterhaufen geſagt: Jetzt bratet Ihr eine Gans (Huß, böhmiſch = Gans), doch in 100 Jahren wird ein Schwan (Luther, böhmiſch = Schwan) kommen, den werdet Ihr ungebraten laſſen.

ihm nach und bildete mir wohl ein, wie er mir nach einander vorkommen und zeichnete mir bald die vornehmsten Stücke zum Gedächtniß auf, bei gänzlicher Meinung, dieser Traum sey nicht ohne Bedeutung, weil er mir so oft ist vorkommen, und bin bald willens, ihn meinem Beichtvater zu offenbaren, doch habe ich E. L. vorhin auch etwas wissen lassen, E. L. und Gantzler sagen mir ihr Gutdünken davon. Herzog Johann sagte: Herr Gantzler, was dünket euch? von Träumen ist nicht viel allemal zu halten, doch sind sie auch nicht gar zu verwerffen! Wenn wir hier einen verständigen, frommen Joseph oder Daniel hätten, der konte es treffen. Der Gantzler spricht: E. Churf. Gnaden wissen, daß man pflegt zu sagen: Jungfrauen, gelehrte Leuten und großen Herren Träume haben gemeiniglich etwas hinter sich. Allein, was es sey, wird man allererst gewahren, wenn sie sich nach etlicher Zeit, da sich etwa Händel zutragen, daraus man alsdann Vermuthungen nimmet, entdecken, da man spricht: Siehe, darauff hat gewißlich jener Traum gewiesen, wie E. Churf. Gnaden viel solcher Exempel werden bekand sein. So spricht Joseph: Träume auslegen, stehet GOTT allein zu, und Daniel sagt: GOTT im Himmel allein kan verborgene Dinge offenbaren. Darum befehlen E. L. und E. Churfürstl. Gnaden nur diesen Traum den lieben GOtt, die Mönche haben offt bey großen Herrn viel Unglück gestifftet. An diesen Traum von Monche, ist diß das beste, daß er von GOTT gesand ist, es wäre dann, daß der Teuffel unter einen guten Schein sein Spiel haben wolte. E. Churfürstl. Gnaden wird am besten wissen, den Sachen neben andächtigen Gebet, Christlich nachzudencken. Herzog Johann sagte: Ich halte es mit euch, Herr Gantzler, denn daß wir uns lange darüber grämen und martern sollen, ist nicht zu achten, GOTT wird alles, so dieser Traum von ihm herkommt, wissen zum besten zu wenden, und uns zu seiner Zeit die rechte Bedeutung mitzutheilen, oder, so es ein böses bedeutet, abzuschaffen. Der Churfürst sagte: Das thue der getreue GOTT, allein daß ich des Traums indessen nicht vergesse, ich habe auch wohl bey mir meine Gedanken und Auslegung, aber die behalt ich noch zur Zeit bey mir allein, doch will ich sie auffzeichnen, es wird's vielleicht die Zeit hernach geben, ob ichs recht getroffen habe, und wir wollen uns diese Tage wieder miteinander unterreden."

22) Friedrich der Weiſe und ſein Bruder werden aus großer Lebensgefahr gerettet.

Hondorff, Promt. exempl. S. 148 b.

Einſt fuhren die beiden ſächſiſchen Fürſten, der Churfürſt Friedrich der Weiſe und ſein Bruder, Herzog Johann, von Torgau auf der Elbe in einem Schifflein, kurz nachdem das Eis aufgebrochen war und während große Eisſchollen wider das Fahrzeug anrannten, gen Wittenberg. Wie ſie nun daſelbſt an dem Waſſergraben, der neben dem Schloſſe iſt, anlangten und daſelbſt aus dem Schiffe ſtiegen, da zertheilte ſich daſſelbe in mehrere Theile und zerſchellte, die Fürſten aber mit ihrem Gefolge und Dienern blieben ſteif vor Verwunderung ſtehen und betrachteten erſtaunt dieſes große Wunderwerk Gottes, wie derſelbe nach ſeinem gnädigen und väterlichen Willen das Schiff ganz erhalten, bis ſie an das ſichere Geſtade gekommen waren, und der Churfürſt Friedrich ſprach zu ſeinem Bruder: Wir müſſen hiermit ja augenſcheinlich ſehen und erfahren, daß uns Gott wunderbarlich in dieſen und andern Gefährlichkeiten durch ſeine lieben Engel bis hierher erhalten hat und die Wohlthat Gottes dankbarlich rühmen, welcher uns in dieſer Gefahr und andern beſchützet hat, daß aber das Schiff, nachdem wir ausgeſtiegen, geſpalten, fürchte ich fürwahr unſeres Schiffes, das iſt des ſächſiſchen Hauſes Zerrüttung. Solche Prophezeiung iſt nachmals erfüllt worden, als die Churwürde von der Erneſtiniſchen an die Albertiniſche Linie gekommen.

23) Friedrichs des Weiſen Tod verkündet ein Hirſch.

Brunner, De fato P. II. p. 469. cf. P. I. p. 112.

Friedrich der Weiſe hielt einen Hirſch im Graben des Schloſſes zu Lochau, der jährlich zur Brunſtzeit denſelben verließ und, wenn dieſe Zeit um war, freiwillig dahin zurückkehrte. In demſelben Jahre aber, wo der Churfürſt ſtarb, nämlich 1525, iſt er nicht wiedergekommen, wohl aber hat er ſich, wie M. Luther ſelbſt bezeugt, bei nächtlicher Weile ſehen laſſen und ſo des Churfürſten Tod vorausgeſagt. So wird auch erzählt, daß in dem Jahre, wo ſein Bruder Johann der Beſtändige ſtarb (1532), in den großen ſächſiſchen Waldungen auch nicht ein Stück Wild erlegt ward, gleichſam als wenn die wilden Thiere ihrem bald ſterbenden Fürſten den Gehorſam verſagen wollten.

24) Der Tod des Erzbischoffs von Magdeburg Ernst wird verkundigt.

Fabricii Orig. Saxon. VII. f. 797.

Als der Erzbischoff Ernst von Magdeburg, ein Sohn des Churfürsten Ernst zu Sachsen und Bruder Friedrichs des Weisen, starb (3. August 1513), sind kurz vorher in der Kapelle des alten Schlosses Moritzburg bei Halle die Leuchter, ohne daß sie Jemand angerührt hat, vom Altar herabgefallen.

25) Luther prophezeit einem sächsischen Prinzen den Tod.

Brunner, De fato P. I. p. 175.

Ernst soll Johann, Herzog zu Sachsen, Sohn Georgs des Bärtigen, Luthern durch den Maler Lucas Granach haben sagen lassen, wäre ihm, Luthern, sein Herr Vater eisern gewesen, so wolle er ihm, wenn er zum Regieren komme, stählern sein, da hat ihm Luther statt der Antwort die Weissagung seines Todes zugesendet, indem er sagte, vor Herzog Hansens Drohworten sei ihm nicht leid, der Herr Herzog werde besser thun, wenn er sich nicht um ein Regiment, wozu er nicht gelangen wurde, sondern um ein seliges Abscheiden bekümmerte. So ist es auch geschehen, denn er starb schon im Jahre 1537.

26) Unglückliches Vorzeichen der Schlacht bei Mühlberg.

J. Müller, Leichenpredigt auf Herzog Johann Friedrich. Wittenberg 1595. 4. S. C. 3.

Als zu Herzberg, der nicht weit von Mühlberg gelegenen Churstadt, an demselben Sonntag Misericordiae Domini, wo die Schlacht ist geschlagen worden, in der Kirche über das vorgeschriebene Evangelium vom guten Hirten gepredigt wurde, ist ganz nahe vor der Stadt ein Wolf, wie noch nie dagewesen, unter die dort weidenden Schafe gestürzt und hat sie zerstreut, so daß Alles aus der Kirche herauslief. Duß hat bedeutet, daß der fromme Churfurst, so in seinem Amte ein guter Hirte gewesen, geschlagen und die armen Unterthanen als Schaflein zerstreut werden

würden, wie denn am selbigen Tage geschehen. Am folgenden Tage sind denn die Spanier auch nach erlangtem Siege vor der genannten Churstadt angelangt und haben freien Durchzug begehrt, den hat man ihnen auch bewilligt, allein die Spanier haben Solches nicht gehalten, sondern die Stadt angefangen zu plündern, daher hat man, als sie um sich zu stärken wieder hinausgezogen, die Stadt vor ihnen geschlossen und sich zur Gegenwehr gesetzt, bis auf Fürbitten des neuen Churfürsten Moritz der Stadt von dem Kaiser Karl V. ist Sicherheit gewährt worden.

27) Dem Churfürsten Johann Friedrich wird sein Tod verkündigt.

Cyprian. De praesagiis mortis §. 7 nr. c. Wolf. Lect. Memor. T. II. p. 652.

An demselben Tage, wo Churfurst Johann Friedrich starb (3. März 1554), ist Vormittags um die neunte Stunde ihm ein Mann von hoher und schöner Gestalt erschienen, der trat vor ihm hin und sprach: ei, mein Lieber, wenn derjenige, der Dich auferzogen und erhalten, Dir allezeit beigestanden hat und dem alle Dein Inneres unverborgen ist, bei Dir wäre, so wärest Du gewißlich selig. Bei diesen Worten ist der Churfürst, der ein wenig geschlummert, aus dem Schlafe erwacht, hat mit fröhlichem Gesicht, was er gesehen, den Seinigen erzählt und, nachdem er das heilige Abendmahl genossen, sich zum letzten Stündlein seines Lebens bereit gemacht. Dreiviertel Jahr vorher ließen sich aber (den 27. October 1553) in dem Schlosse zu Wittenberg drei Männer in weißen Kleidern sehen, die über drei Stunden darin herumgingen; sie setzten sich auf den Kreuzgängen nieder, als ob sie mit einander redeten und sahen auf den Schloßhof herunter, kamen bald aus den Gemächern des Fürsten heraus, bald gingen sie wieder hinein und wurden von vielen Leuten gesehen, bis sie auf einmal verschwunden waren.

28) Der Tod des Herzogs Heinrich des Frommen wird angezeigt.

S. Maurer, Amphitheatrum magiae universae. S. 689.

Den Tag vor seinem Absterben ließ sich der Herzog Heinrich, genannt der Fromme, wie [illegible] er eine Heilstätte suchen wollte, aus einem

Bette in das andere tragen, dann aber in Betten auf dem Boden legen und begann schon mit sehr schwacher Stimme zu reden, so daß man sich nichts Gewisseres, als daß er sogleich entschlafen werde, versah, er segnete auch seine Gemahlin, sowie seine beiden Töchter, die bei ihm waren — seine Söhne waren nicht zugegen, denn Herzog Moritz war bei dem Landgrafen zu Hessen und Herzog August mit seinem Lehrer J. Mirus zu Leipzig —, allein es schien dann wieder besser zu werden, und seine Aerzte und die Hofprediger verließen ihn in der Hoffnung, ihn am Morgen wieder aufzufinden. Da kam aber an demselben Abend ein schreckliches Gewitter und furchtbarer Sturmwind, der Blitz schlug in die Scheune des alten Secretarius Thomas Nebel ein, zerriß das Dach, zündete aber nicht, und gleichzeitig ist der fromme Herzog zwischen 7 — 8 Uhr (18. August 1541) in dem Herrn verschieden.

29) Ein Gespenst zeigt sich dem Churfürsten Moritz und seinem Bruder.

6) Arnold, Beschreibung des Churfürsten Moritz. Gießen und Frankfurt. 1719. 8. S. 251. sq.

Jedermann weiß, daß der Churfürst Moritz und Markgraf Albrecht von Brandenburg, ehe sie mit unversöhnlichem Hasse gegen einander uneins wurden, in vertrauter Freundschaft lebten. Als nun Churfürst Moritz einstmals zu Torgau seine Fastnacht feierte und seiner Gewohnheit nach den Markgraf Albert und Herzog August dazu eingeladen hatte, trug es sich an einem dieser Tage zu, daß, als der Markgraf sich wie gewöhnlich im Trinken etwas übernommen hatte und Churfürst Moritz nebst seinem Bruder neben ihm saß und von unterschiedlichen Dingen sich unterredete, eine weißgekleidete Jungfrau in's Gemach trat und sich zwischen Markgraf Albert und den Churfürst niedersetzte. Da aber Herzog Augustus solches zuerst sah und über diese Gestalt des Gespenstes erschrack, so bat er seinen Bruder, er möchte doch mit ihm das Tafelzimmer verlassen, denn es ahne ihm nichts Gutes und er könne nicht länger hier bleiben. Darauf sah nun der Churfürst die Jungfrau auch, erschrack darüber und sprach zu Markgraf Albert: was habt Ihr hier für eine Jungfrau sitzen? Der antwortete ihm jedoch: laßt sie nur sitzen, und fluchte heftig über sie. Da aber die beiden Fürsten von dem Markgrafen Abschied nahmen, verschwand die Frau auch. Markgraf Albrecht

ließ ſich aber das nicht anfechten, ſondern blieb ſitzen, ließ etliche vom Adel zu ſich holen und brachte die Nacht, wie er angefangen hatte, mit Trinken zu.

30) Anzeichen ſo des Churfürſten Moritz Tode vorhergegangen.

a) Maurer, Amphith. Magiae S. 390.

Ehe der Churfürſt Moritz im Sievershauſiſchen Treffen umkam, da kam es dem Verwalter des Schloſſes Moritzburg, welches der Churfürſt nicht weit von Dresden erbaut hatte, vor, derſelbe lange mit ſeinem Gefolge daſelbſt Nachts um 12 Uhr an. Er begab ſich, nachdem das Thor geöffnet war, die Treppe hinauf in ſeinen gewöhnlichen Speiſeſaal, ſetzte ſich zu Tiſche, ließ ſich die befohlenen Speiſen auftragen, und als er gegeſſen und getrunken, ſtand er mit den Seinigen von der Tafel auf und ritt mit denſelben gegen 1 Uhr, ſo wie er gekommen war, ſtumm davon.

b) Epistola Viti Winsheimii ad Joa. Stigelium, data Vitebergae die 26 Martii 1553, bei Struv. Acta Lit. T. I. f. IV. p. 92. sq.

In der Nacht des 8. — 9. Januars des Jahres 1553 erhob ſich in dem Schloſſe zu Berlin um die Mitternachtsſtunde ein ungeheurer Lärm als wie von einem Donnerwetter, während, wie ſich am folgenden Tage ergab, in der ganzen Nachbarſchaft des Schloſſes von allem dieſen nichts vernommen wurde. Der Churfürſt, ſeine Familie und Dienerſchaft wurden davon aus dem Schlafe aufgeſchreckt und weil ſie meinten, es müſſe das Ende der Welt oder wenigſtens ein ſchreckliches Ereigniß in der Nähe ſein, ſo betete Jeder inbrünſtig zu Gott, er möge ſolches gnädigſt abwenden. Endlich hörte der Lärm und das Poltern auf und die frühere Stille kehrte wieder; als man aber bei Tages Anbruch auf Befehl des Churfürſten Maurer und Zimmerleute zuſammenrief, welche das Schloß unterſuchen ſollten, wo denn irgendwo einzelne Theile eingeſtürzt ſeien, fanden dieſe Alles unverſehrt, nur von der maſſiven ſteinernen Bildſäule des Churfürſten Moritz von Sachſen, die unter den Statuen der übrigen vornehmſten deutſchen Fürſten im Schloßhofe ſtand, war der Kopf heruntergeriſſen. Da nun menſchliche Hände ſolches nicht ohne lange Arbeit verwo[illegible], ſo hat man ſogleich an ein betrübendes Ereigniß gedacht, und [illegible] Winsheim, der darüber drei Monate vor

dem Tode des Churfürsten berichtet, scheint diese Begebenheit als ein für das churfürstliche Haus Sachsen unglückliches Anzeichen betrachtet zu haben.

c) Fabric. Rer. Misn. l. I. p. 27. Thuanus l. XI. p. 263. Mauer, Amphith. S. 399. Bunting. Braunschweig. Chronik S. 328.

Dem traurigen Siege bei Sievershausen sind viele schreckliche Anzeichen vorhergegangen. In der Stadt Leipzig ist vier Tage lang ein beständiges Bellen und Rasen der Hunde gehört worden, daß die Leute davor nicht schlafen konnten, und hat man des Morgens in der Frühe dergleichen hin und wieder auf den Gassen todt gefunden, so sich unter einander todt gebissen. Auf dem Thomaskirchhofe haben zwei sehr große Hunde dermaßen und mit solcher Heftigkeit gegen einander gesetzt, daß sie alle beide an dem Orte, wo sie zusammengetroffen waren, todt liegen blieben. Den Tag vorher, ehe Churfürst Moritz die Schlacht angenommen, ist nach Aussage vieler Bauern an dem Orte, wo dieses Treffen geschehen, ein unglaubliches Geschrei von Menschen, Schießen großer Feldstücke, Wiehern der Pferde und ein heftiges [illegible]engeraffel gehört worden, also daß vor dem Getümmel und Krachen [illegible] Leute aus ihren Häusern geflohen sind und dieselben stehen gelassen haben. Auch als Churfürst Moritz auf sein Pferd steigen wollte, gleitete er mit dem Fuße, da er bereits den Sattelknopf in der Hand hatte, aus und fiel zur Erde nieder. Etliche erzählen aber, der Churfürst habe sich sehr darüber entsetzt, da er aber darauf fortgezogen, hat ein ungestümer Wirbelwind alsobald sein Zelt, darin er die Nacht über gewesen und welches noch nicht abgespannt war, mit aller Gewalt zu Boden geworfen und hin und her zerstreuet. Endlich hat man auch die Sonne desselbigen Tages ganz roth gesehen, nicht anders, als wenn sie mit Blut begossen wäre, dann ist auch ein heftiges Brausen und Sausen der Winde gehört worden, daß auch diejenigen, so weit von den Kriegsheeren entfernt gewesen, daraus gemuthmaßt haben, es werde etwas Außerordentliches geschehen. Auch sind im Junius desselben Jahres vom Himmel Blutstropfen auf Bäume, Steine und Gebäude gefallen und eine ungeheure Masse von Schmetterlingen ist über das ganze Meißner Land gezogen. Desgleichen ist auch im Kloster Walkenried der an der Wand hängende Harnisch des Churfürsten, während der Abt an der Mittagstafel saß, ohne daß ihn Jemand angerührt hätte, heruntergestürzt.

31) Der Traum des Churfürsten Auguſt auf Auguſtusburg.

Ziehnert, Sachſens Volksſagen. Annaberg 1839. Bd. III. S. 188.

Churfürſt Auguſt hielt ſich häufig auf dem von ihm erbauten Schloſſe Auguſtusburg auf und hatte daſelbſt eine völlig eingerichtete Wohnung. In ſeinem Schlafzimmer ſtanden zwei Betten, das eine war für ihn, das andere für ſeinen Kanzler, einen Edlen von Pflug, beſtimmt. Neben dem Bette des Churfürſten ſtand ein Tiſch mit einer aufgeſchlagenen Bibel — der fromme Herr pflegte jeden Abend ein Capitel daraus zu leſen — und ein Nachtlicht. Einſt ſah er aber folgendes Traumgeſicht daſelbſt. Ein Mönch und eine Nonne traten in das Gemach und ſchritten zu dem Tiſche, wo die Bibel und das brennende Nachtlicht waren; der Mönch nahm die Bibel, legte ſie aber bald wieder mit verdrüßlicher Miene weg, und verſuchte dann das Licht auszublaſen, als ihm dies aber trotz aller Anſtrengungen nicht gelingen wollte, ging er mit finſterer Miene zur Thüre hinaus. Hierauf unternahm es die Nonne, das Licht auszublaſen und es ſchien ihr auch zu gelingen, allein als ſie mit dem Mönch zur Thüre hinaus war, da entzündete ſich das Licht, an deſſen Docht noch einige Funken fortgeglommen waren, von ſelbſt wieder und brannte heller und glänzender als zuvor. Wie nun der Churfürſt am andern Morgen erwachte, ſagte er zu Pflug, daß er einen ſonderbaren Traum gehabt habe, und Pflug antwortete, daß auch er die Mitternacht gewacht und ihm eine wunderbare Erſcheinung vorgekommen ſei. Da ſchlug ihm der Churfürſt vor, ſie wollten Beide, was ſie geſehen, niederſchreiben, ohne es ſich vorher mitzutheilen, und als ſie fertig waren und das Geſchriebene verglichen, da ergab es ſich, daß, was der Churfürſt geträumt, der Kanzler mit wachenden Augen geſehen hatte, ja die Erzählung Beider ſtimmte bis auf jedes Wort überein. Als nun der Kanzler das Geſicht nicht zu deuten wußte, da ſoll der Churfürſt geſagt haben, es werde nach ſeinem Tode dereinſt ein anderer Auguſtus in dem Lande Sachſen regieren, der werde die evangeliſche Lehre unterdrücken wollen, das ſolle ihm aber nicht gelingen, denn Gottes Wort und Luther's Lehr' die wurden nimmermehr verlaſchen. Wie aber Andere erzählen, habe der Churfürſt nicht die evangeliſche Lehre unter dem Lichte verſtanden, ſondern das Haus Sachſen, und gemeint, daß, wenn auch dereinſt eine Zeit kommen werde, wo der Albertiniſche Stamm ſcheine ausſterben zu wollen, doch derſelbe immer wieder von Neuem grünen und blühen werde.

32) Churfürſt Auguſt's Tod wird angezeigt.

Brunner, De fato P. II. p. 531.

Kurz vor dem Tode des Churfürſten Auguſt ſtürzte zu Leipzig ein öffentliches Gebäude, die Heuſcheuer, woran das churfürſtliche Wappen angebracht war, zuſammen, ohne daß irgend eine ſichtbare Urſache dieſes Ereigniſſes hätte entdeckt werden können.

33) Churfürſt Chriſtian's I. Tod wird angezeigt.

Weck, Dresdner Chronik f. 543 a.

Ein Jahr vor dem Tode Churfürſt Chriſtians I. iſt zu Dresden ein ſolches Erdbeben geweſen, daß die Glocken von ſelbſt geläutet haben.

34) Churfürſt Johann Georg's I. Tod wird angezeigt.

Brunner, De fato P. II. p. 537.

Am 8ten October des Jahres 1656 iſt der Churfürſt Johann Georg verſtorben, und kurz zuvor haben die Glocken zu St. Nicolai in Leipzig Allen zum Graus geſchwigt.

35) Der Churfürſtin Magdalena Sibylla Geſicht.

J. Olearius, Gottſeliges Alter. Lpzg. 1668. S. 814.

Magdalena Sibylla, die Gemahlin des Churfürſten Johann Georg II. von Sachſen, hat kurz vor ihrem Ende ein Geſicht der heiligen Engel in einem ſchönen Luſtgarten geſehen, worauf ſie geſagt: Ach wie fröhlich gehen die heiligen Engel darinnen mit einander um. Lieber Gott, ich habe nun faſt ein ganz Jahr in dieſem Gemach gewohnet, und die Engel darinnen noch nie geſehen. Wie freudig iſt doch alles anzuſehen. Solche Freude habe Zeit meines Lebens nicht geſehen! Wobei ſie der Worte Davids, Pſalm 34., erinnert worden: Der Engel des Herrn lagert ſich um die her, ſo ihn fürchten; und ſelbſt mit Freuden dazu geſagt: Und helft ihnen aus. Helf mir auch aus. Darauf ſie denn bald mit einem lauten Seufzer ihr Leben beſchloſſen. Solches geſchah den 20. März 1687.

36) Churfürſt Johann Georg's III. Tod wird verkündigt.

Lehmann, Obererzgebirg. Schauplatz S. 929.

Nicht genug, daß kurz vor dem Tode des Churfürſten Georg III., ſo den 12. Septbr. 1691 erfolgte, ein furchtbares Erdbeben zu Meißen und in der Umgegend gewüthet, iſt, ehe der tapfere Kriegsheld mit einem gewaltigen Heere wider die Franzoſen zu Felde gezogen und von ſelbigem Feldzuge nicht wieder zurückgekehrt iſt, ſondern ſeinen Heldengeiſt zu Tübingen aufgegeben hat, das churfürſtliche Wappen, welches über dem Altdresdniſchen oder Elbthore in einen großen Stein eingehauen war, wie durch eine Säge mitten von einander geſchnitten des Nachts herabgeſtürzt, der Churfürſt aber, als er dieſen ſeltſamen Bruch erblickte, ſprach: das gilt mir!

37) Ein Traum zeigt des Churfürſten Georg III. Tod an.

Lehmann, Erzgeb. Schauplatz S. 739.

Im September des Jahres 1691 hatte ein frommer Mann im Arenefelter Kirchſpiel einen Traum, als würde er in ein herrliches Gemach geführt, darin Niemand als der damals noch lebende glorwürdigſte Churfürſt Johann Georg III. ganz allein mit ſeiner Gemahlin geweſen. Er der Churfürſt, wäre ganz eißgrau anzuſehn, am Tiſche auf einem Stuhl geſeſſen, die Frau Gemahlin aber habe hinter ihm geſtanden und fortgehend geweinet, und die Thränen mit einem ſeidenen Tuche abgetrocknet. Darauf hätte der gnädigſte Churfürſt ihn gefragt, was er da mache? was ſein Thun und Nahrung und wie alt er wäre? Nachdem er ihn berichtet, habe er geantwortet: Du biſt noch älter als ich und ich muß doch ſterben, Du aber bleibeſt im Leben. Darauf dieſer geſagt: Gnädigſter Herr, der liebe Gott wird E. Durchlaucht wohl wieder zur Geſundheit verhelffen. Aber der Herr habe noch einmahl geantwortet: Ich muß doch ſterben und ihm unter dieſen Worten D. Auguſti Pfeiffers Buch: Anti Melancholicus genannt gereichet und geſagt: Nimm hin dieß Buch und leß fleißig darinnen, du wirſt's wohl bedürffen. Darauf hat dieſer das Buch genommen und iſt mit Thränen davon gegangen. Da er nun vom Schlafe erwachet, habe es ihm gedäucht, es ſei alles wahrhaftig, und nicht im Traum geſchehen. Und obgleich gute Freunde, welchen er dieſen Traum erzählet, ihn bereden wollen, es werde des gnädigſten Landes Vatere langes Leben bedeuten, hat doch der Ausgang die Wahrheit genugſam erwieſen.

38) Churfürst Georg's IV. Tod wird vorher verkündigt.

Vehse, Haus Sachsen Bd. IV. p. 196. 183. Maurer S. 392.

In einer alten Handschrift aus der Zeit des Todes Churfürst Georg's IV. wird Folgendes erzählt: Den 22. April 1694 (also sechs Nächte vor dem Tode des Churfürsten) ist es sehr unheimlich im Dresdner Schlosse gewesen, und hat sich der Dresdner Mönch [2]) als Anzeige eines hohen Todesfalles sehen lassen. Ein dem Churfürsten früher auf ebener Erde zugestoßener Sturz von einem Pferde ist gleichfalls für ein Todesanzeichen gehalten worden.

39) Der Churfürsten Georg III. und IV. Bezauberung durch die Frau von Neitschütz.

Klotsch, Nachr. z. Sächs. Gesch. Bd. V. p. 396 ff. Bülau, Geheime Gesch. Bd. III. S. 64 ff. Vehse, Haus Sachsen Bd. IV. S. 177 ff. Hitzig, Annalen für die Criminalrechtspflege 1849. Bd. 49, S. 205 ff.

Die Frau von Neitschütz, eine geborene von Hangwitz, Mutter der bekannten Gräfin von Rochlitz, soll, wie aus den Untersuchungsacten, welche nach dem Tode ihrer Tochter über deren Verhältniß zum Churfürst Georg IV. geführt wurden, hervorgeht, eine arge Zauberin gewesen sein. Es ward constatirt, daß sie Fledermausherzen unter ihrem Stuhle genagelt hatte, um im Spiele zu gewinnen, sie trug ihr Spielgeld in einem Beutel von Fledermaushäuten und soll einen Diebsdaumen gehabt haben. Sie pflegte Umgang mit einer gewissen Zauberin Namens Baumeisterin, der Hexe Margarethe aus dem Dorfe Zinnig im Spreewald, der Traummarie, dem Dresdner Scharfrichter Melchior Vogel und vier andern Zauberinnen. Eine ihrer Vertrauten, Namens Krappin, soll ausgesagt haben, die Gräfin, sie und die Margarethe hätten durch Zauber den Churfürsten Georg III. umgebracht, indem sie (wahrscheinlich ein wächsernes Bild von ihm) ihn im Feuer getödtet, so daß sein Herz im Leibe gebrannt wie ein Licht: und allerdings fand sich auch bei der Section des Körpers sowohl das Herz als der ganze Leib blutleer. Sie hat auch ihre Tochter gelehrt, gewisse Zaubercharactere, die ihr ihr Sprachlehrer Saladin mitgetheilt, sich mit einer Rabenfeder in die Hand zu schreiben, wenn sie den Chur-

[2]) Von diesem wird später die Rede sein.

fürſten anrührte, und am Charfreitag in der Bartholomäuskirche zu Dresden ein Schächtelchen verſiegelt und an ſich genommen, worin ſich verſchiedene Gegenſtände ihrer Tochter und des Churfürſten, die mit deſſen Schweiß und dem Blute jener benetzt und in zwei Säckchen gewickelt waren, um die Liebe beider unauflöslich zu machen, befanden; vorher war es aber heimlich auf den Altar, als man die Paſſion ſang, geſetzt worden, um den Segen darüber ſprechen zu laſſen. Bekanntlich ſtarb nun die Rochlitz am 4. April 1694 an den Blattern und der Churfürſt, von denſelben angeſteckt, folgte ihr am 27. April 1694, und kurz nach ſeinem Tode ward ein Hexenproceß gegen die Frau von Reitſchütz eingeleitet, worin ſie angeklagt ward, den Churfürſten Johann Georg III., um den Churfürſten Johann Georg IV. zur Regierung zu bringen, durch Zauberei ermordet, und dieſem durch Zauberei Liebe zu ihrer Tochter eingeflößt zu haben. In Folge davon ward der Leichnam der letztern aus der Hofgruft in der Sophienkirche ausgegraben, weil Verdacht vorhanden war, daß ihr von ihrer Mutter nicht blos das Portrait des Churfürſten mit einem gefalteten Penſee-Bande, ſondern auch in Papier eingewickelte Haare und das Haarband des Churfürſten, trotzdem daß dieſe auf Anrathen des Leibmedicus der Leiche vorher abgenommen worden war, in den Sarg mitgegeben worden ſei, und wirklich fanden ſich außer verſchiedenen Ringen, am Kinne der Leiche einige braune Haare in ein Papier gewickelt, am Beine ein gelber Schwamm und am linken Arm ein ſchwarzes mit Atlaß überzogenes Haarband, das ſehr feſt umgeſtreift war, und hinter deſſen Ellenbogen Sr. Churf. Durchlaucht Portrait an den vier Enden mit großern Diamanten beſetzt, das mit einem ponceaufarbenen Bande ſtark verbunden, aber mit den weiten Aermeln wohl verdeckt war. Daß mit allen dieſen Dingen offenbar gewiſſe ſympathetiſche Wirkungen erzielt werden ſollen, verſteht Jeder, dem das ſogenannte Bannen bekannt iſt. Der Proceß endigte auch mit der Verurtheilung ſämmtlicher Inculpaten, die Traummarie ward dreimal gefoltert und kam an den Pranger, die Hexe Margarethe und der Scharfrichter ſtarben, nachdem ſie dreimal torquirt worden waren, im Gefängniß (1695), die alte Reitſchütz aber, welche ebenfalls den erſten Grad der Tortur ausgeſtanden, ſtarb lange nachher (1713), eigentlich ſtraflos, weil ihr Proceß niedergeſchlagen worden war, auf dem Gute Gaußig bei Bautzen.

40) Des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz Tod wird angezeigt.

Maurer, Amphitheatrum magiae naturae. S. 393.

Ehe Moritz, des Churfürsten Georg I. jüngster Sohn, Administrator des Bisthums Naumburg und Stifter der Linie Sachsen-Zeitz, den 4. Dec. 1681 verstarb, haben die Kirchenglocken zu Schleusingen von selbst geläutet und ist im Schlosse zu Zeitz ein feierliches Leichenbegängniß, wie wenn der Fürst wirklich begraben würde, gesehen worden.

41) August der Starke, König von Polen und Churfurst zu Sachsen, zeigt seinen Tod selbst an.

Dritte Fortsetzung von Erscheinungen der Geister nach dem Tode. Prenzlau und Leipzig 1732. S. 172.

An demselben Morgen, wo S. M. der König August der Starke zu Warschau verstorben ist, soll er vor das Bett des Herrn v. Grumbkow zu Berlin, den er sehr gern hatte, getreten sein und diesem sein Absterben selbst angezeigt haben. Herr von Grumbkow ist darauf gleich zu dem Könige gegangen und hat ihm den Todesfall gemeldet, und nachdem dieser gefragt, wo er die Nachricht her habe und dieser ihm die Erscheinung berichtet, hat er die Sache nicht glauben wollen, da hat eine gleich darauf eingetroffene Stafette die Wahrheit derselben bestätigt.

42) Die Sagen vom Bischoff Benno von Meißen.

Das heilig leben vnd legend des seligen Vatters Bennonis weylund Bischoffen zu Meyssen: gemacht vñ in das teutsch gebracht: durch Jeronymum Emser. Leipz. M.D.XX. VIJ. 4. Gewiß: Vnd Approbirte Historia Von S. Bennonis, etwo Bischoffen zu Meissen Leben vnd Wunderzeichen, so er vor vnd nach seinem seligen Absterben, an mancherley ortten, durch die Gnad Gottes gewürket, auch sein Canonization vnd Acta betreffent. München, 1604. 4. Andere Schriften s. b. Klemm, der Sammler I. S. 17. sq.

Der berühmteste aller Bischöffe von Meißen ist der H. Benno, ein Graf von Wolderburg aus Sachsen. Er war mit seinem 18ten Jahre zu Hildesheim in's Kloster getreten, ward im 30ten zum Priester geweiht, hierauf Abt daselbst, dann zu Goslar zum Propst gewählt und, nachdem er 17 Jahre hier verlebt, durch den Bischoff Anno von Cölln 1066 zum

Bischoff von Meißen vorgeschlagen und ist als solcher am 16. Juni 1107 gestorben, auch wegen der von ihm gethanen vielen Wunder im J. 1523 vom Papst Hadrian VI. canonisirt worden.

α) Als der Bischoff Benno im Jahre 1076 zum Concilium nach Rom zog, um sich zu Gregor VII. zu begeben, für den er gegen Kaiser Heinrich IV. Partei genommen hatte und deshalb auch von diesem 107 einige Zeit ins Gefängniß gesetzt worden war, übergab er zwei Chorherren die Kirchenschlüssel und befahl ihnen, wenn der Kaiser in den Bann gethan werden sollte, die Kirche zu sperren und jene in die Elbe zu werfen. Dies geschah auch. Als nun aber Benno von der heiligen Stadt zurückkam, kehrte er wie ein gewöhnlicher Pilgrim, um unerkannt zu bleiben, in einer öffentlichen Herberge ein. Hier ließ ihm der Wirth einen Fisch zum Essen vorrichten, als er aber dessen Leib aufschnitt, fanden sich darin die Kirchenschlüssel, und alsbald strömte Alles in die Kirche, um das Wunder zu sehen und ihren Kirchenhirten zu empfangen. (Emser, a. a. O. c. 21.)

β) Die Hauptaufgabe des heiligen Mannes war aber die heidnischen Slaven und Wenden zum christlichen Glauben zu bekehren, und dazu hatte ihm der Papst besondere Vollmacht ertheilt. Er forderte also Alle, die da kommen wollten, zu sich in die Stadt Meißen, und als bald ein solcher Zulauf entstand, daß in der Stadt nicht mehr genug Raum und Herberge für sie war, versammelte er das Volk in einem schönen sonnigen Grunde, ohngefähr 1000 Schritte von der Stadt gelegen. Als er nun eines Tages hier predigte und die Sonne sehr heiß schien und die Leute vor Durst fast erstickten, da ließ Gott auf sein Bitten einen Quell aus der Erde entspringen, durch dessen kühles Wasser Alle gestärkt und erquickt wurden. Davon heißt der Grund noch jetzt das heilige Thal und die Quelle S. Bennos Brunnen[a]). (Emser a. a. O. c. 22.)

γ) Eines Abends wollte der h. Benno spät von dem heiligen Thale aus nach Meissen zurückkehren. Da fürchtete er, man möge, wenn er weit umginge, die Thore schließen. Er machte also das Kreuz vor sich, und ging trockenen Fußes über die Elbe. Ein Müller, der hinter ihm herfuhr, sah das und sagte bei sich: in dem Namen dessen, durch den Bischoff Benno hinüber gekommen, will ich auch hinüber, und so folgte er ihm mit Pferden und Wagen; als er aber hinüber war, da hat ihn

[a]) Der Bennobrunnen befindet sich in der Stadt Meißen, der Pastoratswohnung von St. Afra gegenüber an der Mauer des früher sogenannten Stübelschen Hauses, wo man in einer Vertiefung auf den Frauenweg kommt.

der heilige Mann mit ernſten Worten angeredet und verboten, dies niemals wieder zu thun, ſo lange er lebe. (Ömler a. a. O. c. 23.) Der zerbrochene Weinrfahl, deſſen er ſich bei jenem wunderbaren Uebergange über den Strom als Stab bedient haben ſoll, wurde noch bis vor Kurzem in der Domkirche zu Meißen als einzige Reliquie des Heiligen gezeigt.

d) Eines Tags kam der h. Benno während der Erntezeit auf's Feld und fand, wie die Schnitter vor großer Hitze und Arbeit matt und erſchöpft waren; er machte alſo ſtillſchweigend ihnen ihr mitgebrachtes Waſſer zu Wein und ging davon, ſein Begleiter aber, der das geſehen, nahm ein hölzernes Gefäß mit Waſſer und ſagte zu den Schnittern: gebt Acht, ich will Euch wie mein Herr das Waſſer zu Wein machen, ſchlug das Kreuz darüber, wie er es von dieſem geſehen hatte, und von Stund an war das Waſſer zu Wein geworden, und die erſtaunten Schnitter labten ſich damit. (Ömler c. 23.)

e) Eines Tags ging er auf's Feld hinaus, und als er andächtig an einem Teiche hin- und hergehend die Weisheit Gottes in der Kreatur überdachte, ſtörten ihn die Fröſche mit ihrem Geſchrei in ſeinem Gebete. Er gebot ihnen alſo, ſtill zu ſchweigen, und ſie verſtummten. Da fiel ihm der Spruch ein: es loben und benedeyen Gott alle Thiere und Beſtien und Alles, das im Waſſer bewegt wird. Er dachte alſo, vielleicht möchte ihr Geſang Gott lieber, als ſein ſchwaches Gebet ſein, er gebot ihnen alſo, wiederum zu ſingen und zu ſchreien, ſo viel als ſie vorher gethan hätten. (Ömler c. 23.) Daß aber noch jetzt im heiligen Grunde wohl Fröſche wohnen, dieſelben aber nie einen Ton von ſich geben, ſoll daher kommen, daß Luther ihnen wieder ihr Geſchrei verboten hat.

ζ) Da es die Gewohnheit des heiligen Mannes war, um nicht durch den ungebetenen Zulauf der Leute und ihre Verehrung in Hoffart zu verfallen, ſich zuweilen in die Einſamkeit zu begeben, ſo zog er einſt auch mit einem Gaylan in das Dorf Naumburg, zwiſchen Grimma und Mügeln gelegen, und erbaute daſelbſt in der Kirche eine Zelle, worin er mit ſeinem Diener in tiefer Beſchaulichkeit lange Zeit lebte. Des Nachts ging er vor das Dorf hinaus ſpazieren und betete auf einem Acker, und bis auf den heutigen Tag ſoll da, wo er ſeinen Fuß hinſetzte, das Korn eher reif werden und ſchöner und voller wachſen, als irgend wo anders. Wenn er aber wollte, konnte er, ſo erzählen ſich die Einwohner daſelbſt, in Meißen zum Gottesdienſt und zum Morgeneſſen doch wieder in ihrem Dorfe ſein. In der Kirche ſtand er aber noch zu Anfange des 16.

Jahrhunderts zum ewigen Andenken mit Stab und Inful und der Unterschrift Sanctus Benno abgebildet.

η) Markgraf Heinrich zu Meißen, ein Anhänger Kaiser Heinrichs IV., der 1097 wieder in den Beſitz ſeiner Länder, die er durch die Achtserklärung (1087) verloren hatte, gelangt war, ſuchte nicht blos die früher der Kirche geraubten Güter zu behalten, ſondern auch noch mehrere an ſich zu ziehen und drückte die Armen, Wittwen und Waiſen auf's Aeußerſte. Da ſtellte ihn Benno einſt ernſtlich darüber zur Rede, aber der Markgraf gerieth in großen Zorn und gab dem frommen Greis einen Backenſtreich. Der Biſchoff aber that darauf weiter nichts, als daß er antwortete: dieſe That wird über ein Jahr an demſelben Tage gerochen werden. Dies kümmerte den Markgrafen wenig, vielmehr ſpottete er darüber, und als der gedrohte Tag herangekommen war, da ließ er ſich hochmüthig vernehmen, der Tag ſei ja ohne allen Nachtheil für ihn angebrochen. Allein derſelbe war noch nicht zu Ende, denn plötzlich erſchien der h. Benno, der unterdeſſen geſtorben war, dem Markgrafen mit zornigen Geberden, dieſer aber erſchrack ſehr und rief die Seinen zu Hilfe, allein vergebens, er ſtürzte zu Boden und ſtarb. (Emſer c. 24. Historia d. h. Bennonis, S. 9. — Ziehnert, Bd. I. S. 83, erzählt die Sage anders.)

ϑ) Der zu Grimma verſtorbene (d. 10. Febr. 1407) Markgraf Wilhelm der Einäugige drückte das Hochſtift Meißen mit Steuern und andern Auflagen über die Maßen, und umſonſt bat ihn der Dompropſt Brutenus um Abhilfe. Der letztere bat alſo zum h. Benno um Unterſtützung, und dieſer erſchien auch dem Markgrafen im Traume und ermahnte ihn, von ſeinen Unbilden abzuſtehen; da aber deſſen Räthe ihm einredeten, es ſei nur ein Traum und nichts darauf zu geben, und er alſo in ſeiner Bedrückung fortfuhr, erſchien ihm der Heilige zum zweiten Male und brannte ihm mit einer Fackel ein Auge aus, der Markgraf aber, der nun wohl merkte, wie jene Erſcheinung kein Traum geweſen, that Buße, erſetzte den Beraubten alle Schäden und gab ihnen mehr, als ſie vorher beſeſſen hatten (Historia des h. Bennonis S. 10.)

κ) Seine Domherren und Geiſtlichen ſchützte er oft vor Unglück, wenn ſie ſich aber ſchlecht betrugen, ſtrafte er ſie heftig und ſichtbarlich: ſonſt erinnerte er aber noch einen jeden einige Tage vor ſeinem Ende, daß ſeine Stunde gekommen ſei und er Buße thun müſſe. (Hiſt. a. a. O. S. 11.)

Im Jahre 1270 ließ Biſchoff Witigo die Gebeine des h. Benno aus dem Winkel im Chor, wohin er ſich hatte begraben laſſen, wegnehmen, mit Wein waſchen und ſäubern und mitten in die Kirche begraben und ſein Grab mit einem Gitter umgeben, mit dem Weine aber viele

krankhafte Menſchen wie mit koſtlichen Salben beſtreichen, und ſollen dieſe davon heil und geſund worden ſein. Als er nun im Jahre 1523 heilig geſprochen wurde, ſind ſeine Gebeine von Biſchoff Johann VII. und Adolph Biſchoff von Merſeburg in Gegenwart des Herzogs Georg des Bärtigen, ſeiner zwei Söhne und Herzogs Heinrich ꝛc. abermals heraus genommen und in ein marmornes Grab gelegt worden, allein 1539 hat Herzog Heinrich die Verehrung derſelben aufgehoben, ſeine Gebeine wurden erſt nach Stolpen und dann nach Wurzen geflüchtet und gelangten endlich 1576 nach München, wo ſie noch ſind. Sein Bett, welches fruher in einer neben dem Wappenſaale der Albrechtsburg befindlichen Kammer gezeigt wurde, von dem ſich viele Gläubigen Spähne abſchnitten, die gegen verſchiedene Leiden helfen ſollten, und in dem angeblich Niemand liegen, geſchweige denn ſchlafen konnte, iſt von den Schweden 1645 verbrannt worden.

43) Blut aus Brot gefloſſen zeigt Krieg an.

Theatrum Europ. Th. III. fol. 719.

Im Jahre 1016 zeigte ein Landmann zu Meißen an, daß, ſo oft er und ſeine Familie ihr Brot abſchnitten, Blut herausfließe. Dieß bedeutete den im nächſten Jahre geſchehenen Einfall der Böhmen unter Herzog Boleslaus ins Meißner Land.

Im Jahre 1636 ſchnitt hier ein Schuhmacher Holz und es ſtrömte warmes rothes Blut heraus, dieß wurde von vielen Leuten geſehen und geſammelt und auf das Rathhaus getragen und alſo gedeutet, daß das Meißner Land noch viel Blut werde ſchwitzen müſſen. Alſo geſchah es, denn 1637 folgte der Meißner Brand und die Plünderung der Stadt, welche grauſig von M. Daniel Schneider, einem Meißner Stadtkinde, in ſeiner 1650 zu Dresden gehaltenen Friedenspredigt beſchrieben worden iſt.

44) Von Biſchoffs Kraffft ſchrecklichem Ende.

Faust, Geſchichtbüchlein der Stadt Meißen. S. 11.

Im Jahre 1066 iſt den 18ten Junius der eben erſt erwählte Biſchoff Kraffft, der gar ſehr am Mammon hing und ſeine Zeit meiſt mit Geldzählen zubrachte, als er einſtmal bei ſeinem Schatze ein gräßlich Geſchrei hören laſſen, von ſeinen herzugelaufenen Dienern ganz allein mit gebrochenem Halſe gefunden worden, und hat man ſolches dem böſen Feinde zugeſchrieben.

45) Vom Bischoff Ido zu Meißen.

Faust, Geschichtbüchlein. S. 9

Der fromme Bischoff Ido oder Eicho, ein geborener Graf zu Rochlitz, starb auf der Rückreise aus Polen, wohin er zur Bekehrung der Heiden gezogen war, zu Leipzig (1016). Er hatte seinen Tod vorausgesagt und verlangt, man solle ihn nicht zu Meißen beerdigen, weil die Stadt noch ganz zerstört werden würde. Gleichwohl hat ihn Markgraf Eckhard dort begraben lassen in der Hoffnung, dadurch das Unglück abzuwenden. Doch ist sein Leichnam von seinem Vetter, Graf Hermann von Rochlitz nach wenigen Jahren gen Colditz gebracht und dort in der St. Magnus-Kirche beigesetzt worden. Darauf ist 1020 die Pest nach Meißen gekommen und hat schrecklich gewüthet.

46) Vom heiligen Beneda.

L. Percenstein, Theatrum Saxonicum. Jena 1608. Th. II, S. 5. sq. (Daraus Büsching, Volkssagen. Lpzg. 1820. S. 181. sq.)

Neben dem Schlosse Meißen hatte im Jahre 1088 der Böhmenkönig Wratislaus I. eine Gegenfestung angelegt, Guodzedek genannt, nachdem das Land durch Kaiser Heinrich IV. mit Böhmen vereinigt worden war. Da kam ein böhmischer Edler, Namens Beneda, der aus seinem Vaterlande verbannt war, zum h. Benno und bat ihn um Aufnahme, die dieser ihm auch gewährte. Der Böhmenkönig aber ließ ihn auffordern unter sicherem Geleite auf Burg Guodzedek zu kommen, was jener auch that, allein als dieser sich von dem König mit glatten Worten verleiten ließ, Mantel und Schwert abzulegen, da wollte dieser ihn greifen lassen, Beneda aber entriß einem Kämmerling sein Schwert und haute diesen zuerst nieder. Da nun der König allein war, so versprach er ihm Gnade, wenn er einhalten wollte: Beneda that auch dieses, da drang der König, der mittlerweile sich wieder gefaßt hatte, selbst auf ihn, wäre aber von ihm getödtet worden, wäre nicht die Wache herbeigeeilt und hätte Beneda nach tapferer Gegenwehr überwältigt. Hierauf ist dieser mit vier Pferden zerrissen und sein Körper am 11ten Juli vor dem Eingange zur Domkirche, wo sein Grabstein noch jetzt ist, beerdigt worden; das Grab umgab aber ein Heiligenschein, er machte Todte lebendig, Blinde sehend, Taube hörend, Stumme redend und Aussätzige heil, worauf

man ſeinen Leichnam ausgrub, zuſammenſetzte und in die Kirche nahm, wo er dann unter die Heiligen verſetzt ward.

47) Wie Markgraf Heinrich der Erlauchte zu dem Beinamen der Hammer gekommen iſt.

Markgraf Heinrich, dem noch bei ſeinem Leben der Beiname der Erlauchte gegeben wurde, ſoll, wie Meliſſantes (Bergſchloſſer in Deutſchland S. 133) erzählt, den Zunamen: Hammer gehabt haben, weil er immer die Worte: daß Dich der Hammer! im Munde geführt. Dieß wird aus der Stelle der Annales Vetero-Cellenses (bei Menecken. Script. Rer. Germ. T. II, p. 407) bewieſen, wo es heißt: Henricus Illustris dictus Lomar et oppidum Dobelin. Aus dieſem Lomar hat man ſpäter Hammer gemacht, aber wahrſcheinlich iſt dort Lomaz zu leſen und die Stadt Lommatſch gemeint, wodurch die Sage in nichts zerfällt.

48) Ein hölzernes Bild des Erzengel Michaels ſingt.

C. Zaun, Geſchichte und Zeitbuchlein der Stadt Meiſſen. Dresden 1588. S. 63.

Im Jahre 1485 hat zu Meiſſen ein großes Sterben gewüthet und ſind allein im Kloſter Mulberg daſelbſt 27 Nonnen geſtorben. Da nun der Chornonnen zu wenig und ihr Geſang zu ſchwach war, hat das große hölzerne Bild des Erzengels an der Wand ihnen mehrmals mit heller Stimme ſingen helfen.

49) Der Weiberfeind zu St. Afra.

Zauft a. a. O. S. 25. Die Sage iſt bearbeitet von Segnitz Bd. I. S. 84.

Als im Jahre 1505 ein Mönch von St. Afra das Pfarramt in der Stadt mit verſah, iſt er ein derartiger Weiberfeind geweſen, daß, wenn er ein Töchterlein taufen ſollte, er allezeit ſagte: geteufft und flugs erteufft. Dieſen hat Gott alſo geſtraft, daß, als er einmal auf der Elbbrücke ſtand und ſich an eine Stange des Geländers lehnte, um ſich umzuſchauen, dieſe brach und er in die Elbe ſtürzte, alſo noch einmal ſelbſt, was er den Töchterlein gewünſcht, geteufft und erteufft worden.

50) Wunderbares Gelüſte einer Frau zu Meißen.

Faust a. a. O. S. 80.

Im Jahre 1506 hat eine hochſchwangere Frau auf dem Marktplatze zu Meißen einen Tuchknappen mit bloßen Beinen ſtehen ſehen, da hat es ihr gelüſtet, drei Biſſe in ſeine Waden zu thun, welches er zweimal geſchehen laſſen, aber das dritte Mal nicht, darauf ſie von drei Söhnen geneſen, mit zwei lebendigen und einem todten.

51) Ein Gotteslästerer kommt im Waſſer um.

Faust a. a. O. S. 82.

Im Jahre 1549 wollten zwei Nonnen aus dem Mülbergiſchen Kloſter zu Meißen, Chriſtina Falcknerin und Apollonia Müllerin, wie man glaubte, außerhalb der Stadt das Abendmahl in einerlei Geſtalt genießen, da ſie noch dem päpſtlichen Glauben anhingen. Da hat ſie der Fuhrmann wider ſeinen Willen und in aller Boſen Namen aus der Stadt gefahren, auf dem Rückwege aber iſt er beim Kloſter zum heiligen Creutz an einen groſen Stein gefahren, hat umgeworfen und alle ſind in die Elbe geſtürzt und bis auf ein Pferd umgekommen, die Nonnen aber hat man todt herausgezogen und in dem Kloſter begraben.

52) Wunderbare Errettung eines Kindes.

Grünewald, Meißner Chronik. Dann 1829. I. S. 181.

Im Jahre 1565 hat eine Jungfrau ein dreijähriges Mädchen aus der Stadt Meißen entführt, als ſie nun an das angeſchwollene Flußchen Triebiſch kam, hat ſie es entkleidet, nackt durchgeführt und dann wieder angezogen, aber trotz Regens und Sturms auf der Erde liegen laſſen und iſt davon gegangen. Hier iſt es erſt am Mittage des folgenden Tages von einem Landmann auf dem Geſichte liegend, aber unverſehrt gefunden worden, und als die bekümmerten Eltern das wiedergefundene Kind gefragt, wer bei ihnen geweſen, antwortete es, weiße Hundchen hätten es bewacht.

53) Der Grabstein des Wolfgang von Schleinitz in der St. Afrakirche zu Meißen.

Faust a. a. O. S. 68.

Wolfgang von Schleinitz, ein sehr schöner Mann[4]), soll verordnet haben, man solle ihn nicht, wie er bei seinem Tode aussehe, in Stein abbilden, sondern erst, wenn er einige Wochen in der Erde gelegen, ausgraben und was er dann für eine Gestalt habe, die solle man auf einem Steine abbilden. Solches Bild des den 4. Oktober 1523 gestorbenen Ritters ist heute noch in der St. Afrakirche zu schauen, nämlich ein Todtengerippe, dem am Halse eine Schlange hängt, während Arme und Beine von Schlangen durchzogen sind.

54) Ein feuriger Drache zieht gen Meißen.

Faust a. a. O. S. 82.

Anno 1551 ist zu Weinhöhle bei Meißen ein großes Feuer ausgekommen: aus dem hat man gegen Abend einen großen Drachen über die Elbe gen Meißen ziehen sehen, der lange feurige Strahlen von sich gegeben hat.

55) Die Meißner Hungerrosen.

Faust a. a. O. S. 86. Cur. Sax. 1759. S. 195 sq.

Bei der Stadt Meißen hat man etliche Male auf Weidenbäumen ein sonderbares Gewächs gefunden, eine Art Blumen an einem langen Stiele, holzfarbig und so hart wie ein Hobelspan. Weil nun jedes Mal, wenn man solches gefunden, ein schweres theures Jahr folgte, hat man jenes die Hungerrosen genannt. Zu Porten bei Dresden und Hollendorf bei Königstein sind im Jahre 1759, dort auf einer Linde, hier auf einer Weide solche Rosen gewachsen, und hat man dies als eine Vorbedeutung langen Friedens angesehen.

[4]) M. Saye, Alphabetum Hist. oder christlicher Zeitvertreiber, Zwickau 1666, Th. II. S. 556 sagt, der Junker Wolf von Schleinitz sei so schön von Angesicht gewesen, daß man ihn nicht anders als den Schönen von Schleinitz genannt habe. Damit er nun nicht zu stolz darüber werde, habe er sich über seinen Spiegel ein Todtengerippe mit Würmern und Schlangen umwunden malen lassen, um sich, so oft er in den Spiegel sehe, zu erinnern, daß nach seinem Tode sein Leib der Schlangen und Würmer Speise werde, und so sey er auch auf seinem Grabstein abgebildet worden.

56) Die tapferen Weiber von Meißen.

Albinus, Meißnische Landchronica. Dresden 1589. Fol. S. 121.

Am 13ten Septbr. des Jahres **1015** hat Mesico, des Herzogs Boleslai in Polen Sohn, die Stadt Meißen belagert, da gleich Niemand unter den Markgrafen daheim gewesen. Damals haben die Feinde der Stadt am heftigsten bei der Wasserburg zugesetzt und daselbst allbereit zween Thürme angezündet gehabt, welche die Weiber in Eil und in Mangel des Wassers mit Meth gelöschet. Da nun Mesico von einem nahen Berge gesehen, daß sich die Bürger so tapfer gewehret, auch daß viele von den seinen umgekommen, hat er sie vom Belagern und Stürmen wieder abgerufen: darauf ist die Elbe des Nachts so sehr gewachsen, daß sich die Polen besorget, sie möchten [illegible] Ihre oberm Wasser verlieren, sich derowegen davon gemacht. Wegen dieser Geschichte und wunderlichen Errettung der Stadt Meißen hat man hernach jährlich den Tag Mariä Geburt feierlich begangen, bis zu Annes Gedenken, daß nämlich die Mannsverſonen alle aufs Rathhaus, die Weiber aber ins Bürgermeisters Haus zusammenkommen, von dannen sie miteinander in die Kirche gegangen sind und Gott und nach derselben Zeit Gebrauch unsere liebe Frau für solche gnädige Abwendung der Feinde Gewalt gedanket und um ferneren Schutz gebeten haben. Mit den ersten Jahren der Reformation hat jedoch diese Prozession wieder aufgehört.

57) Die Bettelmannskirche zu Meißen.

Hofmann, das Meißner Niederland. Dresd. u. Leipz. 1849. S. 485 sq.
Poetisch bearb. v. Seguitz. Bd. I. S. 9. sq.

Auf der südöstlichen Seite von Meißen erhebt sich ziemlich steil der sogenannte Plossenberg, dessen westlich vorspringender Theil jedoch den Namen Martinsberg von der diese Höhe krönenden, seit 1570 zum Kloster St. Afra gehörigen Begräbnißkirche zu St. Martini (für die Bewohner der Dörfer Bockwein und Lerche) hat. Die Entstehung derselben wird verschieden erzählt. Nach Einigen soll nämlich ein Ritter auf Schloß Siebeneichen bei Meißen sieben Söhne gehabt haben, deren einer Namens Martin ins gelobte Land zog, um für die von seinen Vorfahren begangenen Unthaten am Grabe des Erlösers Verzeihung zu erflehen. Nach langem Herumirren in der Fremde kehrte er endlich in sein Vaterland

zurück und ſoll auf dem genannten Berge ein Pilgerhaus zur Aufnahme für Arme und Kranke geſtiftet haben, welches, freilich in ausgeartetter Geſtalt — es war zu einer Freiſtatte für alles liederliche Geſindel geworden — bis zum J. 1520, unter dem Namen der elende Kretſcham (d. h. Herberge für elende Pilger) am Fuße des Berges zwiſchen der Salzniederlage und dem jetzigen Gaſthof zum goldenen Schiff, welcher um 1531 die Schenkgerechtigkeit von ihm erhielt) beſtand. Mit dieſem war aber eine Kapelle vereinigt worden, welche dem h. Martin geweiht war, der auch auf einem alten Altargemälde darin abgebildet war, wie er ſeine Kleider (nach der Legende) zerreißt und unter die Armen vertheilt. — Einer anderen Urſache ſchreibt aber eine von der eben mitgetheilten abweichende Sage die Entſtehung der Kapelle zu. Es lebte nämlich in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts zu Meißen ein wackerer Bürgersmann, Namens Martin, ſeines Zeichens ein Maurer, der faſt allen ſeinen Verdienſt zur Unterſtützung der Armen verwendete. Derſelbe war auch mit unter den von dem Baumeiſter Arnold von Weſtphalen zur Erbauung der Albrechtsburg (1471—83) verwendeten Werkleuten, ſtürzte aber eines Tags von einem Gerüſte herunter und ward in Folge dieſes Falles, der ihn lange an's Krankenbett feſſelte, zum Bettler, da er alle ſeine früheren Kräfte verloren hatte und krank geworden war. In Folge davon mußte er betteln gehen, und ſo ließ denn, wenn er auf den Stufen des Doms, auf Krücken geſtützt, die in's Gotteshaus Eilenden um Almoſen anflehte, manche reichliche Gabe in ſeinen Bettlerhut. Siehe da kam die Peſt mit ihren Schrecken, und Vater Martin ging nun in den angeſteckten Häuſern herum und brachte den Kranken, welche oft ihre eigenen Verwandten mieden, Troſt, Abwartung und Hilfe, ſo daß manches Menſchenleben lediglich durch ſeine Thätigkeit gerettet ward. Nachdem nun die Krankheit gewichen war, da ſchoßen Rath und Bürgerſchaft eine anſehnliche Summe zuſammen, um ihm der Stadt Dankbarkeit zu beweiſen; Martin aber lebte als Bettler fort und erbaute von dem ihm geſchenkten Reichthume die Martinskirche, welche nach ihrem Erbauer auch die Bettelmannskirche genannt ward, und zum Andenken wurden in einem Steine im Innern der Kirche zwei Krücken[*] eingebauen, welche für ewige Zeit an ihren Träger erinnern ſollen und noch zu ſehen ſind.

[*] Die ſpätere Zeit hat die Krücken für Panniere erklärt, welche bezeichnen ſollten, daß unter dem betreffenden Steine die Stiftungs-Urkunde der Kapelle verwahrt ſei.

58) Der Dombrand zu Meißen.

Ebert, der Dom zu Meißen. Meißen 1835. S. 131. Calendarium Saxon. M. Rempen. Fol. 117. Ziehnert Bd. III. S. 277.

Am 25ſten April des Jahres 1547 ſtimmten die Domherren zu Meißen wegen der Gefangennehmung des unglücklichen Churfürſten Johann Friedrich zu Mühlberg den Ambroſianiſchen Lobgeſang bei voller Muſik und unter Läutung aller Glocken an. Da ſchlug bei völlig wolkenleerem Himmel der Blitz in die Domkirche. Der zündende Blitzſtrahl fuhr in die vorderſten drei hohen prächtigen Hauptthürme, durch das Gewölbe der Kirche in die Orgel, von da in die fürſtliche Begräbnißkapelle und hier wieder heraus auf des Domherrn Dr. Hildebrand Günthers, eines berühmten Arztes († 1483) Grab, wo er durch die linke Achſel des auf der meſſingenen Platte befindlichen Bildniſſes eine Oeffnung von Speciesthalergröße machte und hier erloſch. Nichtsdeſtoweniger brannten die Thürme zuſammen, ſtürzten neben dem Gewölbe herab, zertrümmerten viele der alten Monumente, die Glocken und die Orgelpfeifen zerſchmolzen und auch das Kirchdach ging in Feuer auf. Daher kommt es, daß jetzt nur noch ein höckriger Thurm ſtatt dreien übrig iſt, in den es übrigens, trotzdem daß er ganz durchſichtig iſt, nie regnet, denn das Waſſer läuft aus den Rachen der Hunde, welche an den Ecken des Thurmes ſtehen, heraus, ohne in den Thurm zu fallen.

59) Das böſe Quiproquo im Schloſſe zu Meißen.

Berkenmeyer I. S. 612.

Sonſt befand ſich, wenn man die Treppe in der Albrechtsburg heraufkam, eine ſonderbare Hiſtorie in die Wand eingebauen. Es war einmal eine Markgräfin, welche nichts lieber ſah, als blaue Violen, und demjenigen, ſo ihr im Frühjahr die erſte zeigen konnte, eine ſchöne Verehrung gab: es ward auch dieſes freudige Ereigniß allemal mit Trompeten- und Paukenſchall bekannt gemacht. Als nun einſtmals ihr Hofmeiſter die erſte Viole erblickte, deckte er im Garten ſeinen Hut darüber, ging zur Markgräfin, dieſelbe mit ihrem Frauenzimmer hineinzuführen und ihr das Violblumlein zu überliefern. Unterdeſſen hatte ihm aber der Hofnarr das Spiel verdorben und zu ſeinem Schimpf und Spott eine ganz andere Blume unter den Hut [redacted]

60) Woher der Name: Der dumme Junge von Meißen?

W. Schaller, der Judenkopf als Helmkleinod im meißnischen Wappen, Sachsenchronik B. II. S. 11.

Wenn man früher Fremden die Porzellanfabrik zu Meißen zeigte, so führte man sie auch in ein übrigens ganz leeres Zimmer, in dessen Winkel eine Porzellanfigur stand, welche einen 12—14jährigen Knaben in natürlicher Größe darstellte. Trat man nun aber auf eine gewisse Diele, unter der eine Feder war, welche mit jener Figur in Verbindung stand, so streckte jener Knabe die Zunge heraus, wie es die chinesischen Porzellanpagoden noch jetzt machen, wenn man ihren in einem Gewichte gehenden Kopf in Bewegung setzt. Diesen Porzellanfiguren nannte man den dummen Jungen von Meißen. Gleichwohl ist dieser Spottname wahrscheinlich weit älter und bezeichnet den bekannten Judenkopf im Wappen der meißnischen Markgrafen. Hier kommt derselbe ohngefähr erst seit 1349 vor, wo dieselbe die Belehnung mit dem Judenschutz vom Kaiser erhielten. Das Volk, welches die Bedeutung des Judengesichts mit der Schellenkappe nicht begriff, legte der Figur jenen Beinamen bei, und so entstand aus dem dummen Juden von Meißen ein dummer Junge von Meißen. Sonderbarer Weise haben aber die Juden jetzt noch ein freilich entgegengesetztes Sprichwort von den Weisen zu Meißen, welches sich auf den Sanhedrin, den sie früher hier besessen haben sollen, bezieht.

61) Räthsel von der Stadt Meißen.

Pezzenstein, Theatrum Sax. II. S. 1. Curiosa Saxon. 1732. S. 72. sq. 289. sq. Berkenmeyer, Neuvermehrter Curieuser Antiquarius, Hamb. 1720. I. p. 642.

Von den Merkwürdigkeiten der guten Stadt Meißen existiren verschiedene Gedächtnißverse in lateinischer und deutscher Sprache. Wir setzen hierher als Probe des Meißner Poeten Johann Gottlob Kittel Reime, die freilich schlecht genug sind. Sie lauten also:

Schloß, Dom, Thurm und Fürsten-Gräber, Porcellain, Gewölbe, Wein,
Schule, Brücke, guter Brunnen, Frösche, die berühmet seyn,
Die elff Stücke schreibt von Meißen Fama selbst in Marmor ein.

Es giebt aber auch einige Räthsel von der Stadt selbst; das erste heißt:

Wo ist der Berg, darauf drey Schlösser stehen
Und nebenher drey Wasser gehen?

Die drei Flüſſe nämlich ſollen die Elbe, die Meiße, von der ganz Meiſſen den Namen haben ſoll, ob ſie gleich ſehr klein iſt, und die Triebiſch ſein. Die drei Schlöſſer ſind die noch vorhandene Albrechtsburg, das burggräfliche, welches durch die Zeit, und das biſchöfliche, das durch Brand zerſtört iſt.

Ein anderes Räthſel lautet: Wo ſind drei Schlöſſer auf einem Berge? ein Dörflein in einem Graben? und eine Brücke, die höher iſt, als die Thürme in der Stadt?

Das iſt Meißen, denn auf dem Berge liegen die drei ſchon erwähnten Schlöſſer, das Dorf iſt hier in dem Stadtgraben erbaut, und die Brücke auf der Albrechtsburg, welche den Schloßberg und den St. Afraberg verbindet und unter der der Weg nach Lommatſch und Freiberg geht, liegt höher als der Thurm der Stadtkirche.

---

62) Der Götterfelſen bei Meißen.

Hofmann, das Meißner Niederland. S. 531.

Einer der angenehmſten Spaziergänge der Bewohner der Stadt Meißen führt nach dem Buſchbade im Triebiſchthale. Hoch über dem Thalgrunde, der hier förmlich zum Keſſel wird, erhebt ſich ein Fels, deſſen höchſte, ſteil abfallende Kuppe ein hohes eiſernes Kreuz ziert. Dieſen nennt man den Götterfelſen (Götterberg). Dieſer Fels ſoll ſeinen Namen davon haben, daß die Hermundurer auf ihm ihre Opferfeſte hielten, und wahrſcheinlich haben hier die Sorben ihren guten Gott, den Dobrybog verehrt, wofür der Name des nahe gelegenen Dorfes Dobritz ſpricht.

---

63) Weißes Hemde im Traum geſehen bedeutet Tod.

Lehmann, Obererzgebirg. Schauplatz S. 791.

Am eilften März des Jahres 1679 iſt in der Stadt Meißen ein jämmerlicher Erdfall geſchehen, da die Tuchmacher ihre naſſen Tücher auch an Sonn- und Feſttagen ausgeſpannt, und 11 Perſonen ſind dabei verunglückt. Eines Schäfers Tochter ſang mehrere Abende und Morgen zuvor etliche Sterbelieder, und es träumte ihr, die Mutter zöge ihr ein weißes Hemde an, und ſetzte ihr einen Roſenkranz auf, der bald

verwelkt wäre. Sie setzte an dem genannten Tage ihr Klöppelkissen bei einer Nachbarin nieder und deckte es mit einem Tüchlein zu, ging dann in das Häuschen, wo sie umgekommen ist, und hat man nachher auf ihrem Klöppelkißlein Erde gestreut gefunden.

---

64) Die betrunkenen Thiere zu Weinböhle.

Grünewald, Meißner Chronik d. II. S. 228. Hofmann S. 461.

In dem gesegneten Weinjahre von 1783 hatte ein Weinbauer zu Weinböhle (oder Warnsdorf) bei Meißen nicht Gefäße genug, der Most überschwemmte die Presse, er schüttete ihn also in ein Faß, aus welchem das Vieh getränkt ward. Durch irgend ein nothwendiges Geschäft abgerufen, kehrt er zur Presse zurück, und unterdessen kommt das Vieh, um an dem gewohnten Orte zu saufen, findet aber statt Wasser den süßen Most, den es gierig einschlürft. Lustig und halb betrunken springen die Kühe auf dem Hofe herum, die jungen Ochsen feuert das Traubenblut zum hitzigen Gefechte an, sie stürzen gegen einander und werfen dabei den Kübel, die Quelle ihres Rausches, um, und als der Bauer, durch den Lärm erschreckt, zurückkehrt, findet er sein Vieh wie toll herumtaumelnd und den Boden schlüpfrig und gefärbt vom Rebensafte.

---

65) Der Traum des Georg von Schleinitz.

Misander, Deliciae Biblicae IV. P. II. p. 658.

Ein Edelmann, Georg von Schleinitz, aus dem gleichnamigen, in Meißen hochgeehrten Geschlechte, welcher zu Marburg und Wittenberg etliche Jahre studirt, hatte sich mit einer schönen Jungfrau aus dem Hause Wieckenthal versprochen, und sollte nach Ostern die Hochzeit angestellt werden. Es trug sich aber zu, daß die Fastnacht zuvor viel Volk von Adel auf gedachtes Haus zusammen kamen, und als sie lustig waren, gingen etliche Edelleute hin, vermummten sich, zogen viel zottige Bärenhäute an, behingen sich mit Werg und Pech und kamen also mit Fackeln tanzend unter das Frauenzimmer. Unter dem Tanzen aber nimmt einer von Adel, so zugegen war, ein Licht von einem Leuchter, wirft solches unter die Tanzenden, und hiervon entzünden sie sich unter einan-

der ſo jählings, daß die meiſten tödtlich verbrannt wurden, die Braut aber, die mit ihren langen Kleidern über den Bräutigam gefallen, hat ſich an ihrem Leibe ſo heftig verbrannt, daß ſie nach wenigen Stunden nebſt ihrem Liebhaber nach erlittenen vielen und unausſprechlichen Schmerzen jämmerlich geſtorben. Außer den vorigen ſind aber noch fünf andere vornehme adelige Perſonen, ſo das Feuer zu dämpfen getrachtet und ſich dabei höchlich verletzt, nach kurzer Zeit des Todes verblichen, der Bräutigam aber und die Braut ſind in der Kirche zu Wieckenthal in ein Grab gelegt worden. Hierbei iſt aber zu bedenken, daß der Bräutigam fünf Jahre zuvor dieſes Unglück zu Marburg geträumt. Es däuchte ihm nämlich, daß er zu einem wilden Bären geworden und in einem großen Walde wäre, welcher angezündet und in Grund verbrannt würde, daraus er nicht entfliehen könne; und obſchon Jungfrauen mit Waſſer gelaufen kämen, ſolch Feuer zu dämpfen, ſo wäre es doch nicht zu löſchen geweſen, ſondern er ſei im Walde verbrannt. Ueber dieſen Traum haben damals viele gelehrte Leute ihr Bedenken gehabt, doch keiner hat ſeine Bedeutung ergründen können, bis der traurige Ausgang die Erklärung ſelbſt gegeben.

66) Der Geiſt im Keilbuſche bei Meißen.

Mündlich und bei Hofmann, S. 201.

Auf dem linken Ufer des hier ziemlich eingeengten Elbthals zieht ſich von der ſogenannten Droſſel unterhalb Meißen, ohngefähr eine Stunde weit bis zur Felsecke über dem Spitzhauſe nach dem Schieritzer Thale eine größtentheils der Landesſchule Meißen gehörige Holzung, der Keilbuſch genannt, hin. Hier haben ſich ſeit langer Zeit bis in's 18. Jahrhundert Räuber aufgehalten und eine Menge Frevel verübt, auch im Jahr 1590 den von Meißen zurückkehrenden Pfarrer aus Zehren, Matthias Hauptmann ermordet. Die Geiſter der Ermordeten ſollen hier umgehen, es läßt ſich aber auch einer an der Nickelsbrücke ſehen, angeblich der dort hin gebannte Geiſt eines vor vielen Jahren verſtorbenen Meißner Arztes, der vorher ſeine Kinder täglich genöthigt hatte, ſein Grab zu beſuchen, und dem alltäglich von Meißen ein Barbier, der mit ihm daſelbſt viel Umgang geſtogen hatte, Nachricht bringen mußte, wie es dort zugehe.

67) Karraß in der Naſſe.

Poetiſch beh. v. Hofmann, S. 176. ſq.

In der Nähe der Dörfer Oberau und Niederau bei Meißen befindet ſich eine 1½ Stunde lange und 1 Stunde breite, meiſt aus naſſen und moraſtigen Wieſen beſtehende Fläche, welche die Naſſau oder Naſſe genannt wird. Einige Fluren derſelben gehören zum Rittergute Proſchwitz, und eine Art Vorwerk, die ſogenannte Mühlinſel, iſt das einzige auf dieſer oden Stelle gelegene bewohnte Gebäude. In der Nähe deſſelben erblickt man eine ſchanzenartige, mit Gräben umzogene kleine Anhöhe, das alte oder verwünſchte Schloß genannt, welches wahrſcheinlich von einem Ritter aus dem Geſchlechte derer von Naſſau angelegt worden iſt und der ganzen Gegend den Namen gab. Einſt hauſte hier ein Raubritter (wahrſcheinlich aber nicht Irnold von Naſſau, der 1335 auch das nahgelegene Grebern beſaß und als ein Wütherich geſchildert wird, ſondern ein Karraß, dem dieſes Schloß ebenſo wie das zu Gröbern und Coswig gehört haben ſoll), der wie ein zweiter wilder Jäger, gleichviel ob es Feier- oder Werktag war, mit ſeinen Genoſſen die Umgegend der Jagd wegen durchſtreifte und weder Saaten noch Pflanzungen ſeiner Unterthanen ſchonte, den Waiſen ihr blochen ererbtes Vermögen nahm und die ſchönſten Mädchen aus der Umgegend raubte und auf ſeine Burg ſchleppte, wo er ſeine Luſt an ihnen büßte und ſie dann im Burgverließe umkommen ließ. Endlich vermochten ſeine Nachbarn ſein Treiben nicht länger ruhig mit anzuſehen, ſie zogen gegen ihn und ſchlugen in den Triften der Naſſau ihn nach erbittertem Kampfe auf's Haupt. Er ſelbſt floh mit den wenigen Reſten ſeiner Mannen auf ſein Schloß, ſiehe da zog ein furchtbares Wetter heran, und mit Grauſen ſahen die noch auf dem Schlachtfelde lagernden Gegner, wie bei einem mächtigen Donnerſchlag und Blitz das Schloß mit allem, was darin war, verſank. An dieſer Stelle läßt ſich nun noch jetzt zuweilen ein hohlängiges Geſpenſt ſehen, welches bald zu Roß, bald zu Fuß die wüſten Fluren wehklagend durcheilt, — aber auch die Geiſter der von ihm umgebrachten Unſchuldigen haben keine Ruhe, man erblickt ſie des Nachts, wie ſie als Irrlichter über den Boden fliegen.

68) Der verſteinerte Menſch bei Diespar.

Mündlich.

Wenn man von dem Dorfe Diespar nach Seußlitz in der Nähe von Meißen geht, erblickt man einen hohen Felſen, deſſen eckige Kante einem Menſchengeſichte gleicht. Das Volk erzählt ſich, es hätten in einer nahegelegenen Schlucht zwei Brüder gewohnt, die das Räuberhandwerk getrieben, aber beide ein Mädchen geliebt hätten, über deren Beſitz ſie in Streit gerathen wären. Das Mädchen habe aber endlich einem derſelben den Vorzug gegeben, und dieſer habe ſeine Geliebte über die Elbe auf der ſogenannten Diebsfähre geführt, ſein Nebenbuhler aber, als er das geſehen, habe ſich aus Verzweiflung vom Berge herabſtürzen wollen, ſei aber von einem Zauberer in einen Felſen verwandelt worden.

69) Der Rieſenſtein in der Naſſau.

M. Grünewald, Meißner Chronik. Hayn 1829. Bd. I. Anhang S. 34.

Auf dem Keilenberge bei Königsbrück, der jetzt zum Andenken des Königs Friedrich Auguſt des Gerechten der Auguſtusberg heißt, wohnten in grauer Vorzeit Rieſen, welche mit einer andern Rieſenfamilie auf dem Kolmberge bei Oſchatz in Unfriede lebten und ſich mit Rieſentannen und Steinwacken von vielen Centnern warfen. In beiden Familien war aber je ein Jüngling zur Freude ſeiner Eltern über alle ſeine Verwandten an Größe und Schönheit hervorragend, und beide liebten ein Mädchen, die ſchöne Tochter des Fürſten des Elbgaues, Bila, der da, wo jetzt das Dorf Zadel liegt, auf einer Felſenburg thronte. Die Jungfrau erwiderte aber die Liebe der Rieſenſöhne nicht, und als dieſelben bei ihrem Vater um ihre Hand warben, da gab ihnen dieſer die ausweichende Antwort, ſie möchten dieſelbe erſt zu verdienen ſuchen. Es hatte aber ein Anderer das Herz des Mägdleins gewonnen und zwar ein armer Hirte, der die Lämmer deſſelben an den ſonnigen Höhen des Volkgebirges weidete und einſt, als die Prinzeſſin am Ufer des dort fließenden Gaſerbaches (derſelbe ergießt ſich unterhalb der jetzigen Neumühle in die Elbe) eingeſchlummert war, eine giftige Schlange, welche eben in Begriff war, dieſelbe zu ſtechen, erſchlagen hatte. Die aus dem Schlummer aufgeſchreckte Bila, welche eben von dem Jüngling geträumt, ſah in ihm nun ihren Retter und verſprach ihm auch voll Dankbarkeit Herz

und Hand. Lange blieb aber das Geheimniß der Liebenden den beiden Riesen nicht verborgen; einst sahen sie ihn seiner Bila, welche an jener Stelle des Baches auf ihn harrte, entgegen gehen, da erhoben beide, jener auf dem Reilen-, dieser auf dem Kolmenberge ungeheure Steinblöcke und schleuderten sie ihm entgegen, er aber blieb unversehrt, denn er stand unter dem Schutze der Götter, weil er fromm und gut war. Als nun der alte Fürst das Begebniß erfuhr, da nahm er ihn als Eidam an und errichtete zum Dank gegen die Götter auf einem dieser Steine eine Opferstätte. Dieser Stein ist unterhalb Zadel auf Wolker Revier noch jetzt zu sehen: er führt den Namen Gose (Opferstätte), das gemeine Volk nennt ihn aber den Riesenstein. Ein zweiter Riesenstein aber am Saume der Rassau giebt Zeugniß von dem grimmigen Kampfe, in welchem die beiden Riesen, nachdem sie sich die schöne Bila für immer entrissen sahen, unter sich selbst entbrannten und bei welchem der Sieger den Besiegten nur kurze Zeit überlebte.

70) Woher das Wappen derer von Schönberg entstanden sei?

Erzgebirge, Meißner Chronik Bd. 1. Anhang S. 87.

In einem alten handschriftlichen Wappenbuch findet sich folgende Erklärung über den Ursprung des uralten meißnischen Geschlechts der Schönberge. Es soll ein Ritter aus dieser Familie einst ins gelobte Land gezogen und auf der Jagd an einem Flusse, dessen morastige Ufer mit Schilf bedeckt waren, von einem Löwen überfallen worden sein. Dem hat der tapfere Ritter so zugesetzt, daß er verwundet und brüllend vor Schmerz sich in den Schilfwald zurückzog, der Schönberg aber hat nicht abgelassen, sondern ist ihm gefolgt und hat ihm hier den Todesstoß gegeben. Wie nun der Löwe verendet und von ihm aus dem Moraste gezogen ward, da fand es sich, daß er zur Hälfte mit Meerlinsen bedeckt war und grün aussah. Der Ritter hat nun zum Andenken an diese Begebenheit in sein Wappen einen kämpfenden Löwen, dessen Unterleib grün, der Oberleib aber roth ist, aufgenommen.

71) Warum die Familie derer von Bünau nur drei beſtimmte Taufnamen führt?

König. Sächſ. Adelshiſt. Bd. II. S. 211. Peccenſtein Theatr. Sax. I. S. 50.

Die Urſache, warum in der alten meißner Adelsfamilie derer von Bünau nur drei Taufnamen, Rudolph, Heinrich und Günther gebräuchlich ſind, wird auf zwiefache Weiſe angegeben. Es ſoll nämlich einmal dieſes Geſchlecht, bis auf drei Perſonen, ſo dieſe Namen geführt, ausgeſtorben ſein und dieſe ſich dann dahin verglichen haben, ſolche zum immerwährenden Andenken bei ihren Nachkommen beizubehalten. Eine andere Sage erzählt aber, aus dieſer Familie ſei einmal einer, Namens Heinrich, Erzbiſchof und Churfürſt zu Mainz geweſen und habe Kaiſer Konrad III. gekrönt, ſei aber 1153 wegen ungerechter Urſache abgeſetzt worden. Der habe nun bei der Krönung den Kaiſer gebeten, daß, weil er aus dem Geſchlechte derer von Bünau ſei, die zwei Helme auf ihrem Wappen führten, daß er ſeinen Churhut auf einen derſelben ſetzen dürfe, daß ferner die von Bünau nur jene drei Namen tragen ſollten und er den ganzen Schatz, den er in ſeinem Erzſtift erübrigt, ſeinem Geſchlechte zum ewigen Gedächtniß vermachen dürfe. Dies habe der Kaiſer bewilligt, und aus dem Gelde, das ſich auf etliche Tonnen Goldes belaufen, ſeien acht Stammhäuſer der Familie, zwei in Böhmen, zwei in Meißen, zwei in Thüringen und zwei im Voigtlande angekauft worden.

72) Die Sage vom Fahnenträger zu Scharfenberg.

Mündlich. Poetiſch beh. b. Zschokke III. S. 105.

Auf dem Hofe des Schloſſes Scharfenberg bei Meißen ſieht noch heute das Bild eines geharniſchten Mannes mit dem Wappen derer von Miltitz, in deren Beſitze das Schloß ſeit dem vierzehnten Jahrhundert bis 1853 war. Dieſe Statue ſoll den Fahnenträger einer ſächſiſchen Beſatzung vorſtellen, denn als dieſer im dreißigjährigen Kriege das ihm anvertraute Banner gegen die ſtürmenden Schweden ſolange vertheidigt hatte, bis ihn die Feinde bis auf die äußerſte Spitze des Walles drängten, ſo ſtürzte er ſich mit der Fahne vom Felſen herab, allein Gott hielt ſeine Hand über ihn und er kam ſamt dem Banner glücklich davon.

73) Die Entdeckung des Silberbergwerks zu Scharfenberg.

Pierenſtein, Theatrum Saxon. Th. II. S. 6.

Das Schloß Scharfenberg, welches ſeinen Urſprung bis auf Kaiſer Heinrich den Finkler (934 n. Chr.) zurückführt, ſoll ſeinen Namen von dem Silberbergwerk, welches hier ſtark „geſchurft" worden ſei, haben. Eines Tages iſt nämlich Markgraf Heinrich der Erlauchte hier auf der Jagd geweſen, da hat ſein Roß einen Stein mit dem Fuß in die Höhe geſtoßen, deſſen Glanz ſo ausnehmend ſchön geweſen, daß der Fürſt abgeſtiegen und ſelbigen aufgehoben, dann aber durch Geſchworene zu Freiberg hat probiren laſſen, da ſich denn befunden, daß es gut Silbererz geweſen. Hierauf hat der Markgraf hier einfahren laſſen und den Berg daſelbſt ſo reich an Silbererz und Blei gefunden, auch davon ſolche Ausbeute erlangt, daß man ſagte, er könne mit ſolcher und was ihm aus Freiberg zugekommen, ganz Böhmen, wenn es zu verkaufen wäre, mit baarem Gelde bezahlen, inmaßen er ſich alſo bereichert, daß er damals für den gewaltigſten Fürſten gehalten und vom Kaiſer Friedrich II. ſo geſchätzt worden iſt, daß dieſer ſeinem Sohne Albert ſeine Tochter Margarethe zum ehelichen Gemahl gegeben.

74) Der Todtenkopf zu Batzdorf. (Drei Sagen.)

Mündlich. Poetiſch behandelt von Hofmann, das Meißner Niederland S. 385 sq. und von Jahnert Bd. III. S. 19 sq., der aber die Begebenheit in das ebenfalls zu Scharfenberg gehörige Vorwerk Pegenau ſetzt.

Auf dem Rittergute Batzdorf, welches auf ſteiler Höhe zwiſchen Siebeneichen und Scharfenberg liegt, ſieht man in dem ſogenannten Kornhauſe, einem Wirthſchaftsgebäude, einen verwitterten, an eine Kette angeſchloſſenen Todtenkopf in einer ſchrankartigen Vertiefung ſtehen, von dem folgende ſchaurige Geſchichte erzählt wird. Es verſah im dortigen Rittergute einſt ein Ochſenjunge[9]) einige Zeit die Stelle eines Küchengehilfen und zeigte ſich ſtets als einen anſtelligen, ordentlichen Arbeiter. Da

[9]) Nach einer andern Sage war es der Sohn eines Freundes des Burgherrn, den dieſer nach dem Tode ſeines Vaters bei ſich aufgenommen hatte und ſeinem eigenen Sohne vorzog, der dann aus Rache den Siegelring ſeines Vaters entwendete und in die Truhe des fremden Junkers verbarg. Das Weitere ſtimmt überein, nur daß noch hinzugefügt wird, der verrätheriſche Jüngling habe, als er den Todtenkopf, der nicht wieder weichen wollte, beſtändig vor Augen gehabt, aus Verzweiflung ſeinem Leben durch einen freiwilligen Sprung vom Felſen herab ein Ende gemacht.

kommt eines Tags dem Koche ein silberner Löffel weg, und da er sich nicht wiederfindet, so schöpft man Verdacht auf den Jungen, bringt ihn auch, da er nichts gestehen will, auf die Folter, und als er hier vor Schmerzen sich schuldig bekennt, wird er zur Hinrichtung verurtheilt. Als er nun auf dem Schaffot steht und der Nachrichter sich bereitet, seine Pflicht zu thun, da ruft jener nochmals Gott zum Zeugen seiner Unschuld an und bittet ihn, zum Beweise, daß er ungerecht verurtheilt worden sei, sein Haupt niemals aus jenem Hause entfernen zu lassen. Wie nun sein Kopf gefallen und mit dem Körper, wie man meinte, weggebracht worden war, da findet man plötzlich den ersteren in der Küche, wo jener Diebstahl vorgefallen war, wieder, und obgleich man ihn viele Male wieder eingegraben, ja sogar in die Elbe geworfen, immer stand der Kopf den andern Tag wieder an seinem frühern Orte, bis man endlich es aufgab, ihn los zu werden und ihn in jene Nische einmauerte. Uebrigens entdeckte man kurz nach der Hinrichtung des Unglücklichen den wahren Dieb, indem der Dachdecker bei Ausbesserung der Esse ein Elster- oder Rabennest fand, in welchem der diebische Vogel das gestohlene Gut versteckt hatte.

Segnitz Bd. II. S. 316 sq.

Im siebenjährigen Kriege kam hierher ein Trupp Croaten, der das Schloß und Dorf vollständig ausplünderte und mit anderer Beute auch den Schädel mit fortnahm. In ihrem Lager an der Elbe angelangt, fingen sie an, von dem Geraubten tüchtig zu schmausen, und belustigten sich auch damit, den Todtenkopf herumzukollern und ihm Wein einzufüllen. Siehe da schmetterte eine unsichtbare Faust die Frevler zu Boden, und schaudernd erkannten sie, was sie gethan hatten; sie näherten sich voll Angst dem furchtbaren Schädel, hoben ihn behutsam auf und trugen ihn unter Gebet an seinen alten Ort, die Nische in der Mauer, zurück, wo er noch steht.

Sieckel, Nachr. v. Poltergeistern und gespenstigen Erscheinungen. Quedlinb. 1761. 4b. I. S. 46 sq. erzählt die Sache andere also:

Es sind wohl 18 Jahre her, daß ich in meiner Jugend nach Meißen in Sachsen und vor einem Dorfe, mit Namen Paagdorf, vorbeigereist bin. Hier wurde mir auf der rechten Seite ein nahe an der Elbe liegendes Weinbergs-Häuschen von einem Bekannten des Ortes, welcher bei mir in der Kutsche saß, gezeigt und für ganz glaubwürdig erzählt: Weichergestalt vor Zeiten zwei Brüder daselbst mit einander in

ein Duell gerathen, worinnen einer den andern um das Leben gebracht, auch der Entleibte daſelbſt begraben worden. Nach Vermoderung des Körpers wären deſſen Gebeine, weil ſie nicht tief verſcharret geweſen, bei Zubereitung des anſehnlichen Weinberges wieder ausgegraben, mithin der Todtenkopf auch mit zum Vorſchein gekommen. Dieſer, ob er gleich von dem Winzer oder dem Weinberge-Eigenthümer etliche Male in die nahe vorbei fließende Elbe geworfen, ſo iſt er demohngeachtet dennoch wieder kurz darauf ſichtbarlich an ſeinem Ort im Weinberge gefunden worden. Weil er nun zu des Eigenthümers Bewunderung jedesmal wieder an ſeinem vorigen Orte zu ſehen und von da auf keine Art hinwegzubringen geweſen, ſo hat der Herr des Weinberges ein Häuschen auf derjenigen Stelle, wo er gelegen, aufzubauen reſolviret, auch nach deſſen Bau ein Schränkchen verfertigen laſſen, allwo erwähnter Todtenkopf bis dieſe Stunde verwahrlich beibehalten wird. Ich ſelbſt bin curios geweſen, und habe auf meiner damaligen Rückreiſe, um den Weinberg nebſt dem Häuschen in Augenſchein zu nehmen, den Eigenthümer erſucht, mir ſolches öffnen zu laſſen, welches auch willig geſchah, auch darauf den gemeldeten Todtenkopf in dem beſchriebenen Behältniſſe des Weinbergshäuschens mit einem Tüchlein bedeckt gefunden und demnach dieſe Geſchichte, wie ich ſie hier annotiret, für gewiß erzählen hören.

75) Die Glocke zu Zscheila.

A. Rocchi, De campanis c. 21. bei Sallengre, Antiq. Rom. Thes. T. II. p. 1286. Hofmann, S. 116.

Hoch über dem heiligen Grunde liegt auf röthlichem Granitfelſen das uralte Pfarrdorf Zſchetla bei Meißen. Hier gründete der h. Benno eine Kirche zu Ehren des h. Georg und beſtimmte bei der Taufe der hierher verliehenen Glocke den Umkreis, welchen dieſelbe gegen das Einſchlagen des Blitzes ſchützen ſollte, und wirklich ſoll derſelbe dieſe Gegend bis auf dieſen Tag verſchont haben.

76) Der letzte Biſchoff von Meißen.

Zedler, Mügelniſche Ehrenk. Leipzig 1709. 4. S. 133 sq.

Den 26. Mai 1595 iſt zu Mügeln auf Schloß Mügelthal Johann IX., der 46. und letzte Biſchoff zu Meißen, aus dem Geſchlechte derer zu Haugwitz, verſtorben, ſeines Alters 71 Jahr alt. Weil dieſer Biſchoff

nach dem Paſſauer Vertrag zum lutheriſchen Glauben übergetreten, als ein Geiſtlicher ſich in den Stand der Ehe begeben und noch dazu ſeine Pathe, die er aus der Taufe gehoben, geehlicht hat, hat man von ihm geſagt, er habe drei Sünden gethan, die ihm kein Papſt zu Rom in alle Ewigkeit vergeben werde. Bei ſeinem Tode hat ſich folgendes Wunder begeben. Es war hell und klar am Himmel und es wehte eine liebliche und ſanfte Maienluft, da erhob ſich plötzlich ein ſo ungeſtümer und reiſſender Wind, daß man meinte, er werde Alles über den Haufen werfen. Am Rathhaus zu Mügeln war aber mit Nägeln und Klammern ein Schild feſtgemacht, an dem das meißniſche biſchöfliche Wappen angemalt war. Dieſe Tafel hat der Wind herabgeriſſen und mit großem Krachen auf den Markt herabgeworfen, und ſobald dieß geſchehen, hat ſich der Wind gelegt und iſt wie zuvor Alles hell und ſtill geworden, auch hat man nicht erfahren, daß der Wind dieſes Mal noch das Geringſte zerriſſen oder beſchädigt hätte. Von Stund an aber iſt die Nachricht gekommen, daß der Biſchoff verſchieden ſei, und hat Jedermann geſchloſſen, das Herabfallen des biſchöflichen Wappens bedeute des Biſchoffs Tod, und daß dieſer der letzte Biſchoff von Meißen ſei.

77) Ritter Karraß auf Coswig.

Hofmann, S. 684. Böttiger, Geſch. v. Sachſen Bd. I. S. 557. S. aber Hormayr, Taſchenb. 1849, S. 94 sq. v. Langenn, Churf. Moritz, Bd. I. S. 589 sq. II. S. 365 sq.

Das an der von Großenhain nach Wilsdruf führenden Straße liegende Dorf Coswig gehörte ſeit langen Jahren der adeligen Familie Karraß. Von dieſen ſoll einer, Namens Georg von Karraß, den Churfürſt Moritz in der Schlacht bei Sieversbauſen vermittelſt einer ſilbernen Kugel erſchoſſen haben, weil Letzterer die dieſem gehörigen Waldungen im Friedewalde bei Anlegung der Moritzburg ihm zur Erweiterung ſeiner Wildbahn abgedrungen, ihm dann in einer Streitſache mit dem Coswiger Geiſtlichen ſeine Hilfe verweigert und ihm ſogar, als er deshalb anzüglich geworden, eine Ohrfeige gegeben habe. Nach Andern hätte ſein Vater das Gut an jenen vertauſcht, und der Sohn ſei aus Aerger darüber und weil er als Page einmal von ihm einen Backenſtreich erhalten, zum Mörder geworden. Es blieb aber der Fürſtenmord lange verborgen und dachte man eher auf den Ritter Grumbach oder einen gewiſſen Hans von Beuden. Erſt durch den Beichtvater des verſtorbenen Ritters ſoll das Geheimniß Churfürſt Auguſt entdeckt worden ſein, worauf man

den Todten aus seiner Gruft nahm, ihm das Haupt abschlug und seinen Körper, nachdem er geviertheilt worden war, am Rabenstein einscharrte, das Haupt aber im Keller des Schlosses einmauerte und die Schlösser Goswig und Nassau, sowie das den Karrassen ebenfalls zugehörige Dorf Krevern (1550), dessen Einwohner mit Goswiger Fluren entschädigt wurden, von Grund aus zerstörte, die Karrasse aus dem Land verwies und dem Goswiger Hufschmied für alle Zeiten ihren Namen beilegte.

78) Die Gründung des Schlosses Hirschstein.

Hofmann, S. 103.

Zwei Stunden von Meißen liegt das uralte Schloß Hirschstein auf einem mehr als 50 Ellen hohen freistehenden Felsen dicht an der Elbe. In der Nähe desselben hielt einst in der Mitte des 11. Jahrhunderts ein Markgraf von Meißen eine große Wildhetze, bei welcher die Jäger mehrere Tage lang einen wunderschönen weißen Hirsch vergeblich verfolgten. Endlich erblickten sie ihn wieder, da stürzte er sich von einem ihren Augen bisher entgangenen Felsen in die Elbe herab, und beinahe hätte die Begierde, ihn zu fangen, mehrere der vornehmsten Waidgesellen mit in den Abgrund gerissen. Zum Andenken erbaute man hier ein Jagdhaus, der Hirsch-Stein genannt, das anfänglich nur dazu diente, um den Markgrafen durch die reizende Aussicht in das Elbthal zu ergötzen.

79) Woher das Sprichwort: Hier ist nicht gut Kirschen essen?

Hasche, Diplom. Gesch. v. Dresden, Bd. I. S. 329. Poetisch bearbeitet von Hofmann, S. 109.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts besaß Schloß Hirschstein Bischoff Witigo I. von Meißen, ein geborner Graf von Gamenz. Der hat den Markgrafen von Meißen, Friedrich Tutta oder Teute, d. h. der Stammende, genannt, aus tödtlichem Hasse, weil dieser ihn in einer Fehde besiegt, nachdem er ihn, angeblich um sich mit ihm zu versöhnen, auf Schloß Hirschstein zur Jagd geladen, mit vergifteten Kirschen, die jener aus Tirol verlangt hatte, umbringen lassen.

80) Die Amme zu Hirschstein.

Poetisch bearb. v. Hofmann S. 112. Segnitz Bd. II. p. 353. Lehnert Bd. II. S. 173 sq.

Früher befand sich an der Außenseite des Schlosses nach der Elbe zu eine in Stein gehauene Figur, welche ein Kind auf dem Arme hielt. Diese sollte versinnlichen, daß einst eine Amme das ihr zur Pflege anvertraute Kind der Herrschaft, nachdem sie vom Kindtaufschmaus trunken geworden, statt in die Wiege zum offenen Fenster des Schlosses (man sieht das zugemauerte Fenster noch jetzt) hinaus gelegt habe; der Säugling sei zwar herabgestürzt, aber von den Zweigen eines am Felsen wurzelnden Strauchs aufgefangen, vom Tode erhalten und also unversehrt wieder gefunden worden.

81) Der Badenix bei Strehla an der Elbe.*)

Iccander, Sächs. Kernchronicon, drittes Paquet, XVII. Convert. Freiberg 1722. S. 93 sq. Poet. beh. bei Segnitz Bd. I. S. 333 sq. cf. S. 150.

Bei dem dem Pflugk'schen Geschlechte gehörigen Städtchen Strehla an der Elbe ist ein Felsen gelegen, der ungefähr an 16 Ellen in den Strom hineingeht und gegen 180 Ellen im Umkreis hat, dieser heißt der Nixstein. Von diesem wird erzählt, daß hier jährlich ein Mensch im Wasser umkommen müsse; auch soll hier oft Wäsche zum Trocknen aufgehängt sein, so den Nixen gehöre, zuweilen aber eine Person darauf sitzen, welche Schuhe flicke, und verschwinde, wenn Jemand zu dem Steine komme. Zuweilen kommt von hier ein Frauenzimmer in die Stadt, deren Kleider an den Füßen herum naß sind, die dann Waaren einkauft und wieder verschwindet.

Zu Anfange des 17ten Jahrhunderts ist ein Mann zu Pferde gestiefelt und gespornt zur Wehmutter der Stadt gekommen und hat sie genöthigt, mit ihm zu gehen, ihr auch heilig versichert, daß ihr nichts geschehen solle. Wie sie an den Felsen gekommen sind, habe er mit einer Schwibruthe daran geschlagen, da hat derselbe sich aufgethan und sie sind in ein verziertes Gemach getreten, worin eine kreisende Frau gelegen hat. Diese hat mit Hülfe der Wehmutter ein Kind zur Welt gebracht, darauf hat der Mann das Gemach verlassen und eine Mulde voll

*) Gehört zwar in den Delitzscher Kreis, wir haben es aber für nothwendig gehalten, diese Sage hier beizubehalten, weil wir die Elbe herunter gehen.

Ducaten beigebracht und die Wehmutter aufgefordert, so viel zu nehmen, als ihr beliebe, diese aber hat nach vorhergegangener Warnung der Wöchnerin nicht mehr davon genommen, als ihr gebührte, worauf jener die Mulde mit den Worten: das hat Dir Gott gerathen, wieder hinausgetragen und die Wehmutter ohne Schaden nach Hause gefahren hat. Das erhaltene Geldstück ist aber der Frau, so oft sie es ausgegeben, immer wieder von selbst in die Tasche zurückgekehrt.

82) Das Wahrzeichen der Stadt Strebla.

Curiosa Saxon. 1734. S. 260. 306. sq.

Vor Alters pflegten die Handwerksburschen, wenn sie über die Stadtzeichen der von ihnen durchwanderten Länder Rede und Antwort geben sollten, gefragt zu werden: Wo predigt der Pfarr aus einem Torfe? und sie mußten erwidern: in Strebla. Hier hat nämlich im Jahre 1565 n. Chr. ein Töpfer und Bildschnitzer, Namens Melchior Lange, im 24sten Jahre seines Alters, angeblich als Buße für einen verübten Ehebruch, eine thonerne Kanzel verfertigt, deren einzelne Wachseln er mit schönen Reliefs, die größtentheils der biblischen Geschichte entnommen sind, verzierte und auf denen er nach damaliger Sitte die Gewänder der dargestellten Personen mit glänzenden Farben ausmalte.

83) Wie das Geschlecht derer von Pflug zu ihrem Wappen gekommen ist.

Aen. Sylvii Bohemus. c. 6. Hajek, Böhm. Chr. S. 12. sq. Ziegler, Ritter. Labyrinth der Zeit S. 123. Nr. 73. König. Adelshist. Bd. III. S. 803. sq.

Der Nachfolger des ersten Böhmenkönigs Czech, Krocco, ein gewaltiger Zauberer, hinterließ bei seinem Tode (709) drei Töchter, Namens Kascha, Tecka und Libussa, so ebenfalls in allen Zauberkünsten wohl erfahren waren. Von diesen gelangte jedoch nur die jüngste, die Libussa, zur Regierung und herrschte ganz mild und löblich auf dem Wissherad zu Prag. Gleichwohl waren die Böhmen nicht lange mit dem Weiberregiment zufrieden, sondern verlangten einen König. Libussa ließ also eines Tags (10. Mai 722) das ganze Volk auf dem Wissherad zusammenkommen und fragte sie, ob sie einen Fürsten haben wollten, und da sie einmüthig ja sagten, so sprach sie: gehet dort hinter den Bergen bei einem kleinen Wasserfluß, der Bila heißt, da liegt das Dorf Stadiz,

nicht weit davon ein Acker, 120 Schritte breit und lang, auf welchem euer Fürst mit zwei scheckigen Ochsen pflügt, der heißt Primislaus, der wird euere Hälse beugen, und sein Geschlecht wird euch 584 Jahre beherrschen. Diese Weissagungen empfing sie aber von einer güldenen Kröte, in der ihr Hausgeist wohnte. Hierauf erwählte sie dreißig Mann, denen ließ sie ihren Reitschimmel ungezäumt vorführen und sagte zu ihnen: folget meinem Pferde nach, wo es hingeht, denn der Weg ist ihm gar wohl bekannt, vor dem Manne nun, wo es wird stehen bleiben, wiehern und auf die Knie fallen, da bleibet auch Ihr stehen, denn der ist es, der Euch beherrschen soll. Ihr werdet mir aber nicht eher glauben, bis Ihr Euern Fürsten auf einem eisernen Tische essen sehet: seyd aber unterwegs ja friedlich, denn euer Zank auf dieser Reise wird euern Nachkommen nach 1000 Jahren schaden. Die Gesandtschaft, welche dem Roß gefolgt, traf auch richtig den Primislaus an Ort und Stelle an, und da das Pferd sofort vor ihm auf die Kniee sank, so veranlaßte das die Gesandten, ihm der Libussa Befehl und des Volkes Verlangen zu entdecken, worüber Primislaus ganz bestürzt war. Endlich steckte er seine Ruthe in die Erde und sprach, es sey denn daß diese grüne und blühe, sonst könne er es nicht glauben, spannte dann die Ochsen aus und sagte: gehet hin wo ihr hin wollt. Worauf aber Primislaus mit denselben einen gewaltigen Sprung in die Wolken that, von dem die Ochsen jedoch nicht wieder zum Vorschein gekommen, die häselne Ruthe hat sogleich zu grünen, drei Zweige mit Blättern zu treiben und zu wachsen angefangen, auch in demselben Augenblick Früchte hervorgebracht, aus welchen nachgehends eine Haselstaude geworden, so noch heutzutage bei dem Dorfe Stadiz steht und über welche Kaiser Karl IV. im J. 1359 ein Privilegium an zwei Feldnachbarn des Primislaus gegeben hat, daß diese frei von allen Abgaben und Frohnen sein sollten (weil sie damals die einzigen gewesen, die Primislaus Glück gewünscht), dafür aber die Haselstaude zu pflegen und die Nüße, welche sie trüge, nach Prag an die königliche Kammer abzuliefern hatten. Dann hat Primislaus den Pflug umgewendet, ein Stück schimmlich Brod und Quark hervorgezogen, solches auf den Pflug gelegt und die Gesandten zu Gaste gebeten, welche sich um den Pflug herum auf die Erde setzten und sich mit Brod und Wasser tractiren ließen, dabei aber fleißig an Libussä Worte dachten. Nach geendigter schlechter Mahlzeit legten sie Primislaus das fürstliche Kleid an und zogen ab gen Prag, da denn dieser seine Schuhe von Lindenbast zum Gedächtniß mitnahm, welche erst in den hussitischen Unruhen verloren gegangen sind. Als sich nun dieser bäuerische Prinz dem Schlosse nahete, kam ihm Libussa mit ihrem Frauen-

zimmer entgegen, führte ihn in ihr Zimmer, tractirte ihn mit Wildpret und Meth und hielt auch noch an demselben Abend ihr Beilager mit ihm. Deshalb hat aber Primislaus zum stets währenden Angedenken dieser wunderwürdigen Begebenheit seines Bruders Sohne den Namen Pflug nebst dem Wappen gegeben, ihn auch nach und nach mit ansehnlichen Gütern versorgt. Nach dem Absterben Königs Wenzel III. von Böhmen hat aber eine große Parthei Herrn Ulrich Pflug zu Rabenstein (1306) zum König wählen wollen, sind aber nicht durchgedrungen, wohl aber hat nachmals, als Herzog Johann der Lützelburger den böhmischen Thron bestieg, diesen Pflug, um ihn zu entschädigen, zu seinem obersten Kämmerer und in seiner Abwesenheit zu seinem Stellvertreter gemacht.

84) Der gespenstige Reiter bei Zabeltitz.

Mündlich.

Fünf Viertelstunden von der Stadt Großenhayn liegt das schöne Rittergut Zabeltitz, welches bis 1580 dem alten Pflug'schen Geschlechte gehörte, dann aber an das sächsische Regentenhaus und später wieder in andere Hände kam. Wenn man um Mitternacht bei sternenhellem Himmel die Straße nach Dresden geht, da begegnen dem Wanderer drei schwarze Reiter, deren mittelster keinen Kopf hat; sie jagen dem Schlosse zu und verschwinden am Eingange desselben.

85) Ursprung der Stadt Großenhayn.

Chladenius, Materialien zur Großenhainer Stadtchronik, Pirna o. J. (1788) 1. L. S. 8 cf. S. 1. sq.

Im Kloster Celle soll ein alter Stein gefunden worden sein, der besagt, die Stadt sei schon vor Christi Geburt durch Drusus Germanicus als Landesvestung gebaut worden. Er lautet also:

Hayn und Grimm, die allerlei hohen Städte in Osterland
Lange vor Christi Geburt bekannt.

Wahrscheinlich ist es aber, daß diese Stadt, welche im 14ten Jahrhundert die Stadt zum Hayne genannt ward, ihren Namen von dem großen Haine hat, der einst um die Stadt stand und worin die heidnischen Sorbenwenden ihren größten Götzen, den Swantewitz, von dem das nahe bei der Stadt gelegene Dorf Wantewitz seinen Namen her

haben ſoll, verehrten. Darum war auch in dem groſsen Rieſenſaale des im Jahre 1701 ausgebrannten Reſidenzſchloſſes in Dresden die Stadt Hayn mit einem groſsen Walde umgeben abgemalt, in dem ein gehaarnischter Ritter hielt. Nach einer andern Sage kame aber der Name von den vielen Hagebuttenſträuchen, ſo um die Stadt geſtanden und deshalb ins Stadtwappen aufgenommen worden ſind.

86) Der Löwenborn zu Groſsenhayn.

Hofmann S. 182.

Auf dem ſogenannten Weibermarkt zu Groſsenhayn ſteht ein Brunnen, auf welchem ein Löwe ausgehauen iſt. Der heiſst der Löwenborn und ſoll ein Wahrzeichen ſein, daſs vor grauen Jahren hier ein undurchdringlicher Wald ſtand, in welchem ſich mehrere Löwengruben befanden, deren eine gerade an dem Flecke war, wo jetzt noch der hiernach benannte Brunnen iſt.

87) Das Wahrzeichen der Stadt Groſsenhayn.

Gladenius II. S. 68.

Als Wahrzeichen betrachtete man ſonſt das an dem 1492 erbauten, aber 1744 abgebrannten alten Rathhauſe befindliche Uhrwerk. Auf dem oberſten Dache befanden ſich nämlich drei Erker, in deren einem ein Uhrweiſer war, über welchem, wenn die Stunde ſchlug, ſich zwei Ziegenböcke miteinander ſtieſsen, ein Mann mit einer Peitſche auf ſie zuſchlug und ein Mohrenkopf nach einem vergoldeten Apfel ſchnarrte.

88) Eine Hexe wird zu Groſsenhayn verbrannt.

Gladenius II. S. 70.

Den 18. Sept. 1506 ward eine alte Frau, die ſchwarze Matthesin, zu Groſsenhayn als Hexe verbrannt, weil ſie den Leuten böſe Beulen und Gliden gemacht haben ſollte und unter der Tortur (vor Schmerzen) ausgeſagt hatte, daſs ſie ein Bündniſs mit dem Böſen gemacht und mit ihm gebuhlt habe: es ſei auch aus dieſer Verbindung ein Molch hervorgegangen.

89) Ein Zauberer wird zu Großenhayn verbrannt.

Colerus II. S. 117.

Am 8ten Juni 1682 ist die eilfjährige Tochter des Tuchmachers Hermann, als sie mit einer Gespielin auf den Pobersberg spatzieren gegangen, von zwei Reutern angefallen worden, auch am andern Tage an ihren Wunden gestorben. Desgleichen ist den 22sten Juli desselben Jahres die 28jährige Tochter des Burgers M. Pollmars, als sie beim Hospital in den Gärten spatzieren gegangen, von einem Tuchmachergesellen, Namens August Paul, angefallen, und da sie ihre Ehre mit Schreien retten wollen, mit einem Messer in die Gurgel gestochen und ermordet worden. Als sich nun herausgestellt, daß dieser 19jährige Böswicht auch die erstbenannten beiden Mädchen umgebracht, ist er den 4ten Juni 1683 auf einer Rubbank an das Hochgericht geschleift, mit zwei glühenden Zangen gekneipet und sodann mit Feuer verbrannt worden. Bei der Tortur hatte er ausgesagt, daß er mit dem Bösen ein Bündniß gehabt und durch seine Hülfe Reuter gemacht habe. Bei der Exekution hat sich ein grausamer Sturm und Heulen in der Luft erhoben, sobald jener aber verbrannt war, hat sich der Himmel wieder ganz rein aufgeklärt.

90) Der Hahn in der Jacobskapelle zu Großenhayn.

Schaumann I. S. 2. Pert. bearbeitet von Hebnert Bd. I. S. 117 sq.

Vor dem Wilsdruffer Thore an dem großen sogenannten Spittelteiche liegt die St. Jacobskapelle, zu dem gleichnamigen Jacobshospital gehörig, in welcher auf einem Altargemälde ein großer Hahn abgebildet ist, der zugleich als Wahrzeichen von Großenhayn, welches allerdings bereits in einer Urkunde von 1312 (bei Gercken, Diplom. Vet. March. Brandenb. T. III. p. 577) ausdrücklich „Stadt Hahn" genannt wird, dienen soll. Die Sage berichtet hierüber, es sei ein junger Bauer wegen eines ihm schuldgegebenen in einem Wirthshause der Stadt begangenen Diebstahls an den Galgen gehängt worden; seine Mutter, welche über sein Außenbleiben unruhig geworden, habe ihn in der Stadt aufsuchen wollen, und sei bei dem Galgen vorbeigegangen, wo sie ihn noch lebendig angetroffen und von ihm selbst sein Schicksal erfahren habe. Darauf ist sie geschwind in die Stadt zum Bürgermeister gelaufen, welcher eben mit einem Gelegen einen gebratenen Hahn verzehren wollte, und hat ihm die wunderbare Begeben-

heit erzählt. Der hat ſich ſchwer darüber entſetzt und ausgerufen: ſo wahr wie dieſer gebratene Hahn nicht wieder lebendig werden und Federn bekommen kann, ebenſo wenig kann Euer vor drei Tagen gehängter Sohn noch leben. Da, o Wunder! fell der Hahn Federn bekommen, gekräht und in der Stube herumgeflattert ſein, ſich aber auch wieder entfedert und gebraten ſelbſt in die Schüſſel gelegt haben. Alles iſt nun von Schrecken ergriffen hinaus zum Hochgericht geſtrömt, um ſich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, man hat den Gehängten, deſſen Unſchuld Gott ſo wunderbar an den Tag gebracht, vom Galgen herabgenommen und, weil dieſer auf Befragen geſagt, daß ihm der h. Jacob erſchienen ſei und ihn am Leben erhalten habe, iſt demſelben zu Ehren dieſe Kapelle erbaut und die Stadt Großenhahn genannt worden.

91) Dietz Grünrad, der tapfere Tuchmacher zu Großenhayn.

Poet. beh. b. Ziehnert Bd. III. S. 258. cf. Gladenius II. S. 53.

Im Jahre 1292 iſt der Markgraf Hans von Brandenburg mit großer Kriegsmacht ins Meißner Land gefallen und hat auch Großenhayn berannt, welches damals Markgraf Dietzmann gehörte. Da er aber auf gewöhnlichem Wege nichts ausrichten konnte, hat er eine Schaar von dreißig Freiwilligen ausgewählt, die des Nachts auf Strickleitern die Mauern erklettert haben: denen iſt der Stadtwachtmeiſter Caspar von Maltitz mit der Wache entgegengekommen, und ſo ſind ſie alle getödtet worden. Sobald es aber Tag geworden, da iſt ein Ausfall von Reiſigen und Bürgern aus der Stadt gemacht worden, bei welchem ſich beſonders die Tuchmachergilde auszeichnete, indem ihr Altgeſell Dietz Grünrad das feindliche Hauptpanier eroberte. Dieſe Fahne hat ihnen ſpäter Markgraf Friedrich geſchenkt und ihnen die Erlaubniß ertheilt, jährlich zweimal, einmal in Mänteln und mit Muſik, das andere Mal mit Fahnen, Ober- und Untergewehr einen Aufzug durch die Stadt zu machen. Statt jener Fahne, die in der großen Feuersbrunſt von 1744 verloren ging, hat die Innung nachmals eine andere mit dem ſächſiſchen Wappen erhalten, welcher noch jetzt bei feierlichen Aufzügen militäriſche Ehre zu Theil wird.

92) Ein Doppelgänger läßt sich sehen.

J. Chr. Sieckel, Nachrichten von Poltergeistern und gespenstigen Erscheinungen. Quedlinb. 1761. N. A. 8. Thl. II. S. 74 sq.

In einem in der Nähe von Meißen gelegenen Städtchen wohnete vor einiger Zeit ein Rechnungsführer, Namens Conradi. Ob nun gleich dieser Mann eines Tages in Geschäften für mehrere Tage nach Dresden verreist war, ist doch die Magd in seine Stube gegangen, um daselbst aufzuräumen, damit er bei seiner Rückkehr Alles in Ordnung fände. Nach geöffneter Stubenthür sieht sie ihren Herrn am Tische im Schlafrocke sitzen und schreiben, erschrickt aber bei solchem unverhofften Anblicke furchtbar und tritt sprachlos zurück, macht auch die Thüre ganz leise zu und läuft die Treppe hinunter, um ihrer Frau die ihr zugestoßene Neuigkeit zu hinterbringen. Sie sagt also: ich habe gedacht, unser Herr wäre verreist, und kam hinauf in die Stube und wollte solche auskehren, da saß er in seinem Schlafrocke und schrieb. Die Hausfrau wunderte sich hierüber und sprach: Du bist nicht klug, Du weißt ja, daß mein Mann verreist und noch nicht wieder nach Hause gekommen ist! Die Magd aber schwur dazu und sagte: ich werde ja wohl meinen Herrn kennen, er ist ganz gewiß oben und schreibt! Bittet noch die Hausfrau, eilends mit hinauf zu gehen, da werde sie ihn sehen. Diese that es auch, ging mit hinauf, machte die Stube auf und sah hinein, da stand aber der leere Stuhl da und Niemand saß darauf. Hierüber hat sich aber die Magd nicht genug wundern können, daß ihr Herr nicht mehr da war, da sie ihn doch vor kaum einer Viertelstunde an diesem Orte mit ihren Augen gesehen hatte.

93) Das spuckhafte Bild zu Kaditz.

Hofmann a. a. O. S. 744.

In dem zum Dresdner Amtsbezirk gehörigen Dorfe Kaditz befindet sich eine alterthümliche Kirche, welche in ihrer Vorhalle, der ursprünglichen Kapelle, eine Statue ihres Schutzheiligen und ein Oelgemälde des ehemaligen hiesigen Pfarrers M. Böhme in Lebensgröße besitzt. Von letzterem erzählt die Sage, er habe sich erhenkt und sei von den Seinigen in die Elbe getragen worden, damit man glauben solle, er sei darin, wo man ihn nachher auch wirklich fand, ertrunken. Nun sagt man, daß jedesmal am Kirchweihfeste des Dorfes, an welchem Tage nämlich der angebliche Selbstmord des Geistlichen gefallen ist, dieses Bild gewaltig

ſchwitze, gleichſam als ſei es eine lebende Perſon, der es in dem Gedränge ſo vieler Menſchen zu warm werde.

94) Der Wunderſee zu Lommatſch.

Dithmar. c. 3. (S. 8. Ulr. Hoffmann, Geſch. v. Dſchatz Bd. I. S. 11. Curiosa Sax. 1714. S. 3. p. 201.

Etwas über eine Meile von der Elbe und eine halbe Stunde von der Stadt Lommatſch befand ſich früher ein Brunnen, der durch ſeinen Abfluß eine Art Teich bildete und Glomuezi oder Glomaci genannt ward und mit dem jetzigen Poltzſchner See identiſch ſein ſoll. Bei dieſem verſammelten ſich in den Zeiten des Heidenthums die Bewohner jenes Theils des heutigen Sachſens, die Dalemunzier, jedes Jahr und faßten hier ihre politiſchen Beſchlüſſe, ſtellten hier auch ihre Gottheiten auf, und ſo kam es, daß häufig zur Verehrung derſelben hierher gewallfahrt ward. Man hatte nämlich bemerkt, daß, wenn Friede im Lande und ein fruchtbares Jahr bevorſtehe, auf der Oberfläche des See's Weizen, Hafer und Eicheln herumſchwammen, wenn aber ein Krieg im Anzuge war, dann zeigte ſich ſtatt deſſelben Blut und Aſche. Noch lange Zeit aber nach Einführung des Chriſtenthums ſollen die Bauern in der Umgegend dieſem See mehr Glauben geſchenkt haben, als einem chriſtlichen Gebete in der Kirche. Von dieſem Teiche ſollen aber die Brunnen von Altlommatſch ihr Waſſer und die Stadt ſelbſt (früher Glomaci genannt) ihren Namen erhalten haben, und ſonderbar iſt es allerdings, daß derſelbe weder Zu- noch Abfluß hat, und er bei anhaltendem Regen eher kleiner als größer wird, wogegen er bei großer Trockenheit deſto mehr Waſſer hat und die nahegelegenen Felder überſchwemmt. Des Nachts ſchwärmen in ſeiner Nähe viele Irrwiſche herum, und es ſoll überhaupt nicht recht geheuer da ſein.

95) Name und Urſprung der Stadt Dresden.

Haſche, Diplom. Geſch. v. Dresden. Dresden 1816. Bd. I. S. 18. sq. u. Umſtändliche Beſchreibung von Dresden. Lpzg. 1781. Bd. I. S. 2. 18.

Dresden ſoll von einer römiſchen Colonie herrühren, die Drusus Germanicus auf dem Taſchenberg, damals einem durch Kunſt gemachten Hügel, von dem noch jetzt das von der Schloßgaſſe nach dem Zwinger führende Gäßchen den Namen hat, angelegt habe. Sein Name ſoll ent-

weder aus den Worten Tropaea Drusi (die Siegeszeichen des Drusus) oder den drei Seen, welche früher hier waren, nämlich dem Judenteich, der Gutenfunge und dem eigentlich sogenannten, später völlig ausgetrockneten See, der sich in einen Ober- und Untersee theilte und von dem noch die Seegasse, die große und kleine Oberseergasse und die sogenannte Gasse am See ihren Namen haben, benannt worden sein.

96) Ein Priester zu Dresden hat ein Gesicht.

Hasche, Dipl. 68. Bd. 1. S. 295 nach Epitome Saxonis L. II. ad a. 1305.

Ein gewisser Presbyter zu Dresden, wahrscheinlich Albert, Pleban der früher auf der Elbbrücke befindlichen Marienscapelle, sah in der Christnacht am Himmel den Mond wunderbar schön glänzen, und wie er ihn nun so bewunderte, da ward derselbe zu einem Fische, fiel vom Himmel herunter und verschwand. Darauf kam von Abend her ein neuer weit größerer Mond, der stand über Böhmen und Meißen und schien so herrlich und glänzend, daß die Bauern auf's Feld zum Ackern und Pflügen hinaus fuhren. Das bedeutete, daß das folgende Jahr Friede zwischen Wenzel III. von Böhmen und Markgr. Albrecht werden sollte (1305).

97) Die Entstehung der Kreuzcapelle zu Dresden.

Menken. Scr. T. II. p. 1478. Hasche, Diplomat. Gesch. Bd. 1. S. 149, 233, 406. u. Beschreib. von Dresden 1. S. 622. Pietschmann, Theatr. Sax. III. S. 8. Unsch. Nachr. 1714. S. 373.

Im Jahre 1236, als Markgraf Heinrich von Meißen die Herzogin Constanze von Oestreich heirathete, brachte diese ein Stück des heiligen Kreuzes mit gen Dresden, wodurch Dresdens Volksmenge bedeutend wuchs und dasselbe, da auch bei der Marienkirche ein wächsernes wunderthätiges Marienbild viel Zulauf verursachte, ganz in den Geruch der Heiligkeit kam. Endlich ist 1299 ein holzernes Kreuz auf der Elbe geschwommen gekommen und, also es hier gelandet, in jubelreicher Prozession in die Kreuzkirche getragen worden. Später hat die Jungfrau Maria hier unzählige Wunder gethan und deshalb ist derselben vom Papst Bonifacius IX. ein 100tägiger Ablaß (1400) gewährt worden.

98) Der h. Benno löscht ein Feuer in Dresden.

Mencken. Script. T. II. p. 1899.

Im Jahre 1487 ist in Dresden ein großes Feuer aufgegangen und haben schon 18 Häuser in Flammen gestanden, da hat eine rechtschaffene Frau aus der Nachbarschaft, deren Haus gerade hat anbrennen wollen, um Hilfe zum h. Benno gerufen, und siehe das Feuer blieb stehen und hörte auf zu wüthen.

99) Vom Brückenmännchen zu Dresden.

Hasche, Diplom. Gesch. v. Dresden, Bd. II. S. 128. Hülscher S. 16. Abbildung bei Schramm, Ueber Brücken Nr. 4.

Der Baumeister der steinernen Elbbrücke zu Dresden, Matteo Foccio, ein Italiener, vom Dresdner Volke Matz Bötze genannt, hatte sich am fünften Pfeiler der Elbbrücke linker Hand in kauernder Stellung mit untergestemmten Armen und tief in die Augen gezogenem Mützchen abbilden lassen. Dieß war das sogenannte Brückenmännchen, ein Wahrzeichen von Dresden. Es flog bei der Sprengung der Dresdner Brücke durch Davoust (19. März 1813) mit in die Luft, fand sich aber, nachdem man nach einer Zeichnung ein neues hatte machen und an die Stelle des alten setzen lassen, unter dem Schutte wieder, und man stellte es dann linker Hand in der Quermauer, da wo die Kaitzbach in die Elbe fällt, wieder auf.

100) Der Stein auf der Dresdner Brücke.

Hülscher, Nachrichten von der Dresdner Elbbrücke S. 23 ff.

Wenn man früher von Altstadt nach Neustadt ging, sah man rechter Hand einen 3 Ellen langen und 3¼ Elle breiten Stein, der auf einer runden Scheibe ein in der Mitte getheiltes Schild zeigte, in dessen oberem Theile ein Schneckenhaus, im untern aber zwei schräg gestellte Balken zu sehen waren, auf deren einem die Buchstaben D. O. D. A., (d. h. ich gebe, gieb Du auch, oder: wie Du mir, so ich Dir) über dem Schilde die Buchstaben M. H. L., über der Fläche des ganzen Steins aber in römischer Schrift: Anno MDXLVII und darunter mit etwas kleinerer Schrift die Worte: Domus Amica Domus Optima (das befreundete Haus die beste Wohnung) zu lesen waren. Die Buchstaben M. H. L. bedeuteten den Namen des damaligen

Brückenmeisters Martin Heußler, Licentiatens, welcher dieses Monument zum Andenken an die politischen Verhältnisse Sachsens in jener Zeit hatte setzen lassen.

101) Der Kaplan Crosner prophezeit Emsern seinen Tod.

Hasche, D. G. Bd. II. S. 169. Sächs. Alphab. Urk. Anh. Th. S. 8. Schlegel, Leben des Dresdner Superint. Kellarii S. 80 sq.

Herzog Georgs von Sachsen Hofkapellan Alexius Crosner, von seinem Geburtsort auch M. Coldiz genannt, war bei seinem Herrn in Ungnade wegen seiner Zuneigung zum Lutheranismus gefallen und erhielt deshalb seinen Abschied (1526); da begegnete ihm, als er seine Bücher und Hausrath auflud, Luthers Todfeind, H. Emser zu Pferde und sprach zu ihm: diesen Tag sehe ich mit Freuden, ich habe Deiner ein Ende erlebt, Du mußt in Teufels Namen davon, ich bleibe hier. Alexius aber antwortete ihm freundlich: ei, Herr, in Gottes Namen wäre auch ein Wort, ich bin in Meißen gewesen eher als Ihr, werde auch drinnen bleiben, wenn Ihr weg seid. Siehe was geschieht! Als Emser des Abends ein Bankett hält und sich dabei etwas übernommen hat, setzt er sich plötzlich auf seinen Stuhl, macht schreckliche Gebärden und stirbt dahin.

102) Woher die Martersäulen auf der Dresdner Brücke gekommen? und von andern ähnlichen Kreuzen in der Stadt.

Weck, Dresdner Chronik S. 89. Hilscher, Etwas zu der Kirchen-Historie von Alt-Dresden. S. 56 sq.

Früher standen auf der rechten Seite der großen Dresdner Brücke zwei steinerne Säulen, auf denen das Leiden Christi in Stein gehauen war. Von diesen war die eine, so 1515 gesetzt wurde, zum Andenken an einen dort umgekommenen Menschen aufgerichtet, die andere ältere (von 1499) zum Andenken an eine große Wasserfluth, bei der eine Karausche oder Barbe aus dem Wasser bis auf die Brücke gesprungen war. Selbige war auch auf der Säule auf einem Wappenschilde ausgehauen, wenn dieses nicht vielleicht das Wappen der Karrasse ist, das jenen Fisch führt.

Dergleichen Martersäulen gab es aber früher noch mehrere in Dresden, so eine bei der Frauenkirche, eine andere, wo jetzt das schwarze

Thor iſt, und drei auf dem ſogenannten Sande an der Stolpner Straße, auf denen Chriſtus und die zwei Schächer abgebildet waren und zu welchen von der Kreuzkirche aus gerechnet es die Weite des Weges ſein ſollte, welche unſer Heiland von dem Richthauſe des Pilatus bis nach Golgatha zu gehen gehabt.

103) Der Mönch auf dem Frauenkirchhofe zu Dresden.

S. Weck S. 254.

Unter den Leichenſteinen des alten Kirchhofs der Frauenkirche befand ſich auch einer mit der Abbildung eines alten Klerikers von 1388, genannt der Mönchsſtein, unter dem jener ſpuckhafte Mönch gelegen haben mag, der noch in ſpäterer Zeit in dem Garten des Palais des höchſtſel. Prinzen Max in der Oſtraallee (in der Nähe des Vogelheerds) und in dem zur Johanniskirche gehörigen Kirchhofe, den Kopf unter dem Arme, herumgehen ſoll. Ob er aber gleichbedeutend mit dem geſpenſtigen Leichenbitter bei dem Kirchenborn in der Altſtadt Dresden, mit dem nachher zu erwähnenden Dresdner Mönche und dem bei dem Keller des ehemaligen Auguſtinerkloſters allda mit einer Kanne unter dem Arme und einem Schlüſſelbunde in der Hand ſich zeigenden Mönch iſt, weiß ich nicht.

104) Der Queckbrunnen zu Dresden.

S. Weck S. 280. Haſche, Diplom. Geſch. v. Dr. Bd. I. S. 254. II. S. 145. Urkde. Nr. 211 d. Bd. Va. S. 406. Mag. I. S. 68. VI. S. 716 sq. u. Beſchr. v. Dresden. Leipzig 1781. Bd. I. S. 163 sq. Curiosa Sax. 1733. S. 54. 1768. S. 30. Unſch. Nachr. 1713. S. 702.

Auf der Gerbergaſſe befindet ſich noch heute ein Brunnenhäuschen, deſſen Spitze ein Klapperſtorch ziert, das der Queckborn heißt, und von dem ein Sprichwort ſagt, daß der Storch aus ihm die Kinder hole. Nach dieſem iſt ſchon um 1514 häufig gewallfahrtet worden, weil die Sage ging, daß, ſo eine unfruchtbare Frau von ſeinem Waſſer tränke, dieſe durch die Gnade der h. Jungfrau mit Kindern geſegnet würde. Darum hat der Biſchoff Johann von Meißen im J. 1512 die Erlaubniß zum Bau einer Wallfahrtscapelle zu Unſerer lieben Frauen Queckborn ertheilt, welche jedoch ſpäter wieder einging, inſofern der Zudrang der Gläubigen dahin ſo ſtark war, daß die übrigen Kirchen, beſonders die Kreuzkirche, weil

ihre Einkünfte dadurch geschmälert wurden, zu Rom um Aufhebung derselben einkommen mußten. Der Name Queckborn bedeutet übrigens soviel, als Lebensborn (von Queck = lebendig), nicht aber Viehborn, wie man ihn der Nähe der Viehweide wegen hat deuten wollen. Der Brunnen selbst ist übrigens jetzt nicht mehr gangbar.

105) Bestrafter Fluch zu Dresden.

Weck S. 542.

Am Johannistage des Jahres 1579 hat ein Steuermann, David Bottig genannt, ein Schiff, das mit Sande beladen war und auf dem sich auch 31 Manns- und Weibspersonen befanden, durch einen unrechten Bogen der Dresdner Brücke stromabwärts fahren wollen, das Schiff hat sich also quer vor dem Pfeiler gelegt, und die Leute aussteigen wollen, er aber hat sie unter schrecklichen Flüchen und in aller Teufel Namen wieder in das Schiff zu treten genöthigt und ist alsdann vom Pfeiler abgestoßen, worauf das Schiff am Hintertheile geborsten und die Leute in's Wasser gefallen und neun von ihnen ertrunken sind.

106) Eine Hexe wird zu Dresden verbrannt.

Weck S. 542.

Am 20. Julius des Jahres 1585 ist vor dem Wilsdruffer Thore zu Dresden eine Zauberin, Namens Helene Wiedemannin, verbrannt worden, welche vorher in der Tortur und auch sonst gütlich gestanden, wie sie in ihrer Jugend von einem Mönch zu Kamenz die Zauberkunst gelernet und dieselbe 27 Jahre lang getrieben; unter andern hätte sie Hannsen von Taubenheim zu Roschkowitz, welcher bei Churfürst August, um des von seinem Weibe getriebenen unfertigen Wesens Willen, in Ungnade gekommen, durch Zauberei wieder zu Gnade zu bringen sich beflissen. Auch hätte sie bekannt, es wäre durch sie ein Weib zu Sebnitz, die Peter Hellin oder Strohischen genannt, geringer Ursachen und um Feindschaft wegen dermaßen bezaubert worden, daß sie vier stumme Kinder durch Gottes Verhängniß nach und nach zur Welt gebracht, wie sich es dann auch in der Erkundigung also befunden.

107) Der bärtige Kopf auf der Zahnsgasse.

Hasche, Beschr. v. Dresden Bd. I. S. 116.

Das früher sogenannte Richter'sche Haus auf der Zahnsgasse in Altstadt-Dresden trug sonst über dem Portale als Wahrzeichen einen bärtigen Menschenkopf auf einem ausgebreiteten Tuche, dessen Schildhalter zwei Engel waren. Dieß war das Haupt Christi, das Tuch aber das Schweißtuch der h. Veronica.

108) Die Gans auf der großen Brüdergasse.

Hasche, Beschr. v. Dresden Bd. I. S. 252. 643.

An dem zweiten Stocke des Eckhauses der großen Brüdergasse Nr. 7 ist eine fliegende Gans in Stein gehauen mit der Unterschrift: Diese Gans hat VII Personen getoedtet. Man erzählt, daß eine Magd im 15. Jahrhundert eine zum Braten fertige und ausgenommene Gans in den Keller gesetzt, eine Kröte (oder Ratte) sei hineingekrochen und am andern Tage, ohne daß es Jemand bemerkt, mitgebraten worden. Die ganze Familie nebst der Magd hat nun davon gegessen und ist noch denselben Tag plötzlich gestorben. Man zeigte ehemals in der großen Halle der Sophienkirche ein sogenanntes Pöllnitzesches Grabmal in Form eines hohen steinernen Bettes, in dem zwei in Lebensgröße ausgehauene Personen lagen, und es berichtete die Sage, daß das Grabmal sich auf jene Familie, die den Namen Schwalbach geführt, bezogen habe.

109) Das Weiberregiment zu Dresden.

S. Hasche, Beschr. v. Dresden Bd. I. S. 369. Abgeb. b. Hilscher, Dresdner Elbbrücke Titelk.

Früher stand in der Moritzstraße unten auer vor ein Haus, über dessen Thüre in Stein gehauen zu sehen war ein Mann, der auf Händen und Füßen kroch; auf diesem saß ein junges, schönes Frauenzimmer, welche ihn durch einen ihm in den Mund gelegten Zaum lenkte und vermittelst einer Karbatsche antrieb. Bei Erneuerung des (Kreyßig'schen) Hauses (gr. Schießg.) Nr. 10 ward es abgebrochen und in den Vogler'schen (v. Reibold'schen) Garten auf der Ziegelgasse aufgestellt. Dieses Bild nannte man das Weiberregiment.

110) Der goldne Rabe auf der äußern Pirnaischen Gasse.

Ueber der Thüre des linker Hand auf der äußern Pirnaischen Gasse unter Nr. 18 befindlichen Hauses sieht man noch heute einen goldenen Raben, der einen Ring im Schnabel trägt. Nach Hasche (Beschr. v. Dresden Bd. I. S. 412) soll ein früherer Besitzer hiermit blos eine Anspielung auf seinen Namen beabsichtigt haben, allein das Volk erzählt sich, daß einst ein Unschuldiger wegen eines angeblich hier in diesem Hause begangenen Diebstahls eines Ringes ergriffen und hingerichtet worden sei, während sich doch später gefunden habe, daß der zahme Rabe des Eigenthümers der Urheber der Missethat gewesen; jener habe nun zur Erinnerung an diese traurige Begebenheit den Raben mit dem Ringe an seinem Hause abbilden lassen.

111) Der wohlthätige Brunnen bei der heiligen Bartholomäuskapelle.

Hasche, Beschr. v. Dresden Bd. I. S. 448. 707.

Auf dem Freiberger Platze befand sich früher ein Hospital für alte Weiber, genannt zum h. Geist oder h. Bartholomäus (neben dem Findelhaus), welches schon um 1337 bestanden haben muß. In dem dazu gehörigen Garten war ein Quell, der die Gicht heilen konnte; wenigstens soll ein gewisser Nicolaus (Plate), Titularbischoff von Constantz, früher Abt zu Zinna bei Jüterbogk, sich hier niedergelassen und den vollkommenen Gebrauch seiner Glieder, welchen er verloren hatte, blos durch den Gebrauch dieses Wassers wieder erlangt haben. Er ist hier 1391 begraben worden, ist jedoch nicht der Stifter des Hospitals gewesen, wie die Sage berichtet.

112) Was die Churschwerter im alten sächsischen Wappen bedeutet haben.

Curiosa Saxon. 1732. S. 130. Dresd. Gel. Anz. 1759. St. 31.

Bekanntlich erhielt Friedrich der Streitbare von Kaiser Sigismund die Churwürde, welche zwei schräg über einander liegende Schwerter in seinen Wappen bedeuteten. Man hat diese Insignien so verstanden,

als zeigten ſie die Würde eines Reichsoberhofmarſchalls und Reichsgeneralfeldmarſchalls an, anders deutet ſie die Sage, denn man hat einen alten Reim, der ſo lautet:

„Zwey Schwert das Marſchallamt bedeuten
Die Wendiſchen Heiden auszureuten.

113) Ein Soldat wird zu Dresden bezaubert.

Dresdner Merkw. 1715. S. 57—58.

Im Jahre 1715 iſt einem Soldaten vom Borkiſchen Regiment, genannt Siegel, am Waiſenhauſe ein Weib mit einer Maske vor dem Geſichte erſchienen, hat ihn angeſehen und bezaubert. Der Mann iſt von Stund an raſend geworden, hat Andern die Zukunft verkündigt, und alles Gebet der Geiſtlichen M. Weller und Zahn iſt vergeblich geblieben, denn jener war und blieb beſeſſen.

114) Das Trompeterſchlößchen zu Dresden.

Mündlich. Rem. beb. v. Fr. Gottſchalck, deutſche Volksmärchen. Leipzig 1846. Bd. I. S. 130—132. Poetiſch bearb. v. Zahnert über die Sage kurz nach dem 30jährigen Kriege ſetzt Bd. II. S. 111 ff.

Auf dem Dippoldiswaldaer Platz bildet die Ecke der großen Oberseergaſſe und Reitbahngaſſe ein Gaſthof, genannt das Trompeterſchloßchen, wo an der abgeſchnittenen Ecke am zweiten Stock ein goldner Trompeter zu Pferde abgebildet iſt mit der Unterſchrift:

Trompeterſchlößchen nennt man mich,
Des Krieges Wuth empfand auch ich,
Da warf mich unverhofft ein tödtend Feuer nieder,
Allein ich lebe nun durch Gottes Gnade wieder. 17—.

Der Platz dieſes Hauſes war ſchon 1451 mit dem Jakobshospital überbaut, und ſpäter hielt die Garde du Corps hier ihre Fahnen- und Arreſtantenwache. Indeß kann das Haus offenbar von dieſen ſeinen frühern Bewohnern nicht erſt den Namen Trompeterſchlößchen erhalten haben, ſondern derſelbe muß älter ſein, wie auch ſchon aus dem obenſtehenden Reim hervorgeht. Die Sage erzählt uns alſo darüber folgende merkwürdige Geſchichte.

Vor langen Jahren lagen auf der Fläche, wo ſich jetzt das herrliche Dresden an den beiden Ufern der Elbe ausbreitet, nur zwei kleine Dörfchen, deren Einwohner ſich kümmerlich vom Fiſchfange nährten und

von deren Daſein jetzt nur noch der Name der Fiſchergaſſe in der Altſtadt und des ſogenannten Fiſcherdorfs in der Wilsdruffer Vorſtadt Zeugniß giebt. Rings um dieſelben war ſonſt ein dichter Wald und Alles gehörte den mächtigen Burggrafen von Dohna, die hier auch ein Jagdſchloß erbaut hatten, welches ſie zuweilen zu bewohnen pflegten, um hier dem Waidwerk und andern Luſtbarkeiten obzuliegen. Mit der Zeit wuchſen aber jene kleinen Dörfer ſo an Umfang, daß bald der ganze Raum, der früher zwiſchen ihnen und dem genannten Jagdſchloſſe exiſtirt hatte, angebaut war. Aber auch die Burggrafen von Dohna waren immer mächtiger geworden, und ſo kam es, daß ſie ſich nicht mehr begnügten, mit ihren Nachbarn, deren keiner ihnen die Spitze bieten konnte, in ewigem Kampfe zu liegen, um ſich durch deren Beſitzungen zu bereichern, ſondern ſich ſogar gegen ihren Lehnsherrn den König Wenzeslaus (II.?) von Böhmen auflehnten. Allein dies bekam ihnen ſchlecht, derſelbe zog mit großer Heeresmacht gegen ſie, ſchlug ſie im offenen Felde, brach ihre Burgen und vertheilte ihre Güter an ſeine Günſtlinge und Vaſallen. Seit dieſer Zeit ſtand auch jenes Jagdſchloß leer und ward, da Niemand ſich um daſſelbe zu kümmern ſchien, zur Ruine. Nun ging aber durch jene Dörfer eine ſehr beſuchte Heerſtraße nach der hölzernen Elbbrücke, welche die Burggrafen von Dohna ſchon um 840 gebaut haben ſollen, auch dort ihr Warren, zwei über einander geſchrenkte Hirſchſtangen aufgeſtellt hatten und einen Zoll von ihr erhoben, und ſo kam es, daß in den Dörfern viel Einkehr war, da viele Fuhrleute hier des Nachts raſteten und erſt am andern Tage die Elbe überſchritten. Da war auch beſonders ein Wirth mit Gaſten geſegnet, ſo daß ſein Haus bald zu klein für die zahlreichen Beſucher ward und er manchen Fremden, von dem er ſich einen guten Gewinn verſprach, abweiſen mußte. Dies wurmte aber den habſüchtigen Schenkwirth ſehr, und darum fand der Rath eines Nachbarn, er möge doch verſuchen, das ihm gegenüberliegende, unbenutzt ſtehende, verfallende geräumige Jagdſchloß von dem jetzigen Herrn des Waldes zu erwerben und ſeine Wirthſchaft dahin zu verlegen, bei ihm günſtiges Gehör. Er begab ſich auch ſofort nach Lohmen, wo derſelbe hauſte, erkaufte das Schloß für einen ſehr billigen Preis, und raſtete auch keinen Augenblick, bis daſſelbe wieder in guten Stand und zur Aufnahme möglichſt vieler Gäſte eingerichtet war, ſo daß er bald den Einzugsſchmauß daſelbſt halten konnte. Den Tag vorher mußte er aber leider von dem boshaften Nachbar hören, daß er nur darum ſo billig zu dem Hauſe gekommen ſei, weil es darin umgehe und Niemand von den böſen Geiſtern, die hier ihren Wohnſitz auf-

geſchlagen, gelitten werde. Indeß ließ ſich der neue Eigenthümer das wenig anfechten, hielt ſeinen Einzugsſchmauß und ſetzte ſowohl hier, als in ſeiner alten Wirthſchaft, die er zur Aushülfe ebenfalls beibehalten hatte, ſo viele Gäſte als er nur konnte, und lange hörte man nichts von Spuk oder Geſpenſtern. Da trug es ſich eines Tages zu, daß ein Ritter mit ſeinem Knappen noch Aufnahme verlangte, als beide Häuſer ſchon völlig mit eingekehrten Fuhrleuten angefüllt waren. Unſer Wirth erklärte ihm daher, er vermöge ihm kein beſonderes Gemach mehr zu geben, es ſei denn daß er in einem alten Saale bleiben wolle, der voll alten Gerülles ſei und zugleich als Getreideboden benutzt werde. Der Ritter, der bei ſinkender Nacht nicht weiter wollte, auch froh war, ein Plätzchen zum Ausruhen von langer Reiſe zu finden, willigte ein, und ſo führte ihn denn ſein Wirth, nachdem er ein gutes Abendbrot zu ſich genommen, hinauf in den Saal, ließ ihm eine Lampe zurück und ging ſeines Wegs. Freilich gefiel dem Ritter jetzt das gewählte Schlafzimmer nicht beſonders, allein was half's, er mußte gute Miene zum böſen Spiele machen; er warf ſich alſo auf das ihm bereitete Lager, ohne jedoch die Lampe auszulöſchen, und ſchlief, da er nach verſchloſſener Thür vor jeder Störung ſicher zu ſein meinte, ruhig ein. Plötzlich wachte er von einem ihm unerklärlichen Lärmen auf, er vernahm ein Laufen, Scharren und Poltern auf der Treppe und an der Thüre, daß es ihm ganz ängſtlich zu Muthe ward und er ſein Schwert ergriff, um jeden unberufenen Eindringling damit muthig zu bekämpfen. Siehe da ſtand plötzlich eine in ein Leichentuch gehüllte Geſtalt vor ihm, die ihn mit hohler Stimme fragte, ob er zum Tanze aufſpielen könne, und als der Ritter dieſe Frage für Spott haltend dem geſpenſtigen Beſucher mit ſeinem Schwerte drohte, ſo berührte ihn dieſer mit kalter ſchwerer Todtenhand, daß er ſich nicht rühren konnte, fragte ihn noch zum zweiten und dritten Male daſſelbe, und als er endlich mit Nein antwortete, ſo ging der Geiſt traurig von dannen. Mittlerweile verlor ſich zwar der Lärm und das Poltern, aber der Ritter hielt es auch keine Minute länger zwiſchen den vier unheimlichen fahlen Wänden des düſtern Saales aus, er eilte die Treppe hinab, rief den Wirth und die ſchlafenden Gäſte wach und erzählte, was ihm begegnet war. Nichts half es, daß jener betheuerte, noch nichts von ſolchem Spuk vernommen zu haben, alle ſeine Gäſte brachen auf, und wollte er nicht allein in dem Geſpenſterſchloſſe bleiben, ſo mußte er ihnen wohl folgen. Er zog alſo wieder in ſein altes Haus zurück und mußte froh ſein, daß wenigſtens hier noch der alte lebhafte Verkehr blieb, denn in das andere brachte er Niemand

mehr, zumal da einige muthige Burschen, welche es über sich genommen hatten, das Schloß zu durchsuchen, ob nicht etwa lebendige Geister dasselbe bewohnten, als sie in einen unbenutzt gebliebenen Keller gekommen und darin eine bisher noch nicht gesehene Thüre entdeckt hatten, die sich jedoch nicht öffnen ließ, zwar die Keckheit gehabt hatten, dieselbe einzuschlagen, aber auch, ehe sie noch in den von derselben verdeckten Raum eingetreten waren, eine schwarze Gestalt auf sich zukommen sahen, die ihnen bei ihrem Leben gebot, sich zu entfernen und nicht die Ruhe der hierher gebannten abgeschiedenen Seelen zu stören. So blieb das Spukhaus manches Jahr lang unbewohnt und verlassen stehen und sein Besitzer ärgerte sich, wenn er es ansah, denn Alles, was er für dasselbe gezahlt und hineingewendet hatte, war verloren, da Niemand es kaufen wollte und er selbst doch auch keinen Gebrauch davon machen konnte. Da begab es sich eines Tages, daß das Wirthshaus wieder von oben bis unten mit Gästen gefüllt war und der Wirth alle, die noch um Herberge baten, fortschicken mußte. Endlich kam auch ein Trompeter des Weges geritten, der einkehren wollte und sich nicht abweisen ließ, sondern für sich und sein todtmüdes Roß Labung und Aufnahme verlangte. Nichts half es dem Wirth, daß er seinem neuen Gaste die Unmöglichkeit seines Verlangens vordemonstrirte, derselbe bestand darauf hier zu bleiben, und endlich meinte jener, er könne ihm wohl noch ein Plätzchen zum Ausruhen anbieten, allein dies sei im Spukhause; wenn er sich vor Geistern nicht fürchte, so möge er dort bleiben. Der muntere Trompeter ließ sich vorerst die ganze Geschichte erzählen, lachte sich eins und sagte zuletzt, an Geister glaube er nicht, die Todten kämen doch nicht wieder, und vor lebenden Störern solle ihn sein Schwert schützen, der Wirth möge ihm nur ein Fäßchen seines besten Bieres geben, ihm ein Lager zurecht machen lassen und mit Licht versehen, so sei er bereit, allein in dem öden Schlosse zu übernachten. Obwohl ihn nun der Wirth nochmals gewarnt und ihm zugleich auch die Versicherung gegeben hatte, daß, wenn er einmal das Schloß betreten habe, er auch vor Tagesanbruch nicht wieder herausdürfe, so ließ er sich doch nicht irre machen, sondern forderte den Wirth auf, ihm das Versprochene zu geben und ihn sodann in den geräumigen Saal zu bringen. Jener ließ sich auch bereit finden, trug ihm ein bequemes Ruhebett, Bier und Licht hinauf, verschloß aber, nachdem er ihm gute Nacht gewünscht, das Schloß, und so sah sich der Trompeter bald allein. Nachdem er sich in dem Saale umgeschaut, die Thüren, wie er meinte, fest verschlossen, ja zu besserer Sicherheit mit altem Gerülle, das er hier fand, verrammelt hatte, warf

er ſich auf ſein Lager, um zu ſchlafen. Allein ſei es, daß er zu ermüdet, oder doch etwas aufgeregt war, der Schlaf wollte nicht kommen, er mochte ſich bald auf dieſe bald auf jene Seite legen. Er ſtand alſo wieder auf und nahm ſeine Trompete zur Hand, um ſich mit Blaſen die Zeit zu vertreiben. So kam die Mitternacht heran, und noch hatte ſich im ganzen Hauſe kein Laut hören laſſen, ſiehe, da ertönte auf einmal mit dem Schlage zwölf von unten herauf ein immer lauter und näher kommendes Getöſe, die Schritte vieler Perſonen ſchallten die Treppe herauf, lautes Geräuſch ließ ſich vor dem Saale hören, und wie der Trompeter eben aufſpringen wollte, um dem Spuke entgegenzugehen, da ſprangen die Thüren von ſelbſt auf, und herein traten zwölf Paare von Todtengerippen, die Leichentücher um ihre nackten Gebeine geſchlagen. Sie zogen hinter einander mehrmals in dem Saale herum und ſchienen ſich zuweilen förmlich nach einem gewiſſen Tacte zu bewegen. Da ward dem Trompeter ganz ängſtlich zu Muthe, er wußte nicht, was er machen ſollte, griff faſt unwillkürlich zu ſeinem Inſtrumente und begann ein luſtiges Stücklein zu blaſen. Das ſchien den unheimlichen Beſuchern ſehr zu gefallen, ſie nickten ihm Beifall zu und begannen ſich nach der Muſik herum zu drehen. Der gezwungene Muſiker blies nun wacker darauf los, aber je ſchneller er blies, deſto raſender flog der geſpenſtige Reigen, und als er endlich erſchöpft aufhören wollte, da machten ihm die hölliſchen Tänzer ſo drohende Zeichen, daß er alle Kräfte ſammelte und ein Stück nach dem andern aufblies. Endlich, eben wie er daran war vor Ermüdung umzuſinken, da hörten die tollen Tänzer plötzlich von ſelbſt auf, einer aus ihrer Mitte trat zu ihm heran und ſprach: Fremdling, wir danken Dir, Du haſt durch Dein Blaſen die Bedingung erfüllt, welche allein es uns geſtattet, zum ewigen Schlaf einzugehen; von dieſer Stunde an werden die Räume dieſes Hauſes von uns nicht mehr unſicher gemacht werden. Bei dieſen Worten ſchlug es Eins, und in demſelben Augenblicke ſtürzten auch ſämmtliche Knochen in Staub zuſammen, aber auch der Trompeter verlor das Bewußtſein und erſt das durch die Fenſter dringende Sonnenlicht weckte ihn aus ſeiner Betäubung. Das Erſte aber was er that, als er wieder zu ſich kam, war, daß er aus voller Bruſt zum geöffneten Fenſter hinaus ein frommes Danklied zu dem hinausſendete, der ihn in dieſer Nacht ſo wunderbar in ſeinen Schutz genommen. Das Trompetengeſchmetter weckte aber den Wirth und ſeine Gäſte im alten Hauſe aus dem Schlafe, Alle eilten herbei, um den von ihnen ſchon todtgeglaubten Geiſterverächter zu ſehen, und als derſelbe nun das Geſchehene berichtet und das Häuflein

Asche die Wahrheit der Erzählung bezeugt hatte, da wußte sich der Wirth vor Freude kaum zu lassen und bot dem Trompeter an, so lange er lebe, bei ihm zu bleiben und auf seine Kosten zu leben. Der aber nahm es nicht an, sondern beanspruchte nur sein Fäßlein Bier als sauer verdienten Lohn, der dankbare Wirth jedoch gab ihm nicht blos den versprochenen Preis, sondern auch noch ein tüchtig Stück Geld, damit er sich in seiner Heimath ein sorgenfreies Loos gründen könne. Zum Andenken aber ließ er das Bild des Trompeters in Stein hauen und in die obere Wand des nun wieder bewohnbaren Hauses setzen, welches von dieser Zeit an bis auf heute noch davon das Trompeterschlößchen genannt wird.

115) Der Dresdner Mönch.

P. G. Hilscher, Nachricht von einem gewissen Mönche in Dresden, welcher sich als eine böse Vorbedeutung so zuweilen soll sehen lassen. Dr. 1729. 8. u. b. Hauber, Bibl. Mag. Bd. III. p. 547–617. S. Diss. Nachrichten v. d. Dresdner Elbbrücke, ebend. 1729. 8. S. 14 sq. Hasche, diplom. Geschichte von Dresden. Bd. V. a. S. 93 sq. 487. (überall blos einzelne Notizen). Mündlich.

Wie die weiße Frau im Schlosse zu Berlin stets durch ihr Erscheinen den Tod eines Fürsten aus dem Hause Hohenzollern verkünden soll, so sollen sich nach der Volkssage auch ähnliche Vorbedeutungen bei einem dem sächsischen Fürstenhause drohenden Todesfalle zeigen. In Weimar erblicke man z. B., so berichten viele Schriftsteller, so oft jemand der durchlauchtigsten Fürsten aus dieser Linie das Zeitliche segnen wolle, ein Licht.[1] In Dresden soll früher, so oft ein grauer Barfüßer-Mönch sein abgehauenes Haupt unter dem Arm und eine brennende Laterne in der Hand tragend auf dem Walle der Dresdner Bastei und an derjenigen nach der Elbe gelegenen Stelle der frühern Festungswerke, welche die Jungfer oder das grüne Haus genannt ward, sich sehen ließ, dies den Tod eines aus der churfürstlich sächsischen Linie angezeigt haben. Dieser Mönch war angeblich früher zweimal an dem obersten Simms des Hauptthurms der alten Kreuzkirche an den zwei Ecken der nach dem Walle zugehenden Seite in Stein gehauen; weil aber auf der nach der Seite der Stadt zugehenden Ecke das Bildniß Christi angebracht war, so dachte man sich unter diesen beiden Mönchsgestalten auch den Teufel und seine Großmutter. Gewöhnlich kam er aus dem sogenannten Mönchsbrunnen auf dem Wilsdruffer Walle heraus, der bis 1726 gestanden hat. Den

[1] S. Crusii Annales Suevici P. II. L. XII. c. 29. Zeiler, Epist. XIII. p. 15. Weiss, Politische Reden, S. 586.

22. April 1694 hat er ſich auch im königlichen Schloſſe als Anzeige eines hohen Todesfalls ſehen laſſen (Johann Georgs IV.), aber auch am 3. October 1698 hat er die Wachen an den Thoren von Altdresden geplagt und erſchreckt, ſo daß ſie ſich von allen Poſten einander zu Hilfe riefen und ein Soldat ſich nur dadurch mit Mühe von dem Herabgeworfenwerden in den Graben ſchützen konnte, daß er ſich am Schilderhauſe feſthielt. Den Lieutenant, der die Runde gethan, hat er ebenfalls attakirt, dieſer hat aber die Pike gefällt, worauf das Geſpenſt unſichtbar ward. Hierauf iſt ein ſolcher Lärm entſtanden, daß man die Trommel rühren und Niemand mehr die Wache verrichten wollte, wie aus den im Regimentshauſe an dieſem Tage gethanen Ausſagen hervorgeht. Das Volk erzählte ſich damals, jener Mönch habe einſt die beiden Brüder Churfürſt Moritz und Auguſt an der Stelle, wo jetzt das Moritzmonument ſteht, und die davon früher die Horche hieß, beherbergt und ſei zur Strafe dafür gekopft worden, erſcheine aber ſeitdem als ein der churfürſtlichen Familie Unglück verkündender Spukgeiſt. Ja man dachte ſich ſogar unter dem Bilde des Gott Vater unter dem Architrav dieſes 1553 von Churfürſt Auguſt auf dem ſogenannten Hasenberge errichteten allegoriſchen Monumentes jenen ſpukhaften Mönch. Nach einer andern Sage (v. Lothar, Volksſagen. Leipzig 1820. S. 87) wäre aber dieſer (graue oder braune) Mönch, der klein von Geſtalt und ſehr friedſam geweſen, auch nur die, ſo ihn geneckt, beſtraft hätte, auch zu andern Gelegenheiten häufig im königlichen Schloß ſichtbar geweſen. So habe einſt ein Churfürſt einen Diener in ein beſtimmtes Zimmer geſchickt, um etwas zu holen, da habe dieſer den grauen Mönch an einem Tiſche ſitzen und ſchreiben ſehen, erſchrocken ſei er zurückgeeilt und habe ſeinem Herrn, was er geſehen, gemeldet; der Churfürſt ſei ſchnell ohne Begleitung an denſelben Ort gegangen, habe auch den Mönch noch ſchreibend gefunden und ihn gefragt, was machſt Du hier? Der aber erwiederte: ich ſchreibe Deine Sünden auf. Da verſetzte der wackere Fürſt: hat Dir Gott die Macht dazu gegeben, ſo thue es immerhin, und begab ſich, ohne andere Fragen zu thun, aus dem Zimmer. Mit dieſem Geſpenſte darf jedoch das ſogenannte weiße Geſpenſt nicht verwechſelt werden. Dies war eine lange Frau in weißen Gewändern, welche nach der Volksſage ſich früher ebenfalls ſehen ließ, wenn ein Todesfall in der churfürſtlichen Familie in der Nähe war: es zeigte ſich beſonders auf der Treppe der erſten zur zweiten Etage des erſten Thurmes rechts im großen Schloßhofe, da wo früher ein geheimes Cabinet und die churfürſtliche Handbibliothek war, und ſo ſoll

daſſelbe z. B. den Tod der Gemahlin des Churfürſten Johann Georg's II. Magdalene Sybilla im Jahr 1687 angezeigt haben, wie Mauer (Amph. Mag. Un. S. 386) erzählt. Endlich ſoll es ſonſt auch noch auf dem vom Schloſſe aus in die Hofapotheke führenden Gange umgegangen ſein, doch hat man eigentlich nie wirklich etwas geſehen, ſondern furchtſame Perſonen erzählten nur, daß, wenn ſie Abends dieſen Gang betraten, es gerade ſo ſei, als wenn ein großer weißer Ballen hinter ihnen her gewälzt werde.

116) Das garſtige Ding zu Dresden.

Hübner, Nachrichten von der Elbbrücke. S. 13 sq.

Eins der Wahrzeichen (es waren deren fünf, das Brückenmännchen, das ſchöne Thor in Altdresden, das Weiberregiment, der Dresdniſche Mönch und das garſtige Ding) von Dresden, welches die Handwerksburſchen zu nennen hatten, wenn ſie beweiſen ſollten, daß ſie wirklich in dieſer Stadt geweſen, war auch das ſogenannte garſtige Ding. So nannte man die an dem mit vielerlei Bildhauerarbeit gezierten Thore der alten Kreuzkirche eingehauene Statue eines Frauenzimmers, vor der ein Hund ſtand. Man erzählte nämlich, daß einſt eine wohllebende Frauensperſon nur dadurch der Beſtrafung für ein ſchmähliches Vergehen habe entgehen können, daß ſie auf ihre Koſten dieſen Thor herſtellte und ſich darauf zum Andenken habe müſſen abbilden laſſen. Später ward dieſe Statue aus der Kreuzkirche herausgenommen und in die Mauer, welche ſonſt die hellliegende Bürgerwieſe am Dohnaiſchen Schlage umgab, eingemauert (ziemlich dem Eingange der Langengaſſe ſchräguber), jedoch ſo, daß nur die obere Hälfte derſelben zu ſehen war, der untere Theil aber in der Erde ſtand. Als die Bürgerwieſe vor einigen Jahren planirt und die Mauer niedergeriſſen wurde, iſt auch jenes Monument, welches Hasche (Dipl. 6. Bd. III. S. 188. Anm.) übrigens von dem obigen für verſchieden hält, angeblich von den Arbeitsleuten unverſehens zerſtört worden.

117) Ein Knabe findet durch einen Traum einen Schatz.

Sagen, Beſchreibung von Dresden. Bd. I. S. 117.

Am 26. Mai des Jahres 1731 träumte einem Junaen vor dem Wilsdruffer Thore, er ſolle am großen Armenhauſe in einer Mauer Geld ſuchen. Er ging des Morgens auch hin, fand ein kleines Loch in der Mauer und Geld darin. Nachdem er dies voll Freuden ſeinen Spiel-

kameraden mitgetheilt, gingen ſie nochmals hin und fanden in einem ziemlich verfaulten Sacke verſchiedene Sorten Geld. Die Sache kam aber auf's Rathhaus, und ſie muſten das Geld bis zu erfolgter königlicher Reſolution deponiren.

118) Die wiederaufgeſtandene Goldſchmiedsfrau zu Dresden.

Haſche, Beſchr. v. Dresden. Bd. I. S. 323. sq. Bd. II. S. 881. P. Gbr. Hilſcher, Nachricht von der aus ihrem Grabe wieder auferſtandenen Goldſchmiedsfrau in Dresden. Dr. 1725. 8. (Aehnl. Geſch. ſ. ers. ebd. S. 6, 12, 28. sq.) Michaelis, Inscriptiones der Kirche zu Unſ. Lieben Frauen zu Dresden. ebd. 1714. 4. Vorr. zu Ende und S. 121.

An der Frauenkirche ſtand früher ein Haus, das der früheren Krauſiſchen Hofbuchdruckerei, welches über ſeinem Eingange eine Gruppe von Kindern in verſchiedenen Stellungen hatte. Um die Göttin Minerva in der Mitte ſtanden rechts gutartige Kinder, beſchäftigt mit Lehrgegenſtänden und erlaubten Vergnügungen, links aber mutwillige Knaben in leichtfertigen Stellungen, z. B. einer auf dem Kopfe, und mit unnützen Dingen beſchäftigt. Dies erklärte man für das Denkmal der aus dem Grabe wiedergekommenen Goldſchmiedsfrau und ihrer ſechs Kinder. Von dieſer, die den Namen Geißin geführt haben ſoll und vielleicht vom Volk mit der gleichnamigen Frauensperſon, die der h. Benno am verſtorbenen Blutfluſſe kurirt haben ſoll, identificirt ward, da Andere wieder ſie Harniſchin nennen und für die Frau eines Buchdruckers ausgeben, exiſtirte auf dem alten Frauenkirchhofe links beim Eingange zur Sacriſtei ein alter aufgerichteter Leichenſtein, auf dem eine Frau mit aufgehobenen Händen in Lebensgröße dargeſtellt war, an deren einer Seite zwei Knaben und an der andern zwei Mädchen ſtanden. Ueber der rechten Achſel in der Ecke war ein Schild, darauf zwei ſich gegen einander bäumende Geißen, und zwiſchen denſelben ein kleiner Stern, über der linken ein Schild, darin noch ein größerer Stern zu ſehen. Als Unterſchrift las man in römiſchen Buchſtaben AN - - - II. FRITAG. NACH. OCVLI. IST. VERSCHIDEN. DIE. TVGENTSAME. FRAV. PERPETVA. GEISSIN und auf der Mitte des Steins las man JORGE. GOLDSCHMITS. HAVSFRAW. Die Sage erzählt nun, dieſe Frau ſei als todt beerdigt worden, als aber in der Nacht der Todtengräber, um ihr ihren Schmuck zu rauben, den Sarg geöffnet und ihr den Trauring vom Finger ziehen wollen, hätte ſie ſich wieder ermuntert und aufgerichtet, worauf jener vor Schreck davongelaufen, aber die Laterne ſtehen laſſen, die ſie ergriffen und ſo im

Sterbekleid zu den Ihrigen zurückgekehrt, die sie erst aber nicht hätten einlassen wollen, sie habe dann mit ihrem Manne noch etliche Jahre gelebt und zwei Kinder gezeugt.

119) Der schwarze Herrgott zu Dresden.

P. Ehr. Hilscher, Etwas zu der Kirchenhistorie in Alt-Dresden. Dr. und Lpzg. 1721. S. 17 sq. Unsch. Nachrichten 1716. S. 760 sq. (Ueber Günther Strauß'ens Reimgedicht: „Warhafftige Newe Zeitung von dem Abgot zu Meissen und seinem nachbarn, dem schwartzen Hergott zu Dresden. o. O. 1539. 2 Bogen. 4. u. b. Hasche, Mag. f. Sächs. Gesch. Bd. I. S. 19—25.

Noch zu Luthers Zeit war unter dem Volke viel die Rede von dem schwarzen Herrgott zu Dresden, und es geschahen zahlreiche Wallfahrten zu demselben. Das war aber das große Crucifix*) in der Kreuzkirche, welches angeblich mit einer Menschenhaut überzogen war und von den vielen Lichtern, die man ihm zu Ehren vormals angezündet, ganz schwarz aussah. Es hat selbiges noch bis zu Anfange des 18ten Jhdts. an einem besondern Orte der Kirche gestanden, ist aber dann entfernt worden, ohne daß man erfuhr, wo es hingekommen war.

120) Das steinerne Kind auf der Schloßgasse und Schreibergasse zu Dresden.

Curiosa Sax. 1736. S. 85. Hasche, Beschr. v. Dresden. Bd. I. S. 216.

Auf der Schloßgasse sah man ehemals über der Hausthüre eines nahe am Markte gelegenen Hauses ein kleines Kind in Stein gehauen, das am Johannistage des Jahres 1635 aus diesem Hause in einem Alter von 5 Jahren aus einem Fenster des zweiten Geschosses ohne allen Schaden auf die Gasse herabgefallen, und aus Furcht, von seinen Aeltern geschlagen zu werden, einen ganzen Tag ohne Speise und Trank herumgelaufen ist. Ein ähnliches Bild wegen gleicher Ursache war auf der Schreibergasse an einem Hause angebracht.

*) Dergleichen Benennungen kommen jetzt noch mehrere vor, so heißt ein schweizer Sprichwort „Hüt schwarzin Muetergotte" weil das Muttergottesbild zu Einsiedeln im Canton Schwyz Gesicht und Hände schön schwarz von Holz hat (s. Wisstein, D. Sprichw. d. Deutschen S. 580), zu Schaffhausen war ein Standbild von Holz, 27 Fuß hoch, genannt der große Herrgott (s. ebd. S. 543) und zu Ueberlingen in Schwaben stand bis zum Schwedenkrieg der sogenannte Schwäbische Heiland, aus Holz, 7 Fuß hoch, in einer Capelle (s. ebd. S. 559).

121) Der ſteinerne Kopf*) auf dem Neumarkte zu Dresden.

Curiosa Sax. 1736. S. 85.

Auf dem Neumarkt war an dem damals ſogenannten Liebenbergerſchen Gaſthofe 1640 noch über dem Eingange ein ausgehauener Kopf von Stein, auf einem Poſtament ſtehend, zu ſchauen, der auf einen auf dem Jüdenhofe eingeſetzten viereckigen Tafelſtein geſehen und dahin ſein Antlitz gewendet haben ſoll. Es hat aber letzterer Stein die Stelle bezeichnet, worauf das Schaffot geſtanden, auf welchem der bekannte Kanzler Grell iſt hingerichtet worden. Es iſt aber ſothaner Kopf nachgehends bei Renovirung des Hauſes abgebrochen und der Stein durch neues Pflaſtern des Jüdenhofes weggekommen. Das Haus übrigens, wo der Kanzler ſelbſt fruher gewohnt hatte, das Eckhaus der großen Brüder- und Schloßgaſſe, war durch die in zwei runden Schildern ſauber in Stein gehauenen Apoſtel Petrus und Paulus bezeichnet.

122) Das Aber zu Dresden.

Curiosa Sax. 1733. S. 137.

Früher ſagte man häufig von Perſonen, die ſchlecht bei Gelde waren: es fehlt ihm an dem Dresdniſchen Aber. Der Urſprung dieſes Sprichworts iſt folgender. Im Jahre 1617 haben der Kaiſer Matthias und der Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich den Churfürſten Johann Georg I. zu Dresden beſucht und der Letztere hat ihnen unter anderen Merkwürdigkeiten ſeiner Reſidenz auch das mit Gezeugen aller Art und andern zur Kriegführung nöthigen Dingen vollſtändig ausgerüſtete Zeughaus gezeigt. Als er nun den Kaiſer fragte, wie ihm das Alles gefalle, ſo gab er zur Antwort: das Zeughaus iſt vortrefflich, aber! Der Churfürſt hat gleich gemerkt, dieſe abgebrochene Rede des Kaiſers ſolle ſoviel ſagen, als: es wären wohl Waffen und Vorräthe genug da, aber ſo viel Geld, als zur Erhaltung einer zu dieſen im Verhältniß ſtehenden Armee nöthig wäre, ſei nicht in Sachſen. Indeß hat er auf der Stelle nichts geantwortet, ſondern den Kaiſer weiter und endlich auch in die churfürſtliche Schatzkammer gebracht, wo ihm eine ſo ungeheure Menge von daſelbſt befindlichen Silberplatten gezeigt ward, daß er ſich

*) Auch auf der Schloßgaſſe ſah man ſonſt an einem Hauſe einen gehauenen Kopf ſtehen, der 1605 zum Andenken an einen hier umgebrachten tapfern Kriegshelden errichtet worden war. S. Cur. Sax. 1737. S. 217.

nicht genug wundern konnte. Als er nun dieſe und andere hier nicht vermuthete Schätze ſtaunend betrachtete, da ſagte der Churfürſt: Allergnädigſter Vater, hier iſt das Aber!

123) Woher das Sprichwort kommt: Wer Wittgen fängt, kann auf der Dresdner Brücke jagen!

Pierenſtein, Theatr. Sax. Th. 1. S. 97.

Es iſt noch nicht gar zu lange her, daß die Böhmiſchen Wälder durch ihre Räuberbanden berüchtigt waren, allein vor alten Zeiten, als noch das Fauſtrecht herrſchte, da war es um Vieles ſchlimmer, es gab der Raubſchloſſer gar viele am Böhmiſchen Gebirge, und eines der allerverrufenſten war das, welches der Raubritter Wittich oder Wittgen auf einem ſtarken Felſen in der Nähe der jetzigen Bergſtadt Glasbutte, ſo damals noch völlige Wildniß war, an dem Waſſer der Müglitz erbaut hatte. Der hatte ſo viele böſe Buben um ſich verſammelt und das Land Meißen dermaßen unſicher gemacht, daß die Markgrafen, ſo damals bereits das Landgrafenthum Thüringen innegehabt, öffentlich verkündigen ließen, wer ihnen dieſen Räuber lebendig oder todt überantworten würde, dem ſolle eine jede irgend mögliche Bitte erfüllt werden. Derowegen hat ſich der Räuber in nicht geringer Gefahr befunden und ſich ſchier keine Stunde ſeines Lebens mehr ſicher geglaubt, alſo den Plan gefaßt, Weigold III. von Bärenſtein auf Schloß Lochau, der ihm am nächſten und auch ſonſt ſeiner Rechtſchaffenheit wegen verhaßt war, durch Hinterliſt aus dem Wege zu räumen, verhoffend, daß er durch dieſes Beiſpiel Andere abſchrecken würde, ſich an ihm zu vergreifen. Er hat ſich alſo des Morgens in der Frühe mit einigen Begleitern in die Nähe des Schloſſes Lochau begeben und eine Unterredung mit dem Ritter von Bärenſtein begehrt, und als dieſer, nichts Böſes ahnend, vor's Schloß getreten, dreimal mit der Armbruſt nach ihm geſchoſſen, ihn aber immer gefehlt. Da hat der von Bärenſtein, genugſam gewitzigt, weſſen er ſich von dem Räuber zu verſehen habe, in der Eile ſo viele als er konnte von den Seinen zuſammengerafft und in dem Wittig gefolgt, hat ihm, als er ihn eingeholt, erſt ſeine Untreue vorgehalten, dann aber denſelben muthig angegriffen, und obgleich dieſer ſich tapfer zur Wehre geſtellt, ihn doch nach längerem Kampfe niedergeworfen und erlegt, dann aber ſein Raubſchloß eingenommen und gebrochen; wiewohl der Ort, wo es geſtanden, noch heute Wittigs Schloß heißt und über dem Ritterſitze

Reinhardsgrimma, ſo damals denen von Karras gehört hat, das Kreuz, welches man an der Stelle, wo der Räuber gefallen war, aufrichtete, bis in's 17. Jahrhundert hinein gezeigt hat. Als nun aber dieſe That des tapfern Ritters landkundig worden und bis vor die Markgrafen gekommen, da haben ſie den von Bärenſtein aufgefordert, ſich eine Gnade auszubitten, was es auch ſei, der tapfere Ritter hat aber mit wahrhaft adeligem Gemüthe geantwortet, wie daß er zu dieſer That ſich nicht durch Hoffnung auf Geld oder andere Gaben habe bewegen laſſen, ſondern ſeinem Vaterlande zu dienen und ſich ſelbſt zu ſchützen gemeint, doch da ſeine Herren, die Markgrafen, ſolches einer Belohnung werth achteten, ſo begehre er blos, daß, wenn er auf ſeinem Grund und Boden einen Hirſch oder anderes Wild hetze, er demſelben folgen, es fangen und wegführen dürfe, möge es ſelbſt bis auf die ſteinerne Elbbrücke zu Dresden laufen. Das haben ihm die Markgrafen, ſeine edle Geſinnung höchlich bewundernd, auch gewährt, und wiewohl die Urkunde darüber hernach durch Brand vernichtet ward, ward doch dieſes Privilegium alljährlich auf Schloß Bärenſtein von den Leuten, wenn man dieſes Ortes Gedinge hielt, alſo in die Rüge eingebracht [10].

124) Von des Königs Auguſtus des Starken ungeheurer Kraft.

Ludwig, Germaniae principes L. III. S. 82—85. Abendzeitung. 1817. Nr. 133.

Churfürſt Friedrich Auguſt II., der nachherige König von Polen, war ſo ſtark, daß er öfter Becher, Teller und Schüſſeln aus Silber, Zinn und Kupfer nur mit einer Hand wie Papier zuſammendrückte. Dieß kam daher, daß er mit Löwenmilch als kleines Kind genährt worden ſein ſoll.

125) Ein Geiſt erſcheint dem Feldmarſchall Wackerbarth.

Hasche, Diplom. Geſch. v. Dresden Bd. IV. S. 95.

Als den 21. Mai 1726 der Archidiaconus Hahn zu Dresden durch den geweſenen reitenden Trabanten Franz Leubler ermordet worden war, entſtand ein furchtbarer Aufruhr in der Stadt, den der Feldmarſchall Wackerbarth nur mit Mühe dämpfen konnte. Unter den Tumultuanten befand ſich auch ein ſchon zweimal aufgebotener Bräutigam, Gottfried Mittag, ein Kanonier, der, weil er von der Wache fortgelaufen war,

[10] Etwas verſchieden, und mit mehr poetiſcher Auffaſſung, iſt die Sage erzählt v. C. Winter in der Conſtitut. Zeitung 1852. 17. bis 19. Juni.

BAYERISCHE STAATS-

den 6. Auguſt nach Kriegsrecht vor der Hauptwache erſchoſſen und ins Lazareth begraben worden war, aber den 28. wieder ausgegraben und auf dem Böhmiſchen Kirchhofe beerdigt ward, weil er Wackenbarthen des Nachts erſchienen war und ihn beunruhigte, der an ſeinem, wie man glaubte, unverdienten Tode Schuld geweſen ſein ſollte. Nach der Sage hätte er aber auch an dieſem Orte noch keine Ruhe gehabt.

126) Eine Frau fliegt durch die Luft.

Kopie eines allerunterthänigſten Berichtes ꝛc. Dresden 1721. 4. Haſche, Diplom. Geſch. v. Dresden, Bd. IV. S. 75. Iccander, Sächſ. Kernchronicon, II. Paquet S. 40 sq. XVII. Couvert S. 134.

Zu Ende des Jahres 1721 fand man (am 13. Octbr.) auf der Schanze vor Neuſtadt eine Weibsperſon, und zwar allen Anzeichen nach eine friſche Wöchnerin, unter freiem Himmel liegen, welche vorgab, ſie ſei aus Ungarn, 30 Meilen von Tockai aus Recskemet und geſtern mehr als 100 Meilen weit durch die Luft ſicher bis hierher geführt worden; ihr Mann heiße Anton Schley und ſei ein Fleiſcher, ſie ſelbſt aber 22 Jahre alt. Sie ſprach gut ungariſch und ſlavoniſch und gab die Gaſſe, wo ſie gewohnt, ihre Nachbarn zur Rechten und zur Linken, ſowie die Paten des Kindes nach Namen und Stand an. Als man jedoch nach Recskemet geſchrieben und dort Niemand die Frau hat kennen wollen, iſt ſie als Betrügerin nach Waldheim ins Zuchthaus gekommen.

127) Churfürſt Chriſtian I. und Pfalzgraf Johann Caſimir.

Müller, Annales Sax. S. 206.

Churfürſt Chriſtian I. ſoll ſehr viel haben trinken können. Einſt beſuchte ihn der Pfalzgraf Johann Caſimir mit ſeinem Hofmarſchall, Bock von Trautmannsdorf, einem ſtarken Trinker. Der Churfürſt ſprach zum Pfalzgrafen: Dein Marſchall kann brav zechen, der aber erwiederte: die Marſchälle müſſen alle wohl zechen können, darum biſt Du auch der Erzmarſchall.

128) Warum ein Dresdner Scharfrichter geadelt worden und den Namen von Dreißigacker bekommen habe.

Haſche, Mag. der ſächſ. Geſch. Bd. II. S. 68. sq.

Den 22. Februar 1647 ſtarb zu Dresden in ſeinem 41ſten Jahre Melchior Wahl, Nachrichter allhier; er hieß von Dreißigacker, welchen

Namen und Adel er von Churfürſt Johann Georg I. als Belohnung für ſeine Geſchicklichkeit erhielt, daß er einſt einem Gekopften ein Stück ausgeſtochenen Raſen auf den Hals gelegt und ihn alſo an der Hand noch über dreißig Acker geführt hat. Das Wappen ſeines Leichenſteins zeigte im blauen Felde eine Juſtitia mit verbundenen Augen und hoch emporgehobenem Schwerte, und darüber prangte ein geſchloſſener Turnierhelm.

129) Der Spukgeiſt im Anton'ſchen Garten zu Dresden.

Mündlich.

Es iſt noch nicht allzulange her, da erzählte man ſich von dem nach ſeinem frühern Beſitzer, S. M. dem höchſtſel. König Anton ſo genannten Anton'ſchen Garten auf der Langengaſſe zu Dresden verſchiedene Spukgeſchichten. So ſollte ſich an der Mauer nach der Dohnaiſchen Straße zu bei dem dort befindlichen künſtlichen Waſſerfalle ein Jäger des Nachts ſehen laſſen, der den Kopf unter dem Arme trüge. Dann ſteht noch heute mitten im Garten links vom Palais ein ſteinerner Tiſch, von dem man behauptete, daß derſelbe nicht von ſeinem Platze entfernt werden dürfe, wenn man nicht alle Nächte an dieſem Platze wüſtes Geſchrei und Gepolter haben wolle. Endlich ſoll ſonſt auch an gewiſſen Tagen aus der auf der rechten Seite des Gartens befindlichen Einſiedelei um Mitternacht ein ſchwarz geharniſchter Ritter mit einer ebenfalls ſchwarz gekleideten Dame getreten ſein, denen dann ein Prieſter mit Meßbuch und Meßgewand folgte. Dieſe gingen nach jenem Tiſche, wo der Ritter ſeine Rüſtung ablegte, ſie ſchritten dann um's ganze Schloß herum, worauf ſich der Ritter an beſagtem Tiſche wieder wie zuvor wappnete, und ſo kehrte dieſer geſpenſtige Trauungszug ſtill, wie er gekommen war, wieder in die Einſiedelei zurück.

130) Das Geſpenſt auf der Brühl'ſchen Terraſſe.

Mündlich.

Auch auf der Brühl'ſchen Terraſſe ſoll es ſonſt umgegangen ſein. Man will dort zuweilen eine weißgekleidete Frau aus dem Brühl'ſchen Palaſt haben kommen ſehen, welche nach dem dem Torniamenti'ſchen Kaffeehauſe gegenüber liegenden Orellon zuzugehen und ſich über das Geländer ins Waſſer zu ſtürzen pflege. Das Volk erzählt ſich, es ſei dies

der Geiſt der Maitreſſe des Grafen Brühl, Albuzzi (vom Volke die Alrupe genannt), welche an jener Stelle einſt ihrem Leben ein Ende gemacht habe und nun nicht zur Ruhe kommen könne.

131) Die ſieben Brüder im großen Garten zu Dresden.

Mündlich. Poetiſch bch. v. Ed. Hell in Gumbert's Pict. Sagenbuche der Deutſchen, S. 171. sq.

Wenn man im großen Garten von der ſogenannten Hoch'ſchen Wirthſchaft auf einem Seitenwege nach der den Namen Pikardie (nach dem Erbauer derſelben, H. Picart, genannt) führenden geht, ſo gewahrt man hart am Wege einen ungeheuren Lindenſtamm, der in ſieben Aeſte auslauft, die aber oben abgekuppt ſind, ſo daß das Ganze faſt das Anſehen von einem Kandelaber mit ſieben Armen, der zugleich die Form eines Lehnſeſſels hat, erhält. Die Entſtehung dieſes ſonderbaren Naturſpiels wird aber verſchieden angegeben. Nach Einigen ſollen ſieben Schweſtern, deren Eltern nahe beim großen Garten ihre Wohnung hatten, eben ſo viele Lindenbäumchen neben einander gepflanzt haben, indem ſie ſich das Verſprechen gaben, an einem gewiſſen Tage, möchten ſie auch noch ſo entfernt von einander ſein, ſich hier wieder finden zu wollen. Der bald darauf ausgebrochene 30jährige Krieg habe jene Familie von ihrer Heimath vertrieben, jene ſieben Stämmchen aber ſeien luſtig gewachſen und ihre Wurzeln ſich nach und nach ſo verkettet, daß ſie ſich zu einem Baume von ſieben Aeſten vereinigten. Wie aber Andere wollen, ſollen einſt ſieben Brüder ein Mädchen geliebt haben, und als dieſe geſtorben, zum Andenken und Gelübde, daß ſie immer unverehelicht bleiben wollen, dieſe ſieben zuletzt in einen Stamm zuſammengelaufenen Lindenbäumchen gepflanzt haben.

132) Der ſpukhafte Franzoſe im großen Garten zu Dresden.

Mündlich.

Nach der blutigen Schlacht bei Dresden ſollen im großen Garten daſelbſt mehrere Baracken geſtanden haben, welche zu Feldſpitälern dienten. In dieſen iſt gar Mancher geſtorben, ehe er Zeit gewann, ſeinen Kameraden oder Verwandten Nachricht zu geben, an welchem Orte des ſchönen Dresdner Spazierganges er ſeine erbeuteten Reichthümer vergraben habe. Dergleichen abgeſchiedene Seelen haben nun nach der Volks-

ſage keine Ruhe im Grabe, bis ihr Schatz gehoben iſt, und ſo erzählt man ſich, daß zu verſchiedenen Malen theils einzelnen Perſonen, theils ganzen Familien, die in der Abenddämmerung in den Alleen des großen Gartens luſtwandelten, ein nur mit einem Hemde bekleideter und mit einer Feldmütze bedeckter blaſſer Franzoſe erſchienen ſei, der ohne zu ſprechen ein Stück Weges mit ihnen zu gehen und dann zu verſchwinden pflege und wahrſcheinlich dem Muthigen, der ihn anzureden und ihm zu folgen wage, ſeine verborgenen Schätze zeigen wolle.

---

133) Hans Jagenteufel, der wilde Jäger bei Dresden.

Gewiſſe Relation von einem Weibe, das bey Dresden Eicheln geleſen, und daſelbſt ihr ein ſchon vor hundert und ein und dreiſſig Jahren verſtorbener Förſter ohne Kopff erſchienen und künfftigen Welt- und Kriegslauf angezeiget. Gedr. im 1644. Jahr. o. O. 4. S. a. Daumer, Geheimniſſe des Chriſtenthums Bd. II. S. 218. sq.

Am 13. October des Jahres 1644 iſt eine gewiſſe Katharine Ullmannin Sonntags früh mit ihrer Tochter beim Thoreſſnen in die Haide gegangen, ſie hatten anfangs Holz geſucht, dann aber Eicheln aufleſen wollen, bis es um 11 Mittags geworden. Als ſie nun zur Predigt läuten hören, iſt die Tochter Margarethe, des Poſtboten Nic. Heydenreichs Eheweib, weil es ſehr geregnet, fortgegangen, und die Mutter, welche linker Hand an der Radebergiſchen Straße an einem Grunde bei dem Fiſchhauſe nicht weit von dem Orte, der das verlorene Waſſer heißt, ſtand, hat eine Viertelſtunde nachher ein Jägerhorn ſtark blaſen hören, dann iſt etwas ſtark gefallen, als wenn ein ſtarker Baum umſtürze, und ſie erſchrocken und in der Meinung, daß es Förſter wären, hat ihr Säckchen mit Eicheln ins Geſtrüppe getragen, da hat ſie wiederum blaſen hören, und als ſie ſich umgeſehen, da iſt ein Geſpenſt zwei Schritte von ihr vorüber geritten, das folgendermaßen ausgeſehen. Ein Grauſchimmel mit Sattel und Zeug trug einen Reiter ohne Kopf, der hatte einen grautuchenen Rock an, einen Hirſchfänger an der Seite, ein Jägerhorn auf dem Rücken, und trug ſchwarze Stiefeln mit Sporen. Der iſt anfangs ſchnell, dann langſam vorübergeritten, ſo daß ſie ihm ziemlich weit am Hange reitend hat nachſehen können, und iſt ſie bis halb drei Uhr dort allein geblieben und hat ſich mit Eichelſuchen beſchäftigt. Den neunten Tag hernach, als am 22ſten October, eines Montags früh iſt dieſelbe Frau früh abermals in die Haide gegangen und hat da bis

Mittags nach 11 Uhr Eicheln gesammelt, und als sie sich rechter Hand an der Radeberger Straße beim Fürstenberge im Gestrüpp neben ihrem Eichelsack niedergesetzt und einen Apfel geschält, hat sie eine Stimme gehört, die folgende Worte gesagt: Habt Ihr den Sack voll, seid Ihr auch gepfändet worden, so habt Ihr gute Förster? Sie antwortete: Ja die Förster sind fromm, sie haben mir nichts gethan, ach Gott! sei mir armen Sünder gnädig. Als sie auf der Seite aufwärts gesehen, sei ein Mann an ihrer rechten Seite ohne Pferd gestanden, der habe den Kopf mit bräunlichen und krausen Haaren unter dem linken Arme gehabt, daß man das Gesicht nicht sehen können, auf dem grauen Rocke hatte er ein kleines schmales Ueberschlägelein, unter dem aufgeschlagenen Rocke ein gelbledernes Wamms mit grünen Schnüren und grünen Aermeln, das Jägerhorn auf dem Rücken, den Hirschfänger auf der Seite, auch Stiefeln mit Sporen angehabt und hierauf weiter gesagt: Hieran thut Ihr recht und wohl, daß Ihr um Vergebung der Sünden bittet, es hat mir so gut nicht werden können, sie sollen die Leute die Eicheln auflesen lassen, es sind viele arme und vertriebene Leute, die es benöthigt sind, sie sollen gelinde und nicht scharf sein. Wollte Gott, ich wäre in meines Vaters Fußtapfen getreten, wozu er mich anermahnt gehabt, daß ich den Leuten nicht so scharf sein sollte, so wäre ich nicht vor 131 Jahren durch übriges Saufen und Trunkenheit zu dieser Verdammniß gekommen. Mein Vater hat Hans Jagenteufel geheißen und ich heiße auch Hans Jagenteufel, bin meines Vaters einziger Sohn, und mein Vater sowie auch ich sind Förster hier gewesen. Die Menschen sollen Buße thun und sich bekehren, oder Gott wird eine große Strafe über die Stadt Dresden ergehen lassen, daß zwei neue Armeen ankommen werden, die eine ist schon im Anzuge; wenn sie noch nicht Buße thun werden, wird Gott sie mit einem großen Sterben strafen, daß nicht genug Todtengräber zu erlangen sein werden, die Menschen zu begraben. Ihr Menschen verachtet Gott und sein Wort, Gott wird sich von Euch wenden mit seinem Wort und Sacramenten: wollte Gott, es wäre dazu gekommen, daß ich mich hätte bekehren können, so wäre ich durch's Saufen und Trinken zu dieser Verdammniß nicht gebracht worden, sage es ihnen, sie sollen herzliche Buße thun, sich zu Gott bekehren, von der großen H....., leichtfertigen Hoffart, Saufen, Vollerei, Spielen, Buchern, Gotteslästern, Fluchen und Schelten abstehen, denn Gott über Euch sehr erzürnt ist, also daß er auf seinem Stuhle blutige Zähren weinen thut. Werden sie sich bekehren, so wird Gott auf kommendes Jahr an Korn, Wein, Obst und allen Früchten mehr und reichlicher

geben, als dieſe vergangene Jahre. Wollt Ihr es anſagen, ſo gebt mir die Hand darauf. Sie (das Weib) ſei aber dermaßen erſchrocken und habe nicht gewußt, was ſie thun ſolle, und ſo habe ſie der Mann abermals gefragt: Wollet Ihr es anſagen? Sie habe darauf mit erſchrockenem Gemüthe ja geſagt, der Mann ihr die rechte Hand geboten und weiter geſagt: So gebt mir die Hand darauf, welches ſie in Gottes Namen gethan und gefühlt, daß des Mannes Hand wie Schnee kalt geweſen, daß ihr gegrauſt und ſie gezuckt, darauf der Mann wieder geſagt: Fürchtet Euch nicht, meine Hand iſt Euch kalt anzufühlen, mir aber brennt ſie ewiglich und ohne Ende; ich bin nicht gekommen, die Menſchen zu quälen, ich bin ſelbſt gequält, — und iſt darauf verſchwunden. Dieſe Katharine Ullmannin iſt nach geſchehenem Zureden hierbei geblieben und hat ſich anerboten, dieſe ihre Ausſage weiter vor geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit zu wiederholen.

134) Die Sage von der Mordgrundbrücke.

Auf der königl. Bibliothek zu Dresden befindet ſich eine Handſchrift (S. G. Nr. 138 b. 4.) aus dem erſten Viertel dieſes Jahrhunderts, welche über die Entſtehung und Benennung des ſogenannten Mordgrundes zwiſchen Dresden und dem Dorfe Loſchwitz folgende Sage aus einem alten bei einem Winzer der Loſchwitzer Gegend vorgefundenen, faſt unleſerlichen Geſchichtsbuche Folgendes berichtet[1]). Gegen Ende des 13. Jahrhunderts, als Markgraf Friedrich der Kleine die Stadt Dresden noch ſein nannte, blühten in dieſer Gegend die Geſchlechter von Glohmen und von Birken; ſie beſaßen nicht blos Ritterburgen in den nahe gelegenen gebirgigen Gegenden (z. B. die Glohmen, das von ihnen benannte Lohmen), ſondern auch Häuſer in der Stadt und Beſitzungen auf den Bergen in der vorgenannten Flur zwiſchen Loſchwitz und Dresden. Beide Geſchlechter waren ſowohl mit ihren übrigen Gütern in der Gebirgsgegend als in der Loſchwitzer Flur Grenznachbarn, und nur der dortige tiefe Grund trennte ſie von einander, indem die von Glohmen die nach ihrem Beſitzer ſogenannten Seebe'ſchen, und die von Birken die dermalen zu dem Baron Müller'ſchen Grundſtück gehörigen Fluren beſaßen. Der

[1]) Aus dieſem Manuſcripte ſcheint die Sage von Ad. v. Schaden, Ratersprung von Berlin über Leipzig nach Dresden. Deſſau 1821. 8. S. 14 sq. angezogen worden zu ſein, ſ. a. Haſche, dipl. Geſch. v. Dresden, V. b. S. 91. sq.

Der reiche Hans von Globmen war Wittwer und beſaß nur ein einziges 19jähriges Töchterlein von wunderbarer Schönheit, Gisbeth geheißen, ſein Nachbar Benno von Birken, ein ſchöner Mann, war eben erſt aus fernen Landen zurückgekehrt, wo er ſich durch ſeine Tapferkeit den Namen des Kühnen erworben hatte. Kaum hatte er ſeine ſchöne Nachbarin geſehen, ſo liebte er ſie auch und hielt bei ihrem Vater um ihre Hand an, die ihm auch ohne Weiteres mit der Bedingung gewährt ward, daß ſich das Fräulein vorerſt ein Jahr am Hofe Friedrichs aufhalten und dort ausbilden ſolle. Natürlich folgte ihr ihr Bräutigam, und da derſelbe an dem prunkliebenden Hofe des Fürſten faſt täglich Gelegenheit fand, mit ihr zuſammen zu kommen, ſo lernte ſich das junge Paar bald ſo lieben, daß ihnen das Jahr zu einem Jahrzehend ward. Indeß hatte im Jahre 1289 Friedrich der Kleine Dresden und die umliegenden Gegenden an den böhmiſchen König Wenzel, ſpäter ſogar an Friedrich Tutta verkauft, von dem er zwar daſſelbe zurückerbte (1291), ſich aber doch wieder von Wenzel (1299) er mit dieſen Ländern belehnen ließ. Da jedoch die Herzen der Dresdner immer noch an ihrem rechtmäßigen Landesherrn hingen, ſo konnte Wenzel ſelbſt noch 1299, wo es zum Kriege kam, nie recht zum wirklichen Beſitz des verkauften Landes gelangen, er dachte alſo auf Mittel, ſich die Gemüther der Mächtigen und Reichen zu gewinnen, und ſendete einen gewiſſen Grafen Leonmar M..... nach Dresden, der durch Verheißung von Gütern und Ehrenſtellen den Adel auf ſeine Seite bringen ſollte. Gelang dieſem dies unter Andern auch bei Hans von Globmen, ſo blieb der von Birken dafür mit deſto größerer Treue ſeinem alten Herrn zugethan. Da nun aber der böhmiſche Graf, der noch unbeweibt war, die Hoffnung hegte, daß er als Schwiegerſohn eines der mächtigſten Ritter im Sachſenland deſto beſſer für König Wenzel wirken könne, ſo bat er um die Hand der ſchönen Gisbeth von Globmen und erhielt ſie auch ſofort zugeſagt, und als ihr Bräutigam ihren Vater an ſein gegebenes Wort mahnte, ſo erklärte dieſer, er halte ſich deſſelben für entbunden, weil nur ein Freund König Wenzels ſeine Tochter zum Altare führen ſolle. Indeß fanden die Liebenden noch einmal Gelegenheit, ſich zu ſehen und ſich ewige Treue zu ſchwören. Der Ritter von Birken hatte unterdeß ſeine Beſitzung an der Elbe bezogen und ſchickte täglich ſeinen alten Diener auf Kundſchaft aus, um zu erfahren, was bei ſeinem Nachbar vorgehe, konnte aber faſt nichts erfahren. Mitten in einer ſtürmiſchen Nacht erſtieg er einſt, von einer unerklärlichen Angſt getrieben, die Höhe des Waldes und ſah das Schloß ſeines Feindes hell erleuchtet, hörte auch Trompeten- und

Paukenſchall in einzelnen Abſätzen erklingen. Ohne ſich zu beſinnen ſtieg er den tiefen Grund herab und erklimmte die ſteile Anhöhe jenſeits, ſowie die hohe das Globmenſche Schloß umgebende Mauer, nachdem er zuvor mit ſeinem Schwerte alle Hinderniſſe des dicken Geſtrüppes beſeitigt hatte. Siehe, wie er noch ſinnend daſtand, was er nun weiter beginnen ſolle, da öffnete ſich ein Pförtchen und ſeine Elsbeth, weiß gekleidet wie ein Engel, ſtürzte in ſeine Arme. Schnell entſchloſſen, nahm er die holde Bürde auf ſeine Arme, ſtieg mit ihr über die Mauer und den Berg hinab, mußte aber im Grunde vor Anſtrengung erwattet eine kurze Zeit raſten. Während dem erzählte ihm ſeine Elsbeth, wie ſie ans Altar geſchleppt und mit dem ungeliebten Böhmen trotz ihres laut ausgeſprochenen Nein vermählt worden ſei, und darauf ſogleich den Entſchluß gefaßt habe, bei der erſten günſtigen Gelegenheit zu entfliehen. Wild tobte der Sturm, ſie hatten den Weg verfehlt und Fackelſchein verkündete die ſie Suchenden von allen Seiten, da gaben ſich beide das Verſprechen, daß nur der Tod ſie trennen, und Elsbeth, ehe ſie ſich zu dem ihr aufgedrungenen Gemahle zurückſchleppen ließe, ſich mit dem Dolche, den ſie bei ſich trug, ſelbſt den Tod geben wolle. Da ſtand plötzlich Graf Lodomar vor ihnen und ſprach: wer wagt es, ſich an meinem Eigenthum zu vergreifen? Benno aber erwiderte hohnlachend: ſo wenig dieſes Land je das Eigenthum Deines Königs werden wird, ebenſowenig wirſt Du dieſe Jungfrau je Dein nennen! Mit dieſen Worten drang er wüthend auf den Böhmen ein, der nothgedrungen ſein Schwert zog, aber nach kurzer Vertheidigung tödtlich verwundet zu Boden ſank. Da rief die Jungfrau: Heil Dir, Du haſt keinen Mord begangen, ſondern nur Dein Vaterland von einem fremden Wütherich befreit, laß uns aber jetzt eilen, die Reiſe in ein Land anzutreten, wo uns keine Verfolgung mehr drohen kann, von Deiner Hand, mein Benno, will ich ſterben. Mit dieſen Worten reichte Elsbeth dem Ritter den ſcharfen Dolch, er ſetzte die Spitze deſſelben auf die Bruſt des geliebten Mädchens; doch ſeine Hand zitterte, da erfaßte die ſchöne Schwärmerin mit beiden Händen krampfhaft Benno's Hand und ſtieß ſich den Dolch tief in ihre reine Bruſt. Sie ſchwankte, doch hatte ſie noch ſoviel Kraft, den Stahl aus der blutenden Wunde zu ziehen, und matt lächelnd reichte ſie denſelben ihrem Benno mit den Worten: es hat nicht geſchmerzt, hier, mein Geliebter, nimm ihn und folge mir. Ungeſtüm durchbohrte ſich nun auch Benno und ſank ſterbend auf ſie hin, und ſo hauchten ſie Arm in Arm ihr Leben aus. Auf dieſer Stelle nun, wo ſie geendet hatten, wurden ſie auf Befehl Globmens, der jetzt ſeine Härte tief bereuete, beerdigt, der

Leichnam Lodomars auf seine Güter nach Böhmen geführt, und von dieser Stunde an die Felsenschlucht, wo sich diese traurige Begebenheit ereignet hatte, der Mordgrund genannt. In jener alten Schrift war die Stelle, wo der Mord geschehen war, so genau angegeben, daß derjenige, welcher diese Sage abgeschrieben hatte, dieselbe leicht wiederfand, und für die Nachwelt sie durch folgende in einen Baum eingeschnittene Worte, wie er sagt, bezeichnete:

Vereint läßt uns sterben, es schließt ein Grab uns ein,
Wir werden noch verbunden in bessern Welten sein.

135) Das unglückliche Todaustreiben zu Radeberg.

Dresd. Magaz., Bd. II., S. 439. sq. Curiosa Sax. 1745. S. 121. sq. Grundig. Samml. z. Nat. Gesch. v. Obersachsen. Bd. I. 3. S. 219. Poet. beh. v. Segnitz. Bd. I. S. 32. sq.

An einigen Orten im alten Churfürstenthum Sachsen war es früher gebräuchlich, am Sonntage Laetare den Tod auszutreiben. Die Knaben machten nämlich aus Stroh eine menschliche Figur, behingen sie mit Lumpen, steckten diesen Popanz an eine Stange und trieben ihn so mit großem Geschrei und unter Absingung eines besondern Reims [12]) durch

[12]) Nach B. Schnurr, Kunst-, Haus- und Wunderbuch. Frkft. a. M. 1690. 8. S. 127. lautet dieser Reim also:

Nun treiben wir den Tod auß,
Dem alten Juden in seinen Bauch,
Dem Jungen in den Rücken,
Das ist sein Ungelücke.
Wir treiben ihn über Berg und tieffe Thal,
Daß er nicht wieder kommen soll,
Wir treiben ihn über die Heyde,
Das thun wir den Schäfern zu Leyde.

Darnach kommen sie wieder zu Hause und singen:

Nun haben wir den Tod hinauß getrieben,
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und auch den Meyen
Der Blümelein sind mancherleyen.

Uebrigens singt man diesen Reim an verschieden Orten immer anders, z. B.:

Nun treiben wir den Tod hinaus
Den alten { Juden / Weibern } in das Hauß
Den { Jungen / Reichen } in den Kasten
Morgen wollen wir fasten.

die Stadt, warfen ihn dort in eine Grube und liefen dann eiligst zurück, indem der Aberglaube besagte, daß, wer von den Austreibern hinter den übrigen zurückbliebe, dieser in demselben Jahre noch sterben müsse. Am 28. März des Jahres 1745 haben nun aber an diesem sogenannten Todtensonntage neun Knaben in der Stadt Radeberg den Tod mit großem Geschrei ausgetrieben und bei einem sumpfigen Orte vor der Stadt in eine Grube geworfen, weil sie aber daselbst ein Kraut und Wurzel, die man Schirling nennt, angetroffen, und einer der Knaben, sonder Zweifel mit Eingebung des Satans, diese Wurzel ausgezogen, für eine Möhre gehalten, davon gegessen, auch einigen andern etwas gegeben mit dem Beifügen, daß, wer von der Wurzel esse, wacker laufen könne, allein da, wie bekannt, dieser Schirling pures Gift ist und die Menschen tödtet, so sind alsbald acht dieser Knaben daran erkrankt (der neunte hatte gar nichts davon genossen), auf der Gasse umgefallen, haben stark geblutet, auch einen heftigen Anfall von Epilepsie gehabt. Vier von denselben, die von der Wurzel wirklich gegessen, sind noch diesen Abend verstorben, einer hat noch bis den andern Tag gelebt, drei andere aber, denen man sogleich mit dienlichen Medicamenten beigesprungen, haben zwar lange krank gelegen, sind aber am Leben erhalten worden. Merkwürdig ist es übrigens, daß alle diese Knaben an dem erwähnten Todtensonntag Mittags um 1 Uhr mit Samuel Gläntzel's Leiche zu Grabe gegangen waren, dann haben sie gegen 4 und 5 Uhr jenen Unfug vorgenommen und Abends gegen 8 Uhr sind die ersten vier schon todt gewesen.

137) Der Schatz in der Kirche zu Eschdorf.

J. A. Seidemann, Eschdorf und Dittersbach. Dresden 1840. 8. S. 15.

In der Kirche zu Eschdorf, einem 3 Stunden von Dresden und 1½ Stunde von Pillnitz gelegenen Dorfe, befindet sich in der Vorderhalle quer vor der Thüre im Schiffe eine Gruft, von der erzählt wird, es ruhe hier ein früherer Besitzer aus der Riesewetter'schen Familie, der einen Schatz mit ins Grab genommen habe, man dürfe aber die Gruft nicht eher öffnen oder den Schatz heben, als bis durch Alter der Kirche oder durch irgend

Bekanntlich hat Luther selbst für die Kinder zu diesem Zwecke ein Lied von 7 Zeiligen Strophen gedichtet: Nun treiben wir den Pabst heraus ꝛc., welches bei P. Chr. Hilscher, Curieuse Gedancken Von dem Gebrauche am Sonntage Lætare Welchen man insgemein nennet Den Todt austreiben. A. d. Lat. übers. d. M. M. Dresd. u. Lpzg. 1701. 8. S. 39. ꝛc. abgedruckt ist.

einen sie treffenden Unglücksfall ein Neubau derselben nothwendig werde, der dann von diesem Schatze bestritten werden solle.

137) Der Nixenhügel bei Rossendorf.

Seidemann a. a. O. S. 48 sq. Poetisch beh. v. Segnitz. Bd. I. S. 179. sq.

Zwanzig Minuten von Eschdorf, nahe an der Bautzner Straße liegt das Dorf Rossendorf, und zu diesem gehört der sogenannte Rossendorfer Teich, in welchem die Priesnitz entspringt, ein Flüßchen, welches am Lincke'schen Bade in Antonstadt-Dresden in die Elbe fällt und dessen Wasser höchst merkwürdige Heilkräfte auf Alle, die an Gicht und ähnlichen Krankheiten leiden, äußert und seine heilsamen Theile wohl meist aus dem Lager von bituminösem Holze zieht, das sich unter dem Teiche hin erstreckt. Aus diesem Teiche, wo sich seit 1835 ein Inselchen mit einer Jagdhütte zum Schießen wilder Enten befindet, ragte aber schon früher eine Erhöhung hervor, auf der sich nach einer Sage von 1690 früher sogar eine Kapelle, ein Altar der h. Barbara befunden haben soll, was freilich wenig zu dem Namen, der Nixenhügel, welchen ihr das Volk gegeben hat, paßt. Die Entstehung desselben wird folgendermaßen erzählt: In der Heidenzeit hatten sich zu Eschdorf schon Christen angesiedelt, bei denen Tanz und Spiel gerade so Mode war, wie in unsern Tagen. Nun fand sich bei dergleichen Festen oft ein wundervoll schönes, Allen unbekanntes Mädchen ein, die äußerst knapp und reinlich gekleidet war, aber immer an ihrem Kleide einen nassen Saum hatte, als sei sie über thauige Wiesen gegangen. Neid und Neugierde plagte die Dorfbewohnerinnen gewaltig, zu erforschen, wer wohl die fremde Tänzerin, die allen jungen Burschen den Kopf verdrehe, sein möge, allein Niemandem gelang es, den Schleier, der über ihrem geheimnißvollen Kommen und Gehen ruhte, zu lüften, bis das Mädchen einmal einem hübschen Jüngling auf vieles Bitten erlaubte, sie nach Hause zu begleiten. Das Mägdlein führte ihn über den Gückelsberg nach dem Rossendorfer Teiche, der damals ein großer See war, und an dem Ufer angelangt, wollte sie von ihrem Begleiter Abschied nehmen; da derselbe aber noch nicht scheiden mochte, so sprach sie: nun wohl! heute Nacht ist mein Vater nicht daheim, Du magst mich also in unsere Hütte begleiten, kommt aber jener zurück und findet Dich, so ist es um uns beide geschehen. Der Jüngling ließ sich indeß nicht abschrecken, sie schlug also mit einer Ruthe ins Wasser und siehe, das Wasser theilte sich, so daß sie auf einem schmalen Pfade trockenen Fußes die Insel in

der Mitte des Gewäſſers erreichen konnten. Hier angekommen, ſchlug das Mädchen abermals in das Waſſer, und alsbald war der Pfad wieder verſchwunden. Als der Morgen dämmerte, fing auf einmal der See zu brauſen an, da rief die Nixe voll Schreck: ſchnell verſtecke Dich, mein Vater kommt, ſonſt ſind wir verloren. Kaum hatte ſie ihren Liebhaber in einen daſtehenden Backtrog geſteckt, ſo trat ein rieſiger Greis in die Hütte, die Tochter ſprang ihm entgegen und ſuchte durch Liebkoſungen ihre Angſt zu verbergen, der alte Nix aber ſchnupperte überall herum und ſprach finſter: es riecht mir hier nach Chriſten. Da entgegnete das ſchlaue Mädchen: wo ſollen denn hier Chriſten herkommen? ich rieche aber vielleicht nach Chriſten, denn ich geſtehe, daß ich in Eichdorf ein wenig in Deiner Abweſenheit zu Tanze war. Der Alte ſchalt ſie zwar etwas aus, allein er ließ ſich doch endlich beruhigen, ſuchte nicht weiter, ſondern warf ſich auf ſein Schilfbett, und bald verkündete ein heftiges Schnarchen, daß er entſchlafen war. Als nun die Nixe ihrer Sache gewiß zu ſein meinte, holte ſie ihren Tänzer aus ſeinem Verſtecke hervor und ließ ihn auf dieſelbe Weiſe wieder entfliehen, wie er gekommen war, allein derſelbe hatte an der einen angſtvoll verlebten Nacht genug, er beſuchte die Ufer des Sees nicht mehr, aber auch das Mädchen ſah Niemand wieder.

137) Die Zwerge im Hutberge bei Weißig.

Seidemann a. a. O. S. 50

In der Nähe des Dorfes Weißig bei Eichdorf erhebt ſich der ſogenannte Hutberg beinahe 1000 Fuß über der Meeresfläche. Vor langen langen Jahren war dieſer Berg von einem Zwerggeſchlecht bewohnt, welches ſtill und freundlich mit den Bewohnern der umliegenden Gegend verkehrte und ſich beſonders durch das Tragen von runden Spitzhüten auszeichnete. In dem Berge war Reichthum an Silber, und oft kamen Leute aus der Nachbarſchaft und baten um ein Darlehn, welches jene auch nie verweigerten, nur hielten ſie ſtreng darauf, daß die Schuld zum vorher beſtimmten Tage zurückgezahlt ward, geſchah dieß nicht, ſo traf den ſäumigen Zahler gewöhnlich irgend ein Unfall. So hatte einſtmals ein Mann in ſeiner Noth Hilfe im Hutberge geſucht und gefunden, und als nun der Tag des Wiederbezahlens gekommen war, eilte er ſchon ganz früh hin, um ſeine Schuld abzutragen, ſiehe da ſprach der Zwerg, der ihn am Eingange des Berges empfing, und dem er eben das Geld zu geben im Begriff war, zu ihm: ei Du ſchlechter Mann, Du haſt heute

noch nicht gebetet oder Deine Hände gewaschen, ich kann aus einer unreinen Hand kein Geld nehmen, komme also heute über vier Wochen wieder, waſche Dich aber erſt und bete, dann magſt Du Dein Geld zählen. Aber der Mann war wirklich ſchlecht, denn nach vier Wochen ſtand er zwar wieder am Berge, allein er hatte weder gebetet, noch ſich gewaſchen, weil er hoffte, auf dieſe Weiſe das Geld behalten zu können. Als ihn der kleine Hutmann erblickte, ward er ſehr zornig und ſprach: behalte Dein Geld, laß Dich aber niemals wieder hier ſehen! Der Mann war aber mit dem liſtig erſchlichenen Gelde nicht glücklich, es traf ihn Unglück über Unglück und bald war er wieder arm. Bald nachher machten aber die Zwerge allen ihren Schuldnern bekannt, ſie müßten aus dem Hutberge ausziehen und würden ihre ausſtehenden Schulden an dem Tage wieder eincaſſiren, wo ſie in den Berg zurückgekehrt wären. Kurz darauf an einem beſtimmten Tage ſah man mit Erſtaunen, wie das ganze Zwerggeſchlecht in einem langen Zuge, Männlein, Weiblein und Kindlein nach der Elbe herabſtieg, wo ein bereitſtehendes Schiff ſie aufnahm, und Thränen in den Augen ſahen ihre Schützlinge ihren Wohlthätern nach, bis ſie am andern Ufer der Elbe hinter den Bergen, welche ſie erſtiegen hatten, verſchwunden waren. Sie ſind zwar niemals wiedergekehrt, aber, obwohl mit ihrem Wegzuge die Luft auf und bei dem Berge kalt und unfreundlich ward, ſo daß das Dorf Weißig eher Eißig genannt werden ſollte, ſind doch die Einwohner deſſelben reich und wohlhabend geblieben.

139) Der Felsblock bei Weißig.

Seidemann a. a. O. S. 50.

Auf dem Weißiger Viehanger lag vordem ein ungeheurer Felsblock, der einzige im ganzen Umkreiſe (er iſt jetzt zerſprengt worden); man erzählt, daß, als man den Kirchthurm vollendete, böſe Zwerge, die auf einem benachbarten Berge hauſten, aus Aerger über den frommen Bau, denſelben nach der Kirche ſchleuderten, ſie fehlten aber, der Stein flog weit über ſein Ziel hinaus und wühlte ſich in dem Anger in den Boden ein, die Zwerge jedoch zogen auch von dannen, denn das Glockengeläute ſtörte ſie.

140) Der geſpenſtige Wagen zu Eſchdorf.

Seidemann a. a. O. S. 51.

Aus den Kellern des Eſchdorfer Freigutes fuhr ſonſt jede Nacht ein ſtattlicher Herr (der Kanzler Hieronymus Rieſewetter, Beſitzer von Eſchdorf † 1586) auf einem mit vier Schimmeln beſpannten Wagen heraus, hielt am Röhrtroge des Herrenhofes an, ließ dort ſeine Roſſe trinken und kehrte nach gehaltener Umfahrt wieder in die Keller zurück. Da jedoch dieſer Spuk die nächtliche Ruhe der Lebenden ſtörte, ſo ließ man die Kellerthüre verengen und der Gaſt blieb ſeitdem weg.

141) Die Sagen von den Zwergen im Cottaer Spitzberg.

v. Burchardi bei Poenicke, Album der Schlöſſer und Ritterburgen im Königreich Sachſen. Meißner Kreis. H. II. S. 23.

Das früher den Burggrafen von Dohna gehörige Rittergut Cotta liegt am ſüdweſtlichen Rande der ſächſiſchen Schweiz an einem Kalkmergelberge mit Baſaltſpitze an der nach Teplitz führenden Chauſſee 1¼ Stunden von Pirna entfernt. Dieſer ſogenannte Cottaer Spitzberg, von dem man eine reizende Ausſicht genießt, überragt den Ort ſelbſt noch um 401 Fuß, und in dieſem ſollen noch heute einige Zwerge, ſogenannte Quarkſe, hauſen, die einzigen Ueberreſte eines ganzen Volkes von gutmüthigen kleinen Weſen, die ſowohl hier als im nahen Zwergloch des Hennersdorfer Waſſerfalls wohnten. Einſt hatte ein junges Mädchen, welcher einer derſelben aus Liebe die Wohnung ſeiner Genoſſen am Waſſerfalle gezeigt hatte, das Geheimniß in der Beichte verrathen, und in Folge deſſen mußten alle fortziehen, worauf auch ihre Brüder aus dem Spitzberge ſich ihnen anſchloſſen, mit Ausnahme der Wenigen, welche zur Bewachung des großen im Spitzberge liegenden Schatzes zurückblieben. An einem düſtern Novembermorgen, während ein dichter Nebel über der Erde lag, hörte man das Trippeln einer unzähligen Menge von kleinen Füßen, welche den Kirchweg herunter durch das Rittwernsdorfer Thal nach Pirna zogen und ſich dort über die Elbe ſetzen ließen. Der Fuhrmann, der wegen des Nebels nicht ſehen konnte, verlangte, als man ihm das Hol' über zurief, für jede Perſon einen Pfennig Fährgeld, und als er die kleinen Weſen übergeſetzt hatte, da fand er ſoviele Pfennige in ſeinem Kahne, daß er ſie nicht zählen konnte, ſondern mit der Mege meſſen mußte und dadurch ein reicher Mann ward. Das Mädchen aber,

welches das Geheimniß verrathen hatte, starb bald nachher an gebrochenem Herzen, doch Niemand weiß, ob jene einst, wie sie versprochen, wieder kommen werden, und dann der Bergbau im nahen Städtchen Berggießhübel wieder aufleben wird. Der Eingang zu der noch jetzt von den zurückgebliebenen Quarksen bewohnten Höhle des Gottaer Berges ist nur alle 9 Jahre, wenn das umstehende Laubholz geschlagen ist, eine kurze Zeit und auch dann nur in beträchtlicher Entfernung vom Berge auf der südlichen Seite sichtbar, kommt man aber in die Nähe der wahrgenommenen Stelle, so ist die Oeffnung so mit Steinen versetzt, daß man irre wird und sie nicht wieder finden kann. Im Jahre soll aber die Höhle einen Tag lang für Jedermann offen stehen. Schade nur, daß Niemand weiß, wenn der Tag fällt.

Einst war eine Frau oben am Berge grasen, als gerade die Mittagssonne gewaltig heiß schien, so daß die Frau in das Gehölz ging, um etwas auszuruhen, da befand sie sich plötzlich vor einer offenstehenden Höhle, in welcher längs der Wände Bänke und in deren Mitte eine Tafel stand. Auf einer dieser Bänke setzte sie sich nieder, nahm aber dabei ihre Haube ab; nach einiger Zeit ging sie jedoch wieder an ihre Arbeit, vergaß aber ihre Haube mitzunehmen, und erst auf dem Heimwege dachte sie daran, sie kehrte zwar sogleich zurück, allein sie fand keine Höhle mehr und mußte ohne Haube nach Hause gehen. Da sie sich jedoch den Tag gemerkt hatte, wo ihr dieß geschehen war, so kehrte sie das nächste Jahr an demselben Tage wieder an jenen Ort zurück, fand die Höhle offen, und auf demselben Orte, wo sie die Haube hingelegt hatte, da lag sie auch jetzt noch.

Ein anderes Mal ging eine Frau um Gras zu holen auf den Berg und nahm ihr kleines Kind mit, weil sie Niemand hatte, der es warten konnte. Auch sie fand die Höhle offen und darin eine Anzahl kleiner Männchen, welche sie bat, das Kind, während sie grase, in Obacht zu nehmen. Dieß thaten diese auch, und als die Frau fertig war, gaben sie ihr ihr Kind zurück und außerdem eine Semmel, die sie, als sie nach Hause kam, in Gold verwandelt fand.

Einst ging eine arme Frau, die sich in schwerer Noth befand, auf den Gottaer Spitzberg, da trat aus dem Gebüsch ein kleines Männchen auf sie zu und drückte ihr ein Päckchen in die Hand, welches sie aber vor Schrecken in die nahe dabei liegenden Steine schleuderte, später besann sie sich aber eines Besseren, kehrte zurück, fand zwar das Päckchen nicht mehr, wohl aber unter den Steinen einige alte Silbermünzen.

Noch jetzt (1854) lebt in Gotta ein Mann, der behauptet, er sei

als Knabe mit einem Schulkameraden auf dem Berge herumgeklettert und habe ſich plötzlich vor der offenſtehenden Höhle befunden, ſie wagten aber nicht einzutreten, ſondern liefen entſetzt den Berg hinunter, und konnten ſpäterhin, trotz alles Suchens, die Stelle nicht wiederfinden. Ebenſo ſah man in einer dunkeln Nacht drei Zwerge mit langen weißen Bärten in dem lange Zeit unbewohnten, nach der Abendſeite gelegenen Eckzimmer des Gottaer Herrenhauſes ſitzen und bei dem in das Gemach fallenden Mondenlicht in einem großen Buche leſen. Vielleicht haben die öfter[illegible] Gottaer Berge gefundenen Bracteaten (oder Hohlmünzen) mit der darauf befindlichen Abbildung eines Mannes in ſitzender Stellung und ſehr dickem Kopfe Gelegenheit zu der Sage von den Schätze bewachenden Zwergen gegeben.

---

142) Der Singeſtein bei Poſtelwitz.

Romantiſch bearb. v. Gottſchalck, Deutſche Volksmärchen. Leipzig 1835. Th. I. S. 153–162.

Am rechten Elbufer ziemlich Pirna gegenüber liegt das Dorf Poſtelwitz und in der Nähe deſſelben erhebt ſich ein hoher Felſen, genannt der Singeſtein, von dem aus man eine herrliche Ausſicht ins Elbthal genießt. Hier kommt an Sonn- und Feſttagen, ſowie an ſchönen Sommerabenden die Poſtelwitzer Jugend zuſammen und treibt da muntere Spiele, obgleich die Sage von der Entſtehung des Namens uns eher trübe als heiter ſtimmen möchte. Es ſoll nämlich einſt zu Pirna ein Hirt geweſen ſein, der ſeine Schaafe früh ſtromaufwärts und nach Tiſche ſtromabwärts am Elbufer weidete. Schön war er, das wußten alle Mädchen der Umgegend, allein noch kannte er die Liebe nicht, er freute ſich ſeiner Jugend, liebte ſeine Heerde, allein alles Andere kümmerte ihn wenig. Gewöhnlich lagerte er ſich am Nachmittag unter einem dicht belaubten Baume, ſah ſeine Lämmer um ſich herum ſpielen, blieſ ſich ein Liedchen auf ſeiner Schalmei und verträumte ſo den Tag im ſüßen Nichtsthun. Siehe, als er ſich wieder einſt ſo ins Grüne gelagert hatte, da erblickte er am andern Ufer eine ſchöne Jungfrau, welche eine Heerde Ziegen weidete, am andern und den folgenden Tagen war Hirtin und Heerde wieder da und ſo gewöhnte er ſich daran, täglich hinüber nach dem Mädchen zu ſehen, und ſiehe auch dieſes ſchaute zu ihm herüber ſo freundlich und liebreich, daß er ſeine Schalmei ergriff und ihr ein Liedchen hinüber ſpielte. Wie freute er ſich aber, als dieſe ihm mit lieblicher Stimme

eine Antwort ſang, er zeigte mit ſeiner Hand hinüber, die Jungfrau winkte ihm und wieß auf den nahen Felſen. Als es nun Abend geworden war, da eilte er mit ſeinen Schaafen nach Hauſe, aber kaum waren dieſe beſorgt, da war er auch ſchon wieder am Stromesufer, und wie er hinuber ſchaute und beim Mondenlicht hoch oben auf dem Felſen das Mädchen ſtehen ſah, da hielt er ſich nicht, es zog ihn mit tauſend Armen hinüber, und da er ein wackerer Schwimmer war, ſo hatten die blauen Wogen ihn bald ans andere Ufer getragen und bald war er oben auf dem Gipfel des Felſens. Hier ſagten ſich die beiden jungen Liebenden in Worten, was ſie ſich längſt ſchon mit Blicken mitgetheilt hatten, aber die Zeit verſtrich zu ſchnell und ſchon war es Mitternacht, als der Schäfer ſeine Schäferin verließ und auf demſelben Wege in ſeine Heimath zurückkehrte. Am nächſten und den folgenden Abenden ſchwamm der verliebte Jüngling, ſolange der Mond die Erde erleuchtete, wieder nach dem Felſenein und eine Ewigkeit ſchien es den Liebenden, bis derſelbe nach ſeiner Umlaufszeit wieder ſichtbar ward und dem nächtlichen Schwimmer leuchten konnte, und dreimal ſchon hatte er ſeine Bahn vollendet und der Hirt hatte eines Abends verſprochen, morgen zum letzten Male herüber zu ſchwimmen, denn am nächſten Sonntag wollte er zu den Aeltern des Mädchens kommen und um die Hand deſſelben bitten. Siehe da wartete gerade an dieſem Abend die Hirtin vergeblich auf dem Felſen, ſie ſang ein Liedchen nach dem andern, welches den Geliebten einladen ſollte, allein er kam nicht, und als ſie am andern Tage ihre Ziegen austrieb, da ſah ſie wohl die Schaafe wie gewöhnlich am andern Ufer, aber ein anderer Hirt weidete ſie. Wie ſie nun dieſen und die folgenden Abende vergeblich auf ihren Geliebten wartete und er immer nicht kam, da kam ihr der Gedanke, es möge ihm ein Unglück widerfahren ſein, und als es mittlerweile Mitternacht geworden war, ehe ſie ſich von der ihr ſo lieb gewordenen Stelle trennen konnte, ſah ſie auf einmal eine weiße Geſtalt über dem Strome ſchweben, ſich dem Felſen nahen, ihn erſteigen und immer näher auf ſie zu kommen. Voll Schreck vermochte ſie weder ein Wort zu ſprechen, noch den Platz zu verlaſſen, da trat der Schatten vor ſie hin, und ſprach: fürchte Dich nicht, ich bin Dein Bräutigam, als ich das letzte Mal nach Hauſe ſchwamm, haben mich die Wetter des Stroms zu ſich hinabgezogen, mir iſt wohl, lebe wohl, ſinge mir aber noch einmal Dein letztes Lied, es ſoll mein Sterbelied ſein. Sie ſang es, und wie der letzte Ton verklungen war, da zerfloß auch die Geſtalt in Nebel, das unglückliche Mädchen ſank ermattet auf dem Felſen nieder, ſchlief ein, erwachte aber niemals wieder. Wenn nun um Mitternacht der Vollmond

auf den Singestein niederblickt, da hört man klagende Töne von demselben aus erklingen und deshalb nennt man ihn den Singestein, ja man erzählt, daß, wenn der Todestag der unglücklichen Braut wiederkehre, Engel über dem Felsen schweben sollen, die Rosen und Lilien auf ihn herabstreuen.

143) Der Spielmann am Niederpoiritzer Damm.

Poetisch behandelt v. Trautvetter bei Günther, Preuss. poet. Sagenbuch der Deutschen S. 55.

In der Nähe des Dorfes Niederpoirtz bei Pillnitz ist einmal ein Reitersmann erschlagen worden, und weil derselbe ohne Beichte und Absolution dahin gefahren, hat sein Geist keine Ruhe finden können und zur Mitternachtszeit die Vorübergehenden erschreckt. Da ist einmal zu dieser Stunde ein Prager Fiedler dorthin gekommen, ein kecker Bursche, der den Teufel selbst nicht fürchtete, der hat sich an dem dort befindlichen Erlenbusche niedergesetzt, seine Fiedel zur Hand genommen, ein lustiges Stücklein gespielt und spottweise den spuckenden Reiter zum Tanze geladen, allein da hat sich ein solch unheimliches Geräusch in der Luft und den Gipfeln der hohen Bäume erhoben, daß dem kühnen Spötter angst und bange ward, er warf seine Fiedel auf den Rücken und lief, was er laufen konnte, allein der Spuckgeist war noch schneller, er bockte ihm auf und zwang ihn mit den Sporen zu laufen, bis ihm der Athem ausging. Am andern Morgen fand man den Spielmann todt auf der Erde liegen, seit dieser Zeit aber sieht man dort zwei Gespenster, den Reiter und den Fiedler, welcher letztere auf dem dortigen Damme von zwölf Uhr Nachts bis zum Morgengrauen seine schauerliche Stücke aufspielen muß.

144) Die tapfere Jungfrau von Pirna.

Pirnaische Annalen bei Hasche, Mag. d. sächs. Gesch. Bd. VIII. S. 389 ff.

Im Jahre 1227 ist ein Bürger zu Pirna, genannt Krampfhack, der am Ringe daselbst gewohnt, mit seiner Ehefrau und einer Magd nach Dresden zu einer Hochzeit gereist und hat seiner Schwester Tochter, ein Mädchen von 17 Jahren, so sie als Kind angenommen, um indessen das Haus zu hüten, zurückgelassen. Da haben sich zwei Tuchmacher, so dem Trunke und Nichtsthun ergeben gewesen, mit einander verschworen,

ſich am Tage heimlich in das Haus zu ſtehlen, ſich da zu verſtecken und des Nachts die Jungfrau zu erwürgen. Wie gedacht, ſo geſchehen, ſie ſind gegen Abend ins Haus gekommen, haben ſich im Keller verborgen und gemeint, die Jungfrau werde, um Bier oder Wein zu holen, da hinab kommen. Solches iſt jedoch nicht geſchehen, wohl aber iſt das Mädchen vor Schlafengehen heruntergegangen, um die Hausthüre zu verriegeln, während dem haben ſich die beiden Böſewichter in die Stube geſchlichen, und als jene ebenfalls hereingetreten, iſt ſie ſo erſchrocken, daß ſie kein Wort hat hervorbringen können. Die beiden Kerle haben ihr aber freundlich zugeredet, ſie ſolle ſich nicht fürchten, man werde ihr nichts zu Leide thun, ſie ſolle ihnen nur den Ort zeigen, wo ihr Vetter ſein Geld aufgehoben, ſie wollten ſich etwas Weniges davon nehmen. Weil nun das Mädchen ſich vor Angſt nicht zu helfen gewußt, auch ſo ihr Leben zu retten gehofft, hat ſie in Alles gewilligt, auch noch ein Licht angezündet und geſagt: ſo kommt denn, nehmt nur nicht zu viel. Sie ſchlicht hierauf das Gewölbe auf, darin Geld und Gut nebſt andern Pretioſa vorhanden, und ſie gerathen über einen eiſernen Kaſten, darinnen ein ſchönes Lädlein ſtaut, weil aber kein Schluſſel an ſolchem, drohen ſie der Jungfrau, ſie möge ſolchen gleich herbeiſchaffen, ſonſt würde ſie des Todes ſein. Gott regiert aber das Mägdlein, daß ſie darauf mit Zittern ſpricht: ach mein Herr Vetter hat ihn in der Stube in ſeinem Schränkchen. Jene fulminiren aber noch ärger und drohen ſie in Granatſtücke zu zerhauen, und wie ſie nun in der Angſt eben daran iſt, den Schlüſſel zu holen, da giebt ihr Gott ein, das Gewölbe aufs Schleunigſte zu verſchließen, auch ein Vorlegeſchloß, ſo gleich daran geweſen, vorzulegen. Die Nachtraben erſchrecken darin nicht wenig, bitten auch, um Gottes Willen aufzumachen, ſie wollten gar nichts nehmen; die Jungfrau aber läuft aus dem Hauſe auf den Markt und ruft, um Gottes Willen ihr zu helfen, es wären Leute bei ihr, die wollten ſie umbringen. Da wird gleich ein großer Zuſammenlauf, die Wache kommt und die beiden Uriane werden arretirt und nach geſchehenem Verhör, und wie ſie angeſagt, daß ſie wirklich Willens geweſen, die Jungfer umzubringen, daß ſie auch ſchon zu Dresden eine Frau in ihrem Hauſe erwürget, ſind ſie gerädert und alsdann aufs Rad gelegt worden. Das iſt die Geſchichte der tapfern Jungfrau von Pirna, und zum Andenken hat man auf dem Markte einen Mühlſtein auf der Stelle, wo jene Böſewichter hingerichtet, eingegraben.

145) Peter Bucher ein Barbier von Pirna wird Erzbiſchoff von Mainz.

Pirn. Ann. a. a. O. S. 392 –9.

Im Jahre 1242 hat zu Pirna ein Bürger, ſo Balbier geweſen, am Markte gewohnt, welcher Peter Bucher geheißen. Den hat ſein Vater fleißig zur Schule angehalten, alſo daß er wohl ſtudirt und nachmals Erzbiſchoff von Mainz worden, wie ſolches in dem hohen Domſtift zu Magdeburg in der Kirche zu finden. Es ſoll aber alſo zugegangen ſein. Weil der daſige Erzbiſchoff Bernhardus eben ſolches Jahr geſtorben, hätten zwei geiſtliche Herren um das Bisthum geſtritten, und da habe der Papſt dieſen Peter Bucher zum Biſchoff gemacht, der habe auch wohl regiert und ſei ſo geſchickt geweſen, daß, wenn er einen Menſchen angeſehen oder reden gehöret, er ſogleich gewußt, was ihm gefehlet. Denn da einmal Kaiſer Albrecht zu ihm gekommen, und ſie mit einander nach dem Rhein ſpatzieren gegangen, hätten zwei Jungfrauen in einem Hauſe gar ſchön geſungen; weil nun der Kaiſer daſelbſt ſtehen geblieben und ihnen mit Luſt zugehört, ſie auch gegen den Erzbiſchoff ungemein gelobt, hätte derſelbe geſagt, eine von dieſen werde dieſes Jahr ſterben, das ſchlöſſe er aus der Stimme. Da hat der Kaiſer beide bewachen laſſen und befohlen, beiden einerlei Speiſen zu geben, damit ſie keinen Kummer haben dürften, ehe aber das Jahr völlig zu Ende geweſen, ſei es wirklich wahr geworden, ſo daß die eine geſtorben, und wie darauf dem Kaiſer ſolches berichtet worden, habe er noch mehr von ihm gehalten und ihn ausnehmend äſtimiret. Es ſoll aber dieſer Peter Bucher, ehe er zu dieſer Würde erhoben worden, zuvor des Kaiſers Rudolph von Habeburg und darauf Kaiſers Henrici von Luxelburg Leibmedicus geweſen und auf folgende Art Erzbiſchoff geworden ſein. Der damalige Papſt habe gerade ſchwer und gefährlich krank gelegen, auch aller Aerzte Mühe und Fleiß vergeblich gebraucht gehabt, ſo daß ihm faſt keiner mehr was geben wollen, da habe dieſer Peter Bucher ihn innerhalb 3 Tagen völlig geſund wieder hergeſtellt. Damit nun der Papſt ſich gegen denſelben recht dankbar erweiſen möchte, habe er geſagt: wohlan, Peter, weil Du biſt ſo glücklich mein Leibarzt geweſen, ſo will ich Dich nunmehro zum Seelenarzt machen, welches auch ſogleich in Erfüllung gegangen.

146) Der Teufel holt eine Bürgersfrau zu Pirna.

Pirn. Anz. a. a. O. S. 397.

Im Jahre 1411 ist am Fastnachtsdienstage eine reiche Bürgerin auf allen Gassen mit einem Schlitten herumgefahren; weil nun die Pferde nicht anziehen wollen, hat sie weidlich geflucht, auch den bösen Feind gerufen, der auch sogleich dagewesen und ihr den Hals umgedreht. Zum steten Gedächtniß ist an diesem Tage eine Messe gehalten worden.

147) Der Erlpeter zu Pirna.

Lehnert, Bd. III. S. 259. *)

Erlen Peter nennt man einen über der Stadt Pirna diesseits der Elbe gelegenen, schönen Quell, dessen Wasser durch eine Flasche läuft, welche eine steinerne männliche Figur unter dem Arme hält, über welcher folgender Vers stand:

Der Erle Peter bin ich genannt,
Den armen Leuten wohlbekannt,
Wer nicht Geld hat in seiner Tasche,
Der trinkt umsonst aus meiner Flasche.

Im Jahre 1549 ist der Quell ganz vertrocknet und versunken und hat es viele Mühe gekostet, daß man ihn nur ein wenig wieder gefunden, denn weil man aus ihm hat Geld lösen wollen, ist das Wasser außen geblieben, darum ist er 1687 mit einem Behältniß verschlossen und mit einem steinernen Gewölbe versehen worden. Um 1670 entstand die Gewohnheit, alljährlich an der Mittwoche nach Pfingsten nach diesem Brunnen zu ziehen und sich hier mit Musiciren, Tanzen, Singen, Schießen u. s. w. zu belustigen. Unter den Wallfahrenden befanden sich sogar viele Dresdner, und man nannte dies Fest Pirnaische Wallfahrten. Ehedem stand über dem Brunnen auch eine steinerne Tafel eingemauert mit der Aufschrift: Deut. VIII. Hüte: Dich: und: Vergiß: Deines: Gottes: Nicht, der Dir Wasser aus dem harten Felsen giebt. George Pinckel ad DMJ 1541. Die Sage erzählt noch, daß einst

*) Lehnert a. a. O. giebt den Vers anders, nämlich statt: „Erle Peter" „Der ehrliche Peter", und statt „umsonst aus meiner" „mit einer", allein obiger Text ist der ursprüngliche und Lehnert's Vermuthung, der Name Erlpeter sei aus „ehrlichen Peter" verstümmelt, eine höchst unglückliche, weil an dem Brunnen früher eine Erle stand, nach der er genannt ward.

ein Viehhirte, der mit dem Ausſchlage behaftet war, daraus getrunken und ſich mit ſeinem Waſſer gewaſchen habe, wovon er die reinſte und ſchönſte Haut bekam.

148) Schwarzkünſtler zu Pirna.

Pirn. Ann. a. a. O. S. 398.

Im Jahre 1476, als der König von Böhmen geſtorben, warf ſich ein Schreiber zu Pirna auf, der ſich in der Schule äußerte und vorgab, er ſolle König von Böhmen werden, welches doch von den wenigſten Leuten iſt geglaubt worden. Er war aber ein Schwarzkünſtler und machte, daß alle Abende viele Diener in herrlichen Kleidern gar höflich vor ihm ſtanden und köſtliche Speiſen auftrugen. Derſelbe zog mit köſtlichen Pferden auf, hielt großes Gepränge und zog darauf wirklich nach Böhmen, die Bürgerſchaft hoffte zwar täglich auf ſeine Wiederkehr, allein er blieb außen, und nach der Zeit hat man erfahren, daß er zu Gottwitz in der Lauſitz Reitknecht geworden.

149) Der Mönch Antonius mit ſeinem Schweine.

Pirn. Ann. a. a. O. S. 400.

Unter den Bettelmönchen zu Pirna ſoll auch einer Antonius (um 1488) geheißen und ſich jährlich ein Schwein aufgezogen haben, wie er denn demſelben ein Glöckchen angehangen und ſolches in der Stadt herum laufen laſſen. Wenn nun ſolches auf den Gaſſen von den Bürgern gemerkt und gehört worden, ſollen ſie geſagt haben: wir müſſen Herrn Antonius' Schweine auch was zu eſſen geben, und da hat es von Manchem eine Butterſchnitte, von Andern etwas Anderes bekommen, daß alſo Herr Antonius mit ſeinem Schwein ſich ganz wohl befunden.

150) Waſſerfluth zu Pirna verſchont das Weihwaſſer.

Pirn. Ann. a. a. O. S. 401.

Am Mittwoch nach Mariä Empfängniß des Jahres 1501 hat ſich die Elbe ſo ergoſſen, daß ſie in die Kloſterkirche gegangen bis an den rothen Strich, ſo über dem Predigtſtuhl gezeichnet iſt, auch zu allen

Thoren hereingedrungen. Es ging so hoch, daß man mit Schiffen und Kähnen hineinfahren können bis an's Rathhaus, ging auch bis an den Sprengel, der vor dem Kloster an der Kirchthüre stand und halb voll geweihten Wassers war und ein Sprengel (Weihwedel) darin lag. Doch berührte das wilde Wasser das geweihte Wasser nicht, und blieb der Spreng-Wedel im Weihwasser, und obgleich das wilde Elbwasser hart an den Stein schwebte, so blieb doch das Weihwasser und der Sprengel darin unversehrt.

151. Der Wagen ohne Pferde zu Pirna.

Pirn. Ann. S. 402.

Im Jahre 1504 unterstand sich ein Bürger zu Pirna, einen Wagen mit Rädern und Schrauben zu machen, der sollte ohne Pferde, so einer darauf saße und die Schrauben zöge, vor sich hinfahren, wo er wollte. Um nun diese seine Kunst mit dem Fahren zu beweisen, richtete er alles Gezeug darzu und gedachte nach Dresden zu fahren; er fuhr aber nicht weit, so blieb er im Drecke stecken, so der Zeit groß war. Im Trockenen und in der Ebene hätte er es wohl eine ziemliche Ecke practiciren mögen.

152. Die Thurmpflegerstochter zu Pirna.

Mündlich. Poetisch beh. bei Ziehnert, Bd. I. S. 251. sq.

Im Jahre 1532 ist zu Pirna von Margarethe bis Weihnachten ein großes Pestilenzsterben gewesen, darin an 1400 Personen gestorben. An diesem Unglück ist aber die Thurmpflegerstochter Schuld gewesen, und ist die Sache so zugegangen. Es hat der Thürmer zu Pirna ein schönes Töchterlein gehabt, die aber sehr hoffärtig und stolz auf ihr niedlich Gesicht gewesen, da ist ein Ungar in die Stadt gekommen, der ist reich, schön und von adeliger Geburt gewesen und hat mit dem Mägdlein einen Liebeshandel angefangen. Der strenge Vater ist zwar endlich dahinter gekommen, allein er hat der Tochter nicht glauben machen können, daß der Ungar sie nicht wahrhaft liebe und ehelichen wolle, und als er endlich vor Kummer über seine ungerathene Tochter gestorben, da ist, weil die Mutter die reichen Geschenke des Ungarn gar gerne gesehen, das Mägdlein ganz umgarnt worden, hat sich dem Verführer hingege-

ben und wie ſein ehelig Weib mit ihm gelebt. Als ſie aber jener ſatt bekommen, da iſt er plötzlich bei Nacht und Nebel verſchwunden und das Mädchen hat aus Noth bald allen ihren Flitterſtaat verkaufen muſſen; weil ſie aber an Nichtsthun und Wohlleben gewöhnt geweſen, auch einmal von allen ihren Bekannten verachtet worden, hat ſie ſich wieder nach Andern umgeſehen und aus ihrer ſchönen Geſtalt möglichſt viel Nutzen zu ziehen geſucht. Weil ſie aber innerlich ſich doch gehärmt, iſt ihre Schönheit vergangen und darum ſind auch der Liebhaber immer weniger geworden, alſo daß ſie oft in Noth gekommen. Da iſt eines Abends ihr alter Freier zurückgekehrt, der hat gethan, als wenn nichts vorgefallen, und ihr ſelbſt ihre Untreue vergeben, iſt auch des Nachts bei ihr geblieben, des Morgens aber in der Frühe ohne Abſchied ſeines Weges gezogen, weil er eine große Reiſe vorgehabt, hat aber zuvor der Mutter des Mädchens einen großen Beutel voll Geld gegeben und ein verſchloſſenes Käſtlein, das ſolle ſie ihr geben zu ſeinem Angedenken. Das Mädchen hat alſobald das Käſtlein geöffnet und darin ein koſtbares rothes türkiſches Tuch gefunden, ſo fein, wie ſie nie dergleichen zuvor geſehen, hat auch ſogleich ihren beſten Putz angelegt und ſich mit dem Tuche geſchmückt und iſt auf die Gaſſe gegangen, um den Leuten zu zeigen, wie ſie wieder in beſſern Umſtänden und zu Geld und Schmuck gekommen. Aber ſie hat ſich der ſchönen Sachen nicht lange freuen können, denn plötzlich iſt ihr übel geworden und ſie umgefallen, und nach wenigen Stunden iſt die Peſt, welche ihr der Ungar in dem Tüchlein aus Rache über ihre Treuloſigkeit zugetragen, ausgebrochen und ſie ſelbſt zuerſt daran geſtorben. Weil aber die Sache ausgekommen und man gemeinet, daß ſie die ganze Stadt noch nachholen werde, hat man ſie alsbald wieder ausgegraben und ihr das Haupt mit dem Grabſcheit abſtoßen laſſen.

153) Reiſe durch die Luft gelingt nicht.

Mündlich. Pirn. Ann. S. 153.

Iſt ein Sattler zu Pirna geweſen, der iſt allemal des Sonntags auf einem bloßen Sattel ſitzend durch die Luft in die Kirche gefahren. Der hat einen Lehrling gehabt, eines Bürgermeiſters Sohn von Sonnenwalde, der hat ein Mal um 12 Uhr Mittags des Jahres 1515, da der Meiſter beim zu Tiſche gegangen, ſich auf dieſen holzernen Sattel geſetzt und auch hinauf fahren wollen, iſt aber vom Sattel zur Erde gefallen und ſogleich todt geblieben.

154) Mag. Christoph's Teufelsführung.

Pirn. Ann. a. a. O. S. 455.

Im Jahre 1549 ist in Gott verschieden zu Pirna Mag. Christoph, der Pastor von Dohna, der ist ganz von Sinnen gekommen, daß ihn der böse Geist des Morgens früh um drei Uhr von seinem Hause den ganzen Tag herumgeführt auf dem Felde und Busche hin und wieder, und ist endlich nach der Ruhe auf Thomas Janich's Scheune gekommen, er hat aber nicht gewußt, wie er dahin gelangt, ist auch denselben Tag Nachmittag 3 Uhr verschieden.

155) Das Bäckermädchen zu Pirna.

Mündlich u. b. Ziehnert, Bd. III. S. 262.

Als das Licht der Reformation über Sachsen noch nicht angebrochen war, mußte die Tochter eines Bäckers in Pirna täglich eine bestimmte Anzahl Brode in das daselbst befindliche Mönchskloster schaffen. Als sie jedoch einst nicht zurückkam, sagten die Mönche dem sie suchenden bekümmerten Vater, sie sei mit dem Gelde fortgegangen. Nun war eines Tages ein betrunkener Zimmermann (nach Andern wäre es ihr Bräutigam gewesen) in der Klosterkirche eingeschlafen; um Mitternacht erwachte er durch ein verworrenes Geräusch von männlichen und einer klagenden weiblichen Stimme, und sah, wie zwei Mönche das Mädchen geschleppt brachten und ermordeten und dann in eine Fallthüre hinter dem Altare fallen ließen. Wegen dieser Schandthat ward das Kloster aufgehoben; ein Stein mit dem Bilde bezeichnet noch heute das Haus ihres Vaters auf der Langengasse.

156) Der Rosenstock in der Kirche zu Pirna.

Berkenmeyer, Curieuser Antiquarius S. 645. Poet. beh. b. Segnitz I. S. 166 sq.

Im Jahre 1634 soll zu Pirna ein dürrer Rosenzweig, der schon 70 Jahre lang daselbst in der Kirche in der Wand gesteckt hatte, während des Gottesdienstes zu grünen und schöne weiße Rosen zu tragen angefangen haben.

157) Das Pagenbette auf dem Königstein.

Curiosa Sax. 1706. S. 313. 1745. S. 22. sq. Hofmann, das Meißner Hochland 1842. 12. S. 511. Poet. beb. v. Ziehnert Bd. II. S. 179. sq.

Auf der weltberühmten Bergveste Königstein befindet sich hinter der jetzt sogenannten Friedrichsburg auf einem schmalen, kaum eine Elle breiten Gesimse der äußern Festungsmauer, so an der Felsenecke zu sehen, das sogenannte Pagenbette, welches davon seinen Namen hat, daß Carl Heinrich von Grunau, Leibpage des damals gerade auf der Festung weilenden Churfürsten Johann Georg II., den 12. August des Jahres 1675, als letzterer auf der damals so genannten Christiansburg (jetzt Friedrichsburg) gewesen, in der Trunkenheit zur Nachtzeit zu einer Schießscharte hinter der genannten Friedrichsburg herausstieg, sich auf obgedachtem schmalen Absatze niederlegte, einschlief und am folgenden Morgen hier noch in tiefem Schlummer gefunden ward. Sogleich wurden Seile um ihn herumgeworfen, um ihn vor dem Herabstürzen zu retten und er dann auf Befehl und in Beisein des Churfürsten aus dem Schlummer durch Trompetengeschmetter und Paukenwirbel aufgeweckt. Dieser Grunau ist übrigens erst den 9. December 1744 zu Schmölln bei Bautzen 106 Jahr alt gestorben, nachdem ihn Gott noch einmal wunderbar vor dem Tode behütet, als sein scheu gewordenes Pferd mit ihm von der Elbbrücke zu Dresden über das Geländer in die Elbe sprang.

158) Die Spukgeister auf dem Königstein.

Mündlich.

Auch auf dem Königstein sollen verschiedene Gespenster umgehen. So will man den am 1. März 1720 in der Nähe der sogenannten Königsnase hingerichteten Baron von Klettenberg, den berüchtigten Goldmacher, zuweilen den Kopf unter dem Arme in der Nähe jenes Ortes herumspazieren gesehen haben, und ebenso soll der den 7. Juni 1610 zwischen der Königsnase und Christianeburg aufgehängte Hauptmann Wolf Friedrich Beon, der als Festungscommandant eine Menge Unterschleife begangen hatte, dort des Nachts die Wachen erschrecken und zuweilen auch in dem Walde der Festung zu sehen sein. Endlich erzählte man früher auch, daß in der Casernenstube Nr. 10 an einem gewissen Tage (9. Septbr.) des Jahres des Nachts die dort schlafenden

Soldaten von einem gewissen Etwas aus ihren Betten geworfen wurden. Als vor einiger Zeit jedoch in dieser Stube am genannten Tage des Nachts gewacht wurde, hat sich von diesem Spuke nichts gezeigt.

159) Das Zwergloch bei Lohmen.

Poetisch beh. b. Hofmann, das Meißner Hochland. S. 124.

In der Nähe von Lohmen sieht man, wenn man auf der sogenannten Poste steht, ziemlich am Fuße des Berges das berühmte Zwergloch. Dasselbe soll seinen Namen von einem Zwerggeschlecht haben, welches aus Furcht vor einem auf dem Berge wohnenden Riesen, von dem noch eine in der Nähe befindliche Vertiefung, der sogenannte Riesenfuß, die Form eines in Lehm oder Thon eingedrückten Fußes von 3 Ellen Länge und 2½ Ellen Breite Kunde giebt, sich durch den Berg unterhalb des Dorfes Doberzeit eingewühlt und durch das im Liebethaler Grunde befindliche ebenfalls so genannte Zwergloch wieder herausgewühlt haben soll.

160) Der Einsiedler im Ottowalder Grunde.

Hofmann S. 152 sq.

In der Gegend von Lohmen war im 13. Jahrhundert ein gewisser Ritter Otto von Greifenstein angesessen, derselbe nahm das Kreuz und zog in das gelobte Land, allein er hatte das Unglück, in einem der zahlreichen Gefechte gegen die Ungläubigen von denselben gefangen genommen zu werden. Nachdem er 17 Jahre lang in der Gefangenschaft geschmachtet, hatte er das Glück, auf einer Löwenjagd seinem Herrn, einem seldschuckischen Emir, das Leben zu retten, worauf ihm dieser die Freiheit schenkte. Er kehrte also in sein Vaterland zurück, allein hier fand er zu seinem Schrecken, daß seine Güter theils von dem damaligen Landesherrn, theils von der Kirche in Besitz genommen worden waren, weil man ihn für todt gehalten hatte und andere Erben nicht da waren. Er beschloß also, da Niemand von den Seinigen mehr lebte, er übrigens auch bereits die Mittagslinie des menschlichen Lebens überschritten hatte, seine übrigen Tage dem Herrn zu weihen, und zog sich daher in die wilde Einöde zurück, welche heutzutage der Ottowalder Grund genannt wird, erbaute sich hier eine Einsiedelei, wo er bald von der ganzen Umgegend wie ein Heiliger unter dem Namen des Frommen Otto verehrt

und der Grund nach ihm Otto's Waldgrund (Ottowalder Grund) genannt ward. Da aber, wo sich in dem Grunde unweit von dem silberhellen Bächlein ein riesenhafter sargähnlicher Stein (beim steinernen Hause) erhebt, soll das Grab des frommen Mannes sein.

161) Jutta von Duba.

Hofmann S. 171 ff.

Ueber dem Dorfe Rathen in der Nähe der Poſtei erblickt man die Burgruine der Veſte Altrathen. Dieſe ſoll im 10 bis 11. Jahrhundert von den Deutſchen durch Sturm ihren alten Bewohnern, den Serben, entriſſen worden und in der Hitze des Kampfes mögen viele der letztern in den nahegelegenen Abgrund, der, weil man in ſpäterer Zeit hier viele Todtenkörpfe und Menſchengebeine, Pfeilſpitzen, Sporen ꝛc. fand, die Mattertelle genannt ward, herabgeſtürzt worden ſein. Später gehörte dieſe Burg den Burggrafen von Dohna und ſoll zuletzt durch Verheirathung an die von Duba gekommen ſein und damals den Namen Rieſenſtein geführt haben. Einer aus dieſem Geſchlechte, Namens Witigo, hatte eine ſehr ſchöne Tochter, Namens Jutta, die er mit dem jungen Böhmenkönig Premislaus Ottokar zu vermählen wünſchte. Er ließ alſo einen Maler kommen, um ihr Bildniß zu entwerfen, welches er dem jungen König zuzuſenden dachte, allein da dieſer jung und ſchön war, ſo entſpann ſich ſehr bald ein Liebesverhältniß zwiſchen beiden, welches wider Erwarten dadurch zu einem glücklichen Ausgang geführt, daß, weil es dem Maler gelang, bei einer plötzlich durch das Einſchlagen eines Blitzes in der Schloßkapelle ausgebrochenen Feuersbrunſt das dort betende Burgfräulein mit Gefahr ſeines Lebens zu retten, dieſer dieſelbe von ihrem Vater zur Gemahlin erhielt. Nach einer andern Erzählung wäre jedoch jener Maler ein verkappter Rittersmann, ein gewiſſer Bernhard von Kamenz geweſen, der jene Jutta ſchon in früher Jugend gekannt hatte und ſich ihr jetzt unter dieſer Verkleidung zu nähern genöthigt war, weil ſich zwiſchen ihren beiderſeitigen Vätern ein Zwieſpalt herausgeſtellt hatte, allein die Liebenden wurden nicht vereinigt, Jutta nahm den Schleier und Bernhard zog gegen die Ungläubigen, wo er einen ruhmvollen Tod fuchte und fand.

162) Die steinerne Jungfrau auf dem Pfaffenstein.

Melissantes, Curieuse Orographie. Frkft. u. Lpzg. 1715. S. 514. Süsse, Historie des Städtchens Königstein. Dresden 1755. 4. S. 215. Poet. beh. bei Segnitz Bd. II. S. 3 sq. u. Ziehnert Bd. III. S. 127 sq.

Der Pfaffenstein, sonst auch der Jungfernstein genannt, ist ein hoher, mit Wald bewachsener Felsen, der sich ohngefähr eine halbe Stunde weit der Festung Königstein gegenüber befindet. Auf der Südwestseite desselben erblickt man die sogenannte steinerne Jungfrau, d. h. einen Felsen von Form einer riesenhohen Jungfrau, ohne Arme und Füße, welche einen Korb am Arme (?) trägt, und von dessen Ursprung man sich Folgendes erzählt. Es soll einst eine Mutter aus dem benachbarten Dorfe (Pfaffendorf) ihre Tochter des Sonntags haben in die Kirche gehen heißen, statt dessen ist aber dieselbe unter der Kirche auf den Pfaffenstein in die Heidelbeeren gegangen, als nun die Mutter ihr nachgegangen und sie hier angetroffen, hat sie im Zorn die Tochter verwünscht, daß sie auf der Stelle zu Stein werde, worauf solches augenblicklich auch geschehen ist und die in einen Stein verwandelte Jungfrau auf immer hier stehen bleiben soll, um durch ihr Steinbild alle ungehorsamen Kinder zu warnen. Daß der Name Barbarine, wie das Volk den Felsen gewöhnlich nennt, von dem Taufnamen jenes Mädchens herrührt, ist wahrscheinlich.

163) Das Kreuz auf dem Bärenstein.

Süsse a. a. O. S. 219. Poetisch bearb. v. K. H. Nicolai, Drei Sagen a. d. sächs. Schweiz. Pirna 1852. 12. S. 23. sq.

In der Nähe des Dorfes Thürmsdorf bei Königstein befindet sich der sogen. Bären- oder Bernstein, von dessen Gipfel man eine herrliche Aussicht auf das benachbarte böhmische Gebirge genießt. Auf diesem soll sich im Jahre 1639 eine von schwedischen Soldaten des General Banner verfolgte Jungfrau (nach Einigen aus Pirna) geflüchtet und aus Furcht vor ihren Verfolgern sich von der Höhe herabgestürzt haben, worauf man unten am Felsen, wo man das Mädchen todt aufgefunden hat, dieses Exempel also bewahrter Keuschheit mit einem in den Felsen gehauenen Kreuze bezeichnet hat.

164) Der Nonnenſtein bei Weißig.

Süſſe a. a. O. S. 220. Lother, Volksmärchen. Lpzg. 1820. S. 57. Poetiſch beh. v. Nicolai a. a. O. S. 9. sq.

In der Nähe des Dorfes Weißig befindet ſich gegen Abend der Baſtei gegenüber der ſogenannte Nonnenſtein, der ſich wie ein vierſeitiger, mehrere Etagen hoher Thurm ohne Dach gerade in die Höhe erhebt und ſich durch dieſe ſonderbare Geſtalt von allen übrigen Felſenhöhen unterſcheidet. Er ſoll ſeinen Namen davon haben, daß da, wo oben auf ſeinem Gipfel eine Höhlung, einer Schale oder einer Schüſſel ähnlich, anzutreffen iſt, vor langen Jahren eine Nonne an einem äſtigen angefallten Baume täglich dieſen Felſen beſtiegen und hier ihr Gebet verrichtet habe. Noch 1691 ſoll ein alter Mönch ebendahin gewallfahrt ſeyn, und das Volk erzählt ſich nun, dieſer und die Nonne ſeien urſprünglich ein paar Liebende geweſen, aber durch die Eiferſucht des Jünglings getrennt worden, worauf Beide in zwei nahegelegene, nur durch die Elbe getrennte Klöſter gegangen wären, und jeden Morgen habe nun die Nonne den nach ihr genannten Felſen beſtiegen und ſehnſüchtig nach einem andern gegenüberliegenden Felſen, den deshalb ſo genannten Mönchsſtein geblickt, weil ſie gewiß geweſen, dort ihren früheren Geliebten aus gleicher Urſache zu erblicken. Von beiden Klöſtern iſt nur noch weniges Geſtein übrig, aber noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts zeigte man die Zelle des Mönchs in den Ruinen*).

*) Ziehnert Bd. II. S. 99. sq. erzählt die Sage anders. Nach ihm iſt eine Nonne, welche, nachdem ſie den Kloſterpförtner vergiftet hatte, mit einem Ritter aus ihrem Kloſter in Böhmen entflohen war, von jenem aber, als ſie ſich ihm hingegeben hatte, ſchnöde verlaſſen wurde, zum Tode erſchöpft zu einem Greiſe nach Weißig gekommen und hat um kurze Aufnahme gebeten. Hier hat ſie einen Traum gehabt, worin ihr der Nonnenſtein mit der daran liegenden umgebrochenen Eiche von einem Engel gezeigt und befohlen ward, hier täglich ihr Gebet zu verrichten, und ſie werde Gnade bei Gott finden. Dies hat ſie zwei Jahre lang täglich gethan. Da hat man ſie eines Tags todt auf dem Felſen gefunden und dieſem darum den Namen Nonnenſtein beigelegt.

165) Wie die Familie derer von Bünau einſt in den Beſitz von Proſſen[13]) gekommen iſt.

Süße S. 231.

Es hat ſich der ehemalige Erbbeſitzer des jetzo hochgräfl. Thunſchen Hauſes, Rudolph von Bünau, als er nebſt andern proteſtantiſchen Herren ſeines Glaubens wegen in Böhmen nicht mehr hat unbeunruhigt bleiben können, im J. 1630 dahin entſchließen müſſen, Tetſchen und zugleich überhaupt das Böhmerland zu verlaſſen. Deswegen hat er ſich mit ſeiner Familie auf ein Schiff begeben und iſt den Elbſtrom herabgefahren und dabei den Entſchluß gefaßt, daß, wo das Schiff an den meißniſchen Elbufern ſich ohne beſondere Mühe ans Land legen würde, da wolle er es für einen göttlichen Wink anſehen, daß er hier ſeine künftige Wohnung zum Genuß der evangeliſchen Religionsfreiheit aufſchlagen wolle. Worauf es denn geſchehen, daß ſein Schifflein an den Ufern des Dorfes Proſſen bei Königſtein ſich von ſelbſt feſt an das Land gelegt und alſo gleichſam vor Anker gegangen ſey. Der Herr von Bünau, ſolches für göttliche Schickung haltend, iſt alſobald ans Land geſtiegen und hat dem damaligen Beſitzer des Schloſſes, Hans Ranisch, ſein Schickſal erzählt und ſeinen Wunſch zu erkennen gegeben, ſich hier anzukaufen, worauf dieſer ſich auch bereitwillig gefunden habe, ihm zur Erfüllung ſeines Gelübdes behülflich zu ſein und ihm ſeine Beſitzung zu verkaufen. Rudolph von Bünau hat alſo das Schloß und Rittergut Proſſen im J. 1630 gekauft und iſt allda 1654 verſtorben, woraus ſich von ſelbſt ergiebt, daß eine andere Sage, welche erzählt, dieſe Begebenheit habe ſich an den Pillnitzer Schloßufern ereignet, auf nichts beruht.

166) Woher die Birken von Duba ihren Namen haben.

Beckler, Historia Howorca, Hof 1649. Fol. S. 7 u. 39.

Das Haus Berka, deſſen Wappen aus zwei kreuzweis übereinandergelegten Eichenäſten beſtand, gehörte mit dem ihm ſtammverwandten Hauſe Howora zu den älteſten Adelsgeſchlechtern Böhmens. Ein Abnherr der

[13]) In und bei dieſem Dorfe giebt es ein Sprichwort: Häring weiß es, womit man etwas Unmögliches oder Unergründliches bezeichnen will. Daſſelbe rührt von dem ſogenannten Prophezeihungen bekannt gemacht und von Süße, Umſtändliche Nachrichten von dem Proſſner Manne, Chr. H. Leipz. 1772. 8.

letzteren war Jägermeister des Herzogs Jaromir (im J. 1085). Einst kam dieser auf einer Jagd von seinem Gefolge ab und fiel in die Hände der Werschowoczer, die das Räuberhandwerk trieben, schon band man den Herzog und seinen Diener nackend an eine Eiche, um ihn mit Pfeilen zu erschießen, da bat sich der Howora von dem feindlichen Anführer als Gnade aus, noch dreimal sein Leibstückchen auf dem Horne blasen zu dürfen. Allein diese Töne zeigten dem zerstreuten Gefolge nicht blos den Ort, wo ihr Herr weilte, sondern auch, daß er in Gefahr sei, es eilte herbei, und so wurden beide vom gewissen Tode gerettet. Aus Dankbarkeit hat nun der Herzog seinen treuen Diener mit Belohnungen überhäuft und ihm den Beinamen Duba (d. h. Eiche) gegeben, welchen Friedrich Berke, als er 1140 das Schloß Eiche oder Duba baute, der Verwandtschaft wegen annahm. Das Benedictinerkloster, welches Jaromir an der Stelle, wo sich die Begebenheit zugetragen hatte, erbaute, bestand noch bis auf die Zeit des Königs Wenzel, wo es zerstört ward.

167) Die Sagen vom Lilienstein.

Melissantes, Curieuse Oregraphie. S. 563. sq. Hofmann a. a. O. S. 537. sq.

Der Lilienstein, ein dem Königstein gegenüberliegender hoher Fels, der von ferne gesehen, ganz von der Elbe umflossen zu sein scheint, muß früher bewohnt gewesen sein, wie man noch heute aus gewissen Merkmalen abnehmen kann. Man erzählt sich, daß einige Personen, welche aus Neugierde denselben betreten hätten, plötzlich einen Keller mit einer eingemauerten Thüre vor sich gesehen, aus Furcht aber nicht hineingegangen wären, sich jedoch den Ort so genau angemerkt, daß sie ihn, wenn sie wieder zurückkehrten, eigentlich ohne Mühe hätten finden müssen. Gleichwohl haben sie später weder ihr gemachtes Merkmal, noch Ort, noch Keller wieder erkennen können. Es soll sich aber in demselben ein großer Schatz, eine ganze Bratpfanne voll Ducaten befinden und einige Personen, welche den Ort entdeckt hatten und denselben zur Nachtzeit heben wollten, sind von den gespenstigen Wächtern vom Felsen herabgeworfen und am andern Morgen am Fuße desselben, obwohl unbeschädigt, wieder aufgefunden worden.

Einst ist eine arme Frau aus Waltherdorf mit ihrem Kinde auf den Lilienstein in die Beeren gegangen, da bemerkt sie plötzlich am Berge eine offene Thüre und sieht in dem Gewölbe, welches diese verschließt, eine Menge Goldhaufen liegen; sie setzt also das Kind auf einen dabei

ſtehenden goldenen Tiſch, rafft emſig ſo viel von den Haufen, als ſie in ihrer Schürze fortbringen kann und eilt damit, ihr Kind zurücklaſſend, nach dem draußen ſtehenden Korbe. Als ſie aber umkehrt, findet ſie die Thüre nicht mehr und muß alſo auch ihr Kind als verloren anſehen. Nach Verlauf eines Jahres geht ſie aber an demſelben Tage und zu derſelben Stunde wieder an den nämlichen Ort, findet auch die Thüre wieder und erhält auch ihr Kind unverſehrt, welches auf dem Tiſche mit goldenen Aepfeln und Birnen ſpielt, gleichſam als wäre nur ein Augenblick verfloſſen, zurück.

168) Das Wetterhäuschen auf dem kleinen Winterberge.

Jecander, Sächſ. Kernchronik XCVI. Pag. S. 276. sq. (ganz anders erzählt v. Weiſſe, Beiträge von Hohenſtein S. 29 sq.) Poetiſch beh. v. H. J. Hofmann, das Meißner Hochland Lehmen 1862. 12. S. 373 sq.

Im Jahre 1558 hat Churfürſt Auguſt in der ſogenannten Ottendorffer Haide eine Stunde von Sebnitz eine große Jagd gehalten und iſt ihm auf dem ſteilen ſogenannten kleinen Winterberge ein überaus großer Hirſch zugetrieben worden, den er zu Fuß verfolgt hat, um ihn zum Schuß zu bringen. Nachdem nun erwähntes Stück Wild ſich auf einen hohen Felſen, deſſen oberſte Fläche kaum 30 Schritte im Umfange hält, während die Höhe nach unten wohl etliche 100 Klafter beträgt, überdies dahin neben einem noch viel höhern Felſen ein nur ohngefähr eine Elle breiter Pfad führt, geflüchtet, und wegen der entſetzlichen Kluft, ſo zwiſchen dieſem und den umliegenden Felſen vorhanden, nicht weiter ſetzen können, hat es Miene gemacht, ſich wieder dahin zu wenden, wo es hergekommen und ſein Leben durch anderweite Flucht zu retten, hat ihm Ihre Churf. Durchlaucht mit aufgewortener Büchſe den Paß verrennt. Sonder Zweifel wäre es aber um das Leben des Churfürſten geſchehen geweſen, da der Hirſch ihn ſicherlich den Felſen heruntergeſtürzt hätte, hätte derſelbe als ein in allen Arten ritterlichen Künſten wohl erfahrener und gewandter, beherzter Herr nicht ſeinen Entſchluß gefaßt und unter den Worten: entweder ich treffe dich, oder du bringſt mich um's Leben, losgedrückt, und zwar mit ſo glücklichem Erfolge, daß der Hirſch, indem er getroffen ward, einen Satz in die Höhe that und rücklings den Felſen herabſtürzte, an deſſen Fuß er ganz zerſchmettert gefunden ward. Zum ewigen Gedächtniß dieſer wunderbaren Errettung des Churfürſten hat aber ſein Herr Sohn Churfürſt Chriſtian nicht allein an dem Orte, wo der Hirſch gefällt worden, eine

3 Ellen hohe und 1½ Ellen breite steinerne Tafel mit ausgehauenem churf. Sächs. Wappen und beigefügter Jahreszahl 1558 setzen und dem erhobten Absatze des Felsens den Namen Augustus nebst nochmaliger Jahreszahl 1558 anschreiben, sondern auch auf dem erwähnten ohngefähr 15 Ellen höher gelegenen Felsen ein Jagdhaus erbauen und zu oberst auf dem Dache das Geweihe des Hirsches aufrichten lassen. Dieses Häuschen ist späterhin in Verfall gekommen und dafür 1818 der noch jetzt stehende achteckige Pavillon gebaut worden.

169) Wie Burggraf Jeschke um die Hauptmannsbestallung zu Königstein gekommen ist.

Sinic. S. 96. sq. G. Fr. Möring, Dohna, Stadt und Burg. Dohna 1843. 8. S. 117. sq.

Im Jahre 1397 ist der Burggraf Jeschke von Dohna, ein Vasall des Markgrafen von Meißen, bestallter Hauptmann auf der Veste Königstein gewesen, allein vier Jahre nachher hat er sich (1401) bei dem damals noch gebräuchlichen, jährlich um Martini zu Dresden angestellten solennen Adeltanze mit der Gemahlin eines benachbarten von Adel, Rudolph von Korbitz auf Neusegast allzufrei benommen, daher der letztere aus Eifersucht Burggraf Jeschken während des Tanzes ein Bein untergeschlagen, Jeschke aber dem Korbitz dafür eine Maulschelle gegeben hat. Hierauf haben Beide einander heftig befehdet und feindlich angefallen, also daß darüber die Straßen nach Dresden ganz unsicher worden. Als nun hierbei Markgraf Wilhelm Friede gebot, hat der Burggraf seines Herrn Befehl nicht respectirt, ja es haben sogar einige Burgleute auf dem Königstein um ihres Hauptmannes willen dem Markgrafen den Gehorsam aufgesagt, so ist der Markgraf mit seinem Kriegsvolke gegen ihn gezogen und hat ihn erst auf seiner Burg Dohna, und als er von hier entkommen, zu Wesenstein, und als er auch hier entflohen, zu Königstein belagert. Wie jedoch dieser nach vier Wochen auch von hier entwichen ist, hat der Markgraf im Jahr 1402 die Burg Dohna gänzlich zerstört, und hat man seitdem gesagt, daß der Burggraf Jeschke seine Burggrafschaft Dohna zu Dresden bei Hofe vertanzt habe.

170) Der Falkenberg und der Rupprechtsberg bei Neustadt.

Hofmann S. 267. ff.

Am Hochwalde, eine Meile von Neustadt bei Stolpen, liegt der Falkenberg, einer der höchsten Berge des Meißner Kreises, 1766 Fuß über der Meeresfläche. Der hat davon seinen Namen, daß einst vor langen Jahren zwei Brüder, Valentin und Rupprecht, das Rittergut Neukirch am Fuße des Hochwalds besaßen und sich also in ihre Besitzungen theilten, daß ersterer die südliche und letzterer die nördliche Seite behielt, worauf jener sich auf dem nach ihm genannten Falkenberge, letzterer auf dem gegenüberliegenden Rupprechtsberge eine Burg erbaute. In einer später zwischen ihnen oder ihren Nachkommen ausgebrochenen Fehde ist jedoch die Burg auf dem Falkenberge (eigentlich Valtenberge) zerstört worden, daher jetzt noch viel wenigere Spuren von ihr zu entdecken sind als von der andern länger stehen gebliebenen auf dem Rupprechtsberge. Auf letzterem soll sich zu gewissen Tagen eine Grotte öffnen, welche mit Gold, Silber und Edelsteinen ausgeschmückt ist, in der man eine Gesellschaft von Geistern erblickt, die unter vielem Lärm mit goldnen Kugeln nach Kegeln von demselben Metall schieben.

171) Die hohe Liebe bei Ostrau.

Hofmann S. 310.

In der Nähe des Dorfes Ostrau erhebt sich ein 1284 Fuß hoher bewaldeter Berg, von dem man eine schöne Fernsicht genießt, man nennt ihn die hohe Liebe, weil einst ein Liebespaar, welches man gewaltsam trennen wollte, sich von seinem Gipfel aus in die Tiefe stürzte und hier seinen Tod fand.

172) Der Teufelsstein und der Teufelsgrund im Weißbachgrunde.

Hofmann S. 137, 138.

Wenn man aus der Oberlausitz vom Oybin und der Lausche aus in den Weißbachgrund, der zum Theil böhmisches, zum Theil sächsisches Besitzthum ist, kommt, so erblickt man an dem sogenannten Neuweg eine hohe Felsenmasse, den sogenannten Teufelsstein, d. h. einen von der Natur abgerundeten großen Stein in Form eines Mühlsteins, auf welchem

querüber noch ein mächtiger Hebebaum, der, weil er seit undenklichen Zeiten sich hier befindet, für versteinert gehalten wird, liegt. Da nun beide Gegenstände hierher nicht von menschlichen Händen gekommen sein können, so berichtet die Sage, ein Mühlbursche habe eines Tages diesen Stein seinem Meister entwendet und durch die Hilfe des Bösen ihn mittels dieses Hebebaumes auf jenen Felsen gewälzt, um seinen Meister zu ärgern; er habe dann nach vollbrachter Arbeit den Hebebaum obenauf gelegt, sei aber mit dem Teufel in Streit gerathen und dieser habe ihn den Felsen herabgestürzt.

Weiter in dem Grunde erblickt man auf böhmischer Seite die von Bäumen versteckte Teufelswand, durch welche der verborgene 50 Schritt lange und 15—20 Ellen hohe, ganz schmale Zaubergang führt. Hier soll sich einst ein von einem Jäger verfolgter Wildschütze unsichtbar gemacht haben und durch jenen Gang entkommen sein.

173) Rübezahl auf dem großen Zschirnstein.

Poetisch bch. bei Hofmann, S. 196. ff.

In der Nähe der Dörfer Schöna und Reinhardsdorf erhebt sich der große Zschirnstein, nächst dem Schneeberge der höchste Punkt der westlich sächsischen Schweiz, 1780 Fuß über der Meeresfläche. Dieser soll eigentlich Zürnstein geheißen und sein jetziger Name hieraus verstümmelt sein. Er erhielt jene Benennung davon, daß der Berggeist Rübezahl einst das Riesengebirge verließ und das sächsische Sandsteingebirge besuchte. Als er jedoch hierher kam, versah er es und rannte mit seinem Kopf unversehens an diesen Felsen, so daß derselbe in zwei Theile zersprang, in den großen und kleinen Zschirnstein, und er selbst einen schweren Fall that, wobei er mit dem Fuße den erstern auf der Nordseite niedertrat und zwei Zähne, einen Augen- und einen Backzahn, verlor. Beide liegen noch bei Schöna, und ist ersterer der heutige Zirkelstein, letzterer aber der Kahlstein oder die Kaiserkrone, und weil er bei Schandau in einem Grunde rastete und hier seine Schmerzen zu stillen suchte, heißt dieser noch heute der Zahngrund; von seinem starken Blutverluste zeugen aber ebenfalls noch jetzt die röthlichen Adern, welche das Gestein dort durchziehen.

174) Die Sage vom Kuhstalle bei Lichtenhayn.

Hofmann S. 364. sq. Curiosa Sax. 1743. S. 194. sq.

In der Nähe des Marktfleckens Lichtenhayn, der eine Stunde von Schandau entfernt ist, befindet sich ein hoher Felsen, früher der Haußberg genannt, welcher eine große, von der Natur gebildete Halle enthält, in welche man durch das 10 Ellen hohe und 12 Ellen breite Thor, das völlig gerundet und gewölbt ist, tritt. Weil dereinst in Kriegszeiten die Bauern der Umgegend ihr Vieh hineingeflüchtet haben sollen, so hat man diese Höhle den Kuhstall genannt. Uebrigens sind auch noch mehrere Nebenhöhlen vorhanden, die wohl zum Aufenthalte für die dorthin geflüchteten Landleute gedient haben mögen. Ehe man von Lichtenhayn hierher kommt, findet man im Walde eine Art Gesundbrunnen, den man den hellen Fluß nennt, und bei dem in der Zeit des Papstthums verschiedene Wunder sich ereignet haben sollen, nicht weit davon einen Felsen, der oben eine ungleiche Vertiefung hat und der Taufstein genannt wird, weil da in Kriegszeiten die neugebornen Kinder der hierher Geflüchteten getauft worden sein sollen. Diesem Haußberg gegenüber ist die sogenannte Pfaffenklunst (kluft), zu der man durch einen engen Weg fast nur mit Lebensgefahr gelangt. Der Ort soll seinen Namen daher haben, daß ein ehemaliger katholischer Pfarrer zu Lichtenhayn sich hierher vor seinen hussitisch gewordenen Pfarrkindern geflüchtet, in das sogenannte Pfaffenloch versteckt, aber von ihnen entdeckt und da in den Abgrund herab gestürzt worden sein soll. Von der Grobheit dieser Menschen existirt noch jetzt in der Umgegend das Sprichwort: Wollen wir, so wollen wir, wie die Lichtenhayner Bauern. An einer andern von einer schmalen, aber tiefen Schlucht getrennten Felspartie öffnet sich südlich das Schneiderloch, eine 4 Ellen breite und 2½ Ellen hohe Höhle, zu der man erst, nachdem man eine andere einem Rauchfang ähnliche niedrige durchkrochen, auf einer Leiter gelangt. An einer Wand derselben erblickt man eine große angemalte Scheere mit der Unterschrift: Schneiderloch; und es erzählt die Sage, daß einst ein Schneider seine Nadel und Scheere mit Schwert und Spieß vertauscht und unter die Räuber gegangen sei, es auch bis zum Hauptmann gebracht habe, aber schließlich hier gefangen und dann hingerichtet worden sei.

175) Das Sensenduell im tiefen Grunde bei Hohnstein.

Poetisch beh. v. Nicolai, a. a. O. S. 15. sq.

In der Nähe der schönen Wasserfälle, welche das Weizdorfer Wasser und den Grundbach im tiefen Grunde bei Hohenstein bilden, erblickt man eine in den Felsen gehauene Sense und ein Kreuz mit der Jahrzahl 1699. Letzteres bezeichnet den Ort, wo in einem zwischen zwei Bauerburschen aus Weizdorf in diesem Jahre eines schönen Mädchens aus ihrem Dorfe halber, welches mit beiden schön gethan und gleichwohl keinem den Vorzug gegeben hatte, zur Erntezeit mit Sensen abgehaltenen Zweikampfe der eine gefallen war.

176) Der Ursprung der Stadt Schandau.

Hofmann S. 313 sq.

Bei einer zwischen dem Böhmenkönig Ottokar und Ritter Wingo von Duba aus dem Geschlechte derer Birken von Duba, welche diese Besitzungen bis um 1490 besessen haben mögen, ausgebrochenen Fehde ist im Kirnitzschthale eine heiße Schlacht geliefert worden. In der Nähe der später erst entdeckten Heilquelle, von der das heutige Bad seinen Namen hat, stieß Graf Bernhard von Gamenz, der einen Trupp Ritter und Reisige gegen Duba auf Hohnstein führte, auf den Ritter Ruebold von Niemanitz, der zwar ebenfalls eigentlich ein Feind Duba's war, heimlich aber sich mit ihm vereinigt hatte und diese Gelegenheit benutzen wollte, den feindlichen Heerhaufen zu vernichten. Von dem Ritter von Bose aus dem Sattel gehoben, zerschmetterte er dessen Brust mit einem aufgehobenen schweren Steine, worauf ihn aber der Graf von Gamenz niederstieß. Letzterer aber, entrüstet über die Treulosigkeit des Gefallenen, der unter Verwünschungen sein Leben aushauchte, soll ausgerufen haben: Tod und Schande! Schandaue soll der Ort heißen. Von dieser Sage mag auch das alte Sprichwort (bei Knauth, Prodr. Misn. p. 261) herrühren, Meißnische Ehre und Redlichkeit habe zu Schandau ein Ende.

177) Der feurige Hund zu Schandau.

Poetisch beh. bei Segnitz Bd. II. S. 257 sq.

Der älteste Theil der Stadt Schandau heißt die „Jauke“[*]) und hat seinen Namen von dem gleichnamigen Dorfe, welches auf der west-

[*]) Jauke, wendisch Dzauka, heißt: Magd. Das Wort war vor nicht gar langer Zeit zu Dresden noch Schimpfwort, wo die Frauen ihre Mägde im Zorn

lichen Seite derſelben gegen die Wendiſche Fähre theils nach der Stadt herein, theils längs dem mit Häuſern beſetzten Zaukengraben zwiſchen zwei Bergen nach Altendorff ſich hinzog. Hier liegt auch der Kirchhof: auf dem nahe dabei und oberhalb des Marktes ſich erhebenden Berge, dem Kieſericht, ſtand früher ein Schloß, welches der Sitz der Birken von Duba geweſen ſein ſoll und von dem nicht blos noch einige Ruinen übrig ſind, ſondern wo ſich auch heute noch zuweilen eine weiße Jungfrau ſehen laſſen ſoll, die übrigens Niemandem etwas zu leide thut. Früher lief aber in jeder Nacht um die zwölfte Stunde von jenem Schloſſe aus durch den Zaukengrund die Stadt entlang bis in den Kirnitzſchgrund und von da in die Schloßruinen zurück ein kohlſchwarzer, zottiger Hund mit feurigen Augen, von dem man erzählte, daß in dieſer Geſtalt der Geiſt eines Freiherrn von Duba umgehe, der ſich durch ſeine Unmenſchlichkeit, Wolluſt, Raubſucht und Geiz vorzüglich ausgezeichnet habe, aber nachdem er einſt bei theuerer Zeit die Armen, welche um ein Stückchen Brod gebeten, mit Hunden von ſeinem Schloſſe habe wegbetzen laſſen, plötzlich geſtorben, in dieſen Hund verwandelt und zum ruheloſen Herumirren als ſolcher verdammt worden ſei. Da trug es ſich nach langen, langen Jahren zu, daß eine gewiſſe Anna Buttner (um 1700—1710), der ihr Vater geſtorben, deſſen einziges geliebtes Kind ſie geweſen war, gegen Abend auf den Kirchhof ging, um an dem friſchen Grabe des theuern Verſtorbenen zu beten, und von Kummer niedergedrückt nicht darauf achtete, daß es immer finſterer ward, ſo daß ſie die Mitternachtſtunde noch weinend bei den Gräbern der Abgeſchiedenen fand. Siehe da erſchien auf einmal der feurige Hund, aber nicht drohend und furchtbar wie ſonſt, ſondern ſetzte ſich ſtill und traurig auf einen benachbarten Grabhügel, und das fromme Mädchen, welche ahnen mochte, daß dieſen verwünſchten Geiſt wohl ein größeres Herzeleid als ſie ſelbſt drücken möge, entfloh nicht, ſondern trat zu ihm hin und ſtreichelte ihn, ja ſprach ihm Worte des Troſtes ein, und ſiehe der Hund ward ganz freundlich und ſprang wedelnd um ſie herum, leckte ihre Hände und ſchien ihr aus ſeinen jetzt nicht mehr wild leuchtenden Augen ſagen zu wollen, daß ihre Theilnahme ihm die Erloſungsſtunde gebracht habe. Soviel iſt gewiß, ſeit dieſem Tage iſt der Hund nicht mehr geſehen worden.

du Jauke nannten. Wahrſcheinlich hat das bei Grimma gelegene und zu Hainitz gehörige Dorf, die ſchöne Magd, denſelben Urſprung.

178) Der gute Engel zu Hohnstein.

J. M. Weiſſe, Topographia od. Hiſt. Beſchreibung von Hohenſtein. Magdeburg 1729. 4. S. 73 sq. cf. S. 36. Unſch. Nachr. 1717. S. 215—232.

Auf dem alten Schloſſe Hohenſtein in der ſächſiſchen Schweiz hat ſich zu Anfange der Regierung des Churfürſten Moritz angeblich der Geiſt des Gebirges in Geſtalt eines 8—9jährigen Mägdleins häufig ſehen laſſen, indem er zu einem Mädchen von gleichem Alter kam, dieſer bei ihren Arbeiten beiſtand, Geld brachte und mit ihr über den neuen Glauben ſprach. Dieſe Erſcheinung hat ſoviel Aufſehen gemacht, daß der damalige Amtsſchöſſer, Johann Schultes, darüber an den Churfürſten berichtete, der jedoch, nachdem der von ihm deshalb befragte Dresdner Superintendent Daniel Greſer*), ein gar ſonderbarer Mann, in einem noch vorhandenen Gutachten die Erſcheinung entweder für ein Geſpenſt des Teufels oder für eine Erdichtung des Vaters des Mädchens erklärt hatte, weil er niemals gehört noch geleſen habe, daß Gott Jemandem gemünztes Geld durch ein Geſpenſt zugeſchickt habe, befahl, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen. Gleichwohl könnte dieſe Geſchichte mit einer alten Sage zuſammenhängen, daß in der Nähe der Stadt, in dem Hochwalde früher Goldgruben geweſen ſeien — einige alte Schächte heißen noch ſo — und unter andern eine, die von einem durch ſie fließenden Bächlein mit gelblichem und röthlichem Sande die rothe Pfütze genannt wird, vor alter Zeit von hierher heimlich gekommenen Venetianern mit Bohlen ausgeſchält, ausgeräumt und, als ſie hinreichend Ausbeute gewonnen, wieder verlaſſen worden ſei.[15])

179) Der Peſthändler bei Pirna.

J. Prätorius, der abenteuerliche Glückstopf. o. O. 1669. 8. S. 509. sq.

Zu Ausgang des Monats Mai im Jahre 1669 iſt ein Mann mit 3 Säcken zu einem Schiffer zwei Meilen von Dresden bei Pirna gekommen und hat von ihm über die Elbe geſetzt zu werden begehrt. Der Schiffer hat aber einen von den Säcken angefaßt, um ihn in den Kahn

*) Geb. den 6. Decbr. 1504, geſt. den 29. Septbr. 1591. S. Hiſtoria und Beſchreibung des ganzen Laufs und Lebens, wie auch mein curriculum vitae vom 1564 Jare an bis ins jetzo laufende 1585 Jar zuſammengebracht. Dr. o. J. (1586). 4. Hiſtorie von Ankunft, Leben und Wandel, auch geiſtlichem Eintritt D. Greſers. Dresd. 1678. 4. Klemm, Der Sammler Bd. I. p. 200. 219 sq.

15) Eine hierauf bezügliche längere Novelle v. A. Winter in der Gegenw. Zeit. 1854. Nr. 78 sq.

zu legen, allein er konnte ihn ſeiner Schwere wegen nicht bewältigen, und doch hat jener ſie alle drei auf den Buckel genommen und iſt damit fortgegangen, als wären ſie nichts. Als er nun dieſe Schwäche des Schiffers erſieht, ladet er ſeine drei Säcke ſelber in den Kahn und verlangt nur übergeſetzt zu werden. Darauf ſtößt der Schiffer vom Lande und gelangt mit genauer Noth in die Mitte des Fluſſes, wo aber der Kahn ſinken will, und jener erklärt, ein Sack müſſe herausgeworfen werden, denn ſonſt müßten ſie umkommen und untergehen. Der fremde Mann aber will davon nichts wiſſen, ſondern ſagt, er ſolle ihm ſeine Säcke liegen laſſen und nur fortfahren, denn es werde keine Noth haben, ob es ſich gleich ſo anlaſſe. Mit dieſen Worten geht es fort und ſo kommen ſie endlich ans entgegengeſetzte Ufer. Hier begehrt nun aber der Sackmann, daß der Fährmann den Kahn immer noch längs dem Ufer hinſchiebe, dies geſchieht auch, allein immer iſt es ihm noch nicht genug, bis endlich der Schiffer roth wird und ſpricht: wer weiß, was Ihr in Euern Säcken habt, ich fahre nicht weiter, ich habe mein verſprochenes Geld einmal zur Genüge verdient, und hier müßt Ihr ausladen. Darauf ſpricht jener: Du biſt mir auch trotzig genug geweſen und haſt Dich mehr als zu viel gegen mich grob gezeigt, und damit Du es weißt, hier haſt Du Dein Fährgeld und ich meine Säcke, in dem einen habe ich das hitzige Fieber, in dem andern das kalte, im dritten die Peſt, und davon ſollſt Du Deinen Part am erſten bekommen, denn nach Johannis wird eine ſolche Hitze werden, daß die Leute auf dem Felde verſchmachten und umfallen werden. Damit hat er ſeine Säcke wieder auf den Rucken genommen, iſt ausgeſtiegen, fortgewandert und hat dem Schiffer das Nachſehen überlaſſen.

180) Die Zerſtörung von Helfenſtein.

Landes-Nationalmuſeum 1834. Nro. VI. Poet. beh. v. Zeuner, 2 B. S. 343. ſq.

Wenn man bei Tolkewitz in der Nähe von Pillnitz über die Elbe geht, ſo kommt man in das Dorf Niederpoyritz und wendet ſich dann rechts den Grund hinauf nach dem Rittergute Helfenberg, in deſſen Nähe auf einem Hügel die Ruinen der alten Burg Helfenſtein, die auch Rothfels (von ihren ehemaligen Beſitzern den Herrn Rothfelſern) oder die Hilfenburg hieß, liegen, die früher unter dem Volke den wendiſchen Spottnamen Babarien, die Burg des Weiberkerls (Babar) führte, weil die Schloßherrn wegen Entführung von Wendenmädchen berüchtigt waren.

Wann die Zerſtörung dieſer Burg fällt, weiß man nicht, als Urſache derſelben aber erzählt man folgende Begebenheit. Der letzte Beſitzer der alten Burg hat eines Tags als Vaſall von ſeinem Lehnsherrn den Befehl erhalten, mit in den Krieg zu ziehen, und alſo ſchweren Herzens von ſeiner jungen wunderſchönen Gemahlin davonziehen müſſen, ſeinem Bruder aber, der in der Nähe eine andere Burg beſaß, ſein Schloß und Habe, natürlich auch ſeine Gemahlin zur Beſchützung empfohlen. Dieſer iſt aber ein böſer Ritter geweſen, der allen Laſtern gefrönt hat, und der ſchlimmſten Raubritter einer im Lande; der iſt gar oft in die Burg ſeines Bruders geritten und hat die ſchöne Schwägerin ſo lange getröſtet, bis er ſich ſterblich in ſie verliebt hat, hat auch weder ſeiner Verpflichtung gegen den entfernten Bruder, noch der Achtung, die er ſeiner frommen Schwägerin ſchuldig war, gedacht, ſondern derſelben frech ſeine Liebe entdeckt und verlangt, ſie ſolle ihm zu Willen und ihrem Gatten untreu ſein. Die hat ihn aber kurz abgewieſen und gedroht, es ihrem Manne, wenn er heimgekehrt ſei, zu entdecken. Da hat er ihr die erdichtete Märe vom Tode ihres geliebten Gatten in ferner Schlacht zugeben laſſen und nach einiger Zeit ſeine ſchändlichen Anträge erneuert, iſt aber abermals zurückgewieſen worden und hat ihm die fromme Burgfrau für immer den Beſuch von Helfenſtein unterſagt. Unter ſchweren Drohungen iſt er davon geritten, allein nicht lange hat es gedauert, da hat er eine furchtbare Gewitternacht benutzt, iſt mit ſeinen Raubgeſellen unbemerkt gen Helfenſtein gezogen und hat die Burg erſtiegen und, nachdem die wenigen Getreuen, die ſich zur Wehre geſetzt, gefallen waren, ſeine Schwägerin trotz ihres Sträubens ergriffen, ſie mit auf's Roß genommen und iſt eilig davon geſagt; dieſe aber, weil ſie keine Hilfe und Rettung mehr gehofft, hat die Gelegenheit erſehen und iſt in der Nähe eines bei Helfenſtein gelegenen Brunnens vom Roſſe heruntergeglitten und eilig entfloben, wie ſie ſich aber umgeſchaut und jenen ihr ſchon ſo nahe geſehen, daß kein Entkommen mehr möglich geweſen, hat ſie ihre Seele dem Herrn befohlen und ſich in den Brunnen geſtürzt. Der böſe Schwager aber, wüthend, daß ſein Bubenſtück mißlungen und den Zorn ſeines Bruders fürchtend, iſt umgekehrt und hat das Schloß von ſeinen Raubgeſellen in Brand ſtecken laſſen, dann aber iſt er, wie von den Furien der Rache gejagt, davongeritten. Weit leuchtete aber die Brandfackel in die umliegenden Thäler hinein und auch ein Trupp Reiſige, der ſeines Wegs zog, gewahrte ſie, das waren der Herr von Helfenſtein und ſeine Mannen, die heim aus fernen Kämpfen zogen. Sie jagten wohl, was die Pferde laufen mochten, allein ſie kamen doch erſt an den Thoren

an, als Alles zerstört und bis auf wenige Mauern niedergebrannt war, und ein alter verwundet zurückgebliebener Knappe berichtete seinem Herrn die schreckliche Kunde. Da hat dieser Schwert und Schild abgelegt und ist in ein Kloster gegangen, für die Seele seiner treuen Gattin zu beten, sein schändlicher Bruder aber hat nirgends im Lande Schutz finden können, sondern die Strafe hat ihn bald ereilt und er hat mit seinen Genossen seine Unthat auf dem Rade büßen müssen.

181) Die weiße Jungfrau bei Hermsdorf.

R. Winter in der Constitut. Zeitung 1852, 12. Mai. S. 431.

In der Gegend von Krumhermsdorf bis Hinterhermsdorf in der sächsischen Schweiz läßt sich eine geheimnißvolle Jungfrau sehen, die eine glänzend weiße Gestalt hat und entweder die ihr Begegnenden warnt oder ihnen Unheil verkündet. Sie ist so schön, daß, wie die Bewohner der dortigen Umgegend erzählen, sich selbst die Bäume vor ihrer Schönheit zur Erde neigen.

182) Die Teufelsmühle am Wilischberge.

R. Winter a. a. O. 17. Juni. S. 545.

Auf dem Wilischberge in der Nähe von Glashütte erblickt man noch heute einige wenige Trümmer von dem Schlosse des Raubritters Wittig (s. oben S. 96), der eigentlich Dietrich von Bärn geheißen haben soll, aber unten am Fuße des Berges im Teufelsgrunde wohnte seine Mutter, eine schreckliche Zauberin, in einer Mühle, die der Teufel erbaut hatte; die hatte dieselbe von demselben in Pacht, durfte aber nur auf zwei Gängen mahlen, den dritten hatte sich der Teufel als Ausgang vorbehalten, da konnte er mahlen, was er wollte. Niemand kam der Mühle zu nahe, und wenn sich Jemand im Walde verirrt hatte und das Klappern der Teufelsmühle hörte, welches ganz anders wie bei einer gewöhnlichen Mühle klang, schlug er ein Kreuz und rannte, was er konnte, davon.

183) Tanzen unter der Kirche wird von Gott gestraft.

Weck, Dresdner Chronik S. 540.

Am Sonntag nach Michaelis des Jahres 1511 hat ein Theil der Eingepfarreten des Dorfes Prießnitz bei Dresden während der Kirchweih-

predigt ſtatt des Gottesdienſtes den Tanz abgewartet, da hat der Teufel auch ſeine Ergötzlichkeit haben wollen, es iſt alſo unter ihnen ein ſolcher Streit und Schlägerei entſtanden, daß ihrer etliche ſtracks auf dem Platze blieben und ſechs andere bald hintennach ſtarben.

184) Das unglückliche Schuhwerfen zu Coſſebaude.

Weck, Dresdner Chronik S. 547.

Am 10. Septbr. des Jahres 1655 haben etliche junge Burſche und Mägde im Dorfe Coſſebaude bei Dresden das Schuhwerfen geſpielt. Dieß iſt nämlich eine Art Dienſtorakel, indem ſich die fragenden Dienſtleute auf die Erde ſetzen und einen nur zur Hälfte am Fuße ſteckenden Schuh über ſich zu werfen bemüht ſind, da ſie denn daraus, ob der Schuh mit der Spitze oder Ferſe nach der Stubenthür ſich wendet, den Schluß machen, ob ſie dieſes Jahr in dieſem Hauſe wieder Dienſt haben werden oder nicht. Nun hat ſich eine Magd beim Bücken das im Buſen gehabte Brodmeſſer ins Herz geſtoßen und iſt gleich todt geblieben.

185) Das Crucifix zu Döhlen.

Ziehnert, Sachſens Volksſagen Bd. III. S. 255.

Die Kirche des 2 Stunden ſüdweſtlich von Dresden gelegenen Dorfes Döhlen war im Mittelalter ein Wallfahrtsort, weil auf dem Altar derſelben ein wunderthätiges Crucifix ſtand. Sein Urſprung war ziemlich ebenſo, wie bei dem der Kreuzkirche zu Dresden. Einſt brachten die angeſchwollenen Fluthen der Weißeritz daſſelbe nebſt den Trümmern einer zerſtörten Kirche mit ſich und trugen es bis an die ziemlich hochgelegenen Stufen des Döhlener Kirchhofes. Man hob es auf und ſtellte es feierlich auf den Altar, wo es in der Folge viele Wunder, beſonders an Krankenheilungen, verurſachte.

186) Die Pfarrer Martin und Barthel Künzelmann zu Döhlen.

Ziehnert a. a. O. S. 255 sq. Haſche, Diplom. Geſch. v. Dresden Bd. III. S. 31.

Im Dorfe Döhlen war in der Mitte des 16. Jahrhunderts (1535—1596) Martin Künzelmann Pfarrer; er galt weit und breit als gewaltiger Teufelsbanner und Wunderdoctor, hat auch einmal einen höh-

mischen Grafen, der vom Teufel besessen war, geheilt. Gleichwohl war er nicht geldgierig, sondern der Lohn, den er für seine Kuren verlangte, bestand meist nur in einigen jungen Obstbäumen und Pfropfreißern, die er theils selbst pflanzte, theils unter seine Pfarrkinder vertheilte und dadurch gewissermaßen der Vater der so blühenden Obstplantagen in und bei Dohlen geworden ist. Nach seinem Tode ward ein anderer (Barthel) Kunzelmann daselbst Pfarrer, der gewaltig unter dem Pantoffel seiner Frau stand. Als nämlich das Meißner Oberconsistorium, welches unter Christian I. ganz calvinistisch gesinnt war, ein in diesem Geiste abgefaßtes Umlaufschreiben ergehen ließ, welches jeder Superintendent oder Pfarrer in den Churlanden unterschreiben oder sein Amt meiden sollte, hat jene ihren Mann mit den sprichwörtlich gewordenen Worten zur Unterschrift zu bereden gesucht: schreibt, Herr, lieber Herre schreibt, daß Ihr doch bei der Pfarre bleibt.

187) Das Gespenst zu Lungwitz.

Mündlich.

Auf dem in der Nähe des Kaltwasserbades Kreischa bei Dresden gelegenen Rittergute Lungwitz ist es im Herrenhause angeblich nicht geheuer: es läßt sich des Nachts eine weiße Frau sehen, welche sich besonders gegen Fremde sehr unfreundlich bezeigt, indem sie sich wie ein Alp auf die im Bett liegenden legen und sie drücken soll.

188) Das wunderbare Gesicht der Sabina Fiedlerin zu Lockwitz.

Curiosa Sax. 1737. S. 14. sq. 26. sq. (a. Gerber, Histor. der Wiedergeborenen in Sachsen XIIIte Hist. S. 276.)

Es hat eine gewisse Sabina Fiedlerin aus Markersbach in Böhmen, welche sich zu Lockwitz bei Dresden mit ihrem Manne von Tagearbeit ernährte, nach dem Tode desselben folgendes wunderbare Gesicht gehabt. Sie ist einmal zur Herbstzeit in die Wälder bei Königstein gegangen, um, wie sie oft gethan, Heidelbeeren zum Verkauf zu suchen. Wie sie nun den ganzen Vormittag in den Bergen herumgegangen, hört sie im Dorfe Hennersdorf, das dem Grafen Zinsendorf gehörte, Mittag läuten, setzt sich auf dem nahegelegenen Berge nieder, sucht ein Stück Brod aus ihrem Korbe und ißt. Da sie sich einmal umsieht, steht ein hellglänzender Mann bei ihr, der hält in der Rechten ein bloßes feuri-

ges Schwert, in der Linken eine feurige Ruthe und ſpricht alſo zu ihr: Siehe herab in den Grund. Als ſie das thut, erblickt ſie darin eine große weite Grube, die voller Schlamm iſt. Nun iſt in dieſem Grunde zwar ein ziemlich hoher Waſſerfall, der von einem Wäſſerlein, das bei dem gräflichen Hofe vorbeifließt und in dieſen Grund fällt, herrührt, allein es iſt kein Schlamm darin zu ſehen. Die Fiedlerin ſieht aber, daß in dieſer Grube voller Schlamm viele große Herren mit ſchönen Kleidern und großen Perrücken ſitzen; um dieſelbe ſtehen aber Männer, die haben große Hunde an Stricken, die bellten heftig auf die Herren in der Schlammgrube und wollten immer zu ihnen hineinſpringen. Der glänzende Mann ſchlägt auch mit dem Schwerte die Wipfel von Tannenbäumen herunter und ſagt zu ihr: Siehſt Du das Alles? Sabina antwortet mit Furcht und Zittern: Ja, mein Herr. Er ſpricht ferner: Fürchte Dich nicht, Dir ſoll kein Leid widerfahren; gehe aber in die Stadt Dresden und verkündige Geiſt- und Weltlichen den großen Zorn Gottes und die ſchweren Strafen des Landes u. ſ. w. Er ſpricht dann noch einmal mit großem Ernſte, ſie ſolle Solches ausrichten, ſonſt werde er über ihren Ungehorſam zornig werden, und hiermit verſchwindet er und das Geſicht in der Grube. Die erſchrockene Frau hat vor Schwachheit kaum in's nächſte Dorf laufen können, wo ſie zwei Tage in einem Bauernhauſe geblieben iſt, ehe ſie ſich erholen konnte. Kurz darauf hat der Paſtor zu Lockwitz, M. Gerber, erfahren, daß ſie am bevorſtehenden Bußtage in der Lockwitzer Kirche auftreten und zu den Leuten ſprechen wolle, hat ſie alſo zu ſich berufen und ſie ihm Alles, wie oben ſteht, aufſchreiben laſſen und geſagt, ſo er dies an das Oberconſiſtorium berichten wolle, da wolle ſie dies nicht thun. Gleichwohl iſt ſie am 20. März 1723, eben als M. Hahn auf die Kanzel getreten, in Dresden in der Kreuzkirche bei dem Leſepulte aufgetreten und hat angefangen zu ſprechen, in auch nur mit Mühe entfernt werden und hat bei ihrem Verhöre ebenſo, wie oben ſteht, ausgeſagt, auch als ſie nach Lockwitz zurückgebracht ward, M. Gerbern erzählt, wie der Geiſt ihr keine Ruhe gelaſſen, ſondern ſie ſtets angetrieben habe, das Erwähnte in Dresden zu verkündigen; ſie habe aber doch nicht nach Dresden, ſondern in die Lauſitz gehen wollen, als ſie jedoch zu Schönfeld übernachtet, ſei ihr ein Glanz erſchienen und eine Stimme habe ihr befohlen, umzukehren und zu Dresden zu verkündigen, was er ihr damals auf dem Berge verkündiget, ſo ſie auch gethan habe. Obgleich ſie nun in Lockwitz wieder um Lohn arbeitete, hat ſie doch keine Ruhe gehabt, ſondern iſt in die benachbarten Orte gegangen und hat über die Perrücken der Prediger geeifert, auch

in Dohna dieſelben ihnen öffentlich in der Kirche vom Kopfe nehmen wollen, worauf ſie arretirt und erſt nach Pirna, dann nach Waldheim geſchafft ward, wo ſie ſtarb. Später hat ſich ergeben, daß ſie ſchon als Magd in Wittenberg im Jahr 1710 ſolche Erſcheinungen gehabt und Befehl bekommen hat, öffentlich in der Kirche gegen die Hoffahrt der Profeſſoren, die Gottloſigkeit der Geiſtlichen und Liederlichkeit der Studenten zu eifern, woran ſie jedoch verhindert worden.

189) Die Entſtehung von Dippoldiswalde.

Peccenſtein, Theatrum Saxon. Th. II. S. 14. Aletſch u. Grundig, Sammlung verm. Nachr. z. Sächſ. Geſch. Chemnitz 1768. Th. II. S. 1. sq. Curiosa Sax. 1738. p. 353. sq. 1781. p. 150. sq.

Zwei Meilen von Dresden liegt an der ſogenannten Dippoldiswaldiſchen Weißeritz, welche gleich unter Altenberg auf der ſogenannten Weicherd entſpringt, die Stadt Dippoldiswalde, deren Urſprung die Sage alſo berichtet. Es ſoll in der Mitte des 10ten Jahrhunderts, wo die ganze Gegend noch unangebaut und von einem einzigen Walde bedeckt war, davon man heute noch einen Felſen den Einſiedlerſtein (den Einſiedel) nennt, ein Eremit, Namens Dippoldus (aus dem adeligen Geſchlechte derer von Glohmen) gewohnt und ein ſo heiliges Leben geführt haben, daß er vom Papſte canoniſirt ward. Nun hat zur ſelbigen Zeit Herzog Boleslaus, der Gottloſe von Böhmen, der an ſeinem Bruder, Herzog Wenzel dem Heiligen (nach Einigen wäre es jedoch nicht Boleslaus, ſondern Wenzel geweſen), einen Brudermord verübt hatte, vom böſen Gewiſſen getrieben, in dieſer Gegend häufig, um daſſelbe zu betäuben, dem Waidwerke obgelegen und iſt bei dieſer Gelegenheit einmal in die Nähe der Einſiedelei des H. Dippold gekommen, hat denſelben hier angetroffen, ſich mit ihm in ſeine Klauſe begeben und iſt von deſſen heiligem Wandel dermaßen gerührt worden, daß er ſich von ihm taufen ließ, ſich von ſeinem gottloſen Leben völlig bekehrte und dem Einſiedler zu Ehren nicht weit von deſſen Klauſe eine Capelle (da wo jetzt die Stadtkirche ſteht) erbaute, welche er Sancti Dippoldi Silva nannte, mit vielen Freiheiten begabte und den H. Dippold daſelbſt zum Prieſter einſetzte (um 930), inmaßen die ganze Gegend damals noch unter böhmiſcher Herrſchaft ſtand. An dieſem anfänglich nur der Capelle beigelegten Namen hat nachmals die nachher erſt geſchaffene Commun Antheil genommen und die dahin gebaute Stadt Dippoldi Wald oder Dippoldiswalde genannt, weil ſchon bei Lebzeiten des Einſiedlers um dieſe

Gegend der Bergbau also betrieben ward, daß sich dorthin eine große Anzahl Leute zogen, welche sich anfänglich im Grunde an der dort vorbeifließenden rothen Weißeritz ansiedelten, nachmals, als sie durch häufige Ueberschwemmungen des Flüßchens beunruhigt wurden, ihren Wohnsitz auf die Höhe an denjenigen Ort verlegten, wo die Stadt noch steht. Uebrigens ist der heil. Dipoldus, nachdem er seiner Kirche acht Jahre vorgestanden, gestorben und, man weiß nicht wo, begraben, seine Clause aber von andern Einsiedlern nach und nach bewohnt worden, bis Bischoff Johann VIII. von Meißen aus dem Maltitzischen Geschlechte dieselbe wegen verschiedener Mißbräuche derselben hat zerstören lassen. Das Siegel (auch das Wappen auf der Schützenfahne) der Stadt Dipoldiswalde, auf dem ein männliches Brustbild mit einem Barte, kreuzweis über die Brust gezogenen Bändern im blauen Felde, über dem Haupte aber mit zwei kreuzweis über die Brust gelegten Eichbäumen nebst ihren Wurzeln abgebildet ist, bewahrt das Andenken des Heiligen ebenso wie der schon genannte Felsen. Sonst zeigt man noch den nach ihm genannten Einsiedlerbrunnen über dem Fußsteige in der Nähe desselben, den in Stein gehauenen sogenannten Einsiedlersitz, bei dem später noch ein Tisch und einige andere Sitze von Stein angebracht worden sind, die Ruinen seiner Clause, die 22 Fuß in der Länge und 18 in der Breite gehabt haben soll, und einen Stein von mehr als Mannesgröße in denselben, der des Einsiedlers Tisch und Bette abgegeben haben soll, sein Keller aber ist schon zu Anfange des 18ten Jahrhunderts, weil er Räubern zum Schlupfwinkel diente, zugemauert worden[16]).

190) Der dankbare Schuldner.

Curiosa Sax. 1736. S. 72. (nach D. Maurin Brandts Chronica p. 575.)

Im Jahre 1267 ist Graf Rudolph von Habsburg aus Schlesien nach Pirna im Lande Meißen mit einigen Dienern gekommen, und weil ihm unterwegs sein Geld alle geworden, er solches auch von Hause aus nicht so schnell hat bekommen können, hat er Abends den regierenden Bürgermeister Paul Strauske zu sich zur Mahlzeit laden lassen und ihn dabei angesprochen, ob er ihm nicht bei dem Rathe zu Pirna 200 Schock Geldes zu Wege bringen könne, weil er solches auf seiner Reise jetzt

[16]) Ziehnert Bd. II. S. 187 behandelt eine Legende von diesem Dipold, welche gänzlich erfunden zu sein scheint.

höchst benöthigt sei, er wolle ihnen solches nicht allein mit Interessen getreulich wieder erlegen, sondern auch solche Freundschaft also mit Dankbarkeit vergelten, daß es die Nachkommen genießen sollten. Der Bürgermeister entschuldigte sich zwar hierauf des Rathe wegen mit Vorwendung vieler Ausgaben bei der damaligen Zeit, da auch die Rathskammer sehr erschöpft sei, doch versprach er solches Ansinnen dem Rathe vorzutragen und dabei so viel zu thun, als ihm möglich. Das geschah auch, und der Rath zahlte ihm des andern Tages 200 Schock guter Münze alsbald aus. Ob nun zwar wohl der Graf sich verschrieben, innerhalb Jahresfrist solches Geld dem Rathe wieder auszuzahlen, konnte er es doch auf die bestimmte Zeit nicht bewerkstelligen, weil seine Erwählung zum Kaiser (1272) nebst anderen Kriegshändeln dazwischen kam. Er kam darauf 1273 selbst persönlich von Eger nach Pirna, ließ den ganzen Rath vor sich fordern und tractirte denselben auf's Freundlichste, erinnerte sich dabei an seine Schuld und ließ ihm 300 Schock Geldes dafür aufzählen, welches aber der Rath nicht annehmen wollte, weil es sammt den Zinsen nicht so viel betrüge, wollte es ihm auch als ihrem gnädigen Kaiser schenken, der Kaiser aber wollte nicht und nöthigte sie, bis sie endlich 200 Schock von ihm annahmen. Dafür bedankte er sich auf's Freundschaftlichste, daß sie ihm dazumal in der Noth so willig beigesprungen und ihm als einem Fremden die 200 Schock anvertraut, begnadigte auch die ganze Stadt mit besonderen Freiheiten und verordnete unter andern, daß, so oft eine Pirnaische Jungfrau heirathen würde, ihr aus seiner kaiserlichen Kammer 30 Schock Geldes zum Heirathsgut ausgezahlt werden solle. So soll er gleichfalls auch der studirenden Jugend in Pirna verschiedene Stipendia verordnet haben. Es gedenket auch der obengedachte Autor, daß kurz nachher, als der gefährliche Krieg zwischen dem Kaiser und dem König Ottokar zu Ende gegangen und der Kaiser ganz Böhmen, Oestreich, Lausitz und Meißen an sich gebracht hatte, er mit Ernst befohlen hatte, daß die Stadt Pirna allein von allen Contributionen frei blieb. Als er aber zur Kaiserkrönung sich nach Speier aufmachte, hat er unterwegs zu Graf Friedrich von Hohenstaufen gesagt: Nun wollen wir uns gegen die liebe Stadt Pirna recht dankbarlich verhalten, wegen ihrer redlichen Treue und Aufrichtigkeit, so sie gegen uns erzeiget, und soll sie erfahren, daß, wie sie in meiner Noth mein Vater gewesen, ich auch ihr Vater und Helfer sein will.

191) Das Denkmal bei Stolpen.

Hasche, Magazin Bd. II. S. 361.

In der Nähe der Stadt Stolpen zwiſchen Lauterbach und Pohlau ſtand früher auf freiem Felde am Wege ein ſteinernes, vier Ellen hohes Denkmal, einer ſogenannten katholiſchen Marterſäule ähnlich, welches die Inſchrift trug: 1584. IAR DAS IST WAR ZWENE OSTERDAG IN EINEN JAR. Dieſe Worte ſollen aber Folgendes bedeutet haben. Bekanntlich ließ Papſt Gregor XIII. 1582 den Gregorianiſchen Kalender einführen, der jedoch nicht ſogleich überall angenommen ward. Dies thaten jedoch die beiden Lauſitzen im J. 1584. Da nun der Gregorianiſche Kalender vom Julianiſchen um 10 Tage abweicht, ſo feierten die Einwohner der Lauſitz ihr Oſterfeſt eher als ihre Grenznachbarn in Sachſen, und dies ſchien dem Stolpner Amtsſchöſſer Thomas Trenter ſo wichtig, daß er jene Worte bei der Erneuerung beſagter Marterſäule in dieſelbe einhauen ließ.

192) Urſprung des Namens der Katzenhäuſer.

Curiosa Sax. 1737. p. 285. sq.

Nicht weit von dem dem Herrn von Boſe früher gehörigen Schloſſe Schleinitz bei Lommatſch liegen die ſogenannten Katzenhäuſer, die ein kleines Dorf ausmachen und in einer Reihe gebaut ſind, welche nach Nauſlitz in die Kirche gehören. Dieſe Häuſer haben ihren Namen von dem Berge empfangen, auf dem ſie gebaut ſind. Vor langen Zeiten iſt hier nichts als Wald geweſen, wo man ſtark gejagt hat. Nun iſt einmal von einer Jagd ein Haſe unverſehens liegen geblieben, den einige herumſpazierende Katzen gefunden und verzehrt haben. Zu dieſer Mahlzeit iſt ein Jäger gekommen, der nachgehends dieſen Berg den Katzenberg geheißen hat, welchen Namen demſelben dann auch andere Leute, ſo ſolches gehört, beigelegt haben, und endlich iſt derſelbe auch den Häuſern, die auf ihm erbaut wurden, ſelbſt gegeben worden.

193) Die beſtraften Sabbatſchänder.

Miſander, Delic. Hist. S. 388.

Nicht weit von der Meißniſchen Grenze iſt es geſchehen, daß ein Amtmann ſeinen Bauern erlaubte, am Sonntag zu boſeln (kegeln) und mit Würfeln um einen Ochſen zu werfen. Es wurden aber auf dieſem Spiel-

platze in kurzer Zeit zwei Bauern erſtochen. Der Amtmann aber ward ſelbſt krank und lag hart darnieder und konnte doch an keinem Sonntag erſterben. Dieſer Amtmann ſoll nun das Sprichwort geführt haben: Wenn man am Sonntag Vormittags das Wort hört, kann darnach nichts Sündliches oder Hinderliches ſein. Der Pfarrer Martinus ſprach: es ſteht geſchrieben, Du ſollſt den ganzen Tag heiligen, darauf der Schöffer ſpöttiſch geantwortet: es ſteht freilich geſchrieben, doch ſteht noch mehr geſchrieben und wird nicht gehalten; iſt ſolch Spiel unrecht am Sabbat, ſo gebe Gott, daß ich keins mehr erlebe. Er hat aber auch keins mehr erlebt, ſondern ſtarb zuvor dahin.

194) Das Erdmännchen und der Schafhirt.

Prätorius, Weltbeſchreibung. Magdeb. 1665. Bd. I. S. 133.

Im J. 1664 hat ſich in einem Dorfe nahe bei Dresden Folgendes zugetragen. Es hat ein Schäferjunge im Felde bei ſeiner Heerde geſeſſen und von ungefähr geſehen, wie ein mäßiggroßer Stein in ſeiner Nähe ſich von ſelbſt einige Male in die Höhe zu heben ſchien. Dies hat ihn gewundert, er hat ſich den Stein angeſehen und ihn endlich von ſeinem Platze weggehoben. Siehe da hürſt ein kleines Kerlchen (ein Erdmännchen) aus der Erde hervor und ſtellt ſich vor ihm hin und ſpricht, er ſei bis dieſen Augenblick dahin gebannt geweſen, und begehre nunmehr von ihm Arbeit, er müſſe ihm etwas zu thun geben. Nun wohl, hat der Junge beſtürzt geantwortet, hilf mir meine Schafe hüten. Dies hat das Erdmännchen auch flugs gethan, am Abend aber, wo der Junge ſein Vieh hat ins Dorf treiben wollen, da hat das Geſpenſt mitgewollt. Der Junge hat ſich aber entſchuldigt und alſo geſprochen: in mein Haus vermag ich Dich nicht mitzunehmen, denn ich habe einen Stiefvater und dazu noch andere Geſchwiſter, mein Vater würde mich übel anſehen, wenn ich ihm noch einen andern mitbrächte und ihm das Haus kleiner würde. Ja ſo muſt Du mir anderswo Herberge ſchaffen, Du haſt mich einmal angenommen, hat das Männchen geſagt. Gehe hin zu unſerm Nachbar, hat der Junge geantwortet, denn der hat keine Kinder. Dies iſt auch richtig geſchehen, aber dergeſtalt, daß ihn der Nachbar nicht wieder hat loswerden können.[17])

[17]) Preuſker, Blicke in die vaterl. Vorz. Bd. III. S. 177. Anm. VI. erzählt von einem Mann zu Strehla und einer Wiegenfrau bei Meißen, die beide von dergleichen zur Bewachung von Schätzen verbannten Erdmännchen um Hebung derſelben gebeten worden wären, damit ſie erlöſt würden.

195) Die Gräfin Kosel im bezauberten Berge von Langen-Wolmsdorf.

A. Winter in der Constit. Ztg. 1853. Nr. 96.

Bei Langen-Wolmsdorf in der Nähe der Ruinen der alten Bergfeſtung Stolpen liegt ein Berg und in dieſem iſt eine Höhle, darin ſoll die Gräfin Kosel begraben ſein, ſie hat aber keine Ruhe im Grabe, ſondern ſie wandert bei Tag und Nacht herum und von den Thalern, die ſie mit in ihr Grab genommen hat, giebt ſie den Leuten, die ihr Stand halten.

Einmal hat ein Schäfer bei jenem Berge geweidet, dem iſt plötzlich eine ſchöne Jungfrau erſchienen, die ein kurzes weißes Kleid und um den Leib ein ſchwarzes Gürtelband trug. Die hat ihn gefragt, ob er ihr helfen wolle, und als er ja geſagt, hat ſie ſich nach dem Berge zu gewendet und ihm gewinkt, ihr zu folgen. Als er aber dort angelangt iſt, da hat ſich der Berg aufgethan, und es war ein Gang und eine weite Halle zu ſehen, an deren Ende ein breiter Waſſergraben war, über den aber keine Brücke führte. Da hat das Mädchen geſagt: auf! ſpringe hinüber, der Schäfer aber hat geantwortet: er iſt zu breit, und als ihn die Jungfrau abermals gebeten, hat er es zweimal vergeblich verſucht, weil er ſchon alt und ſteif war. Da hat ſich drüben über dem Graben ein großes Thor aufgethan, und der Schäfer hat in einem weiten Saale viele Männer mit langen weißen Bärten ſitzen ſehen, eine Stimme aber hat gerufen: abermals umſonſt! noch hundert Jahre! Darauf iſt Alles verſchwunden und der Schäfer hat ſich erſt nach Mitternacht wieder nach Hauſe finden können.

196) Das ſchwarze Kreuz in der Dresdner Haide.

Novelliſtiſch behandelt von A. Winter in der Const. Ztg. 1854. Nr. 153 ff.

Wenn man von Dresden aus durch das Priesnitzthal über die ſogenannte neue Brücke nach einer ziemlich umfangreichen Waldblöße geht, und dann die durch dieſe führende Pillnitz-Moritzburger Straße überſchreitet, ſo gelangt man auf einem Fußwege zu einer Anhöhe, auf der ſich ein ſehr hohes, ſchwarz angeſtrichenes Kreuz befindet, das immer wieder erneuert wird und in deſſen Nähe es zwiſchen 12—2 Uhr Mittags nicht geheuer ſein ſoll. Es ſoll ſich da das ſogenannte Mittagsweibchen ſehen laſſen, d. h. eine ſteinalte Frau in einem weiten weißen Kleide und mit einem weißen Tuche über dem Kopfe, welche den dort

hinkommenden Holzlesern den Weg zu versperren, sie anzureden, zu ermahnen und zuweilen auch zu beschenken pflegt. Nach Einigen wäre dies der Geist einer hier nebst ihrem Bräutigam von Mörderhänden erschlagenen Braut, die diesen Ort auf einer Wallfahrt zu einem Gnadenbilde in Langenbrück passiren mußte, und jenes Kreuz müsse laut einer Stiftung ihrer reichen Schwiegermutter, die nach dem Tode ihres einzigen Sohnes Alles ihrer Vaterstadt Dresden vermacht habe, vom Rathe der Residenzstadt stets wieder erneuert werden; nach Andern wäre hier ein armer Perrückenmacher, der aus Armuth Botschaft lief, von einem Mörder umgebracht worden, und es geschehe die Erneuerung des Kreuzes stets auf Kosten der Perrückenmacher-Innung.

197) Die bestraften Schatzgräber zu Dörschnitz.

Curiosa Saxon. 1744. S. 204. sq. cf. Hasche, Mag. Bd. III. S. 216. sq.

Unter dem Hügel an der kleinen Holzecke bei dem Dorfe Dörschnitz in der Nähe von Lommatsch soll ein Schatz verborgen liegen, man hat zwar oft nachgegraben, aber nie etwas gefunden. So sind eines Tags ein Bauer aus dem genannten Dorfe P. H. und ein anderer aus Altlommatsch N. K. zu einer Hochzeit in Sieglitz gewesen, und da sie nun des Nachts heim und dort vorbeigegangen, hat einer dem andern Muth gemacht, sie wollten hier mit den Armen hineinwühlen und nach dem dort liegenden Schatze greifen, was auch geschehen ist. Des folgenden Tags aber, da sie ihren Rausch ausgeschlafen, haben beide gefunden, daß ihnen der Arm, mit dem sie in den Berg gewühlt, aufgeschwollen und voller Blasen, auch Hals und Kopf aufgedunsen und dick gewesen, also daß sie sich am selbigen Tage fast nicht dürfen sehen lassen.

198) Der Teufelsgraben bei Coßlitz.

Preusker in den Mitth. d. K. S. Alterth.-Vereins zu Dresden 1835. H. I. und Blicke in die Vaterländ. Vorzeit. (Lpzg. 1840—43. III. 8.) Bd. III. S. 20. sq. Reiniger, Sächs. Prov.-Bl. Hayn 1827. Nr. 4 u. 11. Poetisch beh. v. Ziehnert, Bd. III. S. 81. sq. Novellistisch v. Gw. Dietrich, Erzstufen. 1830. Bd. II. Anders erz. v. K. Winter in der Konst. Ztg. 1853. Nr. 292.

Der sogenannte Teufelsgraben, wahrscheinlich ein uralter Grenzwall, schwerlich eine Wasserleitung, wie man auch gemeint hat, ungewiß, ob

von Deutſchen oder Sorbenwenden gebaut, iſt ein 8—12 Ellen breiter und 2—4 Ellen tiefer von Weſten nach Oſten laufender, ohngefähr 2 Stunden langer Graben ohne Grundfläche, der eine Viertelſtunde von den ſogenannten Katſchhäuſern bei Zichtenberg anhebt, dann nach dem Vorwerke Gohrisch und nachher nach Tiefenau zu läuft und endlich in der Nähe des Dorfes Goſlitz bei Großenhayn aufzuhören ſcheint. Die Volksſage ſchreibt ihm aber folgenden Urſprung zu. Es ſoll nämlich der im Dorfe Goſlitz (3 Stunden von Großenhayn und Riesa) befindlichen Mühle ſehr oft an Waſſer gefehlt haben und eines Tags hat der Müller ſchon lange nicht mehr mahlen können. Da iſt ein fremder Mühlknappe eingeſprochen und hat Arbeit verlangt, allein der Müller, der für den ſeinigen nichts zu thun und kaum Brod hatte, gab ihm ſeinen Groſchen und wies ihn ab. Der iſt aber nicht gegangen, ſondern hat dem Müller erklärt, er wiſſe ein Geheimniß, dem Waſſermangel abzuhelfen, allein er begehre als Lohn ſeine Tochter zur Frau. Der Müller hat auch nicht einen Augenblick geſchwankt, ſondern ihm gleich die Hand des Mädchens zugeſagt, dafern ſich jener verpflichtete, noch im Laufe der Nacht einen Graben aufzuführen, der die Mühle für alle Zeiten mit Waſſer verſehen würde. Der fremde Knappe hat ungeſäumt den Pact angenommen und ſich entfernt, um ſein Wort zu halten. Die Müllerstochter aber und ihr heimlicher Geliebter, der mit ihr aufgezogene Müllerknecht ihres Vaters waren ſchon recht froh, daß der freche und heimtückiſche Fremde ſeines Weges ging, weil ſie nicht wußten, was derſelbe mit ihrem Vater abgemacht hatte. Als nun aber die Nacht hereinbrach, vernahm man aus der Ferne ein ſonderbares Getöſe, welches, je ſpäter es wurde, ſich immer deutlicher vernehmen ließ. Dem alten Müller fing es aber bald an gar ängſtlich um's Herz zu werden, denn er merkte, mit wem er ſich eingelaſſen hatte und es dauerte ihn, ſeine einzige Tochter dem Gottesfeinde verlobt zu haben. Als nun von der Seite von Tiefenau her das furchtbare Lärmen des Teufels, der mit ſeinen Geſellen einen Graben von der Elbe her führte, immer näher kam, konnte er es nicht mehr bei ſich behalten, ſondern er ſchüttete ſein angſterfülltes Herz gegen ſeine Tochter und den ihm längſt als treu bekannten Knaxren aus. So ſannen ſie alle drei lange hin und her, wie dem drohenden Unglück zu entgehen ſei, als endlich dem Mühlknaxren ein längſt bekanntes Mittel einfiel, er eilte an die Hofthüre und durch nachgeahmten Hahnruf (wie Andere erzählen, durch Klopfen auf ſein Schurzfell) gelang es ihm, den Hausbahn zum Graben zu bringen, und durch dieſes Zeichen des beginnenden Tages war der Müller von ſeinem gegebenen Worte entbunden.

denn der Teufel war mit seinem Werke noch nicht fertig geworden. Dieser aber, entrüstet über die ihm zu Theil gewordene Ueberlistung und das Entschlüpfen der jungen unschuldigen Seele, zerstörte die Wasserleitung wieder, und der dankbare Müller gab dem klugen Knappen seine Tochter als Lohn zum Weibe, und sonderbar, von diesem Augenblicke an hatte der bisherige Mühlbach immer hinreichendes Wasser, und das Geschlecht des Müllers blühte noch lange Jahre und hatte nie Mangel an Mahlgästen, die, weil der Müller ehrlich war und blieb, gern dahin kamen. Noch heute heißt aber eine in der Nähe von Tiefenau liegende öde, sumpfige Waldstelle, das Teufelsnest, weil sich der Teufel aus Aerger dorthin zurückgezogen und hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen haben soll; er hat aber der Müllerfamilie, die fromm und gut blieb, niemals was anhaben können.[19])

---

199) Gott straft einen Meineidigen.

Curiosa Sax. 1721 30. S. 162 sq.

Im J. 1728 lebte zu Hirschfeld bei Großenhayn Salomon Radt, ein alter 68jähriger Windmüller, der schon bei 30 Jahren wegen Diebstahl, Mord und andern bösen Thaten vielmal angeklagt worden war und sich durch das Purgatorium hatte retten müssen. So hat er wegen gewaltsamer Erbrechung der Frankenmühle und Ermordung ihres Besitzers im J. 1700 die Tortur ausgestanden, aber nichts bekannt, dann sich noch dreimal wegen Diebstahl losgeschworen, auch einmal seinem leiblichen Sohne wegen geringer Ursache einen Spaten an den Kopf geworfen, und weil seine eigene Frau dazwischen gekommen, hat dieser der

[19]) Nach einer andern Version der Sage (bei Winter a. a. O.) wäre jedoch nicht sein Mühlknappe, sondern ein Jäger der heimliche Liebhaber des Mädchens, das, weil sie am Tage des h. Laurentius geboren worden war, Laurentia hieß, gewesen, von ihrem Vater aber seiner Armuth wegen abgewiesen worden, sie sei vor Angst mitten in der Nacht zur Capelle des h. Laurentius, die zwei Stunden entfernt war, geflüchtet und habe den Heiligen um Rettung gebeten, und diesem habe man das rettende, allzufrühe Krähen des Haushahns zugeschrieben. Dieses Wunders wegen sollen nun auch viele Andere nach jener Capelle gewallfahrt sein und das dankbare Liebespaar — das Mädchen bekam ihren Geliebten noch — demselben eine größere Kirche erbaut haben, da die frühere kleine Capelle dem Zudrang der vielen Pilger nicht mehr genügte; um diese erhoben sich später mehrere Häuser, aus denen zuletzt ein Dorf und nach und nach das durch seinen Jahrmarkt bekannte Lorenzkirchen ward.

Spaten den Arm zerschlagen, woran sie gestorben ist. Endlich ist er im J. 1728 wegen Bestehlung des Wassermüllers Noack zu Hirschfeld der Obrigkeit abermals in die Hände gefallen und hat nachgehends sowohl deswegen, als weil man bei ihm verschiedene Segensprüche, auch einen getrockneten Menschenfinger, den er vermuthlich einem Hingerichteten abgeschnitten, auch Kugeln, Wurzeln und rauhe Zwiebeln zum Festmachen [19]) gefunden, in Beisein des Hirschfelder Pfarrers M. Uhlemann zu Straucha, wohin Hirschfeld gehört, den Reinigungseid an öffentlicher Stelle ablegen sollen und wollen, dabei es denn geschehen, daß ihm, als er die Finger in die Höhe gehoben, der Mund weit auf, steif und starr geblieben ist, alle Sinne vergangen sind, er zu brüllen angefangen, und ohngeachtet ihm der Geistliche und Gerichtsverwalter ernstlich zugeredet, dreiviertel Stunden darauf elendiglich gestorben ist.

---

200) Ursprung des Namens der Stadt Frauenstein.

Bahn, Das Amt, Schloß und Städtchen Frauenstein. Friedrichst. bei Dresden 1748. S. 19. 21.

Als in Deutschland noch das Faustrecht in seiner schönsten Blüthe stand, da haben eine Anzahl Raubritter mehrere gemeinschaftliche Burgen im sächsischen Hochlande gehabt; zu Frauenstein hatten sie ihre Frauen, zu Rechenberg hielten sie ihre Abrechnung und theilten ihren Raub, zu

[19]) Ueber das Festmachen finden sich aus Sachsen verschiedene Sagen. So hat im J. 1634 im Hornung zu Meißen ein gottloser Soldat beim Trunk geschworen, der Teufel solle ihn hinführen, wenn er sich nicht wider alle Wehr und Waffen fest und gefroren machen könne. Darauf hat er zum andern Male sein bloßes Schwert mit solcher Macht in seinen bloßen Leib gestoßen, daß es sich krümmen müssen, und ist auch nicht das Geringste an seinem Leibe verletzt worden. Als er aber solches zum dritten Male thun wollen, ist das Schwert gählings durch die Brust in den Leib und das Herz hineingefahren, daß der gottlose Mensch elendiglich gestorben und zu Grunde gegangen ist. (Gwerb Von dem abergläubischen Besegnen S. 128). Einen andern Fall erzählt Misander, Delicias historicae od. Hist. Ergötzlichkeiten. Dresden 1698. 8. S. 159, nach Luther (Werke, deutsch. Jen. A. Bd. VIII. p. 121. a.). Es ist nämlich einmal ein Jude zu Herzog Albrecht zu Sachsen gekommen und hat ihm einen Knopf mit seltsamen Characteren und Zeichen angeboten, der sollte für kalt Eisen, Stechen und Schießen dienen. Da hat der Herzog gesagt: so will ich's mit dem Juden zuerst probiren; er hat ihn vor's Thor in's Feld hinausgeführt, ihm den Knopf an den Hals gehängt, sein Schwert gezogen und ihn durchstochen, also daß ihm sein Schemhamphorasch Tetragrammaton nichts geholfen.

Purſchenſtein lagen ihre Reitzige und Purſchen in Quartier und zu Pfarrede unterhielten ſie ihre Pfaffen. Wenn aber auf dem alten Stadtſiegel eine Frau, an einem Felſen ſtehend und in der Hand einen Zweig mit drei Aeſten und Blüthen haltend, dargeſtellt iſt, ſo bedeutet das, daß früher das Städtchen unter dem felſigen Schloßberge ſtand und von der Königin Libuſſa (bekanntlich ſchlug der dürre Stab ihres Mannes aus, ſ. oben S. 71) gegründet worden iſt. Auf den neuern Siegeln ſitzt dieſe Frau entweder mit entblößtem rechten Beine zwiſchen zwei Felſen, was ſagen will, daß Frauenſtein zwiſchen dem Schloß- und Sandberg erbaut iſt, oder ſie ſpringt zwiſchen den Bergen hervor, indem das rechte Bein noch in denſelben ſteckt, was bedeutet, daß die Stadt ihre Einnahmen aus dem damals noch florirenden Bergbau gezogen habe.

201) Ein Geiſt zeigt eine Mordthat an.

Curiosa Sax. 1762. S. 212. sq.

Im J. 1760 iſt ein Knabe aus Bräunsdorf nach Neumark bei Freiberg zu einem Schuhmacher in die Lehre gethan worden. Dieſer Lehrjunge wird von dem Sohne des gedachten Schuſters, der ſeinem Vater im Handwerke hilft, mit einem Schuhleiſten todtgeſchlagen; ſie ſchaffen denſelben in aller Stille bei Seite, und geben vor, er ſei davongelaufen, was auch geglaubt wird, aber des Knaben Großmutter, die ebenfalls zu Bräunsdorf wohnte und den Knaben in ſeiner Lehrzeit öfter als ſeine Eltern beſucht und ihm auch oft etwas mitgebracht hatte, erblickt nach einigen Tagen mehrere Nächte hintereinander den Geiſt ihres erſchlagenen Enkels, der ihr erzählt, er ſei nicht davongelaufen, ſondern vielmehr mit einem Schuhleiſten erſchlagen und in der Scheune begraben worden. Dieſe Begebenheit iſt dem Amte zu Freiberg gemeldet und in Folge davon im Januar des J. 1762 Vater, Mutter und Sohn eingezogen worden, bei deren Vernehmung ſich Alles, wie oben erzählt, beſtätigt hat.

202) Arndts Paradiesgärtlein iſt unverbrennlich.

Curiosa Sax. 1738. S. 269.

Als am Johannis heiligen Abend des Jahres 1738 (23. Juni) des Nachts gegen 10 Uhr Gott Tuttendorf bei Freiberg mit einem

heftigen Donnerwetter heimſuchte, und der Strahl des Bergmanns J. D. Schieffels Wohnhaus im Oberdorfe entzündete, hat zwar die wüthende Feuersgluth Alles verzehrt, allein alle im Hauſe befindlichen Perſonen ſind mit dem Leben davon gekommen, und was das Sonderbarſte iſt, die ſchon zu mehreren Malen über Dr. J. Arndts berühmtes Gebetbuch, Paradiesgärtlein betitelt, in Feuersgefahr waltende Fürſorge Gottes hat ſich auch hier wiederum bethätigt. Denn da ſich unter dem geiſtlichen Büchervorrath dieſer armen Verunglückten auch gedachtes Buch in der von Gbr. Weinmann, Buchhändler zu Erfurt, in länglich Duodez 1725 beſorgte Auflage befunden, ſo hat man daſſelbe am andern Tage unter der Aſche dergeſtalt angetroffen, daß, obwohl der Einband deſſelben gänzlich zu Kohlen verbrannt, dennoch kein Buchſtabe an dem Buche ſelbſt verletzt war, ſondern daſſelbe ganz unverſehrt im Feuer geblieben iſt. Es iſt ſolches dem Paſtor des Ortes von den Abgebrannten zum ewigen Andenken überlaſſen worden, bei dem man es noch lange hat ſehen können.

203) Der böſe Pfaffe von Mulda.

Meller, Freiberg. Annalen Th. II. S. 201.

Am 10. April Montags nach Palmarum des J. 1536 hat ein katholiſcher Prieſter, der Pfarrer zu Mulda bei Frauenſtein geweſen, in einem Weinhauſe des letztgenannten Ortes allerlei Unfläthigkeit getrieben und iſt über Nacht daſelbſt ganz toll und voll liegen geblieben, am Morgen des andern Tages aber mit umgedrehten Halſe gefunden worden. Man hat ihn aber früher insgemein für einen Zauberer gehalten, inmaßen er, wie Martin Beck, geweſener Pfarrer zu Reinhartmannsdorf, in ſeinen Frauenſteiniſchen Annalen erzählt, oft in Wirthshäuſern böhmiſche und andere Groſchen nach Belieben aus den Wänden herausgraben konnte und anderes Gaukelſpiel zur großen Verwunderung der gemeinen Leute aufführte.

204) Die Entſtehung von Altenberg.

Gbr. Meißner, Umſt. Nachr. v. Altenberg. Dresd. 1747. 8. S. 2. sq.

Die im ſächſiſchen Hochlande gelegene Bergſtadt Altenberg verdankt ihren Urſprung folgender Sage. Im J. 1458 hat in dem ehemaligen

einem Walde, der dem Herrn Walzig von Bärenstein eigenthümlich zugestanden, ein Köhler einen Meiler Holz auf einem mächtigen flachen Gange, der noch jetzt die alte Fundgrube oder die rothe Kluft genannt wird, zugerichtet und beim Ausstoßen hat er berglauteres Zinn angetroffen, wodurch der berühmte Zwitterstock zum Altenberg unvermuthet fündig geworden ist, denn, nachdem das Gerücht von diesem reichen Zinnbergwerk durch's Land erschollen, haben sich viele in- und ausländische Bergleute hierher gewendet und das Bergwerk in Flor gebracht.

205) Wie Dr. Martin Luther einem Bergmann zu Altenberg Böses mit Gutem vergolten hat.

Matthesius, XVII. Predigt über das Leben Luthers. Nürnb. 1583. S. 196. sq. Meißner a. a. O. S. 19. sq.

Im Jahre 1522 haben eine Menge Leute zu Altenberg ein hölzernes Bild, das wie Luther angezogen war, gemacht, daſſelbe vor ein aus fingirten Richtern und Schörren gebildetes Gericht geführt, es wegen Ketzerei verklagt und verurtheilt, und dann mit großem Geschrei und Lärm auf den Geißingberg geführt und am Sonntag Lätare an einem aus 25 Fudern Holz bestehenden Feuer verbrannt, nachdem vorher ein gewisser Bergmann darüber den Stab gebrochen und das Urtheil gesprochen hatte. Zwanzig Jahre nachher kommen zwei Bürger aus Altenberg zu Dr. M. Luther gen Wittenberg und bringen ihm einen schönen Handstein (so nennt man die reichhaltigsten Zinnstufen) von rothgüldenem Erze, worauf sie derselbe zu Tische bittet. Da sagt der Eine, sein Kamerad habe sich einst schwer an ihm versündigt, indem er sein Bild wie Johann Huß zum Feuer verdammt, später habe er aber die Wahrheit seiner Lehre erkannt, und bitte nun, da ihm solches von Herzen leid sei, demüthig um Gnade und Verzeihung seines übrigen Unverstandes. Dem Luther gefällt die Rede und er sagt, weil solches Feuer ihm und seiner Lehre nichts geschadet, solle es ihm im Namen des Herrn vergeben und vergessen sein. Wie nun dieser Handel ein gut und ehrliches Gelächter gab, spricht der Absolvirte: o Herr Doctor, ich danke Ew. Ehrwürden, aber ich hab noch eine große Schuld auf mir, bitte, Ihr wollet mich auch davon absolviren, denn ich armer Bergmann habe mich bei der Zeche verpufft und bin an die 500 Gülden schuldig. Da sagt der Luther: Ihr Bergleute, wenn Ihr am ärmsten seid, blüht Euer Glück, denn da haltet Ihr an und lebet selber zu Euern Zeiten, und Noth lehret Euch beten,

zur Kirchen gehen und nüchtern und mäßig sein, darum wisset Ihr selber nicht, wie reich Ihr seid. Ziehet heim und arbeitet treulich und handelt redlich und glaubt und hofft an Gott den Allmächtigen, den rechten Erzschaffer im Namen seines Sohnes, der Silber und Geld ins Fisches Mund sprach (Matth. XVII) und läßt immer Erz wachsen und giebts zu rechter Zeit denen, die in ihren Zechen anhalten und bei ihm im Gebet aushalten. Der reiche Gott wird mit Euch sein, auf seinen reichen Segen und milde Hand absolvire ich Euch von aller Eurer Schuld. Ehe dieser Bergmann wieder zu Hause kommt, erhält er Botschaft unterwegs, man habe in seiner Zeche auf dem seligen Asar gut Erz angetroffen, da löst er Geld und giebt Ausbeute und zahlt Alles ab und behält noch Ueberlauf.

206) Der graue Mann zu Neugeißing.

Meißner a. a. O. S. 283. sq. cf. S. 479.

Im Jahre 1713 den 12. Septbr. ist der Grubenarbeiter Gottfried Behr im Bergamt Altenberg erschienen und hat daselbst beschworen, daß, als er am 31. August in seinem Hause zu Neugeißing früh 3 Uhr aufgestanden, um auf den Uhrschlag zu hören, sich aber, als es ihm zu zeitig geschienen, wieder niedergelegt habe, ein Mann mit grauem Barte und Haaren in einer langen grauen Kutte vor sein Bett getreten sei und gesagt: warte noch ein Viechen, Du sollst noch eher droben sein, als der mein Volk zählen läßt. Ich will mit Dir ins Zechenhaus gehen und Dir zeigen, wie ich mein Volk wegnehmen will, Du hast unterschiedliche Warnungen gethan und dabei haben Dich viele verunglimpft, dieselben haben aber ihr Theil schon gekriegt, und wenn sie Dich wieder so verunglimpfen werden, so soll es denselben wieder so gehen, wie den ersten. Du sollst auch eher droben im Zechenhause sein, als der Geschworne, das merke Dir zum Wahrzeichen. Hierauf ist er verschwunden. Als Behr aber im Zechenhause angekommen, hat er den grauen Mann in eben der Gestalt wie in seinem Hause in der Stube stehen sehen, der hat vom Ofen aus einen Strich mit dem rechten Arme über die Bergleute nach dem Fenster zu gethan und ihn an der linken Seite berührt, daß er solches die ganze Woche gefühlt und manche Thräne darüber vergossen. Dann sind alle Leute weggewesen, bis auf 10 Personen, so traurig am Ofen gesessen, der graue Mann aber sagte: da haben sie die 12, die mögen sie auszählen. Darauf ist er auf einmal weggewesen, und die Leute, welche eben abwesend waren, sah er mitten

unter dem Gebete wieder um sich, dann ist auch der Geschworne hereingekommen und hat wie gewöhnlich mit den Leuten sein Gebet verrichtet. Freitags hat er denselben grauen Mann wieder in der Zechenstube gesehen und früh den 11. Sept. ist er wieder vor seinem Bette erschienen und gesagt, er solle noch wohin gehen, es solle eine Hochzeit sein, da wären schon drei Tafeln gesetzt; als aber seine Frau gekommen und ihn gerufen, sei er wieder verschwunden. Als den 9. August 1712 ein lediger Bergmann, Andreas Behr, in ein Gesenke fiel und darin umkam, hat Ersterer diesen Todesfall von einem Geiste mit den Worten: Du, er ist schon todt, während er auf der Bank lag, angezeigt bekommen.

207) Das goldne Lamm.

Brandner, Lausenstein. Lausenst. 1845. 8. S. 323 -4.

Im Dorfe Fürstenwalde lebte vor langer Zeit ein Häusler, Namens Bär (ob der vorige?), bei dem seit vielen Jahren jährlich ein Fremder, angeblich ein Italiener, einkehrte, sich mehrere Wochen aufhielt und in dem Flußbette der Müglitz in der Gegend vom Kraphammer abwärts bis an das sogenannte Löwenbrückchen Waldkörner und im Schlottwitzgrunde edle Steine suchte. Seine Bemühungen wurden jedesmal von reichem Erfolge gelohnt, er bezahlte stets seinen Wirth reichlich, doch endlich sagte er einmal bei seiner Abreise, er werde nun nicht wieder hierher kommen, wohl möge ihn aber Bär in seiner Heimath besuchen, wozu sich schon Gelegenheit finden werde. Nach länger als Jahresfrist erhielt nun Bär von seinem frühern Gaste die Nachricht, er solle nach Teplitz kommen und sich daselbst auf der Post melden, für sein Fortkommen und Beköstigung sei gesorgt. Bär macht sich auf den Weg, findet Alles wie angegeben und gelangt endlich in den Wohnort seines Freundes. Da er jedoch der Sprache nicht kundig ist, hat er große Mühe, die Gasse und das Haus zu finden, wo sein Gastfreund wohnen sollte, trotzdem daß ihm die Nummer desselben angegeben war. Endlich nach langem Suchen findet er dieselbe, aber das Haus scheint ihm weit größer und prächtiger, als er sich gedacht hatte, er tritt jedoch ein, um sich zu erkundigen, weil er aber in seiner schlechten gewöhnlichen Kleidung war, so ward er von einem ihm entgegenkommenden Bedienten, der ihn für einen Bettler hielt, aus dem Hause hinausgewiesen. Wie er nun nicht weiß, was er anfangen soll, hört er auf einmal aus dem genannten Hause eine bekannte Stimme rufen: Vater Bär bist Du's! und gleich darauf erscheint zu

seiner großen Freude sein alter Freund. Dieser nimmt ihn sehr gut auf, allein Bär kann sich lange Zeit mitten unter der Pracht und Herrlichkeit, die ihn umgiebt, gar nicht zurecht finden, endlich führt ihn jener, als er sich zum Abschied anschickt, in ein Cabinet, welches seine Schätze enthielt, und bittet ihn, unter mehreren dort aufgestellten, aus dem reinsten Golde gegossenen Figuren, sich eine zum Andenken mitzunehmen, da sie aus den Goldkörnern seien, die er in seiner Heimath gesammelt habe. Bär wählt nach langem Zureden ein goldnes Lamm und langt damit, so wie mit einer kleinen Summe Geldes, welche ihm sein Freund noch aufgedrungen, glücklich wieder in seiner Heimath an. Die Kunde von diesem goldnen Lamme gelangt bald zu dem damaligen Herrn von Lauenstein und durch diesen wieder an den Churfürsten, der Bär'n durch Zusagung einer kleinen jährlichen Leibrente dahin hat vermögen lassen, ihm dieses ebenso kostbare als kunstreich gearbeitete Stück abzutreten, worauf es dann in die churfürstliche Kunstkammer gekommen ist.

---

208) Der große Bergsturz zu Altenberg.

Meißner T. 430 sq. Misander, Corona Copiae Th. III. p. 12. Poet. beh. von Segnitz Bd. II. S. 268 sq.

Nachdem schon im Jahre 1619 den 10. März und 1. December zwei große Brüche im Altenberger Bergwerke geschehen waren, hat sich den 24. Januar des folgenden Jahres der dritte und größte zugetragen, so daß nicht blos die schon vorher gewesene Bünge tiefer einging, sondern auch vier Zechen nebst einem Schachte und dem Hause des Bergschmieds Dietze ganz versunken sind. Ob nun wohl der größte Theil der Stadt durch dieses Erdbeben furchtbar erschüttert ward, ist doch der Ort durch Gottes Gnade erhalten worden, auch die meisten versunkenen Bergleute sind nach und nach wunderbar gerettet worden, nur einer ist nicht wieder zu Tage gekommen, nämlich ein alter Bergmann von 79 Jahren, Namens David Eichler (nach Andern Simon Sohr), der aller Warnung ohngeachtet alle Bergvesten (d. h. Pfeiler, die man beim Bauen stehen läßt, um durch sie das ganze Werk zu stützen) nach und nach weggehauen habe) und sonst ein gottloser Mensch und an diesem Tage ohne Gebet und in Teufels Namen eingefahren sein soll. Hiervon hat man folgenden alten Reim:

Ich George Frölich der Alte
Ich wolt überm Bergwerk halte,

So weit aber gar nicht fern,
Sondern die Wettleute fuhren hinein,
Und riefen die Bergleute ein,
Das ist bewußt der ganzen Gemein.

Gleichwohl ist dieses Unglück nicht ohne Warnung von oben geschehen, denn man hat einige Zeit vorher, wenn die Bergleute früh zwischen 4 und 5 Uhr im Zechenhause ihr Gebet vor dem Einfahren abgewartet hatten, wahrgenommen, daß ein weißes Pferd im vollen Laufe von oben an bis zum Ende der Bunge sprang und alsbald verschwand. Man hat dieß auch für eine Warnung angesehen, auch weil zuvor Viele vor dem gemeinschaftlichen Gebet eingefahren, den das Gebet versäumenden Bergleuten zwei Groschen von ihrem Lohne für arme Leute abgezogen, wovon denn das sogenannte Aufrufen gekommen ist. Im Jahre 1729 hat man, wie man das damals Eingestürzte wieder aufzuarbeiten suchte, was jedoch nicht gelungen ist, eine alte Bergmütze von Zilz gefunden, die man für die Fahrmütze jenes Eichler gehalten hat.

269) Das wandernde Haus in Zinnwald.

Liebaut Bd. III. S. 163 ff.

In dem sächsischen Antheile des böhmischen Bergfleckens Zinnwald steht ohngefähr 50 Schritte von der Grenze ein kleines hölzernes, von einem Bergmann bewohntes Häuschen, an dessen hinterem Deckbalken in der Stube folgender Vers eingeschrieben ist:

Ich bin nun auf Sachsens Boden, Gott Lob
Weil mich mein Wirth, Hans Hirsch, aus Böhmen rüberschob. 1721.

Hiermit hat es folgende Bewandniß. Als in den Jahren 1716 bis 1728 die protestantischen Einwohner Böhmens der Religion wegen vielfältig beunruhigt wurden, wanderten viele in das benachbarte Sachsen aus, unter andern auch ein armer Bergmann, Namens Hans Hirsch. Weil dieser aber sein nahe an der Grenze stehendes Häuschen nicht gern zurück lassen wollte, hat er dasselbe mit Hülfe seiner Freunde und Nachbarn des Nachts auf Walzen gelegt und glücklich nach Sachsen herüber practicirt, und zum Gedächtniß obigen Vers in die Stubendecke eingeschnitten.

210) Das wunderthätige Marienbild zu Fürstenau.

Brandner, Lauenstein, S. 299. sq.

Die Kirche des eine Stunde von Lauenstein entfernten Dorfes Fürstenau, eines der höchstgelegenen Punkte des Meißner Hochlandes (2300 F. üb. d. Meere), ist die älteste der ganzen Umgegend und besitzt ein am Altar befindliches Marienbild mit reicher Vergoldung und leidlicher Bildhauerarbeit. Dasselbe stellt den Besuch der Maria bei ihrer Schwester Elisabeth vor, und in katholischer Zeit zog es wegen seiner angeblichen an Kranken verübten Wunderheilungen viele Wallfahrer herbei. Eines Tages wurde dieses Bild (um 1619—36) von frechen Dieben entwendet, allein kaum waren sie in dem nahegelegenen Walde angelangt, so hatten sie den Weg verloren und sahen sich genöthigt, das Bild einstweilen unter einem Strauche zu verstecken und den verlorenen Pfad wieder aufzusuchen. Kaum hatten sie aber das Bild niedergelegt, als sie sich auch wieder zurecht fanden, allein dasselbe war entschwunden, fand sich aber Tags darauf an seinem früheren Platze in der Kirche wieder. Einer der Diebe entdeckte diese wunderbare Geschichte seinem Beichtvater auf dem Sterbebette. Später versuchten andere Diebe dieselbe Unternehmung noch einmal, als sie aber schon eine Strecke weit entfernt waren, wurden sie plötzlich in der Umgegend von Leyda von unbekannten Männern angefallen, das Bild ihnen wieder von denselben entrissen und an den Prior des Klosters Marienstern abgeliefert. Letzterer wollte jedoch dasselbe seiner Schönheit und reichen Vergoldung halber für sich behalten und es der Fürstenauer Kirche nicht zurückgeben, und siehe, eines schönen Tages war es wieder verschwunden und an seinen alten Platz zurückgekehrt. Als nun auf Befehl des Priors diese Begebenheit in allen Kirchen der Umgegend bekannt gemacht worden war, hat seitdem Niemand mehr einen Entwendungsversuch gemacht. Uebrigens findet noch jetzt jedes Jahr am Sonntag nach Mariä Heimsuchung eine Wallfahrt der Katholiken aus dem benachbarten Böhmen nach diesem Marienbilde statt.

211) Die wüste Mühle im Trebnitzgrunde.

Poetisch bei v. Zehmen, Bd. III. S. 19 sq.

In das in der Nähe von Lauenstein liegende Dorf Dittersdorf ist auch das Dorfchen Neudorfel eingepfarrt, welches früher nur ein einzelnes

Vorwerk war, zu dem der ohnweit davon im Grunde gelegene Eisenhammer, jetzt die Herrenmühle, gehörte. Beide Grundstücke waren vor langen Jahren im Besitz eines gewissen Pessel, der ein zwar reicher, aber ebenso habsüchtiger Mann war, dem alle Mittel recht waren, wenn sie nur zur Vergrößerung seines Mammons dienten. Einst ging derselbe in der Liebenauer Kirche, wohin das Vorwerk früher gepfarrt war, zur Communion, und sah, wie der Lauensteiner Schösser ein funkelnagelneues Goldstück als Opferpfennig auf den Altar legte. Da gab ihm der Teufel den bösen Gedanken ein, sich dieses Goldstückes zu bemächtigen, er wartete also, bis alle übrigen Communicanten an den Altar getreten waren, und als er nun als der letzte herzutrat, um die Hostie zu empfangen, stahl er mit gewandter Hand dasselbe vom Altar herab. Der Geistliche hatte jedoch den Frevel bemerkt, und als nun Pessel auf der andern Seite des Altars den Kelch empfangen sollte, zog jener ihn zurück, verkündete öffentlich seine Schandthat und verfluchte ihn. Pessel wankte nach Hause, allein der Schreck und die Reue warfen ihn auf's Krankenbett, von dem er nicht wieder aufstand. Als nun aber einige Tage darauf in früher Morgenstunde ihn seine Hammerknechte nach Liebenau zu Grabe trugen, überraschte sie beim Eingange des Trebnitzgrundes ein plötzliches Donnerwetter, sie stellten den Sarg am Rande einer Wiese hin und flüchteten in die im Grunde gelegene Mühle. Nachdem nach einem furchtbaren Donnerschlage das Gewitter sich verzogen hatte und sie aus der Mühle heraustraten, um den Leichencondyct wieder fortzusetzen, war der Sarg spurlos verschwunden und man glaubte, daß der Teufel denselben sammt dem Inhalte entführt habe. Seit dieser Zeit aber erblickt man jede Mitternacht den Schatten des alten Pessels, der nach der Mühle zu herumirrt und mit schaurigem Geheul seine Leichenträger sucht und sie bittet, ihn doch zur Ruhe zu bringen. Durch diesen Spuck kam aber auch die Mühle selbst sehr bald in Verruf, Niemand wollte mehr dort mahlen lassen und noch weniger hatte Jemand in ihr Ruhe, woher es kam, daß sie bald von ihren Bewohnern verlassen ward und als Ruine für ewige Zeiten von dieser schauerlichen Geschichte Kunde giebt.

212) Der böse Gecks von Lauenstein.

Brandner, S. 25. sq.

Die Burg Lauenstein war in den ältesten Zeiten eine Burgwarte und hatte einen Schloßhauptmann. Diese mißbrauchten aber sehr oft

ihre Macht und plünderten und raubten nach Herzensluſt. So hatte einſt ein ſolcher Hauptmann, Namens Gecko, bei einem ſeiner Streifzuge die Gemahlin des Burggrafen Otto von Dohna nebſt ihrer Tochter in ſeine Gewalt bekommen und hielt ſie in ſchmählicher Gefangenſchaft, bis der Burggraf die Feſte berannte. Jener gab zwar jetzt gutwillig ſeinen Raub heraus, allein die beiden Frauen hatten ſo viel gelitten, daß die Mutter beim Wiederſehen ihres Gatten plötzlich verſtarb. Später hat er aber ſeinen Lohn erhalten, denn als er auf Burg Löwenſtein wiederum die Schloßhauptmannsſtelle bekleidete, hat einſt ſein kleines Söhnchen am Rande des Schloßgrabens geſpielt, und iſt, indem es nach einer Blume langen wollte, hinabgeſtürzt. Der Gecko iſt, dies gewahrend, eilig zur Hilfe herbeigeeilt, allein ebenfalls ausgeglitten und hinabgeſtürzt, dabei aber an einem Pfahle hängen geblieben und hat ſich denſelben in die Hüfte zwiſchen Wamms und Bruſtſchild durch den Leib gebohrt, woran er elendiglich geſtorben, der Knabe aber iſt unverſehrt herausgekommen.

213) Der Katharinenſtein bei Lauenſtein.

Ziehnert Bd. III. S. 163. ſq. Poetiſch beh. v. Engelh. Bd. II. S. 123. ſq.

Um das Jahr 1651 ward Agnes Katharina von Bünau, geborne von Ponikau, Beſitzerin von Lauenſtein, nachdem ihr Gemahl auf einer Reiſe nach Mainz geſtorben war. Da ſie aber bei ſeinem Tode in anderen Umſtänden war, ſo genaß ſie drei Monate nachher von einem Knäblein, welches ſie um ſo mehr liebte, als es gewiſſermaßen das letzte Liebespfand ihres geliebten Verſtorbenen war. Einſt luſtwandelte ſie mit der Wärterin des Kindes, welches jetzt über zwei Jahre alt war, auf einem Hügel in der Nähe des Schloſſes, der jetzt der Pavillon genannt wird, und weil daſſelbe ſanft eingeſchlafen war, ſo befahl ſie jener, daſſelbe auf den Raſen zu legen, indem ſie mit ihr Blumen zu einem Kranze ſammeln wollte, um damit das aufgewachte Knäbchen zu ſchmücken. Leider aber entfernten ſie ſich bei dieſem Geſchäfte allzuweit von dem Kinde, und dieſe Gelegenheit erſpähte ein gewaltiger Raubvogel, der ſchon lange in dem nahe gelegenen Forſte auf Beute gelauert hatte, er ſtieß herab, packte das ſchlummernde Kind mit ſeinen Fängen und entführte es mit ſich in die Lüfte. Da ihn jedoch die Schwere des Kindes beim Fluge zu behindern ſchien, ſo flog er nur ziemlich langſam nach den jenſeits des Schloſſes gelegenen Felsklüften, und war ſchon über dem hohen und

felsigen Hügel, der sich im obern Theile des unmittelbar vor dem Schlosse liegenden Städtchens Lauenstein erhebt, angelangt, als plötzlich ein Schuß fiel, den ein aus dem nahen Forste kommender Jäger, welcher den Vorgang gesehen, mit sicherer Hand entsendet hatte. Der Vogel stürzte herab und die herbeigeeilte Wärterin konnte das Kind, welches, von den Krallen des Thiers gehalten, lebend mit herabkam, der verzweifelten Mutter zurückgeben. Zum Andenken an diese wunderbare Rettung ließ diese aber auf dem Hügel, wo der Vogel todt herabgestürzt war, einen Thurm erbauen und später auch eine Glocke darin aufhängen. Zwar ist jener jetzt zur Ruine geworden und die Glocke in den Thurm der Lauensteiner Kirche gekommen, allein der Hügel heißt noch bis auf diese Stunde der Katharinenstein.

214) Die wüste Mühle bei Reichenau.

Ziehnert, Bd. III. S. 167.

Mitten auf der Grenze der beiden Dörfer Reichenau und Hermsdorf im Amte Frauenstein am Kreuzwalde, hart an der nach Böhmen führenden Straße, steht die Ruine der Kapelle zum heiligen Kreuz oder die sogenannte Wüste Kirche. Dieselbe ist 24 Ellen lang und 12 Ellen breit, scheint aber nur eine Wallfahrtskirche gewesen zu sein, insofern 1472 ein gewisser Trope oder Hartitzsch sich mit dem Hermsdorfer Richter um das Recht stritt, Bier und Brod zum heiligen Kreuz zu schaffen. Unter dieser Kapelle soll aber eine ganze Braupfanne voll Gold stehen und zwölf Fässer alten Weines lagern, allein ob man wohl oft schon darnach gegraben, hat doch Niemand den rechten Fleck treffen können.

215) Die vierzehn Nothhelfer bei Gottleuba.

Poetisch beh. v. Ziehnert, Bd. I. S. 29. 4.

Als die Hussiten im Jahre 1429 durch das Land Meißen zogen und Alles mit Mord und Brand verwüsteten, kamen sie auch in das sächsische Hochland und zwar in die Nähe des in einem der tiefsten und schönsten Thäler Sachsens liegenden Städtchens Gottleuba, welches zum Amte Pirna gehört. Schon brachten Flüchtige aus Liebstadt die Nachricht, daß das feindliche Heer im Anzuge sei, und um in die benachbarten Berge zu flüchten, schien die Zeit zu kurz, wenn es nicht möglich

werde, dasselbe eine Zeitlang zu beschäftigen. Da rief der Bürgermeister rasch die rathlosen Bürger auf dem Markte zusammen und forderte sie auf, freiwillig zurückzubleiben und sich den Hussiten entgegen zu werfen, auf daß Greise, Weiber und Kinder indeß Zeit zum Entrinnen gewinnen könnten. Obwohl sich aber fast alle Männer bereit erklärten, so wählte der tapfere Mann doch nur dreizehn Unverheirathete aus und zog mit ihnen, nachdem sie von den Ihrigen auf Nimmerwiedersehen Abschied genommen, dem Feinde entgegen. Sie besetzten eine steile Bergspitze, bei welcher dieselben vorüber mußten, wenn sie zur Stadt wollten, und als ihnen die Hussiten einen Gesandten entgegenschickten, der sie zur Uebergabe auffordern sollte, wiesen sie ihn muthig zurück. Nun rückten jene mit ihren ganzen Massen heran, um sie von ihrem Posten zu vertreiben, allein sie widerstanden männiglich, und erst nach Verlauf von drei Stunden, als keiner der Vierzehn mehr am Leben war, ward der Paß frei und ihre Feinde drangen über die Leichen der tapfern Bürger in's Thal herab, allein sie fanden Niemanden mehr im Städtchen, denn jener Aufenthalt hatte Alle gerettet. Die waldige Höhe aber, wo jene so wacker gestritten, heißt noch jetzt die vierzehn Nothhelfer, obwohl Manche diesen Namen von einer einst dort gestandenen Kapelle (die 12 Apostel, die Jungfrau Maria, Johannes der Täufer oder Joseph führen in katholischen Ländern den Namen der 14 Nothhelfer) herleiten wollen, die übrigens recht gut zum Andenken an jene Begebenheit erst erbaut sein könnte, um so mehr, als jene 14 hier begraben worden sein sollen. Eine andere südlich von der Stadt gelegene Anhöhe, welche jenen Bürgern als Ausguck gedient haben soll, heißt von derselben Begebenheit noch jetzt die Schnelle Gucke.

---

216) Der Ursprung des Schlosses Bärenstein.

Peccenstein, Theatrum Sax. Th. I. S. 89, sq.

Da wo jetzt das Schloß Bärenstein liegt, war vor grauen Jahren eine rauhe Wildniß, und es hat einmal einer aus dem Geschlechte derer von Bärenstein mit einem seiner Söhne auf dem Felsen, den jetzt das genannte Schloß krönt, zwei wilde Bären angetroffen. Nachdem diese zum Stehen gebracht worden, ist der Sohn vor dem Vater niedergefallen, willens, den einen abzufangen, allein es ist ihm dies mißlungen, indem ihm der Bär den Spieß zerbrochen und ihn den Felsen herunter geworfen hat. Hierauf hat die ganze Gefahr den Vater bedroht, allein dieser, über den

Fall seines Sohnes, den er todt vermeinte, hart ergrimmt, hat den Bären heftig angesetzt, sie mit seinem Spieß durchbohrt und den Felsen hinabgestürzt, dann ist er aber zu seinem Sohne hingeeilt und hat diesen wider alles Erwarten noch lebendig gefunden. Von dieser Geschichte hat der Ort den Namen Bärenstein erhalten und ist derselbe nachmals auch auf das Schloß übertragen worden.

217) Der Ritter von Bärenstein und der Löwe.

Bärenstein a. a. O. S. 91. ff.

Der König von Ungarn Matthias ist den Deutschen niemals sonderlich hold gewesen, also daß er sich mehrmals öffentlich hat vernehmen lassen, er wolle den Türken einen Paß durch sein Land vergönnen, Deutschland zu überfallen. Gleichwohl hat er immer deutsches Volk an seinem Hofe gehabt und in seinen Kriegen gebraucht, und so ist denn auch ein Ritter von Bärenstein in seine Dienste gekommen. Nun trug es sich zu, daß der König einmal auf dem Schlosse zu Ofen spazieren ging, und wie er dabei an die Löwengrube kommt, da fordert er den von Bärenstein zu sich, befiehlt, den Löwen Fleisch vorzuwerfen und redet darnach den von Bärenstein an, er hätte doch, da er so kühn sei, den Löwen vom Fleische wegjagen. Wiewohl nun der Ritter leicht abnehmen konnte, wie solches gemeint sei und was ihm für Gefahr bevorstehe, wenn er es unternehmen wolle, so hat er doch, um allen Unglimpf zu verhüten und abzuwenden, sein Leben nicht zu sparen gedacht, seinen Mantel um den linken Arm gewickelt, das Schwert in die rechte Hand genommen und ist also in die Grube auf den Löwen zugegangen. Wie dieser ihn ansichtig werden und sein unerschrocknes Gemüth gemerkt, hat er seiner nicht erwarten wollen (wie es denn die Natur dieses Thieres sein soll, daß es denen weicht, so es an Kühnheit übertreffen), und also hat der Ritter von Bärenstein das Fleisch genommen und dem König überbracht, nicht ohne dessen sowie des ganzen Hofes große Verwunderung. Ob nun wohl der König sich darauf ganz gnädig gegen ihn bezeigt, hat jener doch bald Abschied genommen und sich aus seinen Diensten begeben. Andere erzählen jedoch diese Geschichte anders und so hat der Geschichtschreiber Cranz solche That einem Polen zugeschrieben, obwohl mit anderen Umständen.

218) Woher die von Ende ihren Namen haben?

Peccenſtein a. a. O. S. 102.

Das uralte Geſchlecht derer von Ende, deſſen ſchon auf dem funften zu Braunſchweig 996 gehaltenen Turnier gedacht wird, hat urſprünglich den Namen der Wolfersberger geführt. Dieſe ſind mit den Wolfskehlern, einem fränkiſchen Geſchlechte, in einen langwierigen Streit, darüber ſie von beiden Seiten zum Fauſtrecht gerathen, gekommen, und da deſſen kein Ende werden wollen, ſo hat ſich endlich ein Fürſt von Sachſen in die Sache geſchlagen und weil die von Ende ganz unverſöhnlich geweſen, ſo ſolle er geſagt haben, es ſolle einmal ein Ende ſein, und hat einen Machtſpruch gethan, in Folge deſſen die Wolfersberger den Namen Ende empfangen und angenommen haben ſollen.

219) Der Urſprung des Geſchlechts der Herren v. Leipziger.

Peccenſtein a. a. O. S. 118.

Der Name dieſes Geſchlechts kommt nicht vor dem Jahre 1290 vor und hat daſſelbe alſo ſeinen Anfang genommen. In der ſchweren Fehde zwiſchen Markgraf Albrecht dem Unartigen und ſeinen Söhnen Friedrich und Dietzmann hat ein gewiſſer Heinrich von Leitzig, ſonſt auch der Schwarzburger oder Sterner genannt, bei gedachtem Friedrich ſeiner ſonderlichen Tapferkeit wegen in hohen Gnaden geſtanden und iſt ein Hauptmann über ein Fähnlein Fußvolk geweſen. Dieſer iſt mit ſeinen Leuten, des Markgrafen ärgſtem Feinde, dem Fürſten Eberhard von Anhalt, bei nachtlicher Weile ins Lager bei Dommitzſch gefallen und hat ihm den Schlaf aus den Augen gewiſcht, alſo daß faſt Herr und Knecht hierüber darangegangen ſind, hat auch dem andern Kriegsvolk Thor und Thüre zur Schanze geöffnet, die denn obgedachten Leitziger ſamt ſeinen Soldaten freulich und in Eile beigeſprungen, nachgedrangt, den Fürſten aus der Schanze geſchlagen und zur Schlacht gereizt, alſo daß damals über vier Tauſend der Feinde auf der Wahlſtatt geblieben, die andern aber nebſt dem Fürſten in die Flucht getrieben worden ſind, denen Heinrich von Leitzig alſo ſtreng zugeſetzt und ſie herumgetrieben hat, daß er auch den Fürſten von Anhalt zur Haft gebracht und ihn dem Markgrafen überantwortet hat. Wegen ſolcher mannhaften That hat der Fürſt den Heinrich von Leitzig alſo begnadigt, daß er ihn zum Ritter geſchlagen, und ihm ein neues Wappen, darin ein ſpringender Fuchs auf dem Schwanz mit etlichen

Hahnfedern besteckt zu sehen ist, gegeben, ohne Zweifel darum, daß er als ein listiger Fuchs sich in die Schanze geschlichen und darauf als ein freudiger Hahn Leib und Leben gewagt, hat ihn auch mit einem Landgut nicht weit von Leipzig gelegen beschenkt.

220) Ursprung des Namens der Freiherrn von Ungnad.

Peccenstein Th. I. S. 323.

Das uralte Geschlecht der Freiherrn von Ungnad, so in Oestreich heimisch, ist auch in Sachsen im Amte Weida auf dem Gute Berensdorf (s. 1583) ansässig gewesen. Diese haben ursprünglich die Herrn von Weissenwolf geheißen und einen Wolf in ihrem Wappen geführt. Daß sie aber ihren Namen verändert, ist also zugegangen. Es hat im Jahre 1186 in Kärnthen ein böser Raubritter, Turpin von Schachenstein benamt, auf einem hohen Bergschloß, der Schachenstein geheißen, gehaust und allerlei Muthwillen und Frevel an Priestern und andern Leuten verübt, auch alles böse Gesindel bei sich gehegt und gepflegt. Darum hat der damalige Landesherr von Kärnthen, Herzog Ulrich, Herrn Friedrich von Ehrenfels und Herrn Heinrich von Weissenwolf mit vielem Kriegsvolk hingeschickt, um der Sache ein Ende zu machen, und haben diese Jahr und Tag vor der Feste gelegen, endlich aber hat der Räuber sich nicht getrauet, ihnen länger Widerstand zu leisten, hat sich durch einen unterirdischen Gang davon gemacht und Niemanden als seine Frau zurückgelassen. Diese als eine verschlagene Frau hat mit dem von Weissenwolf allerlei Unterhandlungen geführt, ob sie ihn nicht von ihrem Schlosse abbringen oder sie doch wenigstens bei demselben gelassen werden könne, sie hat aber nichts erlangt, als daß sie mit ihrem Gesinde das Schloß frei verlassen durfte. Darum hat sie heftige Klagen geführt und vielfältig über des von Weissenwolf Unbarmherzigkeit mit den Worten geschrieen: O Ungnade über alle Ungnade. Diese Rede ist auch an des Fürsten Hof gekommen und derselbe hat wegen dieser Heldenthat, mit der jener das ganze Land beruhigt, dem von Weissenwolf den Namen Ungnade beigelegt.

221) Der Urſprung des Namens Reuß.

Peccenſtein a. a. O. S. 262 ſq.

In einer alten Handſchrift des Kloſters Boſe vor Zeitz ſteht folgende Geſchichte, welche beſagt, warum die Fürſten Reuß den Namen Reuß von Plauen, Gera und Weida führen.

Als im Jahre 1228 Kaiſer Friedrich II. mit König Andreas von Ungarn, König Primislaus von Böhmen, Erzherzog Leopold von Oeſtreich und andern Fürſten und Herrn eine große Heerfahrt wider die Saracenen unternommen, iſt auch Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, der h. Eliſabeth Gemahl, mitgezogen und hat einen Herrn von Gera oder Plauen, deſſen Name aber ſonſt nicht weiter angegeben wird, bei ſich gehabt. Zwar iſt der Landgraf zu Brundufium Todes verblichen, allein nichts deſtoweniger ſind ſeine Ritter unter ihren Oberſten mit weiter gezogen, aber nachmals in einem harten Scharmützel vor Ptolemais der Herr von Gera und der Graf von Gleichen von den Saracenen gefangen und in ferne Oerter verſchickt worden, bis nach 12 Jahren erſterer durch einen reuſſiſchen (ruſſiſchen) Kaufmann losgekauft und als leibeigener Sclave nach Rußland geführt, der Graf von Gleichen aber durch eines ſaracenischen Herrn Tochter auf gleiche Weiſe befreit worden, alſo daß Beide wiederum wunderbarer Weiſe heim zu den Ihrigen gekommen ſind. Nachdem nun der Herr von Gera lange als Sclave in Rußland gehalten worden und viel Ungemach hat ausſtehen müſſen, iſt von dem Großfürſten ein eiliges Aufgebot wegen des Tartaren-Einfalls (1232) ergangen, und hat jener auch mit ins Feld ziehen müſſen, es ſind jedoch die Ruſſen überwältigt worden und haben ihn die Tartaren, da er ihre Aufmerkſamkeit durch ſeinen ritterlichen Widerſtand erregt, nicht getödtet, ſondern zu einem ihrer oberſten Fürſten, Hocata genannt, gebracht. Der hat ihn gut gehalten und hat er mit ihm gen Schleſien ziehen müſſen; als die Tartaren aber, nachdem ſie den frommen Herzog Heinrich erſchlagen und die Stadt Liegnitz in Brand geſteckt, wieder umkehrten, hat er, weil er beim Nachzug geweſen, ſeinen Vortheil abgeſehen und ſich davon gemacht, iſt auch bald mit Gottes Hülfe zu bekannten Freunden gekommen und hat ſich in ſeinem ruſſiſchen Habit an den Hof Kaiſers Friedrich II. begeben. Hier iſt er eine Zeitlang geblieben und hat ſich beſonders durch ſeine Geſchicklichkeit in allen ritterlichen Spielen, im Ringen und Springen, ſo damals in Deutſchland noch nicht ſo allgemein geweſen, ausgezeichnet. Darum hat der Kaiſer großen Gefallen an ihm gefunden und ihn ſehr geehrt, ihn auch oft, weil er fremde Sprachen fertig und gut hat ſprechen können, an

ſeine Tafel gezogen und ſich von ihm von ſeinen Reiſen und Schickſalen erzählen laſſen. Weil er aber vor allen Hofleuten ſich durch ſeine Länge ausgezeichnet, hat er die Gewohnheit gehabt, ihn, wenn er ihn rufen ließ, immer den langen Reuſſen zu nennen, und dieſer Zuname iſt ihm ſo gemein geworden, daß er ſich ſelbſt in Briefen und Titeln: Heinrich von Gera der Reuſſe genannt, geſchrieben und dieſen Namen für alle Zeiten angenommen hat.

222) Warum die Fürſten Reuß den einzigen Taufnamen Heinrich führen.

Peccenſtein a. a. O. S. 263 ſq.

Der Grund, warum die Familie der Reuſſe nur den einen Taufnamen Heinrich führt und zum Unterſchiede der einzelnen Perſonen blos die Zunamen: der ältere, mittlere und jüngere nach ihres Lebens Länge und Gewalt oder ihrer Zahl beifügt, iſt folgender. Es hat einſt ein Herr von Plauen um ritterlichen Ruhmes Willen ſich über das Meer in ferne Lande begeben und iſt in Syrien in einer Schlacht gegen die Saracenen angeblich erſchlagen worden. Da iſt nach etlichen Jahren, da er faſt vergeſſen, aber auch von ſeinem Tode noch keine gewiſſe Nachricht gekommen war, einer, ſo ihm an Gewalt, Rede und Geberden allerdings ähnlich geweſen, an den Tag gekommen, hat ſich für ihn ausgegeben und durch allerhand Nachrichten und Wiſſenſchaft den Verwandten und Freunden ſich alſo dargethan, daß Jedermann glauben können, er ſei der rechte und verlorengeglaubte Herr, iſt ihm auch ſein Antheil an der Herrſchaft eingehändigt worden, worauf er ſich verheirathet und Kinder gezeugt hat. Als aber endlich der Betrug durch Schickung Gottes an dem Orte, wo der rechte Herr erlegt und begraben war, ausgekundſchaftet und der Betrüger zur gebührenden Strafe gezogen worden, da haben die Herrn Geblutsverwandten ſich unter einander verglichen, künftig nur einen einzigen Taufnamen zu gebrauchen, und iſt dieſer Brauch auch bis dato geblieben.

223) Sage von dem Schenken von Tautenburg.

Peccenſtein a. a. O. S. 285.

Das alte thüringiſche Geſchlecht der Schenken von Tautenburg, die von der Burg Varila auch den Beinamen von Varila führten, hat auch

für das Königreich Sachsen eine hohe Wichtigkeit, denn ein Johann Schenk v. Tautenburg iſt von Herzog Albrecht von Sachſen 1398 ſeinem Sohne Herzog Heinrich mit nach Frießland als Hofmeiſter und Unterſtatthalter beigegeben worden, und als bei einem Aufruhr der Frieſen der junge Herr und ſein Hof in Lebensgefahr gekommen und ſchon die Kette geſchmiedet war, an welcher dieſe ihnen aufhängen wollten, und die nachmals in dem Neuen Stall zu Dresden zu ſehen war, iſt es dieſer Schenke geweſen, der der Frieſen Grimm ſolange mit Vorſtellungen aufzuhalten gewußt hat, bis der Vater des jungen Herzogs mit Heeresmacht anlangte und die Aufrührer zu Paaren trieb. Es hat aber einmal ein Ritter aus dieſer Familie (1274) eine Reiſe zum heiligen Grabe unternommen und glücklich vollbracht, iſt aber auf dem Rückwege auf der Inſel Aetolia von Saracenen gefangen und dem Sultan Bendogedar zum Geſchenk geſchickt worden. Weil aber dieſer an ihm einen heldenmüthigen Sinn geſpürt und der Ritter ſich in allen ritterlichen Spielen auszeichnete, hat er ihn liebgewonnen und hochgehalten und hat dieſer ihn auf ſeinem Zuge gegen den Johanniterorden begleiten müſſen, in Folge deſſen dieſelben trotz tapferer Gegenwehr bis auf die Inſel Creta zurückgedrängt worden ſind. Bei dieſen Kämpfen hat Herr Schenk wider ſeinen Willen gegen die Chriſten kämpfen müſſen, Alles in der Hoffnung, ſich des Sultans Gunſt und ſeine Freiheit zu erwerben. Als nun aber nachmals die Saracenen gegen ihre ärgſten Feinde, die Tartaren in Scythien, zogen, hat er ebenfalls wieder mitziehen müſſen, iſt aber, als er ſich allzukühn unter ſie gewagt, mit vielen andern ſaracenischen Oberſten gefangen worden, aber zum Glücke in die Hände eines tartariſchen Oberſten, der von Geburt ein Pole war, gefallen, dem er ſo wohl angeſtanden hat, daß dieſer ihm nachmals ſein eigen Stück Landes zu eigen und endlich gar ſeine Tochter zum Ehegemahl gegeben. Als er nun zu immer höherer Würde und Reichthum gelangte, dachte er darauf, wie er ſein Vermögen durch Kaufleute und Wechſel auf deutſchen Boden ſchaffen und ſich von dieſen barbariſchen Völkern freimachen könne. Dies iſt ihm auch gelungen, denn er iſt einmal nebſt andern Tartaren als Geſandter an König Leoce den Schwarzen von Polen geſchickt worden, und hat da ſein Weib in Mannskleidern mit ſich in Kutſchen aus dem Lande geführt und ihr befohlen, ihn mit einigen Dienern an einem gewiſſen Orte zu erwarten. Als nun ſeine Gefährten den Rückweg angetreten, hat er ſich von ihnen auf der Straße verloren und durch Polen nach Böhmen und dann nach Deutſchland begeben, und iſt mit ſeiner Gemahlin friſch und geſund nach 12jähriger Abweſenheit zu den Seinen

gekommen, hat aber faſt Alles in ſeiner Herrſchaft verändert gefunden und ihn Niemand mehr erkennen wollen, ſeine Ruſſiſche Gemahlin aber, ſo treulich bei ihm gehalten, aber keine Kinder mit ihm gezeugt, iſt bald nachher geſtorben und im Kloſter Neuhardebrunn begraben worden. Das ihr geſetzte Grabmal war Anfang des 17. Jahrhunderts noch zu ſehen und führte die Inſchrift: Anno Domini 1256 obiit Cythavia Russica Generosi Domini Baronis de Vargila gemma lucidissima. Orate pro ea.

224) Das Wappen der Grafen von Lynar oder die Sage vom Schlangenkönig im Schloſſe zu Lubbenau.

J. G. Büsching, Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geſchichte, Kunſt und Gelahrtheit des Mittelalters. Dritter Band. Breslau 1817. S. 312 sq. Poetiſch bei v. Zedlitz Bd. II. S. 289 sq.

Im Schloſſe und Dorfe Lubbenau, welches den Grafen Lynar gehört, die aus Toscana ſtammen, ſowie in der hier in viele Arme ſich ſpaltenden Spree giebt es viele Waſſerſchlangen, die zwar unſchädlich ſind, aber den Kuhen die Milch ausſaugen ſollen. Jedes Haus hat gewöhnlich zwei Hausſchlangen, eine männliche und eine weibliche, die ſich nicht eher ſehen laſſen, als bis der Hausvater oder die Hausmutter ſtirbt, wo ſie dann ihr Loos theilen. Dieſes Schlangenheer hat aber einen König zum Oberhaupt, eine ſehr große, ſtarke und lange Schlange, welche auf dem Kopfe zwei gebogene Haken hat, mit denen ſie ihre elfenbeinähnliche Krone trägt. Ein luſtiger Fiſcher, der noch in dem erſten Viertel dieſes Jahrhunderts lebte, fiſchte einſt in einem alten mit Weiden bewachſenen Graben unweit des Schloſſes an der ſogenannten Schnecke, und hat zu ſeinem großen Erſtaunen, indem er das Netz heranszieht, eine gewaltig große Schlange mit etwas Weißem auf dem Haupte gefangen. Der Gewohnheit der dortigen Einwohner nach, ſogleich alle Schlangen, die ihnen in den Weg kommen, zu morden, nimmt er das Ruder, oder wie es in der Landesſprache heißt, das Rudel und ſticht die Schlange an. Dieſe erhebt ein lautes Pfeifen, im Augenblick ſieht er ſich von einem Haufen von Schlangen umlagert, die ſich in ſeinen aus einem einzigen Eichenſtamme ausgehöhlten Kahn (deralleichen die Fiſcher hier gebrauchen) drängen und ſein Ruder bis an die Spitze umringeln. Er geräth in Angſt und Schrecken, ſpringt aus dem Kahne ans Ufer, und will davon eilen, aber die Schlangen ſchießen ihm nach. Zum Glück fällt ihm ein, ſeine

Jacke auszuziehen und dieſe von ſich zu werfen, das thut er und entkommt. Die Schlangen hatten ſich auf ſein Kleidungsſtück als den vermeinten Feind geworfen und es durch und durch zernagt und bis in den tiefen Graben mit geſchleppt, wo man es nach einigen Tagen in dieſem Zuſtande fand.

Nun iſt es aber eine alte Sage, daß, wer ſich der Krone des Schlangenkönigs bemächtigen könne, der gelange zu ſehr großem Reichthum, die Krone ſelbſt ſei von unſchätzbarem Werthe, ja man könne ſogar auf dieſe Art die Schlangen vermindern, denn die Krone ſei nur einzig vorhanden, und erbe auf die erwählten Könige. Da ſoll nun einſt Jemand den kühnen Entſchluß gefaßt haben, ſich in den Beſitz dieſes Hauptſchmuckes des Königs zu ſetzen. Er ſtieg zu Pferde, um bei drohender Gefahr deſto ſchneller den rächenden Schlangen entfliehen zu können. Auf einem grünen Platze bei dem Schloſſe breitete er an einem ſchönen Mittage ein feines weißes großes Tuch aus, denn man wußte, der Schlangenkönig lege gern ſeine Krone auf reinliche weiße Sachen, wenn er ungeſtört mit ſeinen Genoſſen ſpielen wollte. Kaum iſt das Tuch ausgebreitet, ſo hält er mit dem Roſſe nicht weit davon hinter einem Erlengebüſch an der Schnecke, und zu ſeiner Freude ſieht er den Schlangenkönig mit Gefolge herbeikommen, und ſeine Krone auf das weiße Tuch legen. Sie begeben ſich ſodann in vollem Zuge nach der Kiesgrube, um auf dem Berge in der Sonne zu ſpielen. Der Reiter eilt ſacht mit dem Roſſe hinzu, nimmt ſein Tuch mit der Krone an den vier Zipfeln zuſammen und jagt im Fluge davon. Im Augenblick hört er ein durchdringendes Schlangenpfeifen. Er iſt aber mit dem Roſſe zu ſchnell und kommt bald auf das feſte Land und Pflaſter in die Stadt. Niemandem erzählte er von ſeinem Schatze, aber ſeit dieſer Zeit ward er ein ſteinreicher Mann und noch heute iſt ſein Haus eins der reichſten Kaufmannshäuſer in der Stadt, obgleich vielleicht nun die Familie ſelbſt ſich der Sage nicht mehr zu erinnern weiß. Der oben erwähnte Fiſcher fing freilich den Schlangenkönig bloß mit etwas Weißem auf dem Haupte. Es waren alſo wohl nach der Sage die beiden Haken, in denen er ſonſt die Krone trug.

Seitdem haben ſich auch die Schlangen beträchtlich vermindert, und auch hierin würde alſo die Sage erfüllt ſein. Das Wappen der Grafen zu Lynar führt noch bis auf dieſe Stunde eine gekrönte Schlange oder einen Schlangenkönig im Schilde nebſt einer Mauer, und ſoll dieſes Bild eben bedeuten, entweder daß ihnen derſelbe mit ſeinem Volke hold und gewärtig ſei, oder daß ſie von jenem klugen Manne, der dem Schlangenkönig ſeine Krone entführte, abſtammen.

225) Der Urſprung des Geſchlechtes derer von Hacke.

Peccenſtein, Theatrum Sax. Th. I. S. 306.

Das alte Geſchlecht derer von Hacke muß ſchon im Jahre 520 in der Wuthe gefunden haben, denn in der Thüringer Chronik wird von einem Ritter von Hacke gerühmt, daß er bei den Sachſen in großem Anſehn als Kriegsmann geſtanden, alſo daß ſie ihm die Sachſenburg eingegeben, um ihnen gegen die Franken deſto beſſern Beiſtand zu leiſten. Auch hat er mit 100 muthigen Soldaten dieſelben bei Nacht und Nebel in ihrer Landfeſtung Scheidungen überfallen, einem andern Haufen die Thore geöffnet und ſie alſo damals darin erſchlagen und die Feſtung den Sachſen zu eigen gemacht. Wegen ſolcher ritterlichen That hat man ihm auch geſtattet neben der Sachſenburg, ſo man ihm auf ſein Leben mit allem Zubehör zu genießen eingeräumt, auf einem Berge etwas ſeitwärts nach dem Abhang zu ein beſonderes Haus zu bauen und für ſich und die ſeinigen erblich zu behalten, inmaßen denn das Unterſchloß daſelbſt ſamt dem Vorberge noch bis auf heute die Hackenburg genannt wird. Später haben ſich aber die Nachkommen dieſes Ritters in die Mark Brandenburg gewendet, da denn einer, Namens Ernſt Hacke, bei Markgraf Woldemar in hohen Gnaden geweſen, als daß er deſſen geheimer Rath, ſo zu ſagen ſein Hehler und Leger ward. Da iſt der Markgraf von einem ſeiner Vettern einmal überfallen worden, und obwohl er Niemand als dieſen Hacken bei ſich gehabt, hat doch derſelbe ſich dem Mörder entgegengeworfen und denſelben mit ſeiner Fauſt erlegt. Wegen ſolcher Treue und männlichen That hat der Markgraf den Hacken nicht allein hoch geſchätzt und zum Ritter geſchlagen, ſondern ihm auch vor aller Welt das Zeugniß gegeben, er müſſe bekennen und ſagen, daß er an ihm von Jugend auf ein männliches und treues Gemüth befunden, und daß wahr ſei, was ein guter Hacke werden wolle, das krümme ſich in der Zeit. Von ſolcher Rede hat er dieſem Ernſt den Namen Hacke gegeben, da er zuvor einen andern gehabt, und darum hat ſich das Geſchlecht vor Alters die Perſſen, ſonſt Hacken genannt geſchrieben.

226) Das Wappen der Grafen von Stolberg.

Peccenſtein a. a. O. S. 753.

Nach einer alten Thüringer Chronik ſoll das Alter dieſer Familie bis zum Jahr 530 oder wenigſtens bis 561 v. Chr. zurückreichen, wo ein

gewiſſer Otto de Columna aus einer adlichen römiſchen Familie, die von der Säule genannt geweſen, zu den Zeiten Kaiſers Juſtin des jüngern ſich unter deſſen Kriegsvolk, ſo er gegen die Thüringer und deren rebelliſchen König Ermanfried geführt, als Oberſter brauchen laſſen und alſo tapfer verhalten, daß durch ſein Verdienſt hauptſächlich der Thüringer König gedemüthigt und unter der Römer Gewalt zurückgeführt ward, auch hat ihn der Kaiſer zum Schutze der Sachſen in der Gegend am Harze zurückgelaſſen. Als nun der Kaiſer ſich einſt in Thüringen und in dem Hauſe Scheidungen aufhielt, hat jener an dem Orte, wo nachher das Schloß Stolberg erbaut wurde, einen ſchwarzen Hirſch von anſehnlicher Stärke und Größe angetroffen, ſolchen durch beſondere Liſt lebendig gefangen und dem Kaiſer zugeſchickt, ſich auch ſonſt ſo wohl verdient gemacht, daß ihm und ſeinen Nachkommen der ganze Strich und Platz, darauf der Hirſch gefangen worden war, auf etliche Meilen in der Länge und Breite vom Kaiſer geſchenkt, er auch mit einem ſchwarzen Hirſch in ſeinen Wappen zu führen begnadigt und zum Grafen und römiſchen Juder oder Statthalter dieſer Gegend eingeſetzt und beſchenkt ward.

227) Das Wappen der Roſtitze.

Bernhardi in d. Deutſchen Viertelj. Schr. 1853. H. IV. S. 262.

Die 5 rothen Linksſchrägbalken im ſilbernen Schilde führt das uralte Geſchlecht derer von Roſtitz ſeit der Schlacht auf dem Marchfelde. Denn hier hat Rudolph von Habsburg einem Ritter von Roſtitz nach erfochtenem Siege die Hand gereicht, ehe derſelbe aber ſeine blutige Rechte in die des Königs legte, zog er ſie eilig über ſeinen weißen Wapprenrock und die fünf von ſeinen Fingern herrührenden rothen Streifen, die ſich auf dieſem zeigten, blieben fortan ſein Wappen.

228) Woher das Geſchlecht derer von Löſer ſeinen Namen erhalten.

M. Saxe, Alphabetum Historicum. Zwickau 1666. Th. II. S. 32. cf. Pertenstein Th. I. S. 176.

Als der Markgraf Woldemar von Brandenburg Markgraf Friedrich von Meißen mit Kriegsmacht überfallen, geſchlagen und gefangen hatte, verlangte er als Löſegeld von ihm einige Städte in Meißen und ließ deshalb ein Schreiben an den Meißner Adel ergehen, darein zu willigen.

Dieſelben aber haben geantwortet, er ſolle ihren gefangenen Herrn an einen beſtimmten Ort bringen, damit ſie ihn ſehen und ſelbſt mit ihm ſprechen konnten. Da nun Woldemar eingewilligt und einen Ort und Zeit angegeben, iſt die meißniſche Ritterſchaft mit ſolcher Macht erſchienen, daß ſie nicht blos ihren Herrn freimachten, ſondern auch den Brandenburger fingen und nach Altenburg führten. Weil nun aber die Erbmarſchälle von Sachſen nicht blos hierzu den Rath gegeben, ſondern auch die vornehmſten geweſen, die ihren Herrn erlöſt, hat man ſie, die vorher die Rebfelder geheißen, auch ein Reh in ihrem Wappen geführt und einem Dorfe in der Lochauer Haide jenen Namen gegeben, nunmehr die Löſer genannt.

229) Die Wahlen in Sachſen und vornehmlich im Plauenſchen Grunde bei Dresden.

C. G. L. C. L. (d. h. Chr. Lehmann) Nachricht von Wahlen, wer ſie geweſen, wo ſie Weid-Werk aufgeſucht und gebauet, wie ſie gelebet gehauſet und zu gute gemacht. Kayſ. u. Leipz. 1701. 8. Z. 6. Lehmann, Hiſt. Schauplatz S. 108—4. Misc. Saxon. 1708. S. 306—310. 321—332. u. Beſchreibung des Bergkönigr. Leipzig 1716. 4.

In Sachſen, Thüringen und am Harze, in Schleſien, Böhmen und Ungarn haben ſich in den Bergwerkdiſtricten ſeit mehreren Jahrhunderten Ausländer eingefunden, welche in denſelben herumzogen, Metallerz in Klüften und in der Erde aufſuchten, fanden und mit ſich nach Hauſe trugen, dadurch zu gut machten und ſich dadurch vielen Reichthum erwarben. Dieß war auch kein Wunder, denn ſie fanden und ſchmelzten Gold aus den meißniſchen Goldſeifen an der Elbe bei Elbenau, aus der Lichtau und allen Bächen an derſelben, wo man ſchwarze Goldkörner fand, aus dem Grenzwaſſer Biela (Pila), wo ſie Goldkörner fanden, die wie Hirſen waren, aus dem Pöhlbach Gedanken und ſah aus allen Freiberglichen im Gebirge. Man nannte dieſe Leute Wahlen (Vallenses oder von Walda, d. h. Fremde), weil ſie größtentheils aus Venedig (daher oft Venetianer genannt und Florenz, aus Welſchland, Wallis, Graubündten (deshalb Churwahlen gen.) und den Niederlanden (aus Walheim bei Mecheln) her waren; ſie ſprachen ein ebenſo ſchlechtes Deutſch als Italieniſch, werden auch oft als Landſtreicher und fahrende Schüler bezeichnet, und es gedenkt ihrer auch bereits Luther in ſeiner Auslegung der Epiſtel an die Galater (c. 3) und in der Vorrede zum Prophet Daniel, nennt ſie aber ruhmredige Leute, die viel Prangens machten. Man erzählt von ihnen auch, daß nach Erfindung der Bergwerke zu Annaberg die

Wahlen dahin gekommen, das reichhaltige Erz geſchmelzt und auf eine beſſere Art gut gemacht, als die daſigen Bergleute gekonnt. Weil aber die Venetianer dieſe Schmelzkunſt als ein Geheimniß für ſich behalten wollten, ſich aber doch einer unter ihnen fand, der die Kunſt auch Andern mittheilen zu wollen ſchien, ſo erkauften ſie einen Mörder, der nach Annaberg reiſte und dieſen ermordete. Der Getödtete hieß Johann Mengemeyer und geſchah dies im Jahre 1514. (Annab. Chron. c. 9). Man kennt aber unter andern folgende Namen: D. Marcus und M. Hieronymus von Venedig und Piger, Antonius von Florenz, Baſtian Derſte von Venedig, Matz Nic. Schlascau, Adam und George Bauch, Chriſtoph und Hanß, Friedrich und Barthel Fratres und Moſes Hojung von Venedig, die ſich von 1400 bis 1608 im Gebirge aufgehalten haben oder an Flüſſen ertappt worden ſind. Uebrigens ſcheinen dieſe Leute ſehr oft von guter Herkunft geweſen zu ſein. Denn man erzählt, daß einſt ein ſächſiſcher Edelmann einen ſolchen Wahlen häufig auf ſeinem Grund und Boden ertappt habe, wie derſelbe Erz ſuchte und wegſchleppte: er ermahnte ihn erſt, davon abzuſtehen, drohte ihm zuletzt gar mit Mißhandlungen, und als er auch da noch nicht hörte, jagte er ihn mit Schlägen von ſeinem Gute. Da trug es ſich zu, daß er nach einigen Jahren auf einer Reiſe auch nach Venedig kam, und da er ſich hier längere Zeit aufhielt, erblickt ihn auch der von ihm geſchlagene Venetianer. Derſelbe ſuchte nun mit ihm in Geſellſchaft zuſammenzukommen, und als ihm dies gelang, lud er ihn auch zu ſich ein, und nachdem er ihn auf's Prächtigſte bewirthet, legte er die ſchlechten Kleider an, die er, als er in Sachſen geweſen war, getragen hatte, trat vor ihm hin und fragte ihn, ob er den noch kenne, den er einſt auf ſeinem Gute mit Schlägen abgelohnt habe? Jener beſann ſich auch, ſagte aber, es thue ihm leid; wenn er ihm damals geſagt, wer er ſei, würde er ihm auch beſſere Ehre angethan haben, und ſo ſind ſie als gute Freunde auseinander gegangen. [20]) Hieraus

[20]) Becker, der Plauiſche Grund S. 121, erzählt dieſe Sage, welche der oben S. 158, Nr. 207 mitgetheilten, ſehr ähnlich ſieht, anders alſo. Ein Wahle hatte lange Zeit bei einem armen Manne, der ſich ſtets möglichſt dienſtfertig gegen ihn gezeigt, gewohnt; des Morgens war er ausgegangen und des Abends hatte er kleine Säckchen mit Steinen nach Hauſe gebracht, die er dann auch, wenn er wieder heimreiſte, mit ſich nahm. Einſt nahm er von ſeinem Wirthe [illegible] immer Abſchied, gab ihm einige Goldſtücke und ſagte, er wünſche ihn oder ſeine Kinder einmal bei ſich zu ſehen. Nun trug es ſich ſpäter zu, daß einer ſeiner Söhne als Soldat mit der kaiſerlichen Armee nach Italien kam. In einem Treffen verwundet, mußte er den Abſchied nehmen, und da er in der Nähe von Venedig war, bekam er Luſt, dieſe Stadt zu ſehen. Als er hier gegen Mittag anlangte und eben an

folgt nun aber, daß diese Wahlen das Erz mit sich huckenweise fortgetragen, zu Hause gut gemacht und geschmolzen haben, sie haben aber auch die Orte, wo sie Golderz gefunden, fleißig angemerkt und in ihr Schieferbuch eingetragen, wie sich aus dem von einem gewissen Johann Beage, der 1685 zu Frauenstein verstarb, und ein solches Heft hinterließ, von dem gleich die Rede sein wird, aufgesetzten ergiebt. Sonderbar ist es allerdings, daß sie die Schriften in deutscher Sprache und nicht in ihrem Landesdialect abgefaßt haben, da sie doch offenbar für ihre Familie bestimmt waren, damit ihre Kinder und Freunde nach ihrem Tode sich im Lande zurecht finden, und das Erz, was sie nicht selbst fortbringen konnten und deshalb versteckt hatten, am angegebenen Orte entdeckten. Sie haben übrigens zur Angabe der verschiedenen Metalle und Gruben und um sich nach längerer Zeit sicher orientiren zu können, in Bäume und Felsen bestimmte Merkzeichen eingeschnitten, welche man die Wahlenzeichen nennt und am Schlusse des oben angeführten Lehmannischen Werkes auf zwei Tafeln abgebildet sind. Gleichwohl schienen diese Zeichen später verwischt und unkenntlich geworden zu sein, wenigstens hat ein gewisser Greis, Namens Cerisi, der bis auf die neueste Zeit in Bischofswerda lebte und von einem solchen Wahlen abstammte, trotz aller Bemühungen nichts finden können und ist arm gestorben (s. Winter im Feuill. d. Constit. Z. 1853. S. 383). Sie hatten sich auch vieler abergläubischer Mittel bedient, so z. B. haben sie zum Schmelzen, Rösten und zur Verwandelung der Metalle einzelne Kräuter gebraucht, wie das Mondkraut (lunaria), bei Aufgang der Sonne im vollen Mond gepflückt, Goldwurzel oder Martigen, Mondenraute und Eisenkraut, auch Taubenkraut genannt. Sie sollen aber auch die Erze verthan oder verzaubert haben, damit sie Niemand als sie

einem Kanal stand, den er gern herabgefahren wäre, wenn er nicht die Kosten gescheut hätte, so kam ein vornehmer Herr, der sich übersetzen lassen wollte. Dieser bemerkte ihn, sah ihm scharf in's Gesicht und fragte ihn, ob er nicht aus dem sächsischen Erzgebirge sei und so und so heiße. Der Soldat bejahte die Fragen und der unbekannte Herr nahm ihn hierauf mit nach Hause. Hier fragte er denselben, ob er ihn nicht mehr kenne. Der Soldat erwiderte: nein. Nun, so will ich Dir Jemanden bringen, entgegnete er, den Du gewiß kennen wirst, und ging zum Zimmer hinaus. Nach einer Weile kam er in der alten zerrissenen Kleidung zurück, die er gewöhnlich auf seinen Reisen getragen hatte, und nun erkannte ihn der erstaunte Soldat im Augenblick. Siehst Du, sagte jener, dieses schöne Haus und ein ansehnliches Gut habe ich mir aus den Steinchen erworben, die ich in Euerer Gegend aufgelesen habe. Er bewirthete den jungen Menschen auf's Beste, ließ ihm Kleider machen, behielt ihn einige Wochen bei sich und beschenkte ihn bei seiner Abreise für sich und seinen Vater mit einigen hundert Thalern.

finden könne. Sie sollen deshalb ein Stück Holz von einem Sarge genommen und an solche Orte, wo Körner, Erz oder sonst Metalle sind, oder in einen Baum in der Nähe eingeschlagen haben und Niemand habe sie dann ausfindig machen können, es sei denn, das Holz wäre verfault oder herausgefallen. Auch sollen sie Todtenkörse in die Brunnen und Erzgruben geworfen haben, die erst entfernt werden müssen, wenn man etwas finden will, ja zuweilen sollen sie einen bösen Geist dahin gebannt haben, wie auf dem Tollenstein bei Sitta, und hier muß wieder dieser erst vertrieben werden. Gleichwohl giebt es auch wieder Mittel, um diesen Zauber aufzuheben, so wird in dem oben angeführten Buche S. 126 Folgendes angegeben: „Kreuch dreymal rücklings vorne um das (verzauberte) Loch, wenn es nicht aufgethan, so ist's auf jener Seite vertban worden und so hast Du es auf dieser Seite noch einmal vertban: So gehe und kreuch auf jener Seite sechsmal rücklings herum, so thust Du jenes und Deines auf, dann wirst Du es recht finden, also kannst Du auch alle anderen Sachen, die vertban sind, wieder aufmachen, sie mögen verzaubert sein wie sie wollen". Weiter (S. 125) wird von einem Goldschmied in Ungarn erzählt, er habe bezauberte Erze also aufthun können, er habe den Neumond beobachtet, und wenn dieser am Freitag früh einfiel, da schnitt er ein noch warmes, neubackenes Brod auf, griff dreimal im Namen der h. Dreifaltigkeit hinein und nahm soviel Brosamen, als er erfassen konnte. Wenn ihm nun solch bezaubertes Golderz gebracht ward, um es zu kraciren, soll er es erst in Menschenurin gehörig ab, procedirte dann wie gewöhnlich und brauchte dazu die vorgenannten Brosamen. Einst hat ihm Jemand ein Stück Golderz, das verzaubert war, gebracht und hat sich mit der Hälfte des Werths begnügt, den jener ihm auch gegeben hat.

Jedenfalls sind die Wasen bergverständige Leute gewesen und deshalb hat der Aberglaube sie zu Zauberern und Teufelsbannern gestempelt. So wird (S. 128) folgende Geschichte erzählt. Im Jahre 1469 starb zu Ofen Sigismund Wann, der eine Venetianerin Katharina, eine geborne Wahlin auf seiner Wanderschaft geheirathet, welche die Kunst, das Gold vom Zinne zu scheiden, von ihren Eltern gelernt hatte, und da sie mit gedachtem ihrem Manne nach Wunsiedel gezogen, hat sie daselbst mit großem Nutzen es practicirt und sind sie um viele tausend Thaler reich geworden, so daß sie im Jahre 1439 das Hospital zu Wunsiedel, das arme Brüderhaus gestiftet von zwölf Brüdern, die mit Beten, Kirchengehen und andern guten Werken den Orden führen sollten, dahin seine Grabschrift führt, die also lautet:

Ao Dni 1451 Jahr
Als die Stiefbrüder sagen für wahr
An dies löblich Haus anfangen an,
Gebaut durch ein christlichen Mann,
Sigismund Wann ist er genannt,
Seinem Vaterlande wohl bekannt,
Eine Wahlin gehabt zum Weib,
Ohne Leibeserben verschied beider Leib.
Von Gott mit vieler Kunst begnad,
Wie man von alter Urkund hat,
Das Gold von Zinn zu scheiden
Dadurch sich ihre Güther thäten mehren ꝛc.

Speciell für das Weißeritzthal hat aber jenes vorhin erwähnte Schieferbuch in des Wahlen Beage darum Interesse, weil es höchst interessante Conjecturen über den Metallreichthum dieser Gegend liefert. Diese Stelle lautet aber (a. a. O. S. 68 sq. u. a. P. Horn, Sächs. Handbibliothek Bd. II. p. 249—252) also:

„Wenn man von Dresden gehet gegen Mittag an der hindersten „Mühle im Plauischen Grunde, ehe man zum Schweizerbette kommt, „liegt ein Goldgang, der gegen Morgen streichet und siehet man denselben „bei Tage ausstreichen an den hohen Felsen, der ist so reich, daß auch „der halbe Theil Gold und Silber ist, es ist aber nicht wohl dazu zu „kommen.

„Weiter beym Schweizerbette ist ein großer Steinfels, daran sind „unterschiedene Zeichen gehauen, von denselben gehe zweyhundert Schritte, „da wirst Du einen sehr mächtigen Gang antreffen, der soviel Gold, „Silber und Kupfer hält, daß es nicht zu beschreiben. Der Gang kommt „aus halbern Abend und Mittag und streichet oben bey Tage aus. Der „Berg sieht oben ganz röthlich aus, und ist sehr hoch.

„Ferner diesen Berg über das Wasser, die Weißeritz genannt, liegt „ein Gründgen nahe bey einem Dorfe, so Boschitz heißt, unten am Gründ„gen ist ein Goldgang, der aber mehr Silber als Gold hält, jedoch ist „viel gediegen Gold und Körner, dem Hanfe und Wicken gleich, welche „ganz graulich aussehen und inwendig voller Gold sind, dabei befindlich.

„Weiter hinauf am Gründlein ist ein Stollen, darinnen viel Sil„ber und Kupfer ist, und ist sehr milde und schmeidig. Im Bächlein, „das in die Weißeritz läuft, findet man gediegene Goldkörner sehr „schwarzbraun.

„Vom Schweizerbette, eine kleine Viertel Meile ohngefähr, kommt „man an einen steinigten Weg durch Erlen und Haselsträucher auf einem

„luſtigen ebenen Fleck, und oben auf dem Berge ſtehet ein Hand vor „ſelbigem nahe dabei kommt ein mächtiger Kupfergang, darbey Roth„gülden-Erz iſt, und iſt zum Wahrzeichen unten am Berge ein Gr[illegible]n, „darinnen die Erde ganz kupfern ſieht. Ingleichen halten die Stei„auf der Erde hierum viel Gold und Kupfer.

„Fernerhin kommt man zu einem kiefernen Buſche, unten am Auf„ſteige liegen viel Steine auf einander, von der Steinrucke funfzig Schritte „iſt ein großer Stein, da dann zwey Kreuze gegen Mitternacht, und wo „das längſte Kreuz iſt, da ſcharre gegen Mitternacht Erde auf, ſo findeſt „du Rothgülden-Erz und Kupferglas-Erz, eine halbe Elle hoch, und „eine Viertelelle breit, von da iſt viel weggetragen worden. Der Berg „iſt ſo reich, daß es nicht zu beſchreiben.

„Gehe am Gebürge an den Felſen hin, durch die Wieſen, ſo kommſt „du zu einem Wege, der aufs nächſte Dorf gehet, gehe den Weg etwa „hundert Schritte im Geſträuche am Berge hinauf nach, ſo findeſt du „eine rothe Höhle, darinnen iſt ein Schatz eines Königsreichs werth an „Roth- und Weißgüldenerz, und viele Edelgeſteine.

„Bey Somedorf im hohlen Wege ſtreicht ein mächtiger Silbergang „zu Tage aus.

„Der Windberg über der Weißeritz nahe bei Botſchappel iſt ſo reich „an Gold und Silber, daß es nicht zu beſchreiben iſt. Es kommt ein „Rüßlein vom Berge gegen halb Mitternacht und Morgen, darinnen „findet man viel Goldkörner, und gehet ihnen nichts ab denn die „Oberbank.

„Im Tharandiſchen Walde liegen Erz- und Kupfergänge ſo reich „an Gold und Silber, daß es nicht zu beſchreiben. Wenn man von „Höckendorf gehet, darunter liegt ein Bergwerk, iſt ſo reich an Silber, „daß vor viel tauſend Thaler daraus genommen worden.

„Nicht weit davon liegt der graue Stollen, da fließet die Weißeritz „über dem Waſſer nach dem Tharandiſchen Walde, dem Berg hinauf „liegt ein reiches Bergwerk, darinnen Rothgülden- und Glaserz am „Bruche ſtehet, auch bereits das Wahrzeichen an einem Baume zu finden, „eine ſpitze Neulhaue und unter dem Baume ein großer Stein, darauf „drey Kreuze gehauen. Weiter hinauf in dem Walde wird man mehr „Zeichen an Bäumen finden, und mitten durch die Bäume ſtreichet ein „ſehr mächtiger Kupfergang einer Elle breit, und liegt der ganze Mann „da, nach dem Waſſer der halbe Theil, der Arm nach Freiberg, und „das ganze Corpus liegt nach dem Tharander Walde, wie die Zeichen „vermelden.

„Zu Hockendorf, wo das reiche Silber-Bergwerk ist, welches aber „durch Gottes Strafe wegen Uebermuths überschwemmt ist, hat ein Bauer „1660 gediegen Silber ausgeackert.

„Anno 1681 im Junio ist N. N. durch den rothen Gang mit „fleißigem Gebethe gegangen, und den ganzen Stock auf etliche hundert „Schritte übers Kreuz angetroffen, und wäre allda das Glück mit Gott „zu suchen durch Absenkung des Schachts auf etliche Lachter ꝛc."

230) Der Nix in der Weißeritz.

Mündlich.

Auch das kleine Weißeritzflüßchen hat seinen Nix, derselbe hält sich aber gewöhnlich in Dresden auf und wollen ihn Viele in dem hohen Wasserbette hinter den Rädern der Hofmühle sitzen, sich baden und spielen gesehen haben in der Nähe des Ausgangs des An der Weißeritz genannten Gäßchens in der Wilsdruffer Vorstadt.

231) Der Hirschsprung im Plauischen Grunde.

J. Petzholdt, Der Plauensche Grund. Dresden 1842. 12. S. 12 —.

Auf der linken Felsenhöhe des Eingangs zum Plauischen Grunde in der Nähe der sogenannten Krähenhütte erhebt sich ein steiles Felsenhorn, welches, weil bei einer in Folge der Vermählungsfeierlichkeiten des nachmaligen Churfürsten August III. mit der kaiserlichen Prinzessin Maria Josepha 1719 abgehaltenen Treibjagd von hier vier Hirsche und ein Bär sich in die Weißeritz herabzustürzen genöthigt wurden, der Hirsch- oder Bärensprung heißt.

232) Der Schatz im Burgwartsberge.

Petzholdt a. a. O. S. 29.

Auf dem Burg- oder Burgwartsberge bei Pesterwitz hat ursprünglich eine Burg gestanden, von der jedoch nichts mehr übrig ist. In diesem befindet sich eine verzauberte Brunnpfanne von Gold. Als Zeichen eines hier verborgen liegenden Schatzes sieht man zuweilen ein Licht auf dem Berge.

233) Die Entdeckung des Potschapeler Steinkohlenlagers.

Petzholdt a. a. O. S. 32 sq.

Um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts hat sich einmal ein Rubbirt auf den Kohlsdorfer Feldern (bei Pesterwitz im Plauischen Grunde) an einem rauhen Tage ein Feuer angezündet, da aber ein heftiger Wind es immer wieder auslöschte, so suchte er eine Menge Steine zusammen, um damit eine Art von Mauer gegen den Wind zu errichten. Unter diesen Steinen befanden sich viele schwarze, die das muthige Pferd, welches er nebst den Rüben hütete, mit dem Hufe aus der Erde herausgearbeitet hatte. Sein Unternehmen gelang ihm, das Feuer brannte nun ruhig, aber mit großem Erstaunen bemerkte er jetzt, daß auch seine Mauer in Brand gerieth und größtentheils vom Feuer verzehrt ward. Er erzählte dieses Wunder sogleich seinem Herrn, allein er wurde ausgelacht, doch wiederholte er den nächsten Tag den Versuch und warf von diesen vermeintlichen Steinen einige mit in das Feuer, die ebensogut verbrannten, wie die am vorigen Tage. Dies bewog ihn, einige mitzunehmen, er zündete sie zu Hause in Gegenwart seines Herrn, der ebensowenig von Steinkohlen etwas wußte, auf dem Heerde an, und überzeugte ihn nun.

234) Das Schweizerbette im Plauischen Grunde.

W. G. Becker, Der Plauische Grund bei Dresden. Nürnberg 1799. 1. S. 36 sq.

Kurz vor der zweiten Mühle im Plauischen Grunde, der sogenannten Königsmühle befand sich sonst eine später gesprengte überragende Felsklippe, die ohngefähr 6 Ellen hoch, 2 Ellen breit, und oben flach, aber abschüssig war. Hier hat sich einmal ein Schweizer von der sächsischen Garde im Rausche niedergelegt, um auszuschlafen, welches ihm auch, ohne daß er Schaden genommen, gelungen ist. Die Stätte führt den Namen des Schweizerbettes noch jetzt, von dem Felsen aber ist keine Spur mehr übrig.

235) Das Zauberschloß im Windberge bei Burgk.

Nach Becker a. a. O. S. 107. sq. und Petzholdt, S. 69. sq. Novellistisch bch. v. Gottschalk, Deutsche Volksmärchen Th. 1. S. 163. sq. Poetisch verarb. von Ziehnert Bd. 1. S. 19. sq.

In Burgk am Windberge wohnte vor Jahren ein alter Dorfmusikant, der in der ganzen Gegend beliebt war, denn alle Mädchen

und Burſche behaupteten, daß ſich's nach ſeiner Geige am beſten tanze. Die Beine beben ſich wie von ſelbſt und auch die ungeſchickteſten Tanzer mußten Takt halten, ſie mochten wollen oder nicht. Dies lag nun einmal ſo in ſeiner Geige. Rothkopfs Borge, ſo hieß der luſtige Fiedler, war alſo in allen Schänken willkommen und wurde zu allen Kirmſen und Hochzeitsfeſten beſtellt. Eines Sonntags, als er den Bauern von Deuben zum Tanze aufgeſpielt hatte und in der Mitternachtsſtunde einſam nach Hauſe ging, überrechnete er den Ertrag ſeiner Geige und dachte dann an den kunftigen Sonntag, zu welchem er wieder beſtellt war. So verging ihm die Zeit und unvermerkt kam er zum Windberg. Da fiel ihm auf einmal das Zauberſchloß ein, von welchem er in ſeiner Jugend ſo viel gehört hatte, daß es im Innern des Berges ſtehen ſolle — auch auf dem Gipfel deſſelben ſoll fruher ein Schloß geſtanden haben — und ſprach bei ſich ſelbſt: Du biſt doch nun ſchon manches liebes Jahr und zu jeder Stunde der Nacht da vorubergegangen und haſt noch niemals etwas von dieſem Zauberſchloſſe gehort, wer weiß, ob es wahr iſt. Mir ſollte Niemand erſcheinen und mir gebieten, zu folgen, ich faßte mir wirklich ein Herz und fullte mir meine Taſche mit Geld. Ja wer nur den Eingang in's Zauberſchloß wußte! Den will ich Dir zeigen, erwiderte ihm ein Mann, den er niemals geſehen und der ihm jetzt gerade in den Weg trat. Der arme Borge erſchrack ſo gewaltig darüber, daß er nicht einmal zurückzutreten vermochte, und ſo freundlich auch immer die Antwort des Unbekannten erklang, ſo ſah es doch um das Herz, was er ſich vorhin zu faſſen getraute, gar jämmerlich aus. Komm, folge mir getroſt, verſetzte der Berggeiſt. Du wirſt im Schloſſe von einer hohen Geſellſchaft erwartet, um ihr zum Tanze zu ſpielen; ſie wird Dich genuglich bezahlen, daß Du Dein Lebelang haſt, was Du brauchſt; aber hute Dich ja, im Schloſſe zu reden und fordere ja nicht, wenn man Dich fragt, was Du fur Deine Muhe begehreſt. Rothkopfs Borge war ganz verſteinert vor Schrecken. Der Berggeiſt ging vor ihm her und winkte ihm, zu kommen, und Borge folgte, ohne es zu wollen. Was hilft' es Dir auch, wenn Du flieheſt, vermochte er doch noch bei ſich zu denken, er würde Dich bald ergreifen und Du wohl gar das Genick brechen. Mit Inbrunſt ſtammelte er das ſtets ſo bewährte: „Alle gute Geiſter ꝛc.“, was ſchon ſo Manchem in gleichen Aengſten geholfen, und wankte zitternd hinter ihm drein.

Durch einige ſchaurige Wege, die Rothkopfs Borgen, ſo gut er auch am Windberge Beſcheid wußte, gänzlich unbekannt waren, und die er ſich auch niemals wiederzufinden getraute, gelangten ſie endlich

an ein großes leuchtendes Thor, das sich plötzlich, so bald sie in den geräumigen Vorhof getreten waren, von selbst wieder schloß. Der Musikant glaubte, er werde aus diesem bezauberten Schlosse wohl nun nie mehr herauskommen, denn wenn der Ton seiner Geige dem Berggeist gefiele, so könne es demselben leicht in den Sinn kommen, ihn gar zum Hofmusikanten zu machen. Zwischen Furcht und Erstaunen getheilt, durchging er den mit Fackeln erleuchteten Vorhof und erblickte dann mehrere prächtige und hohe Gebäude und Thürme, die kaum, nach seinem Augenmaße zu schließen, im Windberge Platz haben konnten, und Alles war hell und erleuchtet, wie am Tage. Sein Führer ging stets vor ihm hin und brachte ihn durch das Hauptgebäude in einen großen, von vielen tausend Kerzen erleuchteten Saal, wo eine große Gesellschaft von Herren und Damen, in schwarzer altdeutscher Tracht und mit köstlichen Perlen und Edelgesteinen geschmückt, ihn augenblicklich umringte und von oben bis unten mit großen Augen betrachtete. Ihm pochte das Herz gewaltig; sein Führer aber winkte ihm freundlich und führte ihn durch den versammelten Kreis zu einem Kamin mit dem deutenden Winke, sich nun auf der Geige hören zu lassen. Auch hier umgaben ihn, während er stimmte, die Herren und Damen, und endlich erhielt er das Zeichen zum Anfang. Es begann eine Art Tanz, dergleichen er weder in Burgk, noch auf den andern Dörfern umher jemals gesehen hatte. Das Sonderbarste vor Allem war aber, daß er dazu mit der größten Fertigkeit eine Musik spielte, die er in seinem Leben noch niemals gehört hatte und von der er auch nachher noch nie wieder einen Ton hervorbringen konnte. Als sich die Gesellschaft ohngefähr eine Stunde, nach seinem Bedünken, mit dem Tanze belustigt hatte, kam jedes Paar mit ernsthaften Schritten und schweigend auf ihn zu, und nun betrachteten sie ihn mit Blicken, vor welchen seine Augen zu Boden sanken. Endlich trat einer der Herren aus dem Kreise hervor und fragte: Was forderst Du für eine Belehnung? Bei allem Angstschweiß gedachte doch Görge der Ermahnung des Führers: er zog seinen zwischen die Knie geklemmten Hut hervor, hielt ihn mit demüthiger Gebehrde offen vor sich hin und gab durch eine Bewegung zu erkennen, als sei er mit Allem zufrieden. Da ergriff der nämliche Herr eine Kohlenschaufel, fuhr damit in den Haufen der im Kamine glühenden Kohlen, und schüttete sie Görgen in den Hut. Dieser entsetzte sich darüber nicht wenig, allein in demselben Augenblicke trat der belannte Führer herbei, und winkte ihm freundlich, er solle ihm folgen. Görge gehorchte sogleich, voll banger Erwartung, was weiter folgen werde, und sah sich in Kurzem zu eben dem Thore zurückbegleitet, durch welches der freund-

liche Mann ihn eingeführt hatte. In diesem Augenblicke war auch der Führer und mit ihm die ganze Erscheinung verschwunden; Rothkopfs Georg aber befand sich, von der finstersten Nacht umhüllt, auf dem nämlichen Platze, wo ihm der Geist in den Weg getreten war.

Nachdem er sich von seiner betäubenden Angst wieder ein wenig erholt hatte, verfolgte er den wohlbekannten Heimweg mit eiligen Schritten und dachte der wunderbaren Begebenheit nach. Er ärgerte sich im Geheim nicht wenig über die höllische Belohnung, die er in seinem Hute vor sich hin trug, und hätte die Kohlen gern auf die Seite geworfen, wenn er nicht die vermeinten bösen Geister, die im Windberge hausten, wider sich aufzubringen befürchtet hätte. Es war ihm ohnedies nicht wohl dabei zu Mute, daß der Hut immer schwerer wurde, die Last nahm mit jedem Schritte zu und kaum vermochte er sie mehr zu tragen: allein die Furcht gab ihm Kräfte, und so schleppte er sie geduldig mit fort. Kaum aber hatte er seine Wohnung erreicht und die Hausthüre aufgeschlossen, so schüttete er die schweren Kohlen nebst dem, was sie sonst noch erschwert haben mochte, mit einem Male auf die Seite, und warf die Thüre geschwind hinter sich zu. Er kroch so eilig als möglich in sein Bette, zog die Decke über den Kopf und drückte noch unter derselben die Augen so fest zu, als er konnte, allein die Bilder des Zauberschlosses schwebten ihm noch immer vor Augen, bis endlich die Müdigkeit der Geschäftigkeit seiner Einbildungskraft Einhalt that und der ganze Georg mit Leib und Seele in einen tiefen Schlaf versank.

Als er am Morgen erwachte, stand der ganze Zauber mit aller Lebhaftigkeit wieder vor ihm da. Er sprang sogleich aus dem Bette, um seinen Hut zu besehen, der seiner Meinung nach ganz verbrannt sein mußte, aber zu seinem größten Erstaunen fand er den Hut unversehrt. Indem er ihn so verwundert von allen Seiten herumdrehte, fiel aus einer kleinen Oeffnung im Futter ein Goldstück heraus, dergleichen er noch nie eins in Händen gehabt hatte. Auf einmal enträthselte sich ihm nun die Belohnung mit den glühenden Kohlen, sowie die sich immer vermehrende Schwere derselben. Mit großer Begierde sprang er vor's Haus, nach den ausgeschütteten Kohlen zu sehen, allein statt der gehofften Goldstücke fand er nichts als ein Häufchen todter Steinkohlen. Er faßte sie alle emsig zusammen und trug sie hinein auf den Tisch, allein sie wollten weder erglühen, noch in Gold sich verwandeln. Er that sie wieder in den Hut, allein auch dieser Versuch fiel fruchtlos ab.

Da stand nun Rothkopfs Georg und kratzte sich hinter den Ohren, daß er sein Glück so verscherzt hatte. Das in dem Hute gefundene

Goldſtück machte ihn ärmer als er geweſen war, weil es ihn beſtändig an ſeinen Verluſt erinnerte. Da er aber als luſtiger Spielmann von Natur keinen Hang zur Schwermuth beſaß, ſo ergab er ſich endlich darein, und nach einigen Jahren ſchien er ſogar froh darüber, daß er nicht zum reichen Manne geworden war. Denn, ſprach er zuweilen, ſchon das eine Goldſtück hat mir Unmuth und Sorgen genug gemacht, wie ſehr würde mich nicht erſt ein ganzer Hut voll ſolcher Goldſtücke gepeinigt haben.

336) Das Panier des Ritters St. Georg zu Tharand.

Trauns bei Menken. Script. Hist. Sax. T. III. p. 1272

Als der Landgraf Ludwig von Thüringen mit Kaiſer Friedrich nach Paläſtina zog, ſchickte ihm Gott vom Himmel herab das Panier des Ritters St. Georg ſeiner Mildthätigkeit und guter Werke halben, und unter dieſem ſtritt er gegen die Ungläubigen und ſiegte. Dann ward das Panier gen Wartburg gebracht, darnach aber gen Meißen auf ein Schloß, welches der Tharant heißt. Da kam Feuer in dem Schloße aus (1190) und viele Leute ſahen das Panier des Ritters im Feuer zum Fenſter hinausfliegen, aber Niemand hat erfahren, wo es ſeitdem geblieben iſt. Dieſes Wunders wegen ward hernach die St. Georgenkirche zu Eiſenach gebaut.

337) Der Einſiedel im Thale der rothen Weißeritz.

P. Hirtitz, Tharand und ſeine Umgebungen. Dresd. u. Leipz. 1833. 16. S. 91.

Ganz in der Nähe des Stadtdorfes Tharand[21]) befindet ſich das Thal der rothen Weißeritz. Hier gewahrt ſchroffe Felſenriffe und wild

[21]) Das Wahrzeichen der Stadt iſt eine in Stein gehauene und neben dem Thorwege der Schloßmühle eingemauerte und roth angeſtrichene Brezelbrüte, welche ſich darauf bezieht, daß die Weißeritz ehemalen mit ſich führte, weshalb ſeit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhs. der Ort ſelbſt ehemalen hieß. Von dem alten Schloße hat man zwar keine gleichzeitige Nachricht mehr, allein mein gelehrter H. College H. Director Arenal vermuthet mit Recht, daß die Entſtehung einer Burg von dem anonymen altcarolingiſchen Kaiſerſiegel S. N. in dem K. Sächſ. Muſeum-Cabinet und in der Privatſammlung S. M. d. Königs, N. Nr. 6376 herrührt und von Heinecke, Nachr. Th. I. S. 381 beſchrieben, daß ſie, wie es zu jener Zeit noch anzeigt, wiedergiebt. Der Name Tharand hat übrigens zu einer ſonderbaren Verwechſelung Anlaß gegeben. Schiefert, Tharand. Dresd.

aufbrausende Bluthen am Ausgange kaum einen schmalen Pfad am linken Gehänge hin. Eine felsige Landzunge, der sogenannte Einsiedel, wo einmal ein Einsiedler seine Klause gehabt haben soll, ist in der Umgegend als ein Ort, wo es spukt, berüchtigt. Man erzählt sich von grauen Männchen, die da herumgehen, und von Weibern, die einen dort verborgen liegenden Schatz bewachen sollen, den nur eine ganz reine Jungfrau heben kann. Ein Mann aus dem [illegible] Sommerdorf sah vor einigen zwanzig Jahren, wie ein kleiner, höhnisch lachender Zwerg eine alte Frau vom Berge herabzerrte, die dann zerkratzt und halb besinnungslos in ihrer Heimath ankam. In demselben Thale befindet sich auch der Riesenbügel über der langen Brücke am Felsen hin, der sehr tief und von zwei Wasseradern bewohnt ist.

238) Der Untergang der Grube zu Höckendorf.

Vermischte Nachr. z. sächs. Gesch. Bd. II. p. 55. sq. B. 8. Tharand und seine Umgebungen S. 53. Novellistisch bei v. Bronikowsky, Darstellungen aus vergangener Zeit Bd. III. Hier heißt die Grube die goldene Gabel.

Das edle Geschlecht von Ihlen war Pfandherr des Bergwerks zu Höckendorf, die edle Krone genannt, und so reich und übermüthig ge-

1797. S. 84) und nach ihm der Verfasser von: „Die Weinertsthäler und ihre Umgebung. Dr. 1833. 12. S. 78 erzählt nämlich, Kurfürst Moritz habe 1549 dem nachherigen Kaiser Maximilian II., als er noch Erzherzog gewesen, 1548 hier ein glänzendes Jagdfest gegeben und beruft sich auf ein Mscr. auf der Dresdner Bibliothek [illegible] lateinischen Gedichts eines gewissen Stephan Schiermacher aus Nürnberg: Venatio inclyti, pii ac [illegible] imperatoris ac [illegible] regis etc. Maximiliani ad Grumbam in Arcadiacem, welches dem [illegible] August überreicht ist (Dresd. d. 6. Sept. 1568. Schöpf. z. sächs. G. I. 178). Darin wird die bekannte Geschichte erzählt, daß sich Maximilian auf einer Jagd von den Seinigen verirrte und in eine Waldwüste gerieth, wo er nach langem Herumirren in ein Haus kam, in dem sich Räuber aufhielten, die auch den Plan faßten, ihn des Nachts zu ermorden. Jedoch durch ein Zeichen gewarnt, war er auf seiner Hut und erlegte die meisten seiner Feinde. Als nun der Lärm die [illegible] Bauern aus der Nähe herbeilockte, ward er, trotzdem daß er seinen Stand entdeckte, gefangen und gebunden in das nächste Dorf vor den Richter geführt, von diesem aber natürlich losgelassen. Diese Begebenheit geschah aber bei Wiesaka in Franken, und hat Zschokke vielleicht wohl nur aus ähnlicher Täuschung nach Tharand versetzt. S. Heyde, Mag. d. sächs. Gesch. Bd. II. S. 24. Abendzeitung 1818. Nr. 106. cf. supra, Merkwürd. d. Dresd. Bibl. Bd. III. S. 89.

werden, daß ſie ihre Pferde mit ſilbernen Hufeiſen beſchlagen ließen. 1557 am 25. Auguſt wollten ſie es gar Herzog Albert zu Sachſen, der am 23. April des Jahres 1477 zu Georgenfundgrube bei Schneeberg mit ſeinen Räthen an einem ſilbernen Tiſche geſpeiſt und dabei geſagt hatte: unſer Kaiſer Friedrich iſt wohl gewaltig und reich, gleichwohl weiß ich, daß er jetzt keinen ſo ſtattlichen Tiſch hat *), nachthun, allein ſo fürſtlich ihr Eingang geweſen, deſto trauriger war das Ende, ein ſchweres Gewitter brachte ſo plötzlich einen heftigen Regenguß, daß die Grube erſoff und in ihr 50 Perſonen verunglückten.

239) Die 7 Marterſäulen zu Höckendorf.

Meller, Freiberg. Annalen II. S. 62. B. G. Tharand S. 53 Anm. Poetſch bei v. Ziehnert Bd. II. S. 29. ſq.

Im Jahre 1360 iſt Conrad Theler, ein Freibergiſcher Patrizier, der Ermordung ſeines Schloßcaplans halber, nach Rom und dann nach Jeruſalem gezogen und hat im folgenden Jahre zu Höckendorf, welches ſein eigen geweſen, von der Kirche an bis auf den Gottesacker in das Feld nach dem Maße, ſo er zuvor vom Richthauſe Pilati zu Jeruſalem bis auf den Berg Golgatha genommen und 1538 Ellen ſoll betroffen haben, zum Gedächtniß und Erinnerung des Ganges des Herrn Chriſti zu ſeiner Kreuzigung, ſieben ſteinerne Marterſäulen aufrichten und an jede eine Bitte des Vaterunſers zeichnen laſſen. Die Säulen ſind an beſagtem Orte noch zu ſehen, und in der Sakriſtei der Kirche zu Höckendorf befindet ſich auch das Bild des Ritters in knieender Stellung († 1361) in Stein gehauen noch jetzt. Von jenen 7 Capellen oder Säulen ſtehen jedoch dermalen nur noch zwei, die fünf andern ſind umgeſtürzt.

240) Der geſpenſtige Reiter bei Hainsberg.

Mündlich.

Auf der nach Tharand führenden Chauſſee ſoll ſich an gewiſſen Tagen um Mitternacht ein Spukgeiſt ſehen laſſen: er reitet auf einem Pferde ohne Kopf und trägt den ſeinigen zuweilen ſelbſt unter dem Arme, er jagt bis Tharand und kehrt dann wieder zurück.

*) Nach Müller's Annalen S. 40 gab dieſer Tiſch beim Einſchmelzen 400 Ctnr. oder 80,000 Mark Silbers, alſo 800,000 Stück Speciesthaler. S. a. Carpzov Sax. 1733. S. 83. Taylor, Hiſt. Bilderſaal d. ſächſ. Geſch. I. S. 167. ſq.

241) Der Todtenteich bei Tharand.

S. d. Tharand. Jahrb. I. 101. ff.

Wenn man durch Tharand hinaus am Amtshause vorbei nach dem Mühlen und dann weiter im Thale fortgeht, so kommt man in den sogenannten Hintergrund und zur Hohemühle, bei welcher der von dem Mühlhause gebildete Todtenteich liegt, der seinen Namen davon hat, daß früher bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts die Sitte herrschte, wenn die Bewohner der umliegenden Dörfer den Tod austrieben, den todten vermeintlichen Strohmann hier hineinzuwerfen. Man behauptet, bei hellem Sonnenschein in der Tiefe desselben noch heute das hölzerne Bild derselben liegen zu sehen.

242) Auffindung des Freiberger Bergwerks.

G. Agricola Bermannus, sive de re metallica. f. 12. Weber's Freibergische Anecdoten. Zweite Auflage. 1853. 4. 28. 1. S. 16. ff.

Einst hatten Fuhrleute Salz aus Halle in der Saale geholt, um es in Böhmen einzuführen, als sie nun an die Grenze des böhmischen und meißnischen Gebirges kamen, haben sie in der Gegend, wo jetzt die Stadt Freiberg liegt, in einem Bergwasser ein besonders weißes Metall angetroffen, welches vom Wasser hinweggetragen wurde. Weil es nun dem gewöhnlichen Zinn nicht ähnlich sah, haben sie Erdreich auf den Wagen geworfen und damit es nicht verloren gienge, da sie wüßten auch Blei von Goslar an einige Orte gebracht. Da nun die Bergleute dieser Stadt gediegenes Silber probirten, so sahen sie, daß es an Silber weit reicher als der Goslarer Bergart und Silberschwere war, so haben sich alle um Gewerkschaften angemeldet und nach Anleitung der Fuhrleute Fundgruben gebauet. Daraus ist die heutige Bergstadt Freiberg nach und nach entstanden, sowie Verdienste aber auch, weil ihnen die Sachen wohl gelungen, hinzugefügt und gewirket.

243) Das Wahrzeichen der Stadt Freiberg.

Meißner a. a. O. S. 29. — 138. 141. Lau. Sax. 1733. S. 121. ff.

Anfangs mußte derjenige Handwerker, welcher sich darzu stellte, daß er zu Freiberg gewesen, wissen, daß auf dem Dache des alten Thurmes des Petersthores bis 1631 auf allen vier Seiten ein Bergmann

Mannskopf zu ſehen ſei, angeblich zur Erinnerung an den Ueberläufer, der 1297 die Stadt an Kaiſer Adolph von Naſſau verrathen hatte, ferner daß ſich an der Brücke eine große uralte männliche Statue wie ein Roland, mit dem königlich däniſchen, churfürſtlich ſächſiſchen und Stadtwappen und der Jahrzahl 1537 befand, und endlich daß im Rathhauſe vor der ſogenannten Commiſſionsſtube nach dem Markte zu in zwei Sandſteinen Kreutze eingehauen waren und Erz darin eingoſſen war. Endlich iſt auch noch der viereckige breite Stein auf dem Markte zu Freiberg, der die Stelle bezeichnet, wo Kunz von Kaufungen hingerichtet ward, ein ſolches Zeichen. Dieſer Raubritter ſoll nämlich unter dem ſteinernen Kopfe am Erker des Rathhauſes, der ſich durch eine ſchreckliche Phyſiognomie, Knebelbart, Sturmhaube und das Bild der Gerechtigkeit über ſich auszeichnet, und gerade auf jenen im Jahre 1702 erneuerten Stein hinblickt, verſtanden werden.

244) Der Teufel holt einen verliebten Kleriker zu Freiberg.

Camerarius, Horae subsecivae. Cent. I. No. 70. Meiler, Bd. II. S. 19. sq.

Es hat ſich zu Freiberg ein geiſtlicher Scholar auf der daſigen Kloſterſchule heftig in eine ſchöne Jungfrau verliebt und, weil er ſie nicht zu ſeinem Willen verführen konnen, Rath und Hulfe bei einem Schwarzkünſtler geſucht. Der hat ihn in einen Kreis gezogen und ſeine gewöhnlichen Beſchwörungen angefangen, da denn der Teufel, der ſich zu ſolchem Spotte nicht lange bitten läßt, geſchwind in Geſtalt der Jungfrau erſchienen iſt und ſich alſo geberdet hat, daß der von brennender Liebe halb unſinnige Jüngling nicht anders vermeinet, als daß es ſeine Liebſte ſei. Darum ſprang er auf und reichte ihr aus dem Kreiſe heraus die Hand, aber zu ſeinem großen Unglück und Verderben, denn alsbald riß ihn der Teufel zu ſich hin und warf ihn dermaßen gegen die Wand, daß er auf der Stelle todt blieb. Zuvor hatte er aber auch den Schwarzkünſtler nicht geſchont, ſondern er nahm den zerſchmetterten Korper und warf ihn mit ſolcher Gewalt wieder denſelben in den Kreis hinein, daß derſelbe davon erſtarrt die ganze Nacht winſelnd liegen blieb und am Morgen noch halb todt gefunden und nachmals zur gebührenden Strafe gezogen ward. Solches geſchah im Jahre des Herrn 1260.

245) Die Wallfahrt zur schönen Marie in Freiberg.

Möller a. a. O. Bd. II. S. 20 sq. Peccenstein Th. III. S. 15.

Im Jahr 1261 sind die Geißler in großer Zahl in das Land Meißen gekommen und auch in die Stadt Freiberg gezogen, wo damals stark zur sogenannten schönen Marie[22]) gewallfahret ward. Sie sind halb nackend zwei und zwei baarfuß in rothen offenen Mänteln, so spanisch Armilausen[*]) heißen, einhergeschritten, allein ob sie wohl sich gegeißelt und große Buße und Heiligkeit vorgegeben, hat sie Bischoff Albrecht zu Meißen doch nicht leiden wollen, weil sie eine neue Secte seien, und haben sie bald wieder aus der Stadt weichen müssen. Von jener Wallfahrt meldet aber ein Cellischer Mönch, so sich Conrad von Freiberg nennt, es sei diese zu einem Marienbilde, das von Wachs in menschlicher Größe schön und zierlich geformt gewesen und in einer besondern Kapelle (wahrscheinlich im Johannishospitale oder der Frauenkirche) gestanden habe, gegangen, dorthin wären Leute von allen Orten, gerade wie wenn sie bezaubert gewesen, in Haufen zusammengeströmt, und was ein Jeder, Mann oder Frau, von seiner Arbeit gerade in der Hand gehabt, wie ihn diese Tollheit ergriffen, das habe er mit sich genommen und allda gelassen, wie auch viele krumme, lahme und andere preßhafte Menschen, die sich zu diesem Bilde gewendet und Gelübde verrichtet, gesund worden und ohne Mangel wieder davon gegangen sein sollen. Diese Wallfahrt hat lange Zeit gewährt, bis man erfahren, daß unter dem Scheine der Heiligkeit ein böses sodomitisches Leben und viel Schande und Laster getrieben werde, worauf durch ein Fürstlich Edict dem Pilgern dahin und den unordentlichen Zusammenkünften gesteuert und solche mit Ernst abgeschafft worden sind.

[22]) Eine ähnliche Wallfahrt war früher zu Regensburg unter diesem Namen sehr berühmt. Ueber die Entstehung derselben existirt ein seltnes Reimgedicht: Wie die neue Capella zu der schönen Mari in Regenspurg erstlich aufkommen ist, nach Christi geburt. M. CCCCC. vnd XIX. jaar. o. O. u. J. 2 Bogen. 4. S. dar. Hormayr, Tasch. 1843. S. 176 sq.

[*]) Isidorus (Orig. XIX. 22) erklärt das Wort so: armilausa vulgo vocatur, quod ante et retro divisa atque aperta est, in armos tantum clausa, quasi armi clausa. s. Brinckmeier, Gloss. dipl. I. S. 169.

246) Ein Freiberger Bürger rettet Markgraf Friedrich dem Freudigen das Leben.

Moller a. a. O. Bd. II. S. 47.

Im Jahre 1305 iſt der Kaiſer Albrecht nach Altenburg gekommen und hat Markgraf Friedrich den Freudigen zu ſich entbieten laſſen, ihn auch ſehr freundlich aufgenommen und zu ſeiner Tafel gezogen, allein heimlich hat er einen Meuchelmörder beſtellt gehabt, der plötzlich in's Tafelzimmer hineinſprang und einen Stoß auf den Markgraf führte. Als dieſes ſeine Diener ſahen, iſt der eine, ſo ein Bürger von Freiberg*) geweſen, ihm in den Stoß gefallen, dabei aber tödtlich verletzt worden, die andern aber haben zu ihrer Wehr gegriffen und theils den Thäter in Stücke gehauen, theils ihren Herrn aus der Gefahr vom Schloſſe hinweg und am folgenden Tage in fremden Kleidern aus der Stadt gebracht, worauf er ſich nach Pegau gerettet hat.

247) Die Mordgrube zu Freiberg.

Moller a. a. O. Bd. II. S. 60. Poetiſch beh. bei Zschokke Bd. I. S. 89 ff.

Als um die Mitte des 14. Jahrhunderts das Bergwerk zu Freiberg im höchſten Flor war, trug es ſich zu, daß, indem es gewöhnlich war, daß an Feiertagen gewiſſe Zuſammenkünfte und gemeine Tänze bei Zechenhäuſern gehalten wurden, auch in einer ſehr berühmten Bergzeche zwiſchen Bertheisdorf und Erbisdorf ein ſolcher öffentlicher Reihentanz gehalten ward (1360). Da iſt gerade ein katholiſcher Prieſter mit einer Monſtranz vorübergegangen, um einen Kranken zu beichten, und der Glöckner hat nun zwar das gewöhnliche Zeichen mit dem Glöcklein gegeben, allein keiner der Tanzenden oder Zuſchauer hat darauf geachtet, mit Ausnahme des Fiedlers, der zum Tanze aufſpielte, welcher ſich auf die Kniee niederließ, um dem heiligen Sacrament die Ehre zu erweiſen. Da hat ſich alsbald die Erde aufgethan, und die ganze anweſende Geſellſchaft lebendig verſchlungen, mit Ausnahme des Fiedlers, der ſich auf einem kleinen Hügel ſo lange erhielt, bis man ihm zu Hülfe kam: dann iſt aber der Hügel

*) Dreſſer in P. V. der Isagoge ſ. Beſchr. Altenburgs und Pfeffertorn, Auserl. Geſch. der Landgrafſch. Thüringen S. 110. ſagen aber, es ſei dieß nicht ein Freiberger Bürger, ſondern einer aus Altenburg geweſen, und weil ihm ſeine Hand, als er den Stich auffing, abgehauen worden, werde ſie zum Andenken ſolcher Treue bis dato nebſt der Roſe als das Altenburgiſche Wappen geführet.

auch eingesunken, also daß man weder Tänzer noch Tänzerinnen wieder gesehen hat. Seit dieser Zeit hat sich aber an diesem Orte nie wieder irgend ein nützlicher Bau vernehmen lassen, man hat auch weder die Verfallenen, noch den Schmuck und das Geschmeide, so sie an und bei sich gehabt, wieder erlangen und retten können, denn ob man wohl oft geräumet und sonst viele Mühe deswegen angewendet, ist doch Alles, was man des Tages über bewältigt, des Nachts wieder eingegangen und hat daher diese Zeche noch bis heute den Namen Mordgrube behalten. Vor Zeiten ist die ganze Geschichte zu Erbißdorf in der dasigen Kirche abgemalt gewesen und im Jahre 1490 hat man an der Stelle jenes Ereignisses noch ein gewaltig rundes Loch, so groß wie der halbe Markt zu Freiberg sehen können.

248) Der große Brand zu Freiberg.

Moller a. a. O. S. 110. Poetisch beh. b. Segnitz Bd. II. S. 196.

Den 24. Juli des Jahres 1471 hat ein Bäcker zu Freiberg, Namens Werner Kühn, so sein Haus auf der Burggasse dem Oberthore gegenüber hatte, als das Holz bei Heitzung des Backofens nicht gleich brennen wollte, solches in aller Teufel Namen habe brennen heißen. Darauf ist die Flamme zum Ofen herausgeschlagen, hat das Haus angezündet und also überhand genommen, daß kein Löschen mehr helfen wollen, also daß von der ganzen Stadt nur die Frauenkirche, die Meißner Gasse und die übrige Hälfte der Sächsstadt stehen blieb.

249) Die schöne Polyxena zu Freiberg.

Curiosa Sax. 1741 pag. 344 sq. Moller a. a. O. S. 177. Textor, Denkw. a. d. Sächs. Gesch. Bd. VI. p. 195 sq.

Ein Doctor des canonischen Rechts, Johann Gartewitz von Freiberg, († 1520) hat einige Zeit zu Rom gelebt und sich daselbst in den Stand der Ehe begeben, nach dem Tode seiner Frau aber ist er in den geistlichen Stand getreten, nach Freiberg zurückgekehrt und daselbst Canonicus geworden (1508). Er hat aber dahin seine in Rom gezeugte Tochter, die ihrer Schönheit wegen die schöne Polyxena genannt ward, mitgebracht, welche ein Brauherr auf der Meißner Gasse Andreas Behem (Böhme) geheißen zur Frau nahm. Diese hat ihrem Ehemann auf Anstiften eines Soldaten (Martin Krebs), mit dem sie Ehebruch getrieben, erst Gift beigebracht, und als dasselbe nicht nach Wunsch wirken wollen,

denſelben, ob er wohl bettlägerig und contract worden, doch um ihn los zu werden, des Nachts mit dem Brodmeſſer erſtochen, vorgebend, als wenn er ſolches aus Schmerzen und Ungeduld ſelbſt gethan. Sie iſt aber, weil man Verdacht geſchöpft, eingezogen und den 3. Septbr. 1522 enthauptet und alsdann aufs Rad gelegt worden.

250) Der ungerathene Sohn, der zu Freiberg drei Jahre auf einer Stelle geſtanden hat.

Moller a. a. O. S. 220 sq. Camerar. Horae subsec. III. pag. 124. Cur. San. 1736. S. 3 sq. (Hilſcher) Das verwünſchte Kind zu Freiberg. Freib. 1717. 8. Poet. beb. v. Segnitz. Bd. I. S. 20.

Im Jahre 1545 hat ein Bürger zu Freiberg, Namens Lorenz Richter, ſeines Handwerks ein Leineweber, welcher auf der Weingaſſe gewohnt, ſeinem vierzehnjährigen Sohne etwas zu thun befohlen. Als dieſer nun nicht alſobald den Befehl vollzogen, ſondern in der Stube eine Zeit lang ſtehen blieb, hat er ihn aus zornigem, ergrimmten Gemüthe verwünſcht und geſagt: er ſo ſtehe, daß Du nimmermehr fortgehen konnteſt! Auf dieſen Fluch und Verwünſchung des Vaters iſt der Knabe auch ſtracks ſtehen geblieben, daß er nicht von der Stelle kommen konnte, hat auch drei ganze Jahre auf derſelben Stelle geſtanden, alſo daß er eine tiefe Grube in die Diele getreten und man ihm des Nachts, wenn er ſchlafen wollte, ein Pult unterſetzen mußte, damit er den Kopf und die Arme darauf legen und ein wenig ruhen konnte. Weil aber die Stelle, da er geſtanden, nicht weit von der Stubenthüre beim Ofen, und den Leuten, die in die Stube gegangen, gleich im Anlaufe geweſen, ſo haben die Geiſtlichen bei der Stadt auf ihr vorhergehendes fleißiges Gebet ihn von dem Orte aufgehoben und gegenüber in den andern Winkel der Stube glücklich und ohne Schaden, wiewohl mit großer Mühe gebracht, denn wenn man ihn ſonſt forttragen wollen, iſt er alsbald mit unausſprechlichen Schmerzen befallen und ganz wie raſend worden. An dieſem Orte, ſobald man ihn wieder niedergeſetzt, hat er ferner bis ins vierte Jahr geſtanden und die Diele noch tiefer durchgetreten als zuvor, da man denn einen Vorhang um ihn geſchlagen, daß ihn die Aus- und Eingehenden nicht ſo ſehen können, welches auf ſeine Bitte geſchehen, weil er am Liebſten allein geweſen und wegen ſteter Traurigkeit nicht gern viel geredet. Endlich hat der gütige Gott ihm die Strafe in etwas gemildert, ſo daß er das letzte halbe Jahr ſitzen, ſich auch in's Bette, ſo neben ihn hingeſtellt worden, legen konnen

Wenn ihn Jemand gefragt, was er mache, hat er gemeiniglich geantwortet, er werde von Gott dem Herrn seiner Sünden wegen gezüchtigt, setze Alles in dessen Willen und halte sich an das Verdienst seines Herrn Jesu Christi, auf welches er hoffe selig zu werden. Hat sonst ganz elend ausgesehen, ist blaß und bleich von Angesicht und hager und schmächtigen Leibes, auch sehr mäßig in Essen und Trinken gewesen, daß man ihm oft die Speisen einnöthigen müssen. Nach verflossenen sieben Jahren ist er dieses seines betrübten Zustandes den 11. Septbr. 1552 entbunden worden und im wahren Bekenntniß und Glauben an den Herrn Christum eines natürlichen vernünftigen Todes, nicht aber an der Pestseuche, wie Einige geschrieben, gestorben. Die Fußtapfen hat man nach langer Zeit an beiden Orten im gedachten Hause in der obern Stube, da sich die Geschichte begeben, die ersten beim Ofen, die andern in der daneben befindlichen Kammer, indem die Stube hernach kleiner gemacht und unterschieden worden, sehen können. Den Vater, von dem man gemeldet hat, daß man ihn wegen der erfolgten Wirkung seiner Verwünschung den himmlischen Vater genannt habe (dieß ist unrichtig, sondern er erhielt den Namen, weil er in dem zu Pfingsten 1516 zu Freiberg auf dem Markte gehaltenen geistlichen Spiele den Gott Vater agirt hatte), hat besagte Fußtapfen in den Dielen alsbald nach des Sohnes Tode aussetzen lassen wollen, weil er sich wegen seines unbesonnenen Eifers und Fluchs geschämt; es hat ihm dieß aber der Rath untersagt und geboten, daß er solche zum immerwährenden Gedächtniß stehen lassen mußte.

251) Das Mönchskalb zu Freiberg.

Moller Bd. II. S. 179. — Bd. I. S. 213.

Den 29. Juni 1523 ist zu Freiberg im öffentlichen Kuttelhofe in einer geschlachteten Kuh, so einem Bauer zu Klein-Waltersdorf zugehörte, das sogenannte Mönchskalb gefunden worden. Dieses Kalb hat einen runden ungestalteten Kopf gehabt und oben darauf eine Platte wie ein Pfaffe, sammt zwei großen Warzen wie kleine Hörner; mit dem Untermaule ist es einem Menschen, mit dem obern und der Nase einem Kalbe gleich, sonst aber ganz glatt am Leibe gewesen, es hat die Zunge lang aus dem Munde herausgestreckt; die Haut am Halse und Rücken herunter hat wie eine gewundene Mönchskutte ausgesehen, an den Seiten aber vorn und an den Beinen ist es voller Ritze und Schnitte gewesen, als wenn die Kutte zerhauen oder zerschnitten wäre. Solches Ungeheuer ist

von Dr. M. Luther in seinen Schriften (Bd. IX. d. Witt. A. f. 187), wo es auch abgebildet wird, neben der Beschreibung des Papstesels,*) den man 1496 zu Rom gefangen, gedeutet worden. Melanchthon aber (Epist. ad Camerarium p. 22) meinte, daß durch dieses Kalb die Verderbniß der lutherischen Lehre in fleischliche und verderbliche Meinungen, wie sie zu selbiger Zeit im Schwunge gewesen, angezeigt worden, inmaßen auch bald hierauf ein Schwein zu Halle in den Osterfeiertagen ein Ferklein geworfen, welches einem Pfaffen in Gestalt des damaligen Habits ganz ähnlich gesehen. Es hat aber gedachtes Mönchskalb die Autorität der Geistlichen, so dem Papste zugethan gewesen, sehr verringert, also daß auch die Bergleute ein besonderes schimpfliches Lied davon gedichtet und dasselbe den Mönchen und Pfaffen zu Spott und Hohn lange Zeit allhier gesungen mit Bezug darauf, daß der Fleischer mit Vorbedacht und Willen das Fleisch von der Kuh, in welcher man das besagte Mönchskalb gefunden, Niemandem als den Canonicis, Mönchen und andern Geistlichen gelassen und solche dasselbe unbewußt verzehrt haben.

---

252) Der Affe mit dem Kinde zu Freiberg.

Möller a. a. O. Th. II. S. 185 sq. Poet. beh. b. Segnitz Bd. I. S. 111.

Am 3. September des Jahres 1528 hat sich zu Freiberg ein Affe auf dem Schlosse losgerissen und ist durch das Hinterthor in ein nahe dabei stehendes Haus hineingeschlichen, wo er ein Kind, so noch in Windeln gewickelt gewesen, aus der Wiege genommen und damit fortgelaufen. Als man ihm nun nachgesetzt und die Gassen und Wege in der Stadt verlegt, daß er nicht weiter entwischen können, ist er mit dem Kinde auf ein Haus gesprungen, hat dasselbe oben auf der Dachrinne ausgewickelt, in die Vorderpfoten genommen und lange auf dem Dache

*) S. Deutung der zwo greylichen Figuren Papstesels zu Rom und Mönchskalbs zu Freyberg in Meyssen, funden (durch Dr. M. Lutherum). Wittenb. 1523. 4. Der Papstesel, ein Monstrum mit einem Eselskopf, mit einem weiblichen, mit Schuppen bedeckten Leibe, mit Ochsenfuß und Vogelklauen, statt der rechten Hand einen Eselsfuß, mit der Unterschrift: Monstrum Romae inventum mortuum in Tiberi Anno 1496, bildet auch Bl. I. des Granach'schen Holzschnittwerkes, das Papstthum von 1545 (beschr. im Allg. Lit. Anz. Bd. IV. S. 94. sq. Serapeum 1841. S. 33. sq. Chr. Schuchardt, L. Cranach und seine Werke. Leipzig 1851. Bd. II. S. 248. sq.) Der Papstesel, das Mönchskalb und der Säupfaffe sind abgebildet bei Lycosthenes, Wunderwerk S. CCCCLX. u. CCCCLXXIII. S. a. Seidemann, Beitr. z. Reform.-Gesch. Bd. I. p. 200. sq.

mit demselben herumgegaukelt, also daß Jedermann gemeint, es werde um das Kind geschehen sein. Sobald jedoch sein Meister, der ihn im Schlosse erwartet, dazukam und ihm zurief, ist er wieder vom Dache herabgesprungen und hat demselben das Kind zwar ohne Windeln, doch unversehrt übergeben, worüber sich Jedermann gewundert und solches Gottes sonderbarer Güte und Bewahrung, so er dem Kinde erzeigt, zugeschrieben hat.

253) Der Teufel hört einen Bergmann beichten.

Moller a. a. O. S. 293 sq. Manlius, Collect. I. Hondorff, Promtuar. exempl. IIIes Gebot. Remigius, Daemonolatria Bd. II. S. 73.

Im Jahre 1537 ist ein alter ehrlicher Bergmann zu Freiberg, Namens Benedix Reißiger, der auf der Viehgasse vor dem Petersthore wohnte, sehr krank gewesen. Zu diesem ist der Satan vor Aller Augen mit einem langen Papier (und in Gestalt und Kleidung eines Geistlichen, wie Manlius sagt), fast einer Kuhhaut gleich, gekommen und hat ihm gesagt, er sei als ein Notarius abgefertigt, alle seine Sünden, die er begangen, aufzuzeichnen, hat sich auch bei seinem Bette niedergesetzt, Feder und Tinte zur Hand genommen und den Bergmann solche zu erzählen ernstlich vermahnt. Wiewohl nun dieser anfangs sehr erschrocken ist, hat er doch bald wieder Muth gefaßt, sich des Herrn Christi getröstet und geantwortet: ich bin ein armer Sünder, willst Du meine Sünden ja aufschreiben und bist deswegen hergekommen, so schreibe oben an: des Weibes Samen Christus Jesus hat der Schlange den Kopf zertreten. Wie solches der Satan gehört, ist er alsbald mit Papier und Tinte verschwunden, daß nichts von ihm als ein übler und abscheulicher Gestank zurückgeblieben ist, der Bergmann aber ist in festem Glauben an das Verdienst Christi kurz darauf sanft und selig verstorben.

254) Todter verwest nicht.

Moller S. 293 sq.

Am 20. September des Jahres 1568 hat man zu Ehrenfriedersdorf bei Freiberg einen Bergmann, Namens Oswald Barthel, der vor 61 Jahren im Jahre 1507 in einen Berg, der der Sauberg hieß, gefallen war, noch ganz unverwest in seiner ledernen Bergkappe und Kleidern mit dem Grubenbeile, Nascheltasche und Zscherper unversehener

Weiſe wiedergefunden, und iſt er mit den gewöhnlichen Ceremonien zur Erde beſtattet worden, laut der Leichenpredigt, die M. Georg Nandte, Pfarrer gedachten Orts, darüber gehalten und in Druck gegeben.

255) Der Satan ſetzt einem Bergmann hart zu.

Moller a. a. O. S. 293.

Den 26. Februar des Jahres 1607 hat ein Bergmann, welcher ſonſt ſeines ſtillen und eingezogenen Wandels halber gutes Lob gehabt, in der Faſtnachtszeche von Andern angehetzt, allerhand Ueppigkeit getrieben und etliche leichtfertige Reden von Gott und göttlichen Sachen geführt, unter andern vorgegeben, daß, ob er ſchon in die Hölle käme, doch gute Geſellen genug darin anzutreffen ſein würden. Als dieſer nun Abends heimgehen wollte, iſt ihm der Satan in ſchrecklicher Geſtalt erſchienen und hat ihm heftig zugeſetzt und gedroht, mit Vermelden, daß, ſo er rechte Macht über ihn hätte, wollte er ihn bald an den Ort führen, dahin er zu guten Geſellen begehre, iſt auch hernach eine Zeitlang neben ihm in und aus der Grube gefahren, daß er nirgends Ruhe haben konnte, ſondern überall hart angefochten und gejagt ward, bis er endlich Troſt bei ſeinem Beichtvater ſuchte, das heilige Abendmahl nahm, ein gottesfürchtiges Leben verſprach und böſe Geſellſchaft gemieden hat, worauf der Satan ausblieb und ſich nicht ferner ſehen ließ.

256) Die vom Teufel beſeſſene Frau zu Freiberg.

Moller a. a. O. S. 425—440.

Im Jahre 1600 iſt Anna Stephan Friedrich eines Kindes zu Freiberg geneſen, und als ihr Mann bei ihr am Bette geſeſſen und der Gevatterſchaft halber ſich mit ihr unterredet, iſt dieſer plötzlich krank geworden, worüber ſie ſich dermaßen entſetzt, daß ihr Blut über ſich geſtiegen und ihr Schmerzen über Schmerzen zugezogen. Von da an hat ſie immer abſcheuliche Convulſionen und Geſichte gehabt, iſt ihr auch der Teufel mehrmals, das eine Mal in Geſtalt der Hebamme erſchienen und hat ſein Spiel mit ihr getrieben. So hat er ſie einmal aus dem Bette gerufen und oben auf die Dachrinne zwiſchen ihrem und ihres Nachbarn Hauſe geſetzt, ein anderes Mal hat man ſie um drei Uhr Morgens auf dem Ofen, ein ander Mal vor dem Fenſter auf einem Stein gefunden, endlich

ist sie einmal in Gegenwart zweier sicherer Zeugen im Bette mit dem ganzen Leibe, Händen und Füßen aufgehoben worden, und ohne daß sie irgendwo angestoßen, hat sie so frei geschwebt, also daß man geglaubt, sie wolle zum Fenster hinaus fahren ꝛc., in der Kirche ist der Teufel wie eine Katze oder Hund ihr um die Beine gekrochen, dann hat sie aber zum Oefternen einen weißen hellen Glanz gesehen, der sie getröstet und in die Zukunft hat sehen lassen, worauf sie vielfältig wunderbare Sachen, unter andern die Drangsale Freibergs im 30jährigen Kriege, vorhergesagt hat. Endlich nachdem weder Beschwerungen noch Fasten und Enthaltungen der Geistlichkeit, noch Arzneimittel geholfen, sondern ihr Zustand an die 20 Jahre angedauert, also daß sie zuletzt drei ganze Jahre verschlossenen Leibes gewesen, ist sie den 10. October 1620 selig verstorben.

257) Kreutze fallen vom Himmel.

Meller a. a. O. Th. II. S. 148.

Im Jahre 1504 sind Kreutze von verschiedenen Farben den Leuten vom Himmel herab auf die Kleider gefallen, und wenn dieselben auch verschlossen gewesen, hat man doch dergleichen Zeichen auf ihnen gefunden.

258) Der Donatsthurm zu Freiberg.

Curieuse Saxon. 1736. S. 171 sq.

Auf dem sogenannten Donatsthore zu Freiberg befindet sich ein runder und sehr hoher Thurm, dessen Mauern 9 Ellen stark und und den angeblich die Bergleute, so jeder nur einen Pfennig von ihrem Lohne abgegeben, haben erbauen lassen. Wenn man nun um die Stadt Freiberg herumgeht, so sieht man, wenn man vom Erbischen Thore nach dem Donatthor zugeht, einen kleinen viereckigen Wachtthurm, hinter den sich, sobald man demselben gleichsteht, der große Donatsthorthurm verkriecht, also daß man von solchem nichts mehr als den Knopf von der oben darauf stehenden Fahne sehen kann, ungeachtet daß der große Thurm noch mehr als einmal so hoch ist, als der nächst vorstehende Wachtthurm.*)

*) Wenn man von Neudorf aus nach Neunadl-Dresden geht, giebt es auch eine Stelle, von wo aus gesehen der Schleifthurm den Kreuzthurm vollständig deckt.

259) Der Berggeiſt am Donat zu Freiberg.

Ziehnert Bd. III. S. 170 ꝛc.

Auf dem Donat Spath im Bereiche der Eliſabethen Fundgrube zu Freiberg ſieht man in der Nähe eines alten Schachtes den Namen Hans in Stein gehauen und deutet ihn als das Erinnerungszeichen an einen hier verunglückten Bergmann dieſes Namens. Die Sage erzählt hierüber Folgendes.

Es hat einmal am Donat ein armer Bergmann, Namens Hans, gearbeitet, der ſo in Dürftigkeit ſchmachtete, daß er oft in der Grube mit Thränen laut über ſeine Noth jammerte. Da zertheilte ſich einmal plötzlich der Felſen und aus dem feinerzen Thore trat ein kleines Männchen hervor. Das war der Berggeiſt. Der ſprach zu ihm: Hans, ich will Dir helfen, aber Du mußt mir jede Schicht dafür ein Pfennigbrod und ein Pfennigliecht geben und keinem Menſchen etwas davon ſagen. Hans erſchrak zwar, allein da er ſah, daß derſelbe guter Laune ſei, ſo verſprach er Alles. Der Berggeiſt verſchwand und ließ ihm viel Silber zurück, Hans aber hatte nun immer Ueberfluß an Geld, ließ tüchtig aufgeben, hütete ſich aber wohl, irgend Jemandem etwas von ſeiner Geldquelle zu ſagen. Da kam das Stollnbier, an welchem die Bergleute gewöhnlich etwas über die Schnur zu hauen pflegen. Dieß that leider auch Hans, und nicht lange dauerte es, ſo war er ſchwatz, vergaß ſein dem Berggeiſt gegebenes Verſprechen und erzählte ſeinen Genoſſen, was ihm begegnet war. Am andern Tage, als er nüchtern geworden, erinnerte er ſich freilich an ſein Geſchwätz, allein er konnte das Geſagte nicht wieder zurücknehmen und fuhr mit Zittern und Zagen an. Sein Geſchäft war aber, den Knechten, welche am Haspel ſtanden, das Zeichen zu geben, allein daſſelbe ließ an dieſem Tage lange auf ſich warten, man rief ihm zwar, aber es erfolgte keine Antwort. Plötzlich zuckte es am Seile, ein helles Licht erglänzte in der Teufe, und die Haspelknechte, die freilich nicht wußten, was das zu bedeuten haben konnte, drehten gleichwohl geſchwind den Rundbaum und bald war der Kübel zu Tage gefördert. Allein ſtatt des Erzes lag in demſelben der Bergmann Hans todt mit blauem Geſichte wie ein Erwürgter, auf ihm das letzte Pfennigbrod und rings um den Kübel brannten die Pfennigliechter, die er dem Berggeiſt geopfert hatte und die dieſer jetzt ſamt dem todten Geber zurückgab.

260) Die Domkanzel zu Freiberg.

Mündlich.

Im Dom zu Freiberg befindet sich eine kunstreich gearbeitete Kanzel von 11 Ellen Höhe, welche die Gestalt des Kelche einer weißen Lilie oder Rose hat, an der ein Stiel unten heraus geht, der von einem starken Jüngling mit gebogenem Rücken getragen wird. Alles ist aus lauter Steinwerk künstlich durchbrochen, und erzählt man, daß einst ein Meister und sein Geselle*) jeder ein Model für diese Kanzel (nach Andern hätte jeder eine Kanzel gebaut) entworfen hätten, das des Gesellen sei aber besser gelungen und derselbe deshalb von seinem Meister erschlagen worden, es könne aber deshalb kein Prediger auf derselben auftreten, weil es ihn nicht darauf leide. Der wahrscheinliche Grund für letztern Umstand liegt aber darin, weil ein Rückenhalt fehlt, der Standort derselben akustisch unpassend gewählt, und ihre Dauerhaftigkeit selbst vielleicht fraglich ist.

261) Sprüche von der Stadt Freiberg

Die Stadt Freiberg ist nicht blos durch ihren reichen Bergsegen, sondern auch durch die Schönheit ihrer Lage berühmt gewesen; davon sagt ein altes Sprichwort (bei Knauth, Prodr. Misn. S. 172): wenn Leipzig mein wäre, wollte ich es in Freiberg verzehren. Obgleich das Freiberger Bier zwar keinen besondern Namen hatte, wie es im 16. und 17. Jahrhundert Mode war,[23]) gab es doch zu einem andern Sprichworte Gelegenheit. Dieses hieß: es kitzelt einem in der Nase, wie das Freiberger Bier. Ein anderes Sprüchlein, das sich zugleich mit auf zwei andere Städte Sachsens bezieht und deren Untergang vorhergesagt, lautet traurig genug also:

*) Dieser soll der Mann sein, der die Kanzel trägt, der Meister aber der Mann in altdeutscher Tracht, welcher unter der Treppe (von 17 Stufen) sitzt. An der Kanzel steht Papst Sixtus IV., unter dem der Dom eingeweiht ward, 1 Cardinal und 2 Bischöfe, außerdem befinden sich bei ihm auch noch 2 Löwen, einer stehend, der andere liegend, und hinter diesen 2 zottige Hunde. Mein geehrter College, Hr. Director Frenzel, hat diese Kanzel in Kupfer gestochen. (Die Abbildung ist jedoch nicht publicirt.)

23) Ein Verzeichniß solcher curioser Biernamen s. Curiosa Sax. 1733. p. 313. Iecander, Sächs. Kernchron. CXLIV. Paquet S. 1018. Klemm, Allg. Culturwiss. Bd. II. S. 332 sq.

Meißen wird ertrinken,
Freiberg wird verſinken,
Dresden
Wird man zuſammenkehren mit Beſen,

allein glücklicher Weiſe iſt dieſe böſe Prophezeiung noch bei keinem der genannten Orte wahr geworden, wiewohl das theilweiſe Eintreffen derſelben bei dem faſt ganz durch den Bergbau unterminirten Freiberg nicht gerade zu den Unmöglichkeiten gehören würde.

262) St. Wolfgang zu Freiberg.

Poetiſch behand. v. Otto Föhrau (d. h. Freiherr v. Biedermann). Eine Sängerjugend. Dresd. 1847. 8. S. 118. sq.

Iſt einſt ein Biſchof, Namens Wolfgang, aus dem Geſchlechte Derer von Schleinitz zu Freiberg geweſen. Wie der nun einmal im vollen Ornate zum Dienſte des Herrn in den Dom geht, da ſtürzt ſich ein Bettler vor ſeine Füße nieder, der Gliederreißen oder das böſe Weſen zu haben ſchien. Mitleidsvoll blickten den Unglücklichen alle Anweſende an, nur der Biſchof machte eine Ausnahme, er ſprach zu ihm: tobt wirklich eine Krankheit in Dir, ſo möge ſich Gott Deiner erbarmen und Dich geſund machen, daß Du ſie aber zum Frevel erlogen, um Almoſen zu erlangen, ſoll ſie von jetzt an Deine Strafe ſein. Kaum war aber der gottloſe Heuchler, der der ernſten Mahnung des Biſchofs nicht ungehorſam zu ſein wagte, vom Boden aufgeſtanden, als er auch mit jämmerlichem Geſchrei wieder niederfiel und Niemand mehr an der Erfüllung des göttlichen Strafgerichts zweifeln konnte. Da hat das Volk den frommen Biſchof als Heiligen verehrt und die Bergleute haben ſeitdem den H. Wolfgang zu ihrem Schutzpatron angenommen.

263) Das Wundermehl bei Freiberg.

Meſſer, Freiberger Annalen II. S. 364. Anders erzählt bei Ziehnert Bd. III. S. 178. sq.

Den 20. Juli des Jahres 1590 hat ein armes Hirtenmägdlein, welches bei der damals gerade herrſchenden Dürre große Noth leiden müſſen, in einem trockenen Waſſerriſſe bei Deutſchenbora zwei Meilen von Freiberg einen weißen Saamen, eine gute Spanne dick, wie Mehl anzuſehen, angetroffen, etwas davon heimgetragen und Brod daraus gebacken.

Worauf von anderen Leuten ein groſser Zulauf geſchehen iſt, die es ausgegraben und gleichfalls verbacken haben. Ein ſolches Brod iſt damals nach Freiberg gebracht und aufs Rathhaus abgeliefert worden, es hat ſüſslich geſchmeckt und ein wenig nach Brod gerochen.[24])

264) Die Entſtehung des Jagdſchloſſes Grillenburg.

Im Tharander Walde liegt das alte Jagdſchloſs Grillenburg, welches vom Churfürſten Auguſt im Jahre 1558 erbaut ward. Im Tafelzimmer deſſelben ſtanden folgende Reime, welche über dieſen demſelben vom Churfürſten beigelegten Namen Aufſchluſs geben, und hier vollſtändig — gewöhnlich lieſt man ſie nur im Auszuge — alſo lauten:

Meines lieben Bruders kläglich End',
Der ſchwere Eingang zum Regiment,
Groſs Widerwärtigkeit und Gefahr
Mir ſchwere Sorg und Müh gebahr.
Zu vertreiben die Phantaſey
Fing ich an dies neu Gebäu,
Die Grillenburg ich's davon nennt',
In einem Jahr ward's gar vollend't.

Ich bin genannt die Grillenburg,
Darauf geſchieht gar mancher Schlurg,
Gedanken und ſchwere Phantaſey
Legt man auf dieſem Hauſe bei.
Mit Jagen, Fahen, Hirſch und Schwein
Vertreibt man hier die Zeit allein,
Wer nun hat Grillen und Mucke,
Der laſs ſie hinter ſich zurucke.*)

Zuvor iſt hier nur Holz gewachſen,
Da baut' Herzog Auguſt zu Sachſen
In einem Jahr dies Jagdhaus behend,
Welches er ſelbſt die Grillenburg nennt'.
Von wegen ſchwerer Sorg und Gedanken,
Die ihm oblagen und bedrangten,

[24]) Im Schönburgiſchen heiſst ein Berg an der Mulde dem wüſten Schloſse Giſenburg gegenüber, wo ſich der von Moſel und der von Schönfels, die Genoſſen Kunzens von Kauffungen in einer Höhle verborgen hielten, noch jetzt Mehltheuer, weil einmal bei einer Theuerung dort Mehl aus der Erde hervorgequollen ſein ſoll. S. Wachter, Glossar. German. minus p. 224. Aehnliches b. Kamrad S. 436. 493. Hormayr, Taſchenb. 1838. S. 257. sq.

*) Bis hierher ſcheint das Sprüchlein von Churfürſt Auguſt ſelbſt zu ſein, die folgenden Verſe ſind offenbar von einem ſpätern Verfaſſer.

Und richtet's an zur Lust und Freud'
D'rum wird man hier der Grillen queit.

265) Die drei Kreuze bei Brand.

Ziehnert Bd. III. S. 180. sq.

Vor dem Bergstädtchen Brand, welches in der Nähe von Freiberg liegt, standen seit uralten Zeiten drei Kreuze. Am 2. Mai des Jahres 1574 wurden statt der ursprünglich hölzernen, welche ganz morsch geworden waren, auf Kosten der Knappschaft und Berggewerke drei steinerne mit Gehäuse und Schieferdach gesetzt. Diese warf den 10. November 1582 ein heftiger Sturmwind wieder um, wobei eine Magd, die aus Freiberg Semmeln geholt und sich bei den Kreuzen, um auszuruhen, niedergesetzt hatte, von den Werkstücken erschlagen ward. Am 29. Juli 1608 wurden sie abermals erneuert und standen lange unversehrt, bis der Sturm vom 10. November 1800 wieder zwei von ihnen umstürzte. Jetzt stehen drei hölzerne Kreuze, jedes gegen neun Ellen hoch.

Als Entstehungsursache dieser Kreuze erzählt man aber Folgendes. In einem Kriege, Niemand weiß, in welchem, ist Freiberg belagert worden und hat eine große Summe als Brandschatzung geben sollen, diese aber nicht sogleich aufbringen können, also drei Rathsherren als Geißeln gestellt. Weil ihnen aber inzwischen Entsatz kommen ist, so haben sie einen Boten ins feindliche Lager geschickt, der den Rathsherren insgeheim kund that, wie die Sachen ständen, und daß sie wo möglich in der kommenden Nacht entfliehen möchten, denn die Stadt sei nicht gesonnen, die hohe Summe zu zahlen. Hierauf sind denn die Rathsherren ihrer Haft entflohen, auch glücklich bis vor das Lager gekommen, hier aber eingeholt und am andern Morgen für ihren Wortbruch durch das Schwerd hingerichtet worden. Nachher hat denn die Stadt zum Andenken ihrer unglücklichen Rathsherren an der Stelle, wo sie hatten sterben müssen, die drei Kreuze errichten lassen.

266) Ein Traum verkündet Freibergs Befreiung von den Schweden.

Lehmann, Obererzgebirg. Schauplatz S. 793.

Im Jahre 1642 lebte in Elterlein eine feine andächtige Jungfer von 24 Jahren, Margarethe, Christoph Landrocks Tochter, welche sich

vor den ſchwediſchen Einfällen ſehr fürchtete und daher herzlich für ſich und die belagerte Stadt Freiberg betete. Am Neujahr 1643 ſtand ſie vom Schlaf auf, war gar freudig und ſprach: O nun bekommen die Schweden die Stadt Freiberg nicht, heute ſahe ich im Traume, daß zwar der Torſtenſohn die Stadt an einer Kette hatte, aber es kam ein vornehmer Reiter mit einem bloßen Schwerte geritten, der hieb die Kette mit einem Streich entzwei, daß der Torſtenſohn mit der halben Kette zurückfiel, darüber ſeine Soldaten erſchraken und austriſſen. Nach 7 Wochen ging der Traum aus und der Feind mußte abziehen.

---

267) Die bärtige Jungfer zu Dresden.

Curieuse Lex. 1733. S. 4. seq. Klemm, der Sammler Bd. II. S. 87. seq. Ihr Bild in einer Handzeichnung im Königl. Kupferſtichcabinet zu Dresden. Abgebildet iſt ſie auf dem Titel des: Sendſchreiben von Bärten und bärtigen Frauenzimmern. s. l. et. a. 4.

Am 22. März des Jahres 1732 iſt im Lazareth zu Dresden eine Jungfer von 64 Jahren, Namens Roſina Margarethe Müller, deren Vater ein churfürſtlicher Silberdiener geweſen war, geſtorben, der während ihrer zwölf Wochen anhaltenden Krankheit im Geſichte ein großer über 2 Zoll langer Bart gewachſen war, der unten um das Kinn an beiden Seiten etwas weiß, oben aber um die Lippen ſchwarz war.

---

268) Hexen zu Dresden verbrannt.

Haſche, Diplomat. Geſch. v. Dresden Bd. II. S. 369.

Am 23. Juli des Jahres 1585 iſt zu Dresden auf dem Altmarkte Sophia von Taubenheim auf Roſchkowitz enthauptet worden, weil ſie die eheliche Treue gebrochen und ihren Mann, der churfürſtlicher Hofrath war, wieder in die verlorene Gunſt des Churfürſten Auguſt bringen wollte. Ihre Gehülfin im Zaubern, Heidane Wiedemannin von Glashütte, welche in ihrer Jugend die Hexerei von einem Mönche zu Camenz erlernt und 27 Jahre getrieben haben ſollte, hier aber des Churfürſten Kleider gekocht hatte, war den 20. deſſelben Monats bereits vor dem Wilsdruffer Thore verbrannt worden.

---

269) Der Spuk im Goldnen Faß.

Hasche, Umk. Beschr. v. Dresden Bd. I. S. 320 u. Diplom. Gesch. Bd. V. S. 20. Anm. 3.

Zu Anfange dieses Jahrhunderts wollte der Aberglaube, daß es in der zweiten Etage des in der Terrassengasse befindlichen Gasthauses zum Goldnen Faß umgehe, und schrieb diesen Spuk einer dort geschehenen Mordthat zu. Es hatte nämlich am dritten Pfingstfeiertag des Jahres 1776 der churfürstliche Stallmeister La Chapelle die Kammerdienerin Birnbaum und dann sich selbst erschossen, weil er in Werthers*) Falle gestörter und unerlaubter Liebe war. Das Volk erzählte sich nun, daß an gewissen Tagen sowohl er als seine unglückliche Geliebte in der damaligen Tracht sich in dem Zimmer, wo die Unthat geschehen war, sehen ließen. Seit langer Zeit ist aber der angebliche Spuk verschwunden, und wahrscheinlich lag der ganzen Sache nur böswillige Erfindung zu Grunde, wie es mit dem früher sogenannten Spukhause auf der Schloßgasse Nr. 31, wo es ebenfalls Niemanden in der zweiten Etage früher leiden sollte, der Fall war.

270) Der Tod im Hause Nr. 2b an der Neustädtischen Brückenseite.

Curiosa Sax. 1733. S. 186. Winter in der Constit. Zeit. 1851. S. 1116. 1853. Nr. 166—168.

An der zweiten Etage des Hauses Nr. 2b in Neustadt Dresden an der Brücke gerade dem Blockhaus gegenüber sieht man den Gott Saturnus oder den Tod samt Sense und Stundenglas abgebildet; derselbe soll an den großen Brand vom 6. August 1685 erinnern, bei welchem das Feuer an diesem Hause stehen geblieben war. Im Jahre 1756 wohnte hier der bekannte Hofnarr August's III. Joseph Frölich und damals hieß es die Zeit. Nach einer Volkssage hätte jedoch der Besitzer desselben, der Bildhauer Balthasar von Köln denselben ausziehen heißen, weil er zu viel Lärm mache, darauf habe dieser sich von August III. den Platz vor demselben nach den Stallwiesen zu (diese heißen auch Thränenwiesen, weil es hier allemal zur Heuernte regnen soll) schenken lassen, dort das jetzt sogenannte Narrenhaus (Nr. 3) gebaut und jenem die schöne Aussicht verbaut, worauf dieser mit seinen Gesellen heimlich den Tod an sein

*) Frau Pastor Schlegel geb. Lucius, aus Gellerts Briefen bekannt, hat diese Begebenheit in einem Drama: Döval und Charmille (Lpzg. 1778. 8.) poetisch behandelt.

Haus gesetzt habe; darüber sei nun Frölich einst plötzlich so erschrocken, daß ihn der Schlag rührte.

271) Das wunderbare Lutherbild zu Dresden.

Kamprad, Leisniger Chronik S. 511.

Um das Jahr 1748 hat man zu Dresden ein sonderliches Wunder schauen können. Man konnte nämlich an der früheren Schloßkirchenmauer des Dr. Martin Luther eigentliches Bildniß, d. h. im Brustbild und wie er im kleinen Katechismus abgebildet steht, ordentlich sehen, wenn man über dem Fahrweg zu Ende des neugebauten großen köstlichen Gebäudes (des Zwingers) trat, wie dieß obgedachter J. Kamprad, Viertelmeßer zu Leisnig, mit seinen eigenen Augen erblickte. Trat man aber wieder herüber an die Mauer, so war von solchem Bildniß nichts zu sehen, und sagte man ihm, jene Stelle sei übertüncht worden, dennoch aber das Bild beständig zu sehen geblieben.

272) Das wunderbare Bild in der Königl. Schloßcapelle zu Dresden.

Mündlich.

In der alten an schönen Bildern reichen Kgl. Kapelle im Königl. Schlosse zu Dresden befindet sich noch jetzt ein Brustbild des H. Franciscus Xaver, bei welchem, als einst unter der Regierung S. M. August's III., Königs von Polen im Schlosse ein Feuer ausbrach, dasselbe stehen blieb, so daß das Brustbild des Heiligen allein unversehrt geblieben, alles Uebrige an dem Bilde von der Gluth zusammengeschrumpft ist. Zum Andenken an dieses Wunder wird noch jetzt vom 3. bis 10. December das Fest dieses Heiligen feierlich begangen, bei welchem das wunderthätige Bild am Marienaltar der katholischen Kirche ausgestellt ist.

273) Der Ochsenkopf im Reitstalle zu Dresden.

Wenn man durch das von der Schössergasse aus führende Thor in den sogenannten Kgl. großen Stallhof, der früher der Reitstall oder die Reitbahn hieß, geht und sich auf der linken Seite nach dem Wintergarten des höchstseligen Königs Friedrich August wendet, erblickt man in einer Höhe von 7 Ellen (nämlich bis an den Hals, die ganze Höhe bis an die Hörner beträgt vom Boden an $8^1/_4$ Elle) aus der Mauer einen in Stein

gehauenen Stierkopf herausguckt. Der soll daran erinnern, daß einst bei einer hier gehaltenen Thierhetze ein wüthend gewordener Stier so hoch über die Schranken hinausgesetzt ist.

Einen ähnlichen Sprung hat einst ein Bär bei einem Thierkampfe im Reithaus gethan, er sprang $5\frac{1}{2}$ Fuß hoch und zeigte man noch lange seinen Klauengriff an der Mauer (s. Zeiller, Handbuch v. all. nützl. Erinnerungen. Ulm, 1653. 8. Bd. II. S. 123.)

274) Das Tragen der Sturmhaube als Strafe am Dresdner Hofe.

Zeiller, Handbuch a. a. O. Bd. II. S. 175.

Als Treiber bei den großen Jagden der sächsischen Churfürsten fungirten sonst die sogenannten Blauhütlein, d. h. Bauern, welche die Hunde führten und gezeichnete blaue Hütlein aufhatten, damit man es an den Ziffern, die daran geschrieben waren, sogleich erkennen konnte, in welches Dorf ein Jeder gehöre. Wenn nun aber einer unter ihnen war, der nicht dienen wollte, da setzte man ihm die sogenannte Sturmhaube auf. Ein solches Ding hatte nur zwei Löcher für die Augen und ein kleines Löchlein zum Munde, daß man ihnen durch ein Röhrchen die Suppenbrühe zum Munde bringen konnte. Wenn nun irgend ein Hofdiener etwas verwirkt hatte, mußte er eine solche Sturmhaube 2, auch 3 Tage, aufhaben und dem Profoß einen Speciesthaler geben, wenn er sie ihm wieder öffnete. Der Augsburger, Philipp Hainhofer, sah im Jahre 1629 30 solche Sturmhauben im Dresdner Jagdhause und hörte, die Erfindung dieser Strafe komme aus Frankreich. Es ist dieselbe jedoch noch lange in Kraft geblieben und noch im ersten und zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hat mancher Lakai, der Holz entwendet oder sonst etwas Bedeutendes verbrochen hatte, mit der Sturmhaube bedeckt im großen Schloßhofe auf- und abgehen müssen. Vor alter Zeit traf diese Strafe aber auch Höhergestellte; so erzählt Lehmann im Obererzgeb. Schauplatz S. 165., daß, als Churfürst Johann Georg I. im Jahre 1616 in der Nähe von Breitenbrunn jagte, er einem Amtsschösser, der seine Schuldigkeit nicht gethan, erst einen Stock auf dem Kopf entzwei schlug, worauf man ihm einen Sturmhut aufsetzte, ihn mit einer Hand an einen churfürstlichen Wagen schloß und er so mit blutigem Kopfe und Sturmhut bis nach Stollberg laufen mußte.

275) Die Sagen vom goldnen Reiter zu Dresden.

Mündlich. Novelliſtiſch beh. v. Winter, in der Conſtit. Zeitung. 1834. Nr. 134—137.

Auf dem Marktplatze zu Neuſtadt-Dresden ſteht auf einem ſteinernen unvollendet gebliebenen Fußgeſtell die koloſſale Reiterſtatue Auguſt's des Starken aus getriebener Kupferarbeit und reich vergoldet. Deshalb nennt man ſie den goldenen Reiter. Sie ward in den Jahren 1733—1735 von einem Kupferſchmied aus Schwaben, Namens Ludwig Wiedemann,*) gefertigt. Derſelbe ſoll ſich jedoch dabei der Hilfe des Teufels bedient haben, der ihn jedoch zuletzt im Stiche ließ, ſodaß er vergaß, dem Pferde eine Zunge in das Maul zu geben. Später auf ſeinen Irrthum aufmerkſam gemacht, war er vor Schreck geſtorben.

Im ſiebenjährigen Kriege ſoll ein preußiſcher Soldat, der ſich einbildete, die Statue ſei wirklich aus purem Golde, des Nachts dieſelbe erklettert und die Hufeiſen an den erhobenen Vorderfüßen haben abſchlagen wollen, iſt aber damit nicht zu Stande gekommen und der gemachte Verſuch heute noch an jenem Theile des Pferdes zu erkennen.

276) Der Bürgermeiſter zu Finſterwalde am Hofe zu Dresden.

Curiosa Sax. 1745. S. 126.

Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts iſt zu Finſterwalde (bei Frankfurt a. d. O.) ein Bürgermeiſter, Namens Chriſtoph Koswig, geweſen, der weit und breit als Trinker bekannt war. Den hat einſt Churfürſt Johann Georg I. in einer Caroſſe nach Dresden holen laſſen, als ſich an ſeinem Hofe ein kaiſerlicher Abgeſandter befand, der einen großen Trinker bei ſich hatte und ſich berühmte, wie der Churfürſt in ſeinem ganzen Lande keinen Mann habe, der dieſem im Trinken Beſcheid thun könne. Als nun dieſer Koswig in Dresden angekommen, hat ihn der Churfürſt gefragt, ob er ſich unterſtände, auf 22 Maaß Bier Beſcheid zu thun, weil eine anſehnliche Wette darauf geſetzt ſei, worauf dieſer ſolches bejahet hat. Als nun das Trinken angegangen und der Kaiſerliche dem Koswig 22 Maaß zugetrunken, hat ſolcher ihm nicht allein vollkommen Beſcheid ge-

*) Haſche, Beſchr. v. Dresden Bd. I. S. 121. 559. II. p. 891 u. Lindau, in d. Abendzeitung 1817 Nr. 197—199, wo die Geſchichte dieſes Denkmals erzählt wird, wiſſen jedoch hiervon nichts.

than, ſondern auch dem Kaiſerlichen gleich wieder 22 Maaß auf einmal zugetrunken, wovon aber derſelbe nicht die Hälfte einbringen können, ſondern ſich überwunden geſehen und geſagt: der hat den Teufel mit Saufen. Ferner iſt Koswig einmal Schäfers Magd von der herrſchaftlichen Schäferei am Thore auf der Brücke begegnet, welche ein Fäßchen Bier von 22 Nöſel geholt gehabt. Dieſe redet er an, wo ſie denn das Bier geholt, ſie ſollte es ihm doch koſten laſſen, er wolle auch hingehen. Die Magd giebt ihm das Fäßchen, er ſetzt an, trinkt es auf einmal nach einander aus und kollert das Fäßchen der Magd vor die Füße. Dieſe fängt an zu weinen, er aber giebt ihr Geld zu anderem Biere. Weiter hat er auch dann und wann mit dem einen oder andern Bürger wetten wollen, wie er auf einmal ſoviel trinken könne, daß es an dem Standbottich zu erkennen ſein ſolle, es hat aber Niemand deswegen mit ihm anbinden wollen.

---

277) Die Entſtehung der Halsbrücke bei Freiberg.

Mündlich.

In der Nähe der Dörfer Rothenfurth und Halsbrücke bei Freiberg führt eine Brücke über die Mulde, welche man die Halsbrücke nennt. Die Sage erzählt, ſie habe ihren Namen davon erhalten, daß der Bote, welcher Kunz'ens von Kauffungen Begnadigung vom Churfürſten überbringen ſollte, hier, weil die Brücke von den Fluthen der ſehr angeſchwollenen Mulde weggeriſſen worden war, aufgehalten ward, alſo nicht zu rechter Zeit eintreffen konnte und ſo Kunz ſeinen Hals hergeben mußte. Dagegen ſpricht jedoch der Umſtand, daß das Vorwerk Hals, von dem das Dorf den Namen hat, früher da war, als jenes Ereigniß fällt, und ein Bote, der von Altenburg kam, ſchwerlich dieſen Weg genommen haben würde.

---

278) Der merkwürdige Traum D. Caspar Peucer's.

J. Chr. Heine, Magnalia providentiae Dei. Lpzg. 1702. 8. S. 961. sq.

Als der Leibmedicus des Churfürſtens Auguſt, Dr. Caspar Peucer, Melanchthons Eidam, nicht aufhörte, ſich in die damaligen theologiſchen Händel zu miſchen, wurde er gefänglich eingezogen und mußte 10 Jahre, erſt zu Rochlitz, dann zu Leipzig im Gefängniß aushalten, bis er auf Fürbitten des Fürſten Joachim Ernſt von Anhalt wieder in Freiheit geſetzt

wurd. Kurz zuvor hatte er einen Traum, als wenn er bei dem angeſtellten Leichenbegängniß eines fürſtlichen Frauenzimmers eine Glocke ziehen hülfe, wobei ihm der Strick zerriſſen, davon er das abgeriſſene Stück mit den Worten weggeworfen: Strick iſt entzwei und wir ſind frei. Er hat auch eben damals im Traume die Worte gehört: ich will Dir noch 15 Jahre zuſetzen. (Jeſaias 38, 5.) So hat er dieſe Zeit wirklich noch gelebt; er kam den 8. Februar 1586 aus dem Gefängniß und ſtarb den 25. September 1602. Merkwürdig iſt noch, daß bei ſeinem Abſcheiden ſein kleines Taſchenuhrlein, welches ganzer zwei Jahre lang nicht gebraucht und drei Tage vor ſeinem Ende von ſeiner Ehefrau in einen Kaſten verſchloſſen worden, damit es nicht Jemand mitgehen hieße, zu ſchlagen anfing, dabei, als es den 11. vorletzten Schlag gethan (es war eben zwiſchen 11—12 Uhr Mittags), in demſelben Moment ihm die Seele ausgefahren iſt.

279) Fortziehen der Bienen deutet Tod an.

Nach Miſander, Delic. Bibl. T. V. p. 485. Heine, S. 812.

Als der berühmte Theolog D. Weller zu Dresden auf dem Sterbebette lag, hat ſich außen an dem Hauſe bei ſeiner Studirſtube ein Bienenſchwarm angelegt, ſo etliche Tage daſelbſt geblieben iſt. Die Nacht aber vorher, ehe der theuere Mann ſtarb, hat ſich der Bienenſchwarm, wie Miſander mit eigenen Augen geſehen, davon gemacht, daß Niemand gewußt wohin.

280) Der Hofprediger Steinbach will mit Hilfe des Teufels aus dem Gefängniß entwiſchen.

J. Frenci Hist. Relation. Continuatio. c. D. 1593. 4. S. 42. sq. Beſchreibung der Stadt Stolpen. S. 279. Schöttgen, Beſchr. von Wurzen. S. 391. sq. Annalen oder Leben der Hofprediger zu Dresden. S. 459. sq.

Als David Steinbach, zuletzt churfürſtlicher Hofprediger zu Dresden, wegen Verſuchs der Einführung des Calvinismus in Sachſen zu Stolpen gefangen geſetzt ward, hat derſelbe ſich den 19. Juni 1592, nachdem er durch drei verſchloſſene Thüren, die ganz unverſehrt blieben, gekommen war, an einem Seile aus ſeinem Gefängniß herablaſſen wollen, iſt aber herabgefallen und hat das Bein gebrochen. Bei der Befragung, wie er ein Entweichen angeſtellt, hat derſelbe unaufgefordert dem Schöſſer Thomas Trautter, dem Bürgermeiſter und andern Rathsherren in's Geſicht geſagt,

der Teufel habe ihm geholfen; derſelbe ſei oft zu ihm des Nachts in ſein Gefängniß gekommen, habe ſich in ſeinem Handbecken gebadet, das Bänklein fortgerückt und ſeine Bücher umgeblättert und herumgeworfen. Man hat auch am Abend deſſelben Tages einen Bauern in einem rothen Leder mit einem Fuhrmannshut mit Federn durch das Eßloch der Thüre des Gefängniſſes des Hofpredigers Salmuth, der mit ihm, jedoch an einem ganz entfernten Theile der Feſtung gefangen ſaß, an ſeinem Kerker vorübergehen ſehen. Auch iſt ein ſolches Wetter, ein ſolches Werfen und Blättern auf dem Schloßhofe von den Dächern geſchehen, daß die Nachbarn nicht ſicher auf dem Hofe ſein können. Da nun der Teufel Steinbachen ſeinem ſelbſt gethanen Bekenntniſſe nach nicht hat wegbringen können, ſo hat er von Stolpen bis Biſchofswerda einen ſolchen Schaden im Getreide gethan, daß in dem Strich, wo das Wetter ging, nicht der dritte Halm ſtehen blieb und zu Biſchofswerda die Schloßen ſo groß wie die welſchen Nüſſe waren und den Bürgern die Fenſter einſchlugen, alſo, daß Jedermann dachte, der jüngſte Tag ſei gekommen. Nachher iſt jedoch Steinbach in ſich gegangen, hat das heilige Abendmahl genommen und reuig alle ſeine Irrthümer widerrufen.

281) Der Name der Stadt Oſchatz und die Wahrzeichen der Stadt.

Peccenſtein, Theatr. Sax. Th. II. S. 9. Anders bei Segnitz Bd. II. S. 177. u. von Bechſtein bei Günther. Groß. port. Sagenbuch der Deutſch. Jena, 1846. Bd. I. S. 80. behandelt. — Curiosa Sax. 1733. S. 189. sq.

Die Stadt Oſchatz ſoll nach der Sage dem Herzog Georg dem Bärtigen von Sachſen ihren Namen verdanken, weil ſie unter allen andern die gehorſamſte und faſt ſein Schatz geweſen ſei. Nach einer andern Sage ſoll aber ein deutſcher Kaiſer (vermuthlich Otto der Große, 936—973, der allerdings die ſächſiſchen Lande durchreiſt hat) einſt mit ſeiner Gemahlin in die Nähe des Dölzebachs im Lande Meißen gekommen ſein, wo man gerade mit der Erbauung einer Stadt beſchäftigt war. Der Kaiſer habe nun gehört, die neue Stadt habe noch keinen Namen, er habe alſo im Scherz ſeine Gemahlin aufgefordert, einen ſolchen zu erfinden, und dieſe, welche nicht gleich auf einen paſſenden gekommen, in der Verlegenheit geantwortet: O Schatz, ach wie — Da ſoll der Kaiſer freudig ihre beiden erſten Worte zuſammengezogen und dem Orte den Namen Oſchatz beigelegt haben.

Als Wahrzeichen der Stadt betrachtet man die in der Brüdergaſſe

am Marſtall in Stein gehauenen zwei Bruſtbilder, welche die beiden Brüder Dietzmann und Friedrich, Söhne Alberts des Unartigen, bedeuten, die auf ihrer Flucht von ihrem Vater an dieſem Orte, als man ſie eingeholt, gefangen worden wären. Nach Andern hätten aber die Oſchatzer Bürger dieſe beiden Prinzen hier gut aufgenommen, die Thore geſchloſſen und vor ihrem Vater geſchützt.

282) Der Teufel im Beichtſtuhle zu Oſchatz.

K. S. Hoffmann, Hiſtor. Beſchreibung der Stadt Oſchatz. Oſchatz. 1813. Bd. I. S. 105.

Einſt ſaß in der Kloſterkirche (Marienkirche) zu Oſchatz ein Mönch in dem Beichtſtuhle, der durch den Kreuzgang in ein Gemach ging, wo ſich die Beichtenden verſammelt hatten, und ſollte Beichte halten. Da erſchien der Teufel bei ihm und bekannte ſo viele grobe Sünden, die er begangen und vollbringen geholfen habe, daß der Mönch die Vollbringung derſelben für unmöglich hielt. Nun entdeckte ihm der Teufel, wer er ſei, und der Mönch fragte ihn, weshalb er denn überhaupt beichte, da er doch wiſſen müſſe, daß er keine Gnade bei Gott finden könne? Der Satan aber antwortete, alle, die vor ihm zur Beichte gegangen wären, hätten eben ſo ſchwarz und häßlich ausgeſehen, als er, und ſobald ſie die Abſolution erhalten, wären ſie ſchön und weiß geweſen, deswegen ſei er hierher gekommen, um dieß auch zu werden. Der Mönch verweigerte ihm indeß die Abſolution, worauf der Teufel in die Höhe fuhr und die Decke des Beichtſtuhls mit fort nahm. Zum Gedächtniß dieſer Begebenheit hing man an dem Orte, wo dieſer Vorfall ſich ereignet haben ſoll, eine Tafel auf, auf der derſelbe abgebildet war. Auf dieſer ſtanden die Worte: 1478 testibus historicis, renovirt den 22. Februar 1578.*)

283) Der große Chriſtoph zu Oſchatz.

S. Hoffmann, Bd. I. S. 145.

An der Mitternachtsſeite des am Markte und der Hospitalgaſſe ſtehenden Eckhauſes zu Oſchatz war vor dem letzten Brande von 1842

*) Eine ähnliche Geſchichte, die in einer Stadt in Sachſen am Weihnachtsabend des Jahres 1534 einem Pfarrer, Namens Laurentius Doner, widerfahren ſein ſoll, erzählt Henderff, Promtuar. Ex. S. 96.

der h. Christoph angemalt mit der Unterschrift: Christophorus Christum, sed Christus sustulit Orbem. Constiterit pedibus Dic ubi Christophorus. Als dieses Bildniß von dem Kunstmaler Christoph Richter erneuert ward und er nur noch die Inschrift an dem Hauskerker zu vollenden hatte, stürzte er rücklings 6 Ellen hoch auf das Pflaster herab und gab auf der Stelle seinen Geist auf. Nach der Volkssage war dieß die Strafe, daß er an der Wahrheit der Legende gezweifelt hatte.

284) Die schmatzenden Todten zu Oschatz.

Hoffmann Bd. I. S. 182.

Als die Pest 1552 zu Oschatz wüthete, wurden zu Ende des Augusts zwei Wächter angestellt, welche 3 Nächte auf dem Gottesacker wachen und horchen sollten, ob es wahr sei, was man berichtet, daß die Todten geschmatzt hätten. Es war nämlich die Sitte, wenn man solches vernommen und daraus geschlossen hatte, daß die schmatzenden Todten noch mehrere ihrer Freunde nachholen würden, dieselben auszugraben, ihnen die Kleider, daran sie kauten, aus dem Munde zu reißen und ihnen mit dem Grabscheite den Kopf abzustechen. Noch heute entfernen an vielen Orten im Königreiche Sachsen darum die Leichenweiber sorgfältig Alles vom Munde des Verstorbenen, ehe er eingesargt wird, damit er nichts von seinem Anzuge mit demselben erreichen kann.

285) Die drei Kreuze vor dem Hospitalthore zu Oschatz.

Hoffmann Bd. I. S. 192. 40. Hasche, Mag. f. Sächs. Gesch. Th. II. S. 290 sq.

Auf einem Hügel vor dem Hospitalthore zu Oschatz stehen 3 Kreuze, welche in Folge einer schrecklichen Mordthat an drei Gliedern einer Familie, die angeblich hier geschehen ist, wie sich das Volk erzählt, gesetzt sein sollen, wiewohl eine andere Erklärung die ist, sie sollten bezeichnen, daß hier die Gerichtsbarkeit der Stadt aufhöre und die des Amtes angehe. In der Strehlaischen Vorstadt vor dem Sonntag'schen Vorwerk standen ebenfalls drei solcher Kreuze zum Merkmal, daß früher hier das Hochgericht war.

286) Der Mordteich zu Schmannewitz bei Dahlen.

Hoffmann Bd. II. S. 267.

Bei Schmannewitz, einem zu Dahlen bei Oschatz gehörigem Dorfe, das seinen Namen von dem dort in einem heiligen Haine von den Daleminziern verehrten Gott Schwantewit empfing, befindet sich ein Teich, der Mordteich genannt, wo einige Jungfrauen, die ihre Unschuld sich nicht hatten rauben lassen, ermordet worden waren und heute noch umgehen sollen. Dadurch, daß jeder Vorübergehende ein Reis auf ihre Grabstätte warf, schreibt sich die bedeutende Erhöhung des Bodens.

---

287) Die Kegelspieler zu Döbeln.

C. Mörbitz, Chronica Doebelensia. Leipzig 1727. 8. S. 44 sq.

Als Wahrzeichen der Stadt Döbeln an der Mulde nennt man zwei steinerne Köpfe, welche man aus dem zweiten Stock des ersten Hauses an der Stadtmauer zur rechten Hand des Oberthores, wenn man über die Brücke herein kommt, hervorragen sieht. Der eine von ihnen schaut mit dicken Backen und fröhlichem Gesicht über den Zwinger und die Mulde auf die Oberbrücke und lacht gleichsam das ihm entgegenkommende Volk an, der andere aber sieht innerhalb der Mauer und Stadt gegen Mittag im Winkel, ein wenig hinter dem Thorthurm mit seitwärts gebogenem betrübten, niedergedrückten Gesichte, und hat beide Hände auf dem Haupte, als wollte er darin kratzen oder sich die Haare ausraufen. Die Entstehung dieses Denkmals soll aber folgende sein. Zwei Brüder waren Erben zu diesem Hause und wurden eins, darüber zu loosen oder zu spielen, und zwar soll's auf ein Kegelspiel angekommen sein, weil inwendig im Hause sich zwei Hände mit Kugeln präsentiren, auch Kegel an den Pfeilern im Hause sich befinden. Sie setzten aber auf ein Loos das ganze Haus, auf das andere aber ein ganz ledig Zeichen, da konnte es nun nicht anders treffen, es mußte der verspielende und ganz ledig ausgebende Theil betrübt werden und sich im Kopfe kratzen, der andere als Gewinner war desto fröhlicher und soll dem Vorgeben nach zum Andenken solcher Begebenheit diese beiden Köpfe haben einmauern lassen. Das Haus ist ganz steinern und führt die Jahrzahl 1504.

---

288) Vögel brennen Häuser an.

Fiedler, Mügelnsche Gedächtnißseule. Lpzg. 1709. 4. S. 69.

Im Jahre 1191 hat man bei Mügeln schwarze Raben und andere Vögel in der Luft fliegen sehen, welche glühende Kohlen in ihren Schnäbeln geführt, die haben sie fallen lassen und damit Häuser, Scheunen und Ställe angezündet. Das sind ohne Zweifel die schwarzen höllischen Geister gewesen, den Gott um der Sünden der Menschen Willen aus gerechtem Gerichte solches zu thun verhänget hat.

289) Blutzeichen.

Fiedler a. a. O. Fortsetzung S. 45. cf. S. 16. Kamprad S. 468. 472. Heine S. 366. Hekel, Beschreibung v. Bischofsw. S. 295.

Im Jahre 1672 hat zu Schrebitz eine Stunde von Mügeln unter dem Schulamt Meißen eines Schneiders, Namens Hans Kurtens, Kind, 5/4 Jahr alt, ganzer sieben Tage lang natürlich Blut geweint und sind ihm die blutigen Zähren auf den Backen geronnen und angedorret, wenn solche nicht alsobald abgewischt worden. Das Kind ist die ganze Zeit über nicht unpäßlich gewesen, sobald es aber wiederum Wasser geweint, ist es krank worden. Eben an dem heil. Pfingsttage dieses Jahres schwitzten unweit Dresden in eines Leinewebers Hause Tische, Bänke und Stühle häufiges Blut, so zwar, daß es in die Stube geflossen. Dergleichen hat sich auch zu Plauen im Voigtlande zugetragen und bei gerichtlicher Besichtigung sind auf den Stubendielen ganze Pfützen Blut gefunden worden. Desgleichen ist den 9. März desselben Jahres dem Churf. Wildmeister zu Dahlen ein Hirschgeweihe überbracht worden, davon die eine Zacke oder Ende am Horn so stark als eines Menschen Nase geblutet und über ein Nösel Blut von sich gelassen. So ist auch im Jahre 1652 zu Wurzen ein Teich in Blut verwandelt worden, dergleichen sich auch in Pirna zugetragen, wie nicht weniger zu Leipzig den 30. Julius bei einem Kramer und bei einem Bäcker das Fleisch zu Blut worden. Dergleichen Blutzeichen haben sich zu Halle in Sachsen und in dem Stadtgraben ereignet, welches vormals schwere Durchzüge fremder Völker und blutige Treffen bedeutet. In Meißen und in der Lausitz ließen sich nicht allein Blutzeichen und Gewächse, sondern auch an etlichen Orten Gespenster in türkischer Gestalt sehen, welche hin und wieder auf gewissen Plätzen spatziren gegangen sind, oftmals auch gar mit einander scharmutziret haben. In 10 Jahren darauf hat man das Prognosticon aus dem Türkenkriege gehabt.

290) Der lebendig gewordene Kuchen zu Döbeln.

Carrosa Sax. 1736. S. 319.

Am 17. September des Jahres 1736 hat der alte Bäckermeister Hammer für seinen Krankheits halber im Teplitzer Bade verweilenden Sohn, der auf dem Niedermarkte wohnte, früh gebacken und Kuchen geschoben. Nachdem er nun bereits einige in den Ofen geschoben und noch mehrere hineinschieben wollen, hat er den indessen zugesetzten Backofen wieder geöffnet, da ist ihm plötzlich einer der vorigen, der dem Leuchtfeuer gegenübergestanden, nicht nur entgegengekommen, sondern auch, weil er nicht kugs zugegriffen, wirklich zum Ofen herausgefahren, hat sich aber, weil er oben noch weich und nur unten etwas gebacken gewesen, im Fallen gerollt und ist demnach in den Koth und die Kohlen gefallen, also daß er nicht hat wieder hineingeschoben werden können. Solches ist von Vielen für ein Anzeichen kommender Theuerung gehalten worden.

291) Die Wahrzeichen der Stadt Roßwein.

Carrosa Sax. 1733. S. 122.

In der Stadt Roßwein befindet sich unter dem Rathhause ein öffentlicher Durchgang, der auf der einen Seite sehr weit, auf der andern aber ziemlich enge ist. Da nun alle Bräute durch diesen Gang, wenn sie zur Trauung wollen, nach alt hergebrachter Gewohnheit geführt werden, so nennt man diesen Gang das Brautloch, also daß dieß den Reisenden zu einem besondern Kennzeichen dient, daß, wer das Brautloch in Roßwein nicht gesehen, auch niemals in Roßwein gewesen ist. Als zweites Merkmal galt früher der Stadtzeiger am Rathhause, an dem bei jedem Stundenschlag ein Kopf nach einem Apfel schnappte, solchen aber nie bekommen konnte. Dergleichen sonderbare Uhren sah man auch zu Großenhayn und Pirna an den Rathhäusern, da am ersten Orte zwei Löwen die Stunden zählten, am letztern aber sich zwei Böcke bei jedem Stundenschlag bewegten.

292) Der Abt im Handwerkshause zu Roßwein.

Zschuert Bd. III. S. 238 sq. Poetisch beh. bei Segnitz Bd. I. S. 281 sq.

Als der letzte Abt des Klosters Altenzelle, Andreas Schmiedewald aus Roßwein, kurz vor der Säculisation desselben (1545) selbst seinem Hirtenstab niederlegte, bedachte er mit den Klostergütern auch seine Ver-

wandern und so schenkte er seinem Bruder Anton, Bürgermeister zu Rosswein, das dort befindliche Abthaus, von dem es 1565 der Tuchmacherinnung käuflich überlassen ward, die es als Handwerksinnungshaus benutzt. Weil nun aber der Abt also die Kirche um ihr Eigenthum brachte, soll er im Grabe keine Ruhe finden. Er wandelt also in dem Innungshause als Spukgeist herum und läßt sich oft mit Poltern hören. Gewöhnlich sieht man ihn aber auf dem Bodenraume desselben sitzen, wo die Trauerzüge der Bahnenträger und das Leichengeräthe der Tuchmacherinnung aufbewahrt wird. Sitzt er still da, so hat es nichts zu bedeuten, wirft er aber die oben genannten Gegenstände herum und handtirt damit, so stirbt binnen 3 Tagen ein Tuchmachermeister.

293) Das Räthsel von der Mulde.

Der Joachimsthaler Pfarrer Matthesius aus Rochlitz, Luthers Freund und Tischgenoß, machte aus dem Worte MVLD folgendes Räthsel:

Rath' was ist das? Drei Wasser-Strom*)
Die ha'n Ein' Sylb', Ein'n deutschen Nam',
Ein's theurn Doctors**) Namen zwar,
Ein's frommen Weibes Sterbejahr***),
Allen in vier Buchstaben steht:
„Gnad Dir Gott" sprech', wer hiefür geht!

294) Der Sächsische Götze Hennil.

Dithmar. L. VII. c. 30.

Die sächsischen Bauern haben in der Heidenzeit einen sonderbaren Hausgötzen gehabt, dem sie dienten und in den sie großes Vertrauen setzten, selbigem auch opferten. Sie hatten einen Stab, an dem sich oben an der Spitze eine Hand befand, welche einen eisernen Ring hielt, und dieser ward von einem Hirten in alle Häuser des Ortes herumgetragen und am Eingange von dem, der ihn trug, also angeredet: Wache auf, Hennil, wache auf! dieß war nämlich sein Name. Hierauf setzten sich die Bauern sämmtlich zu Tische und ließen' es sich wohl sein.

*) Die Zschopau, die Freiberger und Zwickauer Mulde.
**) D. M. L. Doctor Martin Luther.
***) MDLV (1555) starb die Wittwe Churfürst Moritzens.

295) Die unglückliche Hochzeit zu Grimma.

Misander, Deliciae historicae S. 505. sq. Poetisch beh. v. Segnitz Bd. I. S. 252. sq.

Den 16. October des Jahres 1637 ließ ein feiner und gelehrter Mann zu Grimma seine Tochter dem Rector der Stadtschule daselbst ehelig antrauen. Bei der Hochzeit waren etliche Studenten von Leipzig, unter welchen einer sehr ärgerliche Hochzeitsverse gemacht hat und den Gästen austheilen lassen. Unter andern hatte er das christliche Begräbnißlied: nun lasset uns den Leib begraben, sehr verunehrt und auf dessen Singeweise ein anderes verfertigt, dessen Anfang war:

Nun lasset uns die Braut begraben
Und gar keinen Zweifel haben,
Daß Morgen sie wird auferstehn
Und auff zwei Weiberfüssen gehn ꝛc.

Aber was geschah? Man hatte mit den Sterbeliedern gescherzt, den dritten Hochzeitstag starb die Braut an der Pest, wenige Tage nachher der Bräutigam und mit ihm zugleich zwei Brüder der Braut, so Studenten waren, und man ging, wie der Chronist sagt: a thalamo ad tumulum, a luxu ad luctum.*)

296) Das Götzenbild auf der alten Brücke zu Grimma.

Albinus, Meyßnische Landchronica XI. T. S. 149.

Auf der alten Brücke, die sonst zu Grimma über die Mulde führte — die heutige ist aus viel späterer Zeit — stand noch lange, nachdem die Sorben unterworfen waren, ein Götzenbild in Stein gehauen, welches drei Köpfe und Gesichter unter einem Hütlein hatte.

297) Das bucklige Kind zu Grimma.

M. Heidenreich, Vita Bennonis. Dresdae 1694. 8., § 13. S. 137.

Am dritten Osterfeiertage des Jahres 1278 ist ein Bürger zu Grimma, Namens Nicolaus, mit seiner Ehefrau Christiane zum Grabe des H. Benno gekommen und hat erzählt, er habe einen halbjährigen Knaben gehabt, dem innerhalb 16 Wochen ein Höcker in Gestalt eines Kopfes gewachsen sei; nachdem sie das Kind aber dem H. Benno ge-

*) d. h. vom Brautgemach zum Grabe, von Schwelgerei zur Trauer.

weiht, habe ſich die ganze Erhöhung wieder verloren. Dieß beſtätigten beide und viele Einwohner Grimma's eidlich.

298) Der Biereſel zu Grimma.

Mündlich.

Wenn man zum Papiſchen Thore herausgehet und ſtatt nach dem Kirchhof zu ſich rechts wendet, erblickt man eine Reihe Scheunen, die ſich an einen hohen Berg lehnen: eine von dieſen enthält einen Keller, der in den Berg hineingeht, und in dieſem befindet ſich angeblich der Biereſel. Dieſer leidet des Nachts Niemand darin, kommt auch manchmal, wie man ſonſt erzählte, heraus und erſchreckt die Vorübergehenden.

299) Der Kreuzweg auf der Straße nach Großbardau.

Mündlich.

Wenn man von der Stadt Grimma aus die Chauſſee nach dem Dorfe Großbardau geht, ſo kommt man an einen Kreuzweg, den verſchiedene Feldwege bilden. Hier geht Abends zwiſchen 12 — 1 Uhr kein Pferd gutwillig vorbei, zwingt man dieſelben, ſo gehen ſie durch, und viele, die zu dieſer Stunde hier oder an einem weiterhin mitten auf dem an der Straße befindlichen, zur Erinnerung an einen einſt hier begangenen Mord gepflanzten Baume vorbeigingen, haben ein großes Ding in Geſtalt eines ungeheuren Ballen ſich auf der Straße von Grimma her in der ganzen Breite derſelben einherwälzen ſehen.

300) Der Nix bei Grimma und am Schloſſe Döben.

Mündlich.

Wenn man die von der Stadt Grimma nach dem Kloſter Nimptſchen führende Straße geht, ſieht man jenſeits der Mulde einen großen hervorſpringenden Felſen, der Trompeterfelſen genannt, weil im 30jährigen Kriege einmal ein von den Feinden verfolgter Trompeter hier mit ſeinem Roſſe glücklich in die vorbeifließende Mulde ſprang und ſie durchſchwamm. Dieſelbe iſt hier unergründlich tief, und ſieht man angeblich den Muldennix in weißen Hoſen mit ſeinen Töchtern im Sommer unter dieſem Felſen ſitzen und die Schwimmer anlocken. Auch verlangt derſelbe jährlich hier ſein Opfer von einem Menſchenleben. Unter einer andern Ge-

hält zeigt er sich unterhalb der Stadt Grimma beim Schlosse Döben. Dieses alte Schloß liegt auf einem hohen, schroff von der Mulde aufsteigenden Felsen, an dessen Fuße ein schmaler Fußpfad, kaum für eine Person breit genug, nach der ¼ Stunde entfernten, romantisch gelegenen Golzermühle führt. Vor einigen zwanzig Jahren hörte man von den Bewohnern der dortigen Umgegend oft, der Muldennix zeige sich unter der Gestalt einer Bäuerin in altfränkischer Tracht, in schwarzer Schooßjacke und rothem Frießrocke, den Kopf mit einer schwarzen Haube, die mit breiten weißen gepreßten Streifen besetzt sei, bedeckt. Diese sitze an heißen Sommertagen gegen Abend auf dem erwähnten Felsenpfade mit nach dem Wasser herabhängenden Beinen da, wenn aber Jemand sich nähere, überschlage sie sich und springe in den Fluß, der an dieser Stelle, ziemlich unter dem Schlosse, unergründlich tief ist und angeblich ein versunkenes Schloß in seinem Grunde birgt.

201) Der alte Jungfernteich bei Grimma.

Mündlich.

Wenn man bei dem früheren Spitale zu St. Georg vorbei die Straße nach dem Dorfe Neunitz geht, erblickt man der Ziegelscheune ziemlich schräg über einen kleinen Teich oder Tümpel: in diesem sollen die Seelen aller Grimmaischen Mädchen, die unverehelicht gestorben sind, gebannt sein, nachdem sie in Unken verwandelt wurden, an denen der Teich sehr reich ist, des Nachts aber sollen sie in der Nähe des Orts als Geister herumschweifen. Darum heißt dieser Teich der alte Jungfernteich.

202) Die Sage von dem Abendmahlskelche in der Klosterkirche zu Grimma.

Mündlich.

Zwischen dem später in die jetzige Landesschule verwandelten Augustinerkloster zu Grimma und dem durch die Flucht der Katharina von Bora berühmt gewordenen Nonnenkloster zu Nimptschen*) hat in früherer Zeit eine Verbindung durch einen unterirdischen unter der Mulde hinführenden Gang[25]) bestanden. Den Ausgang desselben im Klostergarten

*) In der dortigen Gegend existirt ein Sprichwort: mach's wie die Nonnen zu Nimptschen, d. h. reise aus.

[25]) Dergleichen unterirdische Gänge haben sonst viele in alten Klöstern

zu Nimptschen konnte man vor einiger Zeit noch als die Mündung eines alten Kellers sehen, die Stelle aber, wo man im Kreuzgange des alten Augustinerklosters in denselben hinabstieg, hat mir mein seliger Vater oft gezeigt. Seit dem Neubau der Schule ist dieselbe mit Steinplatten wie der Fußboden des übrigen Kreuzganges neben der Kirche belegt, so daß sie sich durch nichts mehr auszeichnet, sie befindet sich aber rechts im Winkel von dem früher zum Tanzunterricht benutzten Zimmer.

Einige Jahre nach der Umgestaltung des alten Klosters zu einer gelehrten Schule ist dem damaligen Rector derselben, dem berühmten Philologen und neulateinischen Dichter Adam Siber hinterbracht worden, daß man aus jenem noch damals allgemein bekannten Gange, dessen Eingang verschlossen war, zuweilen des Nachts Stimmengewirr und Gesang vernehme. Er versammelte also die stärksten und ansehnlichsten seiner Primaner um sich — diese waren damals Männer mit Bärten und 25—30 Jahre alt, von etwas männlicherem Aussehen wie unsere heutigen Studenten —, man versah sich mit scharfgeschliffenen Schwertern und guten Fackeln, und so stieg man guten Muths in den geöffneten Gang hinab. Derselbe ging natürlich nicht gerade aus, sondern war wie alle derartigen Schachte in Krümmungen angelegt. Als man nun aber um die Ecke einer solchen Galerie gekommen war und das Licht der Fackeln von der eingeschlossenen Luft in seiner Helligkeit vielfach behindert ward, trat ihnen auf einmal aus einer Mauerblende ein eisgrauer schwarz gekleideter Mönch entgegen, der sie fragte was sie wollten, und als er sie auf ihre Antwort, sie wollten den Gang untersuchen, vergeblich zur Umkehr aufgefordert hatte, ebenso schnell verschwand, wie er gekommen war. Diese Erscheinung wiederholte sich, als sie wiederum um eine andere Ecke gekommen, nochmals. Die neugierigen Forscher ließen sich jedoch dadurch nicht abhalten, sie gingen immer weiter, trotz dem, daß ihre Fackeln fast zu verlöschen drohten. Da erblickten sie plötzlich vor sich eine Tafel, auf

---

existirt, z. B. in dem Benedictinerkloster Bosau bei Zeitz, in dem Benedictinerkloster zu Saalfeld auf dem Petersberge, in dem Nonnenkloster zu Langensalza, in dem Kloster Altenzelle bei Nossen ꝛc. S. Puramandus, Hist. Nachr. von denen in alten Kirchen und Klöstern im Schooße der Erden verborgen liegenden, güldenen, silbernen und Edelgesteinen Schätzen — ingleichen von denen bei vielen Klöstern befindlichen unterirdischen Gängen und Gewölben ꝛc. St. I. Frankf. u. Jena 1731. 8. Variamandus, Histor. Nachr. v. unterirdischen Schätzen ꝛc. Frankf. u. Leipz. 1738. 8. S. 52. sq. 65. 73. Histor. Schauplatz sehr merkw. Gesch. v. unterirdischen Schätzen. Hannover 1747. 8. S. 28. sq. C. E. F. Neue Samml. merkw. Gesch. von unterirdischen Schätzen, Höhlen und Gängen. Bresl. u. Lpzg. 175[illegible] S. 257. sq.

der große angezündete Wachskerzen ſtanden und um welche ſchwarzverhüllte Geſtalten mit Todtengeſichtern ſaßen. Von dieſen erhob ſich eine, wie es ſchien, ein alter Prior, und ſprach: kehret augenblicklich um und laßt die Todten ruhen, ſonſt ſeid Ihr alle des Todes, zum Andenken aber an das, was Ihr geſehen habt, nehmt hier dieſen ſilbernen Becher und verſprecht uns in Ruhe zu laſſen. Bei dieſen Worten verſchwand er und mit ihm die Tafel und ihre Beſitzer, die Fackeln verlöſchten und die Wände des Ganges, den jene noch zu durchwandern hatten, ſtürzten zuſammen. Bebend vor Schrecken eilten Alle dem Eingange zu, und als man nach vielen Jahren den Gang abermals betreten wollte, war er verſchüttet, jener ſilberne, vergoldete Kelch wird aber noch heute, wenn den Fürſtenſchülern zu Grimma das Abendmahl ausgeſpendet wird, gebraucht.

304) Die Wunderblume auf dem Tempel bei Grimma.

Auf dem ſogenannten Burgberge bei Grimma, an deſſen Fuße heute noch eine ſehr beſuchte Wirthſchaft, früher Niemers genannt, liegt, befindet ſich eine reizende Anlage von Tannen und ähnlichen Bäumen und in ihrer Nähe auf einer künſtlichen Erhöhung ein offener luftiger Tempel aus Holz gezimmert. Auf dem Vorderplateau nach der Stadt zu iſt aber ein ſchöner Garten, der ebenſo wie der ganze Berg dem Rittergutsbeſitzer zu Hohnſtädt gehört, jedoch dem Publikum nicht zugänglich iſt. In dieſem befand ſich ſonſt rechts von dem davor befindlichen Luſthauſe eine tiefe Grube, lediglich aus Sand und Kies beſtehend, in welcher die Kinder ihr Spiel mit dem Nix zu ſpielen pflegten. Einſt war ein mir wohlbekannter ſicherer Mann hier als Kind von 3—4 Jahren mit ſeiner Mutter ganz allein im Garten, dieſe ſtrickte am Gartenhauſe, er lief aber nach der Grube zu und ſah mitten aus dem Sande eine tulpenartige Blume von wundervoller Farbenpracht und lieblichem Geruche hervorſprießen. Eingedenk des mütterlichen Befehls, in fremden Gärten nichts abzupflücken, eilte er zu ſeiner Mutter zurück, um ihr den Fund zu melden. Dieſelbe, wohl wiſſend, daß aus dem unfruchtbaren Sande kein Gräschen, geſchweige eine ſchöne Blume herauswachſen könne, ging gleichwohl mit ihm hin, allein die Blume war verſchwunden. Später aber, als der Knabe heranwuchs, hörte er von Bewohnern der Umgegend, daß er die Glücksblume geſehen, und wenn er ſie gepflückt, Herr über alle Schätze und Beſitzer ewiger Jugend und Schönheit geworden wäre. Er hat die Blume nie vergeſſen und könnte ſie noch heute malen, ſo treu hat ſie ſich ihm ins Gedächtniß geprägt.

304) Von dem Ursprunge des Geschlechts derer von Einsiedel.

(Rudolphi, Gotha diplomatica. Bd. III. T. 93. Caspari, Geistl. u. Weltl., Erlang. 1854. p. 79.) Die Legende v. H. Meinrad in d. Acta SS. Antw. Jan. T. II. p. 381—385. Mabillon, Acta Ord. SS. Benedict. Sec. IV. P. II. p. 63—68. u. als Volkslied b. Arnim, des Knaben Wunderhorn Bd. III. S. 168 sq.

Um das Jahr 830 lebte in Böhmen ein Graf Berthold v. Sulgow. Nachdem seine Ehe lange Jahre ohne Kindersegen geblieben war, erfreute ihn endlich Gott in Folge eines Gelübdes, das seine Gemahlin gethan hatte, mit einem Sohne, der in der heiligen Taufe den Namen Meginrard empfing. Meginrard widmete sich, wie es die Mutter gelobt hatte, dem Dienste des Herrn, ging aber nicht in ein Kloster, sondern zog sich in eine Einsiedlerhütte zurück. Da nun in jener Zeit das Cölibat der Geistlichen noch nicht gesetzlich bestand, so nahm er sich ein Weib, nach den Worten der Schrift: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Meginrard wurde bald ein glücklicher Vater mehrerer Kinder. Auch diese verließen den väterlichen Wohnplatz nicht, bis endlich um das Jahr 1281 einer der Nachkommen Meginrards, Grubo genannt, in die Welt zurückkehrte, anstatt der Einsiedlerkutte den Harnisch anlegte und statt des Rosenkranzes das Schwert in die Hand nahm. Grubo machte sich bald in Schlachten und Turnieren berühmt, allein der Name Einsiedel blieb ihm und ward von ihm auf zahlreiche Söhne und Töchter fortgeerbt. *)

*) Dieselbe Sage erzählt mit mehreren Veränderungen Stumpf in seiner Schweizer-Chronik, Zürich 1548. Fol., S. 106. Nach ihr lebte im 9. Jahrhundert in Schwaben ein Graf, Berchtolt von Sulgow, dem seine Gemahlin einen Sohn Meynrad oder Meginrad (Meinhard) gebar. Meginrad wurde von seinen Aeltern für den geistlichen Stand bestimmt und daher in das Kloster Reichenau am Bodensee gebracht. Doch sein Sinn verlangte nach der Einsamkeit des Waldes. Er verließ daher Reichenau und zog sich in einen finstern, öden Wald am Züricher See zurück, um hier ungestört als Einsiedler seinem Gott zu dienen. Da geschah es denn im Jahre 863, daß zween Räuber zu ihm kamen und ihn erwürgten in der Hoffnung, Gold und Schätze bei ihm zu finden. Als er eben von ihren Händen sterben sollte, sah er zween Raben fliegen und sprach: „Die Raben werden's verrathen!" Da nun nach einiger Zeit die Räuber in Zürich in der Garküche saßen und Raben um das Haus fliegen sahen, sprach einer zum andern: „Schau, schau, da fliegen die St. Meinhard's Zeugen her!" Das zeigten Etliche der Obrigkeit an, die zog sie ein, und da sie die That bekannten, wurden sie gerädert und mit Feuer verbrannt. Aber der Leichnam des frommen Meinhard wurde nach Reichenau gebracht und blieb dort ein Gegenstand der Verehrung bis zur Aufhebung des Klosters, d. h. bis zum Jahre 1862.

305) Conrad von Einſiedel auf Gnandſtein.

(Fabricius, Origines Saxon. Lips. 1606. p. 701. Theobald, Huſſitenkrieg. S. 237.)

Unter den Edlen Sachſens, die im Jahre 1426 mit Kurfürſt Friedrich dem Streitbaren gen Auſig den Huſſiten entgegenzogen, befand ſich auch Ritter Conrad von Einſiedel auf Gnandſtein. Am 15. Juni geſchah denn jene blutige Schlacht, in welcher die Blüthe des ſächſiſchen Adels ein ruhmloſes Grab fand. Zu den Wenigen, die ihr Leben nicht verloren, gehörte Conrad von Einſiedel. Er floh mit einer Anzahl ſeiner Kampfesgenoſſen auf das Schloß Schreckenſtein. Doch da die meuloſe Beſatzung des Schreckenſteines den Huſſiten heimlich die Thore der Feſte öffnete, mußte ſchon am zweiten Tage Conrad dieſelbe dem Georg Dieckzinski übergeben. Letzterer aber ſchenkte dem gefangenen Conrad von Einſiedel Leben und Freiheit und ließ ihn ungehindert in ſein Vaterland zurückkehren.

Um dem Höchſten für die Rettung aus der Gewalt der Feinde zu danken, beſchloß Conrad zum heiligen Grabe in Jeruſalem zu pilgern, um hier das Opfer ſeines Dankes darzubringen. Er hatte jedoch das Ziel ſeiner Reiſe noch nicht erreicht, als er in neue Gefangenſchaft gerieth. Jetzt wurde er ein Gefangener der Saracenen, die ihn als Sclaven verkauften. Faſt dreißig Jahre hatte er die Sclavenketten getragen, als er im Jahre 1455 bei der Belagerung von Belgrad in dem türkiſchen Heere zum Schanzen verwendet wurde. Als nun hier das türkiſche Heer durch Johann Hunyades eine gewaltige Niederlage erlitt, fiel Conrad wiederum als Gefangener in die Hände der Ungarn. Dieſe ſchenkten ihm als einem Chriſten die Freiheit.

Hoffnungsvoll kehrte er zur Heimath und zur Gattin zurück, doch

---

An der Stelle aber, wo St. Meinharts Zelle geſtanden hatte, erbaute im Jahre 913 der Dom-Decan Eberhard aus Straßburg eine Kapelle und eine neue Einſiedelei. Bald fanden ſich hier viele Fromme zuſammen, bis endlich das Kloſter Einſiedeln entſtand. In Einſiedeln wurden aber bald der Ordensleute ſo viele, daß das Kloſter ſie nicht alle erhalten konnte. Manche der Kloſterbrüder verließen ihre Zellen wieder. Unter dieſen befand ſich auch ein Bruder, der aus dem Lande Meißen ſtammte und der in die Heimath zurückkehrte, um ſich dem Kriegsdienſte zu widmen. Aber hatte er auch ſeinem Leben eine andere Beſtimmung als die früher gewählte gegeben, ſo behielt er doch den Namen Einſiedel und wurde ſo der Ahnherr derer von Einſiedel. — Dies ſoll geſchehen ſein um das Jahr 1280. Uebrigens iſt die Sage der von den Kranichen des Ibycus ſehr ähnlich, ſ. B. Schmidt, Romanzen u. Ball. deutſch. Dichter S. 206. vg. A. Schoppe, Sagenbibl. Lpzg. 1851. Bd. II. S. 122. vg. Gödinger, deutſch. Dichter Bd. I. S. 334. vg.

schlug sein Herz, da er Grandsteins Warte sah. Aber als er an dem Thore seiner Burg Einlaß begehrte, ward er Schande abgewiesen. Niemand, selbst die Gemahlin, wollte den längst todt Geglaubten wieder erkennen, und in die Besitzungen des Verschollenen hatten sich die Verwandten bereits getheilt. Der von Allen verstoßene Conrad flüchtete sich zu seinem alten Jugendfreund, Hans von Sahlenz zu Windischleuba. Dieser erkannte ihn wieder, und da ihm Conrad gewisse geheime Merkmale, die er sowohl, als seine Gemahlin an ihren Körpern hatten, vertraute, so wurde Sahlenz der Vermittler zwischen beiden Gatten. Er überzeugte auch bald Gattin und Bruder, der Zurückgekehrte sei wirklich Conrad von Einsiedel. Obgleich nun Conrad die vertheilten und veräußerten Güter nicht wieder erhalten konnte, so mußte ihm doch auf Befehl Churfürst Friedrichs des Sanftmüthigen eine anständige Abfindungssumme gewährt werden.

Noch erlebte Conrad das Glück, daß ihm seine Gemahlin, ohngeachtet ihres hohen Lebensalters, eine frohe Nachkommenschaft schenkte.

Conrads Stamm sollte jedoch nicht fortblühen. Nur einer seiner Söhne, Wilhelm, erreichte die Jahre des Mannesalters. Allein auch ihm wurde das heilige Land verderblich. Als er im Jahre 1493 mit Churfürst Friedrich dem Weisen nach Jerusalem pilgerte, verlor er unter Wegs auf gewaltsame Weise sein Leben.

306) Der Schlüssel zu Grandstein.

Mündlich.

In einem schönen Thale, drei Stunden von der Stadt Borna an der von Leipzig nach Chemnitz führenden Straße schaut weit über die Umgegend das alte Schloß Grandstein, welches auf einem 80 Fuß hohen Porphyrfelsen erbaut ist. Diese Burg ist schon seit dem 13. Jahrhundert in dem Besitz der Familie von Einsiedel gewesen und kann man noch heute in dem großen Familiensaale die Bildnisse der meisten Mitglieder derselben seit dem 15. Jahrhundert sehen. In der dasigen Kirche hat Dr. Martin Luther selbst mehrmals gepredigt und einst dem Heinrich Hildebrand von Einsiedel, dem er sehr gewogen war und an den er mehrere im Schloßarchive noch vorhandene Briefe geschrieben hat, auf sein Befragen, ob die Bauern auch nach der Reformation noch zu frohnen hätten, zur Antwort gegeben, man müsse ihnen zwar Erleichterung gewähren, aber nicht Alles erlassen, denn „wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß". Nicht allzulange nach seinem Tode ist ein gewisser Haubold von

Einsiedel, dessen Figur noch heute in der Schloßkirche in Stein gehauen zu sehen ist, nach der Sitte jener Zeit nach Italien gereist, und hat einst bei einem Ungewitter an der Pforte eines tief in den Apenninen gelegenen Klosters um Aufnahme gebeten. Diese ward ihm auch gewährt, man ließ ihn ein und der Prior fragte ihn natürlich nach seinem Namen und dem Zweck seiner Reise. Kaum hatte er sich genannt, als derselbe sich forschend nach verschiedenen seine Familie betreffenden Einzelnheiten erkundigte, und als jener diese Fragen so beantwortete, daß kein Zweifel an seiner Identität bleiben konnte, legte ihm der Prior einen in der Klosterbibliothek befindlichen genauen Riß des Schlosses Gnandstein und alte Schriften vor, aus denen er ersah, daß an einem gewissen, nicht näher bezeichneten Orte desselben ein großer Schatz in einer mächtigen eisernen Kiste vergraben sei, es werde einmal etwas daselbst gebaut werden und man werde dann zufällig ein eisernes Kistchen finden, in dem sich 9 Pfeile und ein großer Schlüssel befänden, dieses solle man sorgfältig öffnen und nach der Seite zu, wo der Bart des Schlüssels hinweise, da solle man in die Mauer einschlagen und man werde auf die große Truhe, welche den Schatz enthalte, stoßen und dieselbe mit Hilfe des großen Schlüssels leicht öffnen können.

Jener Conrad von Einsiedel nahm nun eine genaue Abschrift obiger Mittheilung und hatte nach seiner Zurückkunft nichts Eiligeres zu thun, als an verschiedenen Stellen der Burg Nachgrabungen anzustellen, ob man nicht vielleicht auch so auf den Ort, wo der Schatz liege, kommen könne, allein Alles war vergebens. Auch soll er, sowie mehrere seiner Nachkommen, die Aehnliches im Sinne gehabt, durch einen Traum gewarnt worden sein, von weitern Nachgrabungen abzustehen, der Schatz werde zu seiner Zeit schon von selbst an den Tag kommen.

Da ist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Besitzer von Gnandstein aus dem Einsiedelschen Geschlechte auf den Gedanken gekommen, aus einem großen, im ersten Stocke des Schlosses gelegenen und in den obenerwähnten Thurm gehenden Zimmere zwei kleinere zu machen. Er läßt also die nöthigen Maurer kommen, und uneingedenk jener alten Prophezeiung bleibt er nicht dabei, als dieselben in die dicke Mauer einzubauen beginnen. Dieselben schlagen nach ihrer Gewohnheit mit ihren Spitzhacken über Kopfhöhe ein, auf einmal stürzt unter den Steinen ein eisernes Kistchen herab, der Deckel desselben springt im Herunterfallen von selbst auf, die erwähnten Pfeile, ein vergelbtes Pergament und ein großer Schlüssel von der Form der alten Kirchenschlüssel fallen heraus, und als man dem herbeigerufenen Schloßherrn das Gefundene überliefert,

kann natürlich Niemand angeben, nach welcher Seite hin der Schlüssel ursprünglich in dem Kistchen gelegen hat. Zwar machte man nun abermals Versuche mit Nachgraben, allein man fand nichts. Nun hoffte man aus jenem Pergamente etwas Näheres zu erfahren, allein siehe es war in Schriftzügen geschrieben, die zu keinem bekannten Alphabet zu gehören schienen. Da hört jener Herr von Einsiedel zufällig, daß ein Leipziger Professor, Namens Kopp (sollte dieß nicht eine Namensverwechselung mit dem berühmten Heidelberger Paläographen Fr. U. Kopp sein?), sehr geschickt in Entzifferung alter Urkunden sei, man schickt ihm dieselbe also, ohne daran zu denken, vorher eine getreue Copie nehmen zu lassen, und siehe, wie als ob ein neidisches Schicksal der Familie auch diesen letzten Anhaltpunkt rauben wollte, es kommt bei diesem Mann Feuer aus und das Document verbrennt. So liegt denn jener Schatz, von dem die erste Nachricht wahrscheinlich in jenes Kloster durch den dorthin geflüchteten letzten katholischen Burgcaplan nach eingeführter Reformation gelangt war, noch heute ungehoben, die Pfeile hat der dermalige Besitzer des Schlosses, Hr. Hauptmann von Einsiedel, noch als Knabe gesehen, dann scheinen sie verloren gegangen zu sein, allein das eiserne Kistchen und den großen Erbschlüssel zeigt man noch heute als die freilich bis jetzt nutzlosen Wahrzeichen des Schlosses. Sonderbar genug hat aber in neuester Zeit eine Somnambule zu Brüssel, zu der, weil man von ihrem wunderbaren Hellsehen dort großes Aufhebens machte, ein in jener Stadt lebender Verwandter gegangen war und ihr über das Schloß Gnandstein verschiedene Fragen vorgelegt hatte, im magnetischen Schlafe sowohl die Lage, als die Bauart, das Detail der Auffahrt ins Schloß und überhaupt die ganzen Räumlichkeiten daselbst so genau beschrieben, wie dieß kaum ein dort Geborener und Erzogener zu thun vermöchte, ja zu verstehen gegeben, daß, wenn man in einem alten Schuppen, der sich auf dem Schloßhofe befindet und mit seiner Rückseite an jenen alten Thurm stößt, an einer gewissen, ziemlich genau bezeichneten Stelle nachgraben wolle, man seinen Zweck wohl erreichen werde. Indeß hat der jetzige Herr Besitzer von allen weitern Nachgrabungen bis jetzt abgesehen.

---

307) Warum der Meißner Weihbischoff Dietrich zu Hartha begraben ist.

Engels, Leben des h. Benno c. 20.

Wie der h. Bischof Benno nach Rom zog, ließ er an seiner Statt einen Weihbischoff, Namens Dietrich, in seinem Bisthum. Das war ein from-

mit heiligen Mann, deſſen Lob groß war im Lande Meißen. Eines Tags zog er nach Goldiz, wo er weihen wollte, ward aber unterwegs ſehr krank, alſo daß ſein Ende nahe war. Man brachte ihn alſo in eine nahegelegene Mühle, wo er ſtarb, zuvor befahl er aber ſeinem Caplan, man ſolle nach ſeinem Abſterben des Müllers Viel an die Bahre ſpannen und da begraben, wohin ihn dieſe tragen wollten. So geſchah es auch, die Müllerthiere trugen ihn bis an den Flecken Hartha, wo er begraben ward, und die daſigen Einwohner wiſſen ſich viel von den an ſeinem Grabe geſchehenen Wundern zu erzählen.

---

308) Der Ablaßkäſe zu Wickershayn.

Haſche, Mag. Bd. III. S. 321 ꝛc.

Im Dorfe Wickershayn, das eine kleine halbe Stunde von Geithain gelegen iſt und unter das Amt Rochlitz gehört, wird am Feſte Heimſuchung Mariä ein ſonderbares Feſt gefeiert. Nach 12 Uhr Mittag begiebt ſich der ganze Rath, die Geiſtlichkeit, Schule, Cantorei und der Stadtpfeifer, Organiſten und 16 Muſikanten aus der Stadt Geithain in beſagtes Dorf, wo ſie beim Schulmeiſter abtreten und hier mit Bier und einer Pfeife Tabak bewirthet werden. Dann kommt ein Bauer aus dem Dorfe, einen zinnernen Teller in der Hand, und giebt jeder der genannten Perſonen (die Schüler ausgenommen) einen Groſchen, ſo der Ablaßgroſchen heißt, dem Oberpfarrer aber einen Thaler. Hierauf wird in die Kirche 'gelauten, und Alles zieht in Prozeſſion in dieſelbe, wo geſungen und Gottesdienſt gehalten wird, dann wandert Alles aus dem Gotteshauſe zum Rathspachter in deſſen große Scheunteune, wo zwei Tiſche ohne Tiſchtuch und rund herum Stühle ſtehen. An dieſe ſetzen ſich die Obengenannten nach der Ordnung und was von Fremden etwa anweſend iſt; vor der Scheune und im Hofe bleibt aber das zum Zuſehen zuſammengekommene Volk ſtehen. Wenn alle Stühle beſetzt ſind, bringt der Pachter ſchönes weißes Brod, Butter, Käſe, und beſonders auf einem runden Kuchendeckel einen runden Ziegenkäſe von der Größe eines Schleifſteines, dann aber auch Bier in Krügen, und Jeder kann nach Belieben zulangen. Hierauf nimmt der Stadtrichter von Geithain den großen Ziegenkäſe vor ſich und ſchneidet daron Scheiben ab, die er auf einen hölzernen Teller legt, und dann denſelben zuerſt dem Oberpfarrer überreicht, der ihn wieder ſeinem Nachbar giebt, und ſo macht der Teller die Runde an beiden Tiſchen, bis Jeder ſeine Portion erhalten

hat. Dieser Käse wird jedoch von den Wenigsten gegessen, sondern nebst einem Stücke Weißbrod in Papier gewickelt, mit nach Hause genommen und von da aus weit und breit verschickt, weil ihm dieselbe Kraft zugeschrieben wird, die man im Merseburgischen den sogenannten Grünen Donnerstagsbroden in oder aus dem Kreuzgange ertheilt. Nach Vertheilung des Käses kann übrigens Jedermann nach Hause gehen. Dieser Gottesdienst und die Mahlzeit nachher geschieht aber zum Gedächtniß, daß der bekannte Tetzel hier seine Ablaßkrämerei getrieben und in der dortigen Gegend während der Fastenzeit hat Butter und Käse genießen lassen. Da er sich nun Butter und Käse stückweise bezahlen ließ, so sind die dortigen Einwohner auf den Gedanken gekommen, Käse von solcher Größe zu machen, um dadurch etwas von dem Ablaßpfennige zu sparen.

309) Ursprung der Stadt Mittweyda.

Pezzenstein, Theatr. Sax. III. S. 124. M. Chr. Kregschmar, Nachrichten von der Stadt Mittweyda. Mittw. 1839. 1. S. 118 ꝛc.

Zu der Kirche von Seelitz, in welcher ein wunderthätiges Bild der h. Jungfrau ausgestellt war, geschahen vor alter Zeit aus der Nähe und Ferne viele Wallfahrten. An dem Zschopauflusse in der Gegend, wo sich jetzt die sogenannte Großmühle befindet, stand ein sehr großer Weidenbaum, bei und unter welchem die Wallfahrer Mittagsruhe hielten und die Pferde auf die Weide gehen ließen. Dieser Ort wurde von denen, die aus der Gegend von Oederan und Augustusburg kamen, für die Mitte der Straße nach Seelitz gehalten, und als sich nach und nach hier Leute ansiedelten, nannten sie den neuen Ort Mittweyda.

310) Ladung vor Gottes Gericht zu Mittweyda.

Kregschmar a. a. O. S. 1609 ꝛc.

Den 3. Januar 1636 wurde zu Mittweyda Johann Heydemann, der Rechte Doctor und Practicus in Neuforge bei Mittweyda, und den 31. Mai 1637 Aegidius Hanickel, Wildmeister und Oberförster, Bürger in der Stadt, begraben. Beide hatten sich in der Neuforgischen Capelle beim Gottesdienste darüber um den Vorrang gestritten, wer oben an stehen solle. Nun hat der Oberförster dem Doctor, als er nach dem Gottesdienste durch das Weberthor wieder nach Hause gehen wollen,

durch einen dazu bestellten Mann eine tüchtige Ohrfeige geben lassen. Der hat nun den Oberförster verklagt, aber nichts gegen ihn ausrichten können, ist aber nachmals erkrankt und hat jenen zur Versöhnung an's Krankenbett rufen lassen; da dieser jedoch nicht gekommen ist, so hat ihn der Doctor mit furchtbaren und schrecklichen Worten vor das Gericht Gottes geladen, worauf er gestorben ist. Von Stund an aber ist der Oberförster krank geworden und geblieben und endlich am Pfingstmontag den 29. Mai 1637 gestorben.

311) Gott straft einen bösen Wunsch.

Herrmann, Mittweidaer Denkwürdigkeiten. S. 397. Poetisch bch. v. Segnitz Bd. I. S. 140 sq.

Nicolaus John ward im Jahre 1524 zu Mittweyda vom Donnerwetter samt zwei seiner Töchter erschlagen, weil, als er einer seiner Töchter die Hochzeit ausrichten sollte, er aus Unwillen gesagt hatte: ich wollte, daß der Donner in die Hochzeit schlüge! So ist es geschehen, der Bräutigam aber, der neben der Jungfrau gesessen, ist nicht beschädigt worden.

312) Harras der kühne Springer.

Ad. Chr. Kretschmar, Nachr. v. Mittweyda. Bd. I. S. 128 sq. Poetisch bch. v. Th. Körner, Poet. Nachlaß. Lpzg. 1815. Bd. II. S. 71 sq. Nach andern Sagen v. Ziehnert Bd. I. S. 193 sq.

Zwischen Frankenberg und Lichtewalde an der Zschopau befindet sich ein hoher Fels, der Hausstein genannt. Am 28. Mai des Jahres 1499 ist der Ritter von Harras, Besitzer von Lichtewalde — seine Familie besaß dasselbe bis 1561 — in einer Fehde von seinen Feinden in der Nähe desselben überfallen und so verfolgt worden, daß ihm kein anderer Weg zur Rettung übrig blieb, als mit seinem Rosse von der Spitze des hohen Felsens, der darum den Namen Hausstein trägt, in den unten vorbeiströmenden Zschopaufluß zu springen. Dieser kühne Sprung von einer Höhe von mehr als 100 Ellen ist ihm auch geglückt, und da er eine Tiefe von 10 Ellen Wasser im Flusse getroffen, hat derselbe weder ihm, noch dem Rosse Schaden gebracht, sondern beide haben das gegenüberliegende Ufer glücklich erreicht und später im Schlosse zu Lichtewalde Schutz gefunden. Der Ritter aber hat nach der Capelle zu Eberedorf und dem dort befindlichen Gnadenbilde eine Wallfahrt gemacht und zum Andenken daselbst

ein großes silbernes Hufeisen hinterlassen, welches in der Kapelle aufgehangen, aber um 1529 gegen ein eisernes vertauscht worden ist. Im Mai des Jahres 1801 ist am Rande der Zschopau dem Hausstein gegenüber bei einer sehr alten Eiche ein Denkstein mit der Inschrift auf den beiden Hauptseiten: dem tapfern Springer, Ritter von Harras, errichtet worden, auf dessen Nebenseiten eine Sporn und ein Hufeisen abgebildet wurden.

313) Der Teufelsstein bei Mittweyda.

Poetisch bei. v. Segnitz Bd. I. S. 336 sq.

In der Nähe der Rochlitzer Vorstadt von Mittweyda befindet sich der sogenannte Kalk- oder Galgenberg, der mit einer großen Menge von Granitblöcken, von denen manche wohl an die 100 Centner schwer sein mögen, bedeckt ist. Auf einem derselben erblickt man die Spuren einer Riesenhand, und soll diese der Abdruck einer der Klauen des Teufels sein. Der hat nämlich einmal auf dem genannten Berge gesessen und die Wallfahrt der Pilger nach Seelitz mit angesehen; da ist er gerührt worden und hat sich beschlossen zu bessern und Buße zu thun und dem Herrn eine Kirche zu bauen. Als er jedoch die höllischen Heerscharen davon in Kenntniß gesetzt, haben diese erst nichts von Reue und Besserung wissen wollen, dann haben sie aber versprochen, ihm gehorsam zu sein, wenn er vom Aufgang bis Untergang der Sonne seine Kirche fertig haben werde. Der Teufel hat sich auch sofort an die Arbeit gemacht und auf dem Berge einen prachtvollen Dom aufgeführt, allein während er mit Stolz seinen Prachtbau betrachtete, hat er vergessen, daß er ihnen versprochen, die Kuppel mit einem hohen goldenen Kreuz zu zieren. Dabei ist die Sonne hinter die Berge gesunken und die höllischen Bewohner haben ihn an sein Wort erinnert, worauf er voll Wuth dergestalt auf die Erde stampfte, daß die Kirche zusammenstürzte, und hat er sodann selbst die großen Steinblöcke über einander geworfen.

314) Der h. Antonius zu Leuben.

J. Chr. Eichel. Nachr. v. Pelter-Geistern. Quedl. 1761. Bd. I. S. 16 sq.

Im Jahre 1727 ist Johann Christoph Eichel in Condition nach Leuben bei Oschatz in Sachsen auf den damaligen Thielauschen Hof gekommen, wo ihm eine Stube angewiesen ward, der gegenüber eine alte

Kapelle zu sehen war, worin vor der Reformation Gottesdienst gehalten worden war. Auf sein Befragen nach der Geschichte derselben wurde ihm jedoch gesagt, daß dieselbe vor einigen Jahren säculariſirt, das alte Gemäuer reparirt, auch über daſſelbe ein holländiſches Dach gemacht, die Kapelle aber, weil ihre Mauer sehr dick war, zu einem Milchgewölbe und der Obertheil des Daches zu einem Fruchtboden benutzt worden sei. Als nun diese Veränderung vorgenommen ward, da hat man des Nachts eine solche Unruhe, Gepolter und Gehämmer gehört, als wenn Maurer und Zimmerleute allda arbeiteten. Daſſelbe Getöse hat sich nachher noch oft wiederholt und der Hauslehrer Sickel versichert, daß er öfters um Mitternacht in seiner Stube ein heftiges Gepolter aus jener Kapelle vernommen habe, gerade wie wenn Personen darin mit Bretern handtirten oder mit Steinen würfen.

In dieser Kapelle hat früher auch eine hölzerne Bildsäule des h. Antonius gestanden, den man bei der Säculariſation herausgenommen und in ein daneben stehendes Gebäude, das Backhaus genannt, gesetzt hat. Als nun einmal, während die Herrschaft nicht zu Hause war, das Hofgesinde sich eine Lust machen wollte, haben sie des Abends das Bild in die Schenke getragen, ihm eine Tabakspfeife in das Maul gesteckt und sind mit vielem Vergnügen um daſſelbe herumgetanzt, haben ihm auch bisweilen Nasentüder verabreicht. Bei dieser lustigen Gesellschaft hat sich nun der Schäfer bis in die späte Nacht am aufgeräumtesten bewiesen, nachher aber den heiligen Antonius wieder an seinen Ort in das Backhaus gebracht. Als nun der Anstifter dieser Kurzweil wieder auf den Hof gegangen war und sich in seine neben dem Backhause und der Kapelle stehende Horde niedergelegt hatte und eingeschlafen war, ist er von einem Gespenste plötzlich mit derben Ohrfeigen dermaßen reichlich bedacht worden, daß er durch solche Complimentirung außer sich gerieth und fast des Todes war, auch einen so dicken Kopf und Gesicht bekam, daß er am andern Morgen kaum noch einer menschlichen Gestalt ähnlich sah, hat auch, was ihm begegnet war, alsobald auf dem Hofe erzählt und sich niemals wieder an diesem Bilde vergriffen. Man hat nachher dieses Bild in dem Backhausgarten vergraben, damit weiter kein Unfug mit demselben getrieben werde, besagtem Sickel auch noch den Ort bezeichnet, wo daſſelbe eingescharrt war.

315) Ein Doppelgänger zu Leuben.

Sichl, a. a. O. S. 71. sq.

In dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts ging eines Morgens um 6 Uhr der Pächter des Rittergutes Leuben nach seiner Gewohnheit aus dem Herrenhofe, der rings herum mit einem starken Wassergraben versehen war, durch die daselbst befindliche anmuthige Baumallee über die nach der linken Seite hin gelegene Wiese bis zu einem schmalen Stege, welcher sich über dem nach dem Dorfe führenden Wassergraben befand und ohngefähr einen Büchsenschuß vom Rittergut entfernt war, spazieren. Da erblickt er nicht gar weit davon ein ihm nach dem Stege zu entgegenkommendes Frauenzimmer von seiner Gestalt, etwas hagerer, langer Statur und dabei in einer ihm wohlbekannten Kleidung. Er eilt ihr also entgegen, weil er nach allen Umständen es für gewiß hielt, daß diese seine in der Stadt Mühlberg an einen dasigen Gelehrten verheirathete Tochter sei. Er schlug demnach vor Freuden in die Hände, und rief ihr zu: wo kömmst Du her, liebe Tochter? Sie lächelte ihn gleichfalls mit freudiger Miene an, gab aber keine Antwort von sich. Indem er nun über den schmalen Steg geht, ihr die Hand zu reichen, und sie über denselben zu führen gedachte, weil es eben geregnet hatte und auf dem Wege noch glatt war, verschwand sie, ehe er noch über den Steg gelangte, vor seinen Augen, worüber er auf einmal traurig ward, nach Hause eilte und den Seinigen mit bekümmerter Miene das Vorgefallene erzählte. Weil er nun glaubte, daß seine Tochter wahrscheinlich krank darniederliege, ruhte er nicht eher, als bis er am folgenden Tage nach Mühlberg reiste und sich selbst von ihrem Befinden überzeugen konnte. Als er aber bei ihr anlangte, fand er sie gesund und wohl, sie sagte indeß, als er ihr erzählte, was ihm auf dem genannten Wege begegnet sei, sie habe gestern Morgen gerade recht fleißig an ihn gedacht und sich nach Hause gesehnt. Darauf hat er sie von da abgeholt und mit nach Hause genommen. Die wunderbare Vision aber hat obgedachter Hausherr Sichel aus seinem eigenen Munde gehört.

316) Der gespenstige Priester zu Leuben.

Anzeiger für Döbeln 1841, Nr. 30. Vergl. beh. v. Segnitz. Bd. II. S. 114. sq.

Beim Beginn der Reformation ist im Dorfe Leuben ein katholischer Priester gewesen, der [illegible] seinen Tod und selbst, als fast seine

ganze Gemeinde zur neuen Lehre übergetreten war, Luther und seine Anhänger, so oft er die Kanzel betrat, auf's Greulichste geschmäht hat. Endlich starb er und ward in der Kirche beigesetzt. Allein er hat in derselben, die vom alten Glauben abgefallen, keine Ruhe; Nachts um die 12. Stunde steigt er aus seinem Grabe heraus, legt das Meßgewand an, macht in der Kirche die Runde, öffnet die Kirchthüre und sieht heraus, ob Niemand zur Kirche komme, hierauf geht er durch die Gräber den Kirchweg bis zum ersten Hause des Dorfes hinab, dann kehrt er traurig auf demselben Wege zurück und legt sich mit dem Schlage 1 Uhr wieder in sein Grab zur Ruhe.

---

317) Der grobe Tisch zu Fichtenberg und die wunderbare Bettstelle zu Meißen.

Hormayr, Taschenb. f. d. vaterl. Gesch. Lpzg. 1838. 12. S. 257.

Als der gelehrte Augsburger, Philipp Hainhofer, zu Anfange des 17. Jahrhunderts nach Meißen kam und ihm das dortige Schloß gezeigt ward, da führte man ihn im obersten Stock in eine Kammer, wo eine große schwere geschnitzte Bettstelle stand, in der Herzog Friedrich (gewöhnlich sagt man Kurfürst Johann Friedrich in der Nacht vor der Mühlberger Schlacht) gelegen haben soll, und sagte ihm, diese bleibe nie an einem Orte stehen, sondern verrücke sich immer von selbst. Am Gesims stand auch des Herzogs Friedrich Name von seiner eigenen Hand geschrieben.

Bei dieser Bettstelle erzählte man ihm, daß zu Fichtenberg, welches eine Meile von Oschatz gelegen sei (?) und denen von Taubadel gehöre, schon über 400 Jahre ein Tisch aus unbekanntem Holze stehe, und wenn man in diesen haue oder schneide, so verwachse die Stelle sogleich wieder, wer aber hineinhaue, der müsse noch dasselbe Jahr sterben. Da hat sich einmal ein kecker Wagehals über Nacht darauf binden und in das Zimmer sperren lassen, ist aber in derselben also gemartert und gepeinigt worden, daß er am Morgen keinem Menschen mehr gleich gesehen, auch hat er auf der Erde und der Tisch auf ihm gelegen. Es soll aber auf diesem Tische einst der heilige Bartholomäus geschunden worden sein.

---

318) Das Rad in der Kirche zu Schweta.

J. Fiedler, Mägliſche Ehren- und Gedächtniß-Seule. Lpzg. 1709. 4. S. 81. sq. Sickel, a. a. O. I. S. 21. sq.

Im Jahre 1584 iſt zu Schweta bei Mügeln der Ritter und Kriegs-Oberſte Friedrichs des Gebiſſenen, Herr Melchior von Saalhauſen geſtorben, ein Mann aus altem adligen Geſchlechte, der von Kindheit an ein herzhafter Soldat und Kriegsmann geweſen und Hahn genannt worden, dieweil er überall Hahn im Korbe geweſen. Als er aber in ſeinem Alter ſich zur Ruhe ſetzte und auf dem Hauſe Schweta wohnte, hat es ihm noch von der Kriegszeit, wo er viel Menſchenblut vergoſſen, angehangen, daß, wenn er ſich erzürnt, er in ſeiner Hitze denjenigen, der ihn zum Zorn bewegt, ſeiner Wuth aufopferte, alſo, daß er bei der hohen Landesobrigkeit, obgleich dieſe ihm ſeiner ritterlichen Kriegsthaten wegen wohl gewollt, oft in große Ungnade gerathen und etliche Male hat feldflüchtig werden müſſen. So hat er einmal zwei Böttcher im Keller zu Schweta gehabt, die etwas an Wein- und Bierfäſſern haben arbeiten ſollen. Als er nun zu ihnen in den Keller ging, ihrer Arbeit zuzuſehen, und ſie es ihm nicht zu Sinne gemacht, hat er ſie getadelt und unterrichtet, wie er's haben wolle. Die Böttcher haben aber vermeint, ſie verſtänden es beſſer; es mögen auch einige Worte gefallen ſein, worüber er erzürnt ward, kurz, er hat ſie wie Hunde niedergeſchlagen und im Keller erwürgt. Weil er nun ſchon allzuviel Werg am Rocken gehabt, hat er ſich in Eile aufgemacht und ſich dahin geflüchtet, wo er ſicher zu ſein gemeint. Es iſt ihm aber fleißig nachgetrachtet worden, alſo, daß er große Mühe gehabt, ſeinen Verfolgern zu entgehen, doch iſt er ihnen immer als ein rechter Hahn aus den Fäuſten entflogen. Einſtmals hätte er aber doch verſpielt gehabt, wäre nicht einer ſeiner Unterthanen geweſen. Als ihm nämlich derſelbe Miſt auf's Feld fährt und der Saalhauſen hinter dem Wagen hergeht, wird er gewahr, daß das Landgericht zu Roß und Fuß einherzieht, ihn zu ſuchen und abzuholen. Als er nun hierüber erſchrickt und zur Flucht nicht mehr Zeit hat, bittet er den Bauer um einen guten Rath. Der heißt ihn aber heitern Muths ſein, ſeine Feinde hätten ihn hinter dem Wagen noch nicht geſehen, er ſolle ſich nur niederlegen, und weil ſie gleich auf den Acker wären, da der Miſt hingehöre, wolle er ein wenig Miſt auf ihn werfen, ſie würden ihn darunter nicht ſuchen, er wolle unterdeſſen wieder auf den Hof fahren, als ob er ſeiner Arbeit wartete, und fleißig Acht geben; ſobald ſie hinweg ſein würden, wolle er es ihm anzeigen und ihm wieder heraushelfen.

Dem guten Manne war aber sein Leben lieb, er hatte auch nicht Zeit, sich viel zu besinnen, legte sich also nieder und ließ sich zudecken, also daß er auch sicher verblieb. Nun hatten sie aber Kundschaft, daß der von Saalhausen um diese Stunde gewiß zu Hause sein sollte, sie suchten ihn also desto fleißiger und länger an allen Orten, wo sie nur erriethen, daß es möglich wäre, daß sich da ein Mensch aufhalten könne. Dabei geschah es natürlich, daß er länger unter dem Miste im Gestanke aushalten mußte, worüber er denn endlich unwillig ward, aus Argwohn, die Leute seien längst hinweg und der Bauer lasse ihn absichtlich so lange im Kothe stecken und spotte seiner. Nachdem nun endlich die Gerichte fort sind, kommt der Bauer fröhlich zurück, meldet dieß seinem Herrn und hofft großes Lob und Dank verdient zu haben. Statt dessen schilt ihn aber der Junker, und als er sich entschuldigt, greift Saalhausen nach dem Degen und sticht ihn todt. Als er nun nach Hause gekommen, da hat er vernommen, wie gefährlich die Sache für ihn gestanden und wie schlecht er den gelohnt, der ihm das Leben gerettet, und wie geschwind er zuvor zum Zorne gewesen, so sehr hat er hernach bereut. Weil nun seine Gefahr wegen so vieler Morde immer größer geworden, hat er sich außer Landes begeben und endlich durch großer Herrn und Potentaten Fürwort Gnade und Sicherheit erlangt. Darauf hat er aber ganz einsam gelebt und sich keiner Sache oder des Hauswesens mehr angenommen, sondern nur gebetet und sein voriges Leben herzlich bereut. dann aber sich um Kirche und Schulen sowie die Armen sich wohl verdient zu machen gesucht, auf daß auch Andere für seine arme Seele zu Gott beten möchten. Vor seinem Ende hat er befohlen, wenn er verstorben, solle man ihn zwar zu Schweta begraben, aber nicht in die Kirche, weil er sich der heiligen Stätte für unwürdig erachte, sondern in der Vorhalle oder Eingang und zwar mitten in dem Wege, damit man über ihn hingehen müsse, denn weil er im Leben so Manchem Gewalt angethan und auf ihn getreten, so solle ihn auch Jedermann wieder mit Füßen treten. Ferner hat er befohlen, ein Rad zu machen und solches über seiner Grabstätte in der Höhe aufzurichten, um damit anzuzeigen, daß er sich nicht werth achte, daß er unter der Erde liege, sondern mit so vielen Mordthaten wohl verdient habe, daß er auf das Rad gelegt werde. Weil er aber auch die Kirche zu Mügeln in seinem letzten Willen wohl bedachte, ist ihm in derselben ein großes steinernes Bild mit seinem Schild, Helm und Namen gerade der Kanzel gegenüber an der Wand gesetzt worden. Jenes Rad ist aber seit seinem Tode mehrmals erneuert worden und an der Stelle bis auf die jetzige Zeit zu sehen gewesen.

Weil nun aber der alte Ritter als Katholik auf die guten Werke baute, hatte er vor seinem Tode noch befohlen, es solle alle Sonntage ein altes Bußlied von 5 Versen: Nimm von uns Herre Gott, alle unsere Sünd und Missethat ꝛc. in der Kirche zu Schweta bei Anfang des Gottesdienstes gesungen werden, welches auch in dem alten Dresdner Gesangbuch (S. 350) abgedruckt ist. Nun ist Ende des 17. Jahrhunderts ein Pastor nach Schweta gekommen, der von dieser Stiftung nichts wußte, also nach seinem Gefallen Lieder singen ließ. Da hat es sich zugetragen, daß sich in der Kirche des Nachts ein so greuliches Gepolter hören ließ, daß jener darüber sehr erschrak. Weil es sich aber mehrere Nächte wiederholte, so hat er Gelegenheit genommen mit den Bauern, die neben der kleinen Capelle wohnten, und dem Schulmeister von diesem Gepolter zu sprechen. Diese haben ihm denn vorgestellt, daß, wenn das eingeführte Lied des Sonntags als ein altes Gestift nicht abgesungen werde, sich jedesmal in der Kirche etwas hören lasse, wie dieß laut dessen, was sie von ihren Vorfahren vernommen, schon mehrmals geschehen sei. Darauf hat jener das alte Lied beibehalten und den folgenden Sonntag wieder absingen lassen, worauf man nichts mehr gehört hat. Der schon erwähnte Sickel, dem der alte Pfarrer diese wunderliche Geschichte selbst erzählte, bemerkt noch, daß in der Kirche bei Absingung des Glaubens eine allerdings unschädliche Ceremonie aus dem Papstthum beibehalten werde. Wie nämlich beim Absingen des Glaubens die Worte gesungen werden: Von Maria der Jungfrauen ist ein wahrer Mensch geboren, erheben sich alle Weibspersonen groß und klein und singen stehend diese Worte, bis dieselben durch den Gesang beendigt werden.

317) Der gespenstige Reiter zu Kieselbach.

Kamprad, Chronik von Leisnigk und Colditz. Leisnig 1753. 4. S. 434.

Den 28. November des Jahres 1639 hat ein Trupp schwedischer Reiter das Dorf Kieselbach bei Leisnig bis auf drei Häuser, nachdem sie es geplündert, abgebrannt. Als sie fort waren, haben die Bauern jedoch einen von ihnen, der zurückgeblieben war, aber sich fest gemacht hatte, mit Aexten todt geschlagen und dann ein wenig in die Erde verscharrt. Als derselbe des Nachts wieder herauskroch, haben sie ihn nochmals todt geschlagen, wer aber dann des Nachts vorübergegangen, der hat ihn auf einem Stocke [illegible]

318) Die beiden wunderbaren Schlangen bei Leisnig.

Kamprad S. 490 sq.

Am 30. August d. J. 1711 geht Andreas Kurth, Untermüller zu Mainz, nach Leisnig zur Frühpredigt, da begegnet ihm auf dem Wege an Joh. Fischers Berge eine blaue Schlange, die eine andere rothe bis auf eine Hand lang verschlungen hatte. Als er nun die blaue Schlange mit einem Haselstecken auf den Kopf schlägt, speit sie mit drei Absätzen die rothe Schlange wieder aus. Alsdann schlägt er die rothe Schlange auch, denn keine Schlange kann fortlaufen, so man sie mit einem Haselstecken schlägt. Endlich sticht er beide durch den Kopf und steckt solche auf einen Zaun, die blaue war Sonntag zu Mittag todt, die rothe aber erst Montags.

319) Der Todtenborn zu Leisnig.

J. Kamprad, Leisnigker Chronika. S. 29. Poet. beh. d. Segnitz. Bd. II. S. 129.

In der Vorstadt Neuforge zu Leisnig befindet sich ein schöner Quell, der heißt der Todtenborn und zwar aus folgendem Grunde. Vor langen Jahren hat sich in seiner Nähe eine vornehme Prinzessin aufgehalten, welche eine Liebschaft mit einem Prinzen gehabt hat. Die hat sich bisweilen an diesen Brunnen begeben, wo damals noch viel Gehölz und Wald war. So haben sich Beide einmal eine gewisse Zeit bestimmt hier zusammenzutreffen, die Prinzessin hält ihre Zeit auch, es kommt aber kein Prinz. Da nun die Stunde verstrichen ist, meint sie, längeres Warten sei vergeblich, sollte sich ihr Geliebter aber ja noch einstellen, so läßt sie ihren am Brunnen ausgebreiteten Mantel zum Wahrzeichen, daß sie dagewesen, zurück. Nun geschieht es aber, daß sich der Prinz doch noch einfindet, er findet den Mantel und auf diesem einen jungen Löwen liegen. Der Prinz erkennt den Mantel und glaubt, der alte Löwe habe die Prinzessin getödtet, ersticht sich deshalb mit seinem Dolche. Als man nun hier den Ermordeten findet, begiebt sich die Prinzessin ebenfalls dahin, nimmt den Dolch, der noch in seiner Brust steckt, und giebt sich damit den Tod, und davon heißt der Brunnen noch jetzt der Todtenborn.

320) Der Theuerborn zu Leisnig.

Kamprad S. 30. 304.

In der Nähe der Stadt Leisnig bei den Stadtgärten nach Gorschmitz zu befindet sich in einem breiten, einer Backstube ähnlichen Gewölbe der sogenannte Theuerborn, von dem man früher glaubte, er quelle nur, wenn theuere Zeit sei. Nachdem er nun lange Zeit versiecht schien, gab er im Jahre 1738 plötzlich wieder viel Wasser, welches Viele sehend und hörend machte, auch sonst von Gebrechen, als Schwulst, Flüssen und Gliederreißen, befreit haben soll.

321) Der Hahnberg und der Hahnborn zu Leisnig.

Kamprad S. 38 sq.

Dem Schloßberge zu Leisnig liegt der Hahnberg gegenüber. Dieser hieß vor Zeiten der Maienberg und der an ihm befindliche Brunnen, der jetzt der Hahnborn heißt, früher der Maienbrunnen. Dieß ist so zugegangen. Es ist einmal in der Stadt Leisnig ein großes Sterben gewesen, also daß nicht mehr als vier Paar Eheleute zusammengeblieben. Nun ist kurz nachher ein Hauptmann vom Lande in die Stadt gezogen, und zwar in ein Haus am Baderthore. Dieser hatte eine einzige Tochter, welche täglich von der Stadtmauer auf der Neusorge aus einen wohlgebildeten und geschickt gebauten Jüngling gehen sah, in den sie sich so verliebte, daß sie ihn zu heirathen Verlangen trug. Nun ruft sie ihm einmal von der Stadtmauer herab zu und fragt, ob er nicht eine Leiter bekommen könne, daß sie auf dieser herabsteigen und mit ihm reden könne. Dieser Jüngling, mit Namen Martin Hahn, der nur Tagearbeit verrichtete, bewerkstelligte das auch, und so eröffnete sie ihm ihre Gesinnung und sagte, wenn er sich verheirathen wolle, so wolle sie ihn zu ihrem Manne nehmen. Ob er nun wohl einwendete, ihr Herr Vater werde solches nicht geschehen lassen, so überredet sie ihn doch, daß er zum Oberpfarrer geht und sich aufbieten läßt. Er thut es auch, allein der Oberpfarrer meinte gerade wie der Jüngling, es werde ihr Vater dieß nicht bewilligen, erbietet sich aber, selbst zu demselben zu gehen und es ihm beizubringen, und so er es geschehen lasse, brauche es bei dieser Zeit keines Aufbietens, sondern er wolle sie gleich ohne Aufgebot trauen. Der Hauptmann aber giebt dem Oberpfarrer zur Antwort, ehe er das geschehen lasse, wolle er seine Tochter erschießen. Wie das die Tochter

erfährt, giebt ſie dem Jüngling einen Speciesthaler, daß er in einen Weinkeller gehen, und ein Paar Kannen Wein, auch etwas Semmel kaufen ſolle, ſie aber wolle ihn am Maienborn erwarten. Da das geſchehen, trauen ſie ſich ſelbſt in Gottes Namen an dieſem Brunnen, verloben und binden ſich, keins von dem andern zu laſſen. Nach ſolcher Verrichtung geht der Jüngling wieder zum Oberpfarrer und erzählt, was geſchehen ſei, derſelbe verſpricht ihm, er wolle deshalb Bericht an das Oberconſiſtorium erſtatten, und ſollten ſie die Antwort bald hören. Darauf bekommt der Hauptmann den allergnädigſten Befehl, bei Leib- und Lebensſtrafe ſich nicht an ſeiner Tochter zu vergreifen, es ſei vor Gott ein Menſch ſo gut als der andere, er ſolle ſolches für Gottes Schickung halten, da ohnedem bei dieſer Zeit das Heirathen ganz vergeſſen und wenige Eheleute vorhanden wären. Zugleich bekömmt der Oberpfarrer auch ein allergnädigſtes Reſcript, dieſes verlobte Paar in die Kirche vor dem Altar ſtellen zu laſſen und über ſie den Segen zu ſprechen. Welches denn nachmals eine geſegnete Ehe worden, der Hauptmann ihnen auch allen Vorſchub gethan und zufrieden geweſen. Von dieſer Geſchichte hat jener Brunnen den Namen der Hahnborn und der Berg den des Hahnberges erhalten.

322) Die ſieben Köpfe zu Leisnig.

Kamprad a. a. O. S. 41.

Eins der Wahrzeichen der Stadt ſind ſieben ſteinerne Köpfe, welche über dem Niederthore zu ſehen ſind. Man erzählt, daß derjenige Kopf unter denſelben, der nach den Lichtenberge zu ſtehe, ein Frauenzimmer von hohem Stande bedeute, welches ſich für eine Jungfrau ausgegeben habe, während ſie doch 6 lebendige Männer gehabt. Als Solches offenbar ward, hat ſie zur Strafe dieſes Thor und die Stadtmauer erbauen laſſen müſſen.

323) Das Kirchthor zu St. Matthiä in Leisnig.

Kamprad S. 41.

Ein zweites Wahrzeichen iſt früher das groſe Kirchthor zu St. Matthias geweſen. Wenn daſelbſt Jemand etwas in den einen Schwibbogenpfeiler heimlich hineinredete, hörte es der Andere, der auf der andern Seite ſtand, ganz deutlich, der aber in der Mitte war, vernahm keine Sylbe.

324) Die sechs Teufelskünstler in Leisnig.

Kamprad S. 41 ꝛc.

Als drittes Wahrzeichen zeigte man an einem Scheunthore vor dem Oberthore zu Leisnig sechs Männer in Stein gehauen, welche mit ihren Leibern und Gesichtern in einem Kreise also auf der bloßen Erde liegen, daß sie sich mit den Füßen alle einander berühren, während in der Mitte ein Raum mit Charakteren bezeichnet ist. Dazu hat folgende Begebenheit Anlaß gegeben. Ein Bürger aus Leisnig, Namens Johann Richter, ein Kupferschmied, geräth, als er im 17. Jahrhundert auf der Wanderschaft ist, zu Prag in Böhmen unter eine böse Gesellschaft, welche, um Teufelskünste zu lernen, sich auf einen Kreuzweg begeben und sich nach oben beschriebener Figur mit ihren Leibern und Gesichtern auf die Erde legen und das Verlangte erwarten. Dieser Johann Richter willigt aber nicht ein, sondern geht davon. Nach der Zeit erfährt er, daß diese Gesellen allerlei Künste an den Tag geben, und was Andern nicht möglich gewesen, ist bei ihnen möglich geworden; er hat aber weiter auch in Erfahrung gebracht, daß einer nach dem andern schändlich ums Leben gekommen und nach anderthalb Jahren keiner von ihnen allen mehr am Leben war. Darum hat er Gott vielmals gedankt, daß er ihn von dieser Gesellschaft geholfen, und diese böse Geschichte zum Gedächtniß in Stein hauen lassen.

325) Die bösen Söhne zu Leisnig.

Kamprad S. 42. Poetisch bed. v. Segnitz Bd. I. S. 290.

Als viertes Wahrzeichen der Stadt Leisnig betrachtet man den Stein an der Stadtkirche, auf welchem ein Mann ausgehauen steht, der beide Arme in seine Seiten stemmt. Auf seinen beiden Seiten ist je ein Knabe abgebildet zu sehen, zur Erinnerung an seine zwei ungerathenen Söhne, welche ihren Vater stets sollen angespieen haben, und die Gott also gestraft hat, daß ihnen eine Kröte aus dem Munde gewachsen ist.

326) Der feurige Hund in der Schule zu Leisnig.

Kamprad S. 241.

Zu der Zeit, als Paul Matthias Schwarz [illegible] der Stadtschule zu Leisnig war (1651—91), ist einmal ein Sch[illegible]ade, des Kirchvaters

Chr. Nicker's Sohn, zu Mittag um 12 Uhr in die große Schulstube gekommen, da hat er einen großen schwarzen Hund mit feurigen Augen angetroffen, der die Bänke umwirft. Heftig erschrocken läuft er hierauf zum Herrn Rector und zeigt es ihm mit Zittern und Beben an. Dieser geht auch gleich mit herunter und trifft den Hund vor der Säule, daran die Sanduhr hängt, an, derselbe verschwindet aber, sobald der Herr Rector zu reden anfängt. Darauf hat der Herr Superintendent Dr. Jacobi, der noch denselben Nachmittag in die Schule gekommen ist, der Sache wegen eine ernstliche Vermahnung an die ganze Schuljugend gehalten und solche Vermahnung noch den Sonntag darauf in der Amtspredigt wiederholt. Allein unter den Schülern ist doch des feurigen Hunds wegen eine solche Furcht entstanden, daß keiner allein mehr in die Schule gehen wollte, sondern sie warteten alle haußen vor der Thüre, bis der Herr Cantor kam und Singestunde hielt.

327) Die seltsamen Bienen zu Leisnig.

Kamprad S. 433.

Im Jahre 1578 hat ein Bürgermeister zu Leisnig von dem Pfarrer zu Langenleuba einen Bienenschwarm um 12 gr. gekauft und in seinen Garten tragen und einfassen lassen, welche aber etliche Male aus unterschiedlichen Stocken gezogen und sich doch allezeit wieder angelegt haben. Daraus hat dann der Bienenmann gemerkt, daß eine Person, welche die Bienen nicht leiden können, im Garten vorhanden sein müsse, und als er sich darnach umsieht, so wird er des Ger. Fr. (der Name ist nicht näher bezeichnet) gewahr, solchem befiehlt er, wegzugehen. Sobald der entfernt ist, faßt er die Bienen, darauf sie willig geblieben sind und sich drei Jahr wohl genährt und gemehrt haben.

328) Der Teufel holt einen Leisniger Gerber.

Kamprad S. 433.

Am 22. Januar des Jahres 1579 Abends 10 Uhr geht Adam Steinhöfer, ein Weißgerber, mit seinem Weibe aus der Schenke zu Fischendorf nach Hause, wird aber durch einen Sturmwind von der Brücke hinweggeführt, und behält die Frau nur seinen Mantel in den Händen. Er soll sich vorher beim Biere mit einem Schuster aufgelegt und geschworen haben, er wolle sich an ihm noch den Abend rächen oder der Teufel solle ihn holen.

329) Der Melinenborn zu Leisnig.

Kamprad S. 440.

Den 9. Novbr. des Jahres 1615 wurde zu Leisnig eine Mutter mit zwei Töchtern wegen getriebener Zauberei lebendig verbrannt. Ehe solche zur Haft gebracht ward, fürchtete sich Jedermann vor ihr, und weil es geheißen, sie beherzten die Leute, so ihnen nicht eine Gutthat erzeigten, so ward ihnen von allen Hochzeiten, Kindtaufen und sonst Speise geschickt. Sie haben auf der Neusorge gewohnt, und war die Brennsäule noch im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts zu sehen. Bei der Execution sollen schwarze Raben um und aus dem Feuer geflogen sein. Ihr Name ist Meline gewesen und wird noch ein Born am Minkwitzer Nesswege auf einer Wiese von ihr bis diese Stunde Melinenborn genannt, weil sie bei demselben mit dem bösen Geiste zu thun gehabt haben soll.

330) Der gespenstige Leichenzug zu Leisnig.

Kamprad S. 473 sq.

Am 26. Juni des Jahres 1685 Abends zwischen 9—10 Uhr hat man zu Leisnig hinter der Baderei vom ersten Rundel an der Stadtmauer eine Mannsperson mit einer weißen Leinwand bekleidet gesehen, dem auf einem Raum von drei Häusern 6 Männer mit einer Todtenbahre samt schwarzem Sarg folgten und beim Rundel etwas niedersetzten. Sodann geht der weißgekleidete Mann bis an das dritte Rundel hinter dem Kornhause und steht wieder still, dann tragen die 6 Männer den Sarg auch bis dahin und setzen sich wieder nieder, da dann zwei dieser Männer ein bei dem weißgekleideten Manne liegendes weißes Tuch aufheben, solches schwingen und auf den Sarg breiten. Anfangs hat dieß nur eine Person gesehen, dann aber noch vier, Andere haben vor großem Schreck nicht mehr hinsehen wollen, ihrer zwei gehen aber auf die Höhe gegenüber, auf die sogenannte kleine Viehweide, um Solches besser zu beschauen und sehen sodann, daß hinter den 6 Männern noch viele Personen mit langen Haaren am Haupte, sonst aber in Gestalt der Todtengerippe, wie solche die Maler entwerfen und nach Art einer Leichenprocession gingen; darnach haben sich die zur linken Hand niedergesetzt und nach der Stadtmauer zu gesehen, die zur rechten aber ihre Gesichter nach der Vorstadt Neusorge zu gewendet. Dieß Alles ist so schauerlich anzusehen gewesen, daß einer und der andere, wenn sie daran

gedacht, vor Furcht geschüttelt und fast krank worden sind. Endlich haben sich zwei Brüder auf die Höhe an den Stadtgraben wagen wollen, wo das Gesicht stand und es näher sehen wollen. Von diesen ist einer gefährlich gefallen, hat aber doch auf seinen Vorsatz bestanden und ist fortgeeilt. Da haben die andern aus den Häusern sehenden Leute gemerkt, wie der weißgekleidete Mann nach dem Oberthore zu mit den andern Trägern, Leichenbegleitern und dem Sarge gegangen und, nachdem sie noch etwa ¾ Stunden zu sehen gewesen, verschwunden ist, und haben die auf die Höhe Gestiegenen nichts mehr gesehen. Es haben aber die gedachten Personen den 29. Juni Alles vor dem Rathe und Superintendenten J. Nicol. Jacobi ausgesagt und mit einem Eide bestärkt und Letzterer hat am Tage Mariä Heimsuchung über die Worte Ezech. IX. v. 1—7 eine besondere Predigt gehalten, die er auch unter dem Titel: die Heimsuchung der Stadt Gottes ꝛc. dem mit einem Warnungsgesichte heimgesuchten Leisnig drucken ließ.

---

331) Das Wappen der Bienewitze.

Kamprad a. a. O. S. 358 sq. 421 sq. G. Schneider, Leisniger Ehrensäule S. 36. Fiedler, Nützliche Ehrensäule S. 114. Poetisch beh. von Ziehnert. Bd. I. S. 221 sq. Gegen die Wahrheit dieser Geschichte s. a. Heine, Rochlitzer Chronica S. 341. Anm. g.

Der große Mathematiker Petrus Apianus (eigentlich Bennewitz oder Bienewitz) ward zu Leisnig im Jahre 1495 geboren und war von Karl V. 1541, der ihn sehr schätzte, in den Adelstand erhoben worden: als Wappen gab dieser ihm einen zweiköpfigen gekrönten schwarzen Adler im goldenen Felde, mit einem blauen Kranze, wie Wolken gestaltet, umgeben. Als nun der Kaiser vor der Schlacht bei Mühlberg mit seinem Bruder Ferdinand am 21. April 1547 mit seinem Heere in der Stadt Leisnig rastete, war wegen der Thätlichkeiten, die sich einige Bürger gegen plündernde spanische Soldaten erlaubt hatten, von ihm der Befehl gegeben worden, nach seinem Aufbruche die Stadt zu plündern und in Brand zu stecken. Da hat zufällig einer seiner Kriegsobersten, der bei einem Bürger im Quartiere lag und von jenem Befehl wußte, das Bild Apians mit dem Wappen an der Wand hängen sehen, und als er seinen Wirth gefragt, wie er zu demselben gekommen sei, von diesem erfahren, der große Astronom sei sein Bruder. Er hat alsbald solches dem Kaiser hinterbracht und dieser hat sofort, weil ihm, wie er sagte, nicht lieb sei, seinen lieben Freund Apianus also zu betrüben und seine Vaterstadt unglücklich zu

machen, befahlen, es solle kein Soldat bei Leibesstrafe sich unterfangen einen Menschen in der Stadt zu beleidigen oder das Geringste zu nehmen. Also ist durch ein leblofes Bild die Stadt verschont worden.

332) Der Ritter St. Georg zu Rauenhayn.

Kamerad a. a. O. S. 347 sq. S. Franke, Hist. d. Grafsch. Mannsfeld S. 122.

Der Ritter St. Georg soll ein Ahnherr und Vorfahr der Grafen von Mannsfeld gewesen sein, daher sein Bild vor Zeiten fast an alle Gebäude, Säulen, Brunnen, Wappen, Fenster, Scheiben und insonderheit auf die Mannsfeld'sche Münze gesetzt, auch in der Stadt Mannsfeld ihm eine Kirche zu Ehren erbaut worden ist.

Nachdem sich nun derselbe von Hause aus auf Reisen begeben und sich lange Zeit in Cappadocien aufhielt, hat sich's zugetragen, daß in Lybien vor der Stadt Silca in einem großen See ein gewaltiger giftiger Drache lag, der mit seinem Anhauchen viele Leute, die da vorüber ziehen müssen, getödtet und verschlungen hat. Ob nun wohl die Bürgerschaft wider ihn auszog, hat er sie doch wieder zurück in die Flucht gejagt. Weil sie aber Friede vor ihm haben möchten, gaben sie ihm alle Tage zwei Schafe hinaus, als es aber an Schafen mangeln wollen, beschließen sie, daß täglich ein Schaf und durch's Loos ein Mensch, welchen es treffen würde, hohen oder niedrigen Standes hinausgebracht werde. Da dieses nun auf des Königs einzige Tochter fällt und diese hinaus geführt wird, kömmt gedachter Ritter St. Georg und heißt sie, nachdem er die Sache erfahren, guten Muths sein, sprengt hierauf mit einem guten Pferde und Harnisch auf den Drachen zu und durchsticht ihn mit seiner Lanze. Darauf wird er lange Zeit beim König in großen Ehren gehalten.

Nach diesem reist er gen Meißen und hält sich in Staupitz auf, welches zwischen Leisnig und Döbeln gelegen war: von diesem ist dermalen aber nichts als Name und einige Rudera übrig. Diese Gegend wird jetzt auf den Staupen genannt, daselbst sind schöne Felder und die Bauern zu Wendishayn haben dieselben für einen Zins in Gebrauch. Auch das schöne große Gut zu Steinau bei Hartha soll einst dem Ritter St. Georg gehört haben. Es begiebt sich aber, daß dieser Ritter St. Georg einst von seinen Feinden beinahe gefangen genommen ward. Jedoch kömmt er noch auf sein Pferd und wird mit diesem auf einen hohen Felsen, der Spitzstein genannt, getrieben. Da er nun nicht weiter kommen kann, so beschließt er in seinem Herzen, wenn ihm Gott Hilfe sende und er mit

seinem Leben davon komme, so wolle er ihm ein Gedächtniß stiften lassen. Er springt hierauf von diesem Felsen gerade dem Dorfe Wesewitz gegenüber in den Muldenfluß hinab und kömmt davon. Zuvor soll er einen beschriebenen Bogen Papier in die Luft haben fliegen lassen, wo solcher nun würde gefunden werden, da wolle er Gott zu Dank eine Kirche hinbauen lassen. Dieß ist hernach auch geschehen und hat er die Kirche hierher zu Rauenhayn bauen lassen.

Nachmals ist es geschehen, daß, als er sich von einer Reise heim begeben wollte, er im J. Chr. 303 in die Verfolgung des Diocletianus gerieth und enthauptet ward. Zuvor ward er in ein Faß mit spitzigen Stacheln und Schneiden gesteckt und von einem Felsen herabgestürzt, ist aber allezeit unverletzt geblieben, was den Tyrannen dermaßen verdroß, daß er Befehl gab, ihn zu enthaupten. Nach langer Zeit erst ist er vom päpstlichen Stuhl canonisirt und in das Register der Heiligen gesetzt worden. Zum Wahrzeichen hat man aber sein Bild stets in der Kirche von Rauenhayn vorgezeigt.

---

333) Die Strafe der Gartendiebe in Leisnig.

Ziehnert Bd. III. S. 218.

Vor dem Oberthore Leisnigs stand am Teiche ein 12 Ellen hoher gezimmerter Baum, oben mit einem langen Arm, an dem ein Korb ohne Boden hing. Durch diesen ließ man Gartendiebe zur Strafe in's Wasser fallen.

---

334) Der Bergbau bei Leisnig.

Ziehnert Bd. III. S. 298.

An dem sogenannten Harlingsberge bei Leisnig soll ehemals ein Versuch mit Bergbau gemacht worden und der Kux noch als Wahrzeichen zu sehen, auch daselbst und in dem dabei fließenden Görnitzbache Goldkörner gefunden worden sein. 1530 soll ein Gseltreiber (es wurden damals wie noch heute in Leisnig Müllereisel gehalten) eine starke Zähe unscheinbares, doch ächtes Gold in einem Hohlwege gefunden und es um seinen Hut, wie die Zinnarbeiter mit den Zinnschnuren thun, geschlungen haben: ein Goldschmied habe es ihm betrüglich abvartiret, darauf in demselben Getriebe geschürft, aber weder Gang noch Flötz gefunden.

---

335) Der Geist im Forsthause zu Colditz.

Kamprad S. 541 sq.

Bei der sogenannten Magnuskirche zu Colditz stand früher ein Kloster, das aber, weil es wüste lag, 1580 zu einem Forsthause umgebaut und 1618 in ein Wohnhaus für den Förster verwandelt ward. Hier ist vor Zeiten ein Schüler des h. Bonifacius, ein gewisser Hugo, Graf von Kefernburg, welchen die Wenden bei Selitz erschlagen und die gottesfürchtigen Grafen zu Colditz im Felde aufheben, bei Seite schaffen und hier haben begraben lassen, beigesetzt worden. Seinen Predigtstuhl hatte er aber zu Selitz bei Rochlitz, wo er den Wenden das Christenthum predigte und man hernach eine Kirche, die Leonhardskirche, nach dem Namen des Bauern, der den Acker besaß, hinbauete, von der noch jetzt einige Spuren auf dem Felde zu sehen sind.

In dieses Haus hat sich im Jahre 1644 Herr Hans Christoph von Altmannshofen auf Commichau und Colmen in großer Kriegsgefahr samt seiner schwangern Ehefrau gerettet; es ist aber diese hier eines Töchterleins genesen, und am 20. Juni ist der Wöchnerin am hellen Tage eine Person mit einer Mönchskutte angethan erschienen. Diese hat die Gardinen weggeschoben und ihr in's Bett gesehen, ist dann aber, wie es derselben vorgekommen ist, wieder in's Grab gestiegen.

336) Die Halssteine am Rathhause zu Colditz.

Ziehnert Bd. III. S. 228.

Am Rathhause zu Colditz hingen sonst ein Paar halbrunde Steine, die eine eiserne Kette zusammenhielt. Davon geht die Sage, daß solche den bösen Weibern, welche ihre Männer geschlagen hätten, um den Hals gehängt worden wären, und daß dann die Weiber mit diesem Schandgeschmeide eine Zeit lang auf dem Markte vor dem Rathhause hätten herumgehen müssen.

337) Der Gesundbrunnen bei Döhlen.

Kamprad S. 484. Heine, Rochlitzer Chronik. S. 393 sq.

Im Dorfe Döhlen bei Rochlitz gab es 1640 einen lahmen Kuhhirten, der hört, daß zu Hornhausen im Stifte Halberstadt ein Gesundbrunnen sei, der auch Lahme curire und viele tausend Gebrechliche und Kranke gesund gemacht habe. Er wünschte sich also auch dahin, da es

ihm aber unmöglich war, so denkt er, Gott, der jenem Waſſer die Kraft zu heilen gegeben, könne daſſelbe auch anderem mittheilen. In ſolchem Glauben kommt er in einen Fahrweg, da denn das aus dem Felſen fließende Waſſer in den Wagengeleiſen hinunterläuft. Hier betet er andächtig, Gott wolle ſich doch ſeiner erbarmen und dieſem Waſſer eben die Kraft wie jenem zu Hornhauſen geben und ihn geſund machen. Solches Gebet hat Gott erhöret und ſein lahmer Fuß wird gerade und geſund. Darauf wird nun ein großes Gelaufe nach dieſem Waſſer, es hat aber Keinem mehr geholfen. Da hieß es aber: des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernſtlich iſt.

338) Der Mönch auf dem Kreuze in Waldheim.

Richnert Bd. III. S. 229 ff.

In grauer Zeit vor Waldheims Entſtehung ſtand auf der Stelle, wo ſpäter ein Auguſtinerkloſter und ſeit 1716 die Strafanſtalt ſteht, das uralte Kloſter Baldersbalda, welches ſo zeitig wieder einging, daß ſchon im eilften Jahrhundert kaum noch Spuren davon zu finden waren. In der letzten Zeit des Kloſters lebte darin ein Mönch, der ein verruchter Böſewicht war. Seine eigene Schweſter hat er zu ſündiger Blutſchande gezwungen. Sie genas eines Kindes und brachte ihm daſſelbe mit lautem Jammer und harten Vorwürfen. Da ſtellte er ſich, als rühre ihn ihr Schickſal, und tröſtete ſie und verſprach ſie an einen ſtillen Ort zu führen, wo ſie mit dem Kinde leben könnte, vor den Augen der ſchmähſüchtigen Welt geſichert. Er führte aber die arglos Folgende in den Wald ohnweit des Kloſters, dorthin, wo ſonſt das Kreuz in der Oberſtadt war (bis zum Brande 1831 der Kreuzweg). Hier zückte er haſtig ſeinen Dolch und ſtach ihn in das ſchuldloſe Herzchen des Kindes, und als die unglückliche Mutter voll Entſetzen und Verzweiflung das ſterbende Kind ihm zu entwinden ſuchte, da ſtieß er auch ihr den Dolch in die Bruſt. Zu Tode getroffen ſank ſie nieder, ihre letzten Worte verfluchten den Mörder, daß er nicht eher Ruhe im Grabe finden ſollte, als bis ein Todter, der im Leben noch größere Greuel als er verübt hätte, über den Mordplatz getragen würde.

Jahrhunderte waren vergangen und der Fluch laſtete noch immer auf dem beilloſen Mönche. Um Mitternacht ſah man oft ſeinen Schatten weinend und ſeufzend, einen blutigen Dolch in der Knochenhand auf dem Kreuze ſtehen, und Jedermann wich bei nächtlicher Weile dem verrufenen

Platze aus. Da ſtarb einmal in Waldheim ein Böſewicht, ein Abſchaum der Menſchheit, der Hölle pflichtig durch jedes Verbrechen. Sein Name war verflucht; die Sage hat ſich geſcheut ihn zu nennen. Am Abende ſeines Begräbnißtages wanderten aber zwei Schatten ſchweigend vom Kreuze nach dem Friedhofe. Seitdem hat Niemand den Mönch wieder geſehen.

---

339) Die Nixkluft bei Waldheim.

Poetiſch beh. v. Ziehnert Bd. III. S. 111 sq. und Segnitz Bd. II. S. 105 sq. Novell. beh. von Winter in d. Constit. Zeit. 1854 Nr. 17.

Es iſt bereits bemerkt worden, daß es in der Mulde Nixen geben ſoll, und hat ſchon Luther in ſeinen Tiſchreden (c. IX. vom Satan und ſeinen Werken f. 158. 160 sq. d. Leipz. A., ſ. a. Zincelius, Wundergeſchichten Th. II. Lit. Y. 3.) ausdrücklich darauf hingedeutet, und die Sage läßt ſolche beim Kloſter Zelle, in der Roßweiner Gegend unter dem Schloſſer Berge, dem Troſchauer Winkel, Nonnenholze ꝛc. in männlicher und weiblicher Geſtalt erſcheinen. Allein namentlich erblickt man auch am Ufer der Zſchopau bei Waldheim noch heute einen Felſen, in den vom Waſſer aus eine Höhle hineingeht, welche die Nixkluft heißt und in die man jetzt nur auf Kähnen gelangen kann. Hier ſoll der Nixenfürſt der Zſchopau ſeine Wohnung haben. Dieſer hatte drei ſchöne Töchter, welche ſich gern unter die Menſchen miſchten. Sie gingen oft im Neumond nach dem eine halbe Stunde von Waldheim gelegenen Dorfe Dietenhayn zu Tanze. Ihre Kleidung war weiß, und trugen ſie als Gürtel ein Band von grünem Schilfrohr, um den Hals ein Perlenhalsband und am Buſen eine Waſſerroſe. Hier tanzten ſie die ganze Nacht mit den jungen Burſchen des Dorfes, wenn aber das Waſſerröslein zu verwelken begann, dann gingen ſie heim; denn das bedeutete für ſie, daß die Morgenröthe im Anbruch begriffen ſei. Sie ließen ſich auch von ihren Tänzern bis in den am Ufer befindlichen Wald bringen, dort aber beſtanden ſie ſtets darauf, daß jene zurückblieben. Dieß thaten ſie lange Jahre, denn ihre Schönheit blühte unvergänglich. Da faßten einmal drei junge Geſellen den Plan, ſie über die gewöhnliche Zeit zurückzuhalten. Es gelang ihnen auch, durch ſüßes Koſen die Mädchen ſo zu beſchäftigen, daß ſie das Welken ihrer Roſen erſt bemerkten, als ſchon die erſten Wölkchen Aurora's am Horizont erſchienen. Sie eilten zwar ſchnell aus den Armen ihrer Liebhaber an's Ufer zurück, allein dort traf ſie der erſte Sonnenſtrahl und ihre Körper zerfloſſen in drei Silberbächlein, die durch die Wieſen nach dem Fluſſe rannen, mitten

durch dieſe aber zog ſich ein rother Faden und dieß war ihr Lebensblut. Seit dieſer Zeit erſchienen ſie nicht wieder, ihr Vater aber verlangt jedes Jahr ein Opfer von einem Menſchenleben in der Nähe dieſer Stelle.

340) Die Stiftung des Kloſters Altenzelle.

Gewiſſe und approbirte Hiſtorie von S. Bennonis Leben. München, 1604. 4. S. 8. Knauth, Geogr. hiſt. Vorſtellung des Stiftskloſters Altenzelle ꝛc. Dresden und Leipz., 1720. Th. 1. S. 4.

Einſt iſt der h. Benno über Land gereiſt, und da er an einem öden Orte viele Tauben ſitzen ſah, prophezeite er, es werde in Kurzem ein neuer Orden dorthin kommen, durch deſſen Gebet Viele könnten ſelig werden. Darnach hat Otto, ein Markgraf zu Meißen, dem Ciſterzienſerorden hier ein Kloſter, Zelle genannt, bauen laſſen, herrlich begabt und ihnen eingegeben.

341) Die Wunderburg bei Roßwein.

Knauth a. a. O. Th. III. S. 383.

In der Nähe der Stadt Roßwein liegt ein Hügel, auf dem ſchon im J. 723 eine Burg geſtanden haben ſoll, worin ein Raubritter mit ſeiner Geliebten wohnte. Von dieſer ſogenannten Wunderburg ſieht man aber jetzt nichts mehr als einen aufgeworfenen Erdwall. Außer dieſem findet ſich aber hier ein ſeltſamer Raſenkreis, ganz nach Art eines Labyrinths angelegt, wo ſich früher die Jugend mit Tanzen zu beluſtigen pflegte. Dieſer Kreis ſoll einſt von einem zauberiſchen Mönche ausgetanzt worden ſein, wie der Tanzkreis der Böhmenkönigin Libuſſa auf dem Wiſcherad bei Prag, den man noch jetzt zeigt.

342) Der Poltergeiſt zu Roßwein.

S. Knauth a. a. O. Th. VIII. S. 579 ſq.

Im Jahre 1649 iſt Meiſter Georg Jahn, Schwertfeger zu Roßwein, Tag und Nacht in ſeinem Hauſe von einem Poltergeiſt gequält worden, hat ſich deshalb an den Freiberger Superintendenten P. Sperling gewandt und dieſer ihn in einem weitläufigen, noch jetzt vorhandenen Schreiben über die Art, wie ſolcher zu vertreiben, unterrichtet.

343) Der Teufel holt ein Mädchen zu Roßwein.

S. Knauth. Th. VII. S. 130 sq.

Im Jahre 1586 hat sich zu Roßwein eine sogenannte Schleiermagd, die schwangern Leibes gewesen, bei ehrlichen Leuten eingemiethet, die anfangs ihren Zustand nicht kannten. Als sie nun in die Wochen kam und das Gewissen aufwachte, da hat ihr der Teufel solche Sünde weidlich aufgemutzt und hätte sie gern um Leib und Leben gebracht. Deswegen ist sie in große Traurigkeit verfallen, also daß allem Gesinde bange dabei worden und die Wirthin an ihr genug zu trösten gehabt. Ueber etliche Tage stirbt das Kind und nun hält der Teufel desto heftiger bei ihr an. Einstmals steht sie des Nachts auf und geht zur Thür hinaus: da nimmt sie der Teufel alsbald, wie ihr es gedäucht hat, bei einer weichen Hand und führt sie stracks zum Brunnen im Hofe. Die Wirthin, die solches gehört, steht auf und geht in die Stube, sieht in das Bett, findet aber die Wöchnerin nicht. Sie redet also das Gesinde hart darum an. Diese nehmen alsbald ein Licht zur Hand und gehen hinaus, um sie zu suchen, rufen und schreien, finden aber Niemand. Sie gehen also in den Hof, finden das Lieth (d. h. Laden) über dem Brunnen weit aufgethan, leuchten mit dem Lichte hinein, sehen aber nichts, machen also den Brunnen zu und suchen noch ferner im Hause herum. Wie sie aber das Mädchen nirgends finden und es gegen Morgen geht, setzen sie sich über ihre Arbeit, beten und seufzen zu Gott. Ueber eine Stunde hören sie eine Stimme gleichsam mit undeutlichem Schreien zwei- oder dreimal: Mutter, Mutter rufen, sie laufen also mit dem Lichte zum Brunnen, worauf sie dieselbe zu ihrer größten Verwunderung über dem Wasser stehen sehen, als lehne sie sich an die Mauer, schreiend: o helft mir um Gottes Willen! Man läßt ihr den Eimer hinunter, in den tritt sie, aber wie man sie um die Hälfte emporbringt, fällt sie rücklings aus dem Eimer und schießt in's Wasser hinein, daß es über ihr zusammenschlägt und man nichts mehr von ihr sehen kann. Darauf gehen sie also von dannen; allein nicht lange hernach hören sie abermals schreien wie zuvor und finden sie wiederum an der Mauer lehnen und um Gottes Willen bitten, man wolle ihr helfen. Da lassen sie den Eimer zum andern Male hinunter, nebst einer starken Leine, und befehlen ihr, sie solle sich damit an die Kette knüpfen, fest anhalten und Gott vertrauen, ziehen sie also heraus, ganz bleich und eiskalt, daß man sich ihres Lebens nicht eine Stunde versehen. Darauf hat man sie in die Stube geführt, mit warmen Tüchern gewaschen, ihr aus Gottes Wort vorgesagt,

und ſie vor Sünden gewarnt. Sie hat dann fleißig zugehört und Gott ihr Gnade gegeben, daß ſie in Kurzem wieder zu ihrer Geſundheit gekommen, viele Jahre lang gelebt, auch einen Mann genommen und mit ihm Kinder gezeugt hat.

---

344) Der warnende Engel bei Roßwein.

Knauth. Th. VII. S. 237.

Am 10. Februar des Jahres 1671 wollte eine Frau von Roßwein nach dem Städtchen Hainichen gehen. Dieſer begegnet um 10 Uhr Vormittags ein Knäblein mit lichtgelbem Haar und weißer Kleidung und kündigt derſelben an, wenn man zu Roßwein nicht Buße thun und vom unzüchtigem Leben und Hoffart ablaſſen werde, ſolle die Stadt nach 4 Wochen durch Feuer zu Grunde gehen. Darauf iſt das Frauenzimmer vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, und als ſie ſich wieder erholt, hat ſie nichts weiter geſehen. Bei der Ankündigung hat ſie jedoch gewiß verſprechen müſſen, dieß in der Stadt unfehlbar anzuſagen. Es kam auch zu der Zeit zweimal nach einander in Roßwein wirklich Feuer aus, ward aber mit Gottes Hülfe wieder gedämpft.

---

345) Der Räuber Hartenkopf bei Zelle iſt kugelfeſt.

Knauth. Th. VII. S. 240 ſq.

In Zellwalde beim Kloſter Zelle und zwar beſonders in dem alten Gemäuer, welches gemeine Leute für den Stadel eines alten Nonnenkloſters ausgeben, hatte ſich ein Fleiſcher, Namens Hartenkopf aus Siebenlehn, feſtgeſetzt, und beſchloſſen, hinfüro von Raub und Mord zu leben, weswegen die Leute den Fußweg, der von Siebenlehn nach Roßwein führt, nicht mehr ſicher wandeln konnten noch wollten. Weil ſich nun dieſer Schnapphahn nicht nur am Leibe feſtgemacht, ſondern auch mit Geſchütz und Gewehr verſehen, alſo daß allen denen, ſo ihm zu nahe kommen würden, der Tod drohte, konnten die aufgebotenen Landgerichte und Amtsunterthanen, weil Jeder für ſeine Haut fürchtete, wenig ſchaffen, bis endlich eine von Roßwein aus commandirte churfürſtlich ſächſiſche Corporalſchaft vom Leibregiment zu Roß dieſes Raubneſt erſprengte, und weil die bleiernen Kugeln an dem Räuber nirgends haften wollten, haben ſie endlich noch mit einem eingeladenen ſilbernen Knopfe den Zauber gelöſt und den Leib zugleich mit gefällt.

---

346) Der Teufel verführt eine Magd zu Zelle.

Knauth. Th. VII. S. 186.

Im Kloſter Zelle befand ſich im Jahre 1630 eine Magd, welche dem abergläubiſchen Brauche nach in der h. Chriſtnacht hinterrücks durch die Stubenthür hinausgriff. Sie iſt aber durch göttliches Verhängniß von einem hölliſchen Geſpenſt gar hinausgezogen und ſehr übel tractirt worden, alſo daß ſie ihr Lebtage hat hinſiechen müſſen.

347) Der Mohr im Schloſſe zu Noſſen.

Knauth. Th. V. S. 28.

In einem der Zimmer des fürſtlichen Schloſſes zu Noſſen befand ſich ſonſt ein Gemälde, auf dem ein Mohr vorgeſtellt war, der in einer Wanne ſaß. Den ſchruern zwei Bademägde mit Katzenzagel und Sandbadern recht nachdrücklich, alſo daß ihnen der Angſtſchweiß über die Wangen läuft, können aber doch kein weißes Fleckchen an ſeiner Haut entdecken, wie die darunter ſtehenden Reime bezeugen:

Wir waſchen ihn mit ganzem Fleiß,
Noch will der Mohr nicht werden weiß.

348) Die Rieſenribbe zu Noſſen.

Mündlich. Frei behandelt von Winter in d. Conſt. Zeit. 1853. Nr. 103. S. a. Grimm, deutſche Sagen. Bd. I. Nr. 17. S. 34. Stöber, Sagen des Elſaß. St. Gallen, 1852. S. 207 ſq.

In dem großen und gar zierlich gewölbten Portale der Kirche zu Noſſen hängt ſeit undenklichen Zeiten auswärts ein ſonderbares Gewächs, welches von Einigen für die Ribbe eines Meerwunders oder Elephanten, von Anderen für die eines Rieſen-Fräuleins von Rideck im Elſaß, deren Eltern hierher gezogen ſeien, ausgegeben wird. Dieſen Gegenſtand hat man auch der Rarität wegen in das Siegel der Stadt Noſſen ſelbſt mit aufgenommen.

349) Der Gotteslegner zu Noſſen.

Knauth. Th. VII. S. 149.

Zu Noſſen lebte im Jahre 1592 ein alter Zimmermann und Steinbrecher, Namens Walter Koch, der zeitlebens ein großer Verächter des Gottesdienſtes geweſen, auch binnen 32 Jahren niemals zur Beichte und

Abendmahl des Herrn gekommen war. Dieſer ward am 21. Juni des genannten Jahres gleich in der Mittagsſtunde von einer alten Kirchmauer im Kloſter Zelle, an der er hatte einbrechen helfen, erſchlagen. Als man nun ſeinen Körper in einen Backtrog legte, iſt ſelbiger alsbald zerſprungen, darauf iſt ein grauſamer Wirbelwind entſtanden, und als man ihm zu Grabe lauten wollte, iſt der Kloppel in der großen Glocke ebenfalls zerſprungen, weil er eines chriſtlichen Begräbniſſes nicht würdig geweſen.

350) Meineid beſtraft.

Knauth. Th. VI. S. 159.

Im Jahre 1627 zankte ſich Matthes Becker, Bauer zu Parpendorf, mit ſeinem Grenznachbarn, Chriſtoph Dehnen, um ein geringes Wieſenflecklein, und als ſie nicht kennten verglichen werden, nahm er es auf ſein Gewiſſen. Darauf hat es ihm der, dem Unrecht geſchah, in Gegenwart des Amtsſchöſſers von Noſſen, Matthäus Horn, und hieſiger Gerichten, mit dieſem Glückwunſch cedirt und überreicht: ſo nimm's hin und laß Dir's auf der Seele verbrennen. Von ſelbiger Zeit an iſt gedachter Becker von Tage zu Tage ſchwermüthiger geworden, endlich am 28. Auguſt nächſtfolgenden Jahres um Mitternacht aus dem Bette weggelaufen und hat ſich erſauft, maßen man ihn früh Morgens unter dem blauen Steine im Striegnitzthale todt angetroffen, nur ein Schlafmüglein und Hemd an ſich habend.

351) Die Zaubereiche bei Großbucha.

Iccander, Sächſ. Kernchronik XIII. Paauct. CXLV. Cour. S. 13.

Bei Großbucha in der Nähe des Städtchens Laußigk ſtand früher eine uralte Eiche, die einen Umfang von 27 Ellen hatte. Urſprünglich beſtand dieſelbe aus zwei Zweigen, von dieſen war einer längſt nicht mehr vorhanden, der andere aber iſt zu Anfange des 18. Jahrhunderts durch den Vorwitz eines Hirten, der darunter Feuer anmachte, umgeſtürzt und aus ihm ſind 42 Klaftern Holz gemacht, ſo wie ein Kahn für 8 Perſonen geſchnitzt worden. Dieſe Eiche hat man die Zaubereiche genannt, weil man bei ihr zur Zeit des Heidenthums Gottesdienſt gehalten hat.

352) Die behexten Brode zu Falkenhayn.

Knauth Th. VII. S. 261.

Im Dorfe Falkenhayn bei Mittweida hat sich im Mai des Jahres 1697 folgendes Wunder zugetragen. Man hat auf dem Rittergute Brod gebacken und da ist zu drei verschiedenen Malen von beglaubten Leuten ganz sicher beobachtet worden, daß die eingeschobenen Brode von selbst fortrückten oder nach den Winkeln zu wichen oder gar zum Ofen herausfuhren.

353) Die treue Frau zu Kriebstein.

Fabric. Orig. Misn. f. 689. Moller, Freiberg. Annalen Th. II. S. 72. Poet. beh. v. Ziehnert. Bd. I. S. 37 sq.

Es hatte das in einer reizenden Gegend des Zschopauthals gelegene Schloß Kriebstein ein reicher Edelmann Dietrich Bärwald oder von Bernwalde (von 1382—1407) erbaut und sich darin befestigt, allein nachmals hat ihn ein anderer Edelmann aus dem Geschlechte der Staupitze (von Reichenstein) am Fastnachtstage des Jahres 1415 überfallen und den Platz widerrechtlich behalten. Darnach hat Markgraf Friedrich der Streitbare die Freibergischen Bürger aufgeboten und das Schloß umlagert und mit Gewalt zur Uebergabe gezwungen. Da hat des genannten Staupitzens Ehefrau, weil ihr der Fürst vergönnt hatte abzuziehen und mitzunehmen was ihr am Liebsten sei und sie tragen könne, alle ihr Geschmeide und Schmuck im Stiche gelassen und nichts als ihren Eheherrn aus dem Schlosse getragen, dadurch sie auch den Markgrafen bewegte, daß er demselben ungeachtet des Urtheils, so schon über ihn ergangen, Gnade erwieß und das Leben schenkte.

354) Sprichwort von Rochlitz.

Mathesius, Sarepta. Vorrede. Albinus, Meißn. Bergchronika. III. T. S. 23 sq.

Man hat ehedem gesagt, das Schloß zu Rochlitz stehe auf Marmelstein, der Rochlitzer Wald auf lauterem Golde und der Galgen daselbst auf Silber. Dieß bezieht sich auf den ehemals zu Rochlitz getriebenen Bergbau (bis 1578 war die Grube zu St. Johannes noch im Gange), indem man nicht blos Silberstollen daselbst getrieben, sondern auch in der Mulde Goldkörner und viele Molche, welche nach der Meinung jener

Zeit stets Anzeichen von Goldbergwerken sein sollen — der Galgenberg hieß früher der Goldberg — fand. Daß man noch heute den rothen Rochlitzer Stein dort bricht, ist bekannt.

355) Das Alter der Stadt Rochlitz.

E. G. Heine, Hist. Beschr. d. Stadt u. Grafschaft Rochlitz. Leipzig 1719. 4. S. 6 sq.

In einer alten handschriftlichen Chronik der Stadt Rochlitz, so aus den Zeiten des Papstthums stammt, steht, Rochlitz sei die älteste Stadt an der Mulde, welche schon etliche Jahre vor Christi Geburt gestanden habe. Daselbst stehen auch die alten Reime:

Eine alte Stadt in Osterland
Gelegen, ist Rochlitz genannt,
Die ward gebauet und vollendt,
Da Julius Cäsar ins Regiment
Getreten ist. O getreuer Gott,
Behüt sie stets für Angst und Noth,
Für Feuer, Wasser und für Krieg,
Für theurer Zeit und allen Unglück.

356) Die Mönchstaufe zu Wechselburg.

Heine, Beschreibung von Rochlitz S. 110. Simon, Eilenburger Chronik S. 305. Spangenberg, Adelsspiegel S. 104. Pert. beh. v. Ziehnert Bd. III. S. 73 sq.

Dedo der Feiste Graf zu Rochlitz kam, als er mit Kaiser Heinrich VI. nach Apulien reisen wollte, auf den Gedanken, sich das überflüssige Fett aus dem Leibe schneiden zu lassen, damit es ihm auf der Reise nicht im Wege wäre. Dieß that er, aber mit so unglücklichem Erfolge, daß er etliche Tage darauf (16. August 1199) starb. Er liegt mit seiner Gemahlin, die das Jahr vorher gestorben, im Kloster Zschilla, das aber seitdem es (1543) Herzog Moritz den Herren von Schönburg abgetreten hatte, und also durch einen Wechsel seine Herrschaft änderte, Wechselburg heißt und jener 1174 (1184?) erbaut hat, begraben. Dasselbe soll ursprünglich nur von lauter Edelleuten bewohnt gewesen, hier aber nichts Gutes, sondern eitel Böses geschehen sein. Als einst ihr Probst sich wider ihren Unfug, Geilheit und Muthwillen gesetzt hatte, hauen sie ihm einige Gliedmaßen seines Leibes ab, und werfen ihn in die Mulde, da denn solcher Ort noch jetzt die Mönchstauf oder der Mönchstümpel genannt wird, dem Prior aber schlugen sie mit einem eisernen Hammer den Hirnschädel

ein. Darauf wurden diese adeligen Canonici ausgestoßen und das Kloster den Deutschen Ordensherren eingeräumt, die es auch bis zur Veränderung der Religion besessen haben.

357) Das wunderbare Bild zu Rochlitz.

Heine a. a. O. S. 60 sq.

In der sogenannten Wochenstube auf dem Saale unter dem breiten Thurme des Rochlitzer Schlosses nach dem Wasser zu stand sonst ein Bild auf Holz geleimt, auf welchem zwei Verliebte, allem Anschein nach vornehme Personen, die mit einander Ringe wechseln, zu sehen waren. Es soll dieses eine Gräfin von Rochlitz sein, die mit einem Abte aus dem Kloster Zschillen einen Liebeshandel unterhielt, hernach aber denselben vom Schlosse hinab in die Mulde stürzen ließ, damit ihre Liebe nicht bekannt werden solle. Von diesem Bilde wird erzählt, es dürfe nicht von der Stelle verrückt werden, wenn es nicht im Schlosse umgehen oder spuken solle.

358) Jemand wird an einen Ort gebannt.

Heine, S. 62 sq.

In den Thürmen des Rochlitzer Schlosses, die man vor Zeiten die Rochlitzer Juden nannte und von ihnen sagte, daß, wer sie anhabe, der erfriere nicht und werde auch nicht von den Wölfen gefressen, lag im J. 1530 ein Böhmischer Edelmann gefangen. Der kam jedoch mit sonderbarer Behendigkeit an einem Strohseile heraus und ward frei. Da hat ein katholischer Pfaffe seine Zauberei gebraucht, daß er nicht fortkommen konnte, ob er schon eine halbe Meile weg gewesen. Der Pfaffe kehrte nämlich die Bilder in der Kirche um, daß sie den Rücken gegen das Volk zu wendeten. Nun sagte der wiedergefangene Edelmann aus, daß er oft einen weiten Weg gegangen und gemeint, er wäre weiter als eine Meile von der Stadt, allein je weiter er gegangen, desto näher wäre er wieder zum Schlosse gekommen. Doch ward ihm hernach das Leben geschenkt.

359) Die wüste Kirche bei Rochlitz.

Heine a. a. O. S. 143 sq.

Bei dem Dorfe Zschauitz in der Nähe von Rochlitz befinden sich die Ruinen einer alten Kirche, von der man sagt, daß der h. Ludger,

ein Schüler des h. Bonifacius ſie erbaut habe. Nach Andern wäre aber die oben (Nr. 335.) erwähnte Lehnerts- oder Leonhardskirche zu Nochlitz darunter zu verſtehen.

360) Todtenhand verweſt nicht.

Heine a. a. O. S. 369, nach M. Pabſt, Arzney-, Kunſt- u. Wunderbuch S. 405.

In der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts ward zu Nochlitz einem böhmiſchen Edelmann Wenzel von Schwan eine Hand abgehauen, welche man auf dem Gottesacker bei dem Beinhauſe begrub. Als man nun nach etlichen Jahren die Kirche zum h. Geiſt beim Hospital daſelbſt baute und deswegen das alte Gemäuer beim Beinhauſe einbrach, fand man obgedachte Hand ganz unverſehrt in der Erde liegen, daran die Nägel wohl einen Finger lang gewachſen waren.

361) Erheuchelte Krankheit wird von Gott beſtraft.

Heine a. a. O. S. 369, nach Pabſt S. 28.

In der Stadt Nochlitz lebte zu Anfange des 16. Jahrhunderts ein Leinweber, der einſt auf einem Dorfe Hopfen gekauft hatte. Damit nun deſto mehr von demſelben in den Scheffel gehen und er den Bauer betrügen möchte, fiel er plötzlich in den Hopfen, warf ſich in demſelben eine gute Weile hin und her und ſtellte ſich, als ob er die ſchwere Krankheit (Epilepſie) habe. Den hat Gott hernach geſtraft, daß er vor ſeinem Ende die Krankheit wirklich bekam und daran ſterben mußte.

362) Fett aus Todtenbeinen heilt einen Gelähmten.

Heine a. a. O. S. 370 ꝛc., nach Pabſt a. a. O. I. S. 339.

Im Jahre 1540 iſt zu Nochlitz ein Mordbrenner, Namens Peucker, gehängt und ſein Leichnam, nachdem er vom Galgen abgenommen war, von den anweſenden fremden Aerzten ſecirt worden. Nun war dazumal die Frau eines gewiſſen Bürgers J. Naumann ſchon etliche Jahre dermaßen an ihren Füßen contract und gelähmt, daß ſie nur kümmerlich an Krücken im Hauſe herumſchleichen konnte. Dieſelbe hat die Aerzte, welche neben ihrem Hauſe in der Herberge lagen, gebeten, ſie möchten ihr doch etwas verordnen und von ihren Leiden helfen. Dieſe geben

ihr die Schienbeine von dem anatomirten Körper und laſſen ihr ſagen, ſie ſolle dieſelben an den Ofen lehnen und ein ſauber Geſchirr unterſetzen, was daraus herabtrieſen werde, das ſolle ſie gebrauchen und ſich damit bei der Wärme ſchmieren. Die Frau thut es, weil ihr aber die Aerzte alſo ſagen laſſen, daß ſie es gebrauchen und ſich damit ſchmieren ſolle, ſo verſteht das gute Weib, ſie ſolle das halbe Theil einnehmen und die andere Hälfte auf die erſtarrten und contracten Nerven und Spannadern ſtreichen, während doch jene nur vom äußerlichen Gebrauche geſprochen hatten. Sie nimmt alſo die Hälfte in warmem Biere ein und mit der andern ſchmiert ſie ſich bei der Wärme. Wie ſolches geſchehen, hilft ihr Gott, daß ſie des folgenden Tages ohne Krücken zu den Herren Aerzten ſelbſt gegangen kömmt und ihnen für die gepflogene Kur herzlich dankt, und iſt ſie ſeit dieſer Zeit ſtets geſund geblieben und wie ein anderer Menſch ohne Krücken überall hingegangen.

---

363) Der Zauberer Narr Hanß zu Rochlitz.

Heine a. a. O. S. 379—382.

Im Monat Mai iſt ein Landſtreicher Namens Johannes Bucher gen Rochlitz gekommen, hat ſich für einen erfahrenen Arzt ausgegeben und geſagt, daß er aus dem vornehmen Geſchlechte der Bucher zu Leipzig ſtamme. Er war eines häßlichen und erſchrecklichen Angeſichts, lispelte und ſtammelte und hatte kohlſchwarz Haar auf dem Haupte, welches auf der linken Seite abgeſchoren war, auf der rechten aber bis auf die Schultern herabhing. Nun wohnte neben einem Fleiſchhauer, den er, weil er vom Schlage gelähmt war, behandelte, eine ehrſame fromme Wittwe, ſo von ſchöner Geſtalt war. Dieſelbe hat ihm gar ſehr in die Augen geſtochen und hat er auf Mittel und Wege geſonnen, wie er ſich ihrer bemächtigen könne. Er iſt alſo einmal zu ihr gegangen, hat ſich für einen Wahrſager ausgegeben, ihr in die Hände geſehen und ihr traurige, erſchreckliche und erbärmliche Zufälle verkündigt. Dadurch iſt die einfältige Frau in große Furcht und Angſt gerathen und hat ihn flehentlich gebeten, er wolle ſie aus dieſer Noth erretten und ihr wieder zum Glücke verhelfen. Dieß hat er ihr auch zugeſagt, wofern ſie ihm in Allem unweigerlich und gehorſam Folge leiſten wolle. Als ſie nun ſolches auf's Heiligſte verſprochen, hat der hölliſche Bube der bezauberten und verblendeten Frau befohlen, daß ſie an einem heimlichen Orte ihre Kleider ablegen und ſich von ihm [illegible]laſſe. Da ſie nun dieſem teufeliſchen

Rathe gefolgt, hat er ſie recht henkeriſch und unbarmherzig gegeiſſelt und ihr nachher noch Unehrbares zugemuthet, worin das Weib auch eingewilligt. An ſolcher verübten Bosheit hat er ſich noch nicht begnügen laſſen, ſondern ſie dahin gezwungen, daß ſie dem Herrn Chriſto abſagte, alſo und dergeſtalt, daß ſie hinfort nicht mehr an ihn glauben und ihm vertrauen wolle. Dieß iſt geſchehen an eben dem Tage, an welchem das elende Weib ſich zum h. Abendmahl verfüget und nach Chriſti Einſetzung daſſelbe genoſſen hatte. Da hat der greuliche Böſewicht ihr ein Pulver oder etwas dergleichen zu trinken gegeben, damit ſie die heilſame Seelenſpeiſe wieder von ſich gebe und erbreche. Von dem Tage und der Zeit an aber hat die arme elende hochbetrübte Wittwe greuliche unſägliche Marter und Plage ſowohl am Leibe als im Herzen und Gemüthe gefühlt und ſchwere Anfechtung und vielfältigen Kampf ausgeſtanden, in welchem ſie am dritten Tage mit Tode abgegangen und erblichen. Sie hat herzliche Reue und Leid über ſolche begangene Sünde gehabt und ritterlich wider des Satans feurige Pfeile und Anfechtungen mit dem lieben inbrünſtigen Gebet und dem lebendig machenden Troſt der h. Schrift gekämpft und iſt beſtändig bis an's Ende geblieben. Dieſes hat ihr Bruder, ſobald ſie aus dieſem Jammerthale abgeſchieden, dem Rochlitzer Superintendenten, ingleichen dem Rathe entdeckt und offenbart. Der Miſſethäter iſt auf des Richters Befehl gefänglich angenommen, in's Richthaus geführt und ſcharf befucht worden. Da hat man bei ihm gefunden einen Stein und etliche zauberiſche Characteren, welche vom Teufel gemalet und geſchrieben waren, und die er am Hals hängen hatte. Dieſes alles nebſt ſchriftlichem Berichte iſt gen Wittenberg an die Herren Schöppen gelangt, von welchen das Urtheil und Sententz gefället worden, daß man den Miſſethäter von Rechtswegen möge auf die Marterbank bringen und ihn peinlich verhören. Da nun der Scharfrichter ihn kaum verſucht hatte, ſo bekennt der Bube Alles und Jedes, inſonderheit daß er die Verſtorbene gegeiſſelt und einen Ehebruch mit ihr begangen habe, daß ſie Gott abgeſagt, ein Bündniß mit dem Satan gemacht und daſſelbe mit ihrem eigenen Blute bekräftigt, welcher doch daran ſich nicht begnügen laſſen, ſondern zu mehrerer Verſicherung eines beſtändigen Bundes ein Stück von ihrer Zunge abgeſchnitten. Er habe auch mit dem Teufel, der ſich in ein Weib vermummt, gebuhlt, welcher geheißen habe Ursa Tatman Lucifer. Aus demſelben Buhlen habe er Beſcheide und Antwort vom Teufel ſich erholt und mit ihm Rede gepflogen, welchen er in einem Chryſtall in der Geſtalt eines ſchwarzen Mohrenkönigs, ſo eine güldene Krone auf dem Haupte getragen, geſehen. Solches und Anderes viel mehr, welches zu

berichten all zu weitläufig sein würde, hat er in der Tortur bekannt. Dieses ist nun nochmals an den Schöppenstuhl gelangt, da er dann zum Feuer nach Urtheil und Recht verdammt worden. Als ihm nun das Urtheil vorgehalten und der Gerichtstag angestellt worden, da hat er nichts von dem, was er zuvor bekannt, verleugnet. Da nun aber am folgenden Tage, den 14. Juli des Jahres 1608, die Rochlitzer Geistlichen zu ihm gingen, hat er sich unterstanden, Alles wieder zurückzunehmen und gesagt, er habe die Obrigkeit durch ein falsches und aus Schmerz erzwungenes Bekenntniß betrogen. An solcher Bitte und Begehren, dieß der Obrigkeit kund zu thun und als Zeugen seiner Unschuld aufzutreten, haben diese sich aber wenig gekehrt, sondern ihm eine scharfe Gesetzpredigt gehalten, darauf aber dem Herrn Richter und seinen Beisitzern, was sich begeben, treulich berichten lassen, welche dann durch Androhen, daß sie ihn wieder auf die Folterbank bringen wollten, ihn dahin bewogen haben, daß er bis zum vierten Male die begangenen und schon vorher gerichtlich ausgesagten Missethaten beständig bekannte. Er ist auch am andern Tage, als ihn die Geistlichen abermals besuchten, dabei geblieben, war wegen seiner Uebelthaten sehr betrübt und bekümmert, entsagte dem Teufel und seinem Buhlen Tatman Lucifer öffentlich und zeigte ein sehnlich Verlangen nach Christe, nahm auch am 18. Juli das h. Abendmahl. Endlich ging er, nachdem er die übrige Zeit seines Lebens mit Gebet und christlichen Gesängen zugebracht, am 20. desselben Monats getrost und freudig zur Gerichtsstatt und ward hier in Gegenwart vieler Zuschauer lebendig verbrannt im 36. Jahre seines Alters und 2. seiner unseligen Dienstbarkeit.

364) Der Currendknabe zu Geithayn.

Poetisch bei. S. Ziehnert. Bd. II. S. 123 sq.

An der Mittagsseite der Kirche zu Geithayn ist ein Knabe in Stein gehauen, den die auf dem Rücken hängende Schalaune (Mantel) als Currendschüler bezeichnet. Zwar ist die Inschrift unter dem Bilde selbst nicht mehr zu lesen, die Sage aber berichtet also über die Bedeutung desselben. Es sind einmal des Abends vier Currendschüler der Stadt Geithayn auf dem Kirchthurm gewesen und haben gesehen, daß da, wo die Vierteiglocke hängt, ein Dohlennest zwischen den Balken angelegt war. Die Stelle war gänzlich unzugänglich, doch haben sie am Ende auf ein Mittel gesonnen, sich des Nestes zu bemächtigen. Drei von ihnen haben also ein Bret zum Kirchthurmfenster hinausgehalten und der vierte ist

darauf geſtiegen und auf dieſe Weiſe an die Balken gekommen, um ſo das Neſt, welches aber nur von Außen zugänglich war, auszunehmen. Er ruft ihnen zu, es ſeien drei ſchwarze und ein weißes Junge darin. Dieſe verlangen nun für ſich das weiße, doch Jener will ihnen nur die drei ſchwarzen geben und das erſtere für ſich behalten. Sie drohen ihn herabzuwerfen, wenn er ihnen das weiße nicht hereinreiche, und als er es nicht thut, laſſen ſie ihn ſamt dem Neſte, welches er in der Hand hält, herabfallen. Zum Andenken an dieſe ſchauerliche Begebenheit iſt eben jenes ſteinerne Bild errichtet worden.

365) Spruch von der Stadt Geithayn.

Die Stadt Geithayn bildet zwei lange Seiten, iſt im Innern ganz frei und hat keine Vorſtädte. Daher geht von ihr der Vers: Geithen hat 2 Seiten, in der Mitte einen großen Plan, hinten und vorn nichts daran.

366) Der große Topf zu Penig.

Poetiſch beh. v. Ziehnert. Bd. II. S. 135 sq.

Die Stadt Penig war früher durch ſeine Töpferarbeiten weit und breit berühmt. Einſt haben nun die geſchickteſten Meiſter daſelbſt in Gemeinſchaft einen großen Topf gebrannt, der 15 Eimer Wein gefaßt haben ſoll. Dieſes neue Weltwunder zog nun viele Reiſende an, und ſo kam denn auch einmal der nachherige Churfürſt Friedrich der Weiſe*) als junger Prinz dahin, um ſich den Topf anzuſchauen. Da fiel es dem Prinzen ein, hineinzuſteigen; er ließ eine Leiter bringen und ſtieg auf den Boden hinab. Kaum war er unten angelangt, ſo ließ aber der ihm von ſeinem Vater beigegebene Hofjunker, ein Herr von Schönberg, die Leiter herausziehen, und hoffte nun, der Prinz werde ſich auf's Bitten legen, um herauszukommen. Dieſer aber beſann ſich kurz, ſchlug mit der Fauſt an die Wand des Rieſentopfes und ſpazierte ſo wie zu einer Thüre heraus. Um aber die Peniger Töpfer für den Verluſt ihres Kunſtwerkes zu entſchädigen, erbat er ſich von ſeinem Vater Abgabefreiheit für ſie. Uebrigens formten Letztere nachher bald wieder einen anderen ähnlichen Rieſentopf auf dem davon ſo genannten Topfanger und errichteten ein Häuschen darüber, wo er lange noch zu ſehen war.

*) Nach Andern wäre dieß Heinrich der Fromme geweſen, der ſich bei den Töpfern aber nicht durch Abgabenfreiheit, ſondern durch einen Schmauß abfand.

307) Die Sage von dem Liebchenſtein bei Penig.

S. Krieg's Geſchichte der Stadt Penig. Penig 1838. 8. S. 3 sq.

Vor alten Zeiten hauſten Raubritter auf dem bei Penig gelegenen Zinnberg*) und Drachfels**) (Drachenfels) und machten die daſige Gegend ſehr unſicher.

Zinnberg ſoll anfangs Umizi geheißen haben, ſchon im 6. Jahrhundert entſtanden und der Sitz eines Wendenfürſten geweſen ſein. Im 13. Jahrhundert gehörte dieſes Zinnberg (Zinneburgk) einer Linie der Burggrafen zu Altenburg zu. Beide Schlöſſer, Zinnberg und Drachenfels, ſollen ſchon im 14. Jahrhundert von den Burggrafen von Leißnig und dem Ritter Heimburg von Waldenburg zerſtört worden ſein. Nach anderen Angaben, z. B. nach Schumann's ſächſ. Zeitungs-Lexicon, ſind jedoch beide Burgen erſt im Jahre 1488 verbrannt worden. Auf Zinnbergs Ruinen ſah man noch gegen Anfang des 17. Jahrhunderts einen alten Thurm ſtehen, von welchem zur Zeit einiges Gemäuer übrig geblieben iſt. Bei Zerſtörung der unter Penig gelegenen Burg Drachenfels ſollen übrigens die Hühner aus derſelben über die Mulde auf den gegenüberliegenden Berg geflogen ſein, woher der Hühnerberg ſeinen Namen erhalten habe.

Ueber die Raubritter auf Zinnberg und Drachenfels und über die Veranlaſſung zur Zerſtörung dieſer beiden Burgen geht nun folgende Sage: Zinnberg und Drachenfels waren im Beſitz von zwei Brüdern, welche man gewöhnlich die Schachtritter nannte, weil, zur Leiſtung gegenſeitigen Beiſtandes, ein unterirdiſcher Gang beide Burgen verband. Der eine dieſer Brüder, der Ritter auf dem Drachenfels, war mit Fräulein Elsbeth, der Tochter des Ritters Haimburg***) zu Waldenburg, verlobt.

---

*) Zinnberg liegt am rechten Mulden-Ufer eine halbe Stunde oberhalb Penig, Thierbach gegenüber. Die Burg war, nach den noch vorhandenen Ruinen zu urtheilen, nicht ſehr bedeutend.

Sie war in den älteſten Zeiten im Beſitz der Burggrafen von Altenburg, dann im 15. Jahrhundert der Herren von Rauffungen, zuletzt der Burggrafen von Leißnig, gegenwärtig gehört ſie zur Herrſchaft Penig.

**) Die Burg Drachfels liegt am rechten Mulden-Ufer, eine halbe Stunde unterhalb Penig. Von derſelben ſind nur noch die Wälle und wenige Ruinen vorhanden. Gegenwärtig iſt das ganze Terrain der ehemaligen Burg, die ebenfalls nicht bedeutend geweſen ſein kann, mit dichtem Holze bewachſen.

***) Wenn auch dieſer Sage vielleicht irgend eine hiſtoriſche Wahrheit zu Grunde liegen ſollte, ſo iſt dieſer Name ſicher eine Erfindung. Man kennt aus Urkunden die Beſitzer von Waldenburg ſeit dem 11. Jahrhundert. Unter ihnen kommt kein Haimburg vor.

Elsbeth erhielt einst heimlich Nachricht, ihr Verlobter betreibe Räuberei. Um sich selbst zu überzeugen, ob diese Kunde wahr oder falsch sei, machte sie sich mit Bewilligung ihres Vaters auf und fuhr, von des Vaters Knappen begleitet, bis an den Felsen, welcher unmittelbar am rechten Muldenufer hart hinter Penig am Fuße des Galgenberges liegt. Hier stieg sie, ihr Gespann stehen lassend, aus dem Wagen und begab sich auf die Burg. Auf dieser herrschte eine tiefe grauenvolle Stille. Düstere Ahnungen durchbebten des Fräuleins Seele: sie schaute sich um, fand Blutspuren auf dem Vorsaale und an der Gemachthüre des Ritters Siegelring.*)

Noch mehr Blutspuren nebst einem blutriefenden Dolche fand das Fräulein auf dem Zimmer des Ritters, der eben vorher einen Mord begangen und bei dem Ringen mit seinem Schlachtopfer seinen Ring verloren hatte. Elsbeth nahm schaudernd den Siegelring mit dem blutigen Dolche, und kehrte, ohne bemerkt zu werden, aus der Burg nach ihrem Gespann und mit diesem wieder nach Waldenburg zurück. Der vorstehend beschriebene Fels, wo ihr Gespann gestanden, heißt davon aber heute noch der Liebchenstein.**)

Das Fräulein hinterbrachte ihrem Vater die schreckliche Kunde, worauf Ritter Haimburg mehrere Ritter (worunter der Ritter Gerold von Rabenstein) nebst dem Schachtritter zu sich entbieten ließ. Das Mahl war bereitet und die Pokale kreisten nach Ritterart. Aber über dem festlichen Mahle wurden dem Schachtritter plötzlich der Siegelring nebst dem Dolche vorgezeigt; leicht ward er des Mordes überwiesen, von den herbeigerufenen Knappen gefesselt und in Haimburg's Burgverließ geworfen. Letzterer verband sich dann mit noch mehreren Rittern und brach die beiden Raubritterburgen Zinnberg und Drachenfels. Das Fräulein aber soll bald darauf ihrem Leben selbst aus Verzweiflung ein Ende gemacht haben.

---

*) Nach einer andern Relation fand Elsbeth einen Finger, an welchem der Ring ihres Bräutigams steckte.

**) Der Liebchenstein liegt unmittelbar an der Mulde. Früher war er ein sehr interessanter Punkt wegen der merkwürdigen Felsbildung. Seit einigen Jahren ist jedoch an demselben ein Steinbruch angelegt worden und bereits ein bedeutender Theil des Liebchensteins ist verschwunden. Auch fanden sich früher bei dem Liebchenstein mehrere von Menschenhänden ausgehauene Felshöhlen. Diese sind ebenfalls in neuerer Zeit verschwunden, da sie bei dem Steinbrechen verschüttet wurden.

368) Das Räthſel von der Stadt Wurzen.

Chr. Schöttgen, Hiſtorie d. churf. Stadt Wurzen. Leipzig 1717. S. 10 sq.

Man hat von der Stadt Wurzen folgende Verſe, welche zugleich die Wahrzeichen derſelben angeben:

Rath, wenn Du rathen kannſt, wo iſt doch ſolche Stadt?
Die weder Schmidt, noch Schul, noch Kirch, noch Pfarrer hat,
Da auch ein ſolches Dach iſt auf ein Thor gebracht,
Das weder Gott noch Menſch noch Teuffel hat gemacht?

Dieß bezieht ſich darauf, daß früher in der Stadt Wurzen ſelbſt zwar 110 Feuerſtellen, aber keine Kirche, keine Schule, keine Pfarrwohnung, keine Baderſtube, keine Garkürche und kein Schmied exiſtirten, denn ſie waren alle vor den Thoren derſelben. Daher ſagte man von den Wurzenern ſprichwörtlich: wenn die Leute in die Kirche gehen ſollen, ſo laufen ſie zum Thore hinaus. Das eigentliche Wahrzeichen der Stadt war aber das Storchneſt, welches ſich auf dem neben dem Wenzelsthore befindlichen Thurm befand, war alſo ein Dach, welches weder Gott noch ein Menſch noch der Teufel gemacht hatte.

369) Das wunderbare Lutherbild zu Wurzen.

Schöttgen, S. 261.

In der Domkirche zu Wurzen befindet ſich ein Bild Dr. M. Luthers, von dem folgende Geſchichte erzählt wird. Es kam im 30jährigen Kriege einmal ein kaiſerlicher Soldat in dieſe Kirche und ward dieſes Bild anſichtig. Er ſtieg alſo ſogleich auf die Weiberſtühle, zog ſeinen Degen heraus und wollte damit Luthern die Augen auskratzen. Weil nun aber ohnedem auf dieſe Stühle nicht gut zu treten war, ſo fügte es Gott wunderlich, daß er hinunterfiel und den Hals brach. Das Wahrzeichen iſt jedoch noch heutigen Tages zu ſehen, indem die Augen mit der Degenſpitze ziemlich zerkratzt ſind.

370) Der Tod bei Wurzen.

Schöttgen, S. 679.

Im Monat Februar des Jahres 1707 hat ein ſchwediſcher Soldat, Andreas Stahl, ſeines Fähnrichs Pferde ein wenig bei dem Gerichte herumgeritten, damit ſie nicht ſcheu werden ſollten. Als er nun wieder

nach der Stadt zu reitet, kommt ein langer Mann zu ihm, welcher gar kadaverlich aussah und eine große Sense in der Hand hatte. Der Soldat fragte ihn, wo er hin wolle? Er antwortet: nach Wurzen. Der Soldat fragt weiter, was er da thun wolle? Hierauf giebt dieser zur Antwort, er wäre der Tod und hätte gleich jetzund vor 100 Jahren in Wurzen ziemlich reine Arbeit gemacht, dieses Jahr werde er es ebenso machen, der Soldat solle es nur den Leuten hinterbringen, damit sie sich zum Tode bereiten möchten. Mit diesen Reden kommen sie an die äußern Scheunen, wo dann der Soldat in die Stadt reitet, der Tod aber von ihm Abschied nimmt. Als dieses der Soldat seinem Wirthe, Meister Jacob Pilzen, einem Hutmacher, erzählt, hat es dieser den 3. März auf dem Rathhause gemeldet. Der Soldat hat, was er gesehen, bei seinem Nasor gleichfalls ausgesagt und ist erbötig gewesen, es mit einem Eide zu bekräftigen. Indeß ist das Jahr 1707 vergangen und der Tod mit seiner Sense nicht nach Wurzen gekommen.

371) Der Heuschreckenkönig zu Wurzen.

Vulpius, Merseb. Chronik c. 19. S. 199. 200. Vogel, Leipziger Ann. S. 151.

Im Jahre 1542 im Herbste sind viele Heuschrecken aus Littauen, Preußen und Polen nach Meißen gekommen, welche wie große Mühlräder in der Luft flogen und den Sonnenschein verhinderten. Am Tage Aegidii sind sie auch nach Wurzen gekommen, wo sie kniehoch gelegen. Hier ist aber ihr König in Größe eines Sperlings an Gestalt, Füßen und Klauen ganz schrecklich anzusehen, gefangen, abgemalt und in Leipzig aufgehoben worden.

372) Der gespenstige Leichenzug zu Wurzen.

Schottgen, S. 678 sq.

Die Nacht vor dem Johannistage des Jahres 1706 hat Meister Christian Lose in seinem Hause auf dem Kreutigal (so hieß nach dem Namen einer adligen Familie seit 1340 die lange Gasse, welche hinter der Wenzelskirche anfängt und bis zur Mulde geht) zum Fenster hinaus gesehen, und es ist ihm vorgekommen, als wenn eine Leichenprocession den Kreutigal herauf käme und um die Ecke nach der Stadt zu ginge. Solches hat er gleich darauf dem Thürknecht Balthasar Münch auf dem Kirchwege gesagt, der ihn sogleich erinnert, ob er nicht etwa den Tag zuvor zu Biere gewesen und also durch die Hülsen gesehen, allein er ist

beständig bei seiner Rede geblieben, daß er gewiß etwas gesehen. Man hat auch auf der Fähre nachgefragt, ob nicht etwa eine vornehme Leiche durchpassirt sei, Niemand hat aber etwas daselbst davon wissen wollen. Allein im Monat August kam eine schwere Ruhr nach Wurzen, welche innerhalb 6 Wochen 70—80 Personen von jedem Alter wegraffte.

---

373) Die Zaubermartha zu Wurzen.

Schöttgen, S. 689.

Im Jahre 1615 ist zu Wurzen eine Zauberin gewesen, die lange Martha genannt, welche bekannt hat, daß sie etliche Kinder umgebracht, die Leute angehaucht und verderbt, auch mit dem Teufel 7 Jahre lang zu thun gehabt. Sie hat auch Christum verlacht, und ihrer Uebelthaten wegen verbrannt werden sollen. Allein eines Tages hat man sie in dem Gefängniß vor dem Eilenburgischen Thore todt gefunden und hat man vorgegeben, sie sei vom Teufel umgebracht worden.

---

374) Die drei goldnen Brodchen zu Pomsen.*)

Mündlich. Frei beh. im Freimüthigen 1814. S. 209.

Zwei Stunden von Grimma an der von hier nach Leipzig führenden Straße liegt das alte Schloß Pomsen. Dasselbe gehörte wie mehrere in der Nähe liegende Dörfer vor Alters der adeligen Familie von Ponickau. Einst war das Haupt dieses Geschlechtes mit seinem Herrn, dem Markgrafen von Meißen in den Türkenkrieg gezogen und hatte seine treue Hausfrau Sarah schwangern Leibes zurückgelassen. Nach einiger Zeit kam sie mit einem Söhnlein nieder, und als sie nun eines Morgens kurz nach Sonnenaufgang mit demselben in ihrem Schlafgemach in dem großen Ehebette lag und Niemandem bei sich hatte — denn Dienerschaft besaß sie nur wenig, weil ihr Gemahl abwesend und sie selbst nicht eben reich war — da sieht sie auf einmal, wie sich die schwere Thür von selbst geräuschlos öffnet und zu derselben in langen Reihen ein Zwergvolk hereinkommt. Die kleinen Leute sind prächtig gekleidet und haben offenbar einen Hochzeitszug vor. An der Spitze der Paare zieht ein Musikchor, dessen Mitglieder wie die ganze Gesellschaft kaum zwei Spannen hoch

---

*) Ziehnert Bd. III. S. [illegible] setzt jedoch diese Sage fälschlich in das ebenfalls bei Grimma gelegene Dorf Otterwisch.

sind, dann folgen Bräutigam und Braut und deren Eltern und so fort die Hochzeitgäste immer in bunter Reihe. Sie schreiten bis zu dem ungeheuren Ofen, der den dritten Theil des Zimmers einnimmt, und begeben sich in den Raum, der zwischen den sechs Füßen desselben gewissermaßen eine Art Halle bildet. Hier stellen sie sich paarweise auf und tanzen nach den lieblichen, obgleich leise tönenden Weisen der kleinen Musiker Tänze, deren Reigen und Touren irdischen Augen bisher unbekannt geblieben waren. Nachdem sie nun endlich genug der Freude gehuldigt, schicken sie sich zum Abzug an und verlassen diese sonderbare Tanzhalle wieder ganz auf dieselbe Weise. Wie sie nun an dem hohen Himmelbette der ganz in tiefes Erstaunen versenkten Schloßherrin vorüberziehen, da bleibt auf einmal der kleine Bräutigam stehen, verbeugt sich tief und sagt ihr, er danke ihr im Namen seiner Brüder für die Heimath und den ruhigen Aufenthalt, den sein Volk bisher auf ihrem Schlosse genossen habe, sie hätten, weil es ihnen unter der Erde zu finster gewesen, einmal bei lichtem Sonnenschein ihr Vermählungsfest feiern wollen und zum Danke für die genossene Gastfreundschaft wolle er ihr hiermit drei goldene Brodchen überreicht haben. Diese solle sie wohl aufheben, denn so lange wie diese Brodchen noch im Besitze ihrer Familie*) sein würden, werde dieselbe grünen und blühen und immer an Reichthum und Glück zunehmen. Damit zog die Zwergbochzeit ab. Die Schloßherrin verfiel vor Schreck in einen tiefen Schlaf, als sie aber erwachte, da lagen die Brodchen auf der Bettdecke und sie sah, daß sie nicht geträumt hatte. Nicht lange hernach kam ihr Eheherr mit Beute reich beladen aus dem Kriege zurück, und Beide ließen nun, damit die Brode nie verloren gehen sollten, dieselben in den einen Thurm des Schlosses Pomsen einmauern. Hier blieben sie auch bis zum 30jährigen Kriege, da kamen einmal die Feinde in's Dorf und plünderten und brannten das Schloß an, der Thurm stürzte zusammen und die Brodchen waren verschwunden, und seit dieser Zeit schien das Glück die Familie Ponickau verlassen zu haben, denn sie verlor ein Gut nach dem andern, und zuletzt auch Schloß Pomsen.

*) Nach einer andern Version der Sage hätte der Zwergkönig je eines dieser Brode für ihre drei Söhne bestimmt und gesagt, dieselben würden drei Schlösser erwerben. So wäre also blos ein Brod nach Pomsen gekommen. Eins dieser Schlösser soll vom Feuer, das andere vom Wasser zerstört worden sein, das dritte aber noch bei der Familie sein.

375) Die Sagen vom Schloſſe Mutzſchen bei Grimma.

J. Praetorius, der abentheuerliche Glücks-Topf. o. O. 1669. 8. S. 63 sq.

Im Jahre 1659 hat auf dem zwiſchen Grimma und Hubertusburg gelegenen Schloſſe Mutzſchen eine Köchin Namens Magdalena gedient. Zu der iſt das Schloßgeſpenſt gekommen und hat ſie geheißen, ſie ſolle mit ihm in den Keller gehen und drei Ellen tief graben da werde ſie einen großen Schatz heben, der ihr beſchert ſei und niemand Anderem, davon ſolle ſie die eine Hälfte den Armen geben, die andere aber behalten. Ob ihr nun gleich Viele zugeredet haben, dem Gebote Folge zu leiſten, haben ihr doch die Geiſtlichen abgerathen, zumal weil der Betrüger niemals hat antworten wollen, wenn ſie zu ihm geſagt haben: alle guten Geiſter loben Gott den Herrn, ſondern allezeit ſtillgeſchwiegen hat. Auch hat er keine gewürgten Tauben annehmen wollen, denn man hat hier den Aberglauben, daß man einer Taube den Kopf abreißen und an den Ort der Erſcheinung hinwerfen ſolle. Es hatte nämlich das Geſpenſt immer dazu geſagt, es wäre der Schatz mit unſchuldig vergoſſenem Blute dahin gelegt worden, müſſe alſo auch auf dieſe Weiſe wieder gehoben werden. Darum haben die Prieſter gemeint, der böſe Feind wolle der dorthin gelockten Magd ohne Zweifel den Hals umdrehen. Sie hat es alſo abgeſchlagen, gleichwohl aber vor dem Geſpenſte keine Ruhe gehabt.

Einſt kam das Geſpenſt wieder zu ihr in die Küche, hatte einen weißen Trauerſchleier um und fing mit ihr an zu ſprechen; während es nun ein Bein über das andere geſchlagen hatte, da ſah die Magd, daß ihm ein Pferdefuß unter dem Kittel herausſcheine, worauf es verſchwand. Man glaubte aber, hier habe vor Zeiten ein Edelmann ſeine Schweſter mit einem Bund Schlüſſel todt geworfen. Dieſes war das Geſpenſt; es kam bei Tag und Nacht, Niemand war vor ihm ſicher, warf mit Steinen, ſchien zu zielen, traf aber Niemand. Zuweilen lief es aus einer Stube in die andere, raſſelte mit Ketten, nahm auch zuweilen in dem obern Geſtock den Verwaltern das Eſſen vom Tiſche und ging damit zur Thüre hinaus, wenn aber die hungrigen Leute es baten, ihnen ihre Speiſen wiederzugeben, brachte es das Eſſen wieder unverſehrt herein. Geſehen ward es zwar von Niemandem als der Magd, allein gleichwohl wollte zuletzt Niemand mehr im Schloſſe bleiben. Endlich kam ein Beſchwörer, der es auf acht Jahre wegbannte, auf länger aber gelang es ihm nicht. Einſtmals ging ein Pfarrer mit Andern hinauf um es zu ſehen, da ſahe er, wie ſich das Geſpenſt über ein ganzes Dach ausbreitete. Darüber

fiel er in Ohnmacht, und wäre ihm nicht Jemand zu Hilfe gekommen, so hätte er wohl seinen Geist aufgeben müssen.

Einst kam ein witziger Pfarrer in das Städtchen Mupschen und fragte, ob es denn wahr sei, daß es auf dem Schlosse so umgehe, wie man sage. Freilich, ward ihm geantwortet, gehet selbst hinauf, wenn Ihr es nicht glauben wollt. Er geht also allein hinauf und lockt das Gespenst mit Aeußerungen, als: bist Du denn da? komm her, laß Dich sehen! ꝛc. Allein das Gespenst erschien nicht, sein Muthwille blieb unvergolten und er ging also wieder hinab und sagte, er sehe wohl, daß Alles Lüge sei, was man ihm so oft schon zu Ohren gebracht, er könne gar nichts erblicken. Da antwortet man ihm: die Sache ist leider nur allzu gewiß, habt Ihr ein muthig Herz, so verziehet nur ein wenig, es ist bald halb Eilf; demnach gehet noch einmal hin, Ihr werdet schon zur Genüge von dem Geiste bekommen! Der Pfarrherr wagt's auch, ruft abermals wie zuvor, und wie er nochmals meint, er sei umsonst gegangen, sieht er von ungefähr vor sich hinauf und wird gewahr, daß über den Balken ein ungeheurer Geist mit einem häßlichen Elephantenrüssel liegt und auf ihn los zielt. Darüber ist er so erschrocken, daß er die Treppe herabstürzte und für todt aufgehoben ward.

Der adelige Besitzer des Schlosses besaß nun aber neben dem Schlosse noch eine andere Wohnung. Da träumt ihm eines Nachts, als habe er einen Schatz in derselben Stube. Er läßt also einen Ruthengänger mit einer Wünschelruthe kommen. Diese schlägt nun an einem gewissen Orte ein, und hier läßt man durch die Mauer in einen Pfeiler, der hohl war, einbrechen. In diesen begab sich der Schatzgräber und nahm seine Arbeit vor. Er sprach aber kein Wort, sondern schrieb darin bei Licht immer einen Zettel nach dem andern und langte ihn heraus, wenn er ein Werkzeug, als Hacke ꝛc. von Nöthen hatte. Man glaubte nun, er möge jetzt wohl tief genug gekommen sein, aber gefunden hat sich nichts. Unter der ausgescharrten Erde befanden sich aber viele Menschengebeine, welche, wenn man sie anrührte, zerfielen. Man sah auch Kleidungsstücke darunter, an denen noch Gold war, so man sie aber antastete, zerfielen sie wie Mehlstaub.

Uebrigens erzählt man, daß das ganze Schloß auf lauter Diamanten stehe, eben so wie der andere Sitz des damaligen adligen Besitzers (Mitte des 17. Jahrhunderts). Man hat auch nicht eher aufgehört, darnach zu graben, bis einmal die ganze Mauer samt mehreren Pferden in den Graben herabstürzte. Diese Diamanten sind theils weiß, theils bräunlich und besser als die böhmischen, haben 6 Ecken und stecken in Feldsteinen, die

inwendig hohl ſind. Sonſt ſoll aus dem Berge jährlich gegen die Oſterzeit ganz weißer Thon herausfließen, aus dem die Kinder ſich Scheibleichen machten, und hat man im Volke angenommen, daß dieſer die Materie zu den Demanten iſt.

376) Das Marienbild zu Eicha bei Naunhof.

Pfeiffer, Orig. Lips. p. 387. Poet. beh. b. Ziehnert. Bd. II. S. 38 sq.

Am linken Ufer der Parthe, drei Stunden nordweſtlich von der Stadt Grimma und zwei Meilen von Leipzig liegt in der Nähe von Naunhof das Vorwerk Eiche. Dieſes ſoll ſeinen Namen von einem hohlen Eichbaum haben, der zur Zeit der Sorbenwenden hier ſtand und unter welchem dieſe ihre Abgötterei trieben. Nachher ward der Ort angebaut und hier Meſſe geleſen. Denn im Jahre 1454 hat ein Fuhrmann, der bei böſem und grundloſem Wege mit ſeinem beladenen Wagen*) unweit dieſes Orts halten blieb, in ſeiner größten Angſt und unmöglichen Hilfe an dieſer Eiche eine Tafel mit einem Marienbilde erblickt, iſt vor daſſelbe niedergekniet und hat geſehen, daß die Pferde den Wagen indeſſen fortzogen. Er hat dann die Sache in Leipzig erzählt, man hat dann oft dahin gewallfahrt und von den gebrachten Opfern eine ſchöne Kirche der Jungfrau Maria zu Ehren gebaut.

377) Die Sage von der Schlacht bei Lucka.

Rivander, Thüring. Chronik f. 30. (f. 380.)

Als Markgraf Friedrich der Freudige vor der Schlacht bei Lucka im heutigen Altenburgiſchen ſich von ſeinem Leibdiener den Harniſch anſchnallen ließ, da ſoll er zu demſelben geſagt haben: Binde heut auf drey Land oder keines. Ein alter Volksdichter hat dieß in folgende Reime gebracht:

*) Nach einer andern Sage hätte der Fuhrmann unterwegs einen Fremden mit einem ſchweren Pack aufgenommen, als er dort hin kam, konnte er auf einmal nicht weiter. Er betete alſo zu dem dort an einer Eiche befeſtigten Bilde der J. Maria um Hilfe, da aber gleichwohl die Pferde nicht anzogen, ſo argwöhnte er, auf ſeinem Wagen befinde ſich ein geraubtes Kirchengut. Er öffnete alſo ſogleich das Pack des Fremden und fand darin eine aus einer Kirche von dieſem geſtohlene ſilberne Monſtranz. Zur Erinnerung an dieſes Wunder ſoll man dann zu dieſem Bilde hier gewallfahrt haben.

Heute binde ich auf Meissen
Düringen und Pleissen
Und alles was meiner Eltern je gewart
Gott helfe mir auf dieser Farth
Als wir für Gott recht haben
Also reit ich wieder die Schwaben
Und wil sie übern Hauffen schlagn
Und aus dem Lande Meissen jagn.

Von dieser Niederlage der Schwaben kommt das bekannte Sprichwort: es gehet Dir wie den Schwaben vor Lucka.

378) Der Ursprung von Leipzig und seinen Linden.

Peccenstein, Theatr. Sax. Th. III. S. 78 sq.

Die Stadt Leipzig soll nach Einigen ihren Namen daher haben, daß ein gewisser Lybonothes, ein Kriegsfürst jenes Arminius, der den Varus schlug, hier sein stetiges Hoflager gehalten und im Schlosse Aldenburg, nahe dem Ranstädtischen Thore gelegen, da wo die Pleiße und Parthe zusammenkommen, residirt habe: nach diesem habe es erst den Namen Libonitz, aus dem dann durch Zusammenziehung Lyptz ward, geführt. Weil aber dieses Wörtchen in wendischer Sprache einen Lindenbusch bedeutet, so haben Andere, wie der Pirnaische Mönch und Erasmus Stella berichtet, daß an dem Orte, wo jetzt die Stadt liege, ursprünglich ein Dorf gewesen und hier unter einem schönen Lindenbaum mit weit ausgebreiteten Aesten ein Abgott der Sorben-Wenden Namens Flyns gestanden habe, so von schrecklicher Gestalt war, nämlich ein todter Körper mit einem langen Mantel behangen, in seiner Hand einen Stab mit einem brennenden Blasfeuer, auf der linken Schulter einen aufgerichteten Löwen haltend und auf einem hohen Steine stehend, der sei hochgeehrt worden, da sie meinten, der Löwe solle sie von den Todten auferwecken. Solchen Abgott hat der h. Bonifacius im J. 728, als er unter den Sorben das Christenthum gepredigt, abgeschafft und mit Hilfe frommer Herzen ein Klösterlein und einen Convent von wenigen frommen Männern, die er von Mainz kommen lassen und in seiner Abwesenheit das Volk im christlichen Glauben erhalten sollten, errichtet. Dieses Kloster, so neben Rochlitz in diesem Lande das erste gewesen, war dem h. Jacobus geweiht, und erzählt Stella, daß es an dem Zusammenfluß der Pleiße und Parthe gestanden habe und zu seiner Zeit noch einige Mauern davon zu sehen gewesen. Ob nun wohl die Heiden, nachdem der h. Bonifacius und seine Jünger Ludgerus, Rupertus und Gallus den Rücken gewendet, Alles wieder

zerstört haben, ist der Ort gleichwohl von Tage zu Tage gewachsen und von Markgraf Conrad mit Mauern umgeben worden. Seitdem ist der Brauch aufgekommen, daß, wo Kirchen aufgerichtet wurden, man auch gemeiniglich eine oder zwei Linden daneben pflanzte und aufzog, wie auf allen alten Kirchhöfen zu sehen und man selbigen Baum fast für heilig und es für eine Sünde hielt, wenn man solchen im Geringsten beschädigte. Von solchen Pflanzungen ist auch das Dorf Lindenau bei Leipzig entstanden. Ueberhaupt war die Linde das Zeichen der Freien und Edlen, die Eiche aber das der Knechte.

379) Die Wahrzeichen von Leipzig.

J. Praetorius, gazophYLaCJ gaVDJVM. Leipzig 1667. 8. S. 133 sq.

Die alten Wahrzeichen der Stadt Leipzig waren ehemals die zwei vor und über dem Gewölbe der Kommunitätsküche im Paulinum gemalten Bratwürste (oder Hechte), das große eingemauerte Hufeisen an der Nicolaikirche unten an der Erde in einem kleinen viereckig ausgemauerten vergitterten Löchlein, der Esel mit dem Sack an der Wasserkunst beim Ranstädter Thore, dann der Umstand, daß man von dem Paulinum oder dem Thorwege des Gewandgäßchens die Thürme der Nicolai- und Thomaskirche zugleich erblickt, während man anderswo in der Stadt, man mochte sein wo man wollte, immer nur einen derselben sehen konnte, so wie das den leichtsinnigen Bankerottirern oder den dort nach dem Hochgericht hinausgeführten armen Sündern (hier hielt nämlich der Zug gewöhnlich an, um den aus dem Paulino tretenden Dominikaner, der den Delinquenten zu begleiten hatte, zu erwarten) zum Spott errichtete steinerne Bild am Grimmaischen Thore in der Pauliner Wand unter dem Leiterhäuslein (wo jetzt das dritte Haus von Felsche's Caffeehaus her steht), das sogenannte Poenitere. Es war dieses ein steinernes Männchen, in einen Trauersack gehüllt und sich in den Kopf kratzend, als bereue es etwas oder als sei ihm etwas mißglückt. Am 8. Juni 1637 ward das Leiterhäuschen abgebrochen und das Bild weggetragen, man weiß jetzt nicht mehr wohin (abgek. b. Vogel, Chronik v. Leipzig S. 122).

380) Die Wettermacher zu Leipzig.

Misander, Delicine Historicae S. 75 sq.

Einst haben zwei vornehme Männer sich in Gegenwart M. J. Rüdingers über das, was sie in ihrer Jugend begangen, mit einander unterhalten und Folgendes erzählt. Als sie zu Leipzig studiret, haben sie

ihrem Famulus sein Schwarzkünstlerbuch genommen und beim Spazierengehen mitgenommen und darin eine mit gewissen Worten und Characteren und sonderbaren Werken und Verrichtungen beschriebene Kunst, Wetter und Donner zu machen gefunden. Nun haben sie auf freiem Felde gesehen, daß kein einziges Wölkchen am Himmel gewesen, und so hat einer von der Gesellschaft angefangen, ob sie nicht ein Kunststück aus ihres Famuli Buche versuchen wollten. Einige haben ja, Andere nein gesagt, da aber die meisten Stimmen gegolten, und diese dafür gewesen, die Kunst zu probiren, hat Jeder etwas dabei thun müssen. Der Eine hat den Kreis machen, ein Anderer ein Grüblein graben, der Dritte Wasser holen und hinein gießen, der Vierte die hineingemengte Materie umrühren, der fünfte die Characters malen, der Letzte aber die im Buche vorgeschriebenen Worte im Kreise vorlesen müssen. Darauf hat es sich aber zugetragen, daß, so hell der Himmel zuvor gewesen war, so dunkel er jetzt ward, und jemehr sie fortfuhren das vorgeschriebene Werk zu verrichten, desto schwerer hat sich das Gewitter gezeiget. Darauf sind sie auf die Knie gefallen und haben mit aufgehobenen Händen zu Gott gebeten, daß er ihnen solches, was sie aus Fürwitz gethan, um des Teufels Macht zu probiren, um Christi Willen vergeben möge, sie wollten auch Zeit ihres Lebens es nimmermehr wiederthun und Alle davon abmahnen. Darauf ist allgemach das Gewitter wieder vergangen und der Himmel schön und hell geworden, sie haben aber das Buch in die nahe fließende Pleiße geworfen, so zwar, daß sie es vorher aufgeblättert und aufgesperrt und Steine an die Ecken gebunden, daß es desto eher im Wasser verderbt würde.

381. Die Eule in Leipzig.

Ziehnert Bd. III. S. 239 ff.

Im Hofe eines Hauses auf der Peterstraße zu Leipzig ist in einer kleinen Nische eine steinerne Eule zu sehen, welche das Andenken an eine traurige, dort vorgefallene Begebenheit erhalten soll.

Einst war in jenem Hause ein Pförtner oder Hausmann, der so verschlafen war, daß er fast niemals aufmachte, es mochte noch so stark an die Thür gepocht werden, was zur Folge hatte, daß die Inwohner des Hauses, wenn sie zu spät nach Hause kamen, nicht hereinkonnten und also bei allem Unwetter außen stehen bleiben mußten. Darüber beschwerten sie sich so lange bei dem Hausbesitzer, bis dieser den Pförtner aus dem Dienste zu entlassen drohte. Darüber war nun dieser sehr

betrübt und ſann hin und her, wie er ſich ſein Brod erhalten wollte. Da trat auf einmal der Teufel in menſchlicher Geſtalt und nicht furchtbar, wie gewöhnlich, zu ihm und bot ihm an, wenn er mit ihm einen Vertrag über ſeine Seele machen wolle, daß er ihn nach 10 Jahren holen könne, wolle er in der Nacht unter der Geſtalt einer Eule für ihn wachen und ihn wecken, ſo Jemand hereinwolle. Zwar wollte jener anfangs nicht darauf eingehen, allein die Liebe zu einem ruhigen und ſorgenfreien Leben veranlaßte ihn endlich doch den Vertrag mit ſeinem Blute zu unterzeichnen. So trat denn der Teufel als Eule ſeinen Dienſt an, und ſeit dieſer Zeit hatte ſich Niemand mehr über das Verſchlafenſein des Hausmanns zu beſchweren. Als aber die 10 Jahre um waren, fand man ihn früh todt in ſeinem Bette; der Teufel hatte ihm den Hals umgedreht.

382) Das Kind auf dem Apfel in Leipzig.

Ziehnert Bd. III. S. 244.

Am Halliſchen Pförtchen ſieht man ein Kind auf einem Apfel in Stein gehauen, zum Andenken, daß einſt ein Kind, welches für ſein Alter mit weit vorgerückten Geiſtesgaben ausgezeichnet war, auf dieſer Gaſſe auf einen Apfel trat und ſich zum allgemeinen Bedauern zu Tode fiel.

383) Der Bettelborn zu Leipzig.

Ziehnert Bd. III. S. 249.

Der Brunnen vor dem Grimmaiſchen Thore zu Leipzig nahe bei der Johannisgaſſe ſtand von jeher in dem Rufe, daß ſein Waſſer ganz vorzüglich ſei, daher es ſo viele Menſchen holten, daß er faſt erſchöpft wurde. Um dieß zu verhüten, hatte der Stadtrath eine Wache dahin geſtellt, oder wie Andere ſagen, ihn verſchloſſen. Da man nun aber das Waſſer nicht gern entbehren wollte, baten oder bettelten Viele, davon ſchöpfen zu dürfen. Daher ſein Name.

384) Die weiße Frau in der Pfarrwohnung zu St. Thomas.

Mündlich.

Bei den Verfolgungen der Calviniſtiſchgeſinnten Anhänger des bekannten Kanzlers Krell wurde auch der Paſtor Gundermann zu Leipzig

am 15. Novbr. 1591 eingezogen und auf die Pleißenburg gebracht. Seine hochschwangere Frau sah, wie sich der Pöbel auf der Straße um ihn drängte und ihn mißhandelte. Dadurch ward sie trostsinnig und erhing sich am 24. Januar 1592 in der Pfarrwohnung zu St. Thomas an einem Bratenwender. Seit dieser Zeit soll nun jedesmal, wenn der Pfarrer sterben soll, zuvor eine weiße Frau sich in dem Hause sehen lassen; namentlich hat man dieß in den Jahren 1736—50 bemerken wollen, wo mehrere Geistliche hinter einander starben.

385) Die Sage vom Johannisbospital zu Leipzig.

Nachtr. z. Gesch. Leipzigs. Lpzg. 1836. S. 12 sq. A. Große, Geschichte der Stadt Leipzig. Lpzg. 1839. Bd. I. S. 132 sq.

Seit dem Jahre 1278 bestand zu Leipzig in der Nähe der jetzigen Johanniskirche ein sogenanntes Leprosen-Hospital (für Aussätzige), welches gegen Ende des 15. Jahrhunderts in ein allgemeines Hospital für schwache und betagte Leute verwandelt ward, welche Bestimmung es noch jetzt hat. Die Sage hat jedoch hierüber anders zu berichten und zwar Folgendes:

Im Jahre 1441 klopfte kurz nach dem Neubau des Hospitals zu St. Georg eines Nachts eine junge Pilgerin an die Pforte desselben und bat um Aufnahme. Sie war wunderbar schön, verklärt in Unschuld und Liebe, kam aus dem gelobten Lande und führte den Namen der hochgelobten und benedeieten Jungfrau Maria. Als nun am andern Morgen das Glöcklein auf St. Johannes die unglücklichen Leprosen zur Andacht versammelte, erhob sich Maria rasch, um am St. Laurentius-Altare daselbst zu beten. Sie wiederholte dann täglich ihr Gebet und entflammte durch ihre stumme Andacht die Herzen der Gläubigen mehr als durch laute Worte. Da kam endlich der Tag Johannis des Täufers und das Glöcklein rief wieder so brünstig und silberhell zum Gebete. Maria wendete sich zu allen Kranken und Siechen in St. Georgen und sprach in heiliger Begeisterung: im Namen Gottes sage ich Euch, wer heute mir folgt, der wird gesunden. Und die Kräfte der Kranken stählten sich im Vertrauen zu der wunderbaren Pilgerin und sie gingen mit ihr zum Altare des h. Laurentius, und ihre Herzen flogen voll Andacht im Gebete der schönen Jungfrau auf zum Himmel. Da sie gebetet hatte, erhob sie ihr Antlitz von den Stufen des Altars, wandte sich zu den Aussätzigen und sprach zu ihnen: im Namen Gottes sage ich Euch, wer

heute mir folgt, der wird gesunden. Da zog ihr viel Volk nach, Gesunde und Kranke, und sie ging die Straße gen Morgen bis auf die Höhe, von da man die Stadt überschaut, und kniete nieder und betete lange. Und da sie aufstand vom Gebete, siehe da sprudelte ein reiner Quell aus dem Boden, den ihr gebeugtes Knie berührt hatte, und alles Volk erstaunte, denn es war noch nie ein Quell daselbst zu finden gewesen. Und Maria segnete den Quell und sprach: So lange der Quell hier fließt, die Gnade sich ergieße. Und alles Volk fiel nieder und betete.

Da zog Maria aus ihrem Pilgerkleide einen Kelch, den ihr ein sächsischer Priester in der Kapelle des h. Johannes zu Jerusalem gegeben hatte, um ihn dem Lazarethhause seiner Vaterstadt Leipzig zu übergeben. Und sie füllte den Kelch mit dem Wasser des Quelles, hob ihre Hand zum Himmel und sprach: Im Namen Gottes mag gesunden, wer heute den Weg hierher gefunden. Damit reichte sie den Kelch denen, die von einer Krankheit überwältigt waren. Und alles Volk trank daraus und fühlte der Gesundheit neue Lebenskraft mächtig durch die Adern rinnen. Und da Alle getrunken hatten, nahm Maria den Kelch und gab ihn den Aussätzigen von St. Johannes, auf daß sie ihn bewahren möchten für ewige Zeiten nach dem Willen des Gebers. Maria aber kehrte nicht zurück nach der Stadt. Im Garten des Probstes zu St. Thomas war aber ein weißes Reh, das war zahm wie ein Lamm, lief oft ungestört durch die Straßen der Stadt und alle Leute hatten das zarte Thierlein lieb. Da Maria jetzt geendet hatte, drängte sich das Reh von St. Thomas durch die Menge hindurch, stellte sich vor ihr hin und fiel nieder auf seine Kniee. Und die Jungfrau schwang sich wie ein verklärter Engel auf des Thierleins Rücken und lustig sprang dasselbe nach dem Walde gen Connewitz. Die Jungfrau ward niemals wieder gesehen, und einige Wanderer wollten sie mit dem schneeweißen Reh auf dem Wege nach dem Kloster Paulinzell erblickt haben. Nach drei Tagen kam aber das Reh wieder freudig und wohlgemuth in das Thor von St. Thomas und sein Rücken war mit einem Kranze von Epheu umwunden. Jener Becher ist aber heute noch vorhanden; er ist in der Hütte des Eremiten im Thale St. Johannis bei Leipzig an dessen kleinem Betaltare aufgestellt.

386) Die Kartbaunenkugel auf dem Gottesacker zu Leipzig.

Ziehnert. Bd. III. S. 350 sq.

Am 3. August des Jahres 1540 war ein furchtbares Gewitter über Leipzig gezogen, und der Leipziger Böttchermeister Anton Veit freute sich eben noch über den erquickenden Regen, der jetzt die Gewitterschwüle verscheuchte. Während dem hatte seine einzige Tochter Dorchen aus Furcht vor den schweren Schlägen den Spruch gebetet: liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen. Dadurch ward ihr Vater daran erinnert, daß im Nachbarhause ein Mann, dessen Streit- und Zanksucht ihm das Leben oft schwer gemacht, in tiefer Armuth krank darniederliege. Er ging also hinüber und fand den Unglücklichen, wie er eben seinen einzigen Sohn, der trotz des drückendsten Mangels und der Härte des Vaters treu bei ihm ausgehalten, segnete, und bald darauf verschied. Der wohlhabende Veit ließ ihn anständig begraben und nahm den Sohn in sein Haus. Hier ward er mit der Meisterstochter wie Geschwister erzogen, erlernte das Böttcherhandwerk und verliebte sich nach und nach immer mehr in das zu großer Schönheit emporblühende Mädchen. Der Vater bemerkte es wohl, war auch ganz einverstanden mit der Liebe der beiden jungen Leute, und um seinem künftigen Schwiegersohn die Arbeit zu erleichtern, nahm er noch einen Gesellen an, der lange bei den Kaiserlichen im Felde gestanden und dort ganz verwildert war. Da rückte der Churfürst Johann Friedrich vor Leipzig und Herzog Moritz bot alle junge Mannschaft zur Vertheidigung der Stadt auf. Auch die beiden Böttchergesellen traten in die Reihen und ein unglückliches Schicksal machte sie zu Kampfesnachbarn. Kaum hatte der böse Geselle den Liebhaber Dorchens bohnlächelnd neben sich wahrgenommen, als auch schon sein Entschluß feststand, sich seinen Nebenbuhler, der durch des sterbenden Vaters Hand mit dem Mädchen verlobt war, vom Halse zu schaffen, was ihm auch in der Dämmerung durch unbemerkten Meuchelmord gelang (14. Januar 1547). Der Feind vor den Thoren zog ab und der Mörder stürmte nach der Wohnung seines Meisters, um Dorchen mit der Nachricht, daß ihr Geliebter gefallen sei, fügsamer gegen seine Werbung zu machen. Aber hier trat ihm ein Ereigniß entgegen, das ihn und seine Rohheit mit Schrecken erfüllte, denn in dem Augenblicke, wo Dorchens Bräutigam durch seinen Mordstahl fiel, hatte eine 48pfündige Kartbaunenkugel in Dorchens Stube geschlagen und ihr einen Arm genommen. Als der böse Geselle das Mädchen in ihrem Blute und Jammer erblickte, verließ er das Haus und kehrte nimmer wieder. Dorchen wurde

geheilt und verlebte in stiller Trauer und geräuschloser Frömmigkeit noch einige 50 Jahre. Am 1. Februar 1599 starb sie, ward mit großer Feierlichkeit beerdigt und die Kugel, die sie so unglücklich machte, in der Wand des Gottesackers über ihrem Grabe eingemauert, wo sie noch jetzt zu sehen ist.*)

387) Das Hufeisen an der Nicolaikirche zu Leipzig.

E. v. Felsthal (Steinau), des deutschen Volkes Sagenschatz. Schwäb. Hall o. J. 8. S. 275 sq.

Diezmann, Markgraf zu Thüringen und Sachsen, und Friedrich der Gebissene, sein älterer Bruder, wurden von Philipp von Nassau, Feldherrn des kaiserlichen Heeres in Thüringen ins Geheim verfolgt, da dieser durch der Brüder ruhmreiche Waffenthaten seine Hoffnung schwinden sah, einst in den Besitz ihrer vom Kaiser Albrecht ihm versprochenen Länder zu gelangen. Dem edlen Diezmann, der ihn mehrfach schimpflich aus dem Felde geschlagen, strebte er zunächst nach; indeß stand diesem ein entschlossener krieggeübter Schildknappe, Namens Stephan, der dem geliebten Herrn schon in mehreren Schlachten das Leben gerettet, stets wachend zur Seite. Markgraf Diezmann hatte die Lande Lausitz an den Markgrafen von Brandenburg abgetreten und sich im December des Jahres 1307 nach Leipzig auf die Pleißenburg begeben, um hier in frommer Betrachtung die Weihnachtszeit zu vollbringen. Die Feiertage naheten, da wurde ihm zur Büßung eines Fehltritts von seinem Beichtvater der Besuch dreier Messen auferlegt. Vergeblich war das Bedenken seiner Umgebung gegen diese Buße, wie die Warnung der markgräflichen Freunde in den mahnenden Worten des alten Spruches: Eine zweite Messe gut zur Noth, doch eine dritte bringt den Tod.

Der edle Fürst furchtlos und keine Gefahr ahnend verfügte sich ohne alle Begleitung nach dem Gotteshause, der auferlegten Pflicht Genüge zu thun. Er hatte die Hainthorkapelle, so wie die Pauliner Kirche bereits verlassen und den Weg nach der Thomaskirche eingeschlagen, als er im Morgengrauen einen vermummten Ritter hinter sich gewahrte. Ihm zu entgehen spornt er sein Roß mächtiger, so daß ein Hufeisen desselben weit bis zur St. Nicolaikirche fliegt, und gelangt so in die menschenerfüllte Kirche, wo er auf den Stufen des Altars niedersinkt. Der ihm

*) Vogel, Leipziger Annalen, S. 168 berichtet den Vorfall auch, jedoch ohne romantischen Beisatz und sagt, das Mädchen sei damals 15 Jahre alt gewesen und habe noch 52 Jahre, nachdem sie jenen Schuß erhalten, gelebt.

zu Fuße nacheilende getreue Schildknappe konnte leider nicht mehr in seine Nähe kommen. Kaum hat nun der Lobgesang: Benedictus, qui venit in nomine Domini! begonnen und die Kerzen sind ausgethan, als ein raschgeführter Dolchstich seines nächtlichen Verfolgers ihn zu Boden streckt. Diezmann starb einige Tage darauf, standhaft und fromm in seinem 37. Jahre und wurde in der Paulinerkirche fürstlich beigesetzt.

Von dem auf die Folter gelegten Mörder war indeß weder zu erfahren, wer er sei, noch wer ihn gedungen. Man hielt ihn für den der kaiserlichen Parthei ergebenen Abt von Pegau, dessen Kloster die Diezmannschen Truppen eingeäschert hatten. Er wurde mit glühenden Zangen zerrissen und gerädert.

Philipp den Nassauer, einen Sohn Adolphs von Nassau, traf die wüthende Hand Markgraf Friedrichs, der ihn erschlug im Gefecht zu Borna, bei der schmählichen Niederlage der Baiern und Schwaben. Des heldenmüthigen Knappen, der nach dem Falle seines Herrn den Tod suchte, denkt die Sage nur in wenigen Zügen, doch meldet sie, daß, nachdem er siegend im Treffen bei Großenhayn gefallen, Friedrich der Gebissene ihm selbst einen Stein gelegt und zwei Eichen auf sein Grab gepflanzt habe. Diezmann's Grabmal öfters zerstört, zuletzt durch die Franzosen im Jahre 1813, wurde in jüngster Zeit wieder würdig hergestellt, das Hufeisen aber, welches des Markgrafen Pferd in der Ritterstraße nach der Nicolaikirche schleuderte, hängt noch jetzt dort an der Mauer befestigt.

Man giebt auch vor, zur Strafe für die fahrlässige Bewachung ihres wohlthätigen Fürsten wären den Leipzigern die Wächterhorner abgenommen und ihnen dafür häßlich schrillende Schnurren, deren sich die Nachtwächter bis auf die neueste Zeit bedienen mußten, eingehändigt worden. *)

*) Nach einer andern, von Ziehnert Bd. II. S. 1 sq. poetisch behandelten Sage wäre aber der Ursprung jenes Hufeisens ein ganz anderer. Zur Zeit nämlich wo das jetzige Leipzig nur durch einen dunkeln Hain schattiger Linden repräsentirt wurde, wohnte in der Nähe desselben auf hohem Schloße ein König, der aber schon hochbejahrt war, mit seiner Tochter; am Fuße des Berges lag ein wohlhabendes Dörfchen und alles Land ringsherum, so weit man schauen konnte, gehörte ihm eigen. Allein so glücklich er hätte sein können, er hatte keine zufriedene Stunde. In der Nähe des Dörfchens hauste nämlich ein greulicher Lindwurm, dem man jeden Tag, um ihn bei Gutem zu erhalten, zwei Schafe vorwarf. Siehe da waren nach und nach alle Ställe geleert und man beschloß nun statt jener ihm täglich ein Menschenopfer zu gewähren. Jedermann mußte loosen, Reich und Arm, Alt und Jung, beide Geschlechter ohne Ausnahme. Siehe

388) Das Kind auf dem Neumarkt zu Leipzig.

Poetisch bearb. v. Zschokke Bd. I. S. 131 sq.

Noch heute erblickt man an dem der Kramerinnung gehörigen Eckhause auf dem neuen Neumarkt zu Leipzig neben dem Fenster der ersten Etage zunächst der Ecke am Kupfergäßchen einen Kinderkopf von Sandstein eingemauert. Der soll anzeigen, daß zur Zeit des 30jährigen Krieges das 3jährige Knäblein eines armen Zimmermanns, das der Vater — die Mutter war im Kriege gestorben — ohne Aufsicht zurückgelassen, vom Fenster herab auf die Straße gestürzt war, aber durch die Gnade Gottes, der es fügte, daß es mit seinem Kleidchen an dem vor dem Hause befindlichen spitzen Pfahl, der eine der Pechpfannen trug, mit welchen damals die Stadt des Nachts vor dem Gebrauche der Laternen erleuchtet zu werden pflegte, hängen blieb und so unversehrt zur Erde herab gleiten konnte und dem bekümmerten Vater wieder gegeben ward.

---

da traf eines Tags das Loos die schöne Königstochter, und schon wollte man sie hinaus dem Drachen entgegenführen, da nahte auf einmal ein schöner Jüngling hoch zu Roß in silbernem Harnisch und kostbarem Waffenschmuck, dieser war der Ritter St. Georg. Der erbot sich den Drachen zu fällen und ritt ihm kühn entgegen. Der Drache kam ihm aber schon wuthschnaubend in den Weg, um seine Beute zu holen, doch Jener stieß ihm die Lanze in die Seite; dieß geschah in der Gegend des heutigen Thomaskirchhofes, wo noch jetzt der Ritter im Kampfe mit dem Drachen über der Thür eines Hauses gemalt zu sehen ist. Allein so scharf die Lanze war, das Leben hatte sie dem Ungethüm nicht geraubt, im Gegentheil vor Schmerzen brüllend wälzte er sich, mit seinem furchtbaren Schweife um sich schlagend, dem Dörfchen zu. Der Ritter sprengte immer hinter ihm her, um, wenn die Gelegenheit günstig sei, ihm den Todesstreich beizubringen. Da versagte plötzlich an der Stelle, wo sich jetzt die Ritterstraße befindet, die von dem Ritter St. Georg ihren Namen hat) sein Roß seine weitern Dienste, denn es hatte ein Hufeisen verloren und blutete am Hufe. Der Ritter aber spornte es verzweifelt weiter, und so gelang es ihm (in der Gegend des heutigen Georgenhauses, das ebenfalls von ihm seinen Namen erhalten haben soll) den Drachen wieder nahe zu kommen und ihm mit seinem Schwerte, nachdem er vom Rosse herabgesprungen war, den Leib aufzuschlitzen. Als nun Alles vor Freude jauchzte und der König hocherfreut ihm die Gewährung jeder Bitte zusagte, ja ihm selbst seine Krone abtreten wollte, da bat er um nichts, als daß man einen Schmied kommen lassen und seinem Pferde ein anderes Hufeisen aufnageln lassen möge, und als dieß geschehen war, zog er von dannen, der König aber ließ zum immerwährenden Andenken das Hufeisen, welches des Ritters Roß verloren hatte, an eine Linde aufhängen, und als diese bei Erbauung der Stadt gefällt ward, kam es an die Nicolaikirche, wo es noch ist.

389) Das unglückliche Pflugziehen zu Leipzig.

Grohe Bd. I. S. 223.

Im 15. Jahrhundert herrschte in Leipzig die sonderbare Sitte, daß zur Fastenzeit eine Anzahl vermummter junger Bursche einen Pflug durch die Straßen schleifte. Ein Theil derselben ging in die Häuser und bettelte, ein anderer aber lief neben dem Pfluge her, und wo sie ein lediges Frauenzimmer erwischten, das wurde ohne Gnade vor den Pflug gespannt, und so zogen oft ganze Reihen alter Jungfern denselben und wurden so dem öffentlichen Gespötte preisgegeben. Endlich haschten sie bei der letzten Wiederholung dieses Mummenschanzes einmal eine Magd und wollten sie vorspannen, diese aber entlief und rettete sich in die Küche des Hauses, wo sie diente. Dies hinderte aber die wilden Gesellen nicht ihr nachzulaufen, allein als man sie packen und mit Gewalt an den Pranger der Ehestandslosigkeit spannen wollte, zog sie ein Küchenmesser hervor und stach einen der Männer nieder. Vor Gericht geführt, gab sie vor, sie habe nicht einen Menschen, sondern ein Gespenst vor sich zu sehen geglaubt.

390) Feurige Drachen zu Leipzig.

Grohe Bd. II. S. 198. 731.

An feurigen Drachen war ehedem in Leipzig kein Mangel, vorzüglich im Jahre 1533 sah man deren viele: die meisten waren einen Finger lang, hatten Kronen auf dem Haupte, zwei Flügel und Saurüssel und sollen derer oft 2 — 400 Stück auf einmal bei einander gewesen sein. Am 23. Novbr. 1606 zündete ein solcher Drache dem Kohlenträger Gregorius das Haus über dem Kopfe an, weil derselbe angeblich den höllischen Gast auf dem Boden, wo er seinen Sitz hatte, mit einem schlechten Tractement abgespeist hatte.

391) Der Teufel verlockt zum Selbstmord.

Grohe Bd. II. S. 197 —.

Der Teufel hat sich in Leipzig mehr als einmal in seiner natürlichen Gestalt sehen lassen, z. B. im Jahre 1635, wo er einen Soldaten seines gräßlichen Fluchens halber holen wollte. Am 17. Juni des Jahres 1604 kam er auch zu dem Zieler des Thomasschießgrabens, Hieronymus Straßburger, begrüßte ihn als alten Bekannten und schlug ihm vor, sich

zu hängen oder zu erstechen. Deshalb befestigte er selbst einen Strick an einem Balken und setzte zur größeren Bequemlichkeit für die gefährliche Expedition einen Lehnsessel darunter. Als nun Straßburger wenig Lust dazu bezeigte, so schlug er ihm vor, mit ihm über die Mauer zu springen und auf die Schloßwiese zu gehen, wo er ihn mit den schönen Früchten des daselbst stehenden Birnbaums tractiren wollte. Allein da Jener auch hier nicht daran wollte, so verschwand er. David Büttner, Diaconus zu St. Thomas, der Beichtvater des Zielers, mußte aber alle seine Ueberredung aufbieten, um den vom Teufel Geplagten zu trösten.

392) Das Johannismännchen zu Leipzig.

J. Chr. Polz, Versuch e. Gesch. Leipzigs. Leipz. 1818. S. 457 sq. C. Hasche, Mag. d. Sächs. Gesch. Bd. III. S. 471.

Bis zum Jahre 1786 war es in Leipzig Sitte, am Johannishospitale ein kleines, hölzernes, schön geputztes Männchen auszustellen, neben dem eine Vase mit Blumen stand. Der Aberglaube betrachtete dieses Männchen als das Palladium der Stadt, welches im Stande sei, von derselben Seuchen, Feuerschaden, Blitz ꝛc. abzuhalten. Nachdem der Stadtrath in dem genannten Jahre die Ausstellung dieser Puppe verbot, wallfahrete das Volk zwar nicht mehr hierher, aber man zog dafür nach dem Gesundsbrunnen am Thonberge.

393) Der Teufel entführt eine Frau.

L. Heydenreich, Leipzigische Cronike. Lpzg. 1635. 4. S. 419.

Am 18. October des Jahres 1630 kam zu einer Kutschers Frau vor dem Peteristhore, die von Schulden gedrückt und deshalb schwermüthig geworden war, ein fremder Mann, der ihr versprach, ihr zu helfen und ihr einen Schatz zu zeigen; auf dem Wege dahin packte er sie aber und warf sie ins Wasser. Es gelang ihr zwar, wieder herauszukommen, als sie aber am Morgen darauf zur Kirche ging, lief auf einmal ein schwarzer Bock neben ihr her, und als sie denselben von sich scheuchen wollte, nahm er sie auf die Hörner und führte sie 5 Meilen weit davon weg ins Holz, wo sie 8 Tage ohne Speise und Trank ausharren mußte, bis sie einen Bauer fand und ihr den Weg nach Hause zeigte.

394) Der schwarze Bruno zu Leipzig.

Edm. v. Felsthal, des deutschen Volkes Sagenschatz. S. 280 sq.

In einem Kloster zu Meißen lebte ein Mönch, mit Namen Bruno, den man gewöhnlich den schwarzen Bruno hieß. Mit Hilfe der schwarzen Kunst, die er in Italien gelernt hatte, hinterging und betrog er die frommen, geistlichen Klosterherren und trieb nächtelang in den Frauenklöstern unter den jungen Nonnen sein Wesen. Endlich verwieß ihn der Erzbischof aus dem Kloster und aus der ganzen Gegend. Er ging hierauf nach Bautzen und wurde dann zu Leipzig in einem Kloster aufgenommen. Hier führte er indeß ein noch ruchloseres und wollüstigeres Leben als zuvor und wurde endlich von einem großen Zauberer in eine Chrystallflasche gebannt und diese 19 Fuß tief unter die Erde vergraben.

Nach vielen Jahren, als man in der Stadt an der Stelle, wo er eingegraben worden war, ein stattliches Haus zu bauen begann, fand ein Erdgräber die Flasche, in welcher der schwarze Klosterbruder alsbald erkannt ward. Alle Versuche, sich dieser Flasche wieder zu entäußern, blieben fruchtlos. So oft er sie an einen Andern verschenkte oder an irgend einen entlegenen Ort verbarg, hat sie sich stets wieder in seiner Tasche eingefunden und ihn Tag und Nacht geängstigt, bis er sie endlich unter die Erde in den Keller seines Hauses vergrub und dieses verkaufte.

Einst schickte der neue Eigenthümer desselben seine Tochter in den Keller, um Wein zu holen. Wie sie dahin kommt, funkelt ihr etwas Helles entgegen, sie hebt eine fest verschlossene Flasche von der Erde auf, in welcher ein leuchtendes Golddingchen lustig auf- und abhüpft, nimmt es mit und bittet ihren Vater, ihr das schöne Thierchen zu schenken, das sie in der Nacht zum Leuchten neben ihr Bett setzen wolle.

Voll Entsetzen erkennen die Eltern den bösen Klostergeist darin, entreißen dem Mädchen das Gefäß, knüpfen ein schweres Eisen daran und senken es in den tiefsten Grund der Pleiße.*)

In Leipzig hat man nachher lange nichts von dem gebannten Bruno vernommen. Es heißt aber, er sei aus seiner Verbannung erlöst und wandle als schwarzer Hund an den Ufern der Elster und Pleiße, wo man oft sein nächtliches Heulen höre.

*) Vogel, Leipz. Chronik, S. 123, erzählt, als man im Jahre 1546 die Kapelle zu St. Katharine völlig abgebrochen, habe man im Grunde derselben ein schmales Glas gefunden und vermuthet, ein Mönch habe da hinein den Teufel gebannt. Deshalb vermauerte man es wieder im Grunde der Halle'schen Bastei, die man von jenen Steinen überhaupt bauete.

235) Die Funkenburg zu Leipzig.

Grm. v. Zedtwitz, a. a. O. S. 282 ff.

Die Funkenburg, bis auf die neueste Zeit der Lieblingsort der Gose-*)Trinker, war vor Zeiten eine stattliche Ritterburg. Lange verlassen, verfallen und öde, nahm endlich ein Geistervolk von ihren Mauern Besitz, trug seine Schätze nach derselben und wachte darüber. Niemand kehrte mehr hier ein, nur in einem Winkel der Burg wohnte ein alter Ritter, still und eingezogen, von dem man nicht wußte, ob sie ihm gehöre oder ob er sich hier angesiedelt habe.

Einst ward ein Fürst aus Thüringen vom Unwetter genöthigt, auf dieser Burg eine Zuflucht zu suchen. Der alte Ritter empfing ihn, machte ihn aber mit den Geheimnissen seines Aufenthaltes bekannt und rieth ihm, sich anderwärts ein bequemeres Nachtlager zu suchen; doch der Fremde schützte Müdigkeit vor, behauptete sich nicht vor Burggeistern zu fürchten, so daß Jener nachgab und auf ausdrückliches Verlangen ihm sein Lager im großen Burgsaale, welchen der Sage nach die Geister des Schlosses bewohnten, bereitete.

Der Prinz begab sich zur Ruhe. Doch beim Schlage der Mitternachtsglocke erwachte er. Er richtete sich empor. Die Lichter waren abgebrannt und flackerten nur noch wenig, der Mond fiel durch die Fensterscheiben in den Saal, er konnte jeden Gegenstand erkennen.

Die Glockenschläge verhallten. Da erhob sich ein Weben und Sausen, das in Gepolter überging; beim Kamine regte es sich; jetzt stürzten allmälig ein Bein, ein Arm, ein Kopf und Leib herab, rollten weit im Gemach umher und bildeten sich zu einer vollkommenen Menschengestalt aus, die dann im Saale umherging. Von Neuem knisterte und knackerte es, unzählige menschliche Gliedmaßen polterten aus dem Kamine herab, und fügten sich zu Gestalten zusammen, bis auf einmal der Saal gefüllt war. Nicht ohne Angst stand der Gast von seinem Ruhelager auf um zu sehen, was noch kommen werde, und blickte stumm auf die wunderbaren Erscheinungen hin. Alsbald bildete sich eine große Tafel inmitten des Gemachs, goldene Weingefäße, prachtvolle Pokale und Leuchter, nebst kostbaren Gerichten erschienen in einem Augenblicke darauf, und nachdem Alles geordnet war, nahete einer aus der Gesellschaft und lud den Fremden ein, Theil zu nehmen an dem festlichen Mahle. Mit Grauen folgte er der Einladung, griff den dargebotenen Becher um

*) Ueber den Ursprung dieses Biernamens, Wachsmuths, Bergschlösser. S. 642.

zu trinken, und ſtellte ihn zitternd wieder auf die Tafel hin. Das Entſetzen überlief ihn, er ſchlug ein Kreuz und rief den Namen Jeſu, und plötzlich verlöſchten die Lichter, es wurde dunkel und ſtill im Saale, die ganze nächtliche Tafelgeſellſchaft war verſchwunden. Bei Tagesanbruch ſtand aber die Feſttafel noch im Saale mit allen ihren koſtbaren Pokalen, Bechern und Tellern. Der Thüringer erkaufte die Burg, gelangte in den Beſitz aller übrigen Schätze der Geiſter und hauſte lange glücklich auf der Funkenburg.

396) Verſchiedene Geſpenſter zu Leipzig.

Mündlich.

In der Kloſtergaſſe neben der frühern Poſt ſoll ſich dann und wann eine Nonne zeigen, welche bis an das ſogenannte Barfußpförtchen geht und dort verſchwindet. Ferner erzählt man von einem Mönche, der an gewiſſen Tagen des Jahres um Mitternacht in die Neukirche geht. Ebenſo hat von der Nonnen- bis zur Barfußmühle ſich zu Zeiten eine weiße Geſtalt gezeigt, welche in der Volksſprache „Federfuſe" genannt ward. Zur Zeit des Leipziger Aufſtandes von 1830 erſchien eine weiße Frau auf dem Neuen Kirchhofe an dem ſogenannten Geiſterpförtchen, und im Schrötergäßchen, welches ohngefähr nur 4 Ellen breit iſt und vom Poſtplatz zum Windmühlengäßchen führt, ſoll ſich vor mehreren Jahren ebenfalls eine weiße Geſtalt gezeigt haben, und dem Nachtwächter auf die Schultern geſprungen ſein, welcher endlich daran gewöhnt mit ſeiner anſcheinend leichten Laſt auf dem Rücken ſeinen Dienſt bis Mitternacht, wo ſie verſchwand, verſah.

397) Die drei Goldſtücke der Familie von Hahn.

Prätorius, Neue Weltbeſchr. Bd. I. S. 109 ꝛc.

In der Nähe der Stadt Leipzig ward eines Tags eine vornehme Frau von Adel aus dem Geſchlechte derer von Hahn durch eines Meerweibes Zofe genöthigt mit ihr zur Wehmutter unter den Fluß zu gehen. Da es denn geſchehen iſt, daß ſich das Waſſer von einander theilte, und ſie beide durch einen luſtigen Weg tief in das Erdreich geriethen. Da hat denn die adelige Frau ein kreißendes kleines Weiblein gefunden und iſt flugs zu ihr hingebracht worden, ihr in den gegenwärtigen Kindesnöthen beizuſtehen und hülfreiche Hand zu leiſten. Darauf hat ſie wieder ihren Abſchied

begehrt und ſich ungeſchickt nach Hauſe zu eilen. Indem ſie wegfertig iſt, iſt ein kleiner Waſſermann zu ihr gekommen und hat ihr ein Geſchöder voll Aſche zugelangt und ſie erinnert, ſie möge ſich ſo viel herausnehmen als ſie begehre für geleiſtete Bemühung. Darauf hat ſie ſich jedoch geweigert und nichts nehmen wollen. Wie dieß geſchehen, hat der Mann geſagt: das heißt Dir Gott ſprechen, ſonſt hätte ich Dich umbringen wollen. Hiermit iſt ſie fortgegangen und von der Zofe nach Hauſe gebracht worden. Wie ſie nun dorthin gelangt, ſoll die Magd drei Stücke Goldes hervorgezogen und der adeligen Frau verehrt haben, dabei gedenkend, ſie ſolle ſolchen Schatz gar wohl verwahren und nicht abwendig von ihrem Geſchlechte werden laſſen, ſonſt werde ihre ganze Familie durch Armuth verderben, da ſie ſonſt die Hülle und Fülle oder Ueberfluß in allen Sachen haben könne, ſofern ſie dieſes Andenken richtig verwahre. Darauf iſt die Magd wieder weggegangen, die Frau aber ſoll das Geſchenk nach ihrem Tode ihren drei Söhnen mit obenerwähnter Vermahnung übergeben haben. Davon haben noch bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zwei Herren dieſes Stammes ihr Goldſtück beſeſſen, das dritte iſt aber von einer Frau verwahrloſt worden. Dieſe iſt endlich gar armſelig zu Prag geſtorben und hat alſo mit ihrer Linie eine Endſchaft genommen.

398) Die Magd bei dem Nix in der Nähe von Leipzig.

Prätorius a. a. O. Bd. II. S. 92.

Um das Jahr 1664 lebte auf einem Dorfe bei Leipzig eine Magd, welche drei Jahre bei einem Nix unter dem Waſſer gedient und ihrer Ausſage nach ein gutes Leben und allen Willen daſelbſt gehabt hatte, nur daß ihr Eſſen ſtets ungeſalzen war. Deswegen hat ſie Urſache genommen, wieder wegzuziehen. Weiter ſoll ſie auch geſagt haben, daß ſie nach dieſer Zeit nicht über ſieben Jahre leben würde, davon ſie nur noch drei Jahre in Reſt habe.

399) Wöchnerinnen werden von Geſpenſtern angefochten.

Prätorius Bd. II. S. 131.

Dem Magiſter Prätorius erzählte eine Leipziger Wehemutter mit Namen Urſel, daß es ihrer eigenen Mutter widerfahren, wie ſie, als ihr erſtes Kind von ihr geboren geweſen, einmal zwiſchen 11 und 12 zur Stube hinausgegangen ſei und ſich eine Butterbemme habe

schmieren wollen, da habe ein großer schwarzer Mann zum Kellerloche herausgesehen, darüber sie dermaßen erschrocken, daß sie hernach 16 Wochen krank im Bette liegen mußte. Weiter sagte sie, sei es im Jahre 1661 zu Leipzig geschehen, daß eine Nagelschmiedsfrau in ihren sechs Wochen herausgegangen und um verbotene Zeit den Gänsen bei der Paulinerkirche, wo sie gewohnt, zu fressen gegeben, da soll es sie angehaucht haben, daß ihr Gesicht und Maul so aufgeschwollen, daß ein garstiger Eiter herausgekommen.

400) Ein Geist zeigt einen Schatz an.

Prätorius a. a. O. Bd. II. S. 132.

Es hat einmal die Großmutter einer Leipziger Wehemutter Geld unter dem Feuerherde vergraben. Ihre Mutter hat nun aber immer Anfechtungen bekommen, indem es ihr war, als wenn es einheize, und dann kam es ihr vor, als werde der Ofen und die Stube so heiß, daß sie vor Angstschweiß nicht bleiben konnte. Darauf hat das Gespenst die Ofengabel niedergeworfen und ist gleichsam davongelaufen. So hat dasselbe denn immer sein Fest gehabt, bis einmal die Magd Feuer auf dem Herde machte und von ohngefähr dabei einen Pflock aus demselben zog, darauf es geschimmert und geklungen hat. Als sie nun näher hinsah und das Loch weiter öffnete, zog sie ein kleines längliches Schächtelchen hervor, darinnen viele Ducaten lagen. Diese hat sie mit Frohlocken in die Stube getragen und ihrem Vater gegeben, der ihr zur Belohnung einen Pelz davon machen ließ.

401) Leipziger Schatzgeschichten.

Prätorius, Gazoph. Gaud. Leipzig 1667. 8. S. 179. 183. sq.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts ließ Jemand in seinem Keller in Leipzig nach einem Schatze graben, und als ihn die Gräber schon so weit gebracht hatten, daß er gehoben werden konnte, da ließ die besorgte Mutter ihren herzugerufenen einzigen Sohn nicht hinuntergehen. So bekamen sie nur 50 Thaler, das Uebrige aber versank wieder bis zu der Zeit, wo er wieder reif ward.

Ein anderes Mal hat ein Geist die Magd etliche Male des Tags und Nachts gerufen, sie solle mit in den Keller hinabkommen, um einen Schatz zu heben. Das hat sie niemals thun wollen, der Geist aber hat nicht nachgelassen, sondern kommt nochmals bei Tage, und ruft sie

in den untersten Keller. Sie will nicht gehorchen, da bittet er sie, sie solle doch kommen, und wie sie abermals nicht will, trägt der Geist den Schatz aus dem Keller heraus und ziemlich auf die Treppe hinauf und tritt zu der Magd, die oben auf der Treppe steht und hinunter gehen will und bietet ihr den Schatz an. Diese schreit gräulich, daß alle Leute im Hause rege werden. Darüber ist der Geist so unmuthig geworden, daß er eine gräßliche Gestalt annahm und die Magd heftig drückte, daß sie es lange Zeit nachher fühlte. Im Uebrigen ist das Geld auf der Treppe stehen geblieben und der Herr im Hause hat es sich zu sich genommen, das Gespenst aber hat die Magd hart gescholten, daß sie sich in ihr Glück nicht zu schicken gewußt, ihr und keinem Andern sei das Geld beschieden gewesen.

402) Das Nixweibchen bei Leipzig.

Ziehnert, Bd. III. S. 283.

Sonst hat sich bei Leipzig auf der Straße oftmals ein Nixweibchen sehen lassen. Es ging unter andern Bauersweibern mit dem Tragkorbe auf den Wochenmarkt, um den Hausbedarf einzukaufen. In der Kleidung unterschied es sich von andern dadurch, daß seine Unterkleider jederzeit zwei Hände breit naß waren. Uebrigens redete es mit Niemandem, grüßte und dankte auch Niemandem auf der Straße, wußte aber beim Einkauf so gut wie andere Weiber zu dingen und zu handeln. Einst gingen ihr auf ihrem Rückwege zwei Personen nach. Diese haben gesehen, wie sie an einem kleinen Wasser ihren Tragkorb niedersetzte und wie derselbe, während sie in's Wasser tauchte, augenblicklich verschwand.*)

403) Verschiedene Gespenstergeschichten aus Leipzig.

Vogel, Leipziger Annalen, S. 61. sq. 741. 774. 821. 215.

Am 2. November des Jahres 1656 ist Paul Schreyer, ein Bürger und Nagelschmied im Böttchergäßchen, frisch und gesund aufgestanden, bald darauf wieder in die Kammer kommen und plötzlich gestorben. Bei Abwaschung der Leiche hat man befunden, daß die Brust mit Blut

*) Prätorius, Abent. Glückstopf, S. 514, erzählt, im Juni 1669 habe sich zwischen dem Ranstädter und Barfußthore etliche Male ein Nix schwimmend auf dem Wasser sehen lassen, und da sei am 9. Juli desselben Jahres hier der Sohn eines Eseltreibers, Brose genannt, ertrunken. Ueberhaupt soll der Nix in den Flüssen Pleiße, Elster und Parthe gewöhnlich am Johannistage ein Opfer fordern.

unterlaufen und die Warze an der rechten Bruſt wie mit einem Meſſer glatt abgeſchnitten geweſen, daher die Rede gegangen, als hätte ihn ein Geſpenſt ſo übel zugerichtet.

Den 7. September des Jahres 1670 hat ſich zur Nacht im Halliſchen Thore und Zwinger ein Geſpenſt hören laſſen, welches ſehr getobt, an das inwendige Thor heftig geſchlagen, die Wache erſchreckt und den Thorwärter im Bette übel geplagt, davon er auch etliche Tage krank gelegen.

Im November des Jahres 1679 haben einige unruhige Köpfe ſich unterſtanden, Abends um die Tiſchzeit auf den Straßen und Gaſſen, ſonderlich auf dem Niclaskirchhofe das ausgeſchickte Geſinde in häßlicher Geſtalt anzufallen, zu erſchrecken und ſich von ihnen tragen zu laſſen, auch nach Gelegenheit die Bierkrüge und die Mützen ihnen zu nehmen. Alſo hat der Magiſtrat um ſelbige Zeit die Scharwache patrouilliren laſſen, worauf die entſtandene Furcht und gemeine Rede vor dem dreibeinigen Eſel ſich wieder verloren.

Im Januar des Jahres 1683 brachte ein Weib vor dem Peterſsthore im Klitzſchergäßchen zwei todte Kinder, einen Hahn mit Federn und eine Kröte mit überaus großen Schmerzen zur Welt.

Um Weihnachten des Jahres 1564 iſt von einer Hexe ein Geſpenſt oder Poltergeiſt in's Lazareth gebannt worden, ſo in Geſtalt einer Katze, zuweilen auch unter anderer Geſtalt die Kranken und andere Leute ſehr vexirte.

---

404) Feſtmachen hilft nichts.

Vogels Annalen. S. 831.

Am 10. Mai des Jahres 1684 iſt früh Morgens in der Pleiße bei der Nonnenmühle ein ertrunkener Menſch gefunden worden, der aus dem Paſſe, den er in ſeiner Taſche trug, als ein Nadlergeſelle, Namens Peter Wahrmund, erkannt ward und aus Merſeburg gebürtig war. Man fand bei ihm einen Zettel, auf dem viele Characteres und ein zauberiſcher Segen geſchrieben war, und darunter ſtanden die Worte: Wer dieſen Zettel bei ſich trägt, der ſoll von keinem Feuer verbrannt, von keinem Feuer verletzt und verwundet werden, auch in keinem Waſſer erſaufen können. Was nun dieſer Aberglaube geholfen, das hat der Ertrunkene mit Verluſt ſeines Lebens erfahren.

405) Ein Mönch sieht seinen Tod voraus.

Fabric. Ann. Misn. L. II. p. 154. Vogel a. a. O., S. 56.

Im August des Jahres 1459 (oder 1463) ist zu Leipzig eine schwere Pest gewesen, an der allein im Paulinerkloster 29 Mönche verstorben. Darunter ist ein alter Mönch gewesen, Namens Martin Drenzigk, der den Tag und die Stunde seines Ablebens wußte. Als dieser vom Abte gefragt ward, ob er vermeine, einen gnädigen Gott zu haben, antwortete er: lieber Vater, ich weiß die Schrift nicht und bin sehr ungelehrt, doch habe ich eine Gewohnheit gehabt, daß, wenn die andern Brüder gesungen, ich unterdeß einen Theil vom Leiden und Sterben Jesu Christi für mich genommen, dasselbe herzlich betrachtet und meinem Erlöser und Seligmacher inbrünstig Dank gesagt. An desselben Gerechtigkeit und Genugthuung für der ganzen Welt Sünde allein will ich gedenken. Ich halte meine Gerechtigkeit und gute Werke für Koth auf den Gassen gegen den ewigen Schatz, den mir mein Herr Christus durch seinen Tod erworben hat. Und darauf ist gedachter Mönch, als die von ihm zuvor angekündigte Stunde gekommen, in Gott sanft und selig verschieden.

406) Der Ursprung des Namens Uebeleſſen in Leipzig.

Vogels Annalen, S. 175.

Bei der hartnäckigen Belagerung, welche der Churfürst Johann Friedrich im Januar des Jahres 1547 über das seinem Vetter Herzog Moritz gehörige Leipzig verhängte, hält Ersterer eines Tags auf dem jetzt sogenannten Thonberge seine Mittagstafel. Da flog eine aus der Stadt abgeschossene Kanonenkugel gerade in die Schüssel hinein, er stand also auf und soll gesagt haben: hier ist übel essen. Von selbiger Zeit ist das Vorwerk Uebeleſſen*) genannt worden. Bei dieser Gelegenheit ist auch das Sprichwort: Leipzig liegt vor Leipzig**) entstanden, weil

*) Auch in der Stadt Nossen giebt es eine Gasse, das Uebeleſſen genannt, von der eine ähnliche Begebenheit aus der Zeit des 30jährigen Krieges erzählt wird.

**) Der Spruch hieß:

Leipzig liegt außen und Leipzig liegt drinnen,
D'rum kann Leipzig Leipzig nicht gewinnen.
Daß Leipzig euch für Leipzig lag,
Das macht, daß Leipzig bleibet noch;
Wär Leipzig nicht vor Leipzig kommen,
So wär Leipzig wohl bald gewonnen.

nun sagte: der Churfürst habe die Stadt wohl erobern können, wenn seine Kriegsobersten ihre Schuldigkeit gethan hätten, von diesen hätten aber die meisten ihre Frauen und besseren Sachen in der Stadt gehabt, damit nun diese, wenn die Stadt mit stürmender Hand eingenommen würde, nicht zu Grunde gehen möchten, hätten sie die Stadt absichtlich verschont.

407) Die heilige Brücke bei Leipzig.

Mündlich. Novellist. beh. v. F. Bachaus, die Sagen der Stadt Leipzig. Lpzg. 1844. 8. S. 1 sq.

Auf der von Leipzig nach dem Dorfe Lindenau führenden Straße muß man über eine Brücke gehen, welche über die Elster führt und die Wiesen jenseits und diesseits des sogenannten Kuh- oder Kukthurmes verbindet. Der Name soll daher rühren, daß an dieser Stelle des Flusses einst eine Schwester für die andere in heldenmüthiger Aufopferung ihr Leben ließ. Die Eine war nämlich aus dem Leipziger Nonnenkloster, welches sich früher in der Nähe der heutigen Nonnenmühle befand, mit Hilfe eines Liebhabers entflohen und an ihrer Stelle ihre ihr täuschend ähnliche Schwester ergriffen worden. Diese klärte jedoch absichtlich die vorgefallene Täuschung nicht auf, sondern blieb bis zu dem Augenblick, wo sie zur Strafe für ihre Flucht aus den geweihten Mauern ertränkt wurde, der angenommenen Maske treu. Erst mehrere Wochen nach ihrer unschuldigen Hinrichtung fand man eines Tages den Leichnam der wirklichen Nonne und erkannte nun erst, daß man eine Unschuldige getödtet hatte. Man vereinigte beide Körper in einem Grabe; obgleich aber von diesem nichts mehr zu sehen ist, hat man doch den Namen, welchen das Volk jener edlen That wegen der Brücke beilegte, beibehalten.

408) Das Ritterloch bei Leipzig.

Mündlich. Novell. beh. v. Bachaus a. a. O. S. 37. sq.

Da wo sich die von Schleußig kommende Elster in zwei Arme theilt, von denen der eine nach Lindenau, der andere nach Leipzig zu strömt, befindet sich eine Stelle, welche von den Fischern das Ritterloch genannt wird. Es sollen nämlich zu Ende des 15ten Jahrh. einmal zwei junge Edelleute, welche zu Leipzig studirten und ursprünglich durch die eifrigste Freundschaftsbande verbunden waren, sich einer schönen Leipzigerin halber, welche Beide liebten, veruneinigt haben. Sie beschlossen also

um den Beſitz derſelben zu kämpfen und tauſen in dem daher angeblich ſo genannten Streitholze zwiſchen dem Schleußiger und Lindenauer Damme zuſammen: hier von dazu kommenden Leuten geſtört, begaben ſie ſich auf die ſeit jener Zeit ſo genannten Ritterſpuren, zwei kleine Wieſen in der Gegend der heiligen Brücke, und drängten einander in blinder Wuth bis an das Ufer der Elſter, wo aber der Boden unter ihnen wich und Beide an jener tiefen Stelle ihren Tod fanden. Das Volk nannte dieſelbe ſeitdem das Ritterloch und behauptet, daß ihre Geſtalten noch heute des Nachts als ruheloſe Schatten dort umherirren.

409) Das Brautwehr bei Leipzig.

Mündlich. Novell. bch. v. Buchau a. a. O. S. 74. sq.

Wenn man auf der Elſter von Lindenau nach der Stadt Leipzig zu fährt, befindet ſich ein Stückchen über die heilige Brücke hinaus ein ſteinernes Wehr und ganz in der Nähe deſſelben die ſogenannte Brunnerwieſe, zu der ein kleiner Steg führt; jenes Wehr nennt man das Brautwehr. Hier ſoll einſt kurz nach dem 30jährigen Kriege ein junges Ehepaar, das in Lindenau ſeine Hochzeit gefeiert hatte und zu Waſſer auf dieſem Wege nach Leipzig zurückkehrte, ſammt dem Schiffer, der ſie führte, verunglückt ſein. Man kann beide Unglückliche noch heute in Stein ausgehauen an der Johanniskirche ſehen, das Volk aber erzählt ſich, daß ſeit jenem Tage alljährlich an dem Unglücksabend auf dem Waſſer zwei wunderſchöne Waſſerroſen emporblühen, und von Morgen bis zum Abend ihren lieblichen Duft verbreiten, um für alle Zeiten an jene Stelle zu erinnern, wo jenes unſelige Ereigniß ſtattfand.

410) Lieschens Büſche bei Schönefeld.

Novell. bch. v. Buchau, a. a. O. S. 130. sq.

Vom 18.—20. Mai des Jahres 1593 wüthete in Leipzig ein Pöbeltumult gegen die Calviniſten; es wurde in Folge deſſelben eine Anzahl Häuſer begüterter, dieſen Glauben zugethaner Kaufleute geplündert und zerſtört und dem Aufruhre nur mit Mühe ein Ende gemacht. Einer jener unſchuldig Verfolgten, Namens Eberhard Pölß, war vom Rathe in's Gefängniß geſetzt worden und ſeine Tochter Eliſabeth nach Schönefeld geflüchtet, nachdem ſie vorher alles, was ihr Eigenthum geweſen war, der Vernichtung hatte anheimfallen ſehen. Da kommt die Nachricht in's

Dorf, am 1. Juni solle in der Stadt eine Hinrichtung stattfinden. Dies war auch der Fall, es wurden 4 jener Tumultuanten gekopft. Das verlassene Mädchen glaubt aber, diese Execution gehe ihren Vater an; sie eilt also, obgleich sie krank und schwach ist, nach der Stadt, um denselben noch einmal zu sehen; allein als sie bis an die sogenannte Pantheuwiese hinter dem Rittergute gelangt ist, versagen ihr die Füße den Dienst und sie giebt dort nach wenig Augenblicken ihren Geist auf, der Stock aber, auf den sie sich gestützt hatte, war in dem lockern Boden stecken geblieben, und siehe, nach wenigen Tagen schlug er aus und grünte, bald breiteten sich seine Zweige immer mehr aus und die davon herrührenden Gebüsche nennen die umliegenden Dorfbewohner Jungfer Lieschens Büsche.

411) Das Todtengerippe auf dem Johanniskirchhofe zu Leipzig.

Mündlich.

In der dritten Abtheilung des Leipziger Johanniskirchhofes erblickt man ein scheußliches Todtengerippe über dem Eingange der Gruft Nr. 14. in Stein gehauen. Das Volk erzählt sich, dieß sei die getreue Abbildung, wie der Professor der Medicin Dr. J. Fr. Bauer († 22. Decbr. 1744), der hier begraben liegt, in den letzten Jahren seines Lebens ausgesehen habe: er habe nämlich ein Lebenselixir erfunden zu haben geglaubt und damit an sich eine Probe gemacht, was denn seine völlige Abzehrung zum gräßlichen Skelett zur Folge gehabt. Uebrigens soll dieser Mann sich ein großes Vermögen durch Anfertigung von sogenanntem Mithridat (Theriak) erworben haben.

412) Der Eselsplatz zu Leipzig.

Früher gab es in Leipzig einen sogenannten Eselsplatz vor dem Ranstädter Thore (nicht mit dem heute noch sogenannten auf der Ritterstraße zu verwechseln). Der hatte seinen Namen von einem dort befindlichen Brunnen, in dessen einem steinernen Bogen ein Sackträger eingehauen war, der davon der Eselsbrunnen genannt ward. Unter diesem steinernen Bilde standen die Worte:

Von Alters her vielen bekannt
Wird dieß der Eselsmarkt genannt,
Und daß denselben nicht abgehen,
So siehst Du hier ein Esel stehen.

418) Die Todtengräber zu Großzschocher.

J. C. Schwarze, hist. Nachl. zu den Geschichten der Stadt Leipzig. Lpzg. 1744. S. 86 aq. cf. Vogel, Annalen S. 246.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts sind im Dorfe Großzschocher bei Leipzig zwei Todtengräber gewesen, die haben ein Bündniß mit dem Teufel gemacht, und so sind sie mit dessen Hilfe in Kurzem Meister in der Zauberei geworden; ihre Weiber und Kinder, Schwiegersöhne und Töchter waren erst ihre Lehrlinge, nachher aber in den satanischen Handgriffen so stark als die Meister selbst. Sie hatten ein besonderes Pulver zugerichtet von gedörreten und kleingestoßenen Kröten, Schlangen und Molchen, welches sie Anfangs einigen Patienten im Dorfe eingaben, um ihr Mitleid zu bezeigen und den Schein zu haben, als wollten sie baldige Besserung zu befördern suchen. Als es ihnen geglückt und sie auf diese Art immer eines nach dem andern unter die Erde gebracht, fingen die Weiber und Schwiegersöhne, damit die erstere Bosheit nicht gemerkt werden solle, an, mancherlei Wetter zu machen, die Luft zu vergiften, und wenn sich die Leute klagten, gaben sie ihnen entweder das gedachte Pulver ein oder sie beräucherten sie damit, worauf denn das arme Volk hinfiel, wie die Fliegen. Hierzu kam, daß diese satanischen Bundesgenossen nicht weiter, bis eine kranke Person wirklich gestorben war, sondern wenn sie nur etwas krank zu werden schien, thaten sie sie sogleich in einen Sarg und brachten sie halbtodt zur Erde. Weil nämlich der Ort im Ruf war, daß hier eine ansteckende Pest graſſire, so wollte sich Niemand zu den kranken Leuten getrauen, mithin ward den Todtengräbern Alles überlassen, die mit ihnen handirten, wie sie wollten. Da hat die göttliche Gerechtigkeit es gefügt, daß die Sache an den Tag kam. Es kommt nämlich eines Tages ein Handwerksbursche aus der Fremde und kehrt in einen Gasthof zu Großzschocher ein, und vor demselben tragen die Todtengräber eine Leiche vorbei. Der Handwerksbursche ist neugierig und frägt, wer die gestorbene Person gewesen? Man giebt ihm zur Antwort, er kenne sie doch nicht, es graſſire allhier ein Sterben, wo es die Leute nicht lange machten, so sei gestern noch ein junges munteres Frauenzimmer gewesen, das man jetzt hinaustrage, die sei frisch und gesund im Dorfe herumgegangen und heute todt, und werde jetzt begraben. Der Bursche fragte weiter: ei sagt mir doch, wie heißt sie? Als man ihm nun nennet, die und die sei es, da erschrickt er und spricht: ei, das ist meine Braut, mit der ich mich, ehe ich vor zwo Jahren in die Fremde ging, eigentlich versprochen habe; ihrethalben

komme ich so zeitig wieder hierher; es kann nicht sein, und wenn sie es ist, muß ich sie noch einmal im Sarge sehen, sie mag auch die Pest noch so arg gehabt haben. So geht er auf den Kirchhof, verlangt von den Todtengräbern die Oeffnung des Sarges, welches sie ihm aber ein für alle Male, weil es in der Pest nicht Mode sei, abschlagen. Er aber besteht auf seinem Verlangen, überwältigt die Todtengräber, reißt nebst einigen Leuten, die sich zu seiner Hilfe für angebotenes Geld finden, den Sarg mit Gewalt auf, erkennt seine Verlobte ganz wohl, sieht aber mit Thränen und Erstaunen, wie ihre Hände und Füße gebunden, ein starker Knebel in den Mund gesteckt ist und sie noch lebt. Die Todtengräber sehen, daß sie nunmehro verrathen sind, und ziehen sogleich ab, das Mädchen wird aus dem Sarge genommen, nach Hause geführt und wieder in's Leben gebracht und soll bald darauf auch ihren Bräutigam, der ihr das Leben erhalten, geheirathet haben. Am 28. October des Jahres 1582 aber sind die Todtengräber zu Großzschocher mit glühenden Zangen zerrissen, gerädert und auf's Rad geflochten, ihre zauberischen Weiber und Schwiegersöhne aber, so mancherlei und erschreckliche Wetter gemacht, und mit dem Teufel gebuhlt, sind auf den Scheiterhaufen gesetzt und verbrannt worden.

Bald darauf ist auch der Todtengräber in Leipzig justificirt worden, weil er nebst seinem Knechte gleichergestalt drei Giftpulver von Kröten, Schlangen und Molchen zugerichtet, deren eines schwarz, das andere gelb, das dritte roth gewesen, damit er der Meister 22 Personen vergeben, der Knecht aber 6 getödtet hat.*)

414) Das Frankengrab bei Connewitz.

Poetisch bed. b. Ziehnert W. 1. S. 97 sq.

Hinter dem Dorfe Connewitz eine Stunde von Leipzig am Ufer der Elster rechts auf der Straße nach Zwenkau befindet sich das sogenannte Frankengrab. Es soll unter demselben ein französischer Offizier liegen, der in der Nacht zum dritten Schlachttage der größten Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813 hier gefallen ist. Angeblich hätte er seinen Tod vorausgewußt und denselben einer unglücklichen Liebe halber selbst gesucht. Sonderbarer Weise fand sich aber seitdem beim Morgengrauen des Johannistages alljährlich das Grab frisch bekränzt, und das Volk

*) Aehnliche Geschichten von Todtengräbern s. b. Schöttgen, Historie v. Wurzen S. 667. M. Zeiller, Itiner. German. p. 520.

erzählte sich, es geschehe dieses allemal die Nacht vorher um die zwölfte Stunde von einer schwarzgekleideten Dame, die in einem mit Rappen bespannten Wagen des Weges komme. Als vor einigen zwanzig Jahren das Grab von dem eingetretenen Wasser zerstört und das darauf befindliche Kreuz weggerissen wurde, fand man Beides plötzlich wieder von unbekannter Hand hergestellt.

415) Wie einer Hexenbutter geprüft hat.

Prätorius, der abentheuerliche Glückstopf S. 237.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts ist ein Leipziger Stadtsoldat auf den Markt gegangen und hat bei einer Bauerfrau etliche Klümpchen (Stückchen) Butter gekauft und dann dieselben auf gewöhnliche Art auf ein Messer gestickt, welches drei Kreuze gehabt. Wie die Zauberfrau Solches gesehen, hat sie es erst nicht zugeben wollen, sagend, man müsse die Butter nicht auf ein dergleichen dreikreuziges Messer spießen. Darauf hat ihr aber der Soldat zur Antwort gegeben: was hat Sie darnach zu fragen? ich habe es wohl schon eher gethan. Darauf ist er ohne Argwohn fortgegangen, bis er an die Hauptwache beim Esel gekommen, wo er vermerkt, daß seine Butter ein Kuhfladen gewesen. Er ist also geschwind wieder zu der Betrügerin zurückgeeilt, allein diese ist schon über alle Berge gewesen.

416) Schatz rückt fort.

Prätorius a. a. O. S. 335.

Während des 30jährigen Krieges hat ein glaubwürdiger und vornehmer Leipziger Bürger viel Geld am Gewandgäßchen vergraben und den Ort sich sehr genau angemerkt und es danach nach Verlauf eines Vierteljahres nur mit großer Mühe wiederfinden können, weil es eine halbe Elle tiefer gelegen als er es verscharrt hatte. Hätte man nun mit dem Nachsuchen eine längere Zeit angestanden, so würde der Schatz im Verhältniß des Fortrückens zuletzt in eine ganz andere Gasse gerathen sein.

417) Gespenster stören Schatzgräber.

Prätorius a. a. O. S. 477 sq.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts hat man zu Leipzig einen Schatz graben wollen und schon so weit gekommen, daß man unter

den Kasten einen Hebebaum brachte und eine Erbkette darunter wegziehen wollte. Darüber haben sich nun verschiedene Gespenster gezeigt, bald ist das eine, bald das andere vorbei passirt, bis sich endlich ein Kuckuck auf einem Baum präsentirte, der seinen gewöhnlichen Gesang anstimmte, also daß ein Anwesender zu sagen anfing: siehe, bist Du auch da? Indem ist Alles verschwunden und weggekommen.

Ein anderes Mal hat Einem geträumt, wie er bei dem Kohlgarten an der Kapelle einen Schatz finden werde, er solle sich nur gewiß dahin aufmachen. Was geschieht? Er begiebt sich hinaus und versucht in der folgenden Nacht sein Heil und findet just an dem Orte, von dem ihm geträumt, einen ziemlichen Topf voll. Davon steckt er etwas Erkleckliches zu sich, wie er sich aber nach einem Geräusche umsieht, wird er einer alten weißen Frau gewahr, so in der Thür stand und sich herausbeugte und sprach: was macht Ihr da? Wie er ihr aus Bestürzung geantwortet, ist auch Alles außer dem, was er schon zu sich gesteckt, verschwunden gewesen.

---

418) Der Kobold am Barfußpförtchen zu Leipzig.

Prätorius a. a. O. S. 418. sq.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hat ein angesehener Bürger zu Leipzig, Namens Scheibe, in einem großen Hause auf dem Barfüßerkirchhofe (alle die Häuser daselbst haben ursprünglich zu diesem Kloster gehört) eine getäfelte Wand neu weißen lassen und dahinter viele Löcher in der Wand gefunden. Als das erste Loch geöffnet ward, ist flugs ein Haufen Messer herausgefallen von sehr alter Form, ein Theil rostig, der andere ziemlich blank; einige sind sehr schmal und sehr lang gewesen, vielleicht zum Aufspießen der Lerchen, andere mit Achatsteinen besetzt, noch andere mit elfenbeinernen Heften. Weiter hat er im Keller graben lassen und darinnen viele runde Töpfe gefunden, alle mit kleinen Kindesgebeinen angefüllt. Von der Zeit an aber, daß jene Messer gefunden waren, hat sich im Hause ohne Unterlaß ein Kobold geregt, der alle Leute in der Stube geschmissen, aber draußen auf dem Saale ihnen nichts gethan hat. Auch hat er Niemanden verletzt, sondern nur geschabernackt. So hat er auch nichts gesprochen, denn wie er von dem Besitzer gefragt ward, was für ein Geist er sei, ob ein guter oder böser: Alle guten Geister loben Gott den Herrn, oder: Was thust Du? Gieb ein Zeichen von Dir, Putz! Da hat er zur Antwort jenem etwas an den Kopf geworfen, das ist sein Zeichen gewesen. Doch hat er auch einmal Einem

nach gethan, denn ein Hausbewohner, der sehr auf ihn gelästert und geflucht, hat einstmals mit dem Pantoffel eine derartige Maulschelle von dem Ungethüm bekommen, daß ihm der ganze Backen aufgeschwollen und ihm Schmerzen gemacht hat. So hat es im Allgemeinen gedäucht, als wenn das Gespenst aus einem alten Schranke hervorkäme und würfe, und ist dieser doch immer verschlossen gewesen. Weiter hat es manchmal den Anschein gehabt, als wenn es in der Kammer Alles über und über kehre, würfe, zerschlüge, und wie man dann dazu gekommen, ist Alles an seinem rechten Orte gewesen. Des Nachts haben sie immerfort Licht brennen müssen, denn da haben sie noch am meisten Ruhe gehabt, wenn es aber finster gewesen, da hat es immer länger gedauert. Es hat auch den Wirth und Andere im Bette gezupft, das Bett vom Leibe weggezerrt ꝛc., doch das Licht niemals ausgelöscht, sondern brennen lassen. So sind sie dieses Wesen gewohnt geworden, daß sie es nur ins Gemein verlacht und verhöhnt: siehe, da kommst Du wieder ꝛc. Der Mann hatte ein Gefäß voll Federwische im Keller stehen gehabt, das ganz fest zugemacht gewesen, die hat der Geist einmal alle herauspartirt und zwar so, daß das Gefäß obenauf zugedeckt geblieben, und hat sie nach einander auf den Wirth los geworfen. Da hat denn dieser erst gemeint, es wären nicht die seinigen, indem er gefaßt: siehe, was hast Du nun wieder vor? hast Du Federwische in der Nachbarschaft gestohlen? O gieb sie immer her, ich habe sie von Nöthen. Da hat sie aber das Ding alle auf seinen Buckel losgezählt. Das hat es etliche Jahre so getrieben, bis es sich selbst verloren. Den kleinen Kindern hat es nichts gethan, außer daß es ihre Strümpfchen, Stühlchen, Kleider ꝛc. immer nach dem Wirthe zu warf. Da nun das Haus nachmals von einem andern Wirthe gekauft ward, hat es sich wieder gefunden, sonderlich nachdem man auf's Neue das ganze Haus wegen des vermutheten Schatzes durchgrub. Uebrigens meinte der frühere Besitzer auch, es sei ihm nicht anders, als daß er ein paar kupferne Särge einstmals, als er seinen Abtritt verändern ließ, bemerkt habe.

---

419) Dr. Faust in Leipzig.

Stieglitz l. d. Beitr. z. vaterl. Alterth. Her. v. d. Leipz. Alterth.-Vereine. Leipzig 1826. 8. S. 70 sq. u. b. Scheible, das Kloster, Bd. V. S. 489 sq. (die Bilder bes. s. Bd. II. S. 16.) P. H. Stillig, Faust in Leipzig. Kl. Chronik v. Auerbachs Keller u. hist. Not. über Auerbachs Hof. M. Abb. Leipzig 1854. 8.

Die Sage ist poetisch beh. von Ziehnert, Bd. I. S. 183 sq.

Schon der erste Biograph des Dr. Faust, G. R. Widmann (1. Th.

d. wahrhaft. Hiſtor. v. d. ſeltſ. Abent. ſo Dr. Fauſt getrieben, S. 281) berichtet von jenen Teufelsſtücklein, die Dr. Fauſt in Leipzig ausgeführt. Er iſt nämlich bei ſeinem Aufenthalte daſelbſt auch in den noch jetzt vorhandenen ſogenannten Auerbachskeller, der ſich unter dem 1530 neu erbauten Auerbachs Hofe befindet, gekommen, hat dort mit den Studenten ein Trinkgelage gefeiert und iſt ſchließlich auf einem Weinfaſſe die Kellertreppe hinausgeritten, wobei zu bemerken iſt, daß der frühere Eingang in denſelben nicht da lag, wo er ſich jetzt befindet, ſondern das Fenſter des Zimmers, wo die gleich zu erwähnenden Bilder hingen, denſelben bildete. Von dieſer Heldenthat geben noch zwei alte Bilder von der Hand eines unbekannten Malers (5 E. 8 Z. lang, und in der Mitte des Bogens — ſie ſind nämlich in dem obern Theile nach dem Mauerbogen abgerundet, in dem ſie aufgehangen ſind — 1 E. 18 Z. hoch) die um das Jahr 1525 entſtanden ſein mögen, freilich durch die Zeit und verſchiedene ſchlechte Reſtaurationen viel gelitten haben und ſich noch jetzt in Auerbachs Keller befinden, Kunde. Auf dem einen Bilde iſt Dr. Fauſt dargeſtellt, wie er unter Muſik mit Studenten tafelt und zecht, auf dem zweiten iſt ſein Ritt auf dem Faſſe geſchildert, auf beiden aber iſt ſein dämoniſcher Begleiter, der ſchwarze Hund nicht vergeſſen. Das erſte Bild trägt ein lateiniſches Diſtichon zur Aufſchrift, welches alſo lautet:

Vive, Bibe. Obgraegare. Memor Fausti hujus et hujus *)
Poenae: Aderat claudo haec Asterat ampla. Gradu 1525.

Ueber der Reiterſcene ſteht dagegen folgender deutſcher Vers:

1525. Doctor Fauſtus Zu Dieſer Friſt
Aus Auerbachs Keller Geritten iſt
Auf Einem Faß Mit Wein Geſchwint,
Welches Geſehn Viel Mutterkind.
Solches Durch Seine Subtiine Kunſt hat Gethan,
Und Des Teufels Lohn Empfangen Davon.

420) Der Gänſerich zu Pegau.

Poetiſch beh. b. Ziehnert, Bd. II. S. 199 sq.

In Pegau iſt an dem ſich an das Rathhaus lehnenden Elſterbrückenbogen,

*) Dieſe Verſe ſind richtig interpungirt leicht verſtändlich:
Vive, bibe, obgraegare (man leſe obgraecare), memor Fausti hujus et hujus
Poenae: aderat claudo haec (— ast erat ampla —) gradu.
Lebe, trinke, genieße das Leben nach griechiſcher Weiſe, eingedenk des Fauſtus hier (auf dem Bilde) und ſeiner Strafe: dieſe erreichte ihn mit langſamen Fuße, war aber ſchwer.

der die Ober- von der Niederstadt trennt, ein geköpfter Gänserich in Stein gehauen; der soll an eine hier im Jahre 1664 vorgefallene Begebenheit erinnern. Bis um diese Zeit ist dort nämlich ein Volksfest, das sogenannte Gänserichreiten gewöhnlich gewesen, wobei nämlich auf einem freien Platze ein Gänserich an einem Stricke 8 Ellen hoch über der Erde von einem zwischen zwei hohen Stangen ausgespannten Seile herabhing; nun mußten diejenigen, welche um die auf der Spitze zweier Stangen aufgehängten Preise kämpfen wollten, zu Roß im Galopp unter jenem Vogel hindurchjagen, und wem es gelang, in demselben Augenblicke denselben nicht blos zu erhaschen, sondern auch herabzuziehen, ohne aus dem Sattel zu kommen, hatte gesiegt. Nun soll bei der letzten Wiederholung dieses Festes der Gänserich einem jungen Burschen, der ihn fest gepackt hatte, die Handadern durchgebissen und derselbe in Folge davon gestorben sein. Kurz und gut, seitdem hörte das Volksfest selbst nicht allein auf, sondern es wurde auch den Pegauern nicht blos das Halten der Gänse innerhalb der Stadtmauer untersagt, sondern es durfte überhaupt auch keine Gans mehr nach Pegau, wo dieses Thier jetzt vogelfrei war, bis endlich in dem laufenden Jahrhundert sich Niemand mehr hieran kehrte. *)

---

421) Das Vesperlied zu Pegau.

Poetisch beh. v. Ziehnert, Bd. I. S. 175 sq.

Im Jahre 1644 berannte der schwedische Feldherr Torstensohn die Stadt Pegau mit aller Macht, um dieselbe dafür zu bestrafen, daß zwei berüchtigte Pegauer Räuber oder Freischaarenführer, Flachsveit und Fiedelhans genannt, die Abgeordneten dieser Stadt, welche die derselben aufgelegte Contributionssumme an den schwedischen General nach Leipzig zu bringen hatten, überfallen, letztere geraubt, die schwedische Bedeckung zerstreut und verwundet und eine in dem Geleite befindliche junge schwedische Gräfin ermordet hatten. Trotzdem, daß sich Pegau wacker vertheidigte, hätte es sich doch nicht halten können, denn es brannte schon an allen Ecken, da zog der damalige Superintendent Lange in Amtstracht mit 12 Knaben in Todtenhemden unter Absingung des bekannten Liedes: Wenn wir in höchsten Nöthen sein, und wissen nicht wo aus noch ein ꝛc. in das schwedische Lager, und Torstensohn, der in Lange seinen frühern Lehrer erkannte, gewährte ihm Gnade für seine Stadt.

---

*) Nach einer andern Sage hätte überhaupt nur einmal ein Gänserich ein Kind zu Pegau todt gebissen.

Auf dem Wiederaufbau derſelben ward auf die neue Superintendentur nach Norgen hin eine mit dem Namenszuge Lange's und der Jahreszahl 1647 bezeichnete Fahne gebracht, nach Abend hin aber, wo das Schwedenlager geweſen, ein Kreuz aufgeſtellt und eingerichtet, daß jeder Nachmittagsgottesdienſt in Pegau mit dem oben genannten Liede zu beginnen habe.

432) Der Gewinneberg bei Taucha.

Poetiſch bch. v. Ziehnert Th. I. S. 165 sq.

In der Nähe des Städtchens Taucha bei Leipzig bei dem Dorfe Dewitz befindet ſich ein ziemlich niedriger, mit Birken bepflanzter Berg, den man den Gewinneberg nennt und der wahrſcheinlich ſeinen Namen von dem früher auf ihm ſtehenden, aber von den Huſſiten (1430) zerſtörten Schloſſe Wyn führen mag. Allerdings erzählt man, derſelbe ſei von einem Ritter von Pleßigk ſo genannt worden, der mit ſeinem Bruder in Feindſchaft gelebt und denſelben auf dieſem Berge beſiegt habe, allein dieß iſt ebenſo wenig wahrſcheinlich, als daß derſelbe ſeinen Namen ſeit dem bekannten Kriege der beiden ſächſiſchen Fürſtenbrüder Friedrich und Wilhelm führe, wo jene Begebenheit, daß ein geübter Büchſenſchütz den Letztern habe treffen wollen, von Friedrich aber abgehalten worden ſei mit den Worten, ſchieß wen Du willſt, nur meinen Bruder nicht, ſich hier zugetragen habe. Wie dem auch ſein mag, das Volk erzählt ſich, daß auf dieſem Berge ein großer Schatz verborgen liege, der nur alle 100 Jahre zu heben ſei, und an dem beſtimmten Tage ſich durch ein helllohendes Feuer, welches von dem Platze, wo er ruhe, weithin wahrgenommen werden könne, kund thue. Bei demſelben wacht aber ein Geiſt, der auf folgende Art an ihn gebannt iſt. Es hat einmal zu Taucha ein armer Tagelöhner gelebt, der zwar nur wenig verdienen konnte, allein mit dem, was ihm Gott beſchieden, zufrieden war. Zu dieſem iſt eines Nachts ein Gefremdt an's Lager getreten und hat ihn aufgefordert ihm zu folgen, er wolle ihn zu großem Reichthum verhelfen. Er iſt alſo aufgeſtanden und hinter dem Geiſte durch die menſchenleeren Gaſſen der Stadt hergewandelt, bis ſie auf dem Gipfel des Gewinneberges ankamen. Dort hat ihm der Geiſt ein helles Feuer gezeigt, welches aus einer Grube aufſchlug und geſagt, er ſolle nur keck darauf losgehen, das Feuer werde ihm nichts anhaben, und ſolle den Keſſel mit dem Schatze aus der Erde heraushelfen und getroſt nach Hauſe tragen, ſich aber hüten etwas daraus zu verſchütten, weil ſonſt der Keſſel zerſpringen und ſein ganzer Inhalt verloren ſein

werde. Außerdem gab er ihm auch noch eine kleine Schelle, die er ihn aufforderte um den Hals zu hängen, und sagte ihm, dieselbe werde jedesmal läuten, wenn er irgend etwas Gutes thun oder einen bösen Gedanken aufgeben solle, er selbst habe freilich denselben Schatz nicht gut angewendet, den er vor nun 100 Jahren gehoben, und habe nun bis diesen Augenblick dafür ruhelos umher wandeln müssen, er solle also ja auf den Warnungston hören, damit er nicht zur gleichen Strafe verdammt werde. Bei diesen Worten verschwand er und der arme Tagelöhner schleppte seinen schweren Kessel mit vieler Mühe, aber glücklich nach Hause. Als er nun das viele Geld sah, wußte er vor Freude nicht wo aus noch ein, faßte die besten Vorsätze und nahm sich vor, so zu leben, daß es ihm nicht gehe, wie seinem unglücklichen Vorgänger. Vor Allem beschloß er von seinem Reichthum eine Kirche zu bauen, und machte sich flugs an's Werk, und weil er gut zahlte, arbeitete Alles mit Lust, und wo er sich nur sehen ließ, oder wo man sein Kommen am Ton jener Schelle hörte, kamen ihm alle Armen und Bedrängten entgegen, denn sie waren sicher, daß er ihnen Unterstützung brachte. Als aber mit der nahenden Vollendung des Baues auch der Schatz abnahm, da fing an der Geiz in das Gemüth des so schnell Reichgewordenen einzuziehen, er überlegte sich, daß er mit den Summen, die er auf das Gotteshaus und die Armen wendete, sich gute Tage machen könne, und so ward er bald ein Verschwender, und so freigebig er bisher gewesen, so geizig und hartherzig wurde er nun. Deshalb quälte er auch die Bauleute bis auf's Blut, und wenn sie die Schelle hörten, da wußten sie auch, daß ihr Peiniger nahe. Siehe da geschah es, daß einst, als er mitten unter seinen Genossen bei reichbesetzter Tafel saß, ein furchtbares Gewitter heranzog und während er am wenigsten daran dachte, da schlug ein furchtbarer Blitz herab, tödtete ihn und zerstörte zugleich auch den noch nicht beendeten Bau', was ihm aber noch von jenem Schatz geblieben, das trugen die Geister wieder dahin zurück, wo er es gefunden hatte, und sein ruheloser Geist, der nun die Stelle des früheren Wächters eingenommen hat, geht klagend und seine Gegenwart durch Schellen verkündigend, jede Mitternacht auf dem Gewinneberg auf und ab und hofft auf Erlösung durch einen andern Unglücklichen, dem jener Schatz beschieden ist.

---

423) Wie die Babuschen nach Groitzsch gekommen sind.

Poetisch bes. v. Ziehnert Bd. I. S. 117 ff.

Bei Leipzig liegt das kleine Städtchen Groitzsch, dessen Hauptnah-

ausgezweig in dem Anfertigen von sogenannten Babuschen*) und Pantoffeln von Cordouanleder besteht. Die Kunst diese ursprünglich türkische Fußbekleidung zu verarbeiten soll von einem Schuhmachergesellen aus Greitzsch, Namens Meyer, um das Jahr 1617 in seine Vaterstadt gebracht worden sein, und erzählt man, derselbe sei auf seiner Wanderung in der Fremde in die Hände eines Algierschen Corsaren gerathen und von diesem nach Constantinopel verkauft worden, dort sei er als Gärtnerknecht in die Gärten des großherrlichen Serails gekommen und habe daselbst mit einer Türkin Bekanntschaft gemacht, dieselbe entführt und mit in sein Vaterland genommen. Da er nun aber keine Schätze mitgebracht hatte, so kam er auf den Gedanken, solche Pantoffeln zu verfertigen, wie er in der Türkei sowohl von Männern als Frauen hatte tragen sehen, und da er überdem im Auslande auch die Bereitung des Cordouanleders gelernt hatte, so gelang ihm diese Speculation so gut, daß er nicht blos selbst dadurch reich ward, sondern daß auch seine Vaterstadt von da an fast ganz Europa mit dergleichen Schuhwerk versah.**)

424) Der Zauberjunge in Leipzig.

Bechstein, Deutsches Sagenbuch. Lpzg. 1853. 8. S. 507 sq.

Ein vorwitziger Lehrjunge zu Leipzig verband sich im Jahre 1707 mit einem fremden Mühlburschen, Teufelsbeschwörungen und Schatzhebungen vorzunehmen, empfing von diesem gegen Geld eine Abschrift von Dr. Faust's Höllenzwang und eine metallene Wünschelrute und begann seine Zauberei und Citation nach allen Regeln an einem Freitag im Keller

*) Das Wort Babusch stammt ursprünglich aus dem Persischen und ist dann in's Arabische, Türkische, Französische, Deutsche und Neugriechische übergegangen, ursprünglich waren sie Pantoffeln von Marocainleder, ihre Form ist aber im Orient selbst verschieden. (Dozy, Dict. des noms des vêtemens chez les Arabes. Amst. 1845. 8. p. 50 sq.)

**) Nach einer andern Version der Sage wäre jene Begebenheit unter Wiprecht von Groitzsch gefallen, es hätte die Türkin Babuse geheißen, es wären die Liebenden durch die Wachen gestört worden, und hätte sich Meyer einen Schuh seiner Schönen mitgenommen, sei dann aber wieder ergriffen worden, als Sclave zu einem Gerber gekommen und nachdem er hier die Behandlung des Cordouans gelernt, von diesem nach 6 Jahren freigelassen worden: in sein Vaterland zurückgekehrt, habe er angefangen dergleichen türkische Schuhe zu machen und diese zu Ehren seiner verlorenen geliebten Babuschen genannt.

ſeines Lehrherrn. Bei der dritten Beſchwörung ſtieg ein Rauch aus dem Boden, daraus wurde ein kleines Männchen, welches anzuſehen war, als wäre es ganz und gar mit einem grauen Flor überzogen, das legte ihm zwei Zwirgroſchenſtücke hin und fragte: biſt Du damit zufrieden? Darauf ſagte der Junge: ja! Bei einer ſpäteren Beſchwörung an einem andern Freitag erfolgte dieſelbe Erſcheinung und da that ſich nebenbei die Erde auf und ließ einen Schatz blicken. Da legte die Geiſtererſcheinung ein brandenburgiſches Sechzehngroſchenſtück unverſehens hin und fragte wieder: biſt Du damit zufrieden? Doch regte ſich das graue Männchen im geringſten nicht, bewegte auch keine Lippe und der Junge ſagte wiederum ja, und betrachtete alles Vorgeſchriebene mit Lichter auslöſchen, rücklings aus dem Keller gehen u. ſ. w. Das war geſchehen am 28. Octbr. und am 4. Novbr. hub der junge Zauberer wieder an, eine noch ſchärfere Beſchwörung vorzunehmen, und wieder erfolgte des Dämons Erſcheinung, aber unter rollendem Geräuſch, und that ſich die Erde ganz auf, und rückte ein Keſſel herauf, der war voll geprägtes Geld, auf dem Gelde aber lag etwas anzuſehn wie eine Karbatſche, vorn mit einem Kopf, der ſich immerdar bewegte. Da ſich nun bei dieſer ſtarken Beſchwörung der Zauberjunge der h. Dreifaltigkeit abſchwur, ſo kam ein Papierblatt in Form eines in der Länge durchſchnittenen halben Bogens, mit ſchwarzem Rande und auf beiden Seiten roth beſchrieben, nebſt einer ſchwarzen Feder, verkehrt geſchnitten zum Vorſchein, und das graue Männchen hatte wieder, wie auch bei ſeinem erſten und zweiten Erſcheinen, ein längliches Buch vom Format jenes Papierblattes, wie ein Zinsregiſter unter dem Arme. Dann war dem Zauberjungen, als falle ein Körnlein Sand oder ein Tropfen Waſſer von der Decke herab erkältend auf ſeine Hand, und als er die Hand erhob und anſah, ſtand ein Tropfen Blutes darauf. Keck nahm er das Papier und die Feder, faßte mit letzterer das Blut auf und begann zu ſchreiben: J—o— (er hieß Johannes). Da war ihm, als komme Jemand ſchnellen Schrittes die Kellertreppe herab; da er nun vermeinte, es ſei ſein Mitgeſelle, ſich aber nicht umſehen durfte, ſo ließ er die Feder fallen, verlöſchte in Eile die Lichter und warf ſie in ein Waſſerfaß, zerriß den Faden, damit er den Zauberkreis gemacht, und ging rücklings zum Keller hinaus, zu ſehen, wer ihn geſtört, fand aber Niemand. Nach 8 Tagen ging der Zauberjunge wieder in den Keller, da er aber auf die unterſten Stufen gelangte, kam ihm ein Schauer an, daß er nicht vermochte, vollends hinabzugehen, kehrte demnach wieder um. Am nächſten Freitag, wo er wieder hinab und das Werk fortſetzen wollte, hieß ihn ſein Herr in die Kirche gehen, den darauf folgenden

verhinderte ihn ein im Keller arbeitender Maurergeſelle, aber Tag und Nacht hatte er keine Ruhe, immer war das graue Männlein um ihn und machte oft pſt! pſt! Das machte ihn ganz verwirrt und er ſah aus wie ein Trunkener und hatte die Augen voll Waſſer. Der Lehrherr nahm ihn in das Gebet, aber er geſtand nichts, und da erſterer ihm wiederholt anrieth, er ſolle ſich bereiten zum Abendmahl zu gehen, ſo antwortete der Zauberjunge ſtets: das darf ich nicht, das koſtet mir mein Leben. Endlich nahm der Junge ſein Beſchwörungsbuch, zerriß es und warf es in's Feuer, lief davon und entdeckte ſich einem Freunde, der offenbarte es ſeinem Lehrherrn und dieſer ſandte nun nach dem Beichtvater des jungen Menſchen. Er bekannte Alles, offenbarte aber dabei einen großen Unglauben und empfand einen beſtändigen Trieb, nach dem Keller zu gehen, daran er aber ſtets, weil man bei ihm wachte, verhindert wurde. Nach der Hand bekehrte er ſich völlig und nahm das Abendmahl, ſein Lehrherr aber ſchenkte ihm ſeine noch übrige Lehrzeit, ſprach ihn frei, übergab ihn ſeinem herbeigerufenen Vater und war froh ihn los zu ſein, nachdem er drei ganzer Wochen lang Sorgen und Beſchwerden genug mit ihm ausgeſtanden.

425) Die Melanchthonsbirnen zu Pegau.

Bechſtein a. a. O. S. 312 ꝛc.

Im Superintendenturgarten zu Pegau ſteht ein Birnbaum, deſſen Früchte ſind von ganz beſonderem Wohlgeſchmack und werden Melanchthonsbirnen genannt und hat es damit folgende Bewandniß, wie ſie ein Zeitgenoſſe M. Andreas Göch, Superintendent daſelbſt, mit redlicher Hand niedergeſchrieben. Dieſe Birnart war urſprünglich in Zeſſen (Zöſchen) zwiſchen Leipzig und Merſeburg, wo M. Göch Pfarrer war, zu Hauſe, und hieß alldort die Newotzer (Newitzer) Birne. Der M. Göch, ein eifriger Obſtzüchter, wurde ſpäter Superintendent zu Pegau und ließ ſich von Zeſſen Pfropfreiſer bringen, um in Pegau ebenfalls dieſe Birnen zu ziehen. Sie waren ſonderlich ſchöner Art, auf der einen Seite roth, auf der andern gelbgeſprenkelt, ſaftig und überaus wohlſchmeckend, der Pfalzgräfinbirne ähnlich. Da nun zu einer Zeit Herr Philippus Melanchthon vom Kurfürſten Auguſt zu Sachſen zu ihm zu reiſen erfordert ward, ſo führte erſteren ſein Weg über Zeſſen und er vergnügte ſich, den dortigen Pfarrherrn zu beſuchen. Dieſer fühlte ſich durch ſolchen Beſuch hochgeehrt und wartete dem berühmten Mann auch mit ſeinen trefflichen Birnen auf. Philippus fand dieſe Birnen ſo ausgezeichnet,

daß er nahe an ein Schock ſich ſchenken ließ und ſie dem Kurfürſten und ſeiner Gemahlin mitbrachte, wo ſie auch deren hoher Gaſt, der Kurfürſt von Brandenburg, zu verſuchen bekam. Bei dieſer Gelegenheit empfahl nun Melanchthon ſeinem gnädigen Herrn auch den fleißigen Pfarrherrn zu Jeſſen, welche Empfehlung einen ſo trefflichen Erfolg hatte, daß der Kurfürſt denſelben nicht nur mit ſtattlicher Begnadigung bedachte, ſondern auch ſeine Kinder in den Fürſtenſchulen mit Stipendien unterſtützte. Dieß trug M. Göch dankbar in ein Buch ein und richtete an ſeine Nachfolger die Bitte, des hart am Hauſe ſtehenden Melanchthonbaumes — denn ſo hatte ihn der Pomolog von 1560 genannt — zu ſchonen, zu warten und ſeine Art nicht ausgehen zu laſſen — welches auch treulich befolgt worden iſt.

426) Der treue Hund zu Pegau.

Mündlich.

Da wo jetzt das Amt in der Stadt Pegau ſteht, befand ſich in der Zeit des Papſtthums ein Kloſter, die Gebäude deſſelben ſind aber ſpäter zu dem oben genannten Zwecke benutzt und verändert worden und ſo iſt auch im Laufe der letzten zwanzig Jahre ein Wahrzeichen, welches an einem derſelben zu ſehen war, verſchwunden. Man erblickte nämlich in einer Höhe von ohngefähr 8 Ellen von der Erde aus in der Mauer einen Stein, in welchen ein Hund, der ein Körbchen im Maule trug, eingehauen war. Dieſes Bild ſollte der Nachwelt das Andenken an eine rührende Handlung jener Dankbarkeit bewahren, welche eine der größten Zierden jenes jetzt ſo verfolgten Thiergeſchlechts ausmacht. Es iſt nämlich einſt ein Mönch wegen irgend eines ſchweren Vergehens zum Tode durch Einmauern in ſeinem Kloſter verurtheilt worden und die Strafe ward wirklich vollzogen. Als er nun ſo ſcheinbar von Gott und Menſchen verlaſſen, lebendig todt in ſeinem ſchauerlichen Grabe ſich wilder Verzweiflung hingab, hörte er am Fuße der äußern Mauer ein Scharren und Winſeln und überzeugte ſich, daß dieß nur ſein treuer Pudel (oder Spitz) ſein könne, den er früher beſeſſen hatte. Es gelang ihm mit vieler Mühe einige Steine aus der Wand zu ziehen und ſich ſo dem Thiere bemerkbar zu machen. Kaum hatte das kluge Geſchöpf bemerkt, daß ſein armer Herr noch lebe, ſo eilte es fort und kehrte nach einiger Zeit in der Nacht wieder zurück, verkündete durch Bellen ſeine Rückkehr, und ſein Herr, der den Hund früher ſchon zu ſolchen Dienſten benutzt hatte, ließ ein aus ſeinen Kleidern geriſſenes Stück Zeug hinab, der Hund wußte daſſelbe an den

Korb zu befestigen, und siehe der arme Mönch hatte die Freude ein Körbchen mit Speisen heraufziehen und diese durch die Mauer hindurch ergreifen zu können. Wer dem Hunde jene Speisen gegeben, ist unbekannt, genug er ernährte seinen Herrn viele Tage lang, bis er endlich einmal entdeckt ward, allein in jener sogenannten finstern Zeit war man empfänglicher gegen edle und großherzige Thaten wie heute, der Mönch ward von seinen Richtern begnadigt und das Bild des Hundes für alle Zeiten der Nachwelt als Zeichen seiner Treue und Klugheit erhalten.

427) Der Melkstein bei Pegau.

Mündlich.

Hart an der preußischen Grenze in der Nähe von Würben befand sich früher ein Stein, auf welchem eine Kuh mit einem Milcheimer abgebildet war, der hieß der Melkstein und sollte anzeigen, daß einst, als die Pest in Pegau wüthete und Niemand vom Lande in die Stadt zu gehen sich getraute, bis hierher die Kühe getrieben und hier gemelken wurden, worauf die Städter die für sie hingestellte Milch abholten und nach Pegau schafften.

428) Der prophetische Barfüsser zu Chemnitz.

Curiosa Sax. 1733. S. 77.

Als den 19. April des Jahres 1540 die Barfüssermönche aus der Stadt Chemnitz vertrieben wurden, hat einer derselben, Bruder Barthel genannt, zuvor auf dem Sauanger vor Chemnitz eine Valetpredigt gehalten und darin folgende Dinge prophezeit, so alle richtig eingetroffen. So hat er ein unter seinen Zuhörern stehendes Weib also angeredet: Du liebes Weib, Du trittst allhier und borst mir zu, weißt aber nicht, daß Dir unterdessen Dein einziges Kind im Bade ertrunken ist, welches sie auch also todt gefunden. Ingleichen hat er verkündigt, daß der gute Mühlsteinbruch bei Chemnitz gangbar werden, und daß in den beiden Kirchen zu St. Johannes und Nicolaus auf dem Altar Heidelbeersträucher wachsen würden. Dieß ist auch geschehen, denn es sind beide Kirchen nebst der Orillen-Capelle im Jahre 1547 von den Feinden eingerissen worden, wie sie denn vorher viel schöner und größer denn jetzo gebaut gewesen. Weiter hat er dieser Stadt angesagt, daß sie nach ihm eine schöne wohlgebaute Stadt, volkreich und mit vielem Glück und Gaben Gottes würde begabt werden, allein wegen ihres Uebermuths und anderer

Sünden werde ſie von Gott mit Peſtilenz, Kriegsnoth, Feuerſchaden und endlich mit einer großen Waſſerfluth geſtraft und heimgeſucht werden, was auch leider bald nachher eingetroffen iſt. Von Neunkirchen im Amte Chemnitz hat dieſer Mönch geſagt, daß ſein Erbherr ein großes Schloß daſelbſt bauen, aber keiner allhier ſterben und begraben werden dürfe, ferner es werde daſelbſt auch eine ſteinerne Brücke erbaut werden, darauf werde eine dorwelt verlobte Braut, wenn ſie zur Kirche fahren wolle, verſinken, welches Beides die Erfahrung wahr gemacht.

429) Die Sagen von der Schloßkirche zu Chemnitz.

Curiosa Sax. 1735. S 127. Poet. beb. v. Ziehnert Bd. II. S. 161 eq.

Auf dem Pflaſter der Schloßkirche zu Chemnitz ſieht man einen dunkeln Fleck, der daher rührt, daß einſt ein Mönch, der ſich bei einer dort gehaltenen Himmelfahrtskomödie an der Maſchine, die zum Hinaufziehen in ein oben befindliches Gewölbe oder Herablaſſen aus dieſem diente, hinaufziehen ließ, im Herabfallen zu Tode ſtürzte. In derſelben Kirche befindet ſich auch das Bild des Abtes Hilarius, der dieſelbe etliche Jahre vor der Vertreibung der Mönche hatte repariren laſſen. Dieſes Bild darf aber von Niemandem geneckt oder von ſeinem Orte weggenommen werden, wenn dem Thäter kein Unglück begegnen ſoll, wogegen es einſt einer Hausmagd, die es hübſch geſäubert, dieſen Dienſt mit einem alten Thaler gelohnt hat.

430) Die Wahrzeichen der Stadt Chemnitz.

Iccander, Sächſ. Kirchronik LVI. Cour. S. 472. Richter, Chemnitzer Chronik Bd. I. S. 236 u. Denkw. v. Chemnitz S. 31.

Als Wahrzeichen der Stadt Chemnitz zeigte man ſonſt das Bächlein, welches mitten über den Markt floß, und den ausgehauenen weiblichen Kopf am Pfortenthor rechts bei dem äußern Eingange. Der Kopf ſoll anzeigen, daß vor vielen 100 Jahren hier eine Nonne eingemauert (oder hingerichtet, nach Andern hätte ſie aber als Strafe 5 Mauerthürme vom Nicolaithore bis zur Pforte anbauen müſſen; nach einer andern Sage wäre es eine vornehme Chemnitzerin Namens Hofmann geweſen und die Sache 1415 geſchehen) ward, die einen unnatürlichen Frevel mit einem Hunde verübt hatte. Ein anderes Wahrzeichen war bis 1617 das Bild des ſogenannten Grützmickels, eines Stadtoriginals

der früher hier mit Grützmehl hausiren ging und in einen Schafpelz gekleidet war, an dem Rathhausthurme. Nach dem Brande von 1617 ward jedoch bei der Wiederherstellung des Thurmes (1619) dies Bild nicht erneuert.

431) Der spukhafte Mönchskopf zu Chemnitz und Dresden.

Iccander a. a. O. CXLV. Conv. S. 15 sq.

In der Stadt Chemnitz bei dem sogenannten Kloster in der Vorwerksstube war noch vor nicht gar langer Zeit ein Mönchskopf zu sehen, auf dem, so oft man die Stube reparirte, allemal ein Groschen Geld liegen gefunden ward. Dieser Kopf war aber sehr empfindlich, wenn Jemand mit ihm Kurzweil treiben wollte. So ist einmal ein Steinmetzgeselle nach Chemnitz gekommen, und weil er Vieles von diesem Kopf gehört, hat er ihn sehen wollen. Als er nun dessen altes, zorniges Gesicht genau betrachtet, hat er es nachzumachen und überall auszuspotten sich viel Mühe gegeben. So ist es geschehen, daß er mit einer Gesellschaft von Kameraden einmal nach Hause ging, da kam ihm ein Bedürfniß an, und als unterdessen seine Reisegefährten weiter gingen, ist er, wie er später aussagte, von einem Mönch in einen mit Eis bedeckten Teich — es war gerade Winterszeit — geworfen worden, und hat ihn derselbe dermaßen geängstigt, daß, als seine Kameraden, die wieder umkehrten, ihn suchten, sie ihn winselnd und fast vor Schrecken stumm antrafen, für todt herauszogen und so nach Hause brachten. Sein Mund war ihm dergestalt der Quere gezogen, daß er über ein halb Jahr zubrachte, ehe er wieder gesund ward, auch in der Kirche für ihn gebetet ward.

Noch im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts hat an einem gewissen Ort zu Dresden in einer Mauer ein Männchen gestanden, welches Alle, die es verirt, mit Ohrfeigen regalirte, bis ein neuer Besitzer des Hauses es durch Maurer, die nichts davon wußten, ohne Gefahr abheben und in ein anderes Haus tragen ließ, wo es dann weder den Arbeitern noch dem Hausherrn etwas zu Leide that.

432) Das wilde Weibchen bei Chemnitz.

Schach, Leipz. Kriegs- und Friedens-Schäferei S. 290.

Am 18. August des Jahres 1644 ward bei Chemnitz auf der Jagd im Walde ein wildes Weiblein gefangen, das war eine Elle lang

in Geſtalt eines Menſchen, ihr Angeſicht, Hände und Fußſohlen waren glatt, ſonſt aber war es überall ganz rauch. Dieſes Weiblein fing an zu reden und ſagte: ich verkündige und bringe den Frieden im Lande, wollte Gott! und hat darauf geſchwiegen. Der Churfürſt befahl, daß man ſie wieder laufen laſſen ſolle, weil vor 25 Jahren auch ein Männlein in gleicher Geſtalt gefangen ward, welches den Krieg verkündigte.

433) Sage vom Schloß Lauterſtein bei Zöblitz.

Haſche, Mag. Bd. II. S. 462.

Eine Stunde von der Stadt Zöblitz liegt auf einem hohen Berge dieſſeits des Schwarzwaſſers ein Schloß, Lauterſtein mit Namen. Dieſes iſt zuerſt ein Raubſchloß geweſen, und hat ſich einmal hier ein Reiter, der verfolgt ward, mit ſeinem Roſſe vom Felſen herabgeſtürzt, das Pferd iſt todt geblieben, der Reiter aber zwar mit dem Leben davongekommen, aber von ſeinen Feinden gefangen worden.

434) Prophezeiung vom Bergwerk zum Bährenſtein.

Haſche, Mag. Bd. II. p. 378—391.

In dem Ciſterzienſerkloſter St. Niclas zu Grünhain in dem Kreisdirectionsbezirk Zwickau hat ein Mönch, Namens Thomas, im J. 1536 verſchiedene Prophezeiungen über den zukünftigen Bergbau in jener Gegend niedergeſchrieben, darunter auch eine von der Auffindung eines reichen Stollens auf dem Bährenſtein. Es hat nämlich, wie er erzählt, im Kloſter ein kluger Mann, Namens Peter (Pater) Roſenkranz, gelebt, der noch am Leben geweſen, wie der Schneeberg iſt fündig geworden (1471), auch den Roſenkranzer Stollen daſelbſt angewieſen hat, wie auch zugetroffen, den hat auch Kunz von Kauffungen, bevor er die Fürſten von Sachſen vom Schloß Altenburg (1463) entführt, um Rath gefragt, und der Roſenkranz hat ſeinem Vorhaben mächtig gewehrt, daß er ſich ſolches nicht unterſtehen ſolle, und ihm angezeigt, daß es ſein Leib und Leben koſten würde, wie es denn auch geſchehen. Der hat auch angezeigt, daß ein groß Bergwerk am Böhlberg aufkommen und eine ſchöne Stadt St. Annaberg dahin gebauet werden, daß man groß und viel Erz daſelbſt brechen würde und ſolle dieß eine gute Weile beſtändig ſein, dann noch eine Zeche zwiſchen der [illegible]au und dem Bohlberg angehen und in vielen Maßen Ausbeute geben [illegible] das Himmliſche Heer genannt.

Vergleichen werde auch zwiſchen dem Bohlberg und Bährenſtein angeben, und zuerſt ganz verachtet ſein, darnach aber werde viel Erz gebrochen werden und wenn das Bergwerk neben Schlackenwerda in Abnehmen kommen würde, dann werde ein Bergwerk am Bährenſtein bei Kloſter Grünhain aufkommen, das werde eine lange Zeit guten Beſtand haben, und man da ſolchen Reichthum an Erz brechen, daß, wer am Ende einen Kux erhalten und bauen würde, davon noch ſeine Kindeskinder Nahrung haben würden, und es werde an demſelbigen Orte am Bährenſtein eine Stadt gebauet werden, wohin die andern Städte zu Markte gehen würden, und werde das Erz liegen vorn am Bährenſtein unter dem großen Steine herabwärts, die Mönche würden aber ſolches nicht erleben, ſondern durch einen Aufruhr verjagt werden, und ob ſie gleich wiederkämen, ſo würden ſie doch ausgerottet und das Kloſter ſo wüſt werden, daß auf der Kirche und den Mauern Him-, Heidel- und Hidbeeren wüchſen, und werde dann ſolch Kloſter mit ſeinem Zubehör an die Fürſten von Sachſen kommen, bei denen dann dieſes Bergwerk, wenn wilde Bäume ſo ſtark, daß man aus ihnen Bretter ſchneiden könne, in dem Kloſtergarten aufwachſen würden, aufkommen werde. Unter Abt Georg Kuttner (? 1517) ſind drei erfahrene Schüler in's Kloſter gekommen, die haben ebenfalls geſagt, daß nach ſeinem Tode ein Aufruhr entſtehen und die Mönche würden verjagt werden. Auch ſind dieſe mit dem beſagten Mönch Thomas auf den Bährenſtein gekommen, und haben daſelbſt an einem Zimbaum ihre Kunde gebraucht und geſagt, daß nirgends ein größerer Knote Erz beiſammen liege denn an dieſem Orte unter dem Steine herab an der Ecke des Bährenſteins und werde, wenn die Zeit komme, ein ſolcher Zug von Bergwerk hier entſtehen, daß eine Zeche an der andern ſein werde, bis über das Waſſer daſelbſt ein Gang ſich finden werde, der ſein Streichen vom halben Abend in halben Mittag habe und da ſagten ſich ſo viele Geſchaue, Klöze und Kalle zuſammen, daß man ihn wohl mit St. Georg auf Schneeberg vergleichen könne. Nach dem Abſterben des genannten Abtes iſt Herr Johann Gottfried (Göpfert) an's Regiment gekommen und zu dem hat ein Kohler zu Schwarzbach, der alte Burkhart genannt, in's Kloſter ein Geſchaue wie ein Badebütlein groß, das er beim Abräumen des Meilers etwa einen halben Armbruſtſchuß vom Bährenſtein herab gegen Granzahl gefunden, gebracht, das hat der Abt auf Schneeberg probiren laſſen und hat 135 Mark Silber gehalten. Iſt auch zu ſelbiger Zeit die Richterin zu Gunnersdorf mit zwei andern Frauen auf den Bährenſtein gegangen und hat da graſen und, weil es Mai war, Kräuter ſammeln laſſen, und wie

ſie haben graſen wollen, ſind ſie von einander abgekommen, da hat ſich's unter dem Steine herab aufgethan, als wie ein groſſes Kirchenthor und dabei gewittert, und als ſie hineingeſehen, iſt's ihr wie lauter Geld und Silber vorgekommen, wie ſie aber nach den andern gelaufen und ſie gerufen, daß ſie es auch ſollten ſehen, derweilen iſt es verſchwunden.

435) Die Eichen bei Callenberg.

Mündlich. S. Ziehnert. Bd. III. S. 291.

In Callenberg bei Lichtenſtein, wo Kunz von Kauffungen die Garleitern (lederne Leitern mit Holzſproſſen) für den Prinzenraub fertigte — das Dorf gehörte ſeinem Vetter Dietrich — ſtehen noch heute ohngefähr 200 Schritte vom Rittergute an der Straße von Waldenburg nach Lichtenſtein zwei ſehr alte, jedoch nicht ſchön gewachſene Eichen, von denen man ſagt, daß ſie zum Andenken an den Prinzenraub gepflanzt worden ſind. Die Scheune, in welcher jene Leitern angefertigt wurden, iſt längſt zerſtört, der Platz aber mit einer Denktafel bezeichnet, deren Schrift mit der Zeit unleſerlich geworden. Dieſem Mangel half ein voigtländiſcher Schulmeiſter, der hier ſeine Verwandten beſuchte, ab und dichtete folgende Inſchrift:

Hier kaufte Leitern der Teufelskerl
Kunz Kaufung, zu rauben des Landes Perl,
Hans Schwalbe dazu ihm war bereit,
Gelobt ſey Gott in Ewigkeit.

S. D. G. (d. h. Soli Deo Gloria.)

436) Der geſpenſtige Zwerg auf der Eiſenburg bei Schneeberg.

Mündlich.

In der Nähe des Dorfes Wildbach bei Schneeberg liegt auf einem Vorgebirge des Muldenthales das Raubſchloß, die Eiſenburg, urſprünglich eine Art Vorfeſtung von Schloß Stein, mit welchem ſie durch einen unterirdiſchen unter der Mulde hinführenden Gang verbunden geweſen ſein ſoll. Hier hauſte im 14ten Jahrhundert ein Raubritter, Konrad von Kauffungen, der ſolche Schandthaten verübte, daß ihm der Teufel den Hals brach und ſein Geiſt verdammt iſt, bis auf den heutigen Tag die Umgegend in Zwergsgeſtalt zu ſchrecken.

437) Geſchichten vom Schneeberger Berggeiſt.

Chr. Meiner, Historia Schneebergensis renovata. Schneeb. 1716. 4. S. 1016. 1145.

Außer den verſchiedenen Gefahren, welche den Bergleuten von böſen Wettern, giftigen Schwaden u. ſ. w. drohen, ſind ſie auch in nicht geringer Gefahr von Seiten der Bergteufel, Bergmönche und Berggeſpenſter, welche in der Finſterniß herrſchen und in den Strecken herumfahren wie brüllende Löwen, und ſuchen, wie ſie Bergleute, wo ſie nicht mit Gebet und Glauben widerſtehen möchten, verſchlingen. So weiß man, daß einſt ein ſolcher Bergteufel in Geſtalt eines Mönchs einen Bergmann in dem alten Aachen St. Georg ergriffen und nicht ohne Beſchädigung ſeines Leibes in der großen Weite in die Höhe geworfen. Im Jahre 1538 iſt ein Bergmann in der Höflichen Beſſerung Fundgrube von dem Ungeheuer erwürgt worden, weswegen damals Churfürſt Johann Friedrich in einem Befehl umſtändlichen Bericht verlangte. Im Jahre 1683 ging am 26. März die Teufelszeche auf drei Schichten in Haufen, daß man nichts von der Käue ſah. Kurz zuvor war aber ein dicker Mann mit Silber und Gold geſchmückt, aus dem Kämmerlein heraus in die Käue zu einem Bergmann, Namens Iſrael Zicker, welcher daſelbſt Schachtholz zugerichtet, gekommen und hatte ihn mit dieſen Worten gefragt: Kennſt Du mich nicht? und da der Bergmann geantwortet: Herr, wie ſoll ich Euch kennen, Ihr werdet wohl einer vom Herzog aus Holſtein ſein (der dieſe Zeche baute), hat er ihn anfahren heißen, und, weil er es nicht thun wollen, dergeſtalt getäuſcht, daß er darüber des Todes war und am 30ſten begraben ward.

Oft hat auch der furchtbare Bergmönch Manchen durch die Beine fahren laſſen, Manchen ausfahren heißen, Manchen gedrückt, daß er darüber hat bezahlen müſſen, oder, wo er ſonſt mit einem Irrlicht als einem vermeinten Grubenlichte und in anderer als Mönchsgeſtalt ſich in und außerhalb der Grube ſehen laſſen, iſt eine Beſchädigung der Bergleute oder ein anderer Unfall darnach angerichtet worden. So hat in einer Wohnung zu Aue im Jahre 1614 beim Schnorriſchen Hammerwerk ein Geiſt ſich hören und in Geſtalt eines Bergmanns ſich ſehen laſſen und iſt an einer gewiſſen Stelle unweit der Mulde herumgebürſt, und da man an dieſer Stelle mit der Rutbe eingeſchlagen, hat ſie auf Silber geſchlagen.

438) Wie das Schneeberger Silberbergwerk entdeckt ward.

Meiner, Schneeberger Chronik. S. 22 sq. Post. beh. v. Zichnert. Bd. III. S. 59 sq.

Zu dem Rittergut Neuſtädtel bei Schneeberg gehörte ein ungeheurer Wald, in dem außer wilden Thieren ſich kein lebendes Weſen aufhielt, eine von Schlema aus betriebene Eiſenzeche ausgenommen. Dorthin verirrte ſich um 1470 ein böhmiſcher Hauſirer, Sebaſtian Rommer aus Crems, und ließ ſich vom daſigen Steiger auf den rechten Weg zurückführen, der ihm klagte, daß jetzt ſein Geſtein zu ſehr an Eiſengehalt abnehme, Rommer aber in der Meinung, das Erz könne wohl etwas anderes Gutes enthalten, nahm einige Stücke mit nach Jörkau und Nürnberg, wo die Probirer es für das reichſte Silbererz erklärten. Rommer kehrte nun nach Sachſen zurück, um dieſe Entdeckung möglichſt auszubeuten, wird aber in Zwickau wegen Trunkenheit feſtgenommen und läßt vor dem Hauptmann Nikel von Carlewitz die Worte fallen, er wiſſe in der Nähe einen Schatz, der Einen wohl zum Herrſchaftsbeſitzer machen könne. Als dies der Hauptmann hört, läßt er ſich von Rommer nach jener Eiſengrube, die ſein eigenes Beſitzthum iſt, führen und beide beginnen auch zuſammen den Silberbau. Der Kremſer Schuſtergeräthsträger verheirathete ſich aber bald mit Anna von Bünau, einer Muhme jenes Hauptmanns, und hat ſo das Geſchlecht der Römer auf Neumark begründet. Sonſt ſoll zuerſt die Erzſtufe durch den Hufſchlag eines Pferdes, das in der Gegend des heutigen Schneebergs in die Erde geſcharrt, entdeckt und zum Gedächtniß ein aufgenageltes Hufeiſen lange bei St. Georgs Zeche zu ſehen geweſen ſein.

439) Keglers Pfläſter in Schneeberg.

Meiner, a. a. O. S. 1096 sq. Post. beh. v. Segnitz. Bd. I. S. 153 sq.

Im Jahre 1493 lebte in Schneeberg ein Mann, Namens Hans Kegler, der durch den Bergbau reich, aber nicht klug geworden. Denn ſo gern er Witz machte, ſo ſehr verunglückte ihm derſelbe. Einſt hatte er ſchmählich und leichtfertig von den Schneeberger Frauen geſprochen und unter anderen die Worte geſagt: es gebe der frommen Weiber in Schneeberg ſo wenige, daß man ſie alle zuſammen auf einem Karren aus der Stadt fahren könne, und dabei werde der Karren nicht einmal voll.

Als dieß mehrere Frauen erfuhren, verklagten ſie Kegler beim Stadtrichter Veit Illgen. Zur Strafe wurde ihm, nachdem er gefänglich eingezogen worden war, aufgelegt, die große Pfütze (ein Stück von

der Kehle zwischen dem Schnee- und Glausberg, ungefähr dem feinigen und später Wüstischen Hause auf dem Markte gegenüber ausstürzen und pflastern zu lassen, und ward solche Strafe trotz seiner Beschwerde vom Herzog Georg bestätigt, das Pflaster aber, wozu er über 100 Fuder Steine verbrauchte, ist lange nachher noch Reglers Pflaster genannt worden.

440. Das verschworene Bergwerk zu Schneeberg.

Meltzer a. a. O. S. 923 sq.

Als im Jahre 1478 in dem Rübiberg etliche Fundgruben aufgenommen, ein Stolln darin getrieben und sehr reiches Erz darin getroffen ward, da fuhren die Herrn Romer, vermuthlich jener Sebastian, der früher Romner geheißen, und sein Hause zu und wollten Alles allein haben, nannten es auch die Romerzeche. Nachdem nun aber in dieser Zeche damals ein Kux an die 1200—1400 Gulden gegolten hatte, so geschah es, daß, als der Lehnträger Romer fälschlich geschworen, daß dieser Gang sein sei, das Erz auf dieser Zeche im Anbruch zu Kohlen ward und sowohl hier als auf 11—12 andern Zechen dieses Berges nichts mehr erbrochen ward. Gleich beim Schwur aber im Obergericht zu Zwickau ist das Gewölbe von selbst aufgerissen worden und hat das Glöcklein, womit man sonst die Diener hereinzurufen pflegt, von selbst geklungen. Daher ist das Sprichwort gekommen, welches Herzog Georg von diesem Berge zu sagen pflegte: der Kloßberg ein tauber Berg, der Rübiberg ein verschworner Berg, sehet mir auf den Schickenberg.

441. Der Teufel läßt ein ungeladenes Gewehr losgehen.

Meltzer S. 1029.

Am 14. März des Jahres 1615 ist zu Schneeberg in des Bürgers Paul Leibigers Stube Christoph Büttner, ein Zahnbrecher, erschossen worden. Dieser war kurz zuvor von einer Reise zurückgekehrt und wollte mit jenem um ein Handrohr, das über ein halbes Jahr an der Wand gefranzt gehangen hatte, tauschen. Als er nun dasselbe spannte und dieses kein Feuer geben wollte, da hat Büttner zu Leibigern gesagt: ei! es muß Feuer geben in Teufels Namen! Siehe, da ist alsbald das Rohr losgegangen und der leichtfertige Büttner erschossen worden, obgleich, wie der damalige Pfarrer dieses aufgezeichnet, man weder Kugel noch Schrot gesehen und gefunden.

442) Woher das Sprüchwort: Fägel ſtillt ſeine Gäſte?

Meiner S. 1099.

In Schneeberg hat einmal ein Fleiſcher, Namens Fägel, auf der Badergaſſe gewohnt, der ſeinen beiden Gäſten, die zu Unfrieden gekommen, Friede geboten und deswegen auch nach dem Richter geſchickt hat. Weil aber dieſer etwas verzogen und die Gäſte ſich nicht ſteuern laſſen wollten, hat er ſie alle beide erſtochen, darauf die Flucht genommen und dem Richter Hans Kämpffe, der ihm begegnet, auf ſein Befragen geantwortet: ei, Herr Richter, es iſt unnöthig, daß Ihr Euch bemüht und hinuntergeht, ich habe ſie alle beide geſtillet, ſie haben ſich wohl müſſen bedeuten laſſen. Daher, als der Richter hinunter gegangen iſt und die jämmerliche That befunden hat, Fägel aber inzwiſchen aus dem Lande entlaufen iſt, iſt von ihm das Sprüchwort entſtanden: er hat ſie geſchweiget oder geſtillet wie Fägel ſeine Gäſte.

443) Das Schneeberger Sprüchwort: Toffel, das gilt Dir auch mit.

Meiner S. 1100.

In Schneeberg iſt lange ein Sprichwort im Schwunge geweſen: Toffel, das gilt Dir auch mit, wenn nämlich einer die Schuld, wegen der ein anderer geſtraft ward, auch an ſich entdeckte. Es hat ſich nämlich ein alter Schneeberger Paſtor, Chriſtoph Schindler, wie er Amtshalber etwas geſtraft und freimüthig und unpartheiſch an ſich ſelber dieſen Fehler gefunden, immer dieſes Ausdrucks bedient, auch manchmal dieſe und jene Amtsverrichtung aus dieſem Grunde von ſich gewieſen.

444) Woher der Name Silberſtraße komme?

Meiner a. a. O. S. 1102.

Einſt hat ein Edelmann aus dem Geſchlechte derer von Uttenhoff auf der ſogenannten Armen-Rude angeſeſſen, die Erlaubniß erhalten, ſich von dem Churfürſten von Sachſen eine Gnade auszubitten. Da hat er denn folgende Bitte geſtellt: Weil durch Gottes Gnade das reiche Bergwerk zu Schneeberg offenbart worden ſei und daher viele Fürſten, Grafen und Herren und andere Leute, wenn ſie dorthin zögen, meiſt durch

seine Besitzung durchmüßten, wodurch sein und seines Geschlechtes Namen immerdar bekannt werde, aber es nicht wohl anstehe, wenn gefragt würde, wer er sei und die Antwort laute: es ist der von Uttenhoff auf der Armen Ruhe, weil das Erz und nunmehr auch das Silber nach Zwickau bei ihm durchgeführt werde, so bäte er unterthänigst, man wolle seines Gutes und Dörfleins Namen, die Arme Ruhe, in der Landtafel auslöschen und dafür dasselbe die Silberstraße nennen lassen. Als nun seine Bitte gewährt ward, ist bis diese Stunde das Dorf die Silberstraße und die Brücke darüber über die Mulde, welche der Rath zu Schneeberg zu halten hat, die Silberstraßenbrücke genannt worden.

---

445) Ein Berggeist betrügt einen Schatzgräber.

Meltzer a. a. O. S. 1146.

Im Jahre 1679 hat sich in dem sonst sogenannten Knappschaftshause zu Schneeberg, welches ein gewisser Nicolaus Hacker, Bergmeister zu Schneeberg, besaß, ein Gespenst in Gestalt eines alten graubärtigen kleinen Mannes einem Schüler, der in gedachtem Hause zur selbigen Zeit seine Wohnung hatte, sehen lassen und hat es durch sein öfteres Erscheinen und Sprechen mit ihm endlich dahin gebracht, daß der Schüler zuletzt nicht mehr furchtsam war, sondern einen von dem Gespenste ihm angegebenen Schatz zu graben sich erkühnte. Wiewohl er nun diesen Schatz, nachdem er Tags zuvor immer darnach gegraben, endlich in vielen goldenen Ketten und Silbergeschirr, darauf sonst die alten Schneeberger viel gehalten, erblickt haben wollte, so hat er dennoch das betrogene Spiel in den Händen gehabt. Denn als es zum Treffen und Heben gekommen, wie darzu das alte Männlein die Zeit gesetzt, hat der Schüler in dem Gewölbe, wo er allein gewesen, zwar gesehen, wie zwei anwesende Männer den Schatz aus der Erde gehoben haben, und lauter Pretiosen auf den daselbst vorhandenen Tisch ausschütteten, wornach ihn auch das alte Männlein greifen heißen, aber da er daneben von einem Andern, der auf einem Sessel an der Seite gesessen, die Worte gehört, wie er als ein armer Mensch sich erkühnen könne, einen solchen kostbaren Schatz zu heben, darüber er als der Herr der Welt doch die Macht habe? ist er voll Schrecken wieder umgekehrt und, wie leicht zu erachten, in selbiger Stunde in höchster Angst gewesen, bis der Seiger Nachmittags 4 Uhr geschlagen. Denn eben bis auf diese Stunde hatte das alte Männlein die Gelegenheit zum Schatzheben gesetzt und gerade um diese Zeit hat ein ziemlicher

Sturmwind gewühlet und einen Baum im Garten umgebrochen, dahin zugleich, wie das Gespenst bei seiner letzten Erscheinung gesagt, der Schatz aus dem Hause fortgerückt sein sollte.

446) Christoph Schürer in Schneeberg.

Ziehnert Bd. III. S. 216.

Als im 16. Jahrhundert der Bergsegen des Obererzgebirges jährlich sich minderte und überall ein Wehgeschrei über den Silberräuber (so oder Kobold nannte man das taube Erz, welches von bösen Berggeistern oder Kobolden herrühren sollte) sich erhob, da kam Christoph Schürer, eines Apothekers Sohn aus Westphalen, landesflüchtig seines evangelischen Glaubens wegen, nach Schneeberg, wo er als ein in der Chemie und Naturlehre wohlerfahrener junger Mann bald eine Anstellung bei den Hütten fand. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft gewann er die Liebe Anna's, der Tochter des Hüttenmeisters Rau, und bald auch durch sein einnehmendes Benehmen das Jawort ihres Vaters, so daß die Hochzeit auf das nächste Bergfest bestimmt wurde. Ehe jedoch das Bergfest kam, drohte Schürers Unstern alle seine Hoffnungen zu vereiteln. Nämlich in seiner Forschgier war er auf den Gedanken gerathen, den viel verrufenen Kobold, den verhaßten Silberräuber durch chemische Zubereitungen zu etwas Nützlichem umzugestalten. Er machte daher insgeheim in einer Schmelzhütte in Oberschlema vielfache Versuche, und trieb es damit oft die ganze Nacht hindurch so eifrig, daß er bald in den Verdacht der Alchimisterei und Schwarzkünstlerei gerieth.

Als daher aus Platten in Böhmen, wo er sich bei seinem frühern Aufenthalt daselbst durch seinen Glauben Feinde und durch seine Kenntnisse und sein Ansehen Neider gemacht hatte, mehrfache Klagen einliefen daß er ein Zauberer, Dieb und Glaspartbierer gewesen sei, und man seine Auslieferung forderte, gebot der Bergmeister ihn zu verhaften.

Eben war Schürer in der Schmelzhütte mit seinen Versuchen beschäftigt, da kam der Frohn ihn festzunehmen, fand aber die äußere Thür verschlossen und meldete es dem Bergmeister. Dieser, so wie der Hüttenmeister Rau und einige Geschworene trieb jetzt die Neugier mitzugehen. Die Thüre ward aufgesprengt und mit Freude funkelnden Augen trat der gesuchte Verbrecher den Eintretenden entgegen. Aber wie staunte er, als der Frohn ihn ergriff und ihm Handschellen anzwang! Wie erschrak er, als ihn die Bergherren mit Vorwürfen überhäuften und ihn einen Zauberer, Dieb und Partbierer schalten!

Männer, rief er schnell sich fassend mit fester Stimme, Männer prüfen, ehe sie entscheiden! Meinet Ihr, ich treibe bösen Unfug hier mit schwarzer Kunst, so tretet her! Seht, dies wollte ich gewinnen und Gott sei Dank, endlich ist's gelungen. Ich meine, es soll dem Lande von großem Nutzen sein! Somit reichte er ihnen eine Mulde voll feinen schönblauen Staubmehls hin. Die Bergherren staunten und begehrten zu wissen, wie und woraus er solche Farbe bereitet habe. Schürer zeigte ihnen Alles willig, und reinigte sich so von dem Verdachte, daß er ein Schwarzkünstler sei. Auch machte es dem Bergmeister so große Freude, daß derselbe versprach, Alles zu thun, um Schürers Unschuld gegen die Anklage der Böhmen zu erweisen. Dies gelang auch dem wackern Manne bald, und Schürer erhielt nun seine Freiheit wieder und kam durch die Erfindung der schönen blauen Farbe, die man Anfangs nur blaues Wunder, später aber Schmalte nannte, zu großen Ehren, und als das Bergfest gekommen war, wurde er des Hüttenmeisters glücklicher Eidam.

447) Die große Glocke in Geyer.

Zuhnert Bd. III. S. 206. Meiger a. a. O. S. 1188 ff.

Von der großen Glocke in dem Bergstädtchen Geyer, welche früher in einem alten viereckigen Thurme an der Kirche hing, erzählt die Sage, sie sei auf dem Geyersberge, an dessen Fuße die Stadt liegt, durch eine Sau mehrere Ellen tief aus der Erde herausgewühlt und von den Bürgern, welche sich dieses Fundes freueten, aufgehängt worden, habe aber nicht eher einen reinen und vollen Klang gegeben, als bis ein Priester sie zu ihrer heiligen Bestimmung geweiht. Im Jahre 1455 zersprang sie, als wegen des von Kunz von Kauffungen verübten Prinzenraubes im ganzen Lande gestürmt ward, allein 1456 ließ Churfürst Friedrich II. sie umgießen und auf der einen Seite die beiden Prinzen, auf der andern den Kunz, wie er auf der Erde lag und das Pferd beim Zügel hielt, dabei den Herzog Albrecht und den Köhler, der ihn errettet, abbilden.

448) Sechs Brüder bei Geyer.

Zuhnert Bd. III. S. 206 ff.

Im Jahre 1632 als kaiserliche Truppen von der Burg Scharfenstein aus die ganze Umgegend durchstreiften, war es einem Trupp herzhafter

Burschen aus Elterlein und Zwönitz gelungen in der Nähe von Scharfenstein sechs Oesterreicher, im dichten Walde schlafend, zu überfallen und gefangen zu nehmen. Was nun mit den Gefangenen zu beginnen sei, darüber entstand unter den Siegern heftiger Streit. Die von Elterlein meinten, daß es das Beste sei, sie sämmtlich todt zu schlagen, die von Zwönitz aber wollten nichts davon wissen und brachten es dahin, daß man zuletzt beschloß, sie zur Armee zu bringen. So zogen sie fort.

Als sie in die Nähe von Geyer kamen, erhob sich der Streit von Neuem und weil die Elterleiner mit Gewalt drohten, so wurden die Zwönitzer voll Aerger und schieden von ihnen, die Gefangenen ihrem Schicksale überlassend. Dieses war ein trauriges. Denn kaum waren die Zwönitzer im Walde verschwunden, da fielen die mordlustigen Elterleiner über die wehrlosen Opfer ihrer Wuth her und ermordeten ihrer fünf auf die grausamste Weise, den sechsten aber warfen sie in ein tiefes Loch, in welchem ihn die Vorübergehenden noch am andern Tage jammern hörten. Zum Gedächtniß dieser Greuelthat heißt jene Stelle der Wiesen bei Geyer noch jetzt die sechs Brüder, ohne daß man bestimmen kann, ob wirklich die sechs unglücklichen Oesterreicher Brüder gewesen sind.

449) Der alte Thurm in Tanneberg.

Ziehnert Bd. III. S. 208.

Nahe bei den Rittergutsgebäuden des Dorfes Tanneberg bei Geyer steht ein uralter viereckiger Thurm. Seine starken Mauern sind noch jetzt an die 30 Ellen hoch und von einem Wassergraben umgeben. Viel erzählt man von ihm, aber wenig Zusammenhängendes. In uralter Zeit soll einmal ein Graf, der Besitzer dieser Gegend, eine große Jagd gehalten und sich dabei verirrt haben, und mit seinem Rosse in einen Sumpf gesunken sein. Dem Tode nahe wäre er noch von den Jägern mit Mühe gerettet worden, und hätte zum Andenken den Thurm gebaut. Jetzt noch soll in dem Thurme der Geist eines der frühern Besitzer spuken, aber warum? weiß Niemand. Auch wollen alte Holzhacker und Bergleute den Baum wissen, wo die Seele dieses unglücklichen Spukers eingebunden sein soll. Es wäre sonst ein eiserner Reifen um den Baum gelegt gewesen, um die Seele recht fest zu halten, aber die Holzdiebe hätten zuletzt auch den Reifen gestohlen.

450) Der Schwarzkünſtler zu Geyer.

Luthar, Volksſagen und Märchen. Lpzg. 1830. 8. S. 69 sq.

Vor vielen Jahren ward zu Geyer ein Todtengräber gefangen genommen und in einen Thurm geſetzt, ſo daß er mit den Füßen die Erde nicht hat berühren können — man glaubte früher nämlich, daß Zauberer und Hexen, wenn ſie die Erde nicht mehr berühren könnten, unſchädlich würden, ſperrte ſie daher oft in eiſerne Käfige ein —. Er hatte ſeine Frau ermordet, ihren Mund mit ſchwarzen Beeren angeſtrichen, als ſei ſie an der Peſt geſtorben, alsdann ihr den Kopf abgeſchnitten, das Herz aus der Bruſt genommen, verbrannt, ſolches auf die Straße ausgeſtreut und wer darüber gegangen, iſt geſtorben. Seines Kindes Kopf hat er an die Feuermauer gehängt, ſo viele Tropfen Blutes von ihm gefallen, ſo viele Menſchen ſind geſtorben. Dann hat er die ſterbenden Leute auf's Geſicht gelegt und ihr Sterben hat kein Ende genommen. Drei Ruthen hat dieſer Mann ausgeſteckt, eine nach Annaberg, die andere nach Schweinitz, die dritte nach Alterle (Elterlein?). Zuletzt hat er erzählt, wie viel Glück er mit ſeiner Kunſt in großen Städten gemacht habe. Er meinte, wenn er nur die Erde oder einen Kreuzweg oder eine Dachtraufe erreichen könnte, ſo wollte er ſich ſchon die Freiheit verſchaffen.

451) Die Staatslaterne bei Geyer.

G. Andrä, Chronol. Nachr. v. d. Bergſtadt Annaberg. Schneeberg 1837. 8. S. 77.

Nordöſtlich von Geyer zeigt ſich an Herbſtabenden eine merkwürdige Lufterſcheinung oder ein röthlich leuchtendes, beinahe 7 Ellen hohes Irrlicht, das, ſobald es ſich zu bewegen anfängt, immer kleiner wird, bis es endlich gar verſchwindet, in der dortigen Gegend aber die Staatslaterne von Geyer genannt wird.

452) Das Fegeweib vom Katzenſtein.

Poetiſch beh. v. Freih. v. Biedermann (O. Föhrau). Eine Sängerjugend. Dresden 1847. 8. S. 27 sq.

In der letzten Zeit des Mittelalters lebte ein wilder Raubritter auf einer Burg, die auf dem Katzenſtein, der am Schwarzwaſſer unweit Pobershau zwiſchen Zöblitz und Marienberg gelegen iſt, und machte die ganze Umgegend durch ſeine Unthaten unſicher. Da beſchloſſen denn die

in der nächsten Umgegend anſäſſigen Ritter dieſem Treiben ein Ende zu machen, ſie rückten alſo vor die Burg, umſchloſſen ſie auf's Engſte und fingen an ſie aus Karthaunen und Feldſchlangen zu beſchießen. Allein alle Kugeln fielen, ſowie ſie die Mauern trafen, kraftlos und unſchädlich nieder, denn auf der Mauer ſtand die alte Amme des Ritters, welche mit dem Teufel im Bunde war, hatte einen Beſen in der Hand und fegte mit demſelben die fliegenden Kugeln aus der Luft weg, ſie ſelbſt natürlich traf keine derſelben, ebenſo wenig wie irgend Jemanden im Schloſſe. Schon wollten die Belagerer ſchier verzweifeln, da trat der Burgkaplan eines der Ritter auf und ſprach, er wolle die Kugeln ſegnen, denn er wiſſe einen Spruch, dem nichts widerſtehen könne. Wie gedacht ſo geſchehen, er that es, die erſte Kugel, die man abſchoß, ſchmetterte die Hexe zu Boden, die zweite machte ein großes Loch in die Mauer und nicht lange dauerte es, ſo war die feſte Burg ſo zerſchoſſen, daß die Mannſchaft auf Gnade und Ungnade ſich ergeben mußte. Der böſe Ritter ward hingerichtet und ſeine Burg der Erde gleich gemacht, noch heute aber ſoll man um Mitternacht bei Mondenſchein die geſpenſtige Amme die Trümmerhaufen fegen ſehen.

---

453) Die Entbindung im Grabe zu Olbernhau.

Iccander, Sächſ. Kernchronik XXVII. Couvert S. 40—43.

In der erzgebirgiſchen Stadt Olbernhau ſtarb im Jahre 1719 eine hochſchwangere Frau und ward gewöhnlicher Weiſe begraben, da kommt einige Tage darauf ein Student auf den Kirchhof und lieſt dort die Inſchriften der Grabſteine. Plötzlich ſieht er auf einem Grabe eine weinende Frauensperſon ſtehen, die auf ſein Befragen, warum ſie das thue, antwortet: ach, daß Gott erbarme, ein Kind und keine Windeln! Da hat der Student aus Mitleid ſein Halstuch abgebunden und es ihr zugeworfen, worauf ſie ſogleich verſchwunden war. Nun hat den Studenten eine große Angſt befallen, es möge dieſe Perſon kein lebendes Weſen, ſondern ein Geſpenſt geweſen ſein, er iſt alſo ſogleich zum Ortsgeiſtlichen und in's Amt gegangen und hat die Sache angezeigt, worauf die Obrigkeit jenes Grab öffnen ließ und man fand, daß jene Frau im Grabe ein Kind geboren hatte, welches todt zu ihren Füßen in das Halstuch des Studenten, welches dieſer durch ſeinen darin geſtickten Namen als ſein recognoscirt hat, eingewickelt lag. Der Berichterſtatter dieſer Begebenheit ſchreibt, daß er [illegible], wie zu Frankfurt am Main den

25. März 1609 eine Handwerksfrau im Grabe von zwei Söhnen entbunden worden und das Grab, weil es ihrem Manne im Traume vorgekommen, auf dessen Bitten geöffnet und Alles wahr befunden worden sei.

454) Woher das erzgebirgische Sprichwort komme: je, daß Dich der Bär hertze!

Curiosa Sax. 1731. S. 47 sq.

Im J. 1631 hat eine Jungfer nicht weit von Hundshübel das Vieh von Waldhäusern auf die Weide getrieben, da sie sich denn hingesetzt und nach gebirgischer Art um sich die Zeit zu vertreiben geklöppelt. Ehe sie sich's nun versieht, kommt ein großer Bär hinter sie geschlichen, daß sie ganz ungemein erschrickt und nicht weiß, was sie machen soll. Der Bär thut ihr aber nichts, sondern beriecht sie und tatschet sie mit seinen Tatzen ganz sauber an, gleich als wüßte er, was für einen Respect er dem Frauenzimmer schuldig sei. Da nun der zottige Bär sich ganz höflich gegen sie aufführt und sie hertzen zu wollen Anstalt macht, entschließt sich das Mädchen kurz und läuft unter das Vieh. Dieses drängt sich zusammen und geht auf den Bären los, bis das Mädchen schreit und ihre Eltern nebst andern Waldleuten zu Hilfe ruft. Da nimmt der Bär reißaus, das Sprichwort aber ist nachgehends beständig geblieben und von Jedermann um eine Verwunderung auszudrücken gebraucht worden: je, daß Dich der Bär hertze!

455) Der Frau-Mutterstuhl zu Oberforchheim.

Poet. beb. v. Fr. v. Biedermann a. a. O. S. 21 sq.

Auf dem alten Schlosse Oberforchheim am Haselbache an der Straße von Freiberg nach Annaberg stand bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem Oberboden in einer Kammer ein alter Großvaterstuhl, den hieß man der Frau Mutter Stuhl, und auf diesem lag eine hölzerne Statue, die aber sehr stark vergoldet war und ein kleines Männchen vorstellte. Diese zwei Gegenstände kannte Jedermann im Schlosse und im Dorfe und Alle hatten eine gewisse heilige Scheu vor denselben, denn man sagte, sie seien die Palladien des Rittergutes, und wenn Jemand den Stuhl von seiner Stelle rücke oder das Männchen angreife und in eine andere Lage bringen wolle, der werde dafür schwer von demselben gezüchtigt. Da diente um diese Zeit auf dem Hofe ein Knecht, der sich

vor dem Teufel nicht fürchte und einſt in ſeiner Vermeſſenheit ſich gegen ſeine Mitdiener rühmte, er wolle doch ſehen, ob ihm etwas geſchehen werde, wenn er ſich an dem Stuhle vergreife. Darauf ging er alſo hinauf, ſchob den Stuhl weg und gab dem alten Männchen einen Backenſtreich, allein die Strafe blieb nicht aus, denn noch in derſelben Nacht legte ſich daſſelbe im Bette auf ihn als ſchwerer Alp und drückte ihn bis es Tag wurde, in der nächſten litt es ihn ebenſo wenig und in der dritten warf es ihn gar aus dem Bette heraus. Nun ward er zwar ängſtlich, rückte auch den Stuhl wieder an ſeinen alten Platz, allein der Geiſt war auf immer ſeiner alten Wohnung abhold, denn er zog auf und davon, in den darauf folgenden Tagen brannte das ganze Rittergut ab, und ſo viel man ſich auch Mühe gab, den Stuhl und das Männchen zu retten, das einſtürzende Dach begrub es unter ſeinen Trümmern und als man dieſelben abräumte, war nichts mehr von ihnen übrig.

---

456) Der Jungferngrund bei Wieſenthal.

A. Flader, Wieſenthäliſches Ehrengedächtniß. „Waldenb. 1719. 8. S. 31.

Dieſer Grund am Fichtelberge ſoll ſeinen Namen von zwei Jungfern haben, welche ſich oftmals im Neumonde ſehen laſſen. Es ſind Schweſtern, die eine ſpielt auf der Laute und die andere windet einen Kranz, wer ſie aber eigentlich ſind, weiß Niemand.

Den Wieſenthalern dient der Grund auch als Wetterprophet, denn wenn der Himmel über demſelben hell iſt, ſo wird — ob es auch ſonſt allenthalben trübe iſt — zuverläſſig ſchönes Wetter, wenn aber der Jungferngrund voll Nebel iſt, ſo ſagt man: die Jungfern trocknen ihre Wäſche! und dann folgt kalte oder naſſe Witterung.

457) Der Goldbrunnen auf dem Fichtelberge bei Wieſenthal.

Flader a. a. O. S. 75.

Abraham Munſch, ein alter frommer Huthmann in Wieſenthal, traf einſt oben auf dem Fichtelberge einen überaus ſchönen Brunnen, deſſen Grund und Boden wie lauter Goldflammen leuchtete, und da er ſich niedergeſetzt hatte, und dieſen ſchönen Goldquell betrachtete, ſah er auf der einen Seite deſſelben ein ſchönes buntes Vöglein, auf der andern aber einen Mönch mit einem offenen Buche ſitzen. Darüber erſchrocken lief der Huthmann davon und hat ſeit der Zeit den Brunnen nie wieder gefunden.

---

458) Ein Gespenst verfolgt einen Mann bis in sein Haus.

Klader a. a. O. S. 97.

Im Jahre 1655 ging ein Fleischhauer aus Wiesenthal sehr früh bei Mondenschein nach dem benachbarten Elterlein. Als er aber eine halbe Meile zurückgelegt und auf einen freien Platz kam, trat ihm ein grausames Gespenst mit feuriger Zunge und Augen entgegen in Gestalt eines verrufen gewesenen Gebirgers, der Manchem auf dem Böhmischen Walde das Lebenslicht ausgeblasen, und verlegte ihm den Weg mit seiner Kette um den Leib, daran eitel Todtenköpfe hingen. Der Fleischhauer erschrickt, betet und kehrt eilends nach Haus zurück. Da ihn denn das Ungethüm bis in seine Stube begleitet, sich auch daselbst vor ihn gestellt und ihn angesehn hat, bis die Wirthin aufstand und ein Licht anzündete, da es denn wieder verschwunden ist.

459) Das wüthende Heer bei Wiesenthal und im Erzgebirge.

Mündlich. S. a. b. Klader a. a. O. S. 98. Lehmann, Obererzg. Schauplatz S. 77.

Im ganzen Erzgebirge, besonders in dem höhern Theile desselben läßt sich das wüthende Heer sehen und hören. Man hört ein starkes Jägergeschrei und gewöhnlich den Ruf: Hu! hu! hu! So reiste zu Ende des 17. Jahrhunderts ein alter Geistlicher von Wiesenthal, Namens David Ryhl, nach Annaberg durch einen dicken Wald, und es erhob sich mitten im Walde ein ungemein lauter Jägerlärm, um welche Zeit doch kein Arbeiter noch Jäger auf dem Felde zu finden war. Der Fuhrmann besann sich bald darauf und sagte: Herr, es ist das wüthende Heer, wir wollen in Gottes Namen fahren, es kann uns nicht schaden.

Eines Tags sind noch in diesem Jahrhundert zwei Brüder, Spitzenhändler, in der Schneeberger Gegend auf der Straße von Stangengrün nach Hirschfeld geritten, da haben sie plötzlich am hellerlichten Tage auf freiem Felde das laute Hohoschreien des wilden Jägers gehört, aber ihn selbst nicht gesehen, nur unter ihren Pferden, die sich furchtbar gebäumt, sind eine Menge kleiner Dachshunde herumgelaufen, ohne daß sie jedoch einen derselben hätten von den Pferden treten sehen, und plötzlich ist Alles wieder verschwunden gewesen.

Manchmal hört der Wanderer, wenn er in dem obern Erzgebirge durch die einsamen Wälder und Felder geht, immer etwas theils im Gebüsch, theils im Korne neben sich hergehen, gerade wie wenn ein großes

Thier, eine alte Kuh das Getreide niedertritt, gleichwohl sieht er nichts, und man schreibt auch diesen Ton dem wilden Heere zu.

Einstmals ist im Dorfe Steinpleiß die ganze wilde Jagd mit Hundegebell, Peitschenknall und Jagdgeschrei um Mitternacht mitten durch den Hof des Richters gegangen.

Ein anderes Mal ritt ein beherzter Mann ganz allein in der Abenddämmerung nicht weit von Annaberg auf der gewöhnlichen Heerstraße, da sah er einen alten Bergmann vor sich hergehen. Als er an ihn herankam, bot er ihm einen guten Abend, erhielt aber keine Antwort, ebenso wenig auf die Wiederholung des Grußes, und da er etwas hitzig war, schrie er: ei so soll Dich Grobian gleich der Teufel —! und zog ihm eins mit der Reitgerte über. Aber siehe auf einmal wußte er nicht mehr wo er war, er ritt bis in die Nacht in der Irre herum und erst gegen Mitternacht hörte er Stimmen, er rief, es kamen Leute, er fragte, wo er sei, und erfuhr, er sei in seinem eigenen Heimathsorte, man führte ihn bis an sein Haus, und immer noch kannte er sich nicht, erst als seine alte Mutter mit einem Lichte vor die Thüre trat, wußte er wieder, wo er war. Der wilde Jäger hatte ihn geäfft.

Im Jahre 1626 ritt Junker Rudolf von Schmerzing, Erbsaß auf dem Hammergut Forstei, halbtrunken von Annaberg weg, ganz allein und vermeinte den geraden Weg über Schlettau auf die Scheibenbergischen Mühlen durch die unkern Scheibner Räume zu nehmen. Es verführte ihn aber eine Jagd von Jägergeschrei und Hundegebell, welchem er nachritt, und er verfiel mit seinem Pferde in einen Morast, darin das Pferd halb versunken stecken blieb. Er machte sich mit großer Mühe los, lief zu den benachbarten Fuhrwerken, kleidete sich aus und ließ Leute auftreiben, die das Pferd mit Stangen und Seilen wieder aus dem Morast ziehen mußten.

460) Der Doppelgänger zu Wiesenthal.

Vgl. Lieder a. a. O. S. 108 sq.

Im Jahre 1709 ist ein churfürstlicher Geleitseinnehmer, Namens A. L., in gewissen Angelegenheiten verreist; da er nun wenigstens zwanzig Meilen von Hause aus entfernt ist, so sieht sein damaliges Hausmädchen, da sie am Abend gegen 5 Uhr von ihrer Frau in ihre Schlafkammer geschickt wird, ihn von ohngefähr in seinem Bette liegen und meint, er sei ohne ihr Wissen nach Hause zurückgekehrt. Sie fragt also die Frau: ist der Herr nach Hause gekommen? Diese antwortet aber: Du

nicht ihn zu sehen. Daher hat sie sich weiter nicht darum gekümmert. Nachdem nun die Frau selbst des Nachts gegen 12 Uhr schlafen geht, erblickt diese ihn ebenfalls in ihrem Bette, da er sich denn gerührt, daß es davon geknistert und das Bett ein wenig von sich geschlagen. Welches sie bewegt, daß sie unten um das Bett herumgegangen und ihn angeredet hat: ei, mein Kind, wie bist Du denn hier? Hast Du mich doch erschreckt! Da er denn die Beine hinaus geschlagen, aus dem Bette gefahren und unter das Dach, so sich in der Schlafkammer findet, gekrochen, auch daselbst plötzlich verschwunden ist. Die Frau hat sich nun zwar in's Bett gelegt, aber vor großem Schreck die ganze Nacht nicht schlafen können, weil sie nicht gewußt, wie es zugehe, daß sie ihren Mann, der so viele Meilen entfernt war, habe sehen können. Sie hat aber fleißig gebetet, der Herr wolle sie vor Anfechtung bewahren. Als ihr Mann nun wieder nach Hause gekommen, hat er erzählt, er sei an jenem Tage gerade bei einem Jäger gewesen, der ihn sehr wohl tractirt und mit Braten, Kuchen und Wein bestens bewirthet, da habe er immer an seine Frau gedacht und gewünscht, daß sie solches auch mit genießen möge.

461) Die Perlenschoten zu Wiesenthal.

Lehmann S. 481. Flader a. a. O. S. 234 sq. Poetisch beh. b. Segnitz. Bd. I. S. 173 sq.

Im Jahre 1626 kurz nach dem großen Sterben wohnte in der Neustadt in Wiesenthal ein gewisser Michael Rothdörfer, ein Exulant von Leititz in Böhmen, welcher mit Weib und 7 Kindern den Religionsfeinden glücklich entronnen war. Sein Töchterlein von 7 Jahren hatte vom Schutthaufen eines ausgegrabenen alten Kellers etliche Kapsamenstränklein aufgelesen und in ihres Vaters Garten gesteckt. Da nun solcher wohl fortgekommen und gereift, nimmt sie die Schötchen ab und klopft sie aus, findet aber mit Verwunderung weiße Körnchen, die sie unwissend, was es sei, dem Vater weist und spricht: je, Vater, sehet, was sind dies für Blätterlein? Der Vater erkennt, daß es rechte Perlen sind, sucht und findet sie in den Schötchen selbst, also daß nach je zwei Schalenkörnlein eine wahrhafte Perle lag, und so sammelten sie dieses Samens und der Perlen ein Näpfchen voll. Eine durchreisende Gräfin von Hanstein hat dieselben mit Verwunderung angesehen und gefunden, daß es wahrhafte Perlen seien. Daher hat sie dem Vater versprochen, wenn er einwilligen wolle, so wolle sie dieses glückselige Kind zu sich

nehmen und ihm alle Güte widerfahren laſſen. Als ſie aber hierbei einige dergleichen Schächtchen ſelbſt aufgemacht, ſind die darin verborgen liegenden Perlen ihr unter den Fingern geſchmolzen, welches auch andern Leuten begegnet iſt, haben ſie geurtheilt und geſagt: ei, ſo iſt es eine ſonderbare Gnade von Gott, deren wir nicht würdig ſind.

462) Die Tellerhäuſer bei Wieſenthal.

Poetiſch bej. v. Ziehnert Bd. II. S. 139 eq.

Um das Jahr 1570 lebte zu Wieſenthal ein blutarmer, aber frommer und fleißiger Bergmann, Namens Teller, der bei einer Grube beſchäftigt war, die auf einmal keine Ausbeute mehr gab und deshalb von ihrem Beſitzer, einem reichen Geizhals, nicht mehr bebaut ward. Ebenſo vergebens wie er von Letzterem ſeinen rückſtändigen Lohn zu bekommen geſucht hatte, ſah er ſich nach neuer Arbeit um, er hatte eine kranke Frau und drei Söhne zu Hauſe, allein er hatte kein Brod für ſie und ſo mußte er nach und nach Alles, was er beſaß, verkaufen. So kam der Oſtermorgen heran und das Letzte, was noch zu Gelde gemacht werden konnte, war bereits weggegeben. Siehe da zog es ihn nach der Kirche und als er traurig an den Eingang derſelben getreten war, kam es ihm vor, als ſehe er ſich im Feſttagsgewande eine Stufe glänzenden Silbers auf der Schulter an der Kanzel ſtehen. Er rieb ſich die Augen, wendete ſein Geſicht ab, aber ſobald er wieder auf jenen Punkt ſchaute, ſtand auch ſein Doppelgänger wieder da. Er verließ endlich die Kirche, und auf dem Wege nach ſeinem Hauſe begegnete ihm ein wohlgekleideter Unbekannter, der ihm, als er von ihm befragt, warum er ſo traurig ausſehe, ſeine Noth geklagt hatte, ein großes Silberſtück ſchenkte. Damit kaufte er die nothwendigſten Bedürfniſſe und begab ſich nach Hauſe. Hier hatte er aber keine Ruhe, denn überall ſah er das gehabte Geſicht vor ſich und es kam ihm vor, als ziehe ihn ſein Doppelgänger nach jener eben aufgegebenen Grube hin. Endlich konnte er nicht mehr dieſem innern Drange widerſtehen, kaufte ſich von dem noch übriggebliebenen Gelde von dem Bergmeiſter die Erlaubniß, in der auflaſſigen Grube zu bauen und fing eifrig an einzuſchlagen. Allein ſeine zwei Hände brachten wenig vorwärts, der Tag verfloß und er war auf kein edles Metall geſtoßen, ſchon war auch der zweite halb zu Ende und er machte eben Anſtalt, ſein letztes Schlückchen Waſſer zum Mittagsmahl zu ſich zu nehmen, als aus einem Loche im Geſtein ein Mäuschen herauskroch und ungt-

schaut die heruntergefallenen Brosamen auflas. Er ließ dasselbe ruhig gewähren, als es aber anfing auch sein Grubenlicht zu beknabbern, warf er sein Fäustel nach demselben. Statt daß aber die Maus davon getroffen ward, sprengte er ein starkes Stück Gestein los und siehe hinter demselben lag ein reicher Gang gediegenes Silbers zu Tage. Kaum wollte er seinen Augen trauen, allein er konnte nicht zweifeln, er eilte nach Hause um seine Familie mit der frohen Kunde zu erfreuen, und so ward er in wenigen Tagen aus einem armen Häuer ein reicher Bergwerksbesitzer, allein er vergaß darum seine frühern Leiden nicht, er blieb bis an seinen Tod einer der frömmsten und mildthätigsten Männer in der ganzen Gegend. Seinen drei Söhnen erbaute er von seinem Reichthum drei kleine Güter in einer wildromantischen Gegend zwischen Wiesenthal und Silbersgrün, die heute noch die Tellerhäuser genannt werden, sich selbst aber ließ er ganz so, wie er sich an jenem Ostermorgen in der Kirche gesehen hatte, im Sonntagsputze des Häuers in Holz ausbauen und dies Bild zum Andenken in jener Kirche aufstellen, wo es noch zu sehen ist.

483) Das Gespenst auf der Superintendentur zu Wiesenthal.

Flader a. a. O. S. 110. sq.

Im Jahre 1675 im Monat October hat sich auf der Superintendentur zu Wiesenthal ein Gespenst sehen lassen, welches einen weißen Trauerhabit anhatte und sich für eine von Adel ausgab, so bei dem zu Glauchau früher befindlichen Nonnenkloster die Stelle einer Aebtissin vertreten habe. Das erste Mal ist dieses Gespenst, welches man später nur die weiße Frau genannt hat, einer hier dienenden Mätherin aus Leipzig, Namens Marie Sabine Demantin erschienen, ist vor das Bett, in welchem sie mit der Kindermagd lag, getreten, hat geächzt und geseufzt, dann hat es die silbernen Esslöffel, welche in einem Körbchen gelegen, gezählt und, da ihrer nur 11 gewesen, gesagt: ei des Herrn Löffel fehlt!, was auch der Fall gewesen. Hierauf hat es des Superintendenten langen Mantel und die mit Pelz gefütterte Schaube seiner Frau, welche an der Wand gehangen, herausgenommen, den Mantel und die Schaube oben darauf umgenommen und ist so in der Stube herumspazirt, als aber das Kindermädchen darüber gelacht und gesagt, was macht denn der Narr! ist es ihr schlecht bekommen, denn sie hat augenblicklich im Munde und Gesicht heiße Blasen bekommen und deshalb 14 Tage das Bett hüten müssen. So oft aber als das Gespenst erschienen, hat es einen hellen Glanz und

Schimmer um ſich verbreitet, daß man einen Pfennig auf der Erde erkennen konnte. Da haben denn zwei Männer, G. C. Müller und A. Flader, ſich, nachdem die beiden Mädchen aus der Kammer weggebettet worden waren, in dieſelbe niedergelegt, um das Geſpenſt abzulauern, es iſt aber nicht von ihnen wahrgenommen worden, ſondern hat ſich nur durch Geräuſch kundgegeben, hat auch mit einem ſchweren Steine in die Kammer geworfen, daß darüber Alles erſchüttert worden iſt, darauf iſt es in den Stall gegangen und hat daſelbſt einer alten Ziege den Hals umgedreht, auch in dem Hühnerhauſe gegenüber eine Henne erdrückt. Seit dieſer Zeit iſt das Geſpenſt faſt alle Nächte zu der Rätherin gekommen und hat ſich mit traurigen Geberden vor ihr Bett geſtellt, auch öfters bitterlich geweint, da denn die herabfallenden Thränen wie weiße Milch ausgeſehen, welche das Geſpenſt mit einem ſchönen weißen Schnupftuch abgewiſcht hat. Ob nun gleich der Superintendent dem Mädchen verboten, ſich mit dem Geſpenſte in ein Geſpräch einzulaſſen, hat ſie es doch nicht laſſen können, ſondern gefragt, was es denn wolle, worauf es mit einer ganz ungewöhnlichen Stimme geantwortet, ſie ſolle mit ihm gehen und einen Schatz heben, der gehöre zwar dem Superintendenten, allein ſie ſolle davon Allen im Hauſe ſoviel bringen, daß ſie Alle genug hätten.

Nun hat das Geſpenſt ſein Begehren alle Nächte wiederholt, endlich iſt die Rätherin mitgegangen, und wie ſie durch des Superintendenten Studirſtube gehen, und zwei angezündete Unſchlittlichter in den Händen haben, thut ſich auf einmal die Thüre auf den Saal hinaus von ſelbſt auf, worauf ihr ein ziemlicher Haufe von ſchwarzgekleideten Mönchen entgegenkommt, unter welchen ein ſehr langer war, der ſich nach ihr hinneigte und beide Lichter auslöſch, daher ſie ſeufzte: ach Jeſus! aber dieſe Worte zogen einen ſolchen Tumult nach ſich, daß es ſchien, als wolle Alles zu Grund und Boden gehen. Hierauf iſt ſie vor Schreck davongelaufen, hat ſich aber verirrt, und iſt in das Schlafgemach des Superintendenten gekommen, der von dem Lärm aufgewacht war und gemeint hatte, es ſei ein großer Stein in ſeine Studirſtube geworfen worden. Als er aber die Rätherin erblickt, hat er ihr zugerufen zu beten, und ſelbſt angefangen zu ſingen, das Mädchen aber hat geſehen, wie die ganze Kammer nach und nach durch das Abſingen der geiſtlichen Lieder von den ſchwarzen Mönchen, mit denen ſie angefüllt war, leer ward. In der nächſten Nacht iſt das Geſpenſt zu der Rätherin, die mittlerweile krank worden war, wiedergekommen und hat geſagt, ſie hätte ſich nicht fürchten ſollen, denn die ſchwarzen Männer würden ihr nichts gethan haben, der Schatz ſtehe ſchon außen und beſtehe aus Kirchenkleinodien, welche vor etlichen 100 Jahren dorthin gebracht

wurden seien, sie möge nur nachsuchen lassen, so würden sich gewiß Vorzeichen finden. Als man nun nachgesucht, haben sich verschiedene Gefäße von Zinn und etliche Lampen von Thon gefunden, welche noch so neu und weiß waren, als wenn sie erst gestern hineingelegt worden wären. Unter der Grundmauer hat man auch ein mit Ziegelsteinen ausgemauertes Behältniß, und am Ende desselben starke Pfoßen von Eichenholz und nach denselben schöne Schiefertafeln gefunden, mit welchen das Behältniß oder die Kästen zu den Kleinodien bedeckt gewesen waren, die letzteren sind aber nicht mehr zu sehen gewesen, sondern waren, wie man meinte, verrückt worden. Aber über den Ziegeln hat ein großer Ziegelstein, ein Quadrat, gelegen, auf welchem ein Crucifix ganz kenntlich geprägt gewesen ist. Während dem hat sich auch das Gespenst sehen lassen und außen an der Mauer über der Erde ist ein ziemliches Getöse bemerkt worden, wie wenn Bergleute da arbeiteten und etwas bewältigen wollten, allein als man zum Fenster hinabgesehen, hat man nicht das Geringste wahrgenommen. Während des Grabens hat man auch etliche Todtenknochen gefunden, welches vermuthlich Reliquien von diesem und jenem Heiligen gewesen, so zu diesem Schatz gelegt worden, daß er sich nicht verrücken möchte. Es hat auch das Gespenst bei dem Ausfüllen des gemachten Loches nicht wenig Widerwillen, zum Theil auch Spötterei sehen lassen, denn nachdem man lange Bratspieße genommen und an dem Orte, wo die Ziegelsteine herausgegangen waren, herabwärts in den Erdboden gefühlt, ob sich etwa die Kästen gesenkt, hat es bei der Nacht auch einen Bratspieß mitgebracht und hin und wieder in der Kammer mit solchem gegen den Boden gefühlt. Da man nun wirklich anfing, den Berg wieder einzufüllen, hat es nicht allein mit Ziegeln und Steinen um sich geworfen, daß die Arbeitenden davonliefen, sondern es hat auch in der folgenden Nacht die Betten des Frauenvolkes mit Schutt und Erde besprengt, daß darüber etlichen, zumal den Mägden, der Mund mit Erde angefüllt ward, den sie im Schlafen offen gehalten.

Als nun die Rätherin nicht wieder mit dem Gespenst allein gehen wollte, hat dieses ihr vorgeschlagen, das 3jährige Söhnlein des Superintendenten mitzunehmen, von welchem die weiße Frau gesagt, sie habe sich gefreut, als es geboren worden, denn es werde sie erlösen. Wirklich hatte man bemerkt, daß seit der Geburt dieses Kindes sich das Gespenst sehen ließ, es kam auch mit einem großen Bund Schlüssel in die Kammer, wo die Schwester des Superintendenten schlief, und sagte, nun ist der geboren, der mich erlösen wird! Als später die Kindermagd einmal das Knäblein mit sich in's Bett genommen, ist das Gespenst gleich darauf

losgegangen und hat es aus dem Bette reißen wollen mit den Worten: herre, herre, Du bist mein! Darüber ist die Magd aufgewacht, hat aber das Kind so fest an seinem Hemdchen gehalten, daß dasselbe entzweiriß, das Gespenst aber hat das Kind fahren lassen und ist auf die Magd gefallen und hat solche dermaßen gedrückt, daß sie kaum mehr Athem holen können. Von dieser Zeit an hat sich das Gespenst aber auch in der eigenen Schlafkammer des Superintendenten, wo dessen Söhnlein in einem Gitterbettlein schlief, eingefunden, hat dasselbe öfter beunruhigt, die Flügel in dem Bettchen aufgemacht und es gereizt, es solle aufstehen und mitgehen, sie wolle ihm schöne gelbe Pfennige geben, es hat auch dergleichen Goldstücke mitgebracht und dem Kinde gezeigt. Während dem ist aber die Nätherin einmal über das andere von dem Gespenste genöthigt worden, sie möge doch nur einmal mitgehen, weil auch das Kind mitkommen werde, es [illegible] noch diesem etwas zu Leide geschehen und sie werde so viel haben, daß sie für ihre Lebtage davon genug haben werde. Daher hat sie eines Tages ihre Zeit und Gelegenheit abgesehen, ist auf das Geheiß des Gespenstes aufgestanden und in die Studirstube gegangen und hat dort so lange geharrt, bis die weiße Frau das Knäblein aus seinem Bettchen genommen, auf den Arm gehoben und hineingebracht hat, welches in der Nacht zwischen 1 und 2 Uhr geschehen ist. Nachdem sich aber mit der Thür ein großes Geraffel erhoben, auch der Wachsstock, den das Gespenst nebst einem langen Briefe, mit Mönchsschrift beschrieben, in der rechten Hand gehabt, sehr helle, wie wenn des Morgens die Sonne aufgeht, geleuchtet, ist das Knäblein gleich darüber aufgewacht und hat dem Gespenste eine Ohrfeige nach der andern gegeben, daß sie es endlich vom Arme herabgelassen und mit der linken Hand fortgeführt, weil es nicht weiter hat mitgehen wollen. Da denn der ganze Saal zur rechten und linken Hand voller schwarzer und weißer Mönche gestanden, mitten durch ist ein enger Durchgang geblieben, und haben sich auf beiden Seiten Musikanten gefunden, welche mit Geigen, Posaunen und Trompeten auf's Lieblichste musicirt, wie solches Alle im Hause gehört. Als nun das geängstigte Kind sammt der Nätherin an die Treppe kömmt, sieht es daselbst einen großen schwarzen Hund sitzen, der eine feurige Zunge aus seinem Rachen reckt, ist aber davon noch mehr erschrocken und fängt an zu schreien: ach! Hund beißt, Hund beißt! worauf es sich aus den Händen des Gespenstes gerissen und wieder in die Studirstube gelaufen ist. Da nun die Nätherin Solches gesehen, entfällt ihr der Muth auch, sie kehrt also [illegible], allein es ist ihr wie das erste Mal nicht wohl bekommen, [illegible] die bösen Geister haben sie bei den

Kamaschen ergriffen, zurückgezogen und etliche Male wider den Boden gestoßen, wobei es ihr vorgekommen ist, als wenn neben ihrem Kopfe lauter Pistolen losgeschossen würden. Indem sie nun noch mit großer Mühe in die Studirstube gekommen und niedergesunken, nicht wissend, wo sie sei noch wie ihr geschehen, da hat sich das Knäblein umgewendet, sie bei der Hand genommen und vollends in seines Vaters Schlafkammer geführt, wohin die Frauenzimmer aus der andern Kammer gelaufen kamen und sie hier zu erquicken suchten. Der Superintendent hat nun die ganze Zeit hindurch mit seiner ganzen Familie und Gesinde Morgens und Abends seine Andacht gehalten, die Nätherin aber, weil sie ihm zum andern Male nicht gefolgt, wegziehen heißen. Kaum ist sie jedoch fortgewesen, so hat das Gespenst sich die folgende Nacht darauf in der Kammer, wo die Nätherin sonst gelegen, mit vernehmlicher Stimme hören lassen: wo Ihr mir die Marie Sabine nicht wieder herschafft, so will ich auf den dritten Abend im Hause so turniren, daß Ihr nicht sollt darinnen bleiben können. Worauf der Herr des Hauses, der solches gehört, geantwortet: der Teufel ist ein Lügner, er wird's auch diesmal bleiben! und wirklich ist es in der darauf folgenden Nacht ganz still geblieben und hat sich seit der Zeit nichts wieder von dem Spuke hören lassen.

464) Die Fichte auf dem Gottesacker in Annaberg.

G. Andrä, Chronol. Nachr. d. Bergstadt Annaberg. Schneeb. 1837. S. 67.

Zu Frohnau bei Annaberg lebte einst ein ganz armer Mann, Namens Georgi, der in den kümmerlichsten Umständen starb. Da nun sein einziger Sohn wegen seiner Armuth die Begräbnißkosten für denselben nicht aufbringen konnte, man deshalb also mit der Beerdigung Anstand nahm, steckte er seinen Vater in einen Leinwandsack, legte denselben auf einen Schubkarren und beerdigte ihn auf dem hintern oder neuen Gottesacker in Annaberg mit den Worten: komm, alter Vater, komm! laß Dich von mir begraben, dieweil die Menschen Dich nicht hier begraben wollen. Kurze Zeit nachher soll nun aus dessen Grab eine Fichte hervorgewachsen sein, die man heute noch sehen kann, und eine im Beinhaus aufgehängte Tafel vom Jahre 1737 deutet noch jetzt auf diese Begebenheit hin.

465) Die Linde auf dem Kirchhofe zu Annaberg.

Andrä a. a. O. S. 62 sq. Anders b. Dietrich, Die rom. Sagen d. Erzgebirges. Bd. I. S. 319 sq.

Auf dem Gottesacker zu Annaberg steht eine ungeheuere Linde, die $9^3/_4$ Ellen im Umfange und 8 Ellen im Durchmesser hat und 16 10 Ellen lange, unten am Stamm herausgewachsene und auf 24 Säulen ruhende Wurzeln oder Aeste hat. Die Höhe des Stammes beträgt $3^1/_2$ Elle. Auch der Volkssage verdankt sie ihr Entstehen folgendem Wunder:

Auf der nach ihm so genannten Riesenburg, einer Besitzung in der Nähe der Stadt, lebte zu Anfange des 16. Jahrhunderts der Bergschreiber Adam Ries, dessen Name durch sein Rechenbuch eine gewisse Unsterblichkeit erlangt hat. Er brachte alle seine freie Zeit mit Nachdenken über religiöse Gegenstände zu und besonders machte ihm die Lehre von der Auferstehung viele Scrupel. Er liebte es daher, auf den Gottesacker zu gehen und hier über diesen Gegenstand weiter zu meditiren. Dies that er auch am 16. Oct. 1519, und zwar in Gesellschaft seines Beichtvaters. Derselbe bemühte sich, ihm aus der heiligen Schrift die Wahrheit dieses Dogma's zu erweisen, allein vergebens; endlich zog derselbe ein in der Nähe stehendes junges Lindenbäumchen aus der Erde und steckte es mit den Worten: **So wahr es ist, lieber Ries, daß ich dieses junge Bäumchen verkehrt in die Erde stecke** und es zu einem großen Baume heranwachsen wird, eben so gewiß giebt es einst eine Auferstehung! Zwar machten diese Worte auf den Ungläubigen keinen Eindruck, als er aber kurze Zeit nachher wieder auf den Kirchhof kam, sah er, daß das Bäumchen vollständig in die Erde eingewachsen war. Seit dieser Zeit ward er aber gläubig und blieb es bis an seinen Tod, der im Jahre 1559 erfolgte.

466) Der erste Klöppel in Annaberg.

P. Jenisii Hist. Annaberg. urbis. Dresdae 1605. 4. P. II. p. 14. Poetisch bei v. Segnitz, Bd. II. S. 80 sq.

Im Jahre 1512 ward bei Annaberg der Galgen gebaut, da kam ein gewisser Klingesporn aus der Fremde eingewandert und indem er den Bau betrachtete, sprach er, er sei begierig zu wissen, wer in dieser großen Glocke — so nannte er den Galgen — den ersten Klöppel abgeben werde. Nicht lange darauf [illegible]de Klingesporn bei einem bedeutenden Diebstahl ergriffen, und durch wunderbare Fügung war er der

erſte, der den neuerbauten Galgen zierte, was man damals als Gottes gerechte Strafe für ſeinen frevelhaften Spott betrachtete.

467) Das Geſchwiſtergrab in der Kirche zu Annaberg.

P. Jenisii In Annabergae deflagrationem Epist. XVI. Dresd. 1604. 4. p. 12 b. Poetiſch beh. b. Segnitz, Bd. I. S. 247 sq.

Am 27. April des Jahres 1604 wüthete zu Annaberg eine furchtbare Feuersbrunſt, durch welche die Stadt bis auf 7 Häuſer vernichtet ward. Auch viele Menſchenleben gingen verloren, darunter auch ein Geſchwiſterpaar, Johann und Blandina Biener, Kinder eines früheren Senators der Stadt, welche in dem Hauſe wohnten, das neuerlich die Muſeumsgeſellſchaft inne hatte. Der Bruder hatte ſchon ſeit längerer Zeit an Wahnſinn gelitten, ſo daß er gefeſſelt werden mußte, die Schweſter aber hatte bis auf dieſen Tag ſtets ſeine treue Pflegerin gemacht. Da brach das Feuer aus, und weil die Schweſter den Bruder nicht von ſeinen Feſſeln losmachen konnte — dieſelben waren an der Wand feſtgemacht —, denſelben aber auch nicht ſeinem Schickſale überlaſſen wollte, ſo entſchloß ſie ſich, freiwillig mit ihm zu ſterben. Das Feuer ergriff das Haus und das einſtürzende Dach begrub die Geſchwiſter in ſeinen Trümmern; als man aber nach einigen Tagen den Schutt wegräumte, fand man die halbverkohlten Leiber derſelben in gegenſeitiger Umarmung verkettet und trug ſie ſo in die Annenkirche, wo ſie am 13. Mai in einem und demſelben Grabe, das man heute noch ſehen kann, beigeſetzt wurden.

468) Der rothe Stein auf der Kirchgaſſe zu Annaberg.

Ziehnert, Bd. III. S. 198.

Auf der untern Hälfte der großen Kirchgaſſe in Annaberg befindet ſich im Pflaſter ein rother Stein, von dem Folgendes erzählt wird:

Ein Chorknabe ſtand auf der Galerie des Kirchthurmes und ward von einem Windſtoß erfaßt und herabgeworfen. Da ihm nun ſein Chormantel als Fallſchirm diente, ſo kam er glücklich und wohlbehalten auf die Erde. Dieſes ſah ein Schieferdecker, und alsbald kam dem verwegenen Geſellen das Gelüſte an, dieſelbe Fahrt, welche ihm luſtig genug ſchien, auch zu verſuchen. Er nahm alſo einen Mantel um, ſtieg auf den Thurm und ſprang hinab. Aber wehe, der Mantel verwickelte ſich und kopfüber im gähligen Sturze ſchmetterte der tollkühne Schieferdecker

auf das Pflaſter. Wo er ſeinen blutigen Tod fand, ſetzte man zum Andenken den rothen Stein in das Pflaſter.

---

469) Das Geſpenſt in dem Zobelſchen Hauſe zu Annaberg.

M. E. Zobel, hiſt. u. theol. Vorſtellung d. abenteuerlichen Geſpenſtes, welches in einem Hauſe zu Annaberg zwei Monate lang im 1691. Jahre viel Schrecken angerichtet. Lpzg. 1692. 8. u. Declaratio apologetica oder ſchutzſchriftliche und fernere Erklärung über die St. Annaberg. Geſpenſterhiſtorie wider des H. Balth. Bekkers Buch, gen. die bezauberte Welt. Lpzg. 1695. 8. S. a. Hauber, Bibl. Mag. Bd. III. pag. 343 sq. u. Remigius, Daemonol. Th. II. S. 251 sq., Auszug bei Lehmann, Obererzgeb. Schauplatz S. 951.

Im Auguſt und September des Jahres 1691 hat ein teufliſches Geſpenſt in dem Bürgerhauſe des M. Enoch Zobel zu Annaberg vielerlei Unruhe und Confuſion angeſtiftet, wie derſelbe ſelbſt weitläufig beſchrieben hat. Es hat mit Auf- und Niedergehen, Klappern, Schlagen, Auf- und Zumachen der Thüren, Werfen, Fallen, Verſchleppen alles Hausraths, Rufen, Lachen, Zupfen an den Kleidern, ſchimpflichen Necken einer Magd viel ſeltſame Händel getrieben; iſt bisweilen als ein dunkelgrauer fortrauſchender Schatten erſchienen, hat ſich einſt mit einem nackenden Arme blicken laſſen, grünes Waldreißig auf die Hausthüren geſteckt, dergleichen auch auf den Spiegel gethan. Im hinteren Hofgewölbe hat ſichs hören laſſen, als ob Bergleute arbeiteten, eine Kugel hat es die Treppe hinunter geworfen, alte Kleider hat es hervorgetragen und ſeltſam aufgehängt, den Schlafenden die Betten nehmen wollen, bei Tage etliche Betten verſchleppt, brennend Licht auf den Boden getragen. Einen wachenden beherzten Bürger überfiel, ſeinen Gedanken nach, etwas in der Nacht ganz wie ein zottiger brauner Bär. Bisweilen ſahe es zum Stallfenſter heraus, ganz wie ein altes Angeſicht mit einer ſchwarzen Haube. Es gab der Hausgenoſſin eine ſtarke Ohrfeige, daß man die rothen Striemen noch des andern Tages ſehen konnte, es ſteckte die Ofenkrücke, Ofengabel, einen langen Borſtwiſch mit allerlei Lumpen behangen, zur Hausthüre hinaus auf die Gaſſe, zog den großen Waſſertrog ab, verſteckte die Zapfen, ſetzte ein brennendes Licht auf die Hausbank, ſchürte Feuer auf den Heerd. Dergleichen Schalkheit übte es ſehr viel, und wenn es etwas angeſtiftet, ſo lachte es. Es verſteckte die Schlüſſel, ſtreuete Korn vom Boden herab auf den Hof, der Hausgenoſſen Betten trug es auf den Gang hervor, man ſah aber keinen Träger. Es ſteckte noch allerlei Sachen [illegible] Ofentopf. Ein Studioſus ſah etwas wie ein

altes Gesicht, es warf ihn mit Steinchen, hielt ihm rücklings beim Clavier mit kalten Händen die Augen zu, entführte auch unterschiedliche aufgebreitete Wäsche. Den 26. September befand sich Feuer und Dampf auf dem Holzstalle, worauf die Hausbewohner Lärm machten, daß es bald gelöscht wurde. Mittlerweile war aber allenthalben gute Anstalt wider alle Gefahr gemacht worden; im Hause wurde täglich zu gewissen Stunden gebetet und gesungen, es wurde auch öffentlich in der Kirche Fürbitte angestellt, es hat sich aber nachgehends weiter nichts spüren lassen.

470) Der Berggeist zu Annaberg.

Remigii Daemonolatria Th. II. S. 45.

In der Grube zum Rosenberg zu Annaberg ist ein böser Berggeist erschienen, der über zwölf Bergleute an ihrer Arbeit mit seinem Anhauchen getödtet und umgebracht, und darum ist dieselbe liegengeblieben und nicht ferner gebaut worden, ob sie gleich reich von Silber gewesen. Es hat aber den Athem aus dem Halse geblasen und ist in Gestalt eines Pferdes mit einem langen Halse und gräßlichen Augen erschienen.

471) Der Fallsüchtige in der Kirche zu Annaberg.

Poetisch beh. b. Ziehnert, Bd. III. S. 143 sq. S. a. Lezter, hist. Bildersaal, Bd. IV. S. 141 sq.

Am 26. Juli des Jahres 1519 ward die St. Annenkirche in der Stadt Annaberg durch den Bischof von Meißen, Johann VI., geweiht und bei dieser Gelegenheit ereignete sich folgende wunderbare Begebenheit, welche durch ein, wahrscheinlich von L. Cranach gemaltes Bild, das sich am Grabmonumente L. Pflocks, eines reichen Bergherren, der bei diesem Vorgange zugegen war, befindet, noch heute im Andenken erhalten wird. Als nämlich die Procession, bei der sich auch Herzog Georg von Sachsen befand, an der Pforte der Kirche angelangt war und der Bischof sich anschickte, dieselbe zu weihen, sah er plötzlich einen zerlumpten Bettler, der sich in epileptischen Zuckungen auf der Erde herumwälzte, vor sich. Da erhob sich in der Seele des geistlichen Herrn der Verdacht, die Krankheit dieses Elenden sei nur eine verstellte und derselbe benutze dieselbe blos, um bei dem heutigen hohen Feste das Mitleid der Anwesenden zu erregen. Er hob also die Rechte zur Benediction, schlug ein Kreuz über den Bettler und sprach mit lauter erhobener Stimme: Bist Du wirklich krank, so helfe Dir der

Herr, verſtellſt Du Dich aber, ſo ſtrafe er Dich! Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo geſchah es, daß die von dem Bettler vorgegebene Krankheit zur Wirklichkeit ward, ein fürchterliches Geſchrei verkündete ihr Daſein und mehrere ſtarke Männer waren jetzt kaum im Stande, den Unſeligen in ſeinen Zuckungen zu bändigen und auf die Seite zu bringen.*)

472) Die Entſtehung von Annaberg.

Lehser, hiſt. Bilderſaal d. ſächſ. Geſch. Meißen 1834. Bd. 1. S. 279 ff.

Der Bergmann Caspar Nietzelt aus dem gleich zu erwähnenden Walddorfe Frohnau am Fuße des Schreckenberges ging am Abende vor dem Frohnleichnamsfeſte des Jahres 1495 nach dem nahen Bache, um ſich dort für das morgende Feſt ein Gericht Fiſche zu fangen. Er wollte das Waſſer etwas trübe machen und wühlte mit einem Stocke am Rande des Baches unter dem Waſſer. Da fiel plötzlich durch dieſes Wühlen ein Stückchen vom Uferrand herab und entblößte eine Bergart, die von Farbe grünlich war (dem Gänſekothe gleich). Dem geübten Kennerauge Nietzelt's fiel dieſe Bergart auf, er nahm etwas davon in die Hand, und da er bemerkte, daß ſie ſchwerer als anderes Erdreich war, ſo trug er davon mit heim und ließ es in Geyer probiren, wo man denn fand, daß dieſe Gangart zwei Loth fein Silber enthielt. Nun muthete Nietzelt dieſen Gang, gab ihm den Namen Frohnleichnamsſtolln, und derſelbe lieferte bis zu ſeinem Erliegen die große Summe von 400,000 Güldengroſchen (Speciesthalern) Ausbeute. Und als kurz darauf am Schreckenberge und ſeinem Nachbar, dem Schottenberge, mehrere glückliche Entdeckungen gemacht wurden, ſo wurde es auf einmal lebendig in dieſem ſonſt ſo einſamen Thale. Immer mehr Menſchen ſtrömten herbei, das Dorf Frohnau vermochte ſie nicht mehr aufzunehmen, und es wurde alſo die Anlegung einer neuen Bergſtadt beſchloſſen, zu welcher am 21. September 1496 der Grundſtein gelegt wurde, die fünf Jahre hindurch den Namen Neuſtadt am Schreckenberge führte, bis dieſer Name im Jahre 1501 in den Namen Annaberg verwandelt wurde, den dieſe Bergſtadt heutiges Tages noch trägt.

*) Dieſe Begebenheit ſtimmt ſo mit der unter Nr. 262 erzählten Sage, daß es wahrſcheinlich iſt, daß ſie nur durch Mißverſtändniß auch nach Freiberg verlegt worden iſt.

473) Die beiden Brüder zu Frohnau.

Hering, Geſch. d. Sächſiſchen Hochlands. Leipzig 1828. Bd. II. S. 12.

Im Dorfe Frohnau befanden ſich im Jahre 1544 zwei Brüder, die zuſammen ein Gut hatten, eines Sonntags im Wirthshauſe und hatten etwas zuviel getrunken. Nur um ſie zu necken, raunt ihnen Einer zu, es habe ſich ein Dieb in ihr Feld geſchlichen und raube dort die Früchte. Sie ſpringen haſtig auf, ergreifen ihre Schwerter und nehmen die Abrede, daß der eine von dieſer, der andere von jener Seite das Feld durchſuchen ſolle, damit der Dieb nicht entwiſche. So ſchleichen ſie denn heran und als Einer den Andern im Dunkel erblickt, ſtürzen ſie in der Meinung, daß es der Dieb ſei, auf einander los und Einer erhält eine tödtliche Wunde. Bei ſeinem Hilfegeſchrei erkennt ihn der Sieger als ſeinen Bruder, man eilt herbei und als der ſchwer Getroffene noch in derſelben Nacht an ſeiner Wunde ſtirbt, ergreift der unglückliche Brudermörder die Flucht, und erhielt nur unter der Bedingung Verzeihung von dem Herzog Moritz, daß er ſeinen Antheil an dem Gute an die Frau und Kinder des Erſchlagenen abtrat. Der Fleck aber, wo jener Mord geſchah, wird noch jetzt gezeigt.

474) Die Kapelle zu Frohnau.

Jemin Hist. Annab. P. II. pag. 2.

Im Jahre 1502 iſt ein gewiſſer angeſehner und würdiger Mann Namens Lorenz Pflock gen Annaberg gekommen, als ihm nun ſeine Gemahlin in kurzer Friſt auf einem Wagen folgte, kam es ihr, als ſie etwas über das Dorf Frohnau hinaus war, vor, als wenn die Erde in dieſer Gegend erſchüttert werde. Nicht lange darauf legte ihr Mann an dieſem Orte ein Bergwerk an, das überreiche Ausbeute gab, und ließ, weil er überzeugt war, daß durch jenes Geſicht das Vorhandenſein einer reichen Silberader angedeutet worden ſei, mitten im Dorfe Frohnau einen koſtbaren Altar nebſt Kirche erbauen.

475) Die Bäuerin in Frohnau.

Dietrich a. a. O. Bd. I. S. 250 sq. u. daraus Ziehnert Bd. III. S. 199 sq.

In den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts, als das Berggebäude Himmliſches Heer bei Kunnersdorf noch 1400 Gldgr. vierteljährlich Aus-

beute für den Kux gab, baute auch eine Bäuerin in Frohnau als Gewerkin an jenem Gebäude mit und ward dadurch in kurzer Zeit sehr reich, wußte aber nicht im Glücke mäßig zu sein und trieb allerlei Unfug der Verschwendung. So badete sie sich z. B. täglich in dem theuersten Weine, den sie aufzutreiben wußte, und um nun denselben nicht umkommen zu lassen, gab sie ihn mit Semmelbrocken vermischt den Armen als Kaltschale zu trinken. Diese wußten nicht, was die Bäuerin erst mit dem Weine gemacht hatte, aßen mit vieler Lust und dankten der reichen Geberin viel tausend Mal für die köstliche Erquickung. Aber als sie die Badegeschichte erfuhren, da ekelte es sie, sie warfen der übermüthigen Bäuerin die Fenster ein und sangen Spottlieder auf sie, so daß sie sich nicht mehr öffentlich sehen lassen durfte. Uebrigens muß sie noch andere recht unziemliche Dinge verübt haben, denn der Clerus war darüber so erzürnt, daß er Gott öffentlich bat, den Bergsegen zu vermindern. Ein Andenken an diese Bäuerin ist das Berggebäude: die Bäuerin am Schottenberge, welches sie aufgenommen haben soll.

476) Die Sagen vom Greifenstein.

Nr. I. b. Lehmann, Obererzgeb. Schauplatz S. 181 sq. Nr. II. u. III. b. Ziehnert Bd. III. S. 209 sq. nr. II. Novell. bearb. v. C. Winter in d. Constit. Ztg. 1834. Nr. 212 sq. (Anders erzählt b. C. B. Dietrich u. A. Textor, die romantischen Sagen des Erzgebirges. Bd. I. Annaberg 1822. 8. S. 134. 150 sq.) Nr. IV. b. Dietrich a. a. O. S. 123 sq. u. poetisch behandelt v. Ziehnert. Bd. I. S. 204 sq.

I. Zwischen Geyer, Thum und Ehrenfriedersdorf liegt der sogenannte Greifenstein hoch auf einer wilden Höhe im Walde: es sind Felsen, die sich zählings bald höher bald niedriger in die Höhe erheben und ausehen, als wären große Steine in einer gewissen Ordnung mit Fleiß auf einander geschichtet; rings herum liegen ebenfalls viele große Felsstücke mit Erde bedeckt und überraset, mit Bäumen und Sträuchern bewachsen, ganz so wie wahrscheinlich eine vorweltliche Erdumwälzung diese sonderbaren Steingruppen gestaltet hat; den Namen sollen die Felsen daher haben, daß hier einstmals ein Greif genistet hat. Unter einem dieser Felsen ist ein offenes Loch zu sehen, in welches ein Mensch ganz bequem hineinkriechen kann. Von diesem Loche erzählen alte Leute, daß vor Zeiten einst eine Magd, die sonst, wenn sie an dem Orte gegraſt, öfters daselbst mit Namen gerufen ward, in Beisein einer anderen Magd auf abermaliges Rufen hinein gegangen sei, nachdem sie letzterer verlassen, sie solle ihr, wenn sie schreien werde, Hilfe kommen. Es hätte nun die hinein-

gehende einen großen Kasten mit Geld und Gold und einen Hund dabeiliegend getroffen und auf Befehl einer Stimme das Grastuch damit angefüllt. Als aber inzwischen der Eingang ganz enge geworden sei und sie deshalb der anderen Magd um Hilfe zugerufen, wäre der Hund auf sie losgesprungen und hätte alles von ihr Eingeraffte wieder aus dem Grastuche herausgescharrt, darauf sie voller Schrecken von der andern herausgezogen worden, den dritten Tag nachher aber vor Furcht gestorben sei. Es sei auch einst ein gewisser alter Mann, Namens Christoph Hackebeil, verführt worden, daß er des Nachts über daselbst in einer Höhle bleiben müssen. —

II. Einst lebte in Geyer ein armer Häuer Namens Hans Geißler, der war blutarm und hatte ein schwangeres Weib und viele Kinder und wußte sich oftmals keinen Bissen Brod. Am größten war aber seine Noth am Sylvesterabend, als die Niederkunft seines Weibes auf wenig Stunden nahe war, und er weder eine warme Stube noch sonst eine Erquickung, ja nicht einmal eine Wehmutter für sie hatte. Er eilte hinaus, eine erfahrene Muhme zu holen, verirrte sich aber bei dem gräßlichen Schneegestöber vom Wege und kam durch tiefe Wehen sich mühsam durcharbeitend, zuletzt an die Felsenschichten des Greifensteins. Er erschrak und wollte umkehren, als der Berggeist ihm erschien und mit freundlichem Blick ihn also ansprach: Eile, glücklicher Vater! Gott hat Dein Weib mit drei holden Knäblein gesegnet! Wenn Du nicht dawider bist, will ich Dein Gevatter sein! Da verließ Hansen die Furcht und er antwortete: In Gottes Namen magst Du mein Gevatter sein, aber wie thue ich Dir die Stunde der Taufweihe kund? Wie nun der Berggeist lächelnd sagte, daß er ohnedem kommen werde zur rechten Zeit, da verließ sich Hans darauf und eilte heim. Sein Weib hatte ihm drei holde Knäblein geboren. Am andern Tages, als Alles zur Taufe bereitet war, da ließ auch der Gevattersmann vom Greifenstein nicht auf sich warten. Er erschien in Häuerkleidung und übte das fromme Werk mit inniger Andacht und als die heilige Handlung vorüber war, da schenkte er Hansen einen Schlägel und ein Eisen und sprach: Lieber Gevatter, bete und arbeite! Wo Du mit diesem Gezäh einschlägst, da wirst Du reiche Ausbeute finden, und dann denke allemal an Gott und Deinen Gevattersmann! Darauf verschwand er: seine Worte aber trafen ein, Hans ward ein reicher Mann und soll die Siebenhöfe bei Geyer gebaut haben.

III. Ein Wanderer, Namens Jahn, irrte bei Nacht einst in der Gegend des Greifensteins im Walde umher. Da trat ihm plötzlich eine zwerghafte Geistergestalt entgegen und winkte ihm zu folgen. Nicht ohne

Grauen folgte Jahn. Ueber Stock und Stein führte ihn der Zwerg, bis ſie endlich an eine Höhle kamen, die ſich, ſobald ſie eintraten, mächtig erweiterte und ein prächtiges Anſehen gewann. Die Wände waren von Silber, die Tiſche und Stühle von Gold. Tauſend kryſtallene Leuchter mit langen Kerzen verbreiteten einen blendenden Glanz über das ganze Gewölbe. Zwölf Männer in ſtattlichen Rittergewändern mit langen Bärten ſaßen an einer langen Tafel und ſpeiſten. Der Zwerg lud den erſtaunten Jahn ein, ſich zu ſetzen und am Mahle Theil zu nehmen. Der Hunger beſiegte die Schüchternheit, — Jahn ſetzte ſich und aß und trank von dem, was ihm der Zwerg bot. Nie noch hatte er ſo köſtlich getafelt; er ward erquickt und allmälig getroſten und frohen Muthes. Die zwölf Männer ſchienen ſich über ihn zu freuen und geboten dem Zwerge, ſein Ränzel zu füllen. Mit herzlichen Worten ſchied Jahn von ſeinen gaſtfreien Wirthen. Der Zwerg führte ihn aus der Höhle, die, wie Jahn jetzt bemerkte, im Greifenſtein war und geleitete ihn auf die Straße, welche nach Böhmen führte und auf welcher Jahn ſich nicht mehr verirren konnte. Dann verſchwand er. Als nun Jahn ſein Ränzel umpackte, um zu ſehen, womit ihn die freigebigen Geiſter beſchenkt hatten, da fand er in demſelben eine ziemliche Anzahl Barren gediegenen Goldes und Silbers. Voller Freuden gelobte er, daſſelbe recht gut anzuwenden. Er baute alſo in der Gegend des Freiwaldes bei Thum mehrere Häuſer, welche er armen Leuten ohne Miethzins überließ und that auch ſonſt allerlei Gutes an Kranken und Armen. Später, als die Zahl jener Häuſer ſich vermehrte und ein ganzes Dorf daraus entſtand, ward daſſelbe ihm zum Andenken Jahnsbach genannt.

IV. Die Felſengruppe des Greifenſteins zeigt an vielen Stellen Spuren von Mauerwerk, und da man auch innerhalb und bei demſelben Pfeile, Eiſenwerk und dergl. gefunden hat, ſo ſcheint die Vermuthung nicht unwahrſcheinlich, daß jene einſt ein Raubſchloß in ſich gefaßt habe. Das Volk erzählt ſich über den Untergang deſſelben eine ſchauerliche Geſchichte, die alſo lautet. Im 11. Jahrhundert ſoll ein Ritter, Odo von Greifen, an dem Hofe des Herzogs Wratislaw von Böhmen gelebt haben und nachdem er ſich von hier ein Fräulein entführt, mit dieſer in den damals faſt nur von wilden Thieren bewohnten Freiwald bei Thum gezogen ſein und ſich hier ein Schloß, die Greifenburg, erbaut haben. Hier lebten Beide nur der Erziehung ihres einzigen Sohnes, eines Tages aber brachte der Ritter von einem ſeiner Jagdzüge ein kleines Mädchen von ohngefähr 2 Jahren mit nach Hauſe, die er im Dickicht ſchlafend gefunden hatte. Dieſe ward nun mit dem jungen Ritterſohne zuſammen erzogen, beide

liebten ſich wie Geſchwiſter, als ſie aber in das mannbare Alter getreten waren, verſäumten ihre Eltern ſie gehörig zu überwachen und ihrem beſtändigen Zuſammenſein Hinderniſſe in den Weg zu legen. So kam es, daß aus der geſchwiſterlichen Zuneigung ein weniger unſchuldiges Verhältniß entſtand, in einer unbewachten Stunde vergaßen ſich die Liebenden und nach Verlauf einiger Monate fühlte ſich das unglückliche Mädchen Mutter. Zwar hoffte ſie, es werde ihrem Geliebten gelingen, ſeine Eltern dahin zu ſtimmen, daß ſie ihre Einwilligung zu ſeiner Verheirathung mit ſeiner Pflegeſchweſter gewährten, leider fand ſich aber keine paſſende Gelegenheit, und als eines Tags der Junker ausgezogen war, um einem Waffenbruder ſeines Vaters, Bruno von Scharfenſtein, gegen einen Raubritter, Namens Rekko von Rauenſtein, der ſchon vor 18 Jahren die ſchwangere Gemahlin des erſtern geraubt hatte und jetzt abermals deſſen Schloß belagerte, beizuſtehen, entdeckte ſeine Mutter die Schwangerſchaft ihrer Pflegetochter. Natürlich konnte ſie nicht im Zweifel ſein, wer der Urheber derſelben war, ſie entdeckte alſo ihrem Gemahl Alles, allein da Beide ſehr adelſtolz waren, ſo fiel es ihnen gar nicht ein, den einmal geſchehenen Fehltritt durch eine Verheirathung der beiden jungen Leute zuzudecken. Im Gegentheil, ſie behandelten das unglückliche Mädchen ganz als ſei ſie eine freche Buhldirne und habe den Junker verführt, und ließen ſie unter ſchweren Mißhandlungen in's tiefſte Burgverließ werfen. Hier genaß ſie unter furchtbaren Schmerzen eines Knäbleins, und da ſie ſich von Gott und Menſchen verlaſſen glaubte, ſchleuderte ſie daſſelbe an die Mauer des Kerkers. Da ſtand plötzlich eine weiße Geſtalt vor ihr, welche ihr ſagte, ſie ſei ſeit undenklicher Zeit wegen einer ähnlichen Handlung zum ruheloſen Umherirren von dem Schickſal verurtheilt geweſen, jetzt aber durch ſie erlöſt worden, und ſie werde nun ihre Stelle einnehmen, bis einſt ein keuſches Weib, welches niemals einen unreinen Gedanken in ihrer Seele gehegt, in ſtiller Mitternacht ihren Namen dreimal ohne Furcht rufen werde. Die Unglückliche ſank tödtlich erſchrocken zu Boden und erwachte nicht wieder, wohl aber erſchien ihr Geiſt dem hartherzigen Pflegevater und verkündete ſeinem Hauſe Verderben. Reuig eilte er in ihren Kerker hinab, allein er fand nur ihren Leichnam und den ihres neugeborenen Kindes. Er ließ Beiden ein prächtiges Begräbniß ausrichten, allein eben als man ſie beiſetzte, kehrte ſein Sohn als Sieger von ſeiner erſten Waffenthat zurück. Voller Freude eilte er der Burg ſeines Vaters entgegen, denn er hatte aus dem Munde des gefangenen Raubritters erfahren, daß ſeine Geliebte das von Letzterem im Freiwalde ausgeſetzte Töchterchen der entführten Gemahlin des Ritters von Scharfenſtein ſei, und

hoffte nun nichts gewiſſer, als daß ſeine Eltern nunmehr ihre Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit ihr nicht mehr verſagen würden. Böſes ahnend, als er die Trauerfahne vom Schloßthurme wehen ſah, ſprengte er in den Schloßhof, wo ihm der Leichenzug entgegenkam. Die Wahrheit konnte ihm nicht verheimlicht werden, er ſtieß einen furchtbaren Fluch gegen ſeine hartherzigen Eltern aus und ſank in eine tiefe Ohnmacht, aus der er nur wieder erwachte, um für immer in geiſtiger Nacht zu leben. Seine Eltern überlebten dieſe furchtbare Kataſtrophe nicht lange, ihr unglücklicher Sohn ward auf ſeine Lebenszeit in einem Kloſter untergebracht und der Herzog Wratislaw übergab die Burg Greifenſtein als erledigtes Lehen einem andern böhmiſchen Ritter, der ſie aber auch nicht lange behielt, denn da er mit ſeinen Nachbarn in beſtändiger Fehde lebte, vereinigten ſich dieſelben zuletzt gegen ihn und berannten, eroberten und zerſtörten die Burg. Noch jetzt aber ſoll zwiſchen den Felſen der Geiſt jenes unglücklichen Mädchens, ihr zerſchmettertes Kind auf den Armen, herumirren und den Wanderer durch ſein Wehegeſchrei erſchrecken.

---

477) Die Sagen vom Scheibenberge und ſeinem Zwergkönig.

Lehmann a. a. O. S. 187. Ziehnert Bd. III. S. 203 sq. Novelliſtiſch beh. v. Dietrich a. a. O. Bd. I. S. 73 sq. Novelliſtiſch u. d. Titel: Schneiderminel. von Schlettau bearb. v. C. Winter in der Conſtit. Ztg. 1834. Nr. 282 sq. Poet. bearb. v. Segnitz Bd. I. S. 183 sq.

Das Städtchen Scheibenberg im Obererzgebirge hat ſeinen Namen von dem an ſeiner nordweſtlichen Seite befindlichen tafelförmigen Baſaltberge gleiches Namens. Derſelbe ſoll von Zwergen bewohnt ſein und reiche Schätze in ſich ſchließen. So trug es ſich zu, daß im Jahre 1605 M. Lorenz Schwabe, Pfarrer in Scheibenberg, mehrere Gäſte aus Annaberg bei ſich hatte und ſeine Frau etliche darunter befindliche Freundinnen über und um den Scheibenberg führte, um ihnen die Gegend zu zeigen. Sie trafen ein Loch darin an, in welches drei Stufen führten, und in dieſem lag ein glänzender Klumpen wie glühendes Gold. Darüber erſchraken ſie, gingen eilends wieder herein und führten den Pfarrer ſammt den Gäſten heraus, konnten aber das Loch nicht wieder finden.

Allerdings befindet ſich auch an der Morgenſeite des Berges eine Art Höhle, das Zwergloch genannt. Darin wohnten ſonſt der Sage nach viele Zwerge, deren König Oronomaffan (nach Anderen Zembokral) hieß. Sie waren nicht über 2 Schuh lang und trugen recht bunte Röckchen und Höckchen. Es ſchien ihr größtes Vergnügen zu ſein, die Leute zu

nehrn; sie thaten aber auch Manchem viel Gutes und halfen vorzüglich frommen und armen Leuten. Einst im Winter ging ein armes Mädchen aus Schlettau in den am Fuße des Scheibenberges gelegenen Wald, um Holz zu holen. Da begegnete ihr ein kleines Männchen mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, das war Oronomassan. Er grüßte das Mädchen und rief gar kläglich: ach, Du liebe Maid, nimm mich mit in Deinen Tragkorb! Ich bin so müde, und es schneit und ist so kalt, und ich weiß mir keine Herberge! Drum nimm mich mit zu Dir in Dein Haus! Das Mädchen kannte den Zwergkönig zwar nicht, aber da er gar zu flehentlich bat, so setzte sie ihn in ihren Tragkorb und deckte ihre Schürze über ihn, damit es ihm nicht auf den Kopf schneien möchte. Darauf nahm sie den Korb auf den Rücken und trat den Rückweg an. Aber das Männchen in dem Korbe war centnerschwer und sie mußte alle Kräfte zusammennehmen, daß sie die Last nicht erdrückte. Als sie nach Hause gekommen, setzte sie den Tragkorb keuchend ab, und wollte nach dem Männchen darin sehen, und deckte ihre Schürze ab. Aber wer schildert ihr freudiges Staunen? das Männchen war fort und statt seiner lag in dem Tragkorbe ein großer Klumpen gediegenen Silbers*).

478) Die lange Schicht zu Ehrenfriedersdorf.

Text, hist. Bildersaal Bd. V. S. 120 sq. u. b. Dietrich a. a. O. Bd. I. S. 167 sq. Poetisch beh. v. Ziehnert, Bd. I. S. 1 sq.**)

Einst lebte in der uralten sächsischen Bergstadt Ehrenfriedersdorf im Erzgebirge ein junger Bergmann, Namens Oswald Barthel, des alten Bergmanns Michael Barthel Sohn, der von seinen Vorgesetzten so geschätzt war, daß ihm der reiche Obersteiger Baumwald seine einzige Tochter Anna verlobte. Nun sollte er im tiefen Stolln, Gutes Glück, im Sauberge anfahren, um einen Durchschlag (Durchbruch in einen andern alten

*) Winter a. a. O. berichtet, jenes Mädchen sei die Tochter eines Schneiders aus Schlettau gewesen, das sogenannte schöne Schneiderminel und habe um 1535 gelebt, sei auch nachher noch mehrmals bei dem Zwergkönig im Scheibenberge gewesen, und habe für ihn, seine Frau und Familie Kleider machen müssen und dafür solche Geschenke erhalten, daß sie zu großem Reichthum gekommen und nachdem sie sich verheirathet, eine der reichsten Familien in Schlettau begründet habe. Nach dem 30jährigen Kriege aber seien ihre Nachkommen wieder verarmt und zuletzt wieder so herabgekommen, wie zu der Zeit, wo sie den Zwergkönig zuerst gesehen hatte.

**) Ist der schwedischen Sage von dem Brautpaar von Falun (b. Lyser, Abendl. 1001 Nacht, Bd. XIV. S. 86 sq.) sehr ähnlich.

Stolln) zu machen, welches wegen des entgegenſtehenden Waſſers unter die gefährlichſten Arbeiten des Bergbaues gehört. Er und diejenigen ſeiner Kameraden, welche die Reihe hierzu traf, traten nun, nachdem ſie zuvor mit ihrem Steiger an der Spitze gebeichtet und das h. Abendmahl genommen, am Tage St. Katharinä, im Jahre 1508 die Fahrt mit einem herzlichen Glückauf! an. Als ſie an dem gefährlichen Punkte angekommen waren, ward die Arbeit ſofort in rolliger, ſehr gebrechlicher (d. h. weicher, nicht zuſammenhängender, erdiger) Bergart betrieben und das Einſtürzen der Firſte durch Zimmerung verhütet. Die Laſt war groß, die auf dieſer Zimmerung ruhte, und als der Steiger, etwas zurückſtehend, eben eine Anordnung treffen wollte, hörte er ein heftiges Krachen in der Firſten-Zimmerung und im nächſten Augenblick ein Gleiches: Brüder, rettet Euch! rief er, ſchnell, es macht einen Bruch (die Zimmerung bricht)! Dieſem Rufe folgten alle in der größten Eile, nur Oswald, der jüngſte und raſcheſte von allen blieb auf eine bis jetzt unbegreiflich gebliebene Weiſe zurück und wurde ſo verſchüttet. Zwar gab man ſich die unſäglichſte Mühe, den armen Oswald zu retten, und immer neue Arbeiter löſten die bereits ermatteten ab, aber vergebens, es brach immer mehr nach und der Unglückliche ward nicht wieder gefunden. Als nun aber die Braut des armen Bergmanns die furchtbare Kunde vernahm, ſank ſie zuerſt in eine tiefe Ohnmacht, aus der ſie nur wieder erwachte, um in eine tödtliche Krankheit zu verfallen. Zwar beſiegte ihre Jugendkraft dieſelbe und ſie ward dem Leben erhalten, allein als ſie nach ihrer Geneſung zum erſten Male wieder das Gotteshaus betrat, da brachte ſie am Altar der hochheiligen Mutter des Herrn das Gelübde, ihrem Oswald treu zu bleiben und ihr Leben lang nur als Jungfrau zu leben und zu ſterben; dann hing ſie ihren Brautkranz mit eigner Hand unter den übrigen Todtenkränzen in der Kirche auf und lebte nun in tiefſter Stille den Segen der Armen verdienend.

So gingen denn ſeit jenem Unglückstage viele Jahre dahin und zuletzt waren nur noch die jungfräuliche Braut, ſowie drei Bergleute, Balthaſar Thomas Kendler, Andreas Reiter der ältere, beide in Ehrenfriedersdorf, ſowie Simon Löſer, in Drebach wohnhaft, von allen denen übrig, die damals das unglückliche Ereigniß mit angeſehen hatten. Da fügte es ſich, daß in Brünlers Fundgrube am Sauberge ein Stolln bewältigt wurde, und als man in die ſiebente Lachter im rolligen Gebirge fortgerückt war, ſtieß man auf einen in der Erde liegenden menſchlichen Körper, der noch in ſeinen unverweſten Kleidern dalag. Mit vieler Mühe machte man ihn von ſeiner [illegible]genden Umgebung frei und ſchaffte ihn

nach dem Tageschachte, da brach dieser harte Leichnam mitten auseinander, und man konnte ihn also nur in zwei Stücken heraufwinden. Der Leib, Kopf und Arme waren noch beisammen, doch der Körper, wahrscheinlich beim Herausziehen zerrissen oder vielmehr zerbrochen. Diese Begebenheit wurde sogleich dem damaligen Bergmeister, Valentin Zeige, gemeldet, welcher den Geschwornen, Thomas Langer, rufen und die obengenannten Greise an Bergamtsstelle bescheiden ließ. Diese Männer sagten nun aus, daß sie sich noch wohl erinnerten, wie einst in der Zeit ihrer Jugend, vor 60 Jahren, ein junger Bergmann, Namens Oswald Barthel, in der Gegend, wo der Leichnam jetzt gefunden worden, so verfallen sei, daß ihn Niemand retten können. Und als man nun den Leichnam brachte, erkannten sie ihn als den Verschütteten. Dieses Wiederfinden geschah am 30. Sept. 1568, so daß der Verschüttete 60 Jahre 9 Wochen und 3 Tage in der Erde gelegen hatte, als man ihn wiederfand, worauf er am 26. desselbigen Monats mit einem feierlichen Leichenbegängniß wieder zur Erde bestattet wurde, welche ihn schon so lange umschlossen gehabt hatte. Es war ein Begräbniß, wie Ehrenfriedersdorf noch keins gesehen hatte. Der Leichenzug bestand aus Tausenden, die herbeigekommen waren, um den so wunderbar Wiedergefundenen das letzte Geleite zu geben. Als die Leiche eingesenkt werden sollte, eilte auch seine treugebliebene Braut herbei und sprach den Wunsch aus, ihm bald folgen zu können, und nach wenigen Tagen ward ihre Hoffnung auch erfüllt. In der Gedächtnißpredigt, welche der damalige Ortspfarrer, M. Georg Reute — als Oswald verschüttet ward, herrschte hier noch das Papstthum, jetzt aber hatte dasselbe längst der Reformation weichen müssen — hielt, sagte derselbe am Eingange: Es sei eine wundersame Mähr, daß er, der Pfarrer, der schon im 31. Jahre stehe, heute einer Leiche die Gedächtnißpredigt halte, welche schon 30 Jahre vor seiner Geburt gestorben sei. Noch heute heißt aber die Hauptzusammenkunft der Bergknappschaft zu Ehrenfriedersdorf am Montag nach Ostern zum Andenken an obige Begebenheit die lange Schicht.

479) Der Räthelstein bei Annaberg.

Novell. beh. v. Fr. Gottschalk, Deutsche Volksmährchen. Lpzg. 1856. Bd. II. S. 33 sq. Poetisch bearb. v. Ziehnert, Bd. I. S. 95 sq.

Im Dorfe Frohnau bei Annaberg lebte vor alter Zeit ein Steiger, Namens Günzer, ein frommer und redlicher Mann. Einst kehrte er zur Winterszeit von seinem Tagewerke in der Grube nach seiner Wohnung mitten durch den Wald zurück, da trat plötzlich ein Mann aus dem

Dickicht vor ihm hin und bat ihn, er möge ihm doch gestatten, mit in sein Haus zu gehen und daselbst die Nacht hinzubringen, weil er sich nicht getraue, im tiefen Schnee und der herrschenden Finsterniß den Weg weiter zu finden. Zwar gefiel dem Steiger weder die Stimme noch das Aussehen des Bittenden, allein er hatte Mitleid mit ihm und gewährte ihm also seinen Wunsch. Sie schritten nun stumm neben einander bis ins Dorf, als sie aber an das Haus Günzers gekommen waren und ihnen die Tochter desselben, Katharina die Thür geöffnet hatte, stieß diese bei dem Anblicke des fremden Gastes ein furchtbares Wehgeschrei aus, ließ vor Schreck die Lampe fallen, welche sie in der Hand trug, und als der bekümmerte Vater dieselbe wieder angezündet und seine in Ohnmacht gefallene Tochter wieder zum Leben gebracht hatte, sah er erst, daß jener verschwunden war. Er hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als seine Tochter zu fragen, warum sie so erschrocken sei, allein diese antwortete, es sei der Teufel gewesen, der sie als Braut heimführen wolle; sie habe nämlich vergangene Nacht geträumt, sie liege im Walde und es komme ein Mann, ganz so wie der eben verschwundene Fremde auf sie zu und nenne sie seine Braut, küsse sie und lasse dann bei seinem Weggehen sich durch seine Hörner, Schwanz und Pferdefuß als den Teufel erkennen. Der alte Günzer war eben daran, sie zu trösten, da erblickte er auf dem Tische ein Blatt Papier, auf welchem geschrieben stand: in 9 Wochen werde ich um Mitternacht ans Fenster pochen und meine Braut heimführen! Nun war kein Zweifel mehr, daß der Traum in Erfüllung gegangen war.

Vater und Tochter verlebten nun die 9 Wochen in Angst und Sorgen, sie beteten zwar von früh bis Abends, gingen auch zum Abendmahl, allein eine innere Stimme sagte ihnen, daß der Böse nicht so leicht von ihnen lassen werde. Und so war es auch, als die Mitternachtsstunde des letzten Tages jener Frist verstrichen war, da pochte es ans Fenster und schrie mit schrecklicher Stimme: Braut heraus, Braut heraus! Günzer aber rief laut Gott um Beistand an und der Gottseibeiuns verschwand unter Donner und Blitz mit den Worten: noch 9 Tage Frist, dann bist Du meine Braut, oder Eure Hütte steht in Flammen!

So verstrichen abermals neun Tage unter Angst und Sorgen, allein wieder kam die gefürchtete Mitternachtsstunde heran und mit dem zwölften Schlag klopfte es an das Fenster und rief: heraus die Braut, sonst brennt das Haus! Aber der alte Günzer schloß seine besinnungslose Tochter in seine Arme und sprach: um Christi Wunden, hebe dich weg von uns Satanas! Da brüllte der Teufel: Braut, das Haus steht in

flammen, nochmals neun Wochen Frist, und bist Du dann noch nicht mein, so wird Dein Vater elendiglich enden! Mit diesen Worten verschwand er zwar, allein auch das ganze Haus stand in Feuer und nur mit der größten Mühe retteten Beide ihr Leben.

Sie flohen nun zuerst zu Verwandten, allein bald bauten ihnen mitleidige Menschen eine andere Hütte am Rande des Waldes, denn ihre frühere war ... einem stinkenden Schwefelpfuhl geworden. Allein auch hier ward es nicht besser; schon kam wieder die neunte Woche heran, da übermannte einst am hellen Mittag Käthchen der Schlaf, und es träumte ihr, der Teufel mit seinem Gefolge schaue zu ihrem Fenster herein und wolle sie in seine höllische Residenz entführen, und als sie unter einem furchtbaren Schrei aus dem Schlafe auffuhr, da that sich auf einmal die Thüre auf und ein Engel, umstrahlt von Rosenlicht, schwebte herein, ein Crucifix hoch in der Hand tragend, winkte ihr und sprach: folge mir, ich bringe Dir Frieden. Er führte sie nun mitten durch den Wald auf einem ihr gänzlich unbekannten Wege, bis sie an einen Felsen kamen, der öffnete sich, als der Engel ihn mit dem Kreuze berührte, und nun schritten sie durch eine Felsenspalte, bis sie an ein hohes Thor kamen, was wie Silber glänzte: vor diesem saßen sieben Greise mit spitzen Mützen und langen Bärten. Als diese aber das Crucifix erblickten, da neigten sie sich tief und das Knäblein und die Jungfrau traten in einen hohen Saal, der mit lauter Edelsteinen verziert war und durch deren Glanz sein Licht empfing; in diesem lag auf kostbarem Lager unter einem prächtigen Baldachin eine wunderschöne Frau, umstrahlt von einem Sternenkranz und zu ihren Füßen lagen 7 Zwerge betend auf den Knieen. Als diese den Engel erblickte, fragte sie ihn, was ihn herführe, dieser aber erzählte ihr die furchtbare Gefahr des unglücklichen Mägdleins und bat sie um Hilfe. Hierauf gebot die Fürstin der Berge — denn das war sie — einem der Zwerge, ihr eine Urne von Sardonyx aus einem Krystallschränkchen zu bringen, nahm daraus ein Kreuz von blitzenden Diamanten und sprach: Käthchen, trage dieses Kreuz stets auf Deiner Brust und der Böse wird Dir nichts anhaben können! Bei diesen Worten nahm der Zwerg eine Schnur Perlen aus der Urne, knüpfte daran das Kreuz und hing es ihr um den Nacken. Damit nahm er Käthchen wieder bei der Hand und führte sie denselben Weg wieder zurück, den sie gekommen waren, und als er den Felsen wieder mit Hilfe des Crucifixes geöffnet, da nahm er Abschied von ihr und sprach, sie solle ruhig sein, denn sie stehe in Gottes Schutz. Als Käthchen nach Hause kam, fand sie ihren Vater daheim und erzählte ihm, was ihr begegnet war,

zeigte ihm auch das Kreuz als Beweis der Wahrheit ihrer Erzählung. Da erwiderte ihr derselbe, daß auch ihm etwas Aehnliches widerfahren, denn er habe im Schachte beim Graben ein goldnes Jesuskreuz gefunden. Als sie es näher betrachteten, um vielleicht ein Merkmal zu finden, an welchem sie den rechten Besitzer erkennen könnten, sahen sie den Namen des Steigers darauf geschnitten, mit den Worten: Dem Gläubigen hilft Jesus Christus.

So erwarteten sie voll guten Muths das Ende der Woche und die früher so gefürchtete Mitternachtsstunde. Endlich schlug sie, und kaum war der letzte Schlag verklungen, da pochte es an das Fenster und brüllte: heraus die Braut, heraus die Braut! Da öffnete Käthchen selbst das Fenster und hielt dem Bösen ihr schimmerndes Kreuz entgegen und unter furchtbarem Wehgeschrei wich er zurück, zuvor aber rief er: Käthchen, Dich schützt Gottes Macht, ich habe keinen Theil an Dir, aber jetzt ist die Reihe an Dir, Günzer, mir in die Hölle zu folgen, komm heraus, daß ich Dich packen kann! Allein auch hier mußte er weichen, denn Günzer hielt ihm sein goldnes Jesuskreuz entgegen, allein diesmal verschwand er nicht so ruhig, wie die frühern Male. Ein furchtbares Gewitter begann sich zu entladen, ein Orkan warf die stärksten Bäume nieder und erschütterte das Häuschen in seinen Grundfesten, der zum Strom angeschwollene Waldbach drohte dasselbe wegzureißen, allein kaum schlug es Eins, so war Alles wieder still und der Mond leuchtete silberhell durch die finstern Wolken.

So ward nun Käthchen ihres höllischen Bräutigams ledig, und nach zwei Jahren ehelichte sie ein wackerer Bergmann aus Frohnau, der ihr schon längst sein Herz geschenkt hatte. Der Bergmeister aber verlieh demselben die Stelle des alten Günzer, der sich nunmehr zur Ruhe setzte und den Rest seines Lebens bei seinen Kindern zu verleben dachte. Noch schenkte ihm Gott zehn Jahre und er hatte die Freude, innerhalb dieser Zeit drei Enkel auf seinen Armen zu wiegen. Als ihn aber Gott abrief, da vergaß sein Käthchen nicht, welches Loos er mit ihr getheilt hatte und wie die Fürstin der Berge sie herrlich geführt hatte. Darum ließ sie ihren Vater an jener Stelle am Felsen bestatten, wo der Engel denselben gespalten hatte, und nun ging sie jeden Tag hin, um dort für das Seelenheil des geliebten Verstorbenen zu beten. Dieß that sie lange Jahre, bis sie selbst eine Greisin war. Einst aber ging sie auch, um an dem Grabe ihres Vaters zu beten und kehrte nicht zurück, und als ihr Mann und ihre Kinder hineingingen, um sie zu suchen, da fanden sie nur ihre Leiche, aus dem [illegible]rat aber der Engel im Rosenlicht,

küßte die Entseelte auf die Stirne, nahm ihr das Demantkreuz ab und schwang sich damit zum Himmel auf. Der tiefbetrübte Gatte aber rief einige seiner Kameraden herbei und brach ihr ein Grab in den Felsen ein, und als Raum genug vorhanden war, um den Sarg hineinzusetzen, und die Leidtragenden eben damit beschäftigt waren, denselben an seinen Ort zu stellen, da schwebten zwei Engel herab, hoben ihn von der Bahre, stellten ihn in den Felsen und schlossen denselben wieder mit einem großen Quadersteine so geschickt, daß Niemand mehr sehen konnte, wo die Oeffnung gewesen war. Seit jener Zeit aber nennt man jenen Felsen, wo Käthchen den ewigen Schlaf schläft, den Käthelstein.

---

480) Die Todtenhand zu Buchholz.

Poetisch bearbeitet von Ziehnert Bd. III. S. 35 sq.

Als im Jahre 1730 der Todtengräber auf dem Kirchhofe zu Buchholz ein Grab graben wollte, fand er im Sande eine noch ganz unverwesete Todtenhand, der aber der Gold- und kleine Finger wie weggehackt waren. Er zeigte dieselbe dem Pastor Melzer daselbst und dieser schlug nun im Kirchenbuche nach, wem dieselbe gehört haben möge, da er sich erinnerte, daß schon am 14. Juni des Jahres 1704 ihm von dem damaligen Todtengräber dieselbe Meldung gemacht worden sei, er aber demselben den Bescheid gegeben, die Hand wieder einzuscharren, weil sie wahrscheinlich an einer Wasserkluft gelegen und deshalb nicht habe verwesen können. Jetzt fand sich's, daß die Hand dem im Jahre 1669 begrabenen Sohne des Stadtrichters von Buchholz, Andreas Müller, gehörte, der, weil er seine alte Mutter, die er bestohlen und ihm den Diebstahl vorgeworfen, gemißhandelt und mit Ermordung bedroht, von dieser verflucht worden war. Dadurch war denn jene alte Sage bewiesen, daß dem, der sich an seinen Eltern vergeht, die Hand aus dem Grabe wächst*).

---

481) Der Traum von den goldnen Eiern.

Ziehnert Bd. III. S. 190.

Als noch dicke Waldung den Bielberg und seine Nachbarn deckte, lebte im Dorfe Frohnau ein Bergmann, Daniel Knappe, fromm und

*) Beispiele s. b. Garmann, De miraculis mortuorum p. 91. Jecander, Sächs. Kernchronik LVIstes Couvert S. 477. Kornmann, De mirac. mort. P. III. c. 47—50.

war, aber blutarm, denn er hatte sieben Kinder und ein krankes Weib in seiner Hütte. Er wußte seiner Noth kein Ende und war nahe daran, zu verzweifeln an der göttlichen Hülfe. Da im Traume erschien ihm einst ein Engel Gottes und sprach zu ihm: gehe morgen in den Wald am Fuße des Schreckenberges. Dort ragt eine Tanne hoch über alle Bäume des Waldes hervor. In ihren Zweigen wirst Du ein Nest mit goldnen Eiern finden: dies ist Dein, brauche es wohl!

Als Knappe am andern Morgen erwachte, erinnerte er sich des Traumes, und ging hinaus in den Wald, das Nest mit den goldnen Eiern auszunehmen. Bald hatte er die Tanne in der Nähe der Wolfshöhle gefunden, und kletterte rasch in ihren Aesten bis in den höchsten Wipfel hinauf, fand aber nichts. Traurig, daß ihn der Traum getäuscht habe, stieg er wieder hinab und setzte sich auf die Wurzeln des Baumes nieder, um auszuruhen. Er sann hin und her, und dabei fiel ihm ein, daß unter den Zweigen wohl auch die Wurzeln der Tanne verstanden sein könnten. Die Vermuthung ward bald zum festen Glauben, und eilig lief er und holte aus seiner Hütte das Gezäh zum Schürfen. Eifrig begann er den Schurf, und kaum hatte er die Dammerde durchbrochen, als mächtige, nach allen Seiten streichende Silbergänge ihm entgegen blinkten. Er sank auf seine Kniee und dankte Gott; bald war die Kunde von dem neuentdeckten Bergreichthume in allen Landen verbreitet und Tausende zogen herzu, um sich in der bisher so wilden Gegend anzusiedeln. Dieß veranlaßte den Herzog Georg den Bärtigen, eine neue Bergstadt zu gründen. Am 21. September 1496 ward der Grundstein zu dem ersten Hause gelegt, und die neue Stadt Neustadt am Schreckenberge, später aber Annaberg genannt. Zum Andenken an Daniel Knappe aber heißen noch heute die Bergleute im Allgemeinen die Knappen und ihre Gemeinschaft die Knappschaft.

482) Das himmlische Heer bei Annaberg.

Novell. b. Dietrich a. a. O. Bd. I. S. 225 sq.

Einst lebte in der Gegend des heutigen Annabergs ein armer Bergmann, der reich mit Kindern, aber wenig mit zeitlichen Gütern gesegnet war und sich, weil seine Frau schwer erkrankt war, in großer Noth befand, da die Grube am südlichen Abhange des Pielberges, wo er arbeitete, unergiebig war. Wie er nun mit seinem Gevatter, dem Steiger, lange vergeblich gearbeitet hatte, fiel auf einmal ein Theil des Gesteins von selbst herab und sie sahen einen mächtigen Gang reichen Erzes vor sich, eine

Stimme aber rief: Daniel! (ſo hieß er nämlich) ich bin der Fürſt der Berge, was Du in dieſem Schacht gewinnſt, iſt Dein, ich ſchenke es Dir! Jener aber ſprach: ich kann es nicht annehmen, denn es gehört den Gewerken. Als nun der Berggeiſt ihn noch mehrmals aufgefordert hatte, das Gefundene zu nehmen und an ſeine Frau und Kinder zu denken, er aber ſich immer weigerte, verſchwand auf einmal der ganze Erzgang wieder. Er ging traurig nach Hauſe, als er aber dort ankam, kam ihm ſeine Frau völlig geſund entgegen und ſagte, es ſei ein fremder Bergmann dageweſen, habe ihr Brod, Fleiſch und Wein für ihre Kinder gebracht, und ſie aus einem kleinen Fläſchchen trinken laſſen, und ſeitdem ſeien alle ihre Schmerzen verſchwunden, jener aber habe geſagt, ihre Noth werde bald aufhören, das laſſe ihr der Fürſt der Berge ſagen. In der Nacht träumte aber der fromme Bergmann, der Berggeiſt ſtehe vor ihm und ſage ihm, zum Lohn für ſeine Redlichkeit wolle er ihn glücklich machen, er ſolle früh auf den Schreckenberg gehen, dort werde er Feuer vom Himmel fallen ſehen, und an dieſer Stelle ſolle er einſchlagen. Wie gedacht ſo geſchehen, er ging in den Wald; plötzlich fuhr aus heiterem Himmel ein Blitz in eine hohe Fichte, und als jener mit der bergmänniſchen Ruthe an den Wurzeln des Baumes einſchlug, da entdeckte er beim Nachgraben einen reichen Silbergang: den muthete er und ſein Gevatter Steiger und beide wurden ſchnell reich, die Grube aber nannte man das himmliſche Heer.

483) Die Jungfrau vom Bielberge.

Novell. beh. v. Dietrich a. a. O. Bd. I. S. 1 ſq.

Der Bielberg oder Pilberg, an deſſen Fuße Annaberg liegt, hat ſeinen Namen von dem Grenzbache Biela, der hinter ihm vorbeiſtrömt. Auf demſelben ſoll ſich ein Wunderbrunnen befinden, den aber nicht Jedermann finden und ſehen kann, bald hat ihn Einer angetroffen und einen guten Trunk aus ihm gethan, dann aber als er den Fleck wieder geſucht, iſt er nicht mehr dageweſen. Zuweilen ſoll eine ſchöne Jungfrau an ihm ſitzen. Dies iſt die Jungfrau vom Bielberge. Es ſoll der Geiſt einer Tochter des letzten heidniſchen Beherrſchers dieſer Gegend, des Rieſen Bilo ſein, die einſt auf einem Jagdzuge mit dem Schüler des h. Bonifacius, Conrad, bekannt wurde und ſei es durch ſeine Worte, ſei es, was wahrſcheinlicher iſt, durch Liebe zu dem ſchönen Jünglinge — denn das war er — bewogen zum Chriſtenthum bekehrt ward. Zwar ward ſie eines Tages mit ihm und ſeinen Schülern, als ſie eben auf dem Fichtelberge

ſich frommer Andacht hingaben, von ihrer Mutter und ihren heidniſchen Prieſtern überraſcht und gefangen auf den Bielberg geſchleppt, um da geopfert zu werden, allein ein Blitzſtrahl verlöſchte den Holzſtoß, auf dem ſie und Conrad den Flammentod ſterben ſollten, und ſchlug das Götzenbild und ſeinen Oberprieſter zu Boden, und Alle, welche das Wunder geſchaut hatten, bekehrten ſich und nahmen das Kreuz. Bila's und Conrad's Liebe war eine geiſtige, der fromme Mann zog fort zu andern Völkern, die Fürſtin aber blieb zurück und widmete ihr ganzes Leben der Verbreitung des Chriſtenthums, und als ihr letztes Stündlein ſchlug, da erbat ſie ſich von ihrer Schutzheiligen St. Anna die Gnade, zuweilen beim Herannahen wichtiger Ereigniſſe ihrem Volke erſcheinen zu dürfen, und dieß ging auch in Erfüllung: wenn ſie ſich gezeigt hat, pflegt gewöhnlich der Stadt Annaberg irgend ein freudiges Ereigniß zu begegnen.

484) Die Katzenmühle bei Buchholz.*)

Bechſtein, Deutſches Sagenbuch S. 324. Poet. heb. v. Zahnert Bd. II. S. 21 sq.

Bei Buchholz befindet ſich eine Mühle, welche noch bis jetzt die Katzenmühle von folgender Begebenheit her genannt wird. Im 15ten Jahrhundert ſoll daſelbſt ein wohlhabender Müller gelebt haben, der auf den Gedanken kam ſein Haus durch den Anbau eines Stalles zu vergrößern. Kaum war derſelbe fertig und die Müllereſel — denn für dieſe war er beſtimmt — eingezogen, ſo mußten die armen Thiere auch wieder heraus, denn der Teufel hatte hier ſeinen Sitz aufgeſchlagen und litt ſie nicht darin. Zwar verſuchte ihr Herr ſie anfangs mit Gewalt wieder hineinzubringen, allein wollte er ſie nicht von dem Böſen zerriſſen ſehen, ſo mußte er wohl oder übel dem Letzteren den Stall allein überlaſſen, und derſelbe trieb nun darin jede Nacht ſein Weſen mit Poltern und Rumoren, daß dieſer Teufelslärm oft ſogar das Geklapper der Mühlräder übertönte. So verging manches Jahr, da pochte es einſt im tiefen Winter, als ſchon Alles im Schlafe lag, an das verſchloſſene Thor, und

*) Ich habe in meinen Sagenkreiſen des Mittelalters S. 192 und 86, ſchon darauf hingewieſen, daß dieſe Sage ſonderbar genug (ſie findet ſich auch bei Mühlenhoff, Sagen von Schleswig und Holſtein Nr. 346 S. 257. Dieſelbe Sage kommt auch in der Mark und in Norwegen vor, ſ. Hagen a. a. O. Bd. III. S. LXXII sq.) denſelben Gegenſtand betrifft, den ein altdeutſches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert erzählt, das Schretel und der Waſſerbär betitelt (bei Hagen, Geſammtabenteuer Bd. III. S. 257 sq., Meone, Quellen u. Forſch. Bd. I. S. 281 sq. und Haupt, Zeitſchr. f. deutſches Alt. Bd. VI. S. 174 sq. cf. Grimm, Irriſche Elfenmärchen S. CXIV).

als der schlaftrunkene und übelgelaunte Müller fragte, wer denn so spät noch Einkehr begehre, da erfuhr er, daß es zwei Bärenführer seien, die mit ihren Bären von Gunnersdorf herübergekommen wären und ein Obdach suchten. Nun war er im Ganzen ein gastfreier Mann und gewährte ihnen also ihre Bitte, allein für ihre Thiere behauptete er keinen andern Aufenthaltsort zu haben, als den Stall, wo der Teufel seinen Sitz aufgeschlagen. Das kümmerte aber die Bärenführer nur wenig, sie meinten, er solle denselben nur öffnen, ihre Bären würden sich den Bösen schon vom Halse zu halten wissen. Der Müller that, wie sie ihm hießen, und glaubte nun, nachdem er ihnen die Sache gesagt habe, keine Schuld zu haben, wenn die Bärenführer am andern Morgen ihr Vieh todt fänden. Er ging also zu Bette und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Als nun die Mitternachtsstunde schlug, da erhob sich auch in dem Stalle ein gräulicher Lärm, wie er noch niemals gehört hatte, es war ein Stoßen und Balgen, ein Brummen, Brüllen und Kreischen, daß ihm das Herz im Leibe zitterte. Indeß waren aber auch die Bärenführer von dem Mordspectakel aufgeweckt und man beschloß nachzusehen, ob denn die Thiere noch am Leben seien. Allein wie staunten sie, als sie, nachdem die Thüre geöffnet war, die Bären ganz ruhig an ihren Tatzen saugen, den Teufel aber in aller Eile verschwinden sahen. Darob freute sich der Müller nicht wenig, er setzte also den Bärenführern noch ein treffliches Frühstück zum Abschied vor und gab ihren Thieren einen derben Sack voll Brod mit auf den Weg, um sich für ihre erfolgreiche Bekämpfung des Teufels dankbar zu bezeigen. Wirklich ließ sich seit diesem Tage der Teufel in dem Stalle nicht mehr spüren, und so konnten denn die Mülleresel ruhig wieder in denselben einziehen. Da traf es sich, daß einst am späten Abend, als der Müller eben nach Hause kam, der Gottseibeiuns in seiner furchterlichen Gestalt plötzlich vor ihm stand und sprach: ei! sagt mir doch, sind denn die beiden großen Katzen noch im Stalle drin? Ja freilich, antwortete jener, die Katzen sind und bleiben da. Da verschwand der Böse mit grimmigem Brüllen in den Wald und ward seitdem nicht mehr gesehen, der Name Katzenmühle blieb aber dem Orte bis auf unsere Zeit herab.

485. Das Mönchsgesicht an der Kirche zu Schlettau.

Poetisch bei v. Liebenau Bd. I. S. 47 ff.

An der östlichen Außenseite der Kirche zu Schlettau befindet sich etwa 8 Ellen von der Erde ein Stein in der Mauer, der angeblich, ohne

von Menſchenhänden bearbeitet zu ſein, einem Mönchsgeſicht täuſchend ähnlich ſieht. Das Volk erzählt ſich von demſelben folgende wunderbare Geſchichte. Um das Jahr 1520 war Johannes Küttner (oder Kottne), ein Bruder des Gründauner Abtes Georg Küttner, Pfarrer zu Schlettau (und zwar der letzte katholiſche Geiſtliche daſelbſt). Da begab es ſich, daß einſt in ſtiller Mitternacht, als dieſer noch eifrig in den Kirchenvätern ſtudirte, ein bleicher Schatten vor ihn hintrat und alſo ſprach: Fürchte Dich nicht, ich bin der Geiſt eines Deiner Vorgänger, der vor nunmehr 100 Jahren, als die Huſſiten in der Nähe waren, ein ſilbernes Crucifix um Mitternacht in die Kirchmauer vergrub, wo es noch iſt: ich ward am nächſten Morgen von den wilden Ketzern erſchlagen und bin jetzt gekommen, um Dich aufzufordern, das heilige Kreuz wieder an ſeinen frühern Ort auf den Altar zu ſtellen; Du wirſt den Fleck, wo es vermauert iſt, leicht erkennen, denn es wird ſich Deinem Auge ein Lichtſchein zeigen und da, wo derſelbe erglänzt, ſchlage ein, und Du wirſt es ſogleich entdecken! Damit verſchwand er, der fromme Pfarrer aber eilte in die Kapelle, wo der Sacriſtan ihn zur Meſſe bereits erwartete. Dieſem theilte er das Erlebte mit und hieß ihn am folgenden Mittag mit Hammer und Spitzhaue zur Hand zu ſein, um das Crucifix aus ſeinem Verſtecke heraus zu nehmen. Kaum war aber der Pfarrer wieder weggegangen, ſo verſuchte der Böſe das dem Geize an ſich ſchon zugewendete Herz des Sacriſtans, er beſchloß auf der Stelle den Verſuch zu machen, das Crucifix zu entdecken, den Raub auf die Seite zu ſchaffen und dann den Fleck möglichſt gut wieder auszubeſſern, damit man von dem geſchehenen Diebſtahl nichts gewahren möge. Nach kurzem Suchen fand er auch das Lichtlein und als er an der Stelle, die hohl klang, einſchlug, blinkte ihm auch das Silber entgegen, allein er hatte bei dem Schlage das eherne Bildniß des Heilands mit zerſchlagen. Da fuhr auf einmal ein Donnerſchlag vom Himmel herab und die Kirchenglocken fingen von ſelbſt an Sturm zu läuten. Der Pfarrer fuhr aus dem Schlummer empor, er eilte herab und fand ſchon eine Menge Volk um die Kirche verſammelt, weil man glaubte, dieſelbe ſtehe in Flammen. Als die Thüren geöffnet wurden, fand man zwar dieſelbe ganz hell, aber nirgends ſah man Feuer, wohl aber lag der Tempelräuber zerſchmettert neben dem herabgeſtürzten Crucifix am Boden, doch war ſein Kopf vom Rumpf wie abgehauen, und als man nach demſelben ſuchte, fand man ihn an derſelben Stelle in der Mauer, wo das Crucifix eingemauert geweſen war. Der tiefbetrübte Pfarrer ließ nun das zerſchlagene Bild des Heilands aus ſeinen Trümmern zuſammenſuchen und den Körper des Verbrechers

aus der Kirche fortschaffen und befahl, den Kopf desselben nach Morgen zu in der Mauer zum ewigen Gedächtniß einzumauern. Als aber der Tag anbrach, da sah man das bleiche Gesicht des Sacristans von selbst zum Stein geworden aus der Mauer herausſehen, und dort steht es noch, denn es läßt sich weder übertünchen noch vermauern, ja man erzählt, daß es oft Thränen vergieße und allemal, wenn dem Städtchen Gefahren drohen, in gelbem Lichte leuchte.

486) Der Jäger ohne Kopf im Hofbusch bei Schlettau.

Ziehnert Bd. III. S. 200 sq.

In dem Hofbusch bei Schlettau, durch den der Weg nach Unter-Hermannsdorf führt, läßt sich bei Nacht oft ein gespenstiger Jäger ohne Kopf sehen. Er soll vor alten Zeiten die Armen, welche sich das dürre Reißholz sammelten, oft unbarmherzig mißhandelt haben, und zur Strafe nach seinem Tode nun umgehen müssen. Rechtliche Leute läßt er ungeneckt, aber die Holzdiebe hat er schon oft in Todesangst gejagt, und bisweilen fest gebannt, so daß sie Stunden lang an einer Stelle stehen bleiben mußten.

487) Der Kirchbau in Crottendorf.

Mündlich. Ziehnert Bd. III. S. 201. Poetisch bei v. Segnitz Bd. II. S. 73 sq.

Crottendorf, ein bedeutendes, zum Kreisamte Schwarzenberg gehöriges Dorf, welches besonders durch seine Marmorbrüche berühmt ist, soll seinen Namen von dem einst in der Heidenzeit hier verehrten Götzen Krodo erhalten haben — der in der Nähe des jetzigen Erbgerichts daselbst befindliche Felsen, der Liebenstein, wird als die Opferstätte desselben bezeichnet, — scheint aber noch eine ziemliche Zeit nach der Einführung des Christenthums seinem alten höllischen Beschützer sehr am Herzen gelegen zu haben. Denn als man daselbst eine Kirche bauen wollte, suchte er es auf jede Art zu verhindern und den Bau aufzuhalten. Darum riß er das Mauerwerk, was die Maurer den Tag über aufgeführt hatten, in der Nacht wieder ein und das zugehauene Bauholz und die herbeigeschafften Stämme schleppte er weit bis an das andere Ende des Dorfes, so daß am andern Morgen die Zimmerleute, statt in ihrer Arbeit fortfahren zu können, weiter nichts zu thun hatten, als das Gerüst wieder an seinen frühern Platz zurückzubringen. Da ging einst ein frommer Priester in demselben Augenblicke vorüber, wo sie eben beschäftigt waren, den vom Teufel an-

gerichteten Unfug wieder gut zu machen, der segnete das sämmtliche Holz und Baumaterial und nun mußte der Teufel dasselbe in Ruhe lassen, so daß der Bau bald vollendet war.

488) Der reiche Fund oder die Kutte bei Elterlein.

Ziehnert Bd. III. S. 295. Poetisch beh. v. Segnitz Bd. I. S. 107 sq.

Die Stadt Elterlein, welche vor ihrer Zerstörung durch die Hussiten im Jahre 1429 Quedlinburg am Walde geheißen haben soll, empfing ihren jetzigen Namen angeblich von einer kleinen offenen Kapelle am Ausgang des sächsisch-böhmischen großen Waldes, in welcher täglich ein Pater aus dem Cisterzienser-Kloster zu Grünhain eine Dankmesse für die Reisenden wegen glücklicher Zurücklegung des gefährlichen Weges durch den Wald am dortigen Altärlein lesen mußte, indem man nach und nach aus dem Worte „Altärlein" Elterlein machte. Einst empfand ein Grünhainer Pater auf dem Wege zur Kapelle, wo er seines Amtes warten wollte, große Hitze, und setzte sich im Walde nieder, um zu verkühlen und auszuruhen, aber im Niedersetzen berührte ihn etwas von hinten so unsanft, daß er vor Schmerz laut aufschrie. Er untersuchte den Boden und fand — einen starken Zacken gewachsenen Silbers, der drei Zoll lang aus der Erde hervorstand. Um die Stelle sicher zu bezeichnen, zog er seine Kutte aus und legte sie darüber, dann eilte er im vollen Lauf nach Grünhain zurück und erzählte seinen freudigen Fund dem Abte. Bald darauf ward an der mit der Kutte bezeichneten Stelle ein regelmäßiges Bergwerk angelegt, welches lange Zeit gute Ausbeute gab und noch jetzt die Kutte heißt.

489) Die Winselmutter bei Grünhain.

Poetisch beh. v. Ziehnert Bd. III. S. 119.

In der Nähe von Grünhain fließt der sogenannte Oswaldebach, der seinen Ursprung von den Grenzgebirgen bei Breitenbrunn und Rittersgrün hat. An demselben soll um die Mitternachtsstunde ein gespenstiger Schatten auf und niederhuschen, der beständig Klagetöne ausstößt. Das Volk nennt diesen die Winselmutter und erzählt sich, einst habe ein Jüngling, dem seine Geliebte die Treue gebrochen, in diesem, an vielen Stellen sehr tiefen und reißenden Bache seinem Leben ein Ende gemacht, seine ihn zärtlich liebende Mutter habe ihn zwar sieben Tage lang auf's Sorgfältigste gesucht, aber doch seinen Leichnam nicht wiederfinden können

und sei zuletzt selbst an Erschöpfung und gebrochenem Herzen gestorben. Ihr Loos sei nun, weil sie gegen Gottes weise Fügung gemurrt, ewig den Körper ihres ertrunkenen Sohnes vergeblich unter steten Klagen und Wimmern suchen zu müssen.

490) Die Oswaldskirche bei Elterlein.

Poetisch beh. von Ziehnert Bd. III. S. 91 sq.

Nicht weit von Waschleite bei Elterlein in einem Thale am Ufer des Oswaldsbachs erblickt man die Trümmer einer Kirche, der sogenannten Oswaldskirche, welche 1514 der Grünhainer Abt Georg Küttner gegründet hat, die aber, weil inzwischen die Reformation dort aufkam, nicht vollendet worden und liegen geblieben sein soll. Anders erzählt sich das Volk die Ursache. Es soll nämlich um jene Zeit ein reicher Hammerherr, Namens Gaspar Klinger, gelebt haben, den aber sein Reichthum so übermüthig gemacht hatte, daß er keinem Gruße, selbst von Seiten solcher Personen, die mit ihm auf gleicher Stufe standen, zu danken sich herabließ. Dem begegnete einst ein eben so reicher Bergherr von Elterlein, Namens Wolf Göterer, und rief ihm ein freundliches Glückauf zu, allein Klinger hielt es abermals unter seiner Würde, dem Grüßenden zu danken, und so geschah es, daß Letzterer ihm darüber einige harte, beleidigende Worte sagte. So stolz nun der Hammerherr auch war, so rachsüchtig war er und er beschloß auf der Stelle, seinen Beleidiger für seine freimüthige Rede büßen zu lassen. Er theilte seinem Bruder seinen Plan mit, und nachdem sie eines Tags ausgekundschaftet, daß der Bergherr allein zu Hause sein werde, weil alle seine Dienerschaft zu einer Belustigung sich entfernt hätte, gelingt es ihnen, sich in die Wohnung desselben einzuschleichen, wo sie den Unglücklichen mit Beilhieben ermorden. Weit entfernt, ihr Verbrechen, dessen sie sich freuten, zu leugnen, stellen sie sich selbst dem Gerichte, welches sie zwar zum Scheine zum Tode verurtheilt, allein als sich der reiche Hammerherr erbietet, zur Sühne jenes Mordes eine Kirche zur Ehre des H. Oswalds zu erbauen und auch die Armen der Stadt reichlich zu bedenken, kein Bedenken trägt, die Todesstrafe in diese Geldbuße zu verwandeln. Auch säumte Klinger nicht lange, sein Versprechen zu halten. Er ließ Arbeitsleute, so viele ihrer nur kommen wollten, für seinen Bau anwerben, Bauholz in seinen Wäldern schlagen und Steine in seinen Steinbrüchen brechen, zahlte mit vollen Händen, und es verging kein Jahr, da stand die Kirche fertig da. Nun ließ er es auch nicht an reicher Ausschmückung des Innern fehlen, Canzel und

Altar waren von den geschicktesten Künstlern gearbeitet und mit der äußersten Pracht geziert, eine herrliche Glocke zierte den Thurm und Alles war zur Einweihung der Kirche in Bereitschaft. Siehe da zog an demselben Morgen, wo die Geistlichkeit sich anschickte, das neuerbaute Gotteshaus zu weihen, ein furchtbares Gewitter über das Thal herein, und sei es Vorgefühl dessen, was kommen sollte, man zögerte, die Procession zu beginnen, selbst der Glöckner weigerte sich, die Glocke ertönen zu lassen, bevor nicht das Unwetter vorüber sei. Da ward Klinger ungeduldig und schwur und vermaß sich hoch und theuer, nichts solle ihn abhalten, das einmal angefangene Geschäft zu unterbrechen, und wenn Niemand anders es thun wolle, so werde er selbst in die Kirche eilen und das Geläute zum ersten Male in Bewegung setzen. Zwar versuchten ihn die Priester von diesem Beginnen abzuhalten, aber umsonst, er stürzte in den Thurm und fing an die Glocke zu ziehen. Aber sonderbar, dieselbe klang wie ein Armesünderglöckchen und lange zuvor, ehe er ausgelauten hatte, fuhr ein Blitzstrahl aus dunkler Wetterwolke herab in den Thurm, tödtete Klinger und zündete die Kirche an. Niemand wagte zu löschen, denn Jeder sah hier das Gericht Gottes, und so war in Kurzem von dem schönen Bau nichts als die Mauern übrig und Niemand wagte es seitdem, die Kirche wieder aufzubauen. Klinger's Leichnam ward zerschmettert im Thurme gefunden und am Rande des Waldes eingescharrt. Die Umwohner aber erzählen sich, um Mitternacht gehe sein Geist ruhelos dort umher und grüße den zufällig dorthin verirrten und bei seinem Anblick ängstlich davon fliehenden Wanderer, und sein Herumirren müsse so lange dauern, bis ihm Jemand danke. Seinen Bruder hatte die Strafe Gottes schon vorher ereilt, denn noch ehe das Gericht sein Urtheil gesprochen, war er vom Pferde gestürzt und hatte den Hals gebrochen.

491) Das nächtliche Fallen im Erzgebirge.

Lehmann, Obererzgeb. Schauplatz S. 930.

Im Erzgebirge sagt das Volk, wenn man in der Nacht etwas fallen hört, es müsse darauf ein Todesfall erfolgen — darum nennt man dieß das Leichenbret — dieser könne aber von dem Menschen ab und auf ein Vieh gewendet werden, wenn man spreche: falle auf meine Henne, Ziege ꝛc. Im Jahre 1627 lag der Pfarrer zu Markersbach ruhig sammt seiner Ehefrau im Bett, nur die Magd war noch wach: da hörte sie etwas oben im Hause stark fallen, sie läuft hinauf in der Meinung, ihr Herr habe gepocht, aber dieser sagte, sie habe wohl geträumt und solle zu Bett

geben und am neunten Tage nachher war er todt. Im Jahre 1688, ehe M. G. Uhlmann, Informator bei'm Superintendenten zu Annaberg, starb, geschah des Nachts ein großer Fall im Hause, er aber hörte nichts davon und am dritten Tage war er schon todt. Im Jahre 1633 lebte noch zu Scheibenberg eine Pfarrerswittwe von Thum; da diese ihren Sohn, der verreiste, ein Stück Weges begleitet hatte und nunmehr auf dem Heimwege begriffen war, that's in ihrem Hause einen schweren Fall und zwar zu derselben Stunde, wo sie auf dem Rückwege von einem Fieberfroste überfallen ward, daran sie auch nach 10 Tagen starb. Daselbst diente damals eine alte Magd bei dem Bürger und Hausbesitzer Auerbach, die sprach, wenn sie einen solchen Fall hörte, folgenden Spruch: Gutchen, ich gebe Dir mein Hütchen, willst Du den Mann, ich gebe Dir den Hahn! willst Du die Frau, nimm hin die Sau! willst Du mich, nimm die Zieg'! willst Du unsere Kinder lassen leben, will ich Dir alle Hühner geben!

In Elterlein geschah es, daß man bei unterschiedlichem solchen gespenstigen Fallen dem Ungethüme eine Henne und Ziege gab, diese Stücke wurden am folgenden Morgen todt gefunden, und Lehmann a. a. O. sagt, er habe es mit seinen eignen Augen gesehen, daß eine Henne, die auch so weggeschenkt worden, früh auf dem Oberboden todt dalag, als wäre sie unter einer Presse zerquetscht worden.

592) Der gespenstige Schmiedegeselle zu Johann-Georgenstadt.

J. Chr. Engelschall, Beschr. v. Johann-Georgenstadt. Lpzg. 1724. 4. S. 135.

Im Jahre 1719 fährt Abraham Friedrich einem Schmied Kohlen ein, da er nun Nachmittag um 1 Uhr wieder an die Meilerstätte kommt, und den Schmiedegesellen, welcher mit aufladen soll, nicht findet, oben im Gebüsche sich aber etwas bewegen sieht, meint er, es sei der Gehilfe, ruft daher, er solle sich herpacken und mit aufladen. Hierauf erschallt eine Stimme: jetzt gleich! Es kommt auch wirklich Jemand, und hilft ihm etliche Kübel Kohlen auf den Karren heben, also daß Friedrich nicht anders meint, er habe seinen Gesellen. Nachdem aber der Kohlenstaub sich ein wenig legt, sieht er an dessen Unterleibe eine seltsame Gestalt, stößt ihn daher von sich und spricht, er solle sich packen, seine Hilfe begehre er nicht. Worauf der Andere, indem Friedrich weiter aufladet, das Löschfäßlein umkehrt und solches mit lauter Churf. neuem ganzem Gelde belegt mit Begehren, weil Friedrich ein armer Mann, solle er es

nehmen, und ſo oft er was brauche, wieder an dieſe Stätte kommen, weil er ihm ein mehreres geben wolle. Hierüber wurde Friedrich unwillig und ſtieß das Faß mit ſammt dem Gelde übern Haufen, daß dieſes auf dem ganzen Platze zerſtreut lag, der Andere aber raffte es im Hui wieder in ſeinen Beutel zuſammen und hält es Friedrichen alſo dar. Dieſer kehrt ſich zwar an nichts und fährt fort, muß aber dieſen Gefährten ein gutes Stück Wegs ferner mit ſich haben, der nun ihm immer den Beutel vorhält, bisweilen das Geld ſchüttelt und es ihm aufdringen will, bis Friedrich aus Ungeduld ihn garſtig geſcholten und mit der Peitſche geſchlagen hat. Darauf iſt dieſer in das Holz gegangen, jenen aber hat ein ſolcher Dampf und Geſtank überfallen, daß er zu erſticken vermeinte, wie er denn ſich auch wirklich lange nachher noch unpäßlich befand.

493) Das Männchen in der Grube zu Johann-Georgenſtadt.

Engelſchall a. a. O. S. 136. Poetiſch beh. v. Zegnitz. Bd. I. S. 23 –4.

Am 7. Auguſt des Jahres 1719 arbeitete in dem Bergwerke zur Treuen Freundſchaft vor dem tiefen Ort der Häuer Johann Chriſtoph Schlott, und da man zu Mittag ausrocht, hört er gegen den Schacht noch Jemanden huſten, meint daher, es werde der Steiger vor Ort fahren, ſolches in Augenſchein zu nehmen. Nachdem ſich aber gleichwohl Niemand einſtellt, will er auch ausfahren, und als er ſich kaum umgewendet, nimmt er wahr, wie ihm Jemand vom Schacht her mit brennendem Grubenlichte entgegenkommt, welches Schlotten in ſeinem vorigen Wahn, daß es der Steiger ſei, beſtärkt. Doch da ſie endlich Beide auf der Strecke zuſammenſtoßen, nimmt jener wahr, daß es ein ſehr kleiner Mann in einem braunen Kittel iſt, der eben, indem er an Schlotten vorbeifährt, ſein Grubenlicht an's Geſtein hängt, ſo auch alſogleich hängen bleibt, nicht weniger auch die Taſche ablegt und zu Schlotten ſpricht: iſt ſchon Schicht? Denn die Bergleute fuhren an dieſem Tage wegen der Beerdigung des Hammerwerksbeſitzers J. Chr. Fiſchers eine Stunde früher aus. Ueber ſothaner Anrede überfällt aber Schlotten ein Schauer, er eilt alſo davon und trifft keinen Arbeiter mehr in der Grube an, erzählt aber dieſe Begebenheit darauf dem Steiger, der zwar anfangs nebſt den andern Arbeitern ihm nur ſchlechten Beifall giebt, endlich aber muß Schlott den Ort zeigen, woran das Männchen ſein Grubenlicht gehangen, und will man daſelbſt ein Klüftlein wahr-

nimmt, wird ein Schuß gegeben, welcher auch sofort von Erz zeigt, und hat man hierauf unterschiedliche Quartale davon gute Lieferungen thun können.

494) Die zwei Messer zu Eibenstock.

J. P. Cettel, Alte und neue Historie von Eibenstock. Schneeberg 1748. 4. S. 351.

Am Ostermontag des Jahres 1621 sind bei dem Schenkwirth Hanns Meichsner zu Eibenstock zwei junge Burschen von 18 Jahren, G. Unger und Chr. Fröhlich, zu Biere gewesen, aber mit einander uneins worden und haben sich geschlagen. Solches haben sie so lange getrieben, bis Fröhlich mit einem Messer dem Unger gegen das Herz einen Stich gegeben, darüber er alsbald gestorben. Zuvor aber hat Unger das Messer wieder herausgezogen und den Fröhlich wieder gestochen, doch hat sich dieser auf die Flucht begeben. Hernach ist über ihn auf dem Markte öffentlich Halsgericht gehalten, und damit diese schreckliche That den Nachkommen im Gedächtniß bleiben möge, 2 Messer in einen Stein gehauen, und solcher an der Ecke der Brodbänke, wo früher der hölzerne Esel stand, aufgerichtet worden.

495) Das Kreuz und der Kelch zu Wolkenstein.

Lehmann, Churfürstl. Schauplatz S. 51 f. Klemm, Beitr. zur sächs. Gesch. Bd. III. S. 398. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 520. Ziehnert Bd. III. S. 183.

In der Mitte einer 100 Ellen hohen, steilen Felsenwand, welche sich an der Zschopau erhebt und das Schloß Wolkenstein trägt, ist ein Kreuz und ein Kelch in den Stein gehauen. Diese Wahrzeichen sollen daran erinnern, daß im Jahre 1428 die Hussiten, welche hierher gekommen waren, einen katholischen Priester, der obwohl von ihnen mit dem Tode bedroht, gleichwohl seinen Glauben nicht abschwören wollte, bis an den Rand der steilen Felswand schleppten und ihn dort hinabstießen, von wo er in die Zschopau zerschmettert herabstürzte.

496) Die weiße Frau zu Scharfenstein.

Ziehnert Bd. III. S. 182.

Auf dem Schlosse Scharfenstein im Wolkensteiner Amt geht seit Jahrhunderten eine weiße Frau um. Mit dem zwölften Glockenschlag Nachts wird sie rege, wandelt in langer, weißer, nebeldünne Gewänder gehüllt

durch alle Gemächer des Schloſſes, bleibt bisweilen ſtehen und ſeufzt, und iſt überhaupt traurig. Oft hat man gewagt ſie anzureden, aber nie hat ſie Antwort gegeben, ſondern iſt immer ſogleich entflohen. Sie muß eine ſchwere Sünde begangen haben, welche aber? das weiß die Sage ebenſo wenig als ſie den Namen der Nachtwandlerin zu nennen vermag.

497) Die weiße Frau zu Bennsberg.

Lehmann a. a. O. S. 942.

Auf dem Herrnhofe und Ritterſitze zu Bennsberg (oder Fenchsberg) bei Thum kennt man eine dergleichen weiße Frau ſeit langen Jahren her. So oft bei der Herrſchaft oder ihrer Familie und ihren nächſten wichtigſten Anverwandten ein Todesfall ſich ereignen ſoll, läßt ſie ſich eine gute Zeit zuvor vor Vielen öffentlich ſehen, und zwar, wenn der Todesfall im Hauſe geſchehen ſoll, geht ſie aus ſelbigem heraus die Treppen hinunter längs über den Hof hinab zu demjenigen Thore, wo die Leiche hinausgetragen werden ſoll. Iſt aber der Todesfall außerhalb des Hauſes unter den nächſten Anverwandten zu vermuthen, läßt ſie ſich nur bald hier bald dort Erſcheinungsweiſe, auch wohl zu den Fenſtern herab ſehen, jedoch daß Niemandem dadurch einiges Leid oder Krankheit wiederfährt, weil ſie ohne alle Beleidigung ihr Weſen und Affenſpiel treibt.

498) Die weiße Frau zu Neuſtädtel.

Lehmann a. a. O. S. 943.

In Neuſtädtel bei Schneeberg erzählt man auch von einer geſpenſtigen weißen Frau, welche eine Sechswöchnerin geweſen, aber endlich verbannt worden ſein ſoll. Auf ihrem Grabe iſt indeß immer eine kleine Grube eine Backſchüſſel groß geblieben, man mochte dieſelbe zufüllen wie man wollte.

499) Die eiferſüchtige todte Frau.

Lehmann a. a. O. S. 943.

Im Jahre 1666 im September hat ſich eine ſchreckliche Begebenheit in einer Bergſtadt ereignet. Da iſt ein gewiſſer G. S. geſtorben, deſſen Weib zuvor in der Faſtenzeit gedachten Jahres auch des Todes erblichen. Da nun der Witwer zur andern Heirath ſchreiten wollte, kam immer ein Geſpenſt in Geſtalt ſeiner verſtorbenen Frau und ängſtigte

ihn, daß er keine Ruhe haben konnte und daher seinem Gesinde gebot, sie sollten in der Stube schlafen und ihre Betten vor seine Schlafkammer schieben. Am Donnerstage zuvor spricht das Gesinde: Herr, wenn Ihr doch zuvor, ehe Ihr wieder Bräutigam seid, unserer vorigen Frau einen Leichenstein legen ließet, vielleicht Ruhe vor ihr hättet! Er bestellt am Freitag die Maurer und läßt ihn legen und sagt: nun habe ich meine Alte hier eingeschwert, sie wird nicht wiederkommen, der Teufel müßte sie denn herausführen! Nimmt die Maurer mit sich nach Hause, ist und trinkt mit ihnen, bestellt einen Boten, der morgens früh weglaufen soll, geht zu Bette und das Gesinde liegt vor der Kammerthür. Um Mitternacht kommt ein Gespenst in die Stube, sucht erst in den Registern und blättert darin, darnach rauscht es über die Gesindebetten weg, kommt in die Kammer und erwürgt den Mann. Indes kam der bestellte Bote und wartete zwei Stunden, das Gesinde hieß ihn anpochen, rufen und gar hinein gehen, da findet er ihn todt, und nachher hat sich dieses Gespenst ingleichen noch oft wieder sehen lassen.

500) Die geizige Müllerin zu Brand.

Lehmann a. a. O. S. 911.

Im Jahre 1673 wohnte in Brand, einem böhmischen Dorfe unter Joachimsthal, eine Müllerin, die Mehl-Adelin genannt, welche die armen Bergleute und Hüttenleute auf Gottesgabe mit Brod verlegte, dasselbe aber so armselig buck und gab, daß es fast eitel Spreu und Kleie war und in der Suppe zerschwamm. Da ihre Arbeiter sich beklagten und über das ärmliche Brod beschwerten, sagte sie mit Trotz: ei meine Wettergaber Säue können's schon fressen! Da endlich diese Mehl- und Waldhamsterin gestorben, ist sie nachher oft wiedergekommen, hat den Mann gequält und, so oft der Müller seine Säue gefüttert, ist allezeit eine fremde gespenstische Sau mit zugelaufen und hat sammt den andern aus dem Troge gefressen. Ihre Tochter succedirte ihr im Hause und ließ sich vom Teufel ingleichen zum Schinden der armen Leute und zu Ungerechtigkeiten verleiten, sammelte viel Geld und vergrub einen Theil. Da die kaiserlichen Soldaten 1691 da vorbei marschirten, ward sie von einem derselben heftig erschreckt, wurde sprachlos und starb, daß Niemand wußte, wohin sie ihr Geld vergraben. Darauf kam sie in unterschiedlicher Gestalt wieder, plagte und ängstigte den hinterlassenen Wittwer, daß er endlich gar desperat wurde und im Jahre 1693 im October zu seinen Kindern sagte, er könne nicht

mehr bleiben, er wolle zu seinem Bruder gehen, nahm darum Geld zu sich, aber er wurde auf den Felsen todt gefunden und hat auch ein Viertel Maß Geld hinterlassen.

501) Das Hammergespenst.

Lehmann a. a. O. S. 944.

Am 30. September des Jahres 1670 hat sich in einem Bergorte zugetragen, daß ein gewisser Mann, Namens G. P., seinen Sohn von 13 Jahren in Verrichtung über Feld in's nächste Dorf verschickte. Als er wieder zurückgeht, begegnet ihm sein gewesener Pathe, ein Hammerherr, der schon vor 6 Jahren gestorben war, in der Gestalt, wie er ihn im Sarge angezogen gesehen hatte. Der sieht ihn an und spricht: siehe Pathe, bist Du es? steht mein Hammer noch? ist er noch nicht weggebrannt? Der Knabe erschrickt und schüttelt den Kopf, will auch desto mehr nach Hause, das Gespenst aber ist bald vor bald hinter ihm und brummt etwas, was er nicht verstehen konnte, und veränderte sich dreimal in Kleidern. Da der Knabe über das Dorf herauskommt, fängt jener an: ach, wie müde bin ich! ach wenn mich doch Jemand trüge! Pathe, gehe in meinen Hammer, an dem Orte wirst Du Geld finden. Dir ist's bescheert, und damit däuchte es dem Knaben, er sehe Geld vor sich liegen und schimmern. Als er seinem Städtlein nahe kam und zuvor durch ein Büschlein gehen mußte, da fing sich erst ein Lärm an: das ganze Büschlein war voll schwarzer Männer, die den Hammermeister umringten, bald verwandelten sie sich in große rothe Hirsche, daß der Knabe nicht wußte wo aus noch ein, bald sah er einen Mann kommen, der hatte eine Ruthe in der Hand und drohete damit dem Gespenste und den Hirschen. Der Knabe lief mit Furcht und Zittern fort, die Hirsche verloren sich, aber das Hammergespenst begleitete ihn noch ein Stück Weges und ehe es von ihm bergunter Abschied nahm, lehnte sich's noch einmal über den Knaben hinüber und sahe ihm scharf unter die Augen, ging dann aber einen andern Weg, vor sich hinmurmelnd. Der Knabe kam heim, klagte es seinen Eltern und lag dann 8 Tage lang sehr krank.

Im J. 1658 starb im Gebirge ein Bergbeamter, welcher zwar ein großer Freund der Schule und Kirche, sonst auch ehrbar im Gespräch, ohne Fluchen und Schelten und gutthätig gegen seine Arbeiter gewesen war, und doch nach seinem Tode als greuliches Gespenst umging. Es ließ sich in des Verstorbenen Gestalt nur auf dem Hammer, da er ge-

wohnt, ſondern auch in ſeinem Hauſe, meiſtens aber auf einer Schmelzhütte ſehen, ſchlug Knechte und Mägde im Stalle unter das Vieh, ſeine Tochter über den Leib, daß ſie 8 Wochen krank lag, und reizte die Arbeiter, daß Niemand bleiben wollte. Ein Jahr lang darauf war Frieden und Ruhe vor ihm, aber da nach dieſem ein Bauer ohngefähr über eine unbekannte Waldhütte kommt, die Bretter losreißt und ſie heimführen und nunmehr das letzte Bret abreißen will, drückt ihn der geſpenſtige Mann, daß er ſterben mußte. Da fing er ſein Mordſpiel wieder an und drückte Gaspar Bibern, einen Kohlenmeſſer, auf dem Hofe todt. Den Tag vor dem Chriſtfeſte im Jahre 1659 ſchlägt er in der Nacht ſtark an's Thor, der Wächter meint, es ſei ſonſt eine nöthige Poſt und macht auf, da präſentirt er ſich in einem ſchwarzſammtnen Pelze und mit einem ſpaniſchen Rohre und drückt dem Wächter alle Glieder entzwei und begeht andere Thaten mehr, daß ſich die Wächter vor dieſem geſpenſtigen Geiſte ſehr gefürchtet.

502) Todte verhelfen Lebenden zu ihrem Recht.

Lehmann a. a. O. S. 947.

Im Jahre 1694 hat man in einer Bergſtadt von der Frau eines Fleiſchers erzählt, daß ſie vier Wochen nach ihrem Begräbniß wiedergekommen ſei. Dieſelbe hinterließ den Ruf eines frommen und eingezogenen Lebens, beklagte ſich auch verſchiedene Male über das böſe Weſen, was ihr zweiter Mann mit Fluchen und Streiten nebſt den Kindern treibe und ſagte, ſie werde ſich ein Leid thun müſſen. Kurz darauf ſtarb ſie und hinterließ eine arme Schweſter, welche bei dem Wittwer allerhand Erbſtücke ſuchte, aber nichts erhalten konnte. Trotzdem daß dieſe Erbforderung gerichtlich beigelegt war, wollte ſich doch die blutarme Schweſter nicht abweiſen laſſen und vergoß viele Thränen. Der Wittwer lag aber krank nebſt ſeinem Sohne allein in der Unterſtube. Da kommt um Mitternacht ein Geſpenſt in Geſtalt der Verſtorbenen und ſetzt ſich vor ſein Bette; er erſchrickt und fängt an zu beten: Gott der Vater, wohne uns bei! Dieß thut er drei Male, aber die geſpenſtige Frau will nicht weichen, der Kranke kann nicht fort und ſchwitzt gar ſehr. Es ſchlägt 12 Uhr, da meint er, nun werde ſie fortgehen, aber ſie bleibt bis nach 2 Uhr ſitzen, da fängt er an: alle guten Geiſter loben Gott den Herrn! Sie antwortet zwei Schritte zurücktretend: ich auch! Der Kranke fragt: was wollt Ihr hier? gehet hin, wo Ihr hingehört. Sie antwortet:

Ihr sollt meiner Magdalena (so hieß ihre arme Schwester) nicht Alles nehmen! Und damit fuhr der Geist zum vordern Fenster hinaus. Eine Hausgenossin wohnte in der Oberstube, die auf der Bank lag und dasselbe Gespenst sah, welches sie angriff und begehrte, man solle ihre Schwester nicht kränken; damit warf es ein Biermaß nach ihr und blieb außen

503) Die weißen Frauen zu Blumenau.

Lehmann a. a. O. S. 948.

Am 15. September 1695 ritt am Sonntag spät Chr. Kaiser, Müller zu Blumenau, nach Hause, und als er hinter die Pfarrwohnung zu Albertshayn, wo ihn sein Weg nach Hause trug, kam, gingen drei Männer in gewöhnlicher Kleidung geschwind und ohne zu grüßen vorüber, worüber er sich verwunderte, weil er sie für Blumenauer ansah. Als er ein wenig fortreitet, kommen ihm auf dem Wege vier verschleierte Weiber entgegen, welche eine Todtenbahre mit einem Sarge und Leichentuch tragen. Darüber erschrickt er, weiß fast nicht, wo er sei, bald dünkt ihn, er reite durch ein großes Wasser, bald als müsse er einen hohen Berg hinanreiten, bis ein wenig Licht wird und er erkennt, daß er auf dem rechten Wege sei. Als er nun zu des Richters Teich, der ganz nahe bei dem Gerichte ist, kömmt, sieht er abermals 5 bis 6 Paar verschleierte Weiber daher kommen, die über den Steig, darüber er auch gewollt, gehen, daß er nicht weiß, was er thun soll. Er läßt aber dem Pferde seinen Gang, welches diesen Weg wohl gewohnt, aber über den Steig nicht gehen will, sondern lenkt sich mit einem ziemlichen Schnauben neben demselben durch ein kleines Bächlein und bringt sofort seinen Reiter gesund nach Hause, wie wohl es sehr geschwitzt.

504) Der Kobold zu Grüna.

Lehmann a. a. O. S. 951.

Auf dem adligen Vorwerk Grüna bei Scharfenstein hat ein Poltergeist im Stall an Menschen und Vieh großen Muthwillen geübt, daß fast kein Gesinde mehr bleiben können. Weil man es nun für einen Zauberer gehalten, sind etliche Leute in einer Kammer, da es sich am meisten spüren lassen, mit bloßem Gewehr geordnet worden, welche alle Winkel durchschauen müssen, da sich endlich eine alte Haube oder Mütze gefunden und damit die Zauberei ein Ende gehabt.

505) Der Kobold zu Thalheim.

Lehmann a. a. O. S. 952. Poetisch bei v. Zegnitz Bd. II. S. 253 ff.

Vor Zeiten war bei dem Oberförster zu Thalheim ein Ungethum oder Kobold im Hause, welcher den Leuten große Last und Schalkheit anthat, daß sie auch nicht mehr bleiben konnten. Endlich brannte das Haus gar weg und Etliche meinten, das böse Ding habe es angezündet, Andere, der Hausherr habe es selbst gethan, um das Ungethüm los zu werden. Da sie aber ihre Sachen ausgeräumt und auf einem Wagen davongefahren haben, läßt es sich unter demselben mit vernehmlicher Stimme hören: wären wir nicht so gerannt, so wären wir wohl mitverbrannt!

506) Der Kobold zu Lauter.

Lehmann a. a. O. S. 949.

Im Jahre 1695 kurz vor Weihnachten ereignete sich zu Lauter in einer Schenke bei einem da wohnenden Fleischer in der Kammer, wo er mit seinen Kindern schlief, von ohngefähr 9 bis 11 Uhr Abends und von 1 bis 3 Uhr nach Mitternacht, bei dem Bette der Kinder ein Mausen, welches sie merklich in der Ruhe störte. Anfänglich hat er's für eine große Ratte oder etwas dergleichen gehalten, fleißig aufgestellt, aber nichts gefangen, noch gesehen, noch ergreifen können. Mit der Zeit hat's auch angefangen laut zu pochen, daß man's im Keller hat hören können und hat den Kindern keine Ruhe gelassen. Ein Knabe von 12 Jahren hat fleißig gebetet und zu ihm gesagt: laß mich doch in Ruhe, wenn Du nicht mit beten willst, auch nicht beten kannst, so gehe Deiner Wege, und ist unerschrocken gewesen. Im Januar 1696 hat ein Kind von ohngefähr ein Band in seinen Händen mit in's Bett genommen, welches dieses Ungethüm dem Volke durch ein Astloch der Decke herab es in's Haus steckend gezeigt und damit gepeitscht hat: wenn's Jemand ergreifen wollen, ist es entwichen und bald zu einem bald zum andern Loche auf dieselbe Weise heruntergehangen worden. Bedachter Fleischer hat dabei sein Geld aus einem verschlossenen Kasten vermißt und ist gerade dazu gekommen, wie es ein ganzes Bund Wäsche bis an die Kammerthür gebracht, so er noch gerettet. Der Schulmeisterinstitut des Orts unterstand sich, das Ungeheuer zu fragen, da es denn viel geredet, in einem Tone, wie ein zarter Knabe oder eine Weibsperson, ist auch zornig auf ihn geworden, daß es ihn hinein in die Kammer gefordert, wohin er sich doch nicht hat getrauen wollen, sondern ist in der Thur stehen geblieben.

Hernach haben auch Andere ihren Fürwitz gebüßt und allerlei gefragt, unter Anderem, ob es von einer gewiſſen Perſon dahin gebannt wäre, da es denn mit Ja geantwortet. Seit dem 9. Januar, wo die Wirthin eines Kindes geneſen, iſt aber nichts mehr von ihm gehört worden.

507) Der wunderliche Katzentanz.

Jecander, Sächſ. Kernchronik. LXXVI. Conv. S. 62.

Am 1. Mai des Jahres 1726 iſt ein gewiſſer zuverläſſiger Mann im Erzgebirge von einem Orte zum andern gereiſt und am Abend bei düſterer Witterung bei einem Walde vorbeipaſſirt, da denn er ſowie ſein Begleiter, den er bei ſich hatte, ein dem Anſchein nach in einem Hauſe ſcheinendes Licht bemerkt, welchem Beide in der Hoffnung, eine Herberge zu finden, zugelaufen. Nachdem ſie aber näher und näher gekommen, hören ſie eine zum Tanz gehende Muſik, und der Eine von ihnen geht aus Neugierde an's Fenſter, und wird durch ſelbiges gewahr, daß eine große Anzahl Katzen darin zu finden, davon etliche muſiciren und die andern darnach tanzen. Sein Begleiter beſchließt nun, in das Haus hineinzugehen, wird aber von dem Andern davon abgehalten, und jetzt nimmt einer von ihnen wahr, daß ſeine große Hauskatze ebenfalls dabei anzutreffen. Aus Entſetzen gehen Beide fort und kommen in ſpäteſter Nacht nach Hauſe. Als nun des andern Tags zu Mittag ſich die große Hauskatze bei der Mahlzeit in der Stube einfindet, ſpricht ihr Hausherr ſie anſchauend: nun, Du machteſt Dich geſtern Abend auch ſehr luſtig! Da ſpringt ihm alsbald der alte Kater auf den Hals und kratzt ihn in den Kopf und das Geſicht, hätte ihn auch ſicherlich getödtet, wofern nicht das Hausgeſinde herzugelaufen und mit Schlägen und Schreien dieſen verteufelten Katzenfeind abgetrieben *).

*) Dieſe Sage hat viel Aehnliches mit der vom ſogenannten Katzenberge zwiſchen Leipzig und Merſeburg. Man erzählt nämlich (ſ. Beckenmeyer, Curieuſer Antiquarius. Hamburg 4 Aufl. 1731. 8. Bd. I. S. 657. Bechſtein S. 355. Poetiſch beb. von Segnitz Bd. I. S. 13 u. ſ. iſt die Sage auch), um die Mitte des 16. Jahrhunderts ſei ein Biſchoff von Merſeburg, Namens Michael, ein großer Katzenfreund geweſen und habe eine große ſchwarze Katze beſeſſen (auf dem Schloße zu Merſeburg iſt noch jetzt ſein Bild mit derſelben in dem Fenſter, aus dem ſie geſprungen, als Glasgemälde zu ſehen), der ſei einſt nach Leipzig gereiſt und habe auf jenem Hügel (der nachher davon den Namen bekam) eine ganze Katzengeſellſchaft angetroffen. Er habe denſelben im Scherze zugerufen: Ihr Katzen, ſeid Ihr alle beiſammen? Da habe eine geantwortet: es mangelt keine, ausgenommen Biſchoff

598) Der ſchwarze Mann zu Konigswalde.

Lehmann a. a. O. S. 950.

Im Jahre 1696 hat die Frau des Kohlers Hans Reuber zu Konigswalde im Monat Julius ein Mädchen zur Welt gebracht. Als dasſelbe nun getauft war, iſt die Nacht darauf ein ſchwarzer langer Mann, der aus der Stubenkammer hinein in die Stube kam, vor ihr Bett getreten und hat ſie alſo angeredet: gieb mir Dein Kind! Als ſie ſich aber geweigert, iſt er wieder hinausgegangen und hat das Schloß hinter ſich zugeſchlagen, daß es geſchmettert. Nach 14 Tagen kam etwas an den Laden, daß ſie auch den Schatten am Fenſter ſehen konnte, und weil ſie denſelben für einen Hund gehalten, hat ſie demſelben zugerufen: gebeſt Du, garſtiges Aas! Worauf es den Fenſterladen gewaltig zugeſchlagen und ſie weiter nichts unternommen. Die folgende Nacht hat es ihr das Kind aus dem Bettchen gezogen, da ſie es denn quer über dem Badewännchen auf dem Geſichtchen liegend gefunden, welches nachher eine Nacht um die andere ſich wiederholt hat. An einem Sonnabend hernach im Auguſt hat die Mutter zur Nacht das Kind kurz vorher geſtillt und wieder hinaus in das Wännchen gelegt, da dem Vater, der neben ihr lag, geträumt, es hätte ein Kind einen Arm gebrochen, worüber er erſchrak und aufwachte, doch, weil er ſich beſonnen, es ſei ja ſein Kind nicht, welches er bei ſich in der Kammer habe, wieder einſchlief; hierauf wurde ihm das Bett vom Leibe gezogen, darüber er auffuhr und nach dem Kinde ſchrie, welches ſie wieder aus dem Kiſſchen ganz bloß auf dem Geſichte liegend todt gefunden. Als nach deſſen Beerdigung der Mann wieder an ſeine Arbeit in die Kohlen gegangen und ſeines Bruders Weib des Nachts bis zu ſeiner Wiederkunft dazubleiben vermocht, hat ſich des Nachts zwiſchen 11—12 Uhr etwas an dem unteren Bettbret bemerkbar gemacht, damit geknackert, iſt endlich gar in's Bett gefallen, daß es ganz ſchwer worden, und da ſie ihre ſchlafende Schwägerin aufgeweckt, hat das Ungethüm geſagt: warte nur, ich will Dir Deinen Reſt ſchon geben! Damit iſt es weggekommen, und hat ſie es ordentlich auf dem Strohe hingehen hören, auch der Hund hat es gemerkt und ſehr gewinſelt.

Michael ſeine Katze. Bei ſeiner Wiederkunft erzählt er ſeiner Katze die wunderliche Begebenheit und fragte zugleich, warum ſie den andern Katzen nicht Geſellſchaft geleiſtet? Alsbald lief die Katze zum Fenſter hinaus und iſt nicht mehr geſehen worden. Aehnliche Katzengeſellſchaften ſollen in den Ruinen des Kloſters Cunersdorf bei Poltzſchen im Vogtlande noch jetzt ſtattfinden. L. Bechſtein a. a. O. S. 482 ſq.

509) Das Waldweibchen in Steinbach.

Lehmann a. a. O. S. 78 sq. 188.

In den Wäldern bei Steinbach und Grumbach ohnweit Johstadt läßt sich oft ein altes Mütterchen sehen, das ist das Waldweibchen. Es thut Niemandem etwas zu Leide, ja es hilft sogar den Leuten bei der Arbeit. Man erzählt, daß es vom Satan oder dem wilden Jäger gejagt werde und auf seiner Flucht einen Stock, in dem die Holzhauer ein Kreuz gehauen, suche, sich darauf setze und alsdann erlöst werde. Vor alten Zeiten ist es in den genannten Dörfern in die Häuser gekommen, hat sich an den Ofenheerd gesetzt und gesponnen, wenn es aber das Gespinst herein in die Stube geworfen, dann hat man ihm zu essen geben müssen. So hat man im Jahre 1681 bei dem Beginn der Pest auf dem Pfannenstiel, dem sogenannten Schönburgischen hohen Wald, ein Holzweib gesehen, welches einen großen Schneefall, schnelle Wasserfluthen und hitzigen Sommer angedeutet, darauf viele Menschen und Vieh sterben würden.

Im Jahre 1633 hat bei Steinbach am Aschermittwoche ein Bauer einen Baum im Walde gefällt, und indem der Baum im Falle ist, haut er nach der Holzhacker Gebrauch ein Kreuz hinein. Sogleich kommt ein gejagtes Weiblein und bleibt an dem mit dem Kreuze gezeichneten Baume stehen, da es denn sitzen geblieben. Unterdessen füllt es dem Holzhacker seinen Korb mit Spänen, er aber schüttet die Späne wieder aus, und da von ohngefähr ein Spänchen hängen geblieben, findet er, als er nach Hause kommt, an dessen Statt einen ganzen Thaler. Er geht alsobald wieder in den Wald, in der Hoffnung, solcher Thalerspäne viele aufzulesen, aber vergebens. Doch weil der Mann damals in kurzer Zeit zu Mitteln gekommen, hat man vermuthet, er müsse doch etwas gefunden haben. Von dieser Zeit an geht Niemand gern am Aschermittwoch daselbst in's Holz, in der Meinung, der Teufel jage das Holzweibchen am Aschermittwoch*).

510) Der böse Seidelmann in den Sechsruthen bei Glöße.

Liebnert Bd. III. S. 186.

Zwischen den Dörfern Auerswalde und Glöße bei Chemnitz liegt ein Wald, die sogenannten Sechsruthen. In diesem spukt der Schatten eines bösen Beamten, welchen die Volkssage den bösen Seidelmann nennt.

*) Viele glauben, die Holzweibchen seien aus den heidnischen Sorbenfrauen entstanden, die vor dem Christenthum in die Wälder geflohen, wenn sie dieselben

Er hat bei seinen Lebzeiten die ihm Untergebenen übel behandelt und viele Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten verübt, dafür zur Strafe er im Grabe keine Ruhe gefunden hat. Sein spukender Geist führt die Wanderer irre und neckt und erschreckt sie durch gellendes Rufen. Zu bedauern ist, daß Niemand in der Umgegend mehr weiß, was zu Seidelmanns Erlösung nöthig ist.

---

511) Die Teufelskanzel in der Schloßkirche zu Chemnitz.

Mitgetheilt von Julius Schanz.

Nicht weit von der Stadt Chemnitz liegt hart am Rande des dunklen mit Nadelholz bewachsenen Küchwaldes ein altes wohl erhaltenes Schloß. Es ist im gothischen Style gebaut und zeichnet sich besonders durch die Schloßkirche aus, deren prächtiges Portal von der Kunst der Vorfahren deutlichen Beweis liefert. Das Schloß selbst war früher ein Kloster, das wegen der Sittenverderbniß seiner Mönche im ganzen Lande weit und breit verrufen war. Mit der Erbauung des Schlosses war aber der Teufel keineswegs zufrieden. Er beschloß daher ein ewiges Zeichen seiner Mißbilligung der Mit- und Nachwelt zu hinterlassen. Kaum war die Kirche des neuen Mönchsklosters vollendet, als er in einer Nacht die Treppen herauf schritt und dem Altare und der Kanzel gegenüber noch eine Kanzel zu bauen begann. Rasch, mit höhnischem Lächeln vollendete er seine Arbeit. Um aber den Mißmuth der Brüder zu vergrößern, vermauerte er die Kanzel, damit Niemand sie betreten und benutzen könnte. Der Tag begann zu dämmern, als er mit seiner Arbeit zu Stande gekommen war, und er ging, nun seinen Heimweg anzutreten. Zuvor aber trabte er in das Schiff der Kirche, beschaute sich sein Werk und befand es für gut. Dann entfernte er sich eiligst. Am Morgen aber, als die Brüder zu beten kamen, erstaunten sie nicht wenig über die neue Kanzel und stiegen die Treppe aufwärts, um zur Kanzel zu gelangen. Siehe, sie war vermauert. Voll Entsetzen fanden sie aber auch die Spur eines eingedrückten Pferdehufes. Sogleich erkannten sie den Schöpfer dieses Werkes und zugleich seinen bösen Willen. — Noch jetzt sieht man die Kanzel unbeschädigt und kennt sie in der ganzen Gegend unter dem Namen der Teufelskanzel.*)

---

aber wieder verlassen hätten, von den Christen versetzt bei Stämmen, auf denen drei Kreuze eingehauen gewesen, Schutz gesucht und gefunden hätten.

*) In derselben Kirche befindet sich auch eine Geißelung Christi, sehr schön

512) Geiſt Mützchen.

Bechſtein, Deutſches Sagenbuch S. 515.

Nicht weit von Freiberg iſt ein Gehölz, das heißt der heimiſche Buſch, und in demſelben hauſte vordem ein Kobold, den die Leute Mützchen nannten und damit an den bekannten Kobold Hütchen erinnerten. Geiſt Mützchen gehörte zu jenen geſpenſtigen Hockelmännchen, die ſich den Reiſenden und ſolchen Leuten, die im Walde Geſchäfte hatten, aufhockten und ſich weite Strecken tragen ließen, bis die Leute ganz abgemattet waren und faſt odemlos umſanken. Wenn ſie ihn nun faſt nicht mehr tragen konnten, hüpfte er von ihrem Rücken plötzlich weg, ſchnellte auf einen Baum und ſchlug ein ſchmetterndes Gelächter auf. Dieß arge Poſſenſpiel trieb Geiſt Mützchen abſonderlich im Jahre 1573 und ſind viele Perſonen durch ſein Aufhockeln krank geworden. Einſt fand eine Butterhökin einen prächtigen Käſe im heimiſchen Buſch. Des Fundes froh und überrechnend, was ſie dafür löſen werde, legte ſie ihn in ihren Tragkorb, da wurde der Korb ſo ſchwer, ſo ſchwer, daß ſie endlich von der Laſt niedergezogen ward und in die Kniee ſank und den Korb abwarf. Da rollte ein Mühlſtein aus dem Korbe und in die Büſche, und aus den Büſchen ſchaute Mützchen mit gellendem Gelächter, daher man auch von einem hell und grell Lachenden ſagt: der lacht wie ein Kobold. Den Namen aber hatte Mützchen von ſeiner Nebelkappe, die ihn unſichtbar machte, und wenn er ſie abthat, ſo ſah man ihn, und dann ſetzte er ſie oft plötzlich wieder auf und war im Nu verſchwunden. Davon iſt das Sprichwort entſtanden, wenn Jemand etwas ſucht und es an einem Orte geſehen zu haben glaubt und es doch nicht finden kann, daß man ſagt: je da ſitzt er und hat Mützchen auf! — nämlich der Zwerglein unſichtbar machendes Nebelkäppchen.

513) Der Wappenſchild der Schönburge.

Novell. beb. v. Dietrich, die rom. Sagen des Erzgebirges Bd. I. S. 33 ff.

In der letzten Schlacht, welche Karl der Große dem tapfern Sachſenfürſten Wittekind lieferte, kam er in einem Einzelgefecht ſehr in's Gedränge, ſchon waren die meiſten der Ritter ſeiner Umgebung gefallen,

aus einem Eichenſtamm geſchnitzt, der in der Kirche ſelbſt gewachſen ſein ſoll, und über demſelben zeigt man in der Mauer eine bogenförmige Vertiefung, das ſogenannte Fegefeuer, worin ſich immer ein Brauſen vernehmen läßt.

nur er allein widerstand noch mannhaft dem feindlichen Andrang. Plötzlich traf ein mit gewichtiger Hand geschleudertes Felsstück seinen Schild, derselbe zersprang und Karl hatte nur noch sein Schwert zur Vertheidigung. Da erhob sich aus dem Leichenhaufen, der rings um ihn aufgethürmt war, einer seiner gefallenen Getreuen und reichte ihm seinen Schild. Kaum hatte er sich damit zu decken begonnen, als auch schon Hilfe nahte und die Schlacht sehr bald zu Gunsten der Ihrigen endete. Noch vorher aber hatte der edle Frankenkönig seinen Retter in der Noth unter den Sterbenden und Verwundeten herausgefunden und ihn glücklicher Weise noch am Leben angetroffen. Er erkannte ihn als einen Schönburg. Derselbe führte bis dahin nur ein einfaches Silberschild ohne Kleinod, da berührte Karl mit Ring-, Mittel- und Zeigefinger seiner Rechten die blutende Wunde seines Ritters und strich mit der Wunde reinem Blute zweimal über das silberfarbene, herzförmige, jetzt vom Geschosse des Feindes vielfach verletzte Wappenschild, so daß zwei rothe Streifen dasselbe zierten und sprach: Schönburg, dieß sei fortan Dein Zeichen, Dein Blut das Wappenkleinod Deines Hauses!

514) Der gespenstige Freier auf Hartenstein.

Mündlich. Poet. beh. v. Wiede b. J. Günther, Großes poet. Sagenbuch der Deutschen. Jena 1846. Bd. I. S. 123.

Auf dem Schlosse Hartenstein, dem Stammschlosse der Schönburge, fand sich einst jeden Tag ein Schattenritter ein. Man nannte ihn König Vollmer den Geisterkönig. Er hatte, man weiß nicht wie, die Liebe der schönen Kunigunde von Schönburg, als sie noch Kind war, gewonnen und dieselbe erklärt, ihn und keinen Andern wolle sie ehelichen. So ritt er denn jeden Tag auf unsichtbarem Rosse in's Burgthor ein, zog dasselbe, ohne daß Jemand es sah, nur hören konnte man seinen Tritt, in den Stall und stieg dann selbst unsichtbar und nur am Schall seines Trittes kenntlich, die Schloßtreppe hinan. Dort kam ihm seine Braut entgegen, der reichte er seine Hand — das war der einzige fühlbare Theil seines Körpers, weich und glatt, aber eiskalt — und nun sprachen und koseten sie zusammen wie zwei Liebende es thun. Dann schritten sie in den Speisesaal, wo ihrer schon der Bruder des Fräuleins harrte, und alle drei setzten sich zu Tische und aßen und tranken nach Herzenslust, die dem Schattenritter vorgelegten Speisen und der Wein in seinem Becher verschwand, und doch sah Niemand, wo es hinkam. Man hörte nur des

Schattenbräutigams Stimme und der Graf, dem früher vor seinem geisterhaften Schwager gegraut, faßte immer mehr Neigung zu ihm, denn er hatte an ihm einen steten treuen Berather und Warner bei bevorstehendem Unglück. Wenn das Mahl vorüber war, verließ der Graf die beiden Brautleute, und so saßen sie bis kurz vor Ein Uhr, da nahm der gespenstige Gast eilig Abschied. So trieb er es viele Jahre, da äußerte einmal das Fräulein, wie sie sich nach einem Kusse von seinem Munde sehne, und siehe ihr geisterhafter Bräutigam antwortete: Lebe wohl auf ewig, weil ich an Deine rein geistige Liebe glaubte, verließ ich mein himmlisches Reich um bei Dir zu sein, jetzt wo Du an irdische Liebe denkst, ist mein Bleibens nicht mehr hier, Du siehst mich nie wieder! Damit verschwand er und nie hat das Fräulein wieder seine Nähe empfunden.

---

515) Die Eiche bei Hartenstein.

Poetisch bed. v. C. Zöbrau (Fr. v. Biedermann), Eine Sängerjugend S. 129.

In dem beim Schlosse Hartenstein befindlichen Walde befand sich noch vor Kurzem ein ungeheurer, prächtig belaubter Eichbaum, von dem man erzählte, daß sein Bestehn auf geheimnißvolle Weise mit dem Schicksale des Schönburg'schen Hauses verflochten sei. Man sagte, wenn der Baum umgehauen werde, würden drei Glieder des Schönburgischen Stammes sterben. Im Jahre 1840 (?) stürzte der Baum um, und wirklich starben kurz darauf drei Schönburge.

---

516) Die Prinzenkleider in der Kirche zu Eberedorf.

Berkenmeyer Cur. Antiquarius S. 632. W. Schäfer, d. Prinzenraub. Lpzg. 1853. S. 56 sq.

Nachdem die beiden sächsischen Prinzen ihrem Räuber, dem Ritter Kunz von Kauffungen, durch Gottes Hilfe glücklich entronnen waren, machte der ganze Hof eine Wallfahrt nach der Eberedorfer Kirche (bei Chemnitz), und der Churfürst ließ daselbst die Kleider der beiden jungen Herrlein, so sie bei ihrer Entführung angehabt, wie auch des Köhlers, der sie errettet hatte, Kittel und Kappe aufhängen, wo sie noch zu sehen sind. Bei den Kleidern wurden folgende Verse angeschrieben:

Kunz Kauffung der viel wilde Mann,
Im Meißnerland ist kommen an,

Wohl auf das Schloß zu Altenberg,
Sehr frech und kühn ohn alle Sorg,
Dem Fürsten allda seine Kind,
Entführt hat listig und geschwind,
Der Kleider noch hie hängen seht,
Ein jeder der fürüber geht,
Die dazumahl bald nach der That,
Der Vater hergehänget hat.

517) Die Betfahrt nach Ebersdorf.

Ziehnert Bd. III. S. 181 sq.

In Ebersdorf stand vor alten Zeiten in der noch jetzt auf dem dasigen Kirchhofe stehenden Kapelle ein berühmtes Muttergottesbild. Dasselbe wurde so häufig besucht, daß außer dem Pfarrer noch sechs Kaplane angestellt werden mußten, welche in den sechs um die Kirchhofmauer herumstehenden sogenannten Pfaffenhäusern wohnten. Unzählige Wunder sollen von dem Marienbilde vollbracht worden sein und man zeigt noch eine Menge Reliquien, z. B. das gleich zu besprechende Goldschiffchen und eine Krücke, welche ein durch die Berührung des Marienbildes geheilter Lahmer getragen hat. Diese Krücke ist mit der Jahrzahl 1333 gezeichnet, und man liest an ihr die eingeschnittenen Worte: Kruck, Du bist mein Unglück — zu meinem Unglück hab ich ein schon Kruck.

Die zahlreichen Wallfahrten nach Ebersdorf reizten oftmals die Raubsucht der Ritter auf Schellenberg und Lichtenwalde, welche beiden Schlösser der Raubsucht ihrer Besitzer den Namen danken, indem Schellenberg von dem Glockensignale und Lichtenwalde von dem Feuersignale (Licht im Walde), welches sich die Räuber gegenseitig gaben, genannt ward. Unter mehreren Geschichten aber, welche man sich von dem Raubgesindel erzählt, ist folgende besonders meldenswerth.

Am Sylvestertage des Jahres 1212 unternahmen die Mönche des Cisterzienserordens in Freiberg eine große Betfahrt nach dem Marienbilde zu Ebersdorf, um daselbst Gott für den reichen Bergsegen zu danken. Es war eine strenge Kälte, der Schnee hatte die Wege zugeweht, und die Wässer waren zugefroren. Doch mit freudigem Muthe zog die Schaar der Betfahrer unter frommen Gesängen rüstig am Schieferbache hin. Da brachen plötzlich aus der dichten Waldung die Räuber von Schellenberg und Lichtenwalde und drangen auf den Zug ein, um die kostbaren Geräthe, Fahnen und Kleinode, welche bei einer Betfahrt damaliger Zeit

nie fehlen durften, mit Gewalt zu rauben. Augenblicklich gerieth der Zug in wilde Verwirrung und die Mönche flohen mit Jammern und Entsetzen, aber der Schirmvoigt, ein tapferer Ritter, warf sich mit seinen Reisigen und Klosterknechten den Räubern entgegen. Es entbrannte ein hitziger Kampf, welcher eine gute Weile währte und zuletzt mit dem Siege der guten Sache endigte. Die Räuber wurden geschlagen und flohen nach dem Flöhefluſſe, hoffend, daß das Eis sie tragen werde. Doch die dünne Eisdecke in der Mitte des Flusses brach und mehr als die Hälfte der Räuber ertrank in den kalten Fluthen. Die übrigen flüchteten das Ufer entlang stromaufwärts, und verkrochen sich in eine Felsenschlucht. Als dieß die Klosterknechte gewahrten, besetzten sie den Eingang der Schlucht, und wollten die Räuber darin mit den Waffen angreifen. Aber ihr Anführer der Schirmvoigt gebot, sie sollten ihr Blut schonen und die Räuber durch Feuer verderben. Hierauf schlugen die Knechte eine Menge Baumstämme nieder, zündeten sie an, und warfen sie in die Schlucht, bis dieselbe zuletzt einem brennenden Ofen glich. So wurden die Räuber von Schellenberg und Lichtenwalde vertilgt, und der Weg für die Betfahrer wenigstens auf einige Zeit sicher. Jene Felsenschlucht aber, worin die Räuber verbrannt wurden, heißt noch heute zum Andenken an jene Begebenheit der Höllengrund.

518) Das Goldschiffchen in der Kirche zu Ebersdorf.

Poetisch beh. v. Zschnert Bd. II S. 81 ff.

Unter den Reliquien der Kirche zu Ebersdorf,*) zu denen bekanntlich auch das Hufeisen des Ritters von Harras gehört (s. oben Nr 312), befindet sich ein Schiffchen von Holz, welches aus dem 14ten Jahrhundert stammt und bei folgender Gelegenheit hier aufgehangen worden ist. Ein gewisser Junker Wolf von Lichtenwalde (?) war in's gelobte Land gezogen, um dort gegen die Saracenen zu kämpfen, er hatte alle Gefahren und Anstrengungen des Krieges glücklich überwunden, und kehrte jetzt mit Schätzen beladen nach seinem Vaterlande zurück, wo ihn eine liebende Braut erwartete. Siehe da begab es sich, daß das Schiff, auf dem er

*) Hier wird auch das Glas gezeigt, welches Luther dem Dr. Jonas schenkte und die Inschrift trägt: Dem lieben Dr. Jonas schenkt Dr. Luther ein schön Glas; Das lehrt sie alle beide sein daß sie zerbrechliche Gläser sein. Das Glas ist aber unächt, denn das ächte soll sich in Nürnberg oder Halle befinden.

nach Venedig segelte, von einem furchtbaren Sturm überfallen ward, keine Geschicklichkeit des seekundigen Captains noch die übermenschlichen Anstrengungen der Mannschaft vermochten dem Andrange der wüthenden Elemente zu widerstehen und Jeder sah dem Untergang des Schiffs in nächster Zeit entgegen. Da sank der sonst so muthige Kreuzfahrer in wilder Verzweiflung auf die Knie und gelobte der h. Jungfrau zu Ebersdorf, daß, wo sie ihn aus dieser Todesnoth befreien und glücklich in sein Ahnenschloß zurückkehren lassen werde, er ihr ein Schiffchen ganz mit gutem Gold gefüllt als Opfer darbringen wolle, und solle er auch sein ganzes Eigenthum dabei aufwenden. Und siehe, fast augenblicklich legte sich der Sturm, die Wogen glätteten sich und ein günstiger Wind trieb das Schiff schnell und glücklich in den sichern Hafen. Der Ritter vergaß aber nach seiner glücklichen Heimkehr sein Gelübde nicht, er ließ von einem geschickten Künstler ein Schiffchen anfertigen, füllte es mit Gold an und hing es zum ewigen Andenken in der Kirche zu Ebersdorf am Altare der h. Jungfrau auf. Zwar hat die Lichtenwalder Gutsherrschaft nach der Reformation sowohl dieses Gold als alle andern Kostbarkeiten und Nutzungen der Kirche an sich genommen, nachdem sie die Verpflichtung eingegangen war, dieselbe in allen Baulichkeiten zu unterhalten, ja sollte sie einmal abbrennen, ohne Zuthun der Gemeinde und des Kirchenärars aus ihren Mitteln wieder aufzubauen, allein das Schiffchen ist heute noch zu sehen, und erinnert uns an jene Zeiten, wo man noch in frommer Einfalt an unmittelbare göttliche Einwirkung auf das menschliche Schicksal glaubte.

519) Das Jüdel.

Mündlich. Einzelnes in d. Gesetzlegten Rockenphilosophie. 5te A. Chemnitz 1759. 8. S. 82, 781, 911, 995. Grimm. Deutsche Mythol. 1. A. Anh. S. XXXVII. Simrock, Deutsche Mythol. 2. 482.

Man kennt im ganzen Erzgebirge ein Kindergespenst, das sogenannte Jüdel oder Hebreerchen (richtiger: das Gütel, von „gut") und erzählt, daß, wenn die kleinen Wochenkinder während des Schlafs die Augen halb aufthun, die Augäpfel in die Höhe wenden, als wollten sie etwas sehen, dabei zu lächeln scheinen und dann wieder fortschlafen, manchmal auch zu weinen anfangen, daß das Jüdel mit ihnen spiele. Damit nun aber die Kinder von demselben nicht ferner beunruhigt werden, so kauft man ein kleines neues Töpfchen, sammt einem Deckelchen

und zwar so theuer, als man es bietet, ohne zu handeln, darin wird von dem Bade des Kindes gegossen und es dann auf den Ofen gestellt und man sagt, das Jüdel spiele damit und plätschere das Wasser so lange heraus, bis nichts mehr im Töpfchen sei. Andere blasen Eier aus den Schalen in des Kindes Brei und der Mutter Suppe und hängen solche hohle Eierschalen sammt etlichen Kartenblättern und andern leichten Sachen mehr mit Zwirn an die Wiege des Kindes, daß es fein frei schwebe. Wenn nun die Thüre aufgemacht wird, oder es geht und bewegt sich Jemand in der Stube, also daß die am Faden schwebenden Sachen sich in der Luft bewegen, da sagen die Weiber, man solle nur Acht geben, wie das Jüdel mit den Sachen an der Wiege spiele. Wenn zuweilen die kleinen Kinder rothe Flecke haben, da sagt man, das Jüdel habe sie verbrannt; dann soll man das Ofenloch mit einem Speckschwärtlein schmieren. Das Jüdel spielt aber auch des Nachts mit den Kühen, dann werden sie unruhig und brummen, macht man aber Licht an, so sieht man nichts. Ebenso geht es in die Pferdeställe und fängt an die Pferde des Nachts zu striegeln, dann werden dieselben wild, beißen und schlagen um sich, ohne daß sie sich des Gespenstes, welches auf ihnen hockt, entledigen können. Um das Gütel als Hausgeist zu unterhalten, muß man ihm Bogen und Pfeile und Spielsachen in den Keller und die Scheune legen, damit es damit spiele und Glück in's Haus bringe. Wenn aber die Wöchnerin vor demselben ganz sicher sein soll, so muß ein Strohhalm aus ihrem Bette an jede Thüre gelegt werden, dann kann weder das Jüdel noch ein anderes Gespenst herein.

520) Der Friedensstein am Streitwald.

Nach Dietrich, Rem. Sagen d. Erzgeb. Bd. I. S. 333 ff.

Während Ritter Ernst, Herr und Graf zu Schönburg auf Hartenstein und Bruno von Schönberg auf Stollberg, mit dem Herzog Albrecht in's gelobte Land gezogen waren, hatte der damalige Abt des Klosters zu Grünhain, ein herrschsüchtiger und habsüchtiger Mann, durch seine Intriguen es dahin zu bringen gewußt, daß zwischen den von jenen mächtigen Rittern während ihrer Abwesenheit bestallten Vogten ihrer Besitzungen ein Streit über einen schönen, trefflich mit Wild und Holz bestandenen Forst entstand, der zwischen ihren Grenzen und denen der Grünhainer Abtei lag, und hoffte schließlich bei demselben den Forst in seine Hände zu bekommen. Ehe jedoch die Sache soweit kam, starb er, und

ſein Nachfolger, ein milder Prieſter, weit entfernt, den Streit zu ſchüren, vermittelte die Verſöhnung der inzwiſchen aus Paläſtina zurückgekehrten Ritter. Sie kamen im freien Felde zuſammen und verglichen ſich mit einander, an jener Stelle aber ward ein Stein aufgeſtellt, dem der Volksglaube, weil er vom Grünhainer Abte geweiht war, Wunderkräfte zuſchrieb: er ſollte ſtückweiſe zu Pulver gerieben bei allerlei körperlichen Leiden die erſprießlichſten Dienſte leiſten; jener ſtreitige Wald aber hieß ſeit jener Zeit der Streitwald.

521) Der Stein bei Rauenſtein.

Novell. beh. v. Dietrich a. a. O. S. 303 sq.

In der Nähe von Rauenſtein ſteht ein Stein, der zum Andenken an die gräßliche Peſt geſetzt iſt, welche nach dem 30jährigen Kriege in jenem Theile des Erzgebirges wüthete. Es war nämlich zu Lengefeld die Peſt ausgebrochen und dermaßen heftig, daß der Ort von der Umgegend völlig abgeſperrt ward. Nun war aber in Reifland ein junger Mann, der eine Braut, die Enkelin des Pfarrers zu Lengefeld, zur Braut hatte. Dieſer hatte gehört, man bekomme in Freiberg einen Peſteſſig, welchen die dortigen Todtengräber aus Kräutern bereiten. Er eilte alſo dorthin, verſchaffte ſich eine Flaſche davon und ſchlug ſich mit Lebensgefahr durch den Militärcordon, weil er gehört hatte, der Vater ſeiner Braut ſei an der Peſt erkrankt. Zwar kam er zu ſpät, allein es gelang ihm doch dieſe ſelbſt, ihren Großvater und viele Andere damit herzuſtellen, bald verſchwand die furchtbare Seuche und nachdem die Sperre aufgehoben war, beſchloß man in Lengefeld und dem nahen Reifland eine Art Wiederſehns- und Auferſtehungsfeſt auf der Mitte des Weges zwiſchen beiden Orten zu feiern. Dieß that man auch und jener Stein bewahrt noch heute das Andenken an jene ſchauervolle Zeit.

522) Der Waldteufel im Erzgebirge.

Lehmann S. 71.

Die Wälder über dem Bloſelſtein und am Müntzerberg ſind ſehr unheimlich und hat ein Waldteufel im Jahre 1575 den Köhler Georg Schwander, drei Jahre nachher ſeinen Geſellen und 1582 einen dritten Köhler, Oswald Wellner, erſchreckt, gedrückt und ſo vergiftet, daß ſie ſterben müſſen.

Im Jahre 1632 ließ Theophilus Groschupf, Stadtschreiber zu Scheibenberg, einen Raum an den Erbisleiten räumen und Acker machen; da nun ein Arbeiter, Georg Feuereisen, Mittags hinunter an einen Brunnen geht Trinkwasser zu holen, findet er dabei einen häßlichen unbekannten Mann liegen, der ihm auf seinen Gruß nicht dankt, sondern im Rückwege auf den Hals fällt und ihn braun und blau drückt, daß er deswegen acht Wochen krank gelegen.

Hinter Grünhain liegt ein Wald, der Pfannenstiel genannt, auf welchem nicht allein viele Menschen sind erschlagen worden, sondern es hat auch ein Waldgeist viele Leute erschreckt und geneckt, daß sie davon gestorben. Dergleichen ist einem Schneeberger, Mehlhorn genannt, begegnet, den es in den Rumpelsbach geworfen zum Trinkgeld, nachdem er dieses Gespenst als einen Malzsack den Berg hinan trug.

Anno 1654 hielt Hans Breitfeld, der Richter zu Grumbach, einen Dorfknaben von 13 Jahren, Michael Schmied, zu seinen Schafen, welchen ein Feldteufel zweimal von den Schafen weggeführt, das erste Mal am 4. October stille durch die Luft und ihn nach Ritzwald in's dürre Fichtengras geworfen und liegen lassen. Das andere Mal sahe das Gespenst seinem Vater ähnlich, der kurz zuvor gestorben war, bald mit, bald ohne Kopf, das trug ihn über drei Erbe weg in die Höhe und warf ihn in einen Morast, worüber denn der arme Knabe allezeit krank ward, daß er die Schafe darum nicht weiter hüten wollte.

In besagtem Jahre zur Herbstzeit kommt der Kirchvater von Stützengrün her aus dem Wald und ist gar schwermüthig, klagt auch, es habe ihn ein Gespenst erschreckt. Als er im Februar wieder hinaus geht, hört er eine Stimme: erwürge Dich oder ich thue es! greif lieber selbst zu! Damit zieht der bestürzte Mann sein Messer heraus, und schneidet sich den Bauch auf, daß die Gedärme in den Schnee fallen. Weil er aber vor Schmerzen heftig schreit, finden ihn etliche Kohler im Blute und führen ihn noch lebendig herein, und nachdem er seine Beichte gethan, communicirt und getröstet worden ist, ist er bald darauf verschieden.

Ferner hat ein Buchholzer Wald- und Mordgeist im Buchholzer Busch am Wege unter den vorbeigehenden Leuten vielen Zank und Schlägerei verursacht, daß sie bisweilen blutig und halbtodt von einander geschieden.

Wie Gottfried Richter der Pfarrsubstitut in der Raschau im Jahre 1661 vor Ostern seinen Bruder im benachbarten Elterlein, von woher er gebürtig, besucht und nun spät durch den Wald nach Hause eilt, verführt ihn ein Gespenst in einen furchtbaren dicken Wald, zerplagt ihn die halbe

Nacht hindurch, daß er frühmorgens nach Hause kommend halb todt aussah, sich todt krank niederlegte und sagte, ein Gespenst habe ihn in mancherlei Gestalt die Nacht geplagt und stets begleitet, darauf er nach etlichen Tagen gestorben.

Auf eine halbe Meile von Grünbain gegen Waschleite ist einst in der Nacht eine ganze Compagnie Geister, die ein Getön und Concert von sich gegeben, als wenn's die schönste Musica wäre, dem Pastor zu Scheibenberg Christian Lehmann († 1688) begegnet; desgleichen einem Gerber von Elterlein, der vom Schwarzenberg des Nachts heimgefahren ist eine ganze Rotte Ketter ohne Köpfe und in mancherlei Gestalt entgegengekommen, denen er ausgewichen, aber davon krank geworden ist.

523) Der gespenstige Mönch bei Grünhain.

Lehmann S. 75.

50 Jahre nach der Zerstörung des Klosters Grünhain am Elterleiner Wege, da wo des Abtes Hammerwerk gestanden, wie die Schlackenhaufen ausweisen, hat sich sonst ein Gespenst in Mönchsgestalt sehen lassen, welches die Vorbeigehenden, besonders die Trunkenen und Jauchzenden übel bezahlt und einst einen Bergmann von Elterlein, der das Gespenst in der Vollerei herausgefordert, mit den Beinen den Berg hinunter geschleppt, in den Bach geworfen und am Kopfe so verwundet, daß er viele Tage nicht arbeiten konnte. Einen Richter, der trunken in der Nacht von Grünhain heimgeritten, hat's mit dem Pferde gestürzt, daß er einen Arm gebrochen, das Pferd sammt dem Boten verjagt, und ist der Richter mit großer Lebensgefahr heimgekommen.

524) Der gespenstige Bergmann bei Rittersgrün und Scheibenberg.

Lehmann a. a. O. S. 75 u. S. 53.

Zwischen Rittersgrün und Pöhla am Bach ist ein Fels, darum sich ein Gespenst als ein Bergmann hören und sehen läßt, oben auf dem Kopfe hat es ein brennendes Grubenlicht und erschreckt die Leute in der Nacht und hat sie mit großem Beben und Krachen in den Bach geworfen. Ebenso hat sich hinter dem Scheibenberger Hügel am Gehänge im Backen und vorne um die Berghalden oft ein Gespenst sehen lassen als ein Bergmann gekleidet, welches den Maurern, so daselbst Sand ge-

ſieht, plötzlich auf den Hals gekommen. Andere hat es hinter dem Berge an eine eiſerne Thüre geführt, als zum Eingange eines Schatzes, die man nachher nicht wieder finden können, oder in Geſtalt einer Jungfer oder von Wölfen, Füchſen und Irrwiſchen Manchen verführt und geäfft.

Im Jahre 1632 hatte Hans Schürf zu Krottendorf eine Tochter von 8 Jahren im Walde verloren, die man innerhalb 13 Tagen nicht finden können, bis ſie von einer Köhlerin im Walde angetroffen und heimgebracht worden; da ſie nun gefragt ward, was ſie denn gegeſſen und getrunken, hat ſie geantwortet: ein Männchen hat mir alle Tage eine Semmel und zu trinken gebracht.

525) Wo die Bergmännchen im Gebirge jetzt hingekommen.

Lehmann a. a. O. S. 190.

Es iſt eine alte Rede, daß früher Zwerge oder Männlein im Gebirge gewohnt und ſich endlich beklagt, ſie müßten wegziehen, denn ſie könnten das Pochen auf den Eiſenhämmern und Zwittergebäuden nicht hören und vertragen, ſie wollten aber wieder kommen, wenn die Hämmer aufhören würden.

526) Die Wehklage im Erzgebirge.

Lehmann a. a. O. S. 784. Mündlich.

Im Erzgebirge giebt es ein Geſpenſt, die ſogenannte Klagefrau oder Klagemutter, dieſe geht vor das Haus, wo ein Kranker liegt, und fängt an jämmerlich zu heulen; will man nun wiſſen, ob derſelbe ſtirbt oder nicht, ſo wirft man vor die Thüre von oben ein Tuch herab, das demſelben gehört, nimmt jene, die nun zu heulen aufhört, daſſelbe mit fort, ſo ſtirbt er, läßt ſie es aber liegen, ſo findet das Gegentheil Statt. Im Voigtlande kommt daſſelbe Geſpenſt auch vor und dort ſagt man, daſſelbe habe die Geſtalt eines großen weißen Ballen und wälze ſich ſo auf der Straße fort.

Im Jahre 1626 beim großen Sterben wohnte N. Köhler, ein Schuſter, in Oberwieſenthal am Markte: da er ſich nun Abends zur Ruhe legt, hört er ein jämmerliches Geheul auf dem Markte, daß er davon nicht ſchlafen kann. Er ſieht hinaus und wird gewahr, daß es um den Holzſtoß eines gegenüberwohnenden Nachbars ſo winſelt und jammert (es lagen darin zwei Sterbende, wie er des folgenden Morgens

zuerst erfahren). Er spricht: ja heule nur zu, daß Dir was Anderes in den Nacken fahre! und legt sich wieder nieder. Gleich kommt das Heulgespenst vor die Kammer, heult noch gräßlicher, und er fährt mit Furcht und Grausen in's Bett hinein, sein Weib verweist ihm aber seine Verwegenheit, warum er bei so elenden Sterbezeiten so frech hinaus geschrieen, dann fangen sie an mit einander zu beten. Das Heulding fährt hinauf auf den Oberboden und von da zum Fenster in das Quergäßchen hinunter, und heult wieder auf's Neue vor des Buttels Thür, und Morgens erfuhr er, daß auch darin ein Patient am Tode läge. Der Schuhmacher selbst hat indeß noch über 30 Jahre gelebt.

527. Die Pestmacher im Erzgebirge.

Lehmann a. a. O. S. 987 ff.

Im Jahre 1680 ward zu Meyer der Todtengräber wegen Zauberei auf dem Gottesacker gefangen und gefänglich eingezogen, denn man hatte ihn auf den Markt gehen und aus einer Schachtel etwas ausstreuen sehen: so nun hernach allerhand Merkmale gesucht wurden, ihn seiner Bosheit zu überweisen, fand man unter andern, daß er sein eigenes Weib wieder ausgegraben, ihr Augen, Nase und Zunge ausgeschnitten und sie zu Pulver verbrannt hatte, welches er also auf die Gasse gestreut. Er wurde deswegen mit dem Staupenschlag bestraft und ewig des Landes verwiesen.

Zu Wolkenstein hat im Jahre 1611 ein Todtengräber einer Pestleiche den Kopf im Grabe abgestoßen, diesen in seiner Stube an einer Schnur in Teufelsnamen aufgehängt, darin er Hefen, Bier und Blut von Verunreinen, ebenso Milch aus Brüsten von Pestleichen vermischt gegossen und warm eingeheizt, so viel nun Tropfen aus dem schwitzenden Hirnschädel gefallen, so viel Pestleichen hat er selbigen Tag gehabt. Dieser Pestzauberer hatte auch zweierlei Pulver, ein gutes wider die Pest und ein ansteckendes, so er aus einer Pestdrüse gemacht. Um solcher schrecklicher Uebelthaten willen, ist er verbrannt worden.

Im Jahre 1623 regierte die Pest zu Gottesgabe, davon der Ort bald ausstarb und der Todtengräber kam in Verdacht, er habe die Seuche mit bösen Mitteln verursacht. Hans Leonhard, ein verwegener Mühlknecht, der eben aus dem Kriege gekommen, wagte sich hinein in des Todtengräbers Häuslein und findet einen Todtenkopf über den Ofen hängen, darüber er sich erbost und den Todtengräber sammt seinem Weibe

krumm und lahm haut, holt Feuer und brennt das Spital gar weg, aus dem zwar die tödtlich gehauenen gekrochen, aber dennoch an ihren Wunden gestorben sind.

Im Jahre 1633 hatte eine gewisse Pittelin zu Abertham, einem früher durch seinen Käse berühmten Dorfe, die Pest durch Zaubermittel vermehren helfen, und wie sie in der Marter bekannt, eine Bürste neben einer Leiche in's Grab geworfen, welche dann auf ihren Rath wieder herausgenommen ward, wo nicht, sagte sie, müsse ganz Abertham aussterben, da schon 263 Personen gestorben waren. Es hat sich mit der Bürste auch also befunden und wurde diese Pestzauberin am 18. Novbr. in Joachimsthal an einem Pfahl mit dem Strange erwürgt, die Tochter von 13 Jahren enthauptet, beide Körper verbrannt und der Sohn des Landes verwiesen.*)

328) Der alte Thurm in Tanneberg.

Ziehnert Bd. III. S. 208.

Nahe bei den Rittergutsgebäuden des Dorfes Tanneberg bei Weyer steht ein alter viereckiger Thurm. Seine starken Mauern sind noch jetzt an die 30 Ellen hoch und von einem Wassergraben umgeben. Viel erzählt man von ihm, aber wenig Zusammenhängendes. In uralter Zeit

*) Misander, Delicise Historicae. Dresden 1698. 8. S. 261, erzählt Folgendes: Im Jahre 1613 den 20. October ist zu Weyda im Vogtlande ein Mann, Namens Michael Schazer, verbrannt worden, der bei dem großen Sterben daselbst im Jahre 1611 sich als Todtenträger hatte brauchen lassen. Der hat ausgesagt, daß in einem Hause, welches er auch genannt, der Teufel in sichtbarer Gestalt zu ihm gekommen und zu ihm und seinem Kameraden, der Knacker gebeißen, und von dem die Gerichte daselbst gesagt haben, daß wenn man auch diesen hätte zur Haft bringen können, dieser Schazer gegen ihn ein Engel gewesen sei, ein Pulver gegeben. Der Teufel habe in einem langen schwarzen Kleide in der Hofthüre gestanden und statt der Hände große lange Klauen und Krackeln gehabt, der eine Fuß wäre ein Pferde-, der andere ein Kuhfuß gewesen, und habe ihnen befohlen, sie sollten dieß Pulver in die Häuser streuen in aller Teufel Namen, wer nun darüber gehen werde, der müsse stracks die Pestilenz bekommen und sterben. Dieß hätten sie denn fleißig und vielfältig practicirt, besonders gegen die, auf welche sie einen Groll gehabt, und also viele Leute hingerichtet, wer ihnen aber Geld gegeben, oder wo sie sonst gewollt, da hätten sie ein Wasser gehabt, welches sie kreuzweise im Namen der Dreieinigkeit dahin gegossen, und obgleich das Pulver geworfen worden, habe es doch nach dem Gießen keine Kraft mehr gehabt, sondern [illegible] habe Alles wieder gut und gesund machen können.

soll einmal ein Graf, der Besitzer dieser Gegend, eine große Jagd gehalten und sich dabei verirrt haben, und mit seinem Rosse in einen Sumpf gesunken sein. Dem Tode nahe wäre er noch von den Jägern mit Mühe gerettet worden, und hätte zum Andenken den Thurm erbaut. Jetzt noch soll in dem Thurme der Geist eines der spätern Besitzer spuken, aber warum? weiß Niemand. Auch wollen alte Holzhacker und Bergleute den Baum wissen, wo die Seele dieses unglücklichen Spukers eingespundet sein soll. Es wäre sonst ein eiserner Reif um den Baum gelegt gewesen, um die Seele recht festzuhalten, aber die Holzdiebe hätten zuletzt auch den Reif gestohlen.

529) Der St. Annenbrunnen bei Niederzwonitz.

Ziehnert Bd. III. S. 213. Novell. beh. b. Dietrich a. a. O. Bd. II. S. 236 sq.

Westlich vom Dorfe Niederzwonitz auf einer mit Wald umgebenen Wiese quellen mehrere Brunnen, deren einige mineralische Heilkraft besitzen sollen. Der vorzüglichste unter ihnen heißt der St. Annenbrunnen. Wie er zu dem letztern Namen gekommen, erzählt folgende Sage.

Aennchen, die 13jährige Tochter des Jägers zu Niederzwonitz, war seit dem 5ten Jahre durch die Blattern erblindet. Ihr Vater, der sie als sein einziges Kind über die Maßen zärtlich liebte, fragte allenthalben um Rath und scheute keine Kosten, um seinem Kinde von dem großen Uebel zu helfen; aber umsonst, Niemand konnte ihr das Augenlicht wieder geben. Dennoch haderte das fromme Mägdlein nicht mit Gott, sondern betete alltäglich zu ihm und der h. Anna mit freudiger Zuversicht, daß ihrem Unglück ein Ende kommen werde. Da in der Nacht des St. Annentages (26. Juli) erschien ihr im Traume die h. Anna in himmlischer Herrlichkeit, ergriff sie bei der Hand und führte sie hinaus in den Streitwald, wo auf moorigem Wiesengrunde ein Brünnlein quoll und deutete auf das Wasser und auf Aennchens Augen, segnete sie und verschwand.

Als am Morgen das blinde Mägdlein ihrem Vater erzählte, was ihr geträumt hatte, da ward derselbe voller Freuden, denn er erkannte in dem Traume die Verheißung naher Hilfe. Sonder Säumen führte er sie hinaus in den Streitwald zu dem Brunnen auf der moorigen Wiese, den er gar wohl kannte, in dem er aber nie solche Heilkraft geahnt hatte. Aennchen wusch sich die Augen mit dem Wasser des Quelles und ward wieder sehend. Ihr Vater dankte Gott auf den Knieen und

gelobte an jenem Brunnen der h. Anna eine Kapelle zu bauen. Noch in demselben Jahre erfüllte er das Gelübde. Dieses begab sich im Jahre 1498. Die Kapelle scheint bald wieder verfallen zu sein, aber den St. Annenbrunnen rühmt man noch heute als Heilquelle.

530) Die St. Blasiuskirche zu Niederzwönitz.

Liebnert a. a. O. S. 215.

Diese kleine, nahe bei der Stadt Zwönitz gelegene Kirche, in welcher nur noch bei Begräbnissen und wenigen Festtagen gepredigt wird, soll ein Hufschmied aus Niederzwönitz zur Strafe viehischer Sodomiterei haben erbauen müssen. Zum schmachvollen Gedächtniß des Gründers hängen (ob jetzt noch?) inwendig über der Thüre an einem Brete fünf vergoldete Hufeisen; fünf, weil er sein Verbrechen fünf Jahre soll betrieben haben.

531) Der Reiter ohne Kopf auf dem Ziegenberge bei Zwönitz.

Poetisch bearb. v. Liebnert Bd. I. S. 139 ff.

Auf dem Ziegenberge, einem fast 300 Ellen hohen, kegelförmig aufsteigenden Berge soll sich ein Reiter ohne Kopf sehen lassen, von dem sich das Volk folgende Sage erzählt. Einst (im 17. Jahrhundert) soll ein Müller in Zwönitz eine sehr schöne Tochter gehabt haben, die mit dem Förster von Grünhain heimlich versprochen war, der übrigens mit den übrigen Gliedern ihrer Familie so gut wie gar nicht bekannt war. Nun hatte aber der Müller auch einen Sohn, allein von diesem hatte er sich losgesagt, weil er ohne seine Erlaubniß die Tochter des Scharfrichters geehelicht und somit eigentlich nach damaligen Ansichten seine Familie beschimpft hatte. Gleichwohl kamen die Geschwister an diesem und jenem Orte mit einander zusammen, und als nun eines Tages die schöne Müllerstochter in die Schenke, wo sie ihren Liebhaber zu treffen dachte, zum Tanz gegangen war, traf sie ihren Bruder mit seiner Frau und konnte es ihm natürlich nicht abschlagen ein Tänzchen mit ihm zu machen. Während dem war aber der Förster angelangt und gleich vom Rosse aus wie er war auf den Tanzsaal geeilt, als er nun seine Braut in den Armen eines Fremden erblickt und sieht, wie sie freundlich mit ihm scherzt, ergreift ihn rasende Eifersucht. Er lockt sie also unter Schmeichelworten auf den Ziegenberg, indem er vorgiebt, er habe bei dem schnellen Ritte etwas im Walde verloren und sie solle ihm suchen

helfen. Das Mädchen geht auch nichts Böses ahnend mit, als sie aber an eine recht wilde verwachsene Stelle des Berges kommen, wirft er ihr in schnellen Worten ihre Untreue vor und erschlägt sie, ohne nur ihre Vertheidigung anhören zu wollen. Leider hatte er nur zu sicher getroffen, die Unglückliche gab in wenigen Minuten ihren Geist auf, indem sie nur noch so viel Zeit hatte, ihrem Mörder zuzurufen, ihr vermeintlicher Verführer sei ihr Bruder gewesen, den er noch nicht gekannt habe. In wilder Verzweiflung warf er sich über die Sterbende, allein er vermochte sie nicht wieder in's Leben zurückzurufen. Er eilte also auf den Tanzsaal und schrie ihrem Bruder zu, er habe seine Schwester gemordet, er wolle sich selbst dem Gerichte übergeben. So geschah es auch. Da er den Tod suchte, dauerte die Untersuchung nicht lange, schon nach 3 Monden fiel sein schuldiges Haupt zu Grunhain auf dem Schafott, auf dem Flecke aber, wo die blutige That geschehen, ward ein weißer Rosenbusch gepflanzt, dessen Rosen des Nachts wie mit Blut besprengt aussehen und der seine Blätter traurig zur Erde zu senken scheint, um Mitternacht aber kommt, wenn böse Zeiten bevorstehen, ein Reiter den Kopf unter dem Arme vom Grunhainer Hochgericht nach dem Rosenstock geritten, verweilt kurze Zeit und kehrt dann wieder dorthin zurück.

532. Die Teufelswand bei Eybenstock.

Ziehnert Br. III. S. 219.

In der Teufels- oder Steinwand, welche zwischen Eybenstock und Unterblauenthal am linken Ufer der Bockau unweit von ihrem Einflusse in die Mulde liegt, befindet sich eine große Höhle, von der die Sage Folgendes erzählt.

Zehn reiche Bösewichter hatten sich vereinigt, alle gute und gangbare Münze an sich zu bringen, sie in fremden Ländern mit jüdischem Gewinn gegen schlechte umzutauschen, und diese in's Land zurück und nach und nach unter die Leute zu bringen, was ihnen auch recht wohl gelang. In diesen Geschäften fuhren sie einst auch mit einem Wagen voll Geld dem Böhmer Walde zu und gedachten vor Einbruch der Nacht eine Herberge zu erreichen. Da überraschte sie aber ein mörderisches Ungewitter, und sie sandten die Knechte aus, ein Obdach zu suchen. Bald brachte einer von diesen die Nachricht, daß nicht fern von der Straße auf einer Anhöhe ein unbewohntes Schloß stehe, darinnen sie das Gewitter abwarten könnten. Weil nun der Wagen nicht wohl mit dahin gebracht werden

kannte, ſo ließen die Herren ihre Knechte bei demſelben und gingen ſelbſt in's Schloß. Hier fanden ſie nur ein einziges Gemach, das ſie vor dem Regen nothdürftig ſchützte. In dieſem ſtand eine morſche Tafel, daran ſetzten ſie ſich und begannen von ihren böſen Plänen zu reden. Da plötzlich wurde das Gewitter heftiger, ein dreifacher Wetterſtrahl fuhrte, die Burg ſtürzte zuſammen und aus ihren Trümmern ſtieg ein geſpaltener Felſen hervor. Die Knechte lagen betäubt unter dem Wagen; als ſie erwachten, ſchien der Mond hell durch die gelichteten Wolken. Sie ſahen nach dem Wagen und erſchraken, denn das Geld darauf war verſchwunden. Es ſchlug Mitternacht. Mit dem letzten Schlage trat eine lichte Geſtalt unter ſie, welche ihnen zu folgen gebot. Zitternd gehorchten ſie und kamen an einen hohen Felſen, in deſſen Inneres eine ſteinerne Thür führte, welche, ſobald ſie die geiſtige Geſtalt berührte, mit lautem Krachen aufſprang. Sie traten in ein Gewölbe; dort ſaßen die zehn Herren todtenbleich und zählten feuriges Geld. Die Knechte zitterten; gehet hin und ſagt, was Ihr geſehen! ſprach der Geiſt, dieſe zehn Unholde, Eure Herren, müſſen ſo lange hier das glühende Geld zählen, bis ein Mann, welcher zehn Armen uneigennützig Wohlthaten erwies, mit dem wunderſeltenen Kraute Lunaria den Felſen berührt, dies Gewölbe öffnet und alles Geld mit ſich nimmt. Solches gebet männiglich kund zur Warnung! Der Geiſt verſchwand, und die Knechte lagen unter dem Wagen. Zu gewiſſen Zeiten ſoll in dem Felſen ein mächtiges Getöſe gehört werden und ſich ſeit einigen Jahren ſehr vermehren.

533) Der Panzerreiter zu Stollberg.

Ziehnert Bd. III. S. 18.

In der Gegend des Städtchens Stollberg ſoll bei Nacht ein Reiter ohne Kopf in einen langen ſchwarzen Mantel gehüllt auf einem ſchwarzen Roſſe herumreiten. Vor ihm her flattert eine grau und ſchwarz gefleckte Krähe, welche ſich auch bisweilen auf einer großen Linde in der Oberſtadt ſehen läßt und durch ihr mitternächtliches Krächzen Jedem, der es hört, den Tod binnen 3 Tagen verkündigen ſoll.

534) Der Kärrner zu Stollberg.

Novell. beh. v. G. Winter in d. Constit. Zeit. 1854, Nr. 101. sq. Poet. b. Ziehnert, Bd. III. S. 1 sq.

In der letzten Zeit vor dem 30jährigen Kriege lebte zu Stollberg eine Wittwe mit ihrer Toch[illegible] kleinen Häuschen am Ende des

Städtchens, welches ihr ihr Mann als einziges Erbe hinterlassen hatte. Dem Hause gegenüber wohnte ein junger Mann, der seinen Unterhalt damit fand, auf den Dörfern mit verschiedenen Waaren herumzuziehen, die er auf einem kleinen Wagen, welchen sein Hund zog, mit sich führte. Nun war derselbe schon längst der schönen Tochter der Wittwe heimlich gut gewesen und auch diese hatte ihn sehr gern gesehen; da traf es sich, daß gerade auf heiligen Christabend er ihr sein Herz aufschloß und sie fragte, ob sie sein Weib werden wolle. Natürlich ließ sich das Mädchen nicht lange bitten. Beide theilten der alten Mutter die frohe Neuigkeit mit und feierten so recht von Herzenslust den heiligen Abend. Allein plötzlich sprang der Kärrner auf und erklärte, er könne nicht länger bleiben, er müsse noch in das benachbarte, 1½ Stunde von dem Städtchen gelegene, Wittendorf (das später durch den Krieg zur wüsten Mark ward), um dorthin bestellte Waaren zu schaffen. Zwar bat ihn seine Braut, nur diesen Abend zu bleiben, es sei ihr so ängstlich zu Muthe, allein der Kärrner lachte sie aus und meinte, es sei ja Mondenschein, er habe den Weg schon so viele Male bei schlechterem Wetter und im Finstern gemacht, er werde ihn also auch heute nicht verfehlen. Kurz, er ließ sich nicht halten, sein Mädchen aber setzte sich traurig an den Spinnrocken und versuchte sich die Zeit mit Spinnen zu vertreiben. Aber in ihrer Herzensangst kamen ihr bildliche Bilder vor, die Spindel und das Garn schienen ihr blutig zu sein, und es war ihr, als spinne sie ihr Leichenhemde. Sie nahm also das Gesangbuch und die Bibel zur Hand, allein Alles half nichts, es wollte keine Ruhe in ihr ängstlich schlagendes Herz einziehen. Endlich hörte sie die Glocke zur Frühmette läuten, sie eilte heraus, um zu sehen, ob ihr Bräutigam zurückgekehrt sei, allein weder jetzt noch nach dem Schlusse der Messe ließ er sich sehen. Endlich hatte sie keine Ruhe mehr, sie bat einen ihr freundlich gesinnten Nachbar, sie nach dem erwähnten Dorfe zu begleiten, um dort zu hören, ob ihrem geliebten Bräutigam zugestoßen sei. Als sie aber dort ankamen, hörten sie, derselbe sei zwar dagewesen, aber schon zur Mitternacht wieder fortgefahren und konnte also nicht mehr zweifeln, daß ihm ein Unglück begegnet sei. Auf dem Rückwege verfolgten sie nun die Spur, welche der Kärrner mit seinem Wagen hinterlassen hatte, und dieselbe führte sie auch deutlich nach einer verrufenen, aber grundlosen Stelle eines den Stollbergern unter dem Namen des Wahlteiches bekannten Weihers, wo sie auf einmal aufhörte. Jetzt konnte die Arme nicht mehr an dem Schicksale ihres Bräutigams zweifeln, sie kehrte verzweifelnd in das Städtchen zurück und sprach im halben Wahnsinn zu ihrer alten Mutter, in drei Monaten

werde ſie ihr Anton zur Trauung abholen, bis dahin müſſe ſie ſich ihr Hochzeitskleid ſpinnen. So ſpann ſie denn emſig bis zum Oſterfeſte und als die Mitternacht des Vorabends deſſelben gekommen war, da dunkte es ihr, es poche Jemand dreimal an's Fenſter. Sie öffnete es und es ſchien ihr Bräutigam draußen zu ſtehen, zwar mit todtenbleichem, aber himmliſch freundlichem Geſichte; er lud einen Myrthenkranz und Cypreſſenranken von ſeinem Wagen ab und verſchwand. Kaum hatte ſie das Geſicht ihrer bekümmerten Mutter erzählt, als ſie auch ſchwer erkrankte, und es waren nicht 24 Stunden verronnen, da war das Mädchen entſchlafen. Seit dieſer Zeit ſagte man aber, daß ſich der Geiſt des Karrners mit ſeinem Wagen und Hunde in den Gaſſen von Stollberg allnächtlich ſehen laſſe, und wo er vor einem Hauſe anhält und Kränze abladet, da wird Eins aus demſelben drei Tage nachher begraben, und wenn Jemand in der Stadt auf den Tod liegt, da ſagt man: dort hat der Karrner abgeladen, das Sumpfloch aber, worin er ſein Grab fand, heißt noch heute das Karrnerloch.

535) Der thörigte See bei Satzung.

Lehmann S. 205 —. Roveſt. bdb. v. d. Winter in d. Gemm. Zeit. 1854 Nr. 200 —. Poetſch b. Ziehnert Bd. I. S. 235 —.

Oberhalb Satzung im erzgebirgiſchen Amte Wolkenſtein liegt in einer öden moraſtigen Gegend eine kleine, nur 150 Ellen im Umkreis haltende Lache oder See, den man den thörigten nennt. Niemand geht gern in ſeine Nähe, denn ſeine nächſte Umgebung iſt eine der traurigſten, die man ſich denken kann, ſein Waſſer iſt ſchwarz und ſchlammig, verbreitet einen häßlichen Geruch, nur einige kränkliche Kiefern wachſen an ſeinem Ufer und ſelbſt das Moos, welches den Boden deſſelben bedeckt, erweckt einen traurigen Anblick. Einſt hatte Veit Vogel von Satzung um ſelbige Gegend Vögel geſtellt, da hat er von 9 bis 12 Uhr Mittags einen großen Tumult und Alarm von Jauchzen, Schreien, Geigen und Pfeifen gehört, daß es nicht anders geſchienen, als werde eine Bauernhochzeit oder luſtiges Bankuet in dem See gehalten, dergleichen Freudenacten auch Andere zu anderer Zeit gehört haben. Einſt hat ein Mann von Sebaſtiansberg, Georg Maſtmann genannt, um dieſe Gegend Feuerholz gemacht. Zu dieſem iſt ein ſchöner Reiter auf einem großen Pferde geritten gekommen, mit einer langen Spießruthe in der Hand, der den Holzhacker gegrüßt und gefragt hat, ob er den thörigten See wiſſe? Da der Holzhacker ja geantwortet, hat ihm der Reiter ein Trinkgeld verſprochen, wenn er mit

ihm gebe und ihm den Ort zeige; da ſie nun Beide hingekommen, iſt der Reiter vom Pferde geſprungen und hat geſagt: ich bin ein Waſſermann, mir iſt mein Weib von einem andern Waſſermanne entführt worden, ich habe ſie in der weiten Welt in vielen Wäſſern und Seeen geſucht und doch nicht gefunden und ſoll ſie nun in einem ſo garſtigen und wilden Orte finden? Halte mir mein Pferd feſt, daß es mir nicht nachſpringt, ich will hinein und mir mein Weib herausholen. Darauf hat er mit ſeiner langen Ruthe in's Waſſer geſchlagen, daß es ſich zertheilte, und iſt hineingegangen. Sobald er aber darin geweſen, hat ſich ein ſo jämmerliches Geſchrei und Wehklagen erhoben, daß der Holzhacker nicht wußte, wo er vor Angſt bleiben ſollte, weil ſonderlich das Pferd ſehr wild und ungebändig war und immer in's Waſſer ſpringen wollte. Mittlerweile iſt aber über dieſem Tumult das Waſſer ganz roth worden, und da hat der Reiter ſein Weib hervorgebracht und geſagt, er habe ſich nunmehr an ſeinem Feinde gerochen und den Räuber, der ihm ſein Weib entführt, erwürgt. Dann hat er ſich ſammt ſeinem Weibe auf ſein Pferd geſchwungen und iſt daron geritten, zuvor aber hat er dem Holzhauer ein Beutelchen, darin ein Kreutzer geweſen, zum Trinkgeld verehrt mit dem Verſprechen, ſo oft er in dieſen Beutel greifen werde, ſolle er, ſoviel als jetzt darin ſei, finden. Der Ausgang hat es auch beſtätigt, daß alſo dieſer arme Mann viel Geld zuſammengebracht, weil er das Hineinfühlen oft verſucht. Da er nun aber den Beutel zu frei und zu ſicher gebraucht, iſt er ihm endlich entwendet worden, doch hat der Räuber keinen Genuß daron gehabt.

536) Sagen vom Waſſermann im Erzgebirge.

Lehmann a. a. O. S. 207 –9.

Zuweilen hört man aus dem Schwarz- und andern Waſſern ein greuliches Geheul, wenn ein Unglück, Feuer- oder Waſſerſchaden bevorſteht. Im Jahre 1630, den Tag zuvor ehe Annaberg abbrannte, hat es im Elterleiner großen Teiche am Geyerſchen Wege entſetzlich geheult, daß des Zeugſchmids Junge, der mehr Waſſer aufſchlagen ſollte, mit Schrecken davongelaufen. Im Jahre 1645, den 10. Juli am andern Pfingſttage, heulte früh ein Teich zu Elterlein jämmerlich, daß eine Jungfer, die gerade über den Teichdamm ging, aus Furcht elend auseriß, darauf iſt ein Schulknabe, M. Rudels, des alten Richters Sohn, im Teiche ertrunken. Im Jahre 1632 ließ Theophilus Groſchupf, Stadtſchreiber zu Scheibenberg, an den Erbſteiten einen Raum ausroden und zu Feld

machen; da nun einer ſeiner Arbeiter um Mittag hinunter an einen Brunnen geht, um Trinkwaſſer zu holen, findet er einen überaus häßlichen Mann dabei liegen, der ihm nicht allein auf ſeinen Gruß nicht dankt, ſondern auch im Rückwege auf ihn fällt und ihn braun und blau drückt, daß er 8 Wochen darüber krank lag. Im Jahre 1613 wollten Bürger zu Gottesgabe einen alten Teich, der lange als ein Sumpf wüſte gelegen, ausräumen. Als nun zwei Bergleute den Sumpf abführen und zu Grunde arbeiten wollen, fährt ein Waſſerteufel im Sumpfe auf, wüthet und tobt und treibt die Bergleute mit Waſſer und Koth ab, daß ſie ausreißen müſſen. Zum Scheibenberg, eine ſtarke Viertelſtunde unter dem Elterleiner Wege, läuft der tiefe Stolln aus in einen Teich; da hat es oft die Leute bei Tag und Nacht erſchreckt und den Weg bald in eines großen ungeheuren Mannes, bald in eines Wolfs Geſtalt vertreten oder ſonſt mit Tumult und Geraſſel ganze Reitertrupps betört, denn der Weg geht durch Waſſer und Teiche. Im Jahre 1644 im Juli, waren die Oberſcheibener bei ihren Teichen im Heumachen, da kommt am Sonnabend vor dem 10. Trin ein mächtiger Sturmwind mit Sauſen und Pfeifen, fährt in die Teiche und wirft das Waſſer hoch in die Höhe, als wenn ſich zwei Pferde im Waſſer mit einander ſchlügen, darüber erſchrecken die Leute, laufen an die Heuſchober, die böſen Geiſter aber fahren aus den Teichen in die Heuſchober, ſpielen damit in der Luft, fahren unter die Aecker hinaus und nehmen die Wipfel oben von den Bäumen mit, wo ſie angetroffen, bis gegen Grottendorf zu.

537) Die Irrlichter im Grundtümpel zu Wildenau.

Lehmann a. a. O. S. 207 ſq. Poetiſch beh. v. Zschnert Bd. II. S. 57 ſq.

„In Wildenau (oder Willenau), einem Dorfe im Amte Grünhain, öſtlich von Schwarzenberg am rechten Ufer der Pohl, die am untern Ende des Dorfes in's Schwarzwaſſer fällt, befindet ſich im Pöhler Waſſer ein unheimlicher Ort, der Grundtümpel, wo ſich das Waſſer in dem Raum einer Stube immer herumdreht und ſich öfters darin allerlei Spukniſſe ſehen laſſen, als Weiber, Männer, Pferde ꝛc. Man hat auch um ſelbige Gegend bis nach Schwarzenberg und Sachſenfeld viele Irrwiſche und feurige Drachen ziehen und ſpielen ſehen. Wenn die Leute aus Raſchau nach Wildenau gingen oder von Schwarzenberg herüberkamen, hat ſie es oft die ganze Nacht irre und ganz nahe an beſagten Tümpel geführt, daß, wenn der Tag anbrach, ſie am Waſſer ſaßen. Theils hat

es ihnen begegnet, wie ein Fischer mit Hamen und sie getäuscht bis in die Dorfbäuer, daß sie zu 10 bis 12 Wochen krank gelegen.

Im Jahre 1614 wollte A. Illing's Vater am Wildenauer Berge mit seinem Pferde arbeiten, da kam ein fremdes weißes Pferd mit allem Geschirr gelaufen und spannte sich selbst an, und nachdem es eine Weile hurtig herumgegangen, ahnte der Ackersmann nichts Gutes, wollte ausspannen und Mittag machen. Damit reißt das wilde Pferd mit den Harken und dem andern Pferde auf den Tümpel zu aus, der Ackersmann hängt sich an sein Pferd, schreit und giebt gute und böse Worte, bis das Gespenst sich verloren und er mit seinem Pferde in großer Bestürzung gelassen worden.

Einst wohnte ein alter Fischer am Ufer der Pöhl, der hatte eine wunderschöne Tochter. Wie es aber so zu gehen pflegt, bald war ihr Herz nicht mehr frei und, so hatte sie sich denn aus der großen Anzahl ihrer Anbeter einen der hübschesten jungen Burschen ausgesucht. Nun war sie aber heitern und muntern Sinnes, und daher kamen oft aus dem benachbarten Dorfe die jungen Mädchen und Bursche bei ihrem Vater zusammen und vertrieben sich die Zeit mit heiteren Scherzen und Spielen. Da begab es sich einst am Andreasabend, daß das junge Volk auch wieder versammen war und im Scherz darauf kam die Zukunft zu befragen. Man schaffte Blei herbei und ein Jeder versuchte sein Glück mit Gießen. Als nun die Reihe auch an die schöne Fischerstochter kam, da sprützte auf einmal beim Guß helles Feuer aus dem Wasser, das Blei zerfuhr und nahm sich auf dem Wasser wie Blutstropfen aus. Das Mädchen schrie laut auf und Alles schwieg bestürzt ob des traurigen Anzeichens. Endlich schlug ihr Bräutigam vor, das Schicksal noch einmal zu befragen, nämlich nach dem Pöhlwasser zu gehen und dort Reifen zu suchen. Zwar wollte das Mädchen nicht mit fort, allein durch Zureden ließ sie sich endlich bewegen mit zu gehen, alle ihre Begleiter brachen sich ihre Zweige, als aber das schöne Kindchen nach einem derselben langen wollte, glitt sie aus und ein Nix zog sie hinab in die Fluthen, der am ganzen Leibe blau aussah, auf dem Haupte aber ein Krönlein trug. Man kann sich die Verzweiflung des Bräutigams, der ihr nachspringen wollte, und des nun kinderlosen greisen Vaters vorstellen. Diesen entrückte der Tod bald seinen irdischen Leiden, jener aber irrte jede Nacht am Ufer der Pöhl in halbem Wahnsinn herum und behauptete, er sehe seine Braut in blauer Nixentracht aus der Fluth auftauchen, sie breite die Arme nach ihm aus und rufe ihm zu, in einem Jahre werde sie wieder mit ihm vereinigt sein; dann werfe sie ihm feurige Ruthe zu, die

wie die Sternlein am Himmel glänzten, allein er vermöge ſie nicht zu erhaſchen. So verging ein Jahr, der ſonſt ſo blühende Jüngling war zum Schatten zuſammengeſchwunden, und als die Andreasnacht kam, da war er an ſeinem gewöhnlichen Orte. Allein dieſes Mal ſahe er ſeine Braut nicht mehr aus den Fluthen winken, als Leiche lag ſie im Sande, und als der andere Morgen kam, da fand man ihn neben ihr todt liegen und begrub beide in einem Grabe. Seit jenem Tage aber ſieht man dort unzählige Irrlichter auf- und abſteigen, die Manchen ſchon verführt haben, wo aber der Nix das Mädchen hinabzog, da iſt das Waſſer grundlos geworden, ohne Unterlaß wirbeln die Wellen dort im Kreiſe und wehe dem Schwimmer, Kahn oder Floß, die ſich dahin verirren, der Strudel zieht ſie ohne Erbarmen in den Grundtümpel hinab.

538) Der Bock von Beckau.

Poetiſch beh. v. Ziehnert Bd. II. S. 217 –.

Der im Kreisamte Schwarzenberg gelegene Flecken Beckau ernährt ſich heute noch zum Theil durch den Anbau von Arzneikräutern und die Kräuterleute aus dieſem Orte ſind noch heute theils auf Jahrmärkten, theils ſonſt häufig im deutſchen Vaterlande anzutreffen. Die Sage erzählt, einſt als an jener Stelle des Erzgebirges, wo jetzt Beckau liegt, noch Alles wüſte geweſen, habe ſich ein Bock, das einzige Eigenthum eines armen Gärtnerſohns, dorthin verirrt, ſein Herr, der ihn geſucht, habe ihn endlich mitten unter den koſtbarſten Arzneikräutern wohlbehalten wiedergefunden, habe ſich aber den Platz genau gemerkt, und ſei dann durch das Sammeln und Verkaufen jener Kräuter ſehr bald wohlhabend geworden, nach und nach hätten ſich immer Mehrere dort niedergelaſſen, um denſelben Erwerbszweig zu treiben, und endlich ihren neuen Wohnort zur Erinnerung an den Urſprung deſſelben Beckau genannt.

539) Die Räuberhöhle am Schafteiche zu Glauchau.

Poetiſch beh. v. Ziehnert Bd. II. S. 225 –.

In der Nähe von Glauchau befindet ſich der ſogenannte Schafteich, der faſt eine halbe Stunde im Umfang hat und beinahe den ganzen ebenen Raum zwiſchen dem Scheerberge, der Mulde und der Lungwitz einnimmt. Nahe bei dieſem Teiche befindet ſich eine Art Stollen, der weit hinein

in die Erde reicht, und den man gewöhnlich die Räuberhöhle nennt. In derſelben ſoll es aber nicht geheuer ſein. So erzählt man, daß einſt ein armer Hirtenknabe an jener Höhle faſt täglich geſpielt und oft von brennender Neugierde gequält worden ſei, einmal hinein zu kriechen, um zu wiſſen, was denn eigentlich darin ſei. Nun getraute er ſich aber, ſo beherzt er ſonſt auch immer war, doch nicht ſo recht hinein, weil er den Rückweg zu verfehlen dachte. Da ſah er einmal eine ſchwarze, goldgeſprenkelte Henne in den Eingang kriechen und gackern, gerade als wenn ſie legen wolle. In der Hoffnung ihr Neſt zu finden, folgte er ihr einige Schritte, allein bald ward es ihm zu unheimlich und zu finſter und ſo kehrte er wieder um. Da er nun aber die Henne auch die nächſten Tage immer wieder an demſelben Orte fand, ſo dachte er darüber nach, wie ihm wohl die Henne den Weg in das Innere der Höhle zeigen könne. Er nahm alſo einen ſtarken Knäuel Garn und band der Henne einen Faden deſſelben an das Bein, und dieſe zog ihn nun ganz langſam, gerade als ob ſie ſeine Abſicht merke, hinter ſich in die Höhle. Schon war aber das Garn faſt ganz abgeweift, da ſah er auf einmal vor ſich ein brennendes Licht. Allein wie ward ihm, als er bemerkte, daß daſſelbe aus den Augen eines ſchwarzen zottigen großen Hundes mit furchtbarem Rachen und ſtarken Klauen ausſtröme! Neben demſelben ſtand aber ein Männchen in einem grauen Mäntelchen, das hatte einen großen Sack Geld in der Hand und rief ihm zu, er möge nur näher kommen. Allein der Knabe wagte es nicht und nur erſt, als das Männchen ihm nochmals zurief, er könne es ohne Gefahr thun, wagte er es. Hierauf reichte ihm der Graumantel eine Hand voll Thaler und ſagte, er könne hierher ſo oft kommen, als er wolle, er ſolle jedesmal eine gleiche Summe bekommen, nur dürfe er Niemandem ſagen, wo er das Geld her habe, ſonſt ſei er verloren. Der Knabe fand nun den Rückweg ſehr leicht, allein da er Niemandem, alſo auch ſeinen Eltern nicht, ſein Glück mittheilen konnte, ſo blieb ihm nichts übrig, als das Geld zu vernaſchen. Dies that er auch nach und nach, und als daſſelbe verthan war, begab er ſich wieder in die Höhle und holte ſich eine zweite Auflage des vorigen Geſchenks. Weil nun aber der Knabe gar zu oft bei dem Kaufmann Näſchereien kaufte, und ſtets in blanken Thalern bezahlte, ſchöpfte derſelbe Verdacht, das Geld ſei geſtohlen, und theilte ſeine Wahrnehmung dem Vater des Knaben mit. Da dieſer nun recht gut wußte, daß ſein Sohn nicht Pfennige, geſchweige denn Thaler haben könne, ſo ſuchte er erſt durch Drohungen herauszubringen, wo das Geld her ſei, und als der Knabe es nicht geſtehen wollte, prügelte er ihn ſo lange

auf's Unbarmherzigſte, bis derſelbe Alles geſtand, aber auch hinzuſetzte, daß ihm gewiß ſein Brod gebacken ſei, weil er das graue Männchen verrathen habe. Und ſo geſchah es auch, denn als der Hirt am andern Morgen ſeinen Sohn, der ihm zu lange zu ſchlafen ſchien, aufwecken wollte, war er todt, der Böſe hatte ihm den Hals umgedreht.

540) Der Urſprung der Stadt Zwickau.

I. Schmidt, Chronica Cygnea. Zwickau 1656. 4. I. S. 7.

Ueber den erſten Urſprung der Stadt Zwickau exiſtiren verſchiedene Sagen. So erzählen Einige, der erſte Erbauer derſelben ſei Cygnus, ein Sohn des Hercules geweſen, dem in jener Gegend vor Alters göttliche Verehrung gezollt worden. Andere ſagen, ihr Gründer Cygnus ſei ein Kriegsoberſter des Arminius, des Beſiegers des Varus geweſen, dem jener Landſtrich von ſeinem Fürſten zur Belohnung für ſeine Tapferkeit überlaſſen worden. Wieder Andere berichten, der Name komme von der Fürſtin Swanhildis her, die Karl dem Großen ſo muthig gegen die Wenden beigeſtanden, und habe der Kaiſer aus Dankbarkeit die ganze Gegend von der Mulde bis zur Pleiße nach ihr benannt, daß ſie alſo Schwanenfeld (Cygnea) fortan geheißen. Am alten Rathhaus war ihr und des Cygnus Bild mit folgenden Verſen angebracht:

Der Cygnus ein ſehr tapffer Held
Und Herr im ganzen Schwanenfeld,
Dieſe ſeine vornemſte Stadt
Nach ihm Cygneam genennet hat. Circiter annum Christi 700.
Der letzte Zweig aus Cygni Geſchlecht,
Jungfrau Schwanhildis die herrſchet recht,
Und weil nach ihr kein Erbe war,
Kam ihr Land an's Römiſch-Reich gar. Anno Christi 809.

Nach einer andern Anſicht habe der Kaiſer bei Erbauung der Stadt drei Schwäne ſchwimmen ſehen und daher der Stadt den Namen Schwanenfeld gegeben. Seit Kaiſer Heinrich I. hieß die Stadt aber Zwickau, angeblich weil, als er die Stadt beſah und ſie viel kleiner fand, als er gedacht, er ſagte: Cygnea, Cygnea, Du biſt gar ſehr verzwickt, Du ſollſt fürder Zwicke heißen! Weil nun aber die Bürger von Zwickau Kaiſer Heinrich III. gegen die Böhmen mannhaft beigeſtanden, hat er ihnen einen Freiheits- oder Gnadenbrief gegeben und ihnen darin geſtattet, nach Art der Ritter Zwickelbärte zu tragen, und von dieſen Bärten leiten ebenfalls Einige den Namen der Stadt ab.

541) Die Wahrzeichen der Stadt Zwickau.

Schmidt a. a. O. Bd. I. S. 37. 79.

Als Wahrzeichen der Stadt galt vordem für die reisenden Handwerker eine große Brille, die am obersten Giebel des Kaufhauses in Stein gehauen zu sehen war. Ein zweites Zeichen war der in der Marienkirche (zweimal inwendig, und einmal auswendig) angebrachte Kopf mit drei Gesichtern, von dem Einige annehmen, er stamme noch aus der Heidenzeit, während Andere darunter das Geheimniß der Dreieinigkeit verstanden wissen wollen. Sonst hatte man ein Sprichwort von der Stadt, welches hieß, daß die Zwickauer im Meißnerlande sterben und im Voigtlande begraben werden, und noch heute sagt man hier von einem, der begraben wird: er wird in's Voigtland getragen. Dieß kommt daher, daß ein Theil des Weichbildes der Stadt und darunter der Kirchhof vordem zum Voigtlande gehört haben soll.

542) Wie die große Glocke in der Marienkirche ihre Stimmung bekommen hat.

Schmidt a. a. O. Bd. I. S. 78.

Als die große Glocke auf dem Thurm der Marienkirche am 12. Juli 1512 sprang, weil man von 8 Uhr Abends bis den andern Morgen früh um Vier eines schrecklichen Gewitters halber nach damaliger Gewohnheit geläutet hatte, so fragte der Glockengießer, der sie umzugießen hatte, als das Metall schon geschmolzen war, und er das Werk selbst beginnen sollte, die dabei stehenden Rathsherren, was für einen Ton er der Glocke geben solle? Da nun diese verlangten, er soll derselben das Chormaß nach der Orgel, also das bloße fis geben, hat er ein Pulver von Kräutern zugerichtet und in das Metall geworfen, und davon hat die Glocke den gewünschten Ton bekommen.

543) Die Sage von dem Stucke vom Kreuze Christi in der Marienkirche zu Zwickau.

Schmidt a. a. O. Bd. I. S. 63 sq.

Früher ward in der gewölbten Sacristey der Marienkirche ein in arabisch Gold gefaßtes Stücklein vom Kreuze Christi verwahrt, welches der Hauptmann Martin Römer im Jahre 1479 der Kapelle geschenkt

hatte. Nun war aber in die Einfaſſung mit Cyrilliſchen Buchſtaben und in ſerbiſcher Sprache eine Inſchrift gegraben, welche alſo lautete: „Dieſes ehrwürdige Crucifix iſt auf der Königin .... (der Name war nicht mehr zu leſen) Befehl gemacht und in die Kirche der h. Dreifaltigkeit bei der Grube (zu Conſtantinopel) geſetzt worden; es ſind in demſelben fünf ganze Stücklein vom h. Kreuz und vier Edelſteine, die hölzernen Stücklein ſind für 2000 Gulden gekauft, das Gold aber und die Edelſteine koſten 1000. Wer ein Stücklein von dieſem Holze des Kreuzes mit Gewalt aus der Kirche der h. Dreifaltigkeit nehmen wird, der ſei verflucht und das h. Kreuz bringe ihn um, wer es etwa an einem andern Orte antrifft, der ſchaffe es wieder in die Kirche zur h. Dreifaltigkeit, wer es nicht thut, den bringe Gott und das h. Kreuz um.“ Trotz dieſes Fluches hat aber, als die Türken Conſtantinopel eingenommen, ein Grieche dieſes Heiligthum, damit es nicht in unheilige Hände komme, errettet und hernach M. Römern in Zwickau verkauft, der auch von dem darauf geſchriebenen Fluch nichts zu befürchten gehabt, weil er es nicht muthwillig entwendet, ſondern nur vor denen, die es ohnedem zerſchlagen und beſchimpft hätten, bewahret hat. Nun hat aber der Herzog von Friedland, insgemein der Wallenſtein genannt, am 1. September 1632 dieſes Kleinod durch ſeine Vettern Graf Maximilian von Wallenſtein und Graf Paul von Lichtenſtein abholen und hernach auf der Poſt durch genannten Grafen von Wallenſtein dem Kaiſer anbieten laſſen, als verehre die Stadt Zwickau und die geiſtliche Behörde ſolches demſelben freiwillig, allein es war hierbei wenig Willigkeit, ſondern nur Gewalt zu finden, und es hieß vielmehr: willſt Du nicht, ſo mußt Du. Nun iſt aber der beſagte Fluch an allen dieſen Perſonen ausgegangen. Nachdem dies nämlich hier am 14. Septbr. geſchehen, hat der Wallenſtein den 6. Novbr. die große Schlacht bei Lützen verloren und ſeit dieſer Zeit kein Glück mehr gehabt, alſo daß er bald darauf zu Eger ein blutiges Ende nahm, die beiden Grafen aber ſind noch in demſelben Jahre umgekommen und iſt keiner von ihnen eines natürlichen Todes geſtorben.

544) Der Rieſe Einheer zu Zwickau.

Aventinus, L. IV. fol. 571. Camerar. Horae subcec. I. 82. fol. 414. Schmidt Bd. II. S. 6.

In demſelben Kriege, welchen Karl der Große gegen die Wenden führte und wo die Schwanhildis mit ihren Schwanfeldern demſelben treu-

lich diente, lebte zu Zwickau ein Riese, Namens Einbeer (eigentlich hieß er Aenotherus), ein Schwabe, gebürtig aus dem Thurgau in der Schweiz. Der wadete durch alle Gewässer und brauchte über keine Brücke zu gehen, so groß war er. Sein Pferd zog er am Schwanze nach und sprach allezeit: nun weicht, ihr müßt auch nach! Der machte auch den Krieg Karl's gegen die Wenden mit und mähete die Leute wie Gras nieder, hing sie an seinen Spieß, und trug sie so über der Achsel wie Hasen und Füchse. Da er nun wieder heim kam und sein guter Geselle und Nachbar fragte, was er ausgemacht hätte und wie es ihm im Kriege ergangen sei? sagte er aus Unmuth und Zorn: was soll ich von diesen Fröschleins sagen? ich trug ihrer sieben oder acht an dem Spieße über der Achsel und weiß gar nicht, was sie quacken: es ist der Mühe nicht werth, daß der Kaiser so viel Volk wider die Kröten und Würmer zusammengebracht hat. Es hoben ihn aber alle Feinde und Wenden und meinten, er sei der lebendige Teufel.

345. Der böse Brunnen bei Zwickau.

Schmidt Nr. II. S. 157. Lehmann Nr. III. S. 771.

Etwa eine halbe Meile von Zwickau zwischen Marienthal und Königswalde an einem abgelegenen Orte im Gehölz, das tiefe Thal genannt, findet man etwas von altem Mauerwerk, welches aber einen Haufen gefallen und wie ein zerfallen Paradies, weil es verwüst und mit Holz bewachsen, anzusehen ist, haben aber einen tiefen ausgemauerten Brunnen, welchen die Leute den bösen Brunnen nennen, weil sich bisweilen Gespenster dort haben sehen lassen, die Geister zweier Mädchen, die ihren Bruder vergiftet haben sollen.

346. Der Teufel bietet einer Frau zu Zwickau Geld an.

Schmidt Nr. II. S. 607.

Im Jahre 1633 ist ein Soldat von der schwedischen Besatzung zu Chemnitz nach Zwickau gekommen, hat aber bald darauf seine Frau und Kinder wieder heimlich verlassen und ist wieder zu den Schweden gelaufen. Als nun dessen Weib in höchster Armuth lebte und sich sehr bekümmerte, wie sie sich und ihre Kinder ernähren solle, ist der Teufel etliche Male zu ihr gekommen, hat ihr ein Säcklein mit Geld vorgehalten und gesagt, wenn sie sich ihm ergeben wolle, werde er ihr dieses geben.

und so sie es verzehrt, noch mehr bringen. Die Frau hat sich aber das allezeit durch's Gebet erwehrt und es endlich so weit gebracht, daß er sie endlich ganz im Frieden gelassen.

547) Gottesspeise bei Zwickau.

Lehnert Bd. III. S. 123. Poet. deb. v. Segnitz Bd. II. S. 219 ff.

Bei Zwickau auf einem Dorfe schickten einst Eltern ihren Sohn, einen muntern Knaben, in den Wald, die Ochsen, welche da auf der Weide waren, hereinzutreiben. Aber die Nacht überraschte den Knaben und es erhob sich ein solch mörderisches Schneewetter, daß er nicht aus dem Walde zu kommen wußte. Als nun der Knabe am andern Tage immer noch nicht nach Hause kam, geriethen seine Eltern in große Angst, und konnten doch vor dem großen Schnee nicht in den Wald. Am dritten Tage erst, nachdem der Schnee zum Theil abgeflossen, gingen sie hinaus den Knaben zu suchen, und fanden ihn endlich an einem sonnigen Hügel sitzen, wo gar kein Schnee lag. Freundlich lachte er seine Eltern an, und als sie ihn fragten, warum er nicht heimgekommen, sagte er, daß er habe warten wollen, bis es Abend wurde. Er wußte nicht, daß schon ein Tag vergangen war, und als man ihn ferner fragte, ob er etwas gegessen hätte, erwiderte er, es sei ein Mann zu ihm gekommen, der ihm Käse und Brod gegeben habe. Also ist dieser Knabe sonder Zweifel durch einen Engel Gottes gespeist und erhalten worden. Der Ort im Walde, wo solches geschehen, heißt bis heute noch Gottesspeise.

548) Das Paradies zu Zwickau.

Poetisch beh. v. Lehnert Bd. III. S. 31. ff.

Jenseits der Mulde, an der Straße, die von Zwickau nach Chemnitz führt, befindet sich noch heute ein Gasthof, zum Paradies genannt, der ehedem aber das Ochsenhaus oder der Rathsweinkeller hieß und seinen Namen von seiner schönen Lage und den schönen Linden, die in seiner Nähe stehen, erhalten haben soll. Nach einer unverbürgten Sage rührt aber derselbe davon her, daß, als Luther einst zu Zwickau war und seine Predigten solchen Eindruck auf das Volk machten, daß dasselbe endlich das Kloster oder den Grünhainer Hof stürmte, die Mönche eines Abends Luthern zu einem angeblichen Kranken in eine entlegene Straße lockten, um ihn zu ermorden. Es gelang jedoch dem großen Reformator, sich ihren Händen zu entreißen und in ein offenstehendes Haus zu flüchten,

zu deſſen Beſitzer er ſagte, dies Haus ſei für ihn ein wahres Paradies geworden, und davon habe daſſelbe den Namen behalten.

549) Der beſtrafte Gotteslästerer zu Zwickau.

Miſander, Delicise Hist. S. 277 sq., nach Schmidt Bd. II. S. 137 sq.

Im Herbſt des Jahres 1594 iſt zu Zwickau M. Wolfgang Raabe, eines Tuchmachers Sohn daſelbſt verſtorben, welcher etliche Jahre raſend geweſen war und an Ketten gelegen hatte. Es hat ihn aber Gott alſo wegen Gotteslästerung geſtraft. Als nämlich etliche Profeſſoren zu Wittenberg die gotteslästeriſche calviniſche Lehre eingeführt, hat ſich dieſer M. Raabe auch mit verführen laſſen und iſt es mit ihm ſo weit gekommen, daß er ſehr ſchimpfliche und gotteslästerliche Reden, vornehmlich vom Abendmahl ausgeſtoßen, worauf er bald ſeiner Sinnen beraubt und thörigt worden. Nachdem ihn nun ſeine Eltern nach Hauſe bringen laſſen, iſt's nicht beſſer mit ihm geworden, ſondern er hat ſich ſtets ungeberdig und in Reden leichtfertig gezeigt. Dabei hat er ſehr gefreſſen (maßen er dieſes Wort in ſeiner Gotteslästerung auch gebraucht) und iſt nicht zu erſättigen geweſen. Endlich als etliche Knaben mit einem verdorbenen Kürbis auf der Gaſſe geſpielt und ſich mit den Stücken geworfen, hat er an den Ketten hangend und zum Fenſter hinausſehend geſagt, ſie ſollten denſelben ihm geben, was ſie auch gethan. Da hat er den Kürbis im Grimm alſo roh hineingefreſſen und iſt bald darauf geſtorben. Er hat auch einen ſeines gleichen von Reichenbach, Namens M. Havel, zu Wittenberg bei ſich gehabt, der auch große Gotteslästerung getrieben und eine ſchimpfliche Handlung mit dem Crucifix vorgenommen, der iſt auch ſeiner Sinnen beraubt, etliche Jahre daſelbſt im Bollwerk in Ketten gelegen und endlich auch alſo geſtorben.

550) Die Zauberelſe zu Zwickau.

T. Schmidt a. a. O. Bd. II. S. 371. Zwickauer Wochenbl. 1844 Nr. 12.

Im Jahre 1557 den 22. Mai iſt zu Zwickau die alte Zauber-Elſe gefänglich eingezogen worden. Die hatte den Leuten Tränke geſotten, den Mägden Kinder abgetrieben, auch vielen Menſchen in ihren Gliedmaßen, Armen, Beinen, Fingern, Brüſten und in die Nieren gefährigt, auch viele andere Zauberei mehr getrieben. Sie hatte auch einem Maler zu Glauchau Gift beigebracht, daß er geſtorben. So hatte ſie auch leib-

lich mit dem bösen Feinde gebuhlt und eine lange Zeit mit ihm zugehalten, der ihr auch Geld gebracht, bisweilen 2 und 3, bisweilen auch 4 Thaler, mehr aber nie. Da man sie gefragt, wie er aussehe, hat sie geantwortet, er wäre ein alter grauer, häßlicher Teufel. Dieser böse Geist ist auf der Gasse oftmals mit ihr gegangen, doch, sprach sie, es hat ihn Niemand als sie sehen können. Als sie gefangen gesessen, ist er oftmals zu ihr vor's Gefängniß und an das vergitterte Fenster gekommen und hat sie gefragt, was sie mache, ob sie herauswolle, er wolle ihr helfen. Sie hat aber geantwortet, sie wolle gern heraus, aber sie habe noch ihre Seele zu bedenken. Auf diese Rede ist er davon geschieden, sie aber hat gesessen bis zum 18. Juni, da hat sie wegen vielfältiger Zauberei ihre Strafe empfangen und ist am Galgen verbrannt worden.

551) Die Eselswiese bei Zwickau.

Poetisch bei Ziehnert Bd. I. S. 69 ff.

Südlich von Zwickau liegt eine Wiese, die man Eselswiese nennt, nach der nüchternen Erklärung unserer Zeit darum, weil sie den Mühleseln der Rathsmühle das Futter lieferte. Die Volkssage weiß aber einen andern Grund des Namens anzugeben, und zwar folgenden.

Jene Wiese soll einst von einem Zauberer bezaubert worden sein, der auf ihr einen gefährlichen Fall gethan, so daß, so schönes Gras und Klee darauf wuchs, sie doch von ihrem Besitzer durchaus nicht benutzt werden konnte, weil die Milch des Viehes, das von demselben fraß, so blau wie Indigo ward. Nun hatte aber nicht weit von derselben ein armer Holzmacher seine ärmliche Hütte gebaut, der, weil er drei Esel besaß, der Eselsgürge genannt ward und allgemein wegen seiner Gutherzigkeit beliebt und gern gesehen war. Der zog sich die Grasnutzung dieser Wiese zu Nutze und seine Esel wurden dick und fett davon. Erst bei einem heftigen Gewitter pochte es des Nachts an seine Hütte, und als er die Thür öffnete, da trat eine wunderschöne Jungfrau, die trotz des Unwetters ganz trocken war, weiß verschleiert herein, rosenfarbene Sandalen an den Füßen und einen goldenen mit Diamanten gezierten Kranz auf dem Haupte. Sie setzte sich an seinen Tisch, als er ihr aber Essen und Trinken, sowie sein armseliges Binsenlager zum Schlafen anbot, wieß sie Beides zurück und sagte, sie bedürfe dieser irdischen Erholung niemals, und auf sein Befragen, wohin sie wolle, entgegnete sie: nach oben, wo ich herkomme. Der arme Görge legte sich hierauf verwundert wieder

nieder, als aber der Morgen anbrach, weckte sie ihn auf, um Abschied zu nehmen, und als er sie ein Stück Weges begleitete, fragte er sie, ob sie nicht zufällig die h. Jungfrau selbst sei, sie gleiche gar zu sehr dem Bilde derselben, wie er es in den Kirchen so oft gesehen. Darauf antwortete sie: ja ich bin es, Du aber, guter Gürge, sollst den Lohn für Deine Gastfreundschaft heute Abend erhalten, wenn Deine Esel von der Weide zurückkehren. Damit verschwand sie. Als nun die Sonne im Untergehen war, da ging der Gürge voll Neugier seinen Eseln entgegen, allein er konnte nichts an ihnen wahrnehmen, als daß ihre Mäuler blutig waren. Da es nun auf der Wiese weder Dornen noch scharfe Gräser gab, die Esel auch bekanntlich wegen ihrer Hartmäuligkeit solche nicht verwunden können, begab er sich an Ort und Stelle und trat plötzlich auf etwas Spitzes. Er griff darnach und zog einen Goldbarren aus der Erde, ja er fand ohne viel Mühe eine Menge davon, er holte also seine Esel, die sich daran blutig gefressen, und trieb sie schwerbeladen in sein Hüttchen zurück. Am andern Morgen aber, wie er seinen Reichthum beschaute, beschloß er davon eine Kirche zu bauen. Dies soll die Marienkirche sein, das Volk aber hält noch heute die hölzerne Statue des Obristwachtmeisters von Heldreich († 1674), welche sich über der Thür zur sogenannten Götzenkammer in der erwähnten Kirche befindet, für das Bild des armen Eselgürge, den man auch zum Stammvater der Herrn von Römer gemacht hat.

552) Wie die Herrn von Römer zu Zwickau zu ihrem Wappen gekommen.

Nach einer alten handschr. auf der Kgl. Bibl. zu Dresden erhalt. Chronik der Stadt Grimma v. Christi Geburt bis 1600, verf. d. Georg Krell. S. 9 b. sq.

Ist um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein Eseltreiber zu Zwickau in der Mühle gewesen, dem hat einer ein Kuxwerk geschenkt, das erstlich nicht viel getragen, also daß er es auch fahren lassen wollte, weil er kein Vermögen hatte es zu erhalten. Da nun die Bergleute Zubuße haben wollten, haben sie ihn getröstet und gesagt, Gott der Herr werde in Bälde einen großen Schatz aufthun, was auch kurz darauf geschehen ist, also daß der Eseltreiber nicht allein bei diesem Kux geblieben, sondern auch noch viele andere dazu gekauft, wodurch er mächtig reich worden, daß die Silberkuchen in seinem Hause wie Stücken Blei neben einander gelegen und täglich auf Schleifen die Straße nach Zwickau geführt wurden, davon dieselbige Straße bis auf den heutigen Tag die Silberstraße

genannt wird. Nun iſt aber zu wiſſen, daß zu Zwickau in jener Zeit eine Münze geſtanden hat und täglich gemünzt worden iſt. Weil aber des Silbers damals zuviel geweſen, hat dieſer Römer, ſo ein kleines Männlein geweſen, zu ſich geſagt: wohl iſt ein reicher Mann auch wohl ein armer Mann, weil ich mein Silber nicht einmal gemünzt haben kann! Darum iſt er bei ſich darüber zu Rath gegangen und hat drei Laſtwagen mit Silberkuchen beladen und beſchloſſen dieſelben nach Nürnberg zu führen, wo ein ſehr reicher Rath ſein ſollte. Als er nun nicht weit von dieſer Stadt, ſind ihm etliche Kaufleute begegnet, welche er gar einfältig gefragt, ob ſich der Markt auch wohl anlaſſe. Aber dieſe haben ihn verlacht und geſagt: dieſer alte Narr kömmt zu Markte, da derſelbe ſchon aus iſt, er wird den Weg wieder nach Hauſe zurückmachen müſſen. Er hat das nicht groß geachtet, ſondern hat ſein Vorhaben dem Kämmerer angezeigt und gefragt, ob wohl ein Ehrenveſter und Wohlweiſer Rath ein Stück Geld für ein Stücklein Silbers, ſo einen Centner ſchwer, geben wolle. Da haben ſie geſagt, ja wohl, wenn nur das Silber vorhanden und zwar des recht viel wäre. Darauf hat er geſagt, er habe ein ſolches Stücklein, wenn ſie es ſehen wollten. Da antworteten ſie, er ſolle ſie zufrieden laſſen, wo er es denn hernehmen wolle? Doch endlich auf ſein Anhalten iſt einer von ihnen mit ihm gegangen, dem hat er ein Stücklein Silber gewieſen und nach der Probirung, als jener geſehen, daß es gediegen Silber geweſen, hat er ihm noch ein Stücklein gezeigt und geſagt, ſo ihm Geld dafür zugewogen werde, wolle er es allda laſſen. Da hat der Kämmerer geſagt: ja Herr, wenn es mehr wäre, ſo könnte es ein Rath der Stadt Nürnberg wohl thun! Darauf hat er ihm die drei Wagen mit Silber beladen gezeigt und geſagt, er habe deſſen noch mehr. Darüber iſt der Kämmerer ſehr erſchrocken und hat nicht gewußt, wie er mit ihm daran ſei, hat aber geſagt, er wolle es dem Herrn anzeigen. Nach dieſem iſt ihm für ſo viele Centner Silbers als er gehabt, eben ſo viel gemünztes Geld zugewogen, er von ihnen zu Gaſte geladen und herrlich tractirt und für einen gnädigen Herrn titulirt und geehrt worden. Als er nun ſeine Waare los geworden, iſt er wiederum mit ſeinen drei Wagen mit Gelde beladen nach Zwickau gekommen. Darauf hat aber Herzog Albrecht von Sachſen zu ihm geſchickt, ob er ihm auf ſeiner weiten Reiſe zum h. Grabe mit etlichen tauſend Gulden dienen könne, worauf er denn zurückgemeldet hat, dafern es ſeiner fürſtlichen Gnaden gefällig, ſo wolle er ſelbſt mit, welches denn auch geſchehen, und hat dieſer Römer ſeinen Fürſten mit 150 Pferden bis zum h. Grabe und [illegible]wieder anheim freigehalten und endlich

quittirt, welche Reise ohne Zweifel eine stattliche Summe Geldes wird gekostet haben. Darum ist er beim h. Grabe zum Ritter geschlagen und er und die Seinen edel gemacht worden. Zum Zeugniß führen die Römer, so in Zwickau wohnen, eine Geiselpeitsche (nach Andern einen Pilgerstab) im Wappen. Auch hat dieser Römer ein gewaltiges Haus am Markte eine Gasse lang nach der Mulde zu, und das Kaufhaus am Markte nebst dem Kornhause am Schlosse gebaut, das Kaufhaus dem Rathe und das Kornhaus dem Fürsten geschenkt, auch dem Rathe noch viele andere Güter geschenkt und sonst noch etliche tausend Gulden dazu geliehen, also daß sie nur Söhnen seines Geschlechts, so diese in die Schule geben und studiren würden, von den Zinsen erhalten sollten, damit es ihren Eltern nichts koste, sie möchten studiren wo sie wollten.

553) Der krumme Schuß in Zwickau.

Richnert Bd. III. S. 288.

Als 1546 Ferdinand König von Böhmen und Herzog Moritz von Sachsen Zwickau belagerten, ist aus der Stadt mit einem Stück (d. h. Feldstück) durch beide Kirchthüren geschossen worden. Die Kirche liegt in der Stadt fast zwischen Morgen und Mittag, die Thüren aber gehen gegen Mittag und Mitternacht. Bei der mittäglichen Thüre liegt ein Berg vor, und die mitternächtliche geht ganz und gar nicht gegen die Stadt. Darum haben die Alten gemeint, daß diesen Schuß ein Zauberer gethan habe, welcher gewußt, daß eben zu selbiger Zeit sich in der Kirche viele vornehme Herren aufgehalten, und sind darum auch keine neuen Thüren gemacht, sondern nur Bretlein vor die Löcher genagelt worden.

554) Der Galgenbaum bei Blankenhain.

Richnert Bd. III. S. 225.

Auf dem Rittergute Blankenhain im Amte Zwickau diente einst ein ehrlicher und braver Hirtenjunge, Namens Liebhold, dem aber die Knechte und Mägde gehässig waren, weil er, so bald er von denselben etwas sah, was wider den Willen seiner lieben Herrin, der Edelfrau war, ihr solches immer sogleich anzeigte. Als daher einmal der gnädigen Frau ein goldenes Kettchen weggekommen war, ergriff das gottlose Gesinde die günstige Gelegenheit den armen Jungen zu verderben, und der gewissenloseste unter den Knechten ging hin zur Herrin und zeigte Liebholden als

den Dieb an, den er über der That betroffen habe. Die Edelfrau übergab den Angeklagten den Gerichten, welche ihn nach mehrfachem Verhöre, wie hoch er auch seine Unschuld betheuerte, auf den falschen Schwur seines Anklägers hin zum Strange verdammten.

Nach wenigen Tagen wurde das Urthel vollzogen. Unter dem wimmernden Geläut der Sünderglocke führte man den armen Liebhold hinaus vor das Dorf, wo ein großer Balken mit einem Arme oben als Galgen aufgerichtet war. Noch einmal, ehe er in den Tod ging, betete er zu Gott, daß er seine Unschuld rechtfertigen möge, und dann zu den Umstehenden gewendet, rief er: Der mich angeklagt hat, der hat einen falschen Eid geschworen. Denn so wahr ich unschuldig bin, so wahr wird dieser Balken, welcher mein Galgen sein soll, nach meinem Tode anfangen zu grünen und Zweige treiben, und Jahrhunderte hindurch als ein frischer Baum bewundert werden. Hierauf wendete er sich zum Henker und litt mit frommer Zuversicht auf jenseits den unverdienten schmachvollen Tod.

Und als das nächste Frühjahr kam, da gab Gott die Unschuld Liebhold's an den Tag; denn der Balken des Galgens wurde grün und trieb Zweige, so wie es Liebhold gesagt hatte. Die Edelfrau ward darüber voll Unruhe und gebot den meineidigen Knecht zu verhaften. Aber ehe die Häscher denselben erreichten, hatte er sich im Roberbache ertränkt. Noch in demselben Jahre ward der wahre Dieb entdeckt, es wurden mehrere nahe am Rittergut stehenden hohen Erlen umgeschlagen, und auf einer derselben fand man ein Dohlennest und darin das gestohlene goldene Kettchen der Edelfrau. Der Galgenbaum, jetzt ein starker und hoher Baum ist heute noch bei Blankenhain zu sehen.

555) Dr. Faust's Höllenzwang.

Ziehnert Bd. III. S. 289.

So nennt die Sage ein Buch, in dem die Kunst gelehrt werde, Geister zu citiren, ja selbst den Teufel sich dienstbar zu machen, was der berüchtigte Dr. Faust auch mit Hülfe dieses Buches bewirkt haben soll. Es haben es auch schon viele Freunde der sogenannten schwarzen Kunst vergeblich gesucht, indem sie den Dornenstrauch nicht wissen, unter dem es hinter dem Chemnitzer Schlosse am Wege nach dem Küchwald vergraben sein soll.

556) Der Katzenveit im Kohlberge bei Zwickau.

Ein gründlicher Bericht vom Schnackischen Katzen-Veite*), Als einem wercklichen und würcklichen Abentheure beym Kohlberge im Voigtlande ꝛc. An den Tag gegeben Von Steffen Läufepeltzen, aus Ritt mier ins Dorff. o. O. u. J. (1651) 8.

Um den Kohlberg bei Zwickau soll sich ein Gespenst sehen lassen, welches seiner lustigen Streiche wegen viele Aehnlichkeit mit dem Rübezahl hat und der Katzenveit heißt. Jener drei Meilen von Zwickau gelegene Berg hat seinen Namen von den Steinkohlen, die er enthält und soll seit dem Jahre 1479, wo einmal ein Jäger einen Fuchs gehetzt und nachdem er solchen verfolgt, sein Gewehr von Ohngefähr in eine Grube losgebrannt, innerlich brennen. Wer jener Katzenveit ursprünglich gewesen, darüber hat nun der Verfasser jenes obengedachten Buches vielerlei Vermuthungen aufgestellt, unter Anderem sagt er, er sei einst ein sehr ungetreuer Schösser oder Statthalter der Hessen, also ein Katten-Voigt gewesen, habe aber so viele Gelder und Einnahmen unterschlagen, daß er nach seinem Tode nicht habe ruhen können, sondern immer spukend umgegangen sei, bis er von einem Hexenmeister und Teufelbanner in diese Wildniß verbannt worden: weil er sich nun nicht unter diesem Berge wolle bergen lassen, sondern sich über die schwere Last beschwere, so bewege er den Berg und speie aus Bosheit und Gift Feuer von unten in die Höhe. Am Meisten läßt er sich zur Zeit des St. Veitstages spüren, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt. Von ihm werden nun verschiedene lustige Streiche erzählt.

So zog einst in einem voigtländischen Städtchen ein fremder Hausirer mit Brillen und einer Menge Kurzwaaren herum und betrog die Leute durch seine geschickte Redegabe um ihr Geld und hing ihnen dafür seinen unnützen Kram auf. Das verdroß den Katzenveit, der gerade dort herum strich, gewaltig, er kaufte ihm also ein hölzernes Pfeifchen für 15 Pfennige ab, obgleich jener 18 gefordert hatte, und versprach ihm noch mehr Waaren zu nehmen, wenn er mit sich handeln ließe, betastete dann jedes einzelne Stück und steckte es wieder an seinen Ort, worauf er angeblich um Geld zu holen sich entfernte. Sobald er aber weg war, da hatte sich der ganze Kram des Hausirers in Seile, Stricke, Stränge, Sackbänder, Peitschenschnüre und Bindfaden verwandelt und an seinem Halse befand sich ein natürlicher Diebsstrang, an dem ein kleiner hölzerner Galgen

*) J. Grimm in s. deutschen Mythol. S. 448 weiß vom Katzenveit nur, daß er als Waldgeist auf dem Fichtelberg haust, und man die Kinder mit ihm schreckt, obiges Buch kennt er nicht.

baumelte. Da ſtand nun Matz Fiederwiſch ganz beſtürzt da und wunderte ſich, daß er auf einmal aus einem Materialiſten ein Seiler geworden.

Einſt hatte ein geiziger Bauer ſeinen ganzen Sinn auf die Bienen geſtellt und wo er nur einen Schwarm vermuthete, derſelbe mochte nun von den Seinigen abgezogen oder anders woher gekommen ſein, da hat er ſeinen Korb angeſchlagen. Das hat den Katzenveit ſchwer verdroſſen. Er hat ſich alſo in Geſtalt eines Bienenſchwarms an einen Baum gehängt und iſt von dem geizigen Bauer ſchnell in den Bienenkorb geſchlagen worden. Als derſelbe nun nachſehen will, wie ſich der Schwarm im Gefäße gebeerde, da wird er gewahr, daß die vermeinten Bienen ſchon darin gearbeitet, Zellen und Honig geſetzt haben. Darüber hat er ſich erſt ſehr verwundert, aber als er näher zuſchaut, findet er, daß der vermeintliche Honig ſtinkender Koth ſei, welchen ihm eine im Stocke ſitzende Eule mit den Flügeln in's Geſicht ſchleuderte, dann herausfuhr und auch ſeine übrigen Bienenſtöcke 200 an der Zahl mit entführte; der Bauer aber, der ihr nacheilte und ſie aufhalten wollte, brach vor lauter Eifer beide Beine.

Ein anderes Mal kam ein fremder Botaniker auf den Koblenberg und dachte dort koſtbare Pflanzen zum Geldmachen zu finden, zu dem geſellte ſich der Katzenveit als Kräutermann gekleidet und nannte ihm das reiſe Silberblatt, Pfennigkraut, Tauſendgüldenkraut, Geldblümchen, Frauenmünze ꝛc. als lauter Kräuter, die Geld brächten. Der Thor grub nun alle dieſe Kräuter aus, weil er meinte, Geld unter ihnen zu finden, allein er fand nichts, und als er mit ſeinem Hunde ſchnell nach Hauſe eilte, brach er unterwegs den Arm, ja er erſchien zu Hauſe in der Hitze ſeine Frau, die ihn ausgelacht hatte, und grämte ſich dann theils deswegen, theils weil er aus den Wurzeln nicht reich geworden war, zu Tode.

Einſt iſt er nach Tripotrille als Rattenjäger gekommen und hat vorgegeben, er könne Ratten und Mäuſe vertreiben. Dafür hat man ihm eine Parthie ſchöner Thaler verſprochen, allein als er das Ungeziefer weggebannt, ihm ſolche nicht ausgezahlt. Da iſt er nach Art des Rattenfängers von Hameln wiedergekommen und hat alle Katzen der Bürger, deren 666 geweſen ſein ſollen, aus der Stadt geführt, und ſeit dieſer Zeit ſollen dort keine Katzen mehr fortkommen.

Einmal hat ein Saufbruder vor Pfingſten Maien bei'm Koblenberge gehalt und in ſeine Behauſung gebracht, in Willens eine grüne Luſt dabei zu genießen und ſeine Biergötzen damit zu beehren, das hat den Katzenveit, der der rechte Waldmeiſter und Baumherr iſt, ſchwer geärgert. Wie nun ſolcher Birkenſchmuck hin und wieder in der Stube ausgebreitet

und damit gleichsam eine Laubenhütte gemacht worden war, da wird das Bierfaß hereingeschleppt, in die Mitte gestellt und der Saufbartbel und seine Freunde setzen sich auf Schemmeln rund herum und gießen so einen Becher nach dem andern in die Gurgel hinab und bringen sich einen Toast nach dem andern zu. Auf einmal fängt aus dem Laube ein Kuckuck zu schreien an, was ihnen anfänglich gar närrisch vorkommt, darauf fängt ein Storch an zu klappern und endlich singt die Nachtigall ihr Runda Runda Dinellula. Da erschrecken sie bald ein Wenig und wissen nicht, wie ihnen geschieht, denn bald werden sie gezupft und sehen doch nicht, woher es kömmt, bald schwingen und schütteln sich die Raten und schlagen auf die Tagediebe los, daß sie Zeter und Mordio schreien und aus der Stube hinweglaufen. Gleichwohl hoffen sie, der Spuk werde sich bald wieder verlieren, damit sie zu ihrem Gelage zurückkehren können. Sie gucken darüber zum Fenster herein, siehe da waren aus allen Raten junge Mägdlein geworden, welche schöne Gläser in den Händen hatten. Da sprangen Alle eilig wieder in die Stube, faßten sie an und sprangen mit ihnen um das Bierfaß herum. Wie sie sich aber ein Wenig umschauen, da haben die Damen Teufelsklauen an Händen und Füßen, ein großes rundes Auge mitten im Kopfe und an diesem Ziegenhörner. Ei, wie theuer wurde ihnen jetzt das Lachen, wie gern wären die Hengste jetzt hinaus und davon gewesen! Aber sie mußten ausharren und bei etlichen Stunden also herumhüpfen, daß ihnen der Angstschweiß an allen Orten ausbrach und sie endlich für todt niedersanken. Zwar haben sie sich bald wieder erholt, aber ihre tolle Pfingstlust war ihnen für immer vergangen.

Oft zog er als fahrender Schüler im Lande herum und foppte die Wirthe. So kam er einst als armer Student zu einer Wirthin und legte sich ohne Weiteres in ein schönes Gastbett. Sie aber trieb ihn heraus, er aber stahl ihr das Bett und verkaufte es. Ein anderes Mal sah er, daß eine Schenkwirthin gebratene Tauben am Spieße stecken hatte, als sie nun aus der Küche abgerufen ward, huschte er hinein, nahm sie mit sich und aß sie ungescheuet in der Stube am Tische auf. Wie nun die Frau das sah und ihr Eigenthum vermißte, fragte sie ihn, wie er zu den Tauben komme, und er antwortete: wie kömmt der Tag zum Winde (sintemal es gerade sehr stürmte)? Damit nahm er die andere gestohlene Taube bei'm Kopfe und fraß sie auch auf. Endlich kam er einst in ein Dorf, wo ein geiziger Pfarrer wohnte, der Niemanden etwas gab, sondern alle Ansprechenden entweder selbst in einem dicken Bauernpelz vermummt, oder durch seine Leute oder mittelst seines Ketten-

bundes forttrieb. Bei dieſem trug er ſich ſo an, als gehe er auf Freiersfüßen und wolle ſeine Tochter ehelichen. Da nahm man ihn mit Freuden auf, der Vater ließ etliche Tauben zurichten und braten und die Mutter lief etliche Male vom Feuer weg und ließ die Küche leer ſtehen. Nun zog er ſchnell die mitgebrachten jungen abgerupften Raben aus dem Ränzel, lief zum Heerde, ſpieſte ſie an und ſo wurden ſie zuſammen fertig. Als ſie aber aufgetiſcht wurden, da partirte er letztere auf den Teller des Pfarrers und ſeiner Frau, und kehrte es alſo, daß die rechten Tauben auf den ſeinigen kamen, dann aber machte er ſich, nachdem ſein Appetit geſtillt war, aus dem Staube.

Einſt fragte man ihn, warum jetzt Alles ſo theuer ſei, und er antwortete, es gebe jetzt mehr Tribulirer und Flegel als ſonſt, beſonders junge Dreſcher, die Procuratoren hießen und ſich für ihre Dienſte allemal zuvor bezahlt machten, alſo, daß wenig in den Scheunen bliebe. Das hörte zufällig ein Advocat, der dabei ſtand und ſprach: ganz recht, mein Knecht! und indem er ihn bei der Hand faßte, ſagte er: ich greife nach dem Flegel und marſchire auf die Tenne in Willens, den Reſt vollends auszuklopfen und darauf zu ſchlagen, bis ich das Stroh aufreibe. Aber jener nicht faul, packte den Rabulißen bei der Gartauſe, fuhr ihm erſtlich über's Maul, warf ihn dann zu Boden und ſprach: halt, Geſelle, ich muß dich ein wenig zudreſchen, und indem ſchlug er mit allen beiden Klöppeln auf die ungegerbte Garbe los, daß das Schrot und Korn haufenweiſe (denn der Geizhals hatte eben einen Haufen Geldes bei ſich) aus dem Strohjunker herausſprang, alſo daß der neue Dreſcher nicht allein eine große Ernte an ihm hielt und ſeine Säckel anfüllte, ſondern auch die Zuſchauer eine gute Nachleſe halten konnten, weil der Katzenveit ihn wund geſchlagen. So hatte der Patient keinen Beweis, ſeinen Beleidiger zu verklagen, und damit zu wuchern, ſondern er mußte die Stöße hinnehmen, als hätte ihn ein Hund gebiſſen.

557) Spottverſe vom Voigtland.

Bechſtein, Deutſches Sagenbuch. Leipz. 1853. 8. S. 172.

Auf mehrere kleine Städte des Voigtlandes und des angrenzenden Orlagaues exiſtirt unter dem Volke ein Spottreim, der alſo lautet:

Durch Adams Fall iſt Trips verderbt,
Und Auma liegt daneben,
In Weide iſt kein Heller Geld,
Und Neuſtadt [illegible] nichts geben.

In Ziegenrück ist große Noth,
In Ranis ist kein Bissen Brod,
Und Pausa ist die Schwester:
Sind das nicht leere Nester?

Die Sage geht, Pausa liege im Mittelpunkte der Welt. Dahin zu gelangen, fährt man mit der sächs. baierschen Eisenbahn nach Mehltheuer. Von dort geht eine Post nach Schleiz. Wenn zu dieser sich mehr als sechs Personen melden, so heißt es: die Post nach Schleiz ist voll, aber Sie können noch mit dem andern Wagen nach Pausa fahren. Nun fährt man nach Pausa, und sieht dort zu, wie man nach Schleiz gelangt. Das nennt man pausiren.

558) Der Ursprung des Schlosses Voigtsberg.

Albinus, Meißner Landchronik S. 200 sq. Peccenstein, Theatr. Sax. Th. II. S. 41. J. G. Jahn, Urkundliche Chronik der Stadt Oelsnitz und des Schlosses und Amtes Voigtsberg. Oelsn. 1841. 8. S. 105.

Das alte Schloß Voigtsberg bei Oelsnitz soll ursprünglich vom Drusus erbaut worden sein, wie aus einem an der Wand der ehemaligen Amtsstube befindlichen lateinischen Distichon hervorzugehen schien, das also lautet:

Castra locans Drusus, hic praetoria nomina monti
Fecit, posteritas servat et ipsa sibi.

Diese Verse hat vor langer Zeit ein deutscher Reimschmied am Schloß also wiedergegeben:

Drusus der edle Römisch Voigt,
Erbawet diesen Berg in Noht,
Da er Kriege im Deutschland pflag,
Voigtsberg heist er auff diesen Tag.
Darnach ward von jhm recht genant
Die Gegend, vnd heist Voigtland.
Die Burg die blieb ein lange Zeit,
Wie durch die Schrifft wird ausgeseit,
In des Römischen Keysers Gewalt,
Hernach wurde sie zugezalt,
Einr edlen Herrschafft lobesan,
Die gewan von Voigtsberg jhrn Nam,
Die Burg die stund viel manche Jahr
In ihrer (der Herrn von Plauen) Hand ohn all Gefahr
Biß dreyzehnhundert Jahr nach Christi Geburt,
Sechs vnd funffzig, am Sontag Laurenti fuhrt

Dann iſt ſie an die Landesfürſten kommen;
Friedrich und Wilhelm haben ſie eingenommen (1356).
Thüring, Meißen und Oſterland
Stund die Zeit alls in ihrer Hand.
Die Pfalz zu Sachſen auch dazu,
Sie erbitte den Landen Fried und Ruh.
Gott in welche Händen alles ſteht,
Wohl ſegnen ihr Poſteritet.

559) Der Rabe im Voigtlande.

Mitgetheilt von J. Schanz.

Als nach dem dreißigjährigen Kriege im Voigtlande eine furchtbare Peſt herrſchte, und die Menſchen zu Hunderten ſtarben, und manches Dorf faſt ganz verödete, ſoll von Norden her über das Voigtland und das Erzgebirge ein weißer Rabe geflogen ſein, welcher rief:

„Freßt nur recht Raxundica
Sinſten kimmt kä Menſch derra.“*)

560) Der Teufel als Fuhrmann.

N. Remigii Daemonolatria. Hamb. 1693. Th. II. S. 304.

Ein Edelmann im Voigtlande war nicht allein ein jähzorniger Narr, ſondern auch in ſeinem Zorn ein heilloſer unbeſonnener Flucher. Dieſer befahl einem Bauer, der ſein Unterthan war, einen ſehr großen Baum aus dem Buſche nach ſeinem Schloſſe zu bringen. Der arme Mann fuhr zwar mit ſeinem Wagen hinaus, es fiel ihm aber unmöglich, dieſe ſchwere Laſt aufzuladen. Er ſtand deshalb in großer Angſt, weil er ſich fürchtete, er werde von ſeinem Junker nicht allein geſcholten, ſondern auch geſchlagen werden. Inzwiſchen kam der Satan in menſchlicher Geſtalt zu ihm, und fragte, warum er ſo traurig werde. Der Bauer gab ihm ſein Unglück zu erkennen, darauf der Satan zu ihm ſagte, er ſolle ſich nicht bekümmern, ſondern nur mit ſeinem ledigen Wagen wieder nach Hauſe fahren, er wolle ſeine eigenen Pferde holen und dieſe Arbeit an ſeiner Stelle verrichten. Alsbald ging er an's Werk und zog den gewaltig großen Eichbaum mit der Wurzel aus dem Grunde, legte ihn mit allen Zweigen und Laub daran, wie er ihn ausgeriſſen

*) Sonſt kommt kein Menſch davon.

hatte, auf seinen Wagen und fuhr damit durch's Schloßthor, jedoch also, daß der Baum in dem Durchgange dergestalt zusammengeklemmt stecken blieb, daß keine menschliche Gewalt ihn weiter vor- noch hinterwärts bewegen konnte; überdieß war alles Holz hart wie Eisen geworden. Man konnte mit keinem Beile durchhauen und mit keiner Säge durchschneiden. Also mußte dieser unbarmherzige Bösewicht und heillose Flucher seine Pforte gestopft lassen, daß er ferner niemals dadurch weder aus- noch eingehen konnte, sondern mußte eine andere neben dieser machen. Viele tausend Menschen kamen von nah und fern, dieses seltsame Teufelswunderwerk zu sehen und beschauten es mit der äußersten Verwunderung und Schrecken, gaben auch aller Orten offenbare und gerichtliche Zeugnisse der Wahrheit davon, als die es mit ihren eigenen Augen gesehen. Der Baum lag noch zu Ende des 17ten Jahrhunderts an derselben Stätte, dahin ihn der böse Geist gebracht hatte. Wenn man mit einem Beil oder Hammer darauf schlägt, wie denn von Vielen, die dahin kommen, aus Fürwitz geschieht, so fliegen Feuerfunken daraus wie aus einem Kieselstein, wenn er an einen Stahl geschlagen wird. Uebrigens hatte der Satan vor seinem höllischen Wagen keine Pferde, sondern nur solche Schatten gespannt, welche die Gestalt der Voreltern dieses gottlosen Junkers vorstellten.

561) Das Geldgewölbe.

Nach mündlicher Ueberlieferung von Julius Schanz.*)

In der Nähe von Treuen im Voigtlande steht auf einem ziemlich steilen Felsen ein Schloß, das schon ziemlich alt ist. Hier sollen die Hussiten vorübergezogen sein und eine ungeheuere Masse von Geld, erbeuteten Schmucksachen und Metallen in einem verborgenen Gewölbe des Felsens vergraben haben. Wolle aber Jemand den Schatz heben, und er fände zufällig den Eingang zum Gewölbe, und trete nun in dasselbe mit einem brennenden Lichte ein, so würde ein eiserner Wächter das Licht auslöschen. Die einzige Rettung wäre eilige Flucht, denn sonst müßte der Abenteurer in dem dunkeln Raume elend verschmachten.

*) Der rühmlichst bekannte Schriftsteller und Dichter Herr J. Schanz, derzeit in Dresden mit literarischen Arbeiten beschäftigt, hat mir mit der größten Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit sowohl diese als eine Anzahl anderer voigtländischer Sagen mitgetheilt, wofür ich ihm hiermit öffentlich danke.

Der Verfasser.

562) Das Zimmermannsbeil in Reichenbach.

Metrisch bearb. v. Hager, Voigtl. Volkssagen. 1839. H. 1. S. 23.

Vor dem großen Brande zu Reichenbach sah man sonst an einem Hause tief in der Mauer ein Zimmermannsbeil eingehauen. Das sollte erinnern, daß einst, als dasselbe gerichtet wurde, ein Zimmergeselle vom eben gehobenen Dachstuhl herabstürzte, allein im Fallen in der Todesangst sein Beil, welches er in der Hand behalten hatte, so fest in die Wand des Hauses einhieb, daß er sich daran festhalten und langsam herunterlassen konnte.

563) Der Stierschlag August's des Starken bei Reichenbach.

Nach mündlicher Ueberlieferung bearbeitet von Julius Schanz.

Als der sächsische Herkules, Kurfürst August der Starke, König von Polen, es nach der Sage nicht mehr für anziehend genug fand, vom Wiener Stephansthurm zwei Trompeter, auf jeder Hand einen, hinauszuhalten und sich von ihnen etwas blasen zu lassen, oder in Ungarn Hufeisen zu zerbrechen und in Krakau mit einem Schlag einen polnischen Ochsen zu köpfen, machte er seinen Hof und sich selber zum Echo des luxuriösen pariser unter Ludwig dem Vierzehnten. Als er einst gen Reichenbach im Voigtlande reiste und die Leute just nichts Besseres zu seiner Unterhaltung wußten, erzählten sie ihm von einer in der Nähe hausenden Ritterswittib, die früher am Hofe für eine Schönheit gegolten, und der zu Ehren die Pulse des Königs auch einmal höher geschlagen hatten. Flugs setzte er sich auf seinen Schimmel, wickelte sich, um unerkannt zu bleiben, in einen dicken grauen Oberrock und trabte spornstreichs dem Wittwensitze der trauernden Schönheit zu, um ihr incognito einen Besuch abzustatten. Da er schon von fern die Thürme des Schlosses blinken sah, ritt er auf Rainen und Feldwegen geraden Weges fürbaß. Rechts und links weideten stattliche Heerden voigtländischen Rindviehs, dessen Vetterschaft dem einsamen Reiter schon manche saftige Keule hatte abgeben müssen. Ein kräftiger, rebellischer Stier mochte einen seiner Verderber wittern, und der Futterneid gegen das wohlgenährte Leibroß des Königs, das mit lüsternen Augen die saftigen Kräuter der Aue zu betrachten schien, erweckte plötzlich kriegslustige Wallungen in seinem Ochsenhirn: mit rollendem Auge

rannte er auf den Reiter zu. Der König zog sein Schwert und spaltete ihm mit einem gewaltigen Streiche das Haupt vom Rumpfe, der blutend niederstürzte. Dem Rinderhirten verging Hören und Sehen ob dieser That. Endlich lief er wie vom Wahnsinn getrieben nach dem Dorfe und bot alle streitbare Mannschaft zur Blutrache auf. Noch ehe August das Dorf erreichte, stellte sich ihm eine Flegel- und Gabelbewaffnete Schaar mit drohender Geberde und zorniger Rede in den Weg: ungestüm forderten sie Ersatz und schwangen wild ihre Wehren. Der König ersah in dieser Bedrängniß keine Hülfe. Er riß seinen Rock auf und rief: „Ich bin der König!“ — und alle Flegel sanken in den Staub. — Ob der Held noch zu der schönen Wittwe gekommen, hat die Sage leider! nicht aufbewahrt.

566) Die Entstehung von Schöneck.

Poetisch bei v. Zedlitz Bd. II. S. 89 ff.

Das zum Amte Voigtsberg gehörige Städtchen Schoneck, der höchst gelegene Ort des Voigtlands, soll seinen Namen folgender Ursache verdanken. Einst soll der kaiserliche Landvoigt Heinrich Reuß (der Reiche um 1140—50?) auf der Jagd von seinem Gefolge getrennt worden und auf ein Bärenlager gestoßen sein. Die für ihre Jungen besorgte Bärin sprang auf sein Roß los, dasselbe stürzte von ihrem wüthenden Angriff zu Boden, und es wurde um den Landvoigt geschehen gewesen sein, da sein Schwert beim Sturze zerbrach, wäre nicht ein junger Köhler auf sein Hilferufen herbeigeeilt und hatte das wüthende Thier von hinten mit seinem Schurbaum erschlagen. Der Voigt erlaubte nun seinem Retter sich eine Gnade auszubitten, und derselbe gestand ihm, er habe eine Geliebte, die er aber nicht heirathen könne, weil er zu arm sei, er bitte nur um einen Platz, wo er sich ein Häuschen bauen könne und um Holz dazu. Da lachte der Reuß und sagte ihm, er möge in seinem Lande sich aussuchen welchen Platz er wolle, wo er sich ein Haus bauen möge, Holz möge er aus dem nächsten Walde nehmen und Steine brechen, so viele er brauche, und so ihn Jemand nach seinem Rechte fragen werde, dem soll er diesen seinen Ring und sein zerbrochenes Schwert, welches er ihm einhändigte, vorzeigen. Darauf zog der Köhler lange mit seinem Liebchen im Voigtlande herum und nirgends wollte denselben ein Ort passend scheinen, endlich kamen sie auf einen hohen Berg voll Wald und üppigen Graswuchs, da rief sie: das ist ein gar schön Eckchen, da kann man weit aus schauen, da wollen wir bauen! Und so

geſchah es auch, der Köhler baute ſich ein Häuschen und brannte einen Meiler an, und nach und nach zogen auch andere Leute dahin und bauten ſich um das Häuschen herum an, und ſo entſtand nach und nach ein Flecken, den hieß man zum Andenken Schoneck.

565) Der Köhler von Klingenthal.

Metriſch beh. von Hager a. a. O. H. II. S. 13.

Vom Kirchhofe zu Klingenthal bis an den nahelegenden Wald geht jede Nacht um die zwölfte Stunde ein geſpenſtiger Schatten eine Leuchte in der Hand. Das Volk erzählt ſich hierüber folgende Geſchichte. Es ſoll einſt im Dorfe Klingenthal ein Köhler gewohnt haben, der jede Nacht von der Seite ſeiner treuen Hausfrau aufſtand, um angeblich im Walde nach ſeinem Meiler zu ſehen. Die wahre Urſache war aber, daß er im Buſche zu einer dort wohnenden Concubine ſchlich. Einſt ging er auch in finſterer Nacht die Leuchte in der Hand den wohlbekannten Weg, da folgte ihm ſein Weib, die er ſchlafend glaubte, und warf ihm geradezu ſein Vergehen vor. Er wollte es zwar anfangs leugnen, allein bald gab ein Wort das andere, er ward heftig, ſchlug ſeine rechtſchaffene Frau nieder und begab ſich zu ſeinem Ehebweibe. Als er mit dieſer im beſten Koſen begriffen war, öffnete ſich plötzlich die Thür und ſein Weib ſtürzte herein und traf die Schuldigen auf offener That. Jetzt halfen keine Vorſtellungen mehr, er mißhandelte ſie abermals und warf ſie zur Thür hinaus mit der Drohung, ſie in den brennenden Meiler zu ſchleudern, wenn ſie ihm wieder zu nahe komme. Sie aber verfluchte ihn und rief: Der Meiler werde Dir ſelbſt zum Grab, mögeſt Du lebendig verbrennen! Des lachte der Köhler; als er aber nach ſeiner Gewohnheit den Meiler erklomm um ſich umzuſchauen, ſtürzte dieſer plötzlich zuſammen und der Frevler verſank in ſeinen feurigen Schlund.

566) Die zwölf Apoſtel in der Kirche zu Ebersgrun.

Metr. beh. v. Hager a. a. O. H. I. S. 3 –4.

Im Glockenthurme der Kirche zu Ebersgrün ſtehen in einer Halle die Bilder der zwölf Apoſtel, die ſchemals am Altar befanden und nach der Einführung der Reformation dort bei Seite geſetzt wurden. Jedermann hatte eine Art Scheu vor dieſen Figuren, weil man ſagte,

wer dieſelben verſpotte oder anrühre, habe ſchwere Rache zu gewärtigen. Einſt half ein Bauerjunge dem Küſter läuten und als er fertig war, hatte er die Frechheit den einen der Apoſtel am Barte zu zupfen und dem h. Petrus gar eine Ohrfeige zu verabreichen. Das bekam ihm aber ſchlecht, in derſelben Nacht um die zwölfte Stunde ſtand der heilige Mann in Lebensgröße vor ſeinem Bette und gab ihm dieſelbe wieder, aber ſo, daß ihm nicht blos Hören und Sehen, ſondern auch das Leben verging. Seitdem hat Niemand die Zwölfe wieder zu beleidigen gewagt.

567) Der Propſt des Kloſters Ebersgrün.

Metriſch bearb. v. Wagner v. I. S. 31 –.

In der Kirche von Ebersgrün iſt es um Mitternacht angeblich nicht recht geheuer, denn daſelbſt geht der Propſt des alten Kloſters, welcher kurz vor der Einführung der Reformation an jenem Orte mit den Schätzen des Kloſters und der Kirche entfloh und man weiß nicht wie und wo, um's Leben kam, um. Er läßt ſich in ſeiner Ordenstracht ganz wie er im Leben anzuſchauen war, ſehen, nur trägt er ſchwere Hucken in den Händen und auf dem Rücken und ſcheint den Wunſch ausſprechen zu wollen, daß ihm irgend Jemand ſeine ſchwere Bürde abnehmen möge.

568) Die Entſtehung von Plauen.

Bearbeitet von Julius Schanz.

Ein blonder Hirtenknabe, Namens Johannes, ſaß einſt und blies die Flöte, als ihm aus dem Haine plötzlich Saitenſpiel und Geſang entgegenſcholl. Er ging den Tönen nach und fand Johanna das Hirtenmädchen vor zwei himmelblauen Blumen knieen, vor denen ſie ihr Herz ausſtrömte, wie ſie, um dieſelben zu pflücken, zum Genoſſen einen unſchuldigen Knaben haben müſſe. Er trat hinzu und bot ihr, entzückt von ihrer Schönheit und gerührt von ihrem Liede, ſeine Hilfe an. Da knieeten ſie Beide vor den blauen Blumen hin und begannen ſie aus dem Schooße der Erde zu heben. Es gelang und ſie reichte ihm die ihre dar und er ihr die ſeine, und ſie ſchloſſen allda einen Bund, dem der Himmel die Weihe gab.

Bald prangte an dem Orte, wo die Wunderblumen geblüht, ein Kirchlein mit zwei Thürmen, dem heiligen Johannes geweiht, zu dem von Nah und Fern die Leute ſtrömten und ſich anbaueten. Den blauen

Blumen zum Gedächtniß ward der Ort Plauen genannt, woraus nachmals hin Plauen ward.

569) Das Hufeisen zu Plauen.

Metrisch beh. v. Hager, Voigtländische Volkssagen 1839. H. 1. S. 43.

Zuber sah man auf dem Dache eines Hauses am Markte zu Plauen ein Hufeisen angenagelt. Von diesem wird erzählt, es sei einst ein Soldatentrupp (nach Andern wäre es das wilde Heer gewesen) in wilder Flucht durch die Stadt gejagt und einem der Pferde sei, als sie über den Markt sprengten, ein Hufeisen ab- und bis an jene Stelle des Daches hinaufgeflogen, wo man es zum Andenken befestigte.

570) Die steinerne Nonne im Gottesacker zu Plauen.

Metrisch beh. v. Hager a. a. O. S. 31. sq.

An der Mauer des Kirchhofes zu Plauen an dem sogenannten Nonnenthurme, einem Ueberreste des alten Nonnenklosters daselbst, erblickte man sonst das Bild einer Nonne in Stein gehauen. Das Volk erzählt sich, daß an dieser Stelle des Thurmes eine Nonne aus jenem Kloster, welche ihr Gelübde verletzt und ein Liebesverhältniß mit einem deutschen Ordensritter daselbst unterhalten habe, zur Strafe lebendig eingemauert und jenes Bild zur Erinnerung dort hingestellt worden sei.

571) Der Ublanensprung bei Planschwitz.

Metrisch beh. v. Hager a. a. O. H. 1 S. 11 sq.

Bei'm Dorfe Planschwitz bei Plauen steigt ein hoher Berg schroff vom Ufer der Elster aus in die Höhe. Im letzten Kriege soll nun ein Ublane von den Feinden grimmig verfolgt, weil mit der Gegend unbekannt, bis auf den Gipfel dieses Berges getrieben sein, und als er hinter sich seine Verfolger und sonst keinen Ausweg gesehen, den Tod in der Elster seiner Ergebung vorgezogen haben. Er setzte also mit seinem Rosse kühn in den Fluß hinab, zwar versank das treue Thier in den Fluthen, er aber rettete sich durch Schwimmen glücklich an's andere Ufer.

572) Das Wahrzeichen von Plauen.

Curiosa Sax. 1737. S. 303.

Am Rathhausthurm in der Stadt Plauen befand sich eine künstliche Uhr, die von den reisenden Handwerksburschen als ihr Wahrzeichen betrachtet ward. Man sah zuerst zwei große messingene Löwen, welche mit der einen Vorderpfote auf beiden Seiten in der Mitte eine Glocke hielten und damit die Viertelstunden, eins um die andere, schlugen. Neben denselben erblickte man zwei wilde Leute von sehr großer Statur: der Mann hielt seinen langen Bart, das Weib aber hatte einen Stab in der Hand. Wenn nun die Stunde schlagen sollte, da zog sich der Mann so oft an dem Barte und sperrte so oft das Maul auf, als es schlagen mußte. Desgleichen zog auch das Weib zugleich so oft mit ihrem Stabe. Unter diesen erblickte man eine Kugel, welche des Mondes Lauf genau anzeigte, wie solcher am Himmel steht, ob er voll, halb oder nur ein Viertel scheint oder auch gar nicht.

573) Die Stiftung des Klosters Mildenfurth bei Weida oder Heinrichs des Reichen von Plauen Traum.

Limm. Entw. e. urkundl. Gesch. d. Voigtlandes. Gera, 1825. Bd. 1 S. 270.

Heinrich der Reiche, Voigt von Plauen, hatte in seiner Jugend seinen Bruder Bernhard bei'm Spielen mit einem Thorflügel geschlagen, so daß dieser von der erlittenen Quetschung zum Krüppel geworden starb. Ersterer konnte sich nun über diese Begebenheit nie ganz beruhigen, und als er im Jahre 1190 mit Kaiser Heinrich von der Belagerung Braunschweigs zurückkehrte und sich zu Magdeburg verweilte und seine Herberge bei den dasigen Regelherrn nahm, träumte es ihm in der Nacht des Marientages, er werde wegen dieses Mordes öffentlich vor dem kaiserlichen Gerichte angeklagt und zum Tode verurtheilt. In der Angst schrie er wirklich so laut zur Mutter Gottes um Hilfe, daß ihn Niemand ermuntern konnte, und so träumte er denn weiter, wie die heilige Jungfrau in Begleitung einer weißen Schaar von Heiligen und Prämonstratenser Mönchen aus der St. Marienkirche kommend sich zum Thron des Kaisers nahete und ihm versicherte, daß, wenn er Almosen geben würde, sie für ihn um Gnade bitten wolle. So habe er im Traume die Stiftung eines Prämonstratenserklosters zu Ehren der heiligen Jungfrau versprochen, welches er auch auf des Magdeburgischen Erzbischofs Ludolph's Ermahnen

wachend gehalten und von dem Kaiser die Bestätigung darüber erhalten habe. Dies geschah im Jahre 1193.

574) Der Mühlgötz zu Plauen.

Bearbeitet von Julius Schanz. Metrisch behandelt von G. Hager, s. I. S. 57.
S. a. Bechstein's Sagenbuch a. a. O. S. 176.

In der obern Mühle zu Plauen steht schon viele, viele Jahre ein Götzenbild, wer weiß wie alt, das wohl aus der heidnischen Zeit herstammen mag (und angeblich vor langen Jahren auf dem Mühlgraben schwimmend von den Mühlknappen aufgefangen worden sein soll), gemeiniglich nur der Mühlgötz genannt. Niemand wagt es von seinem Platze zu nehmen, und wenn der Müller an ihm vorübergeht, so nimmt er bedächtig sein Käppchen ab, dieweil er den Mühlgötz für den Schutzpatron des Gewerkes hält und ihm den glücklichen Fortgang der Müllerei schuldig zu sein glaubt. Man erzählt sich aber von dem Mühlgötz folgende Sage:

Ein lustiger Müllerbursche, der dem Wasser nachging und womöglich in jeder Mühle das Gastrecht in Anspruch nahm, kam auch in die obere Mühle zu Plauen. Sein heiteres, witziges Wesen verschaffte ihm mit leichter Mühe ein Nachtquartier, und er hatte sich an reichlicher Speise und einem frischen Trunke schon ein Gütliches gethan, als er erst in das Innere der Mühle trat, um sich dasselbe zu beschauen. Bald blieb er vor einem braunen hölzernen Bilde stehen, das ihn mit weit herausgeschlagener Zunge angrinste. Zum Teufel, was ist denn das für ein Ding? fragte er den Müllerburschen, es ist wohl gar euer Schutzpatron? I bewahre, es ist ein Stück aus dem Heidenthume, sagte der Mühlbursche, der Mühlgötz genannt, der einst wie ein Gott verehrt wurde und auch jetzt noch von uns in Ehren gehalten wird. Versuch's nur Einer, ihn von dem Platze zu bringen, ich mag die Prügel nicht mit ihm theilen: er läßt nicht ab, bis er wieder auf dem Platze ist. Der lustige Mühlbursche lachte laut auf über diese Mähr, im Stillen aber dachte er bei sich: wart nur, Götz, mit dir ist's aus. Um Mitternacht als sie Alle schliefen, erhob er sich leise von dem Lager, schlich sich in die Mühle und sprach zu dem Götzen: Herunter mit Dir, Bursche, mache keinen Lärm, daß die Müllermädel nicht erschrecken. Ich will dich taufen, blinder Heide, im Namen Gottes. Mit diesen Worten warf er ihn in den Mühlgraben. Da auf einmal erhob sich ein pfeifender Sturmwind, daß das ganze Haus erbebte und die Fluth hoch aufschäumte und die Räder sich wie toll im Kreise herumdrehten. Todtenbleich vor Schreck

lief der Mühlbursche schnell zurück in die Mühle, aber da gingen ihm erst die Augen über. Was nur in der Mühle war, Kübel, Säcke, Kästen, Beutel, ja selbst Müller und Knappe tanzten wie toll in der Mühle herum, darein erscholl der grelle Ton des Glöckchens. Alles krachte und donnerte, als wäre der jüngste Tag gekommen. Noch hatte der vorwitzige Bursche sich nicht vom ersten Schreck erholt, da kam ein Kübel geflogen, gerade auf ihn los, der ihm den Kopf zu zerschmettern drohte, und wie mit unsichtbarer Hand zog es ihn zum Mühlgraben hin, wo hinein er das Götzenbild geworfen hatte. Er nahm es auf den Arm und trug es alsbald auf den Platz zurück. Da standen die Räder wieder still, Säcke, Kübel und Beutel, Alles blieb an seinem Orte. In der Mühle ward es wieder still wie in der Kirche. Der Müller aber prügelte den leichtfertigen Burschen zur Thüre hinaus, und es ist bis heute kein Anderer wiedergekommen, der den Mühlgotz hätte taufen wollen.

575) Pumphut in der Burkhardtsmühle.

Bearbeitet von Julius Schanz; sonst auch bei Bechstein S. 178. Metrisch bey v. E. Hager H. II. S. 8 sq.

Es mag wohl schon lange her sein, als im Voigtlande ein alter Müllerbursche, mit Namen Pumphut, lebte, der dem Wasser nach von Mühle zu Mühle ging. Wo es ihm gefallen mochte, da blieb er und für ein Glas Branntwein und ein Stück Brot machte er zur Ergötzung der Müllersleute und ihrer Nachbarn viel lose Schwänke und spaßige Dinge. Wo man ihn gut aufnahm, da ging er mit zufriedener Miene fort; wo sie ihm aber schlechte Kost vorsetzten oder ihn gar hungrig gehen ließen, da spielte er oft den Leuten arg mit.

In der Burkhardtsmühle waren alle Müller der Umgegend versammelt mit ihren Weibern und schönen Töchtern und es ging lustig darinnen zu. Die Fidel und der Dudelsack durften dabei nicht fehlen und die Müllerin hatte schon manche geleerte Flasche herausgetragen. Halt, dachte der Pumphut, der zufällig vorbeischritt, da giebt es einen Schmaus, das ist so Etwas für dich. Er trat ohne viel Worte zu machen in die volle Gaststube und setzte sich in einen Winkel. Der Knabe, der den Schenken machte, urtheilte dem Aussehen nach, es sei ein feiernder Mühlbursche, und trug ihm einen ordinairen Schnaps und ein Stück trocknes Brot hin. Da Alter, könnt ihr Euch einmal Etwas zu Gute thun, sagte der Knabe. Aber das erzürnte den Pumphut im innersten Herzen, daß er sich so getäuscht hatte und er schwur bei sich, dem Müller einen losen

Streich zu spielen. So wahr ich Pumphut heiße, murmelte er vor sich hin. Und er that's. Beim Weggehen fragte er den Jungen, was denn das Fest eigentlich bedeute. Es soll das Rad gehoben werden, gab dieser zur Antwort. Pumphut schlich sich mit schelmischem Blicke durch das Pförtchen, machte am Rade seinen hocus pocus und trollte sich lustig von dannen. —

Nachdem die Gäste in der Mühle sich tüchtig satt gegessen und getrunken hatten, schickten sie sich an zum Radhub. Sie hatten Alles vorher richtig abgezirkelt und abgemessen und glaubten bald damit im Reinen zu sein, aber o Wunder! die Welle war jetzt nicht weniger als eine halbe Elle zu kurz. Alles stand im ersten Augenblick stumm vor Schreck, bis der Müller in ein lautes Geschrei ausbrach und sich die Haare zerraufte. Es paßte vorher wie angegossen, rief einer. Zum Teufel, ein anderer. Endlich ließ sich eine Stimme vernehmen: das ist gewiß ein Streich von Pumphut. Und nun fielen allen die Schuppen von den Augen, der Mühlbursche im Winkel war kein anderer als der Schwarzkünstler selber. Lauft ihm nach, lauft ihm nach! schrie Alles, und es dauerte gar nicht lange, da finden sie ihn am Bache sitzen. Er wußte wohl, was sie wollten, und folgte zunächst ihrer Einladung zum Schmause. Als er sich vor aller Augen tüchtig sattgegessen hatte, klagte man ihm den Unfall und ließ die Frage mit unterlaufen, ob dem nicht abzuhelfen sei. Da müßte der Guckuck drin sitzen; schenk' noch Einen ein, Junge, sprach Pumphut. Darauf ging er mit hinaus, sah mit schelmischem Gesichte die verkürzte Welle, klopfte hinten und vorne mit dem Hütchen daran, und als man das Rad zum zweiten Male hob, da paßte die Welle so prächtig wie vorher. Die Müllersleute aber gaben dem Pumphut, so oft er später kam, Butter zum Brot und bessern Branntwein als beim Radhub.

---

576) Pumphut im Bauerhause zu Wallengrün.

Bechstein a. a. O. S. 177. Petr. beh. v. Hagen. H. II. S. 3 sq.

Einst saß in einem Bauerhause zu Wallengrün die Familie groß und klein beim Mittagsmahle am Tische, umschwärmt von einer ungeheuren Schaar von Fliegen, als sich die Thüre aufthat, und Pumphut — so nannte man ihn wegen seines eigenthümlich geformten Hütchens — oder Graumännchen (wegen seiner Kleidung) hereinsah. Er wurde freundlich willkommen geheißen und zur Theilnahme am Essen eingeladen, was er sich nicht zweimal sagen ließ, sondern rasch dabei war. Gleich als

ihm die Bäuerin den schweren Kloß auf den Teller gelegt hatte, ereignete sich ein Spaß, denn wie Pumphut besagten Kloß zertheilen wollte, zeigte der Kloß sich von einer solchen Härte, daß er unter dem Messer Pumphuts hinwegschlüpfte, wie eine Kanonenkugel durch die Stubenthüre schlug, durch die dieser gegenüber befindliche Stallthüre ebenso fuhr, und sich auf dem Horne eines schäbigen Ochsen spießte. Alle sperrten vor Verwunderung Maul und Nasen auf, Pumphut aber nahm sich ruhig einen Kloß nach dem andern, und verzehrte ihn mit großem Wohlbehagen. Da ihn nun die Fliegen bei dieser angenehmen Arbeit auf's Aeußerste belästigten, so brummte er über diese große Menge gegen seine Wirthe, und rieth, daß man doch das Ungeziefer zur Thüre hinausjagen solle. Ja, wenn sie sich hinausjagen ließen und draußen blieben, ward ihm erwiedert, was hilft denn aber das Hinausjagen? Nun, entgegnete Pumphut, so solltet Ihr sie doch nur so lange an einem besondern Platz bleiben lassen, bis das liebe Essen verzehrt ist, daß man Ruhe hätte vor den zudringlichen Bestien! Alles lachte, und der Hausherr sagte: thue Er es doch Pumphut, bringe Er doch die Fliegen auf einen Platz, Er ist ja ein Hexenmeister! Der Pumphut fletschte die Zähne, legte sein Hüttlein auf eine besondere Stelle, gebot den Fliegen sich hinein zu begeben und zum Erstaunen Aller schwärmten alle Fliegen wie ein Bienenschwarm in den Hut, so daß er voll und übervoll wurde und sie über den Rand noch wimmelnd über einander krochen. Pumphut aber wischte sich den etwas großen und breiten Mund, bedankte sich fein, nahm den Hut sammt den Fliegen, trug sie zur Thüre hinaus und schüttelte sie draußen in die Milchtöpfe, indem er laut lachend von dannen ging.

577) Der Klapperer auf dem Kirchhofe zu Thierbach.

Bechstein a. a. O. S. 481 sq. Metr. bearb. v. Hager H. I. S. 15 sq.

Auf dem Kirchhofe zu Thierbach ohnweit Pausa war vor Zeiten ein Gerippe, dessen Knochen alle noch zusammenhingen. Es stand in einer Mauernische und diente der Dorfjugend theils zum Schreck, theils zum Frevel. Wenn der Wind stark wehete, schlugen die gebrechlichen Glieder klappernd zusammen, darum nannte man es den Klapperer. Das Gerippe hatte einst einem reichen Bauernsohn, man sagt dem Sohne des Schulzen angehört, der ein armes Mädchen aus dem Dorfe liebte und um ihre Unschuld betrog. Als dieß geschah, hatte er ihr zugeschworen: wenn ich Dir untreu werde und Dich nicht nehme, soll mein Leib niemals im Grabe ruhen! Aber er durfte das Mädchen doch nicht

heirathen, und wollte hernach auch nicht, und freite ſich eine reiche Frau. Die Arme aber fand doch auch einen Mann, der ſie zu Ehren brachte, jener Treuloſe aber wurde nicht glücklich mit der reichen Frau, vielmehr höchſt unglücklich, und da ergab er ſich dem Trunke und ſtarb an einem unglücklichen Sturz, den er in der Trunkenheit gethan. Er ward begraben, aber der Sarg mit ſeinem Leibe hatte keine Ruhe in der kühlen Erde, er hob ſich empor und immer ſah man ein klein wenig davon aus dem Grabe ragen. Man ſchüttete friſche Erde darauf, es half aber nichts und der Sarg rückte immer höher. Da hob man ihn endlich heraus und ſtellte ihn in ein offenes Gewölbe, wo man die Todtenbahre zu verwahren pflegte. Allmählig verfiel der Sarg und das Gerippe wurde frei und Allen ſichtbar. Darüber gingen aber Jahre hin und Viele wußten ſchon nicht mehr, wie der geheißen, der einſt in dieſem Leibe gewandelt, aber die Sage ging, daß er immer noch wandere, raſtlos und ruhelos. Da wurde zu Thierbach eine Hochzeit gehalten, auf der viele Junge und Alte waren, und das junge Volk frielte ein Pfänderſpiel. Es war ſchon Mitternacht. Was ſoll das Pfand thun, das ich in meiner Hand halte? fragte eine Stimme. Es ſoll den Klapperer vom Kirchhofe hierher tragen! erſchall die Antwort. Alles lachte, aber faſt unbemerkt war der, dem das Pfand geboten und der die kecke Dirne liebte, die ſo frevelhaften Wunſch ausgeſprochen, zum Kirchhof gegangen, hatte ſich mit dem Klapperer beladen und kam bald darauf mit ſeiner Laſt angeraſſelt. Alles ſchrie auf vor Schreck und entſetzen, der Burſche aber war ſtolz auf ſeine Courage. Mitten in den Lärm der jungen Leute trat ein alter Mann und ſprach ernſte Worte, gebt dem Klapperer alle die Hand, und bittet ihn um Verzeihung, daß Ihr ihn geſtört, ſonſt wird Unglück über Euch kommen. Hagend thaten die Verſammelten was der Alte gebot, nur ein Mutterlein ſtand fern, und Thränen zitterten in ihren Augen. Auch Du, auch Du mußt bitten! rief der Alte zu. Und ſie ſchritt zitternd heran, faßte die Knochenhand und flüſterte: verzeihe, wie ich ſelber Dir verzeihe! Es war die Verlaſſene. Siehe da löſten ſich gleich die Knochenbänder und das Gerippe ſank aus einander. Man ſammelte und begrub die Knochen und der Klapperer hatte nun Ruhe.

578) Das Diakonat zu Pausa.

Ziehnert Bd. III. S. 284. Daraus (ohne Angabe der Quelle) im Illustr. Familienjournal 1855. Nr. 86. S. 460.

Im Jahre 1572 wurde zu Pausa der erste Diakonus angestellt, welcher aber erst 1583 eine eigene Amtswohnung erhielt, und zwar durch einen Todtschlag. Nämlich Wolf Schaufel, ein Bauer aus dem ¾ Stunde von Pausa gelegenen, jetzt den Fürsten von Greiz gehörigen Dorfe Bernsgrün hatte einen Bürger von Pausa erschlagen, und wurde vom Churfürsten zu 60 Fl. Strafe verurtheilt. Dieses Blutgeld erbat sich der Rath von Pausa und kaufte dafür ein armseliges Häuschen zur Amtswohnung für den Diakonus. Später als dasselbe doch zu klein und wandelbar erschien, ward es verkauft, und dafür ein anderes geräumiges Haus am Markte gekauft. Von diesem ging die Sage, daß darin drei Jungfern, Schwestern, welche ihre Schätze darin vergraben hätten, bei Nacht umgingen, und namentlich auf dem obern Boden ihr Unwesen trieben. Im Jahre 1822 brannte der größte Theil der Stadt und auch das Diakonat mit ab. Beim Aufbau vernachlässigte man dasselbe so lange, daß man am Ende den Stall des zur Pfarrwohnung angekauften Gasthofes als Wohnung für den Diakonus einrichten mußte, welche freilich sehr feucht und sonnen- und mondenscheinlos war. Merkwürdiger Weise hat man aber von dieser Diakonatsstelle den Spruch: Diaconus Pausanus nunquam moritur (d. h. in Pausa stirbt der Diakonus niemals), weil alle, die diese Stelle bekleideten, bald wieder versetzt zu werden pflegen, so daß es also trotz jener schlechten Wohnung nie an Bewerbern um dieses Amt fehlen dürfte.

---

579) Die Duellanten im alten Gasthofe zu Pausa.

Metrisch bearb. v. Hager Bd. I. S. 47 sq.

In dem alten Gasthofe zu Pausa soll es seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in einem der obern Zimmer umgehen. Einst sollen nämlich dort zwei Studenten eingekehrt sein, sich aber entzweit und ihren Streit auf frischer That mit den Schlägern, die sie bei sich führten, ausgemacht haben. Am andern Morgen fand man sie Beide todt in ihrem Blute. Seit dieser Zeit wiederholt sich jedesmal am Jahrestage dieser Begebenheit um Mitternacht der Zweikampf der beiden Jünglinge in jenem Zimmer, doch thun sie Keinem, der zufällig in dieses Zimmer kommt, etwas zu Leide.

580) Der ſchwarze Bär im Wäldchen bei Mittelhöhe.

Metriſch bearb. v. Hager H. II. S. 18.

In dem in der Nähe von Mittelhöhe befindlichen Wäldchen läßt ſich ſeit längerer Zeit ein bärartiges Thier mit feurigen Augen und ſchwarzem Felle ſehen, welches die Vorübergehenden durch ſein Brummen erſchreckt und verſcheucht. Man ſagt, es ſei in den Körper dieſes Ungethüm die Seele eines ſehr harten Förſters gefahren, der die armen Leute, welche ſich Holz aus dem Walde geholt, ſtets auf das Grauſamſte gemißhandelt habe, einſt aber, als er gerade auf einen alten Greis, der ſich Holz zuſammengeſucht und auf ſein Rufen nicht geſtanden habe, habe ſchießen wollen, durch Selbſtentladung ſeines Gewehres ſeinen Tod gefunden und ſeit dieſer Zeit rubelos umherwandele.

581) Der Schatz im Steinbühel zu Oberhermsgrün.

Metriſch beh. v. Hager a. a. O. H. I. S. 25 sq.

In dem Steinbühel zu Oberhermsgrün liegt ein Schatz verborgen, der noch zu heben iſt. Einſt kam in der Mitternachtsſtunde zu einem jungen Bauerburſchen im Dorfe ein graues Männchen und forderte ihn auf, mit ihm zu gehen und den Schatz zu heben. Hans hatte aber keinen Muth, ſondern verkroch ſich tief in das Bette. Als das Männchen in der nächſten Nacht wiederkehrte, wagte er das Unternehmen eben ſo wenig und begab ſich ſogar die dritte Nacht in die Kammer ſeiner Braut, weil er bei dieſer ſicher zu ſein wähnte. Allein kaum hatte die Glocke Zwölf geſchlagen, ſo war auch das Männchen wieder da und rief dem furchtſamen Hans zu, heute komme es zum letzten Male um ihm Glück zu bringen, wenn er jetzt nicht folge, werde es niemals wiederkehren. Allein der dumme Hans wollte auch dieß Mal nicht mitgehen, ſo ſehr ihn auch ſeine Braut, die gerne reich werden wollte, antrieb. Am andern Morgen ging er endlich an den bewußten Ort, aber wie ward ihm, als er ein tiefes Loch und am Rande einen Torf ſtehen fand, in dem wie um ihn zu höhnen noch ein Silberdreier lag.

582) Die heilige Vehme am Wünnelſtein.

Metriſch beh. v. Hager a. a. O. H. I. S. 35 sq.

Einſt als noch die Vehme ihr heimliches, aber oft gerechtes Gericht über Verbrechen hielt, die vor dem weltlichen Richter keine Beſtra-

fung fanden, lebte ein Junker von Bode, im ganzen Voigtlande als wüster Mädchenverführer verrufen. Derselbe hatte nun auch ein Mädchen, das am Wünnelstein wohnte, sich geneigt gemacht und derselben ihre Unschuld zu rauben gewußt, dann aber dieselbe, als sie ihn mahnte, ihr sein Wort, sie ehelichen zu wollen, zu halten, höhnisch zurückgewiesen. In der Verzweiflung gab sie sich selbst den Tod vor seinen Augen, als er aber schuldbewußt nach seinem Schlosse eilte, ward er plötzlich von den Dienern der Vehme, die im Wünnelstein ihren Sitz aufgeschlagen hatte, ergriffen, vor den Freigrafen geführt und auf dessen Befehl mit drei Dolchstichen ermordet. Seit dieser Zeit irrt sein blutiger Schatten den Dolch in der Brust um den Wünnelstein herum und erschreckt den einsamen Wanderer durch sein Wehklagen.

383) Der Lindwurm bei Syrau.

Nach mündlicher Ueberlieferung bearbeitet von Julius Schanz.

Vor vielen hundert Jahren hauste ein scheußliches Ungeheuer im Walde bei Syrau, das hatte einen Leib wie eine Schlange, mit starken Schildern verwahrt, und wenn es mit seinen Drachenflügeln den Leib schlug, machte es ein Getöse wie zehn Mahlgänge. Den ganzen Tag lag es im Walde und wen es sah, den zermalmte es mit seinen fürchterlichen Zähnen und biet ihn an dem Höllenfeuer, das aus seinem Rachen fuhr. Weder Mensch noch Thier war vor ihm sicher. Da aber die Bauern es nicht zu bezwingen vermochten, schlossen sie einen gütlichen Vergleich mit ihm ab: es solle alle Wanderer, welche diese Straße zögen, auffressen, die Syrauer aber ungeschoren lassen. Das ward kundbar im ganzen Land und Niemand betrat mehr die gefürchtete Straße. Hunger aber thut weh, dem Thiere wie dem Menschen, und so wagte sich das Ungeheuer wieder an die nah angränzenden Syrauer. Allzeit hofften diese unter Flehen und Beten auf die Ankunft des tapfern Ritters St. Georg, der den Lindwurm tödten sollte, allein es zeigte sich keine Spur von dem Heiligen, so viel sie auch Messen lesen ließen. So mußten sie sich denn einstweilen drein ergeben und jeden Tag dem fürchterlichen Ungeheuer einen Menschen vorwerfen. Der kranke Burge opferte sich freiwillig dem Tode. Da aber dieses weiter Meiner nach ihm thun wollte, so mußten die Bauern durch's Loos bestimmen, wer der nächste Unglückliche sein solle. Schon waren Einige diesem grausamen Schicksale verfallen, als auch die schöne Elsbeth, die Tochter des größten Bauern, das entsetzliche Loos treffen sollte; schon am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang sollte

ſie dem Drachen vorgeworfen werden. Als man ihr dies anſagte, ward ſie todtenbleich, denn ſie hatte den ſchmucken Hans in ihr Herz eingeſchloſſen und wurde von dieſem auf's Zärtlichſte wieder geliebt. Hans ſagte kein Wort, ging fort, nahm eine Heugabel, ſchliff und pfiff bis tief in die Nacht hinein. Und als nach dem dritten Hahnenſchrei das Mägdlein hinausgeführt ward und Alles weinte, denn die Elsbeth war ſo gut, da kam ihnen ein Mann entgegen, der eine lange Geſtalt hinter ſich herzog, die Heugabel auf der Schulter tragend. Ein Freudenſchrei durchbebte bei dieſem Anblick die kühle Morgenluft, da man den Hanns erkannte, der den Drachen im Schlafe erwürgt hatte. Elsbeth war die glücklichſte Braut unter der Sonne, und die Syrauer bauten zum Gedächtniß dieſer That eine Kapelle „unſerer lieben Frauen“

584) Der Spannbauer im Syrauer Walde.

Mitt. beh. v. Hager H. I. S. 13.

Im Syrauer Walde erblickt man bei Tage und bei Nacht zuweilen ein Geſpenſt in Bauerkleidern, welches gewöhnlich eine Tabakspfeife in der Hand trägt, aber wenn es gegrüßt wird, nicht zu danken pflegt. Es iſt dieſes der ruhelos herumgehende Geiſt eines Bauers aus Syrau, der im letzten Franzoſenkriege franzöſiſches Soldatengut unter Escorte nach Plauen fahren mußte. Die raubgierigen Soldaten ſuchten ihn durch Schimpfreden und Mißhandlungen zu veranlaſſen, ſich zu entfernen, um ſich ſo ſeines Wagens und ſeiner Pferde auf leichte Weiſe zu bemächtigen, da er aber ihre Abſicht merkte, ſo ließ er ſich durch nichts bewegen, ſein Geſchirr zu verlaſſen. Da ſchlugen ihn die Barbaren todt, ließen ihn liegen und fuhren mit ſeinem Eigenthum auf und davon, ſein Geiſt aber hat im Grabe keine Ruhe und ſucht noch heute ſeinen verlorenen Wagen und Pferde.

585) Die Bruderſichte bei Thoſſen.

Nach mündlicher Ueberlieferung bearbeitet von Julius Schanz.

Als der Herr Jeſus noch auf der Erde wandelte, kam er auch einmal mit allen ſeinen Jüngern nach Sachſen und zwar in's Voigtland. Gerade zu dieſer Zeit ſchickte der liebe Gott einen recht ſtarken Regen, und weil der Herr und ſeine Jünger keine Regenſchirme hatten, wurden ſie arg durchnäßt.

Die Apoſtel ſahen ſich deshalb nach Schutz um. Da erblickte Einer einen hohen, breiten Fichtenbaum, der frei im Felde ſtand. „Ei," ſagte er, „laß uns, o Herr, unter des Baumes Aeſte treten und den Regen vermeiden."

Der Herr aber ſah ihn mit ſeiner gewohnten Freundlichkeit an und erwiderte: „Der uns den Regen geſandt, wird darnach auch Sonnenſchein ſenden."

Der Jünger des Herrn meinte aber doch, es ſei beſſer, jetzt zu thun, was man könne, als von Hoffnung zu leben. Er lief alſo, durch den Regen hindurch, zu der Fichte hin und ſtellte ſich darunter. Kaum hatte er aber zwei Augenblicke geſtanden, als der Baum ſeine Aeſte zur Erde ſenkte, wie ein geſchlagener Hausbahn ſeine Flügel, und als das Waſſer, das ſeine Zweige trugen, auf den Jünger wie mit Kannen herabgoß. Da bemerkte der letztere, daß draußen auf dem Felde die Sonne ſchien und er aus dem Regen unter die Traufe gekommen war. Er griff daher raſch nach ſeinem Stabe und lief dem Herrn und den übrigen Jüngern nach.

Der Herr Jeſus ſah ihn an und ſchwieg; der Jünger aber ſchlug die Augen nieder und erröthete.

Zum Wahrzeichen allen Zweiflern läßt der Baum ſeine Aeſte hangen bis auf den heutigen Tag. Im Munde des Volkes heißt er die Bruderfichte.

586) Sage vom Entſtehen des Stelzenbaumes.

Nach mündlicher Ueberlieferung bearbeitet von Julius Schanz.

In dem Dorfe Thoſſen war einmal ein guter ehrlicher Schäfer, der ſchon manchen Winter erlebt hatte, ohne daß ſein Haar grau geworden wäre, und der manchen heißen Sommer hindurch die Schafe mit ſeinem Spitz treulich bewacht hatte. Noch niemals hatte er ein Schaf durch den rauberiſchen Wolf verloren, als er endlich doch von dieſem heimgeſucht ward. Der Alte hatte ſich ein Wenig niedergelegt, um zu ſchlafen, der Hund war einer Haſenfurt gefolgt, und der Wolf, der im Buſche gelauert hatte, raubte zwei Schöpſe, ohne daß es Jemand bemerkte. Als der Hirt am Abend heimtrieb und der Herr unter der Thüre des Schafſtalles ſtand und die Heerde muſterte, vermißte er die zwei Schöpſe und ließ den Alten hart an. Betrübt lief dieſer davon, die Verlorenen zu ſuchen. Da kam ein Knecht des Herrn, der dem Schäfer feind war, und verkundete mit geheimnißvoller Miene, daß der Fleiſcher ſo eben zwei

Schöpse von der Heerde nach der Stadt getrieben. Der Herr glaubte steif und fest, es seien die seinigen gewesen und lief stracks dem Schäfer nach. Als er seiner von ferne ansichtig wurde, schrie er wüthend: „du heuchlerischer Spitzbube, was suchst du noch, wenn du sie dem Fleischer verkauft hast?" — Der Alte wußte nicht, wie ihm geschehen war und betheuerte hoch und heilig seine Unschuld. Der Herr aber schrie und tobte und drohte ihm, noch heute all seine Habe zu nehmen, wenn er die gestohlenen Schöpse nicht ersetze. Da hub der Alte feierlich an: „Gott im Himmel, erzeige Gerechtigkeit deinem unschuldigen Knechte" — Und er steckte seinen Stab in die Erde und schwur dreimal und sprach: „Dieser dürre Stab soll wurzeln, wachsen und gedeihen, wenn ich ohne Schuld bin. Ist aber der Diebstahl an mir, so zerfalle er jetzunder in Asche." — Als der Herr am andern Tage wieder auf denselben Platz kam, stand der Stock und hatte bereits Knospen und schlug aus. Er wuchs empor zu einem großen, seltenen Baum und steht bis auf diesen Tag, ringsum sichtbar, auf einer Hochebene, damit Jedermann sehe, wie der Herr die Unschuld beschützt.

587) Die Kiefer zu Stelzen.

Carmen Saxon. 1737. S. 331. cf. Misander, Delic. Bibl. T. V. P. XVI. S. 471.

Stelzen heißt ein Dorf, welches in das Voigtsberger Amt gehört. Da hat einst einem Bauer geträumt, er solle nach Regensburg reisen, auf der dortigen Brücke werde er reich werden. Der Mann steht auf, nimmt seinen Ranzen mit etwas Victualien von Brod und Butter, aber sehr wenigem Geld, weil er arm war, und geht fort nach Regensburg, spatzirt etliche Tage auf der Brücke hin und her, es meldet sich aber kein Reichthum, er sucht immer auf der Erde einen Beutel mit Ducaten, aber vergebens, sieht deswegen Jeden mit betrübten Augen an und beschließt wieder nach Hause zurückzukehren. Ehe er jedoch seine Reise antritt, begegnet ihm kurz vorher ein Mann auf der Brücke, der ihn fragt, was er für Grillen habe? Der Bauer erzählt ihm seinen Traum und seine große Armuth und wie er kaum noch einen Kreutzer zur Heimreise habe. Jener versetzte, wie er wunderlich gehandelt, daß er sich auf einen bloßen Traum so weit zu reisen unterfangen, er erzählte ihm, wie ihm auch geträumt, er solle nach Stelzen in's Voigtland reisen, da werde er vor dem Dorfe eine große Kiefer stehen sehen, unter der solle er nachgraben und vieles Geld finden. Er setzte hinzu, wenn er dorthin

gereift, werde es ihm wohl eben ſo gegangen ſein, giebt ihm auch aus Erbarmen einen Gulden als Zehrpfennig auf ſeinen Rückweg mit. Der Bauer war froh, daß er Zehrung bekommen, weil aber dieſe Kiefer auf ſeinem eigenen Grund und Boden ſtand, machte er ſich wunderliche Gedanken über dieſes Mannes Rede. Ob er nun ſchon mit leeren Händen wieder nach Hauſe gelangte, auch von ſeinem Weibe ſcheele Augen erhielt, ſo achtete er doch ſolches nicht, ſondern nahm, ohne Jemandem etwas zu ſagen, Haue und Schaufel und wanderte damit zu dem Baume, und war auch ſo glücklich, daß er in kurzer Zeit einen ſchönen kupfernen Keſſel mit dem ſchönſten alten Gelde fand. Er ſteckte ein, was er in Hoſen und Wamms bringen konnte, machte das Loch zu und ging zu ſeiner Frau, ging dann mit ſelbiger wieder heraus und holte den Ueberreſt des Geldes. Die Kiefer (Ahorn) ſtand noch bis auf die neueſte Zeit und ward ſo hoch und ſchön, daß man ſie fünf Meilen weit ſehen konnte*).

588) Sage von einem reichen und gelehrten Bauer.

Nach mündlicher Ueberlieferung bearbeitet von Julius Schanz.

Es war einmal in einem voigtländiſchen Dorfe ein reicher und gelehrter Bauer, dem unter vielen Eigenheiten reicher und gelehrter Leute auch die eigen war, daß er ſich und ſein Eigenthum mit eigenen Namen benannte und es gern hatte, wenn ihm die Leute dieſe nachſagten. Er ſelbſt hieß: der ewige Heiland, ſeine Frau: ſeine Beilage, die Katze: Agatius, das Licht: der heilige Geiſt, die Scheune: Philippi Jakobi u. ſ. w. Einſtmals war der Knecht am frühen Morgen mit dem heiligen Geiſte auf dem Stallboden und ſchnitt Häckſel. Da kam Agatius und nahm ihm den heiligen Geiſt aus der Laterne und lief damit fort nach Philippi Jakobi. Das Stroh in Philippi Jakobi aber fing Feuer und begann lichterloh zu brennen. Schnell lief der Knecht zum ewigen Heiland, der noch in den Federn lag und rief ihm zu:

Ewger Heiland, ſteh auf mit Deiner Beilage,
Agatius iſt gekommen,
Agatius hat mir den heiligen Geiſt genommen,
Iſt damit nach Philippi Jakobi gerennt,
Steh auf: Philippi Jacobi brennt.

*) Einen ähnlichen Traum von einem Manne zu Dordrecht ſ. bei Zeiler, Schatzkammer S. 805. ꝛc. und von einem Bürger zu Magdeburg, b Miſander, Del. Bibl. T. V. P. X. p. 1029. (beide bei J. Chr. Männling, Auserleſenſter Curioſitäten merkwürdiger Traumtemyel. Zerbſt, u. Leipz. 1714. 8. S. 214 ꝛc.)

589) Sage von einem Wilddieb.

Nach mündlicher Ueberlieferung bearbeitet von Julius Schanz

In Breitenbach (?) war ein Wilddieb, der konnte ſich und was er ſonſt wollte, in jede beliebige Figur verwandeln. Einſt ſchoß er einen Hirſch, als er von fern einen Jägerburſchen kommen ſah. Schnell verwandelte er ſich in einen Holzblock und den Hirſch in einen Buſch. Der Holzblock war oben glatt wie abgeſägt und der Jäger ſetzte ſich darauf und ſchnitt eine Rolle Taback klein. Und gerade auf der Stelle, wo er am derbſten einſchnitt, war der Kopf des verzauberten Wilddiebs, der ſich doch nicht rühren durfte. So oft er ſpäter dieſes Abenteuer erzählte, ſoll er allemal geſagt haben: „da hab' ich aber die Zähn' müſſen zambeiß (zuſammen beißen)!“ —

590) Sage von einem weißen Vogel.

Nach mündlicher Ueberlieferung bearbeitet von Julius Schanz

Es war einmal in einem Wald im Voigtland ein weißer Vogel, nach dem ſchon viele Jäger vergeblich geſchoſſen hatten; keiner traf ihn. Die Bauern aber glaubten, der weiße Vogel bedeute Unglück, denn er hatte faſt eine menſchliche Stimme und lachte alle Jäger aus und verſpottete alle Vorübergehenden. Einſtmals ging auch ein Jäger in den Wald und mit einem Eifer ohne Gleichen verfolgte er den weißen Vogel, indem er wohl hundertmal nach ihm ſchoß. Der weiße Vogel aber flog von Baum zu Baum und rief ſpottend herunter, daß es weithin ſchallte:

Es hat noch lange keine Noth,
Du haſt vergebens mich bedroht,
Laufe Dich nur nicht ſo gar ſehr todt,
Geh heim, es wartet Dein der Tod.

Unmuthig kehrt der Jäger dem Walde den Rücken, ging in's Dorf zurück, legte ſich auf's Bette und ſtarb.

Nach einigen Jahren kam über die Gegend eine verheerende Krankheit, die raffte ſo viel Leute weg, daß Niemand mehr daran dachte, in den Wald zu gehen und den weißen Vogel zu fangen. Traurig flog dieſer hin und her, bis er ſich einmal bei einem Gewitter in den Kirchhof verirrte. Der Regen hatte ſich verlaufen und es ragte aus einem Grabe ein Schädel hervor, der war voll Waſſer, da flog der weiße Vogel hin, um daraus zu trinken. Das Erdreich aber war ſehr locker, der Schädel fiel herab und bedeckte den weißen Vogel. Dieſem war es unter

dem finstern Dache gar unheimlich zu Muthe und in wenigen Tagen starb er. Zuvor aber, ehe er starb, sang er folgende Worte, die der Todtengräber hörte, ohne sich dieselben genügend deuten zu können:

Da Du lebtest, lebt auch ich,
Du wolltest mich haben, bekannt mich nicht,
Nun bist Du todt, nun hast Du mich,
Doch ich muß sterben, was nützt es Dich? —

191) Sage vom Fürstensaale in Neuendorf.

Nach mündlicher Ueberlieferung bearbeitet von Julius Schanz.

Zur Zeit Kaiser Friedrich's II., ungefähr um das Jahr 1227, war auch im Vogtlande ein reges Leben und Treiben. Vor Allem war das Schloß Neuendorf, dessen Besitzer die Grafen von Reibold waren, der Sammelplatz der jungen Ritter in der Umgegend; denn hier wohnte ein wunderschönes Fräulein, mit Augen so blitzend wie Diamanten, mit Wangen so blühend wie Rosen, mit Haaren so blond wie Gold. Doch im schönen Körper wohnte auch eine schöne Seele. Sanft wie das einer Taube war ihr Gemüth, der Adel ihres Geistes strahlte aus den blauen Augen und verklärte ihr Angesicht, daß sie Allen wie ein Engel in Menschengestalt erschien. Kein Wunder also, wenn Tag für Tag das Schloß ihres Vaters voll von jungen Rittern war, die sich an sie heandrängten, um nur einen Blick aus ihren schönen, blauen Augen zu erbeuten und dafür ihr ganzes Herz ihr vor die Füße zu legen. Doch, nur Einer hatte ihr Herz gewonnen, und ihn liebte sie mit der ganzen Gluth, welche dem tiefen Gemüthe der Frauen eigen ist, und welche täglich durch den Gedanken, daß man wieder warm und feurig geliebt werde, zu immer größerem Flammen angefacht wird. Der Glückliche, der der Reinen Herz gewonnen hatte, war der junge Graf Otto von Stubenberg. Er war von Gestalt ein Adonis, braune Locken fielen wallend seine Schultern herab und sein Wuchs war hoch und schlank wie eine junge Eiche. Sein Auge war feurig, denn in ihm wohnte ein wackrer und muthiger Geist, der für das Gute entflammt war und in dem mit glühenden Zügen eingegraben stand: „Gott und mein Recht!“ — Sein Arm war stark, und in allen Gauen des Vogtlandes wußte Keiner so gut das Schwert zu schwingen oder die Lanze im Turniere zu führen, wußte Keiner so gut in den dunklen Forsten den Eber zu erlegen oder den Bären darnieder zu werfen als Otto von Stubenberg. Sein ganzes

Weſen verklärte wie die Sonne die reine, keuſche Minne, und wie ein Kleinod trug er das Bild Roſamundens in ſeinem Herzen.

Tag für Tag ſtellte ſich der Jüngling auf dem Schloſſe ein und ihre Tage floſſen, von Liebe bekränzt, leicht und ſchnell dahin. Zwar waren der Bewerber viele und unter ihnen reichere und angeſehenere Herren als Otto, aber ſein edler Sinn bewirkte, daß ihm alle freiwillig den Vorrang räumten. Nur Einer wollte nicht weichen: Herr von Römer nennt ihn die Sage, deſſen Geſchlecht, eins der älteſten des Voigtlandes, alle anderen an Reichthum und Glanz überſtrahlte. Er war zwar auch ſchön und wohlgewachſen, aber ſeine Seele war ſchwarz und heimtückiſch. Roſamunde konnte ihn nicht lieben, denn nichts war ihr mehr zuwider, als Liſt und Verſtellung.

Lange lebten die beiden Liebenden glücklich im Wonnerauſch ihrer jungen Seligkeit, und ſchon ſollte in den nächſten Monaten die Hochzeit mit allem Glanze der damaligen Zeit gefeiert werden. Da erſchien eines Tages ein kaiſerlicher Herold, alle Ritter auffordernd, dem Heere des Kaiſers zuzuſtrömen, der über's Meer ziehen wolle, um den Ungläubigen das gelobte Land zu entreißen, das ſie widerrechtlich im Beſitz hätten. Entflammt von Thatenluſt eilte die Blüthe der Ritterſchaft herbei und ließ ſich das Zeichen des Kreuzes aufheften, um ſich für daſſelbe in die Schlacht zu ſtürzen. Auch Otto von Stubenberg hörte die Kunde, und ihn ergriff eine unnennbare Sehnſucht, das Land zu ſehen, von wo der Strahl des Glaubens ausgegangen war, und an dem Orte zu beten, wo der Erlöſer gewandelt und gelitten. Da dachte er an ſeine Roſamunde, gedachte ſeiner Liebe, ſeines nahen Glückes. Ein harter Kampf entſpann ſich in ihm, bis endlich das Gefühl für Recht und Pflicht in ihm obſiegte. Er ging zu Roſamunden, um ihr ſeinen Plan, ſeinen gefaßten Entſchluß zu offenbaren. Gefaßt hörte ihn dieſe an, gefaßter, als er ſelbſt vermuthet hatte. „Ziehe hin," ſprach ſie, „ziehe hin in den Kampf, den dir deine Pflicht gebietet. Dies trage als Andenken von mir," ſprach ſie weiter, indem ſie eine Locke von ihrem Haupte ſchnitt und ihm darreichte. —

„In zwei Jahren bin ich wieder bei dir," rief Otto begeiſtert, „dieſe Locke ſoll mich ſtets im Schwerterklang an dich mahnen. Lebewohl!" —

Glühende Küſſe drückte er auf ihren Mund und ſtieg zu Roſſe. Bald waren die letzten Helmbüſche hinter den Bergen verſchwunden — und Roſamunde war allein. Sie hatte ihnen nachgeblickt, und als ſie in der Ferne nichts mehr erkennen konnte, weinte ſie in ihrem Zimmer heiße Thränen.

Tapfer kämpfte Otto von Stubenberg im gelobten Lande und einer

der Ersten pflanzte er das Panier auf die Mauern Jerusalems, so daß sein trefflicher Herr und Kaiser ihn öffentlich lobte und auszeichnete. Er ward ein Schrecken der Sarazenen, und vor seinem Schlachtruf flohen sie erschreckt ins Weite.

Als nun das Ende der zwei ausbedungenen Jahre heranrückte, sah Rosamunde oft einsam auf dem Thurme und blickte hin nach den Bergen, ob sie das Banner ihres heimkehrenden Geliebten noch nicht entdecke. Aber vergebens sandte sie ihre Blicke in die Ferne. Die zwei Jahre vergingen, und Otto kam nicht. Da flossen oft heiße Thränen über ihre blühenden Wangen, denn sie dachte, der Geliebte sei todt oder in Sclaverei. Immer heftiger drangen jetzt auch ihre Eltern in sie, sich zu vermählen, und sie sah sich endlich gezwungen, dem Herrn von Römer ihre Hand zu reichen. Die Vermählung ward mit größtmöglichstem Glanze vollzogen und die Blüthe der heimgekehrten und neuherangewachsenen Ritterschaft aus der ganzen Umgegend stellte sich ein zum Hochzeitmahle. Am Abend ward das Bankett gehalten. Trompeten tönten durch den Saal, die mit goldenen Weinen gefüllten Becher klangen lustig aneinander und Alles war voller Freude und Wohlleben. Nur Rosamunde saß bleich und trübe, denn der Kummer um den Verlorenen nagte an ihrer Seele. Da erschien ein Fremder, ein Pilger. Nun war es in damaliger Zeit Sitte, daß, wenn ein Pilger zu einer Hochzeit kam, die Braut ihm ihren Teller reichte. Auch Rosamunde stand, als sie die Kunde von dem Pilger vernahm, von ihrem Sitze auf, um der Sitte Genüge zu thun, der Fremde aber stand hinter ihr und warf eine Locke auf ihren Teller, den sie in ihrer Hand hielt. Sie fiel ihm lautschreiend um den Hals: Stubenberg! mein Stubenberg! — Die Ritter flogen von ihren Sitzen empor und starrten erstaunt auf das Paar, der Bräutigam fuhr nach seinem Schwerte und drang auf Otto ein. Dieser aber hatte mittlerweile den Pilgergang abgeworfen, und es begann ein Kampf auf Tod und Leben um die weinende Rosamunde. Nach wenig Augenblicken lag Herr von Römer todt am Boden.

Der Saal, wo der Kampf ausgefochten ward, ist der sogenannte Fürstensaal im Schlosse Neuendorf. Noch heute sind die Blutflecken auf dem Boden desselben zu sehen. Zur Nachtzeit will man oft darin Schwerterklirren und Todesröcheln vernehmen und noch zu Zeiten soll der Geist des Erstochenen in blutgeflecktem Gewande darin herumgehen.

392) Sage von dem Bauer Kilian in Neuendorf.

Nach mündlicher Ueberlieferung bearbeitet von Julius Schanz.

In Neuendorf ſaß einſt ein ſtolzer und grimmiger Herr, deſſen Luſt war es, die Bauern zu knechten und ihr Beſitzthum an ſich zu reißen. Nun lebte zu ſelbiger Zeit ein Bauer in Neuendorf, Namens Kilian, der war ſtets froh und guter Dinge, denn er hatte ein ſchönes Stück Feld und Wald und daneben lagen ſieben fiſchreiche Teiche. Schon oft hatte ihn der Herr darum angegangen, er ſolle ihm das Beſitzthum, das dem ſeinen ſo nahe lag, abtreten, aber ſtets ſchlug er ihm es ab, da er's von ſeinen Vätern geerbt hätte und auf ſeine Kinder forterben laſſen wolle.

Einſt zur Kirmes, wo reges Leben im Dorfe war, befand ſich Kilian unter den übrigen Bauern im Wirthshaus. Auf dem Tanzboden ſchwenkten ſich die Paare, beflügelt und befeuert von den Tönen des Dudelſacks und der Geige. Die Bauern aber ſaßen und ſangen, daß es weit durch das Dorf erſcholl. Ein Jeder gab ein Liedlein zum Beſten. So kam denn die Reihe auch an Kilian. Dieſer wollte rechtes Lob erndten, denn er hatte das Verslein, das er ſang, ſelbſt gemacht. Es lautete:

Ich hab' eine Wies' und ſieben Teich,
Die möcht der Herr gern haben.
Doch eh ich dem ſie geben thu,
Will ich ſie lieber verlaufen.

Lauter Jubel belohnte ſeinen Spruch. Bald aber ward es dem Herrn hinterbracht, was Kilian geſungen, und er ſann nun auf Rache. In finſtrer Mitternacht ließ er den armen Kilian aus dem Bette holen und ihn in ein tiefes Loch werfen, wohin weder Sonne noch Mond ſchien. Im Dorfe ſelbſt aber ließ er das Gerücht verbreiten, Kilian ſei verſchuldet und auf und davon gegangen. Nun zog er ſein ſchönes, längſt begehrtes Beſitzthum an ſich, und freute ſich ſeines wohlgelungenen Planes. In unterirdiſchem Gefängniß ſaß indeß Kilian und wußte nicht, ob es Tag oder Nacht ſei. Das einzige menſchliche Antlitz, das ihm zu Geſicht kam, war das eines Schurken, eines Gärtners, der in die Schändlichkeiten ſeines Herrn eingeweiht war.

Jahre vergingen ſo, bis dieſer ſtarb. Noch bei ſeinem Tode befahl er, den Kilian nach wie vor zu füttern und gefangen zu halten. Da trieb einſt ein Bauermädchen das Vieh aus; die Stiere tummelten ſich auf der Weide und ſtampften wild gegen die Erde. O Wunder! da ſank ein Stück Boden ein, und als das Mädchen hinzulief, ſah ſie in ein

finſtres Loch hinab, darin ſaß ein Menſch gefeſſelt an Händen und Füßen. Schnell rief ſie Leute herbei, und als ſie den Armen herauszogen, war es Kilian, der Bauer. Er war aber wahnſinnig geworden und ſtarb bald nach ſeiner Erlöſung aus dem unterirdiſchen Kerker.

593. Sage von dem Goldmacher im Neuendorfer Schloſſe.

Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Julius Schanz.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges beſaß das Schloß zu Neuendorf ein Herr, der in dunkler Kammer Säuren und Metalle miſchte, um den Stein der Weiſen zu finden und Gold zu machen. Da glaubte er eines Tages dem erſehnten Geheimniß auf der Spur zu ſein. Schon wogte das Gold im Keſſel, da erhob ſich eine gewaltige Windsbraut, höher und immer höher flackerte das Feuer, von dem Unhold geſchürt, bis es das Innere in Brand ſteckte. Vergebens ſuchte er es zu löſchen, vergebens ihm zu entrinnen. Er ſelbſt erſtickte in der Glut und mit ihm ſank das halbe Schloß in Staub und Aſche.

594) Sage von der Gründung Neuendorfs.

Nach mündlicher Ueberlieferung bearbeitet von Julius Schanz.

Von der Gründung Neuendorfs geht folgende Sage: Es waren in alten Zeiten zwei Ritter, die hatten Geld vollauf und wußten nicht, was ſie damit anfangen ſollten. Gern hätten ſie ein ſchönes Schloß gebaut, aber kein Ort erſchien ihnen dazu recht paſſend. Da kamen ſie denn endlich mit einander dahin überein, ihr Geld auf Eſel zu laden und da, wo dieſe ſich niederlaſſen würden, ein Schloß zu erbauen.

Die Eſel gingen fort über Berg und Thal, und die beiden Ritter folgten ihnen Schritt vor Schritt. Da kamen ſie endlich auf eine breite Fläche, die war leer von Wald; daſelbſt ſtand herrliches Gras, denn die Gegend war bewäſſert von klaren Quellen. Die Eſel, welche müde von der langen Reiſe waren, fraßen von dem Graſe und legten ſich endlich nieder auf die duftigen Matten. Da holten die Ritter am andern Tage Leute herbei, und bald erhob ſich mit weitſtrahlenden Zinnen das Schloß Neuendorf.

Die Ritter ſollen von Neibold geheißen und lange Zeit das Schloß beſeſſen haben. Mir aber ſcheinen die Eſel mit einer andern erzgebirgiſchen Sage in Verbindung zu ſtehen, nach welcher der erſte des Ge-

ſchlechts derer von Reibold (?) ein Eſelstreiber war und dadurch, daß ſeine Eſel auf der Weide ſich an Stücken aus der Erde gewachſenen Silbers blutig ſtießen, der Beſitzer unermeßlich reicher Silbergruben ward.

595) Sage von der Kapelle am Kapellenberg.

Bearbeitet von Julius Schanz; metriſch behandelt von Fr. Rödiger in „Sagenklänge des obern Voigtlands. 1847."

Im Schloſſe zu Eger wohnten einſt drei wunderſchöne Fräulein, jeglicher Tugend hold und allem Volke bekannt durch ihre Frommigkeit. Sie waren alle drei ernſten Karakters und wollten nichts von den Freuden der Welt, nichts von Liebe wiſſen. Anna, Maria und Brunhilda waren ihre Namen, die jeder Ritter kannte und mancher Sänger in lieblichen Liedern feierte, ohne daß die Herzen der drei Fräulein davon gerührt wurden.

Einſt am Tage St. Johannis war nach der feierlichen Meſſe ein großes Turnier, zu dem von allen Straßen die Ritter herbeigezogen und viel Volks verſammelt war. Sie wollten die drei entſagenden Jungfrauen durch Tapferkeit zur Bewunderung reizen und ſo ihren Bewerbungen geneigt machen. Lange währte das blutige Lanzenſpiel, das den drei Fräulein ein Greuel war, obwohl ſie es mit anſehen mußten, und Kuno, ein übermüthiger junger Mann, war Sieger über alle. Stolz ſchritt er über den Kampfplatz und verkündete mit ſtarker Stimme, daß, wenn kein anderer käme, ihn zu beſiegen, er eine von den drei Jungfrauen als ſeine Braut mit ſich führen wolle, zum Lohn ſeiner Tapferkeit. Die Menge ſchwieg, eingeſchüchtert von dieſer Rede, aber im Herzen empört über die frevelhaften Worte. Da ſprengte ein junger, ritterlicher Held in den Kampfplatz und meldete ſich zum Kämpfer für die Ehre der drei Fräulein. Funkenſprühend kreuzten ſich die Lanzen der beiden Ritter, zweimal ohne Erfolg, beim drittenmale ſtürzte Kuno todt von ſeinem Streitroß.

Laut jubelte die Menge und das Eis, das um die Herzen der drei Fräulein lag, war geſchmolzen: ſie entflammten vereint in Liebe für den ſchönen, tapferen Ritter, der aber nur eine liebte, Brunhilda, die jüngſte von den Dreien. Und er ward ſichs bewußt, daß, wenn er die eine erwähle, er das Herz der andern brechen würde, und er kämpfte mit aller Kraft ſeiner edlen Seele den ſchwerſten Kampf, den Tugendkampf der Entſagung.

Ohne Säumen nahm er Abſchied von den Dreien und weihte ſich

zum Ritter für das heilige Grab des Heilands. Die Fräulein aber winkten ihm von der Zinne des Schloſſes mit ihren Tüchern Lebewohl nach und ſchwuren im Angeſicht Gottes, und bei der Dornenkrone des Heilands, ſich zu Himmelsbräuten zu weihen und nie wieder einen Mann zu lieben. Sie wollten ſich von einander trennen und geſondert wohnen, und wenn eine von ihnen ſtürbe, ſolle ein Tüchlein von ihren Kapellen ins Thal hernieder wehen, den andern zum Zeichen der Trauer. Der aber, die einem Manne Gehör ſchenke, ſolle dieſes Zeichen nicht werden, ihre Kapelle ſolle die rächende Gottheit in Schutt und Trümmer werfen.

Anna baute die Kapelle am Grüneberg bei Eger, Maria das Kirchlein in Kulm und Brunhilda die Kapelle auf dem Kapellenberg bei Schönberg.

Schon ſah man im Laufe eines halben Jahrhunderts zweimal das Tüchlein wehen, vom St. Annenſtift und von dem Kulmer Berge: Anna und Maria waren geſtorben, nur Brunhilda waltete noch als greiſe Nonne in ihrem Kirchlein. Da ſchwankte einſt, es war im Herbſte, ein greiſer Pilger die Höhe des Berges herauf, deſſen Mantel und Gürtel von einem Sarazenenpfeil zuſammen gehalten wurden, auf den Schultern aber trug er ein rothes Kreuz. Er machte an der klaren Quelle vor dem Kirchlein das Zeichen der Weihe und kniete dann nieder, um zu beten. Da trat Brunhilda hervor und als ſie den Pilger gewahr wurde, erkannte ſie im Augenblicke die Züge ihres tapfern Helden. Ihren Eid vergeſſend ſank ſie in ſeine Arme und ſtürzte betäubt mit ihm zu Boden.

Da erhob ſich ein brauſender Sturm und das Glöcklein begann ſo ſchrill zu ertönen und durch die Luft vernahm man geiſterhafte Worte von der Erfüllung ihres Schwures und der rächenden Gottheit. Am andern Morgen fand man weder Nonne noch Pilger, ſondern nur Pfeil und Kreuz des letztern, die man noch heute im Brunnenſtein ſehen kann. Das Kirchlein iſt längſt zerfallen, nur das geweihte Brünnlein davor quillt noch zu dieſer Stunde.

---

596) Sage vom heiligen Brunnen auf dem Kapellenberg.

Bearbeitet von Julius Schanz; metriſch behandelt von Fr. Rödiger.

Das friſche, wohlſchmeckende Waſſer des Brunnens auf dem Kapellenberg wollten einſt, zur Zeit Auguſts des Starken, die Bewohner von Maria Kulm, die wegen der hohen Lage des Orts ſehr häufig

Waſſermangel empfinden, in bleiernen Röhren vier Stunden weit auf Maria Kulm leiten, da das Waſſer bekanntlich nach phyſikaliſchen Geſetzen ebenſo hoch ſteigt als es fällt. Zu dieſem Vorhaben mag die geprieſene, hülfreiche Eigenſchaft des Waſſers wohl nicht wenig beigetragen haben, doch ſcheiterte das ganze Unternehmen an den Koſten.

Der heil. Apollonia in Alexandria wurden zur Zeit der Chriſtenverfolgungen, im 3. Jahrhundert n. Chr., die Zähne mit glühenden Zangen ausgebrochen, ehe ſie ſich in den Scheiterhaufen ſtürzte. Ein frommer Biſchoff, der den Brunnen ihrem Gedächtniß weihte, hat die Heilige, zur Erinnerung an ihre Leiden dem Waſſer eine wunderthätige Heilkraft zu verleihen, damit es vor Zahnweh ſchütze, und ſiehe! die Heilige ſoll einſt in der Nacht gekommen ſein und einen Zahn von ſich in den Brunnen verſenkt haben, zu dem die Chriſten in der Umgegend dann in reichen Schaaren wallfahrteten. Wer ſich den Mund mit ſeinem Waſſer ſülle, ſolle, ſo ſagt man, nie im Leben Zahnweh ſpüren.

597) Sage von der weißen Frau bei der Tränke am weſtlichen Abhang des Kapellenberges.

Bearbeitet von Julius Schanz; metriſch behandelt von Fr. Rödiger.

In dem Kloſter auf dem Kapellenberg ſoll einſt eine Nonne gelebt haben, die ein ſchweres liebes Leid auf dem Herzen trug und oft bis zur Mitternacht vor dem Altar auf den Knien lag, um Vergebung ihrer Sünden zu erflehen. Einſt als ſie auch im Gebete lag, flog ein Pfeil durch die Fenſter, ihr zum Zeichen des Stelldichein. Sie konnte auch diesmal nicht widerſtehen und ſchlich leiſe durch die Kloſterpforte an den Teich hinaus, wohin ſie ſo oft gewallt, und harrte dort des Buhlen, der ſich bald durch die Zweige Bahn brach. Er fand die Nonne in glühendem Wahnſinn mit den Fluthen ſprechen, in welche ſie ihr Kind geworfen und forderte ſie auf, das Kloſter endlich zu verlaſſen und ſein Weib zu werden. „Tauche, ſprach er, deine Hände in das Waſſer und waſche dein Geſicht damit, ſo wird dein Herz Ruhe finden. In des Teufels Namen, waſche dich!“ —

Die Nonne that, wie ihr geheißen war. Sie kehrte nicht wieder zum Kloſter zurück, ſondern floh mit dem Geliebten in's Fichtelgebirge auf die Luchſenburg, woſelbſt er hauſ'te, und lebte mit ihm dort ein gottvergeſſenes Leben. Als aber ihre Sterbeſtunde kam, hörte ſie eine Stimme rufen: „Am Teich, in dem dein Kindlein ruht, ſollſt du dich

fort und fort in des Teufels Namen walzen, bis zum jüngsten Gerichte!" — So geht denn ihr Gein noch um bis auf diesen Tag und Mancher hat in stiller Mitternachtsstunde die weiße Frau gesehen, wie sie am Teiche hinschreitet und gehört, wie sie in den Wellen plätschert und ihr Antlitz wäscht. Der Teich heißt gegenwärtig nur die Tränke, da die Bauern daselbst ihr Vieh zur Tränke fahren, wenn sie auf den Feldern beschäftigt sind.

598) Die Teufelskammer in der Pfarre zu Brambach.

Bearbeitet von Julius Schanz; mündlich bekannt gemacht von Fr. Metzger.

In die Pfarre zu Brambach kam einst um die Mitternacht durch den Schlot der Teufel hereingefahren und fing nach dem Pfarrherrn. Die alte treue Magd meldete dem Pfarrer diese Kunde und der befahl, den Teufel nur zu ihm hereinzuführen. Der Schwarze setzte sich ungenirt an sein Bett, wie wenn er in seinem alten Großvaterstuhl in der Hölle säße, und begann mit dem Pfarrer ein langes Examen. Dieser aber hatte das Herz auf dem rechten Flecke und wußte dem Teufel trefflich zu antworten, der immer neue Spitzfindigkeiten zu Tage brachte. Zuletzt fing er: „Wie lehrt man in Deutschland am besten das Christenthum?" — Diese Frage machte dem Pfarrer doch einiges Bedenken, er sann hin und her, und der Böse freute sich schon des Sieges. „Kannst du mir auf diese Frage nicht Rede stehen, so ist diese Kammer mein Eigenthum und kein Mensch soll sie ohne Zagen betreten." —

Die Gedanken des Pfarrers verwirrten sich immer mehr, und es litt ihn nicht mehr am Orte; er mußte sein Schlafgemach verlassen und konnte nie bis an sein Ende wieder darin schlafen.

Die Geschichte ward bald ruchbar im Lande und es wollte sich nach des Pfarrers Tode Niemand zur Verwaltung seines Pfarramts finden lassen, als zu Wittenberg Doktor Luther mit seinen 95 neuen Thesen auftrat und viel deutsche Stämme seiner Lehre zufielen. Auch die Bewohner von Brambach, die unterdessen einen jugendlichen Seelenhirten gewonnen hatten, neigten sich zu der neuen Lehre hin, welche ihnen der rüstige Pfarrer mit seinen Worten erklärte. Dieser hatte natürlich die Geschichte von dem Teufelsspuk auch gehört und voll von Begeisterung für seinen Glauben wollte er dem Teufel, wenn er käme, auf jegliche Frage Bescheid thun. Er ließ daher sein Bette in die Teufelskammer bringen und schlief darin. Schon in der ersten Nacht

erſchien der verrufene Beſuch und das Examen begann wie bei dem ſeligen Herrn Paſtor. Wiederum frug der Teufel zuletzt: „Wie lehrt man in Deutſchland am beſten das Chriſtenthum?“ — „Deutſch!“ rief der junge Pfarrer, ſo laut und kräftig, im Bewußtſein, daß er das Rechte getroffen, daß der Teufel vor dieſem einzigen Worte jach in ſich zuſammenfuhr. Nachdem er ſich von dem Schrecken etwas erholt hatte, bot er dem Pfarrer Verſöhnung an und wollte ſich mit ihm auf dem Wege des Vertrags abfinden, wenn er ihm verſtatten wolle, die Kammer mit zu bewohnen, aber der Pfarrer wollte nichts von ihm wiſſen. „Hebe dich weg, Satan!“ — rief er mit gottesfreudigem Munde, griff nach ſeiner Bibel und wollte den Teufel darniederſtrecken. Dieſer aber fuhr, da er die Kammerthür verſchloſſen fand, durch die Mauer und floh von dannen. Die Lücke, durch die er hinausfuhr und die Stellen im Kalk, wo er ſeine Krallen eingedrückt hatte, ſollen noch vor ganz kurzer Zeit zu ſehen geweſen ſein. So ſiegte Gotteskraft über Teufelsmuth!

---

599) Sage vom Galgenberg bei Brambach.

Bearbeitet von Julius Schanz, metriſch behandelt von Fr. Rödiger.

In Brambach ertönte eines Morgens früh das Armenſünderglöcklein: ein junges Mädchen mit ſchwarzen Schleifen in den Haaren und ſchwarzen Schleifen an dem Kleide, ſaß auf dem Karren und ſollte zum Richtplatz gebracht werden. Viel Volks begleitete den Zug; doch fehlte, als man am Galgenberge ankam, noch das letzte Entſcheidungswort, vor deſſen Eintreffen die Hinrichtung nicht ſtattfinden durfte. Der Reiter, der darnach ausgeritten war, ließ ſich endlich am Rande des Waldes erblicken. Wenn er mit dem Tuche wehte, ſolle der Urtelsſpruch vollzogen werden, ſo war es verabredet, und ſiehe! er nahm das Tuch heraus und fuhr damit über die Stirn, indeß er ſein Roß jedoch zu immer größerer Eile anſpornte. Man glaubte das Zeichen in dem verabredeten Sinne verſtehen zu müſſen und der Kopf des Mädchens fiel auf das Schafot, als der Reiter in athemloſer Haſt heranſprengte und dem Henker entgegen rief: „Warum habt ihr ein unſchuldiges Mädchen gerichtet? Sie war freigeſprochen!“ — „Ich habe recht gerichtet,“ ſprach der Henker; „iſt's ein Mord, ſo iſt's die Schuld des Richters.“ „Euer iſt die Schuld,“ ſprach der Richter zu dem Boten, „ihr winktet mit dem Tuche, wie es verabredet war.“ — Da löſte ſich das grauenvolle Mißverſtändniß: der Reiter hatte das Tuch nur entfaltet, um ſich den Schweiß von der er-

hitzten Stirn zu trocknen, denn er hatte sich und sein Roß in Angst und Schweiß geritten, um nicht zu spät zu kommen! — — „Ich bitte," sprach der Bote mutherfüllt, „nicht um Gnade; laßt mich die Strafe des Mordes tragen." — Tiefe Stille lag auf der Menge: der Henker schlug dreimal an's Becken, das einen grellen Ton gab, und der Richter sprach zu dem Unglücklichen: „Du bist des Schwertes schuldig!" — Nicht der Bote, aber die versammelte Menge und selbst der Henker erschrack vor diesem harten Spruche. Der Bote zog sein Schwert, hieb seinem Pferde mit einem kräftigen Schlage den Kopf ab und bat den Richter, ihn auch so zu treffen. Das Sünderglöcklein tönte von Neuem und ein rascher Hieb trennte seinen Kopf von den Schultern. „Hab' ich recht gerichtet?" rief der Henker. „Recht!" sprach der Richter. „Aber es war zum letzten Mal!" entgegnete der Henker, „kein unschuldig Blut soll fürder dieses Schwert beflecken!" — Mit diesen Worten brach er sein Schwert mitten entzwei und begrub es mit dem armen Sünder. Dieser aber fand keine Ruhe im Grabe und macht noch jetzt in der Geisterstunde mit seinem Roß die Runde um den Galgenberg, beide ohne Kopf, wie manches Sonntagskind erzählt, das sie gesehen hat.

(640) Sage von einem alten Brauburschen zu Brambach.

Bearbeitet von Julius Schanz, mündlich bekannt von Fr. Rödiger.

Zu Brambach am Markte stand einst ein Brauhaus und davor ein großer Wasserbottich. Einst sprach daselbst ein Brauknecht ein, um das Handwerk zu begrüßen und einen Trunk zu begehren, da ihn sehr dürstete. Der Meister aber, der eben die Maische rührte, rief hohnlachend: „Ein klorsender Stromer muß etwas vertragen können!" — Das verdroß den Wanderer sehr, und er sann auf Rache. Scheinbar ruhig sagte er: „Kann schon eine Weile warten!", legte Bündel und Rock im Brauhaus nieder und ging in den Garten, um sich ein Kraut zu pflücken, mit dem er dem Braumeister das Bier verderben wollte. Dann kam er wieder in's Brauhaus und erbot sich gegen diesen, an seiner Statt die Maische zu rühren. Das war dem Meister eben recht, denn er hatte etwas im Dorfe zu besorgen und übergab deshalb dem Burschen sofort den Rührpfahl. Ehe ihm die Frau Meisterin das Frühstück brachte, hatte er bereits seinen hocus pocus gemacht und das Kraut unter die Maische gethan, und als nun die Frau Meisterin kam, rief er ihr lachend entgegen: „das Bier wird gewiß recht steigen, das ich euch braue, denkt an mich!"

Er verabschiedete sich, nachdem er sein Frühstück verzehrt, und der Meister ließ nach seiner Rückkehr das Bier unbedenklich aus den Rufen heraus und ging zu Bette. Als er aber am andern Morgen an die Rufen trat, war das Bier gänzlich verschwunden und mit Grausen gewahrte er, daß es über ihm, an Balken und Dach, in langen braunen Eiszapfen herabhing, mitten in der Sonnenhitze also gefroren war. Das währte drei Monate lang, bis ein kluger Mann den bösen Zauber bannte und das Bier wieder herabträufelte.

---

601) Sage vom steinernen Kreuz auf der Höhe zwischen Ober- und Unterbrambach.

Bearbeitet von Julius Schanz; metrisch behandelt von Fr. Rödiger a. a. O.

Es war mitten im kältesten Winter, als zu Oberbrambach die Burschen und Mädels in der Spinnstube versammelt waren, nach der noch nicht ganz erstorbenen Sitte früherer Tage. Die Mädchen spannen, die Burschen spielten Karten, bis es neun Uhr schlug. Dann flogen Spinnräder und Karten bei Seite und man belustigte sich mit allerlei Spielen, Nachbarn schlagen, Gänsedieb, Koch und seine Speisen u. dgl. Da begann der Sohn des Richters die kecke Frage aufzuwerfen, wer wohl am meisten tragen könne? — Drei Gulden setze er zum Lohn, wenn einer zwei Scheffel Gerste trage. — Die Bursche schwiegen, ein Mägdlein aber rief: „Ich will zwei Scheffel zur Mühle tragen, sie mahlen, und dann das Mehl bringen, um mir den verheißenen Lohn zu holen.“ — Dem Sohn des Richters war dies ein sehr erwünschtes Anerbieten, denn er liebte das Mägdlein und wollte ihre Arbeitslust durch die Wette erproben. Ihr aber ging es mit ihm ebenso, sie liebte ihn von ganzem Herzen, und die schwere Last war ihr eine Seligkeit, da sie seine Liebe dadurch zu gewinnen hoffte. Als die Gerste gemahlen war, und sie die zwei Säcke auf die Schulter nahm, kraute sich der alte Müller hinterm Ohr und murmelte vor sich hin: „Wer sich in Gefahr begiebt, kommt leicht darinnen um. Möge dir Gott und dein Glaube gnädig beistehen!“ — Aber die Jungfrau flog dahin, den Hügel hinan, wie wenn sie Schwingen hätte. Das Gehen im Schnee aber machte sie müde, und sie setzte sich eine Weile auf die Schränkstangen nieder, um auszuruhen. Bald schlossen sich ihre Augenlider, sie schlief ein, um nicht wieder zu erwachen. Am andern Morgen fand man sie — erdrosselt. Ihr Liebster zog, wie die Sage berichtet, in den Türkenkrieg.

auf der Stelle aber, wo das Mädchen den Tod fand, ſteht noch heutigen Tages ein ſteinernes Kreuz, da ſie auch dort begraben ſein ſoll.

---

602) Sage vom ſteinernen Kreuz bei Hohendorf.

Bearbeitet von Julius Schanz; metriſch behandelt von Fr. Rödiger.

Der Bauer Zöf in Hohendorf zog an einem Freitage frühzeitig aufs Feld hinaus, nach alter Sitte vier Stiere vor den Pflug geſpannt, wie es im Egerland noch heute Brauch iſt. Seine Tochter Brigitte begleitete ihn, denn ſie ſollte die vordern Stiere beim Ackern leiten. Sie hüpfte und ſprang und lachte, daß ſie faſt das Läuten des Glöcklein überhörte, bei dem der Vater das Kreuz ſchlug. „Kind, ſprach er, wer den Freitag mit Lachen grüßt, muß am Sonntag weinen! Es iſt der Todestag Chriſti. Schütze dich der liebe Herr Gott!“ — Gegen Mittag ſprengte ein Knappe aus dem Troß des Ritters von Reitzenſtein quer übers Feld, der Brigitte liebte. Er ſprang vom Pferde, und führte an ihrer Statt die Stiere, indeß ſie zuſammen koſ'ten und tändelten. Als dies der Knecht Daniel ſah, ergrimmte er im Herzen; denn er liebte die ſchöne Brigitte nicht minder. Der Bauer hieß ihn an den Pflug treten, da er einſtweilen die Schlichteule vorbereiten wollte, und dies war dem Daniel eben recht. Eiferſucht und Bosheit rangen in ſeinem Herzen und tauſend böſe Weſen umringten ihn: er warf die Reute nach dem Knappen und die eiſerne Spitze derſelben traf ihn tödtlich, zum großen Herzeleid Brigittens und ihres alten Vaters. Am Sonntag darauf wurde die Leiche begraben und Brigitte ſchluchzte unter Thränen: Wer den Freitag mit Lachen grüßt, muß am Sonntage weinen!“

Daniel, der Mörder, entfloh in's Weite, fand aber nirgends Ruhe. Ihm zum ewigen Brandmal ſteht als Merkzeichen ſeiner ruchloſen That ein Kreuz auf der Höhe, wo dieſelbe geſchah, daran die Reute bildlich eingehauen iſt.

---

603) Sage vom Waſſermann bei Delsnitz.

Mitgetheilt von Julius Schanz.

Wie faſt jeder Fluß hat auch die Elſter ihren Waſſermann. Ich erinnere mich deſſelben aus mancherlei Geſprächen in meinen Kinderjahren. Derſelbe ſoll eine kleine Figur haben, grüne Augen und grüne

Haare und öfters um die Mittagszeit in der Nähe der Zahnmühle zu ſehen ſein, wo er am Ufer ſitzt und ſich die Haare kämmt. Viele Kinder und auch Erwachſene rühmen ſich, ihn geſehen zu haben. Ihm ſoll es zuzuſchreiben ſein, daß die Elſter jedes Jahr einen Menſchen will. Zur Zeit meines Aufenthalts im älterlichen Hauſe fanden allerdings Viele ihren Tod in der Elſter, theils freiwillig, theils durch Verunglückung, ob aber dies gerade in jedem Jahre der Fall war, wage ich nicht zu behaupten. Wie es in neuerer Zeit ſich verhält, iſt mir unbekannt. Jedenfalls aber wäre es intereſſant, aus den Kirchenbüchern eine Ueberſicht zuſammen zu ſtellen, wann und wie oft Leute in den Fluthen der Elſter den Tod fanden, um zu beweiſen, ob der Waſſermann wirklich jedes Jahr einen Menſchen will.

604) Das Hänſeln zu Adorf.

Derkenmeyer, Curiöſer Antiquarius. Vte A. S. 659.

In dem Wirthshauſe zu Adorf befand ſich früher ein Buch, wo die Namen der nach Leipzig reiſenden Kaufleute eingetragen wurden, ſobald ſie dieſen Weg zum erſten Male machten: ſie mußten dann, nachdem ſie zuvor gehänſelt worden waren, etwas zum Beſten geben. Ueberhaupt iſt dieſe Stadt das ſächſiſche Schilda, und werden mehrere Streiche der Schildbürger, z. B. von dem Ochſen, den ſie auf die Mauer zogen, damit er das dort wachſende Gras abfreſſen ſollte, und der natürlich dabei erwürgt ward, von Adorf erzählt.

605) Der Biereſel im Voigtlande.

Nach mündlicher Mittheilung von J. Schanz.

Wenn im Voigtland ein Kind recht laut lacht, ſo ſagt man, Du lachſt wie der Biereſel. Von dieſem Geſpenſterthier macht man ſich aber dort eine andere Vorſtellung als anderwärts. Man ſagt nämlich, er gehe (doch nicht in Eſelsgeſtalt auf drei Beinen?) in die Wirthshäuſer, ſetze ſich dort unter die Gäſte, und trinke denſelben ihr Bier aus, wenn er aber nicht geneckt werde, thue er Niemandem etwas zu Leide, ſondern gehe wieder ruhig ſeiner Wege.

606) Sage vom Otterkönig bei Oelsnitz.

Aus der Erinnerung mitgetheilt von Julius Schanz.

Der S. 172 mitgetheilten Sage vom „Schlangenkönig im Schloſſe zu Lübbenau, welche in anderer Verſion auch in der Lauſitz (E. Willkomm, Sagen und Märchen aus der Oberlauſitz. Hannover, 1845. Bd. II. S. 195. sq.) und in Nordböhmen vorkommt (Klarr's Libuſſa für 1855, S. 69. Nordböhmiſche Volksmärchen von J. Virgil Grohmann), erinnere ich mich aus meinen früheſten Knabenjahren. Wir erzählten uns dieſelbe in der Schule und mancher von uns Knaben wollte den Otternkönig ſammt ſeinem güldenen Krönlein ſelbſt geſehen haben. Doch weicht unſre voigtländiſche Sage von der lübbenauer ſehr ab und ähnelt mehr der böhmiſchen und lauſitzer in ihrem Ausgang. Sie lautet kürzlich alſo:

Ein Ritter hatte die Krone des Otternkönigs, nach der lange ſein Begehr geſtanden, glücklich in ſeinem weißen Tüchlein und ſaß ſchon auf dem Pferde, als der Otternkönig den Diebſtahl gewahrte und ſo laut pfiff, daß überall die Ottern hervorſprangen und dem Reiter nacheilten. Um dieſer gefährlichen Verfolgung zu entgehen, ſprang er in die Elſter und ſchwamm hindurch. Wohlbehalten kam er in ſeiner Behauſung an und freute ſich des gelungenen Raubes. Als er aber in den Stall ging, um nach ſeinem Pferde zu ſehen, wand ſich aus dem Schweif deſſelben eine Otter los, die ſich hineingehängt hatte, und ſtach ihn, daß er ſterben mußte. So wurde der Raub des Krönleins ſein Verderben.

---

607) Der Zweikampf in Röthenbach aus dem Jahre 1705.

Bearbeitet von Julius Schanz.

Im brambacher Schloſſe läßt ſich dann und wann ein altes Hausgeſpenſt ſehen, der alte Grünrock genannt, deſſen Erſcheinen immer etwas Böſes verkündet.

Einſt ſaßen die Gäſte in dieſem Schloſſe die ganze Nacht hindurch beim Kartenſpiel. Den Tag, der ſchon durch die Fenſter lauſchte, ſahen ſie nicht und ein Morgenwetter, das über die Berge dahinrollte, hörten ſie nicht — ſo ſehr waren ſie vertieft in ihre Karten, als plötzlich der Wächter vor dem Schloß ſein Morgenlied ſang und abdankte. Er ſang das Lied: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende!“ — Als dies ein Herr von Schirnding hörte, einer der keckſten Spieler, da rief er laut: „Der meint unſre beſten Goldfüchſe! Wer weiß wie nahe deren Ende!“ — Ein grimmiges Lachen übertäubte dieſen Witz. Da blies ein ſtarker

Windſtoß aus dem Vorſaal die Lichter aus, die Thüren ſprangen auf und der alte Grünrock trat, in der Tracht ſeiner Väter, in kurzen Ritterſtiefeln, gelben Lederhoſen und grünem Wammſe, einen Eiſenhut auf dem Kopfe und ein kurzes Jagdſchwert um die Hüften zur Thüre herein. In der Hand aber trug er eine kleine Laterne, bei deren Scheine man zwei Schatten wie im Zweikampf an den Wänden ringen ſah. Bald aber war der ganze Spuk verſchwunden. Man ſchlug Licht, und wollte weiter ſpielen, aber o Wunder! die Karte war weg. Der Herr von Schirnding, darüber erboſ't, vergaß ſich in allerhand Schimpfreden und ſchmähte auf den alten Grünrock, den er des Teufels Genoſſen nannte, als ein Herr von Rabe aufſprang und den Spötter, der ſelbſt für die Todten nur Spott hatte, zum Zweikampf forderte.

In Bärendorf kamen die beiden Kämpfer zuſammen, die ſich längſt im Stillen gefaßt hatten. Nach einem langen hitzigen Kampfe, der zu keinem Ende zu führen ſchien, ſtellte ſich der von Rabe, als ſei er müde, und der von Schirnding drang nur um ſo ungeſtümer auf ihn ein. Plötzlich aber ſchrieen die Sekundanten halt! — Rabe hatte einen meiſterhaften Stoß geführt und hoch ſprang das Blut aus Schirndings Bruſt hervor, der, in eine nahe Köhlerhütte gebracht, allda ſein Leben aushauchte. Ein Schäfer ſchnitt der Nachwelt zur Erinnerung an den blutigen Sühnakt ein großes Kreuz in einen Baum ein, auf einem Stein ſteht die Jahreszahl 1705 und der alte Stoßdegen des Herrn von Rabe hängt noch heute unter alten Waffen im Erlenbacher Schloſſe.

---

608) Sage von der Goldgrube auf dem Kapellenberg.

Mitgetheilt von Julius Schanz.

Novelliſtiſch behandelt in deſſen: „Die ſchönſten deutſchen Volksſagen, Poeſie und Proſa in bunter Reihe mit Bildern.“ Dresden. 1855. 8. H. I.

Auf dem Kapellenberg war einſt eine Goldgrube, zu der ein Venetianer in der Geſtalt eines pilgernden Zigeunerhauptmanns 21 mal gewallfahrtet und dadurch reich geworden war, ſo daß er als Dolfo di Prestallez, Doge von Venedig werden konnte. Seine Tochter zog, als Knabe verkleidet, mit ihm herum, und als ſie bei ihrem Verweilen im Voigtlande einſt ihre Künſte mit einem Tanzbären producirten, fiel dieſer Vater und Kind an und drohte ſie zu zerreißen, als der junge Beſitzer von Schönberg dazwiſchen trat und den Bären erlegte. Zum Dank ſchenkte ihm der Zigeuner ein goldenes Kreuzlein und lud ihn ein, nach Venedig zu kommen. Ferdinand — ſo hieß der ritterliche Herr — kam dieſer

Einladung ſpäter nach. Unterwegs ward ihm das Kreuzlein, ſein Erkennungszeichen entwendet; aber durch eine wunderbare Verkettung der Umſtände wurde er erkannt, und kehrte mit dem Dogen, der ihm ſeine Tochter zum Weibe gab, und deſſen Sohn, der als Geiſtlicher in Rom geweſen war und dem geiſtlichen Stande entſagt hatte, in's Voigtland zurück, wo ſie ſich zum erſten Mal geſehen hatten.

609) Sage vom Feuerſegen in Schönberg.

Verflochten in die angeführte Novelle: „Der Venetianer" von Julius Schanz

In Schönberg ſoll einſt eine alte Zigeunerin im Sterben gelegen haben. Der Richter des Orts verweigerte ihr aber vor ihrem Sterbebette ein chriſtliches Begräbniß in geweihter Erde, als der Herr des Dorfes dazu kam und ihr es zuſagte. Zum Dank dafür benachrichtigte ſie ihn von einem ihm theuren (in der vorigen Sage erwähnten) Kinde, dem er einſt das Leben gerettet hatte, und ſprach über das Dorf den Feuerſegen, worauf ſie verſchied.

610) Sage vom hohen Stein bei Erlbach.

Mitgetheilt von Julius Schanz; weiter ausgeführt a. a. O.

Auf dem hohen Stein ſtand in den Zeiten der Markomannen ein Fürſtenſchloß, zu deſſen Füßen ein See war. Theudolinde, die Tochter des Beſitzers, ſollte an einen andern Fürſten verheirathet werden. Sie liebte aber einen Sänger und hatte mit dieſem eine Zuſammenkunft, wobei ſie belauſcht wurden. Der Vater durchbohrte ſie mit ſeinem Schwerte und ſchleuderte ihren Leichnam in den See hinab, der Sänger ſtellte ſich der andringenden Schaar mit ſeiner Harfe und ſeiner Wehr entgegen, bis er, auf den letzten Felsvorſprung zurückgedrängt, ſich in den See ſtürzte. Den Leichnam der Geliebten umſchlingend, ſprach er einen furchtbaren Fluch über den grauſamen Vater aus, und als er mit der Geliebten unterſank, ſtürzte das Schloß und der Tempel zuſammen, und der See erſtarrte zu Stein. Die Trümmer des Schloſſes meint man noch heute zu ſehen.

611) Die Sage von der Entſtehung des Namens Budiſſin.

A. Böhland, die markw. Schickſ. d. Oberlauſitz und ihre alte Hauptſtadt Budiſſin. Budiſſin 1831. 8. S. 19.

Die Sage erzählt, daß zur Zeit der Erbauung der Stadt Bautzen oder Budiſſin eine böhmiſche Herzogin durch den Ort gereiſt und in

einem nahen Dorfe entbunden worden ſei. Als nun ihr Gemahl, der gerade beim Bau des Fleckens zugegen war, die zu ihm geſandten Boten haſtig auf böhmiſch gefragt habe: Bude syn, d. h. iſt's ein Sohn? ſo habe ſeine Umgebung aus Schmeichelei den Ort nach der Frage des Herzogs Budeſin benannt, woraus in der Folge Budiſſin geworden ſei.

---

612) Der Stein auf dem Markte in Budiſſin.

Böhland a. a. O. S. 78 sq. G. Wilke, Chronik der Stadt Budiſſin. Bd. (1843) 8. S. 57 sq. Groſſer, Oberl. Merkwürd. Thl. I. S. 105. Poetiſch beh. v. Ziehnert. Bd. I. S. 241 sq.

Am 29. Mai 1405 iſt von den Bürgern der Stadt Bautzen ein Aufruhr gegen den damaligen Stadtrath erhoben und derſelbe vertrieben worden. Darauf haben die Empörer, unter denen beſonders die Tuchmacher die Schlimmſten waren, einen neuen Rath eingeſetzt. Zwar verſuchte der böhmiſche Landvoigt auf Schloß Ortenburg die Ordnung wieder herzuſtellen; allein dies geſchah nur oberflächlich, und der Geſchäftsgang und die gewerbliche Betriebſamkeit in der Stadt lag gänzlich darnieder. Da iſt der König Wenzel von Böhmen am 30. Septbr. 1408 mit ſeiner Gemahlin Sophia ſelbſt nach Budiſſin gekommen, um Ordnung zu machen, hat beide Parteien auf das Rathhaus, wohin er ſich alsbald begab, beſchieden, und ſich mit folgenden Worten auf den Stuhl des Bürgermeiſters geſetzt: „Hier ſitze ich, der ächte Bürgermeiſter, wer etwas zu klagen hat, der thue es!“ Nun erſchien der alte und neue Rath vor dem König, und nachdem der neue nach den deshalb angeſtellten Erörterungen als ſchuldig befunden worden war, ließ er denſelben in ein Nebenzimmer führen, wo drei Henker die Schuldigen in Empfang nahmen und ihnen die Hände auf den Rücken banden. Hierauf wurden aus den Stadtgemeinen diejenigen herbeigeholt, welche in Meißen bei dem Aufruhr betheiligt geweſen waren, und eben ſo behandelt, wie der von ihnen eingeſetzte Rath. Als nun der König den alten Magiſtrat wieder inſtallirt hatte, ließ er jenen ihr Urtheil verleſen, und zwar lautete daſſelbe für nicht weniger als 100 auf das Schwert. Die Verurtheilten wurden gebunden auf den Marktplatz geführt, und der Henker begann ſein ſchreckliches Amt, nachdem der König durch das ohrenzerreißende Geſchrei und Wehklagen der Weiber und Kinder der dem Henkerſchwerte Verfallenen ſich nicht zur Milde hatte ſtimmen laſſen. Schon waren nicht weniger als 14 Köpfe gefallen, da rief die Gemahlin des Königs,

die am Markte in dem Hause des Fleischhauers Lucas der Hinrichtung zusah, gerade als der Scharfrichter bei dem fünfzehnten ausrufte: es ist genug! und ihr Gatte ließ sich durch ihre Bitten bewegen, den Uebrigen das Leben zu schenken, doch mußten sie mit Weib und Kind sofort auswandern. Auf dem Wasserwege des Budissiner Marktes befindet sich noch jetzt eine lange Platte, auf der angeblich die Hinrichtung stattgefunden haben soll, doch ist dies eben so wenig gewiß, als daß auf dem Richtschwerte die Namen der 14 Hingerichteten eingraviert worden seien. Auf dem Rathhause befindet sich nämlich letzteres noch heute, aber jene Namen sind nicht darauf.

613) Der Kopf an der Nicolaipforte zu Budissin.

Wilke a. a. O. S. 71 ff. Pehland S. 92 f.

Im Jahr 1429 wütheten die Hussiten in der Lausitz und erschienen am 12. Octbr. auch vor der Stadt Budissin. Ihr Anführer Molesko (oder Mieslaske) forderte die Stadt sogleich zur Uebergabe auf, allein der tapfere Thimo von Colditz, der daselbst befehligte, wies dieses Ansinnen muthig zurück. Die Hussiten stürmten nun an drei verschiedenen Orten, am Schüler- und Reichengraben und in der Nähe der jetzigen Michaeliskirche; allein sie wurden überall mit großem Verluste zurückgeschlagen. Da fand es sich auf einmal, daß der Pulvervorrath durch ruchlose Hand angefeuchtet worden war, und ziemlich gleichzeitig stiegen auch aus einem Hause auf der Reichengasse die Flammen gen Himmel, allein der tapfere Commandant wußte die Feuersbrunst zu löschen und den Mangel an Pulver durch andere Vertheidigungsmittel zu ersetzen. So gelang es ihm, die Hussiten, nachdem deren Anführer gefallen war, abzuschlagen. Kaum waren die Hussiten fort, so wurde von Seiten des Raths eine öffentliche Procession angeordnet, welche alle Jahr bis auf die Zeit der Reformation abgehalten ward, und beschlossen, an der Stelle der kleinen Kapelle die jetzige Michaeliskirche zu erbauen, weil man sagte, der Erzengel Michael habe während des Sturmes über der Stadt geschwebt. Nun hatte aber während des Sturmes der Ritter Thimo einen Pfeil mit einem Papierstreifen aus den Reihen der Vertheidiger nach dem Heere der Hussiten zu fliegen sehen. Bald kam ein ähnlicher in derselben Richtung zurückgeflogen; man ergriff den Bürger, der jenen abgeschossen hatte, und fand, daß es der Stadtschreiber Pruschwitz gewesen war. Derselbe gestand auf der Folter, daß er für 100 Schock das Feuer angelegt, die Fenster seines Hauses am Markte, damit es ver-

ſchont bleibe, mit neuen Ziegelſteinen ausgeſetzt habe, und ihm für das Gelingen des ganzen Anſchlags von den Huſſiten jährlich noch 10 Schock verſprochen worden ſeien. Er wurde am 6. Decbr. auf einer Kuhhaut vom Markte aus durch alle Gaſſen geſchleift, ihm der Leib aufgeſchnitten, das Herz herausgeriſſen und ins Geſicht geworfen, ſein Körper in vier Theile getheilt und an jedem Thore ein Stück aufgehangen. Die Ringe, die man noch vor einiger Zeit an den Thoren bemerkte, und der Kopf, der an der Nicolaipforte eingemauert iſt, ſollen aus jener Zeit herrühren.

614) Der feurige Hund von Budiſſin*).

Poet. beh. v. Ziehnert Bd. II. S. 233 sq. cf. Mauerer Amphith. magiae univ. S. 111.

Am 2. November des Jahres 1633 hatte Wallenſtein die Stadt Budiſſin durch einen Accord mit der ſächſiſchen Beſatzung in Beſitz genommen, er zog hierauf nach Böhmen weiter und ließ zu Budiſſin den Oberſten Goltz als Stadtcommandanten zurück. Derſelbe plagte nun mit ſeiner rohen Soldateska die armen Bewohner auf das Schauerlichſte, und als die Sachſen zu Anfang des Jahres 1634 vor die Stadt rückten, um dieſelbe wieder zu erobern, ſo ließ er die Vorſtädte in Brand ſtecken. Da aber mittlerweile durch Flugfeuer die Stadt an mehreren Stellen in Flammen gerieth, ſo zündeten die Kaiſerlichen ſelbſt verſchiedene Häuſer an. Es dauerte nicht lange, und es brannte in allen Straßen, Niemand durfte löſchen, die Kroaten plünderten die Häuſer und raubten auch den unglücklichen Bewohnern noch das Wenige, was dieſelben aus ihrem brennenden Eigenthum gerettet hatten. Von der ganzen Stadt blieb nur ein ganz kleines Haus in Kleinpolen und die Ortenburg ſtehen. Als nun die Sachſen die arme Stadt brennen ſahen, bewilligten ſie dem Oberſten Goltz freien Abzug, allein als derſelbe zum Lauenthore hinausritt, und ſich im Umſchauen höhniſch alſo äußerte: Hört Ihr, wie die Hunde von Budiſſin heulen, da rührte ihn auf einmal der Schlag, er ſtürzte vom Roſſe herab und ehe man ihn aufheben konnte, war er ſchon unter den Hufen der vor den nachdringenden Flammen ängſtlich und ſcheu gewordenen Pferde ſeiner Begleiter zertreten. Seit dieſer Zeit ſoll ſich um die Mitternachtsſtunde zuweilen ein feuriger Hund in den Straßen von Budiſſin ſehen laſſen, und anzeigen, daß binnen drei Tagen ein Feuer in der Stadt ausbrechen werde.

*) Der Urſprung dieſer Sage wird unter Nr. 635 anders erzählt.

615) Das Budiſſiniſche Geſpenſt.

Pukaus, Singularia hist. literaria Lusatica. Lpzg. u. Budiſſin 1736. Bd. I S. 108 sq. cf. Bd. II. S. 872 sq.

Es hat ſich ſeit Weihnachten des Jahres 1683 in der Behauſung des Oberamtsſecretärs S. Hoffmann zu Budiſſin ein Geſpenſt gezeigt und iſt inſonderheit ſeiner Frauen Tochter, ſo ohngefähr ſeit einem Jahre an den Oberamtsadvocaten Chr. Keilpflug verheirathet war, erſchienen. Bald hatte daſſelbe die Geſtalt einer wendiſchen, bald die einer deutſchen verſchleierten Frau und hat es die Keilpflugin um Gottes Willen gebeten, ſie ſolle ihr helfen. Es hat ſich dabei Sabine Ruprechtin genannt und vorgegeben, ſie wäre vor dieſem von Martin Rathmannen (wie ſie denn beide Namen mit Tinte und Kreide verſchiedene Male nebſt einer unleſerlichen Jahreszahl aufgeſchrieben) ermordet und in den Keller verſcharrt worden, ſie ſolle nur daſelbſt aufgraben und ihren Leichnam in einen Sarg legen, ihr auch einen Leichenſtein mit einer Ueberſchrift, darin ihres Mörders zu gedenken, von dem Gelde, ſo ſie in einem Käſtlein dabei nebſt dem Schwerte, womit der Mord geſchehen, finden werde, ſetzen laſſen, denn ihr Leib, der von böſen Geiſtern beſeſſen ſei, könne von dieſen nicht eher befreit werden, als bis er in einen Sarg gelegt und mit einem Steine bedeckt werde. Wenn ſie ſich aber deſſen weigere, ſolle ihr und der ganzen Stadt großes Unheil begegnen. Es hat dieſes Geſpenſt zwar mit der Keilpflugin verſchiedene geiſtliche Lieder geſungen, nur nicht ſolche wie: Gott der Vater wohn' uns bei ꝛc., Nun lob' meine Seele den Herrn ꝛc. und den chriſtlichen Glauben, auch das Vaterunſer nicht mitgebetet, ſondern dabei ſich fortgemacht, ingleichen an den Tiſch, worauf die heilige Bibel gelegen, da es doch ſonſt in andern Büchern und Scripturen herumgeſtört, ſich nicht wagen wollen. Da nun die Keilpflugin begehrt, es ſolle das Käſtchen bringen, hat es daſſelbe auch gebracht, als es jene aber nicht aus der Hand des Geſpenſtes hat nehmen wollen, ſondern verlangte, es ſolle daſſelbe auf den Tiſch ſtellen, hat es daſſelbe wieder mitgenommen. Im Uebrigen, als ohngeachtet der geſchehenen Verwahrung vor allen abergläubiſchen Mitteln, gleichwohl das Geſinde im Hoffmann'ſchen Hauſe ein paar alte Kehrbeſen kreuzweiſe vor die Stubenthür gelegt, ſei das Geſpenſt, als es bis an die Schwelle gekommen, auf dem Beſen ſtehen geblieben. Wenn es aus der Stube wich, ließ es einen übeln Geruch wie von Knoblauch und altem Specke zurück, zeigte ſich auch zuweilen bald mit einer Feuerkugel unter dem Arme und feurigen Ketten um den Leib, bald mit blutigem Munde,

bald in Geſtalt eines Kaninchens, bald in abſcheulicher Geſtalt mit groſsen Klauen, Gänſefüſsen und einem langen Kuhſchwanze, lieſs auch Blutstropfen fallen, ſo aber im Herabfallen als Feuerfunken vergingen. Es iſt auch zu der Keilpflugin in's Bett gekommen und hat ihr gedroht, es wolle ihr den Hals umdrehen, wenn ſie ihren Mann aufwecken werde und hat ſie dabei an dem Schenkel, ſowie auch am Halſe gezwickt, alſo, daſs man die Schmielen etliche Tage lang ſehen konnte. Als nun eines Tages der Beichtvater der geplagten Frau, der Diaconus J. Rucerius bei ihr war, hat er zwar das Geſpenſt, welches gerade dageweſen, ſelbſt erblickt, es iſt ihm aber ſo übel geworden, daſs er an Schenkeln und Händen anfing zu zittern. Da nun aber gleichwohl das geiſtliche Miniſterium nicht geſtattete, im Keller nachzugraben, weil gerade das Jahr, wo das Geſpenſt ermordet ſein wollte, ein Peſtjahr geweſen, und man auf vergrabene Peſtleichen zu treffen dachte, auch das geiſtliche katholiſche Capitel, welches die Jurisdiction über das Haus zu haben vorgab, mit ſeinem Gebieten, die nicht zur Ruhe gekommenen Seelen durch einige Capitularen beſchwören zu laſſen, nichts ausrichtete, weil das Geſpenſt den 18. Juni mit Kreide eine Verhöhnung deſſelben auf den Tiſch ſchrieb, hat es zuletzt, nachdem es die Hausbewohner noch täglich geplagt und endlich den 12. Auguſt die Keilpflugin förmlich juriſtiſch in den Keller citirt, aber wiederum nichts durchgeſetzt, nach und nach zu erſcheinen aufgehört und am 8. October iſt ob ſeines gänzlichen Verſchwindens eine förmliche Dankſagung in der Kirche gehalten worden.

618) Der Dutſchmann zu Budiſſin.

H. G. Gräve, Volksſagen und volksthümliche Denkmale der Lausitz. Bautzen 1839. S. 110.

Auf dem zu Budiſſin am Markte bei der Rathswaage befindlichen Waſſertroge befindet ſich ein ſteinernes Standbild, einen bewaffneten Mann in Römertracht vorſtellend, mit einem ſtarken Barte, in der rechten Hand eine Fahne, in der linken ein Schild mit dem budiſſiner Stadtwappen und ein kurzes Schwert an der Seite tragend. Die Figur iſt unter dem Namen Dutſchmann bekannt und verbreitet ſich darüber folgende Sage. Es ſei einſt ein wendiſcher Fürſt, wild und unbändig, dabei aber ein kühner, verwegener Reiter geweſen, welcher ſich anheiſchig gemacht, mit ſeinem Pferde über den Waſſerkaſten zu ſetzen, auch ſelbiges ausgeführt habe. Andere erzählen jedoch, er habe ſich mit

seinem Pferde überschlagen und sei in dem gefüllten Wasserkasten ertrunken, und zur Erinnerung sei dieses Standbild errichtet worden.

617) Der Schatz in der Mönchskirche zu Budissin.

Grüve a. a. O. S. 112.

In der am 1. August 1401 durch Flammen zerstörten Mönchs- (Franciskaner-) Kirche soll man zu gewissen Zeiten einen Schatz, welcher nicht unbedeutend ist, erblicken. Abends in der Mitternachtsstunde des St. Michaelistages soll, jedoch nicht alle Jahre, auf den Fensterbrüstungen dieser Kirche, welche auf die große Brüdergasse die Aussicht haben, jener Schatz sichtbar werden. Es besteht selbiger in zwei goldenen Kelchen, einer goldenen Patene, sechs silbernen Leuchtern und einem zwei Ellen hohen, silbernen, stark vergoldeten Crucifixe. Nur derjenige, welcher sich in seinem Leben keiner Sünde theilhaftig gemacht, soll ihn zu heben vermögen, dem Tolldreisten aber, welcher sich, wie jener Pharisäer, rein von Fehlern wähnt und seine frevelnde Hand darnach ausstreckt, soll dieses Wagniß den Untergang bereiten. Man will diese Kostbarkeiten-Ausstellung nur dreimal bemerkt haben, zum Erstenmale bei der Geburt August I., Königs von Polen und Kurfürsts zu Sachsen, das Andremal am Tage seines Todes und zum Letztenmale vor Ausbruch des 7jährigen Krieges, allein Niemandem soll — weil die Bedingung zu schwer ist, darnach gelustet haben.

618) Die steinernen Köpfe an der Ortenburg.

Novell. beh. b. Grüve. S. 116 sq.

Eine Hauptzierde der Stadt Budissin ist die Ortenburg, früher ein Wohnsitz der Markgrafen und Landvoigte, jetzt für die Kreisdirection eingerichtet. An der Mauer desjenigen Seitenflügels der Burg, da wo man von der Schloßgasse aus unter dem Bilde des Königs Matthias den Hof betritt, findet man zwei steinerne Köpfe eingemauert, die, als der obengenannte König (1483—86) das durch Brände sehr beschädigte Schloß wieder aufbauen ließ, unter dem Schutte, wahrscheinlich als einzige Reste zweier zerbrochenen Bildsäulen gefunden wurden. Man erzählt darüber folgende Sage. Es sollen einst ein Mönch aus dem Franciskanerkloster zu Budissin und eine Nonne zu Prag, die schon als Jugendgespielen Liebe zu einander empfunden hatten, dann aber durch den Willen

ihrer Eltern getrennt für den geiſtlichen Stand beſtimmt worden waren, doch Gelegenheit gefunden haben, ſich zu ſehen und mit einander zu verkehren. Die Sache ward jedoch entdeckt und beide ſollen an jenen Stellen, wo heute noch ihre Köpfe aus der Mauer herausſehen, lebendig eingemauert worden ſein.

619) Der Blutflecken an der großen Mühle in Budiſſin.

Ziehnert Bd. III. S. 269. Anders bei Gräve S. 124.

Am Fuße des Proitſchenberges nahe am rechten Ufer der Spree liegt die ſogenannte große Mühle mit ſechszehn Gängen. An ihrer Mauer oben, nicht weit unter dem Dachgeſimſe, ſieht man eine Menge Blutflecken, von denen die Sage Folgendes erzählt:

Als die Mühle gebaut ward, traf der Baubherr mit dem Teufel eine Uebereinkunft, nach welcher der Teufel ſich verpflichtete, dem Müller beim Baue zu helfen, der Müller aber dem Teufel das Privilegium einräumte, auf dem 16ten Gange Pferdeäpfel zu mahlen und zwar, ohne daß ihn Jemand dabei ſtören ſollte. Als nun die Mühle mit Teufelshilfe fertig war, ſchüttete der Müller auf 15 Gänge Getreide, und der Teufel auf ſeinen 16ten Gang Pferdeäpfel. So hatten ſie es lange Zeit in gutem Frieden getrieben, als der Müller einen neuen Knappen annahm, welcher ein vorwitziger und unfolgſamer Geſelle war. Denn obgleich es ihm der Meiſter ſtreng verboten, ſchüttete er dennoch auf den 16ten Gang Getreide und ſchmälerte das Recht des Teufels. Dieſer aber mochte dies nicht leiden, und ward zornig, faßte den Mühlknappen und warf ihn zur Strafe außen an die Mauer, ſo daß er alsbald todt blieb, die Blutflecken aber, welche ſein zerſchmetterter Körper hinterließ, laſſen ſich durch nichts wegbringen.

620) Das Kreuz am Wege zur Königsmühle in Budiſſin.

Gräve a. a. O. S. 173.

Geht man aus Budiſſin zum Ziegelthore heraus nach der Königsmühle hin, ſo wird man daſelbſt, wo linker Hand der Weg nach Niedergurig leitet, ein großes ſteinernes Kreuz bemerken, von dem man ſich Folgendes erzählt: Einſt habe ein Bauer aus dem Marktflecken Baruth gewettet, einen Scheffel Hirſe von dem Dorfe aus, ohne auszuruhen, auf ſeinen Schultern nach Budiſſin zu tragen: nach vom andern Theile angenommener Wette habe er es auch bis zu dem Platze, wo gegenwärtig das Kreuz ſteht, ausgeführt, ſei aber daſelbſt hingeſunken, habe den

Blutſturz bekommen, und dieſen Stein hätten ſeine Anverwandten ihm als Denkmal errichtet.

621) Blutende Leiche verräth einen Mörder.

Annalen d. Stadt Budiſſin v. 958—1664, Hdſchr. a. d. Königl. Bibl. zu Dresden. Schr. d. Ne. 27.

Im Jahre 1500 hat ſich in der Stadt Bautzen eine gräuliche Mordthat begegnet. Es iſt daſelbſt damals an der Schule ein Cantor, Namens Jacob Tham geweſen, der hat auf der Reichengaſſe von der Ecke des Marktes herein gelebt. Bei dem hat ſeine Schwiegermutter, die ſogenannte alte Krobin, gewohnt, ein böſes Weib, die faſt täglich mit ihm gezankt und verlangt hat, er ſolle ihr das Haus, wo er wohnte und was ihr gehörte, bezahlen. Da hat ihn einmal der böſe Feind verführt, er hat am Tage visitationis Mariae eine Axt genommen und ihr das Genick eingeſchlagen, dann aber hat er ſie in den Würztrog geworfen, als wenn ſie ſich ſelbſt erſäuft, und iſt in die Schule gegangen. Hiechin iſt denn ſehr bald ſeine Frau gekommen und hat ihm geſagt: lieber Mann, wie geht das zu, meine Mutter hat ſich im Würztroge erſäuft, komme doch ſchnell nach Hauſe. Hierauf kommen die Nachbarn und die Gerichte, um die Todte zu beſichtigen, da es aber ſchon gegen Abend war, ſo grauete es Jedermann, und man hat ſie nicht genau angeſchaut, ſondern dem Nachrichter befohlen, ſie als eine Selbſtmörderin des morgenden Tages, Sonntag, auf den Schindanger zu fahren und nach gerichtlicher Anordnung zu begraben. Wie nun der Scharfrichter den Körper angreift, hebt die Leiche an heftig zu bluten, darüber der Scharfrichter ſagt: es geht nicht mit rechten Dingen zu, wer ſich ſchuldig an dieſem Blute weiß, der hat Zeit ſich davonzumachen. Darauf haben viele Leute dem Cantor gerathen, zu flüchten oder ſich in ein Kloſter zu verbergen, allein er hat nicht gewollt. Endlich hat man ihn eingezogen und mit der ſcharfen Frage belegt, doch hat er nichts geſtanden, am folgenden Tage aber hat er den Rathsherrn Hieronymus Ruprecht zu ſich kommen laſſen, und ihm Alles bekannt, wie es zugegangen. Darauf iſt er ſchon nächſten Mittwoch hinausgeſchleift und auf's Rad gelegt worden. Ob nun wohl dieſes Mörders Eheweib in ſolche That gewilligt, auch zu ihrer leiblichen Mutter Ermordung Rath und That gegeben, hat man ſie doch damals verſchont und nicht angreifen dürfen, weil ſie täglich ihrer Geburt entgegengeſehen, ſie iſt aber denn länger als ein ganzes Jahr ſo dick gegangen und hat nicht gebären können, ſondern mußte zuletzt darüber zerberſten

622) Von der Wallfahrt zum Marienbilde in Eilewitz.

Annalen d. St. Bautzen a. a. O. u. d. J. 1523.

Um das Jahr 1523 iſt das Dörflein Eilewitz ganz und gar ausgeſtorben bis auf einen gewiſſen Paul Krahle und ſeine Schweſter, welche ſich in ſolcher Noth zu einem hölzernen Marienbilde, ſo nicht weit vom Dorfe geſtanden, begeben, und haben täglich zu demſelben gebetet, und weil ihnen ihr Leben gefriſtet worden, ſo haben ſie nicht anders vermeint, denn die Mutter Jeſu, welche ſie in dieſem Bilde verehrt, hätte ihnen geholfen. Nachher hat ſich Paul Krahle mit ſeiner Schweſter nach Peſtewitz unter des Raths zu Budiſſin Gebiet begeben, iſt daſelbſt auch Kirchvater geworden und hat mit Unterſtützung des Budiſſiner Rathsherrn P. Röhrſcheid es dahin gebracht, daß an der Stelle, wo das Muttergottesbild ſtand, ein Kirchlein zur heiligen Jungfrau genannt erbaut ward, wohin ehemals gar häufig gewallfahrt worden iſt.

623) Wie vier Gehängte zu einem Futterſchneider zu Gaſte gebeten worden und auch gekommen ſind.

Annalen a. a. O. u. d. J. 1556.

Im Jahre 1556 hat es ſich begeben, daß ein Futterſchneider zu Budiſſin, der in einer der äußerſten Vorſtädte gewohnt, und deſſen Weib eine Schleierweberin geweſen, an der Kirmiß den 13. September mit ſeiner Geſellſchaft in ein Dörfchen, ſo eine Viertelmeile von Budiſſin gelegen und Doberſchau geheißen war, wo man gut Biſchofswerder Bier ſchenkte, gegangen iſt, um ſich da mit Trinken zu beluſtigen, und hat ſich daſelbſt etwas lange in die Nacht hinein aufgehalten. Als ſie nun wohlbezecht ſich auf den Heimweg machen und über einen Fußſteig nicht weit vom Gerichte des Ortes gehen müſſen, ſind ſie alſo toll und voll unter den Galgen getreten und haben die armen Sünder verſpottet, was ſie da machten. Einer unter ihnen hat gar ſolche dürre und ſchwarze Brüder zu Gaſte gebeten, ſie ſollten mit ihm nach Hauſe gehen und mit etwas kaltem Gebratenen, das er zu Hauſe in Vorrath habe, vorlieb nehmen und es verzehren helfen. Darauf gehen ſie von dannen. Wie nun der Wirth, der ſie geladen, allein heimkömmt, und ſein Weib ſich mit den Kindern zu Bett begeben hat, findet er die vier dürren Brüder, welche ihre eiſernen Ketten am Halſe gehabt, hinter dem Tiſche ſitzen, ſie wollten ihre Mahlzeit haben. Als nun der Wirth ſehr erſchrocken iſt und nicht gewußt hat, was er thun ſolle, um ihrer los zu wer-

den, stehen sie auf, reißen von dem Gezäbe, welches in der Stube gestanden, das aufgebäumte Garn ab, wickeln es dem Wirth um die Beine und hängen ihn mit den Füßen unter seinen Tisch, und dann verlieren sich die schwarzen Brüder. Der gehangene Wirth schreit nun um Hülfe und Rettung, zwar will anfangs Niemand hören, da das Weib fest geschlafen hat und nicht geweckt werden konnte, allein endlich haben die Nachbarn das Geschrei gehört, sind, weil Alles fest verriegelt und verschlossen gewesen, zu den Fenstern herein gestiegen und haben den Gehenkten erlöst, worauf er ihnen erzählt, wie die schwarzen Brüder mit ihm umgegangen, weil er sie, die ihr Urtheil erlitten, nicht in Ruhe gelassen.

624) Gotteslästerer bestraft.

Annalen a. a. O. u. d. J. 1607.

Im Jahr 1607 den 24. December in der Christnacht sitzen etliche Bauernbursche in einem Dorfe zwei Meilen von Bautzen (bei Mittel-Wesele oder Nicolwesel genannt) beisammen, saufen und spielen das Glück auf das kommende Jahr, wie es bei den Wenden damals Gebrauch war. Als nun der eine die Schanze verspielt, hat er darüber greulich gelästert und geflucht, schrecklich geschworen und sich vermessen. In solcher Gotteslästerung bleibt er hinter dem Tische sitzen, die Augen offen, als sehe er noch, hält auch die Kartenblätter in den Händen und verstummt. Die Andern vermeinten, er zürne, weil er nicht reden und zum Spiel nicht zuwerfen wolle, ermahnen und rufen ihm zu, er solle doch zugeben, rütteln und stoßen ihn, da fällt er um und ist todt, ist also ein solcher Gotteslästerer jählings durch Gottes Strafe und ernstes Gericht dahingefahren und also todt nach Hause getragen worden.

625) Die verhängnißvolle Hochzeit.

Annalen a. a. O. u. d. J. 1584. Heckel, Beschr. d. Stadt Bischofswerda. Dresden 1713. 4. S. 284.

Am 24. August des Jahres 1584, als Johann Fabian von Ponikau zur Elstra mit der Edlen Magdalena Lichtenhainin aus Thüringen seine Hochzeit hielt, hat sich bei Einführung der Braut ein solcher Wind erhoben, daß die Pferde vor dem Wagen der Braut stille stehen mußten und nicht fortkommen konnten. Desgleichen ist unter dem Tanze ein Reiter auf einem weißen Pferde in gelben Kleidern in das Haus des

Bräutigams gekommen und hat einen solchen Schuß gethan, daß das ganze Haus erzitterte, der Reiter aber ist verschwunden. Endlich ist ein weißer Stein von freien Stücken auf einen Tisch gekommen, den Niemand dorthin gelegt; zwar ist er etliche Male von den Gästen herabgeworfen worden, aber allezeit unvermerkt wieder an seinem Orte gewesen. Diesen Stein hat endlich Wolfgang von Werthern mit sich zum Wunderzeichen mit nach Thüringen geführt. Am andern Tage hat sich aber das Unglück schon angehoben, denn Siegemund von Maltitz ist von Friedrich von Luttitz gefordert und mitten auf der Straße niedergestoßen worden. Dieser Maltitz hat aber vor seinem Tode viele Vorboten seines Unglücks gehabt: als er nämlich mit seinem Knechte von seiner Heimath weggeritten, ist ihm sein Schwert aus der Scheide gefallen, beinahe hätte er mit seiner Büchse sein eigen Pferd erschossen, und was noch mehr ist, seine Ringe sind ihm vom Finger entzweigesprungen und abgefallen, wie denn auch über dem Tische, da er bei der Hochzeit gesessen, zwei Lichter von selbst auslöschten, welches ihn aber Alles nicht gehindert, sondern er ist der ungeitigen Herausforderung gefolgt.

626) Der Kinderengel zu Steinicht Wolmsdorf.

Heckel a. a. O. S. 138.

Im Jahre 1632 grassirte zu Steinicht Wolmsdorf die Pest äußerst heftig, und auch das einzige Töchterlein des Pfarrers Johann Kettner, Anna Regina, ist von diesem Uebel heimgesucht worden. Damit nun aber das Pfarrhaus nicht inficirt werde, ward das Kind im freien Felde unter einen grünen Baum gelegt. Da hat man neben seinem Bettlein ein Kind mit einem schneeweißen Kleide angethan gesehen, das aber, als jenes gestorben, verschwunden ist.

627) Der Teufel entführt einen Gotteslästerer durch die Luft.

Annalen d. Stadt Budissin a. a. O. u. d. J. 1596.

Am 1. Januar des Jahres 1596 ist ein Bauer zu Kritscha, Namens Georg Schöniche, als er in der Trunkenheit sehr geflucht und Gott gelästert, des Nachts vom bösen Feinde gen Weißenberg in das nächste Städtlein geführt und durch eine Feuermauer in ein Brauhaus gezogen worden. Da saßen drei Knechte bei einer leeren Braupfanne und zechten, die haben ihm allerlei Alfanzerei von Hoffart, auch Saufen und

Treffen der Weltkinder gezeigt, nachmals ihn aber trefflich zerschlagen, also daß der arme Mensch Gott angerufen und gebetet, wie er aber einen Hahnschrei gehört, ist Alles wieder verschwunden. Als nun am Morgen die Bürger von ihrem gebraueten Biere, welches in der Braupfanne gestanden, holen wollten, fanden sie den Verwundeten und ganz Zerschlagenen in der leeren Braupfanne liegen, der vollends erfroren wäre, wenn nicht die letztere vom Abbrauen noch etwas wärmlich gewesen. Solches hat der Pfarrherr des Ortes mit allen Umständen in Druck ausgehen lassen.

---

628. Woher das Bautzner Sprichwort kommt: Zu Bautzen hängt man die Diebe zweimal.

Lausitzer Magaz. 1772. S. 27.*)

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hat sich ein Student aus Polen nach Budissin gewendet und daselbst eine Weile aufgehalten. Weil er nun eines melancholischen Temperamentes war und mitunter mancherlei wahnwitzige Dinge vornahm, so nannte man ihn gemeiniglich den tollen Bartholomäus. Wie es nun zu geschehen pflegt, daß dergleichen tiefsinnige Personen von gewöhnlichen Leuten häufig verspottet werden, so ging es auch mit diesem polnischen Studenten. Als ihn nun einmal ein Schuster, Namens Hienke, wohnhaft an der Seydauer Brücke, nicht wenig verspottet und für ein Paar ihm gefertigte Schuhe die Bezahlung mit großem Ungestum verlangt hatte, so fragte er den erwähnten Schuster im Eifer, ob er nicht zu seiner Bezahlung dürres Leder annehmen wolle? Der Schuster geht dies ein. Was thut nun der tolle Barthel? Er ersteigt an einem Sonnabend (d. 17. Septbr. 1558) um Mitternacht den vor dem Lauenthore befindlichen Galgen, nimmt zwei daran befindliche justificirte Körper, so fast drei Jahre gehangen hatten, davon ab, trägt solche als ein großer und starker Mensch auf seiner Achsel und unter dem einen Arme im Dunkeln über die Viehweide, den h. Geistberg und die Seydauer Brücke an die Drahtmühle, und lehnt sodann den einen Körper an die Hausthüre des obenbenannten Schusters, den andern aber schiebt er dem dasigen Drahtzieher, dessen Tochter ihn auch

*) Auf diese Sage sowohl, als eine große Anzahl anderer lausitzer Sagen hat mich Herr Dr. Peschick, der berühmte Verfasser der Geschichte der Gegenreformation in Böhmen ꝛc., aufmerksam gemacht, wofür ich ihm hiermit öffentlich danke.
Der Verf.

vexirt haben ſollte, zum Fenſter hinein. Da nun der Schuſter am andern Morgen früh ſeine Hausthür aufmacht, wird er ſeine dürre Bezahlung, ſowie der Drahtzieher ſeine Beſchimpfung mit Schrecken gewahr. Beide zeigen dieſe verwegene und boshafte That gerichtlich an. Bartholomäus ward arretirt, vernommen und ſodann bei Nacht durch Gerichtsdiener ſammt einer großen Bürde Bücher, die er beſtändig bei ſich trug, aus der Stadt weg und über die Grenze geführt, der Scharfrichter aber mußte auf Befehl die beiden Körper wiederum an Ort und Stelle ſchaffen und aufs Neue aufhängen laſſen, dafür er auch den ſonſt gebräuchlichen Lohn noch einmal bekommen hat. Seit der Zeit ſagt man: Zu Bautzen hängt man die Diebe zweimal. *)

629) Was das Rennen nach dem Semper der Budiſſiner Frauen im 15. Jahrhundert zu bedeuten gehabt?

S. Köpping in der Lauſitzer Monatsſchrift 1805. I. S. 1—18. Carpzov's Ehrentempel d. Oberlauſitz. Bud. 1719. I. p. 250. Hoffmann, Scr. Lus. T. II. p. 360. Lauſitzer Mag. 1837. S. 174.

Mehrere Chroniken der Oberlauſitz berichten, es ſei ehedem der Gebrauch in der Stadt Bautzen geweſen, daß Donnerſtags vor Faſtnacht die vornehmſten Frauen, ſowohl junge als alte, zuſammenliefen, allerhand ſchandbare Lieder ſangen, den Bürgern in die Häuſer liefen und für ihre unehrbaren Poſſen, Reden und Geberden Bratwürſte, Fleiſch, Brod und andere Victualien verlangten. Dieſe ſchändliche Gewohnheit, das ſogenannte Rennen nach dem Semper, ſoll nun als ein unſauberes Ueberbleibſel der alten Bachanalien, das die alten Wenden beibehalten, der Biſchof zu Meißen, Joh. Hoffmann, im Jahre 1444 (nach Andern 1442 oder 1447) abgeſchafft, doch dagegen ein festum Mariae virginis, inventionis pueri, da ſie den Knaben Jeſus im Tempel fanden, zu feiern angeordnet haben.

Damit iſt aber noch nicht erklärt, was das Semperrennen eigentlich bedeute, und ſo hat man verſchiedene Erklärungen gegeben.

Eine alte handſchriftliche Chronik erzählt nun, es habe nach dem

*) Es giebt auch noch einen Spruch auf die Strenge der Gerichte der Stadt Bautzen: Kommſt du von Bautzen ungefangen (von Görlitz ungehangen, von Zittau ohne Weib ꝛc.) ſ. Hoffmann, Scr. Lusat. Tbl. I. 1. S. 110 cf. 408. 415. 501. 505. I, 2, 2. S. 914. Hertigs Zeitſchr. Vergangenheit und Gegenwart 1812. S. 174.

König Sompar, der 44 Jahre im Regiment geſeſſen, in Germanien und in deutſchen Landen ſein Sohn König Schwab 46 Jahre lang geherrſcht, denſelben hätten ſeine Nachkömmlinge, die Schwaben, auch zum Gott gemacht, ihm in der Gegend, da jetzt Görlitz und das Lauſitzer Land iſt, einen wilden und erſchrecklichen Wald geweiht, wären auch alle zu gewöhnlicher Zeit zuſammengekommen, hätten ihn offenbar mit Menſchenblut verehrt und in ſeinem, nämlich des Sompars Namen, einen Menſchen wie einen Ochſen abgeſtochen und abgethan, es habe auch Niemand in den Wald gehen dürfen, es wären ihm denn die Hände auf den Rucken gebunden geweſen, damit anzuzeigen die Gewalt Gottes und daß er einig wäre und die Einigkeit liebe; wenn nun Einer ohne alles Gefähr gefallen ſei, habe er nicht wieder aufſtehen dürfen, ſondern ſich herauswälzen müſſen.

Andere glauben, das Wort komme davon her, daß die Frauen zu Ehren des heil. Symphorianus, der angeblich der Unfruchtbarkeit habe abhelfen ſollen, dieſen Unfug getrieben; allein am Wahrſcheinlichſten iſt es, daß dieſe Sitte der Budiſſiner Frauen von der Stadt Nürnberg entlehnt ward, wo bekanntlich im 14. und 15. Jahrhundert die Faſtnachtsluſtbarkeiten der Handwerker und ſpäter auch der Patrizier unter dem Namen: nach dem Schönbart laufen gehalten wurden und zu dem Urſprunge der ſogenannten Schembertlieder Gelegenheit gaben.

630) Woher das Sprichwort kommt: Es bekommt ihm, wie das Hundeführen bis Bautzen.

Gieſelein, die Sprichwört. d. Deutſchen S. 332. Lauſitzer Mon.-Schr. 1799. S. 500. cf. Grimm, Deutſche Rechtsalterth. S. 717.

Kaiſer Heinrich I. ſandte zur Verhöhnung dem Ungarfürſten nach Bautzen zwei ſchäbige Hunde ſammt Fehdebrief, dieſer ließ dagegen den Boten des Kaiſers ſowohl Naſen als Ohren wegſchneiden und ſchickte ſie auf ſolche Art verſtümmelt ihm wieder zurück. Dieß hat zu dem Sprichwort geführt: Es bekommt ihm, wie das Hundeführen bis Bautzen.

631) Des Büttels Flaſche zu Bautzen.

Köpping in Pufrus Curioſitäten Bd. II. S. 214 (m. Abbildung). cf. Hecket, Chronik v. Biſchofswerda S. 35.

Im Mittelalter bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts war es eine gewöhnliche Strafe für zänkiſche Weiber, die ſich mit Worten

und Werken gegen einander vergangen hatten, durch die Stadt die sogenannten Schandsteine tragen zu müssen. Weil nun dieselben in Bautzen die Form einer runden Flasche hatten, die an einem eisernen Kettengeschmeide um den Hals der Delinquentin gehängt ward, so nannte man diese Strafe das Flaschentragen oder das Trinken aus des Büttels Flasche. In Bischofswerda wurden im Jahre 1648 zwei solche Flaschen oben an das Rathhaus gehängt, in Budissin aber hingen sie an der Ecke des Gewandhauses über dem Pranger. Am 13. October 1678, wo ein Bettelweib die eine Flasche von Stein, welche an der Waage hing, am Halse drei Mal um's Rathhaus tragen mußte, während ihr der Gerichtsdiener voranging, scheint diese Strafe zu Budissin zum letzten Male angewendet worden zu sein. Auf dieser Flasche waren zwei Weiber abgebildet, die sich gegenseitig zankten und drohten, und über ihnen stand der Vers: Wenn sich Magd und Weiber schlagen, müssen sie die Flaschen tragen.

632) Die Sagen vom Brodschenberge bei Budissin.

Nr. I. bei Köhler, Bilder a. d. Oberlausitz. Budissin 1854. S. 114 sq. Nr II. u. III. bei Gräve S. 170 u. 171 sq. und im Lauf. Mag. 1838 S. 128 sq. Nr. IV. u. V. b. Ziehnert Bd. III. S. 265 sq.

I. Der alten Ortenburg gegenüber erhebt der sogenannte Brodschenberg sein granitnes Haupt, welches fruchtbare Getreidefelder, in deren Mitte sich der Friedhof befindet, bedecken. Man sagt, daß vor alten Zeiten auf demselben eine Burg gestanden, von der ein unterirdischer Gang zur Spree herabgeführt habe, und als Ueberrest davon zeigt man noch heute in der Mitte des zackigen Felsabhanges die Teufelshöhle, ein enges, nur etwa 5—6 Schuh weit hineingehendes Felsenloch mit schlürfrigem, abschüssigem Eingange. Es soll aber diese Höhle unermeßliche Schätze bergen, die von drei alten Männern mit langen, weißen Bärten bewacht werden.

Vor mehreren hundert Jahren ging ein verarmter Bürger Budissins am Fuße des Brodschenberges spazieren. In der engen Stube mochten ihn die Nahrungssorgen zu sehr geängstigt haben, daher hoffte er im Freien Ruhe zu finden. Er klagte hier seiner Mutter, der liebevoll sorgenden Natur seine Herzensangst und bat sie vielleicht, daß sie ihn bald zu sich nehme in ihren Schooß, worin Ruhe finden Alle, die da mühselig und beladen sind. Auf einmal, als er so in Gedanken versunken an den Felsen des Brodschenberges umherkletterte, sah er vor sich die schon damals berüchtigte Teufelshöhle und in derselben drei alte Männer

um einen steinernen Tisch sitzen. Die Männer schienen selbst von Stein zu sein, so verwittert sahen sie aus und so regungslos saßen sie da. Erschreckt wollte der Bürger aus dem Bereiche der Höhle fliehen, aber es war ihm nicht möglich. Seine Angst wurde noch vermehrt, als ihm einer der Männer winkte, näher zu treten. Er faßte sich endlich und trat, wiewohl beklommen, an den Eingang der Höhle. Dieselbe hatte sich wunderbar erweitert und war an den Wänden mit Gold und Juwelen geschmückt. Auf dem steinernen Tische aber lag ein Haufen Goldstücke. Das Männchen, welches ihn genöthigt, näher zu treten, deutete ihm hierauf an, sich so viel von dem Goldhaufen zu nehmen, als er zur Abhilfe seiner Noth bedürfe, und nannte ihm den Tag, an welchem er wieder erscheinen könne, sollte das Geld nicht ausreichen. Es verbot ihm aber zugleich, Niemandem von allen dem etwas zu sagen, was er hier gesehen und erlebt habe. Der Arme langte erfreut zu, füllte sich die Taschen mit Goldstücken und entfernte sich dankend von den freundlichen und mitleidigen Geistern. Jetzt begann er ein neues Leben, aber nicht ein Leben voll Gottesfurcht. Er betete nicht, er arbeitete nicht, sondern saß vom Morgen bis zum Abend im Wirthshause. Durch dieses flotte Leben erregte er Aufsehen, seine Mitbürger steckten die Köpfe zusammen und konnten ihre Verwunderung nicht verbergen, auf welche Weise der einst so Arme reich geworden sei. Einer unternahm es, ihn auszuforschen, und erfuhr auch in Folge eines Rausches das ganze Geheimniß. Er forderte ihn hierauf durch Drohungen das Versprechen ab, ihn mitzunehmen, sobald er wieder zur Höhle gehe, um sich Geld zu holen. An dem bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde begaben sich nun Beide auf den Weg und traten vor die Höhle, aber dieselbe blieb verschlossen und öffnete sich nicht. Und seit dieser Zeit ist es noch Niemandem weiter geglückt, in nähere Gemeinschaft mit den Geistern und ihrem Golde zu gelangen, sie bleiben ruhig im Innern des Berges und hüten ihre Schätze.

II. Jene Höhle wird zuweilen noch die Judenschule genannt, und zwar aus folgendem Grunde. Es sollen nämlich zur Zeit der Judenverfolgungen ihrer Sicherheit wegen, und um nicht in ihren Religionsübungen gestört zu werden, sich mehrere Juden daselbst versammelt und feierlich angelobt haben, daß, wenn sie unentdeckt bleiben und unbehindert mit ihrem Vermögen nach Polen gelangen würden, sie dieses nie vergessen, vielmehr jährlich an einem bestimmten Tage an diesem Orte reichlich Spenden vertheilen wurden. Ihr Abgang muß ungehindert geschehen sein, denn als einst im 16. Jahrhundert eines Sonntags (es

ſoll der Erlöſungstag aus der babyloniſchen Gefangenſchaft geweſen ſein) nach der Frühkirche ein ehrſamer Bürger Budiſſins, Namens Gottlelf Arnſt, in dieſer Gegend luſtwandelte, trieb ihn die Neugierde an, dieſe Höhle zu beſuchen. Er trat hinein, und wahrſcheinlich war ſie zu jener Zeit geräumiger, als gegenwärtig — er erblickte ſieben Männer in polniſcher Judentracht mit ehrwürdigen weißen Bärten, ſitzend um eine runde Tafel und in Goldſtücken wühlend. Beſtürzt über dieſe ungewöhnliche Erſcheinung, wollte er zurückgehen, allein man rief ihm zu: Fürchte Dich nicht! denn wir ſind nicht hier, um Böſes, ſondern Gutes zu thun! worauf man ihm dann erzählte, wie ſie ihre Reiſe nach Polen vor einigen hundert Jahren ungeſtört gemacht, und daß ihre abgeſchiedenen Geiſter jährlich an dieſem Tage hier zuſammenkämen, und den, den ſie träfen, aus Dank für ihre Rettung, beſchenkten. Nimm daher — fuhren ſie fort — ſoviel Du kannſt und willſt, denn nur einmal iſt es Jedem zu kommen erlaubt, jedoch beeile Dich, bald iſt ſie verronnen die Zeit, während welcher es uns vergönnt iſt, hier auf Erden zu weilen. Arnſt nahm ſein Taſchentuch, packte des Goldes ein, ſoviel er vermochte, und begab ſich dankend aus der Höhle. Als er mit ſeiner Goldlaſt den Berg erklommen hatte, vernahm er einen dumpfen Knall, welches, wie er ſpäter erfuhr, das Verſchwinden der freigebigen Juden bedeutete. Mit dem Gelde ſoll er ſich Häuſer und Feld, und darunter auch den unfern Budiſſin gelegenen ſogenannten Weinberg, welchen ſpäterhin ein gewiſſer Steinberger anbaute, erkauft haben und als ein wohlhabender Mann geſtorben ſein. Ob irgend ein Anderer nach ihm wiederum dieſe Höhle beſucht habe, und ebenfalls ſo glücklich geweſen ſei, davon ſchweigt die Sage.

III. Nach einer andern Sage ſollen die früher theils in Saidau lebenden, theils die in der Stadt Budiſſin nach ihnen benannte Gaſſe in Menge bewohnenden Juden in dieſer Höhle ihre Schätze und Koſtbarkeiten verborgen haben, um dieſelben bei den gegen ſie verhangenen Verfolgungen zu ſichern, zur Zeit der Noth davon Gebrauch zu machen und ſie gelegentlich nach und nach unbemerkt fortzuſchaffen. Da nun aber ihre Vertreibung plötzlich erfolgte, ſo hatten ſie ſich eilig, glücklich, nur mit dem Leben davon zu kommen, fortbegeben, und ſo die Schätze, deren Lagerſtätte nur Wenigen bekannt geweſen, verlaſſen müſſen. Diejenigen, welche Wiſſenſchaft davon gehabt, waren geſtorben und verdorben, und ſo ruhten dieſe Reichthümer noch im Schooße der Erde. Am Tage Urſulä des Jahres 1618 ging nun der Saidauer Martin Reike in dieſe Kluft, und gelangte an eine mit mehrern Riegeln und Schlöſſern

verwahrte eiſerne Thüre. Plötzlich vernahm er ein ſtarkes Rauſchen, gleich einem vom Felſen herabſtürzenden Waſſerfalle, und bemerkte, wie ſich Schloſſer und Riegel von ſelbſt löſten. Ein furchtbarer Knall erfolgte, den Bauer ergriff die größte Angſt und Bangigkeit, und zitternd und bebend enteilte er der Höhle, die ſich vor ſeinen Augen verſchloß und deren Stelle und Eingang er nachher nimmer fand.

IV. Einſt ſoll in dieſe verrufene Höhle ein Bauer ziemlich weit hineingegangen und an eine verſchloſſene Thür gekommen ſein, weil ihn aber Grauſen anwandelte, iſt er ohne weiteres Nachforſchen wieder umgekehrt. In dieſer Höhle ſoll ſich nun aber ein großer von Kerzen erhellter Saal befinden, in dem an einer langen Tafel die Geiſter dieſes Berges ſitzen und zur ewigen Strafe in Haufen Geldes wühlen müſſen. Vor längerer Zeit ſoll aber hier des Nachts ein kleines graues Männlein mit langem, ſchneeweißen Barte bemerkt worden ſein. Dies hörte ein gewiſſer Reichard aus dem Dorfe Seekau und beſchloß die Sache genau zu unterſuchen. In einer finſtern Nacht machte er ſich, nachdem er von den Seinen gerührt Abſchied genommen hatte, auf den Weg. Kaum hatte er die Spitze des Berges erreicht, ſo ſtand auch ſchon das graue Männlein vor ihm. So muthig Reichard erſt geweſen war, ſo verzagt war er nun, doch erholte er ſich bald wieder und fragte das Männlein, wer es ſei und was es hier zu thun habe. Ich bin, erwiderte es mit froher Haſt, ein Geiſt aus dieſem Berge und bin um eines Verſehens willen von den andern Berggeiſtern verdammt, hundert Jahre lang allnächtlich dieſen Berg auf- und abzuſteigen, bis meine Stunde der Erlöſung kommt, und Du, fuhr er fort, biſt beſtimmt, mich zu erlöſen, und das geſchieht, wenn Du allein den ungeheuern Schatz, der in dieſem Berge verborgen, heben wirſt. Dies allein zu thun aber weigerte ſich Reichard hartnäckig, da erlaubte es das Männlein, daß er ſeinem Bruder den Vorfall entdecken und ihn zur Hebung des Schatzes mitbringen konnte. Sie verſehen ſich mit den nöthigen Werkzeugen und beſteigen in nächſter Mitternacht den Berg. Das Männlein empfing ſie, gebot ihnen aber, wenn Stimmen aus der Tiefe ſie fragen würden, was ſie mit dem Schatze machen wollten, ja nicht zu antworten, und ſich durch Drohungen nicht erſchrecken zu laſſen. Die Brüder fingen an zu graben und fanden, wornach ihre Seele ſich ſehnte, den Schatz. Als ſie ihn aber heben wollten, erſcholl aus der Tiefe eine furchtbare Stimme. Die Schatzgräber ſchwiegen. Die Stimme drohte, ſie zu tödten, wenn ſie nicht Antwort gäben. Da ward Reichard's Bruder doch ängſtlich und antwortete, daß ſie ſich damit ein freies Leben zu verſchaffen ge-

dächten, und der Schatz — ſank mit donnerndem Gepolter in die Tiefe! Seit dieſer Zeit hat der unglückliche Geiſt noch keine Erlöſung gefunden.

V. Einſt ſpielten Kinder armer Eltern an dieſem Berge und fanden einen Haufen Kohlen. Da ſie die Armuth ihrer Eltern kannten, dachten ſie klug genug, von dieſen Kohlen ſoviel mitzunehmen, in der Meinung, daß ſie doch wohl zu Etwas brauchbar ſein konnten. Da die Eltern ſich darüber als ein gutes Brennmatial freuten, nahmen die Kinder ein Körbchen und holten den Ueberreſt der Kohlen nach Hauſe. Einige Tage ſpäter wollten dieſe Leute ſich der Kohlen zum Brennen bedienen, und fanden einen großen Haufen Goldſtücke.

633) Die Lauengaſſe zu Budiſſin.

Ziehnert, Bd. III. S. 284.

Wo ſich dieſe befindet, ſoll ſonſt eine große dichte Wildniß geweſen ſein, in der Bäume von 3 Klaftern Umfang geſtanden und ſich außer andern wilden Thieren auch Löwen aufgehalten haben. Da man ſonſt die Löwen auch Leuen nannte, ſoll die Gaſſe daron den Namen Leuen-, ſpäter Lauengaſſe erhalten haben.

634) Die Venus in Budiſſin.

Ziehnert, Bd. III. S. 297.

Wo jetzt das Schloß Ortenburg ſteht, ſoll ſonſt ein Götzentempel und darin die Bildſäule eines ſchönen Weibes, mit einem Myrthenkranze um den Leib, eine Roſe im Munde, eine brennende Fackel auf der Bruſt, ſtehend auf einem Wägelchen von zwei ſchwarzen Schwänen gezogen, geſtanden haben. Bei der Erbauung des Schloſſes iſt Alles von Grund aus zerſtört worden.

635) Der ſchwarze Hund zu Budiſſin.

Gräve im Lauſitz. Mag. 1838. S. 127 ꝛc. ꝛc. Lauſitz. Volksſ. S. 27 ꝛc.

In Budiſſin vor dem auswendigen Lauenthore unfern des Gaſthofes der drei Linden, nicht weit von der Stelle, wo ſich ehemals linker Hand der Rabenſtein befand, entſteigt in der zwölften Nachtſtunde einer daſelbſt befindlichen Vertiefung ein großer, ſchwarzer, zottiger Hund, welcher durch's Thor hinein bis in die Gegend des Waiſenhauſes, manchmal noch weiter ſeine Runde macht, dann zurückkehrt und am beſagten

Flecke wiederum verſchwindet. Seine Erſcheinung deutet allemal ein Feuerunglück der Stadt an, indem man vor allen bedeutenden Bränden dieſes Ungethüm bemerkt haben will. Sein Urſprung wird folgendermaßen angegeben. Im eilften Jahrhundert, als die Lauſitz noch Polen gehörte, lebte in der Hauptſtadt dieſer Provinz ein polniſcher Graf von wüſter beſtialiſcher Natur, mehr dem Heiden- als Chriſtenthum ergeben, welcher nach damaliger edelmänniſcher Sitte und Brauch Bürger und Bauern baß quälte, indem er ſie für Vieh beſtimmt, zur Frohn hielt, ſie nur Hunde nannte und nicht ſelten ihnen einen rothen Hahn auf's Gehöfte zu ſetzen drohte. Als er nun eines Tages die Sache, nach ſeiner Art, wieder recht toll betrieben hatte, ſchwang er ſich nach genoſſener Abendmahlzeit von Meth berauſcht auf ſein Roß und ſprengte in toller Wuth zum Lauenthore hinaus. Da fiel plötzlich aus dem wunderlich umflorten Wolkenhimmel eine Feuerkugel herab, wovor ſich der Gaul ſcheuete, der Reiter aber ergrimmte und trotzend mit ſcharfen Hieben ihn zur Ordnung zu bringen bemüht war. Allein wild ſchnob und bäumte ſich der Rappe und entledigte ſich ſeines despotiſchen Gebieters auf eine ſo heftige Art, daß derſelbe herabſtürzte und am folgenden Morgen mit ſchwarzem Geſichte und auf den Rücken gedrehten Kopfe auf dem nämlichen Platze, wo gegenwärtig der Hund der Erde entſteigen ſoll, entſeelt gefunden wurde. Der Gaul aber wurde von Niemandem mehr geſehen, und man ſagt, es ſei ein böſer Höllengeiſt geweſen, der in dieſer Geſtalt den Grafen geholt habe, welcher auch verdammt ſei, bisweilen als Hund den Menſchen zu erſcheinen. Ein vor einigen 50 Jahren bekanntes Bänkelſängerlied gedenkt ſeiner in Folgendem:

Der ſchwarze Hund, den man hier ſchaut,
War böhm'ſcher Graf mit Haar und Haut,
Des Schickſals Luſt macht ihn zum Hund,
Bau, wau! bellt er bis dieſe Stund'.

636) Der Obelisk bei Dehna.

Ziehnert, Bd. III. S. 284.

Auf einem Bergabhange bei Dehna unfern Bautzen ſteht eine Sandſäule mit dem Buchſtaben B 1725 bezeichnet; derſelbe iſt von dem Ortsbeſitzer D. Drescius zum Andenken an den wendiſchen Gott Zitno, deſſen Bild man hier verehrt haben ſoll, errichtet worden.

637) Pfarrer und Hexenmeiſter.

Nach mündlichen Ueberlieferungen von Eduard Kauſſer.

Nordlich am Fuße des ſagenreichen Falkenbergs in Sachſen liegt das große Dorf Neukirch, gewöhnlich Neukirch am Hochwald genannt, in einem anmuthigen Thale. Der Ort iſt bekannt durch ein blutiges Gefecht, welches bei demſelben vor der Schlacht bei Bautzen ſtattgefunden hat. Geht man von Ringenhain her auf der Chauſſee nach dem Dorfe, ſo erblickt man bald nach dem Eintritt in daſſelbe die ſchöne große Kirche neben ſich. Unter den geiſtlichen Herren, die an derſelben gewirkt, iſt ſonderbarer Weiſe einer in den Geruch gekommen, ſich mit den nichts weniger als theologiſchen Künſten der ſchwarzen Magie beſchäftigt zu haben. Es iſt dies der Paſtor Johann George Pech, der am 25. April 1795 in ſein Amt eingewieſen worden iſt. Viel erzählt die Sage des Volkes von ihm, aber am häufigſten begegnet man nachſtehender Mär, in welcher der gelehrte Seelſorger eine nicht unbedeutende Rolle ſpielt.

Waren einſt in Neukirch einige junge Leute durch Zufall über eins von jenen anrüchigen Büchern gerathen, welche von geheimen Dingen handeln. Der Lob hatt' es in einem Winkel auf dem Boden ſeines alten Vaterhauſes aufgefunden und dem Lieb davon unter vier Augen erzählt; der Lieb aber, der nicht ſehr verſchwiegen war, hatte den Ehr'gott — Ehregott — in's Geheimniß gezogen, und der Ehr'gott konnt's nicht über's Herz bringen und hatte gegen ſeinen Vetter Toffl vor dem Zauberbuche verlauten laſſen. Weiter jedoch erhielt Niemand Kenntniß von dem unſchätzbaren Buche, das möglicher Weiſe die jungen Leute ſehr reich machen konnte, da es eine Menge Orte in der Umgegend angab, wo noch Geld vergraben lag, und die Mittel bezeichnete, wie man ſich dieſes Geldes bemächtigen könne. Außerdem handelte es von Beſchwörungen, und weil zu einem ſolchen Experiment nichts Anderes gehörte, als in der Stunde der Mitternacht die Zauberformel abzuleſen, ſo beſchloß man, vor der Hand mit einem ſolchen Verſuche den Anfang zu machen, um zu erfahren, ob die in dem Buche mitgetheilte Anleitung ſich thatſächlich bewähre.

„Heut' Abend," ſagte der Lob zu ſeinen Freunden, „kommt um Elf zu mir, da wollen wir ſehen, ob wir der Hexenſcharteke trauen dürfen oder nicht."

Lieb und Toffl ſtimmten bei, und auch der Ehr'gott ließ, unge-

achtet seines Namens, es sich angelegen sein, noch vor der verabredeten Stunde bei seinem Freunde einzutreffen.

Es war eine unheimliche finstre Nacht, der Sturm schoß in mächtigen Stößen durchs Thal, der Regen klatschte mit Gewalt gegen die Fenster, der alte Birnbaum vor Lob's Häuschen stöhnte und schnaubte wie Einer, der sich gegen wüthende Angriffe vertheidige, und er vertheidigte sich ja gegen die Elemente, welche rauschend und heulend in seinen morschen Aesten rasetten. Die Burschen im wohlverschlossenen Hause kümmerten sich indeß wenig darum, zum Ueberfluß verriegelte man noch die Fensterladen, dann holte Lob sein Buch herbei, das ganz schwarz aussah und die enge Stube mit Modergeruch erfüllte. Auf dem Tische brannte eine alte Oellampe von Blech, der Docht wurde neu mit Oel getränkt und dann nahmen alle an dem Tische Platz.

Keiner sprach mehr ein Wort, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Lob, der die alten Zeichen noch am Geschicktesten zusammenbuchstabirte, war zum Vorleser bestimmt und hatte das geheimnißvolle Manuscript vor sich liegen. Mit dem ersten Schlage der Mitternacht sollte das Werk beginnen.

Die alte schwarzwälder Uhr hob jetzt auf Zwölf aus und ihr Knarren kam diesmal den Burschen sehr eigenthümlich vor; doch theilte keiner dem andern seine Gedanken mit. Wieder trat tiefe Stille in der Stube ein, draußen rüttelte der Sturm an den Fensterladen, der Birnbaum seufzte und wehklagte, und auf dem Boden ließ eine Katze ihr klägliches Geschrei ertönen, dem bald eine zweite noch kläglicher antwortete.

Da schlug es zwölf, und noch während der Kukuk an der alten Schwarzwälder in Einem fort schrie und die Flügel dazu bewegte, buchstabirte Lob schon mit möglichstem Fleiß in den altmodischen Zeichen, die häufig mit rothen und blauen Zeichen verziert waren und ihm dadurch nicht wenig zu schaffen machten. Und immer tiefer las er sich beim Qualm der dampfenden Oellampe in die schnörklichen Buchstaben hinein, und die Andern horchten aufmerksam, als wär' es in der Kirche bei einer Trauung oder Leichenpredigt.

Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten; denn plötzlich entstand ein sonderbares Geräusch in der Ofenpfanne, der Deckel sprang auf und mit gellendem Meckern sprang ein kohlschwarzes Böcklein daraus hervor, das sehr bald anfing auf seinen Hinterbeinen sich zu erheben und nach seinem Schatten an der Wand zu stoßen.

„Da haben wir's," sagte Lieb leise, „der Zauber wirkt. Klappe

Dein Buch zu, Lob, wir wiſſen, was wir wiſſen wollen, das iſt für heute genug. Morgen geht's auf den Falkenberg, die Braupfanne mit Gold zu holen, die dort vergraben liegt."

Aber Lob, einmal im Eifer, war durchaus nicht dieſer Meinung, ſondern las, nach einem vorwurfsvollen Seitenblick auf ſeinen Gefährten, herzhaft weiter. Und ſiehe da! immer reicher entfaltete die Beſchwörung ihre geheimnisvolle Kraft. Die kupferne Pfanne ſchien unerſchöpflich, immer aufs Neue that ſich der Deckel auf, um eine Menge zahmes und wildes Gethier auszulaſſen, und bald war die Stube angefüllt mit ſchwerfälligen Eulen und plappernden Elſtern, mit krächzenden Kräben und ſchwirrenden Fledermäuſen. Zu dem ſchon vorhandenen Böcklein geſellte ſich bald noch eine Menge anderer nebſt vielen andern langgeſchwängten und krummgehörnten unbekannten Geſchöpfen, welche im wirren Knäul, in der Stube herumdrängten.

„Eine ſchöne Beſcherung!" ſeufzte Toſſi mit kläglichem Blick auf ſeine Freunde, „hör' um des Himmels willen auf, Lob, mir ſtehen die Haare zu Berge!"

„Mir auch," betheuerte Ehr'gott, dem eben eine Fledermaus an die Naſe geflogen war.

Der Lieb wollte auch etwas hinzufügen; doch blieb ihm das Wort im Munde ſtecken, als er plötzlich von hinten einen wohlgezielten Stoß von einem der ſchwarzen Böcklein erhielt. Es iſt wahr, ein wohlausgetragenes Neukircher Kind läßt ſich nicht ſo leicht verblüffen, und Lieb war ein ſolches Kind. In der Schenke hätte er den Stoß mit einem Fauſtſchlage vergolten, der allenfalls einen Ochſen niedergeſtreckt haben würde; aber heute ſchien es ihm doch rathſam, dem Angriffe nur paſſiven Widerſtand entgegenzuſetzen.

Lob war jetzt am Ende ſeiner Beſchwörung und hätte mit dem glänzenden Erfolge derſelben ſehr zufrieden ſein dürfen, wenn nicht plötzlich der hinkende Bote nachgekommen wäre und eine früher überſehene Anmerkung in dem Buche ihn belehrt hätte, er müſſe, um ſeine Gäſte wieder in die Ofenpfanne zurückzubannen, die Zauberformel — *rückwärts leſen*.

Rückwärts leſen! Der arme Lob kratzte ſich in höchſter Verlegenheit hinter ſeinen anſehnlichen Ohren — er hatte zwar im Katechismus und Geſangbuch vorwärts leſen gelernt, aber rückwärts leſen hatte ihn ſein alter Schulmeiſter nicht gelehrt.

Große Verlegenheit! Lob theilte ſeinen Freunden den kitzlichen Uebelſtand mit, die ſich nun ebenfalls hinter den Ohren kratzten, —

ein Ausdruck der Verlegenheit, durch den ermuthigt das anwesende Gethier anfing, strategisch ganz vorzügliche Angriffe auf die Beschwörer zu unternehmen. Der enge Raum wurde zum Schauplatz eines hartnäckigen Kampfes, und je eifriger die Angegriffenen bemüht waren, ihre Gegner von sich fern zu halten, desto häufiger und energischer arbeiteten die Hörner der Böcklein an ihren Rippen. Stoß auf Stoß erfolgte, und dabei meckerten die Bestien boshaft einander zu, als ob sie sich gegenseitig zu neuen Experimenten anfeuern wollten.

Ohne alle Frage war die Lage der armen Burschen trostlos genug, besonders die des am Meisten betheiligten Lob.

„Da haben wir's," wehklagte Lieb, „ich fühle meinen Leichnam nicht mehr und muß schon ganz schwarz angelaufen sein, wie ein alter Schwert-Groschen. Lob, lies das Teufelsbuch zurück, oder ich vergreife mich an Dir!"

„Ja, Lob, lies das Buch zurück oder ich falle mit Lieb über Dich her," stimmte auch Toffl bei. „Ich bin morsch an allen Gliedern und trage einen Knax auf zeitlebens davon. Deine verdammte Hexengeschichte!"

Schließlich betheuerte auch Ehrgott, den Lob „windelweich dreschen" zu wollen, wenn er nicht sofort das Viehzeug entferne, so daß der unglückliche Beschwörer in die äußerste Verlegenheit gerieth. Aber da kam ihm plötzlich ein Gedanke, wie ein Lichtstrahl fiel es in die Nacht seiner Bedrängniß, und mit dem Ausrufe: „Bleibt nur hier, ich werde sogleich Hülfe herbeischaffen!" stürmte er durch ein Fenster in's Freie und geraden Wegs der Pfarrwohnung zu.

Der Prediger saß noch angekleidet in seinem Studirstübchen, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, als sein Beichtkind athemlos hereinstürzte und ihm in abgebrochenen Sätzen von seiner Bedrängniß ein lebhaftes Bild entwarf.

Der Pfarrer winkte ihm Stillschweigen zu, als er gar nicht fertig werden konnte.

„Schon gut, schon gut, ich weiß, was Du mir sagen willst ... ich habe schon seit einer Viertelstunde auf Dich gewartet!"

„Um so besser, Herr Pastor, so sei Er nur so gut und komme Er, uns aus unsrer Bedrängniß zu helfen, ich will auch in meinem Leben kein Zauberbuch mehr in die Hand nehmen. Komm' Er schnell und les' Er das Buch zurück, sonst wird der Lieb noch zu Schanden gestoßen und der Toffl zu Brei gequetscht. Ich selber bin schon ganz contract am ganzen Körper ..."

„Gerechte Strafe für Deinen Vorwitz!“ warf der Pfarrer trocken hin.

„Er will uns alſo nicht helfen?“ heulte Lob, der die Bemerkung des Paſtors anders deutete.

„O doch,“ beruhigte der Seelſorger, indem er nach ſeinem Stock langte, „komm', Lob, wir wollen dem Spuk zeigen, daß wir Gewalt über ihn haben!“

Bald war man an Lob's Hauſe angelangt, das Fenſter ſtand noch auf und Paſtor und Geiſterbeſchwörer nahmen durch daſſelbe ihren Weg in das Innere, wo noch immer gekämpft wurde. „Gott ſei Dank, ich komme nicht zu ſpät,“ ſagte der Pfarrer, griff nach dem Buche und las es ohne Umſtände rückwärts, worauf das Gethier, durch den Zauberſpruch genöthigt, ſeinen Rückzug in die kupferne Ofenpfanne antrat. Eidechſen, Eulen, Krähen und Böcklein verſchwanden allgemach, und mit dem Schlage Eins war nicht eine der Beſtien mehr in der Stube. Nachdem die letzte verſchwunden, legte der Pfarrer das Buch weg, mit den ernſten Worten: „Wohl Euch, daß ich noch fertig wurde! Wäre nach dem Schlage Eins noch ein einziges der hölliſchen Bilder hier verblieben, ſo hätte Euch der Böſe den Hals umgedreht!“

Das klang freilich ſehr ſchauerlich; doch die Burſchen waren ja von der Gefahr befreit und ſchöpften wieder Athem. Der „alte Pech“ aber kanzelte ſie noch tüchtig ob ihres verwegenen Beginnens herunter, und ließ ſich von ihnen das Verſprechen ablegen, daß ſie nie wieder mit ähnlichen Dingen ſich beſchäftigen wollten. Die jungen Leute, die im Gefühle ihrer Rettung ſonſt etwas verſprochen haben würden, legten das Gelübde freudig ab, und der Pfarrer verließ ſie, nachdem er das Teufelsbuch an ſich genommen, das ſeitdem für immer verſchwunden iſt. Die Braupfanne mit Gold ruht noch unverſehrt im Falkenberge; Niemand mehr weiß den Zauberſpruch, der ſie aus der Tiefe hebt, und die einzige Kunde, wie dies geſchehen könne, iſt für alle Zeiten verloren.

. . . . . .

Lob und Genoſſen haben ihr Verſprechen redlich gehalten, und ſich, in Erinnerung der grauenhaften Nacht, wo ſie beinahe dem Teufel verfallen wären, nie mehr mit Dingen abgegeben, die dem beſten Chriſten allenfalls den Hals und die Seligkeit koſten können. Aber alle Vier ſind jung geſtorben, an einem Knax, gerade nicht am Körper, aber im Herzen, und den haben ſie nicht verwinden können ihr Leben lang.

Paſtor Pech ſchlummerte am 25. April 1808 in die Geheimniſſe des Jenſeits hinüber. Seine Frau hatte er ſchon früher durch den Tod verloren. Während ihres Begräbniſſes, als der Sarg ſchon vor der

Pfarrwohnung ſtand, ſoll die Selige aus einem Fenſter im erſten Stock ihrer Beerdigung zugeſehen haben. Alles ſei erſtarrt vor Erſtaunen und Furcht, der Pfarrer aber, ſchnell gefaßt, habe ein weißes Taſchentuch hervorgezogen und nach dem Fenſter hinauf gewinkt, darauf ſei der Schatten ſogleich verſchwunden.

Als Pech endlich ſelbſt der Natur ihren Tribut bezahlte, will man, während er beſtattet wurde, ſeine ehrwürdige Geſtalt an einer Mauer-öffnung des Thurmes bemerkt haben. Vor ſeinem Tode hatte er ſeinen Angehörigen befohlen, einige ſeiner Bücher, namentlich das ſechſte und ſiebente Buch Moſes, in deren Beſitz er war, nach ſeinem Abſcheiden zu verbrennen. Als dies nicht geſchah, ließ ſich der Geiſt des Pfarrers mehrmals mahnend ſehen; einmal ſoll er ſogar durch die Eſſe, gleich einem Sturme, eingefahren ſein, worüber eine Magd bis auf den Tod erſchrak und ſtarb. Die Bücher wurden endlich vernichtet und der Spuk hörte auf.

---

638) Der Fuhrmann ohne Kopf auf dem Worbisberge bei Oppach.

Gr. Kauffer in d. Conſtit. Zeitung 1832 Nr. 128.

In der Nähe des Dorfes Oppach in der Oberlauſitz wohnte vor alter Zeit ein Fuhrmann, der durch den Fleiß wohlwollender Gnomen, die ſich in ſeinem Hauſe aufhielten, wohlhabend, ja reich geworden war. Der grüne Peter — ſo nannte man den Fuhrmann nach der Farbe des Anzuges, den er zu tragen pflegte — wurde dadurch übermüthig, fing mit den Kobolden Händel an und ließ ſich endlich ſogar einfallen, einen derſelben durch wohlapplicirte Fußtritte aus dem irdiſchen Jammerthale in's himmliſche Jenſeits zu befördern. Von nun an verließen die Geiſter in Taſchenformat, die Dämmlinge, oder wie ſie ſonſt heißen mögen, das Haus, und mit ihnen zog das Glück. Peter verarmte und wie es bei ſolchen Characteren in den Tagen, ſo uns nicht gefallen, oft geſchieht, er verwilderte, ſuchte Zerſtreuung bei der Flaſche und in Ausſchweifungen aller Art Erſatz für die edleren Freuden, deren ſein Gemüth nicht mehr fähig war. Die Leute aber meinten, mit dem Peter werde es kein gutes Ende nehmen, und die Leute hatten Recht: denn als er einſt, es war gerade an einem grünen Donnerstage, mit ſeinem Geſpann von Bautzen zurückkehrte, überraſchte ihn auf offener Landſtraße ein heftiges Unwetter, deſſen Getöſe die erſchrockenen Pferde bäumen machte. Da fluchte nun Peter, der wieder eins über den Durſt getrunken, über

alle Maßen und wollte ſammt ſeinen Thieren vom Donner erſchlagen ſein. Und ſiehe, kaum war ſeinem Munde das Frevlerwort entflohen, da öffnete ſich der Himmel, Blitz und Schlag fiel zugleich, tödtete den Berauſchten mit ſeinen Roſſen und ſetzte den Wagen in Brand. Seit dieſer Zeit treibt er in gewiſſen Nächten, zumeiſt in der des grünen Donnerstags, auf dem Worbisberge, wo das Verhängniß ihn ereilte, ſein Weſen, erſchreckt die Vorübergehenden mit Peitſchenknall, oder jagt ohne Kopf mit zornigem Geſpann, deſſen Hufe den Boden zerknetſchen, durch die Schauer der Mitternacht, ein ruheloſes Weſen der Qual ohne Ende*)

639) Der Bludnik in der Oberlauſitz.

J. G. Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlauſitz. Grimma, 1843. Bd. II. S. 266.

Der wendiſche Bludnik (von blud, Irrthum) iſt der deutſche Irrwiſch. Er iſt ein ſchadenfroher Gnome, der bei Nacht und Nebel die Menſchen ſo verblendet, daß ſie den Weg verlieren und irre gehen und dabei leicht in Sümpfe gerathen. Das macht er beſonders mit den Vorwitzigen, die ihm muthwillig nachlaufen. Am Beſten iſt es daher, man ſieht ihm ſo wenig als möglich nach und geht bedachtſam und ruhig ſeines Weges. Manchem jedoch, der ihm gute Worte giebt und eine annehmliche Bezahlung verſpricht, hilft er den bereits verlorenen Weg wieder finden und geleitet ihn richtig nach Hauſe. Aber wehe dem, der ihn zum Beſten hat und ihn betrügen will. Ein Verirrter verſprach ihm einmal zwei Silbergroſchen, wenn er ihn richtig nach Hauſe bringen wollte. Der Irrwiſch war damit zufrieden und ſie kommen auch endlich vor das Haus des Verirrten. Dieſer erfreut, daß er keiner Hülfe mehr bedarf, dankt dem Führer, giebt ihm aber ſtatt des Verſprochenen eine geringe Kupfermünze. Der Irrwiſch nimmt ſie auch an und fragt, ſich bereits entfernend, ob ſich der Geleitete nun allein nach Hauſe finden werde? Letzterer antwortet ganz fröhlich: ja! denn ich ſehe ſchon meine Hausthür offen. Da ſchreitet er auf dieſe zu und — fällt in's Waſſer, denn es war Alles Täuſchung geweſen. Beſonders mit den Betrunkenen macht ſich der Irrwiſch ſeinen Spaß, wenn ſie vom Jahrmarkt oder von einem Trinkgelage nach Hauſe gehen. Er führt ſie vom Wege ab und in die Irre, und wenn ſie in ihrer Trunkenheit nicht weiter gehen wollen, ſondern es vorziehen, draußen ihren Rauſch auszuſchlafen, dann brennt er ſie auf die Fußſohlen. In einigen Gegenden hat das Volk den Glauben, die Irrlichter wären die Seelen der ungetauft geſtorbenen Kinder.

*) Dieſe Sage erzählt weitläufig Gräve S. 197. sq. u. nach ihm Winter in d. Conſt. Z. 1854. Nr. 69.

640) Der Kobold in der Lauſitz.

Schmaler a. a. O. S. 247. Grävе S. 57.

Der wendiſche Kobold entſpricht vollkommen dem deutſchen. Er iſt ein Hausgeiſt, der in den Stuben, Ställen ꝛc. ſein Weſen treibt und je nach ſeiner Neigung den Einwohnern des Gehöftes bald Gefälligkeiten erweiſt, indem er ihre Geſchäfte übernimmt und Nachts im Finſtern fortarbeitet, bald aber auch Schabernack ſpielt. Er will nach ſeinen Launen gut behandelt und wohl geſpeiſt ſein, ſonſt lärmt er im Hauſe herum, quält die Leute und ſchreckt ſie Nachts aus dem Schlafe auf, indem er ſie durch Poltern aufweckt oder gar aus dem Bette herauswirft. Er ſoll gern die Geſtalt eines Kalbes annehmen, hat aber mit Feuer und Licht nichts zu thun, ſondern iſt vielmehr ein Geiſt der Finſterniß, doch ſoll er auch Kranken des Nachts bei'm Vollmondſchein erſcheinen. In Geſtalt einer Dohle bringt er Gold. Ihre Wohnung ſoll auf dem eine Meile von Budiſſin bei den Dörfern Nachlau und Döhlen über Meſchwitz gelegenen Berge Gzorneboh ſein, wo ein einzelner mit einer Höhlung verſehener Berg nach ihnen die Koboldskammer heißt.

641) Die Sage vom Rabenſteine in Budiſſin.

A. Klar, die helle Sagenzelle. Löbau e. J. 18. S. 3. –4

Noch vor wenig Jahren ſah man vor dem Hauptthore der Stadt Budiſſin am Abhange des Rabenberges ein verfallenes Gemäuer, welches in der Form eines Halbkreiſes Dornen und Diſteln barg. Eine ſchmale, zum Theil verſchüttete Treppe führte vom Fuße des Abhanges in das Innere des Halbzirkels und in der Mitte des Gemäuers gewahrt man ein vermauertes Pförtchen, das unſtreitig als Thür zu dem größtentheils mit Erde und Steinen angefüllten Gewölbe geführt hatte. Das hieß der Rabenſtein. An ſeine Trümmer, die man jetzt nicht mehr ſieht, knüpft ſich eine Sage, und noch heute wird der Ort nicht für geheuer gehalten, denn in der Dämmerung ſoll ſich daſelbſt zuweilen eine weiße Geſtalt blicken laſſen. Jene Sage aber lautet alſo:

Einſt ſoll ein Bürgermeiſter von Budiſſin eine wunderſchöne Tochter gehabt haben, um deren Hand die reichſten und ſchönſten Jünglinge der Stadt und Umgegend vergebens warben. Vorzüglich bemühte ſich ein reicher Kaufmannsſohn, der aber freilich von Seiten ſeines Charakters nicht das beſte Lob hatte, ihre Liebe zu gewinnen. Da er ein ſchöner Mann war und ſeine Verhältniſſe glänzend, ſo hätte es ihm vielleicht

geglückt, der Jungfrau Herz zu erobern, allein da begab es sich, daß dieselbe eines Morgens den Rabenberg erstieg, um sich an der herrlichen Aussicht von diesem Punkte aus zu erfreuen und hier einem fremden Ritter begegnete, der sie um den nächsten Weg nach der Stadt fragte. Noch nie hatte der Anblick eines Mannes einen so tiefen Eindruck auf ihr reines Gemüth gemacht als in diesem Augenblicke, und als nun an demselben Tage ihr Vater ihr denselben Jüngling als einen an den Rath der Stadt gesendeten kaiserlichen Gesandten vorstellte, widersprach sie ihm nicht, als derselbe von gleicher Neigung entzündet, ihr sein Herz und seine Hand anbot. Nicht lange dauerte es, so ward die Hochzeit der beiden Liebenden gefeiert, nur ein Mensch schwur ihnen Rache, und dies war der zurückgewiesene Freier. Derselbe verheirathete sich bald darauf selbst und schien allen Gedanken an seine frühere Geliebte entsagt zu haben. Da begab es sich einst, daß der Gemahl der schönen Bürgermeisterstochter zum Kaiser entboten ward und sie mit ihrem Knäblein, das sie demselben kurz zuvor geboren, allein zu Hause war, da sie ihre Dienerin zu einer Vergnügung entlassen hatte. Diese Gelegenheit benutzte jener tückische Bösewicht, schlich sich in's Haus, und während Mutter und Kind im süßen Schlafe lagen, ermordete er gefühllos das unschuldige Wesen. Als nun aber das unglückliche Weib erwachte und ihr Kind im Blute sah, da vergingen ihr die Sinne, und als sie wieder zu sich kam, fand sie sich im Kerker wieder. Sie hatte in der Fieberhitze sich als Mörderin ihres Säuglings angeklagt, und unbarmherzige Richter verurtheilten sie schonungslos zum Tode, denn da ihre Eltern gestorben und ihr Gatte weit entfernt war, hatte sie Niemanden, der sich ihrer angenommen hätte. Als die Unglückliche den ungerechten Spruch vernahm, rief sie: ich bin unschuldig, ein Wunder wird die Wahrheit meiner Worte bestätigen. Doch nichts half ihr ihr Betheuern, sie ward auf den Rabenstein geschleift, und in demselben Augenblicke, wo ihr Gatte in die Mauern Budissins einritt, voll Freude, sein Weib und Kind wieder umarmen zu können, zerbrach der Nachrichter ihre Glieder auf dem Richtplatze. Siehe da spaltete sich auf einmal das Gemäuer des Hochgerichts in drei Theile, und als ihr unglücklicher Gatte sie noch einmal in schrecklich verstümmelter Gestalt gesehen hatte, stürzte er sich verzweifelnd in sein Schwert. Ihren Verderber aber ließ es keine Ruhe, er klagte sich selbst an und konnte den Augenblick, wo sein schuldbeladenes Haupt sein doppeltes Verbrechen sühnen sollte, kaum erwarten. Das finstere Gewölbe des Rabensteins umschloß auch seinen Leichnam, doch seine Seele hatte keine Ruhe. Sobald die Dämmerung ihre finstern Schatten ausbreitete,

ſahe man fortan eine weiße Geſtalt über den Rabenſtein wandeln, betend die Hände gen Himmel erheben und dann plötzlich wieder verſchwinden.

(612) Der Feuerſegen zu Budiſſin.

Klar a. a. O. S. 101 ff.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts kam eine wandernde Zigeunerfamilie nach Budiſſin und ſuchte, da faſt Alle eine Krankheit befallen hatte, ein Obdach auf einige Tage. Die Mutter mit ihren zwei kranken Kindern ging von Haus zu Haus, um die Herzen der Einwohner zu bewegen und der Vater lag auf einer Steinbank am Thore. Allein kaum gelang es den Armen einige geringe Gaben zu erhalten, ſie aufzunehmen bezeigte Niemand Luſt, und ſo mußten ſie dem kranken Vater leider alle Hoffnung auf Obdach in der kalten Herbſtnacht rauben. Traurig, vor Kälte zitternd, ſaßen ſie nun am Thore, da ſchritt ein Mann vorüber, der ſelbſt arm und dürftig ausſah. Dieſer fragte ſie, warum ſie ſo klagten, und als ſie ihm ihre Noth geſtanden, da führte er ſie mit den Worten: nun kommt nur mit mir! in ſeine ſchlechte Wohnung in der Goſchwitz unfern der äußern Ringmauer der Stadt. Er gab ihnen eine Kammer, reichte dem durchfrorenen Vater einen erwärmenden Trank, theilte mit den Unglücklichen ſein Abendbrot und bereitete ihnen ein Lager aus friſchem Stroh. So übte er mehrere Tage lang ſein Werk der Barmherzigkeit an ihnen, bis ſie im Stande waren, ihren Weg wieder in ihre Heimath, nach Ungarn, fortzuſetzen. Ehe ſie Abſchied von dem menſchenfreundlichen Manne nahmen, ſprach der geneſene Zigeuner zu ihm: wir wollen nicht undankbar von dieſer Stätte gehen, ſondern ein bleibendes Zeichen zurücklaſſen. Von dieſer Stunde an wird dieſes Gebäude kein Raub der Flammen werden, und wenn auch die ganze Stadt in Schutt und Aſche verwandelt würde, ſo wird doch kein Feuer dieſes Haus anfaſſen! Damit murmelte er den ſogenannten Feuerſegen und zog von dannen. Zwar glaubte anfangs der Beſitzer des Hauſes den Worten des Zigeuners nicht, allein bald ward er eines Andern belehrt und erfuhr zu ſeinem nicht geringen Staunen, daß der Fremdling Wahrheit geredet hatte. Nach wenigen Jahren ward Budiſſin von Wallenſtein erobert und mit kaiſerlichen Truppen beſetzt, der Friedländer zog bald darauf nach Böhmen und ließ den Oberſten von Goltz als Stadtcommandanten zurück. Dieſer ließ, als die Sachſen vor die Stadt rückten, die Vorſtädte der Stadt in Brand ſtecken, ein widriger Wind jagte das Feuer in die innere Stadt und bald ſtand dieſe in

Flammen, nur ein unbedeutendes Haus in der Goschwitz blieb unversehrt und das war das, welches die Zigeuner beherbergt hatte: die Soldaten legten mehrmals Pechkränze an, konnten aber das Dach nicht in Brand bringen. Noch vor wenigen Jahren war es bewohnt, allein 1849 ward es wegen Baufälligkeit niedergerissen, der Platz geebnet und als Garten benutzt.

643) Der Basilisk zu Budissin.

Gräve S. 83. Winter in d. Gemt. J. 1851. Nr. 183.

Aus dem von den Fleischbänken in Budissin zur Schülergasse führenden, links die Ecke bildenden Hause (gegenwärtig mit 210 bezeichnet) ist einst ein schrecklicher Basilisk, der mit seinem Anblick viele Menschen vergiftet, auch sonst allerhand Unheil angestiftet, getreten, bis endlich ein kluger Mann sich über und über mit Spiegeln behangen hat, worein das Ungeheuer geblickt, darauf geborsten und somit durch sein eigenes Gift getödtet worden ist.

644) Die Goldquelle zu Budissin.

Gräve S. 86 sq.

Am Vorabend des Pfingstfestes im Jahre 1702 hat ein Burger zu Budissin, nachdem in seiner Wohnung Alles zum Feste des andern Tages vorgerichtet worden war, seine Werkstätte geschlossen und hat sich vorgenommen seinen Geburtstag zu feiern, weshalb er auf ein nahegelegenes Dorf sich begab und daselbst mit einer lustigen Gesellschaft den Tag herrlich und in Freuden verlebte. Nachts um 10 Uhr brach das frohe Häuflein auf und trennte sich in der Stadt, wo sich dann Jeder in seine Wohnung begab, allein plötzlich fand sich das obgedachte Geburtstagskind in den Ruinen der St. Nicolaikirche, in deren Innern sich ein Friedhof befindet, wieder: er sank an der Stelle, wo ehemals der Altar gestanden hatte, durch Wein und Geben ermüdet, mitten unter den Todten in tiefen Schlummer. Nachdem er, wie lange er geschlafen, wußte er bei seinem Erwachen nicht, aufgewacht war, war es zwar dunkel, allein mit hellem Glanze umleuchtete ihn ein Licht, und in den bemoosten Trümmern erblickten seine vom Schlafe gestärkten Augen ein durch mannichfaltige bunte Lampen geschmackvoll erleuchtetes Altargemälde, gefertigt von Meisterhand, welches die Himmelfahrt Christi vorstellte. Am Fuße desselben quollen Gold- und Silbermünzen aus der Erde. Verdutzt sah er sich schüchtern um, Niemanden vermochte er zu erschauen, stille und öde war Alles,

wie in des Todes Hallen. Lange ging er hin und her, bald das Gemälde, bald das aus der Erde Schooß hervorquellende Gold betrachtend. Zufällig ſtieß er bei'm Herumwandeln an einen Ring, dies hielt er für einen ihm von einem guten Genius gegebenen Wink, faßte ſich ein Herz und füllte das Gefäß mit den Münzſorten und gebrauchte, wo es nicht langte, noch ſeine Halskrauſe und Taſchentuch, ſo wie ſeine Taſchen dazu. Da verkündete die Glocke vom Rathhausthurme Ein Uhr, die Hähne krähten in den benachbarten Gehöften und der Glückliche eilte mit ſeiner Beute nüchterneren Sinnes, als er den Ort betreten hatte, froh und zufrieden nach Hauſe. Die Goldſtücke waren größtentheils aus dem Zeitalter des Königs Maximilian und Mathias und einiger ihrer Nachfolger, ob er aber einen guten Gebrauch von ſeinem Funde machte, davon ſchweigt die Geſchichte.

645) Der Kochjunge auf der Ortenburg.

Gräve S. 193 sq.

Auf dem Schloſſe Ortenburg zu Budiſſin war einmal ein gottloſer Kochjunge, der ſein Vergnügen darin ſuchte, in einem fort zu ſchimpfen, zu fluchen und zu laſtern, gleichſam als ſei kein Gott im Himmel, der das Gute belohne und das Böſe beſtrafe. Nun begab es ſich, daß einſt die Mächtigen in der Provinz auf dem Schloſſe ein Prunkmahl feierten, bei welchem nach damaliger Sitte weidlich gegeſſen und getrunken ward. Dabei vergaßen ſich nun aber auch die Diener nicht, und ſie zechten wo möglich noch derber als ihre Herren, der Kochjunge aber war einer der ärgſten und trieb es mit Fluchen und Schwören ärger als je zuvor, ja er forderte den Teufel vermeſſen heraus, ihn zu holen, ſchalt ihn feig, kampfte mit dem Fuße und ſagte: er ſolle nur kommen, er wolle ſchon mit ihm fertig werden. Da erſchien plötzlich der Satan in ſeiner furchtbarſten Geſtalt, ergriff den Buben bei'm Schopf, fuhr mit ihm durch das auf den Schloßhof führende Küchenfenſter und zerſchellte ihm über demſelben den Schädel, woran man die Blutſpuren noch vor wenigen Jahren erblicken konnte.

646) Der Goldkeller am Frageberge.

Poet. beh. b. Segnitz Bd. I. S. 115 sq.

Nordweſtlich vom Czorneboh befindet ſich der ſogenannte Frageberg, den einige Felſen bilden: von dieſen iſt einer mit einem tiefen Loche

verſehen, in welchem ſich die heidniſchen Prieſter zu ihren Weiſſagungen begeiſtert haben ſollen, woron wahrſcheinlich der Berg jetzt noch den Namen hat, und unter dieſem Felſen befindet ſich eine Felſenſchlucht, in der ein großer Schatz begraben liegen ſoll. Einſt weidete ein armer Hirte am Fuße dieſes Berges, müde von des Tages Hitze legte er ſich in's Gras und hielt ein Schläfchen, als er aber erwachte, fehlte ihm eine Kuh, er ſtieg eilig den Berg hinan ſie zu ſuchen, ſiehe da ſtand er auf einmal vor der Schlucht, er trat hinein, und ſah ſich auf einmal an dem Eingange eines großen Gewölbes, wo überall Gold und koſtbare Edelſteine herumlagen. Schnell legte er Hut und Hirtenſtab ab, um deſto bequemer ſich die Taſchen füllen zu konnen, und nachdem er ſoviel genommen, daß er es kaum fortbringen konnte, eilte er jauchzend an's Tageslicht. Siehe da fiel ihm ein, daß ſein Hut zurückgeblieben ſei, er eilte alſo ſchnell zurück, ſtürzte in das Gewölbe, wo ſein Hut noch unverſehrt lag, allein als er daſſelbe wieder verlaſſen wollte, da ſchlugen auf einmal die Pforten deſſelben zu, er war gefangen, ſeine Heerde kehrte ohne ihren Führer in's Dorf zurück, und noch jetzt ſoll man des Nachts, wenn man ſich dem Felſen nähert, ſchweres Seufzen aus demſelben vernehmen, die Klage des für alle Zeit hier eingeſperrten Hirten.

647) Der Thronberg oder Kronenberg bei Ebendörfel.

Gräve S. 71 sq. A. G. Köhler, der Czornebog. Bautzen (1853) 18. S. 81 Pect. beb. v. Segnitz Bd. I. p. 365 sq.

Der Thronberg, welcher ſonſt auch Traum- oder Frageberg genannt wird, heißt auch der Kronenberg, weil er in ſeinem Innern 7 Königskronen bergen ſoll. Es ſaßen nämlich einſt 7 wendiſche Könige auf ſeinen Steinen und ſchauten hinab auf ihr Land und ſeufzten über den harten Druck der Deutſchen. Da beſchloſſen ſie, freie Männer zu werden, das aufgebürdete Joch abzuſchütteln und einander beizuſtehen gegen die Feinde ihrer Nation. Eine blutige Schlacht entſpann ſich auf dem Berge, die 7 Könige fielen im Gefechte und wurden mit ihren goldenen Kronen unter 7 Steinen dort oben begraben. Die Grabſteine ſind eingeſunken, und die Gebeine der Fürſten zerfallen, aber ihre Kronen liegen noch unverſehrt da, von mächtigen Geiſtern bewacht.

648) Das Teufelsfenster am Czorneboh.

Köhler a. a. O. S. 18.

An einer freien Stelle des westlichen Abhanges des Berges erblickt man zur Rechten am Saume der Nadelwaldung den Anfang einer Felspartie, die durch eine runde Oeffnung an dem obern Theile des Felsens als das sogenannte Teufelsloch oder Teufelsfenster bezeichnet wird. Aus dieser Oeffnung sollen nach der Sage noch heute kleine Koboldchen schlüpfen und einen Keller mit unendlichen Schätzen bewachen, weshalb man die Stelle auch zuweilen die Koboldskammer genannt hat. Eine Frau, die mit ihrem Kinde auf den Berg gegangen war, um Waldbeeren zu suchen, hatte Gelegenheit, in den Keller zu gelangen. Sie setzte ihr Kind auf den Boden der Höhle und raffte die Schätze begierig zusammen. Schreckliches Donnern erschütterte die Erde und trieb die Frau angsterfüllt in's Freie. Aber als sie sich umsah, war die Höhle geschlossen und kein Eingang wieder zu finden. Die arme Mutter lag bei ihren Schätzen, unbekümmert um deren Werth, denn sie hatte ihr Kind verloren. Doch nach einem Jahre an demselben Tage stand sie wieder am Teufelsfenster. Der Keller that sich auf und auf dem Boden saß ihr Kind und spielte. Die Schätze mochten funkeln und glänzen, die Mutter sah sie nicht, sie erblickte nur ihr Kind und entriß es mit Blitzesschnelle den unterirdischen Mächten.

649) Das Veilchen vom Czorneboh.

Poetisch beh. v. Kockel bei Köhler a. a. O. S. 13 sq.

Als noch das Wendenland im heidnischen Aberglauben versunken war, da verehrten die Sorben einen Götzen, Czorneboh, von dem der Berg den Namen hat, weil er hier oben ein prächtiges Schloß bewohnte. Derselbe hatte aber ein liebliches Töchterlein, das er höher schätzte, als alle seine Schätze. Wie nun aber das Christenthum sein Licht auch in diese Gegend trug, da wußte er, daß sein Reich auf dieser Welt zu Ende war, und als das Kreuz zum ersten Male auf dem Berge erglänzte, da war der Götze zu Stein geworden und mit ihm sein stolzes Schloß, sein reizendes Töchterlein aber ward in ein bescheidenes Veilchen verwandelt. Alle 100 Jahre einmal in der Walpurgisnacht erwacht die Jungfrau zum Leben, und wem es beschieden ist, das Veilchen in diesem Augenblicke zu pflücken, der erhält die holde Jungfrau mit allen Schätzen ihres Vaters.

650) Das weiße Pferd zu Löbau.

G. Borett, der Löbauer Berg. Löbau 1851. 18. S. 6

Die Stadt Löbau ſoll urſprünglich auf dem heute noch ſogenannten Löbauer Berge angelegt geweſen ſein, was man aus den nahelegenden Steinen und einem großen Steinwalle, der ſogenannten Stadtmauer, geſchloſſen hat, weil aber ein weißes Pferd des Nachts allemal die Baumaterialien vom Berge wieder herabtrug, hat man den Bau auf dem Berge aufgegeben. Noch heute ſoll ſich aber das Roß in der Nähe des Goldkellers zeigen und wehmüthigen Blickes nach ſeinen heidniſchen Prieſtern ſuchen.

651) Sage von der Gründung Löbaus.

Pönicke, Album der Schlöſſer und Rittergüter in Sachſen. H. VIII. S. 35. Oberlauſ. Kirchengallerie S. 149.

Auf dem Wege von Großſchweidnitz nach Löbau befindet ſich ein herrlicher Quell, mit welchem eine Sage von der Entſtehung Löbaus zuſammenhängt. Vor länger als 1000 Jahren lebte ein junger Slavenhäuptling, der die Tochter eines andern reichen Häuptlings hoffnungslos liebte. Mlink, ſo hieß der Verliebte, verübte Wunder der Tapferkeit, er kämpfte mit den furchtbarſten Beſtien der Wälder, bändigte die wildeſten Roſſe und warf den ſtärkſten Mann zu Boden, aber der Vater ſeines Liebchens blieb kalt und ſtolz gegen den Jüngling und duldete kaum, daß er mit der Jungfrau ſprach. Da Marja, ſo hieß dieſelbe, nicht zugeben wollte, daß der Geliebte ſie entführte, gerieth dieſer faſt in Verzweiflung und ſann unaufhörlich auf Mittel, das Herz des Alten zu erweichen. Als er nun einſt in ſtiller Mitternacht mit Marja am Ufer eines Stromes luſtwandelte, erſchien den Liebenden plötzlich die Wunderfee Pſchipowicza und verkündete Mlink, daß er nur immer gegen Sonnenaufgang ziehen ſolle, dort würde er nach Mühen und Kämpfen eine That verrichten, durch die er in Maria's Beſitz gelangen ſolle. Der junge Häuptling ſchied voll ſüßer Hoffnung von der Geliebten, beſtieg ſein treues Roß und zog den angegebenen Weg durch Wälder und Sümpfe, Einöden und Schluchten, bis er nach vielen Gefahren und Kämpfen in eine Gebirgsgegend gelangte, wo ein herrlicher Bergſtrom dahinrauſchte. Das Thal war reizend, und der Jüngling, entzückt von den Schönheiten der Natur, rief aus: Jow sso mi lubi, hier gefällt es mir! Er beſchloß hier eine Hütte zu bauen und eine Anſiedelung zu gründen. Mit Hülfe der ihn beſchützenden Fee Pſchipowicza kehrte er

zur Geliebten zurück und erzählte deren Vater von seinem Zuge und wie er ein neues Paradies entdeckt. Darauf zog der Alte an der Spitze seines Volksstammes nach dem reizenden Lande, lichtete hier die Urwälder und erbaute das Dorf Altloban, wo der köstliche Quell entspringt, an dem man die wohlthätige Fee verehrte. Mink und Maria aber wurden ein glückliches Paar.

652) Der feurige Hund am Löbauer Berge.

G. Berent, der Löbauer Berg und der Friedrich-August-Thurm. Löbau 1851. 18. S. 59.

In den sumpfigen Gebüschen am östlichen Fuße des Lobauer Berges läßt sich angeblich zuweilen ein feuriger Hund sehen, den Manche jedoch nur für ein gewöhnliches Irrlicht halten wollen. Wer nur demselben muthig folgt, den führt er zur Diamantengrube. So kehrte einst spät in der Nacht ein Herwigsdorfer Bauermädchen vom Lobauer Jahrmarkt zurück, der Hund begegnete ihr und seltsamer Weise hatte sie Muth genug, ihm zu folgen, und gelangte auch richtig in einen glänzenden Saal, wo Alles im diamantenen Lichte blitzte und strahlte. Den anwesenden Personen gegenüber äußerte sie das doch eigentlich sehr bescheidene Verlangen, nur einen einzigen Diamant zu besitzen, um vermöge desselben zu einem Heirathsgute zu gelangen — ihr Vater hatte ihr nämlich die Einwilligung zur Verheirathung mit einem armen, aber braven Burschen versagt — kaum aber hatte sie diesen vergeblichen Wunsch geäußert, als der mürrische Feuerpudel sie wuthend anfuhr, mit den Zähnen erfaßte und mit solcher Gewalt in die finstere Nacht hinausschleuderte, daß sie erst ohnweit ihrer Behausung sehr unsanft auf dem Boden ankam. Ihr Schatz, nachdem er einige Zeit darauf von ihr den erlittenen Unfall erfahren, stellte die Sache klüger an. Die nächste Nacht begab er sich an den Berg in der Hoffnung, die Bekanntschaft des Pudels zu machen, der auch sehr bald schnüffelnd und schnaubend in den Sträuchern erschien und ihn durch seltsame Gebehrden zum Folgen einlud. Die Nacht war rabenschwarz und beinahe klopfte Christophen das Herz, als er dem feurigen Führer durch das Gestrüpp mühsam nachkletterte. Doch siehe da, bald stand er an der ersehnten Pforte, bald auch in dem geheimnißvollen, köstlich erleuchteten, von Edelsteinen blitzenden Saale; aber er stellte sich entsetzlich dumm und fingirte förmlichen Blödsinn und gerade dadurch erwarb er sich nicht nur des Pudels gnädigste Gewogenheit, sondern auch die mehrerer anwesenden Berggeister, wie es so oft heutzutage noch vielen wirk-

lich dummen Leuten geht, daß sie Andern gefallen. Er bewunderte den schönen Eiskeller, und als man ihm ganze Körbe voller Diamanten zeigte, wunderte er sich über die gläsernen Haselnüsse. Man bot ihm davon an, aber er weigerte sich zu nehmen, weil er das harte Zeug nicht beißen könne; „nun so nimm doch Deinem Mädchen wenigstens einige mit!“ sagte einer der Geister und füllte ihm alle Taschen mit Diamanten. Hierauf empfahl er sich ziemlich tölpisch, und da der Pudel ihm wieder hinableuchtete, kam er glücklich in's Thal. Er aber lachte sich in's Fäustchen, die Geister getäuscht zu haben, heirathete sein Mädchen, kaufte sich für seinen Reichthum das ganze Dorf, und seine Nachkommen können heute noch lachen.

653) Noch eine Sage vom feurigen Hunde auf dem Löbauer Berge.

Klar a. a O. S. 29 sq.

Vor langen Jahren stand am Fuße des Löbauer Berges tief im Gebüsche ein schmuckes Jägerhaus, welches ein gewisser Bischeber als Förster mit seiner Frau bewohnte. Derselbe war aber in der ganzen Umgegend gehaßt und gemieden, denn er war habsüchtig, grob und hart gegen Jeden, der etwas mit ihm zu thun hatte. Seine arme Frau hatte es selbst sehr schlecht bei ihm und fand nicht einmal in seiner Abwesenheit zu Hause einen Trost, denn sie war kinderlos. Vorzüglich war aber sein Haß gegen seinen Schwiegervater, einen reichen Bauer in der Nachbarschaft gerichtet, weil er sich einbildete, derselbe habe seiner Tochter zu wenig Mitgift gegeben. Nun trug es sich zu, daß ein junger Bürger aus der Stadt Löbau das Herz der zweiten Tochter jenes Bauern gewonnen hatte und daß dieselbe ihm auch ihre Hand zusagte. Bald sollte die Hochzeit stattfinden und Bischeber's Schwiegervater rüstete sich nur noch, die Mitgift für seine Tochter herbeizuschaffen. Er hatte dazu tausend Goldgülden bestimmt, die er in der Stadt irgendwo ausgeliehen hatte und jetzt zurückerhalten sollte. Er machte sich also eines schönen Morgens mit seinem Geschirre auf, um das Geld aus der Stadt zu holen, erhob es auch und lud es, nachdem er es zuvor in einen kupfernen, mit einem Deckel versehenen, Kessel gethan, auf seinen Wagen und fuhr schon in der Dämmerung den ihm wohlbekannten Weg in sein heimathliches Dörfchen zurück. Allein er sollte dasselbe nicht erreichen, denn der gottvergessene Jägersmann, welcher seines Schwiegervaters Vorhaben und den Tag, wo derselbe es auszuführen dachte, ausgekundschaftet hatte, lauerte

ihn im Walde auf, ſprang auf den Wagen und tödtete den Nichts ahnenden Greis ohne Mühe. Er hob hierauf den ſchweren Keſſel vom Wagen herab und ſchleppte ihn auf unbetretenen Wegen in ſeine Wohnung, die Pferde aber trugen ihren gewordeten Führer von ſelbſt auf dem wohlbekannten Wege bis vor ſein Haus. Wie erſchrack die unglückliche Braut, als ſie ihren armen Vater von blutiger Mörderhand erſchlagen wiederſah, es litt ſie nicht im älterlichen Hauſe, ſie eilte noch um Mitternacht zu ihrer verheiratheten Schweſter, um ihr und ihrem Manne das ſchreckliche Begebniß mitzutheilen. Ihre Schweſter glaubte jedoch Letzteren noch im Walde und Beide weinten nun über den Verluſt ihres beſten Freundes. Allein der loſe Jäger war wohl zurückgekommen, er ſteckte in einem Kellergemach, wo er ſeinen früher ſchon zuſammengeſcharrten Mammon zu dem blutig erworbenen Sündengelde in den Keſſel zu verſchließen ſich beeilte, weil er beabſichtigte, ſeinen Schatz noch in derſelben Nacht aus dem Hauſe zu ſchaffen. Er hatte nämlich unfern des Hauſes ein verborgenes Loch im Felſen bemerkt, das durch einen rohen Stein ſo verſetzt war, daß der Uneingeweihte keine Spur einer Höhle gewahren konnte. Indeß war aber der Keſſel durch das neuhinzugekommene Geld ſo ſchwer geworden, daß er ſich nur mit großer Mühe tranſportiren ließ. Wie nun alſo Pilcheber denſelben mit großer Mühe nach dem ihm wohlbekannten Orte hinſchleppte, verlor er gleichwohl in der dichten Finſterniß den Weg, ſein Fuß glitt in den ſumpfigen Wieſengrund, der ſich noch heute an dem öſtlichen Fuße des Berges findet, und hier verſank er mit ſeinem Schatze, doch der trügeriſche Boden verſchwieg ſein Grab. Als er ſich nicht wiederlebte, konnte ſeine Frau nicht mehr zweifeln, daß ihm ein Unglück zugeſtoßen ſei, doch glücklicherweiſe vermochte ſie ſeine Hauptunthat nur zu ahnen, ein Beweis gegen ihn war nicht vorhanden. Sie begab ſich nun zu ihrer Schweſter und brachte ihre Tage bei derſelben, die ſich mittlerweile mit ihrem Bräutigam verheirathet hatte, zu, das Jägerhaus aber, welches Niemand wieder beziehen wollte, zernagte der Zahn der Zeit, allein einige Zeit nachher erſchien in der Stunde der Dämmerung ein Licht am Fuße des Lohauer Berges und ein Holzhauer, der daſſelbe näher geſehen haben wollte, behauptete, daß das Licht ein feuriger Hund mit ſprühenden Augen ſei. Alle, die das hörten, riefen: das iſt Pilcheber und ſein Schatz, aber Niemand getraut ſich, ſich demſelben zu nähern oder den Hund zu erlöſen.

654) Die Sagen von dem Geldkeller auf dem Löbauer Berge.

Nr. I mitgetheilt von Julius Schanz. Nr. II v. Peschek b. Büsching. Wöchentl. Nachr. f. Freunde d. Gesch. Bd. II S. 105 sq. u. b. Borott a. a. O. S. 39 sq. Nr. III bei Büsching Bd. III S. 337 sq. Daraus von Willkomm im Leipz. Generalanz. 1845 Nr. 1. Preusker, Blicke in die Vaterl. Vorz. Th. I S. 78 sq. Nr. IV b. Gräve S. 108 sq. S. a. Winter in d. Const. Zeit. 1854 Nr. 24 sq.

I. Von der höchsten Spitze des Löbauer Berges führt nach Norden der sogenannte Prinzensteig an einem Felsen vorbei, der im Volke allgemein der Geldkeller genannt wird *). Das Thor desselben ist geschlossen und nur an hohen Festtagen und zu bestimmten Stunden war es Einzelnen vergönnt, in's Innere der Höhle zu treten und sich dort Schätze zu holen. Einst sollen arme Kinder hier Holz gesammelt und eine von ihnen noch nie bemerkte Höhle gesehen haben. Neugierig kletterten sie an den Rand derselben, um hineinzublicken. Da entführte der Wind den Hut des einen Kindes in das Innere der Höhle und dieses jagte ihm keck nach, um ihn zu erhaschen. Plötzlich sieht es sich vor einer schwarzbehangenen Tafel, an der ernste bleiche Männer sitzen, welche mächtige Haufen Geldes zählen. Freundlich winken sie dem zitternden Knaben und geben ihm seinen verlorenen Hut mit Gold gefüllt zurück. Er verläßt die Höhle und eilt mit seinem Schatz nach Hause. Umsonst suchte man später nach dem Eingange derselben, er war verschlossen und hat sich nie wieder geöffnet. Im Volke aber ist der Glaube, daß verstorbene Bürgermeister von Löbau in dem Felsen einen Schatz hüten, mit dem sie die Stadt einst, wenn sie in Noth ist, unterstützen würden.

II. Zwei Knaben spielten einst auf dem Löbauer Berge und zwar in der Gegend des sogenannten Geldkellers. Dem einen von ihnen entnahm der Wind sein leichtes Strohhütchen und führte es in die Tiefe einer Felsenkluft. Der Knabe weinte und schrie, doch dadurch gelangte er immer noch nicht wieder zu seinem Eigenthum. Aus Furcht vor Strafe, die er mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten hatte, wenn er ohne sein Hütchen nach Hause kehren wollte, gab er sich nun alle mögliche Mühe, es wieder aufzufinden, kletterte und kroch von einem Steine auf den andern und gelangte endlich in die Tiefe der Kluft, ohne aber sein liebes Hütchen ausfindig zu machen. Jetzt entdeckte er eine in den Fels hineingehende Höhle, hier glaubte er nun das Gesuchte finden zu

*) Von unbekannter Hand ist an demselben eine Stelle aus der Bibel, Hiob VII. 9, angeschrieben, welche also lautet: „Eine Wolke vergehet und fähret dahin; also wer in die Hölle hinunter fährt, kommt nicht wieder herauf."

müſſen und gerieth ſo, ohne daß er es dachte, von Tiefe zu Tiefe, bis ſich endlich ein ungeheuerer und weiter Felſenkeller ſeinen ſtaunenden Blicken eröffnete. Hier ſah nun er zwar immer wieder noch nichts von ſeinem Hütchen, wohl aber erblickte er eine ganze Geſellſchaft Herren, die um einen großen Tiſch herumſaßen und zu ſpielen ſchienen, kein lautes Wort aber von ſich hören ließen. Im Hintergrunde des Kellers aber ſtanden ganz unermeßliche Braupfannen voll von blanken Thalern und Goldſtücken. Die ſtummen Herren winkten dem Knaben freundlich, ſich von den aufgehäuften Schätzen zu nehmen und einzuſtecken; doch ein gräßlich feuerſchnaubender Hund vertrat ihm furchtbar den Weg, daß er faſt allen Muth verlor; von Neuem aber winkten die Herren und der furchtbare Hund zog ſich etwas zurück. Auf dringendes und wiederholtes freundliches Zureden wagte es endlich der Knabe, ſich heranzuſchleichen, ging dann hart bei dem Hunde vorbei, ſo daß er faſt über ihn hinwegſteigen mußte und ſteckte ſich von den blanken Thalern und Goldſtücken ſo viel ein, als nur in ſeinen kleinen Taſchen Platz hatte. Nun ſchon dreiſter gemacht, da Alles ohne Gefahr für ihn abgelaufen war, machte er ſich auf den Rückweg, der ihm auch weder von dem feuerſchnaubenden Hunde noch von den ſtummen Herren an dem großen runden Tiſche ſtreitig gemacht wurde. Froh über ſein unverhofftes Glück, das ihm ſtatt ſeines ſtrohernen Hütchens einen ſo großen Schatz finden ließ, ſtieg er nun wieder in der Felſenkluft empor, war ohne viele Mühe und ehe er es dachte, wieder oben auf dem Berge und eilte darauf mit ſeiner Baarſchaft vergnügt nach Hauſe. Der andere Knabe, der mit dieſem auf dem Berge war, hatte mit Ungeduld auf die Rückkunft ſeines Geſellen aus der Felſenkluft gehartt und beinahe ſchon gefürchtet, daß er wohl unglücklich geweſen ſein könne. Doch als er ihn nun, nicht nur geſund und wohlbehalten, ſondern ſogar mit reichen Schätzen beladen, wiederkehren ſah, und es obendrein Vielen erzählen hörte, wie leicht und ohne Gefahr er dazu gelangt ſei, ſo ſtieg auch in ihm der Gedanke auf, ſein Glück bei jenen unterirdiſchen Schatzmeiſtern zu verſuchen. Um auf ähnliche Art ſich einen Weg dahin zu bahnen oder wohl gar ſeine Ankunft in jenem Unterreiche zu verkünden, warf er abſichtlich ſein Hütchen in die Felſenkluft hinab. Endlich nach langem beſchwerlichen und gefährlichen Klettern gelang es auch ihm, den Eingang in den beſchriebenen unterirdiſchen Felſenkeller wirklich zu entdecken. Doch nicht ſo günſtig war ſein Empfang, wie er nur kurz zuvor ſeinem Genoſſen zu Theil geworden war. Denn mit böſen und zürnenden Mienen ſahen ihn die ſtummen Herren an dem großen runden Tiſche an und bedrohten ihn auf's Strengſte,

wenn er es wagen wollte hineinzukommen, auch der feuerſchnaubende Hund bewieß ihm ſchon von Weitem ſeinen ganzen Grimm. Eiligſt und ſo geſchwind als er nur konnte, machte der Knabe daher ſich wieder auf die Beine und war nur froh, mit heiler Haut und lebendig davon gekommen zu ſein. Nur mit Mühe konnte er aber den Weg rückwärts finden und die ſteile Höhe wieder erklimmen, von wo er nun noch obendrein ohne Hut nach Hauſe kehren mußte.

Ueberhaupt hat die Erfahrung gelehrt, daß diejenigen, die diesen Berg mit Willen aufſuchten und ihre Habſucht mit den darinnen befindlichen Schätzen recht gefliſſentlich zu befriedigen hofften, nie ſo glücklich waren, die ſich zugeeigneten Schätze mit ſich nach Hauſe zu nehmen. Ja ein Löbauer Bürger mußte ſogar einſt ſieben Jahre lang in dem Berge bleiben und in Geduld harren, bis ſich ihm der Berg von ſelbſt wieder aufthat, denn aus übergroßer Begierde, ſich von den erblickten Schätzen ſo viel als nur möglich zu eigen zu machen, hatte er ganz vergeſſen, daß der Berg nur eine Stunde lang offen ſei und dann Jahre lang ſich ihm zuſchließen würde. Gern ließ er dann alle und auch die ſich ſchon zugeeigneten Schätze in Stich und war zufrieden, nur ſeine Freiheit wieder erlangt zu haben.

III. Es begab ſich einſt, daß eine arme Frau auf dem Löbauer Berge die Thüre des Goldkellers gewahrte, wie ſie offen ſtand. Die Zeit aber, wo ſolches geſchah, war an einem Charfreitag Morgens früh, als man eben vom Chore die Paſſion abſang. Neugierig und hoffend, einen Schatz und ſomit ihr Glück darin zu finden, ſo wie ſchon mancher Anderer vor ihr, ging ſie hinein, obſchon ſie einen größern Schatz, nämlich ihr einziges Kind, auf den Armen trug. Ueberall glänzten ihr gleich hellen Karfunkeln, die Gold-, Silber- und Schaudücke entgegen, die in großen mächtigen Braupfannen links und rechts aufgehäuft daſtanden. Niemand aber und nirgend wo war ein Wächter dieſer Schätze zu ſehen, ein runder Tiſch nur ſtand unfern vom Eingange, und einige Aepfel, ſo friſch, wie ſie nur in Herbſtzeit auf den fruchttragenden Bäumen prangen mögen, lagen darauf. Auf dieſen Tiſch nun ſetzte ſie das Kindlein nieder, damit es ſpielen möge mit den herrlichen Früchten, ſie aber ſcharrte und ſammelte ſo viel des blanken Geldes und Goldes in ihre Schürze, als ſie nur ertragen konnte und trug es fürbaß aus dem Keller hinaus. Alsbald nun kehrte ſie wieder um, daß ſie auch ihr Kindlein ſich nachholen möge, was ſie verſäumt hatte über dem unterirdiſchen Mammon. Aber o Jammer! nimmer und nirgends konnte ſie jetzt die Thüre des Kellers wieder gewahren, zu der ſie doch nur eben hinausgetreten war, und weder

Weinen noch Greinen, noch Klagen und Zagen mochten ihr helfen, denn ſchier nicht eine einzige Spur konnte ſie noch wahrnehmen. Gar gern hätte ſie nun all' ihre blanken Schätze, die ſie gewonnen, dahin gegeben für den einzigen Schatz, den ſie verloren. Und ob ſie auch ihr gehabtes Unglück denen anzeigte, die zu Rathe ſitzen, ſo konnten ſie ihr doch nicht rathen und helfen, ja alles Nachforſchen und Suchen und Graben war ſonder Nutzen, ſo viel deſſen auch auf gemeiner Stadt Koſten veranſtaltet und vorgenommen werden mochte. Was aber jene kummerlich betrübte Mutter durch alle ihr Sorgfalt und Mühe nicht zu erlangen vermochte, das konnte Geduld und Zeit ihr gewähren, denn als nun endlich wieder die Zeit der Oſtern herbeigekommen war und die Stunde, wo man vom Chore herab die Paſſion abſang, ging das Weib abermals hinaus, die Stelle zu ſuchen, wo ſie vor'm Jahr ſo glücklich und doch ſo unglücklich geweſen, und ſiehe, da öffnete ſich mit einem Male wieder jene unterirdiſche Pforte mit ihren Karfunkeln gleich blitzenden Schätzen. Sie aber, thränend und ſehnend, ſieht nichts denn ihr Kindlein, das immer noch auf jenem runden Tiſche ſitzend, wohin ſie es einſt geſetzt, munter ſpielte mit den friſchen Aepfeln und freundlich die Arme ihr entgegenſtreckte. Gar gern wählte ſie diesmal für all' die todten Schätze den lebenden, doch als ſie mit ihm das Sonnenlicht erblickte, erblich das Kind ihr in den Armen.[1] Nach einem andern Berichte hätte jedoch das Kind nur eine dreitägige Ohnmacht befallen, und da ein Jeder an dem Schickſale der unglücklichen Mutter Theil nahm, ſo habe auch ein wunderthätiger Mann der Gegend davon gehört, es ſei ihm gelungen, dem Kinde wiederum Leben und Geſundheit zu ſchenken und zwar mittelſt heilſamer Kräuter, die nicht weit von jenem Goldkeller wuchſen, weshalb auch ein daſiger Ort bekanntlich der Kräutergarten heißt. Der darauf munter gewordene Knabe war aber nie mehr auf den Berg zu bringen, mochten ſeine Geſpielen auch noch ſo höflich dahin eilen, und als er zum Jüngling herangewachſen und die Mutter verſtorben war, ging er in die weite Welt und hat da durch Fleiß und Rechtſchaffenheit ſein Glück gemacht, mochte aber nie von dem Glück etwas wiſſen, welches nur durch Schätze in Geiſterbergen und auf ähnliche Art leicht zu erwerben ſei.

IV. Nach einer andern Volksſage ſoll ſich der Goldkeller allemal am Johannistage Mittags um 12 Uhr öffnen und ſich des Nachts wie-

[1] Ganz ähnliche Sagen knüpfen ſich an den vermeintlichen Goldkeller im Kottmarberger und im Falkenberge bei Neuſtadt bei Stolpen, an die Landskrone bei Görlitz und an den Meißengrund beim Tollenſtein in Böhmen.

derum um dieſelbe Stunde ſchließen. Wer nun zur angeführten Zeit in ſelbigen eintritt und deſſelben labyrinthiſche Gänge durchwandelt, wird an deren Ende Haufen von Gold- und Silbermünzen finden, von denen er ſich nach Belieben, ſo viel er davon will, einſtecken kann. Am Johannistage 1516 hatte ein Bauer das Glück, den Eingang geöffnet zu finden, er ging hinein und erblickte mit offenen nüchternen Augen den unermeßlichen Schatz. Zuerſt unſchlüſſig, was er thun oder laſſen ſollte, entſchloß er ſich endlich, ſeine Taſchen und Mütze zu füllen und belaſtet mit der köſtlichen Beute den Rückweg anzutreten. Allein vorher ſchon durch das viele Hin- und Hergehen zweifelhaft gemacht und nunmehr ob ſeines Glückes trunken, verirrte er ſich in den Kreuzgängen und die verhängnißvolle Stunde, mit welcher ſich der Eingang ſchloß, ertönte. Von Grabesnacht umduftet ſah ſich nun der Arme. Klagen, Rufen und Weinen half nichts, da ihn Niemand hörte. Endlich verſank er in einen tiefen Schlaf, aus welchem er erſt das kommende Jahr, am Johannistage, wieder erwachte, allein Taſchen und Mütze leer fand. Durch Erfahrung klug geworden, wollte er die unterirdiſche Wanderung nicht wieder von Neuem beginnen, ſondern verließ die Höhle eben ſo arm, als er ſie vor Jahresfriſt betreten hatte.

655) Der ewige Durſt.

Mündlich. Mitgeth. v. Gd. Kauffer.

Verfolgt man in Wilthen, 2 Stunden ſüdlich von Bautzen, den Fußweg, welcher hinter der Kirche über den Berg nach Bautzen führt, ſo gewahrt man linker Hand unterhalb des Waldes einige Wieſen mit einer Quelle. Dort zeigt ſich zuweilen in den Mittagsſtunden eine weißgekleidete Frau, welche bis an die Quelle wallt und ſich bückt, um mit der Hand Waſſer zu ſchöpfen. Aber wie ſie auch ſich müht, ſie kann das Waſſer doch nicht erreichen und tief ſeufzend entfernt ſie ſich wieder und verſchwindet. Dieſe Erſcheinung heißt: „Der ewige Durſt.“ Alte Leute erzählen: Es habe einſt eine junge Frau in Wilthen während ihrer Niederkunft unſäglichen Durſt gelitten und die Webefrau gebeten, ihr zur Kühlung nur einige Tropfen Waſſer zu reichen. Aber die Kindfrau verweigerte ihr die Labung, und ſo verſchied ſie unter den Qualen eines verzehrenden Durſtes. Seit dieſer Zeit geht ſie alle Mittage an jene Quelle, will Waſſer trinken — denn ſie durſtet noch immer — und kann doch das Waſſer nicht erreichen, ein weiblicher Tantalus mit hoffnungsloſer Qual.

656) Das Mittagsgespenst.

Schmaler, Bd. II. S. 268. Köhler, der Hyrnehob S. 18. Lauf. Monatsschr. 1797. S. 711.

Das Mittagsgespenst (Pschipolnitza) ist ein weibliches, großgewachsenes weißgekleidetes Wesen, welches zur Mittagszeit von 12 bis 2 Uhr auf den Feldern zu erscheinen pflegt. Es schweift mit der Sichel bewaffnet über die Felder und steht unerwartet vor denjenigen, welche es versäumt hatten, Mittags die Feldarbeit zu unterlassen und nach Hause zu gehen. Die Ueberraschten mußten ein scharfes Examen über den Anbau des Flachses und das Leinwandweben bestehen und die ganze Procedur dieses Kulturzweiges ununterbrochen und in einer solchen Ausführlichkeit vortragen, daß damit die Zeit bis zwei Uhr ausgefüllt wurde. Hatte diese Stunde geschlagen, so war es mit der Macht desselben aus und es ging von dannen. Wußten aber die Befragten auf ihre Fragen nicht zu antworten und das Gespräch bis zu dieser Stunde nicht im Gange zu erhalten, so schnitt sie ihnen den Kopf ab oder erwürgte sie oder verursachte ihnen wenigstens eine mit Kopfschmerzen verbundene Krankheit. Bei trübem Himmel oder zur Zeit eines herannahenden Gewitters war man vor ihr sicher. Noch jetzt spricht man im Scherz zu demjenigen, welcher während der Mittagszeit ohne Noth auf dem Felde arbeitet: fürchtest Du nicht, daß die Mittagsfrau auf Dich kommen wird? und die sprichwörtliche Redensart: sie fragt wie die Mittagsfrau, ist im alltäglichen Gebrauch.

Dieses Gespenst pflegt besonders in der Gegend von Diehsa am Fuße des dortigen Berges den Arbeitern auf dem Felde zu erscheinen und ihnen, wenn sie nicht reinen Herzens sind, eine Masse von Fragen vorzulegen; können sie dieselben beantworten, so ist es gut, wo nicht, so thut ihnen dasselbe ein Leid an. Einst lag um die Mittagszeit ein junges Bauermadchen hier im Grase und schlief, ihr Bräutigam saß bei ihr, allein sein Herz war unerwacht und kann, wie es sich ihrer entledigen könne. Da kam das Mittagsgespenst einhergeschritten und fing an dem Burschen Fragen vorzulegen, und soviel er auch antwortete, immer warf es neue Fragen auf, und als die Glocke Eins schlug, da stand sein Herz still, das Gespenst hatte ihn zu Tode gefragt. Als aber das Mädchen die Augen aufschlug, da lag ihr Bräutigam blaß und todt neben ihr, sie weinte und klagte manchen Tag, bis man sie neben dem Jünglinge, der ihre Liebe nicht verdiente, zur ewigen Ruhe einsenkte.

657) Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge.

Gräve S. 41. sq.

Auf demjenigen Theile des bekannten Löbauer Berges, der wegen der darauf wachsenden Kräuter der Kräutergarten genannt wird, blühet in der Nacht des Tages Johannis Enthauptung mit dem Glockenschlage 11 Uhr eine Blume, welche kein Naturforscher je gesehen oder bestimmt zu haben sich rühmen kann. Ihre Farbe ist purpur mit goldener Einfassung, grün mit Silberrändchen ihre Lotus ähnlichen Blätter, veilchenblau ihr Stängel und glänzend himmelblau der Stämpel. Sie hat, wiewohl großartiger, der Lilie Gestalt, und weit und breit duften — wenn sie ihren Kelch erschließt — ihre Wohlgerüche, denen die lieblichsten Blumendüfte weder in der alten noch neuen Welt gleichen. Keines Sterblichen Auge hat je ihre Wurzel erblickt. Im Jahre 1590, als der Löbauer Rathsförster Kajetan Schreier auf gedachtem Berge einen Rehbock blattete, empfanden seine Geruchswerkzeuge jenes wunderliebliche Duften, dessen Ursache er sich nicht zu erklären vermochte, und da der Duft, den der Wind ihm zuwehte, immer stärker wurde, ging er, den Rehbock vergessend, einige Schritte vorwärts, allein sonderbar, der jeden Schritt und jedes Strauchwerk daselbst kennende Waidmann ging irre und drehte sich in einem Kreise, bis endlich sein Ohr eine sanfte, Aeolsharfen- oder Harmonikatönen ähnliche Musik vernahm und er die Wunderblume vom magischen Lichte erleuchtet erblickte. Er wußte nicht, was ihm geschah, blieb unentschlossen, ob er hören, sehen, riechen oder die Blume brechen sollte, seine Sinne schwanden, um in kurzer Zeit wieder zu himmlischem Genuß zu erwachen. So stand er zweifelhaft — da verkündete der Seigerschlag in Löbau die zwölfte Mitternachtsstunde — es blitzte, ein Krach erscholl und die Blume war verschwunden. Nun wußte der Jäger, was er hätte thun sollen, um sich in den Besitz dieses Kleinods zu setzen. Nun erst, aber zu spät, eilte er an den Ort, wo die Blume gestanden, gewahrte aber keine Spur mehr davon, wohl aber wehte der kühle Morgenwind einen Zettel von schwarzem Pergament, der folgende mit goldener Mönchsschrift geschriebene Worte: Mortalis immaculati cordis, qui tempore floris mei fortuito huc venit casu, carpere me potest et uti bonis, quae praebeo, sin minus, lugiat longe *) enthielt, dem Betäubten zu.

*) Der Löbauer Rector M. Martin Boreck [illegible] hat dieses Latein folgendermaßen übertragen: Der Sterbliche von reiner Seele, der zu meiner Blüthenzeit

Eine alte unleserliche Handschrift, die noch Anfangs des vorigen Jahrhunderts mit dem Pergamentzettel in Urschrift, nebst einer gerichtlich aufgenommenen Registratur über die Aussage des Zeugen auf der Löbauer Rathsbibliothek vorgezeigt wurde, enthielt Folgendes:

„Blühet in dem Gärtlein uf dem Löbawer Berge, allein nur aller hundert Jahr, gar in der Mitternachts Stund von St. Joannis Enthäuptung gar ein wunderseltsam Blümlein, von anmuthiger Gestalt vndt lieblichem Gedüft, welches der, so reinen Herzens ist, leicht aus der Erd reissen kan vndt dadurch zu hoher Ehr vndt vielen Geld gelangt, sintemalen die starke, große Wurz, sowie das Blümlein selbst vom puren Gold, Silber vndt köstlichem Gesteine ist. Wer sich aber nit vest vndt sicher weiß, der berühr es ja nit; sonst verleuert er sein Leben. Wefür Gott behüt."

6581 Noch eine Sage von der Wunderblume auf dem Löbauer Berge.

Mitgetheilt von Julius Schanz.

Auf dem Löbauer Berge blüht in der Johannisnacht eine Blume, herrlich und schön, und wer sie pflückt, wird zum glücklichen Menschen. Der Stengel ist von grünem Smaragd, an dem Blätter von Rubin wachsen, die weithin durch den dunkeln Tannenwald leuchten. Alles aber übertrifft an Pracht ihr Kelch, der aus einem großen Diamant besteht, dessen Glanz den Mond und die Sterne verdunkelt und aus dem liebliche Gesänge emporsteigen, die zauberisch die stille Nacht durchklingen.

Von dieser Wunderblume erzählt man sich folgende Sage: Die Johannisnacht war auch in Löbau mit mancherlei Schwank und Scherz gefeiert worden, die Lichter erloschen allmälig in den Häusern, da trat ein Mädchen aus einer niedrigen Hütte, die einsam am Fuße des Löbauer Berges stand. Mit verweinten Augen blickte sie hinauf zu dem Sternenzelt und seufzte: „Wann wird mein armes Herz Ruhe finden!" Vater und Mutter und Geliebter waren ihr kurz nach einander gestorben, und sie hatte heute Abend nach alter Sitte ihre Gräber geschmückt und an ihnen gebetet. Da ging sie durch das thauige Gras den Berg hinauf, und vor ihr schwebte ein Irrlicht, dem sie unbewußt folgte. Der Wald wurde immer dichter, die Tannen rauschten traulich in der Einsamkeit.

---

von ohngefähr hierher kommt, kann mich brechen und das Glück das ich ihm gewähre, genießen (der Schluß fehlt: wo nicht, so fliehe er so weit er kann).

Plötzlich ſieht das Mädchen durch die Bäume hellen Glanz ſchimmern, ſie eilt auf die Stelle zu und ſteht vor der Wunderblume.

So hatte ſie ihr einſt ihr Vater geſchildert, als ſie allabendlich das Köpfchen auf die Hände geſtützt, ſeinen Erzählungen lauſchte. Es war ihr, als tönte es aus dem Kelche: Pflück mich ab, pflück mich ab. Und als ſie die Blume abgepflückt hatte, erloſch der Glanz derſelben und der Wald war wieder dunkel wie zuvor.

Am andern Morgen fanden Kinder, welche Beeren ſuchten, das Mädchen todt mit gefalteten Händen liegen. Die Blume hatte es zum höchſten Glücke erhoben. *)

659) Der wilde Jäger bei Löbau.

Nr. I. Mitgetheilt von Julius Schanz. Nr. II. Bei Grohe S. 109.

I. Ein Mann ging in einer ſtürmiſchen Nacht von Löbau nach Lawalde. Plötzlich hörte Wind und Regen auf und der wilde Jäger mit Hornerſchall und Hundegebell ſauſte über ihn dahin. Der Mann warf ſich aber ſchnell mit dem Geſichte zu Boden, indem er der Sage eingedenk war, daß, wer den wilden Jäger geſehen, über ein Jahr todt ſei, und entging ſo der drohenden Gefährdung.

II. Als ein anderes Mal im Spätherbſt der Pan Dietrich ſeinen Umgang auf dem Löbauer Berge hielt, und über einen von Bernſtadt kommenden Fuhrmann durch die Luft wegrafannte, ſtürzte dem armen Mann ein Pferd nieder, und das andere erlahmte, ſo daß er den Morgen erwarten mußte, wo ihm erſt Hülfe wurde.

660) Die Kegelſchieber auf dem Löbauer Berge.

Berett a. a. O. S. 59.

Einſt beſuchten zwei Löbauer Bürger ganz allein den Berg und trafen oben zu ihrem Erſtaunen eine Menge ganz kleine Leutlein, welche Kegel ſchoben und ſie höchſt freundlich und zuvorkommend einluden, mitzuſpielen. Es wurde geſchoben und geſchoben bis ſpät in die Nacht, und als ſich endlich des Spielens müde die beiden Herren empfahlen,

*) (Peſchel), Geſch. v. Jonsdorf bei Zittau. Zittau 1835. 8. S. 11. berichtet, daß in einem der zwei Löcher des Schalkoſteins bei Jonsdorf ein Schatz liegen ſoll, der nur dem beſchieden iſt, der in der Johannisnacht eine wundervolle Blume auf der Spitze dieſes Felſens blühen ſieht.

machten die Zwerge jedem von ihnen eine Kugel zum Geſchenk. Diese waren ſehr groß und ſchwer, ſo daß des Fragens müde der seine ſie alsbald in's Gebüſch warf, der Andere aber ging, ſchleppte ſich damit bis nach Hauſe und entdeckte hier zur größten Freude, daß es eine goldene Kugel ſei. Er gelangte hierdurch zu ungeheurem Wohlſtande, und ſeine Nachkommen, die man noch heute in der Stadt Lehan kennt, erfreuen ſich noch jetzt des Segens dieſer goldenen Kugel.

661) Bergbau zu Lehau.

Mitgetheilt von Julius Schanz.

In Lehau iſt in früherer Zeit ſo ergiebiger Bergbau getrieben worden, daß die Bergleute übermüthig wurden und in mancherlei Weiſe gefrevelt haben. Da iſt vielfach der Bergſegen wie zur Strafe versiegt.

Als vor einigen Jahren die Eiſenbahnbrücke gebaut werden ſollte, fand man in einem Steinbruche einen verſchütteten Schacht, der theilweiſe noch gangbar war.

662) Der vergrabene Schatz bei Lehau.

Mitgetheilt von Julius Schanz.

Unweit des ehemaligen Galgens auf dem Lehauer Berge ſollen die Franzoſen nach der Schlacht bei Bautzen eine Kriegskaſſe voll Napoleonsd'or begraben haben. Im Volke iſt ſogar die Entfernung vom Galgen bekannt, leider aber nicht die Himmelsgegend. In den zwanziger Jahren hat Holzhacker von einem Fremden nach der Lage des Galgens ausgefragt worden, weshalb man ſogleich vermuthete, daß dies ein mit Hebung des Schatzes beauftragter Franzoſe geweſen ſei.

663) Das Galgengeſpenſt bei Lehau.

Vergl. d. a. T. S. 61.

Zur Nachtzeit kommt zuweilen in der Nähe des Galgens auf dem Lehauer Berge auf der Bernſtadter Straße eine weiße Geſtalt aus den Sträuchern und neckt und verfolgt die ſpäten Wanderer, ja es vermocht ſogar ſie feſtzuhalten. Eine Frau ward vor einigen Jahren von dieſem unheimlichen Galgengeſpenſt verfolgt und bei'm Mantel ergriffen. Glücklicher Weiſe läßt es ſich nicht immer ſehen, ſondern meiſt nur im Herbſt.

664) Unterirdiſcher Gang in Löbau.

Mitgetheilt von Julius Schanz.

Von dem frühern Mönchskloſter zu Löbau hat ein unterirdiſcher Gang, welcher jetzt verſchüttet iſt, nach dem Löbauer Berge geführt. Einſt ſoll ein Ochſe hineingelaufen ſein und als man ihn endlich, durch ſein Brüllen an den rechten Ort geleitet, gefunden hat, wurde er am Schwanze herausgezogen, weil die geringe Breite des Ganges das Umdrehen unmöglich machte.

665) Der Judenkopf an der Rathhausuhr zu Löbau.

Mitgetheilt von Julius Schanz.

An der Rathhausuhr zu Löbau iſt ein Judenkopf befeſtigt, der den Mund öffnet, wenn die Stunde ausſchlägt. Einſt flog ein Sperling in den geöffneten Mund dieſes Kopfes und mußte darin verbleiben, bis ſich nach einer Stunde ſein Gefängniß wieder auftat.

666) Sage vom Hans-Chriſtel.

Mitgetheilt von Julius Schanz.

Auf dem Rittergute Maltitz unweit Weißenberg reitet Nachts ein kleines Männchen, Hans-Chriſtel genannt, auf einem großen ſchwarzen Hunde, mit dem er im Leben die armen Aehrenleſer von den Feldern fortjagte, um das Gut und in den Wirthſchaftsgebäuden herum. Bei ſeinem Lebzeiten ſoll es ein Verwalter geweſen ſein, der ſich einſt mancherlei Veruntreuungen zu ſchulden kommen ließ, und ſich, als er Rechenſchaft ablegen ſollte, erhangen hat. Vor allen treibt er in der Verwalterſtube ſein Spiel, wo er die Rechnungsbücher und Papiere herumwirft und ſonſt allerlei Schabernack macht. Im Ganzen ſind aber ſeine Neckereien ſehr unſchuldiger Art; hauptſächlich ſchreckt er das Geſinde vom Stehlen ab und treibt es zur Arbeit.

667) Das Banngehölz zu Diehſa.

Klar a. a. O. S. 61. ff.

Weſtlich von dem Dorfe Diehſa in der Oberlauſitz breitet ſich ein nicht unbedeutendes Gehölz aus, durch welches verſchiedene breitere und ſchmalere Fußwege führen, jedoch vermeiden noch heute die meiſten Be-

wohner der bangen Gegend den Theil der Waldung, der nahe an der Straße gelegen iſt, weil die Sage geht, daß an dieſer Stelle des Buſches ein vornehmer Herr hingebannt ſei, und an manchen Wegen zu gewiſſen Stunden die feſthalte, welche dorthin geriethen, wer aber einmal da feſtgehalten werde, komme nimmermehr, er möge thun, was er wolle, früher aus dem Gebüſche heraus, als bis die Bannſtunden vorüber ſeien. Man erzählt ſich hierüber Folgendes: Es ſoll einſt in der Nähe dieſes Dorfes ein reicher Edelmann ein Schloß bewohnt haben, der durch ſeine wilde und unleidliche Gemüthsart ſich in der ganzen Umgegend verhaßt gemacht hatte. Derſelbe hatte eine Gemahlin, die aber ebenſo ſanft und gut war, als er finſter und hart. Indeß lebten Beide anfänglich doch ziemlich gut mit einander, bis die Liebe, welche der Ritter zu ſeiner Gattin trug, ſich nach und nach in immer größere Abneigung verwandelte, weil dieſelbe ſeinen Wunſch, ihm einen Erben ſeines Namens und Stammes zu ſchenken nicht zu erfüllen vermochte. So entfremdete er täglich mehr ſeinem Hauſe, er trieb ſich in der Umgegend herum, und wenn er ja einmal zurückkehrte, hatte er kein Wort der Liebe für die arme Dulderin. So war er auch einſt bei einem Freunde geweſen, der das Glück genoß, Vater eines muntern, blühenden Knabens zu ſein. Neidiſch blickte der Unglückliche auf ſeinen Freund, doppelt fühlte er ſein Unglück und entbrannte vor Wuth gegen ſein unfruchtbares Weib, der er allein ſein trauriges Loos beimaß. Voll banger Sehnſucht hatte letztere auf ſeine Rückkehr gelauert, ſie eilte ihm mit offenen Armen entgegen, er aber ſtieß ſie mit ſtarker Hand von ſich, ſie brach rücklings zuſammen, verwundete tödtlich ihr Haupt am eiſernen Thorflügel und nach wenigen Stunden war ſie nicht mehr. Eine lange Reihe von Jahren ſchwand dahin, allein der Stachel des böſen Gewiſſens blieb tief in des Mörders Bruſt, weder Seelenmeſſen, noch Schenkungen an Kirchen und Klöſter, noch der Bau eines koſtbaren Grabmals für die unglückliche Dahingeſchiedene waren im Stande dem Mörder Ruhe zu verſchaffen, endlich vermochte er die Qual nicht mehr zu ertragen, er nahm Gift und bald ruhte er an der Seite der unſchuldigen Dulderin, ſeine Güter aber fielen an entfernte Seitenverwandte. Allein auch jetzt fand er noch keine Ruhe, zur Abendzeit ſah man wimmelnd einen Geiſt am Schloſſe und am Gitterthore umherirren, der erſt um die Mitternachtsſtunde unter dumpfem Gewimmer in der Todtengruft verſchwand. Einem frommen Prieſter in der Gegend, der ſchon manchen Zauber gelöſt hatte, gelang es, den Unglücklichen in das obenerwähnte Gebüſch zu bannen, *) um welches er in der

*) Das Bannen eines Entſeelten an einen gewiſſen Ort iſt noch jetzt in der

Tracht des 17ten Jahrhunderts, aber mit erdfahlem Geſicht die Runde macht, den Gruß des Vorübergehenden nicht erwiedert, und dann im Gehölze verſchwindet, wer ihn aber erblickt, den feſſelt er auf einige Zeit ſo, daß derſelbe, er mag wollen oder nicht, jene Stelle nicht wieder verlaſſen kann.

668) Der Drache in der Lauſitz.

Schmaler a. a. O. Bd. II. S. 266.

Das Volk denkt ſich denſelben als einen feurigen Luftdrachen (Plon), der als eine funkenſprühende Feuerſchlange am Himmel dahinfährt, und zwar mit einer Schnelligkeit, daß ihm die Augen nicht folgen können, und demjenigen, bei dem er ſich niederläßt, Glück und Segen bringt. Er wendet ſeinen Günſtlingen unter den Sterblichen den Reichthum auf die Weiſe zu, daß er ihnen durch die Feuereſſe, durch welche er ſeinen Ein- und Ausgang nimmt, entweder baares Geld oder Getraide oder auch Milch herzuſchleppt. Es giebt demnach dreierlei Drachen, Gelddrachen, Getraidedrachen und Milchdrachen. Als Hüter bewacht er auch die in der Erde verborgenen Schätze, deren Daſein manchmal in Funken ausſprühendes Feuer kund thut, was man gewöhnlich durch den Ausdruck bezeichnet: es ſpielt Geld. Wem ein Drache zu Dienſten ſteht, der wird unfehlbar und wunderſchnell ein reicher Mann. Für ſeine Gaben will jedoch der Reichthumbringer auch gut gepflegt ſein. Er hat als ein Feuergeiſt ſein verborgenes Quartier in der ſogenannten Hölle hinter dem Ofen bei ſeinen Auserwählten und verlangt, daß man ihm gutes Eſſen auf die Ofenplatte hinſetze, als Milchhirſe, Fleiſch ꝛc., was er, wenn Alles im Hauſe ſchläft, verzehrt. Sonſt iſt er ein häßliches, gräuliches Weſen, das mehrere Geſtalten annehmen kann.

Lauſitz ſehr gewöhnlich, und geſchieht meiſtens durch den Scharfrichter. Bei Zittau ſollen der Pfeffergraben und der Schützenbuſch dergleichen Orte ſein, wo ſolche gebannte Seelen ihr Weſen treiben. S. Willkomm, Sagen und Mährchen a. d. Oberlauſitz. Bd. I. S. 21. ſq. — Man kann aber auch Lebende bannen, ſo erzählte mir mein ſeliger Schwiegervater, er habe als Knabe zu Jüterbogk ſelbſt einen Dieb auf einem hohen Aepfelbaum noch am hellen Tage ſitzen ſehen, auf welchem denſelben ein ſolcher Hexenmeiſter durch ſeinen Hocuspocus, nachdem man ſich lange vergeblich bemüht, ihn zu fangen, eines Nachts feſt gemacht hatte, ſo daß er erſt, nachdem jener den Zauber wieder aufgehoben, den Baum wieder verlaſſen konnte.

669) Der Waſſermann in der Lauſitz.

Schmaler a. a. O. 267. G. Willkomm, Sagen und Mährchen aus der Oberlauſitz. Leipz. 1845. Bd. 1. S. 21.

Der Waſſermann, Nyks genannt, ſowie ſeine Gemahlin verlocken an See und Flüſſen die Vorübergehenden zum Baden und ertränken ſie ſodann. Er thut dies auch mit Jedem, der in ſein Bereich kommt, denn er muß alle Jahre ſeine gewiſſe Anzahl Opfer bekommen, es ſeien nun Menſchen oder Thiere. Wenn ſeine Frau an dem Ufer der Gewäſſer Wäſche trocknet, ſo iſt regneriſche Witterung und großes Waſſer zu erwarten. Er erſcheint in einer von einem Menſchen in nichts unterſchiedener Geſtalt, und iſt er auf trockenem Lande, ſo iſt er unkräftig und man kann ihn gefangen nehmen und zu einem Diener machen. Mit ſeiner Frau zeugt er auch Kinder und dieſe gehen mit den Kindern der Menſchen um. Die Töchter kommen auch wohl zum Tanze und verlieben ſich in die hübſchen Burſchen. So kamen z. B. die Töchter des Waſſermannes, wenn in der Schenke zu Lohſa ein d. N. L. *) Kunſt war, vor alten Zeiten auch immer dahin und tanzten ohne Scheu mit den jungen Burſchen. Sie waren ſehr ſchön und dabei hübſch geputzt und von den andern Mädchen nur dadurch zu unterſcheiden und als Töchter des Waſſermannes zu erkennen, daß ihr Rock ſtets einen naſſen Saum hatte. Die eine verliebte ſich in einen Burſchen, welcher der ſchöne Georg hieß, ebenſo er ſich in ſie, aber er ſcheute ſich doch, in ihre Wohnung mitzugehen. Der Waſſermann hatte aber damals ſeine Wohnung in dem an der Spree gelegenen und der Herrſchaft gehörigen Teiche, welcher den Namen Kamnich führt und durch den jetzt der Fluß geleitet iſt. Er begleitete ſeine Geliebte öfters bis hierher und ging auch endlich mit ihr. Der ſchöne Georg erzählte hierauf, ſie habe, als ſie zu dem Teiche gekommen, eine neue Gerte genommen und damit ins Waſſer geſchlagen. Dieſes habe ſich nun getheilt und ſie wären auf einem ſchönen grasbewachſenen Wege zu der Wohnung des Waſſermannes gekommen und in dieſelbe hineingegangen. Dort wäre es ſehr ſchön geweſen und man habe ihn außerordentlich gut aufgenommen ꝛc. Den Waſſermann, ſowie ſeine Frau erkennt man, wenn ſie ſich in Menſchengeſellſchaft begeben, auch an ihren triefenden Gewändern, und Erſterer trägt außerdem ein rothes Käppchen auf dem Kopfe, Letztere dagegen rothe Strümpfe

*) Eine andere Sage von dieſem Waſſermann bringt ein Volkslied bei Schmaler I. S. 62 ff.

an den Füßen. In der Zittauer Gegend sitzt er im ersten und letzten Mondviertel an den Ufern der Flüsse und zwar an Stellen, wo sie langsam fließen, tief sind und nicht rauschen. Sein Aussehen ist häßlich, sehr bleich von Gesicht, mit schwarzen, langen bis auf die Schultern herabhängenden Haaren. Gekleidet ist er von Fuß zu Kopf in braungelbes Leder, das aus lauter kleinen Fleckchen zusammengesetzt ist. Diese pflegt er beim Mondenschein laut zu zählen, wobei er sich mit den Händen klatschend auf die Beine schlägt. An diesem Tone erkennt man ihn. Neugierige und Vorwitzige, die von dem Tone gelockt sich ihm näherten, sahen ihn dicht am überhangenden Borde sitzen und suchten ihn durch einfallendes Mitzählen und Klatschen zu unterbrechen. Er stürzte sich überschlagend ins murmelnde Wasser, ohne daß ihnen etwas geschah, dafür aber hatten sie das unangenehme Vergnügen, daß sie nunmehr alle Nächte das Klatschen und Zählen vor ihrer Wohnung mit anhören mußten, bis es sich traf, daß sie vor Aerger und Angst wieder einmal mitzählend einfielen, worauf sie ein lautes Gelächter vernahmen und fortan nicht weiter in ihrer Ruhe gestört worden.

---

670) Die Wehklage.

Schmaler S. 269. Gräve S. 46. sq. Winter in d. Const. Z. 1853, Nr. 113, nach Hertschanski in d. Lausitz. Provinzialbl. Lpzg. 1782. St. III. S. 260.

Die Wenden stellen sich die Boze sedleschko oder Wehklage als ein Wesen in Gestalt eines schönen weißgekleideten Kindes oder auch einer weißgefiederten Henne vor und halten es für eine Art Schutzgeist, welcher eine bevorstehende Gefahr oder ein bald zu befürchtendes Unglück durch Klagen und Weinen anzeige und hierdurch davor zu warnen suche. Wenn es sich hören läßt, so kann man auch eine Frage nach dem Grunde seines Weinens thun, worauf man aber meist eine unbestimmte Antwort erhält. Als im Jahr 1766 die Stadt Muskau der unglückliche Brand betraf, soll es sich zu verschiedenen Malen in dem Hause, wo das Feuer auskam, haben hören lassen und endlich auf Befragen geantwortet haben: es (das Unglück) wird nicht nur bei Dir sein, sondern auf allen Gassen. Als auch vor einigen Jahren bei der Neißmühle daselbst drei Personen ertranken, habe es der Müller einige Tage vorher gehört, und da er gefragt, die Antwort erhalten: es betrifft nicht Dich, sondern einen Andern. In Wittichenau hörte man sie angeblich vor dem Brande von 1822, und in Bautzen hatte sie ihren Sitz an dem Orte, wo jetzt das Schauspielhaus

steht. Dort ließ sie sich stets hören, wenn der Stadt ein Unheil drohte, so vor der Pest von 1519, 1586, 1611, 1612 und 1614, bei dem großen Brande von 1634 und bei einer Ueberschwemmung 1552, jetzt hat man sie aber längst nicht mehr gehört. Indessen soll dieser Schutzgeist nicht von Jedermann, sondern nur von Einigen gehört und gesehen werden, und der Glaube an denselben geht so weit, daß viele Wenden bei Abseihung eines kochenden Topfes oder Ausgießung siedenden Wassers die Vorsicht brauchen und zu sagen pflegen: gehe weg, damit ich Dich nicht verbrühe. Thäten sie dieses nicht, so besorgen sie, sie möchten sich selbst verbrühen, und wenn bei Manchen Hitzblattern auffahren oder sich ein Ausschlag zeigt, so gerathen sie auf den Gedanken, sie wären von diesem Geiste verbrühet worden. Daher sagen sie: die Wehklage hat Dich verbrüht. Dafür gebrauchen sie folgende Kur: Sie schmieren das Ofenloch mit Butter und sprechen: Wehklage, ich schmiere Dich, heile mich, Du hast mich verbrüht! Dann nehmen sie den Brausch (d. h. den Schaum) von einem kochenden Topfe und schmieren den Schaden, welches gewiß helfen soll. *)

671) Die böse Frau bei den Wenden.

Gräve S. 175.

Krumm und sehr gebückt schleicht in den Dörfern am hellen Tageslichte ein kleines altes verrunzeltes und verschrumpftes Weib, mit triefenden Augen, großem Kopfe, warzigem Gesichte und mächtigem Höcker auf dem Rücken an einer Krücke umher, kriecht in Keller und Scheunen — da wo sie weilt, melken Kühe und Ziegen Blut, ergiebt sich keine Butter, verdirbt der Käse, schlickert die Milch, bekommen die Schafe Pocken, Hunde die Räude, der Wurm kommt ins Korn, das Gespinnste wird von Mäusen zerfressen; kurz, es waltet Unfall, wohin ihr Auge blickt und ihr Fuß tritt. Erblickt sie ein Kind unterm Jahre, so beschreit sie es und es bekommt Friesel, Ausschlag, geschwollenen Leib rc. Die Wenden nennen es das böse Weib (Slaczona). Kräftige und furchtlose Männer dieser

*) Nach Winter in d. Const. Z. 1852 Nr. 100. S. 431. zeigt sich bei Krummhermsdorf am Unger, einer Fortsetzung des Gebirgskammes, wo der Wachberg bei Saupsdorf im Meißner Hochlande liegt, bis nach Hinterhermsdorf hin eine gespenstige Frau in blendend weißer Gestalt, die denen, welche sie erblicken, Unheil verkündet und sie warnt. Sie ist sehr schön, und wenn sie sich sehen läßt, so neigen sich die Bäume vor ihrer Schönheit zur Erde. Dies wäre auch eine Art Wehklage.

Nation haben ſchon mehrere Male, wenn ſie es gewahrten, ihre Fäuſte gegen ſelbiges in Bewegung ſetzen wollen, allein es iſt mit einem ſchallenden Gelächter vor ihren Augen verſchwunden und die Frevlerhand erkrankt

672) Das Holzweibchen in der Lauſitz.

Gräve S. 56. sq. Preuſker, Blicke in die vaterländiſche Vorzeit. Lpz. 1843. Bd. I. S. 52. sq. (nach Peſchek b. Büſching Bd. I. S. 147. sq.) Seidemann, Geſch. v. Eſchdorf S. 50. sq.

Sowohl die eben genannte böſe Frau als das Holzweibchen hat eine große Aehnlichkeit mit der uns ſchon bekannten Mittagsfrau. In der Zittauer Gegend bei Hainewalde, Ditterbach, Großſchönau, Gunnersdorf, Oderwitz erblickt man es oft, wie es in der Geſtalt einer kleinen zuſammengeſchrumpften alten Frau mit runzlichem Geſichte, eine Hocke Holz in einem Korbe auf dem Rücken oder Reißholz in der Schürze tragend auf einen Stock geſtützt einher wandelt, oder an Kreuzwegen ſpinnend oder ſtrickend im Buſche ſitzt. Wer es häßlich nennt oder gar verſpottet, den haucht es an, wovon er Beulen oder Geſchwüre im Geſichte bekommt, oder hockt ihm, wenn er ſich entfernt hat, auf, wovon er lahm wird. Wer es aber lobt oder ihm gar Geſchenke reicht, dem vergilt es ſolche wiederum, ſchenkt ihm Geſpinnſte oder Strickwaaren, welche ſich wunderbar vermehren und Glück und Segen ins Haus bringen. Zuweilen ſieht man auch ein verwimmertes Männchen Holz auf dem Rücken tragen, und wenn es die Holzhauer unterſtützen wollen, ertönt ein ſchallendes Gelächter und die Armen befinden ſich im Sumpfe. Dieſem ſchlägt die Axt vom Helm, jenem zerſpringt das Sägeblatt ꝛc.

Einſt hütete eine Kuhhirtin am Buſchrande das Vieh und ſpann, da bittet ein Buſchweibchen ſie zu kämmen, wofür ſie ihr auch eine Spille voll ſpinnen wolle: beides geſchieht. Als nun des Abends die Hirtin das Garn abweift und ein Strähn, ein zweiter, ein dritter geweift und noch mehr vorhanden iſt, ruft ſie aus: den Donner, das hat auch gar kein Ende! und ſiehe da, die Unverſtändige hatte ihren Lohn weg, denn das Garn ging bald auf. Ueberhaupt durfte man bei ſolchen öfters als Geſchenk von ihnen gewährten Knäulen nicht das Ende aufſuchen, weil es dann bald zu finden war, während der Knauf, ohne daß darnach geforſcht wurde, fortwährend ausblieb. Ein gleicher Dienſt wurde von einem andern Buſchweibchen durch eine Schürze von Laub belohnt, doch als die Hirtin dieſes als unnütz weggeworfen hat, und nach Hauſe gekommen, an ihrer Schürze noch ein Goldſtück bemerkt, ſieht ſie ein,

was sie wegwarf, konnte aber das Weggeworfene nicht wiederfinden. Ein am Forste bei Spitzkunnersdorf pflügender Bauer sieht einst die Buschweibchen eifrig mit Anstalten zum Kuchenbacken beschäftigt, und bittet endlich, ihm auch einen solchen zu backen, sie versprachen es, und er fand den Morgen darauf einen schönen Kuchen auf einem Ackerraine.

673) Die Murawa und Mara in der Lausitz.

Schmaler II. S. 268. cf. Liebusch, Skothika S. 272.

Die Murawa ist dasselbe, was man in der deutschen Mythologie den Alp nennt. Man stellt sich denselben in der Gestalt einer Frau vor, die den Menschen im Schlafe peinigt, und sich zuweilen wie eine schwere Last auf ihn legt, daß sie weder athmen noch sprechen können. Sie ist demnach eigentlich eine Nachtwandlerin, erscheint aber auch dann bei Tage, wenn es während des Sonnenscheins regnet. Zu dieser Zeit flattert sie als Schmetterling von aschgrauer Farbe, den man im Wendischen demgemäß auch Khodojta nennt, umher, und nimmt die Gelegenheit wahr, wie sie etwa Jemandem schaden könne. Die Mara dagegen wird bald als Krankheits-, bald als Todesgöttin betrachtet. Sie pflegt sich zu zeigen, wenn eine Seuche einer Ortschaft naht, man kann dieser aber den Eingang wehren, wenn man die Dorfmark mit drei Pflugfurchen umzieht. Auf dem Kotmar- oder Hochberge dagegen erscheint sie in anderer Weise, denn sie soll dort zur Mittagsstunde herumwandeln und Alles fruchtbar und die Kräuter wachsend machen. Daher pflegten die Wenden ehedem Wallfahrten dorthin zu unternehmen, und sie durch angezündete Feuer, gekochte Milch und Kräuter zu ernähren, damit sie ihr Vieh beschütze ꝛc. Uebrigens kennen die Lausitzer noch eine andere Todesgöttin, die Smertnitza, die sie sich als eine blasse, aber wohlgebildete und weißgekleidete Frau denken, welche sich vor oder in einer Behausung zu zeigen pflegt, wo innerhalb dreier Tage Jemand sterben soll.

674) Die wendische Jagdgöttin.

Schmaler S. 269.

Die südlichen Wenden kennen auch eine Waldgöttin, ein schönes junges weibliches Wesen, welches mit einem Geschosse versehen in den Wäldern umherstreift und von ihnen Dziwica genannt wird. Die schönsten Jagdhunde bilden ihre Begleitung und schrecken nicht nur das Wild,

ſondern auch die Menſchen, die ſich um die Mittagszeit im Walde befinden. Daher ſagt man noch jetzt zu einem, der den Mittag über ſich allein im Walde aufhält: ſiehe zu, daß die Waldgöttin nicht zu Dir kommt! Man glaubt jedoch, daß ſie auch in mondhellen Nächten in den Wäldern das Geſchäft der Jagd betreibe.

675) Der Pan Dietrich oder der wilde Jäger in der Lauſitz.

Preudker Bd. III. S. 167. 177. Gräve S. 54. ſq. Köhler im Lauſ. Mag. 1829. S. 127. 237. Schneider, Begräbnißplätze in Zilmeborf. Görlitz 1837. II. S. 23. ſq.

Der von den Deutſchen zu den Wenden gekommene Dietrich von Bern zieht zu jeder Zeit nach Sonnenuntergang mit einer großen lärmenden Hundemeute unter Schießen, Heulen, Gebell, Pfeifen, Pferdegewieher und Peitſchenknall in der höhern Luftregion als Jäger umher. Er ſitzt bald mit, bald ohne Kopf zu Pferde, und Niemand hat an ſich von ihm etwas Uebels zu befürchten. Wer ihn aber neckt oder nachſchreit, dem wirft er ein Stück Fleiſch von gefallenem Vieh zu, was man ohne Hilfe des Scharfrichters zeitlebens nicht wieder los wird.

Bei Budiſſin in der Gegend des ſogenannten Götterberges zieht der Pan Dietrich über den Czorneboh, man ſieht ihn auch am Hochwalde, bei Rammenau in der Nähe von Biſchoffswerda und im Raſchützwalde, wo er über das ſogenannte (muthmaßlich im 30jährigen Kriege eingegangene) wüſte Dorf mit Windſauſen, Schießen, Hundegebell und Menſchengeſchrei hinzieht.

Wenn man von dem ohngefähr 1½ Stunde von Budiſſin gelegenen Dorfe Mönnichswalde den Fußſteig nach dem Marktflecken Wilthen hinwandelt, gewahrt man rechter Hand einen mittelmäßig hohen mit Nadelholz bewachſenen Berg, der Pan Dietrich (d. i. Herr Dietrich) genannt wird und von welchem man ſich Folgendes erzählt: Es hat nämlich in den Zeiten des Fauſtrechts ein wilder unbändiger Raubritter, Namens Dietrich daſelbſt ſeine Burg gehabt, der die ganze Gegend umher weit und breit in Furcht und Schrecken ſetzte, nach vollbrachten Wegelagerungen an Sonn- und Feſttagen der Jagd oblag, mit ſeinen wilden Geſellen ſchlemmte und zechte, ſich weder um Gott noch Menſchen bekümmerte und ſo Tag für Tag ſein rohes ungebundenes Leben fortführte. Im Leben ging ihm Alles nach Wunſch und Willen, allein nach dem Tode folgte die Strafe, indem er mit ſeinen Kumpanen im Früh- und Spät

jahre als scheußliche Spukgestalt bald mit bald ohne Kopf unter Begleitung von Hunden und andern wilden Thieren unter tobendem Lärm, Heulen, Pfeifen, Pferdegewieher und Peitschenknall aus seiner verfallenen Burg, welche jetzt nur noch in der Runde zusammengeworfene Steine, denen man keine Bearbeitung anſieht, zeigt, auszieht, im Kreiſe einige Meilen herumfegt, und ſich dann wiederum dahin zurückbegiebt und durch sein Erscheinen Krieg, Peſt, Sterben, Mißwachs oder andere Unglücksfälle verkündet. Dem Zuge, welchen der Tod auf einer Kuh reitend beſchließt, ſchreitet der fromme Bonifacius, der ihn oft vergeblich ermahnte, von seinem rohen wüſten Leben abzuſtehen, voran.

Daß er ſich zuweilen auf dem Löbauer Berge ſehen läßt, wiſſen wir, (ſ. Nr. 659), allein in einem Holze, unweit Teuplitz bei Muskau, hat der Baron von Reibnitz noch im Jahre 1799 mit ſeinem Jäger Täglich den dort ſehr bekannten Nachtjäger verfolgt, und ohne etwas zu ſehen, Roßtritte, Hundegebell, Hüfthörner und eine förmliche Jagdhetze kaum 40 Schritte vor ſich bemerkt, ja 1827 hat dieſelbe wilde Jagd ein daſiger Teichwärter ebenfalls vernommen.

In einer andern Gegend der Lauſitz wird der wilde Jäger auch der Schömbrich genannt, wahrſcheinlich im verdorbenen Volksdialect von einem böſen Gutsbeſitzer aus dem Geſchlechte derer von Schönberg, gerade wie man unter demſelben auch ein andern berüchtigten Raubritter der Vorzeit, den ſogenannten eiſernen Polenz *) verſteht. Andere denken ſich unter ihm den einſtigen Beſitzer einer Burg auf dem Hutberge bei Schönau, Bernhard von Biberſtein **) (1228), den angeblichen Gründer von Bernſtadt, der durch ſein wüſtes Leben ſowohl ſeinen Unterthanen als überhaupt der ganzen Umgegend großen Schaden zufügte, und nach einem von ihm getragenen blauen Hute (mit dieſem ſoll er wie ſeine Burg auf einem frühern Altergemälde der Schönauer Kirche dargeſtellt geweſen ſein) vom Volke Blauhütchen genannt wird. Die von ihm zuſammengebrachten Schätze mögen wohl die Braupfanne voll Gold bilden, welche angeblich im Hutberge begraben liegen ſoll.

Nach einer andern Lauſitzer Sage wäre der Ban Dietrich urſprünglich ein frommer Herr geweſen, der einſt in der Kirche lachte, weil er bemerkte, daß der Teufel hinter dem Altare die Namen der Schläfer auf einer Kuhhaut aufſchrieb, ſich aber an die Wand ſtieß und einen Zahn

*) Großer, Lauſitz. Merkw. Th. III S. 93. erzählt, er ſei 1307 Beſitzer von Senftenberg geweſen.

**) S. Preuſker, Blicke in die vaterl. Vorz. Bd. I S. 141.

ausbrach, als er die zum Aufſchreiben nicht ausreichende Rubhaut mit den Zähnen mehr auseinander zu dehnen ſuchte. Durch dies Lachen war es um ſeine Frömmigkeit geſchehen, denn die Sonnenſtäubchen, welche ſonſt ſeinen Rock getragen hatten, leiſteten jetzt dieſen Dienſt nicht mehr. Aus Verdruß ſteckte er Brodrinde in den Stiefel und trat mithin Gottes Gabe mit den Füßen. Bald darauf holte ihn ein Wagen ab und mit dieſem durchſtreicht er noch bis jetzt zum Schrecken der Menſchen die Luft.

676) Warum zu Sora bei Bautzen keine Sperlinge ſind.

Budäus, Sing. Hist. lit. Lusatica. Lpzg. u. Bud. 1750. Bd. II. S. 240. sq.

Unweit Budiſſin liegt das Dorf Sora, welches nach Wittben eingepfarrt iſt. Von dieſem erzählen die Inwohner und ihre Nachbarn, daß die Sperlinge, welche ſonſt der Dorfleute ungebetene Gäſte zu ſein pflegen, ſobald das Getraide auf dem Felde zu reifen beginnt, oder wenn es bereits in die Scheuern gebracht, wenn es ausgedroſchen und auf den Schüttböden verwahrt wird, in beſagtem Dorfe ſich gar nicht blicken laſſen, und man ſelbige allda ſo wenig findet, als man in England Wölfe antreffen ſoll. Ja, wenn ſich einer ohngefähr von ihnen verirre und dahin käme, ſo könne er doch nicht bleiben, ſondern müſſe fort, noch weniger unterſtänden ſie ſich, daſelbſt zu hecken. Die Urſache wollen ſie einem übernatürlichen Ereigniß zuſchreiben und geben vor, eine Bande Zigeuner wäre einſtmals in dieſem Dorfe geweſen, da ihnen die Einwohner alle Liebe erzeugt, deswegen hätten jene die leichtfertigen und gefräßigen Vögel, die Sperlinge ſtatt eines Wiedergelts oder zur Dankbarkeit durch ihre beiwohnenden Künſte aus dem ganzen Revier des Dorfes verwieſen und gleichſam in Bann gethan.

677) Wahrzeichen der Stadt Zittau.

Curiosa Sax. 1733. S. 82.

Als Wahrzeichen der Stadt Zittau betrachtet man ein ſonderbares mechaniſches Kunſtwerk, welches dieſelbe zur Erinnerung an den im Jahre 1680 ſtattgefundenen großen Brand, durch den mehr als drei Theile der Stadt in Feuer aufgegangen ſind, am Rathhauſe hat anbringen laſſen. Es läßt ſich nämlich allemal den 7. Januar $^{3}/_{4}$ auf 12 Uhr der Tod mit einem Brande und nach demſelben ein Engel mit einem Oelzweige ſehen. Dieſe künſtlich verfertigten Bilder werden durch ein künſtliches Gewicht

getrieben und nebſt einem dazu gehörigen Glöckchen bewegt; dabei ſtehen die Worte In tenebrIs zittau, in welchen das Jahr des Brandes liegt.

678) Die Bierglocke zu Zittau.

Curieuſe Nachr. 1733, S. 184.

Früher ward zu Zittau allabendlich um 9 Uhr die ſogenannte Bierglocke angezogen, welche das Recht hatte, daß ſich ein Jeder, er möchte ſein, wer er wolle, nach Hauſe aus den Bier- und Schenkhäuſern begeben mußte, wurde aber Jemand von den herumgehenden Stadtmeiſtern noch darin angetroffen, ſo ward er ſogleich in Arreſt geführt und kam nicht eher los, bis er nebſt dem Stockgeld 12 gute Groſchen Strafe erlegt hatte; der Wirth aber, der ihn nach geläuteter Bierglocke noch ſitzen ließ, hatte allemal noch ein neues Schock Strafe zu zahlen.*)

679) Schön Gretchen hinter dem Berge.

Sachſens. 1840. Nr. 338 ff. Mus. Sächſ. Vaterl. von Lommatzſch, Zittau 1841. S. 29 ff. Vgl. Gbrenik v. Hörnig, Zittau 1830. S. 58.

In der nördlichen Oberlauſitz liegt an den letzten Häuſern der öſtlichen Vorſtadt Zittau zuſammenhängend das herrliche Dorf Oybinberg hoch auf einem Berge, der ihm den Namen giebt, an deſſen Fuße noch ein kleiner Bach hinſchlängelt und der auf ſeiner ſteil anſteigenden Spitze eine weite belohnende Ausſicht in die noch ſo wenig gekannte, an Naturſchönheiten ſo reiche Gegend darbietet. Hier lebte im letzten Drittel des 16ten Jahrhunderts die blühende Margaretha, Tochter eines dortigen Gutsbeſitzers, Namens Adam Otto. Unter der liebenden Obhut treuer Eltern, deren Hoffnung und deren Troſt des Alters ſie war, hatte ſie ſechzehn Lenze kommen und gehen ſehen. Rein war ihr Herz und lauter ihr Sinn, gleich dem Golde, und noch kein Sturm von Außen hatte

*) Das Zittauer Bier war ehedem ſehr berühmt und gab daſſelbe 1591 Gelegenheit zu einer Fehde mit den Görlitzern. S. Großer, Lauſitz. Merkw. 1 S. 155. Peſchek, Handb. d. Geſch. v. Zittau 1 S. 17. 0 S. 20 ff. 339 ff. Moraweck, Denkſteine S. 13 ff. Ein Sprüchlein darüber: Wie die Zittauer den Görlitzern ihre Mühe genommen, in Peſchek's Monatsſchr. 1791, S. 136 ff. Büſching, Nachr. f. Freunde d. Mittelalt. 1 S. 28 ff. u. im Görlitz. Wegweiſer 1832, S. 141 ff. Ein anderes altes Sprüchlein über einen Biertrieb i. in d. Lauſ. Mon.-Schr. 1832, S. 500.

vermocht, ihr die friedliche Stille ihres Herzens zu rauben. Mit jedem Tage entfaltete die werdende Jungfrau neue Reize und der Ruhm ihrer Schönheit verbreitete sich bald in der ganzen Umgegend und machte auf die Herzen der Jünglinge den tiefsten Eindruck. Es sammelten sich um unser Schöngretchen hinter dem Berge, wie sie die Zittauer scherzweise nannten, ein Heer von Anbetern, die Ansehen, Reichthum, Bildung und Jugendfrische in sich vereinigten. Unter diesen befand sich auch ein ausgezeichnet schöner 20jähriger Jüngling, Georg von Kobla, der Sohn des einen Bürgermeisters von Zittau, und ihm gelang es, sich durch tausend Schmeicheleien und Versprechungen in ihr bis jetzt unbesiegtes Herz einzuschleichen. Nachdem er der unbefangenen Margarethe zu wiederholten Malen das heiligste Versprechen der Ehe gegeben hatte, wurde die weibliche Eitelkeit in ihr rege und sie sah sich schon im Geiste als die Schwiegertochter des Stadtregenten, der zugleich drei Rittergüter besaß, aufgenommen in die höhern Zirkel der Stadt und an ihren Genüssen theilnehmend. Immer enger und feuriger wurde das Verhältniß der beiden Liebenden, und in einem unbewachten verhängnißvollen Augenblick genoß der Heißgeliebte das, was die Jungfrau dem Jünglinge nie gewähren darf. Doch leider nur zu bald zeigten sich die traurigsten Folgen, und indem sie fühlte, daß sich's zu regen begann unter ihrem Herzen, empfing sie, was sie fast wahnsinnig machte, die schreckliche Nachricht, daß der Ungetreue, den sie für ihren Bräutigam gehalten, sich mit der Tochter des Rathsherrn Lorenz Heuner verlobt habe. Ein furchtbarer Kampf entstand in ihrem Innern, Natur und Gewissen geboten ihr Liebe zu dem neuen Leben, doch mächtig kämpfte dagegen der Gedanke an den gänzlichen Verlust ihrer Ehre vor der Welt, an den Spott ihrer neidischen Feindinnen, an den Hohn derer, die sie früher stolz zurückgewiesen hatte, an den Gram ihrer Eltern und — siegte: denn als das Kind sich ihrem Schooße entwunden hatte, da legte sie, — freilich mit zitternder Hand und weinenden Augen — die Hand an zum grausamen Kindesmorde.

Bald wurde diese Freveltat entdeckt und die schöne Sünderin in die Stadt gebracht. Zu jener Zeit, im Jahre 1573, regierte der Bürgermeister Nicolaus von Dornspach, ein Mann von ausgezeichneten Talenten und einem Character, bei dem die guten und schlechten Seiten gleich stark hervortreten. Wie er sich in vieler Hinsicht um Zittau ein unsterbliches Verdienst erwarb, so hat er sich auch bei Vielen verhaßt und verächtlich gemacht durch seinen stolzen, unbegrenzten Herrschersinn, und daß dieser sogar bis zur rücksichtslosen Grausamkeit gesteigert werden

konnte, dazu wird unsere Erzählung einen Beleg liefern. Denn schnell und eigenmächtig verurtheilte er die unglückliche Margaretha zu einem Tode, der mit dem gräßlichsten Schrecken umlagert ist, und seit einem halben Jahrhundert im ganzen übrigen Deutschland selbst über den größten Verbrecher nicht mehr verhängt wurde. Ohne den Trost der Religion auf dem schweren Wege aus Priesters Munde zu empfangen, wurde sie am 1. August 1573 unweit der Begräbnißkirche zu Unserer lieben Frauen lebendig begraben und ihr, um eine Grausamkeit mit einer noch größern zu überbieten, ein Pfahl durch's Herz geschlagen*). Ihre Mutter wurde, weil sie ihr Kind nicht verrathen hatte, ein Vierteljahr später vom Zittau'schen Gebiete verwiesen, jener Ungetreue aber, der all' dies bittere Weh herbeigeführt hatte, lebte noch 19 Jahre, und zwar in einer kinderlosen Ehe, von Gewissensbissen und Reue gepeinigt. Auch zu dem Tode seines ältesten Bruders Augustin von Kohlo hatte er mittelbar Veranlassung gegeben. Dieser wohnte nämlich 1579 einem fröhlichen Gelage zu Mostrichen bei Seidenberg bei, wurde hier in einen Streit gegen seines Bruders Verrath an der Geliebten verwickelt, begann einen Zweikampf und fiel in diesem. Für die Stadt Zittau hatte jene grausame Todesstrafe viele nachtheilige Folgen, denn der kaiserliche Hof mißbilligte diese eigenmächtige grausame Verfahrungsweise, der ganze Rath wurde zur Verantwortung gezogen, und die Stadt verlor die Obergerichte, die sie erst später durch Bezahlung einer großen Geldsumme wiedererhielt.

680) Die unglückliche Wette in Zittau.

G. G. Morawek, Einige Nachrichten über 100 Denksteine, wovon 32 Kreuzform haben, welche sich in Zittau und der Umgegend an Wegen und öffentlichen Plätzen finden. Zittau, 1851 12. S. 8. Poet. bes. v. Segnitz. Bd. 1, S. 216 ff.

Bei'm Bau der Kirche der heiligen Dreifaltigkeit zu Zittau hat unter den Maurern ein Lehrling mit seinem Meister um die Wette gearbeitet, um zu sehen, wer einen Pfeiler der Kirche eher als der andere vollendet haben werde. Beide haben also zu gleicher Zeit angefangen und sich tapfer dazu gehalten, danach aber ist der Lehrling mit seinem Pfeiler eine ziemliche Zeit eher als der Meister fertig geworden, hat also

*) Nach Man, Leben Dornspach's S. 25 wäre das Bild eines Landmädchens an der Kirchhofsmauer zu Zittau zum Andenken an sie dort angebracht. S. aber Sage Nr. 681.

die Wette vor dem Letztern gewonnen, was diesen dermaßen geärgert hat, daß er den Lehrling, ehe dieser es sich versehen, meuchlings ermordet hat. Zum Lohne dafür ist dem Maurermeister der Kopf mit dem Schwerte vor die Füße gelegt worden. Man bezeichnet noch heute zwei Pfeiler an der Westseite der Kirche mit nischenartigen Vertiefungen als die sogenannten Wetterpfeiler.

681) Sage von den Steinringen zu Zittau.

Morawetz, S. 11. Sachsenzeitung 1831. Nr. 109. Lausitz. Mag. 1832. Nr. 28. Mayr, Leben des Bürgermeister Dornspach in Zittau S. 33. sq. Peschek, Handb. d. Gesch. v. Zittau. Zittau 1834. I. p. 706.

Die alte Sechsstadt Zittau war ehedem wegen der Schönheit ihrer Jungfrauen hochberühmt, wie schon ein alter Vers besagt, der also lautet:

Kommst Du von Bautzen ungefangen,
Und dann von Görlitz ungehangen,
Auch von der Zittau ungefreit,
So magst Du wohl sagen von guter Zeit.

Allein mehrere dieser Zittauer Schönheiten nahmen ein trauriges Ende. So sollen einst zwei Brüder um eine Zittauer Jungfrau in der Nähe der Frauenkirche auf offener Straße gekämpft haben, und der eine von ihnen dabei gefallen sein. Zwei Ringe im Steinpflaster, etwa 100 Schritte vom Frauenkirchhofe bezeichnen den Platz, wo der Kampf stattfand, das Kreuz, das am Kirchhofthore liegt, *) ist das Denkmal des einen Gefallenen, das Frauenbild von Stein aber auswendig an der Kirchhofsmauer, einige Ellen nördlich vom Thore soll jenes Mädchen vorstellen, welches die Veranlassung zu jenem Zweikampfe war, und angeblich hier lebendig eingemauert worden sein soll.

682) Das bezauberte Mädchen in Zittau.

S. Lossius, De puella Zittaviensi incantata. Lips. 1702. 4. Unsch. Nachr. 1702. S. 936. sq. 958. sq. 1706. S. 43. sq. Nov. Litter. Hamb. 1706. Januar u. Febr. Lauf. Mag. 1783. S. 66. Zedler, Universallex. Bd. LXII. 1763 sq. S. Lausitz. M. Schr. 1796 I. S. 281. Aehnliches bei Hoffmann. Script. Lus. T. II. p. 250.

Einst lebte zu Zittau ein Mädchen, Helene Gottschalck genannt (geb. 1691), die stets von furchtbaren Krämpfen heimgesucht war, lange Zeit von

*) Dergleichen Kreuzsteine setzte man ehedem an den Stätten, wo ein Mord vorgefallen war. S. Lausitz. Mon. Schr. 1796. II. S. 328. Schles. Prov. Bl. 1814. S. 297. sq. 1824. S. 328. Iduna u. Hermode. 1812. S. 96. Peschek, Bd. II. S. 201. 894. 896. Morawetz a. a. O. S. 9. sq. u. oben Sage. Nr. 285.

einer Unzahl von Läusen geplagt ward, bis sie aus freien Stücken eine Hand voll vom Kopfe nahm und mit den Worten: Da hast Du Deine Läuse wieder, Du alte Hexe! von sich warf, und so räthselhaft phantasirte, daß man glaubte, sie sei bezaubert. Der Verdacht fiel auf eine gewissenalte Frau, Namens Sabine, die 1700 auf der Pappelgasse mit Gottschalcks Familie in einem Hause gewohnt hatte, und von dem unglücklichen Mädchen selbst als die, welche sie behext, bezeichnet ward. Sie ward also als Hexe eingesetzt, und damit sie die Erde nicht berühre, im Stockhause in Ketten frei aufgehangen. *) Doch fand man sie eines schönen Morgens todt (21 Juni 1702), ob sie sich selbst erwürgt oder ob der Teufel ihr den Hals umgedreht, weiß man nicht: sie ward beim Galgen beerdigt. Sonderbarer Weise ward indeß noch in demselben Monat das Mädchen völlig von ihren Uebeln befreit.

683. Der tolle Junker zu Zittau.

Mündlich. Vrgl. beh. im Lausitz. Mag. 1832. S. 345.

Im Jahre 1709 starb zu Zittau der Rathsherr Dr. J. Chr. Meyer, der in dem Eckhause zwischen dem Markt und der Kohlgasse gewohnt hatte. Derselbe hatte sich bei Einführung der Accise viele Härten erlaubt, und das Volk erzählt sich, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht, ja man sehe noch heute auf seinem Grabsteine in der Kreuzkirche Spuren von Teufelskrallen. Derselbe soll jede Nacht um 12 Uhr sich aus seinem Grabe erheben und auf einem Wagen von schwarzen Rossen gezogen mit auf dem Rücken gedrehten Kopfe durch die Straßen der Stadt jagen, wer ihn erblickt, der ist dem Tode verfallen.

684) Teufel heulen im Feuer.

Peschek, Handb. d. Gesch. v. Zittau Bd. II. S. 176 cf. Lausitz. Mag. 1825. S. 331.

Im Jahre 1473 ist zu Zittau am 22. Juli eine furchtbare Feuersbrunst durch das unvernünftige Feuern eines Dienstmädchens beim Fleischer Oswald Just entstanden, die, als das Feuer anfangs nicht brennen wollte, zu demselben im Unmuthe gesagt hatte: Willst Du sonst nicht brennen, so brenne in aller Teufel Namen. Während derselben hat es im Feuer

*) Aehnliches geschah 1678 zu Budissin, wo man einen Dieb und Mörder, der den Teufel hatte, in acht Ketten schwebend hinsetzte. S. Peschek Bd. II. S. 746. Anm. 1.

und der Luft gebeult, daß es entſetzlich anzuhören geweſen und ſich die Leute dabei gefürchtet haben. Da ſind die Mönche aus dem Kloſter mit der Proceſſion gegangen, haben die Monſtranz herausgetragen und einen Altar dem Feuer gegenüber gemacht und gebetet, auch die Benediction über das Feuer geſprochen in der Meinung, die Teufel damit zu vertreiben. Aber ſie haben ſich nicht daran gekehrt, ſondern je mehr die Mönche exorciſiret, geſungen und gebetet, je mehr die Teufel im Feuer und der Luft gebeulet.

Im Jahre 1458 hat ein ſolcher Teufel oder Gespenſt, nachdem es acht Tage lang die Mönche auf dem Cybin geſchreckt, die Kirche daſelbſt in Brand geſteckt.

(685) Das Aſchenweibchen zu Zittau.

Novelliniſch bch. v. G. Willkomm. Sagen und Mährchen a. d. Oberlauſitz. Hann. 1845. Bd. I S. 253 ſq.

In der Neujahrsnacht des Jahres 1756 und um die Mitternachtsſtunde der folgenden Tage haben eine Anzahl Perſonen ein verkrüppeltes und verrunzeltes altes Frauenzimmer vor der Johanniskirche und auf vielen Straßen mit einem Beſen eifrig den gerade gefallenen Schnee zuſammenkehren ſehen. Einige, welche ſich ein Herz faßten, fragten ſie, was ſie da mache und wer ſie ſei, und ſie antwortete: ich bin das Aſchenweibchen der Stadt und kehre die Aſche zuſammen, aller Orten wo welche liegt: ich habe noch lange zu thun, denn ſie liegt bergehoch und auf allen Gaſſen, doch hier (vor der Johanniskirche) gerade zumeiſt. Da ſich nun dieſe Erſcheinung täglich wiederholte, und die ganze Stadt in Schrecken ſetzte, beſchloß ein hochedler Rath, der Sache ein Ende zu machen und die Landſtreicherin, denn dafür hielt man ſie, einzufangen. Die Stadtſoldaten, mehrere Rathsherrn an der Spitze, lauerten ihr auch eines Nachts auf, ſie erſchien auch wie gewöhnlich, man rief ſie an, allein ſie ließ ſich in ihrem Kehren durchaus nicht ſtören und als man nach ihr ſchlug und griff, verſchwand ihre Geſtalt in Luft. Sie kehrte aber darauf die nächſten Nächte nach wie vor fort, doch wagte ſich Niemand mehr an ſie, und ſo konnte man ſie jede Nacht eifrig kehren ſehen, bis am 23. Juli des Jahres 1757 die mit den Sachſen verbundenen Kaiſerlichen die von einigen 100 Preußen beſetzte Stadt auf einmal bombardirten und zum größten Theil in Aſche legten. Eine der erſten Bomben ſchlug in die St. Johanniskirche und zündete, und überall, wo das graue Mütterchen ſich früher hatte ſehen laſſen, waren glühende Kugeln gefallen und hatten

die Gebäude in Brand gesteckt. Während des Brandes aber sah man eine graue Gestalt über die glühenden Trümmer schweben und mit einem Besen Wolken von Asche vor sich herfegen. Nun begriff man die warnende Erscheinung des grauen Mütterchens, aber leider zu spät. Seitdem schwebt es in der Sylvesternacht und am Vorabend des sogenannten Brandfestes (22. Juli) wie ehedem fegend durch die Straßen der Stadt und ruft dadurch allen leichtfertigen Bürgern die Lehre zu: Seid wachsam und hütet Euch, daß das Unglück nicht noch einmal unerwartet über Euch komme und Euch ganz vernichte.

---

686) Der gespenstige Lautemann zu Zittau.

Willkomm a. a. O. Bd. 1 S. 260 ff.

Zu der Zeit, als noch die Johanniskirche zu Zittau stand, ließ sich zuweilen ein Franziscanermönch im Glockenstuhl des Thurmes sehen, griff an den Strick, als wolle er die sogenannte Bürger- oder Bierglocke, die Abends um 9 Uhr geläutet ward, ziehen, legte aber jedes Mal seine Kutte zuvor ab, als hindere ihn diese bei seinem Geschäfte. Diese Gelegenheit paßte nun einmal der wirkliche Lautemann ab, während er den Mönch mit dem Stricke beschäftigt sah, nahm er ihm seine abgelegte braune, etwas schadhaft gewordene Mönchskutte, knöpfte sie sich unter den Rock, und ging höhnisch lachend, als er sah, wie der halbnackte Mönch mit wahrer Seelenangst nach derselben suchte, nach Hause. Am nächsten Abend knöpfte er die Kutte wieder unter seinen Rock und ging wohlgemuth, nur etwas früher als sonst, nach der Kirche. Allein sein Muth fiel gewaltig, als er schon von Weitem die dürre Gestalt des Mönchs erblickte, wie sie die Hände rang und die leidenschaftlichsten Geberden machte. Froh, daß ihn der Weg nicht gerade an dem kuttenlosen Geiste vorüberführte, eilte er in den Thurm, läutete und schlich sich eben so wieder nach Hause, ohne daß ihn die Gestalt verfolgte. Es schien, als sei sie in bestimmte Grenzen gebannt, die sie nicht überschreiten dürfe. Seit diesem Abend sah der Lautemann den Mönch alle Tage immer dieselben flehenden, aber heftigen Gebehrden gegen ihn machen, allein so unwohl ihm bei diesem Anblicke wurde, die Rückgabe der Kutte wagte er nicht, aus Furcht, der geneckte Geist möge keinen Spaß verstehen und ihm vielleicht gar den Hals brechen. So blieb nun die geisterhafte Mönchskutte im Besitze des Lautemanns bis zu dessen Tode, der freilich schon ein Jahr nach dem freventlich verübten Raube erfolgte. Denn war es nur Furcht vor dem täglich erscheinenden Gespenste, oder war es Seelenangst und Folge der

Gewiſſensbiſſe, die ihn keine Ruhe mehr ließen, der Mann fing an zu ſiechen, wurde ſchwächer und ſchwächer und genau am Jahrestage des Kuttenraubes ſtarb er mit dem letzten Glockenzuge. Sein Nachfolger konnte ſein Amt ungeſtört verrichten, nur am Jahrestage des verübten Frevels erſchien fortan der kuttenloſe Mönch und flehte unter entſetzlichem Händeringen um Rückgabe des dürftigen Gewandes. Da man trotz alles Suchens die geraubte Kutte nicht auffinden konnte — der übermüthige Räuber hatte ſie wahrſcheinlich vernichtet — ſo verſchaffte man ſich eine andere und legte ſie dem flehenden Geiſte an den Ort, wo er regelmäßig erſchien. Die Geſtalt hob das Gewand auf und beſah es ſich von allen Seiten, da ſie aber bemerkte, daß es nur ein untergeſchobenes ſei, legte ſie daſſelbe wieder hin und ging unter den kläglichſten Geberden von dannen, und ſo kehrte ſie immer wieder, bis mit dem Bombardement der Stadt im 7jährigen Kriege der Thurm in Trümmern ſank.

---

687) Der Malzmönch zu Zittau.

Novell. bey. v. Willkomm a. a. O. S. 193 ff.

Die alte Stadt Zittau iſt von jeher durch ihr Bier weit und breit berühmt geweſen und war deshalb ſonſt ziemlich reich an Brauereien. Gleichwohl iſt das von denſelben gelieferte und ſonſt allenthalben ſo hoch geſchätzte Bier einmal den dortigen Franziscanermönchen nicht gut genug geweſen, ſondern haben dieſelben durch ihren Abt es dahin zu bringen gewußt, daß ihnen der Stadtrath ein beſonderes Brauhaus einräumte, eigens vereidete Brauer darin angeſtellt und ſelbſt die Braufnechte mit beſonderen Inſtructionen und von Andern ſich abzeichnender Kleidung verſehen wurden. Der Abt ließ nun das dem Kloſter eingeräumte Brauhaus auch äußerlich als dem Orden angehörig bezeichnen und ſetzte als Inſpecter deſſelben einen dicken Mönch, Namens Laurentius, ein, der zwar in allen Dingen einfältig bis zur Dummheit war, allein einen ſo feinen Geſchmack beſaß, daß Niemand zu dieſem Amte geſchickter war als er. Derſelbe beſuchte nun die Malzboden der Kloſterbrauerei jeden Tag dreimal und jedes Mal ſchöpfte er mit einem mäßig großen Becher von ſchön polirtem Roſenholz, deſſen Entſtehung Niemand kannte, eine Hand voll Malzkörner von jedem Haufen, die er langſam über die Gänge wandelnd bedächtig verzehrte. Schmeckte ihm das Malz nicht, ſo mußte es noch länger liegen oder mit ſolchem, das er vortrefflich fand, ſo lange gemiſcht werden, bis es ihm mundete, und erſt wenn alles Malz ſeinem

Geſchmacke genügte, durfte es in die Pfanne geſchüttet und zum Brauen verwendet werden. Wie mit dem Malze verfuhr er auch mit dem gebrauten Biere ſelbſt, erſt wenn es ihm zuſagte, geſtattete er die Auffüllung deſſelben. So geſchah es, daß das Kloſterbier bald das beſte in der Stadt ward und Jedermann daſſelbe haben wollte, die Stadtbrauereien aber bald keine Abnehmer mehr fanden. Zwar ſuchten die Beſitzer deſſelben durch beſſeres Malz und beſſeren Hopfen ihr Bier wieder in Aufnahme zu bringen, allein es gelang ihnen nicht, und ſo meinten ſie denn, die Mönche müßten durch geheime Künſte ihrem Biere den guten Geſchmack zu geben verſtehen. Nun hatte aber die Tochter des Kloſterbrauers einmal ihrem Geliebten, einem Braueresſohne aus der Stadt, vertraut, daß der Pater Laurentius oft in ſtiller Mitternacht die Malzbeete durchwandele und dann zum Kuhſtock hinabneige, den Segen über das brodelnde Getränk ſpreche und dann verſtohlenerweiſe Malz von ſeinem Inhalte koſte. Der Brauer brachte ſie alſo dahin, daß ſie ihn und einige ſeiner Kameraden im Kloſterbrauhauſe verſteckte, und als der Mönch richtig wieder ſeine Runde machte, nahmen ſie aber ihn bei, banden ihn und ſchleppten ihn von dannen. Von dieſer Gewaltthat ward der Abt durch ein eigenhändiges Schreiben des Bürgermeiſters in Kenntniß geſetzt und von demſelben verlangt, er möge dem Bruder Laurentius den Befehl ertheilen, ſeinen ſo wirkſamen Zauberſegen auch dem Kuhſtock der übrigen Brauer zu ertheilen. Demſelben blieb nichts Anderes übrig, als zu dem böſen Spiel gute Miene zu machen und der arme Laurentius wurde nun von Brauhaus zu Brauhaus geſchleppt, bis er aller Orten einem oder dem andern Malzſtock ſeine Zuſtimmung gegeben und nach und nach alle Kuhſtöcke in der Stadt geſegnet hatte. Allein ein unglücklicher Zufall wollte es, daß, als nun die Gebräude aufgeſchlagen wurden und hunderte von durſtigen Kehlen nach dem geſegneten Biere verlangten, es ſich fand, daß das ganze Bier eſſigſauer war. Ueber dieſe ganz entgegengeſetzte Wirkung erſchrak nun die Stadtbrauherrn ſehr in Schrecken und hielten ſie für eine gerechte Strafe wegen ihres Aergerniſſes an der Heiligkeit des Kloſters, ein Theil zog dorthin, um für ſeine Sünden Vergebung zu erlangen, ein anderer aber ſann auf Rache. Zu Letzteren gehörte auch jener Braueresſohn, der Bräutigam der Tochter des Kloſterbrauers. Dieſelbe hatte ihm nämlich gerathen, er möge ſehen, wie er ſich den Roſenholzbecher des Paters verſchaffen und ihm ſeine Beſchwörungsformel abtauſchen könne, und beide beſchloſſen, den herumwandernden Mönch abzulauern und ihm ſein Geheimniß mit Gewalt zu entreißen. Wie gedacht, ſo geſchehen, der Brauer verſteckte ſich mit ſeinem Mädchen

in der Nähe des Kühlstocks im Klosterbrauhause, und als Pater Laurentius wiederum in der Mitternachtsstunde angewackelt kam, aus dem Kühlstocke kostete und seinen geheimen Spruch that, da entriß ihm das Mädchen mit gewandter Hand den Becher und ihr Bräutigam, ein starker Bursche, hob ihn hoch empor, hielt ihn über die brodelnde Flüssigkeit und vermaß sich hoch und theuer, ihn hineinfallen zu lassen, wenn er ihm nicht den Segen mittheile. Der von Todesangst ergriffene Pater aber vermochte nur unverständliche Töne zu lallen, und als der junge Mann, dem seine Last zu schwer ward, seine Braut aufforderte, zuzugreifen und ihm zu helfen den Mönch wieder heraufzuheben, da packte dieser krampfhaft das Mädchen, dieses bekam das Uebergewicht und stürzte kopfüber in den Kühlstock. Vor Schrecken ließ nun der Bräutigam auch den Mönch untersinken, und als er nach einigen Augenblicken gesehen, was er angerichtet hatte, folgte er freiwillig den beiden Opfern in die Tiefe. Weder er noch eins derselben kam wieder in die Höhe, nur das Gebräu wallte etwas auf. Als am nächsten Morgen die Brauknechte kamen, um das Gebräu zu probiren, wunderten sie sich nicht wenig, daß der Rosenholzbecher des Mönchs obenauf schwamm, allein sie dachten sich nichts dabei, sondern kosteten das Bier, und dasselbe schmeckte ihnen herrlicher denn je. Bald verbreitete sich der Ruf von diesem prächtigen Gebräu in der ganzen Stadt, Jedermann wollte davon haben und man konnte nicht genug ausschenken. Allein wie ward ihnen, als sie plötzlich in der Oeffnung die drei Leichname schwimmend erblickten. Freilich schüttete nun Jeder weg, was er noch im Kruge hatte, und Alles eilte bestürzt von dannen, allein fast alle, die von diesem Jungfernbiere getrunken, verfielen in eine schwere Krankheit, und das nannte man des Malzmönchs Biersegen, und wer daran starb, von dem sagte man, er sei an des Malzmönchs Nachttrunk gestorben. Von diesem Tage an aber holte kein Mensch mehr Bier aus dem Klosterbrauhause, die städtischen Brauereien kamen wieder in Aufnahme und das Volk erzählt sich, der Malzmönch in seiner Kutte ziehe, begleitet von einer Schaar Zwerglein und dem ertrunkenen Brautpaar, jeglichen Monat einmal zur Zeit des ersten Mondviertels um Mitternacht über die Malzböden aller Brauereien, koste von dem Malze mit seinem Becher und begebe sich dann zum Kühlstocke hinab, wo er seinen Segen spreche, und wo er dies thue, da gerathe der Bräu, und wer ihn koste, könne nicht genug davon bekommen, bleibe er aber aus, was er zuweilen aus Bosheit thue, da verderbe das Bier, und wer es dennoch trinke, der spüre es viele Tage in seinem Körper.

(688) Die tapfere Magd zu Poritſch bei Zittau.

Meraweck, Zittauer Denkſteine S. 17.

Nördlich an der Mauer neben dem Eingang in's Wohngebäude des Gutes Kleinporitzſch erblickt man einen großen Hund in Stein gehauen, welcher den treuen Gefährten bedeuten ſoll, der nach einer Volksſage das kühne Mädchen begleitete, die an einem Spätabend es auf eine Wette wagte, am Galgen zu Zittau eine Gabel oder Spille einzuſtecken, oder nach Andern mit Kreide 3 Kreuze an die Galgenthür zu ſchreiben, dort aber im Kloſter zu den dürren Brüdern, wie man früher ſcherzweiſe den Galgen nannte, Räuber fand und ſelbigen ein an der Galgenthur angebundenes Pferd nahm, ſich darauf ſchwang, es mit dem Haarbiegel regierte und ſo heimbrachte. Die ſie bis zu Hauſe verfolgenden Räuber ſoll der erwähnte Hund zerſtreut haben. Ein hölzernes Pferd, auch ein nach damaliger Tracht gekleidetes Mädchen in halber Naturgröße befand ſich an einer Wand auf dem Saale des Wohnhauſes noch zu des Beſitzers Adlers Zeit (1686) abgebildet und iſt erſt bei'm Brande des Gutes unter dem Beſitzer Gruſche mit verdorben*).

(689) Der Hungerbrunnen bei Olbersdorf.

Meraweck im Oberlauſ. Journ. Greifenhayn. 1831 Oktbr. S. 167.

An der ſogenannten alten Leipaer Straße im Olbersdorfer Forſte findet ſich ein ſtark quellender Brunnen zur Rechten und folgendes Denkmal zur Linken derſelben. Es iſt an einem Felsſtück ein bekränztes Brod, ein Kind (Kniestück in einem Oval) und eine jetzt ganz unleſerliche Inſchrift ausgehauen. Hier ſoll eine gottesfürchtige Matrone aus Zittau am 12 Juni 1539, als ſie zu dieſem Brunnen mit ihren zwei Kindern beten ging, einen Freund und Retter (einen Engel Gottes) in der damaligen theuern Zeit gefunden haben. Der Quell führt noch bis heute deshalb den Namen des Hungerbrunnens.

(690) Die Säule bei Marienthal.

Meraweck, Denkſteine S. 40 ſq.

Dem Portal des Kloſterhofes Marienthal gegenüber an der Fahrſtraße nach Altſtadt zu befindet ſich eine hohe runde Säule von Sandſtein, welche an ihrem viereckigen Piedeſtal ganz unleſerliche Schriftzüge enthält. Ueber die Entſtehung derſelben geht folgende Sage im Munde

*) Eine ähnliche Geſchichte wird von einer Jungfrau zu Bitea erzählt in d. Curioſitäten Bd. V. S. 466 ſq.

des Volkes. Es habe einſt ein ſehr zorniges Gewitter drei Tage über dem Kloſter geſtanden, ohne ſich zu zertheilen, da hätten die Nonnen geglaubt, es müſſe eine unter ihnen ſein, welcher der Himmel zürne, nach gegenſeitigen Befragen unter ihnen habe es ſich ergeben, daß eine junge unlängſt erſt eingekleidete zum Kloſterleben gezwungene Nonne vor ihrer Einführung in's Kloſter geſagt habe, ehe ſie in's Kloſter ginge, ſolle ſie doch das Donnerwetter erſchlagen! Sie wurde ſogleich aus dem Kloſter geführt und ſoll an dieſer Stelle niedergekniet haben, um zu beten, aber ſogleich von einem Blitzſtrahl getödtet worden ſein.

691) Der Jungfernſprung auf dem Oybin.

Chr. A. Peſcheck, der Oybin bei Zittau. Zittau u. Lpzg. 1792. 8. S. 25. sq. Büſching, Volksſagen S. 179. sq. Poet. beh. v. Ziehnert Bd. II. S. 47. sq. u Segnitz Bd. II. S. 54. sq. Novell. beh. in Sagen u. Abentheuer vom Oybin. Zittau u. Lpzg. 1801. 8., b. Lyſer, Abendt. 1001 Nacht Bd. X. S. 115. XIV. S. 223. u. Winter in d. Conſt. Z. 1854. Nr. 207.

Der Oybin, ein bienenkorbförmiger 208 Ellen hoher Sandſteinfelſen, berühmt durch ſeine herrliche Ruine, hat unter andern Merkwürdigkeiten auch eine Felskluft, die man den Jungfernſprung nennt. Man erzählt drei verſchiedene Sagen von der Entſtehung dieſes Namens. Im Jahre 1601, dem Tage Johannes des Täufers, als eine große Menge Menſchen aus Zittau und den benachbarten Dörfern der Gewohnheit nach den Oybin beſuchte, befand ſich unter ihnen ein raſches Mädchen, die mit ihren Geſpielinnen auch an dieſem Orte ſich umſah. Man ſcherzte, und jenes Mädchen wagte es auf eine Wette, über dieſe Kluft wegzuſetzen. Damals trugen noch die meiſten Frauenzimmer, auch die vom Stande, Pantoffeln. Im Springen nun glitſchte ihr Fuß aus dem glatten Pantoffel und ſie fiel hinunter. Da ſie aber nach damaliger Sitte einen tüchtigen Steif- oder Reifrock anhatte, der ſie vor dem ſchnellen Falle ſchützte, ſo ward ſie durch Hülfe deſſelben herniedergeſchoben und vollendete dieſe anſehnliche Tour von ohngefähr 40 Fuß Tiefe ganz ohne Nachtheil.

Die zweite Geſchichte erwähnt eines Jägers, der ein züchtiges Mädchen brünſtig verfolgte. Sie flüchtete ſich hinter die Kirche, der Jäger ihr nach. Sie lief athemlos weiter, gelangte an die Schlucht, ſprang muthig herab ihre Tugend zu retten und kam auch glücklich von dannen.

Die dritte Sage ſchreibt eben dieſe heroiſche That einer Nonne zu, die von einem Mönche verfolgt wurde, und um ihre Ehre zu retten, dieſe gefährliche Luftreiſe machte.

692) Der Schatz auf dem Oybin und die Sage von der ersten Bebauung des Felsens.

Peschek, S. 16. sq. Grave S. 33. sq.

Im 13. Jahrhundert besaß Cuabl, Freiherr von Berka, ohnweit Leipya in Böhmen, eine Herrschaft, zu der damals alles Land von Leipya aus bis gen Zittau gehörte, das mehrentheils aus ungeheuren Waldungen bestand. Einst verfolgte ein Jäger des Ritters, Owate [1] genannt, mit etlichen Knechten einen Bären, der bis in die Wälder, welche jetzt die Grenze der Lausitz ausmachen, flüchtete. Sein Weg führte ihn auf unsern Sandsteinfelsen: die Jäger ihm nach, und da wo die breiteste Anhöhe des Felsens sich gen Süden hinneigt, erschlugen sie den flüchtenden Feind mit lautem Jauchzen. Die Jäger waren entzückt von der Aussicht auf diesem Berge, und kehrten zurückgekehrt ihrem Herrn, dort eine Veste zu erbauen, allein derselbe ließ 1211 daselbst nur erst ein hölzernes Jagdhaus errichten. Ohngefähr 20 Jahre später legten die Herren vom Burgberge bei Zittau hier ein Raubschloß an und beunruhigten von hier aus die Umgegend, zwar brachen dasselbe die Zittauer Bürger wieder, allein es ward 1312 von einem Herrn von Leipya nur noch fester wieder aufgebaut. 1319 kam der Oybin in die Hände des Königs Johann von Böhmen, der ihn seiner Schwester Agnes bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Heinrich von Jauer als Heirathsgut gab, der die Burg nun durch Vögte verwalten ließ, welche das Räuberhandwerk abermals hervorsuchten. Am 8. December 1343 fiel die Veste in die Hände des Herrn von Michelsberg, der sich bald zu einem der gefürchtetsten Raubritter des ganzen Landes machte. Allein Karl IV. von Böhmen dieses Unwesens müde, eroberte die Burg 1349 nach tapferer Gegenwehr, und wenige der Räuber entgingen dem Tode, das Felsennest aber ward zerstört. Im Jahre 1369 ward endlich hier ein Cölestinerkloster errichtet, das erst 1568 wiederum einging, und dessen Ruinen noch heute diesen Ort zu einem der romantischesten Punkte der ganzen Oberlausitz machen.

So läßt sich denken, daß so viele Besitzer dieses Ortes, welche nur vom Raube lebten, sowie angeblich auch die Klosterbrüder große Schätze aufhäuften, die sie in der Erde verbargen, um im Falle der Noth von ihnen Gebrauch zu machen. Plötzlicher Tod oder andere Umstände ver

[1] Peschek, Gesch. d. Cölestiner des Oybin. Zittau 1840. 8. S. 5. Anm. a vermuthet mit Recht, daß der Name des Jägers „Owate" nur durch das Verleben eines Chronikenabschreibers aus dem Namen des Ritters „Owal" oder „Ebwal" entstanden ist.

hinderten es, daß ihre früheren Herren ihre Absicht ausführen konnten, also liegen sie noch hier in der Erde Schooß und warten, weil sie von bösen Geistern bewacht werden, ihrer Erlösung durch kräftige Bannformeln. Oft ertönt ein grauenvolles Heulen, Stöhnen und klägliches Gewinsel in der Luft, bald dröhnt es an den Ruinen des Burgthurmes mit mächtigen Schlägen, Waffengeklirr wird vernehmbar und Geschrei, wie von Kämpfenden läßt sich mit gemischtem Trompetenschall und wildem Pferdegewieher hören. Ein andermal erblickt man leuchtende Flämmchen, welche den ihnen Folgenden in Abgründe leiten, wo er beschädigt hinabstürzt, oder wenn es glücklich geht, in entferntere Gegenden gleichsam auf Windesflügeln von einem Wirbel gedreht wird. Bald schwirren in dunkeln Nächten scheußliche Ungeheuer mit glühenden Augen, Flammen aus dem Rachen hauchend durch die Lüfte, und bald erscheinen im halben Lichte des Vollmonds riesige Gestalten in schwarzen Harnischen mit blutrothen Helmbüschen, abwechselnd mit Männern in Mönchskutten und Frauen in alter Kleidung, vollgestopfte Wetschker tragend, die mit grauserregenden Gesichtern, hohlen Augen und widrigen Geberden anlocken und winken. Bald stürzen wunderbar geformte Vögel mit krummen Schnäbeln und drohenden Fängen unter kreischendem Geschrei aus den Wolken, kämpfen hartnäckig gegen einander und ziehen mit betäubendem Flügelschlage wieder von dannen. Nie aber hat irgend Jemand von den Spukgestalten Geschenke erhalten oder ist ihm durch sie ein Schätze bergender Fleck angezeigt worden, eben so wenig als diejenigen, welche kühn genug daselbst nach Schätzen gruben, dadurch beglückt wurden, sondern entweder verarmten oder mit lebenslänglichen Krankheiten heimgesucht wurden.

693) Die Kirche auf dem Oybin.

Gräve S. 168.

Am Abend des Allerheiligentages in der eilften Nachtstunde bietet die Ruine auf dem Oybin ein sonderbares Schauspiel dar, denn da versammeln sich die kleinen Heinichen in Menge, ordnen sich Paar und Paar, führen einen Priester in der Mitte und ziehen mit Wachskerzen in der Hand in die Ruinen der Kirche, wo sie sich alsdann in ihre unterirdischen Behälter begeben. Dann ertönt in feierlich ernsten Tönen die Orgel, man vernimmt Gesänge von lieblichen Melodien und hört den Priester das Hochamt halten.

694) Die beiden Zauberer.

Gräve im N. Lauſ. Mag. 1838. S. 135 sq. u. in d. Lauſ. Sagen S. 77 sq.

Geht man auf dem geraden Wege von Budiſſin nach Neſchwitz, ſo gelangt man, nachdem man das Gaſthaus, der ſchwarze Adler, und das zum Poſthorn paſſirt iſt, in ein kleines Birkenwäldchen, wo man rechter Hand eine groſse Steinwacke gewahrt. Als dies Wäldchen noch ein groſser Wald war, voll von Bären und Wolfen, wohnte dort ein alter heidniſcher Zauberer, welchem die Erd- und Feuergeiſter dienſtbar waren. Seine Macht benutzte er dazu, Schätze über Schätze aufzuhäufen, an deren Anblick er ſich weidete. Zu gleicher Zeit lebte nicht weit davon ein anderer jüngerer Schwarzkunſtler, deſſen Befehlen nur die Waſſergeiſter gehorchten, und dem der Meiſter der Gnomen und Salamander grollte, drohte, wo er wuſste und konnte, ihm zu ſchaden bemüht war und endlich im böſen Herzen gar ſeinen Untergang beſchloſs. Daher trat er einſt, gleich einem Flussgotte, in des Alten Wohnung, von dem er wider Erwarten freundlich aufgenommen wurde. Ein Mahl, welches Erd- und Feuergeiſter bereitet hatten, wurde aufgetragen, wobei das weibliche Geſchlecht derſelben die Becher kredenzte. Während nun die Becher weidlich geleert wurden, entſpann ſich zwiſchen den beiden Magiern über ihre Wiſſenſchaft ein Streit. Ungemüthlich ward daher der Gebieter der Erd- und Feuergeiſter und vergeſſend aller Rechte der erwieſenen Gaſtfreundſchaft, anzüglich gegen den Jüngern, welcher, kalt wie ſein Element, ſich vergebens bemühte, ihn zu beſchwichtigen. Da warf der Alte endlich gar ſeinen Gaſt zur Thüre hinaus, ſchleuderte ihm gar manch' irdenes Gefäſs nach und hetzte ſeine Feuergeiſter gleich einer Rudel Parforcehunde ihm nach. Daſs darüber auch dem Jüngern die Galle überlief, wird wohl Niemanden, der nicht Fiſchblut beſitzt, befremden. Er beſchloſs daher, augenblicklich Rache zu nehmen. Die Fenſter des Himmels öffneten und die Brunnen der Erde ergoſſen ſich. Von oben und unten, wie von allen Seiten, ſtrömten die Waſſerwogen, Teiche und Seeen durchbrachen ihre Dämme und unbezähmbar toſten die wilden Wogen. Da erbebte, vielleicht das Erſtemal in ſeinem Leben, der ſonſt furchtloſe Alte, wohl, jedoch zu ſpät, einſehend, daſs das Waſſer das furchtbarſte aller Elemente ſei. Donnernd herrſchte er ſeine Geiſter an, welche ihr Möglichſtes thaten, allein eben ſo wenig als der Korporalſtock Muth und Patriotismus zu erzwingen vermag, vermochte ſein drohender, beſchwörender Ruf die heranſtutzenden Wellen, welche Erdwällen und Feuerbränden ſpotteten, zu bändigen. Ertränkt wurde er, verſchlammt ſeine

Schätze, und da, wo sie sich befinden, bildete sich jene Steinmasse, welche man noch jetzt sieht, und die unermeßliche Reichthümer birgt.

695) Der Ameisenberg.

Gräve, Volksf. d. Lausitz, S. 189 sq.

In dem nach dem Oybin führenden Thale zieht sich gegen Nordwest in beträchtlicher Länge ein Berg bis an den Oybin fort. Man nennt ihn den Ameisenberg und erzählt sich von ihm, wie er in uralten Zeiten von einer rohen und wilden Menschenrace sei bewohnt worden, die Jagd, Fischerei und Raubhandwerk getrieben, nach vollendeten Geschäften aber in Saus und Braus gelebt, Tag und Nacht gespielt, gezecht und sich allen Lüsten und Begierden ergeben hätten. Ihnen gegenüber wäre eines frommen Klausners Wohnung gewesen, welcher diese Weltkinder oft von ihrem tollen Treiben abgemahnt und zu einer Lebensveränderung hätte führen wollen, allein nur von ihnen verhöhnt und verspottet worden sei. Vergebens habe er ihnen mit des Himmels Strafe gedroht, allein Hohngelächter und Frevelrede sei ihm zur Antwort geworden. Eines Abends, am ersten Pfingstfeiertage, hätten sie nun des Lärmens und Tollens so viel gemacht, daß der Geduldsfaden des heiligen Mannes gerissen, er ergrimmt sei und sie in Ameisen — welche ein unruhiges, unstätes und mühevolles Leben führen müssen und von Menschen und Thieren fortwährend verfolgt werden — verwünscht und ihnen diesen Berg zur immerwährenden Wohnung angewiesen habe.

696) Der Reuter zu Kreckwitz.

Gräve a. a. O. S. 190 sq. Darnach Winter in d. Const. Z. 1854 Nr. 60.

Einem Herrn von Nostitz auf Kreckwitz träumte einst, daß er von einem großen Eber, welcher zu jener Zeit die Umgegend in Furcht und Schrecken setzte und den Nachstellungen rüstiger Waidmänner Hohn sprach, getödtet wurde. So ein eifriger Priester Diana's er auch war, er nahm sich diesen Traum so zu Herzen, daß er weder auf das Zureden seiner Vertrauten, welche ihm seine Angst ausreden wollten, hörte, noch es wagte, einen Fuß über die Schwelle seines Zimmers, geschweige denn in den Forst zu setzen. Einige Tage nachher erschallten plötzlich im jauchzenden Jubeltone die Hüfthörner, den Sieg über ein gefälltes Wild verkündend, der Jagdzug langte im Schloßhofe an, und wer schildert seine

Freude, als er seinen ihm angekündigten Mörder erlegt vor sich liegend erblickte. Er befahl Küche und Keller zu öffnen und die wackern Waidmänner mit Speise und Trank zu erfreuen, eilte in den Schloßhof und trat hohnlachend vor den erlegten Feind und rief, indem er seine Hand auf dessen Gepräge legte: nun wirst Du mir nichts mehr thun! Unversehens schlitzte er sich am Gewehr des Wildes, welches ihm eine Entzündung verursachte, die vernachlässigt in Brand überging und seinen Tod herbeiführte. Von dieser Zeit an läßt sich nun der Reuler feuerhauchend am Abend des St. Hubertustages sehen, und wehe dem, der ihm begegnet, indem er gewiß sein Gewehr schmerzlich empfinden würde.

697) Das Königsholz bei Zittau.

Lyser. Abendl. 1001 Nacht. Meißen, 1834. 12. Bd. IV S. 61 ff.

Als die Stadt Zittau noch dem Königreich Böhmen angehörte, regierte ein milder, weiser König daselbst; dieser hinterließ ein unmündiges Prinzlein, dem ein falscher Oheim die Krone nicht gönnte. Er sprengte aus, der junge Prinz sei auf der Jagd im Walde verunglückt, und setzte sich dreist die Krone auf's Haupt. Heimlich aber hatte er Mörder gedungen, welche dem Prinzen an das Leben gehen sollten, sie aber hatten Mitleid mit ihm und ließen ihn frei. Er entfloh und bettelte sich nach Zittau, wo sich ein wohlhabender Schuhmacher des armen Knaben, der zu ihm betteln kam, annahm. Er war zweifelhaft, ob er ihn wirklich für einen Prinzen halten sollte und schwieg deshalb weislich, aber er liebte den Knaben väterlich, lehrte ihm sein Handwerk und ließ ihn auch sonst in mehr Wissenschaften unterrichten, als ein Schuhmacher braucht. So vergingen einige Jahre, die Böhmen wurden von ihrem unrechtmäßigen Könige gedrückt und waren seiner Herrschaft müde. Jetzt fand es der verbannte Prinz an der Zeit, sich dem Volke zu zeigen. Es verbreitete sich die Kunde, Prinz Wenzeslaus, wie der verbannte Prinz von Rechtswegen hieß, lebe noch und sei ein muthiger, tapferer Prinz geworden. Viel Volks strömte hinzu, und als sie ihn sahen und an der Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Vater erkannten, riefen sie ihn zum Könige aus, der Platz, wo dies geschah, zwischen Zittau und dem später angebauten Flecken Herrnhut, heißt noch jetzt das Königsholz und das Haus, wo der Schuhmacher damals gewohnt, hat noch jetzt über der Thüre eine in Stein gehauene vergoldete Krone.

698) Der falſche Schwur.

Lyſer a. a. O. Bd. IX S. 18 sq.

In der Oberlauſitz lebte vor 100 Jahren ein Mann, den man im Verdacht verſchiedener feiner Betrügereien hatte. Beſonders, ſo ſagte man von ihm, ſollten ſeine Betrügereien im falſchen Meſſen der Garten- und Feldfrüchte beſtehen, mit denen er Handel trieb. Auch ſeine anfänglich ehrliche Frau verleitete er zum Betruge, und ſie ward nach und nach immer geübter in dergleichen Künſten. Einſt wurde es entdeckt, daß ſie das Geſpinnſt, mit dem ſie handelte, zu kurz weiſte. Perſonen, die welches von ihr gekauft hatten, wollten es ihr wieder zurück geben, ſie leugnete, daß dieſes kurz geweiſte Geſpinnſt von ihr ſei, und endlich kam es zu einem Streit, den die Gerichte enden ſollten. Der Frau ward der körperliche Eid zuerkannt und ſie ſchwur mit den Worten: „Gott ſtrafe mich und meine Nachkommen bis in's dritte und vierte Glied, wenn ich falſch geweiſt habe und das kurze Geſpinnſt mein iſt.“ Sie ward freigeſprochen. Nach Jahresfriſt klagte ſie über heftige Schmerzen in der rechten Hand, welche endlich von der Gicht ganz krumm gezogen wurde. Sie gebar einen Sohn und eine Tochter, beiden fehlte an jedem Finger ihrer Hände das letzte Glied. Jetzt gedachte man in der ganzen Gegend des Eides und die Frau ward allgemein verachtet. Ihre Kinder verheiratheten ſich, bekamen Kinder, und wieder fehlte dieſen an jedem Finger ihrer Hände das letzte Glied. Die Großmutter ſtarb in Reue und Leid, ihre Kinder erlebten noch Enkel, welchen ebenfalls an jedem Finger das letzte Glied fehlte. Dem Urenkel dieſer betrügeriſchen Frau, der über ſeine übelgeſtalteten und zu Wenig fähigen Hände ſehr niedergeſchlagen war, ward endlich ein Sohn mit ganz wohlgebildeten Händen geboren.

699) Das verfallene Schloß auf dem Stromberge bei Weiſſenberg.

Nr. I—III b. H. Klar. Die helle Sagenzelle. Löbau o. J. (1832) 12. S. 71 sq. Nr. IV—VIII v. Peſcheck bei Büſching a. a. O. Bd. II S. 201 sq. (Darnach b. Lyſer, Abendl. 1001 Nacht, Bd. XI S. 23 sq. u. Preusker Bd. I S. 85 sq.)

Zwiſchen Löbau und Weiſſenberg in einer ſehr anmuthigen Gegend liegt eine kegelförmig ſich erhebende Anhöhe, die ganz mit Kirſchbäumen bepflanzt iſt, und der Stromberg genannt wird. In dieſem ſoll ein großer Schatz verborgen liegen, ſo von böſen Geiſtern gehütet wird. Derſelbe rührt vermuthlich von den einſtigen Bewohnern einer Burg her,

die auf seinem Gipfel lag und von der nur noch wenige Trümmer von Mauerwerk und eine zerstörte Treppe Zeugniß geben.

Sobald das Schloß auf dem Berge zur Ruine geworden war, und das geschah vor der Erbauung Weißenbergs, fanden sich Berggeister in demselben ein, welche sorgfältig die verschütteten Schätze der ehemaligen Besitzer des Schlosses hüteten, namentlich einen langen Kasten aus Eisenblech gefertigt und eine Braupfanne. Diese räthselhaften Wesen zeigten sich meist einzeln oben auf dem Berge, zuweilen aber auch in einer ganzen Schaar. Mehrere der Ansiedler des genannten Ortes hatten schon längst den Wunsch, ein bekanntes bierartiges Getränk zu brauen, nur fehlte zur Verwirklichung desselben eine Braupfanne. Dieses Geräth zu kaufen waren sie nicht vermögend, und sie zu borgen, bot sich keine Gelegenheit dar. Da erfuhren sie endlich, daß auf dem zerstörten Schlosse des Stromberges eine Braupfanne sich vorfinde, die aber von Berggeistern verwahrt werde. Lange sann man hin und her, wie man wohl am Besten in den Besitz der Pfanne komme, und endlich entschloß man sich, zwei Männer durch's Loos zu erwählen, welche dann nach dem Bergschloß gehen und ihr Begehren da aussprechen sollten. Dies geschah. Zwei Männer erstiegen den Stromberg und traten zitternd und bebend ihr Anliegen vor den verwüsteten Mauern aus. Kaum war das geschehen, so erhielten sie mit dumpfer Stimme den Bescheid, nur bei Sonnenaufgang mit einem Wagen unten am Berge zu halten, da würden sie die Pfanne erhalten. Nach dem Gebrauche sei aber von ihnen ein Silberblechstück und ein kleines Weizenbrod in dieselbe zu legen und wieder an den Ort zu bringen, wo der Braupfanne Platz gefunden habe. Unter diesen Bedingungen stehe ihnen immer die Pfanne zum Leihen bereit. Froh und munteren Schrittes eilten die Abgesandten zu ihren harrenden Freunden zurück, und thaten, wie ihnen geheißen war. Bei Sonnenaufgang hielt ein Wagen am Berge und nahm die ansehnliche Braupfanne, welche allda auf zwei Stücken Holz ruhte, in Empfang. Nach dem Gebrauche legte man ein Silberblechstück und ein Weizenbrod darein und lud am Fuße des Berges das geborgte Brautgeräth wieder ab. War oft wiederholte sich diese Scene, bis endlich auf einmal die Berggeister erzürnt Steine nach den Abgesandten warfen und die Stiere tödteten, welche die Braupfanne ziehen sollten. Der Grund zu dieser Veränderung war folgender. Einer der Männer, welche die Pfanne zurück nach dem Berge zu schaffen hatten, nahm das Weizenbrod und aß es, und das Silberstück steckte er in die Tasche, die Pfanne aber verunreinigte er und lief davon. Von

dieſer Zeit an hat Niemand mehr die Pfanne geborgt erhalten, auch Niemand mehr dieſelbe zu ſehen bekommen.

II. Lange nach jener Zeit, in der die Berggeiſter die Braupfanne verborgten, arbeitete einſt ein Bauer derſelbigen Gegend auf ſeinem Felde in der Nähe des Stromberges; da ſah er von Zeit zu Zeit die Berggeiſter in graue Gewänder gehüllt, runde Kuchen, auf dergleichen Bretern tragend, hin- und herlaufen. Was haben die grauen Männchen nur heute für ein Feſt? gedachte er bei ſich ſelbſt, und von Appetit getrieben, rief er laut den Geiſtern zu: „Laßt mich doch auch miteſſen!“ „Wir werden Dir Etwas zukommen laſſen.“ rief eins der grauen Männchen, „komme nur in der Mitternachtsſtunde zu jenem großen Steine, der dort im Grunen liegt.“ Sobald die Sonne ihren höchſten Stand eingenommen, ſäumte der Bauer nicht, nach dem bezeichneten Ort zu gehen. Zu ſeinem großen Erſtaunen fand er ein Tiſchchen gedeckt, und darauf lag ein wohlgerathener Kuchen. Noch ehe ſich aber der Bauer niederſetzte, vernahm er deutlich die Worte: „nun iß den Kuchen, doch anſchneiden darfſt Du ihn nicht!“ Da ward ihm ganz eigen zu Muthe, und faſt hätte er den Kuchen ungegeſſen gelaſſen und würde davon gegangen ſein, wenn er nicht endlich von Ungefähr auf den Gedanken gekommen wäre, den Kuchen rundum auszuſchneiden. Außerordentlich mundete ihm das Gebäck, und als er ſatt war, ſagte er den Geiſtern ſeinen Dank, ſtand auf und wollte wieder an ſeine Arbeit gehen; allein kaum war er einen Schritt fortgegangen, ſo rief eine Stimme ihm die Worte nach: „der Teufel hat Dich klug gemacht. Hüte Dich, daß wir nicht auch an Dir thun, was Du an unſerem Kuchen gethan haſt!“ Nach Jahren fand man einen Leichnam unten am Stromberge im Blute liegen. Die Bruſt war aufgeſchlitzt und das Herz zerfleiſcht. Dieſer Unglückliche aber war jener Bauer, der den Kuchen ausgeſchnitten hatte.

III. Ein reiſender Cavalier aus Flandern kam auf ſeiner Reiſe nach Polen in die Gegend des Stromberges. Seine Liebe zu Abenteuern kam ſeinem großen Muthe vollkommen gleich, und darum entſchloß er ſich, ſogleich zur Nachtzeit das Schloß des Berges mit dem Schwerte in der Hand zu beſuchen, als er die Kunde vernommen hatte, daß da übermenſchliche Geiſter ihr Weſen trieben. Der Vollmond mit ſeinen milchweißen Strahlen übergoß zauberiſch die alten Schloßruinen und der Cavalier trat zu den Mauern der Burg. Alles war ſtill und offen ſtand ein kleines Pförtchen. Der Held ſchritt da hinein und kam in eine weite Halle, in deren Mitte eine mit Gold und Edelſteinen gefüllte Braupfanne und ein langer eiſerner Kaſten ſtand. Ein Augenblick genügte,

und die Halle hatte ſich mit einer Schaar grauer Männchen gefüllt. Der Cavalier ſtand ſtaunend an einem Pfeiler und wußte nicht, ob er ſeinen Augen trauen ſollte. Da trat eins der grauen Männchen zu dem Kaſten heran und öffnete durch einen Tritt darauf denſelbigen. Welch Wunder! Ein langes, ſchneeweißes Menſchengerippe richtete ſich empor und wandte die hohlen Augenhöhlen nach allen Seiten umher. Die grauen Männchen winkten freundlich dem ſtaunenden Cavalier, näher zu dem unermeßlich reichen Schatze zu treten. Er that es, doch im Nu ſank unter furchterlichem Getoſe die gefüllte Brunnpfanne in ein unterirdiſches Gewölbe hinab, und der Boden verſchloß ſich wieder. Ein gellendes Gelächter erſchallte aus dem Munde der Berggeiſter, das bleiche Gerippe aber verfolgte den aus der Halle entfliehenden Cavalier mit einem blinkenden Meſſer in der knöchernen Fauſt. Sobald der Cavalier aus dem Bereiche des Schloſſes war, ſah er ſich wieder allein. Kein Lüftchen regte ſich und ſchweigend blickte der volle Mond auf den bleichen Ritter und auf die hohen Schießruinen herab, doch nicht mehr gelüſtete es ihn, nochmals in das Gemäuer zurückzukehren.

IV. Ein armer Knabe hütete einſt auf dem Stromberge Kühe; als er nun aber müſſig da und dort herumſchlenderte, ſiehe! da lag plötzlich zu ſeinen Füßen das ſchönſte Goldſtück. Er bückte ſich, um es aufzuheben, aber indem er dies that, blitzte ihm ſchon wieder ein anderes in die Augen, ſchnell langte er auch nach dieſem, doch ſchon wieder ein neues glänzte daneben aus dem Graſe hervor. So ging es immer fort, und ſchon hatte der Knabe 10 der ſchönſten Goldſtücke in ſeine Mütze zuſammengeleſen, als ihm auch noch ein 11tes vor den Augen wegrollte. Auch dieſes wollte er ſich zueignen, doch dies war ſchon zu viel verlangt, eben als er ſich darnach bückte, erhielt er von unſichtbarer Hand einen derben Backenſtreich. Aber mit dieſem waren auch ſeine erſten bereits geſammelten Goldſtücke im Nu wieder verſchwunden und er blieb alles Suchens ungeachtet ſo arm, als er immer geweſen war.

V. Eine Frau, die am Fuße des Stromberges, wo einige Häuſer ſtehen, wohnte, gewahrte einſtmals, und zwar des Sonntags unter dem Gottesdienſte, daß an einem Orte jenes Berges Funken aus der Erde hervorſprühten und blaue Flämmchen emporloderten. Alsbald erinnerte ſie ſich an die alte Regel, daß man, wenn man ſo glücklich ſei, dies Zeichen wahrzunehmen, augenblicklich irgend etwas von Metall in jene Flämmchen werfen müſſe, um den darunter befindlichen Schatz, deſſen Anzeige ſie wären, feſt zu bannen, um ihn vor dem Weiterrücken zu bewahren. Unverzüglich warf ſie daher, da ſie eben nichts Anderes bei ſich hatte,

ihr Taſchenmeſſer auf jene vorbedeutungsvolle Stelle, lief ſodann eiligſt in ihre Wohnung zurück, um ſich die nöthigen Werkzeuge zum Graben herbeizuholen, und ſchritt nun, mit dieſen verſehen, rüſtig an's Werk. Der ganze Platz, wo ſie die bunten Flämmchen hatte ſpielen ſehen, ward nun emſig von ihr durchwühlt und durchgraben, und ſiehe da! ihre Hoffnung hatte ſie wirklich nicht getäuſcht, denn ſie fand, wenn auch nicht gerade pure Kremnitzer, doch wenigſtens eine bedeutende Anzahl uralter Groſchen. Sie war damit zufrieden und behielt daher ihren Schatz.

VI. Eine andere, ebenfalls in jener Gegend wohnende Frau, der die vorige, aus lauter Freude über ihr gehabtes Glück, den ganzen Vorfall von Anfang bis zu Ende und mit allen Nebenumſtänden erzählt hatte, nahm nun auch die Gelegenheit wahr, als einſt während des Mittagsgottesdienſtes wieder bunte Flämmchen aus der Erde hervor ſchielten, beobachtete dabei alle erforderlichen Umſtände und war ſo glücklich, bei angeſtelltem Nachgraben eine große Menge alter harter Thaler zu finden. Gierig, die ihr jetzt ſo günſtige Gelegenheit recht zu ihrem Vortheile zu benutzen, rafft ſie ſo viel als möglich von jenem Gelde in ihre Schürze und eilt damit nach ihrer Behauſung. Mit Emſigkeit zählt ſie hier ihren Schatz auf vielen Tiſchen und Bänken auf, nur begierig, zu erfahren, wie viel ihr das ſonſt ſo neidiſche Glück, dem ſie nun einmal die gute Stunde abgelauſcht hatte, beſcheert haben würde. Doch aber, als ſie im beſten Zählen iſt, däucht es ihr plötzlich, als ob ſie Feuerlärm höre, das ganze Dörfchen ſcheint in Flammen aufzugehen, daß die Lohe ihr glühendroth an's Fenſter ſchlägt: in der größten Beſtürzung eilt ſie plötzlich hinaus, die Gefahr zu unterſuchen, aber o Wunder! Alles iſt draußen ſtill und in der größten Ruhe, als ſie zum Hauſe hinaus tritt, und nicht die geringſte Spur einer Feuersbrunſt kann ſie bemerken. Staunend kehrt ſie jetzt wieder um, ihren Schatz vollends durchzuzählen, noch mehr aber ſtaunt ſie nun, als auch dieſer jetzt zu Nichts hingeſchwunden und auch nicht eine Spur davon mehr in der ganzen Stube zu bemerken iſt.

VII. Der Schatz auf dem Stromberge blieb aber nicht immer daſelbſt, die ihn bewachenden Geiſter hielten es einſt, vielleicht weil man demſelben allmählig zu ſehr auf die Spur gekommen war, für nöthig, ihn auf den felſigen Rothſtein bei Sobland zu bringen. Man erzählt ſich davon folgende Geſchichte: Ein paar Bauern aus dortiger Gegend ackerten einſt am Fuße des Stromberges; plötzlich kam ein kleines graues Männchen, ſie wußten ſelbſt nicht recht, woher, auf ſie zu und verlangte, daß ſie ihm ſogleich ein Geſpann von 6 rothen Ochſen verſchaffen ſollten,

weil die Braupfanne mit dem großen Schatze des Stromberges von diesem auf den benachbarten Rothstein gebracht werden solle. In nicht geringer Angst vor dem Berggeiste gaben sie ihm unverzüglich jeder die an seinen Pflug gespannten Ochsen, die zum Glück lauter rothe waren, und holten eiligst aus dem nahen Dorfe noch ein anderes Paar rother Ochsen hinzu, um den Wunsch des Geistes zu erfüllen. Dieser fragte sie hierauf, ob sie die Wegführung des großen Schatzes sehen oder hören wollten und gab ihnen nicht undeutlich zu verstehen, daß sie eins von beiden sich erwählen müßten. Die beiden Bauern, die sich nicht eben viel Gutes hiervon versprachen, dieses Anerbieten aber gänzlich auszuschlagen sich nicht getrauten, wählten das, wobei sie am wenigsten Gefahr zu laufen können glaubten und wollten sich gern mit dem bloßen Hören begnügen. Aber Zittern und Beben ergriff sie, als sie nun die Erde unter sich dröhnen und den großmächtigen Schatz wie einen gewaltigen Donner dahin brausen hörten.

VIII. In gewissen Zeiten war aber auf diesem wunderreichen Berge ein Schloß zu sehen, und deutlich beobachtete man dann aus der Ferne, wie die Bewohner daselbst ihr Wesen trieben. Niemand aber wagte es so leicht, persönlich dort einen Besuch abzustatten und das Wesentliche jenes Schlosses näher zu untersuchen. Im Gegentheil warnte man einander eher mit bedenklichen Mienen davor, um sich nicht größeren Gefahren auszusetzen, als man vielleicht zu überstehen im Stande sein mochte. Dennoch aber geschah es einst, daß ein Bürger aus der jenem Berge benachbarten Stadt Lehau, ohne daß er selbst davon wußte, jenes Schloß und seine Bewohner näher kennen lernte. Die Geschichte, die man sich davon zu erzählen weiß, ist folgende. Vor langer langer Zeit war einst ein Schuhmacher aus Lehau in dem etwa zwei Meilen davon entfernten Städtchen Weißenberg zu Markte gewesen, wobei ihn sein Weg am Stromberge vorbeiführte. Als er spät Abends wieder nach Hause kehrte, verirrte er sich im Dunkeln in der Gegend des Berges. Lange schon ohne Weg und Steg im Finstern herumirrend, gewahrte er endlich auf der Höhe jenes Berges den Schimmer eines Lichtes. Ohne irgend etwas Unheimliches zu ahnen, ging er darauf zu, staunte aber nicht wenig, als er bei mehrerer Annäherung ein schönes großes und erleuchtetes Schloß gewahrte, das ihm nicht im Geringsten bekannt war. Denn daß es das berüchtigte Strombergschloß sein konnte, ahnete er entweder nicht, oder er kannte auch die Sage davon gar nicht einmal. Froh, sich endlich aus der Verlegenheit helfen zu können, suchte er den Eingang, um dort sich eine Laterne zu borgen, mit deren Hülfe

er ſeine Reiſe beſſer und bequemer zu beendigen dachte. Ohne weitere Schwierigkeiten gelangte er in das Zimmer des Schloſſes, welches erleuchtet war, und fand darin zwei Herren. Einer ſaß an einem Tiſche und ſchrieb eifrig, was ihm ein Anderer, der mit verſchlungenen Armen in der Stube auf und abging, in die Feder zu ſagen ſchien. Letzterer redete den Schuhmacher in einem rauhen Tone an und fragte ihn mit kurzen Worten, was er wolle. Dieſer erzählte nun ſeine Geſchichte und trug ihm ſein Anliegen vor, erhielt aber für jetzt blos die Antwort von ihm, daß er es ſich vor der Hand gefallen laſſen müßte, 3 Tage und 3 Nächte bei ihnen zu bleiben, und daß es ihm nachgelaſſen ſein ſolle, ſich ſelbſt die Arbeit zu wählen, die er bei ihnen während der Zeit verrichten wolle. Der Schuhmacher aber, der ſo wenig zu dem einen als zu dem andern Luſt bezeigte, konnte ſich zu keiner beſtimmten Arbeit entſchließen, es ward ihm daher von jenen beiden Herren auferlegt, während ſeines Aufenthalts auf dem Berge Steine zu karren. So beſchwerlich ihm nun auch dieſes Geſchäft ſein mochte, ſo wagte er aus Furcht einer möglichen gefährlichen Ahndung es doch nicht, ſich deſſen zu weigern. Endlich am Abend des dritten Tages entließen ihn jene beiden Herren ſeiner Arbeit wieder, gaben ihm nach ſeinem Wunſche eine Laterne und erlaubten ihm, nun nach Hauſe zu gehen. Doch der Schuhmacher, der wo möglich gern einen Erſatz für die dreitägige Verſäumniß in ſeiner Arbeit gehabt hätte, war hiermit nun noch nicht zufrieden, ſondern er wagte es ſogar, ſich einen Lohn für die ganze 3 Tage lang treulich geleiſtete Arbeit auszubitten. Auf vieles Zureden und Bitten empfing er endlich nicht mehr und nicht weniger als einen Silberdreier, und zwar mit der Bedeutung, daß er dadurch, ob es gleich nur ein Geldſtück von ſehr geringem Werthe ſei, dennoch ſehr glücklich ſein werde, indem, ſo lange er dieſes beſitzen würde, es ihm nie an Gelde mangeln werde. Hiermit zufrieden, verwahrte der Schuhmacher dieſen Dreier ſorgfältig, beurlaubte ſich dann von den beiden Herren, und trat ſeinen Weg nach Hauſe an. Spät erſt in der Nacht kam er heim, und fand die Thüre ſeines Hauſes ſchon verriegelt und verſchloſſen; er klopfte daher mit aller Macht und rufte und ſchrie, damit ſeine Frau ihn hören und ſobald als möglich einlaſſen möge. Endlich aus dem Schlafe erweckt, erſchien dieſe, prallte aber mit einem lauten Schrei des Entſetzens zurück, als ſie in dem Ankommenden ihren Mann erkannte, den ſie ſchon längſt für todt gehalten hatte. Denn anſtatt daß er blos 3 Tage abweſend geweſen zu ſein glaubte, war er nicht weniger als ein ganzes Jahr entfernt geweſen, und in ſeiner Heimath hatte man ſich überredet, er müſſe

verunglückt sein, da er von dem damaligen Weißenberger Markte nicht zurückgekehrt war. Da er seinen Gedanken nach gar nicht lange abwesend geblieben, so war er mit der alten Ordnung der Dinge bald wieder vertraut, nur mit dem Unterschiede, daß er nun, seitdem der heilbringende Dreier vom Stromberge in seinem Beutel wohnte, und er diesen niemals leer werden ließ, sich selbst nicht mehr in jene Ordnung wieder hineinfügen wollte, und anstatt wie sonst fleißig zu arbeiten, jetzt nur dem Müssiggange und der Trunksucht sich ergab, weil er augenscheinlich bemerkte, daß er jenes nun nicht mehr nöthig habe, dieses ihm aber vergnügtere Tage gewähre. Doch dies, wozu ihn jener heilbringende Dreier verleitete, nämlich der Trunk, war im Gegentheil auch wieder die Ursache, daß er sich eines solchen unersetzlichen Schatzes verlustig machte. Denn als er einst in einem starken Rausche seinen vollen Beutel hervorsuchte und seine Zeche bezahlen wollte, aber aus Unachtsamkeit jenen glückbringenden Dreier ausgab, ward er dadurch, da er sich nun einmal an ein unmäßiges Leben gewöhnt hatte, zum Bettler.

700) Die Georgenkapelle auf dem Rothstein.

Nov. beb. v. Klar a. a. O. S. 79 sq.

Eine der schönsten Fernsichten, welche die Oberlausitzer Gebirge bieten, gewährt der Rothstein bei Sohland: er gleicht einem prächtigen in Form eines Hufeisens angelegten Schanzwalle, mit der Oeffnung nach Süden und der Rundung nach Norden gerichtet. Die westliche Kuppe von geringerer Höhe heißt der Georgenberg, und trägt die Ruine einer alten St. Georg geweihten Kapelle. Dieselbe war im Mittelalter in hohem Ansehn, kam aber durch eine daselbst verübte Greuelthat plötzlich in Verfall. Die Ursache war folgende: Auf der östlichen Kuppe des Berges stand eine Burg, welche dem Ritter von Rothstein gehörte. Derselbe war aber ein gefürchteter Raubritter, und sein Treiben brachte es bald dahin, daß die Kapelle von Niemandem mehr besucht ward. Einst sah er vom Fenster seines Schlosses aus einen von kostbar gekleideten Dienern begleiteten Wagen auf der Landstraße fahren, und da eben ein großer Theil seiner Leute auf einem Raubzuge aus war, konnte er nur durch List hoffen, einen glücklichen Fang zu thun. Er legte also ein Pilgerkleid an, und machte sich so unkenntlich wie möglich, stieg den Berg hinab und begab sich in das Haus eines Landmanns, vor welchem der Wagen Halt gemacht hatte. Er gab vor, er komme aus fernen Landen und wolle eines Gelübdes halber nach der Georgenkapelle pilgern, und es ge-

lang ihm auch, die Beſitzerin des Wagens, eine vornehme polniſche Edelfrau, die nach dem Tode ihres Gemahls auf einer Reiſe durch Deutſchland begriffen war, zu veranlaſſen, die Pilgerwanderung nach dem nahen Berge mitzumachen. Er nahm, um alle recht ſicher zu machen, den Landmann als Führer mit, und ſo ſtiegen ſie denn nur noch in Begleitung einer einzigen Dienerin der Dame den Berg hinan. An der Kapelle angelangt, gelang es ihm leicht, den nichts Böſes ahnenden Bauer auf die Seite zu locken und zu ermorden, und einige ſeiner Knechte, die in der Nähe der Kapelle verborgen lagen, ergriffen ohne Rühe die Fremde und ſchleppten ſie auf den Rothſtein, allein die Dienerin entging ihnen durch die Schnelligkeit ihrer Füße, eilte ins Dorf herab und machte Lärm. Einige zufällig anweſende Ritter von ihr zur Befreiung ihrer Herrin aufgefordert, beſchloſſen, womöglich das Raubſchloß durch Ueberfall zu nehmen, es glückte ihnen auch, weil die Beſatzung eben nicht im Schloſſe war, einzudringen, der Ritter und die wenigen Knechte, die ſich oben befanden, fielen nach verzweifelter Gegenwehr, allein die Edeldame fanden ſie nicht — wahrſcheinlich hatte ſie der Böſewicht ermordet. Von Zorn entbrannt ſteckten ſie das Raubneſt in Brand, es ſtürzte in Trümmern zuſammen, und begrub in ſeinem Sturze die mit Schätzen angefüllten unterirdiſchen Gemächer. Die Georgenkapelle ward ſeit dieſer Zeit von Jedermann ängſtlich gemieden, ſie kam in Verfall, und man behauptet, daß es zur Nachtzeit in ihrem Innern umgehe und wimmere. Das Wehklagen ſoll die unglückliche Dame verurſachen, die Spukgeſtalt aber, die man zuweilen geſehen hat, ſoll der Geiſt des Raubritters ſein, der nirgends, auch in der Kapelle nicht Ruhe findet.

701) Martin Pumphut in der Lauſitz und der General Sybilski.

Gräve S. 83. sq. cf. S. 88. sq. Taſchenb. f. d. Lauſitz. Görlitz 1855. I. S. 105.

Der uns aus dem Voigtlande bereits bekannte Martin Pumphut ſpielt auch in der Lauſitz eine große Rolle. Man erzählt von ihm, daß er gleich nach ſeiner Geburt, die nach der Terminologie den Müllerburſchen anno Toback in dem Dörfchen Spubla bei Hoyerswerda ſtattfand, auf räthſelhafte Art aus ſeiner Wiege verſchwunden ſei, und an ſeiner Stelle eine rieſige Ringelnatter darin gelegen habe, als nun aber ſeine verzweifelten Aeltern nach ihm geſucht, ſei er plötzlich von ſelbſt friſch und geſund wieder gekommen. Wie er ſechs Jahre alt war, zog eine

Zigeunerhorde durch das Dorf seiner Geburt und ein Mitglied derselben stellte ihm das Prognosticon, er werde weit in der Welt herumkommen, zwar im untern Stande bleiben, jedoch Reichthümer erwerben, viel Aufsehen erregen, jedoch endlich durch ein Frauenzimmer ums Leben kommen. Der Knabe wuchs nun heran, lernte außer seiner Muttersprache, dem Wendischen, auch deutsch, und zeichnete sich vor andern Knaben seines Alters höchstens durch größere Schlauheit und Neigung zu lustigen Streichen aus. Nachts, wenn er schlief, will man sonderbare Gestalten über seinem Haupte schweben gesehen haben, und wenn er bei Nachtzeit ausging, wollen Viele ein Flämmchen in Kegelgestalt vor und hinter ihm bemerkt haben. In gereifteren Jahren erlernte er die Müllerprofession, trat seine Wanderzeit an, wo man ihm wegen seines hohen, spitzen, breitgerandeten Hutes jenen Spitznamen beilegte, allein von wem und wo er seine Teufelskünste gelernt, davon schweigt die Geschichte. Er war überall und nirgends. Bald segelte er in einem papiernen Nachen über die Saale, Elbe und Mulde, bald ritt er auf einer großen Heuschrecke durch die Luft, hier zerschnitt er einen Mühlstein (z. B. in Budissin in der großen Mühle, wo man denselben noch sehen kann), dort setzte er (bei Dresden) auf einmal alle Windmühlen in Bewegung, indem er nur durch ein Nasenloch blies. Zu Volkmarsdorf, wo man eine Mühlenwelle bereitete, bemerkte er im Vorbeigehen, daß sie zu kurz sei, man lachte ihn aus, da er zurückkehrte, überzeugte man sich von der Wahrheit und bat um seine Hülfe. Er dehnte sie wie Pfefferteig aus und setzte sie die schlenke Welle zu. Zu Heiligenbeil*) schlenderte er seine Axt an den Kirchenthurm, wo sie einhieb und noch heutigen Tages zu sehen ist. In Leipzig, im Gasthofe zum goldenen Siebe hieb er am hellen Tage eine Menge Haken aus dem Kachelofen heraus und wieder hineinmauern. Hier leitete er die Saale aus ihrem Bette und wies ihr einen andern Lauf an, damit die Müller, die ihm kein Geschenk gereicht hatten, nicht mahlen konnten, indeß andern, die ihn freundlich aufgenommen, das Wasser zu keiner Zeit mangelte, wodurch sie zu Vermögen gelangten. Bald verwandelte er die Pferde eines betrügerischen großen Roßhändlers, der ihm, dem Armen, einen Sitz auf dem Handpferde verweigert hatte, in Strohwische, bald ließ er bei eingetretenem Mißwachs einem Bauer, der ihn bei einer

*) Nach der preußischen Volkssage war aber ein Wunder des Teufels- und Heidenbekehrers Anselmus die Ursache des Namens Heiligenbeil. S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 203.

Krankheit gepflegt, eine überreiche Armee ſammeln, bald machte er den Adjutanten des Generals Sybilski in Teufelskünſten

Dieſer königlich polniſche und kurf. ſächſ. General, Johann Paul Sybilski von Wolfsberg (geb. 1677 geſt. 1763) war ebenfalls ein arger Zauberer. Den Tag vorher, als er bei Zehren und Lommatzſch (13. December 1745) die preußiſche Arrieregarde total ſchlug, und dabei keinen Mann verlor, ließ er ſein Regiment zu drei Mann über einen ſchwarzen Mantel marſchiren und rief ihnen zu: Burſchen, wenn Ihr in's Gefecht kommt, vergeßt nur meinen Namen nicht, es bleibt kein Mann, der Feind verliert einen Großen (den General von Röhl)! Vor der Schlacht bei Kollin am 18. Juni 1757 ſoll er allemal beim neunten Mann jedes Gliedes einige unverſtändliche Worte gemurmelt und ſeinen Leuten den Sieg verſprochen haben. Der glückliche Erfolg bewahrheitete es, denn ſein Regiment erbeutete 9 Fahnen. Da er noch als junger Officier in Polen ſtand, fand einſt in Dresden ein glänzender Maskenball Statt, worüber einer ſeiner Kameraden äußerte, wie er von Herzen gern demſelben beiwohnen möchte, allein es fehle ihm an Geld, auch ſei, da der Ball übermorgen beginne, die Zeit zu kurz, ſelbſt wenn man Dr. Fauſt's Mantel beſäße, um zur rechten Zeit daſelbſt einzutreffen. Sybilski, der es gehört, nahte ſich und raunte ihm in's Ohr: Geld iſt's wenigſte, vertraue mir Kamerad. Uebermorgen Nachmittags um drei Uhr ſtelle Dich vor dem Thore bei der großen Fichte ein, wir brechen auf, und ſind noch vor dem Beginn der Redoute in Dresden! Verblüfft ſah ihn der Ballluſtige an, wollte ſprechen, allein Sybilski gebot ihm Stillſchweigen und entfernte ſich. Zur beſtimmten Zeit und Orte erſchien der Krieger und fand bald Sybilski, der in ſeinen rothen Mantel gehüllt angeſchritten kam, er ſchlang ſelbigen um ihn, befahl ihm, weder rück- noch vorwärts zu blicken, und nun gings fort durch die Luft, als flögen ſie davon. Abends Schlag fünf Uhr befanden ſie ſich in Dresden, hatten noch Zeit genug ſich zu ſammeln und einen Maskenanzug zu wählen, worauf ſie mit jugendlichem Frohſinn der Redoute beiwohnten, am andern Morgen um 9 Uhr Dresden verließen und auf dem Mantelfuhrwerke Mittags um 11 Uhr auf dem Paradeplatz in Warſchau probemäßig gekleidet eintrafen. In Großſärchen bei Hoyerswerda ſoll er den vorbeifließenden Bach — um ihm eine andere Richtung zu geben — umgeackert haben, da ihm aber der vorgeſpannte polniſche Ochſe ſcheu geworden, ſo habe der Bach ſeinen noch gegenwärtigen krummen Lauf erhalten. Nach Dresden fuhr er von Särchen aus in unglaublich kurzer Zeit, lenkte die Pferde und befahl dem Kutſcher, ſich hinten in den Wagen ſchlafen zu legen. Und-

lich wachte der Kutscher auf, sah sich um und bemerkte mit Staunen, daß ihre Reise nicht auf der Erde fort, sondern durch die Luft ging. Im ersten Schreck schrie er laut auf und wollte aufstehen, allein sein Herr bedrohte ihn hart und hieß ihn sich ruhig niederlegen, indem sie sonst beide unglücklich sein könnten. Während des Gespräches waren sie auch wirklich schon in Gefahr gekommen, indem sie aus Unachtsamkeit des Herrn sich nicht hoch genug gehalten, daher der Wagen an der Thurmspitze der Kamenzer Hauptkirche angefahren und sie gebogen habe, in welchem Zustande sie sich auch noch bis zum 15. Jänner 1791, wo der Blitz in den Thurm schlug und die Haube desselben bis auf die Mauer verbrannte, befand. Einst kam nun der verrufene Pumpbut, welcher nachher sein treuer Begleiter war, zu ihm und rieß ihm seine Kunste an. Sybilski warf schwarze Haferkörner in den Kachelofen, welche sich sofort in Fußvolk verwandelten, herauskletterten, sich auf dem Schloßhofe versammelten, manövrirten, sich wieder in ihre kupferne Kaserne begaben, und wieder als schwarze Haferkörner darinnen lagen. Pumpbut langte nun aus einer am Fenster stehenden Mulde einige Erbsenkörner heraus und warf sie ebenfalls in den Kachelofen, welchem sogleich völlig equipirte Reiter entstiegen. Allein da er Sybilski's Worte nicht wußte, vermochte er sie nicht wiederum in den Kachelofen zu bringen, vielmehr legten sich ihre Klingen auf seinem Rücken in unangenehme Bewegung, und nur Sybilski's Machtworten gehorchten sie. Einst soll derselbe Sybilski dem Pachter auf dem Ostravorwerk bei Dresden die Schafe in Schweine verwandelt haben, wobei derselbe natürlich nichts verlor. Was Martin Pumpbut anlangt, so soll derselbe auch früher noch zu Hildesheim sich als der Geist Hütchen gezeigt, auch dem Herzog von Friedland, Albrecht v. Wallenstein als graues Männchen wesentliche Dienste geleistet haben, und endlich mit einem reizenden Frauenzimmer unter Hinterlassung jenes curiosen Hutes aus einem Gasthofe zu Paderborn zu Ende des 7jährigen Krieges verschwunden sein. Wenigstens hat man seit gedachter Zeit von seinem Thun und Treiben nichts mehr vernommen.

702) Der Wundervogel auf der Lausche.

Nach Grave a. a. O. S. 95. 94.

Auf der Lausche bei Zittau zeigt sich, wie wohl äußerst selten, ein Vogel von gar wunderlicher Gestalt: Ständer gleich einem Storch, Kopf und Schnabel wie ein Lämmergeier, große Fittige wie ein Fregattvogel, und einen

Schwanz wie der Secretär habend, von überaus buntfarbigem, wunderschönem Gefieder. Dieſer ſeltene Vogel iſt nichts mehr und nichts weniger als ein von einem böſen Zauberer in einen Vogel verwandelter Prinz. Dieſer Prinz war aus dem Böhmerlande, eben ſo ſchön von Geſicht als reizend von Geſtalt, in allen Künſten und Wiſſenſchaften ſeiner Zeit erfahren, menſchenfreundlich und wohlthätig, kurz das vollkommene Muſter eines Fürſten, nur ein etwas zu eifriger Freund der Jagd. Eines Tages jagte er nach der Mittagsſtunde in der Nähe der Lauſche. Da begab es ſich nun, daß ein gewaltiger Adler in der Luft kreiſte, der Prinz ſendete von ſeinem Bogen einen fern treffenden Pfeil nach ihm, und aus den Wolken herab ſtürzte der König der Vögel, und fiel in den auf der Lauſche damals befindlichen Garten eines Zauberers, welcher unglücklicher Weiſe in einer Laube daſelbſt ſein Mittagsſchläfchen hielt. Wüthend über das Getöſe, welches der Adler in ſeinem Falle verurſachte, und über den Schaden, den das herabſtürzende ſchwere Thier in den Blumen und Geſträuchen des Gartens verurſacht hatte, eilte der Zauberer aus demſelben, und als er den Prinzen vor ſich ſah, berührte er ihn mit ſeinem Zauberſtabe und rief: ſei einer des Geſchlechts, wovon Du einen getödtet, ſo lange bis Dich ein Jäger, der ſeiner Herrſchaft nie etwas veruntreut hat, erlegt!

703) Der Zwerg bei Hörnitz.*)

Gräve S. 107.

Unweit der Stadt Zittau beim Dorfe Hörnitz liegt ein von Porphyrſchieferſtücken wild zuſammengeworfener mittelmäßig hoher Berg, von welchem man ſich folgende Sage erzählt. In der Geiſterſtunde vom 14. bis 15. Januar d. i. in der Nacht vor St. Vitus, entſteigt dieſem bemooſten Felſen unter Donner und Blitz ein äußerſt ungeſtalteter Zwerg mit dickem Kopfe, rothen Triefaugen, Säbelbeinen und zwei gewaltigen Höckern auf dem Rücken, welcher in der linken Hand einen mit Edelſteinen reich beſetzten goldenen Becher, in der rechten aber einen großen Erdmolch hält, und wo denn, im Falle er ihn in den Kelch taucht und aus demſelben eine blaue Flamme entſteigt, die Umgegend Brandunglück trifft; wenn hingegen ſelbigem Blut entquillt, ſo ereignet ſich in der Gegend eine Mord-

*) Willkomm, Sagen a. d. Oberlauſitz Bd. I S. 27 ff. erzählt die Sage ganz andere.

that. Der Zwerg dreht übrigens den Kopf bald auf diese bald auf jene Seite, öffnet den Mund, als wenn er sprechen wolle, stampft mehrere Male mit dem Fuße auf einen gewissen Fleck des Berges, und verschwindet mit einem Seufzer unter Donner und Blitz beim ersten Hahnenrufe. Er kann, da er warnt und Niemandem je geschadet, nicht bösartig sein, scheint jedoch wohl etwas geiziger Natur zu sein, indem noch nie bekannt geworden ist, daß er Jemandem etwas geschenkt habe.

704) Der Teufel in der Oberlausitz.

Preusker Bl. I. S. 179. sq.

Viele Orte beider Lausitzen haben Namen und Spuren vom Teufel. Einst wollte er von der Landskrone einen Stein auf die Peterskirche zu Görlitz schleudern, allein eine höhere Macht lähmte seine Rechte, er ließ ihn auf dem Wege dahin bei Biesig fallen, und man sieht die Eindrücke der glühenden Teufelskralle noch daran. Ein anderer Stein, vom Teufel nach der Kirche zu Ludwigsdorf geschleudert, fiel ebenfalls weit vom Ziele nieder, man kann ihn bei Hennersdorf noch liegen sehen *). Auf dem Gipfel des Todtensteins bei Königshayn hat er seine Krallen eingedrückt. Auf dem Hochsteine daselbst hat er gesessen und sich die Kleider geflickt. Man sah noch vor 1807 die Vertiefung, wo er gesessen, und andere kleinere, wo der Zwirnknaul und anderes Nähzeug gelegen, alle diese Löcher aber wurden im genannten Jahre bei Aufrichtung von Stangen zu Messungen unkenntlich. Beim Bau der Bautzner großen Mühle hat er wacker mitgeholfen, sich aber dafür einen Mahlgang reservirt (s. oben Nr. 619). Bei Arnsdorf ist im Busche ein Ruhestein des Teufels. Zwischen Grodiz und Weicha am Löbauer Wasser in der sogenannten Stala ist in einem Felsen ein Teufelskeller, welcher bis unter das Altar in Görlitz fortgehen soll. Da der Teufel von einem Geistlichen unter das Altar gebannt ward, so entschlüpfte er durch diesen Gang. **)

Zwischen Plischkowitz und Kleinbautzen findet man einen aus drei Steinmassen bestehenden alten altarförmigen Felsen, welcher ein etwas irreguläres, von Osten nach Westen zu 6 Ellen langes und 9 Ellen breites

*) S. Büschings Volkssagen S. 177. Grosser, Merkw., Th. V. S. 12. Görlitz. Wegweiser 1832 Nr. 16. Richter im Dresdner Merc. 1830. Nr. 151. Funke's Leben der Görlitzer Past. Primarii S. 117 sq. Cf. Görlitz. Wegweiser 1833 S. 309. sq.

**) S. Gräve a. a. O. S. 194. 176. 197.

Viereck bildet, jedoch von der durch und durch gehenden ungefähr eine Elle weiten Spaltung in zwei Theile getrennt wird; an der östlichen Seite dieſes ſogenannten Teufelsſteins bemerkt man einige Stufen, und an einem wahrſcheinlich ſonſt oben darauf geweſenen, bei der Zerſtörung dieſes Altars in jene Kluft geworfenen 5 Ellen langen, 4 Ellen breiten und $^3/_4$ Ellen dicken Steine ſind zwei ovalrunde beckenförmige, ſehr glatt ausgehöhlte Vertiefungen eingehauen, die für Eindrücke des Teufels gehalten werden. Nach der Volksſage rühren dieſe Eingrabungen davon her, daß der Teufel auf dieſem Steine ſeine Hoſen ausbeſſerte, welche er einſt von einem liſtigen Müller, mit dem er ein Bündniß gemacht, auf ein Mühlrad verlockt, beſchädigt hatte, und hier ſeine Scheere, Nadel und Fingerhut niederlegte. Nach einem andern Berichte hätte hier einmal ein Rieſe geſeſſen, der ſo groß war, daß er von da blos einen Schritt nach Klein-Saubernitz nöthig hatte, ſeine Füße reichten gerade bis zu dem großen Teiche, der jetzt aber beſäet iſt, wo er ſich dieſelben wuſch, ſeine Pfeife zündete er ſich bei der Gleierſchen Windmühle an, auch ſchleuderte er einen großen ovalen Stein, der noch vorhanden iſt, bis zu jenem Saubernitz, wo auch noch der Eindruck ſeiner Fußtapfen zu ſehen iſt.

Auch bei Kamenz giebt es einen ſolchen Teufelsſtein, eine Stunde von der Stadt und gegen 500 Schritte öſtlich von der Senftenberger Straße. Dieſer gegen 10 Ellen hohe Granitblock diente nicht blos zu einer Grenzſcheide, ſondern jedenfalls auch zum Opferaltare, und hatte eine faſt froſchartige Geſtalt. Da wo er jetzt zum Theil abgeſprengt iſt, befand ſich früher eine keſſelartige Aushöhlung von mehreren kleinen Löchern umgeben. Man erzählt, daß, als das erſte Gotteshaus in Camenz erbaut werden ſollte, der Teufel den Baumeiſter zu verführen geſucht und ihm angelegen habe, jenen Fels dazu mit zu benutzen, weshalb er ihn auch zur beſtimmten Stunde an Ort und Stelle ſchaffen wolle, allein der Teufel hatte ſeine Kraft überſchätzt. Er legte zwar eine große Kette um den Stein, wovon als Eindruck noch jetzt an der öſtlichen Seite längs des unteren Theils des Steins eine Vertiefung läuft, und hob ihn in die Höhe, allein er marterte ſich vergeblich damit, denn als mit dem Schlage 12 Uhr der Mitternacht des beſtimmten Tages es noch nicht gelungen war, ließ er ihn aus Verdruß wieder umfallen, ſo daß er noch jetzt ganz ſchief, nach Biela zu hoch, nach Camenz zu geneigt liegt, und fuhr auf und davon. In einigen, noch vor 50 Jahren neben dem Steine vorhanden geweſenen tiefen Gruben, Erdkeſſel oder Teufelsgruben genannt, hat der Teufel zuweilen gekocht, und man hat dann in der Tiefe der Löcher es einem Hirſebrei gleich plappern hören, doch iſt es gefährlich

gewesen, Steine hinabzuwerfen. Ein Paar Hirtenknaben aus Biela, welche einst ihr Vieh daselbst hüteten, und den Teufel necken wollten, warfen Steinchen in seinen Brei, doch hat er dies sehr übel genommen, denn drei große schwarze Raben sind auf sie zugeflogen, und haben sie und ihr Vieh, welches später lange Zeit Blut statt Milch gegeben hat, mit Flügeln und Schnäbeln so übel zugerichtet, daß sie zur eiligsten Flucht in's Dorf genöthigt wurden; darauf ist es lange Zeit den Hirten verboten gewesen, in der Nähe des Steines zu hüten.*) Auch dem Bauer, welcher das Obere des Steines absprengte, ist dies theuer zu stehen gekommen, denn seitdem hat er wenig gesunde Stunden mehr auf der Welt und von allen Bädern, die er besucht, keinen Nutzen gehabt. Daß Schätze, eine ganze Braupfanne voll Gold unter diesem Steine liegen, wird in der Umgegend als gewiß versichert, denn man hat sie oft brennen sehen, auch zuweilen Geld dabei gefunden. Doch aber soll das Nachgraben darnach sehr gefährlich sein, da man den Zauberspruch nicht kennt, wodurch der den Schatz bewachende Geist zu bannen ist, wie es denn auch denen, welche es versuchten, gewöhnlich schlecht bekommen sein soll. Einst versuchten beherzte Leute aus den obengenannten umliegenden Dorfern zur Hebung des Schatzes den Stein zu untergraben. Doch obwohl es an einem schönen Vormittage geschehen, ist doch plötzlich ein furchtbares Wetter mit Sturm und Gewitter entstanden, und ein herbeispringender Mann von verdächtigem Aussehen rief ihnen zu: „seht Ihr Verwegenen denn nicht, daß Eure Dörfer in hellen Flammen stehen?" Erschrocken aufblickend haben die Arbeiter auch wirklich nichts als Rauch und Flammen gesehen, und sind sogleich nach ihren Orten geeilt. Doch dort angelangt, hat die Sonne freundlich geschienen, und ist nichts von einer Feuersbrunst zu bemerken gewesen, dadurch aber die Lust wiederum nachzugraben allen Umwohnenden auf immer vergangen.

Einst war der Teufel auf dem Wege, um Kneschki, d. h. kleine Herren, Junker auszusäen. Als er nun von der Bautzner Gegend aus über Wittichenau, Hoyerswerda und Senftenberg kam, um in der Niederlausitz seine Saat fortzusetzen, verlor er bei dem Dorfe Skeda bei Senftenberg einen solchen Kneschk. Aergerlich sagte er: to je skoda (das ist Schade)! weil er den Junker hatte für die Niederlausitz aufsparen wollen, wo es noch an solchen mangelte, und davon hat dann jenes Dorf den Namen erhalten.

*) Nach Gräve S. 106 soll der Teufel alle Mal am Vorabend der Walpurgisnacht hier sein Nachtmahl halten, sich von höllischen Geistern bedienen lassen, und nachdem er sich für den Walpurgisabend mit Speise und Trank gestärkt und der Ruhe gepflegt, dann seine Reise fortsetzen.

Von Schweynitz aus, nordwestlich in der Haide befindet sich eine kleine, kaum bemerkbare Anhöhe, der Teufelsberg oder das Teufelskanapee genannt. Dieses soll der Fleck sein, auf welchen der Teufel, als er vom Himmel gestürzt wurde, fiel, den er alljährlich an dem Tage, wo es geschah, besucht, und daselbst seine Ruhe pflegt, da man ihn denn ganz genau im damaligen Costüm mit zerbrochener Krone und zersplittertem Scepter schauen kann. *)

Ueberhaupt giebt es noch in Sachsen viele Ortsnamen, die auf Teufelssagen anspielen, so einen Teufelsberg zwischen der Stadt Goldiz und dem Dorfe Lastau, ein Teufelsgehau, eine Grotiendorfer Amtswaldung zwischen Rittersgrün und Wiesenthal mit dem Teufelsbrunnen, den Hauptquell des Erbisbaches, einen Teufelsgrund in der sächsischen Schweiz, einen anderen am Hartenberge bei Roßwein, eine Teufelskluft oder die Prinzenhöhle, wo von Rosen und Schönfels sich 1455 mit dem Prinzen Ernst versteckt hatte, eine Teufelsmühle bei Pirna unter dem Wilischberge, einen Teufelsstein 1½ Stunde von Johann Georgenstadt am Schwarzwasser, eine Teufelswand bei Unterblauenthal; Teusdorf bei Sybra ohnweit Frohburg heißt in Urkunden Teufelsdorf; zwischen Geithayn und Goldiz nördlich von der Mark Ottenhain liegt ein Teufelsgrund, in welchem das in Urkunden erwähnte Teufelsdorf gestanden haben soll; den Teufelsgraben bei Goselitz kennen wir aus unsern Sagen, bei Pirna liegt ein Gut, Kleinseidewitz, das die Hölle genannt wird, denselben Namen führt ein einzeluliegendes Wirthshaus zwischen Schöna und Wiesenburg an der Mulde, die Hölle heißt ein Thal bei Johnsdorf und dem Oybin, einen Höllengrund finden wir bei Hinterhermsdorf in der sächsischen Schweiz, und bei Oberpöbel im Amte Altenberg, einen Teufels- oder Höllengrund bei Rittersgrün, Höllensteg heißt ein entlegener Theil von Possek bei Oelsnitz, sonst giebt es noch einen Höllhammer bei Klingenthal, ein Höllhaus im Amte Schellenberg, ein Höllkruken, Amtsgut unter Lauterbach bei Oelsnitz, zwei Höllenmühlen, eine bei Augustusburg, die andere bei Rochsburg, eine Höllenwiese bei Blauenthal, einen Teufelssee hinter Arensfeld ꝛc.

705) Der Beensstein bei Neudörfel.

Preuker I. S. 38.

Bei Neudörfel in der Nähe von Zittau erblickt man eine Menge wild durch einander geworfener, zum Theil hausgroßer, nahe an der

*) S. Gräve S. 145, der auch S. 165. eq. den Ursprung der allerdings nicht in unsere Sammlung mehr gehörigen Sagen von dem Teufelswehr und der Teufelsstube zu Wehrau mittheilt.

Wittiche gelegener Steinblöcke, wovon mehrere eine ſchmale Höhle bilden. Etwa 80 Schritte davon liegt auf einer theils von Steinen, theils von der Wittiche umgebenen fruchtbaren Wieſe das Veenhaus, deſſen Beſitzer ſeit Menſchengedenken (ſeit 1521) ſtets der Veensmann genannt wird. Vor langen Jahren hat man einen ſolchen Veensmann bald auf dieſem bald auf jenem Wittich-Ufer bleichen ſehen, dann iſt ſtets das in der Nähe geweidete Vieh unruhig geworden und hat nicht freſſen wollen; auch Torfe hat derſelbe bei ſich ſtehen gehabt. Vor 300 Jahren hat hier einmal ein Wundermann wie ein Einſiedler gelebt, der das Orakel und der Helfer der ganzen Umgegend geweſen ſein ſoll.

706) Der Veens- oder Feensmännelberg bei Oſtrih.

Preuker, Bd. I. S. 41. Lauſitzer Mag. 1838. S. 182. vgl. cf. 1829. S. 249. vgl. Klar a. a. O. S. 133. vgl. Grave S. 105.

Am rechten Neißeufer auf der von Rhonau bis Niederau ſich hinziehenden Anhöhe ſüdöſtlich von dem Städtchen Oſtrih liegt der zu dem Dorfe Blumberg gehörige Veens- oder Feensmännelberg. Nach der Volksſage iſt dieſer Berg ehedem von einem von Statur kleinen Völkchen bewohnt geweſen, welches daſelbſt früher als die Oſtriher anſäſſig war, und von welchem dieſe, wenn ſie Bier brauen wollten, meiſt eine Braupfanne zu entleihen pflegten. Als Erkenntlichkeit dafür wurde bei der Rückgabe der letzteren, welche ſtets bei einem über die Neiße führenden Steg zur Abholung hingeſetzt ward, eine Semmel hineingelegt. Dies freundſchaftlich nachbarliche Verhältniß dauerte lange Zeit fort, bis einſtmals Jemand die Dankſemmel aus der Pfanne und eine Unreinlichkeit dafür hineingethan hat. Als in der Folge das Städtchen Oſtrih in Beſitz von Thurmglocken gelangte, und die Feensmännel beſonders den Ton der großen Glocke nicht vertragen konnten, haben ſie den Berg gemeinſam verlaſſen, und ihren Weg durch die Altſtadt von Oſtrih, mithin von Oſten nach Weſten zu genommen, ihre Häupter ſind bei dieſem Zuge mit Melkgelten bedeckt geweſen. Noch zeigt man einen Weg zwiſchen zwei Häuſern, den ſie einſchlugen. Oft wird von den dortigen Einwohnern ihrer geſprächsweiſe gedacht, und z. B. von Jemandem in ſehr kurzen Kleidern geſagt: er geht wie ein Feensmännel, u. dergl. Im Augenblick der Sacramentswandlung in der Chriſtnacht öffnet ſich der Berg, dann ſieht man eine Schaar kleiner Männchen in kurzen Kleidern in großen Geldhaufen wühlen, die dem dorthin verſchlagenen Wanderer mit eintöniger Stimme zurufen: greif einen Griff und ſtreich einen Strich und packe Dich! Wem

nun das Glück wohl will, daß er gerade in diesem Augenblicke dahin kommt, der kann sich so viel von den dort aufgethürmten Goldhaufen nehmen, als er mit einem Griff fortbringen kann, aber ja nicht mehr.

707) Zwergsagen in der Gegend um Zittau.

Lausitz. Mag. 1823. S. 63. sq. 1839. S. 215. 1838. S. 90. 379. Liebusch, Chronik von Senftenberg 1827. S. 14. 27. sq. Lausitz. Monatschr. 1797. S. 75. sq. Peschek in Büschings Wöchentl. Nachr. Bd. I. S. 72. sq. 97. sq. 291. 294. Haupt u. Schmaler, Wendische Volkslieder Bd. II. S. 265. Görlitzer Wegweiser 1833. S. 804. sq. Dietmanns Staats- u. Reisegeographie Bd. I. S. 923. Knauth in d. Dresdner Gel. Ang. 1750. XI. S. 294. Preuser Bd. I. S. 50. sq. 156. Variecia, Bd. IV. S. 82. Winter in d. Gesit. Z. 1851. Nr. 179. Anton, Progr. de Querno. Görlitz 1846. 4.

Das fabelhafte Volk der Zwerge (slavisch ludki*) lebt ebenso in den Lausitzer Sagen wie in denen anderer deutscher Provinzen. In der Zittauer Gegend heißen sie Querze, und man nimmt gewöhnlich kleine Höhlen und Felsenspalten als ihre Wohnsitze an. So giebt es z. B. am Breitenberge bei Haynewalde ein Querzloch und einen Querzbrunnen, desgleichen bei Ditterobach zwischen Großschönau und dem benachbarten böhmischen Dorfe Warnsdorf ein Querzloch ꝛc.

Am Meisten trieben sie sonst ihr Wesen mit den Bewohnern der um den Breitenberg gelegenen Dörfer, wer Muth hatte, konnte ihr Thun und Treiben näher beobachten und es täglich sehen, wie einer nach dem andern zum sogenannten Querzloche aus- und einging. Ebenso quollen beständig neue Zwerge aus dem Querzborne heraus. Den benachbarten Dorfbewohnern wurden sie besonders dadurch lästig, daß sie sie öfters, wiewohl unsichtbar beschmaußten und ihnen Brod und andere Speisen aus den Häusern nahmen. Zum Glück wußte man endlich eine Vorkehrung gegen diese Broddiebe ausfindig zu machen; dies war nämlich der Kümmel, denn ein Brod, worin einige Kümmelkörner mitgebacken worden waren, rührten die Querze nie an; es hatte dann einen Geschmack, der ihnen zuwider war. Bisweilen sollen sie den Leuten aber auch Geschenke gemacht haben. Einst hörten sie von Ungefähr, daß ein Bauer aus Bertsdorf, der nicht weit von ihnen sein Feld bearbeitete, von seiner Frau nach Hause gerufen wurde, um zu einer Hochzeit, zu der sie

*) Die vor dem Berliner Thore von Lübben befindliche Hügelkette heißt jetzt noch die Ludjenberge, weil die Zwerge in ihnen ihren Aufenthalt gehabt haben sollen.

beiderſeits an jenem Tage geladen waren, ſich fertig zu machen. Dies ließen die Querzlein ſich nicht ungeſagt ſein, ſie berathſchlagten unter ſich und waren bald einig, jene Hochzeit auch insgeſammt zu beſuchen, und ſich einmal einen recht guten Tag auf anderer Leute Unkoſten zu machen. Ueberall ruften ſie einander zu und erinnerten einander noch ausdrücklich, die Nebelkäppchen nicht zu vergeſſen und mitzunehmen. Dies hörte ein anderer Bertsdorfer Einwohner, der ebenfalls auf dem Felde an des Berges Fuße arbeitete, und halb im Spaße, halb im Ernſte rief er den Querzen zu, auch ihm eine Nebelkappe mitzubringen. Die Querze ließen ſich bereitwillig finden, brachten ihm wirklich eine mit, und erlaubten ihm ebenfalls mit zu jener Hochzeit zu gehen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, bei Tiſche ja von den Ueberbleibſeln nichts mit ſich zu nehmen, wenn er ſich nicht ihren Zorn zuziehen wolle. Uebrigens ließen ſie ihm in Rückſicht des Eſſens und Trinkens völlige Freiheit. Der Bauer ging mit und ließ ſich völlig unſichtbar Alles wohlſchmecken. Als der Schweinebraten an die Reihe kam, konnte er aber doch der Luſt nicht widerſtehen, ein Stückchen für ſeine Frau und Kinder einzuſtecken, doch kaum war es geſchehen, ſo riß ihm ein Zwerg das Mützchen vom Kopfe, und er ſaß nun den Hochzeitsgäſten ſichtbar mitten unter ihnen in ſeiner Alltagskleidung am Tiſche. Man ſtaunte nicht wenig, und als er die Urſache des Mitkommens, und daß auch noch Zwerge zwiſchen jeden zwei Gäſten ſäßen, erzählt hatte, war es den letzteren erklärlich, daß jede Schüſſel immer ſo bald ausgeleert und auf der Hochzeit ſo äußerſt viel gegeſſen worden ſei. Doch der Hausvater zürnte nicht, bat vielmehr den Bauer auch den andern Tag zu Gaſte, und obwohl dies nicht bei den Querzen geſchehen war, ſo merkte man dennoch ihre Gegenwart an dem wiederum ſehr ſichtlichen Abnehmen der aufgetragenen Speiſen.

Uebrigens waren die Querze nicht immer ſo begehrlich und gewinnſüchtig, ſondern ihre Beſuche waren bisweilen vortheilhaft für die Bewohner eines Hauſes, z. B. wenn ſie ſich bei Taufgaſtmählern und überhaupt in Wochenſtuben einſtellten, dann drängten ſie ſich nicht als ungebetene Gäſte zu den Tiſchen ein, ſondern bielten, wenn auch vielleicht nicht für Alle, doch wenigſtens für die Wöchnerin ſichtbar, ihr eigenes Mahl, entweder unter dem Ofen oder unter dem Bette der Wöchnerin, wo man ſie, um die Wöchnerin nicht etwa Gefahren auszuſetzen, gern ungeſtört und in Ruhe ließ. Sie waren auch wohl höflich und brachten der Wöchnerin etwas von ihren Eßwaaren, z. B. einen Zwieback zum Geſchenk in's Bette. Einſt hörte eine Wöchnerin, die noch das Bett hütete, und eben allein in der Stube war, plötzlich ein ungewöhn-

les Geräuſch in ihrem Zimmer, ſie blickte nach der Gegend, von wo es herzukommen ſchien, und ſieht zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, daß in der Nähe des Ofens unten an der Wand plötzlich eine, nur unbedeutend große Oeffnung ſichtbar wird, und daraus ein kleines graues Männchen oder Querzlein hervorkommt, mit vielen Grüßen ihrem Bette ſich nahend. Er redet ſie mit Höflichkeit an, und erbittet ſich die Erlaubniß, daß eine ganze Geſellſchaft ein Gaſtmahl in dieſer Stube halten möge, und verſpricht für die Erlaubniß im Namen Aller erkenntlich zu ſein. Die Wöchnerin ertheilt die gebetene Erlaubniß und das Männchen empfiehlt ſich mit vielen Begrüßungen wieder. Bald darauf hört die Wöchnerin durch jene Oeffnung ein neues noch größeres Geräuſch, und das kleine graue Männchen erſcheint wieder an der Spitze von einer Menge ebenſo kleinen Hausgeſindes, das wie geſchäftige Ameiſen, kleine Tiſche und Stühle und ganze Körbe voll der köſtlichſten Eßwaaren und Speiſen durch jene Wandöffnung herbeibringt, und nun damit die Tiſche auf's Schönſte beſetzt. Jetzt erſchallen Töne aus der Ferne, ſie nähern ſich allmälig, und es treten nun, ebenfalls durch jene Oeffnung mehrere Tonkünſtler mit Saiten- und Blastonwerkzeugen ein, an die ſich ein langer bunter Zug von lauter ſolchen kleinen Weſen anſchließt. Die Geſellſchaft nimmt Platz an den Tiſchen und hält ein lebhaftes vergnügtes Mahl unter der angenehmſten Tiſchmuſik. Nach aufgehobener Tafel ertönt eine muntere Tanzmuſik, und ſchon fangen die kleinen Leutchen an ſich bunt durch einander zu drehen und zu ſchwenken, als plötzlich ein neues Querzlein in's Zimmer geſtürzt kommt, die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlägt und voller Betrübniß ausruft: O große Noth, o große Noth! Die alte Mutter Pump iſt todt! Wie ein Donnerſchlag tönt dies den kleinen Gäſten in die Ohren, ſo ſchnell als möglich nimmt jeder die Flucht. Alles was von Sachen da war, wird eiligſt hinweggeſchafft, und zwar Alles zu der Oeffnung wieder hinaus wie es hereingekommen war. Die ganze Stube war nun wieder leer und einſam, nur jenes kleine Weſen, das allem Anſchein nach die Stelle eines Gepräng meiſters bekleidete, war noch zu ſehen; es kam auf die Wöchnerin zu, erzählte ihr, daß der plötzliche Tod der Ahnfrau ihres Stammes ſie in Schreck und große Betrübniß verſetzt habe, und daß ſie nun ſehr unglücklich werden könnten; es bedankte ſich übrigens höflich für die ertheilte Erlaubniß des Zutritts in die Wochenſtube, und ſchenkte der Wöchnerin im Namen der ganzen Geſellſchaft zum Danke dafür drei Geſchenke, nämlich einen goldenen Ring, einen ſilbernen Becher und ein Waizenbrödchen. Dieſe drei Dinge, ſagte das Männchen, ſeien von der größten Wichtigkeit, denn

ſo lange ſie alle drei vereint in dem Stamme bleiben würden, werde er immer größer, angeſehener und reicher werden, und Glück und Ruhm werde ſein Eigenthum ſein. Sie mußten daher alle drei als ein werthes Heiligthum betrachtet und ſorgfältig aufbewahrt werden, der Ring aber ſolle allemal in dem Geſchlechte des älteſten Sohnes verbleiben und von deſſen Gemahlin getragen werden. Hierauf empfahl ſich das Männchen höflichſt wieder, und verſchwand durch die bewußte Oeffnung und dieſe mit ihm. Der Wöchnerin war es, als ob ſie aus einem Traume erwache, und ſie würde auch Alles für einen Traum gehalten haben, wenn nicht die drei Geſchenke ihr ſo in die Augen geglänzt hätten. Sie rief nun ihre ganze Sippſchaft zuſammen, und man berathſchlagte, wie dieſe Koſtbarkeiten am Beſten zu verwahren ſeien. Es ward ein feſter ſteinerner Thurm erbaut, und der ſilberne Becher und das Waizenbrödchen tief in ſeinem Innerſten verwahrt, ſo daß Niemand im Stande war, dieſe heilbringenden Gaben dem Stamme zu entwenden, den Ring aber trug die, der er geſchenkt worden war, unabläſſig an der Hand. Nach ihrem Tode aber erbte er als ein Altertheil der Vorſchrift gemäß von Glied zu Glied fort, und das Geſchlecht war ſeit dem Beſitze dieſer Zaubergaben immer größer, reicher und angeſehener geworden, ſo daß man das Glück, welches ihnen von Jahr zu Jahr immer ſchöner erblühte, nur einem höheren Schutze zuſchreiben konnte. Siehe, da war einſt die Beſitzerin dieſes Ringes ſo unvorſichtig, ihn zu verlieren, und alles Nachſuchens ungeachtet war er ſchlechterdings nicht wieder aufzufinden. Troſtlos brach die Familie in Klagen aus, und fürchtete den Zorn jener Weſen, deren Hülfe ſie ſich bisher zu erfreuen gehabt hatten. Mit Recht, denn ein Ungewitter erhob ſich plötzlich über jenem alten Thurme, der als Trutz- und Schutzwehr dieſer Geſchenke galt, ſpaltete ihn nach einem furchtbaren Blitz und Gekrach von oben bis unten, und verſchlang in einem Nu die verehrten Heiligthümer. Von dieſem Augenblicke aber ging der Verheißung nach der Stern dieſes Geſchlechtes unter, denn mit dem Beſitze dieſer Geſchenke war auch ſeine Größe und Wohlſtand für immer dahin.

Dieſe Geſchichte wird übrigens von verſchiedenen Adelsgeſchlechtern erzählt (ſ. oben Nr. 374), nur mit dem Unterſchiede, daß in einer Familie der Unglücksbote gerufen haben ſoll: der König iſt todt, und in einer andern wieder: Urban iſt todt.

Zu dem Beſitzer der am Berge bei Dittersbach auf dem Eigen in der Oberlauſitz gelegenen Halbhufe kam einſt, während er ackerte, ein Zwerg und bat ihn, es Hübel (einem weiblichen Zwerg) zu ſagen, daß Habel (ein männlicher Zwerg) geſtorben ſei. Als nun der Bauer

dieſen ihm ſonderbaren Vorfall beim Mittagseſſen erzählt, kommt ein bisher nie bemerktes Weiblein aus einem Winkel der Stube zum Vorſchein, eilt wehklagend zum Hauſe hinaus und den Berg hinauf, ohne daß man es je wieder geſehen hat.

Uebrigens heißt es in einer alten Chronik des Eigenſchen Kreiſes alſo: „Die Einwohner melden, daß von der Zeit, ehe die große Glocke (nämlich zu Dittersbach) iſt gegoſſen worden, ſo geſchehen 1514, im Dietrichsberge Zwerge gewohnt haben. Sie ſind oft in's Dorf gekommen und haben ſich in die Häuſer und Stuben verfüget, alſo daß die Leute ihrer gar gewohnt geweſen, nachdem aber die Glocke gegoſſen und geläutet worden, hat ſie der harte Schall des Erzes, welchen ſie nicht erdulden können, vertrieben, daß man derſelben keines mehr geſpüret hat.“ Die, welche auf oder in dem breiten Berge hauſten, preßten aus dem nahen Dorfe Haynewalde einen Bauer mit ein Paar Wagen und ließen ſich fortfahren (nach Böhmen). Die beiden Wagen wurden gepfropft voll, denn die ganzen Querze hingen ſich darauf und daran, ſo daß an jeder Latte und jeder Speiche ein Querzlein hing. Den Bauer, der dieſe Fuhre übernahm, belohnten ſie ſehr reichlich, ſo daß er dadurch zu einem reichen Manne wurde, und alle ſeine Nachkommen ſich dieſes Glückes noch erfreuen konnten. Die Querze ſagten beim Abſchiede, dann würden ſie wiederkommen, wenn die Glocken wieder würden abgeſchafft ſein, und „Wenn Sachſenland wieder käm' an Böhmerland“, dann, meinten ſie, würden auch beſſere Zeiten ſein. *)

Uebrigens ſoll ſich alle fünf Jahre um 11 Uhr in der Nacht von Johannis Enthauptung auf jenem Berge eine Art Leichenzug ſehen laſſen. Iſt nämlich der Mitternachtsſtunde letzter Ton verhallt, ſo entſteigt dem daſelbſt befindlichen ſogenannten Querzloche eine Menge in tiefſte Trauer gehüllter Zwerge. Lange Flöre entwallen ihren kleinen runden Hütchen, acht Mann, welche gedämpften Poſaunen Klagetöne entlocken, ſchreiten voran, ihnen folgt ein langer Zug, in deſſen Mitte unter Vortritt eines Vornehmern als die andern ſechzehn Zwerge, die das Sargtuch tragen, und denen eben ſo viel zur Seite ſtehen, ein offener Sarg folgt, in welchem ein ebenfalls ſo kleines todtes Männchen mit Silberhaaren und Bart, eine Krone auf dem Haupte und einen Scepter in der rechten Hand, liegt. Mit Blumen aus arabiſchem Golde und wundervollen köſtlichen Edelſteinen iſt der Sarg geſchmückt. Nachdem ſie dreimal in die Runde ge-

*) Dieſe Sage iſt poetiſch beh. von Segnitz a. a. O. Bd. I. S. 76. ſq. Die folgende erzählt Gräve S. 149.

zogen sind, wird der Sarg, nachdem er geschlossen, wiederum unter Klebklagen der Erde übergeben. Ist der Sarg in die Erde versenkt, so vereinigen sich die Zwerge in dem daselbst befindlichen Querborne, ordnen sich in Reihe und Glied, die Trauermusik beginnt, und nach und nach verschwinden sie wieder im Querloche.

708) Der Nachtjäger. *)

N. Lausitzer Mag. 1838. S. 385.

Einst kommt spät in der Nacht ein Mann von Spitzkunnersdorf nach Haynewalde. Er hört Hundegebell, sieht weit umher aufgestellte Netze, erblickt auch endlich dreibeinige Hunde emsig jagend. Er kommt etwas in die Irre, fürchtet sich gehörig, erreicht aber doch glücklich und ohne Schaden das Dorf.

709) Der gespenstige Ochse bei Horka.

N. Lausitz. Mag. 1838. S. 385.

Bei Horka ist sowie bei Görlitz eine Hügelreihe, welche sich von Westen nach Süden hinzieht, unter dem Namen: die Weinberge bekannt. Die Benennung derselben soll sich davon herschreiben, daß vor Zeiten auf diesen Bergen ein Schloß gestanden, wo man Wein geschenkt hat. Weit und breit sind Leute zu Wein gegangen und gefahren, wo es dann geheißen hat: wir fahren auf die Horkschen Berge zu Weine. Die Horkschen Unterthanen haben auch alljährlich einen gewissen Geldzins, sowie einen gemästeten Ochsen dahin entrichten müssen. Ein solcher Ochse geht dort noch jetzt um: der Ochsenknecht auf dem Dominio Ober-Horka, Herrmannschen Antheils, ein Mensch von 17 bis 18 Jahren, hat ihn erst neuerdings gesehen, als er gegen Abend die Ochsen hütete. Etliche Abende hinter einander erschien ihm nämlich ein Ochse, von Farbe ganz weiß. Als der Knecht vor Furcht nicht mehr allein austreiben wollte, so ging der Dominialpächter, der Jäger und mehrere Andere mit Flinten bewaffnet mit. Da nun der Ochse, wenn man spricht, sich wieder entfernt, so hatte man dem Ochsenknecht gesagt: wenn der Ochse kommt, so laß nur die Peitsche fallen. Als dies geschieht, aber die Uebrigen

*) Von diesem ist in der Oberlausitz oft die Rede: er ist jedoch gleichbedeutend mit dem wilden Jäger.

keinen Ochſen ſehen, ſo frägt der Begleiter, wo denn der Ochſe wäre? „Dort kehrt er wieder um, und geht jetzt gerade über die Brücke weg", antwortete der Knecht. Sie mußten alſo unverrichteter Sache nach Hauſe gehen.

710) Das Grab des böſen Jägers zu Horka.

N. Lauſitz. Mag. 1839. S. 338.

Auf dem Kirchhofe zu Horka gegen Norden, dicht an der hohen Mauer erblickt man ein langes, mit Moos, Gras und Blumen bewachſenes Grab, deſſen Hügel mit der Zeit eingeſunken iſt. Kein Leichenſtein, kein Todtenkreuz nennt uns den Namen und die Schickſale deſſen, der hier verſenkt wurde, kein Greis des Orts weiß darüber ſichere Kunde zu geben, nur im Munde des Volks wird er der grüne Mann, und ſein Grab das Grab des böſen Jägers genannt. Aus dieſem Namen geht hervor, daß er finſteren und menſchenfeindlichen Sinnes geweſen iſt, und ſelbſt noch im Grabe weiß er ſich furchtbar zu machen. Als vor mehreren Jahren der Todtengräber einem Verſtorbenen das letzte Bett bereiten wollte, und die Schaufel in das Grab des böſen Jägers ſtieß, um hier ein neues Grab zu graben, bekam er von unſichtbarer Hand eine ſo derbe Ohrfeige, daß er Schaufel und Geräth im Stiche laſſend, ſcheu und entſetzt entfloh. Seitdem hat kein Todtengräber es gewagt, das Grab des böſen Jägers zu berühren und den Schlaf des grünen Mannes zu ſtören. Nur Einer machte ſcheu den Verſuch, allein das Grab war felſenhart, und er konnte die Schaufel nicht in den Hügel ſtoßen. So bleibt das Grab verſchont, während alle übrigen Gräber nach einer Reihe von Jahren wieder benutzt werden, denn jeder fürchtet die geſpenſtige Ohrfeige.

711) Der Alex zu Horka.

N. Lauſitz. Mag. 1839. S. 339.

In einer alten Kammer an der Kirche zu Horka findet ſich ein altes roh aus Holz geſchnitztes Chriſtusbild, ſitzend, das dornumflochtene Haupt mit der Hand ſtützend, dem Alt und Jung den unerklärlichen Namen Alex beilegen. Dieſes Bild iſt ein Gegenſtand der Furcht und des Schreckens für Viele. Einſt, ſo erzählt man, ging eine Magd des Cantors, um Gras auf dem Kirchhofe zu ſchneiden, vor jener dunkeln Kammer, in der das gefürchtete Bild ſich befindet, vorüber. Leichtſinn und

Uebermuth verleiteten sie zu der verwegenen Aufforderung: Alex, komm, hilf Gras schneiden! Unverzüglich bekommt sie von unsichtbarer Hand eine sehr fühlbare Züchtigung. Andere erzählen, die Magd sei auf dem Kirchhofe gewesen, um die Abendfeierglocke zu läuten, und habe die gefürchtete Gestalt aufgefordert, ihr zu helfen, worauf sie die obige Strafe empfangen habe. Auch will der Nachtwächter in einer stürmischen Nacht die verrufene Gestalt in der Geisterstunde am Kirchhofthore gesehen haben.

712) Die Zwergbochzeit.

Grave S. 174. Darnach Winter in d. Heimat. J. 1854. Nr. 29.

Wenn man von Gaußig nach Neukirch geht, kommt man über eine mit verschiedenen Hölzern bewachsene Anhöhe, links neben derselben erblickt man aber einen freien, mit Wiesenblumen bedeckten Platz, gewöhnlich der Tanzplatz genannt. Von diesem erzählt man, daß in der Bartholomäusnacht auf einmal ein dichter Nebel von der Erde aufsteigt, aus welchem nach und nach kleine niedliche Geschöpfe beiderlei Geschlechts auftauchen, in das nächste Buschwerk schlüpfen und dann, wenn der Nebel verschwunden ist, Paar und Paar unter Vortritt von Spielleuten aus dem Dickicht kommen, ein schön geschmücktes Brautpaar mit sich führen, dreimal im Kreise herumziehen, sich dann an eine reich besetzte Tafel setzen, an welcher Braut und Bräutigam den Ehrenplatz einnehmen, sich in Speise und Trank gütlich thun, und nach beendigter Mahlzeit in lustigem Reigentanze sich umherschwenken, bis sie, wenn der Frühnebel aufsteigt, in ihre unterirdische Wohnung zurückkehren. Wer ihnen durch Zufall in den Weg geführt wird, den beschenken sie reichlich, wer sie aber belauern will, der büßt seinen Vorwitz mit einem Buckel voll Prügel.

713) Die kostbaren Kegel. *)

Grāve S. 68.

Nicht weit von dem unfern Zittau gelegenen Dorfe Ober-Oderwitz erhebt sich ein kahler Berg, auf dem einst Riesen gewohnt haben sollen. Diese waren aber arge Heiden und trieben hier ein Wesen als wenn die ganze Welt ihr eigen wäre. So hatten sie sich dort einen großen Kegel-

*) Ganz anders erzählt Willkomm. Sagen a. d. Oberlausitz Bd. II. S. 1. eq. diese Sage.

ſchub eingerichtet, auf dem ſie mit ſechs goldenen Kugeln nach neun goldenen Kegeln zu ſchieben, und jeden glücklichen Schub mit ungeheurem Jauchzen zu verkünden pflegten. Eines Tages, am Feſte aller Heiligen, trieben ſie eben ihr Weſen gar zu arg, fluchten und läſterten ſchrecklich, ſpielten bis um Mitternacht, und kümmerten ſich weder um Gott noch Menſchen. Da öffnete ſich plötzlich der Himmel, ein Feuerball fuhr herab und begrub Kegel, Kugeln und Rieſen in der Erde. Hier liegt der geſchmolzene Goldklumpen noch heute und harrt der glücklichen Hand, die ihn zu Tage fördere.

714) Das Bild zu Baruth.

Gräve S. 81.

Im Jahre 1683 beſuchte eine Gräfin Truchſes ihre Freundin, eine Frau von Gersdorf, auf deren Schloſſe Baruth bei Budiſſin, um das Ende des Sommers bei ihr zuzubringen, während ihr Gemahl im öſterreichiſchen Heere gegen die Türken diente. Am 12. September d. J. ward bekanntlich Wien entſetzt, und im Schloſſe zu Baruth zur Feier dieſes Sieges nach einigen Tagen ein großes Feſtmahl veranſtaltet. Da trat am hellen Tage ein öſterreichiſcher Krieger in's Tafelzimmer und ſtellte ſich hinter den Stuhl der Gräfin. Dieſe ſich umwendend, erkannte ſogleich ihren Gemahl, den ſie mit dem freudigen Ausrufe: Graf Truchſes! begrüßte, aufſpringen und ihn umarmen wollte. Allein verſchwunden war der Ritter. Man hielt es anfangs für einen Scherz, womit er ſeine Gattin habe necken wollen, durchſuchte das ganze Schloß, fand ihn aber nicht. Die Gräfin wurde nach langem vergeblichen Harren gefährlich krank. Da traf auf einmal die Nachricht ein, ihr Gemahl habe im Gefecht einen tödtlichen Säbelhieb in den Schädel erhalten, an deſſen Folgen er am Tage der Siegesfeier im Schloſſe zur nämlichen Stunde, wo ſich jene Erſcheinung zeigte, geſtorben ſei. Die Beſitzerin des Schloſſes ließ über dieſe Begebenheit von geſchickter Hand ein Bild entwerfen, auf dem die Scene dargeſtellt war, wie der Ritter hinter den Stuhl ſeiner Gemahlin tritt, und dieſes befand ſich noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der Bildergallerie des Schloſſes.

715) Der Feuermann bei Baruth.

Gräve S. 193.

Auf dem $1^1/_2$ Meile von Budiſſin in der Nähe von Baruth gelegenen ſogenannten Schaafberge zeigt ſich in der Andreasnacht zur ge-

wöhnlichen Geisterstunde ein Feuermann, welcher weit und breit seine prasselnden Flammen schleudert. Hier in in einer großen eisernen Truhe ein unermeßlicher Schatz vergraben, auf welchem Behälter eine kleine Schatulle von Ebenholz mit Elfenbein ausgelegt steht. Ein Graf von Gersdorf, Besitzer dieses Gutes, ließ in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter Leitung eines sachkundigen Jesuiten daselbst nachgraben. Nach langer Mühe stieß man endlich auf die Truhe, worüber man sofort dem Grafen Bericht erstattete. Dieser begab sich sogleich an den bezeichneten Ort und sah mit seinen eigenen Augen die Truhe und Schatulle, auf derselben aber ein zusammengerolltes Papier, welches er wegzunehmen befahl. Darin stand aber: Wer dieses Kistchen öffnet, dem kostet es seinen erstgeborenen, und wer sich dieser Lade bemächtigt, seinen zweiten Sohn. Der Graf, welcher nur zwei Söhne hatte, die er gleichartig liebte, erschrak heftig, ließ die Grube wiederum verschütten und der Schatz blieb ungehoben.

716) Die drei goldenen Kronen zu Reschwitz.

Gräve S. 98.

Als das Rittergut Reschwitz noch dem Fürsten von Teschen gehörte, ließ derselbe einst einen Goldschmied von Dresden kommen, der ihm zu einem Weihnachtsgeschenk für seine drei Söhne drei goldene Kronen anfertigen sollte. Er machte ihm die strengste Verschwiegenheit zur Pflicht, und erlaubte ihm nur nach Tische das Zimmer im alten Schlosse, wo er arbeitete, auf einige Zeit zu verlassen. Gleichwohl entdeckten die Kinder, nachdem sie lange vergeblich sich bemüht hatten, hinter das Geheimniß zu kommen, dasselbe doch noch, und sagten ihrem Vater unverholen, daß sie wüßten, was er für sie zu Weihnachten bestimmt habe. Dies verdroß denselben aber dermaßen, daß er mit eigener Hand die fertigen Kronen zum Fenster hinaus in den vorbeifließenden Graben warf, wo sie noch jetzt liegen sollen.

717) Der blutende Geist zu Reschwitz.

Gräve S. 97.

Auf dem alten Schlosse Reschwitz, nicht weit von Budissin (im sogenannten Orangenhause) erscheint den 7. Juli, manchmal auch zu andern Zeiten in der Mitternachtsstunde eine bleiche abgehärmte Gestalt voller Blut, welche um das Schloß herumgeht, und dann mit einem

tiefen Seufzer wiederum verſchwindet. Die Veranlaſſung dazu iſt folgende: Als am 6. Juli des Jahres 1698 Joh. K. Joachim, Rittmeiſter auf Garitſch, und Jacob, auf Zeſcha, Gebrüder von Ibeler bei ihren Vetter, W. Ehrenreich von Ibeler auf Reſchwitz bei einem freundſchaftlichen Gaſtmahle waren, erhob ſich zwiſchen erſtgenannten Beiden ein Streit über politiſche Meinungen, welcher ſo heftig wurde, daß ſie in's Nebenzimmer gingen und ihre Degen zogen. Der Wirth, Wolf Ehrenreich dies bemerkend, eilte ihnen, um Ruhe zu ſtiften, ſofort nach, redete zur Sühne und ergriff, ſich unter die Kämpfenden werfend, einen Stuhl, wobei er von einem der Zornwüthigen einen Stich erhielt, an deſſen Folgen er am andern Tage ſtarb.

718) Der Holzmann.

Gräve S. 134.

Geht man von Budiſſin auf der Löbauer Straße, ſo erblickt man unweit des Dorfes Kittlitz linker Hand ein Birkenwäldchen. In dieſem begegnet man zu gewiſſen Zeiten einem langen abgehagerten Mann von verfallenem Geſichte, mit kleinen ſtechenden Augen und auffallend ſpitzem Kinn, welcher mühſam unter einer ſchweren Reißighocke einher keucht. Wer ihn grüßt oder gar die gute Meinung hat, ihm ſeine Laſt zu erleichtern, dem hockt er auf, erſchwert ihm den Weg, treibt allerlei Unfertigkeiten, und entläßt endlich die auf dieſe Art von ihm Gequälten, nachdem er ſie derb durchgeprügelt hat. Der Geſpenſtige war nämlich, als er noch die Weltluft einathmete, ein harter, unerbittlich ſtrenger Holzförſter, der die armen Holzleſenden grauſam behandelte, und deſſen Geiſt nunmehr bis zur Erlöſung zum Herumirren verbannt iſt. Von denjenigen, welche ihn grüßen, glaubt er, daß ſie ihn kennen, und mit ſeiner Strafe bekannt ſind, und durch ihr Hülfeanbieten ihn nur verhöhnen.

719) Der Schatz im Kirſchauer Raubſchloſſe.

Klar a. a. O. S. 89. sq. Gräve S. 145. sq.

Südlich von Budiſſin, ohngefähr $2^1/_2$ Stunde, liegt in reizender Gegend unfern des Dorfes Kirſchau auf einer Anhöhe die Ruine der alten Raubburg Kirſchau. Am Meiſten tritt von den noch vorhandenen Mauerüberreſten das Hauptthor nach der Burg hervor, deſſen Höhe jetzt freilich kaum noch 4 Ellen beträgt, da die Schwelle wohl eben ſo tief

mit Schutt bedeckt ist. In diesen Ruinen ist es zu Anfange des Frühjahres und Herbstes angeblich nicht ganz geheuer, denn man will zu dieser Zeit dumpfes Gewimmer, starkes Waffengeklirr, heftiges Kettengerassel, aber auch gellendes Gelächter, wilden Sang und lauten Becherklang hier gehört haben. Seltener ist aber etwas zu sehen gewesen, doch haben sich auch furchtbare vermummte Gestalten erblicken lassen, welche im Schlosse die Runde machten, und dann plötzlich wieder verschwanden. Mehr als dies Alles hat schon seit Jahrhunderten die Aufmerksamkeit manches Bewohners der Umgegend ein eiserner Kessel auf sich gezogen, welcher tief unter den Trümmern des alten Raubschlosses ruht, und einen unermeßlichen Reichthum an Gold und Edelsteinen birgt. Obgleich gedachter Schatzkessel von mächtigen Geistern bewacht wird, nämlich von einem schwarzen furchtbaren Ritter mit einem blutrothen Helmbusche auf dem Haupte und einem mächtigen, von Menschenblut rothgefärbtem Schwerte in der Hand, und von einem nimmerschlummernden Falken mit eisernem Schnabel und panzerfestem Gefieder angethan, so ist es doch nicht im Bereiche der Unmöglichkeit, ihn zu heben, und dann zu seinem Nutzen anzuwenden. Derjenige, welcher den Schatz heben will, muß in der Nacht vom 22. zum 23. Februar — Petri Stuhlfeier — geboren sein, am Tage Petri Kettenfeier oder den 1. August in drei auf einander folgenden Jahren das heilige Abendmahl genossen haben, und sich genau die Zauberformel merken, welche ihm in der heiligen Christnacht träumen wird. Dies ist aber noch nicht Alles. Der vom Schicksal zur Erhebung des Schatzes Bestimmte hat nun in der Nacht von Petri Kettenfeier sich auf die oben angegebene Landstraße von Budissin hinter dem Dorfe Postwitz zu begeben, einen schwarzen Kater, eine schwarze Schlange und einen schwarzen Hahn allda zu schlachten, das Blut mit Bilsenkrautasche zu vermischen, sich damit Gesicht und Hände zu waschen, und dann dreimal die Zauberformel nach der Burgruine zu auszusprechen. Hierauf wird ein Wunder geschehen und Alles, was ihm befohlen wird, muß er verrichten, wenn er nicht den Schatz wieder verschwinden oder gar sich gemißhandelt und verstümmelt sehen will.

Noch ist der Schatz nicht gehoben, trotz dem, daß zweimal Versuche dazu gemacht worden sind, die aber beide schlecht abliefen.

Im Jahre 1602 wagte es ein Bauer mit Hülfe seines Sohnes diesen Schatz zu heben, und begann auch die Beschwörung, welche nach Aussage seines Sohnes in soweit glückte, daß sich der Berg öffnete und der Kessel sichtbar wurde, allein da der gute Landmann von der Zauberformel etwas vergessen hatte, oder dieselbe nicht gehörig

ausſprach, erſchien ein ſchwarzer furchtbarer Ritter mit blutrothem Helmbuſche, Feuer flackerte aus der Erde, und eine ſchauderhafte Stimme rief: Wehe, wehe Dir und Deinen Thaten! Ein Donnerſchlag erfolgte, der Schatz verſchwand, der Sohn ergriff die Flucht, und den Vater fand man am andern Morgen mit umgedrehtem Halſe und ſchwarzem Geſicht in dem ſogenannten Schloßgarten entſeelt liegen.

Im Jahre 1607 ward ein zweiter Verſuch gemacht durch einen gewiſſen Karl Lende aus Budiſſin, einen jungen Mann, der auf leichte Weiſe zu Reichthum und Anſehen gelangen wollte. Allerdings war er erſt 18 Jahre alt, allein da ſeine Geburt wirklich in der Nacht vom 22. zum 23. Februar erfolgt war, er auch in der letztvergangenen Chriſtnacht die fragliche Zauberformel geträumt und ſich wohl eingeprägt hatte, ſo ging er muthig ans Werk. Einen ſchwarzen Kater, eine ſchwarze Schlange und einen ſchwarzen Hahn hatte er ſich verſchafft, und ſich dazu blecherne Büchſen machen laſſen, welche ſo eingerichtet waren, daß man die Thiere ohne Gefahr ſchnell tödten konnte. Vom Kirchhofe hatte er ſelbſt ſich Bilſenkraut mitgebracht und dieſes gut getrocknet, ſo daß es an Ort und Stelle ſchnell in einer Blendlaterne zu Pulver gebrannt werden konnte. Mit der Nacht in den Ruinen angelangt, ſchlachtete er die Thiere, verbrannte in ſeiner Blendlaterne das getrocknete Bilſenkraut, miſchte das Blut und die Aſche wohl durch einander, und beſtrich zitternd Geſicht und Hände. Glücklicher Weiſe verlieh ihm dieſes ſeltſame Waſchen eine wunderbare Kraft und Freudigkeit und alle Furcht zerrann, denn ſonſt wäre es ihm wohl kaum möglich geweſen, die Zauberformel fehlerfrei auszuſprechen. Sobald das letzte Wort ausgeſprochen war, ſah er ſich vor einer offenen Pforte. Er ſchritt hinein und war in einer von hellem Kerzenſchein erleuchteten Höhle, in deren Mitte ein ſteinerner Tiſch ſtand. Auf ihm lag ein blankes Schwert, und neben dieſem ſtand ein Helm mit ſchwarzen Federn verziert und ſtark vergoldetem Viſir. Vor ihm aber ſtand plötzlich eine ſchöne Jungfrau mit glühenden Wangen und purpurnen Lippen. Ihr wallendes Haar von blonder Farbe zierte ein mit Edelſteinen reich ausgeſchmücktes Diadem, um ihren zarten ſchneeweißen Hals perlte eine goldene Kette, und den ſchlanken Körper verhüllte ein langes weißſeidnes Gewand. Schweigend trat ſie zum Tiſche, nahm den Helm, überreichte ihn dem Jünglinge, und als er ihn aufs Haupt geſetzt, reichte ſie ihm auch das blanke Schwert und rief ihm freundlich zu: Folge mir nach.

Dieſelbe ſchritt nun durch einen ſehr langen Gang, der endlich in einen von hohen Mauern umgebenen Schloßhof führte. Hier ſtand ge-

gen das Schloß zu eine sehr lange steinerne Spitzsäule. „Rette mich, rief bittend die Jungfrau, schlage dreimal mit dem Schwerte an diese Säule, bekämpfe den darunter verbannten Ritter, und gieb dem auf dem eisernen Goldkessel sitzenden Falken das Blut der Person zu trinken, auf deren Arm er sich setzen wird.“ Ohne zu zagen schlug Karl dreimal an die steinerne Spitzsäule, daß laut das Schwert erklang und helle Funken sprühte, die Säule stürzte in Stücke zusammen, ein großer eiserner Kessel mit Edelgold und Edelsteinen gefüllt, ward sichtbar, vor ihm aber stand mit gezücktem Schwerte ein schwarzer furchtbarer Ritter, einen blutrothen Helm mit fliegenden Federn auf dem Haupte, um seine Schulter hing eine goldene Ritterkette, und auf dem strahlenden Schilde, der auf dem Kessel lag, saß der Falke und wetzte seinen eisernen Schnabel an dem ehernen Gefieder. Karl schaute nach der Jungfrau, und indem er sein Schwert gegen den Ritter schwang, wähnte er seinen Gegner mit einem Schlage niederzustrecken, allein dieser ließ ebenfalls sein Schwert durch die Lüfte sausen, der Falke schoß pfeilschnell nach der Jungfrau hin und setzte sich auf ihren Arm. Als dies Karl sah, entfloh seinem Munde ein Angstschrei, das Schwert entsank seiner Hand, und ein zweiter Schwertstreich des schwarzen Ritters lähmte seinen Arm. Besinnungslos stürzte er nieder, als er aber wieder zum Bewußtsein kam, hörte er noch aus der Ferne den klagenden Gesang der Jungfrau, deren Blut er nicht hatte vergießen wollen, von dem Ritter, dem Schatze und dem Falken war jedoch keine Spur zu entdecken. Als aber die ersten Strahlen der Sonne die Gipfel der Berge erleuchteten, da verstummten auch die letzten Töne des Gesanges, er selbst aber ward nur durch seinen für immer gelähmten Arm daran erinnert, daß er nicht geträumt habe, da er jedoch die Zauberformel gänzlich vergessen hatte, konnte er sein Wagestück nicht noch einmal unternehmen.

720) Der Schatz auf dem Hutberge.

Nach Gräve S. 151. sq.

In der Nacht des Tages aller Seelen zeigen sich auf dem bei Schönau gelegenen sogenannten Hutberge große Feuergestalten von kegelförmiger Gestalt, die herum hüpfen und dabei ganz sonderbare Töne hören lassen. Dieses ist der Zeitpunkt, wo sich von der 11. bis 12. Stunde der Nacht der Berg öffnet, und dem glücklichen Entdecker eine Braupfanne voll Gold sichtbar wird, die derselbe, nachdem er zuvor die Geister der Unterwelt durch ein Opfer besänftigt, heben kann. Jener

Schatz soll aber aus den Reichthümern bestehen, die hier einst ein gewaltiger Raubritter Ulrich Ruprecht gesammelt und in einem am Abhange des Berges gelegenen Felsenkeller versteckt hatte. Einst soll nun, während der Ritter in demselben in seinen Schätzen wühlte, der Böse den Zugang, den Niemand weiter kannte, versperrt haben, und der Geizhals, dem der Ausgang verschlossen war, mußte nun bei seinen Schätzen verhungern.

721) Die Camenzer Nasen.

Abendzeitung 1821. Nr. 63.

Als zu Anfange des 30jährigen Krieges die Stadt Camenz, welche zu den Anhängern des Böhmenkönigs Friedrichs V. von der Pfalz gehörte, von der Armee des Kurfürst Johann Georg (1620) bedroht ward, schickte dieselbe, da auch die in ihr liegenden Mannsfeldischen Soldner nicht fechten wollten, Gesandte an den Kurfürsten, welche Gnade für die Stadt erflehen sollten. Wie nun derselbe die Abgeordneten ankommen sah, sagte er lächelnd: ha, ha! die haben's gerochen! Dieses wurde sodann sprichwörtlich, so daß man von dem, welcher eine Unannehmlichkeit im Voraus sieht, und sie abzuwenden bemüht ist, sagte: der hat eine Camenzer Nase. *)

722) Der kluge Mönch von Camenz.

N. Lauf. Mag. 1832. S. 448. Köhler, Bilder aus der Oberlausitz S. 126. sq. cf. S. 240. Gräve S. 44. Zeit. f. d. eleg. Welt 1817. S. 358.

Wie sich an vielen Orten Sachsens, z. B. auf dem Sonnenstein, in der Ruine der Mönchskirche zu Budissin, auf der Ortenburg daselbst, in dem Schulgebäude zu Pirna, in der St. Johanniskirche zu Zittau ꝛc. hin und wieder ein gespenstiger Mönch zeigen soll, der durch seine Er-

*) Davon hießen die Camenzer spottweise die Riecher, während der Spottname der Bautzner Träberfäcke war, weil das Bautzner Bier Klotzmilch weit und breit berühmt war. Man nannte sie auch Luchsstecher, weil im Jahre 1621 in einem Gewölbe der großen Mühle daselbst ein Luchs (oder nur eine große Katze?) gefangen worden sein soll. Die Görlitzer nannte man Wendehüte, weil man ihnen politische Achselträgerei Schuld gab, die Zittauer Kühtreiber, weil sie vorzüglich Viehzucht betrieben, die Laubaner Zwiebelfresser, weil sie sich eifrig mit dem Bau dieses Gewächses befaßten, und die Löbauer Krautmaler, weil, als im Juni 1632 die dort unter Maradas liegenden Kaiserlichen mehrmals Kraut verlangt hatten, die Bürger mit den Worten, sie könnten ihnen kein Kraut malen, ihnen dasselbe verweigert hatten, und man nachher ihre große Armuth, welche nicht einmal ein so gewöhnliches und wohlfeiles Gewächs habe beschaffen können, damit bezeichnen wollte

scheinung stets der Stadt ein Unglück andeute, so soll auch in Camenz zuweilen ein Franciscanermönch zu sehen sein, der sogar einmal die Buchstaben C. M. P. an das Klosterthor angeschrieben habe, die man, da bald darauf 1680 die Pest erfolgte, als: Camitia Misere Peribit (d. h. Camenz wird elendiglich zu Grunde gehen) deutete.

Viele halten ihn für den Erfinder des Schießpulvers Berthold Schwarz, dessen angeblicher Grabstein in der St. Annenkirche zu Camenz eine Kanone ziert, und dessen Standbild an der Hausecke der Budissiner Gasse Nr. 91 angeblich zu sehen gewesen sein soll. Dies ist aber unmöglich, denn jene Grabstätte ist die eines Büchsenmeisters, Max Gottmann, der im Jahr 1508 hier verstarb, und jenes Standbild bezeichnet, daß der Besitzer dieses Hauses einst ein gewisser Hans Wagner († 1503) gewesen sei. Daher muß jener Mönch wohl der unruhige Geist eines der letzten Mönche des aufgehobenen Franciscanerklosters zu Camenz, Matthäus Rudolph sein, der, nachdem er zu Leipzig und Paris besonders Magie und Alchimie studirt, von seiner engen Zelle im Kloster St. Anna in Camenz, wo er weit und breit Besuche von Armen und Reichen empfing, aus durch Formeln und Wundersprüche, aber auch mit Wurzeln, Steinen, Kräutern und Pflastern heilte. Man suchte ihn jedoch nur in der Noth auf, denn es ging von ihm das Gerücht, er habe sich dem Teufel verschrieben, und dieser leiste ihm bei allen Heilungen getreuen Beistand. Am Sonnabend vor Lätare 1564 kehrte er aus Böhmen von einem Krankenbesuche zurück, da erhob sich auf einmal bei vorher ganz heiterem Himmel ein furchtbares Gewitter, und in diesem kam der Mönch mitten auf der Straße um; angeblich hatte ihn der Teufel geholt. Den Tag nach seinem Tode kamen aus Camenz seine drei noch übrigen Ordensbrüder und holten seine Leiche in aller Stille auf einem Düngerwagen ab.

723) Das kleine graue Männchen bei Camenz.

Nach Gräve S. 46.

Auf dem südöstlich von der Stadt Camenz befindlichen Reichardsberge soll eine mit Gold und Silber angefüllte Braupfanne vergraben sein, die von einem graugekleideten kleinen Kobold gehütet wird, der diejenigen, welche ihm in den Weg kommen, verhöhnt und verspottet. Geht man jedoch mit dem Ausschlage der 11. Mitternachtsstunde in der Johannisnacht dorthin, so erblickt man zuerst ein blaues Flämmchen, welches sich aus der Erde erhebt, und nach und nach die Gestalt eines Männchens annimmt, das einen großen Schlüssel in der rechten Hand hält. Diesem

hat man ſich zu nähern und ihm durch Zeichen anzudeuten, daß man den Schlüſſel zu haben wünſcht; dann wird das Männchen auf einmal verſchwinden, und man wird den Schlüſſel in der Hand haben. Nun wird ſich auf einmal die öſtliche Seite des Berges öffnen, und man wird eine Thüre erblicken; hat man dieſe mit dem Schlüſſel geöffnet, ſo gewahrt man die Braupfanne, allein man darf ſich nichts von den darin befindlichen Koſtbarkeiten aneignen, ſondern nachdem man etwas, gleichviel was hineingeworfen, geht man rückwärts den Schlüſſel in der Hand den Berg hinab, ohne ſich von den erſcheinenden Spukgeiſtern ſchrecken zu laſſen. Zwar wird nun die Thüre wieder verſchwinden, allein wenn man drei Tage nachher an dem Flecke, wo ſie geweſen, abermals nachgräbt, öffnet ſie ſich wieder mit dem bewußten Schlüſſel, und nun kann man ſich ihren Inhalt aneignen.

724) Die drei Kreuze zu Camenz.

Nach Gräve S. 103.

Vor dem Königsbrücker Thore zu Camenz ſieht man in der Gegend des Thurmes der St. Jodocikirche drei Kreuze. Dieſe ſollen an einen hier begangenen dreifachen Mord erinnern. Ein wohlhabendes Bauermädchen aus Lückersdorf hatte nämlich einem Schmiedegeſellen aus Brauna ihre Hand verſprochen, allein ſie änderte ihre Geſinnung und ſchenkte dieſelbe einem Gärtner aus Liebenau. Der verſchmähte Geliebte ſann auf Rache, und da er dieſelbe nicht eher ausüben konnte, verſteckte er ſich an ihrem Trauungstage in dem Gäßchen bei der Kirche, und als nun das junge Brautpaar nach der Trauung zuſammen nach Liebenau gehen wollte, ſtürzte er hervor und erſtach erſt ſeine frühere Geliebte, dann deren jungen Gatten und zuletzt ſich ſelbſt. Die drei Kreuze ſollen den Platz, wo der Mord geſchehen, und wo alle drei begraben liegen, bezeichnen.

725) Der Brunnen zu Camenz.

Nach Gräve S. 122.

Auf dem Camenzer Marktplatz befindet ſich ein Brunnen, der die Form eines Galgens hat. Derſelbe ſoll auf Koſten des daſigen Bürgermeiſters Andreas Günther (geſt. 1570) gebaut worden ſein, der damit die ihm eines ſchweren Vergehens wegen zuerkannte Todesſtrafe abgekauft haben ſoll.

726) Der Eichenbaum zu Camenz.

Nach Grave S. 161.

Am Eckhause des Marktes zu Camenz, welches sonst das Hirschhaus hieß und mit IA. bezeichnet war, bildete ein in Stein gehauener Eichbaum, welcher derbe Knollen hatte, und sich oben zu mit einem Kranze, in welchem sich zwei übers Kreuz gelegte vergoldete Schlüssel befanden, die Einfassung der Hausthüre. Um den Kranz rankten in altgothischen Characteren die Worte JOST KOENICK W. R. 1501. d. h. Justus König war Rector 1511, und sollte dieses anzeigen, daß sich hier einst die Schule befand, ehe sie in's Kloster verlegt ward.

727) Das Kreuz am Elstraer Wege bei Camenz.

Nach Grave S. 162.

Wenn man vor dem Budissiner Thore zu Camenz den nachsten nach Elstra führenden Weg einschlägt, so erblickt man unfern des Elstraflusses ein stehendes Kreuz, auf dem eine Armbrust eingehauen ist. Man erzählt, daß vor 1658 an diesem Orte die Bogenschützen ihre Uebungen hielten, und einst an dieser Stelle ein solcher aus Unvorsichtigkeit erschossen ward, woran dieses Wahrzeichen erinnern soll.

728) Der einsame Stein bei Camenz.

Nach Grave S. 195.

Geht man aus dem Pulsnitzer Thore zu Camenz nach dem Dorfe Lückersdorf, so findet man unfern der sogenannten rothen Mühle einen halb in der Erde versunkenen Stein von Kreuzesform, der einsame Stein genannt, an dem man ehedem die Jahrzahl 1390 wahrgenommen haben will. Derselbe soll angeblich daran erinnern, daß an dieser Stelle in jenem Jahre ein Bauer, der ein heimlicher Heide gewesen, plötzlich bei völlig heiterem Himmel vom Blitz erschlagen und daselbst auch begraben worden ist.

729) Die Gründung des Klosters Marienstern.

Dlugoss. Hist. Polon. l. 193. Frenzel bei Hoffmann. Scr. Lus. T. II. p. 50. Sinteris, Oberlausitz Bd. I. S. 37. sq. Carpzov's Ehrentempel, Bd. I. S. 329. sq. Gresser, Lauf. Merkw. Bd. II. S. 12. III. S. 32. Grave S. 163. Köhler a. a. O. S. 126. Poetisch aufg. v. Otto's Nachlaß. Lpz. 1827. S. 306. u. Lausitz. Mag. 1832. S. 217 u. v. Burkhard Gedichte. 1843. S. 198. und Segnitz. Bd. I. S. 188.

Das Kloster Marienstern soll von drei Herren von Camenz, Wittigo, Burchard und Bernhard erbaut und reichlich begabt worden sein, und die

Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg haben diese Schenkung 1264 zu Guben verbrieft. Der eigentliche Grund der Erbauung soll aber folgender gewesen sein: Einst jagte Bernhard von Gamenz in den dichten Forsten, welche sich in der Nähe der Dörfer Panschwitz und Aukau befinden. Da traf er auf einen gewaltigen Eber, den er mit seinem Jagdspieße zwar verwundete, aber doch nur so, daß es dem geängstigten Thiere gelang, sich in das Dickicht zu flüchten. Von Jagdlust ergriffen, eilte der Ritter ihm nach, allein er ließ sich zu weit von seinem Eifer fortreißen, und auf einmal sah er sich in einer ihm völlig unbekannten Gegend mit sumpfigem und moorigem Boden. Zum Unglück brach auch der Abend herein, ein furchtbarer Regenguß stürzte vom Himmel, und der Graf, welcher keinen Ausweg wußte, versank mit seinem Rosse immer tiefer in den Morast. Er durchwachte, von der furchtbarsten Angst gefoltert, die ganze Nacht, und als nun das erste Morgenroth durch die Gipfel der hohen Bäume drang, da gelobte er der heiligen Jungfrau, wenn sie ihn vom Hungertode in dieser Einöde retten wolle, ein Kloster in dieser Wildniß zu erbauen. Da schien es ihm plötzlich, als schwebe die Jungfrau hoch über dem Morgenstern in himmlischem Lichte über ihn, noch einmal spornte er sein mattes Roß zum letzten Rettungsversuche, und siehe, auf einmal ward der Boden fest wie Stein, und so trug ihn sein Roß unbeschädigt aufs feste Land. Er vergaß aber sein Gelübde nicht, ließ den Morast austrocknen, das Holz ausroden, und legte im Jahre 1264 den Grund zu dem Nonnenkloster, welches er 1284 glücklich vollendete, und zur Erinnerung an seine Rettung Marien- oder Morgenstern nannte. Er selbst aber starb als der 27ste Bischof von Meißen am 12. October 1321. *)

730) Das Kreuz bei Schwosdorf.

Nach Grähe S. 192.

Wenn man von Gamenz nach Königsbrück geht, erblickt man hinter dem Dorfe Schwosdorf auf einer kleinen Anhöhe ein steinernes Kreuz mit einem darauf eingehauenen Husarensäbel und der Jahreszahl 1745. Dies soll den Fleck bezeichnen, wo im genannten Jahre ein mit 2 Kameraden von seinem Regimente entlaufener Husar, nachdem es nur letzterem gelungen war, zu entkommen, hier an einem Schnellgalgen aufgehängt ward.

*) Ziemlich ähnlich ist die Geschichte von dem Ursprunge des schlesischen Klosters Trebnitz. S. Gödsche, Schles. Legendenbuch. Meißen 1839. 8. S. 60.

731) Die verbannten Bauernburschen.

Gräve im N. Lauf. Mag. 1838. S. 132. u. in f. Sagen S. 75.

Auf dem von Kamenz nach Gersdorf über das Dorf Golenau hinführenden Wege kommt man an einen kleinen Busch und dann links zu einem kleinen Teiche. Man nennt diese Gegend das Golenauer Weidig, doch wird dieselbe von Jedermann gemieden. Man will hier öfters ein Aechzen und Seufzen, Zischen, Schnarren und Pfeifen vernehmen, kreischende Stimmen aus dem Rohrigt hören, und blaue Flämmchen aus dem Wasser aufsteigen sehen, in der Luft und im Wasserspiegel greuliche Gestalten erblicken, und zuweilen sollen Spukgeister den Vorübergehenden auflocken. Angeblich sollen dieses die Geister einer Rotte wüster Gesellen sein, welche im Jahre 1537 am Vorabende des Christtages von Neukirch, ihrer Heimath, nach Pulonitz gezogen waren, und sich dort einen tüchtigen Rausch geholt hatten. Auf dem Rückwege kamen sie, durch das inmittelst begonnene Schneegestöber geblendet, von dem ihnen sonst wohlbekannten Pfade ab, unwirsch darüber begannen sie gräßlich zu schimpfen und zu lästern, und als ihnen ein von Gersdorf mit seinem Sakristan zurückkehrender Mönch entgegentrat und sie ernst abmahnte, verschlossen sie ihm hohnend den Mund mit Schneebällen. Da entbrannte der heilige Mann in gerechtem Zorn und bannte die Gottlosen in jenen Teich, wo sie bis heute noch ihr Wesen treiben.

732) Der Frosch bei Nebelschütz.

Gräve im N. Lauf. Mag. 1838. S. 137. u. in f. Sagen S. 79.

Wenn man von Milkwitz über Nebelschütz nach Kamenz geht, erblickt man nicht weit von erstgedachtem Orte in einer mit Laubholz bewachsenen Vertiefung einen über 8 Ellen hohen Granitsteinblock in Froschgestalt. Von diesem erzählt man, es habe einst kurz nach der Einführung des Christenthums hier in dieser Gegend ein heidnischer Zauberer gehaust, der ein arger Feind der neuen Lehre gewesen. Einst ward in stürmischer Novembernacht an seine Hütte geklopft und mit den Worten: Gelobt sei Jesus Christ! um Nachtherberge gebeten. Darüber erboste sich der Heide dermaßen, daß er hinausstürzte und den vor der Thüre stehenden Fremden mit Stockschlägen wegtrieb. Dieser aber antwortete: ich gehe mit Gott, Du aber sollst als ein Zeichen der Unwirthlichkeit immer hier bleiben. Damit berührte er ihn mit seinem Stabe und gab ihm diese steinerne Gestalt, die er noch heute trägt.

733) Das Silbergeſchenk.

Nach Gräve S. 114. ſq.

Im Jahre 1600 am Tage St. Peter und Paul ward ein armes Mädchen aus Brauna von ihren Aeltern ausgeſchickt, um Holz zur Feuerung zuſammenzuleſen. Es war eine grimmige Kälte, und das Mädchen ſputete ſich gewaltig, wieder nach Hauſe zu kommen. Mit einer ſchweren Laſt beladen trat ſie den Heimweg an, allein es erhob ſich auf einmal ſo ein gewaltiges Schneegeſtöber, daß ſie keinen Schritt vor ſich ſehen konnte. Dadurch kam ſie aber von ihrem Wege ab, allein als ſie von dem rechts auf dem Wege von Gamenz nach Schwosdorf liegenden Berge ein Licht ſchimmern ſah, ging ſie drauf los, und hier trat ihr ein kleines Männchen in den Weg, welches ſie fragte, was ſie da trage und wo ſie hin wolle. Auf ihre Klagen wegen ihrer Armuth antwortete er damit, daß er ihr befahl, ihm zu folgen, vorher aber ihren Korb leer zu machen. Sie kletterte ihm nun den Berg hinauf nach, und als ſie oben angekommen war, ſah ſie wie aus einer Oeffnung des darauf liegenden gegen 5 Ellen hohen Steinklumpen bei einem hellen Feuer eine Menge Silbermünzen herausſprangen. Hier ſchüttete ihr das Männchen ſelbſt ihren Korb aus, und befahl ihr, denſelben mit dem Silber anzufüllen, und als ſie ſich anfangs weigerte, weil ſie das Männchen für einen böſen Geiſt hielt, füllte es ſelbſt ihren Korb mit den Silberſtücken, half ihr denſelben auf den Rücken, und brachte ſie bis an das Haus ihrer Aeltern. Als ſie nun im Dorfe von ihrem gehabten Glücksfalle erzählte, da zogen die Bauern in Maſſe hinaus, um ebenfalls nachzugraben, allein keiner fand etwas, und ſo hörte das Wallfahren der Habſüchtigen bald wieder auf.

734) Die Luchſenburg.

Winter in d. Genſt. Zeit. 1834. Nr. 207, nach Gräve S. 142. ſq.

Nicht weit von dem Landſtädtchen Elſtra befindet ſich der ſogenannte Hochſtein, und auf dieſem ein verrufener, mit Steinen und mit Nadelholz bewachſener freier Platz, den Jedermann ängſtlich meidet, und den man die Luchſenburg nennt. Der Name ſoll daher rühren, daß der Teufel, der in dieſer Gegend fleißig der Jagd obzuliegen pflegte, hier einmal einen Luchs erlegte, und ſich zum Andenken daran ein Schloß gebaut haben ſoll, dem er den Namen der Luchſenburg beilegte. Von hier aus trieb er nun täglich ſein Weſen in dem umliegenden Walde, indem er mit ſeinem hölliſchen Hofſtaate dem Wald-

werke oblag; die Seelen der Verdammten mußten dabei die Hunde und Treiber vorstellen, so aber Jemand verwegen genug war, sich zu dieser Zeit in den Forst zu wagen, der hatte seine Kurzweil mit dem Teufel, oder wurde wenigstens in irgend ein Thier verwandelt.

Nun lebte damals in derselben Gegend ein christlicher Ritter, genannt Hubertus, den man späterhin unter die Heiligen versetzt hat. Den verdroß dieses höllische Spiel gewaltig, und er beschloß, demselben ein Ende zu machen. Da er nun selbst ein gar eifriger Jäger war, der daher alle Jagdstücklein wohl kannte, so machte er sich denn eines Tages Sylvi, nachdem er sich durch Fasten und Beten gestärkt und mit Weihwasser besprengt hatte, auf den Weg, und als er die höllische Jagd von weitem heranlärmen hörte, lehnte er sich an einen alten Baum, trank den Jagdsegen und machte seinen andern Hexenspruch. Von diesem Augenblicke an war es mit dem Jagdvergnügen der teuflischen Waidgesellen aus, kein Hund stellte mehr einen Edelhirsch oder machte ein Wildschwein, der beste Finder verlor die Spur, und wenn ja ein Stück Wild einem der Jäger in den Schuß kam, krallten die Pferde und der Jagdherr von dessen Haut ab, als wären dieselben mit Stahl gepanzert. Zwar tobte und lästerte Beelzebub gewaltig über das angebliche Ungeschick seiner Leute und Hunde, allein als er selbst einen stolzen Zwanzigender, der ihm in den Weg kam, und auf den er seinen sonst nie fehlenden Pfeil abschoß, sich unversehrt umdrehen und ihm gleichsam trotzend den Rücken wenden sah, da sah er wohl, daß er einen mächtigern Gegner hatte, der ihm einen Waidmann gesetzt, den er mit allen seinen Teufelskünsten nicht bewältigen konnte. Er gab also die Jagd auf, schickte sein Gefolge zur Hölle und zertrümmerte wüthend sein schönes Jagdschloß, daß die Steine nach allen Ecken flogen. Seit dieser Zeit hat sich der höllische Jäger niemals wieder in dieser Gegend blicken lassen, allein zur Erinnerung an die That des heiligen Hubertus wird allemal die Jagd am Tage Sylvi eröffnet.

735. Der Pelzmann zu Schmölln.

S. Winter in d. Constit. J. 1856. Nr. 219 nach Grave S. 125.

Wir haben schon oben (Nr. 157) eines Pagen Churfürst Johann Georgs III. von Sachsen, Karl Heinrichs von Wuthenau gedacht, der dem sogenannten Pagenbette auf dem Königstein den Namen gab. Dieser Mann hatte sich nach dem Tode seines Herrn (1691) nach Schmölln bei Bischofswerda zurückgezogen und lebte hier, nicht wie es andere edel-

leute ſeiner Zeit zu thun pflegten und ſein früheres Treiben als Page es wohl hätte erwarten laſſen, der Jagd, dem Trunke und Spiele, ſondern den Wiſſenſchaften. Er beſchäftigte ſich eifrig mit Phyſik und Naturgeſchichte, und brachte in ſeinem Schloſſe ein förmliches Kabinet von ausgeſtopften merkwürdigen Thieren, mathematiſchen Inſtrumenten, getrockneten Pflanzen und alten Büchern zuſammen. So konnte es nicht fehlen, daß, da er vorzüglich allen Umgang mit ſeinen Nachbarn mied, er in den Ruf eines Zauberers und Hexenmeiſters gerieth. Wie er gelebt hatte, ſtarb er; zwar wußte Niemand etwas Unrechtes von ihm, allein ſein Andenken umgab fortan ein geheimnißvoller Nimbus, vorzüglich als bei der Aufnahme ſeiner Hinterlaſſenſchaft durch die Obrigkeit gerade um die zwölfte Mittagsſtunde, während einer der Gegenwärtigen in einem alten beſtaubten, mit Schlöſſern verſehenen Buche blätterte, plötzlich ein Schwarm Dohlen, Kräben, Elſtern und anderer Vögel auf einmal im Hofe und an den Fenſtern erſchienen, die, als jener das Buch in den Kamin geworfen, daß es mit lautem Knall zerſprang, und zum Ueberfluß noch einige an den Wänden aufgehangene Gewehre herabſtürzten, mit lautem Krächzen davon flogen. Seit dieſer Zeit erzählt man, ſoll der muntere Jagdvage in einen Pelz gehüllt, ganz wie er es in ſeinem Alter zu thun pflegte, im Dorfe um die Weihnachtszeit herumwandeln, an die Thüren klopfen, und wenn ſich etwas Wichtiges in der Familie des Gutsbeſitzers ereignen oder dem Dorfe ein Unglück drohen ſoll, daſſelbe anzeigen. Sagt man alſo: der Pelzmann hat ſich gezeigt, geht um, ſo iſt auf einmal Alles in Angſt und Sorge über die Dinge, die da kommen ſollen.

736) Das Holzweibchen zu Thiemendorf.

Köhler, Bilder aus der Oberlauſitz S. 69.

In dem Gebirge bei Thiemendorf lebte ehedem das Geſchlecht der Holzweibchen, klein von Geſtalt und mit goldfarbigem langen Haar. Dann und wann erſchienen ſie den Hirten, die am Saume des Waldes ihre Heerden hüteten. Einmal iſt ein ſolches Weibchen gegen den Herbſt zu einem Bauer gekommen, und hat den Winter über bei ihm gewohnt. Als jedoch der Frühling kam, der die Vögel wieder in's Land lockt und das Gras und die Blumen hervorſprießen heißt aus der ſchwarzen Erde, da iſt ein anderes Weibchen am Fenſter der Hütte erſchienen und hat gerufen: Deutoseu! Auf dieſes Wort iſt das Holzweibchen in der Hütte ſeiner Schweſter draußen gefolgt, und man hat beide ſeitdem nie wieder geſehen.

737) Der Heidut bei Pulsnitz.

Nach Gräve S. 120, sq.

Auf dem sogenannten Eierberge, unfern des Landstädtchens Pulsnitz, befand sich vor nicht gar zu langer Zeit eine hohe Fichte, aus welcher zu manchen Zeiten des Nachts ein tutendes Gehenk ertönte, von dem man sagte: der Heidut läßt sich hören. Nun war aber gedachter Heidut — sein wirklicher Name ist im Strome der Zeit verloren gegangen — ein gar frommer und gottseliger Mann zu Pulsnitz, der den Armen viel zu Gute that, und die Kirche und ihre Diener reichlich bedachte. Darum that der Herr auch große Wunder an ihm, dergestalt, daß er seinen Hut, Degen, Wamms, Gürtel, Stiefel und Sporen an Sonnenstäubchen aufhängen konnte, an denen sie auch wie an einem Nagel fest haften blieben. Da sann der Teufel, dem ein so frommer und bei Gott wohl angesehener Mann ein Greuel war, darauf, wie er ihn zu Schanden machen könne. Einst war Letzterer in der Kirche, da sah er, wie während der Predigt der Teufel allen sterblichen Augen unsichtbar die Sünden der im Gotteshause befindlichen Andächtigen auf eine Bockshaut notirte, da dieselbe aber nicht zureichte, sie mit seiner Kralle und Füßen auszudehnen suchte, und bei diesem Bemühen aus dem Gleichgewicht kam, und sich unsanft niedersetzte. Dies kam dem frommen Manne so lächerlich vor, daß er laut auflachte und dadurch die Predigt störte *). Als er nun nach Hause kam, wollte er seine Kleider wie gewöhnlich an den Sonnenstäubchen aufhängen, allein dies ging nicht mehr, und vor Aerger fing er an gräßlich zu schimpfen und zu fluchen. Damit fiel er aber in die Hände des Teufels, denn ein so frommer Verehrer der Kirche und der Heiligen er bisher gewesen war, ein so frecher Gotteslengner ward er nun, sein täglicher Aufenthalt war im Wirthshause, wo er die Zeit mit Saufen und Schlemmen hinbrachte, die er nicht mit seinen wilden Gesellen auf der Jagd todtschlug, ja am eifrigsten trieb er es während des Gottesdienstes. So saß er auch einst im Kreise seiner Zechbrüder, da traf ihn der Schlag, oder der Teufel drehte ihm den Hals um, und von nun an irrte sein Geist des Nachts über Berg und Thal, durch Wälder und Fluren unstät umher, bis ihn ein Mönch in jene Fichte bannte. Auf dem Pulsnitzer Stadtkeller befindet sich ein an Ketten hängendes mit Hirschgeweihen eingefaßtes hölzernes Brustbild mit langem schwarzen Barte, gewöhnlich der alte Schlieben oder der wilde Mann genannt.

*) Diese Sage ist oben Nr. 675 S. 512 sq. schon von dem wilden Jäger erzählt.

nach Andern wäre aber dieſer Schlieben ein Wohlthäter der Bulonitzer geweſen —, welches den Heidut vorſtellen ſoll.

738) Das Militairgeſpenſt.

Nach Gräve S. 177.

Im Jahr 1738 kam der Hofnarr Auguſt des Starken, Schmiedel, durch Budiſſin, und als er durch die Korngaſſe fuhr, ſah er den dort in Garniſon liegenden Oberſten von Schmiskal aus ſeinem Fenſter des Hauſes Nr. 262 herausgucken. Er ſah hinauf und ſprach lachend und mit dem Finger drohend: Nun warte nur! Dich werden ſie auch bald beim Schlagfittich nehmen! Dies griff den abergläubiſchen, und allerdings mancher Schuld bewußten Mann ſo an's Herz, daß er ſelbſt durch einen Schuß wenige Tage nachher ſeinem Leben ein Ende machte. Seit dieſer Zeit wird jedesmal jährlich in der Nacht, wo er ſich das Leben genommen hat, erſt ein greulicher Lärm in dem gedachten Hauſe gehört, bis im letzten Viertel der zwölften Stunde der unglückliche Oberſt in dem militairiſchen Coſtüm ſeiner Zeit erſcheint, über den Saal des Hauſes ſchreitet und dann verſchwindet.

739) Das Weihnachtsgeſchenk.

Winter in d. Conſt. J. 1833. Nr. 298. Nach Gräve I. 181.

Wenn man von Budiſſin nach Görlitz geht, erblickt man ohnweit des Pfarrdorfes Kriſcha linker Hand einen mit Nadel- und Laubholz bepflanzten Platz, auf dem vor ohngefähr 100 Jahren noch eine Bildſäule ſtand, die eine nicht mehr lesbare Inſchrift trug. Der Urſprung derſelben wird aber alſo erzählt. Es ſoll einſt am heiligen Chriſtabend ein armer Bürger aus Budiſſin nach Görlitz gegangen ſein, um dort einiges Geld für von ihm dorthin gelieferte Arbeit zu holen. Allein wie ward ihm, als er daſſelbe nicht erhielt, und dadurch ſeine Hoffnung, für ſeine ſechs kleinen Kinder einige Chriſtſtollen zu kaufen, in den Born fiel. Traurig und mit banger Sorge vor dem kommenden Winter kehrte er in ſpäter Abendſtunde in ſeine Vaterſtadt zurück, da ſah er, daß das rechts bei Kriſcha liegende Gebüſch mit einer Unzahl heller Lichter erleuchtet war. Er begriff allerdings nicht, was dies ſein könne, allein er faßte ſich ein Herz und ging muthig auf das Gebüſch los, um zu ſehen, was die Lichter zu bedeuten hätten. Da trat ihm am Eingange deſſelben ein kleines kaum vier Spannen hohes Männchen entgegen, grüßte ihn und rief ihm zu, er möge nur näher kommen, es ſei ihm heute eine große Freude beſcheert.

Der arme Mann ließ sich dies auch nicht zweimal sagen, er trat unter die Bäume, und sah die kleinen Fichten ganz wie die Lichterbäume in der Stadt mit Aepfeln, Nüssen, Mandeln, Zuckerwerk und Pfefferkuchen behangen. Das Männchen lud ihm nun ein, nur davon so viel zu nehmen, als er wolle, um seinen Leuten zu Hause eine Weihnachtsfreude zu bereiten, und so füllte er sich denn den Sack, den er zum Tragen der Stollen bestimmt gehabt hatte, mit diesen wunderlichen Weihnachtsgaben an und machte sich auf den Weg nach seinem Hause, nachdem er sich ausdrücklich die Lichter an den Bäumen hatte anzünden sehen. Je näher er aber der Stadt kam, desto schwerer ward ihm der Sack, so daß er kaum vermochte sein Haus zu erreichen, doch dachte er sich nicht, etwas von jenem wegzuschütten, um sich seine Bürde zu erleichtern. An der Thüre kamen ihm schon seine Kleinen entgegen, welche lange schon auf ihn gelauert hatten, weil sie wußten, daß er ihnen einen heiligen Christ hatte mitbringen wollen, schnell warf er nun den Sack von den müden Schultern, allein wie ward ihm, als beim Oeffnen, statt der Aepfel, Nüsse u., die er darin zu finden gedachte, eine Masse alter Goldmünzen herauskollerten. Damit war aber aller ihrer Noth ein Ende gemacht, nun konnte er seinen Kindern nicht blos Christkellen, sondern überhaupt Alles kaufen, was sich sein Herz wünschte. Er wendete aber das Geschenk des kleinen Männchens wohl an, er errichtete zur Erinnerung an jene himmlische Weihnachtsbescheerung an jener Stelle eine Bethäule, trieb sein Handwerk — er war ein Strumpfwirker — dermaßen in's Große, daß dasselbe überhaupt in seiner Vaterstadt gehörig in Schwung kam, und ward der Ahnherr einer der angesehensten und wohlhabendsten Familien der Stadt.

740) Das Bergmannlein auf dem Hochwalde.

Nach Gräve S. 130. vgl. Winter in d. Germ. J. 1854. Nr. 208.

Auf dem Hochwalde, welcher bekanntlich eine der schönsten Aussichten vom Oybin gewährt, und in dessen Boden sich nach den Sagen der Wahlen kostbare Edelsteine befinden sollen, geht zu Zeiten, meist am heiligen Abend des Weihnachts-, Oster-, Johannis- und Michaelisfestes ein kleines, aschfarbig anzusehendes Männchen herum, das lange weiße Bart- und Kopfhaare hat, einen schwarzen, rothverbrämten, mit einem gelben Gürtel umgürteten Talar, auf dem Haupte eine spitze trichterförmige Mütze von smaragdgrüner Farbe trägt, und in der Linken ein Handfaß, in der Rechten aber einen bunten Stab hält. Dieses Männchen zeigt dem, der das Glück hat, ihm in den Weg zu kommen, nicht blos Gold, Silber und Edelsteine, sondern vorzüglich auch wohlthätige Heilkräuter.

Einst lebte zu Olbersdorf ein gewisser Jacob Sabrer, den Einige den frommen Jacob, Andere den hinkenden Boten nannten, weil er seit der Schlacht auf dem weißen Berge an einer Angel laborirte, die ihm als kaiserlicher Reiteroman das Knie zerschmettert hatte, und ihn zum ewigen Hinken verurtheilte. Er war im ganzen Orte beliebt, und besonders wegen seiner frommen Gesinnung — etwas Seltenes bei einem alten

Soldaten — hochgeachtet, und so gab ihm Jeder gern etwas zu verdienen, wenn er die von ihm gesuchten Kräuter ausbot, oder sich zum Botschaftgehen erbot. Einst begegnet er in der Michaelisnacht dem Bergmännlein, das ihm ein Zeichen machte, er möge ihm nur getrost folgen, und so führte ihn dasselbe die Kreuz und die Quere durch den Wald, bis es endlich an einem kleinen Hügel stehen blieb, räucherte, mit seinem Stabe nach allen Himmelsgegenden hinwieß, und dann den Boden damit berührte, worauf sich auf einmal aus dem Hügel ein förmlicher Springbrunnen von Gold, Silber und Edelsteinen ergoß, und als er eine Weile gesprudelt hatte, wieder versiegte. Nachdem das Bergmännchen ihm die Erlaubniß zugewinkt hatte, sich des Silber- und Goldsegens zu bemächtigen, und derselbe in Ermangelung eines Sackes dasselbe in seinen Mantel gepackt hatte, gab jenes ihm noch ein in schwarzen Sammet gebundenes Buch, winkte ihm, sich zu entfernen und verschwand selbst. In dem Buche aber, welches von den geheimen Kräften der Kräuter und Wurzeln handelte, lag ein Zettel, auf welchem in lateinischer Sprache dem nunmehrigen Besitzer eingeschärft ward, sich seines Fundes weise zu bedienen, und der Armen und Kranken eingedenk zu sein. Dies that denn aber der brave Invalid nach Kräften, er heilte mit Hülfe seines Buches eine Unzahl Kranke, wendete seinen Reichthum zur Unterstützung der Armen und Schwachen an, und als er zu Ende des 17. Jahrhunderts starb, hatte er sein ganzes Eigenthum der Kirche und frommen Stiftungen vermacht. Jenes Bergmännchen selbst soll aber der Geist eines frommen Mannes aus den Zeiten des Mittelalters sein, der an der böhmischen Grenze ebenfalls als ein ausgezeichneter Kräuterkenner und Naturarzt vom Volke vielfach geehrt und gesucht ward, eines Tages aber, von einer Reise aus dem benachbarten Böhmen zurückgekehrt auf jenem Hügel, dem jetzt noch sein Schatten entsteigt, von gottlosen Menschen, die wahrscheinlich große Reichthümer bei ihm zu finden gedacht hatten, da man ihm auch tiefe Kenntniß der in der Erde ruhenden Metalle und Edelsteine zuschrieb, erschlagen, und dann ebendaselbst von Landleuten aus der Nachbarschaft begraben worden sein soll.

741) Der Krystallsarg im Kottmarberge.

Winter in d. Const. Z. 1853. Nr. 302, nach Gräve S. 204 sq.

In dem Kottmarwalde bei Kottmarsdorf unweit Löbau findet sich gegen Morgen zu im Felsen ein nischenartiger Einbug, der ehemals eine Thüre gewesen sein soll, die in ein im Felsen befindliches Gewölbe geführt habe, und sich nach der Sage auch jetzt noch zuweilen öffne. Es soll nämlich einst (im 101. Jhdt.) in dieser Gegend ein Graf ein Schloß besessen haben, dem der Herr nur ein einziges, aber wunderschönes Töchterlein geschenkt hatte. Leider waren aber ihre Aeltern noch wie die Böhmen überhaupt dem blinden Heidenthum ergeben, nur jene Jungfrau war einst von einem durchziehenden Pilger im Christenglauben unterrichtet worden, und der milde Strahl des bessern Lichts hatte ihr Herz so erwärmt, daß sie

ſelbſt ihren Aeltern erklärte, ſie werde ſich niemals vermählen, ſondern nach ihrem einſtigen Abſterben gen Rom pilgern, ſich dort taufen laſſen, und ihr Leben dem Himmel weihen. Ihren Aeltern blieb nichts übrig, als ſich dem Willen ihrer geliebten Tochter zu fügen, ſie wieſen daher alle, die um deren Hand anhielten, von ſich, nur Einer, ein vornehmer böhmiſcher Herr, der aber ein arger Zauberer war, ſann auf Rache, wie er das Mägdlein in ſeine Hände bekommen möge. Nun hatte aber Wiarda — ſo war ihr Name — von jenem Pilgrim ein hölzernes Kreuz bekommen, und war ihr von demſelben geſagt worden, ſo lange ſie dieſes bei ſich trage, könne ſie allen Anfechtungen böſer Zauberer trotzen. Da begab es ſich eines Tages, daß die Jungfrau vor dem Schloße ſpazierte und zufällig das Kreuz zu Hauſe abgelegt hatte; auf einmal rauſchte ein von zwei Greifen gezogener Wagen aus der Luft herab, in welchem jener Zauberer ſaß, er ſprang heraus, ergriff die langerſehnte Beute, und eilte mit ihr durch die Lüfte davon. Ihre armen Aeltern weinten und jammerten manches Jahr um ihr verlornes Töchterlein und hatten ſchon alle Hoffnung aufgegeben, ſie jemals wieder zu ſehen, da ſprach einmal ein fremder Pilger in ihrem Schloße ein, und gab ſich als den frommen Bruder zu erkennen, der ihre Tochter einſt im Chriſtenglauben unterwieſen habe. Er erzählte ihnen, ihre Tochter ſei von jenem böhmiſchen Zauberer in ſein Schloß entführt worden, derſelbe habe ſie aber durchaus nicht zu überreden vermocht, die Seinige zu werden, im Gegentheil habe ſie ſich laut zum Chriſtenthum bekannt, und ſei ſchon ſeit einem Jahre ſelig dahingeſchieden, wenn ſie ſie aber noch einmal ſehen wollten, möchten ſie nur am nächſten Vollmondabend auf den Mokmarberg gehen, wo ſie ſie wiederfinden würden. Als nun die betrübten Aeltern zur beſtimmten Zeit auf dem Berge erſchienen, da ſahen ſie, wie ſich im Felſen ein weites Felſenthor öffnete, welches zu einem mit tauſend Lampen erleuchteten Gewölbe führte; mitten in dieſem ſtand ein kryſtallner Sarg *), und in dieſem lag ihre Tochter, roſig und holdſelig, wie ſie im Leben ausgeſehen hatte. Sie knieeten an ihrem Sarge nieder, und von nun an war es bis an ihren erſt nach langen Jahren erfolgten Tod ihre einzige Freude, jeden Abend ſich an jenem Felſenthor einzufinden, welches ſich auch jedes Mal vor ihnen öffnete, und an der letzten Behauſung ihrer Wiarda zu beten. Nach ihrem Willen wurden ſie in demſelben Gewölbe beerdigt, das ſich aber ihren Särgen zum letzten Male öffnete, und ſich dann jedem menſchlichen Auge für immer ſchloß; das einzige Zeichen aber, daß ihre Körper dort ruhen, ſind noch jetzt drei Flämmchen, die am Abend an jener Stelle des Felſens herumhuſchen.

*) Knüpfte ſich dieſe Sage, die Vieles von dem unter dem Namen Schneewittchen bekannte Kindermärchen (bei Grimm, Kinder- und Hausmärchen Bd. I. Nr. 53.) hat, nicht an eine beſtimmte Localität, ſo würde ſie hier eben ſo gut ausgeſchloſſen werden ſein, als die von Haupt und Schmaler, Wendiſche Volkslieder Bd. II. S. 259. ſq. v. Peſchek bei Büſching a. a. O. Bd. II. S. 17. ſq. u. Haupt in d. Zeitſchr. f. deutſches Alterth. Bd. I. S. 262. —u II. S. 481. ſq. ꝛc. mitgetheilten wendiſchen Märchen.

K. PREUSSISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

Zusätze und Berichtigungen.

Vorr. S. IX. Z. 9 von unten ist statt: „wieder" zu lesen: „wie der".
S. 11 Z. 2 von oben lese man statt „I. 408" „II. 408".
S. 13 Z. 11 v. o. lese man statt: „Hadolaga" „Hadolava".
S. 26 Sage 15 Z. 4 ist statt: „Als König von" zu lesen: „Als König Karl von".
S. 27 Sage 16 Z. 1 füge hinzu: S. Horn, Sächs. Handb. Bd. I. S. 16 Beurt. hist. Aufs. üb. d. sächs. Lande. Altenb. 1797. Bd. I. S. 53. A. v. J. Michelsen, Ueb. d. Ehrenstücke u. d. Rautenkrone als hist. Probleme d. Heraldik. Jena 1854. 4.
S. 33 hinter S. 22 würde die merkwürdige Legende von Friedrich des Weisen Traum von dem Hirsch mit dem goldenen Geweihe und der Fürstin am Brunnen (bei Horn, Handbibl. v. Sachsen Bd. II. S. 1—43. aus d. Dresdener Mag. I. 1. S. 18 sq. 3. S. 131) stehen müssen, wenn der Schauplatz derselben in dem heutigen Königreich Sachsen läge.
S. 39 S. 31. Dieser Traum des Churfürsten August ist hier verkürzt wiedergegeben. Er ist abgedr. b. Hasche, Dipl. Gesch. v. Dresden, Bd. V. a. S. 493 sq. Urkunde Nr. 256 und Anecd. z. sächs. Gesch. Th. II. S. 67—70. (S. a. Hülscher, Reform. Jubelpredigt 1717. S. 335). Es existirt auch noch eine andere handschr. Redaction desselben nach einer Copie des Obersten Johann Ernst von Posern, die derselbe im J. 1777, als er in der kleinen Handbibliothek der alten Churfürsten von Sachsen auf Befehl Königs Friedrich August von Sachsen des Gerechten nach einer alten Charte suchte, aus der Handbibel Churfürst August's, wo der Traum von der eigenen Hand des Churfürsten nebst der Prophezeiung des Rabbi Mardochai de Relle v. J. 1575 (abgedr. in d. Gallerie der neuen Propheten. Leipz 1800 S. 104 sq. und Hauber, Bibl. Mag Bd. II. S. 404 sq.) eingeschrieben stand, nahm.
S. 40 Sage 35 Z. 2 füge hinzu: Curiosa Saxon. 1733 S. 237.
" " " " " 3 ist statt: „Georg II." zu lesen: „Georg I."
" " " " " 14 ist statt: „den 20. März 1687" zu lesen: „den 12. Februar 1659".
S. 44 S. 42 füge hinzu: Ein altes Volkslied, die Heiligkeitssprechung Bischoff Benno's enth. s. b. Seltau, Deutsche Volkslieder S. 285 sq.
S. 47 Nr. 6 füge hinzu: „S. Hasche, diplom. Gesch. v. Dresden, Bd. I. S. 357. Menckeu Scr. T. II. p. 1874".
S. 48 Sage 48 füge hinzu: Eine Menge Beispiele von Blutzeichen s. b. Lehmann, Erzgeb. Schauplatz S. 851 sq.
S. 52 Sage 55 füge hinzu: Ueber diese Weidenrosen s. Kamprad Leisnig. Chronik S. 596. Dresd. Mag. Bd. I. S. 300.
S. 55 Sage 59. Die Geschichte mit dem Veilchen, die in Meißen schon Philipp Hainhofer im 16. Jhdt. hörte (s. Hormayr Taschenb. 1838. S. 256) wird umgekehrt erzählt und ist dramatisch behandelt in dem Ritharddspiel bei Keller, Fastnachtspiele Bd. I. S. 411 sq. und von Hans Sachs, Fastnachtspiele Bd. IV. Th. III.

S. 64 Sage 74. Diese Sage erzählt auch Winter in der Gesellsch. Jg. 1852 31. October S. 1043 sq.

S. 77 Sage 94. Anders erzählt diese Sage Zeckler, Magdeburg Ehrenk. S. 24. Aehnlich war der heilige See zu Meseritz bei Dresden, der jetzige Mühlteich, den die slavischen Priester ebenfalls zu Orakeln benutzten. Ein ähnliches Wunder erzählt übrigens Adam Brem. (Mund. Antiquit. p. 511) von dem Wachstempel im Lande der Vitalen.

S. 85 Sage 114 ist auch von Winter in der Gesellsch. Zeit 1851 Nr. 3 sq. erzählt.

S. 91 Z. 20 Die Sage von dem grauen Mönch steht schon im Vielfarbigen Hirtzelmann S. 29.

S. 94 Z. 3 v. o. füge hinzu: jener Grabstein befindet sich noch jetzt auf dem Kirchhofe zu Neustadt Dresden (s. Winter in d. Gesellsch. J. 1852. 13. Oct. S. 959).

S. 103 Z. 15 v. u. streiche „Zelgenkes".

S. 122 Sage 136 füge hinzu: Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 523 erzählt diese Sage weitläuftiger.

S. 123. Zu Sage 137 wurde als Anmerkung zu setzen sein: Als Wahrzeichen der Festung Königstein hielt man sonst nach Schramm, Hist. Europ. Reiselexicon S. 758 § 211 eine mit violettblauem Leder bekleidete hölzerne Puppe eines Soldatenmondes, dessen unterer Theil wie ein Beutel auf- und zugezogen werden konnte. Die Abbildung davon steht bei P. Brockmann, Epist. Hamer. XLIX S. 13.

S. 141 Sage 186 füge hinzu: Ueb. Munzelmann s. Pröhrlich, der Plautische Grund S. 12 sq.

S. 192 Z. 6 v. u. lies man: „Wie die neue Gavell zu der schönen Maria".

S. 195 Sage 250. Eine ähnliche Sage von einem Meerwunder aus Pothen bei Halberstadt erzählt Knauth, Ehrenk. des Stiftes Halle. Bd. VII. S. 285.

S. 207 Sage 270. Lyser, Abendt. 1001 Nacht Bd. XII. S. 150 bringt dieses Bild des Todes mit der Sage vom Gewitter Tod in Verbindung.

S. 269 zu Sage 374. Meier bei Penicke, Album d. Ritterg. Sachsens. H. XI. S. 30 erzählt nach der im Rockenbuche zu Pennen durch 4 Steinhäuser niedergelegten Erzählung dieser Begebenheit, jene Entdeckung der Zwergbevölkerung habe im J. 1685 Statt gefunden, während Johann Christoph II von Pennekau Besitzer des Schlosses gewesen sei; die Geschenke hätten aus zwei Brödchen und einem Goldreif bestanden, und seien zusammen in den Schlossthurm eingemauert worden, dem aber im J. 1726 mit diesem durch einen Blitzstrahl in Flammen aufgegangen und seitdem ist der Wohlstand der Familie so zurückgegangen, dass diese 1782 das Rittergut, nachdem es fast 250 Jahre lang in ihrem Besitz geblieben, hätte veräußern müssen. Lyser, Abendt. 1001 Nacht Bd. I. S. 56 sq. versetzt die Sage nach Schwaben und erzählt sie von einem Ritter von Pennen.

S. 290 Sage 411. ganz anders erzählt die Sage von dem Hüttener Leuthen Lyser, Abendt. 1001 Nacht Bd. IV. S. 176 sq.

S. 309 Sage 426. So giebt eine andere Version der Sage, nach der eine Nonne jenes Mönches mit einem Hündel Unzucht getrieben und an jener Stelle eingemauert worden ist. Das Volk erzählt, dieser gespenstige Hund umkreise jede Mitternacht die Stadtmauer.

S. 411 Sage 555. Eine ähnliche Sage hörte ich aus der Gegend von Pirna. Ein Maurer fand beim Einreißen eines Hauses unter dem Dache einen Hexenzwang, er steckte ihn ein und kannte das Buch dann nie wieder lesen werden, selbst in der Kirche hatte er ihn statt des Gesangbuchs in der Hand. Endlich sagte ihm ein Schatzer, er solle ihn über ein Haus werfen. Dies that er und nun erst ward er ihn los.

S. 465 Sage 627. Diese Sage steht auch bei C. Nicolai, Hall. Best. I. II. pag. 9980 u. Fleckeis. Labyrinth d. Zeit Bd. I. S. 812.

S. 501 Anm. füge hinzu: Eine Sage vom Schatzkrauze und seiner Wunderblume, die mir aber neuen Ursprunges zu sein scheint, giebt Lyser, Abendt. 1001 Nacht Bd. V. S. 31 sq.

BAYERISCHE STAATS-

Inhalts-Verzeichniß.

1) Vom Urſprung der Sachſen 11
2) Von dem Streit zwiſchen den Sachſen und Thüringern 13
3) Wie die alten Sachſen das eroberte Land verwalteten 15
4) Von der Keuſchheit der alten Sachſen 15
5) Wie die Sachſen die Thüringer und Franken zugleich ſchlugen . . . 15
6) Von der Erbauung der ſieben Planetenburgen durch Kaiſer Julius . 18
7) Armeſule der Sachſen Abgott wird durch Karl d. Gr. zerſtört . . . 18
8) Der Sachſen Abgott Crodo wird von König Karl zerſtört 19
9) Karl d. Gr. zerſtört auch das Bildniß der Venus Mvrthia 20
10) Karl d. Gr. zerſtört den ſächſiſchen Götzen Hammove, von dem der deutſche Reichsadler kommt 22
11) Karl d. Gr. zerſtört den Abgott Luna 23
12) Karl d. Gr. zerſtört den Abgott Sol 23
13) Wittekind, der Sachſenfürſt, läßt ſich taufen, wird Herzog zu Sachſen und erhält ein Wappen 24
14) Sachſenhauſen und Frankfurt wird erbaut 25
15) Von Zeichen und Wundern, ſo die Sachſen zum Chriſtenthum bekehrt 26
16) Wie die Raute in das ſächſiſche Wappenſchild gekommen 27
17) Vom Abgott Jedute 27
18) Sage von dem unvergänglichen Beſtehen des Hauſes Sachſen . . . 28
19) Das Geſicht der Herzogin Agnes 28
20) Traum der Churfürſtin Margarethe 28
21) Der Traum des Churfürſten Friedrich III. oder des Weiſen . . . 29
22) Friedrich der Weiſe und ſein Bruder werden aus großer Lebensgefahr gerettet 33
23) Friedrichs des Weiſen Tod verkündet ein Hirſch 33
24) Der Tod des Erzbiſchofs von Magdeburg Ernſt wird verkündigt . . 34
25) Luther prophezeit einem ſächſiſchen Prinzen den Tod 34
26) Unglückliches Vorzeichen der Schlacht bei Mühlberg 34
27) Dem Churfürſten Johann Friedrich wird ſein Tod verkündigt . . . 35
28) Der Tod des Herzogs Heinrich des Frommen wird angezeigt . . . 35
29) Ein Geſpenſt zeigt ſich dem Churfürſten Moritz und ſeinem Bruder . 36
30) Anzeichen ſo des Churfürſten Moritz Tode vorhergegangen 37
31) Der Traum des Churfürſten Auguſt auf Auguſtusburg 39
32) Churfürſt Auguſt's Tod wird angezeigt 40
33) Churfürſt Chriſtian's I. Tod wird angezeigt 40
34) Churfürſt Johann Georg's I. Tod wird angezeigt 40
35) Der Churfürſtin Magdalena Sibylla Geſicht 40
36) Churfürſt Johann Georg's III. Tod wird verkündigt 41
37) Ein Traum zeigt des Churfürſten Georg III. Tod an 41
38) Churfürſt Georg's IV. Tod wird vorher verkündigt 42
39) Der Churfürſten Georg III. und IV. Bezauberung durch die Frau von Reitſchütz 42
40) Des Herzogs Moritz von Sachſen-Zeitz Tod wird angezeigt . . . 44

41) August der Starke, König von Polen und Churfürst zu Sachsen, zeigt seinen Tod selbst an 44
42) Die Sagen vom Bischoff Benno von Meißen 44
43) Blut aus Brot geflossen zeigt Krieg an 48
44) Von Bischoffs Krafft schrecklichem Ende 48
45) Vom Bischoff Ido zu Meißen 49
46) Vom heiligen Beneda 49
47) Wie Markgraf Heinrich der Erlauchte zu dem Beinamen der Hammer gekommen ist 50
48) Ein hölzernes Bild des Erzengels Michael singt 50
49) Der Weiberfeind zu St. Afra 50
50) Wunderbares Gelüste einer Frau zu Meißen 51
51) Ein Gotteslästerer kommt im Wasser um 51
52) Wunderbare Errettung eines Kindes 51
53) Der Grabstein des Wolfgang von Schleinitz in der St. Afrakirche zu Meißen 52
54) Ein feuriger Drache zieht gen Meißen 52
55) Die Meißner Hungerrosen 52
56) Die tapferen Weiber von Meißen 53
57) Die Bettelmannskirche zu Meißen 53
58) Der Dombrand zu Meißen 55
59) Das böse Quiproquo im Schlosse zu Meißen 55
60) Woher der Name: Der dumme Junge von Meißen? 56
61) Räthsel von der Stadt Meißen 56
62) Der Gotterfelsen bei Meißen 57
63) Weißes Hemde im Traum gesehen bedeutet Tod 57
64) Die betrunkenen Thiere zu Weinböhle 58
65) Der Traum des Georg von Schleinitz 58
66) Der Geist im Keilbusche bei Meißen 59
67) Karraß in der Nasse 60
68) Der versteinerte Mensch bei Diesbar 61
69) Der Riesenstein in der Nassau 61
70) Woher das Wappen derer von Schönberg entstanden sei? 62
71) Warum die Familie derer von Bünau nur drei bestimmte Taufnamen führt 63
72) Die Sage vom Fahnenträger zu Scharfenberg 63
73) Die Entdeckung des Silberbergwerks zu Scharfenberg 64
74) Der Todtenkopf zu Batzdorf 64
75) Die Glocke zu Zscheila 66
76) Der letzte Bischoff von Meißen 66
77) Ritter Karraß auf Goswig 67
78) Die Gründung des Schlosses Hirschstein 68
79) Woher das Sprichwort: Hier ist nicht gut Kirschen essen? 68
80) Die Amme zu Hirschstein 69
81) Der Badenix bei Strehla an der Elbe 69
82) Das Wahrzeichen der Stadt Strehla 70
83) Wie das Geschlecht derer von Pflug zu ihrem Wappen gekommen ist . 70
84) Der gespenstige Reiter bei Zabeltitz 72
85) Ursprung der Stadt Großenhayn 72
86) Der Löwenborn zu Großenhayn 73
87) Das Wahrzeichen der Stadt Großenhayn 73
88) Eine Hexe wird zu Großenhayn verbrannt 73
89) Ein Zauberer wird zu Großenhayn verbrannt 74
90) Der Hahn in der Jacobskapelle zu Großenhayn 74
91) Dietz Grünrad, der tapfere Tuchmacher zu Großenhayn 75
92) Ein Doppelgänger läßt sich sehen 76
93) Das spuckhafte Bild zu Kaditz 76
94) Der Wundersee zu Lommatsch 77

95) Name und Ursprung der Stadt Dresden 77
96) Ein Priester zu Dresden hat ein Gesicht 78
97) Die Entstehung der Kreuzcapelle zu Dresden 78
98) Der h. Benno löscht ein Feuer in Dresden 79
99) Vom Brückenmännchen zu Dresden 79
100) Der Stein auf der Dresdner Brücke 79
101) Der Kaplan Crosner prophezeit Emsern den Tod 80
102) Woher die Martersäulen auf der Dresdner Brücke gekommen? und von andern ähnlichen Kreuzen in der Stadt 80
103) Der Mönch auf dem Frauenkirchhofe zu Dresden 81
104) Der Queckbrunnen zu Dresden 81
105) Bestrafter Fluch zu Dresden 82
106) Eine Hexe wird zu Dresden verbrannt 82
107) Der bärtige Kopf auf der Zahnsgasse 83
108) Die Gans auf der großen Brüdergasse 83
109) Das Weiberregiment zu Dresden 83
110) Der goldene Rabe auf der äußern Pirnaischen Gasse 84
111) Der wohlthätige Brunnen bei der heiligen Bartholomäuskapelle . . 84
112) Was die Churschwerter im alten sächsischen Wappen bedeutet haben . 84
113) Ein Soldat wird zu Dresden bezaubert 85
114) Das Trompeterschlößchen zu Dresden 85
115) Der Dresdner Mönch 90
116) Das garstige Ding zu Dresden 92
117) Ein Knabe findet durch einen Traum einen Schatz 92
118) Die wiederaufgestandene Goldschmiedsfrau zu Dresden 93
119) Der schwarze Herrgott zu Dresden 94
120) Das steinerne Kind auf der Schloßgasse und Schreibergasse zu Dresden 94
121) Der steinerne Kopf auf dem Neumarkte zu Dresden 95
122) Das Aber zu Dresden 95
123) Woher das Sprichwort kommt: Wer Wittgen fängt, kann auf der Dresdner Brücke jagen? 96
124) Von des Königs Augustus des Starken ungeheuerer Kraft 97
125) Ein Geist erscheint dem Feldmarschall Wackerbarth 97
126) Eine Frau fliegt durch die Luft 98
127) Churfürst Christian I. und Pfalzgraf Johann Casimir 98
128) Warum ein Dresdner Scharfrichter geadelt worden und den Namen von Dreißigacker bekommen habe? 98
129) Der Spukgeist im Anton'schen Garten zu Dresden 99
130) Das Gespenst auf der Brühl'schen Terrasse 99
131) Die sieben Brüder im großen Garten zu Dresden 100
132) Der spukhafte Franzose im großen Garten zu Dresden 100
133) Hans Jagenteufel, der wilde Jäger bei Dresden 101
134) Die Sage von der Mordgrundbrücke 103
135) Das unglückliche Todaustreiben zu Radeberg 106
136) Der Schatz in der Kirche zu Eschdorf 107
137) Der Nixenhügel bei Rossendorf 108
138) Die Zwerge im Hutberge bei Weißig 109
139) Der Felsblock bei Weißig 110
140) Der gespenstige Wagen zu Eschdorf 111
141) Die Sagen von den Zwergen im Cottaer Spitzberg 111
142) Der Singestein bei Postelwitz 113
143) Der Spielmann am Niederpoiritzer Damm 115
144) Die tapfere Jungfrau von Pirna 115
145) Peter Bucher ein Barbier von Pirna wird Erzbischof von Mainz . 117
146) Der Teufel holt eine Bürgersfrau zu Pirna 118
147) Der Erlpeter zu Pirna 118
148) Schwarzkünstler zu Pirna 119
149) Der Mönch Antonius mit seinem Schweine 119

150) Wasserfluth zu Pirna verschont das Weihwasser 119
151) Der Wagen ohne Pferde zu Pirna 120
152) Die Thurmpflegerstochter zu Pirna 120
153) Reise durch die Luft gelingt nicht 121
154) Mag. Christoph's Teufelsführung 122
155) Das Bäckermädchen zu Pirna 122
156) Der Rosenstock in der Kirche zu Pirna 122
157) Das Pagenbette auf dem Königstein 123
158) Die Spukgeister auf dem Königstein 123
159) Das Zwergloch bei Lohmen 124
160) Der Einsiedler im Ottowalder Grunde 124
161) Jutta von Duba 125
162) Die steinerne Jungfrau auf dem Pfaffenstein 126
163) Das Kreuz auf dem Bärenstein 126
164) Der Nonnenstein bei Weißig 127
165) Wie die Familie derer von Bünau einst in den Besitz von Prossen gekommen ist 128
166) Woher die Birken von Duba ihren Namen haben 128
167) Die Sagen vom Lilienstein 129
168) Das Wetterhäuschen auf dem kleinen Winterberge 130
169) Wie Burggraf Jeschke um die Hauptmannsbestallung zu Königstein kam 131
170) Der Falkenberg und der Rupprechtsberg bei Neustadt 132
171) Die hohe Liebe bei Ostrau 132
172) Der Teufelsstein und der Teufelsgrund im Weißbachgrunde . . . 132
173) Rübezahl auf dem großen Zschirnstein 133
174) Die Sage vom Kuhstalle bei Lichtenhayn 134
175) Das Sensenduell im tiefen Grunde bei Hohnstein 135
176) Der Ursprung der Stadt Schandau 135
177) Der feurige Hund zu Schandau 135
178) Der gute Engel zu Hohnstein 137
179) Der Pesthändler bei Pirna 137
180) Die Zerstörung von Helfenstein 138
181) Die weiße Jungfrau bei Hermsdorf 140
182) Die Teufelsmühle am Wilischberge 140
183) Tanzen unter der Kirche wird von Gott gestraft 140
184) Das unglückliche Schuhwerfen zu Goßebaude 141
185) Das Crucifix zu Döhlen 141
186) Die Pfarrer Martin und Barthel Künzelmann zu Döhlen . . . 141
187) Das Gespenst zu Lungwitz 142
188) Das wunderbare Gesicht der Sabine Fiedlerin zu Lockwitz . . . 142
189) Die Entstehung von Dippoldiswalde 144
190) Der dankbare Schuldner 145
191) Das Denkmal bei Stolpen 147
192) Ursprung des Namens der Katzenhäuser 147
193) Die bestraften Sabbatschänder 147
194) Das Erdmännchen und der Schafhirt 148
195) Die Gräfin Kosel im bezauberten Berge von Langen Wolmsdorf . 149
196) Das schwarze Kreuz in der Dresdner Haide 149
197) Die bestraften Schatzgräber zu Dörschnitz 150
198) Der Teufelsgraben bei Goselitz 150
199) Gott straft einen Meineidigen 152
200) Ursprung des Namens der Stadt Frauenstein 153
201) Ein Geist zeigt eine Mordthat an 154
202) Arndts Paradiesgärtlein ist unverbrennlich 154
203) Der böse Pfaffe von Mulda 155
204) Die Entstehung von Altenberg 155
205) Wie Dr. Martin Luther einem Bergmann zu Altenberg Böses mit Gutem vergolten hat 156

206) Der graue Mann zu Neugeising 157
207) Das goldne Lamm 158
208) Der große Bergsturz zu Altenberg 159
209) Das wandernde Haus in Hinnwald 160
210) Das wunderthätige Marienbild zu Fürstenau 161
211) Die wüste Mühle im Lehnitzgrunde 161
212) Der böse Hecke von Lauenstein 162
213) Der Katharinenstein bei Lauenstein 163
214) Die wüste Mühle bei Reichenau 164
215) Die vierzehn Nothhelfer bei Gottleuba 164
216) Der Ursprung des Schlosses Bärenstein 165
217) Der Ritter von Bärenstein und der Löwe 166
218) Woher die von Ende ihren Namen haben? 167
219) Der Ursprung des Geschlechts der Herren v. Leipziger 167
220) Ursprung des Namens der Freiherren von Ungnad 168
221) Der Ursprung des Namens Reuß 169
222) Warum die Fürsten Reuß den einzigen Taufnamen Heinrich führen 170
223) Sage von dem Schenken von Lautenburg 170
224) Das Wappen der Grafen von Lynar oder die Sage vom Schlangenkönig im Schlosse zu Lübbenau 172
225) Der Ursprung des Geschlechts derer von Haake 174
226) Das Wappen der Grafen von Stolberg 174
227) Das Wappen der Rostitze 175
228) Woher das Geschlecht derer von Löser seinen Namen erhalten . . . 175
229) Die Wahlen in Sachsen und vornehmlich im Plauenschen Grunde bei Dresden 176
230) Der Nix in der Weißeritz 182
231) Der Hirschsprung im Plauischen Grunde 182
232) Der Schatz im Burgwartsberge 182
233) Die Entdeckung des Potschappeler Steinkohlenlagers 183
234) Das Schweizerbette im Plauischen Grunde 183
235) Das Zauberschloß im Windberge bei Burgk 183
236) Das Panier des Ritters St. Georg zu Tharand 187
237) Der Einsiedel im Thale der rothen Weißeritz 187
238) Der Untergang der Grube zu Höckendorf 188
239) Die 7 Marterſäulen zu Höckendorf 189
240) Der gespenstige Reiter bei Hainsberg 189
241) Der Todtenteich bei Tharand 190
242) Auffindung des Freiberger Bergwerks 190
243) Das Wahrzeichen der Stadt Freiberg 190
244) Der Teufel holt einen verliebten Cleriker zu Freiberg 191
245) Die Wallfahrt zur schönen Marie in Freiberg 192
246) Ein Freiberger Bürger rettet Markgraf Friedrich dem Freudigen das Leben 193
247) Die Morgrube zu Freiberg 193
248) Der große Brand zu Freiberg 194
249) Die schöne Petrzena zu Freiberg 194
250) Der ungerathene Sohn, der zu Freiberg drei Jahre auf einer Stelle gestanden hat 195
251) Das Mönchskalb zu Freiberg 196
252) Der Affe mit dem Kinde zu Freiberg 197
253) Der Teufel hört einen Bergmann beichten 198
254) Todter verwest nicht 198
255) Der Satan setzt einem Bergmann hart zu 199
256) Die vom Teufel besessene Frau zu Freiberg 199
257) Kreuze fallen vom Himmel 200
258) Der Donatsthurm zu Freiberg 200
259) Der Berggeist am Donat zu Freiberg 201

260) Die Domkanzel zu Freiberg 202
261) Sprüche von der Stadt Freiberg 202
262) St. Wolfgang zu Freiberg 203
263) Das Wundermehl bei Freiberg 203
264) Die Entstehung des Jagdschlosses Grillenburg 204
265) Die drei Kreuze bei Brand 205
266) Ein Traum verkündet Freibergs Befreiung von den Schweden 205
267) Die bärtige Jungfer zu Dresden 206
268) Hexen zu Dresden verbrannt 206
269) Der Spuk im Goldnen Faß 207
270) Der Tod im Hause Nr. 26 an der Neustädtischen Brückenseite 207
271) Das wunderbare Lutherbild zu Dresden 208
272) Das wunderbare Bild in der Königl. Schloßcapelle zu Dresden 208
273) Der Ochsenkopf im Reitstalle zu Dresden 208
274) Das Tragen der Sturmhaube als Strafe am Dresdner Hofe 209
275) Die Sagen vom goldnen Reiter zu Dresden 210
276) Der Bürgermeister zu Finsterwalde am Hofe zu Dresden 210
277) Die Entstehung der Halsbrücke bei Freiberg 211
278) Der merkwürdige Traum D. Gaspar Peucer's 211
279) Fortziehen der Bienen deutet Tod an 212
280) Der Hofprediger Steinbach will mit Hilfe des Teufels aus dem Gefängniß entwischen 212
281) Der Name der Stadt Oschatz und die Wahrzeichen der Stadt 213
282) Der Teufel im Beichtstuhle zu Oschatz 214
283) Der große Christoph zu Oschatz 214
284) Die schmatzenden Todten zu Oschatz 215
285) Die drei Kreuze vor dem Hospitalthore zu Oschatz 215
286) Der Mordteich zu Schmannewitz bei Dahlen 216
287) Die Kegelspieler zu Döbeln 216
288) Vögel brennen Häuser an 217
289) Blutzeichen 217
290) Der lebendig gewordene Kuchen zu Döbeln 218
291) Die Wahrzeichen der Stadt Roßwein 218
292) Der Abt im Handwerkshause zu Roßwein 218
293) Das Räthsel von der Mulde 219
294) Der Sächsische Götze Hennil 219
295) Die unglückliche Hochzeit zu Grimma 220
296) Das Götzenbild auf der alten Brücke zu Grimma 220
297) Das bucklige Kind zu Grimma 220
298) Der Bierefel zu Grimma 221
299) Der Kreuzweg auf der Straße nach Großbardau 221
300) Der Nix bei Grimma und am Schlosse Döben 221
301) Der alte Jungfernteich bei Grimma 222
302) Die Sage von dem Abendmahlskelche in der Klosterkirche zu Grimma 222
303) Die Wunderblume auf dem Tempel bei Grimma 224
304) Von dem Ursprunge des Geschlechts derer von Einsiedel 225
305) Conrad von Einsiedel auf Gnandstein 226
306) Der Schlüssel zu Gnandstein 227
307) Warum der Meißner Weihbischoff Dietrich zu Hartha begraben ist? 229
308) Der Ablaßkäse zu Wickershayn 230
309) Ursprung der Stadt Mittweyda 231
310) Ladung vor Gottes Gericht zu Mittweyda 231
311) Gott straft einen bösen Wunsch 232
312) Harras der kühne Springer 232
313) Der Teufelsstein bei Mittweyda 233
314) Der h. Antonius zu Leuben 233
315) Ein Doppelgänger zu Leuben 235
316) Der gespenstige Priester zu Leuben 235

317) Der grobe Tisch zu Fichtenberg und die wunderbare Bettstelle zu Meißen 236
318) Das Rad in der Kirche zu Schweta 237
317b) Der gespenstige Reiter zu Kieselbach 239
318b) Die beiden wunderbaren Schlangen bei Leisnig 240
319) Der Todtenborn zu Leisnig 240
320) Der Theuerborn zu Leisnig 241
321) Der Hahnberg und der Hahnborn zu Leisnig 241
322) Die sieben Köpfe zu Leisnig 242
323) Das Kirchthor zu St. Matthäi in Leisnig 242
324) Die sechs Teufelskünstler in Leisnig 243
325) Die bösen Söhne zu Leisnig 243
326) Der feurige Hund in der Schule zu Leisnig 243
327) Die seltsamen Bienen zu Leisnig 244
328) Der Teufel holt einen Leisniger Gerber 244
329) Der Melinenborn zu Leisnig 245
330) Der gespenstige Leichenzug zu Leisnig 245
331) Das Wappen der Bienewitze 246
332) Der Ritter St. Georg zu Nauenhayn 247
333) Die Strafe der Gartendiebe in Leisnig 248
334) Der Bergbau bei Leisnig 248
335) Der Geist im Forsthause zu Colditz 249
336) Die Halssteine am Rathhause zu Colditz 249
337) Der Gesundbrunnen bei Döhlen 249
338) Der Mönch auf dem Kreuze in Waldheim 250
339) Die Nixkluft bei Waldheim 251
340) Die Stiftung des Klosters Altenzelle 252
341) Die Wunderburg bei Roßwein 252
342) Der Poltergeist zu Roßwein 252
343) Der Teufel holt ein Mädchen zu Roßwein 253
344) Der warnende Engel bei Roßwein 254
345) Der Räuber Hartenkopf bei Zelle ist kugelfest 254
346) Der Teufel verführt eine Magd zu Zelle 255
347) Der Mohr im Schlosse zu Nossen 255
348) Die Riesenribbe zu Nossen 255
349) Der Gottesleugner zu Nossen 255
350) Meineid bestraft 256
351) Die Zaubereiche bei Großbucha 256
352) Die bebexten Brode zu Falkenhayn 257
353) Die treue Frau zu Kriebstein 257
354) Sprichwort von Rochlitz 257
355) Das Alter der Stadt Rochlitz 258
356) Die Mönchstaufe zu Wechselburg 258
357) Das wunderbare Bild zu Rochlitz 259
358) Jemand wird an einen Ort gebannt 259
359) Die wüste Kirche bei Rochlitz 259
360) Todtenhand verwest nicht 260
361) Erheuchelte Krankheit wird von Gott bestraft 260
362) Fett aus Todtenbeinen heilt einen Gelähmten 260
363) Der Zauberer Narr Hanß zu Rochlitz 261
364) Der Currendknabe zu Geithayn 263
365) Spruch von der Stadt Geithayn 264
366) Der große Topf zu Penig 264
367) Die Sage von dem Liebchenstein bei Penig 265
368) Das Räthsel von der Stadt Wurzen 267
369) Das wunderbare Lutherbild zu Wurzen 267
370) Der Tod bei Wurzen 267
371) Der Heuschreckenkönig zu Wurzen 268
372) Der gespenstige Leichenzug zu Wurzen 268

373) Die Zaubermartha zu Wurzen 269
374) Die drei goldnen Brocken zu Pomßen 269
375) Die Sagen vom Schleife Munchen bei Grimma 271
376) Das Marienbild zu Eicha bei Naunhof 273
377) Die Sage von der Schlacht bei Lucka 273
378) Der Ursprung von Leipzig und seinen Linden 274
379) Die Wahrzeichen von Leipzig 275
380) Die Wettermacher zu Leipzig 275
381) Die Gule in Leipzig 276
382) Das Kind auf dem Apfel in Leipzig 277
383) Der Bettelborn zu Leipzig 277
384) Die weiße Frau in der Pfarrwohnung zu St. Thomas 277
385) Die Sage vom Johannishospital zu Leipzig 278
386) Die Kartbaunenkugel auf dem Gottesacker zu Leipzig 280
387) Das Hufeisen an der Nicolaikirche zu Leipzig 281
388) Das Kind auf dem Neumarkt zu Leipzig 283
389) Das unglückliche Pflugziehen zu Leipzig 284
390) Feurige Drachen zu Leipzig 284
391) Der Teufel verlockt zum Selbstmord 284
392) Das Johannismännchen zu Leipzig 285
393) Der Teufel entführt eine Frau 285
394) Der schwarze Bruno zu Leipzig 286
395) Die Jungfernburg zu Leipzig 287
396) Verschiedene Geisterritter zu Leipzig 288
397) Die drei Goldstücke der Familie von Hahn 288
398) Die Magd bei dem Aar in der Nähe von Leipzig 289
399) Wechnerinnen werden von Geistern angelockt 289
400) Ein Geist zeigt einen Schatz an 290
401) Leipziger Schatzgeschichten 290
402) Das Nixweibchen bei Leipzig 291
403) Verschiedene Geistergeschichten aus Leipzig 291
404) Festmachen hilft nichts 292
405) Ein Mönch sieht seinen Tod voraus 293
406) Der Ursprung des Namens Nebelschütz in Leipzig 293
407) Die heilige Brücke bei Leipzig 294
408) Das Ritterloch bei Leipzig 294
409) Das Brautwehr bei Leipzig 295
410) Liebchens Büsche bei Schönefeld 295
411) Das Todtengerippe auf dem Johannistirchhofe zu Leipzig 296
412) Der Galgenplatz zu Leipzig 296
413) Die Todtengräber zu Großzschocher 297
414) Das Krankengrab bei Gerneuch 298
415) Wie einer Hexenbutter gerührt hat 299
416) Schatz rückt fort 299
417) Geisterritter hören Schatzgräber 299
418) Der Kobold am Barfüßerthürchen zu Leipzig 300
419) Dr. Faust in Leipzig 301
420) Der Wunderich zu Pegau 302
421) Das Vesperlied zu Pegau 303
422) Der Gewinnenberg bei Taucha 304
423) Wie die Pabuschen nach Greifzsch gekommen sind 305
424) Der Zauberjunge in Leipzig 306
425) Die Melanchthonsbirnen zu Pegau 308
426) Der treue Hund zu Pegau 309
427) Der Melkstein bei Pegau 310
428) Der prophetische Barfüßer zu Chemnitz 310
429) Die Sagen von der Schloßkirche zu Chemnitz 311
430) Die Wahrzeichen der Stadt Chemnitz 311

431) Der fruchtbare Mönchskopf zu Chemnitz und Dresden 312
432) Das wilde Weibchen bei Chemnitz 312
433) Sage vom Schloß Lauterstein bei Zöblitz 313
434) Prophezeiung vom Bergwerk zu Bärenstein 313
435) Die Eichen bei Gallenberg 315
436) Der gespenstige Zwerg auf der Giesenburg bei Schneeberg . . . 315
437) Geschichten vom Schneeberger Berggeist 316
438) Wie das Schneeberger Silberbergwerk entdeckt ward 317
439) Reglers Pflaster in Schneeberg 317
440) Das verschworene Bergwerk zu Schneeberg 318
441) Der Teufel läßt ein ungeladenes Gewehr losgehen 318
442) Woher das Sprüchwort: Nägel stillt seine Gäste? 319
443) Das Schneeberger Sprüchwort: Teffel, das gilt Dir auch mit . . 319
444) Woher der Name Silberstraße komme? 319
445) Ein Berggeist betrügt einen Schatzgräber 320
446) Christoph Schürer in Schneeberg 321
447) Die große Glocke in Geyer 322
448) Sechs Brüder bei Geyer 322
449) Der alte Thurm in Tannenberg 323
450) Der Schwarzkünstler zu Geyer 324
451) Die Staatslaterne bei Geyer 324
452) Das Fegeweib vom Katzenstein 324
453) Die Entbindung im Grabe zu Olbernhau 325
454) Woher das erzgebirgische Sprüchwort komme: je, daß Dich der Bär herze! 326
455) Der Frau-Mutterstuhl zu Oberferchheim 326
456) Der Jungferngrund bei Wiesenthal 327
457) Der Goldbrunnen auf dem Fichtelberge bei Wiesenthal 327
458) Ein Gespenst verfolgt einen Mann bis in sein Haus 328
459) Das wüthende Heer bei Wiesenthal und im Erzgebirge 328
460) Der Doppelgänger zu Wiesenthal 329
461) Die Perlenfischeten zu Wiesenthal 330
462) Die Tellerhäuser bei Wiesenthal 331
463) Das Gespenst auf der Superintendentur zu Wiesenthal 332
464) Die Fichte auf dem Gottesacker in Annaberg 336
465) Die Linde auf dem Kirchhofe zu Annaberg 337
466) Der erste Klöppel in Annaberg 337
467) Das Geschwistergrab in der Kirche zu Annaberg 338
468) Der rothe Stein auf der Kirchgasse zu Annaberg 338
469) Das Gespenst in dem Zobel'schen Hause zu Annaberg 339
470) Der Berggeist zu Annaberg 340
471) Der Fallsüchtige in der Kirche zu Annaberg 340
472) Die Entstehung von Annaberg 341
473) Die beiden Brüder zu Frohnau 342
474) Die Kapelle zu Frohnau 342
475) Die Bäuerin in Frohnau 342
476) Die Sagen vom Greifenstein 343
477) Die Sagen vom Scheibenberge und seinem Zwergkönig 347
478) Die lange Schicht zu Ehrenfriedersdorf 348
479) Der Räthelstein bei Annaberg 350
480) Die Todtenbank zu Buchholz 351
481) Der Traum von den goldnen Eiern 354
482) Das himmlische Heer bei Annaberg 355
483) Die Jungfrau vom Bielberge 356
484) Die Katzenmühle bei Buchholz 357
485) Das Mönchsgesicht an der Kirche zu Schlettau 358
486) Der Jäger ohne Kopf im Hofbusch bei Schlettau 360
487) Der Kirchbau in Crottendorf 360

488) Der reiche Fund oder die Kutte bei Elterlein 361
489) Die Winselmutter bei Grünhain 361
490) Die Oswaldskirche bei Elterlein 362
491) Das nächtliche Fallen im Erzgebirge 363
492) Der gespenstige Schmiedegeselle zu Johann Georgenstadt 364
493) Das Männchen in der Grube zu Johann Georgenstadt 365
494) Die zwei Messer zu Eibenstock 366
495) Das Kreuz und der Kelch zu Wolkenstein 366
496) Die weiße Frau zu Scharfenstein 366
497) Die weiße Frau zu Venusberg 367
498) Die weiße Frau zu Neustädtel 367
499) Die eifersüchtige todte Frau 367
500) Die geizige Müllerin zu Brand 368
501) Das Hammergespenst 369
502) Todte verhelfen Lebenden zu ihrem Recht 370
503) Die weißen Frauen zu Blumenau 371
504) Der Kobold zu Grüna 371
505) Der Kobold zu Thalheim 372
506) Der Kobold zu Lauter 372
507) Der wunderliche Katzentanz 373
508) Der schwarze Mann zu Königswalde 374
509) Das Waldweibchen in Steinbach 375
510) Der böse Seidelmann in den Sechsruthen bei Glöße 375
511) Die Teufelskanzel in der Schloßkirche zu Chemnitz 376
512) Geist Mützchen 377
513) Der Wappenschild der Schönburge 377
514) Der gespenstige Freier auf Hartenstein 378
515) Die Eiche bei Hartenstein 379
516) Die Prinzenkleider in der Kirche zu Ebersdorf 379
517) Die Betfahrt nach Ebersdorf 380
518) Das Goldschiffchen in der Kirche zu Ebersdorf 381
519) Das Jüdel 382
520) Der Friedensstein am Streitwald 383
521) Der Stein bei Rauenstein 384
522) Der Waldteufel im Erzgebirge 384
523) Der gespenstige Mönch bei Grünhain 386
524) Der gespenstige Bergmann bei Rittersgrün und Scheibenberg . . 386
525) Wo die Bergmännchen im Gebirge jetzt hingekommen sind? . . . 387
526) Die Wehklage im Erzgebirge 387
527) Die Pestmacher im Erzgebirge 388
528) Der alte Thurm in Tanneberg 389
529) Der St. Annenbrunnen bei Niederzwönitz 390
530) Die St. Blasiuskirche zu Niederzwönitz 391
531) Der Reiter ohne Kopf auf dem Ziegenberge bei Zwönitz . . . 391
532) Die Teufelswand bei Eybenstock 392
533) Der Panzerreiter zu Stollberg 393
534) Der Kärrner zu Stollberg 393
535) Der thörichte See bei Satzung 395
536) Sagen vom Wassermann im Erzgebirge 396
537) Die Irrlichter im Grundtümpel zu Wildenau 397
538) Der Bock von Bockau 399
539) Die Räuberhöhle am Schafteiche zu Glauchau 399
540) Der Ursprung der Stadt Zwickau 401
541) Die Wahrzeichen der Stadt Zwickau 402
542) Wie die große Glocke in der Marienkirche ihre Stimmung bekommen hat 402
543) Die Sage von dem Stücke vom Kreuze Christi in der Marienkirche zu Zwickau 402
544) Der Riese Einheer zu Zwickau 403

545) Der böſe Brunnen bei Zwickau 404
546) Der Teufel bietet einer Frau zu Zwickau Geld an 404
547) Gottesſpeiſe bei Zwickau 405
548) Das Paradies zu Zwickau 405
549) Der beſtrafte Gotteslästerer zu Zwickau 406
550) Die Zauberelſe zu Zwickau 406
551) Die Eſelswieſe bei Zwickau 407
552) Wie die Herren von Römer zu Zwickau zu ihrem Wappen gekommen 408
553) Der krumme Schuß in Zwickau 410
554) Der Galgenbaum bei Blankenhain 410
555) Dr. Fauſt's Höllenzwang 411
556) Der Katzenveit im Koblberge bei Zwickau 412
557) Spottverſe vom Voigtland 415
558) Der Urſprung des Schloſſes Voigtsberg 416
559) Der Rabe im Voigtlande 417
560) Der Teufel als Fuhrmann 417
561) Das Geldgewölbe 418
562) Das Zimmermannsbeil in Reichenbach 419
563) Der Stierſchlag Auguſt's des Starken bei Reichenbach 419
564) Die Entſtehung von Schöneck 420
565) Der Köhler von Klingenthal 421
566) Die zwölf Apoſtel in der Kirche zu Ebersgrün 421
567) Der Propſt des Kloſters Ebersgrün 422
568) Die Entſtehung von Plauen 422
569) Das Hufeiſen zu Plauen 423
570) Die ſteinerne Nonne auf dem Gottesacker zu Plauen 423
571) Der Ublanenſprung bei Planſchwitz 423
572) Das Wahrzeichen von Plauen 424
573) Die Stiftung des Kloſters Mildenfurth bei Weida oder Heinrich des Reichen von Plauen Traum 424
574) Der Mühlgöz zu Plauen 425
575) Pumphut in der Burkhardtsmühle 426
576) Pumphut im Bauerhauſe zu Wallengrün 427
577) Der Klapperer auf dem Kirchhofe zu Thierbach 428
578) Das Diakonat zu Pauſa 430
579) Die Duellanten im alten Gaſthofe zu Pauſa 430
580) Der ſchwarze Bär im Wäldchen bei Mittelhöhe 431
581) Der Schatz im Steinbühel zu Oberhermesgrün 431
582) Die heilige Behme am Wünnelſtein 431
583) Der Lindwurm bei Syrau 432
584) Der Spannbauer im Syrauer Walde 433
585) Die Bruderfichte bei Thoſſen 433
586) Sage vom Entſtehen des Steizenbaumes 434
587) Die Kiefer zu Steizen 435
588) Sage von einem reichen und gelehrten Bauer 436
589) Sage von einem Wilddieb 437
590) Sage von einem weißen Vogel 437
591) Sage vom Fürſtenſaale in Neuendorf 438
592) Sage von dem Bauer Kilian in Neuendorf 441
593) Sage von dem Goldmacher im Neuendorfer Schloſſe 442
594) Sage von der Gründung Neuendorf's 442
595) Sage von der Kapelle am Kapellenberge 443
596) Sage vom heiligen Brunnen auf dem Kapellenberg 444
597) Sage von der weißen Frau bei der Tränke am weſtlichen Abhange des Kapellenberges 445
598) Die Teufelskammer in der Pfarre zu Brambach 446
599) Sage vom Galgenberg bei Brambach 447
600) Sage von einem alten Brauburſchen zu Brambach 448

601) Sage vom steinernen Kreuz auf der Höhe zwischen Ober- und Unterbrambach 449
602) Sage vom steinernen Kreuz bei Hohendorf 450
603) Sage vom Wassermann bei Oelsnitz 450
604) Das Hänseln zu Adorf 451
605) Der Bieresel im Voigtlande 451
606) Sage vom Otterkönig bei Oelsnitz 452
607) Der Zweikampf in Rothenbach aus dem Jahre 1705 452
608) Sage von der Goldgrube auf dem Kapellenberge 453
609) Sage vom Feuersegen in Schönberg 454
610) Sage vom hohen Stein bei Erlbach 454
611) Die Sage von der Entstehung des Namens Budissin 454
612) Der Stein auf dem Markte in Budissin 455
613) Der Kopf an der Nicolaipforte zu Budissin 456
614) Der feurige Hund von Budissin 457
615) Das Budissinische Gespenst 458
616) Der Dutschmann zu Budissin 459
617) Der Schatz in der Mönchskirche zu Budissin 460
618) Die steinernen Köpfe an der Ortenburg 460
619) Der Blutflecken an der großen Mühle in Budissin 461
620) Das Kreuz am Wege zur Königsmühle in Budissin 461
621) Blutende Leiche verräth einen Mörder 462
622) Von der Wallfahrt zum Marienbilde in Eilewitz 463
623) Wie vier Gehängte zu einem Futterschneider zu Gaste gebeten worden und auch gekommen sind 463
624) Gotteslästerer bestraft 464
625) Die verhängnißvolle Hochzeit 464
626) Der Kinderengel zu Steinicht Wolmsdorf 465
627) Der Teufel entführt einen Gotteslästerer durch die Luft 465
628) Woher das Bautzner Sprüchwort kommt: Zu Bautzen hängt man die Diebe zweimal? 466
629) Was das Rennen nach dem Semper der Budissiner Frauen im 15. Jahrhunderte zu bedeuten gehabt? 467
630) Woher das Sprüchwort kommt: Es bekommt ihm, wie das Hundeführen bis Bautzen? 468
631) Des Büttels Flasche zu Bautzen 468
632) Die Sagen vom Brodschenberge bei Budissin 469
633) Die Lauengasse zu Budissin 473
634) Die Venus in Budissin 473
635) Der schwarze Hund zu Budissin 473
636) Der Obelisk bei Oehna 474
637) Pfarrer und Hexenmeister 475
638) Der Fuhrmann ohne Kopf auf dem Worbisberge bei Oppach 480
639) Der Bludnik in der Oberlausitz 481
640) Der Kobold in der Lausitz 482
641) Die Sage vom Rabensteine in Budissin 482
642) Der Feuersegen zu Budissin 484
643) Der Basilisk zu Budissin 485
644) Die Goldquelle zu Budissin 485
645) Der Kochjunge auf der Ortenburg 486
646) Der Goldkeller am Frageberge 486
647) Der Thronberg oder Kronenberg bei Ebendörfel 487
648) Das Teufelsfenster am Czorneboh 488
649) Das Veilchen vom Czorneboh 488
650) Das weiße Pferd zu Löbau 489
651) Sage von der Gründung Löbau's 489
652) Der feurige Hund am Löbauer Berge 490
653) Noch eine Sage vom feurigen Hunde auf dem Löbauer Berge 491

654) Die Sagen von dem Geldkeller auf dem Löbauer Berge 493
655) Der ewige Durst 497
656) Das Mittagsgespenst 498
657) Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge 499
658) Noch eine Sage von der Wunderblume auf dem Löbauer Berge . . 500
659) Der wilde Jäger bei Löbau 501
660) Die Kegelschieber auf dem Löbauer Berge 501
661) Bergbau zu Löbau 502
662) Der vergrabene Schatz bei Löbau 502
663) Das Galgengespenst bei Löbau 502
664) Unterirdischer Gang in Löbau 503
665) Der Judenkopf an der Rathhausuhr zu Löbau 503
666) Sage vom Hans-Christel 503
667) Das Banngehölz zu Diebsa 503
668) Der Drache in der Lausitz 505
669) Der Wassermann in der Lausitz 506
670) Die Wehklage 507
671) Die böse Frau bei den Wenden 508
672) Das Holzweibchen in der Lausitz 509
673) Die Murawa und Mara in der Lausitz 510
674) Die wendische Jagdgöttin 510
675) Der Pan Dietrich oder der wilde Jäger in der Lausitz 511
676) Warum zu Sora bei Bautzen keine Sperlinge sind 513
677) Wahrzeichen der Stadt Zittau 513
678) Die Bierglocke zu Zittau 515
679) Schön-Gretchen hinter dem Berge 515
680) Die unglückliche Wette in Zittau 516
681) Sage von den Steinringen zu Zittau 517
682) Das bezauberte Mädchen in Zittau 517
683) Der tolle Junker zu Zittau 518
684) Teufel heulen im Feuer 518
685) Das Aschenweibchen zu Zittau 519
686) Der gespenstige Lautemann zu Zittau 520
687) Der Malzmönch zu Zittau 521
688) Die tapfere Magd zu Poritsch bei Zittau 524
689) Der Hungerbrunnen bei Olbersdorf 524
690) Die Säule bei Marienthal 524
691) Der Jungfernsprung auf dem Oybin 525
692) Der Schatz auf dem Oybin und die Sage von der ersten Bebauung des Felsens 526
693) Die Kirche auf dem Oybin 527
694) Die beiden Zauberer 528
695) Der Ameisenberg 529
696) Der Reuler zu Kreckwitz 529
697) Das Königsholz bei Zittau 530
698) Der falsche Schwur 531
699) Das verfallene Schloß auf dem Stremberge bei Weißenberg . . . 531
700) Die Georgenkapelle auf dem Rotstein 538
701) Martin Pumphut in der Lausitz und der General Sybiloki . . . 539
702) Der Wundervogel auf der Lausche 542
703) Der Zwerg bei Hörnitz 543
704) Der Teufel in der Oberlausitz 544
705) Der Peensstein bei Neudörfel 547
706) Der Peens- oder Feensmännelberg bei Ostritz 548
707) Zwergsagen in der Gegend um Zittau 549
708) Der Nachtjäger 554
709) Der gespenstige Ochse bei Horka 554
710) Das Grab des bösen Jägers zu Horka 555

711) Der Alex zu Herka 555
712) Die Zwergbochzeit 556
713) Die koſtbaren Kegel 556
714) Das Bild zu Baruth 557
715) Der Feuermann bei Baruth 557
716) Die drei goldenen Kronen zu Reichwitz 558
717) Der blutende Geiſt zu Reichwitz 558
718) Der Holzmann 559
719) Der Schatz im Kirſchauer Raubſchloſſe 560
720) Der Schatz auf dem Hutberge 562
721) Die Gamenzer Naſen 563
722) Der kluge Mönch von Gamenz 563
723) Das kleine graue Männchen bei Gamenz 564
724) Die drei Kreuze zu Gamenz 565
725) Der Brunnen zu Gamenz 565
726) Der Eichenbaum zu Gamenz 566
727) Das Kreuz am Giſtraer Wege bei Gamenz 566
728) Der einſame Stein bei Gamenz 566
729) Die Gründung des Kloſters Marienſtern 566
730) Das Kreuz bei Schwoskorf 567
731) Die verbannten Bauernburſchen 568
732) Der Froſch bei Rebelſchütz 568
733) Das Silbergeſchenk 569
734) Die Fuchſenburg 569
735) Der Pelzmann zu Schmölln 570
736) Das Holzweibchen zu Thiemendorf 571
737) Der Heidut bei Pulenitz 572
738) Das Militairgeſpenſt 573
739) Das Weihnachtsgeſchenk 573
740) Das Bergmännlein auf dem Hochwalde 574
741) Der Kryſtallſarg im Kottmarberge 575

Druck von Julius Blochmann jun. in Dresden (Schießgaſſe 23).

Sagenbuch

des

Preußischen Staats.

Graesse
Sagenbuch
1

1398

Sagenbuch

des

Preußischen Staats.

Von

Dr. J. G. Th. Grässe.

Erster Band.

Glogau
Verlag von Carl Flemming.
1868.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Wenn das vorliegende Buch erst in diesem Jahre zur Hälfte mit dem Schlusse des ersten Bandes beendigt worden ist, so liegt der Grund weniger an dem Verfasser und Verleger, sondern einmal darin, daß das vorige Jahr eine durch die Verhältnisse nothwendig gewordene Unterbrechung herbeiführte, dann aber auch darin, daß der Verfasser stets auf Unterstützung von fremder Hand rechnete. Wir haben sowohl in Zeitungen als auf den Umschlägen der einzelnen Lieferungen wiederholt die Freunde der Sagenliteratur aus den Gegenden, welche unser Buch vor Augen hat, um Beiträge ersucht, da es absolut unmöglich ist, selbst bei der größten Belesenheit eine auch nur annähernde Vollständigkeit zu erreichen, allein leider umsonst; ein einziger Herr, ein Dresdener Sagenfreund, Herr G. Martius, hat mir eine Anzahl Notizen zukommen lassen, die ich jedoch nur für die am Schlusse des 2. Bandes zu gebenden kurzen Nachträge benutzen konnte, sonst habe ich von keiner Seite auch nur die geringste Beihilfe erhalten. Dies hat mich um so mehr befremdet, als bei meinem Sächsischen Sagenbuch ich wenigstens aus einigen Theilen des Landes Mittheilungen erhielt. Das Königreich Preußen aber ist ein so großer Staat, seine Bewohner haben stets so viel Patriotismus gezeigt, daß man eigentlich hätte erwarten sollen, der oder jener würde im Interesse der Sage sein Scherflein beitragen, um ein Buch, das gewissermaßen den Kern dessen, was uns aus der sagenhaften Vorzeit seines Vaterlandes übrig ist, enthalten soll, möglichst vollkommen zu machen. Allein sei es, daß meine Bitte nicht an den rechten Mann gekommen ist, sei es, daß sie übersehen wurde, sie blieb bis jetzt unerfüllt und ich muß mich darauf

beschränken, sie hier nochmals dringend auszusprechen und alle Freunde der preußischen Vorzeit ganz ergebenst aufzufordern, wenigstens für den zweiten Theil des Buches, der den Rhein, das eigentliche Preußen, Schlesien, Pommern und Posen umfassen wird, mich mit Mittheilungen, seien sie auch noch so unbedeutend, zu erfreuen. Ich werde auch das kleinste Körnlein dankbar aufheben und nach bestem Wissen zu benutzen suchen. Allein auch für die bereits bearbeiteten Provinzen (die Marken, Sachsen und Thüringen, der Harz und Westphalen) werde ich etwaige mir noch zugehende Berichtigungen und Mittheilungen dankbar annehmen und am Schlusse des Ganzen unter den Nachträgen zu verwerthen suchen.

Um nun auf mein Buch selbst zurückzukommen, so wird Jeder, der einen auch nur oberflächlichen Blick darauf wirft, sofort erkennen, welchen Zweck der Herr Verleger im Auge hatte, als er die Abfassung desselben dem unterzeichneten Verfasser übertrug. Er wollte dem preußischen Volke eine Sammlung der besten und interessantesten Sagen aus der Vorzeit übergeben und durch populäre Einkleidung sie zum eigentlichen Eigenthum desselben machen. Es mußte also jede gelehrte oder nur für wissenschaftliche Zwecke berechnete Einkleidung oder Anordnung der Stoffe vermieden werden. Aus demselben Grunde mußte Vieles wegbleiben, was sonst unbedingt hier hätte aufgenommen werden müssen, aber ebenso einzelne Sagendarstellungen mitgetheilt werden, welche dem kritischen Auge des deutschen Alterthumsforschers bedenklich erscheinen dürften; das größere Publikum macht andere Ansprüche als der gelehrte Sagenforscher, der höhere Zwecke als die der bloßen Unterhaltung verfolgt. Ich habe indeß möglichst versucht, den wissenschaftlichen Standpunkt festzuhalten und bin nach demselben Plane verfahren, der mir bei meinem ähnlichen Werke über Sachsen vorgezeichnet war. Ich bitte also, daß von Seiten der Kritik bei Beurtheilung meines Buches hierauf gefälligst Rücksicht genommen und nicht Anforderungen an meine Arbeit gestellt werden, welche selbstverständlich die Tendenz derselben ausschließen mußte. Indeß werde ich am Schlusse, wenn mir Raum übrig bleibt, in beizugebenden Zusätzen, wenigstens was Sagenvergleichung angeht, auch nach Möglichkeit den Ansprüchen des gegenwärtigen Standes der Sagenforschung gerecht zu werden suchen.

Die von mir benutzten Quellen, Chroniken, Städtegeschichten, topographischen Werke, Legendensammlungen ꝛc. habe ich gewissenhaft citirt und habe

nie versäumt, diejenigen neueren speziellen preußischen Sagensammlungen, aus denen ich einzelne Partien in diese meine Gesammtcollection aufgenommen habe, als primäre Quellen zu nennen. Mündliche Mittheilungen, die mir sehr willkommen gewesen wären, habe ich eben leider, wie bemerkt, nicht erhalten.

Es versteht sich wohl von selbst, daß der Umfang des Buches selbst es verbot, alle mir etwa bekannt gewordenen Sagen einer Provinz aufzunehmen, ich konnte nur auswählen. Dies wird mich bei dem Leser entschuldigen, wenn er diese oder jene ihm vorzugsweise liebgewordene Sage vermissen sollte. Hauptsachen glaube ich nicht vergessen zu haben, wenigstens habe ich die mir bekannten Quellen sämmtlich fleißig studirt, allein, wie gesagt, absolute Vollständigkeit war eben nicht möglich.

Ich hoffe, daß der zweite Band, der den Schluß des Ganzen enthalten soll, nicht so lange auf sich warten lassen soll als der erste, und bitte nur die geehrten Leser, das was ich ihnen bieten konnte, nachsichtsvoll aufzunehmen.

Dresden, 25. August 1867.

Der Verfasser.

Inhalt.

(Sagen der Hohenzollern.)

1) Prophezeiung des Bruders Hermann von Lehnin S. 1.
2) Die Vision Andreas Otto's von Langermünde, wie er sie seinem Schwager, Hainno Flörcke, Canzlei-Actuarius daselbst erzählt und sie derselbe von Wort zu Wort aufgeschrieben S. 7.
3) Die Prophezeiung des Nicolaus Drabicius S. 9.
4) Die Sage von der Abstammung der Hohenzollern S. 9.
5) Die Sage von dem Ursprunge der Zoller'schen Grafen von den Welfen S. 10.
6) Die Sage von der Abstammung der Hohenzollern aus Frankreich S. 11.
7) Wie die Grafen von Hohenzollern Burggrafen von Nürnberg geworden S. 14.
8) Die Sagen von der weißen Frau S. 15.
9) Alte Knittelverse von den Marken S. 19.
10) Die Sage von den ältesten Bewohnern Deutschlands und insonderheit des Königreichs Preußen S. 19.
11) Vom Markgrafen Hugo zu Brandenburg S. 28.
12) Von der Grausamkeit des Grafen Waldemar S. 30.
13) Die Sage von dem falschen Waldemar S. 30.
14) Der zerbrochene Ring S. 31.

(Die Marken.)

15) Das Unwetter und Churfürst Joachim I. S. 32.
16) Die Vision des Churfürsten Joachim II. S. 32.
17) Bärens Kirchhof bei Grimnitz S. 32.
18) Der Miggelberg bei Köpenick S. 33.
19) Ein Schreiber wegen eines Scherzes zu Berlin geköpft S. 34.
20) Der Teufel dreht einem Juden zu Berlin den Hals um S. 34.
21) Die Hagelmacherinnen zu Berlin S. 34.
22) Die geldenstigen Mäher bei Berlin S. 35.
23) Die Kohlhasen-Brücke S. 35.
24) Die drei Linden zu Berlin und die Herren von der Linde S. 36.
25) Die drei Blutstropfen zu Berlin S. 38.
26) Der Stock als Verräther S. 40.
27) Das Kreuz auf dem Marienkirchhofe zu Berlin S. 41.
28) Die Bildsäule des Churfürsten von Sachsen zu Berlin S. 42.
29) Der Thürträger in der Wallstraße S. 42.
30) Der Neidkopf in den Heiligengeiststraße S. 43.
31) Das Roß nebst der Frauengestalt am K. Schlosse zu Berlin S. 44.
32) Die Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der Langenbrücke und das Hufeisen S. 45.
33) Der Fisch und der Kost am Berliner Rathhause S. 46.
34) Die Ribbe S. 46.
35) Die Entstehung des Namens der Jungfernbrücke S. 46.
36) Die Sage von den vier Brüdern S. 47.
37) Das Haus mit den Widderköpfen S. 47.
38) Das Haus des starken Mannes S. 48.
39) Der Todeswürfel S. 48.
40) Das Galgenhaus zu Berlin S. 50.
41) Der Jude Lippold S. 50.
42) Der Edelstein im Brandenburgischen Churhute S. 52.
43) Der starke Schapelow S. 52.
44) Das Bernauische Bier S. 53.
45) Der Schmied von Bernau S. 54.
46) Vom Wunderblut zu Belitz S. 55.
47) Von dem Wunderblut zu Wilsnack an der Prignitz S. 55.
48) Vom Wunderblut zu Zehdenick und von der Stiftung des Klosters daselbst S. 57.
49) Von dem Namen der Stadt Strausberg S. 58.
50) Die Gotteslästerer zu Strausberg S. 58.
51) Von den beiden Abgöttern Sole und Crodone S. 58.
52) Von dem Wendischen Abgott Trigla, der vor Zeiten in diesen Landen ist geehret und angebetet worden S. 59.

53) Von dem Ursprung des Namens der Stadt Havelberg S. 60.
54) Der Teufel geht zu Brandenburg auf der Gasse herum S. 61.
55) Der Teufel kommt zu Gaste S. 61.
56) Historia von der Juden erschrecklichen Blutthat, die sie in der Mark Brandenburg an einer consecrirten Hostien und an etlichen Christenkindern begangen, auch was sie darüber haben leiden müssen S. 61.
57) Sagen von dem Einfall der Polen und Litthauer in Brandenburg S. 73.
58) Das wunderliche Schaf zu Templin S. 75.
59) Der Wechselbalg zu Cüstrinichen S. 75.
60) Die Erscheinung zu Neustadt-Eberswalde S. 75.
61) Die drei Boten Gottes S. 76.
62) Das unverbrennliche Haus zu Stendal S. 76.
63) Die Sage von Iron, dem Markgrafen von Brandenburg S. 77.
64) Vom großen Ruland zu Brandenburg S. 85.
65) Der Jude Tenle zu Brandenburg S. 85.
66) Der Traum von der Luttenlinde S. 85.
67) Das sonderbare Kind zu Brandenburg S. 85.
68) Woher der Name Ketzerdörfer kommt S. 86.
69) Legende und Bericht von der Magd, die zu Frankfurt a. d. O. Geld gefressen S. 86.
70) Der Poetenbrunn zu Frankfurt a. d. O. S. 87.
71) Die Besessenen zu Spandau S. 87.
72) Der wunderbare Hirsch bei Spandau S. 89.
73) Der Zauberer zu Jossen S. 89.
74) Der Sackpfeifer und der Wolf bei Spandau S. 89.
75) Das Grab des Remus bei Rheinsberg S. 89.
76) Der Stein bei Stolzenhagen S. 90.
77) Die sieben Steine bei Morin S. 90.
78) Die Steine bei Pardenitz und Parchnitz S. 90.
79) Der Stein bei Bellingen S. 91.
80) Der Stein bei Ostheeren S. 91. cf. S. 155.
81) Der Stein bei Reez S. 91.
82) Der Adamstanz bei Virchow S. 92.
83) Die alte Stadt im Blumenthal S. 92.
84) Die vermauerten Thore in den Marken S. 92.
85) Die geharnischten Männer zu Küstrin S. 94.
86) Die Zauberlöcke zu Küstrin S. 94.
87) Die Wahrzeichen der Stadt Küstrin S. 94.
88) Die Magd und die Männlein zu Helpe S. 94.
89) Die Wundereiche zu Wittstock S. 95.
90) Wie die Frösche in den Marken zu Bauern geworden sind S. 96.
91) Die stummen Frösche zu Schwante S. 96.
92) Der Basilisk bei Bernau S. 98.
93) Das Prügelgespenst zu Hasenberg S. 98.
94) Warum in Neustadt-Eberswalde keine Ratten mehr sind S. 98.
95) Der Rattenkönig bei Krossen S. 98.
96) Warum zu Bernau, Stargard und Prenzlau keine Schlangen sind S. 99.
97) Der bestrafte Sabbathschänder S. 100.
98) Die Blutkammer zu Wilsnack S. 101.
99) Der Grabstein zu Legde S. 101.
100) Die Kapelle des heil. Kreuzes zu Perleberg S. 102.
101) Der wunderbare Mühlstein zu Perleberg S. 102.
102) Der Ursprung des Namens und des Wappens der Stadt Pritzwalk S. 103.
103) Die Alemenekuhle bei Pritzwalk S. 103.
104) Das blutende Hirschhorn zu Schönhagen S. 103.
105) Der Altar zu Tüchen bei Pritzwalk S. 103.
106) Das Fräulein von Wittenberge S. 104.
107) Der Hildebrand zu Wittenberge S. 104.
108) Die Mißgeburt zu Jütkendorf S. 104.
109) Die elf Berge bei Potsdam S. 105.
110) Der düstere Teich bei Lindstädt S. 106.
111) Die hohen Bäume auf dem Brauhausberge S. 107.
112) Der geheimnißvolle Saal S. 107.
113) Der tiefe Grund bei Glienicke S. 108.
114) Die alte Mühle in Klein-Glienicke S. 109.
115) Der Babelsberg S. 110.
116) Der Teufelssee S. 112.
117) Der faule See zu Potsdam S. 113.
118) Die Schlangenkönigin im See zu Satrow S. 114.
119) Der alte Jäger S. 114.
120) Die Tornowspitze S. 115.
121) Der Spuk am Entenfängersee S. 115.
122) Die fliegende Frau S. 116.
123) Der Pfauberg S. 117.
124) Das älteste Haus in Potsdam S. 119.
125) Der Schimmel auf dem Wall zu Potsdam S. 121.
126) Die Quelle in Templin S. 122.
127) Das Grab am Spring S. 124.
128) Liefeld's Grund S. 126.
129) Die Pfaueninsel S. 128.
130) Die Bittschriften-Linde S. 128.
131) Das Grab im Neuen Garten S. 129.
132) Gottesgericht an einem Pfarrer S. 130.
133) Von der Mißgeburt und dem unverbrennlichen Hause zu Stendal S. 130.
134) Von dem Anfang der Reformation zu Stendal S. 131.
135) Das Wendenthor zu Stendal S. 131.

136) Die Gründung des Hospitals zu St. Jürgen in Stendal S. 132.
137) Das Gespenst in der Sacristei des Domes zu Stendal S. 132.
138) Der Roland zu Stendal S. 133.
139) Das steinerne Schaf an der Marienkirche zu Stendal S. 134.
140) Der Trommler zu Stendal S. 134.
141) Das Kirchenmütterchen in der Marienkirche zu Stendal S. 135.
142) Der Katzensteig zu Stendal S. 135.
143) Das Kreuz am Uengelinger Thore zu Stendal S. 136.
144) Der Fisch in der Marienkirche zu Stendal S. 136.
145) Der Kindfresser zu Stendal S. 136.
146) Das Haus des Kaisers zu Stendal S. 137.
147) Erbauung des Doms zu Stendal S. 137.
148) Von dem Bürgermeister zu Stendal, der das Feuer versprochen hat S. 138.
149) Der aus den Schalllöchern der Domthürme lugende Mönch zu Stendal S. 139.
150) Der Stock auf dem Rathhause zu Stendal S. 139.
151) Der Hirsch und die Wundertannen zu Stendal S. 14[illegible]
152) Der Quadersteig in St. Marien zu Stendal S. 141.
153) Der Launenwinkel zu Stendal S. 141.
154) Die Fußeisen in der Kirche von St. Marien zu Stendal S. 142.
155) Die Perrücke auf dem Eisterneste zu Stendal S. 143.
156) Das Gespenst am Sandberge bei Stendal S. 144.
157) Der Bierkönig Gambrinus zu Stendal S. 145.
158) Der Tumult in der Kirche zu Stendal S. 146.
159) Wie Eulenspiegel nach Stendal kam S. 146.
160) Der Stein mit dem Fußtritt bei Stendal S. 147.
161) Die Glocke in Großmöringen bei Stendal S. 148.
162) Der Betrug um die Leichengebühren zu Stendal S. 148.
163) Die betenden Straßenräuber S. 148.
164) Das steinerne Kreuz bei Großmöringen S. 149.
165) Das Marienbild zu Schleus S. 149.
166) Der Teufel und der Schreiber zu Klein-Schwechten S. 150.
167) Die rothe Erde bei Dantz S. 150.
168) Das Wahrzeichen an der Stephanskirche zu Tangermünde S. 150.
169) Die Jungfrau Lorenz und der Hirsch zu Tangermünde S. 151.
170) Der rothe Mann zu Tangermünde S. 152.
171) Der Teufelsstein zu Ostheeren S. 155.
172) Die Papenkühle bei Bellingen S. 155.
173) Das Büchelchen S. 155.
174) Der Ursprung der Schulenburg S. 156.
175) Der Name Gans von Putlitz S. 156.
176) Die drei Korporale zu Kleinau S. 159.
177) Die goldene Laus bei Bismark S. 159.
178) Das Gespenst zu Schorstedt S. 160.
179) Die Stadt Salzwedel S. 162.
180) Das Stadtholz zu Salzwedel S. 162.
181) Klaus Ule S. 162.
182) Der bestrafte Meineidige zu Salzwedel S. 163.
183) Der Eisenmörder zu Salzwedel S. 163.
184) Die weiße Kirche zu Tauer S. 164.
185) Die großen Steine zu Ballerstädt S. 164.
186) Der Markgraf von Brandenburg und die wilde Jagd S. 164.
187) Die geldtreffende Besessene S. 165.
188) Die in der Luft gesehenen Kugeln S. 165.
189) Bündniß mit dem Teufel zu Berlin S. 166.
190) Das Gespenst zu Kossenblat S. 166.
191) Der Kobold zu Beleram S. 169.
192) Das todverkündende Gespenst S. 172.
193) Der seinen Kopf fordernde Gehenkte S. 173.
194) Die Miggelsberge bei Köpenick S. 174.
195) Hexengeschichten aus Neuendorf in der Altmark S. 174.
196) Die Hexenriecherin und die Hexennecknadeln S. 177.
197) Wittenberge S. 180.
198) Die eine Hostie begehrende Zauberin S. 180.
199) Die Hexe zu Hillgenfelde S. 182.
200) Die Hexe zu Fissen bei Salzwedel S. 189.
201) Die Entstehung des Namens Arendsee S. 189.
202) Der Arendsee in der Altmark S. 189.
203) Der Mehlberg bei Arendsee S. 191.
204) Die kluge Nonne zu Arendsee S. 191.
205) Der Mittelpunkt der Welt S. 192.
206) Die gestohlene Glocke in Rißtedt S. 192.
207) Der Altmarkstädte Namen und Ruhm S. 192.
208) Die beste Religion S. 192.
209) Tetzel's Ablaßkasten in Flechtingen S. 193.
210) Das Unwetter in Groß-Gerstädt S. 193.
211) Der bestrafte Sabbathschänder zu Bombeck S. 194.
212) Was die Flüche: „Daß dich der Drue hole" und „daß dich der Jäger hole" bedeuten S. 194.
213) Der Lehnekenberg bei Dahrendorf S. 194.
214) Der Lehnekenstein bei Bonese S. 195.
215) Die Spinnerin im Monde S. 196.
216) Die Belagerung von Rogäz S. 197.

217) Die alte und die neue Stadt Gardelegen S. 198.
218) Die St. Georgenkapelle vor Gardelegen S. 198.
219) Die Wette um das Thor zu Gardelegen S. 199.
220) Der Wamms des Geräderten S. 199.
221) Die Isenschnibbe bei Gardelegen S. 200.
222) Der Selische See S. 200.
223) Der gekeilte Dieb S. 200.
224) Der Inspector Krusemark zu Seehausen S. 201.
225) Die Hand aus dem Grabe S. 201.
226) Die Hauptkirche zu Rathenow S. 202.
227) Matthias Lüßau, Geisterseher und Entdecker verborgener Schätze S. 202.
228) Der bestrafte Gespensterleugner S. 205.
229) Der Kaiserbesuch zu Osterburg S. 206.
230) Die Feuersbrunst zu Osterburg S. 206.
231) Die rothe Erde bei Krumke S. 207.
232) Der letzte Pfarrer in Krumke S. 207.
233) Das Kloster Crevese S. 207.
234) Die beiden Frauen zu Aulosen S. 208.
235) Der Name Jagow S. 209.
236) Der Abendmahlskelch zu Packebusch S. 209.
237) Der Teufelswinkel zu Booke S. 209.
238) Die Glocke und der wunderbare Ring in der Familie v. Alvensleben S. 210.
239) Vorzeichen des Todes der Könige von Preußen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. zu Berlin S. 211.
240) Die Erscheinung im Berliner Schlosse S. 212.
241) Die Klemenskuhle bei Pritzwalk S. 214.
242) Das ungetaufte Kind zu Pritzwalk S. 214.
243) Das Wunderkind zu Kehrberg S. 214.
244) Der Wehrwolf zu Hindenburg S. 215.
245) Der Kobold zu Lichterfeld S. 215.
246) Der Münchensee bei Osterholz S. 216.
247) Gott läßt sich nicht spotten S. 216.
248) Die zwei Todesengel S. 217.
249) Die Tempelherren-Schlösser S. 217.
250) Der Spuk im Schlosse Tegel S. 217.
251) Zu Spandau wird ein Wirth vom Teufel geholt S. 218.
252) Der neue Adel in der Altmark S. 218.
253) Der Spring im Riesen und die Wasserfrauen S. 219.
254) Die Rothfötschen S. 219.
255) Sachsen und Wenden S. 219.
256) Der Glockenstein und das Herzgelag S. 220.
257) Der Ueberfall zu Calbe an der Milde S. 220.
258) Bund mit dem Teufel zu Calbe S. 221.
259) Was sich vor der Schlacht von Fehrbellin zugetragen S. 221.
260) Die wilde Jagd bei Königs-Wusterhausen S. 221.
261) Sagen von Freienwalde S. 222.
262) Schildhorn S. 223.
263) Der dreibeinige Hase S. 223.
264) Die weiße Frau bei Nieder-Finow S. 224.
265) Der Küselwind S. 224.
266) Der See am Döllenkruge S. 225.
267) Der wendische Bauernkönig S. 225.

(Provinz Sachsen und Thüringen.)

268) Von der Abgöttin Venere Mirthia, wie sie ehemals zu Magdeburg gestanden S. 226.
269) Die Wiedereroberung Magdeburgs S. 227.
270) Das Kaiserbildniß im Dom zu Magdeburg S. 227.
271) Das Anzeichen des westphälischen Friedens S. 227.
272) Der Schäfer am Dome zu Magdeburg S. 228.
273) Der schwörende Mönch S. 228.
274) Die gefesselten Männer, das eiserne Gitter und der eine Nonne tragende Mönch am Dome zu Magdeburg S. 228.
275) Die frommen Hunde zu Magdeburg S. 229.
276) Anzeichen der Kriege mit dem Kaiser Heinrich IV. S. 229.
277) Der gefangene Jude S. 229.
278) Die heilige Leichnams Kapelle zu Magdeburg S. 230.
279) Die Kardinalsbirnen zu Magdeburg S. 230.
280) Der Warner vor der Schlacht und die Magdeburger Taufe S. 231.
281) Das blutige Brod S. 232.
282) Die Mißgeburt mit dem Chignon zu Magdeburg S. 232.
283) Die Metze und die Magd S. 233.
284) Das Loos um das Leben S. 234.
285) Das Spiel auf das Interim zu Magdeburg S. 234.
286) Vorboten der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly S. 235.
287) Das Gespenst auf dem Tyn zu Magdeburg S. 236.
288) Das brennende Licht am Kak auf dem alten Markt zu Magdeburg, und die Saugasse S. 237.
289) Die silbernen Läuse zu Magdeburg S. 237.
290) Der vom Teufel geholte Geizhals S. 238.
291) Böses Gewissen wird zum Verräther S. 238.
292) Der Todtengräber zu Magdeburg S. 239.
293) Die gestraften Schatzgräber S. 240.

294) Der dem Augenschein nach gen Himmel fahrende Zauberer S. 241.
295) Wie Dr. Faust einen Kellnerjungen zu Magdeburg getroffen hat S. 241.
296) Das eingemauerte Kind am Krökenthor zu Magdeburg S. 242.
297) Das goldene Zelt zu Magdeburg S. 243.
298) Der heil. Norbert und die weiße Kutsche mit seinen Gebeinen S. 244.
299) Das goldene Pflugeisen S. 245.
300) Der Traum des Fischerknaben Benjamin Kohl S. 246.
301) Die eisernen Köpfe an der St. Jacobskirche zu Magdeburg S. 248.
302) Die Kindesmumie im Dom zu Magdeburg S. 249.
303) Das Blutgericht und der blutige Stein im Dom zu Magdeburg S. 250.
304) Der Bund mit dem Teufel S. 251.
305) Das Bild im Dom zu Magdeburg S. 251.
306) Der Ring der Familie von Veltheim S. 252.
307) Das freundliche Gesicht zu Magdeburg S. 254.
308) Die Elbjungfer bei Magdeburg S. 255.
309) Der diebische Rabe zu Magdeburg S. 257.
310) Wollmirstett S. 258.
311) Der heilige See bei Neuhoff S. 258.
312) Wittekinds Taufe S. 259.
313) Die Hexe zu Wolmirstett S. 259.
314) Das Hünenblut bei Egeln S. 260.
315) Die durch einen Besessenen geschehene Prophezeiung S. 260.
316) Die Hexe zu Egeln S. 260.
317) Der Poltergeist zu Radewell S. 261.
318) Die Heidenkrippe im Magdeburgischen S. 264.
319) Marienborn im Magdeburgischen S. 265.
320) Der heil. Mauritius zu Magdeburg S. 266.
321) Die wandelnde Nonne auf dem Schlosse zu Loburg S. 267.
322) Der glückliche Schatzgräber zu Schönebeck S. 269.
323) Jettchens Ruhe bei Schönebeck S. 271.
324) Die heilige Eiche in dem Kreuzhorst bei Magdeburg S. 274.
325) Die goldene Hand zu Magdeburg S. 275.
326) Die Art S. 278.
327) Der Teufel und der Tartarenkönig zu Magdeburg S. 281.
328) Die Ahnfrau auf den Ruinen der alten Burg zu Randau S. 283.
329) Der hungrige Wolf S. 285.
330) Die Sage von der Dummburg S. 288.
331) Der Wolfstein S. 291.
332) Hans von Hackelberg der wilde Jäger S. 292.
333) Hackelberg und die Tut Osel S. 293.
334) Das Grundlos S. 295.
335) Der Sprung vom Schlosse Giebichenstein S. 298.
336) Der Basilisk zu Halle S. 300.
337) Zu Halle wird ein Jude am Galgen getauft S. 300.
338) Spruch von der Hallischen Zwietracht S. 300.
339) Der Jude Pfefferkorn zu Halle S. 301.
340) Der Teufel führt einen Schüler zu Halle durch die Luft S. 302.
341) Zauberinnen zu Halle verbrannt S. 302.
342) Der Saupfaff zu Halle S. 302.
343) Gott helf! S. 303.
344) Der Gütchenteich S. 303.
345) Das Jesuskind im alten Hospital zu Halle S. 303.
346) Der Nix vom Giebichenstein holt die Wehemutter S. 303.
347) Nixe kämpfen mit einander S. 304.
348) Die goldene Ente in Giebichenstein S. 304.
349) Die Erbauung von Halle und die Rechte der Halloren S. 305.
350) Warum die Halloren noch jetzt als Leichenträger gebraucht werden S. 309.
351) Der rothe Thurm, die Hungerquelle, der Roland und St. Katharina zu Halle S. 309.
352) Der auf Rosen wandelnde Esel zu Halle S. 311.
353) Der Saalaffe zu Halle S. 313.
354) Der Schellenmoritz in der Moritzkirche zu Halle S. 315.
355) Die Entdeckung der Salzquelle zu Halle S. 317.
356) Der vom Teufel erwürgte Geizhals S. 317.
357) Der Chiromant Nietzki zu Halle S. 318.
358) Der Lappländer mit den rothen Stiefeln und gelben Hacken S. 319.
359) Teufelssteine S. 322.
360) Das Kloster zur guldenen Egge S. 323.
361) Die reiche Glocke S. 323.
362) Die Hummel S. 323.
363) Der Mönch S. 323.
364) Die Hexe S. 325.
365) Der Ursprung des Schamperbachs und der Kinderwiese bei Merseburg S. 325.
366) Von der heil. Jungfrau Theodika zu Merseburg S. 325.
367) Von dem Abgott Zuttiber zu Merseburg S. 326.
368) Die wunderbare Glocke zu Merseburg S. 327.
369) Die Schildkröte im Dom zu Merseburg S. 327.
370) Der fliegende Krebs bei Merseburg S. 327.
371) Strafe eines Sabbathschänders S. 328.

372) Der schädliche Hexenrath S. 328.
373) Der wunderbare Handel zu Steudiz S. 329.
374) Sonntagsarbeit läuft übel ab S. 329.
375) Der vom Teufel geholte Bäcker S. 330.
376) Die Sage von der heil. Kunigundis S. 330.
377) Der Bischof und die Katze zu Merseburg S. 331.
378) Der Todesstuhl in Merseburg S. 331.
379) Der Rabe zu Merseburg S. 332.
380) Die Kapelle auf dem Petersberge bei Halle S. 333.
381) Zwerge als Schatzhüter S. 334.
382) Der redende Rabe zu Erfurt S. 335.
383) Der herumwandelnde Leichnam zu Erfurt S. 335.
384) Die weiße Jungfrau zu Erfurt S. 335.
385) Warum die Erfurter Häringsnasen heißen S. 336.
386) Die tanzenden Kinder zu Erfurt S. 336.
387) Die Entstehung der heil. Brunnenkapelle zu Erfurt S. 336.
388) Von dem Bier zu Erfurt und andern Bieren im deutschen Reich S. 337.
389) Der Wolfram zu Erfurt S. 338.
390) Das Crucifix im Dome zu Erfurt S. 338.
391) Die weißen Frauen zu Erfurt S. 339.
392) Doctor Faust zu Erfurt S. 339.
393) Der Walperung zu Erfurt S. 340.
394) Die Sterbeluft und das Seelenbad zu Erfurt S. 341.
395) Die Geißler zu Erfurt S. 342.
396) Das Kreuz mit dem Reiter und der Jungfrau zu Erfurt S. 342.
397) Ein Student läuft vom Galgen davon S. 343.
398) Hexen zu Erfurt S. 343.
399) Der zärtliche Wolf S. 343.
400) Todesanzeichen zu Erfurt S. 344.
401) Der wunderbare Juwelenladen zu Erfurt S. 344.
402) Ein Färbergeiell wird von Langensalza nach Erfurt auf einem Bock entführt S. 344.
403) Das Rathhaus zu Erfurt S. 345.
404) Von der Stadt Erfurt Namen und Ursprung S. 346.
405) Das St. Marcusbrod zu Erfurt S. 347.
406) Der Schatz unter der Dionysiuskirche S. 347.
407) Wie der Galgen zu Erfurt auf den Stollberg gekommen S. 348.
408) Das Sibyllenthürmchen S. 348.
409) Voll Maß, voll Maß! S. 348.
410) Die Magdalenenkirche zu Erfurt S. 349.
411) Der Bruder Basilius Valentinus vom Petersberge zu Erfurt S. 350.
412) Die Sage von dem Schuster und dem Musikanten Antonius zu Mühlberg S. 351.
413) Der Poltergeist zu Nordhausen S. 354.
414) Der ungehoben gebliebene Schatz zu Nordhausen S. 354.
415) Der Teufel will einen Verwalter zu Nordhausen verführen S. 355.
416) Eine Mutter erscheint ihrer kranken Tochter fünf Meilen von dem Orte ihrer Wohnung S. 357.
417) Michael Meienburg zu Nordhausen und Dr. Martin Luther S. 358.
418) Die sieben Merkwürdigkeiten der Stadt Nordhausen S. 358.
419) Das Nordhäuser Heckemännchen S. 359.
420) Die Gründung des Waisenhauses zu Nordhausen S. 359.
421) Die sieben Kreuze am Siechenhofe zu Nordhausen S. 360.
422) Die Merwigslinde zu Nordhausen S. 360.
423) Eine verstorbene Frau erscheint ihrem Manne und ihrer Magd S. 360.
424) Das weibliche Gespenst im Walde S. 363.
425) Die Seelöcher bei Crimderode und bei Wechungen S. 363.
426) Der Tanzteich bei Niedersachswerfen S. 364.
427) Der Riesenstein S. 365.
428) Der unterirdische Gang im Nonnenkloster zu Langensalza S. 366.
429) Schatz im Traume gesehen S. 367.
430) Woher die Oberstadt Mühlhausen ihr Wasser erhält S. 368.
431) Die Zerstörung der Heinerburg S. 369.
432) Die drei Rebhühner zu Mühlhausen S. 370.
433) Die Sage von der Erbauung des Erfurter und Frauenthores zu Mühlhausen S. 371.
434) Die blinden Hessen S. 371.
435) Die Gründung des Jungfrauenklosters zu Weißenfels S. 372.
436) Der gespenstige Thürkloper zu Weißenfels S. 374.
437) Die Sage von der Rudelsburg S. 375.
438) Der Schatz auf der Rudelsburg S. 376.
439) Die muthige Magd zu Goseck S. 376.
440) Die treue Magd von Weißenburg S. 377.
441) Das unterbrochene Fest zu Saaleck S. 378.
442) Der kluge Mönch zu Schulpforte S. 378.
443) Der Zauberer zu Naumburg S. 379.
444) Das weinende und lachende Brautpaar im Dom zu Naumburg S. 379.
445) Die zwei Thurmspitzen des Naumburger Doms S. 380.
446) Ein Schäfer bekommt für Alles, was er kauft, das Geld nebst der Waare wieder S. 380.

447) Der Bruder Bertram zu Wimmelburg S. 380.
448) Das Gespenst zu Gehofen S. 381.
449) Der unverbrannte Luther zu Eisleben S. 386.
450) Die Sage von Luthers Tode S. 386.
451) Der Abt von Posen S. 387.
452) Die Elelswiese zu Querfurt S. 387.
453) Dr. Faust und Melanchthon zu Wittenberg S. 391.
454) Der Teufel bringt einem Studenten seinen Pact wieder S. 392.
455) Der Teufel äfft einige Edelleute auf der Hasenjagd S. 392.
456) Die gespenstigen Männer zu Wittenberg S. 393.
457) Sprichwort von der Stadt Wittenberg S. 393.
458) Der gespenstige Hase S. 393.
459) Der Heck- oder Brodpfennig S. 393.
460) Es sieht sich Einer lebendig im Sarge S. 394.
461) Die Wahrzeichen von Wittenberg S. 394.
462) Freßkahle zu Wittenberg S. 394.
463) Spruch von der Stadt Kemberg S. 395.
464) Der in Knechtsgestalt dienende Teufel S. 395.
465) Der Teufel ärgert sich über Luthers Predigten S. 396.
466) Wie Dr. Luther einen Teufel austreiben lehrt S. 397.
467) Der Spruch von den Bieren zu Belgern und Torgau S. 397.
468) Der Name der Stadt Eilenburg S. 397.
469) Das geheimnißvolle Marienbild zu Eilenburg S. 398.
470) Der Teufel hilft einer Hexe vom Scheiterhaufen S. 399.
471) Das blutende Hirschgeweih S. 399.
472) Das Wechselkind bei Halberstadt S. 400.
473) Der Teufel führt einen Säufer sechs Meilen weit weg S. 400.
474) Der Zauberer Johannes Saxonicus zu Halberstadt S. 401.
475) Der nach seinem Tode Banquettirende S. 402.
476) Die wunderbaren Steine zu Thale S. 402.
477) Das Gespenst zu Tuttelstädt S. 403.
478) Die Sage von dem Grafen zu Gleichen S. 415.
479) Der Freijäger zu Herrengosserstädt S. 421.
480) Der Lieper Haidebaum bei Hohenrode S. 422.
481) Die Schlüsselejungfrau zu Nebra S. 422.
482) Das Steinbild bei der Rodisschenke S. 422.
483) Die Sage vom Schlosse Bodenstein S. 423.
484) Die Rosenkirche zum Elende S. 424.
485) Die Sage von der Göttin Lohra S. 429.
486) Die Ruhendburg und die drei Kreuze zu Lohra S. 431.
487) Die steinerne Jungfrau zu Lohra S. 431.
488) Der Hülfenberg bei Griemar S. 433.
489) Die Sagen vom Kyffhäuser S. 434—449.
α. Der Ritterkeller auf dem Kyffhäuser.
β. Die goldenen Flachsknoten.
γ. Die Wunderblume.
δ. Der Ziegenhirt.
ε. Der verzauberte Kaiser.
ζ. Der Hirt und der Kaiser Friedrich.
η. Die Musikanten und der Kaiser.
θ. Das auf dem Kyffhäuser alt gewordene Brautpaar.
ι. Der Kaiser und der geizige Bauer.
κ. Die goldenen Kohlen auf dem Kyffhäuser.
λ. Die goldenen Kegel und der Kaiser Otto.
μ. Kaiser Friedrich, die Königin Holle und Napoleon.
ν. Der falsche Friedrich auf dem Kyffhäuser.
ξ. Der Schäfer und Kaiser Friedrich.
ο. Der Kornfuhrmann aus Reblingen.
π. Der Ring des Barbarossa.
ρ. Die goldenen Haare.
σ. Die Wallfahrt.
τ. Die Tafel voll Namen.
υ. Die Schatzgräber.
490) Der Storkanische Hof zu Kelbra S. 449.
491) Die Sage von der Rothenburg S. 449.
492) Der Püsterich auf der Rothenburg S. 452.
493) Die Sage von dem Kloster Sittichenbach S. 454.
494) Die Hufeisen an der Kirchthüre zu Ellrich S. 455.
495) Die Todtenlache bei Rappelsdorf S. 456.
496) Das Gotteefeld S. 457.
497) Das Heidengrab und der Ottilienstein S. 457.
498) Der rothe Stein S. 458.
499) Die Goldlauter S. 459.
500) Die Kirche zu Schmiedefeld S. 459.
501) Der Name der Grafschaft Mansfeld S. 460.
502) Der St. Georg zu Mansfeld S. 460.
503) Das Wahrzeichen der Stadt Mansfeld S. 461.
504) Graf Hoyer von Mansfeld S. 461.
505) Das Himmelfahrtsbier im Mansfeldischen S. 461.
506) Der Kobold im Kloster Mansfeld S. 462.
507) Die grüne Jungfer auf dem Hausberge bei Helfta S. 462.
508) Die Jungfernklippe S. 463.
509) Die Futterstelle des wilden Jägers S. 463.
510) Die Amtmannsfrau zu Helbra S. 463.
511) Der Steinberg bei Erdeborn am salzigen See S. 464.

512) Die Teufelsspitze im salzigen See bei Rollsdorf S. 464.
513) Die Mühle bei Aschersleben S. 465.
514) Die Pfanne bei Rothenschirmbach S. 465.
515) Tippelsdorf S. 466.
516) Die Türkeischenke zu Wolferode S. 467.
517) Die vier Steine bei Krimpe S. 468.
518) Das Mordholz bei Unterrißdorf S. 468.
519) Der Thomaspfennig und Kuttenzins S. 469.
520) Der Kobold zu Schrauplau S. 471.
521) Der Kobold in Bischdorf S. 471.
522) Der Kobold in Schmalzerode und Bischofsroda S. 471.
523) Teufelsanbeter zu Sangerhausen S. 472.
524) Der schmatzende Tod zu Sangerhausen S. 472.
525) Die rächenden Grabsteine zu Oldisleben S. 473.
526) Der Gefangene im Kloster Oldisleben S. 473.
527) Das Marienbild zu Memmleben S. 474.
528) Das wüthende Heer im Mansfeldischen S. 474.
529) Der Kroppenstädter Vorrath S. 475.

(Der Harz.)

530) Der Blocksberg, das Blocksberggespenst und der Reinstein S. 475.
531) Der Hexensabbath auf dem Brocken S. 482.
532) Der Köhler und Venediger am Brocken S. 486.
533) Der Goldsucher Engelmann am Brockengebirge S. 487.
534) Stellen am Harz, die von Venedigern besucht sein sollen S. 489.
535) Morgenbrodsthal S. 492.
536) Vom Andreasberge unter der Waldschmiede S. 493.
537) Die Wolfsklippen am Annekensägemühlenbruch S. 494.
538) Die Schnörkelklippen S. 494.
539) Der Katzentanz S. 494.
540) Die Hohneklippen S. 495.
541) Der Wunschsumpf S. 495.
542) Die Brautklippe S. 495.
543) Das Magdbette auf dem Brocken S. 496.
544) Der Schlosser am Brocken S. 496.
545) Die Jungfrau von der Elendsburg S. 497.
546) Der Gaukler zu Stolberg S. 497.
547) Von einem nächtlich geschehenen kurzweiligen Pistolen-, Degen- und Pantoffeltanze S. 498.
548) Von den Goldbergwerken bei Stolberg S. 499.
549) Die Stolberger Lerchen S. 500.
550) Der Ursprung des Wappens der Grafen von Stolberg S. 500.
551) Eruna oder Aurine die weiße Jungfer S. 500.
552) Die Geisterkirche zu Stolberg S. 502.
553) Das Entstehen der Räder-See S. 502.
554) Warum in Rodishayn kein Feuer auskommt S. 503.
555) Der Name von Wernigerode S. 503.
556) Der Ursprung der Stadt Wernigerode und des Rathhauses S. 504.
557) Der spukende Schimmel vom Wernigeroder Rathhause S. 504.
558) Die spukende Frau im Wernigeroder Waisenhause S. 505.
559) Das Wallfischgerippe am Schlosse in Wernigerode S. 505.
560) Das Fegeweib zu Wernigerode S. 505.
561) Spuk bei Wernigerode S. 506.
562) Die Sagen vom Kapellenfleck bei Braunlage S. 506.
563) Die Sage von der Roß-Trappe und dem Kretzfuhl S. 511.
564) Die Sage von der Steklenburg S. 513.
565) Die Sage von der Lauenburg S. 514.
566) Die Siebenspringe S. 514.
567) Der Mönchenstein vom Kloster Wendhausen S. 515.
568) Das Kegelspiel auf der Schöneburg S. 515.
569) Die Geister in der Baumannshöhle S. 516.
570) Von den Geistern in der Scharzfelsischen Höhle oder den Zwerglöchern S. 517.
571) Hütten-Kobolde zu Rübeland S. 518.
572) Der Mönch auf dem Schlosse zu Quedlinburg S. 518.
573) Der Finkenheerd in Quedlinburg S. 518.
574) Die Schäferthürme in Quedlinburg S. 519.
575) Die Teufelsmauern bei Blankenburg S. 521.
576) Die weiße Frau und der Brunnen auf dem Blankenburger Schlosse S. 521.
577) Der Weg von der Quelle auf dem Blankenburger Schlosse nach dem Münzenberge S. 522.
578) Der Stollen bei Blankenburg S. 522.
579) Evergodesroda, Volkmarstein und der Michaelstein S. 522.
580) Die Sage vom Teufelsbade bei dem Kloster Michaelstein S. 524.
581) Zwergsagen auf der Nordseite des Harzes S. 526.
582) Die Sage von der Harzburg S. 528.
583) Der Mönchsbrunnen S. 529.
584) Mönchenlagerstätte, Waschwässerchen und Kloster Himmelspforte S. 531.
585) Das heilige Blut zu Wasserleben S. 532.
586) Die Jungfrau vom Ilsenstein S. 533.

587) Der Reinstein oder Regenstein S. 534.
588) Das Grab unter den Linden bei Blankenburg S. 538.
589) Die Sagen vom Schlosse Quästenberg S. 539.
590) Der Sudemerberg bei Goslar S. 543.
591) Der Rammelsberg und der Kinderbrunnen bei Goslar S. 544.
592) Die Teufelsgrube zu Goslar S. 545.
593) Das Teufelsbecken zu Goslar S. 546.
594) Der heilige Nicolaus S. 546.
595) Der Teufel zu Goslar S. 546.
596) Teufelsbergwerk zu Rammelsberg S. 547.
597) Der große Christoph und die Cleo S. 547.
598) Der Saal im Petersberge S. 548.
599) Wo man Gold bei Goslar findet S. 548.
600) Der Name von Lautenthal S. 548.
601) Die Zwerge am Bielstein S. 548.
602) Hexen in Gittelde S. 549.
603) Die Staufenburg und ihre Sagen S. 550.
604) Silberhohl S. 553.
605) Der Hübichenstein S. 554.
606) Die silbernen Tannenzapfen auf dem Hübichenstein S. 555.
607) Die Ersteigung des Hübichensteins S. 556.
608) Der Bielstein S. 559.
609) Die Sage von dem Schacht, genannt die Hoffnung bei Goslar S. 560.
610) Die drei Becher von Falkenstein S. 565.
611) Die Sage von der Tidianshöhle S. 568.
612) Die Edelfrau von Scharzfeld S. 572.
613) Die Zwerglöcher bei Scharzfeld S. 573.
614) Das Grundlos bei Osterhagen S. 574.
615) Römerstein und Nixei S. 574.
616) Das Weingartenloch S. 575.
617) Die Steinkirche S. 577.
618) Die Gründung des Klosters Walkenried S. 577.
619) Der geheimnißvolle Fuhrmann zu Walkenried S. 578.
620) Das eiserne Halsband in der Kirche zu Walkenried S. 578.
621) Die Lutherfalle zu Walkenried S. 579.
622) Der Zaubersaal zu Walkenried S. 579.
623) Das Denkmal zu Zorge S. 581.
624) Die neue Kelle bei Bischoffenroda S. 581.
625) Von den Silberbergwerken bei Ellrich S. 582.
626) Das graue Männchen S. 583.
627) Die Gründung des Klosters Ilfeld S. 583.
628) Das Nadelöhr bei Ilfeld S. 584.
629) Der Schimmelreiter vom Bielstein S. 585.
630) Die Jungfrau von der Ilburg und Frau Holle S. 585.
631) Die Teufelsmühle S. 586.
632) Die Zwerge bei Dardesheim S. 587.
633) Der Auszug der Zwerge S. 588.
634) Die Zwerge vom Sachsenstein S. 589.
635) Die Jungfer vom Sachsenstein S. 590.
636) Die Sage vom Staufenberg S. 591.
637) Das Teufelsbad bei Osterode S. 591.
638) Die großen Laternen an den Domthürmen zu Halberstadt S. 594.
639) Das blutende Schwert an der Liebfrauenkirche zu Halberstadt S. 595.
640) Die Sage vom Lügenstein S. 597.
641) Bischof Burchard II. von Halberstadt, der Kinderfreund S. 598.
642) Das blutende Johannishaupt am Deckengewölbe des Johannisthores zu Halberstadt S. 599.
643) Der Halberstädtische Adam S. 600.
644) Der Sarg in der Kirche zu Gundersleben S. 601.
645) Der Lange Matthies zu Halberstadt S. 602.
646) Die Gründung des Siechenhofes vor Halberstadt S. 602.
647) Die steinernen Bauermeister und die Trappen S. 603.
648) Das große Weinfaß auf den Spiegelsbergen S. 604.
649) Der Sargberg S. 610.
650) Das Kloster am Huyberge S. 611.
651) Der grünende Peitschenstock S. 612.
652) Der Hühnenstein S. 613.
653) Die Kindesmörderin zu Pansfelde S. 614.
654) Das lebende Bild zu Falkenstein S. 615.
655) Der Heinrichstein S. 616.
656) Die heiligen Mönche zu Hettstedt S. 616.
657) Die Liegenbuche von Thorla S. 617.
658) Der Schatz im Klosterthurme zu Schöningen S. 617.
659) Die Stiftung des Klosters zu Gröningen S. 618.
660) Der verschlafene Mönch auf der Konradsburg S. 619.
661) Der Feuerberg bei Halberstadt S. 620.
662) Der Einsiedler bei Ellrich S. 621.
663) Die Sage von den Gegensteinen S. 622.
664) Zorge und die Jungfernklippe S. 624.
665) Der Bergmönch S. 627.
666) Der silberne Mann S. 627.
667) Der Bergmöch zu Clausthal S. 628.
668) Die Rehbergerklippe zu Clausthal S. 629.
669) Der eichene Pflock zu Clausthal S. 630.
670) Das kleine Clausthal S. 631.
671) Feuer wird verflucht S. 632.
672) Die Haulemutter S. 632.
673) Die drei Brüder von Zellerfeld S. 633.
674) Die Kirche zu Zellerfeld S. 634.
675) Die Todtenwiese bei Zellerfeld S. 635.
676) Spuk bei Zellerfeld S. 635.
677) Das vertriebene Gespenst S. 636.
678) Das ewige Licht und die Spindel S. 636.

679) Die Osterjungfrau und die Wunderblume S. 638.
680) Der Schatz im Thurme zu Osterode S. 640.
681) Hans Kühnenburg S. 640.
682) Der Jües und der Ochsenpfuhl bei Herzberg S. 641.
683) Die Sage von der Burgmühle bei der Ascanienburg S. 642.
684) Der Geist Hintzelmann S. 644.

(Westphalen.)

685) Die alten Sprüche vom Herzogthum Westphalen S. 667.
686) Die beiden heiligen Ewalde S. 667.
687) Die heilige Ida S. 668.
688) Die Stiftung des Klosters zu Freckenhorst S. 669.
689) Das heilige Kreuz bei Freckenhorst S. 670.
690) Der Esel des Bischofs Wulfhelm S. 671.
691) Der heilige Suederus S. 672.
692) Die heilige Reinhildis S. 673.
693) Die Jungfrau vom Ottenstein S. 674.
694) Das eiserne Halsband zu Münster S. 674.
695) Der Kopf des heil. Liborius S. 675.
696) Das heilige Meer S. 675.
697) Der Ludgerusbrunnen zu Billerbeck S. 676.
698) Ludgerus und die Gänse S. 677.
699) Der Honigtopf zu Billerbeck S. 677.
700) Die Erbauung der Stadt Münster S. 677.
701) Das Hufeisen auf dem Ueberwassers-Kirchhof zu Münster S. 678.
702) Affe, Schaf und Schwein am Dom zu Münster S. 678.
703) Christi Himmelfahrt im Dom zu Münster S. 679.
704) Der wilde Jäger und der Schneider zu Münster S. 679.
705) Amtmann Timphot S. 679.
706) Die Landmesser in der Galghaide S. 680.
707) Die unterirdische Glocke S. 680.
708) Die Glocken zu Lüdinghausen S. 680.
709) Der Name von Werden S. 681.
710) Der Rentmeister Schenkewald S. 681.
711) Plührs Brücke S. 682.
712) Der Hochjäger S. 682.
713) Der Teufel in der Dawert S. 683.
714) Die Steine in der Dawert und bei Borken S. 683.
715) Der Haidemann S. 683.
716) Die beiden Schwestern S. 684.
717) Das Königsgrab und die Urnen in der hohen Warte S. 684.
718) Der Pestbalg zu Bottrup S. 685.
719) Jungfer Eli S. 685.
720) Das Heybrockmännchen S. 686.
721) Das Dorf Eine S. 686.
722) Die ungetaufte Glocke S. 686.
723) Der Name der Stadt Paderborn S. 687.
724) Der Methronbrunn bei Paderborn S. 687.
725) Der Polder- oder Bullerborn bei Paderborn S. 687.
726) Teufelsbanner zu Paderborn S. 688.
727) Legenden vom heil. Liborius S. 688.
728) Meinwercus, der Bischof von Paderborn S. 689.
729) Der Dombaumeister zu Paderborn S. 690.
730) Der Marienbrunnen zu Paderborn S. 690.
731) Die Domherrnuhr zu Paderborn S. 691.
732) Das Stück vom Mantel der Jungfrau Maria im Dom zu Paderborn S. 691.
733) Der Brunnen im Dom zu Paderborn S. 692.
734) Der Mönch im Feuer S. 694.
735) Die Erbauung von Marienmünster S. 694.
736) Austern und Kröten S. 695.
737) Der Herr von der Wewelsburg S. 695.
738) Der Westphälische Pumpernickel S. 696.
739) Die Sage von Otto dem Schütz S. 696.
740) Die Stiftung des Klosters Fröndenberg S. 697.
741) Die Zerstörung der Irminsäule S. 702.
742) Das Wappen der Familie von Syburg S. 703.
743) Der St. Petersbrunnen zu Syburg S. 703.
744) Der heil. Suidbertus zu Bielefeld S. 704.
745) Der Name von Bielefeld S. 704.
746) Der Wirth von Bielefeld S. 704.
747) Der Weißdornbusch zu Dornberg S. 705.
748) Der Hasenpatt zu Schildesche S. 705.
749) Die Stiftung des Nonnenklosters zu Schildesche S. 706.
750) Der heilige Lebuinus S. 707.
751) Die Wolderus-Kapelle S. 708.
752) Die Entstehung der Porta Westphalica S. 709.
753) Sagen vom König Wittekind S. 709.
754) Weking in der Babilonie S. 715.
755) Weking's silberne Wiege im Reineberge S. 716.
756) Das Stift Berg S. 716.
757) Die Sagen von der Burg Limberg S. 717.
758) Der steinerne Sessel bei Solterwisch S. 718.
759) Der Name der Stadt Unna S. 719.
760) Der Teufel in der Kirche zu Unna S. 719.
761) Der Kesseborn in Frömern S. 719.
762) Der wunderbare Bach bei Lüdenscheid S. 719.
763) Die Wundertropfen zu Lünen S. 720.

764 Der Urſprung der Familie Heckenberg S. 720.
765 Der Name des Dorfes Meinerzhagen S. 720.
766 Der erſte Beſitzer von Jierlohn S. 721.
767 Der Urſprung der Familie von Lüdinghauſen, genannt Wulff S. 721.
768 Die Hölle, das Zwergloch und das Schrödersloch bei Jierlohn S. 722.
769 Der heil. Suederus zu Soeſt S. 722.
770 Das Muttergottesbild zu Soeſt S. 723.
771 Der große Gott von Soeſt S. 724.
772 Ritter Themo, der Würfelſpieler zu Soeſt S. 724.
773 Johann mit den Beilen S. 727.
774 Der Mann mit dem Grenzſteine S. 727.
775 Die Hexenrache S. 727.
776 Der Schatz bei Schwerte S. 727.
777 Das hungernde Mädchen zu Unna S. 728.
778 Der Teufel als Onkel S. 729.
779 Das Erdmännchen von Hardenſtein S. 730.
780 Der St. Einhardsbrunnen S. 731.
781 Der Schatz bei Wiebenbrück S. 732.
782 Der Knüppelhund S. 732.
783 Die Sage von den Externſteinen S. 733.
784 Die Sage von der großen Schlacht am Birkenbaum S. 735.
785 Graf Eberhard von Altena S. 735.
786 Das Fegefeuer des weſtphäliſchen Adels S. 736.
787 Die Sagen vom Deſenberg S. 742.
788 Kaiſer Karl zu Herſtelle S. 743.
789 Das Muttergottesbild zu Brenkhauſen S. 743.
790 Die Stiftung des Kloſters Bocke bei Paderborn S. 744.
791 Die Sage von der Freudenburg S. 745.
792 Die Freiſchützen bei Paderborn S. 746.
793 Die Lilie von Corvei S. 747.
794 St. Veits Gaben S. 748.
795 Der weiße Hirſch zu Corvei S. 749.
796 Der Brigadier von Corvei S. 749.
797 Die Stiftung des Kloſters Herbecke S. 750.
798 Die Sage von dem Fräulein von Rodenſchild S. 750.
799 Die feurigen Roſen zu Lügde S. 751.
800 Die Ampel auf dem Kirchhofe zu Lügde S. 751.
801 Das verwünſchte Kirchlein zu Lügde S. 752.
802 Der wilde Junker von Volmarſtein S. 753.
803 Reck von Volmarſtein und ſeine Dame S. 754.
804 Gerwin von Volmarſtein und die Stiftung des Kloſters Waldlaſſen S. 755.
805 Der in der Luft fahrende Körner S. 761.
806 Hexen nehmen die Geſtalt lebender Perſonen an S. 761.
807 Wie ein Bürger eine todte Kuh für eine ſchöne Frau gehalten hat S. 762.
808 Das Crucifix in Stromberg S. 762.
809 Die Räuber auf dem Geiſſenberge S. 763.
810 Die Linde und der Stein auf dem Lindelsberg S. 764.
811 Die Taube zu Horter S. 765.
812 Das Hühnerſpiel S. 765.
813 Das Fräulein von Wilberg S. 765.
814 Der Bäcker zu Dortmund S. 766.
815 Die Strafe der zänkiſchen Weiber zu Dortmund S. 768.
816 Attendorner Waffentanz und Kattenfillers S. 769.
817 Kattenfillers und Pannenklöpper S. 769.
818 Die Glocke zu Attendorn S. 769.
819 Der Grinken-Schmied S. 772.
820 Die Hünen und Hunnen S. 772.
821 Die weiße Jungfrau S. 773.
822 Die Gründung des Kloſters Wedding hauſen S. 774.
823 Die drei Kreuze S. 776.
824 Der Bauer und der Teufel S. 776.
825 Der Gräfing zu Lengerich S. 777.
826 Die große Grete zu Tecklenburg S. 777.
827 Die drei Auflagen S. 778.
828 Der Brunnen, das Kreuz, das Götzenbild und die weiße Frau auf Schloß Bentheim S. 779.
829 Der Peſtvogel bei Hagen S. 780.
830 Die Duete mor S. 780.
831 Der Hellweg bei Jöyen S. 780.
832 Die Sage von den Schon-Holden S. 781.
833 Der Zehn Uhrs Hund zu Wiedenbrück S. 781.
834 Von dem Abte, der in einen Raben verwandelt ward S. 781.
835 Die zwei Hünen von Berne und von Boſe S. 782.
836 Der Mann im Monde S. 783.
837 Die weiße Jungfrau von Hemer S. 783.
838 Der Name des Dorfes Eckeſei S. 783.
839 Die Sage vom Schatz im Kaffenberge S. 783.

MONACENSIS

Die Sagen des Hauses Hohenzollern.

1) Die Prophezeiung des Bruders Hermann von Lehnin.

In der Mittelmark an der Havel, etwa zwei Meilen von Potsdam, liegt das jetzige Schloß und Amt Lehnin; dasselbe war ehedem ein berühmtes Kloster, in welchem mehrere Chur- und Markgrafen von Brandenburg begraben liegen. Daselbst lebte einst ein durch seinen heiligen Wandel und seine Gelehrsamkeit hochberühmter Mönch (zwischen 1272—1339), Namens Hermann, der in schlechten lateinischen Reimversen die künftigen Schicksale seines Klosters besang und dabei natürlich auch das Schicksal aller folgenden preußischen Fürsten mit berührte, insoweit dasselbe mit der Zukunft des Klosters in Verbindung stand und von demselben abhing. Ueber die Geschichte dieser Prophezeiung giebt es nun aber zwei verschiedene Berichte. Nach dem einen wäre dieselbe bei der Einziehung des gedachten Klosters (1542) in fremde Hände gerathen, bis der Churbrandenburgische Rath, Erasmus von Seidel, der durch seine glückliche Vertheidigung der Jülich'schen Erbfolge für das Churbrandenburgische Haus in ihren Besitz gelangte und sie als geheimen Schatz in seinem Hause verwahrte und erst gegen das Ende der Regierung des Churfürsten Friedrich Wilhelm Andern mittheilte. Eine andere Sage erzählt, diese Prophezeiung sei in den letzten Jahren des genannten Churfürsten, als derselbe einst in das auf der Stelle des verfallenen Klosters erbaute Schloß gekommen, um sich in der Umgebung desselben mit der Reiherbeize zu belustigen, daselbst in einer alten Mauer aufgefunden worden.[1]) Aus dieser Handschrift ist die

[1]) Laut handschr. Acten im Geh. Staatsarchive zu Berlin klopften einst zwei Bauern aus dem Amte Lehnin im J. 1617 mit Steinen in dem Gewölbe der Klosterkirche daselbst und brachen an einer Stelle, oben in dem Kreuzgange an der Treppe, wo es hohl klang, eine Oeffnung. Da fanden sie schöne bunte Altardecken, mit Gold und Silber durchwebte Kirchengewänder, Bücher und Handschriften. Die Gewänder zerschnitten sie und nahmen sie mit, rissen aus den Pergamentschriften einige Blätter heraus, die sie zu Wecken, einem Orte bei Lehnin, an ihre Bekannten verschenkten. Bei der zwei Jahre nachher erfolgten gerichtlichen Untersuchung fanden sich noch 82 Bücher und Handschriften vor, die der damalige churfürstliche Hauptmann des Amtes Lehnin, Wichmann, von Lehnin nach Berlin schickte, wo sie der Bibliothek der heiligen Dreifaltigkeit, der jetzigen Domkirche eingereiht wurden. Unter diesen mag sich auch das Originalmanuscript der Lehniner Prophezeiung befunden haben, von dem schon zur Zeit des großen Churfürsten Abschriften existirten. (S. v. Scharff-Scharffenstein, die Weissagung des Abtes Hermann von Lehnin, frei in gebundener Rede. Hanau 1862 in 8. S. IV. ꝛc.)

Prophezeiung, dann zuerst von dem bekannten Königsberger Theologen Mich. Lilienthal im II. Theile seines Gelehrten Preußens (Th. IV. S. 286 ꝛc.) durch den Druck bekannt und später von einem gewissen Zoroaster mit einer deutschen metrischen Uebersetzung begleitet unter folgendem Titel herausgegeben worden:

Der Preußische Wahrsager, das ist: Bruder Hermanns von Lehnin wundersame Prophecevungen von den Regenten des Chur-Fürstlichen Hauses Brandenburg und Königreichs Preußen, und deren Besteigung des Kayserlichen Thrones; nebst verschiedener die Europäischen Staaten betreffenden theils raren theils merkwürdigen Prognosticis, aus geheimen Nachrichten und Urkunden sorgfältig zusammen getragen und der curiensen Welt zur Beurtheilung getreulich mitgetheilt von Zoroaster. o. O. 1741. in 4°.

Seit dieser Zeit sind verschiedene Ausgaben dieser merkwürdigen Schriftstücke erschienen, die zum Theil unter sich etwas verschieden sind; wir lassen hier die alte Uebersetzung des schon genannten Zoroaster folgen:

Bruder Hermanns von Lehnin wundersame Prophecevung von den Regenten des Chur-Fürstlichen Hauses Brandenburg, abgefaßt im Jahre Christi 1306.

Nun will ich dir, Lehnin! dein künftig Schicksal sagen,
Das mir der Herr der Welt selbst angezeiget hat.
Denn ob du gleich itzund wie eine Sonne glänzest,
Und ein unsträfliches und heiliges Leben führst,
Auch keinen Mangel spürst an Ruh und Wohlergehen:
So kömmt doch eine Zeit, die dich wird anders sehen,
Da du kaum was wirst sein, wo nur nicht gar vergehen.
Das Volck, das dich gebaut, hat allzeit dich geliebet.[1])
Mit diesem fühlst du auch, und bist nicht mehr so lieb.
Nun hebt sich bald drauf an die höchstbetrübte Stunde,
Darinn Ottonis Stamm auch gänzlich geht zu Grunde,
Dieweil kein einziger Sohn von selbem überbleibt.[2])
Da fällst du nun zuerst, jedoch nicht gar zu Boden.
Indessen wird die Marck viel schwere Drangsal leiden,[3])
Denn Otton's Wohnung nimmt die Brut der Löwen ein,[4])
Da wird der rechte Erb' alsdann verstoßen sein.

---

[1]) 1180 ward das Kloster Lehnin vom Markgraf Otto I., Churfürst zu Brandenburg, gestiftet. Derselbe ward nach seinem 1198 erfolgten Tode daselbst begraben.

[2]) 1322 starb Johann IV., der letzte Churfürst aus dem Ascanischen Stamme, ohne Erben, nachdem er kaum 3 Wochen regiert.

[3]) Dies bezieht man auf die 1311 erfolgte Vernichtung der Templer, auf die Ermordung des Propstes Nicolaus in der Kirche zu Berlin und die 1316 von dem Papst geschehene Excommunication der Stadt Frankfurt auf 26 Jahre hinaus.

[4]) Damit ist das Haus Bayern gemeint, welches einen Löwen im Wappen führt. Ludwig der Baier erklärte nämlich bei der eingetretenen Vacanz des Churfürstenthums Brandenburg die Mark für ein dem Reiche heimgefallenes Leben und belehnte mit ihr seinen Sohn Ludwig, obgleich Anhalt, Sachsen und Lauenburg, die noch übrigen 3 Linien des Ascanischen Hauses, die besten Ansprüche hatten.

Wenn fremde Völcker sich biß nach Corin [1]) begeben,
Wird ihren Stoltz gar bald der schlaue Kayser heben.[2])
Doch wird ob diesem Schutz die Marck sich wenig freun.
Der königliche Löw' wird wieder abwärts gehen,[3])
Und dieses Land nicht mehr die rechten Herren sehen.
Viel Herrscher machen dann dem Lande große Pein.[4])
Der reiche Adel wird die Bürger unterdrücken,
Und manchen Geistlichen ohn Recht ins Elend schicken.
Es wird gehn, wie es ist zu Christi Zeit gelauffen,
Man wird ohn alle Scheu viel Menschen selbst verkauffen.
Doch daß du liebe Marck nicht ohne Haupt mögst sein,
Wirst durch zwey Burge du zu größern Ehren steigen.[5])
Und dich, doch nur zum Schein, zur Ruh und Friede neigen,[6])
Und durch der Wölfe Tod trifft du der Schaafe Hertz,[7])
Diß sag ich: Dieser Stamm wird lang im Flor bekleiben,
Und deines kleinen Staats viel Jahr Beherrscher bleiben,[8])
Bis die erleget sind, die damahls hochgeehrt,
Die Städte wüst gemacht, den Herrn ihr Recht gewehrt.
Des Vaters Folger wird des Bruders Freiheit kräncken.[9])
Und den unbillgen Tod nicht billig machen dencken.
Nachdem er müd vom Krieg und manchem Unglücks-Streich,
Folgt ihm der Bruder bald in dem verlaßnen Reich,[10])
Zwar ein sehr tapferer, doch auch sehr eitler Mann,
Der auf den Berg gedenckt, die Brück nicht reichen kann.
Schaut, arme Lehniner! wie er die Schwerdter wetzet,
Der schont die Brüder schlecht, der Väter selbst verletzet.[11])
Sein Nachfahr weiß des Kriegs durch seine Kunst zu spotten.[12])
Er sagt den Kindern selbst ein großes Glück vorher,[13])

---

[1]) Das Kloster Corin, ein Filial von Lehnin, ist 1254 von Johann I., dem Bruder Otto's, gebaut worden.

[2]) Albert der Jüngere, Fürst von Anhalt, der nächste Agnat Johann's IV., trat auch als Prätendent um die Churwürde auf, ward aber vom Kaiser hintergangen.

[3]) Sigismund, Sohn Kaiser Carl's IV., erhielt 1378 die Mark Brandenburg von seinem Bruder Wenzel.

[4]) Sigismund verpfändete die Mark an seine Vettern Jobst und Procop von Mähren, dann kam sie pfandweise an Wilhelm, Landgraf zu Thüringen, und endlich wieder an Sigismund, damals schon Kaiser, der sie dann 1417 Friedrich von Hohenzollern überließ.

[5]) 1415 ward der Burggraf von Nürnberg, Friedrich IV. von Hohenzollern, auf dem Concil zu Costnitz zum Churfürsten von Brandenburg gemacht und 1417 erhielt er die Investitur.

[6]) Durch Friedrich I.

[7]) Bezieht sich auf die vielen Händel mit dem unruhigen Adel.

[8]) Das Haus Hohenzollern regiert noch heute und hat aus dem kleinen Churfürstenthum eine der fünf Großmächte Europas gemacht.

[9]) Friedrich II. ging seinem ältern Bruder Johann II. in der Regierung vor, da dieser der Goldmacherkunst wegen sich derselben begeben hatte.

[10]) Geht auf Albert Achilles.

[11]) Bezieht sich auf den Streit mit dem Bischof von Bamberg, der hier mit dem Worte Berg bezeichnet wird.

[12]) Johannes Cicero wußte durch seine Klugheit manchen Krieg abzuhalten.

[13]) Kann nur auf Joachim I. gehen, welcher als tüchtiger Astrolog seinen Nachkommen die königliche Würde prophezeit haben soll.

So wartet denn auf sie groß Glück und große Ehr.
Und ihnen soll's so wohl als wie ihm selbst ergehen.
Dann aber wird ein Weib dem Land viel Unglück schaffen,[1])
Ein Weib, das angesteckt durch neues Schlangen-Gifft,
Und dieses wird biß zu dem eilften Stamme dauren.
Nun kommet der herfür, der dich Lehnin sehr haßt[2])
Er schneidet als ein Schwerdt, hat nicht viel Guts im Sinn,
Er störet und verkauft die Kirch und Kirchen-Güter.
Geh, mein verlaßnes Volck! Du hast nun keinen Schutz,
Bis eine neue Zeit wird alles wieder bringen.
Der Sohn bestätiget des tollen Vaters Thun,[3])
Drum wird ein Geistlicher vor einen Thor gehalten,
Und weil er nicht sehr streng, heißt er der beste Herr:
Ihm folgt aus seinem Stamm ein ganz ungleicher Zweig.
Er stirbt im Todten-Jahr an einem hohen Ort.[4])
Drauf fordert der das Reich, der in der Stadt gebohren,[5])
Er nährt sein Kind mit Furcht; durch Hoffnung andere:
Doch was er heimlich fürcht, wird, seht nur! doch geschehen.
Bald läßt sich ein neu Spiel nach Gottes Zulaß sehen;
Allein er lebt nicht lang, der voller Fehler war,[6])
Und durch Gesetze viel, noch mehr durch Strafen störte,
Die doch durch sein Befehl nur immer ärger wurden,
Und besser könnten seyn, wenns dem Geschick gefiel.
Er war verschmitzt genug, doch keines Lobes werth.
Dem Vater folgt der Sohn als Churfürst von der Marck,[7])
Der viele leben ließ nach wohlverdienter Strafe;
Er glaubete zu viel, drum frißt der Wolff die Schaafe,[8])
Doch folgt der böse Knecht bald seinem Herren nach.
Dann kommen, welche sich von dreyen Burgen nennen,[9])
Und unter'm großen Herrn wächst der schon weite Staat.
Die Sicherheit des Volcks ist des Regenten Stärcke,[10])

---

[1]) Elisabeth, Tochter Johann's von Dänemark und Mutter Joachim's II., nahm 1525 öffentlich den lutherischen Glauben an, mußte aber nach Sachsen flüchten, weil ihr Gemahl sie einmauern lassen wollte.

[2]) Joachim II., erster Churfürst, der im Jahre 1593, also dem 4. seiner Regierung, den Glauben seiner Mutter annahm.

[3]) Johann Georg II., der mit Sachsen die Concordia-Formel zu Stande brachte.

[4]) † 1598. In demselben Jahre starben noch viele andere Fürsten.

[5]) Joachim Friedrich ward in Berlin geboren, kam aber scheintodt, nachdem seine Mutter künstlich entbunden worden war, auf die Welt.

[6]) Churfürst Johann Sigismund trat 1614 zur reformirten Religion über, das ist das neue Spiel: er regierte aber nur 10 Jahre lang.

[7]) Georg Wilhelm IV. folgte seinem Vater 1624.

[8]) Bezieht sich auf den allmächtigen Günstling Georg Wilhelm's, Graf Adam von Schwarzenberg, der aber in demselben Jahre wie dieser, 1640, starb.

[9]) Friedrich Wilhelm, benannt der Große, ist hier gemeint; er war gleichzeitig Churfürst von Brandenburg, Burggraf zu Nürnberg und Herzog zu Magdeburg.

[10]) Damit ist die Vorliebe des Churfürsten für ein starkes Heer gemeint.

Allein sie hilfet nichts, wenn Klugheit niederliegt.
Der folgen wird, wird nicht ins Vaters Fußstapf treten.
Ihr Brüder betet nur! vergießt, ihr Mütter, Thränen!
Des Nahmens Deutung treugt von frohem Regiment.
Es ist nichts gutes mehr: eilt alle Bürger fort!
Es ist nun gänzlich aus, und keine Hoffnung übrig.
Bald knirscht ein Jüngling, da die große Mutter seufzet,[1])
Allein wer kann den Staat, der so verwirrt, verbessern?
Die Fahne greifft er an, doch nur zu seinem Schaden,
Bei kaltem Norden-Wind will der ins Kloster gehn;
Der folget, ahmet nach der Väter schlimmen Sitten,
Den Seinen fehlt die Kraft, dem Volcke Stern und Glück;
Der, dessen Hülff er sucht, hat wider ihn gestritten,
Und kommt durchs Wasser um, da alles er umkehrt.[2])
Der Sohn wird blüh'n, und das, was er nicht hofft, erlangen,[3])
Doch hat ein traurig Volck alsdann bethränte Wangen.
Denn nun kommt, wie es scheint, ein seltnes Glücks-Gesicht;
Das Wachsthum seiner Macht weiß selbst der Fürste nicht.
Zuletzt den Scepter trägt der letzte von dem Stamm.
Israel wagt eine That, die kaum des Todes würdig.
Der Hirt nimmt auf die Schaaf, und Deutschland ihn zum König.[4])
Die Marck vergißt durchaus, was übels vor geschehen;
Sie nährt die Ihrgen selbst, mag keinen Fremden sehn.
Lehnin und Corin wird von neuem aufgebaut:
Es kommt die Clerisey zu ihren alten Ehren,
Auch stellt der Wolf nicht mehr dem edlen Schaaf-Stall nach.

Eine ähnliche alte Prophezeiung über die deutsche Kaiserkrone, welche dem Hause der Hohenzollern zu Theil werden solle, will der bekannte Geschichtsschreiber Nicolaus Leutinger (Opera ed. Kaster. 1729. Th. II. p. 1239) in einem Kloster gefunden und aufgezeichnet haben. Dieselbe lautet so:

Das weiße Pferd leidt großen Dranck
Behält doch endlich die Ueberhand.
Das Ranten-Kräntzlein wird wieder blühn
Und sich in Ehren sehr freuen.
Der Rothe Adler wird gar hoch schweben
Und sich viel über ander erheben.

---

[1]) Churfürst Friedrich III., der erste König von Preußen, bekanntlich ein sehr friedliebender, aber kluger Fürst. Nach einer andern Ansicht wäre aber auch Friedrich Wilhelm I. gemeint, unter dem Jüngling aber Friedrich der Große zu verstehen.

[2]) Dies bezieht sich auf die Wassersucht, an der der Vater Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm I., den 31. Mai 1740 starb und welche auch dem Leben Friedrich Wilhelms II. ein Ende machte.

[3]) Geht nach der frühern Meinung auf Friedrich den Großen, der trotz der Abneigung seines Vaters gegen ihn auf den Thron kam, und auf die Einverleibung Schlesiens. Nach der neuern Ansicht ist hier aber Friedrich Wilhelm III. gemeint.

[4]) Damit kann blos gemeint sein, daß die Juden das Land in's Unglück und Elend stürzen und dafür vom Volke vertilgt werden sollen.

2) Die Vision Andreas Otto's von Tangermünde, wie er sie seinem Schwager, Hainno Flörcke, Cantzlei-Actuarius daselbst, erzählt und sie derselbe von Wort zu Wort aufgeschrieben.

Ein Christlicher und Gottesfürchtiger Mann, Nahmens Andreas Otto, von 89 Jahren, aus Tangermünde an der Elbe bürtig, wo sein Vater ein Tuchmacher gewesen, und im Monat October 1532 geboren, hernach zum Dohm Custos zu Berlin an der Kirche zur h. Dreifaltigkeit bestellet worden, hat Anno 1620 in der Oster-Nacht zwischen dem 8. und 9. April des Morgens gegen 2 Uhr einen sonderbaren und merkwürdigen Traum gehabt, derselbe aber sey ihm vorgekommen, als wenn er wahrhaftig dahin geführet und sichtbarlich alles gesehen, was auf dem Churfürstlichen Althan, der vom Schlosse nach der Kirche gehet, passiret sey, und erzehlet es folgender Gestalt: Ein altbelebter Greis kommt zu mir und rufet meinen Nahmen dreimal: Andreas! stehe auf und gehe mit, ich will dich führen, da du Wunderdinge sehen sollst! Und da er mich zum Althan der ersten Ecke geführet (denn der Althan war vom Schloß nach der Kirche im Quadrat in 4 Ecken gebaut, daß man die Stadt an allen 4 Ecken übersehen konnte), die nach der breiten Straße zuging, mich an das Fenster führte und daselbst mir anzeiget, dabey auch sagte: Das, was du in den 4 Ecken des Althans wirst sehen, wird in Zeit von 200 Jahren erfüllet werden. Den Greis betrachtete ich mit einem dreyfachen Gesichte, und hierüber, da ich mich entsetzte, sagte der Greis: Fürchte dich nicht, diese Visiones, so du in den 4 Ecken sehen wirst, werden unter vier Regierungen dieses Hofes geschehen. Es wird groß und herrlich werden und der letzte wird über alle steigen und ein großer Monarch werden, so das Antichristische Reich über Haufen und Gog und Magog stürzen wird.

Da er nun zum ersten Eck am Fenster hinaussah, fand er das damahlige Berlin in seinem jetzigen Zustande; ich sahe an alte Wohnungen und Gebäude, die Einwohner gingen in ihrer jetzigen Tracht und die Hofbedienten und Großen gingen zu Fuß, ich sah nicht mehr als 4 Kutschen und des alten Churfürstens, Georg Wilhelms, Kutsche war mit Tuch und seidenen Franzen ausgeschlagen. Doch gingen die Leute in ihrer saubern Tracht, hatten alles, was sie trugen, von massiven Silber. Die Redlichkeit war im Handel und Wandel aufrichtig: was ein Mann bey seinem langen großen Bart und mit dem Daum versprach, das war wie ein Evangelium. Indem ich mich nun nach dem Greis wendete und wieder hinaussehen wollte, wie eine große Veränderung fand ich. Und als ich hierüber erschrack, sagte der alte Greis zu mir: das wird in 40 Jahren alles erfolgen. Der Prinz, so in diesem Jahre geboren und in der Wiege liegt, wird diese Stadt in seiner erfolgten Regierung in solchen Stand setzen, die Stadt befestigen, noch eine Stadt erbauen und sie mit Wällen und Zug-Brücken verschließen; wo du vormahls Schlag Brücken und Kuppel-Dämme gesehen, stehen jetzo die schönsten Portale, und aus den alten hölzernen Häusern sind steinerne geworden. Ich sahe die neue Stadt, so Friedrichs Werder, und auch eine kleine Neu-Stadt, nach dem Thier Garten zu, so Dorotheen Stadt, nach dessen Gemahlin Nahmen genennet war. Es war der Mühlendamm mit schönen gemauerten Buden bebauet, ein neuer Cran und die Schleuße war alles wohl

gebauet, daß große Schiffe einlaufen konnten; man konnte unter den gewölbten Buden auf den Mühlen Damm trocken gehen, mitten stund das Porträt auf dem Portal, da eine Brücke angelegt war, daß man wieder nach einer neu angelegten Stadt gehen konnte. Die Leute waren schon politisch und ihre Trachten waren nach der französischen Mode eingerichtet, und also waren auch die Gemüther, in ihren deutschen Knäbel-Bärten anders eingerichtet. Und indem der Greis mir erzählen wollte, von Potsdam, daß er daselbst ein Schloß angeleget und nach ihm hinsah, war der alte Greis weg, und dann ein munterer, junger Mann in silbern Stück und Purpur-Mantel und glänzte auf seinem Haupt eine Krone, ich erstaunete; aber er sprach: Komm an andere Eck und sieh die Veränderungen an. Als ich dahin kam, hatte Berlin eine ganz andere Gestalt bekommen: es stunden schöne Palläste, das Schloß war umgekehrt, verändert und erweitert. Dieser Mann sagte zu mir: das hat dessen Nachfolger in Zeit von 25 Jahren also in seiner Regierung gethan und zuweg gebracht, er ward König, und also veränderte und vergrößerte sich der Staat; er war ein Liebhaber des Friedens, und war doch dabey ein Sohn Martis et Apollinis, indem er schöne und propre Soldaten hatte, einen großen Hof-Staat führte und also alles in Berlin zu seiner Magnificence und Pracht lebete. Dieser Regent, wie du da siehst, hat die neue Parochial-Kirche in der Kloster-Straße, worauf das Glocken-Spiel, gebauet, das große Arsenal, die Charlottenburg, die vielen Kirchen und die prächtigen Lust-Häuser um Berlin. Absonderlich ist das Andenken von dem seligen Vater, dem großen Chur-Fürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, in der messingenen Statue zu Pferde, auf der langen Brücke zu admiriren. Und da ich dieses alles mit der größten Admiration ansahe, und den Pomp, Splendeur und Lüstre des Hofes, auch das Wimmeln des Volckes und Rasseln der Carossen ansahe, mich nach demselben umsehend zu fragen: Stand ein anderer in muntern Gesicht, mit Helm, Panzer und Schild angethaner, großmüthiger heroischer Held, aus dessen Auge die Majestät hervorblitzte, hinter mir, der sagte: Komm und sieh die Veränderung des dritten Ecks, in selbigem wirst du ersehen, als du dort wahrgenommen, denn dieser Regent führet keinen magnifiquen aber doch propren Staat, und wirst bekennen müssen, daß bey dem alten vorigen Glantz, dieser Glantz denselben übertrifft. Als ich nun hinausah, fand ich alles in dem größten Flor und Wohlseyn, und da ich mit dem jungen Mann reden wollte, da diese Vision biß in das 1800te Seculum hinläuft, so sprach derselbe zu mir: Weil Chur-Haus Brandenburg zum Königlichen Hof gestiegen, so betrachte dessen Königlichen Staat und die neuerbaute Hof-Stadt, die da im hellen Glantz prangt, wenn 24 Trompeter und 2 Paar Heer-Paucken jedesmahl zur Tafel blasen. Bey dem Anschauen aller dieser splendeusen Aufzüge und Aufführungen, die ich so prächtig niemahls gesehen, nebst andern großen Kostbarkeiten, wurde ich gantz außer mir selbst gesetzt, und in die größte Verwunderung gebracht, als mir auch der junge Held den König in Lebens-Größe auf einem Piedestal von Meßing gegossen auf dem Molcken-Markt und an dem Arsenal im Brustbilde anzeigte, daß derselbe des großen Friedrich Wilhelms Nachfolger und Sohn, Friedrich der Erste, König der Preußen wäre, der das Königreich und Churfürstenthum zu diesem großen Glantz und höchsten Würde gebracht. Nun wirst du aber an diesem dritten

Eck die Folge desselben ersehen, und als ich nun dahin meine Augen wandte, so erblickte ich in verschiedenen Veränderungen der vergangenen Zeit, indem ich statt des Rasselns der Carossen die Straßen mit lauter Soldaten wimmeln sahe, und selbige waren vortrefflich disciplinirt und in Exercitien perfect. Hierben deuchte mich, als wenn die Einwohner nicht so munteres Gemüths waren, wie vor diesem, doch florirten die Handwerker, die da wegen des vielen Bauen große Verdienste bekamen, wenn die Häuser egal, propre und in einer Couleur geziert wurden, welches sehr magnific lasse. Und da die Stadt in ihrem Bezirk prächtig anzusehen war, so schiene es, daß gegen der vorigen Zeit, das man damals nicht angemercket, gewisser Geld Mangel unter Hohen und Niedrigen sich hervorthat, allermassen die Großen kleinere Besoldung und die Niedrigen keine Nahrung hatten, dem alles durch die Freiheit sehr gehindert, also abgenommen, daß es bei manchen außerhalb den Straßen glänzet und in dem Hause schlecht und elend anzuschauen war. Als ich nun alle diese Magnificence und Pracht in meinem unruhigen Gemüthe betrachtete, und nicht penetriren konnte, wo diese nahrlosen Zeiten herrührten, tief in Gedanken stund, mich umfah, und den alten Greis wiederum bey mir fand, so neben sich einen muntern Jüngling stehen hatte, mich an das vierte Eck hinführte, und mir anzeigte die Magnificence und Herrlichkeit, welche im vollen Glantz wieder hervorbrechen wollte, daß auch alles Volck sich munter regete und bewegete, die Gemüther in vergnügter Ruhe und Zufriedenheit wandelten und lebeten, und alles in vollkommenem Flor sich zeigete. Dieses alles betrachtend, ersahe ich als in einem Blitz, eine große Krone über dem Königl. Palais schimmernd schweben und 9 kleine um derselben herum so gleichsam tanzend sich bewegten, mit der Schrift, die ein großer schwarzer Adler in dem Munde über den Kronen schwebend führte, auf welchen einen ESTO FIDELIS (sey treu) und auf der andern MANEBIS (wirst bleiben) stunde, nicht ohne große Verwunderung entzücket solches anschauete. Siehe, darauf erhub sich ein großer Sturm und gab sich von allen 4 Ecken des Althans zusammen, da dann in der Luft ein großes Prasseln und Rasseln erfolgte, auch ein schwarzer Dampff sich über der St. Petri-Kirche erhub, der sich in helle Flammen ausbreitete durch das große Lamentiren und Geschrei der Einwohner, weil hernach aus den großen Flammen und Dampff von der Kirche sich an dem Himmel ein großes feuriges W zeigete. Hierauf erfolgte ein gräßliches Wehklagen und ich erschrack, es zitterte mir mein gantzer Leib, und darüber erwachte ich aus meinem ängstlichen Traum, gleich da es 3 Uhr war, konnte auch nicht wieder zu meinen Gedancken kommen, sondern da mir dieses stets in Sinn und Gedancken lag, den folgenden Tag dem hochw. Ministerio diesen Traum offenbahrte und erzehlete, die es aufnotiren ließen. Von der Zeit an ich also des Bettes biß an meinen Sterbe-Tag hüten müssen, welcher auch am Himmelfahrts-Tage den 18. May erfolgte und also mein Leben beschloß.[1])

[1]) Derselbe H. Flörcke erwähnt in seiner Erzählung auch die Lehnin'sche Prophezeiung und sagt, die von ihm erzählte Vision habe mit derselben viele Aehnlichkeit; allein derselbe muß sich einer ganz andern Abschrift derselben bedient haben, denn er citirt folgende Stelle derselben:

„Eine gebratene Gans bereitet dem Hause Brandenburg einen herrlichen Tisch; eine „Palme geht in Brennus Hause auf und beleuchtet das ganze Prutenische Reich im höch-

3) Die Prophezeiung des Nicolaus Drabicius (hinger. den 16. Juli 1671).

Der aus Mähren vertriebene reformirte Prediger Nicolaus Drabicius sagt in seiner 234. Weissagung (in J. Am. Comenius' Lux in Tenebris S. 198), die er in Folge seiner ihm 1654 gewordenen Offenbarung gethan hat, Folgendes: „Und der Herr sprach: Die Fesseln werden von euren Füßen fallen, und der Weg nach eurem Vaterlande wird euch wieder offen stehen. Dessen (nehmlich Mähren) und der Schlesier Herr, wird der Churfürst von Brandenburg werden, Böhmen aber soll den Churfürsten von Sachsen zum Könige bekommen." [1])

4) Die Sage von der Abstammung der Hohenzollern von den Colonna's.

Es hatte einst der italienische Fürst Petrus Colonna sich mit etlichen andern vornehmen römischen Herren verbunden, Gregor VII., vorher Hildebrand geheißen, nicht als römischen Papst anzuerkennen, weil seine Wahl eine nichtige und vom Kaiser nicht bestätigte sei. Darauf hätten die Verschworenen sich des Papstes bemächtigt und ihn gefangen gehalten, allein es sei ein Aufruhr entstanden, in Folge welches der Pöbel den Papst befreit und die Verschworenen aus Rom vertrieben habe. Von dieses Petrus Colonna Söhnen habe sich ein gewisser Ferfridus, nachdem seine übrigen Blutsverwandten sich durch einen Fußfall mit dem Papst ausgesöhnt, nach Deutschland begeben und sei zum Kaiser Heinrich IV. geflohen, der, nachdem er die Ursache seiner Verbannung erfahren, ihn gar gnädig bewillkommnet und ihn wider Rudolph, Herzog von Schwaben, den Papst Hildebrand zum Kaiser erwählt und die Krone zugesendet hatte, im J. 1080 mit ins Feld genommen habe, wo er dann in dem blutigen Treffen bei Merseburg große Proben seiner Tapferkeit habe sehen lassen. Er habe die feindlichen Schaaren wie im Blitz getrennt und dergestalt Platz gemacht, daß er endlich an des rebellischen Kaisers Rudolphi Leibwacht gerathen, welche er gleichfalls in die Flucht gejagt, und endlich in solchem Nachhauen dem Rudolpho die verrätherische Hand, welche er wider seinen Herrn und Kaiser gewaltthätig gezucket, doch gleichwohl vorhero zur Ablegung der Pflicht meineidig aufgehoben, mit einem gewaltigen Streich vom Arme abgesondert, welche That allein die Ursache gewesen, daß der unbillig aufgeworfene Kaiser sein Unrecht erkennet, und denen

„sten Glanze. Der schwarze Adler im weißen Thal steigt herauf mit Macht, mit seinen „Riesen überwältiget er das Gebürge und macht sich derselben unterthan, doch regieren „unter denselben große Drangsalen. Ein Jüngling aber von 25 Jahren, aus dieses „Adlers Federn entsprossen, erhebet seinen Flug und steiget über des Alten Stärcke „empor. Der Nahme Friedenreich ist dem Hause glücklich und gelegnet; der letztere „davon wird durch ein finsteres Thal endlich in das gelobte Land kommen und alle seine „Nachstellungen überwinden; die Trübsalen werden aufhören und er wird der Simson „seyn, so des Löwen Rachen aufreißt. Ein gewaltiger Fürst wird aus diesem Hause dem „Papst an die Crone tasten, daß er taumelnd dahin fällt und so leicht nicht wieder auf„stehen kann, weil ihm Kraft und Macht benommen ist. Das ist ein Wunder vor unsern „Augen, so die Welt wird in Erstaunen setzen. Der schwartz und weißgewürffelte Lappen„Hund, so aus dem Baltischen Meere hervorsteiget, bekommt von dem Adler im weißen „Thal einen tapffern Stoß und dieser scheut sich auch nicht der Sonne zu weichen."

[1]) In der 623. und 621. Offenbarung (Anhang S. 1 und 4) hat er dieselbe Prophezeiung wiederholt, an letzterer Stelle aber namentlich die gänzliche Auflösung des östreichischen Staates verkündet.

anwesenden Bischoffen, die ihn wider Kaiser Heinrichen aufgewiegelt, zugeruffen: Dieses ist die Hand, welche ich zum Meineid gen Himmel erhoben und hernach wider meinen Herrn und Kaiser durch Euere Verführung verrätherisch gezuckt habe. Dieses Heldentreffen hätte zwar noch mehr als eine kaiserliche Gnade verdient, Ferfridus aber soll sich mit erlangter Ehre und einem Stücklein Landes, welches dem überwundenen Herzog Rudolph zuständig gewesen, begnüget haben, welches ihm als einem Reichsgrafen eingeräumt worden. Bald darauf habe der neue Graf Ferfridus in seinem so tapfer erfochtenen Lande ein ansehnliches Schloß gebauet, welches er zum Gedächtniß des in Latio verlorenen Hauses Zagarolla genennet, und solches haben die Schwaben in ihrer Rede-Art zerstümmelt Zollern ausgesprochen, von dem noch diese Benennung dem uralten gräflichen Hause geblieben.[1]) Da nun die Colonnas in ihrem Wappen eine Säule führen, zum Andenken an jene Säule, an der Christus unser Heiland gegeißelt wurde, und diese in der Stadt Damiata den Sarazenen abgenommen haben, so hat man das Scepter in dem Brandenburgischen Wappen, welches aber das hohe Erzkämmereramt andeutet und dem regierenden Churfürsten allein zukommt, auf diese Säule deuten wollen.[2])

5) Die Sage von dem Ursprunge der Zollern'schen Grafen von den Welfen.

Herr Isenbard, Graf zu Altorff (so ehemals ein Dorf in Schwaben gewesen, wo jetzt das Kloster Weingarten ist), welcher um das Jahr Christi 780 gelebt und Caroli M. Feldherr gewesen, hatte Frauen Irmentraud, eine junge und hitzige Dame, der Kaiserin Hildegard Schwester, zur Gemahlin. Indem nun ein armes Weib drei Kinder auf einmal zur Welt geboren, hat diese Gräfin sie öffentlich für eine Ehebrecherin gescholten und davor gehalten, daß von einem Manne nicht zwey oder drey Kinder auf einmal könnten gezeugt werden, und hat die Frau Gräfin bei ihrem Herrn Gemahl es dahin gebracht, daß das unglückliche Weib in einen Sack gestecket, auch als eine Ehebrecherin ins Wasser geworfen und ersäuffet worden. Folgendes Jahr wurde die Frau Gräfin schwanger und gebahr in ihres Herrn Abwesenheit zwölf schöne junge Söhnlein, welche aber, wie leicht zu ermessen, von geringer Leibesgröße sein können. Die seltne Begebenheit verursachte bei dem anwesenden Frauenzimmer einen Schrecken, bei der Frau Gräfin aber eine heftige Ehrfurcht und Scham. Sie bedachte bald, daß männiglich ihre Keuschheit in Zweifel ziehen und sie unordentlicher Liebe beschuldigen würde, gleich wie sie vor so weniger Zeit mit großem Eifer selbst andern gethan.

Die heftigen Gemüthsbewegungen setzten der ohnedem kranken Gräfin Leben und Verstand in Gefahr. Ihren guten Ruf und Nahmen wollte sie erhalten, sollte gleich alle mütterliche Treu und Liebe nebst der Seelen Seligkeit selbst darüber vergessen werden. Sie ließ die Kinder vor sich bringen,

---

[1]) Eine andere Erklärung dieses Namens s. unten S. 14.

[2]) So nach Reineccius, Orig. Brandenburg. Stirpis bei J. Wfg. Reutsch, Brandenburgischer Ceder-Hain. Bareuth o. J. (1682) in 12. S. 5 ꝛc. Nach Mrt. Crusius, Annal. Suev. B. II. C. VI. c. 8. wäre jener Papst nicht Hildebrand, sondern Paschalis II. gewesen, und der genannte Ferfridus nicht zu Heinrich IV., sondern zu Heinrich III. gekommen. Nach Angermann, Churbrandenb. Chronik S. 347 ꝛc. wäre die Sache umgekehrt, und die Colonna's kämen von den Zollern her.

wählte eins unter so vielen, welches sie behalten wollte, und befahl ihrer Wärterin mit ganz ergrimmtem und boshaftem Gemüth, die übrigen eilf an den nächsten Fluß zu tragen und ins Wasser zu werfen. Die Wärterin, welche mehr Gehorsam als Verstand und Gottseligkeit hatte, eilte selbst mit den unglückseligen Kindern fort, warf sie schichtenweis in die Badenmulde und lief dem Wasser zu. Allein Gott wachte für diese Verlassenen, welcher es durch seine Regierung so gefüget, daß der tapfere Graf Isenbard eben nach Haus und dieser Kindesmörderin, ehe sie es vermuthete, auf den Hals kam. Er liebete seine Irmentraud sehr inniglich, und lief entweder aus Begierde, nach seiner Gemahlin Zustand zu fragen, oder aus kluger Haus-Sorgfaltigkeit auf sie zu und wollte wissen, was sie trage. Wer dürfte aber eine alte Dirne ohne Antwort vermuthen? Sie war hurtiger zu sagen, daß es junge Hunde wären, so sie ins Wasser tragen wollte, als daß der Graf eine Unwahrheit hätte besorgen können. Doch trieb ihn eine heimliche Regung, die Hunde zu sehen, ob vielleicht selbige von guter Art und zur Jagd möchten abzurichten sein. Allein die Alte wußte ihm mit rauhen Worten zu begegnen, es stände ihm als einem großen Herrn übel an, sich um solche unfläthige Dinge zu bemühen; er sollte nach etwas Schönern sehen, der hündliche Anblick könnte einem großen Herrn Eckel erregen und in schwere Krankheit stürzen, er habe bisher Hunde genug gehabt und könne diese untüchtigen wohl entrathen. Wer muß nicht bekennen, daß Gott hier Alles regieret, nachdem der Graf auf diese ungeschliffene Worte nur desto begieriger worden, die angegebene Hunde zu besehen? Er zwang die Alte, die Decke hinwegzunehmen. Was Wunder aber findet er? So viel schöne, zwar von geringen und kleinen Gliedern, doch wohl proportionirte lebhafte Kinder. Die Barmherzigkeit gegen die unschuldigen Märterer und der Zorn über die unbarmherzige Hunde-Mutter gerieth in Wettstreit; doch wollte er erstlich von der Alten die Eltern dieser Armseligen erforschen, welche, weil ihr eine grausame Todesart angedrohet war, anfing alles umständig, und was die Gräfin zu dieser Grausamkeit bewogen, zu erzählen.

Der fromme Herr, dem nun der Unschuldigen Elend noch mehr schmerzete, wußte vor Mitleiden, Verdruß und Scham vor der Gemahlin Grausamkeit fast nicht, was er in so verwirrtem Stand vornehmen sollte, resolvirte sich doch endlich, am ersten die Kinder zu retten und das übrige bis auf bequeme Gelegenheit zu verschieben, übergab die Kinder dem daselbst wohnenden und wohlhabenden Müller mit Befehl, ihrer wohl pflegen zu lassen, und befahl der Alten, sie solle nur ohne Furcht zu ihrer Frauen wiederkehren und daß sie die Kinder ins Wasser geworfen, erzählen.

Sechs Jahre sind inzwischen verstrichen und die armen Findelkinder ziemlich erwachsen, als der Herr Vater sie heimlich auf einerlei Weise gar artig bekleiden und in das Schloß zu Weingarten (welches hernach zum Kloster geworden) bringen, ein kostbares Banquet anrichten, auch seine und der Frau Gemahlin nächste Freunde dahin einladen lassen.

Als man allerdings abgespeiset, brachte der Graf das rare Schauspiel, welches vielleicht der glücklichen Veränderungen und Affectenwechsel halber nicht viel seines Gleichen gehabt. Es hatte die Frau Mutter ihr junges Herrlein in schönen Purpur bekleidet, und der Graf hatte heimlich für die übrigen eilf Brüder auch dergleichen Kleider verfertigen lassen; in welchem Habit sie

dann sämmtlich in den Speise Saal traten, sowohl an Kleidern als Gliedern und allem Ansehen einander so ähnlich, daß männiglich sie vor leibliche Brüder halten konnte. Sie machten dem Befehl gemäß einen höflichen Reverenz, und der Graf stund auf, zeigete mit Fingern auf die liebreichen Kinder und fragete seine werthe Gäste, mit welcher Straff man eine Mutter belegen sollte, welche dergleichen eilf schöne und holdselige Kinder hätte zu erwürgen befohlen? Das böse Gewissen ist ein grausamer Henker, und von solchem wurde Frau Irmentraud dermaßen gefoltert, daß sie anfing zu erblassen, bald zitterten alle Glieder und endlich fiel sie halbtodt vom Stuhl in tiefe Ohnmacht.

Das anwesende Frauenzimmer erschrack hefftig, eilte doch mit allerhand kräftigen Wassern, die vor todt liegende zu erquicken, welche sich auch bald aufmachte und zu des Grafen Füßen wieder niederfiel, welchen sie nebst der sämmtlichen anwesend.n hohen Freundschaft mit Vergießung vieler Thränen um Christi Willen um Verzeihung bat. Sie setzte beweglich hinzu, daß sie nicht sowohl aus Boßheit als Einfalt und Thorheit diesen Fehler begangen. Sie erzählete, wie die Begebenheit mit der armen Frauen und deren drei geborenen Kindern sie hierzu gebracht und wie sie nicht durch Hochmuth, sondern aus Unwissenheit gefehlet. Sie bat inständig, man solle bedenken, daß sie diesen schweren Fall schon oft bereuet und mit vielem Seufzen Gott abgebeten und daß sie diese sechs Jahre hier niemand mit einer fröhlichen Miene würde gesehen haben.

Die reuige Bekänntnüß und Abbitte des begangenen Fehlers hat eine sonderliche Versöhnungskraft in sich und edle Gemüther sind zur Verzeihung gern geneiget, wenn sie eine Demuth spüren. Dahero geschah es, daß alle Anwesende mit denen häufig hervorquellenden Thränen Mitleiden hatten. Sie erwogen sämmtlich, daß, obgleich die Anschläge und Thaten verdammlich, doch der Ausgang und Erfolg glück- und erfreulich gewesen. Sie traten in die Reihe um den tapfern Grafen Isenbard und baten, daß er diesen Fehler der unglücklichen Frauen vergeben wollte. Diesem nach bückete sich der vorhin fast unbeweglich stehende Graf Isenbard, hub die vor ihm knieende und weinende Gemahlin von der Erde auf. Er dankte zuvörderst mit aufgehobenen Händen dem wunderbaren Gott, der alles so glücklich regieret. Dann wendete er die Rede auf die Frau Gemahlin; und Euch, meine liebe Irmentraud, sagte er, wollen wir sämmtlich vor unschuldig halten, weil es meistens aus Einfalt und Uebereilung hergerührt. Endlich weil seltsame Begebenheiten ein beständig währendes Gedächtniß bei denen Nachkommen verdienen; also wurde von der ganzen Gesellschaft für gut befunden, daß diese junge Grafen zu ewigem Gedächtniß dieser Wundergeschicht die Welfen (Wölfe, junge Hunde), oder wie es andere ausreden, Guelphi, Veliphi (nach Andern bedeutet es Zwölf, die Zahl der geborenen Kinder) sollten genennet werden, wiewohl die Eilffe bald hernach ohne Erben wieder verstorben, und nur der Einige, welcher von der Mutter erzogen worden, das Geschlecht fortgeflanzet, welches aber so hoch durch Gottes Segen gestiegen, daß nicht nur dessen Tochter Juditha Ludovici Pii andere Gemahlin worden, von welcher Kaiser Carolus Calvus, sondern auch die mannliche Descendenten, Conradus, von dem die Herzogen und Könige in Burgund, auch die französischen Könige, dann ferner Rudolphus, von dem die Herzogen zu Bayern alten Geschlechtes und jetzige Braunschweigische herstammen. Von dieser Welfischen hohen Fa-

milie wollen viele alte und neue Scribenten die Abstammung des Hauses Zollern herleiten, so den Welf oder Hund, so anfänglich im Schild gestanden, auf den Helm gesetzt. Sie haben auch Graf Isenbard selbst für den Zollerischen Stammvater angesetzt, welcher nebst Guelfo I. Thassilonem gezeuget, und diesem sey das Hohenzollerische Territorium zugefallen, dahero selbiger Thassilo für den ersten Urheber dieses preiswürdigen Geschlechts zu zählen. Man hat aber gleichwohl aus beider Häuser gegen einander geführten Meinung abgenommen, daß das Zollerische Haus von denen Welfen nicht abstamme. Aus den bewährtesten Geschichtschreibern ist bekannt, daß eine grausame Erbfeindschaft zwischen denen beiden Factionen, der Welfischen und Gibellinischen oder Weiblingischen (vom Kaiser Conradi III. Geburtsort Weiblingen, so jetzo dem Herzog von Würtemberg zugehöret, also genennet) entstanden, welche viel Jahre lang Deutschland und Italien in Unruh gesetzet, in welcher jegliche Familie nicht nur ihre Verwandten, sondern alle Bekannten, so viel möglich, sich anhängig gemacht, um sich bei der höchsten Macht zu schützen und die gegenseitige Faction zu stürzen.

Weil nun sowohl das Haus Zollern als die Burggrafen zu Nürnberg, auch sogar die Colonnensische Familie in Italien, jederzeit gut Gibellinisch oder kaiserlich gewesen, also könne man wohl ermessen, daß diese Häuser nicht von denen Welfen abgestammt, sie würden sonst ihres eigenen Hauses, welches das mächtigste in ganz Europa gewesen, Untergang nicht gesuchet und sich selbst Schaden zugefüget haben.[1])

6) Die Sage von der Abstammung der Hohenzollern aus Frankreich.[2])

Güntherus, ein König aus Frankreich, habe so viel Söhne gezeuget, daß ganz Frankreich gar zu wenig geworden, ihnen zu ihrem Stande und Auffenthalt gebürlichen Sitz und ihre Nothdurfft zu verschaffen. Dahero dieses Günthers Erben aus Noth gedrungen, daß sie Frankreich verlassen und dagegen gemeiner Fürsten, ja auch wol mittelmäßigen Graffen Stand an sich nehmen müssen. Und werden daselbst unter andern Graffen (die daraus entsprossen) auch ihrer viele genannt, die in Teutschland, Burgund, Sundtgau und Schwabenland sich niedergelassen haben, unter welchen insonderheit genannt werden die Graffen von Kyburg, Habsburg, Pirtz, Zering, Zollern ꝛc.

Es beruffe sich auch Kaiserlichen Majestät Historicus auff mehr alte Gezeugen, sagende: daß man noch auff heutigen Tag im großen Portal zu Speyer gewisse Anzeigung finde, welche die Nachrichtung haben sollen, von einem Zollerischen Graffen, welchen ein Römischer Kaiser zu einem Fürsten gemacht, und ihm den Titel eines Hochgebornen ꝛc. zugeleget habe. Ja es sey auch gewisse, daß die Römische Kaiser (so vor vielen Jahren unserm lieben Vaterlande Teutscher Nation sehr auffsetzig und gefähr gewesen) von vorernandten Graffen und ihren Mithelffern offtermahlen geschlagen und hintertrieben worden, welches sie schwerlich würden geendet haben, wenn sie nicht von den französischen Königen (als die ihnen Geblutsweise nahe gesipt) mit Raht und That gestärcket und entsetzet worden.

---

[1]) Reutsch, Brandenburg. Ceder-Hain 17—37.

[2]) Nach Werner, Chronica des Stifts Magdeburg. Magd. 1584 in 4. S. 152.

7) Wie die Grafen von Hohenzollern Burggrafen von Nürnberg geworden.[1])

Ferfridus von Colum genandt,
Ein Edler Herr, fast weit bekannt.
An Tugent, Land und Leuten reich,
Leichtlich sind man nicht seines gleich.
Dieser vermerckt der Pöbst Untreu,
Welsch Practick und groß Büberey,
Wider das heilge Römische Reich,
Macht sich drumb auff und nimmt zugleich
Manch starken Ritter an die Hand,
Läßt hinterher das Welsche Land,
Zeucht in Teutschland mit großer Begierde,
Fügt sich an Kaiser Heinrich den vierten,
Beut ihm seine treue Dienste an,
Recht als ein frommer Lehen-Mann,
Damals der Kaiser in Rüstung war,
Und stund sein Sach in großer Fahr.
Denn Bapst Gregor fünt Hellebrandt,
Erregt meuchlings gantz deutsches Land,
Das wohlt wider ihn Rodolff ein Schwabe,
Den thät er mit der Kron begabe.
Davonnen war geschrieben also:
Petra dedit Petro, Petrus diadema Rodolpho.
So waren nun im Römischen Reich
Zwei Kaiser jetzt gewählt zugleich.
Da macht sich auf Heinricus fromm,
Mit ihm Ferfried zur Stelle kam,
Bey Merßburg ein hart Treffen geschah,
Rodolph daselbst darnieder lag,
Verlor sein rechte Hand im Streit,
Damit er hätt gethan den Eid,
Seinem Herrn Kaiser geschworen die Treu,
Starb auch daran in großer Reu.
Ferfridus hat in dieser Schlacht
Viel löblicher Kriegsthat vollbracht,
Wodurch der Siegs-Fürst hoch erfreut,
Ferfrido große Ehr erzeigt,
Gab ihm aus Kaiserlicher Mild
Ein Land neben Wirtenberger Gefild,
Macht ihn zum Grafen lobesan,
Den theuern wolverdienten Mann,
Der bawt die Fest, heißt Hohen Zorn,
Und sprach: mein Glück ist unverlorn,
Hieraus wil ich Bapst Hildebrand
Mein Zorn erzeigen mancherhand,
Darauff man ihn nennt zum Hohen Zorn,
Ein Edlen Grafen Wolgeborn,
Nach ihm ward die Grafschafft genannt
Zu hohen Zöllern wol bekandt.
Ferfried darnach ohn Erben starb,
Burkhardt sein Bruder die Grafschaft ward,
Ward von Heinrico Quinto genant,
Gefordert rein in Sachsner Land,
Erzeigt sich allweg ritterlich,
Mannlich fest, weis', vernünfftiglich,
Zu diesem Helden Tugendreich
Erneuern sich die Herrn allzugleich,
Die Grafen zu Zöllern das Edle Blut,
Der Ehre ein Kron es tragen thut.
Als nun Rodolphus Kaiser ward,
Graff Friederich zu demselben kehrt,
Sich umb sein Herrn Kaiser fron,
Mit aller Treu hat genommen an,
Dagegen ihn der Kaiser bedacht,
Hat ihn Burggraff zu Nürnberg gemacht,
Da aber Kaiser Sigißmund
Friederici Quarti Treu empfund,
Erwug sein Mannheit, Tugend groß,
Und wie er ihm ohn Unterlaß
Treulich allweg bengestunden wär,
Erhub er ihn zu großer Ehr.
Schenkt bald zu Brandenburg die Chur
Ihm und seinem Geschlechte für und für,
Von diesem theuren werthen Mann
Geht nun hervor der hohe Stamm
Churfürstlicher Durchlauchtigkeit,
Zu Brandenburg, so dieser Zeit
Gott und seinem Wort Herberg gönn't,
Drumb sie Gott billig wieder krön't,
Der geb denselben allzugleich
Langs Leb'n, Gesund und 's Himmelreich.
Amen!

[1]) S. Werner a. a. O. S. 155.

8) Die Sage von der weißen Frau.

Nachdem Graf Otto von Orlamünde gar jung verstorben, warf die hinterlassene Wittwe (Kunigunde, nach Anderen Beatrix oder Agnes), so zu Plassenburg wohnete, ihre Liebe auf den schönen Burggrafen Albrecht von Hohenzollern; man brachte ihr aber vor, es habe der Burggraf sich vernehmen lassen: Wenn nicht vier Augen im Wege wären, wolle er mit dieser Wittwe zu Plassenburg eine Heirath anschlagen (womit er seine Eltern meinte und nicht ihre zwei Kinder), worauf sie ihren beiden Kindern, deren das eine zwei Jahre alt gewesen, eine große Nadel oben auf den Kopf durch die Hirnschale gestoßen und sie also ohne Anzeig einer Wunden getödtet.[1] Doch hat endlich göttliche Rache den Mord an den Tag gebracht und sein die beiden Kinder in das Kloster Himmelscron begraben, die Kindermörderin aber zum Hoff in ewige Gefängniß verurtheilt worden; derer Kinder Grab wird noch in Himmelscron fremden Leuten vorgezeiget.[2]

Nach andern Berichten hätte Burggraf Albrecht der Gräfin Orlamünde die Plassenburg abgekauft und ihr dagegen Schloß und Dorf Gründlach überlassen. Die Einnahme von Gründlach hätte sie nach ihrer Rückkehr von einer Pilgerfahrt gen Rom, und nachdem sie als Buße für ihr Verbrechen auf den Knieen von Plassenburg nach dem Thale von Berneck gerutscht, zur Stiftung oder Dotirung des Klosters Himmelscron, wo sie später als Aebtissin gestorben, verwendet. In der Klosterkirche daselbst zeigt man als Erinnerung an jene Sage noch heute die Grabsteine der Mörderin, Gräfin Kunigunde von Orlamünde, ihres Verehrers, des Burggrafen Albrecht von Nürnberg und der getödteten Kinder. In ihrem Kerker soll nun aber die Gräfin den Wunsch geäußert haben, nach ihrem Tode dem hohenzollerschen Hause als eine todanzeigende weiße Frau zu erscheinen, was denn auch geschehen. Zuerst sei sie in Franken in der Festung Plassenburg und in Bayreuth erschienen und dann mit dem markgräflichen Hause in die Mark Brandenburg und in das Schloß zu Berlin eingezogen.

Die erste Erscheinung der weißen Frau soll nun aber im Jahre 1486 nach dem Tode des Churfürsten Albrecht Achilles stattgefunden haben. Man behauptet jedoch, dies sei nicht die echte weiße Frau gewesen, sondern eine Hofdame, ein Fräulein von Rosenau, welches die Rolle derselbigen gespielt. Das früher auf der Plassenburg befindliche alte Gemälde der weißen Frau, welches die Söhne des unglücklichen, angeblich schwachsinnigen Markgrafen Friedrich ihrem Vater als einzigen Zimmerschmuck in der Kammer ließen, in der er unter vielfachen Entbehrungen zwölf ganzer Jahre lang gefangen gehalten ward, soll auch die Züge jener Rosenau getragen haben. Jenes Bild ist jetzt verschwunden, an der Stelle desselben zeigt man aber im dritten Stockwerke des westlichen Flügels in einer Bettnische ein bis zur Unkenntlichkeit übertünchtes Relief, welches die besagte Gräfin vorstellen soll.

Nachdem das Gespenst lange nichts von sich hören lassen, erschien das

[1] Nach dem alten Volksliede in Brentano's Wunderhorn Bd. II. S. 235 ꝛc. that sie dies nicht selbst, sondern ein gewisser Hager, den Daumer, Geheimnisse des christl. Alterthums (Hamb. 1847) Bd. I. S. 284 ꝛc. für einen Mönch, wahrscheinlich den Klosterkoch hält. Etwas anders ist die Sage erzählt in Hormayr's Taschenbuch 1839, S. 311. und bei Grimm, Deutsche Sagen, Bd. II. S. 376 ꝛc.

[2] So nach Rentsch, S. 318 ꝛc.

selbe zuerst wieder im J. 1540 in der Plassenburg. Markgraf Albrecht der Krieger, ein beherzter, unerschrockener Fürst, wollte aber nicht an diese Erscheinung glauben, bevor er sie selbst gesehen; er verbarg sich also in dem langen, 36 Fuß breiten und 150 Fuß langen Fürstensaale, den man passiren mußte, wenn man aus einem Flügel des Schlosses in den andern gelangen wollte, und erwartete die Erscheinung. Nach Mitternacht öffnete sich die mit dem östlichen, zur Beamtenwohnung benutzten Flügel in Verbindung stehende Thüre, eine verhüllte hohe Gestalt trat ein und schlich leise nach der entgegengesetzten Seite auf die zur Wohnung des Markgrafen führenden Stufen zu. Albrecht sprang vor, umfaßte mit kräftigen Armen die Erscheinung, schleppte sie trotz heftigen Sträubens bis zur steilen, in den Schönhof führenden Wendeltreppe und stürzte sie mit gewaltigem Stoße kopfüber hinab. Auf seinen Ruf erschienen nun Diener mit Licht; man stieg hinunter und fand den Kanzler Christoph Straß mit gebrochenem Genick, bei ihm einen Dolch und Briefe, welche auf ein Einverständniß mit dem Bischoff von Bamberg und auf die Absicht des letzteren deuteten, den Markgrafen heimlich morden zu lassen.

Zwanzig Jahre nachher, als Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg die im J. 1554 in dem Kampfe der Reichstruppen wider Albrecht Alcibiades zerstörte Plassenburg hatte herstellen und neu befestigen lassen und er mit großem Gefolge einritt, um seinen Hof daselbst für längere Zeit zu halten, zeigte sich die weiße Frau wiederum. Sie schien sehr zornig zu seyn, klappernd und mit Ketten rasselnd tobte sie über alle Treppen, durch alle Gänge, schlug an die Thüren, mißhandelte mehrere Hoffräuleins und fürstliche Diener und erwürgte schließlich den Koch und Fourier des Markgrafen, was den Letztern bewog, sofort das Schloß wieder zu verlassen.

Am 26. August des Jahres 1677 ritt der tapfere Erdmann Philipp, Markgraf von Brandenburg, von der Rennbahn in Bareuth in das hochfürstliche Schloß und stürzte mitten im Schloßhofe, etliche wenige Schritte von der Stiege, mit dem Pferde, daß nach zwei Stunden Verlauff er auf seinem Bette selig verschieden, ob er schon nach dem Fall die Treppe hinaufgegangen und sich als ob der Fall nichts zu bedeuten hätte, aus Trefflichkeit seines tapfern Gemüthes angestellet. Es hatte etliche Omina vor seinem Tod im hochfürstl. Schloß gegeben und die weiße Frau (ein Phänomenon, welches dem Vorgeben nach allzeit bei bevorstehenden fürstlichen Trauerfällen zu erscheinen pflegt) auf dieses Prinzen Leibstuhl sich sehen lassen, auch das Pferd die ganze Woche sich ganz rasend und fremd angestellt, worüber dieser unvergleichliche Prinz selbst sorgfältig worden und um S. Hochfürstl. Durchlaucht, Herr Marggraf Christian Ernsten, welcher damals bei der kais. Armee sich befunden, sich bekümmert, auch ein Mehreres nicht gewünscht, als daß es nur seinen Herrn Vettern nichts Uebels bedeuten möchte.[1])

In Berlin zeigte sich das Gespenst im Schlosse am 1. Januar 1598 acht Tage vor dem Tode des Churfürsten Johann Georg, 1619 am 1. December 23 Tage vor dem Tode des Churfürsten Sigismund, 1667 sah die Churfürstin Louise Henriette das Gespenst nach der damaligen Mode frisirt und in Atlas gekleidet an ihrem Schreibtische sitzen, und starb bald darauf, nachdem es sich 1659 auch gezeigt, ohne daß ein Todesfall erfolgte, und im

[1]) So Rentsch S. 714 ꝛc.

Jahre 1656 trat es dem Oberstallmeister des Fürsten von Holstein, von Bernsdorf, als derselbe die Treppe hinuntersteigen wollte, in den Weg und packte denselben, als er es ruhig anredete, am Halse und schleuderte ihn die Treppe hinab. Am folgenden Morgen trifft die Nachricht ein, daß die Mutter des Churfürsten zu Cossen und auch seine Schwester, die Herzogin von Schöningen, mit Tode abgegangen. Desgleichen erblickte der Hofprediger Brunsenius die weiße Frau ein Jahr vor dem Tode des großen Churfürsten (1688), gerade wie sein College, der Hofprediger Berger, sie zwei Jahre vor dem Ableben Johann Sigismund's gesehen hatte. König Friedrich I. erzählte, daß er selbst eine ähnliche Erscheinung erblickt, und auch vor dem Ableben des Königs Friedrich Wilhelm II. soll eine weiße Gestalt auf der Treppe des königl. Schlosses bemerkt worden sein. In den Jahren 1790—1812 ist zwar mehr als einmal von dem Erscheinen der weißen Frau im Schlosse zu Berlin Meldung gemacht worden, allein fast immer hat ein Mißverständniß, Verwechselung mit einer Gardine ꝛc., ja selbst absichtlicher Betrug zum Grunde gelegen, zuletzt ist im April des Jahres 1850 die weiße Frau im Schweizersaale des königl. Schlosses gesehen, von einer Schildwache angerufen und angestochen worden, denn ihre Wiederkehr vor dem Tode des letzten hochsel. Königs Wilhelm IV., von der das Gerücht ebenfalls spricht, ist nicht constatirt. Nichts destoweniger war sie deshalb von Baireuth nicht ganz verschwunden, denn nicht blos erschien sie zu Anfang dieses Jahrhunderts dem Intendanten der dasigen königl. Schlösser, dem Grafen Münster, mehr als einmal, sondern sie zeigte sich auch nicht blos mehreren französischen Generalen, die im J. 1806 daselbst einquartirt lagen, drohte auch dem im J. 1809 daselbst im Quartier liegenden General Graf d'Espagne mit Erwürgen und prophezeite ihm gewissermaßen seinen in der Schlacht bei Aspern erfolgten Tod, nein, sie scheint selbst Napoleon, als derselbe am 14. Mai 1812 sich im Schlosse zu Bayreuth aufhielt, erschienen zu sein und ihn erschreckt zu haben. Seit dieser Zeit ward sie im dasigen Schlosse noch mehrmals wahrgenommen, doch nicht mehr seit dem J. 1822; bald nachher behauptete nämlich eine in Ansbach und später in Erlangen sich aufhaltende Somnambüle, sie habe in ihrem magnetischen Schlafe die Berufung bekommen, der Gräfin Cunigunde von Orlamünde Ruhe zu verschaffen, und sonderbarer Weise hörte man kurz vor der Genesung jenes Mädchens in ihrem Zimmer einen zweistimmigen Gesang, trotzdem daß sie ganz allein war, und kurz darauf behauptete die Kranke, die Seele der unglücklichen Gräfin sei nun durch sie erlöst.

In neuester Zeit ist nun aber nicht blos die ganze Erscheinung der weißen Frau im Allgemeinen, sondern auch ihr Zusammenhang mit der obgedachten Gräfin von Orlamünde und mit der Familie der Hohenzollern überhaupt in Frage gestellt worden.[1] Namentlich ist behauptet worden, jene drei Leichensteine im Kloster Himmelcron deckten weder die schuldige Gräfin noch Albrecht den Schönen noch endlich jene zwei unglücklichen Kinder[2], allein so richtig wie dies in der That ist, so wenig wird dadurch bewiesen, denn aus zwei sichern Quellen ist nachzuweisen, daß jene Leichen sich früher hier befunden haben,

[1] Durch Jul. v. Minutoli, Die weiße Frau, geich. Prüfung der Sage und Beobachtung dieser Erscheinung seit dem Jahre 1486 bis auf die neueste Zeit. Berlin 1850 in 8°.
[2] S. Minutoli S. 5. Derselbe ist von mir gründlich widerlegt im Dresd. Journ. 1850. S. 1754 sq.

aber dann weggebracht worden sind. Es erzählt nämlich der bekannte Brusch in seiner Geschichte der deutschen Klöster hierüber Folgendes [1]: „In dieser Klosterkirche ruhen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, Kinder eines Grafen von Orlamünde und einer Herzogin von Meran, welche auf jämmerliche und grausame Weise von ihrer eigenen Mutter, der Meraner Herzogin, die sich damals zu Blassenburg aufhielt, vor fast nun 200 Jahren, als sie noch kaum zwei Monate alt waren, ermordet wurden... Diese unglücklichen Märtyrer habe ich mit meinen Händen berührt und mit eigenen Augen gesehen. Das Mädchen ist noch so unversehrt erhalten, daß man denken könnte, sie sey noch kein Jahr todt, so wenig sieht man an ihr die gewöhnlichen Spuren der Verwesung; die Brust des Knaben dagegen ist durch die Feuchtigkeit und das Wasser, welches von der Wand der durch die Kälte aus schlagenden Kirche in den nahe an der Wand stehenden Sarg gelaufen ist, einigermaßen beschädigt und fängt an zu Wasser zu werden, allein Kopf, Schultern und Beine sind unversehrt und durchaus nicht verändert." Hieran schließt sich folgende Stelle aus Müllner's Annalen der Stadt Nürnberg (S. 853), wo es heißt: „Der Kinder todte Leichnam sein lange Zeit im Kloster Himmelcron in steinernen Särgen gelegen und dem Ansehen nach über zwei oder drei Jahre alt gewest, im Marggräflichen Krieg aber A. 1552 sein sie für Heiligthum gen Bamberg transferiert worden", wo sie vermuthlich noch sind.

Hinsichtlich der Persönlichkeit der weißen Frau selbst hat man sich jedoch nicht auf die Gräfin von Orlamünde beschränkt, sondern man hat auch andere Personen in ihr sehen wollen, namentlich eine Gräfin von Leiningen, Hofdame am Hofe Joachims I., oder Anna Sydow, die schöne Wittwe des Stückgießers Dietrich, die Geliebte des Churfürsten Joachims II. Ja Mulerus in seinen Curiositäten geht noch weiter und erzählt, es sei unter König Friedrich I. beim Abreißen eines Schloßflügels in Berlin in einer Luftröhre ein Gerippe gefunden und auf Befehl des Königs auf dem Domkirchhofe begraben worden. Aus der Zärtlichkeit desselben zu schließen, sei es das weiße Frauengerippe gewesen, weil bei den Todesfällen Sophie Charlottens, Erbprinzessin von Hessen Cassel, des Markgrafen Philipp Wilhelm von Schwedt, zweier Prinzen von Oranien und des Königs Friedrichs selbst sothanes Gespenst nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Endlich hat ein gewisser Nagel [2]) die Behauptung aufgestellt, diese Erscheinung sei nicht der Geist einer Gräfin von Orlamünde, sondern einer Gräfin von Rosenberg, Perchta genannt, die an einen wüsten und rohen Mann, den Grafen Johann von Lichtenstein im J. 1449 verheirathet gewesen, nach ihrem Tode als guter Geist auf dem Rosenbergischen Schlosse Neuhaus in Böhmen umgegangen, zuletzt aber als die bewußte weiße Frau nach Berlin ins königl. Schloß übergesiedelt sei und dort die Todesbotin machte, weil der böhmische Oberburggraf Wilhelm von Rosenberg 1561 die Tochter des Churfürsten Joachim von Brandenburg, die allerdings schon 1564 wieder starb, zur Frau nahm und sie somit in die Verwandtschaft der Hohenzollern kam. Dieselbe Perchta soll sich nun aber überhaupt nicht blos auf den Rosenbergi

[1]) Brusch. Chronologia monasteriorum Germaniae. Sulsbaci 1682 in 4°. p. 133.
[2]) Diss. de celebri spectro quod vulgo die weiße Frau nominant. Viteb. 1743 in 4°.

schen Schlössern, sondern auch an den fürstlichen Höfen, in welche Rosenberge geheirathet, ja sogar an solchen, die nur mit denselben in Verwandtschaft stehen, sehen gelassen haben, und werden noch als Orte, wo sie zu erscheinen gepflegt, London, Kopenhagen, Stockholm, Zerbst, Cassel [1]) und Parma genannt, bei welchen letztern aber vermuthlich Verwechselungen mit andern derartigen weißen Frauen mit unterlaufen mögen.

Noch muß hier bemerkt werden, daß heute noch in Baireuth zwei Bilder der weißen Frau vorhanden sind, die aber einander gänzlich unähnlich sind. Das eine befindet sich im neuen Residenzschlosse, das andere in der Eremitage. Das Bild in der letzteren trägt ein weißes Schäferinnenkleid, das im Schlosse dagegen einen ganz dunkeln mit Pelz besetzten Anzug und Kappe mit über die Stirne herabfallendem weißen Besatz.[2]) Das letztere ist ohngefähr 100 Jahre jünger als das erstere, wird aber für uns darum wichtig, weil die weiße Frau zu Baireuth, wie sie sich zu Anfange dieses Jahrhunderts zeigte, genau dasselbe Costüm trug. Von diesem Bilde wird übrigens erzählt, es lasse sich durch keinen Nagel an der Wand befestigen, sondern man müsse es stets auf die Erde stellen.[3])

9) Alte Knittelverse von den Marken.

Pisces, languores, Schorff, Febres atque dolores,
Stroh-Dach, Knapp Casei sunt hic in Marchia multi
Et si videres nostras glaucas mulieres
Nobiscum fleres, si quid pietatis haberes,
Neque venires ad nos, quia sumus in Insula Pathmos,
Et caveas tibi quia Grütz-Wurst est etiam ibi.[4])

oder

Strodachi, Schnaphani, Knapkesi sunt in Marchia multi
Si tu videres glaucas nostras mulieres
Fleres, pietatem si tu haberes,
Non venias ad nos, quia sumus in Insula Pathmos.[5])

10) Die Sagen von den ältesten Bewohnern Deutschlands und insonderheit des Königreichs Preußen.[6])

Japhet oder Japeto, Japeta, der erstgeborne Sohn Noah, bekömmet in der Austheilung der Welt das Land Epopho, das hernach Europa ge-

[1]) S. Lothar, Volkssagen S. 84.

[2]) Sonach ist das Bild der weißen Frau in Lebensgröße, wo sie in ein großes Gewand mit Capuze eingehüllt ist, das nur den obern Theil des Gesichts frei läßt, bei Al. Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit (Berlin 1831. Bd. I. S. 56. jedenfalls ein lediglich der Phantasie entlehntes.

[3]) Die neuesten Untersuchungen über die Sagen von der weißen Frau in mythologischer Hinsicht haben Kuhn bei Mannhardt, Zeitschrift f. Deutsche Mythol. Bd. III. S. 368 ꝛc. und R. Hecker, Die Stammsagen der Hohenzollern und Welfen, Düsseldorf 1857. in 8°. S. 3 ꝛc. angestellt.

[4]) Nach Beckenmeyer, Curioser Antiquarius Bd. I. S. 683.

[5]) So in H. Ammersbach, Churbrandenburgische, Märkisch-Magdeburgische und Halberstädtische Chronica. Halberst. 1682. in 4. S. 17.

[6]) So nach Ammersbach, Churbrandenb. Chronik S. 19 ꝛc.

nandt, sampt einem Stück vom kleinen Asien, den ganzen Tract gegen Mitternacht und Abend, und wiewol diesem Theil gegen den andern gering, und gleich dem Dornbusch war gegen dem Weinstock, doch nahm er sich das hefftiger an, zeuget mit seiner Haußfram Funda diese Söhne nach der Sündfluth: 1. Gommer, auch Comer oder Cymer genandt, 2. Magog, 3. Javan, 4. Madai, 5. Thubal, 6. Mesech, 7. Thuras. Gomer aber ist ein Vater und Anher anfänglich aller mitternächtigen Völcker, als da seyn Gombri, Cimerii, Cimbri, die da bewohnet haben Cimeriam, Bosphorum Cimbricum, Chersonesum und Meotischen Pfuel oder Gesümpff um Holstein, Lübeck, Hamburg, Gottland, am Ufer des Baltischen Meeres, und Insulen darinnen. Und seind solche Cimbri die ersten rechten Scandinavianischen Völcker, welche Cimbri hernach von wegen des Meeres Ebenfluth und Auffqualm, auch von wegen der Elben jährlichen Wachsen und Ergießen sich auffwärts begeben und gesetzt ins Land, da nun ist die Uckermarck, Prignitz und Reppin, zu den alten Teutonibus, mit welchen sie denn auch wieder zum Theil auffgezogen seind über den Rhein in Galliam und Hispaniam gefallen. Endlichen in Italien, da sie mit den Römern unter ihren Fürsten Ansonarico große Schlachtung gethan, umb das 100. Jahr vor Christi Geburt, aber von Mario in den Alpen nicht weit von Saltzburg und dem Helffenberge endlich erlegt worden. Gomer der Sohn Japhet zeuget Ascenes oder Tuisconem. Item Riphat, Togarma, Moses heißt ihn Ascenas, welcher ist ein Vater und Anher aller Teutschen, Tuiscen, Schyten und Sarmaten, das ist Gotten, Polen, Tattern, Reußen, Preußen ꝛc.

Dieser Ascenes verrückt erstlich von seinem Vater Gomer aus Armenia Saga und dem Lande Ascanien, welches über Phrigiam gegen dem Cimerio Bosphoro gelegen, mit großem Volcke und seinem gantzen Hause nach der Sündfluth, 155 Jahre nach Erschaffung der Welt, 1812 vor Christi Geburt 2150 und kömmet in diese Einöde, kalt, wässerichte, mitternächtige Länder, an beiden Ufern der Elbe gelegen, auff und abwärts am Einfluß der Elbe. Also seind die Ascanes oder Tuisconos die ersten Völcker, so diese Lande recht bewohnet haben, und ist dieser Tuisco, welcher ein großthätiger Herr, der erste König und Herr der alten Tuisconum. Sein Sohn Mannus ist gewesen der ander König und Herr der Teutschen, von welchem sie Manni genannt, deutsch Mann ꝛc. Hat anfänglichen gewohnt am Hasste oder Welch bey Tennemarcken, in sinu Venedico et Cotidano, hat über die Teutschen und Sarmaten geherrschet nach Erschaffung der Welt 1963 Jahr, vor Christi Geburt 1999, nach der Sündfluth 306, oder wie etliche setzen, 292.

Dieser hat sich nach dem Rheine auffwerts begeben, hat erbauet Meintz, Worms und Straßburgk, wie denn zu seiner Zeit Trier von Trivero soll erbauet seyn umb die Zeit Abraham.

Dieses Manni Söhne und Enckel seind Ingevon, Istevon, Hermion, Marsus und Gambrivius [1]), welcher ein Vater ist der Sicamber und Francken, hat gezeuget mit seiner Frauen Isidе, Herculem, Svevum und Vandalum, nach der Sündfluth 675 Jahr. Dieser Svevus ist ein Vater aller Schwaben, wohnte am Rhein, nach der Sündfluth 661 Jahr. Vandalus ist ein Vater der Heneten, Wandlen, Wenden und Sclaven. Hercules ein großthätiger

[1]) Dies ist Gambrinus, der Bierkönig.

Herr sampt seiner Mutter Isside ist für ein Gott hernach geehrt worden. Von Hercules aber kommen her die Bon. Vandalus aber zeugte Hunum, den Vater der Hünnen, und Humblum, den Vater Dan, von welchem die Dähnen, und Angul, von welchem die Engeländer erstlich kommen seyn. Hunus aber zeugte nach Erschaffung der Welt 2315 Jahr, vor Christi Geburt 1647, nach der Sündfluth 757 Jahr ungefehrlich, Teuton den Vater aller Teutonum und Teutonariorum, dieser satzt sich in diese Länder, zu den alten Tuiscones über die Elbe, und seind die ersten rechten Edlen Holsteiner, Mechelburger, Rugianer, Pommern bey dem Hafft hieher über die Elbe, die Westphalen an der Weser umb den Teutoburgischen Walde, da Saxen und die Alte Marck ist. Diese Teutones, große starcke Leute, mit Fellwergk bekleidet, haben anfänglichen in Hölen der Erden unter den Bäumen und Wälden gewohnt, sich ihrer Viehzucht und geringen Ackerbaws ernehret, ihre Götter seyn gewesen Isis, die Haußfrau Gambrivii, ihres Anhern, und Hercules, der Sohn Gambrivii, den sie in Kriegen heftig angeruffen, Isidem aber haben sie geehret in Gestalt Cornutae Lunae, als einen zunemenden oder abnehmenden Monden, haben derselben ein sonderlich Phanum gehalten auf Lüneburg, welches sie Isisburg, Isenburg, quasi Castrum Isidis geheißen, da der Namen Lüneburg blieben, daher auch der Fluß die Iser den Namen hat im Lande zu Braunschweig. Item Lunicam, Velledam, Auriviam, Uchtam, Busanam vel Rysam, Gezam, daher die Flüsse der Alten Marck noch ihren Namen führen. Item das alte Phanum Isidis an der Milda vorhanden ist. Also haben solche Teutones geehret einen Gott, den sie Hama magnum genant, und ist eigentlich Jupiter Hammonius gewesen, oder Jupiter cum Maja, dem sie sein Phanum gehalten zu Hamagaburgk, welches nun ist Hamburgk, daß Hamburgk nicht den Namen von dem Kämpffer Hama der Saxen (wie Sialandicus will) hat, sondern von diesem Hamago. Also haben sie Hortellam, eine Göttin der Gartenfrüchte, und Zeram (welches ist Ceres) die Göttin der Erden erdicht, angebetet, und weil sie ihren Wohnungen, den Wäldern, Bäumen und Wassern in ihren Landen die Namen ihrer Götter gegeben, haben wir in der Alten Marck viel desselben Beweis als Sylvam trementem Hortellam, den die Bauern noch heißen den freyen Tremeling. Item die Ortel, welchen die Römer hernach von ihrer Grentzgöttin Oram genannt haben.

Also liegt ein Dorf nicht fern von Osterburg bey Owlosen, heißt Deutsch, und ein Wald und Wasser heißt die Hammey, vom Gott Hammago, und die alte Hammon Clause, bey dem Dorffe Kutzebw, und ein Wasser die Zera genannt, von der Göttin Zera oder Cerere. Also haben solche Teutones ander Götter mehr gehabt, als Mercurium, den sie jährlich einen Menschen geopffert, Item Martem, Vulcanum und die Sonne, haben das Feuer und die Erde besonder angebetet, welche sie Herdt- oder Herthumb genant, als ein Erneuerin aller Ding. Sie haben auch viel zu thun gehabt mit ihre Wündschel Ruthen, geschälten Stäben, Vogelflug und Pferdegeschren, die sie ernehret in heiligen Wälden ꝛc.

Solche Teutones haben große Kriege geführet mit den Dähnen, besonder unter ihrem Fürsten Scatone, der sich mit Sialdo, dem König der Dähnen geschlagen, umb einer schönen Magd willen, welche Sialandicus Alvildam nennet.

Also seyn Teutones die andern Völcker, so diese Länder an beiden Ufern der Elbe bewohnet haben. Mittler Zeit seyn die Geten, Geters Kinder, des Sohnes Aram von Sem, welche Gotten genannt seyn worden, mit Sala, Arphachsatz Sohns Kindern und Geschlechte, aus Asia vom Flusse Tenester oder Nester (welcher auch Tyras von Tyra, dem Sohne Japhet, dem Bruder Gomer genandt ist) über die Bistel oder Weichsel kommen, und die Länder über der Elbe gantz erfüllet, und sich darein gesetzt, zu den alten Cimbris, Tuisconibus, Teutonibus und Teutonariis, so noch übrig, und Allemani heißen, haben Schweden, Gottland, und was da liegt am Baltischen Meere, umbliegenden Insulen und auffwerts nach der Havel, Sprew oder nach dem Böhmischen Gebirge inne gehabt, daher noch der Name blieben, Gotland, wie sich die Könige zu Dennemarck schreiben, der Gotten König. Item Sinus Goditanus, Codanus und Gedanum, davon Celdos (Celtes?) sagt: sed quoniam Gedanum Gottorum a nomine dictum Hicque sinus Codanus nomine elatus habet. Diese Gotten seyn zum Theil wieder auffgebrochen, von dannen aus diesen Landen, haben erstlich Daciam und Pannoniam eingenommen, wie man noch in der Walachia und Siebenbürgen überbliebene Gotten findet, also seyn noch Gotten in Taurica Chersonese, die da deutsch reden und sich Gotten nennen, bauen Weinberge, denn Gotten seyn Teutsche gewesen. Aus Pannonia seind sie hernach unter ihrem Fürsten Theodorico, den man nennet Diederich von Bern, in Welschland kommen, die bezwungen Rom. Item, anno Christi 554, haben sie Hispaniam überfallen und große Thaten gethan und ein Königreich angericht.

Hier diesseit der Elben aber geben sich herauff von Rom die Schwaben, Svevi Kinder und Nachkommen, an welchen Rhein sie kommen waren, vor Christi Geburt, 1743 Jahr, nach der Sündfluth 661 Jahr, auffgetrieben von den Gambrivius oder Sicambris, die Vettern der Francken, welche am Rhein und Mosel ihr Reich angefangen, die sie zwungen und befriedeten. So fielen die Römer über'n Rhein, ohn Unterlaß, waren ihnen verdrüßig. Solche Schwaben satzten sich zu den Teutonibus ein, da nun Hessen, Hartz, Westphalen, Sachsen und Marck ist, nahmen ein den gantzen Tract bis an die Sala und Elbe, waren in viel Fürstenthum und Herrschaften getheilet. Orosius heißt es Pagus, Cäsar ein Aw. Ich will aber jetzt die andern fahren lassen und Kürtze halben geschweigen und allein diese anzeigen, so diese Länder bewohnen.

Als Cherusci haben anfänglich an der Elbe gewohnt umb Zerbst mit dem Anhaltischen Lande zwischen der Sala und Hartz, seynd die rechten Härtzischen Schwaben gewesen, welche, wie Tacitus schreibt, stets mit den Gotten (das seynd Hessen gewesen) gestritten haben. Diese Chirusci seind verrückt über den Hartz, haben Nordhausen und andere Städte erbauet, davon sagt Claudianus: Ingentes Albim liquere Chirusci. Dieses alte Geschlecht seind gewesen die Edlen Freiherrn von Hageborn zu Halleben bei Halle, Item die Herren zu Wallersee, et corrup. nomine Wildensee, ist nun die Grafschaft Dessaw, haben gewohnet da die Elbe und Mulde zusammenfließen, da noch die Anzeigung seyn eines alten Schlosses. Item die alten Grafen von Reveningen, die da haben gewohnet bey Münch Newburg an der Saal. Bei Kalbe ist ein herrlich alt Geschlecht, von welchem ich drunten schreiben will.

Longobardi, nicht von ihren langen Bärten, sondern von ihren Harzischen

Parten, damit sie stritten, Langobardi genannt, haben an der Hortel oder Ora bis an den Hartz gewohnet, da nun ist die Bürde und das Ertz-Bischofsthumb Magdeburgk. Es heißt aber die Bürde auf alt deutsch quasi horreum, daß es ein fruchtbar Land von Korn ist. Diese Longobarden haben sich aus der Bürde und Hartz außgebreitet und biß an die Weser und nach der Elbe begeben, halb Berdewigk gebauet, Anno mundi 3015. Ihre alte Fürsten seyn gewesen: Ajon, Theion, Agelmund, Amasius, Litzu, Hildeaz, Bodoch, Claffo, Thato, Unatho, Baltarich der Vater Albonii. Da es nun an dem war, daß Gott die Sünde der Völcker mit neuen Völckern straffen wolte, denn er versetzt die Reich: Erfunden sich zum Theil diese Longobardi mit etlichen Senonibus, zogen in Pannoniam und endlich nach 42 Jahre verrückten sie mit diesem Albinio in Welschland, beruffen von Narseto wider die Gotten Anno Christi 568 Jahr, oder wie Blondus will, 579 Jahr, da sie denn das Longobardische Reich angefangen, welches blieben bis auff die Zeit Caroli Magni.

Angrivarii. Diese haben gewohnet an der Elbe, gegen Morgen, und etwas Mittag, am Vorgebirge der Alten Marck, am Pfuhl Thola, die Tholla genannt, von dem Flusse die Anger bis an die Ora, an der Ucht und Balsam, bis an die Bisa und an das Bisenthal, und dem Aland nach Mitternacht. Diese haben gebauet am Einfluß der Anger in die Elbe die Stadt Angermündt, von welcher Stadt dasselbe Land der Angrivarien, das Land zu Angermündt genandt ist worden, Anno vor Christi Geburt 400 Jahr. Item sie haben gebauet das Castel Angern und das Flecklein sampt einen starken Castel an der Ucht, das hernach Heinricus Anceps Stendal ausgebawet hat, Anno 921 und Marggraf Heinrich den Thurm S. Nicolai 1187. Und auff der Heyde baueten die Angrivarii Tolonam sampt einem Castel nahe derbey und etliche mehr Schlösser, von welchen ich abnehme, muß Borgstal eins seyn und Alt-Newendorff.

Diese Angrivarii verrückten abwerts an der Bructerer Land, an die Weser, Ems, Lippe und haben Engern erbaut, und werden die Angeri genandt in den Historien, aus welchen ihren alten Engerischen Fürsten gewesen sein Boden, Becta, Bectus und Wettgistus, die Söhne seind gewesen Hingst und Horsta, und die Tochter Engla, von welchen hergekommen seind die Könige in England. Und aus diesen Fürsten und Herren zu Engern große Könige, Chur und Fürsten zu Sachsen, auch in Engelland, auch die Stämme der Hochgebornen Chur- und Fürsten Marggraffen zu Brandenburg und die Hochgebornen Fürsten zu Braunschweig und Lüneburg, auch viel Hochlöblicher deutscher Kaiser, wie drunten soll dargethan werden.

Langobardi die rechten Edlen Altmärckischen Schwaben, haben gewohnet von der Bisa oben an, und dem Bisenthal, das mitten durch die Alte Marck gehet, darinn die Bisa läufft, vor der Cera, der ich droben gedacht, wie sie den Namen hat von der Cerere, bis an und umb die Zetza, den freyen Tremeling nach der Ora, und Lande zu Braunschweig, und nach der Lüneburgischen Heiden, und ist von den Zeren das gantze Land und der Strich das Land zu Zermünd genandt. Diese Langobardi haben hoch geehrt und angebetet der alten Teutonum Götter Zsidem, das ist Lunam, Hamagum, Zeram das ist Cererem, aber die nicht Zerem, sondern Zizam genant (daher das Wort Zitten oder Zitzen kommet); quasi dicerent Mammosam, Poli-

mastin, Altricem als eine Ernehrerin aller Dinge. Sie haben auch für nehmlich frühe und spat die Sonne angebetet, Inspectorem omnium rerum. Derselben sie ein sonderlich Phanum und Stadt gebauet, vor Chr. Geburt 318 Jahr, und das Zolt Wel genannt, als ein Hauß der Sonnen, denn Wel auf Alt Deutsch heißt ein Haus, domus quasi Solis. Soltwel, daher sagt man Welsandt, das ist Sand im Hause oder Haußandt, damit man scheuret, oder die Schmiede brauchen im Hause. Also sagt man Wellerwand, das ist ein Wandt des Hauses, so umbs Hauß gehet, wie in der Bürde und Thüringen zu ersehen ist. Von dem Worte Salisquella, davon etliche ihre derivation nehmen, weis ich nicht zu sagen. Sollten aber alle Oerter Salisquella oder Saltzwedel heißen, da Salzbrunnen rinnen, müsten viel Saltzwel seyn. Es ist aber der Ort gewesen, da die Stadt gestanden, ehe die Stadt fortgebauet von Truso, davon unten folgen wird.

Der Longobarden Fürsten seyn gewesen die Herren von der Zera oder Zermund, haben gewohnet auff einem alten Schloß an der Bisa, nicht fern da ein Strom gehet aus der Bisa, in welchem läufft die Hamen und wird endlich die Zere genandt, welches Schloß erstlich Zerveſt genant ist als eine Veste an der Zere, aus welchen Herren von der Zera herkommen seind die Graffen von Aldenhausen und Osterburgk.

Senones haben anfänglich gewohnet hier disseit der Elbe, von der Bisa an biß an die Zera umb und an dem Aland, und abwarts der Elbe, den Tract, die Lentzische Wischte genant, nach Lüneburg, und gegen Morgen nach der Elbe, welches Theil die Wische genant wird, quasi pontum, da hernach niemand gewohnet, von wegen dem Auflaufen der Elbe (wie es nun leider etliche Jahr her geschehen ist). Solches Land Senonum hat man das Senland vor Alters geheißen, von den Senonibus, diese haben erbauet Senhausen, welches nun Seehausen heißt, um das 400. Jahr vor Christi Geburt, und ist die alte Stadt am Aland, das man jetzt zu S. Jacob heißt, gelegen.

Diese Senones begaben sich mit der Zeit über die Elbe, und nach Auf ziehen der Gotten, denen sie verdrießlich, begaben sie sich gantz hinüber, lagerten sich ein zu den heimbleibenden Gotten und Teutonen, vornehmlich umb die Sprew und Havel, ins Bischofsthum Havelberg, ins Haveland und Land zu Rinaw, da sie dem Wässerlein, der Rein genandt, den Namen gaben, zum Gedächtniß ihres alten Vaterlandes, daß sie vom Rhein kommen waren, gaben sich immer auffwerts nach der Oder und Weichsel, bis an das Carpatische Gebirge, welche montes Suevici geheißen, und immer nach dem Sudetischen Gebirge Ahnni, die Sala, und abwerts bis an das Baltische Meer, welches mare Suevicum geheißen.

Dieser Senonum Fürst Brenno hat Brandenburg die alte Stadt gebauet, vor Christi Geburt 416 Jahr, und solche Schwaben Senones, haben auch Havelberg, Rathenau, Godabw, Güterbock, Wittenberg anfänglich, die Zann und was hinüber ligt von alten Städten und Flecken, erbauet. Welcher Senonum alte Edle Herren auch gewesen seyn die Herren von der Zaan, haben in Waffen gefuhret im blauen Felde einen Widderkopf mit gülden Hörnern, aus welchen Herren von der Zana die Edlen von der Schulenburg, Gelrn (da sie ins Land kommen seind) ihre Anherrn haben ꝛc. Es seind aber die Schwaben, die diese Länder bewohnet, sampt den Cimbris, Teutonibus, Tuiscouibus und Gotten, ein grausam Volck gewesen, und welchen

die Senones, die Mitternächtigisten, den Römern alles Hertzleid gethan haben, kan aber ihre große Thaten Kürtz halben nicht hier erzehlen, daß sie auch unter ihrem Fürsten Brenno Rom selbst gewonnen haben. Anno Urbis 360, etliche setzen 365, vor Christi Geburt ungefährlich 400 Jahr.

Dieser Senonum Fürst ist gewesen Ariovistus, der sich mit Julio Cäsare 49 Jahr vor Christi Geburt geschlagen hat. Wie denn hernach Herminius oder Herman Fürst der Cheruscer und Longobarden Vari 3 Legiones mit aller Hülffe im Teutoburgischen Walde nicht fern von Badeborn, zwischen der Lip und Ems mit dem Feldherrn Varo erlegt hat, unter dem Kaiser Augusto.

Endlichen ist Claudius Drusus Nero, der Bruder Tyberii über den Rhein kommen, nach der Geburt Christi 7 Jahr, hat mit den Cheruscis und Cattis an der Weser und mit den Bructeris an der Ems sich geschlagen. Und nachdem er die Länder an der Mosel und Weser erobert, greiff er auch an die Schwaben zwischen der Elbe und Sala, machte die ihm auch zinßbar, vornehmlich die Hermanduros und Angulos, bauet auch alda zur Besatzung und Erhaltung der Lande viel Castella an der Sala, Elster und Lupa, als Marsburg, quasi burgum Martis, darnach die Altenburg an dem Wässerlein Clia, auff dem Berge bei Marsburg nach Mitternacht.

Darumb mit Druso die Schwaben hefftig stritten, auf welcher Altenburg hernach Edle alte Herren der Schwaben gewohnet, die sich geschrieben Herren zu Altenburg, aus welchen Carolus Magnus Graffen zu Altenburgk und Marsburgk gemacht hat, davon drunten weiter sol gesagt werden. Also hat Drusus auch gebauet den alten Gibichenstein und Newburg, auch am Hartz Kifthausen.

Endlichen greiff Drusus auch an Longobardos und Lacobardos, die zu Hülffe rufften die Senones über der Elbe, rücket mit seinen Legionibus in die Alte Marck, lagerte sich oben am Bache der Rhein, Laufebach, Weteritz, und dem Ursprung der Milda, hält alda sein frey Feldlager, welches die Römer nannten Garda Legionam, bauet allda ein Fleck, und nant es Gardalegionam Claudii. Und dieweil allda ein alt Phanum Isidis war, von den alten Teutonibus gebauet, bauet er da in den Zusammenlauff der Wasser ein groß starck Castel, nant es mit dem alten Namen der Isenburg, die Bauern nandten es die Isern, und die Wenden, so lange hernach dafür gelegen und nicht gewinnen kondten, hießen es Os vel Fauces ferreas, die Eysern Schnippe. Also hat das Schloß den Namen bekommen und die Stadt heißt Gardalegiona eigentlich, und nicht, daß es in dem Garten liegt.

Aus der Gardalegion vorrückt Drusus gegen Abend ins Land Zermund zwischen der Zera und Zetza, stürmet das alte Soltwell, gewann das und bawet darbey ein starck Castel, und new Phanum Solis, welches nun ist die itzige alte Stadt Saltzwedel und das Schloß, wie denn der Thurm im Schloß Saltzwedel und Garlegen eine Gestalt haben, und ließ allda ein große starcke Besatzung der Römer, an den eußersten Grentzen der Römer in diesem Landen, darumb er auch Hortellam, welche den Namen hatte von der Gartengöttin Teutonum, den Namen Ora, der Römer Grentzgöttin gab, welche Ora ist gewesen Hersilia, die Haußfrau Romuli. Setzte alda auch Principem Luctandum als den ersten Marggraffen, mit Namen Clodium, einen Edlen Römer, wider Einfall der Schwaben und Teutonum über der Elbe, und der Sachsen, die sich auffwarts gaben.

Daher es noch heißt die alte Römische Marck oder die Marck zu Salzwedel, so es doch zuvorn das Land zu Jermund genandt worden ist, von der Jera, welcher Name, wie in alten Briefen zu ersehen ist, auch hernach noch lange geblieben ist. Also daß die erste Marck in diesen Landen Drusus verordnet hat, ungefährlich im 11. Jahre vor Christi Geburt, und war der erste Marggraff, nemlich ein Römischer Fürst Clodius genandt gewesen.

Es bauete auch Drusus zu Erhaltung der Lande an der Elbe viel Castella, denn er nun das Land Jermünd ihm zinßbar gemacht, auch das Land Angermända, Seuland und Balsamerland, auch die Beretz, nemlich Castellum und Phanum Veneris, welches die Schwaben hernach hießen die Magdeburgk oder Meideburg. Item Castellum Ragasii Centurionis ist Ragetz, Castellum Augustae ist Angermänd, das alte Schloß, da der Thurm stehet, Castellum Aquilarum ist Arnburg, Castellum Vari, zum Gedächtniß des Namens Vari ist eigentlich Werben, da nun der Compterhoff stehet. Es bauet auch Drusus im Biesenthal hinauff nach seinem Lager, Castellum Ostorum, da die Uchta und Biſa, und drunten der Aland zusammenlauffen, welches hernach die Osterburg geheißen, vom Osterlande nach der Elbe, nach dem Osten, da es im Ecke liegt. Item Castellum Centuriorum ist eigentlich Crumke, Castellum Elodii, Principi-Limitanii, da er seinen Sitz gehabt, ist Gladigaw, davon das Holtz der Eley hieß, quasi arx et silva Elodii, nicht weit von der Jerrest, da die alte Herren von der Jera gewohnet haben. Fort hinan ist gebauet Castellum Galba, da die Milde in die Biſa läuft, ist Kalbe. Also bauete auch Drusus mitten in die Ora, in die Grenz, Castellum Galba, das ist eigentlich Kalforda, und nicht fern bey dem Ursprung der Jeza zwey Castel, seind eigentlich Betzendorff und Aventurgk, und wenn der gütige Leser solche alte Römische Castella recht bedenckt, gibt es sonderliche Geschicklichkeit der Römer, diese Lande zu beschützen, und daraus weiter zu kommen.

Es transferiret auch Drusus vierzig tausend Schwaben in Reciam, wie Augustus zuvor auch soll gethan haben, da sie nah wohnen.

Als aber Drusus wieder nach Rom sich gab, und triumphiret von diesen Landen und Caius Sitius Anno Christi 17 wieder schlug die Cattos und Marsos, und Consul Stertinius die Cheruscos, mit Hülffe dieser Römer, die in der Besatzung lagen in der Soltwedelischen Marck und nicht groß Glück bey den Römern war, denn die Schwaben wehrten sich hefftig.

Da kam Drusus Germanicus, Drusi Neronis Sohn, und greift die Catten (das seyn Hessen) wieder an, aber Drusus Germanicus stürzte mit seinem Gaul, zubrach einen Schenckel, oder wie Florus schreibet, ward hefftig verwundet und starb.

Da berufften die Schwaben die Sachsen (welche ohne das immer umb sich fraſſen) wider die Römer, schlugen die Römer zurück, trieben sie wieder aus der Alten Marck und diesen Landen immer auffwarts. Als nun die Schwaben der frembden Gäste gern wären wieder loß gewesen, blieben die Sachsen alda, sazten sich zu den Longobardis, Lacobardis, Angrivariis, Cheruscis, Bructeris, Caucis ein und trieben die aus und hies: veteres migrate colonı, tilgeten und retteten aus solche Schwaben, was sich nicht unter ihr Joch gab.

Es seind aber die Sachsen (wenn mans klaubt) Saca, rechte alte Tuiscones und Teutones aus Asia, die sich in Scandinaviam anfänglich gelagert haben, und seind die rechten Scandinaviani. Doctor Cranz sagt, das seyn

Catten, C in S mutando Sassi, Sari, Methodius sagt, sie haben ihren Namen von ihrem Fürsten Sax oder Petrocle. Diese Saca oder Sachsen haben mit den Dähnen große vielfältige Kriege geführet, vornemblich umb Juciam, daraus sie die Thüringer vertrieben hatten, die alda als Gottische Völcker gewohnet haben.

Es mag der gütige Leser selbest sehen Saxonem Sialandicum, von Hericho oder Heinrich, Sigfrido, Hundingo und Geldero, den Königen der Sachsen und ihren Thaten. Item von ihren Fürsten Swertingo und Hanefo, unter welchen Christus geboren. Wie sie mit Frontono II., dem Könige der Dähnen Hauß gehalten haben. Item von Sybero und Julio, den Fürsten von Engern, derer ich oben gedacht habe.

Diese Senones aber über der Elbe, weil die Römer hier diesseit der Elbe mit den Schwaben im Gemenge lagen, wurden von den Heneten und obotriten Wenden überfallen, getödtet und verjagt, welchen die Veneti Sclaven folgeten und alles erfülleten, von der Wolga und Weichsel an, bis ans Polnische und Bohemische Gebirge, biß ans Meer, Elbe und Sala, das alte Vaterland Cymbrorum, Ascanum, Teutonum und Gotten, unter welchen Heneten die Obotriten, welche ihren Namen gehabt von ihren bundten Kleidern, haben gebawet die Stadt Mechelburg über Wißmar, Ciffin und Rostock, unter ihrem ersten Könige Antzirto, welcher seinen Ursprung von dem alten Edlen Herculis hatte. Unter ihrem Könige aber Hottero ist Christus unser Herr geboren, des Sohn Visislaus I. die Schwaben über Elb gantz tilget und ausrottet.

Dieses Visislai, des ersten Sohn Visilavis der Ander, gewann Brandenburg im 90. Jahr Christi, von welchen Heneten kommen her die Hertzogen zu Mechelburg und Pommern.

Mittlerweil seyn die Sicambri oder Francken ihre Väter gewaltig worden unter ihren sonderlichen Königen, jagten die Römer, welche die Sachsen zurückgeschlagen hatten, überm Rhein und aus gantz Teutschland.

Die Thüringer, recht Edle theure Gotten, herkommende von Turas oder Thyra dem Sohn Japhet, und Brudern Gommer, waren mit den Fimis und Herulis, aus Jucien von den Sachsen außgetrieben, nun vorlängst überm Hartz kommen, und sich gelögert ins Hartzthal, in der alten Chatten Land, unter welchen Salah Kinds Kinder dem Fluß Salah den Namen gaben, und baueten Salaburg und Salafeld, da ist auch noch mons Herulorum, der Herselberg und das Fimische Gebirge zur Anzeigung. Es hatten aber solche Thüringer das Hartze Thal, das Ost Francken am Maine bis an den Neckar, Hessen, und die Länder bis an den Rhein, hatten ihre sonderliche Könige, schlugen sich hefftig mit den Wenden über der Sala, die Soraven oder Sorben genandt.

Es seyn auch noch der Thüringer Graffen, als Schwartzburg, Gleichen, Orlamünd und Wenmar sampt andere Gottische Edle Geschlechte. Rithmier aber, der Francken König, und Hermanfried, der Thüringer König, schwuren zusammen, griffen die Sorben erstlich an über der Sala, zogen vor auff die Wenden über der Elbe, gewannen Brandenburg wieder, und schlugen den Wenden Visislaum den II. todt, trieben die Wenden mit Macht zurück über die Oder, und zu der Zeit machten die Francken und Thüringer nach dem Exempel Trusi zuvor zwo Grentz Besetzung und Marggrafftthum, besetzten die mit achtzehentausend Mann.

Die erste Grentz-Besetzung gegen die Sorben war auff Landsberg an der Sala, welcher Marck Wapen ist gewesen 2 blawe Strich abwerts im gülden Felde des Schildes. Die ander Marck oder Grentz Besetzung war auf Landesberg an der Oder gegen den Polnischen Grentzen. Ihr Wapen ist ein schwartzer Hahn mit gülden Beinen und Schnabel gewesen im rothen Felde.

Marcomir Marggraff zu Brandenburg, von welchem die Kriegsleute, die in der Grentz Besatzung lagen, die Marcksmannen genant seind worden, diesen verjagten erstlich die Wenden, aber er schlug sie wieder gewaltiglich und erhielt Brandenburg wider Triticum König der Wenden.

Brando, Marggraff zu Brandenburg, bauet Brandenburg die Newe Stadt, Anno Christi 230 oder wie etliche setzen 270, ward von dem Wenden Tritico todt geschlagen und gewonnen Brandenburg die Wenden wiederumb, die Hanen fraßen die Greiffen auff, dieser König der Wenden Triticus machte mit den Thüringern Freundschafft, gab seinem Sohn Tenerico Bigonnam, die Tochter Fridigerni, Königs der Thüringer. Mit dieser Bigonna zeuget Tenericus, König der Wenden, den großen König Alberich, der Schweden, Gottland und das gantze Land über der Elbe innehatte. Die Francken aber bekamen nunmehr so viel zu thun mit den Gallis, Sachsen und Thüringern, daß sie der Wenden vergaßen, und blieben die Heneten und Wenden über der Elbe unbefehdet lange Zeit, befreundeten sich auch mit den Sachsen, denn Bißmar, der Sohn Alberich, nahm zur Ehe Annalimtham, geborne Königin der Sachsen, machten Bündnis wider die Francken. Also nam diese Marck zu Brandenburg auff Landsberg an der Oder aus dem Königlichen Fränckischen Stamm ein Ende.

11) Vom Marggrafen Hugo zu Brandenburg.[1])

Vom Marggraffen Hugone zu Brandenburg, so der erste Churfürst sol gewesen sein, lieset man, daß ihn Kayser Otto, des Nahmens der dritte, zum Stadhalter in Tuscia und Hetruria angenommen und verordnet habe. In diesem seinem Amt hat er sich anfenglich der regierung wenig angenommen, sondern hat nur des spielens, jagens und pancketirens gewartet. Ist aber von solchem seinem faulen Leben wunderbarlich abgefüret worden. Denn als er seiner gewonheit nach sich mit jagen belustiget, sol sich das zugetragen haben, daß er sich auff einer jagt, indem er ein wildschwein gehetzt, von seinen Dienern verlohren, also daß er sich gar allein über Nacht in einer gruben hat behelffen müssen; Vnd als ihm des Nachts allerley gespenst für kommen, darüber er denn nicht ein wenig erschrocken, hat er sich, sobald nur der Tag angebrochen, daß man wiederumb hat sehen können, gen Florentz begeben, hat sich bey dem Bischoff aufgehalten und hat demselbigen offenbaret, waß ihm begegnet war. Darauff hat ihm der Bischoff ein gut und hart Capitel gelesen, mit ernster vermahnung, er sollt hinfurt das wesen mit dem spielen vnd jagen einstellen, der regierung abwarten, vnnd ihm dieselbe mehr angelegen sein lassen, als seine weltliche fremd vnd wollust. Denn das er vom Kayser zum Stadhalter verordnet war, hatte nicht die meinung, daß er daben müssig sein, sondern der hendel abwarten solte. So möchte er auch wohl betherzigen, daß er einmal für dem gestrengen Gericht Gottes

[1]) Andr. Angelus. Annales Marchiae Brandenburg. Frankf. a. d. O. 1598. in fol. S. 38 ꝛc.

würde verantworten müssen, daß er seine zeit also auff vogelfangen, fischen, jagen und pancketieren gewendet, da doch herrn vnd fürsten viel ein ander ampt hetten, als nemlich daß sie bedrängter armer Leute klagen anhören vnd streitige sachen entscheiden sollen, vnd gebürete ihm in acht zu nehmen vieler betrübte vnterthanen seufftzen, das weinen der Witwen, das sehnen der Waisen, weil dieselben von niemand beschützet würden, wenn er die hand abzöge vnd sich in der regierung nicht finden ließe. Denn diejenigen, welchen er die Empter befohlen, suchten nur ihren eigennutz, ließen sich mit geschencken bestechen, vnd entschieden die sachen nicht, wie die Rechten vereidichten, sondern nur nach ihrem gutdüncken: Daraus denn erfolgete, daß fromme vnschuldige Leute vnterdrückt vnd diejenigen, welche man durch Vrtheil vnnd Recht straffen solte, geschützt vnd gehandhabet würden. Es vermahnet auch dieser Bischoff Marggraff Hugonem weiter, er solle zur buße soviele Klöster stifften, soviel todsünden weren. Denn damals im Pabstthumb steckten die Leute in einem solchen wahn, daß man zur seligkeit nicht aus lauter Göttlicher gnade vnd Barmhertzigkeit käme, sondern es muste ein jeder dieselbe durch eigene Werck vnd verdienst erwerben, welches doch wider die Prophetische, Evangelische und Apostolische schrifften ist.

Da nun Marggraff Hugo kaiserlicher Stadhalter in Tuscia und Hetruria solch hart Capitel angehöret, ist er gar anders worden, vnd als er sein väterlich erbtheil in Deutschland zu Gelde gemacht, hat er sieben stadliche vnd reiche Klöster in Welschland gestifftet, als nemlich die Abtey zu Florentz; S. Michaelis in monte Imperiali; S. Bartholemaei Bonsolatii bey Murell; S. Januarii Copuloneum in der gegend der Stad Aretium: S. Michaelis bey Verrucula nicht weit von Pisis; daß Conuent S. Justinae vnd Septimens bey Florentz, welches daher den nahmen bekommen, daß es in der ordnung das siebente gewesen, so Marggraff Hugo fundiret oder gestifftet hat. In seinem Ampte verhielt er sich hernach so gottselig, löblich vnd weißlich, daß er für allen andern Fürsten, welche zu der zeit in Welschland gewesen, den preiß gehabt. Er hielt täglich etliche gewisse stunden, in welchen er die sachen verhörete vnd örterte, vnd mochte alßdann jedermann, Reich vnd Arm ohn schew zur audientz kommen. Davon sich denn augenscheinlich erweißt, wie merklich ihm angelegen gewesen, daß niemand vnrecht geschehe, sondern ein jeder bey seinem Rechte geschützet würde. Vnd ist zwar kein füglicher Weg, dadurch man der Regierung löblich vnd wol fürstehen könne, als wenn ein Regent vorgewelter gestalt gewisse stunden helt, vnnd alsdann, was bedrengte Leute einzubringen haben, selbst mit anhöret. Denn durch ein solch mittel werden die sachen nicht ueberheuffet vnn dürffen die vnterthanen der audientz halben nicht vergeblich vnd mit abbruch vnd verseumnis irer nahrung aufwarten.

Müssigen Leuten, schlemmern vnd dergleichen war er so feind, daß er sie für Gericht hat fordern lassen, daß sie ihre vorhaben und wovon sie sich erhielten, mußten darthun. Und ist solcher damals von ihm eingeführte gebrauch in Tuscia, vnd sonderlich zu Florentz biß auff den heutigen tag geblieben. Denn allda die Obrigkeit auf müssige Leute ein solch auffsehen hat, daß man mit ihnen die nachforschung thut, wovon sie sich erhalten. Wenn nu dieselben solches ampt ihrer vnschuld nicht zu beschönen haben, so straffet man sie am Leibe oder verweiset sie der Stad.

Wenn er sachen entscheidete, ließ er ihm dis sonderlich angelegen seyn, daß er kein widerwertig vrtheil spreche, sondern in einerley sachen auch einerley vrtheil felle: Deßgleichen daß die sachen, welche einmahl gerichtlich entschieden, und hieben gelegt weren, nicht retractiret werden. Denn er pflegte zu sagen, die Gerechtigkeit were ein beständiger vnwandelbarer wille, darumb solten auch der Regenten sentents oder Gerichts vrtheil vnwandelbar sein. Als er auff eine zeit gebeten worden, er solte einem Gentilomen zu Florentz, der den hals verwircket hatte, das leben schencken, hat er solches abgeschlagen vnd geantwortet: Wenns einer hoch verwircket hette, so solte man ihm keine gnad erzeigen, sondern der Gerechtigkeit ihren gang lassen; denn mit bösen buben durch die finger sehen, were keine gnade, sondern nur eine blutdürstigkeit.

12) Von der Grausamkeit des Marggrafen Woldemar.[1])

Als in dem Jahre 1314 etliche Chur vnd Fürstliche Personen zu Franckfurt am Mayn zusammen gekommen wegen der erwehlung eines newen Kaysers, Marggraff Woldemar aber entweder nicht gewolt oder gekond hat daselbst vnd dabei zu sein, hat er einen Legaten dahin gesand, der Nicolaus Bock oder Bücck geheissen, vnd hat im ein Pergament vnbeschrieben, jedoch mit seinem Secret versiegelt gegeben, auff das er dessen nahmen, der die meisten vota oder Wahlstimmen haben würde, einschreiben kundte. Da nun etliche Hertzog Ludwigen aus Bayrn erwehlet, hat des Marggraffen Legat auch dessen nahmen auff sein Pergament geschrieben vnd den andern vbergeben. Ist darauff am 17 tage Nouembris Hertzog Ludwig in Bayrn zu Keyser declariret worden. Weil aber Marggraff Woldemar lieber hette wollen zu Keyser haben Hertzog Friderichen aus Osterreich vnd vernommen, daß sein Legat nicht gentzlich nach seinem willen gethan, hat er ihn ins Gefengnis geworffen vnnd allda hungers sterben lassen. Man sagt, Marggraff Woldemar habe ihm einen Apffel lassen ins gesicht hengen, den er aber nicht hat erreichen können, habe auch lassen das gefengniß wol verschließen und den leibß straffe verboten, ihm nichts zu essen zu verschaffen, andern zum exempel vnd abschew, daß niemand seines herrn befehl vberschreiten solte.

13) Die Sage von dem falschen Woldemar.[2])

Wes wunderbarlichen Sache sich unter Otto, dem einunddreißigsten Erzbischoffe von Magdeburg zugetragen, ob sie wol einer Fabel mehr denn einer Geschichte ähnlich, mag ich doch an dieser Stelle mit Stillschweigen nicht übergehen, sonderlich weil wir fast dergl. Historias von Herzog Carle von Burgund (welcher Anno Christi 1477 gelebt vnd am Abend Trium Regum in genannten Jahres vor Nansen erschlagen worden) bey glaubwürdigen Scribenten lesen. So ists auch bey vielen noch unvergessen, wes Abentheur sich bey Querfurt vor wenig Jahren zugetragen, da sich ein Eisgrauer alter Mann aus einem Berge herausgemacht vnd bey männiglichem vorgeben dürffen, als daß er der verstorbene Keyser Fridrich wäre ꝛc.

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae. S. 125.

[2]) Nach Werner, Chronica des Stifts Magdeburg, S. 76 ꝛc.

Es ist zu dieses Herrn Zeiten ein Man in der Marck Brandenburg hervor kommen, welcher sich vor einen Marggraffen zu Brandenburg auß gegeben, und Woldemarum nennen lassen, ungeachtet daß Marggraff Woldemar zu dieser Zeit allbereit vor neun und zwantzig Jahren in Gott verschieden und in vieler Leute Gegenwart, die damals noch im Leben, im Kloster Corin, cistercienser Ordens, war begraben worden.

Dieser weil er dem abgestorbenen Woldemaro von Leibesgestalt vnd Angesicht durchaus ähnlich, hat er dadurch viel guter Leute hohes vnd niedriges Standes gleichsam verzaubert vnd geäffet. Denn da er hierüber zur Rede gesetzt worden, ob er denn Marggraff Woldemar wäre, so vor Jahren allbereit gestorben und begraben ꝛc., hat er beständiglich darauff geantwortet, daß ers ja sey, aber er sey damals weder gestorben noch begraben worden, sondern er hab sich kranck gestellet und habe einen andern an seine stell begraben lassen. Er sey aber mitlerweile willig in das Exilium gegangen und diese schwere Wallfahrt auff sich genommen. Da man ihn aber weiter gefraget: warumb er denn sein erbliches Fürstenthumb so eine geraume Zeit verlassen hätte? da hat er geantwortet: er hätte solches seines Gemahls halben gerne gethan, welche er im verbotenen Grad, und also viel zu nahe ins Geblüte gefreiet, damit er nun für diese Mißhandlung schuldige Buße wircken und seinem Gemahl an anderweiter Verheiratung keine Verhindernis zufügen möchte, habe er aus guter Vorbedachtung sich also von ihr abgesondert.

Auff solche und mehr dergleichen Anschläge ist erfolget, daß auch etliche von Fürsten, Graffen, auch viel vom Adel, und etliche erbare Städte ihn vor Marggraffen Woldemarum auffgenommen und erkennet haben, darunter auch dieser Erz Bischoff Otto, die Hertzogen von Sachsen, die Hertzogen von Stettin und Sunde, auch die Fürsten von Anhalt, neben etliche Städten Berlin, Brandenburg, Stendal und andere gewesen seyn, welchen doch ein gut Theil baldt wiederumb von ihm abgelassen haben. Ja auch Kaiser Carolus Quartus selbst hat ihme im Reichstagen und andern Versammlungen den Sitz der Marggraffen zu Brandenburg willig eingeräumet. Nachdem er nun neun Jahr lang in solcher reputation gesessen, ist er gestorben und zu Dessaw in einer Capelle vor Marggraff Woldemarum honorifice begraben worden.

14) Der zerbrochne Ring.[1])

Einst als die Gemahlin des Kurfürsten Friedrich des Dritten, aus dem Hause Hessen, auf ihrem Lustschloß, unweit Berlin, dem Sterben nahe war, da hat ihr der geliebte Fürst, klagend vor ihrem Todbette stehend geloben sollen, nie eine andere Gattin zu nehmen, sondern unvermählt zu bleiben bis an sein Ende. Solches hat ihr der Kurfürst versprochen, dann ist sie fröhlich in dem Herrn entschlafen. Als es nun gekommen, daß der Kurfürst wieder eine Gemalin sich auserwählt, da ist der schöne goldige Ring, den er am vorigen Verlobetag empfangen und worauf sich zeigten zwei in einander geschlossene Hände, plötzlich mitten von einander gebrochen. Dieser Ring findet sich noch heutigen Tages.

[1]) Lotbar, Volkssagen und Märchen. Leipzig 1820, in 8. S. 91.

15) Das Unwetter und Churfürst Joachim I.[1])

Vor anderm ist merkwürdig, was sich Anno 1525 zu Berlin den 15. Juli mit Churfürst Joachimo begeben. Diesem hatte ein Astronomus feierlich gewarnet, daß an demselben tag ein groß Wetter würde kommen, und wäre zu besorgen, beide Städte Berlin und Kölln möchten untergehen. Ist also mit seiner Gemahlin, der jungen Herrschafft und vornemsten Bedienten auf den Tempelhofischen berg gezogen, um die begebenheit der beiden Städte abzuwarten. Als er aber sich lange da aufgehalten, und nichts daraus worden, hat ihn seine Gemahlin, wie sie denn eine sehr gottesfürchtige und christliche Fürstin gewesen, gebeten, daß er möchte wieder hineinziehen, und bei seinen armen Unterthanen auswarten, was Gott thun wollte, weil sie es vielleicht nicht allein verschuldet, darüber er bewogen, und um 4 Uhr gegen abend wieder gen Kölln gefahren. Ehe er aber an das Schloß gelanget, hat sich ein Wetter bewiesen, und wie er unter das Schloßthor gekommen, dem Churfürsten 4 pferde vor dem wagen samt dem Kutscher erschlagen, sonst keinen schaden mehr gethan.

16) Die Vision des Churfürsten Joachim II.[2])

Churfürst Joachim jagte einst in der Haide bei Köpenik (nach Andern war es aber Joachim I. im Jahre 1533, und zwar in der Heide bei Liebenwalde), da kam ihm ein überaus großer wilder Keuler in den Weg, der Churfürst wollte ihn abfangen und stieß ihm sein Fangeisen in den Rachen. Da [illegible] eine große Flamme dem Thiere aus dem Halse, so daß der Heft des [illegible]iens abbrannte, der Churfürst aber dadurch ins Bloße gestellt, jedoch [illegible] seinen Bedienten gerettet ward. Anderthalb Jahre darauf war der Churfürst todt. Von dieser Begebenheit hat man vorgegeben, daß sie in einer Tapete auf dem Schlosse zu Köpenik eingewirket und abgebildet stehe. Allein diese Tapete stellet kein Schwein, sondern einen geflügelten im Wasser stehenden Hirsch, und ohnweit auf dem Lande eine knieend betende Person vor, welcher der Churfürst sein soll, der 1570 auf dem Kopfe eines Hirsches etliche Mahl ein Crucifix soll wahrgenommen haben und bald darnach gestorben sein (den 3. Januar 1571). Der Hirsch soll nach der Zeit sich nicht wieder haben sehen lassen.

17) Bärens' Kirchhof bei Grimnitz.[3])

In der Mittelmark liegt das alte von den Anhaltischen Marggrafen gebauete Jagdschloß Grimnitz an dem Werbeliner See. Hier sollte einst eine Schweinejagd abgehalten werden, und drei Tage vorher der damalige Heidereuter, Namens Bärens, die Schweine zu körnen und zu beobachten sich auf den Boden begeben, den der Churfürst stellen lassen, dieser nach 12 Uhr des Nachts eine Stimme gehöret aus einem nahebei gelegenen Bruche, welche gefraget: ist der Stumpfschwanz da? und auch geantwortet: der soll dem Heidereuter Bärens das Leben nehmen. Welche Stimme er die folgende Nacht

[1]) Nach Beckmann, Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. Berlin 1751. in Fol. Th. III. S. 509.
[2]) Nach Beckmann, Th. III. S. 781.
[3]) Nach Beckmann, Th. III. S. 782.

wieder gehöret und dem Churfürsten erzählet, dabei aber vermuthet habe, daß es Hofbedienten wären, welche ihn suchten furchtsam zu machen. Der Churfürst aber habe ihm befohlen, Niemandem etwas zu sagen, auch die folgende Nacht zu Hause zu bleiben, und des Churfürsten Büchsenspänner habe auf gedachtem Boden sitzen und körnen müssen, welcher eben die Stimme gehöret. Da nun die folgende Nacht der Boden zugemacht und die Jagd des folgenden Tages gehalten worden, habe der Heidereuter müssen zu Hause bleiben, sey aber nach geendigter Jagd doch hingeritten und wirklich eines Stumpfschwanzes unter den getödteten Sauen gewahr worden, und da solcher aufgeladen, hinzugegangen und gesagt: Du sollst mir das Leben nehmen und bist eher todt als ich? Inzwischen hinzugetreten, um das Schwein so lange zu halten, bis die Bauern die andere Leiter vom Wagen vorgeschoben, daß es nicht herunterfallen sollte, binnen welcher Zeit aber des Schweins oder Stumpfschwanzes Kopf heruntergefallen und dem Heidereuter mit dem Gewehr den Leib aufgeschlagen, woran er auch bald gestorben. Man weiß von dieser Begebenheit weder Zeit noch andere Umstände anzugeben und beruft sich lediglich auf die Tradition und auf einen mit Steinen rund herum besetzten Platz, welcher bis diese Stunde Bärens' Kirchhof genennet werde.

18) Der Miggelberg bei Köpenick.[1])

Der Miggelsee in der Mittelmark liegt vor dem Städtchen Köpenick zwei Meilen oberwärts Berlin und ist von der Miggelbude bis Ransdorf eine halbe Meile ohngefähr lang. Die Spree fließt mitten durch, so daß man sie gleich wie einen breiten Fahrweg von dem andern Wasser unterscheiden kann. Von diesem See hat auch die daran gelegene und aus vielen Hügeln von verschiedener und zum Theil gar merkwürdiger Höhe zusammengesetzte bergige Höhe den Namen des Miggelberges, so mit vielen schlanken Eichen und Fichten besetzt ist. Man ziehet auch von einem gewissen Stein, so daselbst auf einem etwas niedrigen Hügel liegt und 7 Fuß ohngefähr lang und 6 Fuß breit und weißlich von Farbe ist, allerhand Zeitungen von einem darunter verborgenen Schatz, welches zwar keinen Grund hat, dieses aber wohl sein kann, daß einiges Metall darin verborgen, weil er aus vielem Kieß und dergleichen scheint zusammengesetzt zu seyn, die Stücken auch in Vergleich mit andern Steinen gleicher Größe ziemlich schwer sein. Ingleichen erzählet man, daß sich vor diesem eine ansehnliche Jungfrau daselbst sehen lasse, welche vorgegeben, verwünscht zu sein und um davon befreiet zu sein, verlanget hätte, um die Kirche zu Köpenick herum getragen zu werden, so aber nicht gelingen wollen, nicht viel anders als man in den Geschichten der Melusine von dem König Hermann in Norwegen und seinen Töchtern liest. Endlich wird auch vorgegeben, daß man zu Zeiten ein Getöse von Jagdhörnern und Gebelle von Hunden daselbst gehöret. Am Fuß des Miggelberges liegt der Teufelssee, den Ursprung des Namens weiß man nicht, ist aber kein Zweifel, daß wie es hier an allerhand Erzählungen von Jagdgespenstern nicht mangelt, eine solche Gespenstergeschichte den Anlaß gegeben. Welche Bewandniß es mit mehren Teufelsseen der Mark Brandenburg haben

[1]) Nach Bekmann Th. IV. S. 1098.

mag, als mit dem Teufelssee zwischen Kolmünchen und Petersdorf, mit dem Teufelssee bei Belitz, dem Teufelssee in der Kunersdorfischen Haide, dem Teufelssee bei Bötzow in der Nähe von Spandau, und dem Teufelssee bei Dobbriskau im Amte Zinna.

19) Ein Schreiber wegen eines Scherzes zu Berlin gekopft.[1])

Im Jahre 1364 haben die Bürger zum Berlin des Erzbischoffs von Magdeburg Theodorici Schreiber, so damals den Hertzogen von Sachsen war nachgezogen und zum Berlin an gedachtes Fürsten Tisch gesessen, durch die Stadtdiener, denen sonst auch ein ander großer Hauff zugeordnet worden, gegriffen, also bald auff den Marckt geführet und ihm den Kopf abschlagen lassen. Die Brsach soll diese gewesen sein, daß er für wenig tagen, als er hatte wollen inß bad gehen, mit einer erbarn Frawen, so ihm wol bekand gewesen, sprach gehalten vnd sie in scherzweise genöthiget hatte, daß sie mit ihm zum bade gehen solte. Ich meine ja (spricht Kranzius lib. IX. Saxoniae c. 35) das sey eine schöne vrsach gewesen, einem das leben darumb zu nehmen. Doch haben sie solchen muthwillen mit leiblichen und geistlichen straffen genugsam müssen büßen.

20) Der Teufel dreht einem Juden zu Berlin den Hals um.[2])

Dienstags nach Ostern des Jahres 1548 ward Michael Jüde, der Juden Rabbi zu Frankfurt an der Oder von etlichen Magdeburgischen Reutern gefangen. Vnnd wiewol sich die Magdeburgischen theileten vnd ihrer fünff sich mit dem gefangenen gen Torgaw wanten, der meynung, denselben sicherer allda zur Elbe werts nach Magdeburg zu bringen, wurden sie doch in einem Dorffe benm Sagan sampt den Juden angegriffen, vnnd zu Torgaw auff den siebenzehenden tag deß Maymonats mit dem Schwerdte hingerichtet. Bald dieselbe Nacht hernach, als die Magdeburgischen Reuter zu Torgaw gerichtet waren, starb der Jüde zum Berlin geheliges Todes vnnd ward des Morgens todt im Bette gefunden, da er doch den Abend zuvor frisch vnd gesund zu Bette gangen war. Zu mercken aber ist, daß Jobus Fincelius im andern Buch der wunderzeichen davon schreibt, daß Michael Jüde bey etlichen der andern Jüden auff ein Panketh vnd frewdenfest gewesen, vnd nachdem er mit ihnen Chrystum vnd Mariam die hochgelobte Junkfraw vnd Gottesgebererin auffs grewlichste gelestert, sich auch daneben gerühmt, wie er wider der Christen Gott gesieget, habe er wollen eine Treppen hinabgehen vnd sey vom Teuffel hinuntergestürtzt vnd in Sünden dahingestorben.

21) Die Hagelmacherinnen zu Berlin.[3])

Im Jahre 1563 wurden zum Berlin zwo Zauberinnen gefangen, welche sich vnterstanden, Hagel vnnd Vngewitter zu verderbungen der Früchte auff dem Lande zu machen. Diese zäuberischen Weiber bekandten, daß sie einem andern Weibe aus der Nachbarschafft ein klein Kindlein gestolen, dasselbe zerstücket vnd auch letztlich haben kochen wollen. Aber Gott der Allmächtige vnd

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae. S. 159.
[2]) S. Angelus S. 345.
[3]) Nach Angelus, Annales Marchiae. S. 551.

allwissende habe es also geschickt, daß des Kindes Mutter dazu kommen und deß Kindes glieder im topffe gesehen ꝛc. Sie bekandten auch, wenn diese ihre kochung deß kindleins war volbracht worden, solten alle Früchte auff dem Lande durch Vngewitter sein verderbet worden. Aber wie sie gedienet, also wurden sie auch wie billig gelohnet.

22) Die gespenstigen Mäher bei Berlin.[1])

In der Erndten, da man den Hafer pflegt abzuhawen, trug sich diese warhafftige geschicht in der Marck nicht weit von Berlin zu, wie folget. Es wurden plötzlich viel Mannßpersonen auff dem Felde gesehen, erstlich funffzehen, darnach zwölffe. Vnd waren die letzten zwölffe viel greßlicher vnnd abschewlicher gestalt, denn die ersten funffzehen. Denn sie waren ohne Häupter, da doch die andern alle Häupter hatten. Diese sieben vnd zwantzig Männer hieben mit ihren Sensen mit aller Gewalt in den Hafer, daß mans hörete rauschen vnd blieb doch gleichwohl der Hafer stets stehen. Da solch geschrey gen Hofe kam, ging viel Hofgesindes, auch von Bürgern hinaus, solches zu sehen, welche es dann also befunden. Als aber die Männer gefraget wurden, wer sie weren, woher sie gekommen vnd was sie machten, antworteten sie nichts, sondern hieben immer fort in den Hafer. Vnd als die Leute bißweilen nahe hinzu traten, vnnd sie angreiffen wolten, entwuscheten sie jhnen, lieffen geschwinde hinweg vnd hieben nichts desto weniger vnter dem lauffen in den Hafer. Da nun die Leute wieder in die Stadt kamen, wurden sie von den andern gefraget, wofür sie diese Männer ansehen. Darauff gaben sie jhnen die antwort, daß sie dieselben für böse Geister ansehen, weil sie so schnell hätten können lauffen, vnd so greßlich vnd vnmenschlich außgesehen hetten. Derwegen ließ auch der Durchlauchtigste Hochgeborne Fürst vnd Herr, Herr Joachim der ander, Churfürst vnd Marggraff zu Brandenburg ꝛc., die fürnembsten Prediger in der Marck versamlen, von jhnen zu erfahren, was durch solches Gesichte bedeutet würde. Aber man hielt es dafür, daß dadurch Göttliche straffe der Pestilentz angezeiget solte werden.

23) Die Kohlhaasen-Brücke.[2])

Kohlhaasen-Brücke, eine kleine über die in den Grähnitzsee fallende Bach oder Tolle gehende Brücke, hat ihren Namen von Hans Kohlhaas, einem angesehenen Bürger aus Kölln-Berlin, der besonders mit Vieh und Pferden handelte. Da ihm um 1530 bei seinem Handelsstreit über Pferde mit einem sächsischen Edelmann der Churfürst von Sachsen seiner Meinung nach nicht Recht hatte widerfahren lassen, so entsagte er, nach damaligem Gebrauch, dem Churfürsten durch einen Fehdebrief und griff die sächsischen Unterthanen an, nahm sonderlich einen Seidenkrämer Georg Reiche gefangen und hielt ihn fest in seinem Hause an der krummen Spree, auf dem köpenickschen Werder. Er machte sich so furchtbar, daß der Churfürst von Sachsen zu Jüterbogk einen Tag ansetzte und seine Räthe dahin absandte, um sich mit Kohlhaas zu vertragen, der auf diesen Tag mit zwanzig Pferden erschien und den Vertrag schloß. Da aber die Sachsen denselben, wie er sagte, nicht

[1]) Nach Angelus S. 357.
[2]) Nach Lotbar, Volkssagen S. 58. Anders bei B. Reinhard, Sagen aus Potsdam's Vorzeit S. 105 ꝛc.

hielten, so entsagte er dem Churfürsten aufs neue und obgleich Doctor Luther an Kohlhaas schrieb, ihn abzumahnen, so that er den Sachsen vielen Schaden, plünderte viele Dörfer an der Grenze und verbrannte das Städtchen Zahne im Churkreise. Der Churfürst von Brandenburg, Joachim II., und der Erzbischof von Magdeburg gaben ihm hierbei Schutz und sicheres Geleite. Endlich brachte es der Churfürst von Sachsen dahin, daß dieser aufgehoben wurde. Dafür beraubte nun Kohlhaas den brandenburgischen Factor Konrad Traziger der Silberkuchen, die er im Mannsfelde und Stolbergischen für den Churfürsten gekauft hatte, nicht um dies Silber zu behalten, sondern seinen Landesherrn zu zwingen, ihm wieder Schutz zu geben. Er versenkte es daher unter der Brücke, die seitdem seinen Namen erhalten hat, in die Bach. Der darüber äußerst entrüstete Churfürst befahl Meister Hannsen, dem Scharfrichter, einem ausbündigen Schwarzkünstler, Kohlhaas mit seiner Gesellschaft nach Berlin zu zaubern. Kohlhaas ließ sich wirklich in Berlin betreten und ward auf dem Nicolaikirchhof beim Küster gefangen genommen.

Am Montage nach Palmarum 1540 ward ein Gerichtstag angesetzt, wo ihn der Churfürst durch seinen Anwalt anklagte, und Kohlhaas sich drei Stunden lang mit großer Beredtsamkeit und allgemeinem Beifall vertheidigte. Weil aber der Churfürst sehr erbittert war, ward Kohlhaas zum Rade verdammt. Der Körper blutete viele Tage, welches man damals für ein Zeichen der Unschuld hielt, und den Churfürsten soll nachher das Urtheil sehr gereuet haben.

24) Die drei Linden zu Berlin und die Herren von der Linde.

Auf dem heiligen Geist Kirchhof zu Berlin standen bis ins 17te Jahrhundert drei große Linden, der Brüder Linden genannt, welche sich über den Kirchhof verbreiteten; unter ihnen wurde oftmals Gottesdienst gehalten. Dieselben hatten folgende Geschichte.[1])

Am Schlusse des 16ten Jahrhunderts unter der Regierung des Kurfürsten Johann Georg lebten zu Berlin drei Brüder, Bruno, Michael und Gotthold mit Namen. Dieselben liebten sich, wie selten zu geschehen pflegt, wirklich als Brüder und lebten zusammen in ungestörter Liebe und Eintracht, ohne daß eine Leidenschaft des einen oder des andern diesem Liebesbunde Eintrag gethan hätte. Da trug es sich zu, daß Gotthold, der jüngste derselben, im Hause seines Onkels die Tochter Meister Rappoli's, des ersten Kapellmeisters des Churfürsten, eines Italieners, kennen lernte und sich also in sie verliebte, daß er keine Ruhe hatte, wenn er sie nicht gesehen hatte, was sehr leicht war, da ihr Vater im Hause seines Onkels wohnte. Bald gelang es ihm auch, die Gegenliebe der schönen Italienerin zu erlangen und er beschloß nun, seine Brüder von seinem Glück in Kenntniß zu setzen und ihren Rath einzuholen, wie er es einrichten solle, die Einwilligung ihres stolzen Vaters zur Verheirathung mit seiner Geliebten zu erlangen. Diese beschlossen nun, es solle der ältere Bruder Bruno, der zufällig ein tüchtiger Geiger war und vom Churfürsten die Aufforderung erhalten, einmal in einem Hofconcerte vor

[1]) Nach Al. Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit. Berlin 1831. Th. I. S. 1—24. W. Ziehnert, Preußische Volkssagen. Leipzig. o. J. Th. I. S. 173 sq. und der kürzern Darstellung bei Lothar, Volkssagen S. 93. Sehr romantisirt bei Alfr. Oldenbach, Auswahl der schönsten Preußischen Volkssagen. Berlin 1840 in 12. S. 1—41.

ihm zu spielen, bei dem stolzen Italiener für seinen Bruder den Freiwerber machen. Dies geschah auch, denn als Bruno mit solchem Beifall gespielt, daß ihn der Kurfürst auf frischer That zu seinem zweiten Kapellmeister ernannte, glaubte er, der Zeitpunkt sey zu seinem Vorhaben vorzüglich günstig, weil Rapposi wohl seinem Collegen die erste Bitte nicht abschlagen werde, wandte sich daher an ihn und brachte seine Werbung vor. Allein es kam anders, als er gedacht, der Italiener, neidisch auf den Beifall, den Bruno davon getragen, und ärgerlich, daß er an demselben einen Nebenbuhler bekommen, schlug es ihm rund ab und wußte es so einzurichten, daß seiner Tochter aller Verkehr mit ihrem Geliebten abgeschnitten ward.

Da begab es sich, daß im April des Jahres 1585 eine Kindesmörderin auf der Langenbrücke gesäckt werden sollte: ganz Berlin strömte zu diesem Schauspiele, natürlich auch der Italiener Rapposi, und es fügte sich, daß in dem Gedränge derselbe neben jene drei ihm wohl bekannten Brüder zu stehen kam. Auf einmal erscholl ein lautes Geschrei, der Italiener stürzte nieder und indem er auf ein in seiner Brust bis an's Heft steckendes Messer und die neben ihm stehenden Brüder zeigte, gab er seinen Geist auf. Niemand zweifelte, daß einer derselben den Mord begangen habe, aber wer es gewesen, ob Bruno oder Gotthold, darüber sollte erst ein Verhör derselben entscheiden. Zuerst ward also Bruno, auf den als den dem Ermordeten zunächst Gestandenen der meiste Verdacht fiel, befragt, ob er der Thäter sey, derselbe aber verneinte nicht blos entschieden die That, sondern leugnete auch, daß er wisse oder gesehen habe, von wem sie begangen sey. Gleichwohl ward derselbe, da der Schein wider ihn war, zum Tode verurtheilt. Da beschlossen seine zwei Brüder, jeder für sich, ohne den andern in Kenntniß zu setzen, sich für ihren Bruno dem Tode zu weihen, sie begaben sich vor Gericht und erklärten, nicht Bruno habe den Mord verübt, sondern sie. Kaum hatte aber Bruno gehört, wie jeder seiner zwei Brüder dem Gericht gegenüber sich als den Thäter ausgebe, da erklärte er selbst, er habe nur aus Furcht vor der Strafe vorher sein Verbrechen in Abrede gestellt, er selbst sey der wahre Mörder, nicht seine Brüder. Nun kamen aber die Richter in Verlegenheit, einer mußte den Mord begangen haben, aber drei verschiedene Personen nannten sich als Urheber desselben; sie wandten sich also, um nicht einen Unschuldigen zu strafen, an den Kurfürsten und baten um seine Entscheidung. Derselbe befahl aber, die Entscheidung Gott dem gerechten Richter zu überlassen. Er befahl, drei gesunde Lindenbäumchen sollten von den drei Brüdern verkehrt, die Wurzeln nach oben, auf dem heiligen Geist-Kirchhofe in die Erde gepflanzt werden; welches Bäumchen nun nicht Wurzel schlagen und grünen werde, dessen Pflanzer sollte als von Gott verurtheilt für den Mörder geachtet und hingerichtet werden. Und so geschah es auch; in feierlicher Procession, begleitet von allen Geistlichen Berlins, dem Gerichtshofe und vielen Berliner Bürgern, wurden die drei Brüder auf den Kirchhof geführt; nachdem alle gebetet hatten, und fromme Lieder gesungen worden waren, pflanzte jeder der drei Brüder sein Bäumchen und ging dann frei nach Hause. Allein seht, was geschah, keines der Bäumchen ging ein, die gepflanzten Linden schlugen sämmtlich aus dem obersten Ende des Stammes kräftige Wurzeln in die Erde, die eigentlichen Wurzeln verwandelten sich in Kurzem in blätterreiche Zweige, so daß die Bäume statt in die Höhe, gar üppig in die Breite wuchsen.

Als somit der allmächtige Gott selbst das Urtheil gesprochen, wagte Niemand mehr, an der Unschuld der drei Brüder zu zweifeln, sie wurden ganz freigesprochen. Gotthold heirathete die Tochter des Italieners, der Kurfürst aber erhob die drei Brüder, um ihnen auch seinerseits eine Anerkennung für ihre gegenseitige Aufopferung zu Theil werden zu lassen, unter dem Namen der Herren von den Linden in den Adelstand und setzte die Linden in ihr Wappen, welches man vor nicht gar langer Zeit in der heiligen Geist Kirche sehen konnte; die Linden aber wuchsen so frisch heran, daß sie bald den ganzen Kirchhof überschatteten und im Jahre 1623 mit Stützen versehen werden mußten. Später sind sie jedoch eingegangen. Wer der wahre Mörder gewesen, ist nie an den Tag gekommen, man vermuthet aber, der Italiener habe sich selbst den Tod gegeben, um seinen verhaßten Nebenbuhler Bruno so am besten stürzen zu können.

25) Die drei Blutstropfen zu Berlin.[1])

Auf der Lindenstraße zu Berlin hat im 17. Jahrhundert ein Brauhaus gestanden, das wegen des daselbst gebrauten und ausgeschenkten Bieres eines großen Zuspruchs genoß, obgleich der Besitzer desselben, ein gewisser Wolff (?) sich nicht des besten Rufes erfreute und sowohl als Familienvater wie als Staatsbürger durchaus nicht seine Schuldigkeit th... Derselbe hatte nun aber eine Baierin, die Tochter seines ehemaligen Lehrherrn, der aber verarmt war, als Schenkmädchen in sein Haus aufgenommen, allein wie dieselbe durch ihre Schönheit und liebreizendes Wesen der Gäste immer mehrere in das Brauhaus zog, so gewann sie auch wider ihren Willen leider gar bald die Zuneigung ihres Herrn, der ohne an die Pflichten zu denken, die er als verheiratheter Mann und Vater gegen seine Familie zu erfüllen hatte, gar bald dem Mädchen seine Leidenschaft bekannte, aber auch von derselben entschieden zurückgewiesen ward. Wie dies aber bei allen Wüstlingen, namentlich wenn sie schon in reifern Jahren stehen, zu geschehen pflegt. Widerstand gegen ihre Lüste giebt ihrer Leidenschaft stets neue Nahrung, statt dieselbe abzukühlen, und so war es auch hier. Der Brauherr drang eines Abends in die Kammer des Mädchens und versuchte sie erst durch Versprechungen und schöne Worte zu seinem Willen zu bringen, und als dies nicht gelang, ging er zu Drohungen und Gewaltthätigkeiten über, allein das resolute Mädchen entriß sich seinen Armen, erreichte das zufällig offen stehende Fenster und sprang durch dieses auf den Hof hinab, von wo aus es ihr gelang, die auf die Straße führende Thüre zu öffnen und zu einer Freundin zu flüchten. Der durch das Fehlschlagen seiner Hoffnungen in Wuth versetzte Brauherr eilte zuerst in den Hof hinab, um zu sehen, was aus dem Mädchen geworden sey, allein er fand denselben leer und die auf die Straße führende Thür offen, was ihm natürlich sofort klar machte, was aus dem Mädchen geworden sey. Verletzt konnte sie sich bei ihrem Sprung auch nicht haben, denn er erblickte nur 3 kleine Blutstropfen auf den weißen Fliesen, womit der Hof gepflastert war.

Der Brauherr beschloß nun, sich an dem Mädchen für die ihm nach seiner Ansicht angethane Beschimpfung bitter zu rächen; er rief am andern

[1]) Nach Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit. Bd. II. S. 1–20. metrisch behandelt von W. Ziehnert, Preußische Volkssagen. Bd. I. S. 1–12.

Morgen seine Leute zusammen und erklärte, in der vergangenen Nacht sey sein Geldkasten erbrochen und bestohlen worden. Die Lage der Sache war so, daß nur ein Bekannter der Thäter sein konnte; die Kammer des Schenkmädchens war leer, man fand unter ihren Sachen verschiedene Goldstücke, die freilich der Brauherr selbst im Laufe der übrigen Nacht hinein versteckt hatte, brachte natürlich ihre Abwesenheit mit dem Diebstahl in Verbindung und so konnte es nicht fehlen, daß auch das Gericht sich durch den Schein täuschen ließ und ihre Verhaftung verfügte. Es hielt natürlich nicht schwer, die Unschuldige aufzufinden; dieselbe leugnete freilich Alles und erzählte, sie sey zwar des Nachts durch ihr Kammerfenster entsprungen, allein nicht um den Raub in Sicherheit zu bringen, sondern einzig um ihre Person den Nachstellungen ihres Brotherrn zu entziehen. Zwar sprachen die drei Blutstropfen, die sich nicht hatten wegschaffen lassen, für den einen Theil ihrer Aussage, allein gerade die Hauptsache, der Grund ihrer Flucht blieb unbewiesen, denn ihr Herr leugnete Alles hartnäckig und da er früher bei seinen Liebesbewerbungen stets wohlweislich Zeugen zu vermeiden gewußt hatte, konnte sie nicht einmal Jemanden namhaft machen, der ihre Beschuldigungen gegen den Brauherrn auch nur im Entferntesten bestätigt hätte. Das Gericht ging von dem Grundsatze aus, sie habe diese Geschichte nur erfunden, um ihren Diebstahl zu bemänteln, und verurtheilte sie nach der damaligen Strenge des Gesetzes zum Tode, welchen sie auch standhaft erlitt, nachdem sie noch vorher aufs heiligste ihre Unschuld betheuert und versichert hatte, ihr Blut werde nach ihrem Tode über ihren Ankläger kommen.

Nun ließ aber das Gewissen dem Brauherrn keine Ruhe, zumal da auch viele Bürger laut an der Gerechtigkeit des gefällten Urtheils zweifelten; er beschloß also, die Fliesen, aus denen sich die drei Flecken nicht vertilgen ließen, ganz wegnehmen zu lassen, theils um dem Gerede ein Ende zu machen, theils um nicht länger durch den Anblick derselben an sein Verbrechen erinnert zu werden. Allein kaum war dies geschehen, so entstand ein Volksauflauf vor seinem Hause, denn siehe da, jene drei Blutstropfen zeigten sich auf einmal auf der weißen Vorderwand desselben, so daß sie ein Jeder von der Straße aus sehen konnte. Die Volksstimme erklärte dies für das Gericht Gottes wegen des unschuldig vergossenen Blutes, und wahrscheinlich wäre es dem Hause und seinem Besitzer schlecht gegangen, hätte sich nicht die Behörde eingemischt und die drohenden Volkshaufen entfernen lassen. Wolff aber wagte sich nicht mehr auf die Straße, er stellte sich krank, um sein Zimmer nicht verlassen zu dürfen, allein die Strafe des Himmels ereilte ihn früher, als die irdische Gerechtigkeit Hand an ihn legen konnte, seine Gewissensbisse ließen ihm nicht eher Ruhe, bis ihn Wahnsinn aus Furcht vor der Strafe ergriff, er mußte bewacht werden, und doch wußte er eines Nachts seinen Wächtern zu entschlüpfen, stieg durch das Fenster auf einen am Hause befindlichen Vorsprung, über welchem man die Blutflecken bemerkte, und begann unter fürchterlichem Geheul die drei Blutflecke abzukratzen, welche jedoch nicht schwinden wollten. Ein vorüber gehender Nachtwächter, der ihn erkannte, rief ihn beim Namen, er erschrack aber so sehr darüber, daß er das Gleichgewicht verlor, auf das Steinpflaster herabstürzte und nach wenig Augenblicken seine schwarze Seele aushauchte. Wie sehr sich auch seine Erben bemühten, die Blutflecke am Hause zu vertilgen, es war umsonst, so oft dasselbe neu an-

gestrichen wurde, die drei Blutstropfen wurden nach einiger Zeit immer wieder sichtbar, bis endlich das Denkmal der Blutschuld mit dem Hause verschwand, das ein Nachkomme Wolff's weggreifen ließ.

26) Der Stock als Verräther.[1])

In Berlin hat einst ein reicher Bäcker gelebt, der aber sein Geschäft aufgegeben hatte und mit dem gesparten Gelde Wuchergeschäfte trieb. Zuletzt gingen aber dieselben nicht mehr so recht, weil er gar zu hohe Zinsen nahm und wer einmal in seine Hände fiel, sicher nicht zum zweiten Mal zu ihm borgen kam. Er beschloß, auf andere Weise Geld zu verdienen, selbst als Borger aufzutreten und alle, die ihm vertrauten, um ihr Geld zu bringen. Zuerst ging er also zu seinem frühern Gesellen und jetzigen Nachfolger im Geschäft, welches er an ihn verkauft hatte, und bat ihn, er möge ihm doch auf drei Tage mit 50 Ducaten aushelfen, da er sich gerade selbst ausgegeben und eine bedeutende Zahlung zu machen habe. Sein früherer Geselle hatte auch kein Arg, er wußte, daß sein früherer Meister selbst Geld vollauf habe und ihm ein sicherer Schuldner sey; er gab ihm also die verlangten 50 Ducaten sofort, ohne einen Schuldschein zu verlangen. Jener aber lachte sich ins Fäustchen und nahm sich vor, seinem vertrauensvollen Geschäftsnachfolger auch nicht einen Heller wiederzugeben. Es vergingen also drei Tage und kein Schuldner ließ sich bei dem Darleiher sehen; derselbe wartete geduldig noch ganze acht Tage, als dann sein alter Meister immer noch nicht erschien, da ging er zu ihm und bat sich sein Geld aus. Allein wie ward ihm, als jener zwar nicht in Abrede stellte, die 50 Ducaten geliehen zu haben, aber hoch und theuer versicherte, sie ihm am bestimmten Tage wiedergebracht zu haben. Vergebens stellte er seinem früheren Meister vor, daß er sich irre und ihm seine Schuld nicht bezahlt habe; derselbe ward grob und beschuldigte ihn geradezu, er wolle das Geld zweimal bezahlt haben und ihn betrügen, nicht er ihn. Gleichwohl ließ der junge Bäcker sich dadurch nicht irre machen, sondern ging hin vor Gericht und brachte seine Sache an. Nun wurden aber zu der Zeit, wo dies geschehen ist, noch nicht so lange Prozesse geführt, als dies jetzt der Fall ist, sondern die Händel zwischen Kläger und Beklagten wurden einfach nach mündlicher Verhandlung beider Theile durch den Richter geschlichtet. Es wurde also dem alten Wucherer ein Tag anberaumt, wo er vor Gericht zu erscheinen und sich zu verantworten hatte. Wie vorher schon räumte er auch hier das Factum des Darleihens ein, behauptete aber, die geliehene Summe zu rechter Zeit zurückgegeben zu haben und erbot sich, die Wahrheit seiner Aussage eidlich erhärten zu wollen. Sein Gegner nahm auch sein Anerbieten an, weil er glaubte, der Wucherer werde zuletzt doch wegen einer für ihn so geringfügigen Summe keinen Meineid schwören, allein er irrte sich; als der zum Schwur angesetzte Tag erschien, da war auch der alte Wucherer da und erbot sich, den von dem Richter formulirten Eid, daß er nämlich dem jungen Bäcker richtig und gewissenhaft die geliehenen 50 Stück Ducaten zurückgegeben habe, zu leisten. Er reichte seinem herzu getretenen Gegner seinen Hut und Stock mit den Worten hin: „Haltet doch Eurem alten Meister aus Gefälligkeit einen Augenblick sein spanisches Rohr" und

[1]) Nach Cosmar Bd. I. S. 24 ꝛc. und Hebnert Bd. II. S. 93 ꝛc.

sprach dann, nachdem derselbe, er wußte selbst nicht warum, seinen Wunsch erfüllt und Hut und Stock in seine Hände genommen hatte, ohne Bedenken die vorgeschriebene Eidesformel. Kaum hatte er dieselbe aber vollends ausgesprochen, so entstand unter den Anwesenden ein lautes Murren, weil Jedermann überzeugt war, daß eben ein Meineid geschworen worden sey. Als er jedoch natürlich von dem Richter freigesprochen und der junge Bäcker mit seiner Klage abgewiesen ward, da drängten sich Letzterer und seine Freunde hinter dem alten Wucherer her, und dieser, Mißhandlungen fürchtend, blieb auf der hölzernen Treppe vor der Thür der Rathsstube in dem alten Thurme des Berliner Rathhauses plötzlich stehen, indem er sein gewichtiges spanisches Rohr drohend gegen seine Verfolger aufhob und rief: Ihr sollt mich nicht ungestraft um meine Ehre und guten Ruf gebracht haben, denn wer selbst betrügen will, traut Andern dasselbe zu! Dies war aber doch dem jungen Bäcker und seinen Freunden zu arg, sie stürzten auf ihn los, um ihn wenigstens die Treppe hinunter zu werfen, allein der alte Wucherer hielt festen Stand und ließ seinen Stock wacker auf den Rücken und Köpfen seiner Widersacher tanzen. Da auf einmal, o Wunder! sprang der Stock bei einem gewaltigen Schlage mitten auseinander und eine Menge Goldstücke rollten aus dem Innern desselben die Treppenstufen hinab. Der alte Bösewicht hatte einen hohlen Stock gehabt, in denselben die 50 Ducaten gethan und beim Schwörungstermine buchstäblich die 50 Ducaten, ehe er schwur, dem Kläger in die Hand gegeben, also dem Wortlaut nach keinen Meineid geschworen. Allein das Volk war anderer Meinung über diesen jesuitischen Kunstgriff, es fehlte wenig, er wäre der allgemeinen Entrüstung auf der Stelle zum Opfer gefallen, wäre nicht sein Gegner selbst zu seiner Vertheidigung und Schutze aufgetreten. Das Gericht aber verurtheilte den meineidigen Wucherer nicht blos zu reichlicher Wiedererstattung, sondern auch Zeit seines Lebens eine seidne Schnur um den Hals zu tragen, welche die Stelle eines Stricks vertrat und nach der der Scharfrichter von Berlin jährlich einmal von Amtswegen sehen mußte, für welchen Dienst ihm aber der Bäcker jedesmal funfzig Gulden auszuzahlen hatte.

27) Das Kreuz auf dem Marienkirchhofe zu Berlin.[1])

Auf dem Marienkirchhofe zu Berlin befindet sich rechts vom Eingange unter dem Thurme der Kirche ein uraltes, ziemlich roh gearbeitetes steinernes Kreuz mit 5 Löchern (wahrscheinlich zum Anbringen eines Crucifixes bestimmt), welches aber früher an einer andern Stelle sich befand, nämlich da, wo im Jahre 1726 das Küsterhaus hingebaut worden ist. Nach der gewöhnlichen Annahme soll dasselbe nach der hier im Jahre 1335 geschehenen Ermordung der Probstes Nicolaus von Bernau errichtet worden sein. Derselbe war nämlich in der Marienkirche wegen einer Aufforderung Rudolphs von Sachsen mit einigen von der Gemeinde hart zusammengerathen und hatte, als diese sich nicht fügen wollten, mit dem Bann gedroht, allein dadurch waren dieselben noch mehr erbittert worden, sie drängten ihn aus der Kirche heraus

[1]) Nach Cosmar Bd. I. S. 43 ꝛc., wo eine Abbildung, die jedoch von der in der Illustrirten Zeitung 1858 S. 338 übertroffen wird. Mettrich ist die Sage behandelt von Ziehnert Bd. I. S. 215 sq.

und vor der Thüre derselben ward der Unglückliche von dem wüthenden Pöbel zu Boden gerissen, mit Füßen getreten und hauchte bald unter den Streichen der Rasenden sein Leben aus. Der Bischoff von Brandenburg Johann III. that hierauf die Stadt in Bann und sein Nachfolger Stephan hob denselben nur erst 1347 wieder unter der Bedingung auf, daß die Gemeine an der Stelle, wo der Mord verübt worden, ein Kreuz errichten und eine ewige Lampe in einem Kapellchen unterhalten würde. Eine Spur von diesem Lichtgestifte war lange, nachdem das Kapellchen verschwunden war, noch vorhanden, denn das Haus in der Spandauer Straße No. 76 wurde noch lange die Lampe genannt, und der Besitzer desselben, ein Schmied, hieß im Volksmunde der Lampenschmied. Die Sage erzählt jedoch über die Entstehung dieses Kreuzes ein anderes Märchen. Es soll nämlich der Teufel dereinst gefunden haben, daß seit der Erbauung der Marienkirche ihm viele Seelen entgangen seien und mancher Sünder, auf den er schon mit Sicherheit gerechnet, sich gebessert habe und von unserem Herrgott wieder zu Gnaden angenommen worden sey. Da beschloß er denn, den ersten Besten, den er an der Kirche erwischen könne, seinem Grimme zu opfern. Nun trug es sich zu, daß gerade ein Feiertag war und ein armer Musicant nach alter frommer Sitte hoch oben auf des Thurmes Zinnen einen frommen Choral in früher Morgenstunde blasen sollte, da packte ihn der Teufel beim Kragen und schleuderte ihn mit gewaltigem Ruck auf die Straße herab. Allein unser Herrgott hatte Erbarmen mit dem armen Manne, es erhob sich auf einmal ein furchtbarer Sturm, der Wind verfackte sich in den Falten des Mantels des Herabstürzenden und so ward derselbe langsam aus der schwindelnden Höhe hinab auf die Erde getragen, und die Stelle, wo er gesund und mit ungebrochenen Gliedern ankam, wird durch das steinerne Kreuz bezeichnet. Andere erzählen freilich, der vom Teufel herabgeschleuderte Stadtmusicus (Hausmann) hätte an dieser Stelle wirklich seinen Geist aufgegeben, während wieder Andere berichten, beim Neubau des Thurmes sey einer der Bauleute vom Teufel herabgestürzt worden und sey an jener Stelle verstorben.

28) Die Bildsäule des Churfürsten von Sachsen in Berlin.[1])

Im tausend fünfhundert dreiundfünfzigsten Jahre nach Christi Geburt, den neunten (etliche sagen den achten) Januarius erhob sich in Berlin ein starker Wind und warf Herzog Moritzens, des Churfürsten von Sachsen Bilde, welches auch inwendig im Schlosse war, den Kopf herab und that gleichwohl den andern Bildern keinen Schaden. Ist ohne Zweifel eine Anzeigung gewesen des zukünftigen Unglücks, welches Herzog Moritzen im Heumonat begegnet, wo er in der Schlacht bei Sieversshausen bei dem Schlosse Pirna in Sachsen einen tödtlichen Schuß bekam, davon er am dritten Tage hernach in seinem 33sten Jahre verschieden ist.

29) Der Thürträger in der Wallstraße.[2])

Eins der ältesten Wahrzeichen der Stadt Berlin befindet sich am Hause No. 25 der Wallstraße. Es ist der sogenannte Thürträger und besteht in

[1]) Nach Angelus, Ann. March. S. 349.

[2]) Nach W. Cosmar a. a. O. Bd. I. S. 99, benutzt von W. Schäfer in der Illustr. Zeitung 1858. S. 370. Poetisch bearbeitet von Ziehnert a. a. O. Bd. II. S. 1 sq.

einem Relief, auf welchem ein nackter, nur mit einem Schurze um die Hüften versehener kräftiger Mann dargestellt ist, welcher den Flügel eines Stadtthores mit gewaltigen Riegeln auf seinem Rücken von einer im Hintergrunde sichtbaren Stadt bergaufwärts zu tragen scheint. Nach der prosaischen Erklärung wäre dies weiter nichts als die Abbildung des Simson, der nach der Bibel (B. d. Richter XVI, 3) die Thorflügel der Stadt Gaza auf die Höhe von Hebron trug, und würde sich als eine Gedenktafel auf das früher gestandene Köpenicker Thor (dieses verschwand um 1735) beziehen, wie denn in demselben Hause, welches eben jetzt noch dieses Bildwerk trägt, die eisernen Haspen von dem abgetragenen Thore aufbewahrt werden sollen.

Die Sage selbst aber, wie sie noch im Munde des Volkes lebt, lautet freilich anders. Es lebte nämlich einst[1]) in der Stadt Berlin ein armer Schuhmacher, der aber sehr sparsam war und was er sich und seiner Familie am Munde abdarben konnte, hinlegte, um sich ein Lotterieloos kaufen zu können, weil er sich einmal fest eingebildet hatte, auf diesem Wege allein sey es ihm beschieden reich zu werden. Endlich hatte er auch das nöthige Geld beisammen, kaufte sich ein Loos, und als der Tag der Ziehung gekommen war, eilte er auf das altköllnische Rathhaus, wo dieselbe stattfand, um selbst anwesend zu sein, wenn sein Loos mit einem Gewinn herauskäme. Siehe da, seine Ahnung ging in Erfüllung, er hörte seine Nummer ausrufen und gleich darauf den höchsten Gewinn. Er eilte spornstreichs nach Hause, theils um sich zu überzeugen, daß er auch wirklich die glückliche Nummer im Besitz habe, theils um sein Loos herbeizuholen. Allein nicht wenig erschrack er, als er dasselbe nicht mehr an seinem Orte fand, er schaute sich überall um, und wie ward ihm, als er dasselbe plötzlich an der Stubenthüre haftend erblickte. Eins seiner Kinder hatte sich in seiner Abwesenheit den Spaß gemacht, das Loos mit Schusterkleister an die Thüre zu kleben. Er versuchte es anfangs mit Wasser abzulösen, allein dies gelang ihm nicht, und da er sich nicht anders zu helfen wußte, so hing er die Thüre aus, nahm sie auf den Rücken und trug sie auf das Rathhaus, um sich so als Besitzer des Glückstreffers zu documentiren. Trotz der sonderbaren Form der Aufbewahrung des Looses erhielt er aber seinen Gewinn ausgezahlt, baute sich ein eigenes Haus und ließ sich selbst über der Thür desselben als der entschlossene Thürträger mit dem Looſe, das der Beschauer aber freilich nicht sehen konnte, in Stein aushauen.

30) Der Reidkopf in der Heiligengeiststraße.[2])

An der Stelle des jetzigen stattlichen Gebäudes No. 38 der Heiligengeiststraße stand noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein kleines Häuschen, in dem ein Goldschmied, Namens Bergner, wohnte, der ein fleißiger, aber sehr armer Mann war. König Friedrich Wilhelm I., der es liebte, zu allen Tagesstunden, besonders aber Abends die Straßen Berlins zu durchwandeln und selbst aufs Recht zu sehen, namentlich aber die Faullenzer und Pflaster

[1]) D. h. dies müßte nach 1740 gewesen sein, wo die erste Berliner Lotterie im Monat Juli gezogen ward, jedes Loos einen Thaler kostete und der größte von den 4028 Gewinnen ein Haus an Werth von 24,000 Thlr. war.

[2]) Nach Al. Cosmar Bd. I S. 14 (mit Abbildung), W. Schäfer in der Illustr. Zeitung 1858. S. 14. und Ziehnert Bd. II. S. 225.

treter seiner Residenz kennen zu lernen, hatte nun auch zu wiederholten Malen den fleißigen Goldschmied bei seiner Arbeit noch spät am Abend sitzen sehen und trat zuletzt einst selbst in seine Werkstatt, um zu hören, wie es ihm gehe. Da schenkte ihm aber derselbe reinen Wein ein und sagte, daß er sich gar sehr zu würgen habe, wenn er mit Ehren durch die Welt kommen wollte, weil es ihm unmöglich sey, in Ermangelung eines Arbeitsfonds etwas aufs Lager anfertigen zu können, da die bestellten Arbeiten in der Regel nur wenig lohnten. Der König, der ein großer Freund fleißiger Bürger war, beschloß ihm zu helfen und bestellte sofort ein reiches Service bei ihm, hieß ihn auch des andern Tages das dazu nöthige Metall in der Hofschatzkammer, sowie auch in der Hofcasse einen Vorschuß auf die Arbeit selbst in Empfang nehmen. Nach einigen Tagen kam der König wieder und sah, wie der Meister in der bestellten Arbeit fortschritt, und da ihn die Unterhaltung mit demselben Vergnügen machte, so kam er immer wieder, setzte sich zu ihm und sprach mit ihm über seine Arbeit und andere Dinge. Dabei aber sah er, daß, während er bei dem am Fenster arbeitenden Meister saß, an dem Fenster des gegenüber stehenden Hauses zwei häßliche Frauenzimmer lehnten, welche mit hämischen Gesichtern auf den Goldschmied herüberlugten. Auf das Befragen des Königs, wer diese Personen seyen, erfuhr er, es seyen die Töchter eines reichen Goldschmieds, welche aus Aerger darüber, daß der König die niedere Wohnung des armen Bergner mit seiner Anwesenheit beehrte, dem fleißigen Manne Fratzen zu schneiden pflegten.

Als nach einiger Zeit die bestellte Arbeit fertig war und dem Könige vorgelegt ward, bezeigte derselbe nicht allein dem fleißigen Arbeiter seine Zufriedenheit, sondern befahl ihm auch, er möge sich sobald wie möglich eine andere Wohnung suchen, er sey gesonnen, ihm an dieser Stelle ein neues Haus aufführen zu lassen. Es versteht sich von selbst, daß der glückliche Goldschmied, so schnell er konnte, dem Befehle seines gnädigen Herrn gehorsamte; der König, der bekanntlich eine ungemeine Lust zum Bauen hatte, führte auch sein Versprechen aus, gab aber Befehl, zwischen der zweiten und dritten Etage in der Mitte des neuen Hauses in einer Nische ein die Zunge herausblöckendes Frauenbild in Hautrelief auf Stein gehauen anzubringen, damit die häßlichen Weiber stets ihr Ebenbild vor Augen hätten. Dieses Bild erhielt vom Volke den Beinamen der Neidkopf und ward eins der Wahrzeichen der Residenz. Bergner's letzte Arbeit für den König soll übrigens ein Goldservice gewesen sein, das noch 1807 im Gebrauche des Hofes war, und an dem auf Königs Befehl Bergner die Fratzengesichter jener zwei Frauenzimmer in den Verzierungen wiederholt hatte anbringen müssen.

31) Das Roß nebst der Frauengestalt am K. Schlosse in Berlin.*)

An dem obersten Friese in der östlichen Ecke des innern großen Schloßhofes, wo Portal 5 in denselben einmündet, befindet sich ein Hautrelief, welches eine sitzende weibliche Figur darstellt, die ein zu ihrer Größe verhältnißmäßig sehr kleines unbezügeltes Roß, das eben steigen will, zu besänftigen sucht. Daneben sieht man ein zweites Relief, welches höchst wahrscheinlich als Pendant eine weibliche Figur mit einem Löwen zeigt, während

*) S. W. Schäfer in der Illustr. Zeitung 1858. S. 30.

die benachbarten zwei Felder noch ihrer Bestimmung, zwei andere allegorische verwandte Bildwerke aufzunehmen, harren. An diese Bilder hat zwar der Volksmund ebenfalls verschiedene Sagen, darunter eine ziemlich unsittliche und nicht wiederzugebende, geknüpft, allein gänzlich ohne Grund. Es findet sich nämlich im Rittersaale, der jetzigen Bildergalerie, des Schlosses fast dasselbe Relief unter den über den vier Eingangsthüren von A. Schlüter selbst in Stukko ausgeführten Bildwerken der vier Welttheile wieder, und constatirt ist es, daß auch diese beiden Reliefs am Friese des innern Schloßhofes von demselben Hofbildhauer A. Schlüter herrühren, der von 1699 bis 1706 den Schloßbau führte. Nun stellt aber die weibliche Gestalt mit dem Rosse auf dem Basrelief des Rittersaales unzweifelhaft nach einer seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts angenommenen Allegorie der Welttheile die Europa vor, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die erwähnten vier Füllungen des Frieses am östlichen Theile des innern Schloßhofes für dieselben Allegorien bestimmt waren, daß aber durch die in Folge einer Hofintrigue herbeigeführte Entfernung Schlüter's vom Schloßbau zwei derselben nicht zur Ausführung gekommen sind. Ein ähnliches Bildwerk befindet sich übrigens noch jetzt am Zeughause zu Küstrin.

32) Die Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der Langenbrücke und das Hufeisen.[1])

Churfürst Friedrich III., nachmaliger König Friedrich I., beauftragte den Oberbaudirector Schlüter mit Anfertigung eines Modelles zu einem Standbilde des großen Churfürsten, welches der berühmte Meister auch sehr bald zum Beifalle aller Kunstverständigen lieferte. Ein gewisser Johann Jacobi, aus Homburg in Hessen, goß darauf nach Schlüter's Modell eine Statue in Erz. Der Guß geschah den 22. October 1700 Nachmittags im Gießhause hinter dem Zeughause und gelang vollständig. Die Statue selbst ward am 12. Juli 1703, dem Geburtstage des Königs, unter großen Feierlichkeiten eingeweiht. Der Künstler soll nun auf sein Werk höchst stolz gewesen seyn und sich vermessen haben, dasselbe sey ohne Fehler, und so ihm Jemand einen solchen nachweisen könne, wolle er sich das Leben nehmen; da habe einer seiner Gesellen ihn darauf aufmerksam gemacht, daß am rechten Vorderhuf des Pferdes das Eisen fehle, daß also bei einem so bedeutenden Fehler er durchaus keine Ursache habe, mit seiner Arbeit so wichtig zu thun, und der ehrgeizige Schlüter habe sich diesen Vorwurf so zu Herzen genommen, daß er von derselben Brücke, auf der sein letztes Werk aufgestellt war, in die Spree gesprungen sei. Allein obgleich dem Pferde wirklich das Eisen fehlt, so ist doch die Sage von dem Selbstmord erfunden, denn Schlüter behielt bis 1713 seine Stelle als Hofbildhauer und starb, nachdem er das Jahr vorher freiwillig Berlin verlassen hatte, 1714 als Baumeister des Zaren Peter des Gr.

Auch das Hufeisen, welches an einem links vom Portale gelegenen Fenster der zweiten Etage des Palais des Königs Friedrich Wilhelm III. angebracht ist, sieht man als eine Art von Wahrzeichen an.

Bekanntlich bewohnte Friedrich Wilhelm III. nach dem Tode seiner unvergeßlichen Gemahlin Louise die früher von ihr bewohnten Räume der zweiten Etage des Palais, während er vorher die erste Etage innegehabt hatte. Nun

[1]) S. Schäfer in der Illustr. Ztg. 1858. Bd. II. S. 45. Cosmar a. a. O. Bd. I. S. 21 ꝛc.

trug es sich im Jahre 1821 zu, daß der König eben in seinem Arbeitszimmer an seinem Schreibtische saß, als sein Schwager, der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz im Carriere am Palais vorübersprengte, bei welchem Schnellritte dem Pferde das Eisen von einem Hinterhufe sich löste und mit großer Gewalt durch das Fenster schlug und auf den Schreibtisch des Königs niederfiel, ohne jedoch denselben zu verletzen. Zum Andenken ließ der König das Eisen am Fenster anheften.

33) Der Fisch und der Kolk am Berliner Rathhause.[1])

Am Berliner Rathhause in der Spandauer Straße war vordem ein eiserner Fisch angebracht, der nach der Sage anzeigen sollte, wie hoch einst da das Wasser gestanden. Allein dies ist unrichtig, jener eiserne Fisch gab nämlich früher den Fischern die Größe an, unter welcher sie keine Fische mit dem Garne fangen und zur Stadt bringen durften. Ein anderes ähnliches Bild, dessen Erklärung nicht ganz sicher ist, ist der sogenannte Kolk, ein aus Sandstein geformtes Spottbild in Vogelgestalt, mit menschlichem Antlitz und langen Thierohren, das sich an einem der niedrigen Strebepfeiler des Rathhauses befindet und eine Allegorie des Prangers sein sollte, insofern früher gerade über das Halseisen angebracht war.

34) Die Ribbe.[2])

Auf dem Molkenmarkt an der Ecke der Bollengasse befindet sich ein Haus (No. 13), welches als Abzeichen ein Schulterblatt und eine Ribbe von bedeutender Größe hat und davon den Namen führt. Nach einem Kindermärchen hätte einst ein Riese Berlin erobert und in diesem Hause sein Quartier aufgeschlagen, einige herzhafte Bürger hätten ihn aber in der Nacht überfallen, ermordet und die Stadt von ihrem Feinde befreit, zum Andenken an die Heldenthat aber jenes Haus mit dem Schulterblatt und einer Ribbe des Riesen geschmückt. Diese übrigens aus Holz gemachte Ribbe ist nichts als das frühere Aushängeschild eines Wirthshauses, welches früher in diesem Gebäude war.

35) Die Entstehung des Namens der Jungfernbrücke.[3])

Nach der Berliner Volkssage ist der Name der Jungfernbrücke, wie man die Spreegassenbrücke auch genannt hat, daher gekommen, daß, als nach der Aufhebung des Edicts von Nantes zahlreiche vertriebene Reformirte nach Berlin flüchteten und daselbst um Aufnahme baten, auch ein gewisser Herr Blanchet mit neun heirathsfähigen Töchtern, die namentlich durch die kunstvollen Spitzen, die sie zu klöppeln verstanden, berühmt wurden, hier seinen Aufenthalt nahm und eine Bude an der sogenannten Friedrichsgracht oder Friedrichsgraben errichtete, wo sie ihre Arbeiten zum Verkauf ausboten. Ebenso berühmt wie aber diese neun Mädchen durch die kunstvollen Arbeiten ihrer Hände wurden, ebenso gefürchtet wurden sie wegen ihrer spitzen Zungen und ihrer Klatschsucht, so daß jede böse Neuigkeit und hämische Erdichtung den Jungfern an der Brücke zugeschrieben und der Brücke selbst im Laufe der Zeit von ihnen der Name Jungfernbrücke beigelegt ward.

[1]) S. Al. Cosmar a. a. O. B. I. S. 117. W. Schäfer in der Illustr. Ztg. 1858. S. 386.
[2]) Nach Al. Cosmar Bd. I. S. 115.
[3]) Nach Al. Cosmar Bd. I S. 135 ꝛc.

36) Die Sage von den vier Brüdern.[1])

Zu den ältesten Straßen Berlins gehört die Brüderstraße, welche wahrscheinlich ihren Namen von dem in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts gestifteten Kloster der schwarzen Brüder erhielt, das an ihrem Eingange lag und dessen Kirche auf dem Schloßplatze zwischen der Brüder- und Breiten Straße stand. Dasselbe soll aber von vier Brüdern gestiftet worden sein und zwar aus folgendem Grunde. Es sollen vor grauen Jahren in Cölln an der Spree vier Brüder gelebt haben, die wegen ihrer treuen Liebe zu einander in Jedermanns Munde waren. Sie wohnten in einem Hause, was einer that, thaten alle, ging einer aus, so begleiteten ihn die andern drei, ja sie ritten wie einst die vier Haimonskinder zusammen auf einem Pferde. Ueber diese brüderliche Eintracht ärgerte sich aber der Teufel, er beschloß Uneinigkeit zwischen ihnen zu säen und er bediente sich dazu wie fast immer eines Frauenzimmers. Als sie einst zusammen ausgegangen waren, ließ er ihnen ein wunderschönes Mädchen in den Weg kommen, die Brüder wurden plötzlich alle von einer heftigen Leidenschaft für dasselbe entflammt, und als es nahe am Thore auf einmal verschwand, da trennten sich zum ersten Male die Brüder, ohne daß einer dem andern ein Wort sagte, von einander und jeder schlug einen andern Weg ein, in der Hoffnung, das schöne Mädchen wieder zu finden und für sich zu gewinnen. Da dachte der Teufel, er habe schon gewonnenes Spiel, und schickte die schöne Dirne zum zweiten Male aus und zwar gleich in das Haus der vier Brüder, damit sie sich denselben als Magd anbieten sollte, um nun die Brüder, weil natürlich sie Jeder besitzen wollte, erst recht zu entzweien. Allein als sie das Zimmer derselben betrat, sah sie die vier Brüder mit einander beten, und erhielt von ihnen, nachdem sie ihnen ihre Dienste angeboten, die strenge Antwort, sie solle ihres Weges ziehen, sie würden bis an ihr Lebensende sich selbst bedienen, und damit kein irdischer Reiz jemals wieder zwischen sie treten könne, hätten sie gelobt, ein Kloster zu erbauen und selbst als die ersten Brüder in dasselbe zu treten. Wie gedacht, so geschehen; auf derselben Stelle, wo ihr Haus stand, erbauten sie das Kloster der sogenannten schwarzen Brüder, welches aber, als Churfürst Joachim II. 1536 jene aus Brandenburg verwies, in ein Domstift verwandelt ward, welches erst im Jahre 1747 bei Erbauung der jetzigen Domkirche am Lustgarten abgerissen ward. Vor langer Zeit sah man noch an einem Hause der Brüderstraße, aux quatre Philemons genannt, ein Bild jener vier Brüder, alle auf Einem Pferde sitzend.

37) Das Haus mit den Widderköpfen.[2])

In Berlin, Alexanderstraße No. 45, steht ein Haus, an dem eine Anzahl Widderköpfe angebracht sind; der Grund dieses Abzeichens soll folgender gewesen sein. Friedrich der Große hatte einem auf dem jetzigen Alexanderplatze wohnenden Bürger für mehrfache Verdienste um die Stadt ein schönes

[1]) Mettlich behandelt von Al. Cosmar a. a. O. Bd. II. S. 79 sq. cf. Bd. I. S. 129 sq. und Ziehnert Bd. II. S. 267.

[2]) Nach Al. Cosmar a. a. O. Bd. II. S. 95 ꝛc. W. Schäfer in der Illustr. Ztg. 1858. S. 46. weiß keinen Grund dieser Sage anzugeben.

Haus bauen und mit mehrern Statuen zieren lassen. Ein Nachbar desselben, welcher an der Ecke der neuen Königsstraße wohnte, beneidete denselben natürlich um die ihm wiederfahrene Auszeichnung und sann darauf, wie ihm selbst eine gleiche zu Theil werden könne. Er erbot sich also gegen den König, einige reiche Stiftungen für die Armen zu machen, und der König, der dieselben annahm, konnte nicht wohl anders, als den Bittsteller durch ein ähnliches Geschenk, also den Bau eines Hauses ehren. Er that dies um so lieber, als ihm dadurch Gelegenheit geboten ward, seinen Lieblingswunsch, seine Residenz mit möglichst vielen neuen, schönen Häusern zu schmücken, zu erfüllen. Das Haus ward gebaut und dem neuen Besitzer übergeben, allein als der König später dasselbe besuchte, um sich von der Ausführung seines Bauplanes zu überzeugen, zeigte der aufgeblasene Bürger so wenig Freude über das königliche Geschenk, daß es dem König selbst auffiel und derselbe ihn frug, ob denn das neue Haus nicht nach seinem Geschmacke sey. Jener aber versetzte, daß dies allerdings der Fall sey, daß er aber gehofft habe, der König werde ebenso, wie er das Haus seines Nachbars durch schöne Statuen geziert, auch sein Haus durch ein solches Zeichen seiner Gnade schmücken. Der König beschloß, den Unverschämten empfindlich zu strafen und versprach ihm auch, seine Bitte zu erfüllen. Schon am nächsten Tage erschien bei dem Bürger ein Künstler, der nach einer Ordre des Königs das neue Haus mit einem Abzeichen, nämlich 99 Widder- oder Schafsköpfen schmücken mußte. „Mit den neun und neunzig Abzeichen wird Er hoffentlich zufrieden sein," schrieb ihm der König, „für den hundersten Schafskopf aber sorgt Er wohl selbst." Die Zahl jener Köpfe ist jedoch im Laufe der Jahre unvollständig geworden.

38) Das Haus des starken Mannes.[1])

In vielen ältern Schriften über Berlin ist von dem Hause des starken Mannes die Rede gewesen, allein jetzt weiß man nichts weiter davon, als daß es an der Zimmer- und Charlottenstraßen-Ecke gestanden haben muß. Seinen Namen hat es von seinem Erbauer bekommen, dem sogenannten starken Mann, Johann Carl von Eckenberg, einem dänischen Adligen, der im Jahre 1717 in Berlin erschien, um seine Künste in einer damals auf dem Neuen Markte erbauten Bude zu produciren und dazu am 14. Juni ein königliches Privilegium erh. lt. Dasselbe ward unterm 27. September 1732, als Eckenberg auf Verlangen des Königs neben seinen bisherigen Künsten auch theatralische Vorstellungen geben sollte, in ein Generalprivilegium verwandelt und Eckenberg zum Hofcomödianten ernannt, der größte Theil seiner Vorstellungen aber, welche er bis zu seinem Tode zu zeigen pflegte, bestand jedoch nur in den Proben seiner Körperkraft und der besondern Geschwindigkeit seiner Frau.

39) Der Todeswürfel.[2])

Unter dem großen Churfürsten hat in Berlin ein reicher Waffenschmied gelebt, der nur ein einzig Kind, ein wunderschönes Mädchen, besaß. Um

[1]) S. Al. Cosmar Bd. II. S. 104 sq.

[2]) Romantisch bearbeitet von Al. Cosmar Bd. II. S. 33 ꝛc. und in Versen von Ziehnert Bd. I. S. 81 sq.

diese bewarben sich zwei Leib-Trabanten des Churfürsten, Heinrich und Rudolph, beide bei ihrem Herrn sehr beliebt, und obwohl sie gleich außer ihrer Stelle dem Mädchen nicht viel zu bieten hatten, wagte doch der Vater derselben sie wegen der Gunst, in der sie bei dem Churfürsten standen, nicht zurückzuweisen. Die Jungfrau selbst entschied sich anfangs für keinen, allein endlich fühlte sie sich doch mehr zu dem stillen Heinrich hingezogen, als zu dem heftigen Rudolph. Als nun Ersterer eines Abends den alten Waffenschmied aus den Händen roher Gesellen, die ihn mißhandeln wollten, befreit hatte und überdieß auch gleichzeitig durch eine Erbschaft zu Gelde gekommen war, da gab ihm auch der Vater den Vorzug vor seinem Cameraden, und dieser räumte zwar nothgedrungen demselben das Feld, beschloß aber, bittere Rache zu nehmen. Er schlich nun den Liebesleuten auf Tritt und Schritt nach und als er sie eines Abends im Schatten der Häuser versteckt am Brunnen belauert hatte, ward er durch die Liebkosungen, welche das Mädchen ihrem Liebhaber zu Theil werden ließ, so zur Wuth entflammt, daß, als jener sich von ihr entfernt, er auf sie losstürzte und ihr sein Schwert in die Brust stieß. Er entfernte sich unbemerkt, und als das Mädchen in ihrem Blute gefunden ward, fiel natürlich der Verdacht nicht auf ihn allein, den Niemand gesehen hatte und auf den man eben nur darum denken konnte, weil seine Eifersucht bekannt war, sondern auch auf Heinrich, den mehrere Zeugen noch ganz kurz zuvor mit dem Mädchen hatten sprechen sehen. Der unglückliche Vater flehte den Churfürsten um Bestrafung des Verbrechers an und dieser ließ beide Trabanten verhaften, weil nur einer von ihnen es gewesen sein konnte. Beide leugneten entschieden und auch die Tortur brachte aus ihnen kein Geständniß heraus, so daß der Churfürst nicht wagte ein Urtheil zu fällen, sondern die Entscheidung Gott anheimstellte. Er befahl nämlich, jene zwei sollten um den Tod würfeln, dergestalt, daß wer den höchsten Wurf gethan, für unschuldig zu erachten sey, der andere aber hingerichtet werden sollte.

Sämmtliche Trabanten mußten aufmarschiren, vor der Front ward eine Trommel hingestellt, dabei stand ein Geistlicher und unfern davon ein Sarg. Beide Angeklagten schritten fest zu dem furchtbaren Gottesgerichte. Heinrich forderte noch einmal, indem er seine Unschuld betheuerte, seinen Kameraden auf, sich schuldig zu bekennen, allein umsonst; derselbe nahm die Würfel, schüttelte sie und warf zwei Sechsen, so daß sonach eigentlich seines Gegners Loos entschieden war. Allein dieser ließ sich nicht beirren, gläubig sah er gen Himmel und flehte zu Gott, er möge ein Zeugniß seiner Unschuld ablegen. Und siehe, was geschah, als er die Würfel auf die Trommel warf, zersprang der eine, der andere zeigte eine Sechs und die zwei Seiten des zersprungenen eine Sechs und eine Eins, so daß er dreizehn, also eins mehr als sein Gegner geworfen hatte. Letzterer aber ward von diesem offenbaren Gericht Gottes so ergriffen, daß er seine Schuld nicht mehr leugnete, sondern ehrlich gestand, wie die Sache zugegangen war. Der Churfürst aber wagte auch nicht, die Hinrichtung des Schuldigen zu befehlen, sondern verurtheilte ihn, um ihm Zeit zur Reue zu lassen, zu ewigem Gefängniß, jener Todeswürfel aber kam in die Kunstkammer des königlichen Schlosses zu Berlin als ein Wahrzeichen von des Schicksals wunderſamen Fügungen und der ewigen Gerechtigkeit des Himmels.

40) Das Galgenhaus in Berlin.[1])

Das Haus No. 10 der Brüderstraße in Berlin führt den Namen das Galgenhaus; es befand sich an demselben ein Loch, das mit einem eisernen Gitter versehen war und als Kellerloch benutzt wurde; dieses hat dem Hause den Namen gegeben.

Unter der Regierung König Friedrich Wilhelm's I. hatten die Hausdiebstähle in Berlin dermaßen über Hand genommen, daß der König diesem Unfug nicht anders ein Ziel setzen zu können glaubte, als durch den harten Befehl, Jeden, der als Hausdieb entdeckt wurde, sofort und ohne lange weitere Untersuchungen vor dem Hause, in dem er gestohlen, an einem dazu aufgerichteten Galgen, der aus einem Schandpfahle mit einem Arme bestand, aufzuhängen. Kaum war der Befehl bekannt gemacht, als abermals ein Diebstahl ruchbar ward, in dem Hause eines Ministers war ein silberner Löffel, auf den der Minister großen Werth legte, entwendet worden. Es ward eine strenge Untersuchung angestellt, aber Niemand wollte es gewesen sein und Alle wälzten natürlich den Verdacht nach Möglichkeit von sich ab. Endlich blieb derselbe auf einem armen Dienstmädchen, die nur erst seit kurzer Zeit in Dienst getreten war, haften, sie konnte sich nicht von demselben reinigen, und da sie arm und freundlos war, auch keinen Vertheidiger fand, ward sie zum Tode verurtheilt und so unlieb es auch dem Minister war, daß gerade vor seinem Hause eine solche Execution stattfinden sollte, er mußte es sich gefallen lassen, daß der Befehl des Königs vollzogen ward. Das Mädchen ward ohne Gnade unter ungeheurem Menschenzusammenlauf gehängt. Ein Jahr war schon ins Land gegangen und noch immer war die Hinrichtung nicht vergessen, zum großen Verdruß des Ministers standen fortwährend Gruppen von Menschen auf der Straße, welche das Haus angafften, vor welchem das traurige Schauspiel stattgefunden hatte. Da kam auf einmal die Unschuld der armen Hingemordeten ans Licht. Eine zahme, im Hause gehaltene Ziege hatte den Löffel verschleppt und ihn auf einmal wieder aus ihrem Versteck hervorgebracht. Nun drängten sich täglich die Menschen haufenweise vor das Haus, um die Ziege, den Löffel und den Ort zu sehen, wo ihn jene verborgen hatte. Der Minister konnte und wollte nicht länger in dem Hause bleiben, er bot es vergeblich zum Verkauf aus, aber Niemand wollte das Galgenhaus — so nannte man es fortan spottweise — haben, da ließ der König, der natürlich sogleich das strenge Gesetz wegen der Hausdiebe, nachdem ihm die traurige Geschichte zu Ohren gekommen war, aufhob, dasselbe durch den Magistrat ankaufen, allein es behielt den ominösen Namen für immer und das Volk glaubt noch heute, daß in dem erwähnten Loche einst der Galgen gestanden hat.

41) Der Jude Lippold.[2])

Unter der Regierung Joachims II., 1535—71, spielte in Berlin ein Jude, Namens Lippold, eine sehr wichtige Rolle; er stand in hoher Gnade bei seinem Herrn, war sein Kammerdiener, Leibarzt, Münzmeister und Rath-

[1]) Nach Zschnert, Preuß. Volkssagen Bd. II. S. 242 ꝛc.

[2]) Nach Möhsen, Geschichte der Wissenschaft in der Mark Brandenburg. Berlin und Leipzig. 1781 in 4. S. 514 ꝛc.

geber, ſo daß er überall ſeine Hände im Spiel hatte. Da begab es ſich, daß der Churfürſt zu Köpenick, wo er zur Wolfsjagd geweſen, am 3. Januar des Jahres 1571 in der Nacht plötzlich ſtarb, nachdem ihm Lippold zum Schlaftrunk ein Glas Malage gereicht hatte. Nun führte zwar der Rath Maienburg in ſeiner Leichenrede an, daß der Churfürſt wahrſcheinlich an einem Stickfluß geſtorben und dieſer aus einem offenen Schaden entſtanden wäre, den er am linken Beine gehabt und der von einer vormals übel curirten Roſe zurückgeblieben ſey, allein die allgemeine Volksſtimme behauptete, jener habe den Churfürſten vergiftet. Nun hatte aber einer der Wächter, die ihm ins Haus geſetzt waren, um ihn zu bewachen, während eine Unterſuchung wegen von ihm getriebenen Unterſchleifs gegen ihn im Gange war, gehört, wie ſeine eigene Frau in einem Streite mit ihm geſagt hatte: „wenn der Churfürſt wüßte, was Du für ein böſer Schelm biſt, und was Du für Bubenſtücke mit Deinem Zauberbuche kannſt, ſo würdeſt Du ſchon längſt kalt ſeyn"; dieſe Worte wurden dem Churfürſten hinterbracht und es ward nun ſofort eine Unterſuchung gegen ihn wegen getriebener Zauberei und wegen Vergiftung des verſtorbenen Churfürſten angeſtellt. Wegen des gedachten Verbrechens ward Lippold ohne Weiteres auf die Folter gebracht und derſelbe geſtand unter den unmenſchlichſten Martern Alles, was man von ihm wiſſen wollte. Das bewußte Zauberbuch ward ihm abgefordert und von einem dazu verſchiedenen Juden ins Deutſche überſetzt, da es in hebräiſcher Sprache abgefaßt war. In demſelben ſtanden gar wunderliche Dinge, z. B. wie man ein, zwei und mehr Teufel in ein Glas bannen und es oben verſiegeln könne, daß ſie darin bleiben und im Nothfall auf alle Fragen antworten mußten. Eine andere Art Teufel ließ ſich mit vier Haſelſtöcken und Haaren von einem gefangenen Diebe bannen. Nach der bei den Acten jenes Prozeſſes befindlichen Urgicht ſollte er zu ſeinen Zaubereien allerlei Dinge gebraucht haben, z. B. einen Zahn von einem ſchwarzen Hunde, Menſchenknochen, eine gekaufte Schwalbe, zerbrochene Nähnadeln in einem Federkiel eingeſchloſſen, neun Faden Zwirn in einer Nähnadel, einem Hahn durch die Zunge gezogen, zauberiſche Charactere auf Pergament geſchrieben und dergl. Um den verſtorbenen Churfürſten zu bezaubern und ſeine Gunſt zu gewinnen, hatte er etwas von deſſen Haaren, Rock und Hoſen genommen und ſolches vor dem kleinen Wendelſtein unter der Schwelle zu Grimnitz eingegraben u. ſ. w. Später bekannte er auf der öfters mit ihm vorgenommenen Tortur noch, daß er den Churfürſten durch einen Trunk vergiftet und durch Zauberei eingenommen habe. Er wurde auf dieſes Bekenntniß hin Mittwochs vor Faſtnacht 1573 am Gerichtstage vor gehegter Bank vorgeführt, um ſein Bekenntniß öffentlich abzulegen und ſein Urtheil mit dem Zauberbuche am Halſe gebunden anzuhören, wie er aber hier Alles wieder leugnete, ſo peinigte ihn der Scharfrichter auf dem Berliner Rathhauſe zu guter Letzt, bis ihm das Blut zum Halſe herauslief, darauf bekannte er Alles, was der Richter wollte, und wiederholte ſeine vorigen Ausſagen. Er wurde hierauf an verſchiedenen Orten zehnmal mit glühenden Zangen gezwickt und auf dem Neuen Markte zu Berlin auf einem dazu erbauten Gerüſte an Armen und Beinen mit vier Stößen gerädert, nachmals in vier Stücke zerhauen und das Eingeweide mit dem Zauberbuche verbrannt. Wie ſogleich eine große Maus unter dem Gerüſt hervorkam, die nicht mit verbrennen wollte, ſo haben ſolche viel fromme

Leute für den Zauberteufel gehalten. Die Stücken des verurtheilten Lippold's wurden an vier besondern Galgen an den Landstraßen aufgehängt und der Kopf auf das Georgenthor gesteckt. Von seinem Vermögen bezahlte man die Gerichtskosten und seine Schulden, das übrige, was etwa noch 1000 Thaler betrug, erhielt seine Wittwe, die aber mit ihren neun unerzogenen Kindern aus dem Lande geschafft wurde.

42) Der Edelstein im Brandenburgischen Churhute.[1])

Als der Burggraf Friedrich von Hohenzollern auf seiner Burg die Boten des Kaisers empfangen hatte, welche ihm verkündigten, daß ihn derselbe zum Churfürsten gewählt habe, und er nach Costnitz kommen sollte, wo ihn der Kaiser mit der Churwürde belehnen wolle, da trat in der Mitternacht desselben Tages, als er schlaflos auf seinem Bette lag, eine wunderbare Erscheinung vor ihn, ein liebliches Wesen, halb Jungfrau halb Kind, ganz so wie uns die Engel geschildert werden, und verkündigte ihm des Glückes viel und Sieg in der Schlacht, reichte ihm auch einen wunderbar in allen Farben des Regenbogens schimmernden Karfunkelstein und hieß ihn sich mit demselben schmücken, darauf verschwand sie. Als aber der Morgen anbrach, glaubte der Burggraf fast geträumt zu haben, allein vor ihm lag der bewußte Stein, doch leuchtete derselbe nicht mehr in heller Farbengluth, wie die Nacht zuvor, sondern war trübe und glanzlos. Doch Friedrich warf ihn nicht verächtlich weg, sondern schloß ihn zum Andenken an das nächtliche Gesicht sorgsam in seine Truhe ein. Nach manchem schweren Streit war endlich der Tag gekommen, wo er im festlichen Schmuck in seine gute Stadt Berlin einziehen sollte, siehe da zeigte es sich, daß von den Diamanten, welche den Churhut schmücken, der kostbarste verloren gegangen war, da erinnerte sich der Churfürst jenes Steines, den er in jener Nacht von dem Engel zum Geschenk erhalten hatte, er holte ihn aus seiner Truhe hervor und versuchte, ob er in die Lücke passe, und siehe, kaum hatte derselbe den Hut berührt, da saß er so fest, daß man ihn nicht mehr drehen oder wenden konnte, und auf einmal leuchtete er so hell, wie keiner der andern Edelsteine um ihn. Jener Stein aber ist von da an als Talisman vom Vater auf den Sohn als das kostbarste Stück der Brandenburgischen Krone fortgeerbt.

43) Der starke Schapelow.[2])

Es ist einer vom Adel des Geschlechts von Zabelitz oder Zabeltitz in der Mark gewesen, so von ziemlicher Länge, doch hagern Leibes, aber so stark gewesen, daß er ein neues Hufeisen, wie man es den Pferden und reisigen Gaulen aufzuschlagen pfleget, desgleichen auch zwei harte Thaler auf einander gelegt, ohne allen Vortheil mit bloßen Fingern hat können entzweibrechen. Ingleichen wird erzählt von Herrn Joachim von Schapelow, dessen Grabschrift in der Kirche zu Quilitz annoch befindlich, daß er nicht nur einstmals einen ungeheuern großen und starken Mann, den ein fremder Fürst mit nach

[1]) Metrisch behandelt von Ziehnert Bd. III. S. 34 ꝛc.
[2]) Nach Behmann, Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. Th. I. S. 278.

Berlin gebracht, und mit dem er auf Befehl des Churfürsten sich einlassen müssen, niedergeworfen, sondern selbigen auch von Neuem ergriffen, die Hände gehalten und zum Fenster hinauswerfen wollen, so ihm aber nicht gestattet. Als der Churfürst ihm hierauf die Erlaubniß gegeben, aus seinem Weinkeller so viel Wein zu holen, als er mit einem Male heraustragen könne, soll er ein Gefäß Wein unter den rechten, eins unter den linken Arm, und ferner in jeder Hand am Spundloch mit den vier Fingern eins, insgesammt 4 Gefäße Wein aus dem Keller getragen, der Churfürst aber gesagt haben: Schaplo! Schaplo! dießmal mags geschehen: wir werden Dich aber wohl nicht wieder in unsern Weinkeller schicken! Nach obgedachter Grabschrift ist er 1574, mithin zu Churfürst Johann Georgs Zeiten gestorben.

44) Das Bernauische Bier.[1])

In der Mittelmark ist das Bernauische Bier wegen seines guten und aromatischen Geschmackes von vielen Jahren her in sonderlicher Achtung gewesen und daher durch die ganze Mark und Pommern häufig verführet und bei großen Ausrichtungen zum Ehrentrunk gebraucht worden. An jedem Brautage ward daselbst in einer Schenkstube folgende Probe dieses Bieres veranstaltet. Es erschienen einige zur Prüfung eingeladene Brauherren in ledernen Beinkleidern mit einer Kanne ihres frisch gebrauten Bieres, von welchem Einer dem Andern zu trinken gab. Fand nun dasselbe gegenseitig Beifall, so war dies noch lange nicht genug. Die Knechte bestrichen die Schemel der Brauherren, welche in einem Kreise standen, mit ihrem Biere, und nur derjenige, welcher mit seinen Beinkleidern an dem Schemel kleben blieb, konnte sein Bier gut nennen, gelang dies nicht, so wurde es für schlecht erkannt. Es hat nun ein Liebhaber dieses Getränkes zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein besonderes Gedicht darauf gemacht, welches seinem größten Theile nach also lautet:

Schönster Preiß von allen Säften
Werthestes Bernauer Bier,
Welcher Trank kann dir an Kräften
Und an Tugend gehen für?
Keiner, keiner kann dir gleichen,
Aller Nektar muß dir weichen;
Ja es ist gar nichts auf Erden,
Das dir kann verglichen werden.

Wer dich sieht im Glase stehen
Recht in deiner Majestät
Möchte gleich im Durst vergehen,
Bis er näher zu dir geht.
Da wird Herz und Seel entzucket
Wenn man dich so frisch verschlucket,
Ja du kannst den Geist und Leben
Solchen schwachen wiedergeben.

Dich muß billig jeder loben,
O du edler Nektarsaft;
Denn durch deine Wunderproben
Wird verdoppelt Geist und Kraft.
Mancher wär vor zwanzig Jahren
Schon in Nobis Krug gefahren,
Wenn er dich nicht brav gelekket
Und den Tod so abgeschrecket.

Thee, Coffee und Chocolade,
Trinke Wasser, wer da will;
Ros solis und Limonade,
Diese acht ich auch nicht viel;
Wein ist theuer und zu bitzig,
Brantewein macht aberwitzig;
Alle diese müssen passen
Und Bernau die Ehre lassen.

[1]) Nach Beckmann, Th. III. S. 651.

Zerbster, Kroßner und Rupiner,
Breihan auch von Halberstadt,
Duchstein, Kotbußer, Berliner,
Was man sonst für Tränke hat,
Alles sind zwar gute Säfte;
Doch Bernauer giebt mehr Kräfte.
Diesem müssen alle weichen
Und vor ihm die Segel streichen.

Summa, allen Groß und Kleinen,
Jung und Alten ist's gesund.
Wer mir will den Schluß verneinen,
Der hat weder Schmack noch Mund,
Ja wer diesen Nektar siehet
Und nicht gleich den Hut abziehet,
Der soll seinen Frevel büßen
Und nur Wasser trinken müssen.

Doch wer ihn will recht gebrauchen
Und genießen den Geschmack,
Muß vor allen Dingen rauchen
Eine Pfeife gut Tobak.
Denn so wird es erst recht schmecken,
Daß man muß die Finger lecken,
Ja die beiden Medicinen
Werden uns vor allen dienen.

Hiermit sey genug besungen
Der Stadt Bernau schönes Bier;
Ist es nun nicht recht gelungen,
Trete nun ein ander für.
Niemand kann es besser machen
Als wie er versteht die Sachen.
Doch wer Bernausch Bier verachtet,
Der ist werth, daß er verschmachtet.

Von diesem Biere wird aber in der Mark folgende Geschichte erzählt, daß nemlich ein gewisser Lehrling in Berlin für seinen Meister habe in einer zinnern Flasche Bernauer Bier holen sollen, derselbe sey aber mit der Entfernung des Ortes von Berlin unbekannt gewesen, habe also gemeint, der Meister schicke ihn direct dorthin, statt daß derselbe doch ihn eben nur in ein Wirthshaus in Berlin geschickt hatte, um sich dort dasselbe geben zu lassen. Der Knabe sey auch richtig nach Bernau gelaufen, allein als er dort angelangt und das Bier gekauft, war es bereits Abend geworden und als er nun tief in der Nacht nach Berlin zurückgekehrt war, da fiel ihm erst ein, wie dumm er gewesen; aus Furcht vor der Strafe getrauete er sich nicht nach Hause zurückzukehren, sondern grub die Flasche sammt dem Biere vor dem Thore in die Erde, ging unter die Soldaten und kam soweit, daß er Hauptmann wurde. In dieser Würde wollte er sich doch einst seinem vorigen Meister zeigen, welcher dergleichen große Veränderung von seinem Lehrling nicht glauben wollte, von selbigem aber durch die in seiner Gegenwart ausgegrabene Flasche überzeugt ward, in welcher das Bier so wohl erhalten gewesen, daß es einem Oel ähnlich und so wohl geschmeckt, als wenn es noch frisch gewesen.

45) Der Schmied von Bernau.[1])

In der Stadt Bernau hat einmal ein Grobschmied gelebt, ein arger Sünder, Flucher und Schlemmer. Endlich ist er krank geworden und da ihm das Stilliegen im Bett und Hungern nicht gefiel, da hat er laut ausgerufen: ach, wenn mich doch der Teufel holte! Aber der Teufel ist wirklich gekommen, hat ihn beim Kragen genommen und durch die Luft geführt. Als sie nun so dahingefahren und vor dem Himmelsthor vorbeigekommen, da hat der listige Schmied den Teufel gebeten, er möge ihn doch, ehe er ihn zur Hölle schleppe, einmal durch die Himmelspforte hineinschauen

[1]) Nach Ty. Hell's Abendzeitung No. 253 metrisch bearbeitet von L. Tarnowski in Rodnagel's Poet. Sagenbuch der Deutschen S. 195.

lassen, und der Böse, der sonst mit Niemand Mitleid gehabt, hat sich des armen Schelmes erbarmt, und ihm seinen Willen erfüllt und gestattet, einen Augenblick durch die Pforte hinein zu schauen zu den seligen Geistern. Der aber hat schnell seine Mütze durch das Gitter hineingeworfen und zu dem Teufel gesagt, er solle so lange warten, bis er sich seine Mütze wiedergeholt, ist auch stracks hineingegangen und auf Befragen St. Peters, was er hier wolle, sich schnell auf seine Mütze gesetzt und geantwortet: Ich sitze auf meinem Eigenthum! Als nun der Teufel mit lautem Geschrei seine Seele verlangte, da ist der Herr selbst zu dem Schmied getreten, hat ihm geheißen, der Wahrheit gemäß seine Sünden zu bekennen. Das hat er auch treulich gethan, der Herr hat aber mit dem armen reuigen Sünder Mitleid gefühlt, ihn heißen sitzen bleiben und der Teufel mit langer Nase abziehen müssen.

46) Vom Wunderblut zu Belitz.[1])

Im tausend zweyhundert sieben vnd viertzigsten Jahr nach Christi Geburt ist das Wunderblut zu Belitz auffkommen, auch im selbigen Jahr, 11. Cal. Septbr., confirmirt und bestettigt worden. Der Anfang solches Wunderbluts ist dieser. Etliche Juden haben mit einer Magd gehandelt, daß sie zum Sacrament gehen, ihren Gott im Munde empfahen, aus dem Munde hinter dem Altar in der Schürtzen fallen lassen vnd ihnen zubringen solte, so wolten sie ihr ein genandtes Gelt dafür geben. Da solches geschehen, haben die Juden die geweyhete Hostien (wie es vorzeiten geheißen worden) dem Herrn Christo zu Vnehren gemartert, zerhauen vnd gestochen, die auch zugleich anfangen zu bluten. Darauff als sich die Juden gefürchtet, es möchte offenbar werden, vnd ihnen solche That vbel bekommen, haben sie es der Magd wieder gebracht, dieselbe auch gebeten vnd ihr Geld gegeben, daß sie es wieder angenommen vnd im Haus vnter das Dach versteckt hat. Daselbst haben hernach die Stadtwächter alle Nächte viel Lichter vnd Kertzlein gesehen vnd habens den Herren angezeiget, welche in der Haussuchung die Hostien gefunden, die Thäterin außgekundschafftet, dieselbige auch mit allen Jüden, auff die sie bekand, gefenglich eingezogen vnd semptlich auf einem Berge vor dem Müllerthor nicht weit von der Stadt vnd vom Dorfe Schönfeld, welches biß auff den heutigen Tag der Judenberg genennet wird, verbrand. Die Hostien hat man in einem herrlichen Pompe vnd procession mit großen klagen, beten vnd reuerentz in die Kirche getragen vnd an einen besondern ohrt gesetzt. Die Papistischen Pfaffen haben bald einen Aogott daraus gemacht vnnd es das Wunderblut genennet, haben auch dazu sonderliche Indulgentz vnd ablaßbriefe außgebracht.

47) Von dem Wunderblut zu Wilßnack an der Prignitz.[2])

Im tausend dreyhundert vnnd drey vnd achtzigsten Jahr nach Christi Geburt ist die große Wahlfahrt zur Wilßnack in der Prignitz vnter dem Bischof zu Havelberg angangen, wegen der blutigen Hostien, so nach Abbrennung der Kirchen daselbst am vier vnd zwantzigsten tage deß Augustmonats

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae S. 101.
[2]) Nach Angelus a. a. O. S. 167. 345 sq.

gefunden worden. Denn als auff gedachte Zeit ein Prignitzischer, mit Namen Heinrich von Bülow, das Dorf Wilßnack (wie auch sonst noch andere zehen) feindlicher Weise gantz abgebrand vnd zerstöret vnd der Pfarrherr zu Wilßnack, Herr Johannes, sampt den Bawern nicht allein die Glockenspeise vnnd andere Sachen fleißig zusammengesucht nach dem Brande, sondern auch die drey Hostien, so er vmb der Kranken willen (wie im Bapstthumb gebräuchlich) in einer Büchsen sonderlich verwaret, gleich als mit Blut besprenget gefunden, sollen sich viel Wunderwerke bei gedachte dreyen blutigen Hostien begeben haben, daß auch die Kranken aus Schweden, Nordwegen, Ungern, Franckreich, Engelland, Schottland, Dennemarck ꝛc. dahin gekommen, gesundheit zu erlangen. Und solch abergläubisch werk ist also fortan geblieben biß auffs 1552 Jar. Sonnabents vor dem Sontage Exaudi, welcher damals war der 28. tag des Meymonats, ward das vermeynte h. Blut durch Joachimum Ellefeld Pritzwaldensem, Pfarherrn daselbst, verstöret vnd verbrandt, in maßen wie folget: Der jetzt gedachte Pfarherr kam am gemelten tage des Morgens von Kyritz, da er den Pfarherrn D. Laurentium Paschium wegen des heiligen Bluts vmb rath gefraget, wiederumb anheims, gieng in die Capellen, darinne das falsche Wunderblut verwaret ward vnd lies ihm einen kleinen Kessel voll glüender Kohlen durch den Baccalaurien vnnd Sacristen Thomam Bremern zubringen. Als er nu in die Capellen kam, riß er alsbald das Reservaculum, darin das Wunderblut in einer vergüldeten Monstrantze stund, auff, schlug das Crystallinen Glas entzwey, nam das Idolum heraus vnd sagte dabey: Maledicte Diabole, ego hodie destruam te in nomine Patris et Filij et Spiritus Sancti quoniam tu destruxisti multos. Darnach warf er dasselbige Idolum in Gegenwart vnd Beisein Herrn Lucassen Lindtbergers des Caplans, Johannis Wewers des Schulmeisters vnd Thomassen Bremers des Sacristen auff den Kohlen im Kessel vnd verbrandte es. Welches nichts anders denn ein veraltes Bocksblut gewesen vnd wie es angerüret ward, als Fischrägen von einander gefallen vnd bald im Feuer vergangen. Es ist auch für sich nicht roht gewesen, allein wenn der Schein von einem brennenden Liechte in die Crystall geleuchtet vnd einen Widerglantz verursachet hat. Die consecrirte vnd geweihete Hostie aber, welche vber dem Idolo nach dem Decret Bapst Nicolai des funfften vnd des Concilij zu Basel vmb der anbetung willen gestanden, sol der Prediger mit sonderlicher reuerentz auffgehoben vnd des nechstfolgenden Sontages Exaudi denen Communicanten ausgetheilet haben. Wie solches volnbracht vnd ausgerichtet, ist es alsbald lautbar worden vnd an das Thumbcapittel zu Hauelberg gelanget. Es ward aber gedachter Pfarherr Joachim Ellefeld neben dem Schulmeister Johann Wewern am Pfingstabend wegen des zerstörten heiligen Bluts gefenglich gen Plattenburg geführet vnnd daselbst als gefangene, doch nicht in enger Kustodi gehalten. Vnd als der Caplan Lucas Lindberg vnd Thomas Bremer der Sacrist sahen, was es für einen Außgang mit dem Prediger vnd Schulmeister gewonnen, vnd sie sich bedüncken ließen, man möchte mit jhnen gleichen Proces fürnemen, warff ein jeder das Hafenpanier auff, hielten sich zu der Mäuse Wagenburg vnd gedachten, es were besser außerhalb dem Loche, denn darinnen. Ward also Kirch vnd Schuele jhrer Diener durch diesen weg auff einmahl genßlich beraubet. Vnnd obwol der Hauptmann zur Plattenburg mit namen Caspar Welle auff anhalten des Raths zur Wilßnack an

das Capitel zu Hauelberg wegen erledigung deß Schuelmeisters auf genugsame Caution umb der Schüeler vnnd jugend willen fürbittlich anhielt, möchte er doch nichts fruchtbarliches außrichten noch erlangen. Endlich hat seine Churfürstliche Gnade in Folge einer Intercession vnd Fürbittschrifft dem damaligen Hauptmanne der Prignitz vnd Landes Ruppin, Conrad Rothen in einer Schrifft aufferleget vnd befohlen, sich gen Plattenburg zu verfügen und die Gefangenen jhrer langwierigen Custodien vnnd verhafftung auff gewisse Condition vnnd maße, auch genugsame Caution, versicherung vnnd vorgewissung zu entledigen.

Darauff vorgemelter Hauptmann umb das Fest Sanct Martini sich gen der Plattenburg begeben, auch die Capitularen von Havelberg zugleich dahin gefordert. Da sind die Sachen in vorgedachter Capitularen Anwesen dergestalt abgelauffen, daß obwol der gefangene Prediger seiner Gefengnüß los geworden, so hat er doch daben zusagen vnd verbürgen müssen, sich an fremde Oerter außer der Marck Brandenburg zu wenden vnd sich deß Predigens oder anderer Gottesdienste in der Kirchen zu Wilßnack ferner nicht anzumaßen, demselben er auch steiff nachkommen ist. Der Schuelmeister aber, so wol beide bißhero verflüchtige vnd Landreumige als Lucas Lindberg vnd Thomas Bremer sind wiederumb in jhr voriges Ampt ohn alles Entgelten gesetzt vnd damit alle sachen in friedlichem wesen bracht worden.

48) Vom Wunderblut zu Zehdenick vnnd von der Stiftung des Klosters daselbst.[1])

Im 1249. Jar hat ein Weib zu Zehdenick eine geweyhete Oblate in Wachs gedrückt, vnd vor jhrem Bierfasse begraben, damit die Leute jhre Biere desto lieber möchten holen vnd trinken. Da sie aber hernach einen scharffen Gesetzprediger gehöret, ist sie dadurch zur Erkenntniß jhrer begangenen Sünde gekommen. Vnd ob jhr wol eine schwere Buße von jhrem Beichtvater ist aufferleget worden, dennoch hat sie sich in jhrem Hertzen vnd Gewissen nicht können zufrieden geben, bis die sache recht an den tag käme vnd von jhr selber ausgebracht würde. Hat demnach solches dem Pfarherrn zu Zehdenick geoffenbaret, wie auch, da der Pfarherr nicht hat glauben wollen, dem andern gemeinen Volck. Darauff hat man im Keller angefangen zu graben, vnnd ist an dreyen oder mehr Oertern Blut herausgequollen, daß sich auch die Vmbstehenden sehr darüber verwundert. Die blutige Erde hat man darauff außgegraben vnnd in die Kirche getragen mit großer Reuerentz. Da das Gerüchte außkommen, ist ein großer Zulauff von allen Oertern her gen Zehdenick worden, vnnd sind vnter andern auch dahin kommen Bischoff Ruthgerus von Brandenburg vnd die beyden Marggrafen Johannes vnd Otto, gebrudern, sampt jhrer Schwester Mechtild, Hertzogin zu Braunschweig vnnd Lüneburg. Zum Gedächtniß dieser Geschicht hat man allda mit Raht Bruders Hermanni von Langele, Lectoris im Grawen Closter von Berlin, der der Marggrafen Beichtvater gewesen, ein Jungfrawen Kloster Cistertienser Ordens gestifftet vnd auffgerichtet in folgendem tausend zweyhundert vnnd funffzigsten Jahr.

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae. S. 102 ꝛc.

49) Von dem Namen der Stadt Strausberg. [1])

Etliche haltens dafür, daß Strausberg den Namen habe von dem großen vngehewren Vogel Straus vnd sagen, daß an dem ort der Stad, der nun eine lange Zeit biß anhero der Buchforst genennet, viel große gewaltige Buchbäume gestanden, darin sich der Vogel Straus gehalten habe. Aber diese Meinung hat gar keinen Grund. Denn obwol am gedachten Orte mögen Buchbäume gestanden sein, so gebens doch die Historienschreiber vnd sonderlich die Kosmographen nicht nach, daß der Vogel Straus in diesen kalten mitternächtigen Ländern sein Nest vnd Wohnung haben solte, sondern sagen, daß er hie zu Lande niemals gesehen werde, es sey denn, daß er durch sonderliche Practiken in Afrika oder Egypten, da er sich am allermeisten aufthelt, gefangen vnnd also hieher gebracht werde ꝛc. Kann also die Stadt Strausberg nicht daher den Namen bekommen haben. Eigentlich aber wird sie also genennet von dem großen vnd sehr tiefen See, der Straus genand, der nahe an der Stad ist, gegen Abendwerts vnd von den großen Bergen, die vmb vnd neben diesem See sind. Wie denn auch die Stad an jhr selber nach dem See werts auff einen Berg gebawet ist.

50) Die Gotteslästerer zu Straußberg. [2])

Den zwey vnd zwantzigsten May Mittwochs vor Pfingsten des Jahres 1588 trug es sich zu, daß drey Zimmerleute zu Straußberg hinausgiengen, sich mit einander im großen See, so nahe der Stadt liegt vnd der Straus genennet wird, zu baden. Indem sie hingiengen, wurden sie gefraget, wo sie hinaus wollten. Da andwordtete der einer vnd sprach, sie wolten hin gehen vnd sich erseuffen. Was geschahe? Da sie die Kleider abgelegt vnn sich nu all drey ins Wasser begeben hatten, fahet derselb wieder an, vnd spricht: Christ ist erstanden, funffzehn Huren machen eine Mandel, vnd spenet noch mehr gottlose vnd vnchristliche Reden aus. Weil er aber mit Gottes Wort spöttisch vmbgangen vnd zuuor selber gesagt, er wolte sich erseuffen, lies Gott seinen gerechten Zorn vber jhn ergehen, daß er von Stundt an, ehe es die andern beyde gewahr wurden, jämmerlich im Wasser ertrinken vnd vmbkommen mußte, zum Exempel allen denen, die Gottes Wort vnd seinen heyligen Namen mißbrauchen vnd auff ander Narrenwerck deuten.

51) Von den beyden Abgöttern Sole vnd Crodone. [3])

Der Abgott Sol, so in der alten Stad Soltwedel gestanden und den die Heyden in diesen Landen angebetet, war ein halb Mensche, trug in beyden Henden vor der Brust ein gros Rad mit brennenden Flammen vnd hatte einen breyten Kopff mit gelben glentzenden Stralen zum Zeichen, daß er solte einen Schein geben, damit sich Jederman darin besehen köndte. Der Abgott Crodo hat ohne Zweifel den Namen vom Griechischen Κρονος, das ist Saturnus, also daß der Buchstabe N in D verwandelt vnd der letzte Buchstabe davon hinweggeworffen worden.

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae S. 104.
[2]) Nach Angelus S. 400.
[3]) Nach Angelus S. 32.

Es ist aber dieser Teuffelßkopf, so zu Gardeleben gestanden vnd von Carolo Magno gleich dem Abgott Sol zerstöret worden, also gestalt gewesen. Ein alter vnd magerer Mann hat auff einer Seulen mit barem Haupt vnnd bloßer Brust auf einem Barßfisch mit spitzigen gestreubten Fischfedern gestanden. Ist nur mit einem leinen weißen Kleide angethan vnd darüber mit einem schwebenden Fechel begürtet gewesen. In der rechten Hand hat er gehalten einen Eymer mit Wasser, Rosen vnd andern Früchten, in der linken Hand hat er ein Rad geführet.

Dieses Bildnis vnd Abgotts Bedeutung ist zweyerley. Etliche sagen, daß er auff der Seulen stehe, bedeute, daß alle, die jhn ehreten, wolten auff festen Füßen stehen. Daß er barfuß auff dem Barßfisch stehe, solle bedeuten, daß sie lieber barfuß auff scharffen Schermessern gehen, als sich Jemand zu eigen ergeben solten. Dann der leinen Schortz solte eine Anzeigung sein, daß sie von jhrem Gotte Saturno her fren weren vnd sich gegen ihre Verfolger, gleich wie der Barsch gegen den Hecht streuben vnnd auffiehnen solten. Das Radt solt bedeuten, daß sie sich gleich wie ein Radt in einander schließen vnd zusammen halten solten. Das Wasser im Eymer solte bezeichnen, daß dieser Abgott were eine vrsache der Kälte, die Rosen, daß er were ein fruchtbarer Brun der Früchte, denen so seine Macht darumb anruffen, daß die Kelte jhren Früchten nicht schadete.

Andere geben diese Bedeutung. Durch die Blöße des Haupts vnnd Hertzens, sagen sie, haben die alten Henden dem Bilde vnnd Gottesdienst Saturni nachgeschlachtet, vnnd zugleich daneben anzeigen wollen, daß jhm als einem Gotte mit entblößtem Haupte vnnd aller Reuerentz auch vnuerdecktem vnd vnerhobenem Hertzen solle gedienet werden. Durch die freyschwebende Kleidung vnnd Fechel erinnerten sie sich jhrer Freyheit, darfür sie mit darstreckung Leibes vnnd Gutes streiten, vnnd sich wider jhre Feinde, gleich wie der Barsch gegen den Hecht, streuben vnd wehren solten. Dazu denn von Nöten, daß sie gleich wie ein Radt sich in einander fölgerten, in einen Bund schlöffen, vnnd für einen Mann zu Hauffe hielten, wie durch das Radt in der linken Hand erinnert ward. So vermahnete sie auch das weiße vnnd mit dem Fechel oder Bande vmbschürzte Kleid, daß sie in ihrem Verbündniß vnnd Freundschafft rein, ohne Flecken, Betrug vnd Falsch sein, vnnd vnauflößlich zusammenhalten solten. Der Eymer aber mit Wasser, Rosen vnnd andern Blumen vnnd Früchten gefüllet, bedeute, daß Saturnus vnnd Crodo wohl ein Ursach der Kelte (wie denn der Planet Saturnus gemeiniglich Kelte bringt) aber dennoch ein Gott der Fruchtbarkeit were, der die blühende Rosen vnnd andere Früchte wachsen ließe, darumb man jhn vmb gut gedeyen aller Früchte vnd für Abwendung schedlicher Kelte anruffen vnd ehren solte.

52) Von dem Wendischen Abgott Trigla, der vorzeitten in diesen Landen ist geehret vnd angebetet worden. [1])

Der wendische Abgott Trigla, sonst auch Triglaff vnnd Triglatt genennet, ist ein dreyköpffiger Gott gewesen, der vor Brandenburg in der Kirchen S. Marien auff dem Harlungerberge gestanden. Sabinus im Tractetlein von

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae S. 309.

der Stadt Brandenburg giebt davon diesen Bericht vnd saget: Vor Zeiten war in dieser Kirchen nemlich auf dem Harlungerberge ein dreyköpffichter Abgott, TRIGLA genandt, den die Wenden höchst geehret haben. Es war aber ein Bildnüß der Abgöttin Dianä. Denn der Griechische Scribent Eustathius meldet, daß die Diana ehemals sey Trigla genennet worden.

Man hat aber solchen Abgott nicht allein hie zu Lande vnnd sonderlich zu Brandenburg geehret, sondern die Wenden in Pommern zu Stettin, zu Grimm in Meissen, in Mechelburg vnd in Rügen ꝛc. haben solches ebenso wohl gethan vnd sein Bildnüß bey sich gehabt, wie die Historien außweisen. Valentinus von Eickstädt, weyland Hertzog Philippi in Pommern Cantzler, schreibt von der Stettiner Trigla also: Der fürnehmbste Stettiner Abgott ist damals gewesen Trigeloff mit dreyen Köpffen, daher er auch genennet worden. Diesen haben sie gar höchlich geehret als einen Gott des Himmels, der Erden vnd der Höllen; da sie aber zum christlichen Glauben gebracht worden, haben sie diesen ihren Abgott S. Otten geschenckt, der ihn ferner dem Bapst Honorio zugeschickt. D. David Chyträus in Prooemio Metropolis helts dafür, daß die Wenden von etlichen ihren Landsleuten, so in Italia vnd Affrica gekrieget, etwas von der heiligen Dreyfaltigkeit gehöret, vnd daher dieselbe in diesem Abgott haben abbilden wollen.

53) Von dem Ursprung des Namens der Stadt Havelberg.[1])

Der erste Bischoff zu Havelberg hat Bdo geheißen, wie beyde der Stiffter vnd Bischoff in folgenden Versen, so (lateinisch) im Hauelbergischen Stifft Chronico vnd auch beim Chytraeo zu finden, namenkündig gemacht werden.

Ey nun du Kirche löbelich	Gar köstlich du fundiret bist,
Zu Havelberg hinfurt frew dich,	Vnd stehest auff das allerbest.
Vnd für die große Wohlthat all	Derwegen Gott dem HErren dein
Sag lob Gotte im Himmelssaal.	Sag Lob vnnd Danck von Hertzen fein,
Vorzeiten hastu geehret zwar	Das er dir solche gros Wohlthat
Plutonem, Ben vnnd Triclaff gar:	Erzeigt vnd mitgetheilet hat.
Jetzt abr (Gott lob) du worden bist	Erheb dichs nicht, sondern schaw an,
Ein bkerte Kirch des HErrn Christ.	Was für Bedeutung hab dein Nahm:
Der Harlunger König weiland hat	Denn Hauelberg zu dieser Frist
Mit Mawren befestigt die Stad.	Vom Wasser vnd Berg du genennet bist,
König Carlus hat dich bekehrt,	Wenn mirs wolgeht, schaw an das Thall
Erhoben vnd auch sehr geehrt.	Vor dir, demütig dich vbrall.
Otto das Bißthumb hat gestifft,	Der Fluß auch, der vor dir leufft vbr,
Vnd es mit viel Gütern begifft.	Vnd nicht zurücke kömpt herwidr,
Sanct Norbrecht hat dir angezeigt,	Schaw an, vnd bdenck die bedeutung wol,
Wie du dich halten solt jederzeit,	Die man von ihm behalten soll:
Da er dich als eine schöne Braut,	Nemlich daß die jtzt gros glück han,
Weiß angezogen vnd getaufft.	Den lome bald ein Vnglück an.
Du edel Kirch, die du vor alln	Wirstu gewar, daß vberlaufft
Geadelt bist nach Gottes gfalln,	Der fluß, so seh gen Himl hinauff

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae. S. 48.

Vnd zweiffel nicht, denn du bist fest
Auffn Felß gebawt auffs allerbest.
Der Kayser in dir verordnet hat,
Aus hohem bedenckn vnd weisen Raht,
Bischoff Vdonem, der da solt
Predign das Euangelium hold
Den Christgleubigen ingemein,
Doch sonderlich den Slauen rein.

54) Der Teufel geht in Brandenburg auf der Gasse herum. [1])

Im Jahre nach Christi Geburt 1551 ist der Teuffel an vielen Oertern der Marck Brandenburg deß Nachts sichtiglich auff den Gassen vmbgegangen, hat an den Thüren angepocht, hat offt weiße Kleider angetragen, ist mit zur Leichen gegangen vnd hat sich trawrig gestellet, hat auch offt andere Geberde getrieben, vnd die Leute erschrecket.

55) Der Teufel kommt zu Gaste. [2])

Vmb Michaelis des Jahres 1583 sind jhrer zween gute Freunde fürnehmes Geschlechts an einem Orte der Marck Brandenburg zusammen gewesen vnd haben bis in die Mitternacht hart gezecht, also daß sie fast nicht mehr haben hineinbringen können. Endlich ist der Teuffel in eines Menschen Gestalt zu jhnen gekommen vnd hat sich zwischen jhnen niedergesetzt. Da sie nu erschrocken vnnd gar zu stummen Fischen geworden, hat sie der Teuffel erschrecklich angefahren vnd gesaget: na, trincken wir nicht einmal herumb? Das ist eine warhafftige Geschicht vnd solte billich alle Christliche vnd Ehrliebende Leute von langem vnd vollem Sauffen abhalten.

56) Historia von der Jüden erschrecklichen Vbelthat, die sie in der Mark Brandenburg an einer consecrirten Hostien vnd an etlichen Christenkindern begangen, auch was sie darüber haben leiden müssen. [3])

Am Mitwoch nach Liechtmessen oder nach dem Fest der Reinigung Mariä des Jahres 1510 in der Nacht ist einer in die Kirche des Dorffes Knoblauch, welches im Hauellande ligt, gestigen, hatt das Ciborium oder Sacramenthäußlein erbrochen, daraus eine kupferne vergüldete Monstrantz vnd zwo consecrirte Hostien in einem Messingen Büchßlein gestolen vnn weggebracht. Solche vnchristliche erschreckliche That ist am dreyzehenden Tage Februarij an den Churfürsten von vielen glaubwürdigen Leuten gelanget, welcher denn dieselbe als ein löblicher hochberühmbter Liebhaber Gottes des Allmechtigen vnd seiner heiligen Sacramenten mercklichen zu Hertzen genommen vnd darauff in allen seiner Churfürstlicher Gnaden Landen vnd Städten ernstliche Beschaffung gethan, gute Achtung, beydes auff Christen vnd Jüden zu haben, ob sich solche gestolene Monstrantz vnnd sonderlich die Hostien bey jemand ereugen würden, daß mans alßdann von Stund an seiner Churfürstl. Gnaden anmeldete.

Darauff sind im Stadtgraben zu Bernaw am funffzehenden Tage gemeltes Monats bey dem Scheunenthor etliche Stücke von der obberürten gestolenen Monstrantzen gefunden worden, die andern Stücke aber zerstrewet,

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae S. 345.
[2]) Nach Angelus S. 394.
[3]) S. Angelus S. 269 ꝛc.

etliche weit von der Stadt, auch etliche inwendig der Mawern: die dann der Bürgermeister daselbst zu Bernaw vnd etliche Rechtsverwandten auffgehoben vnnd verwahret haben.

Dieweil aber einer, mit Namen Paul Frohm, ein Kesselbüsser zu Bernaw, in einem Gäßlein, Hagen genandt, nahe gegen der Mawren, dahinter die großen Stücke der Monstrantzen im Graben gefunden worden, wonhafftig, sobalde der Diebstal vnnd Kirchenbruch erschollen, entwichen vnd weil er auch sonst eines verdächtigen leichtfertigen Lebens gewesen vnd man auch das Creutz, so auff der Monstrantzen gestanden, sonsten bey ihm vnd in seiner Hand gesehen (weil ers einem Thorwächter vnd Wagner daselbst gezeiget vnnd es jhm vor einen Wagen hat geben wollen), ist er dadurch verdacht vnd berüchtiget worden.

Wiewol nu gedachter Kirchenbrecher Paul Frohm, sobald das Gerüchte deß begangenen Kirchenbrechens vnnd Diebstals außgerissen, geflogen, vnnd sich der Stadt Bernaw etliche Monat lang enthalten, so ist jhm dennoch unmöglich gewesen, als er hernach zum öfftern bekandt, sich der Stadt lenger zu eußern vnd zu enthalten, sondern sein eigen Gewissen, welches ein stett fressender Wurm ist, hat jhn also gedrückt, genaget vnnd gefressen, daß er endlich gen Bernaw wiederumb hat kommen müssen, damit er seinen verdienten Lohn wegen seiner begangenen Mißhandlung empfangen möchte. Ist demnach am Sontage, welches damals der ander Tag deß Monats Junij gewesen, auff den Abend gar spät in Sanct Georgn Hospital vor Bernaw eingekehret, vnangesehen das jhm den vorigen Abend zu Bötzaw vnd Liebenwalde von etlichen angezeiget worden, wie ein böß Gerücht vber jhn gienge, daß er die Hostien sampt der Monstrantzen solte gestolen haben, vnd wo er sich dessen schuldig wüste, daß er sich der Stadt enthalten vnd dieselbe mit dem Rücken ansehen solte. Deß Montags darnach ist er in die Stadt gangen, da jhm denn die Stadtdiener bald auff den Dienst gewartet, jhm auf heißen Fuße nachgefolget biß in sein Haus vnd jhn gefänglich angenommen vnd eingezogen. Da das geschehen, hat er alsbalde frey öffentlich vnd vngemartert bekandt, daß er deß Mitwochs nach Liechtmessen in die Kirch zu Knoblauch gestiegen vnd mit einem Lothensen das Ciborium auffgebrochen vnd daraus zwo consecrirte Hostien in einem messingen Büchßlein vnd eine küpfferne vergüldete Monstrantzen gestolen vnd weggetragen hatte. Als er aber auff diß sein eigen bekendtnüß weiter gefraget worden, wo er denn die consecrirte Hostien gelassen, ist auff das Mal seine Antwort gewesen, er hette beyde Hostien zu sich genommen vnd hette sie vernützet. Dabey es denn die von Bernaw damals haben wenden lassen. Doch haben sie solches Herrn Hieronymo, dem Bischoff zu Brandenburg, als den rechten Oberherrn deß Dorfes Knoblauch vnnd warhafftigen Ordinario, anzeigen lassen, mit Erbietung, daß sie dem Bischoffe oder seine Anwalden gegen Paul Frohmen vmb der bösen begangenen That halben, rechts verhelffen wolten.

Diß Erbieten deß Rahts zu Bernaw hat Heinrich von Betschitz, deß Stiffts zu Brandenburg Hauptmann, zu Danck angenommen, vnnd ist bald hernach, den neundten Tag Junij kommen, vnd hat auff alle vorermelte vnd andere geschehene Indicia, Confessiones vnd dergl. von Paul Frohmen wissen wollen, wo er die Hostien gelassen, sintemal jhm nicht zu glauben stunde, daß er die heiligen Hostien zu seiner sündlichen Vernützung gestohlen hette.

Da man jhn darauff mit dem Scharffrichter gedrewet, hat Paul Frohm von Stund an mit klaren vornemlichen Worten außgesagt vnd nicht allein in der Pein, sondern auch vielmals hernach frey vnd ledig in Gegenwart des Hauptmanns, Bürgermeisters vnd Rahtmannen zu Bernaw bekandt, wie er in die Kirch zu Knoblauch gestiegen, die Hostien vnd Monstrantze heraus gestolen, vnd die eine Hostie zu sich im Munde genommen, vnd vernützet, die andere aber habe er balde den folgenden Donnerstag Salomon Juden zu Spandaw vmb neun Märckischer Groschen verkaufftet, die jhm Salomon mit eitel Berlinischen Pfennigen bezahlet, welche er von jhm empfangen vnd zu seinem Gefallen wiederumb außgegeben hatte. Hat auch sonderlichen bekandt, so bald er die eine Hostien in seinen Mund genommen vnn vernützet (welches im Felde bey dem Dorff Stacken, eine halbe Meil wegs von Spandaw geschehen) da sey es Alles vmb jhn her gantz dunckel vnd finster worden, also daß er bey einer Stunden von der Städte nicht habe kommen mögen.

Solche vorangezeigte begangene That, Indicia vnd Confessiones vnd sonderlich wie Salomon Jude die eine Hostie zu sich gekaufft vor neun Märckischen Groschen, ist abermal an hochgemelten Churfürsten zu Brandenburg durch ein offenbar Gerüchte vnd andere glaubwürdige Leute gelanget, darauff denn jhre Churf. Gnaden aus sonderlicher Liebe, so Jhre Churf. Gnaden zu Gott vnd dem hochwirdigen heiligen Sacrament gehabt, gedachten Salomon Jüden gen Berlin hat bringen vnd jhn vnnd Paul Frohmen gegen einander verhören lassen. Da haben sie alle jhre begangene Vbelthaten bekandt, ein jeglicher insonderheit, als Salomon Jude, daß er die eine Hostien, am Donnerstag nach Mariä Lichtmeissen gekaufft vnd jhm dafür neun Groschen an Berlinischen Pfennigen bezahlet hette, vnd das Paul Frohm die consecrirte Hostien in einem kleinen Messingen Büchßlein zu jhm gebracht vnnd jhm die Hostien aus dem Büchßlein vberantwortet, aber das Büchßlein bey sich behalten hette. Es hat auch Salomon Jude weiter bekandt, wie er die Hostien vor sich auf ein Tischtuch geleget, mit Messern darein gehawen vnnd gestochen, auch mit lästerlichen Worten gefluchet vnd geschmehet vnnd wiewol er durch viel Arbeit die Hostien seines Gefallens nicht habe zerbrechen mögen, so sey sie doch in dem letzten Stich in Stücklein von einander gesprungen vnnd als er solches gesehen, sey er hertzlich erschrocken vnd bekümmert worden vnd habe sich vnterstanden, eine Partickel zu vernützen, aber weil jhm solches unmöglich gewesen, habe er aus weitern Bedencken zwey Partickel genommen, vnnd jedes in ein blechen Büchßlein eines Daumens lang geleget, das Büchßlein mit einem ledern Beutel vberzogen vnd verpitschiertet vnd die eine Partickel Jacob Jüden mit Schmoll seinem Sohn gen Brandenburg, die andern auch also verwaret durch einen, Salomon Heller genandt, Marx Jüden gen Stendal in der alten Marck geschickt.

Durch diß bekendnüß des Salomon Jüdens ist der Churfürst verursachet worden, alle Jüden in seinen Landen vnd Städten anzunemen vnd biß zu ferner Erkundigung der Schuldigen gefänglichen zu enthalten vnd wol zu verwaren. Welches auch also geschehen.

Weiter hat Salomon Jude bekant, daß er die dritte Partikel, die er nicht hat vernützen können, nirgends habe verwaren mögen, dieweil er in Sorgen gestanden vnd gedacht, ob er sie gleich in ein Fewer würffe, daß sie doch wieder daraus sprünge, oder in ein Wasser, das sie doch auffschwimme,

dadurch denn hernachmal sein begangene Missethat möchte an den Tag kommen. Derwegen so habe er endlich dieselbe Partickel in einen reinen Weizenteig mit Wasser gedrückt, aber so balde das geschehen, sey der Teig roth worden, dessen er abermal zum hefftigsten erschrocken. Habe aber nichts desto weniger einen Kuchen daraus gemacht, denselben in ein Backofen, darinnen kein Fewer noch Kolen gewesen, nach allen andern Kuchen geschoben, vnd habe darauff im Ofen einen gar schönen hellen Glantz vnd sonderlich vber demselbigen Kuchen zu zweyen Mallen ein seuberliches kleines Kindlein schweben sehen. Darumb er denn solchen Kuchen sonderlich wol verwahret in die Synagog gehangen, der auch an demselben Ort, wie er angezeiget, also befunden worden.

Mitlerweil hat der Chur- vnd Landesfürst Jacob Jüden vnd Schmol seinen Son vnd Sloman jhren Rabbi von Brandenburg holen lassen. Als aber Jacob Jude in der alten Stadt Brandenburg angekommen vnd im Gefängnüß vber Nacht gesessen, hat er deß nechsten Tages hernach zu Martin Bellin, dem Bürgermeister derselben Stadt geschickt vnd jhn vmb Gottes vnd Marien Willen bitten lassen, daß er zu jhm kommen wolle, denn er hette mit jhm zu reden, daran der gantzen Christenheit gelegen sey. Es hat sich auch gedachter Bürgermeister vber jhn erbarmet vnd ist selb drite zu jhm vor dem Kerker kommen. Da hat jhm der Jude vermeldet, wie er die vergangene Nacht so ein schön Gesicht gesehen, dauon das gantze Gefengniß, darinnen er sesse, so klar vnd licht worden sey, daß er auch mit seinen Augen in solchen klaren Schein nicht mehr hette sehen können, sondern hette seinen Mantel vmb sein Haupt schlagen müssen. Nach einer Weile aber hette er den Mantel wieder auffgethan, vnd eigentlich auff einer jeden Seiten des Fensters im Gefengnüß vier schöne Jungfrawen gesehen vnnd sonderlich sey eine mitten im Fenster gestanden, die noch viel schöner denn die andern gewesen, mit vielen schönen Sternen gekrönet, daß er auch nicht anders gedenken können, denn das es Sanct Maria muste gewesen seyn. Hat auch darauff den Bürgermeister mit höhestem Fleiß gebeten, er wolte jhm zum Sacrament der heiligen Tauffe vnd zum heiligen Christlichen Glauben behülfflich seyn. Es hat aber Merten Bellin deß Juden Worten keinen Glauben geben wollen, sondern hat zu jhm gesaget, daß er berüchtiget sey, daß er das heilige Sacrament empfangen vnd damit gar schmehlich solte vmbgegangen seyn vnd solte es gar nicht dafür halten, daß er sich mit diesen oder dergleichen Worten retten möge, sondern solle wissen, daß der Scharffrichter in zweyen Stunden kommen vnd jhn mit der Schärffe fragen werde. Darauff Jacob Jude diese Antwort gegeben: hette er etwas verdienet, so wolte er auch dafür leiden. Er sage aber bey seinen höhesten waren Pflichten, daß jhm solch Gesichte also vnd nicht anders widerfahren sey vnd bitte noch fleißig, er wolle jhm zur heiligen Christlichen Tauffe vnd Glauben helffen, denn er sey nu drey Jahre damit vmbgangen, daß er sich gerne hette wollen täuffen lassen, vnd habe der Christen Essen vnd Trincken niemalß gemeidet, aber sein Gebrechen vnd Nahrung hetten jhn bißhero zurückgehalten. Es hat es aber der Bürgermeister Merten Bellin dabey wenden vnd den Jüden mit der Pein fragen lassen. Desselbigen Tages gegen den Abend hat der Raht zu Brandenburg Jacob Jüden mit eysern Ketten vnd andern Banden am Halse, auch an Beinen vnd Händen vnnd mit einem guten Daumenstock,

daran sonderlich zwey Schlösser gewesen, wol verwaren lassen vnd jhn auff einem Wagen nach Berlin geschickt. Vnterwegen, als sie mit jhm in einen langen Wasserfurth bey dem Dorffe Rossaw kommen, hat der Jude den Knecht, so neben jhm geritten, zu sich geruffen vnd gesaget, daß die edle Mutter Gottes Maria bey jhm were, die hette jhm den Daumenstock abgenommen. Wie nu die Knechte gesehen, das des Juden Hände frey vnd ledig gewesen, sind sie hart darüber erschrocken, fürnemlich weil sie die Schlösser vnnd den Stock geschlossen gefunden.

Der Jüde hat angezeiget, daß Maria die Mutter Gottes für jhm stände, ob sie dieselbe nicht sehen. Deßgleichen hat er auch den Pfarrherrn zu Rossaw, der in einem andern Wagen ohngefehr hart hinter jhm gefahren, zu mehrmalen gefraget, ob er nicht die schöne Jungfraw in dem Furth sehe dahin gehen. Sie haben aber alle gesagt, daß sie nichts sehen. Der Stadtdiener aber hat den Daumenstock wiederumb auffgeschlossen vnd denselben Jacob Jüden mit sonderlichem Fleiß wieder angelegt, vnd auffs Härteste wieder angezogen, auch die Schlösser eigentlich vnd wol zugedrückt vnd geschlossen.

Bald hernach als sie vor das Dorff Tremmen kommen seyn zu der wüsten Capell, auff dem Berge daselbst gelegen, hat Jacob Jüde den Diernern abermals angesaget vnd mit seinen Händen beweißliche Anzeigung gethan, daß er von Marien der reinen Jungfrawen abermals vom Stocke vnd den Schlössern erlediget sei. Dessen der Diener noch mehr erschrocken in Betrachtung, wie fleißig er jeden Daumenstock wiederumb angeleget vnd hat doch denselbigen Stock vnd Schlösser geschlossen, vmmerkehret vnd wolverwaret gefunden. Der Jüde hat jhm je mehr vnd mehr von der h. Jungfrawen gesaget, auch angezeiget, wie sie jzunder vor jhm gehe zu der Capellen vnd in der Capellen, welche aber der Diener nicht hat sehen können.

Von diesem Gesichte hat hernachmal Jacob Jude vor vnd nach der Tauffe vielen Geistlichen vnd Weltlichen, Prelaten, Graffen, Herren vnd Bürgern vnd andern guten Leuten zum Offtern gesaget, wie er Mariam erstlich im Gefängnüs zu Brandenburg, hernach im Furth vnd fürs Dritte vor der Capellen vber Tremmen gesehen vnd wie sie jhn vom Daumenstock zu zweyen vnterschiedlichen Zeiten erlöset hatte.

Am dreyzehenden Tag des Monats Juni hat Jacob Jüde wiederumb in Gegenwart vnd auff Ermahnen vieler redlicher Personen, sowol Weltlichen als Geistlichen die vielberürte Anzeigung vnd Bekenntnüß, so er zuuor in vnd außerhalb der Pein außgesagt, reiteriret vnd wiederholet, auch an den Enden, da er sich keiner Peinlicheit mehr zu fürchten gehabt.

Nemlich daß Salomon Jude von Spandaw jhm mit seinem Sohn Schmol genandt, die eine Partickel des heiligen Sacraments in einem blechen Büchslein mit einem ledern Beutel vberzogen, verpitschieret zugeschickt, welches er auch von seinem Sohn also empfangen. Vnd wiewol er etliche Zeit mit Schloman Juden jhrem Rabbi in Vnwillen gestanden, so habe er jhm doch solch Thun nicht verhalten wollen. Darnach hat er bekandt, daß sie solch Sacrament aus der Büchsen genommen vnd auff einen kleinen fichten Tisch zweyer Spannen breit vnd anderthalb Ellen lang geleget vnd mit einem Weidemesser zweier Spannen lang, mit Birnbäwmenschalen darauff, einmal gehawen, da denn von Stund an soviel Bluts herausgeflossen, daß man

einen Finger dauon hette können naß machen. Vnd hierbey seien auch gewesen Jsaac Jüde der alte, Schmol vnd Nathan, beyde Jacobs Söhne, deren ein Jeder auch dazumal darum gehawen vnnd gestochen. Ferner hat Jacob Jüde bekandt, daß er die Partickel der Hostien dem Rabbi Schloman Jüden vberantwortet hatte, welcher es eine halbe Ellen lang auff den Tisch geleget, vnd zween Stiche vnd Hiebe darein gethan hatte mit dem angezeigten Weidemesser vnd sey soviel Bluts, als in einer Nußschalen gehen mag, mildiglich auffm Tische dauon geflossen, aber die Hostien sey dennoch unuerkehret blieben. Obwol aber Jacob Jude vnd der Rabbi Schloman daran gewaschen, so hetten sie dennoch das Blut nicht können herabbringen. Derwegen so hatte Schlomann ein Stücke zweyer Finger breit, darauff das Blut, so aus dem Partickel geflossen, mit seiner Barthen aus dem Tisch gehawen. Jtem Jacob Jude hat gesagt, daß er das Partickel des Sacraments wie derumb in die blechen Büchsen mit dem Leder vberzogen gethan vnd zusampt dem Stück vom Tische mit dem Blute Schloman vberantwortet, der hatte jm zugesaget, er wolle es Meyer Jüden gen Osterburg bringen, wie denn auch geschehen. Desselbigen aber hatte Meyer vnd der Rabbi zu Osterburg, mit Namen Joseph, empfangen vnd bewaret, biß auff den Freitag nach Pfingsten. Als aber Meyers Sohn, mit Namen Jsaac, seine Hochzeit vnd Beylager am gemelten Freytage gehalten, da hatte Meyer Jude die Partickel, so noch in jrer Substantz gantz gewesen, vnn auch das Stücke vom Tische mit dem Blut in der Mittagsmalzeit vor die Jüden getragen, als nemlich vor Wendel Jüden seinem Vater, Jsaac seinem Sohn, Hertzen Moschen vnd Jost seine Diener, Joseph dem Rabbi vnd Seligman Jüden, alle zu Osterburg wonhafftig; Schloman von Brandenburg, David, Abraham, Hans, Schmol vnd Josepff von Werben, Mendle von Nawen, Jacob vnd David von Gardeleben, Schmol von Perleberg, Mosche von der Knritz, Benedictus von Stendal, Mosche von Pritzwalck, Mosche vnnd Abraham von Lentzen, Meyer von Spandaw vnd Schimel von Wüsterhausen. Welche dann allesampt auff einem Tische in die Partickel mit Messern vnd Pfriemen gestochen, daraus abermal das Blut mildiglich gangen. Letzlich hat Jacob Jude bekandt vnd außgesaget, daß Meyer zu Osterburg gedachtes Partickel wieder zu sich genommen, vnd als er seine Zeit vnd Raum ersehen, am selben Freytage, zusampt dem Spahn in seinem Hause in Beysein Schloman vnd Josephs, der Jüden Rabiner, vnd Mendle seines Vaters, begraben, aber nicht lange hernach hatte er die begrabene Sachen wiederumb ausgegraben vnd dieselbe mit einem andern Juden weiter nach Braunschweig den Jüden zugeschickt.

Salomon Jude von Spandaw hat bekand, daß er die dritte Partickel des heiligen hochwürdigen Sacraments (wie mans zur selbigen Zeit genennet) durch Salomon Heller dem Marx Jüden zu Stendal in einem blechen Büchßlein, mit sehmischen Leder wie das erste vberzogen, zugeschickt hatte, welches auch Marx Jüde also empfangen: wie denn auch hernach Marx Jüde selbst bekandt vnd außgesaget, der denn auch weiter vermeldet, daß sie vnd neben jm Benedictus, Salomon, Beyer, Mosche von Knritz vnd Joseph von Seehausen, ein Jeder in dieselbe Partickel mit Messern auff seinem Tische viel Stiche gethan vnd sonst auch gehawen hatten, vnnd daß auch diese Partickel viel Blut von sich geben hatte.

Zudem so haben die boßhafftigen vngetrewen Jüden außgesaget vnd be-

kandt, daß sie aus sonderlicher Begierlicheit nach Menschen Blut etliche vnschuldige Christenkinder zu sich gekaufft, grewlich gemartert vnd letzlich vom Leben zum Tode gebracht hatten. Als zum ersten haben sie bekandt, daß Salomon Jüde, Jacob, Aaron, Levi, Isaac, Mosche der Rabbi vnd Jacob Jüde der Schlechter, alle zum Berlin wohnhafftig, ein Christenkind vnd Knäblein, drey oder vier Jahr alt, von einem frembden Christenmann ohngefehr vor zehen Jahren vmb zehen Gülden abgekaufft, welches Kind sie nachmals in einem Keller auff einen Tisch geleget, jhm die Adern, darinnen das meiste Blut zu senn pfleget, auffgestochen vnd ihm auch letzlich die Gurgel abgeschnitten, das sie davon ein Nössel Blutes bekommen. Darnach haben Meyer von Osterburg, Benedictus vnd Marx von Stendal, Elias von Tangermünde, Abraham vnnd Joseph von Kyritz, Grote, Jacob vnd Mosche von Lentzen, David von Gardeleben, Mosche von Hauelberg, Mosche von Pritzwalck, Mendle von Nawen, vnnd viel andere mehr bekandt, daß sie vor acht Jaren auff Martini, als sie zu Werben bey einander versamlet gewesen, daselbst zu Werben ein Christenkind von vier Jahren vmb zehen Gülden gekaufft, welches Kind jhnen ein Jude aus Böhmen zugebracht, dem hatten sie im Keller die Medianader geschlagen vnd es mit Nadeln vnd Pfriemen gestochen, jhm auch den Halß abgeschnitten, vnnd es also jämmerlich vom Leben zum Tode gebracht, dauon sie auch ein Nössel Bluts bekommen. Mehr haben Jacob Jüde vnd seine Söhne Schmol vnd Nathan vnd Michel Monalt bekandt, daß sie im 1509. Jahr auff Ostern ein Christenkind von einer Bäwerin zu Brandenburg vmb 24 Groschen gekaufft vnnd ihm dasselbst allein vmb deß Bluts willen den Hals abgeschnitten. Auch haben die verstockten Jüden, als nemlich Meyer vnd Isaac sein Sohn, vnd Michel seiner Tochter Mann, Joseph der Rabbi, Schloman, Hertze vnd Mosche, Meyers Diener, Abraham Jude von Werben, Joseph von Seehausen, Jacob vnnd Abraham von Gardeleben, Mosche von Lentzen vnd viel andere mehr bekandt, daß sie in diesem tausend fünffhundert und zehenden Jahr vier oder fünff Tage nach Ostern ein Christenkind, ohngefehr fünff Jahr alt, gekaufft vnd zu Osterburg in Meyer Jüdens Haus, in der Synagoge jhm die Adern gelassen, es mit Nadeln jämmerlich gestochen, jhm den Hals abgeschnitten vnd es also getödtet.

Zum letzten haben Mosche von Pritzwalck, Schloman, Jacob vnd Goß von Brandenburg vnd Schmol von Plawen ꝛc. bekand, daß sie im vergangenen tausend fünffhundert vnd neundten Jahr auff Reminiscere ein Christenkind von fünff oder sechß Jahren zu sich gekaufft vnd demselben zu Brandenburg die Adern gelassen vnd ihm ferner den Halß abgestochen.

Es haben auch etliche Jüden angezeiget, warumb sie also die consecrirte Hostien an sich zu bringen pflegen, nemlich daß sie die Christen hiedurch verachten, Christum schmehen vnnd Wunderwerck dauon sehen wollen. Aber der vnschüldigen Christenkinder Blut musten sie haben zu ihren Kranckheiten, als zu jrem Blutgang, vnd vielen andern Kranckheiten, denn sie machtens mit Paradißäpfel, Honig vnd Ingsfer ein, damit sie es also erhalten vnnd allzeit haben kunnten, weil sie es gar nicht entrahten möchten. Auch würden sie dadurch in jhrem Gemühte etwas grimmiger vnnd hitziger wider die Christen.

Dieweil aber offenbar vnd am Tage, daß Paul Frohm in die Kirche zu Knoblauch gestiegen, zwo consecrirte Hostien vnd die Monstrantz daraus

gestolen, darinnen auch sein Lothensen vnd Messer gefunden, dergleichen sein vnd Salomon Jüdens eintrechtige Bekentnüß, auff welchen Tag vnd Stunde, auch wie thewer er jhm die Hostien verkaufft, vnnd nu die Jüden auch bekandt hatten, wie jetzund vernommen, daß sie mit dem heiligen hochwürdigen Sacrament so erschrecklich vnd erbärmlich gehandelt vnd vmbgangen, hat der Chur- vnd Landesfürst, als ein besonderer Liebhaber der Gerechtigkeit, die Schuldigen zu straffen vnd die Vnschuldigen mit Gnade anzusehen, alle Jüden, welche in einigerlei Verdacht haben sein können, gen Berlin bringen lassen vnnd wider die berüchtigten vnnd verdächtigen, da rechte Vermuthungen vnd Anzeigungen gewesen, befohlen, erstlich in der Güte, darnach aber mit der Schärffe nach Ordnung der Rechte vnd Gewohnheit dieser Lande zu inquiriren vnd zu verfahren. Als man nun befunden, daß viel Juden an diesen schweren Mißhandlungen, dazu auch an vielen armen vnschuldigen gepeinigten vnnd ermordten Christenkindern große Schuld hatten, als haben jhre Churfürstliche Gnad noch zum mehren Vberfluß vnd zu Erkundigung der Warheit, auch zu Vermeidung deß Vnrechten etliche vornehme gelarte vnnd verständige Räthe, auch Bürgermeister, Rahtmanne, Richter vnd Schöppen beyder Städte Berlin vnd Cöln, auff dem Rahthaus zu Berlin am ersten, dritten vnd vierdten Tage Julii zu sitzen verordnet vnd Paul Frohmen vnd einen jeden Jüden seines mannichfaltigen Bekentnüß zu erinnern vnd anzuhören, ob er dabey bleiben oder solches gar oder eins Theils verendern, mindern oder vermehren wolte.

Es sein aber Paul Frohm vnd alle Jüden auff jrer vorigen Aussage vor den Verhörern vnd Notarien, auch den verordneten Schreibern vnd erbettenen Zeugen geblieben, mit freyer Bewilligung, das ein Jeder vnter jhnen solch sein Bekentnüß mit seinem Tode bekräfftigen vnnd bezeugen wolte.

Darauff hat nu der Churfürst aus hohem Raht vnd Meynung beschlossen, diese Mißhandlung zu straffen vnd hat Hansen Grackaw, dem Richter zum Berlin, gegen jhnen mit Recht aus Krafft seines Amptes auch gegebener Commission zu exequiren vnnd zu verfahren befohlen. Dieser hat sein Gerichte mit Schöppen, Beysitzern, Advocaten, Gerichtsschreibern vnd Zeugen am Donnerstage nach Chiliani deß Merterers besetzet vnd bestellet, daßelbe lassen beleaten, die empfangene Commission, auch die Inquisition vnd titulum inquisitionis öffentlich vorlesen, den Christen vnd die Juden mit Judenhüten frey vnd ledig, wie Rechts Sitte vnn Gewohnheit ist, vor Gericht kommen lassen vnnd daselbst einem Jeglichen, insonderheit seiner begangenen Vbelthat stückweise lassen vorlesen vnd darauff einen Jeglichen seine Antwort, wie auch vormahlen offt geschehen, thun lassen.

Am Freytage nach Margarethen hat obgemelter Richter zu Berlin sein vorangefangen peinlich Halßgericht continuiret vnd hat auff den großen Platz zum Berlin bey S. Marien Kirch, der newe Marckt genandt, drey große geraume Gestüle vnnd Palatia, eines jmmer höher denn das ander, auffrichten lassen. Auff dem obersten sind gestanden etliche hochgelahrte vnd Rechtsverständige Leute, bey denen sich Richter vnnd Schöppen, wenn es etwa Not gewesen were, Rahts hetten erholen können. Auff dem mittelsten Pallast saß der Richter mit seinen Schöppen, vnd daneben auch die Gerichtsschreibern, Zeugen vnd Procuratores. Auff dem vntersten wurden Paul Frohm vnd alle angezeigte Jüden, außgenommen jhrer zween, die das heilige Sacrament

der Tauffe empfangen hatten, zugleich mit getwen vnnd weißen spitzigen Hüten geführet, die auch mit jhrem Jüdischen Gesange vor Gericht kamen.

Als solches Alles geschehen vnd die Jüden nach einander sind vorgestellet worden, hat der Richter den gehaltenen Prozeß gegen Paul Frohm vnd die Jüden von Anfange biß zum Ende vnd sonderlich die mannichfaltige Indicia vnnd Anzeigungen, auch jhre vnd eines Jeglichen Aussage vnd Bekentnüß zusampt der Churfürstlichen Commission ordentlich vnd öffentlich mit lauter Stimme von Wort zu Wort lesen lassen, in Beysein einer großen vnd mercklichen Anzal Geistlicher vnd Weltlicher Personen. Dieweil aber nach solcher Vorleiung Paul Frohm vnd die Juden solch jhre vorige Bekendnüß gar nicht verneinet oder widerruffen, als hat der Richter mit Vernewerung vnnd Wiederholung aller Händel vnd Acten die Schöppen vmb Recht gefraget, als nemlich nachdem das peinliche Gerichte hiebeuor vnd abermel, wie Rechts Sitte vnd Gewohnheit ist, bestellet, dafür Paul Frohm vnd die Jüden ein zum andern mal öffentlich vorgeführet vnnd sich zu jhrer Aussage rechtlich bekandt, vnd mit jhrem Ende bekrefftiget, auff solch Bekendnüß solle vnd möge ergehen in Rechts Krafft vnd möge weiter darauff mit der Schärffe gegen jhnen in Recht verfahren werden. Darauff die Schöppen jhre Bedencken genommen vnd erstlich der elteste auff die eine deß Richters Frage, folgend der ander, vnnd der dritte ꝛc. jhre Vrtheil bedächtiglich gefunden vnd mit Erlöbung deß Richters, öffentlich in bester form vnd Weise außgesagt, wie in den weltlichen vnd peinlichen Gerichten Sitte vnd Gewohnheit ist, biß so lange das peinliche Vrtheil, wie die obberürten Vbelthäter solten gestrafft werden, dem Scharffrichter ist befohlen worden. Derselbe hat vnter andern Worten gesagt: dieweil der böse Christ sich an dem heiligen Sacrament vergriffen, dasselbe gestolen vnd verkaufft ꝛc., darumb so solte man jn auff einen Wagen binden, die Gassen auff vnnd niederführen, mit Zangen reißen vnd darnach in ein Feuer legen. Und dieweil die boßhafftige, schnöde vnd verstockte Jüden jre böse Mißhandlung auch zu mehrmalen vor vnd außerhalb Gerichts bekandt, darumb so solte man sie zu Pulver verbrennen, damit alle andern ein Beyspiel vnd Exempel von jhnen nemen möchten, daß sie solche vnd dergleichen Vbelthat auch nicht begehen möchten.

Darauff hat der Scharffrichter Paul Frohmen genommen, hat jhn auff einen niedrigen Wagen halb nackend gesetzet vnd seines Gefallens auff vnd angeschmiedet, durch die fürnembsten Gassen beyder Städte Berlin vnd Cöln geführet vnnd mit glüenden Zangen zerrissen.

Jndem er aber mit Paul Frohmen vmbgefahren vnnd gehandelt, haben die schnöden Juden allerley Lästerungen erdacht vnd hat der eine Rabbi vnter jhnen gelesen, wie sonst ein Christlicher Prediger eine Oration lese, dazu denn die andern in jhrer Jüdischen Sprache alle mit lauter Stimme geantwortet: Amen. Vnd da sie dasselbe vollendet, haben sie alle zugleich mit lauter Stimme, wunderlichem Geschrey vnd seltzamen Geberden je mehr vnd mehr gesungen, biß sie zu der Städt deß peinlichen Gerichtes geführet vnd gekommen seyn.

Es hat dar zuuor der Scharffrichter mit seinen Helffern, deren aus eigner Bewegnüß vnerfordert viel dazu kommen, einen wunderlichen Baw zu jhrer Straff hinter dem Rabenstein zugerichtet, dergestalt vnd also. Paul Frohmen hat er allein an eine Seule mit Halßeisen vnd Banden angebunden,

vnd die Seule mit viel gutem Holtz, Reiß vnd Pech vmbleget, den Jüden aber hat er ein solch Tabernackel, dreyer Mann hoch, als starcke Rösten vber einander gebawet vnd derer jeglicher mit vielem Holtze, Stro vnd Pech ꝛc. beleget vnd auff eine jede Rösten in die Lenge vnd Breite starcke Bäume gezogen, daran er die Jüden, ein Theil auff die vntersten, die andern auff die mittelsten, vnnd also förder die vbrigen auff die dritte Rösten, alle bey den Hälsen mit eysern Banden auff vnd angeschmiedet, also daß einer hat in die Höhe vnd der ander vor sich nieder sehen müssen.

Als nun die Jüden also von den Scharffrichtern angemacht worden vnd nu haben sollen verbrand werden, hat ein Geistlicher noch dem armen elenden Christen Paul Frohmen das Leiden vnsers Herrn Jesu Christi vorgehalten, vnnd jhn vermahnet, daß er sich desselben trösten wolle: welcher es auch zu Danck angenommen vnnd solche Zeichen von sich gegeben hat, daß man hat mercken können, daß er in rechter warer Rew vnd im Glauben an den gecreutzigten Christum sterben wolte. Aber etliche verfluchte vnn schnöde Juden haben da jre Bosheit noch nit lassen können, vnangesehen, daß sie da Gottes Zorn vnn Straff vnd den jämmerlichen schmertzlichen Tod vor Augen gesehen, sondern haben Gott vnd die Christenheit geschmehet vnd nach dem Crucifix, Priester vnd andern Christen öffentlich gespyen. Daraus man genug hat mercken können, daß sie jhrer vorigen Bekentnüß nach Christum vnd seinen Anhang alle Tage gehöhnet: vnd sein also mit einem schnellen Fewer dahin gefahren.

Den folgenden Sonnabend sind die zween getauffte Jüden, als nemlich Gurgen, der zuuor grosse Jacob von Brandenburg geheißen, vnd Paul, so Joseph von Seehausen zuuor genennet worden, auch vor Gericht geführet worden, an den alten gewöhnlichen Ort, vnd ist gegen jhnen auch jhre Recht verfahren, wie oben mit den andern angezeiget.

Es sind aber diese zween so wol vor dem Verurteilen als hernach, allzeit biß in den Todt bey dem Christlichen Glauben blieben vnd haben alle Vmbstehende mit großem demütigen Fleiß gebeten, Gott vor sie zu bitten; haben sich auch zu allen obenberürten Handlungen, Judicien vnd Anzeigungen wie zuuor bekandt, vnd haben sich je mehr vnd mehr frewmütig erboten, solches mit jhrem Tode zu bekrefftigen. Sonderlich hat Gurgen, vngefehrlich des Tages zuuor, wiewol er wol gewust, das er folgendes Tages hat sterben sollen, in Beyseyn vieler Prelaten vnd anderer guter Leute angezeiget, wie schändlich seine Gebülffen, die Juden zu Brandenburg, mit dem heiligen Sacrament auff dem Tische gehandelt. Es hat auch derselbe Gurgen, als er allbereit auff dem Rabenstein gewesen, den Henker gebeten, das er jhm vergönnen wolte, vmbher zu gehen vnnd seine Notturft zu reden: welches jhm auch vergönnet worden. Darauff hat er Jederman angesprochen vnnd gebeten, ob er Jemand erzürnet, oder sonst in andere Wege zu nahe gewesen, jhm solches zu vergeben. Item er hat auch neben dem andern getaufften Jüden alle gegenwertige Leute höchlich gebeten, sie wolten vor Gott dem Almechtigen jhre warhafftige Zeugen seyn, daß sie als rechte fromme Christen gestorben weren. Sind also beyde gekröpfft worden, denen Gott in jener Welt mit allen andern Christgläubigen Seelen wolle gnädig vnd barmhertzig seyn. Amen.

Weil aber die obenberürten Jüden, deßgleichen auch etliche andere mehr, die mit den vnschuldigen Kindern sind bezüchtiget vnnd befraget worden, vnter andern vielen Vbelthaten bekandt, daß sie alle, soviel jhrer in einem Fürstenthumb, Lande oder Gebiete wohnen, ein Geld zusammen zu legen pflegen, dauon sie die Kinder käufften, vnnd darnach, wie oben berüret, erwürgen, hat Marggraff Joachim, deß Namens der erste, Churfürst zu Brandenburg ꝛc., solche Vbelthat in seiner Gnaden Landen, so viel möglich zu verhüten, alle Jüden der Marck vnd aller seiner Herrschafften verwiesen, vnnd durch jhren Jüdischen Eyd verschweren vnd aus Fürstlicher gnad vnd angeborner Mildigkeit biß außerhalb seiner Gnaden Lande, wo ein Jeglicher hingewolt, führen vnd geleiten lassen. Zu Brandenburg im Thumb ist der Tisch, darauff die eine Partickel zu Brandenburg gestochen worden, noch vorhanden, wie auch die Messer vnd Pfriemen, item, der Kuchen, darein das eine Stück ist gebacken worden ꝛc. Man hat auch die gantze Historiam oben im Chor im Thumb an einem Spinde abcontrefehet, da es ein Jeder noch sehen kan.

Es hat auch damals einer, mit Namen Jacob Winter, ein Lied von dieser Geschicht gemacht vnd zum Druck verfertiget, welches ich (weil mans nicht viel mehr findet) dem günstigen Leser zu Gute hieher setzen wil. Dasselbige ist nu dieses, wie folgt:

Als man schrieb tausend fünffhundert vnd in dem zehenden Jahr,
Da ist ein böser Christen wol in die Marck gekommen,
Als ins Dörfflein Knoblauch ist das genandt,
Das da ist gelegen daselbst in Hauelland.

Das geschah auff einen Mitwoch in einer finstern Nacht,
Deß Mittwochs nach vnser lieben Frawen Liechtmessen Tag,
Als da derselbig Christen ist in das Dorff gekommen,
Da hat er das heilige Sacrament wol aus der Kirchen genommen.

Mit einer kupffern Monstrantze, von Golde ist sie roth,
Zwo Hostien waren darinne, die eine klein, die ander gros.

Er trug sie mit sich von dannen, daß er kam allein,
Da setzte er sich nieder auff einen harten Stein,
Auff that er die Monstrantze zu derselben Stund,
Die grösste von den Hostien stack er in seinen Mund.

Gott that ihm dar ein Zeichen, das nicht kleine war,
Daß er in einer halben Stunden noch höret oder sach.

Darnach gieng er gerichte gen Spandaw in die Stadt,
Der Salomon Jude auch gesessen was,
Er sprach, Gott grüß Dich Jude, ich bring Dir hier ein Pfand,
Das wil ich Dir versetzen oder verkäuffen nu allzu Hand.

Der Jüde sprach behende, daß ist ein kupffern Faß,
Ich rede das für ware, die Christen haben jhren Gott darein gefaßt,
Das wolt ich gerne käuffen, käuffen vmb ein Geld,
Da sprach sich der Christen, möcht es bleiben vngemelt.

Er zog jhn aus der Taschen bey dem Jüden an einem Tisch,
Ich spreche das für ware, daß das der Christen Gott ist,
Was sol ich Dir darumb geben, sprach sich der Jüde zu Hand,
Da sprach sich der Christen, siebenzehen Groschen zum Pfand.

Der Jüde sprach gar balde, das ist zu thewer kaufft,
Doch wil ich Dir bezahlen dasselbe kleine Brod,
Er zog aus seiner Taschen neun Märkische Groschen trint,
Dafür hat er getauffet Jesum Marien Kind.

Die Christen möge betrachten vngleichen kauff,
Wer möchte den bezahlen, der Himmel vnd Erden schuff.

Der Jüde nam das heilige Sacrament, vnd warff es da auff den Tisch,
Nu wil ich von dir wissen, ob du der ware Gott bist,
Die Jüden allzumale trieben jren Spott,
Er sprach: thu mir ein Zeichen, bistu Teuffel oder Gott.

Sie haben das angespeiet, bespottet mit großem Geschrey,
Da that sich das heilige Sacrament an dreyen Stücken selbst entzwey.

Ein Theil haben sie gedrucket in ein Kuchen trint,
Sie meynten, sie wolten verbrennen Jesum Marien Kind,
Es stund ein Ofen nicht ferne, da man das Brot einbuch,
Darein setzten sie den Kuchen wol in die heisse Glut.

Nun sein auch alle Jüden in jhrem Hertzen blind,
Oben auff dem Kuchen sahen sie schweben einen schönen Jüngling.

Ein Theil haben sie geschicket zu Osterburg in die Stadt,
Da waren viel Jüden zusammen vnd hatten da eine Wirthschafft,
Sie legten das zwischen zwo Schüsseln, sie trugen das vor die Braut,
Die Juden tanzten vnd sprungen, vnd schreyen alle jauch.

Die Jüden allzumale trieben jhren Spott,
Sie sprachen, des sind wir all erfrewet, das wir haben der Christen Gott.
Sie haben das auch gen Stendal geschickt, auch gen Franckfurt am Meyn
in frembde Land,
Wo das weiter ist hinkommen, das sey Gott in dem Himel bekandt.

Ein Theil haben sie geschickt gen Brandenburg in die Stadt,
Da der Jude Jüde innen befesten was,
Daß er solte schawen, auch schawen der Christen Gott,
Da huben sie an zu heben einen trefflichen Spott.

Er lies sich herbringen einen Tisch, der war nicht gut,
Darauff wolte er schawen, ob das were Fleisch vnd Blut,
Sie haben darein gehawen vnd gestochen mit Messern, klein vnd groß,
Da sahen die Juden alle, daß das Blut mildiglich daraus floß.

Ihr Christen mögt das glauben, vnd seyd das alle gewiß,
Zu Brandenburg in der Thumbkirchen mögt Ihr den Kuchen schawen, die
Messer vnd auch den Tisch.

Der Christe ist gekommen zu Bernaw in die Stadt,
Er trug in seinem Busen noch das kupfferne Faß,
Er warff das vber die Mauer auff einen Holunder-Baum,
Das erfuhr ein frommer Christe, Gott wolle jhm geben das Lohn.

Er ging sich vor Gerichte, da er die Herren fand,
Mit also großem Fleiße that er jhnen das bekand,
Der Christe ward gefangen, gebunden also gewiß,
Zum Berlin ward er geführet, da der edle Marggraff gesessen ist.

Da hub er an zu reden ohn einicherley Pein,
Was Gott selbst wird verhengen, das mag nicht verholen seyn.

Er sprach, jhr edlen Herren, das solt jhr wissen gewiß,
Daß das heilige Sacrament wol bey den Jüden ist,
Salomon dem Jüden hab ich dasselbe gebracht,
Thut mit mir, was jhr wollet, ich hab das wol vorbracht.

Die Herren seumpten nicht lange, sie wurden bald bereit,
Darumb so mannich Edelmann auff seinem Sattel streit,
Sie zogen mit Fleiße alle vber das gantze Land,
Sie fiengen die Jüden alle, die Jüden jung vnd alt.

Zum Berlin wurden sie geführet darnach auff einen Tag,
Das man acht vnd dreyßig Jüden da verbrennen sah,
Dazu denselben Christen, der ward gezogen mit Zangen heiß,
Das geschah auff einen Freytag, als ich nicht ander weis.

Zween Jüden ließen sich tauffen, die nahmen den Christen-Glauben an,
Gott habe sie in seiner Hute, die Christen vberall,
Von dem Schwerte musten sie sterben, so kamen sie davon.

Dieß Lied hab ich gesungen zu Lob dem ewigen Gott,
Gott müsse die Juden schänden, die Mariam halten für Spott,
Die wollen wir alle loben, Mariam die Mutter seyn,
Vnd alle Gottes Heiligen, die in dem Himmel seyn.

57) Sagen von dem Einfall der Polen vnd Litthauer in Brandenburg. [1])

Im Jahre 1326 ist der König Vladislaus von Polen mit den Litthawern vnd Reussen, die er zu Hülff genommen, in die Newe, Mittel- vnd Vckermarck gefallen vnd hat er in kurtzer Zeit vber hundert vnd vierzig Dörffer, auch wol soviel Kirchen, Klöster vnd Klausen geplündert vnd außgepochet vnd ohne den andern mercklichen Raub auch bey sechs Tausend Christen gefangen weggeführet. In welchem Zuge sonderlich die vngleubige Litthawer vnd Reussen gegen die Christen große Tyranney geübet, viel Menschen jung vnnd alt jämmerlich ermordet, Frawen vnd Jungfrawen Geistliches vnd weltliches Standes geschwechet vnd genothzüchtiget vnd andere viel mehr vnchristliche Sachen weggenommen vnd getrieben. Bey welchem sich ein Exempel oder

[1]) Nach Angelus a. a. O. S. 134.

zween zugetragen, die nicht unwirdig, dieses Ohrts zu beschreiben vnd zu mercken. Vnter den gefangenen Jungfrawen, aus denen die Bojaren, Reussische vnd Litthawische Herren die schönsten zu ihrer Lust außlaßen, war sonderlich eine vom Adel fürtrefflich schöne, vmb welche sich jhrer zween von den fürnemesten Herrn fast zancketen, auch so weit einer dem andern im Wege stunden, daß keiner ohne des Andern Tod seinen Willen haben oder volnbringen möchte. Dieses sahe ohngefehr der Litthawer Oberster Feldhauptman Daud von Garthin, des Großfürsten Gedemini Marschalck, den verdros es sehr, daß vmb ein eingefangen Weibsbild zween so tapffere Helden (wie er sie dafür schetzete, denn das Vnrecht, so sie an die Jungfraw gar unbilliger Weise legen vnd vben wolten, achtet er gar geringe) sich selbst vnter einander verderben vnd vmb Leib vnd Leben bringen solten, legte sich bald dazwischen, sagte, sie solten jhm die Sache anheimstellen, er wolte den Hader leichtlich entscheiden. Als sie nun beyde darin verwilligten, hieb er mit seinem Säbel die Jungfraw in jhrer Gegenwart mitten von einander vnd sprach, es möchte nun ein Jeder vnter jhnen ein Stück vnd also zugleich einer soviel als der ander von der geliebten Jungfrawen heimnemen.

Ein ander Bojar vnter demselben Hauffen hatte eine schöne Jungfraw aus einem Kloster geraubt[1]), vnnd ob er wol balde mit Bitten balde mit Trewworten an jhr gewesen, das sie seinen Willen thun solte, hat er sie dennoch nicht können erweichen. Derwegen hat er sich unterstanden, dieselbe wider jhren Willen mit Gewalt zu schwechen. Da sie nu der Gewalt zu widerstehn viel zu gering vnd schwach war, bat sie den Barbarum jtzt mit weinenden Augen, bald aber mit Liebkosen, er wolte jhrer Ehre verschonen, so wolte sie jhm dagegen eine solche Verehrung thun, dauon er sich vnter allen sterblichen Menschen wol den glückseligsten in der gantzen Welt schetzen möchte. Jenem wurden von diesen Worten die Ohren so weit, daß er aus Wunder fragete, was köstlicher Verehrung das jmmer sein möchte. Sie antworte jhm, es were eine bewerte Kunst, wenn sie jhm dieselbe lehrete, so köndte er die Tage seines Lebens mit keinem Waffen, Schwerd, Spieß oder Pfeil an seinem Leibe verwundet oder verlehret werden. Ob er nun wol genzlich entschlossen war, seinen Willen zu schaffen, jedoch damit er die Kunst erst lernen möchte, verzog er sein Fürhaben vnd sagte ihr zu, sie bey Ehren zu behalten, wo sie jm die Kunst, jhrer Verheißung nach würde lehren. Es sind (sagte sie) wenig verborgene zauberische Worte, die ich dafür spreche, vnd damit Du an solcher Kunst nicht mögest zweiffeln, magstu sie an mir erstlich probieren. Jndem knieete sie für jhm nieder, segnete sich mit dem Creutze vnd betete den Verß aus dem ein vnd dreißigsten Psalmen: In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum. Diese Worte verstund jener nicht, sondern meinete, es weren die starcken vnuerstendlichen Zauberwörter, darauff die gantze Kunst beruhete. Da sprach die Jungfraw ferner mit ausgestrecktem Halse, er solte nun getrost zuhawen, so würde er gewisse Prob vnd Bewehrungen der Kunst befinden. Was geschahe? Er zückte ohn ferner Hinterdencken den Sebel vnd schlug ihr mit dem ersten Streich das Haupt herab. Da sahe er allererst, daß er durch diese List betrogen vnnd sie jhre Ehre lieber als das Leben gehabt hatte.

[1]) Diese Sage verlegt Curaeus, Chron. Silesiae S. 8 nach Schlesien.

58) Das wunderliche Schaf zu Templin. [1])

Freytags nach Jnuocavit des Jahres 1583, welcher da war der zweyvndzwanzigste Februarij, auff den Mittag vnd neun oder zehen Vhr, hat ein Schaff zu Templin zwey junge Lämmer gehabt. Bald hernach aber vmb ein Vhr nach Mittage hat daſſelbige Schaf ein monstrum oder mißgeburt gehabt, dergeſtalt wie folget: es war dieß monstrum wie ein ausgeſtopft Paar Pumbhoſen, doch inwendig nicht holl vnd war vmbgeben mit krauſer Lämmerwolle, die man Schmaſchen nennet, an der Farbe braunlächtig, wie junge Lämmerwolle mitbringet. Wenn mans von oben angriff vnd hielt, ſo hieng es an der Form gantz vnd gar als obengemelte Beingewande, aber in der Mitte hat es einen Darm als ſeinen Nabeldarm, dadurch es vielleicht ſeine Nahrung vom Schafe hatte haben können, doch etwas dicker als ein Lämmerdarm. Wenn man ſie angreiff an dem Ort, da ſonſten das Gewand die Knie der Menſchen pfleget zu bedecken, ſo fühlete man in einem jeden einen großen ſtarken Knochen, allenthalben geſchickt, als wenn man Pumbhoſen angriffe, darinn ein Menſchenbein wäre. Zu vnterſt da ſich dieſe Kleidung an den Knien endiget, ſo man die Wolle beſtrich, da ſchub ſich die Haut an den Beinen etwas vber, doch war es Alles zugewachſen vnd inwendig, wie zuuor gemeldet, nicht holl. Allein wenn mans in der Mitten angrieff, fühlete man einen ſtarcken Hufftknochen drinnen. Die gantze Länge dieſer Mißgeburt war bey einer kurtzen halben Ellen, die Breite aber war bey anderthalb Viertheil von der Ellen oben weiter als unten, gar durchaus wie Pumbhoſen zu ſeyn pflegen.

59) Der Wechſelbalg zu Cüſtrinichen. [2])

Jm Jahre 1565 iſt in dem Dorff Cüſtrinichen, in der Newen Marck gelegen, einem Bawern, Andreas Prawitz genandt, von ſeinem Weibe ein Kind geborn, dem in der Tauffe der Namen Matthias gegeben worden. Das Kind iſt zwar an allen äußerlichen Sinnen vnnd Gliedmaßen vollkommen geweſen, aber doch, ob es wol etliche zwantzig Jahr erreichet, iſt's doch ohn alle Vernunft abſcheulich anzuſehen geblieben. Vnd obs ſchon ſein justam Staturam, auch einen Barth vnter dem Kinn bekommen, hats doch niemals können gehen noch ſtehen, hat auch nicht können reden, ſondern wenns hungrig geweſen, ſo hats nur gewinſelt vnd gebrüllet. Auch hat ſichs ſelbſt von keinem Ort gemacht vnd hat nichts anders gethan, denn daß es gefreſſen vnd geſoffen vnd die eingegebene Speiſe vnd Tranck verzehret hat. Es haben viele Leute dafür gehalten, daß es ein Kielkropff were oder ein Wechſelkind, deren auch Lutherus in ſeinem Colloquiis gedencket.

60) Die Erſcheinung zu Neuſtadt-Eberßwalde. [3])

Jm tauſent fünffhundert vnd ſechszigſten Jahr nach Chriſti Geburt, dem vierten Tag Martij, deß Nachts hat man nicht weit von Newſtadt Eberßwalde

[1]) Nach Angelus S. 392 u. Ulr. Jenni Neue Zeitung, wie von einem Schafe in der Uckermarck zu Templin 1583 drey Früchte sind kommen, als zwey wohlgeschaffen Lämmer, die dritte aber eine Mißgeburt, in Gestalt eines Paar Pumbhosen, allen Hoffärtigen in Kleidung zur Warnung gestellet mit Dr. Jac. Coleri Vorrede. Berlin 1583 in 4°.

[2]) S. Angelus S. 363. — [3]) Nach Angelus S. 359.

am Himmel gesehen zwo Leichbaren, als hette sie ein Maler gemalet, mit schwartzen Tüchern vberzogen, die eine gros, die ander etwas kleiner. Hart bey den Baren sind etliche schwartze Mannsklöve gesehen worden, welche vber der Leiche berfür gesehen vnd dieselbe angegriffen, als wolten sie damit dauon lauffen. Neben dabey sind auch vier außgeworffene Todtengräber dergestalt, als weren sie allererst new gemacht, gesehen worden. Vnd solch Gesicht ist fast etliche Stunden am Himmel gestanden, ehe es verblichen.

61) Die drei Boten Gottes. [1])

Im Jahre 1557 ist einem Manne in der Marck nachfolgend Gesicht erschienen. Als er aus einem Walde gangen, hat er ein Kindlein auff einer Stauden sehen sitzen, welches Angesicht lieblich anzusehen gewesen, braun färbig, mit einem weißen Hembdlein bekleidet vnd mit einem kahlen Kopffe, darauff es gar kein Haar gehabt. Diß Kindlein hat angefangen vnd zu ihm gesaget: Wo wiltu hin? thue deinen Spieß von Dir, denn wir wollen nicht fechten. Als er sich aber gefürchtet vnd für Schrecken nicht hat reden oder etwas sagen können, hat es jhm den Hut mit einem Stabe vom Haupte gestoßen vnd befohlen, etwas näher zu ihm zu treten, sintemal es weiter mit jhm zu reden hätte. Hat darauff gesagt: fürchte Dich nicht, denn ich wil Dir kein Leid thun, ich habe Dein lange gewartet, biß Du mir zu Henden kommen bist, vnd Du aber bist der, dem ich anzeigen wil, was ich thun vnd was ich der Welt verkündigen sol. Gott hat vnser drey außgesand in die Welt, daß wir der Welt verkündigen sollen folgende Dinge. 1. Daß die Wucherer von jhrem Wucher abstehen vnnd das Getreide nicht so thewer verkäuffen. 2. Daß sich die Leute enthalten von jrem grewlichen Fluchen vnd Schweren, damit sie Gott im Himmel lästern. 3. Daß sich die Jugend sonderlich deß Fluchens enthalte. 4. Daß auch die Gewaltigen vnd Spitzhüte dauon abstehen. Auch hats gesagt, es were eine solche große Pestilentz vorhanden, daß der vierdte Mensch nicht würde lebendig bleiben. Item es würde nach dieser Zeit ein voll vnd reich Jahr kommen, aber wenig würden desselben gebrauchen. Weiter hats gesagt, der Mann solt Solches nachsagen vnd nicht verschweigen, hat jhm daneben gedrewet, wenn ers verschweigen würde, solte jhm wehe vnd bange werden, vnnd wenn er schon vber hundert Meilen von dannen were, wolte es nicht ferne von jhm seyn. Würde ers aber außbreiten, so würde ihm kein Arges widerfahren. Auch hats gesagt, es wolte jhm wol ein Zeichen geben, aber es dürffte nicht. Doch hats ihm soviel gesagt, daß es ein Engel were.

62) Das unverbrennliche Haus zu Stendal. [2])

Im Jahre 1553 haben zu Stendal in einem Hause etliche Leute kranck gelegen, sind sie in solcher jrer Krankheit wunderbarlicher Weise mit Fewer vberfallen vnd sichtiglich verbrand worden, also daß sie im Fewer erstickt vnd gestorben. Das Haus aber, darinn sie gelegen, ist unversehret geblieben, ist auch vom Fewer nicht angesteckt worden. Vber den dritten Tag hernach, als man die verbrandte vnnd verdorbene Leute hat begraben wollen, haben sie durch die Särge vberflüssig geblutet.

[1]) Nach Angelus a. a. O. S. 355. — [2]) Nach Angelus S. 351.

63) Die Sage von Iron, dem Markgrafen von Brandenburg. [1])

In dem Lande, welches Bertengenland (Britannien) heißt, war zur Zeit Alteus des Heunenkönigs ein König, Artus genannt: das war ein mächtiger Mann und schon bei Jahren, der hatte zwei Söhne, der ältere hieß Iron, der jüngere Apollonius. Da ward er krank und starb und es kam der gewaltige König Isung mit seinen eilf Söhnen, alles starke Recken ohne gleichen, nach Britannien und bemächtigte sich des Reiches. Des Artus beide Söhne flohen hinweg mit ihren Mannen und zogen weit umher, bis sie nach Etzelenburg zu König Etzel in Heunenland kamen, welches dieser sich kurz vorher unterworfen hatte. Etzel nahm sie zu seinen Mannen auf und machte Iron zum Grafen von Brandenburg und Apollonius zum Grafen von Thüringen am Rheine. Apollonius war einer der schönsten Männer und ein starker ritterlicher Held. Auch Iron war schön und stattlich, stark und gewandt in Ritterschaft, seine größte Lust aber war die Jagd.

In seinem Lande war der Walsilngwald [2]), auf der Grenze westlich an Frankenland. [3]) Dort herrschte der mächtige und tapfere König Salomon; der hatte mit seiner Gemahlin Herburg eine ebenso genannte Tochter, die schönste Maid und ihm so lieb, daß schon mancher Königssohn vergeblich um sie geworben hatte. Apollonius hörte von ihr und sandte seine Mannen hin, um um sie zu werben. König Salomon nahm sie wohl auf, aber nicht ihr Gewerbe, und unverrichtet kamen die Boten wieder heim.

Mißmuthig darob fuhr Apollonius zu seinem Bruder Iron, sagte ihm den Schimpf und sein heftiges Verlangen nach der Schönen und bat um seinen Beistand, sie mit Gewalt zu gewinnen. Iron fand es bedenklich bei Salomons großer Macht, und seine Gemahlin Isolde, die schönste und weiseste der Frauen, rieth deshalb, daß beide selber mit wenigen stattlichen Rittern nochmals werben sollten, und verhieß einen andern Rath, wenn es wieder fehlschlüge. Sie gab dem Apollonius einen goldenen Fingerring, welchen ihr Vater ihrer Mutter zur Verlobung gegeben und dessen Stein die Kraft hätte, wenn ein Mann ihn einem Weibe anstecke, ihr unwiderstehliche Liebe zu erregen. Beide dankten für den Rath, befolgten ihn und reisten nach Frankenreich.

König Salomon empfing sie wohl und veranstaltete ein großes Gastmahl. Die Brüder brachten nun die Werbung an, Salomon aber versagte, weil Apollonius kein König wäre. Apollonius sah unterdessen Herburgen, und sie gefiel ihm so sehr, daß er um so mehr auf sie gereizt wurde. Er offenbarte ihr seine Bewerbung, sie aber ergab sich in den Willen ihres Vaters. Da betheuerte Apollonius ihr seine heftige Liebe, und steckte ihr zum Pfande derselben den Ring an den Finger, und sie entließ ihn freundlich.

Unmuthig rüsteten sich die Brüder zur Heimfart, und vom Rosse herab drohte Apollonius, noch einst den Schimpf zu rächen. Salomon achtete es

[1]) Auszug aus der Wilkina Saga S. 220—247 bei Fr. Hr. von der Hagen, Heldenbilder aus den Sagenkreisen Karls des Großen ꝛc. Breslau 1821. Th. II. S. 386—411. Unter Iron könnte der Markgraf Otto I. († 973), ein berühmter Jäger, gemeint sein.

[2]) Der Schwarzwald scheint gemeint, obwohl der Name und die Sage auf den Wasgenwald weist.

[3]) Das Rheinische Francien.

gering. Seine Tochter aber, seitdem sie den Ring erhielt, liebte den Apollonius so sehr, daß sie lieber mit ihm bei Nacht leben wollte, als mit ihrem Vater daheim bei Tage.

Und als Apollonius hinwegritt, trat sie vor der Burg mit ihrer Mutter ihm entgegen, küßte ihn und gab ihm zum Abschiede einen großen und schönen Apfel, roth wie Blut. Unterwegs spielte Apollonius mit dem Apfel, warf ihn in die Luft und fing ihn wieder auf. Einmal faßte er ihn so hart, daß er in zwei Stücke zerbrach. Da fand er darin einen Brief, worin Herburg ihm ihre Gegenliebe bekannte und ihn bat, auf ihre Botschaft zu kommen und sie zu entführen, doch ohne dem Reiche ihres Vaters zu schaden. Da ward Apollonius vergnügt, verbarg es aber, und ritt heim zu seiner Burg Tyra. Auch Iron war daheim in seiner Burg, und beide rüsteten sich zu der Heerfahrt, welche über ein halbes Jahr verabredet war.

Noch vor Ablauf dieser Zeit kam eines Abends ein Spielmann nach Tyra und brachte dem Apollonius heimlich einen Brief von Herburg, worin sie ihm meldete, daß ihr Vater zu einem Gastgebote König Ermenrichs nach Rom gefahren; drum möchte er eiligst mit zehn bis zwölf Rittern heimlich zu ihr kommen. Apollonius war erfreut, rüstete sich mit zehn Rittern und verließ heimlich die Burg und ritt auf ungebahnten Wegen, Nacht und Tag, bis ins Frankenland, und hielt dicht vor der Königsburg im Gebüsche. Morgens früh ging Apollonius allein auf Kundschaft. In einem kleinen Dorfe ließ er sich von einem Weibe ihr Kopftuch und ihren Stock geben für seinen Goldring und Rock, verkleidete sich und ging auf die Burg. Er trat in das Frauengemach der Königin und nannte sich Heppa. Die Königin erinnerte sich dieses fahrenden Weibes, welches eine der ärgsten Huren gewesen und größer als der längste Kerl war. Die Mädchen trieben ihren Scherz mit ihr und Herburg fragte sie, wie manchen Mann sie wol in Einer Nacht genommen. Heppa that, als könnte sie nicht so höflich in Fränkischer Zunge reden und hob alle ihre Finger über den Kopf auf.

Alle lachten, Herburg aber verstand, daß Apollonius so viel Mann mit sich gebracht. Da nahm sie Aepfel, vertheilte sie unter ihre Frauen und warf der Heppa auch einen zu. Diese zerschnitt und aß ihn auch, fand aber darin einen Brief und beurlaubte sich. Die Königin schenkte ihr noch ein schönes Hemde und Kopftuch. Sobald er allein war, las Apollonius den Brief, worin Herburg versprach, in der Nacht zur verabredeten Stelle zu kommen. Er ging nun wieder zu seinen Mannen und erwartete die Nacht. Um Mitternacht kam Herburg zu dem Gebüsche und rief ihn lieblich. Er sprang herfür, umarmte und küßte sie und schwang sich alsbald mit ihr zu Rosse. Der armen Frau, welche Herburgen von der Burg begleitet hatte, schenkte er das Hemd und Kopftuch von der Königin, und gab ihr einen Brief an diese, worin er sie tröstete, daß ihre Tochter bei ihm wäre. Dann ritt er heim nach Tyra, wo Alle sich mit ihm freueten. Er wollte sich nun mit seiner Geliebten vermählen, sie aber bat ihn, sich zuvor mit ihrem Vater zu versöhnen. Nach einem Monate sandte er Boten hin und bat um Sühne. Salomon, obwohl beleidigt, willigte ein und eine Zusammenkunft wurde bestimmt. Unterdeß hatte aber Herburgen ein schweres Siechthum befallen und wenige Tage nach Heimkehr der Boten starb sie. So zerschlug sich die Aussöhnung und blieb Feindschaft zwischen Salomon und Apollonius und Iron.

Iron zu Brandenburg war ein so eifriger Jäger mit Hunden und Habichten, daß er oft sieben, neun, zwölf Nächte in seiner Burg blieb. Solches gefiel seiner Frauen Isolden übel. Als er sich einst wieder zu einer zwölftägigen Jagd rüstete, verwies sie es ihm, daß er des Waidwerkes wegen Land und Leute versäumte, und warnte ihn vor den Marken seines Feindes, König Salomons. Iron bekannte die Jagd als seine höchste Lust und fürchtete sich nicht, selbst in Salomons Marken zu jagen. Isolde schwieg unmuthig. Es war Winter und frischer Schnee gefallen. Frühmorgens stand Iron auf und rief seinen Waldgesellen. Alsbald stand auch Isolde auf, ging hinaus vor die Burg zu einem schönen Lindenbaum, entkleidete sich ganz und ließ sich lang in den Schnee fallen. Dann stand sie wieder auf, zog sich an und ging heim. Iron saß schon beim Frühstücke, und sie bat ihn, er möchte doch lieber in der Nähe jagen, so daß er Abends heim reiten und in seinem Bette schlafen könnte. Iron erwiderte, dort umher gäbe es nur kleine Thiere, nach welchen er seine Hunde nicht loslassen möchte. Isolde aber behauptete, es wären in der Nähe solche Thiere, wie er weit und breit nicht jagen würde, und eben habe sie vor der Burg das beste von ihnen im Schnee gespürt; wenn er es aber nicht jagte, würde ein anderer Mann es jagen. Sogleich stand Iron auf und ging mit ihr hinaus zu dem Lindenbaume. Da fragte ihn Isolde, ob er an dem Lager das Thier erkennte. Iron erkannte im Schnee die Spur des Frauenbildes, und Isolde wiederholte, daß ein anderer Mann das Thier jagen würde, wenn er nicht wollte. Iron aber gelobte, daß niemand es jagen sollte, außer ihm. Er ging mit ihr zurück in die Burg, ließ die Rosse wieder abfatteln und die Hunde anbinden, und blieb daheim.

So gieng ein Halbjahr dahin, da kam eines Abends ein Wandersmann auf die Hofburg und bat um Herberge. Iron bewirthete ihn gut und fragte ihn mancherlei Mähre. Der Wanderer erzählte, wie er von König Salomon in Franzien käme, bei welchem er den ganzen Winter gewesen, und daß derselbe, ein gewaltiger Waidmann, meist in dem Waslöngwalde jagte, wo unter Bären, Hirschen und allerley Gewild, insonderheit ein Wisend oder Auerochs gienge, das stärkste aller Thiere, welches Salomon schonte zur Zucht, so daß bereits zehn Wisende beisammen wären. So unterhielten sich beide den ganzen Abend beim Trunke. Am Morgen wanderte der Mann weiter, Iron aber dachte seiner Rede nach.

Nun fanden des Apollonius Mannen auf einer Jagd im Walde viele Thiere, Hirsche und Bären, von Hunden erbissen, und sie vernahmen von einigen Waldbewohnern, daß König Salomons Leute dort gejagt hatten, und berichteten solches ihrem Herrn. Dieser nahm es sehr übel, meldete es durch Boten und Briefe seinem Bruder und forderte ihn mit seinen Hunden und Waidmännern zu einer Jagd auf.

Alsbald rief Iron seinen besten Waidmann Nordian, seine Hunde zu koppeln, als Stappen seinen besten Bracken (Leithund), und Stutten und Bracka, und alle die besten Hunde, auch Loska die Petze und Ruska den raschesten Jäger. Da umhalsete Isolde ihren Gemahl und bat ihn, diese Jagd zu meiden. Iron aber wollte auf seines Bruders Botschaft nicht ausbleiben; und sie bat ihn weinend, nur nicht in dem Waslöngwalde zu jagen.

Er wollte es nicht zusagen, wenn Salomon in seines Bruders Walde gejagt hätte; und sie verkündete ihm das große Unheil, welches, zumal um die Wisende, daraus entstehen würde.

Da ritt Iron aus Brandenburg mit seinen Waidmannen und Hunden, und es wird gesagt, daß nie bessere Jagdhunde gefunden worden, und die zwölf besten darunter werden alle in deutschen Liedern genannt; es waren ihrer aber sechszig. So kam er zu seinem Bruder und ritt mit ihm und sechszig Jägern zuvörderst in den Ungarwald, wo sie einige Tage jagten. Darnach aber ritten sie Tag und Nacht, immerfort, bis in den Walslöngwald, ließen ihre Hunde los und erlegten Hirsche und Hinden, und Bären und allerley Thiere. Da spürten sie auch den Wisend mit drey Jungen aus und hetzten sie; diese aber tödteten manchen guten Hund, der alte Wisend entkam und nur die drei Jungen wurden erjagt. In allem erlegten die Brüder hier sechszig große Thiere, Hirsche, Bären und Wisende, ließen sie aber liegen und nahmen nicht mehr davon, als sie ihre Hunde fraßen und ihre Knappen brieten. So blieben sie einen Monat im Walslöngwalde und Iron rieth nun, heimzureiten, nachdem sie ihren Schaden zwiefältig gerochen. Apollonius war noch nicht zufrieden, weil sie so manchen guten Hund verloren und den großen Wisend doch nicht erjagt hätten, Iron aber gelobte, noch einmal wiederzukommen und es nachzuholen; und beide ritten heim und waren fröhlich.

König Salomon aber vernahm die Zeitung aus dem Walslöngwalde, ritt mit vierzig Mannen und vielen Hunden dahin, und sah den Schaden und die Schande an den unzähligen erlegten Thieren, und manche Feuerstatt der Jäger. Er ritt hierauf nordwärts in den Ungarwald und jagte da so gewaltig, daß der Wald fast ganz verödet war.

Apollonius hatte seinen Waidmann Rolf mit einigen Rittern in denselben Wald auf die Jagd geschickt, und als sie vergeblich umritten, fanden sie die erlegten Thiere; sie spürten den Jägern nach und trafen sie sammt den Hunden auf einem Gereute. Rolf ritt kühnlich auf sie zu, erkannte den König Salomon und fragte ihn, weshalb er gekommen. Salomon erwiderte, seinen Schimpf zu rächen. Da fragte ihn Rolf, ob er sich getraute, hier zu warten, bis er es seinem Herrn gemeldet hätte. Aber Salomon wollte das so wenig, als Apollonius seiner im Waslöngwalde gewartet hätte, hielt sich für genugsam gerochen und ritt heim.

Rolf berichtete Alles an Apollonius und dieser meldete es seinem Bruder. Iron rief zornig seinen Waidmann Nordian und gebot ihm, alle Hunde zu nehmen und sich auf eine Ausfahrt von zween Monaten zu bereiten. Da ward Isolde betrübt und weinte bitterlich; sie umarmte ihren Gemahl und bat ihn, lieber daheim auf seinem Lager bei ihr zu bleiben, und verkündete ihm das Unheil von dieser Jagd. Iron bestand auf seinem Willen; da bat und weissagte ihm dasselbe sein zwölfjähriges Töchterlein Isolde. Iron versagte auch ihr und rief seine Mannen auf; Weiber sollten ihn nimmer zurückhalten. Die junge Isolde aber wiederholte die Weissagung.

Iron ritt nun mit seinen Jägern und Hunden aus Brandenburg nach Tyra. Er fand seinen Bruder sich, wollte aber auf ihn nicht warten, sondern verstärkte nur sein Gefolge und ritt mit sechzig Rittern rastlos fürder,

bis in den Walslöngwald. Dort jagte er Alles, was ihm vorkam, und ließ kein Thier am Leben.

Eines Tags spürte er auch den großen Wisend aus. Dieser wandte sich gegen die Hunde und wehrte sich mit den Hörnern. Da kam zuerst Nordian heran, mit den beiden besten Hunden, Stutt und Stapp, am Seile; darnächst Iron mit Paron und Bonicke; dann der Truchseß mit Bracka und Porla, und der Schenke mit den Petzen Ruska und Luska, von welchen alle die besten Jagdhunde Irons gefallen waren. Iron hieß zuvörderst den Truchsessen seine Hunde loslassen: der Wisend aber stieß beide durch den Leib und schleuderte sie von seinem Geweihe todt hin. Darauf ließ Iron den Schenken seine Hunde anhetzen: Luska unterlief den Wisend und packte ihn beim Gemächte, daß er zurückwich, dann aber sprang er mit beiden Hinterfüßen ihr auf den Rücken und zerbrach ihr den Rückgrat, und die Ruska stieß er mit dem Geweihe zu Tode. Nun ließ Nordian seine Hunde los: Stapp sprang dem Wisend auf den Hals und biß sich fest, aber der Wisend schleuderte ihn mit seinem Haupte so gewaltig empor, daß alle Gebeine des Hundes zerbrochen waren, bevor er zur Erden kam, und als auch Stutt ihm auf den Hals springen wollte, stieß er ihn mit dem Gehörne und schleuderte ihn todt nieder. Hierauf ward der Wisend scheu und floh. Iron hetzte seine Hunde und jagte nach.

In Irons Gefolge war ein Ritter, Waldemar, groß und stark, aber höchst verzagt: als der Wisend ihm nahete, sprang er vom Rosse und stieg auf einen Baum; der Wisend lief unter demselben Baume hin, da kletterte der Furchtsame hoch hinauf in die Aeste, brach aber ein und fiel herab, gerade zwischen die Hörner des Thieres und kam auf dessen Hals zu reiten; er klammerte sich fest mit den Händen, und fuhr so auf dem nun noch wilder gewordenen Wisend dahin, die Hunde und Jäger hinterdrein. Iron sah die wunderliche Reiterei; Nordian erkannte den Gesellen, welcher das Thier bald ermüden werde, und Alle jagten nach, so schnell die Rosse mochten. Der Wisend mit seinem Reiter, seinen sieben Jungen, den bellenden Hunden und dem Jägerhalloh hinterdrein, lief nordwärts bis in den Ungarwald: dort überholten ihn die Hunde Paron und Bonicke und packten ihn an; er konnte unter der Last des Reiters sein Geweihe schwer zur Wehr bewegen; so kam Iron heran mit seinem Jagdspieß und erlegte das Thier. Dabei rühmte er den Waldemar, welcher, sonst so feige, heute das kühnste Wagestück vollbracht, und versprach ihm Belohnung. Nordian und die übrigen Jäger kamen auch heran und priesen Irons Heldenthat; keiner aber wußte, außer Waldemar selber, wie es sich zugetragen hatte. Sie bereiteten sich das Wild zum fröhlichen Mahle und gaben auch den Hunden ihr Theil davon. Dann ritten sie heim und Iron freute sich seiner Rache.

Als Iron Brandenburg nahete, kamen seine Gemahlin und Tochter Isolde ihm entgegen und empfingen ihn mit Freuden. Iron nahm seine Tochter und führte sie dem Ritter Waldemar als Lohn zu. Waldemar dankte, wurde mit ihr vermählt und war fortan Iron's Graf.

Nach manchem Tage mahnte Iron seinen Waidmann Nordian an die im Ungarwalde zurückgebliebenen jungen Wisende: jetzt wäre es wohl Zeit, sie zu jagen. Nordian war bereit dazu. Das hörte Isolde, sie weinte bitter-

lich, umhalsete ihren Gemahl und bat ihn, daheim zu bleiben. Iron wollte nicht, da verkündete sie ihm Unheil aus einem Traume, und Iron versprach, nur in seinem Walde zu jagen.

Er ritt dahin mit zwölf Rittern und Hunden, und kam in dreien Tagen an den Ungarwald. Am Abend ritt er hinein und sah darin manch großes Feuer. Als nämlich König Salomon erfuhr, daß Iron seinen großen Wisend und soviel andere Thiere gejagt hatte, saß er auf mit fünfhundert Rittern und ritt in den Ungarwald, sich zu rächen. Dort schlug er sein Gezelt auf, und gedachte in der Nacht des Apollonius Gebäude zu verbrennen. So traf ihn Iron dort und ritt auf ihn ein. Als aber seine Mannen die große Schar der Gegner sahen, flohen sie alle in den Wald. Iron wollte jedoch lieber sterben als fliehen, und auch sein getreuer Geselle Nordian verließ ihn nicht. Doch wurden beide überwältigt, gefangen und gebunden. Darnach zog Salomon wieder in sein Reich, und ließ Iron ins Gefängniß setzen.

Waldemar und die andern geflohenen Ritter kamen heim mit dieser Zeitung, worüber große Trauer im Lande war.

Als Iron drei Nächte im Gefängnisse gelegen hatte, kam der Thurmhüter und brachte ihm Speise. Iron ließ durch ihn den König um eine Unterredung bitten. Salomon kam, und Iron bat ihn, Nordianen mit einer Botschaft nach Brandenburg zu entlassen. Salomon gewährte, obwohl Iron es nicht verdient hätte. Und Iron sandte den Nordian heim zu Isolden und bat sie, mit den besten Kostbarkeiten seines Reiches zu kommen, um ihn auszulösen.

Nordian ritt hin und traf im Ungarwalde den Apollonius mit gewaffneter Schaar auf der Heerfahrt gen Frankenland, seinen Bruder zu befreien; es hatte ihn hier aber ein schweres Siechthum befallen, und wenig Tage darauf starb er und das Heer fuhr wieder heim.

Nordian eilte nach Brandenburg und brachte Isolden Irons Schreiben. Isolde gebot ungesäumt eine Schatzung über das ganze Reich, brachte großes Gut, an Gold und Silber und edlen Kleinigkeiten zusammen, und belud damit einen Wagen. Dann fuhr sie zu König Etzeln, Irons Oberherrn, und bat um Briefe an König Salomon, auf daß er ihren Gemahl freiließe. Etzel gewährte, weil gute Freundschaft zwischen beiden bestand, und Salomon den Iron nicht Etzels wegen befehdet hatte.

Hierauf fuhr Isolde nach Frankenland zu König Salomon, und brachte ihm Etzels Brief. Sie wurde wohl empfangen, und der König setzte sie neben sich und die Königin. Nach diesem ersten Abend stand Isolde auf, kniete vor den König, klagte ihm ihr Leid, und erbot ihm alle die mitgebrachten Kostbarkeiten, Gold und Silber, Purpur und Perlen, Rosse und Rüstungen und manchen adligen Ritter zum Lösegeld für ihren Gemahl. Salomon lobte ihren Edelmuth und hieß sie mit all ihren Kostbarkeiten heimfahren, weigerte sich jedoch, ihren Gemahl, der ihm soviel Schimpf und Schaden gethan, loszugeben. Da stand seine Gemahlin auf, umhalsete und küßte ihn, und bat für Isolden, und mahnte ihn zugleich an Etzels, ihres liebsten Freundes, Fürsprache. Hierauf gebot Salomon seinen Rittern, den Gefangenen aus dem Thurme zu holen. Das geschah und Salomon gab ihn seiner edeln Gemahlin und seinem Herrn, König Etzeln zurück. Isolde um-

armte ihren Gemahl und küßte ihn und beide waren herzlich vergnügt. Dann dankte sie dem König für die Gnade. Salomon setzte nun den Iron neben sich auf einen Hochsitz und ließ seine Knappen ihn bedienen. So blieben sie dort über Nacht.

Am Morgen stund Iron mit dem Gefolge seiner Gemahlin vor König Salomon und beschwur mit zwölf Rittern die Sühne, und daß er nimmer diese Gefangenschaft rächen wollte. Reich beschenkt von König Salomon fuhren Iron und Isolde heim nach Heunenland.

Zuvörderst kam Iron zu König Etzeln, meldete ihm seine Sühne, und fragte, was er nun über ihn geböte. Etzel hieß ihn, seine Mark wieder einnehmen, sowie er zuvor sie gehabt hatte. Iron dankte ihm für seine Gnade und fuhr heim.

Nicht lange darnach ward Irons Gemahlin, Isolde, siech und starb. Iron betrauerte sie als seinen größten Verlust.

Hierauf fuhr König Etzel zu einem Gastgebote König Ermenrichs nach Rom und mit ihm viele seiner Häuptlinge, darunter auch Iron von Brandenburg, in allem hundert Ritter und viele Knappen. Sie kamen in Amelungen-Land zuvörderst nach Breisach zu Herzog Hache, genannt Harlunger Trost.[1]) Hier wurden sie köstlich bewirthet und am Abend schenkte ihnen des Herzogs Gemahlin Wolfriana den Wein ein. Diese war (eine der neun Schwestern) von Trachenfels und die minniglichste der Frauen. Sie ersah da bei dem König einen großen Mann, der hatte langes schönes Haar wie geschlagenes Gold, eine weiße Haut, ein schönes Antlitz, helle Augen und weiße Hände: dieser, der schönste Mann in der ganzen Gesellschaft, war Graf Iron von Brandenburg. Wolfriana blickte ihn oft verstohlen und freundlich an; und auch Iron bemerkte ihre Schönheit, achtete wenig des Trinkens und ward ganz liebesiech. Die Uebrigen aber tranken lustig, bis Alle zu Boden lagen: da verständigten sich Iron und Wolfriana über ihre Liebe, und Iron gab ihr den Ring, welchen Apollonius einst an Herburg gegeben hatte.

Am Morgen zog Etzel fürder zu Ermenrich nach Rom. Bei diesem Gastmahle war auch Dietrich mit Wittig und Heime; und Dietlieb bestand damals den Wettkampf mit Walther von Wasgenstein.

Auf der Heimreise war Etzel wieder bei Hache in Breisach zu Gaste. Und da gelobten sich Iron und Wolfriana stäte Minne, wenn sie auch nie mehr zusammen kämen, und verabredeten Wahrzeichen. Dann fuhr Etzel heim nach Heunenland und Iron nach Brandenburg, wo die Jagd fürder seine Lust war.

Nach einiger Zeit rüstete sich Iron mit Nordian, Jägern und Hunden zu einer Ausfahrt auf zween Monden. Sie ritten aus und jagten lange auf öden Marken. Dann ritt Iron allein südwärts in Amelungenland nach Breisach. Da vernahm er, daß Hache mit Dietrich zu einem Gastgebote bei Ermenrich in Rom geladen war, und sandte einen Ritter in die Burg mit einem Briefe an Wolfriana um eine Zusammenkunft. Der Ritter kam als Spielmann verkleidet in den Saal zu einem großen Trinkgelage. Wolfriana schenkte dem Herzog ein und trat eben zu einer Kanne, welche der Schenke

[1]) Amelungen-Land ist das Gothenreich in Oberitalien, und unter Breisach ist Brescia zu verstehen.

hereingebracht hatte; da gab ihr der Bote den Brief und das Wahrzeichen. Sie steckte den Brief in ihren Säckel und bestellte Iron zur Nacht, nach Hache's Abfahrt, in die Burg. Dann nahm sie die Kanne und schenkte dem Herzog ein. Dieser nahm der Becher, trank ihr zu, und hieß sie neben ihm sitzen und mit ihm trinken. Das that sie, ward trunken und schlief ein. Der Herzog hieß sie zu Bette tragen, und seine Ritter legten sie in ihren Kleidern auf das Bette, an welchem zu den Häupten und Füßen sechs Kerzen brannten. Dann ging er selber schlafen, und als der Kammerdiener ihn entkleidet hatte, verschloß er die Thüre, nahm seiner Frauen den Säckel ab, und fand den Brief, in welchem Iron sie zu einer Zusammenkunft in dem nahen Walde einlud, sobald ihr Gemahl hinweg wäre. Dieser steckte den Brief wieder an seinen Ort und legte sich schlafen. Frühmorgens weckte er Volkrianen und war sehr freundlich zu ihr. Dann ritt er mit zwölf Rittern, wohlgerüstet und gewaffnet, gen Rom.

Als sie durch den nahen Wald bis zur neunten Stunde geritten waren, ließ der Herzog wieder umkehren, weil er Dietrichen noch daheim erwarten müßte, um zusammen nach Rom zu reiten. Sie kamen wieder in den Wald, und bald nach Sonnenuntergange sahen sie einen Mann daher reiten, mit zween Hunden, einem Habicht auf der linken Hand, und einem goldnen Habicht und Hund in seinem glänzenden Schilde. Daran erkannte Hache den Grafen Iron von Brandenburg und rief sogleich seine Mannen auf, ihn zu erschlagen; er zog sein Schwert und ritt zuvorderst auf ihn ein. Iron erkannte auch ihn an dem goldnen Leuen im rothen Schilde. Beide rannten zusammen und schlugen auf einander. Iron wehrte sich ritterlich, stürzte aber zuletzt mit schweren Wunden todt vom Rosse. Hache ließ ihn liegen, ritt zu einem ihm gehörigen Hause im Walde und beherbergte da diese Nacht. Denselben Abend kam Dietrich von Bern mit seinen Mannen, darunter Wittig und Heime, nach Breisach, und übernachtete dort bei guter Bewirthung. Am Morgen ritten sie fürder durch den Wald und fanden den todten Mann, bei ihm das ritterliche Roß, welches gegen sie biß und schlug und nicht von seinem Herrn weichen wollte, und zween Hunde, welche ihn nicht anrühren ließen, und auf einem Baume über ihm saßen zween Habichte und schrieen laut. Dietrich schloß daraus, daß es ein trefflicher Mann sein müßte, ließ Alle absteigen, und erkannte den Grafen Iron von Brandenburg. Er beklagte ihn und hieß ihn dort bestatten. Sie machten ein Grab, legten den Todten mit all seinem Heergeräthe hinein und machten aus Bäumen und Steinen ein würdiges Grabmal über ihm. Während der Arbeit gesellte sich Hache zu ihnen und gestand Dietrichen, daß er den Iron erschlagen, weil derselbe in seiner Mark mit List und Verrath ein zweifüßiges Thier jagen wollte. Darauf ritten alle fürder nach Rom.

Als Iron zu lange ausblieb, ritt Nordian mit drei Rittern ihm nach. Sie sahen im Walde das Grabmal, dabei das Roß, die Hunde und Habichte, und fanden darin den Leichnam ihres Herrn mit schweren Wunden. Sie nahmen die treuen Thiere zu sich und weilten doch so lange in Amelungenland, bis sie gewiß waren, daß Herzog Hache ihren Herrn erschlagen hatte. Dann ritten sie heim nach Heunen Land und brachten König Etzel die Mähre. Dieser setzte nun einen andern Grafen über Brandenburg und die Mark Irons.

64) Vom großen Ruland zu Brandenburg.

Es hat Carolus Magnus zu Brandenburg auf dem Markte der neuen Stadt ein Bildniß, der Ruland geheißen, setzen lassen, wie er auch zuvor an andern Orten mehr gethan, und solches seinem Ohm Rulando zu Ehren, der im 778. Jahr nach Christi Geburt in einem überaus harten Treffen vor Durst und Mattigkeit gestorben, zu bedeuten fürnehmlich, daß Carolus Magnus allda gewesen und den Ort oder Stadt mit großen Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten begnadet.

Diese steinerne Ritterfigur, die sehr hoch und stark ist, auf einem erhabenen Piedestal steht, geharnischt ist, in der Rechten ein langes Schwert und in der Linken ein Degengefäß hält, ward im Jahre 1716 am 27. October von ihrem frühern Platze weg und an die Thür des Rathhauses gerückt, so daß sie mit dem Gesichte zum Steinthor hinausieht. Bei dieser Gelegenheit ward die ganze Figur mit Aschfarbe überstrichen und der Küraß mit Gold ausstaffirt.[1])

65) Der Jude Teyle zu Brandenburg.[2])

Um das Jahr 1514 hat eine Jude, Namens Teyle, in der Altstadt Brandenburg mit einer geweihten Hostie Unfug getrieben, sie mit Schmäh- und Lästerworten verhöhnt und mit seinen unheiligen Händen betastet. Um solches wieder gut zu machen und den Zorn Gottes zu beschwichtigen, hat der Magistrat an der Stelle, wo diese Entweihung geschehen, zum Seelenheile aller Guten und zum Lobe Gottes und seiner Mutter Maria eine neue Capelle bauen lassen; dieselbe ist zwar nicht mehr vorhanden, hat aber vermuthlich der Capellenstraße ihren Namen gegeben.

66) Der Traum von der Kuttenlinde.[3])

Vor dem Pfarrhause oder der Superintendentur der Stadt Brandenburg befand sich eine große Linde, die Kuttenlinde genannt, weil sie zum Andenken eines Rectors daselbst, Matthias Kuttenius, gepflanzt war. Von dieser träumte einst der Frau des Rectors Caspar Gottschling, als sie noch nicht völlig ein Jahr hier gewohnt, etliche Male, als wenn sie aus der Kirche ohne Kopf ins Haus käme und ihr Kopf unter der Linde läge: Sie ist sehr bald nach diesen Träumen gestorben und unter diese Linde begraben worden.

67) Das sonderbare Kind zu Brandenburg.[4])

In dem Jahre 1548 ist zu Brandenburg ein Kind geboren worden, welches Zähne gehabt und zerschnittene Wangen als ein zerschnitten Koller.

[1]) Eine Abbildung bei Angelus, Annales March. S. 26, und in Berckenmeier, Curieuser Antiquarius, Bd. I. S. 688.

[2]) S. Hefter, Geschichte der Kur- und Hauptstadt Brandenburg. Potsdam 1840. in 8°. S. 293.

[3]) S. Joach. Fromm, Beschreibung der Stadt Brandenburg. Brandenburg 1727. in 8°. S. 155.

[4]) S. Angelus S. 340.

Denn das Fleisch ist ihm herunter gehangen als ein Unterzug in zerschnittenen Hosen. Neben dem Leibe hat's eine Haut gehabt, damit es bedeckt worden, und dieselbe hat ihm weit heruntergehangen, wie eine hispanische Kappe. Wenn man aber dieselbe aufdeckte, hat man an des Kindes Brust eine Wunde gesehen, daraus immerdar Blut geflossen.

68) Woher der Name Ketzerdörfer kommt? [1])

Im Jahre 1432 sind die Hussiten in die Mark Brandenburg eingefallen und haben daselbst greulich gewüstet, haben sich auch an die Dörfer um Königsberg gemacht, etliche zerstört, andere aber wieder aufgebaut, die noch heut zu Tage die Ketzerdörfer genannt werden. Man sagt auch für gewiß, daß man in etlichen Kellern derselben Dörfer Altäre finde, darauf die Hussiten, so man Ketzer genennet, lange ihren Gottesdienst heimlich verrichtet.

69) Historia und Bericht von der Magd, die zu Frankfurt an der Oder Geld gefressen. [2])

Im Sommer des Jahres 1536 hat sichs zugetragen, daß eine Magd, Marx Fischer's Tochter zu Lebus, mit Namen Gertrud, vom leidigen Teufel, der in eines Kriegsmanns Gestalt zu ihr gekommen, sey angeredet worden, so sie seinen Willen würde thun und ihn lieben, so wollte er ihr soviel Geldes verschaffen, daß sie dessen überflüssig sollte bekommen und haben. Was geschieht, sie als eine einfältige Magd läßt sich leicht überreden und sagt ihm zu, was er von ihr begehret. Bald aber darauf läßt er sich in anderer Gestalt sehen und besitzet sie von Stund an leibhaftig. Derhalben, damit sie desto besser mit Beten von den Geistlichen und von dem gemeinen Volke möchte geholfen werden, ward sie gen Frankfurt an der Oder (weil Lebus nur eine Meile Weges davon liegt) gebracht, und der Rath daselbst verordnete ihr gute Wartung und starke Wache, damit sie ihr selber nicht am Leib und Leben Schaden zufügte.

Dieses ist aber ganz wunderbar, dergleichen nie gehöret noch erfahren, auch in keinen Historien oder Chroniken beschrieben, daß, wenn sie an eine Mauer, Wand, Tisch, Bank, Rock, Bareth oder dergleichen Ding griff, bekam sie die Hand voll Geldes, mancherley Münze, doch die dazumal im Lande gänge und gäbe war, als Märkische, Pommerische, Meißnische, Polnische, Preußische, Böhmische Groschen und Pfennige. Ja, was noch mehr zu verwundern ist, wenn sie das Geld also in die Hand bekam, ließ sie es dabei nicht bleiben, sondern fuhr damit alsbald zum Maul zu, zerkäuet es, daß mans hörte knirschen, that auch oftmals das Maul auf, steckte die Zunge heraus, ließ das Geld im Maul sehen und schluckte es zuletzt ein. Nun trieb sie solches etliche Wochen und geschahe nicht scheinweise, wie mit den Gauklern geschieht, die Flachs fressen und Feuer ausspeien, sondern die Münze, die sie fraß, war ächt und wahrhaftig. Denn die Leute, so bei und um sie waren, und die Bürger, welche oft auf den Stadthof, da sie verwahret ward,

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae S. 210.
[2]) Nach Angelus S. 324.

gingen, ergriffen ihr die Hände, brachen dieselben mit großer Stärke und Gewalt auf, ehe sie damit zum Maul kam, und nahmen ihr das Geld, ungesehen, daß sie darüber sehr zornig ward, schrie und sich übel stellte. Zuletzt wenn sie irgend einen Angriff that, erwischte sie Nadeln und fraß die auf. Zudem führte sie seltsame wunderliche Reden, wie sie da und dort gewesen, dieses und jenes ausgerichtet, und lachte überlaut dazu, als wenn sie gar wohl gethan hätte.

Dieses ist zwar ein seltsam Wunder, aber eine gewisse und wahrhaftige Geschichte, daraus zu ersehen, daß der Teufel durch Gottes Verhängniß und Zulassen auch wunderliche Dinge thun kann.

Es ist aber ein noch viel größer Wunder, das darnach folgte. Denn obwohl die Papisten, welche zu der Zeit noch das Kirchenregiment inne hatten, einen Exorcisten oder Teufelsbanner holen ließen, und er, der Exorcist, sich's mit seinem Beschwören und Bannen ließ sauer werden, die Magd auch oft im Weihwasser badete: jedoch war Alles vergeblich, und die Magd oder vielmehr der Teufel aus ihr trieb Gespötte daraus.

Es war auch dazumal zu Frankfurt ein evangelischer oder Lutherischer Prediger, mit Namen Andreas Ebert, von Grünberg aus Schlesien bürtig, welcher Lutherum zu Wittenberg gehört und von etlichen frommen Bürgern auf Zulassen seiner Churf. Gnaden zu Brandenburg unterhalten ward. Dieser Herr Andreas, da die Papistischen mit ihren Exorcismus und Beschwörungen nicht konnten fortkommen, that auf Dr. Luthers Rath (denn an den hatte er's schriftlich gelangen lassen) in der Gemeine Gottes täglich Fürbitte für sie, und ließ sie in alle Predigten, die er that, führen. Und obwohl unter der Predigt der Teufel viel Ungemachs trieb und oft ein groß Geplärr und Geschrei machte, auch den Prediger Lügen strafte, sonderlich wenn des Herrn Christi gedacht ward, ward doch gleichwohl die Magd mit Verleihung göttlicher Gnaden durch der Christen Vorbitte erledigt, und diente hernach zu Frankfurt noch lange Zeit. Wenn sie aber hernach gefraget ward, wie ihr geschehen wäre, antwortete sie, sie wüßte nirgends von und wie ihr geschehen wäre oder was sie gethan hätte.

70) Der Poetenbrunn zu Frankfurt an der Oder. [1])

Vor der Stadt Frankfurt an der Oder liegt ein wunderbarer Brunnen, der Steinbrunn oder Poetenbrunn genannt, welcher allerhand Muscheln von sich giebt und die hineingeworfenen Sachen mit Stein überzieht. Poetenbrunn ist er genannt worden, weil ehemals die vornehmen Poeten ihre Lust an diesem Brunnen gehabt und sich gerne dabei aufgehalten.

71) Die Besessenen zu Spandau. [2])

Im Jahre 1594 hat der Teufel zu Spandau wunderbare Spiegelgefechte mit Besessenen gemacht und sich durch dieselben seltsamer Worte ver-

[1]) S. Beckmann, Th. III. S. 615.

[2]) S. Angelus S. 414 ꝛc. Ein Bedenken, was von dem Zustande der Besessenen in Spandow und englischen Erscheinungen zu halten. Braunschweig 1609 in 4°. Möhsen, Geschichte der Wissenschaft in der Mark Brandenburg, S. 501.

lauten lassen. Man erzählet, er habe Geld, Kränze, Nadeln, Knöpfe, Messer, Ringe, Bänder und andere Sachen ausgestreut, und wer sie aufgenommen, wäre vom Teufel besessen gewesen. Er habe sich in mancherlei Gestalt sehen lassen und ganz wunderliche Dinge getrieben, weshalb niemand des Abends auf der Straße gehen wollen, aus Furcht, er möchte besessen werden. Die Besessenen hätten ausgesagt, sie empfänden zum Oefteren, daß ein kalter Wind sie anwehete, der sich wie eine Schlange drehete, bis er ans Herz käme, wodurch sie sofort ihrer Sinne beraubet würden, daß sie nicht wüßten, was sie redeten und thäten. Unter den Besessenen werden als die merkwürdigsten genannt: Gabriel Kummer, ein Hutmachergesell aus dem Fürstenthum Jägerndorf, Andreas Reiche, ein Huf- und Waffenschmied, und eine Dienstmagd Katharina Richtern. Außer diesen werden noch 30 Personen nahmhaft gemacht, sowohl erwachsene Manns- und Frauenspersonen, als auch Knaben und junge Mädchen. Erstere geben auch englische Erscheinungen vor, die alle darauf hinausgiengen, daß ein Engel sie ermahnet habe, zum Inspector Magister Albert Colerus zu gehen und ihm anzuzeigen, daß er seine Zuhörer mit rechtem Ernst und Eifer zur Besserung ermahnen sollte, damit sie vornehmlich von ihrer gewöhnlichen Hoffarth und Kleiderpracht, von übermäßigem Fressen und Saufen u. s. w. abstehen möchten, sonst schreckliche Strafgerichte erfolgen würden. Besonders zeichnete sich der Hutmachergesell durch seine vorgegebenen Erscheinungen und Gesichte des Engels Gabriel vor Andern aus.. Durch eine Stimme, die er des Abends gehört haben wollte, und die ihm zugerufen, daß er die Kirche öffnen, die Sturmglocke läuten und auf den Straßen schreien sollte: Thut Buße oder Wehe, Wehe Euch, Wehe mir selbst! brachte er die Einwohner der Stadt, da er Letzteres wirklich that, nachdem ihm die Oeffnung der Kirche und das Läuten untersagt und er daran gehindert worden war, in solchen Aufruhr, daß dieselben einige Stunden lang in großem Schrecken und Angst in der Stadt herumliefen, dabei er den nachfolgenden Tag selbst gestanden, daß er bei seinem Geschrei in großer Furcht und Bangigkeit gewesen. Diese Besessenen führte man täglich in die Kirche und stellte dabei Betstunden an, davon noch bis jetzt in der Stadt Spandau das Anschlagen der Glocken zu gewissen Stunden seinen Ursprung herleitet. Im folgenden Jahre geschahe solches auch im ganzen Lande, da wider die Türken Befehl Gebete verordnet wurden. Der Graf Rochus zu Lynar ließ gleichfalls wegen häufig Betstunden in seinem Hause halten, richtete auch am 29. November 1594 deshalb ein Schreiben an den Churprinzen Joachim Friedrich.[1]) Endlich hat aber bei diesen anhaltenden gottseligen Handlungen das teuflische Unwesen, welches vom 15. September bis 17. December des Jahres 1594 gewährt, aufgehört. Es sind auch die vornehmsten Theologen von Berlin und Frankfurt nach Spandau gekommen, um die ganze Begebenheit zu untersuchen, die denn auch gefunden, daß es eine wahrhafte teufelische Besitzung sey, wie sie in ihrem weitläufigen theologischen Bedenken auch dargethan.[2])

[1]) Abgedruckt bei Dilschmann, Diplomatische Geschichte und Beschreibung der Stadt Spandow. Berlin 1785 in 4°. S. 160 ꝛc.

[2]) Abgedruckt bei Angelus, a. a. O.

72) Der wunderbare Hirsch bei Spandau.[1])

Im Jahre 1705 hat man in der Spandauischen Stadthaide einen Hirsch angetroffen und gefangen, welcher ganz tiegricht (d. h. tiegerfarbig) gewesen, auf dem Rücken einen großen weißen Fleck gleich einem englischen Sattel, um die Augäpfel einen rothen Ring und rothe Schalen als Korallen gehabt und für was Seltsames gehalten worden. Deshalb ist er auch abgeschildert worden und noch jetzt auf dem Königl. Schlosse, auch bei andern Jagdbedienten zu sehen.

73) Der Zauberer zu Zossen.[2])

Es ist im Jahre 1663 ein alter Haideläufer, Namens Claus, aus dem Amte Zossen als Zauberer verurtheilt und vor Berlin enthauptet worden, weil er den Leuten Nachricht gegeben hatte, wo sie ihre verlorenen Sachen wieder bekommen könnten; er soll auch vorgegeben haben, daß er einen verdammten Geist habe, der ihm Alles sage, allein auf der Folter hat er gleichwohl nichts davon bekannt.

74) Der Sackpfeifer und der Wolf bei Spandau.[3])

Man hat in der Nähe von Spandau um das Jahr 1690, um die vielen dort hausenden Wölfe zu fangen, hin und wieder gewisse Wolfsgruben gemacht, welche unten weit, oben aber etwas enger und mit glatten Brettern ausgelegt waren. So ist ein Sackpfeifer, der in Spandau von seinem Gewerbe sich einen Trunk zu Gute gethan, des Weges gekommen und in eine solche Wolfsgrube hineingefallen, hat sich aber sehr verwundert, als er gesehen, daß die Stelle schon von einem Wolfe besetzt gewesen, welcher dazu über diese hastige Zusprache etwas beunruhigt worden und sein Mißfallen durch Weisung seiner Zähne zu verstehen gegeben. Hierüber hätte der verirrete Musicus sich nun wohl einige verlegene Gedanken machen sollen, allein der annoch frische Rausch hat ihm einen so guten Muth zugesprochen, daß er seine Sackpfeife zur Hand nimmt und dem Wolfe eins vorspielt, der auch nicht faul gewesen und mit seiner durchdringenden Stimme dem Concert einen guten Nachdruck gegeben und den Sackpfeifer accompagniret, wobei jedoch der Sackpfeifer nach seinen Pausen von der Instrumental- zur Vocalmusik geschritten und bald ein Adagio, bald ein Presto, endlich auch ein Lamento angestimmt, und die Jäger solchergestalt herzugebracht, welche ihn von dem gefährlichen Bassisten befreit.

75) Das Grab des Remus bei Rheinsberg.[4])

Nahe bei der Stadt Rheinsberg befindet sich auf dem bei derselben gelegenen See eine Insel. Als man einst hier beschäftigt war, tiefe Gräben zu machen, grub man dabei verschiedene Menschenknochen von ungewöhnlicher Größe aus und entdeckte zugleich ein altes Grab, das aus zwei Steinen bestand, davon einer etwas kleiner, der andere aber etwas größer und von

[1]) Nach Beckmann, Beschreibung der Mark Brandenburg, Th. I. S. 776.
[2]) Nach Tillchmann, S. 29 ꝛc.
[3]) Nach Beckmann, Bd. I. S. 790.
[4]) Nach Beckmann, Th. II. S. 49 ꝛc., wo auch (S. 429 und 430) die Abbildung.

Marmor war, drei Viertel Ellen lang, eine halbe Elle breit und eine Viertel Elle dick. Auf der einen Seite sind sechs Vögel zu sehen gewesen, so ohne Zweifel die sechs Jahichte bedeuteten, welche sich dem Remus auf dem Berge Aventinus zuerst zeigten, obwohl Romulus hernach auf dem Palatinischen Berge ihrer zwölf erblickte. Auf der andern Seite befand sich eine Inschrift, welche aber vom Alter sehr angegriffen und nicht genau lesbar war, darum sollte die Stadt nicht Rheinsberg, sondern Remsberg, auch der Fluß eigentlich Rehm, Remus, und nur verderbt Rhein oder Rhin heißen. Remus hat auch leicht nach Teutschland gehen können, weil die Tuscier, so zu den Zeiten in Italien das Meiste vermochten, wahrhafte Teutsche, Tuiscones gewesen.

76) Der Stein bei Stolzenhagen. [1])

An dem Wandelitzischen See auf dem Stolzenhagenschen Felde unter dem Amt Müllenbek befindet sich ein ungeheurer Stein, der etliche Fuß in die Erde hineingeht, oben aber einen Eindruck von einer sehr großen starken Mannshand in ihren fünf Fingern ganz deutlich und klar zeigt. Davon erzählen die Wandelitzer Einwohner, daß in alten Zeiten ein Riese diesen Stein diesseits des Wandelitzer Sees aufgehoben und zum Beweis seiner großen Stärke mit seinen fünf Fingern in den Stein hineingegriffen, ihn auf die Hand genommen, über den See hinweggeschleudert und den Eindruck seiner Hand darin gelassen hätte. Hierbei erinnert man sich der Steine unten am Petersberg und bei Wettin, in welchen ebenfalls Klauen von gleichem Ursprung angegeben werden, wie auch der zwei Hände in einem Stein bei Sonnewitz. [2])

77) Die sieben Steine bei Morin. [3])

Unweit des Städtchens Morin in der Neumark stehen auf dem Felde sieben große Steine beisammen, nur die sieben Steine genannt. Nach der Sage sind dies einst sieben junge Burschen gewesen, welche aus Uebermuth ihren Käse und ihr Brod auf eine unanständige Weise benetzt haben. Zur Strafe für ihren Frevel sind sie sofort in jene Steine verwandelt worden.

78) Die Steine bei Reidenitz und Parchnitz. [4])

Bei dem Dorfe Reidenitz nicht weit von dem Amte und Städtlein Zehden, auf der Spitze des daselbst befindlichen Berges gegen die Mühle zu, liegt ein sehr großer Stein, auf welchem eine menschliche Fußtapfe einer Person von etwa zehn Jahren und als wenn es der linke Fuß wäre, tief eingedrückt, die Zehen auch, als wenn sie hineingeschlippt wären, zu sehen. Ganz so wie die Reisebücher des H. Landes von dem letzten Tritt und Fußtapfen des Herrn Christi auf dem Oelberge, wie er von da gen Himmel gefahren, melden.

In eben dem Amte Zehden in einem Busch und Hegeholz, die Parchnitz genannt, liegt ein mittelmäßiger Stein, welchen man die Kuhtrappe nennt,

[1]) Nach Beckmann Th. II. S. 377.
[2]) S. Trenhaupt, Saalkreis Th. I. S. 650.
[3]) S. Beckmann, Th. I. S. 362.
[4]) Nach Beckmann, Th. I. S. 375.

und nach Aussage des Zehdenschen Amtsbuches zu einem Grenzstein, die Felder von Zehden, Lubbichow und Parchnitz zu unterscheiden dient. Er hat den Namen von einer darauf befindlichen und wohlausgehauenen Kuhtrappe, neben welcher auch eine Hundetrappe, und gegenüber noch eine große und zwar ziemlich tiefe, aber doch wenig kenntbare Trappe steht. Ob es einen alten Herrn bedeute, der die Viehzucht und dabei die Jägerei betrieben, welches die Hunde und vielleicht auch die Pferdetrappe bedeuten möchte, oder was es sonst zu sagen habe, kann man nicht gewiß melden.

79) Der Stein bei Bellingen. [1])

Bei dem Ausgange des Dorfes Darnstädt nach Bellingen zu, eine Meile von Stendal in der Altmark, liegt ein Stein, etwa der Größe nach wie ein Sack von zwei Scheffel Korn, in welchem ein unbeschlagener und etwas tief hineingedrückter Pferdefuß zu sehen ist. Davon wird vorgegeben, daß der böse Geist von da eine Krügerin, welche erschrecklich geflucht, auf einem Pferde weggeführt, und wäre dieses die Fußtapfe des Pferdes. Andere sagen, es hätte daselbst eine Schlacht sollen gehalten werden, der General aber sehr an einem glücklichen Erfolg gezweifelt und gesagt, so gewiß als sein Pferd in den Stein hineintreten würde, so gewiß würden sie auch die Schlacht gewinnen, und wäre darauf des Pferdes Fuß eingesunken, die Schlacht auch erhalten worden. Und mag vielleicht auch die Schlacht des alten Anhaltischen Markgrafen Alberti mit Graf Hudern, als welche auf der Höhe bei Darnstädt gehalten worden, hier gemeint gewesen seyn.

80) Der Stein bei Ostherrn. [2])

Man zeigt auf den Aeckern des Dorfes Ostherrn, so eine halbe Meile von Darnstädt liegt, den Weg nach Stendal zu, da sonsten viele Steine bei einander liegen, einen Stein, worin ein Kinderschuh, gleichsam wie in Wachs eingedrückt, befindlich, und soll auch auf der andern Seite auf solche Weise ein Weiberschuh zu sehen sein.

81) Der Stein bei Reez. [3])

Zwischen dem Amte Reez und dem Dorfe Rietzig am Wege stellt ein großer Stein, um welchen kleinere Steine herumliegen, allerhand eingedrückte Figuren dar von Händen und Klauen, unter welchen aber ein Fußpfad von einem Kinde oder Frauenzimmer, eine Hand und ein Hufeisen oder Fußpfad von einem Pferde sich ganz deutlich ausdrücken. Und wird davon erzählt, es habe der Satan eine Krügerin geholt und selbige auf diesen Stein gesetzt, da dann um dieselbe herum viele andere Geister mit Pferde- und Bocksfüßen getanzet. Es wären aber des Weges zwei Kinder gekommen, welche auf diesen Stein sich gesetzet, unwissend, weil es Geister gewesen, was da vorgegangen: worauf aber Alles verschwunden.

[1]) Nach Beckmann, Th. I. S. 375 ꝛc.
[2]) Nach Beckmann, Th. II. S. 376.
[3]) Nach Beckmann, Th. II. S. 376 ꝛc.

82) Der Adamstanz bei Virchow. [1]

In den sogenannten Wolfsbrüchen bei dem Dorfe Virchow in der Neumark, Dramburger Inspection, befindet sich ein Kreis von Steinen, der von den Einwohnern der Adamstanz oder Steintanz genannt wird, weil vor etlichen Jahren am Pfingstfest einige Menschen einen nackenden Tanz daselbst sollen gehalten haben, und darüber zu einer sonderbaren Strafe wären in Stein verwandelt worden. Wie denn auch die Steine, 14 an der Zahl, noch Paarweise daselbst zu sehen sind, unter welchen einer in der Mitte, so zwei Ellen hoch und wie mit Reifen umgeben, eine Tonne Bier und gar der Bierschenker, und zwei außerhalb des Kreises etwas höhere Steine ein Paar Spielleute sollen gewesen sein, an denen man noch die Spuren von Violinen und dergleichen mehr bemerken will; die übrigen sind die Tänzer und Tänzerinnen gewesen.

83) Die alte Stadt im Blumenthal. [2]

Im Oberbarnimschen Kreise unweit Prötzel, einem Rittergute, $4^1/_2$ Meile von Berlin, $1^1/_2$ Meile von Wriezen, in dem sogenannten Walde Blumenthal befindet sich ein Nachlaß von Mauerwerk in einem solchen Umfang, daß man noch gewisse Abtheilungen und Straßen, mithin den Ueberrest eines Städtleins wahrnehmen kann. Die südliche Seite hält 190 Rheinländische Ruthen, die nördliche 160, die westliche etwa 80 und die östliche etwa 60. Man bemerkt dabei 4 Thore, eine Hauptstraße, welche auch noch den Weg nach Strausberg hält, und 6 Quergassen; außerdem noch verschiedene Gruben als Ueberreste von Kellern oder Brunnen, und vier ummauerte Plätze, welches vermuthlich der Nachlaß von einer Kirche, Rathhaus, Schloß, Kloster oder desgleichen sein mag. Auch liegen innerhalb noch drei runde Hügel, welche man zwar für Begräbnißhügel ausgiebt, aber deswegen nicht wahrscheinlich, weil man nirgends dergleichen Begräbnisse innerhalb einer Stadt antrifft. Es wäre denn, daß solche Hügel erst nach der Zerstörung wären aufgeworfen worden, in welchem Fall die Stadt aber ziemlich alt dürfte gewesen sein. Den Ort selbst nennen die benachbarten Einwohner Blumenthal, und soll der Wald davon den Namen haben. Jetziger Zeit ist Alles mit starken Bäumen bewachsen und der Rest von Steinen hat sich sehr gemindert. Es scheint also allerdings ein Städtchen gewesen zu sein, welches zwar in einer sehr angenehmen Gegend gelegen, aber sowohl wegen des Gebüsches, als wegen Mangel des Wassers die Bequemlichkeiten nicht mag gehabt haben, welche sich sonst bei Städten finden: weshalb sie nach und nach den Ort verlassen und etwa Wriezen oder Strausberg mit mögen haben bauen helfen.

84) Die vermauerten Thore in den Marken. [3]

Da die meisten Städte ihre Mauern und Thore haben, so ist doch ein sonderbares Merkmal bei denselben, desgleichen sich in andern Ländern, so viel man weiß, wenig findet, daß bei ihnen neben den gewöhnlichen Thoren ein anderes zugemauertes Thor zu sehen ist, welches auch wol das allererste

[1] S. Beckmann, Th. II S. 362.
[2] S. Beckmann, Th. II. S. 446 ꝛc.
[3] S. Beckmann, Th. I. S. 83 ꝛc.

und gleich mit Errichtung der Mauern mag gesetzt worden sein, weil sie mehrentheils gerade auf die Straße der Stadt gehen, die jetzigen offnen hingegen nicht gerade, sondern schräg in die Stadt führen. Sie sind auch unterschiedlich: oftmahl nur eins, zuweilen zwei, auch wohl alle so beschaffen. Die Exempel sind in allen Marken bekannt, deren etliche man auch hier namhaft machen wollen, als in der Prignitz zu Kyritz das Wusterhausische Thor, zu Wittstock das Gräpische; in der Grafschaft Ruppin zu Wusterhausen das Kampelische, zu Granse beide. In der Neumark sind zu Soldin alle drei so beschaffen; zu Friedeberg auch die beiden, zu Morin und Berlinichen gleichfalls beide Hauptthore; zu Königsberg zwei, das dritte aber und Bernikowische geheißen nicht; zu Schönfließ auch nur zwei, zu Landsberg an der Warthe eins am Mühlthor unter dem dabei befindlichen Thurme; zu Beerwalde auch eins. Zu Woldenborg ist das hohe Thor vermauert gewesen, als aber die Stadt nach dem im Jahre 1710 erlittenen großen Brand wieder erneuert und in eine regelmäßige Gestalt gebracht: so ist solches wegen mehrer Regelmäßigkeit wieder eröffnet und hingegen das bisherige vermauert worden. In der Mittelmark zu Bernau, Fürstenwalde und Mittenwalde eins. Von der Ursache finden sich unterschiedene Vermuthungen. Zu Gransee ward vorgegeben, daß dermaleins ein Kaiser durchgereist, welchem zu Ehren hernach die Thore wären zugemauert worden, damit Niemand mehr durchreisen sollte; welches zwar einige Gleichförmigkeit mit dem zugemauerten Thore in der Alhambra oder königlichen Schlosse zu Granada in Spanien haben möchte, als von welchem Spanische Geschichtschreiber erzählen, daß wie der letzte Mohrenprinz daselbst sich mit der Stadt dem König Ferdinando Catholico ergeben, er unter andern bedungen, daß durch das Thor, aus welchem er herausritte, hinführo Niemand weder aus- noch eingehen sollte, welches auch Ferdinand bewilliget und selbiges fest verbauen lassen.

Aber wenn solche Vermauerung zu Gransee allein geschehen wäre, so möchte diese Ursache statthaben; nachdem aber soviel andere Städte in gleichmäßigem Zustand sich befinden, so ist darauf nicht zu sehen. Etwas scheinbarer ist, was Andere vermuthen, daß es eine Anzeige der vertriebenen Wenden sey, und die Teutschen die Thore, durch welche die Wenden aus- und eingegangen, nicht würdig geachtet, sich ihrer mehr zu gebrauchen, sondern ihnen neue Thore machen lassen, wie man denn auch noch in etlichen Kirchen auf dem Lande findet, daß die teutschen Einwohner sich der gewöhnlichen Thüren gebrauchen, den Wenden aber solches nicht erlaubt worden, als welche durch eine kleine hierzu gemachte Thüre hineingehen müssen. Aber die Wenden auf dem Lande sind nicht haufenweise verjagt worden, sondern haben gemächlich abgenommen, und die Stadt Königsberg in der Neumark ist lange nach der Wenden Zeit erbaut worden und sind dennoch zwei zugemauerte Thore daselbst befindlich. Ist also wohl vermuthlich, was von vielen Andern dafür gehalten wird, daß es ein Andenken des Waldemarischen Krieges und gleichsam eine poena moralis derjenigen Städte gewesen, welche sich auf des von Neuem angekommenen Waldemars Seite begeben, und nachdem sie sich hernach mit dem Markgrafen Ludwig dem Aeltern und Ludwig dem Römer ausgesöhnet, ihnen solches auferlegt worden, daß, weil sie im Abwege von ihrem einmal erkannten Landesherrn gerathen, sie hernach durch solche abwegige Thore auch aus- und eingehen müssen.

85) Die geharnischten Männer zu Küstrin.[1])

Vor Bartholomäi des Jahres 1585 hat man zu Küstrin eine große Feldschlacht am Himmel gesehen, mit jämmerlichem Geschrei und großem Getümmel. Auf dem Markte aber sind zween unbekannte geharnischte Männer erschienen, welche einander die Hände gegeben und bald darauf mit einem kläglichen Geschrei verschwunden sind.

86) Die Zaubersäcke zu Küstrin.[2])

Im Jahre 1562 nach Christi Geburt, den 19. Tag des Augustmonats, als Herr Wenceslaus Kielman, Pfarrherr und Superintendent zu Küstrin, gestorben, hat sich folgenden Tags um ein Uhr, da er begraben worden, ein solches Donnern, Blitzen, Regen und Ungewitter erhoben, daß man vermeinet, die Stadt würde untergehen. Dies Ungewitter sollen etliche alte Zaubersäcke, auf welche er zuvor heftig geprediget, zu Wege gebracht haben, wie sie selber bekannt, daß man hat denken sollen, des Pfarrherrn Seele wäre im Ungewitter vom Teufel hinweggeführt worden.

87) Die Wahrzeichen der Stadt Küstrin.[3])

Auf dem Schlosse der Festung Küstrin in der Neumark ist ein eiserner Fisch, eine Spanne lang, aufgehängt zu sehen gewesen, der Fischerei zum Besten, daß nämlich keiner Netzen und Fischgarn haben darf, welches kleinere Fische, als das Maaß ist, aufhalten könnten. Ueber der Thür des Weinkellers ist die Inschrift zu lesen: Mir ist nicht wohl, ich bin denn voll.

88) Die Magd und die Männlein zu Help.[4])

Am Palmsonntag des Jahres 1374 ist ein Mägdlein von 17 Jahren im Dorfe Help, eine halbe Meile von der Stadt Arnßwalde in der Neuen Mark gelegen, neben andern zum Sacrament des Altars gegangen. Da sie aber des Abends den andern Mägdlein, die auf den Gassen umhergelaufen und gespielet, zugesehen, hat sie ein kalter Wind angeblasen, davon sie im Haupte schwach geworden, also daß sie sich zusammt den Kleidern ins Bett gelegt, und ist von der Zeit an nie aus dem Bett gekommen, hat auch bis ins fünfte Jahr also lahm, blind, ungegessen und ungetrunken gelegen und nichts geredet, ausgenommen wenn sie gefragt worden, hat sie Ja oder Nein gesagt. Es haben's viele dafür gehalten, als sollte sie besessen gewesen sein. Am zweiten Tag des Augustmonats des Jahres 1578 ist sie nach Arnswalde gebracht worden, da sie denn im Hospital des h. Geistes Tag und Nacht bewacht worden. Als sie nun allda auch bis am vierten Tag im Bett gelegen, hat sie angefangen, mit dem Munde Anzeigung ihres Hungers zu geben, und als sie gefraget worden, ob sie essen wollte, hat sie wider ihre Gewohnheit Ja gesagt, und ist ihr darauf eine Weinsuppe auf Geheiß des Pfarrherrn allda gebracht worden, die sie mit einem Löffel gegessen. Da sie aber ge-

[1]) S. Angelus, Annales Marchiae S. 354.
[2]) Nach Angelus, S. 360.
[3]) Nach Beckenmeier, Curieuser Antiquarius Bd. I. S. 689.
[4]) Nach Angelus, S. 372. 378.

fraget worden, wie es schmeckte, hat sie geantwortet: wohl. Letztlich hat sie der Wärterin auf ihre Frage Bericht gethan, daß sie stets zuvor die fünf Jahre auch gegessen und getrunken, aber kleine Männlein und Jungfräulein, schön geschmückt, die doch keiner im Hause ohne sie gesehen, wären alle Tage unter dem Bette herfürgegangen und hätten ihr Speise von Allem, was sonst im Hause gekocht oder gebraten gewesen, gebracht, hätten sie auch gerne hinweggetragen und ein ander Bild an ihre Statt gelegt, wenns nicht einer im gelben Kleide widerrathen. Sie hat auch gesagt, daß sie gedachte Männlein und Jungfräulein dermaßen gedrückt, daß sie davon an einer Seite lahm geworden, und hätten ihr die Augen zugedrückt, daß sie nicht sehen müssen (wie ihr denn die Augen gar braun gewesen), sie hätten auch ihren Mist und Harn (mit Verlaub zu melden) heimlich in weißen blanken Becken von ihr abgetragen. Da sie auch zuletzt, ehe sie in die Stadt gebracht, von ihnen gespeist worden, hätten sie unter einander gesagt, wenn sie im Dorfe bliebe, wollten sie ihr wohl Speise bringen, aber über Land könnten sie solches nicht thun, hätten sich auch unterstanden, sie wegzutragen, welches aber auf eines Vorbitte unterblieben wäre. Von der Zeit an hat sie zwar alle Wege wie andere natürliche Menschen gegessen, aber gar wenig, hat selten geredet, mit einem Fuß gehinkt und hat niemals wollen allein im Hause bleiben.

Um dieselbe Zeit (1574) ist des Raths Bote zu Arnßwalde, mit Namen Hans Kurtzhalß, krank worden an der fallenden Sucht, ist auch an Händen und Füßen gar verlahmet und hat also etliche viele Jahre gelegen auf geringen Hadern, daß er auch im harten Winter in keine Stuben gekommen. Endlich hat er angefangen greulich zu schreien als ein Besessener, hat geweissaget, auf Bayerisch geredet und hat alle Menschen, auch die ihm sonst von Angesicht unbekannt gewesen, erkannt und genennet, hat die Zauberinnen verrathen, auch ihre Bubenstücke ausdrücklich angezeigt, daß noch ihrer viele darüber haben müssen herhalten. Er hat auch geprediget Gottes Zorn und insonderheit des Herrn Christi verkündigt, dazu auch gewisse Zeichen am Himmel, das Gewitter und den jüngsten Tag. Ueber dies Alles hat er die Leute fleißig zur Buße ermahnt und sich selbst ein Zeichen genannt, daß gleich wie der Bauer im Jüdischen Lande den Untergang der Stadt Jerusalem, er eben also das Ende der Welt anzeigen sollte. Wie es aber endlich mit ihm kommen, weiß man nicht.

89) Die Wunderriche bei Wittstock.[1])

Es diente im Jahre 1668 ein Knecht, von Wiburg aus Holstein bürtig, Namens Christian, zu Wittstock bei einem Fleischer Joachim Lebenzier für einen Ackerknecht, bekommt aber einen Zufall in den Gliedern, daß er seine Arbeit auf eine Zeitlang nicht verrichten konnte, bis sich endlich dieses Malum in den Füßen zusammenzieht, sonderlich in den Gliedern an den Schenkeln in der Beuge des Blattfußes, darin er große Schmerzen empfindet, daß er am Stocke sich forthelfen muß. Sein Meister aber wird ungeduldig darüber und redet ihn hart an, er müsse sich zwingen, seinen Dienst zu verrichten, damit er ihm das Brot nicht müßte umsonst geben, und befiehlt ihm einst auf

[1]) Nach Beckmann, Th. III S. 744 ꝛc. Eine Abbildung des Baumes ebendas. Taf. XVI. No. 5.

den Sonnabend, er solle des Morgens am Sonntage, weil er nicht gehen könne, ein Pferd nehmen und nach Bliesendorf reiten, ein erkauftes Kalb von einem Bauern daselbst abzuholen, worüber er mit großer Betrübniß zu Bette gehet, und deucht ihm, wie er nach Mitternacht durch eine Stimme auf geweckt wird, die ihm Befehl giebt, er solle in seiner Reise an den Eichbaum hinter Zaske am Wege nach Bliesendorf stille halten, sich vom Pferde begeben und durch den von einander gewachsenen Eichbaum durchkriechen, so würde er gesund werden, welches er gethan, und wird zur Stunde gesund, daß er seine Hülfsstöcke am Baum hinwirft und gehen und stehen kann. Dieses wird nach etlichen Jahren kund, worüber ein großer Zulauf entstanden, viele Leute, so daselbst mit Krücken hingekommen, sind nachher fröhlich davon gegangen und haben die Krücken in großer Menge allda liegen lassen. Dieser Zulauf hat sich auch im Jahre 1680 von Neuem erhoben, und weil Wittstock eine Meile abgelegen, so haben die vornehmen Patienten in Zaske ihr Quartier genommen, auch die Kirche reichlich beschenkt, bis endlich Churfürst Friedrich Wilhelm bewogen worden, weil das ganze Werk auf einen Aberglauben hinauslaufen, diesen Baum umhauen zu lassen. Es war ein dicker und krauser Baum und daran etliche Aeste in einander und Löcher durchwachsen, und wurde geglaubt, daß, wer da durchkröche, gesund würde, sonst aber so ästig und knorrig, daß er nicht könne gespalten oder weggeführt werden. Und heget der gemeine Mann noch eine sonderbare Ehrerbietung gegen dieselbe Eiche, die endlich, als vor Jahren die wüste Feldmark daselbst geräumt worden, mit verbrannt ist.

90) Wie die Frösche in den Marken zu Bauern geworden sind. [1])

Im Froschmäuseler von Rollenhagen wird berichtet, daß, als die Schlacht zwischen den Mäusen und Fröschen vorgegangen und diese geschlagen worden wären, da habe Friedlieb, einer von den Mäusegeneralen, im Abzug etliche gefangene Frösche mit sich genommen und selbige hernach in der Mark zu Bauern und Mühlknechten gemacht, welche daher auch noch immer in den Krügen und Schenken im Nassen lebten. Es heißt dort so: „Versamlet eilend „seine Leut, Und Frösch so er bekam zur Beut, Führt sie mit heim in seine „Land, Daselbst durch Gottes Wunderhand, Frösch, Padden, Eutzen Menschen „worden, Haben der Geubscher Bauern Orden, Bauen zur Clauß der Mägde „Straßen, Leben beim Schenken gern im Nassen, Wie auch der Schulen„burger Eutzer, Sind unverzagte Kannenschneutzer. Die auch des Friedlieben „Rathmann, Für sich für sein Ausbeut bekam, Und in den Brandenburger „Marken, All ihr Elend ließ beauarken, Kame in Bernauschen Wald zurecht, „Worden Entzdorfer Müllerknecht. Da sie nah bei eim tiefen See, Quarken „und mehlen immer mehr, Auch mit Geyrn, Mäusen, Schlangen, Hechten, „Täglich haben allgnug zu fechten."

91) Die stummen Frösche zu Schwante. [2])

In dem Dorf Schwante, eine halbe Meile von Kremmen und eine Meile von Oranienburg, sind zwar um den Rittersitz der Herren von Redern und

[1]) Nach Beckmann, Th. III. S. 588.
[2]) Nach Beckmann, Th. III. S. 588 ꝛc.

einen ziemlichen Distrikt herum genug Frösche vorhanden, aber keiner läßt seine Stimme hören. Wenn auch schon einer sich etwas verlauten läßt, so kriegt er doch keine Beistimmung. Die Ursache davon wird folgendermaßen erzählt, wie Herr Joh. Grümel in seiner Kremmischen Schaubühne umständlich aufgesetzt. Es wäre einer von Redern in dem Frühling mit einer Krankheit befallen worden, dabei er viel Unruhe empfunden, die sich aber durch das vielfältige Geschrei der Frösche dermaßen vermehrt, daß er gar keinen Schlaf mehr gehabt, den auch keine Arznei wiederbringen können, und hätte man daher an sein r Genesung zu zweifeln angefangen, die Frau des Hauses auch deshalb allezeit nasse und weinende Augen gehabt. Dieses wäre ein armer Mann gewahr worden, der sich an der Thür befunden, ein Almosen zu erbitten, erkundigte sich also derselbe, was die Ursache des Weinens ihrer Frauen wäre? Wie man ihm berichtet, daß der Junker krank wäre, und vor dem Geschrei der Frösche nicht ruhen, solchergestalt auch nicht lange leben könnte, spricht dieser: O, wenn eurem Herrn damit kann geholfen werden, so sollen die Frösche bald stille schweigen. Dieses Erbieten wird erstlich der Frauen, hernach dem Herrn selbst vorgebracht, die sich darauf herausgelassen, daß sie dem armen Mann ein Sack voll Roggen wollten geben und an den Ort seiner Wohnung lassen bringen, wenn er sein Versprechen würde ins Werk richten. Hierauf begiebt sich derselbe von dem Adeligen Hofe, umgehet denselben im Zirkel, soweit als ihm gedenkt, daß der Frösche Stimmen könnten verdrießlich sein, gebraucht darunter seine Wissenschaft und bringet damit zu Wege, daß der Frösche Geplärre aufhört. Und in diesem Stande ist es hernach mit den Fröschen noch bis auf diesen Tag geblieben, also daß sie zwar in dem Wasser und Morast bei dem Adeligen Sitz in der Menge gefunden werden, kein solch G schrei aber, als außer dem Zirkel verführen. Und so ja einer gehört wird, so geschieht es doch nur selten und zudem ohne Zusammenstimmung der andern. Es will zwar dabei berichtet werden, daß dieses Stillschweigen nur auf 100 Jahre währen solle, wie von dem Bettler versprochen sey, solches läßt man aber dahin stehen und ist hiermit zu vergleichen, was Suetonius vom Kaiser Augustus c. 94 erzählet, daß, sobald als derselbe angefangen zu reden, in der Gegend, wo er geboren, die Frösche verstummet. Von dem Korinischen Amtssee aber wird ebenfalls gesagt, daß es eine gewisse Art Frösche gebe, welche stumm sein, wie dergleichen in England gefunden werden, und liest man beim Plinius (XI. 50. VIII. 59 u. 58), daß in Macedonien bei Acanthus und auf der Insel Ruptus die Frösche ebenfalls stumm gewesen. Kann also wohl sein, daß auch die Frösche zu Schwante und an andern Orten, wo man auch nicht mag beobachtet haben, eine Art solcher stummen Frösche sein; auf welchen Fall das Verstummen, weder von dem Wasser noch von dem Erdboden oder andern Umständen des Orts, auch nicht von dem Bettler herrühren würde, und würde man Solches gar leicht haben entdecken können, wenn von dieser Art einige an einen andern Ort und fremde Frösche, die des Schreiens gewöhnt sein, in dieses Wasser hinein wären gebracht worden. Vor einigen Jahren ist dieser Graben bei Aufbauung eines neuen adligen Hauses zugeworfen und die Merkwürdigkeit aufgehoben worden.

MDNBCXXIS

92) Der Basilisk bei Bernau. [1])

Zu Blumberg bei Bernau ist im Jahre 1590 ein neuer Brunnen gegraben gewesen und da drei Gesellen hinter einander hinuntersteigen wollten, sind sie alle drei nach einander erstickt und gestorben, ehe sie noch hinab gekommen, und vermuthet man, daß ein Basilisk daselbst gewohnt.

93) Das Prügelgeipenst zu Hansberg. [2])

Im Jahre 1590 ist zu Hansberg, welches ein Dorf ist, eine halbe Meile von Königsberg gelegen, ein armes Mädchen von einem unsichtbaren Geiste, der doch mit ihr redete, jämmerlich zerschlagen und gemartert worden, auf Anstiftung einer alten Zauberin, die zu Königsberg eingezogen und hernach zu Küstrin ist verbrannt worden.

94) Warum in Neustadt-Eberswalde keine Ratzen mehr sind. [3])

Nach einem Bericht des Bürgermeisters Daniel Dobrig zu Neustadt-Eberswalde hat es in früherer Zeit in der Kornmühle daselbst viele Ratzen gegeben, die daselbst auch großen Schaden angerichtet haben; es hat sich aber um diese Zeit, um das Jahr 1606—7, ein gewisser Mai bei dem Rathe angegeben und sich erboten, dieses Ungeziefer wegzubringen, dergestalt, daß hinführo, so lange die Mühle stehen würde, sich nimmermehr keine Ratze darin aufhalten sollte, hat auch eher keinen Groschen begehrt, bis ein Jahr hernach, wenn er seine Probe würde gethan und dieses Ungeziefer weggeschafft haben, bevor dann 10 Thlr. gefordert, welche ihm auch versprochen worden, und hat ihm der Rath sofort 2 Thlr. darauf bezahlt. Hierauf hat er etwas in die Mühle gelegt, auch sonst etwas an einem verborgenen Orte versteckt. Worauf des folgenden Tages sich die Ratzen haufenweise aus der Mühle gemacht und mit Verwunderung aller den dortigen Fluß, die Finow, hinuntergeschwommen sind, welches auch ihm, Bürgermeister Dobrigen, etliche alte Männer erzählet, daß sie die Wegschwimmung mit Augen angesehen hätten. Nach Verfließung des Jahres ist der Mann wiedergekommen und hat die übrigen ihm versprochenen 8 Thlr. abgefordert. Es sind auch nach der Zeit keine Ratzen weder in der Stadt noch in der Mühle mehr zu spüren gewesen. Man ist nun aber ungewiß, ob dies von verbotenen Künsten hergerührt oder ob natürliche Ursachen vorhanden gewesen, denen man dies beilegen können. Man hat aber vermuthet, daß es daher käme, weil daselbst viele Böcke und Ziegen gehalten wurden, deren Geruch diese Kreaturen nicht vertragen konnten und daher den Ort meideten, wie denn auch sonst die Ziegenböcke hin und wieder bei den Pferden gehalten werden und als Ursache davon insgemein angegeben wird, weil die Pferde bei diesen Thieren wohl gedeihen.

95) Der Rattenkönig bei Kroffen. [4])

Die sogenannten Ratzenkönige in der Mark sind nicht einzelne oder größere Ratten, wie Einige behaupten wollen, sondern viele Ratzen, so mit

[1]) S. Beckmann, Th. III. S. 823.
[2]) S. Angelus a. a. O. S. 406.
[3]) Beckmann, Th. III. S. 828. nach Wegner, Meletemata philosophica. Dantz 1699, S. 46 ꝛc.
[4]) S. Beckmann S. 829 ꝛc. nach Wegner S. 28.

den Schwänzen so in einander verwickelt und gleichsam zusammengewachsen sind, daß sie nicht von einander kommen können, und einen solchen Klumpen von Ratzen pflegt man Ratzenkönig zu nennen. Dergleichen ist einer im Jahre 1694 am 8. Juni bei Krossen in der Bobermühle gefunden worden, da ertheiltem Bericht nach 15 große Ratten mit den Schwänzen dergestalt zusammengeflochten gewesen, wie ein Frauenzopf oder eine geflochtene Semmel, die auch nach dem Tode nicht von einander gerissen werden konnten. Etliche Schwänze sind auch ganz aus der runden Form gewachsen gewesen und haben gleichsam zerquetscht ausgesehen. Sie haben, nachdem sie entdeckt worden und aus ihrem Gehalte hervorgekrochen, auf dem Boden herumgeduckt und zwar entwischen wollen, sind aber mit einem Besen, womit man sie gleichwohl nicht von einander schlagen oder tödten können, so lange aufgehalten worden, bis jemand von den Hausgenossen heißsiedend Wasser gebracht und sie damit getödtet. Nachgehends sind sie an öffentlicher Straße an einer Eiche aufgehangen und von vielen hundert Leuten besehen worden, welche theils aus der Stadt theils vom Lande dahin gekommen, bis sie endlich in die Stadt geholt und daselbst gleichfalls wohl betrachtet, endlich aber hinters Schloß geworfen worden und daselbst verfault. Man liest auch in den Ephemerid. German. Dec. II. Ann. IX. S. 254, daß zu Jena in einem vornehmen Hause unter dem Anrichtetisch dergleichen 14 zusammengeflochten entdeckt worden. Ein anderer solcher Klumpen ist auch vor einiger Zeit zu Bernburg in dem Fürstenthum Anhalt in der Schloßmühle zum Vorschein gekommen, welcher aus 11 dermaßen verwickelten Thieren bestanden, und noch einer in der verwittweten D. Orloben Keller daselbst, davon Herr Beckmann noch sieben, da sonst ihrer neun gewesen, aufgetrocknet bei einander gesehen hat. Und von diesen ist's wahr, daß die Ratzen nicht allein aus dem Hause, wo ein solcher Klumpen sein Quartier hat, sondern auch aus den benachbarten Gegenden zusammenlaufen und ihnen Nahrung zutragen. Was es aber sonst für eine Beschaffenheit damit hat, solches steht noch zu untersuchen.

96) Warum zu Bernau, Stargard und Prenzlau keine Schlangen sind. [1])

Zu Oderberg lassen sich zu gewissen Zeiten des Jahres keine Schlangen finden, da sie doch zu andern Jahreszeiten daselbst häufig anzutreffen sind. Auch in den Gegenden der Adelichen Dörfer Grünthal und Sydow sind gar keine solche Kreaturen anzutreffen. Auch sind keine zu Arnsdorf, einem Universitätsdorfe 2½ Meile von Frankfurt, und in der da herum liegenden Gegend, ob sie wohl zu Tämnitz, eine halbe Meile von diesem Arnsdorf, häufig anzutreffen; desgleichen keine in und um das Städtchen Teltow, so gar daß wenn schon die Störche etliche hinführen und etwa herabfallen lassen, solche dennoch sterben, auch nicht zu Trebatsch, einem Dorfe eine Meile jenseits Beseckow an der Spree, auch nicht bei Trampe, dem Herrn Grafen von Sparr zuständig, auch bei Stremmen in der Inspection Wusterhausen, so weit man die Glocken hören kann. Um auch größerer Oerter zu gedenken, so wird von Wriezen gleichfalls gemeldet, daß daselbst und in den Grenzen kein solches Ungeziefer zu spüren, so weit als der Schall der dortigen großen Glocke gehe.

[1]) Nach Beckmann. Th. III S. 832 ff.

Welche Bewandtniß es auch haben soll, zu Bernau, auf deren Feldmarken ebenfalls, soweit als die sogenannte Bürgerglocke kann gehört werden, nicht allein keine Schlangen, sondern auch keine Nattern sich antreffen lassen, außer alle 7 Jahre etwa ein Stück oder drei. Davon giebt man diese von Alters her bekannte Ursache, daß, als man diese Glocke gegossen und die nach damaligem Gebrauche erbetenen Pathen Silber, Erz ꝛc. dazu verehrt, ein altes Weib dazu gekommen und gesagt, weil sie nichts dazu verehren könnte, so wollte sie doch etwas schenken, und mit dem eine lebendige Schlange und Natter in den Guß mit einlaufen lassen, mit dem Bedeuten, daß die damals häufig gewesenen Schlangen und Nattern sich verlieren würden, welches denn auch geschehen. Auch sagt man, daß, als im vorigen Jahrhundert die Glocke einen Riß bekommen und nicht gezogen werden können, dieses Ungeziefer sich häufig wieder eingefunden, welches sich aber Anno 1649, da diese schadhafte Glocke in der Stadt wieder umgegossen und geläutet worden, sogleich bald wieder verloren. Welche Sage viel Aehnlichkeit hat mit dem, was von der Stadt Stargard in dem Königl. Preuß. Pommern mit diesen Umständen erzählt wird, daß, wie die Glocken zu S. Marien daselbst gegossen worden, man Schlangenfett mit untermenget, um das Gut, welches zum Gießen sich nicht bequemen wollen, desto leichter zu zwingen. Nachdem aber solche Glocke zum ersten Mal geläutet worden, so hat man allenthalben innerhalb einer Meile um die Stadt todte Schlangen gefunden, und haben sich die Schlangen dermaßen verloren, daß, obgleich die Glocken nachdem (wiewohl von eben dem Gut) wieder umgegossen worden, sich dennoch keine wiedergefunden; man weiß auch bis dato von keinen Schlangen, als zwei Meilen von Stargard in der Friedrichswaldischen Haide. Es haben auch zwar etliche Apotheker einige Schlangen lebendig, so sie mit Weizenkleie fütterten und fettmachten; sie hielten aber solche in finstern Kellern und ist gleich ihnen das Gift benommen, so daß sie alsdann ganz zahm werden, sie sterben aber, sobald sie herausgesetzt werden. Von Prenzlau, der Hauptstadt in der Uckermark, hat man eben die Sage, daß um Prenzlau herum, so weit man die große Glocke hören kann, keine Schlangen anzutreffen sind und erzählt man, daß ihrer vor diesem eine große Menge dagewesen, sie wären aber von einem Mann, der das Leben verwirkt gehabt, aber sich erboten sie wegzubringen, wenn man's ihm schenken wollte, alle vertrieben worden. Allein dieses Vorgeben ist ungegründet, dergestalt als man sowohl auf dem Felde und nahe bei der Stadt, als auch in der Stadt selbst zum Oefteren Schlangen angetroffen hat.

97) Der bestrafte Sabbathschänder.[1])

Zu Frezdorf unweit der Stadt Wittstock ist einst ein Müller Namens Hildebrand gewesen, der nicht viel aus dem Sabbattag gemacht, am Sonntag aufs Feld gegangen und hat sein Getreide abgebracht. Binnen der Zeit aber ertrinkt sein Sohn, ein Kind, in der Dosse, und wie er die Nachricht davon bekommt und nach Hause eilet, schlägt das Gewitter in seine aufgesetzte Stiegen und verzehrt seine Arbeit.

[1]) Nach Beckmann, Th. V. B. II. S. 304.

98) Die Blutkammer zu Wilsnack. [1])

Im Jahre 1711 hat sich folgende Begebenheit mit einem Tischlergesellen Mathias Schulzen in der Kirche dieses Ortes begeben. Selbigen treibt sein Fürwitz durch eine geheime Thüre in die sogenannte Blutkammer zu sehen, darin die Adeligen Leichen derer von Saldern zuerst gesetzet worden, bekommt aber im Zurückgehen von einer harten und eiskalten Hand eine starke Maulschelle, daß die Zeichen von der Hand und Fingern ein ganzes Jahr lang auf der Backe zu sehen gewesen, und ist dieser Mathias Schulze auf Befragen beständig auf dieser Aussage beharrt.

99) Der Grabstein zu Legde. [2])

Zu Legde in der Inspection Wilsnack ist die Geschichte von der gewaltthätigen Entleibung des damals jüngern Dietrichs von Quitzow, dessen Begräbniß sonst zu Ruhestätt ist, und seiner Bedienten, auch was die Thäter für einen Lohn bekommen, an einem auf der Straße an dem Ort, wo die Mordthat verrichtet worden, aufgerichteten Quaderstein, über welchem des Erschlagenen Bildniß geharnischt in Lebensgröße, in folgender Inschrift ausgehauen:

Günstiger Leser sey bericht,
Was sich begeben vor Geschicht
Allhier, als man zehlet tausend Jar
Fünfhundert drey und Neuntzig zwar.
Am fünf und zwantzigsten Octobris,
Wie solchs drum hie beschrieben ist,
Es war ein junger Edelman
Und Dietrich von Quitzow sein Nahm.
Dietrichs Sohn, der hat seinen Sitz
Am Ohrt, da Er begraben itzt.
Dreyßig Jahr har Er erreicht,
Und gelebt im Ehstand, dasmahl gleich
Dreyzehn Monat ohne Leibes Erben,
Und muß endlich hie kläglich sterben.
Denn als er zween Tag vor der Zeit
Nach Gläven auf die Jagt ausreit,
Und Sich wieder anher kehren thät
Nach seinem Erbsitz, heist Ruhestätt:
Wird Ihm unterwegens gesagt,
Daß seine Unterthanen geplagt
Und gedrengt würden im Gericht
Von Lands Knechten, welchs Ihm nicht
Zu dulden wäre, und daß die Schaar
Bey Sechzig eben zu Legde war.
Als er darauf gen Legde kahm,
Und vom Führer wolt hören an,
Mit was befehlig Er versehn,
Thät der Führer gar trotzig stehn
Neben seinen Knechten und alsfort
Lügen strafen des Junckers Wort
Zu dreyenmahln, ungeacht
Der Juncker ihm nichts Böses sagt,
Saß auf dem Pferd, laß das Patent
So Ihm der Führer in die Hand
Gegeben hat, aber was geschicht,
Es kount die Wort verdulden nicht
Christoff von Rhetstorff, der Ihm dient,
Und solchen Trotz zu rechen meint,
Erschewt den Führer also bald:
Die Landsknecht drauf mit gantzer gewalt
Auf den Juncker eindrungen hart,
Daß er vom Pferd gerissen ward.
Und jämmerlich ohn alles erbarmen,
Ob er schon that flehen und Karmen,
Er gar tödtlich ward verwund,
Daß Sechtzig Wunden man an Ihm fund;
Und als Er lag im Koht und Schlam,
Die Knecht zum Theil auch warn davon,
Des Führers Weib schaut ohngefehr,
Daß Er sein Haupt noch richt empor,
Alsbald sie zu Ihm einlauft,
Mit ihren Schuen Ihn tritt und rauft,

[1]) Nach Beckmann, S. 315.
[2]) Nach Beckmann, S. 316.

Endlich die Kehl ihm schneidet ab,
Ja das vom Weib war viel zu grob,
Die Augen Ihm auch ausstechen thut,
Also muß bleib'n des Adelich Blut
Zwar erbärmlich: die Seel bei Gott
Ohn Zweifel ewig Ruhe hat,
Den Leib zu Ruhstät anher bracht
Hat sein Ruh bis an jüngsten Tag.
Der Knecht, seinen Juncker zu rächen,
Thät sich unter die Knechte stechen,
Verwund einen, muß aber doch
Ins Schultzen Hof kriechen zu Loch,
Dahin er floh für ihren Händen.
Der von Rehtstorf der thät sich wenden
Bald aus dem Dorf, aber bekam
Auch soviel Stich, daß Er da nahm
Ein klöglich End; Gott wol uns geben
Samt Ihm das Ewige Leben.

Der Thäter Sieben bekommen han
Dafür auch ihren verdienten Lohn,
Welchen die Köpfe abgehauen,
Die man auf Stecken thut schauen
Von der Heerstraßen nicht sehr weit,
Daß ander dadurch werden abgeschreckt;
Vor zween zur Stund man geschlagen hat,
Zwantzig des Lands verwiesen that:
Diß Geschicht man drum wolt beschreiben,
Daß sie sollt im Gedächtniß bleiben.
Der lieb Gott wolle uns allzumahl
Bewahrn für einem solchen Fall,
Wenn wier Ihm uns täglich befehlen,
So seyn wir behüt an Leib und Seelen,
Das gieb uns Herr durch deinen Nahmen,
Wers mit begehrt, der spreche Amen.

Anno Domini 1590.

100) Die Kapelle des h. Kreuzes zu Perleberg. [1])

In der Stadt Perleberg in der Priegnitz befand sich eine Kapelle des h. Kreuzes zu Jerusalem auf dem Felde vor dem Parchimer Thor, welche ein gewisser Matthäus Dambeck Anno 1565 erbauet, mit dem Bescheide, daß im Fall entstandener Kriegsläufte sie wieder möchte niedergerissen werden. Wobei erzählet wird, daß gedachter Dambeck zur Buße habe müssen nach Jerusalem reisen und die Weite der Schädelstätte von Jerusalem bringen, und soll solches die Weite von dem Köppelberge bis an die Kapelle sein. Jetzt sind von dieser Kapelle nur noch einige Mauertrümmer in der Erde zu sehen.

101) Der wunderbare Mühlstein zu Perleberg. [2])

In der Johanniswoche am 26. Juni 1650 gingen zwei Mägdlein, Christoph Riekens Schneiders und Clemens Rotens Bierspunders in Perleberg beide Töchter nach dem Morgenmahl spielen bei einem untersten dicken Mühlstein, welcher an der Dammmühlen gelehnt stund, da sie Zweifelsfrei aus kindlicher Einfalt ihn im Sande so viel ausgescharret, daß der Mühlstein über sie zugefallen, so daß von beiden Kindern nichts zu sehen. Als gegen dem Mittagsmahl die Eltern ihre Kinder vermißten, können sie dieselben nach ängstlichem Suchen nicht finden, endlich werden sie unter dem Mühlstein eines Zipfels von einem Kindesröcklein gewahr, derwegen die Nachbarschaft mit Hebestangen den Stein leichtete, da die Kinder breit gedrückt und ganz braun für todt herausgebracht wurden, um 2 Uhr des Nachmittags; erholten sich aber durch Gottes Allmacht wieder, daß sie an Gliedern unverletzt beim Leben geblieben und groß worden. Eben dieser sehr schwere Stein trieb hernach zur Winterszeit eine gute Ecke auf dem Wasser fort, bis er am

[1]) Nach Beckmann, Th. V. B. II. S. 44.
[2]) S. Beckmann, Th. V. B. II. S. 83.

Ufer ſich legte an den Ort, da er noch lag anjetzo 1679, mit unglaublicher Verwunderung der Reiſenden. Er war mit dickem Eiſe umgeben, und da vom plötzlich geſchmolzenen tiefen Schnee die Stevenitz eine erſchreckliche große Fluth brachte, riß die Gewalt des ſchnellen Stroms den befrorenen Stein mit dem Eiſe zugleich fort.

102) Der Urſprung des Namens und des Wappens der Stadt Pritzwalk.[1])

Der Name der Stadt Pritzwalk oder Prizwald in der Priegnitz hat ſeinen Urſprung von der Wendiſchen Sprache. Es kann ſoviel heißen als Priz oder Przez, mache dich weg, und Walk oder Wolk. Wolf. Und wird erzählt, es wäre vor Alters her ein großer Wald geweſen, und hätten ſich unterſchiedene Handwercks- und Landsleute zuſammengefunden und Luſt bekommen, ſich hier niederzulaſſen, hätten aber, indem ſie den Anfang machen wollen, einen Wolf unter einer Linde liegen gefunden, und denſelben angeſchrieen Pritzwolk oder Prizſouk (der Wolf ſolle ſich wegpacken), und ſey daher bei dem Orte auch nachmals, wie eine Stadt daraus worden, dieſer Name geblieben und daher auch ein Wolf in das Wappen derſelben kommen.

103) Die Klemenskuhle bei Pritzwalk.[2])

In alten Zeiten hat einmal ein Räuber, Namens Klemens, oder Heinrich (Heine) Klemann, dieſe Gegend in der Priegnitz und ſonderlich die Stadt Prizwalk beſehdet, ſeinen Schlupfwinkel oder Höhle aber, Klemens Kuhle genannt, im Hainholz gehabt, davon noch ein Nachlaß vorhanden ſein ſoll. Man hat dieſes aber endlich durch eine Magd, welche die Räuber dahin geſchleppt und einige Zeit bei ſich gehabt, erfahren: indem ſie, da ſie den Räubern ſchwören müſſen, ſie nicht zu verrathen, auf Zureden es einem Ofen geſagt, in welchem ſich Jemand geſtecket, der es gehört und kund gethan, worauf denn dieſes Raubneſt verſtöret worden.

104) Das blutende Hirſchhorn zu Schönhagen.[3])

Im Dorfe Schönhagen in dem Hauſe des Herrn Karl von Brietzke iſt ein Hirſchhorn geweſen, das, als er ſeine Mutter begraben ließ, den ganzen Tag und Nacht Blut geſchwitzt hat, obgleich es bereits vierzehn Jahre vorher dort angeheftet geweſen war.

105) Der Altar zu Tüchen bei Pritzwalk.[4])

In der Kirche zu Tüchen bei Pritzwalk iſt noch ein Altar aus dem Papſtthum vorhanden, der gar künſtlich geſchnitzet und ſtark vergoldet iſt. Er ſtellt in 4 Fächern und zwar in dem erſten ein wohlgeſtaltes Frauenbild vor, begleitet von etlichen Mannsperſonen, unter welchen ein Mohr befindlich, im zweiten aber die Frauensperſon mit zwei Engeln, in dem dritten eben dieſelbe in einer aus Baumzweigen geflochtenen Hütte, mit einem Thier, ſo einem Reh ähnlich ſieht und mit den Füßen nach ihrem Schooß eilet, in dem

[1]) S. Beckmann S. 89.
[2]) S. Beckmann Th. V. B. II. S. 142.
[3]) S. Beckmann Th. V. B. II. S. 147. Eine ähnlich. Geſchichte vom Hauſe Würtemberg erzählt Wolf, Lect. Memor. Th. II. S. 973.
[4]) Nach Beckmann S. 148.

vierten abermals Beides, das Frauenbild und Reh, welches letztere von Hunden angefallen und verfolgt wird, dabei ein Mann, so ein Horn gleich als ein Jägerhorn am Munde führt. Diese Altarbilder sind ganz ungewöhnlich und scheint ein besonderer Vorfall von Unschuld solches veranlaßt zu haben, obwohl Näheres nicht bekannt ist.

106) Das Fräulein von Wittenberge. [1])

Die heutige Stadt Wittenberge an der Elbe hat nicht allezeit da gestanden, wo sie jetzt steht, sondern ursprünglich an einem andern Orte. Es liegt nämlich außerhalb derselben eine ebene beackerte Gegend, welche man die Alt-Stadt nennt und wovon man noch die Graben und Wälle herumsieht, ingleichen vorwärts einen hohen Hügel, so mit einem sonderlichen Graben umgeben ist, und worauf das Schloß soll gestanden haben, an welchem auch noch viele Mauersteine ausgegraben, mithin längs an denselben verschiedene Urnen oder auch Stücken davon gefunden werden. Man giebt auch vor, daß noch jetzt ein Keller daselbst vorhanden, aber verfallen wäre. Ingleichen daß sich zum Oestern Gespenster daherum hören und sehen lassen, und ist eine beständige Erzählung allhier, daß obige Veränderung daher entstanden, daß dermaleins vor langen Jahren ein gewisses Fräulein dieses Orts, welcher Namen jedoch unbekannt, sich an einen Vornehmen von Adel ehelich versprochen, und dieser sich darauf in den Krieg begeben, um sich noch weiter zu versuchen, und hernach, sobald es die Zeit würde leiden wollen, die versprochene Ehe zu vollziehen. Nicht lange hernach aber hätte sie diesen Ritter aus den Gedanken gesetzt und einem andern vornehmen Herrn die Ehe zugesaget, sich auch mit ihm copuliren lassen, welches, als es der erste Bräutigam erfahren, so hätte er die Stadt und Burg mit Krieges Gewalt angegriffen und erobert und darauf beide zerstöret, und dergestalt die Untreu seiner gewesenen Braut gerochen. Die Einwohner aber wären dadurch veranlaßt worden, nachdem die Kriegsunruhen vorbei, einen andern in der Nähe gelegenen beauemen Sitz zu suchen und daselbst eine neue Stadt anzulegen, woraus denn endlich das jetzige Wittenberge entstanden.

107) Der Hildebrand bei Wittenberge. [2])

Nahe bei der Stadt Wittenberge sind noch zwei freiherrliche Häuser auf zwei besondern Bergen befindlich, und werden diese die Freiherrlichen Berge genannt oder Freieburg. Der erste ist vor etwa 80 Jahren, der andere vor etwa 150 Jahren bebauet, und ist bei diesem noch ein Gefängniß, der Hildebrand genannt, von einem Fährmann dieses Namens also genannt, welcher oft darin in Verhaft gewesen, auch darin gestorben. Nachgehends ist ein Haus darauf gebauet, darin aber der Hildebrand noch erschrecklich rumoren und lärmen soll.

108) Die Mißgeburt zu Jütkendorf. [3])

Am 21. November 1738 ist zu Jütkendorf in der Köllnischen Inspection ein Knabe geboren worden, der zwar sonst gesunde Gliedmaßen, an der Nase

[1]) S. Beckmann Th. V. B. II. S. 328.
[2]) S. Beckmann Th. V. B. II. S. 336.
[3]) S. Beckmann Th. III. S. 869.

aber ein Gewächs wie ein Taubenei und an jedem kleinen Zehen und an jedem kleinen Finger ein Ende Fleisch gehabt, wie ein Glied vom Finger. Wobei noch dieses merkwürdig, daß, da der Mann die Frau mit dem Knecht in Verdacht gehabt, selbige gesagt: wenn das wahr wäre, so sollte Gott ein Zeichen geben an dem Kinde. Welche Vermessenheit sie dem Prediger des Orts auch selbst gestanden. Das Kind ist aber drei Tage nach der Geburt gestorben.

109) Die eilf Berge bei Potsdam. [1])

In die Burg von Potsdam — die von der Havel und einem breiten Graben umschlossen an der Stelle der jetzigen Heiligengeistkirche lag — waren einmal zur Feier des Osterfestes viele Gäste gekommen, darunter eilf junge Ritter, welche sich alle um die Hand der Tochter des Schloßherrn bewarben. Als nun am Ostermorgen die Gäste beim Frühmahle saßen und die Freier in das Burgfräulein drangen, sich für einen von ihnen zu erklären, sie sich aber nicht entscheiden wollte und doch gleichwohl auch dem Drängen derselben und dem Wunsche ihres Vaters nicht länger Widerstand entgegensetzen konnte, erklärte sie, sie wolle dem von ihnen die Hand reichen, den sie am nächsten Morgen, als dem zweiten Feiertage, an dem Punct treffen werde, von wo man die schönste Aussicht in das Land habe. Nun haben die Ritter, jeder für sich, nachgesonnen, was dies wohl für ein Punct sein könne, und so sind sie denn am andern Morgen hinausgeritten, jeder auf die Kuppe eines Berges, wo er das Fräulein erwarten zu können glaubte. Jeder hat sich für einen andern Punct entschieden; diese waren der Heineberg bei Baumgartenbrück, der Krähenberg bei Caput, der Telegraphenberg, der Ravensberg, der Babelsberg, der Klein-Glienicker Berg bei der Sandgrube, der Schäferberg bei Klein Glienicke, der Pfingstberg, der Berg bei Sanssouci und der Panberg bei Bornim. Allein Keiner von den zehn hatte den richtigen Ort getroffen, denn als die Jungfrau am tiefen Morgen aufwachte, war es schon zu spät geworden, um einen weiter entfernten Berg zu erreichen; sie setzte daher mit der Fähre über und eilte dem Brauhausberge zu, und siehe, wen traf sie auf dem Gipfel? gerade denjenigen unter den eilf Rittern, den ihr in der vergangenen Osternacht ein Traumbild als ihren Auserwählten gezeigt hatte, und dieser hatte wieder diesen nähern Punct gewählt, weil er von hier aus die Fenster des Zimmers im Schlosse, wo das Fräulein wohnte, sehen konnte. Natürlich hat dieser nun auch die Jungfrau heimgeführt.

110) Der düstere Teich bei Lindstädt. [2])

Wenn man von den am Neuen Palais zu Potsdam entstandenen Anlagen aus dem kleinen Bache folgt, der die grünen Wiesen des Gutes Lindstädt bewässert, so kommt man an einen dunkeln Weiher, der einsam zwischen den steilen Höhen des Pan- und Herzberges liegt. Früher erhielt jener Bach sein Wasser aus sieben Quellen, von denen eine auf dem Grunde dieses Teiches befindlich ist. Dieser Ort war früher sehr verrufen wegen des Spukes, der an seinen Ufern vorgehen sollte, und ist auch jetzt noch gemieden. Es

[1]) Nach A. v. Reinhard, Sagen und Mährchen aus Potsdam's Vorzeit. Potsdam 1841 in 8. S. 95 ꝛc.

[2]) Nach Reinhard S. 122 ꝛc.

soll nämlich einst ein großer Stein, der Teufelsstein, an der Stelle dieses Sees gelegen haben, und erst zur Zeit des schwedischen Krieges verschwunden, dann aber Wasser aus der Tiefe an dieser Stelle hervorgedrungen sein und jenen Teich gebildet haben. Ueber den Ursprung dieses Steines existiren aber zwei verschiedene Sagen. Nach der einen soll ihn der Teufel von dem Berge hinter der Krempatz aus nach dem Kirchlein auf dem Kirchberge im Hainholze, ohnweit der Redliger Fähre, der ersten christlichen Kirche in jenen Landen, aus Aerger über die Einführung des Christenthums geschleudert haben, derselbe sey aber über das Kreuz hinweggeflogen und am Fuße des Panberges liegen geblieben. Nach Andern wäre er ein heidnischer Opferstein gewesen, der früher auf der Kuppe des Panberges gelegen habe, dann aber in die mit dichtem Wald und Gestrüpp bedeckte Schlucht hinabgerollt sey, wo aber die Anhänger der alten Götter noch lange im Geheim ihren Gottesdienst und Opferfeste gefeiert hätten. Später habe sich nun ein Stamm der Unterirdischen unter dem Steine angesiedelt, von wo aus der Eingang in ihre Gemächer und Höhlen gegangen sey. Von diesen kleinen Männern werden nun aber in der Umgegend verschiedene Sagen erzählt, welche sie bald als gutmüthige, bald als tückische, schadenfrohe Wesen erscheinen lassen. Man sagt nun, es zerfielen diese kleinen Leutchen in drei Klassen, nämlich in die weißen und grauen, die stets in diesen Gegenden heimisch gewesen seien, und in die schwarzen, welche erst mit dem Teufel ins Land gekommen wären. Die weißen sind guten Sinnes, verkehren gern mit den Menschen und leisten ihnen bereitwillig Hülfe, so lange sie nicht geneckt oder beleidigt werden; die grauen sind weniger gut, denn sie necken und foppen die Menschen gerne, ohne viel zu fragen, welches Unheil sie damit anrichten. Am schlimmsten sind aber die schwarzen, sie thun den Menschen nur Böses, können aber von diesen durch gewisse geheime Künste gebannt und dienstbar gemacht werden. Um dies zu können, braucht man sich nur etwas ihnen Angehörendes zu verschaffen, dies müssen sie wieder einlösen. Am leichtesten geschieht dies, wenn man sie bei ihren Tanzfesten überrascht, die sie in den Vollmondsnächten auf einsamen Waldplätzen feiern. Schleicht man sich an sie heran und wirft mit Erbsen oder kleinen Steinen unter sie, so müssen sie liegen lassen, was getroffen wird. So machte es ein Bauer aus Bornim, der fand auf dem Platze eine kleine Glocke, wie sie die Kleinen an ihrer Mütze tragen. Am andern Morgen kam der Zwerg, dem sie gehörte, als ein Jude verkleidet in das Haus des Bauern, feilschte um die Glocke und kaufte sie für 200 Goldgülden. Oft begeben sich die weißen und grauen Zwerge in die Häuser, wenn Musik darin gemacht wird, oder setzen sich Nachts auf die warmen Feuerstellen, gehen auch wohl den Mägden und Knechten hilfreich zur Hand. Haben sie dies einmal gethan, so bleiben sie gern dienstbar, essen auch die für sie hingestellten Speisen, nur wenn man ihnen etwas schenkt, halten sie sich für abgelohnt und kommen nicht wieder.

In die Höhlen der Unterirdischen, zu welchen der Eingang unter dem genannten Teufelssteine war, sind auch von Zeit zu Zeit Menschen aus der Umgegend gekommen, besonders Kinder, alle auf sonderbare und unvorher gesehene Weise. Einige haben Geld und Kleinodien mit zurückgebracht, Andere sind nach kurzer Zeit ganz alt und verändert wiedergekommen oder von argem Spuck geneckt worden. Alle aber konnten nicht genug erzählen von der Pracht

und Ausdehnung der Höhlen und Gänge, von den Schätzen und wunderbaren Dingen, die sie unten gesehen und erlebt. Man erzählt auch von einer frommen Wittwe, die sieben Töchter gehabt, welche sie in Sorgen erzogen. Diese Kinder hätten die Zwerge mit in den Berg genommen, mit ihnen gespielt und sie ernährt, wenn die Mutter bei der Arbeit auf dem Felde war. Die Frau hat es wohl gewußt und es gern gesehen. Der Pfarrer aber hat sie sehr gescholten, und sie geheißen die Kinder zurückzuhalten, auch ihr einen Bannspruch gelehrt, dem die Zwerge gehorchen mußten. Als sie nun eines Tages früher vom Felde kam und die Kinder nicht zu Hause fand, ist sie zum Teufelsstein gegangen und hat die Kinder gerufen, wie ihr der Pfarrer geheißen. Da haben die sieben Mädchen an sieben verschiedenen Stellen die kleinen Köpfchen aus der Erde gesteckt und die Mutter recht wehmüthig angesehen. Als diese nun aber den Bannspruch gesagt, sind die Köpfchen in die Erde zurückgesunken und an ihrer Stelle sind die sieben Quellen hervorgekommen. Der Stein aber soll von den Unterirdischen in die Tiefe hinabgezogen worden sein, als der bekannte Alchimist Kunkel einst unter ihm nach dem Golde der Zwerge gegraben hatte. Dann sind sie selbst nach und nach aus der Gegend weggezogen und nur selten noch soll sich einer von ihnen, der die Schätze bewachen muß, am düstern Teich oder in den Kellern des Hauses Lindstädt sehen lassen.

111) Die hohen Bäume auf dem Brauhausberge. [1])

Von welcher Seite man sich auch Potsdam nähert, so sind es zuerst die hohen, dunkeln Kiefern, welche sich auf dem Gipfel des Brauhausberges über die helleren Laubbäume und das Gebüsch an ihren Füßen erheben, die verkünden, daß man sich den freundlichen, blühenden Fluren an den Ufern der blauen Havel nähert. Mit diesen Bäumen soll es folgende Bewandniß haben.

Ein vornehmer, um's Jahr 1840 noch lebender Mann ist einmal in einer dunklen Neujahrsnacht Mitternacht von einer Reise über Nedlitz her nach Hause gekommen. Es war kalt und stürmisch, unter den Buchen im Schragen aber ist es ihm ganz still und unheimlich gewesen. Auf dem Kreuzwege in dem Wäldchen hat er dann sonderbare Stimmen gehört, aber Niemand sehen können, weil es so finster war, und verstehen konnte er sie auch nicht recht. Wie er nun näher hinzutrat, vernahm er, daß eine Stimme sagte: so lange noch dreizehn von den alten hohen Kiefern auf dem Brauhausberge stehen, wird die Stadt kein Unglück treffen, dann aber ..... In dem Augenblicke hat es zwölf geschlagen, dann wunderlich um ihn her gerauscht und gehuscht, und der Ostwind hat die Zweige der alten Buchen geschüttelt, so daß der Reif hörbar auf die starren welken Blätter am Boden gefallen ist.

112) Der geheimnißvolle Saal. [2])

An einem schönen Herbstabende des Jahres 1795 haben Kinder in Potsdam auf der Straße mit einander verschiedene Spiele getrieben und zwar in der Nähe des Rathhauses und in den angrenzenden engen Gassen. Es sind ihrer nach und nach immer weniger geworden, am längsten ist aber ein kleiner

[1]) Nach Reinhard S. 225.
[2]) So Reinhard S. 222.

Knabe geblieben, so daß ihn zuletzt seine Mutter gesucht hat, allein gerade da ist er gekommen, hat aber gleich ins Bett verlangt. Am andern Tage aber befragt, warum er so spät nach Hause gekommen, hat er erzählt, er sey gegen Abend spät in einem Hause, wo er sich habe verstecken wollen, eine Treppe hinauf oder hinabgegangen und an eine Thüre gekommen, durch deren Spalte ein helles, gelbes Licht herausgeleuchtet. Als er durch die Spalte gesehen, hätte er in einen langen, gewölbten Saal mit runder Decke und Wänden von braunem Holze mit goldenen Zierrathen geblickt, an den Wänden umher hätten Tische mit krummen Füßen und eckige Schränke gestanden, ganz besetzt mit prächtigem blitzenden Geschirr von Krystall, Gold und Silber. In dem langen Saale aber wären Menschen in Mänteln und langen Bärten umher gegangen, als er jedoch diese sonderbaren Leute sich habe ansehen wollen, da habe mit einem Male ein so entsetzliches und greuliches Gesicht mit rollenden Augen dicht vor der Rige gestanden, daß er sich sehr erschreckt habe und nicht wisse, wie er zu Hause gekommen sey.

Mit der Zeit ist das Kind immer schwächer geworden, ohne daß ihm eigentlich etwas gefehlt hat, als daß es oft schreiend aus dem Schlafe auffuhr, weil ihm das greuliche Gesicht mit den drohenden Augen im Traume erschien. Dann zitterte und weinte es heftig und war schwer wieder zu beruhigen. Im Frühling darauf ist der Knabe gestorben und sein kleines Grab ist das erste gewesen auf dem neuen Kirchhofe vor dem Teltower Thore, zu dessen Einweihung viele Menschen versammelt waren.

113) Der tiefe Grund bei Glienicke. [1])

Nach der Sage bewohnte einst die Gegend zwischen der Havel und Spree ein germanischer Volksstamm, die Semnonen. Sie verehrten Feuer und Erde, Sonne und Mond als Gottheiten und brachten ihnen in ihren dunkeln Hainen blutige Opfer. Da drangen die Slaven in die heutige Mark Brandenburg und drängten die germanischen Ureinwohner nach und nach bis in die Spree- und Oderbrüche zurück, welche jene aber mannhaft vertheidigten und lange Zeit behaupteten. Auf dem Glienicker Werder aber, der damals auch auf jenen Strecken mit Wasser umgeben war, wo jetzt bei Stolpe niedrige Wiesen sich hinziehen, hatten sie einen der Erde geweihten Tempel, zu welchem sie in den Nächten des Neumondes weither zogen, um auf dem Thingplatze den Sprüchen ihrer Priester zu lauschen. Die Abhänge des fast kreisrunden Grundes, der beim Bau der Chaussee eine ganz andere Gestalt erhalten hat, auf dessen Boden aber man jetzt noch ein mit Schilf umzogenes Wasserbecken sieht, waren mit hohen tausendjährigen Eichen bewachsen, an der Nordseite des tiefen Sees, den sie mit ihren Aesten beschatteten, befand sich eine aus rohen Steinen erbaute Höhle, und im Hintergrunde aus der knorrigen Wurzel eines Erlenstammes geformt stand das blutbefleckte Götzenbild, auf dem schmalen Raume zwischen dem Eingange der Höhle und dem See lag der flache Opferstein mit den Blutrinnen, und auf der andern Seite des Sees waren im Halbkreise die Steine aufgerichtet, welche den Häuptern des Stammes zum Sitze dienten, während der Priester das blutige Menschenopfer vor dem Bilde brachte. Eine kleine Strecke von diesem Orte auf der

[1]) Nach Reinhard S. 8 ꝛc.

breiten Kuppe des Schäferberges war in dem dichten Walde ein kreisförmiger Raum ausgehauen, von welchem nach allen Himmelsgegenden hin Wege ausliefen. In der Mitte lag ein mächtiger Felsblock und rings herum bezeichneten große Sitzsteine, die bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts noch zu sehen waren, den Thingplatz, wo von den wehrhaften Männern des Stammes über Krieg und Frieden Beschluß gefaßt ward. Ein unterirdischer Gang führte von der Stelle, wo der Tempel im tiefen Grunde (an der Berlin-Chaussee) stand, bis zu der Kuppe des Schäferberges. Immer weniger wurden aber der Männer an den Tagen des Thinges, denn die siegreichen Wenden drangen immer weiter vor und das Häuflein der Vertheidiger schmolz immer mehr zusammen; da versammelte der alte hundertjährige Priester zum letzten Male die Männer seines Stammes und feuerte sie zum Kampfe an, indem er ihnen endlichen gewissen Sieg verhieß, zum letzten Male floß das Blut eines unglücklichen Gefangenen auf dem Opfersteine, das Götzenbild war aus der Höhle herausgebracht und mit allen seinen in vielen Kämpfen erbeuteten Schätzen geschmückt dicht an dem dunkeln See aufgestellt worden, vor ihm lag betend der Priester und um ihn die zu dem Stamme gehörigen Kinder, denn die Eltern, Männer und Frauen, waren ausgezogen, um ihre Heimath zu vertheidigen. Allein umsonst; als der Abend herabsank, waren alle gefallen, und wie die siegreichen Wenden am Morgen den tiefen Grund betraten, fanden sie nur noch die Kinder, die sie zu Sclaven aufzogen und dann nach und nach unter sich aufnahmen; der Priester und das Götzenbild aber waren verschwunden, der tiefe See hatte sie verschlungen. Dort mögen die Schätze noch liegen, allein Schlamm und Wurzelgeflecht überzogen den Boden des Sees bald dergestalt, daß es unmöglich war, bis auf den eigentlichen Grund desselben zu dringen.

114) Die alte Mühle in Klein-Glienicke. [1])

Vor langen grauen Jahren, als noch die Gegenden an der Havel von den Wenden bewohnt wurden und die Welt noch so weit zurück war, daß man nur mühsam Hafer- und Gerstenkörner zu einem groben Mehle zu zerstampfen oder auf unbeholfenen Handmühlen klein zu machen verstand, lebte auf dem Glienicker Werder ein Mann, der sich davon nährte, dergleichen Instrumente zu verfertigen, aber wenig verdiente, weil er sich stets vergeblich abmühte, dieselben zu verbessern oder gar eine neue practischere Art derselben zu erfinden. Dadurch ward er aber immer ärmer und seine Frau machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß sie und ihre neun Kinder wegen seiner Ungeschicklichkeit Hungers stürben. Dies brachte ihn zur Verzweiflung, und als er einst bis tief in die Nacht an einem Rade schnitzte, da trat ein schwarzer Mann zu ihm und versprach ihm, sein Glück zu machen, wenn er ihm eine Seele opfern wolle. Der Mann aber erschrak sehr und schlug es ihm ab. Dies that er auch das nächste Mal, als der Geist wieder kam, allein als im dritten Monat der Böse ihn abermals anredete und er es abermals abschlug, da erwachte seine Frau aus ihrem sorgenvollen Schlummer — denn seit dem ersten Besuche desselben war es ihnen nicht gelungen, das Geringste fertig zu bringen — fragte, was der fremde Mann wolle und beredete ihren

[1]) Nach Reinhard S. 16.

Gatten, eine Seele wegzugeben, damit sie nicht alle verhungern müßten. Als nun derselbe ja sagte und der Fremde eins der neun Kinder verlangte, da schrie und heulte sie so, daß dem Geiste bange wurde, und als der Mond aufging, mußte er weg. Vorher aber fuhr er mit der Hand über den Kopf der Frau, da gingen ihr alle ihre schönen langen Haare aus, die nahm der Fremde mit und sprach: warte.

Die andere Nacht klopfte er abermals um Mitternacht an, rief den Mann leise heraus und führte ihn auf den Berg bei Glienicke, da wo jetzt die große Sandgrube ist; dort warf er drei Rabenfedern in die Luft und alsbald kam ein großer Sturm, der Griebnitzsee brauste auf, seine Wellen brachen durch zwischen ihnen und dem Babelsberge und stürzten in die Havel, und als die Wässer wieder ruhig geworden waren, floß ein heller Bach aus dem Griebnitzsee in den Fluß. An diesen Bach führte der Geist den armen Mann und lehrte ihn eine Mühle bauen, deren Rad das Wasser trieb; das war die erste Wassermühle weit und breit in diesen Landen, und dreimal vierzig Jahre hat auf drei Hahnenrufe weit keine andere gebaut werden können. Der Mann aber wurde bald gar reich und schaffte fleißig in der Mühle mit seinen neun Söhnen, die seine Mühlknappen machten. Da kam die Pest ins Land, die raffte alle neun Söhne hinweg, nur er blieb am Leben mit seiner Frau; allein er grämte sich sehr, weil er allein nicht mehr so viel fertig bringen konnte, und so starb auch er, und seine Frau begrub ihn zu den neun Söhnen, wo jetzt die große Linde vor dem Försterhause steht. In die Mühle aber setzte der Grundherr einen andern Müller, der die alte Müllerin bald aus dem Hause vertrieb. Niemand wußte, wo sie sich aufhielt, allein in jeder Nacht erblickte man sie an den Gräbern und noch heute soll sich eine graue Alte um Mitternacht unter den hohen Linden bei der Mühle sehen lassen.

115) Der Babelsberg.[1])

Der Babelsberg soll einst noch eine dritte Kuppe gehabt haben, da wo er jetzt bei der Mühle nach der Stadtseite steil gegen die Havel zu abfällt, deren langsamer Lauf dort in eine kreisende Bewegung übergeht. Auf dieser Kuppe stand die Burg eines mächtigen Wendenritters, der Alles, was durch sein Gebiet zog, brandschatzte und von allen Schiffen, welche die Havel befuhren, einen hohen Zoll erhob. Zu diesem Zwecke hatte er auf den beiden Landzungen bei Sakrow und unterhalb des Babelsbergs zwei Thürme errichtet. Zuweilen dehnte er seine Raubzüge bis jenseits der Elbe aus und von einem derselben brachte er einst ein schönes sächsisches Ritterfräulein zurück, deren Stammsitz er gebrochen und deren Eltern und Verwandte er erschlagen hatte. Er zwang dieselbe seine Gattin zu werden, allein sonst war ihr ein trauriges Loos beschieden, denn nicht allein durfte sie unter den wilden Heiden nicht zu ihrem Gott beten, sondern sie war auch gezwungen, die rohen und schwelgerischen Gelage ihres verhaßten Gemahls zu theilen oder, wenn sie das nicht wollte, mit der Nadel und Spindel sich die einsamen Stunden zu verkürzen. Da kam die Zeit heran, wo sie Mutter werden sollte; ihr Mann war eben auf einem seiner Raubzüge abwesend, und in der Nacht, da sie eines holden Mädchens genas, war sie ganz allein in ihrem Gemach und

[1]) Nach Reinhard S. 27 ꝛc.

ohne Hilfe, denn ihre wendischen Dienerinnen verabscheuten sie als eine dem verhaßten Volke der Christen angehörige Person. Da öffnete sich der Boden und kleine Frauen, seltsam anzuschauen, stiegen aus der Erde herauf, standen ihr bei und pflegten sie, badeten dann das neugeborne Mädchen und bekleideten es mit buntem, sonderbar geschmückten Gewande, blieben auch bei der Wöchnerin, bis am Morgen die Diener kamen; als sie aber diese sich nahen hörten, stiegen sie eilig hinab in den Boden, der sich sogleich hinter ihnen schloß. Mechtildis, so hieß die arme Rittersfrau, entsetzte sich erst über diese wunderbaren kleinen Wesen mit den großen Köpfen; als sie aber sah, wie die sie freundlich anschauten und pflegten, faßte sie Vertrauen zu ihnen und trauerte, als sie sie nicht mehr sah. Dies waren die Frauen der kleinen Wichtelmänner, welche ihre Wohnungen in dem Berge hatten, auf welchem die Burg stand. Diese hatten sonst mancherlei Verkehr mit den Menschen gehabt, allein seit der grausame Wende sich in der Burg angesiedelt, waren sie scheu geworden und ihr Fürst hatte ihnen jede Verbindung mit der Oberwelt untersagt, doch hatte er einige kluge Frauen heraufgeschickt, um der armen Mechtildis beizustehen. Dieselben kehrten auch in den folgenden Nächten wieder zurück, nahmen ihr aber das heilige Versprechen ab, Niemandem von diesem Besuche etwas zu sagen. Das Kind war fast einen Monat alt, als der Vater zurückkehrte. Statt sich aber über das holde Mägdlein zu freuen, zürnte er heftig, weil es kein Knabe sei, und machte seiner Gattin die bittersten Vorwürfe. Als er sie im heftigen Zorne verlassen hatte, kehrten die kleinen Frauen wieder zu ihr zurück, trösteten sie und führten sie hinab mit sich in das Innere des Berges, wo sie ihr alle die Herrlichkeiten des Erdreiches zeigten.

Zwei Winter darauf genas Mechtildis mit Hilfe der Zwerginnen wieder eines Kindes; als sie aber hörte, daß es wieder ein Mägdlein sei, fing sie bitterlich zu weinen und laut zu wehklagen an, so daß sie die kleinen Frauen gar nicht beruhigen konnten. Der Ritter aber, der das Jammern seiner Gattin in seinem Gemach vernahm, trat so plötzlich in das Schlafzimmer derselben, daß die Zwerge nicht mehr Zeit hatten, sich in den Boden zu verbergen, ehe er sie erblickte. Als der Bösewicht sah, daß seine Gattin ihm abermals ein Mädchen geboren, schalt er sie eine Zauberin, die Umgang mit bösen Geistern pflege und seine Kinder vertauscht habe gegen Wechselbälge. So ließ er sie ergreifen und sammt den Kindern hinabstürzen in den tiefen Brunnen auf dem Schloßhofe. Allein die Wichteln fingen sie mit ihren weichen Armen auf, richteten ihr eine freundliche Wohnung ein und pflegten sie wie vorher. Hier wohnte sie, bis das Eis auf der Havel borst und der Schnee an der Mittagsseite des Berges verschwand. Da bemerkte sie auf einmal eine große Unruhe und ein geschäftiges Treiben unter den kleinen Leuten; nicht mehr ward von ihnen gescherzt und gespielt, sondern sie hämmerten und gruben und pochten tief unten in den Eingeweiden des Berges. Auf ihre Frage, was dies zu bedeuten habe, erklärte ihr der Fürst der Zwerge, er sei genöthigt, mit allen seinen Leuten den Berg zu verlassen, weil der Ritter einen Zauberer zu ihrer Vertreibung in die Burg aufgenommen habe. Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche werde er mit seinem Volke in das Land der Christen nach den Harzbergen ziehen und dorthin möge sie ihn mit ihren Kindern begleiten. Ueber die Ursachen, warum die Zwerge so tiefe Höhlen

und Gänge in den Berg trieben, sprach er sich nicht aus, ließ aber eine dunkle Andeutung fallen, daß sich hier bald eine große Veränderung zutragen werde. Als nun der Frühling eingezogen war, da senkten sich dichte Nebelballen über die ganze Gegend und aus ihnen fielen dicke Wassertropfen herunter auf die Erde. Dies hielt mehrere Tage an, dann hob sich der Nebel wieder und bald trieb ihn der Ostwind in langen Streifen aus einander; als aber der blaue Himmel wieder sichtbar ward, da war die dritte Kuppe mit der Burg verschwunden und weit fiel der Abhang des Babelsberges nach der Havel zu ab, welche sie verschlungen und sich an seinem Fuße zu einem weiten Becken ausgedehnt hatte. Die Stelle aber unterhalb der Babelsmühle in der Havel ist noch jetzt die tiefste weit und breit in ihrem Bette, und selten bedeckt hier das Eis den kreisenden Strom.

116) Der Teufelssee.[1])

Am Fuße des Ravensberges, einer 200 Fuß hohen waldigen Bergspitze unweit Bergholz, befindet sich der Teufelssee, ein schwarzer unergründlicher Pfuhl, umgeben von alten dunkelgrünen Kiefern, die seine Oberfläche noch dunkler machen; aus seinem Gewässer trinkt kein Vogel und nur eine einzige Art sonderbarer schwarzer Fische hält sich in ihm auf. Da, wo er sich jetzt befindet, soll früher ein Götzenbild gestanden haben, zu welchem die Wenden auch noch nach ihrer Bekehrung zum Christenthum heimlich des Nachts bei Mondschein pilgerten und ihm opferten. Das Bild aber hat einst der Teufel bei Nacht weggenommen und sein eigenes an dessen Stelle gesetzt und die dummen Wenden haben den Tausch nicht gemerkt, da sie eben nur des Nachts hinkamen, und haben so den Teufel selbst angebetet. Es hat aber die christliche Geistlichkeit sich eifrig bemüht, diesem heidnischen Götzendienst ein Ende zu machen und der Bischof von Brandenburg hat zu Saarmund im Kloster ein Ketzergericht niedergesetzt und dieses hat alle, so der Sünde der heidnischen Ketzerei überwiesen worden, hinrichten lassen. Dann aber hat der oberste Ketzerrichter, ein durch seine Teufelsbeschwörungen berühmter Mönch aus Italien, den der Bischof zu diesem Zwecke dorthin hatte kommen lassen, die Ritter und Herren, sowie die Bürger und Bauern des ganzen Sprengels aufgefordert, zusammen zu kommen und mit ihm von Saarmund auszuziehen und das Götzenbild, das man freilich nur vom Hörensagen kannte, da jeder Christ, der sich demselben bisher hatte nähern wollen, durch teuflische Verblendung im Walde in der Irre herumgeführt worden war, zu zerstören. Als der Zug am frühen Morgen aus dem Kloster auszog, war der schönste reinste Himmel, je näher man aber dem Fuße des Ravensberges kam, desto dunkler ward er und schwere Gewitterwolken thürmten sich über dem Gipfel desselben auf. Endlich gelangte die Prozession in später Nachmittagsstunde an die runde Mooswiese im Grunde des Thales, in deren Mitte unter dem uralten Kreise von fast abgestorbenen Kiefern das Götzenbild vor dem Opfersteine stand. Um diese Wiese schritt nun der Mönch, geheimnißvolle Gebete murmelnd, mit dem Weihwasser, pflanzte am Rande derselben kleine Kreuze von geweihtem Holze hin und stellte sich dann außerhalb des so bezeichneten Ringes dem Götzenbilde gegenüber mit seinen Gehülfen und den heiligen Geräthen auf.

[1]) Nach Reinhard S. 58 ꝛc.

Hierauf begann er seine Beschwörung, allein bei den ersten Worten derselben begann sich die finstere Wetterwolke ins Thal herab zu senken, schwere Regentropfen und Hagel prasselte aus derselben herab und eine gewaltige Windsbraut bog die Wipfel der Bäume tief herab zur Erde, helle Blitze jagten einer den andern und furchtbares Donnerrollen übertönte die Stimme des Beschwörers. Allein dieser ließ sich nicht irre machen, immer lauter erhob er seine Stimme und es gelang ihm auch, sich in dem Wüthen der Elemente hörbar zu machen; als er aber mit dem Krucifix in der einen und dem Weihwasser in der andern Hand sich dem Kreise näherte, da erschollen von allen Seiten aus der Erde und den Lüften so furchtbare nie gehörte Laute, daß alle Anwesenden erschreckt auf ihre Kniee sanken, der Mönch aber setzte furchtlos seinen Fuß über den Kreis, und siehe die Erde um das Teufelsbild borst auseinander, es versank in die Tiefen, und seit dieser Zeit erfüllt ein schwarzer See den Boden des Thales. Noch heute aber sagt man, müsse der, welcher mit dem Bösen Umgang pflegen wolle, um Mitternacht an diesen See gehen und dreimal den Namen desselben rufen, wenn er von demselben erhört sein wolle.

117) Der faule See zu Potsdam.[1])

In der alten Stadt Potsdam lag einst außerhalb der alten Stadt in der Mitte des jetzigen Wilhelmsplatzes ein tiefer, trüber Wasserpfuhl, der faule See genannt. Diesen benutzte man zu der Zeit, wo man noch auf Hexen und Zauberer fahndete, dazu, auf seiner Oberfläche bei angeblichen Hexen die sogenannte Wasserprobe anzuwenden. Man legte sie gebunden auf das Wasser, und wenn sie untersanken, galten sie für der Zauberei überführt und man verdammte sie zum Feuertode. Die ganze Gegend um den Pfuhl bestand aber aus einem trügerischen, morastigen Boden und oft sank während der Nacht eine scheinbar feste Stelle mit allem, was darauf war, ein. Nun trug es sich einmal zu, daß eine alte Frau zu Potsdam von einem Landstreicher, der ihr hatte Geld abschwindeln wollen und von ihr abgewiesen worden war, aus Rache von diesem beschuldigt wurde, sie habe ihm versprochen, ihn stich-fest zu machen, wenn er ihr ein dreijähriges Kind bringen würde, dessen Zunge, Herz und Finger sie zu ihrem Zauber gebrauche. Trotz ihren Betheuerungen, daß sie unschuldig sei, ward ihr nicht geglaubt, sie ward zur Wasserprobe verurtheilt und von dem Henker nach der Wiese am faulen See geführt; derselbe schnürte ihr Hände und Füße fest zusammen, und der Ketzerrichter forderte den anwesenden Ankläger der alten Frau auf, noch einmal seine Anklage zu wiederholen. Derselbe trat auch bereitwillig auf eine etwas erhöhte Stelle in die Nähe des Sees und rief Gott zum Rächer auf, wenn er nicht die Wahrheit spräche, und siehe, plötzlich sank die Stelle, wo er stand, mit ihm in die Erde und der schwarze Moorschlamm schlug über ihm zusammen. Das Volk aber schrie Wunder über Gottes weises Gericht, die alte Frau ward losgebunden und freigesprochen und in feierlicher Prozession zur Kirche geführt, um dem Herrn zu danken. Später ward dieser Pfuhl durch einen Kanal, der in ähnlicher Richtung, wie der jetzt durch die Stadt fließende, geführt war, mit der Havel verbunden; als sich aber Potsdam

[1]) Nach Reinhard S. 90 ꝛc.

unter Friedrich Wilhelm bis an das Bassin erweiterte, ließ der König den faulen, die Luft verpestenden Sumpf ausfüllen und seine jetzige Gestalt geben, was aber nur erst nach langer Arbeit gelang, denn der Morast schien unergründlich und oft versank in einer Nacht, was an Steinen und Erde während mehrerer Monate aufgebaut worden war. Endlich kam man aber doch zu Stande, allein noch jetzt senkt sich an manchen Stellen die Fläche des Platzes, der fast alljährlich neu geebnet werden muß.

118) Die Schlangenkönigin im See zu Sakrow.[1])

In dem nach dem uralten wendischen Orte Sakrow so genannten Sakrower See befindet sich eine kleine schwarze Schlange, mit einem rothgelben Flecke auf dem Kopfe, oder, wie Andere sagen, mit einer glänzenden goldnen kleinen Krone auf demselben. Dies soll eine Schlangenkönigin sein und wer sie sieht, dem bringt sie Glück. Sie steckt zuweilen ihren Kopf mit der goldnen Krone aus dem Wasser, meist in der Nähe von Wasserlilien, wer sie da sieht und dabei einen Wunsch ausspricht, dem wird er sogleich erfüllt; es muß aber ein rechter Herzenswunsch sein und der Wunsch muß einem so zu sagen auf den Lippen schweben, denn sie ist eben nie länger sichtbar, wie eine Sternschnuppe fliegt, und das ist freilich nur ein Augenblick.

Dergleichen Wünsche sind viele ausgesprochen und erfüllt worden, namentlich vor einigen 40 Jahren einem gewissen Richter, einem weitberühmten Jäger, Fischer und Vogelsteller. Als der einmal im Sakrower See am Fuße des Fuchsberges angelte, tauchte die Schlange plötzlich aus dem See auf und legte ihren Kopf auf das Blatt einer Wasserlilie. Da rief jener laut über den See, daß er lange leben und Alles fangen wolle, was da schwimmt, fliegt, läuft und kriecht. Darüber ist die Schlange erschreckt untergetaucht, allein der alte Richter hat von da an nie einen vergeblichen Schuß auf ein Wild gethan oder seine Angelschnur umsonst ausgeworfen; er konnte thun, was er wollte, sich jedem Wetter und jeder Jahreszeit aussetzen, nie ist ihm etwas zugestoßen, und so starb er hochbetagt, ohne je krank gewesen zu sein. Dem Grundherrn des Orts Sakrow soll aber die Schlangenkönigin, die einst eine Prinzessin gewesen ist, von jeher wohlgesinnt gewesen sein und die Kinder, die da geboren, sollen viel Glück, namentlich in der Liebe haben.

119) Der alte Jäger.[2])

In dem halbverfallenen einsamen Plantagenhause im Walde an der Saarmunder Straße hat lange ein alter Heideläufer gelebt, der durch seine scharfen, tief eingegrabenen Züge seines vertrockneten Gesichts Jedermann auffiel und selbst durch seine in Wind und Wetter verblichene Kleidung etwas Unheimliches hatte. Vor ihm war kein Holzdieb oder Wildschütz sicher, er fand sie alle heraus und der Volksmund erzählte, er könne an mehreren Orten zugleich im Walde sein. Er sprach nur wenig, und wenn ihn Jemand, der sich verlaufen, im Dickicht begegnete und um den Weg fragte, da gab er fast immer kurze und barsche Antworten. Allein bei bösartigen Wunden und Geschwüren, bei Krämpfen der Kinder, bei Krankheiten der Hausthiere nahm

[1]) Nach Reinhard S. 179 ꝛc.
[2]) Nach Reinhard S. 205 ꝛc.

man seine Zuflucht zu ihm, denn er wußte immer den besten Rath, und wenn ihm dann einer aus der mitgebrachten Feldflasche zutrank, wurde er gesprächig und erzählte wunderbare grausige Geschichten von Wölfen und Füchsen und Hirschen, die keine Kugel treffe, und vom Festmachen und andern wunderlichen Dingen. Unter andern erzählte er, er sei einst in der Nacht auf die Fährte von Wilddieben ausgezogen, zwar sei der Himmel ganz schwarz und mit Regenwolken dicht überdeckt gewesen, allein es habe sich doch kein Blatt bewegt. Da sei auf einmal vom Brauhausberge eine große dunkle Masse mit schaurigem Geräusche durch die Luft geflogen gekommen und es sei ihm gewesen, als zögen große dunkle Flecken, einer hinter dem andern, durch die Luft, wie Vögel und doch auch wieder nicht so; er habe die Büchse angelegt und auf gut Glück darauf zu geschossen, und siehe, da habe er etwa in der Entfernung von zwanzig Schritt einen harten Fall auf die Erde gehört, aber nicht gesehen, sondern nur etwas über das Feld nach den Mühlen zu laufen hören, aber mit Schritten, wie sie etwa ein Hinkender so ungleich thue. Er habe sich nun an jener Stelle ein Zeichen gemacht, und als er am andern Morgen wieder hingekommen, habe er auf der Erde Splitter von einem Besenstiel und ein Geflecht von verblühten Pflanzen mit langen grauen Samenfedern, einem Daunenball ähnlich gefunden. Es müßten dies wahrscheinlich Hexen gewesen sein, die von einem ihrer Sabbathe zurückgekehrt seien. Seit jener Zeit wachse nun auf jener Stelle, es war dies der Exercierplatz, der sogenannte Hexenbart, die Brockenanemone [1]), die sonst nirgends in dieser Gegend gefunden wird.

120) Die Tornowspitze. [2])

Der untere Theil der sogenannten Tornow-Halbinsel erhebt sich nach Templin zu etwas über den weiten blauen Havelsee, bis in dessen Mitte sie sich erstreckt, und gewährt eine sehr schöne Rundsicht bis zur Stadt Potsdam und nach den entfernten mit Wald bedeckten Höhen. Diese Landzunge ist nur durch ein im Sommer gewöhnlich mit Getreide bedecktes Feld mit dem Ufer verbunden und fällt nach dem Wasser zu in einem mit den schönsten Wiesenblumen bedeckten Rasenplatze ab. Auf diesem findet man zuweilen Kreise oder Ringe, wo das Gras fetter emporgewachsen ist und die Blumen üppiger sprossen. Diese Stellen nennen die Schnitter Feen- oder Hexenringe und glauben, sie rührten von den Fußspuren dieser luftigen Wesen her, die hier getanzt hätten. Einst hat sich ein neugieriger Bauerbursche in den niedrigen Erlenbüschen, die dort standen, versteckt, um dem Tanze dieser Geister zuzuschauen. Er hat auch wirklich etwas gesehen, denn von diesem Tage ist er stets gedankenvoll und trübsinnig gewesen, allein er hat keiner Menschenseele etwas von dem, was er erblickt hat, mitgetheilt; nach und nach ist er aber verfallen und hingesiecht und gerade ein Jahr nach diesem Abend gestorben.

121) Der Spuck am Entenfängersee. [3])

Zwischen den Havelseen bei der Inselstadt Werder und einer bewaldeten Hügelreihe zieht sich längs den Ufern des Flusses ein breites Wiesenland hin,

[1]) Es ist dies eine Verwechselung der Pulsatilla Alpensis mit der Pulsatilla pratensis.
[2]) Nach Reinhard S. 202 ꝛc.
[3]) Nach Reinhard S. 199.

durchschnitten von einzelnen gewundenen Wasserzügen und wellenförmigen Höhen; unterhalb der höchsten Waldhügel unweit des unter dem Namen des Entenfängers bekannten Gehöftes liegt ein Erlengehölz, wie gewöhnlich schattig, feucht und auf seinem Boden mit Giftpflanzen und üppig wuchernden Schlingkraut bewachsen. In der Mitte desselben befindet sich ein ziemlich umfangreicher See, der wegen seiner Einsamkeit und Ruhe zum Fange der wilden Enten benutzt wird, indem die Lockenten letztere herbeirufen und sie durch Binsen und Rohr bis in die Netze der sogenannten Todtenkammer führen, welche dann der lauernde Jäger hinter ihnen schließt.

An heitern Abenden sieht man über diesem verborgenen Orte ein kleines Wölkchen schweben, welches langsam bis auf die Wasserfläche herabsinkt und sich wie ein weißer Nebel in flockigen Streifen über die benachbarten Wiesen verbreitet. Dies nennt der Landmann: „der Fuchs badet sich" und verkündet gut Wetter auf den folgenden Tag. Nach Andern aber soll diese Erscheinung von einem Gespenste herrühren. Ein Pfarrer soll seiner Tochter, deren Mann eine bessere Stelle als er bekam, das Brod verflucht haben und dafür an den See verwünscht worden sein. Dort sitzt er im Nebel und droht mit der Faust, ruft man aber den wohlbekannten Namen seiner Tochter, so stürzt er plötzlich ins Wasser.

122) Die fliegende Frau. [1])

Bevor das Christenthum sich über das nördliche Deutschland verbreitete, da war es die gute Frau Hare (oder Harke, Hertha), welche den Menschen Alles, was sie brauchten, gewährte. Zwölf Nächte nach dem kürzesten Tage flog sie über das waldige, schneebedeckte Land, und wo sie in den Häusern fleißige und geschickte Arbeiter fand, da zog sie ein durch irgend eine Oeffnung und segnete die Wohnung mit Glück und Freude für das nächste Jahr; wo sie aber Unreinlichkeit und Versäumniß sah, da bestrafte sie die Nachlässigen. Am großen Jul- oder Weihnachtsfeste opferte man ihr fette Schweine, überall ertönte der Ruf: „Frow Hare da vlughet" und lud die fliegende Frau zum Besuch ein. Als nun die christlichen Priester die heidnischen Götter vertrieben und die Tempel derselben brachen, blieb doch die gute Frau Hare, oder wie man sie später nannte, Holle im Lande und flog in den 12 Nächten vom heiligen Abend bis zum hohen Neujahr oder Dreikönigstag nach wie vor durch die Lüfte und besuchte die Häuser, namentlich auf dem Lande.

Nun lebte damals zu Grubow ein alter Schäfer, der hatte einen Sohn, der bei ihm als Knecht diente, aber schon verheirathet war und ein einziges Kind besaß. Zu diesem trat er am heiligen Abend, wie gerade die junge Frau vor der Wiege ihres Kindes saß, und ermahnte ihn, in diesen mit heute beginnenden 12 Nächten ja recht achtsam auf die Heerde zu sein und den Pferch wohl verschlossen zu halten, auch ihn (d. h. den Wolf) nicht zu nennen, damit er, da er umgehe, nicht böse werde, er solle den Keil für den Wagen der Frau Hare hauen und ihn auf die Schwelle legen, daß sie ihn finde, wenn sie ihn brauche, wo nicht, so solle er ihn später in den Wagen stecken, die Frau und die Magd sollten aber bis Groß Neujahr den dicken Flachsknoten abspinnen, damit sie nicht von der Hare gekratzt und besudelt würden,

[1]) Nach Reinhard S. 161 ꝛc.

die Frau solle keine Hülsenfrüchte kochen oder berühren, vor Allem aber das Kind hüten.

Der Sohn blieb nun bei den Schafen und die Frau vor der Wiege, der Alte aber ging hinaus auf den Boßberg vor dem Dorfe, sah sich nach allen Seiten um und hielt den naßgemachten Finger empor, um zu fühlen, woher der Wind wehe, denn Frau Hare machte die Witterung für das ganze Jahr in den 12 Nächten und jeder Monat ist ganz so, wie sein Tag zwischen Weihnachten und Groß-Neujahr. Der Ostwind wehte aber eisig von den Bergen und darum hielt sich der Alte nicht lange auf und eilte seiner Wohnung zu. Nun war aber sein Haus das erste im Dorfe; als er bald an dasselbe herankam, sah er ein großes zottiges Thier quer über den Acker nach dem Walde eilen, und als er an die Hausthüre kam, fand er dieselbe offen stehen. Er eilte in die Stube, doch sah er Niemand, die Kammer der Magd war verschlossen, das Kind in der Wiege aber fort. Seine Schwiegertochter hatte nämlich, sobald er fortgegangen war, der Magd aufgetragen, an ihrer Statt sich an die Wiege zu setzen und war in den Garten gegangen, um frischen Kohl bei dem Nachbar zu stehlen, denn man glaubte, daß wenn man dem Rindvieh in der Christnacht frisch gestohlenen Kohl zu fressen gebe, erkranke dasselbe in diesem Jahre nicht. Die Magd war aber auch nicht in der Stube geblieben, sondern war in ihre Kammer gegangen, hatte sich ganz nackt ausgezogen und so stillschweigend Alles, was darin war, gescheuert, denn wenn sie dies thue, hatte man ihr versichert, käme in dem Jahre ein Freier.

Der alte Schäfer stand verzweifelt und die Hände ringend in der Stube, denn er war überzeugt, daß der Wehrwolf das Kind geraubt habe. Plötzlich aber stürzte seine Schwiegertochter leichenblaß ins Zimmer, in der einen Hand den Korb mit dem gestohlenen Kohl, im andern Arm aber mit dem in seine Windeln gehüllten Kinde. Sie erzählte, als sie über die Hecke des Nachbargartens gestiegen, habe sie einen großen Wolf auf sich zurennen gesehen, sie habe darüber einen lauten Schrei gethan und in demselben Augenblick habe sie gewaltiges Rauschen in den dürren Blättern der Bäume über sich gehört und einen dunkeln Schatten über sich hinschweben sehen, der Wolf habe dann das Kind aus seinem Rachen zu ihren Füßen fallen lassen und sei über den Acker dem Walde zu gelaufen. Da faltete der Schäfer andächtig die Hände und sagte: das war die gute Frau Hare.

123) Der Panberg.[1])

Die zweite Gemahlin des großen Churfürsten, Dorothea von Holstein-Sonderburg, hielt sich lieber zu Potsdam als in Berlin auf, und verlebte den größten Theil des Jahres theils dort, theils auf den von ihrem Gemahle erbauten Lustschlössern zu Caput, Fahrland, Klein-Glienicke und Bornim. Namentlich hielt sie sich am liebsten in dem letztern Schlosse auf, dessen Schloßgarten vorzüglich von ihr gepflegt wurde. Sie ergötzte sich aber mit ihrer Umgebung nicht blos an der schönen Natur, sondern sie sann auch auf andere Unterhaltung, und dazu bot ihr nun namentlich der geheime Kammerdiener des Churfürsten, der Alchymist Kunkel von Löwenstern die Hand, der sich zuweilen von ihr bewegen ließ, seine Experimente ihrem Hofe zu zeigen und

[1]) Nach Reinhard S. 167 ꝛc.

namentlich manche Neckereien geheimnißvoller Art auszuüben. Unter andern wußte er an schönen Abenden die dunkeln Gänge des weitläufigen Schloßgartens oft auf ganz wunderbare Weise zu beleuchten und denselben ein ganz anderes zauberisches Ansehen zu geben. Auch sagte man, er könne Geister citiren, und z. B. ward erzählt, er habe einst in einer Vollmondsnacht dreien Hoffräulein die Wiesennixe sehen lassen, welche auf der von Erlen umgebenen Wiese wohnte, die jetzt einen Theil des Parkes von Charlottenhof bildet. Man glaubte nämlich, wem es gelinge, diese einmal zu schauen, dem vergingen alle Sommersprossen und Maale im Gesicht und sein Auge werde hell und klar. Zwar wollten die drei Fräuleins niemals so recht mit der Sprache heraus über das, was sie gesehen, allein die übrigen Hofleute plagten doch den Goldmacher dermaßen, ihnen doch auch einmal ein solches Schauspiel zu zeigen, daß er es ihnen endlich zusagte und die ganze Gesellschaft am neunten Tage des Neumonds, eine halbe Stunde vor Mitternacht, wenn die Churfürstin sich zurückgezogen habe, an das südliche Thor des Gartens bestellte.

Von dem, was an jenem Abend geschehen, hat ein Augenzeuge Folgendes erzählt.

„Wir Alle, Männer und Frauen, hatten jedes Metall ablegen müssen, „auch durfte sich keine Seide an unserem Anzug befinden. Kunkel war in „einen weiten schwarzen Mantel gehüllt und trug ein schwarzes eckiges Barett. „Zuerst sonderte er die Gesellschaft in Abtheilungen von Dreien, deren Lebens„alter jedesmal eine ungerade Zahl ausmachte. Diese, immer zwei Frauen „und ein Mann oder umgekehrt, mußten sich anfassen und versprechen, sich „nicht loszulassen und kein Wort zu reden. Dann sagte er, er wolle ver„suchen, uns die verzauberte Gräfin im Panberge zu zeigen. Das war uns „sehr lieb, denn wir Alle kannten die alte Sage von der eitlen Mutter, „welche so verliebt in die Schönheit ihrer Tochter und besonders in deren „lange, blonde Haare war, daß sie darüber alle ihre Pflichten vergaß, nicht „an Gott dachte und sich vermaß, nicht selig werden zu wollen, wenn ihr „nur das schöngelockte Kind bleibe. Da ist sie denn in den Berg verwünscht „worden, so lange, bis ein Mädchen mit noch schönerem blonden Haar sie „erlösen würde, die dann alle ihre Schätze bekäme. Kunkel ging voran. Der „Weg führte unter den hohen Buchen hin bis auf die Spitze des Panberges, „da wo jetzt die drei Linden stehen und die schöne Aussicht ist. Unter den „Bäumen war es sehr dunkel, nur einige Glühwürmer schwärmten über das „Moos. Drei derselben setzten sich wie eine Agraffe auf Kunkel's Barett. „Als wir auf der hohen Kuppe angelangt waren, sahen wir, wie Kunkel „einen Maulwurf unter dem Mantel hervorzog, den er auf die Erde setzte „und dann gebückt wie suchend einige Zeit hin- und herging, bis wo der Maul„wurf sich in die Erde eingrub, wie Einige bemerkt haben wollen. Dann „ordnete er uns schweigend zu einem Kreise, in dessen Mitte er sich nieder„kauerte. Nun sahen wir, wie er an den Glühwürmern ein kleines blaues „Flämmchen entzündete, dies in ein Loch in die Erde senkte und ein schwarzes „Pulver in dasselbe streute. Sogleich entstand ein dichter, weißer Dampf, „der jedoch nicht in die Höhe stieg, sondern sich in einem einige Schritte „weiten Kreise über die Erde ausbreitete und dann in die Tiefe einzudringen „schien. So wie er aber den Sand durchzog, verwandelte sich derselbe in ein

„helles durchsichtiges Krystall, durch welches man immer tiefer in den Berg „hineinsehen konnte. Auf diese Weise wurde nun nach und nach das ganze „Innere des Berges sichtbar, und in der Mitte auf einem prächtigen Sessel, „umgeben von [illegible] Festbarkeiten, sah man regungslos eine Frau in reich „verzierter altertümlicher Tracht sitzen, in ihren Armen ein zartes, liebreiches „Mädchen haltend, dessen lange hellblondgelbe Locken sie in der Hand hielt, „als wäre sie beschäftigt, sie zu kämmen und zu ordnen. Nur wenige Augen„blicke war uns dieser seltsame Anblick gewährt. Der Berg verdunkelte sich „schnell auf ähnliche Weise, wie er früher durchsichtig geworden, von innen „nach oben, und bald glänzten nur noch die drei Leuchtwürmer auf dem Barett „Kunkel's durch die finstere Nacht."

124) Das älteste Haus in Potsdam.[1])

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bestand Potsdam fast nur aus vier Straßen, in deren Mitte auf einer kleinen Erhöhung des Bodens die mit einem Begräbnißplatze umgebene Kirche und unweit davon ein kleines Rathhaus stand; so hatte sie auch nur zwei Thore, das eine, das Brandenburger, führte durch den Wall in der Gegend des neuen Marktes, das andere, in der Gegend der grünen Brücke, hieß das Berliner, und war nur zum Theil durch eine Mauer, größtentheils aber durch einen Graben und ein festes Pfahlwerk mit dem ersteren verbunden. Von dem Berliner Thor längs der Havel hin bis über die jetzige Burg und Heiligegeiststraße lag eine doppelte Reihe von Fischerhäusern, der Platz an der Havel aber, auf dem jetzt die Heiligegeist Kirche steht, war durch einen breiten Graben zur Insel gemacht, auf der Landseite geschützt durch Mauer und Wall, auf der andern durch den breiten Fluß. Hier stand die Burg, das sogenannte alte Haus Potsdams, ein viereckiges steinernes Gebäude mit spitzen Giebeln und einem runden Thurm an jeder Ecke. Da wo jetzt das Schloß sich erhebt, war durch Joachim ein kleines Lustschloß errichtet, unweit der hölzernen Brücke, welche Friedrich I. statt der Fähre 1406 über die Havel hatte erbauen lassen. Unterhalb der Stadt, dem Tornow gegenüber, und von ihm durch einen dichten Eichenwald getrennt, der sich weithin nach Fahrland und Nedlitz erstreckte, lag der Kiez, ein Fischerdorf, dessen wendische Bewohner unter einem Schulzen lebten.

Dieser Schulze hatte nun ein ganz junges niedliches, schwarzäugiges Mädchen von kaum sechszehn Jahren zur Mündel, die allen jungen Burschen des Dorfes den Kopf verdrehte, und so auch ihrem Vormunde. Ob derselbe nun gleich zum dritten Male Wittwer war, so ließ er es sich doch beikommen, einem vierten Frauenzimmer seine welk gewordene Hand anzubieten, und siehe, er ward erhört, am Osterfeste 1536 ward seine rothbäckige Mündel seine vierte Frau. Sie lebte als solche gerade so fort wie vorher als Mädchen, sie trug nach wie vor ihre Fische zu Markte und ging an den Sonntagen in die Schenke zu Tanze, wo es ihr keine Andere an Frohsinn und Scherzen zuvor that.

Da ist sie einstmals im nächsten Sommer, als sie wieder Fische in die Schloßküche tragen wollte, wie der Churfürst Joachim II. sich gerade der

[1]) Nach Reinhard S. 113.

Jagd wegen mit zahlreichem Gefolge im Schlosse zu Potsdam aufhielt, im Walde unweit des Kietzes mit einem großen stattlichen Herren unter einer großen Eiche zusammengetroffen, der hat sie freundlich angeredet und sich über das und jenes mit ihr unterhalten, hat sie auch bis ans Thor begleitet. Später hat sie den Mann noch oft auf ihrem Wege zur Stadt getroffen und stets mit ihm eine längere oder kürzere Zeit gesprochen, ja sie hat sich ordentlich geärgert, wenn sie einmal zur Stadt ging und ihren Gesellschafter nicht traf. Es ist ein großer schöner Mann in der Mitte der Dreißiger gewesen, hat sich ihr gegenüber für einen Beutner, der viele Bienenstöcke in den hohlen Eichen besäße, die er aber an Andere verpachtet hätte, ausgegeben und gesagt, er halte sich hier in der Nähe auf, um Acht zu haben, daß ihm nicht die jungen Schwärme entführt würden. Er hat aber über alle möglichen Gegenstände mit ihr Rede gepflogen, und da sie ihn um Vieles, was sie nicht wußte, gefragt, sie gewissermaßen unterrichtet, so daß sie bald viel mehr wußte als alle ihre Gespielinnen, und das ganze Dorf erstaunt war, wie des Schulzen Frau plötzlich eine so kluge Frau geworden sei. Gegen das Ende des Herbstes blieb aber der Herr plötzlich aus und die Frau Schulzin sah nun erst, was derselbe ihr geworden war, ohne ihn wurde ihr das Leben fast unerträglich, und dies um so mehr, weil sie Niemanden hatte, dem sie ihre Noth klagen oder ihr Herz ausschütten konnte.

Eines Tages, als sie wieder einmal zur Stadt ging, da sah sie eine große Menge Arbeiter bei der Eiche, die gruben die Erde aus und schienen eine Grundmauer errichten zu wollen. Auf ihr Befragen erfuhr sie, Churfürst Joachim, wegen seiner Klugheit Nestor genannt, lasse hier ein Jagdschloß bauen, auf dem Hofe desselben solle aber die Eiche in der Mitte der Gebäude stehen bleiben. Im nächsten Jahre ließ sich der Bienenvater wieder sehen und als er mit ihr zusammenkam, that er gar nicht, als wäre längere Zeit zwischen ihrer letzten Zusammenkunft verflossen, sondern war gerade so vertraulich, als hätten sie sich erst gestern gesehen. So ging es einige Zeit fort und die arme Schulzin ward immer mehr verliebt in ihn, so daß sie gar nicht mehr an ihren Mann dachte. Da trug es sich zu, daß in dem Herbst desselben Jahres ein Wolkenbruch in der Gegend von Potsdam fiel, die Havel stieg über ihre Ufer, viele Schiffe der Bewohner vom Kiez wurden zerstört oder vom Strom mit fortgeführt, und als in der darauf folgenden Nacht im Dorfe auch noch eine Feuersbrunst ausbrach, welche unter andern auch das Haus des Schulzen verzehrte, da war große Noth in dem armen Fischerdorfe, denn der größte Theil der Bewohner war in den Fluthen umgekommen und die übrigen hatten alle ihre Habe in der Feuersbrunst verloren. An den Folgen dieses Schrecks starb der alte Schulze in wenigen Tagen, seine Frau aber blieb seit dem Tage verschwunden. Einige Monate nachher bezog nun aber der Churfürst sein neues Lustschloß und bewohnte dasselbe seit jener Zeit nur mit wenigen Unterbrechungen. In der Umgegend aber ward die Rede laut, man sehe ihn in den Gängen des das Schloß umgebenden Gartens oft mit einer jungen schönen Frau lustwandeln, die große Aehnlichkeit mit der verschollenen Frau Schulzin habe. Auch nach seinem Uebertritt zur evangelischen Kirche im Jahre 1536 ist er häufig auf jenem Jagdschlosse gewesen, allein keiner der Hofleute, die er dorthin mitnahm, hat, darum befragt, über jene schöne Dame Rede gestanden, so daß man

zuletzt gar nicht mehr davon gesprochen und die ganze Sache für einen Spuck gehalten hat. Zwanzig Jahre nachher brannte das ganze damalige Potsdam ab und nur das Jagdschloß im Eichenwalde beim Kiez blieb von allen Gebäuden aus früherer Zeit übrig, wurde aber später vom Churfürsten Friedrich Wilhelm auf den Wunsch seiner frommen Gemahlin zu einem Wittwenhause eingerichtet. Dasselbe ist bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts stehen geblieben, da wurde es zwar niedergerissen, allein das neu aufgebaute Predigerwittwen-Haus steht genau auf den Grundmauern des alten Jagdschlosses, ist also streng genommen das älteste Haus der Stadt Potsdam.

125) Der Schimmel auf dem Wall zu Potsdam.[1])

König Friedrich Wilhelm I. hatte auf dem linken Ufer der Havel, von der Mündung der Nuthe bis zur Mitte der langen Brücke einen breiten und tiefen Graben ziehen und längs desselben einen Damm aufwerfen lassen, der an seinem obern Ende durch eine hölzerne Brücke mit dem Kirchhofe der Heiligengeist-Kirche verbunden war. Dieser Kanal, der im Winter von den Fischern frei vom Eise gehalten werden mußte, sollte namentlich dazu dienen, das Desertiren der Soldaten zu verhindern, und darum war er im Osten, Norden und Westen mit einer hohen Mauer umgeben, und längs dem Kiez an der Havel erstreckte sich eine dichte Reihe von Pallisaden. Früher war es nämlich vielen von den Deserteuren gelungen, die Havel zu durchschwimmen und sich nach der damals nur wenige Stunden entfernten sächsischen Grenze zu retten. Da trug es sich zu, daß ein Predigersohn aus Baruth von Werbern in eine Schenke gelockt und im Rausche veranlaßt worden war, Handgeld zu nehmen. Vergeblich war alles Protestiren, als er aus seiner Trunkenheit erwacht war, er mußte mit nach Potsdam und ward hier unter ein Reiterregiment gesteckt. Hier mußte er zwei lange Jahre aushalten, ohne daß es ihm gelang, auch nur einen Schimmer von Hoffnung zu erblicken, sich aus dieser schrecklichen Gefangenschaft zu erlösen. Endlich machte er den Plan, in der nächsten Nacht vom Sonntag zum Montag, wo kein Mondschein war und wo er die Stallwache hatte, durch die Havel zu schwimmen, leise zwischen den Posten auf dem Wall hindurchzukriechen und dann zu suchen, längs dem Ufer der Nuthe fortzukommen, oder sich im Schilf bis zur nächsten Nacht zu verbergen. Am Abend hatte er seinen Kameraden tüchtig zugetrunken und es war ihm gelungen, die Wachtmannschaft im Stalle zu bezechen. Eine Stunde nach Mitternacht machte er sich auf den Weg, nachdem er Gott auf den Knieen um Beistand zu seinem Unternehmen angefleht und von seinem treuen Schimmel, dem Einzigen, von welchem die Trennung schwer wurde, Abschied genommen hatte. Glücklich kam er durch die öden Straßen, unhörbar schwamm er über den Strom, als er hinter sich laut plätschern und schnauben hörte. Als darüber der Ruf der Wachen erscholl, barg er sich ängstlich auf dem Boden, da rauschte es hinter ihm, eine weiße Gestalt erhob sich schüttelnd aus dem Wasser und der arme Flüchtling erkannte seinen Schimmel, der sich losgerissen hatte und ihm nachgeschwommen war. Eilig lief er über die Wiese und den Wall, der Schimmel dicht hinterher; weil aber auf das wiederholte Anrufen der Wachen keine Antwort erfolgte, so schoß man von allen

[1]) S. Reinhard S. 174 ꝛc.

Seiten nach ihm und bald stürzten Mann und Roß von Schüssen durchbohrt zu Boden. Seit dieser Zeit sind nun aber die Posten auf dem Wall in den Nächten, wo kein Mondschein ist, nach Mitternacht oft durch ein Plätschern im Wasser erschreckt worden, dann sahen sie einen Schimmel, der nach der Behauptung Vieler keinen Kopf haben soll, auf der Wiese hin- und herlaufen, ohne daß man seinen Hufschlag vernahm.

126) Die Quelle in Templin. [1])

In dem Dorfe Kaput lebte einmal ein munteres kleines Mädchen, mit Namen Else, die ging einst mit ihrer Mutter nach Potsdam auf den Wochenmarkt und ward von dieser, die verschiedene Geschäfte in der Stadt zu besorgen hatte, angewiesen, voraus bis ans Teltower Thor zu gehen und dort auf die Mutter zu warten. Allein das kleine Ding vergaß den Befehl der Mutter, sondern fing an auf der Wiese vor dem Thore nach Blumen zu suchen, und kam so, ohne daß sie es gewahr ward, ein großes Stück weit auf den Weg zur Heimath vorwärts. Da fiel es ihr auf einmal ein, daß sie auf ihre Mutter hätte warten sollen, und sie fing an sich gewaltig nach ihr zu sehnen. Dabei aber begann sie schrecklich an zu dursten, denn es war im Hochsommer um Mittag herum, in der Heide war es glühend heiß, kein Lüftchen regte sich und in dem Kieferwalde war es unerträglich dumpfig und schwül. Da fiel ihr die klare, kühle Quelle ein, welche unter den dichten, schattigen Bäumen der Templiner Wiese rieselt. Gedacht, gethan, mit schnellen Schritten eilte sie den Berg hinab zum Quell. Da sah sie eine alte Frau auf den Steinen knieen, die mit einem kleinen Maße das Wasser in einen großen Eimer schöpfte und der, wie es schien, das Bücken große Mühe verursachte. Mitleidig eilte sie ihr beizustehen, schöpfte ihr auch den Krug erst ganz voll, ehe sie selbst ans Trinken dachte, und da gab ihr die Alte aus dem Quell drei grüne Wasserlinsen und hieß sie dieselben wohl aufheben, „denn", sagte sie, „wenn Du eine derselben ins Wasser wirfst und dabei einen Wunsch aussprichst, so wird er Dir alsbald erfüllt werden."

Nun machte sie sich wieder auf den Weg, aber sie war kaum hundert Schritte weit gegangen, als sie die Worte der guten Alten vergessen hatte. Allein ihr Durst war nicht gestillt, sondern nur noch brennender geworden; sie kehrte also noch einmal nach der Quelle zurück und fing an mit der hohlen Hand Wasser zu schöpfen und so zu trinken. Natürlich bekam sie aber so nur sehr wenig in den Mund, und so sah sie sich nach einem Gefäß um, das sie zu diesem Zwecke benutzen könnte. Als sie aber natürlich keins fand, erinnerte sie sich an das Maß, welches die Alte gebraucht hatte und gleichzeitig an das sonderbare Geschenk derselben. Schnell warf sie eine der grünen Linsen in die Quelle und wünschte sich das Maß, welches auch gleich auf dem Wasser schwamm. Kaum hatte sie getrunken, da fand sie, daß der Kranz von Wiesenblumen, den sie vorher geflochten hatte, verwelkt war, alsobald warf sie eine zweite Linse ins Wasser und wünschte, derselbe möge wieder frisch sein, und siehe, dabei fiel ihr der Kranz aus der Hand in den Quell, und als sie ihn wieder herauszog, waren alle Blüthen wieder frisch. Nun warf sie aber auch die dritte Linse ins Wasser und wünschte, ihre Mutter

[1]) Nach Reinhard S. 82 ꝛc.

möge nun bald kommen, und siehe, da kam dieselbe den Berg herab und freute sich, ihr Kind, um welches sie sich schon geängstigt hatte, wieder zu haben.

Mittlerweile ward nun aber Else größer und älter, da trug es sich zu, daß, als sie als ein schon recht großes Mädchen von zwölf Jahren wieder einmal in der Stadt gewesen war, sie am Abend zu der Quelle von Templin kam und dort die graue Alte von damals sitzen fand, an die sie gar nicht wieder gedacht hatte. Dieselbe rief sie zu sich und ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und von ihren Verhältnissen erzählen. Beim Abschied ermahnte sie jene, ja recht fromm und fleißig zu sein, und schenkte ihr drei Fischschuppen, die solle sie sorgsam aufbewahren, bis sie groß geworden sei; hätte sie dann einen Wunsch und würfe eine derselben ins Wasser, so werde derselbe auch erfüllt werden. Else band die glänzenden Schuppen fest in ihr Tuch und begab sich auf den Heimweg; als sie aber aus dem Walde vor Naput heraustrat, da wo die tiefe lockere Sandschelle ist, da sah sie einen alten Mann aus ihrem Dorfe mit Mühe einen schweren, mit Gänsen beladenen Karren durch den Sand ziehen. Sofort sprang sie hinzu und half den Karren schieben, allein sie war zu schwach und der Sand zu tief und trotz aller Mühe kamen sie nur wenig weiter. Da sprang Else schnell entschlossen nach der Havel hinab, warf eine der Fischschuppen ins Wasser und wünschte, der Wagen möge leichter werden, damit er sich besser ziehen lasse. Da hörte sie den alten Mann hinter sich herschreien, der Wagen war umgefallen und die Gänse herausgeflogen, die nun mit den Flügeln schlagend nach allen Seiten schnatternd davon liefen. Erschrocken warf sie nun auch die zweite Schuppe ins Wasser und wünschte, der alte Mann möge seine Gänse wieder bekommen, und siehe, dieselben liefen flatternd nach einer ebenen Stelle auf dem Wege zusammen, und als nun Else mit dem leicht gewordenen Wagen bis dahin gekommen war, ließen sie sich mit den Händen greifen und ohne alle Mühe fangen. Freilich hatte nun aber Else zwei ihrer kostbaren Schuppen geopfert, allein sie beschloß nun dafür die dritte desto sorgsamer aufzubewahren, legte sie, zu Hause angelangt, in eine kleine Kapsel und trug diese von nun an beständig an einer Schnur um den Hals.

So verging abermals eine Reihe von Jahren und aus der kleinen Else war ein hochaufgeschossenes schlankes hübsches Mädchen von 18 Jahren geworden, der alle jungen Burschen nachliefen. Ihr aber gefiel von allen nur einer, das war der Fischer Conrad. Allein sie hatte eine Nebenbuhlerin, die Tochter des Dorfschulzen, die auch recht hübsch war und dazu noch wohlhabend, was ihr vielen Kummer machte. Da trug es sich zu, daß Kirchweih im Dorfe war und natürlich an demselben Tage Tanz in der Schenke, da fühlte die Else eine solche Eifersucht, daß sie vom Tanzplatze, ehe noch die Musik begann, nach dem Wasser lief, die Schuppe ins Wasser warf und den Wunsch ihres Herzens aussprach, ihr Conrad solle nicht mit der Schulzentochter tanzen. Siehe da, ihr Liebster kam aber den ganzen Abend nicht in die Schenke und auf ihr Befragen, wo er sei, erfuhr sie, er sei vor zwei Tagen mit einer Ladung Fische nach Berlin gefahren, aber noch nicht zurückgekehrt. Da erfaßte sie namenlose Angst, denn sie glaubte, ihr Geliebter sei verunglückt, und als sie bei anbrechendem Morgen am Ufer vergeblich nach seinem Kahn spähete, lief sie in Verzweiflung nach der Quelle zu Templin

und schüttete vor der Alten, die wie zufällig dort saß, ihr Herz aus. Allein dieselbe beruhigte sie und scheint ihr abermals ein Geschenk gegeben zu haben, denn sie ging mit freudiger Miene nach Hause, und in einem Jahre war sie ihres Conrads Frau.

127) Das Grab am Spring. [1])

Am Fußwege nach Templin unweit des Tornow's bei Potsdam am sogenannten Spring befindet sich ein hoher Hügel, von Brombeerkraut und Farrenkräutern dicht bewachsen, das soll der Sage nach das Grab eines jungen Ritters sein, der einst die Wassernixe in dem Spring geliebt habe. Dieselbe soll wunderbar schön gewesen sein und deshalb die Liebe des Nix vom Schwilow, der seine reich geschmückte Wohnung im See bei Caput, auf sich gezogen, dieselbe ihn aber verschmäht haben. Dies verdroß den bösen Nix sehr, darum that er ihr alles mögliche Leid an: bald stauete er das Wasser des Schwilow's vor der schmalen Flußenge bei Caput, daß das Havelwasser nicht ablaufen konnte und alle Wiesen und Erlenwäldchen der Nixe überschwemmte, bald verlockte er ihre Lieblingsschwäne, tödtete sie und warf sie entseelt ans Ufer, oder häufte die Eisschollen im Frühlinge hoch am Wendorf auf, daß sie vom Thauwinde zurückgetrieben noch lange auf dem Wasserspiegel umherschwammen. Da trug es sich zu, daß auf der Burg Potsdam sich ein junger Ritter zu seiner Heilung von einer Wunde, die er in einer Schlacht davon getragen hatte, aufhielt und zu seiner Erholung sich manchmal auf dem Kahne auf dem blauen Spiegel der Havel schaukeln ließ. Da erblickte ihn die Nixe und konnte sich gar nicht an seinen schönen freundlichen Zügen satt sehen, so daß sie bald in solcher Liebe zu ihm entbrannte, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnte, wo sie sich ihm zu erkennen geben durfte. Dies ging aber nicht so leicht, weil der Ritter nie allein war. Endlich aber war er so weit genesen, daß er das Ruder selbst führen und sich also selbst fahren konnte. Auf diesen Augenblick hatte sie gewartet und sie warf einen sanften Schlummer über ihn, dann tauchte sie auf, stieg in den Kahn und nahm den Schlafenden in ihre weichen Arme. Zwar erwachte er, allein als er in ihre blauen seelenvollen Augen blickte, glaubte er von einem Traumbilde umfangen zu sein, und schloß die Augen wieder, bis er nach längerer Zeit sie wieder öffnete und von dem holden Wesen nichts mehr sah. Am andern Tage bestieg er jedoch seinen Kahn abermals und hatte dieselbe Erscheinung und so auch an den folgenden Tagen: immer wiederholte sich derselbe Traum; allein gleichzeitig ging auch seine Genesung so schnell von Statten, seine Kräfte kehrten so zusehends wieder, daß ihn der Arzt bald für völlig genesen erklärte und ihn seiner Obhut entließ. Dies geschah am Tage des Vollmondes im Julius. Am Abend bestieg er seinen Kahn wieder und ließ sich von den Wellen, ohne daß er selbst es bemerkte, an die kleine grüne Insel treiben, welche noch jetzt unweit des Badehauses von flüsterndem Schilf umgürtet daliegt. Ueber der Insel schwebte aber unter den Erlen ein so wunderbarer Duft, der Vollmond ließ Alles darauf wie in einem Silberglanze erscheinen, daß es ihm ganz geisterhaft zu Muthe ward, als er den Boden der Insel betrat und plötzlich jenes wunderschöne Frauenbild aus seinem

[1]) Nach Reinhard S. 49 ꝛc.

Traume im blauen Gewande vor ihm stand. Da merkte er wohl, daß alles Wahrheit und keine Täuschung gewesen war. Die schöne Nixe schlang ihren Arm um ihn und führte ihn kosend über die Rasenfläche der Insel, und so kam er denn jeden Abend wieder zu der Insel, wo ihn seine Geliebte bald am Ufer, bald an einem Quell der Uferbucht erwartete. Als aber wieder ein Monat vergangen war und abermals der Vollmond am Himmelszelt glänzte, da sagte sie ihm, es sei ihr vergönnt, in jeder Vollmondsnacht einen Menschen in ihre Wohnung zu führen, und so leitete sie ihn zu dem hellblinkenden Quell unter den bemoosten Buchen, da leuchtete es gar wunderbar aus der Tiefe desselben, und hinunter stieg sie mit ihm in ihren krystallenen Palast, der prächtig mit Muscheln und Goldadern geziert sich in weithin gehenden Windungen bis tief in den Berg hinein ausdehnte. Der Ritter aber sah alle die Pracht nicht, ihm genügten die klaren Augen seiner Wasserfrau, nach allen ihren Schätzen trug er kein Verlangen. So lebten sie denn in süßer Gemeinschaft einige Jahre fort, er besuchte sie fast täglich auf der Insel und in den Vollmondsnächten auch in ihrem Krystallhause unter dem Spring, und nur dann, wenn er im Gefolge seines Lehnsherrn zuweilen zu Fehden und Tournieren ausziehen mußte, ward ihr Verkehr unterbrochen. Vor Wunden und sonstigen Fährlichkeiten hatte sie ihn durch einen Talisman geschützt, den sie in dem Knoten seiner Feldbinde befestigt hatte, und daher hatte er eigentlich nur einen Feind zu fürchten, dies war der eifersüchtige Nix vom Schwilow; allein da derselbe nur Macht über diejenigen hatte, welche sein Gebiet betraten, und die Nixe ihrem Geliebten das Versprechen abgenommen hatte, dasselbe stets meiden zu wollen, so glaubte sie, für ihn auch nichts fürchten zu müssen.

Nun traf es sich aber, daß der Ritter sich mit seinem Lehnsherrn auf einen Streifzug gegen Räuber auf dem südlichen Ufer der Havel begeben hatte, um dieselben für die Verwüstungen, welche sie den Besitzungen der frommen Mönche von Lehnin zugefügt hatten, zu züchtigen. Die dankbaren Mönche bewirtheten ihre Retter auf das Prächtigste, allein da es wieder zufällig der Tag vor dem Vollmonde war, so zog es den Ritter mächtig nach dem Spring, er nahm Abschied von seinen Kameraden und begab sich auf den Heimweg. Um nicht dem Schwilow zu nahe zu kommen, wählte er einen wenig betretenen Waldweg, und schon stieg der Nebel von den Wiesen auf, als er zu einem einsam gelegenen Weiher gelangte, an dem jetzt das Linowitzer Forsthaus liegt. Der Weg führte quer über die Wiese und durch das seichte Fließ, welches in dem Weiher seinen Ursprung hat. Hier erhob sich plötzlich ein feuchter Nebel, der jeden Augenblick dichter und drückender ward. Vergebens versuchte der Ritter die Umkehr, sein Roß sank jeden Augenblick tiefer in den moorigen Boden ein, große Dunstballen thürmten sich um ihn auf, er konnte weder vor- noch rückwärts, graue Gestalten legten sich von oben auf ihn und drückten ihn endlich mit Gewalt in den weichen Boden, der unter ihm wich und sich über seinem Haupte wieder schloß. Er fand sich in einer dunkeln feuchten Höhle wieder, deren Decke und Wände widerliche Gezweige und Wurzelgeflechte bildeten, vom Boden stiegen blaue Flämmchen auf, die ihm mit ihren giftigen Schwefeldünsten den Athem beengten; vergeblich versuchte er zu entrinnen, der giftige Brodem raubte ihm nach und nach Kräfte und Sinne, bald athmete er nur noch schwer, der

bösartige Schwaden hatte ihn erstickt. Er war der tückischen Eifersucht seines Nebenbuhlers, des Nix von Schwilow als Opfer gefallen, denn jener Weiher gehörte zum Gebiete desselben, denn von ihm aus ergießt sich das schmale Fließ nach langen weiten Krümmungen in den Schwilow. Der boshafte Nix führte den entstellten, aufgedunsenen Leichnam des Ritters davon, hochauf peitschte er die Wellen seines Sees und ein heulender Nordweststurm schleuderte der Nixe im Spring ihren todten Geliebten zu Füßen. Stumm nahm sie ihn in ihre Arme und suchte ihn zu erwärmen, allein umsonst, am frühen Morgen aber bettete sie sein Grab dicht zur rechten Seite am Quell, wo es noch zu sehen ist, sie selbst aber verließ die Gegend, und der helle Wasserstrahl, der sonst so lebendig hervorsprudelte, wurde ein trüber melancholischer Bach, der langsam durch die Erlen dahingleitet.

128) Liefeld's Grund. [1])

Zwischen dem Brauhaus- und Ravensberge zieht sich dicht vom Wege nach Langenwisch bis zur Havel beim Tornow ein tiefer Thaleinschnitt hinunter, der früher von mächtigen Kiefern überwachsen und durch Brombeerranken und Gestrüpp mancherlei Art versteckt und unwegsam gemacht war, da soll einst die Höhle des bösen Räubers Peter Dönges gewesen sein. Jene Gegend war früher wenig besucht und nur sehr selten zog ein Wanderer die unwirthliche Straße, welche durch den viele Meilen sich ausdehnenden, nur von Räubern und wilden Thieren bewohnten Wald führte. Die große Landstraße, welche bei Wittenberg über die Elbe ins nördliche Deutschland führte, theilte sich bald: der eine Arm ging bei der festen Burg Rabenstein vorbei, längs der Plane auf Brandenburg, der andere über Treuenbrietzen und Saarmund nach Berlin; Potsdam war noch zu unbedeutend und der Weg über die Havelarme und Brücke zu beschwerlich und unsicher, als daß hier an eine Handelsstraße gedacht worden wäre. Daher war jeder Einzelnreisende verloren, wenn ihn sein Weg in diese Einöde führte; fiel er einem der zahlreichen Wegelagerer in die Hände, so konnte nichts ihn vom Tode oder Gefangenschaft retten, denn auf etwa nachkommende Hilfe hatte er nicht zu rechnen. Der schlimmste von allen war eben ein gewisser Peter Dönges, der sich mit seiner noch bösern Mutter, der sogenannten rothen Hanne, die einst wegen Diebstahl zu Potsdam gestäupt worden war, im Liefeldtsgrunde eine Höhle in den Boden gegraben und dieselbe so geschickt mit Baumstämmen, Moos und Rasen überdeckt hatte, daß sie auch den schärfsten Späheraugen verborgen blieb. Hierher schleppte er die Beute seiner Raubzüge, mit Gefangenen befaßte er sich nicht, denn gewöhnlich überfiel er nur einzelne Reisende, an Mehrere zusammen wagte er sich nur dann, wenn es ihm gelang, sie vereinzelt zu ermorden. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, daß nie Jemand davon kam, den er angegriffen hatte, und darum ließ er sich nie durch Bitten eines seiner Opfer erweichen, ihm das Leben zu schenken. Mit Hilfe seiner Mutter versenkte er die Erschlagenen gewöhnlich in das sogenannte Teufelsmoor am jetzigen Fahrweg nach Drewitz und verbrannte alle ihre Kleidungsstücke, sowie alles Geräth, was etwa leicht wieder zu erkennen gewesen wäre. An allen Hauptwegen waren im Dickicht Schlupfwinkel an-

[1]) Nach Reinhard S. 143 ꝛc.

gelegt, in denen er sich zeitweilig aufhielt, und in deren Nähe er eine Schnur über den Weg gezogen hatte, welche an einer Glocke in der Höhle befestigt war. Zog dann ein Wagen oder Wanderer vorüber, so machte die Berührung der Schnur die Glocke läuten, dann schlich er herbei und überfiel die Unvorbereiteten gewöhnlich von hinten. Besonders aber hatte seine Mutter ihn vor jeder nähern Verbindung mit dem andern Geschlechte abzuhalten gesucht, allein da trug es sich zu, daß er eines Morgens ein junges Fischermädchen aus Neuendorf im Walde traf, welches Netzgarn nach Saarmund trug. Statt sie zu ermorden, redete er sie an, fragte sie aus, wann und auf welchem Wege sie zurückkehren werde und begleitete sie bis kurz vor die Stadt in die Nähe des Eichberges. Bei ihrer Rückkehr am Nachmittage überfiel er sie im Dickicht, verband ihr den Mund und die Augen und schleppte sie auf vielen Umwegen zu seiner Höhle im Lieseldtsgrund. Allein seine Mutter verlangte zornig, er solle sie sofort ermorden und nahm endlich, da er dies ein Mal ihr nicht nachgab, der zum Tode geängstigten Dirne einen furchtbaren Schwur ab, daß sie den Räuber nicht verrathen, ja nie zu einer lebenden Kreatur von ihm sprechen wolle. In dieser Höhle lebte nun das arme Geschöpf lange Jahre, ohne je das Licht der Sonne zu erblicken, entweder blieb stets eins, Mutter oder Sohn, bei ihr zurück oder Dönges verrammelte die Thüre der Höhle so von außen, daß das schwache Weib sie nicht zu öffnen vermochte. Mittlerweile war sie Mutter geworden, da nahm die Alte das Kind und sagte, sie wolle es in die Stadt zu einer Amme tragen, denn hier könne durch das Schreien desselben einmal ein Vorübergehender zur Entdeckung der Höhle veranlaßt werden. So geschah es dreimal und jedesmal ward der Zank zwischen Mutter und Sohn deswegen heftiger, allein erstere blieb dabei, die Kinder müßten unbedingt in die Stadt zu einer Amme. Allein vier Jahre, nachdem das unglückliche Frauenzimmer in die Höhle geschleppt worden war, starb die Alte und nun sah sich der Räuber gezwungen, das Mädchen ihrer Gefangenschaft zu entlassen, denn wer hätte sonst Lebensmittel herbeischaffen sollen? Er ließ ihr aber vorher jenen furchtbaren Eid noch einmal schwören, und siehe, die arme Person hielt ihn auch gewissenhaft, sie kehrte jedesmal getreulich wieder zurück. Nun ging sie eines Tages den Grund hinauf, um frisches Moos zu holen, da stieß sie plötzlich auf drei gleich große Steine, die wie Grabsteine in einer Reihe da lagen. Ohne recht zu wissen warum, fing ihr bei diesem Anblick an das Herz zu pochen, sie mußte wissen, was unter den Steinen lag; sie rollte sie von der Stelle, grub die Erde unter ihnen auf und fand die Leichen ihrer drei Kinder unter ihnen. Da sann die unglückliche Mutter auf Rache; als sie das nächste Mal wieder von Dönges ausgeschickt ward, um Lebensmittel einzukaufen, verließ sie den vorgeschriebenen Weg und ging nach Potsdam. Dort ging sie zuerst in die Kirche und betete zu Gott um Beistand zu ihrem Vorhaben und um Vergebung, wenn sie ihren Eid breche. Dann ging sie gegen Abend zur Schloßwache, und trat an den Pfeiler, wo die Fahne stand, und erzählte dem leblosen Pfeiler Alles, was ihr geschehen war, sagte auch, daß sie heute Abend beim Zurückgehen nach der Höhle Mehl auf den Weg ausstreuen wolle, dem möge man nachgehen und wenn man Peter Dönges fangen wolle, möge man morgen nach dem Mittagsessen, wenn er schlafe, kommen, dann könne man ihn sicher überraschen. So hatte sie freilich keiner lebenden Kreatur den Aufenthalt des

Mörders ihrer Kinder verrathen, allein der Soldat, der neben dem Pfeiler auf Wache stand, hat Alles mit angehört und demnächst angezeigt. Am andern Tage aber ist eine starke Mannschaft ausgeschickt worden, welche der Mehlspur bis an den Liefeldtsgrund folgte, der Mooshügel, an welchem sie sich verlor, ward von Soldaten umstellt und dann der Eingang, wiewohl mit vieler Mühe, gesucht und gefunden. Zwar leistete der Räuber heftigen Widerstand, allein er ward überwältigt, nach Potsdam gebracht und dort nach wenigen Tagen, als er seiner Schandthaten überführt und geständig war, vor dem Brandenburger Thore lebendig verbrannt.

129) Die Pfaueninsel. [1])

Die als Lieblingsort des Königs Friedrichs des Großen berühmte Pfaueninsel bei Potsdam war zur Zeit des großen Churfürsten ein allgemein gefürchteter und von Jedermann gemiedener Ort. Sie war nämlich der Aufenthaltsort des als Schwarzkünstler verschrieenen Goldmachers und geheimen Kammerdieners des großen Churfürsten, Kunkel von Löwenstern, der bekanntlich auf Kosten desselben eine Glashütte an der Nuthe unweit der Wassermühlen am Hasschen Damm und eine Glasschleiferei zu Berlin errichtet hatte und bei seinen kostspieligen Versuchen zur Erzeugung der Edelsteine auf die Entdeckung des berühmten Rubinglases gekommen war. Derselbe schlug auf dieser Insel seinen Wohnsitz auf, bis er nach dem Tode seines Herrn nach Schweden ging, und benutzte seine physikalischen Kenntnisse, um durch scheinbare Zauberkünste das Publikum von der Insel fern zu halten. Darum wagte auch nie ein Fischer mit seinem Kahne an dem ungastlichen Ufer der Insel zu landen, denn wer es versucht hatte, mußte seine Neugierde mit dem Untergange seines Fahrzeuges büßen, das auf unerklärliche Weise wie faules Holz zerfiel oder wie ein Schwamm Wasser einsog und unterſank. Sobald Jemand den gefürchteten Goldmacher nur von fern sah, wich er ihm erschreckt aus, und auf der Insel selbst hatte er, nachdem ihn sein alter Diener Klaus verlassen hatte, der Heideläufer geworden war, aber im Jahre 1650 zu Berlin wegen erwiesener Zauberei hingerichtet ward, Niemanden als einen mißgestalteten Menschen, der bald nachher auch noch die Sprache verlor, ihm aber treu anhing, sowie einen großen schwarzen zottigen Hund bei sich, mit dem er durch den Wald strich und der von dem Publikum seiner glühenden Augen wegen für einen bösen Geist gehalten ward. Auch nach seinem Tode soll sich der Geist des Goldmachers von der Pfaueninsel nicht haben trennen können und zuweilen noch jetzt dort wahrgenommen werden. Der feurige Hund aber soll sogar noch jetzt zuweilen längs dem Strande der Havel bis zu der Badebucht seines Herrn, da wo jetzt der Weg Sakrow gegenüber zur Havel hinabführt, hineilen und dann mit jämmerlichem Geheul im Walde verschwinden.

130) Die Bittschriften-Linde. [2])

Friedrich II., dem bekanntlich Potsdam Alles, was in dieser Stadt schön und großartig ist, seine Paläste, Stiftungen und Manufakturen verdankt, bewohnte die Eckzimmer im Schloß nach der Teltower Brücke zu, von wo aus

[1]) Nach Reinhard S. 153.
[2]) Nach Reinhard S. 210 ꝛc.

er die freundliche Aussicht auf die Havel und den Brauhausberg genießen und selbst von seinem Schreibtische aus vermittelst dreier Spiegel den Lustgarten, die Brücke und die ganze Umgebung des Schlosses übersehen konnte. Unter dem Fenster zunächst der Brücke steht eine alte Linde, die noch jetzt die Bittschriften-Linde genannt wird, weil an ihr diejenigen ihren Standplatz zu wählen pflegten, welche ein Gesuch in die Hände des Königs zu bringen wünschten. Sah sie der König hier stehen, so schickte er gemeiniglich herab, um ihnen die Bittschriften abnehmen zu lassen, allein zuweilen mußten die Bittsteller, welche nicht etwa blos aus Potsdam, sondern aus dem ganzen Lande dorthin zusammenkamen, lange stehen, und da sollen sie denn oft in der Angst ihres Herzens unbewußt in die Rinde des Baumes Figuren und Namen eingegraben haben und davon mögen wohl die halbverwachsenen Narben, welche einige Fuß von der Erde ringsum in der äußern Oberfläche des Baumes zu sehen sind, herrühren, der Volksglaube hat es sich auch nicht nehmen lassen, daß der König auch jetzt noch, umspielt von seinen Lieblingshunden, des Nachts als Schatten über die gewohnten Pfade der Terrasse von Sanssouci oder durch die Alleen im Rehgarten nach dem Neuen Palais zu dahinschwebe oder einsam und ernst an seinem Schreibtische sitze oder sich auch im Zwielicht oder Mondschein am Fenster seines Arbeitszimmers zeige.

131) Das Grab im Neuen Garten. [1])

An der Stelle des Marmor-Palais stand vor dem Jahre 1786 ein freundliches zweistöckiges Haus mit einem ziemlich großen Saale, der sogenannte Puschel'sche Weinberg, welcher von den Offizieren der Garnison in jeder Jahreszeit fleißig besucht ward, theils um dort ihre freie Zeit hinzubringen, theils um kleine Feste unter sich zu feiern. Selbst der Kronprinz und nachmalige König Friedrich Wilhelm II nahm, angezogen von der schönen Aussicht über den Heiligen-See, oft daran Theil. Später erkaufte er diesen Weingarten nebst noch dreizehn andern, sämmtlich vom großen Churfürsten angelegt, um daraus den freundlichen Park zu bilden, der sich jetzt längs den schön gebogenen Ufern der hellen Wasserfläche hinzieht. Unter den Offizieren, welche diesen Ort zu ihren Spaziergängen wählten, befand sich auch ein junger Mann aus alter Familie, der von Natur einen gewissen Hang zur Schwärmerei hatte und denselben noch durch eifriges Lesen der Dichter jener Zeit vermehrte. So war er auch einst an einem schönen Frühlingsabend zwischen den Gängen der Rebengärten hin an des Weinmeisters Haus gekommen, welches am obern Ende des Sees, da wo jetzt das grüne Haus erbaut ist, stand. Unter dem dichten blühenden Kastanienbaum genoß er den reizenden Anblick über den Heiligen-See nach der Stadt und dem fernen Brauhausberge, und während er so in die durch den schönen Abend in ihm erweckten Träumereien versunken dastand, trat auf einmal die 17jährige schöne Tochter des Weinmeisters aus dem Hause ihres Vaters heraus. Sei es nun, daß das Mädchen wirklich so reizend war, sei es, daß der Offizier diesen Abend in einer mehr als gewöhnlich erregten Stimmung war, er fühlte sich so mächtig zu ihr hingezogen, daß er nach einer kurzen Unterredung ihr seine Liebe gestand. Das junge Mädchen, die ihn schon öfter gesehen hatte, fand

[1]) Nach Reinhard S. 215 ꝛc.

sich ebenfalls für ihn eingenommen und so kam es, daß schnell ein Herzensbund geschlossen ward. Sie trafen sich von nun an jeden Abend an diesem Orte und pflanzten einst im Uebermuthe ihrer Wonne zwei junge Lindenbäumchen mit den Zweigen in die Erde, indem sie an das Fortkommen derselben eine frohe Vorbedeutung für ihre baldige Vereinigung im Leben knüpften. Siehe da, die Zweige trieben Wurzeln und die Wurzeln grünten und trieben kräftige Zweige und Blätter, die beiden Linden aber stehen noch jetzt am Ufer des hellen Sees zwischen dem Marmor-Palais und dem rothen Hause und die Zweige aus ihren Wurzeln sind hoch emporgewachsen und wölben sich blühend zu einer schattigen Laube; allein gleichwohl ist diese Vorbedeutung für die Liebenden trügerisch gewesen, noch ehe der Herbst die Blätter von den Bäumen warf, trat der Ernst des Lebens zwischen sie und bald sahen sie ein, daß die Verhältnisse ihre Vereinigung unmöglich machten. Sie beschlossen also, dem Schicksale Trotz zu bieten und suchten zusammen in der Nähe der Stelle, wo sie so oft zusammen gestanden, in der Tiefe des Sees die Ruhe, die sie im Leben nicht mehr finden zu können dachten. Befreundete Hände bargen in einer rauhen Herbstnacht die starren entseelten Hüllen in einem gemeinsamen Grabe, welches sie ihnen in der Mitte der Wiese, die zwischen dem grünen Hause und der Meierei von Erlengebüsch und hängenden Weiden umgeben ist, gegraben hatten. Die beiden Eichen, die noch jetzt auf diesem Hügel stehen, erinnern allein daran, daß hier unten zwei liebende Herzen im Tode vereint schlummern, welche das Leben zu trennen suchte.

132) Gottesgericht an einem Pfarrer. [1])

Im Jahre 1202 (oder 1203) in den heiligen Pfingstfeiertagen, als der Pfarrherr zu Offemer [2]) bei Stendal in der Altmark, wo damals eine starke Wallfahrt und ein Jahrmarkt stattfand, den Bauern daselbst zum Tanze vorgeigte, hat ihm der Donner aus Gottes Schickung und Verhängniß die rechte Hand, darin er den Fidelbogen geführt, abgeschlagen und sind sonst noch 24 Personen zugleich vom Wetter erschlagen worden.

133) Von der Mißgeburt und dem unverbrennlichen Hause zu Stendal. [3])

Den 21. Tag Novembris des Jahres 1553 ist zu Stendal in St. Peters Pfarr ein curioses Monstrum geboren worden. Es sind zwei Kinder weiblichen Geschlechts von Mutterleib kommen, welche die Beine in einander geschrenkt, als wären sie in einander gewachsen. Das eine Kind hat ein sehr scheußlich Angesicht gehabt, wie ein alt runzliches Männlein, das andere hat ein sehr liebliches Angesicht gehabt, wie ein Engel, daß man's auch nicht schöner hätte malen können. Sie haben beide spitzige feurige Zungen aus dem Munde einen Finger lang hervor gestreckt. So hat man auch bei dem Kinde mit dem schönen Angesicht einen Nabel gesehen, eines Armes dick, der wie ein Schwanz gar auf der Erden gehangen.

---

[1]) Nach Krantz, Chron. Sax. p. 294. Angelus S. 94.

[2]) Im Chron. Magdeb. bei Meibom., Script. T. II. p. 329 heißt das Dorf Hessewick (Essenick?). Nach Büsting, Braunschweiger u. Lüneb. Chronik Bd. 2. S. 66. 79. und Temme, Sagen der Altmark S. 29 ꝛc. wäre aber diese Begebenheit bei Tangermünde vorgefallen und der Pfarrer der der beiden Dörfer Ost- und Westheeren gewesen.

[3]) Nach Angelus S. 351.

Da auch im selbigen Jahr etliche Leute daselbst in einem Hause krank gelegen, sind sie in solcher ihrer Krankheit wunderbarlicher Weise mit Feuer überfallen und sichtiglich verbrannt worden, also daß sie im Feuer erstickt und gestorben. Das Haus aber, darin sie gelegen, ist unversehrt geblieben, auch vom Feuer nicht angesteckt worden. Ueber den dritten Tag nachher, als man die verbrannten und verdorbenen Leute hat begraben wollen, haben sie durch die Särge überflüssig geblutet.

134) Von dem Anfang der Reformation zu Stendal. [1])

Im Jahre 1530, während der Churfürst von Brandenburg zu Augsburg war, entstand zu Stendal ein Aufruhr wegen der Religion. Es hatte nämlich der Rath daselbst in allen Pfarrkirchen von den Predigtstühlen verkünden lassen, es solle sich ein Jeder nach alter kaiserlicher Gewohnheit halten und von Martin Luther's Ding fern bleiben. Das ist auch so geschehen, ausgenommen am St. Annentage, da hieß Herr Kuchenbecker, der Mönch im St. Franciscuskloster, in der Predigt die Leute deutsch singen, wie man zu Magdeburg und in vielen andern Städten singe und zwar die Lutherischen Lieder, welche die sächsischen Tuchmachergesellen aus ihrem Vaterlande mit nach Stendal gebracht hatten. Da schwiegen die Leute noch eine Weile still, da fing er wieder an und sagte: „We et kan, der heve an", er selbst könne es nicht. Da huben die Handwerksgesellen und andere lose liederliche und böse Gesellen an zu singen und sangen hernach in allen Sermonen; der Rath ließ es verbieten, sie sangen aber gleichwohl, denn es war um diese Zeit so viel los Volk und arme Gesellen zu Stendal, wie nie zuvor. Nun hat der Churfürst einen Hauptmann und andere Ritter nach Stendal geschickt, um Ruhe zu stiften, der hat die Bürger vor das Rathhaus kommen lassen und den Willen des Churfürsten kund gethan, auch dem Kuchenbecker befohlen, die Leute nicht singen zu lassen, und wenn sie das nicht thun wollten, vom Predigtstuhl herabzugehen. Dies ist auch so geblieben bis zum Himmelfahrtstag, dann sind aber der Hauptmann und seine Leute ins Kloster gegangen, um den Kuchenbecker zu ermahnen, allein der ist aus Furcht entwichen und hat sich zu den losen Gesellen begeben und sie aufgefordert, sich seiner anzunehmen, und so ist denn ein greulicher Auflauf entstanden, bei dem viel Blut vergossen ward, und als am andern Tage der Markgraf Joachim II. in die Stadt gerückt, sind sechs Bürgern die Köpfe abgeschlagen, die Rädelsführer mit Weib und Kind aus der Stadt gejagt, und die jährlichen Schmausereien der Tuchmacher, Pantaleons Collation genannt, am 28. Juli, bei welcher, als ihnen das Bier in die Köpfe gestiegen, der erste Funken entzündet worden, aufgehoben und der Stadt 30,000 Gulden Strafe auferlegt worden.

135) Das Wendenthor zu Stendal. [2])

Bis vor dem Jahre 1830 sah man an den Spitzbogen in der Stadtmauer, welche die Stendalsche Wendenstraße begrenzt, und an den anders ge-

[1]) Nach Rüdemann, Altmärkische Sammlungen S. 223, 296 ꝛc. und S. L., Anweisung zu einer Chronik von Stendal. Halle 1747. in 8. Th. II. S. 3 ꝛc.

[2]) Nach Weihe, Die Sagen der Stadt Stendal. Tangermünde 1840. in 8. Bd. I. S. 1 ꝛc.

formten und gelegten Mauersteinen in der Mitte des Bogens, daß dort ein offenes Thor gewesen und daß dasselbe später zugemauert worden sei. Dies soll aber zu der Zeit stattgefunden haben, als Markgraf Albrecht der Bär die Wenden mit der Schärfe des Schwertes aus Stendals Mauern vertrieb. Er soll, als die geschlagenen Feinde aus diesem engen Thor ins Freie flüchteten, befohlen haben, dasselbe fortan das Wendenthor zu nennen, aber es zum ewigen Gedächtniß seines Sieges zuzumauern, daß es fortan weder Freund noch Feind durchschreiten könne.

136) Die Gründung des Hospitals zu St. Jürgen in Stendal. [1])

Das alte St. Georgen-Hospital zu Stendal befand sich früher vor dem Uengelinger Thore gerade an der Stelle des allgemeinen städtischen Begräbnißplatzes, welcher daher auch den Namen St. Georgen-Kirchhof erhalten hat. Da es aber mit der Zeit immer baufälliger ward, ward es im Jahre 1800 abgebrochen und, jedoch in verkleinertem Maßstabe, in der Mitte der Viehthorstraße wieder aufgebaut. Das alte Hospital bestand aus zwei großen Gebäuden und hatte eine Kirche, deren Altar mit dem Bilde des h. Georgs und des Lindwurms, seines gewöhnlichen Attributs, geschmückt war. Dasselbe Bild findet sich auch wiederholt auf den Schildern der Schlosser und Schmiede zu Stendal und in der St. Petri-Kirche sieht man auf einem sehr schönen Schnitzwerke am Altar dieselbe Begebenheit dargestellt. Nach der Sage wäre dieselbe auch wirklich hier vorgefallen. Es hätte nämlich vor alter Zeit in einem Walde vor der Stadt Stendal einst ein greulicher Lindwurm oder Drache gehaust, dem man täglich ohne die zahlreichen Schafe und Kühe auch zwei Jungfrauen zum Futter hätte bringen müssen; zuletzt sei von den Stendaler Mädchen nur noch allein die Tochter des Bürgermeisters übrig gewesen und derselbe habe dem eine große Summe Geldes und die Hand des Mädchens versprochen, welcher die Gegend von dem Ungeheuer befreien werde. Da sei der Ritter St. Georg aus Cappadocien hierher gekommen und habe nach gewaltigem Kampfe den Drachen getödtet, allein er habe die Jungfrau nicht zur Gemahlin angenommen, weil seine Bestimmung eine andere sei als ein Weib zu nehmen und eine Familie zu begründen, das Geld aber habe er dazu bestimmt, daß davon ein Hospitium für 15 alte alleinstehende Frauen begründet werde, die dort für ihr Alter versorgt würden. Dies ist auch geschehen und die That des wackern Ritters ist in Holz dargestellt worden, jede Hospitalitin aber mußte seitdem bei ihrem Eintritt in das Haus das Bild mit frischen Kränzen zieren.

137) Das Gespenst in der Sacristei des Doms zu Stendal. [2])

Nach der Sage soll man zuweilen an den Fenstern der Sacristei des Doms zu Stendal um Mitternacht ein Knochengerippe im Priesterrocke und Halskrause hinauf- und herabklettern sehen, man weiß aber nicht, welches Predigers nicht zur Ruhe gekommener Geist es sein soll.

---

[1]) Nach Weihe, Bd. I. S. 7 ꝛc.
[2]) Nach Weihe, Bd. I. S. 15 ꝛc.

138) Der Roland zu Stendal. [1])

Auf dem Markte zu Stendal vor dem Rathhause befindet sich wie in andern Städten der Altmark ein sogenannter Roland, der im Jahre 1837 neu wiederhergestellt worden ist. Er stellt wie gewöhnlich einen mächtig großen Ritter im kräftigen Mannesalter dar, hat aber eben so wenig wie alle andern (mit Ausnahme des Perleberger) einen Kinn- oder Vollbart, sondern nur einen Schnurrbart. In der linken Hand hält er ein mit einem Adler geschmücktes Wappenschild, was entweder das Brandenburgische oder Anhaltische ist, in der Rechten aber hat er ein gezogenes, 12 Ellen langes Schwert, was auf das Recht der Ausübung der hohen Gerichtsbarkeit für die Stadt hindeutet, wie man denn auch früher vor oder doch in der Nähe der Rolandssäulen an Missethätern das Todesurtheil zu vollziehen pflegte; zwischen seinen Beinen sieht man eine sich anstemmende Figur, die eine Geißel oder Strick in den Händen hält, was vermuthlich den Henker bezeichnen soll, und unter derselben sitzt auf einem Steinwürfel ein grinsender Affe mit einem Tambourin oder Spiegel in der Hand. Am Hintertheile des Roland endlich befindet sich der Eulenspiegel und unter demselben ein häßlicher Narr mit der Narrenkappe, welcher vermuthlich die einstige Anwesenheit des berühmten Spaßmachers in dieser Stadt verewigen soll. Die Jahreszahl 1525 auf der Bildsäule bezieht sich vermuthlich auf die Errichtung der Säule in diesem Jahre, was sich schon aus der mit dem Worte renov(atus) 1698 bezeichneten zweiten Zahl ergiebt. Von diesem Roland erzählt uns die Volkssage, daß er sich zuweilen des Nachts auf seinem Fußgestell herumdrehe, oder gar von demselben herabsteige und auf den Straßen langsam herumwandle, allein in der Nähe hat dem steinernen Gaste noch Keiner Stand gehalten, und nur ein einziges Mal hat Einer und zwar ein halb betrunkener Stendaler Bürger versucht, sich an ihm zu reiben. Der ist eines Abends aus dem Wirthshause gekommen und der Uebermuth hat ihn geplagt, den steinernen Roland zu verhöhnen, ihm Gesichter zu schneiden und ihn zu bedauern, daß er nicht auch einmal ein Gläschen trinken dürfe. Der Roland hat sich den Unfug lange geduldig gefallen lassen, allein auf einmal hat er sich auf seinem Fußgestell umgedreht und dem Trunkenbold den Rücken zugekehrt. Darüber ist derselbe so erschrocken, daß er augenblicklich wieder nüchtern ward, und er hat laut um Hilfe gerufen mit den Worten: „He dheit mi wat! he dheit mi wat! (er thut mir was, er thut mir was!) Am andern Morgen hat aber der Roland wieder an seiner alten Stelle gestanden, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, der Mann hat aber niemals wieder getrunken, und seit der Zeit ist in Stendal ein Sprichwort entstanden, womit man vor dem Uebermuth im Trinken warnt. Das lautet:

„He dheit mi wat, he dheit mi wat!
Is doch, als hätt' ich das Drinken satt."

[1]) S. Weibe Bd. I. S. 19 ꝛc. mit Abbildung als Titelkupfer. Temme, Die Volkssagen der Altmark, S. 4 ꝛc.

139) Das steinerne Schaf an der Marienkirche zu Stendal.[1])

An dem noch jetzt erhaltenen Theile des steinernen Kranzes, der mit einer zinnenartigen Bekrönung den Eckpfeiler des hohen Chores der St. Marienkirche zu Stendal umgiebt, erblickt man ein Schafsbild, das freilich mehr einer Rinne ähnlich sieht, welche das hinter dem Kranze sich sammelnde Regen- oder Schneewasser ableiten soll. Die Volkssage giebt diesem Wahrzeichen folgende Erklärung. Es hätte vor grauen Jahren einmal ein Schäfer seine Heerde vor den Thoren der Stadt geweidet und als er vom Schlafe übermannt eingenickt und nach einiger Zeit wieder erwacht sei, habe er seine sämmtlichen Schafe zerstreut gesehen, er habe also dem Hunde befohlen, die Heerde wieder zusammen zu treiben; das habe derselbe auch getreulich gethan, allein ein einziges Lämmchen sei nicht von der Stelle gegangen, sondern habe in einem fort geblöckt, darauf sei der Schäfer selbst hingegangen und habe gesehen, wie das Schäfchen vor einem kostbaren Schatz von Gold, Silber und Edelsteinen gestanden, welchen sein Fuß aus der Erde gegraben. Er habe nun den Schatz gehoben und sei mit dem Schafe in die Stadt zurückgekehrt, dort sei dasselbe aber entlaufen, in das hohe Chor der Marienkirche geeilt und habe dort aus Herzens Lust geblöckt. Der Schäfer aber habe dies für eine Stimme Gottes gehalten, den ganzen gefundenen Schatz zum Bau der Kirche bestimmt, das Bild des Lammes aber in Stein am hohen Chore aushauen lassen.

140) Der Trommler zu Stendal.[2])

Nach der Volkssage führte zur Zeit, als Brandenburg noch katholisch war, ein unterirdischer Gang vom wüsten Thurm der Marienkirche bis zum St. Annen-Kloster auf dem Mönchenkirchhofe oder nach Andern bis zum wüsten[3]) Domthurme. Man kann den Eingang zu demselben noch heute finden, wenn man von der Orgel aus den Thurm hinabsteigt. Am Fuße desselben stößt man zur Seite auf einen etwa fünf Fuß hohen, gewölbten und mit Nischen versehenen Gang, der sich immer tiefer in die Erde senkt, aber nicht weit verfolgen läßt, weil er, wenn man einige 30 Schritte weit hinein gekommen ist, sich als verschüttet erweist. Derselbe Fall ist es mit der Domkirche, wo ebenso aus dem wüsten Thurme ein Gang tief in die Erde führt. Es soll nun im vorigen Jahrhundert der Stadtrath beschlossen haben, untersuchen zu lassen, ob dieser Gang wirklich bis zum Dome führe; man habe also einem auf den Tod sitzenden Missethäter, einem Tambour, die Wahl gelassen, entweder als Verbrecher auf dem Blutgerüste zu sterben, oder trommelnd das Labyrinth auszukundschaften, und falls ihm dies gelinge, auf freien Fuß gestellt zu werden. Er wählte, heißt es, nicht lange, sondern stieg muthig von dem wüsten Thurme des Doms aus in die Erde hinunter.

[1]) Nach Weide, Bd. I. S. 29 ꝛc.
[2]) Nach Weide, Bd. I. S. 35 ꝛc. und Temme, Sagen der Altmark S. 7.
[3]) Den Namen „wüste" haben diese Thürme darum bekommen, weil man sie wegen des beschwerlichen Hinaufsteigens ungern und nur selten zu besuchen pflegt. Nach Andern kommt der Name davon her, daß in beiden keine Glocken hängen, während doch jeder der beiden andern Schwesterthürme der Dom- und Marienkirche dergleichen besitzen.

Man hörte ihn noch trommeln unter dem ganzen Tomhofe hinweg bis mitten in die Hallstraße, dann aber ward es stille und der Tombour ist nie wieder zum Vorschein gekommen.

141) Das Kirchenmütterchen in der Marienkirche zu Stendal.[1])

An der Südseite der Marienkirche befinden sich zwischen den Pfeilern der Mauer ziemlich geräumige Nischen, die man auch heute noch zu Logen für die vornehmern Kirchenbesucher benutzt und wo früher die zu Stendal anwesenden fürstlichen Personen und Rathsherren saßen. Außer diesen ist aber auch in einem der genannten Pfeiler selbst noch eine kleinere Nische, mit einer Thüre versehen, welche nach oben zu eine Oeffnung hat. Macht man die Thüre auf, so sieht man über dem Treppchen eine Art von steinernen Sessel. Auf diesem soll vor Alters Tag und Nacht eine früh zur Wittwe gewordene Person bis an ihren Tod gesessen haben, die der Prophetin Hanna gleichen wollte, von welcher es im Neuen Testamente heißt: „Sie kam nimmer vom Tempel". An hohen Festen pflegten nun alle die Kirche Besuchenden zu ihr zu kommen und sie anzureden, sie aber dankte ihnen durch einen frommen Spruch. Das war das sogenannte Kirchenmütterchen.

142) Der Katzensteig zu Stendal.[2])

Am Tangermünder Thore dicht am St. Katharinenkloster befindet sich ziemlich dem Inquisitoriatsgebäude der Altmark gegenüber (die Hals- oder Hallstraße mit dem Schadewachten verbindend) ein schmaler unebener Steig, der heißt seit einigen Jahrhunderten der Katzensteig, während man ihn früher bis nach 1567 den Geiststeig nannte. Nach der noch jetzt gehenden Volkssage ist es auf diesem nicht geheuer, denn bald sieht man daselbst um Mitternacht einen Nonnenzug, die h. Katharina an der Spitze, hin- und herwandeln, bald hüpft auf demselben eine knöcherne Todtenhand umher, die Hand eines Mörders, der kurz vor seiner Hinrichtung auch noch zum Selbstmörder ward, bald kommt von der Seite des Doms her auf demselben eine Schaar Mönche, große Bücher in den Händen haltend, gezogen, bald erscheint auf demselben hoch zu Roß das Ritterpaar derer von Schadewachten, welche ihr Haus auf der nach ihnen benannten Schadewachtenstraße hatten, bald erblickt man auf den Hollunderbäumen bis vor dem Steige einen gespenstigen Kater, der nach einem auf dem Boden liegenden Gulden zu schielen scheint; will nun Jemand den Gulden aufheben und bückt sich nach demselben, so springt ihm der Kater auf den Rücken und fängt ihn an zu zwicken. Jener Kater soll einst ein reicher Verschwender gewesen sein, der all sein Besitzthum mit liederlichen Frauenzimmern verbracht hat. Dieselben sind auch in Katzen verwandelt worden, die in der Mitternachtsstunde auf den Fliederbäumen sitzen und während der Kater die vorübergehenden Männer beißt, die sich dorthin verirrenden Frauenzimmer überfallen und hacken. Selbst Priester und Aerzte vermeiden, wenn es angeht, noch heute diesen Weg in der Mitternachtsstunde aus Scheu vor den bösen Katzengespenstern.

[1]) Nach Weihe, Bd. I. S. 42 ꝛc.
[2]) Nach Weihe, Bd. I. S. 47 ꝛc.

143) Das Kreuz am Uengelinger Thore zu Stendal.[1])

An derjenigen Barriere des Uengelinger Thores zu Stendal, welche dem Gertrud-Kloster gegenüber um den äußern Thorzwinger herumläuft, befindet sich noch heute ein altes verwittertes Steinkreuz, welches an einen hier einst begangenen Mord erinnern soll.[2]) Es hat nämlich im 15. Jahrhundert ein geschickter Baumeister das noch heute existirende Tangermünder Thor gebaut, und einige Jahre später der Schüler desselben das Uengelinger. Letzteres ist nun besser ausgeführt als das erstere, und der Meister soll aus Eifersucht auf den Ruhm seines Schülers denselben da, wo jetzt das Kreuz steht, mit dem Hammer erschlagen haben. Der Sage nach soll man nun in mondhellen Nächten an jener Stelle eine bleiche Jünglingsgestalt erblicken, welche mit ausgestreckten Armen hohläugig nach jenem Thurm hinstarrt, während hoch oben um die Zinnen des Thurmes ein klapperndes Gerippe herumschwebt, welches mit einem Hammer Steine von der Mauer herabschlägt.

144) Der Fisch in der Marienkirche zu Stendal.[3])

Im Jahre 1415 ist die Stadt Stendal von einer sehr großen Ueberschwemmung heimgesucht worden; es hat nämlich die Elbe im Frühling dieses Jahres den Teich am Dorfe Hemerten durchbrochen und die ganze nach Stendal gehende Niederung unter Wasser gesetzt, so zwar, daß die Fluth bis in die Marienkirche gedrungen ist. Als sich nun die Gewässer wieder verlaufen haben, so hat die Geistlichkeit beschlossen, die Gotteshäuser zu reinigen und mit Besemen zu kehren. Als nun der Probst von der Domkirche St. Nicolai aus mit dem ganzen Domkapitel die Marienkirche betrat, hat er namentlich am Eingange in den Hochaltar eine ungeheure Schlammmasse und in derselben einen Hecht von 16 Pfund Schwere angetroffen. Zum ewigen Gedächtniß ist dieser Fisch in Stein gehauen, später aber in Eisenblech nachgeformt und 9 Fuß über dem Straßenpflaster an dem linken Kirchenpfeiler beim Eingange in den Hochaltar aufgehängt worden, wo er noch heute zu sehen ist.

145) Der Kindfresser zu Stendal.[4])

Im Jahre 1638 ist in der ganzen Altmark und namentlich zu Stendal große Hungersnoth gewesen. Erstlich ist sehr spät Frühjahr geworden, dann haben die Mäuse die Wurzeln des jungen Getreides zerstört und die wenigen Aehren, die noch auf den Feldern gewachsen sind, sind nach der Ernte mit den Garben zugleich durch große Regengüsse verdorben worden, also daß man so gut wie gar nichts eingeerntet hat. Im darauf folgenden Winter haben nun in Folge dessen die Leute fast gar nichts zu essen gehabt, und so hat es sich zugetragen, daß ein Soldat, der sammt Frau und Kindern zu Stendal wohnte, auch große Noth litt. Eines Tages nun hat ein kleiner

[1]) Nach Weihe, Bd. I. S. 53 ꝛc.

[2]) Diese Sage ist nicht mit einer ähnlichen zu verwechseln, welche unten von dem Steinkreuz bei Großmöringen erzählt werden wird.

[3]) Nach Weihe, Bd. II. S. 1 ꝛc.

[4]) Nach Weihe, Bd. II. S. 25 ꝛc. Sammlung zu einer Chronik von Stendal S. 55.

Knabe dieſen Soldaten, ſeinen Vater, gar erbärmlich um Brod angeſprochen, dieſer aber iſt darüber in Wuth gerathen, hat zum Schwerte gegriffen und ſein Kind mit einem Hiebe niedergeſtreckt, dann dem Hingewürgten den Leib aufgeſchlitzt, ihm Lunge und Leber herausgeriſſen und die Mutter, die vor Schluchzen faſt erſtickte, gezwungen, ihm, dem vor Hunger faſt Vergehenden, Beides zu kochen und zu braten. Sie that es aus Furcht vor dem Grimm des Mannes, der Elende hat auch gierig des eigenen Kindes Eingeweide verzehrt, allein die Mahlzeit iſt ihm ſchlecht bekommen, denn ſchnell hat er wüthende Schmerzen in ſeinem Leibe empfunden, wie wenn er von tauſend glühenden Zangen gezwickt würde; er klagte ſich ſchreiend an als ſeines eigenen Kindes Mörder, verfluchte ſich ſelbſt und ſank dann plötzlich wie einſt Ananias und Sapphira zu Boden und ſeine ſchwarze Seele entfloh, darauf kamen Henkersknechte, ergriffen ſeinen Leichnam und begruben ihn auf dem Schindanger. Dieſe ſchauderhafte Begebenheit hat ſich aber in eines Bürgers Loren; Buſchels Hauſe in der großen [1]) (d. h. in der jetzigen) Bruchſtraße zugetragen.

146) Das Haus des Kaiſers zu Stendal. [2])

Die Stadt Stendal, welche früher die Hauptſtadt der ganzen Altmark war, iſt vom Kaiſer Heinrich dem Finkler zum Schutze gegen die Wenden erbaut worden. Ihr Name ſoll eigentlich Steinthal geweſen ſein, davon, daß ſie in einem ſteinigen Thale liegt. Der genannte Kaiſer hat ſich nun hier oftmals aufgehalten und ſeine Wohnung in einem Hauſe gehabt, welches noch jetzt gezeigt wird, ob es gleich ſeit jener Zeit umgebaut worden iſt. Es ſteht an der Ecke der Jakobskirche, nach dem ſogenannten alten Dorfe hin, dem älteſten Theile der Stadt. Es iſt zum ewigen Wahrzeichen, daß der Kaiſer Heinrich einſt daſelbſt gewohnt, oben in ſeiner Giebelwand nach der Jakobikirche hin ein ſchwarzer Mohrenkopf eingemauert worden.

147) Erbauung des Doms zu Stendal. [3])

Der Dom zu Stendal, eines der herrlichſten alten Bauwerke in der ganzen Mark Brandenburg, iſt nach Einigen von dem Grafen Heinrich von Gardelegen, nach Andern von dem Grafen Heinrich von Oſterburg geſtiftet worden. Nun iſt einer derſelben ein gar arger Sünder und Spötter geweſen, alſo daß ihn der Erzbiſchof von Magdeburg in den Bann that. Der Graf aber hat ſich deß wenig gekümmert, ſondern hat höhnend geſagt, er wolle doch einmal zuſehen, ob es wahr ſei, was die Leute ſagten, daß ſelbſt die Hunde nichts annehmen von einem, der im Bann ſich befinde. Er ließ alſo ſeine Hunde alle zuſammenkommen und warf ihnen Brod vor, und ſiehe da, keiner derſelben wollte auch nur ein einzig Stücklein aufheben. Da ging der Graf in ſich, erkannte ſeine vielen und großen Sünden und ſtiftete, um dieſelben zu büßen, den Dom zu Stendal. Dies geſchah im Jahre 1188, und darauf hat der Erzbiſchof ihn aus dem Bann gethan.

[1]) Damals gab es noch eine kleine Bruchſtraße, welches die jetzige Prieſterſtraße iſt.
[2]) S. Sammlung zu einer Chronik von Stendal Th. I. S. 4.
[3]) Nach Temme S. 2 ꝛc. und Weihe Bd. II. S. 127 ꝛc.

148) Von dem Bürgermeister zu Stendal, der das Feuer versprochen hat.[1])

Die Stadt Stendal ist im 17. Jahrhundert gar häufig von Feuersbrünsten heimgesucht worden und es scheint, als wenn die Löschanstalten in jener Zeit in sehr schlechter Verfassung gewesen wären. Nun ist auch wieder einmal ein Feuer ausgekommen und trotz aller Anstrengungen hat man desselben nicht Meister werden können. Da hat der anwesende Bürgermeister laut zum Himmel um Rettung gebetet. Siehe, da ist auf einmal ein fremder Mann auf einem Schimmel geritten gekommen, der ist vom Pferde gestiegen und hat den Bürgermeister aufgefordert, den Schimmel zu besteigen und mit demselben das Feuer zu umreiten, dabei aber still im Herzen zu Gott zu beten, so werde das Feuer auf das gerade brennende Haus beschränkt bleiben. Das hat der Bürgermeister auch gethan, und siehe, es ist gekommen, wie der Fremde gesagt, das Feuer ist stehen geblieben. Allein der Fremde ist verschwunden gewesen und man hat dem zurückgebliebenen Schimmel auf Stadt-Unkosten einen Stall gebaut und ihn gut mit Hafer und Heu genährt, und so oft wieder ein Feuer ausgekommen, da hat der Bürgermeister allemal den Schimmel bestiegen und ist um das brennende Haus herumgeritten, und niemals ist wieder ein zweites in Brand gerathen. Endlich aber ist der gute Schimmel gestorben und Alles hat um ihn getrauert und geweint, namentlich die Kinder, die ihn sehr lieb gehabt haben. Nun aber stand abermals ein Haus in Flammen, da dachte der Bürgermeister: wer weiß, ob dir nicht Gott die Kraft giebt, das Feuer zu besprechen auch ohne Schimmel. Er versuchte es also, ging um das brennende Haus herum, betete und ermunterte winkend mit der Hand, und siehe, Alles ging nach Wunsch wie ehedem, und seit dieser Zeit haben die folgenden Bürgermeister von Stendal, wenn ein Haus in Brand gerieth, es ihrem Vorgänger nachgethan, und bis zum Jahre 1840 ist, sobald der Bürgermeister stillschweigend und leise zu Gott betend das brennende Haus umkreist hat, immer nur dies eine Haus zu Asche geworden.

149) Der aus den Schallöchern der Domthürme lugende Mönch zu Stendal.[2])

Der Churfürst von Brandenburg Joachim I., genannt Nestor, einer der ausgezeichnetsten Fürsten, die je gelebt haben, war ein großer Freund der Stadt Stendal, wo er sich häufig aufhielt und 1535 starb. Er war aber kein Freund der Reformation und verfolgte die Anhänger Doctor Martin Luther's gar eifrig. Wenn er in die Stadt kam, stieg er in der Domherrn-Curie ab, welche sich an den Thurm und an den Kreuzgang des hohen Domes lehnte; hinter der Curie aber war ein großer Garten und in demselben eine kleine Kapelle. Hierher ging er fleißig, las in seinem Gebetbuche und betete oft so laut, daß die Vorübergehenden es deutlich hören konnten. Ihm zur Seite stand gewöhnlich bei den gottesdienstlichen Handlungen ein Pater aus dem Franziskanerkloster oben an der Weberstraße, unfern des Mönchenkirchhofes. Der mußte das Hochamt halten und vor einem Pulte stehend predigen. Wenn er aber allein beten wollte, dann hieß er ihn auf den

[1]) Nach Weihe, Bd. II. S. 33 ꝛc.
[2]) Nach Weihe, Bd. II. S. 44 ꝛc.

Thurm steigen und Achtung geben, ob, wenn die Betglocke dreimal anschlug, die Christen auf den Straßen auch stillständen und zum Dreieinigen beteten und sich bekreuzigten. Dies that der Mönch auch gar gern, und wenn er, der Luchsaugen hatte, Einige sah, die nicht nach katholischer Weise beteten, und er sie kannte, was meistens der Fall war, so verrieth er sie dem Churfürsten und dieser strafte sie nun gar hart als Ketzer. Dadurch ward aber der Mönch gewaltig bei dem Volke verhaßt und Alle, die er verrieth, wünschten ihm Böses auf den Hals und daß er nach seinem Tode als Verräther keine Ruhe finden solle. Nun sagt die Volkssage, dies sei in Erfüllung gegangen und man sehe ihn noch jetzt um neun Uhr früh, um zwölf Uhr Mittags und halb vier Uhr Nachmittags, so oft die Betglocke ertöne, aus diesem oder jenem Schallloche der Domthürme herauslugen.

150) Der Stock auf dem Rathhause zu Stendal.[1])

Vor 300 Jahren lebte zu Stendal ein Bürger, der von seinen Eltern ein großes Vermögen ererbt hatte; allein da er faul und träge war und alle Tage in Freuden lebte, so geschah es, daß er bald herunterkam und seine Zuflucht zum Borgen nehmen mußte. Da er aber immer noch den Schein rettete, so geschah es, daß einer seiner Freunde ihm wirklich die 200 Goldgülden, um die er ihn ansprach, lieh. Er dachte aber nicht ans Bezahlen und gab seinem Gläubiger drei Jahre lang weder Zinsen noch auch das Kapital wieder. Als aber Letzterer ungeduldig ward und ihn mahnte, da stellte er sich ganz entrüstet und sprach: „Wie kannst Du das Geld zum zweiten Male von mir verlangen? ich habe Dir ja schon längst die ganze Summe nebst Zinsen zurückgezahlt!" „Das lügst Du", sprach der Gläubiger, „ich werde Dich als einen betrügerischen Schuldner verklagen." Und es geschah also, die beiden Männer wurden aufgefordert, sich vor Bürgermeister und Rath zu stellen und ihre Sache anzubringen. Sie gehorchten auch, und als sie auf der Rathsstube erschienen waren, da fragte der Syndicus den Beklagten: „Habt Ihr wirklich dem Kläger da die Euch geliehene Summe wieder zugestellt und könnt Ihr das beschwören?" „Ja", sagte der Schuldner, „das kann und will ich." „Nun, dann hebt die Finger auf und schwört", sprach darauf der Syndicus. Und der Beklagte sprach: „Recht gern, nimm Du nur — sich an den Kläger wendend — so lange meinen Stab in Deine Hand und halte ihn, bis ich die heilige Handlung vollbracht habe." Solches geschah denn auch, und der Bösewicht schwur, er habe seinem Gläubiger die Summe baar und richtig in die Hände zurückgegeben. Als er den Schwur geleistet, hieß der Bürgermeister Beide gehen, und so gingen sie, der Schuldner voll Freude, der Gläubiger voll Leides. Als sie aber mitten auf der Rathhaustreppe waren, da begab es sich, daß der Gläubiger über seinen eigenen Stock, den er in der Rechten hielt, ins Stolpern kam und beide Beine brach. Allein, was viel wunderbarer war, der Stock zerbrach auch mitten entzwei und mit hellem Klange fielen lauter Goldgülden aus dem Innern desselben heraus und rollten die Treppe hinab. Da erkannte man wohl, aus welcher Ursache der Bösewicht seinem Gläubiger den hohlen Stock zum Halten in die Hand gegeben hatte: er hatte sich eingeredet, so keinen falschen Eid zu schwören,

[1]) S. Weihe, Bd. I. S. 55.

wenn er jenem den Stock, worin er das geborgte Geld versteckt hatte, zu halten gebe. Der ehrliche Gläubiger sammelte schnell alle die ihm gehörigen Goldgülden und ging froh nach Hause, der Meineidige aber mußte in seine Behausung getragen werden; zwar starb er nicht, allein er mußte Zeit seines Lebens an Krücken gehen, und Jeder, der ihn so hinken sah, wies mit Fingern auf ihn und erinnerte sich seiner Missethat. Der Stock aber ist zum ewigen Andenken auf dem Rathhause verblieben. [1])

151) Der Hirsch und die Wundertannen zu Stendal. [2])

An einem schönen Sonntagsmorgen des Jahres 1618 hat es auch einmal sehr heftig an die sogenannte Nothpforte, eine in der Stadtmauer zu Stendal befindliche Oeffnung, welche mit einer Thüre versehen war, die nur im Nothfall sich aufthat, gepocht. Nun war aber die Umgegend der Stadt in jener Zeit sehr wald- und wildreich, und die genannte Pforte lag dicht auf dem linken, dem Mönchenkirchhofe ganz nahen Uchte Ufer. Der Pförtner wollte anfänglich nicht öffnen, weil er fürchtete, es sei Raubgesindel draußen, welches in die Stadt dringen wollte. Allein als die Schläge immer heftiger wurden, wagte er doch nicht länger zu widerstehen, sperrte also die Pforte auf, und siehe, keine Räuber standen vor ihm, sondern ein großer Edelhirsch von 16 Enden. Der ließ aber dem erschrockenen Pförtner keine Zeit zu schreien oder nach ihm zu greifen, er flog durch die Pforte hindurch, lief über den Mönchenkirchhof in die Weberstraße, und da er just die Thüre des Hauses eines Tuchmachermeisters geöffnet sah, stürmte er durch die Hausflur, durchrannte mehrere Gärten, deren Zäune er übersprang, und kam so in den Hof eines andern Meisters derselbe Gilde, wo er aber in der Eile in einen offenen Brunnen, der in der Mitte des Hofes war, stürzte, aber ohne sich Schaden zu thun. Von dem Lärmen erschreckt eilte der zufällig im Hause befindliche Meister mit seinen Leuten herbei; allein es war ein mitleidiger Mann, flugs entschloß er sich, dem armen Hirsch zu helfen, seine Gesellen holten Seile herbei, die warf man dem Hirsch um Leib und Geweihe und so zogen sie das geängstigte Thier aus der Tiefe heraus. Allein ehe sie sich noch überlegen konnten, was mit demselben anzufangen sei, sprang der Hirsch über die Köpfe der Gaffenden hinweg und jagte die Weberstraße hinab nach dem Dome zu. Vor dem Portale der Thürme dieses Gotteshauses stand aber damals eine Kapelle, in welcher die zu ordinirenden Priester examinirt wurden. Gerade mußte einer derselben die Stelle aus dem Psalm lesen: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu Dir", als die Thüre der Kapelle sich leise öffnete und der Hirsch sanftmüthig in dieselbe hineintrat, dem Altare sich nahete und die Augen, wie wenn er Gott danken wollte, zum Heilandsbilde erhob, das auf dem Altar stand. Das hat den Priester gewaltig ergriffen und er hat das arme Geschöpf in seinen Schutz genommen und nicht geduldet, daß dasselbe eingefangen würde. Man hat ihm also wieder die Thüre der Kapelle geöffnet und so ist er

[1]) Eine ähnliche Geschichte ist S. 40 unter den Berliner Sagen erzählt worden, eine dritte wird unten unter den Salzwedeler Sagen berichtet werden, und in der Nikolaikirche zu Gardelegen befindet sich ein sehr altes Gemälde, worauf derselbe Gegenstand dargestellt worden ist.

[2]) Nach Weihe, Bd. II. S. 66 ꝛc.

ungehindert zum Tangermünder Thore hinaus wiederum in den Stendalschen Stadtbusch, der damals ein großer dichter Wald war, zurückgeeilt. Seit jenem Tage aber sind aus dem Gemäuer jener Kapelle plötzlich junge Tannen emporgewachsen, ganz so, wie sie in dem genannten Stadtbusche stehen, und die Tannen sind von Jahr zu Jahr höher geworden und haben frisch gegrünt bis zum Jahr 1637. Da stürzte die Kapelle mit dem Dache ein, allein das Gemäuer blieb unversehrt, erst einige Jahre nachher haben ruchlose Soldatenhände die Tannen mit der Wurzel niedergerissen und so dieses Denkmal wunderbarer Rettung für immer vernichtet.

152) Der Quadersteig in Sanct Marien zu Stendal.[1])

Die St. Marienkirche zu Stendal zeichnet sich durch ihr wunderschönes Geläute aus, sie hat nämlich 8 Glocken, von denen die älteste vom Jahre 1440 ist. Nun lebte damals, als die Kirche erbaut ward und zum ersten Male zum Gottesdienste geläutet wurde, daselbst eine reiche Jungfrau, die aber eben so frommen als heiteren Gemüthes war. Dieselbe besuchte jeden Tag die Kirche, allein eines Tages sah sie, wie eine Leiche in einem Sarge in die Kirche gebracht und in dem Gange nach der Mitternachtsseite der Kirche zu unter Grabgebeten und Sterbegesängen in die darunter befindliche Gruft hinabgelassen ward. Da dachte die Jungfrau, es sei doch sonderbar, daß die Todten, die nicht mehr hören und sehen könnten, in die Kirche kommen sollten, und sie beschloß eine Stiftung zu machen, daß wenigstens auf dem Wege, den sie von ihrem Hause aus bis zu ihrem Kirchstuhl zu durchwandeln habe, d. h. vom kleinen Altar bis zum Taufstein unter der Orgel Niemand mehr begraben werden solle. Sie erbat sich also von dem Stadtrath die Erlaubniß, den genannten Gang der Kirche mit schönen Quadern auf ihre Kosten pflastern zu lassen, mit der einzigen Bedingung, daß dort kein breiterer Stein — und darunter verstand sie die Leichensteine für reiche Leute, denn die Armen wurden so wie so hier nicht begraben — die einzelnen Quadersteine verdrängen solle. Auf diese Bedingung ist auch der Magistrat eingegangen, und als sie selbst nach einiger Zeit starb, ist sie auf dem gemeinsamen Friedhof begraben worden, und bis diese Stunde ruht kein Todtengebein unter dem Quadersteig der Marienkirche.

153) Der Lannenwinkel zu Stendal.[2])

Von der Zeit an, wo Albrecht der Bär das Thor der kleinen Straße, die man seitdem die Wendenstraße nannte, vermauern ließ, ist jene Stätte für jeden Bewohner von Stendal stets ein Ort des Grauens gewesen. Zwar war dieselbe im Sommer bei Tage gar anmuthig, denn sie war mit verschiedenem Gebüsch und Strauchwerk besetzt und man hörte dort wie im Wald die Nachtigallen singen, allein Abends sollte es dort nicht geheuer sein und die Volkssage erzählte, es gingen daselbst in der Nacht die Geister der Erschlagenen um; daher ward jener Platz namentlich von Kindern möglichst gemieden. Da trug es sich zu, daß eine in dieser Gasse wohnende Bürgerfamilie das Weihnachtsfest beging; die Kinder erhielten natürlich nach der

[1]) Nach Weihe, Bd. II. S. 75 ꝛc.
[2]) Nach Weihe, Bd. II. S. 89 ꝛc.

alten Sitte Geschenke, allein eines, ein zwölfjähriges Mädchen, war so unzufrieden mit ihrem Theile, daß sie laut zu schreien und zu wehklagen anfing. Die Eltern ließen es sich anfangs ruhig gefallen, als sie aber sich gar nicht beruhigen und zureden ließ, da nahmen sie dieselbe beim Arm und führten sie zur Thüre hinaus ins Freie und brachten sie in jenen arg berüchtigten Winkel in der Nähe des zugemauerten Thores, ließen sie dort stehen und gingen ins Haus zurück. Das Mädchen aber fing noch ärger an zu schreien, so daß ihre Stimme den Sturmwind übertönte, und versprach laut Besserung. Das erbarmte die Eltern, sie eilten sie hereinzuholen, und siehe von Stund an war das Mädchen ganz anders geworden, man sah keine Launen und Unarten mehr an ihr. Seit dieser Zeit nannte man nun jenen Winkel den Launenwinkel, und die Sage erzählt, daß von dieser Zeit an derselbe vielfach zu gleichem Zwecke besucht ward. Zeigte sich ein Kind launenhaft, war ein Jüngling unzufrieden mit seinem Schicksale, war in der Ehe ein Theil mit dem andern uneinig geworden, flugs ging er in den Launenwinkel, und siehe, vorbei war jegliche Mißstimmung. Seit mehreren Jahren ist nun aber die Mauer sammt dem Thore zum größten Theil abgebrochen und der Launenwinkel ist nur noch auf einen sehr kleinen Raum beschränkt; nichts desto weniger hat er aber immer noch seinen alten Namen behalten, ob man wohl jetzt seine geheime Kraft nicht mehr versuchen mag.

154) Die Fußeisen in der Kapelle von Sanct Marien zu Stendal.[1])

Zu der Zeit, als das Licht der Reformation noch nicht Deutschland erleuchtete, lebte in Stendal ein sehr frommes Paar, welches von Gott reich mit Glücksgütern gesegnet war, so daß sie mit ihrem Geld und Gut nicht wußten wohin. Sie hatten aber ein einziges Töchterlein, welches sie zeitig in die Schule des Nonnenklosters daselbst schickten, um es zu einer frommen Jungfrau zu erziehen. Nun trug es sich aber zu, daß die Pest in Stendal einzog und die beiden Eltern hinwegraffte; darüber wollte sich das Mädchen gar nicht wieder beruhigen, sie that ein Gelübde, Zeit ihres Lebens in Trauerkleidern zu gehen und sich nie zu vermählen. Ihre einzige Beschäftigung aber bestand im Beten und Fasten und ihre einzige Lust im Almosengeben und Krankenpflegen, worauf sie namentlich alle ihre Einkünfte verwendete. Da sie aber immer noch nicht genug in der Frömmigkeit zu thun glaubte, so beschloß sie neben der Kirche von St. Marien eine Kapelle zu bauen, worin sie wie einst die Prophetin Hanna in der heil. Schrift Tag und Nacht dem Herrn mit Beten und Fasten dienen könne. Das that sie denn auch, und jene Kapelle, welche gegen Süden halb an den Thurm, halb an die Kirche gebaut und namentlich in den Fensterhöhlen und Capitälern mit zierlichen Ornamenten und einem mit feinem Schnitzwerk versehenen Altar geziert ist, steht noch bis auf den heutigen Tag. Die Wände derselben sind mit vergoldeten Grabsteinen der Familien Lüdecke und Lautenbach — einer derselben gehörte die Jungfrau an — bekleidet und an der Mauer gegen Morgen zu sieht man sehr schwere eiserne Reifen mit plumpen Gelenken ohne Seitenöffnung an einem Ringe hängen. Dies sind die Fußeisen, welche der unglücklichen Jungfrau angelegt werden mußten, als sie, unvermögend ihr Gelübde

[1]) Nach Weihe, Bd. II. S. 97.

zu erfüllen, welches sie nach Vollendung der Kapelle gethan hatte — sie wollte nämlich wie Jesus 40 Tage und 40 Nächte fasten — aus Körperschwäche in Wahnsinn verfiel und sich zu Tode raste. Sie starb noch ehe jene 40 Tage um waren, und liegt in der genannten Kapelle begraben.

155) Die Perrücke auf dem Elsternefte zu Stendal.*)

Im 17. Jahrhundert hat zu Stendal an der St. Petri-Kirche ein Küster gelebt, der sowohl bei seinen Vorgesetzten als der ganzen Bürgerschaft wegen seinem gewissenhaften Lebenswandel und seinem freundlichen gefälligen Wesen sehr beliebt war. Er hatte eine Frau und fünf Kinder, allein sein Einkommen war nur gering und es wollte kaum zureichen, vorzüglich weil seine Frau viel auf Aeußerlichkeiten hielt und sich, ihren Mann und Kinder immer möglichst gut zu kleiden suchte. Nun waren damals gerade die Perrücken aufgekommen und trotz seiner Armuth ließ sie ihrem Manne nicht eher Ruhe, bis er sich auch ein solches Instrument anschaffte, namentlich da auch der Herr Pfarrer sich ein solches schon zugelegt hatte. Diese Perrücke ward nun aber nur dann aufgesetzt, wenn er in Amtsgeschäften thätig oder ein Besuch zu machen war, sonst ruhete sie in der Oberstube an der linken Seite eines Spiegels an dem Fenster, das nach dem Hofe hinausging. Aus diesem Fenster konnte der arme Küster gerade in sein Gärtchen hinter dem Hofe hineinschauen, und in diesem stand mitten unter vielen Obstbäumen ein hoher Erlenbaum, auf dem sich eine Elster ihr Nest gebaut hatte. Im Sommer ließ er nun aber das Fenster dieser Stube, in welcher er sich nach dem Schulehalten zu erholen pflegte, stets offen, daß frische Luft eindringen konnte, und schloß es nur am Abend. Nun trug es sich aber zu, daß eines schönen Tages der Pfarrer den Küster eines Amtsgeschäftes wegen aus der Schulstube holen ließ. Schnell eilte derselbe die Treppe hinauf, um seine Perrücke aufzusetzen, allein wie ward ihm, als er dieselbe nicht an ihrer gewohnten Stelle fand. Natürlich lief Alles im Hause zusammen, um die verlorene zu suchen, allein sie fand sich nirgends und es blieb dem armen Manne nichts übrig als zu einer Nothlüge seine Zuflucht zu nehmen und dem Pastor sagen zu lassen, der Küster sei plötzlich erkrankt, er liege im Bette und könne nicht kommen. Da kam auf einmal sein kleiner Sohn gelaufen und sagte, er und die andern Schulkinder hätten ganz deutlich die Perrücke auf dem Elsternefte liegen sehen. Zwar wollte er diese wunderbare Geschichte erst nicht recht glauben, allein nachdem er sich durch den Augenschein von der Wahrheit überzeugt, holte er schnell eine Leiter herbei und stieg zu dem Elsternefte hinauf, um seine liebe Perrücke wieder zu holen. Dies gelang ihm auch, aber da er einmal oben war, beschloß er, sich auch noch in dem Neste selbst umzusehen und das diebische Thier für seine Frechheit dadurch zu züchtigen, daß er ihre Jungen ausnähme. Wie gedacht so geschehen; er fand darin ein junges, bald flügges Elsterlein, welches er schnell einsteckte, allein wie ward ihm, als er unter demselben einen kostbaren mit Edelsteinen besetzten Ring erblickte. Den nahm er natürlich auch mit, und da, trotzdem daß er ihn viele Male durch den Gassenvoigt ausrufen ließ, um ihn seinem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben, sich kein Besitzer vorfand, so behielt und verkaufte er ihn und bekam soviel

*) Nach Weihe, Bd. II. S. 107 ꝛc.

dafür, daß er mit dem Erlös nicht blos seine Kinder gut erziehen, sondern auch noch jedem derselben bei seiner Verheirathung eine reichliche Mitgift geben konnte.

156) Das Gespenst am Sandberge bei Stendal. [1])

Bald nach Einführung der Reformation in der Altmark lebte in dem Dorfe Borstel bei Stendal ein Pfarrer, mit Namen Wohlgemuth, ein sehr braver Mann, der in Allem dem Mann Gottes Dr. Luther nachzustreben sich bemühte. Der begab sich einst früh am Weihnachtsheiligenabend mit seinem Küster auf den Weg nach Stendal, um daselbst für seine Kinder Honigkuchen und Spielsachen einzukaufen. Beim Weggange aus seinem Hause aber trat eine arme Frau zu ihm und bat ihn, ihrem todtkranken Manne noch heute das Abendmahl zu reichen, doch setzte sie hinzu: es hat damit noch Zeit bis auf den Abend um sieben Uhr. Der Pfarrer sagte zwar, er wolle lieber, damit es nicht etwa zu spät werde, jetzt gleich mit ihr gehen, allein die Frau nahm es nicht an, und so machte sich denn der Pfarrer auf, um in der Stadt seine Geschäfte zu besorgen. Als sie ausgingen, war heiterer Himmel, allein schon als sie in die Stadt kamen, verdüsterte sich derselbe; sie machten ihre Einkäufe und wollten, als es mittlerweile zu schneien anfing, sofort wieder nach Hause eilen, allein ihre Bekannten und Freunde redeten ihnen zu, doch noch zu bleiben, es werde schon wieder aufhören. Allein es hörte nicht auf, der Schnee fiel immer dichter und als die fünfte Stunde herankam, da ließ sich der Pfarrer nicht länger halten, sondern machte sich mit seinem Begleiter trotz des schlimmen Wetters auf den Heimweg. So kamen sie tief im Schnee watend vor dem Sandgarten vorbei bis an den Sandberg und in die Nähe des Hochgerichts. Dort aber war der Himmel pabenschwarz, kein Sternlein ließ sich blicken, so daß sie natürlich sehr bald vom Wege abkamen. Vergebens war all ihr Bemühen sich zurecht zu finden, im Gegentheil sie fühlten, wie sie immer im Kreise herum gingen; zuweilen sahen sie Schatten an sich vorüber huschen, dann kam es ihnen wieder vor, als ob klappernde Gerippe um den Galgen herumtanzten oder der arme Sünder auf dem Rade sich den Kopf auf die Schultern setze und zu ihnen herabsteige. Dabei wüthete der Sturm immer heftiger und die armen Wanderer hatten genug zu thun, nicht selbst noch auseinander zu kommen. Da rief endlich der ehrliche Wohlgemuth: Ach Hilfe, Hilfe, Gott, barmherziger Gott! Und siehe, eine ängstliche Stimme antwortete ihm ebenso: Ach Gott, ach Gott! Vollkommen überzeugt, dies sei die Stimme des auf das Abendmahl lauernden Kranken, verdoppelten sie ihre Anstrengungen vorwärts zu kommen, allein umsonst, ganz außer Athem mußten sie bald wieder Halt machen. Da rief der Pfarrer wieder: Hilfe, Hilfe, ach Gott, ach Gott! Und abermals hallte es zurück: Ach Gott, ach Gott! Und nochmals strengten sie alle ihre Kräfte an, wieder auf den Weg zu kommen, und zwar diesmal nicht umsonst, bald sahen sie den Thurm von Borstel vor sich aufsteigen und erfreut rief der Pfarrer aus: Gott sei gelobt, nun wollen wir gleich mit Kelch und Patene zu unserem Kranken, der so ängstlich nach Gott verlangt hat, denn noch ist's wohl nicht sieben Uhr. Siehe, da schlug die Glocke im Thurme Eins. Dennoch

[1]) Nach Weibe, Bd. II. S. 118 ꝛc.

gingen sie in das Haus des Kranken, der aber war längst verschieden und die Wittwe sprach laut weinend: Gestern Abend gegen sieben Uhr ist mein Mann im Herrn entschlafen. Da merkten sie wohl, daß es um die Stunde geschehen sei, in welcher sie in der Nähe des Sandberges vor Stendal die Worte gehört hatten: Ach Gott, ach Gott! Der böse Feind hatte sie dort in der Irre herumgeführt, daß der Pfarrer sein heiliges Amt nicht an dem kranken Manne verrichten und derselbe ohne die letzte Wegzehrung sterben, also zur Hölle fahren solle. Einige Tage darauf ward der Todte unter Sang und Klang in Begleitung der ganzen Gemeinde begraben, der gute Geistliche hielt ihm eine herrliche Standrede, empfahl ihn der Gnade des himmlischen Vaters und bat, derselbe möge ihn auch so zu den Engeln des Lichtes führen und seiner unfreiwilligen Verschuldung wegen nicht dem Teufel verfallen lassen.

Seit jener Zeit ist das Hochgericht dort schon lange nicht mehr vorhanden, der Galgen längst verschwunden, der Sandberg aber, eine von dem kleinen Exercirplatze aus über den Borstelschen Weg, den großen Exercirplatz und die Mühlenberge bis zum Sandgarten sich erstreckende Reihe von Hügeln, die ursprünglich wohl zu Wendengräbern gedient haben mögen, was die dort noch häufig aufgefundenen Urnen mit Knochen und Zierrathen beurkunden, ist immer noch vorhanden. Noch heute sagt der Volksmund, daß wenn ein Mensch zur Nachtzeit bei bösem Wetter an jener Stätte vorbeiwandele, gehe er leicht irre, und rufe er dann: Ach Gott, ach Gott! so hallten diese Worte zurück; das sei die Stimme des kranken Mannes aus Borstel, der sehnsüchtig nach dem Pfarrer verlangte, welcher von Wind und Wetter, Hölle und Teufel behindert wurde, ihm das Sacrament zu reichen.

157) Der Bierkönig Gambrinus zu Stendal.[1])

Die Mark Brandenburg war im Mittelalter wegen ihrer Biere sehr berühmt; dieselben hatten gar wunderbare Namen, so hieß das Bier, welches zu Gardelegen gebraut wurde, Garlei, das Salzwedeler Soltman, das Hallische Puff und Breihahn, das Stendalsche Taubentanz. Noch sonderbarer klangen die Namen des Boitzenburger: Biet den Kerl, des Hadler: Sähl den Kerl, des Stader: Kater, des Wittenberger: Kukuck, des Buxtehuder: Ich weiß es nicht ꝛc. Allein in Stendal muß der Taubentanz sehr hoch geschätzt worden sein, denn noch im Jahre 1840 hatte ein dortiger Brauherr, Namens Baumann, ein altes Bild, welches einen wohlbeleibten Herrn, einen sogenannten Malzgrafen, mit Ordensband und Stern vorstellte und folgende Unterschrift trug:

Camprinus im Leben ward ich genannt,
Ein König in Flandern und Brabant.[2])
Aus Gersten hab' ich Malz gemacht
Und das Bierbrauen daraus erdacht;

[1]) Nach Weihe, Bd. II. S. 153.

[2]) Eine genaue Untersuchung über diesen König Gambrinus, unter dem man sich wahrscheinlich Johann I. von Brabant zu denken hat, gab Coremans im Comte rendu de la Comm. d'hist. de Bruxelles Td. V. p. 378 sq.

Drum können die Herren Brauer mit Wahrheit sagen,
Daß sie einen König zum Meister haben.
Trotz komm' ein ander Handwerk her
Und zeig' uns dergleichen Meister mehr!

158) Der Tumult in der Kirche zu Stendal. [1])

Am Sonntag Oculi 1640, als eben der Pastor zu St. Marien in Stendal das Evangelium predigte, ist ein übel beleumundeter Bürger, der namentlich das sechste Gebot oft verletzt und in seiner letzten Krankheit sich gar selbst zu erschießen gesucht hatte, ganz von Pulver geschwärzt mit umgekehrtem Schafpelz in die Kirche gedrungen, ist bei dem Gotteskasten dem Prediger gegenüber niedergekniet und betete laut: Gott sei mir Sünder gnädig. Darüber hat sich der Geistliche so entsetzt, daß er sofort krank geworden und bald darauf gestorben ist. Darauf ist der Gottlose aus der Kirche und zur Stadt hinausgelaufen, aber bald nachher auf der Straße nach Tangermünde todt gefunden worden.

159) Wie Eulenspiegel nach Stendal kam. [2])

Als Eulenspiegel auf seinen vielen Wanderungen auch aus dem Magdeburgischen in die Altmark kam, da ergrimmte er gewaltig über den vielen Sand, den er durchwaten mußte, und über die vielen Tannen und Fichten, deren Geruch ihm gar nicht sonderlich gefiel. Erst in der Gegend des Landsberges verließ ihn die böse Laune wieder, und als es bergab ging, ward er wieder froh und der alte lustige Geselle, der er immer gewesen war. Nun blühte damals zu Stendal keine Zunft mehr als die der Tuchmacher; er beschloß also, sich bei einem Meister derselben als Geselle zu verdingen. Dies that er auch und zwar bei einem, der in der Weberstraße wohnhaft war. Derselbe sprach zu ihm: „Knapp, Ihr Gesellen macht einen Feiertag an dem Montag, und welcher das thut, den habe ich nicht gern in meiner Arbeit, denn ich will, daß meine Gesellen die ganze Woche arbeiten." Eulenspiegel versetzte: „Meister, das ist mir auch recht." Und Eulenspiegel stand des Montags Morgens auf und schlug Wolle, des Dienstags auch, das gefiel dem Meister wohl. Nun war aber am Mittwoch ein Apostteltag, derselbe wurde in der ganzen Stadt gefeiert und an ihm durfte nicht gearbeitet werden. Eulenspiegel aber that, als wenn er dies nicht wisse, stand des Morgens früh auf und schlug Wolle, daß man es über die ganze Straße hörte. Der Meister aber sprang erschrocken aus dem Bett und frug den Eulenspiegel, warum er an einem heiligen Tage Wolle schlage? Der aber antwortete, er habe dies gethan, weil der Meister gesagt, seine Gesellen sollten die ganze Woche über arbeiten. Der Wollenweber aber sagte, er habe es nicht so gemeint, er solle keine Wolle weiter schlagen, seinen Lohn aber werde er doch bekommen. Am andern Tag, als Eulenspiegel wieder Wolle schlug, meinte der Meister, er schlage sie nicht hoch genug; da stand Eulenspiegel des andern Tages zeitig auf, ging mit seiner Wolle auf den Boden und schlug sie dort; der Meister aber hörte den Lärm, sprang aus dem Bett und sah, was

[1]) S. Anweisung zur Chronik von Stendal. Halle 1747. S. 53.
[2]) Nach Weide, Bd. II. S. 11. und der Original-Erzählung im alten Ulespiegel c. 51.

jener mache. Da sprach Eulenspiegel: „Meister, schlage ich jetzt hoch genug?“ Der Meister aber versetzte zornig: „Ständest Du auf dem Dache, so wäre es noch höher.“ Das ließ sich Eulenspiegel nicht zweimal sagen, stieg auf das Dach und schlug die Wolle, so daß sie weit über die Dächer flog. Da liefen die Leute auf der Gasse zusammen und riefen den Meister herbei, der schrie wüthend zu Eulenspiegel hinauf: „Was machst Du? Höre auf, man pflegt die Wolle nicht auf dem Dache zu schlagen!“ Eulenspiegel aber sprach: „Was wollt Ihr denn, erst habt Ihr gesagt, es wäre noch besser auf dem Dach als auf dem Boden, und jetzt ist es wieder nicht recht!“ Der Weber aber sagte: „Willst Du Wolle schlagen, so schlage sie, und willst Du Narrerei treiben, so treibe sie; steige von dem Dach und hoffire bei der Hurt!“ Nun ging der Weber in das Haus, Eulenspiegel aber stieg eilends vom Dache, ging ins Haus und that buchstäblich, wie ihn der Weber geheißen. Der Wollenweber kam aber aus dem Hofe, sah was Eulenspiegel gethan hatte und sprach: „Daß Dir nimmer Gutes geschehe! Du thust, wie alle Schälke thun!“ Eulenspiegel aber sprach: „Meister, ich habe blos nach Euren Worten gethan!“ Der Meister aber sprach: „Geh und nimm weg, was Du gethan hast, und trage es dahin, wo es Niemand hin haben will!“ Das that der gehorsame Eulenspiegel auch, er trug es in die Speisekammer. Das ward dem Meister doch zu arg, er nahm ein Holzscheit und trieb damit den Schalksknecht zum Hause hinaus.

160) Der Stein mit dem Hufstritt bei Stendal. [1])

Ohnweit Stendal ist in einem großen Feldsteine die tiefe Spur eines eingedrückten Pferdehufes zu sehen. Davon geht folgende Sage.

Markgraf Albrecht von Anhalt hatte den Markgrafen Huber von Brandenburg schon zweimal aufs Haupt geschlagen, und stand ihm wiederum beim Dorfe Darnstädt gegenüber. Des Sieges gewiß hielt er stolz zu Roß und rief seinen zur Vorsicht mahnenden Kriegsgefährten lächelnd zu: „Was schwatzt Ihr da? So gewiß mein Roß tief in diesen Stein hineintreten wird, also gewiß wird auch der Sieg unser sein.“ Somit sprengte er auf einen großen Stein an, der ihm nicht fern lag, und siehe, der Huf des Pferdes drang tief in denselben ein, als wenn er weiches Wachs wäre. Mit dem Ungestüm fester Zuversicht griff darauf Markgraf Albrecht den Feind in den Bergen an und gewann den dritten Sieg über ihn.

Damals soll auch das Bergflüßchen, der rothe Bach, seinen Namen erhalten haben, weil es von dem Blute der Erschlagenen geröthet worden sei.

Nach einer andern Sage hätte aber jenes Zeichen einen weit schlimmern Ursprung. Es wäre nämlich in Darnstädt eine Krügersfrau gewesen, welche die Gewohnheit hatte, schrecklich zu fluchen. Dieses hatte sie auch eines Tages gethan, schwörend, der Teufel solle sie holen, wenn sie nicht die Wahrheit spreche. Da erschien wirklich der Teufel, packte sie auf und führte sie auf einem Pferde davon. Im Davonjagen aus dem Dorfe trat das Pferd auf jenen Stein und davon soll noch jene Spur herrühren.

[1]) Nach Ziehnert, Preuß. Volkssagen Bd. I. S. 265 ꝛc., und Beckmann, Historische Beschreibung von Brandenburg Th. I. S. 375.

161) Die Glocke in Großmöringen bei Stendal.[1])

Auf der wüsten Feldmark Kobbelake oder Kobla sind noch die Grundmauern von der Kirche des ehemaligen Dorfes zu sehen. An ihnen wühlte eine Sau ein Loch und warf darin ihre Jungen. Der Hirt untersuchte das Loch genauer und entdeckte, daß es das Innere eines großen Kessels sei, worüber er sich ungemein freute. Er machte sich sogleich an das Ausgraben desselben und fand statt des Kessels eine sehr schöne Glocke, auf deren Besitz sogleich die Domgemeinde in Stendal Anspruch machte und zu ihrer Abholung einen besonderen Wagen bauen und mit sechszehn Pferden bespannen ließ. Aber aller Mühe und Anstrengungen ungeachtet konnte das Stendalsche Gespann sie nicht von der Stelle rücken. Da traten die Bauern in Großmöringen zusammen, spannten nur acht Pferde vor die Glocke und jagten mit ihr nach ihrem Dorfe zu,[2]) wo sie auch aufgehängt ward. Neidisch darüber behaupteten die Stendaler, der Ton dieser Glocke sei so stark, daß sie davon getäuscht würden und glaubten, es läute in der Nikolaikirche. Obwohl nun dies, da beide Orte zwei Stunden von einander liegen, nicht möglich sein konnte, so mußten dennoch die Großmöringer in ihrem Thurme die nach Stendal hinweisenden Schalllöcher fast ganz zumauern lassen. Später ist aber im Jahre 1649 von ihnen diese Glocke für 200 Thaler nach Magdeburg verkauft worden.

162) Der Betrug um die Leichengebühren zu Stendal.[3])

Zu Stendal lebte vor vielen Jahren eine adlige Wittwe, die mit ihrer Tochter dorthin vom Lande gezogen war. Nun war die Tochter aber eine sehr geizige Person. Als die Mutter endlich nach einigen Jahren gestorben war und ihre Leiche, wie sie festgesetzt hatte, aus der Stadt fortgeführt und auf dem Dorfe, wo sie her war, begraben werden sollte und die Kirchenväter der Domgemeinde, bei welcher die Verstorbene ihre Seelenweide gehabt hatte, den üblichen Abtrag für das Abführen der Leiche forderten, da führte die Tochter sie mit einer frechen Lüge zurück und ließ die Leiche heimlich zur Stadt hinaus führen. Dafür traf sie aber ein harter Fluch, denn von Stund an gingen ihre Sachen zurück und in wenigen Jahren war ihre ganze Erbschaft so weit verthan, daß ihr Mann in den Krieg ziehen, ihre Kinder aber zu mildherzigen Menschen ausgethan werden mußten. Sie selbst starb aber in der bittersten Armuth.

163) Die betenden Straßenräuber.[4])

Es lebte vor vielen Jahren in einem Dorfe bei Stendal ein Prediger, der sehr geizig war. Der war eines Tags in der Stadt gewesen und hatte dort viel Geld eingenommen, was drei Soldaten gesehen hatten. Als er nun die Stadt verließ, um nach Hause zurückzukehren, folgten ihm dieselben in der Absicht, ihm sein Geld abzunehmen. Da sie nun aber nicht Gewalt

[1]) Nach Ziehnert, Bd. III. S. 52, und Temme S. 13.
[2]) Nach einer andern Sage hätte dies nur ein Bauer mit einem einzigen Pferde zu Stande gebracht.
[3]) S. Temme S. 11.
[4]) Nach Temme S. 11 ꝛc.

anwenden wollten, bedienten sie sich folgender List. Als nämlich der Pfarrer mitten im Felde war, traten sie zu ihm und baten ihn demüthig um eine Reiterzehrung. Der geizige Prediger aber antwortete ihnen, es thue ihm sehr leid, daß er ihnen ihre Bitte abschlagen müsse, insofern er kein Geld bei sich habe. Da sprach einer der Galgenvögel heuchlerisch: so lasset uns, lieber Herr, mit einander beten, daß Gott uns etwas bescheeren wolle, und was er uns dann zuwenden wird, das wollen wir redlich mit einander theilen. Der Pfarrer konnte sich natürlich dem nicht entziehen und so knieeten sie denn alle hin und fingen an mit einander zu beten. Nachdem sie ihr Gebet beendet, standen sie alle auf und einer frogte den andern, ob ihm denn der Herr nichts bescheert habe. Die drei Soldaten verneinten dies natürlich und der Prediger sagte selbstverständlich auch, daß er nichts erhalten habe. Allein damit waren jene nicht zufrieden, sondern behaupteten, er wisse es wahrscheinlich selbst nicht, er möchte nur in seinem Kober nachsehen und seine Taschen untersuchen, es werde schon etwas darin sein. Der arme Pfarrer mußte wohl oder übel dem Willen der Bösewichter nachkommen, und siehe, es fanden sich gar viele harte Thaler, die nahmen sie, theilten sie ehrlich in vier Theile, davon gaben sie dem Pfarrer einen, sie selbst aber nahmen sich die andern drei und zogen damit fürbaß.

164) Das steinerne Kreuz bei Großmöringen. [1])

Vor dem Dorfe Großmöringen steht am Stendaler Wege ein altes steinernes Kreuz, das ist zum Andenken an einen Mord gesetzt, den dort ein Glockengießer an seinem Gesellen verübt hat. Dem Meister nämlich, der ein jähzorniger und ungeduldiger Mensch war, wollte der Guß einer Glocke nicht gelingen, die er für das Dorf zu fertigen hatte; er lief daher nach Stendal und wollte sich dort noch einige Species holen, die gedachte er in die Masse hineinzuwerfen, weil er meinte, daß ihm dann der Guß wahrscheinlich glücken werde. Kaum war er aber fort, so machte sich der Geselle, der wohl gesehen hatte, woran es fehle, an die Arbeit, und weil er sich die gehörige Zeit nahm und sich nicht überstürzte, gelang es ihm auch; der Guß der Glocke war fertig, ehe noch der Meister aus der Stadt kam. Wie derselbe aber zurückkehrte, ergriff ihn bitterer Neid und er erstach den Gesellen auf demselben Flecke, wo jetzt das Kreuz steht.

165) Das Marienbild zu Schleus. [2])

In dem Dorfe Schleus, welches früher der Universität zu Frankfurt a. d. O. gehörte, sonst aber ein Filial von Lüderitz war, ist die sonderbare Sitte gewesen, daß aus der Schmiede daselbst dem Prediger jährlich am ersten Weihnachtsfeiertag drei rothe Aepfel geschickt werden mußten, welches von einem Gelübde, das zu alten Zeiten dem Marienbilde daselbst geschehen, herrühren soll. Solches ist noch jetzt in der Mitte der Altartafel nebst noch einem Heiligen, welcher vielleicht den Patron der Kirche bedeutet, und einen ganz vergoldeten langen Bischofsmantel um und die zwei ersten Finger der rechten Hand wie zum Segensprechen hervorgereckt hat, befindlich. Es hält

[1]) Nach Temme S. 14.
[2]) S. Beckmann, Th. V. Buch I. Cap. VI. S. 61.

ein nacktes Kindlein auf dem Arm, welches einen rothen Apfel in der rechten Hand hat und etwas zum Munde hält, als wollte es denselben anbeißen. Die eigentliche Bedeutung des Bildes aber kennt Niemand.

166) Der Teufel und der Schreiber zu Klein-Schwechten. [1])

Auf dem Rittergute Klein-Schwechten, anderthalb Meilen von Stendal, lebte vor ungefähr 200 Jahren ein Schreiber, Namens Heinrich Meier. Der hatte eines Tages eine Gotteslästerung ausgestoßen und war deshalb zur Untersuchung gezogen worden. Wie nun der Prozeß gegen ihn im Gange war und er eine harte Strafe fürchtete, da erschien ihm eines Tages der Teufel als ein feiner Herr ganz schwarz gekleidet. Er erbot sich gegen den Schreiber, er wolle ihn aus aller Verlegenheit ziehen und ihn von der Strafe befreien, wenn er Gott abschwören und sich ihm ergeben wollte. Der Schreiber aber wollte nichts mit ihm zu thun haben und widerstand allen seinen Lockungen. Als dieser jedoch gar nicht von ihm weichen wollte und immer wieder von Neuem anfing, da hob er laut an zu beten, worauf der Versucher verschwand. Als den Richtern aber solche Standhaftigkeit und Frömmigkeit des Schreibers bekannt ward, da ließen sie ihn für diesmal mit einer geringen Strafe los.

167) Die rothe Erde bei Danz. [2])

Vom Jahre 1236 bis 1252 (oder 1253) saß auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Magdeburg der Erzbischof Hildebrand oder Willebrand, ein Graf von Kiberg oder, wie Andere sagen, von Heim. Derselbe war sehr kriegerisch gesinnt und führte auch insbesondere gemeinschaftlich mit dem Harzgrafen einen schweren Krieg gegen die Altmark, in welchem Osterburg, Kalbe, Krumke, Gladigau und viele andere Oerter verheert wurden. In diesem Kriege trug es sich zu, daß im Jahre 1240 oder 1244 der Feldoberste der Harzgrafen Busso von Erxleben in die Altmark plötzlich einfiel und viele Kühe wegnahm, die er eilends fortschleppen wollte, und namentlich hatte er viel Vieh weggetrieben, welches zur Stadt Stendal gehörte. Dies erfuhren die Stendaler, die sehr tapfer und muthig waren; sie setzten dem Erxlebener nach, holten ihn an der Danzer Warte auf dem halben Wege zwischen Stendal und Gardelegen ein, lieferten ihm eine große Schlacht, in welcher sie ihn besiegten, und bekamen die ihnen geraubten Thiere wieder. In dieser Schlacht verloren viele Menschen, unter ihnen Busso von Erxleben selbst, das Leben, also daß davon die Erde ganz roth wurde. Dies ist sie zum Zeichen der Schlacht durch ein sonderbares Wunder geblieben bis auf den heutigen Tag.

168) Das Wahrzeichen an der Stephanskirche zu Tangermünde. [3])

Bei dem Bau der St. Stephanskirche zu Tangermünde hatten ganz vorzüglich zwei Gewerke mitgeholfen, die Waffenschmiede und Schuhmacher. Zum ewigen Andenken hieran findet man außerhalb an der Südseite der Kirche ein Hufeisen und eine Schuhsohle von Eisen eingemauert. Das Huf-

[1]) Nach Temme S. 16.
[2]) Nach Auerbach, Chronik des Erzstifts Magdeburg S. 55.
[3]) Nach Pohlmann und Stepel, Geschichte der Stadt Tangermünde S. 212.

eisen zeigt an, daß bis dahin, wo es eingemauert ist, die Schmiede die Kirche gebaut haben, und die Schuhsohle, daß bis dahin von dem Hufeisen an die Arbeit der Schuhmacher reicht.

169) Die Jungfrau Lorenz und der Hirsch zu Tangermünde. [1])

Es lebte vor langen Jahren zu Tangermünde eine holde Jungfrau, Emerentia Lorenz geheißen, die war ebenso gut als schön, und die ganze Stadt war stolz auf ihre Jungfer Lorenz. Sie war aber auch sehr reich, denn außer einem Hause in der Stadt, das voll war von Kostbarkeiten und herrlichem Hausgeräthe und Betten und Weißzeug, gehörte ihr auch vor der Stadt ein großes Stück Wald und am Saume desselben gar viele lachende Felder. Nun geschah es, daß zu Anfang der Frühlingszeit, als die Sonne wieder mild und freundlich hineinlächelte in die erstarrte Welt und die Lerchen jubelnd dem jungen Lenze entgegensangen, Frühlingssehnsucht die Jungfrau hinaustrieb in die Waldeinsamkeit. Da es aber gerade um die Pfingstzeit war, so war Niemand auf den Feldern, und die Jungfrau war ungesehen in den Wald getreten. In diesen vertiefte sie sich immer mehr, und nachdem sie einige Stunden in demselben gelustwandelt, da kam der Schlaf über sie, sie setzte sich ins Gras und schlief bald ruhig ein. Als sie wieder erwachte, da war die Sonne schon ziemlich tief im Westen und sie dachte, es sei Zeit heimzukehren. Allein da sie keinen Laut im dichten Walde hörte, fing ihr an recht bange zu werden und sie sehnte sich nach Hause. Sie schlug auch, wie sie glaubte, den richtigen Weg ein, allein als sie eine Weile darauf fortgegangen war, kam ihr doch die Gegend weniger bekannt vor, sie wurde zweifelhaft und ängstlich, fing an einen andern Waldpfad zu betreten, allein sie kam nur noch mehr ins Dickicht, zuletzt ward gar der Weg alle und sie mußte sich gestehen, daß sie sich verirrt habe. Mittlerweile war es finster geworden, sie mußte also die Hoffnung aufgeben, für heute nach Hause zurückkehren und sich entschließen, die Nacht im Walde unter freiem Himmel zuzubringen. Dies that sie denn auch, warf sich laut weinend auf den Rasen, allein obwohl sie den ganzen Tag keinen Bissen gegessen, schlief sie doch bald vor Müdigkeit ein. Als sie erwachte, war der Morgen angebrochen, die Sonne glänzte durch die Gipfel der Bäume und alle Stimmen des Waldes wurden laut. Mit dem Tageslicht kehrte auch wieder Muth in ihr angsterfülltes Herz zurück, sie machte sich von Neuem auf den Weg, um den ihr so wohl bekannten Pfad nach Hause zu suchen, allein es ward Abend und sie hatte ihn noch nicht gefunden. Zwar hatte sie ihren Hunger durch einzelne halbreife Beeren zu stillen gesucht, allein als die Sonne abermals untersank, fühlte sie sich noch matter und schwächer als gestern, sie sank in Verzweiflung zu Boden und ein wohlthätiger Schlaf raubte ihr das Bewußtsein ihrer schrecklichen Lage. Als aber der dritte Morgen anbrach, da hatte sie der Schlaf doch soweit erquickt, daß sie sich vornahm, noch einmal den Versuch zu machen, aus dem Waldlabyrinth herauszukommen. Vorher aber betete sie inbrünstig zu Gott und that das Gelübde, daß, wenn er ihr den Ausgang

[1]) Nach Huldreich, Jungfer Lorenz. Tangermünde 1842 in 8. Pohlmann und Stöpel a. a. O. S. 6 ꝛc. Kahlbrau, Erzählungen und Sagen aus der Altmark. Tangermünde 1845 in 8. S. 153 ꝛc.

aus dem Walde zeigen und sie in ihr friedliches Vaterhaus zurückführen wolle, werde sie sich ihm allein ergeben und Zeit ihres Lebens nur ihm dienen und sich nie vermählen. Kaum hatte sie dieses Versprechen ausgesprochen, da brach ein Edelhirsch durch das Dickicht und blieb im Laufe anhaltend vor der Knieenden stehen. Furchtlos verharrte das herrliche Thier an ihrer Seite und schien sich gewissermaßen über ihre Anwesenheit an diesem Orte zu wundern. Zuletzt berührte er sie gar mit seinem Geweih und schien sie auffordern zu wollen, mit ihm fortzugehen. Als sie ihn aber nicht verstand, da ließ er sich auf die Kniee nieder und lud sie anscheinend ein, sich seinem Rücken anzuvertrauen. Die erschrockene Jungfrau zögerte auch nicht, denselben zu besteigen und, o Wunder, das Thier trug sie mit sicherem Tritt durch den Wald bis an den Ausgang desselben, da wo Tangermünde mit seinen Thürmen vor ihr lag. Aber selbst hier machte der Hirsch noch nicht Halt, sondern er trug seine zarte Bürde furchtlos mitten durch das zusammen strömende Volk bis in die Straßen der Stadt und nahm seinen Lauf bis zur Kirche, dort ließ er sich freiwillig auf die Kniee nieder, Jungfrau Lorenz stieg ab, trat in das Gotteshaus, um Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken, der Hirsch aber hatte unterdessen ruhig vor der Kirchenpforte gewartet und begleitete sie von da wie ein frommes Lamm in ihr Haus, wo er von Stund an blieb. Zwar kehrte er manchmal auf Stunden in seine alte grüne Heimath zurück, allein nie blieb er lange weg, und da sie ihm ein Halsband angelegt hatte mit der Inschrift: Emerentia's Hirsch, so kannte ihn Jedermann und Niemand in der ganzen Umgegend hätte gewagt, dem guten Thiere etwas zu Leide zu thun. Jungfer Lorenz aber blieb dem frommen Gelübde, welches sie vor dem Altare der Nikolaikirche gethan hatte, eingedenk, sie blieb unvermählt und gab das Lorenzfeld der Kirche zu erb und eigen für ewige Zeiten, in der Kirche aber ließ sie einen Hirschkopf aufhängen, auf welchem sie selbst in ganzer Figur dargestellt ist. Derselbe ist noch vorhanden, zwar wird die Kirche jetzt nur noch als Lazareth benutzt und es sind alle andern Bilder und Zierrathen darin zerstört, allein das Bild der Jungfer Lorenz hat noch kein Mensch von der Stelle zu rücken gewagt, und die Lazarethwächter hören oft einen gewaltigen Lärm, der durch das ganze Gebäude dringt, wenn es einmal Einer wagte, auch nur an die Zacken des Hirschgeweihes zu fassen oder auch nur etwas daran aufzuhängen. Zwar ist jener Wald, der zwischen den Dörfern Grobleben und Böhlsdorf lag, jetzt verschwunden, und statt der Bäume erblickt man auf seiner Bodenfläche nur lachende Felder und Wiesen, allein sein alter Name, das Lorenzfeld, ist ihm bis heute geblieben.

170) Der rothe Mann zu Tangermünde.[1])

Vor uralten Zeiten lebte in der kleinen Straße zu Tangermünde ein altes ehrwürdiges Ehepaar; ein kleines Häuschen war ihr Eigenthum und ihr Erwerb bestand in Handarbeiten und Bienenzucht, welche letztere der Mann in seinem Hausgärtchen betrieb. Eines Tages war der Greis auch in seinem Garten und sah nach seinen arbeitsamen Lieblingen. Die Frau wollte ihn zum Mittagessen hereinrufen und trat in die Hinterthür des Hauses,

[1]) Nach Kahlbau a. a. O. S. 73, 149 ꝛc.

welche in den Garten führte. Sie fand aber ihren Mann nicht allein, sondern gewahrte, daß derselbe einen Zuschauer bei seiner Arbeit hatte, dessen sonderbare Tracht und unheimliches Aussehen sie mit Schrecken erfüllte. Ein langes, feuerfarbenes Gewand umschloß die kleine Gestalt und eine rothe Kappe bedeckte sein Haupt, welches mit todtbleichem Gesichte sich über die Schulter des emsig arbeitenden Greises neigte. Entsetzt zog sich das Mütterchen zurück und wagte es nicht, ihren Gatten zu rufen. Ihr Schrecken aber ward noch vermehrt, als sie, im Wohnzimmer angekommen, auf ein altes seit undenklichen Zeiten an der Wand dieses Hauses hängendes Gemälde blickte, welches täuschende Aehnlichkeit mit dem Fremden im Garten hatte. Als nach längerer Zeit ihr Mann ins Zimmer trat und sie fragte, warum sie ihn denn nicht schon längst zum Essen gerufen, da wagte sie es, ihn nach dem Fremden zu fragen. Ihr Mann aber wollte von keinem Fremden etwas wissen und meinte, sie müsse geträumt haben und wolle ihn wohl zum Besten haben. Da sie natürlich das Gegentheil behauptete, so entstand zwischen den beiden Eheleuten ein Zank, der erste in ihrer langen Ehe. Als nun die Frau am andern Tage wieder um Mittag ihren Mann aus dem Garten zum Essen hereinrufen wollte, sah sie dieselbe gespenstige Gestalt ihrem Mann bei der Arbeit zuschauen. Der Fremde und der Alte sprachen kein Wort mit einander, ja sie gewahrte, wie ihr Mann dicht zu der Erscheinung hintrat, sogar durch sie hindurch zu gehen schien und darauf ihr freundlich zunickend sagte: „Nun, ist das Essen fertig und siehst Du etwa wieder den gestrigen Besuch neben mir?“ Diese Worte gaben der armen Frau die Ueberzeugung, ihr Mann habe entweder ein Bündniß mit dem Bösen gemacht oder dem letztern gelüste nach seiner Seele. Sie antwortete deshalb nicht, sondern ging noch an demselben Tage zu ihrem Beichtvater, um demselben ihre Besorgnisse mitzutheilen. Dieser gab ihr den Rath, des andern Tags zur Mittagsstunde in den Garten zu gehen, vor der Erscheinung ein Kreuz zu schlagen und dieselbe im Namen Jesu Christi zu fragen: von wannen kommst Du? und: wohin willst Du? Dann werde der Geist, ob heilig oder unheilig, ihr gewiß Antwort geben. Die alte Frau erwartete mit Zagen und Beben den folgenden Tag. Ihr Mann ging, obgleich sie ihn drängte, nicht in den Garten, und so mußte sie allein die Beschwörung unternehmen. Mit der Mittagsglocke war auch die feuerfarbene Gestalt da. Die Frau that zitternd die ihr gebotenen Fragen. Da berührte die Erscheinung mit eiskalter Hand ihre Backe, so daß sie ohnmächtig niederstürzte. Ihr Mann fand sie ausgestreckt auf der Stelle, wo im Garten sich zwei Steige kreuzen, liegen, hat aber selbst den Rothmann nicht erblickt. Die Frau starb, nachdem sie ihrem Manne und dem Beichtvater die Begebenheit erzählt hatte, am dritten Tage und nahm fünf schwarze Streifen im Gesicht als Malzeichen des bösen Geistes mit ins Grab. Seitdem geht der rothe Mann in dem Garten besonders am Kreuzsteige um, spricht aber nie und thut Niemand etwas zu Leide.

So hat die Urenkelin der erwähnten Frau ihren Kindeskindern oft erzählt. In dem Garten, in welchem sich die Begebenheit zugetragen haben soll, findet sich nah zehn Fuß tief in der Erde ein altes Gemäuer. Beim Graben in der Gegend des Kreuzsteiges fand man vor langen Jahren ein Gewölbe, in welchem sich ein menschliches Gerippe befand, dessen Kopf mit

einem Hohlziegel bedeckt war. Noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts lebte in dem genannten Hause ein zweijähriges Mädchen, welches durch nichts, selbst nicht durch Androhung harter Strafen bewogen werden konnte, über den Kreuzsteig im Garten zu gehen. Ueberall in den Nebengängen lief es furchtlos herum, fragte man es aber, warum es nicht über den Kreuzsteig gehen wolle, da antwortete es ängstlich: rothe Mann, rothe Mann! Es verlor auch die Furcht vor dem Kreuzsteige nicht bis in sein fünftes Lebensjahr, in welchem es starb, und gab als Grund seiner Abneigung nur an, es stehe dort ein rother Mann. Möglich daß das Kind eine Art zweites Gesicht hatte und Dinge sah, die andern Augen verborgen blieben.

Fragt man nun aber, was dieser Sage zu Grunde liegt, so wird eine zweite erzählt, die allerdings etwas zu romantisch klingt, als daß sie ächt sein könnte. Es hatte nämlich einst ein Sohn des Tangermünder Stadthauptmanns Helmreich durch diesen Rothmann seine Geliebte und mit ihr einen großen Schatz bekommen. Derselbe liebte nämlich ein armes Mädchen, und sollte von seinem Vater gezwungen werden, die Tochter einer reichen Wittwe, gegen welche letzterer große Verbindlichkeiten hatte, zu heirathen. Nun war keine Aussicht vorhanden, daß sich die Liebenden je einander bekommen würden. Da saß eines Abends das Mädchen seiner Liebe, deren Mutter das genannte Haus einst besaß, kummererfüllt in der Laube des dazu gehörigen Gartens bis tief in die Nacht hinein, plötzlich erblickte sie im Lichte des Vollmonds auf dem Kreuzsteige ein kleines rothes Männchen stehen, sie wollte angsterfüllt ins Haus flüchten, da trat das Männchen zu ihr, sprach ihr Muth ein und hieß sie die andere Nacht wiederkommen, er wolle ihr helfen. Dies that sie auch und das Männchen war wieder da, setzte sich zu ihr in die Laube und erzählte ihr, er sei der abgeschiedene Geist eines wendischen Prinzen, der einer christlichen Jungfrau wegen das Christenthum angenommen und seine frühere Braut, ein schönes Wendenmädchen, wegen jener verlassen habe. Letztere sei gerade dazu gekommen, wie er der Christenjungfrau in der Nähe des Elbufers seine Liebe gestanden, aus Verzweiflung sei sie ins Wasser gesprungen und von ihm hier begraben worden. Von ihrem Vater zur Strafe des ewigen ruhelosen Herumirrens auf der Erde verflucht, bis er durch ein treues Liebespaar, welches sich durch keine Hindernisse von einander trennen lasse, von dieser Pein erlöst werde, habe er zwar ein Kloster erbaut und demselben all sein Gut und Geld geschenkt, auch sei er selbst als Mönch daselbst gestorben, allein seine Seele irre bis diese Stunde noch unerlöst hier umher. Er hieß nun das Mädchen den andern Abend wieder zurückkehren und einen Spaten mitbringen. Die Jungfrau ließ auch nicht lange auf sich warten, das Männchen führte sie an den Kreuzsteig und hieß sie muthig in die Erde graben und sich durch nichts irre machen zu lassen. Das muthige Mädchen that auch so, und obwohl ein furchtbares Unwetter heraufzog und ein Blitzstrahl eine dicht an diesem Steige stehende Eiche in Brand setzte, fuhr sie doch fort zu graben und fand auch bald einen eisernen Kasten voll von Gold und Geschmeide. Sie bedeckte ihn wieder mit Erde und eilte ins Haus zurück, am andern Morgen aber ging sie abermals heraus, hob den Schatz und händigte ihn ihrem Geliebten ein, der damit die Verpflichtungen seines Vaters gegen die Wittwe deckte und nun dafür von ihm

die Erlaubniß erhielt, ſeiner Geliebten ſein Wort zu halten und ſie zu ehelichen. Am Abend ihrer Hochzeit eilten beide um Mitternacht in den Garten, um dem guten Rothmann für ſeine Hilfe zu danken, allein ſie mochten ihn noch ſo ſehr rufen, er erſchien nicht und Niemand hat ihn dann lange Zeit wieder erblickt; zur Erinnerung an ihn ließ aber das dankbare Ehepaar ihn ſo, wie die Jungfrau ihn erblickt, abconterfeien und in dem Hauſe aufhängen. Allein es ſcheint doch, als wäre ſeine Erlöſung noch nicht ganz vollſtändig geweſen, ſonſt hätte er ja nicht wiederkommen können, und doch geht aus obiger Erzählung hervor, daß er noch hin und wieder zurückgekehrt iſt und ſich einzelnen Perſonen gezeigt hat.

171) Der Teufelsſtein zu Oſtheeren.[1])

Auf dem Schulzenhofe zu Oſtheeren, einem Dorfe unweit Tangermünde, liegt dicht neben dem Brunnen ein großer breiter Stein, der oben ſo breit iſt, daß man, wie die Bauern ſagen, eine Menuet darauf tanzen kann. Einer der Vorfahren des Schulzen hat vor langen Jahren den Brunnen graben und ausmauern laſſen. Der Teufel aber hat dies, warum? weiß man nicht, nicht leiden wollen und darum den großen Stein genommen und damit nach dem Brunnen geworfen, um ihn ſo zu verſchütten. Er hat ihn aber nicht getroffen, ſondern der Stein iſt neben dem Brunnen niedergefallen, wo er noch jetzt liegt.

172) Die Papenkühle bei Bellingen.[2])

Bei dem Dorfe Bellingen unweit Tangermünde liegt ein großer Sumpf, das Kaiſermoor genannt. Eine Stelle deſſelben, über welche ein Fußpfad führt, heißt die Papenkühle. Dieſer Name iſt aber auf folgende Weiſe entſtanden. Es lebte vor Zeiten in dieſer Gegend ein katholiſcher Prieſter, der das Laſter des Trunkes an ſich hatte. Der Himmel hatte ihn oft gewarnt, aber es war vergebens bei ihm geweſen. Als er nun eines Tages wieder betrunken über den Fußſteig ging, war ihm dieſer nicht breit genug, wie ſolches bei Betrunkenen zu geſchehen pflegt. Der Pfaffe in ſeinem trunkenen Uebermuthe fing darauf an mit dem Stege zu zanken, und rief: warte, ich will dich wohl breiter kriegen. Er hatte aber kaum dieſe Worte geſprochen und dabei ſeine Brille feſter auf die Naſe geſetzt, als er herunterfiel und in dem Sumpfe ſeinen Tod fand. Seitdem heißt dieſe Gegend die Papenkühle.

173) Das Büchelchen.[3])

Unweit der Stadt Tangermünde liegt das Dorf Buch, welches aber früher ein Flecken war, ſeinen Roland und eigene Gerichtsbarkeit beſaß. Einſt hat nun ein vornehmer Hofbedienter bei Churfürſt Friedrich Wilhelm mit einiger Verkleinerung von dieſem Orte geſprochen und dabei um Schenkung deſſelben gebeten mit den ungefähren Worten: es hätten Se. Churfürſtl. Durchlaucht ein Büchelchen unſern Tangermünde und möchten Sie ihm ſolches ſchenken, es ſollte zu ihrem allerunterthänigſten Andenken von ihm jederzeit

[1]) Nach Temme, Sagen der Altmark S. 17 ꝛc.
[2]) Nach Pehlmann und Stöpel, Geſchichte von Tangermünde S. 345.
[3]) Nach Beckmann, Hiſtor. Beſchreibung von Brandenburg Th. V. Bd. I. Cap. IX. S. 71.

werth gehalten werden. So hat der Churfürst, nachdem er davon etwas Nachricht eingezogen, geantwortet: er könne dieses Büchelchen aus seiner Bibliothek nicht missen, sondern gebrauche es selbsten, man möchte sonsten etwan eine andere Gnade suchen.

174) Der Ursprung der Schulenburg.[1])

Apenburg ist ein Flecken in der Nähe von Salzwedel, früher der Botmäßigkeit der Herren von Schulenburg unterworfen gewesen. Nun liegt in der sogenannten Holzwiese oder kleinem Gebüsche daselbst an der Heere ein Berg, mit morastigem Erdreich umgeben und mit dicken Sträuchern so bewachsen, daß man nur bei starkem Frost und trockenem Erdreich dahin gelangen kann, der Schulenberg genannt, woraus wegen naher Verwandtniß des Namens mit dem der Schulenburg will behauptet werden, daß daselbst ein altes Schloß und Stammhaus derer von Schulenburg gestanden. Dieser Meinung sind zum Theil diejenigen, welche den Ursprung dieses Namens von dem deutschen Worte „Schulen", d. h. lauern, insgeheim Acht geben, aufpassen, herholen. Diese finden hier eine Burg, auf welcher man in den Zeiten, da unvermutheter Ueberfall für eine Heldenthat gehalten wurde, geschulet und auf die Vorbeigehenden gelauert habe; welche Burg auch daher den Namen bekommen, solches auch nachgehends demjenigen Geschlecht gegeben, dem dieselbe in die Hände gerathen, daß sie genennet wurden Herren von Schulenburg, die aber deswegen nicht gleich Anlaß zur Benennung des Berges oder der Burg gegeben, weil diese den Namen eher gehabt, als er auf dies Geschlecht gekommen.

175) Der Name Gans von Putlitz.[2])

Das Geschlecht derer Gans von und zu Putlitz war früher auch in der Altmark ansäßig. Der Name desselben ist aber auf folgende Weise entstanden. Im 12. Jahrhundert lebte ein junger Graf Gerhard von Mannsfeld; dieser war mit in der mörderischen Schlacht am Welpholze im Jahre 1115, und weil er fast der einzige war, der von einer großen Menge tapferer Ritter in dieser Schlacht sein Leben behielt und in die Gefangenschaft des Kaisers Lothar gerieth, so veranlaßte ihn dies in seinem Unmuthe zu sagen: „Hier stehe ich wie eine verflogene Gans!" Davon behielt er den Namen, den er späterhin, als ihm der Kaiser die Burg Podlyst oder Potlitz in der Priegnitz schenkte, mit dem Namen dieser Burg vereinigt führte. Eine fliegende Gans ist seitdem auch das Wappen dieses Geschlechtes. Von diesem edlen Geschlechte giebt es aber noch eine andere Sage und ein altes Volkslied, welches wir gleich hierher setzen wollen.

Mittwochs nach Judica des Jahres 1420 hat Markgraf Friedrich, Churfürst zu Brandenburg, die Stadt Neu-Angermünde in der Uckermark, welche in die siebenzig Jahre von den Herzogen zu Stettin innegehalten, bestritten und eingenommen, und weil er das Schloß nicht bald sammt der Stadt hat erobern können, hat er's belagert. So schreibt man auch, daß der Kastner

[1]) Nach Beckmann, Th. V. Bd. I. Cap. IX. S. 90.
[2]) Nach Temme S. 65, und Angelus S. 201.

der Herzoge von Stettin nicht allein das Schloß, sondern auch das eine Thor noch inne gehabt habe. Da nun Herzog Kasimirus in Pommern, dieses Namens der Sechste, vernommen, daß er das eine Thor und die Stadt noch frei hätte, ist er Willens gewesen, mit Gewalt da hinein zu fallen und die Märker aus der Stadt zu jagen. Weil er aber von seinen Kundschaftern gehört, daß sich die Märker mitten auf dem Markt wohl beschanzt hätten, daß ein Herr von Putlitz mit 400 Reitern vor dem Thor zum Hinterhalt läge, hat Herr Dethleff von Schwerin, ein Ritter, gerathen, er solle sich erstlich an des von Putlitz' Haufen machen und denselben trennen, damit er hernach desto besser in die Stadt ohne Widerstand kommen möchte. Diesen Rathschlag hat der Herzog nicht annehmen wollen, sondern ist mit seinen hellen Haufen in die Stadt gezogen, und da er durch das Thor, so ein Kastner noch innen gehabt, hineingekommen, hat er in dreien Gassen drei Paniere aufgerichtet. Nun hatte der Markgraf sein Volk am Meisten in den Herbergen logiret und hin und her in der Stadt gelassen. Er selbst aber hatte sich mit etlichen Reitern auf dem Markt mit den Wagen beschanzt und sich darauf zur Ruhe begeben, weil er die vorige Nacht in Eroberung der Stadt große Mühe und Arbeit gehabt und nicht viel geschlafen hatte. Als nun Herzog Kasimirus unversehens in die Stadt gekommen und nun mit den Seinen nicht anders gedacht, denn sie hätten die Stadt wieder in ihrer Gewalt, haben sie Alle geschrieen: Stettin, Stettin, Stettin! Von solchem Geschrei ist der Churfürst sammt den Seinen erwacht, hat sich mit seinem Panier der Mark Brandenburg bald herfürgemacht und ist mit den Pommern in einen harten Streit mitten in der Stadt gekommen und ist da Dethleff von Schwerin und Peter Trampa, beide Ritter in der Spitzen des Herzogs, mit vielen andern geblieben und erschlagen worden, und weil der Herr von Putlitz mit seinen 400 Reitern auch hinzugedrungen, und die Pommern also recht mitten unter den Feinden gewesen, daß sie sich hinten und vornen haben wehren müssen, ist's ihnen unmöglich gewesen, etwas Treffliches auszurichten, sondern haben wieder durch das Thor, durch welches sie gekommen, zurück weichen müssen. Da das geschehen, hat der Markgraf mit gewaltiger gewappneter Hand den Kastner vom Schlosse getrieben, über dreihundert Mann von den Pommern und Polen und über 500 Pferde gefangen bekommen, welche die Märker folgenden Tages unter sich getheilt haben.

Von diesen Sachen findet man ein altes Sächsisches Lied, welches also lautet:

Wy willen singn ein nyen Rey,
Na dem Winter kömpt vns de Mey,
Dat hebbn wy wol vernamen,
Dat Kettr Angermünd gewonnen ward, dat nam die Marggraff framen.

Bischoff Magnus die vel edl Man,
De sick die Muer thom erste anklam,
Vor die Hauelude alle
Vordienete wol vier vnd vefftig Schock met dem ersten anklamen.

Janicke van Briesn leth sick vthjagn,
Van Ketter Angermünd bet thom Gryffnbagn,

Verkündigte nye mehre tho Stettin
Vp deß hertigen Hoff, da ſprack he tho ſinem Erffherren.

Gnedige Herr, dat ſy ju bekandt,
Kettr Angermünd dat Stolperland,
Dat wert ſo gar verdoruen,
Dat duth ock Marggraff Friderick, ſie ſpracku he were geſtoruen.

Die hertig leth thoſamen vorbadn
Der dutſchen nock mehr denn der Paln,
Sulffſt reth he an der ſpitzen,
Tho den vierradn vp dat hohe Hues, do ethen ſy ſuete Fiſche.

Sie rehden dann tho den vierraden dauon,
Folget na Stade vnd alle gude Man,
Folget gn miner glitzen.

Sie quemen vor Angermünde vp den plan,
Die Dohre weren en wit vp gedhan,
He reth henin mit ſchalle,
Sie rieven all thomal Stettin, Brandenborg were gefallen.

Die Ganß von Putlitz lag hinder den Grawen,
Wo grimmig ſtreckte ſie eren kragen
Bauen die Gryffen alle,
Die Gryffen hatten die Flögel verlahrn, die Adler ſchwewete dar bauen.

Die Ganß war des Mudes alſo vol,
Dorch die Muer brack ſie ein hol
Dörch die harte Feldſteine,
Da ſie vp den Marckte quemen, da weren erer thene vör einen.

De Schwerder gingn den Klincker den Klanck,
Herr Dethleff van Schwerin die was der manck,
Den pres wolde he erweruen,
Des muſte Herr Dethleff van Schwerin vör ſeinen Erffherrn ſteruen.

Da die Hertig dat geſach,
Dat da Herr Dethleff vör jm lach,
Geſpettet als ein Brade,
Ach milder Chriſte van Himmelrick, weren wn nu tho dem vierraden.

Da ſprack ſick des Hertige neheſte Knecht,
Gnedige Herr wern wy nu weg,
Weren wy wente vth dem Dahre,
Jck ſchwere vdt nuw by truwen vnd vorware,
Den Priß hebben wy verlarn.

Die Hertig quam wol für dat Dahre,
Dem Roſſe gab he ſo balde die Sparen,
Syn drawen muſte he laten,
Dho dem vierraden vp dat hohe Huß, darup ward er gelaten.

He ging sick an der Borg tinnen stahn,
Sin Hönet stack he thom Fenſter vth,
Van jammer vnd ock van lede,
Kettr Angermünd du vele gute Stadt, wie kleglick mut ick dan die scheiden.

Die vns dit nye Lied gesang,
Ein Schmede Knecht is he genand,
He heet sick köne sincke,
He furht ein Hemmercken vp sine Hand, gut Bierken mag he wol drincken.

176) Die drei Korporale zu Kleinau. [1])

Zu Kleinau bei Apenburg wird erzählt, daß zu den Zeiten des dasigen Predigers Johann Prätorius ums Jahr 1650 sich etliche junge Bauern zur damaligen Kriegszeit auf die Räuberei gelegt, und damit sie nicht möchten erkannt werden, sich der eine den Tauben Corporal genennet und sich gestellet, als könne er nicht hören, der zweite den Stummen Corporal und gethan, als könne er nicht reden, der dritte den Krummmäuligen Corporal und habe allezeit, wenn er reden sollen, den Mund verzogen. Es habe aber Gott der Herr diese Bosheit augenscheinlich an ihren Kindern gestrafet, indem dem Tauben Corporal zum ersten Mal ein ganz tauber Sohn geboren worden. Und ob er wohl viel Kinder mehr gezeugt, sei doch fast keines davon gewesen, so recht wohl habe hören können. Dem Stummen Corporal sei der erste Sohn ganz taub und stumm geboren, der nach ihm geboren, habe auch eine schwere Sprache gehabt, so gar daß man kaum habe verstehen können, was er geredet, und seien Beide 1712 noch am Leben gewesen. Dem sogenannten Krummmäuligen Corporal sei auch ein Sohn geboren worden, welchem der Mund ganz auf die eine Seite hingezogen gewesen; ist gleichfalls 1712 noch am Leben gewesen.

Auf der Westseite von Kleinau am Wege steht ein steinernes Kreuz in Mannshöhe, davon man erzählt, daß es zum Andenken einer vornehmen Dame gesetzt worden, welche, da ihre Pferde hier scheu geworden, aus dem Wagen gesprungen und zu Boden gefahren worden.

177) Die goldene Laus bei Bismark. [2])

Außerhalb der Stadt Bismark ist eine wüste Kirche gelegen gewesen, neben welcher ein schöner Kirchhof sich befindet, so zum h. Kreuze auch Maria Himmelskönigin genannt worden. Im Jahre 1350 ist zu derselben eine Wallfahrt entstanden, indem man daselbst ein Kreuz gehabt und vorgegeben, daß bei demselben viel Zeichen geschähen, wäre also häufig zugelaufen und geopfert worden, daß sich auch die Leute unter einander über dem Opfer erschlagen hätten, worüber auch die Wallfahrt wieder gefallen. Ein Weg geht noch auf den Kirchhof zu, welcher noch jetzt die heilige Straße genannt wird, vermuthlich daher, weil unter dem Papstthum die Prozession oder Wallfahrt durch diesen Weg nach der Kirche zu angestellt worden. Zu dieser mußte

[1]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I Cap. IX. S. 92.
[2]) Nach Angelus S. 155. Beckmann Th. V. Bd. I. S. 75 und Verbesserungen S. 27. Ueber die Altmark Th. II S. 229.

früher selbst der Bischof von Halberstadt hierher kommen. Es geschahen aber fortwährend in der Kirche viele Wunder. Das merkwürdigste in derselben war aber eine große Laus, welche oben auf dem Thurme über dem Gewölbe der Kirche an einer goldnen Kette festgehalten wurde. Diese Laus verzehrte täglich ein Pfund Fleisch, und ist so groß gewesen, daß man sie unten in der Kirche hat ganz deutlich sehen können, wenn sie, wie das an den Wallfahrtstagen geschehen, oben vom Gewölbe her gezeigt worden ist. Eine Abbildung dieser Laus hat man unten an der Thurmmauer gesehen, die Kirche freilich ist jetzt längst zerstört, aber ihre Trümmer sieht man noch auf dem Felde unweit Bismark auf der Seite nach Stendal zu. Sie heißen jetzt die goldne Laus oder auch die verwünschte Laus.

178) Das Gespenst zu Schorstedt. [1])

Im Jahre 1643 und im Januar 1644 hat in der Altmark und zwar in einem Dorfe Schorstedt, zwei Meilen von Stendal, ein wunderlicher Geist sich hervorgethan, und in einem Hause, so Joachim Sandmann, einem Bauer, zuständig, viel seltsame Dinge getrieben. Mit Poltern, Ruthen- und Stockschlägen, mit Umherwerfen heißer Steine sahen sich die Leute geneckt. In die Speisen wurden Lehmklöße und Ziegelsteine geworfen, unter dem Bette entdeckte man einen Brand gelegt, auch ein Stall ward angesteckt, daß man genug zu löschen hatte. Eine Person verlangte von dem bisher unsichtbaren Unholde, er solle sich doch abmalen. Da zeigten sich denn an der Wand scheußliche Gestalten eines Drachen, Wurms und Basilliskenkopfs. Bald ward der Kindermagd des Bauern geboten, sich in eine Kammer zu begeben. Mit Blut hier im Gesichte bestrichen, umhangen mit einem Bluttuche erhielt sie den Befehl, ins Dorf und auch in die Stadt zu gehen, um den Leuten die Nähe des Weltendes zu verkündigen und zur Bekehrung zu ermahnen. Außerdem prophezeite das Gespenst die Auferstehung zweier kürzlich verstorbenen Predigerfrauen und rief über N. N. (der Name ist nicht genannt) ein trauriges Wehe aus. Für den Teufel wollte indeß der Geist nicht gehalten werden, sondern vielmehr für einen Engel vom Himmel. Unser sind drei, ließ er sich vernehmen: des Joachim Sandmanns erste Frau und seine verstorbenen zwei Kinder. Die Magd bezeugte auch, drei Geister, einen großen und zwei kleine, gesehen zu haben. Um sich recht als guter Geist darzustellen, ließ der Spuck in der Kirche sechsmal für sich bitten, gebot das Zeichen des Kreuzes vor ihm zu schlagen und forderte einen Kreuzthaler. Er verlangte auch, daß die Leute auf den Knieen beten und singen sollten, unter andern das Kirchenlied: Nun laßt uns Gott den Herrn ꝛc. Er reichte ferner den Versammelten Brot und Käse mit Blutstropfen vermischt als heilige Speise, ja stellte ein förmliches Katechismusexamen mit ihnen an.

[1]) Nach Johann Strelius, Altmärkischer Superintendent. *Spuncentropus* Schorstediana. Das ist christliches Bedenken und Gutachten, was von dem Polter und hernach redendem Geiste, So sich in einem Dorffe, Schorstädt genannt, hat herfürgethan, zu halten, sambt Nützlichem Unterricht, was dabei zu bedenken, in eine kurze Predigt gefasset und Dom. IV. post Epiphanias in Stendal gehalten A. Chr. 1644. Berlin bei George Rumpens, 1644 in 4°. Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. II. S. 261 ꝛc. Christ. Streiter, Das verlorene und wiedergefundene Schäflein. Berlin 1695 in 4°. Anh. S. 276—279. Kahlau, Erzählungen und Sagen aus der Altmark S. 1, 65 ꝛc.

Dem Besitzer des Hauses, in welchem er sein Wesen trieb, und welcher dasselbe verlassen hatte, hieß er getrost, aber an einem Freitage zurückzukehren. Zu dem damaligen Pfarrer in Schorstedt schickte er einige Gemeindeglieder ab, die ihn auffordern sollten mit ihm zu singen und zu beten. Die Ungläubigen bedrohte er indeß mit Feuer, Schwert und Mord. Sein Vorgeben, der Geist der ersten Frau Sandmanns zu sein, suchte er durch eine besondere Sorgfalt für das nachgelassene Kind derselben zu beweisen. Er untersagte der Stiefmutter mit Strenge jede Härte gegen dasselbe und befahl es mit ordentlichen Kleidern zu versehen. Die Sache machte das größte Aufsehen, denn die Sage drang bis zu dem Hofe Friedrich Wilhelms des Großen. Der Superintendent Johann Strelius erhielt den Befehl sich persönlich nach Schorstedt zu verfügen, Alles mit Fleiß zu untersuchen und genauen Bericht zu erstatten. Auf dieser Reise soll sich nun nach der Erzählung seines Schwiegersohnes, des M. Christ. Scriver, folgender Vorgang zugetragen haben. Ein Prediger des Stendalschen Kreises, zu Neuendorf, auf dem Wege nach Schorstedt, erbot sich seinem Vorgesetzten und Freunde zum Begleiter. Strelius erinnerte ihn zuerst an Sirachs Worte: Was Deines Amtes nicht ist, da laß Deinen Vorwitz, ließ sich aber doch hernach die Mitreise gefallen. Kaum ist indeß der Prediger in dem verhängnißvollen Hause angelangt, so empfindet er ein unerträgliches Jucken und Beißen am ganzen Körper. Er kann die Zeit nicht erwarten, bis er, nach geendigter Untersuchung, in das Pfarrhaus zurückgekehrt ist. Hier findet er sich denn von einer unzähligen Menge sechsfüßiger Insekten von grüner, rother, schwarzer, weißer und blauer Farbe übersäet. Erst nachdem er wieder zu den Seinen gelangte, ward er durch leibliche und geistliche Mittel von dieser schlimmen Strafe seines Vorwitzes befreit. Was nun die Untersuchung selbst anlangt, so kam eigentlich so gut wie nichts zu Tage; zwar fanden sich auch hier bei der von der gastlichen Commission im Hause des Sandmann gehaltenen Mahlzeit Lehmklöße und Ziegelsteinbrocken unter den Speisen, allein als der Geistliche drei Kreuze in die Luft machte und eine Beschwörung aussprach, ertönte ein Wehlaut durch das ganze Zimmer, das Licht erlöschte und das Haus erbebte von einem herzurollenden Donner, der Küster aber ward mit heißen Steinen geworfen. In der Nacht selbst vernahm man Sturm durch das Haus dröhnen und plötzliche Lichtstrahlen fuhren durch dasselbe. Weiter konnte aber Herr Strelius dem Churfürsten nichts berichten. Am andern Tage hielt er eine Predigt, in welcher er die ganze Erscheinung für ein Blendwerk des Teufels erklärte und beschloß den Gottesdienst mit einem Gebet um Abwehr des Bösen. Allein bei seinem Weggange aus dem Hause ordnete er an, die Magd, die Tochter des Küsters am Orte, zu entlassen, und sonderbar genug, von diesem Augenblicke an kehrte der Spuk daselbst nicht zurück.

Ein ähnlicher Spuk ist im Jahre 1659 zu Türitz, vier Stunden von Apenburg gelegen, wo auch am Tage des 15. Junius das Pfarrhaus zur Hälfte abgebrannt ist, vorgekommen. Dort hat man nämlich vorher vielfaches Poltern im Hause gehört und zu dreien Malen in den Zimmern glühende Kohlen liegen gefunden. Allein letzteres scheint wohl dahin zu gehen, daß man die Unvorsichtigkeit mit dem Feuer darunter hat verstecken oder die Schuld auf Andere schieben wollen. Wohin auch wohl die Strei-

tigkeit gehört, in welcher damals der Prediger mit der Gemeinde soll gestanden haben. [1])

179) Die Stadt Salzwedel. [2])

Die Stadt Salzwedel ist eine der ältesten Städte der Altmark. Der Name soll von dem lateinischen Worte sol, die Sonne, und von dem deutschen Worte: Welle, welches so viel bedeutet als Wand, wie man z. B. noch spricht: Wellenwand. Der Sage nach ist sie schon von Julius Cäsar, der zu Ehren der sieben Planeten in Deutschland sieben Städte errichtete, dem vierten Planeten, also der Sonne zu Ehren erbaut worden, und soll sie daher auch davon ihren Namen Sonnenstadt erhalten haben. Von der Zeit her soll sie auch noch einen Sonnentempel, den Einige dem Drusus zuschreiben, und darin ein Bildniß der Sonne gehabt haben, welches Alles Carl der Große hernachmals zerstört habe.

180) Das Stadtholz zu Salzwedel. [3])

Die Stadt Salzwedel besitzt einen großen Wald als Eigenthum, der als Flächeninhalt ungefähr 9000 Morgen Landes enthält. Vor Zeiten war derselbe aber noch viel größer, und ist er erst durch folgenden Vorgang kleiner geworden.

Es hatte nämlich vor vielen hundert Jahren ein Markgraf seinen Fürstensitz in Salzwedel: der hatte eine Liebschaft mit der Frau des Freischulzen in Brieg, welches Dorf nahe am Stadtholze liegt. Als er nun eines Tags bei dieser Frau zum Besuche war, da kam ihm sehr ungelegen der Schulz nach Hause. Der Markgraf aber, um seiner los zu werden, versprach ihm einen solchen Strich vom Stadtholze abzutreten, als er in einer Viertelstunde umgehen könne. Das ließ sich der Schulz nicht zweimal sagen, und er eilte flugs in das Stadtholz, schritt auch seine Viertelstunde lang rüstig zu. Als er aber nach Verlauf derselben zurückkehrte, kam er dem Markgrafen immer noch zu früh, und dieser versprach ihm daher noch einen solchen Strich, als er in einer zweiten Viertelstunde umgehen könne. Auch dieses ließ sich der Schulz gefallen, und es kam auf solche Weise ein großer und schöner Theil von dem Stadtholze auf ewige Zeiten fort und an die Erben des Schulzen zu Brieg, die ihn noch jetzt besitzen.

181) Klaus Ule. [4])

In dem Altstädter Kirchenbuche zu Salzwedel ist eine Geschichte von einem gottlosen Religionsspötter, Namens Claus Schulze, gewöhnlich Ule genannt, der vor mehreren hundert Jahren zu Salzwedel lebte, verzeichnet. Derselbe verspottete die Diener und den Dienst des Herrn, war auch dreizehn Jahre lang nicht zum heiligen Abendmahl gewesen. Dafür aber hat ihn

[1]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IX. S. 94.
[2]) Nach Beckmann, Beschreibung von Brandenburg Th. II. S. 3.
[3]) Nach Pohlmann, Geschichte der Stadt Salzwedel S. 51.
[4]) Nach Pohlmann a. a. O. S. 70.

Gott der Herr gestraft an seinen Füßen, denn seine Beine sind kohlschwarz geworden; worüber er denn zur Einsicht seines Frevels kam, sich bekehrte und vor seinem Ende in seinem Hause noch mit der letzten Wegzehrung versehen wurde.

182) Der bestrafte Meineidige zu Salzwedel. [1])

In der Stadt Salzwedel lebte einst ein Mann, der 100 Ducaten geborgt hatte. Als nun die Zeit des Wiederbezahlens kam und sein Gläubiger ihn mahnte, da leugnete er frech es ab, überhaupt von ihm auch nur einen rothen Heller erhalten zu haben. Er wurde deshalb von Letzterem verklagt und natürlich von dem Rath vorgefordert, und ihm ein Eid auferlegt, daß er überhaupt kein Geld erhalten oder es doch seinem Gläubiger zurückgegeben habe. Der böse Schuldner hatte das vorhergesehen und daher listigerweise die 100 Ducaten in seinen Spazierstock eingespundet. Diesen nahm er so mit aufs Rathhaus; und weil er nicht falsch schwören wollte, sondern sein Gewissen dadurch zu retten glaubte, so bat er seinen Gläubiger, ihm während des Eides seinen Stock zu halten. Darauf schwur er mit großer Frechheit, daß er das Geld ehrlich zurückgegeben habe, und sein Gegner wurde mit seiner Klage abgewiesen. Aber die Strafe ereilte den Meineidigen auf der Stelle. Denn wie er nun zu seinem Hause zurückkehrte, da begegnete ihm ein Müllerwagen, vor dem die Pferde scheu geworden waren. Der überfuhr ihn, daß ihm die Räder über den Leib gingen und er sofort starb. Auch sein Stock wurde bei dieser Gelegenheit durch das Ueberfahren mit zerbrochen, und als aus demselben die Ducaten herausfielen, da wurde der Betrug offenbar, und ein Jeder erkannte die Strafe des Himmels an dem Meineidigen. In der Katharinenkirche zu Salzwedel hängt ein Bild, worauf die Begebenheit abgebildet ist.

183) Der Elternmörder zu Salzwedel. [2])

Am 15. April des Jahres 1614 ist unter dem Thorwege des damals noch zu Salzwedel stehenden St. Annenklosters ein greuelvoller Meuchelmord geschehen. Ein Kaufdiener, mit Namen Dietrich Schulze, erstach nämlich seinen Vater und seine Mutter, zuerst den Vater mit vier Stichen, dann als die Mutter dem Vater zu Hilfe eilen wollte, auch diese mit dreien. Der Mörder wurde zum Tode verurtheilt und dieses Urtel wurde am 4. Mai desselben Jahres an ihm vollzogen. Zuerst wurde ihm die rechte Hand abgehauen, womit er die Greuelthat begangen hatte, dann wurde er dreimal mit glühenden Zangen gezwickt, nämlich einmal auf dem Markte, dann vor dem Hause, wo er den Mord verübt, und zuletzt im Thore selbst. Hierauf wurde er zur Gerichtsstätte geschleift, und daselbst von unten auf gerädert. Sein Körper wurde auf das Rad gelegt, halb sitzend und halb liegend. Dabei war es denn wunderbar anzusehen, wie die rechte Hand des Mörders, womit er seine verruchte That verübt hatte, noch drei Tage lang auf dem Rade blutete.

[1]) Nach Pohlmann S. 204 ꝛc.
[2]) Nach Pohlmann a. a. O. S. 387.

184) Die weiße Kirche zu Daner.[1])

Bei dem Dorfe Daner an dem kleinen Flusse Zeetze steht eine alte weiße Kirche. Die alten Bauern erzählen, daß darin vor Zeiten ein alt hölzern Bild gewesen, welches eine heidnische Göttin, Namens Goza, vorstellte. Die Bauern haben es Sanct Bilhaar (Bielhaar) genannt und haben es angerufen und ihm Gelübde gethan für alles Vieh, so Haare hatte, wenn das krank oder unfruchtbar geworden. Solche Abgötterei ist noch bis vor wenigen hundert Jahren getrieben worden.

185) Die großen Steine bei Ballerstädt.[2])

Bei den Dörfern Groß- und Klein-Ballerstädt, an dem Ort, wo Markgraf Albert aus Anhalt Markgraf Hudern zum andern Male geschlagen hat, findet man in einem Dornbusche noch sehr große Steine, unter denen die getödteten Wenden begraben sein sollen. Darauf bezieht sich auch die Aussage der dortigen Bauern, daß man allerhand Gespenster und seltsam Geschrei bei Tage und Nacht hier oft hört und sieht. Und in der That findet man noch jetzt hinter dem Dorfe Groß-Ballerstädt dreierlei solcher Steine, einen Theil auf dem sogenannten Hundsrücken, den andern auf den sogenannten Hasenäckern, den dritten und bedeutendsten aber auf dem sogeheißenen Krummenschlag, nur daß sie nicht in Busch und Dornenwerk verwachsen sind, sondern frei auf den Aeckern liegen; wiewohl die Bauern sagen, daß vor diesem daselbst Buschwerk gewesen. Die ersten davon sind der Zahl nach ohngefähr 12 und liegen auf dem Hundsrücken, jedoch ziemlich unordentlich umher. Nicht weit davon auf den Hasenäckern liegt der andere Part in die Länge hinunter, wiewohl auch etwas unordentlich, die wie jene länglich rund sind, und hat ein Müller aus der Nähe einen von diesen großen Steinen abgespaltet und einen Mühlstein daraus machen wollen, hat auch das abgehauene Stück endlich zum Mühlstein gefertigt. Es hat aber doch nicht mahlen oder Mehl machen wollen, sondern das Getreide ist wie gequetscht darunter liegen geblieben. Nach einer nicht großen Entfernung aber, nach dem Dorfe Grebenitz zu, liegt der dritte Part, so wie ein ansehnliches Heidenbett, von lauter großen, in die Länge gesetzten Steinen, in welchen obermärts, wie bei den Novizen, der Altar innerhalb gleich großen und den andern ganz gleichen Steinen in einem länglichen, doch ziemlich zu erkennenden Viereck steht.

186) Der Markgraf von Brandenburg und die wilde Jagd.[3])

Von einem vormaligen Markgrafen zu Brandenburg schreibt man, daß er der Jagd allzusehr nachgehangen und mehr einen Jägermeister als einen Regenten abgegeben. Als er aber eines Tages einem wilden Schweine sehr beständig und eifrig nachgeeilt, habe er sich darüber in dem Walde verirrt, also daß seine Jagdleute und Diener ihn verloren und er des Nachts über in der Wildniß sein Quartier nehmen müssen. Je weiter er geritten, je finstrer ist es ihm vor den Augen geworden. Weil nun im Finstern zumal in einem

[1]) Nach Engelt, Chronik der Alten Mark S. 11.
[2]) Nach Engelt, Beschreibung der Altmark S. 109 (S. 87 d. 2. Aufl.) und Beckmann Th. II. S. 350.
[3]) Nach Er. Francisci, der höllische Proteus S. 543.

Walde übel fortzukommen und man leicht mit dem Pferde stürzt, dabei denn weder Arm noch Bein, ja sogar der Hals für den Bruch versichert sind, hat er sich müssen gefallen lassen abzusteigen und unter einem Baum niederzusitzen. Wie grauerlich bei solcher Entfernung von allen Menschen einem solchen Herrn, der mit vielen Menschen umgeben und von ihnen bedient zu sein gewohnt war, vorgekommen, zumal bei der häßlich schwarzen und unleutseligen Nacht, fällt leicht zu ermessen. Nachgleichwohl hätte dieser Herr damals lieber mit Einsamkeit vorlieb genommen, als sich von einer höchst verdrießlichen und unmenschlichen Gesellschaft erschrecken gewußt. Denn es ist nicht lange angestanden, da hat der höllische Nachäffer, der Teufel, vor seinen Ohren gleichfalls ein Jagdgebetz angestellt, und ist er von allerlei teuflischen Gespenstern grausentlich angefochten und geplagt worden, darum daß er die armen Unterthanen mit seiner unmäßigen Jägerei gar zu unbarmherziglich mitgenommen und zu Schaden gebracht. Daher er denn auch daselbst ein ziemliches Schweißbad ausstehen und lernen müssen, daß Fürsten und Herren, wenn sie in ihrem Beruf stehen, auch solchem hohen Beruf gemäß wandeln, als göttliche Statthalter vom Satan gescheuet und gefürchtet werden; wenn sie aber solchen ihren obrigkeitlichen Stand mit Uepigkeit, Ruchlosigkeit und Bedrückung der Unterthanen überschreiten, alsdann sie hingegen den Satan und seine Anfechtungen zu scheuen haben. Darum hat auch dieser Fürst, nachdem er solche Jäger und Schreckgeister um sich gehabt, solchen Nachtschweiß, Tribulirung, Angst und Schrecken ihm zu einer guten Correction dienen, durch selbige sich zur Besserung bewegen und die zu diesem Angstbade ausgeschwitzte Jagdsucht hinfort nicht mehr so einnehmen lassen.

187) Die geldfressende Besessene.[1])

Philippus Melanchthon erzählt, daß in der Mark Brandenburg[2]) eine junge Dirne mit dem bösen Geist besessen gewesen. Diese zog von den Kleidern der Umherstehenden oder Vorbeigehenden die darauf befindlichen oder hervorstehenden Fäserlein, welche sich in ihren Händen in Münzen verwandelten von der Art, wie sie im Lande gangbar waren; diese zerkaute sie mit einem abscheulichen Zähneknirschen. Etliche nahmen ihr diese Stücken und fanden, daß es gut Geld war und bewahrten sie zum Gedächtniß. Bisweilen ward sie vom Satan geplagt, aber nach etlichen Jahren von diesem tyrannischen Geiste erlöset auf unaufhörliche Fürbitte der christlichen Gemeinde und hat man auch nicht die geringsten Ceremonien dazu gebraucht. Dies hat sich begeben im Jahre 1538. Andere melden, daß sie auch glühende Kohlen vom Heerde genommen und gegessen habe.

188) Die in der Luft gesehenen Kugeln.[3])

Im Anfang des Julius 1677 hat sich bei Berlin dieses folgende Wunder zugetragen, welches von vielen hundert Menschen gesehen worden. Gegen den Untergang der Sonne flogen durch die Luft etliche tausend Kugeln, etliche so wie die aus Feuermörsern, andere so wie die man aus grobem

[1]) Nach Remigii Daemonolatria Th. II. S. 114.
[2]) Es ist dieses wohl dieselbe Sage, die nach Frankfurt a. d. O. verlegt wird, oben S. 86.
[3]) Nach Remigii Daemonolatria Th. II. S. 425.

Geschütz und Musketen schießt. Sie gingen aus dem Westen nach Norden, gleich als nach dem Domhofe und von dannen wieder zurück nach der Mühlenpforte und drehten sich ostwärts hin. Dieses wehrete länger als eine Stunde, hernach fielen diese Kugeln auf die Erde herab, aber als geronnen Blut, etliche groß und andere klein; wenn man dieselben aufhob und das Blut zu fassen vermeinte, so war es weg; wenn man aber die Kugeln wieder niederlegte, war das Blut wieder wie zuvor zu sehen, bis daß endlich Alles wieder verschwand.

189) Bündniß mit dem Teufel zu Berlin.[1])

Es hat um die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu Berlin eine Weibsperson, Namens Maria Dorothea Steffin, ein Bündniß mit dem Teufel gemacht. Derselbe ist zu ihr in Gestalt eines preußischen Offiziers gekommen; er hat ihr zu verschiedenen Malen Geld und zwar allezeit in goldenen Münzen gegeben, sie zur Unterschrift eines aufgesetzten Bündnisses genöthigt, dieselbe geritzt, daß sie sich mit ihrem Blute unterschreiben konnte, und sie gezwungen, Gott und Alles zu verleugnen, hingegen dem Teufel zu huldigen, welcher ihr versprach, in Allem treue Hilfe und Beistand zu leisten. Doch diesem Letzten zuwider hat sie der böse Geist ins Gefängniß stecken lassen, in demselbigen sie selbst recht übel traktirt und sie nothwendigerweise dazu gebracht, daß sie ihre begangene Bosheit bereuen, sich wieder zu Christo, mit welchem Belial nicht stimmt, wenden und das Vorgegangene entdecken müssen, woraus man gar bald sehen kann, daß es ihm kein Ernst gewesen, eine Seele in seinen Klauen zu behalten, worauf doch sonst sein Sinn vornehmlich gerichtet ist.

190) Das Gespenst zu Kossenblat.[2])

Zu Kossenblat, einem Brandenburgischen Adelssitze, starb im Jahre 1665 Herr David von Oppen, ehemaliger Besitzer desselben Gutes, aus einer sehr alten Familie. Es wurde demselben nach hergebrachtem Brauch von David Stern, Pastor desselbigen Orts und des ganzen Kreises Senior, die Parentation und Leichenrede gehalten,[3]) da er denn unter andern Umständen seines Lebenslaufes folgende merkwürdige Dinge hat mit einschließen lassen.

In den angehenden Jahren des mensch lichen Alters hat sich bei dem wohlseligen Herrn David von Oppen ein Geist eingefunden in Gestalt einer weißgekleideten Jungfer, welcher sich vor ihm hat sehen und hören lassen, mit ihm geredet, eins und das andere von ihm begehrt, ihn auf allerlei Weise gequält, den Leib zerdehnet u. dergl. Dieser Geist nun ist sowohl Tags als Nachts wiewohl nicht beständig vor seinem Bette gestanden und hat ihm mit mancherlei Art solcher Aengstigung zugesetzt. Woher ihm das Unglück entstanden, hat man nicht wissen können, wiewohl man auf eine gewisse Jungfer den Verdacht geworfen, inmaßen dieser Geist allezeit in solcher Tracht und Kleidung sich gezeigt, womit dieselbe zu eben solcher Zeit angethan gewesen. Man hat derowegen offen an den Ort hingeschickt, wo die Jungfer sich be-

[1]) S. Menatl. Unterred. aus dem Reiche der Geister Th. I. S. 55 ꝛc.
[2]) S. Menatl. Unterred. Bd. III. S. 7 ꝛc.
[3]) Gedruckt zu Frankfurt a. d. O. durch Erasmus Stößner 1666 in 4°.

funden, und ihren Habit in Augenschein nehmen lassen, dieser denn allezeit mit demjenigen, welchen der Geist gehabt, übereingekommen, so daß sogar die Stecknadeln in dem Schleier und anderswo auf gleiche Art sind eingesteckt gewesen. Die Geistlichkeit selbst, da sie von der Sache Nachricht erhalten, konnte sich in dieses ungewöhnliche Schattenspiel nicht finden noch begreifen, was es damit für eine Bewandniß habe. Nach einiger Zeit, da gedachter David von Oppen im Begriff war, sich seinem Stande gemäß zu vermählen, wollte dieser Geist solches auf keine Weise zugeben, [illegible] jener von seinem Vorhaben abschrecken ließ, bis er endlich auf Zureden seiner Brüder sich dennoch entschloß, seinen Vorsatz ins Werk zu richten. Hierauf ist der Geist nächtlicher Weise zu ihm in die Kammer gekommen, da auch andere Personen, so bei ihm zugegen waren, denselben gesehen und gehört, wie grimmig er sich bezeiget und sich an sein Bette gelehnet, als wenn er mit Gewalt hinein oder ihn herausziehen wollte, und wie er darauf mit großer Wuth in der Kammer hin- und hergelaufen. Zu gleicher Zeit schlief Herr Dr. Gottfried Weidner, Professor zu Frankfurt, so ihm bei diesem Zufall gedient, in derselben Kammer; desselben Jungen hat der Geist aus dem Bette genommen und ihn mitten in der Kammer niedergeworfen. Nunmehro kam dem Herrn Doctor der Glaube in die Hände, welcher es vorhin dem von Oppen nicht hat glauben wollen, sondern Alles für seine Phantasie gehalten hatte. Noch merkwürdiger sind die Umstände an dem Hochzeitstage selbst gewesen, welche nicht sattsam können beschrieben werden. Denn der Geist hat sich nicht allein an Braut und Bräutigam gemacht, zwischen denselben sich in das Brautbett gelegt und nach seinem Gefallen mit ihnen umgegangen, sondern es hat auch die ganze Freundschaft und Gesinde seine Anfechtung empfinden müssen. Etliche sind niedergefallen und gleichsam für todt liegen geblieben. Ist einer aufgestanden, hat der andere wieder fallen müssen. Einige hat er zum Tanzen genöthigt, wobei sie sich der besten Art und Weise bedient, dergleichen keiner von ihnen jemals gelernt oder gesehen hatte. Er hat gemacht, daß sie sich aufs Hurtigste und zwar einer immer allein herumdrehen müssen; die Pferde in den Ställen sind von ihm gequält, und die Schafe ausgelassen worden. Unter die Musikanten hat er sich gleichfalls gemischt, daß nichts als Unordnung und Verwirrung unter ihnen entstanden. Die Speisen wurden von dem Tische geworfen, die mit Wein angefüllten Gläser bewegten sich, und was dergleichen ungemeine Wirkungen mehr waren. Nach der Zeit hat der Geist den Trauring von ihm verlangt, da er ihm aber denselben nicht geben wollte, sondern ihn festgehalten, hat er ihm solchen auf dem Finger zerbrochen, wiewohl auf eine besondere Weise und Art, daß er zwar einen großen Knall gehöret, der Ring aber auch alsobald in Stücken gegangen. Da sich der Herr von Oppen einstmals, um einige Ruhe zu genießen, bei dem Herrn von Holzendorf zu Bretschen aufgehalten, hat dieser Geist ihn nicht nur heftig gequälet, sondern auch die güldenen Armbänder von ihm haben wollen, und ob er sich gleich dessen geweigert, sind ihm selbige dennoch von den Armen und Händen weggekommen, daß er nicht gewußt, wo selbige geblieben. Es hat ihm zwar der Geist angezeigt, daß sie da und dort zu finden wären, aber allezeit solche Oerter genannt, da man ohne Gefahr wegen der Höhe nicht hat hinkommen können. Endlich hat er gesagt, daß sie zu Bretschen oben in der Stube unter dem

getäfelten Boden lägen, allwo sie auch hernachmals gefunden wurden. Gleichwohl hat sich keine Spalte noch Ritze allda gezeiget, durch welche sie ein Mensch hätte hineindringen können, und hat man die Dielen von dem Tischler des Ortes aufreißen lassen. Noch mehr ist aber zu bewundern, daß das erste Kind aus dieser Ehe todt auf die Welt gekommen, gleichwie dieser Geist ihnen vorher angezeiget und sich mit diesen Drohworten vernehmen lassen: wenn er je die Ehe nicht verhindern könnte, so sollte doch die erste Frucht nicht lebendig zur Welt kommen. Sonsten hat wohlgedachter Herr von Oppen mancherlei Krankheit, Qual, Pein, Marter, Anfechtung und Versuchung von dem Geiste auszustehen gehabt, wie auch solches allhier zu Kossenblat insgesammt zur Genüge bekannt ist. Am allermeisten wird die hochbetrübte Wittwe des Verstorbenen davon zu berichten genußt haben, welche solche Mühe, Herzeleid, Schrecken, Sorge und Angst bei Tage und bei Nacht mit ihm ausgestanden, auch manchmal ganze Wochen ohne einigen Schlaf oder Ruhe zugebracht, daß kein Wunder gewesen wäre, sie hätte vor Gram und Bekümmerniß vorlängst das Leben eingebüßt oder wenigstens die Augen mit unaufhörlichem Weinen verdorben. Zwar hat der Geist sich während der Ehe des Verstorbenen nicht so oft sehen und spüren lassen, doch hat er ihm auf andere Art mehr als zuviel geschadet, indem er ihm oftmals die gefährlichen Gedanken beigebracht, er solle sich nur das Leben verkürzen, ihm auch sogar die Mittel angezeigt, wie bald und leicht er davon kommen könnte. Er hat ihn überredet, daß seine Gestalt sehr häßlich und scheußlich sei, daher er sich oftmals vor keinem Menschen hat wollen sehen lassen, sich an abgesonderte finstere Oerter gemacht, und die Fenster, um das Tageslicht wegzunehmen, mit Tüchern verhüllen lassen. Er ist erschrocken, wenn Jemand zu ihm gekommen, hat auch den Seinigen befohlen, Niemand zu ihm zu lassen. Des Morgens und mit abnehmendem Tage ist ihm am Uebelsten zu Muthe gewesen, er hat sich auf nichts besinnen können, sondern ist gleichsam in der Epilepsie dagelegen, daß es ein Jammer anzusehen gewesen. Auch hat er sich oft besorgt, er werde seinen Verstand verlieren und von Sinnen kommen. Inzwischen muß man sich wundern, daß, wenn er gegen Abend Linderung empfunden und Gesellschaft gehabt, ihm gleichwohl möglich gewesen, mitzueſſen, zu trinken, zu spielen und mit Andern um die Wette guter Dinge zu sein; zuweilen hat er auf seinen Gütern weder Rast noch Ruhe gehabt, sondern hat mit Gewalt hinaus und hinweg gemußt, oder so er je zu Hause geblieben, hat er sich müssen inne halten, nicht dürfen aus dem Gemache kommen noch über die Schwelle treten, viel weniger an die Haushaltung gedenken, welches Alles manchmal bei ihm lange gewährt. Zum Oefteren hat er sich auch von seinem Gute hinweggemacht, an andere Oerter begeben und daselbst Ruhe gesucht, aber auch bei diesem Unternehmen wenig Besserung gefunden. Auch dieses ist nicht mit Stillschweigen zu übergehen, daß wenn er gleich sich wohlauf befunden, daß er auch seine Nachbarn und gute Freunde besuchen und bei ihnen guter Dinge sein können, ihm dennoch, sobald er nur nach Hause gedacht oder die Zeit seiner Abreise herangerückt, eine Furcht und innerliches Grauen angekommen. Es hat sich zu solcher Zeit sogar seine Farbe verändert und er ist mit großer Angst und Bangigkeit überfallen worden. Oder wo ihm je an dem fremden Ort nichts gefehlet, so ist ihm dennoch, wenn er kaum auf die Grenze seines Gutes

gelanget, daß er daſſelbige ſehen können, immer übeler geworden, je mehr er ſich demſelben genähert. Wenn er in ſein Haus getreten, iſt er niedergefallen und in eine Ohnmacht geſunken, daß man ihn reiben und kühlen müſſen. Bei der Nacht hörte er unterſchiedene Wehklagen, bald hier zu Koſſenblat, bald zu Falkenberg, nachdem es vorher etliche Male an die Thür geklopft, bald zu Bako in ſeiner Tochter Begräbniß, da es denn ſolche grauerliche Klagen geführet, geächzet, gewinſelt und geflucht, daß es kein Menſch in der Welt nachmachen kann, zu geſchweigen, daß ihm auch dann und wann bei der Nacht in der Kammer helle Säulchen erſchienen ſind.

191) Der Kobold zu Beſeram.[1])

In der Mark Brandenburg, eine kleine Meile von der Stadt dieſes Namens, liegt ein Kapitelsdorf mit Namen Beſeram, wohin Anno 1709 ein Candidat der Theologie, mit Namen Chriſtian Bernardi, vocirt worden, welcher einen ſehr guten und chriſtlichen Lebenswandel geführt. Es verheirathete ſich dieſer mit Jungfrau Regina Gerlach in N., Johann Gerlachs, Prediger in Wittſtock, Tochter, führte auch mit ſelbiger einen ſehr chriſtlichen Eheſtand. Ohngefähr ein halbes Jahr nach ſeinem Anzuge äußerte ſich was Ungemeines in dem Pfarrhofe, welches zuerſt den Knecht und die Mägde betraf, wie ſolches der im Jahre 1731 noch lebende Knecht Johann Wiis Gezette in dieſem Dorfe ausſagte, ſolches auch damals über 50 noch lebende Perſonen bekräftigten, gleichwie es ebenfalls in der ganzen umliegenden Gegend bekannt war. Es warf hinter dem Geſinde auch am hellen Tage mit Steinen her, beſonders aber gegen die Mittagsſtunde. Es fühlten nun zwar ſelbige dieſes wohl, ſahen auch die Steine fallen, doch geſchah es ohne Schaden und Beulen, ja man hätte glauben können, daß es von Nachbarsleuten geſchehen müſſe, wenn nicht der Pfarrhof von dem Dorfe abgeſondert wäre, und auf einer Seite die Kirche nebſt dem Kirchhofe, auf der andern aber die Scheune und den verſchloſſenen Garten zur Bedeckung hätte. Dieſerwegen beſchwerten ſich der Knecht und die Mägde bei dem Pfarrer und verlangten ihrer Dienſte entlaſſen zu ſein. Dieſer aber ſpeiſte ſie mit guten Worten ab und verwies ſie, wie es einem Prediger gebührt, zur Geduld. Nach beſſerem Erachten aber mag er wohl ſelbſt ein Thomaſianer geweſen ſein, welcher von den Geiſter- und Koboldgeſchöpfen keinen Begriff mag gehabt haben. Mit Steinwerfen und Poltern in einem Hauſe kann wohl ein verſtellter Kobold eine Probe thun, welcher dabei einen andern Zweck ſucht, dieſer aber, welcher ſich in eines Predigers Hauſe einlogirt, wollte auch einen ganz verkehrten Oeconomum abgeben, vielleicht aus der Urſache, weil insgemein von den Pfarrern geſagt wird, daß ſie gar zu ſehr dem Geiz huldigten. Sein Oeconomus aber war nun gar zu poſſirlich. Zum Exempel wenn die Mägde den Kühen zu freſſen geben wollten, fanden ſie ſolche mit gebundenen Füßen in der Raufe liegen und mußten deswegen die halbe Gemeinde zuſammenrufen, damit ſie dieſe gehörnten Puppen aus ihrer ungewöhnlichen Wiege möchten an Ort und Stelle bringen helfen. Es hat dieſes nebſt dem Folgenden ein augenſcheinlicher Zeuge mit Namen Chriſtoph Nicolai, welcher dazumal als Rathmann in Brandenburg anſäſſig

[1]) S. Monatl. Unterred. Bd. III. S. 564 ꝛc., 583 ꝛc.

war und öfters in diesem Kirchspiel zu thun hatte, mit angesehen. Also brauchte ferner der gute Herr Pfarrer keine Bereiter, weil dieser Geist seine Pferde dergestalt zu dressiren wußte, daß sie öfters eine ganze Woche nicht auf den Füßen stehen konnten. Gänse, Enten, Hühner, oder was von Geflügelwerk in dem Pfarrhofe war, fand man oftmals zusammengebunden auf dem Schwengel des Brunnens, der mitten im Dorfe stand, oder auf des Küsters Hausdache, ja wohl gar auf den Bäumen in den Gärten, welche außer dem Dorfe standen, des Morgens früh aufgehangen. Mancher Bauer hätte wohl daran einen bessern Fund gethan, als wenn er einen Bienenschwarm seines Nachbars auf seinem Grund und Boden erhascht hätte, wenn er nicht oft von der Kanzel gehört hätte, daß wenn einer sich ein Predigergut anmaßet, diese Sünde nicht mit unter die Vergebung der 77mal mit könne gerechnet werden. Also hatten die Bauern noch dazu die Mühe, selbige herunterzulangen, und dem bedrängten Pfarrer wieder zuzustellen. Was nun noch mehr ist, so nahm er sich auch der Küchenwirthschaft an, er überhob die Magd im Feuermachen, sowohl in der Küche als in dem Backofen, jedoch mit dem Unterschied, daß man öfter geglaubt, der ganze Pfarrhof müsse in Feuer aufgehen, obschon niemals einiger Schade geschehen. Er reinigte das Küchengeschirr, füllte es aber wohl dann und wann mit etwas anderem, was sich für eine geistliche Küche nicht geziemen will. Das Possirlichste aber war, wenn der gute Pfarrer sich etwa einen Sonntagsbraten wollte zurichten lassen, denn da durfte sich weder Knecht noch Magd, wenn sie nicht für ihre Mühe ein Paar unsichtbare Ohrfeigen davon tragen wollten, in der Küche blicken lassen. Er war Bratemeister und Alles. Man sah den Braten herumlaufen, ohne die Hand, welche ihn wendete; ja man gewöhnte sich dieser Arbeit also an, als wenn sie von einem Dienstboten wäre verrichtet worden; dann und wann aber, wenn man das Fleisch oder Vorkost anrichten wollte, dann war es dergestalt gesalzen oder mit gewisser Würze gemacht, daß es auch einem heißhungrigen Magen den Appetit vertrieben hätte. Absonderlich wußte er sich aus dem Schweinestall solcher Brühen zu bedienen, daß der Geruch einem von selbst das Essen verbot und der gute Pfarrherr mit seiner Familie bei dem nächsten besten Pfarrkinde mit etwas wenigem Zugemüse vorlieb nehmen mußte. Als aber diese Abenteuer gar zu lange dauerten und der gute Herr Pfarrer sich nicht mehr zu retten wußte, bat er auf öffentlicher Kanzel seine Gemeinde gebeten, ein andächtiges Gebet für ihn und seine Familie zu thun, daß ihn doch Gott von diesem Uebel erretten möchte. Je eifriger aber der Bauern Gebet war, desto beschäftigter war unterdessen zu Hause dieser unsichtbare Dienstbote, und wollte der gute Prediger mit Familie und Gesinde was Weniges zu essen haben, so mußte er das Bauerngebet in der Kirche und sein eignes im Hause unterwegs lassen. Doch da die Komödie zu lange gespielt wurde, mußte er endlich selbige höherer geistlicher Obrigkeit anzeigen, obgleich die ganze umliegende Gegend davon genugsam überzeugt war. Das löbliche Oberkonsistorium aber wußte anfänglich nicht, was auf dergleichen Bericht für ein Entschluß sollte gefaßt werden, zumal da das Gebet in der öffentlichen Kirche von der ganzen Gemeine nichts hatte verfangen wollen. Es wollte also in einer so stachlichten Geistermaterie keinen Bescheid geben, besonders weil es keiner fernern Untersuchung nöthig war, auch die abgeordneten Commissarien vielleicht kein besseres

Tractament in dem Pfarrhofe von diesem unsichtbaren Speisemeister als der Hausvater selbst zu erwarten gehabt hätten. Deswegen ist die Sache unentschieden geblieben und der gute Prediger zur lieben Geduld verwiesen worden.

Nachdem dies Gerücht mehr und mehr erschollen, zog es gewisse kuriose Gemüther nach sich, welche sich bei diesem unsichtbaren Speisemeister zu Gaste bitten wollten. Es waren dieses drei Domherren aus obgedachtem Stift Brandenburg, die ohnedies um Michaelis ihr gewöhnliches Kapitel hielten, und sich verabredeten, daß sie des andern Tages nach diesem Fest nach dem Mittagsessen dahin reiten wollten. Zum Voraus schickten sie einen fetten Consistorialvogel (Truthahn) nebst einem guten Flaschenfutter Rheinwein ab, mit Befehl an den Prediger, daß er selbigen von seinem unsichtbaren Küchenjungen sollte braten lassen, weil sie selbigen mit ihm verzehren wollten. Der gute Prediger that, was ihm befohlen wurde, ließ ein Gericht Fische und Krebse auf sein Conto holen, damit er seine werthen Gäste bewirthen könne: den Puterhahn aber ließ er an den Spieß stecken und übergab solchen seinem unsichtbaren Handlanger, welcher auch sogleich zu treiben anfing. Der Pfarrer ging seinen ankommenden Gästen entgegen, um sie zu bewillkommnen, welche, nachdem sie von ihren Pferden gestiegen, ohne weiteres Verweilen sogleich in die Küche gingen, ob ihr eingesandter Consistorialvogel wirklich in einem christlichen Hause von einem unsichtbaren Geiste servirt würde, wie solches zum Voraus der Prediger bekräftigt hatte. Sie sahen aber beim Eintritt in die Küche ein wunderliches Abenteuer. Anstatt des Bratens steckte der Kober oder Insel, wie man es zu nennen pflegt, darinnen der Puthahn eingesteckt worden, am Spieß, welcher sich bei dem Feuer herumdrehete, ohne daß man eine Hand oder was anderes gesehen, welches diese Bewegung verursachte, vom Braten aber war nichts zu sehen. Die sich selbst eingeladenen Gäste sahen einander an und wußten nicht, ob sie lachen oder zürnen sollten. Der Prediger suchte den Braten ängstlich und sah ihn endlich hinter dem Heerde gebraten in dem Wust liegen. Da er denselben aufhob, ward er mit einer solchen Sauce begossen, daß er einem den Appetit vom Neumond an bis auf das dritte Viertel hätte vertreiben können. Dabei hörten sie ein helles Lachen, ohne daß sie eines einzigen andern Menschen hätten ansichtig werden können, jedoch waren sie zur Genüge überzeugt, daß sie nicht umsonst die Macht eines Kobolds selbst anzusehen gereiset wären. Sie fanden sich aber darin betrogen, daß sie von ihrem eingesendeten Braten etwas genießen wollten, da sie nun übrigens selbst mit den Fischen und Krebsen nicht trauten, so ließen sie selbige bei dem Schulmeister außerhalb des Pfarrhofes zurecht machen und gingen unterdessen in des Predigers Garten hinaus. Einer aber von diesen lieben Herren, welcher vielleicht auf einer Universität der sogenannten Cyniker studirt hatte, und dem dieser Affront nebst der Sauce über den Puthahn etwas mehr in die Nase roch, forderte diesen unsichtbaren Speisemeister mit herben Worten auf ein Duell heraus, welches vielleicht der überflüssige Trunk von der Mittagsmahlzeit mag veranlaßt haben. Obgleich die Andern dieses Unternehmen mißbilligten, so fuhr doch dieser liebe Herr Canonicus mit seinem Schimpfen fort, ob sich schon der Geschimpfte nicht im Geringsten verantwortete. Sie verzehrten endlich in dem Garten ihr bei dem Schulzen bestelltes Abendbrot, man war dabei guten Muthes, trank ein Glas Wein, so daß von dem Mitgebrachten dem

Prediger nicht viel übrig blieb, und die Gäste wollten bei Mondschein nach Hause reiten. Als man aber die Pferde aus dem Stall ziehen wollte, sahen die Knechte ein widerliches Spektakel, welches bei der Nachwelt allen denjenigen eine Einprägung machen kann, so die körperliche Gewalt und Kraft einem unsichtbaren Geiste entziehen wollen. Das Pferd desjenigen, welcher den Kobold geschimpft hatte, stand zwar bei der Krippe, die ganze Zunge aber nebst dem Schlunde war ihm aus dem Rachen gerissen, und auf der Erde sah man eine große Pfütze Blut liegen. Wie nun der Knecht das Pferd umlenken wollte, fiel es in Beisein der Herren nebst dem Prediger und dem Knechte todt zur Erde nieder. Hätte der gute Domherr gleich wie die andern stille geschwiegen, und in Gedanken bei dem Geisterconsistorium diese Uebertreter und Beschimpfer der hochwürdigen Geistlichkeit verklagt, so wäre es für ihn viel besser gewesen, und hätte er wie die andern sein Pferd behalten, welches er kurz vorher mit 100 Ducaten gekauft hatte. Es war aber bei ihnen nun kein Verweilen mehr, die Probe von der Macht des Koboldes war ihnen gar zu handgreiflich. Sie setzten sich also zu Pferde und ritten wiederum nach Hause, da derjenige, welcher sein Pferd verloren, mit seines Knechtes Pferd den Rückweg nehmen mußte. Dieser Zufall machte noch mehr Lärmen, zumal er nicht so heimlich hat tractirt werden können, daß nicht der Scharfrichter, um das Pferd abzuziehen, aus der Stadt hätte gerufen werden müssen. Dieser hat in Untersuchung solcher Begebenheit ausgesagt, daß sechs der stärksten Männer, wenn auch ein Pferd in dem Nothstall befestigt wäre, nicht im Stande wären, dergleichen zu verrichten, ja wenn es auch mit einer eigenen dazu verfertigten Maschine hätte geschehen sollen, so hätte doch die Zunge abreißen müssen.

192) Das todverkündende Gespenst. [1])

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts war ein junger Candidat bei einem wohlbegüterten Edelmann in der Neumark Brandenburg als Informator angestellt, wo er drei Junker und zwei Fräuleins zu unterrichten hatte. Der älteste von diesen Junkern, ohngefähr 15 Jahre alt, war von Jugend auf sehr zur Jagd geneigt, daß wo er nur eine Flinte erreichen konnte, er selbige versteckte und mit ihr verstohlenerweise in das dem Edelsitz naheliegende Holz eilte, um einen oder den andern Vogel zu schießen, und ob er schon öfter von dem Informator deswegen mit Worten hart gestraft wurde, so sahen die Eltern selbst ihm durch die Finger, und der Papa ging in seiner Affenliebe gegen den Sohn so weit, daß er ihm eine von seinen eigenen Flinten gab, mit welcher sowohl er als sein jüngerer 12jähriger Bruder sich im Schießen exerciren sollte. Was geschieht nun aber eines Tages, da die Junker Nachmittags in ihrer gewöhnlichen Lehrstunde waren und der Lehrer neben ihnen saß, die Flinte aber an einem Nagel an der Mauer hing, da sie geladen war? Da hörten Alle, wie eine unsichtbare Hand den Hahn ordentlich aufzog und wiederum in Ruhe versetzte, und dieses geschah dreimal hintereinander. Da stand denn der Informator, wiewohl nicht ohne Schaudern auf, um zu sehen, wie dies zugehe; wie er aber zu dem Gewehr kam, fand er dasselbe in demselben Zustand, wie er

[1]) Nach den Monatl. Unterred. aus dem Reiche der Geister Th. III. S. 638 ꝛc.

es selbst hingehängt, und schrieb es seiner starken Einbildungskraft zu, wiewohl die Junker dasselbe Geräusch mit angehört hatten. Kaum hatte er sich wieder an seinen Ort gesetzt und ließ die gewöhnliche Lection aufsagen, da erhob sich das vorige Krachen von Neuem und zwar, wie er ordentlich hörte, viermal hintereinander, also, daß es in Allem siebenmal war, worauf es ganz still ward. Die Junker, absonderlich der größte, erschraken hierüber am meisten, wiewohl dieser davon keine Ursache anzugeben wußte und der Lehrer ihm auch keine beibringen wollte, damit nicht etwa dadurch einige Lehrsätze von den sogenannten Geistern beigebracht würden, was gegen die evangelischen Principien gewesen wäre. Allein trotzdem daß Niemand davon sprach, verlangte doch keiner der zwei Junker mit der Flinte ins Holz zu gehen und die Recreationsstunden mit Ballspiel oder anderem Zeitvertreib zu vollbringen. Allein nach sechs Tagen war dieser Eindruck wieder verschwunden. So gingen beide mit dem Hauslehrer und einem Bedienten in das Holz, wo sie Sprenkel aufgestellt hatten, und waren Alle begierig zu sehen, ob in einem oder dem andern etwas haften möchte. Unterdessen lehnten sie die Flinte an einen Baum. Da nun Alle mit dieser Arbeit beschäftigt waren, ging der zwölfjährige Junker zur Flinte, nahm sie in die Hände und probirte, ob er den Hahn aufziehen könne: da mittlerweile der älteste Junker nebst dem Lakai ihm entgegenlief, um ihm das Gewehr aus den Händen zu nehmen, der Lehrer aber etwas von ihnen entfernt war, ging plötzlich in seinen Händen die Flinte los und schoß seinen ältesten Bruder Knall und Fall zur Erde, so daß er nur noch wenige Minuten gelebt hat, der Lakai aber bekam etliche Schrote sowohl ins Angesicht als in die Brust. Hieraus ist nun aber der nothwendige Schluß zu machen, daß jenes unsichtbare Gespenst, welches damals zuerst den Hahn aufzog, der Schutzgeist des ältern jungen Herrn gewesen ist, der, weil gerade diese Flinte seine Passion war, ihm dadurch anzeigen wollte, und zwar weil es siebenmal geknackt hat, daß er am siebenten Tage und zwar mit demselben Instrument ums Leben kommen sollte, wie es denn auch wirklich erfolgt ist. Die Begebenheit selbst hat sich am 19. September 1724 zugetragen, und der jüngere Bruder war im Jahre 1741 als Hauptmann zu Berlin noch am Leben.

193) Der seinen Kopf fordernde Gehenkte. [1])

Ein ganz glaubwürdiger Prediger erzählte, daß zu der Zeit als er zu Stendal Diaconus gewesen, allda ein Branntweinbrenner die Hirnschale von einem gehenkten Diebe gebraucht, den daraus destillirten Geist oder Spiritus unter seinen Branntwein zu mengen, damit er desto besser abgehen möchte, wie denn dergleichen Leute oftmals aus verfluchtem Geiz sich auf solche abergläubische und zauberische Händel legen. Als er nun in der Nacht, wie denn solche Kinder der Nacht meistentheils ihre Werke der Finsterniß im Dunkeln verrichten, damit beschäftigt war, trat dieser vor wenigen Tagen gehenkte Dieb (oder der böse Feind in dessen Gestalt) durch die Thüre, die sich von selbst aufthat, in die Kammer, sah diesen Branntweinbrenner und Alle, die in der Kammer waren, eine Weile steif an und sagte endlich zu diesem: Höre, gieb mir meinen Kopf wieder.

[1]) Nach Remigius Th. II. S. 250.

194) Die Miggelsberge [1]) bei Köpenick. [2])

Bei Köpenick unweit Berlin liegen die Miggelsberge und der große dunkle Miggelsee, in welchem die Spree, eine helle Stromlinie, sich ergießt. An diesem See und in der romantischen Waldgegend ließ sich vordem eine schöne Jungfrau sehen, bald im einfachen Frauengewand, bald im Putz des fürstlichen Standes. Sie war Ottocars, Königs aus Böhmen, Tochter, von dem sie auf einige Zeiten hierher verwünscht wurde.

Alle dreimal sieben Jahre, vom Tage ihrer Verzauberung an, zeigte sie sich in Gestalt eines lieblichen Seefräuleins und bat mit flehender Geberde den von ihr erwählten Mann, sie aus ihrem Banne zu befreien, welcher dafür in Besitz großer Schätze gelangen werde. Die Befreiung bestand darin, daß der Entschlossene sie furchtlos vor drohenden Gefahren dreimal auf dem Rücken um die Hilbertskirche zu Köpenick tragen müsse. Nur Wenige haben sich zu diesem Versuche entschlossen, Keiner hat ihn bestanden und Alle sind vor Entsetzen geflohen. Ein fremder, muthiger und entschlossener Ritter hatte einst die Jungfrau schon zweimal um das Gotteshaus getragen, das dritte Mal aber traten ihm entsetzliche Schlangen und feurige Schreckgestalten in den Weg; voll Todesahnung sank er zur Erde und Jungfrau und Erscheinungen verschwanden. Die Sage läßt einen schwarzen Wassergeist, der im Teufelssee unter den Gebirgen seine Wohnung hat, den Schatz der Prinzessin von Miggelsee bewachen, der sich zwanzig Klafter tief unter einem weißen Steine befindet. Jäger und Holzschläger vernehmen zuweilen ein grauenhaftes Geräusch von Hornblasen und Hundegebell durch die Eichwaldung brausen und sie sagen dann, der böse Geist schwärme durch's Dickicht und suche die Jungfrau auf.

195) Hexengeschichten aus Neuendorf in der Altmark. [3])

Im Jahre 1652 den 17. Mai hat ein Weib, Namens Clara, von Kaßika, einem zum Kloster Neuendorf gehörigen Dorfe, welche wegen der Hexerei sehr verdächtig gewesen, und auch schon einmal deswegen torquirt worden, aber nichts bekannt hat, sich selbst des Morgens mit einem Messer im rothen Häuschen die Gurgel abgeschnitten und ist vom Henker begraben worden. In eben dem Jahre, den 17. December, ist Anna Görges wegen der Hexerei, daß sie dem Müllermeister Jürgen Wibeken, seine Frau, Sohn und zwei Pferde vergeben, etwa eine halbe Meile vom Kloster bei dem Neuendorfschen Gerichte öffentlich verbrannt worden.

Den 20. Julius 1660 ist Grete Schulzin, genannt die Meckelbursche, nachdem sie in der Tortur, der der Pfarrer des Klosters Neuendorf, Jeremias Jocardus, auf Begehren des damaligen Amtmanns, Herrn Johann Witte, beigewohnt, bekannt, daß sie mit dem Teufel, den sie Hans genannt,

---

[1]) Wir theilen diese schon oben S. 33 angedeutete Sage hier nach einer andern Version mit.

[2]) Nach Ed. von Felsthal, Deutscher Sagenschatz, Schwäbischhall o. J. in 8° S. 296.

[3]) Nach Ch. K. Reichard, Vermischte Beiträge zur Beförderung der nähern Einsicht in das gesammte Geisterreich, Helmstadt 1788, Bd. II. S. 417 ꝛc.

allbereit bei Pappenheims Zeiten (im 30jährigen Kriege), da der in der Altmark gelegen, angefangen ein Pactum aufzurichten, da sie denn Gott hat verschwören, sich hat dem Teufel übergeben und seines Willens zu vielen Malen pflegen müssen, auch sonsten hin und wieder auf Wiesen, Kreuzwegen und anderswo mehr auf des Teufels Befehl und Antrieb, der ihr auch Ort und Stelle benennet, wo sie es hingießen solle, Gift ausgegössen hat, dadurch Menschen und Vieh zu Schaden gekommen sind, wie sie denn hierum, da sie es nicht gern hat thun wollen, vom Teufel übel tractirt worden ist. Selbige obgemeldete Hexe ist auf solch ihr Bekenntniß, wobei sie beständig verblieben, nach Ausspruch der Rechtsgelehrten in der Universität Helmstädt verurtheilt und am 20. Juli vor dem Kloster Neuendorf auf dem sonst gewöhnlichen Richtplatze lebendig auf einen Holzhaufen gesetzt und so, daß Jedermänniglich wohl hat sehen können, verbrannt worden. Mit dieser Hexe ist auch zu gleicher Zeit die alte Schmedtsche aus Helmstädt und zwar noch etliche Wochen nachdem jene verbrannt, gefänglich gehalten worden. Und ob sie gleich zur Tortur gebracht und mit ihr ziemlich ist verfahren worden, hat sie doch zu keinem Bekenntniß gebracht werden können, weswegen sie wiederum auf freien Fuß gestellt worden. Es hat aber die Meckelbursche öffentlich vor Gericht, da sie ihr Urtheil anhören mußte, auf sie bekannt, ist auch darauf beständig geblieben.

Im Jahre 1669 ist die alte Schultzin von Cinow, so wegen der Hexerei längst verdächtig gewesen, von Paul Dravenen aus Cinow dem Amte denuncirt worden, welches auch sofort die Inquisition gegen diese verdächtige Person angestellt und nachher von der löbl. Juristenfacultät in Helmstädt darüber erkennen lassen, die denn ihr nach eidlicher Abhörung der Zeugen die Tortur zuerkannt, welche auch, nachdem sie oft gütlich ermahnet worden, endlich am 3. Januar 1670 Morgens um 2 Uhr bei ihr durch den Scharfrichter von Gardeleben vorgenommen, da sie eben nichts mehr bekannt, als daß sie Paul Dravenen nachgesehen. Um 4 Uhr desselben Morgens ist Kaspar Kratz, Pastor des Klosters Neuendorf zu ihr gefordert worden und hat sie nochmals ermahnet; sie hat aber nichts bekannt, sondern immer vorgewendet, sie wisse von nichts, sie sei unschuldig. Darauf weil der Pfarrer nichts bei ihr hat ausrichten können, ist er von ihr gegangen. Es ist aber diese Schulzin noch denselben Tag gegen Abend um 5 Uhr eines natürlichen Todes gestorben, und sie soll noch vor ihrem Tode zu verstehen gegeben haben, daß sie Paul Dravenen behext, wie aber und womit, hat man von ihr nicht herausbringen können. Nach dem Spruch der juristischen Facultät zu Helmstädt ist ihr das Begräbniß auf dem Kirchhofe zu Cinow zuerkannt worden, doch ohne Klang und Gesang.

Anno 1671 auf heil. drei Könige ist eine Magd mit Namen Trine von Alt-Salzwedel bürtig, so bei dem Krüger allhier gedient, wegen eines bösen Geschreies vom Churfürstl. Amte eingezogen worden, da sie denn nicht allein gegen den Amtmann, sondern auch gegen den obgedachten Pastor Kratz bekannt, daß sie, wiewohl aus großer Bestürzung, da ihr ihre Mutter bei ihrem Abschiede übel nachgeflucht, ein Pactum mit dem Teufel, und nachher, wiewohl gezwungen, Beischlaf mit ihm gehalten. Der Pfarrer ist denn zu ihr am andern Tage ins Thurmhaus gegangen und hat sie, äußerlich davon zu judiciren, gute Anzeigung einer rechtschaffenen Pönitenz verspüren lassen. Weil sie denn bei ihrer gethanen Confession beständig beharret, hat endlich

nach vorhergegangenen vielen Interlocutorien die fürstliche Facultät zu Helmstädt ein solch Endurtheil gefället, daß ihr vorher der Kopf abgehauen und nachgehends der Körper sollte verbrannt werden. Seine Churfürstl. Durchlaucht aber haben gemeldetes Urtheil solchergestalt gemildert, daß ihr die Lebensstrafe völlig erlassen, nur daß sie auf dem Amte lebenlang spinnen und verwahrlich bleiben sollte. Sie hat sich aber wenig Tage nach Publicirung solches gemeldeten Urtheils des Nachts davon gemacht und ist in der Roggenernte davon gegangen.

Anno 1727 den 27. Junius ist Herrn Wiehen's Knecht, Hans Peter Berendt (ein ruchloser Kerl, ein Frevler und muthwilliger Sonntagsentheiliger, der mit Wissen und freimüthigem Vornehmen, er wisse, daß am Sonntag zu arbeiten Sünde sei, er wolle es aber doch thun, den Sonntag entheiligt und der in dem Rufe, daß er mit Schencken seinem Eheweibe, ob er gleich selbst sein Weib hier hatte, in unzulässiger Freundschaft lebe) auf der Algenstedtschen Wiese, mähet Gras aus dem Busche und Nachmittags um 3 Uhr ohngefähr, als er die Sense schärfet, wird er neben sich gewahr einen großen schwarzen Kerl, den Hut um den Kopf hängend, ein schwarz Gewand tragend, so geschienen als sey es aus einem Stück gemacht, tragend in seinen Händen einen schwarzen Stock mit weißem Knopf. Er erschrickt dergestalt, daß er ganz verstummet und auf dessen Anrede, was er da mache und wo sein Herr sey, kein Wort antworten kann. Der Kerl faßt ihn beim Arme, schleppt ihn fort, und indem er vor dem Werwein Busch vorbeikam, windet er eine Weide oder Weidengerte, schneidet sie ab, drehet sie vollends zurecht, stößt ihm den Hut ab, steckt ihm die Weide über den Kopf, sprechend: „Hier will ick di uphangen!" Der Berendt wehret sich mit einer Hand und stößt die Weide wieder ab vom Kopf und pfeift auf dem Finger zweimal. Inzwischen hat der schwarze Kerl, der nichts Weißes als die Zähne an sich gehabt, ihn mit der Faust auf die Brust gestoßen, und mit dem Fuß in den Rücken, daß er zu Boden gefallen und große Schmerzen darob empfunden. Als auf das Pfeifen und Rufen: „Helpe! hier will my ein schwarzer Kerl uphangen", der Herr, der Dienstjunge, die Fiehmannsche, die Sonnenscheinsche herbeigelaufen sammt der Schenckschen sind, da sie gehört: mich will einer aufhangen, haben ihn auch ganz blaß und zerstört auf der Sense aufgerichtet sich lehnend gefunden. Er selbst aber hat referirt, da die Andern geantwortet, habe der Schwarze ihn verlassen und sey wieder in den Busch gegangen. Er, der Knecht, will ihnen davon erzählen, fällt auf den Rücken ohnmächtig nieder mit Ungeberden und starkem Herzklopfen. Sie stehen Alle und sehen ihn an, meinend, er werde sterben; erdreistet sich endlich die Fiehmannsche, greift ihn an und ermuntert ihn wieder. Da er ihnen denn Obiges erzählt und beigefügt, er habe so viel gekriegt, daß er's im Jahre nicht verwinden werde, wie er denn etliche Tage sich nicht zur Erde beugen können, auch mit der Hand kein Brot schneiden, vor der Brust auch empfindliche Schmerzen empfunden. Die Weide haben obgedachte Personen in Händen gehabt, aber auf der Wiese liegen lassen. Dieses ist allerdings der Teufel mit seinen eisernen Klauen gewesen und hat's der Berendt selbst mit erzählt, wie er ihn gestoßen, geschleppt, die Weide gewrungen, mit einem Messer, so er aus der Tasche genommen, abgeschnitten und ihm über den Kopf gesteckt, so er wieder abgestoßen.

196) Die Hexenriecherin und die Hexennecknadeln. [1])

Es hat sich in Potsdam in der Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine Wittwe, mit Namen Katharina Brückmannin, deren Mann, ein Maurer seiner Profession, in einer andern Stadt in der Mark Brandenburg gewesen war, aufgehalten. Jener hatte durch einen unglücklichen Fall bei der Reparatur des Stadtthurms sein Leben geendigt und die Wittwe noch etliche Jahre in dieser ihrer Vaterstadt zugebracht. Während der Zeit aber wollte diese gute Frau eine Entzückung gehabt haben, durch welche sie zu einem Erkenntniß gekommen sey, alle Hexen und Hexenmeister nicht allein prüfen zu können, sondern sie wollte von solchen sogar den Geruch haben. Welches freilich wohl etwas lächerlich erscheint, ja die gute Frau ging in dieser ihrer unschuldigen Einfalt zu weit, indem sie sich auf ihre gehabte Entzückung zu viel verließ, zumal zwar bekannt ist, daß den Aposteln und ihren Nachfolgern unterschiedliche Gnaden versprochen worden sind, doch von Kenntniß der Hexen und dergleichen Geheimnisse nirgendwo etwas geschrieben steht. Diese aber, ob sie sich schon sowohl bei geistlichen als weltlichen Gerichten wegen ihrer vermeint erlangten Gnade gemeldet, ist doch als Närrin verlacht und abgewiesen worden. Ja sie ging so weit in dieser ihrer Einbildung, daß sie dem regierenden Herrn dieses Orts selbst aufpaßte und selbigem ein ganzes Register von dergleichen Hexengeheimniß hersagte und eine und die andere Person darunter mit Namen nannte, welche aus der Zucht Levi wohl bei vernünftigen Leuten hätten sollen verschwiegen bleiben. Und obwohl der Fürst zu allen diesen Dingen lachte, zumal die Reformirten nur wenig von dergleichen zu halten pflegen, so war doch die Anklage der vermeint Beleidigten desto schwerer und mußte der Fürst, um den Titel eines Landesvaters zu erhalten, diese Anklägerin der Justiz überliefern, welche selbige mit Eisen belegt in den finstern Thurm bei Wasser und Brot zur Satisfaction der vermeint Beleidigten werfen ließen. Und da sie eine geraume Zeit in diesem elenden Stande hat bleiben müssen, wurde ihr auferlegt, eine öffentliche Kirchenbuße nebst Abbitte zu thun und darauf ward sie auf ewig des Landes verwiesen, nach welcher Zeit sie sich nach Potsdam mit ihrer Tochter gewendet, und weil sie auch der reformirten Religion angehört, ist sie von der Geistlichkeit allda aus der Almosenbüchse unterhalten worden. Kaum war sie aber in dieser Stadt angekommen, hob sie an aus dem alten Ton zu pfeifen und erzählte öffentlich zur Bescheinigung des ihr angethanen Unrechts, was mit ihr in ihrer Geburtsstadt passirt war. Dadurch ist sie denn in großen Ruf gekommen, und sie hat in vielen Häusern erscheinen müssen, um Alles zu erzählen, hat auch manches Almosen durch ihre Erzählungen zu ihrer hinlänglichen Nothdurft erhalten. Kurzum sie hat sogar in das Haus eines der Prediger in der Stadt Potsdam Zutritt erlangt, derselbe hat auch ihre Tochter in Dienst genommen, die im Jahre 1739 noch am Leben war, auch die Mutter, da sie das Jahr vorher (1738) gestorben, begraben lassen. Kurz vor ihrem Tode ereignete sich aber in ihrer Geburtsstadt folgender merkwürdiger Zufall. Der reformirte Hofprediger daselbst, welcher im Jahre 1739 noch am Leben war, ging eines Tages mit seiner Frau und Kindern

[1]) S. Monatl. Unterred. Bd. III. S. 609 ꝛc.

zu der gewöhnlichen Mittagsmahlzeit, und nach gehaltenem Gebete, da der gute Prediger für sich und seine Kinder ein großes hausbackenes Brot aufschneiden wollte, sah er mit Verwunderung, da er mit dem Messer nicht durchkommen konnte, aus demselben eine große Menge Stecknadeln herausfallen, welcher Anblick, wie leicht zu erachten, ihn in ein nicht geringes Erstaunen setzen mußte. Er besah die Nadeln an allen Orten, konnte aber nichts anderes finden, als daß es kein Blendwerk, sondern rechte natürliche Nadeln waren, und zwar in solcher Menge, daß vielleicht, weil die Predigerfrauen nicht viel von Putz halten sollen, in seinem ganzen Vermögen nicht so viel vorhanden waren. Er raffte diese in ein Papier zusammen und legte sie auf's Fenster, bei sich, wie er anfänglich auch sagte, vermeinend, daß sie ihm eine gewisse Freundin zum Schabernack in den Teig geworfen habe. Er legte also dies Brot bei Seite und ließ durch die älteste Tochter ein anderes Brot aus der Speisekammer holen, welches die Predigerfrau selbst aufschnitt, ohne in demselbigen etwas zu finden, und da sie ihrem Ehegemahl seine Portion vorlegte und selber mit dem Messer ein Stückchen davon herunterschneiden wollte, fuhren wieder sieben ganz rostige Stecknadeln heraus, ohne daß in der Frau oder in der Kinder Stückchen nur die geringste Spur zu finden war, als welche auch das Ihrige mit gutem Appetit hineinaßen und dem guten Prediger als Hausvater das Nachsehen hinterließen, welcher, er mochte Brot schneiden oder brechen, mehr und mehr dergleichen Nadelkonfekt vor sich liegen sah, welches auch den Mitanwesenden allen fernern Appetit benahm, wie dies leicht zu glauben sein wird. Der gute Prediger sah nun wohl in seiner Gelassenheit, daß dieses Bescheidessen für seine Person allein zugerichtet wäre, es war aber über seinen Horizont, dies widernatürlichen Ursachen zuzuschreiben, wie er denn als ein reformirter Geistlicher an teufelische Dinge weder glauben noch etwas davon reden oder drucken lassen durfte. Was war also zu thun? Er durfte das was er dachte, daß es nämlich ein Affenspiel des leidigen Satanas sei, nicht einmal seiner Frau, Kindern und Dienstboten kundgeben, seinem eigenen hausbackenen Brote wollte er auch nicht weiter trauen, weil er sich fest einbildete, daß das ganze Gebäck für seine Person allein mit dergleichen stahlichem Gewürze versehen sei; er schickte also zu dem entlegensten Bäcker in der Stadt und ließ sich ein frisches Brot holen. Da er aber dasselbe aufschnitt, war eben derselbe Vorrath wie in dem eignen hausbackenen für seine Person zu finden, wenn aber die Predigersfrau in dasselbe schnitt, waren nicht die geringsten Spuren davon zu sehen. Er hielt es zwar für Blendwerk, schob also einen Brocken in den Mund, welches ihm schier gar übel bekommen wäre, zumal die Stecknadeln sich am Gaumen festsetzten und zwischen den Zähnen knirschten. Dieses Brot kam unserem guten Prediger sehr unappetitlich vor, er ließ es also fallen, war auch nicht im Stande zu beten, wie es in solchen Zufällen zu geschehen pflegt. Er wagte aber auch von der Sache nicht zu reden, damit in einer Stadt, wo obgedachte Brückmannin so scharf gestraft worden war, nicht durch ihn selbst, einen reformirten Prediger, die Hexerei eingeführt zu werden scheinen möchte und man in dergleichen gottesfürchtigen Städten, wo die reformirte Religion allein florirt, von den Werken des Teufels nicht das Geringste wissen will. Der gute Prediger mußte also eine Wolfsnatur annehmen und entweder mit bloßem Fleisch sich sättigen oder aber seinen

Hunger mit anderer Vorkoſt zu befriedigen ſuchen. Die gute Predigersfrau that aber alles Mögliche um dieſem Unheil abzuhelfen, ſie ſiebte das Mehl eigenhändig, ſie knetete den Teig ein, ſchob ihn ſelbſt in den Ofen, blieb dabei bis er ausgebacken war, ſchnitt das gebackene Brot auf, fand auch nicht die geringſte Spur einer Nadel, ſobald es aber der Prediger nur in die Hand nahm, davon ſchnitt oder abbrach, ſo fielen dieſelben wie vorhin heraus. So war alſo auch dieſe Vorſorge vergebens und kein anderes Mittel übrig, als von andern Bäckern ſowohl durch ihre eignen Hausgenoſſen als durch Freunde, ja ſogar vom Lande Brot holen zu laſſen. Aber die Sache blieb beim Alten! In dieſen betrübten Umſtänden hat dieſes wunderliche Gerücht nothwendig durch die ganze Stadt erſchallen müſſen und daraus wider der Meiſten eigenen Willen ein neuer Glaubensartikel ſtatuirt werden müſſen, daß ein neuer reformirter Teufel in dieſe vermeinte heilige Gemeinde ſich eingedrungen habe. Endlich mußte nothwendig auch der Fürſt davon Kunde bekommen, welcher, je weniger er nach ſeinen Grundſätzen davon glauben konnte, es doch auch nicht begriff, die Sache ſelbſt aber nicht in Zweifel zu ziehen wagen durfte, weil ſie eben einem ſeiner eigenen Geiſtlichen widerfahren war. Der gute Fürſt wollte alſo ſelbſt eine Probe thun, ob die Sache ſich wirklich ſo verhalte. Es mußte alſo ſeine eigene Gemahlin nebſt ihren Hofdamen in Beiſein der Oberhofmeiſterin das Mehl ſieben, und damit alle Vorſicht gebraucht werde, ſo mußte dieſe durchlauchtigſte und hochadelige Bäckerzunft ſich dabei ſo in Negligé einſtellen, daß ſie nach geſchehener Arbeit, welche ihnen gewiß nicht eine gewöhnliche war, gleich kurzum zu Bette gehen konnte, damit ja keine Stecknadel von ohngefähr in das Mehl oder den Teig fallen möchte. Ja, dieſer eifrige Verfechter ſeiner Religion wollte ſelbſt dabei ſein, wie das Brot in den Ofen geſchoben und wie es wiederum herausgenommen wurde, damit ja kein Verſehen dabei oder Betrug von einem oder dem andern Deputirten aus dem Hexencollegio vorgehen möchte. Zum Ueberfluß mußte das gebackene Brot in Papier verſiegelt, von ſeinem erſten Adjutanten in Beiſein eines Oberſten lutheriſcher Religion, der ein ſehr chriſtlicher Mann war, dem Prediger überbracht, in ihrem Beiſein von dem Prediger entſiegelt und angeſchnitten werden. Die zwei abgeſandten Offiziere machten nicht kleine Augen, da ſie gleich bei dem erſten Anſchnitt Stecknadeln nebſt roſtigen Nähnadeln herausfallen ſahen, und da der Prediger mit dem Meſſer im Schneiden nicht fortkonnte, und daſſelbe Stück abgebrochen werden mußte, ſah man mit Verwunderung, daß eine große Stecknadel quer durch das Brot ging, als wenn dieſe die Heckemutter aller dieſer Nadeln wäre, über welchen Anblick die Herren Offiziere nicht wußten, was ſie für einen Rapport abſtatten ſollten. Doch weil ſie von Allem augenſcheinliche Zeugen waren, durften ſie freilich der Wahrheit dieſer Sache nicht zuwidergehen, nahmen alſo die Stecknadel nebſt dem übrigen Gepäck zu ſich und legten es ihrem Fürſten unter die Augen, daß es, wovon ſie augenſcheinliche Zeugen waren, nämlich in dem Brote, welches ſie verſiegelt empfangen, gefunden worden wäre. Der gute Fürſt machte freilich große Augen, weil er an der Wahrheitsliebe ſeiner Abgeſandten keinen Zweifel haben konnte, wußte aber auch kein Mittel dieſer Sache abzuhelfen, befahl alſo eine Quantität von dieſem ſtachlichen Brotgewürz an das höchſte geiſtliche Tribunal zu ſchicken, daß ſelbiges mit dieſem eine Aufſchließung dieſer kitz

lichen Materie durch ihre Weisheit geben möchte. Aber diese wollten auch in dieser Sache keine Hand anlegen, weil es wider den allgemeinen Styl der reformirten Kirche sei, und sie überhaupt in einem ihnen unbekannten Geisterprozesse keine Schiedsrichter seien, und so ist denn unter schwerer Strafe verboten worden, von dieser ganzen Sache überhaupt zu sprechen oder auch die geringste Untersuchung deshalb anzustellen. Nachdem diese Comödie bereits die siebente Woche gespielt, hat sie entweder von selbst aufgehört oder ist durch Gegenmittel einer vielleicht noch stärkern Hexe vertrieben worden.

197) Wittenberge.[1])

Die kleine Stadt Wittenberge in der Priegnitz, im Alterthum Weißenburg geheißen, erbaute Karl der Große. In der Nähe derselben, an der Elbe, liegen die Ruinen der vormaligen weit größern Stadt, von der noch gewölbte Gänge, Gruben und Wälle zu sehen sind, sowie auf einem Hügel dabei die Ueberbleibsel eines befestigten Schlosses.

Zur Zeit als die slavischen Schmaldinger mit den benachbarten Ligondern sich bekämpften, lebte in Wittenberge ein vornehmes Fräulein, welches mit einem mächtigen Fürsten verlobt war. Dieser zog in die Fremde, nachdem er vorher das Versprechen gegeben, nach seiner Zurückkunft, die in Kurzem erfolgen werde, die Hochzeitsfeier mit seiner Geliebten zu vollziehen. Da erhielt er die Kunde, daß das Fräulein ihm die Treue gebrochen und ihre Hand einem Andern gegeben habe. Wüthend eilte der betrogene Bräutigam zur Heimath und racheentflammt griff er mit seinem Heere die verschanzte Stadt an und nahm und zerstörte sie sammt dem Bergschlosse bis auf den Grund. Die unglücklichen Bewohner aber kehrten nach eingetretener Ruhe zurück, bauten jedoch die verheerte Stadt nicht wieder auf, sondern legten eine neue in einiger Entfernung davon an, welche den Namen Wittenberge erhielt und von der Stepnitz bewässert wird.

Um die Gegend der verheerten Stadt ist es aber noch jetzt nicht ruhig, schreckende Geister und Nachtgestalten zeigen sich oft dem Volk. In einem Hause auf einer Kuppe aber läßt sich außerdem der Geist eines verstorbenen Fährmanns sehen und hören, den man dort allgemein den alten Hildebrand nennt.

198) Die eine Hostie begehrende Zauberin.[2])

Anno 1636 trug sich in der Stadt Belitz in der Altmark ein erschrecklicher Zauberhandel zu. Eine alte Hexe hatte von ihrem Buhlen, dem Satan, gehört, daß er eine jüngere habe und sie gern loslassen wollte, wenn sie ihm eine gesegnete Hostie verschaffen könnte. Sie begab sich demnach alsbald zu einer Wittib mittelmäßigen Alters. Diese hatte einen Sohn, ohngefähr 15 Jahre alt, der noch nie zum Abendmahl gewesen. Die Alte versprach ihr 6 Reichsthaler, wenn sie ihr eine solche Hostie liefern könnte. Dieselbige ließ sich, weil sie von geringem Vermögen war, durch das angebotene Geld dazu bewegen und befahl ihrem Sohn, zum Sacrament zu gehen, aber das gesegnete Brot hinter dem Altare aus dem Munde zu

[1]) S. Edm. v. Felsthal a. a. O. S. 289.
[2]) Nach Remigius Th. II. S. 82 ꝛc.

nehmen und ihr zu bringen. Dieser Bube that es, der Küster aber und einige Andere wurden es gewahr und hielten ihn beim Ausgange aus der Kirche an und gaben es dem Pfarrer zu erkennen. Als derselbe nun die gesegnete und schon ausgetheilte Hostie von ihm forderte und ihn deshalb befragte, gab er zur Antwort, er hätte gemeint, es wäre eben so viel, ob er sie hier oder zu Hause genieße. Die Obrigkeit ließ ihn nun in ein gelindes Gefängniß legen, der Stadtschreiber ging zu ihm und ermahnte ihn zu einem gutwilligen Bekenntniß; im Anfang blieb er zwar bei seinem Vorgeben, bald nachher aber bekannte er, seine Mutter habe es ihm befohlen, wozu sie aber die Hostie gebrauchen wolle, wußte er nicht. Hierauf ward das Weib alsbald geholt und etliche Male verhört, sie wollte aber nichts bekennen. Weil nun der Sohn bei seiner Aussage blieb und es seiner Mutter ins Angesicht sagte, ward sie in einen Thurm geworfen und mit der Peinbank bedroht. Unterdessen kam die alte Hexe, Gabriel Schulzens Wittib, vor den Thurm und brachte ihr Käse und Brot, davon zu essen, mit der Vermahnung, daß sie nichts bekennen sollte, denn also werde sie sicher sein; auch wollte sie ihr einen Buhlen bestellen, nämlich Meister Hans, der solle ihr ferner guten Rath ertheilen. Ob nun schon die Gefangene nichts von der Speise genießen wollte, so kam doch Meister Hans zu ihr als ein langer Mann, mit einem schwarzen Barte, gelben magern Kinnbacken, Ochsenfüßen und mit den Händen in der Seite; auf dem Hute hatte er einen schwarzen Federbusch. Er bot ihr seinen Dienst an zu ihrer Erlösung, wenn sie sich ihm ergeben wollte, zeigte ihr auch einen Beutel voll Geld, mit dem Versprechen, daß er ihr solchen schenken wollte; er hielt aber hernach sein Wort nicht. Ob nun gleich dieses Weib ihn im Anfang abwies, so kam doch diese unverschämte Gast vielmals wieder, versprach ihr auch, er wollte sie zwanzig Jahre lang reichlich mit Kost, Trunk und mit Allem, was sie nöthig hatte, versorgen, also daß sie ohne Arbeiten gute Tage haben sollte, wollte ihr auch aus allen Nöthen helfen ꝛc. Endlich willigte diese Unglückselige ein. Der Satan brachte Speise, sie setzte ihren Trank daneben und sie aßen also mit einander. Darnach kam er wieder, legte sich zu ihr und trieb mit ihr Unzucht; sie befand ihn aber sehr kalt. Dieses Werk trieben sie zu unterschiedlichen Malen und Zeiten. Ehe sie sich ihm aber ergab, half er ihr noch einen Schleier und Mütze zerreißen und einen Strick davon machen, rieth ihr auch, sich selber zu erhenken. Unterdessen leugnete sie aber hartnäckig Alles, was ihr Sohn gegen sie bezeugte. Endlich bekannte sie gleichwohl, daß ihr Gabriel Schulzens Wittib sechs Reichsthaler für die Hostie verheißen, und zugleich auch, was sich zwischen ihr und dem Satan im Gefängniß zugetragen. Hierüber ward sie enthauptet und darnach verbrannt.

Die alte Zauberin ward demnächst geholt und obwohl die jüngere Wittib ihr ins Angesicht gesagt, daß ihr das gemeldete Geld für die Hostie angeboten worden und sie auch darauf starb, wollte sie doch nicht bekennen, obgleich sie mehr als einmal erschrecklich gepeinigt ward. Meister Wolf, der Scharfrichter zu Brandenburg, wußte keinen Rath mehr, sie durch Peinigen zum Bekenntniß zu bringen, jedoch ward ihm auferlegt, selbiges noch einmal zu versuchen. Vorher aber ermahnte sie der Secretarius und andere Herren mit beweglichen Worten, für ihre Seele zu sorgen ꝛc. Hierauf wich der Satan von ihr und sie bekannte: Erstlich, daß sie die Hostie für 4, und

nicht 6 Reichsthaler begehrt, weil ihr Buhle sie habe haben wollen, mit der Verheißung, sie alsdann loszulassen. Zweitens, daß der Satan vor drei Jahren zu ihr gekommen sei in obgedachter Gestalt des Meister Hans. Drittens, daß er zweimal mit ihr Unzucht getrieben. Viertens, daß sie aus dieser Vereinung drei Dinge geboren, wie junge Mäuse, welche sie weggeworfen. Fünftens, daß er ihr, als er das erste Mal zu ihr gekommen, drei Reichsthaler gegeben, als zwei Sächsische und einen Kaiserlichen, welche sie auch zeigte, und waren solche 1634 gemünzt. Sechstens wäre er nicht allezeit bei ihr gewesen, habe ihr auch gesagt, daß er noch mehr Buhlen hätte, und da sie ihn gefragt, welche? habe er ihr zur Antwort gegeben: alte H***, soll ich Dir das sagen? Doch hätte er obbenannte Wittib Anna Kappen genannt.

Ehe noch das Urtheil gefällt ward, ging der Pfarrer Herr Heinrich Sebaldus zu ihr und vermahnte sie, bei ihrem gethanen Bekenntniß zu beharren, auch dasjenige geduldig zu leiden, was wider sie werde ausgesprochen werden, that auch ferner Alles, was sein Predigeramt erforderte; aber sie begann wieder Alles zu leugnen, klagte, daß man ihr so viel Unrecht gethan und so übel mit ihr verfahren, nahm den Geistlichen selbst zum Zeugen, wie fleißig sie zur Kirche gegangen, bei dem Predigtstuhl gesessen und allezeit ihre Augen auf den Geistlichen gerichtet, wenn er gepredigt. Sie betete auch einige Reimgebetlein her ohne einigen Anstoß, ob sie schon in allen ihren andern Worten sehr stammelte. Der Prediger verwunderte sich darüber und redete ihr gebührlich zu, insonderheit weil er aus den Umständen merkte, daß der verdammte Geist nicht weit von ihr sein mußte. Als sie auch diesem Gesellen keinen Titel nach seinem Sinn gab, bezeigte sich das Weib so unbändig, daß man merken konnte, daß der Satan ihr auf dem Leibe säße. Der Prediger gedachte also, dieses elende Weib zur Reue und Bekenntniß ihrer Sünden zu bewegen, aber sie blieb hartnäckig, worauf derselbe von dannen ging und dem Rath, was ihm mit ihr begegnet sei, wissen ließ. Der Secretarius ward alsbald zu ihr gesendet, der ihr das Gewissen dermaßen schärfte, daß sie wohl nicht ferner leugnete, doch konnte er sie zu keiner herzlichen Reue und Neigung, sich mit Gott zu versöhnen, bringen. Also ist sie in ihren Sünden gestorben und hat der Satan, ehe noch das Urtheil an ihr vollzogen werden konnte, ihr den Hals umgedreht. Man hörte sie zwar rufen: beichten, beichten! doch dazu war keine Zeit. Man warf sie in einem Sacke Hals über Kopf die Treppen in dem Gefängniß hinab und ward ihr Leichnam unter dem Galgen begraben. Vier Wochen nachher ward er von den Hunden, oder wie Andere meinen, von den Wölfen aus der Erde herausgescharrt, zerrissen und aufgefressen, die Gebeine wurden hin- und hergeschleppt, der Sack aber war in der Erde geblieben.

199) Die Hexe zu Hillgenfelde.[1])

Im Jahre 1687 den 28. Januar ist der Bauer Joachim Reitmann zu Hillgenfelde, einem Dorfe unweit Arendsee in der Altmark, zu dem da-

[1]) Nach Reinhard, Vermischte Beiträge zur Beförderung einer nähern Einsicht in das gesammte Geisterreich, Bd. I. S. 100 ꝛc. Das Urtel ist abgedruckt bei Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IX. S. 39 ꝛc.

sigen Prediger Herrn Joh. Schelius gekommen und hat ihm mit thränenden Augen erzählt, daß seine Tochter Susanna von Ilsaben Berendts, Asmi Berendts daselbst Tochter, zur Zauberei verführt worden, und zwar dergestalt: Vor vier Jahren, ohngefähr vier Wochen vor Ostern, hat sie sich mit der Ilsabe Berendts am Sonntage auf Jakob Berendts Kossatenhofe, nächst der Pfarre gelegen, wechselsweise im Schafstalle gebürstet, da sie dann unter andern gepflogenen Reden auch aufs Freien gekommen und Ilf. Berendts angefangen, man hätte nicht nöthig zu Freien, man könnte auf andere Art und zwar mit den höllischen Buhlern Umgang pflegen und der Unlust mit Wartung der Kinder überhoben sein. Worauf der Susanne Neitmann heftig zu grausen anfing, und es ihr anfangs sehr zuwider gewesen, solches einzuwilligen, allein sie ist ihrer Einbildung nach von Ilsaben Berendts bezaubert worden, daß sie dazu große Lust gewonnen und noch selbigen Tages eingewilligt. Sobald sie das Jawort gegeben, sind sofort zwei Teufel in schwarzer Kleidung, jeder mit einem Menschen- und einem Pferdefuß, aufgetreten, davon der eine Andreas genannt der Ilsabe Buhle war, der andere aber, Klaus genannt, der Susannen Bräutigam sein sollte, worauf die Verlobung durch den Handschlag geschehen, wobei Susanne Neitmann versprochen, dem Teufel alle Wochen ein hausbackenes Brot zu geben und in ihrer Lade zu überliefern, welches Brot auch alle Sonntage weggewesen ist. Der Teufel hat auch angelobt, alle Nächte zu ihr zu kommen, worauf er auch sofort die folgende Nacht in ihres Vaters Haus gekommen und mit ihr die Ehe vollzogen hat. Hierauf hat sie nach verflossenen vier Wochen eine Eidechse geboren, welche mit ihrer gewöhnlichen Reinigung fortgegangen ist. Dieses eheliche Zusammenleben ist aber bei sommerlicher Zeit immer continuirt worden, so daß sie vierzehn Eidechsen nach einander zur Welt gebracht hat, die sie alle lebendig unter die Schwelle habe laufen sehen. So hat sie auch berichtet, daß sie sich jederzeit nach der Teufelsgeburt drei Tage lang krank befunden und sonderlich über Schwerigkeit der Füße klagen müssen. Nach geschehener Verlobung, da Ilsabe des Teufels Hand in Susannens Hand gelegt und gesagt: „Siehe, da hast Du Deinen Liebsten", sind sie beide mit den Teufeln gepaart Hand in Hand bei hellem Tage über die Gasse nach Asmus Berendts Hofe gegangen, indem die Teufel sie versichert, daß sie von Niemandem sollten gesehen werden, allwo Susanne nach dem Schulzenhofe wärts einen Stecken ohngefähr mitten im Zaune fassen und schwören mußte, daß sie von Gott ablassen und ihren Klaus lieb haben wollte. Ferner hat Ilsabe der Susanne in einem schwarzgefärbten leinenen Tuche eine lebendige Eidechse mit nach Hause gegeben, von welcher sie gesagt hat, daß sie solche von ihrem Umgange mit Satanas geboren, und sie wäre dazu gut, daß sie damit, wenn sie dieselbe zu Pulver verbrennte, Menschen und Vieh Schaden thun könnte, daß sie verlahmen, ja gar sterben müßten; darum sollte sie sie fleißig in ihrer Lade aufheben. Diese Eidechse aber hat die Neitmann dem Prediger bei ihrer Examination nicht schaffen können, und hat gesagt, sie wüßte nicht, wo sie geblieben wäre. Ilsabe aber hatte noch hinzugesetzt, dergleichen Kräfte würden auch die Eidechsen haben, die sie künftig selbst zur Welt bringen würde.

Ob nun wohl die Susanne Neitmann dießfalls eingewilligt gehabt, namentlich weil ihr Ilsabe Berendts weiß gemacht, solchen Buhlgeist hätten die meisten unter dem Frauenvolke, wiewohl sie es nicht einem Jeden auf

die Rose bänden, ist ihr doch die Sache sofort verdächtig vorgekommen, weil, da sie mit dem Gebete hätte continuiren wollen, ihr Buhler solches nicht hätte zugeben wollen, daß sie auch des andern oder dritten Tages nach erlernter Bosheit zu Ilsaben gesagt, sie wolle wieder davon los sein und es offenbaren, worauf Ilsabe geantwortet, so wolle sie es leugnen, ihr Nein wäre gerade so gut als dieser ihr Ja. Wodurch sich denn die Susanne hat schrecken lassen und mit dem Bekenntniß inne gehalten, weil sie sich vor Schimpf gefürchtet. Als aber der Satan ihr das Beten durchaus nicht hat gestatten wollen und sie deswegen manchmal hart geschlagen hat, solches mit ihr auch ganzer vier Jahre getrieben, sie auch während der Zeit sonderlich dreimal dergestalt zugerichtet, daß sie ganz bettlägerig geworden und es sich ansehen lassen, als ob er sie gar todtschlagen würde, so haben ihre Eltern endlich Verdacht geschöpft. Da nun der teuflische Buhlgeist seit letzten Weihnachten nicht mit ihr zu schaffen gehabt hat, doch aber alle Nächte in seiner vorigen Gestalt mit schwarzkrausen Haaren zu ihr gekommen ist, sie beständig geschlagen und gestoßen hat und sie namentlich die Nacht vorher, ehe der Vater zu dem Geistlichen gegangen ist, sie heftig geprügelt, weil sie gebeten hatte, ja da er auch verlangte, sie solle ihrer Stiefmutter Böses beibringen, worauf er ihr die Sachen herbeischaffen würde, auch die Stiefmutter einst bei Susannens großem Elende angefangen zu sagen, demjenigen, der sie so plage, werde dermaleins der Teufel glühende Kohlen mit Schippen zuwerfen, ist sie allmählig zum Bekenntniß bewogen worden und hat ausgesagt, sie sei verführt worden von einer, die Ilsabe heiße, dieselbe wäre aber jetzt nicht hier (sie hatte sich dasselbe Jahr nach Kleinau bei Andreas Ferchowen vermiethet). Als nun die Mutter weiter nachgefragt, hat sie weiter nichts bekennen wollen oder dürfen, als daß es auf und nieder gegangen wäre. Des dritten Tages aber hat sie Alles bekannt, so wie es ihr Vater dem Prediger erzählt hat, und begehrt, ihr Vater solle zu diesem als seinem Beichtvater gehen und Alles offenbaren, ihre Sünden wären ihr herzlich leid und sie wolle gern ihre Strafe am Leibe ausstehen, sofern nur Gott ihre Seele wieder zu Gnaden annehmen wolle. Der Vater aber hat des daraus entstehenden Schimpfes wegen Bedenken getragen ihr zu willfahren, ist vielmehr nach Dessau gefahren, um sich daselbst mit seiner Schwester und ihrem Ehemanne Moritz Trost über diese Sache zu besprechen. Als diese nun ihm aber ebenfalls abgeredet, weil der Schimpf zu groß werden würde, und der Vater also keine Anzeige hat machen wollen, da hat die Susanne gesagt, so er nicht hingehen wolle, so wolle sie selbst zu ihm hingehen oder kriechen (weil sie eben damals vom Satan arg zugerichtet worden war) und ihm Alles offenbaren, wodurch denn ihr Vater endlich bewogen worden ist und wie gesagt zu dem Prediger hinging und ihm Alles erzählt hat. Hierauf ist der Geistliche in das Haus des Neumann selbst gegangen und hat die Tochter selbst verhört; ihre Antworten aber sind genau so gewesen, wie der Vater es ihm schon hinterbracht hatte. Darauf ist der Prediger am 1. Februar 1687 nach Arendsee gefahren und hat sich in der St. Johanniskirche daselbst über diesen Fall mit dem dasigen Pfarrer Herrn Donat Gregorii unterredet. Weil aber ihm dieser auch keinen Rath ertheilen konnte, ist er am 4. Februar nach Salzwedel zu dem damaligen Superintendenten Herrn Joh. Hinzelmann gereist, um dessen Meinung zu vernehmen. Die Antwort desselben fiel aber dahin

aus, daß man die Sache allerdings in die Hände der Obrigkeit bringen müsse, worauf Neitmann den 5. Februar seine Tochter auf dem Churf. Amte Arendsee angegeben hat und Herr Joh. Schelius gefordert worden ist, auszusagen, was er von seiner Tochter gehört hätte. Nach erhaltenem Bericht hat der Herr Amtmann Albrecht Ludwig Walther an den Herrn von Schulenburg zu Apenburg geschrieben und ihn gebeten, daß Ilsabe Berendts, welche in seinem Gebiete, nämlich zu Kleinau diente, inhaftirt werden möchte, welches auch den 8. Februar geschehen ist. Hierauf hat Neitmann seine Tochter auf's Amt bringen müssen, um verhört zu werden, und hat der Amtmann dem Herrn Prediger Schelius angesonnen, nach Salzwedel zu einem erfahrenen Medicus zu reisen und sich zu erkundigen, ob diese, der Susannen, Aussagungen nicht etwa aus Schwermuth herkämen. Es ist deshalb Herr Licentiat Friedrich Guxli aus der Neuen Stadt Salzwedel consultirt worden. Als dessen Bericht eingelaufen war, hat der Amtmann Ilsaben Berendts, da deren Vater, Asmus Berendts, alle seine Güter für dieselbe unterpfändlich eingesetzt, zu Apenburg losgeschrieben und darauf hat sie der Vater selbst den 18. Februar ins Amt geliefert, woselbst sie sofort in Gegenwart des Herrn Schelius mit Susannen confrontirt worden ist. Sie wollte aber durchaus nichts gestehen, und bestand auf ihrem: ich weiß nicht! so hartnäckig, als wenn sie ganz unempfindlich oder gar steinern gewesen. Weil indessen auch ihre Stiefmutter, Katharina Niemann, aus Binde gebürtig, wiewohl ungefordert, vor Gericht erschien und auf Susannens Aussage, daß Ilf. Berendts ihre Büberei von gedachter ihrer Stiefmutter sollte gelernt haben, so hat diese Alte gleichfalls nicht allein nichts gestehen wollen, sondern auch halsstarriglich in der Gerichtsstube sich verlauten lassen: hier bin ich! ich will nicht vom Amte gehen, lasset mich schließen! worauf denn auch sowohl die Tochter als die Mutter geschlossen und gefänglich eingezogen worden. Von dieser Zeit an hat man sie beide zum Oeftern mit den nachdrücklichsten Vorstellungen verhört, aus dem alten Weibe war aber kein Bekenntniß herauszubringen, wogegen ihre Tochter gleich beim zweiten Verhöre Alles gestanden hat. Nachdem nun noch andere Zeugnisse aus hiesigem Dorfe eingebracht worden, sind die Acten an die hochlöbl. Juristenfacultät zu Frankfurt a. d. O. verschickt worden, wo denn das erste Mal als Urtel gekommen ist, daß Katharinen Niemann die Wahrheit durch peinliche Mittel sollte abgefragt werden. Als solches geschehen und sie bei der Tortur fast Alles zugestanden, wurde sie in die Gerichtsstube geführt, wo sie fast Alles wieder ableugnete, weshalb der Amtmann bewogen worden, die Sache anderweit an gedachte Facultät gelangen zu lassen, da denn abermals das Peinurtheil herausgekommen. Aber auch unter der Marter wollte sie nichts gestehen, sondern berief sich beständig auf ihre Unschuld. Man confrontirte sie hernach nochmals mit ihrer Tochter, man legte ihr alle ins Gericht gebrachte verdächtige Pulver vor Augen und befragte sie bei jeglichem, was es wäre? Anfangs wollte sie nichts gestehen, obgleich die Tochter ihr Alles unter die Augen sagte. Wie aber diese wieder abgeführt wurde und man die Alte zum freiwilligen Bekenntniß ermahnte, nahm der Herr Amtmann Gelegenheit, den Geistlichen in seiner Ermahnung zu unterstützen. Da man nun eine Weile auf ihre Antwort gewartet hatte und alle Hoffnung zerronnen schien, etwas von diesem Weibe zu erfahren, fing sie bald darauf von freien Stücken an zu heulen und zu schreien: o Herr Gott,

Herr Gott! Was habe ich gethan! Welche große Sünde habe ich begangen! Und als man sie fragte, was für Sünden sie begangen, da sie doch vorher nichts gestehen wollen, antwortete sie, sie habe Alles das gethan, was ihre Stieftochter ausgesagt hätte. Wie nun der Amtmann hierauf versetzte, dies sei nicht genug, sie solle und müsse selbst stückweise erzählen, was sie begangen, so hat sie unter andern Stücken ihrer Bosheit ausgesagt und gerichtlich gestanden: 1) daß sie ihrer Tochter im Garten, nächst dem Pfarrgarten gelegen, beim Kohlpflanzen die Zauberkunst gelehrt und sie unter andern dadurch dazu gebracht hätte, daß sie in ihren Garten einen lieblichen Regen fallen lassen, da doch mittlerweile in andern Gärten kein Tropfen niedergefallen; 2) daß das eine von den vorgezeigten Pulvern von gebrannten Eidechsen und dazu zu gebrauchen wäre, Leute und Vieh zu lähmen und zu tödten; 3) daß sie ihres Bruders Weibe, Marien Berendts, ihre Tochter Adelgunde umgebracht habe, weil ihr dieselbe zur Contribution kein Geld, als etwa 16 Groschen leihen wollen; 4) daß auf ihr Anstiften ihre Tochter Ilsabe durch ein ihr zu dem Ende gereichtes Zauberpulver Joachim Trostens Tochter Margarethen habe opfern müssen, aus Ursache, weil dessen Schwiegervater Hans Kempe ihr manchmal so harte und empfindliche Reden zu verschlucken gegeben; 5) daß sie ihre Kunst von einer Tartarin in ihrem eigenen Hause erlernt, damit sie möge Segen haben; 6) daß sie den von dieser Tartarin erhaltenen Geist ihrer Stieftochter wieder zugebracht habe ꝛc. Alles dieses leugnete sie aber einige Tage nachher wieder ab, daher der Amtmann noch mals etliche Prediger zu ihr schickte, welche sie zur Ablegung eines aufrichtigen Bekenntnisses ernstlich ermahnen mußten. Nachdem sie sich endlich gegen diese Prediger anheischig gemacht, Alles rund heraus zu beichten, wurde sie nochmals in Gegenwart zweier Zeugen gerichtlich verhört, wo sie denn fast Alles Obige gestand. Man verschickte die Acten nach Frankfurt und da kam das Urtheil zurück: 1) daß Susanna Reitmann mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht und hernach an dem Orte begraben werden sollte, wohin die Uebelthäter gehören; 2) daß Ilsabe Berendts gleichfalls mit dem Schwerte gerichtet, alsdann aber ihr Körper verbrannt werden sollte; 3) daß Katharina Niemann, wofern sie bei ihrem Bekenntniß verbleiben werde, lebendig verbrannt werden sollte. Der Tag zur Vollziehung des Urtheils wurde auf den 29. Julius gesetzt. Allein wie die Alte den Ernst merkte, hat sie abermals geleugnet. Daher ist die Execution abermals ausgesetzt worden. Unterdessen hat sie sich doch aber durch fleißiges Zureden der Prediger gewinnen lassen, nochmals ein aufrichtiges Bekenntniß zu thun und versprochen, dabei zu leben und zu sterben, hat auch ihr Wort gehalten, daher ist allen drei Inquisitinnen auf ihr Begehren den 4. August das heilige Nachtmahl gereicht und der Tag nachher zur Execution festgesetzt worden. Unterdessen sind aber der Susanna Reitmann noch verschiedene Fragen vorgelegt worden: ob denn sonst der Satan ihr gern habe zulassen wollen zum h. Abendmahl zu gehen, als dessen sie doch allererst vor 6 oder 7 Wochen genossen habe? So antwortete sie, er habe gesagt, sie möchte nur gehen, damit die Leute nichts Verdächtiges an ihr merkten, sie solle aber nicht andächtig dabei sein, sondern nur zum Schein hingehen, sonst werde er sie züchtigen. Gefragt, ob sie denn auch das Brot und den Wein wirklich genossen, hat sie zur Antwort gegeben: ja, aber es wäre ihr bei Nießung des Brotes so schrau (d. h. schmerzhaft, ritzend) im

Halfe geworden. Ferner ob er ihr das Kirchengehen und Predigthören willig erlaubt habe? Ja, aber mit der Bedingung, sie solle ganz und gar keine Andacht dabei bezeigen, auch habe er sie, da sie einige Male des Befehles ungeachtet mit Andacht zugehört, in den folgenden Nächten geschlagen, doch nicht so hart als die vorgedachten dreimal, so daß sie eben nicht bettlägerig geworden und noch immer beim Gehen bleiben können. Auch habe er sie, so oft er ihr befohlen, andern Leuten Schaden zu thun, wozu er ihr schon die nöthigen Sachen anschaffen werde, wenn sie alsdann nicht habe einwilligen wollen, allemal sehr heftig durchgeprügelt. Gefragt, ob sie ihren Geschwistern Schaden zugefügt, weil sie doch fast alle bettlägerig wären? antwortete sie: nein, das hätte ihr Klaus gethan, weil die Kinder bei Wartung des Viehes so schrecklich geflucht, wie ihr der Geist selbst gesagt und offenbaret hätte. So hat auch ebenerwähnte Susanna ihrem Buhlen bei der ersten Zusammenkunft angeloben müssen, daß sie ihm getreu sein und mit Leib und Seele sein Eigenthum bleiben wolle, alsdann solle sie auch alle Nacht Lust von ihm haben; habe sie sich aber bisweilen aus seinen Armen zurückziehen wollen, da habe der Teufel sie elendiglich zugerichtet, und wenn dann nach ihrer Genesung der Geist wieder zu ihr gekommen sei, so habe er ihr zugeredet und eingeschärft, sie solle nur nicht beten oder andächtig und gottesfürchtig, sondern vielmehr ihm getreu sein, dann werde er sie nicht mehr schlagen, stoßen, reißen oder kneipen. Gefragt, was der Teufel gesagt, wenn sie von seinen Schlägen genesen, antwortete sie: sie solle nur nicht so gebetet haben, so würde er sie nicht so gelähmt haben. Ob sie von der Verbindung mit dem Teufel keinen Anfall gehabt oder bettlägerig gemacht worden? sagte sie: nein, sondern nur, wenn sie widerstürzig habe werden wollen, habe sie solches Alles erleiden müssen. „Ob sie es Jemand wieder gelehrt oder damit Schaden gethan?" „Nein, sondern eben darum, weil sie solches durchaus nicht habe thun wollen, habe sie soviel ausstehen müssen." „Ob nicht der Buhlgeist wieder zu ihr gekommen sei, nachdem der Prediger zu ihr gegangen wäre und sie zur Buße ermahnt hatte?" „Von dem ersten Tage an, da er sie besucht, wie auch bis ans Ende ihres Lebens hätte sie ihn nicht wieder gesehen oder gespüret." Weiter gefragt, ob sie in der Hexengesellschaft mit auf dem Blocksberge gewesen? antwortete sie: ja, sie wäre einmal auf einem Berge gewesen, wußte aber nicht, wo und auf welchem Berge, doch hätten sie auf demselben getanzt und gesprungen, und wären aus hiesigem Dorfe auch Asmus Berendts Frau, die Katharina Niemanns und deren Stieftochter Ilsabe mit erschienen; sie selbst, die Susanna, hätte auch mit ihrem Klaus beim Geigenspiel getanzt, und von den beiden Spielleuten hätte der eine einen krummen Rücken gehabt, es wäre daselbst gutes Bier gewesen, wovon sie mitgetrunken, auch allerhand Essen, wovon sie aber nichts genossen. So sagte sie auch aus, daß sie auf einem Bocke dorthin gebracht worden sei. Ferner Ilsabe Berendts habe in nächstverwichener Ernte die Anne N. N., wenn sie mit ihr unter 3 Garben sitzen gehen wollte, solche Künste lehren wollen, welche ihr ihr Lebtage gutthun sollten, nämlich wie sie aus einem Ständer oder einer Säule Milch melken sollte, soviel als sie verlangte, und als sie von einem einfallenden Regen verhindert worden, dieses ihr Vorhaben zu bewerkstelligen und folglich von einander laufen müssen, so sei die Anne

hernach so verrückt geblieben, als wäre sie ganz dumm, so daß sie auch manchmal in tiefen Gedanken über Tische bei der Schüssel vorbeigegriffen, doch sei sie endlich mit der Zeit wieder zu sich selbst gekommen ꝛc. Katharina Niemanns habe sich auf Jacob Berendts Hofe einst verlauten lassen, aus den geborenen Eidechsen würden Alfen oder Elfen, welche die Kinder auäleten, und wovon dessen Töchterlein Adelgunde acht Paar gehabt hätte, hierauf habe Maria Krügers, Joachim Tiedens Frau, versetzt, sie würde ihrer Tochter die Eidechsen von einem ganzen Jahre zusammengebracht haben. Als Hans Kempe die Susanna den nächsten Sonnabend vorher, ehe sie zur gefänglichen Haft gebracht worden, gefragt: ob sie auch wohl beten könne? habe sie aus Psalm 101 geantwortet: weichet von mir alle Uebelthäter! Wie nun aber die Reitmannin dazu gekommen und gesagt habe: ja, es könnten auch wohl alle Hexen beten, so habe die Katharina Niemanns ganz stille dazu geschwiegen. Item habe sie die Katharina gedachten Kempen und eins seiner Kinder angeblasen, welche auch wieder zurückgeblasen und sie ins Angesicht schlagen wollen. Endlich hat sie auch noch ausgesagt, die Katharina habe Marien Berendts, als solche bei ihr gedient, wohl zwanzig Böten (Zauberformeln, Segensprechereien) lehren wollen, weil aber diese sich geweigert, solche insgesammt zu lernen, sei jene verdrießlich geworden und habe ihr hernach keine einzige entdecken oder vorsagen wollen. Es wurde nun auf dem Kurfürstl. Amtsplatze, da es zuvor immer auf der Neuen Stadt vor dem Rathhause geschehen, öffentlich nochmals über die drei Hexen Gericht gehalten, dann ging der Zug durch die Stadt hindurch zum Gerichtsplatze, ein Theil der bewaffneten Mannschaft ging voran, jede der drei armen Sünderinnen wurde von einem Henkersknechte an einem Strick geführt und von zwei Predigern und sechs bewaffneten Bürgern begleitet. Den Trupp schloß eine gute Anzahl bewaffneter Leute. In dieser Ordnung wurde durch die ganze Stadt mit abwechselnden Gebeten und Ermahnungen und Gesängen die Gerichtsstelle vor dem Seehausenschen Thore erreicht. Der geschlossene Kreis wurde geöffnet und erstlich die Susanna in demselben rechter Hand wärts so lange herumgeführt, als das Lied: Gott der Vater, wohn' uns bei ꝛc. währte. Nachdem ihr durch einen einzigen Hieb das Haupt abgeschlagen worden, sang man: Nun bitten wir den heiligen Geist ꝛc. Darauf wurde ihr Körper in einen Sarg gelegt, nach Hillgenfelde gefahren und daselbst an einer Ecke außerhalb der Ringmauern des Kirchhofes begraben. Dann trat zweitens die Ilsabe nebst ihren Begleitern hinein, wurde gleichergestalt etliche Male darin herumgeführt, hernach enthauptet und ihr Körper von den Bütteln auf den schon dastehenden Holzhaufen gelegt und mit Stroh zugedeckt. Endlich wurde die Katharina Niemanns rücklings auf einer Leiter auf diesen Holzhaufen hinaufgeschleppt, mit einer Kette um den Leib und Hals festgebunden und dabei sonderlich die Krempe am Halse so hart zugezogen, daß sie im Gesicht ganz braun ward und dasselbige einigermaßen aufgeschwollen schien. Gleich darauf wurde der aus Holz, Stroh und tannenen Reisern aufgeführte Scheiterhaufen angezündet, der dann unter beständigem Gesange so lange loderte, bis beide Körper völlig zu Asche verbrannt worden. So geschehen auf dem Köppenberge vor Arendsee den 5. August 1687.

200) Die Hexe zu Fißen bei Salzwedel. [1])

Im Jahre 1687 den 15. Auguſt hat Hans Röhle, Kirchenvorſteher zu Hillgenfelde, dem Paſtor Herrn Joſ. Schelius erzählt, daß er nämlich von ſeinem Vater gehört, daß in Fißen ein Bauer geweſen, Rooſt genannt, welcher ſammt ſeinem Weibe hexen können. Das Weib habe unter Anderm dieſe Kunſt gekonnt: Wenn ſie einen Wispel Korn verkauft, habe ſie nebſt dem Gelde allemal das Korn wieder mitgebracht und habe es doch der Fuhrmann nicht merken müſſen. Als ſie einſtmals von Salzwedel gekommen und vor Gartze vorbeigefahren ſei, habe ſie geſagt: hieſige Krügerin (d. h. Gaſtwirthin) plämpert oder buttert noch, und ich habe das Geld (von der Butter) ſchon im Beutel. Endlich iſt ſie am dritten Pfingſttage von den Vögten vom Heiligen Geiſte (einem Churf. Brandenb. Amte vor Salzwedel) gefangen genommen worden, dergeſtalt, daß ſie weder Hand noch Fuß mehr an die Erde kriegen können, da ſie denn nachgehends verbrannt worden, wobei die Hexe vorher bekannt, wenn ſie nur einen einzigen Finger bei der Feſtmachung hätte können an die Erde kriegen, ſo hätte in Fißen in 9 Jahren kein Brotkorn wachſen ſollen. Item ſie hätte aus dem Schubenhofe zu Coßuhn 9 Jahre Brotkorn gehabt, welcher Hof auch faſt ganz darüber zu Grunde gegangen. Hierauf hat ſich der Mann bekehren wollen, iſt aber vom Teufel erhaſcht, über die Scheune geführt und bis über die Kniee in die Erde geſetzt worden, er ſei aber wieder ausgegraben worden, habe noch eine Zeit lang gelebt, und nicht zum Feuertode verurtheilt worden.

201) Die Entſtehung des Namens Arendſee. [2])

Als vor vielen hundert Jahren das Städtlein Arendſee erbaut war und damals noch keinen Namen hatte, geſchah es eines Tages, daß das Erdreich neben dieſem Orte, da, wo der jetzt ebenfalls Arendſee genannte See iſt, plötzlich einſank und den jetzt noch vorhandenen großen See hinter ſich ließ. Eine Frau, deren Ehemann Arend hieß, ſah ſolches zuerſt und ſie hat in ihrer Verwunderung ihrem Manne bloß zurufen können: „Arend ſeh (d. h. ſieh)!“ Von der Zeit iſt denn ſolcher Name der Stadt geblieben.

202) Der Arendſee in der Altmark. [3])

Einer der merkwürdigſten Seen in der ganzen Altmark iſt der große See bei Arendſee, ſonſt ſelbſt auch der Arendſee genannt, auf dem Poſtwege von Havelberg nach Hamburg, ein Waſſer von großer Tiefe, die ſich auf 20–30 Klafter und darüber erſtreckt, in deſſen Grunde auch gleichſam Hügel und Thäler ſich befinden und daher die Ungleichheit auch den mißlichen Fiſchfang verurſacht. Der Umfang deſſelben iſt ohngefähr eine deutſche Meile und liegt er an dem Städtchen und Kloſter Arendſee, allwo er ein hohes Ufer von etlichen Klaftern, ſonſt aber größtentheils ein flaches aus Sand und Lehm beſtehendes Ufer hat. Er hat, ſo viel man ſehen kann, außer einem Bach, der in dem Dorfe Schrempe zur Winterszeit eine Mühle

[1]) Nach Reinhard a. a. O. Bd. I. S. 125.
[2]) Nach Beckmann, Hiſtor. Beſchreibung von Brandenburg Th. V. Bd. I. S. 28.
[3]) Nach Beckmann Th. IV. S. 1075 ꝛc. Bechſtein, Deutſches Sagenbuch S. 290.

treibt und 1184 in Otto's I. Begiftung des Klofters Arendfee Biede genannt wird, keinen fonderlichen Zufluß, auch keinen Abfluß außer einem Bach nach Sitzo zu, vergrößert fich auch nicht bei feuchtem oder verändert fich bei trocknem Wetter. Jedoch iſt wahrgenommen worden, daß, wenn die Elbe, als welche nicht über zwei Meilen von ihm entfernt iſt, wächſt, dieſer ſich auch vergrößert, und wenn jene fällt, dieſer ſich auch merklich vermindert. Man bemerkt aber, daß, wenn er zufrieren ſoll, welches um die heil. drei Könige geſchieht, er vorher wie ein Backofen raucht und dabei ein entſetzliches Geheul, Getöſe in der Luft und Krachen auch in der Ferne gehört wird, welches auch dann geſchieht, wenn ein ſtarkes Ungewitter, Sturmwind oder Thauwetter entſtehen ſoll. Wenn er ſich auch ſetzen oder das Eis losgehen will, ſo läßt ſich ein Gepraſſel hören, als ob ein Ungewitter vorhanden wäre, welches jedoch wohl dem ſinkenden und brechenden Eiſe beizumeſſen iſt. Es wird auch vorgegeben, daß wenn es blitzt, ſollen die Netze in dem Seeſand verbrennen, welches ſich aber nicht ſo verhält. Jedoch ſagen die Fiſcher einmüthiglich, daß die Netze alsdann mürbe würden und über 14 Tage nicht mehr hielten. Es wird auch vorgegeben, daß der See zu Zeiten viele Nadeln, ſogar auch alte unkennbare Münzen ausgeworfen, welches man jedoch bei geſchehener Unterſuchung ungegründet gefunden hat. Das Allermerkwürdigſte iſt aber bei dieſem Waſſer ſein Urſprung, denn ums Jahr 815 unter dem Kaiſer Ludwig dem Frommen iſt er mit einem Male in einer Nacht bei einem Erdbeben mit entſetzlichem Krachen entſtanden, da zuvor daſelbſt ein feſter Boden, oder wohl gar ein Städtchen oder Dorf geſtanden hat, ſolches aber verſunken iſt und den See hinter ſich gelaſſen hat.

Im Jahre 1685 den 25. November als am St. Katharinentage iſt ein ſtarker Sturmwind von Nordweſten entſtanden, welcher an verſchiedenen Orten großen Schaden gethan, wobei um das Städtlein Arendſee aber zugleich einiges Erdbeben verſpürt worden, dabei um 2 Uhr Nachmittags das Waſſer aus dem See mit einer großen Bewegung aufwärts zu ſteigen begonnen und bei 23 Kohlgärten, ſo an dem See gelegen, nach und nach verſchlungen, dergeſtalt, daß die Erde in dieſen Gärten etwa eine Elle breit oder auch noch etwas mehr, immer ein Stück nach dem andern Borſten bekommen und dieſe darauf in den See geſunken ſind. Das Waſſer hingegen hat ſich von unten auf immer mehr aufgeworfen, durch die hinein gefallenen Stücke in die Höhe getrieben, iſt es durch die Gewalt des Sturmes mit Sand vermengt wie durch eine gewaltige Spritze daraus ſtark und hoch in die Höhe geſtiegen, hat nächſt den Kohlgärten einen Hügel nach dem andern hinuntergeriſſen, auch endlich eine Windmühle, welche ziemlich hoch geſtanden, ergriffen, welche erſtlich angefangen zu wanken, daß der Müller mit einer Magd kaum mit Herabſteigen und Springen ſich hat retten können, darauf aber mit ſammt dem Hügel gleichfalls untergegangen und damit zugleich vier Wiſpel theils Roggen theils Mehl verdorben und nur vier Säcke Mehl ausgeſicht worden. Das Holzwerk iſt aber faſt alles zu Trümmern gegangen, welches Alles binnen einer Stunde von 2 bis 3 Uhr Nachmittags geſchehen, und ſieht man jetzt an dem Orte, wo dieſe Gärten, Hügel und Windmühle geſtanden, eine Tiefe von ohngefähr 20 Klaftern. Der Ort ſelbſt aber zeigt ſich wie eine große Bucht oder Keſſel, deſſen Krumen ſich etwa auf 3000, die Breite aber auf 300 Schritte erſtreckt. Der Müller hat eidlich bekräf-

tigen wollen, daß drei Nächte zuvor, ehe dieſe Stürzung geſchehen, des Nachts zweimal hinter einander ſich eine Stimme hat hören laſſen: „Müller heraus, nur bald fort!“ und da er herausgeſehen, hat er doch Niemand bei der Waſſermühle vernommen, die Windmühle aber hat, ehe der Sturm entſtanden, etliche Male gepraſſelt, gleich als wenn Alles darauf in Stücken zerginge, ſo der Müller aber dennoch in Allem richtig befunden. Man hat hierauf in dem Städtlein den Beſchluß gefaßt, jährlich dieſen Tag als einen Buß oder Feſttag mit Gebet, Predigen und Singen zu begehen, welches auch etliche Jahre mit ziemlichem Eifer geſchehen, jetzt aber davon nachgelaſſen und ziemlich lau fortgeſetzt worden iſt. Man ſagt, daß bisweilen, wenn die Sonne recht ſcheint und wenn es recht ſtill iſt, in der Tiefe die Mauern eines geſunkenen Schloſſes, welches früher an jener Stelle geſtanden haben ſoll, zu ſehen ſeien. Als Einige einmal die Tiefe des Sees ergründen wollten, und aus einem Schiffe ein Seil herabließen, ward plötzlich an dem Seile gezuckt, und als ſie es heraufgezogen, war ein Zettel daran befeſtigt, auf welchem aus Hiob ſtand: „Willſt Du der Welt Lauf achten, darinnen die Ungerechten untergegangen ſind? Die vergangen ſind, ehe denn es Zeit war, und das Waſſer hat ihren Grund weggewaſchen.“ Und die im Schiffe ſaßen und das laſen, erbebten und ließen ab von ihrem Vorhaben.

203) Der Mehlberg bei Arendſee.[1])

An der weſtlichen Seite des Arendſees bei dem Dorfe Schrempe liegt ein weißer Berg, der aus ſehr feinem, mit weißen Spatſtinkern vermiſchtem Sand beſteht und insgemein der Mehlberg genannt wird, weil nach der gemeinen Sage in theuerer Zeit arme Leute aus dieſem Berge einſt Mehl genommen und davon Brot gebacken haben ſollen, in der That aber wohl deswegen, weil er ſo weiß ausſieht.

204) Die kluge Nonne zu Arendſee.[2])

In dem Städtchen Arendſee iſt ein altes Kloſter zu ſehen, welches früher von adligen Jungfrauen des Benedictinerordens bewohnt wurde und ſehr berühmt war. Man findet auch ein Gemälde an der Orgel in der Kloſterkirche gegen den Altar zu, darauf ſich eine Domina des Kloſters mit dem Chormantel zeigt, darunter die ſämmtlichen Kloſterjungfrauen, an der Zahl 9, ſtehen und hervorſehen, mit dieſen dabei befindlichen Worten: Die Verſammlung des jungfräulichen Kloſters Arenthſee. Weiter unten lieſt man dieſe Namen: Emerentia von Stiedtorf, Domina Allheide von Eickſtedte, Anna von Baldenſtedten, Klöſterinnen. Ob es nun wahr iſt, daß in den ſchweren Kriegszeiten dieſes geſchehen, daß gedachte Emerentia von Stiedtorf auf ihr gethanes Anſuchen, daß ſie dasjenige möchte aus dem Kloſter in Sicherheit bringen, was ſie unter ihrem Chormantel könnte fortbringen, und alſo ſich ſelbſt nebſt allen Conventualinnen in Sicherheit gebracht, wie die letzt verſtorbene Domina erzählet, daß ſolche Geſchichte durch dieſes Bild angedeutet werde, iſt nicht gewiß.

[1]) Nach Beckmann Th. III. S. 888.
[2]) S. Beckmann Th. V. Br. I. Cap. IX. S. 31 ꝛc.

205) Der Mittelpunkt der Welt. [1])

In dem Dorfe Poppau und in der Gegend herum glauben die Leute steif und fest, daß Poppau gerade mitten in der Welt liege. Dicht am Dorfe ist ein kleines stehendes Wasser, neben diesem steht ein alter Stein. Dieser Stein ist der Mittelpunkt der Welt; um das zu bezeichnen, steht er hier an tausend und tausend Jahren, unter ihm aber liegt noch die Kette, mit der damals die Welt ausgemessen ist.

206) Die gestohlene Glocke in Ristedt. [2])

In dem Ristedter Kirchthurme fehlt noch jetzt eine Glocke. Sie ist vor vielen Jahren von einem Offizier gestohlen, der auch noch sechs andere Glocken, also im Ganzen sieben Kirchenglocken in der Altmark entwendet hat. Daher ist es ihm denn auch in seinen letzten Jahren schlecht gegangen, indem ihn das Ungeziefer aufgefressen hat.

207) Der Altmarkstädte Namen und Ruhm. [3])

Unser die Namen und die Eigenschaften der 7 hauptsächlichsten Städte der Altmark existirt ein Volksreim, der lautet also:

De Stendaler drinken gerne Win,
De Gardeleger wöllen Junker sin,
De Tangermünder hebben den Moth,
De Soltwedler hebben det Goth,
De Seehuser dort sin Ebentur (Abenteurer),
De Werbner geben den Weiten dhur (den Weizen theuer),
De Osterburger wollen sich reken
Und deden den Bullen vor den Bären steken.

Diese Verse beziehen sich darauf, daß die Stendaler Weinbau treiben, die Gardeleger als stolz gelten, die Tangermünder muthig in den Fehden ihres Fürsten stritten, die Salzwedeler als Einwohner einer Hansestadt durch Handel reich wurden; den Seehausern ward nachgesagt, sie hätten sich sehr gern auf die See begeben und die Inseln der Glückseligkeit gesucht, aber nicht gefunden, die Werbner benutzten die Fruchtbarkeit ihrer Gegend „in der Wische" genannt zu lebhaftem Getreidehandel, von den Osterburgern aber erzählt sich das Volk, sie hätten einmal eine Heerde Ochsen, die nach der Stadt zu kamen, für Bären angesehen und sich gegen sie mit Spießen, Mistgabeln und Stangen gerüstet und selbige damit abtreiben wollen.

208) Die beste Religion. [4])

In der Altmark, nicht gar weit von Salzwedel, liegt das Kloster Distorf, welches eins der ältesten Klöster ist, und schon im Jahre 1161 bei Lebzeiten Markgraf Albrechts des Bären gestiftet ward. Nun sind um

---

[1]) Nach Temme, Sagen der Altmark S. 33.
[2]) S. Temme a. a. O. S. 34.
[3]) Nach Temme S. 31 ꝛc.
[4]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. X. S. 154 ꝛc. und Temme S. 35 ꝛc.

das Jahr 1540 zwei Klosterjungfrauen und Schwestern hier gewesen, Elisabeth und Ursula von Ritzbüttel, welche sich nicht entschließen konnten, das Papstthum zu verlassen, doch aber sich endlich beredeten, daß, wenn eine von ihnen sterben und Bericht der andern thun würde, welches die beste Religion sei, so wolle die andere sich dann zu derselben halten. Und als hierauf Elisabeth mit Tode abging, so hat sich ein Geist in ihrer Gestalt bei der Ursula eingefunden, und auf Befragen, ob sie selig worden sei, geantwortet: kuhm, kuhm, d. h. kaum, kaum, worauf denn die Ursula sich fest vorgenommen hat, die Religion zu verändern. Wie sie aber zur Kirche gehen wollen, um ihr Glaubensbekenntniß öffentlich abzulegen, und bis in die sogenannte Kluft und in den etwas finstern Eingang aus dem Kloster zur Kirche gekommen, ist sie von einer kalten Hand mit einer derben Maulschelle bewillkommnet worden, worauf diese aber versetzt hat: ich lasse mich nicht irren; sondern ging fort und nahm die evangelische Religion an.

209) Tetzel's Ablaßkasten in Flechtingen. [1])

Der berüchtigte Ablaßkrämer Tetzel kam zu seiner Zeit auch in das Dorf Flechtingen bei Salzwedel und bot seine Waare an, verkaufte auch viel. Als das der Edelmann des Dorfes, Borwerd von Schenk geheißen, erfuhr, begab sich dieser auch zu ihm und verlangte einen Ablaßbrief für eine schwere Sünde, die er aber noch nicht begangen habe. Er erhielt ihn, mußte ihn aber sehr theuer bezahlen. Wie darauf der Ablaßkrämer gutes Muthes und mit vielem Gelde beladen, welches er in der ganzen Umgegend reichlich eingenommen, wieder abzog, da jagte Borwerd von Schenk auf einem andern Wege ihm zuvor und trat ihm plötzlich in dem Flechtinger Forst entgegen. Hier forderte er ihm seinen Ablaßkasten ab mit dem Sündengelde darin. Der Mönch erschrak zwar sehr und suchte dem Edelmann begreiflich zu machen, welch' eine große, schwere Sünde er begehe, wenn er ihn und somit die heilige Kirche beraube. Allein der Herr von Schenk erinnerte ihn daran, wie er ja eben für eine recht schwere Sünde von ihm seinen Ablaßbrief erhalten, und der Dominikaner mußte, alles Sträubens ohngeachtet, seinen Kasten mit allem Gelde hergeben. Von diesem Gelde ließ der Edelmann, da das Dorf bis dahin keine eigene Kirche hatte, die Kirche in Flechtingen bauen, die daselbst noch gegenwärtig steht.

210) Das Unwetter in Groß-Gerstädt. [2])

Am 21. Julius des Jahres 1737 hat es in Gr. Gerstädt, einem Dorfe in dem Kirchspiele Salzwedel, bei nicht gar starkem Donnern an drei Orten eingeschlagen und in einer Stunde fünf Ackerhöfe mit allen Gebäuden und Ställen von zwei andern Bauerhöfen in einen Aschenhaufen verwandelt. Wobei dieses merkwürdig, daß kurz vorher ein Bauersmann bei heiterem Himmel seinem Sohn, mit dem er sich veruneinigt gehabt, gewünscht hat, daß Gott mit Feuer vom Himmel in dessen Hof schlagen möchte, daß sie beiderseits nicht mehr darin wohnen könnten. Worauf denn kurz nachher der

[1]) Nach Temme S. 34 ꝛc.
[2]) Nach Beckmann Th. III. S. 514.

Wunsch ist erfüllt worden, und da der Sohn nach Salzwedel gegangen, inzwischen beide Höfe abgebrannt, daß weder der Eine noch der Andere die Stelle ihrer Häuser betreten können.

211) Der bestrafte Sabbathschänder zu Bombeck.[1])

Zu Bombeck, einem Dorfe im Salzwedelschen, wollte am 4. September 1726 eben am Bußtage Hans Stölke, Schulze daselbst, das Gerüste zu einem von ihm selbst verfertigten Backofen herausnehmen, kroch also hinein, aber siehe zur Strafe für seine Sabbathschänderei ist, da er kaum hinein gekrochen, der Ofen eingefallen und hat ihn lebendig begraben, ehe die Seinigen es wissen oder ihm zu Hilfe kommen konnten.

In dieser Gegend herrschte sonst auch der Gebrauch, am Palmsonntage etliche Stunden die Glocken zu läuten und ein Pflugrad an den Thorhäusern aufzuhängen.

212) Was die Flüche: „Daß dich der Trus hole" und „daß dich der Jäger hole" bedeuten.[2])

In der Altmark ist ein Fluch gebräuchlich: „dat dy de Troß hole", und man erklärt ihn so: Der Römer Trusus habe, als er hier in Deutschland gewesen, Alt und Jung solchen Schrecken eingejagt, daß wenn man ihn nur genannt habe, Jedermann sich gefürchtet und, wenn man Jemand fluchen wolle, habe man gewünscht, der Trus solle ihn holen, denn der Trusus sei so stark gewesen, daß er Steine, die man noch hier und da zeigt, mit einem Hieb auseinander gehauen habe. Allein richtiger wird jener Fluch von dem Worte: Druse, d. h. ein Geschwür, hergeleitet, denn das ist ja schlimm genug, wenn man, wie es noch heute zuweilen geschieht, Jemandem ein solches an den Hals wünscht. Der andere Fluch: „daß dich der Jäger hole", bezieht sich aber darauf, daß man erzählt, ein gewisser Mann, Namens Halkeberg, habe aus übermäßiger Lust zum Jagen gesagt, wenn er nur immer jagen könnte, so wolle, er Gott seinen Himmel wohl lassen. Dieser jage nun nach seinem Tode immer des Nachts zu Pferde mit Hunden von dem Harz hinunter in den Drömling bei Gardelegen hinein und weiterhin in Gestalt eines Jägers, man glaube aber inzwischen, daß es der Teufel sei. Es fehlt auch nicht an Leuten, die ihn wollen gesehen und begegnet haben. Bei Köpenick soll sich an gewissen Orten, sonderlich bei Nacht ein Getöse von Jagdhörnern und Gebell von Hunden hören lassen, und das wird wohl derselbe Jäger sein.

213) Der Lehnekenberg bei Dahrendorf.[3])

Bei dem Dorfe Dahrendorf unweit der hannöverschen Grenze liegt ein kleiner Berg, der Lehnekenberg genannt; auf demselben befindet sich ein großer Granitstein, um welchen mehrere kleine Steine herumliegen. Man erzählt sich hiervon, daß einstmals eine Braut aus dem Hannöverschen hierher ge

[1]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. III. S. 123.
[2]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. III. S. 14 und Bd. I. Cap. IV. S. 79.
[3]) Nach Temme S. 38.

kommen und in den großen Stein verwandelt worden sei, warum aber, das weiß man nicht. Die Braut hat Lene geheißen und daher ist der Berg Lehnekenberg genannt worden.

214) Der Lehnekenstein bei Bonese.[1])

Eine Viertelstunde westlich vom Dorfe Bonese, hart an der Markauer Grenze, steht in der Haide ein großer Stein; er ist von Granit und enthält vielen schwarzen Glimmer; er muß da schon viele hundert Jahre gelegen haben, denn er ist ganz grau und mit Moos und Flechten bewachsen. Er ist ohngefähr 5 Fuß hoch und hat gegen die Mitte zu einen Umfang von 12 Fuß, nach oben hin spitzt er sich zu. An der Vorderseite, wo ein Fahrweg dicht vorbeigeht, ist er glatt, an den übrigen Seiten aber ist er rauh und uneben, auch hat er dort mehrere Rizen und Spalten. Früher hat ein ganzer Kranz von Steinen um ihn herumgestanden, davon sieht man jetzt noch die Spuren. Der Stein heißt der Lehnekenstein (Leichenstein) und von ihm giebt es folgende Sage.

Vor vielen Jahren wohnte in dem Dorfe Bonese eine Bauerfrau, die zwei Kinder hatte, einen Jungen, der hieß Asmus, und ein Mädchen, die Marlene (d. h. Marie Helene) hieß. Der Asmus war schon als Knabe ein Taugenichts und nachher ward er ein großer Böfewicht, der keine größere Freude kannte, als andere Menschen zu quälen. Seine Schwester Marlenchen war dagegen ein gutes und gottesfürchtiges Mädchen, die von Jedermann geliebt wurde. Die jungen Bursche kamen von allen Seiten her und begehrten sie zur Frau. Sie mochte aber keinen von ihnen und schlug alle Anträge aus, denn sie hatte eine stille Liebschaft mit einem Knechte auf dem Nachbardorfe, der ein frommer und fleißiger Mensch war, und nur leider keine Reichthümer hatte. Den hatte sie sehr lieb, wie er sie auch, und sie hatten geschworen, daß sie nicht von einander lassen wollten. Zuletzt kam auch der reiche Schulzensohn aus Markau als Freiersmann. Der ließ sich von Marlenchen nicht abweisen und steckte sich hinter ihre Mutter und Bruder. Diese quälten sie täglich und verlangten von ihr, daß sie den Schulzensohn zum Manne nehmen solle. Sie weinte zwar und klagte, und bat um Gotteswillen, daß man doch nicht so etwas von ihr verlangen solle. Aber die Beiden kehrten sich nicht daran, und betrieben nur desto eiliger das Verlöbniß und Aufgebot. Marlenchen schwor zwar in ihrer Herzensangst, sie werde sich eher umbringen, als daß sie als Braut über die Markauer Grenze gehe, aber man verspottete und verachtete sie nur. Unterdeß kam der Hochzeitstag heran, und war auf den nächsten Dienstag bestimmt. Am Montage vorher des Nachmittags kamen wie gebräuchlich die Brautjungfern zu ihr, putzten sie auf und führten sie dann, so viel sie auch weinte und sich sträubte, mit Gewalt zu dem Wagen, in welchem sie nun, wie das Sitte ist, zu ihrem Bräutigam gefahren werden sollte. Ihre Verwandten und Bekannten begleiteten sie in vielen Wagen, und im hastigen Galop eilten Alle nach Markau zu. Den vordersten Wagen führte der Bruder der Braut, den hintersten der jüngste Bruder des Bräutigams, wie das so Gebrauch ist. An der Markauer Grenze mußten die Wagen halten, und der Bruder des

[1]) Nach Temme S. 39

Bräutigams mußte hier der Sitte gemäß die Braut und die Brautjungfern fragen, ob sie nicht noch lieber umkehren wollten. Es war aber gerade die Sonne im Untergehen, als sie an der Grenze ankamen. Wie alle Wagen stillstanden, erhob sich der Bruder des Bräutigams und fragte die Brautjungfern, ob die Braut noch bei ihnen sei. Sie antworteten ihm: ja! Darauf fragte er die Braut: „Wer hat Dich hierher gebracht, Du Braut?" Marlenchen antwortete seufzend, wie es vorgeschrieben war: „Gott und gute Leute!" Jener fragte weiter: „Will die Braut weiter oder will sie umkehren? Jetzt ist es noch Zeit!" Da rief Marlenchen, laut weinend: „Ich will um, ich will wieder um, ich will nach meiner Mutter Haus!" Ihr Bruder Asmus aber, der das hörte, schrie wüthend: „Nein, Du sollst nicht um, Du sollst nach Markau! Fahrt zu, fahrt zu!" Damit schlug er auf seine Pferde und rief den Andern zu, daß sie desgleichen thun sollten. Aber Marlenchen sprang von ihrem Sitze auf und rief: „Ich will lieber zum Steine werden, als daß ich über die Markauer Grenze komme!" Mit diesen Worten stürzte sie sich oben über den Rand des Wagens und wurde auf der Stelle zu einem Steine. In demselben Augenblicke ging die Sonne unter. Um Mitternacht, wenn Vollmond ist, sieht man die bunten Brautbänder noch an dem Steine flimmern.

215) Die Spinnerin im Monde.[1])

In der Gegend von Salzwedel erzählt man sich folgende Sage, die sich in einem Dorfe der Gegend zugetragen haben soll, dessen Namen man aber nicht mehr erfahren kann. In dem Dorfe lebte eine arme, alte Wittwe, mit ihrer einzigen Tochter, Namens Marie. Die Mutter war krank und schwach und konnte nicht mehr arbeiten. Das schadete aber nicht, denn Marie war die beste Spinnerin weit und breit, sie konnte täglich drei Stück Garn spinnen und ihr Faden war doch der feinste; dadurch ernährte sie sich und ihre Mutter. Sie hatte leider nur einen einzigen Fehler an sich, sie war wild und leichtsinnig, und sie mußte bei jedem Spektakel und bei jeder Tanzerei sein. Sie verursachte dadurch ihrer frommen Mutter vielen Kummer, und diese machte ihr Vorwürfe und Ermahnungen genug, allein das half nichts. Besonders im Spätherbst und Winter ging die Lust des Mädchens los, wenn die jungen Leute zum Spinnen zusammenkamen, was man das Spinnekoppel hieß. Es wurde dann gespielt, gelärmt, gesungen und getanzt, und anstatt zu ordentlicher Zeit auseinander zu gehen, wurde es späte Nacht darüber. Am tollsten dabei und die letzte, die zu Hause kam, war Marie. Die Mutter hatte das lange in Geduld angesehen, weil ihre Ermahnungen doch nichts helfen konnten. Einmal aber auf Marientag, als Marie wieder zu der Spinnekoppel ging, sagte sie zu ihrer Tochter: versprich mir nur heute, daß Du vor Mitternacht zu Hause kommen und Dich nicht auf der Straße herumtreiben willst. Heute ist unser lieben Frauen Tag, und wenn da die Kinder ungehorsam gegen ihre Eltern sind, so werden sie auf der Stelle bestraft. Das ging der Marie ins Herz, daß sie weinte, und sie versprach ihrer Mutter, sie wolle gewiß nicht wieder spielen, so wahr der Mond am Himmel stehe. Mit diesem Versprechen nahm sie ihr Rad

[1]) Nach Temme S. 41 ff.

und ging. Sie hatte aber kaum eine Stunde gesponnen, als draußen Gesang und Musik laut wurde und die jungen Burſche des Dorfes ankamen. Sie hatten Spielleute geholt, die Spinnräder wurden an die Seite geworfen, und Alles tanzte und ſprang. Marie wollte zwar anfangs nicht mittanzen, aber die Muſik und die Luſt und die Bitten der Burſche drangen tiefer in ihr Herz als das Verſprechen, das ſie ihrer Mutter gegeben hatte. Es war ſchon lange Mitternacht vorüber, als man ſich endlich anſchickte, aus einander zu gehen. Die Muſik mußte ſie aber noch auf die Straße begleiten, und als ſie an dem Kirchhofe vorbeikamen und deſſen Thür offen fanden, da ergriffen die Burſche die Mädchen und zogen ſie auf den Kirchhof, wo das Tanzen von Neuem losging. Marie hatte ihr Verſprechen ganz vergeſſen und ſprang luſtig mit in hellem Mondenſchein.

Ihre Mutter ſaß unterdeſſen unruhig in ihrem Stübchen und wartete mit Schmerzen auf ihre Tochter. Da hörte ſie auf einmal aus der Ferne das Schreien und Lärmen auf dem Kirchhofe. Sie konnte ſich nicht mehr halten, ſie ging aus dem Hauſe und folgte dem Lärm. So kam ſie auf den Kirchhof, wo ſie ihre Tochter mitten unter den Springenden ſah. Der Anblick zerſchnitt ihr das Herz. Sie befahl ihr, ſofort mit ihr nach Hauſe zu gehen. Das Mädchen aber erwiderte ihr: ei Mutter, der Mond ſcheint noch ſo helle! Geh Du nur, ich komme bald! Da ſah die alte Frau in den Mond und verfluchte ihre Tochter. Ich wollte, ſagte ſie, das ungerathene Kind ſäße im Monde und müßte da oben ſpinnen! — Die Worte hatte ſie kaum geſprochen, da war die Marie aus den Reihen der Tanzenden verſchwunden, und man ſah ſie mit ihrem Rade in der Hand raſch wie ein Blitz dem Monde zu fliegen. — Im Monde ſitzt ſie noch und ſpinnt; wenn er ganz hell ſcheint, dann kann man ſie deutlich ſpinnen ſehen. Sie ſpinnt feine und zarte Fäden, die fallen zur Herbſtzeit auf die Erde hinunter, der Wind jagt und zerreißt ſie dann und treibt ſie auf Hecken und Bäume. Die Leute nennen ſie Sommerfeide oder Marienfädchen oder auch Altenweiberſommer.

216) Die Belagerung von Rogätz.[1])

Zu der Altmark gehörte früher das wohlbekannte Schloß Rogätz. Daſſelbe war noch in den Zeiten des 30jährigen Krieges ſehr feſt und hier hat ſich folgende Geſchichte zugetragen. Es lag nämlich hier eine kaiſerliche Beſatzung, welche hart von dem Grafen von Mannsfeld bedrängt wurde. Allein gleichwohl konnte ihr der Graf nichts anhaben und das Schloß nicht einnehmen. Bei allen Stürmen wurden von ſeinen Leuten gar viele erſchlagen, von den Belagerten dagegen fiel Niemand. Da kam endlich der däniſche General Fuchs dem Grafen zu Hilfe. Der merkte bald, wie die Sache beſchaffen war. Es war nämlich im Schloſſe ein Meßpfaff, der durch Zauberei alle Soldaten in demſelben feſtgemacht hatte, ſo daß ſie nicht verwundet werden konnten, weder durch Eiſen noch durch Blei. Als ſolches der General wahrgenommen hatte, da ließ er ſeinen Leuten große und ſchwere Holzäxte machen; mit dieſen ließ er ſie das Schloß von Neuem ſtürmen und auf die Belagerten losſchlagen, die wurden denn nun alle erſchlagen, denn gegen Holz hatte der Pfaff ſie nicht feſtgemacht. Alſo nahm er das Schloß.

[1]) Nach Temme S. 22 ꝛc.

217) Die alte und die neue Stadt Gardelegen. [1])

Die Stadt Gardelegen hat vormals nicht an demselben Platze gelegen, wo sie jetzt liegt, sondern eine gute Strecke davon, nahe bei, wo jetzt die Jlenschnibbe ist. Hier hat noch vor 300 Jahren ein altes steinernes Kreuz gestanden, an welchem eine unleserliche Jnschrift gewesen; zu demselben, welches dem heiligen Petrus zu Ehren soll aufgerichtet gewesen sein, ist damals alle Jahre am Sonntage Exaudi die ganze Stadt mit Singen und Spielen in einem großen Aufzuge herausgefahren und gegangen, und hat sich sonderlich lustig gemacht. Der Ort, wo das jetzige Gardelegen liegt, ist ein Sumpf, Morast und dickes Holz und Buschwerk gewesen, dadurch die Milde und Laufebeck geflossen, und darin haben Buschklepper und Räuber genistet, von welchen dem Lande großer Schade zugefügt worden ist. Es hat sich aber zugetragen, daß die Gardeleger einen von diesen Räubern gefangen genommen und vermittelst scharfer Frage von ihm die Nachricht bekommen, wo sie ihr Raubnest hätten, welcher den Busch bekannt und sehr gerühmt, daß es ein bequemer und guter Ort wäre, eine Stadt dahin zu bauen und darin sicher zu leben. Diese Rede hat man wohl in Acht genommen, den Busch untersucht und Alles angezeigter Maßen befunden. Ueberhaupt haben die Häuser des alten Gardelegen (oder Olden Gardelef) aus einander auf dem Felde nahe bei dem nächsten Dorfe Lüffing gelegen und sind von dem jetzigen Neuen Gardelegen etwa eine halbe Viertelmeile entfernt gewesen. Man hat also den Beschluß gefaßt, eine neue Stadt anzulegen, und so ist denn damit an dem jetzigen Markte, der damals der geraumste Ort gewesen, angefangen und das erste Haus errichtet und von selbigem herunter nach dem alten Gardelef die Stendalische Straße gebauet worden, weil man solche am Meisten reisen und fahren müssen. Nach derselben wäre von dem Markte an die große Gasse nach S. Niclas-Kirchen hinab, darauf vom Markte hinab nach dem Magdeburgischen Thore zu die lange Magdeburgische Straße, sodann aus der Stendalischen Straße hinunter eine Gasse gebaut, die man die Burgstraße nennt. Die Sandstraße ist die letzte gewesen, die man angelegt, als die Stadt erweitert werden mußte, und weil es hier einen niedrigen und sumpfigen Grund gegeben, so hat der Ort mit Sand erhöht werden müssen, welches der Gasse den Namen der Sandstraße gegeben hat. Die Gasse hinter der St. Marienkirche ist die Ritterstraße geheißen worden, weil die Ritter und Edelleute dieselbe bewohnt haben, ist aber sehr kothig gewesen und es haben daselbst große Steine gelegen, da man von dem einen auf den andern springen müssen. Es ist aber dieses nicht in einem oder etlichen Jahren verrichtet worden, sondern nachdem sich die Bürgerschaft vermehrt, allmählich fortgesetzt und der Ort endlich zu einer vollkommenen Stadt geworden.

218) Die St. Georgen-Kapelle vor Gardelegen. [2])

Einst hat sich vor dem Soltischen Thore von Gardelegen ein Räuber aufgehalten, der beiden, den Einheimischen sowohl als Fremden viel Verdruß

[1]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IV. S. 5. und Temme S. 23 ꝛc.
[2]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IV. S. 36.

angethan, in den daran gelegenen Wäldern aber eine Höhle gehabt, darin er sich aufgehalten und seinen Raub zusammengetragen. Also haben sich die beiden Dörfer Rossendorf und Neferitz mit Gardelegen zusammengethan, um sich seiner zu bemächtigen, haben auch endlich die Höhle vermittelst der dahin gehenden Pferdetapfen aufgespürt und ihn darin besetzt, dergestalt, daß er entweder sich ergeben oder verhungern müssen, zu welchem ersten er sich auch beauemt, jedoch dabei sich bedungen, daß man ihn nicht auf eine schmähliche Weise zu Tode bringen möchte, dahingegen er versprochen, daß er von dieser bösen Lebensart abstehen und eine bessere annehmen wolle. Welches jenen auch beliebt, doch daß er dem h. Georg zu Ehren eine Kirche bauen sollte, um dadurch seiner Missethaten halber einige Büßung abzustatten, welches auch von ihm geschehen und die Kapelle, so bei dem Hospital steht, von ihm errichtet worden ist. Dorthin ist das Volk dann jährlich einmal zusammengekommen, hat eine Predigt angehört und zum Andenken der Befreiung vom gedachten Räuber eine Bußsteuer für die Armen zugleich gesammelt, woraus endlich das Hospital entstanden ist.

219) Die Wette um das Thor zu Gardelegen. [1])

In der Stadt Gardelegen war in früheren Zeiten am Ende der Burgstraße nach der Isenschnibbe hin ein Stadtthor, das Schnibbenthor genannt. Das war für die Herren von Alvensleben, welche die Gerichtsbarkeit über die Burgstraße hatten, und mußte Tag und Nacht für sie offen gehalten werden. Darüber entstand mancher Streit zwischen denen von Alvensleben und dem Magistrat der Stadt. Endlich wurde jedoch allem Hader auf einmal ein Ende gemacht. Denn als eines Tages der Magistrat und der älteste Herr von Alvensleben bei einem freien Mahle in der Stadt beisammen saßen, da wetteten sie mit einander, daß das Thor auf ewige Zeiten verschlossen bleiben solle, wenn der Magistrat es während der Zeit zumauern lassen könne, als der Herr von Alvensleben zu Rosse um die Stadt jagen werde. Der Magistrat nahm daher die flinksten Maurerleute zur Hand und der Herr von Alvensleben bestieg sein bestes Roß, das er im Stalle hatte. Der Magistrat gewann aber die Wette, denn der Herr von Alvensleben stürzte mit dem Pferde, als er ganz nahe am Ziele war.

220) Das Wamms des Geräderten. [2])

Im Jahre 1587 brachen eines Nachts zwei Diebe, Hans aus Braunschweig und Valentin Jenze, bei Perleberg gebürtig, in die St. Nicolaikirche zu Gardelegen ein und raubten aus dem verschlossenen Schranke in der Sacristei einen Kelch und mehrere andere Gefäße. Bei diesem Diebstahle wurden sie aber ertappt, indem der Küster Nicolaus Winkelmann das Licht in der Kirche gewahrte und die Wächter herbeirief. Der eine von ihnen wurde sofort festgehalten, der andere entkam zwar und versteckte sich, wurde aber am andern Tage auf dem Marstalle im Heu gefunden. Beide wurden zum Tode verurtheilt und auch gerädert. Da geschah es, daß der Scharfrichter

[1]) Nach Ziehnert Bd. I. S. 235 ꝛc.

[2]) S. Christoph Schulze, Auff- und Abnehmen der löblichen Stadt Gardelegen ꝛc. Stendal 1668 in 8. S. 52.

das Wamms des einen der Geräderten an einen Müllerknecht verkaufte. Zu diesem kam aber in der Nacht ein Gespenst, in der Gestalt des gerichteten Kirchendiebes, ans Bett und sprach: Hörst Du nicht? gieb mir mein Wamms her! Der Müllerknecht aber zog das Wamms sein Leben lang nicht an.

221) Die Isen-Schnibbe bei Gardelegen.[1])

Nahe bei der Stadt Gardelegen an der Milde liegt ein festes Haus, die Isenschnibbe oder die Isenschnibbe genannt. Dasselbe soll schon von dem römischen Feldherrn Drusus herstammen, der dort einen Tempel zu Ehren der Göttin Isis, darin deren Bildniß gestanden, und darauf ein festes Schloß dahin soll gebauet haben. Von der Göttin hat es zuerst Isisburg oder Isenburg geheißen. Als aber hernach die Wenden das Schloß hart belagert und es nicht eingenommen, sondern manche Schnappe (d. h. Schlappe) davor bekommen, auch endlich unverrichteter Sachen haben abziehen müssen, da haben sie gesagt, das sei eine wahre Isenschnibbe, woher es diesen Namen behalten. Wahrscheinlich aber kommt der Name von dem Worte Schnibbe, d. h. der zugespitzte Theil eines Dinges, z. B. der zugespitzte Theil am Kopfzierrath, welchen die Frauen vor alten Zeiten vor der Stirne trugen, her, weil jener Ort auf der Spitze vor Gardelegen liegt, wo die dortigen kleinen Flüsse mit der Milde zusammentreffen.

222) Der Selische See.[2])

Bei dem Dorfe Ostingersleben im Kreise Gardelegen ist ehedem ein See gewesen, der Selische See genannt, der an anderthalb Meilen im Umkreise gehabt hat. An der Stelle des Sees hat früher eine große Stadt gestanden, Sela geheißen, die einstmals plötzlich versunken ist, und anstatt welcher nun der See entstanden. Man hat noch lange an seinen Ufern die Ueberbleibsel der alten Mauern gesehen. Im Jahre 1719 ist der See auf Befehl des Königs abgelassen und ausgetrocknet worden, so daß man jetzt nur Ackerland und Wiesen dort sieht.

223) Der gekeilte Dieb.[3])

In dem Dorfe Genzin unweit Arendsee lebte vor Jahren ein Mann, Namens Johann Heinrich Müller, der wegen Bienendiebstahls verrufen war. Die Gerichte konnten ihm zwar nicht beikommen, aber dafür starb er eines elenden Todes, denn die Bestohlenen hatten ihn durch Verwünschungen eingekeilt, und auf einmal, ehe er es sich versieht, überfällt ihn ein Schmerz, als wenn er erbärmlich geprügelt werde. Dieser Schmerz hat gedauert bis an seinen Tod. Als es zum Sterben kam, da fielen ihm große Löcher in seinen Leib und er mußte sich lange und viel quälen. Sein Tod ist erfolgt am 29. Julius des Jahres 1738.

---

[1]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IV. S. 70.
[2]) Nach Beckmann Th. V. Bd. IV. Cap. IV. S. 90.
[3]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. III. S. 127.

224) Der Inspector Krusemark zu Seehausen.[1])

Magister Johann Krusemark, seit dem Jahre 1625 Diaconus zu Seehausen in der Altmark, wurde im Jahre 1628 geistlicher Inspector daselbst. Derselbe hat die Plünderung der Stadt im Jahre 1633 mit ausgehalten und dabei von einem Kroaten einen gefährlichen Hieb über den Kopf bekommen, wovon er bis an seinen Tod große Beschwerung gehabt hat. Dieser sein Tod erfolgte Anno 1657 und ging ihm eine absonderliche Begebenheit vorher. Wenige Tage vor seinem Ende nämlich, als er in der Kammer, seine Frau und Schwiegermutter aber in der Stube nebenan geschlafen, hörten diese Letztern, daß Jemand in der Kammer mit ihm redete. Sie verwunderten sich darüber, weil doch Niemand bei ihm in der Kammer sein konnte, und machten deshalb die Kammerthüre auf. Dabei sahen sie einen hellen Schein in der Kammer, der jedoch alsofort wieder verschwand. Der Inspector aber zeigte sich sehr unwillig, daß man ihn gestört, und den Tag darauf meldete er, es sei ihm in der Nacht geoffenbaret worden, daß er bald sterben werde, hat dabei auch den Tag und die Stunde benannt, wenn solches geschehen werde, ingleichen mehrere andere Dinge; welches Alles sich also auch zugetragen hat.

225) Die Hand aus dem Grabe.[2])

In der Kirche des Dorfes Groß-Rodensleben, ein Stunde von Seehausen, befindet sich gleich beim Eingange links vor der Thüre an einem steinernen Pfeiler eine hölzerne, schwarz angestrichene Tafel, welche folgende Inschrift hat:

II. Buch Mosis XX.
Sieh, sieh, Du böses Kind,
Was man hier merklich find't,
Eine Hand, die nicht verwes't,
Weil der, deß sie geweßt,
War ein ungerathenes Kind,
Die man auch jetzt noch findt.
Den Vater schlug der Sohn,
Darum hat er dieß zum Lohn,
Daß hier hängt seine Hand,
Hüt' Dich für solche Schand.

Auf dem Rande der Tafel, rund um jene Inschrift herum, stehen die Worte: Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß Du lange lebest im Land, das Dir der Herr Dein Gott giebt.

Unten an der Tafel befindet sich eine eiserne Kette, ungefähr eine halbe Elle lang, an derselben hängt eine Menschenhand, welche kurz an der Wurzel abgehauen ist; sie ist von aschgrauer Farbe, Haut und Fleisch sind gänzlich daran vertrocknet. — Man erzählt hiervon folgende Sage:

Vor dem 30jährigen Kriege lebte zu Groß-Rodensleben ein frommer Mann, der einen sehr ungerathenen Sohn hatte. Dieser Sohn verlachte nicht nur des Vaters Ermahnungen, sondern ging in seiner Verstocktheit gar so weit, daß er seinen eigenen Vater mißhandelte. Einst hob er auch die Hand gegen ihn auf, als der Vater gerade für ihn um Besserung betete. Da geschah es aber, daß der ungerathene Bube plötzlich todt zur Erde niederfiel, zum sichtbaren Zeichen, daß der Himmel seinen Frevel nicht ungestraft

[1]) Nach Temme S. 47.
[2]) Nach Temme S. 48 ꝛc.

lasse. Als er nun aber am Tage nachher begraben war, da begab sich ein noch größeres Wunder; denn es wuchs plötzlich aus seinem Grabe seine Hand heraus, dieselbe Hand, womit er seinen Vater geschlagen hatte, als wenn sie in der Erde keine Ruhe habe. Da flohen vor Schrecken Alle, die es sahen, und es wagte sich Keiner mehr auf den Kirchhof, denn die Hand wich nicht wieder unter die Erde, und es war grausig anzuschauen, wie sie so starr und bleich aus dem Grabe hervorragte, kalt und schweigend, aber doch ein so beredter Zeuge, wie der Herr die Sünde straft. Zuletzt befahl die Obrigkeit, daß man sie mit Ruthen streichen sollte, glaubend, daß eine solche Strafe genug sei und die Erlösung bewirken werde. Der Befehl wurde vollzogen und die Hand blutete, daß die Erde davon roth ward, aber in das Grab wollte sie nicht zurück. Da ließ man sie abhauen und mit jener Tafel in der Kirche aufhängen, damit noch späte Zeiten sich ein Beispiel daran nehmen möchten.

226) Die Hauptkirche zu Rathenow.[1])

Eine fromme und gerechte Bürgerin Rathenow's in der Altmark hörte einst an einem Sonntage in aller Frühe die Kirchenglocken anschlagen, hielt es für das Frühmettengeläute und eilte fort nach dem Gotteshause. Als sie daselbst ankommt, ergreift sie Staunen und Entsetzen. Die Kirche ist mit Andächtigen überfüllt, die ihr sämmtlich unbekannt sind. Wohin sie ihre Blicke wendet, stehen fremde Personen, und selbst von den Mönchen, die am Altar und sonst umher stehen, hat sie keinen jemals gesehen. Der Gesang hebt an, doch sie versteht nicht, was man singt. Ein Geistlicher erscheint auf der Kanzel, er spricht in einer ihr völlig unverständlichen Sprache. Von steigender Bangigkeit gefoltert erkennt die Frau endlich dicht hinter sich eine Person, die aber schon seit vielen Jahren nicht mehr zu den Lebenden gehört. Diese wendet sich jetzt zu ihr und flüstert ihr ins Ohr: es ist Zeit, daß Du Dich wegbegiebst, ein längeres Verweilen hier möchte Dir Unheil bringen! Bebend am ganzen Leibe erhebt sich die Bürgerfrau von ihrem Sitze und wankt mühsam aus dem Gotteshaus hinaus. Sie ist kaum hinaus, so schlägt die Kirchenthüre mit furchtbarem Gepraſſel hinter ihr zu. Sie meldet das Geschehene ihrem Beichtvater,[2]) und dieser verspricht, wenn sie noch einmal früh Morgens läuten höre, mit ihr in die Kirche zu gehen. Nach einiger Zeit geschieht es wieder, und der Geistliche begleitet die Frau. Als sie die Thüre öffnen, ist die Kirche erleuchtet und von lauter fremd gekleideten Erscheinungen gefüllt. Doch in dem Augenblicke, wo der Geistliche über das Vortreten eines Mönches auf der Kanzel einige Worte äußert, verschwindet jener und Alles verwandelt sich in tiefe Finsterniß. Erst nach langem Suchen finden Beide die Ausgangsthüre der Kirche wieder.

227) Matthias Lüßau, Geisterseher und Entdecker vergrabener Schätze.[3])

Matthias Lüßau ist zur Zeit des 30jährigen Krieges Inspector und Prediger zu Rathenow an der Havel gewesen. Sein Bildniß hing lange

[1]) Nach Ed. v. Felsthal, Des deutschen Volkes Saagenschatz S. 284.

[2]) Dies ist nach Reichard, Vermischte Beiträge zur Einsicht in das Geisterreich, Bd. I. S. 29 ꝛc., der nachher zu erwähnende Matthias Lüßau gewesen.

[3]) Nach Reichard a. a. O. Bd. I. S. 23 ꝛc.

noch auf der Pfarre zu Zeggeleben, ohnweit Apenburg, in einer Schlafkammer. Auf diesem Bilde ist er dargestellt als ein handfester Mann mit einem Buch unter dem linken Arme, welches jedoch keine Bibel ist, wie es beim ersten Anblick scheinen könnte. Die Stadt Rathenow ist nämlich einst von den Schweden eingeschlossen worden und hat sich endlich genöthigt gesehen, mit den Feinden zu capituliren. Der Magistrat übertrug aber dieses Geschäft dem Inspector Lüßau, welcher die Sache auch zur Zufriedenheit seiner Obrigkeit sowohl als des schwedischen Generals so gut zu Stande gebracht hat, daß der Letztere ihm ein Buch in Gestalt einer Bibel zum Geschenk machte. Das Buch hat aber nur die äußere Form eines Buchs gehabt, und ist inwendig hohl und ganz mit Goldmünzen gefüllt gewesen, und das ist das Buch auf dem Bilde. Von diesem Manne nun werden folgende Gespenstergeschichten erzählt, die gänzlich der Wahrheit getreu hier wiedergegeben werden.

Bei einer Einquartirung durch die Schweden fand sich in der Stadt kein Raum mehr für eine Compagnie, die noch untergebracht werden mußte. Der Rath meldete, es sei nur noch ein einziges Haus übrig, welches aber der Gespenster wegen, von welchen es alle Nächte beunruhigt werde, unbewohnbar sei. Man lachte darüber, daß eine Compagnie braver Soldaten, die schon so vielen Schlachten beigewohnt, sich vor ohnmächtigen Gespenstern scheuen sollte. Sie wurde also in dies Haus einquartirt und man ließ einen guten Vorrath von Speisen und Getränken und eine Anzahl Spielleute herbeischaffen, um die Nacht lustig hinzubringen. Mitten in dieser Herrlichkeit, vermuthlich in der Gespenstern gewöhnlichen Spukstunde, tritt ein Mann in der Gestalt eines Pächters, mit einem Bündel Acten unter dem Arm und mit einer Peitsche in der Hand, ins Zimmer und hinter ihm drein eine Frau mit einem großen Gebund Schlüssel. Beide stellen sich neben die Stubenthüre, um genau zu sehen, was da vorgeht. Die tanzende Gesellschaft macht eine Pause und sieht sich nach ihren ungebetenen Gästen um. Nach einer kleinen Weile wird das Stillschweigen durch ein von den Soldaten aufgeschlagenes Gelächter unterbrochen. Der Mann mit der Peitsche und die Frau mit den Schlüsseln bewaffnet fallen über die erschrockenen Helden her und treiben sie dergestalt in die Enge, daß der größte Theil von ihnen den Weg aus dem Hause durch das Fenster suchen mußte. Die wenigen Zurückgebliebenen jagt das weibliche Gespenst vollends zur Thüre hinaus. Hinter dem Ofen liegt ein Marodeur, welcher aus Müdigkeit keinen Theil an der Trink- und Tanzlust genommen, sondern sich dem Schlafe überlassen hatte. Dieser erwachte endlich von dem Lärmen und will gleichfalls durch die Thür entfliehen. Das Weib aber bemühet sich, ihn davon abzuhalten und sagt: liege Du nur stille! Dir wollen wir nichts thun, Du hast uns nicht ausgelacht. Er hält es aber doch nicht für rathsam, in einer so sonderbaren Gesellschaft länger zu verharren, und die beiden Gespenster bleiben also Meister von der Wahlstatt. Nachdem sich endlich diese wieder abgetrollt, kehren auch die Kriegsleute schüchtern zu ihrem gestörten Tanze von Neuem ins Haus zurück. In dieses fürchterliche Haus wagte sich nun einige Zeit darauf, nach gesuchter und erlangter Billigung des Magistrats, der schon erwähnte Lüßau, um ein nächtliches Verhör anzustellen und näher auf den Grund der Sache zu kommen. Ein Buch zum Lesen und das nöthige Schreibgeräthe nimmt er mit sich. Zwei Lichter brennen vor ihm auf einem Tische,

und Jemand, vielleicht sein Küster, der nicht so herzhaft war als sein Pastor, mußte auf der Straße um das Haus herum aufpassen, um im Fall der Noth bei der Hand zu sein. Gegen Mitternacht öffnet sich die Thüre des Zimmers und der Mann mit seinen Acten und mit seiner Peitsche tritt herein ohne allen Spott und stellt sich ganz bescheiden und ehrerbietig an seinen Ort. Inzwischen verlischt aber doch in demselben Augenblick das eine von den auf dem Tische brennenden Lichtern, welches aber der immer ruhige Lüßau hurtig bei dem andern wieder anzündet. Gleich darauf erscheint auch die Frau und das zweite Licht verlischt. Alsofort zündet der kühne und vorsichtige Mann solches bei dem ersten wieder an und nun sieht er sich erst nach den beiden Erscheinungen um. Auf die an sie gethane Anrede: „Alle gute Geister loben Gott den Herrn!“ neigen sie sich höflich. Nun fährt er fort: so kommt näher heran und sagt, was Euer Begehren sei und was Ihr hier zu suchen habt. Hierauf läßt sich der Mann mit einer umständlichen Erzählung heraus, des Inhalts: er sei ehedem der Besitzer dieses Hauses gewesen und habe gewisse Güter (welche er insgesammt namentlich aufführt) in Pachtverwaltung gehabt, davon sei aber dieses und jenes veruntreut worden und in unrechte Hände gerathen, wenn also dieses wieder in Ordnung gebracht würde, werde er Ruhe bekommen. Eben so pünktlich und offenherzig berichtet auf Verlangen die Frau, wie sie theils ihr Gesinde, theils andere Leute, theils in dem, theils in jenem Stück übervortheilt habe, würde auch dieses berichtigt und Jedem das Seine ersetzt werden, so würde sie und in Folge dessen auch das Haus künftighin Ruhe genießen. Herr Matthias schreibt dies Alles nieder und macht sich anheischig, dafür zu sorgen, daß Alles möglichst in Ordnung gebracht werden solle. Hierauf fragt er die Geister, ob sie sonst noch etwas vorzubringen hätten? und auf erfolgtes Nein! ertheilt er ihnen den Abschied mit den Worten: „Nun so gehet hin in Frieden in Euere Gruft, bis Euch Christus zum allgemeinen Gericht wieder ruft.“ Sie neigen sich und gehen ab. Des Tags darauf bringt Lüßau sein Protokoll aufs Rathhaus, man sieht in dem Archive nach, man findet Spuren der Wahrheit von dem, was die Geister ausgesagt hatten, und bringt, so gut es die Umstände erlauben, Alles wieder zu Rechte. Das nunmehro von Gespenstern befreite Haus wird seinem Befreier als Eigenthum geschenkt, und hat geraume Zeit das Lüßau'sche Haus geheißen, bis es endlich verkauft worden ist und einen andern Namen bekommen hat.

Eines Abends in der Dämmerung steht derselbe Lüßau am Fenster seines Hauses und wird gewahr, daß gegenüber zwei Menschengestalten an einer gewissen Stelle, die er sich gar eigentlich bemerkte, emsig graben und sorgfältig etwas aufsuchen. Das eine von diesen Gespenstern hat aber die Gestalt und das Ansehen seines noch lebenden Kirchenvorstehers, den er folglich sehr gut kennt. Er ruft sie also in der Meinung, daß es lebendige Menschen wären, beide zu sich heran und fragt sie, was sie denn da suchten? Der eine antwortet: In der Schwedenzeit hätten sie aus Furcht, geplündert zu werden, die kostbarsten Kirchengefäße zu mehrerer Sicherheit in der Gegend da herum vergraben und hätten hernach die eigentliche Stelle nicht wieder entdecken können, daß also die Gefäße noch daselbst versteckt liegen müßten. Sogleich den folgenden Morgen läßt Herr Lüßau den annoch lebenden alten Kirchenvorsteher zu sich fordern und befragt ihn, ob er sich nicht zu erinnern

wisse, daß in vorigen Kriegszeiten einiges Kirchengeräthe abhanden gekommen? Wie ein Mensch, der aus einem Traume erwacht, besinnt sich endlich dieser Mann und antwortet: „Ja, Herr Inspector, ich und mein seliger damaliger Mitvorsteher haben die und die Gefäße irgendwo vergraben. Wir haben solche zwar hernach einige Male aufzusuchen uns bemüht, aber die rechte Stelle und folglich auch die Sachen selbst nicht wieder finden können, und da hernach jener darüber weggestorben ist, so habe ich es ganz vergessen gehabt und Alles für verloren gehalten." Lüßau führt ihn darauf hin zu der, von ihm den Abend vorher genau bemerkten Stelle und frägt, ob es wohl um diese Gegend gewesen sein möchte? Und nachdem jener solches bejahet, so wird Anstalt zum Aufgraben gemacht. Die Gefäße werden glücklich gefunden und der Kirche wieder zugestellt. — Endlich ist doch der beherzte Lüßau ein Märtyrer seiner Kühnheit geworden. Er bekam Nachricht von einem Todtengewölbe, worin die vermeinten Gespenster entsetzlich lärmen und toben sollten. Er hatte Muth genug, mitten in der Nacht sich an diesen bedenklichen Ort zu wagen, entweder um seine Neugierde zu befriedigen, oder um den Geistern ihre fürchterliche Kurzweil zu stören. Er begab sich in das Gewölbe hinunter, wurde aber erschrecklich angebrüllt und ernstlich bedeutet: er habe hier nichts zu schaffen, in dieser unterirdischen Wohnung hätten sie, die Geister, blos Recht und Macht, ihr Wesen zu treiben; wofern er sich nicht schleunig fortpacken werde, solle es ihm übel ergehen. Der beschämte Held geht hierauf zurück, wird vor Schreck krank und muß an dieser Krankheit seinen Geist aufgeben.

228) Der bestrafte Gespensterleugner. [1])

Martinus Schoock, Professor zu Frankfurt a. d. O., verwarf die gemeine Meinung von Erscheinung der Gespenster, ward aber durch eigene wirkliche Erfahrung unterrichtet, daß nicht alle Gespenster eitel Sinnenbetrügerei seien. Als er sich dereinst auf einer Reise befand, kam er des Abends in eine Herberge; weil dieselbe aber bereits mit anderen reisenden Personen angefüllt war, so konnte er hier kein Nachtquartier bekommen, als in einer Mittelkammer, worin Niemand gern über Nacht bleiben wollte, weil darin einige Gespenster vernommen würden. Der Wirth that dies auch dem Herrn Schoock kund, da er nicht gerne sah, daß Jemandem in seinem Hause etwas Böses begegnen möchte. Aber dieser, seiner Meinung eingedenk, daß solches Fürgeben nur bloße Einbildung oder Betrügerei sei, sagte, er fürchte sich vor keinem Gespenste, man solle ihm nur in dieser Kammer sein Bett machen, so wolle er ganz ruhig hier schlafen. Der Wirth ließ ihm hierin seinen Willen, wiewohl ungern, weil er mehr als genug versichert war, was sich hier zutrug. Der Herr Schoock nun that seine Mahlzeit und begab sich nachher zur Ruhe. Aber um Mitternacht ging der Lärmen an; es kam Jemand zur Kammer hinein gepoltert mit einem ziemlich großen Geraffel, und kam recht nach dem Bett zu. Der gute Schoock vergaß hierüber all seinen vorigen Muth, erschrack von ganzem Herzen und kroch vor rechter Angst mit all seinen Prinzipien unter das Deckbett. Das Gespenst unterdessen, welches

[1]) S. Monatsgespräche 1689, Juli, S. 731, in Remigius Ed. II. S. 23.

in alter deutscher Kleidung und in der Gestalt eines Kriegsknechtes erschien, wollte ihm seinen Zweifel von Grund aus auflösen, hob deshalben die Decke auf, nahm Schoocken davon weg, stieß ihn unter das Bett hinein und legte sich selber an seine Stelle. Hier konnte er nun auf keinen Augenbetrug denken, weil er sich wirklich angegriffen fühlte, auch konnte er sich nun keine Täuschung einbilden, weil er eine wirkliche Ortsveränderung, nämlich aus dem Bette bis unter dasselbe gewahr ward. Nach einer Stunde Zeit stand der gespenstige Soldat wieder auf und machte sich von dannen weg. Unterdessen befand Schoock sich in tausend Aengsten und lernte herzlich beten. Da er nun endlich kein Gespenst mehr wahrnahm, kroch er unter dem Bette hervor, zog seine Kleidung an, ging hinunter und bezahlte seinen Wirth. Dieser, weil er ihn sehr erschrocken sah, fragte, ob er etwas von Gespenstern vernommen hätte? Aber Schoock, der ihm keine Rechenschaft geben wollte von dem, was ihm begegnet, sagte, allein um seine vorige Gutmüthigkeit in Leugnung der Gespenster zu verblümeln: Wer weiß, wer mir den Schabernack angethan hat? Jedoch ist er nachher niemals vermessen in Verachtung der Gespenster gewesen.

229) Der Kaiserbesuch zu Osterburg. [1])

Als Kaiser Lothar II. einst in der Altmark war und mehrere Städte besuchte, da wollte auch die Stadt Osterburg einer solchen Ehre theilhaftig werden, um nicht gegen die andern Städte zurückzustehen. Sie ließ daher den Kaiser um einen Besuch bitten. Dem genügte dieser Herr auch und kam mit großem Gefolge und vielen Menschen in die Stadt. Aber das kam den guten Leuten theuer zu stehen. Denn bei den Festlichkeiten, die sie zur Ehre des Kaisers anstellten, geriethen die Bürger mit den kaiserlichen Bedienten in Streit, der so arg wurde, daß die meisten Einwohner von Osterburg erschlagen und die Stadt selbst mit der darin befindlichen Burg zertrümmert ward.

230) Die Feuersbrunst zu Osterburg. [2])

Vor nunmehro ohngefähr 100 Jahren lebte zu Osterburg ein Brauer, dem waren zu einer Zeit seine Bottiche behext, so daß ihm kein Gebräu darin gedeihen wollte. Alle Mittel, die er dagegen gebrauchte, wollten nicht anschlagen, die Beherung wollte nicht weichen. Da hörte er zuletzt, daß in Stendal ein kluger Mann sei, dem keine Beherung widerstehen könne. Diesen ließ er zu sich kommen, und der Mann brannte ihm mit vielen Ceremonien seine Bottiche aus. Aber die Zauberei, die einmal darin saß, konnte er nicht ausbrennen, denn ehe er und der Brauer es sich versahen, fuhr die Flamme aus den Bottichen hervor und ergriff das Haus, in dem sie waren, und es brannten über zwei Drittheile der ganzen Stadt ab. Dies ist im Jahre 1761 geschehen. Es ist dabei auch der Kirchthurm niedergebrannt, welcher der höchste und künstlichste Thurm in der ganzen Altmark gewesen ist.

---

[1]) Nach Temme S. 50.
[2]) Nach Temme S. 50.

231) Die rothe Erde bei Krumke.[1])

Unweit der Stadt Osterburg liegt das Dorf Krumke, welches den Herren von Kahlden gehört. In der Nähe dieses Dorfes, da wo jetzt die Krumkesche Schäferei liegt, ist vor langen Jahren eine mörderische und große Schlacht vorgefallen, in welcher Huder von Stade und Albrecht von Askanien sich um die Altmark stritten. Es sind in derselben eine große Menge Menschen um's Leben gekommen, so daß die Erde rund umher ganz roth geworden und ein Bach, der dort fließt, voll Blut gewesen. Zum Wahrzeichen ist noch jetzt die Erde dort roth, als wenn das Blut der Erschlagenen noch immer nicht daraus zu vertilgen wäre. Nach einer andern Sage ist an dieser Stelle eine mörderische Schlacht zwischen den Städten Seehausen und Osterburg vorgefallen. Das Bächlein, welches früher Elia hieß, wird seitdem die rothe Furth genannt.

232) Der letzte Pfarrer in Krumke.[2])

Das Dorf Krumke, das jetzt ein Filial von Lossen ist, hatte früher seinen eigenen Pfarrer. Der letzte lebte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Er hatte aber eine sehr kärgliche Einnahme und war ein alter, schwächlicher Mann. Wenn er in seiner Gemeinde herumreisen mußte, so saß er auf einem alten zweirädrigen Karren, der mit Brettern benagelt und mit zwei Kühen bespannt war, denn ein Pferd hatte er nicht. Auch einen Knecht konnte er sich nicht halten und darum mußte seine Tochter ihn fahren. Eines Tages, als er so vom Dorfe Däsedau zurückkam, begegneten ihm schwedische Reiter. Die hielten ihn und sein Fuhrwerk an und verlangten, daß seine Tochter ihnen zu Willen sein solle. Das Mädchen und der Pfarrer geriethen darüber in großen Schrecken. Er kletterte von seinem Karren und fiel den Soldaten zu Füßen, indem er sie um Mitleid anflehte. Anfangs half das nichts. Zuletzt aber sagten sie, wenn er ihnen sein ganzes Verdienst von heute abgebe, so wollten sie seine Tochter fahren lassen. Da reichte er ihnen mit Zittern hin Alles, was er hatte; es waren zwei Schillinge. Die Schweden wollten ihr Wort nicht brechen, nahmen das Geld und sagten lachend davon.

233) Das Kloster Crevese.[3])

Da wo jetzt das Kloster Crevese in der Altmark unweit Osterburg steht, war früher ein Schloß, Zerveſt geheißen, woraus nachher der Name Crevese entstanden ist. Dasselbe gehörte dem Grafen Werner von Osterburg. Als diesem sein Sohn, Graf Werner der Jüngere, im Sturm vor Brandenburg geblieben war, da beschloß er mit Beirath seiner Gemahlin, zu Ehren der Jungfrau Maria sein Stammschloß Zerveſt zu einem Jungfrauenkloster zu machen. Er fing auch an dasselbe zu bauen. Als er nun an dem Bau war, so fand er auf einmal mitten im Holze ein kleines Marienbild, beschloß daher, das Kloster, für welches er noch keinen Namen hatte, Marienthal zu heißen. Solches geschah im Jahre 1157. Allein die Bauern in der Gegend

[1]) Nach Engelt, Chronik der Altmark S. 100, und Temme S. 51.
[2]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. V. S. 55.
[3]) Nach Angelus S. 87 und 107. Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. X. S. 157.

behielten den alten Namen Crevese bei, der denn auch fortwährend bei dem Kloster geblieben ist. Im Jahre 1368 aber ist dieses Kloster von einer Nonne angesteckt worden und abgebrannt. Die Ursache ist die gewesen, daß sie ihre Brüder, die Geldberge genannt, mit Gewalt hinein gezwungen hatten, da ihr doch das Nonnenfleisch nicht gewachsen gewesen und sie lieber nach Gottes Gebot hätte im Ehestand leben wollen. Dieser That halber ist sie von dem einen Bruder erstochen worden an dem Orte, da früher noch ein Kreuz stand im Holze, die Geldberge geheißen. Darauf sind die edlen Geldberge, sonst genannt von Osterburg, aus dem Lande gekommen, und sind ihre Güter dem Kloster gegeben worden, dasselbe davon wieder aufzubauen.

234) Die beiden Frauen zu Aulosen.[1])

Vor vielen hundert Jahren lebte auf seinem Schlosse zu Aulosen in der Wische ein Herr von Zagow. Er hatte eine Frau und viele Kinder, aber weil er sehr fromm und gottesfürchtig war, so ließ er Alles im Stich und zog mit den deutschen Herren in den Türkenkrieg, um den Erbfeind des christlichen Glaubens besiegen zu helfen. Dort ging es ihm indessen sehr schlecht, er wurde gefangen und als Sclave verkauft. Er kam als Gärtner zu einem vornehmen türkischen Herrn. Die Tochter dieses Türken kam oft in den Garten, in welchem er arbeitete, und sah ihn und hatte Gefallen an ihm, weil er ein sehr schöner und schmucker Herr war. Sie fühlte auch bald Mitleiden mit seinem Unglücke, und endlich hatte sie ihn in ihrem Herzen so lieb gewonnen, daß sie nicht mehr von ihm lassen konnte. Der Ritter merkte dies Alles wohl, und obgleich er seine Gemahlin von ganzem Herzen liebte, so war er doch auch der Türkentochter gut, weil er nur durch ihre Hilfe hoffen durfte, seine Freiheit zu erlangen und seine Hausfrau, seine lieben Kinder und seine Heimath wieder zu sehen. Deswegen ließ er sich mit ihr ein und versprach ihr, sie neben seiner Gemahlin zu heirathen, wenn sie ihn befreien und zu dem christlichen Glauben übertreten wolle. Dazu war sie gern bereit. Sie entfloh glücklich mit ihm aus der Sclaverei; in Deutschland wurde sie eine Christin und dann durch die Dispensation des Papstes seine Hausfrau.

Es war gerade am Grünen Donnerstag zu Mittag, als der Ritter mit seiner Türkin auf seinem Schlosse zu Aulosen ankam. Seine deutsche Hausfrau und seine Kinder saßen eben am Mittagstisch und aßen. Sie freueten sich sehr, wie sie ihren Herrn und Vater wiedersahen, den sie todt geglaubt hatten, und die erste Frau nahm die mitgebrachte zweite mit Freuden neben sich auf. Beide Frauen wurden die besten verträglichsten Freundinnen und blieben dies bis an ihr seliges Ende. Das Bildniß der Türkin wird noch unter den Zagow'schen Familiengemälden gezeigt; sie ist darnach ganz ausnehmend schön gewesen. Sie ist auch, wie man sagt, zu Großen-Ganz begraben; in dem Kirchengewölbe daselbst zeigt man auch ihren einbalsamirten Körper, auch zeigt man dort zwei Leichensteine, auf welchen zwei weibliche Figuren ausgehauen sind, welches die beiden Frauen dieses Ritters sein sollen. Der Ritter aber stiftete zur Erinnerung an seine glückliche Heimkehr

[1]) Nach Temme S. 54 ff.

auf den Grünen-Donnerstag eine Armenspende, daß alle Armen, soviel deren sich einfinden würden, auf dem Schlosse mit Erbsen und Stockfisch, als welches Gericht seine Familie bei seiner Rückkehr gerade gegessen, gespeiset werden und ein Stück Brod mit Speck mit auf den Weg bekommen sollten. Noch vor nicht gar langer Zeit war dieses Bettlerfest so besucht, daß an fünfhundert Arme dahin wallfahreten.

235) Der Name Jagow.[1])

Es ist ein Irrthum, wenn Einige behaupten, daß der Name Jagow daher rühre, daß derjenige, so ihn zuerst geführt, sich bei der Vertreibung der Tempelherren aus der Mark ausgezeichnet und von dem „Herausjagen" derselben aus der Mark den Namen bekommen habe. Wohl aber verhält es sich mit dem Ursprung dieses Namens also: In der Wische liegen noch jetzt die Trümmer eines alten Schlosses, Uchtenhagen geheißen, den Herren von Jagow zugehörig. Ein Ritter aus diesem Hause zu Uchtenhagen kam vor vielen hundert Jahren in einem hitzigen Treffen seinem Herrn, dem Markgrafen zu Hilfe, als der Sieg gerade anfing, sich auf dessen Gegenseite zu neigen, und er entschied durch seine tapfere Hilfe die Schlacht zum Vortheil des Markgrafen. In dem Kampfe verlor der Ritter ein Rad von seinem Streitwagen, indem er nicht zu Rosse, sondern zu Wagen gefochten hatte. Er hatte sich dadurch nicht abhalten lassen, an dem Kampfe ferner Theil zu nehmen. Zum Lohne für seine Tapferkeit und Hilfe befahl ihm nun der Markgraf, daß der Ritter für alle Zeiten den Namen „Jag to (Jag' zu)!" führen solle, woraus nachher der Name Jagow entstanden ist. Von dieser Begebenheit führen die Jagow's auch ein Rad im Wappen, zum Andenken des von dem Ritter verlorenen Rades.

236) Der Abendmahlskelch zu Pakkebusch.[2])

Bei der Kirche zu Pakkebusch im Salzwedel'schen ist ein silberner Communionkelch vorhanden, so 1541 künstlich gemacht ist, daß er in 9 Stücke aus einander genommen werden kann. Dieser ist im 30jährigen Kriege, um ihn den Kirchenräubern zu entziehen, auf einen erhabenen Baum in ein Elsternest gelegt, nach geendigten Unruhen aber herabgeholt und solchergestalt erhalten worden.

237) Der Teufelswinkel zu Booke.[3])

Auf der Feldmarke des Dorfes Booke im Salzwedel'schen, wo selbiges an das Einwinkel'sche und Kossebur'sche Feld stößt, ist ein Ort, welcher der Teufelswinkel heißt, weil vor diesem der gemeinen Sage nach hier ein Götzentempel gestanden haben soll. Wahrscheinlich sind aber hier heidnische gottesdienstliche Verrichtungen vorgegangen zu der Zeit, wo das Christenthum eingeführt worden ist.

[1]) Nach Temme S. 64.
[2]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IX. S. 126.
[3]) Nach Beckmann a. a. O. S. 127.

238) Die Glocke und der wunderbare Ring in der Familie v. Alvensleben.[1])

Bei der Stadt Calbe liegt das sogenannte Feste Haus und Schloß, welches, da es auf ziemlichem Umkreis ganz im Morafte liegt, früher den Zugang zu der Stadt vertheidigte; es ist von Albrecht II. von Alvensleben mit Wällen und Graben umgeben worden und stets im Besitz dieser Familie gewesen. Früher ist in diesem Schlosse eine Glocke gewesen, welche, wenn Jemand aus dem Geschlechte derer von Alvensleben mit Tode abgehen sollte, wenn es auch in fernem Land geschehen, von selbst angeschlagen und einen Klang hat hören lassen.

Eine sonderbare dieses Haus und Schloß angehende Merkwürdigkeit ist aber die Begebenheit mit einem gewissen Ringe, der heute noch in dieser Familie verwahrt und welche zuerst von dem unten genannten Hamelmann erzählt wird. Es ist nämlich vor langen Jahren eines damals lebenden Herrn von Alvensleben Ehefrau bei nachtschlafender Zeit, als schon das Haus verschlossen war, von einer Magd, so eine Laterne in der Hand getragen, aufgeweckt und mit vielen guten Worten gebeten worden, sie solle doch einer Frau in Kindesnöthen zu Hilfe kommen, ist auch endlich dazu bewogen, jedoch zuvor vermahnt worden, daß, wenn sie in das Haus käme, sie weder Essen noch Trinken, noch auch dasjenige, was man ihr anbieten würde, annehmen solle. Als sie nun der Kindesnötherin Hilfe erzeigt, ist sie unbeleidigt wiederum in ihr Haus zurückgeführt worden. Wohl aber hat nach der Geburt des Weibes der Mann desselben gedachter Frau von Alvensleben eine Schüssel mit gemünztem Golde dargereicht, welches sie aber auf den Rath der kreisenden Frau nicht annahm, als welche sie gewarnt, daß, wofern sie sich durch den Geiz blenden lassen würde, ihr Mann durch Gottes Verhängniß Schaden erleiden werde. Mann, Frau und Magd sind aber gar kleine Leutlein gewesen. Ueber eine Zeit ist dieselbe Magd um Mitternacht wieder zu ihr gekommen und hat zwei Schüsseln über einander gestülpt getragen, anbei der Frau von Alvensleben von ihrem Herrn viel Gutes gewünscht, hinzufügend, ihr Herr verehre ihr hiermit ein Kleinod, nämlich einen köstlichen güldenen Ring zur Danksagung für erzeigten Dienst, den solle sie wohl bewahren, denn so lange derselbige Ring ganz und unzertheilt auf dem Hause Calbe und bei dem Geschlechte derer von Alvensleben bleiben würde, solle es blühen und Glück und Wohlfahrt haben; würde aber der Ring von Händen kommen oder zertheilt werden, so werde es auch demselben Geschlecht unglücklich und nicht wohl ergehen, und damit ist die Magd verschwunden. Als nun hernach zwei Brüder mit einander die Erbtheilung vorgenommen, hätte dieser Ring auch müssen getheilt werden, aber diejenige Linie und Stamm, so die Theilung am heftigsten begehrt, wäre aus- und abgegangen, der andere Theil vom Ringe aber werde heutigen Tages noch auf dem Hause Calbe in der Kapelle verwahrt.

Von dieser Sage ist nun aber nur das in Wahrheit begründet, daß überhaupt ein Ring vorhanden ist; es ist dies ein einfacher, nicht sehr starker goldener Ring in Form eines Trauringes, aber ohne eingesetzten Diamanten, der nach Einigen darin gewesen sein soll. Die Geschichte aber kann vor

[1]) Nach Hamelmann, Oldenburg. Chronik Bd. I. S. 21. Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IX. S. 54 ꝛc. Lor. Peckenstein, Castrum Alvenslebianum Bd. I. b. und Bd. II. a. Temme S. 67 ꝛc.

dem Jahre 1324 nicht passirt sein, denn in diesem hat Albrecht II. von Alvensleben erst das Haus Calbe getheilt, und zwar mit der Gemahlin desselben oder seines Sohnes Gebhards des Erbmarschalls oder Ludolfs des Hauptmanns in der Altmark Gattin, auch vor der Zeit, ehe dieses Ludolfs Söhne sich getheilt. Denn von der Zeit an sind die Alvensleben'schen Verträge fleißig aufbewahrt worden und in keinem steht etwas von einer solchen Theilung mit dem Ringe. Der Ring ist auch niemals getheilt worden und ist auch gar nicht möglich ihn zu theilen. Es findet sich auch nicht, daß eine Linie, so auf die Theilung gedrungen, untergegangen wäre, denn so lange der Ring bei der Alvensleben'schen Familie gewesen und man von der Theilung geredet, ist keine Theilung zwischen zwei Brüdern vorgegangen. Es haben nämlich drei Söhne Albrechts II. getheilt, Gebhards Söhne haben nie getheilt, wohl aber die drei Söhne Ludolfs, alle späteren Theilungen gehören aber nicht hierher, denn da existirte schon die Sage bei Hamelmann, der im Jahre 1599 seine Chronik publicirte.

239) Vorzeichen des Todes der Könige von Preußen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. zu Berlin. *)

Als der König im Sterben lag, hat sich den 27. Februar 1713, den Tag vor seinem Abschiede zwischen 8—9 Uhr Abends in dem sogenannten Juwelencabinet, dem Sterbezimmer gegenüber, welches versiegelt war, durch das in die Gallerie gebrochene Fenster sowohl dem letztverstorbenen König und damaligen Kronprinzen, als dem Oberhofmarschall des Prinzen, dem Grafen von Finkenstein, und dem Leibmedicus Gundelsheim ein herumwandelndes Licht gezeigt, als wenn etwas verloren worden sei und gesucht werde. Nach Entsiegelung des Zimmers aber und Beleuchtung desselben mit andern Lichtern ist auch nicht die geringste Spur gefunden worden. Und da das Cabinet wieder versiegelt worden ist, hat man abermals dieselbe Beobachtung gemacht und das Licht hat sich wiederum wie zuvor gezeigt, welches einen ungemeinen Schrecken unter allen Anwesenden hervorgebracht, es sind auch auf Anrathen des Leibmedicus Alle weggegangen, und dieser als ein guter Kabbalist hat zum Voraus aus diesem Phänomen prophezeit, daß die Stunden, welche der König noch zu leben habe, gezählt seien. Dieses ist auch am andern Tage Mittags geschehen, und hat der König Friedrich Wilhelm I. später öfters hiervon Erwähnung gethan. Es wird jedoch auch erzählt, daß, als der Kronprinz zu seinem sterbenden Vater berufen worden sei, um den letzten Segen zu empfangen, habe derselbe sich des kürzesten Weges bedienen wollen, sei deshalb über den kleinen Schloßplatz quer hinübergegangen. Es folgten aber Sr. Königl. Hoheit unterschiedliche Offiziere und Cavaliere nach, da fiel ihnen ein sonst verschlossener Saal ganz hell in die Augen, so daß es ihnen dünkte, als ob er mit vielen hundert brennenden Lichtern erleuchtet wäre. Hierüber stutzte der Kronprinz und fragte die, so bei ihm waren, was solches bedeute und warum so viele Lichter angesteckt wären. Die Begleiter des Prinzen sahen allerdings den erleuchteten Saal ebenfalls ganz wohl, wußten aber nichts auf die an sie gethane Frage zu antworten. Als nun der Kronprinz die Treppe herauf kam, traf er den Kastellan des Schlosses

*) Nach den Monatl. Unterred. aus dem Reiche der Geister Bd. III. S. 617 ꝛc.

an und fragte denselben ebenfalls um die Ursache, warum der Saal mit so vielen Lichtern erleuchtet sei, allein er bekam zur Antwort, der Saal sei fest verschlossen und seit langer Zeit sei kein Licht in denselben gekommen.

Ebenso ist vor dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm I., ehe derselbe sich nach Potsdam bringen ließ, den 18. April 1740 sowohl bei Tag als Nacht in den zugeschlossenen Zimmern ein gewaltiger Tumult von Schlägen und Fallen gehört worden, besonders in der sogenannten Kreppelkammer, in welcher nichts Anderes befindlich war als Bettstellen und anderes Krankengeräthe, dessen sich der selige Herr in seiner vorigen Krankheit bedient hatte. Da nun über diesen Rumor die Schildwachen allarmirt wurden, namentlich die bei der Fahne und an der sogenannten grünen Treppe Wache standen, vermeinend, daß es Diebe sein könnten und sie dieses an die Hauptwache meldeten, so sind auf Anordnung des Commandanten mit Zuziehung einiger Stabsoffiziere durch den Kastellan alle Zimmer genau visitirt worden, sogar bis unter das Dach hinauf, allein man hat auch nicht die geringste Spur von etwas Gefallenem entdeckt, und so ist dieser Ruf gleich durch die ganze Stadt gegangen und wie ein fliegendes Feuer nach Berlin gekommen, aber gleich von den Meisten als ein übles Omen gedeutet worden. Was noch mehr ist, des seligen Herrn bestes Leibpferd, welches er am Liebsten ritt, und frisch und gesund war, wurde wider alles Vermuthen todt im Stalle gefunden. Der König hat aber die Nacht vor seinem Absterben selbst gesagt, daß er die folgende nicht mehr erleben werde, und von den umstehenden gewöhnlichen Wärtern Abschied genommen, auch in der Frühe bei gänzlichem Verstande die Abdication seines Reiches vorgenommen und ist endlich um 3 Uhr Nachmittags sanft entschlafen, da es eben 12 Stunden waren, da er gegen 3 Uhr früh gesagt hatte, daß er den Abend und die Nacht nicht erleben werde. Sonst hat auch noch ein bekannter Mann zu Berlin einige Tage vorher im Traum einen Sarg über den Exercierplatz tragen sehen; derselbe war mit vielen Lichtern umgeben und ging gerades Wegs auf die Garnisonkirche los. Er ist darüber voll Schrecken erwacht und hat dieses sein Gesicht vielen seiner Bekannten erzählt und die Sorge ausgesprochen, es möge dasselbe doch ja nicht etwa den König bedeuten, den er erst gestern im vollen Carriere an seinem Hause habe vorbeifahren sehen. Allein 14 Tage nachher hat sich dieser traurige Todesfall doch ereignet und 4 Tage später ist die Leiche in derselben Ordnung, wie sie von ihm gesehen worden, durch dieselbe Thüre hineingebracht worden, wo sie vor seinen Augen verschwunden ist. Ein anderer Bürger von Berlin aber hatte einen Traum, daß der Garnisonsthurm mit großem Krachen zur Erde fiel, worüber das ganze Glockenspiel ertönte und viele Häuser dadurch niedergeschlagen wurden; gleich aber kam noch ein höherer Thurm aus der Erde hervor, welcher den andern sowohl an Stärke als Schönheit übertraf.

240) Die Erscheinung im Berliner Schlosse.[1])

Am 15. Julius des Jahres 1709 ist der damalige Kronprinz nach der Abendmahlzeit in sein Schlafgemach gegangen, und nachdem er sich mit Beihilfe des Kammerdieners ausgekleidet, beschloß er, mit Auf- und Niedergehen

[1]) Nach den Monatl. Unterred. Bd. III S. 656 ꝛc.

sich noch eine kleine Motion zu machen, wie es sonst seine Gewohnheit war. Da es aber schon ziemlich spät war und ihm wider Vermuthen ein gewisses Grausen ankam, legte er sich zu Bette und ließ die Lichter auslöschen, die sonst gewöhnlichen Nachtlampen aber anzünden, welche gewöhnlich neben dem Kamin standen, und ließ seinen Kammerdiener von sich. Da er aber eine geraume Zeit im Bette lag, ohne daß der geringste Schlaf kommen wollte, hörte er etwas durch den Kamin herunterkommen und glaubte nach seiner Einbildung, daß es eine Eule sein könne, ein Thier, welches sonst gern auf den Schornsteinen zu nisten pflegt. In der That kam auch wirklich ein Vogel zum Vorschein, aber von einer andern Gattung, welche der Prinz selbst nicht recht unterscheiden konnte. Es war eine Art Rabe, doch größer, hatte aber auch nicht die Gestalt eines Adlers. Kaum kam derselbe auf die Erde, so erhob er sich auch wieder in die Luft und flog etliche Male im Kreise in der Kammer herum. Darüber ergriff der Prinz eine Pistole, deren etliche Paar um sein Bett hingen, und wollte nach dem Vogel schießen. Als er zu dem Zwecke bereits den Hahn gespannt, besann er sich doch eines Andern, weil er zur Nachtzeit durch den unvermutheten Schuß keine Unruhe erwecken wollte, um so mehr als seine hohe Gemahlin gerade in Wochen lag. Er hing also die Pistole wieder an ihre Stelle und sah den Vogel vom Bette aus sich auf setzen und herumfliegen, rufte aber doch seinen Kammerdiener noch nicht herbei. Mittlerweile setzte sich endlich der Vogel auf einen dem Bette gegenüber stehenden Tisch, auf welchen er gewöhnlich Hut, Stock und Degen zu legen pflegte, machte sich dann über den Hut her, hing sich mit den Krallen an denselben fest und versuchte mit aller Gewalt die Kokarde herunter zu reißen. Wie er am Eifrigsten damit beschäftigt war, öffnete sich die Kammerthüre, in welcher die Garderobe befindlich war, und aus dieser kamen sechs kleine Männchen heraus in Gestalt von Marionetten, mit langen Bärten, langen weißen Kitteln, in der Mitte aber hatten sie schwarze Flöre herunterhängen und führten lange Stecken in den Händen, gingen gerade auf den Vogel zu und schlugen auf ihn los, der aber demohngeachtet in seiner Arbeit fortfuhr. Ueber diesen wunderlichen Zweikampf erschrack nun der Prinz nicht wenig, so daß er gezwungen war, seinen Kammerdiener zu rufen. Da aber selbiger die Thüre öffnete, kam ein starker Wind, auf welchen in einem Hui sowohl Vogel als Männchen verschwunden waren, der Kammerdiener aber seinen Herrn im vollen Angstschweiß im Bette sitzend antraf, so daß er nicht wußte, was er dazu sagen sollte, oder warum er so unvermuthet gerufen worden war. Da nun aber der Prinz ihm Alles erzählte, was ihm begegnet war, so wollte der Kammerdiener ihm solches aus dem Sinne schlagen, unter dem Vorwande, daß er vielleicht geträumt habe. Jener gab aber zur Antwort, er wisse wohl, was ein Traum sei, ließ auch den Doctor holen, und als dieser früh antam, fand er den Herrn wider sein ganzes Naturell in vollem Schweiße, der aber ganz kalt war, liegen. Derselbe hat nun zwar dem Doctor nichts gesagt, sondern hat etliche Tage das Bett gehütet, allein später hat er es selbst einigen vertrauten Dienern erzählt und nachmals bei gegebener Gelegenheit, wenn von dergleichen Geistermaterien gesprochen ward und unterschiedliche Freigeister das Gegentheil behaupteten, diesen Zufall als Beweis und Bekräftigung der Gewißheit der Existenz der Gespenster angeführt, und ihnen sonach den Mund gestopft.

241) Die Klemenskuhle bei Pritzwalk.[1])

Es hat in alten Zeiten einmal ein Räuber, Namens Klemens oder Heine Klemann, die Gegend um Pritzwalk und diese Stadt selbst sehr unsicher gemacht, seine Höhle aber und Schlupfwinkel, Klemenskuhle genannt, im Heinholz gehabt, davon noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einige Rudera übrig waren. Endlich hat man dies durch eine Magd, welche er dahin geschleppt und einige Zeit bei sich gehabt, erfahren; indem sie, da sie den Räubern schwören müssen, sie nicht zu verrathen, auf Zureden es einem Ofen gesagt, in welchen sich Jemand gesteckt, der es gehört und es kund gethan hat, worauf denn dieses Raubnest zerstört worden ist.

242) Das ungetaufte Kind zu Pritzwalk.[2])

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist in Pritzwalk eine sonderbare Sache passirt.[3]) Es ist nämlich durch Versehen der Wehmutter ein Sohn für eine Tochter getauft und Marie genannt worden. Nach entdecktem Irrthum hat man das Kind wieder in die Kirche gebracht und unter gewissen Ceremonien den Frauennamen in einen Mannsnamen verändert.

243) Das Wunderkind zu Kehrberg.[4])

Nach dem Jahre 1730 ist nach Kehrberg bei Pritzwalk ein Schulz Johann Hohenstein gezogen, dem ist ein siebenter Sohn (ohne daß Töchter dazwischen waren) geboren und er deshalb als ein Glückskind angesehen worden. Bei der Taufe hat derselbe seine Hand aus dem Bettchen gezogen und mit einem sonderbaren Gesichte dem Prediger gereicht. Einst hatte sich seine Mutter mit einem Beile in die Hand gehauen, nach einiger Zeit geht die Wunde wieder auf und fängt an zu bluten; sie bestreicht mit des Kindes Hand den Schaden und siehe, derselbe heilt sofort. Dasselbe geschieht einer andern Frau, welche Schaden an den Brüsten gehabt, welche auf gleiche Weise schnell heil wurden, und einem Mädchen aus Wittstock, die vom Schlage gerührt worden war und durch das Bestreichen jenes Wunderkindes wieder gehen lernte. In Folge davon ist ein solcher Zulauf von Menschen in jenes Dorf erfolgt, daß man kurz vor Pfingsten 1734 an 30,000 Menschen gezählt, welche theils der Genesung halber, theils aus Neugierde dahin gewallfahret. Das Wunderkind hat nun auch Viele durch Streichen, Anblasen und Zupfen geheilt. Andere sind auch gesund geworden, indem sie das Wasser, worin es seine Hände wusch, tranken. Allein wie gewöhnlich wurden die Aerzte, die ihren Broterwerb gefährdet sahen, neidisch, und brachten es dahin, daß der Knabe nach Berlin gebracht, wo er in das Friedrichshospital gesteckt wurde, natürlich keine Wunder mehr thun konnte und bald darauf starb.

---

[1]) Nach Beckmann Th. V. Bd. II. Cap. III. S. 142.
[2]) Nach Beckmann a. a. O. S. 139.
[3]) Etwas Aehnliches erzählt Beckmann Th. II. S. 85 von Königsberg.
[4]) Nach Beckmann a. a. O. S. 149 ꝛc.

244) Der Wehrwolf zu Hindenburg. [1])

In dem Dorfe Hindenburg in der Altmark iſt einmal ein Mann geweſen, der hat ſich in einen Wehrwolf verwandeln können. Er hatte einen Streifen Leder aus einer Wolfshaut gehabt, an der noch die Haare waren. Sobald er ſich dieſen um den Leib band, war er in einen Wolf verwandelt. Er hatte dann eine außerordentliche Stärke, ſo daß er oft ganz allein ein Fuder Heu zog oder einen ganzen Ochſen ins Maul nahm und forttrug. Er hatte in dieſem Zuſtand auch ganz und gar die Natur eines Wolfes, denn er würgte das Vieh und fraß auch die Menſchen. Einer ſeiner Nachbarn ward einmal von ihm verfolgt und konnte ihm nur mit genauer Noth entgehen; allein ſeine Frau verſchonte er, wenn er auch noch ſo wüthend war, denn dieſe kannte einen Zauberſpruch, wodurch er gebannt wurde und den er ihr ſelbſt gelehrt hatte. Sie ſchnallte ihm dann den Streifen wieder ab und nun war er wieder ein vernünftiger Menſch.

245) Der Kobold in Lichterfeld. [2])

Einmal zeigte ſich in dem Dorfe Lichterfeld in der Wiſche ein boshafter Kobold. Dort hatte einmal ein Bauer Korn in die Stadt gefahren; wie er zurückfuhr, fand er mitten auf dem Wege einen ganz neuen Kober, der ſorgfältig mit Stricken zugebunden und verſiegelt war. Der Bauer glaubte einen reichen Fund gethan zu haben; er hob voller Freuden den Kober auf und nahm ihn mit ſich nach Hauſe. Hier öffnete er ihn geſchwind, um zu ſehen, was darin ſei, fand ihn aber zu ſeiner Verwunderung ganz leer, als er hinein faßte. Hinein konnte er nicht ſehen, denn es war tief am Abend, und Licht hatte er nicht angezündet. Noch mehr verwunderte er ſich aber, als er ſich etwas bewegen und ganz leiſe, aber geſchwind aus dem Kober herausſchlüpfen hörte. Das war ein Kobold geweſen, der noch an demſelben Abend ſein Treiben in ſeinem Hauſe begann.

So wie der Bauer Licht angezündet hatte, warf er ihm daſſelbe vom Tiſche, kehrte Tiſche und Bänke um und machte einen ſo argen Lärm, daß man wohl ſehen konnte, er müſſe lange in dem Kober geſeſſen haben und wolle ſich nun dafür etwas luſtig machen. Einmal warf er eine Fiſchgabel mit ſolcher Gewalt gegen die Stubenthüre, daß ſie darin ſtecken blieb und alle Knechte des Bauern kommen mußten, um ſie wieder herauszuziehen. Der Bauer wendete alle Mittel an, um den Kobold wieder einzufangen, es wollte aber nichts helfen. Er warf umſonſt die theuerſten Näſchereien in den Kober, und wartete in ſeinem Verſtecke Stunden lang, daß jener kommen und naſchen möchte, denn er hatte gehört, daß die Kobolde gern etwas Gutes zu ſich nehmen. Der Kobold that ihm aber den Gefallen nicht und Zaubermittel halfen auch nichts gegen ihn. Unterdeß hatte ſich das Gerücht von dem Kobold in der ganzen Wiſche verbreitet, und es kam einſtmals ein Bekannter des Bauern auf einem wilden Hengſte geritten, um ihn zu beſuchen und etwas Neues über den Kobold zu erfahren. Schon an der Hofpforte rief er dem Bauern zu: Nun wo haſt Du denn Deinen Teufel? Der Ko-

[1]) Nach Temme S. 56.
[2]) Nach Temme S. 57 ꝛc.

bold aber saß gerade vor der Pfortenthür; wie der die Worte hörte, sprang er geschwind auf das Pferd des fremden Bauern und knipf und kratzte es, daß das Pferd wie toll davon lief. Der Bauer ward gleich abgeworfen und das Pferd lief weiter. Nicht lange darauf kam es an einen Weidenbaum, unter dem lief es in der Angst durch und streifte so den Kobold ab. Von dieser Weide kann er nun nicht herunter, und dort treibt er sein Wesen; er sitzt dort noch bis auf den heutigen Tag, und läßt, sobald der Abend kommt, keinen Menschen ungeneckt vorübergehen. Der in dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts noch lebende Schäfer zu Hindenburg wußte viel dergleichen Streiche von ihm zu erzählen.

246) Der Münchensee bei Osterholz. [1])

Bei dem Dorfe Osterholz ist ein stehendes Wasser, welches den Namen Münchensee führt. Vor Zeiten hat hier ein Kloster gestanden, welches nachmals untergegangen ist, worauf dann hier ein See entstand. Den Grund davon weiß man jedoch nicht. In der Neujahrsnacht hört man in dem See Glockengeläute und Chorgesang und oben auf dem Wasser sieht man ein helles Flämmchen. Dieses Flämmchen sieht man aber auch in andern Nächten, und es sind schon manche Leute darüber erschrocken.

247) Gott läßt sich nicht spotten. [2])

In einem Dorfe bei Osterburg saßen an einem Sonntage mehrere Bauern im Kruge und tranken und spielten Karte. Einer von ihnen, der erst vor Kurzem durch eine Heirath Hofwirth im Dorfe geworden, war ein wüster Gesell, tobte und fluchte fürchterlich, weil er ein paar Dreier verloren hatte. Darüber kam ein fremder Reisender in die Krugstube, der verkündete den Anwesenden, daß ein Gewitter im Anzuge sei und daß man schon den Donner von ferne hören könne, und bat sie, mit dem Spielen Einhalt zu thun und lieber nach Bibel und Gesangbuch zu greifen. Der neue Hofwirth aber schalt und tobte und schrie: was scheert uns das Gewitter; wir müssen weiter spielen, bis ich mein Geld wieder habe. Die Andern wollten sich damit auch nicht lumpen lassen, und spielten fort. Unterdeß war das Gewitter näher gekommen und es donnerte und blitzte draußen schrecklich und wurde auch in der Stube so dunkel, daß man ohne Licht nur noch kaum sehen konnte. Die andern Bauern hätten gern aufgehört, allein sie schämten sich vor dem Einen, der ihrer Furcht und Angst spottete. Endlich kam voller Schrecken über das Unwetter die Wirthin in die Stube gelaufen. Sie entsetzte sich, als sie die Karten sah, sie riß sie vom Tische weg und rief den Bauern zu: schämt Ihr Euch denn nicht, Ihr Leute? Es ist sündlich und gottlos bei solchem Wetter zu spielen! Die Bauern nahmen nun das Gesangbuch zur Hand und ließen vom Spielen und Trinken ab, waren auch durch kein Verspotten des neuen Hofwirths zu etwas Anderem zu bewegen. Darüber wurde dieser erbost und er verhöhnte sie: Ihr furchtsamen Seelen! der Teufel wird Euch nicht gleich holen und das Bischen Poltern am Himmel wird Euch auch nicht schaden. In seinem Uebermuth ging er immer weiter,

[1]) Nach Temme S. 59.
[2]) Nach Temme S. 59.

bis er zuletzt ausrief: Der liebe Gott will uns nur Waſſer vom Himmel ſchicken, ich will ihm einmal in Bier Beſcheid thun! Damit nahm er ſeinen Krug Bier und ging zum Schrecken aller Anweſenden hinaus vor die Thüre. Auf einmal kam ein furchtbarer Blitz, als wenn die ganze Erde im Feuer ſtände, und mit dem Blitze kam ein Donnerſchlag, daß das Haus von oben bis unten erzitterte. Zu gleicher Zeit aber hörte man draußen ein ängſtliches Schreien. Da liefen Alle aus der Krugſtube und vor der Thüre fanden ſie den gottloſen Frevler knietief in die Erde geſchlagen. Er war todtenbleich im Geſicht und konnte ſich nicht mehr rühren. Sein Krug war zerſchmettert und nur den Henkel hielt er noch in der Hand. Man führte ihn in die Stube zurück, dort brachen ihm die Augen. Er konnte nur noch eben die Worte hervorſtammeln: Gott läßt ſich nicht ſpotten! Dann ſank er zuſammen und war todt.

248) Die zwei Todesengel. [1])

Im Jahre 654 hat in der Altmark eine ſchreckliche Seuche gewüthet, welche den ganzen Sommer, d. i. drei Monate lang, gewährt und viele Menſchen hinweggenommen hat. Man hat augenſcheinlich zwei Geſpenſter, oder wie Andere meinen, zwei Engel umgehen ſehen, einen guten und einen böſen, darunter der böſe einen Schweinſpieß getragen. Wenn nun der gute Engel den böſen mit dem Spieß hat an ein Haus anpochen heißen, ſo ſind allwege aus demſelben ſo viele Menſchen geſtorben, als der böſe Engel daran geſchlagen.

249) Die Tempelherren-Schlöſſer. [2])

Früher waren auch in der Mark viele Tempelherren. Der Papſt Clemens V. hob dieſen Orden in der ganzen Chriſtenheit auf und ſeine armen Ritter wurden überall hart verfolgt. Auch in der Mark geſchah dieſes; man nahm ihnen ihr Eigenthum und that ihnen Leid an, wo man nur konnte. Da thaten ſie ſich endlich zuſammen und begaben ſich in die Sümpfe der Altmark, Schutz vor ihren Verfolgern zu finden. Dort erbaueten ſie ſich an der entlegenſten und unzugänglichſten Stelle feſte Schlöſſer, um zur Noth einen Angriff abwehren zu können. In dieſen Schlöſſern brachten ſie ihre Tage zu, ſtill und abgeſchieden von allen andern Menſchen, bis ſie einer nach dem andern dahin ſtarben. Die Schlöſſer ſind nachher von Niemandem anders bewohnt, ſondern verfallen und zu Trümmern geworden. Solche Trümmer von Tempelherren Schlöſſern findet man noch an mehreren Orten der Altmark, beſonders im Drömling, ſodann bei Calvörde und Hohen-Erxleben.

250) Der Spuk im Schloſſe Tegel. [3])

Tegel iſt ein ehemaliges Jagdhaus des großen Kurfürſten, das in der Umgegend zum Unterſchiede vom Dorfe Tegel Schloß Tegel heißt. Dort niſtete ſich zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Poltergeiſt ein, der Tag und Nacht rumorte und den Einwohnern keinen Tag Ruhe ließ. Zunächſt

[1]) Nach Angelus S. 23.
[2]) Nach Temme S. 61 ꝛc.
[3]) Nach Bechſtein, Deutſches Sagenbuch S. 304.

begann es mit Poltern, dann aber warf es mit Steinen nach den Leuten, welche Steine aber zum Ueberfluß sehr heiß waren und wahrscheinlich gleich aus dem Ofen der Hölle kamen. Man hörte das Gespenst auch mit Peitschen in der Stube knallen, es ging mit dem Feuer sehr leichtsinnig um und alle Eßwaaren, die es bekommen konnte, benaschte es. Auch zeigte es sich bisweilen sichtbar, bald groß, bald klein, bald schwarz, bald weiß, bald als eins, bald als zwei, wie auch zu dritt ließ es sich sehen. Später ist das Gespenst aber wieder verschwunden und man hat gesagt, es sei in den Tegelsee gebannt worden.

251) Zu Spandau wird ein Wirth vom Teufel geholt.[1])

Vor dreihundert Jahren ist es geschehen zu Spandau in der Mark Brandenburg, daß ein Wirth vor Gericht einem Landsknechte Geld ableugnete, das dieser ihm anvertraut hatte, um es ihm aufzuheben. Derselbe verleugnete es ihm mit diesen Worten: Hab' ich's, so hole mich der Teufel. Alsbald erwischte ihn der böse Geist, der da zugegen war als ein Mensch, und führte ihn davon.

252) Der neue Adel in der Altmark.[2])

Im Jahre 926 hat Kaiser Heinrich der Finkler in der Altmark angefangen sich gegen die Wenden zu rüsten. Diese merkten aber bald, daß es ihnen gelte, und befestigten sich daher auch in der Stadt Brandenburg, und weil es zornige, heftige Leute waren, so ließ ihr König Miziclo Kaiser Heinrichen absagen mit seinen Leuten, die er zu ihm nach Stendal schickte. Kaiser Heinrich gab den Legaten zwar demüthige Antwort, aber er ließ einen alten Hund herbringen und stäupen und an einen Baum hängen, daraus die Legaten ihre eigentliche Antwort abnehmen konnten. Darauf schrieb der Kaiser Heinrich der Finkler einen Landtag zu Stendal aus, berief seine Sachsen und Thüringer, Bünder und Märker, zeigte ihnen seine Noth an und begehrte Hilfe. Weil ihm aber noch immer mehr Leute vonnöthen, besonders getreue Leute, die ihm zum Kriege dienstlich, so fing er an, auf dem Landtage in Gegenwart vieler Fürsten, Grafen und Herren und Alten vom Adel, und machte alle seine Hofdiener, Handwerksleute zu Hofe, gemeine Amtleute und Kriegsleute zu eitel Edelleuten, sprechend: „Adel, Edel, Eid, Halt!", gab ihnen auch Sturm- und Kriegsrüstung zu Waffen und Helmzeichen, wie solches der Edelleute Waffen vielfältig mit sich bringen. Das ist auch die Ursache, warum, vornehmlich in der Alten Mark, so viele von Adel sind, nämlich über fünfzig Geschlechter, und es sind so viele Dörfer daselbst vor Zeiten nicht gewesen, als man Namen der Geschlechter findet, von welchen jetzt viele untergegangen.

Die Hauptleute und Befehlshaber erhöhete der Kaiser zu Grafen und Herren. Als darauf nun der Kaiser seine Kriegsleute gemustert und seine neuen Edelleute vermahnet, sie sollten ihren Adel bedenken und mit adligen Thaten beweisen, da rückte er mit dem Haufen stracks über die Elbe. Sein

[1]) Nach Lercheimer, Christlich Bedenken von Zauberey. Speier 1597. III. Ausg. in 12. S. 115.
[2]) Nach Temme S. 62.

Oberſter war Johannes, Heinrichs des Kahlen Sohn, des Markgrafen zu Stade, ein junger, aber freudiger Kriegsmann und rechter Held. Dieweil nun plötzlich ein harter Winter kam, rückte er Anno 927 vor Brandenburg, ſchlug ſein Zelt auf dem Eiſe auf, ſtürmte und gewann Brandenburg, würgte die Wenden, Heruler, Obotriten und was darinnen lag und beſetzte es auch ſtark mit Sachſen und vielen vom Adel, von welchem noch viele Geſchlechter über der Elbe übrig ſind und ſich in der Mittelmark, Neumark, Uckermark, Priegnitz, Mecklenburg ꝛc. vertheilt haben.

Darauf baute der Kaiſer zu Brandenburg zum Zeichen des Sieges auf dem Harlungerberge eine runde Kirche, zu der Ehre der Jungfrau Maria. Sodann rückte der Kaiſer nach dem Siegeberge, dem Blockhauſe unter Werben, welches er Werben nannte. Er wollte daraus den Sieg erwerben, wie es auch geſchah. Als er da ſein Feldlager hielt im Frühling, da kamen nämlich die Wenden gerüſtet mit großer Heeresmacht, mit welchen der Kaiſer eine heftige Schlacht hatte. Darin ließen die Neuen vom Altmärkiſchen Adel ihre Thaten ſcheinen und behielt der Kaiſer durch ſie das Feld.

253) Der Spring im Rieſen und die Waſſerfrauen.[1])

Bei Weferlingen liegt auf einer mäßigen Höhe ein ſchöner Wald, der Rieſen genannt. Gleichen Namen führt auch ein Wald zwiſchen Erxleben und Bartensleben. Darin iſt ein gar anmuthiger Spring mit herrlichem Waſſer und um die Quelle her lagern ſich gern die Hirten mit ihren Heerden, und es kamen einige Zeit lang auch viele Menſchen luſtwandelnd an die ſchöne Waldſtelle. Da erſchienen aber zwei Frauen auf dem Waſſerſpiegel, ſchauten den ganzen Tag über aus der Quelle hervor, verjagten durch ihr ſchreckliches Ausſehen Menſchen und Vieh und litten nicht mehr, daß ſie ſich dem Springe nahten.

254) Die Rothfötſchen.[2])

Auf Diesdorfer Feldmark iſt eine Stelle, wo ein Wendenfürſt in einem goldenen Sarge begraben liegen ſoll. Um Diesdorf herum ſind auch viele Alterthümer aufgefunden, z. B. ſteinerne Waffen und ein weiter Kreis von Urnen unter der Erde, über dem eine Pyramide von größeren Steinen aufgehäuft ſein ſoll. Die Wenden von Lüchow und Wuſtrow, die meiſt barfuß gehen und rothe Füße haben, auch wenig mit Andern verkehren, werden ſpottweiſe Rothfötſchen genannt.

255) Sachſen und Wenden.[3])

Als einſt die Sachſen und Wenden ſich mit bewaffneter Hand gegenüber ſtanden, haben dieſe zu oberſt auf einem Berge einen Teufel grauſamer Geſtalt geſehen. Sie achteten dies für ein gutes Zeichen, faßten ein Herz, fielen die Sachſen unverſehens an und erſchlugen ſie, nicht anders, als wenn ihr oberſter Feldherr gekommen wäre und das Zeichen gegeben hätte.

[1]) Nach H. Pröhle, Deutſche Sagen. Berlin 1863. S. 71.
[2]) Nach Pröhle a. a. O. S. 71.
[3]) Nach Pröhle a. a. O. S. 73.

256) Der Glockenstein und das Herzgelag.[1])

In der Altmark steht nahe an der preußisch hannöverschen Grenze, unweit Wittingen, der Glockenstein. Er sieht aus wie eine Scheibe, wonach geschossen wird. Ein Glockengießer sollte eine Glocke gießen und befahl seinem Lehrlinge, ihn zu wecken, wenn es Zeit sei. Der Lehrling aber goß die Glocke selbst und darum tödtete ihn sein Meister. Zum Andenken an diese Begebenheit soll der Glockenstein dastehen.

Zwischen Tiefen und Salzwedel liegt ein Feld, das Herzgelag genannt wird, und darauf ein rother Kieselstein wie eine Trommel. In dem Steine ist eine Kerbe, und von ihm wird erzählt, Herzog Heinrich der Löwe habe eine Fehde mit der Stadt Salzwedel gehabt und mit dem Schwerte in den Stein gehauen, und dadurch sei die Kerbe entstanden. Das Feld Herzgelag soll also eigentlich Herzogslager bedeuten.

257) Der Ueberfall zu Calbe an der Milde.[2])

Um die Ruinen der alten Burg zu Calbe an der Milde, jetzt schlechthin die Burg genannt, erstreckt sich noch jetzt ein an den Rändern mit Schilf zugewachsener breiter Graben, der zum Schutze der ganz in der Ebene liegenden Burg zu den Zeiten des Raubrittertums gedient hat, und jetzt kaum noch halb so breit wie früher ist, so weit erstreckt sich schon seine Trockenlegung. Die Burg, früher ein Tummelplatz der Raubritter, und wegen ihrer Festigkeit und guten Lage im Bruch und Moor von den Kaufleuten und Reisenden weithin gemieden, ist jetzt verfallen, nur einzelne Mauern stehen noch und geben Zeugniß von der festen Bauart. Ein Haus, welches jetzt zur Wohnung dient, war früher ein Gefängniß. Noch vor 8—10 Jahren sah man auf dem einzigen Eingangswege die Stumpfe der Balken, die einst die Zugbrücke trugen, und vor ohngefähr 60 Jahren konnte man die bunten Glasscheiben in einzelnen noch bewohnbaren, aber verfallenen Gemächern finden, wie sich einzelne alte Leute des Ortes noch ganz wohl erinnerten.

Mit dem Verfalle der Burg hatte es aber folgende Bewandtniß. Von denen von Alvensleben, die noch jetzt auf dem Gute zu Calbe an der Milde wohnen, hatte der letzte, der den Fall der Burg hervorrief, in Fehde gelegen mit mehreren Rittern der Umgegend. Es wurde ein Vergleich bei der Taufeier eines der Alvensleben'schen Kinder verabredet. Die Ritter kamen und ritten auf dem engen Wege nach der Burg vor, passirten ganz friedlich die Zugbrücke und im selben Augenblicke ihre im Hinterhalte gelegenen Knappen und Reisigen hinterdrein, überwältigten die Burgmannschaft und ließen sie über die Klinge springen. Dem Herrn hieben sie die Hände halb ab, der Frau die Daumen; das Kind, dessen Taufeier die Veranlassung zu dem Anschlage war, soll mit der Amme über den breiten Burggraben im Nachen entkommen, die goldene Wiege des Kindes aber in den Burggraben gefallen sein und noch jetzt des glücklichen Finders harren. In der Kirche zu Calbe unterhalb des Orgelchores sieht man den Burgherrn und die Burgfrau mit den abgehauenen Gliedern beinahe in Lebensgröße in Stein gehauen, die

[1]) Nach Pröhle a. a. O. S. 72.
[2]) Nach Pröhle a. a. O. S. 73 ꝛc.

abgehauenen Finger liegen lose im Helme, der vor dem Burgherrn steht. Seitdem ist die Burg verfallen, sie soll im 30jährigen Kriege noch von den Franzosen als fester Punkt besetzt worden sein und bietet ihre alten Mauern jetzt zu Wohnungen der Gutstagelöhner und als Material zu Neubauten dar, wozu viele der alten Feldsteine verwendet werden. Die Burg hatte so viel Land innerhalb des Grabens und im Bereiche der Schießwaffen der Besatzung, daß diese ohne Proviant blos vom Ertrage dieser Ländereien sich halten konnte.

258) Bund mit dem Teufel zu Calbe. [1])

Im Jahre 1688 ist zu Calbe an der Saale das grausame Teufelsbündniß, so der lahme Schneider Namens Michael Stoppel daselbst mit dem Satan auf 19 Jahre geschlossen, an den Tag gekommen.

259) Was sich vor der Schlacht von Fehrbellin zugetragen. [2])

In der Stadt Berlin und Umgegend hat sich am 8. Januar des Jahres 1675 während der Nacht bis an den lichten Morgen eine Reiterei von vielen Regimentern in der Luft sehen lassen, die so augenscheinlich gegen einander stritten, daß man deutlich das Handgemenge erkennen, die Degen klingen hören und das Feuer der gelösten Karabiner und Pistolen deutlich sehen, wenn auch keinen Knall hat hören können. Dabei wird berichtet, es sei solcher Spuk zuletzt gar bis an die Thorwachten gekommen und dreien Reitern auf den Leib gedrungen, hätte auch dieselben sogar angerührt. Anfangs hat man es nicht glauben wollen, als es aber acht ganzer Tage gedauert und nachmals nicht allein verschiedene Reiter, welche die Wache gehabt, sondern auch ihre Offiziere, die es mit angesehen und bezeugt, gesprochen, hat man nicht mehr an der Sache gezweifelt. Dies hat die Schlacht bei Fehrbellin bedeutet, welche am 18. Juni desselben Jahres geschlagen worden ist.

Als der Kurfürst vor der Schlacht durch ein Dorf ritt, das in der Nacht zuvor von den flüchtigen Bewohnern verlassen worden war, soll er bemerkt haben, wie vor einem der verödeten Häuser ein Kind saß, das die Eltern in der Eile der Flucht vergessen hatten. Der Kurfürst befahl, daß es vor ihn auf das Pferd gehoben werde, und mit diesem Kinde vor sich hat er den Sieg gewonnen.

260) Die wilde Jagd bei Königs-Wusterhausen. [3])

Eine Bauerschaft holte zur Nachtzeit fünf Klaftern Holz bei Mondenschein für ihre Herrschaft aus dem Forste bei Wusterhausen. Um 12 Uhr Mitternachts standen die Schlitten zum Aufladen bereit. Als sie sich eben eine Pfeife stopften, glaubte der Schulze einen Jagdhund anschlagen zu hören: Hau, hau! Andere meinten, ein Fuchs locke andere Füchse zu einem Hasenbaue, weil die Füchse gern gemeinschaftlich Jagd auf Wildpret machen. Aber das Bellen kam immer näher und scholl von verschiedenen Punkten. Da hörte man ein Hifthorn und ein Hase, weiß wie Mondenschein, wurde von

[1]) S. Relationes Lips. Contin. XXX. p. 94.
[2]) Nach Pröhle S. 74.
[3]) Nach Pröhle S. 78.

Jägern und Hunden gerade auf Jürgens Schlitten zu gehetzt. Jürgen wurde bange für sein Gespann, darum ergriff er den Hasen und warf ihn vor die Hunde. Diese zerfleischten den Hasen. Der wilde Jäger aber reichte Jürgen die Hand, dankte ihm und sprach: 300 Jahre jagte ich den Hasen, nun bin ich durch Dich von der wilden Jagd befreit.

261) Sagen von Freienwalde.[1])

Auf dem Schloßberge bei Freienwalde hat einst Uchtenhagens Schloß gestanden, noch jetzt sieht man die Keller oben und die vielen Verwallungen an den Gehängen der Berge. Einer davon heißt der Räuberberg, da waren die Höhlen für seine Leute. Er war nämlich ein Räuberhauptmann. Der große Kurfürst aber hat ihn freigegeben. Wie der zu Felde lag, kam Uchtenhagen zu ihm und sagte, er wolle den Feind schlagen, wenn er ihn freigebe. Da hat ihn der große Kurfürst gefragt, wie viel Leute er denn hätte. Uchtenhagen hat gesagt: einige sechzig. Da hat sich der große Kurfürst verwundert, daß er es unternehmen wolle, hat es ihm aber versprochen, wenn es ihm gelänge. Nun hat Uchtenhagen seine Leute in der Nacht zusammengerufen und ist über die Feinde hergefallen, hat ihnen die Kanonen vernagelt und dann sich an sie selbst gemacht. Wie es Morgen geworden, ist dann der Kurfürst gekommen und hat sich über das furchtbare Blutbad gewundert, der Feind ist aber schon auf der Flucht gewesen. Das Feld heißt noch heute das rothe Land, es liegt vom Brunnen nach Sonnenburg zu. Da, wo der Weg sich vom Brunnen die Berge hinauf zieht, liegt rechts eine Schlucht, die ist jetzt zugefallen, da ist Uchtenhagen oft mit vier Pferden in die Quer gespannt durch die Berge nach Sonnenburg gefahren, es sind aber 3/4 Meilen. Zwischen dem Schloßberge und dem Räuberberge ist ein Wasser, das heißt das klingende Fließ. Da soll eine Glocke vom Schloßberge hineingeflogen und versunken sein, die hat man früher noch oft klingen hören, und davon heißt es das klingende Fließ.

Einst war ein Schiffer an den Schloßberg herangefahren — damals ging nämlich das Wasser noch so weit, — da kam ein großer schwarzer Hund gelaufen und wollte in den Kahn. Der Schiffer wollte es anfangs nicht leiden. Da hörte er die Glocke klingen: „Anne Susanne! Willt Du mit to Wasser oder to Lanne!" Da wurde es ihm so Angst, daß er den Hund hineinließ. Der sprang in die Ecke vom Kahn und legte sich ganz stumm hin. Nach einem Weilchen sah er aber, daß er wieder verschwand wie ein Schatten, und zuletzt war er ganz fort.

In der Schlucht zwischen dem Schloßberg und Räuberberge läßt sich auch eine weiße Frau sehen, die will erlöst sein. Einst hat es Einer unternehmen wollen, er hat sie auch schon auf dem Nacken gehabt und eine Strecke den Berg hinaufgetragen. Da ist es ihm gewesen, als würde ein Baum geschlagen und fiele auf ihn. Die weiße Frau hat ihm aber Alles vorhergesagt, wie es kommen würde, und da ist er ruhig weiter gegangen. Nun ist aber die Schlucht hinunter ein großer Heuwagen gekommen, und wie er herangewesen, war es ihm, als werde er umschlagen. Da ist er doch aus dem Wege getreten, und sofort ist Alles verschwunden gewesen. In der

[1]) Nach Pröhle a. a. O. S. 79 ꝛc.

Gegend hat sich früher, als die alte Straße noch da entlang ging, Mancher festgefahren und sich erst durch ein schweres Donnerwetter losgemacht. Die weiße Frau soll sich aber in verschiedener Größe zeigen, manchmal ist sie als Bettler, manchmal als kleiner Junge zu den Leuten gekommen. Besonders läßt sie sich um Johannis 12 Uhr Nachts sehen, dann brennt aber auch auf dem Schloßberge ein Schatz.

Auch der alte Uchtenhagen spukt noch oben. Einst kamen Musikanten des Nachts von Falkenberg, wo sie gespielt, des Weges. Da sagte einer: „Wir wollen dem alten Uchtenhagen ein Ständchen bringen!" Wie sie aber das dritte Lied blasen, da kommt Einer heraus und giebt ihnen ein Achtgroschenstück. „Einmal", sagte er, „solle es ihnen geschenkt sein, aber sie sollten es sich nicht wieder beikommen lassen."

Uchtenhagen's Sohn ist durch einen Apfel vergiftet worden, damit er nicht so gewaltthätig werde wie sein Vater.

262) Schildhorn. [1])

Der letzte Wendenfürst in der Mark, Jaczko, wurde nach einer verlorenen Schlacht durch Albrecht den Bären hart bedrängt. Da kam er an die Havel bei Spandau, an den sogenannten Sack, einen Theil des Flusses, der fast eine Stunde breit ist. Hier gelobte er in seiner Noth, er wolle Christ werden, wenn ihn der Christengott hinüberhelfen würde. Dann sprengte er mit voller Rüstung in die Fluthen und gelangte glücklich auf eine mit Hügeln gekrönte Landzunge des jenseitigen Ufers. Da ließ er sich taufen und hängte zum Zeichen seiner Errettung an einer Eiche sein Schild und Horn auf. Danach heißt noch heutigen Tages die Landzunge, die jetzt durch eine Steinsäule mit angehängtem ehernen Schilde geschmückt ist, das Schildhorn.

263) Der dreibeinige Hase. [2])

Nieder-Finow war der Sage nach früher eine Stadt und hieß Ninisch, auch findet man noch manchmal in den Bergen altes Mauerwerk, jetzt heißt der Ort aber Nieder-Finow von der Finow. Früher hatte er auch drei Märkte, die sind aber auf die Städte Oderberg, Freienwalde und Neustadt übergegangen, deren jede jetzt vier statt früher drei hat. Man sieht aber an diesem Orte manchmal den dreibeinigen Hasen. Z. B. hatte ihn eine Frau im Keller sitzen, er mußte ihr des Nachts buttern. Der Nachtwächter hat es oft gesehen, wenn er zum Kellerfenster hineinguckte, der Hase aber hat sich gar nicht stören lassen, sondern nur gerufen: et kuckt, et kuckt! Dieser Frau ging auch nie das Geld aus. Sie hatte aber auch immer einen dicken Fuß. Als derselbe dünner wurde, da war es auch mit ihr zu Ende: sie starb. Da hat ihr Knecht aber gesehen, daß der Geist als ein feuriger Streifen zum Schornstein hinausgeflogen und zu ihrer Tochter in das Haus gezogen ist. Das war der Drak oder Kobold, wie man ihn auch nannte.

Manchmal hat sich aber dieser dreibeinige Hase auch auf der Dorfstraße gezeigt. Einst kamen Mädchen aus der Spinnstube, es war so recht heller Mondenschein. Da kam der dreibeinige Hase auf sie zu gehuppelt, daß sie

[1]) Nach Pröhle S. 77.
[2]) Nach Pröhle S. 81 ꝛc.

Alle Hals über Kopf ins Haus stürzten. Einer hat er aber noch die Zwickel in den Strümpfen zerrissen. Wie aber einer mit einer Laterne gekommen, ist er wieder so weggehuppelt, wie er gekommen war.

264) Die weiße Frau bei Nieder-Finow.[1])

An der Nieder-Finowschen und Lieger Grenze hat sich früher oft eine weiße Frau sehen lassen, da wo die Schlucht von den Bergen an der Schmolitz (der Haide) hinunter nach der Lieger Wiese läuft, wo der große Kubben stand, in dem das Vieh getränkt wurde, weshalb man auch den Grund den Kubben nannte. Besonders haben sich die Fischer in Acht nehmen müssen, wenn sie des Nachts ihre Netze da auswarfen, denn sie hat ihnen oft dieselben, wie man von den Alten gehört, zerrissen. Jetzt freilich mit den Verwallungen ist Alles anders geworden, da können sie gar nicht mehr dahin, früher aber ging das Wasser bis an die Berge. Nun waren einst in alter Zeit ein paar Fischer des Nachts dort beschäftigt und der eine war schon ans Land gefahren, der andere aber noch nicht. Da sieht dieser — es war gerade Mondschein — die weiße Frau mit einem Körbchen am Arme die Schlucht herunterkommen, der andere aber nicht, denn das kann auch nicht Jeder. Schnell rief er es seinem Kameraden zu, damit er noch zeitig abstoße. Wie der das aber gethan, da ist die weiße Frau auch schon heran gewesen, und da haben sie deutlich gehört, wie sie dreimal in die Hände geklatscht. Wäre es ihnen nicht geglückt, noch vom Lande abzukommen, sie hätte ihnen alle Netze zerrissen.

Auch um Johannis läßt sich oft die weiße Frau sehen, und zwar zur Mittagsstunde; oft ist sie da früher zum Hirten gekommen, oder als eine große weiße Frau von der Schmolitz hinunter nach der Lieger Grenze gegangen. Manchmal hat man sie auch auf den Zacken der Bäume oben an der Schmolitz entlang laufen sehen, einst sah sie Einer so, doch sah sie ganz roth aus gegen die Sonne.

265) Der Küselwind.[2])

In der Mark weht zuweilen ein sogenannter Küselwind, der großen Schaden anrichtet. Einst hatte er Einem ein ganzes Fuder Erbsen aufgehoben und der Bauer hat nichts wieder davon zu sehen bekommen. Da sind nun einmal die Leute von Stolzenhagen bei der Ernte beschäftigt gewesen und die Aehren haben schon im Schwat gelegen, so ist ein Küselwind gekommen. „Der soll uns nichts thun", sagt Einer und nimmt ein Messer, und wie der Küselwind dicht heran ist, so wirft er es mit der Spitze hinein. Richtig ist auch Alles verschwunden gewesen, von dem Messer aber hat Niemand eine Spur auffinden können. Wie die Stolzenhagenek nun im Winter mit Weizen nach Oderberg fahren, ist dem Bauer es wunderbar ergangen. Er hat beim Bäcker also schon abgeladen und geht in die Stube, wo der Bäcker ihm ein Frühstück hingesetzt hat, wie das so Sitte ist. Da sieht er auf dem Tische sein Messer liegen, der Bäcker aber hinkte. „Kennst Du das Messer?" fragte ihn der Bäcker. „Ja wohl!" sagt der Andere. „Nun

[1]) Nach Pröhle a. a. O. S. 82.
[2]) Nach Pröhle a. a. O. S. 83.

diesmal mag es Dir so hingehen", sagte der Bäcker, „Du hast es mir hier in's Bein geworfen, laß es Dir aber nicht wieder beikommen, so etwas zu thun.

266) Der See am Döllenkruge. [1])

An der Heerstraße, welche von Berlin in nördlicher Richtung nach Prenzlau führt, liegt etwa acht Meilen von ersterer Stadt das einsame Gehöft, der Döllenkrug. Meilenweit erstreckt sich von jenem Gehöfte aus hoher Kiefernwald fast nach allen Richtungen hin, nur an vereinzelten Stellen zeigen sich Lichtungen, die mit kleinen Seen oder Moräſten angefüllt sind. An einem dieser Seen liegt der Döllenkrug und neben demselben ein Chausseehaus. Unmittelbar hinter den Gebäuden befindet sich ein See.

Ein Schäfer pflegte die sparsame Weide, die die Feuchtigkeit der Seeufer aus sonst trockenem Boden hervorlockte, mit seiner Heerde aufzusuchen. Gerade in der Mitte des Seeufers wuchs das beste Gras; die beiden lang ausgestreckten Flügel des Sees waren arm und ausgedorrt. So seufzte denn der arme Hirt an heißen Sommertagen gar häufig und grübelte, warum in der Mitte des Sees nicht eine Fuhrt den Durchgang gestatte zur Erleichterung von Hirt und Heerde. In solcher Stimmung versuchte ihn der Böse. Die Sonne brannte herab, der Schweiß stand dem Schäfer auf der Stirne und der Weg um den See war weit. Die Schafe gingen langsam und der Hund war gegen seine Gewohnheit lässig. Da versprach der Teufel, bis zum andern Morgen in der Frühe sollte ein Damm durch den See geführt sein, wogegen der Schäfer nicht nur seine Seele, sondern auch die seines Hundes verschrieb. Nach Sonnenuntergang sollte die Arbeit beginnen.

Schon zeigte sich der erste graue Schimmer der Dämmerung, da krähte der Hahn früher als sonst. Auch die Frau des Schäfers erwachte und erstaunte über den frühen Ruf, schlaftrunken erinnerte sie sich, die Thüre des Hühnerstalls offen gelassen zu haben. Sie fanden denn auch, als sie unten suchten, daß der Hund durch die offene Thüre gedrungen war und den Hahn geweckt hatte. Am andern Morgen trieb der Schäfer wie gewöhnlich an den See, mehr todt als lebendig, und siehe — die Arbeit des Satans war fast vollendet. Eine Landzunge schoß mitten durch das Wasser und näherte sich dem andern Ufer bis auf wenige Schritte. Aber dieser schmale Raum war so tief, daß er kaum ergründet werden konnte. Ein Stück Papier lag in der Nähe des Ufers im Wasser und erwies sich als der verhängnißvolle Vertrag, den die Krallen des Teufels zerrissen hatten. Der Hahnenruf hatte den Teufel verjagt und der treue Hund den Schäfer gerettet.

267) Der wendische Bauernkönig. [2])

Der große Kurfürst von Brandenburg hatte das Schwiebuser Gebiet, welches gegenwärtig dem Züllichauer Kreise einverleibt ist, von dem Kaiser Leopold wenn auch nicht unter der Absicht dauernder Ueberweisung abgetreten erhalten; er wollte diesen und einige andere Theile seines Landes persönlich in Augenschein nehmen. Wie er selbst dem Duisburger Jacob Tollius in

[1]) Nach Pröhle S. 83 ꝛc.
[2]) Nach Pröhle S. 85.

Potsdam erzählt haben soll, interessirte ihn unter seinen neuen Unterthanen deren König, von welchem er wußte, daß die Wenden ihn noch immer fortwählten, so daß ein wendischer Bauer in der gewöhnlichen Tracht einherging und doch in seinem Bauernhause die Abzeichen der wendischen Königswürde verwahrte. Wirklich stand auch im Volkshaufen ein Bauernjüngling von auffallender Gestalt, welcher fast als Wendenkönig erkannt worden wäre. Aber ein alter Wende sah in dieser Entdeckung Gefahr und verhütete sie dadurch, daß er dem Jüngling einen heftigen Stockschlag gab und ihn wie einen unbefugt dastehenden Müssiggänger davonjagte.

268) Von der Abgöttin Venere Mirthia, wie sie ehemals zu Magdeburg gestanden. [1])

Die Abgöttin Venus, wie sie etwa zu Magdeburg gestanden und von den Einwohnern des Landesortes ist angebetet worden, wird sie also beschrieben. Auf einem güldenen Wagen stand ein schön nackend Weibsbild mit klaren lieblichen Augen und schönen langen aufgeflochtenen Haaren, so ihr bis auf die Kniee gingen; auf dem Haupte hatte sie einen Kranz von Myrthen und rothen Rosen und in ihrem lachenden Munde eine geschlossene Rose, auf der Brust eine brennende Fackel und einen Pfeil oder Strahl aus dem Herzen gehend, in der linken Hand trug sie die Kugel der Welt, in der Himmel, Meer und Erdreich abgetheilt, in der rechten Hand aber drei güldne Aepfel; hinter ihr standen die drei Chariten oder Göttinnen der Holdseligkeit, Freundlichkeit und Dankbarkeit, gleicher Gestalt nackend wie die Venus und mit den Armen in einander geschrenkt, welche einander mit abgewandten Angesichtern einen güldenen Apfel zur Verehrung darboten. Den güldenen Wagen, darauf die Venus mit diesen ihren Jungfrauen oder Mägden stand, zogen zwei weiße Schwäne und zwei weiße Tauben.

Nach den Annales Magdeburgenses hat diese Abgöttin allhier zu Magdeburg in dem alten Römischen Schlosse, so das Burggrafenschloß hernach geheißen, an der Elbe, dahin nachmals St. Marien-Magdalenenkloster gebauet worden, auf dem alten runden ziegelsteinenen Thurm, den man sonst auch den Hünenthurm heißt und der noch zu Ende des 16. Jahrhunderts stand und für den alten Schloß- oder Burgthurm, der allda von Drusus erbauet worden war, gestanden. Andere aber schreiben, daß diese Abgöttin Venus etwas weiter von der Burg nach der Elbe wärts in einem besondern Tempel gestanden, welcher auch hernach, obgleich der Flecken und die Burg Magdeburg von den Hünen und Wenden zerstört worden war, dennoch um der Abgöttin Venus willen stehen geblieben ist, denn auch die Heiden haben die Tempel um ihrer Götter willen in den Kriegen verschont und unbeschädigt gelassen. Demnach soll auch der Tempel der Venus allhier übrig geblieben und die Venus darinnen bis zur Zeit Caroli Magni geehrt worden sein, welcher diesen Tempel sammt der Venus zerstört und das Gold und den Schatz zur Erbauung der St. Stephanskirche, die er dahin gelegt, wiederum angewendet hat.

---

[1]) Nach Joh. Pomarius, Summarischer Begriff der Magdeburgischen Stadt-Chroniken. Magdeburg 1587 in 4°. l. F. (mit Abbild.)

269) Die Wiedereroberung Magdeburgs. [1])

Die Stadt Magdeburg, die schon 47 vor Chr. Geb. von dem römischen Feldherrn Julius Cäsar erbaut worden sein soll, war nach Karls des Gr. Zeiten von den Wenden und Ungarn ganz verwüstet worden, so daß nur eine sehr geringe Anzahl armes Volk, meist Fischer, daselbst geblieben sind, die ihre Hütten so gut sie gekonnt wieder aufgebaut hatten. Ein solcher wüster Flecken ist Magdeburg geblieben bis zur Zeit des Kaisers Otto. Dieser schenkte den Flecken und die dabei gelegene Burg seiner ersten Gemahlin, der Kaiserin Editha, zur Morgengabe, dahero sie auch besondern gnädigen Gefallen daran getragen und den Kaiser, ihren Gemahl, gebeten hat, darein zu willigen, daß aus dem schlechten Flecken eine große schöne Stadt gebaut werde. Das erlaubte ihr der Kaiser, gestattend, daß sie Burg und Flecken nach ihrem Gefallen erweitern und befestigen möge. Wie nun der Kaiser also ihre Bitte gewähret, ist sie in einen Wagen gestiegen und hat sich herumfahren lassen, und hat selbst die Länge und Weite der neuen Stadt besehen und ausgesetzt, worauf denn nun alsbald im folgenden Jahre, 940 nach Geburt des Herrn, Magdeburg zu einer vornehmen Stadt zu erweitern und zu bauen angefangen ist. Die alte Stadtmauer ging aber in folgender Weise: nämlich am Ulrichsthor, am Marstall und am Barfüßerklotter, zu Ende des neuen Scharrens, wenn man vom breiten Wege hineingeht, in der neuen Petristraße hinter den Häusern und Gärten, wo vor diesem der Diaconus gewohnt hat; auch ging die alte Stadtmauer über den St. Johannis-Kirchhof, da wo ehemals die St. Stephanskirche gewesen, welches nachher der Elenden-Kirchhof hieß; eben so war ein Stadtthor an der Stelle des Schwibbogens des Hauses der Seidenkrämer-Gilde.

270) Das Kaiserbildniß im Dom zu Magdeburg. [2])

An dem Pfeiler der Kanzel im Dome zu Magdeburg befindet sich eine runde, aus Steinen mit kleinen Thürmchen gezierte Kapelle. Auf einem Altare in derselben stehen zwei aus Stein gehauene Bilder, davon eins Kaiser Otto I., des Domstifts Gründer, das andere seine Gemahlin Editha bedeutet. Der Kaiser hält 19 kleine runde Kügelchen, in einer Schale liegend, in der Hand, welche 19 Tonnen Goldes bedeuten, welche dieser Kaiser auf die Erbauung und Dotirung dieses Domstifts verwandt hat.

271) Das Anzeichen des Westphälischen Friedens. [3])

In derselben Nacht, in welcher der Osnabrückische Friedensschluß unterzeichnet worden ist, und unter andern auch das bisherige Erzstift Magdeburg säcularisirt wurde, hat sich ein furchtbarer Knall im dasigen Dome hören lassen, welcher auch die im Kreuzgange Wohnenden allarmirt hat. Als man nun am andern Morgen nachgesehen, hat man wahrgenommen, daß der in

[1]) Nach Gottfr. Gengenbach, Stadt Magdeburg, d. i. kurze Beschreibung der Stadt Magdeburg. Magdeburg 1678 in 4°. S. 8 ꝛc.

[2]) Nach Joh. Bulpius, Magnificentia Parthenopolitana ꝛc. Magdeburg 1702 in 4° S. 36 (mit Abbildung) und Gengenbach S. 12.

[3]) Nach Bulpius a. a. O. S. 12.

dieser Kapelle hängende Engel auf der Erde gelegen hat und die ziemlich dicke eiserne Stange, die ihn hielt, zerbrochen gewesen ist.

272) Der Schäfer am Dome zu Magdeburg. [1])

Man sagt, daß ein Schäfer ein großes Stück der Domkirche sammt beiden Thürmen auf seine Kosten habe aufführen lassen, wie denn zum Wahrzeichen außerhalb an der Ecke gegen Westen über dem sogenannten Paradies des erwähnten Schäfers Bildniß mit seinem Knecht, Schafen und zwei Hunden in Stein gehauen zu sehen ist. Am Thurm aber nach dem Neuen Markte zu steht ein ausgehauener Stern, bedeutend, daß derselbe Schäfer so hoch und weit, nämlich bis an gedachten Stern gebaut habe, welches höchlich zu verwundern ist, dieweil ein solcher Bau von eitel Werkstücken keine geringe Summe kostete.

273) Der schwörende Mönch. [2])

Zu der Zeit, als der Magdeburger Dom gebaut ward, lebte daselbst ein Mönch, der sich vermaß und verschwor, der Teufel solle ihn holen, wenn er nicht in Pantoffeln auf die Krone des Thurmes steige. Das bekam ihm aber übel, denn als er eine ziemliche Strecke gestiegen war, fiel er plötzlich von oben herunter, und der Teufel zerbrach ihm sichtlich den Hals. Zum Andenken an diese Begebenheit wurde an der Spitze des Thurmes ein Bildniß in Stein gehauen, welches den Mönch und dicht unter ihm den auf seinen Fall lauernden Teufel darstellt.

274) Die gefesselten Männer, das eiserne Gitter und der eine Nonne tragende Mönch am Dome zu Magdeburg. [3])

Beim Ausgange des hohen Chors im Dome zu Magdeburg zur linken Hand im letzten Sitze sieht man ein geschnitztes Kloster, nach welchem ein Mönch eine Nonne trägt, während der Teufel Pförtner ist und sie einläßt. Man weiß jedoch jetzt nicht mehr, was dies zu bedeuten hat.

Auf der rechten Seite des Domes unfern der Thüre sind zwei aus Holz in der Höhe an der Wand geschnitzte hölzerne Mannsbilder, mit Ketten und Banden am Halse, Leibe, Händen und Füßen hart angefesselt. Diese sollen bedeuten, daß im Jahre 1278 den 10. Januarius die beiden Grafen von Gleichen gefangen genommen wurden, so sich feindlich hatten vernehmen lassen, sie wollten diesen Thurm wieder einreißen und einen Pferdestall daraus machen. Mit ihnen sind 300 von Adel, ihre Bundesgenossen, erhascht, zu Magdeburg gefangen gehalten, aber nur mit Wasser und Brot gespeist worden, haben sich auch alle ranzioniren müssen. Den Grafen ist es auch nicht besser gegangen, bis sie sich mit 7000 Mark Silber losgekauft, zu dessen Gedächtniß jährlich den Armen in Magdeburg eine Spende ausgetheilt wird, und ihre Bildnisse sind zum Andenken an ihren Frevel an diese Stelle im Dome gesetzt worden.

---

1) Nach Gengenbach S. 16, und Vulpius S. 26 (mit Abbildung).
2) Nach Gengenbach S. 15, und Vulpius S. 28.
3) Nach Vulpius S. 39. 40 (mit Abbild.), und Ziehnert Bd. II. S. 130. S. auch Reißig Bd. II. S. 394 ꝛc.

Endlich soll das große, ungemein künstlich gearbeitete Gitter, welches die sogenannte Ernestikapelle oder die Kapelle Unserer Lieben Frau unter den Thürmen einschließt, ein Schlosser mit Hilfe des Teufels verfertigt haben; weil aber daran eine Schraube fehlte, und von dem Teufel ausgemacht worden war, daß wenn der Schlosser keinen Fehler an der Arbeit des Teufels entdecken könne und doch einer daran wäre, er ihm verfallen sein solle, so ist dieser mit dem Schlosser zum Kirchendache hinausgefahren, da wo man noch jetzt zwei kleine Fallthüren sieht.

275) Die frommen Hunde zu Magdeburg. [1])

Im Jahre 1016 kam ein deutscher Fürst mit etlichen seiner Gewappneten nach Magdeburg und fing Einen vom Adel, welcher dem Erzbischof Gerò, dem fünften Erzbischof von Magdeburg, lieb und sein Diener war. Demselben ließ er die Augen mit Gewalt ausstechen, darüber denn der Erzbischof hart ergrimmte und den Fürsten in den Bann erklärte. Da geschah es, daß von diesem Verbannten selbst die Hunde kein Brot und keine Speise annehmen wollten. Dadurch kam derselbe zur Erkenntniß und Reue seiner Missethat und er kam deshalb zum Erzbischof in bloßem Haupte und in bloßen Füßen, fiel vor ihm nieder und bat um Absolution. Diese wurde ihm auch alsbald in Gegenwart des Kaisers Heinrich, worauf es wieder wohl um ihn stand.

276) Anzeichen der Kriege mit dem Kaiser Heinrich IV. [2])

Unter Werner, dem achten Erzbischofe zu Magdeburg, sind folgende Prodigia des schweren und schädlichen Krieges Kaiser Heinrichs IV. vorhergegangen. Um das Jahr 1068 hat sich auf dem Markt zu Magdeburg ein großer Haufe Raben versammelt, die also heftig mit einander gestritten haben, daß sie häufig todt zur Erde fielen, und dieser Streit soll einen ganzen Tag gewähret haben. Etliche Bischofsstäbe, so in ihren Kapellen gestanden, sollen am hellen Tage, da es lauter und klares Wetter gewesen, Wasser geschwitzt, und denen, welche sie angegriffen, gleich die Hände mit Wasser gefüllt haben. Wie dasselbe auch an einem hölzernen Crucifix in Stadersborgk geschehen sein soll. Ein Komet hat etliche Monate geschienen. In der Luft sind feurige Heere gesehen worden, auch hat man ein großes Krachen gehört, gleich als wenn große Feldschlachten in den Lüften geschehen, blutige Waffen und Kriegsrüstungen, belagerte Städte, brennende Fackeln, feurige Pfeile und dergleichen andere Zeichen mehr hat man am Himmel gesehen. Viel greuliche Mißgeburten haben sich an den Menschen und Viehe zugetragen, Kinder haben im Mutterleibe geredet. So ist auch Blut aus hausbackenem Brote, wenn man es zerschnitten, haufenweise herausgeflossen.

277) Der gefangene Jude. [3])

Zu der Zeit des Erzbischofs Conrad zu Magdeburg, der ein geborener Graf von Sternberg war und im Jahre 1278 starb, nach Andern aber

[1]) Nach Amersbach, Chronik des Erzstifts Magdeburg S. 26.
[2]) Nach Pomarius F. H.
[3]) Nach Pomarius F. Bij. Temme S. 133, Bulpius S. 297. Weitläufig bei Reißig Bd. I. S. 43 ꝛc.

unter Erzbischof Ernst ohngefähr im Jahr 1493, ist ein Jude an einem Sonnabend, welcher der Juden Sabbath ist, in eine Kloake oder heimlich Gemach gefallen; weil ihn aber die Juden an ihrem Sabbath nicht herausziehen wollten, damit ihr Sabbath nicht entheiligt werde, befahl der Erzbischof, daß man ihn auch nicht am folgenden Sonntage, als der Christen Sabbath, herausbringen dürfte, damit derselbige nicht geringer als der Juden Sabbath geachtet würde. Also mußte der arme Tropf zwei Tage in der Stinkgrube stecken.

278) Die heilige Leichnams-Kapelle zu Magdeburg. [1])

Im Jahre des Herrn 1515 brach ein böser Bube, genannt Franz Theilig, des Nachts in die St. Paulskirche zu Magdeburg und stahl daselbst die Büchse mit den Hostien oder Oblaten, so man zum Sacrament braucht, und ging damit des Morgens in die St. Petrikirche, willens, dasselbe allda auf den Altar zu legen, ward aber andern Sinnes und warf das h. Sacrament, wie es von den Scribenten genannt wird, hinter den Kirchhof daselbst zwischen die Steine in einen Pfuhl und versetzte die Büchse an die Juden. Da soll es sich begeben haben, daß einer mit einer Kufe, womit man das Wasser zum Bierbrauen fährt, von der Elbe her gefahren kam, und da er an den Ort, wo das Sacrament lag, gelangte, sollen die Pferde stehen geblieben sein und nicht fortgewollt haben. In dem Augenblicke ist der Kufenführer das Sacrament, welches dort lag, gewahr geworden, und dasselbe ist von einem Müller, Namens Jonathan Krenz, der von Ohngefähr dazu gekommen, mit seinem Schwerte aufgehoben worden. Indeß ist aber der Dieb von den Juden auf dem Kleiderhofe ergriffen und hernach geschleift worden. Auch sollen die Bürger auf der Stätte, wo sich das Sacrament wieder gefunden hatte, eine Kapelle gebaut und sie die des heiligen Leichnams geheißen und zum Gedächtniß die Geschichte hineinmalen, auch das Schwert, womit das Sacrament war aufgehoben worden, dorthin haben hängen lassen. Diese Kapelle stand noch zu Ende des 16. Jahrhunderts hinter dem St. Marien-Magdalenenkloster unten am St. Peters-Kirchhof, und man konnte sowohl vom Kloster als vom Kirchhofe aus in die Kapelle gehen. Es befand sich auch in der Kapelle ein Brunnen mit einem eisernen Eimer, womit man Wasser schöpfen konnte. Auf der Stelle, wo damals die Hostie gefunden ward, steht jetzt das Magdalenenstift, ein Asyl für betagte Jungfrauen. Das Krenz'sche Haus am Breitenwege hieß der Regenbogen (ein Regenbogen, der viele Tage damals über jenem Hause stand und die Unschuld des Mannes, der der Mitschuld an jenem Verbrechen bezüchtigt worden war, an den Tag brachte) und jenes des Diebes der Mühlstein.

279) Die Cardinalsbirnen zu Magdeburg. [2])

Im Jahre Christi 1453 hat der Papst den Barfüßermönch Johann Capistran mit andern seiner Brüder mehr ins Land Böhmen gesendet. Der kam auch nach Magdeburg mit dem Erzbischof und ward von der ganzen

[1]) Nach Pomarius F. N. (verso) und Gengenbach S. 30. Anders bei Reißig Th. I. S. 113 ꝛc.
[2]) Nach Pomarius F. T. ij. (verso).

Klerisei und der Gemeinde mit Kreutzen und Fahnen prächtig empfangen, man baute ihm einen Palast auf dem Neuen Markte, davon herab er predigte. Er predigte aber Lateinisch (denn er war ein Welsche), gemeiniglich zwei oder dritthalb Stunden, und hatte einen Doctor desselben Barfüßer-Ordens, von deutscher Geburt, bei sich, der that ihm alsbald die Predigt zu deutsch nach, das verlief sich auch wohl auf zwei Stunden, so daß ihrer beiden Sermon nicht kürzer als 4 bis 5 Stunden währte. Er trieb das Gesetz mit besonderem Ernst und predigte mit solchem Ernst und Eifer, daß man ihm alle Wurstafeln, Currerspiel, Würfel, Karten, Gaukelsäcke, Larven, sammt anderen Spielgeräthen, und die Frauen ihre Schnüre und Haare, die sie pflegen vorzubinden, und ihre Bretter, darauf sie ihre Schleier und Tücher zu kleistern oder anzustärken pflegen, brachten, und verbrannten sie auf dem Neumarkt öffentlich. Dieser Capistran soll zu Magdeburg einstmals sehr gute wohlschmeckende Birnen gegessen und dieselben gesegnet oder geweiht haben, daher sie Cardinalsbirnen geheißen wurden, welchen Namen sie noch heute zu Magdeburg haben.

280) Der Warner vor der Schlacht und die Magdeburger Taufe. [1])

Im Jahre 1550 hatten die Magdeburger einen schweren Krieg mit dem Herzog Georg von Mecklenburg. Dieser war in das Magdeburger Land eingefallen und trieb ein arges Wesen mit Rauben, Plündern und Brandschatzen, also daß des Flehens des Landvolks an den Rath zu Magdeburg um Hilfe und Errettung mit jedem Tage mehr ward. Da rüsteten sich denn die Magdeburger und am Tage Mauritii, welcher damals war der 22. Tag des Septembers, zogen sie aus, dem Feinde eine große Schlacht zu liefern. An ihrer Spitze waren der Bürgermeister Georg Gericke und Hans Müller, nebst dem Hauptmann Hans Springer.

Nun ist aber den Magdeburgern der Monat September und der Tag St. Mauritii in ihren Kriegsläuften gemeiniglich unglückbringend gewesen, denn sie sind zweimal an demselben Tage und eben bei dem Flusse, Ohre genannt, geschlagen worden. Es ist aber, wie dem Pomarius von einigen alten Leuten, die persönlich dabei gewesen waren, glaubwürdig berichtet worden ist, den Magdeburgern bei ihrem Auszuge vor dem Dorfe Barleben, eine Meile Wegs von der Stadt, ein feiner langer ansehnlicher Mann, der Kleidung nach einem Bauersmanne nicht unähnlich, begegnet und hat sie gefragt, wo sie mit dem Kriegsvolke und der Kriegsrüstung hinausgedächten, und der hat sie, nachdem sie ihm ihr Vorhaben berichtet, mit aufgehobenen Händen herzlich gebeten und verwarnt, von ihrem Vorsatze abzustehen, wieder umzukehren und ihre Stadt in Acht zu nehmen, und ja an diesem Ort und zu dieser Zeit jetzt nichts vorzunehmen, sintemal eben vor 200 Jahren auch die Magdeburger an demselben Tage und Orte geschlagen worden wären, wie denn ein Jeder, der es nicht wisse, auf der Tafel in der St. Johanniskirche zu Magdeburg lesen könnte, und es werde ihnen, wofern sie fortführen, gewiß auch diesmal nicht glücklich ergehen. Ob nun wohl Etliche sich über die Person

[1]) Nach Pomarius F. Z. ij. Beckmann, Historische Beschreibung von Brandenburg Th. IV. S. 974.

und Rede dieses Mannes verwunderten, so haben doch sehr Viele seiner gespottet und die Warnung höhnisch verachtet und verlacht, von welchen Spöttern doch hernach keiner in der Schlacht unerschlagen oder ungefangen geblieben sein soll. Man sagt aber, diese Person sei ein gar alter eisgrauer Mann, aber von so schönem, holdseligem, röthlichem und jungem Angesichte gewesen, daß es zu verwundern gewesen. Wie nun demnach leider so zu getroffen ist, wie er geweissagt hat, hat man allenthalben fleißig Nachforschung nach diesem Manne gehalten, aber Niemand erfragen können, der denselben zuvor oder hernach gesehen hätte. Darum ob er ein Mensch oder Engel gewesen, auch Niemand hat erforschen können. Uebrigens sind die Magdeburger in jener Schlacht, obwohl sie zuerst angegriffen haben, schon nach einer halben Stunde so aufs Haupt geschlagen worden, daß sie 1200 Todte und 300 Gefangene verloren und 11 Stück Feldgeschütze und 11 Bürgerfähnlein in die Hände des Feindes fielen.

Es hat sich aber hierbei noch folgende merkwürdige Begebenheit zugetragen, so Vielen das Leben gekostet hat. Die Magdeburger hatten nämlich, als sie dem Feinde entgegen gingen, das Flüßlein, die Ohre genannt, passiren müssen, welches zu damaliger Zeit gerade sehr tief war. Sie hatten daher eine seichte Stelle gesucht, durch welche sie ohne große Beschwerden über den Fluß gelangten und dieselbe, um sie bei ihrer Rückkehr desto sicherer wieder zu finden, mit einem Merkmale bezeichnet. Wie sie aber nun von dem Feinde geschlagen und zu einer eiligen Flucht gezwungen wurden, da war unterdessen, ohne daß sie etwas davon wußten, das Zeichen von der Furth weggenommen und an eine Stelle gesteckt worden, wo die Ohre gerade am allertiefsten war. Die Magdeburger glaubten, das sei ihre Furth, sie stürzten in ihrer großen Angst sich in die Tiefe hinein und fanden einen gar jämmerlichen Tod im Wasser. Auf welche Weise das Zeichen von seiner alten Stelle weggekommen war, hat man niemals erfahren können. Die Stelle jedoch, wo solches passirt ist, heißt noch bis auf den heutigen Tag die Magdeburger Taufe.

281) Das blutige Brot. [1])

Im Jahre 1551 ist die Stadt Magdeburg von dem Churfürsten Moritz von Sachsen, dem Churfürsten Joachim von Brandenburg, dessen Vetter, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dem Grafen Hans Georg von Mannsfeld und mehreren andern Herren hart belagert worden. In dem Lager derselben ist aber ein gar wüstes und schlimmes Leben geführt worden. Nun sind am 30. Juli die Magdeburger ausgefallen und haben mit den Churfürstlichen ein Scharmützel gehabt, das bis in die dritte Stunde gewährt hat; es sind ihnen aber nur an die 22 Leute beschädigt worden, während jene gegen 50 und an die 100 Pferde verloren. Die Gefangenen erzählten aber den Magdeburgern, es wäre ganz kürzlich folgendes Mirakel bei ihnen passirt. Es hätten Etliche im Lager Brot, das man ihnen zugeführt, gekauft, aber nachdem sie es angeschnitten, sei Blut herausgekommen, darüber seien die Knechte heftig erschrocken und es sei davon eine Krankheit unter sie gekommen, in Folge welcher viele von ihnen unsinnig geworden seien.

[1]) Nach Pomarius F. Fl.

282) Die Mißgeburt mit dem Chignon zu Magdeburg. [1])

Den 26. Mai 1575 iſt zu Magdeburg am Pipersberge ein Kind geboren worden, welches hinten am Haupte von Fleiſch und Haaren einen rechten Wulſt gehabt, wie ihn die Frauen in ihren Mützen und die Jungfrauen in den Flechten tragen; über den Augen hat es Ecken gehabt, wie die Weiber an den Schleiern haben, oben aber auf dem Haupte ein Stück rothes Fleiſch.

283) Die Metze und die Magd. [2])

Die ſchwere Belagerung, welche die Stadt Magdeburg in den Jahren 1550 und 1551 von dem Churfürſten Moritz von Sachſen und deſſen Bundesgenoſſen auszuſtehen hatte, geſchah im Namen des deutſchen Kaiſers. Der Churfürſt forderte deshalb auch im Namen des Kaiſers die Stadt zur Uebergabe auf, allein er bekam eine ſehr trotzige abſchlägige Antwort. Weil nun kurz vorher der Kaiſer in gleicher Art die Stadt Metz angegriffen hatte, aber nichts hatte ausrichten können, ſo entſtand jetzt auf ihn in deutſchen Landen das Sprichwort:

Die Metze und die Magd
Haben dem Kaiſer den Tanz verſagt.

284) Das Loos um das Leben. [3])

Eine ſonderbare Hiſtorie hat ſich Anno 1261 mit einem vornehmen Magdeburger zugetragen. Es hatten die alten heidniſchen Preußen dieſen Gebrauch, daß ſie die Kriegsgefangenen, ſonderlich wenn es Chriſten oder vornehme Perſonen waren, ihren Götzen opferten. Sie legten dem Gefangenen ſeine oder auch wohl andere Waffen an, ſetzten ihn auf ein Roß und banden daſſelbe feſt an vier Pfähle. Rings um ihn warfen ſie aber ſo viel Holz, daß man weder Roß noch Mann davor ſehen konnte. Hierauf zündeten ſie das Holz an, ſo daß der Mann mit dem Roſſe jämmerlich verbrennen mußte. Solches jämmerliche Sterben betraf aber im Jahre 1261 einen Kreuzherrn, Hirſchhals genannt, der von Magdeburg bürtig war. Denn als die damaligen Preußen unter ihrem Feldherrn Hercus Monte (welcher, da er ſich kurz vorher in Deutſchland aufgehalten und getauft worden war, den Namen Heinrich angenommen hatte, hernach wieder vom chriſtlichen Glauben abgefallen war und gegen die Kreuzherren Krieg geführt hatte) eine Schlacht gewonnen, auch verſchiedene Kreuzherren gefangen bekommen, haben ſie die armen Gefangenen gezwungen, das Loos zu werfen, wer unter ihnen den Götzen geopfert werden ſollte. Da iſt das Loos auf den Magdeburger Hirſchhals gefallen, der ſich an den Feldherrn Hercus Monte gewandt und ihm die vielfältigen Wohlthaten, ſo er von Magdeburg genoſſen,

[1]) Nach Pomarius F. Fb. ij. (verso).
[2]) Nach Temme S. 140.
[3]) Nach Petrus de Duisburg. Chron. Pruss. P. III. c. 86, und Bulpius a. a. O. S. 326 ꝛc. Ganz anders bei Reßieg Bd. I. S. 349 ꝛc.

vorgehalten hat, ihn bittend, er möchte ihn von diesem schmählichen Tode helfen. Hercus fand sich auch hierzu willig, ließ das Loos noch einmal unter ihnen werfen, allein das hat den ehrlichen Magdeburger abermals getroffen, und da hat Hercus, um ihn zu erhalten, noch ein drittes Mal loosen lassen, wo denn Hirschhals abermals getroffen worden ist. Solches betrachtend, hat Hirschhals sich darein ergeben, also zu sterben, und ist auf gemeldete Weise also auf sein Pferd gebunden worden und durch das Feuer als ein Opfer ums Leben gekommen. Nach einer andern Sage hätte jener Hirschhals aber zwei Söhne gehabt, die jener Hercus Monte darum freigelassen hätte, weil er zu der Zeit, wo er Christ geworden war, in ihrem Hause zu Magdeburg auf dem Breitenwege bei ihnen gut aufgenommen worden sei und die Liebe ihrer Schwester erlangt hätte. Nun klagten ihn die Heiden deshalb als Verräther an, führten ihn nach Zörbig und wollten ihm dort dieselbe Strafe wie dem Ritter Hirschhals auflegen, nämlich den Feuertod. Allein die Magdeburger kamen ihm zu Hilfe, befreiten ihn und führten ihn mit sich fort. Zwar ward er wieder als Christ angenommen, allein als Buße durfte er ein ganzes Jahr das schöne Mädchen wohl sehen und besuchen, aber kein Wort mit ihr sprechen. Er ging täglich vom Prälatenwege, wo er wohnte, in ihr Haus am Breitenwege, und weil ihn dieser Weg, wie er sagte, ins Himmelreich führte, erhielt diese enge Straße den Namen: der Weg zum Himmelreich, den sie auch behalten hat.

285) Das Spiel auf das Interim zu Magdeburg.[1])

Im Jahre 1548 ist zu Augsburg ein Reichstag gehalten und eine neue Reformation der Religion angerichtet worden, so man das Interim nannte; dies war ein sonderbares Buch, darin eine Formula verfaßt gewesen, nach welcher man in den Kirchen die Lehre und Ceremonien richten und halten sollte bis auf ein allgemeines Concilium. Solches Buch hat man nun aber nicht allein den Meißnern und Sachsen, sondern auch allen Evangelischen aufdringen wollen, auch der Stadt Magdeburg ernstlich angesonnen und befohlen, solches anzunehmen, auch ihre Lehre, Religion, Gottesdienst und Geistlichkeit darnach zu richten. Nun sind aber mit diesem Interim weder die Evangelischen, noch die Päpstlichen zufrieden gewesen, und man hat ein Spiel angerichtet, ein Brett voller Löcher und dahinter viele Fächer, in der Mitte aber einen Narrenkopf gemalet, darin man mit etlichen Kugeln geschoben. Man hat das Interim auf Brettspielen gespielt, gesucht und gesungen:

Selig ist der Mann,
Der Gott vertrauen kann,
Und willigt nicht ins Interim,
Denn es hat ein'n Schalck hinter ihm.

Man hat auch Hunde und Katzen darnach genannt, und jeden Buchstaben durch ein besonderes Wort erklärt, daß aus dem Worte Interim folgender Papstspruch erhellt:

Ihr Närrischen Teutschen, Euer Reich Ist Mein!

---

[1]) Nach Bulpius S. 97 ꝛc.

286) Vorboten der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly. [1])

Im Jahre 1630 ist der Herr Administrator mit dem schwedischen Ambassadeur Johann Stellmann gerade in dem Augenblick in den Dom zur Predigt geritten, da der Herr Dr. Bekius die Worte Dom. X. p. Trinit. erklärt: Wenn Du es wüßtest, so würdest Du auch bedenken ꝛc. In selbigem Jahre, den 26. November und 6. December vornehmlich ist ein grausamer Wind entstanden, so hin und wieder großen Schaden gethan, viele Kirchspitzen heruntergeworfen, als zu Weckersleben, Olvenstädt und anderen Oertern mehr, insonderheit zu Magdeburg die neue schöne Spitze zu St. Katharinen, die eine zu St. Johannis, zu St. Gertrud und St. Annen, da die Spitze durch das steinerne Pflaster neben der Kirche in die Erde also geschlagen, daß sie über zwei Ellen hoch schräg gestanden, auf dem Pflaster so fest, daß man sie gar nicht regen und bewegen können, ungeachtet sie nur von Tannenholz und nicht beschlagen gewesen. Dieser unnatürliche Wind hat auch das starke Mauerwerk und die zwei großen Pfeiler, darauf der Bischofsgang erbaut gewesen, ganz aus dem Grunde herausgerissen bis in den Winkel des Doms, dahin doch der Wind aus Westen nicht gelangen können, und Alles so glatt hinweg geschlagen, als wenn es vom Steinmetz mit dem Meißel geschehen wäre. Er hat auch in die große Domthüre ein rundes Loch ganz wunderseltsam gemacht, die Flügel zerschmettert und im Eingange, da die 5 thörichten und 5 klugen Jungfrauen stehen, der einen klugen Jungfrau die eine Hand mit der Lampe hinweggeschlagen und dem Bilde zur linken Hand, wenn man in den Dom geht, welches das neue Testament bedeuten soll, in Mannesgröße, das Kreuz nebst dem Kelche aus der Hand geschmissen. Dieser Wind hat folgends das vergüldete Bild St. Moritzens, so hinter dem Rathhaus gestanden, heruntergeworfen und die Justitia, im Fenster hinter dem Chor zu St. Johannis, mit der Waage zerschlagen. Nach diesem Winde hat sich im Chor des Domes eine große Katze sehen lassen, und wie die Choralschüler gesungen, mit drein gemauet, und ob man sie gleich gejagt, ist sie doch von einem Orte zum andern gesprungen und hat ihren Gesang continuirt. Als auch der Herr Administrator zum letzten Male im Dome communicirt, hat sich im Chor eine greuliche Eule sehen lassen, die hin und wieder geflogen, und da in diesem Jahr in der St. Johanniskirche Herr Bürgermeister Martin Brauns und Herr Dr. Walther, der Syndicus, zum Nachtmahl gegangen, hat sich im Kelche, da die Consecration geschehen sollte, kein Wein gefunden, welches zwar aus Nachlässigkeit des Küsters geschehen, aber doch von verständigen Leuten für ein böses Omen gehalten worden ist. Auf dieses schreckliche Windbrausen ist bald darauf der General Tilly den 21. December im Stift Halberstadt angelangt und hat seine Armada nach Magdeburg marschiren lassen. Im St. Augustinerkloster ist ein alberner und im Haupte verworrener Mensch im Blockhause gesessen (seiner Profession ein Maler), welcher Wehe über Magdeburg gerufen und gesagt, es werde ein großes Blutbad darinnen entstehen. Montags zuvor, ehe die Stadt erobert worden, hat er mit etlichen Reisern hin und her gekehrt, und als man gefragt, warum er also fege, hat er geantwortet: also soll Magde-

[1]) Nach Bulpius S. 119. 262 ꝛc.

burg gekehrt und gefegt werden! Dieser Sinnlose hat nachher im Kloster einen Pastor mit seinem Weibe, die sich vor etlichen Jahren daselbst eingekauft, bei Eroberung der Stadt in seinen Blockkasten salvirt, weil er nackend darin gestanden und mit seinen Ketten umher geschlagen, daß sich kein Soldat an ihnen, dem Pastor und seinem Weibe, vergreifen dürfen. Es ist auch dieser Blockkasten im Feuer unversehrt geblieben, wie auch die Stube und Kammer, darin sich vor hundert und etlichen Jahren der sel. Herr Lutherus eine Zeitlang aufgehalten. Montags vor der Eroberung ist eine Jungfrau von Flensburg aus Holstein begraben worden, welche sich bei ihrem Ohm Herrn Johann Nising ein Paar Jahre aufgehalten; dieselbe hat in ihrer Krankheit sehr über den Untergang Magdeburgs geklagt, Wehe und Zeter gerufen, daß die Kroaten und Soldaten hereinfielen und sie mit Gewalt schänden wollten, bei welchem heftigen und mächtigen Schreien sie die Hände dergestalt gerungen und gewunden, daß die Haut abgegangen, und hat dieses getrieben, bis sie kurz vor ihrem Ende still geworden und auf Christus selig eingeschlafen. Man hat auch in der nächsten Nacht vor der Eroberung ein Geschrei in der Luft gehört: Wehe, wehe, wehe! und haben dieses referiret diejenigen, so die Wache gehalten. Dienstags um 2 Uhr haben sich zwei feurige Balken am Himmel sehen lassen, und als das letzte Stück aus der Stadt gelöset worden, hat sich das Feuer als ein glühender Kranz gewunden und ist in der Luft verschwunden. Viele von den Kaiserlichen haben solches in Acht genommen und referirt.

Es soll nach der Eroberung ein jämmerliches Geschrei über Magdeburg sich in der Luft haben hören lassen und das Wehe, Wehe! oft wiederholt haben. Auch ein Stein in dem Dom vor dem Chor liegend soll Blut geschwitzt haben. Ingleichen an der Elbe, da man der Todten bei viele Tausende hineingeworfen, soll des Nachts ein großes Winseln und Wehklagen gehört worden sein. Zu Altenburg, vier Meilen von Magdeburg, hat sich im Graben um das hochadelige Schulenburg'sche Schloß Blut sehen lassen, desgleichen auch zu Steindorf, vier Meilen von Magdeburg, in einem Teiche geschehen; wenn man solch Wasser in ein Gefäß gegossen, ist es anzusehen gewesen, wie dick geronnenes und gelieferes Blut. Endlich hat etliche Wochen vor der Belagerung eines Korporals Weib über der Geburt ihr Leben beschlossen, aber vorher verlangt, daß nach ihrem Absterben man sie öffnen möchte, da sich ein Knäblein bei ihr in der Größe eines dreijährigen Kindes gefunden, so auf dem Haupte ein Kaskett, am Leibe eine Patrontasche mit Kugeln und an den Füßen weite Alamode-Stiefeln von Fleisch gewachsen gewesen.

287) Das Gespenst auf dem Tyn zu Magdeburg. [1])

Im Jahre 1371 zwischen beiden Frauentagen, als Krautweihung und Lateran, ließ sich in der Neustadt zu Magdeburg auf dem Tyn in Hans Schortauens Hause ein Gespenst hören, aber nicht sehen, trieb viel Ungestüms und gab vor, es wäre Hans Schortauens Seele, der vor drei Jahren in der Ohre ertrunken war. Es begehrte auch von benannten Priestern eine gewisse Anzahl Messen und Vigilien, sagte auch, was für Gebete und Almosen

[1]) Nach Bulpius S. 297.

ihm bereits geschehen wären, aber in unserer Lieben Frauen Laternen-Nacht (Lichtmessen-Nacht) verlor es sich.

288) Das brennende Licht am Kak, auf dem alten Markte zu Magdeburg, und die Saugasse. [1])

Nach einer andern Sage soll jener Fischer Hans Schortau seiner Frau erschienen sein und ihr mitgetheilt haben, es liege eine große Summe Geldes unter dem Kak auf dem Markte vergraben, ein Schatz, der einst dem Erzbischof Burkhard III. gehört habe, von diesem aber dorthin gebannt worden sei, so daß ihn nur der Teufel in Gestalt eines Schweines heben solle. Die Stelle des Schatzes werde aber an gewissen Tagen um die Mitternachtsstunde durch eine brennende Flamme angedeutet, die aber jedesmal verlösche, wenn sich Jemand nahe. Die Wittwe Schortaus hat nun aber wieder geheirathet und ihrem zweiten Mann die Sache mitgetheilt. Derselbe hat nun nicht eher geruht, als bis seine Frau eingewilligt, ihm bei dem Heben des Schatzes beizustehen. Mittlerweile hatten aber die Schaarwächter, wenn sie aus der Schwertfegerstraße kamen und hinter dem alten Fleischscharren herumgingen, um sich auf dem alten Markte mit ihren Kameraden zu vereinigen, das dumpfe Grunzen eines Schweines gehört, ohne jedoch ein solches zu sehen. Die beiden Schatzgräber begaben sich also eines Nachts auf die Arbeit, sahen auch wirklich ein Licht flackern und erkannten daran die Stelle, wo gegraben werden mußte. Kaum aber hatte der Mann zu graben angefangen, als er neben sich beim Scheine der Flamme ein großes Schwein erblickte, welches mit der Schnauze ein Loch wühlte und Erde und Gesteine in großer Menge auswarf, so daß er die Augen von dem Ungethüm abwenden mußte. Da gerieth die Frau in entsetzliche Furcht und rief den Herrn Jesus um Hilfe an. Kaum hatte sie aber den heiligen Namen ausgesprochen, da erlosch die Flamme und das Schwein rannte laut brüllend davon. Darüber ward aber ihr Mann so wüthend, weil er glaubte, sie habe nun das Heben des Schatzes verhindert, daß er den Spaten nach ihr warf und sie damit erschlug. Als aber die Schaarwache gegen Morgen zurückkehrte, da fanden sie die arme Frau zwar noch am Leben, aber auf den Tod verwundet, den Mann aber als einen am Kopf und Bauche gräßlich verstümmelten Leichnam, wie von den Zähnen eines wilden Thieres zerfleischt, hörten aber dabei das Grunzen eines Schweines, ohne dasselbe zu sehen. Jenes Gäßchen aber, welches hinter dem Fleischscharren herum vom alten Markte nach der Schwertfegerstraße herum führte, später aber beim Umbau des Fleischscharren verschwand, hieß davon die Saugasse. Ein brennendes Licht bemerkt man aber noch heute in der Nacht des Frauentages an der Stelle, wo vormals neben dem Kak, der jetzt noch als Denkmal der strafenden Gerechtigkeit steht, das Schwein gewühlt haben soll.

289) Die silbernen Läuse zu Magdeburg. [2])

Es sind zu Anfange des 17. Jahrhunderts zwei Stutzer zu Magdeburg gewesen, die Klönen genannt. Diese haben ihr ererbtes Vermögen so lieder-

[1]) Nach B. A. Retzsieg, Sagen und Legenden der Stadt Magdeburg. Magdeb. 1848. Bd. I. S. 368 ꝛc.

[2]) Nach Bulpius S. 299. Weitläufig bei Retzsieg Bd. I. S. 80 ꝛc.

lich durchgebracht, und da sie ihr Vormund, Herr Bürgermeister Thomas Sültz, väterlich abgemahnt, daß sie nicht so verthulich und liederlich haushalten, sondern damit fein sparsam umgehen möchten, es dürfte sonst endlich mit ihnen dahin kommen, daß sie die Läuse in äußerster Dürftigkeit fräßen, haben sie gemeldetem alten Herrn zum Trotz viel silberne Läuse machen lassen, sie auf Kleider und Mäntel geheftet und sind also vor ihren Vormund getreten, haben ängstlich gethan und gesagt: seht doch, Herr Vormund, wie uns allbereits die Läuse beißen. Es kam aber bald dahin, daß ihr Reichthum alle ward und sie nichts mehr hatten, sondern von Jedermann verlassen bei St. Jacob im Beinhause elendiglich sterben und verschmachten mußten.

290) Der vom Teufel geholte Geizhals.[1])

Anno 1616 war ein Hausmann auf St. Johannis-Thume, welcher in seiner tödtlichen Krankheit kurz vor seinem Ende begehrte, daß man ihm seine Baarschaft, die etwa in hundert Ducaten bestand, in einer zinnernen Schüssel auf's Bett bringen mußte. Da er nun einige Zeit mit den Händen darin gerühret, sprach er: O ihr lieben Rothfüchschen, möchte ich doch noch eine Zeitlang bei euch leben! Mit diesen Worten gab er seinen Geist auf. Wie man ihn nun in den Sarg gelegt hatte und ein Weib des Nachts bei ihm wachte, kam ein großer schwarzer Kerl und wollte den Körper aus dem Sarge nehmen. Die Wächterin erschrack, legte sich über den Sarg und rief Gott und Menschen um Hilfe an, worauf der Kerl verschwand. Als sie des Morgens solches erzählte, wurde der Sarg geöffnet und anstatt des Verstorbenen ein abgenutzter Besen darin gefunden. Nach einer andern Sage hätte sich übrigens jener Geizhals vor langer Zeit einmal dem Satan nebst zwei andern gottlosen Gesellen verschrieben und wäre sonach von demselben geholt worden.

291) Böses Gewissen wird zum Verräther.[2])

Nicht lange vor der Eroberung Magdeburgs durch Tilly hat ein Bürger zu Magdeburg einen Buchführer, Namens Rambau, erstochen, hernach aber auf den Rath eines Advocaten die That geleugnet. Als man nun in der Rathsstube Verhör hielt, gab Gott ein Zeichen, indem er das hölzerne Bild der Gerechtigkeit, so über der Stubenthüre fest mit eisernen Nägeln angeheftet war, von sich selbst herabfallen und in etliche Stücke zerbrechen ließ. Niemand aber wollte sich daran kehren, der Thäter ward losgesprochen. Ob nun zwar die Gerechtigkeit bei den Menschen schlief, so wachte sie doch bei Gott; denn der Todschläger gerieth bald darauf in die äußerste Armuth, fiel auch in eine tödtliche Leibeskrankheit, darin ihn sein böses Gewissen dermaßen ängstigte, daß er sich öffentlich von der Kanzel ablesen und des begangenen Mordes halber um Verzeihung bitten ließ, worauf er auch gestorben ist. Der ungewissenhafte Advocat aber, so zum Leugnen gerathen, ist Anno 1631 bei der Eroberung der Stadt elendiglich hingerichtet worden.

---

[1]) Nach Bulpius S. 360. Anders bei Reißig Bd. I. S. 421 ꝛc.
[2]) Nach Bulpius S. 360.

292) Der Todtengräber zu Magdeburg. [1])

Es sind jetzt über 200 Jahre verflossen, als in Magdeburg ein Todtengräber lebte, der mit dem Teufel einen Bund gemacht hatte, und in dessen Folge von dem bösen Feinde in einen Höllenpfuhl von Verbrechen und Sünden geworfen ward, zuletzt aber ein jämmerliches Ende fand. Dieser Todtengräber hatte einstmals Anno 1625 einen Trommelschläger unter den Kaiserlichen kennen gelernt, der gegen Kugeln und Hieb und Stich fest war. Das wollte der Todtengräber auch gern sein, und er fragte den Trommelschläger, wie er das anzufangen habe. Da gab ihm dieser einen Zettel, der gar toll mit allerlei Zeichen beschrieben war. Mit dem Zettel mußte nun der Todtengräber draußen aufs Feld unter das Hochgericht gehen, um Mitternacht sollte er da sein. Daselbst erschien ihm der Satan in Gestalt eines Cavaliers, anhabend einen gelben Koller, rothe Hosen und einen grauen Hut mit weißen Federn. Der fragte ihn, ob er Lust zu dienen hätte. Der Todtengräber antwortete: ja! worauf der Satan verschwand. In der folgenden Nacht mußte der Todtengräber noch einmal unter's Hochgericht gehen, wo ihm der Satan wieder erschien. Dieser fragte ihn, ob es bei der Abrede bleibe? Wie nun der Andere sich abermals mit Ja vernehmen lassen, da sind sie denn der Sachen vollends eins geworden, nämlich dahin, daß der Todtengräber sich dem Satan mit seinem Blute verschreiben solle, sein eigen zu sein funfzehn Jahre lang, hingegen solle ihn der Satan am Leibe unbeschädigt verwahren und ihm drei freie Schüsse geben. Als sie so einig geworden waren, verwundet auf des Teufels Befehl der Todtengräber sich mit einer Stecknadel auf der Hand und schreibt auf einen Zettel mit dem Blute die beiden Anfangsbuchstaben seines Namens, so Erdmann Fischer war, nämlich E. und F. und dazu drei Kreuze, weil er mehr nicht hat schreiben können. Auf diese Handschrift war er dem Teufel eigen. Eine Weile nachher, am Charfreitage, bringt ihm der Teufel ein Büchslein mit einer grasgrünen Salbe darin, damit er sich festmachen könne. Das hat er also auch befunden. Denn als bald darauf in dem damaligen Kriegswesen etliche feindliche Völker das Korn vor der Stadt Magdeburg verheerten und anzünden wollten, ist er mit den andern Bürgern ausgezogen und hat dasselbe tapfer vertheidigen helfen. Darüber hat er zwar einen Schuß mitten auf die Brust bekommen, derselbe ist aber nicht durchgegangen, sondern hat nur einen blauen Fleck auf der Haut zurückgelassen. Das sah des Abends sein Weib, als sie zu Bette gingen, und als sie daraus merkte, daß es nicht richtig mit ihm sei, da hat sie ihn ernstlich zugeredet und gesagt, daß sie Alles ihrem Beichtvater offenbaren wolle; er hat ihr aber das hart verboten, mit Bedrohung, er wolle sie sonst übel tractiren und sie solle nicht sicher vor ihm sein, worauf sie denn stillgeschwiegen.

Indessen versiel er sich immer mehr in des Satans Stricken; er war dem Gesöff und allerlei gottlosen Wesen ergeben; er konnte es nicht leiden, daß sein Weib die Kinder zum Gebet anhielt, sondern er sagte, sie sollten in des Teufels Namen beten; er half den Gotteskasten in der St. Johanniskirche bestehlen und verschwindelte das Geld, so er davon mitbekommen.

[1]) Nach Gengenbach S. 84—86, und kurz bei Bulpius S. 362.

Zwar ging er einmal in ſich und er verſuchte nun des Satans los zu ſein. Er hatte nämlich gehört, er werde frei ſein, wenn er Andern ſeine Kunſt beibringe und dieſelben dem Teufel zuführe. Derohalben bot er einmal einem Knaben von funfzehn Jahren ſeine Salbe an, und er ſolle niemals beſchädigt werden, wenn er ſich mit andern Jungen herumſchlüge. Der Junge wollte indeſſen nichts mit ihm zu thun haben. Ein andermal, als er einen jungen Kerl antraf, der Luſt zu ſeinen Künſten hatte, trank er ihm dieſe zu in ſeines Bruders Namen, das heißt in des Teufels Namen, denn er nannte den hölliſchen Feind nicht anders als ſeinen Bruder, oder den Herrn Edelmann oder Herrn Urian. Er bildete ſich nun auch ein, daß er den Teufel in der That los ſei. Allein der Satan hatte doch nicht von ihm gelaſſen, ſondern gebrauchte ihn noch zu vielen gottloſen Thaten. So gab er ihm einmal im Jahre 1636 im Frühjahr ein graues Pulver in einem weißen Papier, und hieß ihn daſſelbe in den Gaſſen der Stadt ausſtreuen, daß die Peſt daraus erfolgen möchte. Und wie er nun nicht Alles ausſtreute, ſondern einen großen Theil in die Elbe warf, da trat auf einmal der Teufel zu ihm und wollte ihn ſtrafen; wie er ſich aber in ſeiner Angſt geſegnete und betete: das Blut Jeſu ꝛc., da iſt der Böſe von ihm gewichen. Im Herbſte deſſelben Jahres entſtand wirklich die ſchreckliche Peſt, die nicht blos die Stadt Magdeburg, ſondern auch die benachbarten Provinzen verheerte. Ein andermal im Jahre 1656 befahl ihm der Satan durch eine grobe Stimme, die er wohl erkannte, ein Kind von drei Wochen, ſo denſelbigen Tag auf dem St. Peterskirchhofe begraben worden war, auszugraben und von deſſen Gliedern ein Pulver zu machen, ſolches aber auszuſtreuen, damit die Peſt abermals in die Stadt komme. Dieſem iſt er gehorſam; als er gerade ein anderes Kind zu begraben hatte, öffnete er das Grab jenes Kindes, zerſchlägt den Sarg, nimmt von dem Körper, was ihm der Satan geheißen, und macht ein Pulver daraus, indem er das neu zu begrabende Kind in das Grab legte. Des verſtorbenen Kindes Eltern wurden zwar gewahr, daß das Grab geöffnet und ein anderes Kind darin beigeſetzt ſei, als ſie ihn aber darüber zur Rede ſtellten, wußte er ſich ſo herauszureden, daß ſie nichts Böſes vermutheten. Aber das Maaß ſeiner Bosheit war erfüllt und der gerechte Gott hatte beſchloſſen, ihn in die Hände der Obrigkeit zu wohlverdienter Strafe zu liefern. Drei Vierteljahre nachher, im Auguſt, als des verſtorbenen Kindes Vater Schafe ſuchet, wird er in einer wüſten Kapelle beim St. Marien-Magdalenen-Kirchhofe ſeines Kindes mit Gewalt zerſchlagenen Sarg gewahr, und als er dem gottloſen Menſchen abermals zuredet, ſucht dieſer zwar ſich zu entſchuldigen; der Vater aber will damit nicht zufrieden ſein, ſondern bringt den Handel vor die Obrigkeit, welche den Uebelthäter zur Haft bringt und das Grab des verſtorbenen Kindes öffnen läßt. Da hat man denn das Körperlein gefunden, wie ſehr viele Knöchlein und Gliedlein daran gemangelt, worauf man den Verbrecher auf die Folter gebracht und er nun ſeine Sünden bekannt hat. Er hat dabei auch angegeben, wie er das Pulver, ſo er von den Gliedern des Kindes gemacht, an vielen Orten ausgeſtreuet, nämlich auf dem Auguſtiner-Kirchhof, an dem Orte, wo die Leinwand gebleicht worden, auf dem Steige, der vom Fiſcherufer heraufgeht, am breiten Wege, und in allen Gaſſen der Stadt an den Ecken. Er hat das gethan in der Nacht von eilf Uhr an; der Satan

iſt in Geſtalt einer ſchwarzen Ratze immer neben ihm hergelaufen und hat zu ihm geſagt: er ſolle nur ſachte wegſtreuen, dann werde die Peſt ſchon kommen. Nachdem der Böſewicht alſo ſeine Schandthaten bekannt, iſt er durch einen Rathsſpruch zum Tode verurtheilt und darauf mit dem Rade hingerichtet worden. Dies iſt geſchehen am 26. October 1657. Der Satan aber hat Gewalt über ihn behalten bis an ſein Ende; denn obgleich die ihm zugeordneten Prediger allen Fleiß an ihm thaten, ſo hat er doch, wie er zum Tode geführt wurde, von ſtarken Getränken ſehr viel zu ſich genommen und nichts denn gottloſe Worte gebraucht.

293) Die geſtraften Schatzgräber.[1])

Philippus Melanchthon erzählt dergleichen Geſchichte und Hiſtorie, die ſich zu Magdeburg begeben; daſelbſt ſind 10 Perſonen von einem Thurm, welcher eingefallen, erſchlagen worden, in welchem ſie nach einem Schatz, von welchem der Satan Bericht und Anzeigung gegeben hatte, geſucht, zu nahe gegraben hatten.

294) Der dem Augenſchein nach gen Himmel fahrende Zauberer.[2])

Es iſt zu Magdeburg einmal ein ſeltſamer Schwarzkünſtler geweſen, welcher in Gegenwart einer großen Menge Zuſchauer, von denen er eine große Menge Geld geſammelt, ein gar kleines Pferdlein, das in einem Ringe tanzte, gezeigt, und wenn ſich's denn dem Spiel zu Ende nahete, hat ſich der Abenteurer beklagt, wie er bei der undankbaren Welt ſo gar wenig erwerbe oder Nutzen ſchaffe, dieweil Jeder alſo karg wäre, daß er ſich des Bettelns kaum erwehren könne. Er wolle deswegen die Welt geſegnen und ſtracks nach dem Himmel fahren, ob vielleicht ſeine Sache daſelbſt beſſer würde, und als er dieſe Worte geſprochen, hat er des Pferdes Zügel in die Höhe geworfen, welchem dann das Pferdlein ohne allen Verzug alsbald nachgefahren, der Zauberer erwiſcht das Pferdlein bei dem Schwanze, ſeine Frau ihn bei den Füßen, die Magd die Frau bei den Kleidern, und ſo fahren ſie alle nach einander in einer Koppel dahin. Das Volk aber ſteht und hält das Maul offen über dieſes Wunder und macht ein Getümmel. Da kommt von ohngefähr ein Bürger daher gegangen, der fragt, was da ſei? Man berichtet ihm ſolches; „ja wohl", ſpricht er, „der iſt mir dort in der Gaſſe begegnet", und damit zeigt er auf die Herberge. Als ſie das gehört, haben ſie den Betrug gemerkt und ſind ihrer Wege gegangen.

295) Wie Dr. Fauſt einen Kellnerjungen zu Magdeburg gefreſſen hat.[3])

Es ſaß einmal Johannes Fauſt von Knüttlingen zu Magdeburg im Wirthshaus und trank dort Andern zu, wie es der Sachſen und auch anderer Deutſchen Brauch iſt. Da ihm nun des Wirths Junge ſeine Kanne oder Becher zu voll ſchenkte, ſchalt er ihn und drohte ihm, er wolle ihn freſſen, wenn er es noch ein Mal thäte. Der ſpottete ſeiner und ſprach:

[1]) Nach Remigius Th. II. S. 363.
[2]) Nach Wier L. II. c. 7.
[3]) Nach Lercheimer, Chriſtlich Bedenken und Erinnerung von der Zauberei. Speier 1597 in 12. S. 52.

„ja wohl, freßt auch uns!“ und schenkte ihm abermals zu voll. Da sperrt der Faust sein Maul auf und frißt ihn; hierauf erwischt er den Kübel mit dem Kühlwasser und spricht: „auf einen guten Bissen gehört ein guter Trunk“, und säuft auch dies aus. Nun redet aber der Wirth seinem Gaste ernstlich zu, er solle ihm seinen Diener wieder verschaffen, oder er wolle sehen, was er mit ihm anfange. Faust aber hieß ihn zufrieden sein und hinter den Ofen schauen: da lag der Junge, bebte vor Schrecken, war ganz mit allem Wasser begossen. Dahin hatte ihn der Teufel gestoßen, das Wasser auf ihn gestürzt, den Zuschauern die Augen bezaubert, daß sie gedäucht, er wäre gefressen und jener hätte das Wasser gesoffen.

Viel weiter hat einst ein Mönch zu Erfurt das Maul aufgethan, da er auf dem Markte das Fuder Heu mit Wagen und Roß verschlang, das der Bauer darnach draußen vor dem Thore stehen fand.

296) Das eingemauerte Kind am Krökenthor zu Magdeburg. [1])

Das jetzige Krökenthor ist unter dem Erzbischof Albert II. zugleich mit der hohen Pforte erbaut worden, man hat aber bei dieser Gelegenheit zwei steinerne Füße als ein altes Wahrzeichen mit eingemauert, welches die folgende schauerliche Sage auf die Nachwelt bringen sollte. Als nämlich Kaiser Otto die Stadt Magdeburg zu einer Festung machen wollte, da trug es sich zu, daß das alte Krökenthor jedesmal, wenn es fertig geworden war, wieder einstürzte, ohne daß man die Ursache davon entdecken konnte. Der Kaiser befragte also einen Astrologen um den Grund, und derselbe gab, nachdem er die Sterne befragt, zur Antwort, das Thor und somit der Schluß des Festungbaues werde nicht eher bestehen, bis ein von einer Mutter freiwillig angebotenes, zartes Knäblein lebendig mit eingemauert werde. Ob nun wohl der Kaiser und seine Räthe daran verzweifelten, daß sich eine so gottlose Mutter finden werde, die für Geld ihr Kind dem Tode opfern werde, hat man doch den Scharfrichter beauftragt, in der Stadt und Umgegend herum zu gehen und zuzusehen, ob er nicht für eine hohe Summe ein solches Kind zu kaufen bekommen könne. Derselbe hat sich auch lange umsonst bemüht, ein solches aufzufinden, endlich aber hat er doch eine leichtsinnige Person getroffen, welche bereit gewesen ist, ihren Säugling zu diesem Zwecke hinzugeben. Es war ein uneheliches Kind, und sie bildete sich ein, dann, wenn sie ein kleines Vermögen besitze, einen Mann zu finden, der sie durch die Ehe wieder zu Ehren bringe. So ist es auch geschehen, das herzlose Frauenzimmer hat trotzdem, daß ihr die Richter vorher nochmals vorgestellt, daß sie sich wohl überlegen solle, was sie thue, ihr Kind hingegeben, hat aber, allgemein verabscheut, doch Niemanden finden können, der mit ihr ein Ehebündniß eingehen wollte, und ist plötzlich aus Magdeburg verschwunden. Das unglückliche Kind ist aber wirklich in dem Mauerwerke des gedachten Thores in einer Art Nische, in welcher es weder von dem Gestein erdrückt werden, noch aus Mangel an Luft ersticken konnte, eingemauert worden, nachdem man gleichsam zum Hohn vor seinem Munde ein Pfennigbrot befestigt hatte. Seit diesem Augenblicke hat sich auch Niemand weiter um das eingemauerte Kind bekümmert und die gräßliche Unthat ist gänzlich in Vergessenheit gerathen.

[1]) Nach Reißig Bd. I. S. 3 ꝛc.

Da ist über funfzig Jahre später, um das Jahr 987 ein altes Mütterchen zu dem Erzbischof Gieseler gekommen und hat denselben fußfällig gebeten, er möge doch die Gnade haben, in dem steinernen Mauergewände der Eingangspforte, die sie bezeichnen werde, nach dem Skelett ihres Knaben suchen lassen, der vor vielen Jahren beim Bau der Festungsmauer dort lebendig eingemauert worden sei. Hierauf erzählte sie dem staunenden Erzbischof ihre Geschichte und fügte hinzu, sie habe seit jener Zeit gefoltert von Gewissensbissen in Thüringen bei Verwandten gelebt, da sei ihr seit vielen Wochen ihr Knabe im Traume erschienen und habe ihr gesagt, er sei noch am Leben, denn ein Vogelpaar, welches über ihm genistet, habe ihm 50 Jahre lang die ihm nothwendige Nahrung mit den Schnäbeln zugetragen. Sie habe also an ihrem bisherigen Wohnorte nicht mehr bleiben können und sich hierher gebettelt; als sie aber an das Thor und an jene Stelle gekommen, wo einst ihr Knäblein eingemauert worden sei, da habe sie aus dem Gestein mehr als einmal „Mutter" rufen hören, als wenn sie durch diesen Ruf aufgefordert werde, seine Erlösung aus dem Gemäuer zu veranlassen. Der Erzbischof hat ihrer Bitte auch gewillfahret, man hat Leitern an das Gemäuer gelegt, und der erste, der sie bestieg, fand auch nach Hinwegräumung einigen Steingerölles hoch oben nicht nur die offene Nische, sondern erblickte auch darin eine menschliche Figur, die ihn mit funkelnden Augen anstarrte. Er stieg entsetzt herab und sagte, er habe in der Höhlung ein kleines graues Männchen gefunden, dessen langer, weißer und zottiger Bart tief in das Gestein verwachsen war, über seinem Haupte befand sich zwischen zwei Steinplatten eine Vertiefung, in welcher die Vögel genistet hatten, und vor dem Munde des Männchens hingen noch sichtbar die Brocken von gegessenem Brote. Der Beherzte stieg dann zum zweiten Male mit einem Gehilfen hinauf, es gelang ihnen auch, das Männchen aus der Nische hervorzuziehen, sie behaupteten zwar später, es habe dabei geseufzt, allein als sie dasselbe zur Erde brachten, da fand sich, daß das Männlein mit dem weißen Barte eine versteinerte Kindesleiche war. Der Körper wurde nach christlichem Gebrauche beerdigt, die unnatürliche Mutter aber war verschwunden, und ihr Leichnam ward erst lange nachher auf einem Sandhügel vor dem Krökenthor so entstellt gefunden, daß man ihn nur noch an den Lumpen, die sie getragen, wieder erkannte. Das Weib wurde hier eingescharrt und noch heute sieht man an jener Stelle zuweilen ein helles Flämmchen, welches die Stelle andeutet, wo die gottlose Mutter begraben ist.

297) Das goldene Zelt zu Magdeburg.[1])

In Magdeburg giebt es eine Straße, die heißt die Schmiedethorstraße, weil auf dem Flecke, wo sie jetzt angelegt ist, früher der Militärschmiedehof war; auf dieser Straße befindet sich ein Haus, das heißt bis auf den heutigen Tag noch das Goldene Zelt und soll seinen Namen von folgender Begebenheit tragen. Zu Ende des 17. Jahrhunderts hat der Commandant der Festung Magdeburg noch auf der Citadelle gewohnt, und es hat sich zugetragen, daß der jedesmalige Wachtposten am Stadtthore aus der Gegend der rechts unter dem Walle befindlichen Ausfallpforte stets ein dumpfes, wie

[1]) Nach Reißieg Bd. I. S. 59 ꝛc.

aus der Tiefe dringendes Geächze gehört hat, so daß selbst bei argem Sturme dieſe Klagetöne den Wind übertönten. Zwar hat man alle Räume und Winkel des innern Feſtungsbereichs ſorgſam unterſucht, man hat zwar das Gewimmer aus der Erde vernommen, allein ein unterirdiſches Verſteck, wo ein Menſch hätte verborgen ſein können, nicht entdecken können. Endlich hat eines Morgens die Magd des Commandanten, welche das ihr während einem den Abend zuvor mit ihrem Liebſten auf dem Walle gemachten Spaziergang verlorengegangene Strumpfband ſuchte, ganz nahe an der Mauer eine Spalte bemerkt, aus welcher die Hand eines Menſchen hervorragte, welche die Finger bewegte. Sie machte ſofort Anzeige, und da ſich nirgends ein Eingang zu dieſem Behältniß, wo ſich offenbar ein menſchliches Weſen befand, zeigte, riß man die Erde auf und fand in einer Höhlung der Mauer einen bis an den Gürtel im Schlamm und Koth ſitzenden, noch lebenden jungen Mann, der aber eine Allen unbekannte Sprache redete. Endlich hat ſich ein Jude gefunden, der ſie verſtand; es war Türkiſch und man erfuhr, der Menſch ſei der Sohn eines Paſcha's, im letzten Türkenkriege gefangen genommen und hier von Jemandem — den Namen und die Urſache wußte man nicht — mit Ketten belaſtet eingeſperrt worden, um Hungers zu ſterben. Wer ihn mehrere Jahre am Leben erhalten, berichtet die Sage nicht, wohl aber wird erzählt, die Stadt Magdeburg habe ihm an jener Stelle, wo ſpäter der Militärſchmiedehof war, ein koſtbares Zelt errichten laſſen und dort habe er mehrere Jahre hindurch gewohnt, bis ihn ſein Vater habe abholen laſſen.[1])

298) Der heilige Norbert und die weiße Kutſche mit ſeinen Gebeinen.[2])

Der heilige Norbert, der 13te unter den Erzbiſchöfen von Magdeburg, war in ſeiner Jugend ein leichtſinniger Menſch. Geboren in der Nähe des Niederrheins, lebte er dort in Saus und Braus, bis ihn einſt, als er gerade von einem Zechgelage kam, ein Donnerſchlag vom Pferde ſtürzte; über eine Stunde lang lag er bewußtlos am Boden, da rief ihn eine Stimme aus der Wetterwolke und ermahnte ihn ſich zu beſſern; er wachte auf, aber zu einem beſſern Leben, zog als Barfüßermönch im Jahre 1118 gen Rom und ward im Jahre 1127 vom Kaiſer Lothar zum Erzbiſchof von Magdeburg erhoben. Hier führte er unter den verwilderten Geiſtlichen eine ſtrenge Kirchenzucht ein, wäre aber beinahe von Meuchelmördern bei einem Volksauflaufe getödtet worden, allein nachdem er noch das Kloſter unſerer lieben Frauen mit Prämonſtratenſermönchen beſetzt und das Kloſter Gottes Gnaden bei Calbe geſtiftet, zog er als Kanzler des Kaiſers mit nach Rom und ſtarb im Jahre 1133 den 6. Junius. Sein Leichnam ward in der Kirche unſerer lieben Frauen in einem ſteinernen Sarge begraben und ſeine Gebeine galten ſtets für ein Palladium der Stadt, die man für unbezwinglich hielt, ſo lange ſie dieſelben in ihren Mauern bewahre. Allein die Stadt ließ ſich im Jahre 1626 von dem Kaiſer bewegen, ihm dieſelben auszuliefern, und am 1. Mai 1627 hat der Abt zum Strahof bei Prag, Kaspar von Queſtenberg, dieſelben

[1]) Ich weiß nicht, ob dies derſelbe zehnjährige türkiſche Knabe war, der im März des Jahres 1688 in der St. Ulrichskirche zu Magdeburg getauft und von 24 Pathen zum Altar begleitet ward, wie Bulpius S. 306 weitläufig beſchrieben hat.

[2]) Nach Kelzieg Bd. I. S. 152 ꝛc.

übernommen und auf einem von sechs weißen Pferden gezogenen weißen Wagen nach Prag geführt. Auch der Kutscher ist weiß gekleidet und das Geschirr der Pferde von schneeweißem Leder, sogar die Räder am Wagen weiß angestrichen gewesen. Ehe noch die Nachricht von dieser feierlichen Prozession, mit welcher Norbert's Gebeine in Prag eingezogen waren, nach Magdeburg gelangte, haben aber einige Bürger und Schaarwächter auch hier einen weißen Leichenzug, der vom Kloster unserer lieben Frauen über den alten Markt hinter der Münzstraße weg nach der Bank zu gefahren, bemerkt. Später hat sich dieser Zug und zwar jedesmal in der Walpurgisnacht noch öfters sehen lassen und allemal folgte dieser nächtlichen Erscheinung ein Krieg oder sonstige Calamität. Namentlich ist dies auch im Jahre 1631 geschehen, wo dann am 10. Mai die schreckliche Zerstörung der Stadt selbst erfolgte. Daher ist die weiße Kutsche stets zu Magdeburg als eine Unheilverkünderin angesehen worden. Das letzte Mal ist diese Erscheinung am 30. April des Jahres 1806 in der Mitternachtsstunde von zwei Bürgern in der Weise gesehen worden, daß ein weißer mit vier Pferden bespannter Kutschwagen, auf dessen hohem Bock ein weißgekleideter Kutscher saß, langsamen Schrittes von der Regierungsstraße bis zur Tischlerbrücke fuhr, sich dann rechts wandte und durch den Schwibbogen über einen Theil des alten Marktes fuhr, dort einige Minuten still hielt, gerade als ob er einen Reitertrupp an sich vorüber lassen wolle, hierauf quer über den Breitenweg nach der Münzstraße bog, an der Bank Halt machte und dann verschwand. Bekanntlich ist nachher im Herbste desselben Jahres die Schlacht bei Jena verloren und bald darauf Magdeburg von den Franzosen ohne Mühe erobert worden.

299) Das goldene Pflugeisen.[1])

Das zu Magdeburg noch gegenwärtig ein Schild mit dem goldenen Pflugeisen führende Haus am Breitenwege soll seinen denkwürdigen Namen folgender Begebenheit verdanken.

Am Palmsonntage des Jahres 1210 ist der neue Erzbischof Albert I., ein geborener Graf von Kirchberg, mit großem Gepränge in sein Bisthum eingezogen und an demselben Tage ist auch ein armer Handwerksgesell, der keinen Groschen in der Tasche trug, nach Magdeburg gekommen und hat in jenem Hause, das damals schon eine Schenke trug, eingesprochen. Er hat sich Essen und Trinken geben lassen, als es aber ans Bezahlen gehen sollte, da hat er nichts gehabt und eben hat er sollen mit Schimpf und Schande als Betrüger festgehalten werden, da hat sich die Wirthstochter seiner angenommen und ist auf sein Versprechen, daß er, wenn er zu Gelde kommen werde, seine Zeche noch nachträglich bezahlen wolle, eingegangen. Beim Abschied hat er ihr ein altes Pflugeisen, das er in einem Tuche eingewickelt bei sich trug, zum Pfande gegeben und gesagt, es sei das einzige Erbe, welches ihm von seinen Eltern geblieben sei. Nach einigen Jahren ist er auch wirklich zurückgekehrt, hat seine Schuld bezahlt und die Wirthstochter hat ihm das alte Pflugeisen aus der Rumpelkammer, in welche sie es hingeworfen, holen wollen. Als sie in die dunkle Kammer trat, ist es ihr auf einmal vorgekommen, als wenn das alte Eisen wunderbar glänze; sie hat es

[1]) Nach Reißieg Bd. I. S. 175 ꝛc.

vorgenommen und in die Wirthsstube gebracht, dort hat man zum Scherz an demselben herumgeputzt und gefunden, daß es bald blank ward und wie Gold glänze. Man hat Sachverständige herbeigerufen, diese haben es sofort für ächtes Gold erklärt, der glückliche Besitzer hat es natürlich verkauft, das Mädchen, die ihm seinen Schatz so lange treulich bewahrt, geheirathet und an der Stelle jenes Hauses ein neues gebaut, welches er das goldene Pflugeisen genannt hat.

300) Der Traum des Fischerknaben Benjamin Kohl.[1])

An der rechten Ecke des Durchgangs vom alten zum neuen Fischerufer zu Magdeburg steht ein Haus, in welchem zur Zeit der Erstürmung und Zerstörung Magdeburgs die Eltern eines damals ohngefähr 10jährigen Knaben, Sohnes des Fischers Kohl, wohnten. Am 10. Mai des Jahres 1631 lagen schon am frühen Morgen alle Schüler in den Schulen auf den Knieen und beteten mit ihren Lehrern, daß der liebe Herr Gott die Erstürmung der Stadt und den voraussichtlich darauf folgenden Untergang derselben in Gnaden abwenden wolle. Noch vor 8 Uhr aber verkündigte der Lärmschlag mit den Sturmglocken, daß der Feind im Einrücken begriffen und die Stadt übergeben sei. Der eisgraue Lehrer, deß Namen nicht auf die Nachwelt gekommen ist, entließ die Kinder auf Nimmerwiedersehen und die armen Kinder eilten nun sämmtlich die Bücher unter dem Arm nach Hause zu den Ihrigen. Die Straßen aber waren von fliehenden Einwohnern und fremdem Kriegsvolk so voll gestopft, daß obgedachter Kohl unmöglich durchkonnte, er flüchtete sich also aus dem Getümmel und Gemetzel in kleine entlegene Gassen, und kam endlich auch in ein Brauhaus, wo er aber auch nicht blieb, sondern sich in den Hof flüchtete und sich dort in ein großes Braufaß verkriechen wollte, aber in demselben bereits einen Insassen fand, eine schöne Jungfrau, die ihn flehentlich bat, ihr doch um Gotteswillen männliche Kleidungsstücke zu bringen, sie wolle ihn reich dafür belohnen. Er entfernte sich auch, gerieth unter die Kroaten und ward von diesen genöthigt, ihnen einen schweren Korb mit erbeuteten Kostbarkeiten bis in ihr Quartier, das neben dem Hause seiner Eltern befindlich war, zu tragen. Von hier aus gelang es ihm auch, in letzteres zu gelangen, er fand aber Niemanden mehr darin und überhaupt Alles verwüstet und zerwühlt, allein er entdeckte auch einige alte als werthlos zurückgelassene Mannskleider, die er eilig auffraffte und damit dem Brauhofe zueilte. Mittlerweile war aber derselbe mit den andern Nachbarhäusern in Brand gerathen und er hoffte schon nicht mehr auf das Wiederfinden der Jungfrau, als er sich vom Hofe aus rufen hörte und sah, wie das Mädchen aus einem alten Fasse herauskroch. Er händigte ihr nun die erbetenen Kleidungsstücke ein, das Mädchen legte sie an und bat ihn, er möge sie für seinen Bruder ausgeben. Sie verließen nun zusammen die Brandstätte und flüchteten für die Nacht in das wüste Haus seiner Eltern, eins der wenigen (139) Häuser, die überhaupt an jenem Schreckenstage nicht in Flammen aufgegangen waren. Am andern Morgen fielen aber Beide abermals den Kroaten in die Hände, welche sie zu den niedrigsten Diensten gebrauchten, jedoch am Leben ließen und am Abend mit ins Lager nahmen. Dort blieben sie einige Tage, wo

[1]) Nach Neihieg Bd. I. S. 196 ꝛc. cf. Bulpius S. 122.

es ihnen dann auf ihr Bitten glückte, nach Wanzleben zu entkommen, an welchem Orte ein Vetter des Knaben Schlosser war. Bei diesem angekommen, entdeckte die Jungfrau der Schlossersfrau ihr Geschlecht und ihre Herkunft und blieb auch in diesem Hause in der männlichen Kleidung eines Schlosserlehrlings, bis endlich ein vornehmer Cavalier, ein schwedischer Offizier, der wie sich später ergab, der Bruder des Mädchens war, sich hier einstellte und nach gehaltener heimlicher Unterredung dieselbe, welche mittlerweile wieder weibliche Tracht angelegt hatte, mit sich in einem Wagen fortführte, den Fischerknaben aber, ihren Retter, als ihren Diener mitnahm. So kamen sie bis Wolmirstädt, wo sie einige Tage blieben, aber plötzlich wieder schnell aufbrechen mußten, weil die von Gustav Adolph bei Werben geschlagenen Kaiserlichen sich der Stadt näherten. Allein es half ihnen nichts, kaiserliche Reiter überfielen sie auf der Flucht, plünderten sie aus und nahmen sie sämmtlich gefangen, wiewohl es bald darauf dem Knaben gelang, in der Finsterniß zu entschlüpfen. Es gelang demselben auch, auf Umwegen die Stadt Wanzleben wieder zu erreichen und unversehrt zu seinen Verwandten zu gelangen.

Eine Woche ohngefähr mochte vergangen sein, da träumte dem Knaben: ein Engel im weißen Kleide mit Goldflügeln stehe an seinem Lager und rufe ihn. Als er nach diesem sehr lebhaften Traume erwachte, sah er sein kleines Schlafzimmer hell erleuchtet. Die Stubenthür stand weit offen und von der ziemlich geräumigen Hausflur, von woher das Licht helle in sein Zimmer drang, tönte der Gesang des Chorals: „Jesus meine Zuversicht" herein. Dem Knaben war genau bekannt, daß im Hause Niemand gestorben sei, den man etwa beerdigen könne; daher glaubte er noch immer zu träumen, bis er aus dem Bette aufstand, sich der Thür näherte und neugierig hinausblickte. Aber wie erschrack er, als er mitten im Hausflur die schwarze Bahre, darauf der Sarg mit einer schön geschmückten Leiche und rund herum schwarzgekleidete Männer und Frauen, auch darunter einen Priester sah, welcher die aufgeschlagene Bibel in der Hand hielt. Die Leiche, die umstehenden Männer und Frauen kamen ihm alle bekannt vor, nur das Gesicht des Priesters war ihm fremd. In der Leiche erkannte er schon die Jungfrau, welche er aus dem Brauhofe gerettet hatte. Bleich und mit geschlossenen Augen lag sie im offenen Sarge, die blonden Flechten ihres schönen Haares reichten an beiden Seiten der Wangen bis auf den Busen herab, in den über dem Schooße gefalteten Händen hielt sie einen halbzerrissenen Myrthenkranz mit Rosen durchwebt, aber o Wunder! aus dem Kranze keimten Wurzeln empor, welche in einen vollkommenen, mit grünen Zweigen und Blättern versehenen Baum ausliefen, der wie ein Christbaum anzusehen und mit bunten Lichtern geschmückt war. Er trug aber statt des Zuckerwerkes und der vergoldeten Aepfel und Nüsse, die man gewöhnlich an einem solchen Baume zu erblicken pflegt, lauter Waffen und kriegerische Geräthe, als Trommeln, Pfeifen, Pauken, Schwerter, Lanzen, Musketen, oben aber an der Spitze zwei schwarz und weiße Fahnen. Die umstehenden Trauerleute waren aber sein Vater, seine Mutter, sein Bruder, sein Lehrer und andere Bekannte aus seiner Vaterstadt, lauter Personen, die schon lange hinübergegangen waren ins Himmelreich. Als der leise Gesang derselben vorüber war und die Frauen und Männer ihre Gesangbücher zusammenklappten, da trat der Priester einen

Schritt näher an den Sarg und ſchien ſprechen zu wollen, als zwiſchen die ganze Geſellſchaft der Engel im weißen Kleide mit den glänzenden Goldflügeln ſchritt, den er kurz vorher im Traume geſehen hatte. Die goldenen Flügel des Engels verbreiteten aber einen ſo überaus hellen Glanz, daß der Knabe auch das kleinſte Stäubchen hätte erkennen können, und ſiehe, er ſah, daß die Züge des Engels dieſelben waren, wie die des jungen Cavaliers, der die Jungfrau von Wanzleben abgeholt hatte. Noch ehe aber der Prieſter zum Sprechen kam, trat der Engel zwiſchen ihn und die Leiche, legte den rechten Zeigefinger auf die Stirn des Mädchens und ſagte: „Das Mägdlein iſt nicht todt, ſondern es ſchläft!“ Augenblicklich richtete ſich die Jungfrau im Sarge auf, ſtieg rüſtig von der hohen Bahre herab und ſchritt an der Hand des Engels aus dem Kreiſe der Umſtehenden. Da erloſchen die Lichter, die Männer und Frauen entfernten ſich und der ganze Zauber war verſchwunden, ſo daß Benjamin der Fiſcherknabe, noch immer in der Thür ſeines Schlafgemachs ſtehend, nur die dumpf wiederhallenden Schritte vernahm. Ein eiskalter Schauer durchbebte den erſchrockenen Knaben, er legte ſich wieder in ſein Bett und erzählte am Morgen, als er aufgeſtanden war, das wunderbare Geſicht ſeiner Muhme, der Ehefrau des Schloſſers, die jedoch die Vermuthung aufſtellte, er möge wohl Alles geträumt haben. Als er ſpäter mit ſeinem Vetter nach Magdeburg kam, fand er bei vielen ſeiner Bekannten ein Bild vor, welches den Sarg mit der Leiche der Jungfrau gerade ſo darſtellte, wie ihm Alles zu Wanzleben im Traume vorgekommen war. Auch hörte er, daß am 20. Juli ein Mönch zu Kloſter Berge dem zerſtörten Magdeburg eine Leichenpredigt gehalten und darin angeführt habe, es ſei die Jungfrau Magdeburg aus dieſem irdiſchen Jammerthal abgerufen und mit Feuer, Trommeln und Pfeifen gut ſoldatiſch begraben worden. Dieſe Predigt war auch in der That zur angegebenen Zeit und an dem genannten Orte von einem Mönch gehalten worden, allein es erſchien bald darauf eine zweite Schrift unter dem Titel: Magdeburgum redivivum oder das wiederauflebende Magdeburg, welche die Predigt des Mönchs widerlegte, und das vorgedachte Bild zum Titelkupfer hatte.[1]) Im nächſten Jahre iſt der junge Cavalier wieder nach Magdeburg gekommen, hat den Knaben reichlich beſchenkt, und die Jungfrau ſelbſt hat ſich an den ſchwediſchen Rath Chriſtoph Schulze, der ſich damals unter den ſchwediſchen Commiſſarien zu Magdeburg befand, verheirathet. Jener Traum iſt aber herrlich in Erfüllung gegangen, die Stadt Magdeburg iſt ſchöner und glänzender aus ihren Trümmern erſtanden und grünt und blüht unter dem ſchwarz-weißen Panier.

301) Die eiſernen Köpfe an der St. Jacobskirche zu Magdeburg.[2])

Die St. Jacobskirche lag im 12. Jahrhundert noch nicht innerhalb der Stadt, und in der Gegend des jetzigen Jacobs-Kirchhofes befanden ſich das Hochgericht und der Rabenſtein. In dem ſüdlichen Thurme jener Kirche ſind aber noch heute zwei eingemauerte eiſerne Köpfe zu ſehen, welche folgende Begebenheit auf die Nachwelt bringen ſollten.

[1]) Befindet ſich auch bei Reißieg a. a. O.
[2]) Nach Reißieg Bd. I. S. 229 ꝛc.

Im Jahre 1146 sind zwei Magdeburger Handwerker, ein Grobschmied und ein Kesselflicker, eines Nachts bei großer Theuerung in die Scheune eines Bauern im Dorfe Biedewitz eingedrungen, um daselbst Getreide zu stehlen; in derselben Nacht hat aber ein Bösewicht daselbst Feuer angelegt, und jene beiden Männer sind ergriffen und für die Brandstifter gehalten worden. Trotz ihres Leugnens sind sie aber zur Folter verurtheilt und als sie hier durch Martern zu einem unwahren Geständniß veranlaßt worden waren, zum Tode durch den Strang, sowie zur Vernichtung ihrer Leiber auf dem Scheiterhaufen verurtheilt worden. Der Eine von ihnen hat aber die Kunst gekannt, durch leichtes Bestreichen mit einer Flüssigkeit jeden Gegenstand so hart und fest, ja eben so unzerstörbar wie Eisen zu machen. Diese haben sie sich auch zu verschaffen gewußt, haben damit ihre Köpfe bestrichen, und als der Erste schon den Strick um den Hals hatte, hat er mit lauter Stimme zu dem zahlreichen Volke also gesprochen: „Hört an, meine Mitbürger, wir sind beide rein von der Schuld der uns aufgebürdeten Brandstiftung! So gewiß unsere Köpfe wie eiserne Kugeln im Feuer glühen, aber dennoch unzerstört bleiben und der Flammen spotten werden, so gewiß sind wir unschuldig!

Wie gedacht so geschehen; als die Leiber der Gehenkten auf den dazu bestimmten Holzstoß gelegt worden waren, verbrannten wohl die Körper und die Holzstücke, allein aus der glühenden Asche leuchteten wie glühende Kugeln die unzerstörten Köpfe der beiden Hingerichteten hervor, und als am andern Morgen der Scharfrichter mit eisernen Haken die schwarzgraue Asche durchwühlte, da rollten beide Köpfe, zwar eisenfarbig, aber unversehrt mit Nase, Mund und Ohren, mit vollen Wangen und Haaren hervor und die gewaltigen Schläge des Henkers vermochten sie nicht zu zertrümmern. Sie waren zu Eisen geworden und damit die Unschuld der Missethäter erwiesen. Zum Andenken an dieses Gottesurtheil sind sie sodann in den Thurm der nahen St. Jacobskirche eingemauert worden.

302) Die Kindesmumie im Dom zu Magdeburg. [1])

In einem Verschlage der Domkirche zu Magdeburg und zwar in einem roth ausgelegten, mit aromatischen Kräutern ausgefüllten Sarge wird noch heute der unverwester Leichnam eines zarten Kindes weiblichen Geschlechts verwahrt. Das Todtenhemdchen desselben ist von feiner Leinewand und das Kleidchen von weißer Seide mit rothseidenen Schleifen und Quasten. Das ebenfalls seidene Mützchen ist mit Gold und feinen Spitzen besetzt. Nach der Sage wäre das Kind eine Prinzessin, Tochter des polnischen Herzogs Prebislav und seiner Gemahlin Luidgard von Mecklenburg. Letztere war von ihrem Gatten durch Meuchelmord aus der Welt zu schaffen versucht worden, weil sie ihm keine Kinder gebar; allein es war ihr gelungen nach Magdeburg zu entfliehen, wo sie wunderbarer Weise eine Tochter gebar; allein ehe man noch ihrem Gatten Nachricht von ihrem Leben und der Geburt einer Prinzessin geben konnte, starben beide um das Jahr 1280 daselbst an der Pest.

[1]) Nach Reißig Bd. I. S. 367 ꝛc

303) Das Blutgericht und der blutige Stein im Dom zu Magdeburg.[1])

Vor beinahe 1000 Jahren lebte zu Magdeburg ein Erzbischof, Namens Udo, der nicht nur der Wollust im höchsten Grade ergeben war, sondern auch sehr wenig Glauben und Frömmigkeit besaß. Derselbe unterhielt ein sträfliches Verhältniß mit der schönen Aebtissin von Lilienthal und besuchte dieselbe zum Oestern in ihrem Kloster. Da begab es sich, daß in der dritten Nacht, wo er bei ihr war, um Mitternacht eine Stimme rief: (Cessa nunc de ludo, ludisti satis, Udo!) Udo, höre auf zu kosen, Du hast genug gekost! Zwar erschracken die beiden Sünder, allein sie sammelten sich bald wieder und führten dasselbe Leben fort. Dieselbe Stimme ließ sich aber auch in den nächsten beiden Nächten vernehmen, jedoch abermals ohne Erfolg. Als nun am vierten Tage die Stimme sich nicht wieder hören ließ, glaubten die Gottlosen gewonnen zu haben, der Erzbischof beschloß noch längere Zeit bei der Aebtissin zu verweilen, schützte dem Domcapitel gegenüber eine nothwendige Reise, die drei Monate dauern würde, vor, statt aber zu verreisen, blieb er im Kloster bei seiner Buhlerin. Nun lebte aber damals unter den Domherren zu Magdeburg ein sehr frommer Mann, der nicht blos am Tage den Werken christlicher Gottesfurcht getreulich oblag, sondern auch noch des Nachts in den Dom zu gehen pflegte, um dort zu beten. Als er nun während dieser Zeit auch eines Nachts dahin um Mitternacht gegangen war, da löschte auf einmal ein plötzlich sich erhebender Sturmwind alle Lampen aus und er sah, daß plötzlich der ganze Dom in einem milden Lichte strahlte. Aus dem Hintergrunde traten zwei Jünglinge, zwei Kerzen in der Hand, die sie auf den Hochaltar stellten, hervor, zwei andere setzten zwei Sessel vor denselben auf einen Teppich, ein dritter aber, ein blitzendes Schwert in den Händen, stellte sich mitten in den Dom und rief alle dort begrabenen Bischöfe, Ritter und Frauen mit lauter Stimme auf, sie sollten erwachen, Gott wolle ein Gericht halten. Und siehe, eine Unzahl Schatten erhoben sich aus den Gräbern und stellten sich stillschweigend in langen Reihen um den Chor. Darauf erschienen, während der Dom zuletzt wie von einer Sonne erleuchtet ward, die zwölf Apostel, Christus mit der goldenen Krone geschmückt und das Scepter in der Rechten an ihrer Spitze. Letzterer setzte sich auf einen der Sessel und die Apostel stellten sich zu seiner Linken, dann aber erschien die Jungfrau Maria, gefolgt von einer Schaar heiliger Jungfrauen und nahm den andern Sessel neben ihm ein. Da trat der heil. Mauritius, der Schutzpatron des Doms, vor und klagte den Erzbischof Udo an, daß er durch seine Laster sein Amt entheilige, alle Buße verschmähe und in diesem Augenblick noch bei seiner Buhlerin, einer Gottgeweihten weile. Da befahl Christus zweien der Auferstandenen, den Sünder zur Stelle zu bringen. Nach wenig Minuten erschien er auch leichenblaß und zitternd an allen Gliedern vor Christus. Allein statt um Gnade zu flehen, sprach er frech: „Was hab' ich gethan, o Herr, daß ich vor deinem Richterstuhl erscheinen soll?“ Und als Mauritius vortrat und ihm sein Verbrechen vorhielt, behauptete er, es sei Verleumdung; er habe nicht in den Armen der Aebtissin geruht, sondern am

[1]) Nach Reißig Bd. I. S. 356 ꝛc. Poetisch bearbeitet von Ziehnert Bd. I. S. 249 ꝛc. Weitläufig bei Oldenbach, Preußische Sagen. Berlin 1840 in 12. S. 503 ꝛc.

Altar seiner Zelle gebetet. Da fragte Christus: „Was hast Du gebetet, Udo?“ Allein der Bösewicht konnte sich auf den Anfang und Namen keines Gebetes besinnen, und der Herr sprach: „Siehe, Du bist gerichtet, Du verlangtest Zeugen, jetzt zeugst Du wider Dich selbst!“ Darauf rief er dreimal Wehe über Udo, winkte mit dem Scepter, und zwei der Auferstandenen führten ihn an das Ende des Doms, der Jüngling aber mit dem Schwerte trat vor und schlug ihm mit dem Schwerte das Haupt ab. Kaum war dies geschehen, so verschwand die ganze Versammlung, die Lampen brannten wieder und der Domherr sah sich allein, nur die Leiche des Hingerichteten bewies, daß das Gericht kein Traum gewesen war. Er blieb bis an den Morgen in der Kirche, dann rief er das Kapitel zusammen und theilte ihm das Geschehene mit. Der Stein aber, auf dem Udo gerichtet worden war, hat sich noch lange im Dome erhalten. Blutrothe Streifen bezeichnen seine Oberfläche, aus der, wenn man sie rieb, selbst flüssiges Blut herausgequollen sein soll.

304) Der Bund mit dem Teufel.[1])

Im Jahre 1666 hat ein Buchdruckergeselle aus Goslar zu Prag mit dem Satan einen Bund gemacht, hernach allerlei Schande, Sünden und Laster begangen, auch zu Glatz in Schlesien einen Kameraden im Duell erstochen. Derselbe ist dann unter die Magdeburger Miliz gegangen, wo er im Jahre 1672 auf das Zureden der Geistlichen Christ. Scriver und Christ. Koch zweimal das Abendmahl genossen hat, und hat endlich zu Wittenberg im Jahre 1675 dem Pfarrer zu Altenhausen selbst seine Schandthaten berichtet.

305) Das Bild im Dome zu Magdeburg.[2])

Im Dome zu Magdeburg befindet sich ein altes Gemälde, auf welchem eine Frau in einem Costüm aus dem Ende des 14. Jahrhunderts dargestellt ist, zu deren Füßen drei kleine Kinder sich befinden. Es stellt dasselbe Frau Mathilde von Heideck dar, die Gemahlin eines reichen Magdeburger Patriciers, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts von seinen Eltern außer andern Besitzungen in der Nähe der Stadt ein prächtiges Haus, die sogenannte Heideckerei am Breitenwege zu Magdeburg, dem alten Markte gegenüber, geerbt hatte. Sie selbst stammte von der Burg Rogätz, an der Elbe bei Magdeburg gelegen, ab und es wird von ihr folgende sonderbare Sage erzählt.

Als sie nämlich ihres ersten Töchterleins genesen war, ward sie sehr krank und von Stunde zu Stunde schlechter, so daß sie nach wenigen Tagen ihren Geist aufgegeben zu haben schien. Sie ward also öffentlich ausgestellt und dann nach der Sitte jener Zeit eingesargt und in die Familiengruft der Heideck's im Dome beigesetzt. Nun hatte aber der Todtengräber bei der Leichenparade bemerkt, daß die Leiche mit einer großen Menge Edelsteine und Schmuckſachen geziert gewesen war. Er beschloß also, sich in der folgenden Nacht dieser Gegenstände, welche der Todten doch so schon von keinem Nutzen seien, zu bemächtigen. Wie gedacht so geschehen, am andern Abend kam er von einem Kameraden begleitet, um dem Kirchenraub zu begehen. Beide

[1]) Nach Chr. Scriverius, Das verlorene und wiedergefundene Schätlein. J. Chr. Heine, theatrum providentiae div. II. 10. p. 54. Bulvius S. 302.
[2]) Nach Reißig Bd. I. S. 246 ꝛc.

hoben den Sargdeckel ab und beraubten die Leiche ihrer Ohrringe und Halsketten; als sie ihr aber einen kostbaren Ring vom kleinen Finger abziehen wollten, fanden sie denselben so fest sitzen, daß sie sich nicht besannen, vermittelst ihres Taschenmessers den Ring sammt dem Finger von der Hand zu lösen. Allein wie ward ihnen, als die Leiche sich auf einmal im Sarge erhob und um Hilfe rief. Die Heideckerin war nämlich nicht wirklich todt gewesen, sondern hatte nur im Starrkrampf gelegen und war durch die erlittenen heftigen Erschütterungen wieder belebt worden. Die erschrockenen Diebe flohen aus der Gruft, ließen aber in der Eile ihre Laterne stehen und Grabgewölbe und Kirchenthüre offen. Die arme Frau raffte sich nun mit Aufbietung aller Kräfte aus ihrem furchtbaren Lager auf und gelangte mit großer Anstrengung — denn sie war noch sehr schwach — bis auf die Straße, von wo sie denn sich mühsam bis zu ihrer Wohnung zurückfand und ihren Gemahl durch ihre unverhoffte Rückkehr aus dem Grabe ebenso erschreckte als erfreute. Sie soll dann noch vierzig Jahre mit ihm gelebt haben und er hat nach ihrem nunmehro erfolgten wirklichen Tode ihr ein kostbares Grabmal in der Nähe jenes Todtengewölbes setzen lassen, welches das jüngste Gericht darstellt. Nicht weit davon befindet sich auch das erwähnte Bild. [1])

Es giebt übrigens noch ein anderes altes Bild in Magdeburg, auf dem ein Pferd dargestellt ist, welches ein Stock hoch aus einem Hause zum Fenster herausguckt. Dasselbe scheint sich auf dieselbe Sage zu beziehen. Denn man erzählt, es habe einst ein Magdeburger Bürger seine Frau durch schnellen Tod verloren. Als sie nun begraben worden war und der Gatte und die Leidtragenden, wie es damals Sitte war, beim Leichenmahl saßen, kam auf einmal ein Diener in das im ersten Stock des Hauses befindliche Speisezimmer gestürzt und rief voll Schrecken: „Gnädiger Herr, unten an der Hausthür steht Euere selige Gattin im Leichengewande." Jener aber, der wohl kein sehr betrübter Wittwer gewesen sein mochte, rief: „Geh, einfältiger Tropf, und laß die Todten in Ruh! So wenig als hier je mein Pferd durch's Fenster guckt, kehrt meine Frau aus ihrem Grabe zurück!" Er hatte aber kaum diese Worte ausgesprochen, da hörten Alle mit Entsetzen, wie ein Pferd mit schwerem Hufstritt die Treppe heraufkam, in das offene Gemach kam und wiehernd nach dem Fenster zuschritt, von wo aus es in die Straße hinabschaute. Und wenige Minuten nachher folgte dem Roß auch die Todtgeglaubte. Sie war ebenfalls nur scheintodt gewesen und aus ihrem Sarge durch Diebe erlöst worden, welche ihr ihre kostbaren Kleider und Kleinodien, die man ihr mit in den Sarg gegeben hatte, hatten entreißen wollen und durch die Gewaltmittel, die sie dazu angewendet, den Starrkrampf gebrochen und die Lebendig-Todte so dem Leben wiedergegeben hatten. [2])

306) Der Ring der Familie von Beltheim. [3])

Im 12. Jahrhundert in den Jahren 1119—1125 ist ein gewisser Rötger von Beltheim Erzbischof von Magdeburg und der erste der Magde-

[1]) Bei Kelbig a. a. O.
[2]) Diese Sage ist poetisch behandelt von Ziehnert Bd. I. S. 113 ꝛc.
[3]) Nach Reinhard, Beiträge, Bd. II. S. 156 ꝛc.

burgiſchen Biſchöfe geweſen, der ſich in ſeinem Titel von Gottes Gnaden ſchrieb. Er ſoll des gleichnamigen Rütger von Veltheim und eines Fräulein von Lengsfeld Sohn geweſen ſein. Derſelbe dürfte der erſte Beſitzer des berühmten, noch heute in der Veltheim'ſchen Familie als eine Art Talisman bewahrten Ringes, mit deſſen Erhaltung in der Familie gleichſam das Gedeihen derſelben bedingt ſei, geweſen ſein. Es iſt ein für einen ſehr großen Finger gemachter Ring aus gutem Ducatengolde und ſtellt zwei Obertheile von Drachen vor, welche den Kaſten, worin ein Diamant, ein achteckiger Spitzſtein, deſſen Seiten allein geſchliffen ſind und $2^{13}/_{32}$ Karat wiegt, gefaßt iſt und halb außer- halb innerhalb deſſen ſteht, in ihren Rachen halten. An beiden Hauptſeiten des Kaſtens ſtehen ſchwärzliche, ſechsblättrige Roſen, welche von Stahl gemacht zu ſein ſcheinen und in deren Mitte kleine Rubinen eingefaßt ſind. Die beiden Nebenſeiten ſind mit kleinen Rubinen beſetzt und die in den Drachenköpfen befindlichen vier Augen ebenfalls mit dergleichen Edelſteinen bemerkt. Der Kaſten ſelbſt iſt viereckig und, wie gedacht, mit ſchwärzlichen Roſen und kleinen Rubinen geziert. Die äußere Fläche des Ringes iſt nicht, wie ſonſt gewöhnlich, abgerundet, ſondern die Schärfen und Kanten ſind breit, ſo daß drei Flächen im Zirkel herumgehen, jedoch wird der Zirkel durch den Kaſten mit dem Steine unterbrochen. Sowohl auf dieſen drei äußern Flächen, als auch auf der innern ſind einige Charaktere geſtochen oder eingegraben, welche zum Theil aus unbekannten, zum Theil aus ſolchen Buchſtaben beſtehen, die den großen Lettern des griechiſchen und lateiniſchen Alphabets ähnlich ſind. Man hat ſich viele Mühe gegeben dieſelben zu entziffern, allein bis jetzt iſt es noch Niemand gelungen. Sie lauten nämlich: Gug Gug Baltebani, Alpha et Omega. Ezer ave Ejer. Ave Eagam. Man hat nun das Alter des Ringes verſchieden beſtimmt und ihn bald ins 12., bald in 15. Jahrhundert geſetzt. Da nun jener Erzbiſchof angeblich ſo glücklich geweſen iſt, den Körper des heiligen Märtyrers Secundus, Anführers der Thebaniſchen Legion aufzufinden und er dieſe koſtbare Reliquie ſehr hoch und heilig hielt, ſo hat man behaupten wollen, er habe ſich aus Freuden über den Fund des Beati Thebani oder des Cucubal Toebani (welche Namen ſich aus den Anfangsworten der Ringſchrift mit geringer Veränderung oder Verſetzung der Züge leicht herausbringen laſſen) einen Gedenkring machen laſſen und in der Inſchrift ſein Gebet zu dem neu entdeckten Heiligen gerichtet. Wie dem nun aber auch ſein mag, ſicher iſt es, daß die Familie der von Veltheim den Ring als einen Geſchlechtsring heilig aufbewahrt.

Nach einer andern Sage ſoll in alten Zeiten ein unbekannter Reiſender zu einer Wittwe von Veltheim, welche zu Herbke wohnte, gekommen, von derſelben wohl aufgenommen und bei der ihm daſelbſt zugeſtoßenen Krankheit liebreich verpflegt worden ſein. Dieſer Fremde habe daher vor ſeinem Abſterben ſeiner gütigen Pflegerin zur Bezeugung ſeiner Dankbarkeit dieſen Ring hinterlaſſen, mit der Verſicherung, daß ſo lange derſelbe bei der Veltheim'ſchen Familie verbleiben und mit aller möglichen Sorgfalt werde aufgehoben werden, auch das ganze Veltheim'ſche Geſchlecht in unverrücktem Flor und Wohlergehen ſich erhalten werde.

In Herbke befindet ſich nun heute noch das Originalporträt eines gewiſſen Burchard von Veltheim (geb. 1579, geſt. 1625), auf welchem derſelbe

am Mittelfinger der rechten Hand denselben trägt. Nach der Tradition nun haben sich dessen zwei Söhne, Josias und Gottschalk, bei der Theilung der väterlichen Güter jener das Gut Osterau, dieser hingegen das Gut Herbke gewählt, aber sich über den Besitz des Ringes, auf welchem eine besondere Segenskraft ruhen sollte, nicht vereinigen können und schließlich sich dahin verglichen, daß Josias den in einen neuen goldenen Ring gefaßten Stein des rechten Geschlechtspalladiums, Gottschalk hingegen, welcher der Urheber des Streites und der dadurch herbeigeführten Trennung des Ringes war, den Ring desselben an sich nehmen und aufbewahren solle.

Den Gottschalk von Veltheim und seine Nachkommen betraf nun mancherlei Unglück und Widerwärtigkeit. Mit Hempko von Veltheim, Gottschalks Sohn, starb 1681 die männliche Linie des Hauses aus, nachdem dessen Geschwister, eine Schwester ausgenommen, schon vorher aus der Welt gegangen waren. Das Gut Herbke fiel aber an Josias von Veltheim zurück. Helene, Gottschalks einzige Tochter, war Besitzerin des Kästchens von dem Ringe. Sie wurde 1684 an den Brandenburgischen Obersten Christian oder Christoph Friedrich von Pfuhl auf Gielsdorf vermählt, welcher aber bald nachher in der Belagerung der Stadt Kaiserswerth durch eine Bombe das Leben einbüßte; seine Wittwe brach 1713 ein Bein und starb 1727. Alle diese und mehrere andere Unglücksfälle wurden der Trennung des fatalen Ringes zugeschrieben.

Josias, welcher daran unschuldig war, erlebte zwar mehr Glück, aber auch verschiedene Unglücksfälle. Sein Sohn Otto Ludwig litt viel von Krankheiten, verlor die meisten seiner Kinder und war beständig in beschwerliche Prozesse verwickelt. Seine Gemahlin, Armgard Amalie geborene von Bartensleben, eine vortreffliche Dame, machte vertraute Freundschaft mit der obgedachten Oberstin von Pfuhl und beide Frauen erinnerten sich bei ihren Zusammenkünften sehr oft des dem Geschlechte zugestoßenen mannigfachen Unglücks, wovon sie natürlich die Ursache der Trennung dieses Ringes zuschrieben. Hierdurch ward endlich die Frau von Pfuhl bewogen, der Frau von Veltheim den Kasten zu schenken und sie zu bitten, dafür zu sorgen, daß von nun an Ring und Stein nie wieder getrennt werden möchten. Dies ist auch geschehen, in ihrem Testamente vom 18. November 1738 verordnete besagte Armgard Amalie, daß dieser Ring beständig bei dem Veltheim'schen Geschlechte und zwar insonderheit auf dem Gute Herbke verwahrt bleiben sollte, und unseres Wissens ist dieser Verordnung bis heute getreulich nachgekommen worden.

307) Das freundliche Gesicht zu Magdeburg.[1])

Am westlichen Ende der großen Münzstraße, der Königlichen Bank gegenüber, steht ein ansehnliches Haus, über dessen Thüre man noch heutigen Tages einen menschlichen Kopf mit der Unterschrift: Das freundliche Gesicht, sieht. Die Sage giebt von der Entstehung dieses Bildes folgende Ursache an. Es soll vor langen Jahren zu Magdeburg ein reicher Kaufmann gelebt haben, der eine Frau besaß, die auf einmal beständig Unzufriedenheit und

[1]) Nach Reißieg Bd. I. S. 455 ꝛc.

Mißmuth äußerte, ohne daß ihr Mann die Ursache desselben erfahren konnte. Er hat sich demzufolge viele Mühe gegeben, seine Frau auf bessere Laune zu bringen, allein umsonst. Endlich hat er sich an eine Kartenschlägerin gewendet und von dieser erfahren, daß ein schönes Haus mit kostbaren Möbeln und Geräth der Gegenstand der Wünsche seiner Frau sei. Da ist ihm auch sehr bald ein Licht aufgegangen und er hat gewußt, daß seine Frau sich das ebenso schön gebaute als kostbar eingerichtete Haus eines andern Kaufmanns, der ihm gerade gegenüber wohnte, wünsche. Er hat also nichts eiliger zu thun gehabt, als bei demselben anzufragen, ob er es ihm nicht vielleicht verkaufen wolle. Allein umsonst, es war ihm nicht feil. Hierauf hat er seiner Gattin angeboten, das Haus, welches sie selbst bewohnten, wegreißen und von einem geschickten Baumeister ein neues aufführen zu lassen, welches dem gegenüberliegenden genau ähnlich, oder auch noch schöner ausfallen sollte. Allein dieser Vorschlag hat ihren Beifall auch nicht gefunden, weil sie einwandte, dazu gehörte viel Zeit und sie wolle eben jenes und kein anderes haben. Also hat er schon alle Hoffnung aufgegeben, ihre Wünsche zu erfüllen, da ist auf einmal der Nachbar selbst gekommen, als gerade die besagte Frau vor Aerger, daß sie das Haus nicht bekommen konnte, krank im Bette lag, und hat ihnen angeboten, er wolle ihnen freiwillig das Haus für einen weit geringern Preis, als es werth sei, abtreten, wenn sie sich entschließen wollten, ein kleines Männchen, welches er an der Hand mitgebracht hatte, im Hause als Hausgenossen zu behalten, ohne ihn je zu fragen: wer er sei und was er treibe? Beide gingen auf die Bedingung ein, der Handel ward abgeschlossen und der Sage nach soll jener unbekannte fremde Gesell noch über ein Jahrhundert lang bei dieser Familie und ihren Kindern und Enkeln im Hause gewohnt haben. Der erfreute Kaufmann ließ aber zum Andenken an dem Hause den obgedachten Kopf anbringen, welcher anzeigen sollte, daß mit dem Ankauf des Hauses auch das freundliche Gesicht wieder in demselben eingezogen sei.

308) Die Elbjungfer bei Magdeburg. [1])

Vor einem halben Tausend Jahren erschien zu Magdeburg an den Markttagen immer ein Mädchen, so wunderhold und lieblich, daß Jeder gleich sah, sie sei nicht im Lande geboren, denn ihres Gleichen gab es nicht auf zehn Meilen in der Runde, und es wußte auch Niemand weder ihren Namen noch Stand, noch ihr Geschlecht anzugeben. Sie war von hohem Wuchse, größer als die andern Frauen alle, aber doch auch wieder nicht zu groß. Ihre Haare waren von goldgelber Farbe und seidenweich, reichten aber, wenn sie sie aufgebunden trug, hinab bis zu den Knöcheln. Ihre Augen aber leuchteten so hell wie ein köstlicher Diamant. Sie trug gewöhnlich ein blausammtnes Kleid, ganz von der Farbe der blauen Elbfluth, und über die Hüften war um das reiche Gewand eine goldene Nestelschnure geschürzt, welche die Fülle der prächtigen Falten zusammenhielt. Ihr Busen aber war von einem schilfgrünen Mieder umschlossen, auf allen Nähten mit Perlen besetzt, vorn aber auf der Brust mit einem Demantstein, der so klar

[1]) Nach Oldenbach a. a. O. S. 244 ꝛc. und Ziehnert Bd. II. S. 35 ꝛc.

und durchsichtig war, daß ihn Viele nicht für einen Edelstein, sondern blos für einen Wassertropfen hielten, in welchem sich der Glanz der Sonne wiederspiegelte. Dergleichen Diamanten oder richtiger gesagt perlende Wassertropfen schmückten auch den Saum ihres Kleides, welches übrigens immer drei Zoll breit unten naß erschien. Dieses Mädchen kam nun aber stets allein auf den Markt mit einem Körbchen am Arm, kaufte Obst, Brot und Fleisch und ging dann wieder zum Stadtthor hinaus, ohne daß man wußte, woher sie kam noch wohin sie ging. Es konnte nun nicht fehlen, daß die jungen Bursche der Stadt Magdeburg, Vornehm und Gering, gar großen Antheil an dieser holden Erscheinung nahmen, allein keinem gelang es, von ihr etwas heraus zu bringen. Endlich wagte es doch einer von ihnen, als sie abermals mit gefülltem Korbe vom Markte wegging, ihr durch das Stadtthor zu folgen und sie anzureden. Sie hielt ihm auch Stand, allein auf seine Frage, wer sie sei und ob er sie begleiten könne, gab sie ihm eine verneinende Antwort, bat ihn auch, er möge nicht mehr in sie dringen und sie ihres Weges ziehen lassen. Da sich der Jüngling aber nicht abweisen ließ und ihr viel von seiner heißen Liebe vorredete, so sagte sie, sie sei eine Nixe und wohne tief unten auf dem Grunde des Elbstromes bei ihrem Vater und ihrem Bruder, für die sie auf dem Markte einkaufen müsse. Dadurch ließ sich aber der Jüngling nicht abhalten noch mehr in sie zu dringen und sie zu bitten, ihm ihre Liebe zu schenken, versprach ihr auch, wenn sie ihn zu ihrem Gatten annehmen wolle, wolle er hinabsteigen von der schönen Erde zu ihr unter die Wellen und dort bei ihr bleiben. Das hat die Jungfrau dermaßen gerührt, daß sie ihm versprach, sie wolle ihre Eltern fragen, ob sie ihn mitnehmen dürfe. Er solle wohl Acht geben, wenn sie ins Wasser gesprungen sein werde. Wenn nämlich ein Teller mit einem Apfel aus dem Wasser herauskommen werde, dann sei es gut, dann könne er ihr getrost nachspringen, sie werde ihn in ihren Armen auffangen und zu ihren Eltern und Brüdern führen; färbten sich aber die Wellen roth, so sei es um sie geschehen und sie müsse dann mit ihrem Leben das ihm jetzt gegebene Versprechen büßen, denn ihre strengen Brüder hätten sie dann umgebracht. Sie blickte ihn noch einmal zärtlich an und tauchte in die Fluth, allein nach wenigen Augenblicken wallte es aus dem Wasser auf wie Blut, da wußte der Jüngling, daß die Jungfrau von ihren Brüdern umgebracht worden war und ging tief betrübt nach der Stadt zurück.

Man erzählt sich noch heute in Magdeburg viel von einer bösen Nixe in der Elbe, welche die hinüberschwimmenden Leute hinunterzieht und ersäuft. Dieselbe läßt sich bisweilen bei hellem Tage sehen, wie sie am Ufer oder auf einem nahen Baume sitzend sich sonnet und die langen goldgelben Haare strählt. Man hat sie schon mehrmals fangen wollen, aber sobald ihr Jemand zu nahe kommt, schlüpft sie hurtig in das Wasser.

Ueberhaupt sind die Wassergeister bei Magdeburg sehr mächtig. Einst wollte die Magdeburger Bürgerschaft eine Wasserleitung aus der Elbe in die Stadt bauen und ließ Pfähle in den Fluß einrammen. Da tauchten nackte Männer empor und rissen alle Pfähle wieder aus und trieben es so arg, daß der ganze Bau wieder aufgegeben werden mußte.

309) Der diebiſche Rabe zu Magdeburg.[1])

In Magdeburg ſtehen drei Häuſer mit beſondern Namen, die aber alle zu einander in einer gewiſſen Beziehung ſtehen, an welche ſich eine Sage knüpft. Es ſind dieſe der ſchwarze Rabe am Knochenhauer-Ufer, die weiße Taube daneben und die goldene Sonne auf der Stephansbrücke.

Im Jahre 1598 hat nämlich ein reicher Brauherr auf der Stephansbrücke gewohnt und am 6. December, gerade an dem Tage, wo ein Erdbeben und Wetterleuchten früh um 6 Uhr die Bewohner Magdeburgs aus ihren Betten aufſchreckte, ſeine Tochter mit einem reichen Kaufmann vermählt, der ſeine Wohnung in dem Hauſe am Knochenhauer-Ufer hatte, welches jetzt der ſchwarze Rabe heißt. Nachdem nun die jungen Eheleute aus dem Hauſe der Eltern der Braut nach abgehaltenem Hochzeitsmahle in ihre neue Wohnung gezogen waren und die junge Frau ſich daſelbſt von ihrer Dienerin entkleiden ließ, hatte ſie in ihrem Zimmer die von ihr an dieſem Tage getragenen Kleinodien, einige Ringe und ein koſtbares Halsgeſchmeide der Dienerin übergeben, um ſie aufzuheben, letztere aber dieſelben aus Nachläſſigkeit auf dem Tiſche liegen laſſen. Als nun am andern Morgen die junge Frau nach denſelben fragte, waren ſie verſchwunden, und da erweislich Niemand in das Haus gekommen war, die Dienerin aber auch nicht ſagen konnte, wo die Schmuckſachen hingekommen ſeien, ſo fiel der Verdacht der Entwendung auf ſie. Zwar leugnete ſie beharrlich und betheuerte ihre Unſchuld, allein es half Alles nichts, ſie ward gefangen geſetzt und vor die Richter gebracht, und als ſie auch dort bei ihrem Leugnen beharrte, beſchloß man, die Wahrheit durch die Folter von ihr zu erpreſſen. Kaum hatte man ihr aber die Daumſchrauben angelegt, ſo ſchrie ſie vor Schmerz, ſie wolle bekennen und geſtand auch, daß ſie die Diebin ſei. Als man ſie aber fragte, wo die Kleinodien ſeien, wußte ſie den Ort nicht anzugeben. Man drohte alſo, ſie abermals zu foltern, wenn ſie nicht ſagte, wo ſie ſie verborgen habe. Da ſagte ſie in ihrer Herzensangſt, ſie befänden ſich in dem Hauſe ihres Brodherrn. Man brachte ſie alſo in das Haus deſſelben auf dem Knochenhauer-Ufer zurück und führte ſie in demſelben herum, damit ſie das Verſteck angeben ſolle. Allein natürlich fand ſich nichts und ſo kamen ſie zuletzt auf den Dachboden hinauf. Hier ermahnte man ſie nun zum letzten Mal, die betreffende Stelle anzugeben oder ſie ſelbſt hervorzuholen, weil ſie, nachdem man das ganze Haus durchſucht, eben an keinem andern Orte mehr ſein könnten, und drohte ihr, falls ſie abermals Ausreden machen und den Verſteck nicht angeben werde, man ſofort ſie ſchärfer befragen laſſen werde.

Da ſchaute das Mädchen rathlos um ſich, plötzlich ſah ſie nach dem durch die Dachluke hereinſchimmernden, von der Sonne wunderbar erleuchteten Himmel, ſie erhob in der Verzweiflung die Hände und bat flehentlich, Gott möge ein Zeichen geben, daß ihre Unſchuld an den Tag kommen möge. Und der Herr erhörte ſie auch, denn auf einmal entſtand neben dem Schornſtein ein ſonderbares Geräuſch, eine weiße Taube, die ſich dort aufgehalten hatte, flog zur offenen Dachluke hinaus und ſetzte ſich auf das Nachbarhaus. Beim raſchen Fortfliegen hatte dieſelbe aber etwas Holz oder anderes Ge-

[1]) Nach Reißieg Bd. II. S. 247 ꝛc.

rölle losgerissen, welches hinter dem Schornstein gelegen hatte und jetzt zu Boden fiel. Siehe, unter demselben befand sich aber die Halskette, und als alle Anwesenden noch erstaunt auf dieselbe blickten, kam auf einmal der alte Hausrabe, an den Niemand gedacht hatte und der nach seiner Gewohnheit mit der Gesellschaft auf den Boden gelaufen war, herbeigehüpft, faßte die Kette mit seinem Schnabel und suchte sie bei Seite zu schleppen. Damit war das Räthsel gelöst und der wahre Dieb entdeckt, denn man fand bei näherem Nachsuchen auch die übrigen entwendeten Gegenstände hinter dem Schornstein liegen. Natürlich ward das arme Mädchen sogleich freigelassen, das Haus aber, wo die seltsame Begebenheit geschehen war, nannte man seitdem den schwarzen Raben, das Nachbarhaus, wohin die Taube als Eigenthum gehörte, die weiße Taube, und jenes dritte auf der St. Stephansbrücke die goldene Sonne, weil der Vater der jungen Frau in der der Entdeckung vorhergehenden Nacht geträumt hatte, er sehe über seinem Hause zwei Sonnen, eine goldig und hellstrahlend, die andere blutigroth; dieselben hatten im Kern menschliche Gesichter, das aber in der blutigrothen Sonne war das der Magd; diese Sonnen rückten einander immer näher und schwammen endlich in eine einzige hellstrahlende Sonne in einander. Er hatte diesen Traum darauf gedeutet, daß die Sonne die Unschuld des Mädchens an den Tag bringen werde, wie es auch geschehen ist.

310) Wolmirstett. [1]

Im Jahre 780 nach Christi Geburt ist Karl der Große mit seinem Kriegsvolk bis an die Elbe gekommen. Eines Tages kam er auch an den Ort, wo die Ohre in die Elbe läuft und wo gegenwärtig Wolmirstett liegt. Da er nun dort ausruhete und eine bessere Luft verspürte denn zuvor, hat er gerufen: Wol mir die Stätte! Daher denn noch heute das Städtlein, so man dort gebaut, den Namen Wolmirstett führt.

Zum Wahrzeichen, daß Karl der Große wirklich sein Feldlager bei Wolmirstett gehabt hat, zeigt man noch jetzt neben dem Dorfe Jerschleben mehrere Hügel, auf denen die Tag- und Nachtwache aus dem Lager gehalten worden ist. Dieselben sind oben etwas ausgegraben und hohl, deshalb nennt das Landvolk sie bis auf diese Stunde Karlskessel.

311) Der heilige See bei Neuhoff. [2]

Bei dem Dorfe Neuhoff, unweit der Elbe im Amte Wolmirstett, befindet sich ein See, der der heilige See genannt wird. Zu den Zeiten des Erzbischofs Burkhard, der der siebenundzwanzigste in der Reihe dieser Kirchenfürsten war (von 1295—1304), war dieser See voll böser Geister und Gespenster; diese erschreckten die Fischer und Schiffsleute zum Oefteren, thaten ihnen vielen Schaden und ersäuften und brachten gar manchen Mann jämmerlich ums Leben. Wie solches der Erzbischof Burkhard, ein sehr frommer und gottesfürchtiger Herr, vernahm, ist er in großer Innigkeit dorthin gezogen, hat denselbigen Ort gesegnet und die bösen Geister daraus vertrieben, so daß sie sich niemals wieder haben sehen lassen. Derselbe See heißt davon bis auf den heutigen Tag der heilige See.

[1] Nach Angelus S. 24. [2] Nach Temme S. 145.

312) Wittekind's Taufe. [1]

Als Carolus Magnus an der Ohre bei Wolmirstett im Stifte Magdeburg gelegen ist (nach Andern wäre dies an der Ocker geschehen), hat sich König Wittekind als ein Bettler angekleidet in ein Schifflein gesetzt, ist die Ohre hinuntergefahren und am stillen Freitage in Caroli Lager als ein Bettler gekommen zu erspähen, wie es in dem Lager desselben stehe, was er für Kriegsleute und für Rüstung hätte und wie stark er wäre. Daselbst hat sich Wittekind unter die Bettler gesetzt und unter ihnen die Almosen erwartet, wie denn Carolus seiner Gewohnheit nach, wenn er aus der Kirche gegangen, solches selbst den Armen mitleidig gereicht und gegeben hat. Nachdem nun daselbst am heiligen Ostertage Carolus und Andere mit ihm zum hochwürdigen Sacrament gegangen und Wittekind in Gestalt eines Bettlers hinzugedrungen und solches, auch wie Carolus eigentlich in der Gestalt wäre, gesehen, hat er sich geschwind wieder zu den Bettlern gesetzt und die Almosen erwartet. Wie nun der Kaiser aus der Kirche gegangen und seiner Gewohnheit nach den Armen Almosen gereicht und Wittekind seine Hand hingehalten hat, um das Almosen zu nehmen, ist er an dem krummen Finger seiner rechten Hand erkannt, auch alsobald ergriffen und als Gefangener Carolus nachgeführt worden. Carolus aber hat ihn ernstlich angeredet und gefragt, warum und aus was für Ursachen er als ein Bettler in sein Lager gekommen wäre. Wittekind aber antwortete: „Darum, daß ich Dich in Deinem Lager erkunden und dasselbe besehen wollte." Carolus fragte aber weiter: „Lieber, was hast Du denn gesehen?" Wittekind antwortete: „Vorgestern sah ich Dich betrübt und traurig zur Kirche gehen. Heute aber habe ich Dich fröhlich und mit köstlichen Kleidern angethan gesehen, und in der Mitte stand einer im Purpurkleide vor einem Tische, der hub ein kleines und säuberliches Kindlein auf und steckte es Dir in den Mund und also auch den Andern. Etlichen aber stieg es mit Freuden in den Mund, Andern aber mit Trauern." Darauf antwortete Carolus und sprach: „Wahrlich, Du hast mehr gesehen als ich und alle meine Priester." Und er erklärte ihm alle Dinge und lehrte ihn den christlichen Glauben, daß sich König Wittekind mit seiner Gemahlin und vielem Volke taufen ließ und sind Christen geworden und nimmermehr wieder vom Glauben abgefallen.

313) Die Hexe zu Wolmirstett. [2]

Im Jahre 1653 ist zu Wolmirstett, zwei Meilen von Magdeburg gelegen, eine Hexe oder Zauberin verbrannt worden, welche unter anderm auch bekannt hat, daß sie oftmals den damaligen Prediger in der Neustadt Magdeburg, Herrn M. Kaspar Andrä, bezaubern und vermittelst ihrer Hexerei in eine tödtliche Krankheit stürzen wollen, allein sie habe niemals damit zu Stande kommen können und augenscheinlich gesehen, daß Gott es nicht haben wolle, daß dem frommen Mann von ihr Schaden zugefügt werde.

[1] Nach Pröhle, Deutsche Sagen S. 66. Anders bei Grimm, Deutsche Sagen Bd. II. S. 448.

[2] Nach Heine, Theatr. provid. div. p. 83. Meißen Bd. I. S. 434 ꝛc.

314) Das Hünenblut bei Egeln. [1]

Nach der Sage hat einmal bei der Stadt Egeln am Flusse Bude bei Magdeburg (nach Andern wäre es bei dem Dorfe Westeregeln) ein Riese oder Heune gewohnt, der ist oft zum Vergnügen über den damals nur aus einem kleinen Dorfe bestehenden Ort gesprungen, hat sich aber einmal bei dieser Gelegenheit an der Thurmspitze die große Zehe so gerizt, daß das Blut in einem tausendfüßigen Bogen bis in die dort befindliche Lache gespritzt ist, in der sich dann das nie versiegende Hünenblut sammelte, und dies ist der Grund, warum noch bis auf diese Stunde das Wasser dort so roth ist.

315) Die durch eine Besessene geschehene Prophezeiung. [2]

Zu Egeln im Erzstifte Magdeburg lebte vor einigen hundert Jahren ein besessen Weib, welches unterschiedlichen Personen öffentlich ihre im Verborgenen gethanen Sünden vorhielt, davon kein anderer Mensch in der Welt etwas wußte, als nur die, welche sie begangen hatten. Sie sagte auch etliche künftige Dinge vorher, die auch erfolgt sind. Ueber dieses verkündigte sie recht eigentlich, was für Veränderungen in dem gedachten Erzbisthum vorfallen würden, ehe noch Jemand einen Gedanken daran hatte oder einigen Schein dazu, ingleichen wie die Stadt Magdeburg dergestalt werde verwüstet werden, daß fast nicht ein Stein auf dem andern bleiben werde.

316) Die Hexe zu Egeln. [3]

Am 26. August ist zu Egeln im Erzbisthum Magdeburg eine Hexe gefoltert worden, Namens Orthia Lindemann, welche zuerst von ihrer Mutter, einer gewissen Friedrich Düdingin, der Zauberei bezüchtigt worden war. Erst hat sie durchaus nichts bekennen wollen, allein als sie auf die Leiter gebracht und geweckt worden ist, hat sie Folgendes gestanden. Vor 14 Jahren, da sie bereits zwei Jahre ehelich verheirathet gewesen, habe sie in ihrer Mutter Hause einen Teufelsbuhlen, Jacob Blanke (ihre Mutter sagte, er habe Hans Federbusch geheißen) bekommen, der bei ihrer Mutter gewesen. Derselbe habe die Gestalt eines Schneidergesellen gehabt, denselben habe sie in Abwesenheit ihres Mannes, auch eines Schneiders, der gerade zu Brandenburg gewesen, mit nach Hause genommen, wo er drei Tage auf der Werkstatt gearbeitet habe. Sie habe anfänglich nicht Obacht gehabt, daß derselbe keine Menschenfüße gehabt, dann aber habe sie bemerkt, daß er nur einen ordentlichen Menschenfuß, wohl aber statt des andern einen Kuhfuß besessen. Am andern Tage habe er ihr einen ganzen halben Reichsthaler gegeben, daß er Herberge bei ihr haben wolle, wenn er komme, und er nicht auf die Schneiderherberge gehen dürfe, habe ihr auch zugesagt, wenn er käme, wolle er mehr bringen, sie solle mehr erhalten. Für den halben Thaler habe sie zwei Ellen Leinwand zu Krausen gekauft. Denselben Tag habe sie aber in der Oberstube, wo sie ihn beherbergte, mit ihm Unzucht getrieben und dies habe sie dann noch oft wiederholt, gemeiniglich sei er aber alle vier Wochen einmal

[1] Nach Ziehnert Bd. II. S. 262 ꝛc.
[2] Nach Remigius Bd. II. S. 342.
[3] Nach Reichard, Beiträge Bd. I. S. 393 ꝛc.

zu ihr gekommen, habe ihr bisweilen einen guten Groschen, bisweilen einen Schilling oder 10 Pfennige, einmal auch einen Scheffel Gerste gebracht und ihr verboten, das heil. Abendmahl zu genießen. Von diesem Umgange mit ihm habe sie nun gute Holden bekommen, welche in der Größe von großen Fliegen ohngefähr wie Kellerwürmer mit vielen Beinen gewesen, die sie zum Theil im Nettelthal unter einem Hollunderbusch vergraben. Ihre Mutter hatte sie dabei begleitet, war mit ihr hinaus in den Garten gegangen und hatte ihr gesagt, sie solle ein Bischen Wachs, Flachs, Käse und Brod bei denselben mit unter den Hollunderbaum einscharren und dazu die folgenden Worte sprechen:

Da wringet das Wachs,
Spinnet den Flachs,
Esset das Bischen Käse und Brod
Und lasset mich ohne Noth.

So wären sie unter dem Baum geblieben und nicht weiter zu ihr gekommen. Nach dieser Aussage hat die Hexe das Angesicht scheußlich entstellt, das Maul lang vor sich gespitzt, ganz wie einen Schweinerüssel, und ist dann wie todt hingefallen, also daß sie der Scharfrichter stark hat rütteln und bestreichen müssen. Ihrer Schwäche wegen ist sie dann auch nicht weiter scharf befragt, sondern alsbald lebendig verbrannt worden.

317) Der Poltergeist zu Radewell. [1])

Radewell ist ein Dorf nicht weit von Halle im Saalkreise des Herzogthums Magdeburg. Daselbst war zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein gewisser Johann Friedrich Laitenberger Pastor, ward aber später nach Sperga im Stifte Merseburg versetzt. Als derselbe jedoch noch an erstgedachtem Orte fungirte, trug sich daselbst folgende seltsame Begebenheit zu.

Es hielt sich zu Radewell eine Dienstmagd, Namens Anna Katharina Lerchin, gebürtig aus Ammendorf, bei dem Bauer Andreas Lange auf. Es war dieses eine gar gottlose liederliche Person, die namentlich dem Geistlichen, der sie öfters zur Besserung ermahnte, allen möglichen Tort und Dampf anthat. So kam sie eines Nachts mit fremden Soldaten und Spielleuten vor die Pfarrwohnung, fing an mit ihnen zu schreien und zu jauchzen und Zotenlieder zu singen. Endlich aber ward sie guter Hoffnung, versprach zwar anfangs dem Pastor, der ihr ihr Vergehen vorhielt, in sich zu gehen und von nun an an Gott zu denken, allein dieses Versprechen und die guten Vorsätze hielten nicht lange vor, sie weigerte sich, die ihr aufgelegte öffentliche Kirchenbuße zu thun, verfluchte und verwünschte den Pfarrer und sagte gar: der Donnerpfaffe soll's nicht würdig werden, daß er mir die Hand noch einmal auf den Kopf lege! Als inzwischen am 27. September 1709 ein gewisser Andreas Wolf, ein böser Mensch, der zeitlebens ein gottloses, liederliches Leben geführt hatte, starb und sie beim Begräbniß von etlichen Dabeistehenden ermahnt ward, ein Exempel an diesem Manne zu nehmen, da sie bei ihrer hohen Schwangerschaft auch schon mit einem Fuße im Grabe stehe, fuhr sie mit den Worten heraus: „Dem Donnerpfaffen zu Gefallen? Nimmermehr! Ich will die andere Woche in das nächste Dorf, nach Döllnitz ziehen;

[1]) Nach Reichard Bd. I. S. 126 ꝛc.

der verfluchte Pfaff soll nicht würdig werden, mein Kind zu taufen und mich zu absolviren!"

Ehe sie aber noch diesen Vorsatz ausführen konnte, kam sie vorzeitig nieder; sie gebar zwar ziemlich leicht ein Zwillingspaar, allein sie ward bald so schwach, daß sie die Wehemutter bat, zum Geistlichen zu gehen und ihn zu ihr zu holen. Dies geschah auch, allein als derselbe in die Stube trat, wo sie auf Stroh lag, und sie anredete, erblaßte sie und fiel todt zurück, ohne noch einen Finger zu regen oder ein einziges Wort zu sprechen. Ueber diesen merkwürdigen Fall entsetzten sich aber alle anwesenden Frauen und eine derselben, welche sich an ihre frühern gottlosen Reden erinnerte, sprach: „Du gutes Mensch sagtest, der Pfarrer soll's nicht würdig werden, aber nun bist Du es nicht würdig geworden, ob Dich gleich noch so sehr darnach verlangt hat!" Sie ist nun am 3. October nebst ihren zwei auch verstorbenen Töchterlein, ohne die sonst gewöhnlichen Ceremonien, blos unter Absingung einiger Lieder, bei Seite auf dem Kirchhofe in einem Winkel begraben worden.

Nicht lange nachher wurde der Geistliche in seiner Schlafkammer, welche gerade unter seiner Studierstube lag, nach 10 Uhr in der Nacht, als er kaum eingeschlafen war, durch ein ganz ungewöhnliches Gehen und Schreiten oben in derselben aufgeweckt, und ohngeachtet er nicht recht klug daraus werden konnte, ob es ein Mensch oder sonst etwas sein möge, so achtete er doch nicht gewiß darauf, sagte auch Niemandem ein Wort davon. Die folgenden Nächte kam es aber wieder und weckte endlich auch die Frau Pastorin und ihre Kinder, die in derselben Stube schliefen, auf, die dann vor Furcht nicht wieder einschlafen konnten. Denn es war zwar kein großes Gepolter, sondern nur ein Gehen und Schreiten, fast wie ein Mensch geht und schreitet, aber doch auch nicht recht wie ein Mensch, sondern leiser und subtiler, doch so durchdringend, daß man auch im tiefsten und härtesten Schlafe davon nicht ungestört und unaufgeweckt blieb. Anfangs kam es um 10 Uhr in der Nacht und gleichsam wie heimlich, ganz sachte, als wenn es sich nicht recht erkühnte, that auch nur 1 bis 2 Schritte, hernach kam es immer früher, um 9, endlich schon um 8 Uhr des Abends, auch immer lauter und stärker, mit 3, 4, 5 und endlich 6 vollen Schritten, aber niemals mit mehreren. Im Anfange währte das Gehen etliche Nächte nur 1 Stunde, dann 2 und zuletzt fast die ganze Nacht hindurch bis früh um zwei Uhr. Und, was das Merkwürdigste war, es schritt nur hinwärts von Mittag gegen Mitternacht, niemals aber wieder rück- oder herwärts, so daß es sich etwa umgekehrt hätte.

Wenn es nun kam, fiel der Pastor anfänglich auf seine Kniee und betete zu Gott; da blieb es einmal 14 Tage lang weg, nachgehends kam es aber doch wieder und das Beten wollte nicht mehr wie früher helfen. Da versuchte er es und blieb einige Male und zwar ganz allein in der Studierstube, worin es zu gehen pflegte, bis Nachts um 1 Uhr, und dann ließ sich es nicht mehr hören. Indeß riethen andere Geistliche dem Pfarrer ab, solches nicht mehr zu wagen. Mittlerweile kam die Sache aus und es hieß: der Teufel ist auf der Pfarre. Andere sagten, es wäre die Lerchin, die könne nun nicht ruhen nach ihrem Tode, weil sie in ihrem Leben widersponstig gewesen, jetzund nicht zu dem Pfarrer habe kommen und Buße thun können.

Während der Zeit machte der Pfarrer Bekanntschaft mit einem Schüler

des bekannten Gespensterleugners, des Professors Thomasius zu Halle, und selbiger, der die ganze Sache für Einbildung oder Betrug hielt, erbot sich, mit nach Radewell zu kommen und dort selbst die Erscheinung zu prüfen. Derselbe kam auch, man verschloß und verriegelte alle Stuben und Kammern im Hause, namentlich die Studierstube, und alle Insassen des Hauses versammelten sich in der Unterstube. Um 8 Uhr begann das Gehen in der Oberstube und Alle zählten die Schritte des Gespenstes: es waren allemal sechs nach einer und derselben Gegend hin. Man zog nun mit Lichtern die Treppe hinauf, öffnete die verschlossene Stube, fand aber nichts darin; kaum war man wieder unten angekommen, so ging der Spuk von Neuem los. Man untersuchte zum zweiten Male das ganze Haus, allein man fand natürlich nichts. Der fremde Gespensterleugner, der übrigens seiner Versicherung nach bemerkt hatte, daß der Geist außerhalb vor der Studierstube seinen Gang angetreten und ohne Eröffnung der Thüre, ja neben der Thüre durch die Wand hindurch seinen Weg genommen und seine Schritte und Tritte gethan, wurde völlig überzeugt und sagte: „Nunmehr glaube ich, ja ich sehe und erfahre es in der That, daß es Gespenster, folglich auch Teufel giebt; denn das ist und kann nichts anders sein als ein Geist."

So dauerte dieser Unfug fast ein Vierteljahr fort, da kamen eines Abends um 9 Uhr die Frau Pastorin und ihre Magd aus der Schlafkammer, worin sie gewesen waren, voller Angst in die Wohnstube gestürzt, wo der Geistliche lesend am Tische saß, und versicherten, sie hörten ganz deutlich, wie der Geist sogar jetzt die Treppe herunterkomme. Der Geistliche aber verwies ihnen ihre Furcht und sagte, wenn sie so vor dem Teufel stöhen, werde es immer schlimmer werden, er werde sie noch zur Welt hinaustreiben; sie müßten es umgekehrt machen, dem Teufel entgegengehen und ihm die Spitze bieten, vielleicht daß sie ihn auf diese Weise vertreiben könnten. Der Geistliche nöthigte sie also mit ihm in die Schlafkammer zu treten, wohin eine Treppe von oben hinabführte. Kaum aber waren sie darin, so wollten jene wieder hinauslaufen, denn es war wirklich wahr: es ging und kam die Treppe etliche Stufen weit herunter und zwar wie eine Weibsperson, indem man ganz deutlich hörte, wie es den Rock als einen Weiberrock auf den Stufen nachschleppte. Anfangs kam hierüber dem Geistlichen zwar selbst ein Grausen an, allein er ermannte sich und redete seiner Frau, Magd und Kindern zu, sie sollten doch an den allgegenwärtigen Gott und Heiland denken und denselben über den ohnmächtigen Teufel nicht ganz und gar verleugnen, sondern jenen durch lebendigen Glauben in ihren Herzen erhöhen, diesen aber verspotten und gegen Gott für nichts achten, so würden sie zur Stunde erfahren, wie Gott den Satan unter ihre Füße treten werde. Indem er dies sagte, machte er die Treppenthüre auf und redete mitten unter dem Gehen und Treten des Gespenstes dasselbe an und sprach: „Im Namen meines Gottes, dem ich diene, rede ich Dich, wer Du auch bist, der jetzo geht und sich hören läßt, an und verlange, daß Du aufhöreſt und zu dem Ende ein wenig stillstehst!" Und siehe, sogleich ward es stille und es war, als käme der Geist näher an die Treppe. Hierauf begann der Geistliche von Neuem ihn anzureden und fragte ihn, ob er ein guter oder böser, oder einer jener Mittelgeister sei, von denen letztern einer vor etlichen Jahren, als die Pfarrscheune abbrannte, ihm diesen Brand durch allerlei Zeichen vorher

angezeigt habe. Hierauf antwortete der Geist aber nicht und ebensowenig auf die neue Frage, ob er vielleicht die Seele der kürzlich verstorbenen Lerchin sei. Hierauf forderte der Pastor den Geist abermals auf, er solle entweder reden oder ein Zeichen geben, letzteres solle aber gleichzeitig ein Merkmal sein, daß er der Teufel sei, wenn er wieder aufs Neue wie zuvor sich hören ließe und gehe. Gleich fing der Geist wieder an zu geben. Nun hob aber der Geistliche an ihn heftiger anzufahren und zu schimpfen und er sagte geradezu, er müsse sich wundern, daß er gegen seine sonstige grimmige Natur bis jetzt noch so höflich aufgetreten sei. Das ließ sich der Poltergeist nicht zweimal sagen, sondern ward so laut wie noch nie. Darüber lachte der Pastor und sprach: „Immer mache es noch ärger, wie es Dir grobem Esel zukommt!" Er wiederholte dann die Worte: „noch ärger", und es geschah auch. Endlich aber ging der Geist etliche Stufen der Treppe wie auf den Pastor zu und zwar sehr eilfertig und geschwind, und schleppte einen Weiberrock nach sich. Allein der Pastor ließ sich nicht schrecken, sondern ging dem Gespenste die Treppe hinan entgegen und sprach: „Meinst Du etwa, ich solle vor Dir laufen und mich vor Dir fürchten, Du garstiger Dreck und Sündengeist? Komm, in welcher Gestalt Du willst, und wenn es auch mit feurigen Augen, mit feuerspeiendem Rachen und mit noch so großen Hörnern und Klauen wäre, Du sollst bald sehen, daß ich mich nicht vor Dir fürchte ꝛc." Das machte aber auch den Anwesenden Muth, denn sie fingen Alle an überlaut zu lachen und den Teufel zu verspotten. Und der Pastor ging immer weiter die Treppe hinan nach ihm zu und fragte: „Wie lange willst Du es noch so treiben? Ich werde mich und meine Kinder nicht länger von Dir incommodiren lassen, heute soll es das letzte Mal sein, daß Du uns beunruhigst!" Da wurde es ein wenig still, als ob der Geist sich wundere oder bedächte, allein er fing doch wieder an. Nun begann der Pastor von Neuem ihn zu schimpfen und herunterzumachen, hieß ihn sofort ruhig sein und fragte ihn: „Versuch es noch einmal, ob Du kannst vor dem, der in mir ist und durch den ich rede, vor Jesu Christo!" Darauf that jener, als wenn er noch einmal anfangen wollte, allein es war kaum so laut, als wenn man mit einem Finger auf ein Brett tippt. Darauf lachten Alle herzlich, der Geistliche aber schloß mit den Worten: „Trotz sei Dir noch einmal für allemal geboten, im Namen des Herrn, daß Du Dich im Geringsten wieder hören läßt!" Damit schlug er die Treppenthüre zu und sang mit den Seinigen einige fromme Lieder, das Gespenst aber hat niemals wieder etwas von sich hören lassen.

318) Die Heidenkrippe im Magdeburgischen. [1])

Ein Stein unweit Eimersleben in dem sogenannten Alt Haldenslebener Holze wird noch jetzt die Heidenkrippe genannt. Er liegt allein und hat eine tiefe, stets mit Wasser gefüllte Höhlung, welche einer Pferdetrappe gleicht. Hier war einst der Sage nach ein christlicher Feldherr im Begriff, den in sehr großer Menge versammelten Wenden eine Schlacht zu liefern. Seinen Kriegern rief er zu: „Wir werden siegen, so gewiß ich mein Pferd aus diesem Steine tränken werde." Damit spornte er sein Pferd, welches sich

[1]) Nach Bröhle S. 70.

bäumte und eine solche Vertiefung in den Stein schlug, daß man Wasser hineingießen konnte. Dies that der Feldherr auch, tränkte sein Schlachtroß darin wie aus einem Eimer und nun griffen alle, die es gesehen, den Feind an, fest von der Gewißheit des Sieges überzeugt, der ihnen auch ward. Weil aber nachher die heidnischen Wenden geschlagen wurden, nannte man den Stein die Heidenkrippe.

319) Marienborn im Magdeburgischen. [1])

Der ehemalige Klosterort Marienborn ist jetzt ein schönes Dorf nahe der Wasserscheide der Elbe und Weser. In dem ehemaligen Klostergarten führt eine Vertiefung im Erdboden nach einer Grotte, in welcher der Marienborn entspringt. Fast das ganze Thal, dessen einfacher Mittelpunkt eine Vertiefung bildet, schließt den Klostergarten ein. In frühern Zeiten hatte aber dieses Thal den Namen des Mordthales, weil sich hier Räuber aufhielten, welche die Gegend umher unsicher machten.

Einst weidete ein alter Hirte in diesem Mordthale seine Heerde, da kam es ihm vor, als wenn ein Chor von Jungfrauen mit Fackeln in den Händen friedlich gegen die Quelle heranwandele und sich gegen einen über derselben befindlichen Baum verneigte. Dann träumte ihm, die Jungfrau Maria habe sich von ihrem göttlichen Sohn diese Stätte erbeten, um hier einen Altar und ein Gotteshaus zu stiften, welches bis ans Ende der Welt bleiben solle. Bald darauf erkrankte er und sagte seinem Beichtvater, er habe gesehen, daß sich ein Bild der heil. Jungfrau aus den Wolken des Himmels in den Born des Mordthales bis auf den Grund niedergesenkt habe und daß zwei Engel dabei das heilige Kreuz darüber gehalten hätten. Diese Aussage des Sterbenden ward bald in der ganzen Gegend bekannt, Alles eilte herzu und wollte den wunderbaren Born sehen und aus ihm trinken, ja bald verbreitete sich das Gerücht, daß Kranke, die aus demselben getrunken, durch sein Wasser geheilt worden seien. Durch diese zahlreichen Besucher wurden überdem die Räuber genöthigt das Thal zu verlassen. Mittlerweile erzählten Hirten, daß wenn sie jetzt in dem Thale ihre Heerden weiden wollten, so tränke ihr Vieh nicht mehr aus demselben, es möge noch so durstig sein, sondern sänke vor demselben auf seine Kniee. Auf diese Erzählung veranstaltete die Geistlichkeit der Umgegend eine feierliche Prozession dahin, man hielt dabei eine stille Andacht und untersuchte den Grund desselben und siehe, man fand daselbst ein kleines niedliches, aus Holz geschnitztes Bildniß der heil. Jungfrau, man zeigte es den Andächtigen und legte es dann unter frommen Gesängen bei dem über dem Born stehenden Baume nieder. Nun benützten einige fromme Bauerntöchter, welche bisher einzeln in dunkeln Bergschluchten jener Gegend sich einem beschaulichen und frommen Leben ergeben hatten, diesen Ort, um sich zu vereinigen, und erbauten, ohne sich an eine Regel oder durch Gelübde zu binden, an demselben eine Klause, wo sie als Büßende von ihrer Hände Arbeit und den Wohlthaten frommer Herzen lebten. Allein nach und nach erhielten sie so viel, daß sie im Stande waren, sich selbst hier eine Kapelle zu bauen, und das war der Ursprung des nachherigen Klosters Marienborn.

[1]) Nach Pröhle S. 68 ꝛc.

320) Der heil. Mauritius zu Magdeburg.[1])

Zur Zeit der Regierung des römischen Kaisers Maximian befand sich bei dessen Armee die sogenannte Thebanische Legion, aus 6666 Soldaten bestehend. Sie war zum größten Theile in Oberägypten ausgehoben, dem sogenannten Thebais, und ward von einem tapfern Kriegsmann Namens Mauritius befehligt. Derselbe hatte sich im Jahre 286, als er mit seinen Leuten in Palästina im Winterquartiere stand, von dem dortigen christlichen Bischof taufen lassen und in Folge davon zeichnete sich seine Schaar vor allen übrigen Truppen des kaiserlichen Heeres durch strenge Sittlichkeit und musterhafte Ordnung und bewundernswürdige Tapferkeit aus, so daß sie sich den Namen der Legio fulminatrix gewann, d. h. der Blitzlegion, weil sie wie ein Blitz sich auf die Feinde warf und durch ihre ungestümen Angriffe gewöhnlich sehr schnell den Sieg errang. Nun zog der Kaiser im Jahre 286 aus, um die Bagauden, eine ohngefähr in der Umgegend der Stadt Lyon wohnende Völkerschaft, zu bekämpfen und Mauritius erhielt den Befehl, den Zug mitzumachen. Der Kaiser machte im heutigen Canton Wallis zu Octodurum (Martinach oder Martigny) Halt und beschloß, den heidnischen Göttern ein großes Opfer zu bringen, um ihre Hilfe für den vorgenommenen Feldzug zu gewinnen. Mauritius weigerte sich hartnäckig, an diesem offenbaren Götzendienste Theil zu nehmen und zog sich an einen 3 Meilen vom römischen Lager entfernt liegenden Ort, Namens Agaunum, zurück (das heutige St. Maurice in Niederwallis). Der Kaiser rief natürlich die Legion sogleich zurück und befahl derselben, sich dem für das ganze Heer geltenden Befehle zu fügen und als dieselbe sich weigerte, den fremden Göttern zu opfern und als Grund den von ihr angenommenen christlichen Glauben vorschützte, befahl er, je den zehnten Mann derselben hinzurichten, und als sie sich dennoch weigerte, ließ er sie sammt ihrem Obersten Mauritius niederhauen und die Leichname der Märtyrer in die Rhone werfen. Einige an diesem Flusse gelegenen Städte fingen einzelne Körpertheile derselben auf und so kam es, daß die Stadt Vienne in Frankreich sich rühmt, den Kopf des Heiligen zu besitzen. Kurz nach dieser Christenverfolgung erbaute man an jenem Orte eine Kirche und späterhin gründete Sigismund, der König von Burgund, ebendaselbst das berühmte Kloster zum heil. Moritz oder St. Maurice. Bei einem Kriegszuge des Kaisers Otto I. oder des Großen nach Italien hatten aber dessen Soldaten das Kloster ausgeplündert und zerstört, was den frommen Kaiser so beunruhigte, daß er, um dieses Vergehen wieder zu sühnen, nach seiner Rückkehr bei der Begründung (968) des Erzstiftes Magdeburg die neuaufgebaute Kathedrale dem heil. Mauritius weihte. Der Papst Johann schenkte ihm in Folge dessen diejenigen Reliquien dieses Schutzheiligen, welche so lange der Stolz dieser Kirche gewesen sind, namentlich seine Fahne, die man zur Zeit der alten Erzbischöfe für einen Talisman oder ein Palladium hielt und in der Schlacht dem Heere vortrug. Dieser Mauritius befindet sich noch jetzt links am Eingange des Doms in ganzer Figur stehend abgebildet.

[1]) Nach Reißig Br. II. S. 163 ꝛc. mit Abbildung.

321) Die wandelnde Nonne auf dem Schlosse zu Loburg.*)

Im Regierungsbezirke Magdeburg liegt das Städtchen Loburg. Daselbst befand sich früher ein Nonnenkloster, welches nach seiner Aufhebung bis auf die neueste Zeit den Namen des alten Schlosses geführt hat. Der Sage nach soll nun im 16. Jahrhundert einst ein junger Edelmann aus Thüringen einen Liebeshandel mit einer dort lebenden jungen Nonne angeknüpft, die Mauern des Klosters erstiegen, seine Geliebte mit vielen Schätzen und Kostbarkeiten entführt und auf sein väterliches Schloß in Thüringen gebracht haben. Hier sollen sie lange glücklich mit einander gelebt, die Nonne aber nach ihrem Tode auf einmal wieder in den Räumen des Klosters aufgetaucht sein und durch ruheloses Umherwandeln in der Nacht ihre Reue über den Treubruch an ihrem Gelübde zu erkennen gegeben haben. Lange nachher als auch aus der Burg wieder eine vollständige Ruine, von der nur noch der Thurm stand, geworden war, sah das Gesinde des Burgherrn zu gewissen Zeiten, am Tage sowohl als bei Nachtzeit, eine mit dem Gewande einer Klosterfrau bekleidete Frauensperson über den weiten Hofraum hinweg nach jenem Thurm und wieder zurück wandern, wo sie dann jedesmal in der Gegend des großen Kellers verschwand. Auch viele andere Personen sahen diese Nonne, Niemand aber hatte so viel Muth, sie aufzuhalten oder anzureden, weil man wußte, daß ein solcher Versuch einst einem Knechte sehr schlecht bekommen war. Derselbe hatte nämlich gegen sein Mitgesinde freventlich behauptet, er werde die Nonne nicht nur aufhalten, sondern sie auch mit in den Stall nehmen und sie da entweder sagen lassen, was sie ruheles umherstreibe, oder sie, wenn es eine Betrügerin sei, entlarven. Eines Tages ging derselbe über den Hof, um sich zum Essen in die Gesindestube zu begeben, da begegnete ihm die Nonne; er vertrat ihr den Weg, und als sie ihm ausweichen wollte, versuchte er sie mit beiden Händen um den Leib zu fassen und festzuhalten. Dies bekam ihm aber sehr schlecht, sie widerstand ihm und im Ringen mit ihr kam er zum Fallen, die Nonne fiel auf ihn darauf und er fing in Folge dessen so gewaltig an zu schreien, daß ihm seine Mitknechte zu Hilfe eilten. Diese sahen aber nur den auf dem Boden liegenden und mit den Füßen um sich strampelnden Burschen, von einer Nonne aber gewahrten sie nichts. Sie hoben ihn auf, trugen ihn in's Haus und als er sich erholt hatte, sagte er, es sei ihm beim Fallen so gewesen, als wenn ein großer Leichenstein mit vielen Bildern und Inschriften sich auf ihn lege, und wirklich war sein Körper ganz blau und mit Schwielen und Rissen bedeckt.

Diese Strafe des Uebermuthes schreckte aber für lange Zeit jeglichen ähnlichen Fürwitz vollständig ab. Da trug es sich zu, daß eines Tages im Monat Mai eine arme Wittwe aus der nahen Mühle kam, wo sie Weizenmehl für das bevorstehende Hochzeitsfest ihrer einzigen Tochter mit einem Maurergesellen hatte einkaufen wollen, solches aber nicht bekommen hatte, und betrübt mit dem leeren Korbe über die sogenannte Burgwiese fortschreitend an den Zaun kam, wo sich noch bis auf die neueste Zeit eine sogenannte Uebersteige, d. h. ein zum Uebersteigen eingerichtetes Stück Zaun befand. Da sah sie gerade auf dieser Stelle eine in ein Nonnengewand gehüllte

*) Nach Reißig Bd. I. S. 72 ꝛc.

Frauensperson sitzen, die keine Miene machte aufzustehen und ihr zum Uebersteigen Platz zu machen. Sie forderte sie dem zu Folge mehr als einmal auf aufzustehen, jene aber that, als wenn sie nichts höre, und so mußte die Wittwe, um nicht wieder umkehren zu müssen, sich an ihr vorbeidrängen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte sie, daß die Unbekannte sehr schön, aber im Gesicht leichenblaß und mit glänzenden Perlen und Steinschmuck geziert war. Als sie nach Hause kam, erzählte sie ihrer Tochter den Vorgang und diese rief sogleich: „Ei das ist die Nonne gewesen, Mutter! Die hättest Du anreden sollen, vielleicht hättest Du von ihr eine Gabe zu meiner Hochzeit bekommen!" Jene aber versetzte: „Dazu ist noch Zeit, denn gewiß ist sie noch da!" Sie kehrte also um und sah auch wirklich aus der Ferne die Nonne sitzen, allein als sie bald an sie heran war, stand jene auf und war auf der entgegengesetzten Seite verschwunden, zwar lief die Wittwe ihr nach, allein nichts war mehr von ihr zu sehen. Sie kehrte also traurig um, als sie aber wieder an die Uebersteige kam, sah sie an dem einen Pfahle derselben, gerade an der Stelle, wo jene gesessen hatte, ein Beutelchen hängen, durch dessen seidne Maschen Gold glänzte. Sie steckte es schnell ein und kam voller Freuden mit ihrem Funde nach Hause. Hier angekommen, fand sie in dem geöffneten Beutel 50 Goldstücke von altem Gepräge und zwei Kreuzchen mit Edelsteinen besetzt. Mittlerweile kam aber ihr zukünftiger Schwiegersohn, dem erzählte sie ihr Glück und versprach, ihm mit dem Inhalte des Beutels seine Wirthschaft einrichten zu wollen. Allein davon wollte derselbe nichts hören, sondern verlangte, sie solle gleich wieder hingehen und nachsehen, ob die Frau nicht eben vielleicht ihren Beutel suche, und wenn dies nicht der Fall sei, so solle sie ihn auf das Rathhaus tragen, wo dann schon der Verlustträger ermittelt werden würde. Er nöthigte sie auch trotz ihres Widerstrebens mit ihm nach der Schloßwiese zu gehen und wirklich sahen sie dort auch die bewußte Frau scheinbar mit auf den Boden gerichtetem Gesicht die verlorenen Gegenstände suchen. Er nahm also seiner Schwiegermutter den Beutel aus der Hand, sprach die Nonne an und händigte ihr das Verlorene wieder ein. Jene aber reichte ihm als Gegengeschenk eine wunderschöne Rose und verschwand. Obgleich etwas verwundert über den seltsamen Tausch, kehrte er doch seelenfroh, den Beutel wieder losgeworden zu sein, nach Hause zurück, stellte die Rose in ein Glas mit Wasser, hatte aber vorher aus Versehen ein Blatt derselben abgestoßen, welches auf dem Tische liegen blieb. Am andern Morgen aber lag statt des Blattes ein Goldstück da und die Braut hoffte, mit der Rose würde es sich ebenso verhalten, versuchte also dieselbe zu entblättern, allein umsonst, die Rose hatte sich in der Nacht zu einer harten und festen Knospe zusammengezogen, so daß es unmöglich war, ohne dieselbe zu vernichten, ein einziges Blatt loszubrechen. Der nächste Morgen brachte aber wieder ein Goldstück und so löste sich jeden Morgen ein neues von der Rosenknospe ab. So ward der arme Maurer bald ein reicher Mann, er baute sich von den Goldstücken ein Haus in der Stadt, legte aber in dem untern Raum desselben eine kleine Hauskapelle an, wo er jeden Tag mit seiner Frau für die Erlösung der armen Nonne betete. Auf dem Thurme der alten Burg befand sich aber eine vom Zahn der Zeit zerstörte und verwitterte Thür, auf der eine Nonne abgemalt war. Diese Thür ließ der damalige Besitzer der Burg, als er einst an dem Thurme einige

Veränderungen hatte vornehmen wollen, wegnehmen und verbrennen, und siehe, von diesem Augenblicke an traf ihn und seine Familie nichts als Unglück, so daß er gar bald verarmte und das Schloß in fremde Hände kam. Während dieser ganzen Zeit hatte sich aber auch die Nonne nicht wieder sehen lassen. Der neue Besitzer ließ aber auf den Rath des nunmehr hochbetagten Maurers eine neue Thür mit dem Bilde der Nonne fertigen, und siehe, mit dem Bilde kehrte auch die Nonne und mit der Nonne Wohlstand und Glück in die Familie des Burgherrn zurück. Eines Tages betete aber der Greis in seiner Kapelle, da erschien ihm die Nonne, dankte ihm für seinen frommen Glauben an ihre Mildthätigkeit und sagte, die Zeit ihrer Buße sei abgelaufen und sie selbst sei erlöst. Sie gab ihm noch einmal eine schöne Rose, befahl ihm aber, dieselbe in der kleinen Kapelle zu verwahren und diese durch seinen Sohn zumauern zu lassen, da er ihrer nicht mehr bedürfen werde. Der Greis befolgte ihren Befehl, starb aber den Tag darauf und seit dieser Zeit hat Niemand die wandelnde Nonne mehr erblickt. Das Haus mit der vermauerten Kapelle steht noch jetzt und man sagt, daß noch heute dort eine Familie lebe, die Papiere verwahre, in welchen jener Greis, ihr Ahnherr, die Begebenheit niedergeschrieben und den Zeitpunkt angegeben habe, wann man jene Vermauerung öffnen und von der dort aufbewahrten Rose Gebrauch machen solle.

322) Der glückliche Schatzgräber in Schönebeck.[1])

Die drei Städte Schönebeck, Großsalze und Frohse sind nicht blos durch das in ihrer Nähe befindliche große Salzwerk, sondern auch durch die günstige Lage der Elbe schon frühzeitig so recht eigentlich zu lebendigen Verkehrsstätten von der Vorsehung bestimmt gewesen und so ist es gekommen, daß in denselben viele Familien sich durch Wohlstand auszeichneten. Einer der Reichsten war der Holz- und Getreidehändler Lorenz Sauer zu Schönebeck in der Mitte des 16. Jahrhunderts, der eins der schönsten Häuser am Markte daselbst besaß und von dem die Leute sagten, daß er sein Geld statt es zu zählen nur mit Scheffeln oder nach dem Klafterstabe zu messen pflege. Er führte auch einen seinem Vermögen angemessenen Haushalt und kein Fürst brauchte sich seiner Einrichtung im Haus und Garten zu schämen. Dieser Mann besaß einen einzigen Sohn, den er ebenfalls zum Kaufmann erzog und alle großen Handelsstädte besuchen ließ, um sich für dieses sein einstiges Ziel gehörig auszubilden. Allein der junge Mann hatte auf seinen Reisen auch schlechte Gesellschaft kennen gelernt, und als sein Vater gestorben war, da wußte Jeder, daß er mit dem Vermögen desselben bald fertig werden würde. So geschah es auch, seine maßlose Verschwendung, falsche Freunde und Schmeichler halfen ihm fleißig aufräumen und bald war von dem großen Vermögen seines Vaters auch nicht eine Scholle Erde mehr sein eigen. Aus Scham über sein verlorenes Glück beschloß er, seine Vaterstadt, an welche ihn nichts mehr band, zu verlassen; er wanderte zerrissenen Herzens nach Großsalze, wo ihn ein ehemaliger Diener seines Vaters, der dort kärglich sein Brod verdiente, aus Mitleid in sein Haus aufnahm und er sich genöthigt sah, selbst mit seiner Hände Arbeit sich seinen täglichen Unterhalt zu

[1]) Nach Kelßieg Bd. I. S. 312 ꝛc.

suchen. Dort machte er auch die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, die ihm aber auch nichts als ihre Hand bieten konnte, und er sann nun auf Mittel und Wege, wieder zu etwas Geld zu kommen, um sich einen Hausstand zu gründen. Da fiel ihm ein, daß er unter den Papieren seines Vaters noch einige Schuldscheine von frühern Geschäftsfreunden seines Vaters habe und er beschloß, sich auf den Weg zu machen und so viel wie möglich von jenen Resten einzutreiben. So wanderte er denn manchen schönen Tag, allein wo er auch anpochte, nirgends fand er günstige Aufnahme, im Gegentheil man wies ihn überall unfreundlich ab und Keiner wollte von solchen alten Schulden mehr etwas wissen. So kam er auch eines Abends in ein rings von hohen Bergen und Wald umschlossenes einsames Thal, vor Müdigkeit sank er ins Gras und schlief, ohne es zu wollen, vor Erschöpfung ein. Im Traume erschien ihm ein Greis, der ihn aufforderte, nach Schönebeck zurückzugehen und dort in der Johannisnacht in dem Garten eines Hauses, welches er ihm näher bezeichnete, nach einem Steine mit der Jahreszahl 1291 zu suchen, unter demselben liege eine große Summe durch ein schweres Verbrechen erworbenen Geldes vergraben, dies möge er heben und dadurch auch seine Erlösung herbeiführen. Beim Erwachen erinnerte er sich, daß etwas in dem Traume auf Wahrheit begründet sei, nämlich das Vorhandensein des Steins mit der genannten Jahreszahl; derselbe befand sich in dem Garten seines väterlichen Hauses, er hatte die Jahreszahl oft selbst gesehen, sich aber nichts dabei gedacht. Er beschloß also, sofort in jene Stadt zurückzukehren und wenn irgend möglich sich in den Besitz des ihm im Traume verheißenen Schatzes zu setzen. Um dies aber ausführen zu können, mußte er sich wieder in jenes Haus Eingang zu verschaffen suchen und dies konnte er nur auf eine Weise: er mußte bei dem jetzigen Besitzer desselben als Gehilfe in seinem Handelsgeschäfte in Dienst zu kommen versuchen. So schwer es ihm auch ward, er ging zu demselben und sprach ihn um eine bei demselben gerade offen gewordene geringe Ladendienerstelle an und siehe, es gelang ihm auch, dieselbe zu erhalten. Er erhielt ein kleines Stübchen in dem Hause, das er einst sein eigen genannt hatte, angewiesen und so verging fast ein ganzes Jahr. Siehe, da nahete der Johannistag heran, glücklicher Weise war sein neuer Prinzipal mit seiner ganzen Familie verreist, so war er ganz allein im Hause und konnte von Niemand an seinem Unternehmen gehindert werden. Mochte es nun sein, daß sein ganzer Geist mit diesen Schatzgräberideen angefüllt war, oder war es wirklich höhere Bestimmung, genug er träumte in der unmittelbar dem Johannistag vorangehenden Nacht, sein Vater erscheine ihm in ein weißes Gewand gehüllt, zeige mit der Hand auf den Boden und sei dann wieder verschwunden. Er erwachte in Schweiß gebadet gerade, als die Thurmuhr Zwölf schlug, allein er hielt dies auch für einen Befehl aus höherer Hand, sprang aus dem Bette, ergriff einen Spaten und eilte damit nach jener Stelle, wo der bewußte Stein, wie er sich früher schon überzeugt hatte, noch an seiner Stelle lag. Beim Lichte des Mondes fing er an eifrig zu graben, stieß bald auf etwas Hartes und siehe, schnell förderte er ein eisernes Kästchen zu Tage, welches nur einfach zugeklappt war. Schnell eilte er damit auf sein Zimmer, machte Licht und öffnete es. Gleich oben auf lag ein Papier, das mit der Hand seines Vaters an ihn überschrieben war. Derselbe schrieb darin, daß er, weil ihm eine innere

Stimme gesagt, daß er, sein Sohn, das ihm hinterlassene Vermögen bald leichtsinnig verschleudern werde, hier unter diesem Steine für ihn eine Partie wichtige, geldwerthe Papiere vergraben habe, um ihm, wenn er einst in Noth komme, wieder aufzuhelfen. Dabei war auch gesagt, daß er unter den Dielen eines näher angegebenen Zimmers im Hause selbst noch eine ansehnliche Summe Geldes in Goldstücken finden werde. Da nun dieses Zimmer zufällig dasselbe war, welches er bewohnte, so befand sich der junge Mann sehr schnell wieder im Besitz des vergrabenen väterlichen Eigenthums. Diesmal aber wandte er dasselbe besser an, er verheirathete sich mit seiner Geliebten, gelangte wieder in den Besitz seines väterlichen Hauses, da dessen bisheriger Besitzer mittlerweile gestorben war, und gründete wieder eine geachtete Kaufmannsfamilie, die erst nach der Zerstörung Magdeburgs durch die Schweden wieder verscholl.

323) Jettchens-Ruhe bei Schönebeck. [1])

In der Stadt Schönebeck giebt es auf dem Wege zum Schützenhause eine Stelle am Buschkanal, die mit etwas Holz bestanden ist und den sonderbaren Namen Jettchens-Ruhe führt. Allerdings könnte man aus dem Namen auf eine sehr späte Entstehung desselben schließen, allein dem ist nicht so, derselbe schreibt sich schon aus der alten Ritterzeit her. Es ist nämlich noch vor dem 13. Jahrhundert der Besitzer der Burg zu Schönebeck ein Ritter Wolf von Wolfseck gewesen, der hat einen Sohn gleiches Namens, einen wilden, rohen Menschen, gehabt, dem jedes Mittel seine Lust zu befriedigen recht war. Nun gab es dort auch einen alten Fischer, der eine Tochter, Namens Jette, besaß, die als Kind durch ihre Schönheit und freundliches Wesen den alten Ritter so für sich einnahm, daß derselbe ihr durch seinen Burgkaplan eine bessere Erziehung, als sonst ihr Stand mit sich brachte, geben und namentlich im Lautenspiel unterrichten ließ, einer Kunst, in der sie es bald zu einer großen Fertigkeit brachte. Mittlerweile starb der alte Ritter und Jette kam nicht mehr aufs Schloß. Der junge Wolf hatte sich mittlerweile in andern Ländern in Krieg und Fehden herumgetrieben, und als er nun nach seines Vaters Tode zurückkehrte, da erblickte er zufällig in der Kirche das Fischermädchen und erinnerte sich, daß er dieselbe schon früher in seines Vaters Hause als Kind gesehen, von ihr aber natürlich keine Notiz genommen hatte. Jetzt aber war es mit der zu einer vollkommenen Schönheit herangewachsenen Jungfrau etwas Anderes, der junge Ritter knüpfte sogleich ein Gespräch mit ihr an und forderte sie auf, vor wie nach zu ihm aufs Schloß zu kommen. Das sittsame Mädchen schlug es ihm aber rund ab, und als der Ritter sich hinter ihre Mutter steckte, um zu seinem Ziele zu gelangen, und die schwache Frau ihrer Tochter zuredete, sie möge doch dem Ritter zu Willen sein, so erfuhr dieselbe einen nicht minder ernsthaften Widerstand von Seiten derselben. Der Ritter mußte also auf andere Wege denken, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, er schützte Krankheit vor und Tiefsinn, zog sich von allen Gelagen und Festen seiner frühern Genossen zurück und schickte zu den alten Fischersleuten mit der dringenden Bitte, ihrer Tochter zu erlauben, auf das Schloß zu kommen und ihm die trüben Stunden

[1]) Romantisch bearbeitet von Retzsieg Bd. I. S. 167 ꝛc.

durch ihr Saitenspiel zu erheitern, es solle ihr durchaus nichts in den Weg gelegt werden. Zwar weigerte sich das Mädchen lange, allein auf das Zureden ihrer Eltern, die ihr vorstellten, der Ritter könne ja, wenn er wolle, sie mit Gewalt aufs Schloß bringen lassen, da sie nur arme Dienstmannen seien, gab sie zuletzt nach und ging fast täglich auf das Schloß hinauf, spielte und sang dem jungen Ritter vor und erfuhr von demselben auch wirklich nicht die geringste Beleidigung. So verging eine ziemliche Zeit und der Ritter ward wirklich von einer heftigen Leidenschaft für die Fischerstochter entbrannt, die er aber dem Mädchen zu verrathen Anstand nahm, denn heirathen konnte er sie doch nicht, und sie zu verführen hatte er auch durch die Trefflichkeit der Jungfrau bewogen aufgegeben. Nun hatte er aber einen Leibknappen, einen bösen, eiteln Menschen, der mehrmals die Jungfrau nach Hause hatte führen müssen. Derselbe verliebte sich auch in dieselbe und beschloß, sie mit Güte oder Gewalt zu zwingen seine Frau zu werden. Allein er ward von ihr entschieden zurückgewiesen und selbst das Zureden ihrer Mutter, die bei dieser Gelegenheit für ihre Tochter gut zu sorgen meinte, fand keine gute Aufnahme bei ihr, ja sie drohte sogar, den Ritter von der Zudringlichkeit seines Knappen zu unterrichten. Derselbe beschloß also, die Jungfrau zu verderben. Er begann also im Schlosse das Gerücht zu verbreiten, die Fischerstochter habe mit seinem Herrn ein sträfliches Verhältniß, und da sie nie an den mittlerweile wieder daselbst stattfindenden Gelagen und Festlichkeiten Theil nahm, so gelang es ihm auch den Freunden des Ritters glauben zu machen, dies geschehe blos darum, weil der Ritter dieses Verhältniß Niemanden wissen lassen wolle. Seinem Herrn dagegen spiegelte er vor, gerade an den Tagen, wo sie sich ängstlich vom Schlosse fernhalte, angeblich um nicht Zeugin seiner wilden Gelage zu sein, habe sie selbst im Walde Zusammenkünfte mit einem fremden Buhlen, weil sie sicher sei, von ihm nicht überrascht zu werden. Zwar wollte es der Ritter anfangs nicht glauben, allein zuletzt untergrub der Knappe doch das Vertrauen, welches jener auf die Tugend des Mädchens gesetzt hatte, und so gelang es ihm zuletzt, demselben den Befehl abzulocken, sie mit Gewalt zu ihm aufs Schloß zu bringen, damit sie sich seinem Willen füge. Dies geschah auch, das Mädchen wurde mit Vorwissen ihrer Mutter des Nachts im Schlafe ergriffen, auf die Burg gebracht und in ein Zimmer des obern Gestocks eingeschlossen, welches von Außen verschlossen ward, damit sie nicht entfliehen könne. Der von Wein und Liebe aufgeregte Schloßherr eilte sofort, als ihm die Nachricht von ihrer Ankunft gebracht war, herbei, doch wie ward ihm, als die Thüre aufgeschlossen ward: das Zimmer war leer und ein offener Fensterflügel zeigte den Weg an, durch den sie entkommen war, freilich nur, wie Jedermann glaubte, um der Schande durch einen freiwilligen Tod in der nahen Elbe zu entrinnen. Alle Nachforschungen nach ihr blieben vergebens und ein mittlerweile mit dem Polenherzoge ausgebrochener Krieg nöthigte den Ritter, dem Kaiser mit seinen Leuten zu Hilfe zu ziehen. Nach drei Monaten kehrte er jedoch mit ehrenvollen Wunden bedeckt wieder in die Burg seiner Väter zurück, hörte aber hier, daß sich seit seiner Abwesenheit am Buschkanal bei Schönebeck ein Gespenst in Gestalt einer weißen Frau sehen lasse, das ohne Zweifel der Geist der unglücklichen Fischerstochter sei. Der Ritter, welcher dem Aberglauben jener Zeit nicht wie Viele seines Gleichen huldigte,

ließ sich jedoch dadurch nicht täuschen, er vermuthete sofort, daß dies nicht der Geist, sondern die wirkliche Jette sei und erfuhr durch genaue Nachforschung sehr bald, daß allerdings ein weibliches Wesen, welches sehr große Aehnlichkeit mit dem Fischermädchen habe, im Dickicht in der Nähe des Buschkanals in einer aus Reißig gebauten Hütte lebe, hin und wieder mit einer Art Cither in der Hand die Häuser der benachbarten Dörfler besuche und Kranken schnell heilende Kräuter bringe und sie durch sanftes Saitenspiel erfreue, dafür auch Nahrungsmittel annehme, sonst aber Niemandem Rede stehe, sondern im Gegentheil schnell auf Nimmerwiederkehr zu verschwinden pflege, wenn sie sich irgendwie beobachtet glaube. Der Ritter beschloß, wenn möglich sich selbst zu überzeugen, ob sie die Gesuchte sei. Dies that er auch, er bekam sie öfters von Ferne zu Gesicht, allein nie kam sie ihm so nah, daß er mit ihr hätte sprechen können. Allein soviel erfuhr er von den umwohnenden Nachbarn, in deren Häuser sie zeitweilig gekommen war, daß sie wahnsinnig geworden sei. Er versuchte nun, ihr durch Andere Geschenke und Unterstützungen zukommen zu lassen, allein wie durch einen geheimen Instinkt erkannte sie sofort, was von ihm kam und wies es stets unbedingt zurück. Endlich gelang es ihm doch einmal, sie Abends eben an jener Stelle am Buschkanal, die von ihr noch jetzt den Namen haben soll, zu überraschen, allein sie fiel in Ohnmacht und als sie erwachte, war ebensowenig etwas mit ihr anzufangen als vorher. So trieb sie ihr Wesen noch lange Jahre fort, war aber wo möglich noch scheuer als sonst. Die Jahre gingen ohne Veränderung ihrer Person an ihr vorüber, sie trug stets dasselbe weiße Kleid, von dem Niemand sah, daß sie es je gewaschen oder gewechselt hatte; ihre Farbe blieb stets blaß, ihr Gesicht stets dasselbe und ihre schönen blonden Haare blieben immer in die langen dichten Flechten gerollt, wie sie sie einst getragen hatte. Eines Morgens fand man sie todt in ihrer Hütte und begrub sie unter einer großen Eiche, die neben derselben stand. Nach einigen Jahren aber verbreitete sich das Gerücht, sie lasse sich am Buschkanal sehen und wandele am Ufer der Elbe in ihrem weißen Kleide auf und ab. Nach kurzer Zeit begegnete dieses Wesen einem Knechte des Ritters und befahl demselben, jenem Knappen desselben, der an ihrem Unglück Schuld war, zu sagen, sie werde ihn in drei Tagen sprechen, und dem Ritter selbst erschien sie im Traume und befahl ihm, ihre Hütte zu besuchen, wo er mehr von ihr hören werde. Dies that er auch, er begab sich am dritten Abend darauf mit dem erwähnten Knappen an jene Stelle am Buschkanal und fand die weiße verhüllte Gestalt wirklich bei hellem Kerzenschein daselbst sitzen. Sie redete ihn an und sprach: „Du und Dein Knecht, Ihr werdet beide keines natürlichen Todes sterben; mein Geist wird so lange auf Erden weilen, bis auch der letzte Zweig Euerer Geschlechter untergegangen sein wird, denn ich werde mir jedes Jahr ein Opfer daraus suchen, bis ich durch das letzte erlöst sein werde." Damit verlöschten die Lichter und die Gestalt war verschwunden. Nach Hause zurückgekehrt, geriethen Herr und Diener über den Vorfall in Streit, weil Ersterer Letzterem Vorwürfe über das Geschehene machte. Im Zorn hieb der Ritter nach dem Knappen, derselbe zog seinen Dolch und erstach seinen Herrn, suchte aber sofort den Tod in der Elbe, und von dieser Zeit an, behauptet man, läßt sich jedes Jahr an der Elbe zu wiederholten Malen um Mitternacht eine weiße Gestalt sehen, dann holt sich

die Elbe jedesmal ein Opfer, ein Kind, eine Jungfrau oder einen Jüngling, und der Volksmund sagt, daß wer sie sehe, auch ihr verfallen sei.

324) Die heilige Eiche in dem Kreuzhorst bei Magdeburg. [1])

Ohnweit Magdeburg zwischen der alten und neuen Elbe, dem Dorfe Salpke gegenüber, liegt ein schöner, durch seine herrlichen Eichen berühmter Forst, der sogenannte Kreuzhorst. Derselbe diente im Mittelalter namentlich zahlreichen Wegelagerern, die von hier aus die Straßen unsicher machten, als Aufenthalt und Versteck, allein es werden von ihm auch verschiedene Sagen erzählt. Er gehörte früher als Klostergut dem vom Erzbischof Gero im Jahre 1022 gestifteten und vom Erzbischof Norbert 1126 mit Prämonstratenser-Mönchen besetzten Kloster zu Unſ. L. Frauen. Einst soll Letzterer sich in diesem Walde, den er des Lustwandelns wegen betreten hatte, verirrt haben und an einen freien Platz, in dessen Mitte eine kolossale Eiche stand, die von blühenden Sträuchern und Blumenbeeten umgeben war, gekommen sein. Von der Schönheit des Ortes angezogen, setzte sich der Kirchenfürst auf eine dort befindliche Rasenbank, schlief daselbst ein und als er durch einen plötzlich entstandenen Sturmwind erwachte, soll auf einmal ein hochbetagter Greis vor ihm gestanden haben, der sich ihm als ein Heidengott zu erkennen gab und ihm zwar Vorwürfe wegen seiner Verfolgung der noch nicht zu Christen gewordenen Bewohner des Landes machte, ihm aber gleichwohl verschiedene Rathschläge und Warnungen ertheilte. Als er verschwunden war, umgab den Erzbischof dichte Finsterniß, allein ein weißer Stab, den jener zurückgelassen hatte und den er unter dem Baume fand, diente ihm durch seine wie eine Kerze leuchtende Spitze als deutlicher Wegweiser, sich aus dem Walde zurecht zu finden. Ehe er aber jenen Ort verließ, segnete er noch den schützenden Eichbaum und seiete ihn durch einen frommen Spruch, daß er unzerstörbar sein solle für jede Menschengewalt, gleichzeitig aber ein Asyl für solche, die Schutz gegen Verfolgung unter seinem Laubdache suchen würden. Nach Hause zurückgekehrt, vergaß er bald die wunderbare Begebenheit, die ihm wie ein Traumbild erschienen war; erst nach Verlauf eines Jahres ward er wieder daran erinnert, als er von dem Abte des genannten Klosters die wunderbare Märe hörte, es stehe in dem Kreuzhorste eine geseite Eiche, der sich Niemand mit Säge oder Axt nahen dürfe, wenn er nicht augenblicklich des Todes sein wolle, schon hätten mehrere verwegene Männer ihr Leben deshalb zum Opfer gebracht, weil die Eiche einmal zum Fällen bestimmt sei, allein Niemand wage sich jetzt mehr an sie. Da dachte der Erzbischof wieder an jene Erscheinung und beschloß, die Eiche selbst in Augenschein zu nehmen; er begab sich an den Ort, wo sie stand, fand aber nichts als eine große, sonst ganz gewöhnliche Eiche, die jedoch nicht jene reizende Umgebung besaß, welche er damals angetroffen hatte, und darum glaubte er auch sich geirrt zu haben, nahm also selbst eine Axt und führte einen gewaltigen Hieb auf sie, allein siehe, noch ehe das scharfe Eisen das Holz berührt hatte, flog es von dem hölzernen Stiele ab und verschwand spurlos. Da mußte der Erzbischof, daß es doch jene heilige Eiche war; er bezeichnete sie also mit einem Kreuze und gebot, sie für immer unberührt zu lassen und

[1]) Nach Reißieg Bd. II S. 391 ꝛc.

ihrer bei jedem künftigen Holzschlage zu schonen. So vergingen viele Jahre, Jedermann kannte wohl in der Umgegend die heilige Eiche, aber Niemand wußte mehr irgend etwas von ihrem geheimen Zauber. Da trug es sich zu, daß eines Tages ein Liebespaar mit einander in dem Kreuzhorste lustwandelte und von Wegelagerern überfallen wurde; sie hatten kaum Zeit, sich unter eine hohe Eiche zu flüchten, wo der Jüngling für den ungleichen Kampf mit den ihm sechsfach überlegenen Feinden sich wenigstens den Rücken decken konnte. Siehe da begab es sich, daß sowie einer der Räuber dem Baume zu nahe kam und nach dem Jüngling einen Hieb that, eine unsichtbare Hand den Angreifer zu Boden warf, so daß in kurzer Zeit keiner derselben mehr übrig war. Die Geretteten eilten in die nahe Stadt zurück und erzählten den wunderbaren Vorgang; als man aber hinkam, um die Leichen der gefallenen Räuber aufzuheben und den Platz näher zu untersuchen, da fand man in dem Baume ein Kreuz eingehauen und erkannte, daß es die heilige Eiche des heil. Norbert war, jener Baum, der von dem alten Sachsengott selbst beschützt war. Der Volkssage nach soll aber jener Baum noch heute vorhanden sein, Schade nur, daß ihn eben Niemand mehr herausfinden kann.

325) Die goldene Hand zu Magdeburg.[1])

Die vormalige Koquische Zuckersiederei, die gleichsam eine Insel bildet, da wo sich gegenwärtig das Militärbekleidungsdepot befindet, ein Platz, auf welchem die Hellerstraße, die kleine steinerne Tischstraße, die grüne Armstraße und die Trönsbergstraße zusammenstoßen, hat noch heute den Namen „bei der goldnen Hand", das Haus aber, über dessen Eingangsthüre einst eine in Stein gehauene goldene Hand prangte, ist längst verschwunden und an seiner Stelle befindet sich eben das vorhin genannte Gebäude. Jenes Bild einer goldenen Hand soll aber folgenden Ursprung gehabt haben.

Im Jahre 1058 befand sich die Kaiserin Agnes, Wittwe des am 5. October 1056 verstorbenen Kaisers Heinrich III. und Mutter des damals nur 7jährigen Kaisers Heinrich IV. in Magdeburg und bewohnte den erzbischöflichen Palast, wo sie von dem damaligen Erzbischof Engelhard ausgezeichnet aufgenommen ward. Derselbe war aber leider ein sehr großer Verehrer des schönen Geschlechts und warf seine Augen auch auf ein Hoffräulein der Kaiserin, eine junge Böhmin aus edlem Geschlechte, die aber sehr arm war. Nun war dieselbe aber bei der Kaiserin in Ungnade gefallen, weil sie sich von den Herren des Hofes und dem Erzbischof selbst etwas freier den Hof hatte machen lassen, als es der Kaiserin passend erschien. Das Mädchen wußte bei ihrer Entlassung nicht, wohin sie sich wenden sollte, denn ihre allerdings noch am Leben befindliche Mutter hatte selbst für sich kaum zu leben und dann fürchtete sie auch schwere Vorwürfe von derselben, weil sie durch ihren Leichtsinn und ihre Eitelkeit ihre gute Stellung bei der Kaiserin verloren hatte. Sie ließ sich daher leider verleiten, das Anerbieten des Erzbischofs, ihr sein im Osten der Stadt gelegenes Sommerhaus einstweilen als Aufenthaltsort und nebenbei auch eine namhafte Summe zu ihrem Unterhalt anzunehmen, freilich indem sie immer so that, als verstehe sie die geheimen Absichten des Erzbischofs nicht, und halte sein Anerbieten lediglich für den

[1]) Nach Reißieg Bd. II. S. 406 ꝛc.

Ausfluß seines Wohlthätigkeitssinnes. Derselbe hatte wohlweislich vorher der Kaiserin vorgespiegelt, die Böhmin sei seine nahe Verwandte und so war es ihm gelungen, jener selbst die Erlaubniß abzulocken, daß die Jungfrau sein Geschenk annehmen und in Magdeburg bleiben dürfe. Natürlich konnte es nun nicht mehr auffallen, daß das Mädchen täglich Besuche von dem Kirchenfürsten annahm, allein eigentliche Unterstützung erhielt sie weiter nicht von ihm, sie bedurfte solche auch nicht, denn sie fand zu wiederholten Malen größere Summen Goldes in ihrem Schmuckkasten und glaubte stets, es seien dies ihr im Geheimen zufließende Geschenke von der Hand der Kaiserin oder des Erzbischofs, die aber eben deswegen so im Geheimen gegeben würden, weil der Geber keinen Dank beanspruche. Als jedoch die Sache eines Tages zwischen dem Erzbischof und dem früheren Hoffräulein zur Sprache kam, betheuerte der Letztere bei seiner Ehre, daß sie von seiner Seite auch keinen Heller erhalten habe. Machte sie nun diese Versicherung schon stutzig, so geschah dies kurz darauf noch weit mehr, als eines Tages der Kirchenfürst seine frühere bescheidene Zurückhaltung gegen sie ablegte und zudringlich zu werden anfing, sie selbst aber ihn auch nicht mit der Strenge zurückwies, wie es einer sittsamen Jungfrau zukam. Es trat nämlich, während sie mit einander koseten, plötzlich unangemeldet ein von Kopf bis zu den Füßen gehar nischter Ritter ein, stellte sich, ohne auf die strenge Frage des Erzbischofs, was dies bedeuten solle, zu achten, zwischen sie, streifte seinen Blechhandschuh vom Arme und legte ihn zwischen sie. Als er sich hierauf ebenso lautlos entfernt hatte, spottete der Erzbischof laut über den strengen Sittenrichter und wollte sie von Neuem umarmen, als er auf einmal einen so gewaltigen unsichtbaren Schlag auf die Wange erhielt, daß er wie betäubt zu Boden fiel und besinnungslos zu Hause getragen werden mußte. Am andern Morgen sah man auf seinem Gesichte die Spuren einer starken Männerhand und in Folge dessen blieb der Erzbischof jetzt von dem Hause des Mädchens fern, indem er sich nicht einer abermaligen Beleidigung aussetzen wollte. Die schöne Böhmin aber fing an in sich zu gehen und jenen Ritter als einen Boten aus dem Jenseits anzusehen, der ihre Unschuld habe retten und sie selbst zur Buße auffordern wollen. Sie schrieb also an ihren Bruder, der zu Prag sich aufhielt, und bat ihn, sie von Magdeburg abzuholen und zu sich zu nehmen. Da geschah es eines Tages, daß sie um Mitternacht plötzlich durch einen gewaltigen Sturmwind, der das ganze Haus erschütterte, aufgeweckt wurde, alle Thüren sprangen von selbst auf und plötzlich trat ein wunderschöner weißgekleideter Jüngling zu ihr ins Zimmer, von dessen Hand ein glänzendes Licht ausstrahlte, als wenn dieselbe feuriges Gold wäre. Sie sank in Ohnmacht, fand aber bei ihrem Erwachen am andern Morgen, daß sie nicht geträumt hatte, denn alle Geschenke, die sie früher vom Erzbischof erhalten hatte, waren aus ihren Behältern gerissen, herumgeworfen und zertrümmert und nur die Goldstücke, die ihr früher einmal von unbekannter Hand zugekommen waren, lagen noch ebenso in ihrem Schmuckkasten, wie am Abend zuvor. Auf dem Tische neben ihrem Bette lag aber wieder jener Blechhandschuh, der seit jenem verhängnißvollen Abend verschwunden geblieben war, und als sie ihn aufheben wollte, um ihn zu betrachten, sah sie, daß aus demselben eine Hand mit einem kurzen Armstumpfe hervorrage. Sie versuchte ihn also in die Hand zu nehmen, um ihn näher zu beschauen, allein sie fand,

daß er von außerordentlicher Schwere war, so daß sie ihn nicht halten konnte; sie ließ ihn also fallen, und siehe wie erstaunte sie, als aus der eisernen Hülle eine schön geformte Manneshand von purem Golde, mit Fingern und Nägeln, Gliedern und Gelenken, so künstlich gearbeitet, daß auf ihr sogar die Adern ꝛc. zu sehen waren, auf die Diele fiel. Sie hob dieselbe auf und legte sie wieder auf den Tisch, erwartete auch zuversichtlich, daß der Besitzer der Hand zurückkehren werde, allein vor der Hand vergeblich. Nach einiger Zeit erschien aber plötzlich ein Benedictinermönch des Ordens zum schattigen Thale, dessen Schirmvoigt ihr Bruder in Prag war, bei ihr und forderte sie im Namen des Letzteren auf, sich zu erklären, ob sie ihren in Magdeburg doch durch üble Nachrede und eigene Schuld verunglimpften Namen in einem Kloster begraben oder sich mit einem Ritter vermählen wolle, den ihr ihr Bruder senden werde und den sie daran erkennen solle, daß er die goldene Hand, in deren Besitz sie sei, an den Stumpf seines Armes passen und mit ihr gleichwie mit einer ordentlichen Hand zugreifen werde. Er gab ihr zu ihrer Erklärung drei Tage Bedenkzeit und wie zu erwarten, wählte sie das letztere. Da geschah es, daß sie um Mitternacht des dritten Tages von einem lauten Geräusch von Rossehufen auf der Straße aus dem Schlafe erweckt ward, sie öffnete das Fenster und eine kräftige Männerstimme rief ihr von der Straße aus zu, sie solle das Haus aufschließen lassen, der ihr bestimmte Bräutigam sei angelangt. Zwar hatte sie ihn erst am nächsten Morgen erwartet, allein sein frühzeitiges Erscheinen erklärte sie sich mit der Sehnsucht des Unbekannten, sie kennen zu lernen, eilte die Treppe herab, öffnete die Thüre und vor ihr stand ein geharnischter Ritter mit geschlossenem Visire; derselbe trat nur von einem einzigen Knappen begleitet ins Haus, folgte ihr die Treppe hinauf ins Zimmer, berührte mit dem Stumpfe seines Armes die auf dem Tische liegende goldene Hand und selbige schloß sich mit dem Schlage einer Feder von selbst an seinen Arm an, was ihn als den ihr bestimmten Bräutigam kennzeichnete. Derselbe nahm nun den Helm ab und stand als ein schöner junger Ritter vor ihr, er sagte, er habe diesen seinen Arm in einer Schlacht gegen die Türken verloren, da habe ihm ein großer Künstler diese Hand gemacht und aus Dankbarkeit habe er denselben zu seinem steten Begleiter erwählt; er komme nun, um sich selbst ihr Jawort zu erbitten und sie dann mit in seine Heimath zu führen. Schon streckte die Jungfrau die Hand aus, mit der sie ihren ewigen Bund bekräftigen wollte. Da fiel ihr Blick auf den hinter dem Ritter stehenden Knappen desselben; wie ward ihr aber, als sie in demselben jenen weißgekleideten schönen Jüngling aus ihren Träumen wiedererkannte, ein inneres Gefühl sagte ihr, dieser habe ein älteres Recht auf sie, sie breitete wie durch geheime Gewalt getrieben ihre Arme nach ihm aus und rief: „Dieser und kein anderer soll mein Bräutigam sein, dem ich im Leben und Tode angehören will!“ Da trat der Ritter zurück, der angebliche Knappe aber sprach: „Du hast selbst Dein Schicksal entschieden, kein sterblicher Mensch soll Deinen Leib fürder berühren, nachdem Du Dir einen himmlischen Bräutigam erwählt hast; wir werden Dich nach Prag zu Deinem Bruder geleiten, der das Weitere verfügen und Dir selbst das Kloster anweisen wird, welches Dich aufnehmen soll!“ Der andere Ritter aber sprach: „Fräulein, Ihr habt die Euch vom Himmel aufgelegte Prüfung bestanden, ich lasse Euch die goldene Hand zum Andenken an diese Stunde,

bitte Euch aber, dieselbe einem armen tugendhaften Mädchen zu schenken und damit das Glück derselben zu begründen, da sie Euch selbst doch nichts mehr nützen kann." Und so geschah es auch; ehe die zukünftige Himmelsbraut die Stadt Magdeburg verließ, um im Kloster Unf. L. Frauen zu Prag ihre Sünden und Leichtsinn abzubüßen, schenkte sie die Hand ihrer Dienerin, einem armen, aber tugendhaften Mädchen. Mit dem Erlös aus dem Golde des Kunstwerks vermochte dieselbe nun ihren Geliebten, einen armen Handwerker, nicht blos heirathen zu können, sondern auch jenes Haus, wo sich die sonderbare Begebenheit ereignet hatte und welches dem Erzbischof verhaßt geworden war, zu erwerben, und ließ zum Andenken an jenes Ereigniß in das steinerne Thürgewände eine Hand hauen und reich vergolden. Das war das alte Haus zur goldenen Hand.

326) Die Axt.[1])

In der Johannisbergstraße zu Magdeburg befindet sich ein Haus, das von uralter Zeit her den Namen „die Axt" führt, weiterhin nach dem Knochenhauerufer liegt rechts, die Ecke bildend, das Gertrudenkloster und neben diesem stand ein Brauhaus, welches „die steinerne Bank" genannt wurde und vormals Eigenthum des oben genannten Klosters war. Nun trug es sich zu, daß einst der Brauer sich in seinen Kellern befand, um die Vorräthe, die er an Bier besaß, durchzugehen. Da hörte er auf einmal an dem einen Ende desselben ein Geräusch, als wenn sich Menschentritte näherten, und ein Geflüster von Stimmen, als wenn mehrere Personen sprechend vorübergingen. Er begab sich schnell an den Ort, wo er jenes Geräusch vernommen hatte, allein da er nichts mehr hörte oder sah, dachte er, er habe sich getäuscht und kehrte wieder nach oben zurück. Einige Tage später wiederholte sich eben dieselbe Erscheinung und als er diesmal den Ort näher untersuchte, sah er sogar aus einem Winkel des Kellers einen Lichtstrahl hervordringen, er folgte demselben und bemerkte durch eine Spalte im Gewölbe, daß Männer mit Fackeln in einem unterirdischen Gange neben dem Keller hin- und hergingen, welche er an der Bekleidung sofort als Mönche erkannte. Er hielt es für seine Schuldigkeit, sofort dem Erzbischof von seiner Wahrnehmung Meldung zu thun, allein statt Dank für die Anzeige erhielt er einen Verweis und wurde für einen Verleumder der Geistlichkeit erklärt. Er beschloß nun, das nächste Mal besser aufzupassen und womöglich durch Herbeirufung von Zeugen die Sache außer Zweifel zu stellen. Da er aber nicht reinen Mund über sein Vorhaben hielt, so kam dasselbe den Augustinermönchen, um die es sich nur handeln konnte, zu Ohren und eines Abends trat einer derselben in seine Wohnung und suchte ihn durch ein bedeutendes Geldgeschenk zu bestimmen, künftig von diesem unter dem Brauhause nach dem Gertrudenkloster führenden unterirdischen Gange nichts mehr wissen zu wollen. Der Brauer aber weigerte sich dasselbe anzunehmen, sondern erklärte vielmehr, daß es für ihn Ehrensache sei, dem Erzbischof zu beweisen, daß er die Wahrheit gesagt und die Mönche nicht verleumdet habe.

Allein schon am andern Tage mußte er erfahren, daß es nicht gut ist Alles zu sehen; es ward ihm ohne Weiteres von dem Klostervoigt der Dienst

[1]) Nach Neßlieg Bd. II. S. 435 ꝛc

gekündigt und ihm aufgegeben, binnen 8 Tagen seine Wohnung zu räumen. Alles Bitten half nichts, er mußte mit seiner Familie ausziehen und sah sich genöthigt, da Niemand mit einem vom Erzbischof Verbannten etwas zu thun haben wollte, sein Brod nunmehr blos mit seiner Hände Arbeit zu verdienen. Er baute sich also am Ufer der Elbe eine dürftige Hütte und lebte hier mehrere Jahre mühsam von Handarbeit und Fischerei. Da trug es sich zu, daß seine Tochter Bekanntschaft mit einem wohlhabenden jungen ausländischen Maler machte und derselbe sie mehrmals in dem Hause ihrer Eltern aufsuchte, ihr auch verschiedene für ihre Verhältnisse kostbare Geschenke machte, weil er sie ehelichen wollte. Allein plötzlich fand man eines Morgens den Maler in der Nähe jener Hütte ermordet und neben demselben eine Axt. Natürlich forschte man nach dem Mörder und als sich herausstellte, daß besagte Axt dem ehemaligen Klosterbrauer gehört habe, auch in der Hütte desselben sich verschiedene Kostbarkeiten vorfanden, die man früher bei dem Ermordeten gesehen, so zweifelte Niemand mehr daran, daß jener Letzteren erschlagen habe. Sein Betheuern, die Axt sei ihm entwendet worden und die Kostbarkeiten, die man bei ihm gefunden, gehörten seiner Tochter, die sie von dem Maler erhalten, halfen ihm nichts, denn er konnte seine Anführungen mit nichts beweisen; er ward, da er nicht bekennen wollte, auf die Folter gebracht und später auf dem nachher sogenannten Thränsberge hingerichtet. Von seiner Wittwe und Kindern nahm Niemand mehr Notiz, man sah sie bald nicht mehr; als man aber nach längerer Zeit darauf aufmerksam ward, wie es zugehe, daß die Hütte sich nicht mehr öffne und kein Rauch mehr aus dem Schornstein aufsteige, ließ man sie von Obrigkeitswegen aufbrechen und fand die ganze Familie todt in derselben auf dem Boden liegen. Da sich keine äußeren Verletzungen erkennen ließen, mußte man annehmen, daß sie aus Verzweiflung sich sämmtlich selbst durch Kohlendampf oder Gift aus der Welt geschafft hätten. Die Geistlichkeit benutzte jedoch dieses neue Unglück, sie sprengte aus, der Brauer und die Seinigen wären Zauberer gewesen und Gott habe sie deshalb gänzlich von der Erde vertilgt. Da nun auch umwohnende Fischer erzählten, sie hätten bei Nacht in der Nähe jener Hütte Spukgeister erblickt, so ließ der Erzbischof die Hütte niederreißen, die Leichen der in der Nähe derselben früher von dem Henker verscharrten Unglücklichen wieder ausgraben und fortschaffen und den Platz, wo die Hütte gestanden hatte, mit dem Klostergarten vereinigen. Indeß wurde auf die Stelle, wo die Mordthat verübt worden war, ein steinernes Kreuz gesetzt und die Mordaxt in dasselbe vermauert. So vergingen wohl hundert Jahre und kaum wußte noch Jemand die dunkele Sage zu erzählen, welche mit dem Kreuze zusammenhing. Da verbreitete sich auf einmal in der Stadt das Gerücht, in der Nacht des vergangenen Tages sei das steinerne Kreuz niedergerissen und zertrümmert und mit der darin vermauerten Axt ein neuer Mord verübt worden, denn unter einer nahe dabei stehenden Weide liege der Leichnam eines Erschlagenen, den allerdings Niemand kannte, und in den Stamm des Baumes sei die Axt eingehauen. Trotz aller Nachforschungen blieben auch hier wieder Mörder und Ermordeter unbekannt, die Leiche ward an der Stelle, wo sie gefunden worden war, begraben, der Platz selbst aber auf Befehl des Erzbischofs abgegrenzt und zu einer Art Kirchhof für Selbstmörder u. dgl. eingerichtet, an dessen nach der Stadt zu gelegenen Seite aber ein Grab-

gewölbe erbaut und über demselben die alte verrostete verhängnißvolle Axt aufgehängt. Bald verbreitete sich jedoch das Gerücht, in der Nähe dieses Ortes sei es nicht geheuer, man höre um Mitternacht Wehklagen und Seufzen und so kam es, daß Niemand gern des Nachts in der Nähe desselben war. Mittlerweile erweiterte sich aber die Stadt immer mehr, so daß die Begräbnißhalle, über welcher die Axt hing, ganz nahe an den Häusern lag. Man beschloß also dieselbe abzubrechen und den Platz demjenigen zu geben, der an die Stelle jener Halle sich ein Haus bauen werde. Ob nun wohl die schaurige Sage fast vergessen war, so wollte sich doch Niemand finden, weil man immer den Platz selbst für einen Aufenthaltsort von Gespenstern ansah. Endlich unternahm es doch ein Zimmermann im Jahre 1351, weil er den Platz umsonst bekam, denselben zu bebauen; er riß die alte Halle nieder, allein weil er fand, daß die in dem Gestein eingemauerte Axt von dem Zahn der Zeit so gut wie nicht berührt war, so dachte er, es sei Schade, dieselbe wegzuwerfen, nahm sie im Gegentheil in Gebrauch und fing selbst an mit ihr das zum Bau nöthige Holz zu behauen. Umstände nöthigten ihn jedoch auf einige Tage zu verreisen, als er aber zurückkam, hörte er, daß während seiner Abreise sein bester Arbeiter mit derselben Axt von einem fremden Zimmermann auf dem Bau erschlagen worden sei. Wie früher blieb der Mörder unbestraft, er hatte sich gleich nach der That entfernt und war nicht wieder aufzufinden. Indessen ward der Bau selbst durch das Ereigniß unterbrochen und der neue Besitzer richtete sich nur nothdürftig ein Behältniß ein, wo er des Nachts bleiben und über sein am Platze befindliches Material wachen konnte. Da trug es sich zu, daß er eines Nachts durch Hilferuf aus dem Schlafe gerissen wurde; er trat aus dem noch nicht fertig gebauten Hausraume heraus und sah, wie ein einzelner Mann, ein Magdeburger Bürger, von vier Wegelagerern — es war nämlich gerade in diesem Jahre eine schlimme Fehde zwischen der Stadt und dem umwohnenden Landadel ausgebrochen — angegriffen ward und sich ihrer kaum erwehren konnte. Ohne sich zu besinnen griff der Zimmermann nach der ersten besten Waffe, die sich ihm darbot, und siehe, es war ihm eben nichts Anderes zur Hand als die Mordaxt. Mit dieser schlug er, der Ungeübte, ohne sich an die überlegene Zahl der Feinde zu kehren, um sich, und siehe, auf jeden Hieb stürzte einer der Räuber, so daß in Kurzem das Feld rein und der Fremde gerettet war. Erst als er wieder allein war, fiel ihm die alte grausige Sage von der Axt wieder ein, wie sie in jedem Jahrhundert ihre Opfer verlange und erst dann zu morden aufhören werde, wenn der Fluch, der auf ihr liege, gelöst sein werde. Dies könne aber nur dann erst geschehen, wenn ein junges bisher noch unbescholtenes Mädchen in thörichter Verblendung aus Geldgier oder Raubluft eine andere schuldlose Jungfrau mit dieser Axt getödtet und dafür die gesetzliche Strafe des Raubmordes gelitten haben werde. Dann solle der Fluch, den ihr erster Besitzer, der unschuldig hingerichtete Brauherr, auf sie gelegt habe, gesühnt und dem Morden ein Ziel gesetzt sein.

Bald darauf ward das Haus fertig und die Axt abermals mit in das Haus gemauert, aber so, daß sie Niemand so leicht wieder herausreißen konnte. Davon bekam das Haus selbst den Namen „die Axt" und behielt ihn auch bis zum 10. Mai 1631, wo es bei der Eroberung der Stadt durch die Kaiserlichen zerstört ward. Bis dahin hatte auch das mordende Element

der Art geruht, aber eine eigentliche Lösung des Fluchs erfuhr dieselbe, die freilich verschwunden war, erst hundert Jahre später, wo wirklich zu Magdeburg eine Jungfrau von einer anderen aus raubgieriger Absicht erschlagen ward, letztere aber dafür auch der strafenden Gerechtigkeit zum Opfer fiel.

327) Der Teufel und der Tartarenkönig zu Magdeburg.[1])

Zu Anfange des 16. Jahrhunderts lebte in Magdeburg ein reicher Bürger und Rathmann, Namens Melchior Teufel, der aber für seine Zeit sehr wenig fromm war und in seinem Umgange sich gar nicht wählerisch zeigte, denn er ging nicht blos mit Leuten aus allerlei Ständen und verdächtigen Herkommens um, sondern er rühmte sich geradezu, daß er gar keinen Glauben habe. Sein bester Freund war aber der Häuptling einer Zigeuner- oder Tartarenbande, die sich damals in Magdeburg aufhielt. Derselbe ließ sich, trotzdem daß er gar keine Kenntniß von der christlichen Religion hatte, doch dem Rathmann zu Gefallen in der Katharinenkirche taufen und sich dort den Namen eines Grafen von Rosenburg beilegen. Er hatte eine schöne Tochter, die er frühzeitig nach dem Wunsche Teufels für des Letztern Sohn zur Frau bestimmte. Mittlerweile ward der alte Tartarenfürst vom Blitz erschlagen und in der St. Katharinenkirche begraben, die beiden für einander bestimmten jungen Leute aber verlobten sich, wie es ihre Eltern bestimmt hatten. Da trug es sich eines Tages zu, daß spät am Abend ein alter Zigeuner oder Tartar sich bei der jungen Frau vorstellte und ihr sagte, er komme geraden Weges aus der Hölle von ihrem Vater, seinem frühern Herrn, und bringe ihr hiermit dessen Botschaft, sie möge ihren Schwiegervater und Vormund, den alten Teufel bitten, daß er ihren Vater aus seinem Grabe in der Katharinenkirche, wo sein Geist keine Ruhe habe, herausnehme und irgendwo anders hin begraben lasse, weil sonst der Kirche große Gefahr bevorstehe. Die gehorsame Tochter that auch, wie ihr Vater ihr geheißen hatte, allein der alte Teufel lachte dazu und sagte, sie habe wohl geträumt; der Teufel, sein Namensvetter, bestehe nur in der Einbildung, daher werde er auch die Leiche seines Freundes im Frieden an ihrem jetzigen Orte ruhen lassen und sei wegen der Folgen in gar keiner Sorge. Diese blieben aber nicht aus, denn im Jahre 1521, an demselben Tage, wo der junge Teufel mit der Zigeunerkönigstochter Hochzeit machte, schlug der Blitz an der Seite des Krökenthors einen Thurm von der Katharinenkirche, und als nach langer Unfruchtbarkeit im Jahre 1538 jene ihrem Mann das erste Söhnchen schenkte, fiel in der Stadt und Umgegend so viel Feuer vom Himmel, daß man fürchtete, es werde Alles von den Flammen verzehrt werden. Im Laufe der Zeit waren nun aber der Rathmann Teufel, sein Sohn und dessen Gattin gestorben und es lebte nur noch dessen einziger Sohn, der reiche Brauherr Melchior Teufel. Auch dieser ward mehr als einmal im Wachen und im Traum durch Geisterstimmen aufgefordert, den Leichnam seines Großvaters aus der Kirche fortbringen zu lassen, allein ebenso ungläubig wie sein anderer Großvater von väterlicher Seite beachtete er diese Warnung nicht nur nicht, sondern trieb auch noch Hohn und Spott mit derselben. Da trug es sich zu, daß er am Sonntage Misericord. Dom. 1613 unter der Nachmittagspredigt ein Fuder Stroh aus

[1]) Nach Reißig Bd. II. S. 231 ꝛc.

seinem in der Neustadt gelegenen Hause in das am Breitenwege befindliche Brauhaus schaffen ließ; er selbst leitete das Auf- und Abladen und mochte sich wohl dabei irgend einer Unvorsichtigkeit schuldig gemacht haben, genug, plötzlich entzündete sich das hochaufgethürmte Strohfuder, es entstand eine furchtbare Feuersbrunst und die Katharinenkirche selbst ward mit in Asche gelegt. Die Sage erzählt nun, daß während einzelne fromme Bürger in die Kirche eilten, um die heiligen Gefäße und sonst werthvollen Gegenstände zu retten, sich auf einmal darin schwarze Gestalten gezeigt hätten, welche die Bürger zurücktrieben, mit Aexten in der Kirche selbst Alles zusammenhieben und dabei aus ihren weit geöffneten Mäulern Feuerflammen aushauchten. Es konnte natürlich nicht anders kommen, als daß auf den reichen Teufel der Verdacht fiel, durch seine Gottlosigkeit an dem ganzen Unglück Schuld zu sein. Man nahm ihn fest und gab folgende Gründe seiner Schuld an: erstlich bezeichne ihn schon sein Name als einen Gottlosen und daß er und seine ganze Familie dies seien, hätten sie dadurch bewiesen, daß sie nie oder doch nur selten den Gottesdienst besucht hätten; zweitens sei seine Mutter die Tochter eines Zigeuners gewesen; drittens hätten böse Geister während des Brandes selbst in der Kirche Unfug getrieben und die Bürger am Löschen gehindert, und viertens endlich habe er selbst während des Gottesdienstes vermuthlich darum das Feuer angelegt, weil die meisten Bürger gerade zu der Zeit sich in den Kirchen befanden, also Niemand zum Löschen da war. Da er nichts bekennen wollte, ward er auf die Folter gebracht und vor Schmerzen gestand er denn, er sei mit dem leibhaften Teufel im Bunde und habe demselben versprochen gehabt, in der Nähe der Kirche einen Brand zu stiften, von welchem auch diese ergriffen und die Seele des darin begrabenen Zigeunerkönigs erlöset werden solle. In Folge dessen ward er natürlich von den Richtern zum Tode verurtheilt und sollte am dritten Tage nach dem Urtheilsspruch gehängt werden. So geschah es auch; er ward an einem trüben Herbstmorgen mit einer weißen Kappe, dem sogenannten Armensünderkleide angethan, auf einer Karre durch das Krökenthor nach dem Rabenstein geführt, dort ward erst noch über ihn das hochnothpeinliche Halsgericht abgehalten und er dann dem Scharfrichter übergeben. Wie gewöhnlich führten ihn zwei Henker die Leiter hinan, legten ihm oben eine Schlinge um den Hals und stießen ihn dann von der obern Stufe hinab. Allein was geschah! der Strick, an welchem er gehangen hatte, riß und er stand plötzlich munter und wohlbehalten unter dem Galgen. Er stieg schnell wieder die Leiter hinauf und sprach laut zu dem zahlreich versammelten Volke, er sei nur durch die Schmerzen der Folter zu dem lügenhaften Geständniß seiner Schuld gezwungen worden, er sei unschuldig und da durch das Zerreißen des Stricks gewissermaßen Gott selbst Zeugniß für ihn abgelegt habe, so verlange er, daß ihn die Richter begnadigten, denn er sei ja auch wirklich gehangen worden und zu einem zweimaligen Hängen sei er doch nicht verurtheilt gewesen. Allein die strengen Richter kehrten sich nicht an diese Argumentation, sie ließen ihn zum zweiten Male hängen und da diesmal der Strick nicht riß, sondern fest blieb, so mußte er wirklich seinen Geist aufgeben; sein Leichnam ward nachher vom Galgen abgenommen und unter demselben eingescharrt.

Bald war das Feuer und der Brauherr Teufel vergessen und nur wen sein Weg am Galgen vorbeiführte, dachte mit Schaudern an dessen letzten

Candidaten. Da trug es sich zu, daß eines Nachts ein junger Fleischergesell ein Kalb getrieben brachte, das aber, weil es vor Ermattung nicht weiter konnte, gerade unter dem Galgen stehen blieb und durch nichts zum Weitergehen gebracht werden konnte. Es blieb also dem Gesellen nichts übrig als sich hinzusetzen und das Thier wenigstens eine kurze Zeit ausruhen zu lassen. Er hatte nicht lange gesessen, da kam ein Wanderer die Straße her, grüßte den jungen Mann und fragte ihn, warum das Kälbchen nicht mehr laufen wolle. Dieser erklärte ihm mit kurzen Worten die Ursache und nun fragte jener, ob er nicht, da er einmal hierbleiben müsse, ihm bei einer Arbeit, die aber noch vor Mitternacht fertig sein müsse, helfen wolle, es solle sein Schade nicht sein. Als der Geselle „ja" sagte, nahm der fremde Wanderer einen Spaten und grub einen Leichnam aus, der Fleischergesell mußte ihm denselben nach dem nahen Gottesacker tragen helfen, dort machten sie ein neues Grab und senkten ihn ein. Hierauf sprach der Fremde: „Nun, Freund, kehre wieder zu Deinem Kalbe zurück, es wird jetzt wohl ausgeruht haben; da, wo es wieder stehen bleibt, liegt Dein Glück begraben! Gieb ihm den Namen des Thieres, das Dich zu ihm geführt hat." Kaum war der junge Fleischer wieder in die Nähe des Galgens zurückgekehrt, so stand auch das Kalb von selbst auf und schritt munter der Stadt zu; plötzlich aber blieb es abermals stehen, legte sich nieder und war durch keine Schläge zum Wiederaufstehen zu bewegen. Der Fleischerbursche versuchte nun, wie es jene Leute sonst auch zu machen pflegen, es aufzuheben und durch Fortstoßen in Gang zu bringen, allein wie staunte er, als er statt des langen Schwanzes ein kurzes rauhes Ding in die Hand bekam, das dem Schwanze eines Bären, aber nicht dem eines Kälbes glich. Das Thier selbst war gewaltig schwer und fing furchtbar an zu brummen, als es der Fleischer weiter anrührte, um es auf die Beine zu bringen. Kurz jener merkte bald, daß er wirklich statt seines zahmen Kälbchens ein grimmiges Raubthier bei sich habe. In demselben Augenblick begann es nun aber mit seinen gewaltigen Tatzen die Erde aufzuwühlen, daß ihm die Schollen um den Kopf flogen. Nach längerem Wühlen flogen aber auch dunkle Klumpen mit aus dem Boden, die im Fallen einen Klang gaben; der Fleischer, der sich jetzt an die Verheißung des unbekannten Fremden erinnerte, hob einen derselben auf und hatte bald die Hände so voll von Goldstücken, daß er sie nicht alle tragen und fortbringen konnte. Er scharrte daher einen Theil ein und nahm nur soviel mit als er tragen konnte. Der Bär aber folgte ihm nach wie ein treuer Hund. Am folgenden Tage holte er das übrige Geld nach und war nun so reich, daß er das Fleischerhandwerk aufgeben und sich das Stück Land, auf welchem der Bär das Gold ausgegraben hatte, kaufen konnte; auf demselben legte er einen stattlichen Gasthof an und nannte ihn „Zum Bären". Derselbe hat noch bis auf die neuere Zeit gestanden, ist aber eigentlich später mehr unter dem des Bender'schen Kaffergartens bekannt gewesen.

328) Die Ahnfrau auf den Ruinen der alten Burg zu Randau.[1])

Ohngefähr eine Meile weit von der Stadt Magdeburg auf einer Elbinsel liegt das freundliche Rittergut Randau; dasselbe ward im 30jährigen

[1]) Nach Kelßieg Bd. I. S. 386 ꝛc.

Kriege von den Kaiserlichen zerstört, später aber wieder aufgebaut. Früher ist aber jenes Dorf ein großer Flecken mit einem Ritterschlosse gewesen, welches im Jahre 1297 von den Magdeburgern von Grund aus zerstört ward. Gleichwohl sind noch heute einige Trümmer der alten Burg übrig, die aber, wie Jeder dort weiß, auf einer ganz andern Stelle liegen als der jetzige Rittersitz. Auf diesen soll sich noch jetzt um die Mitternachtsstunde an gewissen Tagen im Jahre eine weiße Frauengestalt sehen lassen. Das soll der Geist der Ahnfrau von Randau sein, nur weiß man nicht, welchem Geschlecht dieselbe angehört hat, denn von einer Familie von Randau weiß Niemand etwas, und die Familie von Alvensleben, welche am längsten im Besitz des Rittergutes gewesen ist, kann auch nicht gemeint sein, denn es ist immer nur von der alten im oben genannten Jahre zerstörten Burg die Rede, und die Alvensleben haben erst später Besitz von dem Gute genommen. Die Volkssage erzählt nun aber, im Jahre 1297 hätte der damalige Magdeburger Schultheiß, Namens Thiele Weske, mit einem großen Heerhaufen von Bürgern und Söldnern vor der Burg Randau gelegen, wo der Hauptsitz des damals mit der Stadt in Fehde liegenden Landadels der Umgegend gewesen. Der Schultheiß habe aber mit einer in der Burg sich aufhaltenden Edelfrau, einer Gräfin von Barby, ein Liebesverhältniß gehabt und dieselbe habe eines Nachts versprochen, ihn vermittelst einer Strickleiter in die Burg einzulassen; nun habe Jener aber gleichzeitig auf diesem Wege seine Mitbürger dort hineinzubringen gedacht, es seien diese aber, als er bereits in's Schloß eingestiegen war, von den wachsamen Feinden überfallen und von ihm abgeschnitten worden. Im Zimmer seiner Geliebten angekommen, würde er natürlich auch mit ergriffen worden sein, hätte ihn nicht eine alte weißgekleidete Matrone, die er nicht kannte, durch eine Niemandem sichtbare Thüre in ein kleines Gemach gerettet. Von da aus sei er des andern Tages plötzlich wieder unbemerkt in das Gemach der Gräfin getreten und habe derselben, die noch gar nichts von seiner Anwesenheit wußte, mitgetheilt, wer ihn in jenes Seitengemach geführt habe. Da habe Letztere gerufen: „Das ist die Ahnfrau gewesen", fügte aber hinzu, selbige erscheine nur denen, welchen ein großes Unglück bevorstehe. Durch Geräusch von näherkommenden Personen ward der Schultheiß veranlaßt, sich wieder in sein Versteck zurückzuziehen, wo ihm die Matrone zum andern Male erschien und ihm versprach, er werde als Sieger in die Burg einziehen, wenn er sich fern von Frauenliebe halte; so er dies aber nicht thue, werde er mit seiner Geliebten unter den Trümmern der eroberten Burg untergehen. Er versprach zwar ihr folgen zu wollen, allein da er in den folgenden Tagen immer wieder mit der Gräfin zusammentraf, so vergaß er bald sein gegebenes Versprechen und verabredete mit Letzterer, sie wollten zusammen in der folgenden Nacht vermittelst einer Strickleiter aus der Burg zu entkommen suchen. Dies gelang ihnen auch, er entkam glücklich zu den Seinigen, allein er beschloß auch, sofort auf demselben Wege mit diesen zurückzukehren und sich in den Besitz des Schlosses zu setzen. Dies gelang ihm auch, allein in der Burg selbst fand ein heftiger Kampf statt, da die Vertheidiger von allen Seiten auf die Magdeburger, die keine Ortskenntniß besaßen, einstürmten. Schon wichen diese, da kam ihnen auf einmal von einer Seite her Hilfe, wo sie es am Wenigsten erwarteten. Die Ahnfrau stand nämlich unter den Streitenden, schritt vor dem Schultheiß und

seinen Leuten her und führte sie unverletzt durch die dichten Schaaren der Randauer. Auf dem Schloßhofe angelangt, öffnete sie mit eigener Hand die starken Thore und über die herabrasselnden Zugbrücken stürmten jetzt die Magdeburger herein. Es fand noch ein heftiger, aber kurzer Kampf statt, unter den Gefallenen aber fand man die Leichen des Schultheißen und seiner Geliebten, der Gräfin. Uebrigens ward das Schloß selbst bei dieser Gelegenheit durch Feuer mit zerstört.

329) Der hungrige Wolf. [1])

Eine Viertelstunde von der Berliner Chaussee abwärts, eine Stunde von Burg und 1½ Meile von Magdeburg liegt ein ohngefähr 18—20 Morgen enthaltendes Torfmoor, welches sonst aus lauter Waldung bestand und mit dem Biederitzer Forst in Verbindung stand. Diese Gegend heißt noch jetzt im Volksmunde „der hungrige Wolf". Der Sage nach ist nun aber diese Benennung aus folgender Begebenheit hervorgegangen. Gegen das Ende des Mittelalters drangen einst bei einem sehr kalten Winter die wilden Thiere bisweilen sogar bis in die benachbarten Dörfer und Flecken und hatten nicht selten, wenn sie nicht in die wohlverwahrten Schafställe dringen konnten, sich an Kinder oder gar Halberwachsene gewagt, sie mit ihren scharfen Zähnen gepackt und in den nahen Wald entführt. Es war wunderbar, daß man, so oft und vielfach man auch nach den Ueberresten der Unglücklichen suchte und nicht selten dem Raubthiere mit seiner Beute auf den Fersen war, nie einen Leichnam, nie ein Gebein davon, auch kein Kleidungsstück oder sonst eine Spur davon entdecken oder auffinden konnte. Fast immer war es ein eisgrauer, ungeheuer großer Wolf, welchen man mit solcher Verwegenheit sich den menschlichen Wohnungen nähern sah, allein trotzdem daß die Jäger und Bauern sich alle mögliche Mühe gaben, ihn zu fangen und zu umstellen oder wenigstens die Fährte seines Lagers zu finden, gelang es doch nie, seiner habhaft zu werden; er überfiel gewöhnlich einen der am Saume des Waldes aufgestellten Jäger, riß ihn nieder und verschwand in dem Dickicht. Dadurch ward aber die Gegend um den Wald selbst so verrufen, daß kein Reisender allein oder bei anbrechender Dämmerung es mehr wagte, den gefährlichen Weg am Rande desselben zu betreten. Da geschah es eines Sonntags Nachmittags, daß ein junger armer Schäfer aus Biederitz mit seiner Geliebten, einer ebenso armen Magd aus Külzau, eine Zusammenkunft in der Nähe jenes verrufenen Waldes verabredet hatte. Beide setzten sich unter einen am Saum desselben stehenden dichtbelaubten Baum und besprachen sich über ihre Zukunft und während dessen weidete die Heerde des Schäfers ruhig auf der vor dem Walde befindlichen Wiese. Auf einmal wurde das Liebespaar durch ein heftiges Hundegebell aufgeschreckt, der Schäfer sprang in die Höhe und sah, wie sein Hund einen unbändig großen Wolf verfolgte, der eben einen Hammel fortschleppte. Furchtlos stürzte er sich ihm nach und es gelang ihm auch bald, sich ihm zu nähern, da die Bestie wegen des Gewichts des Hammels nicht schnell laufen konnte; muthig schlug der Schäfer mit seinem Stabe auf den Wolf los und derselbe ließ auch wider Erwarten seine Beute fallen und eilte dem Walde zu. Erfreut hob der Schäfer das sonst nicht weiter

[1]) S. Reißieg Bd. I. S. 404 ꝛc.

beschädigte, aber furchtbar erschreckte Schaf auf und trug es zu seinen Kameraden zurück, da er natürlich den Wolf für immer entflohen dachte, allein wie ward ihm, als er plötzlich ein klägliches Wehegeschrei vernahm; die Bestie war umgekehrt, hatte das arglos sitzen gebliebene Mädchen ergriffen und schleppte dasselbe dem Walde zu. Mochte nun diesmal die Entfernung eine größere oder die Jungfrau eine leichtere Bürde sein, genug, ehe der Schäfer zur Hilfe herbeieilen konnte, war der Wolf im Walde spurlos verschwunden. Zwar verfolgte Jener mit seinem Hunde so gut es gehen wollte ohngefähr die Richtung im Walde, welche der Wolf eingeschlagen hatte, allein da es bald völlig Finsterniß ward, mußte er die Verfolgung aufgeben und zu der ihm anvertrauten Heerde zurückkehren. Er trieb selbige so schnell er konnte nach Biederitz zurück, erzählte was ihm begegnet war und brach dann sofort wieder mit seinem Hunde auf, um seine Nachforschungen von Neuem in dem ungeheuren Walde zu beginnen. Freilich konnte er sich nur auf die gute Spürnase seines Hundes verlassen, dieser eilte auch rastlos durch das dichte Gestrüpp und Unterholz und sein Herr rastlos hinter ihm drein, ohne sich an ein bis dahin ihm völlig unbekannt gebliebenes Getöse und Lärm, wie wenn das wilde Heer neben ihm herjage, zu kehren, allein als der Morgen graute, fand er, daß er förmlich im Kreise umhergelaufen war, denn er stand plötzlich an derselben Stelle, wo er des Nachmittags zuvor mit seinem Mädchen gesessen hatte. Zum Glück fand er seine gestern in der Eile hier vergessene Schäfertasche und in derselben etwas Brod und Milch, womit er seinen quälenden Hunger und Durst — er hatte sich zu Hause nicht einmal Zeit genommen etwas zu sich zu nehmen — stillen konnte und dann legte er sich neben seinem Hunde ins Gras, um etwas auszuruhen, denn er konnte vor Ermüdung nicht weiter. Schnell überkam ihn ein fester Schlaf und erst am Nachmittage erwachte er wieder, hatte aber leider die Stimmen seiner Mitknechte, die ihn gesucht und gerufen hatten, verhört und fand sich abermals allein. Indessen machte er sich doch von Neuem auf, um die Spur seiner geraubten Geliebten zu suchen und diesmal war er glücklicher als am Abend vorher; er fand nämlich eine kleine Strecke weit im Walde, da wo der Wolf durch das Gebüsch gebrochen war, ein Stück Brod wie zufällig hingeworfen, bald darauf ein zweites und so in einzelnen größeren Zwischenräumen noch einige andere Brocken, welche das Mädchen jedenfalls absichtlich weggeworfen hatte, um bei etwaigen Nachforschungen gewissermaßen als Wegzeiger zu dienen. Endlich hörten jedoch auch diese schwachen Merkmale wieder auf, weil das Mädchen wahrscheinlich kein Brod mehr zum Verbrocken gehabt hatte, und schon wollte der arme Bursche wieder eine andere Richtung in seiner Verfolgung einschlagen, obwohl er kaum noch die Gegenstände um sich herum erkennen konnte, da es wieder dunkel geworden war, da sah er an einem Brombeerstrauche das roth- und gelbgestreifte Tuch flattern, welches, wie er sich erinnerte, sein Mädchen den Tag zuvor um den Kopf gebunden gehabt hatte. Es war dies unmittelbar am Fuße eines sich lang und steil hinziehenden Berges, so daß er entweder umkehren oder hier die Nacht über bleiben mußte, um nicht abermals die Spur zu verlieren. Er entschloß sich zum Letzteren, setzte sich unter jenen Strauch nieder und entschlief auch sehr bald wieder aus völliger Ermüdung. Mitten in der Nacht ward er aber durch das heftige Bellen seines Hundes erweckt und glaubte gleichwohl noch zu

träumen, denn er befand sich nicht mehr in einem dunkeln Walde, sondern dicht vor dem Thore einer alten Burg. An beiden Seiten des großen Eingangsthores brannten lodernde Pechpfannen und in dem grauen Gestein über der Pforte spiegelte sich in der hellen Beleuchtung ein großes stattliches Wappen, in dessen Mitte ein Wolf, dessen Kopf mit einem Ritterhelm geziert war, aufrecht auf den Hinterfüßen stand. Sonst war Alles todtenstill und sei es aus Neugierde, sei es aus Mitleid mit seinem Hund, für den er einige Nahrung im Schlosse zu finden hoffte, drückte der Schäfer an der gewaltigen Klinke des Thorschlosses, dasselbe sprang auf, aber eben so schnell schloß sich die Pforte wieder hinter ihm, als er mit seinem Hunde eingetreten war. Er befand sich in einer großen Eingangshalle, aus der eine breite Treppe in's obere Stockwerk führte, allein er stand bald sprachlos vor Schrecken, denn aus einer Ecke trat eine ungeheure Wölfin mit fünf jungen Wölfen auf ihn los und machte Miene auf ihn zuzuspringen. Zwar versuchte er die Pforte wieder zu öffnen, um zu entfliehen, allein vergebens, sie war verschlossen und es blieb ihm nichts übrig als an den Bestien vorbei nach der Treppe zu eilen. Dies that er auch, er sah sich ängstlich nach ihnen um, jeden Augenblick ihres Angriffs gewärtig, aber derselbe fand nicht statt, zwar verfolgten sie ihn mit ihren glühenden Augen, allein sonst ließen sie ihn ruhig die Treppe hinaufsteigen. Oben angekommen stand ihm abermals eine gewaltige Thüre entgegen, hier besann er sich jedoch nicht lange, er drückte auf das Schloß, dasselbe öffnete sich auch und die Thüre fiel sofort hinter ihm zu, wodurch er denn auch von seiner gefährlichen Nachbarschaft getrennt ward. In dem hohen Zimmer, welches er jetzt betrat, war eine Tafel gedeckt, mit wohlduftenden Speisen und Getränken besetzt, aber kein Mensch war zu sehen. Erst wagte er allerdings nichts zu berühren, als ihm aber eine starke freundliche Stimme zurief, er möge sich nicht fürchten, sondern nur dreist zulangen, da griff er beherzt zu und stärkte sich und seinen vierfüßigen Begleiter mit Speise und Trank. Hierauf ließ er sich auf ein nahestehendes Ruhebett nieder und sank bald in sanften Schlummer. Als er erwachte, befand er sich auf einmal in einer andern Welt. Er selbst war in einen schöngekleideten Rittersmann verwandelt, neben ihm aber saß als seine Gemahlin und ebenfalls mit den schönsten Kleidern angethan seine ehemalige Geliebte, die Bauermagd, sonst aber saßen noch viele schöngekleidete Herren und Damen an festlicher Tafel und außerdem auch ein alter Ritter mit langem Barte und eine würdige Matrone. Von dieser erfuhr er, daß er wirklich nicht träume, sondern daß er es sei, der die Mutter seiner Geliebten und den Vater derselben nebst ihren Geschwistern von einem schlimmen Banne erlöst habe. Es hatte nämlich einst der alte Ritter von Wolfseck seinen einzigen Sohn mit einem Ritterfräulein verheirathen wollen, sein Sohn aber hatte heimlich eine Liebschaft mit einer gewöhnlichen Bauerdirne angefangen, ja nachdem er die ihm von seinem Vater bestimmte Braut zurückgewiesen, sich gar heimlich mit seiner Geliebten trauen lassen und ihr ein tief im Wald gelegenes altes Jagdschloß, wo sein Vater niemals einkehrte, zum Wohnsitz eingeräumt, wo er selbst oft hinkam und nach und nach mit ihr fünf Kinder zeugte. Da fügte es sich, daß einst der vielen Wölfe wegen, die dort hausten, eine große Jagd angestellt wurde, bei der sich auch sein Vater betheiligte. Bei dieser Gelegenheit kam derselbe auch zufällig auf jenes Schloß und fand

daſelbſt die Gemahlin ſeines Sohnes mit ihren fünf Kindern. Er verlangte nun zuerſt von ſeinem Sohne, er ſolle ſich augenblicklich von dieſer ſeinen Stand ſo ſehr erniedrigenden Gattin trennen und ſeine mit ihr erzeugten Kinder verſtoßen, und als derſelbe das nicht thun wollte, ſprach er den furchtbaren Fluch aus, ſein Sohn ſolle ſo lange als hungriger Wolf der Schrecken des Volks und ſein Weib mit ihrer Brut ſo lange eine gefürchtete Wölfin ſein, bis ein frommer Jüngling in der grauſen Mitternachtsſtunde vor der Wolfsburg erſcheinen und Einlaß begehren werde. So hatte denn der arme Schäfer den Bann gelöſt, denn ſeine Geliebte war die älteſte Tochter des Ritters Wolf von Wolfseck, der alte Wolf der hungrige Wolf und deſſen Gemahlin mit ihren Kindern die Wölfin mit ihrer Brut geweſen. Zufälliger Weiſe war aber der arme Schäfer eigentlich auch kein Schäfer, ſondern der Sohn eines gewiſſen Ritters von Schwarzenfels geweſen, der einſt das früher dem Ritter von Wolfseck beſtimmt geweſene Edelfräulein geheirathet hatte, mit ſelbiger aber weit weggezogen war, nachdem ſie ihm einen Sohn geboren hatte, den ſie einſtweilen bis zu ihrer Rückkehr einem Schäfer zur Pflege anvertraut hatten. Da nun aber ſeine Eltern nie zurückkehrten, hatte letzterer den jungen Pflegling als ſeinen eigenen Sohn aufgezogen und erſt jetzt erfuhr derſelbe von ſeinem Pflegevater die Geſchichte ſeiner Herkunft. Derſelbe ließ nun aber die Wolfsburg als den Sitz eines ſo unheimlichen Geheimniſſes niederreißen — was mit ſeinen Schwiegereltern und ihren Kindern geworden, darüber ſchweigt die Sage — und zog mit allen den Seinigen ins Böhmerland, wo er von dem König Ottokar II. eine ſchöne Burg erhalten und dort das Geſchlecht der Edlen von Schwarzenfels begründet haben ſoll.

330) Die Sage von der Dummburg. [1])

Zwiſchen den Klöſtern Hadersleben und Adersleben an der öſtlichen Spitze des Hakels, einem Gehölz im Fürſtenthum Halberſtadt, zwiſchen Kochſtedt und Grüningen, das einſt mit dem Harz zuſammenhing, liegen die Trümmer der ſogenannten Dummburg, deren feſte Mauern bis jetzt immer noch dem Zahn der Zeit getrotzt haben. An derſelben geht aber womöglich des Nachts kein Wanderer vorüber, denn wenn die Sonne untergegangen iſt und er den Boden der Burg betritt, ſo hört er in der Tiefe dumpfes Aechzen und Kettengeklirr, um Mitternacht aber ſteigen in feierlichem Zuge zwölf lange weiße Geſtalten aus den Felſentrümmern hervor, dieſe tragen einen großen offenen Sarg, den ſie auf der Höhe hinſetzen und dann verſchwinden. Auch bewegen ſich oft die Schädel, die hier und da unter den Klippen herumliegen.

Lange Zeit hauſeten in der Dummburg Räuber, welche die vorbeiziehenden Reiſenden und Kaufleute, die ſie auf der Landſtraße von Leipzig nach Braunſchweig erſpähten, erſchlugen und dann ihren Raub in den unterirdiſchen Höhlen unter der Burg verwahrten. Tiefe Brunnen waren mit den Leichnamen der Erſchlagenen angefüllt und andere Unglückliche ließen ſie in dem ſchrecklichen Burgverließ eines ſchmählichen Hungertodes ſterben. Lange

[1]) Nach Otmar, Volksſagen. Bremen 1800 in 8. S. 225 ꝛc.

blieben die Schlupfwinkel der Räuber unentdeckt, allein endlich traf sie die Rache der umwohnenden, verbündeten Fürsten. Die geraubten Schätze liegen noch jetzt aufgethürmt in den verschütteten Kellern und Gewölben der Dummburg. Doch nur selten ist es einem Wanderer vergönnt, die hineinführenden Pforten zu finden, wenn er auch hier und da verfallene Eingänge entdeckt. Geister in Mönchsgestalt oder auch leibhafte Mönche steigen hier öfter hinab.

Einst sah ein armer Holzhauer, der hinter den Felsentrümmern eine Buche fällen wollte, einen Mönch langsam durch den Forst daherkommen und verbarg sich hinter dem Baum. Der Mönch ging vorbei und in die Klippen hinein. Der Holzhauer schlich ihm aber nach und sah, daß der Mönch an einer kleinen Pforte stehen blieb, die noch keiner der Dorfbewohner entdeckt hatte. Der Mönch klopfte leise an und rief: „Thürlein, öffne dich!" und die Pforte sprang auf. Dann hörte er rufen: „Thürlein, schließe dich!" und es schloß sich die Pforte. Am ganzen Leibe zitternd bezeichnete der Holzhauer den gekrümmten Gang mit Zweigen und über einander gelegten Steinen. Seit der Zeit konnte er aber nicht schlafen und nicht essen, so ängstigte ihn die Neugierde zu wissen, was in dem Keller sei, zu dem die wunderbare Pforte führte. Den nächsten Sonnabend fastete er und mit Sonnenuntergang ging er am Sonntag mit dem Rosenkranz in der Hand hin zu den bezeichneten Klippen. Jetzt stand er vor der Pforte und klapperte mit den Zähnen vor Furcht, denn immer dachte er einen Geist in Mönchsgestalt kommen zu sehen. Aber es erschien keiner; zitternd schlich er nun zur Pforte heran, lauschte lange und hörte nichts. Endlich betete er in der Angst seines Herzens zu allen Heiligen und der Jungfrau und klopfte dann schnell, halb ohne Besinnung an die Pforte. „Thürlein, öffne dich!" sprach er mit schwacher bebender Stimme. Die Pforte sprang auf und er sah vor sich einen schmalen dämmernden Gang. Er wankte hinein und der Gang verlor sich bald in ein geräumiges ziemlich helles Gewölbe. „Thürlein, schließe dich!" sagte er, ohne es zu wollen. Da schloß sich hinter ihm die Pforte.

Nun ging er zitternd vorwärts und fand große offene Fässer und Säcke, angefüllt mit alten Thalern und harten Gulden und schweren Goldstücken. Auch standen da mehrere Schmuckkästchen voll Juwelen und Perlen, kostbare Monstranzen und geschmückte Heiligenbilder lagen und standen auf silbernen Tischen in den Ecken der Höhle. Der Holzhauer bekreuzte sich und segnete sich, wünschte sich tausend Meilen von dem bezauberten Ort und konnte doch der Begierde nicht widerstehen, etwas zu nehmen von den ungebrauchten Schätzen, um seine Frau und seine acht Kinder zu kleiden, die lange schon in Lumpen gingen.

Zitternd und mit zugedrückten Augen streckte er seine Hand aus nach einem Sack, der zunächst neben ihm stand, und nahm einige Gulden heraus. Er faßte schnell nach seinem Kopfe und fand ihn noch fest an seiner Stelle sitzen. Schon weniger zitternd und durch die Augenwimpern blinzelnd nahm er einige Thaler, auch einige Hände voll von den glänzenden Blechmünzen und wankte, sich bekreuzend, wieder der Thüre zu.

„Komm wieder!" rief ihm eine dumpfe Stimme aus der Tiefe der Höhle zu. Kaum vermochte er, da sich rings um ihn Alles im Kreise drehte, das „Thürlein, öffne dich!" zu stammeln. Da sprang die Pforte auf. Fröhlicher und lauter rief er: „Thürlein, schließe dich!" und es schloß sich die Thüre. Er

eilte nach Hause so schnell ihn seine Füße tragen wollten, sagte aber nichts von den gefundenen Schätzen, ging dann in die Klosterkirche und opferte zwei Zehntheile von Allem, was er in der Höhle genommen hatte, für die Kirche und die Armen. Den folgenden Tag ging er zur Stadt und kaufte seiner Frau und seinen Kindern einige Kleidungsstücke, deren sie so sehr bedurften. Er habe, sagte er, einen verwitterten alten Thaler und ein paar Gulden unter den Wurzeln der Buche gefunden, die er fälle.

Jetzt war er in seinen Augen ein reicher Mann. Aber was sollte er mit seinem Reichthum machen? Er gab der Kirche und den Armen zwei Zehntheile von Allem, was er hatte; das andere wollte er in seinem Keller vergraben, um von Zeit zu Zeit nach dem Bedürfniß seines Hauses etwas zu holen. Doch konnte er der Begierde nicht widerstehen, sein Geld vorher zu messen, denn Geld zu zählen hatte er nimmer gelernt. Er ging zu seinem Nachbar, einem reichen Mann, der aber bei seinem Reichthum hungerte, mit Korn wucherte, den Armen den Lohn entzog, Wittwen und Waisen das Ihrige abdrang, auf Pfänder lieh und keine Kinder hatte. Von diesem borgte er eine Metze, maß sein Geld, vergrub es und trug die Metze zurück. Aber die Metze hatte große Spalten, durch welche der Kornwucherer beim Verkauf an arme Handarbeiter durch Schütteln und Schlagen immer einige Körner wieder auf seinen Haufen zurückfallen ließ. In einer dieser Spalten waren einige kleine Blechmünzen zurückgeblieben, die der Holzhauer beim Ausschütten des Geldes nicht bemerkte. Doch den Falkenaugen des reichen Nachbars entgingen sie nicht. Er suchte den Holzhauer im Walde auf und fragte ihn, was er mit der Metze gemessen habe. „Holzsamen, Hamsterkorn und dergleichen", antwortete dieser stotternd. Aber mit Kopfschütteln zeigte ihm der Wucherer die Blechmünzen, drohte ihm mit den Gerichten und der Folter und dann versprach er ihm wieder Alles, was er sich nur wünschen konnte. Und so preßte er ihm nach und nach das geahnete Geheimniß ab und lernte von ihm die furchtbaren Worte.

Die ganze Woche hindurch machte nun der Wucherer Entwürfe, wie er mit einem Male alle Schätze aus der Höhle herausschaffen könne, also auch die, welche in Nebenhöhlen etwa noch verborgen oder unter der Erde vergraben sein dürften. Er baute sich bereits große Lustschlösser, was er mit allem dem Gelde machen, wie er das ganze Dorf kaufen und sich nach und nach auch in Besitz der umliegenden Gegend bringen wolle, dann lasse er sich vom Kaiser adeln und werde ein Ritter. Dem Holzhauer gefiel es nicht, daß sein böser Nachbar zur Burg gehen wolle. Er bat ihn, von seinem Vorhaben abzustehen, stellte ihm die Gefahr vor, erzählte ihm auch hundert Beispiele von unglücklich gewordenen Schatzgräbern. Aber wer hält einen Geizigen von einem offenen Sack voll Goldstücken zurück?

Durch Drohungen und Bitten wurde der Holzhauer endlich beredet, einmal nur noch mit zur Pforte zu gehen. Er sollte die Säcke, welche der Wucherer selbst alle herausschleppen wollte, nur in Empfang nehmen und im Gebüsch verstecken. Dafür sollte er die Hälfte bekommen von Allem, was sie fänden, und die Kirche den Zehnten; auch sollten alle Armen des Dorfes neu gekleidet werden. So sprach der Geizige. In seinem Herzen aber hatte er beschlossen, den Holzhauer, wenn er seiner Hilfe nicht mehr bedürfte, in den tiefen Brunnen auf der Burg hinunterzustürzen, den Armen

nichts, der Kirche aber nur einige Blechmünzen zu geben, wozu er im Geiste schon die leichtesten aussuchte.

Den nächsten Sonntag ging der Geizige noch vor Aufgang der Sonne mit dem Holzhauer in die Klippen der Tummburg. Auf seiner Schulter trug er einen großen Dreischeffelsack, in dem zwanzig andere etwas kleinere steckten, und einen Spaten und eine große Hacke. Der Holzhauer warnte ihn noch einmal ernstlich vor der Habsucht, aber vergebens, empfahl ihm das Gebet zu den Heiligen, aber umsonst. In sich fluchend und zähneknirschend ging der Geizhals vor sich hin. Nun kamen sie zu der Pforte; der Holzhauer, dem nicht wohl war bei der Sache, den aber die Furcht vor der Folter zurück hielt, blieb in einiger Entfernung stehen, um die Säcke in Empfang zu nehmen.

„Thürlein, öffne dich!" rief hastig und vor Gier zitternd der Kornwucherer. Da öffnete sich die Pforte und er ging hinein. „Thürlein, schließe dich!" Die Pforte schloß sich hinter ihm. Kaum war er in dem Gewölbe und sah alle die Fässer und Säcke und Kasten voll Gold und edlen Steinen und Perlen und blinkendem Golde, so verschlang er Alles mit den Augen und riß mit bebender Hand die zwanzig Säcke aus dem großen Sack heraus und wollte hastig sie füllen. Da kam aus der Tiefe der Höhle langsamen Schrittes ein großer schwarzer Hund mit feurigen funkelnden Augen und legte sich abwechselnd auf jeden gefüllten Sack und auf all' das Geld.

„Fort mit Dir, Du Geizhals!" so grinste der schwarze Hund ihn an. Bebend fiel er zur Erde und kroch auf Händen und Füßen der Thüre zu. Aber in der Angst seines Herzens vergaß er das „Thürlein, öffne dich!", rief einmal über das andere: „Thürlein, schließe dich!" und die Pforte blieb verschlossen.

Lange harrte sein der Holzhauer mit pochendem Herzen. Endlich nahete er sich der Thüre. Da schien's ihm, als hörte er Aechzen und Winseln und ein dumpfes Hundegeheul — und dann war es plötzlich wieder still.

Jetzt hörte er das Läuten zur Messe in dem Kloster. Er betete seinen Rosenkranz, dann pochte er leise an die Pforte. „Thürlein, öffne dich!" Es öffnete sich die Pforte, aber — o Jammer! da lag der blutende Körper des bösen Nachbars hingestreckt auf seinen Säcken und die Fässer und Kasten voll Gold und Silber und Diamanten und Perlen sanken vor seinen Augen immer tiefer und tiefer in die Erde.

331) Der Wolfstein.[1])

Bei dem Magdeburgischen Dorfe Eggenstedt, das unweit Sommerschenburg und Schöningen liegt, erhebt sich auf dem Anger nach Seehausen zu ein großer Stein, den das Volk den Wolfstein nennt und sich dabei folgende Sage erzählt.

In und an dem Brandsleberholze, das auch mit dem Hakel und dem Harz zusammenhängt, hielt sich vor langer, langer Zeit ein Unbekannter auf, von dem man nie erfahren hat, wer er war oder von wo er herstammte. Inzwischen kümmerte dies die meisten Bewohner dieser Gegend nur wenig, da er unter dem Namen des Alten überall bekannt war und öfters, ohne Aufsehen zu erregen, in die Dörfer kam um seine Dienste anzubieten, die er

[1]) Nach Otmar S. 273 ꝛc.

auch zur Zufriedenheit der Landleute verrichtete. Besonders pflegte er die Hütung der Schafe zu übernehmen, wenn die Schäfer wegen der Schafschur oder anderer Hindernisse einen Gehilfen brauchten. Und so sah man den Alten bald bei dieser Heerde bald bei jener.

In der Heerde des Schäfers Melle zu Steindorf fiel einst ein niedliches buntes Lamm. Der Unbekannte bat den Schäfer dringend, ihm dieses zu schenken, und wiederholte die Bitte alle Tage, aber vergebens. Es kam der Tag der Schur und Melle brauchte die Hilfe des Alten. Mit Freuden hütete er seine Heerde, aber als Melle wieder zurückkam, fand er weder sein geliebtes buntes Lamm noch den Alten, alles Andere aber war in Ordnung.

Der Unbekannte war verschwunden und Keiner wußte, wo er war. Nach geraumer Zeit aber stand er ganz unerwartet vor dem Schäfer Melle, der im Kattenthal seine Heerde weidete, und rief ihm zu: „Guten Tag, Melle, Dein buntes Lamm läßt Dich grüßen." Ueber diesen höhnischen Zuruf ergrimmte der Schäfer und griff nach seinem gekrümmten Hirtenstabe, um den endlich gefundenen Räuber zu strafen. Plötzlich aber wandelte der Unbekannte seine Gestalt und sprang ihm als Wehrwolf entgegen.

Erschreckt über den furchtbaren Feind verlor Melle die Fassung, aber seine Hunde stürzten wüthend auf den Wolf ein, der nach langem Kampfe endlich die Flucht nahm. Durch Wälder und Thäler verfolgten sie ihn unabläßig, bis sie ihn in der Gegend des Dorfes Eggenstedt aufhielten. Melle, der sich vom ersten Schrecken erholt hatte, folgte der Spur und rief dem Wehrwolf, als er ihn von seinen Hunden umringt sah, mit furchtbarer Stimme zu: „Nun sollst Du sterben!"

Da stand plötzlich der Alte in Menschengestalt vor ihm, bat ihn, seiner zu schonen, schwur, nie wieder ein Lamm oder ein Schaf zu rauben und erbot sich zu jedem Ersatz. Doch nichts rührte den Ergrimmten. Wüthend stürzte er ein auf ihn mit seinem Hakenstock, aber — verschwunden war der Unbekannte. Es stand vor ihm ein plötzlich aufsprießender Dornenstrauch. Aber auch in dieser Gestalt verschonte ihn der Rachsüchtige nicht. Grausam zerhieb er die Zweige des Dornstrauches und wollte das zerknickte Gesträuch ganz vernichten. Noch einmal verwandelte sich der Unbekannte in einen Menschen und bat um sein Leben, aber der Hartherzige blieb unerbittlich. Da wollte er als Wehrwolf entfliehen, doch ein Streich von des wüthenden Melle Hand streckte ihn todt zur Erde.

Noch jetzt bezeichnet ein Felstrümmer den Ort, wo der Wehrwolf fiel und beigescharrt wurde, und heißt auf ewige Zeiten der Wehrwolfstein.

332) Hans von Hackelberg der wilde Jäger.[1])

Hans von Hackelberg, herzoglich braunschweigischer Oberjägermeister in der Mitte des 16. Jahrhunderts, lebte buchstäblich nur für die Jagd. Um seine Leidenschaft zu befriedigen, kaufte oder pachtete er mehrere benachbarte Jagden und so durchzog er mit seinem Gefolge und seiner großen Meute Hunde Felder und Gehölze und die Vorgebirge des Harzes Jahr aus Jahr ein bei Tag und Nacht. Einst übernachtete er in Harzburg. Da sah er im Traum einen furchtbaren Eber, der ihn nach langem Kampfe überwand. Als

[1]) Nach Otmar S. 247 ꝛc.

er erwachte, ſtand das ſchreckliche Traumbild ihm immer noch vor Augen und keine Vorſtellung konnte den Eber ganz verwiſchen, wenn er auch ſelbſt über ſeinen Traum lachte. Einige Tage nachher traf er wirklich im Vorharze einen gewaltigen Eber, ganz dem ähnlich, den er im Traume geſehen hatte, an Farbe, an aufſträubenden Borſten, an Größe und an Länge der Fänger. Mit Wildheit, Wuth und Kraft von beiden Seiten begann der Kampf, der lange unentſchieden blieb. Seiner Gewandtheit verdankte jedoch Hans von Hackelberg den Sieg und er ſtreckte ſeinen furchtbaren Feind glücklich nieder. Als er ihn zu ſeinen Füßen liegen ſah, weidete er ſeine Augen eine Zeitlang an dem Anblick und dann ſtieß er mit dem Fuß nach ſeinen ſchrecklichen Hauern mit dem Ausruf: „Du ſollſt es mir auch noch nicht thun!“ Allein er ſtieß mit ſolcher Gewalt, daß der eine der ſcharfen Zähne den Stiefel durchdrang und ihn am Fuße verwundete.

Anfangs achtete er die Wunde wenig und ſetzte die Jagd fort, bis es Nacht wurde. Bei ſeiner Zurückkunft war aber der Fuß ſchon ſo angeſchwollen, daß der Stiefel abgetrennt werden mußte. Aus Mangel eines ſorgſamen Verbandes verſchlimmerte ſich aber die Wunde in einigen Tagen ſo, daß er nach Wolfenbüttel zurückeilte, um Hilfe zu ſuchen. Aber jede Erſchütterung des Wagens war ihm unerträglich und nur mit Mühe erreichte er das Hoſpital bei Wulperode, einem Amtsdorf nahe bei Hornburg und an der Grenze des Herzogthums Braunſchweig gelegen. Seine Aſche deckt auf dem dortigen Kirchhofe ein Stein, worauf ein völlig geharniſchter Ritter auf einem Maulthiere abgebildet iſt. Sonſt bewunderten Durchreiſende in Wulperode die dort aufgehangene ſchwere ritterliche Rüſtung des Hans von Hackelberg, jetzt iſt nur noch der Helm dort zu ſehen, alles übrige von der Rüſtung iſt nach Deersheim gekommen, warum, weiß man nicht.

333) Hackelberg und die Tut-Oſel. [1])

Weit umher zieht in den Gebirgen des Harzes und im Thüringer Wald der wilde Jäger Hackelberg; doch am Liebſten weilt er im Hakel, von dem er auch den Namen haben ſoll, und beſonders in der Gegend der Dummburg. Oft hört man ihn um Mitternacht, wie er in Sturm und Regen oder im Mondſchein bei bewölktem Himmel mit ſeinen Hunden die Schatten des einſt getödteten Wildes in den Wolken verfolgt. Gewöhnlich geht ſein Weg von der Dummburg aus quer über den Hakel nach der jetzt wüſten Dorfſtätte von Ammendorf, in der Feldmark des jetzt Magdeburgiſchen Dorfes Hakeborn, unweit des Städtchens Egeln. Doch ſehen können ihn nur wenige Sonntagskinder. Zuweilen begegnet er ihnen als ein einſamer Jäger mit einem Hunde; zuweilen ſehen ſie ihn in einem Wagen, von vier Pferden gezogen und von ſechs Jagdhunden begleitet. Aber Alle hören ſein furchtbares Daherrauſchen durch die Lüfte, hören das dumpfe Hundegebell und das Klatſchen ſeiner Pferde, wie wenn ſelbige im Sumpfe oder Koth wateten, hören ſeinen Waldruf: Hu, hu! und ſehen ſeine Begleiterin und Waldhorniſtin, die Tut-Oſel.

Einſt ſaßen drei Wanderer in der Nähe der Dummburg. Schon war es tief in der Nacht. Der Mond blickte hier und da durch die ſich jagenden

[1]) Nach Otmar S. 241 ꝛc.

Wolken. Rings umher war Alles still. Plötzlich rauschte es über ihren Köpfen, sie sahen auf und vor ihnen flog eine große Ohreule. „He", rief der eine Wanderer, „das ist die Tut-Ösel! Nun ist Hackelberg nicht weit, der wilde Jäger." „Laßt uns fliehen", sprach ängstlich der zweite, „ehe uns das Ungethüm ereilt." „Entfliehen können wir nicht", sagte der dritte, „auch habt Ihr nichts zu befürchten, wenn Ihr ihn nicht reizt. Legt Euch nur still nieder auf den Bauch, wenn er über uns wegfährt. Anreden aber müßt Ihr ja Hackelberg nicht, sonst geht es Euch wie jenem Schäfer."

Und die Wanderer legten sich unter das Gebüsch; bald hörten sie um sich ein Rauschen, wie von einer Meute Hunde, die durch das Gesträuch sich drängen, hörten hoch über sich in den Lüften ein dumpfes Getön, wie von verfolgtem Wild und von Zeit zu Zeit hörten sie schaudernd des wilden Jägers furchtbar tönendes „Hu! Hu!" Zwei der Wanderer drückten sich fest auf die Erde, aber der dritte konnte der Neugier nicht widerstehen, er schielte seitwärts durch die Zweige in die Höhe und sah den Schatten eines Jägers, der schnell mit seinen Hunden vorüber eilte.

Jetzt war es plötzlich rings umher still; die Wanderer erhoben sich langsam und schüchtern und wollten Hackelberg nachsehen. Aber er war verschwunden und kam nicht wieder.

„Wer ist denn die Tut-Ösel?" fragte nach langer Pause der zweite Wanderer. „In einem fernen Kloster in Thüringen", antwortete der erste, „lebte einst eine Nonne, Ursel benannt. Diese plagte schon im Leben mit ihrer heulenden Stimme blos ihre Mitschwestern und störte oft den Chorgesang. Drum nannte man sie Tut-Ursel. Aber viel schlimmer wurde es nach ihrem Tode. Denn von eilf Uhr Abends an steckte sie den Kopf durch ein Loch des Thurmes in das Chor der Kirche und tutete kläglich und alle Morgen um vier Uhr stimmte sie ungerufen in den Chorgesang ein. Einige Tage ertrugen dies die Schwestern mit klopfendem Herzen und bebenden Knieen, aber als sie den vierten Morgen mit einstimmte und eine der Nonnen mit leise zitternder Stimme zu ihrer Nachbarin sagte: „He, das ist gewiß die Ursel!" da schwieg plötzlich der Gesang, die Haare sträubten sich auf und alle Nonnen stürzten aus der Kirche, halblaut schreiend: „He, Tut-Ursel! Tut-Ursel!" Und keine der angedrohten Bußen und Strafen vermochte eine der Nonnen die Kirche wieder zu betreten, bis die Ursel aus den Klostermauern verbannt war. Man holte also den berühmtesten Teufelsbanner seiner Zeit aus einem Kapuzinerkloster an der Donau und dieser bannte durch Fasten und Gebet die Ursel in der Gestalt der Ohreule nach der fernen Dummburg. Hier traf sie Hackelberg, den wilden Jäger und fand an seinem Waidruf: „Hu! Hu!" ein so großes Behagen, als er an ihrem „U! Hu!" Und so ziehen sie nun auf immer vereint auf die Luftjagd aus, er froh, ein Wesen gefunden zu haben seiner Art, sie hocherfreut, nicht mehr eingeschlossen zu sein in den Klostermauern und den Wiederhall zu hören ihres Gesanges."

„Da haben wir nun die Tut-Ösel! Aber wie ging es denn jenem Schäfer, der Hackelberg anredete?"

„Hört die wunderbare Geschichte", sprach der dritte Wanderer. „Ein Schäfer hörte einst den wilden Jäger über seine Hürde wegziehen, hetzte seine Hunde an und rief ihm nach: „Glück auf, Hackelberg!" Hackelberg kehrte schnell um und rief ihm mit dumpfer Donnerstimme zu: „Hast Du

mir hetzen geholfen, so sollst Du auch Theil haben an dem Fang!" Der Schäfer verkroch sich zitternd, aber Hackelberg warf ihm eine halbverwitterte Pferdelende in seinen Schäferkarren, daß er kaum sich regen konnte, weder vor- noch rückwärts."

334) Das Grundlos.[1]

Unfern der nördlichen Spitze des Hakels sieht man am Abhange des Berges einen großen Erdfall, zum Theil mit Wasser ausgefüllt, am Rande mit hohem Schilf überwachsen und in der Mitte mit der längsten Stange nicht zu ergründen. Darum heißt er mit Recht: „der Grundlos!"

Hier stand einst vor vielen hundert Jahren, als noch das ganze Land mit Wald bedeckt war, im Dickicht eine Burg, der gewöhnliche Sammelplatz der Raubritter, welche die ganze Gegend umher unsicher machten. Hier theilten sie ihren Raub und die Ernten der zerstreuten Bewohner des Landes, die sie für sich zu arbeiten zwangen bis auf das Blut, besonders bei den Burgfesten. Hierher brachten sie auch ihre Gefangenen und die besten Töchter des Landmanns, die sie zum Hofdienst raubten. Hier schwelgten und lärmten und tanzten die fahrenden Ritter lange Tage und Nächte hindurch und mit Schrecken hörte der ferne Wanderer oft zwischen dem Lärm der Pauken und Trompeten das dumpfe Jammergeschrei derer, die in unterirdischen Höhlen gemordet wurden. Menschliche Hilfe war hier umsonst, denn mächtige verbündete Ritter schützten die Burg mit ihren Reisigen. Da nahte der Tag der Rache.

Einst verirrte sich an einem nebeligen Herbsttage ein hierher kommender Ritter aus Welschland mit seinem Knechte im Harzgebirge und kam zu dieser Burg, welche abwärts von der Straße, welche Reisende zu ziehen pflegten, im Walde dicht versteckt lag. Schon war die Nacht eingebrochen und rings um die Burgmauer her war weder Mensch zu sehen noch Thier. Doch hörten sie drinnen ein wildes Gekreische, wie von betrunkenen lärmenden Männern, und Hörner und Trompeten, begleitet vom Geheul großer Hunde. Die Reisenden pochten und riefen an einer Hinterpforte im Dickicht, aber zu ihrem Glück hörte Niemand ihr Klopfen noch Rufen, denn es tobte der Sturm in der Nacht und der Regen rasselte auf den Dächern.

Der Knecht, des Rufens müde, suchte ein Obdach und endlich fand er tappend und durch das Gebüsch sich drängend unfern dem Eingange der Burg eine gewölbte Vertiefung und in ihr eine Pferdekrippe, woran ein fressender Klepper stand. Froh über die Entdeckung brachte er seinen Herrn und die Pferde hierher und ließ sie an dem Futter sich laben, womit die Krippe angefüllt war. Der fremde Ritter, ermüdet von der langen mühevollen Reise, entschlief bald auf einem kleinen Heuschober*, den er in einem Winkel der Höhlung auffand. Die ferne Musik und das eintönige Rasseln des Regens wiegte ihn in festen Schlummer.

Aber nicht so gut ward es dem Knechte; ihn erhielt die Sorge für seine Pferde und seinen leeren Magen wach, den die Musik und der Gedanke an den Schmaus, der dem Tanze vorausging, wenig beruhigten. Und dann wurde es ihm von Minute zu Minute grauenhafter in der dunkeln Höhle.

[1] Nach Otmar S. 251 ꝛc.

Er betastete ringsum den geräumigen gewölbten Stall, worin er mit seinem Herrn war, fand aber nichts als reichlichen Vorrath für die Pferde, deren leicht zwanzig hier Platz gefunden hätten. „Wer wohnt hier? Wem gehört der Klepper? wem das Futter, das Du Deinen Pferden giebst? Wie, wenn die Knechte der Tanzenden zurückkommen oder in dem Heu schlafend erwachen? Oder wohnen vielleicht gar Räuber und Mörder hier?“ so durchkreuzten tausend Gedanken seine Seele und er konnte nicht schlafen.

Die steigende Furcht trieb ihn näher zu seinem Herrn hin und endlich warf er sich unmuthig auf das Heu, fiel aber in die Tiefe hinab. Unter ihm brachen einige morsche Stäbe; er fiel einige Fuß tief in eine unterirdische Höhlung und sein Gesicht und seine Hände berührten — o Schrecken! Menschenschädel und Menschengebeine, die hier zerstreut lagen.

Laut schreiend raffte er sich auf von dem verwünschten Ort, kroch zitternd hervor und wankte der Thüre des Stalles zu, vergessend seines Herrn und seiner Pferde. Hier saß er vor dem Gebüsch, das den Eingang umkleidete, vom Winde durchströmt, vom Regen durchnäßt und klapperte mit den Zähnen. Allgemach schwiegen die Hörner und Trompeten und bald war rings um ihn eine Todtenstille, die ihm noch grauender war. Jetzt schlug die Thurmuhr zwölf und jedes Haar auf seinem Kopfe sträubte sich auf. Denn angstvoll erwartete er in jedem Augenblick die Erscheinung der Geister der Erschlagenen und so wagte er nicht, in die Höhe noch vor sich noch hinter sich zu sehen. Zusammengekrümmt, die Augen mit den ausgespreizten Fingern bedeckt, saß er da. Plötzlich fielen einzelne Strahlen wie von einer auflodernden Fackel auf das Gebüsch und im Augenblick war Alles wieder verschwunden. Oft glaubte er entferntes Kettengeklirr und dumpfes Aechzen zu hören; er horchte und plötzlich war Alles wieder still. In jedem Augenblick erwartete er vor Angst zu sterben und überlebte doch alle diese Schrecken. Jetzt schlug endlich nach langem vergeblichen Harren die Thu. uhr Eins. Das Gewölk zertheilte sich; einzelne Strahlen des Mondes fiele.. uf ihn durch die Gebüsche und Hoffnung und Lust zum Leben kehrten zurück sein Herz. Bald stand der volle Mond in seiner Pracht da am heitern nicht mehr bewölkten Himmel. Und nun wagte es der Knappe einige Schritte vorwärts zu thun, um sich umzusehen, wo er sei. Er entdeckte bald eine nicht sehr hohe Mauer, auf der mehrere kleine Thürme standen, und nicht weit von dem Stalle, von einigen mächtigen Eichen überdeckt, ein eisernes Fallgatter, das den Eingang in den Burghof verschloß. Mit immer wachsendem Muthe (denn vorbei war die Gespensterstunde und der Mond leuchtete ihm) nahte er sich mit leisem Tritt dem Fallgatter und sah hinein in den Burghof, sah am Ende desselben das Thürmlein, das hinauf zum Rittersaal führte. Auf der Mitte des Hofes stand eine Rugesäule (d. h. ein Roland, als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit) mit ausgespreizten Armen. Mit einem Male zeigte sich hier dem Knechte ein wundersames Abenteuer. Drei große Hähne stiegen majestätisch herab von dem runden Dach des Burgverließes und wandelten langsam über den Hof, dem geharnischten Schwertträger zu. Dann hoben sie sich zugleich im Fluge; der größte Hahn, höher und stärker befiedert als ein Adler, setzte sich auf den Kopf der Rolandssäule, die andern nahmen Platz auf seinem Ellenbogen. Und nun krähten sie alle drei zugleich dreimal, daß der Hof und der nahe Wald wiederhallten. Alles still, dann erscholl es wie aus

dumpfer Ferne: „Wehe, wehe, wehe!“ Siebenmal krähten nun noch lauter die Hähne und das „Wehe, wehe, wehe!“ erscholl zum zweiten Male. Neunmal krähten noch lauter die Hähne und nun erhob sich der große Hahn hoch in die Lüfte und schrie: „Wehe, wehe, wehe! Heute noch versinkt die Raubburg!“

Taumelnd wankte der Knecht nach dem überwölbten Stalle zurück, rüttelte zitternd seinen Herrn, der wie im Todesschlaf dalag, bis er endlich erwachte und verkündete bebend wie Espenlaub ihm die unerhörte Märe, während er die noch nicht gesattelten Rosse zäumte. Kopfschüttelnd strafte der Ritter aus Welschland seinen Knecht Lügen und glaubte dennoch die Erzählung und schauderte baß zusammen bei dem „Wehe, wehe, wehe!“ Und ohne zu säumen eilten beide von dannen durch Gebüsch und Hecken, bis sie endlich die gebahnte Straße fanden. Jetzt ging ihnen lang erwünscht die Sonne auf, aber halb verfinstert und wie mit einem Trauerflor umschleiert. Schon sahen sie von weitem die beglänzten Thurmspitzen Magdeburgs. Da hörten sie, in weiter Ferne hinter sich, ein dumpfes Getöse, wie von einem fernen Donner. Sie blickten zurück und sahen eine große dicke Dampfsäule aufsteigen, wie aus einem feuerspeienden Berge. „He“, rief der Knecht, „gewiß ist dort die verruchte Burg versunken! Aus dem Schwefelpfuhl, worein die Unholde stürzten, steigt jener Dampf auf!“ „Komm“, sprach sein Herr, „wir wollen dorthin zurückkehren um die wunderbare Geschichte zu sehen; ich habe so in dem Stall meine Handschuhe, das Abschiedsgeschenk meiner Verlobten, zurückgelassen.“ Aber höchlich weigerte sich deß der Knecht und zürnend und drohend ritt der Ritter aus Welschland allein der aufsteigenden Dampfsäule zu. Zitternd folgte ihm endlich der Knecht in weiter Entfernung. Nach einigen Stunden erreichten sie die Gegend, wo der Dampf aufbrodelte, der Ritter befahl seinem Knecht hineinzureiten in die Dampfwolke, um seine Handschuhe zu holen. Der Knecht bebte zurück, da riß der Ritter zähneknirschend sein Schwert aus der Scheide und stieß es dem Knecht in die Brust. Noch jetzt siehst Du unfern des Grundloses den Stein, wo der Herr seinen zögernden Knecht würgte und bei Sonnenfinsternissen noch hier und da Tropfen des Bluts, das den Stein überspritzte.

Der Ritter weilte, bis die Sonne höher stieg und nur noch eine dichte Dampfsäule die Mitte der Schreckensgegend verhüllte. Er sah nun vor sich einen See, der immer größer wurde, je mehr der Nebel sich in der Mitte zusammendrängte, und fand endlich am Ufer die Krippe, an der in der Nacht sein Streitroß stand, und in ihr — o Wunder! die Handschuhe, die seine Verlobte ihm gegeben. In tiefem Nachdenken versunken stand der fremde Ritter aus Welschland, den stieren, starren Blick auf seine Handschuhe gerichtet. Bald aber weckte ihn ein Zetergeschrei aus seinem Hinstarren. Er blickte auf, die Sonne hatte jetzt die Mitte des Himmels erreicht und die ganze Dampfwolke niedergedrückt. Da sieht er das Dach der immer tiefer einsinkenden Burg ganz mit Menschen bedeckt, die in der größten Herzensangst immer höher klommen, je näher ihnen das Wasser des immer steigenden Sees kam. An der Kleidung unterschied er etwa acht Ritter und zwölf Knappen. Am lautesten schrie „Zeter und Wehe“ über sich und die Andern ein dickes ungestaltes Weib mit feuerrothen Augen und Haaren. Um die Hände frei zu haben, hatte sie in der Angst ihres Herzens ein großes Schlüsselbund sich um den Hals geworfen. Denn dieser Unholdin waren die

Schlüssel anvertraut gewesen über die Keller, Gewölbe und die unterirdischen Gemächer der Raubburg, in welche sie die unglücklichen Schlachtopfer der Räuber herabgestürzt hatte. Jetzt kam ein gräßlicher Anblick: zahllose Gerippe von Erschlagenen und Erwürgten klimmten eins nach dem andern von der entgegengesetzten Seite das Dach hinauf, setzten auf den First sich hin und blickten zähnefletschend auf die Unholde, die in der Todesangst nicht über sich und nicht unter sich zu sehen wagten. Dann aber erhoben sich die Gerippe und schlugen mit ihren Knochenhänden und mit den Ketten, womit sie belastet waren, auf ihre Peiniger.

Zuerst stürzte in die Fluthen die Schaffnerin mit dem Schlüsselbunde um den Hals und wurde in dem Augenblick in eine ungeheure Karausche verwandelt. Dann wurden die Raubritter herabgepeitscht; sie verwandelten sich, sobald sie das Wasser berührten, in sechsfüßige Hechte; zuletzt stürzten die Knappen zeterschreiend herab und wurden Karpfen, ohne von ihrer Größe oder Schwere zu verlieren. Und so verfolgen seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag die ausgehungerten Hechte die Karpfen und die Karausche im Grundlos, ohne Ruhe noch Rast. Uebertäubt die Ermattung den Hunger, so jagen die Gerippe in der Tiefe des Wassers sie wieder auf. Noch jetzt sehen die Bewohner der Gegend die moosbedeckten Karpfen, die kleinen schwimmenden Inseln gleichen, und die centnerschwere Karausche mit den feuerrothen Augen, das große Schlüsselbund um den Hals, auf der Oberfläche des Sees. Aber in demselben Augenblick tauchen sie wieder unter, geschreckt von ihren Verfolgern.

335) Der Sprung vom Schlosse Giebichenstein.[1])

Das Schloß zu Giebichenstein ist ein sehr alter Ort, dessen Erbauung man dem Drusus oder Cäsar Germanicus zuschreibt, wenigstens scheinen die bei Anlegung des Schloßgartens im Jahre 1718 gefundenen silbernen und kupfernen römischen Münzen es zu bestätigen, daß die Römer bis dahin vorgedrungen sind. Aber nicht das jetzt in der Zerstörung auf dem Felsen liegende Schloß schreibt man den Römern zu, sondern das, welches dem Felsen gegenüber auf der Anhöhe, worauf jetzt ein kleines Lusthaus steht, gestanden hat, wovon noch Ueberbleibsel von Mauern vorhanden und sichtbar sind. Ebenso unbekannt ist der Ursprung des Namens „Giebichenstein"; es heißt auch Wikenstein, Witkenstein, Gewekenstein, Chiwikenstein ꝛc. Die wahrscheinlichste Erklärung scheint die zu sein, daß man es von den Wörtern ableitet: „Gev ik den Stein" d. h. geb ich den Stein oder den Fels (mit dem darauf gebauten Schlosse, welches das Schloß zum Stein geheißen haben soll), deren sich Otto I. in dem Briefe, den er bei der Schenkung desselben an die Kirche zu Magdeburg ausstellte, bedient haben soll.

Das Schloß selbst ward vor Erfindung des Schießpulvers für unüberwindlich gehalten und diente zur Verwahrung der Gefangenen, die der Kaiser zuweilen hierher schickte. Unter diesen soll sich auch der berühmte Landgraf Ludwig II. von Thüringen (geb. 1042 gest. 1123) mit dem Beinamen der Springer befunden haben.

Es hielt sich nämlich Ludwig in Thüringen oft in der Neuenburg bei Freyburg auf und verliebte sich hier in des Pfalzgrafen zu Sachsen Fried-

[1]) S. J. G. Brieger, Beschreibung der Stadt Halle. Frankfurt 1788 in 8. S. 191 ꝛc.

richs III. außerordentlich schöne Gemahlin Adelheid, und um sie zu besitzen, erstach er im Jahre 1065 den Pfalzgrafen auf der Jagd mit einem Schweinspieß. Der Bruder des Letzteren, Adelbert, brachte es auch bei Kaiser Heinrich IV. dahin, daß Ludwig in die Acht erklärt ward. Derselbe reiste im Jahre 1077 nach Magdeburg, er ward unterwegs unvermuthet aufgegriffen und aufs Schloß Giebichenstein gefangen gesetzt. Hier saß er nun schon zwei Jahre und acht Monate gefangen, ohne einen Richterspruch erlangen zu können, denn der Kaiser war außer Landes und Niemand anders konnte den Grafen richten als der Kaiser selbst. So saß er denn täglich kummervoll in seinem Thurmgemache, worinnen ihn sechs Ritter bewachten, und schaute in den Saalgrund hinab, über welchem sich bekanntlich auf hohem steilen Felsen die Burg Giebichenstein erhebt. Mittlerweile kam ihm aber zu Ohren, der Kaiser wolle ihn ob seiner That am Pfalzgrafen hinrichten lassen; es ward ihm also sehr um sein Leben bange und er begann sich für krank auszugeben und bat, daß sein Schreiber zu ihm gelassen werde, er wolle sein Seelgeräthe aufrichten und sein Haus bestellen, auch einen Diener forderte er, den er an seine Gemahlin Adelheid entsenden wolle. Und als ihm dies gestattet wurde, gebot er heimlich dem Diener, an einem gewissen Tage, wenn er das Seelgeräthe abzuholen komme, zu bestimmter Stunde mit seinem weißen Hengste, der Schwan genannt, drunten am Saalufer zu harren, auch das Roß wie zur Schwemme in den Saalstrom zu reiten. Hierauf stellte er sich ernstlich krank, machte auch sein Testament und ließ sich sein Sterbehemde bereiten und mehrere Mäntel bringen, dieweil ihn friere; in diese hüllte er sich und wankte am Stabe im Zimmer auf und ab, während seine sechs Wächter sich die Zeit mit dem Brettspiel vertrieben. Da es im Steingemach noch sehr kühl war, draußen aber die Sommersonne des Augustmonats warm schien, so lehnte sich der kranke Graf in das große Bogenfenster, das er geöffnet, und wärmte sich. Da er aber drunten den Diener zu Roß nebst seinem Schwan in die Saale einreiten sah, so war er plötzlich nicht mehr krank, sondern mit einem Satz am Fenster und mit einem zweiten außerhalb des Thurmes und mit wenigen Schritten ganz vorn am Felsenvorsprung, und von hier sprang er mit dem Ausrufe: „Jungfrau Maria, hilf Deinem Knechte!" vom Felsen gerade herab in den Strom. Die Mäntel umgaben ihn wie ein Rad, die Kähne ruderten herbei, der Landgraf gewann einen derselben und kam glücklich ans andere Ufer. Hier zog er trockene Kleider an, setzte sich auf seinen Schwan und eilte nach Sangerhausen zu seiner schönen Adelheid. Aber noch war er nicht in Sicherheit, er reiste daher mit Adelheid nach Rom und ließ sich vom Papste absolviren. Von dem Sprunge bekam er den Beinamen: der Springer oder Salicus.

Man zweifelt nun zwar an der Möglichkeit des Sprunges, namentlich wenn man die gegenwärtige Entfernung des Felsens von der Saale in Anschlag bringt. Allein untersucht man die Erdlage vom Felsen bis an das Flußufer, so findet man, daß sich die Oberfläche derselben erst nach und nach gesammelt hat, und daß früher die Saale entweder dicht an dem Felsen vorbeigeflossen ist oder doch gewiß bei großem Wasser eine solche Höhe erreicht hat, daß Kähne darauf fahren konnten, welches auch jetzt zuweilen noch der Fall ist. Es giebt aber andere historische Gründe, welche den Sprung und die ganze Begebenheit gänzlich zweifelhaft machen.

336) Der Basilisk zu Halle.[1])

Im Jahre 1457 ist das Moritzthor zu Halle gebaut worden, über welchem ein Marienbild errichtet worden ist mit den Worten: Ego mater pulc. dilectionis. Unter diesem Bilde stehen zwo Wappen, dazwischen ein Drache oder Schlange, so für den Basilisken gehalten worden, der wegen verweigerter Armen-Sole am Osterabend den deutschen Salzbrunnen verstopft und durch einen hinabgelassenen strohernen Mann mit Spiegeln, den er angehaucht, also durch sein eigen Gift sich selbst getödtet. Darunter stehen die Worte: Anno Domini M. CCCC. LVII. feria quarta post Bartholomaei h. valva e. incepta.

Den 29. October des Jahres 1809 ist ein solcher todter Basilisk (vielmehr wohl ein künstlich zubereiteter) aus Afrika mit einem Drachenkopf in derselben Stadt Halle herumgetragen und gezeigt worden, der aus eines Hahnes Ei soll gebohren sein. Nach Lauremberg (Acerra philol. Cent. II. f. 180 sq.) wäre dies aber eine Fabel, so aus dem Plinio herrührt, der da meldet, daß in Aegypten und Afrika eine Art kleiner schwarzer Schlangen gefunden werde, auf Lateinisch Aspis, auf Deutsch Otter genannt, nur eines Fußes lang, die habe auf dem Haupte ein silberweißes Fleckchen, wie eine Krone, kreuche auf dem Schwanze, trage die Brust und den Kopf in die Höhe und verjage mit ihrem Zischen alle Schlangen, tödte auch Alles, was sie ansehe und anblase. Diese Otter heiße aber Plinius einen basiliscus.

337) Zu Halle wird ein Jude am Galgen getauft.[2])

Im Jahre 1462 ward zu Halle ein Jude, Namens Abraham, wegen Dieberei zum Strang verdammt, und weil er sich nicht wollte taufen lassen, mit einer Kette an den Füßen und neben ihm auf jeder Seite ein Hund aufgehenkt. Des andern Tages, weil er auf des Priesters Unterweisung zusagte, sich taufen zu lassen, stieg der Pfarrer zu U. L. Frauen Hermannus Riese zu ihm an den Galgen, taufte und chrisamte ihn hängend und nannte ihn Matthäus. Nach verrichteter Taufe baten die Gelahrten den Rath für ihn, da ward er abgenommen und ins Spital getragen. Da lag er bis auf Mittwoch nach Dionysii an die 20 Tage, da starb er und ward begraben. Fast 100 Jahre nachher, den 10. Julius 1553, ist zu Weißenstein in Schwaben ein Jude, Namens Anstett, gleicher Weise wegen seiner Missethat bei den Füßen am Galgen hängend, bekehrt, getauft, darauf abgenommen, aber dann am Halse aufgeknüpft worden und ist so als bußfertiger Christ gestorben, wie uns Al. Bidenbach in seinen Consilia Dec. IV. Cons. X. f. 353, No. 368 erzählt hat.

338) Spruch von der Hallischen Zwietracht.[3])

Am Tage Lamberti des Jahres 1478 entstand zu Halle zwischen den Pfännern oder Salzjunkern an einem und zwischen den Innungen, Gemeinheiten und Rath zu Halle am andern Theil (wegen der Lehngelder, so die

[1]) S. Olearius, Halygraphia Topo-Chronol. oder Ort- und Zeitbeschreibung der Stadt Halle in Sachsen. Leipzig 1667 in 4°. S. 194. und Halygr. contin. Halle 1679 in 4°. S. 94.

[2]) S. Olearius S. 197.

[3]) Nach Olearius S. 206.

Pfänner dem Erzbischof zu geben hatten und wider der Gemeine Willen vom Rathhause nehmen wollten) eine gefährliche schädliche Uneinigkeit, worüber Hans Scholtbach, ein Rathskämmerer, erschlagen und ungeachtet der Städte Magdeburg und Braunschweig Unterhandlung dem Erzbischof Ernestus, der damals zu Giebichenstein war, die Schlüssel der Stadt übergeben worden, welcher er sich am Tage Mauritii oder am Abend Matthäi bemächtigt, ihre Freiheiten beschnitten, viel Personen in das Gefängniß gelegt, und damit er dieselbe fortwährend im Zaum halten könne, hernach im folgenden Jahre das Schloß, die Moritzburg, sammt einer schönen Kapelle und Hofhaltung aufgebaut und den vierten Theil vom Salzwesen oder Thalgut sowie den fünften von andern Gütern bekommen. Es finden sich nun aber in alten Büchern von der Jahrzahl und Sache folgende Reime:

Ein Rincke von einer Fuhrmanns-Tasche,
Vier Oehre von einer Bier-Flasche
Und ein halber Galgen empor,
Zwei Burgundische Kreuze davor,
Ein Sparr aufwärts, drei Säulen darzu
Brachten Hall in Müh und Unruh.
M. CCCC. LXXVIII.

339) Der Jude Pfefferkorn zu Halle.[1])

Im Jahre 1515 oder nach Andern im Jahre 1514 den 13. September Mittwochs nach Aegidii ist Johann Pfefferkorn, ein getaufter Jude zu Halle, vor der Moritzburg auf der Juden Kirchhof, als er zuvor etliche Male mit glühenden Zangen gerissen, an einer Kette, so um den Leib gegangen, an eine Säule gelegt, daß er herumgehen können, und ein Kohlenfeuer um ihn gemacht, so immer näher hinzugescharrt, er also gebraten und verbrannt worden, nachdem er bekannt, daß er

1) bei 20 Jahren priesterlich Amt gepflogen und doch nicht geweihet oder ordiniret worden,

2) drei geweihete Hostien gestohlen, derselben eine behalten, gemartert und gestochen, die andern zwo den Juden verkauft,

3) von den Juden hundert Gulden bekommen und ihnen einen Eid geschworen, den Erzbischof Albrecht zu Magdeburg und den Churfürsten Joachim zu Brandenburg sammt allem ihren Hofgesinde mit Gift zu vergeben, wie denn gar nahe geschehen und er, da er damit umgegangen, zur Haft gebracht worden,

4) ingleichen alle Unterthanen des Erzstiftes Magdeburg und Halberstadt zu vergeben und sie mit Brand zu verfolgen,

5) zwei Kinder gestohlen, das eine den Juden verkauft, es selber martern und stechen helfen, daß sie das Blut davon zu ihrer Nothdurft bekommen, das andere, weil es rothe Haare gehabt, hätte er ohne Schaden wieder weggeschenkt,

6) sich für einen Arzt ausgegeben, den Leuten aber, wenn er ihnen helfen sollte, Gift beigebracht und so 15 Personen getödtet,

7) einem Priester im Frankenlande einen gebannten Teufel gestohlen, damit viel Zauberei getrieben, endlich denselben um 5 Gülden verkauft, und

8) die Borne vergiftet.

[1]) Nach Olearius S. 231.

340) Der Teufel führt einen Schüler zu Halle durch die Luft. [1]

Dienstag nach Margarethä Abend im Jahre 1560 zwischen 10 und 11 Uhr nimmt der Teufel in Valentin Röfelers Hause einen Schüler aus dem Bette, führt ihn durch das Dach hindurch und setzt ihn zum Güldenen Ringe in den Hof, dadurch ihm der Arm und die Seite sehr verstaucht, er aber doch beim Leben erhalten worden.

341) Zauberinnen zu Halle verbrannt. [2]

Donnerstag nach Pauli Bekehrung des Jahres 1604, Andere setzen den 23. Februar, ward die sogenannte dicke Christina und Thor-Ursul wegen Zauberei vor dem Steinthore verbrannt. Die dritte, die Bockin genannt, welche nach erlittener Tortur gestorben, ward auf dem Schindeleich begraben. Früher schon war im Jahre 1487 eine Wehemutter wegen beschuldigter Zauberei, Vergiftung und Ermordung verschiedener Personen mit Feuer verbrannt worden. — Den 6. Martii ist zu Lauchstädt eine Zauberin, die Haferkastin genannt, nebst einer andern verbrannt worden, welche ausgesagt, daß der böse Feind sie auf die Spitze des rothen Thurmes zu Halle geführt und sie, wo sie nicht halten wolle, was sie ihm zugesagt, herabzustürzen gedrohet, hernach fünfmal auf derselben Spitze mit ihr Unzucht getrieben.

Ebenso ward im Jahre 1619 den 31. December Gabriel von Läderitz wegen Verbündniß mit dem Satan vor dem Rathskeller auf dem Neumarkt enthauptet, desgleichen ward 1624 den 4. Junius der Stadtknecht Heinrich, weil er mit dem Teufel Unzucht getrieben, vor dem Steinthore geköpft und verbrannt, den 18. Junius 1628 die Bader Lene an demselben Orte und den 11. Mai 1655 eine gewisse Katharina Blumin, endlich den 14. Juli 1664 Margaretha Kulbin, eine Bauerfrau aus Tölau, zu Giebichenstein.

342) Der Saupfaff zu Halle. [3]

Zu der Zeit des Kardinals Albert ist zu Halle am Ostertage des Jahres 1536, indem der Kardinal hohe Messe gehalten, eine seltsam abscheuliche Wundergeburt von einer Sau vor des Bischofs Schloß zu St. Moritz geboren, auf zwei Beinen stehend, einem Menschen und Affen gleich, mit aufgesperrtem Rachen, die Zunge zum Halse heraushängend, zur Linken voll Kerben, als wie zerschnitten, auf den Augen Blasen voll Flecken, zur Rechten ein glattes Menschenohr, zur Linken ein hängend Sauohr, zwischen den Ohren einen Fleck wie blauem Zwirn, der Kopf ohne Haare, Maul und Nase einem Affen, hinterwärts einer Sau gleich, saufarbig wie thonigte Erde.

Ein ähnliches Thier ist aber schon im Jahre 1523 von einer Sau geworfen worden, so einen Menschenkopf mit einer Platte wie ein Meßpfaffe gehabt, welches der Saupfaff genannt worden.

---

[1] Nach Olearius S. 274.
[2] Nach Olearius, S. 346, u. Dreihaupt Th. II. S. 631 sq u. Reichard Bd. II. S. 291 sq.
[3] Nach Olearius, Halygraphia contin S. 47, cf. p. 44.

343) Gott helf! [1]

Als einst ein Mann bei Nacht an der Kirche, die auf dem Neumarkt zu Halle steht, vorüberging, saß eine Frau in weißen Kleidern auf der Kirchhofsmauer und nieste. „Gott helf!“ sprach der Mann, doch sie dankte nicht, sondern nieste gleich noch einmal. Und er rief wieder: „Gott helf!“ Sie aber nieste zum dritten Male. Da wurde der Mann ärgerlich und sagte: „Wenn Dir Gott nicht helfen will, so helfe Dir der Teufel!“ Und nun fing die Frau zu klagen an und sprach: „Hättest Du zum dritten Male „Gott helf“ gesagt, so wäre ich erlöst worden; doch nun muß ich wieder hundert Jahre warten, ehe mich Jemand erlösen kann.“

344) Der Gütchenteich. [2]

An der Nordostseite von Halle zwischen dem Geist- und Steinthore liegt ein kleiner Teich, welcher der Gütchenteich oder die Gütchengrube heißt. Aus diesem stammen die Kinder, die in Halle geboren werden. Auch kam zu ihm einst bei Nacht eine Gräfin in schwarzer Kutsche gefahren und verschwand darin. Nach Einigen ist er ohne Grund, doch nach Andern stand an dem Platze früher ein Schloß, welches in die Erde versunken und an dessen Stelle der Teich getreten ist, und bei hellem Wetter soll man noch jetzt die Thurmspitze des Schlosses in der Tiefe schimmern sehen. Die Kinder dagegen, welche zu Glaucha geboren sind, kommen aus dem Teiche am rothen Thor (hinter dem Waisenhausgarten); und auch hier soll einst eine Gräfin in schwarzer Kutsche versunken sein.

345) Das Jesuskind im alten Hospital zu Halle. [3]

In dem frühern Cyriakshospital zu Halle (in der Vorstadt Glaucha) stand auf dem Tische des Zimmers, in welchem die Hospitaljungfern Abends zusammen saßen, ein etwa dreiviertel Ellen hohes Jesuskind. Es war aus Holz geschnitzt, bunt lackirt und trug ein weißes Hemdchen. Alle Jahre am Weihnachtsabend mußten die Hospitaljungfern es abwaschen und auch das Hemdchen waschen, ausplätten und ihm wieder anlegen. Wenn sie dies einmal vergaßen oder nicht sorgfältig genug verrichteten, so erhob sich in der folgenden Nacht ein so heftiges Poltern im Hause, daß sie es nicht aushalten konnten, und das kehrte alle Nächte wieder, bis der Fehler gut gemacht war.

346) Der Nix von Giebichenstein holt die Wehemutter. [4]

Bei Giebichenstein in der Saale wohnte ein Nix mit seiner Frau. Der kam einst bei Nacht zur Wehemutter und bat sie, mit ihm zu gehen; da sie sich jedoch weigerte, drohte er sie auf der Stelle zu erschlagen, wenn sie ihm nicht folge. Da ging sie denn zitternd hinter ihm her, und wie sie an die Saale kamen, schlug der Nix mit einer Ruthe auf das Wasser. Alsbald thaten sich die Wellen auf und beide schritten eine schöne breite Treppe hinab

[1] Nach Ern. Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Halle 1846. Th. I. S. 25.
[2] Nach Sommer S. 25.
[3] Nach Sommer S. 38.
[4] Nach Sommer S. 41.

in das Nixhaus, welches ein hoher königlicher Palast war und von Gold und Silber und Edelsteinen strahlte. Die Wehemutter fand hier das Nixweibchen in Kindesnöthen und stand ihr bei. Und als sie fertig war und der Nix aus der Stube ging, ihre Bezahlung zu holen, raunte ihr das Weibchen heimlich zu: „Wenn mein Mann jetzt wiederkommt und Euch große Schätze anbietet, nehmt ja nicht mehr als Ihr gewöhnlich von den Menschen bekommt, sonst möchte es Euch übel ergehen." Da kam der Nix zurück mit einer großen Mulde voll Goldgulden und anderer Gold- und Silbermünze und sprach zu der Frau: „Hier nehmt für Euere Mühe so viel Euch gefällt" und dabei wühlte er mit der Hand in der Mulde, daß die Stücke lustig klimperten und hielt sie ihr hin. Sie aber nahm nur ein Viergroschenstück. „Das ist Dein Glück, Alte," sprach der Nix, „hättest Du mehr genommen, so hätte ich Dir den Hals umgedreht!" Hierauf führte er die Wehemutter wieder zu der Treppe und sie stieg voll Angst die Stufen hinauf und hörte das Wasser hinter sich zusammenrauschen, doch wagte sie sich nicht umzusehen, bis sie auf ihrer Thürschwelle stand.

347) Nixe kämpfen mit einander. [1])

Ein Mann, der von Rothenburg nach Halle ging, traf unterwegs einen andern, den er am nassen Saume seines Kittels als einen Nix erkannte. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und der Fremde erzählte, er sei der Nix von Rothenburg und habe dem von Giebichenstein seine Frau auf vierzehn Tage geborgt, damit sie ihm indeß haushalte, weil die Nixe von Giebichenstein krank sei. Der Nix von Giebichenstein habe auch versprochen, ihm die Frau nach den vierzehn Tagen wiederzubringen, allein heute sei schon der sechzehnte Tag; darum habe er sich aufgemacht, sie heimzuholen und dem Giebichensteiner zu zeigen, wie es denen ergehe, die ihr Wort nicht halten. Als der Nix in Giebichenstein von dem Bauer schied, sagte er ihm noch, er möge am Ufer Acht geben, ob nicht bald ein Blutfleck oben auf dem Wasser erscheinen werde; der soll ihm ein Zeichen sein, daß einer, er oder der Giebichensteiner, im Kampfe gefallen sei. Hierauf ging er über das Wasser bis mitten in die Saale und stieg dann hinab. Nach kurzer Zeit aber quoll helles Blut auf die Oberfläche des Wassers herauf; doch wer getödtet worden, weiß man nicht.

348) Die goldene Ente in Giebichenstein. [2])

Von der Moritzburg in Halle führt ein unterirdischer Gang nach Giebichenstein, an dessen Ende eine goldene Ente mit drei goldenen Eiern sitzt. Doch wo der Gang ausmündet, weiß man nicht, sonst wäre man dort schon lange hinabgestiegen und hätte sich den Schatz geholt; von Halle aus aber bis ans Ende des Ganges zu gehen, hat noch Niemand vermocht, weil der Gang zu finster ist. Drei Hallorenweiber machten sich einst auf, die Ente zu suchen. Sie nahmen eine Lampe mit und banden am Eingange des unterirdischen Weges das Ende eines Knäuels an, den sie beim Fortgehen immer weiter abwickelten, um den Weg zurückzufinden. Als sie jedoch etwa den

[1]) Nach Sommer S. 45.
[2]) Nach Sommer S. 64.

dritten Theil des Weges gegangen sein mochten, erlosch die Lampe und sie mußten umkehren. Zum Andenken werden ihre Kamisole noch jetzt von den Halloren in der Sacristei der Moritzkirche aufbewahrt.

349) Die Erbauung von Halle und die Rechte der Halloren. [1])

In alter Zeit standen dort, wo nun die Stadt Halle gebaut ist, nur 96 Hütten aus Stroh und Holz, und in diesen wohnten die ältesten Halloren und sotten ihr Salz. Sie waren adeligen Geschlechtes und aus jener Zeit stammt noch das adlige Wappen, welches beim Pfingstbier vor dem Zuge der Halloren hergetragen wird. Die Salzwerke zu Halle aber sind gar alt, denn 6 Monate vor Christi Geburt schon ward von den Wenden der hiesige Salzquell entdeckt, sie gruben den Gutjahr-Brunnen (der später diesen Namen bekam, weil er in dem guten Jahre abgeteuft ward, wo Christus geboren ist), legten nun 20 Salzkothe an und nannten den Ort Dobrebora. Im Jahre 735 überzog der fränkische Hausmeier Karl Martel die Sachsen und Wenden mit Krieg, um das Christenthum einzuführen, überwand und bekehrte sie, erbaute Stiftskirchen in Merseburg und Magdeburg und schenkte seinen fränkischen Soldaten für ihre ritterlichen Thaten ein Ritterfähnlein und das Salzwerk Dobrebora, die es als Gutsherren und Würker erhielten, bald auch den deutschen Brunnen gruben, und von ihnen stammen also unsere Halloren ab. Derselbe Karl Martel gab den Salzwürkern im Jahre 738 nicht allein eine Ritterfahne, sondern auch den Titel als Ritter Unserer Lieben Frauen Brüderschaft, weshalb sie berechtigt waren, in ihren Wappen einen offenen Helm zu führen; das Fähnlein zeigte auf einer Seite die Jungfrau Maria, auf der andern ein Stück Salz, worüber ein offener Helm und zwei Haken waren.

Im Jahre 803 wurde der Meteritzbrunnen gegraben, wozu das Geld ein Mädchen gab, welche es mit ihrem Leibe verdient hatte. Der Hackenborn ist erst später im Jahre 884 von einem Ritter von Hacken gegraben worden.

Als nun wie gesagt um diese Zeit eines schönen Tages die Halloren vor ihren Hütten saßen, kam der Bischof vorbei, welchem damals das ganze Land gehörte und welcher zu Giebichstein seinen Sitz hatte. Den baten sie um Erlaubniß, an dieser Stelle eine Stadt zu bauen. Der Bischof lachte und fragte sie, ob sie einen guten Käufer für ihre Lumpen gefunden hätten, daß sie davon Städte erbauen wollten; denn sie sahen sehr ärmlich aus. Sie aber antworteten:

„Han wir hüte Water und Holt,
So han wir morne Silber und Gold."

„Nun so baut in Gottes Namen mit Wasser und Holz", rief der Bischof, „und es leuchte Euch Sonne, Mond und Sterne". Und zum Andenken an jenen Ausspruch stehen noch jetzt im Wappen der Stadt Halle Sonne, Mond und Sterne. Ein Jahr darauf kam der Bischof wieder des Weges und nun sah er die schöne Stadt Halle an der Stelle jener Hütten stehen und die Halloren eilten ihm entgegen und dankten ihm fußfällig, daß er ihnen erlaubt hatte die Stadt auf seinem Grunde zu bauen. Und weil das Gedränge zu groß ward, setzte man den Bischof auf einen Esel, den ersten Esel, der nach Halle kam, und vor ihm her streute man, um den Bischof zu ehren, lauter

[1]) Nach Zommer S. 70 und Reichstein, Ueber die Halloren. Halle 1843 in 8°. S. 7 ff.

Rosen. Zum Andenken daran ist noch heute das Wahrzeichen von Halle ein Esel, der auf Rosen geht. Die Halloren lebten nun in allem Glück und unterdeß kam die Zeit, daß Kaiser Karl der Große seine gefährlichen Kriege begann. Da zogen zwölf Halloren in sein Heer, die waren größer als alles andere Volk und wurden Riesen genannt. Die zwölf Schwerter, welche diese zwölf Krieger an ihrer Seite führten, werden noch jetzt aufbewahrt und zum Pfingstbier von 12 Männern getragen; sie sind 4½ Elle lang. Weil nun die Halloren im Heere Karls des Großen[1]) sich durch Tapferkeit sehr ausgezeichnet hatten, verlieh er ihnen, als Frieden geschlossen war, größere Rechte als seinem übrigen Volke und schenkte ihnen zum Andenken auch das Pferd, welches er selbst im Kriege geritten, und die Fahne, die sie geführt hatten, und er bestimmte, daß jeder seiner Nachfolger, wenn sie ihm den Huldigungseid leisten, ihnen ein Roß, das er selbst geritten, mit königlichem Sattelzeug und eine Fahne schenken solle, weil sie besser seien als seine übrigen Unterthanen. Und so ist es auch bis jetzt geblieben. Die Fahnen werden alle in der Moritzkirche aufbewahrt und es sind ihrer jetzt 34, denn auf Karl den Großen sind bisher 33 Kaiser und Könige gefolgt; von Friedrich Wilhelm III. aber haben die Halloren zwei Pferde und zwei Fahnen erhalten, weil sie ihm zwei Mal Treue geschworen haben, ein Mal nach der Thronbesteigung und das andere Mal nach der Besiegung der Franzosen. Das Pferd behält man stets nur bis zum ersten Pfingstbier nach der Thronbesteigung, bei welchem es der älteste Hallore reitet. Dann wird es verkauft und der Erlös kommt in die Bruderschaftskasse.

Der Sage nach wäre nun unter den Rechten, welche die Halloren von Karl dem Großen empfangen, das größte das gewesen, daß sie selbst Gericht halten und über Tod und Leben entscheiden durften. Zum Zeichen dafür habe er ihnen den Roland in ihre Stadt gestellt, der noch jetzt auf dem Markte zu Halle steht. Auch erlaubte er der Brüderschaft, daß sie drei Flinten (!) führen durfte und mit diesen in seinen Forsten soviel Wild zu jagen als ihr gefiel. Der Bischof in Giebichenstein aber gelobte in seiner Freude, als er die Stadt sah, ihr alljährlich 82 Tonnen Bier und 12 Pfund Knobbenmehl und zu jeder Knobbe einen Hering zu schenken. Dies empfingen die Halloren auch vom Amte in Giebichenstein regelmäßig, bis es in späterer Zeit in eine Geldsteuer verwandelt ward. So weit die eigene Sage bei den Halloren. In der That verhält es sich aber mit ihnen wie folgt.

Die Halloren sind unzweifelhaft keltischen Ursprungs, also weder Slaven noch Franken, und die Ureinwohner des Landes, worauf zum Theil noch einzelne in ihrem Dialekt vorhandene alte Ausdrücke hindeuten, sind ein eigenthümlicher Menschenschlag und von schlanker und hoher Statur, am ähnlichsten dem Tyrolerstamme. Eigenthümlich ist ihnen noch heute eine gewisse alterthümliche Kleidung, an der die Mode der verschiedenen Jahrhunderte

[1]) Nach der alten handschriftlichen Hallorenchronik hätten jedoch erst weit später, im Jahre 980, die Salzwirker beschlossen, bei ihrem Brunnen eine Stadt zu erbauen und deshalb eine Deputation an den Kaiser geschickt, der es genehmigte, die Stadt „Halle" nannte, ihr als Wahrzeichen einen halben Mond mit zwei Sternen gab und die Salzwirker Halle's Ruhm nannte, woraus Hallorum und Hallore geworden ist. 986 kam der Kaiser selbst nach Halle, bestätigte die alten Privilegien, übertrug aber seine Oberlehnsherrlichkeit an das Erzbisthum Magdeburg.

wohl nur wenig geändert hat. Ihre gewöhnliche Tracht besteht in Schuhen, weißen Strümpfen, kurzen schwarzen Beinkleidern und langen Westen mit hohen Knöpfen. Zu dem Ehrenkleide gehört ein dreieckiger besonders geformter Hut, ein Rock von altherkömmlichem Schnitt, ein Mittelding zwischen Leib- und Oberrock ohne Kragen, von auffallender, oft rother Farbe, weiß mit Pelz gefüttert, eine lange bunte Weste, die wie der Rock vorn eine dichte lange Reihe von großen, hohlen, besonders geformten silbernen Knöpfen hat, die vom Vater auf den Sohn forterben und zum größten Theil nachweislich über 300 Jahre alt sind, ferner kurze Beinkleider, weiße Strümpfe und Schuhe mit großen Schnallen. Die Fahnenträger und Vorsteher haben bei festlichen Gelegenheiten meist weiße Schuhe, weiße Kniebänder, weiße Schärpen und auf dem Hute weiße Federn. Ihre gewöhnlich schwarzen Haare sind stets ganz kurz geschnitten, nur an den Ohren hängen ein Paar Locken oder Haarbüschel herab. Die Hallorinnen hatten früher auch für das Gewöhnliche eine eigene Tracht, zu der ein kurzer mit Pelz gefütterter Ueberrock und eine Pelzmütze gehörte, von der hinten eine Bandschleife herabhing, gegenwärtig aber sieht man diesen uralten Putz nur noch bei den Tanzjungfern beim Pfingstbier oder bei Hochzeiten. Eigenthümlich ist hierbei der Brautkranz, aus Gewürznelken und andern Gegenständen bestehend, wie man ihn sonst nirgends findet. Ihre Beschäftigung besteht in ihrer ausschließlichen Anwendung bei den Arbeiten in den Salzkothen, sonst aber noch im Fischen und Fangen der Vögel, namentlich der sogenannten Leipziger Lerchen, die in großer Menge von Halle aus verschickt werden. In ihrem Benehmen sind sie frei, furchtlos und entfernt von aller Kriecherei, nennen gewöhnlich Jedermann Du und zeigen stets einen gewissen Stolz auf ihren alten Ursprung. Ihr Dialekt ist zwar deutsch, aber mit Fremdworten untermischt und sehr rauh und für Andere kaum verständlich. Sonst sind sie große Freunde von öffentlichen Aufzügen, wo sie sich durch ihre besondere Kleidung, viele Fahnen und Schwerter und sonstige Embleme auszeichnen. Manche ihrer Eigenthümlichkeiten sind aber jetzt abgeschafft, z. B. das Herumgehen zweier alten Hallorenfrauen zu Weihnachten mit dem sogenannten Rumpeltopfe in den Häusern der Halleschen Bürger. Es war dies ein gewöhnlicher Kochtopf, bespannt mit einem Leder, durch welches ein Quirl auf und ab bewegt wurde; dazu sangen sie besondere Lieder im Hallorendialekt, die aber jetzt ganz verloren zu sein scheinen.

Die wichtigste Festlichkeit der Halloren ist aber die Pfingstversammlung der Brüderschaft oder das Pfingstbier, welches schon in den alten Thals-[1]) ordnungen eine uralte Gerechtigkeit genannt wird. Bis zum Jahre 1684 fand dasselbe jedes Jahr, seit dieser Zeit aber nur alle zwei Jahre statt. Das Bier hat die Domäne Giebichenstein zu liefern, die sonstigen Kosten aber bringen die Halloren unter sich auf. Früh wird die Trommel geschlagen, worauf die Brüderschaft sich versammelt, nach dem Thale zieht, hier die Fahne schwenkt und dann in feierlichem Aufzuge durch die Stadt bis zu dem bestimmten Wirthshause zieht. Hierher wird nun die Brüderlade aus der Moritzkirche gebracht, die alle Pretiosen und Merkwürdigkeiten der Brüder-

[1]) Thal oder Tal bedeutet Salz oder Saline. Im Keltischen bezeichnet daill, dail oder dal das Wachsende, den Stamm.

schaft enthält. Nun wird der Salzgräfe (d. h. der Präsident des Salzamts) abgeholt, der bei seiner Ankunft unter einer im Hofe aufgepflanzten Maie den Frieden zu würken[1]) hat. Dann wählen die Vorsteher zwei Platzjunker und zwölf Scheidemeister (um etwaige Streitigkeiten zu entscheiden), auch neue Vorsteher oder vier Herren der Brüderschaft, die von dem Salzgräfen im Namen des Landesherrn zu bestätigen sind. Hierauf führen die neuen Vorsteher dem Salzgräfen und dem Bornschreiber (Thalsecretär) die Kranzjungfern zu, in dem ganz alterthümlichen Brautschmuck gekleidet. Sie reichen jenen Herren Kränze, worauf diese mit ihnen um die im Freien aufgepflanzte Maie den herkömmlichen Pfingsttanz aufzuführen haben, worauf die Scheidemeister einen ähnlichen Reigen beginnen. Im Jahre 1671 tanzte der Salzgräfe mit der Tochter des ältesten Vorstehers so, daß diese mit klarem Brüstchen, aufgestutztem Hälschen, buntem Rock, bordirtem Mieder und der Quere verbrämtem Latz, auch großem Kranze auf dem Kopfe, spitzen Schuhen an den Füßen angethan war, aber dazu keine Strümpfe trug; er verfügte sich mit Vorgehung der Platzknechte auf den Tanzplatz und hier trat er mit halben und ganzen Schlangen, Stück- und Vor-Pas, halben und ganzen Rosen, halben und ganzen Tritten, auch Seiten-Coupé's, Glissaden, halben und ganzen Wendungen u. s. w. an, allein dies hat jetzt aufgehört. Der Gräfe erhält sodann eine Collation, wird von den Vorstehern und Frauen nach Hause geführt und dabei werden ihm Kuchen und ein Würznelkenkranz vorgetragen. Nun beginnt das Fest und der eigentliche Tanz der Halloren, der zwei Tage dauert, zu Ende desselben ziehen alle Männer und Frauen paarweise auf den Platz an der Moritzkirche, wo ein öffentlicher Dank ausgebracht, die Fahne geschwenkt und noch ein Reigen getanzt wird.

Bei der Huldigung eines neuen Landesherrn ziehen die Halloren mit fliegenden Fahnen auf den Markt, kommt nun der neue Landesherr geritten und ist vor dem Rathhause abgestiegen, so treten die Vorsteher der Salzwürker zu ihm und einer derselben redet ihn also an: „Gnädigster Fürst und Herr, wir erkennen Ew. u. s. w. für unsern natürlichen Herrn, bitten unterthänigst, unsere Privilegien zu erneuern und zu gestatten, daß Ew. u. s. w. Leibhengst wir nehmen und damit um die Brunnen im Thale ziehen mögen, dadurch anzuzeigen, daß Ew. u. s. w. des Thales Herr sei." Wenn dies gnädigst verwilligt ist, nehmen sie das Pferd und setzen den ältesten Würker darauf; dieser reitet an alle 4 Salzbrunnen und hierauf wieder vor das Rathhaus, wobei der Zug der Brüderschaft folgt; dann erfolgt die allgemeine Huldigung, worauf der Fürst ihnen ein Geschenk macht. Kommen fremde fürstliche Personen nach Halle und der Landesherr zieht ihnen entgegen, so müssen die Würker mit Ober- und Untergewehr (d. h. mit einer Jope, einem Ifenhut, Schild und Spieß), die Läder mit weißen Hemden über den Kleidern und mit Hellebarden, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele mit entgegenziehen, auch so sich wieder bei dem Abzuge einfinden. In den neuesten Zeiten entbietet der König die Halloren als solche zur Huldigung, behandelt ihre Repräsentanten wie die andern Huldigungsdeputirten und sendet ihnen dann eine neue Fahne und ein Pferd aus seinem Marstalle nach Halle,

[1]) D. h. er verbot im Thale zu fluchen, zu schwören, zu raufen ꝛc. Dies geschah früher auch am Weihnachtsheiligabend.

mit welchem der hergebrachte Ritt um die Salzbrunnen geschieht. Jedes Jahr geht zu Neujahr eine Deputation von Halloren zu dem König, diese werden vorgelassen, während Se. Majestät bei Tafel sitzt, der eine überreicht den Neujahrswunsch, der andere die herkömmlichen Geschenke an Sooleiern, Salz und eine Schlackwurst und der dritte schwenkt eigentlich die Fahne (was aber jetzt unterbleibt), dann werden die Deputirten im Schlosse gespeist. Im Herbste erhält der Landesherr auch die ersten gefangenen Lerchen zum Geschenk.

Die noch jetzt den Halloren zuständigen Privilegien sind aber: 1) daß das Salzsieden durch sie allein geschieht; 2) daß sie zur Huldigung eine Fahne bekommen und mit dem landesherrlichen Pferde die Salzbrunnen bereiten; 3) daß sie vom Amte Giebichenstein den sogenannten Bischofsthaler und ein Gewisses an Bier, Brod, Mehl, Holz und Backgeld erhalten; 4) daß sie in gewissen Distrikten den Fisch- und Vogelfang haben (früher kam hierzu das Feilhalten gewisser Waaren und Fleischwerks, das sogenannte Rauchschlachten), und endlich 5) früher, daß so lange Kaltlager andauerten, d. h. nicht gesotten wurde, sie sich auf dem Amte Giebichenstein versammeln durften, wo sie die Zeit über mit Brod, Bier und Käse bewirthet wurden.

350) Warum die Halloren noch jetzt als Leichenträger gebraucht werden.[1])

Vor vielen Jahren ging ein Hallore zu Halle in die Kirche. Da sah er, wie ein kleiner blauer Dunst immer vor ihm her schwebte und endlich in ein Kellerloch neben der Kirche schlüpfte. Er beschloß, nach der Predigt nachzusehen, was dies gewesen sei, und verstopfte das Loch mit seinem Taschentuch. Als die Kirche aus war, ging er hin, zog das Tuch heraus und wollte in den Keller sehen; doch kaum war das Loch wieder offen, so fuhr der blaue Dunst heraus und dem Halloren gerade ins Gesicht. Da sank er um und war todt. Und nun brach eine furchtbare Pest in Halle aus, an der alle Menschen starben bis auf acht Halloren. Diese begruben die übrigen und wurden die acht bösen Männer genannt. Und seit der Zeit werden die meisten Leichen in Halle von acht Halloren zu Grabe getragen und nur wenige auf dem Leichenwagen gefahren.

351) Der rothe Thurm, die Hungerquelle, der Roland und St. Katharina zu Halle.[2])

Gewöhnlich sind die sogenannten rothen oder Mantelthürme da vorhanden gewesen, wo Burggrafengerichte waren. Da nun letztere mit Beginn der Landeshoheit verschwanden und viele derselben bereits im 13. und 14. Jahrhundert und theilweise noch früher aufgehoben waren, so verschwanden auch diese rothen Thürme selbst in ihrer ursprünglichen Bedeutung beim Volke. Daß aber der rothe Thurm zu Halle sich nicht nur dem Namen nach so lange erhalten hat, sondern sogar zu einer Zeit, wo überall schon die Burggrafengerichte erloschen waren, neu erbaut worden ist, hatte seinen Grund darin, daß die Landesherren von Halle als Burggrafen zu Magdeburg auf die Gerechtsame des rothen Thurmes hielten und den damit verbundenen Roland ebensowenig fallen ließen. Daher drang auch namentlich der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen

[1]) Nach Sommer S. 73.
[2]) S. W. Schäfer in der Illustr. Zeitung 1858. I. Halbj. S. 82.

im Jahre 1647 darauf, daß der Roland wieder neben dem rothen Thurme aufgesetzt werden sollte. Im Jahre 1506 ward der Bau des rothen Thurms aus lauter Quadersteinen unter Erzbischof Ernst beendigt, nachdem unter dem den Hallensern günstigen Kurfürsten Friedrich I. im Jahre 1418 der Grund gelegt und unter Kurfürst Friedrich II. laut der Inschrift eines Steines der Abendseite: „Anno domini Millesimo CCCCXLVII. locatus est lapis iste“ [1]) der Bau im Jahre 1446 bereits bis zum Zifferblatte gediehen und nach einer etwas unterhalb des Daches angebrachten zweiten Inschrift der Mittagsseite: „Anno domini MCCCCLXX. locatus est iste lapis per Joh. rod.“ der Bau ziemlich im Jahre 1470 vollendet worden war. Doch in Folge der 1478 ausgebrochenen städtischen Unruhen und Zwietracht sistirte man den Bau bis zum Jahre 1504, so daß er erst am 24. Juli 1506, 140 Ellen hoch, sammt Satteldach und hohem Dachreiter nebst vier Nebenthürmchen zu Ende gebracht und geweiht werden konnte. Bei der dritten Restauration des Thurmes im Jahre 1659 fand man in dem 1506 aufgesetzten höchsten Knopfe eine lateinische Urkunde [2]), nach welcher mehrere Reliquien von der Legion des heil. Mauritius, zwei Köpfe von den 11,000 Jungfrauen ꝛc. in denselben gelegt worden waren.

Noch als eine Merkwürdigkeit dieses den Markt zu Halle wahrhaft zierenden Thurmes ist ein an der Mittagsseite desselben zu Tage ausfließender Brunnenquell, welcher im Volksmunde die Hungerquelle heißt, zu betrachten. Man behauptet von demselben, daß er durch das Wachsen und Abnehmen seiner Wassermenge die theure und wohlfeile Zeit verkünde, aber so, daß wenn er fast überströme, stets ein theures Jahr, und wenn er fast ganz versiege, die wohlfeilsten Getreidepreise angezeigt würden.

Als ein verwandtes Wahrzeichen des rothen Thurmes ist das vorhin schon erwähnte Rolandsbild, die Blut- und Königsbannsäule der alten hallischen Filialgerichtsbarkeit des Burggrafenamtes zu Magdeburg anzusehen. Ob das erste ursprüngliche Holzbild, das reich mit Farbe und Vergoldung staffirt war, seine Entstehung gleichzeitig mit dem ersten Burggrafengerichte, dem Schöppenstuhle auf dem Berge (im Gegensatze zu dem noch ältern Schöppengedinge des Salzgräfen oder dem Thalgerichte) zu Halle gehabt oder ob es, was wahrscheinlicher ist, erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts entstanden, läßt sich nicht genau bestimmen. Nach dem Chronisten war der Roland bereits vor dem Jahre 1341 vorhanden und stand auf der auf einem angefahrenen Hügel neben dem Rathhause (an der Seite, wo später die Rathswage hinkam) befindlichen Dingstette. Als man jedoch daselbst an der Ecke einen Thurm aufführte, sah man sich veranlaßt, den Roland in die Nähe des inmitten des Marktes stehenden rothen Thurmes zu versetzen, welcher das ursprüngliche Schöppenhaus war und zugleich als eine Art Frohnfeste mitgedient haben mag. Nach den Unruhen der Hallenser im Jahre 1478 hat der Erzbischof Ernst als Zeichen der Unterwerfung der Stadt den Roland im Jahre 1481 mit einem Fürsten versehen und soll auch im nächsten Jahre den feierlichen Aufzug nebst Frohntanz, der seit undenklicher Zeit alljährlich vor dem Roland stattgefunden hatte, abgeschafft haben.

---

[1]) Dieser Stein hier ist im Jahre 1446 gelegt worden durch Joh. Rod.
[2]) Abgedruckt bei Olearius, Halogr. S. 221 ꝛc.

Mittlerweile (um 1513) hatte der Roland, dem im Jahre 1503 ein Sturm seine Bedachung zertrümmerte, so ziemlich wieder seine frühere Stelle erhalten. Die Chroniſten erzählen nämlich, daß, als am Neujahrstage 1547 der Kurfürſt Friedrich von Sachſen ſeinen krieggerüſteten Einzug in Halle hielt, derſelbe vor den großen Roland geritten ſei und ſogleich Befehl ertheilt habe, denſelben aus dem Gehäuſe an der Wage zu nehmen und ihn an dem rothen Thurme ſofort wieder aufzuſtellen, um die Wiederbeſitznahme des Burggrafenamtes zu Magdeburg und die Lehnsherrenbefugniß über das Schultheißenamt damit zu manifeſtiren. Er ſei deshalb deſſelben Nachmittags um den neu aufgeſtellten Roland mit dem Gefolge in Parade geritten und habe dann erſt ſeine Herberge auf dem Rathhauſe bezogen, worauf auch am 3. Januar die Einweihung des Schultheißen und der acht rechtserfahrenen Schöppen erfolgte. Der Roland erhielt nun von Neuem eine Ueberdachung, die zugleich den das peinliche Gericht hegenden Richtern und ſchöppenbaren Beiſitzern als Schutz gegen üble Witterung dienen ſollte. Bis zum Jahre 1718 hatte der Roland nunmehr Ruhe. Doch als in dieſem Jahre der König Friedrich Wilhelm von Preußen, nachdem Halle 1680 in Folge des weſtphäliſchen Friedens an Brandenburg gekommen war und die Stadt außerdem bereits 1699 das daſige Schultheißengericht vom Adminiſtrator des Erzſtifts, dem Herzog Auguſt zu Sachſen, übernommen hatte, die Hauptwache am rothen Thurme erbauen ließ, mußte er abermals weichen. Das alte vielzerriſſene hölzerne Rolandsbild ward zur einſtweiligen Aufbewahrung auf den Bauhof vor dem jetzigen Leipziger Thore geſchafft, doch als dieſer im nächſten Jahre in Flammen aufging, fand auch der alte Roland ſeinen Untergang. Es ward nun nach dieſem Jahre, alſo nicht ſchon 1717, der jetzige koloſſale ſteinerne Roland vor dem Schöppenhauſe aufgeſtellt, weil durch denſelben das der Stadt bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts gebliebene peinliche Halsgericht angezeigt werden mußte. Ueber ein Jahrhundert hatte dieſe Rolandsſäule hier geſtanden und unterdeſſen war das Schöppenhaus in das Hotel zur Börſe umgeſtaltet worden, als im Jahre 1851 die Behörde ihn dort entfernte und ihm ſeine jetzige Stellung an der ſüdlichen Seite des rothen Thurmes, jedoch mit einem Wetterdach gab.

Die Statue über dem Eingangsthor auf der dem Burghofe zugekehrten Seite der Moritzburg iſt die der heil. Katharina, der Mitpatronin des Erzbisthums Magdeburg, da ſich zu den Füßen derſelben die Fragmente eines Rades, ihres bekannten Attributs, mit ziemlicher Beſtimmtheit erkennen laſſen.

352) Der auf Roſen wandelnde Giel zu Halle.[1])

Dieſes Wahrzeichen befindet ſich an der glatten Wand der Oſtſeite der am Markte von Halle gelegenen und im Jahre 1529 aus der alten im 13. Jahrhundert bereits erbauten Marien- und der wahrſcheinlich noch ältern Gertrudenkirche entſtandenen und 1554 völlig vollendeten Haupt- und Oberpfarrkirche zu Unſ. L. Frauen, der ſogenannten Marktkirche, und zwar in der Nähe des nördlichen der beiden Hausmannsthürme.[2]) Die Mauer ſelbſt,

[1]) Nach Schäfer in der Illuſt. Zeitung 1858, S. 34, wo eine Abbildung. Ueber die Rolande überhaupt ſ. Zöpfl, Alterthümer des deutſchen Reichs. Bd. III. Leipzig 1861.

[2]) Hausmann hieß nämlich im Mittelalter der auf dem Stadtthurm gewöhnlich wohnende Stadtpfarrer.

an welcher sich das in Relief gearbeitete Bildwerk befindet, ist übrigens wahrscheinlich noch ein Ueberbleibsel der innern Wand der alten Marienkirche. Dieses Bild, einen auf Rosen gehenden Esel darstellend, scheint der oberhalb angebrachten Jahreszahl 1533 halber erst in diesem Jahre seine Entstehung gehabt zu haben, sieht man aber die Arbeit selbst und das Kostüm des Eseltreibers an, so scheint es älter zu sein; es könnte also von seinem früheren Orte hierher versetzt oder auch nur die Copie eines ältern Bildes sein. Man hat nun verschiedene Erklärungen versucht. Dr. Thondorff [1]) hat über die nicht eben wichtige Abbildung des Wahrzeichens die folgenden Verse gesetzt:

„Die Arbeit und den Nutz, darin zu Hall besteht
Das Salzwerk, zeiget an, der hier auf Rosen geht."

Olearius [2]) giebt an, daß es den Nießbrauch des edlen Salzwerkes oder der sauren Arbeit bei demselben liebliche Nutzbarkeit anzeigen solle. Brückmann [3]) dagegen behauptet, es solle damit die Billigkeit des Getreides zu der Zeit, wo man gerade die Kirche erbaut habe, angezeigt werden. Letztere Erklärung, die außerdem sehr gesucht ist, paßt übrigens schon darum nicht, weil das Jahr 1532 durchaus nicht ein sogenanntes wohlfeiles Jahr war. Wie dem nun auch sein mag und wie bei vielen andern Wahrzeichen es der Fall ist, die eigentliche Entstehungsursache ist in Vergessenheit gekommen und der Volkswitz hat sich eine beliebige zusammenreimen müssen. Die erste Volkssage darüber lautet aber so:

Als einst der Kaiser Otto (I.?) zu Halle erwartet wurde, wollten die Hallenser ihn vor dem Ranniſchen Thore, wo er seinen Einzug halten sollte, mit einigem Pomp empfangen, sie hatten ihm also zu diesem Ende Blumen gestreut. Da war plötzlich wahrscheinlich in Folge starker Regengüsse im Oberlande in der Aue eine Ueberschwemmung entstanden, so daß der Kaiser nicht den geraden Weg über Brosen, sondern über die hohe Brücke durch das Schifferthor, um in Halle einzureisen, wählen mußte. Da nun kurz nach der Ankunft des Kaisers der Müller von Böllberg seinen beladenen Esel zu dem Thore hereintrieb, wo man die Blumen gestreut hatte, schritten natürlich beide statt des Kaisers über die Blumen dahin und die Stadt erhielt seitdem den auf Blumen wandelnden Esel zum Wahrzeichen.

So schön nun auch diese Sage klingen mag, so harmonirt sie doch nicht mit dem Relief selbst, denn es ist keineswegs ein auf gestreuten Blumen wandelnder Esel, sondern ein auf einem Zweige einherschreitender. Andere Quellen nennen übrigens statt Otto I. Otto II. und noch Andere den Kaiser Friedrich Barbarossa.

Eine zweite Sage (s. oben S. 305) erzählt, dieses Wahrzeichen beziehe sich eben auf jenen Bischof, der einst den Halloren erlaubt habe, die Stadt Halle zu erbauen und den man, als er wiedergekommen, auf den ersten Esel, der je nach Halle kam, gesetzt und ihn so in das Thor eingeführt, vor ihm her aber, um ihn zu ehren, Rosen gestreut habe. Wäre letztere Sage aber richtig, so würde es bei alledem sehr komisch erscheinen, daß man nicht den Bischof selbst auf einem auf Rosen wandelnden Esel zum Wahrzeichen wählte,

[1]) Beschreibung des Salzwerks zu Halle 1670.
[2]) Haligraphia S. 23.
[3]) Epistol. Itiner. Wolfenbüttel 1732 in 4°. Ep. XLIX. p. 19.

sondern dafür ein mit einem Sacke beladenes Müllerthier nebst dahinterherschreitendem Treiber mit geschwungener Peitsche. Daher wird man wohl zu der von H. Otto[1]) gegebenen Erklärung übergehen müssen, welcher es nicht für unwahrscheinlich hält, daß dieses Bildwerk den christlichen Kreuzträger darstellt, der unter den Mühseligkeiten des Lebens und unter der Zuchtruthe des Treibers zwar einen sauren Weg wandelt, doch aber stets in der süßen Hoffnung auf himmlische Belohnung, welche ihm nicht entgehen kann, befangen ist.

Man hat endlich dieses Bild auch, doch ohne allen Grund, mit dem Vorgeben in Verbindung bringen wollen, daß der Erzbischof Albert deshalb sich zum Niederreißen der alten Marienkirche veranlaßt gefühlt, weil er bei den Hausmannsthürmen einen verborgenen Schatz und die Urkunden von der Entstehung der Stadt zu finden vermeinte, wozu ihm sein Günstling, Hans von Schönitz, aber nur in der selbstsüchtigen Absicht, damit seinem Hause, das an der Stelle der ehemaligen Lamperskapelle lag, eine freiere Aussicht zu verschaffen, gerathen haben soll. Endlich ist keineswegs der Umstand zu übernehmen, falls man nämlich das Eselsbild in eine Beziehung zu dem alten Salzwerke bringen will, daß man in der That im Jahre 1477, um mit dem Salze, das damals keinen rechten Absatz finden konnte, einen ausgebreiteten Vertrieb zu erzielen, dasselbe auf Eseln in entlegenere Städte transportirte. Uebrigens ist der darunter angebrachten Inschrift zufolge dieses Wahrzeichen, welches noch zur Zeit des Olearius farbig angemalt gewesen ist, im Jahre 1758 restaurirt worden.

353) Der Saalaffe zu Halle.[2])

Der sogenannte Saalaffe, das zweite Wahrzeichen der Stadt, ist jetzt zwar von seinem uralten Standorte verschwunden, befindet sich aber in dem Locale des Thüringisch-Sächsischen Alterthumsvereins. Jener Ort, vielleicht auch nicht sein ursprünglichster Standpunkt, war aber an der sogenannten Zinnen oder hohen Brücke vor dem Clausthore, welche 5 Bogen und einen langen Damm hatte, aber wegen ihrer Steilheit berüchtigt war und deshalb im Jahre 1840—41 durch die jetzige Elisabethbrücke ersetzt worden ist. Diese Brücke war schon im Jahre 1172, laut Urkunde, in Stein erbaut, jedoch vermuthlich nur die Pfeiler, weil andere Chroniken sagen, sie sei erst 1503 gewölbt worden. Dieses Bild befand sich nun aber 2 Ellen über dem gewöhnlichsten Wasserstande an der Stromseite des Pfeilers zwischen dem zweiten und dritten Bogen auf der Thalseite der Brücke eingemauert. Seiner ganzen Construction nach hat es wohl ursprünglich eine gewisse Bestimmung gehabt, vielleicht ist es ein Wasserspeier gewesen. Genau betrachtet entspricht es auch nicht seiner ursprünglichen Benennung „Saalaffe", die nichts als eine ziemlich moderne Verstümmelung ist und später entstanden, als die erste Einwölbung der Brücke stattfand. Es stellt vielmehr eine Larve oder Maske vor, welche ein hinter dem Stein Verborgener mit beiden Armen hält, während die Zeige- und Mittelfinger der beiden Hände das Maul, aber keineswegs dabei, wie Einige bemerkt haben wollen, mit dem Daumen die Augen

[1]) Mittheilungen des Thüringisch-Sächs. Alterthumsvereins Bd. VI. H. IV. S. 56.
[2]) Nach Schäfer in der Illustr. Ztg. 1858, Nr. 1., S. 65, mit Abbildung.

aufreißen, eine häufig noch bei Gassenjungen vorkommende Fratze beim Gesichterschneiden. Ebensowenig kann es aber der Saalnix oder ein anderer Dämon dieser Art sein. Eher ist es wohl ursprünglich das Brückenzeichen der ersten Brücke, ebenso wie das Brückenmännchen zu Dresden, der angebliche Janus zu Grimma, der Affe zu Heidelberg oder der Bradaz (Bradacz) d. h. Langbart an der Prager Brücke, vielleicht ein Warnungszeichen für die dem Wasser zunächst Wohnenden bei Anschwellung des Flusses geworden. Wie bei vielen andern Wahrzeichen der Städte, so auch hier, hat sich das Volk bei denselben, wenn es sie nicht mehr verstand, selbst eine Erklärung dazu gemacht. Nach der allgemeinen Sage soll nämlich beim Bau der ersten Brücke der unmenschliche feindselige Saalnix, der Wodnymuz der alten Slaven, dadurch seine boshafte Gewalt geäußert haben, daß er allnächtlich das wieder zerstörte, was die Bauleute am Tage gefördert hatten. Wie überall bei dergleichen Spukereien im Mittelalter soll auch hier die Geistlichkeit das beste Mittel geboten haben, um die Tücke des Wassergeistes zu vereiteln. Dieses Präservativmittel war aber das Einmauern einer Reliquie in den Grund des Brückenpfeilers. Das Mittel half auch, der Nix ließ nicht nur ab von seinem nächtlichen Zerstörungsgeschäfte, sondern man fand ihn selbst auch bei Tagesanbruch in Stein verwandelt am Ufer liegen, und man hatte nichts Eiligeres zu thun, als den versteinerten Wassergeist zum abschreckenden Beispiel für andere seines Gleichen in den Pfeiler selbst einzumauern. Nach einer Variante derselben Sage [1]) hätte jedoch der Nix nur am nächsten Morgen am Ufer sitzend seinen Aerger dadurch den Bauleuten kundgegeben, daß er ihnen ein in die Breite gezogenes Fratzengesicht machte und solches wäre zum Andenken in Stein gehauen und an dem Pfeiler angebracht worden.

Daß es Nixe in der Saale gegeben hat, dafür führt man eine große Menge Sagen an, es giebt sogar einen alten Volksspruch darüber, der so lautet:

Wißt Ihr wohl, wo Halle liegt?
Halle liegt im Thale!
Da sind schöne Jungfern drin,
Auch Nixe in der Saale.

Daß aber jenes fragliche Steinbild keine Aehnlichkeit mit einem Nix hat, wie man sich ihn gewöhnlich denkt, wird wohl Jedermann zugeben. Das Volk beschreibt ihn gewöhnlich als einen kleinen freundlichen Knaben in grünem oder rothem Röckchen mit hellfunkelnden Augen und oft mit langem grünen Haar und grünen Zähnen. Bisweilen aber gleicht er einem erwachsenen Manne, hat ein altes tückisches Gesicht und Krallen an den Händen. Er wohnt mit Frau und Kindern auf dem Grunde der Flüsse und Seen, einzelne Nixe hausen auch in Brunnen. Wo ganze Familien zusammen sind, führen sie Wirthschaft wie die Menschen; in den benachbarten Dörfern und Städten kaufen sie ein, was sie bedürfen, und in der Dölauer Haide sieht man die Nixe von Lettin oft Holz lesen. An den Weiden, die in verschiedenen Gegenden an der Saale und Elster stehen, trocknen die Nixe bei heiterem Wetter ihre Wäsche; sie setzen sich dann in den Wipfel der Weide, breiten die Hemden und Röcke an den Zweigen ringsumher aus und wenn Alles trocken ist,

[1]) S. Zacher in Herrig und Viehoff's Archiv 1847.

nehmen sie es ab und steigen wieder ins Wasser. [1]) Es giebt jedoch noch verschiedene andere Erklärungen, z. B. hat man bei dieser Figur an die im Mittelalter vorkommende schlimme Gewohnheit gedacht, Menschen, namentlich Kinder dazu zu verkaufen, um sie in der Absicht, einem Bauwerke größere Festigkeit zu verleihen, freiwillig zu opfern und in den Bau einzumauern. Daran schließt sich ein zweiter Aberglaube, daß nämlich bei jedem Brückenbau dem Wasser ein Opfer fallen müsse. Eine andere Ansicht macht aus dem Saalaffen einen „Soolaffen" und erkennt in dem Bilde den alten Hallgeist; dies bezieht sich auf den alten Hallorengebrauch, einmal im Jahre diesen schwarzen Geist auf einer Stange herumzutragen und ihn in den Brunnen zu werfen, ein Gebrauch, der aber mit dem bekannten Todaustreiben am Sonntage Lätare zusammenhängt und noch im 17. Jahrhundert zu Leipzig unter dem Namen des Todaustragens der Dirnen im Gebrauch war. Jedenfalls ist dieser Soolaff oder Soolalp, d. h. der Geist des Salzbrunnens [2]), auf keine Weise mit diesem Brückenaffen in Beziehung zu bringen. Wahrscheinlich ist ebensowenig an die Benennung des Teufels: „Herrgottsaffe", noch an die in der Heraklesmythe vorkommenden zerstörungssüchtigen, in Lydien hausenden Kerkopen der griechischen Mythologie, noch an die nach der Erzählung des Diodorus Siculus auf den Pithecusen göttlich verehrten Affen, noch an die symbolische Bedeutung des Affen, namentlich in seiner Zusammenstellung mit Schwein und Schaf, wie am Dome zu Münster zu denken. Nach der Ansicht W. Schäfer's müßte eher an die metaphorischen Bedeutungen des Wortes „Affe" im Deutschen selbst gedacht werden. Das Wort „Affe" wird nämlich im Mittelhochdeutschen oft für „Larve" (z. B. noch jetzt im Worte: Affenwurm, d. h. die Larve der Wassermücke), Maske und Fratze gebraucht, daher auch die alten Sprichwörter: „Einem einen Affen drehen, machen, verbinden." Auch ist das Sprichwort: „Er hat sich einen Affen gekauft" d. h. er ist betrunken, vielfältig bekannt. Ebenso sind die Ausdrücke: „affen, äffen, äffern," d. h. verspotten, zum Besten haben und das alte Wort: „Affenheit" statt Fratzenhaftigkeit noch heut zu Tage nicht ganz außer Gebrauch gekommen. Am Allerschlagendsten sind aber die schweizerischen Wörter: „äffen", für: sich ärgern, erzürnen, verdrießlich werden (z. B. ich habe mich darüber geäfft), sowie „äffig" für: ärgerlich, und endlich „das Affenmännlein" für: zornmüthiger Mensch, für die Vermuthung, daß der Saalaffe soviel als Fratzengesicht bedeutet. Sonach würde der Saalaffe eine Fratzenlarve, vielleicht das Wasserhöhenzeichen bedeuten, welches die damaligen Steinmetzen an den Brücken anzubringen pflegten, wie man solches auch bei den romanischen Kirchenbauten, besonders an Kapitälern und Kragen häufig findet.

354) Der Schellenmoritz in der Moritzkirche zu Halle. [3])

Der Schellenmoritz ist ein in der St. Moritzkirche zu Halle am dritten Pfeiler vom Altar her an der Kanzelseite angebrachtes Standbild, welches

[1]) So Sommer S. 38. In meinem Sächsischen Sagenschatz S. 221 habe ich aber den Multewitz bei Grimma beschrieben, den ich als Kitz daselbst gesehen zu haben glaube, der sieht anders aus.

[2]) Nach Förstemann c. Leo in den Neuen Mittheilungen des Thür.-Sächs. Vereins.

[3]) Nach Schäfer in der Illustr. Zeitung 1858. Bd. I. S. 114. mit Abbildung, und Ziehnert Bd. I. S. 191 ꝛc.

aus dem 15. Jahrhundert stammt und den heil. Mauritius, den uns schon bekannten Obersten der Thebanischen Legion, darstellt, eine Figur, von deren Panzerschurze große Schellen herabhängen. Der Bildhauer und Steinmetz Conrad von Einbecke, der sich noch an der Postamentplatte dieses Steinbildes durch die Inschrift: „An. M. CCCC. XI. CONRADVS DE EINBECKE ME FECIT IN. VIG. MAT I IIII AEI“ verewigte, hat dasselbe ganz in der Rittertracht seiner Zeit ausgeführt, den Heiligen mit einem Küraße und Plattenharnische nebst darunter hervorragendem Kettenhemde und Schurze, mit einem gekräuselten Halskragen, weitem Reitermantel, spanischem Barett-hute, doch einem geschweiften Schilde und alterthümlichem, zur Zeit defect gewordenen Paniere versehen und noch zum Ueberfluß gegen alle Geschichtswahrheit an die südliche oder Vorderseite des Piedestals den Kaiser Maximianus, wie die Inschrift am Sockel besagt, in völlig spanischem Kostüme und zwar in der verrenktesten demüthigsten Stellung und die Krone auf eine höchst ungeschickte Weise abnehmend angebracht. Wie man nun aber im spätern Mittelalter nicht so leicht etwas ohne des Teufels Hinzuziehung ausführte, so hat der Bildhauer auch noch an der hintern oder Nordseite des Würfels eine diabolische Gestalt eingehauen, welche mit den Krallen nach der Figur des Heiligen emporlangt. Das Volk hat selbigen nun wegen seines demselben ungewöhnlich erscheinenden Gürtels mit den nicht klingenden Schellen den Schellenmoritz genannt und sich dazu folgende Sage zurecht gemacht. [1])

Dieser Moritz war der Erbauer der Moritzkirche und so jähzornig, daß wenn er auf den Bauplatz kam und ein Arbeiter eben ausruhte, er denselbe sogleich todtschlug. Nachträglich bereute er den Mord stets und um sich ferner vor solchem Unrecht zu schützen, ließ er sich einen Stock mit Schellen machen und bat die Arbeiter, daß wenn sie an den Schellen hörten, daß er komme und gerade feierten, sie gleich an die Arbeit gehen möchten, damit er keinen von ihnen zu strafen genöthigt sei.

In dem Dorfe Lettewitz bei Wettin heißt es, Schellenmoritz habe bei einem vornehmen Herrn, welcher das Dorf erbaute, als Aufseher gedient, und weil er die Arbeiter, wenn er sie müßig traf, immer gleich erschlug, habe ihm sein Herr die Schellen angehängt, so daß ihn die Arbeiter von fern kommen hörten und sich vorsehen konnten. [2])

Um nun aber auch den Namen der von dem 1476 zum Coadjutor und bald darauf zum Erzbischof des Stifts Magdeburg erwählten Herzog Ernst von Sachsen erbauten und nach dem Schutzpatron des Hochstifts Magdeburg genannten Moritzburg zu Halle einigermaßen in Harmonie zur Moritzkirche und dem Schellenmoritz zu bringen, schuf sich das Volk folgende Doppelsage, wozu ihm noch das an der östlichen Ecke zur Moritzburg in einer altgothischen Nische mit Baldachin aufgestellte weibliche Heiligenbild, welches scheinbar einen Dolch in der Brust hatte, neuen Stoff gab.

Man erzählt sich nämlich, daß gleichzeitig, als Schellenmoritz die Moritzkirche erbaute, seine Schwester den bei Weitem umfangreicheren Bau der Moritzburg ausgeführt habe. Während nun Moritz gegen seine Bauleute gewüthet,

[1]) Nach Sommer S. 74 ꝛc. und Ziehnert Bd. I. S. 191.

[2]) Davon schreibt sich nach Sommer S. 153 ꝛc. in demselben Dorfe der Gebrauch her, daß am dritten Pfingstfeiertage im Dorfe zwei Knechte, als Bischof und Schellenmoritz verkleidet, in den Häusern herumziehen und Geschenke einsammeln.

habe seine Schwester sich stets gegen dieselben sehr liebreich gezeigt. Sie soll nun mit ihrem jähzornigen Bruder die Wette gemacht haben, daß sie bei ihrer Geduld und Sanftmuth weit eher mit ihrem größern Bau fertig sein werde, als er bei seiner Strenge. Nun erst soll Moritz mit seinem von dem Bezillum noch übrigen Stabe gegen die Arbeiter gewüthet haben, weshalb seine Schwester ihm den Schellengürtel natürlich mit seiner Genehmigung habe fertigen lassen. Wiewohl nun die Moritzburg ein weit stattlicherer Bau als die Kirche war, so ward sie doch eher vollendet als letztere, und nun schließt dieselbe Sage damit, daß, als die teufelige Schwester ihrem unmenschlichen Bruder ihr vollendetes Werk gezeigt habe, Letzterer vor Neid über den herrlich gelungenen Bau sich plötzlich zum Morde seiner Schwester habe hinreißen lassen.

Gewöhnlich erklärt man freilich die Statue an der Nordwestseite der Moritzburg für die heilige Katharina, was allerdings sehr möglich ist, da diese die zweite Schutzheilige des Stiftes Magdeburg gewesen sein soll, obwohl die Siegel des Stiftes stets nur den heil. Mauritius und den Erzmärtyrer Stephanus, aber keine heil. Katharina zeigen. Da nun aber diese Figur einen Dolch in der Brust gehabt haben soll und weder von einem Rade noch von einem Schwerte in den allerdings defecten Armen sich irgend eine Spur zeigt, so möchte man dieses durch den Zahn der Zeit und namentlich bei der gewaltsamen Zerstörung des schönen Schlosses sehr verunstaltete Bildwerk wohl eher für eine heilige Agnes oder Bibiana halten. Zwar könnte man annehmen, daß, da einige ältere Topographien der Stadt Halle die Statue ausdrücklich als die der heil. Katharina bezeichnen, sie in einer der abgeschlagenen Hände das durch einen eisernen Bolzen an die Brust befestigte Zackenrad gehalten habe, während sie in der andern den Palmzweig trug, allein von dem andern Attribute derselben Heiligen, dem Schwerte, ist geradezu gar keine Spur zu sehen.

355) Die Entdeckung der Salzquelle zu Halle. [1])

Die schöne Stadt Halle hat nächst Gott ihren Ursprung den Salzkothen zu danken. Man erzählt, als in uralten Zeiten, annoch vor des Herrn Christi Geburt, ein Hirte daselbst gehütet, da hat sich eine Sau bei heißem Wetter in dem Salzwasser abgekühlt. Als sie sich nachmals an der Sonne abtrocknete, da haben ihr die Borsten vom Salzwasser hell geglänzt; daraus hat man vermuthet, daß eine Salzquelle daselbst breche, welches man auch bei näherer Nachsuchung und Einsenkung also befunden.

356) Der vom Teufel erwürgte Geizhals. [2])

Zur Zeit Lercheimers, also gegen das dritte Drittel des 16. Jahrhunderts, ist es geschehen, daß ein reicher Bauer aus Thüringen einen Wagen mit Korn gen Halle auf den Markt brachte zu theurer Zeit um Ostern, in der Hoffnung, er werde es noch theurer verkaufen denn zuvor. Aber es war mittlerweile abgeschlagen, so daß er es wohlfeiler geben mußte, denn er

[1]) Nach Casp. Calvör, Das alte heidnische und christliche Niedersachsen, S. 380. und Sommer S. 70.

[2]) Nach Lercheimer, Bedenken von der Zauberei S. 173.

gemeint. Indem er wieder heimfährt, sitzt er auf dem leeren Wagen ganz traurig, der Knecht aber auf dem Pferde singt ganz fröhlich. Da spricht jener: „Wie kommt es, daß Du so fröhlich bist?“ Der antwortet: „Sollte ich nicht fröhlich sein, daß wieder gute Zeit wird? Nun will ich ein Weib nehmen ꝛc.“ Er fährt und singt immer für sich hin, bis ihm Leute begegnen und ihn schelten: „Du Bösewicht, was hast Du gethan? Du hast Deinen Herrn erhängt!“ Er sieht hinter sich, da hängt der Bauer am Leiterbaum zwischen den Rädern. Er kehrt wieder zurück in die Stadt, bittet auch die Leute, sie wollen ihm Zeugniß bei der Obrigkeit geben, wie sie ihn auf dem Wege gefunden haben. Wenn dieser Geizige vermocht hätte, die Saat auf dem Felde zu verderben, er hätte es gethan. Darum hat ihn auch Gott, wie er andern dergleichen thut, in seinem Gerichte durch den Henker, nicht die Obrigkeit durch den ihren gestraft.

357) Der Chiromant Nietzky zu Halle.[1])

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Halle ein Professor, Namens Adam Nietzky, der als Arzt und Naturforscher, mehr aber noch als Chiromant angesehen war. Er hielt nie eine Vorlesung, ohne daß nicht seine Zuhörer sich in einem kleinen Kreise vor seinem Hause sammelten und über seine angeblich dunkeln und sinnlosen Orakelsprüche noch dunklere und sinnlosere Commentare machten. Unter seinen Zuhörern befand sich nun aber ein aus dem Hannöverschen gebürtiger Student, Namens T…, auf den seine Ansichten einen mehr als gewöhnlichen Eindruck machten und der beschloß, sich von dem Professor Nietzky sein Schicksal vorhersagen zu lassen. Er begleitete denselben also nach Hause, betrat dessen Studierstube und eröffnete ihm sein Verlangen. Nietzky hatte bereits manche dunkele Frage an ihn gethan, die er allezeit richtig beantwortet hatte, war auch schon durch Umwege hinter eine Menge von dessen Lebens- und Familienumständen gekommen, endlich ergriff er seine Hand und auf den ersten Blick in dieselbe sagte er: „Er, junger Mensch, — bekannter Maßen war der Doctor sehr grob — wird in einem Jahre von seinem Vater aus Halle zurückgerufen werden, sechs Wochen darauf wird seine Tante mit Tode abgehen, dann wird Er alle Hoffnung zur Erlangung eines Amtes haben, aber ein unvermutheter Zufall wird diese Hoffnung vereiteln und — nun mache Er sich gefaßt, das Schlimmste zu hören — sechs Monate nachher stirbt Er selbst.“

Hier endete der Wahrsager, ein bestellter Bedienter rief ihn ab, und der ganz verstummt dastehende Studiosus wurde für diesmal entlassen. Man kann sich leicht vorstellen, daß unser Held durch das jetzt Gehörte in eine nicht geringe Bestürzung gerathen sein wird; anfangs dachte er viele Stunden und Tage darüber nach, ja manche Nacht konnte er deshalb nicht schlafen. Allein er war überhaupt von etwas leichtsinniger Gemüthsart; als die Vorlesungen des Professors Nietzky geendigt waren, schwächten die Zeit und andere Beschäftigungen allmählich den Eindruck des Orakelspruchs und es währte nicht lange, so dünkte er sich von seiner begangenen Thorheit und dem Ungrunde der Chiromantie überzeugt. Er sah die Sache mit vollständiger Gleich-

[1]) S. Reichard, Vermischte Beiträge zur Beförderung einer nähern Einsicht in das Geisterreich, Bd. I. S. 221 ꝛc.

gültigkeit an und erinnerte sich derselben blos noch zuweilen, um darüber zu spotten und zu lachen. Seine akademische Laufbahn ging nun mit dem dritten Jahre zu Ende, seine Wechsel blieben aus und auf Befehl seines Vaters mußte er Halle verlassen. Seine ziemlich bejahrte Tante hatte bereits über 16 Jahre an der Schwindsucht gekränkelt, sie näherte sich bei zunehmender Schwäche dem Grabe und kaum konnte der Anblick ihres zurückgekommenen geliebten Neffen ihr Leben noch um wenige Tage fristen. Sie starb genau sechs Wochen nach dessen Ankunft im Vaterhause. Jetzt fing der junge Mensch an besorgt zu werden, denn des Professors Nietzky Prophezeiung schien sich zu bestätigen. Die Unthätigkeit, worin er bei dem Aufenthalte in seines Vaters Hause lebte, ward ihm zur Last, mehrere seiner Landsleute und Universitätsfreunde wurden nach und nach versorgt und so begannen denn Ehrzeiz und Betriebsamkeit sich auch bei ihm mehr und mehr zu regen. Er bewarb sich bald um diese bald um jene erledigte Stelle, allein jedesmal schlugen ihm seine Absichten und Bemühungen fehl. Endlich ward die Stelle des Stadtschreibers in seiner kleinen Vaterstadt vacant. Es fehlte ihm nicht an Gönnern, sein Vater war selbst einer der ältesten Rathsmänner und viele der übrigen Mitglieder des Magistrats waren seine Blutsverwandten. Diese wünschten und bemüheten sich insgesammt, ihm zu dieser Ehrenstelle zu verhelfen, er wurde auch wirklich erwählt und es war nur noch die Bestätigung dazu vom Hofe erforderlich. Einer der damaligen Minister, welcher gerade diesen Distrikt zu seinem Departement und also starken Einfluß auf das Wohl und Wehe dieser Stadt hatte, brachte aber seinen Secretär dazu in Vorschlag und dieser mußte ohne Widerrede angenommen werden. T... hatte sich also abermals in seinen Hoffnungen getäuscht und so war bis jetzt Alles, was ihm Nietzky prophezeit hatte, haarklein eingetroffen. Jetzt verwandelte sich auf einmal der Spott, den er über dieses Orakel ausgesprochen hatte, in Ernst und er schwebte in beständiger Furcht vor einem ihm nahe bevorstehenden unvermeidlichen Tode. Je näher er der letzten Periode seines Lebens kam, desto stärker wuchs seine Besorgniß, seine geschäftige Einbildungskraft wirkte stets auf seinen Körper, jedes Gefühl einer Unverdaulichkeit, jede Stockung des Geblüts, jede fleißig von ihm bemerkte Veränderung des Pulsschlages, jede zurückgetretene Ausdünstung ward dadurch verdoppelt und diese so nachtheiligen Wirkungen der Phantasie verwandelten gar bald die bisher nur eingebildete in eine wirkliche Krankheit. Ein schneller Witterungswechsel verursachte aber damals eine Menge Katarrhe und Rheumatismen in der Geburtsstadt unseres jungen Mannes. Auch er ward von diesem Uebel befallen und war der einzige, der trotz aller guten Vorschriften und trotz aller bewährten Beihilfe der erfahrensten Aerzte an diesem unbeträchtlichen Zufalle starb. So bewahrheitete sich auch hier die Wahrheit der Nietzky'schen Prophezeiungen.

358) Der Lappländer mit den rothen Stiefeln und gelben Hacken. [1])

Der Professor und Rector des Stadtgymnasiums zu Magdeburg, Elias Caspar Reichard, erzählte im Jahre 1788 von sich folgende merkwürdige Begebenheit. Derselbe ward von seinem Vater, dem Hofdamastweber zu

[1]) Nach Reichard Bd. II. S. 229 ꝛc.

Quedlinburg, zu dieser Profession erzogen, erlernte solche auch, ward Geselle und wanderte als solcher nach der Sitte der Zeit in die Fremde, ging aber ohne Vorwissen seiner Eltern nach Halle und begab sich von heißer Begierde zum Studiren getrieben zum damaligen Director des Waisenhauses zu Halle, Joh. Anast. Freylinghausen, und bat ihn in einer in deutschen Versen entworfenen Bittschrift, ihn in die lateinische Schule des Waisenhauses aufnehmen zu wollen. Es gelang ihm auch dessen Gunst zu gewinnen und so kam er im September 1731, als er beinahe 17 Jahre alt war, in die Anstalt. Er kam zwar in die dritte Klasse, allein gleichwohl ward ihm das Mitfortkommen neben seinen Kameraden, die im Ganzen viel weiter waren, sehr schwer und er mußte sich daher gar sehr anstrengen. Er bat deshalb seinen Stubenpräceptor, einen gewissen Georg Wilhelm Steller aus Winsheim in Franken, ihm zu erlauben, jeden Abend ein Paar Stunden länger aufzusitzen, um das Versäumte oder Verlernte desto schneller wieder nachzuholen. Er bewilligte auch die Bitte desselben, jedoch unter der Bedingung, daß solches in seiner Gesellschaft geschehen müsse. So arbeiteten sie denn mehrere Wochen lang mit einander, Steller verstattete Reichard nähere Einsicht in seine kleine Bibliothek und so geschah es, daß Letzterer eines Abends sein Stammbuch durchblätterte und darin eine Menge seltsamer Gemälde und Inschriften entdeckte. Weil ihm nun unter den Bildern besonders eines sehr auffiel, welches eine gar possierlich gekleidete, in einem Zauberkreise stehende Figur eines zerlumpten Kerls vorstellte, mit einem dabei geschriebenen Symbolum: „Bruder, gedenke an den Lappländer mit den rothen Stiefeln und gelben Hacken (d. h. Absätzen)", so drang er mit anhaltenden Bitten in besagten Steller, ihm doch zu sagen, was das für eine Bedeutung habe. Endlich ließ sich jener erbitten und erzählte ihm mit folgenden Worten und thränenden Augen Folgendes.

Er sei während seines Aufenthalts auf der Universität Wittenberg in Verbindung mit mehreren Studiosis darauf gekommen, sich auf Nekromantie, Chiromantie und Physiognomie zu legen und habe deshalb viele magische Schriften gelesen, habe sich auch mit den Zaubercharakteren und Beschwörungsformeln bekannt gemacht, ja sich zuweilen selbst mit Geistercitiren abgegeben. So sei er in der Christnacht bei Mondenschein in ein nahe bei der Stadt gelegenes Gebüsch mit einigen Freunden gegangen, habe auf einem bequemen Platze den Schnee zur Seite geräumt, in der Mitte einen mit den erforderlichen Zeichen versehenen Kreis ausgezirkelt und habe so angefangen, seine Exorcismen herzumurmeln. Plötzlich sei eine wunderbarliche Gestalt in einem bunten zerlappten Kleide mit schwarzen Strümpfen, rothen Stiefeln und gelben Absätzen an demselben erschienen, genau so, wie sie in dem Stammbuche abgemalt war. Steller hatte die Verwegenheit, hinterwärts ganz nahe an den Kerl heranzutreten, ihm den einen Fuß aufzuheben und die Stiefeln nebst den Absätzen genau zu betrachten. In dem Augenblick entstand ein gewaltiger Sturm. Alles erschrak und floh in der größten Angst und Bestürzung nach der Stadt zu; sie wurden bis ans Thor mit tausend Schneebällen, doch ohne Schaden davon zu nehmen, unaufhörlich verfolgt. Seit der Zeit, fügte er hinzu, habe er dieses Handwerk verschworen und seine Thorheit nicht ohne die schmerzlichste Rückerinnerung an diese teuflischen Gaukeleien und schauderhaften Begebenheiten bereut.

Als nun Reichard nicht umhin konnte, ihm seinen Unglauben und Zweifel an den Tag zu legen, erbot sich jener gleichwohl, ihm auf der Stelle Beweise von seiner Kunst zu geben, falls er solches verlange. „Ich werde", fuhr er fort, „nächstens vom Waisenhause in die Stadt ziehen, um Magister zu werden und medizinische Collegia zu lesen, werde aber noch vor Erreichung dieses meines Endzweckes in eine gefährliche Krankheit fallen (worin Er, mein lieber Reichard, einige Nächte bei mir wachen wird), doch durch göttliche Hilfe wieder aufkommen, Halle verlassen, an das äußerste Ende von Europa reisen, Schiffbruch leiden, an eine unbewohnte Insel verschlagen werden und in einem sehr weit von hier entfernten Lande sterben."

Als Reichard auch hierüber wieder spottete, versetzte jener: „Hat Er Lust, daß ich auch an ihm eine Probe meiner Künste und Einsichten ablege?" Jener war es zufrieden, anfangs sah er ihm starr ins Gesicht, dann ergriff er seine Hand und beaugenscheinigte etliche Minuten lang die Linien derselben und hierauf hob er seinen Spruch an: „Ich kann und will ihm, mein Sohn, nur etwas Weniges von seinem künftigen Schicksale offenbaren und ich thue solches um so viel lieber, weil es meistens glückliche Schicksale sind. Er wird unvermuthet mit meinem ältesten Bruder in Bekanntschaft gerathen, Er wird, soweit Er auch jetzt noch in den Studien zurück ist, nach Verlauf von 8—9 Jahren ein Professorat erhalten, ob auf einer Akademie oder an einem Gymnasium, das kann ich nicht gewiß bestimmen; Er wird kurz nachher seinen Vater durch den Tod verlieren und denselben nur noch im Sarge sehen; Er wird zwei adelige Fräulein nach einander heirathen und ein Alter von etwa 80 Jahren erreichen."

Was geschah nun aber, die diesen Steller betreffenden Weissagungen gingen buchstäblich in Erfüllung. Er bezog das Michaelische Haus am alten Markte in Halle, fing an botanische Vorlesungen zu halten, ward aber an einem heftigen Fieber plötzlich krank, wo denn Reichard drei Nächte hindurch bei ihm wachte und ihm nützliche Handreichungen that. Nach seiner Genesung ging er 1734 in das russische Lager vor Danzig, that daselbst als Arzt und Wundarzt verschiedene glückliche Kuren, ward dem Generalfeldmarschall Lascy bekannt, sowie nachher in Petersburg dem Erzbischof von Nowgorod, Theophanes, bei dem er Tisch und Wohnung frei genoß, und auf dessen Empfehlung er Adjunkt der Akademie der Wissenschaften ward. Im Jahre 1738 erhielt er Befehl, durch Sibirien nach Kamschatka zu gehen, um in Gesellschaft der Professoren Müller und Gmelin die Naturproducte dieser Länder zu untersuchen, solche zu beschreiben und neue Entdeckungen zu machen, auch von Kamschatka aus einen Weg nach Nordamerika zu suchen. Auf der Reise dahin litt er aber Schiffbruch, wurde an eine ganz unbewohnte Insel verschlagen, wo er unter Noth, Mangel und Kummer überwintern mußte, die meisten seiner Reisegefährten umkommen sah und selbst den Schiffscapitän Behring daselbst begraben ließ; nachher nebst den noch übrigen sieben Personen aus den Trümmern des gestrandeten Schiffes ein kleineres zimmerte und auf demselben glücklich nach Kamschatka kam, auf der Rückreise nach Petersburg aber zu Tjumen in Sibirien den 12. November 1745 des Todes verblich, wie in seiner nachher gedruckten Lebensbeschreibung zu lesen ist.

Was nun die Reichard selbst angehende Prophezeiung anlangt, so erzählt derselbe a. a. O., dieselbe sei so weit ganz genau eingetroffen, daß er seinen

ältern Bruder S. A. Stöller (denn so schrieb sich dieser) ganz ungesucht im Jahre 1738 kennen lernte, daß er im Jahre 1740 ohne sein Zuthun als damaliger Lehrer am Kloster Bergen durch einen eigenhändigen Brief des Königs Christian VI. von Dänemark als Professor an das Gymnasium zu Altona berufen ward, von da auf dringendes Verlangen seiner Mutter im Julius 1744 mit seiner Familie eine Reise nach Quedlinburg antrat, um den letzten Segen seines todtkranken Vaters zu empfangen, aber zu spät kam und nur noch dessen Leiche zu Grabe geleiten konnte. Auf seiner Rückkehr ward er mit dem Herzog von Braunschweig bekannt und von ihm ans Collegium Carolinum berufen. Was nun aber seine doppelte Verheirathung angeht, so ging auch hierin die Prophezeiung in Erfüllung. Das erste Mal verheirathete er sich mit Ludovica Luise Sophie von Schwandes, Tochter des gleichnamigen preußischen Oberstlieutenants, am 19. April 1741 und nach deren am 14. September 1755 erfolgten Tode, am 29. April des darauf folgenden Jahres zum andern Mal mit Friederike Dorothea Charlotte von Krosigk, welche im Jahre 1788, wo er den 2. Band seiner Beiträge zur nähern Einsicht in das gesammte Geisterreich zu Helmstädt drucken ließ, noch am Leben war. Er selbst zählte damals 75 Jahre, so daß auch in diesem Punkte Steller's Prophezeiung buchstäblich in Erfüllung gegangen war.

359) Teufelssteine.[1])

In dem Dorfe Sennewitz bei Halle liegt etwa 50 Schritte von der Kirche entfernt an einem Grabenrande ein Stein, auf welchem vier Löcher und der Anfang zu einem fünften zu sehen sind. Diese kommen von des Teufels Krallen: das eine große auf der Seite von dem Daumen, die übrigen weit kleinern von den übrigen Fingern, nur der kleine Finger hat sich am Wenigsten tief eingedrückt. Diesen Stein hat der Teufel auch nach der Kirche zu Sennewitz geworfen, doch ist der Wurf zu kurz gerathen und ist er daher vor der Kirche niedergefallen. Er war ungeheuer groß und fuhr tief in die Erde; die Spitze, welche noch hervorragt, ist kaum der zehnte Theil des Ganzen. Von der Erschütterung aber bekam die Kirche einen Riß, den man mehrere Jahrhunderte hindurch vergeblich zuzumauern suchte, weil er immer wieder aufbrach. Erst in der neuern Zeit ist es gelungen, denselben zuzumachen.

Ein ähnlicher Stein, welchen man, wie den zu Sennewitz, den Teufelsstein nennt, liegt vor der Mühle im Vorwerk Gimritz bei Halle. Auch auf ihm sind fünf Finger eingedrückt und ihn schleuderte der Böse nach der Kapelle auf dem Petersberge, doch in der Hast zielte er nicht recht und der Stein flog über den Petersberg hinweg bis hierher. Auch soll einer der Grenzsteine an der Dölauer Haide und ein Stein auf dem Felde bei Hohenthurm vom Teufel dorthin geworfen worden sein.

Auf zwei andern Teufelssteinen, von denen der eine bei Wettin, der andere am Fuße des Petersberges liegt, sieht man Spuren von den Füßen des Teufels, der einst von dem einen Stein zu andern gesprungen ist.

---

[1]) Nach Sommer S. 53, und Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises, Bd. I. S. 650, II. S. 958.

360) Das Kloſter zur güldenen Egge.[1])

Ein Bürger von Halle, Hezecho mit Namen, ein reicher und kluger Mann, war beim Erzbiſchof Adelgodus in Giebichenſtein geweſen und ritt in der Dämmerung nach Hauſe. Und als er in die Gegend kam, wo nachmals das Kloſter zum Neuen Werk erbaut wurde, da ſah er, wie eine Egge, ganz glühend wie Feuer, ſich ſacht vom Himmel herabließ. Er warf ſchnell ſeinen Handſchuh dahin, ritt nach Giebichenſtein zurück und erzählte dem Erzbiſchof, was er geſehen hatte. Der Erzbiſchof ſaß auf und folgte ihm an den Platz, und als ſie hinkamen, erhob ſich die feurige Egge und ſtieg wieder gen Himmel. Da erbaute der Erzbiſchof ein Kloſter an der Stelle, und dort, wo die glühende Egge hingeſunken war, wurde der Altar errichtet. Die Schutzheiligen des Kloſters waren Maria, Johannes und Alexander der Märtyrer, und man nannte es das Kloſter zum Neuen Werk, vom Volke aber ward es das Kloſter zur güldenen Egge genannt.

361) Die reiche Glocke.[2])

In einem der Thürme des Kloſters zum Neuen Werk hing eine große Glocke, Suſanna genannt, welche nach der zu Erfurt die größte Glocke in Deutſchland war und ſo viel Einkommen wie ein Rittergut gehabt haben ſoll, weil ihr eine beſondere Kraft, den Teufel zu vertreiben, die Seele aus dem Fegefeuer zu erlöſen, die Gewitter zu zertheilen und andere Wunder zu thun, zugeſchrieben wurde. Später kam ſie in den Dom zu Halle und hängt jetzt, doch mehrmals umgegoſſen, im Magdeburger Dom.

362) Die Hummel.[3])

In einem Dorfe an der Saale nicht weit von Wettin hatte ein Bauer ein Dienſtmädchen, das nie mit ihrer Arbeit fertig wurde. Darum neckten es die Knechte und ſprachen: „Wir wollen Dir Hänſchen aus Halle mitbringen!“ Und wie ſie nach Halle gingen, fanden ſie eine Schachtel; die machten ſie auf und heraus flog ein Kobold in Geſtalt einer Hummel. Sie fingen ihn und gaben ihn dem Mädchen, das von nun an ſtets mit ſeiner Arbeit zur rechten Zeit fertig war. Dieſer Kobold hieß Stephan und wenn das Mädchen noch nicht geſtorben iſt, hat ſie ihn noch.

363) Der Mönch.[4])

In den meiſten ſächſiſchen Dörfern kennt man die Mönche, die ſich bei den Bauern und beſonders auf den Edelhöfen in Dienſt geben, einen Theil der Geſchäfte in den Ställen, auf dem Hofe und Boden beſorgen, über dem Eigenthume des Herrn wachen und die Knechte und Mägde in Zucht halten. Sie ſind ſehr klein, tragen einen grauen Mönchsrock, ein niedliches graues Käppchen und einen Gürtel, an dem ein Schlüſſelbund hängt. Meiſt ſehen ſie alt aus, haben graues Haar und ein verſchrumpftes erdfarbenes Geſicht.

[1]) Nach Dreyhaupt, Beſchreibung des Saalkreiſes, Bd. I. S. 699.
[2]) S. Dreyhaupt, Beſchreibung des Saalkreiſes, Bd. I. S. 700.
[3]) Nach Sommer S. 33.
[4]) Nach Sommer S. 35.

Doch werden sie nicht von Jedermann gesehen, sondern können sich nach Gefallen sichtbar und unsichtbar machen. Gewöhnlich zeigen sie sich nur dem Hausherrn, bisweilen auch den übrigen Bewohnern des Hauses, doch nie den Nachbarsleuten oder den Fremden, welche ihren Herrn besuchen. Sie striegeln bei Nacht in den Ställen das Vieh, führen es auf dem Hofe umher, bis es in gelinden Schweiß geräth, und füttern es dann, weil so das Futter besser gedeiht. Wenn auf dem Amte zu Beesen bei Halle früher die Euter der Kühe einmal über Nacht zu voll wurden, so melkte sie der Mönch, der auf dem Amte diente, deckte den Melkeimer sorgsam zu, damit kein Staub hineinfiel, und dann fand man am Morgen die Milch. Obwohl die Mönche für alles Vieh auf dem Hofe sorgen, haben sie doch gewöhnlich unter jeder Gattung ein Lieblingsstück; wenn darum ein Pferd oder eine Kuh besonders gedeiht, so sieht man daran, daß sie der Mönch mehr als die andern pflegt, und wenn man den Lieblingsthieren des Mönches auch weit schlechteres Futter giebt als den übrigen, so werden sie doch fetter und kräftiger.

In der Regel dient auf jedem Gute nur ein Mönch, doch bisweilen auch mehrere. Beim Gastwirth in Bendorf bei Mansfeld hört man, wenn ein theures Jahr kommen soll, den Winter zuvor oft bei Nacht die Mönche das Getreide auf dem Boden zusammenschaufeln, einsacken, die Treppe heruntertragen und aufladen: doch am Morgen liegt es unversehrt auf dem Boden. Wenn ein Knecht oder eine Magd nicht fleißig ist, oder wenn sie gar das Futter verkaufen, statt es dem Vieh zu geben, so nimmt sie der Mönch bei Nacht aus dem Bette und wirft sie aus dem Bodenfenster auf den Misthaufen, wo sie am Morgen zwar ohne körperlichen Schaden, doch übel zugerichtet gefunden werden. Wer neugierig ist und den Mönch gern sehen möchte, dem zeigt er sich nie. Zwei Pferdejungen zu Besenstedt legten sich am Abend quer vor die Thür, mit den Köpfen an einander, damit der Mönch, wenn er mit seinen kleinen Schritten herankäme, auf sie treten müßte und sie davon aufgeweckt würden und ihn fangen könnten; doch als sie am Morgen aufwachten, lag der eine in der rechten, der andere in der linken Seite des Stalles, und der Mönch hatte die Pferde doch gefüttert.

In Wettin hauste früher ein Mönch auf dem Amte, einer auf dem Winkel und einer in der Schäferei, und der auf dem Winkel hatte seine besondere Kammer, welche noch jetzt die Mönchskammer heißt. In Halle zeigt sich ein Mönch in der Saline; auch geht er um Mitternacht oft auer über den Markt und an dem einzelnstehenden Thurm auf der Leipziger Straße auf und ab; auf diesem Thurme sah er früher auch manchmal bei Tage aus den Schallöchern und pflegte die Uhr vorzustellen, wenn ein Feuer ausbrechen sollte. Viele alte Leute in Halle entsinnen sich noch, den Mönch in der Garnisonkirche, die seitdem abgebrochen ist, gesehen zu haben. Besonders bekannt ist in der Umgegend der Mönch vom Petersberge; er geht in unterirdischen Gängen nach Krosigk, Löbejün, Wettin und Gutenberg, pflegt überall das Vieh, doch vorzüglich auf dem Amte am Petersberge; dort hat er stets ein Lieblingsfohlen, auf welchem man ihn oft beim Mondenschein auf dem Gipfel des Berges umherreiten sieht. Für seine Dienste fordert der Mönch gewöhnlich nur, daß man freundlich mit ihm umgeht. Doch zu Giebichenstein auf dem Amte verlangte er einst, daß an einem Tage des Jahres jedem Armen, der sich meldete, ein Stück Brod und ein Hering gereicht

würde, und wenn man dies einmal unterließ, so tobte er so lange in den Ställen und ängstigte das Vieh, daß es blökte und winselte, bis die Armen gespeist waren.

364) Die Hexe.[1])

Ein Windmüller bei Wettin konnte lange keinen Mühlknecht bekommen, weil es in der Mühle spukte und schon vier Knechte nach einander gestorben waren. Endlich aber gab sich ein beherzter Bursche wieder bei ihm in Dienst. Als der um Mitternacht das Getreide aufschüttete, schlich eine kleine schwarze Katze hinzu, bald folgte eine zweite etwas größere und sie grinsten den Burschen tückisch an, und die eine sprach zur andern: „Wenn nur die große graue erst käme." Bald darauf kam eine große graue Katze, die schoß, sobald sie den Burschen sah, ihm nach der Kehle empor, doch der Bursch hieb ihr gewandt mit dem Beile eine halbe Pfote ab, die sich alsbald in einen halben Frauenarm verwandelte. Da liefen die Katzen davon. Am Morgen aber wartete der Bursch vergeblich auf sein Frühstück. Er ging hinunter und fragte den Müller, warum er heute Fasttag mache. Da entschuldigte sich der Müller und sagte, seine Frau sei plötzlich todtkrank geworden. „Fehlt ihr vielleicht ein halber Arm?" fragte der Bursch, „so kann ich ihr einen borgen." Und wirklich hatte die Frau den einen Arm nur noch halb und das abgehauene Stück paßte an den Stumpf. Da erkannte man, daß sie eine Hexe war und verbrannte sie.

365) Der Ursprung des Schamperbachs und der Kinderwiese bei Merseburg.[2])

Bei Radewell nicht weit von der Stadt Merseburg liegt das Dorf Burg, dort soll in uralter Zeit in den Kriegen der Hermunduren mit den Catten ein Feldlager und eine Schanze gewesen sein, wohin nachmals ein Dorf gebaut worden ist. Dort haben vor diesem die Edelleute vom Geschlecht der Kinder gewohnt, die sich dann in der Folge in dem Stift Merseburg ausgebreitet haben. Von ihnen hat die Wiese jenseits Skope, so die Kinderwiese heißt, den Namen, darum, daß sie vordem den Edelleuten aus dem Geschlecht der Kinder gehört hat.

Es befand sich auch hier der sogenannte Schamper- oder Schandbarbach, welcher oberhalb und in dem Dorfe Laufen seinen Ursprung nimmt und in einem Graben an den Wiesen über die Leipziger Straße herunter nach Klein-Miltitz fließt. Den Namen hat er daher, weil in den Leipziger Messen an dessen Brücke öfter allerlei Bettlervolk unter den daranstehenden Erlen und Weiden liegt und gemeiniglich ein unzüchtig schandbar Leben führt.

366) Von der heil. Jungfrau Theodica zu Merseburg.[3])

Im Kloster St. Petri zu Merseburg ist in der Mitte der Kirchhalle unter einem breiten Grabe beigesetzt die heil. Jungfrau Theodica, welche

---

[1]) Nach Sommer S. 57.
[2]) Nach Vulpius, Megalurgia Martisburgica. Quedlinburg und Aschersleben 1700 in 4. S. 8 ꝛc.
[3]) Nach Vulpius S. 24.

Einige für eine Schwestertochter Kaiser Heinrich IV. und Tochter des aus Ungarn vertriebenen Königs Salomon (1073), Andere für ein Kind Königs Rudolph, Herzogs von Schwaben, der in der Schlacht bei Hohenmölsen die Hand verlor und im Dom zu Merseburg begraben liegt, halten. Dieselbe ist zur Zeit des Bischofs Wernher von Merseburg († 1103) aus der Fremde hier angelangt und hat sich bei armen Leuten in der Altenburg zu Merseburg zur Herberge begeben, ist auch vom gemeinen Volke Jungfer Eudica genannt worden. Darnach sie denn durch Bitten erlangt hat, daß ihr vergönnet worden, am Kloster St. Petri hinter der Kirche gegen Mitternacht in einem Winkel auf dem alten Kirchhofe eine kleine Hütte von Steinen, Erde und Rasen zu bauen, nach deren Vollendung sie darin ein geistlich, strenges, züchtiges, gottesfürchtiges Leben geführt, den Gottesdienst in der Dom- und Klosterkirche sehr fleißig besucht, und so viel gefastet, daß sie ganz schwach und mager geworden; um den bloßen Leib hat sie einen eisernen Gürtel, auch an den Armen und Beinen auf der bloßen Haut eiserne Ringe getragen, welche man nach ihrem Tode, weil solche zum Gedächtniß im Kloster als Heiligthum aufgehoben wurden, durch einen Schmied hat aufbrechen lassen. Es sind aber diese Dinge auch nachher, wie schon Alles lutherisch war, doch noch vorhanden gewesen. Warum sie gerade hierher gekommen, darüber erzählt man, sie habe ihr Leben bei dem Grabe ihres Vaters zubringen wollen und deshalb sei sie auch als eine Laienschwester des Klosters St. Petri auf Befehl des Bischofs Wernher durch seine Mönche mit Essen, Trinken und der nothdürftigen Kleidung versorgt worden.

367) Von dem Abgott Zuttiber zu Merseburg.[1])

Die Ureinwohner der Stadt Merseburg haben heidnischen Göttern gedient, so dem Mars und der Venus, deren Tempel hier gestanden haben und von denen der erstere der Stadt den Namen gegeben hat: Martisburgum.[2]) Sie haben auch die Sonne, den Mond und das Feuer angebetet, davon zeugt noch der Name des Dorfes Lunau oder Leina. Sie haben auch die Isis als eine Erfinderin des Getreides und guten Bieres verehret, so wie die Vesta, von der das Dorf Vesta an der Saale den Namen hat. Sie haben ferner dem Abgotte Irmensaul gedient, der vorzeiten an dem Orte des St. Petriklosters seinen Anbetern sich dargestellt hat. Insonderheit haben aber die Bürger zu Merseburg und die Landschaft um diese Stadt den Zuttiber als einen Wald- oder Holzgötzen geehrt und demselben einen Eichenwald geheiligt, darin Niemand bei Verlust seines Lebens einen Baum noch

[1]) Nach Vulpius S. 46.

[2]) Spangenberg, Mansfelder Chronik c. II. f. 2, sagt aber, Mars sei der sechste König der alten Deutschen gewesen, der kurz vor Noah's Tode hier gewohnt habe. Sein Name komme her von „mehren" oder von „Meer, Marsch". Hier hätten ihn das ägyptische Königspaar Isis und Osiris besucht und ihm das Bierbrauen, den Ackerbau und die Viehzucht gelehrt. Später hätten jedoch die alten Bischöfe, um das Gedächtniß an den heidnischen Gott zu vertilgen, hier dem heil. Martinus eine Kapelle gebaut und von diesem als Schutzherr die Stadt Martensburg oder Martinopolis genannt. Noch Andere sagen, hier sei einst die Juno, welche die Griechen Here nannten, verehrt und der Ort Herseberg genannt worden, das Volk aber habe aus der Redensart: „thom Gresberg" oder „ick gah tho dem Gresberge" gemacht: „ick gah tho dem Meersberge", und hieraus sei mit der Zeit Merseberg oder Merseburg geworden.

Aſt abhauen durfte, nicht weit von der hohen Brücke, dahin zu gewiſſer Zeit des Jahres viele Wenden und andere Heiden von nahen und fernen Orten zuſammengekommen und dem Zutiber geopfert, auch denſelben angebetet haben. Darzu waren gewiſſe Prieſter beſtellt, die ihre ſonderbaren Ceremonien bei den Opfern gehalten. Solcher Eichenwald nebſt dem Götzen iſt bis auf die Zeit Wyberti III. Biſchofs zu Merſeburg im Stande geweſen, welcher im Jahre 1008 dieſen Wald und Abgott niederhauen und verbrennen ließ. An derſelben Stelle hat er aber die Kapelle des heil. Romanus gebaut und von dem genannten Eichwalde hat man hernach auf lange Zeit bis tief in das 16. Jahrhundert hinein etliche lange, dicke eichene Bäume, Stöcke und Stifte in den Ufern der Saale, zumal wenn das Waſſer hell war, ſtecken ſehen.

368) Die wunderbare Glocke zu Merſeburg.[1])

Auf dem Dome zu Merſeburg befindet ſich die ſogenannte Schnurre, d. h. die kleinere der zwei großen Glocken, auf welcher auch die Uhr ſchlägt. Dieſelbe ſoll durch ihr Anſchlagen Feuersbrünſte dämpfen und heranziehende Feinde abhalten können. So ſagt wenigſtens ihre Inſchrift: Si Gloriosa (dies iſt ihr Name) sonat, turbor procul hostis et ignis.[2])

369) Die Schildkröte im Dome zu Merſeburg.[3])

Unter Biſchof Hunold VI., dem Biſchof von Merſeburg (1040—50), iſt das Gewölbe des Chores in der Domkirche zu Merſeburg eingeſtürzt, denn eine große Schildkröte hat ſich einen Weg durch die Fundamente deſſelben bahnen wollen und mit ihrem Rücken den Boden dermaßen in die Höhe getrieben, daß die Pfeiler eingeſtürzt ſeien. Ihr Schild iſt allerdings noch im Dome aufgehangen, allein es iſt nicht viel größer als das einer gewöhnlichen Landſchildkröte.

370) Der fliegende Krebs bei Merſeburg.[4])

Im Sommer des Jahres 1682 entſtand aus göttlichem Verhängniß durch zweier franzöſiſcher Zauberer Teufelskünſte eine Seuche oder Viehkrankheit an Pferden und Rindvieh, die einen Strich 4 Meilen breit einnahm und täglich 2 Meilen fortrückte. Sie ward der fliegende Krebs genannt. Das Vieh bekam unter der Zunge gelbe Flecken oder Blätterlein, an andern Orten aber kleine Wunden dabei, die mußten mit einem Kratzer von feinem Silber aufgeritzt und hernach mit Salz gerieben und mit Eſſig gewaſchen und mit Honig beſtrichen werden, ſo wurden ſie wieder hergeſtellt. Drei Tage brachten ſie damit zu, wo aber nicht Hilfe geſchah, ſtarb das Vieh hinweg. Der Strich ging über Dölitz, Keiſcherg, Altranſtädt, Herburg und ſo weiter durch das Stift, doch iſt nicht viel daran geſtorben, ſondern faſt Alles curirt worden.

---

[1]) Nach Vulpius S. 48.
[2]) Wenn Gloriose ſchlägt, wird Feind und Feuersbrunſt vertrieben.
[3]) Nach Vulpius S. 83.
[4]) Nach Vulpius S. 169.

371) Strafe eines Sabbathschänders.[1])

Anno 1604 hat ein Bauer zu Tölnitz, über dessen Geiz allenthalben geklagt worden, mit seinem Weibe, Sohn, Tochter und Magd am 9. Julius Sonntags den ganzen Tag im Heu zu Collenberg gearbeitet, den 2. Julius, als den Tag hernach, am Fest Mariä Heimsuchung, will die Magd in die Kirche gehen, welches der Mann nicht zugeben wollen, sondern hat Anstalt gemacht, wieder auf das Heu zu gehen. Und obwohl das Weib und Sohn dem Vater zugeredet, man wolle erstlich in die Kirche gehen, weil gestern der Gottesdienst auch versäumt worden sei, so haben sie doch nicht gehen dürfen, sondern wurden mit Schelten zum Heumachen fortgetrieben, worüber die Magd sehr geseufzt. Was geschieht nun? Ohngefähr um 2 Uhr nach Mittag haben sie das Setzen eines Heuschobers vollendet und der Bauer hat das Heu darzu von den andern hinaufgenommen, gelegt und derb getreten. Als sie fertig sind und den Schober, welcher an die 8 Ellen hoch gewesen, mit den Harken bezogen, auch ferner gehen und die Nachreche verrichten wollen, befiehlt der Bauer seiner Tochter, sie solle ein Reis abbrechen, welches er auf den Haufen stecken wolle. Darauf hat die einfältige Dirne den Rechen oder Harken mit aufgerichtetem Stiele an den Heuschober gelehnt und ein Weidenreis geholt. Als der Bauer das Reis aufgesteckt, tritt sie ein wenig bei Seite zu sehen, ob der Haufen auch fein gleich stehe. Indeß rutscht ihr Vater herunter und kömmt gleich auf den Rechenstiel zu sitzen, welcher ihm auf der rechten Seite des Gesäßes hinein und auf der linken Brust oben an dem linken Arme hinausgeht. Mutter und Kinder laufen hinzu, schreien und ziehen an dem Rechen, solchen herauszubringen, allein der Stiel ist unten abgebrochen; da laden sie endlich den Vater auf und führen ihn gen Halle zum Barbier und darüber bricht die oben herausgehende Spitze ab. Der Barbier aber hat das Holz herausschneiden und darzu zwo Rippen lösen müssen, worüber der Mann unglaubliche Schmerzen ausstehen, aber doch nicht ersterben können, sondern ist wiederum geheilt worden, aber sein Lebtag ein ungesunder Mann verblieben, der nicht wieder in die Kirche zu gehen vermocht, darüber er seinen Frevel, Geiz und Verachtung göttlichen Wortes, Entheiligung des Sabbaths und Missethat sehr bereut, bis er Anno 1610 an der Pest verstorben.

372) Der schädliche Hexenrath.[2])

Den 17. September des Jahres 1521 hat es sich zu Dölkau im Stifte Merseburg begeben, daß einem Bauer aus seinem Wandschränklein eine Summe Geldes, die er zu Bezahlung zweier erhandelten Aecker hat anwenden wollen, hinweggekommen ist, deswegen er hingegangen ist und eine Hexe unweit Halle um Rath gefragt hat. Diese spricht, der Knecht habe es ihm entwendet und auf dem Heuschuppen versteckt, unter der andern Latte auf der linken Hand solle er suchen, es würden zwei Bund Weizenstroh darüber liegen. Der Bauer verspätete sich, also daß er langsam heimkommt; die Begierde aber, sein Geld zu finden, treibt ihn, daß er eine kleine Lampe heimlich

[1]) Nach Balvius S. 204.
[2]) Nach Balvius S. 216.

anzündet und in den Hut stellt, auch damit, indem das Weib, Kinder und Gesinde speiste, hinaufsteigt, die Lampe auf den Hut setzt, das Weizenstroh bei Seite werfend. Darüber hat er unversehens das Licht umgestoßen und durch die verwahrloſete Entzündung sich sammt drei Nachbarn um Haus und Hof gebracht. Er aber mußte noch dazu drei Jahre das Land meiden und die Hexe kam zu dem Orte, der ihr gebührte, nämlich auf den Holzhaufen, also daß sie ferner kein Unglück stiften konnte.

373) Der wunderbare Handel zu Skeudiz.[1])

Im Jahre 1522 hat der Gastgeber Hans Lentze zu Skeudiz Herrn Johann Poyda, Vicario daselbst, 90½ Elle Leinwand verkauft, die erste Elle um eine Erbse, die andere Elle noch einmal so theuer und fürder jede Elle noch einmal so theuer als die vorhergehende, bis auf die 90. und eine halbe Elle.

Nun macht die 15. Elle 16,384 Erbsen. Summa der andern Ellen sind bis auf die 15. Elle und mit derselbigen 32,767 Erbsen, weniger eine, die thun zwo Leipziger Metzen. Darnach die 20. Elle macht einen Leipziger Scheffel weniger 2 Metzen, die 21. Elle thut 2 Scheffel Erbsen zu 2 Gülden angeschlagen, die 37. Elle macht eine Tonne Goldes und 31,071 Gülden, die 54. thut einen Braubottig voll Gold und 71,797 Tonnen Goldes, darzu noch 38,112 Gülden. Die 70. Elle macht einen Thurm voll Goldes, darzu 12,588 Braubottige voll, wie auch 27,209 Tonnen und 73,440 Gülden. Die 87. Elle macht 47,576 Thürme, 92,168 Braubottige, 97,792 Tonnen voll Gold und 67,304 Gülden. Die 90½ Elle macht in einer Summa 16 Städte voll, 23,358 Thürme voll, 53,448 Braubottige, 64,404 Tonnen voll Goldes und 98,208 Gülden.

Summa aller Zahlen der 90½ Ellen Leinwand machen nach getroffenem Handel zusammengerechnet an Golde und Gelde 17 Städte und 70,936 Thürme, wie auch 58,207 Braubottige voll, und 61,266 Tonnen Goldes, 8135 Gülden, 2 Scheffel Erbsen minus 1 Erbse.

Also theuer hätten die 90½ Ellen Leinwand bezahlt werden müssen, wenn dies der Käufer im Stande gewesen wäre. Es thaten aber zu jener Zeit 100,000 Gülden 1 Tonne Goldes, 100,000 Tonnen Goldes 1 Braubottig voll Gold, 100,000 Braubottige einen Thurm voll Goldes, 100,000 Thürme voll machten aber eine Stadt voll Goldes.

374) Sonntagsarbeit läuft übel ab.[2])

Den 19. August des Jahres 1604 am 11. Sonntag nach Trinitatis gerieth ein ansehnlicher und reicher Bürger zu Merseburg auf die Idee, einen Baum voll Birnen, die man Lipperenzen genannt, durch die Gesellen abbrechen zu lassen, welches diese aber ungern gethan und gebeten haben, solche Obstabnahme bis Montag zu verschieben, sie wollten diesmal nach verrichtetem Mittagsgottesdienste anderswohin spazieren. Nachdem aber der Meister bei seiner Ansicht beharrte und vorgab, man solle bei Zeiten das Essen anrichten, damit er mit den Gesellen um 10 Uhr in den Garten gehen könne, wendete die Frau ein, so werde ja die Mittagspredigt versäumt. Darauf

[1]) Nach Vulpius S. 217.
[2]) Nach Vulpius S. 220.

antwortete der Mann: „Die Mittagspredigt werde so viel Nutzen nicht bringen, als es ihm schaden könne, wenn er andere Leute lohnen oder die Birnen etwa stehlen lassen müßte, es möchte sonst wohl eine ungebetene Hand darüber gerathen oder ein Sturmwind entstehen, ob sie denn mit ihrem Predigtgehen so viel sich zu erwerben getraue, als ihm Schaden geschehen möchte." Kurzum es mußte nach dem Willen des Mannes gehen. Als sie nach 1 Uhr bald fertig waren, will der Meister sich umsehen, ob auch noch Birnen am Baume hängen geblieben seien; in dem Augenblicke stäubt ihm etwas Moos in das linke Auge, daran wischt er, daß es ganz roth und schwärend wird, er läßt nach etlichen Tagen Augenwasser in der Apotheke holen, aber anstatt der Besserung schlägt ein Fluß darzu, daraus in Kurzem der schwarze Staar ward, und da er solchen vertreiben wollen, kömmt es ihm gleichfalls in das andere Auge, also daß er auf das andere Jahr weder Birnen noch Bäume sehen können, ist hernach sechsthalb Jahr blind gewesen und Anno 1611 an der Pest verstorben.

375) Der vom Teufel geholte Bäcker.[1])

Im Jahre 1668 Ausgangs Februarii hat zu Schaafstädt im Stifte Merseburg der böse Feind einen Bäcker geholt, als derselbe jedoch mit fortgesollt, da hat er sich so fest an die Mauer gehalten, daß er zwei Steine mit herausgerissen, hernach aber hat man ihn auf der Straße todt gefunden. Er soll aber hernach andern Bäckern oft erschienen sein und sie gewarnt haben, daß sie das Brod größer machen und die Seele nicht also mit einbacken sollten.

376) Die Sage von der heil. Kunigundis.[2])

Es hat der Kaiser Heinrich II. oder der Lahme seine Gemahlin, die Kaiserin Kunigundis des Ehebruchs beschuldigt. Dieselbe aber hat ihre Keuschheit mit dem Tragen von glühenden Pflugschaaren bewiesen, indem sie sagte: „Ebenso unschuldig ich Eures Leibes bin, ebenso unschuldig bin ich auch an allen andern Männern und beweise meine Unschuld mit den glühenden Pflugschaaren, die sollen meinem Leibe nicht schaden." Darauf hat sie ein glühendes Pflugschaar nach dem andern mit bloßen Händen herausgenommen und dieselben in Gegenwart des Kaisers, wie auch seiner Hofbedienten und vielen Volkes glühend bei Seite getragen, so ihr im Geringsten nicht geschadet, durch welches Mirakel der Kaiser bewogen worden ist, ihr auf den Knieen eine Abbitte zu thun. Diese Historie ist zu Merseburg in der Domkirche am Eingange unter dem Glockenthurme zur rechten Hand oder an der Seite gegen Mittag in Stein gehauen zu sehen. In der Domkirche wird aber in demselben Gemach, wo sich die abgehauene Hand Rudolphs von Schwaben befindet, der Mantel, den die heil. Kunigundis damals getragen, aufbewahrt und man sagt, daß wenn eine Frau unfruchtbar sei und nach einem Gebete zu der Heiligen denselben berühre, dann segne sie Gott und sie bekomme Kinder. Zum ewigen Gedächtniß ist am Eingange der Domkirche zur rechten Hand eine Frau mit einem Pflugschaar in der Hand in Stein gehauen zu sehen und dies ist die Kaiserin.

[1]) Nach Vulpius S. 226.

[2]) S. Bretuß, Chronicon II. 5. Gebr. Tschimmer, Vermehrter Sleidanus Bd. III. S. 64.

377) Der Bischof und die Katze zu Merseburg.[1])

Im Schlosse zu Merseburg befindet sich ein Bild, welches einen Bischof mit einer schwarzen Katze vorstellt, desgleichen ein zugemauertes Fenster und unweit der Stadt einen Berg, der den Namen Katzenberg führt. Es soll dasselbe folgenden Ursprung haben.

Der Bischof Michael in Merseburg hatte eine solche Vorliebe für die Katzen, daß er sich deren eine große Menge und von allen Farben hielt und sich von ihnen auf seinen Spaziergängen begleiten ließ. Eines Tages reiste er nach Magdeburg und hörte in dem nächsten Walde ein ganz seltsames Geräusch und entdeckte endlich eine große Menge Katzen auf einem kleinen Berge versammelt, der daher noch bis heute der Katzenberg heißt. Diese Katzengesellschaft machte ihm so viel Vergnügen, daß er den Wagen halten ließ, eine Zeit lang ihrem Treiben zusah und endlich scherzend ihnen zurief: „Seid Ihr Alle hier versammelt? Fehlt keine?" „Alle", antwortete ihm ein alter Kater, „bis auf die Katze des Bischofs, die wir noch erwarten." Als der Bischof von seiner Reise zurückgekehrt war, lockte er seine schwarze Katze, die er ihrer seltsamen Sprünge und Kunststücke wegen gern um sich hatte, zu sich, streichelte sie und erzählte ihr, was er auf dem Berge gesehen, und fragte sie, warum sie nicht Theil an der großen Katzenversammlung genommen habe? Auf diese Rede fuhr die Katze mit wildem widrigem Geschrei zum Fenster hinaus durch die Luft und kehrte nie wieder zum Bischof zurück.

Eine frühere Sage erzählt, daß Thilo von Trotha, der Erbauer des Schlosses, einst einen Boten auf den Harz gesendet habe. Dieser erzählte bei seiner Rückkunft, daß er in der Nacht vor dem ersten Mai auf einem Baume des Blocksberges zwei Katzen gesehen habe, die gegen einander geäußert hätten, daß sie längst oben zum Tanze sein könnten, wenn Thilo's Katze nicht so lange auf sich warten ließe. Auf diesen Bericht des Boten hob Thilo drohend die Hand gegen seine Katze, die neben ihm auf dem Stuhle saß und sagte halb ernst, halb scherzend: „Ei, ei, muß ich solche Dinge von Dir hören!" Noch hatte Thilo seine Worte nicht geendet, als die Katze in einem Sprunge durchs Fenster fuhr und einen abscheulichen Geruch hinterließ. Sie kehrte nie wieder zurück und Thilo ließ das Fenster vermauern.

378) Der Todesstuhl in Merseburg.[2])

In dem Dome zu Merseburg soll in früherer Zeit vor dem Tode eines Domherrn nächtlich ein großer Lärm und darunter ein sehr heftiger Schlag auf den Stuhl desjenigen, der bald sterben sollte, gehört worden sein. Die Wächter, welche Tag und Nacht wegen vieler in der Kirche befindlichen Kleinodien gehalten wurden, machten solches dem Inhaber des Stuhles bekannt, der sich nun drei Wochen lang auf seinen gewissen Tod vorbereiten konnte.

---

[1]) Nach Ziehnert, Preuß. Sagen, Bd. III S. 40 ꝛc. und Beckenmeyer, Neuerm. cur. Antiquarius. Hamburg o. J. in 12. S. 656.

[2]) Nach Ev. Francisci, Höllischer Proteus S. 1058, und Beckenmeyer S. 657.

379) Der Rabe zu Merseburg.[1])

An vielen Häusern der alten Stadt Merseburg, z. B. in der St. Gotthardsgasse sieht man noch heute über den Thüren einen Raben in Stein gehauen, der einen Ring im Schnabel hält. Den Grund zu diesen Bildern soll aber folgende Begebenheit gegeben haben.

In den Jahren 1466 bis 1514 war Thilo von Trotha Bischof von Merseburg. Dies war ein strenger jähzorniger Mann, der sich zu seinem Vergnügen einen Raben hielt, der ihm durch sein lustiges Gebahren und Schwatzen viel Spaß machte. Einst war nun dem Bischof ein kostbarer Ring weggekommen, den er angeblich von seinem Busenfreunde, dem Bischof Gerhard von Meißen, zum Geschenk erhalten hatte. Nun hatte der Bischof einen schon im Greisenalter stehenden, seiner Rechtschaffenheit wegen allgemein geachteten Kammerdiener und einen etwas jüngern Leibjäger. Letzterer trug aber schweren Groll gegen erstern im Herzen, weil er glaubte, daß jener ihn verhindere, so wie er es wünsche in der Gunst seines Herrn zu steigen. Derselbe hatte dem Raben verschiedene Worte gelernt, unter andern auch den Spruch: „Hans Dieb", und als nun der Bischof, nachdem er den Diebstahl erfahren, außer sich vor Zorn alle seine Leute streng befragte, um den Dieb herauszubekommen, da schrie der Rabe auf einmal: „Hans Dieb, Hans Dieb!" Unglücklicher Weise hieß der alte Kammerdiener Johannes und der Bischof hielt den Spruch des Vogels gerade in diesem Augenblick für ein Gottesurtheil; trotz alles Leugnens und Betheuerns seiner Unschuld ward der Greis ergriffen, ins Gefängniß geworfen, vor das bischöfliche Gericht gestellt und lediglich auf den durch das Vogelgeschrei erregten Verdacht hin verurtheilt und hingerichtet. Einige Zeit nachher aber trug es sich zu, daß bei einem heftigen Sturme das Nest des Raben vom Thurme herabstürzte; darin fand sich mancherlei güldenes und silbernes Kleinod, aber auch des Bischofs Ring, um den der fromme Kammerdiener unschuldig hingerichtet worden war. Das traf des Bischofs hartes Herz wie ein Blitzstrahl und es ergriff ihn eine bittere Reue wegen seines Jähzorns, der ihn zu dem ungerechten Urtheil veranlaßt hatte. Er legte also sein bisheriges Familienwappen ab und nahm ein neues an, d. h. er setzte in das Schild einen Raben, der einen Ring im Schnabel trug, und oben aus der Krone hoben sich als Helmkleinod zwei Arme und Hände, deren Finger einen Ring faßten. Dieses Wappen ließ der Bischof überall anbringen, damit es ihn stets an seine Unthat erinnern möge und zu steter Buße mahne, innen und außen am bischöflichen Palast, im Dome, an den Mauern, in den Zimmern, auf den Gängen, auch an vielen Häusern der Stadt. Dasselbe Wappen und über demselben das Bild des hingerichteten Kammerdieners mit aufgehobenen Händen ohne Kopf erblickt man auch an dem messingenen Grabdenkmale, welches ihm im Dome zu Merseburg errichtet worden ist. Zum ewigen Andenken an diese Begebenheit wird noch heute ein Rabe in einem stattlichen Käfig auf dem äußern Schloßhofe zu Merseburg gehalten. Der Wärter desselben genießt dafür eine Pension von

---

[1]) Poetisch dargestellt von Ziehnert Bd. I. S. 140 ꝛc. S. a. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 354. Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt zu Von Pfaffenrath's und Löwe's Landwirthschaftl. Dorfzeitung 1843 No. 8.

12 Scheffeln Korn und 12 Thalern Geld, muß aber dafür, wenn der Rabe ſtirbt, einen andern anſchaffen.

380) Die Kapelle auf dem Petersberge bei Halle.

Auf dem hohen Petersberge bei Halle, der aber früher Lutterberg (d. h. klarer Berg, mons serenus) hieß, weil man von ſeinem Gipfel den ganzen Saalkreis, das Stift Merſeburg, die Anhaltiſchen Fürſtenthümer, den größten Theil von Thüringen und der Grafſchaft Mansfeld, Theile des Harzes, des Magdeburgiſchen, Halberſtädtiſchen und Meißniſchen Kreiſes überſehen kann, ſoll früher gegen Mitternacht zu ein dem Mars geweihter Götzentempel geſtanden haben und man behauptet ſogar, das auf einer kleinen Anhöhe daneben befindlich geweſene Gemäuer habe von der Göttin Bellona den Namen gehabt, welche Höhe davon noch heute der Blonsberg heißt. Der Verfaſſer des alten Petersbergiſchen Geſchichtsbuchs (Chron. Montis Sereni p. 2) ſagt ausdrücklich, dort ſei dem Teufel geopfert worden.[1]) Der Erbauer des jetzt in Trümmern liegenden Kloſters daſelbſt war aber Markgraf Conrad von Wettin (1136), der den allerdings ſchon von ſeinem Bruder Dedo angefangenen Bau (1124) vollendete. Letzterer ſoll nämlich an dieſer Stelle ſich mit ſeiner von ihm verſtoßenen Gemahlin Bertha von Groitſch wiedergetroffen und verſöhnt haben. Dann zog er in's gelobte Land und brachte von hier ein Stück vom heil. Kreuz Chriſti mit, welches er in Silber faſſen ließ und der großen Kirche als Heiligthum verehrte. Auf jenem Berge aber, ſagte das Volk, wohne der heil. Petrus und ſähe ſich im Sächſiſchen, Anhaltiniſchen und Magdeburgiſchen um, was die Leute Gottes machten, ob ſie fromm wären und ſich zur Kirche und dem chriſtlichen Glauben hielten. Dieſer Urſache wegen wäre ſein Wunſch, daß ihm oben auf dem Berge eine Kirche gebaut werden möchte. Aus dieſem Grunde iſt ihm auch die Kirche in ſeine Obhut gegeben worden und bei der Zerſtörung der Kirche durch das Einſchlagen des Blitzes am 31. Auguſt des Jahres 1565 iſt ſein Bild von Stein in ganzer Figur, welches ſich an der linken Seite des Eingangs in den hohen Chor am Rondel auf einem Fußgeſtell befand und mit der Hand nach dem hohen Altar hinzeigte unverſehrt geblieben.[2]) An jener Stelle liegt ein Schatz verborgen, nach welchem man, freilich vergeblich, oft geſucht hat. Als Urſache der Zerſtörung der Kirche betrachtet man, daß, als 14 Tage vor dem Brande eine Kirchenviſitation auf dem Petersberge ſtattfand und der Pfarrer Bernreit daſelbſt ſich bitter über die Vernachläſſigung der Kirche von Seiten der Behörde beſchwerte, aber nichts erlangte, der anweſende Pfarrer von Zörbig, Johann Winter, ausrief: „Ei, möchte doch Gott mit dem Donner drein ſchlagen!“[3])

---

[1]) Antiquus hostis jam ab illo monte per institutionem dominici senatus deturbatus erat.

[2]) Gegenüber der Bildſäule ſah man früher noch folgende 4 Verſe in Stein gehauen in der Wand:

Dum sacer Augustus Gothanam destruit arcem,
Haec sacra destructa est fulminis igne domus
Petra suum Petrum defendit. Vindice dextra
In mediis flammis sic tege Christe tuos.

[3]) S. Wichmann, Chronik des Petersberges. Halle 1857 in 8. S. 52.

381) Zwerge als Schatzhüter.[1])

Um das Jahr 1730 diente zu Leipzig im Gasthofe zur goldenen Sonne auf dem Grimmaischen Steinwege ein Hausknecht, Namens Peter. Derselbe erzählte, es sei ihm vier Jahre zuvor, als er auf einem Bauernhofe unweit Merseburg gedient, folgende sonderbare Geschichte begegnet. Er war erst kurze Zeit dort in Dienst gewesen, so wurde er täglich zwei kleine Zwerge gewahr, welche ihn überallhin begleiteten. Wiewohl ihm dies anfänglich sehr schwer fiel, in einer solchen Gesellschaft zu leben, so wurde er doch endlich des Umgangs mit den kleinen Leuten gewohnt, daß er fast keinen Schrecken mehr darüber empfand. Am Meisten waren sie um ihn beschäftigt, wenn er einen gewissen Viehstall rein machte, indem sie während der Arbeit ungemeine Sprünge um ihn machten, als wenn sie ihm etwas entdecken wollten. Da er einstmals des Abends unter Begleitung dieser Gefährten seine Geschäfte verrichten und nach Gewohnheit die Streu ausräumen wollte, blieb er mit der Spitze der Gabel zwischen einem Ziegelstein hängen, welchen er aber mit leichter Mühe in die Höhe warf und mit Erstaunen sah, daß unter demselben lauter alte sächsische Thaler befindlich wären. Ueber dieses Anschauen kam ihm ein großer Schauer und Grausen an, zumal die zwei Zwerge allerhand seltsame Gebehrden gegen ihn blicken ließen, so daß er sich entschloß, den Ziegelstein wieder an seinen vorigen Ort zu legen und aus dem Stalle zu gehen. Hierauf zeigten sich die Zwerge ganz erbost gegen ihn und ließen ihm ganze 14 Tage und Nächte keine Ruhe, also daß alle Hausgenossen nicht wußten, was doch wohl dem Knecht fehlen möchte, indem er sowohl in der Gestalt als Leibeskräften sich ganz geändert und gewaltig abgenommen hatte, auch seiner Arbeit fast nicht mehr vorstehen konnte. Bisher hatte er noch keinem Menschen sein Anliegen offenbaret, bis er endlich an einem Abend solches Lebens ganz überdrüssig wurde und dem Sohne seines Hauswirths den ganzen Verlauf der Sache erzählte. Derselbe nahm mit ihm die Abrede, daß, wenn die andern Leute im Hause schlafen würden, sie dieses Geld heben und solches so lange unter dem Getreide seines Vaters verstecken wollten, bis sie Gelegenheit fänden, davon zu gehen und mit diesem erlangten Schatz ihren Stand zu ändern. Sie schritten noch denselben Abend zum Werke, hoben mit geringer Mühe das Geld sammt der alten Braupfanne, worin es befindlich war, und verbargen es, wie sie vorhin abgeredet hatten. Hierauf legten sie sich ohne Sorgen schlafen, hatten aber beide kaum das Bett erreicht, als sie von einem unvermutheten Zufall betroffen wurden. Denn der Sohn starb nach einigen Stunden unter erschrecklichem Rasen und großen Leibschmerzen, der Knecht aber blieb eine geraume Zeit in solchem Zustande, daß er kein Glied am Leibe rühren noch bewegen konnte. Hierdurch wurde er endlich bewogen, den ganzen Handel zu offenbaren und gab damit Gelegenheit, daß über diesen Schatz, welchen die guten Hausgeister ihm allein zugedacht hatten, ein großer Streit und Uneinigkeit entstand. Denn es gaben sich Verschiedene an und wollten sich dieses Geld zueignen, welches vielleicht einst ihre längst verstorbenen Vorfahren bei eingefallenen Kriegstroublen vergraben hatten und besagte Hausgeister dem Knecht Peter allein hatten übergeben wollen.

[1]) S. Monatliche Unterredungen aus dem Reiche der Geister, Bd. I. S. 187 ꝛc.

382) Der redende Rabe zu Erfurt. [1])

In der Mitte des 17. Jahrhunderts hat ein Bürger zu Erfurt einen Raben in seinem Hause auferzogen, denselben sieht der Hausherr eine Zeit lang stillschweigend und traurig stehen, er spricht also scherzweise zu ihm: „Mein Rabe, was trauerst Du oder was denkst Du bei Dir?" Darauf hat der Rabe über alle Hoffnung und Zuversicht gar deutlich diesen Vers aus dem 77. Psalm Davids recitirt und hergesagt: „Ich gedenke der vorigen Jahre und der künftigen Ewigkeit." Da hat der Teufel ohne Zweifel aus diesem Raben geredet.

383) Der herumwandelnde Leichnam zu Erfurt. [2])

Es war zur Zeit Luthers zu Erfurt ein junger Student, welcher sich in eine Jungfrau heftig verliebt hatte. Derselbe zog einen seiner Kameraden, der die Zauberkunst verstand, zu Rathe, und dieser versprach ihm, wenn er sich dieselbe zu umarmen enthalten wolle, dann werde er es durch seine Kunst zu Wege bringen, daß die geliebte Jungfrau vor ihm erscheinen werde. Der Andere versprach ihm auch solches zu thun. Hierauf kommt die Jungfrau auch wirklich in die Kammer des Studenten und stellt sich gegen ihn sehr liebreich und freundlich. Als sie ihr Liebhaber sah, war er alsbald vor Freuden gleichsam ganz außer sich, und weil er sich nicht enthalten konnte, umfing er seine Geliebte mit seinen Armen. Dieselbe fiel aber alsbald vor ihm todt zur Erde nieder, worüber er sowohl als der mit anwesende Zauberer gar höchlich erschracken. Endlich hat der Letztere durch seine Kunst es zu Stande gebracht, daß der Teufel diesen Leichnam wieder zu bewegen auf sich nahm, und vermittelst dessen Hilfe ist sie nach Hause und wieder zu ihrer gewöhnlichen Arbeit gegangen, hat aber eine sehr tödtliche und bleiche Farbe behalten, auch kein Wort mehr geredet. Als dies drei Tage gedauert, haben die Eltern des Mädchens etliche Geistliche zu sich entboten. Da dieselben nun die Jungfrau ernstlich anredeten, ist der Satan aus dem Leichnam gewichen und letzterer todt und stinkend hingefallen.

384) Die weiße Jungfrau zu Erfurt. [3])

Am 15. März des Jahres 1677 und folgende Tage ließ sich ein Mägdlein zu Erfurt sehen, so man ohngefähr zehn Jahre alt geschätzt. Ihre Haare waren in Zöpfe geflochten, sie hatte ein weißes Kleid an und sah im Gesicht blaß aus. Sie ging durch die Aecker und Bintersleber Felder, redete mit sich selbst, allein es konnte sie Niemand verstehen. In der Hand hatte sie ein braunrothes Stäblein und schlug damit, indem sie durch's Getreide oder über die Wiesen ging, die Blumen ab, also daß man solche an allen Orten daselbst herumliegen sah. Wollte ihr Jemand nach oder entgegen gehen, so kam ihm ein gewaltiges Grausen an, daß er zurückweichen mußte. Diese Begebenheit wurde dazumal von etlichen Personen eidlich in der Vogtei ausgesagt, das Mädchen ist aber nachmals nicht mehr gesehen worden.

[1]) Nach Remigius, Daemonolatria Bz. II. S. 101.
[2]) Nach Remigius Bz. II. S. 126 und 247.
[3]) Nach Falkenstein, Hist. crit. Erfurtensis. Erfurt 1739 in 4. S. 1037.

385) Warum die Erfurter Heringsnasen heißen.[1])

Um das Jahr 1579 ist in Erfurt eine böse Gewohnheit unter dem Pöbel eingerissen; es sind nämlich einige leichtfertige Buben meistentheils gegen Abend auf der sogenannten Cavate (welches der steinerne auf Gewölbe gesetzte Gang ist, der das Thor der Stiftskirche zu St. Marien umgiebt) zusammengekommen, haben dort entsetzlich getobt, mit einander gerungen, geschrieen und mit Steinen von oben herab auf den Markt, auch wohl in die unten gelegenen Häuser der Canonici geworfen und dergleichen Unfug bis spät in die Nacht getrieben. Diesem nun vorzubeugen, ließen die Stiftsherren die Stufen, worauf man zur Kirche geht, mit einem Thore verschließen. Hierauf versammelte sich ein großer Haufen Volkes, welches die Bosheit antrieb, ihren Unfug noch weiter fortzusetzen; sie bestürmten das Thor, zerschlugen und zertrümmerten Alles in kleine Stücke, und eröffneten sich also mit Gewalt den Weg zu ihrem vorigen Tummelplatze. Bei diesem Lärmen kam ein Zimmermann, der lange Werner genannt, welcher an das annoch liegen gebliebene Zwerchholz oder Balken einen Hering mit einem Kranz und Reuchelbusch von Nelken hing, worauf der Pöbel ausposaunte, es hätte sich ein Jesuit auf der Cavate erhängt. Von dieser Zeit an nannte man die Jesuiten zu Erfurt Heringe oder Heringsnasen, welcher Name aber nachmals allen Erfurtern beigelegt worden ist.

386) Die tanzenden Kinder zu Erfurt.[2])

Im Jahre 1257 hat sich eine wunderbare Begebenheit in der Stadt Erfurt zugetragen. Es haben sich nämlich daselbst über 1000 Kinder versammelt, die sind alle zusammen mit Tanzen und Singen zur Stadt hinaus durch's Löber-Thor über den Steiger Weg und bis Arnstadt gezogen, wo sie die Bürger aufgenommen haben. Die zu Erfurt aber wußten nicht, wo ihre Kinder hin waren, bis es die von Arnstadt ihnen berichteten, worauf sie denn dieselben mit Wagen wieder abholten. Niemand aber konnte erfahren, wer sie eigentlich hinweggeführt hatte.

387) Die Entstehung der heil. Brunnenskapelle zu Erfurt.[3])

Im Jahre 1249 hat sich zu Erfurt folgende merkwürdige Begebenheit zugetragen. Es sind zwei leichtfertige Vögel mit einander einig geworden, nächtlicher Weile in die Kirche St. Martini intra (die vor diesem an dem langen Stege, der Prediger-Kirche gegenüber stand, nach dem 1736 erfolgten Brande aber gänzlich abgebrochen ward) einzubrechen und haben dieses Vorhaben auch am Abend vor Mariä Verkündigung ins Werk gesetzt. Sie erbrachen den Tabernakel und nahmen daraus das Ciborium, worin 9 consecrirte Hostien lagen, und gingen damit fort. Wie sie auf den Roßmarkt kamen, schütteten sie die consecrirten Hostien in eine Pfütze, das Ciborium aber nahmen sie mit nach Eisenach. Nach einiger Zeit wurde einer von diesen Diebesgesellen krank, und weil es mit ihm zum Sterben kam, so

[1]) Nach Falkenstein S. 652.
[2]) Nach Falkenstein S. 84.
[3]) Nach Falkenstein S. 89.

ſchickte er nach einem Beichtvater und offenbarte demſelben in der Beichte unter andern auch dieſen Diebſtahl und wie er die conſecrirten Hoſtien in eine Pfütze geworfen. Der Beichtvater abſolvirte ihn und zwar weil er im Todeskampf begriffen war, begab ſich aber bald darauf nach Erfurt und zeigte die Sache an. Nun hatte aber vorher ein dort wohnender Geiſtlicher zuweilen ein Lichtlein bei dieſer Pfütze, wohin die conſecrirten Hoſtien geworfen worden waren, geſehen. Daher ward dies dem damals in Erfurt ſich befindenden Erzbiſchof Chriſtian II. angezeigt. Dieſer ging mit der ſämmtlichen Kleriſei dahin, hob das Sacrament, welches noch ganz unverletzt dalag, auf und brachte es unter dem Geſang: „Christus nobis apparuit, venite adoremus," in die Stiftskirche zu St. Marien, allwo es beigeſetzt ward. Ulrich Bierding aber baute an dem Orte, wo die conſecrirten Hoſtien gelegen, eine Kirche, welche noch jetzt ſteht und die Kapelle zum heil. Brunnen genannt wird. In dieſer Kirche iſt aber die Geſchichte abgemalt und man lieſt darunter folgende Verſe:

Man ſchreibt tauſend zweyhundert Jahr
Und neun und vierzig, das iſt wahr,
Da diß Sacrament geſtohlen iſt,
Als die Legende meldet diß.
Ueber fünff Monat es geſchach,
Daß ein Dieb kam gen Eiſenach,
In ſeiner Beicht hat's offenbahrt,
Daß diß Sacrament funden ward.
Hier funden ſie den wahren Gott
In der Geſtalt des Himmels-Brod.
Aus Freuden ſprachen ſie all ſüß
Nunc venite adoremus.
In Gott Vater Biſchoff zu Maintz
Erhoben hat diß Sacrament
In neun Particuln aus dem Born,
Da ſonſt alle Waſſer waren gefrohrn.

388) Von dem Bier zu Erfurt und andern im deutſchen Reich.[1])

In der Stadt Erfurt iſt dereinſt ein Bier gebraut worden, welches in ganz Thüringen berühmt geweſen iſt, alſo daß Herr Johann Philipp Eyfel am 17. (27.) Mai des Jahres 1689 eine öffentliche Dissertatio circularis medica de cerevisia Erfurtensi gehalten, ſo auch im Druck erſchienen iſt. Einen beſondern Namen hat es jedoch nicht gehabt und iſt ſpäterhin von einem andern leichtern verdrängt worden. Doch hat man dort auch den Breyhan gebraut, ein aus Gerſte gemachtes Getränk, ſo ſeinen Namen von Conrad Breyhan hatte, der es zu Stöcken, einem bei Hannover gelegenen Dorfe, im Jahre 1526 erfand. Von dieſem Biere giebt es einen Spruch, der ſo lautet:

Grandia si summo fierent convivia coelo
Breyhanam superis Jupiter ipse daret.
(Wenn im hohen Himmel einſt ein Gaſtmahl veranſtaltet würde, würde Jupiter ſelbſt den Göttern Breyhan vorſetzen.)

Ueberhaupt hatten die Biere in Deutſchland damals merkwürdige Namen. So hieß das Bier, welches zu Goslar gebraut ward, Goſe; das zu Taſſel: der Hund; das zu Wettin: Keuterling; das zu Königslutter: Duckſtein; das zu Eckernförde in Holſtein: Quackſteis oder Cacabella; das zu Wismar: Kniefenack; das zu Ratzeburg: Rumpsheis; das zu Teſchen in Oberſchleſien: Mazerz; das zu Oppau: Merz; das Stadtbier zu Leipzig: Raſirum; das zu Zadeck in Böhmen: Samecke; das zu Gardelegen: Garlei; das zu Tecklen-

[1]) S. Falkenſtein S. 1072.

burg in Weſtphalen: Grieſing; das zu Osnabrück: Buße; das zu Münſter: Kolth; das zu Braunſchweig: Mume; bei Jena wurde in einem Dorfe ein Bier gebraut, welches Mord und Todtſchlag genannt wurde, und zu Breslau verkaufte man ein Bier, welches Schöpffs oder Schöps heißt, worauf man folgende zwei Sprüche gemacht hat:

O Schoeps, Schoeps, te libenter bibit omnis plebs,
(O Schöps, Schöps, es trinkt dich gern aller Plebs)
und
Schoeps caput ascendit, nec scalis indiget ullis,
Cespitat in stirnis, mirabilis intus in hirnis.[1])
(Der Schöps ſteigt zu Kopf und braucht keine Leiter, er ſitzt in der Stirne und wunderbar auch im Gehirne.)

389) Der Wolfram zu Erfurt.[2])

Im Dome zu Erfurt ſteht mitten im Chore ein Mann in Knabengröße von gegoſſenem Meſſing. Er ſtellt einen Prieſter vor, der ſeine Arme ausbreitet. In jeder Hand trägt er einen Leuchter und eine Spitze aus ſeinem Stecken dient ebenfalls, ein Licht darauf zu ſtecken. Man nennt ihn gewöhnlich den Wolfram, denn in ſeinem Gürtel iſt der Länge nach folgende Inſchrift eingegraben: „Wolframus Hilderich. ora pro nobis sanctae Dei genitrix, ut Dignus efficiatur gratiae Dei“ (Wolfram Hilderich. Bitte für uns, heilige Mutter Gottes, auf daß er der Gnade Gottes würdig werde). Aus dieſer Inſchrift läßt ſich muthmaßen, daß dieſer Kandelaber von irgend Jemandem hierher verehrt wurde, Vergebung ſeiner Sünden zu erlangen, wegen welcher er vermuthlich in Bann gethan worden war. Wahrſcheinlich ſoll dies die Stellung des Mannes mit den Lichtern in der Hand anzeigen, denn es war gewöhnlich, daß Büßende im langen Kittel mit einer Kerze in der Hand vor die Kirchthüren traten und die eingehenden Chriſten bitten mußten, für ſie zu beten. Das Volk erzählt ſich auch hierüber folgende Sage.

Ein junger Patricier, Namens Wolfram, beging ein großes Verbrechen, das gegen die Kirchenzucht verſtieß und ſogar nach Rom berichtet ward, wo der Papſt folgendes Urtheil über den Sündigen ſprach: Es ſolle Wolfram ein ganzes Jahr lang täglich in jeder Hand einen Leuchter mit brennender Kerze haltend dem Hochaltar gegenüber treten, ſo lange die Meſſe daure. Zwar unterzog ſich der Patricier dieſer harten Buße, allein die Schmach einer täglichen Kirchenſtrafe und die Laſt der Leuchter drückten ihn zu Boden, er wurde ſo ſchwach, daß er ſich nicht mehr aufrecht erhalten konnte. So wurde er denn ſeiner Buße entlaſſen, er mußte aber dies metallene Bild anfertigen laſſen und hat dann ſeine Tage als Mönch in einem ſtrengen Büßerorden beſchloſſen.

390) Das Crucifix im Dom zu Erfurt.

Im Dom zu Erfurt befindet ſich ein koloſſales Gemälde auf der Wandfläche, der Kanzel gegenüber, den großen Chriſtoph darſtellend, gleich neben

[1]) Dies ſind ſogenannte macaroniſche Verſe.
[2]) Nach Bechſtein, Thüring. Sagenbuch. Wien und Leipzig 1858. Bd. II. S. 314.

demselben aber ein großes ebenfalls kolossales Crucifix, das wider die Gewohnheit der Vesperbilder bekleidet ist. Es rührt aus jener Zeit her, wo man es für unanständig hielt, den Heiland nackend in den Kirchen darzustellen. Nach der Volkssage ist es aber gar kein Christusbild, sondern vielmehr die heilige Wilgefortis, die nach der Legende einen heidnischen Mann nehmen sollte und von ihrem eigenen Vater gekreuzigt ward, weil ihr Gott auf ihr inständiges Bitten in einer Nacht einen Bart wachsen ließ. Ob er sie im Uebrigen auch in einen Mann verwandelt hat, davon sagt die Legende nichts.

391) Die weißen Frauen zu Erfurt.

In der Stadt Erfurt steht auf dem Anger der Post gegenüber das Ursulinerkloster, welches auch das Weißfrauen- und dann das französische Kloster hieß. Die Bewohnerinnen des Klosters, die sogenannten weißen Frauen, waren dem Orden der weißen Büßenden zugethan, waren sehr arm, nährten sich aber durch nur ihnen bekannte Geheimmittel, Wahrsagen und Zaubern. Wollte eine Frau wissen, ob der Liebhaber getreu, ob eine einzugehende Heirath gut oder schlecht ausschlagen werde, holte man sich bei ihnen Raths. Wenn man bestohlen war, so vermochte man sie gegen eine bestimmte Summe dem unbekannten Dieb ein Auge auszuschlagen ꝛc. Im Jahre 1660 starben sie ab und das Kloster ward den französischen Ursulinerinnen übergeben.

392) Doctor Faust zu Erfurt.

Der berühmte Doctor Faust hat sich dereinst auch zu Erfurt aufgehalten. Er wohnte in der Michelsgasse neben dem großen Collegium und las als ein gelehrter Professor mit Erlaubniß des academischen Senats im großen Hörsaale des Collegiumsgebäudes über griechische Dichter, namentlich erklärte er seinen Zuhörern, den Studenten, den Homer und beschrieb ihnen die Heldengestalten der Ilias und Odyssee so lebendig, daß dieselben den Wunsch aussprachen, dieselben mit eigenen Augen zu schauen. Dies that er auch, er zauberte sie aus der Unterwelt herauf, als sie aber den gewaltigen Riesen Polyphem erblickten, da wandelte Alle Grausen an und sie wollten nichts mehr von ihm hören noch sehen.

Durch das engste Gäßchen Erfurts fuhr er mit einem zweispännigen Fuder Heu, wodurch dieses Gäßchen für alle Zeiten den Namen: „Doctor Faust's Gäßchen" führt. Einst kam er auf einem Pferde geritten, das fort und fort fraß und nicht zu sättigen war; ein anderes Mal zapfte er allerhand Weine aus einem hölzernen Tische oder gaukelte den trunkenen Zechgesellen Trauben vor, die sie abschneiden wollten, als er aber das Blendwerk schwinden ließ, da hatte einer des andern Nase statt der Weintraube in den Fingern. Ein Haus in der Schöffergasse soll oben im Dache immer noch eine Oeffnung haben, die nie mit Ziegeln zugelegt werden kann, weil Faust durch dasselbe seine Mantelfahrten zu nehmen pflegte. Einen herrlichen Wintergarten soll er nebst kostbarer Bewirthung zahlreicher vornehmer Gäste hergerichtet haben und so zu großem Rufe gelangt sein. Bald sprach in ganz Erfurt Niemand von etwas Anderem als vom Doctor Faust, und es entstand die Furcht, es möchten allzuviele Menschen sich durch ihn zu Teufelskünsten verleiten lassen. Es ward also ein gelehrter Mönch, Dr. Klinge genannt,

zu ihm geschickt, der sollte ihn bekehren. Faust aber wollte nicht bekehrt sein und auf das Anerbieten des Mönchs, ihn durch Messelesen und Gebet vom Teufel loszureißen, hat Doctor Faust erwidert: „Nein, mein guter Doctor Klinge, es würde mir sehr unrühmlich sein, meinen mit meinem Blute geschriebenen Vertrag zu brechen, das wäre nicht redlich. Der Teufel hat mir ehrlich gehalten, was er mir zugesagt, so will ich ihm auch mein Wort halten." „Ei, so fahre hin zum Teufel, Du verfluchter Teufelsbraten und Teufelsbündner!" schrie da zornig der Mönch, „fahre hin in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!" und der Mönch rannte fort zum Rector Magnificus und zeigte ihm an, wie Dr. Faustus ein ganz unverbesserlicher Sünder sei. Da wurde er aus der Stadt Erfurt gewiesen und seitdem soll nie daselbst wieder ein Hexenmeister aufgekommen sein.

393) Der Walperzug zu Erfurt. [1])

Der Walper- oder Walpurgiszug zu Erfurt war ehedem ein großes Fest, welches drei Tage dauerte und hauptsächlich in einem feierlichen Zuge mit Fahne nach der sogenannten Wegweide, einem Gehölze im fürstlich Mainzschen Gebiete, bestand. Die Bürger hatten das Recht, am Tage Walpurgis daselbst vier Eichen zu fällen, ihren vier Rathsmeistern zu Ehren. Die Ursache des Zuges war folgende.

Es lag auf der Kuhweide ein festes Schloß, wo sich Räuber aufhielten. Nun war ein Fleischer aus der Stadt verwiesen, der kam von ohngefähr im Felde zu ihnen, den nahmen sie als Koch mit sich in das Schloß, wohin sie durch verborgene Wege unter der Erde kamen. Da nun nach einiger Zeit die Räuber ihrer Gewohnheit nach auf weißen Pferden ausgeritten waren und den Schlüssel einer alten Frau anvertraut hatten, so bat er dieselbe, daß sie ihn nur auf eine kleine Zeit wolle spazieren gehen lassen. Nachdem er die Erlaubniß erhielt, lief er in Eile der Stadt zu, verlangte, daß vom Rathe Jemand heraus zu ihm geschickt werden möchte, dem wolle er eine große Heimlichkeit offenbaren, und als Einige zu ihm kamen, so versprach er, wenn sie ihn als einen ehrlichen Bürger wieder aufnehmen wollten, so wolle er ihnen dann das Schloß ohne Mühe in die Hände liefern. Als sie ihm dies versprachen, so sagte er ferner, wie sie zu einer gewissen Stunde, die er ihnen schon offenbaren wolle, wenn die Räuber auf Beute ausgeritten wären, auf weißen Pferden vor das Schloß geritten kommen möchten, damit die andern dächten, ihre Kameraden kämen wieder zurück, dann wolle er sich des Schlüssels bemächtigen und ihnen das Thor aufmachen. Dieses verlief Alles genau so, wie ausgemacht war, die Räuber wurden gefangen genommen und als am andern Tage die Weggerittenen auch wieder kamen, welche von dem, was geschehen war, nichts wußten, also ganz unbesorgt zum Schlosse hinaufritten, so wurden auch diese alsbald gefangen und ihnen ihr Recht angethan, das Schloß aber gänzlich zerstört.

Nach einer andern Erzählung wäre jenes Schloß die Burg Dienstberg gewesen und hätten sie die Erfurter am 15. Mai des Jahres 1289, angeführt vom Kaiser Rudolph selbst, zerstört; es habe aber die Edelfrau darin

[1]) Nach Falkenstein S. 184 ꝛc.

ihre zwei jungen Söhne mit allem ihren Geſchmeide behangen, ſei herausgekommen und habe dem Kaiſer einen Fußfall gethan und um ihrer Kinder Leben gebeten. Dies ſei ihr auch gewährt und ſie auf Pferden nach Erfurt gebracht worden. Bei dieſer Eroberung habe man ein Lied gemacht: „Eichen ohne Gerten (eichene Prügel haben ſie gehauen und Gerten davon gemacht, mit welchen ſie die Räuber todtſchlugen), wir kamen vor ein Thälelein, Thälelein, rothe Roſen Blätterlein (ſie kamen vor ein Thal, da ſtunden rothe Röschen), ſteht ſtill, ſteht ſtill auf dieſer Stadt, wollen wir aber ſingen, gebt was ihr habt, Prügel her.“ Das ſangen die Jungen zu Erfurt noch im vorigen Jahrhundert am St. Johannisabend. Darum pflegte man bei dem zum Gedächtniß an die Begebenheit geſtifteten Walperzuge zwei Knaben mit güldenen Ketten und Geſchmeiden aufzuputzen und ſie zu Pferde mit in die Stadt einzuführen. Weil aber die Erfurter Bürger vor jener Fehde auf die Wegeweide in jenes Schloß Dienſtberg zu Biere zu gehen pflegten, wie ſie ſpäter dann nach Taberſtadt gingen, wurden bei jenem Zuge ſtets zwei Krüge voll Bier mit in die Wegeweide getragen.

394) Die Sterbeluſt und das Seelenbad zu Erfurt. [1])

Im Jahre 1348 herrſchte zu Erfurt eine ſchlimme Peſt, wo die Jugend unter Lachen und Händeklatſchen ſtarb. Ein Mägdlein von 12 Jahren, das mit dem Tode rang, ſah ſtets lachend gen Himmel und klatſchte vor Freuden in die Hände, und als es von ſeinen Eltern befragt wurde, warum es ſich ſo freudig bezeige, antwortete es: „Ei, ſehet Ihr nicht den Himmel offen ſtehen und ſo viele ſchöne unzählbare Lichter hinauffahren?“ Da man weiter fragte, was dies denn für Lichter wären, ſagte es: „Es ſind die Seelen der ſelig Sterbenden. Und damit Ihr ſehet, daß ich wahr rede, ſo werde ich dieſe Nacht ſterben, meine liebe Mutter wird mir in drei Tagen folgen und noch andere Perſonen“, denen ſie ihre Sterbenszeit benannte. Es hat aber ſeit der Sündfluth der Tod nicht ärger gewüthet, denn es waren drei Plagen zuſammen: Rothe Ruhr, Peſt und wüthendes Fieber, ſo die Lebendigen und Todten bis auf die Gebeine verzehrten. In drei Jahren ſtarben aus dem Barfüßerorden allein 124,434 Brüder. In Erfurt wurden allein in eilf Gräber unter dem Rothenberge, weil alle Kirchhöfe voll waren, 12,000 Menſchen begraben. Da wurde dann ein ſogenanntes Seelenbad gehalten. Es ſtanden drei Würztröge vor der Badeſtube hinter dem Berge beim Juriſtencollegium, die wurden voll Wein gegoſſen und Semmeln hineingebrockt. Wenn nun das Seelenbad angehen ſollte, da kam der Bierrufer hinter dem Berge hervor auf den Markt und rief das Seelenbad alſo aus: „Ein Seelenbad, ein gutes Bad, haben unſere Domherren zuerſt aufgethan, hinter unſerer Lieben Frauen Berge, wer baden will, ſoll gar nichts geben.“ Da kam denn das Volk zu Hunderten und Tauſenden mit Gefäßen und die Geiſtlichen hatten eine Kelle, wo faſt ein Nöſel hineinging, da gaben ſie denn einem Jeden eine Kelle voll in ſein Gefäß.

[1]) Nach Falkenſtein S. 226.

395) Die Geißler zu Erfurt. [1])

Um dieselbe Zeit, also im Jahre 1349, kamen auch die Geißler, Kreuzbrüder oder Flagellanten nach Thüringen. Wenn sie geißelten, sangen sie:

Nun tretet her, wer büßen will,
Lucifer ist ein bös Gesell,
Hui, haltet auf Eure Hände,
Daß Gott dies Sterben von Euch wende.

In die Stadt wurden sie nicht gelassen; es kamen ihrer aber bei 3000 zu Ilversgehofen an. Sie gingen bei Paaren, der vorderste trug eine Fahne, und sie waren alle bis an die Lenden nackend, hatten leinene Schürzen vor, so bis auf die Schenkel gingen, und weiße Hüte, mit weißen Kreuzen hinten und vorn, auf den Köpfen. Sie hieben und peitschten sich knieend mit drei Riemen, darin Knoten mit eisernen Nägeln geflochten waren, zweimal des Tages und einmal des Nachts. Ihre Gesellschaft bestand aus Männern, Weibern und Kindern, die lauter Idioten und ungelehrte Leute waren. Sie nahmen aber kein Geld, sondern allein essende Waare, was man ihnen gab. Wenn sie in eine Kirche kamen, schrieen sie so heftig, daß Priester und Alles still schweigen mußte. Aus dieser Secte war einer, der hieß Constantinus, und gab sich für Gottes Sohn aus. Er wurde auf dem großen Markt zu Erfurt verbrannt. Er sagte zwar, er wolle nach drei Tagen wieder auferstehen, er ist aber weder Simoni noch einem Andern erschienen.

396) Das Kreuz mit dem Reiter und der Jungfrau zu Erfurt. [2])

Im Jahre 1388 entführte ein Reiter, der zu Rembde am Hofe bei dem Grafen von Gleichen diente, eine Jungfrau, die er liebte, aus dem Hofstaate der Gräfin und setzte sie hinter sich auf's Pferd und kam mit ihr Abends zehn Uhr vor das Löber Thor in Erfurt. Weil er aber nicht eingelassen ward, so ritt er vor's Siechenhaus, wo die Aussätzigen wohnten. Dort ward er aufgenommen, er band das Pferd an einen Zaun und ging mit seiner Liebsten in die Stube. Die Siechen aber, als sie sahen, daß dieses Weib sehr schön war, erwürgten den Reiter und schändeten nachher die Jungfrau zu Tode und scharrten beide ein. Es jagten aber etliche von Rembde des folgenden Tags dem Reiter nach, kamen nach Erfurt und fragten am Thor nach Beiden. Der Thorwärter antwortete, es sei wohl einer gekommen, aber allzuspät, und darum sei er nicht eingelassen worden. Hierauf ritten sie vor's Siechenhaus, fragten gleichfalls nach, wurden aber abgewiesen und sagten, sie hätten Niemanden gesehen. Indem diese noch mit ihnen redeten, fing das Pferd vor Hunger an zu schreien, weil es noch am Zaune angebunden war. Als die Verfolger dies hörten und das Pferd sahen, drangen sie in's Haus und ließen keinen heraus. Sie schickten auch alsobald an den Magistrat in die Stadt, welcher auch Einige abordnete, so die Siechen examiniren mußten, wobei die böse That alsbald entdeckt ward. Darauf ließen die Reiter den erschlagenen Reiter nebst seiner Liebsten bei St. Thomas

[1]) Nach Falkenstein S. 228.
[2]) Nach Falkenstein S. 276.

begraben, das Siechenhaus aber mit Holz belegen und es nebst den Siechen, welche an dieser gottlosen That schuld waren, mit Feuer verbrennen und an dessen Stelle ein Kreuz aufrichten, an dessen einer Seite ein Reiter, auf der andern aber eine knieende Jungfrau zu sehen war.

397) Ein Student läuft vom Galgen davon. [1])

Im Jahre 1514 ist zu Erfurt ein Student gefangen eingebracht worden, der zu Griffstedt einen Kelch aus der Kirche gestohlen hatte: es ist ihm das Urtheil gesprochen worden, er solle geradbrecht werden. Wie er nun hinaus auf den Rabenstein gebracht ward und der Scharfrichter keinen Knecht bei sich hatte, er ihm aber den anhabenden blauen Rock ausziehen wollte und daher die Hände desselben auflösen mußte, bediente sich der arme Sünder dieser Gelegenheit und wollte sich vom Scharfrichter losmachen. Indem sie nun mit einander rangen, fielen sie beide vom Rabenstein herab. Da nun der Scharfrichter dem armen Schelm die Hände binden wollte, aber keinen Strick hatte, und Niemand ihm einen zulangen wollte, nahm er seinen Gürtel, daran ein Beutel hing, in welchem er die drei Gülden hatte, die er an dem armen Menschen verdienen wollte, und band ihn damit an die Leiter, stieg hierauf auf den Rabenstein, um mehr Stricke zu holen. Da erhob sich ein großes Getöse unter dem Volk und die anwesenden Studenten nahmen ihn mit der Leiter, machten ihn los, führten ihn davon und nahmen also das Geld sammt dem Beutel mit, und der Student entging auf solche Weise seiner Strafe.

398) Hexen zu Erfurt. [2])

Am Osterabend des Jahres 1549 führte man zu Erfurt ein junges Frauenzimmer und einen Studenten ein, welchen Letztern erstere auf einem Bocke hatte zu sich holen lassen. Ein gleiches geschah mit einem Notarius, der auch in diesen Handel mit verwickelt war. Der Student kam los, die Magd aber und der Notarius wurden am Freitag nach Cantate an zwei Säulen gebunden und lebendig verbrannt. Desgleichen ward im nächsten Jahre 1550 am Freitag nach Quasimodogeniti Dorothea Zimmermann um der Zauberei willen verbrannt, weil sie bekannte, sie habe mit dem Teufel gebuhlt.

399) Der zärtliche Wolf. [3])

Im Jahre 1555 trieb sich im Sommer etliche Wochen lang ein Wolf im Weichbild von Erfurt herum, der lief den Leuten nach, umarmte, herzte und drückte sie, namentlich die Weibsversonen, that ihnen aber sonst kein Leid an und biß Niemand. Wenn er aber so eine oder die andere umschlungen hielt und den Rachen aufriß, der von ungeheurer Größe war, erschracken sie so, daß sie fast den Tod davon hatten.

---

[1]) Nach Falkenstein S. 508.
[2]) Nach Falkenstein S. 628.
[3]) Nach Falkenstein S. 629.

400) Todesanzeichen zu Erfurt.[1])

Ehe zu Erfurt am 29. December 1680 des Nachts um 12 Uhr jener wunderbare Kometstern, der übrigens in ganz Europa beobachtet ward und als ein langer Stern mit zwei Flügeln, wie ein feuriges Kreuz anzusehen, erblickt ward, ließ sich auf dem Rathhause ein schwarzer Mann in Trauerkleidern und am 27. December zwei leidtragende Frauen auf dem Walle sehen.

401) Der wunderbare Juwelenladen zu Erfurt.[2])

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war im Dorfe Mühlberg bei Erfurt ein gewisser Quehl geistlicher Inspector. Derselbe hatte eine Ehefrau, die in ihrer Jugend zu Erfurt in dem Hause eines sogenannten Viereigen erzogen ward. Dieselbe ging eines Nachts um 11 Uhr in den Keller. Als sie in denselben kommt, wird sie mit Erstaunen gewahr, daß darin eine kleine Bude aufgebaut und mit den kostbarsten Juwelen, auch allerhand Gold- und Silberwerk ausgeziert steht. Vor selbiger hat sich eine Weibsperson geschäftig gezeigt und solche Kostbarkeiten ordentlich ausgelegt. Dann ist selbige auf sie losgekommen und hat sie umarmen wollen und dabei verschiedenes Geschmeide in den Händen gehabt. Man kann sich leicht denken, daß die nachherige Frau Inspectorin hierüber gewaltig erschrocken ist. Daher hat sie sich, als sie der Geist anfassen wollte, mit einem lauten Geschrei dergestalt zurückgebogen, daß ihr das Halstuch, so sie getragen, vom Halse gefallen. Sobald sie aber den lauten Schrei gethan, ist Alles verschwunden und sie hat sich in aller Eile aus dem Keller geflüchtet, auch das Halstuch im Stich gelassen. Des andern Tages, als sie wieder in den Keller kommt, findet sie ihr Halstuch noch auf der Erde liegen, und als sie solches aufhebt, findet sie darunter eine vortreffliche goldene Panzerkette. Sie hebt solche auf und hat dieselbe die ganze Zeit ihres Lebens behalten und aufbewahrt, auch diese Geschichte vielen vornehmen und geringen Personen erzählt.

402) Ein Färbergesell wird von Langensalza nach Erfurt auf einem Bock entführt.[3])

Als der Frankfurter Doctor Bräuner in seiner Jugend i. J. 1672 sich des Studirens halber in Erfurt aufhielt, hat es sich begeben, daß eine Dienstmagd, welche bei einem Schreiner gedient, sich mit einem Färbergesellen in unziemende Bekanntschaft eingelassen und weil sie beisammen in einem Hause gedient, ihr leichtfertiges Wesen geraume Zeit ausgeübt. Als aber der Geselle ihrer überdrüssig geworden, ist er fortgereist und hat sich zu Langensalza bei einem Meister in Arbeit begeben. Es hat aber die Magd, ihren bösen Lüsten ein Genüge zu thun, am heil. Pfingsttage, während Alle im Hause, mit Ausnahme des Lehrjungen, in der Kirche gewesen, sich durch einen mit dem

[1]) Nach Falkenstein S. 1040.
[2]) Histor. Schauplatz sehr merkw. Geschichten und Schätze. Hannover 1747. S. 172.
[3]) Nach J. J. Bräuner, Physikal. Curiositäten. Frankfurt a. M. 1737. S. 58.

Satan gemachten Bund folgenden Mittels bedient und ihren Buhlen auf dem Bock holen lassen. Sie hat gewisse Kräuter bei dem Feuer kochen lassen und sobald solche zum Sieden gekommen, hat auch ihr Buhle zugegen sein müssen. Nun begab es sich aber, als das Töpfchen beim Feuer steht und brodelt, daß der Lehrjunge, nicht wissend, was darin ist, solches näher zum Feuer rückt und seine Leimpfanne an dessen Stelle setzt. Sobald aber solches Töpfchen nahe zu der Feuerhitze gekommen, hat sich etliche Male in solchem eine Stimme hören lassen, sagend: „Komm komm, Hensel, komm komm komm, Hensel, komm!" Indem aber der Bube seinen Leim rührt, fällt es hinter ihm nieder wie ein Sack, und als er sich umschaut, sieht er einen Mann im Hemde hinter sich liegen. Er hebt ein jämmerlich Geschrei an und die Magd kommt gelaufen, auch andere im Hause wohnende Leute, um zu sehen, warum der Bube so heftig geschrieen hat, und sie finden den guten Gesellen als einen vom tiefen Schlaf erwachten Menschen also im Hemde liegen. Derselbe hat sich aber unterdessen ermuntert und auf Befragen geantwortet, es sei ein großer schwarzer Bock, so ganz zornig anzusehen gewesen, zu ihm vor sein Bett gekommen, der habe ihn also geängstigt, daß er ihn alsbald auf seine Hörner gefaßt und zum großen Fenster mit ihm hinabgefahren, er wisse weiter nicht, wie ihm geschehen wäre, habe auch nichts Sonderliches empfunden und befinde sich anjetzo allhier auf einem so weiten Weg, denn gegen 8 Uhr habe er noch zu Langensalza im Bett gelegen und jetzt wäre es zu Erfurt kaum halb neun, er könne anders nicht glauben, als daß ihn die Katharine, neben welcher er vormals hier bei einem Meister gedienet, dieses Stücklein gemacht, indem sie ihm bei seiner Abreise gesagt, wenn er nicht bald wieder zu ihr komme, wolle sie ihn auf dem Bocke holen lassen. Nachdem nun aber diesem Gesellen ein Paar Hosen und Rock, sammt anderer Nothdurft geborgt worden sind, hat man indessen die Dienstmagd in Gewahrsam genommen, bis ihr Meister und seine Frau nach Hause gekommen, welche sie scharf examinirt und bedroht, so sie nicht die Wahrheit gutwillig sagen wolle, man sie der Obrigkeit als eine Hexe überantworten werde. Das Frauenzimmer aber hebt an herzlich zu weinen und bekennt, daß sie solches Kunststück zwar nicht gelernt, auch mit dem Teufel kein Bündniß gemacht, doch hätte sie ein altes Weib, welches sie auch namhaft gemacht, dazu beredet. Dieselbe habe ihr gelehrt, wenn sie die Kräuter, die ihr auch das alte Weib gegeben, sachte werde kochen lassen, so müsse alsobald ihr Buhle erscheinen, er sei so weit als er immer wolle. Obschon der Meister und seine Frau diese alte Vettel wohl kannten, auch sie oft in ihrem Hause hatten aus- und eingehen lassen, so hegten sie doch Bedenken, davon viel Wesens zu machen und entließen blos die Magd ihres Dienstes, den Färbergesellen aber ließen sie mit einer guten Vermahnung wieder seine Straße ziehen.

403) Das Rathhaus zu Erfurt.

Erfurt, jetzt nur die Hauptstadt eines Regierungsbezirks, war es sonst von ganz Thüringen und nicht nur im deutschen Reiche, sondern auch im Auslande berühmt wegen seiner Thürme und ihrer großen Glocke Maria Gloriosa, 270 oder 276 Ctr. schwer, ¼ Elle dick, 15 Ellen im Umfang

und $4\frac{1}{2}$ Elle hoch,[1]) die weithin durch die Gebirge und Ebenen des fruchtreichen Thüringens tönte. Nach und nach hat aber die Zeit auch hier zahlreiche Veränderungen hervorgebracht, nur der ehrwürdige alte Dom und das Rathhaus behaupteten ihren alten Standort und ihre alterthümliche Gestalt. Letzteres schützte die alte Rolandssäule, die vor ihm mit Schwert und Fahne stand, um anzudeuten, daß hier Gerechtigkeit Gericht halte, und zu zeigen, woher der Wind wehe. In neuerer Zeit sollte jedoch das Rathhaus durch ein neues ersetzt werden; nachdem die Mauern des alten niedergerissen und damit auch die alten Wappenschilder der Patricier, die eroberten Fahnen und Paniere, sowie die alte Armbrust, welche nur sechs Mann spannen konnten, verschwunden waren, da erzählte sich das Volk, in mondhellen Nächten erscheinen die Geister der alten Räthe im Schmuck ihrer Amtswürde, setzten sich auf die Bank um den alten Roland her, schüttelten die greisen Locken ohne einen Laut zu sagen, wenn aber vom Thurme die erste Stunde nach Mitternacht ertöne, lasse der Roland seine Fahne knarren und die Geister verschwinden.

404) Von der Stadt Erfurt Namen und Ursprung.[2])

Man sagt, die Stadt Erfurt sei ums Jahr 438 durch den König Merowig entstanden; derselbe habe auf dem Petersberge, worauf jetzt das Benedictinerkloster liegt, sein Schloß und über die Wagd, Wagen- oder Wegweide (ein Wald) eine Burg gebaut und solche Merwigsburg genannt; dieselbe sei zwar zerstört worden, allein das danebenliegende Dorf heiße davon noch jetzt Möbigsburg. Hier habe der König beständig residirt und Hof gehalten, auch den einfallenden Völkern Widerstand geleistet. Es sei nun hier eine Ueberfahrt über den Fluß Gera gewesen, die Gerafuhrt geheißen, daraus habe man, als sich hier auf dieser fruchtbaren Aue Leute angesiedelt und drei Dörfer gebaut, Schidereda, am Fuße des Petersberges gegen Norden in der Nähe des jetzigen Andreasthors und der Andreaskirche, Schmidtstedt gegen Morgen, woher noch jetzt das Schmidtstedter Thor seinen Namen hat, und das schon genannte Merwigsburg, die dann vereinigt worden seien, den Namen Gerafurt und mit Weglassung des G Erfurt gemacht. Eine andere Sage aber berichtet, es leite seinen Namen von einem Müller Erpes oder Erff, der sich bei der Pfortmühle ansetzte, oder von einem Grafen Erpo oder Irpes her. Dieser Müller Erff habe nämlich die Reisenden in Ermangelung einer Brücke in einem Kahne über die Gera gefahren, daher hiervon der Name Erpesfuhrt, Erffsfuhrt oder Erfurt gekommen. Jener Müller habe oben auf dem sogenannten Brühl gewohnt, einem Ort, der seinen Namen von dem Rauschen des Wassers oder von dem Brüllen der Hirsche habe.

[1]) Sie ward am Abend St. Kiliani 1497 durch Meister Gerhard Juon von Kempen nebst den zwei andern Glocken, Wolf und die Osanna, die auf den Thürmen zu St. Marien hängen, gegossen. Auf ihr ist folgende Schrift eingegossen:

Laudo patronos, cano Gloriosa
Fulgur arceo et Daemones malignos
Sacra templis a populo sonanda carmine pulso.
Gerhardus Juon de Cempis me fecit Anno Dom. 1497.

Die andere obengenannte Glocke heißt eigentlich Maria Clara Susanna. Auf ihr steht folgender Reim: „Die große Susanna treibt die Teufel von danna."

[2]) S. Falkenstein S. 1 ꝛc.

Von dieſer Stadt hat Abraham Sauer (Parvum theatrum urbium, Frankfurt a. M. 1593 in 8. S. 125) folgende Reime gemacht:

Erffurth, die Stadt im Thüringer Landt
Mitten gelegen, iſt wol bekandt,
Sie iſt ein weidlich berühmbte Stadt,
Thüring ihres gleichen gar nit hat.
Dieſe Stadt trägt ein Kraut, iſt Weid genannt,
Damit man ferbt durch gantz Deutſchlandt,
Hat Frucht gnug, vor Vihe groß vnd klein
Viel Weidt, hie vnd wider in gemein.
Darumb heißens etlich Erdfrücht wol,
Wegen Erdt vnd Frucht ſo da ſeyn ſoll.
Etliche, ſo von vielem Vich ſagen,
Thut der Name Herdfurt beſſe behagen.
Etlich nennens Hercini Ford,
Vom Wald Hercinia gelegen dort.
Etlich wölln, es ſei geweſen
Daſelbſt ein Mölr, man thut leſen
Hab Erff geheißen, beim Waſſer Gera
Ein Furth gehabt, haec sunt vera;
Derſelb hab die Leut hinüber gführt,
Die Stadt zu bawen erſt angerürt,
Daher denn auch den Namen hat
Erffurth von Erff vnd Furth dieſe Stadt
Zur Zeit deß Keyſers Arcadii ꝛc.
König Merwig hat Anno Chriſti,
Vierhundert dreißig acht, auffs new
Sie ergrößt, vnd wol ſonder rew
Regieret, das noch heut zu Tag
Gantz Düring vnd Heſſe jhm danken mag,
Nach Tauſend ſechs vnd ſechtzig Jahr
Iſt Erffurth erſt bemauert gar,
Sie hat eine hohe Schul gewonnen,
Viel ſchaden durch Fewr vnd Krieg bkommen,
Gleichwohl ſtätts ſich wieder auffgericht,
Wie man ſie jetzt gantz herrlich ſicht.
Ein Stadt, die Recht vnd Gerechtigkeit
Liebet, auch Trew vnd Wahrheit
Vbet, zu der gut Policey
Helt, Gott bewahr hinführo frey
Dieſe Stadt vor Unglück und Leidt,
Das wünſcht Abraham Sawr allzeit.

405) Das St. Marcusbrod zu Erfurt.[1])

Zu Erfurt iſt es Sitte, daß die Bäcker daſelbſt jährlich am St. Marcustage gar kleine Brödlein backen und verkaufen. Dies geſchieht zum Andenken, daß Anno 1438 in Thüringen eine ſo große Hungersnoth und Theuerung geweſen, daß man damals ſolches Brod um 3 Pfennige kaufen müſſen und es oft doch nicht bekommen konnte. Es ſtarben in Folge davon in dieſem Jahre viele Menſchen Hungers; 1439 aber trat eine Seuche auf, wer dieſe bekam, der mußte drei Tage lang ſchlafen, wenn er aber aufwachte, rang er ſchon mit dem Tode.

406) Der Schatz unter der Dionyſiuskirche.[2])

Unter der auf der Stelle der alten Merwigsburg ſpäter erbauten Dionyſiuskirche ſoll ein großer Schatz verborgen liegen, über welchen aber die böſen Geiſter Macht und Gewalt haben. Einſt hatten ſich drei Männer, ein Schmied, ein Schneider und ein Hirte oder Schäfer, vorgenommen, denſelben zu heben, allein die böſen Geiſter haben ihnen die Hälfte umgedreht und es ſind zum Andenken daran oben am Sims der Kirche ihre Häupter nebſt einem Hufeiſen, Scheere und Schäferſtock eingehauen worden. Freilich ſagen Andere, jene drei Männer ſeien wohlthätige Perſonen geweſen, die bei dem

[1]) Nach Berckenmeyer, Curieſer neuerm. Antiquarius S. 665.
[2]) S. Falkenſtein S. 3.

Kirchenbau mitgeholfen und deren Gewerbe man mit jenen Emblemen habe versinnlichen wollen.

407) Wie der Galgen zu Erfurt auf den Stollberg gekommen.[1]

Früher ist der Galgen in der Stadt Erfurt selbst gewesen, allein um's Jahr 1120 haben sich die Bürger ausgebeten, denselben soweit schaffen zu dürfen, als sie mit einem Pfeile von der langen Armbrust vom langen Stege aus schießen würden. Das ist ihnen auch gewährt worden und sie haben bis auf den Stollberg getroffen, der Pfeil aber ist zum ewigen Gedächtniß auf dem Rathhause aufgehängt worden.

408) Das Sibyllenthürmchen.[2]

Ganz nahe an der Fahrstraße, die von Erfurt nach Gotha führt, und dicht unter der alten Feste Cyriaksburg steht ein sehr alter, ziemlich großer Bildstock in Form eines gothischen Thürmchens. Bildliche Figuren in Stein aus dem Leben Jesu schmücken dieses alte Denkmal, welches im Jahre 1716 durch den damaligen Erzbischof von Mainz, Lothar Franz, erneuert ward. Manche haben behauptet, an dieser Stelle, wo jetzt das Thürmchen sei, habe vor Zeiten eine Sibylle oder Alrune gewohnt und geweissagt, davon komme der Name her, Andere aber erzählen, das Denkmal solle den Ort bezeichnen, wo die erste Christenkirche dieser Gegend gestanden. Es giebt aber noch eine dritte Sage, welche zugleich die daneben stehenden drei Steinkreuze erklärt.

Es hat eine Gräfin von Kefernburg, Namens Sibylla, einen jungen mannhaften Ritter zum Bräutigam gehabt und selbigen am Vorabend ihrer Hochzeit mit großer Sehnsucht erwartet. Allein der Geliebte kam nicht, denn er war auf der Reise zu ihr nebst zwei Edelknappen von einer Schaar Räuber an jener Stelle unter der Cyriaksburg, wo damals ein Nonnenkloster stand, überfallen und erschlagen worden. Dort wurden alle drei begraben, die unglückliche Braut ließ aber auf jedes Grab ein Steinkreuz setzen und jenes Denkmal, zu dem sich später eine förmliche Wallfahrt erhob, errichten, sie selbst trat aber in das Nonnenkloster St. Cyriaci auf dem Berge ein, um für das Heil der Seele des Ermordeten zu beten. Jeden Tag kam sie von hier zu dem Bildstock herab und betete daselbst, bis der Tod ihrem frommen Gelübde ein Ziel setzte.

409) Voll Maß, voll Maß![3]

Zwischen Arnstadt und Erfurt liegt das sogenannte Walperholz und der Walperberg, die ihren Namen von einem der heil. Walpurgis geweihten Kloster, welches zuerst auf der nahen Wachsenburg stand und den langgedehnten Bergrücken über dem rechten Ufer der Gera dem Ritterstein gegenüber bis über das Dorf Siegelbach krönte, haben sollen. Seitwärts dem Walperholze auf einer aussichtreichen Höhe an der Stelle, wo man es „an den hohen Buchen" nennt, ist ein Ort, wo die sogenannte Jagdbuche steht und nie ein Grashalm wächst. Diese soll von dem Wandeln eines dorthin

[1] Nach Falkenstein S. 42.
[2] Nach Bechstein, Thüringer Sagenbuch, Bd. II. S. 313 ꝛc.
[3] Nach Bechstein Bd. II. S. 300.

gebannten Geiſtes, der Frau Holla herrühren. Dies war eine Bierzapferin zu Arnſtadt, welche die Kunden durch ſchlechtes Maß betrog und nach ihrem Tode von einem Hullenpöpelsträger dort auf jene einſame Waldſtelle getragen und feſtgebannt ward. Dort wandelt ſie nun zeitweilig um die Jagdbuche, an die ſie gebannt iſt und ruft wehklagend und warnend: „Voll Maß, voll Maß!“

410) Die Magdalenenkapelle zu Erfurt. [1])

Vor langer Zeit lebte zu Erfurt ein Leinweber, der eine ebenſo ſchöne als fromme Tochter hatte, die, während Andere ihres Gleichen Sonntags ſpazieren oder zum Tanze gingen, zu Hauſe ſaß und ſpann. Was ſie an dieſen dem Dienſt des Herrn geweihten Tagen aber durch den Fleiß ihrer Hände erübrigte, das legte ſie in ein Sparbüchslein und verwendete es lediglich zu Almoſen. Natürlich fehlte es ihr dann nicht an Lob und Ruhm von Seiten der armen Leute, denen ihr Fleiß zu Gute kam, und ſo kam es auch, daß viele den beſten Familien der Stadt angehörige Jünglinge das ſchöne Mädchen zu ſehen wünſchten, von dem ſo viel geſprochen ward. Dabei blieb es auch nicht. Viele warben um ihre Hand, allein ſie hatte ſich einen himmliſchen Bräutigam erkoren und hielt es für beſſer, der Jungfrau Maria ihr Leben zu weihen. Da begab es ſich, daß in der Stadt Erfurt eine ſchwere Theuerung ausbrach und daß Mancher Andere um Brod anſprechen mußte, der früher ſelbſt den Armen gegeben hatte. Der Bettler wurden an jedem Tage mehr und der Leinweber ſelbſt ſah ſeinen eigenen Broderwerb auch geſchmälert, denn man kaufte nur das Allernöthigſte, und ſo ward er genöthigt, ſelbſt zu den Sparpfennigen ſeiner frommen Tochter ſeine Zuflucht zu nehmen. Allein dieſe waren auch gewaltig zuſammengeſchmolzen, denn Lenchen, ſo hieß ſie, ließ Niemand vergebens bei ſich um eine Gabe anpochen und als die letzten Pfennige kaum noch den Boden ihrer Sparbüchſe bedeckten, da grämte ſie ſich und ſorgte, nicht etwa darüber, daß ſie nun möglicher Weiſe ſelbſt in die Lage kommen könne, zu hungern, ſondern darum, daß ſie nun genöthigt ſein werde, die Armen unbeſchenkt von ihrer Thüre weggehen zu ſehen. Da warf ſie ſich eines Nachts, wo ſie am Spinnrocken ſaß und weinend der Zukunft dachte, vor dem in ihrem Kämmerlein aufgehängten Marienbilde nieder und flehte, es möge der heil. Jungfrau gefallen, ſich ihrer anzunehmen und ihr die Mittel, Armen wohlzuthun, auch für die Zukunft gewähren. Und die Himmliſche erhörte ihr Gebet, ſie ſtieg von ſtrahlendem Licht umgeben aus dem Bilde herab zu ihr und reichte ihr eine Taſche von wunderbarem Gewebe und ſprach zu ihr: „Du treue Magd, thue hinfort, wie Du bis dieſe Stunde gethan, ſo wird Dir meine Hilfe in jedem Drangſal nahe ſein.“ Segnend legte ſie ihre Hände auf das Haupt der Jungfrau und verſchwand. Lenchen griff nunmehr in die Taſche und fand darin 3 Goldgülden, die ſie freudig in der Hand wog, indem ſie im Geiſte ſofort berechnete, wieviel Arme ſie damit ſattmachen könne. Kaum konnte ſie die Morgenſtunde erwarten, wo ſie zu dem Bäcker eilte und für einen dieſer Goldgülden Marcusbrode einkaufte, dann ſtellte ſie ſich unter die Hausthüre und jeden Armen, der vorüberging, den rief ſie an und reichte ihm, ſo lange ihr Vorrath dauerte,

[1]) Nach Ziehnert Bd. I. S. 272 ꝛc.

ein solches Brod, indem sie allen Dank mit den Worten abwies: „Die Gabe kommt nicht von mir, sondern von der heil. Jungfrau Maria, die hat sie Euch gespendet und mich hat sie gewürdigt, daß ich ihre Armenpflegerin sein darf. Betet zu ihr, so wird sie uns Allen fernerhin helfen in dieser trüben Zeit.“ Am andern Morgen wollte sie wieder Brod für die Armen einkaufen, griff also in die Tasche, um den zweiten Goldgülden herauszunehmen. Allein wie erstaunte sie, als sie auch den gestern ausgegebenen wieder darin fand. Da erschrack sie gar sehr, und weil sie irrig der Meinung war, sie habe aus Versehen bei dem Bäcker den schon bezahlten Goldgülden wieder eingesteckt, so eilte sie zu ihm, um ihn deshalb zu befragen. Allein derselbe lachte, wie sie nur so etwas denken könne, und zeigte ihr zu mehrerer Bekräftigung seiner Worte den gestern empfangenen Goldgülden. Da merkte sie wohl, wie es war und daß sie eine Tasche mit unerschöpflichem Inhalte erhalten habe. Jeden Morgen wiederholte sie nun ihren Gang zum Bäcker und ihre Brodaustheilung an die Armen, ging aber auch selbst in der Stadt herum in die Wohnungen der Kranken, die nicht zu ihr kommen konnten, und brachte ihnen Speise und Trank. Denn wie oft sie auch ihre Goldgülden ausgab: griff sie wieder in die Tasche, war auch die Zahl der drei wieder voll. Die Fragen aber ihrer Eltern, woher ihr dieser Reichthum gekommen, beschwichtigte sie damit, daß sie sagte, auf ihrem Gelde ruhe Gottes Segen und es werde nie weniger.

Unzählig waren die Armen, denen sie durch ihre Gaben das Leben erhielt, unzählig die Kranken, denen durch ihre Hilfe Genesung zu Theil ward. Darum ward auch die Schwelle ihres Vaterhauses nicht leer von Bittenden und in kurzer Zeit galt die Weberstochter in ganz Erfurt für eine halbe Heilige. Als nun die Hungersnoth vorüber war, da ward die Sehnsucht in der Jungfrau immer lebhafter, sich nur dem Dienste der heil. Jungfrau zu weihen. Sie nahm den Schleier in einem Nonnenkloster der Stadt und ward bald ein Vorbild der Frömmigkeit für ihre Schwestern. Nach einiger Zeit beschloß sie aus ihrer unerschöpflichen Tasche selbst ein Kloster zu bauen und so entstand das nach ihr benannte Magdalenenkloster, wo man noch lange die wunderbare Tasche aufbewahrte, bis dasselbe einst durch Feindeshand zerstört ward. Jetzt steht an seiner Stelle eine kleine Kirche, die Magdalenenkapelle, in welcher jährlich einmal Messe gehalten wird. Diese bewahrt den Namen der Jungfrau und ihre Frömmigkeit bis auf die spätesten Geschlechter.

411) Der Bruder Basilius Valentinus vom Petersberge zu Erfurt. [1])

Der berühmte Goldmacher Basilius Valentinus ist, ehe er nach Erfurt kam, erst im Kloster Walkenried am Harze gewesen und hat daselbst im Kreuzgange auf den Seiten der Kirche unter den Schwibbogen, wo sie auf die Mauer stoßen, statt eines Zierraths das ganze natürliche Geheimniß des Steins der Weisen in steinerne Figuren hauen und mit Bildern zieren lassen. Denselben philosophischen Prozeß mit symbolischen Figuren hat er auch auf die Fenster des St. Petrisklosters auf dem Petersberge zu Erfurt abmalen lassen und ist dieses Bild noch bei Uebergabe der Stadt an den Churfürsten Johann Philipp vorhanden gewesen. Manuscripte von ihm nebst einer

[1]) Nach J. Christ. Motschmann, Erfordia literata. III. Samml. S. II. S. 390 sq.

Schachtel mit goldgelbem Pulver haben ehedem unter einer Mauer des Kloster-refectoriums verborgen gelegen und das Recept selbst soll er an zwei verschiedenen Stellen daselbst vergraben haben. Als der Prälat Placidus Kesselmann im Jahre 1706 die Seite des Klosters gegen Abend zu zu bauen anfing, hatten die Arbeiter beim Einreißen der Mauer ein kleines Behältniß entdeckt, in welchem sie ein Gläschen, einen Finger lang und mit einer gewissen Materie angefüllt, fanden, aber aus Unachtsamkeit mit unter dem Schutte fortgeräumt. Was nun seine Handschriften anlangt, so sind die meisten derselben im 30jährigen Kriege auf Befehl der Königin Christine von Schweden aus der Klosterbibliothek weggenommen und nach Schweden geschickt worden, bis auf zwei, von denen das eine auf Befehl des Churfürsten Johann Philipp an den Churfürsten von Cöln, Maximilian Heinrich, ausgeliefert wurde, das andere ist aber von dem Prälaten Nicolaus de Gouverneur dem Pater Procurator des Karthäuserklosters geliehen und von diesem nicht wieder zurückerstattet worden. Später hat der bekannte Goldmacher Baron von Hellwig dem Herzog Christian von Eisenberg erzählt, daß er gewissermaßen seine Wissenschaft dem Basilius Valentinus verdanke. Er befand sich nämlich als Knabe in der Jesuitenschule zu Erfurt; da nun um diese selbige Zeit (1664) die Stadt Erfurt durch den Churfürsten von Mainz, Johann Philipp, eingenommen ward, so begab es sich, daß einige Soldaten, welche an der Befestigung des Petersberges arbeiten mußten, als sie ein Gewölbe unter der Erde machen wollten, ein zusammengewickeltes Buch fanden. Zufällig kam gerade der junge Hellwig an diesen Ort und kaufte den Soldaten das Buch für wenig Geld ab. Als er nun in dasselbe einen Blick gethan, so findet er, daß darin die meisten Schriften des Basilius Valentinus enthalten waren, aber ganz verschieden von denen, die im Drucke erhalten sind, und mit Zusätzen versehen, die in letzteren gänzlich mangeln. Als nun die Jesuiten verlangten, daß ihnen dieser durch einen glücklichen Zufall gefundene Schatz ausgehändigt werden möchte, ist der junge Hellwig, der das Buch bereits einmal durchgelesen hatte, aus Erfurt aus Furcht vor den Mißhandlungen der Jesuiten entflohen, das Buch aber ist in den Händen derselben zurückgeblieben, Hellwigen aber ist es trotz vieler Versuche doch nicht gelungen, blos aus dem Gedächtnisse die in dem Buche enthaltene Anweisung zum Goldmachen richtig auszuführen.

412) Die Sage von dem Schuster und dem Musikanten Antonius zu Mühlberg. [1]

Am Sonntage Rogate des Jahres 1543 erzählte Joachim Mörlin, Superintendent zu Arnstadt in Thüringen, in seiner Predigt folgende wunderliche Geschichte.

Es hat sich vor 12 Jahren in dieser Gegend begeben, daß ein gewisser Mann, Antonius geheißen, der sich mit Pfeifen auf Hochzeiten sein Brod verdiente, zu Mühlberg bei Erfurt zur Abendzeit, als der Hirte des Ortes Ochsen, Kühe und anderes Vieh in die Stadt getrieben, mit andern seiner Zechgesellen vor der Schenke gestanden hat. Als nun unter anderem Vieh ein Kalb vorüberging, welches seiner Gewohnheit nach seine Nothdurft ver-

[1] Nach Joach. Mörlin, Evangelienpostille S. 437. Reichard Bd. II. S. 73 ꝛc.

richtete, läuft einer von ihnen hinzu und hebt den Kalbsmist auf, thut ihn in ein Glas, so er in der andern Hand mit Wein vollgeschenkt hat, und wie er dabei eine gute Zote reißen will, hat er's im Glase umgeschwenkt und dabei geschrieen: „Hier gut Theriaks, gut Gemüser!" ganz wie die Theriakskrämer ihren Markt auszurufen pflegen. Nachmals, wie er es wohl unter einander gerührt, trinkt er gedachtem Antonius zu, welcher, wiewohl er es erstlich nicht annehmen wollte, doch endlich Bescheid gethan und es ausgetrunken hat. Was geschieht? Der Teufel läßt ihn fast über ein Jahr gehen, thut ihm sogar sonderlich nichts, allein fängt nachmals an und redete ihm also in seinem Gewissen zu: „Siehe, gedenke was Du dem und dem gethan, heißt das für die Creatur Gottes gebührenden Dank sagen? Wenn Du den Schöpfer selbst hättest, weil Du mit seiner Creatur ohne Scham also spielen darfst, Du durftest aber solches dem Schöpfer selbst thun." Mit solchen heimlichen herzfressenden Gedanken plagt der Teufel den Antonius ein ganzes Jahr. Nachmals begiebt es sich, daß einer von seinen Freunden oder sonst guten Gesellen sich an dem Orte mit einer Jungfrau verlobt, welche nicht eben reich, aber dafür fromm und tugendsam war. Dieser Verlobung wohnte dieser Antonius bei. Wie aber nachmals jener Geselle sein Herz und Liebe auf eine Andere, so etwas reicher ist, wirft, will er der ersten das Eheversprechen, was er ihr gegeben, nicht halten. Solche Sache kommt nun vor den Richter, es werden Zeugen vorgeladen, vornehmlich auch dieser Antonius, welcher seinem Kameraden zu Gefallen, vielleicht auch durch große Versprechungen dazu beredet, die Wahrheit verschweigt. Dies ist die andere Sünde wider das achte Gebot Gottes. Hier tritt ihm nun Christus aus den Augen und Satanas fängt an sich mit Gewalt sehen zu lassen, macht sich öffentlich an ihn, wirft ihm seine begangene Sünde und Schande vor, damit er Gott den Schöpfer allerdings so dürftiglich in seiner Creatur geschändet. Es hätte aber vielleicht der liebe Gott mit ihm Geduld haben können, wo er seine Langmuth nicht so gräulich gemißbraucht. Er hatte aber über dies alles die Wahrheit verhalten, zugesehen, daß sein Gesell muthwillig Gottes Ordnung zertrennt und also, weil Gott die Wahrheit selber ist, Gott seinen Herrn hierin verläugnet, darum sollte er nun nicht anders gedenken, als er wäre dem Teufel zu eigen von Gottes Gericht übergeben, nun und immer und ewig zu sterben. Wie nun in solchen Aengsten der Antonius ist, mit feurigen Pfeilen des Teufes erschrecklich verwundet, durch Gottes und seines eigenen Gewissens Gericht überführt, dazu vom Teufel leibhaftig besessen, geht er umher, sucht Ruhe und findet sie nicht, und das über ein ganzes Jahr, ißt nicht, trinkt nicht, sondern geht als einer, der bereits in der Hölle sitzt, herum.

Er kommt aber einmal ohne alles Gefähr zum Pfarrherrn zu Mühlberg, Johann Backius († 1536), wie er bei der Mittagsmahlzeit ist. Da sein Capellan Justus Menius, nachmals Pfarrer zu Eisenach, bei ihm über Tisch sitzt und sie eben von dem verlorenen Sohne, Lucä c. XV., reden und schließen endlich aus diesem und andern Orten der Schrift, daß keine Sünde so groß und mächtig sei, wo nicht die Gnade und Barmherzigkeit Gottes viel mächtiger wäre. Wiewohl nun der Antonius noch besessen bleibt, so seufzt er doch über solche Worte und Beschluß, wollte aber, obwohl er gebeten war, nicht an den Tisch, sondern geht herum als ein Mensch, so halb

todt ist und ihm nichts fehlt, denn daß er die Augen zuthue. Der Pfarrer und Capellan bekräftigten ihre Rede aus Gottes Wort, bis er nach gethaner Beichte und Erzählung, darin er seine Sünde und des Teufels Fürhaben angezeigt, die Absolution und das hochwürdige Abendmahl begehrt.

Wie nun auf solche Wiederkunft des Herrn Christi der Teufel hört, daß Antonius solchen Trost aus Gottes Wort von den Kirchendienern vorgelegt und angeboten annimmt, treibt es der Satanas noch heftiger, und endlich, weil er ihn von solchem Glauben nicht bringen kann, gesteht er es ihm, daß die Seele errettet sei, der Leib aber sei ihm zum Verderben übergeben. Wie denn auch geschehen ist und er Antonius selbst bekannt hat. Darum hat er immer gesagt, daß, wenn die Stunde da sein werde, werde der Teufel seinen Leib wegführen, doch ohne Nachtheil und Gefahr seiner Seele, welche gewiß werde selig werden; mit ihm aber gleichzeitig würden auch noch andere Leute besessen werden.

Als es nun eine Zeitlang mit ihm so gewährt, er auch mit etlichen Männern verwahrt, die Fenster mit großen Hölzern verpflöckt und er auf einen Abend zu Mühlberg in seiner Stube auf der Bank gelegen, einen Rosenkuchen auf der Brust liegen habend, ist seine Hausfrau vor ihm gesessen, ein klein Kind in der Wiege daneben, auch ein Kandel mit Bier hat auf dem Ofen gestanden und ein brennendes Licht auf dem Tische. Als nun die Frau, des Trauerns voll, den Kopf in der Hand gehabt, hat er angefangen sie zu trösten und gesagt, sie solle sich nicht um ihn kümmern, denn es helfe doch nichts und wenn man ihn in einen stählernen Berg einschmieden wolle, so müsse er doch davon. Er hat sodann seinem Weibe die Kinder befohlen, mit der Bitte, sie wolle nach seinem Abschiede sich ja wohl vorsehen und einen Mann nehmen, der Gottes Wort lieber höre und mehr vor Augen hätte, denn er gethan. Bald hernach, da er solche und viele andere Worte mehr zu seinem Weibe geredet, hat sich ein grausamer Wind und Brausen vor der Stube erhoben und alsbald ist die Kandel vom Ofen, das Licht vom Tische und das Kind aus der Wiege gestürzt; alsogleich haben sie Alle geschrieen und erbärmlich gerufen: „Antoni, Antoni!“ aber er ist nicht mehr dagewesen. Allein ein greulich Blöcken wie von einem Ochsen haben sie gehört, dem sie dann wie einem dicken Nebel die Gasse nachgefolgt sind, so lange es sich von ihnen nicht entfernt hat. Da haben sie gefunden, daß ihn der Satan durch den Ofen geführt, nachmals, da er ein Schuster seines Handwerks gewesen, so das Leder mit zurichtete, und vor dem Ofen ein Kessel, darin man gerbt, gestanden, welcher unten im Ofen ein klein Ofenloch gehabt, daß man kaum ein Scheit hat hineinbringen können, haben sie gesehen, daß er ihn durch denselben Ofen und Kessel geführt, also daß der Rosenkuchen klein zermalmt im Loche liegen geblieben ist. Und nachdem sie den andern Tag viel um den Fleck gesucht haben, sie ihn endlich bei der Mühle gefunden, da ihm das Maul fast zerrissen gewesen, alle Beine am Leibe zerknirscht, und so hat er mit dem Kopfe die Hälfte im Wasser, das Angesicht unter sich gekehrt, kreuzweise dagelegen. Es haben aber alle diejenigen Bürger, so um die Gasse, da er also gebrüllt, an die Fenster gelaufen, längere Zeit fast todtkrank gelegen, sind aber durch Gottes Gnade wieder aufgekommen.[1])

[1]) Eine ähnliche Geschichte steht in Büsching's Wöch. Nachr. 1787. No. 48.

413) Der Poltergeist zu Nordhausen.

Die Stadt Nordhausen ist im Jahre 1710 und 1712 zweimal durch Brand verheert worden, bei dieser Gelegenheit ist namentlich die Sieckel'sche Familie hart betroffen worden,[1]) also daß sie zuerst nur ein kleineres, und erst 1720 ein größeres Haus auf der Brandstätte erbauen lassen konnte. Es wohnte daher die ganze ziemlich große Familie in dem kleinen Hause, wo es aber sehr enge zuging, und als nun das große fertig wurde, konnte es der erwachsene Sohn des Hauses nicht erwarten, eine bequemere Wohnung zu erhalten, er zog sofort in eine kaum ausgebaute Kammer in der zweiten Etage. Ohngeachtet nun sowohl die Haus- als Hofthüre des Hauses wohl verwahrt und verschlossen waren, wurde er doch sofort nach seinem Einzuge fast alle Nächte gewahr, daß sich unten vor seiner Kammer, vor welcher eine Treppe vorbei auf den in der andern Etage befindlichen Saal ging, im Hause ein starkes Geräusch und Getrapp erhob, als wenn ein Mensch mit heftigen Schritten in gedachtem Hause herum und von da zu der vor gedachter Kammer belegenen Treppe hinauf und auf dem Saale auf den über die Balken des Fußbodens lose gelegten Brettern oft länger als eine Stunde spazieren ging, und wenn es sich genug hatte hören lassen, alsdann wieder die Treppe herunter, nicht anders als ein starker Mann mit Stiefeln, ging und noch eine lange Weile unten im Hause herumwagirte. Wenn nun der junge Sieckel am andern Morgen aufstand und nach den Thüren sah, die er selbst verschlossen und so gut er konnte verwahrt hatte, befand er solche noch in dem alten Zustande, wie er sie verlassen. Dieses nächtliche Spazierengehen und Gepolter, gerade wie wenn Jemand Bretter aufhebe und wieder auf eine andere Stelle lege, begegnete gedachtem Sieckel nicht ein, sondern viele Male, und er ward zuletzt diese Wanderung des Poltergeistes so gewohnt, daß sie ihn nicht mehr störte. Als nun späterhin die übrige Familie in dasselbe Haus zog, hörte zwar das nächtliche Herumspazieren allmählig auf, allein dafür hörten Alle, die in dem Hause wohnten, in der Nacht die von ihnen verschlossenen Thüren der Stuben, wo sie schliefen, öffnen und wieder zumachen, sonst aber widerfuhr Niemandem etwas.

414) Der ungehoben gebliebene Schatz zu Nordhausen.[2])

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lag ein junger Mensch in Nordhausen des Nachts auf seinem Bette in seiner Kammer, deren Fenster nach Abend zu gingen, und konnte nicht schlafen. Da hörte er auf einmal eine Stimme, die ihn bei seinem Vornamen rief; allein er antwortete nicht, weil ihm selbige unbekannt war. Da nun keine Antwort erfolgte, so rief der Geist noch ein anderes und drittes Mal, worauf jener denn endlich zu antworten bewogen ward und fragte: „Was soll ich?" Der angerufene Geist erwiederte nun: „Komm heraus und gehe mit mir in den obersten Keller, da steht ein Schatz, den sollst Du heben und davon studiren." Der Schüler wendete dagegen ein: „Ich komme nicht, es ist jetzt Mitternacht, dunkel und ich fürchte mich." Der Geist sprach ferner, es solle ihm Niemand etwas thun, er solle nur kommen und mitgehen, der Schatz stehe in dem vordersten

[1]) So erzählt J. Chr. Sieckel, Nachrichten von Poltergeistern. Quedlinburg 1761. Th. I. S. 10 ꝛc.

[2]) Nach Sieckel S. 19 ꝛc.

Keller und es liege auf ihm eine goldene mit Diamanten beſetzte Kugel. Als nun der Schüler ſich dennoch mitzugehen weigerte, ſo fuhr der Geiſt alſo fort und ſprach: „Siehe, ſo gewiß ſich die feurige Kugel in dem Fenſter bewegt, ſo gewiß ſoll Dir nichts weiter geſchehen.“ Indem er nun nach dem auf den Hof gehenden Fenſter ſah, wurde er mit Verwundern gewahr, daß ſich von außen her eine ſehr hell ſpielende, mit feurigen Diamanten beſetzte Kugel vor einer zerbrochenen viereckigen Fenſterſcheibe nicht nur von freien Stücken herumdrehte, ſondern auch feurige Strahlen von ſich gab, dergeſtalt, daß durch dieſe glänzende Kugel die ganze Kammer ſo hell ward, als wenn ein Licht darin gebrannt hätte. Dieſe Helligkeit dauerte eine ziemliche Weile. Nachdem nun den Schüler bei einer ſolchen Betrachtung Furcht erfaßt, ſo hüllete er ſich in ſein Bett und ſah ſich nicht weiter nach der bewußten Kugel um, hörte aber den Geiſt nochmals vor dem Kammerfenſter die Worte rufen: „Komm und gehe mit, oder es wird Dich ſolches gereuen.“ Als er ſich aber nicht entſchließen konnte mitzugehen und nach einer kleinen Weile ſeine Augen nach dem Fenſter richtete, war die Kugel weg, mithin weiter nichts zu hören. Was es aber für ein Geiſt geweſen, wofür er ſich ausgegeben und was für eine Geſtalt er gehabt, konnte der junge Menſch nicht ſagen, denn er hatte ihn nur gehört, nicht geſehen.

In demſelben Hauſe iſt aber einer Frauensperſon in der Küche eine weißgekleidete geſpenſtige Frau von langer Statur, einen weißen Schleier auf dem Kopfe tragend, von ſehr blaſſer Geſtalt und, wie es ihr geſchienen, mit langen gelben Zähnen im Munde, in den Vormittagsſtunden gegen 10 Uhr, als ſie eben in beſagtem Hauſe allein geweſen, erſchienen und hat ihr angezeigt, ſie ſolle mit ihr in den Keller gehen und einen verborgenen Schatz, welcher ſchon dort ſtehe und ihrer warte, heben. Weil ſie nun über ſolche unerwartete Erſcheinung und zugleich erfolgte Anrede gar ſehr erſchrocken iſt und nichts zu antworten wußte, hat der Geiſt weiter zu ihr geſagt, ſie ſolle ſich nicht entſetzen, ſondern nur getroſt mitgehen, es ſolle ihr nichts Widriges begegnen, er wolle ihr auch den nunmehr eröffneten Schatz, bei welchem zwar ein ſchwarzer Hund liege, der aber nicht bellen, ſondern ſtille liegen bleiben würde, bis auf die vorderſte Treppe des beſagten Kellers tragen helfen, dann könne ſie ihn ſelbſt vollends hinauftragen ꝛc. Die Furcht war aber bei der Frau ſo groß, daß ſie dem unbekannten Geiſte nicht trauen wollte, ſondern ihm ſeinen Antrag rund abſchlug, worauf er ungehalten ward und mit folgenden Worten gegen ſie herausbrach: „Dies wird Dich zu ſeiner Zeit gereuen, denn der Schatz iſt Dir beſcheert!“ Da nun die geſpenſtige Frau dieſe Worte noch geredet, hat unverhofft einer ihrer Dienſtleute an die Hausthüre geklopft, worauf der Geiſt mit einem ängſtlichen Seufzer von ihr gewichen, ſie aber dem Anklopfenden die Thüre geöffnet, nach wenigen Tagen jedoch in eine heftige Krankheit verfallen iſt, welche etliche Wochen gewährt hat.

415) Der Teufel will einen Verwalter zu Nordhauſen verführen. [1])

Es hielt ſich um die 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Verwalter, mit Namen Scheller, eine Zeit lang in der Stadt Nordhauſen auf

[1]) Nach Sieckel Bd. I. S. 56 ꝛc.

und wohnte in dem Hause eines gewissen Dorfpredigers, welches dieser nach dem Brande von 1718 wieder aufgebaut hatte, um sich eine Stelle zu suchen. Weil er nun ein Fremdling, mithin an diesem Orte unbekannt, übrigens für seine Person sehr dienstfertig und höflich war, so fand er bald mitleidige Seelen, die sich Mühe gaben, ihm eine Versorgung zu verschaffen, ihm aber dennoch keine Station ausmachen konnten. Er lebte demnach von seinen wenigen Mitteln kümmerlich und elend, damit dieselben so lange zureichen möchten, bis er wieder einen Herrn fände, und so gingen wohl drei Vierteljahre hin, daß er keinen Hellers werth einnahm, sondern statt dessen zu seines Lebens Unterhalt unentbehrliche Ausgaben hatte. Man rieth ihm nun, daß er bisweilen ein Paar Stunden lang auf den Rathskeller gehen und bei der Gesellschaft der dort einkehrenden Bürger ein Glas Gose trinken möchte, um sich nur ein wenig in Bekanntschaft zu bringen, weil hier täglich und stündlich fremde Leute kämen, welche ihm vielleicht eine Gelegenheit zu einem künftigen Unterhalt vorschlagen könnten. Weil er aber als ein frommer, stiller Mann solche Oerter nicht gewohnt war zu besuchen, auch sonst nicht viel im Vermögen besaß, so ging er nur hin und wieder einmal hin. So kam es, daß sich ihm durchaus kein Glücksstern zeigen wollte. Da trug sich mit ihm folgende Begebenheit zu.

Er war bei einem guten Freunde gewesen und kam des Abends um 10 Uhr voller Tiefsinn nach Hause, ging auf seine Kammer, welche in der andern Etage gegen Abend zu lag, befahl sich der göttlichen Vorsehung, legte sich in sein Bett und ließ das Licht in der Kammer brennen, konnte aber vor bekümmerten Gedanken zu keiner Ruhe noch Schlaf kommen. Gegen 12 Uhr klopfte Jemand an seine Kammerthüre, er stand in der Meinung, daß es etwa Jemand von den Dienstboten im Hause wäre, welcher ihn noch sprechen wollte; er rief also: er liege nunmehro schon im Bette, er möchte nur hereinkommen. Da öffnete sich die Thüre und es kam ein schwarzgekleideter Mann herein, der vor sein Bett trat und ihn folgendermaßen anredete: warum er immer so kläglich thue und was ihm fehle? Er antwortete: „Sollte ich nicht kläglich thun, ich habe keinen Dienst mehr, und mein Bischen Geld, welches ich sauer verdient habe, muß ich jetzt verzehren, und da es bald alle ist, woher soll ich armer Mann, wenn solches ausgegeben ist, anderes hernehmen, wenn ich nicht betteln noch der Welt zum Spott leben will? Ich meine also, daß ich hohe Ursache habe, mich über meinen armseligen Zustand zu betrüben." Da brach dieser Geist in folgende Worte aus: „Wenn darin Deine Noth besteht, so will ich Dir bald davon helfen und Dir Geld verschaffen, Du mußt Dich aber gegen mich auf eine gewisse Zeit verbinden." Dieser arme verlassene Mann sagte: „Auf diese Art verlange ich kein Geld, Gott solle ihn davor behüten, lieber wolle er dafür arm bleiben!" „Ei!" sagte dieser schwarzgekleidete Mann, „wenn Du die Dir vorgeschlagene Condition nicht eingehen willst, so kann ich Dir auch nicht weiter helfen, denn Gott wird Dir nichts geben, das siehest Du ja wohl, wie es Dir jetzt geht. Wenn Du nun diesen Vorschlag nicht annehmen willst, so thue ich Dir einen andern. Sieh, hier habe ich ein Messer, das nimm und schneide Dir die Kehle damit ab, was bald geschehen ist, dann kommst Du aus aller Deiner Noth!" Der arme Verwalter lag in voller Angst und Schrecken in seinem Bette und konnte aus großer Furcht

faſt nicht ſprechen, ſah den ſchwarzgekleideten Mann und das lange Meſſer, welches er in ſeiner Hand hatte, mit großer Verwunderung an und ſagte noch die wenigen Worte: „Davor behüte mich mein Gott; weiche von mir, Du böſer Geiſt, Du haſt hier nichts weiter zu thun!“ Worauf derſelbe wieder vor ſeinen Augen hinwegkam und von ihm weiter weder etwas geſehen noch gehört ward. Dieſe Begebenheit hat aber beſagter Verwalter am andern Tage einem gewiſſen Geiſtlichen mitgetheilt und ſich dann von dieſem Orte wegbegeben.

416) Eine Mutter erſcheint ihrer kranken Tochter fünf Meilen von dem Orte ihrer Wohnung. [1])

Es hatte im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine anſtändige Frau aus der Stadt Nordhauſen ihre Tochter nach Neunheiligen, welcher Ort dem Herrn Grafen von Werther gehört und unweit der Stadt Langenſalza gelegen iſt, verheirathet und vernommen, daß dieſe ihre Tochter ſehr krank darnieder liege und der Kranken auch wohl kein größerer Gefallen gethan werden könne, als wenn die Mutter käme und ſie beſuche, wozu ſich denn auch das nach der kranken Tochter ſich ſehnende Mutterherz entſchloß. Den Abend zuvor, ehe die kranke Tochter wußte, daß die Mutter dahinkommen und ſie beſuchen werde oder nicht, kam eine Frau, welche einen runden Strohhut auf dem Kopfe trug, in der Nacht vor das Fenſter der Tochter, machte ſolches auf und ſah hinein, und blieb auch eine Weile vor dem Fenſter in ihrer Tracht alſo ſtehen, daß ſolche die Tochter ſowohl als die neben dem Bette ſitzende Wärterin mit Augen ſahen und die Tochter zur Wärterin ſprach: „Das iſt meine Mutter“, auch vor Freuden rief: „Liebe Mutter, kommen Sie doch herein, ich habe Sie ſchon geſehen!“ Sie machte demnach das Fenſter wieder zu und die Wärterin ging zur Stube hinaus, in der Meinung, ihr aufzumachen. Als ſie nun die Hausthüre öffnete, war Niemand mehr da, ſondern Alles ſchwarz und ſtille, ſo daß ſie weder Jemanden auf der Straße mit Augen ſah noch hörte und alſo die Hausthüre wieder zumachte, in die Stube kam und der Tochter hinterbrachte, wie ja ihre Frau Mutter, welche ſie ſelbſt vor dem Fenſter ſtehen und in die Stube gucken ſehen, nicht mehr draußen, ſondern wieder weg wäre, über welche Nachricht ſich die kranke Tochter ſehr betrübte und vorſtellte, daß ſolches unverhoffte Geſicht wohl gar ein Omen einer die Mutter vermuthlich zu Hauſe überfallenden Krankheit ſein müſſe, da ihr bekannt, daß ſie ſchon bei Jahren und ſehr ſchwächlicher Conſtitution war. Weil ſich nun die Patientin dies ſehr zu Sinne zog, wurde ſie vor Sehnſucht und ſtarkem Verlangen nach ihrer Mutter des folgenden Tages noch weit kränker als vorher. Was geſchah? Die Mutter reiſte am folgenden Tage von Nordhauſen nach Neunheiligen und kam daſelbſt des Abends wider Aller Verhoffen geſund an, trat bei ihrer Ankunft zuerſt vor das Fenſter mit einem Strohhut auf dem Kopfe und rief ihrer Tochter freudig zu: wie ſie ſich befinde? Ueber welchen Beſuch ſich ihre Tochter ſo inniglich freute, daß auch von dem Augenblick an die Krankheit in etwas nachließ und die Wärterin anfing: „Dies iſt wahrhaftig die Frau, welche ich vorher gar nicht gekannt, außer daß wir ſie geſtern Abend in dem Stroh-

[1]) Nach Sieckel Bd. II. S. 77 ꝛc.

hute und in eben der Kleidung und Größe vor diesem Fenster, wohin sie mit dem Finger wies, in unsere Stube haben gucken sehen." Die Tochter berichtete dieses Alles ebenso und erzählte der Mutter, was gestern vor dem Fenster geschehen und wie sie allda ihre eigene Gestalt erblickt hätte. Davon wußte die Mutter nichts, außer daß sie ein allzustarkes Verlangen zu ihrer kranken Tochter getragen und vor Angst nicht länger im Hause zu bleiben gewußt, sondern hierher getrieben worden.

417) Michael Meienburg zu Nordhausen und Dr. Martin Luther. [1])

In der Kirche zu St. Blasius in Nordhausen hängen die von Lucas Kranach gemalten Porträts des von Kaiser Karl V. geadelten Bürgermeisters von Nordhausen Michael Meienburg und seiner Gemahlin. Dieser machte es wie viele Bürgermeister, er steckte mit dem Walkenrieder Abt, Johann Holtegel, unter einer Decke, beide verpraßten die zu dem Unterhalte der Klosterbrüder bestimmten Gelder und ließen diese fast verhungern. Darüber ward Dr. M. Luther so empört, daß er an seinen Freund Justus Jonas daselbst einen noch vorhandenen Brief schrieb, worin er beide verflucht und Gott bittet, ihr Eigenthum mit Feuer zu vertilgen, und Gott erhörte seinen Wunsch, Meienburg's Güter wurden durch Feuersbrunst verzehrt.

418) Die sieben Merkwürdigkeiten der Stadt Nordhausen. [2])

In ältern Büchern findet man die Sehenswürdigkeiten der Stadt Nordhausen in folgenden zwei lateinischen Versen aufgezählt:

Curia, Rolandus, Saxum, Balista, Canalis,
Fons, Aves sunt Nordhusae miracula septem.

(Rathhaus, Rolandssäule, der Stein, das Geschütz und die Künste,
Quell und Vogel, das sind Nordhausens sieben Mirakel.)

Das Rathhaus ward im Jahre 1609 aus Quadersteinen erbaut, an seiner südlichen Seite steht unter einem kupfernen Dach der Roland, auf dem Haupte eine Krone, in der Hand ein blankes Schwert. In alter Zeit sagte man zu den jungen Bauernburschen, wenn sie zur Stadt kamen, sie sollten einen Knittel auer in den Mund nehmen, vor den Roland hintreten und fragen: „Roland, was machst Du?" Dann antwortete er: „Nichts!" Der Stein ist ein am Töpferthore befindlicher, früher vergeldet gewesener Sandstein mit der Umschrift um das Stadtwappen: „Anno domini CCCCX. Theodosius 2us nobilissimus hispanus romanorum imperator Anno imperii sui quarto hanc urbem fundavit libertatibus armisque imperialibus ditavit. hilf got maria berat." Das jedoch erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts angenommene Stadtwappen beweist am Besten, daß der Stein nicht schon 410 nach Chr. Geb. gesetzt sein kann. Das Geschütz, die sogenannte Feldschlange, ist ein alter Feldmörser gewesen, auf dem folgende Worte standen: „Lindwurm bin ich genannt, der Stadt Nordhausen bin ich wohl bekannt. (1519.) Andreas Pegnitzer goß mich." Unter dem Kanal oder der Wasserkunst ist die von Hans Lagner 1546 erbaute und von Peter Gün-

[1]) S. Thüringen und der Harz, Sondershausen 1841. Bd. IV. S. 123 ꝛc.
[2]) S. Thüringen a. a. O. S. 120 ꝛc.

ther 1598 verbesserte Oberkunst im Altendorfe und die Unterkunst des letztgenannten Mechanikers unter der Weide gemeint, die Quelle ist der berühmte Spring beim Kloster Elisabeth, der Vogel aber, ein Adler, bezieht sich darauf, daß früher zwei Räthe in Nordhausen waren, der eine in der Ober-, der andere in der Unterstadt. Beide bestanden aus Nordhäuser Patriciern, allein der der Oberstadt war der mächtigere, und da der der Unterstadt nicht mehr im Stande war, die Mauern der Unterstadt zu erhalten und die Bürger derselben in ihren Fehden mit dem Grafen von Hohnstein 1364 und dem Herzoge von Braunschweig jeden Augenblick einem Ueberfall ausgesetzt waren, so sahen sie sich genöthigt, ihre Gerechtsame an den Rath der Oberstadt abzutreten, der aber dafür versprechen mußte, ihre Stadtmauern wieder aufzubauen. Zum Andenken hieran ward auf dem Platze, wo Neustadt, Rautenstraße und Rumbach zusammenstoßen, eine hohe Säule, auf der sich ein kupferner vergoldeter Adler, der nach der Oberstadt zugekehrt war und einen goldenen Ring im Schnabel hielt, errichtet.

419) Das Nordhäuser Heckemännchen. [1])

Am 18. November des Jahres 1726 ward in der Sacristei der Kirche St. Blasii ein versiegeltes Päckchen nebst einem Briefe an den Prediger gefunden. In demselben befand sich ein Heckemännchen und in dem Briefe ward gesagt, daß viele Leute zu Nordhausen solche Dinger gekauft hätten und man den Prediger bitte, in seiner Predigt alle Christen vor solchem teuflischen Wesen zu warnen.

420) Die Gründung des Waisenhauses zu Nordhausen. [2])

Am 23. August des Jahres 1710 ist zu Nordhausen eine furchtbare Feuersbrunst ausgebrochen, bei welcher zugleich das ziemlich große Haus des Predigers Johann Otto von Grund aus zerstört ward. Es gehörte selbigem eigenthümlich und lag zwischen dem Falkenriederhofe und Steinbachhause. Als man aber am folgenden Tage die Brandstätte aufzuräumen begann, fand man in dem glühenden Schutte eine deutsche Bibel, welche Otto nebst andern Büchern auf seinem Tische stehen gehabt hatte, unversehrt, nur am Schlosse waren einige unbedeutende Flammenspuren sichtbar. Durch diese wunderbare Erhaltung seiner Bibel fand sich Otto so ergriffen, daß er den Ort gleichsam als von Gott selbst geheiligt betrachtete und den Entschluß faßte, die Brandstätte zur Ehre des Höchsten einer Frauenanstalt und namentlich einem Waisenhause zu widmen. Der Rath ging auch auf seinen deshalb gemachten Vorschlag ein und das noch jetzt bestehende Waisenhaus ist in Folge davon erbaut worden. Da nun den 12. August 1712 wiederum eine Feuersbrunst entstand, welche abermals einen großen Theil der Stadt verzehrte, so wurde in dem für Nordhausen so verhängnißvollen Augustmonat ein Brandbußtag angeordnet, der noch jetzt begangen und an welchem jedesmal in einer Betstunde auf dem Saale des Waisenhauses jene Bibel vorgezeigt wird. Sie ist in Duodez und 1698 zu Lüneburg durch Johann Stern gedruckt und verlegt, in schwarzen Corduan mit vergoldetem Schnitt gebunden und mit

[1]) S. Thüringen a. a. O. S. 125.
[2]) Nach Thüringen und der Harz, Bd. IV. S. 128.

zwei Schlössern versehen. Ihre merkwürdige Rettungsgeschichte hat ihr früherer Besitzer selbst in sie hineingeschrieben.

421) Die sieben Kreuze am Siechenhof zu Nordhausen. [1]

Das Local der jetzigen Arbeitsanstalt zu Nordhausen war früher der sogenannte Siechenhof für Aussätzige. An der nun größtentheils niedergerissenen Kapelle waren sieben große Kreuze, aus Sandstein gehauen, eingemauert, vor deren einem ein Priester kniete, mit dem Kelch in der Hand. Die Sage erzählt, daß einst ein Wolkenbruch gefallen sei, dessen Fluthen die Kirche eingestürzt und den Priester nebst sieben Personen, die eben communicirten, mit fortgeschwemmt habe. Zum Andenken an diese Begebenheit wären die Kreuze gesetzt worden.

422) Die Merwigslinde zu Nordhausen. [2]

Wenn man zum Töpferthore der Stadt Nordhausen hinausgeht und an dem ehemaligen Stadtgraben hinschreitet, so kommt man zu dem sogenannten Kirschberg, einem zu einer Promenade der Stadt eingerichteten Lustwäldchen. Auf dem höchsten Gipfel desselben befindet sich ein sehr alter, am dicksten Ende des Stammes gegen 24 Ellen im Umfange haltender Baum, der den Namen der Merwigs-, Merchens- oder Mährchenlinde führt. Man nimmt an, diese Linde erinnere an den König Merwig, den Frankenkönig, der unter der Regierung des Kaisers Theodosius (s. oben die Sagen von Erfurt) die Stadt Nordhausen erbaut und wie er einst in der Merwigsburg bei Erfurt residirt habe, [3] so zeitweilig in dem nach ihm genannten Königshofe zu Nordhausen, der durch den großen Brand am 23. August 1710 zerstört ward, allhier gewohnt habe.

Derselbe habe nun, unter einer Linde sitzend, die Gewohnheit gehabt, Recht zu sprechen, und die jetzt noch vorhandene sei einst an der Stelle der alten, später eingegangenen gepflanzt worden. An dieser Stelle hielten bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein die Mitglieder der Schuhmacherzunft von Nordhausen anfangs alljährlich, später aber nur jedes siebente Jahr eine fröhliche Versammlung, weil nach einer unter ihnen vorhandenen Tradition jener Merwig eigentlich ein Schuhmachersohn gewesen, den das Volk seiner Rechtschaffenheit wegen zum König erwählte. Derselbe habe zu Nordhausen residirt, sei aber alle 7 Jahre im Maimonat auf einen der Hügel vor der Stadt gezogen und habe dort der ganzen Schuhmacherzunft einen Schmauß gegeben, auch an diesem der Sonne sehr ausgesetzten Platze eine Linde gepflanzt, welche den nachfolgenden Geschlechtern hier Schatten geben solle.

423) Eine verstorbene Frau erscheint ihrem Manne und ihrer Magd. [4]

Im Frühjahr 1746 verstarb auf dem Lande in der Grafschaft Hohnstein ohnweit Nordhausen eine begüterte Frau, welche sich im Leben an einen Freisassen verheirathet hatte. Kurz nach ihrem Tode an einem Abend spät

---

[1] S. Thüringen a. a. O. S. 129.
[2] S. Thüringen a. a. O. S. 131.
[3] S. Meissantes, Neueröffneter Schauplatz denkwürdiger Geschichten von Städten ꝛc. Frankfurt und Leipzig 1712. Th. II. S. 329 ꝛc.
[4] Nach Siedel Th. III S. 60 ꝛc.

in der Nacht begegnete einer Magd in ihres Mannes Bruders Hause, welcher in eben diesem Dorfe wohnte, ein langer Schatten, als sie sich eben nicht weit von der Küche befand, welcher vor ihr vorbeistrich. Die Magd ging mit einer Oellampe in der Hand bei ihrer Arbeit im Hause herum nahe bei der Küche, und da das Licht etwas dunkel zu brennen schien, so störte sie dasselbe mit einer Stecknadel, daß es heller brannte. Indem sie sich nun hiermit beschäftigte und in die Küche ging, trat, wie sie nicht anders glaubte, der Geist der Schwägerin ihres Brodherrn, mit welcher sie kurz vor ihrem Ende in einen Streit gerathen war, ganz deutlich nahe vor sie hin und griff ihr an das Hemd, von wo sie die Stecknadel genommen, und stellte sich an, als wenn sie ihr das Licht wollte stören helfen. Die Magd sah sie an und erkannte sie für die obgedachte Person, welche sie bei ihrem Leben gewesen, und blieb eine Weile vor ihren Augen stehen. Das Gespenst stand auch bei ihr still. Darauf ergriff die Magd zum andern Male die Nadel von der Brust und fing an das Licht zu stören. Da streckte das Gespenst seine Hand nach der Stecknadel und dem brennenden Lichte aus und wollte ihr stören helfen. Hierüber ward aber die Magd ungeduldig, ergriff das Gespenst bei seiner eiskalten Hand und stieß es ein wenig von sich. Ueber dieses Anrühren ergrimmte aber der Geist dermaßen heftig, daß er anfing die Magd jämmerlich zu stoßen und zu kneipen, daß sie darüber das Licht aus der Hand fallen ließ und nicht im Stande war, Jemanden in dieser Angst und Furcht zur Hilfe zu rufen. Eine andere Magd war noch in der Stube und da diese endlich ein Geraſſel hörte und nicht wußte, wo ihre Kameradin so lange blieb, ging sie mit dem Lichte in das Haus, um sich nach ihr umzusehen, fand sie in der Küche auf der Erde liegen, richtete sie auf und leitete sie in die Stube. Sie war aber vor Schreck ihrer Sprache beraubt, so daß sie erst ihrer Mitmagd nicht im Stande war mitzutheilen, was ihr begegnet war. Der Hausherr war noch nicht zu Bett, als man die erschrockene Magd in die Stube führte, sondern wollte eben schlafen gehen. Den folgenden Morgen früh erschien das Gespenst derselben Magd in der Küche zum andern Male, peinigte sie abermals, doch nicht so stark als das erste Mal, wich aber dann von ihr. Die arme Magd ward hierauf krank und ihr Blut gerieth in die äußerste Wallung, auch verlangte sie am folgenden Tage ihren Beichtvater zu sprechen, dem sie diese Geschichte offenbarte, worauf Letzterer ihr vorstellte, daß solches vielleicht eine Verführung des Satans sei, sie möge nur mit ihm kämpfen, er werde schon weichen. Mittlerweile nun, als der Prediger mit ihr diese Unterredung hielt, fing die Magd auf einmal an zu schreien und versicherte dem Prediger, daß der Geist in der Stube ihrem Bette gegenüber stehe und zeigte ihm den Ort, wo er sich hingestellt hatte, mit den Fingern. Der Prediger sah sich nach demselben um, sah ihn aber nicht. Doch setzte er die dadurch unterbrochene Unterredung ernstlich fort und fing an zu beten und zu singen, bis er endlich seine Zeit ersah und nach Hause ging. Die Krankheit der armen Magd dauerte noch einige Tage fort, der Prediger besuchte sie mehrere Male und rieth ihr, da sie wieder zu ihrer frühern Gesundheit gelangt war, lieber aus diesem Hause hinwegzuziehen und an einen andern Ort zu gehen, allein sie beschloß demohngeachtet, bei ihrem Herrn zu bleiben, und es ist ihr auch sodann etwas Weiteres nicht zugestoßen.

In demselben Orte trug sich aber in demselben Jahre am 28. Oktober 1749 folgende Geschichte zu. Es war der Nachlaß einer verstorbenen Frau zwischen dem Wittwer und dem Vormunde der hinterlassenen Kinder zu ordnen und der Dr. Sieckel aus Nordhausen war als gerichtlicher Beistand zugegen. Da entstand zwischen dem Vormunde und dem Wittwer wegen des Ehebettes, welches ihm seine verstorbene Frau kurz vor ihrem Ende geschenkt, ein Streit; weil nun aber bei der Schenkung keine Zeugen zugegen gewesen waren, ward es von dem Vormunde mit zur Theilung gezogen und der Wittwer mußte es aus der Erbmasse käuflich an sich bringen. Der Streit aber darüber war so heftig geworden, daß der Wittwer aus Betrübniß sich der Thränen nicht enthalten konnte. In der darauf folgenden Nacht zwischen 1 und 2 Uhr ereignete sich bei ihm in seiner Stube, allwo er allein schlief, ein starkes Hin- und Hergehen, obschon die Stube inwendig durch ein Anwerff wohl verwahrt und verschlossen war, und er lag in einem dem Fenster gegenüber befindlichen Alkoven und in seinem Bette, ohne daß ein Schlaf in seine Augen kam, und hörte einem solchen Gehen in der Stube herum nach dem Fenster zu mit vieler Aufmerksamkeit zu, weil ihm der Gang gar bekannt vorkam, wie seine verstorbene Frau im Leben zu gehen pflegte. Doch war es dunkel in der Stube und die Fenster von Außen mit zugeschobenen Läden verwahrt. Während dieses Gehens that nun der spukende Geist, wie dem wachenden Manne däuchte, von dem Fenster bis an das Bette (weil die Stube nicht groß ist) 4 Schritte und legte sich dann quer über das Bett, und zwar so nahe an sein Gesicht, welches er nach dem Fenster zu gewendet hatte, als wenn er ihn küssen wollte, woraus er noch deutlicher schloß, daß es der Geist seiner verstorbenen Frau gewesen sein müsse, weil diese im Leben gewohnt gewesen, daß, wenn er noch im Bett gelegen und sie aufgestanden und zu ihm in die Stube gekommen, sie ihm einen Kuß gegeben und hierauf wieder zu ihren häuslichen Verrichtungen gegangen wäre. Der Mann ergriff die von seiner verstorbenen Frau auf dem Bette liegende Hand ohne die allergeringste Furcht und Entsetzen, fühlte sie an und fand, daß sie eiskalt, dabei eingefallen und der Arm in der Gegend der Hand sehr abgezehrt war und eine Fühlung hatte. Nach diesem Anfühlen nun hob sich der Geist wieder ganz gemächlich vom Bette hinweg, und der Wittwer hörte in der Stube nicht das Geringste weiter, sondern es war wie vorhin um ihn Alles still. In eben dieser Nacht zwischen 11 und 12 Uhr erhob sich auch bei dem Vormunde der beiden unmündigen Kinder, welcher ein leiblicher Bruder der Verstorbenen war, in der Stube, worin er mit seiner Ehefrau schlief, ein großes Geräusch und Hin- und Herspazieren, welches er mit seiner Frau wachend anhörte und da es länger anhielt, ihn in solche Furcht setzte, daß er sich zuletzt in seinem Bette auf die andere Seite legte, bis es wieder still ward. Am folgenden Tage kam der Wittwer und eine Stunde hernach der Vormund der Kinder zu dem Dr. Sieckel ins Haus, und es erzählte ihm ein Jeder, was sich in der verwichenen Nacht wegen der Theilung in dem Sterbehause zugetragen hatte, und als Letzterer sagte, es könne wohl ein leerer Traum oder eine Einbildung von der Aufregung in Folge der Theilungsgeschichte sein, so erklärten beide Theile, sie würden, wenn es verlangt werde, den Hergang der Sache so vor der Obrigkeit hersagen und da nöthig beschwören.

424) Das weibliche Gespenst im Walde. [1])

Es gingen in dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts zwei Brüder von dem adligen Gute Opperode in der Grafschaft Hohnstein mit einander an einen bekannten Ort, wo vor nicht allzulanger Zeit die Schatzgräber nicht heimlich, sondern mit Erlaubniß der Behörde nach einem großen Schatze gegraben, auf die Jagd, und als es kaum Tag geworden, sahen sie sich in dem Walde nach Wild um, fanden aber nichts. Wie sie nun die Gewehre, welche sie bei sich trugen, wieder auf die Schultern hingen und zurück nach Hause zu gehen im Begriffe waren, erblickten sie plötzlich vor sich ein junges, wohl angekleidetes schönes Frauenzimmer. Sie betrachteten dasselbe genau und beschlossen zu ihr hinzugehen, in der Meinung, es sei ein hübsches Mädchen aus der Nachbarschaft. Sie näherten sich derselben mit starken Schritten, bis sie ihr ganz nahe kamen und sie mit folgenden Worten anredeten: „Guten Morgen, schöne Jungfrau! Wo kommt Sie denn so früh her? wer ist Sie denn? wie heißt Sie denn?" Sie gab ihnen auf die an sie gethane Frage höhnisch zur Antwort: „Ich heiße Jungfer Magdalene, vor diesem war ich die schöne, und jetzt habt Ihr mich gesehen und nun Euer Lebtage nicht wieder!" Nachdem sie diese Worte gesprochen und zwar mit einer deutlichen, aber dabei starken Stimme, kam sie alsbald aus ihren Augen und sie sahen nicht mehr, wo sie in der Geschwindigkeit hingekommen war, ob sie sich gleich deshalb viele Mühe gaben und sich nach ihr allenthalben umsahen.

425) Die Seelöcher bei Crimderode und bei Wechsungen. [2])

Eine halbe Stunde von Nordhausen liegt das malerisch gelegene Dorf Crimderode. Auf einer in der Nähe des Dorfes gelegenen Wiese erblickt man zwei mit Wasser gefüllte ungeheure Löcher. Am 21. April 1710, dem zweiten Ostertag, kam ein Fuhrmann des Weges und war eben im Begriff, durch das Flüßchen Zorge zu fahren, als er fühlte, daß die Erde unter ihm zittere und wanke. Erschrocken hielt er die Pferde an und blickte umher. Da sah er, daß sich die Erde an fünf Orten von einander riß, der Erdspalt große Stücken verschlang und selbst den Strom verschluckte, welcher auch gegen eine Stunde ausblieb. Auf der benachbarten Wiese aber stiegen zwei große Wasserstrudel fast wie ein Haus hoch in die Höhe, warfen mit großem Brausen einige mit sammt den Wurzeln ausgerissene Bäume empor und schleuderten dieselben eine bedeutende Strecke weit fort. Nachdem das Wasser gesunken war, blieben die zwei mit Wasser gefüllten Löcher zurück, wie sie noch heut zu sehen sind und die damals eine Tiefe von 10 Klaftern hatten. Dieser Wiese gegenüber befindet sich oben in einem Felsen eine Vertiefung, welche die Goldschmieds-Höhle genannt wird, weil der Sage nach im 30jährigen Kriege sich hier ein Goldschmied lange Zeit verborgen haben soll.

Zwischen Klein Wechsungen und Hochstädt liegen auf einer kahlen Höhe zwei andere Erdfälle, rund und trichterförmig gestaltet; der Umkreis des obern Randes beträgt 160 Ruthen, der des Wassers, das aber erst in einer Tiefe von 11 Ruthen beginnt und an seinen tiefsten Stellen 36 Ellen tief ist,

[1]) Nach Sieckel Th. II. S. 68.
[2]) Nach Thüringen Bd. IV. S. 135. 141.

117 Ruthen. Der Durchmesser der oberen Peripherie ist 51, der des Spiegels 36 Ruthen. Früher war eine schwimmende Insel darauf, die vom Blitze auseinander geschlagen ward und zuletzt festwurzelte. Ueber die Entstehung dieser Löcher hat man folgende Sage. [1])

In alten Zeiten war an der Stelle des Sees eine Grasweide. Da hüteten etliche Pferdejungen ihr Vieh, und als die andern sahen, daß einer unter ihnen weißes Brod aß, bekamen sie auch Lust, davon zu genießen und forderten es dem Jungen ab. Dieser wollte ihnen aber nichts davon mittheilen und gab vor, er bedürfe es zur Stillung seines eigenen Hungers. Darüber erzürnten sie, fluchten ihren Herren, daß sie ihnen blos gemeines, schwarzes Hausbackenbrod gäben, warfen ihr Brod frevelhaft zur Erde, traten es mit Füßen und geißelten es mit ihren Peitschen. Alsbald kam Blut aus dem Brode geflossen. Da erschracken die Knechte und wußten nicht, wohin sie sich vor Angst wenden sollten. Der Unschuldige aber, den, wie Einige hinzufügen, ein alter unbekannter, dazukommender Mann gewarnt haben soll, schwang sich zu Pferd und entfloh dem Verderben. Zu spät wollten die andern nachfolgen, sie konnten nicht mehr von der Stelle und plötzlich ging der ganze Platz unter. Die bösen Buben wurden sammt ihren Pferden tief in die Erde verschlagen und nichts von ihnen kam je wieder an's Tageslicht. Aus dem See aber wachsen seitdem Pflanzen mit Blättern gleich Hufeisen.

In der Nähe des Dorfes Salza bei Nordhausen befindet sich das sogenannte Loch, in welchem sich die Quelle der Salza bildet. Es ist zirkelrund, hat crystallhelles Wasser und wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, blickt man tief hinab in ein trichterförmiges, grausiges, aber wunderschönes Wasserbecken. Man glaubt einen Zaubergarten vor sich zu sehen, denn die Seitenwände sind mit Wasserpflanzen bedeckt, die leise hin und her schwanken und aus lauter funkelnden Edelsteinen verfertigt zu sein scheinen. Blätter, breit und gezackt, wie aus Rubin, Zweige, wie aus Gold- und Rauchtopas, Moos und Flechten aller Art, aber Alles ist wie mit einem Anstrich von Smaragdgrün überflossen und der ganze Quell selbst sieht wie ein smaragdner Kelch aus.

426) Der Tanzteich bei Niedersachswerfen. [2])

Nicht weit von Nordhausen lehnt sich das Dorf Niedersachswerfen an eine Felswand von blendendweißem Gyps, welche der Mühlberg heißt. Das Dorf selbst soll seinen Namen daher haben, daß sich in ihm die Einwohner von sechs Dörfern, welche in der Gegend lagen, aber zerstört wurden und die Bischoferode, Bahlrode, Wahlrode, Espe und Johannisberg geheißen haben sollen, angesiedelt hätten, so daß 6 Dorfschaften zusammengeworfen worden wären, woher der Name Sechswerfen (woraus später Sachswerfen geworden) entstanden sei.

An der Morgenseite des Mühlberges befindet sich die sogenannte Ziegenhöhle, die ihren Namen davon haben soll, daß bei Sturm und Ungewitter die Ziegenhirten ihre Heerden hineintrieben. Nicht weit davon und vom

[1]) Nach Behrens, Curioser Harzwald S. 85, und Grimm, Deutsche Sagen No. 237. Abweichend Gottschalk S. 36 ꝛc.

[2]) S. Thüringen Bd. IV. S. 137.

Mühlberge nördlich befindet sich der sogenannte Tanzteich, ein stehendes Gewässer ohne (sichtbaren) Ab- und Zufluß. Er war früher gegen fünf Acker groß und wurde für grundlos gehalten. Er soll seinen Namen der Sage nach folgender Begebenheit verdanken. Auf der Stelle, wo sich später die Wasser des Tanzteiches ausbreiteten, stand in früherer Zeit ein herrliches Ritterschloß. Hier hauste ein reicher, aber schwelgerischer Ritter und ein Fest jagte bei ihm das andere. Einst ward auch eine derartige Orgie gefeiert und während rings um das Schloß Sturm und Unwetter brauste, Blitze vom Himmel schossen und der Regen an die hellglänzenden Fenster schlug, rauschte in den Sälen lustige Musik, und Becherklang und wüster Gesang übertönte das Rollen des Donners. Da schlich am morschen Stabe ein von der Last der Jahre gebeugter Greis daher, das Unwetter trieb ihn ein Unterkommen zu suchen, und da Thor und Thüren im Schlosse offen standen und die Diener sich alle nach dem Saale begeben hatten, um dem Tanzen zuzuschauen, so hielt ihn Niemand auf; er kam also unangefochten bis an die Thüre des Saales, wo er stehen blieb in der Hoffnung, daß ihn Jemand sehen und sich seiner annehmen werde. Leider aber erblickte ihn hier der Burgherr; voller Ingrimm, daß ein Bettler es wagen könne, hier mitten unter die geputzten Gäste zu treten, stürzte er auf ihn los, packte ihn mit starker Hand, schleppte ihn an ein offenstehendes Fenster und stürzte ihn von da unter dem Gelächter seiner Genossen in die Tiefe hinab, indem er ihm in die Ohren schrie: „Langsam bist Du hereingekommen, schneller sollst Du hinauskommen!" Aber siehe, plötzlich stand der Bettler von wunderbarem Lichtglanz umflossen vor der Burg und rief mit furchtbarer Stimme, vor welcher jeder Jubel erstarb und allen Anwesenden das heiße Blut in den Adern gerann: „Verflucht seid Ihr, die Ihr den Armen gehöhnt und dem Tode geweiht, verflucht sei diese Stätte mit all ihrer Lust und Ueppigkeit, und Ihr sollt versinken zur Stunde in Nacht und Finsterniß." Und siehe, kaum waren die Worte gesprochen, so fuhr ein zischender Blitzstrahl wie eine feurige Schlange herab, ein furchtbarer Donnerschlag folgte, die Erde barst, ein Wasserstrom quoll heraus und das Schloß versank in die Tiefe und ward nicht mehr gesehen. Nur der einsame Wanderer, der in nächtlicher Stille an dem Wasserspiegel vorübergeht, vernimmt ein unheimliches Geräusch wie fernes Jubeln und Jauchzen, vermischt mit dumpfem Stöhnen und schaurigem Grabgesang. Der Platz aber ward, weil die Bewohner des Schlosses mitten in der Lust des Tanzes versunken waren, der Tanzteich genannt und heißt so bis auf den heutigen Tag. Früher hatte dieser Teich die Eigenschaft, daß wenn ein Kahn auf eine gewisse Stelle kam, derselbe sich zu drehen und gleichsam zu tanzen anfing, woran ein Strudel oder Wasserwirbel Schuld gewesen sein mag, der durch ein Loch unter dem hohlen Berge hinabfiel und den Kahn mit sich in die Tiefe hinabzuziehen drohte. Später scheint jedoch dieser unterirdische Abfluß durch die oft von dem benachbarten Berge herabstürzenden Felsmassen verstopft worden zu sein, denn man nahm zu Anfang dieses Jahrhunderts schon diesen Strudel nicht mehr wahr. Indessen hat sich im Jahre 1815 etwas Anderes daselbst ereignet. Gegen das Ende des Frühjahrs erzählten nämlich einige Leute aus der Umgegend, sie hätten auf der Oberfläche des Tanzteiches sich etwas bewegen sehen, was Aehnlichkeit mit einem großen Wasserungeheuer habe. Es war etwas Inselartiges, Bewachsenes und den-

noch Lebendiges, das sich deutlich bewegte und bei hellem Wetter langsam auf der Oberfläche des Teiches herumschwamm, aber Niemand nahe an sich herankommen ließ. Täglich zogen nun ganze Schaaren von Gaffern nach dem Tanzteiche, um das Ungeheuer zu sehen, aber es gelang keinem, selbst erfahrenen und bedächtigen Naturforschern nicht, herauszubekommen, was dies eigentlich sei. Es wurden mehrere Versuche gemacht, auf einer Flöße dorthin zu steuern, besonders einmal von einem Halloren in Gegenwart von wenigstens 10,000 Menschen, allein es ward nichts entdeckt und bald darauf war das fabelhafte Geschöpf verschwunden und ließ sich nicht mehr sehen. Nach der allerdings unbewiesenen Meinung eines Gelehrten wäre es eine Parthie um des Laichgeschäfts Willen zusammengeschlungener Fische gewesen, die auf einem losgerissenen fischähnlichen und mit Gras bewachsenen Stück Erde herumschwammen.

427) Der Riesenstein.[1])

Zwei Stunden von Nordhausen liegt der sogenannte Riesenstein. Der soll seinen Namen davon haben, daß in grauer Zeit in dessen Nähe ein gewaltiger Riese und Menschenfresser hauste, der Alles, was in seinen Bereich kam, fing und verschlang. Es wagte sich kein Bewohner von Nordhausen mehr zum Thore hinaus, aus Furcht gefressen zu werden. Da trug es sich zu, daß der Riese steif und lahm ward, man sagt, durch den heil. Michael, und nicht mehr im Stande war sich zu bücken und einen Vorübergehenden zu fressen und zum Munde zu führen. So hätte er denn verhungen müssen, allein da rief er in seiner Herzensangst den böen Feind an und bat ihn, er solle ihn doch von seiner Lähmung herstellen. Derselbe war auch gleich dazu bereit, verlangte aber, er solle ein Papier unterschreiben, in welchem er erkläre, daß er nach Ablauf von drei Jahren ihm zu eigen sein wolle. Der Hunger nöthigte den Riesen zur Unterschrift, der Teufel strich ihm einige Male den Rücken und siehe, er ward wieder so beweglich wie zuvor. Natürlich ging er nun sofort wieder auf Menschenraub aus und lebte drei Jahre in Saus und Braus. Da trug es sich gerade am letzten Tage der dreijährigen Frist zu, daß ihm vor den Thoren der Stadt eine ganze Kinderschaar begegnete, indeß da er gerade satt war, so beschloß er, sich die Kinder zum Frühstück aufzuheben, nahm sie mit in seine Höhle und sperrte sie dort ein. Allein um Mitternacht war seine Zeit abgelaufen, der Teufel kam, brach ihm das Genick, riß ihm das Herz aus, warf es weg und fuhr mit ihm durch die Luft. Als aber am andern Morgen die bekümmerten Eltern ihre Kinder suchten, fanden sie sie noch am Leben in der Riesenhöhle, am Wege lag aber ein großer Stein, der früher nicht dagewesen war, das war das zu Stein gewordene Riesenherz.

428) Der unterirdische Gang im Nonnenkloster zu Langensalza.[2])

Zu Langensalza war vor der Zeit ein Nonnenkloster zu St. Bonifacius, dasselbe ward nach der Säcularisation in die fürstliche Amtsschreiberei ver-

[1]) Metrisch behandelt bei Ziehnert Bd. I. S. 59.

[2]) Nach Variamandus, Histor. Nachrichten von unterirdischen Schätzen. Erfurt und Leipzig 1738 in 8. S. 67 ꝛc.

wandelt. In diesem Gebäude befindet sich nun ein Keller, der von den Amtsschreibern zu ihrer Haushaltung benutzt ward. Stieg man von oben zehn bis zwölf Stufen in denselben hinab, so kam man in einen zweiten ziemlich langen Vorkeller. Zur rechten Hand ging er weit hinaus und am Ende desselben war eine Thüre, wodurch man abermals in einen andern Keller gelangte, wo früher eine Malzdarre stand, die dazu gebraucht ward, das Malz zu dem Hausbiere zu dörren, welches der Amtsschreiber für sich und seine Familie brauen durfte. Der andere Vorkeller, welcher gerade durchging, wenn man die Treppe hinabkam, führte zu einer Treppe, welche ohngefähr 6—8 Stufen weiter hinab in einen andern Keller führte. In diesem hintersten Keller war ganz hinten in der Wand eine zugemauerte Thüre, welche gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts aus folgendem Grunde zugemauert ward. Es hatte sich nämlich ein Schreiber des damaligen Amtsschreibers beikommen lassen, aus Neugierde durch die früher hier befindliche Thüre in den dahinter verborgenen geheimen Gang zu gehen, weil er vermeint hatte, darin einen Schatz zu finden. Er hatte zu diesem Zwecke mit der Hausmagd, welche den Schlüssel zu diesem Keller hatte, es so abgeredet, daß er zu einer gewissen Zeit in der Nacht in diese Höhle oder Gang gehen wolle. Die Magd aber hatte ihm vorher versprechen müssen, im Keller vor der Thüre mit einem brennenden Lichte zu warten, bis er wieder herausgekommen sein werde. Nachdem sich der Schreiber mit einigen Lichtern, auch mit einer guten Pechfackel versehen, tritt er mit zwei brennenden Lichtern seinen Marsch in den finstern Gang an. Die Magd verliert ihn gar bald aus den Augen, bis endlich derselbe auf Händen und Füßen ohne einiges Licht wieder herausgekrochen kommt, und so ohnmächtig ist, daß er kein Wort reden kann. Er wird auch hierauf so krank, daß man sich im Hause nicht genug hat wundern können, woher bei diesem Menschen eine so große Veränderung entstanden ist. Endlich ist soviel herausgekommen, daß dem Schreiber, als er etliche zwanzig Schritte in dem Gange fortgegangen, auf einmal alle beide Lichter ausgegangen seien, worüber er so erschrocken ist, daß er um und in Ohnmacht gefallen ist. Als er eine gute Weile so gelegen, ist er auf Händen und Füßen fortgekrochen, wobei er immer ersticken wollen, indem er keine Luft schöpfen oder Athem holen konnte, welches ohne Zweifel daher kam, daß durch die Länge der Zeit alle Luftlöcher verfallen gewesen. In Folge dieser Begebenheit ist aber der Eingang zu dem Gange gänzlich zugemauert worden. Uebrigens hat besagter Gang bis an den Ort gereicht, wo jetzt die Superintendentur bei der Kirche zu St. Stephan steht und da hat im Papstthum ein Mönchskloster gestanden. Von da ist der Gang aber noch weiter bis in das frühere Kloster Hamburg gegangen, welches ¾ Stunden von Langensalza entfernt gewesen ist.

429) Schatz im Traum gesehen.[1])

Nicht weit von Langensalza liegt ein Dorf, das heißt Weberstädt. Daselbst träumte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einer frommen und ehrbaren Bauersfrau, wie sie in dem nicht weit davon entlegenen Gehölz unter einer Eiche in einer gewissen, ihr bekannten Gegend einen ziemlich großen

[1]) Nach Variamandus S. 15.

eisernen Topf angetroffen, welcher mit lauter alten silbernen Münzen angefüllt gewesen. Als diese Frau erwachte, hat sie den Ort so genau im Gedächtniß behalten und dieser Traum ist ihr so merkwürdig vorgekommen, daß sie sich alsbald entschlossen hat, an besagten Ort hinzugehen und zu sehen, ob ihr Traum eintreffen werde. Sobald sie sich angezogen, nimmt sie den Korb auf den Rücken und wandert damit nach besagtem Holze zu. Als sie an den im Traume erblickten Ort kommt, findet sie in der That unter der bemerkten Eiche einen eisernen Topf voll von silbernen altgothischen Münzen, welche sie getrost in ihren Korb geschüttet und damit nach Hause gewandert ist.

430) Woher die Oberstadt Mühlhausen ihr Wasser erhält. [1])

Die Stadt Mühlhausen in Thüringen zerfällt in die Ober- und Unterstadt, erstere ist durch die Breitsülze, letztere durch die Schwemmotte, die vor ihrem Einflusse in die Stadt d[illegible] Popperoder Wasser heißt, bewässert. Früher litt jedoch die Stadt sehr an Wassermangel, und darum machte der Magistrat der alten Reichsstadt Mühlhausen um Pfingsten des Jahres 1292 bekannt, daß, wer vermöge, irgend eine Quelle in die Oberstadt, die aus Wassermangel nicht selten ein Raub der Flammen ward, zu leiten, reichlichen Lohn erhalten und, falls ein schweres Verbrechen an ihm hafte, sich seines Leibes und Lebens versichert halten solle. Es saß aber zu selbiger Zeit auf dem Rabenthurme, welcher jetzt der Adlerthurm genannt wird, ein Mönch aus dem eichsfeldischen Kloster Reifenstein wegen Brandstiftung und Schändung einer patricischen Jungfrau auf Leben und Tod. In den Tagen seiner Freiheit hatte er öfter, wenn er in Angelegenheiten seines Ordens nach Pfaffenrode und St. Daniel gepilgert, zwischen einem Gehügel eine sprudelnde Quelle bemerkt. Als nun der Aufruf des Stadtraths auch in seinen Kerker drang, da dachte er, ob es nicht möglich sei irgend einen Plan zu ersinnen, wie das Wasser jener Quelle in die Stadt zu führen sei. Allein die Quelle sprudelte in einem tiefen Thale und zwischen ihr und der Stadt lag eine Hügelkette, also sah er wohl ein, daß ohne dämonische Hilfe ihm dieses Kunststück nicht möglich werden könne. Gleichwohl konnte er aber auch den Gedanken nicht aufgeben, der allein ihm die Möglichkeit einer Rettung von dem drohenden Tode verhieß, und so kam er auf den Gedanken, den Teufel, der schon so Vielen geholfen, zu seinem Beistande anzurufen. Kaum war aber der gottlose Gedanke in seiner Seele aufgestiegen, als auch schon der Böse vor ihm stand. Zwar wollte der Mönch in seiner Herzensangst ihn durch Gebet verscheuchen, allein er war schon durch seine früheren Schandthaten zu sehr in den Klauen desselben, als daß er sich auf ein Gebet hätte besinnen können. Genug, der Teufel versprach ihm, die fragliche Quelle in die Oberstadt zu leiten, sobald der Mönch ihm seine Seele opfern werde, und nach flüchtigem Bedenken unterschrieb der leichtsinnige Mönch mit einigen Tropfen seines Blutes den vorgelegten Contract. Als nun der Böse unter furchtbarem Sturmgeheul durch das enge Gitterfenster verschwand, ließ er seinem Opfer eine große Pergamentrolle zurück, und als der Mönch beim ersten Gruß des dämmernden Tages das verhängnißvolle Blatt entfaltet hatte, sah er mit freudigem Schrecken auf demselben den Weg verzeichnet, auf wel-

[1]) Nach Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 6 ꝛc.

chem jene Quelle ohne große Schwierigkeit über Hügel und durch Schluchten in die Oberstadt zu leiten sei. Sogleich eröffnete der schlaue Mönch dem hochedlen Rath sein Begehren; die von ihm heißersehnte Freiheit ward ihm zugesichert, wenn er seinen Plan ausführen könne, und ihm eine Schaar rüstiger Arbeiter zu Gebote gestellt. Und siehe, bald strömte das Krystall der Breisülzenquelle durch das ihr bereitete Bett über Hügel, durch Gärten und Thäler lustig dahin, und somit war die Aufgabe gelöst, der Mönch aber war sofort verschwunden und kein Auge hat ihn wieder gesehen. Jener Born aber, der in einer kaum halbstündigen Entfernung von der Stadt dem Schooße der Erde entquillt, braucht einen fast drei Stunden langen Weg, ehe er jetzt die Oberstadt erreicht.

431) Die Zerstörung der Hainerburg.[1])

In uralter Zeit stand vor der Burgpforte der Stadt Mühlhausen ein sogenanntes Gan-Erben-Schloß (castrum imperiale) als unmittelbares Reichslehn, von mehreren adeligen Familien bewohnt und in dem Munde des Volkes unter dem Namen der Hainerburg bekannt, weil das Geschlecht der von Hagen daselbst seinen Sitz hatte. Die Burgherren, obwohl nicht geistlichen Standes, hielten sich zu dem Orden der Johanniter und ließen durch Priester und Scholaren ihren geistlichen Dienst und Obliegenheiten verwalten. Da nun das Kastell mit der Ringmauer in unmittelbarer Verbindung stand, so konnte man aus demselben in die Stadt gelangen, ohne das Thor zu passiren. Dadurch aber ward die Sicherheit der Stadt wesentlich gefährdet, denn erstlich ließen die Burgbewohner oft bei nächtlicher Weile verdächtige Fremde in die Stadt, dann aber benutzten sie auch diese Gelegenheit, des Nachts allerlei Unfug in der Stadt zu verüben, namentlich den Töchtern der Bürger nachzustellen und sie wohl gar zu entführen. Darüber führte der Rath Beschwerde beim Kaiser, allein die Gegner wußten dieselbe auch möglichst zu entkräften und so kam es, daß nach zwei Jahrhunderten die Sache immer noch nicht geordnet war. Endlich gestattete Kaiser Konrad IV. dem Stadtrath, die Stadt von der Burg durch eine Zwischenmauer zu trennen. Aus Rache über diese ihre Niederlage beim Kaiser suchten nun die Gan-Erben die Bürger auf andere Weise zu schädigen, indem sie die städtischen Felder möglichst durch Jagd zu zerstören bestissen waren. Es lebte nun um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu Mühlhausen der Sage nach ein angesehener Bürger und Rathmann, Adam geheißen, und seines Zeichens ein Schlosser. Derselbe hatte sieben kräftige Söhne und eine wunderschöne Tochter, auf die er besonders stolz war und um welche ihn alle seine Freunde und Nachbarn beneideten. Allein gerade ihre Schönheit ward ihr Verderben, denn einer der Ritter von Hagen aus der Hainerburg beschloß, sie solle sein eigen werden, es möge kosten was es wolle. Da er nun durch Anträge und Schmeicheleien ihre Gunst nicht zu erlangen vermochte, so ersah er sich die Gelegenheit, wo eine Feuersbrunst in der Stadt ausgebrochen und in Folge davon das Mädchen allein zu Hause war. Er schlich sich mit einigen seiner Leute in das unbewachte Haus ein, überfiel die Jungfrau und schleppte sie auf die feste Hainerburg, wo er sie natürlich ohne große Mühe zu seinen

[1]) Nach Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 15.

Lüsten zwang. Namenlose Wuth ergriff Rath und Bürgerschaft bei der Nachricht von diesem neuen Frevel ihrer bösen Nachbarn und man beschloß, in nächster Zeit ihre Zwingburg zu brechen. Dies dauerte aber dem beleidigten Vater und seinen tapfern Söhnen zu lange, sie erfuhren, daß ein Theil der Besatzung auf irgend einen Raubzug ausgezogen war, und beschlossen, auf eigene Gefahr hin die Burg zu ersteigen. Sie begaben sich zuvor in die Marienkirche und flehten die heil. Jungfrau um ihren Schutz und Beistand an, versprachen auch, daß wenn sie ihnen den Sieg erringen helfen werde, ihre Schwester ihrem Dienste zu weihen, und durch dieses Gebet gestärkt erstiegen sie noch dieselbe Nacht die hohen Mauern der Burg, überwältigten leicht die vom Schlaf gefesselten wenigen Vertheidiger derselben und warfen sich dann auf ihre Knie, um der heil. Jungfrau für ihre Hilfe zu danken. Und gleichsam neugestärkt und mit übermenschlicher Kraft ausgerüstet erhoben sich die acht Schlosser vom Gebete und machten sich sofort daran, die Mauern und festen Thürme zu zerstören. Und siehe, was Hunderten nicht möglich erschienen wäre, diese wenigen Hände brachen in einer Nacht den gewaltigen Bau und als der Morgen heranbrach, war von der Zwingburg nichts mehr übrig als Schutt und ein Trümmerhaufen. Das unglückliche Mädchen aber, welches man in der Burg gefunden, ward von ihren Verwandten in das Brückenkloster gebracht. Zwar ward die Stadt in Folge dieser Selbsthilfe vom Kaiser Rudolph im Jahre 1294 in die Reichsacht erklärt, aber nur zum Schein, denn bald verzieh ihr der gerechte Kaiser wieder, die Burg aber durfte niemals wieder aufgebaut werden.

432) Die drei Rebhühner zu Mühlhausen. [1])

An der Marienkirche zu Mühlhausen befinden sich drei in Stein gehauene Rebhühner und erinnern an folgende wunderbare Begebenheit.

Es sollen kurz nach dem Beginnen der Reformation, die bekanntlich in Thüringens reichen Auen sehr frühzeitig viele Anhänger fand, in einer Trinkstube der Stadt Mühlhausen zwei katholische Prälaten bei einem leckern Mahle gesessen und sich über die Fortschritte des Ketzerthums unterhalten haben. Der eine hat jedoch gemeint, es werde schwer halten, die neue Lehre gänzlich wieder zu unterdrücken, und da hat sich der andere der geistlichen Streiter so erzürnt, daß er, auf die drei eben auf die Tafel gesetzten Rebhühner zeigend, ausrief: „So wenig diese drei Rebhühner, die eben erst aus der Küche und vom Bratspieß kommen, wieder lebendig und davon fliegen werden, ebenso wenig wird die ketzerische Lehre des Augustinermönchs hier in dieser Stadt mächtig werden!“ Aber siehe, kaum waren diese prophetischen Worte dem Munde des Priesters entflohen, da fing vor ihren Augen der Braten in der Schüssel an sich zu bewegen, die Rebhühner erhoben sich, es wuchsen ihnen wieder Federn an Leib und Flügeln und empor flatterten sie und flogen vor den Augen der erschrockenen Zecher zur Thüre hinaus. Man eilte ihnen nach und sah sie auf einem Strebepfeiler der Marienkirche rasten; da wurden sie plötzlich in Stein verwandelt und sitzen noch jetzt da als Träger der Sage, ein sichtliches Wunder.

[1]) S. Thüringen Bd. VI. S. 20.

433) Die Sage von der Erbauung des Erfurter und Frauenthors zu Mühlhausen.[1])

Als der Rath der Stadt Mühlhausen den Bau des Erfurter und Frauenthores beschlossen hatte, suchte er zur Ausführung desselben einen tüchtigen Baumeister. Nun war aber der beste Baumeister der Stadt zu jener Zeit der kluge Meister Friedbert, ihm übertrug man den Bau, und weil derselbe einen ganz ausgezeichneten Gesellen Namens Engelbrecht besaß, der unbedingt an Geschicklichkeit ihm gleichkam, so theilte er sich mit diesem in die Arbeit. Letzterer übernahm den Bau des Erfurter, er aber den des Frauenthors. So arbeiteten sie unabhängig von einander Jeder nach seiner Weise, aber schon während des Baues bereute der Meister, daß er seinem Gesellen die Arbeit übertragen hatte. Er glaubte nämlich, und wohl nicht ganz mit Unrecht, wenn die Arbeit des Letztern eben so gut als die seinige ausfallen werde, würde er viel von seinem Ruhm einbüßen und nicht mehr als der geschickteste Meister der Stadt angesehen werden. Als daher nach Verlauf von 6 Wochen beide gleichzeitig ihr Werk vollendet hatten, da ließ er sich von seinem Gesellen auf das Erfurter Thor führen, um sein Werk anzuschauen; allein wie er, auf der Zinne desselben stehend, spähen und umschauen mochte, er konnte keinen Fehler entdecken, im Gegentheil, er mußte sich gestehen, dasselbe sei dauerhafter und sorgfältiger gebaut als das von ihm erbaute Frauenthor. Da ergriff ihn häßlicher Neid und als jener sich gerade über die Brüstung des Thores herabbeugte, gab er ihm von hinten einen Stoß, daß er herabstürzte. Allein er stürzte unten auf die schöne Tochter des Meisters, welche gekommen war, um sich nach ihrem Vater und Geliebten, denn dies war der Geselle, freilich ohne Wissen des Vaters, gewesen, umzusehen; dieselbe ward von der Wucht des Fallenden zu Boden gerissen und zerschmettert, und als der gottlose Baumeister von den Nattern des bösen Gewissens getrieben herbeieilte, um zu sehen, was aus seinem Opfer geworden, fand er neben dem zerschmetterten Körper desselben auch den Leichnam seiner Tochter. Wie von Furien getrieben eilte er auf und davon, um auf fremder Erde ein Grab zu suchen, die Liebenden aber deckte ein Grabstein.

434) Die blinden Hessen.[2])

Einst soll die Stadt Mühlhausen schwer von dem Hessenvolke bedrängt und belagert worden sein. Schon waren die meisten Vertheidiger der Stadt gefangen, todt oder verwundet und der nächste Sturm mußte die Belagerer in den Besitz derselben bringen. Da gab die Noth den Mühlhäusern einen klugen Gedanken ein. Im Dunkel der Nacht wurden die Mauern der Stadt mit hölzernen Pfählen oder Pflöcken bewehrt und die Pflöcke gleich lebendigen Söldnern geschmückt und gerüstet. Aber zwischen diesen hölzernen Soldaten bewegten sich hin und wieder lebendige Krieger und drohten spottend hinab in das Lager der Feinde. Als nun bei anbrechendem Morgen die staunenden Hessen die neuen Rüstungen und die zahlreichen Streiter und Vertheidiger der Mauern gewahrten, da verzweifelten sie an ihrem Siege und

[1]) Nach Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 34.
[2]) S. Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 35.

zogen kleinmüthig von dannen. Davon sollen sie den Namen der dummen oder blinden Hessen bekommen haben.

435) Die Gründung des Jungfrauenklosters zu Weißenfels. [1])

Die Stifter des Klosters zu Weißensfels waren Markgraf Dietrich (von Landsberg) und seine Gemahlin Helena. Gott schenkte ihnen ein kleines Töchterlein, Sophia genannt. Als noch kleines Kind ward sie bereits verlobt mit einem Herzoge, der aber kurz darauf starb; dann ward sie einem König bestimmt, allein auch dieser ward in der Schlacht erschlagen, ehe sie noch zwölf Jahre alt geworden war. Bei der Kunde von dem Tode desselben fiel Sophia auf ihre Kniee und dankte Gott, daß er sie aus den Banden der Ehe erlöst hatte. Sie erwählte von Stund an Gott zu ihrem Bräutigam und gelobte, diesen nimmer zu lassen um alle Königreiche der Welt. Sie hatte um dieses Gelöbnisses halber viel Ungemach und Anfeindung zu erdulden, sann auch Tag und Nacht darüber nach, wie sie ganz Gott sich weihen könne, ohne daß weltlich gesinnte Menschen sie daran hindern konnten. Da ereignete sich auf der Burg zu Weißenfels, wo die Vornehmsten ihres Hofstaates sich befanden, folgende merkwürdige Begebenheit. Sophiens Beichtvater, ein Barfüßermönch, befand sich in seinem Arbeitszimmer; als diesen sein Mitbruder verließ, mit dem er sich besprochen hatte, kam eine schöne Jungfrau, mit einer Krone auf dem Haupte und schneeweißen Kleidern angethan, des Weges daher gegangen, die sprach: „Gott grüße Euch, Herr, ich begehre, daß Ihr wollt Botschaft geben meiner Frau (der Markgräfin Helena), daß sie mich an den Hof nimmt; ich will ihr dienen wie jede andere Jungfrau.“ Da sprach jener: „Ich will es gerne thun, doch wäret Ihr vor vierzehn Tagen gekommen, ehe der Hof besetzt ward, so weiß ich gewiß, mein Herr (Dietrich) und meine Frau (Helena) würden erfreut über Euer Anerbieten gewesen sein. Doch will ich gern Euer Anerbieten ausrichten.“ Und er fragte sie, woher sie käme in diesem großen Kriege (die Fehde, welche Dietrich zu Gunsten seiner Neffen Friedrich und Diezmann 1275 gegen seinen Bruder Albrecht führte). Sie antwortete: „Ich bin hierher gekommen und will auch schon wieder hinwegkommen.“ Als er sie gesegnet hatte, verließ sie das Gemach. Gleich darauf trat der Freund des Beichtigers wieder herein. Auf die Frage, ob ihm Jemand begegnet sei, antwortete derselbe: „Nein.“ „Es ist“, sagte hierauf der Beichtiger, „eine Jungfrau bei mir gewesen, die hat mich gebeten, ich möchte ihr Fürsprecher sein bei der Markgräfin Helena.“ Da sagte der Klosterbruder abermals, es sei ihm Niemand begegnet. Der Beichtiger aber richtete sofort seinen Auftrag an die Fürstin aus, beschrieb derselben die Gestalt und das Ansehen der Jungfrau und theilte ihr die Rede derselben mit. Als die Markgräfin dies vernommen, versetzte sie: „Hättet Ihr sie doch zu mir gebracht, ich hätte sie selbst gern gesehn und ihre Rede gehört.“ In der dritten Nacht kam die Jungfrau wieder zum Beichtiger und fragte ihn, ob er ihren Auftrag ausgerichtet. Er antwortete: „Ich habe

[1]) Nach Lepsius, Histor. Nachrichten von dem St. Klarenkloster in Weißenfels, nach einer Handschrift des 14. Jhdts. und nach urkundl. Quellen. Naumburg 1837, S. 5. L. A. Gottl. Sturm, Chronik der Stadt Weißenfels. Weißenfels 1846 in 8. S. 67 ꝛc.

gethan, wie Ihr befohlen; die Fürstin hat mir geantwortet: wollte Gott, sie wäre gekommen, ehe der Hof besetzt gewesen, ich würde sie gern bei mir gehabt haben." Da entgegnete die Jungfrau: „Warum fragt Ihr nicht, wer ich bin?" Hierauf fragte der Beichtiger: „Wer seid Ihr, liebe Jungfrau?" „Ich bin", antwortete sie, „die Jungfrau St. Klara, und daß ich Euch gebeten habe, Ihr solltet mir zu Hofe verhelfen, damit habe ich gemeint: sie sollen mir, Gott zu Lob und Preis, ein Kloster bauen lassen, der allmächtige Gott wird selbst ihr Helfer sein."

Zu der Zeit, als diese Erscheinung stattfand, war die Jungfrau Sophia fünf Jahre alt. Sie trat oft und viel zu ihrer Mutter und bat sie, sie möge doch ihren Vater bitten, ihr zu helfen, Gott zu dienen ohne Hinderniß von der Welt, sonst müßte sie vor großem Leide sterben. Die Mutter mahnte sie von ihrem Vorhaben ab und stellte ihr ernstlich vor, daß ihr Vater nimmermehr in ihr Begehren willigen werde. Darauf wendete sich Sophia mit ihren Bitten an ihren Vater selbst, ward aber von dem strengen Manne mit Recht zurückgewiesen, und als sie dennoch mit Bitten fortfuhr, hart angelassen und sogar körperlich gemißhandelt. Bald darauf zog der Markgraf Dietrich in den Krieg. Da erschien die heil. Klara der Markgräfin selbst und forderte sie auf, ihrer Tochter Begehren bei dem Markgrafen zu unterstützen. Als nun Markgraf Dietrich aus dem Kriege wieder heimgekehrt war, kündigte er seiner Tochter an, daß er sie verheirathen und köstlich ausstatten werde. Diese entgegnete fest, daß sie lieber betteln als in dieses Begehren willigen werde. Ueber diese Halsstarrigkeit erzürnt, mißhandelte der Markgraf seine Tochter von Neuem und ließ sie ins Gefängniß werfen. Nichts vermochte seinen Zorn zu besänftigen. Bald darauf zog er in einen neuen Krieg (1280 gegen den Erzbischof Bernhard von Magdeburg), welcher aber für ihn unglücklich war, denn er ward in demselben tödtlich verwundet, gefangen und in einen festen Thurm gefesselt zur Verwahrung gebracht. Als man ihn nun in seiner Todesnoth so quälte, bot er ein großes Lösegeld. Man wollte ihm aber weder für Gold noch Silber seine Freiheit wieder geben. Da sann er hin und her, durch welches Mittel er seine Freiheit wieder erlangen möchte; endlich sagte er zu seinen Mitgefangenen: „Ihr Herren wißt wohl, wie sehr mich meine Tochter gebeten hat, ich solle ihr ein Kloster bauen lassen; wie dünkt Euch, ob ich ihr folge und Gott mich deshalb erlöse aus dem Gefängniß?" Die Herren aber sprachen: „Das thut, edler Fürst!" Da gelobte er mit heißen Thränen, das Begehren seiner Tochter zu erfüllen. Auf dieses Gelöbniß löseten sich seine Fesseln von selbst und er ward aus seiner Gefangenschaft befreit. Nach seiner Zurückkunft hielt der Markgraf sein Gelübde und der Bau des Klosters begann vor der Stadt Weißenfels zu St. Niclas. Weit und breit wurde nach Steinmetzen und Zimmerleuten gesandt und ein Tag bestimmt, an welchem der erste Grundstein gelegt werden sollte. Endlich fand diese Feierlichkeit statt in Gegenwart vieler Fürsten und Herren und der Markgraf gab nun auch seine Einwilligung, daß sich seine Tochter Sophia der Kirche vermählen könnte, seiner andern Tochter Gertraud aber wollte er nach seiner glücklichen Rückkehr von seinem Zuge gen Polen zu seinem künftigen Schwiegersohn, dem Herzog Bolko, eine stattliche Hochzeit ausrichten. Auf seiner Rückreise erkrankte er aber an Gift und starb, und in demselben Jahre (1285) ward das Kloster mit großer Pracht eingeweiht. Bald darauf

entschloß sich aber auch die zweite Tochter des Markgrafen, Gertraud, in's Kloster zu treten, und that dies auch trotz allem Abreden ihres Bruders, des Markgrafen Friedrich, und ihres Verlobten. Sophia ward in der Folge Aebtissin († 1318) und ihre Schwester Schulmeisterin (Vorleserin), ward aber später durch das Lesen eines Buches wahnsinnig bis an ihr Lebensende. Mehrmals ward aber dem Kloster mancherlei Ungemach zugefügt, theils von Feinden des Markgrafen Friedrich, theils vom Teufel selbst, der in Menschengestalt das Glockenhaus anzündete. Die Markgräfin Helena sann nun aber darüber nach, wie sie das Kloster, welches vor der Stadt zu sehr feindlichen Angriffen ausgesetzt war, an einen mehr gesicherten Ort verlegen könne. Sobald sie einmal diesen Entschluß gefaßt hatte, ließ sie einen Theil desselben abbrechen und begann es wieder in der Stadt selbst an einer Stelle aufzubauen, wo sie im Traume eine Schaar Engel erblickt hatte. Der neue Klosterbau ward im Jahre 1301 beendet, die Jungfrauen dorthin von St. Niclas gebracht und die Markgräfin Helena selbst im Jahre 1304 daselbst im Bruderchor begraben.

436) Der gespenstige Thürklopfer zu Weißenfels.[1])

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich zu Weißenfels in dem Hause eines Apothekers folgende merkwürdige Geschichte zugetragen. Dort war kurz zuvor ein junger Mann an einem hitzigen Fieber gestorben; als nun der Apotheker einstmals des Abends um 10 Uhr mit seiner Familie in seiner Stube sitzt, so pocht es an die Stubenthür. Die Magd öffnet die Thüre, es ist aber Niemand draußen. Es währt nicht lange, so pocht es noch einmal an und nach abermaliger Eröffnung der Thüre sieht man abermals Niemanden. Weil nun aber Jemand in dem Hause des Apothekers wohnte, der kleine Kinder hatte, so meinte ersterer, es wären diese, die ihn vexiren wollten, er ging daher zu seinem Miethsmann hinauf und beschwerte sich darüber. Dieser aber antwortete, er sehe ja selbst, daß seine Kinder bei ihm in der Stube wären, sie wären noch nicht aus derselben herausgekommen. Indem sie noch so mit einander hierüber reden, pochte es abermals an die Thüre des Miethsmanns an. Sie öffnen dieselbe, erblicken aber Niemand. Sie gehen nun insgesammt hinunter in die Wirthsstube, da fängt es mittlerweile an oben an des Miethsmanns Stubenthür zu trommeln. Sie gehen wieder hinauf, da hört es sogleich auf zu trommeln, und sie sehen nicht das Geringste. Indem sie sich ein wenig oben verweilen, fängt es an, unten an des Wirthes Stube zu trommeln. Sie gehen alsdann wieder hinunter und da hört es ebenfalls wieder auf zu trommeln und sie sehen wieder nichts. Hierauf fängt es wieder an oben an die Stubenthür zu trommeln und Scheithölzer die Treppe herunter zu werfen und Wasser herab zu gießen. Sie holen darauf einige Soldaten von der Wache. Einer von denselben geht mit entblößtem Degen die Treppe hinauf, da bekommt er eine derbe Maulschelle, sieht aber nichts. Es wird zugleich ein Lärmen vor dem Hause und man hört es immer bald oben bald unten an den Thüren trommeln und Holz die Treppe herunterwerfen und Wasser herabgießen, es sieht aber Niemand

[1]) S. Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten. Breslau u. Leipzig 1756. S. 446.

etwas. Solcher Lärmen hat aber bis Nachts 12 Uhr gewährt, Niemand aber hat etwas gesehen, auch späterhin, obwohl sich die Sache wiederholt, ist es nie herausgekommen, was es gewesen.

437) Die Sage von der Rudelsburg. [1])

Die Ruinen der alten Rudelsburg, deren Erbauung bald Kaiser Rudolph von Habsburg, bald einem Ritter Namens Rudolph von Münchenhausen (972) zugeschrieben wird, liegen äußerst romantisch auf einem ziemlich hohen Berge an der südlichen Grenze des Königl. Preuß. Herzogthums Sachsen; an dem Fuße desselben strömt die Saale vorüber, gegen Norden fällt der Berg unersteiglich steil ab, gegen Süden ist er mit Kirschbäumen oder Reben bepflanzt und gegen Westen dacht er sich in mehreren Absätufungen gegen den Saalecker Schloßberg, der von jenem durch eine tiefe Schlucht getrennt ist, ab. Von der alten Herrlichkeit der Burg ist noch der Burghof, sowie ein viereckiger Thurm vollständig erhalten. Dicht unter dem Felsen, auf welchem die Burg liegt, bildet die unten vorbeifließende Saale einen Strudel, über dessen Entstehung man folgende Sage hat. Es hat früher auf dem entgegengesetzten Ufer der Saale eine andere Burg gestanden, die sogenannte Krainburg. Die Herren beider Burgen waren mit einander befreundet und theilten sich freundschaftlich in das Recht der Fischerei auf dem Saalstrom. Ja der Besitzer der Krainburg hatte seinen einzigen Sohn der einzigen Tochter des Herrn der Rudelsburg nach beiderseitigem freundschaftlichen Uebereinkommen verlobt. Da wußte der Bischof von Naumburg Letzteren gegen den Besitzer der Krainburg einzunehmen und trieb ihn an, für sich allein das Recht der Fischerei auf der Saale in Anspruch zu nehmen. Natürlich entstand hieraus grimmige Feindschaft zwischen den beiden Familien; beide Väter nahmen ihr Wort zurück und untersagten ihren Kindern aufs Strengste allen und jeden Umgang. Allein zu spät, die beiden Verlobten liebten sich bereits zu heiß, um sich so ohne Weiteres wieder aufzugeben, und in der Nacht trug ein leichter Fischerkahn den Junker von der Krainburg hinüber nach dem Ufer, wo die Rudelsburg lag. Einst bei einem heftigen Gewitter war Letzterer gerade auf der Mitte des Stromes, als sich plötzlich ein Wirbelwind erhob, der die Wellen vom Boden aus in die Höhe wirbelte und bei dem Zurückgehen derselben den Nachen tief in den Abgrund mit hinab zog. Vergeblich harrte die ängstliche Braut am andern Ufer diesen Abend auf ihren Geliebten, er kam nicht, und als sie am andern Morgen am Ufer suchend herumirrte, ob sie vielleicht ein Zeichen fände, daß er hier gelandet und weil er sie nicht getroffen, wieder abgefahren sei, trieb plötzlich der Strom einen röthlichen Streifen nach ihr zu. Sie glaubte die Feldbinde des Junkers, die sie ihm selbst geschenkt hatte, zu erkennen und bückte sich, um sie an sich zu ziehen, da bekam sie das Uebergewicht und stürzte in die Fluthen. So ward sie mit ihrem Bräutigam im Tode vereint, an der Stelle aber, wo beide Liebenden ihr Grab fanden, bemerkt man noch jetzt einen Strudel.

---

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. IV. S. 103. Poetisch behandelt in der Zeitschrift für die elegante Welt 1819. Febr. No. 40 sq. Ueber die Rudelsburg und Krainburg s. Gerichalt Bd. V. S. 287 sq. III. S. 309 sq.

438) Der Schatz auf der Rudelsburg. [1])

In den Kellern der Rudelsburg ist ein großer Schatz vergraben, den bewacht ein schwarzer Hund mit feurigen Augen. Alle 7 Jahre in der Walpurgisnacht läßt sich an dieser Stelle ein Flämmchen sehen; wer nun gerade zu dieser Stunde um Mitternacht hier ist und einen ganz kohlschwarzen Bock mit hat, der kann den Schatz heben, denn da zerreißt der Teufel den Bock; hat aber letzterer nur ein weißes Härchen, so ist es um den armen Schatzgräber selbst geschehen, denn dann zerreißt der Hund ihn und nicht den Bock.

Diesen Schatz hat einst ein grausamer Raubritter vergraben, der auf der Rudelsburg hauste und der Schrecken der ganzen Umgegend war. Gewalt richtete gegen ihn nichts aus, daher sann der Magistrat der benachbarten Stadt ein anderes Mittel aus. Es saß in dem Thurm daselbst eine Hexe gefangen, der bot man Leben und Freiheit, wenn es ihr gelänge, den Raubritter seinen Feinden, den Bürgern auszuliefern. Sie versprach es und wußte sich in irgend einer Gestalt in das Schloß zu schmuggeln, dort verwandelte sie sich in das Leibroß des Ritters und trug ihn, als er es bestiegen hatte, trotz Zügel, Sporen und Peitsche bis in die nächste Stadt, wo er natürlich fast wehrlos den Bürgern in die Hände fiel. Diese tödteten ihn aber nicht, sondern steckten ihn in einen eisernen Käfig und hingen ihn so zu einem Thurme ihrer Stadt heraus und ließen ihn ganz ruhig darin verhungern.

439) Die muthige Magd zu Goseck. [2])

In der Mitte der fruchtbaren Saalaue zwischen Naumburg und Weißenfels liegt am linken Ufer der Saale auf einer ziemlich hohen, bewaldeten Thalwand das alterthümliche Schloß Goseck. In der Nähe desselben auf einer freien Fläche zwischen dem kleinen und großen Hahne (Name eines Gehölzes), südlich begrenzt von dem Sittichgrunde, stand vor langen Jahren ein Dorf, Gostilitz genannt. Dasselbe ist gänzlich verschwunden und nur zufällig entdeckt man beim Graben noch Spuren desselben, allein in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren noch Mauerüberreste einer zu diesem Orte gehörigen Kapelle, der sogenannten wüsten Kirche vorhanden. Dieselben standen im Rufe, der Schauplatz von Geisterspuk zu sein, dienten aber in Wirklichkeit Spitzbuben und schlechtem Gesindel zum nächtlichen Versammlungsorte. Niemand wagte sich in der Nacht dorthin, bis vor ungefähr 100 Jahren die Magd eines Einwohners von Goseck es in Folge einer Wette unternahm, ein Bündel Weiden, welches ihr Herr denselben Tag in das Gemäuer gelegt, aber mitzunehmen vergessen hatte, zu später Nachtzeit zu holen. Die Nacht war so dunkel, daß man nur wenige Schritte vor sich einen Menschen erkennen konnte, dennoch schritt die Magd beherzt bis zu dem Eingange der eine Viertelstunde von Goseck entfernten wüsten Kirche, als sie am andern Ende der Ruine das Flüstern mehrerer Menschenstimmen vernahm und sie zu ihrem nicht geringen Schrecken und Erstaunen dicht am Eingange einen mit Kleidungsstücken angefüllten Tragkorb bemerkte. Ohne sich lange zu be-

---

[1]) Poetisch behandelt von Bürger in seiner Ballade: Der Raubgraf auf der Rudelsburg, in s. Werken, und bei Ziehnert Bd. III. S. 170 ꝛc.

[2]) So nach C. A. G. Sturm, Goseck und seine Umgebungen. Naumb. 1844 in 8. S. 5.

sinnen, ergriff sie diesen Korb, sowie das daneben liegende Bündel Weiden und entfloh damit schnellen Schrittes, unereilt von den nachsetzenden Strauchdieben, die sich ihrer Beute so unerwartet beraubt sahen. Dies waren also die Gespenster; aber in dem nahen Sittichgrunde will man noch heute spukende Wesen, Mönche und Kobolde sehen.

440) Die treue Magd von Weißenburg. [1])

Bekanntlich hatte der Pfalzgraf Friedrich III. von Gosek sich sehr jung mit der Gräfin Adelheid von Altleben vermählt; letztere lernte auf einem Feste zu Nebra den Landgrafen Ludwig II. von Thüringen, den sogenannten Springer, kennen und verliebte sich in ihn. Letzterer erwiederte diese Gefühle und Beide ließen sich von ihrer unreinen Leidenschaft zu jenem Verbrechen hinreißen, welches das Erlöschen des Gosek'schen Grafenhauses zur Folge hatte. Friedrich residirte auf dem Schlosse Weißenburg an der Unstrut und Ludwig begab sich auf sein eine halbe Stunde davon entferntes Schloß Neuenburg, von wo aus er absichtlich in den Waldrevieren des Pfalzgrafen jagen ging. Einst saß Friedrich im Bade, da kam seine Gemahlin zu ihm und sagte ihm, sie habe in Erfahrung gebracht, daß Ludwig eben wieder in seinem Walde jage, und hetzte ihn an, den Frevler zu strafen. Friedrich, die ihm gestellte Falle nicht ahnend, warf sich nur leicht gekleidet aufs Roß, ließ bald seine wenigen Begleiter im Stich und traf auf den Landgrafen, den er mit harter Rede anließ; dieser aber, scheinbar plötzlich ergrimmt, verwundete ihn zuerst durch einen Pfeilschuß, tödtete ihn aber dann vollends mit dem Jagdspieße. Dann ritt er auf und davon und die nachfolgenden Begleiter fanden nur noch den Leichnam ihres Herrn. An dem Orte der Bluthat befand sich damals eine große grüne Linde und im Jahre 1556 stand daselbst zum Andenken daran noch ein Kreuzstein mit großem steinernen Fuße, auf der einen Seite war ein Spieß, auf der andern die Inschrift: „Anno domini MLXV. Hic comes cecidit Palatinus Fridericus, Hunc prostravit Comes Ludovicus" eingehauen. Dieser Stein ist jetzt verschwunden. Allein im Jahre 1759 war zu Zscheiplitz zwischen dem Schafstalle und dem Dorfkeller ein anderer Denkstein vorhanden, auf dem eingehauen stand, es hätte eine Magd von Weißenburg an einer Stelle des Waldes gegraft, als Leute des Landgrafen vorübergekommen wären, die von ihrer Absicht, den Pfalzgrafen in eine Falle zu locken und dann zu ermorden, gesprochen. Sie habe sich sofort mit ihrer Bürde nach Weißenburg aufgemacht, um ihn zu warnen, allein als sie bis an die Stelle, wo jener Stein stand, kam, sah sie, daß der Pfalzgraf bereits dem Walde zujage. Sie warf also ihre Bürde ab und eilte dem Dahinjagenden nach, um ihn wenigstens durch Schreien aufmerksam zu machen. Trotzdem aber, daß er geschwind ritt, hoffte sie ihn zu erreichen; als sie aber noch nicht bis in die Nieder Reißen, wo der Mord geschah, gekommen war, stürzte sie zusammen und blieb todt. Zum Andenken an ihren Opfertod errichtete man an der Stelle, wo sie die Grashacke hingeworfen hatte, einen Stein mit dem Bilde eines Grasbundes, und da, wo sie todt hinsank, einen zweiten.

[1]) So nach Sturm S. 32 ꝛc.

441) Das unterbrochene Fest zu Saaleck. [1])

Der Rudelsburg gegenüber und durch eine tiefe Felsschlucht von ihr getrennt liegen auf einem ganz abgerundeten, sanft aufsteigenden, auf der Oberfläche aber sehr beschränkten Berge die Ruinen des Schlosses Saaleck, welches angeblich Karl der Große selbst erbaut haben soll. Von demselben sind jetzt nur noch zwei hohe runde Thürme übrig, auf deren einem, nach Morgen gelegenen man aus einem noch erhaltenen Zimmer eine prächtige Aussicht genießt. Diese Burg ward später von den Schenken von Saaleck, ihren Herren, an den Bischof Witigo von Naumburg verkauft und von da ab von den dasigen Bischöfen als eine Domaine betrachtet, wo sie ihre Feste veranstalteten. Nun bestieg im Jahre 1347 der Bischof Johannes I. aus dem Geschlechte derer von Miltitz den bischöflichen Stuhl. Dies war ein allen Lastern ergebener Mann, dessen Hof zu Naumburg, wie der Chronist sagt, eine Grundsuppe der Hölle war und dessen Hofstaat nur aus erzgottlosen Bösewichtern und Kindern des Teufels bestand, welche keine Sünde zu begehen die geringste Scheu trugen. Seine ganze Regierung über that er nichts als „Fressen, Saufen, Huren, Buben, Reiten, Fahren und Jagen, also als ob kein Gott im Himmel wäre." Er hatte eine offenkundige Kebsfrau, Kunigunde von Bibra, dann aber hielt er es auch ohne Scheu noch mit einigen adligen Nonnen zu Naxpenburg. Seine größten und meisten Schandthaten aber beging er auf dem Schlosse Saaleck, wo er einen förmlichen Harem angelegt hatte. So beschloß er denn auch am Johannistage des Jahres 1380 hier seinen Namenstag durch ein großes Bankett und Tanzfest zu feiern und hatte dazu eine Rotte von 14—15 Gauklern aus Nürnberg verschrieben, welche die Gäste belustigen sollten. Nach aufgehobener Tafel sind an 200 Personen beiderlei Geschlechts in den großen Saal getreten, um einen Tanz zu machen, und der Bischof Johannes, der als Wirth den Vortritt machen wollte, nahm die Ehefrauen der Ritter von Berbisdorf und von Madel, die eine bei seiner rechten, die andere bei seiner linken Hand, um den Anfang zu machen; indem er nun, wie gewöhnlich, das rechte Bein in die Höhe heben will, zittert er auf einmal am ganzen Leibe und fällt wie ein Bleistück zu Boden und bleibt trotz alles Schüttelns, Reibens und aller angewendeten Mittel todt, die Hand Gottes hatte ihn gerührt und der Teufel seine gottlose Seele mitten unter seinen Kumpanen entführt.

442) Der kluge Mönch zu Schulpforte. [2])

Im Kloster Pforte bei Naumburg hat einmal ein Mönch ein Feuer auf seine feiste Sau geschüret und einen andern Braten am Drehspieß auf der Sau gebraten. Derselbe Mönch ist auf dem Mühlrad daselbst in der Mühle neunmal im Wasser mit herum gefahren, dann hat er sich noch auf das Kammrad gesetzt und so oft wie zuvor im Wasser sich radbrechen lassen.

Zu demselben Mönch ist ein Mann aus einem Dorfe bei Naumburg gekommen, der sich nicht mit seiner Frau hat vertragen können, und hat ihn

[1]) Nach Gottschalk, Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. Halle 1826. Bd. V. S. 303 sq.

[2]) Nach Hildebrand, Goetia S. 240. cf. S. 144.

um die Ursache ihres Hasses und Streites mit ihm gefragt. Da hat er zu ihm gesagt: „Heute in dieser selben Nacht wird Dir Deine Frau mit einem Brodmesser die Kehle abstechen und die Gurgel abschneiden, das Messer wirst Du zu Haupte im Stroh in Deinem Bette finden.“ Der Mann suchte und fand das hingebannte Messer, rief die Frau und fragte sie, wozu sie das Messer an diesem Orte in das Bette gelegt habe? Sie leugnete und war unschuldig, er aber nahm ihr das Leben und sprang dann selbst in die Saale und ertränkte sich.

443) Der Zauberer zu Naumburg.[1])

Es haben etliche Leute beisammen zu Naumburg an der Saale in einem Wirthshause bei Tische gesessen und einen gebratenen Fisch vor sich gehabt. Da kommt ein Abenteurer herein, tritt zum Tische und spricht: „Wie könnt Ihr von einer Kröte essen?“ Der Wirth antwortet: „Was für eine Kröte? Ist es doch ein Fisch.“ Indem wird der Fisch zur Kröte, darüber erschracken sie Alle, es kommt ihnen ein Widerwillen und Ekel an und sie müssen hinaus und sich übergeben. Als sie wieder hereinkommen, war's wieder der vorige Fisch, allein Keiner wollte mehr an den Tisch. Hätten diese den gemeinen Gebrauch der Wirthshäuser nicht gehalten, sondern zuvor gebetet, wie es sich für Christenleute geziemt, wenn sie sich zu Tische setzen, so wäre ihnen solches nicht begegnet, sondern sie wären vor dem Zauber bewahrt gewesen.

444) Das weinende und lachende Brautpaar im Dom zu Naumburg.[2])

Im Dome zu Naumburg findet man zwei Personen in Stein gehauen, von denen die eine lacht, die andere weint. Nach der einen Sage sollten diese Figuren zwei Verlobte darstellen, von denen die eine, der Bräutigam, sich durch kein Bitten, Weinen und Flehen seiner Braut von seiner Reiselust abhalten ließ und fröhlich und wohlgemuth in die weite Welt zog; inzwischen begab sich die herzlich betrübte Braut ins Kloster, läßt den berühmten Dom bauen und verlacht hernachmals den wiederkommenden und nunmehr herzlich betrübten Bräutigam mit gleicher Beständigkeit. Nach einer andern Sage ist aber die Braut selbst die Ursache des Reisens des Verlobten gewesen, sie hat gesagt, ihr Bräutigam müsse sich erst in der Welt umsehen und Erfahrung sammeln, ehe er in den Stand der heiligen Ehe treten könne. Dies ist freilich demselben nicht recht gewesen, denn er hat mehr das reiche Erbe des Mädchens als dieses selbst sein eigen nennen wollen. Da sie aber ihren Vater für ihre Meinung zu gewinnen wußte, blieb dem Junker nichts anders übrig als sich zu fügen. Er ist also fortgegangen, aber nicht allzuweit, sondern hat sich in den benachbarten Städten herumgetrieben und sich möglichst wohl sein lassen. Da ist die Nachricht zu ihm gedrungen, ihr Vater sei plötzlich gestorben, und sofort ist er nach Hause geeilt, um sich das reiche Erbe nicht entgehen zu lassen. Er fand aber seine Braut im Kloster und als er bis ins Sprechzimmer drang, um sein Schicksal aus ihrem eigenen Munde zu erfahren, da ist sie ihm mit lachendem Gesichte entgegengetreten

[1]) S. Lercheimer S. 55.

[2]) Etwas verschieden erzählt bei Ziehnert, Bd. III. S. 29 ꝛc. S. Berckenmeyer, Antiquarius S. 658.

und hat ihm erklärt, sie habe sich den Herrn zum Bräutigam erwählt und wolle von ihrem Gelde demselben einen Tempel erbauen. So hat sie denn den Dom erbauen lassen und sich als Lachende, ihren Bräutigam aber als Weinenden in Stein darin anbringen lassen.

445) Die zwei Thurmspitzen des Naumburger Doms. [1])

Der Thurm des Naumburger Doms hat zwei Spitzen, davon die eine vom Meister selbst, die andere von dessen Lehrjungen erbaut worden ist. Weil nun die des Lehrjungen zierlicher als die des Meisters selbst ausfiel, so stürzte dieser aus Neid den ersteren herunter, weshalb er hernach in Oel gesotten worden ist, und es wird heute noch der Ort gezeigt, wo die Execution geschehen ist.

446) Ein Schäfer bekommt für Alles, was er kauft, Geld neben der Waare wieder. [2])

Es hat ein Schäfer in der Nähe der Unstrut gewohnt, der hat einen ganzen Bottich voll Bier austrinken können, darnach ist er in einen Brodladen gegangen und hat gefragt, wie viel der Bäcker wohl Geld von ihm haben möchte, daß er ihm dafür genug warme Semmel zu essen gäbe? Der Bäcker hat einen Groschen genommen, da hat der Schäfer angefangen zu essen und Alles aufgegessen, was auf dem Laden lag und im Hause auf einen Tag gebacken war. Solches ist darnach alles in seinem Hause gefunden und verzehrt worden, dabei aber auch das Geld, was er sonst für die Waare gegeben.

447) Der Bruder Bertram zu Wimmelburg. [3])

Nicht weit von Eisleben liegt ein Klostergut, Wimmelburg genannt, welches in den Jahren 1700—1710 im Besitz einer Obristlieutnantin von Wohwasser war. Aus dieser Zeit hat man gewisse Nachricht, daß sich allda ein Gespenst, welches man gewöhnlich den Bruder Bertram nennt, hat sehen und hören lassen. Es soll derselbe bis auf das Ende des vorigen Jahrhunderts herab durch ein gewisses Fenster im Schlosse, vor welchem sein Grab und Leichenstein, mit einem Stacket umgeben, zu sehen ist, seinen Aus- und Eingang genommen haben. In dem daselbst angelegten neuen Gebäude hat nun besagter Geist sich öfter bei der Frau von Wohwasser eingefunden und mit ihr, wie auch mit andern Leuten geſprochen, sich auch wohl gar zu ihr auf das Bett gesetzt, zu welcher Zeit er aber rauch wie ein Ziegenbock gewesen ist. Er hat nicht leiden können, daß, weil die Straße durch den Hof geht, die Leute mit dem Geschirr an den Leichenstein anfuhren. Wenn sie aber solches gleichwohl gethan, dann hat er ihnen des Nachts darauf auf allerhand Art zugesetzt und sie gequält. Unter Anderem hat es sich zugetragen, daß, da sich drei Bedienten des damaligen Amtmanns Wurm auf besagten Leichenstein verwegener Weise gesetzt und auf demselben eins herum getrunken, er dieselben des Nachts fast bis auf den Tod ausgeprügelt hat. Da nun aber die

[1]) Nach Berckenmeyer S. 658.
[2]) Nach Hildebrand, Goetia S. 228.
[3]) S. Monatliche Unterredungen von dem Reiche der Geister, Bd. II. S. 605 ꝛc.

Frau von Wohwasser das alte Kloster hat abbrechen und an dessen Stelle ein neues aufführen wollen, so hat dieser Bertram als Stifter desselben Klosters nicht verstattet, daß sie etwas Weniges von der Kirche abbrechen durften. Wie selbige sich nun deswegen bei dem damaligen Generalsuperintendenten zu Eisleben Raths erholt hat, hat ihr der Bruder Bertram auf dem Rückwege ein Paar derbe Maulschellen versetzt und sich nicht gescheut, dem Duellmandat zuwider den Straßenfrieden zu brechen. Im Uebrigen hat derselbe Bertram im Schlosse selbst die Leute zu äffen gesucht, sich an die Thüren gestellt und Niemanden hindurch gehen lassen, auch wenn er dieselben auf allerhand Art verführt, sie nachmals noch höhnisch ausgelacht. Einstmals ging er des Sonntags unter der Predigt in die Küche und bot der Köchin seine Dienste zum Bratenwenden an; als diese nun darauf, um etwas zu holen, in den Keller gegangen war, hat er sie dermaßen bethört, daß sie den Rückweg nicht wieder finden konnte. Unterdessen aber hat er alle Speisen am Feuer verderben lassen, so daß die gute Frau Obristlieutenantin ihres sonntäglichen Bratens für diesmal hat entbehren müssen. Ueberhaupt hat er keinen Schimpf, so seinem Grabe widerfuhr, ungerochen vorbeigehen lassen.

448) Das Gespenst zu Gehofen.[1])

Im Regierungsbezirke Merseburg liegt der Flecken Gehofen. Dort hat es sich vom 9. bis 15. October des Jahres 1685 zugetragen, daß die Frau Philippine Agnes von Eberstein, geborene von Werthern aus dem Hause Brück, sowohl bei Tage als bei Nacht, wenn sie auf ihrem Bette hat ruhen wollen, an den Händen und Armen ein Kneipen empfand, welches sie heftig schmerzte, auch verursachte, daß die Haut mit Blut unterlaufen war. Sie hat jedoch dabei nichts gesehen, sondern nur ein heimliches Ohrenwispern dieses Inhalts vernommen, daß sie, wenn es sechs schlagen werde, auf den Hof gehen und allda einen Schatz heben solle. Man hat aber die Dame nicht so fest bei ihren Händen halten können, daß ihr selbige nicht mit Gewalt zurückgezogen und geknippen worden wären. Insonderheit wurde ihr am besagten 9. October Abends durch Lispeln zu verstehen gegeben, weil sie kurz zuvor um 6 Uhr nicht habe mitgehen wollen, solle sie dafür die ganze Nacht hindurch geängstet werden, bis sie sich am folgenden Morgen um die sechste Stunde mitzugehen entschließen würde. Aber diese rechtschaffene und gläubige Person hat solches abermals abgeschlagen und mit dem Schatzheben nichts zu thun haben wollen. Bei diesen Umständen hat sie der Pastor des Ortes besucht und nicht ermangelt, sie nach bestem Vermögen zu trösten und aufzurichten. Am 15. October nach gehaltener Betstunde aber hat sie einen Geist in Gestalt einer weißgekleideten Nonne neben sich stehend wahrgenommen, welche mit einem rothen Kreuz auf dem Haupte bezeichnet war und nebst einem Paternoster in der rechten Hand, ein weißes Vorsteckttüchlein, wie die vom Adel bei Leichenbegängnissen zu tragen pflegen, vor dem Munde gehabt. Dieses Gespenst nun, welches sonst von Niemand ist gesehen worden, hat die Frau die ganze Nacht über nicht eine Minute schlafen lassen und ob sie gleich von 6—7 Personen gehalten ward, hat man dennoch das Kneipen an Händen, Schultern und andern Gliedmaßen, so ihrer Aussage nach der

[1]) S. Monatliche Unterredungen von dem Reiche der Geister, Bd. II. S. 39 ꝛc.

Geist verübt, aus deutlichen Zeichen abgenommen. Nachmittags hat der Herr von Eberstein, ihr Gemahl, so aber damals an einem Fieber krank darnieder lag, sich aus seinem Krankenbette vor Unmuth erhoben und zum Gespenst gesagt: „Wenn es der Teufel wäre, was es in seinem Hause zu schaffen hätte und warum es seine Frau dergestalt quäle?“ Hierauf hat dasselbe geantwortet, jedoch daß es die Frau von Eberstein nur allein hören und sehen können, sie wäre kein Teufel, sondern eine von Trebra, sie hätte vor gar langer Zeit auf ihrem Hofe, so vordem das Trebraische Gut geheißen und der Herr von Eberstein von seinem Vater, dem Generalfeldmarschall, geerbt, wegen Unruhen des Krieges einen Schatz vergraben und wäre solchen wiederum zu heben durch den Tod verhindert worden. An dem eigentlichen Orte, den sie auch zu einer andern Zeit gewiesen, hätte dazumal keine Kapelle, sondern Kuh- und Schweineställe gestanden. Besagten Schatz aber solle die adelige Frau und Niemand anders bekommen, weil sie die Stuben und Zimmer, welche sie ehedessen bewohnt, vortrefflich auszieren und erneuern lassen. Sie hat auch noch weiter angehalten, daß sie in bevorstehender sechster Stunde mitgehen, ihren Beichtvater und Andere im Hause zu sich nehmen, dabei andächtig beten, auch das Lied: „Freu' dich sehr, o meine Seele“ und dergleichen mehr singen möchte. Zugleich versicherte der Geist, es solle ihr kein Leid widerfahren und wenn auch gleich der daselbst liegende schwarze Hund ihr einige Furcht verursachen werde, so wolle er doch lieber solchen alsobald hinwegführen, damit ihr nicht der geringste Schaden widerführe. Nächst diesem beschrieb das Gespenst der Dame, worin der Schatz eigentlich bestände. Es wäre nämlich allda eine silberne Kanne, in welcher drei Paternoster befindlich, welche sie wieder einer katholischen Kirche verehren könne, ingleichen drei schöne goldene Ringe, so dem Eberstein'schen Geschlechte sollten überlassen werden und wovon dasselbe beständiges Glück zu erwarten hätte. Das Uebrige bestehe aus einem großen Stück Geldes an Gold- und Silbermünzen, wovon sie vor allen Dingen ihr einen Grabstein aufrichten und diese Worte einhauen lassen solle: „Habe Dank für Deine Gaben, Gott der wird Dich ewig laben.“ Ein Theil des Schatzes solle die Kirche des Ortes neu zu decken und sonst zu frommen Zwecken verwendet werden, das Uebrige aber solle die adelige Frau für sich behalten und den Ihrigen zu Nutze kommen lassen. Nach diesen Worten fuhr der Geist noch weiter fort: „Deine Tochter Lieschen soll in 4 Jahren auch einen Schatz heben, so von meiner Schwester ehemale ist verscharrt worden.“ Als aber der Geist mit diesen und andern Vorstellungen dennoch nichts ausrichten konnte, fuhr er mit unablässigem Kneipen fort, die adelige Frau zu ängstigen, welche hingegen sich beständig weigerte, in des Geistes Begehren zu willigen. Hierauf hub derselbe einige Male an zu weinen, daß auch sogar von den Thränen das Vorsteckttüchlein stark benetzt wurde, bis daß endlich die Stunde von 5—6 Uhr unter großer Herzensangst und stetigem Gebet sowohl der Frau von Eberstein als aller Umstehenden für dieses Mal auch vorbeigegangen. Wie nun hierauf am 16. October der Pastor des Orts sich frühmorgens wieder eingefunden und mit ihr nach Erforderung seines Amtes von diesem Zufall sich weitläufig unterredet hatte, gab er ihr zu mehrerem Unterricht und Trost eine von ihm selbst aufgesetzte Vorschrift, wie sie sich bei dieser schweren Anfechtung zu verhalten hätte, welche von ihr auch mit besonderem Vergnügen angenommen worden ist. Es hat aber dieselbe gleich-

wohl denſelben Tag und die darauf folgende Nacht abermals ein ſtarkes Kneipen und große Herzensangſt empfunden, indem der Geiſt wieder erſchienen iſt und deutlich die Worte hat hören laſſen: „Du ſollſt und mußt den Schatz heben.“ Da auch am folgenden Tage, den 17. October, zur Betſtunde in die Kirche geläutet wurde und die adelige Frau, um ſich gleichfalls dorthin zu begeben, in Begleitung ihrer Leute durch den Hof gehen wollte, ſtand der Geiſt vor der Brücke auf der linken Seite und gab ihr durch Winken die Stelle, wo ſich der Schatz befinde, zu erkennen, und ohngeachtet ſie die Augen weggewendet, den Muff vor das Geſicht gehalten und fortgegangen, iſt ihr derſelbe dennoch bis in die Kirche auf dem Fuße nachgefolgt, welches ebenfalls nach verrichtetem Gottesdienſte geſchehen, da er ihr den Ort, wo ſonſt nichts als Schutt zu ſehen war, unter einem großen Steine, der ſich in die Höhe begeben, eröffnet gewieſen. Nachdem aber die Frau von Eberſtein nebſt ihren Gefährten ſich mit Fleiß von derſelben Seite abgewendet und dem Geiſt zu entkommen geſucht, hat dieſer ſie um Gottes Willen gebeten, etwas darauf zu werfen, auch ſie bei ihrem Unterrock ergriffen und ſo feſtgehalten, daß ſie ihm mit genauer Noth entgehen können. Hierauf ließ das Geſpenſt zu verſchiedenen Malen die Worte von ſich hören: „Hätteſt Du etwas darauf geworfen, ſo hätteſt Du nun den Schatz und wäreſt hingegen der Qual und Schmerzen überhoben.“ Auch hielt der Geiſt noch immer an, ſie ſolle Ja ſagen, daß ſie, wenn die Zeit käme, mitgehen wolle, ſie würde dann vom Kneipen gänzlich befreit werden. Gleichwie nun aber dieſe Dame ſolches zu thun ſich beſtändig weigerte, alſo wurde auch ihre Qual und Herzensangſt täglich vermehrt, daß man auch für nöthig fand, ſowohl öffentliche als beſondere Gebete deshalb anzuſtellen. Ja weil nun endlich ſtatt der gehofften Aenderung die Sache immer ärger wurde, hielt man dafür für rathſam, davon höhern Orts Bericht zu erſtatten und Befehle einzuholen, was bei der Sache vorzunehmen ſei. Man bekam hierauf von einer berühmten theologiſchen Facultät einen Beſcheid, worin dieſelbe die Sache an und für ſich für gefährlich erachte und nebſt leiblicher Arznei zu den geiſtlichen Waffen Anleitung gab, zum Mitgehen und Schatzgraben aber gar nicht rathen wollte. Inzwiſchen wurde die Frau von Eberſtein einſtmals von einem ihrer Anverwandten beſucht, da der Geiſt wiederum beſtändig anhielt, ſie möchte ſich doch zur Hebung des Schatzes entſchließen oder ſolches wenigſtens durch Jemand anders verrichten laſſen. Hierauf hat dieſer gute Freund, wiewohl wider ihren Willen, endlich ſolche Verrichtung auf ſich genommen, um zu ſehen, ob durch dieſes Mittel die geplagte Frau von ihren Schmerzen könnte befreit werden. Alsbald hat auch der Geiſt, wie die Patientin hernach berichtet, vor Freuden gleichſam in die Hände geklopft, ſich fröhlich bezeigt und ſie einige Zeit lang mit Kneipen verſchont. Nichts deſto weniger zeigte ſich derſelbe ferner bei Tag und Nacht und drang ſehr heftig auf das Mitgehen. Ueber welche beſtändige Erſcheinung, ſo damals ſchon die dritte Woche gewährt, die Frau von Eberſtein unbeſchreibliche Herzensangſt empfunden, auch weder einige Luſt zum Eſſen noch die geringſte Nachtruhe erlangen können, wozu noch andere natürliche Zufälle und heftige Convulſionen nebſt öfters wiederholten Ohnmachten gekommen ſind, alſo daß ſie darüber ganz hinfällig wurde und Jedermann beſorgte, ſie werde endlich das Leben einbüßen, wie ſie denn auch mit größtem Leidweſen aller Anweſenden am 17. deſſ. Monats

bereits Allen gute Nacht gesagt und sich zum ewigen Abschied fertig gehalten. Man ließ nun zwar einen berühmten Arzt kommen, welcher ihr die besten Arzneien gegen diese Convulsionen eingab, allein der Zustand der Patientin ist nicht erträglicher geworden, sondern das schmerzliche Weh hat sich sonderlich Abends und Morgens von 5—6 Uhr dermaßen gehäuft, daß man die Frau, die mehr todt als lebendig geschienen, nicht ohne tiefes Mitleiden hat ansehen können. Es sind nun von dem Grafen Johann Georg von Mannsfeld dessen Generalsuperintendent Herr Johann Rösner und sein Consistorialrath Herr Jakob Friedrich Erfurt abgeordnet worden, um die Sache näher zu untersuchen. Dieselben haben auch denselben Abend und nächsten Morgen die Convulsionen und Paroxysmen der Frau von Eberstein beobachtet, der Geist hat auch vor dem Bette der Frau neben diesen Herren gestanden, allein dieselben haben ihn nicht erblickt, sondern nur die Frau allein. Die beiden Commissarien sind aber in das größte Erstaunen gerathen, wenn sie die gewaltsamen Brustschläge, welche jene sich gegeben, mit ansahen. Nachdem man nun aber dabei mit Beten fleißig fortgefahren, ist die Frau von Eberstein nach und nach wieder zu sich gekommen und hat auch alsbald ins Gebet mit eingestimmt, gleich als wenn sie stets mitgebetet hätte. Nach dieser Zeit hat sich die Ruhe und der Appetit zum Essen wieder gefunden, auch haben die Anfälle des andern Tages bald gelinder, bald stärker abgewechselt, jedoch so, daß die drei letzten Bewegungen, wenn es bald sechs schlagen wollte, allemal heftiger gewesen sind. Auch sind die schmerzlichen Malzeichen nicht außen geblieben, wovon nach der Patientin Bericht der Geist allerhand Ursachen angeführt, z. B. daß dessen Bildniß in der Kirche beschimpft, von dem Gesinde geflucht oder sonst etwas begangen worden. Es haben sich also an den Händen und Armen noch immerzu einige Merkmale gezeigt, obgleich die Patientin, so lange sie nur gekonnt, aufgeblieben und sich des Bettes enthalten, auch sich sowohl zur Kirche als zur Tafel verfügt. Am Freitag Abends als den 30. November, da gleich der gewöhnliche Buß- und Fasttag vorbei war und die adlige Dame mit zu Tische saß, sahe man plötzlich an ihr wider Gewohnheit außer den gewöhnlichen Stunden eine plötzliche Veränderung und einige Herzensstöße, welche ihrer Aussage nach daher entstanden, weil der Geist während der Mahlzeit zur Stube hineingekommen, zu ihr getreten, fröhlich in die Hände geschlagen und gesagt, es wäre ihm lieb, daß sie wieder mit zu Tische sitzen könne, zugleich auch versichert, daß sie den Schatz noch heben solle. In den nachfolgenden Tagen ist es bei dieser Abwechselung geblieben, allein am 3. December Montags nach dem ersten Advent haben sich neben den leiblichen auch geistige Anfechtungen verspüren lassen, indem die Frau von Eberstein den ganzen Tag geweint und sich gefragt habe, ob sie denn allein eine so große Sünderin sei, daß Gott sie vor allen so viel Angst und Elend erfahren lasse. Des Abends hat sich der Geist auch neben sie, als sie von Frankenhausen nach Hause gefahren, in den Wagen gesetzt und ihr arg zugesetzt. Zu Hause hat sie den Geistlichen holen lassen, um sie zu trösten, allein der Geist hat sich jetzt wider seine Gewohnheit auch noch nach der gewöhnlichen Stunde bei ihr sehen lassen, auch stets um und neben ihrem Bette gestanden, als ob er ihr aufgewartet. Als sie dann ihr Kammermädchen gerufen, um sich mit warmen Tüchern reiben zu lassen, hat er sie mit einem Pfui angefahren, und als sie sich aus dem Bette bringen

lassen, hat sie das Kneipen in der Hand empfunden und hat er sie des Nachts nicht schlafen lassen. Am andern Tage hat sie der Geist zu den gewöhnlichen Stunden heftig angegriffen und sich dabei verlauten lassen, es geschehe, weil die bösen Schulknaben über dem Trebraischen Gemälde in der Kirche gewesen und ihr Bildniß mit Ruthen geschlagen hätten. So ist es nun bis zum Neujahr fortgegangen und als sie am ersten Januar in die Kirche gehen wollte, hat sie der Geist so geknippen, daß der Arm mit Blut unterlaufen ist. So ist es nun fortgegangen, bis ihr einige vornehme Freunde gerathen, sie solle sich doch für einige Tage wo anders hin begeben. Daher ist sie am 17. Januar mit ihrem Ehegemahl und dem Amtshauptmann von Hundt zu Schlitten nach Allstädt gefahren, allein dies hat ihr nichts genützt, denn der Geist ist ihr dahin gefolgt und sie hat einen harten Wortstreit mit ihm gehabt. Zwei Tage nachher ist sie mit den Uebrigen nach Bachra zu ihren Anverwandten gefahren, da stand aber der Geist wieder bei der Brücke, um ihr Gesellschaft zu leisten. Sobald sie nun seiner ansichtig geworden, faßte sie Muth und schoß mit einer Pistole nach demselben, gab auch, da er ihr trotzdem auf der Seite folgen wollte, mit der andern Pistole Feuer auf ihn und setzte sich sodann sogleich auf den Rennschlitten, um fortzufahren. Alsobald gab ihr der Geist einen starken Druck auf die Hand und folgte dem Schlitten Schritt für Schritt nach, worauf sie zwar ihren Weg ohne Anstoß fortsetzte und glücklich zu Bachra anlangte, allein des Abends um 5 Uhr hat sich der Geist auch daselbst eingefunden und ihre Hände mit solcher Heftigkeit herumgedreht und gerungen, daß man in Sorgen stand, es werde ihr Alles zermalmt und zerbrochen werden. So ist es viele Tage fortgegangen und der Geist hat unterdessen immer höhnisch zu ihr gesprochen: „Was hilft Dir Dein Schießen? Du sollst Dein Lebtage einen Kalender am Arme haben, weil Du nach einem Geist geschossen. Dieser rechte Arm, mit dem Du geschossen, soll es fühlen. Warum schießest Du nicht mehr? Laß ein Paar Kugeln einladen, ja bestelle ein Paar starke Knechte mit Prügeln und lasse tapfer zuschlagen und schießen, so wirst Du schon sehen, was Du ausgerichtet hast." Von nun an haben aber die Anfechtungen und Paroxysmen täglich zugenommen, der Geist hat sie fast gar nicht mehr verlassen, ja sich sogar vor dem Generalsuperintendenten Rösner nicht gefürchtet, sondern ihr in dessen Gegenwart heftig zugesetzt und sie gepeinigt. Als nun Letzterer zu ihr sagte, nachdem sie den Geist eben zur Stube hatte hinausgehen sehen, er wolle wünschen, sie überzeugen zu können, daß überhaupt gar kein Geist vorhanden gewesen, gab sie darauf zur Antwort, sie wünsche auch davon überredet werden zu können, allein sie sehe den Geist ja mit ihren eigenen Augen und ihr jüngstes Töchterlein werde denselben ja auch gewahr; Letztere, die noch nicht recht sprechen konnte, zeigte darauf den Umstehenden mit den Fingern, auf welcher Stelle in der Stube der Geist sich eben befinde. Dieselbe Nacht hat aber der Geist sich die ganze Nacht in ihrer Stube aufgehalten und sich über ihr kleines Kind gebeugt, so daß sie dasselbe aus der Wiege nehmen mußte. Da er nun nicht nachgelassen sie zu plagen, hat sie von der Kanzel für sich bitten lassen, auch begehrt, ihr das Abendmahl zu reichen, das hat aber den Geist dermaßen gergert, daß, [illegible] sie in den Beichtstuhl gehen wollte, er sie beim Arme zurückhielt. Sie ließ sich zwar im Namen Gottes von ihm los, allein nun hielt er ihr während der Betstunde den Mund zu,

so daß sie weder mit beten noch singen konnte. Außerdem hat er sich in der Nacht wie ein Centner auf sie gelegt und sie dermaßen gedrückt, daß sie sich nicht rühren konnte. In den nächsten Nächten versuchte er mehrmals sie aus dem Bette zu ziehen und wendete dabei so viel Kraft an, daß sie 6—7 Menschen kaum zurückhalten konnten. Dabei hat er sie tüchtig geknippen, ihr die Arme aus den Gelenken gedreht, den Mund zugehalten und am Halse gewürget, später aber hat er nebenbei auch noch wie eine Maus an ihren Armen, Händen und Herzen zu nagen angefangen, so daß sie keine Minute mehr Ruhe gehabt. Um Ostern ist sie mit ihrem Mann nach Brücken gefahren, wo er sie aber auch nicht in Ruhe ließ; allein siehe da, plötzlich am Sonntage Quasimodogeniti hat er mit ihr eine Unterredung gehabt, also lautend, daß weil sie zu nichts zu bewegen sei, so wolle er sie nunmehr verlassen. Ist auch nie wieder gekommen und hat die Frau für immer in Ruhe gelassen.

449) Der unverbrannte Luther zu Eisleben.

In der langen Gasse zu Eisleben steht Luthers Geburtshaus in einer Ecke; ob nun wohl selbige Gasse vielmals abgebrannt ist, ist doch dieses Haus allemal stehen geblieben und hat das Feuer hier Halt gemacht, ja als am 9. August 1689 der allergrößte Theil der Stadt in Rauch aufging, brannte auch nur der obere Theil aus, der untere hingegen, wo Luther geboren ist, blieb unversehrt. In dem obern Stockwerk befindet sich auch der sogenannte unverbrannte Luther, ein Bildniß desselben auf Holz gemalt, 2 Fuß hoch und 1 Fuß breit, mit dem Heilande zur Rechten und mit Luthers Petschaft zur Linken, ein rothes Herz mit einem schwarzen Kreuze in einer weißen Rose, über dessen Bedeutung sich bekanntlich Luther selbst in dem bekannten Briefe an Lazarus Spengler in Nürnberg unter dem 8. Julius 1530 erklärt hat. Unten steht: „Anno 1483 ist Dr. Martinus Luther in diesem Hause geboren und zu St. Peter getauft." Darunter stehen die Worte: „Hostis eram Papae, sociorum hostis et hujus, Vox mea cum scriptis nil nisi Christus erat", die jedoch nicht von Luther sind, der aber einen andern Vers ähnlicher Art machte, nämlich: „Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, Papa!" Auch soll er die bekannten Verse zur Erklärung jenes Petschafts, die sich auf Münzen finden, gemacht haben, in denen übrigens das Chronodistichon 2717 steckt, womit er das so weit entfernte Jubeljahr seiner Reformation also andeuten wollte:

Der ChrIsten Herz aVf Rosen geht,
Ob's MItten VnterM CreVze steht.
MMDCCVVVII.

Dieses Bild hat sich beim letzten Brande in der Oberstube befunden; als man, nachdem das Feuer gelöscht war, die Brandstelle durchsuchte, fand man dasselbe in dem ausgebrannten obern Stock gänzlich unversehrt und von keinem Feuer berührt. Uebrigens ist dasselbe Haus auch, wenn die Pest in Eisleben grassirte und kein Haus davon befreit blieb, allein unangesteckt geblieben.

450) Die Sage von Luthers Tode.

Es giebt ein fliegendes Blatt, welches von Rom aus ein Jahr vor Luthers Tode verbreitet ward und dann zu Luthers Lebzeiten in Leipzig unter

dem Titel: „Welsche Lügenschrift von Dr. Martin Luthers Tode ausgegangen", 1545 in 4° wiedergedruckt ward, also natürlich kein wahres Wort enthalten kann. Darin steht, Luther habe auf seinem Todbette verlangt, daß sein Körper auf einem Altare zu Eisleben zur Anbetung ausgesetzt werde, habe dann das Abendmahl genommen und sei gestorben. Kaum sei der entseelte Körper ins Grab gelegt worden, als sich ein schrecklicher Lärm darin erhoben habe. Die heilige Hostie habe sich darauf von dem Unwürdigen getrennt und sei gen Himmel geflogen. Nun von dem heiligen Schutze entblößt, sei sein Leib die Beute des Teufels geworden. In der folgenden Nacht sei ein noch größerer Lärm in seinem Grabe gehört worden und als man am folgenden Tage dasselbe geöffnet, sei nichts von dem Körper mehr darin gefunden worden und ein schrecklicher Geruch habe hinlänglich das Geschehene verrathen. Diese Sage bedarf keiner Widerlegung und findet hier nur eine Stelle, weil sie früher in katholischen Ländern vielfach erzählt und geglaubt worden ist.

451) Der Abt von Posen.

Die Stadt Zeitz, früher Residenz der Herzöge von Sachsen-Zeitz, die ihren Namen von den Zitzen oder Brüsten der Göttin Ceres, welche einst hier verehrt worden sein soll, bekommen haben sollen, hat in ihrer Nähe ein früheres Kloster, Posen genannt. Dieses hat ein Abt daselbst zum Sprichwort gemacht, denn man sagte sonst: „Ei, wer möchte das nicht, spricht der Abt von Posen."

452) Die Eselswiese zu Querfurt.[1])

Der interessanteste Markt der Stadt Querfurt ist der Wiesenmarkt bei der Stadt, welcher eine religiöse Veranlassung hatte. Bruno III., Edelherr von Querfurt, ist gewissermaßen der Stifter. Derselbe war Domherr zu Magdeburg, stiftete die dasige Schloßkirche und wurde Benedictinermönch. Papst Gregor ordnete ihm den Bischof Albert in Prag zu, die Preußen zu bekehren und auf Papst Sylvesters Befehl zog er im Jahre $\frac{999}{1000}$ wirklich dahin. Nach drei Jahren kam er wieder zurück und besuchte den Papst. Dieser nannte ihn den zweiten Bonifacius und Kaiser Heinrich II. ernannte ihn zu seinem Hofkaplan. Auf die Nachricht von dem Absterben einiger Priester in Preußen machte sich Bruno wieder auf, reiste aber zuvor noch einmal nach Querfurt. Seine Brüder Burkhard und Gebhard begleiteten ihn auf der Abreise bis an die Wiese und wollten sich da von ihm trennen, doch Bruno's Maulthier war nicht von der Stelle zu bringen. Die Brüder führten ihm nun Bileams Esel zu Gemüthe und baten ihn umzukehren und bei ihnen zu verweilen. Doch er unternahm die vorgesetzte Reise und starb im Jahre 1008 an den Grenzen von Preußen und Litthauen, wo ihm die Hände und Füße und endlich der Kopf abgehauen ward, als Märtyrer. Der Papst sprach ihn heilig und seine Brüder stifteten ihm deshalb eine Kapelle auf der Wiese, wo vielleicht früher auch sein Leichnam oder doch wenigstens etwas von seinem Heergeräthe aufbewahrt ward. Dieses und seine Heiligsprechung, auch daß jedesmal 8 Tage nach Ostern durch einen Abt das Sacrament in Prozession dorthin getragen ward, veranlaßte Wallfahrten und viel Zulauf

[1]) S. Liebelt, Memorabilien der Stadt Querfurt. Querfurt 1818 in 8. S. 15 ꝛc.

des Volkes nach dieser Wiesenkapelle, Eiselstedt in den alten Urkunden genannt, und daraus entstand dann endlich ein Markt und Eselstedt erhielt die Marktfreiheit. Anfänglich waren es nur 2 Tage, allein die Herzöge von Weißenfels, zu deren Besitzungen die Stadt Querfurt mit gehörte, setzten noch einen dritten Tag hinzu, und da dieselben sich des Markts über dort aufzuhalten pflegten, so ward im Jahre 1721 die Kapelle weggerissen und auf dem Platze derselben ein Wohngebäude für den Hof errichtet, das nach dem Aussterben der Linie Sachsen-Weißenfels zu einem Vergnügungsorte der dortigen Einwohnerschaft umgeschaffen ward. Der Markt, mit dem zugleich ein Roßmarkt verbunden ist, wo früher dem Stallmeister von Wendelstein die Pferde vorgeritten werden mußten, wird den Tag nach den Osterfeiertagen gehalten und zur Erinnerung an die Stiftung desselben haben die dasigen Töpfer das Privilegium erhalten, kleine thönerne bunt bemalte Esel zu verkaufen, welche die Marktbesuchenden den Ihrigen als ein spaßhaftes Wiesengeschenk mit nach Hause zu nehmen pflegen.

Es giebt jedoch noch eine zweite ganz verschiedene Erzählung von dieser Wiese. Dieselbe lautet also: [1]) Es hat unter dem Kaiser Friedrich II. auf seiner Burg Querfurt im Thüringer Lande ein Graf Bruno von Querfurt gewohnt, ein ebenso reicher als tapferer und frommer Mann. Der hat Alles besessen, was sich der Mensch nur wünschen kann, nur eins fehlte ihm, er wünschte sich einen Stammhalter, und gerade dieser Wunsch ward nicht erfüllt, seine Gemahlin Ludgarde, ein geborenes Fräulein von Hainsburg, blieb unfruchtbar. Er spendete deshalb reiche Geschenke an die Klöster zu Zeitz und Goseck und ließ in den Kirchen für sich bitten, allein umsonst, und so war er denn deshalb stets gar traurig und bekümmert und zwar vielmehr als sein Weib, der die Sache wenig zu Herzen ging. Eines Abends lustwandelte aber seine Gemahlin am Ufer der Querne mit ihrer Kammerfrau und schwatzte mit ihr von Turnieren und Festen und schönen Kleidern und andern solchen Dingen, an denen das Herz einer eitlen Frau Gefallen findet. Da trat ihr auf einmal ein zerlumpt aussehendes Weib in den Weg, welches zwei Kinder auf den Armen trug, und bat sie um eine Gabe. Die Gräfin, ärgerlich, in ihrem Gespräch gestört zu sein, wollte vorüber eilen, ohne von ihr Notiz zu nehmen. Da fiel ihr die arme Frau zu Füßen, hielt sie am Saume ihres Kleides fest und bat sie, sie möchte sich nur der unschuldigen Würmlein halber ihrer erbarmen und ihr etwas geben. Da stieß sie die Gräfin unbarmherzig mit dem Fuße fort und sprach: „Fort mit Dir, Du unsaubere Bettel! Hättest Du nicht ein unzüchtiges Leben geführt, würde Dich der Herr nicht mit zwei Kindern gestraft haben!“ Dies böse Wort ging der Bettlerin durch Mark und Bein, sie raffte sich auf und trat grimmig vor die Gräfin hin und sprach: „Euch soll Gott brandmarken und Ihr sollt über nicht ein volles Jahr 12 Kinder zugleich gebären, damit Euer Gemahl daran Euere Sünde und Schande erkenne!“ Von dieser Verwünschung ward die Gräfin wie vom Blitz getroffen und kehrte tiefsinnig, ohne daran zu denken, die Bettlerin aufhalten zu lassen, in's Schloß zurück.

Mehrere Wochen darauf fühlte sie sich Mutter und theilte solches ihrem Gemahl mit, der darüber hocherfreut ward und vor Freude alle Armen im

[1]) So Ziehnert Bd. II. S. 8 ꝛc.

ganzen Gau speisen und tränken ließ, weil Gott seine Bitte erhört hatte. Und als nun die Osterzeit kam und ihre Entbindung herankam, da ritt er nach Kloster Goseck, um dort Messen für seine Gemahlin lesen zu lassen, damit ihr Gott in ihrer schweren Stunde beistehen möchte. Im Kloster aber begegnete ihm der Unfall, daß sein Pferd an der Schwelle der Stallthüre stürzte und gänzlich lahm ward, so daß, da im Kloster keine Rosse gehalten wurden, er froh sein mußte, daß ihm der Pater Guardian des Klosters zum Heimreiten seine Eselin borgte, denn warten wollte er nicht, um nicht seine Frau in ihren Nöthen allein zu lassen. Er bestieg also die Eselin, als er aber in der Nähe der Stadt Querfurt auf eine Wiese kam, da bäumte sich auf einmal die Eselin und wollte nicht vorwärts, er mochte sie noch so sehr antreiben. Das befremdete ihn sehr und er sah sich nach der Ursache um, und siehe, rings um die Eselin sah er einen ellenbreiten Kreis von frischgefallenem Schnee. Nun war aber seit Wochen in dieser Gegend keine einzige Flocke Schnee mehr gefallen, im Gegentheil es war bereits Frühling und die Bäume begannen zu grünen und die ersten Blümchen hervorzusprossen. Er zweifelte also nicht, daß hier etwas Geisterhaftes im Spiele sei, stieg ab und gelobte dem Herrn, hier ein Kirchlein zu bauen, wenn der Spuk ihn weiter reiten ließe. Auf einmal verschwand der Schnee und die Eselin ließ sich bewegen weiter zu gehen; als er aber an das Ufer der Querne kam, da sah er nicht weit vom Wege ab im Gesträuche am Ufer ein Weib mit einem großen Korbe und erkannte sie am Kleide als die Kammerfrau seiner Gemahlin. Er ritt also hin zu ihr und fragte sie, was sie hier zu schaffen habe. Darüber erschrack aber das Weib gar sehr, zog das Tuch über den Korb, als wolle sie etwas verstecken, und sprach mit ängstlicher Stimme: „Es sind junge Hunde da drinnen, die ich ersäufen will." Darauf befahl er der Frau den Korb zu öffnen, damit er sie sehen könne, als sie sich aber weigerte, stieg er von der Eselin ab, um selbst nachzusehen. Da warf sich das Weib ihm zu Füßen und sagte, sie wolle Alles gestehen, wenn er nur ihres Lebens schonen wolle. Als ihr dies der Graf versprochen, erzählte sie ihm den Fluch der Bettlerin und wie derselbe also in Erfüllung gegangen sei, daß seine Gemahlin in der vergangenen Nacht wirklich von 12 Kindern genesen sei. Sie habe sich nun sehr vor seinem Zorn und etwaigem Argwohn gefürchtet und mit ihr berathen, was zu thun sei. Darauf hätten sie unter 12 Knaben den ausgewählt, der ihnen als der schönste erschienen, und sie habe die 11 übrigen genommen, um sie zu ersäufen.

Als nun der Graf die 11 armen nackten, aber sich sprechend ähnlichen Knäblein anfah, da ward ihm gar sonderbar ums Herz und er dachte bei sich, was doch seine Frau für ein böses unbarmherziges Gemüth haben müsse, daß sie sich zu einer so grausamen That habe entschließen können. Indeß dankte er dem Herrn, daß ihn der spukhafte Schnee so lange aufgehalten hatte, sonst würde er längst vorüber gewesen sein, als die Kammerfrau an das Ufer der Querne kam. Er befahl nun der Letztern, seiner Frau zu sagen, sie habe die Kinder wirklich ersäuft, den Korb mit denselben aber zu einem Töpfermeister in der Stadt Querfurt zu tragen, dem er einstmals eine große Gnade erwiesen hatte. Er begab sich selbst auch zu ihm, theilte ihm so viel von der Sache mit als nöthig war, und machte mit ihm aus, daß derselbe sechs der Knaben selbst bei sich erziehen, die andern aber in

der Stadt bei guten Freunden von sich unterbringen und erziehen lassen möchte. Er selbst aber kehrte nach Hause zurück, wo ihm sein falsches Weib den zwölften Knaben als den eben geborenen Stammhalter entgegenhielt und sich stellte, als sei sie über dieses Geschenk Gottes hocherfreut. Der Graf verstellte sich aber auch und heuchelte eine fröhliche Miene, allein in der Folge vermochte er doch nicht mehr das bösartige Weib auch nur zum Schein liebreich zu behandeln, sondern zog sich gänzlich von ihr zurück. Sie aber ließ sich dies wenig kümmern, hatte auch keine Ahnung, daß er ihre Schandthat wisse. In demselben Sommer ließ der Graf aber an der Stelle, wo der Schnee gelegen, ein Kirchlein bauen, und von der Eselin, auf der er geritten war, nannte man die Wiese die Eselswiese.

So waren sechs Jahre vergangen und die elf Knaben waren bei ihren Pflegevätern herrlich gediehen und glichen einer dem andern wie ein Ei. Da ließ der Graf zur Osterzeit am Geburtstage der Knaben seine Vasallen, die Ritter von Takau, Schömberg und Hainsburg, den Töpfermeister und die fünf andern Pflegeväter, sowie die bedeutendsten Bürger der Stadt zu sich aufs Schloß entbieten. Als sie aber alle im großen Rittersaale versammelt waren und die Gräfin mit ihren Kammerfrauen ebenfalls erschienen war, in der Meinung, es solle über irgend Jemand Gericht gehalten werden, da winkte er dem Töpfermeister; derselbe ging hinaus und trat sofort wieder herein, indem ihm die zwölf Söhne des Grafen folgten, sämmtlich in gleichen Kleidern und einander so ähnlich, daß sie Niemand unterscheiden konnte und alle Anwesenden, welche doch nichts von der Sache wußten, verwunderten sich und fragten, wer die Kinder seien? Der Graf aber wandte sich mit stechenden Blicken zu seiner Gemahlin und sprach: „Siehe diese und sage, welcher von ihnen unser Sohn ist?“ Die Gräfin aber brach vor Schrecken zusammen und der Graf, der dies nicht achtete, verließ mit seinen Vasallen und Bürgern das Schloß und begab sich mit ihnen unter freien Himmel, wo er ihnen das Verbrechen seiner Gemahlin kund machte. Als aber die wackern Männer dasselbe hörten, wollten sie es erst nicht glauben, nachher aber verlangten sie die sofortige Bestrafung der Gräfin und erkannten ihr einstimmig den Feuertod zu, aber so, daß sie in Eisenschuhen auf einen glühenden Rost treten und dann in einem Kessel mit Oel gesotten werden solle. Dies erbarmte jedoch den Grafen und er bat um Gnade für das gottlose Weib. Allein Alle erklärten, sie verdiene solche nicht, es wäre denn, daß Gott durch ein offenbares Wunder sich für sie in's Mittel schlage. Da stieß der Graf zornig sein Schwert in den Rasen, und siehe — Gott ließ ein Wunder geschehen, denn es sprang alsbald ein lustiger Quell aus der grünenden Matte hervor. Die Anwesenden staunten und lobten Gott, der Ritter von Takau aber, der am hitzigsten für ihre Bestrafung gesprochen, sagte: „Herr Graf, fället Ihr jetzt selbst ein mildes Urtheil, denn ich wage nicht gegen ein göttliches Zeugniß zu streiten.“ Darauf beschloß der Graf, seine Gemahlin durch Todesangst zu strafen, ließ den Rost und die Eisenschuhe bringen, einen Oelkessel füllen und ein tüchtiges Feuer darunter anschüren, daß der Rost bald glühte wie Hochofengluth und das Oel im Kessel sott und wallte. Dann gebot er sein Weib herbeizuführen. Dieselbe kam bleich und entstellt herangeschwankt und vermochte vor Scham ihren Blick nicht von der Erde aufzuheben; als ihr aber ihr Gemahl das furchtbare Urtheil verkündete und sie die Werkzeuge

ihrer Qual erblickte, da sank sie zusammen und wurde ohnmächtig fortgetragen. Dies schien ihrem Gemahl aber genug der Strafe zu sein; er entließ also seine Vasallen und Bürger, dankte den Pflegeeltern seiner Knaben und behielt letztere sämmtlich bei sich, um sie selbst groß zu ziehen, seine Gemahlin aber sendete er in's Kloster. Es erzählt aber die Sage, die Knaben wären zu kräftigen Jünglingen herangeblüht und hätten sich weit und breit durch ihre kriegerischen Tugenden einen großen Namen erworben und es wäre viel Redens gewesen von dem Grafen von Querfurt und seinen zwölf Söhnen.

Die Eselswiese ist nun aber noch heute in Querfurt ein wohlbekannter Ort, denn hier ist alljährlich am dritten Osterfeiertage ein lustiger Jahrmarkt, wo die Töpfer den Grafen Bruno auf der Eselin sitzend gar schön aus Thon geformt verkaufen und zwar in Folge des Privilegiums, welches der Graf jenem Töpfermeister, der sechs seiner Knaben erzogen hatte, zum ewigen Andenken verliehen hatte. Das Kirchlein auf der Wiese steht auch noch, freilich in anderer Gestalt, und ist jetzt der Schießstand für die Vogelschützen. Auch der durch Bruno's Schwert aus der Erde hervorgerufene Quell ist noch vorhanden und heißt der Brunoquell. In der Schloßkirche zu Querfurt erblickt man aber noch heute das Grabmal des Grafen von Querfurt; er ist hier als geharnischter Ritter abgebildet, um den zwölf Engel (seine 12 Söhne) knieen.

453) Dr. Faust und Melanchthon zu Wittenberg. [1])

Es ist ein Irrthum, wenn man schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts behaupten wollte, Dr. Faust sei zu Wittenberg erzogen und zum Doctor der Theologie gemacht worden, habe daselbst beim äußern Thore an der Schneegasse (die nie existirte) Haus und Garten gehabt und sei im Dorfe Kimlich, eine halbe Meile von Wittenberg, im Beisein etlicher Magister, Baccalaureen und Studenten vom Teufel erwürgt worden. Allerdings ist er in Wittenberg gewesen, ist auch daselbst eine Zeit lang geduldet worden, bis er es zu grob machte, wo man ihn dann gefänglich einziehen wollte, er sich aber auf und davon machte. Er kam einmal daselbst zu Philipp Melanchthon, der las ihm den Text, schalt und vermahnte ihn, daß er von seinen bösen Dingen bei Zeiten abstehen möchte, es werde sonst ein böses Ende nehmen, wie auch geschehen ist. Er aber kehrte sich nicht daran. Nun war es einmal um 10 Uhr, daß der Herr Philippus aus seinem Studierstüblein herunter zu Tische ging und der Faust bei ihm war, den er heftig gescholten hatte; da spricht er zu ihm: „Herr Philippus, Ihr fahret mich allemal mit rauhen Worten an, ich will es einmal machen, wenn Ihr zu Tische gehet, daß alle Töpfe in der Küche zum Schornstein hinausfliegen, so daß Ihr mit Euren Gästen nichts zu essen haben werdet." Darauf antwortete ihm Philippus: „Das sollst Du wohl bleiben lassen, ich .... in Deine Kunst." Und er ließ es auch.

Ein anderer alter gottesfürchtiger Mann vermahnte ihn auch, er solle sich bekehren. Dem schickte er zur Danksagung einen Teufel in seine Schlafkammer, als jener zu Bette ging, um ihn zu schrecken. Der geht umher in der Kammer und grunzt wie eine Sau. Der Mann aber war unerschrocken,

[1]) S. Lercheimer S. 76, 161 ꝛc., 210.

wohl gerüstet im Glauben und spottete sein: „Ei, wie eine feine Stimme und Gesang ist das eines Engels, der im Himmel nicht bleiben konnte, und weil er Gott gleich sein wollte, seiner Hoffarth wegen daraus verstoßen ist, und jetzt in der Leute Häuser geht, in eine Sau verwandelt!" Damit geht der Geist wieder heim zu Faust und klagt ihm, wie er da empfangen und abgewiesen sei, wollte auch da nicht sein, wo man ihm seinen Abfall und Unheil verwies und seiner spottete.

Doctor Faust verführte aber noch einen Studenten. So kannte Doctor Lercheimer selbst einen seiner Freunde noch im hohen Alter, der hatte einen verkrümmten Mund. Wollte derselbe einen Hasen haben, so ging er in den Wald hinaus, machte seinen Hocuspocus und der Hase kam ihm von selbst in die Hände gelaufen.

454) Der Teufel bringt einem Studenten seinen Pact wieder.[1])

Es war ein Student zu Wittenberg bei Doctor G. M., der soff und spielte lieber, denn daß er studirte. Da es ihm nun an Geld mangelte und er eines Tages aus dem Thore in schweren Gedanken spazierte, wie er Geld bekommen möchte, begegnete ihm einer, der fragt ihn, warum er so traurig sei, ob es ihm denn an Geld gebreche? Er wolle ihm Geldes genug verschaffen, sofern er sich ihm ergebe und verschreibe, aber nicht mit Tinte, sondern mit seinem eigenen Blute. Er spricht „ja!" Folgenden Tags zur bestimmten Stunde kommen sie da wieder zusammen, dieser bringt die Handschrift und jener das Geld. Der Doctor vermerkt bald, daß der Student Geld hat, verwundert sich, wo es herkomme, weil er wußte, daß seine Eltern ihm keines schickten. Er nimmt ihn vor und fragt ihn, wo er es hergenommen habe? Jener bekennt auch, wie es zugegangen sei. Darüber erschrickt der Doctor sehr, klagt es Dr. M. Luthern und andern, die berufen den Studenten zu sich, schelten ihn aus und lehren ihn, was er thun solle, daß er von solcher Verpflichtung losläme. Sie selbst aber beten für ihn zu Gott und trotzen dem Teufel so lange, bis er die Handschrift wiederbringt. Also ward der Jüngling dem Teufel aus dem Rachen gerissen und erhalten und wieder zu Gott gebracht.

455) Der Teufel äfft einige Edelleute auf der Hasenjagd.[2])

In der Nähe von Wittenberg haben im Jahre 1572 etliche Edelleute eine Hasenjagd oder Hasenkirmeß ausgeschrieben, haben gejagt und die Leute erschreckt, bis sie nicht ein Häslein gesehen, noch ein Eichhörnlein gefangen. Also reiten sie über die zugefrorene Elbe und vor ihnen auf dem Eise und dem Schnee läuft ein Hase, die Edlen setzen ihm nach, aber der Herr und Wächter, der die frommen Leute behütet, brachte sie alle über die Elbe, und erst, als sie hinüber waren, da erschracken sie sehr und wußten selbst nicht, wie es gekommen, daß sie auf ihren schweren Rossen dem Hasen nachgejagt; Darauf dankten sie dem Herrn für seinen gnädigen Schirm und Schutz. indem geht das Eis aus einander, und wird ein solches Gekrache und Ge-

[1]) So Lercheimer S. 211.
[2]) So Hildebrand S. 71.

praſſel, daß ſie alle hätten ſterben und verderben müſſen, und das hatte auch der Teufel, der die Haſengeſtalt angenommen, ſo haben wollen.

456) Die geſpenſtigen Männer zu Wittenberg. [1])

Im Jahre Chriſti 1553 im September iſt in der Nacht von glaubwürdigen Leuten ein feuriger Mann geſehen worden, der iſt um den einen Schloßthurm zu Wittenberg an dem Punkte, wo er anfängt ſpitz zuzulaufen, herumſpaziert. In demſelben Jahre am 27. October ſind in dem erwähnten Schloſſe zu Wittenberg drei Männer in weißen Kleidern erſchienen, die ſind bei drei Stunden herumgegangen, haben ſich an das Geländer gelehnt, hinunter in den Hof und auf den Schloßplatz geſehen, ſind in die fürſtlichen Gemächer heraus und hinein ſpaziert und von vielen Leuten geſehen worden.

457) Sprichwort von der Stadt Wittenberg.

In der Stadt Wittenberg iſt ſonſt ein ſtarkes und gutes Bier gebraut worden, das hieß Kuckuck. Darum hat man im Scherze geſagt, man höre zu Wittenberg ſelbſt im Winter bei Nacht den Kuckuck ſchreien.

458) Der geſpenſtige Haſe. [2])

Es hat ein Vornehmer vom Adel Doctor M. Luthern ſammt andern Gelehrten von Wittenberg in ſein Haus oder Schloß, ſo bei Wittenberg gelegen, zu Gaſte geladen. Als er aber, um ihnen eine Kurzweil zu machen, eine Haſenjagd angeſtellt, iſt von allen, ſo dabei geweſen, ein ſchöner großer Haſe geſehen worden, welcher über das Feld gelaufen kam. Da ihm nun der Edelmann auf ſeinem ſtarken geſunden Roſſe mit Geſchrei nacheilte, iſt das Pferd plötzlich unter ihm niedergefallen und geſtorben, der Haſe aber iſt in die Luft gefahren und verſchwunden.

459) Der Heck- oder Brodpfennig. [3])

Im Dorfe Pantſchdorf bei Wittenberg hat es ſich begeben, daß der Rath letztgenannter Stadt ein altes Weib daſelbſt gefangen nehmen ließ, die einen ſogenannten Heck- oder Brodpfennig hatte. Ihre Zauberei ward aber auf folgende Weiſe offenbar. Als ſie einmal nothwendig aus dem Hauſe gehen mußte, befahl ſie ihrer Magd, wenn ſie melken werde, ſo ſolle ſie die Milch von der erſten Kuh, ehe ſie die andern Kühe melke, nehmen, aufſieden und auf Weißbrod, welches in der Schüſſel kleingeſchnitten ſtand, gießen und in einen gewiſſen Kaſten, den ſie ihr zeigte, ſetzen. Die gute Magd vergaß aber dieſen Befehl oder meinte vielleicht auch, daß es gleichviel wäre, ob ſie die Milch vor oder nach dem Melken der andern Kuh koche, deshalb verrichtete ſie erſt ihre ganze Arbeit, ehe ſie dem Befehle ihrer Frau nachkam. Als ſie nun den Topf mit der geſottenen Milch in der einen Hand hatte und mit der andern den Kaſten aufmachen wollte, ehe ſie die Milch auf das Weißbrod goß, ſah ſie unvermuthet darin ein pechſchwarzes Kalb, das den Mund erſchrecklich aufſperrte. Ihr Schrecken war ſo groß, daß ſie in dieſem

[1]) Nach Hildebrand S. 297.
[2]) S. Remigius Bd. II. S. 69.
[3]) S. Remigius Bd. II. S. 191 ꝛc.

Entſetzen den Topf mit der ſiedenden Milch in den aufgeſperrten Rachen des Kalbes oder vielmehr Teufelsgeſpenſtes goß, darauf allerdings dieſes hölliſche Thier hinwegfloh, aber auch das Haus in Brand ſteckte. Hierauf wurden beide, die Frau und die Magd, gefangen genommen und befragt; die Magd offenbarte der Obrigkeit Alles, und darauf hat die Frau, nachdem man ihr Gnade verſprochen, den ganzen Handel mit dem Heckpfennig bekannt, und den Pfennig haben die Bauern des Dorfes nachher noch lange in ihrem Gemeindekaſten aufgehoben.

460) Es ſieht ſich Einer lebendig im Sarge. [1])

Friedrich Taubmann, der bekannte Wittenberger Profeſſor, ward krank; da däuchte es ihm eines Morgens am Anfange ſeiner Krankheit, als wenn er neben ſeinem Bette einen langen Sarg ſähe, worin ein Mann lag, der ihm in Allem ähnlich war. Anfangs hielt er es für eine Augentäuſchung, richtete ſich deshalb auf und ſah etwas ängſtlicher nach; da fand er, daß es Wahrheit war und machte ſich daraus die Rechnung, daß auf dieſe Weiſe der Ausgang ſeiner Krankheit vorbedeutet werde. Dieſes Geſicht erzählte er mit fröhlichem Angeſicht ſeinen Freunden, die ihn beſuchten, und bereitete ſich zum Tode, der auch am 24. Mai 1613 erfolgte.

461) Die Wahrzeichen von Wittenberg.

Man hat von der Stadt Wittenberg zwei Reime, nämlich:

1. Wer von Wittenberg kommt mit geſundem Leib,
   Von Leipzig und Tübingen ohne Weib,
   Von Jena und Helmſtädt ungeſchlagen,
   Der kann von großem Glücke ſagen.

und

2. Komm zu Wittenberg in's Thor,
   So begegnet Dir ein Schwein, Student oder Hur.

Als Wahrzeichen der Stadt Wittenberg betrachtete man früher ein an der Marienkirche an der Seite gegen Mittag an dem oberſten Rande der Mauer gleich unter dem Dache angebrachtes Spottbild, eine in Stein gehauene Sau, an deren Zitzen einige Juden gleich ihren Ferkeln ſaugen. Ein Rabbiner hebt das Bein und den Schwanz des Thieres in die Höhe, als wenn er etwas genau betrachten wolle. Oben darüber ſteht die Inſchrift: „Rabini Schemhamphoras". Bekanntlich hat Luther in ſeinen Schriften mehrmals dieſe Figur erwähnt. Ein anderes Wahrzeichen iſt eine Tafel in der Schloßkirche, worauf die Länge Chriſti, wie er im Grabe gelegen, angegeben iſt; dieſes Maaß paßt aber Keinem, der es an ſich probirt.

462) Freßkahle zu Wittenberg. [2])

Jacob Kahle war ein Kohlgärtner zu Wittenberg, lebte ums Jahr 1723 und ſpäter und hat durch ſeinen ſonderbaren Appetit ſich einen weltberühmten

[1]) S. Remigius Bd. II. S. 424.
[2]) S. Dr. G. R. Böhmer, De polyphago et allotriophago Wittenbergensi. Viteb. 1757 in 4°.

Namen gemacht. Die Natur scheint ihn nicht gerade zu diesem derben Appetit gezwungen zu haben, aber für ein Stück Geld war er sogleich bereit, Alles, was man verlangt, zu verzehren, z. B. einen ganzen Schöps, ein Ferkel ꝛc. Dann wieder einmal acht Schock Pflaumen mit den Kernen, ferner vier Metzen Kirschen ꝛc. Dies zeigt von starkem Hunger, aber sein Appetit verschlang auch irdene Tiegel, Krüge, Schüsseln, Teller ꝛc., ja sogar einmal einen halben Ofen, ferner Glas, Kieselsteine zerquetschte er mit den Zähnen und wenn er in die Bürgerhäuser kam, bat er um eine Kieselsteinsuppe. Man gab ihm dann eine gute Brühsuppe mit Brod; gewöhnlich ließ er die Steine liegen, verlangte man's aber, so aß er sie. Ein anderes Mal verschlang er für Geld einen ganzen Dudelsack, so daß der Spielmann die Flucht ergriff, aus Furcht, daß an ihn selbst die Reihe kommen möchte. Lebendige Thiere, Vögel, Mäuse ꝛc. verschlang er, so daß der eigene Laut dieses Geschöpfes aus seinem Bauche heraus vernommen wurde. Einmal verschluckte er in Gegenwart von sieben, später deshalb eidlich abgehörten Personen ein ganzes Tintenfaß aus Eisen und Zinn, zugleich mit den Federn, Federmesser, Tinte und Sand. Ebenso außerordentlich war seine Stärke mit den Zähnen selbst. Er zog einstmals aus einem Rade mit den Zähnen allein alle die großen Nägel, womit es beschlagen war, heraus. Vermittelst einer bloßen Leine trug er mit den Zähnen den größten Ambos von einer Schmiede weg, den kaum zwei Schmiedegesellen bewegen konnten. Auf seinem Rücken trug er einst vier derbe Bauern aus dem Dorfe Pratau in die Stadt, ohne auszuruhen. Dies trieb er bis ins 60. Jahr, dann fing er aber an mäßig zu leben und brachte sein Leben bis auf 79 Jahre. Als er nach seinem Tode secirt wurde, ward das Innere seines Magens mit langen rauhen Haaren bewachsen gefunden.

463) Spruch von der Stadt Kemberg. [1]

Eine Meile von Wittenberg liegt die Stadt Kemberg; dahin reiste man früher auf dem sogenannten hölzernen Steinwege. Der Weg dahin war nämlich früher so sumpfig und morastig, daß er deswegen stets mit Hölzern belegt war, was zu diesem Sprichwort Veranlassung gegeben hat.

464) Der in Knechtsgestalt dienende Teufel. [2]

Ein Edelmann, in der Nähe von Torgau ansässig, ging einmal spazieren, da begegnete ihm ein Mann in Gestalt eines reisenden Knechtes (es war aber der Teufel), den fragte er, ob er sich zu ihm in Dienste begeben wolle, denn er bedürfe eines Dieners. Freilich wußte er dazumal nicht, wer jener war. Da antwortete derselbe mit „ja", er wolle ihm dienen, und als jener ihn fragte, wie er heiße, sagte er, er heiße Schart, d. h. auf Böhmisch der Teufel. „Wohlan", sprach der Edelmann, „so gehe mit mir heim", und führte ihn in den Stall und zeigte ihm die Pferde, die er warten sollte. Es war aber dieser Edelmann ein gottloser Mensch, der sich vom Stegreif nährte, wozu er denn freilich einen guten Knecht bekommen hatte. Einstmals reitet

[1] Nach Beckenmeyer, Curieuser Antiquarius S. 632.
[2] Nach Remigius Bd. II. S. 77, und Hildebrand S. 314.

nun der Edelmann und befiehlt ihm ein Pferd an, das ihm sonderlich lieb war, das sollte er fleißig warten. Da nun der Junker hinweggeritten war, führte der Knecht das Pferd auf einen hohen Thurm. Als aber der Edelmann wieder nach seinem Hause zurückkehrte, erkannte ihn das Pferd, steckte den Kopf oben vom Thurme zum Fenster hinaus und fing an zu schreien, also daß er sich darüber sehr wunderte und fragte, wer denn das Pferd dort hinauf geführt hätte. Da sprach der fromme Knecht, er habe es gethan, damit das Pferd gut verwahret sei und er seines Herrn Befehl fleißig nachkommen möge. Das Pferd mußte mit großer Mühe vom Thurme wieder heruntergelassen werden.

Nicht lange darauf begab es sich, daß der Junker auf einen Beutezug aus war, und daß diejenigen, welche er beraubt hatte, ihm nacheilten. Da sprach der Knecht: „Junker, gebt eilig Flucht und steiget ab vom Pferde, denn sie kommen Euch nach." Dann aber kam er bald wieder zu ihm und sagte, er habe ihren Pferden alle Hufeisen genommen, daß sie nicht hätten fortkommen können, und klingelte mit dem Sacke, in dem die Eisen waren, und schüttete sie heraus. Endlich aber ward der Edelmann um eines Mordes willen gefangen. Als er nun im Gefängniß lag, rief er diesen Knecht um seine Hilfe an. Der Knecht gab ihm aber zur Antwort, er könne ihm nicht helfen, denn er habe zu starke eiserne Hosen an, mit eisernen Senkeln zugebunden. Aber der Edelmann hielt ferner an und sagte, er könne ihm doch helfen und ihn erretten, wenn er es nur thun wolle. Da ließ sich der Knecht endlich überreden und sprach: „Wohlan, ich will Dir helfen, Du mußt aber die Hände festhalten und nicht damit hin- und herfahren, denn ich kann's nicht leiden"; er meinte, er solle kein Kreuz für sich machen. Der Edelmann aber sprach, er solle ihm nur hinweg und davon helfen, er wolle sich wohl recht darinnen verhalten. Da nahm er ihn und führte ihn in der Luft davon, mit den Ketten und Fesseln. Dieweil aber der Edelmann in der Luft erschrack, schrie er überlaut: „Hilf Gott, wo bin ich?" Da ließ er ihn hinunter in einen Pfuhl fallen, kam heim und zeigte es seiner Frau an und sagte, sie solle ihn holen lassen. Die Frau aber lief mit dem Gesinde alsbald hinaus, fand ihren Junker also liegen und machte ihn los.

465) Der Teufel ärgert sich über Luthers Predigten.[1])

Als Dr. Luther die erste Einweihungspredigt in der neuen Schloßkapelle zu Torgau im Jahre 1544 hielt, hat der Teufel sich sehr darüber geärgert und sein Spiel getrieben. Er hat die Nacht über ein solches Gerumpel über dem Kirchengewölbe angerichtet und sich so laut aufgeführt, auch ein solches Gepraſſel gemacht, als wenn das ganze Gebäude auseinander gehen wolle. Item hat sich dazumal ein großer Wind erhoben, daß Dach und Fenster zerschmettert wurden. Darauf hat Luther geweissagt, es werde ein großer Fall an einem großen Herrn geschehen. Wie denn auch darauf geschehen ist und leider diese Lande inne geworden sind; er meinte nämlich das Unglück des Churfürsten Johann Friedrich bei Mühlberg.

[1]) So nach Benj. Bieler, Kurzgefaßte Chronica der Stadt Torgau. Leipzig 1769 in 4. S. 12.

466) Wie Dr. Luther einen Teufel austreiben lehrt.[1])

Man lieſt in den Tiſchreden Dr. M. Luthers, daß eines Tages zu ihm ein Dorfpfarrer, Namens von Spitz, hart bei Torgau wohnend, gekommen iſt. Der klagte ihm, daß der Teufel des Nachts ein Poltern, Stürmen, Schlagen und Werfen in ſeinem Hauſe mache, daß er ihm alle ſeine Töpfe und irdene Gefäße zerbreche und er keinen Frieden vor ihm habe, denn er werfe ihm die Töpfe und Schüſſeln an den Kopf hin, daß ſie in Stücke ſprängen, plage ihn und lache ſeiner noch dazu, daß er oftmals des Teufels Lachen höre, aber er ſehe nichts. Dies Weſen und Spiel habe aber der Teufel ein ganzes Jahr getrieben, alſo daß ſein Weib und Kinder nicht mehr im Hauſe bleiben wollten, ſondern flugs herausziehen möchten. Da ſprach der Doctor Luther: „Lieber Bruder, ſei ſtark im Herrn, weiche dieſem Mörder, dem Teufel, nicht, leide und dulde ſein äußerlich Spiel und Lärmen, auch den geringen zeitlichen Schaden, daß er Dir die Töpfe und hölzernen Schüſſeln zerbricht, denn er kann Dir doch an Leib und Seele nichts thun, das haſt Du bisher in der That alſo erfahren, denn der Engel des Herrn hat ſich um Dich gelagert, der ſchützt und behütet Dich. Darum laß den Teufel immerhin mit den Töpflein ſpielen, Du aber bete zu Gott mit Deinem Weib und Kinderlein und ſprich: Trolle Dich, Satan, ich bin Herr im Hauſe und Du nicht. Durch göttliche Macht und Befehl bin ich in dieſem Hauſe Herr und ich habe einen himmliſchen Beruf, daß ich Pfarrherr dieſer Kirche bin. Deshalb habe ich Zeugniß vom Himmel und auf Erden und darauf poche ich. Aber Du, Teufel, ſchleichſt Dich in dies Haus als ein Dieb und Mörder und biſt ein Böſewicht und Mörder. Warum bleibſt Du nicht im Himmel? Wer hat Dich in dies Haus geladen? Alſo ſinge ihm ſeine Litanei und laſſe ihn ſeine Zeit ſpielen!" Alſo hat der Pfarrer auch gethan.

467) Der Spruch von den Bieren zu Belgern und Torgau.

Das alte Torgauer Bier hatte einen Geruch wie Gewürz; man ſagte davon: „Torgauiſch Bier iſt der Armen Malvaſier." Von dem der Stadt Belgern aber, einer Stadt, die Karls des Großen Freund Roland ſelbſt erbaut und ſich unter dem dort befindlichen Standbilde des Roland abgebildet haben ſoll, giebt es ein lateiniſches Sprichwort: „Cerevisia Belgrana omnibus est sana."

468) Der Name der Stadt Eilenburg.[2])

Früher hat man gemeint, man habe den Namen dieſes Ortes Julberg geſchrieben, weil der Römer Julius Cäſar hier in dem Oſttheile des Meißner Landes eine Stadt erbaut habe, Julburg und ſpäterhin Ylborg genannt. Andere haben ſie Hilburg geſchrieben und geſagt, der Name komme von der Hilda her, der Tochter des erſten Erbherrn der Grafſchaft Eilenburg aus dem Wettin'ſchen Hauſe, Namens Friedrich, und noch Andere haben erzählt, ſie ſei 45 Jahre vor Chriſti Geburt von einem Kriegshauptmann des deutſchen Fürſten Arminius, Namens Ilba, gebaut worden. Wieder Andere ſagen,

[1]) Nach Miſſander, Deliciae histor. Dresden 1698. Th. I. S. 134.
[2]) S. Jer. Simon, Eilenburgiſche Chronica. Leipzig 1696 in 4°. S. 21 ꝛc.

sie heiße eigentlich Ilinburg nach ihrem Gründer, dem Feldhauptmann des Römers Drusus, Ilo. Allein wahrscheinlicher ist, daß die Stadt Eilenburg von der Eilfertigkeit also benannt worden ist, darum daß sie eilends zur Zeit großer Noth und Gefahr erbaut wurde und zwar von dem schon erwähnten Burggrafen Friedrich. Darum sagt auch das Sprichwort: „Er ist kein Eilenburger, sondern ein Senfftenberger", oder: „Er ist nicht von Eilenburg, sondern von Torgau, kömmt er nicht heute, kömmt er doch morgen." In Bezug darauf war sonst auf dem Riesensaale im Schlosse zu Dresden die Stadt Eilenburg unter den übrigen Städten des Landes also vorgestellt, daß ein Geistlicher und ein Fuhrmann neben einander stehen. Letzterer eilt, wirft aber in seiner Eilfertigkeit den Wagen um und zerbricht dadurch Rad und Wagen. Dabei ist die Umschrift: „Festina lente" (Eile mit Weile). Dabei wird erzählt, es sei einst ein Fuhrmann einem geistlichen Manne gegen Abend vor der Stadt Eilenburg begegnet und habe gefragt, ob er noch heute in die Stadt kommen werde? Dieser habe geantwortet: „Wenn er langsam fahre, so werde er noch hinein kommen; wenn er aber eile oder allzugeschwinde fahre, so werde es nicht geschehen." Weil aber diese Rede dem Fuhrmann ganz sonderbar vorkam, so dachte er, der heilige Mann wolle ihn äffen oder veziren. Er ist also immer darauf zugefahren, allein bald darauf hat er ein Rad zerbrochen und ist also denselbigen Abend doch nicht hineingekommen. Davon hat die Stadt den Namen bekommen.

469) Das geheimnißvolle Marienbild zu Eilenburg. [1])

In der Stadt Eilenburg ist in der katholischen Zeit ein Marienbild gewesen, von dem man glaubte, daß es den Gebrechlichen, als Tauben, Stummen, Lahmen, Blinden, Siechen und Kranken helfe und sie gesund mache. Es kamen von weiten und fernen Orten Reisende und Wallfahrer zu dieser Lieben Frauen und brachten ihr Opfer, weil man sich einbildete, es habe eine wunderbare Kraft in sich. Später aber, als die Reformation in Eilenburg eingeführt ward, hat der neue evangelische Pfarrer Magister Kaurdorf dasselbe aus der Kirche auf den Markt bringen und untersuchen lassen, wo sich dann Folgendes herausgestellt hat (1523). Es war so gemacht, daß, weil es inwendig hohl war, man dahinter treten und durch ein geheimes Loch Alles sehen konnte, was die Leute, so vor demselben niederknieeten und es anbeteten, auch ihre Opfer und Einlagen demselben brachten, thaten oder vornahmen. Wie es nun der Pfaffe oder Mönch, der dahinter stand, für gut befand, konnte er durch die verborgenen Schnüre, Drahtzüge und andere Instrumente das Bild also regieren und reguliren, daß es bald die Augen, als wenn es lebe, gegen einen vor demselben Stehenden wendete oder wegkehrte, solche auf- und zumachte, ingleichen den Kopf bisweilen neigte, bisweilen schüttelte, wodurch es also ja oder nein zu verstehen geben wollte ꝛc. Wenn nun einer so böse Thaten, als Mord, Ehebruch, Hurerei, Diebstahl und dergleichen Laster an sich gehabt, vor ihm niederfiel und selbiges um Fürbitte anflehte, hat sich solches Bild gestellt, als wenn es schliefe, oder doch mit Schüttelung des Hauptes abschlägige Antwort von sich gegeben. Daher Mancher, der es im Vermögen gehabt, ein Stattliches an Geld oder an andern Sachen, um

[1]) So nach Simon S. 212. 556.

solches wiederum zu versöhnen und bei demselben Gnade zu erwerben, ihm aufgeopfert hat. Ingleichen wenn einem seine Bitte gewähret worden, welches das Bild durch Neigung des Kopfes oder durch ein freundliches Ansehen zu verstehen gab, indem es ihn gleichsam angelächelt, oder wenn einer etwa hernach von seiner Krankheit genesen, da hat denn Mancher fast sein halbes Vermögen aufgeopfert oder doch demselben eine große Gabe gethan.

Ein ähnliches wächsernes Marienbild ist auch zu Liebenwerda in der Kirche gewesen, welches man hoch angebetet und von dem man vorgegeben hat, es thue sonderbare Wunder mit Heilung an kranken Personen. Deswegen hat sich Dr. Martin Luther selbst dorthin begeben, die Leute eines Bessern unterrichtet, das Bild selbst aber vernichtet.

470) Der Teufel hilft einer Hexe vom Scheiterhaufen. [1])

Am 29. October des Jahres 1668 ist eine Frau von Priester (einem Amtsdorfe der Stadt Eilenburg) Namens Elisabeth, Hans Bräutigams, Einwohners daselbst, Ehefrau, so wegen der Hexerei und Zauberei, die sie an dem Schulmeister in selbigem Orte und seinem Viehe, so wie auch an vielen andern mehr ausgeübt, eingezogen und sowohl durch andere Zeugnisse als durch ihr eigenes Geständniß genugsam überwiesen worden, im Churfürstl. Amte auf dem Platze beim Berger Gottesacker an der Fahrstraße nur mit dem Schwerte gerichtet worden und zwar aus Versehen des Schöppenschreibers, zu Leipzig, der das Urtheil verwechselt, da ihr sonst in dem Schöppenstuhle das Feuer oder der Scheiterhaufen zuerkannt gewesen war, und zwar, so ging damals die Rede, weil ohne Zweifel der Teufel als ihr lieber Buhle, wie sie ihn genannt, sein Werk dabei gehabt und so viele Augen verblendet haben muß, weil weder der Schöppenschreiber bei der Abschreibung und Ausantwortung, noch der Senior des Schöppenstuhls bei der Revidirung und Unterschreibung dieses Urtheils, wie auch die churfürstlichen Räthe bei Hofe, als welchen solches Urtheil vor der Execution uneröffnet zugeschickt worden war, bei dessen Ueberlesung und Confirmirung solchen Irrthum nicht beobachtet und alsofort corrigirt oder doch nach der Ursache, warum die Schöppen ihr als einer offenbaren Hexe und die ihrem Bekenntniß nach es gar mit dem Teufel gehalten, nicht das Feuer, sondern nur das Schwert zuerkannt hätten, gefragt; welches sie denn auch allerseits, als der Churfürst nach der Zeit deswegen hat Nachfrage thun lassen, selbst bekannt haben sollen.

471) Das blutende Hirschgeweih. [2])

Am 26. August des Jahres 1666 hat zu Butthauen, so eine Meile von Eilenburg nach Torgau oder Dommitzsch zu gelegen ist, bei einem Kohlbauer, Michael Polenz genannt, ein altes starkes Hirschhorn, welches lange Zeit von seinen Eltern noch her im Hause gelegen und er vor zwei Jahren an die Wand genagelt hatte, damit man etwas daran hängen könne, als sein Weib einen Milchhader oder Seihetuch, so sie den Abend zuvor darangehängt, wieder davon weggenommen, zu bluten angefangen und zwar nur aus einem

[1]) S. Simen S. 768 ꝛc.
[2]) So Simen S. 764.

Ende oder Zacken, deren sonst sechs daran gewesen, welches sie alsbald im Hause lautbar gemacht, auch dem Pfarrer und vielen Leuten gezeigt, wie nämlich solches das Blut tropfenweise fallen lassen und zwar fast eine Kanne voll. Als es nun zum ersten Mal zu bluten aufgehört, ist der Amtsnotarius dahingekommen, welcher es besehen und für eine natürliche Feuchtigkeit hat erklären wollen. Aber was that Gott? Indem sie es noch besichtigten, fängt es zum andern Male an stark zu bluten, daß sie darüber erschrecken und sich verwundern, wie er denn zum Beweise solches Wunderzeichens etwas in einem Fläschchen davon mit nach Hause genommen, desgleichen auch ein Förster gethan, bei dem es hernach geronnen und hart geworden ist, dergestalt, daß er es hin und wieder hat vertheilen können.

472) Das Wechselkind bei Halberstadt. [1])

In Sachsen bei Halberstadt hat ein Mann einen Kielkropf gehabt, der hat seine Mutter und sonst noch fünf Ammen ausgesogen und überdies viel gegessen und sich ganz seltsam benommen. Diesem Manne haben die Leute den Rath gegeben, er solle ihn zur Wallfahrt gen Halberstadt zur Jungfrau Maria bringen und dort wiegen lassen. Diesem Rathe folgt auch der Bauer und trägt ihn dahin in einem Korbe. Wie er ihn aber über ein Wasser trägt und auf dem Stege oder der Brücke geht, so ist ein Teufel unten im Wasser, der ruft: „Kielkropf, Kielkropf!“ Da antwortete das Kind, so im Korbe saß und zuvor nie ein Wort geredet hatte: „Ho, ho!“ Deß war der Bauer ungewohnt und sehr erschrocken. Darauf fragt der Teufel im Wasser ferner: „Wo willst Du hin?“ Der Kielkropf sagt: „Ich will gen Halberstadt zu unser Lieben Frawen und mick alda laten wiegen, dat ick mög etwa digen.“ Wie solches der Bauer hört, daß das Wechselkind reden konnte, welches er doch zuvor nie an ihm gemerkt, wird er zornig und wirft das Kind alsbald mit dem Korbe, in dem er es trug, ins Wasser. Da waren die zwei Teufel zusammengefahren, haben „Ho, ho, ho!“ geschrieen, mit einander gespielt und sich über einander gekugelt, darnach sind sie aber zugleich verschwunden. Solche Kinder wechselt der Satan aus und legt sie den Leuten für ihre Kinder in die Wiege; sie gedeihen aber nicht, sondern fressen und saugen nur, sie werden aber nicht älter als 18—19 Jahre. Als Dr. Luther einst über Tische gefragt wurde, ob man auch solche Wechselkinder zu taufen pflege, antwortete er: „Ja, denn man kennt sie nicht gleich im ersten Jahre, sondern nur allein daran, daß sie ihre Mütter aussaugen.“ Es sagte aber Luther dann weiter: „Laßt uns den Teufel nicht verachten, denn er ist wahrlich ein Tausendkünstler.“

473) Der Teufel führt einen Säufer sechs Meilen weit weg. [2])

Als im Jahre 1623 das Halberstädtische Kriegsvolk auf dem Eichsfelde lag, haben etliche Kriegsleute in einem Dorfe daselbst mit einander bis um 12 Uhr in der Nacht tapfer getrunken und es hat einer aus dem Haufen seinem Kameraden auf des Teufels Gesundheit zugesoffen. Wie er nun ausgetrunken, da steht der Teufel vor dem Fenster, nimmt ihn mit seinem Seiten-

[1]) Nach Hildebrand S. 107.
[2]) S. Hildebrand S. 279 ꝛc.

gewehr beim Kragen und führt ihn durch die Luft, sechs ganze deutsche Meilen Wegs in eine andere Besatzung, die K. Burg genannt, und wirft ihn dort mitten unter die Schildwachen, die nicht wenig erschrecken. Der Soldat, als er ein wenig zu sich selber gekommen, zieht seinen Degen und will um sich hauen und stechen, allein er wird von ihnen übermannt und zu ihrem Kapitän geführt und von selbigem befragt, wie er hierher komme, wem er diene und wo er sein Quartier habe? Er antwortet: er diene Fürst Christian, Bischof zu Halberstadt und habe sein Quartier in dem Dorfe W. Der Kapitän verwundert sich, läßt ihn dahin wieder begleiten und sich dort nach der Wahrheit erkundigen, wo er denn Alles genau so, wie hier erzählt, erfahren hat.

474) Der Zauberer Johannes Saxonicus zu Halberstadt. [1])

Zu Halberstadt in Sachsen ist ein gelehrter Dompfaffe gewesen, Johannes Saxonicus oder Johann Teutsch geheißen, ein gewaltiger Schwarzkünstler. Der hat einst im Jahre 1271 in der Christnacht, wann ein jeder Pfaffe drei Messen thun muß, die erste zu Halberstadt gehalten, die andere zu Mainz und die dritte zu Cöln, und dabei ist er auf einem Pferde von einer Stadt zur andern geritten. Von diesem Manne erzählt Johannes Agricola in seinen Sprichwörtern, er sei eigentlich der Bastard eines Geistlichen gewesen, weil er aber ein sehr gelehrter Mann war, so ist er wegen seiner außerordentlichen Kunst und Geschicklichkeit zu einem Kanonikat in Halberstadt, einer Stelle, wozu sonst nur Leute von Adel oder wenigstens Leute aus gesetzlicher Ehe entsprossen zugelassen zu werden pflegten, befördert und erhoben worden. Weil er aber seiner Geburt und Abkunft halber von seinen Collegen verachtet ward, hat er einstmals ein herrliches Convivium oder Gasterei angerichtet und dazu seine gedachten Collegen alle eingeladen, und als es einmal die Gelegenheit gegeben, da hat er sie gefragt: ob sie auch gern ihre Väter sehen möchten? Da sie ihm hierauf zur Antwort gaben: ja, Meister, wenn's sein könnte, so möchten wir sie gern sehen, hat er durch seine Zauberei etliche unförmliche und ungestaltete Gespenster hervorgebracht in Gestalt und Person eines Kochs, Reiters, Narren, Bauern und dergleichen gemeiner Leute, da sie denn selbst bekannt haben, daß sie deren Gestalten, auch solche Gesichter früher wirklich in ihrer Väter Häusern gesehen hätten. Zuletzt hat Johann Teutsch auch seinen Vater hervorgebracht, in Gestalt und Form eines Domgeistlichen, mit einem großen fetten Bauche. Als nun die Gespenster wiederum verschwunden waren, da hat er die Gäste gefragt, wessen Vater sie nun für den Vornehmsten hielten? Sie aber waren zum Theil vor Furcht erschrocken, zum Theil auch durch die Beschimpfung schamroth geworden. Deswegen entgegneten sie ihm nichts darauf, sondern nahmen ihren Abschied und gingen ein Jeder nach seinem Hause, allein seit dieser Zeit waren sie dem Johann Teutsch seiner Geburt und Herkommen wegen nicht mehr böse.

Das ist wohl auch derselbe Zauberer gewesen, der im Jahre 1272 nach Kreuznach aus Niederdeutschland kam, auf öffentlichem Markte seinem Knechte den Kopf abhieb und über eine ganze Stunde später dem Körper, der auf

[1]) S. Lercheimer S. 114. Remigius Bd. II S. 218. 274.

der Erde lag, wieder ansetzte. Man sah ihn daselbst oft mit Hunden in der Luft herumfahren, mit lautem Jägergeschrei, nicht anders, als wenn eine rechte Jagd angestellt und vorhanden wäre. Man sah ihn auch oft einen geharnischten Mann mit Pferd und Rüstung, manchmal auch ein Fuder Holz oder Wein mit Wagen und Pferd einfressen und verschlingen. Johannes Teutsch ist aber schließlich vom Blitze erschlagen worden.

475) Der nach seinem Tode Banquettirende.[1])

In Halberstadt wohnte einst ein reicher Mann, der eine prächtige Tafel hielt und sich in allen weltlichen Wollüsten wälzte. Er achtete die himmlische Glückseligkeit so wenig, daß er einmal sich nicht scheute, zu einigen seiner Freß- und Saufbrüder folgende gottlose Worte auszusprechen: „Wenn ich doch allezeit ein solches Leben, wie ich jetzt habe, behalten könnte, wollte ich niemals ein anderes begehren!“ Oder, wie Andere wollen (vielleicht hat er Beides gesagt): Wenn Gott ihm die Erde lassen wolle, wie er nun darauf lebe, so wolle er ihm gern seinen Himmel für sich behalten lassen. Kurz hernach ward er, ganz wider seine Rechnung, von einer sehr schweren Krankheit angegriffen und also gezwungen, die Erde zu verlassen, ohne, wie ganz leicht zu vermuthen ist, in den Himmel zu kommen. Nach seinem Begräbniß sah man aber in seinem prächtig gebauten Hause alle Abende Gespenster erscheinen, also daß das Hausgesinde die Wohnung zu räumen und sich in eine andere zu begeben gezwungen ward. Dieser unglückliche reiche Mann oder sein Geist erschien mit einem Theile seiner Gesellen in dem Saal, den er in seinem Leben zu seinen Gastereien und Banquetten gebraucht, und um ihn her gingen Knechte mit Lichtern in den Händen, diese warteten auf bei der Tafel, welche reichlich versehen war mit goldenen Bechern, Krügen und Schalen. Viele Schüsseln wurden auf- und abgetragen, über dieses hörte man Clavicymbeln, Violen, Flöten, Lauten und andere Spielwerke klingen, und um es kurz zu sagen, alle Pracht, welche dieser reiche Narr in seinem Leben gezeigt hatte, äffte der Teufel nach seinem Tode in seinem Hause nach. Alle diese Gespenster verschwanden aber mit gewaltig ausbrechenden und viele Funken von sich werfenden Feuerflammen.

476) Die wunderbaren Steine zu Thale.[2])

Im Fürstenthume Halberstadt, ohngefähr eine Meile von Quedlinburg, unter dem frühern Amte Regenstein liegt ein Dorf, Thale genannt, in welchem sich ein Rittergut befindet, welches früher den Herren von Steuben angehörte. Auf dem Hofe befand sich sonst ein großer Kieselstein von ohngefähr zwei Centnern, welcher ganz rund und stark mit Moos bewachsen war, die andere Hälfte aber liegt in der Erde. Wenige Schritte davon, gegen Mittag, steht ein Gebäude, wo eine Kugel von gleicher Materie, nämlich von Kieselstein, etwa 8 bis 10 Ellen von der Erde in der Wand eingemauert zu sehen ist, doch also, daß man nur die Hälfte davon ansichtig wird. Mit diesen Steinen haben sich vor einiger Zeit allerhand seltsame Dinge zugetragen. Ist z. B. Jemand zu einem dieser Steine getreten und hat darauf gespuckt, hat er

[1]) S. Remigius Bd. II. S. 392.
[2]) S. Monatliche Unterredungen aus dem Reiche der Geister, Bd. III. S. 124.

sofort eine derbe Maulschelle bekommen. Wenn manchmal neue Mägde auf dem Hofe in Dienste traten und ihre Wäsche oder andere Sachen auf besagtem großen Steine ausklopfen wollten, wurden sie auf gleiche Weise, wie auch diejenigen, welche aus Vorwitz daran geklopft oder sonst etwas darauf geworfen hatten, mit Ohrfeigen bewillkommnet. Das Vieh hingegen, welches diesen Stein berührte oder verunreinigte, pflegte bald darauf zu verrecken, weswegen auch der Besitzer des Gutes sich genöthigt sah, dieselbe Gegend mit einer Mauer zu umschließen und dadurch sowohl dem Vieh als auch unbekannten Menschen den Zugang zu verwehren, jedoch ist der Stein immer unter freiem Himmel liegen geblieben. Man versicherte auch als ganz gewiß, daß diejenigen, welche nur schimpflich von diesem Stein redeten, eben solche Belohnung empfingen, da im Gegentheil Andern nichts widerfuhr, welche den Stein von dem Moos und herumstehenden Nesseln reinigten, sonst aber weder mit Worten noch mit Werken demselben auf schimpfliche Weise zu nahe kamen. Einstmals hat der Besitzer dieses Landgutes das Gebäude niedergerissen und sowohl die Kugel als den großen Stein in die nahe vorbeifließende Bode werfen lassen, damit er diese Unannehmlichkeiten los würde. Allein er hat den erwarteten Zweck nicht erreicht, inmaßen ein Geist in Gestalt eines schwarzen oder grauen Mannes ihm beständig erschienen ist und ihm zugeredet hat, die Steine binnen einer gewissen Zeit wieder an ihren Ort zu bringen, wofern ihm nicht ein großes Unglück widerfahren solle. Da sich nun derselbe darnach nicht gerichtet hat, hat ihm der Geist nochmals eine gewisse Zeit bestimmt, mit dem Andeuten, daß im entgegengesetzten Falle sein Vieh insgesammt verrecken werde. Jener wollte noch nicht gehorchen und mußte in der That bald erfahren, daß alles Vieh auf dem Hofe schleunig hinweggerafft wurde, worauf der Geist ihm solches nochmals unter der Bedrohung, daß er sonst seinen Sohn verlieren werde, auferlegte. Da ihm nun auch der Sohn starb und ihm endlich der Verlust seines eigenen Lebens angedroht ward, er auch selbst bereits anfing krank zu werden, hat er sich zuletzt entschlossen, die Kugel und den Stein wieder an ihre Stelle bringen zu lassen. Allda sind nun beide Stücke heute noch zu sehen, und hat nicht allein Jedermann Ruhe, so lange denselben kein Schimpf widerfährt, sondern der Hof genießt auch fortwährenden reichen Segen in der Haushaltung und im Ackerbau.

477) Das Gespenst zu Tuttelstädt. [1])

Es wohnte im Dorfe Tuttelstädt, ohngefähr eine Viertelmeile von Erfurt, welches damals dem Churfürsten von Mainz gehörte, im Jahre 1581 ein Bauersmann, Hans Schiel geheißen, der hatte eine Ehefrau Margarethe, beide gute schlichte einfältige Leute, die ihre Nahrung im Schweiße ihres Angesichts suchten, sonst aber bei Männiglich in Ehren und gutem Leumund standen. Dieselben hatten in ihrer Ehe einen Sohn erzeugt, außer diesem aber hatte der Bauer aus seiner ersten Ehe auch noch einen; letzterer war ohngefähr 16 Jahre alt und hieß wie sein Vater Hans, ersterer aber war

[1]) S. Joh. Körner, Warhaffte Beschreibung einer Wundergeschicht, so sich in diesem jetzo laufenden 81. Jahr im Dorffe Tuttelstedt, eine Viertheil Meile weges außerhalb Erffurdt ꝛc. mit einem ungeheuren gespenst oder geist von dem XXVIII. Februarii bis auff den XXVIII. Aprilis zugetragen. Zu Cölln durch Maternum Cheliuum 1581 in 12.

9 Jahre alt und hieß Martin. Beide wurden von ihren Eltern in der Furcht Gottes und dem katholischen Glauben erzogen. Da trug es sich zu, daß, als genannter Hans Schiel sich an einem Dienstag des Jahres 1581 am 28. Februar nach vollbrachter harter Bauernarbeit mit seiner Frau und diesen seinen zwei Söhnen zwischen 7 und 8 Uhr Abends in seiner ärmlichen Hütte zur Ruhe begeben hatte, sich ein Gerassel und Werfen im ganzen Hause, namentlich über der Stube, wo der Bauer mit seiner Familie lag, erhob, daß sie sämmtlich davon nicht wenig befremdet wurden und meinten, es sei ein Dieb ins Haus gebrochen, der sie noch um ihr bischen Armuth bringen wolle. Darum haben sich auch der Bauer und sein ältester Sohn alsogleich aufgemacht, ein Oellicht angezündet und in allen Winkeln und Ecken des Hauses fleißig nachgesucht. Da sie aber nichts fanden, haben sie sich wieder niedergelegt, das brennende Oellicht aber bei sich behalten. Als sie jedoch kaum in das Bett gestiegen waren, da hat es angefangen mit Erdklößen eine Bohne groß oder auch mit noch größern Stücken bald nach dem Manne und seinem Weibe, bald nach den zwei Söhnen, bald nach dem Lichte zu werfen, was sie sämmtlich mit Furcht und Zittern gehört, gesehen und empfunden haben. Ob sie nun wohl sich im Bett aufgerichtet und sich sorgfältig umgeschauet, haben sie doch nichts als die Erdklößlein, womit sie geworfen wurden, gesehen und zwar nicht eher, als wenn sie von ihnen getroffen worden. Weil sie nun aber kein Aufhören bemerkt, so ist gedachter Schiel mit seinem Weibe und Kindern aufgestanden, ist in die Stube geflohen und hat gemeint, wenn er die Stubenthüre ordentlich verschließe, werde er wohl Ruhe haben. Allein ob er wohl Thüre und Fenster auf's Beste verriegelt und zugemacht, ist er hier doch ebensowenig als auf dem Boden in Ruhe gelassen worden, sondern hat das Kippen und Werfen die ganze Nacht über sich gefallen lassen müssen.

Am andern Tage, dem ersten März, so bald der Tag anbrach, hat sich Hans Schiel mit seiner Ehefrau berathen, was zu thun sei und sich vorgenommen, nach Erfurt zu seinem Pfarrherrn zu gehen und um dessen Rath zu bitten, allein sein Weib hat ihm abgeredet und gemeint, sie müßten sich doch die Sache noch genauer überlegen, zumal da trotzdem daß es heller lichter Tag ward, die Unruhe im Hause doch nicht aufhörte. Als nun dieser Tag auch beinahe vergangen war und die Nacht herannahte, da läßt Hans Schiel den Vater seines Weibes, Hans Schauer, so der älteste Einwohner im Dorfe war, desgleichen seine zwei Brüder Hans und Erhard Schiel, beide Einwohner daselbst, zu sich rufen, als wolle er nur für die lange Weile mit ihnen sprechen, verbietet auch allen seinen Hausgenossen Niemandem, was sich zugetragen habe, zu offenbaren, damit diese nicht scheu gemacht würden und er vernehmen möchte, ob Andern auch so wie ihm mitgespielt werden würde.

Wie diese nun kamen und eine Weile von ihren Bauernangelegenheiten sich unterreden, wird Hans Schauer mit einem Erdenklößlein an den Kopf geworfen, allein er hat das, weil es ihm keine Schmerzen verursacht, nicht weiter geachtet, sondern mit Stillschweigen vorübergehen lassen. Als sie nun weiter reden, wird er zum andern Male geworfen, allein nun will er wissen, wer geworfen hat, denn er hatte seine beiden Kameraden deshalb in Verdacht. Da wird der gute alte Mann zum dritten Male an den bloßen Kopf getroffen, und diesmal etwas härter denn zuvor, und als er darüber in Zorn

gerieth, indem er meinte, er werde von den Seinen genarrt, da erst wird ihm die Sache erklärt und er befragt, was zu thun sei. Mittlerweilen werden die Erdenklößlein, welche alle aus der Lehmwand des Bauernhauses gerissen worden waren, zusammengelesen und deren fünf Mandeln, 75, gezählt, allein die Mehrzahl ist unaufgelesen geblieben.

Nun hat Hans Schiel's Bruder, der kleine Erhard, kleine Kugeln etwa eine Faust groß von weichem Lehm gemacht und dieselben mitten in die Stube gelegt, in der Meinung, es werde darnach greifen und damit werfen, hat sich auch auf die Diele gesetzt und fleißig umgeschaut, ob er etwas ersehen könne, allein er hat nichts vernommen, endlich aber bemerkt, daß es in die hingelegten Kugeln gebissen, oben hinein mit zwei breiten, von unten herauf nur mit einem Spitzzahne, dazu den Lehm ganz naß wie mit einem Hundebiß begeifert. Sie haben dann den Lehm wieder zugedrückt und abermals zu runden Kugeln gemacht und hingelegt, die dann gleichfalls wie die ersteren gebissen worden sind, allein weiter haben sie nichts gesehen. Es hat aber Schiel ein Hühnchen bei sich in der Stube herumlaufen gehabt und dieses hat allemal, wenn es werfen wollte, mit Gackern es angemeldet. Als sie nun aber den Lehm zum dritten und vierten Male rund gemacht und hingelegt, ist in alle diese Kugeln wie vorher gebissen worden, bis endlich das Ungeheuer den Lehm genommen und den Zuschauern an die Köpfe geworfen hat, gleichwohl haben dieselben nichts als dieses gesehen. Mit solcher Kurzweil haben sie nun die ganze Nacht zubringen müssen, als aber am folgenden Tage und Nacht es in gleicher Weise fortgefahren, da ist das Weib mit ihrem jüngsten Sohne in das Haus des kleinen Erhards geflohen und daselbst vor Furcht eine Nacht geblieben, Hans Schiel aber sammt seinen zwei Brüdern und seinem ältesten Sohne sind im Hause geblieben und haben ihr Kreuz mit Geduld ertragen.

Nun ist Peter Teschner, ein Einwohner zu Tuttelstädt, in gedachtes Haus gekommen, um Schiel in seinem Kreuze zu trösten, da hat aber der wüthende Geist demselben den Nagel auf der großen Zehe mit einem Steine zweimal entzwei geworfen; derselbe hat auch nicht lange gesäumt, sondern ist mit Heulen und Wehklagen davongegangen.

Den 3. März hat es sich nun also angelassen, daß Männiglich verstehen können, daß es nicht blos ein leeres Gespenst, sondern wirklich ein Werk des Satans sei, denn es hat zwar nachgelassen mit Erdklümpchen zu werfen, dagegen aber Steine erwischt und zwar von halben, ganzen, drei, vier, fünf, jawohl von zehn Pfunden, die es zum Theil in Hans Schiel's Behausung und Hof, zum Theil von der öffentlichen Gasse aufgehoben (denn man hat die Höhlung, darin der Stein gelegen, ganz gut sehen können) und hat damit die Einwohner des Hauses und wer sonst dahin gekommen, geworfen und zwar nicht etwa leise und obenhin, sondern dermaßen, daß sie oft nicht vermochten, Hände oder Arme bis an den Mund zu führen.

Alsdann hat sich Hans Schiel erhoben und wohl gemerkt, daß länger zu schweigen sich nicht wohl schicken dürfe, sondern ist nach Erfurt geeilt und hat sich schleunig zu seinem Pfarrherrn verfüget und demselben gemeldet, was sich in seinem Hause zugetragen. Dies hat den Pfarrherrn auch nicht wenig befremdet und er wohl gezweifelt, ob Alles wohl so sei, wie jener ihm vorgebracht, allein er hat doch den guten Mann geheißen im Namen Gottes wieder nach

Hause zu gehen und sich seinem Gott und den lieben Heiligen zu befehlen, er wolle ihn auch in sein Gebet einschließen und so bald als möglich zu ihm kommen und es selbst in Augenschein nehmen. Hans Schiel hat sich darauf wieder nach Tuttelstädt begeben und die Sachen so wiedergefunden, wie er sie verlassen; als ihm aber seine Nachbarn riethen, er solle eine Zeit lang aus dem Hause weichen und sehen, wo die Sache hinauswolle, da hat er solches nicht gewollt, sondern hat geantwortet, er habe sein Haus für sich, sein Weib und seine Kinder mit seiner Hände Arbeit sauer erworben und bezahlet, sei Niemand etwas schuldig, und wenn man dem leidigen Teufel so viel einräumen wolle, daß er die Macht haben solle, einen aus seinen vier Wänden zu jagen, dann dürfe auch kein Anderer im Dorfe mehr sicher in seinem Hause bleiben. Er wolle also ausharren und sein Herr und Erlöser, der ja den Teufel und alle höllischen Heerschaaren überwunden, der werde ihn auch von diesem Kreuze erlösen, und solle es geschehen, daß er oder die Seinigen das Leben darüber lassen müßten, so werde mit Gottes Hilfe dies doch ihrer Seelen Heil und Seligkeit nicht schädlich sein. Als er nun solches zu seinen Nachbarn gesagt, ist er mit seinem Weibe und Kindern, sowie seinen zwei Brüdern, nachdem sie sich alle zuvor mit dem Zeichen des heil. Kreuzes bezeichnet, wieder ins Haus zurückgekehrt und hat nach wie vor auf sich werfen lassen. Jedoch hat es jetzt keine Steine in die Stube gebracht, sondern nur mit dem, was in der Stube war, als mit Schüsseln, Schuhen, Tellern, Löffeln und dergl. nach ihnen geworfen.

Am folgenden Tage, einem Sonnabend, den 4. März, dieweil eben großer Wochenmarkt in der Stadt Erfurt und dieses Haus gleich an der Landstraße gelegen war, wo viel Volk hin und her reist, hat der ungeheure Geist greulich zu wüthen angefangen und dermaßen um sich geschlagen und geworfen, daß Jedermann gemeint, er werde das Haus umkehren, wie er denn auch dreifache Schindeln, in der Breite eines ziemlich großen Tisches, oben im Dache mit Steinen ausgeworfen und ist darnach fast den ganzen Tag also mit Werfen aus demselben Loche fortgefahren, darüber sich die Marktleute haufenweise gesammelt und dies Alles mit Verwunderung angesehen haben.

Sonntags den 5. März ist der Pfarrherr Johann Zimmer und Johann Naumburger, Schulmeister zu Melchendorf und Tuttelstädt, nach gehaltenem Amte der heil. Messe ins Haus gekommen, um die Sache kennen zu lernen; ehe aber gemeldeter Pfarrherr den ersten Fuß recht ins Haus gesetzt, hat er einen Erdkloß am Halse gehabt, worauf der Pfarrherr anfing den Geist zu beschwören, daß er seines Stürmens und Muthwillens, auch wie er dahin gekommen, Ursache anzeigen solle, allein es ist ihm auch nicht mit einem einzigen Worte, wohl aber zu drei Malen mit Steinen und Erdklößen geantwortet worden. Wie nun solches der Pfarrherr gesehen und gefunden, daß alles so sei, wie ihm gemeldet, aber auch auf solche Weise nichts auszurichten sei, hat er es für gut gehalten, der Obrigkeit solches zu vermelden, auch den guten Mann mit sich nach Erfurt genommen und ist mit demselben zu dem gelehrten Herrn Dietrich Buchemeyer, Churf. Mainzischen Siegeler, gegangen und hat selbigem, was sich begeben, ordentlich erzählt. Selbiger hat aber diese Sache, die einer Erdichtung ähnlicher als einer Geschichte gesehen, nicht für Ernst gehalten; da sich aber weder Hans Schiel noch der Pfarrherr davon überzeugen lassen, hat er gemeint, er vermöge nicht sich mit einem

ſolchen Geiſt einzulaſſen, es ſeien dazu andere Leute vonnöthen und hat ſie an den Churf. Mainziſchen Hof gewieſen, dahin ſie auch ſtehenden Fußes [illegible]gen ſind.

Als ſie nun aber, daſelbſt angelangt, hörten, daß gerade jetzt bei dem Churf. Mainz. Vitzthum, Herrn Georg Oland, der Rechte Doctoren, viele anſehnliche Perſonen anweſend ſeien, alſo meinten, daß ſie ſobald ihre Abfertigung nicht erlangen würden, hat der gemeldte Pfarrherr ſein Pfarrkind zu Herrn Nicolaus Ellgart, Weihbiſchof zu Erfurt geführt und haben ſie, als derſelbe nach gehaltener Predigt im Stifte zu Unſerer Lieben Frauen von der Kanzel geſtiegen, wie zuvor dem Herrn Siegeler ihr dringendes Anliegen entdeckt. Darauf hat Se. Hochwürden den betrübten Mann väterlich getröſtet, ihm auch verſprochen, er wolle deshalb mit anderen Geiſtlichen conferiren und auf Mittel und Wege ſinnen, wie dem Satan könnte geſteuert werden, auch befohlen, dieſe Sache dem Herrn Vitzthum, als der ordentlichen Obrigkeit dieſes Ortes, zu melden.

Montags den 6. März, wie Hans Schiel mit den Seinigen die ganze Nacht über ganz übel von dem ungeheuren Geiſte tractirt worden war, hat er ſich des Morgens wieder auf nach Erfurt gemacht, ſich in den ehemaligen Churf. Mainziſchen Hof begeben und obgedachtem Herrn Vitzthum nach der Länge ſein Bedrängniß ganz genau, wie oben vermeldet, erzählt, ihn um Rath gebeten und inſonderheit gefragt, ob er ſein Haus verlaſſen ſolle oder nicht. Darauf gedachter Herr Vitzthum von ihm hören wollen, von wem ihm ſelbſt däuchte, daß ihm ſolches Ungemach komme, ob er mit Jemand in Feindſchaft lebe, ob ihm von Andern Böſes gedroht worden, ob einige bekannte Zauberer oder Zauberinnen im Dorfe lebten, ob er einige Vermuthung deswegen habe, ob ſolches ſeine Hausfrau, Kinder oder ſonſt Jemanden im Hauſe gleich ihm angefochten habe und was überhaupt ſeine Nachbarn und andere Leute davon hielten.

Als nun aber gedachter Hans Schiel auf alle dieſe Fragen keine beſtimmte Antwort geben konnte, auch meinte, er könne ſich nicht erinnern, jemals in ſeinem Leben mit irgend wem in Zwieſpalt gelebt zu haben, wiſſe auch von keinem Zauberer weder im Dorfe noch anderswo, habe auch ſammt ſeinem Weib nie zuvor dergleichen erfahren oder empfunden, könne auch nicht wiſſen, was es für ein Weſen ſei, ſeine Nachbarn dächten jedoch, es müſſe ihm von irgend Jemandem etwas angethan ſein. Als nun aber gedachter Herr Vitzthum nichts weiter aus dem Hans Schiel herausbringen können, hat er ſich daran erinnert, was ſich vor einiger Zeit mit der Jungfrau zu Eßlingen, auch mit Hans Vatern allhier in Thüringen zugetragen und was ſonſt noch an andern Oertern betrüglicher und falſchliſtiger Weiſe ſich begeben habe. Er hat alſo gedachten Bauern mit hartem Ernſt angeredet und ihm geſagt, er möge ſich wohl fürſehen, daß ſolches nicht etwa ſein und der Seinen angeſtiftetes Werk ſei, er ſolle wiſſen, es werde nichts ſo klein geſponnen, es komme doch zuletzt an die Sonne, und ſo er bei einiger Falſchheit ſich betreten laſſe, ſo ſolle es ihm nicht geſchenkt werden, ſondern er ernſter Strafe gewärtig ſein. Ueber ſolche Reden iſt aber der arme Mann gewaltig erſchrocken und hat um Gottes Willen gebeten, der Herr Vitzthum wolle ihm ſolchen Verdacht erlaſſen, er ſei es wohl zufrieden, daß, wenn einige Schalkheit dahinter ſtecke, man ihm alle Plagen dafür anthun könne,

die man nur wolle. Demnach hat es nun dem gedachten Herrn Vitzthum gebäucht, es möge der Mann wohl an der Sache unschuldig sein, hat auch angefangen ihn zu trösten und zu ermahnen, sich ein mannhaft christlich Herz zu fassen, er sei ja ein Christ und der böse Feind könne ihm ja wider Gottes Willen nicht schaden, er möge jedoch das Haus nicht so plötzlich verlassen, sondern auf alle Dinge gut Achtung geben und wohl im Gedächtniß behalten, auch heimlich Nachfrage halten, ob ihm wohl eine Person solche Last zugefüget; er solle, so ihm etwas Beschwerliches begegne, es nicht unterlassen, es alsbald anzubringen, er, der Vitzthum, wolle bei ehester Gelegenheit selbst dahinkommen, um die Sache in Augenschein zu nehmen.

Als nun Hans Schiel wieder zu Hause kommt, findet er es in seinem Hause wieder wüthen und toben wie zuvor; seine Nachbarn, so ein herzliches Mitleiden mit diesen bekümmerten Leuten getragen, fanden sich bei ihm ein und gaben bald diesen, bald jenen Rath, brachten auch etliche geweihete Kräuter und Palmen mit sich, machten davon im Hause einen Rauch in der einfältigen christlichen Zuversicht, als werde das Ungeheuer davor fliehen. Welches jedoch nicht nur nicht geschah, sondern es hat noch viel schlimmer gewüthet, auch auf diejenigen, so das Rauchwerk gemacht, mit Holz und Steinen geworfen, endlich auch mit einem dreipfündigen Steine das irdene Geschirr, darin das Rauchwerk gehalten, in einzelne Trümmer geworfen.

Als nunmehro kein Zweifel mehr war, daß dieses ein Werk des Satans sei, dabei aber es ebenso gewiß ist, daß Gott der Allmächtige in seiner katholischen christlichen Kirche bei denen, die den rechten Glauben haben, Gewalt hinterlassen hat, die Teufel, wo sie auch den Gläubigen Schaden zufügen, zu vertreiben, hat der Herr Weihbischof, nachdem er mit gedachtem Herrn Vitzthum und etlichen Theologen Rath gepflogen, Herrn Johann Körner, Canonicus zu Unserer Lieben Frauen Stiftskirchen, sowie auch Pfarrherrn zu St. Niclas in Erfurt nebst einigen andern Geistlichen befohlen, mit allem, was zu dem heil. Amte der Messe nöthig, hinaus nach Tuttelstädt zu ziehen. Es haben sich selbige auf den 7. März zu früher Tageszeit aus Erfurt an besagten Ort begeben, daselbst mit gebogenen Knieen mit vielen andern benachbarten Geistlichen zu Gott gebetet und schließlich die dasige Obrigkeit befragt, was sie von besagter Sache wisse. Die haben denn alle übereinstimmend geantwortet, sie wüßten als einfältige Bauersleute nicht, wofür sie die Sache halten sollten, allein die gesunde Vernunft sage ihnen, daß es ein guter Geist nicht sei. Hierauf haben sie die Geistlichen über die Stuben auf die Lauben oder Boden geführt, wo über zweihundert große und kleine Steine lagen, die da alle von diesem Ungeheuer dorthin geworfen worden waren, haben auch ferner das Loch im Dache gezeigt, desgleichen eine große alte Kiste, darauf sie Asche gestreut, darin eine Spur zu sehen war, die aber keinem bekannten Thiere glich, sondern beinahe einer Menschenhand mit gusgesperrten Fingern, der Daumen weit zurück in die Mitte gesetzt, anzusehen gewesen.

Wie nun die Geistlichen in der That gefunden, daß es nicht ein leeres Wort oder Fabelwerk gewesen, so hat Herr J. Körner auf der Lauben, da es am Meisten gestürmt (wie wohl es in Gegenwart der Geistlichen ganz still gewesen), das hochheilige Amt der Messe gehalten, auch Hans Schiel sammt seinem Weibe und ältesten Sohne, nachdem sie gebeichtet, alsbald mit

dem heil. Sacrament des wahren Leibes und Blutes Christi nach christlichem katholischen Gebrauche gespeiset.

Von dieser Stunde und Tage an hat nun Gott durch seine göttliche Gnade den bösen Geist abgehalten, so daß er die armen Leute fünf ganzer Tage lang in Ruhe lassen mußte, allein Sonnabend vor Judica den 11. März um Mitternacht hat derselbe sich wieder hervorgethan und wie zuvor auch geschehen, gehauset, Hans Schiel sammt seinen obgemeldten Hausgenossen aus ihren Betten und Kammern bis hernieder in die Stuben mit großen und kleinen Steinen, so zum Theil ganz naß, als wenn sie frisch aus dem Bache gezogen wären, gejagt und dies hat die ganze Nacht über und die folgenden vier Tage gewährt. Weil er nun aber von einem Bauer seines Gleichen gehört, daß der böse Geist vor Fluchen und Schwören weichen müsse, hat er aus Einfalt angefangen aufs Greulichste zu fluchen und zu schwören und auf solche Weise dem Teufel zu gebieten, allein dieser hat sich nicht allein nicht schrecken lassen, sondern als wäre er dazu aufgefordert worden, noch härter und stärker als zuvor auf sie geworfen und zu verstehen gegeben, daß ihm durch Gotteslästerung nicht gesteuert, sondern vielmehr gedient werde.

Es hat nun der gute Mann, weil er weder durch die Priesterschaft noch durch Schelten und Fluchen etwas geschafft, angefangen melancholisch und schwermüthig zu werden; weil ihm aber der Herr Vitzthum befohlen, so sich weiter etwas Beschwerliches ereigne, solle er es ihm wissen lassen, hat er sich wieder zu demselben in die Stadt begeben und ihm klagend vorgebracht, was sich mit seinem Hausgesinde neuerlich wiederum begeben. Derselbe hat ihn getröstet und gesagt, er habe sich längst vorgenommen, zu ihm heraus zu kommen, sei aber wegen Leibesschwachheit daran verhindert worden, sobald er aber ohne seine Gesundheit zu verletzen dies werde bewerkstelligen können, werde er selbst kommen, er solle jedoch aus dem Hause nicht weichen, es wäre denn die äußerste Noth. Indeß solle er wiederum zu dem Herrn Weihbischof gehen und seinen Rath begehren und was ihm solcher sagen werde, flugs ausführen. Am 14. März hat nun der Geist nicht allein die Menschen, sondern auch das unvernünftige Vieh geängstigt, denn da zwei Kühe im Stalle gestanden, deren eine vorlängst ein Kalb geworfen, welches Hans Schiel mit einem Stricke bei den Kühen angebunden, findet er dasselbe ohne männiglichs Zuthun von dem Stricke, als wäre er zerbissen und zerkauet gewesen, losgemacht. Zwar hat er dasselbe wieder angebunden, aber ehe er noch davon gegangen, hat er es auf die vorige Weise wiederum losgemacht gefunden. Darüber ist er nicht wenig ergrimmt und hat nun einen starken Strick dem Kalbe vierfach um den Hals geschlagen, den er nichts desto weniger alsbald nie mit einem Scheermesser entzwei geschnitten gesehen, hat auch das Kalb also bis auf den folgenden Tag unangebunden müssen stehen lassen.

Denselben Tag ist nun der Bauer abermals zu dem Herrn Vitzthum gegangen und hat ihm berichtet, was mit dem Stricke sich ereignet habe, dieser hat auch den 15. März den gedachten Herrn Pfarrherrn Johann Körner und den churfürstlichen Landsknecht Hauptmann Hansen von Eltz zu sich beschieden und ihnen angesonnen, mit ihm hinaus gen Tuttelstädt zu fahren und selbst zu beschauen, was das Ungeheuer angestellt habe.

Als sie nun daselbst angekommen sind, wird ihnen angezeigt, daß es denselben Morgen mit Steinwerfen, insonderheit zur Hausthür hinein gestürmt,

es sind ihnen auch allda frische Schrammen in den Brettern an der Thüre und Wänden des Steinwurfs gezeigt worden. Es haben auch etliche Knaben und Weibspersonen aus der Nachbarschaft, die außer dem Bauer und seiner Frau sich in dem Hause befunden, dem Herrn Vitzthum etliche Steine und Hölzer vorgezeigt, womit sie geworfen worden waren; als jene aber ins Haus getreten, ist alles still gewesen und nichts weder gehört noch gesehen worden. Der Herr Vitzthum hat nun aber selbst mit bloßem Schwerte alle die Orte im Hause, von wo gemeiniglich Steine hergeflogen kamen, untersucht, ob vielleicht irgend eine falsche Arglist dahinter verborgen sei, hat auch einen starken beherzten Knecht mit einem Knebelspieße alle Winkel oben und unten im Hause durchkriechen lassen, es hat sich aber nichts zeigen wollen. Darüber haben sich denn auch die Hausleute nicht wenig verwundert, haben sich auch etwas mehr in dem Hause auf- und abzugehen unterfangen und dem Herrn Vitzthum und seinen Begleitern die Oerter und Plätze, wo es sein Wesen getrieben, gezeigt, endlich sie auf ein Stück Landes, das neulich erst mit Pflanzensamen besäet worden, geführt, und sie haben in diesem weichen Erdreich, da es neuerlich erst geregnet, hin und wieder solche Fußtapfen, wie früher in der Asche, bemerkt. Wie nun also alles fleißig durchsucht und nichts gespürt worden, da hat gedachter Herr Vitzthum den Mann im Beisein des Pfarrherrn in die Stube genommen und ihn aufs Ernstlichste ermahnt, er solle ihm nochmals die pure lautere Wahrheit sagen, denn so es anders werde befunden werden als er und Andere berichtet, sollten sie ohne ernste Strafe nicht davon kommen. Jener hat aber geantwortet, was ihm bewußt gewesen, habe er bereits angezeigt, weiteres wisse er selbst nicht. Hierauf haben der Herr Vitzthum und seine Begleiter den Mann ermahnt und ihm geheißen auf Gott zu vertrauen, und sind wiederum gen Erfurt gezogen. Von diesem 15. März an ist es im Hause still gewesen und nichts vernommen worden bis zum 27., welches war der Montag in den heil. Ostern. Da hat sich der unruhige Geist des Morgens wieder mit drei Schlägen hervorgethan und ist recht mörderisch mit den armen Leuten umgegangen, anfänglich hat er nicht mit kleinen Erdklößen geworfen, sondern mit drei- und vierpfündigen Steinen die Leute im Hause aufgeweckt, sie über Hals über Kopf eilends aus ihrem Lager in die Stuben gejagt, allwo sie jedoch ebensowenig wie auf der Lauben sicher gewesen. Als nun der Tag anbrach und die Hausfrau sich fürchtete aus der Stube zu den Kühen zu gehen, sprach ihr der Mann Muth ein und ging auch selbst mit ihr in den Stall. Als das Weib nun ihre Arbeit verrichtet, die Kühe gemolken und das irdene Gefäß mit der Milch, deren bei fünf Maß von zwei Kühen gewesen, in den Schrank setzen will, wirft das Ungeheuer mit einem zweipfündigen Steine mitten in den Milchasch, so daß derselbe in Stücke zerbricht und die Milch im Hause herumschwimmt, wie die Frau solches mit weinenden Augen ihren Nachbarn geklagt und gezeigt hat.

Folgenden Tages am 28. März, da das Weib wiederum zu ihrem Vieh gehen will, wirft dieser teufelische Geist mit einem dreipfündigen Steine dem armen betrübten Weibe eine blutige Wunde in den Kopf, davon sie wie todt mit erbärmlichem Geschrei zur Erde gesunken ist. Das hört der Mann, läuft geschwind mit dem ältesten Sohne dem Weibe zu Hilfe, haspelt sie auf, so gut wie er konnte, eilt mit ihr in die Stube und befiehlt seinem ältesten

Sohne, ihre Arbeit zu verrichten. Da fängt der Sohn an so erbärmlich zu schreien, daß der Vater eilt zu sehen, was geschehen sei, findet auch den Sohn gleicher Gestalt sich auf der Erde herumwälzen, von einer zweipfündigen eisernen Kugel getroffen, welche er vor 20 Jahren zu Melchendorf auf einem Acker liegen gefunden und bis dahin bei sich behalten hatte, und die nach ihm den Abend zuvor der unruhige Geist geworfen, aber ihn nicht getroffen hatte. Er hebt nun seinen Sohn auf und schleppt ihn hinaus auf den Hof, weil zu der eisernen Kugel noch ein Stein nach dem andern im Hause geflogen kam. Darauf macht sich der bedrängte Mann abermals auf den Weg nach Erfurt, nimmt die geworfenen Steine und Kugeln mit sich und zeigt sie dem Herrn Vitzthum und dem Doctor beider Rechte Herrn Vitt Miletus, welche ihn gleichwohl ausharren heißen und ihm befehlen, dieselbe Kugel zu dem Herrn Weihbischof zu tragen. Es hat nun dieser am 29. März mit besagten Herren Rath gehalten, wie diesem Uebel zu begegnen und dem Teufel zu steuern sei, und sie haben beschlossen, dem frechen Geiste mit geistlicher Uebung zu begegnen und das Uebrige Gott dem Allmächtigen anheimzustellen. Sie haben dann besagten Herrn Johann Körner und noch andere Geistliche zu sich gefordert und sie aufgefordert, sich mit Fasten und Beten, Beichten und Büßen zu diesem geistlichen Kriege zu rüsten und dann selbander nach Tuttelstädt zu gehen. Diesen Tag und die Nacht aber, ehe sie von Erfurt auszogen, ist der Satan in dem oft genannten Hause zu Tuttelstädt ganz unruhig gewesen, weswegen Hans Schiel seine vorgenannten beiden Brüder bitten müssen, des Nachts bei ihm zu bleiben, wie denn auch geschehen. Am Abend, als man Licht anzündete und nach bäuerischem Gebrauche ein Oellicht mitten in die Stube aufgehangen hat, fängt der kleine Hans Schiel an: „Wie, wenn es uns etwa das Licht auslöschte?“ Ehe dieser das Wort recht ausgeredet, wird das Licht mit einem Knüttel geworfen, daß es in der Stube ausgelöscht herumgefahren; sie haben aber nicht lange gesäumt, sondern nach dem Feuerzeuge gegriffen, so auf dem Tische gestanden. Aber umsonst, denn der schalkhafte Geist hatte es versteckt. Ehe sie nun wieder zu Licht kommen, erwischt der böse Geist den ältesten Sohn und beginnt diesem die Gurgel zuzudrücken, und wo ihm der Vater mit seinen zwei Brüdern nicht geschwind zu Hilfe gekommen wäre und ihm den Knaben mit Gewalt entrissen hätte, wäre er vermuthlich also erstickt worden. Als nun dieser Sturm vorbei war und das Weib mittlerweile wieder ein brennendes Licht gebracht, suchen sie ihr verstecktes Feuerzeug, aber vergebens; während die Andern nachsuchen, setzt sich der kleine Hans Schiel hinter den Ofen und der böse Feind wirft mit dem eisernen Feuerzeuge, das die Andern suchen und fast ein halb Pfund schwer ist, nach demselben hinter dem Ofen und wirft nahe an dessen Kopfe hinweg ein Loch in die Wand, daß bequem zwei Finger hineingelegt werden konnten. Es währt nicht lange, so fliegt das Feuerzeug wieder zurück und so bekommen sie dasselbe ohne Mühe, aber doch nicht ohne Gefahr wieder; wie sie es aber in den Händen haben, so setzen sie es auf den Tisch und hören alsbald ein Gerassel mit dem Eisen und Steinen, gleich als wenn ein Kettenhund darin wäre. Da sagt der kleine Erhard zu seinem Bruder Hans: „Drücke den Tisch zu, so wollen wir ihn darin behalten“; sie haben darauf aus dem Feuerzeug Stein und Eisen herausgenommen und in den Fäusten gehalten, damit sie nicht mehr damit geworfen werden könnten. Hierauf haben sie erst

mit einander gebetet und gerufen: „Ein jeglicher Geist lobet Gott!“ Dann hat das Wüthen ein wenig aufgehört, und wie sich dann der Wirth im Hause ein wenig in seinen Kleidern zur Ruhe gelegt, wird ihm ohne sein Wissen sein Brodmesser, so er an der Seite bei sich am Leibe getragen, herausgezogen und damit nach seinem Kopfe, um ihn aufzuwecken, geworfen. Indem sitzt der kleine Erhard am Tische und lacht, und indem er das Feuerzeug vor sich auf dem Tische ansieht, spricht er: „Wie, wenn es uns das Feuerzeug wieder verstecke?“ Indem er solches noch spricht, macht er das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber, und siehe ein Wunder Gottes, der böse Geist, der das Feuerzeug schon wieder gepackt hat und vielleicht seinen Muthwillen damit treiben will, ist nicht so mächtig, da das Zeichen des heil. Kreuzes darüber geschlagen worden, daß er es hätte halten können, sondern muß es stracks wieder auf die Erde fallen lassen.

Donnerstags den 30. März geht Hans Schiel mit seinem Weibe und ältesten Sohne frühe hinaus aufs Feld, thun ihren jüngsten Sohn zu ihrem Nachbarn und lassen das Haus allein stehen. Wie sie nun zu Mittag wieder heimkommen, sich und das Vieh zu speisen, wirft der leidige Satan von den Lauben herab mit zwei Steinen, deren jeglicher bei zwölf Pfunden gewogen, hat aber Niemanden damit getroffen. Sie gehen nun nach gehaltenem Mittag wieder aufs Feld an ihre Handarbeit, kehren dann Abends, als es ohngefähr vier geschlagen, wieder heim, da sie Befehl bekommen, den Erfurter Geistlichen um diese Zeit zu erwarten. Da will Hans Schiel Feuer anschlagen, siehe da ist sein Feuerzeug abermals versteckt; wie er aber doch Feuer bekommt, fängt der leidige Teufel an viel greulicher und heftiger zu wüthen und zu toben, als er zuvor jemals gethan. Hans Schiel macht sich nun aus dem Hause eilends in die Küche, etwa um ein Gemüse zu kochen, schließt die Küchenthüre hinter sich zu, indem er meinte, wenn die Thüre zugeschlossen, sei er vor dem Teufel wohl gesichert. Allein dieser läßt sich weder durch Schloß noch Riegel irren, kommt zu dem Bauer in die Küche, wirft Stürzen und Töpfe, desgleichen eine Reibekeule nach ihm und macht ihm so bange, daß er sein Kochen vergißt und nach der Stube zu seinem Weibe und Kindern flüchtet. Je näher die Geistlichen aber dem Dorfe kommen, desto greulicher hat dieser rumorische Geist gewüthet. Hans Schiel faßt nun wieder ein Mannsherz, geht aus der Stube ins Haus, seine Geschäfte zu verrichten. Siehe da wird ihm eine scharfe spitzige Barthe, deren er zwei am Schranke hängen gehabt, nach dem Kopfe geworfen, also stark, daß sie in der Hausthüre stecken blieb. Er besinnt sich nicht lange, nimmt seine Barthe und eilt damit der Stube zu. Wie er dieselbe erlangt hat, fällt ihm ein, daß noch eine Barthe am Schranke hänge, und denkt darüber nach, wie er dieselbe auch zu sich bekommen möge. Gleichwohl ist er nicht so beherzt, daß er sie selbst holen mochte; er zieht also seinem ältesten Sohne seinen Bauernrock von Leder an, hängt noch ein Federbette darüber und läßt ihn also gebückt mit dem Federbette auf dem Rücken hinaus nach dem Schranke ziehen. Wie derselbe aber nach der Barthe greift, hat sie der böse Feind schon hinweg, und jener thut einen Fehlgriff, der Geist wirft mit derselben nach der Stubenthür und macht darin eine Schramme eine Spanne lang. Nichtsdestoweniger schickt der Bauersmann seinen Sohn wie das vorige Mal weißgekleidet zum andern Male hinaus, wäre er aber von seinem Vater nicht

so gut zugedeckt gewesen, wäre es ihm übel gelohnt worden. Denn es hat der böse Feind mit einem ziemlich großen eisernen Keil, mit welchem die Bauern das Holz spalten, von oben herab auf das Federbett geworfen und dasselbe damit ganz aufgerissen, also daß die Federn im Hause herumgestoben. Der Sohn säumt auch nicht lange, sondern kommt wieder in die Stube und zeigt seinem Vater, wie es ihm ergangen. Hans Schiel mit den Seinen ruft nun die Nachbarn an die Fenster, allein da sie ihnen wenig helfen konnten, so ward ihnen gerathen, ihr Gebet zu sprechen, sich mit dem heil. Kreuze zu zeichnen und dann geschwind heraus zu laufen. Obwohl aber während ihres Herauslaufens mit Barthen, Aexten, Mist- und Ofengabeln nach ihnen geworfen worden, ist doch diesmal keiner von ihnen verletzt worden. Als sie jedoch außerhalb der Thüre und mit ihnen beinahe die halbe Dorfschaft gestanden, um zu sehen, was noch endlich daraus werden solle, da wirft der leidige Teufel Mulden, Körbe, Bänke, Stühle, Gelten, Klötze und was sonst noch im Hause anzutreffen, wie schwer und groß dasselbe auch immer gewesen, nach den Zuschauern vor die Thüre. Indem fällt Hans Schiel ein, daß noch ein ungeheurer Federspieß (den dieser böse Geist hierauf ins Haus geführt, auf die Hahnebalken niedergelegt hat und der nachher erst von einem Erfurter Priester, Namens Herr Michael Hertzig, Vicar zu St. Sever, wieder erlangt worden ist) auf dem Boden liege; er erwischt also die Thüre im Hause und schlägt sie zu, damit nicht derselbe unter das Volk geworfen und Jemand verletzt werde. Also sind sie vor der Thüre stehen geblieben und haben unsere Ankunft mit Schmerzen erwartet.

Desselbigen Tages am Abend um sechs Uhr sind Herr Johann Körner, der würdige Herr Michael Hertzig, ferner ein anderer Priester Herr Johann Schilling, auch Johann Kallenberg, Bürger zu Erfurt, zu Tuttelstädt angekommen, haben die Inwohner und Nachbarn eben vor dem Hause betrübt stehen gefunden, die ihnen einhellig berichtet, was sich zugetragen und wie das Hausgeräthe so aus dem Hause geworfen worden sei. Darauf haben jene befohlen, das Haus zu öffnen; Hans Schiel aber, dem der lange Spieß und daß er die ganze Zeit über, als die Unruhe gewährt, an die 200 Würfe an seinem Leibe bekommen, im Sinne und Gedächtniß gelegen, wollte nicht daran, das Haus zu öffnen, allein auf ernstliches Anhalten hat er es geöffnet, ist aber selbst wieder zurückgewichen.

Als sich die Geistlichen nun mit dem Zeichen des heil. Kreuzes versehen, sind sie im Namen Gottes und unsers Herrn Christi in das Haus gegangen, sind alsbald auf ihre Kniee gefallen, haben die sieben Bußpsalmen sammt der Litanei nebst andern christlichen Gebeten, dann den 91. Psalmen, auch etliche approbirte Exorcismen andächtig gesprochen und also bei einer Stunde kniend im Gebete verharrt. Indessen sind die Hausbewohner und die ganze Dorfschaft, Einheimische und Fremde, vor dem Hause gestanden und haben gesehen, was daraus werden werde und wie sie der ungeheure Geist empfangen werde. Der Geist hat sich aber nicht das Geringste in ihrer Gegenwart unterfangen; die Geistlichen sind aber die ganze Nacht im Hause geblieben und haben dieselbe mit Wachen, Beten, Fasten und Beichten, auch mit Verlesung der Historien der heilsamen Passion unsers Erlösers zugebracht, es haben auch Hans Schiel der Hauswirth, sein Weib und ältester Sohn, desgleichen Andreas Schauer, der kleine Hans Schiel, Claus Tobeler, alle

angesessene Bauern zu Tuttelstädt, Johannes Naumburger, Schulmeister zu Melchendorf, Hans Kallenberg, Bürger zu Erfurt, im Wachen und Beten bei den Geistlichen verharrt, ihre Sünden gebeichtet und andere gottselige Werke vollbringen helfen. Es ist aber die ganze Nacht ganz still und ruhig geblieben, also daß sich nicht das Geringste geregt. Als nun der Morgen anbrach, hat Herr Johann Körner angefangen sich zur Haltung der Messe nach altem katholischen Gebrauch zu bereiten, fing das Officium an, so über Ort und Personen, die vom leidigen Satan betrübt und bedrängt werden, pflegt celebrirt und gehalten zu werden, und nach vollbrachtem Amte der heil. Messe communicirten alle Umstehenden, Geistliche und Weltliche, dann sind sie alle nieder auf die Erde gefallen, haben mit reuigem Herzen zu Gott abermals die sieben Bußpsalmen und Litanei, nebst etlichen in der katholischen Kirche gebräuchlichen Exorcismen gesprochen und das Haus mit Weihwasser besprengt, aber nicht das Geringste vom leidigen Satan gesehen, gehört oder vermerkt. Hierauf ist Herr Körner wieder nach Erfurt zurückgekehrt; desselbigen Tages aber, als es Abend geworden, sind nebst dem genannten Priester wiederum zwei Geistliche, Herr Gregorius Körner und der schon genannte Herr Schilling, beide Vicare an unser Lieben Frauen Stiftskirche, hinausgegangen, haben diese Nacht gleich der vorigen mit Wachen und Beten zugebracht, auch da es Morgen geworden, das Amt der heil. Messe sammt dem Exorcismo wie gestern verrichtet. Nachmals ist Alles still und ruhig geblieben, also daß weder die Bauern noch die Geistlichen etwas gesehen oder gehört haben. Am dritten Tage ist wiederum neben dem Pfarrherrn des Ortes und dem Canonicus des Stifts St. Severi Magister Konr. Herckenrodt Herr Johann Körner in das Spukhaus gekommen, hat dieselbe Nacht ebenso gewacht und gebetet, allein doch hat es sich ein wenig, aber nicht viel im Hause merken lassen und an der Stubenthüre gerüttelt. Als der Morgen herangekommen, hat er wiederum die Celebrirung der Messe vorgenommen und nach derselben wie zuvor den Exorcismus vorgelesen; wie sie nun bis dahin gekommen: „Conjuro te, diabole, ut dimittas locum hunc, et vadas quocunque tibi in nomine et virtute Dom. nostri Jesu Christi praecepero etc.“, hat dieser unsaubere Geist mit einem Erdklößlein aus dem Hofe in die Stube durchs Fenster, so gleich offen gestanden, geworfen und Herrn J. Körner's Diener auf einen Arm getroffen, so daß es alle, so zugegen waren, gesehen haben. Ist Herrn Körner auch das Erdklößlein in die Hand gegeben worden, der Größe nach einer Bohne ähnlich. Gleichwohl sind sie im Exorcismus fortgefahren, haben aber nichts weiter vernommen, sondern die Leute in Frieden gefunden und gelassen bis zum 7. Aprilis. Freitags nach Quasimodogeniti hat sich der unruhige Geist wiederum, wiewohl kraftlos merken lassen, denn als die Hausbewohner früh aufgestanden sind und nach dem Feuerzeuge gegriffen haben, da ist es zum dritten Mal versteckt gewesen, und indem sie sich nach einem andern umsehen, wirft jener von oben herein mit demselben, so ein ziemlich ausgehauener Klotz war, nach dem Wirth und mit dem Eisen nach der Wirthin, es ist aber keins von ihnen getroffen worden. Denselben Tag ist aber Herr Körner von der Wallfahrt Schmiedestädt in das genannte Haus gekommen, um nachzusehen, ob noch Alles in guter Ruhe sei, hat auch ein Vaterunser und was sonst noch in Andacht gebetet, auch im Hause mit geweihtem Wasser gesprengt und sind dann die

Leute abermals ganzer acht Tage in Frieden gelassen worden. Außerhalb des Hauses aber im Hofe hat sich der böse Feind wohl merken lassen, denn sobald ein Fleck Landes im Hofe umgegraben und darauf allerhand Kraut- und Pflanzensamen gesäet und selbiger ziemlich aufgegangen war, ergrimmte der böse Geist, daß ihm sein Muthwille durch Gott im Hause verboten war und hat eine ziemliche Anzahl und zwar nicht die kleinsten Steine auf die Saat geworfen, dieselbe zertreten und verdorben, da wo sie am Besten gestanden. Da solches der gute Bauersmann inne worden, hat er selbst mit geweihtem Wasser über die Pflanzen gesprengt und dann von dem Satan nichts mehr gemerkt.

Freitags nach Misericordia Dom. ist Herr Körner abermals nebst andern von der Betfahrt Schmiedestädt (es ist nämlich alle Freitage zwischen Ostern und Trinitatis von Erfurt gen Schmiedestädt in alten Zeiten bis auf diesen Tag eine große Wallfahrt gehalten worden) gen Tuttelstädt gekommen und hat die Leute befragt, wie es um ihre Sache stehe; jene haben aber geantwortet, daß sie bis auf diesen Tag nichts vernommen, daß es aber die vergangene Nacht auf dem Dache, so von Schindeln gemacht, wie eine Katze gekratzt und herumgeschlürft sei; darauf haben die Herren Geistlichen ihr Gebet im Hause gesprochen, mit Weihwasser gesprengt und die Leute Gott befohlen. Freitags nach Jubilate, den 21. Aprilis, sind sie abermals von ihrer Betfahrt zu Hans Schiel gekommen und derselbe hat auf ihre Frage berichtet, es sei wiederum die vergangenen acht Tage ganz still gewesen, zwar habe es zweimal mit Erdklößen zur Thüre hereingeworfen, allein er habe sich getröstet, dieweil Gott der Herr es gefügt, daß der Geist jetzt außerhalb des Hauses, wo er zuvor getobt, gewesen sei. Endlich am nächsten Freitag, den 28. April, sind sie nebst vielen andern, auch in Begleitung des Herrn Weihbischofs abermals in dies Haus gekommen, haben sich im Gebet zur Erde geworfen, auch einen Altar in der Stube aufgerichtet und daselbst das heil. Mysterium der Messe celebrirt und seit dieser Zeit haben die Einwohner des genannten Hauses und des ganzen Dorfes Tuttelstädt bis zu Ende des Jahres nichts mehr gehört und gesehen von dem Erbfeinde des Menschengeschlechts, sondern sind von demselben in Ruhe und Frieden gelassen worden.

478) Die Sage von dem Grafen von Gleichen. [1])

Im Jahre 1224 vermählte sich Kaiser Friedrich II. der Hohenstaufe zu Rom mit Jolantha, der Tochter des vertriebenen Königs von Jerusalem Johann von Brienne, und bekam mit ihr den Anspruch auf das Königreich Jerusalem und das gelobte Land, welches zu der Zeit die Sarazenen im Besitz hatten. Dieses wieder zu gewinnen, zog der Kaiser auf Anrathen des Papstes Gregor IX. mit einer ansehnlichen Armee nach dem Orient (welcher Zug in der Geschichte der vierte Kreuzzug genannt wird) und eroberte im folgenden Jahr 1229 das ganze Königreich, ward auch zu Jerusalem als König gekrönt. Den Kaiser begleitete als Feldoberster Ludwig der Heilige, Landgraf in Thüringen und Hessen, der heil. Elisabeth Ehegemahl, nebst Graf Ludwigen zu

[1]) Nach Melissantes, Curieuse Beschreibung von Bergschlössern in Deutschland. Frankfurt u. Leipzig 1713. S. 16 ꝛc. Eine Zusammenstellung aller hierauf bezüglichen Stellen giebt Hofrath Hesse in der Jenaischen Allg. Lit. Z. 1837 No. 38 sq. und im Serapeum Bd. XXV. S. 113 sq.

Gleichen, Graf Günthern von Keferndurg, Graf Burkharden von Brandenburg, Graf Meinharden von Mühlberg, Graf Heinrichen zu Stolberg und Herr Hartmann, Edlen und Herrn zu Heldrungen und vielen andern thüringschen Rittern und Edlen. Allein Landgraf Ludwig ward in Sicilien krank und starb zu Otranto im 28. Jahre seines Alters den 17. September 1227 an einem hitzigen Fieber und wurde daselbst so lange beigesetzt, bis dessen Soldaten und Hofleute wieder zurückmarschirten, welche ihn dann auf seine Veranlassung mit sich nahmen und nach Reinhardsbrunn führten. Ob nun wohl Landgraf Ludwig gedachter Maßen gestorben war, so folgten dennoch Graf Ludwig VI. von Gleichen und die andern Grafen und Herren dem Kaiser ganz begierig in das gelobte Land nach und es wollte jeder seinen Heldenmuth gegen die Sarazenen sehen lassen. Insonderheit hatte Graf Ludwig von Gleichen etliche Male gegen die Ungläubigen tapfer gefochten. Als er nun aber einstmals aus Ptolemais mit wenigen Soldaten und Bedienten spazieren geritten, soll er durch eine starke streifende Rotte mit zwei vertrauten Dienern aufgefangen und den Soldaten in Aegypten nach Alkair zugeführt worden sein, welches jedoch auch noch auf eine andere Art erzählt wird.

Weil er nun aber den barbarischen Sarazenen seinen Stand nicht offenbaren, sondern lieber gleich andern gemeinen Gefangenen sein Ungemach mit Geduld überstehen wollen, ist er auch ihnen gleich gehalten und mit schwerer, fast unerträglicher Dienstbarkeit belegt worden. Es hat sich aber des Sultans Melechsala (Andere setzen dafür einen andern sarazenischen Herrn) einzige Tochter in diesen Grafen verliebt, als sie gewahr geworden, daß er Alles mit sonderbarer Geschicklichkeit emsig verrichtete. Im Spazierengehen soll sie ihm öfter zugesehen und in der Arbeit etliche Male mit freigebiger Hand geholfen und sein Joch mit ihrem freundlichen Zusprechen merklich gelindert haben.

Nachdem sie nun aber von einem Bedienten des Grafen, der auch gefangen war, erfahren, daß dieser Herr, welchen sie so oft wegen seiner Geschicklichkeit und Schönheit bewundert, ein vornehmer deutscher Graf sei, hat sie unterschiedliche Jahre hindurch vertrauliche Kundschaft mit ihm gemacht, auch sich endlich so weit gegen ihn herausgelassen, daß, wofern er sie zur Ehe nehmen, friedlich mit ihr leben und solches mit einem theuren Eide bekräftigen wolle, wäre sie gesonnen, ihn nicht allein von der schweren Dienstbarkeit zu erlösen, sondern ihm auch einen solchen Schatz zum Heirathsgut zuzuwenden, daß er dabei seinen Stand rittermäßig führen könnte.

Ob nun wohl dem Grafen seine Freiheit, welche höher als Gold zu schätzen ist, sehr lieb war, so konnte er doch nicht bergen, daß er zu Hause bei seinem Abzuge eine Gemahlin mit zwei Kindern verlassen, auch unter den Christen der Gebrauch nicht sei, mehr als eine Gemahlin zu haben. Weil aber die Prinzessin inständig um seine Erklärung bat, damit sie nicht in ihrer Liebe verrathen würde, so sagte ihr Graf Ludwig die Ehe eidlich zu, und gab ihr zu verstehen, er müsse aus der Noth eine Tugend machen. Und da durch Gottes Hilfe und ihren Vorschub er seines Elends entnommen und auf freien Fuß gestellt werden solle, wäre er gesonnen, dem Papste diesen Fall vorzutragen, an dessen Dispensation oder Zulassung er ebensowenig als an seiner Gemahlin Einwilligung zweifeln wolle.

Hierauf soll im Geheim ein Schiff auf Venedig durch treue Bedienten bestellt worden sein, allwo beide sammt einigen vertrauten Dienern mit gutem

Glücke in wenig Tagen ankommen, ſich bald nach Rom begeben, die Sache bekannt gemacht, die Dispenſation geſucht und ſolche auch vom Papſte Gregorio IX. erhalten haben. Darauf reiſten beide wieder nach Venedig, wohin Graf Ludwig einen Bedienten von Gleichen verſchrieb, bei welchem er ſich nach dem Zuſtande ſeines Landes und ſeiner Gemahlin erkundigte, auch durch ſelbigen ſeiner Gemahlin ſeine Ankunft und wunderbare Erlöſung eröffnete. Von dem Papſte hatte er Zeugniſſe über ſeine Dispenſation und auch wegen der Taufe ſeiner Erlöſerin und andern Gemahlin, mit welchen er die Zulaſſung der zweiten Ehe bekräftigt und bezeugt hat. Nach dieſen Verrichtungen reiſten ſie durch Italien über das Gebirge durch Baiern und Franken nach Thüringen. Als ſie noch zwei Tagereiſen von dem Schloſſe Gleichen waren, ging Graf Ludwig voraus und ließ die ſarazeniſche Prinzeſſin nachführen, damit er ſich vorher mit ſeiner erſten Gemahlin dieſer Sache halber unterreden und Anſtalten zu ihrer Bewillkommnung machen könnte. Er eilte fort und fand ſeinen Hof, welchen er ſeit vierzehn Jahren nicht geſehen, noch ganz betrübt, wurde aber von ſeiner Gemahlin erkannt und mit unglaublicher Freudenbezeigung empfangen.

Dieſe glückliche Ankunft iſt bald im ganzen Lande erſchollen, da denn ſowohl ſeine Räthe und Bedienten, Vaſallen und vornehme Unterthanen, auch viele benachbarte vornehme Grafen und Herren nach Gleichen geeilt und dieſen Herrn beglückwünſcht haben. Seine Gemahlin aber, ſobald ſie ausführlich vernommen, daß die ſarazeniſche Prinzeſſin ihren werthen Gemahl aus ſolcher ſchweren Dienſtbarkeit und Lebensgefahr wunderbar errettet habe und die Urſache ſei, daß er durch Gottes Beiſtand ſein Vaterland wieder anſichtig worden, willigte von Herzen gern in die andere Verehelichung und fuhr auch der Prinzeſſin entgegen, ihr für die Liebe und erwieſene Gütigkeit zu danken. Solchergeſtalt geſchah die Einholung derſelben mit großer Vergnügung und wurde ſelbige mit großer Pracht in das Schloß Gleichen geführt. Der Ort aber unter dem Schloſſe Gleichen, woſelbſt die Gräfin, Graf Ludwig und die Prinzeſſin Anno 1249 zuerſt zuſammenkamen, wird daher das Freudenthal genannt, unter welchem Namen auch bis in die neuere Zeit ein Haus daſelbſt geſtanden hat.

Die Sponde oder das Schlafbett, deſſen ſich hernach dieſe drei Eheleute mit einander bedient, wurde noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts auf dem Schloſſe Gleichen in der ſogenannten Junkerkammer in ziemlicher Größe, von dicken ſtarken Stollen, rundem gewölbten Himmel oder Decke, grün angeſtrichen in alter Manier, wiewohl ziemlich baufällig, als eine ſehenswürdige Antiquität den Beſuchern gezeigt. Ebenſo ward der Türkenbund, den beſagte Sarazenin ihrer gewöhnlichen Landesart nach auf dem Haupte zu tragen pflegte und außer demſelben ein goldenes Kreuz, ſo ſie mit ſich in dieſes Land gebracht, auf dem Hauſe Tonna in dem Archive daſelbſt verwahrt.

Dieſe Stücke wollen zu Anfange des vorigen Jahrhunderts Einige noch in der Grafſchaft Spiegelberg geſehen haben. Es ſoll auch ein ſehr koſtbarer von ihr herrührender Ring nach Ausſterben der Gräflich Gleichiſchen Familie an das berühmte Schenkiſche Geſchlecht gekommen und endlich zu Jena an einen Juden für eine namhafte Summe Geldes verkauft worden ſein. Ueberdies ward auch der Weg, durch welchen man zu dem Schloſſe Gleichen den Berg hinauf fährt, welchen dieſe Sarazenin erſt räumen, ausführen und

mit großen Steinen hatte pflastern lassen, für immer der Türkenweg genannt. In Michael Sore's, weiland Hofpredigers zu Tonna, Bericht von den Grafen zu Gleichen findet man, wie eine allgemeine Sage sei, daß die königliche Prinzessin denselben habe machen lassen, aus Erbarmen, weil sie gesehen, wie übel und elend die armen Leute in diesem bösen, tiefen, gefährlichen Wege sich gemartert haben. Wie ingleichen der Ort, wo sie von ihrem geliebten Herrn und dessen erster Gemahlin bei ihrer ersten Ankunft auf- und angenommen worden, ganz nahe vor dem Schlosse unter einer Linde gezeigt wird. In dem eben erwähnten Berichte steht auch, wie vor Alters auf dem Schlosse Gleichen ein Teppich gewesen, darauf ihre Ankunft in Thüringen mit Kameelen und anderer seltsamen Rüstung abgemalt gewesen, sammt ihrer und vieler Fürsten und Könige Wappen, aber als solcher abgemalt, sei er durch untreue Diener entwendet worden. Letzteres ist jedoch nicht wahr, sondern es befand sich vielmehr derselbe noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in dem burggräflich Kirchbergischen Schlosse zu Farrenroda unweit der Stadt Eisenach, wohin er mit anderem Heirathsgute von Gleichen aus gekommen war. Es war derselbe aber in acht verschiedene Felder getheilt. In dem ersten sieht man, wie der Graf von seiner Gemahlin Anno 1227 Abschied nimmt und seine Kinder segnet; in dem andern steht sein ganzer Feldzug ordentlich entworfen; das dritte zeigt, wie er unweit der Stadt Ptolemais, wo er Commandant gewesen, von den Sarazenen gefangen und in Ketten geschlossen und fortgeschleppt wird; in dem vierten steht, wie die sarazenische Prinzessin den Grafen bei seiner harten Feldarbeit gewahr wird und sich mit ihm unterredet; in dem fünften sieht man den Abschied aus dem Lande seiner Dranggsale, wie sie mit einander zu Schiffe eilen; in dem sechsten, wie seiner ersten Gemahlin die Ankunft durch ein Schreiben kundgethan wird; das siebente stellt des Papstes Dispensation vor, nach welcher die Taufe und Trauung geschehen; endlich wird in der achten der Einzug in das Schloß Gleichen vorgestellt, wo die Sarazenin von der ersten Gemahlin empfangen wird.

Es sollen aber diese drei Eheleute mit einander sehr friedlich gelebt und gegen einander innige Liebe bezeugt haben, und obwohl die Sarazenin sehr schöner Gestalt gewesen, hat doch der Graf keine Kinder mit ihr erzeugt. Sie hat aber nichts desto weniger der ersten Gemahlin Kinder also geliebt und gepfleget, als wären sie ihr eigen, wodurch denn der eheliche Frieden beständig erhalten worden ist.

Etliche Scribenten erzählen jedoch diese Begebenheit etwas anders, und zwar, daß Graf Ludwig von Gleichen in einem harten Scharmützel mit den Sarazenen bei Ptolemais gefangen und nebst andern in einem vergitterten Thurm zu Alkair, darauf er sich gleichwohl hat umsehen können, verwahret worden sei. Da ihn nun des Sultans Tochter im Vorübergehen gesehen, daß er eine schöne ansehnliche Person sei, und vernommen habe, daß er hohen Stammes und gräflicher Abkunft wäre, habe sie eine herzliche Liebe auf ihn geworfen. Als nun der Sultan einst mit seinen vornehmsten Hofleuten ein Freudenmahl gehalten, sei die Tochter wohlgeputzt zum Vater in das Gemach getreten, habe einen demüthigen Fußfall gethan und dem Vater angelegen, ihr eine Bitte nicht zu versagen; nachdem nun der Vater, welcher die Tochter sehr geliebt, ihr solche gewähren zu wollen erklärt, habe sie den Grafen begebeten und zu einem ehelichen Gemahl begehrt. Der Vater, ob er wohl

darüber bestürzt gewesen, habe dennoch seine Zusage nicht zurückziehen wollen, sondern ihr Beides eingewilligt, die Tochter reichlich begabt und mit ihrem neuen Ehemanne, dem Grafen, stattlich aus seinem Lande nach Venedig begleiten lassen.

Auf dem Petersberge zu Erfurt und zwar in dem Münster oder der Klosterkirche zu St. Peter liegen nach der Sage gedachte drei Personen vor dem sogenannten Gleichischen Altare begraben; ihre Bildnisse sollen auf dem erhabenen Steine ausgehauen sein, welcher das Grab bedeckt und sich seit dem Jahre 1813 im Dom zu Erfurt befindet. In der Mitte soll Graf Ludwig, zur Rechten die sarazenische königliche Prinzessin mit einer Krone auf dem Haupte, welche ihn aus der Gefangenschaft befreit, und zur Linken die erste Gemahlin, so eine Gräfin von Kefernburg gewesen, sein. Unten auf dem Grabmale sieht man die Zahl 1227, welches das Jahr, in welchem er aus Thüringen soll abgereist sein, wie die alten Chroniken beglaubigen. Wann dieser Graf Ludwig gestorben sei, findet man nirgends angegeben, außer in einem alten Manuscripte, daß zuerst die Sarazenin, dann die Gräfin von Kefernburg im hohen Alter verstorben, endlich sei auch Graf Ludwig im 60. Jahre seines Alters 1264 aus dieser Welt abgeschieden.

Das Portrait der sarazenischen Prinzessin, freilich aus weit späterer Zeit, befand sich früher in der Kunstkammer auf dem sachsen-gothaischen Schlosse Friedenstein. Sie hat darauf einen weißen Türkenbund auf dem Haupte, darüber aber einen weißen, eine halbe Elle hohen spitzigen Hut mit Gold und Perlen besetzt, daran ein weißer Flor hinten herabhängt; es ist dies ohne Zweifel eine von den Arracins oder runden Hauben von geblümtem Silberzeug, die so spitzig wie ein Zuckerhut und in einen feinen weißen durchscheinenden Flor eingewickelt sind, welches dereinst die Hauptkopfbedeckung der Frauen in der Türkei war. Ihre gelben (blonden) Haare sind über der Stirne von dem Scheitel zu beiden Seiten bis über die Ohren nach türkischer Manier zierlich gefaltet, und hinten im Nacken in einen Knopf zusammengebunden. An jedwedem Ohre hängt eine schöne lange Perle. Um den Hals hat sie ein rothes Bändchen, daran vorn ein halber Mond mit einem doppelten goldenen Kettchen festgemacht ist. Ihr Oberrock ist um den Hals bis an die Brust mit Zobel verbrämt und es liegt sowohl das Leibstück als der Aermel sehr fest an, blond von Farbe mit goldenen Streifen und sowohl vorn herunter als am Aermel mit Edelsteinen und Zahlperlen reichlich besetzt. Von den Schultern bis an den Gürtel und etwas weiter hat sie ein Kamisol von blauem Atlas, mit Baumwolle ziemlich dick gefüttert, welches nur mit einem Knopfe, der oberhalb der Brust angeheftet ist, obenhin zugemacht wird, im Uebrigen ist es um den Gürtel ziemlich eng und hat auch enge Aermel, welche nur bis an den halben Arm gehen, von wo sich das Uebrige der weiten Hemdärmel bis zu den Händen artig hervorthut. Von dem Gürtel aber bis auf die Schenkel ist Alles auf eine sehr niedliche Weise gefältelt. Die Prinzessin ist aber nicht weiter gemalt, als bis an den halben Arm, so daß man also von der übrigen Kleidung nichts sieht.

Außer diesem Gemälde gab es aber früher noch einige andere; auf diesen wird sie in einem weiten Oberkleide von weißer Farbe, mit rothen golddurchwirkten Streifen, welches oben um den Hals enge zugeht und daselbst wie auch vorn herunter besetzt ist, dargestellt; über der Stirne und an jedem

Ohre hängt eine große Perle. Die Haare sind über der Stirne über einander geschlungen, über beiden Ohren befinden sich gekräuselte kurze Locken und noch andere Zierrathen, welche weiter über den Rücken hinabhängen und unter dem Hute geht ein weißes Tuch darüber. Der Hut steht auf einem weißen Häublein mit Spitzen, ist gut eine Hand hoch und ebensowohl wie das hinten herabhängende Tuch weiß mit rothen Streifen. Der Mantel ist über den linken Arm herabgeschlagen und mit Zobel verbrämt. Allein schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts hielten alle Kenner diese Gemälde nicht für ächt.

Diese ganze Historie ist aber durch Nicolaus Rothen von Altenburg in einer Comödie gar artig vorgestellt und auf Herzog Friedrich Wilhelms Administrators von Churſachsen anderer Heirath mit der Pfalzgräfin bei Rhein, Anna Maria (mit welcher gedachter Herzog Anno 1591 zu Neuburg an der Donau Beilager gehalten am 29. Augustus und am 20. September zu Weimar ankam), im Jahre 1591 zu Weimar gespielt worden. Nicht weniger hat auch Friedrich Hermann Flender über diese Begebenheit eine lateinische Comödie verfertigt, so in dem Collegium illustre zu Tübingen den 25. August 1625 gehalten und in demselben Jahre noch allda unter dem Titel „Ludovicus Bigamus" im Druck erschienen ist. Hieraus erhellt, daß bis zu jener Zeit Niemand an der Wahrheit dieser Erzählung gezweifelt hat.

In späterer Zeit hat sich jedoch herausgestellt, daß alle für dieselbe vorgebrachten Beweise die Kritik in keinerlei Weise aushalten. Placidus Muth, der letzte Prälat des Peterskloſters zu Erfurt, hat die genauesten Nachſuchungen in den päpstlichen Archiven zu Rom anstellen lassen, um ein Breve zu finden, in welchem der Papst die Erlaubniß zur Doppelehe dem Grafen von Gleichen ertheilt habe, allein nicht die geringste Nachricht, daß je ein Papst in solcher Weise dispensirt habe, hat sich gefunden. Ebenso schweigen alle gleichzeitigen Chroniſten über die Anwesenheit eines Grafen von Gleichen bei dem Kreuzzuge, welchen Ludwig der Heilige mit dem Kaiser Friedrich II. unternahm. In einer noch ungedruckten Reinhardsbrunner Chronik werden alle Grafen und Edelleute im Gefolge des Landgrafen genannt, aber man findet darunter keinen Grafen von Gleichen. Ebensowenig gedenkt Kaiser Friedrich II. in seiner den Reichsständen unter dem 18. März ertheilten Nachricht von dem Erfolge seines Zuges in das gelobte Land mit keiner Sylbe eines Grafen von Gleichen. Sogar über den Namen des Grafen ist man in Ungewißheit, denn man weiß nicht, ob er Ernst oder Ludwig geheißen, ja man kann nicht einmal darthun, ob ein Graf dieses Namens das Schloß zu der Zeit, wo Kaiser Friedrich den Kreuzzug unternahm, in Besitz gehabt habe. Ebensowenig stimmen die Angaben über den Namen sowohl der ersten Gemahlin des Grafen als auch der Sarazenin überein, und darum wird die Sage immer verdächtiger. Man hat demnach als einzigen Stützpunkt immer noch den bereits erwähnten Grabstein angesehen. Allein als man denselben im Jahre 1813 aufhob, um ihn in den Dom zu versetzen und in der Erde nachgrub, fand man in geringer Tiefe sechs Todtenköpfe und mehrere Knochen und bei weiterer Nachſuchung Stücke von einem bretternen Sarg und Gebeine von vorzüglicher Größe und in natürlicher Lage. Alle diese gut erhaltenen Gebeine wurden zu Skeletten zusammengesetzt, unter welchen das männliche eine Länge von 7 Fuß erreichte. Die andern Knochen erwiesen sich als weib-

liche und ein Kopf konnte in seiner Bildung sogar als asiatisch gelten. Folglich nahm man an, daß dies wirklich das Grab des zweibeweibten Grafen von Gleichen sei. Genaue Untersuchungen über dieses Monument haben es jedoch außer allen Zweifel gesetzt, daß unter ihm Graf Sigismund I. von Gleichen mit seinen beiden Gemahlinnen Agnes Gräfin von Querfurt und Katharina Gräfin von Schwarzburg ruht. Da für Namen und Sterbejahr auf dem Steine kein Platz war, so hing man vor dem Chor der Peterskirche dem Grabe gerade gegenüber einen hölzernen runden Schild auf, dessen Inschrift, soweit sie noch leserlich, ist:

Anno domini 1494 uff Sonnabent vor Letare
ist verschidn der Edel Wolgeborn Her
Sigmund Graff zu Gleichen und Her.

Der Chronist des Petersklosters, Nicolaus von Syghen, schildert diesen Graf Sigismund als einen Mann von kolossaler Größe und unerschütterlicher Tapferkeit, wie es kaum einen ähnlichen in Thüringen gegeben, und es kann daher wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß das große, sieben Fuß lange männliche Skelett ihm angehört und die weiblichen Gebeine die seiner beiden Frauen sind. Dieser Graf Sigismund ist jedoch nicht mit einem früheren ebenfalls zweifelhaften Sigismund zu verwechseln. Derselbe wäre, wie einige Schriftsteller erzählen, der Sohn eben jenes oben ermähnten Ludwigs von Gleichen gewesen und hätte vielfach mit der Stadt Erfurt in Fehden gelebt. Er wird in der Sage wegen seines unruhigen Kopfes Ludwig der Wunderliche genannt und heißt auch darum, weil er sein eigenes Schloß und Haus Schwabhausen, auch andere Oerter in Brand gesteckt haben soll, der Thüringer Teufel. Sein Sohn soll Ludwig der Hoffärthige oder der Siebente gewesen sein, der Landgraf Albrecht dem Unartigen in Thüringen gegen seine Söhne Friedrich mit der gebissenen Wange und Dietzmann beistand.

Eine sonderbare Erscheinung ist es, daß man einen altfranzösischen Roman entdeckt hat, in dem die Geschichte eines französischen Ritters Gilion de Trasignyes und seiner Gemahlin Maria enthalten ist (herausgegeben nach der einzigen zu Jena befindlichen Handschrift von Dr. O. L. B. Wolf im Jahre 1839). Dieselbe stimmt genau mit der Sage vom Grafen von Gleichen und es wäre wohl möglich, daß diese abenteuerliche Geschichte in Liedern verbreitet ward und so auch nach Thüringen kam, da ja, wie nicht zu bestreiten ist, mehrere Grafen von Gleichen, wie Graf Hermann 1344, Graf Ludwig 1461 mit dem Herzog Wilhelm von Sachsen in das gelobte Land zogen und auch Graf Sigismund I. die nämliche Absicht hegte, aber auf dem Wege dahin andern Sinnes ward.

479) Der Freijäger zu Herrengosserstädt. [1])

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts ist ein gewisser Claus Jäger gewesen bei den edlen Marschällen in Thüringen zu Herrengosserstädt; der ist dereinst auf die Springwiese hinter Eckartsberga gegangen und hat drei Mal auf ein Reh geschossen, es aber drei Mal gefehlt. Zornig darüber ging er heimwärts. Da begegnete ihm am Pfaffenborn ein unbekannter Mann, der wie ein Jägersmann gekleidet war und eine graue Mütze trug.

[1]) S. G. Heseliel, Frau Schatz Regine. Berlin 1864. Bd. I. S. 199.

Der spottete über den ungeschickten Schützen und fragte ihn endlich, ob er ihn lehren solle, alle Tage drei sichere Schüsse zu thun. Das war dem jungen Claus willkommen und er sagte, daß er Alles thun wolle, was der Fremde von ihm verlange. Da gab der ihm eine Wurzel und befahl ihm, damit drei Schüsse zu thun. Da that der junge Claus drei Schüsse, den ersten nach der Sonne, den zweiten gerade in die Höhe nach dem lieben Gott, den dritten nach einem steinernen Kreuz, das am Pfaffenborn stand. Von dem Tage an trug der junge Claus die Wurzel bei sich und hatte alle Tage drei sichere Schüsse, nicht mehr, aber er kam dadurch zu gewaltigem Ansehen im Lande, bis er eines Morgens erschlagen gefunden ward am Pfaffenborn auf der Springwiese.

480) Der Lieper Haidebaum bei Hohenrode.

In der Nähe von Hohenrode am Fuß des Rodenbergs, wo der Weg sich nach der Unstrut wendet, stand vor Zeiten eine riesige Eiche, der sogenannte Lieper Haidebaum. Er beschattete einen sogenannten beschrienen Platz, d. h. einen Platz, wo einst die alten heidnischen Götter verehrt worden waren und welchen zu betreten Niemand wagte, denn ein Zehrfieber überfiel den, der unter diesem Baume rastete. Darum war er von einem Erdaufwurfe umgeben, soweit sein Schatten reichte, innerhalb desselben aber lagen Haufen von Scherben und Steinen, damit der Platz kenntlich sei für Jedermann. Er hatte seinen Namen von der Lieper Haide, einem Theile jenes Waldes.

481) Die Schlüsseljungfrau von Nebra. [1])

Eine Stunde vom Ufer der Unstrut liegt eine Schenke, die sogenannte Nobisschenke; in der Nähe derselben befindet sich ein Steinblock, in diesem sind drei Nägel eingeschlagen, weil die Bauern glauben, hier sei der Mittelpunkt der Erde. Auf diesem Steine sitzt zuweilen in stillen Winternächten die Schlüsseljungfrau von Nebra. Die hatte einst auf diesen Stein das Kind ihrer Herrschaft niedergelegt, als ihr Liebster, der Jäger, aus dem Walde kam. Die Liebesleute koseten mit einander in dem Eichengebüsch daneben, als aber die Leichtsinnige zu diesem Stein zurückkehrte, da hatte sie ihre Unschuld verloren und fand das Kind ihrer Herrschaft nimmermehr wieder, das hatte der Nix geholt und das Kind ist der letzte Herr von Nebra gewesen. Seitdem sucht das unglückliche Wesen allnächtlich nach dem verlorenen Kinde an dieser Stätte, man sieht es aber nie, und nur in dunkeln Nächten seine rechte Hand, weil es darin eine Laterne trägt.

482) Das Steinbild bei der Nobisschenke. [2])

Eine besondere Merkwürdigkeit der Nobisschenke war ein neben der niedrigen Thüre eingemauertes altes Steinbild. Es war schon zur Zeit des 30jährigen Krieges sehr verwittert, wenn man aber genau hinblickte, so konnte man noch wohl eine Waage erkennen, auf deren einer hoch in die Höhe geschnellten Schale eine Gestalt mit Hörnern und Klauen saß, welche eine mächtige Halskrause umhatte, während in der andern Etwas lag, was man bei einigem guten Willen für ein Wickelkind halten konnte. Nach der Sage hatte

[1]) S. Heleticl, Frau Schatz Regine, Bd. II. S. 102.
[2]) S. Heleticl Bd. II. S. 120.

das Ehepaar, welches zuerst die Nobisschenke bewohnte, in langer kinderloser Ehe gelebt und wünschte sich gar sehr ein Kind. Endlich ließen sich die Leute vom Teufel blenden und der versprach ihnen ein Kind unter der Bedingung, daß es nachher sein eigen sein sollte. Darauf gingen sie ein und die Frau gebar einen Knaben. Als die Eltern aber zum ersten Male das unschuldige Kind lächeln sahen, da wurde ihnen bange ums Herz und sie flehten zu Gott um Rettung für ihr Kind. Der Herr erhörte sie und sandte ihnen einen mächtigen Engel, der ließ alsbald eine Waage bringen und gebot dem Teufel, sich in die eine Schale zu setzen und in die andere legte er das Kind. Obgleich nun der Teufel, um sich schwer zu machen, den Kopf durch einen Mühlstein gesteckt hatte, den er wie eine Halskrause trug, so schnellte er doch hoch empor und die Schale mit dem Kindlein sank tief herab. Da lief der Teufel zornig davon und ließ das Kind dem, auf dessen Namen es getauft. Zum Andenken aber ließen die glücklichen Eltern dieses Steinbild machen und es neben ihrer Hausthür einmauern, zum ewigen Gedächtniß. Das Kind aber ist nachgehends ein rechtlicher Mann geworden und von ihm stammen in gerader Linie die Erbpächter der Nobisschenke, denn diese gehörte den Brecken vom Werder an der Unstrut. Davon ist dann das Sprichwort gekommen: Eine Christerseele wiegt immer schwerer als der Teufel. Die Schenke aber blieb der besuchteste Vergnügungsort für das Landvolk in der ganzen Umgegend und man sagte, daß wer in der Nobisschenke nicht Karten spielen lerne, der müsse zur Strafe dafür im Himmel Späne schnitzen zum Anbrennen der Pfeifen der Spieler.

483) Die Sage vom Schlosse Bodenstein. [1])

In dem preußischen Untereichsfelde erhebt sich ein kleines Gebirge, das sogenannte Ohmgebirge, in der Nähe der Grafschaft Hohnstein. Es bildet ein unregelmäßiges Viereck, oben aber ein Plateau von ohngefähr einer halben Quadratmeile. Darauf befinden sich die beiden von Wintzingerodischen Stammgüter Bodenstein und Adelsborn, sowie die Markungen der beiden Dörfer Kirch- und Kaltohmfeld. Dicht am Fuße seiner südwestlichen Ecke liegt das preußische Städtchen Worbis, am Fuße der nordwestlichen aber das hannöversche Städtchen Duderstadt. Der schönste Schmuck dieses Gebirges ist aber das alte Schloß Bodenstein. Hier lebte zu Anfange des 16. Jahrhunderts ein Ritter Barthold von Wintzingerode, ein tapferer und unbeugsamer Mann, der als im Bauernkriege Thomas Münzer's Bande vor dasselbe zog, um es zu brechen, lieber das Leben zu verlieren, als es dieser zu überliefern beschloß. Alle Versuche der Belagerer schlugen fehl und ob sie auch den Plan machten, die Feste durch Hunger zu bezwingen und sich deshalb auf dem nächsten südlichen Vorgebirge, welches noch bis heute davon die Mühlhäuser Burg genannt wird, festsetzten, gelang es ihnen doch nicht; die Jungfräulichkeit der Feste ward gerettet und die Raubhorden mußten unverrichteter Weise abziehen.

Tapferkeit war jedoch die einzige Tugend des genannten Ritters Barthold, denn sonst war er weiter nichts als ein gewöhnlicher Raubritter. So ist z. B. ein Verzeichniß der Beschwerden, welche dereinst die Stadt Worbis bei den Mainzischen Räthen — unter der Oberhoheit von Mainz stand nämlich seine

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. V. S. 18 ꝛc.

Burg — einreichte, noch jetzt vorhanden. Auf seine Gegner zu lauern, mit seinen wilden Knappen den Burgberg hinabzueilen, die Feinde niederzuwerfen und ihnen Leben und Freiheit zu nehmen, in dunkler Nacht, wenn der Sturm durch die hohen Bäume fegte, friedlich vorüberziehende Reisende, gleichviel ob Geistliche oder Bürger, zu überfallen, darin bestand sein Leben, Ruhe war sein Tod. Endlich aber schlug auch seine Stunde, der wilde Ritter wurde, weil er zu oft den Landfrieden gebrochen, in Mainz enthauptet. Zwar ward sein Leib in geweihter Erde bestattet, aber sein wilder Geist hat keine Ruhe gefunden, er hat sein Besitzthum, das Schloß Bodenstein, wieder aufgesucht, und Nachts, wenn der Mond mit seinem blassen, geisterhaften Scheine in die Gemächer blickt und wunderliche, phantastische Schatten an die Wände zeichnet, da wird es lebendig in den Gemächern, es schallen Tritte aus der Ferne, Sporenklang wird laut und es erscheint die hohe ernste Gestalt Ritter Barthold's von Winzingerode. Aus einem unterirdischen Gange steigt er eine Treppe hinan, schaut wildrollenden Auges umher und wenn er in einem gewissen Gemache Gäste findet, da bemächtigt sich seiner eine grenzenlose Wuth. Mit riesenstarkem Arme ergreift er den Kühnen, der es gewagt hat, in den Kreis zu kommen, in welchem er allnächtlich waltet, wirft ihn mit wildem Hohngelächter die steile Treppe hinab und der Verwegene konnte sich glücklich schätzen, wenn er sein Leben aus den Händen des gespenstigen Ritters rettete. Als man in späterer Zeit diese Treppe, welche mit dem unterirdischen Gange, dessen Eingang noch vorhanden ist, in Verbindung stand, um den Spuk zu enden wegnahm, da warf der Ritter, sobald Jemand in dem unheimlichen Gemache schlief, sein eigenes Bild mit lautem Gepolter von der Wand, bis endlich dasselbe mit einem starken Nagel an die Wand angeheftet ward.

Außer diesem bösen Geist gab es aber noch einen zweiten sanftern in dem alten Schlosse. Dies ist die Ahnfrau des ganzen, jetzt lebenden, in die beiden Linien Bodenstein und Adelsborn getheilten Geschlechtes, Anna Susanna, eine geborene von Barby-Koburg. Sie wandelte in stiller Trauer umher und suchte nach einer goldenen Brautkrone, die abhanden gekommen sein sollte, schaute aber noch nebenbei um, wie es in dem Schlosse, wo sie so lange als Burgfrau waltete, stehe. Mägden, welche still und fleißig ihre Arbeit machten, spann sie bei nächtlicher Weile den Rocken ab und treuen Knechten klopfte sie lobend auf die Backen. Einem derselben schien sie besonders gewogen, denn sie erschien ihm oft und sah ihn mit freundlichen Blicken an. Besonders häufig aber gewahrte er sie an einem Fenster der Burgmauer neben der Zugbrücke, und es mußte auch selbst den Freidenkenden überraschen, wenn er von der Kleidung der spukenden Burgfrau eine zwar nicht mit ihrem noch vorhandenen Bilde, wohl aber mit dem häuslichen Kostüme ihrer Zeit übereinstimmende Beschreibung machte, bei welcher auch nicht das Geringste vergessen war. Seitdem aber eine neue goldene Brautkrone angeschafft wurde, ist auch Frau Anna Susanna nicht wieder sichtbar geworden.

484) Die Rosenkirche zum Elende.[1])

An der Straße, welche von Nordhausen nach Heiligenstadt führt, drei Stunden von Sondershausen und eine Stunde von dem freundlichen Städtchen

[1]) S. Thüringen und der Harz, Bd. I. S. 152 ꝛc. v. Rohr, Merkwürdigkeiten des Oberharzes S. 139.

Bleicherode entfernt liegt auf einem hohen Berge das alte Schloß Lohra. Hinter dem halbverfallenen Thurme, der sich noch bis jetzt erhalten hat und zwischen den neuen Gebäuden hervorragt, stand der Sage nach einst das Bild der Göttin Lohra oder Lara. Am Fuße des Berges aber, da wo jetzt das Dorf Elende liegt, war in einem düstern Haine zu Ehren dieser Göttin ein Altar aufgerichtet, an welchem Jünglinge und Jungfrauen sich die Hände zur ewigen Gemeinschaft zu reichen pflegten und der Göttin opferten. Dieselbe segnete den geschlossenen Ehebund und ließ den jungen Hausstand fröhlich gedeihen; allein wenn Jemand mit falschem Herzen sich nahete und den am Altar geschehenen Schwur brechen wollte, da rächte die Göttin die Untreue fürchterlich und ließ dem Verbrecher ihren Zorn und Rache schwer fühlen. Dieser Dienst dauerte so lange fort, bis der Heidenapostel Bonifacius auch hierher kam, die Tempel der alten Götzen brach und ihre Bildsäulen zerstörte; im Jahre 723 drang er auch in den heiligen Wald ein, in welchem der Göttin Lohra Bildsäulen und Altäre errichtet waren, er zerstörte sie, errichtete aber an derselben Stelle, wahrscheinlich weil das Volk einmal gewohnt war an diesem Orte zu beten, ein Oratorium oder Kapelle zu Ehren der heil. Jungfrau, die in ihrem Leiden und Elende beim Leiden Christi vorgestellt ward, und gab dadurch, wie man sagt, dem jetzigen Dorfe Elende den Namen, obwohl für die Entstehung desselben auch noch andere Erklärungen, die wir weiter unten hinsetzen werden, gegeben werden.

Lange Zeit hatte die von Bonifacius (in seinem Elende bei Lora's Walde, s. unten No. 486) erbaute Kapelle gestanden, ohne daß sie, wie es schien, besonderer Achtung genoß, als plötzlich das darin aufgestellte Muttergottesbild ein Wunder that und dadurch die Augen aller Gläubigen auf sich zog.

Einst zog im Winter in einer stürmischen, unheimlichen Nacht ein Fuhrmann mit einer schweren Ladung Wein auf der damals noch fast unwegsamen Straße dahin. Die Sichel des abnehmenden Mondes blickte nur selten einmal durch die dunkeln Wolken, ein eisiger Nordwind fuhr durch die kahlen Aeste der Bäume, die auf beiden Seiten des Weges standen, trieb den Schnee in die Tiefe und ballte ihn dort zu Schneewehen zusammen, die Luft ward immer schneidender, der Schnee auf der Straße immer höher und kaum vermochten die müden Rosse den schweren Wagen noch fortzuschleppen. Zwar schaute der Fuhrmann sich oft ängstlich um, ob er nicht von irgendwo den Schall menschlicher Stimmen, das Zeichen einer gastlichen Herberge vernehme oder Licht aus einem bewohnten Hause erblicke, allein umsonst, nichts war zu hören und zu sehen, und so fing ihm denn an gar bange um's Herz zu werden, weil er sich sagen mußte, daß seine und seiner Thiere Kräfte bald erlahmen und er wahrscheinlich mit denselben im Schnee umkommen werde. Bald ward seine Befürchtung Wahrheit, der Wagen sank in eine vom Schnee bedeckte Vertiefung und aller Anstrengungen ohngeachtet war er nicht wieder herauszubringen. Laut rief der verlassene Mann um Hilfe, aber Niemand hörte, er hieb auf die Pferde, sie zogen mit der letzten Kraft, aber der Wagen bewegte sich nicht. Verzweiflungsvoll rang er die Hände und flehte zur Himmelskönigin. Sieh da rauschte es in den dürren Zweigen und hinter den Büschen hervor trat eine weibliche Gestalt in überirdischer Schönheit, schlank und schön wie die ewige Jugend, umflossen von rosigem Schimmer wie die Abendröthe und mit ihrem Glanze die Schneemassen erleuchtend.

Erschrocken starrte der Fuhrmann nach der schönen Jungfrau, die mit holdseligem Lächeln auf das versunkene Gespann zuschritt und mit einem einzigen Griffe Wagen und Pferde aus der Tiefe zog. Ueberrascht von der geheimnißvollen Erscheinung und erfreut über die unerwartete Hilfe wollte der Fuhrmann der schönen Helferin gern seine Dankbarkeit zu erkennen geben und bedauerte laut, daß er kein Gefäß habe, um ihr für ihre Mühe wenigstens einen Labetrunk von seinem besten Weine reichen zu können. Da berührte die Fremde einen Strauch, der neben ihr seine dürren stachlichen Zacken emporstreckte und plötzlich trieb derselbe Blätter und Knospen und bald war das ganze Gebüsch mit den herrlichsten Rosen bedeckt, die einen wunderlieblichen Duft aushauchten. Die Jungfrau Maria, denn sie war es selbst, brach die herrlichen Blumen ab und formte daraus ein Gefäß, das den Wein enthalten sollte, war aber verschwunden, als der Fuhrmann ihr dasselbe gefüllt reichen wollte.

Die Pferde hatten unterdessen den Wagen mit Leichtigkeit fortgezogen, standen aber plötzlich vor dem Kirchlein zu Elende still und waren nicht von der Stelle zu bringen. Der Fuhrmann betrat ehrfurchtsvoll das Innere der Kapelle, um dem Höchsten für seine Rettung zu danken, erkannte in dem dort aufgestellten Bilde der hohen Himmelskönigin seine Helferin und setzte das Blumengefäß als ein kostbares Heiligthum auf dem Altare selbst nieder.

Mit ungeheurer Schnelligkeit breitete sich nun der Ruhm der Kirche zu Elende aus und Gläubige aus allen Gegenden Deutschlands eilten herbei, um das Wunder zu sehen. Das Original dieses Trinkgefäßes ward nach Rom gebracht, vorher aber ganz genau in Thon nachgebildet, und von dieser Copie wurden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch einzelne Stücke in Elende vorgezeigt.

Das Marienbild aber fuhr fort, so viele und unzweifelhafte Wunder zu thun, daß man wegen der ungeheuren Menge Andächtiger, welche die Kirche beständig umwimmelten, genöthigt war, fünf große Thüren in die Kirchenmauer zu brechen, um nur das Gedränge der Hinein- und Herausströmenden etwas zu vermeiden. Die Hauptbesucher waren aber Kranke und besonders Gelähmte, welche durch die Berührung des wunderthätigen Bildes geheilt wurden und aus Dankbarkeit eine Menge von aus Wachs gebildeten Gliedern der Kirche darbrachten. Wie jedoch Andere erzählen, hätte der Kranke vorher ein wächsernes Bild desjenigen Theiles seines Körpers, an dem er litt, opfern und aufhängen müssen und erst dann wäre er geheilt worden.

Bald waren alle Wände der Kirche mit einer ungeheuren Menge von Krücken, Wanderstäben u. dgl., welche die Gesunden zum Zeichen ihrer Heilung in derselben zurückgelassen hatten, bedeckt. Durch die reichlichen Gaben der von allen Seiten und sogar aus fernen Landen herbeiströmenden Menge hatte die Kirche bald so viele Schätze aufgehäuft, daß zu dem bereits vorhandenen Nonnenkloster noch ein Wohngebäude für sechs Canonici errichtet und eine neue große, prachtvoll decorirte Kirche erbaut werden konnte, die im Jahre 1460 vollendet und die Rosenkirche genannt wurde, weil sie unter dem Dache mit 172 großen und 2 kleinen in Stein gehauenen Rosen geziert war. Außerdem erbaute man noch eine mit einem Thurm und dem Hohenstein'schen Wappen gezierte Kapelle, welche ausschließlich dem Dienste der Jungfrau Maria geweiht war.

Im Bauernkriege griffen die Bauern im Lohraischen ebenfalls zu den Waffen, zerstörten die Klöster Dietenborn und Münchenlohra und zogen (1525) dann nach Elende. Sie plünderten die schöne Kirche, zerstörten sie aber nicht, wahrscheinlich aus der ihnen von Jugend auf eingeflößten Ehrfurcht; dagegen beschlossen sie an der Pfarrwohnung sich schadlos zu halten. Als sie nun der Pfarrer heranziehen sah und sich schon bereit machte, der schönen Erde Valet zu sagen, siehe da kam ihm ein kluger Gedanke. Er war ein eifriger Bienenvater und besaß zahlreiche Bienenstöcke. Dieselben holte er schnell herbei und stellte sie mit der Vorderseite gegen die Hausthüre gleich einer Batterie vor sich hin und schlug in dem Augenblicke, wo die Bauern heranstürmten, von hinten mit einem Stocke daran. Die Bienen fuhren wild aus ihren Wohnungen heraus und auf die andringenden Bauern ein, die so jämmerlich von ihnen zerstochen wurden, daß sie wie Spreu auseinanderstäubten und sich nach allen Seiten hin zerstreuten.

Als sich jedoch die evangelische Religion in der Grafschaft Hohnstein immer weiter ausbreitete, sah sich die Jungfrau Maria mehr und mehr vernachlässigt. Sie war darüber sehr betrübt und that Zeichen und Wunder, um die Wankenden und Kaltsinnigen zu ihrem Dienste zurückzuführen. So fingen im Jahre 1619 plötzlich alle Glocken an von selbst zu läuten, und als man nach den Thürmen eilte, so schwieg das Geläute und es war Niemand zu sehen. Als im Jahre 1620 die Gläubigen zur Kirche kamen, fanden sie die Mutter Maria mitten in der Kirche auf dem Angesicht liegend, wie im tiefsten Schmerze, und da auch dieses Zeichen keinen Erfolg hatte, so verwandelte sie 1632 das Wasser im Teiche zu Elende viermal in Blut, aber dennoch blieben alle ihre Bemühungen vergeblich. Im Jahre 1656 ward die evangelische Religion in der ganzen Grafschaft förmlich und feierlich eingeführt, die sechs Canonici, welche in Elende residirt hatten, wurden abgeschafft, die Einkünfte des Stifts, welche außer den reichen Geschenken nur in Zinsfrüchten bestanden, an die Räthe Böttcher, von Zangen und von Bila gegeben oder verkauft, und nur einen geringen Theil davon behielten die beiden Pfarrherren zu Lohra und Elende zu ihrem Unterhalte. Das gnadenreiche Bild der Maria aber ward von der Stelle, auf der es Jahrhunderte hindurch von unzähligen Tausenden hochverehrt und gefeiert gestanden, herabgenommen und in die Sacristei gebracht, worüber jene aber so böse ward, daß sie an einem schönen thauigen Morgen Elende verließ und nach Heiligenstadt auf dem Eichsfelde wanderte, wo sie mit lautem Jubel empfangen ward. Noch heute hält man sie dort in hohen Ehren und zeigt ihr Kleid, dessen Saum noch immer naß vom Thau ist. Freilich sagt man, daß der damalige Küster zu Elende, Konradi, ein geheimer, aber eifriger Katholik und ein überaus schlauer Mann, die vermeintlichen Wunder gethan und das Marienbild heimlich nach Heiligenstadt geschafft habe.

Seit dieser Zeit wurde gar nichts mehr auf die Erhaltung der herrlichen Rosenkirche verwendet und sie zerfiel nach und nach gleich der Marienkapelle, deren Thurm abgebrochen ward, um seine Steine beim Bau der Pfarrwohnung zu benutzen. In einem Theile der Rosenkirche wurde aber noch lange Gottesdienst gehalten und ihr Ruf war noch so groß, daß sie von vielen Reisenden besucht ward, ja daß sogar im 7jährigen Kriege die dorthin kommenden Franzosen nach ihr frugen und sagten, sie hätten von ihr schon

in Paris gehört. Endlich ward aber in den siebenziger Jahren alles, was noch in ihr von Reliquien war, in die neuerbaute katholische Kirche nach Friedrichslohra gebracht, so außer einer kleinen Glocke der große Christoph in Lebensgröße, welcher inwendig hohl und so geräumig war, daß sich Jemand in ihm verbergen und aus ihm heraus sprechen konnte ꝛc. Unter den Bildern der Heiligen werden die Maria im Chor, die mit einer unverweslichen Schürze bekleidet war, und der mit Dornen gekrönte Heiland als die bedeutendsten genannt. Endlich ward die Rosenkirche, weil ihr der Einsturz drohte, zu Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf einen unbedeutenden Rest, in welchem noch jetzt Gottesdienst gehalten wird und der früher wahrscheinlich eine Seitenkapelle war, abgebrochen, das Hospital aber hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Es sollen nun aber in Elende verschiedene Schätze vergraben sein, und zwar nach Einigen von Templern, welche auf Lohra eine Kapelle hatten, von welcher ein unterirdischer Gang nach Lohra führte. Nach Andern hätten dagegen die vertriebenen Canonici, welche lange vorher ihr Schicksal geahnet, einen ungeheuren Schatz von vielen Hunderttausenden hinter dem Altare vergraben und den Platz durch ein in einen Pfeiler eingehauenes Grabscheit und ein aus der Mauer hervorragendes Stück Mantel bezeichnet, und wirklich erinnern sich noch einige Leute, diese Zeichen gesehen zu haben. Nach einer andern Sage wurde in jedem Kloster für den Fall, daß es etwa zerstört würde, so viel Geld vergraben, als zu einem neuen Bau nöthig war. Um diesen Platz wußten aber nur wenige zuverlässige Ordensleute, wogegen in Rom sich eine genaue Anweisung befand, wo die Schätze standen, und daher kommt es, daß man zuweilen in verwüsteten Klöstern, z. B. in Walkenried, Mönche erblickt hat, welche nachsehen mußten, ob die Stellen, wo die Schätze liegen, auch noch unversehrt seien.

Ueber den Ursprung der Benennung des Ortes ist man nicht einig; nach Einigen rührt dieselbe von Bonifacius selbst her, nach Andern soll der Ort darum Elende genannt worden sein, weil die Jungfrau Maria dem Fuhrmann in seiner Noth und Elende beigestanden, oder weil viele Kranke hier von ihrem Elende befreit worden wären, oder weil viele Elende hier ein Unterkommen gefunden hätten. Endlich soll der Name gar von der elenden Beschaffenheit des Ortes selbst herrühren, weil die Einwohner desselben immer größeren Wassermangel und einst eine wirkliche Wassernoth erlitten hätten, als ein naher Teich, Elend's einziger Trost, ausgetrocknet sei.

In der Umgegend von Elende befindet sich auch die sogenannte Knochenquelle oder der Knöchelbrunnen, sieben verschiedene, in einem Umkreise von sechs Fuß entspringende Quellen, die alle unklares, überaus kaltes, aber untrinkbares und im Winter nie zufrierendes Wasser hatten. Diese Brunnen warfen aber, als sie noch nicht verschüttet waren, was jetzt mit ihnen so ziemlich vollständig der Fall ist, feine weiße, hellbraune und schwarze Knochen aus, die von Vögeln, Fröschen, ja selbst von kleinen vierfüßigen Thieren herrührten, über deren Hineinkommen in das ätzende Wasser jedoch eine gegründete Ursache nicht angegeben werden kann.

485) Die Sage von der Göttin Lohra. [1])

Vom Ohmgebirge zieht ſich ein Arm gegen Oſten und bildet bei Elende den einen Pfeiler der Porta Eichsfeldica. Den gegenüberliegenden Pfeiler aber formirt ein anderer Gebirgszug, das Düngebirge, an deſſen nördlichem Fuße Münchenlohra liegt, ein ehemaliges, wahrſcheinlich von den alten Grafen von Lohra geſtiftetes, erſt von Benedictinermönchen, dann von Nonnen bewohntes Kloſter. In der Nähe deſſelben liegen die Dörfer Groß- und Kleinwerder und von hier führt ein Waldweg, welcher der Burgſtieg heißt, den hohen Berg hinan, auf welchem das Schloß Lohra ſelbſt liegt. Hier ſoll die uns ſchon bekannte Göttin Lohra oder Lara verehrt worden ſein, welche jedoch vermuthlich keine deutſche, ſondern eine ſlaviſche Gottheit geweſen iſt, wie denn überhaupt hier die Sorbenwenden gehauſt haben. Dieſelbe war der Sage nach eine Beſchützerin treuer Liebenden, die jedoch umgedreht auch den Verrath und die Untreue hart beſtrafte. So ſoll ſie einſt in der Nähe des Schloſſes ein Ritterfräulein, welches einſt ihrem Geliebten Treue geſchworen und ſich dem Zorne der Göttin geweiht, wenn ſie ihm untreu werde, nachdem ſie doch ihr Wort gebrochen, in der Geſtalt eines Hirſches zum Tode erſchreckt, und als das Mädchen ſich aus dem hier befindlichen Walde geflüchtet, durch aus der Erde hervorbrechendes Feuer zu Aſche verbrannt haben.

Einſt lebten in der Nähe des Berges zwei Brüder, die an Geſinnung einander ſehr unähnlich waren. Der Aeltere ſtrebte nur nach Reichthum und Ehrgeiz war die Triebfeder aller ſeiner Handlungen; der Jüngere dagegen liebte nur häusliches Stillleben und häusliches Eheglück war das Ziel ſeines Strebens. Er hatte eine Braut, die aber ſehr arm war, und deshalb gab ſich ſein Bruder alle nur mögliche Mühe, ihn von derſelben abwendig zu machen. Einſt ging er in dem Walde, welcher den Berg der Lohra bedeckt, ſinnend auf und ab, als er plötzlich vor einer Felſenſpalte ſtand, die er ſich nie geſehen zu haben erinnern konnte. Er trat näher, doch ehe er dieſelbe noch ganz erreicht hatte, trat aus derſelben ein wunderſchöner engelhafter Zwerg heraus, der ihn aufforderte ihm zu folgen, ihn bei der Hand faßte und in die Höhle hineinzog. Ueberraſcht folgte er ihm und ließ ſich von ihm wie ein willenloſes Kind leiten. Nach kurzem Gange gelangten ſie an eine Thüre von glänzendem Metall; der Zwerg zog einen goldenen Schlüſſel heraus und öffnete dieſelbe. Der junge Mann ſtand wie verzaubert, denn er ſchaute in einen Garten, in welchem bei ſonniger Helle die herrlichſten Blumen mit den brennendſten Farben und fremdartigſten Gerüchen dufteten und wo ſich Vögel mit goldiggrünen Schwinzen auf den Bäumen wiegten und mit menſchenähnlichen Stimmen mit einander plauderten. Der Zwerg ließ ihm aber nicht lange Zeit, dieſe Herrlichkeiten zu bewundern, ſondern ſchritt auf eine Roſenlaube zu, in welcher ſich die Göttin Lora, ein Ideal weiblicher Schönheit, befand. Mit ſtrahlenden Augen betrachtete ſie den Jüngling und reichte ihm dann eine dunkelrothe Blume, welche ſie eben in der Hand hielt, mit den Worten: „Du liebſt aufrichtig und treu ein armes Mädchen und wirſt von ihr wiedergeliebt; hier nimm dieſe Blume und bewahre ſie wohl, ſo wirſt Du das höchſte und reinſte häusliche Glück genießen, das

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. VII. S. 22 ꝛc.

sich auf Erden nur denken läßt. In Eintracht und Heiterkeit werdet Ihr Euere Tage verleben, blühende Kinder werden Euch umspielen und spät am Abend Eueres Erdenlaufs werdet Ihr vereint mit einander ins Grab sinken. Gehe und sei glücklich!" Der Jüngling nahm dankbar das Geschenk an und entfernte sich auf das Zeichen der Göttin unter Leitung desselben Zwerges, der ihn hiethergeführt. „Du betrachtest die Früchte dieses Gartens so neugierig", sprach derselbe mit feiner Stimme, „warte ein wenig, daß ich Dir einige pflücke, die Du Deiner Braut mitnehmen kannst."

Schnell waren die schönsten Früchte von einigen Bäumen herabgelangt und des Jünglings Taschen damit angefüllt, der sich mit herzlichem Danke entfernte und erfreut zu seiner Geliebten eilte. Athemlos erzählte er ihr, was ihm begegnet sei, und da sie ihn ungläubig anblickte, griff er in die Tasche, um sie durch den Anblick der wunderbaren Früchte, die er erhalten, zu überzeugen, aber wie erstaunten Beide, als sich inzwischen Alles in Gold und Silber verwandelt hatte. Die Freude der Liebenden war ohne Grenzen, dankbar priesen sie die theilnehmende Göttin, kauften sich für das Geld, welches sie für die kostbaren Früchte erhielten, ein schönes Besitzthum und fanden in ihrem gegenseitigen Besitze ihr schönstes Glück.

Der Bruder des jungen Ehegatten, der sich früher in seinem Stolze um seinen Bruder fast gar nicht gekümmert hatte, hörte verwundert, daß derselbe sich ein schönes Landgut gekauft habe und hier im besten Wohlstand lebe. Da er sich nun auf keine Weise entziffern konnte, auf welche Art und Weise sein Bruder zu solchem plötzlichen Reichthum gekommen sei, so machte er sich selbst auf den Weg, um ihn zu besuchen und sich auf diese Weise zugleich von der Wahrheit dessen, was er gehört hatte, zu überzeugen. Er fand auch Alles bestätigt, was er vorher erfahren hatte und verlor keinen Augenblick, sich hierüber von demselben Aufklärung zu erbitten. Sein Bruder, dem von der Göttin kein Stillschweigen auferlegt worden war, theilte ihm natürlich auch sofort Alles mit, was ihm begegnet war.

Der Geldgierige, der eben im Begriff war, aus Noth ein altes häßliches, zankfüchtiges, aber sehr reiches Weib heimzuführen, dachte natürlich gleich, das Glück möge ihm vielleicht ebenso günstig sein, wie seinem Bruder, und wenn dies geschehe, dann werde er natürlich seine häßliche Braut sitzen lassen und sich ein Mädchen nach seinem Gefallen aussuchen können. Er stärkte sich also vorerst durch Speise und Trank und machte sich dann auf den Weg nach der Höhle, die er endlich auch, jedoch erst nach langem Suchen fand. Vor derselben auf dem Rasen saß ein häßlich gestalteter, dickköpfiger Zwerg. Auf seine Bitte erhob sich derselbe auch und führte ihn in den Berg hinein, allein der Gang war so dunkel und holprig, daß er mehrere Male mit dem Kopfe gegen die Felsenzacken stieß, bald sogar stolperte und zu Boden fiel. Endlich gelangten sie in den Garten und er sah bald mit lachendem Herzen die Laube, in welcher die Göttin saß; kühn trat er vor sie hin und begrüßte sie, allein wie ward ihm, als dieselbe ihn hart mit folgenden Worten anließ: „Elender, Du wagst es, mit unreinem Herzen frech und dünkelhaft vor mir zu erscheinen? Du, der Du die heilige Liebe mißbrauchst und unter ihrem Namen nur Deine Geldgier zu befriedigen strebst, Du hoffst von mir, der Beschützerin treuer, aufrichtiger und uneigennütziger Liebe, Schätze zu erhalten? Auf, Ihr meine dienstbaren Geister, ergreift ihn, straft ihn

für seinen frechen Uebermuth und werft ihn hinaus aus meinem Gebiete!" Und es rauschte aus allen Büschen wie ein Sturmwind, und eine Schaar von Zwergen hing sich wie ein Schwarm ergrimmter Katzen an ihn, sie stießen, schlugen und kneipten ihn, zogen ihn durch den dunkeln Gang in's Freie, warfen ihn den Berg hinab und mit donnerähnlichem Krachen schloß sich der Eingang zu der Höhle hinter ihm zu.

Voll von ohnmächtiger Wuth eilte der Getäuschte von dannen und hielt nicht eher an, bis er schweißtriefend daheim anlangte. Schreck und Zorn warfen ihn auf's Krankenlager und mehrere Wochen war er nicht im Stande, dasselbe zu verlassen. Als endlich seine Gesundheit zurückgekehrt war, sah er sich genöthigt, seiner häßlichen Braut sein Wort zu halten. Zwar ward die Hochzeit mit großem Prunk gefeiert, allein es war kein Glück in seiner Ehe, an Vertrag mit dem bösen Weibe war nicht zu denken, das Vermögen, welches er erheirathet hatte, schwand ihm unter den Händen und zuletzt hatte er von allen Besitzthümern, die sie ihm zugebracht hatte, nur noch sie selbst übrig, die ihm zur Last war und sein Leben durch ihre Vorwürfe zur Hölle machte.

486) Die Ruhensburg und die drei Kreuze bei Lohra. [1])

Bekanntlich wurde die Göttin Lohra in dem großen Walde verehrt, in dessen Nähe das Schloß Lohra liegt. Zur Zeit des Bonifacius oder Winfried's war hier noch ein großer schauerlicher Wald, von dem jetzt nichts mehr übrig ist als ein kleines Gehölz, die sogenannte Ruhensburg, zwischen dem Reinhardsberg, Bleicherode und dem Schlosse Lohra, sowie einige getrennte Feldhölzer, zwischen denen nun gutgebaute Dörfer, von der Wipper benetzt, die reizende Gegend, welcher der Brocken zum fernen Hintergrunde dient, beleben. In der Mitte des Berges, auf dem man die Göttin vorzugsweise verehrte, entsprang eine Quelle, zu der unglücklich Liebende, besonders Jungfrauen, denen der Tod ihren Geliebten entriß, wallfahreten, um hier Ruhe und Vergessenheit zu trinken. Auf dem Gipfel desselben Berges baute eine edle Sachsenjungfrau, deren Verlobter in einer Schlacht gegen die Franken das Leben verlor, die Ruhensburg, wovon jener Hain noch jetzt den Namen hat. Ruhensburg nannte sie den Ort, weil ihr Lohra in diesem Haine einen neuen Geliebten sandte, der sie tröstete. Diese Burg ward von Bonifacius zerstört, denn gegen ihn hatte die Göttin keine Macht. Zwar ereilte sie ihn einst ohnweit des Reinhardsberges und versenkte den ihn tragenden Wagen und die Pferde an demselben in tiefen Schlamm, so daß er beinahe von der Erde verschlungen worden wäre, allein ein Gebet zu der heil. Jungfrau rettete ihn, und zum Andenken dieser Gefahr errichtete er drei Kreuze, die noch jetzt an dem Orte zu sehen sind.

487) Die steinerne Jungfrau bei Lohra. [2])

Wenn man sich von dem alten Schlosse rechts wendet und nach den zu der Domaine Lohra gehörigen Ländereien zu wandert, kommt man bald in einen herrlichen Wald und auf einem breiten Wege auf einen großen freien

[1]) Nach Otmar, Volkssagen S. 75 ꝛc.
[2]) S. Thüringen und der Harz, Bd. VII. S. 37 ꝛc.

Platz, wo das Forsthaus Lohra liegt, die Wohnung eines Oberförsters, der 3000 Morgen königliche und 2000 Morgen Gemeinde-Waldung zu beaufsichtigen hat. Betritt man dann von hier den Wald wieder, so gelangt man nach kurzer Wanderung auf einen Rasenweg, den einzelne alte Eichen schmücken und auf dem man dann in ein schönes Wiesenthal gelangt, welches das Helbethal heißt, weil es von der Helbe, einem reißenden Bergwasser, durchflossen wird. An dem Wege nun, welcher sich von der Höhe in das Thal herabzieht, steht links ein verwittertes Steinkreuz von eigenthümlicher Form, das eine Höhe von ohngefähr 8 Fuß hat und in der ganzen Umgegend den Namen der steinernen Jungfrau führt. Auf der dem Wege zugewandten Seite enthält dasselbe mehrere Reihen Schrift, die jetzt unleserlich geworden ist, aber vor funfzig Jahren jedenfalls noch ganz gut zu erkennen gewesen sein mag, so daß man sich wundern muß, daß sich Niemand die Mühe gegeben hat, sie abzuschreiben. Auf der andern Seite, die dem Berge zugekehrt und vor dem Einflusse der Witterung mehr geschützt gewesen ist, erkennt man deutlich die Gestalt eines knieenden Ritters, von dessen Haupte ein breites Band emporläuft, das ebenfalls Schrift enthält und von der sich auch noch einzelne Buchstaben erkennen lassen. Die verwitterte Vertiefung vor dem Ritter dürfte noch eine Figur vorgestellt haben, vielleicht die der Jungfrau, welche dem Steine den Namen gegeben hat, der jedoch auch daher entstanden sein kann, daß das Kreuz aus der Ferne betrachtet der Gestalt eines Frauenzimmers sehr ähnlich sieht. Man kennt nun hierüber zwei verschiedene Sagen. Nach der einen habe einst auf dem Schlosse Lohra ein Edelfräulein gewohnt, welches sehr mildthätig war und namentlich den armen im Walde zerstreut wohnenden Leuten Besuche abstattete und ihnen Nahrungsmittel und Arzneien brachte. Einst war sie auch mit einem Körbchen voll Eier zu einer Köhlerfamilie im Walde gegangen, da überfielen sie Räuber und erschlugen sie. An der Stelle, wo der Mord geschah, soll nun ihr Vater, der Ritter von Lohra, das Steinkreuz haben errichten lassen.

Eine andere Sage erzählt, es habe einst der letzte Graf von Lohra, Namens Heinrich, eine wunderschöne Tochter, Adelheid, besessen. Ihr Vater war ein wüster Ritter und lebte in beständiger Fehde mit seinen Nachbarn, namentlich mit den Bürgern von Mühlhausen. Einst beschloß er, die Stadt mit seinen Raubgesellen zu überfallen und zu zerstören. Seine Tochter bot Alles auf, ihn von diesem unsinnigen Unternehmen abzuhalten, allein umsonst, und so blieb ihr nichts übrig, als ihren Vater dem Schutze ihres Bräutigams, einem Ritter von Straußberg, anzuvertrauen. Letzterer versprach ihr auch, entweder ihren Vater lebendig zurückzubringen oder mit ihm zu sterben. Allein der Plan schlug fehl, als die Ritter an die Thore der Stadt kamen, fanden sie dieselben ebenso wohl besetzt als die Mauern, sie mußten umkehren und den ihnen nacheilenden Bürgern Stand halten; auch den Grafen von Lohra ereilte sein Schicksal, in dem genannten Helbethale holten ihn seine Verfolger ein, zwar leistete er tapfern Widerstand, allein er vermochte dem Andrange so vieler Gegner nicht Stand zu halten und sank bald mit Wunden bedeckt zu Boden. Auch seine Begleiter fielen, nur allein der Ritter von Straußberg entkam unverletzt und brachte der unglücklichen Tochter die Nachricht von dem Tode ihres Vaters. Empört über sein feiges Betragen und über seine Wortbrüchigkeit wies sie ihn verächtlich aus dem Thore ihrer Burg und schwur

einen theuren Eid, ſich nie zu vermählen. Ihr Leben war fortan nur dem Andenken ihres Vaters gewidmet und ſie ließ an der Stelle, wo er gefallen war, ein ſteinernes Kreuz ſetzen, welches ſie täglich beſuchte. So lebte ſie lange Zeit ruhig und in Frieden. Da fingen plötzlich böſe Nachbarn an ſie zu beunruhigen, fielen in ihre Beſitzungen ein und ſehr bald drängten ſie ihre Unterthanen, ſich wieder zu vermählen, da ſie außer Stande ſei, ſich gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Lange Zeit ſträubte ſie ſich gegen ein Ehebündniß, bis ihr endlich der Geiſt ihres Vaters erſchien und ſie ihres Gelübdes entband. Nun ließ ſie bekannt machen, daß, wer die Ringmauer ihres Schloſſes umritte, ihre Hand erhalten ſolle. Durch die Schönheit der Gräfin und ihr reiches Beſitzthum angelockt kamen viele Ritter herbei, allein alle ſtürzten von der Mauer herab und Roß und Mann zerſchellten an den Felſen. Endlich gelang es dem Grafen von Clettenberg, die gemachte Bedingung zu erfüllen. Er umritt die Mauer und Adelheid wurde ſein Weib. In ſpätern Jahren ward ſie aber deshalb von heftigen Gewiſſensbiſſen gequält, weil ſie den Tod ſo vieler wackern Ritter veranlaßt hatte, und ſie ſtiftete zur Sühnung ihrer Sünden das Kloſter Walkenried.

488) Der Hülfenberg bei Geismar. [1])

An der ſüdlichen Grenze des Eichsfeldes zwiſchen den Städten Mühlhauſen und Heiligenſtadt liegt ein Berg, der in der ganzen Gegend durch ſeine Höhe ſichtbar und an ſeinem bebauten Gipfel kenntlich iſt. Dies iſt der St. Hülfenberg. Zu ihm geſchehen alljährlich an beſtimmten Tagen aus der Nähe und Ferne zahlreiche Wallfahrten, da einer ſolchen beſonders wunderthätige Wirkungen in ſchweren Krankheiten zugeſchrieben werden. Der bequemſte Weg, der zu ihm heraufführt, geht von Geismar aus; an der Nordſeite des Berges ſind auf dem ganzen Wege Stationen (Bildſtöcke, worauf die Leidensgeſchichte Jeſu abgebildet iſt) angebracht, vor denen die Pilger beten. An eben dieſer Stelle entſpringt ein klarer, reiner, ſtets ausfließender Quell, der Hülfenbrunnen; weiter oben aber links am Wege nach dem Dorfe Düringsdorf findet ſich die Quelle des Bonifaciusbrunnens vor, die aber kein reines Waſſer hat. Auf der den Gipfel des Berges einnehmenden Fläche ſteht nach Mitternacht zu eine Kirche, eine Kapelle und ein Haus zum Obdache der nöthigen Perſonen. Die Kirche iſt, wie auch ihr Anblick lehrt, nicht auf einmal erbaut worden. Ihr älteſter Theil iſt die ſogenannte Bonifaciuskapelle, die als das Chor der Kirche angeſehen werden kann; linker Hand in derſelben befindet ſich das Bild der heil. Märtyrin Wilgefortis, einer bärtigen Jungfrau. Nach einigen Chroniſten hätte in heidniſchen Zeiten der Götze Stuffo auf dieſem Berge geſtanden (nach dem der Berg Stufenberg genannt worden ſei), das Bild deſſelben ſei um 724 von Bonifacius zerſtört worden und Letzterer habe an deſſen Stelle eine Kapelle erbaut. Dies iſt ebenſowenig richtig, als was Andere ſagen: der Berg habe ſeinen Namen Karl dem Großen zu danken, denn dieſer habe, nachdem er die Sachſen an der Werra bei Treffurt geſchlagen, mit ſeinen Hauptleuten den Stufenberg erſtiegen und Gott gedankt, wobei er ausgerufen: „Hier hat uns Gott und ſonſt Niemand geholfen“. Davon ſei der Berg Hülfenberg genannt worden

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. VII. S. 74 ꝛc.

und Karl der Große habe auf ihm eine Kapelle erbaut. Diese Sage ist aber eine Verwechselung mit dem Berge Osnegg bei Detmold in Westphalen, denn hier, und nicht an der Werra, schlug Karl die Sachsen. Allerdings hieß dieser Berg hier zuerst Stufenberg und später erst „Sente Gehülfin Berg", allein dieser Name ist entweder aus dem lateinischen Mons Sancti Salvatoris verderbt oder kommt von dem erwähnten Bilde der heil. Wilgefortis (sanctum auxilium [heilige Hülfe] genannt) her. Jedenfalls gehen aber die Wallfahrten dahin bis zum Jahr 1360 zurück. Wie anderwärts war es auch hier der frommen Pilger Gewohnheit, der Kirche Geschenke zu machen, welche in derselben aufgehängt wurden und häufig Gegenstände aus Wachs waren; so sah man daselbst Krücken, Köpfe, Arme und Füße aus Wachs, aber es waren auch andere kostbarere Weihgeschenke hier, die meistens aus Braunschweig und Hildesheim hierher gekommen sein mögen. Ueber die hier gethanen Wunderkuren existiren von den Jesuiten im Jahre 1576 angelegte Tagebücher, allein auch die Lutheraner wissen deren zu berichten, und namentlich sind dadurch mehrere der Letztern bestimmt worden zur katholischen Kirche überzutreten.

Im Jahre 1606 wurde ein Mann, Namens Andreas Spillner, zu Ecklingerode im Duderstädtischen beim Mergelgraben vom herabstürzenden Erdreiche ganz verschüttet. Als seine Frau die traurige Kunde des Geschehenen erhielt, fiel sie auf die Kniee und that das Gelübde, sie wolle, wenn ihr Mann lebendig herausgegraben werde, mit ihm eine Wallfahrt nach dem Hülfenberge thun. Nach zwei Stunden fand man den Verschütteten endlich, zwar lebend, aber dergestalt verstümmelt und zerquetscht, daß ihn der Arzt verloren gab. Nur allmählig erholte er sich wieder und schleppte sich mittelst der Krücken und in Begleitung seiner Frau zu Pfingsten nach dem Hülfenberge, wo er beichtete und communicirte. Darauf fühlte er bald eine solche Stärke in seinen Gliedern, daß er ohne Krücken in einem Tage gesund nach Hause gehen konnte.

Ein anderer Jesuit sah 1621 einen fremden Mann mit Krücken in die Kirche des Hülfenberges kommen und dieselben im Kirchengewölbe aufhängen. Er rief ihn zu sich und frug den Mann, der in seinen besten Jahren, stark und wohlgebildet war: warum er jene Krücken mitbringe. Der Fremde antwortete darauf, daß er seit zwei Jahren nicht habe auf seine Füße treten können und bereits alle Hoffnung aufgegeben, je wieder gesund zu werden, als er zu einer Wallfahrt nach dem Hülfenberge aufgefordert worden sei. Er habe sie gethan, sei gesund geworden und wolle nun zum Geschenke zwei Füße von Wachs neben seinen Krücken hier aufhängen. Der Mann hieß Heinrich Fell und war aus dem Fürstenthum Fulda gebürtig.

489) Die Sagen vom Kifshäuser. [1])

Sechs Meilen von Erfurt, wo im Jahre 1170 und 1180 Kaiser Friedrich Barbarossa Weihnachten feierte und wo er 1181 einen Reichstag hielt, erhebt sich am südlichen Abhange des Harzes in der sogenannten güldenen

[1]) Nach Omar S. 133 ꝛc. und Gottschalk, Ritterkuraen Bd. II. S. 259 ꝛc. — Eigentlich gehört der Kifhäuser nicht hierher, weil er in Schwarburg-Rudolstadt liegt, all in seiner Nachbarstärte Nordhausen, Sargerhausen und Erfurt wegen muß er hierher gezogen werden.

Aue der Kiffhäuser-Berg, der auf Artern, Sangerhausen, Wallhausen, Roßla und Stollberg herabsieht und an seinem Fuße das Städtchen Kelbra und die Dörfer Tilleda und Sittendorf hat. Seinen Namen trägt er von den Trümmern einer uralten kaiserlichen Pfalz- und Reichsburg und erregt in diesen zwei hohen Thurmmauern noch Bewunderung. Ohnstreitig bezeichnete sein Name Kyff-Haus ursprünglich: Streitburg, von dem veralteten Kiff maken, d. h. zanken, streiten, das sich noch in unserem Worte „keifen" erhalten hat. Von diesem Berge gehen nun verschiedene Sagen um, z. B.

a. Der Ritterkeller auf dem Kiffhäuser.

Einst richtete ein guter, aber armer Mann aus Tilleda eine Kindtaufe aus, und das seine achte. Er mußte dabei den Gevattern nach Sitte des Landes einen Schmauß geben. Bald war der Landwein, den er seinen Gästen vorzusetzen hatte, ausgetrunken und sie forderten mehr. „Geh", sagte er im Scherze zu seiner ältesten Tochter, einem hübschen sechszehn Jahre alten Mädchen, „und hole uns noch bessern Wein aus dem Keller." „Aus welchem Keller denn?" fragte das erstaunte Mädchen. „Ih", antwortete der Vater, „aus dem großen Weinkeller der alten Ritter auf dem Kiffhäuser." Das Mädchen geht in ihrer Einfalt, weil sie wirklich glaubte, ihr Vater spreche im Ernst, mit einem kleinen Eimer in der Hand den Berg hinan; in der Mitte desselben erblickt sie am verfallenen Eingange eines großen Kellers, den sie freilich nie zuvor gesehen, eine Schaffnerin in ganz ungewöhnlicher Tracht, mit einem großen Schlüsselbunde an der Seite. Sie verstummt vor Erstaunen, doch freundlich fragt sie die Alte: „Gewiß willst Du Wein holen aus dem Ritterkeller?" „Ja", sagte das Mädchen, „aber Geld habe ich nicht." „Komm mit mir", sprach die Schaffnerin, „Du sollst umsonst Wein haben, und bessern Wein, als Dein Vater je gekostet hat."

Sie gingen nun beide durch einen halbverschütteten Gang und das Mädchen mußte erzählen, wie es jetzt in Tilleda aussehe. „Einst", sagte die Alte, „war auch ich jung und schmuck wie Du, als mich die Ritter des Nachts durch einen Gang unter der Erde aus dem Hause in Tilleda wegholten, das jetzt Deinem Vater gehört. Kurz vorher hatten sie am hellen Mittag die vier schönen Jungfern, die hier noch zuweilen auf prächtig geschirrten Pferden herumreiten und dann wieder verschwinden, mit Gewalt aus Kelbra entführt, da sie eben aus der Kirche kamen. Mich machten sie, als ich alt ward, zur Aufseherin des Weinkellers und das bin ich noch."

Jetzt standen sie vor der Kellerthür und die Schaffnerin schloß auf. Es war ein großer geräumiger Keller und auf beiden Seiten lagen die Stückfässer. Die Schaffnerin klopfte an die Fässer, die meisten waren halb oder ganz voll. Sie nimmt den kleinen Eimer, zapft ihn voll trefflichen Weines und sagt: „Da bringe das Deinem Vater. Und so oft ein Fest in Euerem Hause ist, kannst Du wiederkommen, aber keinem als Deinem Vater sage, woher Du den Wein hast. Auch dürft Ihr keinen Wein verkaufen, umsonst bekommt Ihr ihn, umsonst sollt Ihr ihn geben. Kommt einmal einer her, der Wein haben will, um damit zu wuchern, dessen letztes Brod ist gebacken."

Das Mädchen brachte ihrem Vater den Wein, der den Gästen trefflich schmeckte, ohne daß sie jedoch errathen konnten, woher er kam. So oft nachmals in dem Hause ein kleines Fest war, holte das Mädchen Wein vom

Kiffhäuſer in dem kleinen Eimer. Aber lange dauerte die Freude nicht; zwar wunderten ſich die Nachbarn, woher der arme Mann den herrlichen Wein bekam, der in dem ganzen Lande ſo gut nicht war, allein der Vater ſagte es Keinem und die Tochter auch nicht. Gegenüber wohnte jedoch ein Schenkwirth, der mit gefälſchtem Wein handelte. Dieſer hatte den Ritterwein auch einmal gekoſtet und dachte: den Wein könnteſt du mit zehnfachem Waſſer verdünnen und doch theuer verkaufen. Er ſchlich alſo dem Mädchen nach, als es zum vierten Male mit dem kleinen Eimer nach dem Kiffhäuſer ging, verſteckte ſich unter dem Gebüſche, als ſie ſtehen blieb, und ſah ſie nach einiger Zeit aus dem Gange, der zu dem Keller führte, mit dem gefüllten Eimer herauskommen. Den nächſten Abend ging er ſelbſt den Berg hinauf und ſchob auf einer Karre die größte leere Tonne, die er hatte auffinden können, vor ſich her. Dieſe dachte er mit dem trefflichen Ritterwein zu füllen, ſie des Nachts den Berg herunter zu rollen und dann alle Tage wiederzukommen, ſo lange noch Wein im Keller wäre.

Als er an den Ort kam, wo er den Tag vorher den Eingang zum Keller geſehen hatte, wurde mit einem Male Alles dunkel um ihn her. Der Wind fing an fürchterlich zu heulen und das Ungethüm warf ihn und ſeine Karre und ſeine leere Tonne von einer Felſenmauer zur andern. Er fiel immer tiefer und tiefer und kam endlich in eine Todtengruft. Da ſieht er vor ſich einen ſchwarzbehangenen Sarg hertragen und ſeine Frau und viele Nachbarinnen, die er an ihrer Kleidung und ihrem Wuchs deutlich erkannte, folgten der Bahre nach. Vor Schrecken fällt er in Ohnmacht. Nach einigen Stunden erwacht er wieder, ſieht ſich zu ſeinem Entſetzen noch in der ſchwach beleuchteten Todtengruft und hört gerade über ſeinem Kopf die ihm wohlbekannte Thurmglocke in Tilleda zwölf ſchlagen. Nun wußte er, daß es Mitternacht war und daß er ſich unter der Kirche und dem Begräbnißplatz ſeines Dorfes befand. Er war mehr todt als lebendig und wagte es kaum zu athmen.

Siehe, da kommt ein Mönch und trägt ihn eine lange, lange Treppe hinan, ſchließt eine Thüre auf, drückt ihm ſchweigend etwas Geld in die Hand und legt ihn am Fuße des Berges nieder. Es war aber eine kalte eiſige Nacht. Allmählig erholt er ſich jedoch und kriecht ohne Tonne und Wein ſeinem Hauſe zu. Es ſchlug Eins, als er es erreichte. Er mußte ſich ſogleich ins Bett legen und nach drei Tagen war er todt; das Geld aber, das ihm der verzauberte Mönch gegeben hatte, reichte gerade zu ſeinem Begräbniß hin.

7. Die goldenen Flachsknoten.

Vor vielen, vielen Jahren ging einſt ein ganzer Schwarm Knaben aus Kelbra auf den Kiffhäuſer, um da Nüſſe zu pflücken. Sie gehen in die alte Burg, kommen auf eine Wendeltreppe, ſteigen hinauf und finden ein kleines Gemach mit ſchönen achteckigen rothen und blauen Fenſtern. In der einen Ecke liegt eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von dieſen Knoten nimmt jeder Knabe einen Hutkopf voll und ſo laufen ſie luſtig hinunter und ſtreuen auf dem Wege die Flachsknoten aus. Als die Knaben nach Kelbra kamen, war es ſchon Abendbrodzeit. Der ärmſte der Knaben findet ſeine Eltern gerade beim Tiſchgebet; er nimmt ſeinen Hut ab

und klingelnd fällt etwas Glänzendes auf die Erde und bald noch ein Stück, nach und nach sieben andere. Die Mutter läuft hinzu und siehe, es waren goldene Flacheknoten, womit ein verzaubertes Hoffräulein oder gar die Kaiserin selbst dem armen Mann ein Geschenk gemacht hatte, der seinen Knaben nun ein Handwerk lernen lassen konnte. Die Nachbarinnen liefen hinzu, die wunderbaren Flachsknoten zu sehen. Den folgenden Tag ging ganz Kelbra auf den Kiffhäuser, Alle suchten, aber Keiner fand die blauen und rothen Fensterscheiben, Keiner die aufgehäuften goldenen Flacheknoten.

7. Die Wunderblume.

Ein Schäfer aus Sittendorf trieb einst am Fuße des Kiffhäusers. Es war ein hübscher Mensch, und mit einem guten, aber armen Mädchen verlobt. Doch weder er noch sie hatten ein Hüttchen oder Geld, ihre Wirthschaft einzurichten. Traurig stieg er den Berg heran, aber je höher er kam (es war ein schöner Tag), desto mehr verlor sich die Traurigkeit. Bald hatte er die Höhe des Berges erreicht, da fand er eine wunderschöne Blume, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Die pflückte er und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut mitzunehmen. Oben auf der Burg findet er ein offenes Gewölbe, dessen Eingang nur etwas verschüttet war. Er geht hinein und findet viele kleine, glänzende Steine auf der Erde liegen und steckt so viele ein, als seine kleinen Taschen fassen konnten. Nun wollte er wieder ins Freie, da rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „Vergiß das Beste nicht!" Er wußte nicht, wie ihm geschah und wie er aus dem Gewölbe herauskam. Kaum sah er wieder die Sonne und seine Heerde, so schlug die Thüre, die er vorher gar nicht gesehen hatte, hinter ihm zu. Er faßt nach seinem Hut und die wunderschöne Blume, die er seiner Braut hatte bringen wollen, war fort; sie war beim Stolpern herabgefallen. Urplötzlich stand vor ihm ein Zwerg und fragte: „Wo hast Du die wunderschöne Blume, die Du fandest?" „Verloren!" sagte traurig der Schäfer. „Dir war sie bestimmt", antwortete der Zwerg, „sie ist mehr werth als die ganze Rothenburg."

Traurig geht der Schäfer am Abend zu seiner Braut und erzählt ihr die Geschichte von der verlorenen Wunderblume; Beide weinen, denn Hüttchen und Hochzeit waren wieder verschwunden. Endlich denkt der Schäfer wieder an seine Steine und wirft sie scherzend seiner Braut auf den Schooß, und siehe, es waren lauter Goldstücke. Nun kauften sie sich ein Hüttchen und ein Stück Acker dazu; die Wunderblume aber blieb verschwunden und wird von den Bergleuten noch heute gesucht, in den Gewölben des Kiffhäusers nicht allein, sondern, da verborgene Schätze rücken, in der Questenburg und selbst auf der Nordseite des Harzes. Bis jetzt hat sie aber noch Keiner gefunden.

8. Der Ziegenhirt.

Peter Klaus, ein Ziegenhirt aus Sittendorf, der seine Heerde am Kiffhäuser weidete, pflegte sie am Abend auf einem mit altem Gemäuer umschlossenen Platze ausruhen zu lassen, wo er die Musterung über sie hielt. Seit einigen Tagen hatte er bemerkt, daß eine seiner schönsten Ziegen bald nachher, wenn er auf diesen Platz gekommen war, verschwand und erst später der Heerde nachkam. Er beobachtete sie genauer und sah, daß sie durch eine Spalte des Gemäuers durchschlüpfte. Er wand sich ihr nach und traf sie

in einer Höhlung, wo sie fröhlich die Haferkörner auflas, die einzeln von der Decke herabfielen. Er blickte in die Höhe, schüttelte den Kopf über den Haferregen, konnte aber durch alles Hinstarren nichts weiter entdecken. Endlich hörte er über sich das Wiehern und Stampfen einiger muthigen Hengste, deren Krippen der Hafer entfallen mußte.

So stand der Ziegenhirt da staunend über die Pferde in einem ganz unbewohnten Berge. Da kam ein Knappe und winkte schweigend, ihm zu folgen. Peter stieg einige Stufen in die Höhe und kam über einen ummauerten Hof in eine Vertiefung, die ringsum von hohen Felsenwänden umschlossen war, in welche durch überhängende dickbelaubte Zweige einiges Dämmerlicht herabfiel. Hier fand er auf einem gutgeebneten kühlen Rasenplatz zwölf ernste Rittersmänner, deren keiner ein Wort sprach, beim Kegelspiel. Peter wurde schweigend angestellt, um die Kegel aufzurichten. Anfangs that er dies mit schlotternden Knieen, wenn er mit halbverstohlenem Blick die langen Bärte und die aufgeschlitzten Wämser der edlen Ritter betrachtete, allmählig aber machte die Gewöhnung ihn dreister; er übersah Alles um sich her mit immer festerem Blick, und wagte es endlich aus einer Kanne zu trinken, die neben ihm hingesetzt war und aus welcher der Wein ihm lieblich entgegenduftete. Er fühlte sich wie neubelebt, und so oft er Ermüdung spürte, holte er sich aus der nie versiegenden Kanne neue Kräfte. Doch endlich übermannte ihn der Schlaf. Beim Erwachen fand er sich auf dem umschlossenen grünen Platz wieder, wo er seine Ziegen ausruhen zu lassen pflegte. Er rieb sich die Augen, konnte aber weder Hund noch Ziegen entdecken, staunte über das hochaufgeschossene Gras und über Sträucher und Bäume, die er vorher hier noch nie bemerkt hatte. Kopfschüttelnd ging er weiter, alle die Wege und Steige hindurch, die er täglich mit seiner Heerde zu durchirren pflegte, aber nirgends fand sich eine Spur von seinen Ziegen. Unter sich sah er Sittendorf und endlich stieg er mit beschleunigtem Schritt hinab, um hier nach seiner Heerde zu fragen.

Die Leute, die ihm vor dem Dorfe begegneten, waren ihm alle unbekannt, waren anders gekleidet und sprachen nicht so als seine Bekannten; auch starrten ihn Alle an, wenn er nach seinen Ziegen fragte und faßten sich an's Kinn. Endlich that er fast unwillkürlich eben das und fand zu seinem Erstaunen seinen Bart um einen Fuß verlängert. Er fing an, sich und die ganze Welt um sich her für verzaubert zu halten, und doch kannte er den Berg, den er herabgestiegen war, wohl als den Kiffhäuser, auch waren ihm die Häuser mit ihren Gärten und Vorplätzen alle bekannt. Auch nannten mehrere Knaben auf die Fragen eines Vorbeireisenden den Namen: Sittendorf.

Kopfschüttelnd ging er in das Dorf hinein und nach seiner Hütte. Er fand sie sehr verfallen und vor ihr lag ein fremder Hirtenknabe in zerrissenem Kittel, neben einem abgezehrten Hunde, der ihn zähnefletschend angrinzte, als er ihn rief. Er ging durch die Oeffnung, die sonst eine Thüre verschloß, hinein, fand aber Alles so wüste und leer, daß er, einem Betrunkenen gleich, aus der Hinterpforte wieder hinauswankte und Frau und Kinder bei ihren Namen rief, aber keine Stimme antwortete ihm.

Bald umdrängten den suchenden Mann mit dem langen eisgrauen Barte Weiber und Kinder und fragten ihn um die Wette, was er suche? Andere vor seinem eigenen Hause nach seiner Frau oder seinen Kindern zu fragen,

oder gar nach sich selbst, schien ihm so sonderbar, daß er, um die Fragenden loszuwerden, die nächsten Namen nannte, die ihm einfielen: „Kurt Steffen!“ Die Meisten schwiegen und sahen sich an, endlich sagte eine bejahrte Frau: „Seit zwölf Jahren wohnt der unter der Sachsenburg, dorthin werdet Ihr heute nicht kommen!“ „Belten Meier!“ „Gott habe ihn selig!“ antwortete ein altes Mütterchen an der Krücke, „der liegt schon seit fünfzehn Jahren in dem Hause, das er nimmer verläßt.“

Er erkannte zusammenschaudernd seine plötzlich alt gewordenen Nachbarinnen, aber ihm war die Lust vergangen weiter zu fragen. Da drängte sich durch die neugierigen Gaffer ein junges rasches Weib, mit einem einjährigen Knaben auf dem Arm und einem vierjährigen Mädchen an der Hand, die alle drei seiner Frau wie aus den Augen geschnitten waren. „Wie heißt Ihr?“ fragte er staunend. „Marie!“ „Und Euer Vater?“ „Gott habe ihn selig! Peter Klaus; es sind nun zwanzig Jahre, daß wir ihn Tag und Nacht suchten auf dem Kiffhäuser, da die Heerde ohne ihn zurückkam; ich war damals sieben Jahre alt.“

Länger konnte sich der Ziegenhirt nicht halten. „Ich bin Peter Klaus“, rief er, „und kein Anderer!“ und nahm seiner Tochter den Knaben vom Arme. Alle standen wie versteinert, bis endlich eine Stimme und noch eine Stimme rief: „Ja, das ist Peter Klaus! Willkommen, Nachbar, nach zwanzig Jahren willkommen! [1])

2. Der verzauberte Kaiser.

Ein Bergmann, der still und fromm für sich lebte, ging einst am dritten Ostertag auf den Kiffhäuser. Da fand er an der hohen Warte einen Mönch sitzen, mit einem langen weißen Barte, der ihm bis aufs Knie reichte. Als dieser den Bergmann sah, machte er ein großes Buch zu, worin er las, und sagte freundlich zu ihm: „Komm mit mir zum Kaiser Friedrich, der wartet schon seit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht.“

Dem Bergmann grauste es über seinem ganzen Körper; doch der Mönch sprach ihm so tröstlich zu, daß er ganz freudig mitging und ihm versprach, keinen Laut hören zu lassen, es möchte auch kommen, was da wolle. Sie gingen nun auf einen freien Platz, der ringsum von einer Mauer umschlossen war. Da machte der Mönch einen großen Kreis mit seinem Krummstabe und schrieb wunderbare Zeichen in den Sand. Dann las er lange und laut Gebete aus dem großen Buche, die der Bergmann aber nicht verstand. Endlich schlug er mit seinem Stabe dreimal auf die Erde und rief: „Thue dich auf!“

Da entsteht unter ihren Füßen ein dumpfes Getöse, wie bei einem fernen Gewitter; es zittert unter ihnen die Erde. Und nun sinkt der Bergmann mit dem Mönch, der seine Hand gefaßt hat, mit dem Boden, so weit der Kreis umzeichnet war, ganz in die Tiefe hinab. Sie treten hinunter und der Boden steigt wieder langsam herauf. Nun waren sie in einem großen Gewölbe. Der Mönch geht mit festen Schritten voran, der Bergmann mit zitternden Knieen hinterher. So gehen sie einige Gänge hindurch, bis es

[1]) Eine ähnliche Geschichte erzählt bekanntlich Washington Irving in seinem Skizzenbuch von dem alten Rip van Winkle (Sketch Book. Leipzig 1843. Th. I. p. 76 sq.); diese spielt aber in Nordamerika auf den Kaatskill-Bergen am Hudson. Eine andere s. unter 6.

anfängt ganz dunkel um sie her zu werden. Bald aber finden sie eine ewige Lampe und sehen, daß sie sich in einem geräumigen Kreuzgang befinden. Der Mönch steckt hier zwei Fackeln an, für sich und seinen Begleiter. Sie gehen fort und mit einem Male stehen sie vor einem großen eisernen Kirchenthor. Der Mönch betet, hält die Springwurzel, vor der alle bezauberten Riegel aufspringen, an das Schloß und ruft: „Oeffne dich, Thür!" und mit Donnerkrachen springen alle die eisernen Riegel und Schlösser von selbst auf und sie sehen vor sich eine runde Kapelle. Der Boden war spiegelglatt wie Eis und wer nicht keusch und züchtig gelebt hatte (so sagte nachmals der Mönch dem Bergmann), brach hier beide Beine und kam nie zurück. Die Decke und die Seitenwände des runden Gewölbes flimmerten und flammten beim Schein der Fackeln. Große Zacken von Krystall und von Diamanten hingen da herab und zwischen ihnen noch größere Zacken von gediegenem Golde. In der einen Ecke stand ein goldener Altar, in der andern ein goldenes Taufbecken auf silbernem Fuß.

Der Mönch winkte nun seinem Begleiter, gerade in der Mitte stehen zu bleiben, und gab ihm in jede Hand eine Fackel. Er selbst ging zu einer ganz silbernen Thür, klopfte dreimal mit dem Krummstabe an und die Thüre sprang auf.

Der Thüre gegenüber saß auf einem goldenen Throne der Kaiser Friedrich I. Barbarossa, nicht etwa aus Stein gehauen, nein! wie er leibte und lebte, mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe, mit dem er beständig nickte, indem er die großen Augenbraunen zusammenzog. Sein langer rother Bart war durch den steinernen Tisch, der vor ihm stand, durchgewachsen und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und Sehen über dem Anblick. [1])

Endlich kam der Mönch zurück und zog seinen Begleiter schweigend fort. Die silberne Pforte schloß sich von selbst wieder zu; das eiserne Thor schlug mit schrecklichem Gepraſſel hinter ihnen zusammen. Als sie den Kreuzgang hindurch wieder in die vordere Höhle kamen, senkte sich langsam der kreisrunde Boden herab; Beide traten darauf und wurden sanft in die Höhe gehoben. [2])

Oben gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, die er aus der Kapelle mitgebracht hatte und die sein Enkel noch jetzt zum Andenken aufbewahren. Nach einer andern Sage hätte der Mönch diese Stangen aber von dem alten Kaiser selbst erhalten und wären dieselben nicht von besonderem Erz, sondern von Golde gewesen und nach und nach von dem Bergmann und seiner Familie eingeschmolzen und der Erlös verbraucht worden.

2. Der Hirt und der Kaiser Friedrich.

Die Schäfer und Hirten, welche auf dem Kiffhäuser weiden, sind besonders die Günstlinge des Kaisers gewesen und dessen Pagen und Hofjunker, die in Zwerge, Mönche und andere verkrüppelte Gestalten verwandelt wurden,

[1]) Dieser Bart des verzauberten Kaisers hat zu dem Sprichwort: „Sie streiten über des Kaisers Bart, und es hat ihn Keiner gesehen" Veranlassung gegeben.

[2]) Eine dieser Kiffhäuser-Sage entsprechende indische theilt Herr Spiegel mit im „Ausland" 1848 No. 137. Eine große Menge anderer über andere Gegenden Deutschlands, wo Kaiser Barbarossa noch verzaubert sitzen soll, findet sich erwähnt von H. F. Maßmann, Kaiser Friedrich im Kiffhäuser. Quedlinburg und Leipzig 1850 in 8°.

haben ſich ſtets gern mit ihnen abgegeben. Einem Hirten, der einſt, an das alte Gemäuer der Burg gelehnt, ſich ein luſtiges Liedchen pfiff, erſchien auf einmal ſolch ein kaiſerl. Hofdiener und frug ihn: „Willſt Du Kaiſer Friedrich ſehen?“ „O ja!“ erwiederte der dreiſte Hirt. Der Zwerg führte ihn nun in den Berg, der ſich immer vor ihnen her öffnete, bis ſie endlich an eine große weite Grotte kamen. Hier ſaß der Kaiſer leibhaftig in glänzendem hellfunkelndem Schmuck. Die Wände der Grotte waren mit flimmernden Sternchen überſäet, und vor dem Kaiſer auf einem ſteinernen Tiſche brannte ein großes dickes Licht. Der Schäfer machte eine Verbeugung ſo gut er konnte, war aber gar nicht furchtſam, ſchaute vielmehr umher und beſah alle die Koſtbarkeiten, die hier ſtanden. Nach einer Weile fragte ihn der Kaiſer, ob die Raben noch um den Berg flögen. „O ja“, erwiederte der Hirt. Da blickte der Kaiſer gen Himmel, hob langſam ſeine dürren braunen Mumienhände auf und ſprach mit weinerlicher Stimme: „Ach, ſo muß ich noch hundert Jahre an dieſem Orte ſchlafen!“ Der Zwerg winkte hierauf dem Schäfer. Sie gingen zurück, er erhielt aber nichts. Unwillig wollte er ſchon den Zwerg darüber zur Rede ſetzen, aber fort war er.

7. Die Muſikanten und der Kaiſer.

Der Kaiſer Barbaroſſa liebte die Muſik ſehr; mancher Hirt, der auf dem Kifthäuſer auf ſeiner Schalmei blies, wurde ſchon zu ihm eingeladen, um ihm etwas vorzublaſen, und dann beſchenkt. Dies war in der Gegend bekannt. Eine Geſellſchaft Muſikanten beſchloß daher, dem Rothbart eine vollſtändige Nachtmuſik zu bringen. Sie machten ſich alſo in einer finſtern Nacht auf, ſtiegen mit ihren Geigen, Schalmeien, Zimbeln und Hörnern den Berg hinan, und als unten in Tilleda die Glocke zwölf ſchlug, bließen ſie los. Beim zweiten Tanze, den ſie ſpielten, kam die Prinzeſſin (eine Tochter Friedrichs) mit Lichtern in der Hand auf ſie zugetanzt und lud ſie durch Geberden ein ihr zu folgen. Der Berg öffnet ſich und die ganze Geſellſchaft zieht ſpielend ein. Eſſen und Trinken wird reichlich aufgetiſcht und die Muſikanten laſſen ſich's gut ſchmecken. Dies war nun zwar ganz gut, aber ſie wollten auch gern etwas von den Edelſteinen haben, die nur ſo herumlagen. Allein Niemand bietet ihnen etwas an. Nicht ganz zufrieden brechen ſie endlich auf, als ſchon der Morgen graut, meinend, beim Abſchiede werde es wohl ein Trinkgeld geben. Allein der Kaiſer nickt ihnen nach großer Herren Art nur freundlich zu und ſeine erlauchte Tochter giebt jedem Muſikanten einen grünen Buſch. Ehrenhalber nimmt ihn Jeder an, als ſie aber wieder im Freien ſind, werfen ſie die Büſche weg und ſchimpfen und lachen über ſolch ein kaiſerliches Geſchenk. Nur Einer behält den Buſch, um ihn zum Andenken aufzuheben. Als dieſer nach Hauſe kommt und ſeinem Weibe den Buſch aus Scherz überreicht, ſiehe, da hatten ſich alle Blätter in goldene Zehnthalerſtücke verwandelt, worüber er nicht wenig erfreut erſchrack, es flugs ſeinen Kameraden ſagte, ihre weggeworfenen Büſche wiederzuholen, aber Keiner fand einen ſolchen mehr.

8. Das auf dem Kifthäuſer altgewordene Brautpaar.

In Tilleda wohnte ein armer, aber frommer Tagelöhner. Seine Tochter war Braut von einem ebenſo dürftigen und redlichen Handwerker. Morgen

sollte die Hochzeit sein. Die Gäste waren geladen, aber Niemand hatte daran gedacht, daß im ganzen Hause nur ein Topf, eine Schüssel und zwei Teller waren. „Was machen wir?“ hieß es, und Keiner wußte Rath. Endlich sagte der Vater halb im Scherz, halb im Ernst: „Ei, geht auf den Kiffhäuser, vielleicht leihet Euch die Prinzessin Alles!“ Das Brautpaar geht wirklich hin; vor einer Oeffnung des Berges steht die Prinzessin. Sie nahen sich ihr mit Knixen und Bücklingen und bringen ihr Anliegen schüchtern vor. Die kaiserliche Hoheit lächelt und befiehlt zu folgen, worüber Hans und Grete außer sich vor Freude sind. Die Prinzessin giebt ihnen nun erst zu essen und dann packt sie ihnen mit ihren eigenen unverweltlichen Händen einen großen Tischkorb voll Teller, Schüsseln, Löffel ꝛc. auf. Die beiden Brautleute bedanken sich schönstens, versprechen, morgen Alles unversehrt zurückzuliefern und auch etwas Reisbrei und Hochzeitskuchen mitzubringen. Wie eilten sie, nach Tilleda zu kommen, so schwer auch der zugedeckte Tischkorb war. Aber wie wurde ihnen, als sie ein ganz neues Tilleda vor sich sahen. An der Stelle, wo ihres Vaters Hütte stehen mußte, fanden sie einen großen Ackerhof. Kein Nachbarhaus war ihnen mehr kenntlich; kein Baum, kein Garten war mehr da, wo sie sonst dergleichen gesehen. Lauter fremde Menschen, die sich um das Brautpaar sammelten und es mit eben der Verwunderung und Neugier ansahen, als dieses die Gaffenden betrachtete. Sie setzten ihren Korb auf die Erde und sahen sich verdutzt und verlegen an. Da kam der Prediger von Tilleda. Grete ging auf ihn zu, klagte, daß sie beide wie verrathen und verkauft unter den Leuten wären, erzählte, daß sie gestern auf den Kiffhäuser gegangen wären und was ihr und ihrem Bräutigam seitdem geschehen sei. Der Herr Pastor nahm darauf das Brautpaar mit in sein Haus, schlug das Kirchenbuch nach und fand darin angemerkt, daß Hans und Grete vor länger als 200 Jahren auf den Kiffhäuserberg gegangen und nicht zurückgekehrt waren. Ob sie bei ihrer Rückkehr noch in der Frische der Jugend standen oder auch eisgrau geworden waren, sagt die Geschichte nicht.

Der Kaiser und der geizige Bauer.

Einst fuhr ein Bauer in Gehofen mit einem Wagen voll Getreide nach Nordhausen, um es da zu verkaufen. Die Tage waren schon kurz, die Wege schlecht, die armen Pferde keuchten unter der drückenden Last nur langsam fort und immer öfter mußten sie ruhen. Der Bauer zweifelte natürlich daran, den Abend noch nach Nordhausen zu gelangen, tröstete sich aber damit, daß er doch wenigstens Kelbra erreichen und hier die Nacht bleiben könne. Allein der Weg ward schlecht und immer schlechter, in der Gegend des Kiffhäusers ward er geradezu grundlos und plötzlich sank der Wagen mit seinen Vorderrädern in eine Vertiefung, aus welcher die matten Thiere ihn nicht zu ziehen vermochten, trotz Fluchens, Peitschens und Tobens. Da nun der Bauer sah, daß er ohne Hilfe absolut nicht weiter kommen könne, fiel er auf die Kniee und betete ein Vaterunser. Kaum war er wieder aufgestanden, so sah er vom Kiffhäuserberge herab ein Licht kommen, das sich gerade auf ihn zuwendete. „Ach“, rief er aus, „da schickt mir Gott durch Kaiser Friedrich Hilfe!“ Und so war es auch, bald war das Lichtlein bei ihm, aber wer trug es? ein kleines knurzeliches Männchen, hinten und vorn mit Höcker begabt, alt und faltig. „Kann ich Dir helfen?“ sprach es. „Ja, mein Lieber“,

antwortete Christoph — so hieß der Bauer, — „Hilfe habe ich nöthig, aber Du wirst mir wohl nicht helfen können!“ und sah dabei das Männchen mitleidig an. „Das kann man nicht wissen“, entgegnete dieses, „ich will es wenigstens versuchen!“ Dabei sprang er wie ein Windspiel auf den Wagen, nahm Zügel und Peitsche, hieb auf die Pferde ein und rief: „fort!“ und dorthin rollte zum Erstaunen Christophs der schwere Wagen, als sei er auf dem ebensten Wege. Schon naheten sie sich dem Oertchen Kelbra, da fragte das Männchen den Bauer: „Willst Du nicht Dein Getreide verkaufen?“ „Warum dies nicht!“ erwiederte dieser. „Nun, so fahren wir links auf den Kiffhäuser“, und damit lenkte das Männchen links nach dem Berge zu. Es hielt den Wagen vor einer in den Berg führenden Oeffnung an und hieß Christoph abladen und die Säcke dahinein bringen. Der Bauer that's auch, drinnen aber, wo er die Säcke niedersetzte, standen viele Kisten und Kästen, alle mit Gold und Silbergeld angefüllt. Er staunte ob des Reichthums und Ueberflusses, und jedes Mal, wo er einen Sack niedersetzte, blieb er eine Weile die Schätze anstaunend stehen. Jetzt trug er den letzten hinein; da sprach das Männchen: „Nun kannst Du Dir aus den Kästen so viel Gold und Silber nehmen, als Du für Dein Getreide in Nordhausen gelöst hättest. Nimm aber nicht mehr, hörst Du, nicht mehr!“ Christoph ließ sich dies nicht zweimal sagen, flugs ging er zu einem der Kasten, der nur Goldstücke enthielt, griff mit vollen Händen hinein und steckte bei, soviel nur seine Taschen fassen wollten, indem er dachte, das Männchen wisse viel von den Getreidepreisen in Nordhausen. Er kehrte hierauf zu seinen Pferden zurück, bei denen das Männchen stand, reichte ihm die Hand und sprach: „Danke schön, Vetter, wenn Ihr's erlaubt, komme ich bald wieder!“ „Du hast doch nicht mehr genommen“, erwiederte das Männchen, „als ich Dir gesagt?“ „Nein, nicht mehr!“ „Gewiß nicht mehr?“ fragte es nochmals mit betonter Stimme. „Nein, Vetter! Aber nun gute Nacht, ich will nun machen, daß ich die müden Pferde in den Stall bringe.“ „Gute Nacht!“ sprach das Männchen, „doch hast Du mich betrogen, hast Du Dich betrogen!“ Kaum konnte der Bauer erwarten, bis er im nächsten Dorfe sich einquartiert und die Pferde in den Stall gebracht hatte. Dann ging er in seine Kammer, die ihm zur Ruhe angewiesen war, setzte sich an den Tisch, um zu zählen, wie viel er beigesteckt habe, und um seine Taschen, die ihm immer schwerer zu werden dünkten, zu leeren. Allein wie ward ihm, als er statt der Goldstücke nichts als bleiernes Geld sah! Das war zum freilich kein geringer Schreck, allein er tröstete sich damit, daß er doch den andern Morgen früh wieder auf den Berg gehen und dem kleinen Männchen sagen könne, er habe sich vergriffen und Blei für Silber gehalten, er möge ihm also dieselben wieder umtauschen, dann habe er ja immer noch das Doppelte für sein Getreide. Beruhigt durch diese Hoffnung legte er sich nieder und schlief, bis die Sonne schon den Kiffhäuser Burgthurm röthete. Da sprang er vom Lager auf und eilte den Berg hinan. Schon unten am Fuß desselben begann es zu regnen und je höher er stieg, desto mehr trübte sich der Himmel, immer dichter und dichter regnete es nieder, und als er oben war, umgab ihn dichter Nebel. Er sah nichts und hörte nichts. Sein Rufen nach dem Männchen war umsonst, er mochte noch so viel hin- und herlaufen. Da kehrte er im höchsten Ingrimm um und machte seinem Aerger durch die Worte Luft: „Hol der Teufel den Roth-

bart mit seinem ganzen Hofgeschmeiß!" Kaum ausgesprochen, wankte der Boden unter seinen Füßen, es donnerte, blitzte, krachte und hagelte, der Bauer lief zwar schnell hinab, allein um ihn her thürmten sich Felsen auf, umschlossen ihn, stürzten mit Gepraſſel zusammen und zerschmetterten den Lügner und Habsüchtigen.

Die goldenen Kohlen auf dem Kiffhäuser.[1])

Nach einer ebenfalls in der Umgegend des Kiffhäusers verbreiteten Sage ist der Kaiser, der in dem Berge sitzt, nicht Friedrich Barbarossa, sondern Kaiser Otto mit dem rothen Barte. Dieser soll mit der Geistlichkeit in bittern Streit gekommen sein, und da machten ihm die Reichsgeschäfte bald keine Sorgen mehr. Man sagte dem Volke, er sei plötzlich gestorben und veranstaltete ein feierliches Begräbniß; doch der Kaiser lag nicht im Sarge, sondern schmachtete im Gefängniß. Und als er nach vielen Jahren starb, fand sein Geist keine Ruhe im Grabe, sondern irrte lange umher, bis er sich den Kiffhäuser zur Wohnstatt erkor.

Ein armer Schäfer hatte gehört, daß einst eine Bande Musikanten dem Kaiser Otto ein Ständchen auf dem Berge gebracht und von seinem Kastellan jeder mit einem grünen Zweige beschenkt worden seien, die sie zwar bis auf einen weggeworfen hätten, allein welche, wie man aus dem einzigen übriggebliebenen gesehen, von purem Golde gewesen seien. Er trieb nun immer auf den Kiffhäuser und dachte: „Wenn ich nur den Weg wüßte, der in den Berg zum Kaiser Otto führt; da er ein so reicher, wohlthätiger Herr ist, so würde ich ihm meine Armuth klagen und er würde sich gewiß meiner annehmen." Und wie er einst auch wieder so bei sich dachte, bemerkte er vor seinen Füßen eine Fallthür, die er nie zuvor gesehen hatte. Er öffnete sie und stieg eine lange Treppe in den Berg hinab bis in einen weiten hochgewölbten Saal. Dort saß der Kaiser Otto mit seinem langen rothen Bart an einem großen steinernen Tisch und um ihn her saßen viele Ritter und Schildknappen in voller Rüstung. Schüchtern blieb der Hirt am Fuße der Treppe stehen, doch der Kaiser winkte ihm freundlich und sprach: „Ich weiß schon, weshalb Du kommst; hier nimm Dir soviel Du brauchst, und wenn Du heimkommst, grüße Dein Weib und Deine Kinder von mir!" Und damit wies er auf einen Haufen glühender Kohlen, der in einem Winkel lag. Der Hirt beugte sich ängstlich über die Kohlen, doch er wagte nicht sie anzurühren. Da lachte der Kaiser und rief: „Greif nur zu, es brennt nicht; doch nimm nicht zu wenig." „Za zu wenig", dachte der Hirt, „wenn nur was zu nehmen wäre. Um Kohlen zu verschenken und arme Leute auszulachen, braucht man kein Kaiser zu sein!" Doch weil er sich fürchtete zu widersprechen, füllte er seine Hirtentasche mit Kohlen, verneigte sich tief vor dem Kaiser und seinen Rittern und Knappen und stieg die Treppe wieder hinauf. Und wie er oben die Kohlen aus der Tasche schütten wollte, war dieselbe voll gediegenen Goldes und der Schäfer war so reich wie jener Musikant, der seinen Busch behalten hatte, doch die Fallthüre konnte er nicht wiederfinden.

[1]) Nach Sommer, Sagen aus Sachsen und Thüringen. Halle 1846. S. 2 ꝛc.

7. Die goldenen Kegel und der Kaiser Otto.

Ein anderer Schäfer verlor am Johannisabend seine Heerde, die er auf dem Kiffhäuser gehütet hatte. Er lief durch das Gebüsch und hohe Gras sie zu suchen und dabei streifte er, ohne es zu wissen, mit dem Fuße die Wunderblume ab und sie blieb an seiner Schuhschnalle hängen. Wer diese Blume, die nur in der Johannisnacht blüht, an sich trägt, der kann Geister sehen; und wie es nun im Thale elf schlug, war der Schäfer gerade dicht unter dem Gipfel des Berges und er sah, wie sich der Berg aufthat und der Kaiser Otto mit vielen Rittern heraustieg. Sie waren gar stattlich anzuschauen, und begannen auf dem Berge Kegel zu schieben, und als sie eine Weile geschoben hatten, schmaräkelten sie, d. h. sie schoben nicht wie gewöhnlich die Kugel nach den Kegeln hinaus, sondern sie warfen dieselbe in die Höhe, so daß sie beim Falle die Kegel umschlug. Der Schäfer blieb verwundert stehen und schaute zu. Da schlug es zwölf und sie stiegen in den Berg zurück und der Berg schloß sich wieder. Der Schäfer nahm zum Wahrzeichen den Kegelkönig und steckte ihn in seine Hirtentasche. Er ging dann weiter nach seinen Schafen, fand sie auch bald wieder und erzählte nun am Morgen den andern Hirten, was er in der Nacht gesehen hatte. Die aber lachten ihn aus; da holte er den Kegel aus der Tasche, und wie er ihn ansah, war er ganz von Gold.

Nachdem der Kaiser Otto wohl manche hundert Jahre in dem Berge gehaust hatte, ging er zur Ruhe ins Grab und an seine Stelle zog der Kaiser Friedrich in den Kiffhäuser, der noch dort wohnt. Nach Andern aber soll der Kaiser Otto aus dem Kiffhäuser in das Quedlinburger Schloß gezogen sein und noch jetzt in den tiefen Kellern desselben sitzen. Die Magd des Küsters in Quedlinburg wurde einst von einem Geiste hinabgeführt und sah den Kaiser, der ganz aus Gold war und sich nicht regte. Nach einer alten Wahrsagung soll das Quedlinburger Schloß einst abbrennen; dann wird man den Kaiser unter den Trümmern finden und das Schloß mit dem Golde, in das sich sein Leib verwandelt hat, neu und schöner aufbauen; sein Geist aber wird dann Ruhe finden.

8. Kaiser Friedrich, die Königin Holle und Napoleon.

Im letzten französischen Kriege zu Anfange dieses Jahrhunderts kam ein französischer Marschall nach Nordhausen, und wie er die Trümmer der Kiffhäuserburg sah, und hörte, daß dies ein verwünschtes Schloß sei, auf dem es bei Nacht Niemand Ruhe lasse, rief er im Uebermuth: „So will ich die nächste Nacht dort oben schlafen", und er hörte auf keine Warnung, sondern ließ sich sein Feldbett auf dem Kiffhäuser aufschlagen. Als es Mitternacht war, sandte der Kaiser Friedrich, der seit undenklichen Jahren hier wohnt, die Königin Holle hinauf zu dem Marschall und ließ ihm sagen, er möge seinen Herrn, den Kaiser Napoleon, warnen, nicht nach Rußland zu ziehen; denn von da werde er nur in Schmach und Noth wiederkehren; und er möge dem Kaiser verkündigen, wenn er seinen Ruhm lieb habe, solle er Deutschland räumen; denn er, der Kaiser Friedrich, dulde nicht, daß sein deutsches Volk den Franzosen unterthan sei; und wenn der Kaiser Napoleon diese Mahnung nicht höre, werde er in Jammer und Armuth untergehen. — Der Marschall eilte am folgenden Morgen nach Halle, wo Napoleon sich gerade

aufhielt, und sagte ihm, was die Königin Holle ihm melden ließ, und alle Generale und Soldaten baten den Kaiser, nicht nach Rußland zu gehen; doch er, wie er war, lachte sie aus, und das hat er dann büßen müssen.

Die Königin Holle ist Kaiser Friedrichs Haushälterin im Kiffhäuser. Sie war eine reiche Königstochter und wurde freventlich ermordet; da fand ihr Geist keine Ruhe im Grabe und schwärmte lange umher, bis sie hörte, daß der Kaiser Friedrich im Kiffhäuser eine Freistatt gefunden; und da sie sich aus ihrer Zeit erinnerte, daß man ihn immer als einen so gerechten und gütigen Herrn gepriesen hatte, ging sie zu ihm in den Berg und dort führt sie ihm nun die Wirthschaft und sorgt für Alles, was er und die vielen hundert Ritter und Knappen bedürfen, die mit ihm um den großen steinernen Tisch sitzen.

Der falsche Friedrich auf dem Kiffhäuser.[1])

Der plötzlich in Italien erfolgte Tod des großen Kaisers Friedrich I. gab Veranlassung zu der Sage, daß er nicht wirklich todt sei, sondern noch immer unsichtbar umherwandele. Dies benutzend, fanden sich auch nach seinem Tode wirklich mehrere Gauner ein, welche sich für ihn ausgaben, aber wenig Glück machten. Der Letzte von ihnen trat im Jahre 1546 auf. Er war seines Standes ein Schneider aus Langensalza. Dieser gerieth auf seinem Wanderleben auf den Kiffhäuser, und da er überall zu Hause war, so schlug er seine Wohnung in der Kapelle auf, die einige hundert Fuß tiefer auf einem Absatze des Berges steht, machte Feuer an und lebte hier drei Tage. Durch den aufsteigenden Rauch wurde sein Aufenthalt kund. Man stieg hinauf, um zu sehen, woher er komme, und siehe, da saß der Schneider am Feuer und schwatzte dem erstaunten Volke von seinen Königreichen und Kaiserthümern vor. Das Volk glaubte die Märe und schrie: „Kaiser Friedrich ist wieder da!“ Ein Graf Günther von Schwarzburg ließ aber den kaiserlichen Schneider beim Kopfe nehmen, ins Gefängniß setzen und bedeuten, daß es zwar Jedermann, selbst einem Schneider freistehe, sich bis zum Kaiser aufzuschwingen, daß aber auch der gehörige Nachdruck mit Armeen und Kanonen nicht fehlen dürfe, um sich auf diesem Posten zu erhalten.

Der Schäfer und Kaiser Friedrich.[2])

Einst hütete auf dem Kiffhäuserberge ein junger Schäfer; der hatte auch viel gehört von dem Kaiser Friedrich und gedachte bei sich, daß er ihn wohl einmal sehen möchte, pfiff deshalb ein hübsches Liedlein auf seiner Schalmei. Mit einem Male rauschte es in den Büschen und über einer Felsklippe ward ein ehrwürdiges Greisenhaupt sichtbar, das rief mit milder Stimme: „Knabe sprich, wem Du mit Deinem Liedlein hofirt hast?“ Und der Junge besann sich nicht lange, sondern antwortete: „Das hat Kaiser Friedrich gegolten!“ „So komm mit mir, daß er Dir auch lohne“, sprach die Gestalt, und der Hirt folgte ihr nicht ganz ohne Zagen. Er ging viele Stufen abwärts bis an eine metallene Thüre, die mit hellem Krachen aufsprang: da sah nun der Schäfer eine große mächtige Halle voller Gold, Edelsteine, Wehr und Waffen, und eine Schaar stattlich gerüsteter Ritter, die sich Alle tief vor seinem Führer

[1]) Nach Gottschalk Bd. II. S. 273.
[2]) Nach Bechstein, Thüringischer Sagenschatz Bd. IV. S. 15, 18, 21.

neigten. Da merkte der Schäfer, daß der alte Rothbart selbst sein Führer gewesen war und erschrack. Doch der Kaiser sprach ihm Muth ein und sagte zu seinem Hofgesinde: „Dieser Knabe hat uns geehrt.“ Zeigte ihm darauf allen Glanz und Pracht der Halle, kostbare Waffen und Truhen voll Gold; dann fragte er den Hirten: welchen Lohn er begehre? Dieser erwiederte: „Keinen!“ Da brach der Kaiser den Fuß von einem Handfaß, reichte diesen dem Jungen dar und sprach: „Nimm das und gehe; sage auch droben, daß wenn die Zeit sich erfüllt hat, der Herr uns lösen wird aus diesem Bann, dann soll das deutsche Reich frei und das heilige Grab aus des Türken Hand erlöst werden.“ Der Hirt kam hinauf und der Berg that sich zu. Der Fuß des Handfasses war von lauterm Golde.

6. Der Kornfuhrmann aus Reblingen.

Es war im Jahre 1669, daß ein Bauer aus dem Dorfe Reblingen im Rieth einen Wagen voll Korn nach Nordhausen zum Verkauf zu führen Willens war. Dem begegnete ein kleines Männchen und lag ihm an, die Frucht auf den Kifhäuserberg zu liefern und dafür aber so viel, aber nicht mehr Geld zu nehmen, als das Korn nach der damaligen theuern Zeit im Werth sei. Solches that denn auch der Bauer, kam hinauf und sah in der Bergeshalle den verzauberten Kaiser sitzen, aber stumm und unbeweglich und schlafend. Das Geld, welches er für sein Getreide empfing, war uralten Gepräges, und darunter manches Stück, das auf der einen Seite ein Kaiserbildniß mit der Umschrift TIBERIVS trug, auf der andern die Aufschrift HALBER SECEL.

7. Der Ring des Barbarossa.

Einem Hirten, der am Kifhäuser Schweine hütete, verlief sich ein Stück der Heerde. Er suchte es überall und fand es nicht; endlich nach dreien Tagen sah er die vermißte Sau aus einem Bergloch kommen, und die vorher mager war, erschien jetzt wohl gemästet, dick und fett. Der Hirte erzählte das Jedem, der es hören wollte, so kam das Gerede davon auch zu den Ohren des Grafen in Roßla. Der wollte gern der Sache auf den Grund kommen, was in dem Berge sei. Nun saß im Thurme ein Gefangener, der war zum Tode verurtheilt; diesem wurde Leben und Freiheit versprochen, wenn er in das Bergloch kriechen und, herausgekommen, treu erzählen wolle, was er gehört und gesehen. Der Verurtheilte kroch in den Berg und kam auch wirklich bis in den Saal, in welchem Kaiser Friedrich saß; der sah ihn starr an, gab ihm einen goldenen Ring und sprach: „Hier ist ein Ring für Deinen Grafen! Sage ihm, er solle nicht wieder schicken, denn hier ist meine Residenz und Niemand hat hier etwas zu suchen.“ Darauf wurde Alles um den Abgeschickten her unsichtbar, mit Angst und Noth fand er den Ausgang wieder, und berichtete, was er gesehen und gehört, und übergab dem Grafen den Ring, der mit Verwunderung ihn nahm und dem Boten sein Wort erfüllte.

8. Die goldenen Haare.

In einem Dorfe am Fuße des Kifhäuser waren junge Mädchen und Burſche in der Spinnstube beisammen, es wurde erzählt, gesungen, gelacht und gescherzt und endlich setzten die Mädchen ihre Rädchen bei Seite, um

ein Pfänderſpiel zu beginnen. Eins von den Mädchen war aber nicht recht beliebt, daher wurden ihr immer die ſchwerſten Pfandauslöſungen aufgegeben, weil der Inhaber der Pfänder allemal ein verabredetes Zeichen gab, wenn ein Pfand von jener an die Reihe kam. So geſchah wieder die Frage: „Was ſoll das Pfand thun, welches ich in meiner Hand habe?“ Antwort: „Es ſoll auf das Kiffhäuſerſchloß gehen und zum Zeichen, daß es dort geweſen, Kaiſer Friedrichen drei Haare aus ſeinem rothen Barte rupfen und mitbringen.“ Das Mädchen mochte wohl merken, daß man ſie aus der Geſellſchaft weghaben wolle, und ging, doch hatte ſie ein Pfand gegeben, das ſie nicht im Stich laſſen wollte. Niemand dachte mehr an ſie, allein als eine gute Stunde vergangen war, war ſie wieder in der Stube und brachte drei brennendrothe Haare mit. Staunend ward ſie angeblickt, die Haare waren aus des Kaiſers Bart, das war kein Zweifel. Das Mädchen hatte ihn geſehen, geſprochen und die Haare nehmen dürfen, nur das war ihr anbefohlen worden, dieſelben heilig aufzubewahren. Sie legte die Haare in ein großes Papier gewickelt in ihre Lade und vergaß ſie. Ein Jahr darauf ohngefähr fiel ihr das Papier beim Räumen in die Augen, ſie nahm es zur Hand, aber es war zu ſchwer, daß ſie es kaum heben konnte: die drei Haar hatten ſich in drei zolldicke Goldſtangen verwandelt.

4. Die Wallfahrt.

Im Jahre 1433 wurde eine große Wallfahrt auf den Kiffhäuſer nach einem hölzernen Kreuze in der Kapelle gemacht, von dem man ſich große Zeichen und Wunder erzählte. Graf Heinrich XXIII. von Schwarzburg, dem damals die Burg gehörte, hatte die Kapelle droben prächtig erbauen laſſen, ihre Einweihung ward zum Feſt für ganz Thüringen und 4tägiger Ablaß wurde allen denen ertheilt, die dorthin wallfahreten. Da ſtrömten zahlreiche Waller herbei und mancher erkaufte mit ſchwerem Gelde die Erlaubniß, ſich auf dem Kirchhof neben der Kapelle begraben laſſen zu dürfen. Weil nun der Zulauf außer an den Einweihungstagen, Kreuzerfindung, Kreuzerhöhung, an den Feſttagen der Jungfrau Maria und am Peter- und Paulstage groß, am größten am Himmelfahrtstage, wo die Erde ihren Schooß aufthat, war, iſt die Sage unter das Volk gekommen, daß am Himmelfahrtstage ſich der Berg aufthue, die Schätze heranrücken, die Glücksblume ſich aufthue und jedem Glücks- oder Sonntagskinde etwas Erwünſchtes begegne, wenn er zu dieſer Stunde herauf gehe.

5. Die Tafel voll Namen.

Im ſiebenjährigen Kriege lag ein alter Soldat zu Sondershauſen bei einem Friſeur im Quartier, der hörte viel vom Kiffhäuſer erzählen und wollte auch einmal ſein Glück verſuchen. In der Himmelfahrtsnacht ging er auf den Berg und kam an eine Pforte, die ſich vor ihm aufthat. Er gelangte in einen matt erleuchteten Gang und endlich in ein Gewölbe, darin ſtand eine lange Tafel, an dieſer ſaß die ernſte Geſtalt eines Mannes mit langem Barte und todtenbleichem Antlitz und ſchrieb. Auf der Tafel fand er zahlloſe Namen eingeſchrieben, und die Geſtalt bedeutete ihn, er ſolle ſich in den Finger ſchneiden und mit Blut ſeinen Namen auf die Tafel ſchreiben, dann könne er reich werden und von den Schätzen, die ringsum in Fäſſern und Truhen umherſtanden, nehmen, ſoviel er wolle. Allein der alte Soldat

verweigerte standhaft, was von ihm gefordert ward, und plötzlich geschah ein Donnerschlag, es war, als breche der ganze Berg zusammen, und Alles, was er gesehen, verschand vor seinen Augen, die Gestalt, die Tafel und die Schätze. Tiefe Nacht umgab ihn, mit Mühe und Noth fand er endlich nach langem und ängstlichem Umhertappen in der Finsterniß eine kleine Oeffnung, durch die er sich höchst mühsam heraufarbeitete. Mit zerrissenen Kleidern und krank kam er wieder nach Sondershausen.

Die Schatzgräber.

In Sondershausen lebte vor langer Zeit ein lustiger Musikant, Namens Sauerbier, der ging auch in einer Himmelfahrtsnacht mit einem Kameraden auf den Kiffhäuser. Beide wollten einen Schatz gewinnen, allein sie blieben aus und kamen nicht wieder, so daß die Weiber und Kinder großes Wehklagen erhoben. Endlich nach acht Tagen kam Sauerbier wieder an, aber in zerrissenen Kleidern, bleich und still und verschlossen, während er früher einer der lustigsten Brüder gewesen war. Die Blüthe seiner Wangen war einer Erdfarbe gewichen. Drei Tage später wurde auch der Gefährte Sauerbier's auf einem Karren in Stroh gepackt und tödtlich krank nach Sondershausen gebracht. Niemand brachte heraus, was ihnen zugestoßen sei, doch ging bald die Rede, daß sie Kaiser Friedrich gesprochen, also im Innern des Kiffhäusers gewesen seien. Viel Wunderliches sollen sie da erlebt haben, doch sprachen sie nie gern davon. Sauerbier blieb blaß und bleich bis an seinen Tod und sein Kamerad behielt ein lahmes Bein, das ihm die mit Gewalt bei ihrem Ausgange zufallende Kellerthür geschlagen hatte.

490) Der Storkauische Hof zu Kelbra. [1])

Unter der Rothenburg liegt das zu Preußen gehörige Städtchen Kelbra, eigentlich Kälberaue von seiner guten Kälberzucht genannt. Im Jahre 1597 bei einer Theuerung daselbst entstand unter dem hungrigen Volke ein Geschrei, es finde sich zwischen Kelbra und Auleben in einem Berge schönes und lauteres Mehl; darauf war ein großes Zulaufen auf den Straßen darnach und wollte ein Jeder solches Mehl holen und verbacken. Allein die Meisten, die davon gegessen, sind daran gestorben. Damals war hier ein Nonnenkloster, dem heil. Georg geweiht, davon sind nur noch Trümmer übrig, die Stätte aber, wo es stand, ist jetzt mit Oeconomiegebäuden besetzt und heißt der Storkauische Hof. Von da aus geht der Sage nach ein Gang hinauf bis an die Keller der Rothenburg, durch welchen man Proviant und Nachrichten hinaufschaffte. Ein Besitzer dieses Hauses soll einen Bund mit dem Teufel gemacht haben und von diesem nach Ablauf des Pactes geholt worden sein und zwar durch die Feuereisse, wovon unten am Gemäuer noch die Blutspur zu sehen ist, wie der Verdammte hin- und hergeschleudert wurde.

491) Die Sage von der Rothenburg. [2])

Unzertrennlich von dem Kiffhäuser ist die Rothenburg, zu der sich von seinen Ruinen ein schöner breiter Weg auf dem Rücken des Gebirges herab-

[1]) Nach Bechstein Th. IV. S. 61.

[2]) S. Gottschalk Bd. II. S. 256 ꝛc. Melissantes, Curiöse Beschreibung von zerstörten Bergschlössern S. 555 sq.

senkt. Zwar gehört auch sie zum Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, allein ihre Lage zwischen Nordhausen und Sangerhausen bringt sie dermaßen in Verbindung mit dem preußischen Thüringen, daß sie hier nicht gut zu übergehen ist, weil sonst die ganze Sagenreihe dieses Theils des Königreiches eine Lücke haben würde.

Im Dorfe Hackpfiffel in der Nähe der alten Rothenburg, von der ebenfalls noch die Ruinen des Hauptgebäudes und eines 80 Fuß hohen, runden, fast bis an seinen Fuß geborstenen Thurmes übrig sind, lebte vor mehreren hundert Jahren ein Schulmeister, Namens Renatus, der sich viel mit den geheimen Wissenschaften beschäftigt hatte und selbst Versuche Gold zu machen angestellt hatte. Nebenbei war derselbe aber auch noch ein vorzüglicher Zitherspieler, der, wenn's im Dorfe einen Tanz gab, aufzuspielen pflegte und wegen seiner Geschicklichkeit allgemein gesucht und beliebt war. Der geht nun einstmals hier vorbei bei dem alten Mauerwerk, als es schon angefangen hatte dämmerig zu werden, hat seine Zither auf dem Rücken hängen und will noch hinüber nach Rathsfeld, was dort jenseits des Berges liegt. Da schreit eine Riesenstimme aus dem dicken Thurme heraus: „Renatus, steh!" Derselbe fährt vor Schreck in einen Klumpen zusammen, denn wenn er auch ein sehr beherzter Mann war, so kam ihm doch dieser Anruf aus der verstörten Stätte, vor der er so oft schon und selbst um Mitternacht herum ungestört vorübergegangen, gar zu unerwartet. Er bleibt stehen, sieht und hört aber nichts, will schon weiter schreiten, da schreit's mit noch gräßlicherer Stimme: „Renatus, steh!" Er steht, zittert aber wie ein Espenlaub. Da tritt aus jener Thüre dort eine große, lange, hagere Gestalt heraus, hat ein langes graues Kleid an, einen Strick um den Leib, eine hohe spitze Mütze auf dem Kopfe und vor der Brust einen schwarzen Todtenkopf. Neben ihm steht ein großer, mächtiger, schwarzer Bullenbeißer mit feuerfunkelnden Augen, die sich immer hin- und herdrehen. Die Gestalt spricht: „Renatus, Dich habe ich auserkoren, ein großes wichtiges Werk zu vollbringen, denn Du bist ein Mann, der in den Sternen liest und der die verborgenen Kräfte der Erde kennt. Tritt hier in dies Gewölbe, dort findest Du ein todtes Kind, dem grabe ein Grube in der Ecke und übergieb es der Mutter Erde!" Renatus verbeugt sich stumm, als wolle er thun, was verlangt werde, legt seine Zither vor der Thüre nieder und tritt ein. Im Hintergrunde sieht er bei spärlichem Lichte ein todtes Kind an der Erde liegen, nicht fern davon eine weibliche Gestalt, die Hände ringend und „wehe, wehe, er ist todt!" ein Mal über das andere in Thränen ausrufend. „Nun", spricht der hagere häßliche Mann, „thue wie ich Dir gesagt habe." Da ergreift der zitternde Schulmeister einen Spaten und beginnt die Grabesöffnung zu machen. Leicht wird ihm das in dem lockern Boden, aber dennoch ist er in Angstschweiß gebadet. Jetzt ist er fertig mit dem kleinen Grabe, da nimmt die immer noch fortwimmernde und jammernde Frau das Kind auf, wickelt es in ein feines Tüchlein und legt es in das Grab, wirft die erste Hand voll Erde auf die kleine Leiche und sinkt ohnmächtig zurück. Renatus bedeckt diese vollends mit Erde und bald ist er mit dem Grabhügel fertig. „Gut so, Renatus", spricht der Mann, „ich bin zufrieden mit Dir. Hier ist Speise und Trank, erhole Dich. Draußen findest Du ein Roß, das besteige, es wird Dich sicher und ruhig dahin tragen, wohin Du wolltest!"

Renatus ſteckt in die Taſche, was er erhalten, dankt aber für das Roß, verſichert, er verſtehe nicht zu reiten, gehe lieber und will zur Thüre hinaus. Da hält ihn der böſe Mann am Arme und ſpricht: „Du ſollſt und mußt reiten, ich befehle es Dir. Das Roß iſt ſanft und gut, Du leideſt nicht Schaden und wirſt es noch oft reiten, denn es ſoll Dein eigen ſein. Das aber ſage ich Dir, berühre beim Reiten nicht die Saiten Deiner Zither, ſonſt biſt Du verloren, hörſt Du, ſonſt biſt Du verloren, bis Dir ein weißes Roß begegnet.“

Renatus nickt, als wolle er thun wie ihm befohlen, geht hinaus, nimmt die Zither und arbeitet ſich mit vieler Mühe auf das ruhig ſtehende kohlſchwarze Roß. Das geht nun ſichern Schrittes fort und je länger je mehr kehrt der Muth bei Renatus zurück, glücklich nach Rathsfeld zu gelangen. Immer mehr nimmt ſeine Angſt ab und er wird ſo ſorglos, daß er dem Gaul die Zügel auf den Hals legt und Speiſe und Trank hervorholt, ſich zu ſtärken. Gar herrlich ſchmeckt es ihm, denn er iſt ſehr verhungert geweſen, und in der Flaſche, voll des beſten Weines, bleibt kein Tropfen. Leer iſt ſie, hoch wirft er ſie in die Luft und ſingt ein Lied voll Luſt und Freude. Jetzt ſieht er die Lichter in Rathsfeld und nun ergreift ihn ein Jubel, bald zu ſein, wo er hin will. An den langen Mann und ſeine letzten Worte gedenkt er nicht mehr, greift in die Saiten der Zither und ſingt ſich eins. Ach, wie geht's dem armen Schulmeiſter da! Das Roß ſchnaubt und tobt, es bäumt ſich, ſchlägt hinten und vorn aus und endlich rennt es im ſchnellſten Jagen vorwärts. Renatus ſucht es zu halten und zu beruhigen, aber Alles umſonſt. Er will ſich hinunterwerfen, aber nicht loskommen konnte er, wie angefeſſelt iſt er, und wilder und immer wilder rennt das unbändige Thier fort in's Weite, durch Thäler und über Berge, ohne zu raſten. Renatus ringt die Hände, ſtreckt ſie gen Himmel, betet, flucht, jammert und wimmert, aber nichts hilft; das ſchwarze Thier rennt, er ſitzt feſt darauf, muß mit fort, und dabei drängt es ihn unaufhörlich, auf der Zither zu ſpielen, er kann es nicht laſſen, ſo gern er auch will. So läuft das Roß zwei Nächte und einen Tag in einem fort und Renatus hängt zuletzt matt und todtenbleich von ihm herab. Da ſteht es endlich mit Schaum bedeckt, Renatus ſchlägt die Augen auf, er ſieht ſich in einer öden Gegend und ſieht, daß einer auf einem weißen Roſſe auf ihn zureitet. Ehe ſich dieſer ihm aber ganz naht, fällt er ohnmächtig vom Gaule auf den Sand nieder. Wie lang er da gelegen, hat er nicht gewußt, als er aber erwachte, lag er in einem ſchönen, prächtig geputzten Bette und daneben ſtand ein Mann und ein bildſchönes Mädchen, die wie Türken angezogen waren.

„Wo bin ich denn?“ fragt der erſtaunte Schulmeiſter. Da erzählt ihm das Mädchen, daß er viele tauſend Meilen weit von Hackpfiffel entfernt und in Aſien ſei, daß er auf der Rothenburg das Werkzeug einer Frevelthat geweſen und dort ein böſer Geiſt ſich ſeiner bedient, um ſich an Kaiſer Friedrich dem Rothbart zu rächen, und da er, der Warnung ungeachtet, die Zither doch geſpielt, der Spruch an ihm in Erfüllung gegangen ſei, ſo lange zu reiten, bis ein weißes Pferd ihm begegne. Des Mädchens Vater, der ein Fürſt geweſen iſt, fuhr dann fort: er habe des armen Renatus Loos gekannt, ſeine Tochter aber, die im Zauberſpiegel geſehen, wie traurig es ihm ergangen, habe aus Mitleiden gebeten, er ſolle ihm helfen, worauf er ihm auf

seinem weißen Zelter entgegen gekommen sei und so den Fluch gelöst habe, der über ihn ausgesprochen gewesen sei.

Der Schulmeister dankt seinem Wirth schönstens für die große Hilfe, und als er sich nach einigen Tagen erholt und sich wieder auf den Weg nach Hause begeben will, spricht der Fürst zu ihm: „Bleibe noch bei uns!" und Renatus bleibt auch wirklich noch mehrere Monate lang. In der Zeit weiß er gar nicht, wie ihm geschieht; er fühlt sich immer kraftvoller und jünger und wird immer schmucker. Bald sieht er sich wieder völlig als Jüngling in voller Blüthe stehen. Die schöne Prinzessin verliebt sich in den wieder jung gewordenen Renatus, und als ihr Vater stirbt, da zieht sie mit ihm als seine Frau nach Hackpfiffel. Sie nehmen große Reichthümer mit dorthin und leben hier lange glücklich, zufrieden und im Ueberfluß, und als sie endlich beide zusammen in einer Stunde sterben, da legt man sie zusammen in ein Grab. Den Stein aber, unter welchem der Schulmeister und die Türkin ruhen, kann man noch heute in Hackpfiffel sehen.

492) Der Püsterich auf der Rothenburg.[1])

Im Schlosse zu Sondershausen wird noch heute ein sonderbares Götzenbild[2]) verwahrt, welches einst auf der Rothenburg gefunden ward, in die Familie derer von Tütcherode kam, die die Burg zur Lehn hatten (bis 1576) und von dieser im Jahre 1546 an den Grafen Günther von Schwarzburg abgetreten ward. Es wird dieses Bild gewöhnlich Päuster, Püstrich, Beustrich, Bausterich, von den Einwohnern der Güldenen Aue aber Beusterd und von den Niedersachsen Püster (d. h. Blasbalg) genannt, weil er die Feuerflammen gleichsam von sich gepustet oder geblasen habe. Dieses Bild ist aus einem unbekannten Metall, 2 Fuß ½ Zoll hoch und stellt einen dicken häßlichen Jungen vor, der scheinbar aus Bosheit das Gesicht verzieht. Er ist sehr stark von Gliederbau, hat aufgeblasene Backen, eine platte Nase, dumme Gesichtszüge und einen aufgetriebenen Bauch von 2 Fuß 6 Zoll im Umfange, kniet mit dem rechten Beine, hat die rechte Hand, die aber nicht vollkommen ist, da, wie es scheint, die Masse im Gusse ausgelaufen ist, auf dem Kopfe, die linke aber auf dem Knie liegen. Der linke Arm ist nicht mehr vollständig vorhanden, er fehlt vom Ellbogen an. Diese Verstümmelung nahm einst Landgraf Moritz von Hessen mit ihm vor, der den Püstrich einst nach Cassel kommen ließ, um ihn und das Metall, aus dem er gegossen ist, näher kennen zu lernen. Er schlug deshalb die Hälfte des linken Armes ab und behielt das Stück an sich; ob er aber gleich nicht herausbekam,[3]) aus welchem Metall der Götze gemacht ward, hat er es doch seinem rechtmäßigen Besitzer nicht zurückgegeben. Mitten auf dem Kopfe hat die Figur ein Loch wie ein Daumen dick und ein zweites ähnliches ist statt des Mundes vorhanden, auf dem Kopfe sind die Haare glatt gekämmt und im Nacken

[1]) Nach Gottschalk Bd. II. S. 309 sq. und Melissantes S. 556 sq.

[2]) Abgebildet bei S. Ch. Wagener, Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten heidnischen Alterthümer. Weimar 1842. Taf. 115. No. 1138. und besser in den Curiositäten Bd. I. S. 216.

[3]) Professor Klaproth untersuchte die Masse (s. Schweigger, Journal für Chemie Bd. I. 1811. S. 909) und fand, daß 1000 Theile der Masse aus 916 Theilen Kupfer, 75 Theilen Zinn und 9 Theilen Blei bestehen.

rund abgeschnitten, zwischen den Sitzbacken endlich ist ein Stück Eisen mit einem viereckigen Loche eingegossen, um ihn mittelst eines durchgesteckten Riegels festhalten zu können. Inwendig ist das Bild durchaus hohl und faßt ohngefähr 9 Maß. Die Füße fehlen beide, scheinen aber auch gar nicht daran gegossen zu sein.

Man sagt nun, daß wenn man diesen Götzen mit Wasser fülle, seinen Leib mit hölzernen Pflöcken verstopfe, hernach in das Feuer oder auf glühende Kohlen setze, er alsdann so sehr zu schwitzen anfange, daß ein Tropfen dem andern folge, sobald er aber gänzlich erhitzt werde, stoße er beide Pflöcke mit einem solchen Knalle von sich, als wenn es donnere, und hierauf werfe er aus beiden Löchern in die Höhe und Weite viele Feuerflammen.

Es sind zu verschiedenen Malen Versuche angestellt worden, ob sich dies wirklich so verhält. So hat man einst in der Schwarzburger Schloßküche eine derartige Probe gemacht, allein dieselbe ist schlecht abgelaufen, indem Alles umher in Brand und das Schloß selbst in Gefahr gerathen ist, in Feuer aufzugehen. Freilich wissen wir nicht, ob man sich zu diesem Versuche blos des Wassers, oder des Spiritus oder Oels bedient hat. Im Jahre 1814—15 wurde bei Sondershausen ein gleicher Versuch im Freien gemacht. Man füllte die Figur mit Wasser und verstopfte die Oeffnungen, die Wirkung war die gewöhnliche, wenn kochendes Wasser eingesperrt ist; die Dämpfe sprengten mit einem Knalle die Pfropfen heraus und qualmten alsdann aus den Oeffnungen. Feuerflammen bemerkte Niemand, so wenig als üble Gerüche; daraus folgt, daß man sich wahrscheinlich anderer Ingredienzen bedient hat, um Feuerflammen aus ihm heraussteigen zu lassen. Er ist eben weiter nichts als ein papinianischer Topf.

Wozu die Figur gedient habe, ist ebenfalls ungewiß. Einige sagen, die heidnischen Priester der Thüringer hätten sich ihrer bedient, um dem unwissenden Volke weiß zu machen, Gott zürne auf dasselbe, wenn sie donnere oder Feuer ausspeie, sie müßten also, dafern sie nicht des Todes sein wollten, denselben durch Opfer an Geld, Vieh, Früchten ꝛc. zu besänftigen suchen. Als nun Karl d. Gr. durch Bonifacius alle Götzenbilder zertrümmen ließ, hätten sie den Püsterich in einer Vertiefung des Berges, auf dem man später die Rothenburg erbaute, versteckt und so sei er hierher gekommen. Allein die Gestalt hat eigentlich nichts Götzenartiges und die Bildung ihrer Haare läßt durchaus nicht auf ein vorchristliches Zeitalter schließen, ein slavischer Götze Püsterich wird aber nirgends erwähnt, auch kein ähnlicher. Eine andere Meinung ist die, die Räuber auf dem Kiffhäuser oder andern dort herum liegenden Schlössern hätten das Bild zur Vertheidigung gebraucht, weil man ihnen wegen dem Feuerspeien desselben nicht habe beikommen können. Eine noch andere Ansicht, die etwas mehr Wahrscheinlichkeit hat, ist die, daß die Mönche mit dem Bilde ihre Gaukelei getrieben und dasselbe auf der Rothenburg in die Kirche in eine Mauer hinter eine Tafel gestellt hätten. Da nun früher hierher jährlich eine große Wallfahrt angestellt ward, so sei, wenn viel Volks hier zusammengekommen, ein Mönch aufgestanden, habe gepredigt, sich sehr kläglich gestellt und gesagt, daß Gott im Himmel über ihre Sünde sehr zürne, und damit sie solches sehen möchten, werde der Püsterich bald donnern und höllisches Feuer ausspeien. Hierauf habe er befohlen, die Tafel aufzuheben, dahinter der Püsterich gestanden; wenn das geschehen, habe derselbe sich so,

wie eben angegeben, gezeigt und alsdann sei von dem dummen Volke reichlich geopfert worden, damit sie Gott versöhnen könnten. Freilich hätten sie nicht gemerkt, daß sie von dem Mönche also wären betrogen worden, daß ein zweiter Mönch unter der Predigt durch einen heimlichen Gang in der Mauer hinauf zu dem Bilde gestiegen sei, dasselbe auf die vorhin erwähnte Weise zubereitet und die in den Löchern steckenden Zapfen mit einem Strick behend hinweggezogen habe, wenn der predigende Mönch befohlen habe, die Tafel aufzuthun. Eine letzte fast burleske Erklärung der Figur hat der Bergkommissar Rosenthal in Nordhausen gegeben. Er sagt nämlich, der Püsterich sei nichts als eine Branntweinblase gewesen. Es sei nämlich ein Graf Heinrich von Rothenburg im zwölften Jahrhundert unter den Kaisern Heinrich VI. und Otto IV. kaiserlicher Küchenmeister (magister coquinae) gewesen (allerdings kommt in Urkunden jener Zeit ein gewisser Heinrich von Rothenburg, der aber hier den Grafentitel nicht führt, unter diesem Titel vor), als solcher sei er dem Letztern auf seinem Zuge zur Krönung nach Rom gefolgt und habe auf dieser Reise im Mantuanischen die leider noch heute vielfach exercirte Kunst erlernt, concentrirten Wein aus schlechtem herzustellen. Dies habe ihn bewogen, die Frankenhäuser und Wallhäuser Weine auf die nämliche Art zu veredeln, er habe sich also bei seiner Rückkehr zu diesem Behufe eine Destillirgeräthschaft angeschafft, welche, da sie in die kaiserliche Küche kommen sollte, die Gestalt eines Küchenjungen erhalten habe. In der Folge habe er diese Maschine mit auf die Rothenburg genommen und daraus seine Landweine abgezogen.

Sieht man sich nun die Figur genauer an, so könnte man auf den Gedanken kommen, dieser Püsterich sei vielleicht eine jener metallenen Teufelsfiguren, welche die Mongolen in der Schlacht bei Wahlstadt im Jahre 1241 vor ihrer Schlachtlinie aufstellten und welche eine feurige Masse ausspieen, durch welche die Pferde der christlichen Ritter erschreckt und beschädigt wurden. Sehr leicht könnte eine solche Figur an jener Stelle zurückgeblieben, dort später gefunden und auf irgend eine Art auf die Rothenburg gekommen sein. Möglicher Weise könnte diese Figur auch zu gleichem Zwecke den in der Umgegend von Sondershausen im Jahre 933 besiegten Hunnen gedient haben und von ihnen zurückgelassen worden sein.

Angeblich ist in der Nähe des Schützenbornes im Jahre 1632 ein broncener geharnischter Ritter auf einem ungesattelten Pferde, das hohl war und worin Flüssigkeiten gegossen werden konnten, ausgepflügt worden. Diese Figur soll nach Arnstadt gebracht, vom Fürsten Günther aber im Jahre 1731 der Dresdener Kunstkammer verehrt worden sein, wo sie sich aber nicht mehr befindet.

493) Die Sage von dem Kloster Sittichenbach. [1])

Im königl. preuß. Regierungsbezirke Merseburg, da, wo jetzt das Dorf Sittichenbach liegt, hat sich früher ein Cisterzienserkloster gleiches Namens befunden. Dasselbe ist sehr reich gewesen und hat sogar Münzen prägen lassen; nach seiner Zerstörung ist es aber daselbst umgegangen, ja eines Tages hat

[1]) S. Baramandus, Nachrichten von Schätzen S. 58 sq. und Schamelius, Histor. Beschreibung des alten Klosters Oldisleben ꝛc. Naumburg 1730. S 117 sq.

man daſelbſt an dem Orte, wo es geſtanden, am hellen Tage zwiſchen 11 und 12 Uhr eine ganze Prozeſſion Mönche mit einem vor ihnen hergetragenen Crucifix geſehen, welche aus einem alten Keller herauskamen, rings um den Raum, den das Kloſter früher einnahm, herumzogen, dann wieder in den Keller zurückgingen und daſelbſt verſchwanden. Noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts hat man in dem Giebel des Kuhſtalles auf dem Rittergute daſelbſt im Hofe einen rothen viereckigen Sandſtein, mit Kalk eingemauert, wahrnehmen können, auf welchem folgende Figur ausgehauen war: ein großer Triangel, oben mit einem Scepter und unten auf einem mit Gras bewachſenen Hügel einen liegenden Löwen, hinter welchem ein Mönch, der ein Buch vor ſich hat, kniet und dabei die rechte Hand mit zwei aufgereckten Fingern nebſt dem Daumen emporhebt. Es hat ſich nun um das Jahr 1629 ein Mönch aus Erfurt, der mit den geheimen Wiſſenſchaften wohl vertraut war, dorthin begeben, ſich dieſe Figur angeſehen und mit Hilfe des Schlüſſels Salomonis, des bekannten Zauberbuchs, herausgebracht, dieſe Figur ſei allegoriſch und bedeute, daß hier ein großer Schatz liege. Der Scepter zeige an, daß derſelbe ein Königreich werth ſei, der Löwe bedeute die Goldtinctur oder Stein des Weiſen, der Mönch, der hinter dem Löwen kniet und zwei Finger über das aufgeſchlagene Buch hält, zeige die Perſon an, die die Tinctur verfertigt habe und ſolches gleichſam mit einem Eide betheuere, der Triangel aber gebe zu verſtehen, daß der Schatz gut verwahrt werde und daß ihn ſo leicht Niemand bekommen ſolle. Um dieſelbe Zeit arbeitete bei dem dortigen Gutsverwalter Hans Stiel ein Kürſchner, welcher erzählte, ſein Großvater ſei ein Maurer geweſen, der habe den Mönchen zu Sittichenbach nebſt einem andern Geſellen einen theuern Eid ſchwören müſſen, dann hätten dieſe zuſammen ein ganzes Jahr hindurch heimlich Gewölbe machen müſſen, die Mönche hätten ſie alle Sonnabende für ihre Arbeit ſtattlich belohnt, allein auf einmal wären ſie beide weggeweſen und man habe nie erfahren können, wohin ſie gekommen ſeien. Da man nun ſpäterhin in der Nähe des Kloſters ein am Eingange enges, dann aber ſich zu einem weitläufigen Gange erweiterndes Loch gefunden hat, welches weit hinein durch den harten Felſen geht und ſich darin eine Ader gelber Erde etwa zwei Finger tief in den harten Stein hinein verfolgen läßt, ſo hat man angenommen, es ſei dies ein güldener Schwefel geweſen, mit welchem die Mönche vielleicht tingirt haben mögen, womit dann die erwähnte allegoriſche Figur erklärt wäre.

494) Die Hufeiſen an der Kirchthüre zu Ellrich.[1])

Der Graf Ernſt von Klettenberg, ſonſt auch durch ſeine Tapferkeit im Bauernkriege bekannt und merkwürdig durch ein ſchönes ihm in der Kirche zu Walkenried errichtetes Grabmal, ritt einſt an einem Sonntagsmorgen zu einem großen Gelage nahe bei Ellrich. Viele der geladenen Ritter waren hier, die hier um den Ehrenpreis, der dem beſten Trinker zu Theil werden ſollte, tranken. Der ausgeſetzte Dank beſtand in einer goldenen Kette. Viele Stunden tranken die Ritter, bis ſich der Sieg mehr entſchied, die meiſten lagen auf dem Boden des Saales, einige lehnten an den Wänden und hielten ſich dadurch in einer Art Gleichgewicht, nur einer von ihnen, Ernſt von

[1]) Nach Ottmar S. 115.

Klettenberg, stand noch auf festen Füßen und ergriff als Sieger die goldene Kette, die auf dem Tische lag, und hing sie sich um den Hals.

Um sich dem Volke als Sieger zu zeigen, wankte er aus dem Gemach und befahl, sein Roß vorzuführen. Vier Knappen hoben ihn hinauf, und so ritt er unter dem Gekreisch der herzuströmenden Menge, um nach Klettenberg zurückzukehren. Als er durch die Vorstadt ritt, hörte er in der dem heil. Nicolaus geweihten Kirche die Vesper singen. Graf Ernst, in seinem Taumel, ritt durch das offenstehende Kirchthor mitten durch die versammelte Gemeinde hindurch bis vor den Altar. Der Gesang der Andacht ging in starres Anstaunen und bald in wildes Geschrei über. Aber nicht lange freute sich der wilde Graf seines Frevels, denn als das gespornte Roß jetzt die Stufen des Altars betrat, siehe, da fielen — o Wunder! — plötzlich alle vier Hufeisen von ihm ab und es sank nieder mit seinem Reiter.

Zum ewigen Andenken wurden diese vier Hufeisen an die Kirchthür angenagelt, wo sie Jahrhunderte lang wegen ihrer Größe angestaunt wurden, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts aber kamen sie in das Inspectorat zu Ellrich, da jene Kirche eingestürzt ist.

495) Die Todtenlache bei Rappelsdorf. [1])

Nach einer altherkömmlichen Sitte werden Verstorbene, die in der Stadt Schleusingen ihre Ruhestätte erhalten, mit Leichenbegleitung bis an die sogenannte Todtenlache bei Rappelsdorf getragen. Von da aber wird der Sarg ohne weiteres Geleite nach Schleusingen gefahren. Diese Todtenlache ist ein mit Wasser gefülltes Loch, über 400 Fuß lang und gegen 100 Fuß breit, der Sage nach unergründlich und überhaupt weit und breit verrufen in der Umgegend. Das helle und klare Wasser hat die Eigenschaft, daß es im Winter nie ganz zufriert. Tief unter der Erde steht es in Verbindung mit Höhlen und Klüften des benachbarten Berges, die Haardt geheißen, auch mit einem Brunnen im Bärengraben und mit dem sogenannten Mandelloche, einem mit Wasser gefüllten Erdfall auf der Rappelsdorfer Kuppe. Diese Todtenlache wird aber von Jahr zu Jahr größer und man erzählt von ihr folgende sonderbare Sage, die sich kurz vor dem 30jährigen Kriege zugetragen haben soll.

Es begab sich einst, daß aus der Todtenlache eine Nixe hervorkam, anzuschauen wie ein schlankes Mägdlein, mit scharlachrother Schärpe um die Lenden, doch hintennach einen häßlichen Fischschwanz schleifend. Auch das Mieder war schuppig und von seegrüner Farbe, wie das Wasser in der Todtenlache. Dabei trug sie ein schwarzes Korallenhalsband um den Hals und den Busen deckte ein rothes Tuch, an welchem ein Perlenstrauß befindlich war. In solcher Gestalt und Kleidung hatte das Wasserfräulein sich nach einem unweit Rappelsdorf gelegenen Wirthshause verfügt, die Hudelsburg geheißen. Dort war Alles fröhlich und guter Dinge, denn es ward dort eine Hochzeit gefeiert. Es wählte sich aber die Nixe einen unter den muntern Junggesellen, zu dem sie sich an den Tisch setzte und mit ihm plauderte und koſete. Der war der lange Friedel geheißen und gewann das holdselige Mädchen gar lieb und tanzte mit ihr um die Linde vor dem Wirthshause. Sie aber that gar schön mit ihm und herzte und küßte ihn und ver-

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 91.

traute ihm im Stillen, wie sie so gar gern seine Braut wäre. Als nun der Abend herangekommen und es fast Nacht geworden, da sprach sie mit Thränen: „Nun muß ich Dich verlassen und muß wieder hinab in das Wasser, wo ich wohne; denn ich bin schon lange bei Dir geblieben und bin hierher gekommen trotz meines Vaters Verbot. Ich fürchte, daß ich mit dem Leben dafür büßen muß. Lebe wohl und merke Dir, was ich Dir sage: Gehe morgen, sowie es tagt, an die Todtenlache; ist das Wasser hell und grün, so sei Dir das ein Wahrzeichen, daß ich noch am Leben bin, wenn aber die Fluth bleich aussieht und todtenfarbig, dann magst Du Dich überzeugt halten, daß auch mein Auge im Tode erloschen ist." So sprechend küßte sie ihren Geliebten und entwich. Er fand aber, als er am andern Morgen an die Todtenlache kam, das Wasser bleich und wie mit Blut gefärbt. Da ergriff ihn Verzweiflung und er sprang hinab, um sich durch den Tod mit seiner Geliebten zu vereinigen.

496) Das Gottesfeld. [1])

Drei Stunden von Schleusingen in der Richtung nach Suhl erhebt der Adlersberg seinen breiten, kahlen, unfruchtbaren Gipfel. An ihm liegt das Gottesfeld, eine verrufene Stätte, über welche auch im heißesten Sommer die Luft kalt hinstreicht. Eine Stadt lag einst auf dieser aussichtreichen Höhe, reich und schön, aber die Tugend und Gottesfurcht wohnten nicht in ihr, sondern die Einwohner waren gottlos und forderten durch Missethaten aller Art die Strafe des Himmels so lange heraus, bis sie sie traf. Die Stadt versank mit allen ihren Einwohnern, und das Feld, das der Zorn Gottes getroffen, wurde ein großes weites Grab. Einst wühlte ein wildes Schwein auf dem Berge und ein Hirte fand an dem Orte, wo dasselbe gewühlt, das Oehr einer großen Glocke dem Boden entragen, warf etwas auf sie und grub sie dann vollends aus. Darauf wurde die Glocke nach Schleusingen gebracht und dort geläutet. Aber ihr Ton war schauerlich und beim dritten Mal Läuten zersprang sie. Darauf wurde sie umgegossen, allein es war derselbe Schall wie vorher, es klang immer ohrzerreißender: Sau aus! Sau aus! und dann zersprang die Glocke abermals. Noch einmal goß man die Glocke um, aber der Ton war und blieb derselbe, worauf man, da man sie zu Gottes Ehre nicht läuten konnte, bestimmte, daß sie blos als Sturm- und Feuerglocke geläutet werde.

497) Das Heidengrab und der Ottilienstein. [2])

Ueber der Bergstadt Suhl(a) erhebt sich der Dell- oder Döllberg, auf dessen Kuppe ein Hügel ruht, der das Heidengrab heißt. Auf diesem Hügel hat vermuthlich ein Tempel der alten Germanen gestanden, um den sich die Sachsen schaarten, als sie von Karl d. Gr. gedrängt wurden. Lange hatten die Letzteren vergeblich das Lager ihrer Gegner gesucht, bis aufsteigender Rauch es ihnen verrieth, dann aber umzingelten und erstürmten sie es, erschlugen Alle, die darin waren, und brachen natürlich auch die Mauern des Tempels. Die Leichname ruhen in dem großen Hügel, den man noch das Heidengrab nennt.

[1]) Nach Bechstein, Thüringer Sagenbuch Bd. II. S. 35.
[2]) Nach Bechstein Bd. II. S. 25.

Unmittelbar über der Stadt Suhl zur Linken erhebt sich steil emporsteigend die waldige Wand des Domberges, an der ein riesiger Felsblock zu Tage tritt, der sogenannte Ottilienstein. Hier wandelt eine weiße Frau herum, die auf Erlösung harrt. Das soll dieselbe Frau gewesen sein, die einst hier ein Hirte traf und die ihm weissagte, die Stadt werde bald in Feuer aufgehen. Ueber diese Prophezeiung erboste sich der Hirte so, daß er die Weissagerin vom Felsen herunterstieß; sie ging aber unversehrt vom jähen Absturz hinweg, und Suhl brannte wirklich bald nachher ab. Im Mittelalter stand auf dem Felsen, den heute ein Lusthäuschen in Form einer Kapelle ziert, eine wirkliche Kapelle, der heil. Ottilie gewidmet. Dort sah ein armer Kupferschmiedslehrling häufig zur Nachtzeit ein Lichtchen schimmern und beschloß endlich hinzugehen und nachzusehen, was es damit für eine Bewandtniß habe. Er klettert zum Stein hinauf, kommt an den Ort, den er sich genau gemerkt, und findet kein Licht. Aber ein Kober stand dort und der Kober war voll gelber Frösche. Flugs schüttete er den Kober aus — da wurden die Frösche zu eitel gelbgrünen leuchtenden Johanniswürmchen, die in die Büsche flogen. Den Kober aber nahm der Lehrling mit nach Hause, dort sah er nach, ob noch etwas darin sei, und da waren allerdings noch ein paar Frösche darin. Wie er diese aber ausschüttete, da wurden keine Johanniswürmchen daraus, sondern blanke Goldstücke. So fand einst auch die Enkelin einer armen Frau, welche in dem Lautergrunde nahe bei Suhl einen kleinen Garten hatte, mitten im Wege einen Topf, der voll lebendiger Roßkäfer war, die heraus- und herumkrochen. Das Kind sammelte einige dieser Käfer und brachte sie seiner Großmutter, die hieß es aber schnell hingehen und den ganzen Topf holen. Als aber das Mädchen wieder in den Garten zur Stelle kam, waren Topf und Käfer verschwunden, und nur die wenigen, die sie eingefangen, hatten sich in Petersbatzen verwandelt.

498) Der rothe Stein.[1])

Wenn man von Suhl die Straße nach Zella zu geht, steht, ehe man in das sogenannte Oberland gelangt, ohnweit des Weges ein rothfarbiger Porphyrfels nackt zu Tage, der heißt der rothe Stein. An seinem Fuße entspringt eine Quelle, deren Rinnsal man das rothe Bächel heißt. In diesen Stein ist eine Jungfrau gebannt und gezaubert, welcher vergönnt ist, alle sieben Jahre zu erscheinen; da sitzt sie, strählt ihr Goldhaar und nießt. Ein Mann hörte sie sechsmal nießen und rief ihr freundlich sein „Gott helf!“ hinauf; als sie aber zum siebenten Male nießte, ward er zornig und schleuderte einen Fluch zum rothen Stein hinauf. Da rief eine klagende Stimme: „O hättest Du nur noch einmal gewünscht, daß Gott mir helfe, so wäre mir geholfen und ich erlöst worden! Nun muß ich im Steine bleiben bis zum jüngsten Tage.“

Bisweilen geht, wenn sie erscheinen darf, die Jungfrau bis zum rothen Bächel hinab, überschreitet es und wäscht sich darin. Eines Tages schritt ein Hochzeitszug am rothen Steine vorüber, vielleicht hinauf nach dem Gasthause zum fröhlichen Mann, da rief es mit heller Stimme aus dem Steine heraus: „Heute roth, über's Jahr todt!“ so daß allen im Brautzuge das Herz er-

[1]) Nach Bechstein Bd. II. S. 27.

ſchrack. Ein Jahr darauf aber war die junge Frau todt, der als glückliche Braut die ſchaurige Weiſſagung gegolten hatte.

499) Die Goldlauter.[1])

Der Ort, die Goldlauter, eine Stunde über Suhl, dankt ſeinen Urſprung wie ſeinen Namen dem Bergbau, der vor Zeiten in dieſer Gegend ſchwunghaft betrieben ward. Davon zeugen noch häufige Halden und die Namen der Stollen, wie die Ueberlieferungen von reinen Funden an edlen Erzen. An der Hohenleite, am Roſenberge, an der Hirſchzunge, lauter Namen von Bergdiſtricten, in denen ſich Gruben befanden, fand man reichlich Silber. Dort an der Hirſchzunge war der tiefe Stollen, am Roſenberge der Stollen, genannt die weiße Lilie, an der Hohenleite der Stollen: die güldene Roſe. Man fand gediegenes Silber und goldene Nierlein und erzählt von alten Ruthengängern, welche berichteten, daß die erzhaltigen Flötze vom Roſenberge ſich hinauf bis zum Schneekopf unter die Teufelskuſe ziehen, und durch den Schneekopf hindurch bis an den Gräfenröder Grund.

Ein Handelsmann von Willersdorf traf außerhalb Thüringen einen Mönch, der, als er erfahren, daß der Mann in dieſer Gegend zu Hauſe ſei, nach der Goldlauter fragte und nach deren Bergwerken. Da nun jener klagte, daß der Bergbau zum Erliegen gekommen ſei, ſo antwortete der Mönch, das glaube er gern, das Bergwerk könne nicht in die Höhe kommen, weil daſſelbe verſetzt ſei mit dem linken Fuße einer Stute, in welchen drei Nägel eingeſchlagen ſeien. Würde der Zauber gehoben, ſo würde man nicht mehr ſagen: Goldlauter, ſondern: Lauter Gold. Wie der Reiſende heimkam, wurden ihm Vorwürfe gemacht, daß er nicht tiefer in den Mönch gedrungen habe, um von ihm zu erfahren, wie denn jener Zauber vom Bergwerk zu heben und zu löſen ſei. Jener verſprach nun bei ſeiner nächſten Reiſe dem Mönche nachzuforſchen, allein er kehrte nicht wieder heim, denn er hatte das Unglück in der Elbe zu ertrinken. Noch heißt eine Felswand nahe der Goldlauter: die Hoffnungswand, und heißt die Vertrauenden hoffen. In der Hirſchzunge endlich ſteht ein ganz goldener Hirſch, der einſt erſchloſſen werden wird.

500) Die Kirche zu Schmiedefeld.[2])

Von Suhl aus oſtwärts führt eine gute Fahrſtraße beim Dorfe Schmiedefeld vorüber auf die ſchöne Chauſſee, die von Schleuſingen nach Ilmenau geht. Auf dieſem Wege kommt man über den Todtenberg oder Rothen Berg. Hier läßt ſich auch alle 7 Jahre eine weiße Jungfrau ſehen, die einen Schatz hütet, an den ihre Erlöſung geknüpft iſt. Sie bezeichnet die Stelle, wo derſelbe ruht, ganz genau. Es müſſen aber nur Berufene und Reine ſein, die den Schatz gewinnen können. Einmal kamen zwei Schmiedefelder Bauern, der eine hieß Hans Toſſel und der andere Michel Henner, und machten ſich an die Schatzgräberei; da kam plötzlich ein grauſames Hagelwetter über die Beiden und ein Hagel von Steinen obendrein, der an ihren Köpfen vorüberſauſte und ihre Pelze traf, da ließen beide ab vom Schatzgraben.

Eigen erging es beim Bau der jetzigen Kirche zu Schmiedefeld. Es war

[1]) Nach Bechſtein Bd. I. S. 29.
[2]) Nach Bechſtein Bd. II. S. 34.

für dieſelbe urſprünglich ein ganz anderer Platz beſtimmt als der, auf dem ſie jetzt ſteht. Man fuhr die Steine an, die gezimmerten Balken auf den Bauplatz, am andern Tage aber lag Alles wieder anderswo, aber in guter Ordnung. Die Maurer gruben am Grunde, aber am andern Morgen war Alles wieder zugeworfen und Niemand vermochte zu ergründen, von wem? So wählte man den heutigen Platz, worauf ſich dann der Bau wunderſam und gleichſam von ſelbſt förderte und die Kirche ſchön und ſtattlich erbaut ward.

501) Der Name der Grafſchaft Mansfeld. [1])

Der Stammherr der Grafen von Mansfeld gewann dem Kaiſer, ſeinem Herrn, viele Schlachten in Italien. Aus Freude darüber erlaubte ihm der Kaiſer, ſich eine Gnade auszubitten, und der Graf bat um ſo viel Land in Thüringen, als er mit einem Scheffel Gerſte umſäen könne. Das gewährte der Kaiſer gern und der Graf fuhr mit einem kaiſerlichen Rathe nach Deutſchland, und als ſie nach Wallhauſen kamen, fing er zu ſäen an. Er hieß ſeinen Kutſcher langſam fahren und zettelte eine Hand voll Gerſte nach der andern über das Feld. Sie fuhren im Kreiſe über 202 Dörfer und ſo entſtand die jetzige Grafſchaft Mansfeld. Der kaiſerliche Rath aber glaubte, ſein Herr, der Kaiſer, ſei betrogen, und verklagte den Grafen bei ihm, daß er des Kaiſers Gnade gemißbraucht habe. Da lachte der Kaiſer und ſprach: „Geſagt iſt geſagt! Kaiſerliches Wort muß wahr bleiben, wie man es auch deutet. Das iſt des Mannes Feld!" Darum heißt die Grafſchaft bis auf den heutigen Tag Mansfeld und die Grafen führen (Rauten, Wicken) Gerſtenkörner im Wappen.

Eine andere Sage führt den Namen Mansfeld zurück bis auf König Artus' Tafelrunde. Dort zeichnete ſich durch ſein rothes Haar ebenſowohl wie durch ſeine Tüchtigkeit Ritter Hoven der Rothe aus. Von ihm ſoll König Artus geſagt haben, das iſt ein rechter Mann im Felde, und deshalb ſei er der Mansfelder genannt worden. Allein das Wappen der noch in England blühenden Mansfields in Middleſex hat keine Aehnlichkeit mit dem der Mansfelder Grafen.

502) Der Sanct Georg zu Mansfeld. [2])

Ehe es Grafen von Mansfeld gab, hauſte ein Ritter Namens Georg auf dem Mansfelder Schloſſe. Einen Berg aber vor der Stadt (auf der Seite nach Eisleben zu), der noch heute der Lindberg heißt, hatte ſich ein Lindwurm zur Wohnſtätte gewählt, und dieſem mußten die Bewohner von Mansfeld jeden Tag ein Mädchen als Zoll geben, damit er ſie leben ließ. In dem kleinen Städtchen war bald keine Jungfrau mehr zu finden, und nun forderte der Wurm die Tochter des Ritters. Da zog der Ritter ſelbſt am folgenden Morgen gegen den Drachen, erlegte ihn und befreite die Stadt, und er hieß ſeitdem nicht mehr Georg, ſondern Sanct Georg, und zum An-

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 111. Grimm, Deutſche Sagen Bd. II. S. 569.

[2]) Nach Sommer, Sagen aus Sachſen und Thüringen S. 80. Niemann, Geſchichte der Grafen von Mansfeld. Aſchersleben 1846. S. 4. Poetiſch behandelt von Giebelhauſen a. a. O. Bd. II. S. 9.

denken wurde ſein Bild, wie er den Drachen tödtet, über der Kirchthüre zu Mansfeld in Stein gehauen und iſt dort noch zu ſehen.

503) Das Wahrzeichen der Stadt Mansfeld.

Den Eingang zu den noch jetzt wohlerhaltenen Kellern des in Ruinen liegenden Mansfelder Schloſſes zieren zwei in Stein gehauene Bildwerke. Das eine zeigt den alten Weingott Bacchus an, wie er auf einem Faſſe ſitzend einladend den Humpen ſchwenkt. „Bacchus Deus vini“ (Bacchus der Gott des Weines) iſt die Ueberſchrift. Das Andere behandelt einen gar unzarten Gegenſtand. Man erblickt auf ihm zwei Knappen, welche aus mächtigen Humpen einander Beſcheid thun, ein dritter zapft ein, während ein vierter das im Uebermaß Genoſſene wieder von ſich giebt und ein Hund das Ausgeſpieene auffrißt. Darum ſteht: „Quid est bapti?“

504) Graf Hoyer von Mansfeld.[1])

Noch jetzt iſt auf dem Schlachtfelde beim Welfesholz der Stein zu ſehen, in welchen einſt Graf Hoyer der Große von Mansfeld, der Anführer der Kaiſerlichen gegen die Sachſen, vor der Schlacht (11. Februar 1115) mit den Worten griff: „Ich Graf Hoyer ungeboren, habe noch nie eine Schlacht verloren! So wahr ich greife in dieſen Stein, auch dieſe Schlacht muß meine ſein!“ Allein er irrte ſich, er ward vom Grafen Wiprecht von Groitzſch getödtet und ſoll im Kloſter Mansfeld begraben ſein, was jedoch nicht gut möglich iſt, da dieſes Kloſter erſt im Jahre 1170 erbaut wurde. Ebenſo wenig mag das Schwert, welches man lange nachher auf dem Schloſſe Mansfeld zeigte, das echte geweſen ſein, denn der tapfere Sieger wird ſich das echte nicht haben nehmen laſſen.

505) Das Himmelfahrtsbier im Mansfeldiſchen.[2])

In den Dörfern Gödewitz, Fienſtedt, Gorsleben, Zörnitz und Krimpe feiert man zu Himmelfahrt ein Feſt, bei welchem man eine Tonne Bier trinkt und darauf in einer für das Feſt erbauten Scheune, der Himmelfahrtsſcheune, die neben der Kirche ſteht, tanzt. Früher, noch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, verſammelte man ſich vor dem Tanze am Gemeindebrunnen und trank da ſieben Rinkeimer Bier, und zugleich wurde in Fienſtedt und wahrſcheinlich auch in den übrigen Dörfern verleſen, woher das Feſt ſtamme. Eine Königin Namens Eliſabeth, hieß es, kam vor mehr als 600 Jahren durch Fienſtedt; damals kam ihr die Einwohnerſchaft mit ſieben Rinkeimern Bier entgegen, ſie zu empfangen, und hierüber war die Königin ſo erfreut, daß ſie den Bewohnern von Fienſtedt und den benachbarten Dörfern, welche das Gleiche gethan, alle Steuern für ewige Zeiten erließ unter der Bedingung, daß jede Gemeinde alljährlich am Himmelfahrtstage der Königin zu Ehren ſieben Rinkeimer Bier am Gemeindebrunnen trinke. Der Vorleſer ermahnte darum die Gemeinde, das Feſt nicht untergehen zu laſſen, denn wenn ſie es nicht mehr feiere, ſei ſie verpflichtet, der Obrigkeit den Zehnten und

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 111.

[2]) Nach Sommer S. 149. Poetiſch behandelt in Mansfeldiſcher Mundart von C. F. A. Giebelhauſen, Mansfeldiſche Sagen. Eisleben 1850. Th. I. S. 5 sq.

dazu noch ein schwarzes Rind mit weißen Füßen und weißer Bläſſe, einen Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern und ein vierſpänniges Fuder Semmeln zu entrichten.

Gegenwärtig erzählt man, daß eine Gräfin von Mansfeld, die ihr Gemahl verſtoßen habe, in dieſen Dörfern freundlich aufgenommen worden ſei, und als der Graf ſpäter ihre Unſchuld erkannte und die Verſtoßene wieder zu Ehren aufnahm, habe er den fünf Dorfgemeinden den Zehnten unter der Bedingung erlaſſen, daß ſie alle Jahre am Himmelfahrtstage ein Feſt feiern und dabei zu ſeinem Gedächtniß eine Tonne Bier tränken.

Das Geld, mit welchem das Feſt ausgerichtet wird, ſchießen die einzelnen Dorfgemeinden zuſammen; ſie erwählen zwei Bierherren, die Alles anordnen und nichts zu zahlen brauchen. Das Bier aber muß bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden und jeder Fremde, der vorübergeht, muß mittrinken. In Fienſtedt, Gorsleben, Zörnitz und Krimpe trinkt man das Bier im Dorfe, in Gödewitz auf einem Hügel vor demſelben, welcher davon der Bierhügel heißt und auf den am Himmelfahrtsmorgen aus jedem Hauſe ein Bewohner kommen muß. Wenn eine Gemeinde das Feſt nicht mehr feiern wollte, ſo wäre ſie, wie man ſagt, verpflichtet, einen Bock mit ganz goldenen Hörnern, zwei Fuhren Semmeln und eine Tonne Mückenfett der Obrigkeit zu liefern.

506) Der Kobold im Kloſter Mansfeld. [1])

Im Dorfe Kloſter Mansfeld hatte eine Frau einen Kobold, der ſie alle Sonntage beſuchte. Wenn zur Kirche geläutet ward, deckte ſie den Tiſch, ſtellte zwei Teller hin und ſetzte ſich dazu. Wenn die Predigt in der Kirche begann, kam der Kobold durch den Schornſtein geflogen, brachte Speiſen und Getränke und nun ſaßen ſie zuſammen und hielten ein köſtliches Mahl, bis die Predigt aus war. Dann flog der Kobold wieder durch den Schornſtein hinweg. Er war aber anzuſehen wie loderndes Feuer.

507) Die grüne Jungfer auf dem Hausberge bei Helfta. [2])

Auf dem Hausberge bei Eisleben ſtand vor alter Zeit ein mächtiges Schloß, welches in den Berg verſunken iſt, doch ſich einſt wieder aus ihm erheben wird. Das Burgfräulein iſt mit in den Berg verwünſcht und wird nur alle 7 Jahre in der Johannisnacht frei. Dann wandelt ſie auf dem Berge umher, trägt ein Schlüſſelbund am Gürtel und iſt ganz grün gekleidet, weshalb ſie das Volk nur die grüne Jungfrau nennt. Wer ihr begegnet, dem wiederfährt ein großes Glück, denn er wird von ihr reich beſchenkt. Das größte Glück aber iſt dem beſtimmt, dem es einſt gelingen wird, ſie zu erlöſen. Jedem nämlich, den ſie trifft, giebt ſie einen Schlüſſel und führt ihn zu einer Fallthür auf dem Gipfel des Berges, der auch nur alle 7 Jahre in der Johannisnacht zu ſehen iſt. Die Thüre heißt ſie ihn aufſchließen und dann begleitet ſie ihn durch die weiten Gemächer des Schloſſes, zeigt ihm alle Herrlichkeiten und führt ihn zuletzt vor ein Buch, welches ihre und des

[1]) Nach Sommer S. 32.
[2]) Nach Sommer S. 17. Poetiſch in Mansfelder Mundart bearbeitet von Giebelhauſen a. a. O. Th. I S. 43.

Schlosses Geschichte enthält. Dieses Buch heißt sie ihn lesen, doch ist es in so alter Schrift geschrieben, daß es Niemand zu lesen vermocht hat. Wenn aber einst Jemand das Buch wird lesen können, so wird sich das Schloß aus dem Berge auf den Gipfel desselben heben und die Jungfer wird erlöst sein und ihren Erlöser zum Herrn des Schlosses und zu ihrem Gemahl machen. Ein Amtmann las schon einige Zeilen, da begann sich das Schloß alsbald im Berge zu rütteln und ein Schäfer, der gerade über den Berg ging, sah die Thurmspitze schon daraus hervorragen. Doch weil der Amtmann nicht weiter lesen konnte, sank das Schloß in den Berg zurück. Noch jetzt gehen Leute aus den benachbarten Dörfern in der Johannisnacht auf den Hausberg, um der grünen Jungfer zu begegnen.

508) Die Jungfernklippe.[1])

Als noch die alte Staufenburg in Thüringen stand, schaute die Tochter eines Burgherrn einst viele Jahre lang von einem Felsen am Wallgraben hinaus in die Weite, um zu sehen, ob ihr Geliebter nicht aus der Ferne wiederkehre. Und weil sie so lange dort stand, drückte sich ihr Fuß in den Stein, und die Vertiefung ist noch zu sehen. Noch jetzt erscheint das Fräulein bisweilen mit goldenen Pantoffeln und mit langem, gelbem Haar auf dem Felsen, welcher darum die Jungfernklippe genannt wird.

509) Die Futterstelle des wilden Jägers.[2])

In Dederstedt bei Eisleben war eine Stelle, an welcher der wilde Jäger stets anzuhalten und seine Pferde und Hunde zu füttern pflegte. Als man dort vor einigen Jahren ein Haus baute, wurde die erste Mauer funfzehn Mal hinter einander in der Nacht wieder eingerissen; erst das sechzehnte Mal blieb sie stehen; doch ist es noch jetzt bei Nacht in den Zimmern unruhig und rings um das Haus, welches gerade an einer Ecke steht, weht zu allen Tageszeiten der Wind.

510) Die Amtmannsfrau zu Helbra.[3])

Einem Amtmann zu Helbra starb seine Frau und er nahm eine zweite, die mit den Kindern der andern lieblos umging. Da kam die erste alle Morgen und alle Abende zu den Mägden in den Stall, half ihnen melken und das Vieh striegeln und bat sie gar wehmüthig, alles Liebe, was sie ihnen hier im Stalle anthue, möchten sie doch ihren Kindern auf dem Schlosse wieder zu Gute kommen lassen, denn auf das Schloß dürfe sie nicht gehen. Und weil die Mägde freundlich gegen sie waren, wurde sie immer vertraulicher, bis sie eines Morgens, als sie fortschlich, vom Amtmann bemerkt ward. Da ließ er einen Jesuiten kommen, welcher die Frau bannen sollte. Und der Jesuit hieß sie aus dem Grabgewölbe nehmen und in ein Gehölz vor dem Dorfe legen, welches das Pfarrholz heißt. An das Pfarrholz stößt ein Teich, und der Jesuit gab der Todten ein Sieb in die Hand und bannte sie, wenn sie im Grabe nicht rasten wolle, müsse sie mit dem Siebe erst den

[1]) Nach Sommer S. 18.
[2]) Nach Sommer S. 9.
[3]) Nach Sommer S. 13.

Teich ausschöpfen, ehe sie wieder auf den Schloßhof kommen dürfe. Und nun ward der Teich alle Morgen kleiner und es währte nicht lange, so war er ausgetrocknet und die Frau erschien wieder in der Stille. Da nahm man sie zum zweiten Mal aus dem Grabe und brachte sie über die Grenze ins Ahlsdorfer Gebiet. Nun konnte sie nicht mehr auf das Schloß nach Helbra kommen, denn über die Grenzen dürfen die Geister nicht. Doch ging sie noch lange allnächtlich an den Grenzsteinen auf und nieder und schaute sehnsüchtig nach dem Schlosse hinüber. Und das ist erst zu Anfange dieses Jahrhunderts geschehen.

511) Der Steinberg bei Erdeborn am salzigen See.[1])

Zwischen dem Dorfe Aseleben und dem salzigen See liegt ein Berg, der mit einigen hundert Steinen bedeckt ist. Auf diesem Berge hütete einst ein Schäfer, und als er frühstücken wollte, kam Frau Holle den Berg hinauf, um auf der andern Seite zum See hinabzugehen und sich darin zu baden. Wie sie den Schäfer sah, bat sie ihn um ein Stückchen von seinem Brode, doch er lachte und sprach, wenn sie essen wolle, solle sie arbeiten; sein Brod habe er ehrlich verdient und brauche es allein. Da berührte ihn die Frau Holle mit einer Ruthe, die sie in der Hand trug, und alsbald war er in Stein verwandelt; darauf berührte sie seine beiden Hunde, die rechts und links neben ihm lagen, und dann die ganze Heerde, und auch die Hunde und alle Schafe wurden zu Stein. Dies sind die Steine, welche auf dem Berge liegen, und noch heute sieht man an dem, in welchen der Schäfer verwandelt ist, den Stab aufragen, den der Schäfer beim Sitzen gerade über seine Schulter gelehnt hatte. Der Berg wird seitdem der Steinberg, bisweilen auch der Schafberg genannt.

Auf einem Anger bei Ahlsdorf liegt eine Menge ähnlicher Steine, und auch dies ist ein Schäfer mit 2 Hunden und 500 Schafen, die einst verwünscht worden sind. Wer sie verwünscht hat, weiß man jedoch nicht, doch sagt man, daß sie einst werden erlöst werden.

512) Die Teufelsspitze im salzigen See bei Rollsdorf.[2])

Ein Graf von Seeburg hatte einen Bund mit dem Teufel auf unbestimmte Jahre. Der Teufel hatte ihm gelobt in dieser Zeit Alles zu thun, was er fordern werde, dagegen hatte ihm der Graf seine Seele versprochen. Der Graf that nun durch den Beistand des Teufels manches Wunder, und fuhr unter Anderem immer von Rollsdorf nach Wansleben und zurück mit seiner Kutsche quer über den salzigen See, und die Pferde näßten nur ihre Hufe im Wasser und die Räder schnitten nur so tief ein, wie der eiserne Reif, der sie umschloß, breit war. Als aber der Vorabend des Tages kam, an welchem der Graf dem Teufel gehören sollte, sann er auf ein recht schweres Stück, welches der Teufel nicht ausführen könnte. Er befahl ihm zwischen Mitternacht und dem ersten Hahnenschrei, einen Damm durch den See von Rollsdorf nach Wansleben zu bauen, damit die Leute künftig nicht immer den weiten Umweg rings um den See zu fahren brauchten. Der Teufel

[1]) Nach Sommer S. 10. Poetisch behandelt von Giebelhausen Th. I. S. 53.
[2]) Nach Sommer S. 52. Poetisch bearbeitet von Giebelhausen Th. II. S. 15.

eilte auf eine Höhe bei Rollsdorf und warf zwei Schippen Erde ins Waſſer, und noch jetzt iſt das Loch zu ſehen, wo er die Erde ausgeſtochen hat; als er aber die dritte Schippe ausſtach, kam gerade eine alte Frau von Rollsdorf, welche einen Korb mit Hühnern auf dem Rücken trug und ſie nach Halle auf den Markt bringen wollte. Und wie ſie vorbeiging, begann ein Hahn im Korbe zu krähen. Da ſchwang ſich der Teufel ergrimmt in die Luft und rief: „Ein altes Weib geht über den Teufel.“ So war der Graf von Seeburg gerettet; der unvollendete Damm aber iſt noch heute zu ſehen und wird die Teufelsſpitze, bisweilen auch die Teufelsbrücke genannt.

513) Die Mühle bei Aſchersleben. [1])

Vor der Stadt Aſchersleben, in dem Thale, das die Eine durchfließt, ſtand noch vor fünfzig Jahren eine Mühle, welche dem Einſturz nahe war; doch der Müller war arm und konnte ſie nicht neu aufbauen. Des Müllers Sohn und ſeine Magd liebten ſich ſeit manchen Jahren gar treu, und ſie klagten oft, daß ſie ſo arm ſeien und ſich wohl nie würden heirathen können. Da wachte die Magd einſt bei Nacht auf und ſah ein helles Licht, das in die Fenſter ſchien, und ſie meinte, die Sonne gehe ſchon auf und ſprang aus dem Bett, um das Frühſtück zu kochen. Doch ihr Feuerzeug wollte nicht fangen, obgleich ſie erſt am Abend zuvor friſchen Zunder gebrannt hatte. Sie ging ans Fenſter und ſah über dem Wege auf der Wieſe drei Männer um ein mächtiges Kohlenfeuer liegen. Da dachte ſie: hier kann ich mir wohl meinen Schwefel anzünden, und ging zu dem Feuer, doch hielt ſie den Schwefel vergeblich an die Kohlen, er brannte nicht. Sie raffte darum einige Kohlen auf den Ring des Leuchters, aber als ſie wieder ins Haus trat, waren ſie ausgelöſcht. Verdrießlich nahm ſie eine Schippe und holte neue Kohlen, doch auch dieſe erloſchen, als ſie ins Haus kam. Da eilte ſie mit einem großen eiſernen Becken zum dritten Mal an das Feuer und füllte das Becken bis zum Rand, und als ſie wegging, rief einer der Männer ihr nach: „Nun aber nicht mehr!“ Kaum war ſie über die Schwelle des Hauſes, ſo waren die Kohlen wiederum ſchwarz. Und als ſie noch nachdachte, was ſie nun thun ſollte, ſchlug die Uhr; ſie zählte und es war erſt zwölf. Mit dem letzten Schlage verſchwanden die Männer und das Kohlenfeuer. Die Magd aber legte ſich, da es noch nicht ſpäter war, wieder zu Bett, und als ſie am Morgen aufſtand, ſah ſie die hellen Goldſtücke auf dem Boden ihrer Kammer und auf der Hausflur umherliegen: das waren die Kohlen, die ſie von dem Feuer geholt hatte. Sie gab den Schatz ihrem Bräutigam und ſie bauten die große ſtattliche Mühle, die noch jetzt bei Aſchersleben zu ſehen iſt, und hielten fröhliche Hochzeit.

514) Die Pfanne bei Rothenſchirmbach. [2])

Bei dem Dorfe Rothenſchirmbach unfern Eisleben liegt ein Berg, welcher die Pfanne heißt. Zu dem Berge kamen alle Jahre in der Mariennacht drei Venetianer und ſprachen ein beſtimmtes Wort. Da that ſich der

[1]) S. Fr. Gottſchalck, Die Sagen und Volksmärchen der Deutſchen S. 17 sq. Sommer S. 65.

[2]) Nach Sommer S. 66.

Berg auf und man ſah unermeßliche Schätze darin brennen, und ſie nahmen ſo viel ſie wollten; dann ſprachen ſie das Wort noch einmal und der Berg ſchloß ſich wieder. Ein Bauer war einſt auf eine Eiche dicht am Berge geklettert, um ſich einen Stecken abzuſchneiden, als die drei Kurzgänger kamen. Er ſah und hörte Alles und merkte ſich das Wort wohl, und im folgenden Jahre ging er in der Mariennacht zur Pfanne, ſprach es aus und auch vor ihm that ſie ſich auf; er nahm von den Schätzen und kehrte mehrere Jahre hindurch wieder, bis die Venetianer ihn einſt ertappten. Da ſchwur er, weil ſie ihn zu tödten drohten, daß er noch keinem Menſchen das Wort verrathen habe, es Keinem je verrathen werde und es auch ſelbſt nie ausſprechen wolle. So kennen denn die Bauern in der Umgegend auch jetzt das Wort noch nicht und bleiben arm, während die Kurzgänger von den Schätzen der Pfanne alle Jahre reicher werden.

515) Tippelsdorf. [1])

Zwiſchen Ahlsdorf und Angeroda liegt ein finſterer Wald, an deſſen Stelle einſt ein Dorf ſtand, welches Tippelsdorf hieß; auch kennt man in der Nähe noch die Tippelswieſe und Tippelsbrücke. In dem Dorfe war ein Nonnenkloſter und noch jetzt ſieht man bei Nacht oft Nonnen im Walde umhergehen. Am lichten Tage aber ſind Leute, die im Walde Gras ſchneiden wollten, oft erſchreckt worden, doch ſtets zu ihrem Glücke. Manchmal nämlich haben ſie plötzlich, wenn ſie einen Buſch Gras zu faſſen meinten, die Hand voll Schlangen gehabt; wenn ſie aber die Schlangen tödteten und mit nach Hauſe nahmen, wurden dieſelben zu Gold. Andere fanden eine ſeltſame, in der Gegend faſt unbekannte Art Rüben unter dem Graſe, die eiskalt waren, und auch dieſe verwandelten ſich nachträglich in Gold.

Ein Schäfer von Ziegelrode that ein Gelübde, wenn er einen Schatz auf der wüſten Mark Tippelsdorf finde, wolle er in ſeinem Dorfe eine Kirche bauen, und ging in das Gehölz um zu ſuchen. Und bald fand er wirklich einen unermeßlichen Schatz, von dem er die noch heut ſtehende Ziegelroder Kirche aufführte; und er behielt noch ſo viel übrig, daß er der reichſte Mann der Umgegend war. Zum Andenken iſt das Bild des Schäfers mit ſeinem Wappen auf dem rechten Beine über der Kirchthür in Stein gehauen und noch zu ſehen. Nach einer andern Sage (bei Giebelhauſen I. S. 28 sq.) wäre aber dieſer Schäfer aus Tippelsdorf ſelbſt geweſen, der hätte einſt um Mittag ſeine Schafe dort gehütet, und dabei ſeinen Hut verloren. Endlich fand er ihn wieder, ſeine beiden Hunde ſaßen dabei, daneben aber ſtand eine wunderſchöne Blume, die ſteckte er an ſeinen Hut. Kaum hatte er dies gethan, ſo waren ſeine Hunde verſchwunden, er ſelbſt aber ſtand an einer Felſenthür, dieſelbe öffnete ſich, er ſah ſich in einem Gange und aus dieſem kam er an einen geräumigen Ort, der war ganz hell erleuchtet von lauter Gold, welches glänzende Strahlen warf. Eine Stimme aber rief: „Denke an Deinen Ranzen!“ und ſo rief es immer fort, er aber ließ ſich dies nicht zweimal ſagen, ſondern griff wacker zu und ſackte ein. Da rief die Stimme abermals: „Vergiß das Beſte nicht!“ er aber wußte nicht, was gemeint war, ſondern ſackte immer wieder von Neuem ein und ſuchte, weil er dachte, es

[1]) Nach Sommer S. 67.

sei noch etwas Besseres da. Als er aber nichts fand, lief er nach der Thüre und schleppte sein Ränzel neben sich fort. Allein als er die Hand an die Klinke legte, da erhob sich auf einmal ein fürchterlicher Sturm und Ungewitter und wie er die Thüre öffnete und heraustreten wollte, so konnte er sie nicht erhalten, sie schlug wieder zu, ein Theil seines Kleides blieb darin hängen und sein Fuß kam ebenfalls dazwischen. Zwar gelang es ihm noch, dasselbe nach sich zu ziehen, allein er stürzte zu Boden und siehe, da waren seine Hunde da und es war derselbe Fleck, wo er die Blume gefunden. Trotz aller Mühe aber war an kein Aufstehen zu denken, das Bein war steif und geschwollen und erst nach langem Rufen kam sein Bruder, der ganz in seiner Nähe ebenfalls seine Schafe gehütet hatte, zu Hilfe herbeigelaufen. Vor Schmerz konnte er ihm nicht sagen, was ihm geschehen sei; indeß brachte ihn jener mit vieler Mühe endlich nach Hause und nachdem er dort verbunden worden war, legte man ihn ins Bett. Am andern Morgen fand man jedoch neben dem Kranken auch seinen Ranzen, der ganz voll Goldklumpen war. Ob er nun wohl niemals wieder laufen lernte, war er doch ein reicher Mann geworden, der nicht blos an sich dachte und sich ein schönes Gut kaufte, sondern auch die Kirche und das Todtenhaus neu aufbaute. Allein die Wunderblume hatte er in dem Gange gelassen und das war das Beste, welches er nicht hätte vergessen sollen. Dieselbe kann aber noch jetzt jedes Sonntagskind wiederfinden, wenn es am Johannistag Punkt Zwölf um Mittag auf den Fleck geht, wo der Schäfer sie damals gepflückt hatte.

516) Die Türkeischenke zu Wolferode.[1])

Vor dem Dorfe Wolferode, da wo der Weg nach Bornstädt führt, steht eine Schenke, welche die Türkeischenke heißt. Dieser Name rührt aber daher, daß vor alten Zeiten, gerade als es hier einmal in den Bergwerken schlecht ging und Niemand viel verdiente, ein Balsamträger hierher kam, der erzählte, so Jemand sein Glück machen wolle, sei jetzt gerade vortreffliche Gelegenheit da. Die Bergwerke in der Türkei nämlich ständen unbebaut, weil alle Arbeiter hätten mit in den Krieg ziehen müssen, und der türkische Kaiser ließe jedem Bergmann, der zu ihm komme, nicht blos sehr hohen Lohn, sondern auch ein wahrhaft fürstliches Leben bieten. Das waren gute Nachrichten für die Mansfelder Bergleute und aus Ziegelrode, Härzesdorf, Weimelburg, Ahlsdorf, Blankenheim, Schmalzerode, Kresfeld, Helber, Bischberode fanden sich eine Menge Bergleute, die ihre Heimath verlassen wollten, um auf diese Nachricht hin frischweg in die Türkei zu ziehen. Alle diese Leute beredeten sich, sie wollten sich in der kürzesten Nacht im Sommer früh vier Uhr vor der Schenke zu Wolferode treffen. Wie gesagt, so gethan; sie kamen alle zu rechter Zeit hin, wohlgerüstet zu der langen Reise. Allein da sahen sie einen dicken, buckligen Bergmann, dem sie den Spottnamen: der Zwerg, gegeben hatten, auf einmal auf einer Weide am Gasthof sitzen. Der rief sie an, wo sie hinwollten und fragte sie, ob sie wohl närrisch wären, daß sie so aufs Geradewohl ohne alle Sicherheit, blos auf die Rederei eines Schwindlers ihr Vaterland und ihre Familien verlassen wollten. Kurz er redete ihnen so ins Herz, daß er sie bewegte, ihren thörichten Entschluß aufzugeben. Um

[1]) Poetisch behandelt von Giebelhausen I. S. 20 sq.

aber ihre Narrheit auf die Nachwelt zu bringen, nannte man fortan den Gasthof: Zur Türkei.

517) Die vier Steine bei Krimpe.[1])

Wenn man von Krimpe nach Hinstädt geht, erblickt man rechts vom Dorfe vier große Kieselsteine, die tief in der Erde stecken und an denen man Feuer anschlagen kann. Dieselben sollen davon herrühren, daß einst bei sehr schlimmem Wetter, als hier noch keine Chaussee ging, sondern die Straße eigentlich nur aus einem bodenlosen Schmutz bestand, ein reicher Mann mit einem von vier raschen Pferden gezogenen Wagen kam. Die letztern wollten denselben schnell durchfahren, allein die Räder versanken in dem weichen Boden, und wie sehr sie sich auch anstrengten und wie wild auch der Fuhrmann in dieselben hieb, sie vermochten das Fuhrwerk nicht aus dem Schlamm zu ziehen. Endlich rief der Fuhrmann wüthend: „Kreuzhimmeldonnerwetter, da wollte ich doch, daß alle Teufel uns gleich sammt den Pferden in die Erde 'neinkeilten und daß wir gleich zu Stein würden!" Allein kaum hatte der Frevler diese gottlosen Worte gesprochen, so erhob sich ein gewaltiges Donnern und Krachen in der Luft und Pferde, Wagen, Kutscher und Herr wurden sofort zu Stein. So stehen sie noch bis auf den heutigen Tag. Wenn man aber des Nachts an ihnen vorbeikommt, da hört man ganz deutlich ein ängstliches Brausen und Schnauben wie von Pferden.

518) Das Mordholz bei Unterrißdorf.[2])

Vor ungefähr 300 Jahren lebte auf Seeburg ein Ritter Cuno von Hahn, das war ein gar zänkischer, garstiger Patron, der mit allen seinen Nachbarn in Unfrieden lebte, namentlich mit einem Herrn von Mandelsloh auf Hedderslebeu, von dem er nicht mit Unrecht glaubte, daß derselbe zuweilen auf seinem Revier jage. Da trug es sich zu, daß eines schönen Tages Cuno's Sohn, ein junger Mensch von 20 Jahren, von der Universität zu seinen Eltern zum Besuch kam und sich bei ihnen die Zeit mit Jagd und Fischfang vertrieb. Nun war gerade ein Tag für die Hochzeit einer Jungfer seiner Mutter angesetzt und sein Vater hieß den jungen Mann eine Flinte nehmen und hinaus in den Wald gehen, um für das Brautpaar ein paar Hasen zu schießen. Der Sohn war auch gleich dazu bereit und sagte, er wolle nach dem sogenannten Hasenwinkel drei Stunden von hier gehen und dort das Gewünschte holen. Der Vater aber meinte, er solle lieber nicht dorthin gehen, er wisse wohl, daß der Hedderslebeu Mandelsloh in jener Gegend zu jagen pflege und dabei gewöhnlich auf das Seeburger Revier komme, er warne ihn also, hübsch weit von der Grenze wegzubleiben, damit nicht Anlaß zu Streit gegeben werde, von dem er, wie er wohl wisse, kein Freund sei. Der Sohn versprach's auch, setzte sich zu Pferd und ritt mit seinen Jägern in den Wald. Sie ritten unter dem Galgenberge weg, dann längs dem süßen See, wo die rothe Hütte steht, bis dicht an den Berg durch Bahndorf, eine wüste Mark, bis Wormesleben, fanden aber nichts, mußten also, da alles weggetrieben war, doch nach dem Hasenwinkel. Allein auch

[1]) Poetisch behandelt von Giebelhausen Th. II. S. 5.
[2]) Poetisch behandelt von Giebelhausen Th. II. S. 22.

da konnten sie kaum ein Thier schießen, und der Jägerbursche schlug also dem Junker vor, bis an die Grenze ihres Reviers zu reiten, wo so viele Hasen seien als hier Steine. Der Junker war damit einverstanden, sie beschlossen also, erst die sogenannte Bachenschlucht abzusuchen, dann sich aber nach dem Uhuberg zu wenden. Allein ehe sie noch bis dahin kamen, da kam ihnen der Heddersleber mit zwei Begleitern in den Weg, die hier wilderten. Der Junker rief sie an und frug, was sie hier thäten, jene aber thaten als hörten sie nicht. Darauf nahm der Junker die Flinte von der Schulter und rief: „Steht oder ich schieße!" Allein kaum hatte er das Wort gesprochen, da kam eine Kugel aus der Büchse des einen Wilddiebes und er stürzte vom Pferde. Zwar rief der Jägerbursche einige Ackerknechte aus der Nähe herbei und es gelang ihnen, ihren jungen Herrn noch lebend auf den Pfarrhof zu Unterrißdorf zu bringen, allein noch war die Sonne nicht untergegangen und schon hatte er die Augen für immer geschlossen. Der Mörder, von Gewissensbissen geplagt, ist auf und davon gegangen und erst nach langen Jahren heimgekehrt, der Junker aber ist in der Kirche zu Seeburg an der Wand nach Mitternacht zu in Stein gehauen zu sehen mit dem Datum der Mordthat, d. h. 1578 im Augustmonat. Das Holz, wo der Mord geschah, hieß seitdem das Mordholz, der Mordgrund aber jene Schlucht, welche man früher die Uhuklust nannte. Seit dem Jahre 1828 ist aber an jener Stelle der Wald abgetrieben und das Mordholz in Feld verwandelt.

519) Der Thomaspfennig und Kuttenzins.[1])

In den Dörfern Altrode und Stangerode ist bis ums Jahr 1807 eine sonderbare Abgabe gewesen, der sogenannte Thomaspfennig oder Kuttenzins, den die dasigen Bauern aufs Amt zu Endorf zu liefern hatten. Derselbe hat folgenden Grund gehabt.

Auf der Konradsburg ist im 14. Jahrhundert ein Mönchskloster gewesen, dessen Bewohner sich aber nur durch ein gottloses, leichtsinniges Wesen hervorthaten, alles Andere vornahmen als beten, auf den Dörfern herumzogen und bettelten, dabei aber sich fleißig nach den Frauen und Töchtern ihrer Beichtkinder umsahen und dieselben zu verführen trachteten. Da ist denn in Stangerode ein Bauer gewesen, Hartung mit Namen, ein recht netter Dreißiger, der hatte eine junge lebenslustige Frau, aber keine Kinder. Auf diese warf Bruder Thomas sein Auge und wußte sich nach und nach in ihre Gunst zu setzen, weil ihr Mann sie nach ihrer Meinung zu kalt behandelte. Sie wurden zuletzt ganz einig und die Frau versprach ihrem Buhlen, sie wolle ihn in ihr Haus lassen, wenn ihr Mann wieder, wie er oft zu thun pflege, nach Halle fahren werde, um Salz zu holen. Sie machten nun mit einander aus, der Mönch solle, wenn er kommen wolle, am Holze in der Nähe des Dorfes wie ein Kalb blöcken, und wenn die Luft rein und der Mann fern sei, dann möge die Frau zur Antwort wie ein Hund bellen. Wie gedacht so geschehen, sobald der gute Hartung das nächste Mal wieder nach Salz fuhr, gab der Mönch seine Nähe durch Blöcken kund und die Frau antwortete ihm mit Bellen, und so wiederholte sich die Sache mehr als einmal. Allein

[1]) S. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes. Halberstadt 1847. Th. I. S. 150. Poetisch behandelt von Giebelhausen Th. II. S. 29.

seit dieser Zeit war die Frau wie umgetauscht, das böse Gewissen ließ ihr keine Ruhe, sie ward mürrisch und finster, während sie früher immer heiter gewesen war, putzte sich nicht mehr und Hartung wußte nicht, was er aus ihrem Betragen machen sollte. Allein der Verräther schlief nicht, eines schönen Tages sahen sein Schwager Hirrsche und sein Nachbar Probst, wie der Mönch, nachdem er geblöckt und die Frau ihm durch Bellen geantwortet hatte, bei Nacht in des Bauern Haus schlich und erst früh wieder herausschlüpfte. Natürlich steckten sie dem betrogenen Ehemann bei seiner Rückkehr von Halle sofort ein Licht auf und als derselbe zweifeln wollte, veranlaßten sie ihn selbst, die Frau auf die Probe zu stellen. Er stellte sich also an, als ob er wieder gen Halle nach Salz fahren müsse, nahm freundlich Abschied von der ungetreuen Frau und fuhr mit seinem Geschirr zum Dorfe hinaus. Als er aber bis in den Wald gekommen war, hielt er an, band seine Pferde an einen Baum und kehrte ins Dorf zurück, des Nachts aber schlich er sich mit seinem Schwager und einem andern Nachbar in sein Haus und traf leider den Mönch bei seiner Frau. Sie schlugen den Mönch mit einer Axt zu Boden und die Frau mußte schwören, so ihr verziehen und sie am Leben gelassen werden solle, nie zu sagen, was sie gesehen habe. Hierauf schleppten sie den Leichnam des Pater Thomas in den Wald unter eine Eiche und legten ihn in ein tiefes Loch, welches sie zu diesem Behufe schon Tags vorher gegraben hatten. Hartung aber fuhr gen Halle und kam von dort, so wie er es stets gethan, erst die dritte Nacht wieder heim. Indessen war das ganze Kloster in Aufruhr, denn Pater Thomas war nicht heimgekehrt und ob seine Mitbrüder wohl wußten, daß er auf schlechten Wegen gegangen sei und ihm jedenfalls von irgend einem beleidigten Ehemann der Garaus gemacht worden sei, so hatten sie doch auf Niemand bestimmten Verdacht. Da trug es sich zu, daß seit jener Nacht alle Nächte um 12 Uhr ein Geist durch das Dorf schwebte, der wie ein Kalb blöckte und Niemanden ruhig schlafen ließ. Das ganze Dorf zog nun in's Kloster und bat die Mönche, sie möchten doch den bösen Geist wieder bannen. Dadurch schöpften dieselben Verdacht, bald darauf aber hat durch Zufall ein Bauerjunge die Grube gefunden, in welcher Hartung den Pater vergraben hatte; der Leichnam ward herausgenommen und in geweihter Erde bestattet und von Stund an hörte der Spuk auf. Die Patres aber haben zur Strafe für alle Zeiten bestimmt, es solle zum Andenken an jene Mordthat jeder Bauer, der ein Haus in dem Dorfe besitze, wo Pater Thomas erschlagen ward, am St. Thomastage einen Silberpfennig als Zins aufs Amt nach Endorf tragen und zwar vor Sonnenaufgang, wer aber diese Zeit versehe, der solle für jede Viertelstunde zu später Ankunft eine volle Heringstonne als Strafe zahlen. Seit dieser Zeit haben denn die Bauern in jenem Dorfe aus diesem Kuttenzins eine Art Fest gemacht. Am Abend vor dem Thomastag Schlag acht den 20. December ging der Dorfrichter in jedes der dreizehn Häuser, die das Kuttengeld zu bezahlen hatten, und rief, sobald er ans Haus kam, laut: „Gebt unsern Herren den Thomaspfennig, den Kuttenzins!" Hatte er nun den Pfennig erhalten, so ging er in ein zweites Haus und so fort, bis er alle dreizehn bekommen hatte. Dann ging er mit vielen andern Bauern, die aus vollem Halse schrieen: „Kuttenzins, 's ist zwar sehr wenig, bringn mer den Herrn den Thomaspfennig!" in das erste Haus nach Endorf hin-

über, dort tranken sie tüchtig und machten bis Mitternacht einen Heidenlärm, dann aber zogen sie alle zusammen vor dem Tage aufs Amt, wo sie unter Grölen und Schreien für ihr Geld die gebührende Quittung erhielten, der Richter aber bekam von dem Amtmann noch ein Trinkgeld und dann zogen Alle unter dem lauten Geschrei: „Wir haben den Kuttenzins gebracht!" von dannen und nach Hause in die Schenke, wo von Neuem getrunken ward. Dieser Unfug hat bis ins Jahr 1807 gedauert.

520) Der Kobold zu Schrauplau. [1])

Als man zu Stedten bei Schrauplau ein Haus baute, fand man im Füllemund eine eiserne Lade, und wie man sie aufmachte, sprang ein kleines rothes Männchen heraus, welches fröhlich im Kreise umhertanzte und immer rief: „Nun bin ich erlöst, nun bin ich erlöst!" Und es erzählte, es sei ein Kobold und sei vor vielen hundert Jahren in diese Lade verwünscht worden und wenn das neue Haus fertig sei, wolle es darin wohnen. Als nun das Haus gebaut war, kam das Männchen alle Nächte, machte das Vieh im Stalle los und trieb es auf dem Hofe umher, sprang die Treppen im Hause auf und ab und lärmte so viel, daß bald Niemand mehr in dem Hause wohnen wollte.

521) Der Kobold in Bischdorf. [2])

In Bischdorf wohnte eine alte steinreiche Frau, die einen Kobold hatte. Der saß den ganzen Tag in ihrer Stube auf dem Heerde und sie unterhielt sich mit ihm. Da haben die Nachbarn, die manchmal unter den Fenstern stehen blieben und horchten, gehört, wie der Kobold sprach: „Nun, Alte, wünschest Du Dir denn nichts?" „Ach ja, Söhnchen," sagte sie dann, „ich wünsche mir eine recht schöne goldene Kette", oder: „ich wünsche mir einen Beutel mit Ducaten" oder was sie sich sonst noch gewünscht hat. Dann ist der Kobold nur zum Schornstein hinausgeflogen und bald zurückgekehrt und hat das Verlangte gebracht.

522) Der Kobold in Schmalzerode und Bischofsroda. [3])

Zu Schmolzerode lebte ein Bauer, der einen Kobold hatte, und weil er geizig war, forderte er immer mehr von ihm; doch jeder Kobold kann nur ein bestimmtes Maß von Geld, Getreide und dergleichen auf einmal bringen, der eine mehr, der andere weniger; wenn man etwas von ihm fordert, was über seine Kraft geht, so muß er einen neuen Herrn suchen. So mußte auch der Kobold zu Schmalzerode auswandern, weil der Bauer einst zu viel von ihm verlangte, und er ging zu einem Vetter des Bauers nach Bischofsroda, schlich sich in dessen Zimmer, als es eben leer war, legte sich auf das Bett und als der Bauer hereintrat, rief er ihm zu: „Nimm mich an, nimm mich an!" Der Bauer aber wollte ihn nicht annehmen, sondern schlug mit einem Stock nach ihm; doch wenn er ihn zu treffen meinte, stand der Kobold schon in der entgegengesetzten Ecke der Stube, lachte ihn aus

[1]) Nach Sommer S. 26.
[2]) Nach Sommer S. 26.
[3]) Nach Sommer S. 27.

und rief wieder: „Nimm mich an, nimm mich an!“ Bald war er anzusehen wie ein zweijähriges Kind, bald wie ein alter eisgrauer Mann, doch immer klein. Zuletzt versprach der Bauer ihn zu behalten, wenn er das Blut Jesu Christi mit ihm beten könne. Der Bauer betete langsam vor und der Kobold hielt immer inne und sprach dann einen ganzen Satz rasch hinter einander; als sie aber an die Worte: „das Blut Jesu Christi“ kamen, setzte er mehrere Male an und sprach: das Blut — das Blut — dann sprang er verdrießlich auf, stampfte mit dem Fuß und rief: „Ach was, das Blut zicke zacke, zicke zacke“, blöckte die Zähne und lief aus der Stube, und er ist nicht wieder gekommen.

523) Teufelsanbeter zu Sangerhausen.[1])

In Sangerhausen hat sich Anno 1454 eine Gesellschaft gottloser Leute zusammengethan, welche sich zur Vollziehung abscheulicher Schandthaten unter dem Deckmantel frommer Religionsübungen vereinigten. Es kamen Männer und Weiber, Brüder und Schwestern und mancherlei Leute heimlich in einem Keller zusammen, dort beteten sie den Satan an, der ihnen in Gestalt einer Hummel erschien und jeglichem vor den Mund flog. Wer sich nun gegen diese Hummel neigte, dem sollte viel Gutes wiederfahren. Hierauf hat man die Lichter ausgelöscht und um sich gegriffen, welche Person ein jeder nun ergriff, mit der hat er gesündigt, es mochte Mutter, Schwester oder Tochter sein. Ein Schmied offenbarte es dem Grafen. Dieser wollte die Märe nicht glauben, da führte ihn jener verkappt mit in die Versammlung, daß er mit eigenen Augen sehe und höre. Darauf wurde die frevelnde Rotte eingezogen und zum Feuer verurtheilt.

524) Der schmatzende Tod zu Sangerhausen.[2])

Im Jahre 1565 ereignete es sich zu Sangerhausen, daß eine vornehme Matrone Todes verblich, worauf nach ihrem Tode ein so geschwindes Sterben begann, daß es von Woche zu Woche sich mehrte, so daß es von 18 Personen in die 30, dann in die 50, dann in die 60, 80 bis 129 stieg. Da entstand ein allgemeines Gerede im Volke, es wäre der schmatzende Tod, herrührend von jener Matrone, die im Grabe schmatze und um sich fresse, wie man von andern Orten her wohl öfters Exempel erfahren hätte und so lange solch Schmatzen dauere, so lange mehre sich das Sterben. Deshalb begehrten Viele, man solle das Grab aufthun, die Schleier und Grabtücher der Todten entreißen und ihr mit einem Grabscheit den Hals abstoßen, welche Mittel man anderwärts mit Nutzen gebraucht habe. Solchem Begehren konnte nur mit Mühe gewehrt und dem Volke sein Aberglauben genommen werden. In 26 Wochen sind damals 1174 Personen zu Sangerhausen gestorben, das damals 700 Häuser zählte.

Auf diesen Aberglauben vom Fressen der Todten hat auch die Sitte Bezug, daß in Sachsen die Leichenweiber vorsichtig beim Anziehen der Leichen nichts wie Spitzen, Tücher oder Leinwand in die Nähe des Mundes derselben bringen, weil sie glauben, daß dieselben es mit den Zähnen erhaschen

[1]) Nach Bechstein, Thüringer Sagenschatz Bd. IV. S. 83.
[2]) Nach Bechstein Bd. IV. S. 86.

und so nach und nach hineinfressen, worauf dann ihre Angehörigen langsam nachsterben, namentlich diejenigen, welche ihnen den betreffenden Gegenstand geschenkt oder genäht hatten. Ueberhaupt darf nichts von einem Lebenden mit in einen Sarg kommen. So verfiel vor einigen dreißig Jahren zu Grimma in Sachsen ein schönes junges Mädchen, die eine Schwester verloren hatte, auf einmal in eine Abzehrung und Niemand konnte ergründen, was ihr eigentlich fehle, ebenso wenig konnte ein Arzt ihr helfen. Da kam Jemand auf den Gedanken, ob nicht vielleicht irgend ein ihr gehöriger Gegenstand durch Zufall ihrer Schwester mit ins Grab gegeben worden sei. Man ging zu dem betreffenden Todtengräber und wußte ihn durch das Versprechen guter Belohnung dahin zu bringen, daß er das Grab aufgrub und den Sarg öffnete, da fand man zwischen den Händen der Todten ein Schnupftuch mit dem eingestickten Namen der noch lebenden Schwester; dasselbe, welches durch Zufall und Verwechselung der Todten statt ihres eigenen mit in den Sarg gegeben worden war, ward herausgenommen und von Stund an ward ihre Schwester besser und bekam ihre frühere Frische und Gesundheit wieder.

525) Die rächenden Grabsteine zu Oldisleben.[1])

Das Kloster Oldisleben in der güldenen Aue ward der Sage nach von der reuigen Pfalzgräfin Adelheid gegründet, St. Vitus geweiht und dem Benedictinerorden übergeben. Die Pfalzgräfin begab sich hierher als Büßerin, nachdem sie das Kloster Reinhardsbrunn gegründet, in das ihr Gemahl, Graf Ludwig der Springer, als Mönch eingetreten war, später aber verwandelte sie Burg Scheiplitz in ein Jungfrauenkloster und wurde dessen erste Aebtissin in Oldisleben. Das Kloster ist im Bauernkriege zerstört worden und jetzt nur noch in wenigen Ueberresten der alten Gebäude erhalten. Ein tiefer Gang lief von diesem Kloster unter der Erde hin und erstreckte sich bis in den Keller eines Collaborators. Im Jahre 1136 fiel nahe bei Oldisleben ein Stein von der Größe eines Menschenkopfes vom Himmel, der seiner Zeit von den Brüdern heilig aufbewahrt ward. In den alten Kreuzgängen sah man früher häufig einen gespenstigen Mönch umherwandeln.

In der Kirche des Klosters standen ehedem zwei Grabsteine, der eines Grafen Johann von Beichlingen und der eines Mönchs, die nicht litten, daß einer sich an ihnen vergriff. Man erzählt, daß ein Mensch, welcher den Mönchsstein aus Leichtfertigkeit beschädigte, am hellen lichten Tage, ohne vorher etwas zu sehen oder zu hören, eine so empfindliche Maulschelle erhielt, daß ihm Hören und Sehen verging. Wenn früher von den Steinen etwas abgeschlagen worden, so ergänzte es sich von selbst wieder, allein mit der Zeit sind sie doch dem Zahne der Zeit verfallen.

526) Der Gefangene im Kloster Oldisleben.[2])

In einem Gewölbe des Oldisleber Klostergebäudes, was als Gefängniß diente, saß einst ein verwegener Mensch gefangen, der sich unterstand, Geister zu citiren. Auf seine Citation erschienen auch deren nach einander zwölf und gingen an ihm vorüber. Der Zwölfte aber warnte ihn, ihrer nicht mehr

[1]) Nach Bechstein Bd. IV. S. 80.
[2]) Nach Bechstein Bd. IV. S. 80.

zu citiren, denn wenn der Dreizehnte käme, so würde seiner übel gewartet werden. Darauf wurde der Beschwörer von einem großen Schrecken überfallen und ließ ab von fernerer Citation.

527) Das Marienbild zu Memmleben.[1])

In der güldenen Aue am Fuße des hohen, durch seine weite entzückende Aussicht bekannten Orlasberges, umgeben von herrlichen Fruchtfeldern stand das leider jetzt in Trümmern liegende Kloster Memmleben, an welchem die Unstrut in vielfachen Windungen vorüberströmt. Hier haben zwei große deutsche Kaiser ihr Leben beschlossen: Kaiser Heinrich I. der Finkler, der hier am 7. Juli 936 an einem Schlaganfall starb, und sein Sohn Otto der Große, der hier am Dienstag vor Pfingsten im Jahre 973 ebenfalls plötzlich des Todes verblichen ist. Die Eingeweide des Letztern wurden hier beigesetzt, sein Leichnam aber nach Magdeburg gebracht und dort nahe bei dem Grabe seiner ersten Gemahlin Editha beerdigt. Früher fanden sich nebst andern auch die Bildnisse Kaiser Otto's und der Editha auf den Steinpfeilern der Klosterkirche von Memmleben abgemalt, jetzt aber gewahrt man nur noch sehr wenig davon.

Im Klosterhofe steht nun aber im Durchgange der Oeconomiegebäude nach dem ehemaligen Kloster ein hölzernes Marienbild, das Christuskind im rechten Arm und in der linken Hand einen Engel mit einer Krone haltend, von sehr alter Arbeit. Von diesem Bilde erzählt man sich verschiedene Sagen. Unter andern trug es sich einmal zu, daß zwei Jungen Abends mit einander über den Hof gingen und der Eine anfing das Bild zu höhnen. Der Andere verwies es ihm und sagte, er solle doch dasselbe unbeleidigt lassen, es könne ihm Schaden bringen. „Ei", rief der Junge, „was kann mir das todte Bild thun?" nahm es gleich von seinem Postament herab, trug es gegenüber zu einer offenen Feuerpfanne, wo man Wasser für das Vieh heiß machte, und warf es in die Gluth. Aber das Bild verbrannte nicht und blieb unversehrt. Am andern Morgen stand es wieder an seinem Orte, zu gleicher Zeit aber hörte man ein Gezeter und nahm wahr, daß der gottlose Junge hoch oben auf den Kirchentrümmern saß, in großer Noth und Angst und konnte nicht wieder herunterkommen, bis man ihn mit Leitern zu Hilfe kam. Auf Befragen, was er da oben gesucht und wie er hinaufgekommen, wußte er nichts zu sagen, als daß er nicht wisse, wie er dort hinaufgekommen sei.

528) Das wüthende Heer im Mansfeldischen.[2])

Johann Kennerer, Pfarrherr zu Mansfeld, ein Mann von 80 Jahren, erzählte dem Joh. Prätorius, daß zu Eisleben und im ganzen Lande zu Mansfeld das wüthende Heer alle Jahre am Fastnachtdonnerstage vorüberzogen sei, die Leute sind hingelaufen und haben darauf nichts anderes erwartet, als wenn ein großer und mächtiger König oder Kaiser vorüberziehen solle. Vor dem Haufen ist ein alter Mann mit einem weißen Stabe hergegangen, der hat die Leute heißen aus dem Wege gehen, hat sie auch nach Hause geschickt, weil sie sonst Schaden nehmen würden. Dies ist der treue

[1]) Nach Bechstein Bd. IV. S. 104.
[2]) S. J. Prätorius, Blockes-Berges-Verrichtung. Leipzig o. J. in 12. S. 27.

Eckert gewesen. Hinter diesem Mann sind etliche geritten gekommen, etliche gegangen, man hat unter ihnen auch Leute gesehen, die neulich erst gestorben waren, andere aber, die noch lebten. Einer ist auf einem Pferde mit zwei Füßen geritten, der andere hat auf einem Rade gebunden gelegen und das Rad ist mit ihm selbst umgelaufen; der dritte hat einen Schenkel über den Kopf genommen und ist gleichfalls sehr gelaufen. Ein anderer hat gar keinen Kopf gehabt und so viele ähnliche Stücke.

529) Der Kroppenstädter Vorrath. [1])

Ein gar eigenthümliches Wahrzeichen hat das Städtchen Kroppenstädt im preußischen Regierungsbezirk Magdeburg. Auf dem dortigen Rathhause wird nämlich ein großer gutgearbeiteter silbernen Pokal verwahrt, auf welchem in erhabener Arbeit 13 Wiegen und 1 Wanne, worin Kinder liegen, dargestellt sind. Derselbe trägt folgende lateinische Inschrift:

Matribus a bis sex unoque videlicet anno
Bis septem pueros genitor genuerat unus.
Provide tunc matres curarunt tredecim cunas,
Dum non sufficiunt, unum posuerunt in vanno.
Haec sunt nostra penus nostrae
Venerabilis urbis.

Dieselbe drückt ganz kurz die Volkssage aus, welche erzählt, es habe einst ein Kuhhirt dort gelebt, der in einem Jahre zwölf Mädchen beschwängerte, die zusammen 14 Kinder gebaren; zwar hatten die Mütter sich bereits auf ein Kind mehr eingerichtet, da es doch möglich war, daß eine Zwillinge bekam, allein die Rechnung war falsch, es kamen zwei Zwillingspärchen zur Welt und da sie nur 13 Wiegen hatten, so ward das vierzehnte Kind in eine gerade vorräthige Wanne gelegt.

530) Der Blocksberg, das Blocksbergsgespenst und der Reinstein.

Der Brocken, in der gewöhnlichen Volkssprache der Blocksberg genannt, gehört zu den bedeutendsten der norddeutschen Berge und ist der höchste Gipfel des Harzes. Bekanntlich wird er Mons Bructerus oder Bructerorum genannt, angeblich weil die alten Bructerer vor grauen Jahren in der Nähe des Brockens gewohnt haben sollen. Einige nennen ihn auch Mons Proculus, entweder von dem lateinischen Worte procul (fern), weil er von ferne einem in die Augen scheint und gesehen werden kann, oder vom Kaiser Proculus, von dem die Sage erzählt, er habe 100 Jungfrauen innerhalb 15 Tagen geschwängert, gleichwie der Teufel auch in der Walpurgisnacht Unzucht mit den Hexen zu treiben pflege. [2]) Ein anderer Name ist noch *Μελίβοκος* oder Melibocus, welchen Einige von dem griechischen Worte *μελι* (Honig) und *βοσκω* (weiden, nähren) ableiten, also ein Ort, der viel Honig hüte oder einernte, wogegen wieder Andere behaupten, das Wort sei aus dem Deutschen entstanden und blos verdreht, nämlich aus Hellbock, d. h. der höllische Bock, bezüglich auf das Bocksreiten der Hexen oder auf die Bocksfüße des Teufels. Die deutschen Namen sind Prockelsberg, Prokelberg,

[1]) S. Bratring, Magazin f. Land- und Geschichtskunde. 1798. H. I. Otmar S. 41.
[2]) So schreibt Mizaldus, Memorab. Cent. I. § 86.

Brockenberg, Brockesberg, Blocksberg oder Brocken. Letzterer Name kommt jedoch zweifelsohne aus dem Lateinischen her. Eine andere Erklärung ist aber die, daß der Berg früher von viel bedeutenderer Größe gewesen und bis auf seine jetzige Höhe zusammengestürzt und zerbröckelt sei und davon den Namen Brocken erhalten habe. Der Namen Blocksberg soll von Block oder Klotz herkommen und soll deshalb dem Berge gegeben worden sein, weil unten am Fuße des Berges sehr alte Bäume von ungewöhnlicher Länge und Breite gefunden worden wären, die man nicht habe aus dem Walde fortbringen können. Daher sei es geschehen, daß sie immer allda verblieben wären, bis sie endlich verfaulten oder durch Ungewitter, Sturm und Donnerkeile zerschmettert worden und dort liegen geblieben seien.

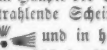
Es ist zu bezweifeln, daß die am Fuße des Brockens liegenden, zum Theil wunderbar aufgeschichteten verschiedenen Felsmassen, als der Scharfenstein, der Ilsenstein, die Hexenklippen, die Feuersteine, die Schnarcher, die Söfelklippen oder das Sirsthor, die Achtermannshöhle, die Hopfensäcke u. dgl., die sämmtlich über zwei Stunden von der Spitze des Brockens entfernt sind, früher mit ihm zusammengehängt und ein Ganzes gebildet haben, denn dagegen sind die tiefen Thäler, welche diese von dem Hauptberge selbst trennen.

Der Brocken scheidet den Ober- von dem Unterharz; was von demselben im Westen liegt, heißt der Oberharz, und ist der höhere, größere und erzreichere Theil, was dagegen im Osten liegt, bildet an Fruchtbarkeit und Naturschönheit jenen übertreffend den Unterharz. Der Brocken selbst ist ein Urgebirge von mächtigen Granitlagern, unter 28° 17′ 1″ östlicher Länge und 51° 48′ 11″ nördlicher Breite und liegt in seinem Haupttheile in der Grafschaft Wernigerode, mit einem kleinen Theile seines südwestlichen Abhangs aber in dem hannöverschen Fürstenthum Grubenhagen und wird von den Harzstädten Wernigerode, Elbingerode, Hasselfelde, Benekenstein, Andreasberg, Altenau, Clausthal, Zellerfeld, Goslar und Neustadt-Harzburg umgeben. Sonst hat er eine ovale Fläche und besteht aus braunem, weiß- und blaugrauem Granit, von dem eine Unmasse zerbröckelt sowohl die Oberfläche des großen als des kleinen Brockens und der Heinrichshöhe bedeckt.

Daß von Venetianern und andern aus der Ferne und Nähe kommenden Kurgängern in der Umgegend des Brockens, z. B. im Morgenbrodsthale, im Kur- und Ockerloche, am Rauschwasser, Quitschenhäu, im Schuppenthale, an der steilen Wand ꝛc., wo verschiedene Figuren, wie Mönche, mit und ohne bergmännischen Instrumenten in den Händen, Ringe, Kreuze, chemische Zeichen, als: ☉ Gold, ☽ Silber, Hände, die nachweisen, wo Gold und andere feine Erze zu suchen u. dgl. m. eingehauen sind, Gold, Silber oder Edelsteine gefunden worden, ist sehr zu bezweifeln, ob es gleich ein Sprichwort giebt: „Man wirft am Brocken oft mit einem Steine nach einer Kuh, der mehr Werth hat als die Kuh selbst.“

Sehr sonderbar ist das Klima auf dem Brocken, namentlich die schnelle Veränderung der Temperatur und des Wetters. Es ist eigentlich dort immer mit wenigen Ausnahmen rauh und kalt, selbst im Juni, Juli und September ist daselbst schon Schnee gefallen. Auffallend schnell entstehen bei dem geringsten Wechsel des Windes daselbst Nebel, z. B. von West nach Südwest oder nach Nordwest; selbst wenn kein Wölkchen am ganzen Horizonte zu entdecken ist, bezieht sich die Brockenkuppe augenblicklich mit Nebel und dies ist

dann gewöhnlich ein Vorzeichen von böſem Wetter, weshalb von den Landleuten das Sprichwort gebraucht wird: Auf dem Brocken wird gebraut, oder: Der Brocken hat die Mütze auf. Der größte Feind des Brockens iſt aber namentlich im Winter der Wind, namentlich der Südweſt; unglaublich hohe Schneemaſſen und Eisſtücke holt derſelbe aus den Thälern und treibt ſie in hohen langen Maſſen auf die Brockenfläche von einer Stelle zur andern, und zwar ſo ſchnell, daß da, wo am Abend eine große Schneebank lag, dieſelbe am andern Morgen von dieſer Stelle ganz verſchwunden war und ſich hundert bis zweihundert Schritte davon entfernt auf der entgegengeſetzten Seite befand. Alle dieſe Naturphänomene mögen die Urſache ſein, daß der alte Brocken ſo in Verruf gekommen iſt und das gräßliche Brauſen und Heulen des Sturmes, welcher alle nur mögliche Schauder erregende Töne hervorbringt, wird jedenfalls zu der Sage von dem angeblich dort in der Walpurgisnacht abgehaltenen Hexenſabbath Anlaß gegeben haben.

Eine ſeltſame Erſcheinung iſt auf dieſem Berge das ſogenannte Brockengeſpenſt, das man jedoch nicht etwa blos im Herbſte und bei Sonnenuntergange, wie man behauptet hat, wahrnimmt, ſondern in allen Jahreszeiten, ſowohl beim Auf- als Untergange der Sonne. Dieſes Phänomen iſt nun aber folgendermaßen beſchaffen. Wenn die Sonne bei ihrem Auf- oder Untergange mit dem Brocken in gleicher Höhe ſteht, ſich dann auf entgegengeſetzter Seite unten in den Thälern Nebel bilden, dieſe am Brocken in die Höhe ſteigen, der nebelfreie Brocken aber zwiſchen dem Nebel und der Sonne ſteht, ſo wirft die Sonne den Schatten des Brockens und aller auf ihm befindlichen Gegenſtände an dieſe Nebelwand, an der ſich nun rieſenhafte Geſtalten bilden, die bald ſich verkleinern bald vergrößern, je nachdem ſich der Nebel nähert, entfernt oder durch Aufrollen deſſelben in ihm Lücken entſtehen. Iſt der Nebel trocken, ſo ſieht man außer ſeinem eigenen Schatten auch den ſeiner Nachbarn; iſt er feucht, ſo ſieht man nur den ſeinen mit einem regenbogenfarbigen Heiligenſchein umgeben. Dieſer Heiligenſchein vergrößert und verſchönert ſich, wird ſtrahlender, je naſſer und dicker der Nebel iſt und je näher derſelbe kommt. Bei rauhem Nebel im Winter bietet dieſe Erſcheinung einen andern Anblick; dann erhält der Schatten nicht den kreisförmigen regenbogenfarbigen Heiligenſchein, ſondern es gehen vom Haupte des Schattens drei gelbe, hellglänzende, ſcharfgezeichnete und weitſtrahlende Scheine rechts und links vom Auge und ſenkrecht, ohngefähr ſo  und in hochgelber Farbe. Dieſes Nebelbild oder Brockengeſpenſt iſt das ſchönſte hier wahrgenommene Phänomen.

Was nun die Sage ſelbſt anlangt, ſo ſoll, als der Kaiſer Karl der Große 779 und 780 n. Chr. G. die Sachſen zur Annahme des Chriſtenthums zwang, von dieſen der Götzendienſt auf dem Brocken gefeiert und in der Walpurgisnacht der Hertha, nach Andern dem Krodo, auf dem Hexenaltar geopfert worden ſein, und als Kaiſer Karl zur Vertreibung der Heiden Schildwachen aufſtellen ließ, hätten die Heiden durch abenteuerliche Aufzüge jene von ihren Poſten zu verſprengen geſucht.

Man hat ein altes Gedicht von dem Brocken, welches alſo lautet:

In Thüringen iſt ſehr wohl bekannt
Ein Berg, der Prockelberg genannt,
Welcher Berg der jetzo berühmt
Ueber ſechzehn Meil geſehen wird,

Also daß den fernen Jedermann
In Sachsen und Hessen anschauen kann,
Dieweil er hoch und übertrifft
Mit seiner Höh, wie ich bericht,
All Berg in Hartz und Thüringen,
Darüber er ganz hoch thut springen.
Aber das ist er auch beschreit,
Dieweil Nachts zu Walpurgis Zeit
In großer Zahl, wie ich bericht,
Die Zauberinn mit ihrem Gezücht
Insgemein einen Reichstag allda halten,
Die jungen sowohl als die alten,
Welche all der Teufel dahin führt
In geschwinder Eil, wie jetzt berührt,
Auf welchem sie mit Tanzen, Springen,
Mit Saufen auch die Zeit zubringen,
Mit bösen Geistern Unzucht treiben,
Wie solches oft die Gelehrten schreiben,
Wenn aber kommt der Hahnen Geschrei,
So fahren sie wieder heim ohne Scheu
Ueber hohe Berg und tiefe Thal,
Bis daß sie kommen allzumal
Ein jede Hexe an ihren Ort,
Wie man solches wohl mehr hat gehört.
Treiben also ohn' alle Scheu
Ihr Hexenwerk und Zauberey
Wider Gott und sein heiliges Wort,
Auch öftermals anstiften Mord,
Doch können sie, wie ich bericht,
Den frommen Leuten schaden nicht,
Um welche her die Engelschaar
Ein Wagenburg thut schlagen gar.
Ihr rechter Lohn und gewisses Pfand
Ist Feuer, Schwert und ewig Schand,
Ja wenn sie nicht thun Buß auf Erden,
Können sie auch nicht selig werden.
Das sey nun gnug von Zauberinn.
Auf daß wir aber unsern Sinn
Anwenden an den Brocksberg,
Zu beschreiben gänzlich merk',
So ist auch überall allda
Derselbe Berg ein Practica
Der Landleut, welche oft ohn Irren
Gut Wetter daher practiciren,
Denn wenn ein starker Nebel trifft
Recht solchen Berg, wie ich bericht,
So fällt gewiß denselben Tag
Ein Regen, ist wahr als ich sag.
Wenn aber solcher Berg ganz frei
Ohne Nebel ist, ohne allen Scheu,
So folgt ein schöner heller Tag
Alsdann, darin ein Jeder mag
Mit Freuden an sein Arbeit gahn,
Auch wandern, reiten und alsdann
Noch weiter, daß für alle Zeit
Gott werde gedankt in Ewigkeit.

Wir wollen hier aus Curiosität die Beschreibung einer Brockenreise setzen, welche Johann Prätorius seinem Buche über den Brocken als Anhang vorgesetzt hat. Derselbe berichtet aber folgender Maßen:

Als man den 5. Juli Anno 1653 bei früher Tageszeit von Ballenstedt abgereiset, sind wir darauf, gleich gegen Mittag um 10 Uhr zu Blankenburg angelanget, von dannen wir uns alsofort und nach voreingenommener Mittagsmahlzeit nacher Reinstein hinauf (so nur ¼ Meil Weges von Blankenburg) begeben und daselbst befunden, daß der Reinstein ein gar uralt und verwüstetes Haus oder Schloß ist, auf einem ziemlichen hohen Felsen gelegen und vordessen von denen nunmehr ganz verstorbenen Herren Grafen von Reinstein erbauet worden; ist ein seltzam Gebäude gewesen, in dem Alles, und fast alle Gemächer, darunter vornehmlich die Küche, Keller, die Kirche, Saal, Pferdeställe und dergleichen in den Stein ausgehauen ist, wie man denn, wenn man hineinkommt, anders nicht als lauter Stein um und neben sich sieht, und ist zu muthmaßen, daß solches Alles große Mühe und Arbeit gekostet hat. Es liegt sehr hoch und ist an einer Klippe des Berges gleichsam angeflickt und nunmehr Alles verwüstet, sieht auch anjetzo vielmehr einer Raubhöhle als einem gräflichen Schlosse ähnlich. Wann ein Rohr in denen aus dem Stein gehauenen Gemächern gelöst wird, so schallet und knallet es dergestalt, als wenn eine Kanone gelöst würde, maßen denn auch, wenn daselbst

nur in die Luft aus einem Rohr geschossen wird, es von verschiedenen Orten her einen starken Widerhall und gleichsam vielerlei Echo giebt. Unter andern ist allda ein Loch zu finden, so von allerlei kleinen Steinen (welche sonst in der Ebene und nicht auf den Bergen gefunden werden) angefüllt ist. Von demselben Ort nun wird als wahrhaftig berichtet, als wenn solches Loch von den bösen Geistern angefüllt wäre. Denn wenn man die Steine von dannen hinwegnimmt, so kommen doch hingegen wieder andere dahin, ja auch gar oftmals diejenigen, welche man hinweggenommen, daß also Niemand die Ursache dessen erfinden kann, sondern das Loch allezeit mit den Steinen angefüllt gefunden wird. Es werden auch allerhand Abenteuer erzählt, so sich bei solchem Loche sollen begeben haben mit denen, welche muthwillig oder freventlich etwas dabei vorzunehmen sich unterstanden. Als wir uns hernach von Reinstein wieder hinunter begaben und in Blankenburg das Mittagsmahl eingenommen, sind wir darauf selbigen Tages durch Wernigerode noch bis Ilsenburg gereiset. Da wir nun zu Ilsenburg (so dem Herrn Grafen zu Stolberg oder Wernigerode zuständig und fest unter dem Blankenberg liegt) selbigen Abend angelanget, haben wir Präparatoria gemacht, des darauf folgenden Morgens die Reise auf den hohen Blockesberg fortzusetzen. Den 6. Juli nun früh am Tage haben wir uns aufgemacht und nebenst dem Wegweiser um 2 Uhr früh die Reise angefangen, da wir denn reitend 15 Personen und 12 Pferde stark über unterschiedene Bäche, Brücken und durch dicke Büsche bei einem ziemlich hohen Felsen, Ilsenstein genannt, vorbei alles bergaufwärts fortpassiret und als wir in die zwei guten Stunden den Berg hinauf wärts in Morast, in Steinen, in ungebahntem Wege, dabei die Pferde manchen sauern, unsanften und gefährlichen Tritt thun müssen, geritten, haben wir, wegen des allzuböfen Weges, nicht weiter zu Pferde fortkommen können, sondern alle von den Pferden absteigen und zu Fuß vollends gehen und gleichsam hinaufklettern müssen, da wir dann abermals zu Fuß gehend in die 2 gute Stunden zugebracht, ehe wir den höchsten Gipfel des Berges erreicht. Die ganze Zeit aber, im Hinaufreiten und im Hinaufgehen, haben wir stetig dunkel und thauigtes, näßliches Wetter gehabt, je höher wir aber auf den Berg gekommen, je dunkler, näßer und kälter Wetter und Luft wir empfinden müssen, bis endlich auf der Höhe, als wir dieselbe erreicht, wir eine solche kalte Luft gefunden, daß wir fast nicht dafür dauern können, ja von dem Reif und Frost wir alle ganz weiß, als wären wir beschneit, aussahen. Denn unversehens wurden wir mit Nebel und Wolken dergestalt umgeben, daß wir vor Dunkel und Finsterniß einander nicht sehen oder erkennen konnten, sondern einander zurufen mußten, ja die Wolken strichen bei uns und unsern Häuptern recht mit Brausen vorbei, daß man wie verdutzt davon wurde, geschweige der Näße, so jedesmal von den Dünsten und vorbeistreichenden Wolken auf uns fiel, daß wir alle wie gebadet aussahen, bis endlich nach 6 Uhr und gegen 7 Uhr etwa sich etwas von unterwärts aufzuklären anfing, da denn, sobald es ein wenig hell wurde und die Sonne die weißen Dünste verzehrte und die Wolken abgetrieben, wir uns nach allen Orten umsehen konnten, daß einem das Gesicht darüber verging. Denn es anders nicht schien, als wenn wir vom Himmel herab die ganze Welt übersehen könnten, indem Alles, was wir sahen und wohin wir sahen, viel niedriger war als der Ort, da wir uns befanden, und konnte das Gesicht die Weite

um uns faſt nicht begreifen. Ohne iſt es nicht, daß auf ſolchem hohen Berge der großen Wunderwerke Gottes genug ſein zu ſehen und zu verſpüren, indem man gleichſam in einem Augenblicke nicht allein ſo viel Länder, Fürſtenthümer und Provinzen des heil. römiſchen Reichs und in Teutſchland beſchauen, ſondern auch die Wirkung der Luft, die Durchſtreichung der Wolken nicht ohne Verwunderung und Entſetzung allda ſehen und empfinden kann, zu geſchweigen, was für herrliche kräftige, koſtbare und ſeltſame Kräuter und Wurzeln droben wachſen. Denn indem wir uns mit Beſchauung der in dem Grunde herumliegenden Fürſtenthümer, Länder und Orte am Beſten ergötzten, kam unverſehens brauſend eine Wolke, mit Nebel und Dünſten vermenget, auf uns und überſchüttete uns, daß wir, gleichſam in einem Augenblick, in eine Finſterniß geriethen und gar nichts ſehen, ja einander ſelbſt (ungeachtet, daß wir nahe dabei ſtanden) nicht erkennen konnten, da wir denn allezeit aufs Neue benetzet, als wenn wir ſtark beregnet wurden. Sobald nun die Wolken von uns zu weichen und uns wiederum zu verlaſſen begonnen, ſahen wir durch dieſelben, ſowohl unter uns nach dem Erdboden, als inſonderheit über uns nach dem Himmel zu, gleich wie ein brennendes Feuer, ſo man durch den Rauch zu ſehen pflegt, aus der Urſache, weil mittler Zeit, da wir mit den Wolken umgeben waren, es ſowohl unten auf dem Erdreich, als vornehmlich oben gegen den Himmel ganz klar und helle von dem Sonnenſchein war. So geſchwind nun die Wolken vorbei waren, konnten wir uns abermals mit ſonderbarer Luſt und Ergötzung, ſoweit es das Geſicht erleiden konnte, allzuweit hin und wieder umſehen, bald aber kamen dieſelben wiederum, wie zuvor, alſo daß es lauter Veränderung und Verwechſelung der Luft gab, inſonderheit aber kamen die Wolken bisweilen etwas zu kurz an uns an, daß ſie uns nicht berührten, ſondern etwas unterwärts an den Berg anſtießen und alſo an demſelben ſich zertheilen mußten, da wir dann abermals unterwärts nach dem Erdboden Alles finſter und dunkel, hinaufwärts aber gegen den Himmel zu Alles hell und klar ſehen konnten und alſo die Wunderwerke Gottes daſelbſt wohl ſichtbarlich ſeyn. Auf dem Berge oben waren gar keine Bäume, ſondern Alles mit langem Gras, Kräutern und Wurzeln bewachſen, Alles ſumpfig, moraſtig und voll Mooß, aber recht oben entſpringt ein ſchöner klarer und geſunder Brunnquell, ſo gar einen guten Geſchmack im Trinken hat. Unter andern iſt eine Wurzel daſelbſt, ſo die Krebswurzel genannt wird, ſieht einem Krebs an Farbe und Form ſehr gleich, ſoll zu vielerlei Zufällen der Menſchen dienlich und ſehr köſtlich ſein. Dieſer Ort und Gipfel des Berges iſt ziemlich weit begriffen, aber gar nicht gäh oder ſteil herunter, ſondern nur langſam abhängig, alſo daß man ganz ohne Gefahr oben herumgehen kann. Wenn ein Rohr oder Louf abgelöſet wird, ſo giebt es einen gar ſchlechten Knall und gar keinen Widerſchall. Daß aber auf dem Gipfel des Berges gar keine Bäume wachſen, ſo wird ſolches der großen Kälte, die ſich daſelbſt beſtändig befindet, beigemeſſen, da doch hingegen herunterwärts, etwa einen guten Musketenſchuß von der oberſten Höhe herunter wir alſofort Bäume in ſtarker Anzahl von allerlei Art gefunden und ſich daſſelbe bis ganz hinunter auf die Ebene continuirt. Als wir nun alſo oben auf dem Berge beinahe anderthalb Stunden lang verharrt und uns umgeſehen und der ſtarken Kälte wegen faſt nicht länger ausharren können, haben wir uns endlich allgemach wiederum hinunter zu Fuß begeben, ſo all-

bereits um 8 Uhr Vormittags gewesen, da wir denn mit ziemlicher Mühe und Arbeit den ganzen unwegsamen und ungebahnten, ja meistentheils sehr morastigen und steinigen Weg bis die Hälfte des Berges hinunter, da die Pferde unser gewartet, absolvirt, daselbst uns auf die Pferde wiederum gesetzt und also vollends bis hinunter nach Ilsenburg geritten sind. In der Herabreise des Berges haben wir kaum zwei Stunden zugebracht und also gleich um 10 Uhr gegen Mittag unten angelangt, da wir denn nicht allein schönen hellen Sonnenschein, sondern vornehmlich eine starke Hitze unten vor uns gefunden und also dieselbe Luft der obersten auf dem Berge ganz unvergleichlich gewesen ꝛc.

Die gewöhnlichste Version der Sage von dem Hexentanze auf dem Berge hier oben im Munde des Volks ist nun die, daß wenn der Monat April mit seinen Schneeschauern und letzten Resten des Winters vorüber ist, in der Nacht vom letzten April zum ersten Mai von allen Seiten und Richtungen die Hexen zum Blocksberge eilen. Da ist ein wildes Gedränge und weil es der Eile bedarf, so tragen die Füße sie nicht schnell genug, sie kommen also durch die Luft den Berg herangezogen, von oben, von unten, auf Ofengabeln, Streichbesen und Ziegenböcken, aus dem Walde und hinter dem Berge hervor. Wahrscheinlich führen sie die Ofengabeln, um das Feuer anzuschüren, die Streichbesen aber, um den Schnee wegzukehren, der am ersten Mai den Brocken noch bedeckt. Wie schwarze Wolken verdunkelt ihre Schaar noch mehr die dunkle Nacht. Die Luft selbst wird unruhig und jagt im Wirbelwinde das Gewölk von Berg zu Berg. Bald flackert aber ein lustiges Feuer hoch empor. Der Teufel besteigt dann seine Kanzel und predigt vor der glänzenden Versammlung der Hexen und Zauberer. Diese führen nun um ihn im wilden Rausche einen Reigen auf und schwingen hoch die flammenden Feuerbrände bis zur Ermattung. Während dem hat der Teufel ihnen auf dem Hexenaltar ein Mahl bereitet und aus dem Hexenbrunnen trinken sie. Wenn die Morgenröthe sich naht, so verschwindet wieder allmälig der Höllenspuk und wie die Hexen und Zauberer gekommen sind, so reiten sie wieder von dannen und bald ist ihre Spur verloren, ja einander befreundet haben sie sich dort oft selbst nicht gekannt. Etwas anders stellt das berüchtigte Holzschnittbild, welches sich bei Prätorius' Blocksbergsverrichtung findet, den Hexensabbath dar. Ganz oben auf der Kuppe des Berges sitzt ein Dudelsackbläser auf einer Tonne, hinter ihm bläst ein anderer Musikant auf einem Kuhhorne, weiter unten sitzt auf einem hölzernen dreibeinigen Stuhle ein Bock, dem eine Hexe den Hintern küßt, und um den Platz selbst geht ein Reigen, wo ein Paar nach dem andern, Teufel und Hexen mit Ofengabeln, Fackeln und Blasinstrumenten, hinter einander tanzen, theilweise in sehr obscönen Stellungen. In der Luft schweben Hexen und Böcke, der Mond scheint und rechts unten sitzt eine Hexe von phantastischen Thieren umgeben und rührt einen von Feuer umgebenen Kessel. Die Teufelskanzel oben auf der Fläche des Brockens, der Hexenaltar, von dem aber freilich eine Steinplatte von muthwilligen Leuten herabgestürzt ward, sowie der Hexenbrunnen, ein in der Nähe des Wohngebäudes befindlicher, vom Regen ausgehöhlter Stein, in dem sich die Hexen angeblich bei ihrer Ankunft wuschen und in dem das Wasser wie Blut aussieht und nie austrocknet, sind noch vorhanden.

531) Der Hexensabbath auf dem Brocken. [1])

Ein preußischer Soldat aus Wernigerode kam nach Flandern. Im Quartier wird er gefragt, wo er her sei. Er sagte: „Ich bin am Blocksberge zu Hause.“ Da sagte Jemand: „Nun im Drübeckschen ist ein Pfeiler, daran steht mein und Deines Bruders Namen. Wir hüteten als Jungen die Schafe und unterhielten uns oft, wie viel Hexen es in unserem Orte wohl geben möchte. Am 12 Mai, von welchem Tage an die Hirten am Harz ins Gebirge treiben und nicht mehr auf den Wiesen hüten dürfen und der der Walpurgistag am Harz ist, machten wir einen Kreis von Drachenschwanz oder Schlangenkraut, auch Hörnkenkraut genannt, um uns her. Um 11 aber kamen die Hexen auf Besen, Heugabeln u. s. w. an, zuletzt aber fuhr unsere Nachbarin auf einem Fuder Heu ohne Pferde daher. „Nawersche, nehmt uns midde“ riefen wir. „Ja, Jungens, sett üch op“, rief sie. Das thaten wir, nahmen aber den Kranz mit auf das Fuder und steckten ihn um uns her. „Jungens“, sagt sie, „nu sett üch wißt (fest)“ und da geht's davon als wie ein Vogel fliegen thut. Als wir wieder zur Besinnung kamen, waren wir auf einem hohen Berge, da waren große Feuer, viele Gäste auf Gabeln und Ziegenböcken, und es wurde getanzt und es war allda die schönste Musik. Einer, der der Satan war, hatte zwei große Hörner auf dem Kopfe, ordnete die Tänze an und danach spielte er selbst mit. Die Alte war abgestiegen, wir Jungen aber zogen auf dem Heuwagen unsere Schallmey heraus und spielten auch mit. Nun kam der mit den Hörnern zu uns und sprach: „Jungens, ihr könnt ja prächtig spielen, ich will euch ein besseres Instrument leihen“. Da warf er uns eine andere Schallmey in den Kreis, die ging nun aber ganz prächtig, da huckten die alten Hexen wie die Stube hoch und freuten sich ordentlich. Als wir nun so eine halbe Stunde gespielt hatten, winkte er und wir mußten Halt machen. Da knieten Alle vor dem Hexenaltar, dann nahm der mit den Hörnern aus dem Hexenbrunnen Wasser, goß auch zwei Eimer in das Hexenwaschbecken, daraus mußten sie sich Alle waschen und wurden auch von ihm damit besprengt. Dann ging der Tanz wieder an und um 12 Uhr war Alles verschwunden, wir Jungen aber saßen in ihrem Kranz von Kraut auf der glatten Erde. Da kam der Anführer und fragte, was wir für unser Spielen haben wollten, wir aber baten nur um die Schallmey. „Die sollt Ihr behalten“, sagte er. Am andern Morgen aber sahen wir, daß es eine alte Katze war, das Mundstück war der Schwanz, den hatten wir kurz und klein gekaut. Jetzt gingen wir herunter und kamen erst nach Drübeck, wo wir unsere Namen an die Säule schrieben. Meinen Bruder tödtete die Hexe, weil er in unser Dorf zurückkehrte, ich aber hütete mich vor ihr und ging hierher.“ Die Säule hat mit den Namen im Kreuze zu Drübeck gestanden, bis dort ein großer Bau vorgenommen wurde.

Ein junger Bursch setzte sich auf den Kreuzweg, um in der Mainacht die Hexen auf den Brocken ziehen zu sehen. Er machte sich aber einen Kranz um Kopf und Leib und hatte sich über und über mit braunem Duft und Baldrian umwunden. Die Hexen kamen auf Enten und Gänsen, schurrten in Mulden, ritten auf Ofengabeln und Mistgrepen, und zuletzt kam die letzte

[1]) Nach Pröhle, Unterharzische Sagen. Aschersleben 1856 in 8. S. 118 ꝛc.

und oberste Hexe, die sagte: „Härrest Du nich braunen Dauft un Faldrian, Sau woll ik üwel mit dik de Klange gahn."

In der Walpurgis- oder Wolpersnacht stellen die jungen Burschen den Mädchen Besen vor die Thüre und necken sie dann am Morgen mit dem Hexenritt. Man reitet aber auch auf Bäumen und Butterfässern in der Mainacht nach dem Brocken. Die Hexen tanzen dann in der Walpurgisnacht den Schnee auf dem Brocken weg. Sie reiten dahin auf Ziegenböcken und abgenutzten Thieren, auch auf Pferden. Von den Weißdornen, woran das sogenannte Moldenbrod wächst, springen in der Walpurgisnacht die Spitzen weg.

Am Walpurgisabend blieb ein Bräutigam so lange bei seiner Braut, daß sie ihm gestehen mußte, sie hätte nun nicht mehr Zeit, weil sie nach dem Brocken fahren müßte. „So will ich auch mit", sprach der Bräutigam. Da gingen sie mit einander auf den Hof und dort stand schon ein Puterhahn und wartete auf das Mädchen, dies setzte sich recht fest auf und der Bräutigam setzte sich hinter sie. Nicht lange dauerte es, so waren sie auf dem Brocken und es waren so viele Menschen da, daß der Bräutigam sich schier darüber verwunderte, wollte aber mit der Sache nichts weiter zu thun haben, und weil er auch todtmüde geworden war von dem Ritt, so wies ihm seine Braut ein schönes Gardinenbett, darin sollte er sich niederlegen und schlafen. Also that er auch, als er aber am andern Morgen erwachte, lag er auf der bloßen Erde in einem alten Pferdegerippe, das war das Gardinenbett gewesen.

Es ist einmal ein Bräutigam gewesen, der hat eine Braut gehabt. Die Braut aber und ihre Mutter waren beide Hexen. Als nun der Tag kam, an welchem die Hexen nach dem Brocken wandern, gingen die beiden Hexen auf den Heuboden, nahmen ein kleines Glas und tranken daraus, da waren sie auf einmal verschwunden. Der Bräutigam, welcher ihnen nachgegangen war, dachte: „Solltest auch einmal aus dem Glase trinken." Er nahm also das Glas vor den Mund und nippte davon, da war er mit einem Male auf dem Brocken und fror, denn es war kalt. Ein Glas hatte er nicht mitgenommen und mußte deshalb den Rückweg zu Fuß antreten. Nach einer langen und beschwerlichen Reise kam er endlich wieder bei seiner Braut an, aber die war sehr böse und auch die Mutter zankte viel mit dem Bräutigam darüber, daß er aus dem Glase getrunken hatte. Mutter und Tochter kamen endlich überein, den Bräutigam in einen Esel zu verwünschen, welches denn auch geschah. Der arme Bräutigam war nun also ein Esel geworden und ging betrübt von einem Hause zum andern und schrie: Ija! Ija! Da erbarmte sich ein Mann über den Esel, nahm ihn in seinen Stall und legte ihm Heu vor; aber der Esel wollte es nicht fressen; da wurde er mit Schlägen aus dem Stalle getrieben. Nach langem Umherirren kam er einmal wieder vor das Haus seiner Braut, der Hexe, und schrie recht kläglich. Die Braut sah ihren vormaligen Bräutigam, wie er mit gesenktem Kopfe und herabhängenden Ohren vor der Thür stand. Da bereute sie, was sie gethan hatte und sprach zum Esel: „Wenn ein Kind getauft wird, so stelle Dich vor die Kirchthür und laß Dir das Taufwasser über den Rücken gießen, dann wirst Du wieder verwandelt werden." Der Esel folgte dem Rath seiner Braut. Am nächsten Sonntage wurde ein Kind getauft, da stellte sich der Esel vor die Kirchthür. Als die Taufhandlung vorbei war, wollte der Küster

das Taufwasser wegschütten, aber der Esel stand ihm im Wege. „Geh, alter Esel", sprach der Küster; aber der Esel ging nicht; da wurde der Küster ärgerlich und goß ihm das Wasser über den Rücken. Nun war der Esel erlöst, ging zu seiner Braut und heirathete dieselbe und lebte recht glücklich mit ihr.

Diejenige Hexe, so in der Walpurgisnacht sich verspätet hat und zu langsam gekommen ist, muß sich zur Strafe als einen Hackeblock gebrauchen lassen, darauf der Teufel das Fleisch zu den Würsten, die zur Fresserei gebraucht werden, hacken läßt. [1])

Es giebt noch eine Beschreibung von einem solchen Hexensabbath, welche der Verfasser der hundstäglichen Erquickstunden (Th. I. c. 18) aus eigenem Anschauen gegeben hat, freilich sagt er nicht, ob er auf dem Blocksberg selbst gewesen sei. [2]) Er erzählt, es sei in der Nacht ein Geist zu ihm gekommen, habe ihn geweckt und durch einen schönen grünen Wald auf eine überaus große und schöne, mit lieblichen Blumen gezierte Wiese oder Matte geführt, da habe er ihn sich auf einen grünen dicken Eichstamm setzen heißen und gesagt: „Fürchte Dich nicht! Du wirst allhier große Sachen sehen, die Du sonst niemals gesehen hast, schweige aber still, ich will Dich ohne Gefahr oder Nachtheil wiederum in Deine Kammer liefern." Dieser Platz oder Wiese war nun aber nicht allein mit schönen Tapezereyen, gedeckten Tischen, Bänken und großen Herrnsesseln, Leuchtern, Kandeln, Bechern, Schüsseln, Tellern auf einem Nebentisch und aller Bereitschaft, welche zu einem herrlichen Banauet gehört, sondern auch mit absonderlichem auf der Wiese aufgeschlagenen und gleichergestalt mit Tapezereyen berähmten Theatrum, gleich einem Lust- oder Tanzhause wohl zugerichtet, darauf dann unter andern auch ein überaus köstlicher Sessel, etwas in die Höhe aufgeschlagen und etwa eine Elle hoch von der Erde erhöhet sich befand, aber sonst Niemand dabei. Plötzlich sah ich aber den ganzen vor ihm stehenden Platz mit solchem Glanz und Feuer umgeben und erfüllt, daß ich vermeinte, der ganze Platz stehe im Feuer, welches aber bald nachließ. Jedoch hingegen war der Platz mit einer solchen Menge von Pechlichtern erfüllt und erhellt, daß ich Alles, was darauf vorging, eigentlich sehen konnte. Erstlich nun ersah ich das Theatrum und darauf einen erhöhten Sessel, auf welchem ein ungeheurer Bock mit großen Hörnern und erschrecklichem Angesicht neben noch andern Böcken auf den Nebensesseln zu beiden Seiten saß. Bald kam auch eine große Menge Weiber und Männer als ein Kriegsheer auf dem Felde daher, ein Theil auf Böcken, ein Theil auf großen Hunden und ein Theil auf Stecken geritten (unter welchen dann diejenigen, so auf Hunden geritten kamen, vor allen Andern stattlich bekleidet waren), welche alle dem Theatrum zueilten und darauf sich einstellten und mit zusammengeschlagenen Händen niederfielen und den großen Bock anbeteten, wie auch ihm zu Ehren etliche, sonderlich die Männer Pechkerzen, der Weiber aber eine große Anzahl die Nabel junger Kinder herbeibrachten und aufopferten, auch gottlose Ceremonien mit Weihwasser und andern heiligen Sachen, in Despect der christlichen Ceremonien dabei trieben und den Bock anbeteten. Nachdem nun die zugerichteten Tische

[1]) S. Behrens, Hercynia curiosa S. 137.
[2]) Bei Prätorius, Blockebergsverrichtung S. 250.

allgemach mit Speiſe und Trank verſehen waren, ſetzten ſich die Gäſte ſämmtlich zu Tiſche und nahmen nach der Dignität eine jede Perſon ihre Stelle ein, dergeſtalt Buhlen ſich gegenüber gleicherweiſe ſetzten. Die Speiſen waren unterſchiedlich, zum Theil köſtlich, zum Theil ſchlecht, neben vielen Weinen in großer Menge vorhanden, welche die Geiſter oder Hexenbuhler anders woher geſtohlen herbeigebracht hatten. In Summa, es war Alles beſtellt, als wenn es eine anſehnliche Gaſterei geben würde. Etliche ſchlechte Weibs- und Mannsperſonen ſtanden vor den Tiſchen als Aufwärter, darunter etliche arme Weiber allda ſtanden, das Unterſte nach oben gekehrt, ſich für Leuchter zu gebrauchen, und ward eine Muſik oder vielmehr ein Geheul von weitem her gehört, doch bisweilen ward dies auch als eine liebliche Muſik gehört. Es waren auch unter dem Haufen etliche, ſowohl Manns- als Weibsperſonen, welche ſich nicht eher zu Tiſche ſetzen durften, bis ſie dem Teufel (welcher auf einem hohen Seſſel an der Tafel, dann in Geſtalt eines großen Hundes, dann eines Bockes, dann eines Fürſten ſich präſentirte) Ehre erzeigt und Erlaubniß zu Tiſche zu ſetzen bekommen hatten. Wann dieſe bisweilen in ihrer auferlegten Verrichtung nachläſſig geweſen, mußten ſie alſo zuvor, ehe ſie zu der Fröhlichkeit gelangen durften, Gott läſtern und dann wurden ſie erſt zur Fröhlichkeit neben andern zugelaſſen, wenn ſie demüthig um Verzeihung gebeten hatten, darbei denn wunderliche Stellungen gebraucht wurden. Etliche ſchlugen die Hände zuſammen, etliche bückten ſich mit dem Angeſicht zwiſchen ihre Beine hinter ſich, daß ſie anſtatt des Angeſichts mit ihrer angeborenen Scham den Himmel anſahen und andere Greuel trieben. Ehe nun die Mahlzeit recht anfing, mußten ſie vor dem Tiſche ihr Gebet zum Teufel thun und ihn anbeten, welches ſie auch, als die Mahlzeit vollendet war, wiederholen mußten, dem Teufel die Ehre anzuthun, damit ſie allein den Teufel anbeteten und für die Mahlzeit dankten. Dieſer angeſtellten Gaſterei wohnten die Teufel bei, etliche in offenbarer und unverdeckter, etliche in verdeckter und vermummter Geſtalt, und hatten ſich derer etliche mit einem Leingewand, andere mit einem andern Decktuch, andere in fremder unbekannter Perſon verkleidet. Hienächſt wendet ſich der Bock herum und zeigt ſich der ganzen Verſammlung von hinten; er hatte einen mächtigen Schwanz, den mußten ſie zur Confirmirung ihrer Huldigung küſſen. Ich konnte hierbei nicht ſtillſchweigen und fragte einen Geiſt, wie dieſes zu verſtehen ſei. Da ſprach der Geiſt zu mir: „Den Du als einen Bock anſiehſt, den ſehen nicht alle in ſolcher ſcheußlichen Geſtalt an, ſondern nur dieſe, welche ſchon lange bei der Zauberei geweſen und darin alſo beſtätigt ſind, daß kein Abfall von ihnen zu Gott mehr zu befürchten iſt. Die Ankömmlinge aber, die Du allhier in großer Menge ſiehſt und an welchen noch zu zweifeln, ob ſie beſtändig verbleiben möchten, die werden und ſind verblendet und ſehen ihn allda nicht in eines Bockes Geſtalt ſitzen, ſondern ſie vermeinen, ſie ſehen ihn an, als wenn er ein großer Fürſt wäre und wenn ſie ſeinen Hinterſten küſſen, ſo meinen ſie, ſie küſſen ihm die Hände.“ Nach vollendeter Mahlzeit behielten auch die Geiſter ihre fremde angenommene Geſtalt und es ergriff ein jeder Geiſt ſeine ihm anvertraute Schülerin bei der Hand, fing an mit derſelben zu tanzen, welcher Tanz mit ganz widerlichen und ſeltſamen abenteuerlichen Geberden verrichtet ward, denn die Rücken kehrten ſie aneinander, die Hände ſchloſſen ſie in einen gerundeten Kreis zuſammen, die Köpfe ſchlugen ſie und

warfen sie gleich den Wahnsinnigen und Närrischen gegen einander. Etliche hielten brennende Windlichter in den Händen und neigten sich zuvor vor ihrem Teufel und küßten ihn und sangen demselben zu Ehren garstige und unsläthige Lieder. Einer von den Teufeln saß auf einem doppelt gespaltenen Baum, schlug auf die Trommel, der andere setzte sich zu ihm und spielte auf der Pfeife und machte den Andern einen lustigen Tanz. Ja es ging so seltsam und wunderlich durch einander, daß man es nicht wunderlicher hätte erdenken mögen. Nachdem alle Lustigkeit ein Ende hatte und es Zeit zu schlafen, gingen die Teufel und Hexen zu Bette. Nach Verlauf einer Stunde erhoben sie sich aber wieder von ihrem Lager, da denn ihr Morgengebet war, daß sie alle die von ihnen verübten Bubenstücke und Zaubereien erzählten. Welche nun die allerschrecklichsten und meisten Schandthaten auf die Bahn brachten, die wurden von den Teufeln am meisten gelobt; war es aber, daß einer nichts zu sagen wußte, oder doch nur schlechte und geringe Dinge anführte, ward derselbe vom Teufel oder einem der ältesten und erfahrensten Zauberer heftig zerschmissen.

532) Der Köhler und Venediger am Brocken. [1])

Ein Köhler kohlte oben am Brocken, da kam Jemand und bat um Nachtquartier, that sich auch an dessen Scheibensuppe (Brodsuppe) ordentlich etwas zu Gute. Darnach sagte er: Nachts um 11 Uhr wollten sie auf eine Wiese gehen, wenn er ihn dann zuerst anrede, so solle er stehen bleiben, wenn er ihn aber wieder anrede, solle er mitgehen. Vorher schritt der Fremde dreimal um des Köhlers Meiler, damit das Feuer nicht ausging. Der Fremde zog im Walde ein Buch aus der Tasche und rührte ihn an. Er las im Buche und auf einmal ward es Tag. Da waren sie auf einer großen Wiese und hier standen lauter Johannisblumen. Da sollte er pflücken, pflückte aber nur einen kleinen Strauß, der Fremde pflückte sich eine ordentliche Vase. Danach sagte der Fremde in der Köthe: es würden dem Köhler in diesem Jahre noch 3 Pferde caput gehen, er solle doch ja das Sträußchen aufheben (das er unter die Bank geworfen hatte). Wenn die Pferde caput gingen, solle er nach der Stadt gehen, sich einen irdenen Topf kaufen und dafür geben, was die Töpferfrau dafür fordere. Darauf solle er sich $^3/_4$ Maß Braunbier kaufen, es in den Topf geben, das Sträußchen zerschneiden und den Topf in die glühenden Kohlen, die in der Köhlerhütte waren, roden und 48 Stunden stehen lassen. Dann solle er sich ein Loch roden und den Topf 8 Tage in die Erde stellen. Wenn er ihn dann aufmache, so würde er sein Glück schon sehen. Wirklich ging dem Köhler nach 6 Wochen ein Pferd caput und nach 14 Tagen wieder zwei. Als er den Topf aufmachte, war so viel Gold darin, als er Braunbier hineingegeben hatte. So konnte er sich seine Pferde wieder kaufen und jetzt ist er ein Ackermann. Die Stelle, wo die Blumen standen, war aber an einem dreieckigen Pfahl zwischen der Brockenspitze und dem Borkenkruge. — Nach andern Erzählungen werden die Blumen erst unter's Dach gesteckt, ehe sie gekocht und zu Gold werden, und der Köhler kaufte sich zuletzt ein Haus im hohen Geiß.

[1]) Nach Pröhle S. 125.

533) Der Goldsucher Engelmann am Brockengebirge. [1])

Engelmann, ein verdorbener Student, war wegen versuchter Falschmünzerei zu zweijähriger Festungshaft verurtheilt worden und benutzte nun seine unfreiwillige Muße zur Abfassung eines, jetzt wohl längst aus der Lesewelt verschwundenen Schriftchens unter dem Titel: „Die Gewalt der Umstände oder Geschichte C. L. Engelmann's, seiner Flucht, Verhaftung und zweijährigen Gefangenschaft auf der Citadelle von Magdeburg", von ihm selbst herausgegeben. Er erzählt da (S. 37): Meinem Freunde B. (einem Mitstudent in Halle) fiel eine Handschrift in die Hände, die uns außerordentlich willkommen war, weil wir durch sie auf einmal zu Gelde — einem für Musensöhne gar nicht gleichgültigen Artikel — zu kommen hofften. Es waren nämlich in besagter Handschrift eine Menge Oerter des Erzgebirges, Fichtelgebirges und des Harzes angegeben, wo Gold zu finden sei. Auch waren diese Oerter durch Zeichen, z. B. in Stein gehauene Mönche, die mit dem Finger bedeutsam wohin zeigten u. dgl. näher angegeben. Ueber diese Handschrift selbst ging die Sage, es sei ein wandernder Italiener, ein Mäusefallen- und Hechelträger in einer Herberge am Kiffhäuser plötzlich krank geworden und habe beim Herannahen der letzten Stunde das Büchlein in's Feuer geworfen, das aber von dem Wirthe wieder herausgezogen und gerettet worden. Dieses Alles schien meinem Freunde und mir um desto glaublicher, da in dem Hause, worin wir wohnten, alljährlich ein italienischer Handelsmann einkehrte, der zwar schlecht gekleidet ging, mit seinen vier Begleitern aber köstlich lebte, auch eine goldene Uhr und dergleichen Ringe trug und überdem mit einer wohlgefüllten Börse versehen war. Es kam hiezu, daß ein Wurzelsammler für die Apotheken uns erzählte, er selbst sei einst nach Anweisung einer ähnlichen Handschrift in eine Höhle des Kiffhäusers gekrochen, habe daselbst bei einer Laterne zwei unbekannte Männer in voller Arbeit getroffen, Stücke Gesteins herauszumeißeln, hätte von ihnen ein solches Stück geschenkt bekommen und dasselbe in Erfurt einem Goldschmied für 1 Thlr. verkauft. Auch mehrere Gastwirthe, bei denen wir uns erkundigten, wußten allerlei Seltsames von wandernden, umherstöbernden Italienern zu erzählen, die große Bündel ihrer Hecheln und Mausefallen in die Unstrut würfen und statt deren sich dann mit schweren Säcken voll Erde u. dgl. auf den Rückweg machten. Ja selbst ein Chemiker von Halle versicherte uns, von einem jener geheimnißvollen Wanderer, der ihm aber bei einer andern Gelegenheit als ein reicher Mann erschienen sei, gehört zu haben: die Deutschen seien noch sehr zurück, da sie nach Ostindien reiseten, um dorther Schätze zu holen, die ihnen doch in ihrem Vaterlande so nahe lägen. Alle diese Erzählungen beflügelten uns denn zu einer Wanderung nach dem Harzgebirge, um mit eigenen Augen zu sehen, ob die in der Handschrift angegebenen Oerter und Zeichen sich wirklich daselbst finden würden oder nicht. Wir traten also im Jahr 1793 um Pfingsten unsere Entdeckungsreise an, wählten Wernigerode zum Standort, von wo aus wir die weitern Fahrten antreten wollten. Der Anfang ließ aber nichts Gutes ahnen. Es überraschte uns beim Umherirren im unwirthbaren, pfadlosen Walde die Nacht, wo wir bald in tiefe Schluchten,

[1]) S. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes und der Umgegend. Halberstadt 1847. S. 562.

bald in Sumpf und verwachsenes Dickicht geriethen. Endlich erreichten wir eine abgelegene Waldwärter-Wohnung, wo wir von zwei ungeheuern Hunden, die unter einer steinernen Treppe hervorsprangen, so grimmig angefallen wurden, daß wir noch mit genauer Noth uns auf einen nahen Holzstoß retten konnten. Hier wurden wir von den wüthenden Bestien so lange förmlich belagert, bis auf unser Hülferufen endlich aus einem kellerartigen Gemach ein Mann mit einer Laterne hervorkroch, die Hunde an sich lockte und uns freundlich in seine kleine Zelle einlud. Die nähere Bekanntschaft war bald gestiftet und wir fragten nun den treuherzigen Alten, ob ihm gewisse Thäler, deren Namen wir ihm nach Anleitung unserer Handschrift nannten, in der Umgegend bekannt wären? „Ja wohl", entgegnete er, und beschrieb uns sodann die Lage derselben genau und ausführlich, erbot sich auch, uns des folgenden Tages dahin zu begleiten. Wir erkundigten uns nun weiter nach den umherschleichenden Italienern, ob er dergleichen auch wohl in der hiesigen Gegend gesehen habe? Und er versicherte uns, daß kein Jahr hingehe, wo nicht dergleichen Kunden um Johannis sich einfänden und besonders in einem Thale, das „Düsterthal" genannt, mehrere Gruben gemacht und dann ihre Säcke mit Erde und Sand gefüllt hätten. Man kann denken, daß des alten Mannes Erzählungen unsere Neugierde aufs Höchste spannte und wir kaum den glückverheißenden nächsten Morgen abwarten konnten. Endlich brach die Sonne durch die dicken Harznebel. Unser Wirth, den wir aus unsern Tabaksbeuteln und Reiseflaschen bestens regalirt hatten, gab dafür süße Milch und kräftiges Brod zum Frühstück, und so traten wir denn unter seiner Führung die Wanderschaft nach dem Eldorado des Harzes an. Der Weg war sehr mühselig. Unter abwechselndem Regen und Schneegestöber mußten wir manches Moor durchwaten, bis wir endlich zu der geheimnißvollen Stelle hindurchgedrungen waren. Große Steine, in welche Mönchsgestalten eingemeißelt waren, schienen mit den Fingern nach gewissen Punkten hinzuweisen, auch Gruben waren hie und da zu sehen, ja, ein Schmelztiegel lag nicht fern. Wir wanderten eine Strecke weiter, gelangten in das Düsterthal und erblickten mit unsern Augen Gruben, die aus neuester Zeit herrühren mußten. Seltsame Zeichen waren hie und da in Bäume geschnitten. Aber den Ort, wo nur die Gold- und Silberkörner und die Dukaten-Erde in unsere Tornister einzusacken wären — diesen Ort konnten wir leider nicht entdecken. Unsere hochfliegenden Hoffnungen sanken mit gelähmtem Fittig kläglich nieder. Schmerzlich getäuscht und mit noch leerern Beuteln, als womit wir von Halle ausgewandert waren, kehrten wir, zu müde, um auch nur eine Ladung des geheimnißvollen Sandes mit uns zu nehmen, dorthin zurück, beschlossen jedoch, um Johannis die Fahrt zu wiederholen, um wo möglich die famösen Italiener bei ihrem Werke zu überraschen und mit ihnen halb Part zu machen.

Es sei mir erlaubt, fährt Engelmann fort, hierbei noch eines seltsamen Ereignisses zu erwähnen, welches der sel. Professor Büttner zu Jena einem meiner Freunde erzählte. Der Professor hielt sich vor seiner Berufung nach Jena in Göttingen auf, wo er mit einem benachbarten Gutsbesitzer, einem großen Freund der Chemie, worin ihn Büttner unterrichtete, in genauem Umgange stand. Dieser Edelmann durchreiste einst Italien und traf auf der Rückkehr von Neapel an der Straße eine ungemein schöne und prachtvolle Villa, die seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Während er nun das herrliche Bauwerk betrachtete, öffnete sich ein Fenster, ein stattlicher Herr blickte aus demselben, faßte unsern Reisenden scharf in's Auge und — rief ihn bei Namen, wobei er ihn zugleich freundlichst zu sich einlud. Die Einladung wurde mit Vergnügen entgegengenommen. Das Innere der Villa wurde dem Aeußeren vollkommen entsprechend gefunden. Der Besitzer bewirthete den Gast auf's Köstlichste. Beim Nachtisch eröffnete er dem Staunenden, daß alle diese Herrlichkeiten aus des Gastes Gute bei Göttingen herstammten. Man kann sich die Ueberraschung des Reisenden vorstellen. Er bat um eine nähere Erklärung und der Italiener erzählte nun: „Ich und meine Söhne haben eine Zeitlang unter der Maske von Hechelfabrikanten Deutschland viele Male besucht. Aus einer Grube in der Nähe Ihres Landgutes haben wir den Sand genommen, der uns das Gold geliefert hat, aus welchem alles Schöne, was Sie hier sehen, entsprungen ist." Weiter aber wollte sich der Italiener, so artig er übrigens war, durchaus nicht erklären. Nicht sobald aber war der Gutsbesitzer heimgekehrt, als er auch sogleich Büttner zu sich lud und ihm das seltsame Abenteuer erzählte. Beide stellten nun die sorgfältigsten Untersuchungen an, fanden auch eine Grube und Spuren ehemaliger daselbst vorgenommenen Arbeiten. Man prüfte mehrere Sorten des Sandes chemisch, konnte aber nirgends einen Gold- oder Silbergehalt darin entdecken. Die Sache blieb demnach eine Zeitlang liegen, bis Büttner doch einmal wieder auf den Gedanken kam, ein Beutelchen von dem Sande zu holen und die chemische Prüfung mit noch größerer Genauigkeit als früherhin anzustellen. Und siehe! diesmal fand sich im nochmals erkalteten Schmelztiegel ein Klümpchen des reinsten Goldes auf dem Boden des Gefäßes. Die Versuche wurden nun mit verdoppeltem Eifer wiederholt, aber ohne Erfolg. Jenes Goldklümpchen hat nachher Büttner, als er nach Jena übersiedelte, der dortigen Naturaliensammlung geschenkt, wo es vermuthlich noch jetzt verwahrt wird.

534) Stellen am Harze, welche von Venedigern besucht sein sollen.[1])

Setze demnach zum Anfang desselben die Stadt Elbingerode, so am Hartze liegt, da frage nach einem Berge, der Morgenland heißt, und gehe im tiefen Grund das Wasser hinaufwärts, so findest Du zwei Steinklippen, an deren einer ist ein Mönch gehauen, da ist ein Stollen, da ist gediegen Goldertz inne, ein Pfund gilt gerne 112 Gülden, davon einstens ein Italiener Noth und Zehrung wegen 1 Pfund zu Nürnberg um 106 Gülden verkauft. Der Stollen ist mit Hürden bedeckt und vermacht, darum mußt Du mit Fleiß suchen und aufräumen, so Du ihn finden willst.

Darnach gehe weiter am Wasser hinaufwärts, so findest Du abermals zwei Steinklippen und zwei Mönche daran gehauen, deren einer weiset Dir mit dem Finger einen Platz an, da Du gediegene Goldkörner finden wirst. Noch besser hinaufwärts ist ein gestempelter Baum, dabei ist ein Steinhaufen,

[1]) Nach DOCVMENTA oder Alte Urkunden und Nachrichtungen, wo hin und wieder im Römischen Reiche Gold- und Silber-Erze, Gold-Körner, Wäschewerk, Seiffenwerk ꝛc. zu finden seyn sollen. Von einem der Orten wohlkundigen und erfahrenen Metallurgo im Anfang vorigen Seculi aufgezeichneten und nach seinem Tode also hinterlassenen jetzo .... zum öffentlichen Druck befördert durch J. A. L. G. J. S. H. in 12., ausgezogen bei Pröhle, Unterharzische Sagen S. 199 ꝛc.

den räume hinweg, so wirst Du einen Stein mit einem Steig finden, den hebe auf und suche, Du wirst einen Fürstenschatz daselbst finden.

Hinter der Harzburg in dem langen Thale stehen drei Tannen bei dem Wege, darunter ist ein Loch, in welchem eine Goldwäsche ist, die sehr gut und reich ist.

Wernigeroda. Wenn man von Wernigeroda nach dem Bährenberg gehet, so kommt man vor zwei Sägemühlen, daselbst stehet eine Buche, die ist abgestümmelt, lehne Dich mit dem Rücken daran und siehe gegen Abend, so wirst Du vier oder fünf Schritte vor dem Baum ein Loch finden, darin schwarz Kohlenertz, welches Gold und Silber hält, enthalten ist. Es soll auch ein gelber Leimen darinnen sein, der Gold halten mag. Desgleichen gehe von Wernigeroda nach dem großen Brocken, nach dem Klosterberge, nach Triebenack (Drübeck) und halte Dich auf die rechte Hand des Brockens gegen das Thal, so wirst Du einen Baum finden, an welchem diese Zeichen B. 7. eingeschnitten stehen, drei Schritte davon findest Du das Guth mit Bohlen bedeckt, siehet aus wie Weitzen-Kleyen und ist Gold und Silber.

Brockenberg. Gehe hinter dem Brocken auf die alte Straße nach dem Morgenbrodsthale zu, in demselben Thale gehe hin, bis Du wieder an zwei andere Thäler kommest, deren eines zur Rechten, das andere zur Linken lieget, bleibe Du aber im mittelsten so lange, bis Du an einen großen Stein kommest. Zu demselben gehe und siehe Dich um, so wirst Du daran eingehauen finden einen Mönch, der eine Keilhaue auf dem Rücken hat, derselben Spitzen nach gehe den Berg hinauf, so wirst Du eine Saalweide und nahe dabei ein Loch finden, mit Wellen oder Reißig und Rasen beleget, die hebe auf und suche darinnen, so findest Du Körner, die sich platzen oder schlagen lassen und sehr gut sind, die andern aber taugen nichts. An eben selbigem Orte findet man auch einen Mönch am Wasser in Stein gehauen, gehe an dem Wasser hinan und siehe Dich um, so wirst Du einen Ahornbaum, der einer Kerzen gleich ist, finden, drei aus einem Stamm. Daselbst sind in einem Wiesenplatz drei Löcher, die so aussehen, als hätten sie die Schweine gewühlt, darin findet man Körner, die sich breit schlagen lassen. Das Pfund soll 20 Gülden kosten.

Vom Kahlen-Königsberge, wenn Du nach dem Bährenberge gehen willst, an der Mittagseite nahe an dem Bährenberge ist eine Grube, da halte Du Dich links, so wirst Du eine Buche finden, die ist so dick, daß man sie mit zwei Armen umgreifen kann, darinnen sind Zeichen wie Sternenkelche, da gehen ihrer viele zu und haben ihre Nahrung davon. Zum ersten ist eine Ansicht, das weiset mit der Nase darauf, in der Krümme hat sie 23 Wurzeln, eine nach dem Abend, die andern nach Morgen. Zwischen den Wurzeln ist die beste Urkunde, da findest Du gediegen Gold, die Grube ist mit Dornen zugedeckt. Bei dem Königsberge rechts gegen Mittag ist ein Morast, da ist Zeug inne, das wie Lerchendreck aussiehet und ist eine Horde darüber geleget, daß man es nicht merket, das Pfund hält 6 Loth, man muß sich aber vom Königsberge herabmachen, wenn die Sonne am höchsten steht.

Bei dem Neuen Schloß steht ein Mahlstein, an welchem das Regen- und Hohenstein'sche Wappen gehauen ist. Zwischen diesem Mahlsteine und dem Schlosse liegt ein unterhohlter Hügel, darin ist himmelblaues Ertz, das gut Silber hält.

Ellrich. Wenn Du von Ellrich auf die alte Eisenhütte gehest, da liegt unter der Glashütte eine Brücke, darüber kommst Du in den Harz; gehe allda fort, so wirst Du ein alt Mauerwerk, das verwachsen ist, finden. Davon halte Dich zur linken Hand etwa zwei Aecker breit, so wirst Du zu einer Steinklippen kommen, an derselben gehe hin und so fortan, bis Du für neun der Steinklippen hin bist, dann lehne Dich an die letztere und siehe zur linken Hand, so wirst Du etwa drei Aecker breit davon wieder eine Steinklippen sehen, da gehe hinein, so wirst Du eine Fichten finden, die mit Reißig zugedeckt ist, darunter ist ein Loch, in welchem gediegen Gold zu finden ist.

Von Ellrich aus gehe man nach dem kleinen Brocken, ehe man aber dahin kommt, muß man durch ein Thal, das Suppenthal genannt, da wird man finden ein Brustbild an einem Stein gehauen, einem Mönch gleich, der weiset mit zwei Fingern, und wo er hinweiset, da lehne Dich mit dem Rücken daran, so siehst Du einen Stamm, daran steht ein Schlüssel, lehne Dich mit dem Rücken an den Stamm, so wirst Du zwei Saalweidebüsche sehen, daselbst schlage ein und suche, so wirst Du gediegene Silberkörner finden, so sich schlagen lassen. Gehe ferner von dem Brustbilde gleich aufwärts nach der schwarzen Schlucht, halte Dich nach der linken Hand und habe gut Acht, so findest Du ein Brünnlein, das lässet zwei Ströme von sich, schöpfe es aus und Du findest gediegene Körner, man muß sie aber durch ein Sieb waschen, ihre Größe sind wie Erbsen. Von dannen gehe wieder aufwärts in der schwarzen Schluft hinauf, Du kömmst dann zu drei Eichen, dazwischen sind Löcher wie von Schweinen gewühlt, darinnen ist Wasser, das mußt Du ausgießen und Du findest gediegene Silberkörner. Nicht weit von diesen Eichen findest Du einen Platz und in demselben ist ein Loch mit einer Horde bedeckt, welche wieder mit Moos und Laub bedeckt ist, das nimm ab und öffne das Loch, so findest Du einen Silber[illegible]ng und daneben einen Schlägel und Setzeisen, da kannst Du abschlagen soviel als Du willst; hast Du genug, so lege das Zeug wieder hinein, wie Du es gefunden, Du mußt aber ohne Betrug damit handeln, sonst hast Du kein Glück damit. — Gehe aus der schwarzen Schluft über den kleinen Brocken, so kommst Du an einen breiten Sumpf, der ist ganz wässerig, da findest Du auch gediegene Goldkörner, Du mußt sie aber mit einem Siebe von dem Schlamme reinigen.

Von der Neustadt aus ohnweit der Hartzeburg nach dem Schieferberge kommt man erstlich an ein Wasser, das die Kalbe heißt, davon gehe über die Ecker ein wenig unter das alte Mauerwerk, dann ferner über das weiße Wasser und gleich aufwärts nach dem Schieferberge, daselbst findest Du schwarze Körner, die inwendig aber schön weiß und gediegen Silber und Gold sind, es ist da groß Gut vorhanden.

Von der Neustadt nach dem Nebelthale, welches bald auf voriges folgt, ist die Nürnberger Goldgrube, welche sie lange Jahre im Gebrauch gehabt, und soll 1 Pfund Ertz 100 Thlr. gelten. Ein wenig von selbigem Orte zur Rechten aufwärts ist ein guter Silbergang, bei diesen beiden Oertchen fließt ein Wässerlein, das heißt das kalte Wasser und ist nicht groß; zur linken Hand der beiden Gänge ist der Silbergang oben am Berge und der Goldgang unten im Thale.

An dem Haselbache steht auch ein Ertz, der Taubenkopf genannt, dessen

Pfund 1 Thlr. gelten soll, ist nahe bei der Hartzeburg gelegen. Nicht weit davon ist auch ein Ertz, der schwarze Talck genannt, so auch gut Silber hält, stehet nicht weit vom neuen Schlosse.

Bei Braunlage ist ein Brunnen, darin ist gut Ertz. Man muß ihn aber ausgießen, so man es haben will. Gehe von demselben Ort etwa einen Musketen-Schuß weit vom Wege ab zur rechten Hand, so wirst Du eine alte Kohlstätte antreffen, daselbst schlage ein, so findest Du ein Eisen, das kostbare Eisen genannt, das hält Gold in allen Proben und ist leicht zu gewinnen.

535) Morgenbrodsthal. [1])

Unweit des Papenberges am Brocken ist das Morgenbrodsthal. Dort soll ein Mönch in einen Stein gehauen sein, man kann ihn aber nicht mehr finden. In diesem Thale haben die Venediger gegessen und aus dem Morgenbrodswasser getrunken. So heißt nämlich die daselbst befindliche Quelle. Vor derselben hat ein fremder Mann gestanden und ein Sieb unter das Wasser gehalten und da sind lauter Perlen darin gewesen, die hat er in einen Holster oder Ranzen gethan und als derselbe voll gewesen, hat er sich die Hände gewaschen und gesprochen:

Im Morgenbrodsthale da wasch' ich mich
Und in Venedigen da drög ich mich.

Das Alles hat ein Mann gesehen und gehört, der dort um den Brocken herum zu Hause gewesen ist. Wie nun der fremde Mann auf einmal verschwindet, so geht der hin, liest die Perlen auf, die er verschüttet hat und liegen lassen, und sagt dann auch:

Im Morgenbrodsthale da wasch ich mich
Und in Venedigen da drög ich mich.

Sobald er das gesprochen hat, ist er auch in einer ganz fremden Stadt gewesen, darüber ist er sehr erschrocken und hat sich nicht zurecht finden können. Nach einer Weile begegnet ihm auf der Straße ein Mann, der fragte ihn, wie er daher käme; da erzählte er ihm Alles und der Mann sprach, es wäre sein Glück, daß er ihm die Wahrheit sage; ob er ihn denn nicht erkenne? er sei jener fremde Mann, den er im Morgenbrodsthale belauscht habe. Da nimmt er ihn mit nach Hause und bringt ihn zu Bette und das Bette ist so kostbar gewesen, daß Knöpfe von Gold und Silber daran gewesen sind, das hat der Mann Alles aus dem Morgenbrodsthale gezogen. Als nun der Härzer am andern Morgen aufsteht, bekommt er Waschwasser und muß sich die Hände waschen, und dabei muß er sagen:

In Venedigen da wasch ich mich
Im Morgenbrodsthale da drög ich mich.

Da ist er auch gleich wieder im Morgenbrodsthale gewesen. Als er aber wieder an den Ort gekommen ist, wo er gewohnt hat, da hat es sich gezeigt, daß er viele, viele Jahre fortgewesen ist und hat doch geglaubt, es sei nur eine einzige Nacht dazwischen gewesen.

[1]) Nach Pröhle S. 127.

536) Vom Andreasberge unter der Waldſchmiede. [1])

An einem heißen Sommertage fuhr ein Mann aus Haſſerode mit einer Schiebekarre nach dem Andreasberge, um ſich zu ſeinem Bedarf Holz zu holen. Kaum hatte er ſich einen Baum niedergehauen, ſo trat eine weiße Geſtalt vor ihn und er erſchrack ſo ſehr, daß er ſein Beil aus der Hand fallen ließ. Die weiße Geſtalt war wie eine Nonne. „Erſchrecke Dich nicht", redete ſie ihn an, „Du kannſt von mir viel Neues erfahren und was für Dich ſehr nützlich iſt, wenn Du es thuſt, was ich Dir ſagen werde." „Ich will Dir Alles thun, was Du mir ſagen wirſt", antwortete er. Die Nonne ſagte: „Komm und gehe mit mir." Er folgte der Nonne, ſie gingen beide bis an den ſogenannten Brücknerſtieg, der etwa eine halbe Stunde vom Andreasberge liegt. Beide gingen an eine Klippe, worüber ein alter Baum lag. Sie ſagte: „Rücke den Baum zur Seite, da liegt ein Kind, das nimm mit Dir, was dann weiter geſchieht, wirſt Du bald erfahren." Da hob er das Kind auf und nahm es mit nach ſeiner Schiebekarre, die er auf dem Andreasberge hatte ſtehen laſſen. Kaum war er da angekommen und hatte das Kind auf weiches Moos niedergelegt, da kam ein kleines graues Männchen und ſprach: „Du Erdenwurm, ich ſage Dir, gehe mit und thue, was ich Dir ſage." Sie gingen beide fort und kamen in ein Thal, was das Schliekſthal genannt wird. Da war ein kleines Loch, da ging das Männchen hinein und winkt ihm, er ſolle mit hereinkommen; er ging mit hinein, es war ganz helle in dieſem Gemach und es war wie eine Stube. Als er um ſich blickte, ſah er dieſelbe Nonne, die ihn auf der Brücknerſtiege nach dem alten Baume geführt hatte; als ſie den Mann anſah, fing ſie an zu lachen, ſchwieg aber ganz ſtill. Das Männchen ſagte: „Nimm dieſen Stein mit nach Hauſe und verkaufe denſelben, merke Dir dieſe Stelle und ſuche weiter nach den Steinen. Wenn Du nach Deiner Schiebekarre kommſt, dann wird ein großer ſchwarzer Ziegenbock vor dem Kinde liegen; greif' aber zuerſt nach dem Ziegenbocke und binde denſelben an Deine Schiebkarre, ſo wird das Kind verſchwinden; erſchrecke Dich aber ja nicht und ſprich kein Wort. Dann fahre zu Hauſe, der Ziegenbock wird auch ſobald verſchwinden. Du darfſt aber kein Wort ſagen, ehe Du nicht zu Hauſe kommſt. Wenn Du gar kein Wort ſprichſt, dann ſind wir beide erlöſt; ſprichſt Du ein Wort, ſo muß die Nonne ewig wandeln; ſprichſt Du zwei Worte, ſo müſſen wir beide ewig wandeln." Kaum war der Mann fortgefahren, da verſchwand der Ziegenbock wie das Kind; auf einmal kam ein Haſe auf drei Beinen. „Halt!" rief er. Da fiel es ihm ein, was ihm der Mönch geſagt hatte; er ſchwieg bis er zu Hauſe kam. Hiervon ſoll es herrühren, daß die Nonne noch vom Andreasberge bis auf den Brücknerſtieg wandelt. Durch dieſen Mann ſoll nach kurzer Zeit ein Bergwerk im Schliekſthale erfunden und ſoll da 136 Jahre Berg-Betrieb geweſen ſein. Die Stelle, wo die Kunſt geſtanden hat, iſt noch bis zum heutigen Tage zu ſehen, ſo wie die wandelnde Nonne auf dem Andreasberge und Brücknerſtiege.

[1]) Nach Pröhle S. 128.

537) Die Wolfsklippen am Annekenſägemühlenbruch.[1]

Ueber den Wolfsklippen am Annekenſägemühlenbruch zeigte ſich ein Männchen von außergewöhnlicher Kraft. Wenn es den Fuhrleuten helfen wollte, ſo brauchten ſie das Holz nur anzurühren und es ging von ſelbſt auf den Wagen, und wenn die Pferde den Wagen nicht ziehen konnten, ſo ſpannte es ſie aus und zog ihn mit der bloßen Hand. Das hatte es einſt auch gethan, da bat es zum Lohn die Fuhrleute, daß ſie im Wiſternthore von Wernigerode nur in des Thorwächters Wohnung rufen ſollten: „Kätzchen ſoll na Kätzchen kommen na'n Annekenbrauk." Das thaten ſie auch, da ſprang eine Katze vom Tiſche auf, worauf ſie ſaß, ging gleich durch's Fenſter und der alte S., der damals Thorwächter war, hat ſie nicht wieder geſehen.

538) Die Schnörkelklippen.[2])

Auf dem Schierke war der Knappe in der Mühle immer den Morgen todt. Zuletzt wollte Niemand mehr dort Knappe werden, da meldete ſich noch ein alter Knappe in den Funfzigen, Peter Herm. Um 11 kommt, als er in der Mühle ſitzt, eine Katze und ſetzt ſich zum Feuer. Er ſagt: „Komm her, Kätzchen, und wärme Dich!" Da kommt die zweite von der Decke und die erſte ſagt zur zweiten: „Komm her, Kätzchen, und wärme Dich, ſpricht Peter Herm zu mir." Da kommen zwölf Katzen, ſetzen ſich dicht ans Feuer und haben den Mühlknappen immer im Auge. Er haut zu und haut der erſten Katze eine Pfote ab. Da ſpringen ſie alle fort. Er ſteckt die Pfote in die Taſche. Dies iſt die Meiſterin aus der Mühle und ſie iſt nachher krank, ihr fehlt eine Hand. Sie wird verbrannt an den Schnörkelklippen, die knorkeln immer zu. Vor der Hinrichtung ſagte ſie: „Heute wird ein warmer Tag!" Sie ſchlug in die Hände und lachte, das Feuer that ihr anfangs nichts. „Die Klippe", ſagt ſie, „ſoll meine Wohnung ſein." Sie hat keinen Gewand, dazu eine ſchwarze Mütze auf, die muß ihr erſt abgeriſſen werden, ehe ſie brennt, da fliegt der Satan als ſchwarzer Vogel fort, da verbrennt ſie erſt. An der Schnörkelklippe ſoll ſie ausgehauen ſein.

539) Der Katzentanz.[3])

Da einſtmals eines Bauern Knecht am Gemörde der Pferde gewartet und in einer Hütten ein wenig Feuer gehabt, war zu ihm eine Katze gekommen, zu der er geſprochen: „Kätzlein, komme her zu mir und wärme Dich!" Da ſind eilends ein Haufen Katzen zuſammengekommen und die erſte hat angehoben und einen Vortanz gethan, die andern ſind ihr gefolgt und haben alſo unter dem Tanzen geſungen: „Katzen-Thier, komm her zu mir, ſprach der gute Johann von Brehmen zu mir (denn das war des Knechts Name) und wärme Dich." Er war erſtlich erſchrocken, da aus einer Katzengeſtalt er Menſchenſtimmen hörte, als er aber Muth gefaßt, hat er mit ſeiner Geiſel um ſich gehauen und ſie zerſtört.

[1]) Nach Pröhle S. 131.
[2]) Nach Pröhle S. 133.
[3]) Nach Prätorius S. 330.

540) Die Hohneklippen.[1]

Drei Fräulein besuchten die Hohneklippen am Brocken und verirrten sich im Gebirge. Ueber den Hohneklippen, die über dem Kaiserswerth liegen, trat ein Männchen zu ihnen und führte sie umher. Plötzlich verschwand es. Da kam eine Zigeunerin und sagte: „Wenn die eine den Jäger heirathen wollte, so würde sie sie zurückgeleiten. Das wollte sie nicht, da verwünschte die Alte sie, daß sie drei Jungfern sein und bleiben, aber in Klippen verwandelt werden sollten. Das geschah. Ein Jäger, der hier einst auf den Anstand wollte, hörte ein Winseln. Er ging ihm nach und fand eine halbverweste weiße Jungfer. Auf seine Frage erzählte sie ihm das Geschick der drei Jungfern, führte ihn an die Hauptklippe, hieß ihn hinaufsteigen und herunterschießen, dadurch wären sie erlöst. Das that er, brach aber beim Herunterklettern von der Klippe den Hals. Es wurde ihm auf der Klippe ein Leichentext gemacht; auch wird die Klippe an jedem Johannistage von unbekannter Hand bekränzt gefunden, was aber eine sich um den Felsen schlingende und gerade um diese Zeit blühende Blume sein soll, und heißt die Kapellenklippe. Eine andere von den blühenden Dreijungfernklippen heißt die Bärenklippe. Manche nennen sie auch, ihrem Aussehen nach, die drei Käse. Auf diese drei Käse hat aber der Teufel ein Pferd gebannt, dagegen in eine Tanne an der Bärenklippe, die zu den Hohneklippen führt, einen Pastor.

541) Der Wunschsumpf.[2]

Bei den Dreikäseklippen am Brocken, nicht weit von der Jungfernklippe, ist der Wunschsee, Wunschsumpf oder Wunschbrunnen. Eines Mädchens von 18 Jahren Bruder wollte dort angeln, konnte aber keinen Grund finden. Am andern Tage nahm er ein Netz mit. Es ward im Wasser ganz schwer, es waren aber nichts wie Kieselsteine und Grund darin. Er warf es wieder aus und hatte ein Gerippe darinnen. Eine Stimme rief: bei Sonnenuntergange, wenn er zurückkomme, solle er noch einmal einwerfen. Er that es und hatte einen großen verdeckten Kessel mit einem Deckel im Netz. Er zieht ihn heraus und öffnet den Deckel, der Rauch daraus zieht sich um den See, da steht ein großer Mönch vor ihm, der nachher in einen Felsen hineinging. Der verlieh ihm, daß er Fische fangen sollte in allen Farben, diese sollte er in Elbingerode mit seiner Schwester an einen reichen Mann verkaufen. Wirklich gab dann der reiche Mann für drei von den Fischen eine Hand voll Goldstücke. So ging's drei Tage lang, der Mann ist der Satan gewesen und will nicht, daß in dem See noch Jemand fischt.

542) Die Brautklippe.[3]

Brautklippe heißt ein Felsen vor dem Hohnekopfe und den Hohneklippen. Er wird vom Volke alle Jahre am 1. Mai, wenn die Hexen den Brocken bekränzen, mit Blumen bestreut und bekränzt. Es wird dabei gesungen und dies soll sich aufs Heirathen beziehen. Bekränzt wird der Stein hauptsächlich von den Beerengängerinnen, welche am Brocken Beeren pflücken, und bei

[1]) Nach Pröhle S. 133.
[2]) Nach Pröhle S. 134.
[3]) Nach Pröhle S. 135.

diesen herrscht der Glaube, daß, wenn sie zum ersten Male im Sommer an diesem Steine vorübergehen und denselben mit Blumen schmücken, sie das ganze Jahr Glück im Auffinden der Beeren haben werden. Riesen verbanden sich dort und der Fuß der Riesenjungfrau drückte sich in den Felsen ein. Man sagt auch, es sei bei dem Brautsteine Gold mit der schwarzen Katze versetzt.

543) Das Magdbette auf dem Brocken.[1])

Unter den Sehenswürdigkeiten des Brockens verdient das sogenannte Magdbette noch eine Erwähnung, eine Art ausgehöhlte Mulde von Stein, von 16 Fuß Länge. Die Sage erzählt hierüber, eine fromme Magd habe einst auf der Burg eines wüsten Ritters gelebt, der sie aus einer Fehde heimgebracht, da er die kleine Waise an der Brust ihrer zertretenen Mutter auf dem Blutfelde gefunden. Doch der Säugling wuchs zur reizenden Jungfrau im Dienste der Edelfrau heran, die ihr die Mutter ersetzte, und entzündete die unreinen Sinne des Herrn, der ihr des Leibes Leben gerettet, um ihre Seele zu verderben. Muthig entfloh die Magd der Burg, gehetzt gleich einem scheuen Reh von den Verfolgern durchirrte sie die Wildniß, bis sie todesmatt die Wüste des Brockenfeldes erreichte und die Jäger des Burgherrn jede Spur verlierend, die fruchtlose Hetze aufgeben mußten. Aber nicht allein die sündige Begier, sondern auch die bangende Liebe suchte nach ihr. Ein junger Knappe durchstrich jedes Dickicht, forschte in jeder Thalschlucht, durchwatete Waldbruch und Moor um die Verschwundene. Da lockte ihn eine nie gesehene Lichtsäule Abends nach dem Ziele; in dem steinernen Bett fand er sie auf krausem Moospfühl, anzuschauen wie ein liebliches, schlafendes Kind, und Strahlengarben schienen rundum aus dem Boden aufzusteigen und beleuchteten die Schlummernde. Aber die Jungfrau erwachte nicht mehr und die weinende Liebe begrub sie da, wo sie von ihr gefunden ward. Das ist das Bett der Magd.

544) Der Schlosser am Brocken.[2])

Es ist einmal ein Schlosser gewesen, der ist ausgewandert, und kömmt auf seiner Reise am Brocken vorbei. Hier begegnen ihm zwei Venetianer, die sind immer vor ihm hergegangen und sind zuletzt vor seinem Auge entschwunden. Man hat sie dreiviertel Stunden lang gesucht, aber nicht wiederfinden können. Am andern Tage aber begegnen sie dem Schlosser wieder und sagen für sich hin: „O lieben Harzer, daß Ihr diese Steine nicht besser benutzt; Ihr werft häufig mit einem Steine nach einer Kuh, der mehr werth ist als die Kuh selbst!“ Auch fragten sie ihn, ob er mit wolle. Er sagte: „Wohin?“ Da antworteten die Beiden: „Nach Venetien.“ „O!“ sagte der Schlosser, „da tragen mich meine Beine nicht mehr hin.“ „Da wollen wir schon was wir für Dich thun können“, antworteten die Venetianer, „gehe Du nur mit.“ Der Schlosser läßt sich beschwatzen und die Venetianer schicken ihn, er solle Schnaps holen. Wie er nun mit Schnaps ankommt, da wird der ausgetrunken, und sie fangen an einzuschlafen. Wie sie aber aufgewacht sind, sind sie statt im Harzgebirge in Venedig gewesen.

[1]) S. Blumenhagen, Der Harz. Leipzig o. J. S. 79.
[2]) Nach Pröhle S. 137.

Nach langen Jahren iſt ihm aber der Aufenthalt in Venedig zuwider geweſen, und er hat ſich entſchloſſen, wieder nach dem Harze zu wandern. Wie er nun nach einem mehrjährigen Marſche in Schierke wieder angelangt iſt, geht er in ein Wirthshaus unter eine honette Geſellſchaft. Auf einmal ſteht er auf und ſagt: „Meine Herren, wenn ich keine Mittel finde, ſo bin ich ſchon in einer Viertelſtunde todt“, und frägt ſogleich den Wirth, ob er kein Faß im Hauſe hätte, welches luftdicht verſchloſſen wäre; da ſagt der: ach, er hätte eins; daſſelbe muß er ſogleich hergeben und der Schloſſer ſchlägt ſofort den Boden aus dem Faſſe und kriecht hinein, läßt aber den Deckel wieder luftdicht aufmachen. Nicht lange hierauf kömmt eine Kugel angepfiffen und rollt auf dem Faſſe hin und her, bis ſie ſich matt gelaufen hat. Da ſpringt der Schloſſer wieder auf, nimmt die Kugel, ladet ſie in des Wirths Gewehr und ſchießt ſie wieder nach Venetien, und ſagt hierbei: „Du ſollſt mich nicht tödten, du ſollſt mich nicht tödten, du biſt ſchon ſelbſt in einer Viertelſtunde todt.“ So wird vom Dorfe Schierke bis nach dem Oberharze erzählt.

545) Die Jungfrau von der Elendsburg. [1])

Im Elendsthale iſt eine große Klippe, darin wohnt eine Jungfer, die zeigt ſich zwiſchen 11 und 12 mit einem ſilbernen Schlüſſel, wer daran rührte, bekam eine Ohrfeige. Einem Hüttenmann ſchenkte ſie Knöpfe, er ſchüttete ſie auf dem Schierke ins Waſſer, da klimperte es und war Gold. Bei der Höhle oder dem Keller, worin ſie wohnt, iſt Waſſer, in ihrem Keller Gold. Sie winkt und will erlöſt ſein.

Wem die Jungfer von Elend ihren ſilbernen Schlüſſel hinhielt, der ſollte ihn mit einem Stocke nehmen. Das that ein Köhler, da öffneten ſich durch den Schlüſſel drei Thüren, denn kam er in eine Höhle, da ſtanden geſattelte Pferde, dahinter lag Pferdemiſt. Er mußte ſich davon mitnehmen, als er aber über eine Brücke ging, da klingelte derſelbe und war Gold.

Der verſtorbene Spormann in Elend träumte, er ſolle nach der Elendsburg oder der Elendsklippe kommen, ging hin und holte einen Eimer voll Gold heraus. Davon, ſo erzählt man ſich, iſt das ſtattliche Gaſthaus „Zur deutſchen Eiche“ erbaut. Es ſteht aber noch ein Eimer voll Gold in der Elendsburg.

546) Der Gaukler zu Stolberg. [2])

In der Herrſchaft Stolberg hat man einen Gaukler erzürnt und ſeine ſchwarze Kunſt verlacht, da bannt und zaubert er einen luſtigen und ſchönen Lilienſtock auf den Tiſch, rüſtet ſein Pferd und führt's an die Pforte und ſpricht: „Laſſet mich und meine Kunſt bleiben, oder ich will dieſem Lilienſtock ſeine Roſen abhauen.“ Alſo vexirten und plagten ſie ihn baß, da zog er ſeinen Dolch und hieb damit eine Lilie ab vom Zweige und fuhr davon. Nach einer Stunde fand man einen geköpften Mann im Stalle, der blieb todt und ward begraben.

[1]) Nach Pröhle S. 141.
[2]) S. Hildebrand, Goetia S. 239.

547) Von einem nächtlich geschehenen kurzweiligen Pistolen-, Degen- und Pantoffeltanze.[1])

Im Harze befindet sich ein Schloß, in dieses kam um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein vornehmer Herr, Verwandter der dasselbe besitzenden hochgräflichen Familie, und wurde in ein Gemach gebracht, worin er bis dahin noch nicht logirt hatte. Da er sich nun des Nachts zur Ruhe begab, konnte er zu keinem Schlafe kommen und hatte der Kammerdiener, welcher in eben dem Zimmer nicht weit von seinem Herrn schlief, gewöhnlicher Maßen ein brennendes Licht auf den Tisch gesetzt, welches das ganze Zimmer erleuchtete. Es erhob sich demnach in der Mitternachtszeit in solchem unverhofft ein Gerassel, daß man nicht wußte, woher es kam. Der fremde Herr fing in seinem Bette zu husten an, um dadurch ein Zeichen zu geben, daß ihn der Kammerdiener hören sollte, daß er noch nicht eingeschlafen sei, sondern wache. Der Kammerdiener hustete wieder, um seine Herrschaft zu überzeugen, daß er wache und aufmerksam sei. Worauf dieses erhobene Gerassel wieder ein wenig nachließ. Weil nun der fremde Herr vorhin bei seiner Ankunft auf das ohnweit dem Bette befindliche Canapee die bei sich geführten Pistolen und Degen legen lassen, so sahe er sich nach seinem eigenen Gewehr in dem Zimmer um und wurde gewahr, daß sowohl der Degen als die Pistolen im Canapee herumtanzten, sich auch ein Säbel von freien Stücken ohne menschliche Anrührung aufhob und ordentlich tanzte. Ueber welche Begebenheit sich der Herr bei sich selbst nicht genugsam wundern konnte. Ja es regten sich auch nachgehends seine vor dem Bette gestandenen Pantoffeln, welche von ihrem Orte, wo sie standen, hinwegkamen und in dem Schlafzimmer herumtanzten. Welche seltsame Aventure länger als eine Stunde dauerte und von dem Herren im Bette mit Vergnügen ohne Alteration und Veränderung des Gemüthes angesehen wurde, namentlich da er dabei keinen Director sah. Und diese unverhoffte Kurzweile sah nicht allein der Herr, sondern auch der Kammerdiener mit unverwendeten Augen an. Als nun der Herr des Morgens erwachte, erzählte er Alles, was sich die verwichene Nacht in seinem Zimmer zugetragen, seinem bei sich gehabten Kammerdiener, und dieser hinwiederum, was er gesehen, seinem Herrn, und es traf Alles, was sie einander erzählt, genau überein, ohne daß sie in der Nacht mit einander ein Wort davon gesprochen hatten.

Ohngeachtet aber sich diese fremde Herrschaft bei ihrer Ankunft einige Tage allda zu verbleiben vorgenommen hatte, so reiste sie doch selbigen Tag wieder fort, um die darauf folgende Nacht von einer so seltsamen Visite nicht wieder incommodirt zu werden. Es verfügte sich demnach hierauf dieser Herr an einen gewissen Ort, allwo von ihm Anverwandte wohnten, und erzählte ihnen bei Gelegenheit diese seinen und des Kammerdieners Augen präsentirte Spuk-Aventure, welche zwar nach ihrer kurzweiligen Relation genug belacht, aber nicht geglaubt wurde. Indessen kamen diese Verwandten auf die Idee, solche unglaubliche Begebenheit in der That und Wahrheit zu erfahren, und beschlossen, in wenig Tagen allda eine Visite unvermerkt abzustatten, mithin mit ihrem Kammerdiener in eben dem Gemach ihr Quartier und Nachtlager zu nehmen.

[1]) S. Sickel, Nachrichten von Polterzeistern Th. III. S. 18 ꝛc.

Sie reiſten alſo auf einen dazu beſtimmten Tag dahin, ſagten aber von dem Beweggrunde der angeſtellten Reiſe daſigen Ortes nichts, ſondern baten ſich aus, daß ſie ſich in demjenigen Zimmer, allwo ihr Verwandter vor einigen Tagen ſeine Bequemlichkeit gefunden, ebenfalls aufhalten dürften, welcher Aufenthalt ihnen denn auch mit allem freundſchaftlichen Vergnügen geſtattet wurde. Nun mußte der Kammerdiener den Degen und die Piſtolen, welche ſie bei ſich geführt, nebſt anderer Equipage gleichermaßen auf das allda befindliche Canapee legen und bei endlich herangenahter Nacht und Schlafengehen das Licht auf dem Tiſche brennen laſſen. Der Herr und ſein Kammerdiener legten ſich nieder und blieben die Pantoffeln des Herrn vor dem Bette ſtehen.

Nach Mitternacht entſtand im Gemach ein Geraſſel und der Herr und deſſen Kammerdiener wachten beide, jener gab auch dem Letztern durch ein Gehuſte die Loſung ſeiner anhaltenden Wachſamkeit und dieſer hinwiederum eine Antwort durch den Huſten. Endlich ſah ſich der Herr nach dem Canapee, allwo ein Geräuſch entſtand, um und wurde gewahr, daß ſeine darauf gelegten Piſtolen für das Erſte und alsbald darauf der Degen oder Säbel, zuletzt aber auch ſeine vor dem Bette ſtehenden ausgezogenen Pantoffeln herumtanzten, nicht anders, als wenn ſie Jemand dirigirte. Dem Herrn wurde darüber Zeit und Weile lang, und er dachte nach, wie er ſich aus dieſem Spukzimmer mit dem Kammerdiener retiriren möchte, allein die ihm darüber zugeſtoßene Furcht hielt ihn von ſeinem Vorſatz zurück und er blieb alſo liegen, bis er früh Morgens aufſtand und von dem allen mit ſeinem Schlafgeſellen geſprochen hatte. Er beſchloß alſo, von der ihm begegneten nächtlichen Gaukelei Niemandem auf dem Schloſſe etwas zu ſagen, weil ſie ihn vermuthlich damit aufgezogen haben würden, ſagte aber zu ſeinem mehrgedachten Kammerdiener mit allem Ernſt: „Ich will nun nicht wieder verwegen noch ungläubig ſein, ich weiß, was ich die vorige Nacht für Furcht und Angſt ausgeſtanden habe.“ Wie er nun wieder zu den Seinigen kam, beſtätigte er die ihm zugeſtoßene Begebenheit und verlangte, bei ſolchen ſchreckhaften Tänzen keinen Zuſchauer weiter abzugeben.

548) Von den Goldbergwerken bei Stolberg. [1])

In dem alten Wahlenbuche [2]), von dem oben S. 489 ſchon die Rede war, heißt es über Stolberg alſo:

Wenn Du nach Stolberg am Harze kommſt, ſo frage nach einem Berge, der heißt der Schieferberg. Gehe des Berges zur rechten Hand, im Grunde hin ans Waſſer, ſo findeſt Du zwei Steinklüfte. In der einen iſt ein Mönch eingehauen. Allda wirſt Du ein Loch finden, darinnen iſt gediegen Golderz, das Pfund hält 120 Fl., das iſt mit altem Holze bedeckt. Von dannen ſuche weiter hinauf zur rechten Hand. Da kommt ein Bächlein hereingefloſſen. Gehe an demſelben ein gut Stück hinauf, ſo findeſt Du abermals 2 Steinklüfte und 2 eingehauene Mönche. Der eine weiſet mit dem Finger darauf, da liegen Steine und Steinhaufen. Räume ſie hinweg und Du findeſt Goldkörner, das Pfund 112 R. Dann gehe noch beſſer hinauf, ſo findeſt Du

[1]) S. Thüringen und der Harz Th. II. S. 250.
[2]) Wahlen nannte man früher die Goldſucher.

zwei große Bäume stehen, es sind Buchen. Zwischen denselben ist ein Stein mit einem eisernen Ringe, den hebe auf, so findest Du auch gediegene Goldkörner, das Pfund 112 R.

549) Die Stolberger Lerchen.

Zu den Eigenthümlichkeiten und Wahrzeichen der Stadt gehören die sogenannten Stolberger Lerchen. Weil dieser Vogel nämlich hier gar nicht heimisch ist, so hat man scherzweise eine kleine Art guter Bratwürste so genannt und namentlich damit die durchreisenden Leipziger geäfft, die bei diesem Namen diesen bei ihnen so häufig gefangenen Vogel zum Essen zu bekommen dachten.

550) Der Ursprung des Wappens der Grafen von Stolberg.[1])

Laurentius Peckenstein sagt in seinem Theatrum Saxonicum unter dem Jahre 564, daß zu den Zeiten des byzantinischen Kaisers Justini II. (566 bis 578) Otto de columna, aus einer adligen römischen Familie, die von der Säule genannt, sich unter dessen Kriegsvolk, so wider die Thüringer und deren rebellischen König Hermenfridum, besser Erinfridus genannt, ausgeführt, als einen Obristen habe brauchen lassen und also thätlich verhalten, daß durch seine sonderbare Mannheit nicht allein der Thüringer König gedemüthigt und unter der Römer Gewalt hinwieder bezwungen, sondern er auch zum Schutz der Sachsen vom Kaiser als ein Statthalter der Gegend am Harze hinterlassen worden sei. Dieser habe zu der Zeit, als der Kaiser in Thüringen und auf dem Hause Scheidingen (an der Unstrut), welches das älteste in der Historie, sich aufgehalten, an dem Orte, da hernach das Schloß Stolberg hingebaut ward, einen schwarzen Hirsch ansehnlicher Würde und Größe angetroffen, solchen durch besondere List lebendig gefangen und dem Kaiser zugeschickt, sich auch damit so wohl verdient, daß ihm und seinen Nachkommen der ganze Strich und Ort Landes, darauf der Hirsch gefangen, auf etliche Meilen Weges breit und lang, verehrt und er mit einem schwarzen Hirsch im Wappen zu führen begnadigt, auch zum Grafen und römischen Juder der Gegend eingesetzt und bestätigt worden sei.

Nach einer Tradition[2]) hätte jedoch Otto von der Säule, der erste Kammerdiener Kaiser Friedrich Barbarossa's, an der untersten Eiche bei der Pulvermühle, auf der Herrenwiese nach Rottleberode zu, dicht an der Tywa den Hirsch geschossen. Als er zu Barbarossa zurückkam, habe dieser gesagt: „Nun ziehe hin und baue Dich an, wo drei Gewässer (Luda, Wilda und noch ein anderes Wasser) zusammenfließen." Die Stadt hieß zuerst Stuhlberg, dann Stollenberg. Andere erzählen, ein Graf Botho habe den besagten Hirsch im Zwilsberge gefangen, ihm dem Kaiser vorgeführt und sei so der erste Graf zu Stolberg geworden.

551) Eruna oder Aurine die weiße Jungfer.[3])

Eine Viertelstunde von Stolberg liegt der Klosterkopf, wo früher ein Kloster gestanden hat. Auf der Stelle, wo es war, befindet sich jetzt eine

[1]) S. Zeitfuchs, Stolbergische Historia 1717, S. 8.
[2]) Bei Pröhle S. 195.
[3]) S. Pröhle S. 157. 162.

Eiche. Von dieser Stelle soll die weiße Jungfer ausgehen. Ein Mann fand dort des Nachts um 12 frischen Pferdemist, der sich in Gold verwandelt haben würde, wenn er etwas darauf geworfen hätte. Die Jungfer geht durch die Wälder bis zu dem Holzkopf, der der Taubentritt heißt. Ein Knabe von sieben Jahren soll sie einst erlösen und bekömmt dann zwölf Tonnen Goldes dafür, die am Klosterkopf verborgen sind. Sie sieht groß und hager aus, hat gelbe lange Zähne und große lange Finger. An der Seite hat sie ein großes Bund Schlüssel hängen. So zeigt sie sich besonders im Stolberger Engelgäßchen. Einst erschien sie vor ohngefähr jetzt 20 Jahren einer Jungfrau, Namens Sophie Reinz, welche mit einer Frau Holz las. Dieselbe bezeichnete dann in der Bildergallerie des Stolbergischen Schlosses diejenige Dame der Familie, welche ihr erschienen war. Gewiß aber ist es, daß das Mädchen bald darauf starb. Unter dem Klosterkopfe fließt ein kleines Wasser, nahe an demselben ist eine kleine Erhöhung, auf dieser steht ein Kreuz von rothem Sandstein, etwa 2 Fuß hoch. Unter dem Kreuze geht ein Gang herein, den die Mönche angelegt hatten und der nach diesem Kloster führte. In diesen Gang wurden oft auf wunderbare Weise Jungfrauen hineingezogen, die dann niemals wieder an's Tageslicht gekommen sind. Zum Andenken an das Verschwinden der letzten Jungfrau soll das Kreuz gesetzt sein.

Auf dem Auerberge (der jetzigen Josephshöhe) war schon früher ein alter Thurm, da kommt eine Gräfin von Stolberg mit einer Tochter in Wochen. Weil diese nicht auf dem Schlosse geboren war, gehörte sie nach einem Gesetze nicht zur gräflichen Familie. Sie erhielt den Namen Aurine, wurde ins Kloster geschickt und Aebtissin im Kloster Gröningen auf dem Klosterkopfe vor der Stolbergischen Straße: Kaltes Thal. Aurine war aber streng und habsüchtig, entzog Vieles der Armuth und vergrub 12 Tonnen Goldes. Eines Abends wurden mehrere Mädchen geraubt, namentlich die Tochter eines Bäckers, ferner eine Braut aus dem Apel'schen Geschlechte. Es klopfte Abends am Polterabende ans Haus, sie ging hinaus und kam nie wieder. Es ist das Haus, auf dessen Stelle jetzt die Mädchenschule steht. Das dritte Mädchen wohnte in der Stubengasse (am Wasser), Niemand wußte, wo diese Mädchen waren. Da fügte es sich, daß an einem schönen Sommerabende ein Handwerksbursche von Breitenstein nach Stolberg wanderte; da sah er eine Leiche vom Kloster Gröningen hertragen, hörte auch das Geläute der Klosterglocken. Andächtig zog er seinen Hut vom Kopfe und ging der Leiche nach bis dahin, wo sie eingesetzt wurde. Auffallend war ihm, daß zwar zwölf Mönche die Leiche trugen, sie aber nicht auf dem Kloster begruben, sondern weit davon auf dem Fahrwege. Später wurde nachgegraben und es war die zuerst gestohlene Bäckerstochter mit einem kleinen Kinde, beide waren aber lebendig begraben. Da wurde das Kloster zerstört und die Aurine verflucht. Sie ist die weiße Jungfer. Im Schlosse zu Stolberg ist das Porträt dieser Eruna in weißem leinenen Gewande noch heute zu sehen.

Am Markte zu Stolberg im Kaufmann Kerst'schen Hause wohnte ein Steiger, der suchte Silber, konnte aber nichts finden. Da erschien ihm zuletzt eine weiße Jungfer und fragte, was er da suche. Er sagte es. Sie sprach, wenn er sie erlösen und ihr nicht vorhalten wolle, daß sie ein Geist

gewesen sei, so wolle sie ihn heirathen. Er willigte ein. Sie hielt einen silbernen Nagel in der Hand und sagte: wo sie den silbernen Nagel einschläge, solle er auch einschlagen. Sie schlug den Nagel ein unter dem Auerberge, und der Schacht heißt noch „der silberne Nagel", ein Wegweiser weist dahin am Wege nach dem Auerberge (Josephshöhe). Einst verunwilligte sich der Steiger mit seiner Frau und sagte: „O Du erbärmlicher Erdenkloß, Dich habe ich erst erlöst!" Seitdem gerieth der silberne Nagel in Verfall. Andere erzählen, die Jungfrau vom silbernen Nagel heiße Georgine. Ihr Nagel war 6—7 Zoll lang, die Silberader 7—8 Fuß stark. Sie stürzte sich zuletzt in den Schacht und man fand keine Erze mehr. Oft sahen die Bergleute den Berg- oder Erdgeist, welcher diese Georgine war, aber nur wie einen Schein, dann war sie wieder verschwunden. Als Fremde einst auf ihre Kosten das Bergwerk wieder aufnehmen wollten, hörten Stolbergische Arbeiter eine wundervolle Musik in der Tiefe. Sie gingen der Musik nach und fanden zwei tanzende Personen, die weiß gekleidet waren, und noch eine Mannsperson. Da sie sie aber genau ansehen wollten, verschwanden sie in einer Ecke, wo die starke Erzader wiedergefunden ward. Dies wurde einem Stolberger Offizianten gemeldet, der sprach: „O Ihr Thoren, was wollt Ihr Fremden diese Erze lassen? laßt sie stehen für Stolberg." Sie mußten diesen Gang wieder verschütten, nun finden sie aber keine Erze wieder. Man sagt aber, der silberne Nagel gebe seine Schätze nicht eher wieder [illegible], als bis ein Rosenstock von 7 Ellen und ein weißer Sperling auf dem Schlosse zu finden sein werde.

552) Die Geisterkirche zu Stolberg.[1])

In Stolberg wird die Christmette zu Weihnachten am Christmorgen um halb sechs Uhr sehr feierlich gehalten. Eine alte Frau stand des Nachts um 12 Uhr auf und meinte schon die Zeit verschlafen zu haben, um zur Christmette zu gehen. Sie machte sich also mitten in der Nacht auf, sah auch schon die Kirche erleuchtet, die unter dem Schlosse am Berge liegt. Die Thüre stand offen, sie ging hinein und setzte sich in ihren Stuhl. Nach einer Weile drehte sie sich um, da sah sie mehrere Bekannte als Geister um sich sitzen, die vor Kurzem gestorben waren. Daran bemerkte sie erst, daß sie unter lauter Geistern saß und eilte aus der Kirche. Indem sie aus der Thür ging, wurde dieselbe hinter ihr zugeschlagen. Die Thür faßte ein großes Stück von ihrem Mantel, der wurde sogleich durchgerissen und das Stück vom Mantel wurde am andern Morgen auf dem Altar wiedergefunden.

553) Das Entstehen der Räder-See.[2])

Eine und eine halbe Stunde von Stolberg, eine halbe Stunde von dem Kloster Stempeda, soll vor Zeiten ein Hüttenwerk gestanden haben, jetzt ist daselbst ein großer Teich, genannt die Räder-See. Ihr Wasser ist grau und die Fische darin ganz mit Moos bewachsen. Von dem Entstehen dieses Sees wird aber Folgendes erzählt. Ein Werkführer in dem Hüttenwerke

[1]) S. Pröhle S. 163. Eine ähnliche Sage aus Westpreußen erzählt Wagener, Die Gespenster Bd. I. S. 94 ꝛc.
[2]) S. Pröhle S. 195.

legte breite Silberplatten zurück und verbarg sie unter die Dielen, so daß er sie ordentlich einlegte. Das that er nur, um das Silber wieder für den Grafen emporzuheben, wenn keins mehr vorhanden wäre. Aber die Magd bemerkte und verrieth es. Wenn damals ein Bergmann nur Weniges gestohlen hatte, mußte er sterben, und darum wurde der Werkführer in Stolberg auf dem Markte vor dem jetzigen John'schen Gasthofe hingerichtet. Dabei nahm er eine Semmel in die Hand und sagte: So rein und unschuldig als die Semmel wäre auch er, und so gewiß er unschuldig gerichtet würde, so gewiß würde das Hüttenwerk in dem Augenblick untergehen, wo sein Kopf vom Rumpfe flöge, und nicht eher wieder zum Vorschein kommen, als bis drei Grafen geboren wären, von denen jeder der beiden ersten gewisse körperliche Eigenheiten hätte, und der dritte eine Haselruthe fände, die in einem Schosse sieben Fuß hoch gewachsen wäre. Alsdann müßte eine Wanne Goldes angewendet werden, ehe das Hüttenwerk wieder in Gang käme. In dem Augenblick, wo des Werkführers Kopf fiel, soll aber in der Hütte ein Mann (welcher die Erscheinung des Werkführers war) gestanden und das Triebrad mit einer Hand eingehalten haben. Danach ging das ganze Werk unter Wasser, wie es noch jetzt zu sehen ist, und soll von dem versunkenen Räderwerke die Räderſee heißen. Ein Hallore und noch ein anderer Mann sollen hineingetaucht und auf ein Gebäude gestoßen sein, der Hallore auch einen Ring von einem Eimer mit emporgebracht haben, aber selbst für tausend Thaler wollte Keiner zum zweiten Male hinein, denn sie wurden unten von Geistern gepeinigt. Der Hallore brachte auch eine Kachel mit herauf. Was die Ruthe anlangt, so soll sie im alten Stolberg von Graf Joseph gefunden eine Hagedornruthe sein und in der Rüstkammer stehen. Er brauchte nur damit auf das Wasser zu schlagen und Alles hätte in alter Pracht wieder dagestanden.

554) Warum in Rodishayn kein Feuer auskammt. [1])

In Rodishayn, welches früher ein Kloster gewesen sein soll, war eine Hebamme, bei der klopfte es Abends nach 10 Uhr. Da stand eine Kutsche mit vier Schimmeln vor der Thür, sie mußte sich in die Kutsche setzen und die vier Schimmel fuhren in die Räder-See wie auf einer Straße. Unten in der Räder-See fanden sie mehrere Familien (Hütten- oder Bergleute, die das Geschäft der frühern Bergleute unterirdisch fortsetzten), auch eine Wöchnerin. Es ward ein Knabe geboren. Die Hebamme mußte sich drei Tage aufhalten, wurde reich beschenkt und es ward ihr versprochen, so lange Rodishayn stände, solle dort keine Feuersbrunst sein. Man sagt auch, daß deshalb hier keine Feuerspritze gehalten werde.

555) Der Name von Wernigerode. [2])

Vor alter Zeit haben auf dem Schloß zu Wernigerode drei Brüder gehaust, deren einer Wolfgang geheißen, die sind Raubgrafen gewesen und in der ganzen Gegend weit und breit gefürchtet worden. Nun gingen sie aber gewöhnlich roth gekleidet, so daß es bald eine allgemeine Rede im Lande

[1]) S. Pröhle S. 166.
[2]) S. Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848. S. 175.

wurde, wenn einer in jene Gegend gehen wollte, daß man ihm sagte: „Jk werne jü vör de roden", und daraus ist allmälig der Name Wernigerode entstanden. Das Wernigeroder Schloß hat übrigens nicht immer an seiner jetzigen Stelle gestanden, sondern ehemals befand es sich auf dem Kapitelsberg, von wo es jedoch in einer Nacht auf den jetzigen Schloßberg fortgerückt ist und darum nennen sich auch die Grafen mit ihrem vollen Namen Wernigerode-Rockefort oder Rutschefort.

556) Ursprung der Stadt Wernigerode und des Rathhauses.[1])

Zwei Schwestern, so wird erzählt, erbauten Wernigerode, zuerst das Westernthor und die Westernstraße. Ueber dem Westernthore erbauten sie auch den Thurm, darin wohnten sie, denn sie hatten eine große Furcht, daß der Feind käme, der damals noch mit Flitzbogen schoß und dem Thurme nichts anhaben konnte. Sie schauten aber von ihrem Thurme weit ins Land und was sie bedurften, ward an einer Winde, woran ein Kasten war, heraufgezogen, denn sie hatten unten eine Frau stehen, die für sie einkaufen mußte. Damals waren die Preise ganz gering, für vier Groschen kaufte man einen Scheffel Roggen und das Arbeitslohn betrug nur zwei Pfennige. Beide Schwestern sind auf dem Westernthorthurme gestorben und dort verfault, das Seil aber, das mitten im Thurme herunterging, war noch lange zu sehen. Nachher war ein Kuhhirt auf dem Felde und rodete mit seinem Stocke eine ganze Braupfanne voll Gold heraus. Da erbaute er das Rathhaus. Er soll auch oben am Rathhause mit Hund und Horn abgebildet sein.

557) Der spukende Schimmel vom Wernigeroder Rathhause.[2])

Einstmals ließ der Bürgermeister in Wernigerode einem Fuhrmann ein Pferd abpfänden, gleich darauf kam jedoch die Unrechtmäßigkeit der Pfändung an den Tag. Der Bürgermeister ließ aber das Pferd, anstatt es zurückzugeben, nun sogleich todtschlagen. Der Fuhrmann machte kurzen Prozeß mit dem Bürgermeister und sagte: „Ich wünsche, daß mein Pferd Ihnen auf ewig den Besuch abstattet." Hiernach stand einstmals ein Mann auf Posten vor der (alten) Post des Nachts von 12—2 Uhr. Auf einmal ist ein Schimmelpferd ohne Kopf von dem Rathhause herausgekommen, ist über den Markt weggegangen, in der Heidegasse nieder und neben dem sogenannten Klarenloche in dem Heidemühlengraben heruntergegangen und unter der Stadtmauer durch bis auf den Kirchhof, von da denselben Weg wieder zurück und der Posten hat es hin und her verfolgt. Auf dem Rückwege ist es zwei Menschen begegnet, vor denen hat sich das Schimmelpferd hoch gebäumt, als wollte es die beiden Menschen niederhacken; diese haben sich aber so erschrocken, daß sie zur Erde gesunken sind, dann sind sie zu Hause gegangen und am andern Morgen haben beide Menschen dicke Köpfe gehabt und einer davon ist kurz darauf gestorben. Das Schimmelpferd hat aber mancher Mensch am sogenannten Wasser- oder Mühlenkulke watscheln sehen, darum heißt es immer noch: Auf dem Mühlenkulke spukt das Pferd ohne Kopf.

[1]) S. Pröhle S. 63.
[2]) S. Pröhle S. 64.

558) Die ſpukende Frau im Wernigeroder Waiſenhauſe. [1])

Eine vornehme Dame zu Wernigerode hatte zwei uneheliche Kinder. Dieſe ſetzte ſie aus und die Stadt Wernigerode nahm die Kinder in das Waiſenhaus, welches dann abbrannte und an deſſen Stelle jetzt das Haus des Kaufmanns Ludwig Meyer ſteht. Zu der Zeit aber war eine große Theuerung, den Waiſenkindern wurde das Brod ſehr knapp zugereicht. Da erhielten die beiden Kinder einſt gemeinſam ein Brod und darum ſchlugen ſie ſich einander todt. Die Mutter hatte die Kinder immer beobachtet, aber, um ſich nicht zu verrathen, trotz ihres Reichthums nicht gewagt, ihnen beizuſpringen. Als ſie den Mord erfuhr, grämte ſie ſich zu Tode, und ſoll noch immer in dem alten Waiſenhauſe, das früher ein Kloſter geweſen ſein ſoll, geſpukt haben. Auch das Blut der beiden Knaben ſoll in dem alten Waiſenhauſe immer noch zu ſehen geweſen ſein.

559) Das Walfiſchgerippe am Schloſſe in Wernigerode. [2])

Bei einer großen Waſſerfluth zeigte ſich ein Walfiſch unweit des Schloſſes von Wernigerode. Die Schiffsleute berichteten dem Grafen von Wernigerode, daß der Walfiſch ſein Schloß ſammt ihm ſelbſt verſchlingen werde; zur Vertilgung dieſes Ungeheuers möchten ſeine Leute ein ſtarkes Seil mit einem Widerhaken aus dem Schloßfenſter laſſen und ein großes Stück Fleiſch an den Haken hängen, ſo würde der Walfiſch das Fleiſch mit dem Haken verſchlingen; alsdann ſollten ſie das Seil heraufziehen und den Walfiſch an dem Mauerwerke verhungern laſſen, danach würde das Waſſer verſchwinden und zum Wahrzeichen würde die Walfiſchrippe auf ewig an dem Wernigeroder Schloſſe zu finden ſein.

560) Das Fegeweib zu Wernigerode. [3])

Es war einſt ein junger Burſche in Wernigerode, der wohnte auf der Heide; derſelbe hatte eine Braut, die diente auf der Burgſtraße. Eines Abends ging er hin zu ſeiner Braut nach der Burgſtraße, er hatte ſich bis 11 Uhr bei ihr aufgehalten, als er von ihr wegging, und kam unten auf die Burgſtraße vor das Pfiſche Haus, da ſegte eine weiße Geſtalt vor der Hausthür mit einem Beſen. Weil das ihm auffallend war, ſo fragte er: „Was ſoll denn das bedeuten, daß hier bei Nachtzeit noch die Thür gefegt wird? Man kann doch keinen Staub ſehen.“ Darauf antwortete die weiße Geſtalt: „Ich bin ein Geiſt und ſo rein wie ich die Straße dieſe Nacht fege, ſo rein wird über's Jahr die Straße von Häuſern ſein; denn es wird eine große Feuersbrunſt ausbrechen, da werden die ganzen Häuſer auf dieſer Straße abbrennen“, was denn auch wirklich geſchehen iſt. Doch ſoll der alte Graf (Chriſtian Ernſt) das Feuer beſprochen haben, daß daſſelbe nicht hat können ordentlich auswüthen. So ſind denn noch einige Häuſer auf der Burgſtraße ſtehen geblieben, aber das Feuer hat ordentlich laut gebrüllt, und hinter dem alten Graf iſt die Flamme immer ſo raſch durchgeſchlagen, wie er auf ſeinem Pferde zur Straße herauf galoppirt hat.

[1]) S. Prehle S. 65.
[2]) S. Prehle S. 68.
[3]) S. Prehle S. 66.

561) Spuk bei Wernigerode. [1]

In Naſcherode bei Wernigerode erzählt man, daß alle Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr ein Wagen mit zwei oder, wie Andere ſagen, mit vier Pferden beſpannt, vom Burgthor herab bis zur Naſcheroder Kirche fährt und dort verſchwindet. In dem Wagen aber ſitzt eine Dame ohne Kopf und die Pferde ſind gleichfalls kopflos.

In Haſſerode läßt ſich gleichfalls allnächtlich ein Reiter auf einem Schimmel ohne Kopf ſehen.

Unweit Charlottenthal bei Wernigerode ſteht eine alte Warte, in der ſpukt's gewaltig; denn darin iſt ein Paſtor Namens Reckhart gebannt, der ſpukte ehemals an einer andern Stelle, aber da hat ihn ein Geiſterbanner in einen Sack geſteckt und hierher getragen und da kann er nun nicht fort. [2] Wenn früher der Nachfolger des Paſtors Reckhart an der Neuſtädter Kirche vor den Altar kam, ſo war Reckhart ſchon da, kam er auf die Kanzel, ſo war er auch ſchon dort. Da wurde eines Abends dem Thorwart am Johannisthore geſagt, er ſolle in der Nacht das Thor offen laſſen, denn es werde eine Kutſche kommen, die ſolle er aber nicht anhalten. Um 12 Uhr kam eine Kutſche mit zwei Pferden, die ſchäumten ſo, daß ſie vor Schaum ausſahen wie zwei Schimmel. Darin ſaßen zwei Mönche im Ornat und Reckhart in der Mitte. So wurde er gefahren bis hinter Charlottenthal und dort in die alte Warte gebannt, wo er die Reiſenden auf dem Wege verführte.

562) Die Sagen vom Kapellenſteck bei Braunlage. [3]

In der Nähe von Braunlage ſtand früher eine Burg, deren Namen aber jetzt Niemand mehr weiß; deren Beſitzer war nach Paläſtina gezogen und hatte daſelbſt ſeine Tochter Luitgarde zurückgelaſſen. Während der Abweſenheit des Ritters hatte dieſelbe ſich mit dem Ritter Siegbodo von Scharzfels, dem nachherigen Stammvater der neuern Scharzfels'ſchen und Lutterbergiſchen Grafen, verlobt (um 1130), allein eines Nachts ſtand einmal die Burg auf allen Seiten in Flammen, ein paar Pilger, die zufällig in ſelbiger Nacht eine Herberge im Schloſſe gefunden hatten und eifrig für die Rettung deſſelben bemüht waren, hatten ſich erboten, das Fräulein in das nächſte Dorf zu führen, aber ſeit dieſer Zeit war jede Spur von ihr verloren und allgemein war die Muthmaßung, daß freche Räuber ſich dieſes Mittels bedient hatten, um ſie in der herrſchenden Verwirrung zu entführen. Siegbodo hatte bereits die Hälfte des deutſchen Reichs durchzogen, um nach der verſchwundenen Geliebten zu forſchen, allein er hatte keine Spur von ihr angetroffen. Da kehrte ihr Vater nach zehnjähriger Abweſenheit zurück und fand ſeine Burg in Trümmern, ſowie ſeine Tochter entführt. Seine Knappen hatten unterdeſſen bei ſeinem zukünftigen Schwiegerſohn auf Scharzfels ein Unterkommen gefunden.

Indeſſen durchſuchten Luitgardens Vater und Bräutigam die wüſte Stätte,

---

[1] Nach Kuhn und Schwarz S. 176.
[2] S. Pröhle S. 73.
[3] S. Pröhle S. 152. cf. Sagen und Geſchichten aus der Vorzeit des Harzes. Halberſtadt 1847. S. 391 ꝛc.

wo einſt die Burg geſtanden, immer wieder von Neuem, um doch vielleicht noch irgendwo Spuren von der Verſtorbenen zu finden, und ſo begab es ſich eines Tages, daß ſie, als ſie unverrichteter Sache den Ort verließen, durch den Wald ein Glöcklein klingen hörten. Dies war das Glöcklein der Kapelle St. Maria im Walde, welche zwiſchen den Ortſchaften Braunlage und Wieda lag, welche damals noch ohne Kirche waren, weshalb die Einwohner in jener Kapelle ihre Andacht verrichteten. Sie beſchloſſen alſo auch dahin zu gehen und ihr Herz zu Gott zu erheben. Zwar war die Kapelle von vielem Volk umlagert, denn am andern Tage ſollte der Abt von Walkenried daſelbſt Meſſe leſen und eine große Menge Wallfahrer war bereits dorthin zuſammengeſtrömt und hatte ſich um dieſelbe gelagert, um gleich am andern Morgen bei der Hand zu ſein. Die Kapelle ſelbſt aber war leer und der troſtloſe Greis warf ſich vor dem Muttergottesbilde darin nieder und flehte die heil. Jungfrau um ihren Beiſtand an, daß es ihm gelingen möge, ſeine verlorene Tochter wiederzufinden. Wer aber beſchreibt ſein freudiges Erſtaunen, als das Bild ſich zu dem Weinenden herabneigte und mit ſanfter Stimme zu reden begann: „Sei getroſt, Du Tiefbetrübter, ich will Deine Thränen ſtillen. Deine Tochter lebt, aber ſie wird von Ruchloſen gefangen gehalten, die ſich Diener Gottes nennen, aber nur die Knechte ihrer Lüſte ſind. Berthold, der Abt von Walkenried, derſelbe, deſſen Nähe morgen meinen Altar entheiligt, hat den Raub begangen. Sie ſchmachtet in dem Kerker ſeines Kloſters. Eilet dahin! ich will mit Euch ſein und Euch helfen. Aber wenn Euch die Rettung gelungen iſt, dann ſei Eure erſte Pflicht, den gottloſen Abt zu ſtrafen.“ Ihre Züge, die ſich während ihrer Rede ſanft verklärt hatten, wurden wieder zu Stein, und die beiden Ritter eilten mit beflügelten Schritten nach Walkenried. Es war tiefe Nacht, als ſie ankamen. Alles ſchien im Kloſter in tiefem Schlummer zu liegen, dennoch aber fanden ſie zu ihrem Erſtaunen das Thor weit geöffnet. Sie traten ein und ſtanden in dem finſtern Kreuzgange. Da ſahen ſie auf einmal, wie an dem Ende deſſelben ein Licht ſichtbar ward, es kam näher und näher und ein Mann mit einem ſchweren Schlüſſelbunde, eine Kerze in der Hand, ging ohne ſie zu bemerken an ihnen vorüber. Sie folgten leiſe. Jetzt roſſelten die Schlüſſel an einer eiſenbeſchlagenen Thür, dieſe öffnete ſich und der Mann trat hinein. Es war ein Vertrauter des Abts, der der Gefangenen allnächtlich Speiſe und Trank brachte. Die aufmerkſamen Beobachter hörten, wie er ihr drohte, es ſei dies das letzte Mal, wo er ihr Speiſe bringe; wenn ſie ſich dem Willen des Abtes nicht fügen wolle, werde man ſie verhungern laſſen. Kaum waren jedoch dieſe Worte über ſeine Zunge, als ein Paar kräftige Arme ihn umſchlangen; in demſelben Augenblick lag er am Boden, der Mund ward ihm verſtopft und er an Händen und Füßen gefnebelt. Schnell ergriffen die Ritter die Jungfrau, eilten mit ihr durch das noch offenſtehende Thor und brachten ſie auf Scharzfels in Sicherheit.

Kaum war aber der Morgen angebrochen, ſo eilten ſie auf ſchnellen Roſſen wieder zu der Kapelle Maria im Walde. Dort ſtand der Abt Berthold im höchſten prieſterlichen Schmuck vor dem Altar und las die heilige Meſſe; auf ſeinem Haupte prangte die Mitra und an ſeiner Seite lehnte der Krummſtab, welche biſchöfliche Inſignien den Walkenrieder Aebten zu führen vergönnt war. Als nun die feierliche Handlung beendigt war, wogte die

Menge wieder hinaus zu den Zelten und Buden, welche rings um den Wallfahrtsort, wie es damals Sitte war, aufgeschlagen waren. Schon schickte sich der Abt an, die für ihn bereitstehende Sänfte zu besteigen und den Ort zu verlassen, da traten die beiden Ritter vor ihn hin und forderten Rechenschaft von ihm, warum er die Burg des Abwesenden zerstört und die Jungfrau gefangen gehalten habe. Der Abt verrieth durch sein Erblassen seine Schuld, allein trotzig und frech trat er ihnen entgegen, leugnete keck Alles und drohte ihnen mit seiner Rache. Da riß Siegbodo voller Zorn sein Schwert aus der Scheide und rief: „Glaubst Du hier uns gegenüber ebenso leichten Kaufs durchzukommen, als gegen die Söhne Deines Bruders, die Du um ihr Erbe gebracht hast? (Berthold war nämlich ein geborener Graf von Klettenberg und hatte seinen Bruder Albrecht vermocht, nach Palästina zu ziehen, vorher aber seine Güter dem Kloster Walkenried zu vermachen, welches die zwei Söhne Albrechts, Albrecht und Konrad, jeden mit 4 Pfund Silbers abfand.) Die heilige Jungfrau selbst hat uns Dein Verbrechen enthüllt und uns das Rächeramt gegen Dich übertragen." Da rief der Abt mit lauter Stimme die noch zahlreich versammelten Wallfahrer zu Hilfe, und da diese wohl die drohenden Geberden der Ritter gegen einen Priester im geistlichen Ornate sahen, den wahren Grund aber nicht wußten, so drängten sie sich sofort drohend um dieselben und es fehlte nur noch die Aufforderung des Abtes und es wäre um sie geschehen gewesen. Wohl wußte der Abt die günstige Lage zu benutzen und so rief er denn: „Ihr Alle seid Zeugen gewesen, daß diese zwei Sinnlosen den unerhörten Frevel begangen, das Schwert gegen einen Diener des Herrn zu zücken. Darum sollt Ihr auch Alle Zeugen sein, wie ich gegen diese Ruchlosen denselben Fluch ausspreche, den einst die fromme Adelheid, die Stifterin unseres Klosters, über unsere Widersacher verhängte. Derselbe lautet aber so: Ich verfluche Euch, daß Euer Name vertilget sei aus dem Buche des Lebens! Seid unterworfen allen Plagen, mit denen Gott den Pharao verfolget. Seid verflucht in Eurer Behausung, daß niemals ein Gerechter bei Euch wohne. Gott werfe Euch aus Eurem Eigenthume und gebe es Euren Feinden, Euer Theil aber sei bei dem Verräther Judas und Euere Ruhestätte bei Dathan und Abiram, Euere Aecker sollen werden wie Sodom und das schwefliche Feuer verderbe Euer Haus wie Gomorra. Verflucht sei der Himmel über Euch und die Erde, auf welcher Ihr gehet. Der Herr verfolge Euch mit seinen Blitzen und verderbe Euch mit Feuer und Schwefel. Die Luft schicke viele Legionen Teufel über Euch aus, die Euch peinigen, während Ihr in Nacktheit und Kälte umherirrt. Ihr sollt verflucht sein vom Fuße bis aufs Haupt und Euere Eingeweide ausschütten wie Judas, daß Euch die Würmer mit Gestank verzehren. Euere Leichname werden von Raben verzehrt, Euer Gedächtniß sei von der Erde vertilgt. Verflucht seien alle Euere Werke, verflucht jede Stätte, wo Ihr aus- und eingehet. Euer Tod sei der Tod eines Hundes und wer Euch begräbt, sei verflucht. Verflucht sei die Erde, die Euere Gebeine aufnimmt und so Ihr nicht Buße thut, sollt Ihr bleiben in Ewigkeit bei Satan und seinen Teufeln und seinen höllischen Flammen. Amen."

Während dieses Fluches, der wörtlich derselbe ist, den einst die Stifterin von Walkenried, Adelheid von Klettenberg, über die künftigen Feinde des Klosters aussprach, herrschte eine Todtenstille in der ganzen Versammlung,

kaum aber waren die letzten Worte verklungen, so stürzten Alle auf die zwei Ritter los, die freilich ihre Schwerter zogen und sich für den Augenblick damit ihre Feinde vom Leibe hielten. Allein lange hätten sie nicht widerstehen können, namentlich weil der Abt Jedem Ablaß seiner Sünden verhieß, der dazu beitragen werde, die Frevler lebendig zu fangen. Da fiel das Auge des Greises auf das Bild der heil. Jungfrau und laut rief er in seiner Noth: „Maria, Maria, heilige Mutter Gottes stehe uns bei!" Alsbald rollte es wie Erdbeben durch das Kirchlein, ein furchtbarer Donnerschlag lähmte alle Anwesenden, ein strahlender Glanz erfüllte die Kapelle; er strahlte wider vom Haupte der heil. Jungfrau, die von ihrem Gestell herabtrat und die eine Hand schützend über die Ritter breitete, während sie die andere drohend nach dem erbleichenden Abte und der niederstürzenden Menge streckte: „Genug des Frevels!" tönte ernst und streng ihre Stimme. „Habt Ihr vergessen, daß da geschrieben steht: mein Haus ist ein Bethaus, Ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube! Aufgeweckt ist die Rache des Himmels, zu Ende Deine Macht, Heuchler, der Du die Würde Deines Amtes und meinen Altar lang genug geschändet hast! Betet, Ihr Ruchlosen, Euer letztes Stündlein ist gekommen! Wer aber sich schuldlos weiß, der folge mir; denn über die Schuldigen soll hier Gottes Strafgericht ergehen." Damit schwebte sie durch die lautlose Menge aus der Thür der Kapelle, den beiden Rittern winkend, die ihr folgten. Einige Andere noch, die sich reines Herzens wußten, folgten ihr ebenfalls. Die Meisten aber, wenn sie auch die Absicht hatten, sich zu erheben, blieben wie angefesselt liegen. Als aber St. Maria und die ihr gefolgt draußen angekommen waren, streckte sie die Hand zurück nach der Kapelle und aufs Neue tönte es wie Donner, rollte es wie Erdbeben und weithin öffnete sich der Boden, in dessen Oeffnung in wenigen Augenblicken die Kapelle sammt den Zelten, die sie umgaben, und sammt den Menschen, die sie erfüllten, spurlos versank. Noch ein lautes verworrenes Geheul erscholl aus der Tiefe, dann schloß sich der Erdboden wieder darüber.

Die heil. Jungfrau aber wanderte mit den Geretteten eine Strecke fort, bis auf den Gipfel des höchsten Berges, da blieb sie stehen und mit Erstaunen sah ihre Umgebung, daß statt der lebenden Maria jetzt wieder nur ihr Bild, das vordem in der Kapelle gestanden hatte, unter ihnen weilte. Da bauten sie statt der versunkenen Kapelle „Mariä im Walde" eine neue auf der Stätte, wo das Bild sich nun befand, und der Graf Siegbodo dotirte sie mit dem ganzen Walde ringsum; das ist die Kapelle „Mariä auf dem Berge", bei welcher späterhin das Dorf Hohengeiß entstand.

Da aber, wo die alte Kapelle Maria im Walde mit dem verbrecherischen Abte und der ruchlosen Menge versunken ist, herrscht seit der Zeit ein unheimliches gespenstiges Walten. Da hören die Vorübergehenden zur Nachtzeit Glockengeläute und Chorgesang oder wildes Tosen wie das Gewühl eines wüsten Gelages. Es huschen Gestalten in der Dunkelheit an dem Wanderer vorüber und graue Mönche stehen spukhaft am Wege und erschrecken den Arglosen.

So kam einst ein Bergmann Nachts zur Schichtzeit aus der Grube heim und nicht weit von dem Kapellenfleck vorüber. Er wohnte noch nicht lange in der Gegend und wußte deshalb noch nichts von dem, was hier vorgefallen war. Als er nun Glöckchen in der Nähe schellen hörte, schloß er, es müsse

eine Kirche dort ſtehen, und weil er ein frommer gottesfürchtiger Mann war, beſchloß er dort ſein Gebet zu verrichten; er ging alſo dem Schalle nach und langte bei einer Kapelle an, die von gar mannigfachen Zelten und von einer lauten Volksmenge umgeben war. Da gab es vielerlei zu kaufen und zu ſchmauſen, aber der Bergmann hielt ſich dabei nicht auf, ſondern legte ſeine Axt wie auch Schlägel und Eiſen auf die Schwelle des Kirchleins, ſetzte ſein Grubenlicht daneben und trat andächtig hinein. Während er aber in ſein Gebet verſunken war, hatte einer der außen ſich Herumtummelnden heimlich die Geräthſchaften des Bergmanns weggenommen und dieſer fand ſie nicht wieder und begann zu klagen und zu jammern; denn er war ein armer Mann und der Wochenlohn, den er bei ſich trug, war nöthig, um Frau und Kinder zu ernähren, und wollte er ſich davon die Geräthſchaften wieder kaufen, ſo mußten jene darben. Wie er aber ſo klagte und ſich erbärmlich geberdete, ſammelte ſich die Menge um ihn und lachte ihn aus und verſpottete den Armen, ohne daß ihm einer die Geräthſchaften wieder zurückgegeben hätte. Was wollte er thun? Wohl oder übel, er mußte ſein Wochenlohn daran wenden, ſich wieder mit dem Arbeitszeuge zu verſehen, und trat vor eins der Zelte, was ihm fehlte, zu erhandeln. Darauf gab er mit einem ſchweren Seufzer ſeinen Wochenlohn hin, erhielt eine Hand voll blanker Pfennige darauf zurück, nahm die erkauften Werkzeuge und ging mit ſchwerem Herzen von dannen, unterwegs überlegend, wovon nun Weib und Kinder leben ſollten.

Die Kinder hüpften ihm wie immer bei ſeinem Eintritt entgegen, und obwohl er ein verdrießliches Geſicht zog, hingen ſie ſich doch liebkoſend an ihn, und ſein Weib trug die warme Waſſerſuppe auf den Tiſch und bat ihn liebevoll, ſich nun zu pflegen. Da fing er faſt an zu weinen vor Traurigkeit, daß die lieben Geſchöpfe nun eine Woche lang hungern ſollten wegen ſeiner Unachtſamkeit und er erzählte, was ihm begegnet ſei. Als er aber dabei die neuen Werkzeuge hervorlangte, ſie zu zeigen, da fuhren alle mit einem freudigen Schreck in die Höhe, denn Axt und Hammer und Eiſen mit ſammt dem Grubenlichte waren eitel gediegenes Gold; ebenſo die Pfennige, die der Bergmann zurückerhalten hatte. So groß vorher der Kummer geweſen war, ſo groß war nun die Freude und die ganze Familie ſtimmte ein Danklied an, daß der Himmel ein ſolches Wunder an ihnen gethan, ſie aus der Armuth zu erlöſen. — Auf dieſelbe Weiſe kaufte einmal dort ein Landmann goldene Striegeln und Kandaren.

Ein ander Mal kamen drei Räuber in tiefer Nacht des Weges, mit reicher Beute beladen, die ſie bei der Plünderung des Förſterhauſes zu Bekteſſem (Benneckenſtein) davongetragen hatten. Der koſtbarſte Theil der Beute war jedoch das junge Weib des Förſters, auf welches der Anführer der Räuber es vorzüglich abgeſehen hatte, weshalb er alles übrige Geraubte ſeinen Kumpanen überließ und ſich allein mit der reizenden weiblichen Bürde belud, die halb ohnmächtig in ſeinen Armen hing und vergebens ſich gegen das Fortſchleppen ſträubte. Wie nun die Räuber ihrem ſichern Verſteck in einer Felſenhöhle des ungangbaren Waldes zueilten, hörten ſie in der Nähe Glockenklang, und wie ſie aufmerkſam auf dieſe Klänge lauſchten, vernahmen ſie zugleich ein fröhliches Singen und lautes Jubeln, und ſchlichen näher, zu ſehen, woher es käme. Sie fanden eine ihnen unbekannte Kapelle mit ſammt den Trinkzelten und Verkaufsbuden, umringt von einer Menge

Menſchen in alterthümlicher Kleidung, mit langen Bärten und von ſeltſamen Aeußern. Die jubelten und zechten und ſangen, daß es weit hinein in die Nacht ſchallte, alſo daß dem Anführer der Räuber, der ein wüſter Geſell war, das wilde Treiben gefiel und er ſich nicht enthalten konnte, an dem Saufgelage Theil zu nehmen. Er übergab darum das junge Weib der Obhut ſeiner Geſellen und miſchte ſich unter das luſtige Volk und trank und ſchmauſte, daß er ſeine beiden Gefährten bald vergaß. Die ſtanden indeß und blickten finſter auf den langen Jubel und ſprachen unmuthig: „Da ſitzt er und zecht und wir müſſen hier trocken ſtehen und haben das leere Zuſehen. Wir wollen das Weiblein binden, daß ſie nicht fliehen kann, um uns einen Augenblick in dem nächſten Zelte zu vergnügen. Wir können ja doch immer unſere Gefangene im Auge behalten.“ Alſo banden ſie die junge Frau an einen Baum und legten die geraubten Sachen daneben; dann gingen ſie in's nächſte Zelt und fingen an zu zechen und zu jubeln, ſo daß ihnen das Leben dort gar wohl behagte; und ſie ſaßen, indem ſie von Zeit zu Zeit nach der Gebundenen ſahen, wohl eine Stunde lang; da meinten ſie, es ſei Zeit zum Aufbruch und gaben dem Anführer einen Wink, er möge kommen. Der ſetzte noch einmal den vollen Humpen an, um ihn zum letzten Mal zu leeren, da in demſelben Augenblicke ſchlug die Uhr der Kapelle Eins und zugleich ſchwieg das Glockengeläute, verſtummte das Gewühl rings herum und ohne daß die Räuber der unheimlichen Stätte entfliehen konnten, hatte ſich die Erde geöffnet und in ihren Schooß Kapelle und Zelte und Trinkgenoſſen mit ſammt den Räubern verſchlungen. Die Gebundene aber, nebſt dem übrigen Raube, wurde am andern Morgen gefunden, als der Förſter, der während der Plünderung ſeines Hauſes nicht daheim geweſen war, mit ſeinen Jägern die Gegend durchſuchte, und von ihr erfuhr man die ſeltſame Geſchichte.

Auf jenem Kapellenflecke iſt ein Born. Ein Köhlerjunge ſollte die Pferde ſuchen. Als er bei den Born kam, ſchwamm darauf eine große Glocke, die war ihm beſcheert. Sie kam, daß er ſie greifen konnte und er trug ſie nach der Köthe. Sein Meiſter verlangte aber, er ſollte ſie wieder hintragen; das geſchah auch, da that ſie einen Klang, daß der Junge taub wurde. Nachher iſt ſie nicht wieder zum Vorſchein gekommen.

563) Die Sage von der Roß-Trappe und Kretpfuhl. [1])

Dieſer wunderſeltſame Felſen liegt in dem Unterharz und nicht fern von dem Dorfe Thal. Will man dorthin kommen, ſo geht man zuerſt durch ein buſchiges und an etlichen Orten ſteiniges Gebirge, die Fall-Ente genannt, ohngefähr anderthalb Stunden lang, dann gelangt man an zwei Felſen, die zwar in etwas von einander liegen, doch aber von einem niedrigen Querfelſen dergeſtalt an einander gewachſen ſind, daß derjenige, welcher nicht mit Schwindel behaftet iſt, ohne Gefahr über denſelben gehen und alſo von einem Felſen auf den andern kommen kann. Unter vorgedachten Felſen iſt nun einer, welcher zwar überaus hoch, ſcharf und ſpitzig, doch aber oben etwas breit iſt, darauf ſieht man eine ſehr große Pferde- oder Roßtrappe, welche meiſtentheils voll Waſſer iſt. Dieſes Zeichen iſt der Grund, daß der Felſen ſelbſt die Roßtrappe genannt wird. Woher aber dieſes Hufeiſen-Zeichen

[1]) Nach Behrens, Hercynia Curiosa S. 130. cf. S. 120.

entstanden sei, darüber sind zweierlei Meinungen. Denn Einige halten es für ein natürliches Werk, Andere aber sind derselben Meinung wie die gemeinen Leute dieser Gegend, welche davon erzählen, wie vor Alters ein König auf einem da herum gelegenen alten Schlosse gewohnt, der eine sehr schöne Tochter gehabt, welche einstmals ein Verliebter durch Hilfe der schwarzen Kunst entführen wollte, wobei es sich zugetragen, daß das Pferd mit einem Fuße auf diesen Felsen gesprungen und mit dem Hufeisen dieses Wahrzeichen eingeschlagen habe. Andere sagen aber, es hätte einst eines Hünenkönigs Tochter eine Wette angestellt, mit ihrem Pferde an gedachtem Orte dreimal von einem Felsen zum andern zu springen, welches sie zwei Mal glücklich verrichtet hätte, zum dritten Male sei aber das Roß rückwärts übergeschlagen und mit ihr in den sogenannten Creful oder Kretpfuhl (d. h. Teufelspfuhl) gestürzt, worin sie sich auch noch befinde, maßen solche einstmals von einem Taucher, Einigen zu Gefallen, um ein Trinkgeld soweit außer Wasser gebracht worden, daß man etwas von der Krone sehen können; als aber derselbe solches zum dritten Male thun sollen, hätte er anfänglich nicht daran gewollt, endlich aber dasselbe gewagt und dabei vermeldet, daß, wenn aus dem Wasser ein Blutstrahl aufstiege, er alsdann von der Jungfrau umgebracht sein würde und die Zuschauer geschwinde davoneilen möchten, sonst sie ebenfalls in Lebensgefahr kämen, welches Alles dann vorbesagter Maßen erfolgt ist.

Nach einer andern Volkssage [1]) wäre vor mehreren tausend Jahren das ganze große Land rings um den Harz her von Riesen bewohnt gewesen, welche Heiden waren und Zauberer, die keine andere Freude kannten als Raub, Mord und Gewaltthat. In dem Böhmer Walde hauste zu dieser Zeit ein Riese, Bohdo genannt, ungeheuer groß und stark; vor ihm krümmten sich alle Riesen in Böhmen und Franken, aber die Königstochter vom Riesengebirge, Emma genannt, vermochte er nicht zur Liebe zu zwingen. Hier half nicht Stärke, nicht List, denn sie stand mit einem mächtigen Geist im Bunde. Einst sah Bohdo seine Geliebte jagend auf der Schneekoppe und sattelte sogleich sein Roß, das meilenlange Fluren in Minuten übersprang, und eilte ihr schneller wie ein Habicht nach. Fast hätte er sie erreicht, ehe sie es merkte, daß ihr Feind sich nahe. Doch als sie ihn zwei Meilen von sich erkannte, wie er als Schild die Thorflügel eines zerstörten Städtleins vor sich herhielt, da wandte sie schnell ihr Roß. Und es flog, von ihren Sporen getrieben, von Berg zu Berg, von Klippe zu Klippe, durch Thäler und Moräste und Wälder, daß von dem Hufschlag getroffen die Buchen und Eichen umherstoben wie Stoppeln. So flog sie durch das Thüringer Land und kam in die Gebirge des Harzes. Oft hörte sie, einige Meilen hinter sich, das Schnauben von Bohdo's Roß und jagte dann den nimmer müden Zelter zu neuen Sprüngen auf. Jetzt stand ihr Roß sich verschnaufend auf dem furchtbaren Fels, der von dem Jubeltanz des Bösen der Teufelstanzplatz heißt. Zitternd blickte die Reiterin und schaudernd ihr Roß in die Tiefe. Denn mehr als tausend Fuß ging senkrecht wie ein Thurm die Felsenmauer herab

[1]) Bei Otmar S. 181 ꝛc. Romantisch behandelt in den Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 198 ꝛc. Daselbst ist auch S. 209 ꝛc. eine ganz verschiedene Sage über die Entstehung des Namens Bode und die Ursache von deren Vereinigung mit der Holzemme (in Versen) mitgetheilt.

zum grausenden Abgrund. Tief unter sich hörte sie das dumpfe Rauschen des Stromes, der sich hier in einem furchtbaren Wirbel dreht. Der entgegenstehende Fels auf der andern Seite des Abgrundes schien ihr noch weiter entfernt als der Strudel und kaum Raum zu haben für einen Vorderfuß ihres Rosses. Da stand sie staunend und zweifelnd; hinter sich dachte sie den Feind, den sie ärger haßte als den Tod, und vor sich sah sie den Abgrund, der seinen Rachen weit gegen sie aufthat. Da hörte sie von Neuem das Schnauben von Bohdo's keuchendem Roß. In der Angst ihres Herzens rief sie die Geister ihrer Väter um Hilfe und ohne Besinnung drückte sie ihrem Zelter die ellenlangen Sporen in die Seite. Und das Roß sprang! sprang über den tausendfüßigen Abgrund weg, erreichte glücklich die spitze Klippe und schlug seinen Huf vier Fuß tief in das harte Gestein, daß die stiebenden Funken wie Blitze durch das ganze Land umherflogen. Das ist die Roßtrappe; die Länge der Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen kann sie ganz verwaschen. Sie war gerettet, aber die centnerschwere goldene Krone der Königstochter fiel während des Sprungs des Pferdes von ihrem Kopfe herab in die Tiefe. Bohdo, der nur die Jungfrau sah, aber nicht den Abgrund, sprang der Fliehenden nach mit seinem Streitroß und stürzte in den Strudel des Stromes, dem er seinen Namen, Bode, gab. Hier verwandelt in einen schwarzen Hund, bewacht er die goldene Krone der Prinzessin, daß kein Goldurstiger sie hervorhole aus dem wirbelnden Schlunde. Ein Taucher wagte dies einst unter großen Versprechungen. Er stieg in die Tiefe hinab, fand die Krone und hob sie in die Höhe, daß das zahllos versammelte Volk schon die goldenen Spitzen sah. Aber zweimal entstürzte die schwere Krone seinen Händen, das Volk rief ihm zu, noch einmal hinabzusteigen, er that es, und ein Blutstrahl sprang hoch in die Höhe. Der Taucher kam nicht wieder herauf.

Schüchtern und grausend naht sich noch jetzt der Wanderer der Schlucht, denn sie deckt schwarze Nacht. Die Stille des Todes schwebt über dem Abgrunde, kein Vogel fliegt über ihn hin, und in der Mitte der Nacht hört man oft in der Ferne das dumpfe Hundegeheul des Heiden. Noch jetzt heißt der Strudel, wo der Hund die goldene Krone bewacht, der Kretzschuhl, und der Fels, wo die Königstochter die Hilfe der Geister der Hölle erflehte, des Teufels Tanzplatz.

564) Die Sage von der Stecklenburg.[1])

An der Mitternachtseite des Harzgebirges, zwei Stunden von Quedlinburg, liegen noch heute die Ruinen der alten Stecklenburg, aus Mauerfragmenten und einem alten morschen Thurme bestehend. Die Besitzer derselben waren dem Stifte Quedlinburg zinspflichtig, allein im Jahre 1211 suchte sich einer derselben dieser Verpflichtung zu entziehen. Da er auf gütlichem Wege die Entrichtung des Zinses verweigerte, that ihn der Bischof von Halberstadt in den Bann, aber er ließ sich das wenig kümmern, zahlte ihn nicht und lebte nach seiner Weise fort, weil er sich hinter seinen starken Mauern sicher wußte. Alle Ermahnungen seiner frommen Gemahlin und

[1]) S. Gottschalk, Ritterburgen Bd. V. S. 273 ꝛc. Poetisch behandelt von Ziehnert Bd. III. S. 157.

seines Burgkaplans fruchteten nichts. So saß er einst mit Letzterem beim Essen, spottete des Bannes und leerte sogar einen Becher Wein auf die Gesundheit des Halberstädter Bischofs, da strafte den wilden Mann die rächende Hand des Himmels: todt fiel er zur Erde. Nach einer alten Chronik ist die Begebenheit im Jahre 1204 geschehen, der Ritter von Stellenburg in einer wüsten Kirche begraben worden und seine Frau und Kinder ihm bald darauf von der Pest weggerafft gefolgt.[1])

565) Die Sage von der Lauenburg.[2])

Nahe bei der Stellenburg befinden sich auf einem Berge die Ruinen der alten Lauenburg. Die Sage erzählt, daß man jedes Jahr einmal um Mitternacht im Innern derselben eine glänzende Lilie blühen sieht, die aus dem Boden plötzlich aufschießt, aber auch wieder spurlos verschwindet. Ihre Geschichte soll folgende sein. Es hatte dereinst ein wilder Raubritter hier seinen Sitz gehabt, vor dem namentlich keine Jungfrau in der Umgegend sicher war. So sah er einst auch eine arme Häuslertochter in dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe und begehrte von ihr, sie solle ihm ins Schloß folgen. Dieselbe aber weigerte sich und ward von ihren Eltern, um sie seinen Verfolgungen zu entziehen, in ein benachbartes Kloster gebracht; allein auch dieses hielt ihn nicht ab, er überfiel das heilige Haus einmal in der Mitternacht, raubte das Mädchen und brachte sie auf die Lauenburg. Auch hier widerstand sie ihm lange, als sie aber zuletzt es nicht mehr vermochte, da richtete sie ein heißes Gebet zur heil. Jungfrau und flehte sie an, sie eher von der Welt zu nehmen, als den Lüsten des Ritters verfallen zu lassen. Ihre Bitte ward erhört, kaum war ihr Gebet verklungen, so schwebte ihre reine Seele als eine lichte Gestalt gen Himmel und nur der leblose Körper blieb zurück. An der Stelle aber, wo sich ihr Auge schloß, soll noch heute jährlich einmal jene wundervolle Blume im Schimmer blendender Lilienpracht um Mitternacht aufsprossen und die Umgegend mit ihrem Glanze erleuchten.

566) Die Siebenspringe.[3])

Unweit dem Dorfe Thale, da wo jetzt die Fabrik steht, liegen die sogenannten Siebenspringe, sieben klare sprudelnde Quellen. Einst verlangten sieben Prinzen nach den Schätzen jener Prinzessin, deren Roß seinen Huf in den Roßtrappenfelsen eingrub. Sie wurden aber bei ihrem gefährlichen Unternehmen von sieben Riesen getödtet. Als sie begraben waren, kamen sieben Prinzessinnen, ihre Geliebten, daher, warfen sich auf ihre Gräber und weinten sich zu Tode, da, wo jetzt die Siebenspringe sind, denn diese entstanden gleichsam von ihren Thränen. Auch sieben Birnbäume pflanzten die Prinzessinnen auf diese Stelle.

Nach einer andern Sage[4]) wären jene sieben Prinzessinnen jedoch die Töchter eines Harzkönigs gewesen, um welche sich viele Prinzen und Edelleute beworben hätten, aber keiner sei ihnen gut genug gewesen. Da seien

[1]) S. Abel, Chronik S. 495.
[2]) Poetisch behandelt von Tiedge bei Fr. Hoffmann, Die Burgen des Harzes. Quedlinburg u. Leipzig 1846 in 8. S. 164 ꝛc.
[3]) Nach Pröhle S. 4.
[4]) S. Sagen und Geschichten aus der Umgegend des Harzes S. 364 ꝛc.

einmal sieben Prinzen aus England gekommen und diese endlich hätten ihre Zuneigung errungen. Allein die abgewiesenen Freier hätten erbittert verlangt, diese müßten zuvor um sie mit ihnen kämpfen, und da hätten die Königstöchter nicht eher geruht, als bis die sieben Prinzen mit ihnen entflohen wären, um ihr Leben nicht dem ungewissen Erfolge des Kampfes auszusetzen. Die Verfolger jedoch holten sie ein und ihre Uebermacht überwältigte bald trotz ihrer Tapferkeit die sieben Jünglinge; einer fiel nach dem andern, die sieben Königstöchter wurden wieder zu ihrem Vater zurückgebracht, allein sie blieben unvermählt; alle Morgen, wenn die Sonne emporkam, standen sie auf und gingen hinab an den Saum des Waldes, wo die sieben Brüder gefallen und begraben waren. Dort sanken sie nieder und weinten; dies thaten sie lange Jahre hindurch, eines Morgens aber fand man sie alle sieben gestorben, an der Stelle aber, wo eine jede ihren Liebsten beweint hatte, sah man eine kleine Quelle hervorsprudeln, so daß das Wasser aus sieben Enden floß. Sieben Bäume aber hatten sie dort gepflanzt, das waren die sieben Brüder.

567) Der Mönchenstein vom Kloster Wendhausen. [1])

Im heutigen Amte und ehemaligen Klosterhofe Wendhausen bei dem Dorfe Thale ist ein Stein in einen Pfeiler eingemauert, von dem das Heil des Gutes, wenigstens insoweit es die Viehzucht anlangt, abhängig ist. Als man ihn einst von dem Hofe entfernen wollte, konnten ihn acht Pferde nicht bis an den Mühlgraben ziehen, als er aber doch fort war, starb alles Vieh. Ueberhaupt hatte man während seiner Abwesenheit keine Ruhe auf dem Amte. Als man aber beschloß, den Stein wieder aufs Amt zu holen, konnte ihn ein einziges Pferd im Galopp dahin bringen. Seitdem ist er im Taubenpfeiler eingemauert.

568) Das Kegelspiel auf der Schöneburg. [2])

Eine Stunde von den Trümmern der alten Treseburg, wie diese auf braunschweigischem Boden, befinden sich die Ueberreste der alten Schöneburg, von der eigentlich nur noch ein Theil des Burggrabens, der in den Felsen gehauen war, deutlich zu erkennen ist. Hier ist ein Brunnen und darin ein Kessel mit Schätzen. Wer Nachts zwischen 11 und 12 hinkommt, kann ihn heben. Wenn man aber bei der Hebung des Kessels spricht, versinkt er wieder. Auch eine Kegelbahn mit goldenen Kegeln ist hier gewesen. Einst war ein Köhlerpferd verschwunden und der Köhlerjunge sollte es suchen. Dabei kam er auf die Schöneburg und sah die Gesellschaft auf der Kegelbahn. Sie forderte ihn auf, die Kegel aufzustellen und versprach ihm, daß sein Pferd wieder da sein solle, wenn er es thäte. Außerdem aber gab sie ihm zur Belohnung den Kegelkönig. Den warf er in den Busch, als er aber nachher davon erzählte, ward er aufgefordert ihn zu holen. Er fand ihn auch und der Kegelkönig war von Gold, wiewohl er doch früher nicht das Ansehen gehabt hatte. Jetzt wurde auf der Schöneburg auch nach den andern Kegeln gesucht, allein sie waren nicht mehr vorhanden.

[1]) S. Pröhle S. 5.
[2]) S. Pröhle S. 11.

569) Die Geister in der Baumannshöhle. [1])

Im Unterharze in der Nähe von Rübeland befindet sich die berühmte nach ihrem einstigen Entdecker, Baumann oder Buman, so genannte Baumannshöhle. In derselben sollen verschiedene Geister und Gespenster ihr Wesen treiben, namentlich machen sie, daß die Lichter und Fackeln, deren sich die Besucher derselben bedienen, oft nicht brennen wollen, so daß die Führer sich oft selbst nicht aus derselben herausfinden können. So hat einmal ein gewisser Mann, der nicht weit von der Höhle gewohnt und dieselbe den neugierigen Reisenden auf ihr Verlangen zu zeigen pflegte, sich einstmals einfallen lassen, ganz allein ohne einige Gefährten mit brennenden Lichtern, wie gebräuchlich, in die Höhle zu steigen und darin eins und das andere noch weiter zu erkunden, nachdem demselben aber die Lichter während der Durchsuchung der Höhle eins nach dem andern verloschen und er zu seinem Unglück das mitgebrachte Feuerzeug nicht finden können, habe er sich vergebens bemüht, die Ausfahrt wieder anzutreffen, derowegen er darin drei ganze Tage und Nächte ohne Speise und Trank zugebracht, im Finstern herumgetappt und so lange in der Irre gewandert, bis ihm endlich ein Engel in Gestalt eines brennenden Lichtes oder Feuers erschienen und denselben aus der Höhle geführt. Als er nun also wunderlich errettet worden und unverhofft wieder aus derselben an des Tages Licht gekommen, habe er solches erzählt, aber nur drei Tage noch gelebt und sei hernach gestorben. Es hat sich übrigens einstmals in den Eisenhütten bei Rübeland ein armer Mann aufgehalten, welcher einmal, als die Höhle noch offen gestanden und mit keiner verschlossenen Thüre verwahrt gewesen, sich unterstanden, ganz allein vor sich in die Höhle zu kriechen, habe sich aber aus den Klüften nicht wiederfinden können, weil er kein brennendes Licht mit sich genommen, weshalb er acht Tage lang mit Herumwandern daselbst zubringen müssen, bis er endlich durch Gottes sonderbare Hilfe hinwieder an des Tages Licht gelangt und nachdem noch eine Zeit gelebt. In diesen acht Tagen aber habe er vor großer Furcht und Schrecken ganz eisgraue Haare bekommen, weil derselbe durch viele Gespenster, wie er erzählt, auf mancherlei Art geplagt worden, denn es hätten etliche derselben ihn angegriffen, eines Diebstahls beschuldigt und deswegen aufzuhängen befohlen; wenn er nun dieser losgewesen, sei er von andern eines Todschlages bezüchtigt und daher zum Schwert verdammt worden; noch andere hätten ihn auf andere Weise gequält und gepeinigt, auf welche Art es kein Wunder gewesen, daß der Mann nicht aus Angst verzweifelt wäre. Wie es denn auch ebenfalls keine unmögliche Sache ist, daß er deswegen grau geworden, da man dergleichen Exempel mehr hat, darunter auch eins ist, so sich im Unterharze zugetragen, maßen man von einem von Adel, so man den reichen Bernhard von der St. nennt, erzählt, daß derselbe im Walde von den Gespenstern sehr geplagt und dadurch innerhalb zweien Tagen zu einem eisgrauen Manne geworden. Denn als derselbe auf der Jagd von seinen Bedienten abgekommen war, haben ihn die Irrgeister also verführt, daß er sich in dem sonst bekannten Walde nicht finden können, sondern bald hier bald da in der Irre herumwandern müssen, und ist ihm zu seinem Un-

[1]) S. Behrens, Hercynia curiosa S. 13. 28.

glück kein Mensch begegnet, der den rechten Weg anzeigen können, unterdessen die Gespenster nicht ermangelt, denselben vielfältig zu quälen, und damit so lange angehalten, bis er von solcher Anfechtung erlöset worden, welches denn endlich am dritten Tage darauf in der Frühstunde geschehen ist, da er zu seinem im Unterharz gelegenen Schlosse Falkenstein gelanget, allwo ihn die Seinigen fast nicht mehr gekannt haben, weil er durch die grauen Haare fast ganz ist verstellt gewesen, und sagt man, daß er nachdem niemals mehr gelacht und sich aller lustigen Compagnie entschlagen habe, da er doch vorher ein großer Liebhaber davon gewesen sei.

Sonst erzählt der gemeine Mann außer demjenigen, was bereits hier angeführt worden ist, noch unterschiedliche Dinge von der Baumannshöhle. Wie nämlich öfters Leute durch wunderseltsame Träume gleichsam bezaubert worden, als wenn Schätze in dieser Höhle verborgen wären, deromegen sie hineingekrochen, um selbige zu suchen und zu heben. Nachdem nun dieselben unverrichteter Sache wieder herausgekommen, sei von ihnen erzählt worden, wie sie zwar große eiserne Schatzkästen darinnen angetroffen, hätten aber nicht dazu gelangen können, weil darauf sehr große schwarze Hunde gelegen gewesen, welche dieselben verwahrt gehabt.

570) Von den Geistern in der Scharzfelsischen Höhle oder den Zwerglöchern.[1])

Nächst der Baumannshöhle ist die Scharzfelsische Höhle die merkwürdigste im Harze. Die Einwohner des Landes nennen sie insgemein die Zwerglöcher. Sie befindet sich am Unterharz in der alten Grafschaft Hohnstein, nicht weit von dem Schlosse Scharzfels, im Gehölz und Busche gelegen. Die dieselbe besuchenden Führer berichten von derselben, daß hier oftmals zur Nachtzeit ein so großes Ungewitter und Donnern verspürt werde, daß auch die Höhlen davon erschütterten, und sagen Einige, daß sie solches selbst gehört hätten, als sie einstmals des Nachts über darin geblieben wären. Die Ursache aber schreiben sie gemeiniglich den Erdteufeln oder Geistern zu.

Einstmals haben sich am Abend Petri und Pauli fünfundzwanzig Personen mit einander eidlich verbunden, diese Höhlen gänzlich zu durchkriechen und ihre Beschaffenheit recht zu erkunden, zu welchem Ende von ihnen nicht allein viele Lichter, Leitern und Schnüre, sondern auch auf etliche Tage Speise und Trank mitgenommen ward. Als sie nun auf solche Art über 100 Klaftern weit in die finstern Höhlen gekrochen, wären ihnen hier sehr viele curiose Sachen vor Augen gekommen, untern andern aber ganze Paläste, allerhand schöne Bilder und Säulen, welches alles aus Tropfstein bestanden und von dem Tropfwasser so schön gebildet worden, als wenn solches durch Kunst und Menschenhand geschehen gewesen, ingleichen hätten sie daselbst etliche schöne Brunnquellen, fließende Wasser, viele Knochen und ganze verwesete Körper von ungewöhnlicher und grausamer Größe angetroffen, auch wären sie in viele heimliche Schlupfwinkel gerathen, und als sie durch dieselben gekrochen, auf solche große Plätze gekommen, daß sie auch alle fünfundzwanzig neben einander gehen können, welches sie so lange getrieben, bis sie weiter fortzukommen nicht mehr vermocht, alsdann sie denn gezwungen worden seien, den Rückweg wieder zu nehmen und durch Hilfe der bei dem Eingange an-

[1]) S. Behrens S. 37 ꝛc.

gebundenen und aneinander geknüpften Schnüre oder Fäden sich aus den Höhlen zu machen. Dieses sei ihnen zwar geglückt, sie hätten dann aber doch in denselben ihre vorige Gestalt ziemlich verloren und wären von der in den grausamen Höhlen und Oertern ausgestandenen Furcht und großen Kälte dergestalt im Angesicht erblichen und verstellt worden, daß sie auch deswegen nicht mehr zu erkennen gewesen, als sie wieder zu Hause angelangt. Endlich wird hier das sogenannte unicornu fossile oder gegrabene Berg-Einhorn gefunden, aber bei weitem nicht mehr in solcher Menge als vor alten Zeiten, weil man früher hier sehr viel herausgeholt und den Apothekern verkauft hat. Das, was jetzt noch in der Höhle gegraben wird, ist meistens nur noch das, was vormals entweder gar nicht gefunden, oder seiner Schwärze halber verachtet worden ist.

571) Hütten-Kobolde zu Rübeland. [1])

In Rübeland nennt man die Nahrungsgeister gewöhnlich Hüttenkobolde und sagt, daß diese Feuerklumpen gewesen seien. Wenn der Nahrungsgeist des Nachts in der Hütte arbeitete, so kam Bestellung. Sie arbeiten stets in den Feierstunden der Bergleute. Man erkennt sie an ihren dicken Köpfen. Einst ließ man einem solchen Hüttenkobold aus Dankbarkeit einen grauen Rock machen und gab ihm ein Paar Schuhe. Da sagte er, jetzt müsse er fort, die Schuhe wären sein Laufpaß.

572) Der Mönch auf dem Schlosse zu Quedlinburg. [2])

In Quedlinburg auf dem Schlosse ist früher ein Mönch viel umgegangen, der hat überall auf Ordnung gesehen und bald hier bald da das Hauswesen revidirt, aber Niemandem, der seine Pflicht gethan und ihm nicht in den Weg gekommen, hat er etwas zu Leide gethan. Ein alter Kuhhirt erzählt, wie sie einmal eine Viehmagd gehabt hätten, die habe immer früh Morgens die Augen voll Schlafs gehabt und hätte sich gar nicht recht ermuntern können, da habe er sie denn einmal, als sie zusammen in den Kuhstall gegangen, vorangehen lassen, und wie sie mit halb offenen Augen so hingetaumelt sei, habe sie eine Ohrfeige bekommen, daß ihr die Zähne gewackelt hätten. Da habe er ihr gesagt: „Siehst Du, thu die Augen auf, dann kommst Du dem Mönch nicht in den Weg."

573) Der Finkenheerd in Quedlinburg. [3])

Wenn man in Quedlinburg durch die große hohe Straße nach dem Schloßplatze gehen will, so erblickt man fast am Ende des Zieles zur rechten Seite ein Nebengäßchen, welches ebenfalls nach dem Schloßplatz führt. Dieses Nebengäßchen erweitert sich in der Mitte zu einem kleinen und unregelmäßigen Platze, welcher seit undenklichen Zeiten den Namen Finkenheerd führt und woran sich folgende Sage knüpft.

Kaiser Konrad I. verfiel in eine tödtliche Krankheit, als man eben von ihm Hilfe gegen die wilden Hunnenschwärme erwartete, welche das deutsche

[1]) S. Pröhle S. 14.
[2]) S. Kuhn und Schwartz S. 265.
[3]) S. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 197 ꝛc.

Reich bedrängten. Da ließ er seinen Bruder Eberhard, den Herzog der Franken, zu sich nach Limburg an der Lahn kommen, wo er krank lag und sagte zu ihm in Gegenwart vieler anderer Fürsten und Herren: „Lieber Bruder, ich fühle, daß ich sterben werde. Laß Dir also Deine eigene Wohlfahrt und das Beste Deiner Franken empfohlen sein. Wir sind im Stande Heere zu stellen, haben Städte und Waffenvorrath, nur Glück und Geschicklichkeit haben wir nicht, das aber besitzt im vollen Maße Heinrich der Sachsenherzog: auf dem Sachsen allein beruht das Wohl des Reiches. Nimm diese Kleinodien und Kleider, nimm auch Lanze, Schwert und Krone der alten Könige, gehe damit zu Heinrich und mache ihn Dir zum Freunde für immer. Melde ihm, daß ich ihn Euch zum Nachfolger empfohlen habe." Kaum hatte der Kaiser die Augen geschlossen, als sein Bruder mit den Reichskleinodien nach dem Harze abging, um dem Herzog Heinrich die unerwartete Botschaft zu bringen. Er fand den Sachsenherzog mit dem Vogelfange beschäftiet und zwar, wie man in Quedlinburg behauptet, an der Stelle, welche noch heutigen Tags der Finkenheerd genannt wird. Zwar maßen sich noch mehrere Orte auf dem Harze die Ehre an, daß auf einem nahen Platze, welcher in der Regel der Finkenheerd heißt, Heinrich I. seine Wahl zum deutschen Kaiser angenommen habe. Allein so viel steht fest, daß derselbe als Gründer der Stadt zu betrachten ist und sich sehr gern auf dem dasigen Schlosse aufhielt, welches jedoch nicht an demselben Platze gestanden zu haben scheint, wo das jetzige Schloß steht. Der Ort selbst soll nach einer andern Sage von dem Hunde Heinrichs, Quedel, seinen Namen erhalten haben. Das Grabmal dieses Hundes zeigt man noch jetzt neben dem Heinrichs und seiner Gattin Mathilde in der alten Krypta auf dem Schlosse zu Quedlinburg. In einem uralten Gewölbe, die Zither genannt, neben der Sacristei der Quedlinburger Schloßkirche zeigt man noch jetzt unter vielen andern sehenswürdigen Alterthümern auch einen alten Kamm von Elfenbein, welcher der Bartkamm Heinrichs I. genannt wird, sowie auch einen Reliquienkasten, der des großen Kaisers Eigenthum gewesen sein soll.

574) Die Schäferthürme in Quedlinburg.[1])

Einst haben zwei Schäfer zu Quedlinburg, beides arme und redliche Leute, ihre Heerde neben einander auf die grüne Weide getrieben. Es war ein lieblicher Morgen, die Vögel sangen so schön im nahen Walde, die Lämmchen hüpften so lustig über die grünen Wiesen, die Lüfte wehten so mild und von dem säuselnden Morgenwinde getragen drang der Schall der Glocken von der nahen Stiftskirche zu ihnen herüber, daß ihnen das Herz aufging und sie voll Inbrunst und Andacht an den dachten, dem zu Ehren dieser erhabene Ton erklang. „O wie Schade", sprach der Vater, „daß das Gotteshaus, welches sie jetzt in unserer Neustadt erbaut haben, noch so lange ohne Thurm und Glocken bleiben wird, wie Schade, daß ein Werk zu Gottes Ehre unbeendigt bleiben muß aus so irdischen Hindernissen, wie Geldnoth, während doch die Reichen sich täglich mehr kostbare Paläste aufbauen."

„Mein Vater", unterbrach jetzt der Sohn die Rede desselben, „wo sind unsere Hunde geblieben? Ich sehe sie nicht mehr und wir müssen suchen, sie

[1]) S. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 45 ꝛc.

wieder zu finden." — „Da drüben, mein Sohn", sagte der Vater, „sehe ich beide im raschesten Laufe dem Walde zueilen, gewiß hat sie die Spur eines Wildes zum Verfolgen gereizt." Sie pfiffen laut den Enteilenden nach, allein diese ließen sich nicht mehr zum Umkehren bewegen, zwar drehten sie die Köpfe nach ihren Herren, allein scheinbar mehr in der Absicht, sie aufzufordern, ihnen zu folgen, als auf ihr Pfeifen zurückzukehren. Es blieb also den Hirten nichts weiter übrig, als ihnen nachzueilen und ihre Schafe, denen übrigens hier nichts geschehen konnte, allein zurückzulassen. Der Sohn eilte dem Vater voran, weil Letzterer immer noch ein wachsames Auge auf seine Heerde warf. So war jener ihm ganz aus den Augen verschwunden, da glaubte er aus dem Walde nicht allein das Bellen der Hunde, sondern auch das ängstliche Rufen seines Sohnes zu hören. Schnell eilte er ihm jetzt nach, allein der Weg, den er zu nehmen hatte, war ihm völlig unbekannt, obwohl er schon oft in dem Walde gewesen war. Auch schien der Wald ihm selbst sehr verändert, an der Stelle der jungen schlanken Bäumchen, die er sonst dort gesehen, streckten mächtige uralte Eichen ihre breiten Kronen empor, und zwischen ihren Stämmen schimmerten ihm aus einer Lichtung der Bäume graue verfallene Gemäuer entgegen, wie von einer zerstörten Kirche. An dem Eingange in diese Ruinen, welche wildes rankendes Gestrüpp verdeckte und unzugänglich machte, sah er seinen Sohn mit erstaunter Miene und gespannter Erwartung stehen, denn auch dieser war zwar früher oft schon hier gewesen, aber niemals hatte er dieses Gemäuer bemerkt. Da nun auch die Fährte der Hunde in dasselbe hineinführte, so siegte bald bei ihnen die Neugierde über die Angst, sie bahnten sich mit Anstrengung einen Weg durch das Gestrüpp und gelangten an ein hohes, aber auf der einen Seite niedergestürztes Portal, welches offenbar den Eingang zu der Kirche gebildet hatte. Einzelne Theile der gewölbten Decke waren noch erhalten, aber Alles drohte den Einsturz und nur mit Zittern und Zagen nahten sie sich dem nahstehenden Altar, auf dem sie jedoch noch ein uraltes Crucifix erblickten. Sie beugten andächtig ihre Kniee vor dem Bilde und murmelten ein Gebet. Da schreckte sie ein Geräusch auf, um sich blickend gewahrten sie ihre Hunde hinter den Altartrümmern, wo diese kratzten und scharrten, ohne sich um die Nähe ihrer Herren zu kümmern, gleichsam als habe ein Zauber sie an diese Stelle gefesselt.

Die Hirten traten zu der Stelle, wo sie scharrten, und betrachteten aufmerksam die immer größer werdende Oeffnung in dem Boden, in welchem bald, von der Erde entblößt, eine große eiserne Kiste sichtbar ward. Die Hunde bellten, wie vor Freude über den Fund, hielten einen Augenblick mit ihrer Arbeit inne und sprangen wedelnd an ihren Herren auf. Diese bemühten sich die Kiste herauszuheben und zu öffnen. Sie war schwer, sehr schwer; ihr Inneres barg eine Masse von Gold- und Silbermünzen von uralt, fremdartigem Gepräge. Ehe sie sich aber noch von ihrer Verwunderung erholen konnten, fingen die Hunde noch einmal an auf derselben Stelle zu kratzen und bald kam eine zweite Kiste zum Vorschein, aus welcher, als die Hirten sie geöffnet hatten, ihnen goldene Becher und Leuchter und andere Geräthschaften von unschätzbarem Werthe entgegenblickten. Erst jetzt waren die Hunde beruhigt und scharrten nicht mehr, sondern liefen vielmehr eiligst zu der verlassenen Heerde zurück, um dort ihren gewohnten Dienst zu ver-

richten. Die Schäfer aber folgten ihnen langsam, erst die eine, dann die andere Kiste mühsam mit sich forttragend.

Noch am selbigen Abend begaben sich beide zur Aebtissin des Stiftes St. Servatii zu Quedlinburg, erzählten ihr diese Begebenheit und gaben ihr zugleich den Wunsch zu erkennen, daß von dem Schatze zwei Thürme an der neuerbauten Nicolaikirche aufgeführt werden möchten.

Als die Begebenheit bekannt wurde, zogen eine Menge Leute in den Wald hinaus, um die Stelle zu sehen, wo die Schäfer den Schatz gefunden, aber keine Ruinen waren dort zu finden, spurlos waren sie verschwunden, selbst das Auge des Schäfers fand die Stelle nicht wieder, wo sie gestanden. Hätte der Schatz in ihrem Besitze nicht das Gegentheil bewiesen, so würden sie das Geschehene für einen Traum gehalten haben. Die Kirche zu St. Nicolaus, von hohen Linden umgeben, steht noch und an ihrer Abendseite erheben sich die beiden von dem Schatze der Schäfer (um die Mitte des 13. Jahrhunderts) erbauten Thürme. Die Gestalten der Schäfer und ihrer Hunde, in Stein gehauen und aus Dankbarkeit auf die Mauern der Thürme gesetzt, schauen noch heute von dort hernieder und ihre Schäferpelze und andere Kleidungsstücke wurden ehedem in der Sakristei daselbst verwahrt.

575) Die Teufelsmauern bei Blankenburg.[1])

Die Bauern in der Umgegend von Blankenburg geben folgende Ursache von der Entstehung der Teufelsmauern an. Sie sagen, der böse Geist hätte sich einst unterstanden, die Erdkugel oder die ganze Welt, wie sie es nennen, mit Gott zu theilen, so daß dem großen Gott die eine Hälfte zu seiner Beherrschung übrig bleiben, die andere Hälfte aber ihm überlassen sein solle. Er hätte daher in hiesigen Landen den Anfang machen wollen zu theilen und diese Mauer, die sich hernach durch die Welt hätte erstrecken sollen, angelegt. Gott hätte seinem Spiel und seiner Bosheit eine Zeitlang zugesehen, endlich aber hätte er selbige, da sie sonst über die Maßen hoch gewesen, ruinirt und ihm seinen Bau nicht weiter verstattet. Daher wären noch diese Stücke Mauern davon übrig geblieben.

Es giebt jedoch noch eine andere Sage hiervon.[2]) Diese lautet also. Der Teufel stritt lange mit dem guten Gott um die Herrschaft über die Erde. Endlich wurde eine Theilung des damals bewohnten Landes verabredet. Die flachen Felsen, die das Volk des Teufels Tanzplatz nennt, südwärts von dem Dorfe Thale zwischen Blankenburg und Quedlinburg, sollten die Grenzlinie bezeichnen und der Teufel erbaute hier unter lautem Jubeltanze die Teufelsmauer. Aber bald schien dem Nimmersatten die ihm bestimmte Hälfte der Erde zu klein. Es entstand ein neuer Streit, der sich damit endigte, daß ihm noch das am Fuße jenes Felsens belegene Thal überlassen wurde, worauf der Teufel auf der Nordseite die zweite Teufelsmauer aufthürmte.

576) Die weiße Frau und der Brunnen auf dem Blankenburger Schlosse.[3])

Auf dem Schlosse zu Blankenburg zeigt sich eine weiße Frau mit Schlüsseln, mit denen sie oft zur Nachtzeit rasselt. Sie soll besonders zur Winterzeit

[1]) S. J. B. v. Rohr, Der Ver- oder Unterharz. 1736. S. 46.
[2]) S. Omar S. 177. [3]) S. Pröhle S. 27.

bei Schneewetter, ferner zur Kriegszeit und bei Unglücksfällen in der Familie erschienen und im Lesezimmer des Schlosses mit einem Hündchen abgebildet sein. Dies Hündchen, ein kleines weißes Spitzhündchen, sah man auch mit ihr gehen. Diese Schlüsseljungfer verschwindet stets bei dem Brunnen im Schlosse, und in diesem soll sich ein Kasten mit Schätzen, der noch nicht gehoben ist, befinden.

577) Der Weg von der Quelle auf dem Blankenburger Schlosse nach dem Münzenberge.[1])

Auf dem Blankenburger Schlosse befindet sich ein vor langen Jahren in den Felsen gehauener tiefer Brunnen nie versiegenden frischen Wassers, der die Eigenthümlichkeit hat, daß von der Oberfläche der Erde bis in die unterste Wassertiefe eine Art Leiter oder Wendeltreppe führt. Man erzählt, es führe von hier ein Weg durch einen unterirdischen, jetzt nicht mehr gangbaren Stollen bis zum Berge Sion, gewöhnlich Münzenberg genannt, der von Blankenburg zwei Meilen entfernt ist.

578) Der Stollen bei Blankenburg.[2])

Vormals waren bei Blankenburg zwei gräfliche Mühlen, die eine im Blässengehege, die Untermühle, und die andere da, wo der kleine Schöt an den großen stößt, die Obermühle genannt. Zwei Brüder hatten diese Mühlen in Pacht. Der jüngere, weil seine Mühle der Stadt näher lag, hatte oft Mahlgäste, wenn sein Bruder in der Obermühle keine hatte. Da wurde der Brodneid rege und das Wasser im Teiche an der Obermühle wurde der Untermühle vorenthalten. Darum ging einst der Untermüller mit einer Hacke hinauf, den Wasserlauf stärker zu machen, und da sich sein Bruder dem widersetzte, so kam es von Worten zu Thätlichkeiten. Der jüngere Bruder schlug mit der Hacke den ältern an den Kopf, daß er todt zur Erde fiel. Der Mörder wurde ins Gefängniß geführt, wo er einen Bergmann antraf, welcher gleichfalls das Leben verwirkt hatte. Beide sannen auf Rettungsmittel. Endlich machten sie den Vorschlag, daß sie die Stadt Blankenburg vom Wassermangel, welchen dieselbe bei einem schlecht angelegten Stollen im Thiergarten noch immer empfand, befreien wollten, wenn ihnen das Leben geschenkt würde. Sie trieben hierauf einen Stollen im Thiergarten am rechten Orte, die Stadt bekam Wasser und die Uebelthäter Gnade.

579) Evergodesrode, Volkmarstein und der Michaelstein.

Einige hundert Jahre vor der Anlegung des Stiftes Michaelstein soll über demselben in dem rauhen großen Harzwalde auf einer ziemlich hohen Klippe, unter welcher ein schöner heller Brunnen hervorquillt, ein frommer Einsiedler oder Klausner, derer damals sich so viele in den rauhen Gebirgen aufhielten und ein strenges Leben in Fasten und Beten führten, gelebt und daselbst eine kleine Wohn- und Betklause vor sich erbaut, auch mit Namen Volkmar geheißen haben. Weil er nun nach damaliger Zeitbeschaffenheit an solchem Orte gar einen ernsten und stillen Wandel geführt, habe er dadurch

[1]) S. Brückmann, Epist. itiner. de signis urbium memonicis. Guelpherb. 1735 in 4.
[2]) S. Thüringen und der Harz Bd. II. S. 70.

verursacht, daß man nicht allein ihn den heil. Volkmar benennet, sondern seiner Heiligkeit sich theilhaftig zu machen, haben sich auch unterschiedene stille Brüder zu ihm begeben und gleiche Lebensart mit ihm angetreten, daß sie nach ihrer damaligen Erkenntniß fleißig in ihren selbigemachten Klausen und Höhlen gebetet und mit weniger Speise, so ihnen entweder von gutherzigen Leuten zugeschickt worden, oder sie sich selbst in der Wildniß bereitet, sich vergnüget, dabei aber auch einige sonst gelernte Handarbeit zu ihrer bessern Erhaltung getrieben und fürnehmlich in einer nahe bei ihrer Wohnung eröffneten Marmorgruben die schönsten Marmelsteine gebrochen und an Andere überlassen haben. Welcher Steinbruch nachmals eingegangen, daß man wenige Merkmale anizo davon finden kann. Hierdurch haben diese Brüder und Einsiedler mit ihrem sogenannten heil. Volkmar sowohl Gelegenheit als Mittel bekommen, zu Erweckung ihrer mehrern Andacht eine neue Kapelle oder kleine Kirche an gedachtem Orte bei der Klause dieses ihres Vorgängers, so man noch St. Volkmarstein in dem Harze nennt, aufzuführen, in welcher sie insonderheit, weil sie einige Reliquien von der Jungfrau Maria und deren Begräbniß im Besitz zu haben vermeinten, zu Ehren dieser Mutter Gottes ihr ein Begräbniß oder Grabmal, so das Grab Mariä nachgehends genannt, und in solches die angegebenen Reliquien geleget worden, aufgerichtet und mit vieler schönen Arbeit versehen haben, und soll dieses geschehen sein zur Zeit Kaiser Heinrich des Voglers und seines Sohnes Kaiser Ottonis des Großen, daher des erstern Gemahlin, die Kaiserin Mechtildis, so zur geistlichen Stiftung und Schenkung sehr geneigt, auch damals das herrliche Stift in Quedlinburg, so nur etwa zwei Meilen unter der Michaelsteinischen Gegend liegt, aufrichtete, zu solcher im Harz erbauten Kirchen besagtem Volkmar und seinen Brüdern ihr ohnweit davon gelegenes Gut zu Kepferungsroda, so nachmals von dem gemeinen Manne Kipperode genennet worden, nebst andern Stücken geschenket, welche sämmtlich hierauf Kaiser Otto I. im Jahr 961 dem damals angelegten Stifte incorporirt hat. Man setzt auch ferner hinzu, daß nach dem Absterben des St. Volkmari durch die obgedachten Reliquien bei dem gemeldeten Grabe der Jungfrau Marien sich unterschiedene Wunder, insonderheit durch Curirung vieler Krankheiten, haben spüren lassen, womit die anwesenden Einsiedler und Clerici viel Geldes gelöset und selbige also diesen Ort über zweihundert Jahre bewohnet. Als aber in den folgenden Kriegszeiten durch die Räuber und Buschklepper der Harzwald sehr unsicher gemacht und folglich auch diese wenigen geistlichen Brüder auf dem St. Volkmarstein dadurch höchst beunruhigt, sie aber zum Theil auch müde wurden, in so entlegenem Walde auf hohen rauhen und unfruchtbaren Klippen länger zu wohnen, so wurde zu Anfang des zwölften Seculi Graf Burchard zu Blankenburg bewogen, sein zwischen Blankenburg und Heimburg vor dem Harzwalde gelegenes Gut, Evergodesrode damals genannt, vorgedachten Harz-Einsiedlern von St. Volkmar nicht allein zur sichern Wohnung einzuräumen, sondern ihnen auch daselbst eine Kirche zu ihrem Gottesdienste aufzubauen, welche hernach von dem Bischof zu Halberstadt, gleichwie die erste zu St. Volkmar, in die Ehre des Erzengels Michaelis eingeweihet und der ganze Ort und vorgenanntes Gut, Evergodesrode, Michaelstein oder Michelstein genannt worden. Besagter Graf Burchard von Blankenburg begab sich hierauf gänzlich seiner Regierung und ward ein Conversus bei diesen Brüdern in den

Michelsteinischen Kirchen, schenkte aber an solche noch zuvor den ganzen Stoffenberg bei der kleinen Lauenburg, beredete auch die damals lebende Aebtissin in Quedlinburg, Namens Beatrix II., daß sie unterschiedene obberührte, zu ihrem Stifte gehörige Güter an die Kirche zu Michelstein übergab, damit die angelangten Volkmarischen Brüder davon desto austräglicher und besser leben könnten. Besagte Aebtissin erlangte aber auch damit bei dem damaligen Papste Innocentio II., daß sie im Jahr 1139 nächst andern mehrern Stücken die Confirmation über diese Michelsteinischen Güter erhielt, wobei aber zu behalten, daß damals dieses Michelstein noch nicht zu einem ordentlichen Klosterstift für einige Regulir-Mönche angelegt war, sondern es lebten nur einige wenige Irregulir-Geistliche und Einsiedler, so von St. Volkmar gekommen, bei der neugebauten Michaelis-Kirche, welche ihre Wohnungen in den daselbst befindlichen Häusern des gewesenen gräflichen Gutes Evergodesrode genommen habe und den Kirchendienst dabei verrichteten; jedoch ist bald darauf dies Michaelstein zu einem Kloster für Cisterzienermönche aus dem alten Camper-Stifte, so von Auersberg durch die Stifter anhero berufen, angeleget worden.

580) Die Sage vom Teufelsbade beim Kloster Michaelstein. [1])

In dem düstern schattigen Thale, wo einst das Kloster St. Volkmarstein gestanden hat, lag ein einsames Jagdschloß, dem Grafen von Blankenburg gehörig. Hier lebte er den größten Theil des Jahres in glänzender Umgebung, denn die Schönheit seiner einzigen Tochter zog eine große Schaar junger Edelleute, die sich um ihre Hand bewarben, dorthin, allein Keiner vermochte ihre Augen auf sich zu lenken, im Gegentheil, sie wies Alle mit kaltem Hohne zurück, indem sie es laut aussprach, daß nur, wenn sie unter den deutschen Fürsten und Edlen einen antreffe, der ihr an Schönheit ebenbürtig sei, sie diesem allein angehören wolle. Eines Tages befand sie sich mit ihrem Vater, von großem Gefolge umgeben, auf der Jagd in den benachbarten Forsten. Da erblickte sie in geringer Entfernung einen stolzen Edelhirsch, der in flüchtigem Laufe dem wildesten Dickicht sich zuwandte. Sogleich spornte sie ihren Zelter zu dessen Verfolgung an. Als der Graf dies sah, rief er der Tochter zu, sie möchte zurückbleiben und nicht dem schaurigen Tannendickicht sich nahen. Denn dort hause der Böse und bade in dem wilden Gießbache seine Glieder. Wer aber ohne durch einen geweihten Rosenkranz oder durch ein anderes heiliges Amulet geschützt zu sein in das Gebiet des Teufels sich hineinwage, sei mit Leib und Seele dessen Gewalt verfallen. Doch diese Worte drangen nicht zu den Ohren der Gräfin. Denn schon hatte sie die Grenze jener Wildniß überschritten und war über Bergklüfte und Waldströme, welche ihren Weg hemmten, kühn hinweggesetzt. Da gelangte sie zu einer Moorfläche, wo jetzt das Wasser im Mönchenmühlenteiche sich ansammelt, und vermochte nicht weiter ihre Verfolgung fortzusetzen. Vergeblich schleuderte sie noch ihren Jagdspieß nach dem Wilde. Bald war der Hirsch zwischen den Büschen verschwunden, welche hier und da aus dem Moore hervorragten. Doch als sie sich umwandte, um nach der erfolglosen Jagd ihr Gefolge wieder aufzusuchen, hatte sie einen seltsamen Anblick. In eine dem Anscheine nach künstlich ausgehöhlte Kluft stürzten die

[1]) S. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 142 ꝛc.

Gewässer des Waldbachs jäh hinunter, um unter der Erde ihren Lauf fortzusetzen. Und am Rande der steilen Felswand lag ein Jüngling von hoher, schöner Gestalt und blühendem Antlitz in tiefem Schlummer. Ein Jagdspeer, welcher neben ihm lag, deutete an, daß er von der Jagd ermattet hier eingeschlafen sei. Die junge Gräfin fühlte sich von dem Anblick des schönen Schläfers wunderbar erregt, sie konnte ihr Auge nicht mehr von ihm abwenden und hielt es für ihre heiligste Pflicht, den Schlafenden von der Gefahr des Herabstürzens vom Rande des Abgrunds unverzüglich zu retten. Sie trat also an ihn heran und zog ihn sanft zurück. Der unbekannte Jäger aber rief: „So danke ich Dir, holdes Mädchen, mein Leben", und schloß sie in seine Arme, und die stolze Grafentochter, welche bisher die Bewerbungen der angesehensten Fürsten zurückgewiesen, duldete die Umarmung eines ihr völlig fremden, jedenfalls tief unter ihr stehenden Mannes. Ja sie vergaß sich soweit, daß sie ihm ungescheut ihre plötzlich erwachte Liebe bekannte und ihn aufforderte, wenn anders er dieselbe erwidere, solle er sich am andern Morgen im Thale mit einem Rosse einfinden, sie werde vom Schlosse herabkommen und mit ihm entfliehen.

Als sie diese Worte gesprochen, nahte schon der Graf an der Spitze seiner Jagdgenossen, und seine Tochter, schnell entschlossen, stellte ihm den Jäger als den Retter ihres Lebens vom Sturz in den Abgrund vor. Der Graf lud ihn natürlich ein, als Gast mit in sein Schloß zu kommen, eröffnete aber auch auf dem Wege dahin seiner Tochter, daß er eben seinen Entschluß gefaßt und einem Fürsten ihre Hand zugesichert habe, mit dem sie am andern Tage verlobt werden solle. Die Gräfin erschrack über diese unverhoffte Mittheilung, allein noch durfte sie hoffen mit ihrem Geliebten zu entfliehen und so dem unwillkommenen Verlobungsfeste zu entgehen.

Während der Jagdzug schon ganz in der Nähe des gräflichen Schlosses war, kam des Weges daher ein alter frommer Eremit, welcher so eben im Kloster St. Michaelstein seine Andacht verrichtet hatte, wie er dies täglich zu thun pflegte, und sich nun nach seiner unfern vom Wege belegenen Klause zurückbegab. Schon als der Geliebte der Gräfin den Greis von Ferne erblickte, wie er im Gebet begriffen den Rosenkranz in der Hand hielt, verzogen sich seine Gesichtszüge zu einem grauenhaften Ausdrucke, als nun aber vollends jener dem Volke mit dem Crucifix den Segen spendete, verschwand er plötzlich aus der Schaar der Ritter und ward nicht mehr gesehen. Zwar fiel seine plötzliche Entfernung dem Grafen auf, allein derselbe war viel zu sehr mit den Vorbereitungen zur Verlobung seiner Tochter beschäftigt, als daß er sich über die Abwesenheit des ihm so wie so fremden Jägers hätte beunruhigen sollen, und die Gräfin wieder schrieb selbige andern Gründen zu, die mit ihrer für den folgenden Morgen beabsichtigten Entführung in Verbindung standen.

Mit den ersten Strahlen des anbrechenden Tages hörte sie schon Rosseshufe unten erschallen und sogleich eilte sie unbemerkt aus dem Schlosse hinab ins Thal. Auf einem schwarzen Rosse sitzend erwartete sie der Ritter, doch als sie sich zu ihm aufs Roß geschwungen, da entdeckte sie auf dem Antlitz des Geliebten einen seltsamen fremden Ausdruck und ein kaltes höhnisches Lächeln spielte um seine Lippen, so daß sie sich in seiner Umarmung ganz beängstigt fühlte. Dessen ohngeachtet schmiegte sie sich an ihn an und sprach:

„In Deinen Armen, Geliebter, will ich erwarmen, die Morgenluft weht so schneidend kalt.“ Doch mit einem seltsamen Lachen erwiederte er: „Bald wird Dir schon heiß werden, wenn wir erst in meinem Hause angelangt sind.“ Der Gräfin ward es bei diesen Worten ganz unheimlich, allein wie ward ihr, als der Ritter seinen Rappen geraden Weges nach dem Schlosse hinlenkte und unter den Fenstern desselben angekommen mit lauter Stimme dem Grafen zurief: „Sieh, Graf, wie Deine Tochter von einem Bräutigam, den sie sich selbst gewählt, sich entführen läßt! Komm herab und versuche es, sie Dir wiederzuholen.“ Mit diesen Worten drehte er sein Roß dem Walde zu und als er sehr bald den Grafen mit einem Haufen Reisiger hinter sich erblickte, fing er an dieselben zur Verfolgung anzuspornen, indem er sie bald nahe an sich herankommen ließ, bald wieder mit Blitzesschnelle floh. So jagte er dem Tannendunkel zu, wo der Gießbach in der steilen Felsenschlucht sich verliert. Der Graf, im Eifer des Nachsetzens, sprengte ihm nach in das verrufene Tannendickicht hinein. „Willkommen!“ rief ihnen hier der Entführer zu, „willkommen auf meinem Grund und Boden! Nun mögt Ihr Zeugen sein, wie ich meine Braut minne!“ Bei diesen Worten umschlang er die Zitternde wilder und heftiger als bisher, indem er sie mit seinen Krallen zerfleischte, während ein Feuerstrom aus seinem Munde hervordrang. Dann sprang er mit ihr in den Schlund hinein, an dessen Oeffnung die Unglückliche ihn zuerst erblickt hatte. Entsetzt floh der Graf, denn er konnte nicht zweifeln, daß seine Tochter in der Gewalt des Höllenfürsten wäre. Darin allein gewann er noch einigen Trost, daß er zur Rettung der Seele seiner Tochter im Kaltenthale eine Kapelle stiftete. Bald darauf versuchten zwei Mönche von St. Michaelstein, Hans und Henning, an der Schlucht des Teufelsbades selbst, in welches der Böse die Gräfin hinabgezogen hatte, Messe zu lesen und so ihre Seele aus der Gewalt der Hölle zu erretten. Wenn sie ihr Vorhaben glücklich erreichten, durften sie von der Freigebigkeit des Grafen hohe Belohnungen erwarten. Allein noch ehe sie das Teufelsbad erreichten, wurden sie in ein Paar Felsen verwandelt, die noch jetzt ihren Namen tragen.

Von der Grafentochter hat man nie wieder etwas gesehen, doch geht unter dem Volke die Sage, daß ihr Leichenzug um Mitternacht durch das düstere Tannengehölz, in welchem das Teufelsbad liegt, sich fortbewege. Das Teufelsbad selbst ist noch jetzt zu sehen, nur das Moor, welches einst eine große Fläche bedeckte, ist verschwunden. Den Bemühungen der Mönche ist es gelungen, das Wasser in einem Teiche zu sammeln; dasselbe fällt dann in das Teufelsbad hinein und fließt eine Strecke weit in einem unterirdischen Kanale fort, bis es mit einem Wasserfalle wieder hervorbricht.

581) Zwergjagen auf der Nordseite des Harzes.[1])

Einst wohnten viele tausend Zwerge in den Felsklüften und in den noch vorhandenen Zwerglöchern. Aber nur selten erschienen sie den Landesbewohnern in sichtbarer Gestalt; gewöhnlich wandelten sie durch ihre Nebelkappen geschützt ungesehen und ganz unbemerkt unter ihnen umher. Manche dieser Zwerge waren gutartig und den Landesbewohnern unter gewissen Umständen

[1]) S. Otmar S. 329.

wohl ſehr behilflich, die z. B. bei Hochzeiten und Kindtaufen mancherlei Tiſchgeräthe aus den Höhlen der Zwerge erborgten. Nur durfte ſie Niemand zum Zorne reizen, ſonſt wurden ſie tückiſch und bösartig und thaten dem, der ſie beleidigte, allen möglichen Schaden.

In dem Thale zwiſchen Blankenburg und Quedlinburg bemerkte einſt ein Bäcker, daß ihm immer einige der gebackenen Brode fehlten; und doch war der Dieb nicht zu entdecken. Dieſer beſtändig fortdauernde geheime Diebſtahl machte, daß er allmählig verarmte. Endlich kam er auf den Verdacht, daß die Zwerge Urſache an ſeinem Unglück ſein könnten. Er ſchlug alſo mit einem Geflechte von ſchwanken Reiſern ſo lange um ſich her, bis er die Nebelkappe einiger Zwerge traf, die ſich nun nicht mehr verbergen konnten. Es wurde Lärm. Man ertappte bald noch mehrere Zwerge bei Diebereien und nöthigte endlich den ganzen Ueberreſt des Zwergvolkes auszuwandern. Um aber die Landeseinwohner einigermaßen für das Geſtohlene zu entſchädigen und zugleich die Zahl der Auswandernden überrechnen zu können, wurde auf dem jetzt ſogenannten Kirchberg, bei dem Dorfe Thale, wo ſonſt Wendhauſen lag, ein großes Gefäß hingeſtellt, worin jeder Zwerg ein Stück Geldes werfen mußte. Dieſes Faß fand ſich nach dem Abzug der Zwerge ganz mit alten Münzen angefüllt. So groß war ihre Anzahl. Das Zwergvolk zog über Wahrnſtedt (ein Dorf bei Quedlinburg) immer nach Morgen zu. Seit dieſer Zeit ſind die Zwerge aus dieſer Gegend entſchwunden. Nur ſelten ließ ſich ſeitdem hier und da ein einzelner Zwerg ſehen.

Die Zwerge vom Kreuzberge ſchoben einſt den Menſchen eines ihrer Kinder unter.[1]) Da nahmen die Menſchen eine halbe Eierſchaale, Waſſer darin zu kochen, und das Zwergkind ſagte: „Mutter, wat wutte da maken?“ Die Mutter ſagte: „Dit Thee inne kooken.“ Da ſagte das Kind:

Sau bin ick doch ſau oolt
Wie de Schimmelwoolt,
Dreimal e hacket un dreimal e koolt,
Und hämwe noch nich e ſein in der Eierſchaale Water koken.

Damit war das falſche Kind fort und das rechte wieder da. Es war gebracht von einem Zwerge, der ſagte dem Knaben: er ſolle auf den Sonntag allein vor das Zwergloch kommen und rufen. Er erzählte aber, daß die Zwerge äßen von Silber und Gold. Zeug hatte er von den Zwergen bekommen, wenn das zerriß, ſtrich ein Zwerg mit der Hand darüber und es war heil; hatte er ein Loch im Kopf, ſo ward von den Zwergen mit bloßer Hand darüber geſtrichen und es war heil; er hatte das eine Bein meiſt in der einen Hand gehabt, auf dem andern hatte er gehuckt. Er hatte geſeſſen auf einer Hütſche, zum Schlafen kroch er in eine Mütze, dann trugen ſie ihn wohin und er ſchlief beſſer wie im Bette. Er wäre dann fortgeweſen, wußte nicht wohin. — Den Sonntag brachten die Seinen ihn aus dem Thore. Vor dem Loche rief er einen Namen und der Gerufene ſtand da und machte ihm Vorwürfe, weil er geſchwatzt habe. Doch ſagte er: wenn er ſich gewaſchen habe, ſolle er vor den Tritt gehen, dann ſolle Geld daliegen. Dafür ſolle er verſchwiegen ſein. Zum Anfange bekam er 100 Thaler, 10 Thaler ſollte er ſeiner Mutter geben, das Uebrige verborgen an beſtimmte Leute.

[1]) Nach Prätje S. 50.

Er ſolle ſich aber ja des Morgens vorher erſt jedesmal waſchen. Es zeigte ſich, daß er drei Tage fortgeweſen, vor dem Loche war es aber nicht dunkel geworden. Seinen Eltern gab er einen Theil des Geldes. Am andern Morgen lagen da für ihn 4 Groſchen, für die Mutter 4, für den Vater 8, alſo gerade das Tagelohn. So ging es einige Male, bei den Eltern aber erwachte die Neugier. Die Frau ſtand einſt auf und ſah den Jungen das Geld wegnehmen, bekam aber dann ſogleich einen Naſenſtüber, und dabei rief es: „So neugierig wie Du ſind alle Frauensleute!“ Ihre Naſe ſchwoll an, der Doctor wollte den Urſprung der Krankheit wiſſen. Sie aber ſchwieg, verlor die Naſe und verfluchte den, der das Geld gebracht haben ſollte. Der Knabe wurde zum Sonntag um 11 wieder nach dem Kreuzberge beſtellt. Dort gab die Erſcheinung ihm einen Topf, da ſollte er hineinſtippen und ſeiner Mutter die Naſe wiſchen, dann würde ſie gut werden, ebenſo aber würde es helfen, wenn ſonſt Jemand krank oder verwundet wäre. Und ſo geſchah es auch. Der Junge aber wurde zuletzt Ritter von der Harburg, die Quarge (Zwerge) von der Harburg mußten fort und zogen bei Nacht und Nebel ab. Die zwei älteſten mußten Alles aus dem Loche ihm zu Füßen legen, auch alle Nebelkappen. Die Zwerge wurden gefragt, wohin ſie wollten? „Nach Goslar in den Rammelsberg zum Kaiſer Otto“, antworteten ſie. Der Ritter ſetzte danach eine Nebelkappe auf und in dieſer wünſchte er, daß ſein Schloß auf dem Berge gegenüber ſtände, da ſtand's da und guckte plötzlich gegen die Harburg, auf der ſein Schloß bisher geſtanden hatte. Der Ritter aber nannte ſich der rothe Ritter und nach der rothen Farbe, nach der er ſelbſt ſich nannte, hieß er auch das neue Schloß: Wernige rood. Und weil ſein Schloß fortgerückt war, nannte er's Wernigerode-Rochefort.

382) Die Sage von der Harburg.[1])

Etwas ſüdweſtlich von dem Schloſſe der Grafen zu Stolberg-Wernigerode lag auf einem Berge, deſſen Spitze verhältnißmäßig nur einen geringen Raum bietet, die alte Harburg, wahrſcheinlich nur aus einem einzigen, großen, geräumigen Thurme beſtehend, welchen in ſehr frühen Zeiten die Grafen von Wernigerode bewohnten.

Die Zahl ihrer Hausgenoſſen und Mannen mehrte ſich, ſehr lebhaft empfand alſo Graf Botho den Wunſch, eine größere Burg zu beſitzen. Oft ſprach er darüber mit Mechtildis, ſeiner tugendſamen, frommen Hausfrau. Eines Abends ſaßen Beide auf der ſteinernen Bank vor der Pforte und blickten hinab auf die wahrhaft paradieſiſche Gegend; endlich ruhte ihr Blick auf dem nordöſtlich gelegenen breiten Berge unter ihnen, deſſen Gipfel heutigen Tages das Schloß trägt. „Wenn dort unſere Feſte ſtände“, ſprach der Graf, „wie erwünſcht würde Dir das ſein, Mechtildis! Da könnte man anbauen, bequeme Zimmer auf geräumigen Kellergewölben und eine ſtattliche Kapelle der heil. Jungfrau zu Ehren und ſtarke Mauern mit Zinnen und Bruſtwehr. Um den ganzen ſtarken Bau ſollte dann noch ein Graben breit und tief ſich ziehen und neben ihm, zu faſt überflüſſiger Deckung, ein hoher Wall ſich erheben.“ Darauf verſetzte Mechtildis, er möge doch dem guten Schutzgeiſt ſeines Hauſes, der von jeher ihm ſoviel Gutes erwieſen, ſeinen Wunſch vortragen.

[1]) S. Hoffmann, Die Burgen des Harzes S. 130 ꝛc.

Graf Botho ſagte zu ſich ſelbſt: „Noch in dieſer Nacht thu ich's.“ Alles ruhte in der Feſte. Die Glocke verkündete die Mitternacht; da wandte ſich der Graf in ſeinem Gebet zuerſt an den Herrn des Himmels und der Erde, und an deſſen Sohn, den Hochgelobten, und flehte um Schutz für ſich und die Seinigen; dann bat er den ſein Haus behütenden Geiſt, ihm den Wunſch ſeines Herzens zu erfüllen, wenn die Erfüllung zum Heile gereiche. Kaum hatte er ſein Gebet vollendet, ſo zog ein wunderbarer Klang leiſe tönend durch das Gemach. Der Graf glaubte in demſelben eine Gewährung ſeiner Bitte zu finden und begab ſich mit frohem Herzen zur Ruhe.

Als er am andern Morgen erwachte und von ſeinem Lager ſich erhoben hatte, öffnete er, wie er zu thun pflegte, das Fenſterlein ſeines Kloſets. Wie erſchrack er, als er dicht unter ſich und rechts und links einen weiten freien Raum erblickte und die Häuſer der Stadt ſo nahe, daß er ſie mit einem Steinwurfe erreichen konnte. Sein Erſchrecken verwandelte ſich jedoch bald in die innigſte Freude und in den herzlichſten Dank gegen den mächtigen wohlwollenden Geiſt, der ſo ſchnell ſeine Bitte erhört.

Dieſer hatte, nachdem der Graf entſchlafen war, hinter die Thurmfeſte ſich begeben und das einzige Wort geſprochen: „Rucke fort!“ Leiſe hatte auf dieſen Befehl das ganze gewaltige Gebäude ſich in Bewegung geſetzt und von unſichtbaren Händen gehalten dahin ſich geſtellt, wo ihm der Geiſt nach dem Wunſche des edlen Grafen ſeine Stätte angewieſen. Der Letztere rief ſogleich ſeine Hausfrau, daß ſie ſeine Freude theile. Bald bewegte ſich nun ein reges thätiges Leben um den Thurm her und allgemach entſtand unter den Händen emſiger Werkleute alles das, was der Graf mit ſeiner Mechtildis beſprochen hatte.]

[583) Der Mönchsbrunnen.[1])]

Als das Kloſter Himmelspforte bei Wernigerode zerſtört war und die Mönche flüchtig wurden, nahm vorher der Mönch Waldamus die heiligen Geräthe und viele andere Koſtbarkeiten aus dem Kloſter und floh damit, nicht wie die andern Mönche dem Brocken zu, wo dieſe auf der Mönchen-Lagerſtätte zuerſt Halt machten und ſich von dort nach einigen Tagen vereinzelt trennten, ſondern er nahm ſeinen Weg über Haſſerode durch's Papenthal nach dem Marquardsberge. Ganz erſchöpft und entkräftet legte er ſich hier zwiſchen zwei mit Moos überwachſene Klippen nieder und ſchlief ein. Beim Erwachen fand er ſich in einer geräumigen Höhle, auf deren Eingange er eingeſchlafen und wo er verſunken war. Dieſe Höhle war aber der Aufenthaltsort einer alten Hexe, die unter dem Namen Großmeime bekannt war. Hier verbarg er ſeine Schätze in einer Felſenſpalte und legte einen großen Stein darauf. Endlich wagte er ſich, um mit Beeren ſeinen Hunger zu ſtillen, aus der Höhle und verdeckte den Ausgang ſorgfältig mit Moos. Nicht weit von der Höhle, nach Wernigerode zu, traf er eine holde Jungfrau, ebenfalls mit Beerenſammeln beſchäftigt. Auf ſein Befragen: „Wer biſt Du und wie heißt Du?“ antwortete das Mädchen: „Ich bin die Tochter des Pfarrers zu U. L. Frauen in Wernigerode und man nennt mich Papen-Anecke.“ — „O Du unglückliches Kind“, entgegnete der Mönch, „dann biſt Du

[1]) Nach Pröhle S. 56.

zu allem Guten unfähig und die Hölle iſt Dein Loos.“ Annecke antwortete: „Verdammt nicht, ſo werdet Ihr auch nicht verdammt; ich hoffe aus Gnaden ſelig zu werden. Was aber das Gutesthun anbetrifft, ſo hoffe ich mit Gottes Beiſtand ſelbſt den Feinden wohlthun zu können.“ — „So wäreſt Du wohl gar im Stande, mir Gutes zu erweiſen?“ fragte weiter der Mönch. „Wohlan, ſo bringe mir täglich auf den kleinen Berg, der hier vor uns liegt, drei Eier, etwas Mehl und ein wenig Butter, davon ich mir ein Mahl bereiten und meinen Hunger ſtillen kann, ſage aber Niemandem etwas davon; wenn Du dies thuſt, ſo werde ich Dich nicht mehr für eine verlorene und verdammte Ketzerin halten.“ Jeden Tag nun brachte Annecke dieſe verlangten Lebensmittel und legte ſie oben auf dem Kopfe des kleinen Berges in einem irdenen Teller nieder. Der Mönch holte ſie dann zwiſchen 11 und 12 Uhr Nachts ab, legte aber allemal ein Goldſtück auf die Stelle. So vergingen mehrere Monate und Niemand hatte von dieſer Geſchichte etwas erfahren, bis es endlich Anneckens Bräutigam auffiel, daß ſie täglich ſo allein bei ſchlechtem Wetter ſpazieren ging. Er drang jetzt in ſie und ſie ſollte geſtehen, wohin und zu welchem Zwecke ſie heimlich und allein ihren Spaziergang mache. Endlich geſtand ſie und erzählte Alles, was ſie von dem Mönche wußte, bat aber den Bräutigam, dem Pater nichts Leides zu thun. Den Abend ging der Bräutigam heimlich nach dem kleinen Berge. Als die Glocke auf dem Burgthurme 11 ſchlug, kam der Mönch an; da er nichts fand und eben deshalb wieder fortgehen wollte, rief ihm Anneckens Bräutigam entgegen: „Räuber und Verführer werden todt und lebendig hier auf dieſer Welt keine Ruhe finden!“ — „Und die Unbarmherzigen werden wachſen, aber nicht gedeihen!“ erwiederte der Mönch und entfernte ſich. „In ſeine Höhle zurückgekehrt ſah er zum erſten Male die Bewohnerin derſelben: eine grauenhafte Frauengeſtalt mit großen feurigen Augen; die Naſe — ein großer langer Rabenſchnabel; die Füße — Katzenkrallen; die Ohren lang und mit Federn, wie die jungen Gänſe haben, bewachſen. „Wie kannſt Du es wagen meine Behauſung zu betreten? Dafür ſollſt Du ſchwer büßen!“ krächzte ſie ihm entgegen. „Habt Erbarmen, Mütterchen, mit einem Flüchtling, mit einem hungrigen Bettler, dem die letzte Hoffnung genommen iſt“, bat der furchtſame Mönch. „Es ſei Dir gewährt“, ſagte die Alte, „wenn Du hier unten im Thale den Armen ihr Brod nimmſt und die Reichen verwünſcheſt und verfluchſt, wozu ich Dir die Kraft geben werde.“ Der Mönch verſprach's und ging nun alle Morgen zur Gleie, welche dicht an der Höhle vorbeizog, zum Zwölfmorgenthale hinunter, ſetzte ſich im Sommer um 4 Uhr, im Winter um 6 Uhr Morgens an einen kleinen Brunnen, der mitten im Thale lag, wo er wußte, daß die armen Leute, welche in's Holz gingen, zu ihrem Stück eitel Brod einen Trunk Waſſers thaten. Statt aber den armen Leuten ihr Brod gewaltſam wegzunehmen, bat er ſie um die Hälfte. Wer nun gern und willig mit ihm theilte, dem gab er einen Edelſtein oder ein Stück Gold dafür. Als dies unter den armen Leuten bekannt wurde, kamen alle Morgen ſo viele durch das Thal, daß er das Brod nicht forttragen und verzehren konnte. Er beſchloß daher, nur Dienſtags und Freitags ſich am Brunnen ſehen zu laſſen. Bald nachher kamen an den übrigen Tagen keine Holzgänger mehr durch das Thal, Dienſtags und Freitags aber deſto mehr. Hievon hatten auch Papen-Annecke und ihr Bräutigam gehört und nahmen ſich vor,

gleichfalls nächsten Dienstag hinzugehen und jedes ein ganzes Brod mitzunehmen, um es für Gold und Edelsteine an den grauen Mönch zu verkaufen. Sie hatten schon eine geraume Zeit am Brunnen gewartet, als der Mönch zur Gleie herunter u.id in ihre Nähe kam. Als sie ihm aber das Brod zum Verkauf anboten, verwünschte und verfluchte sie der Mönch und sagte: „Die Unbarmherzigen und Gottlosen werden wohl wachsen, aber nicht gedeihen" und verzauberte sie Beide; ihn verwandelte er in einen Eichenbusch und sie in einen wilden Rosenstock, welche noch beide jetzt verkümmert in der Nähe des Brunnens stehen. Der Mönch hat sich seitdem nicht wieder sehen lassen. Die alte Hexe soll ihn, weil er ihren Befehl nur halb ausgerichtet, in eine Schlange verzaubert haben. Auch die Höhle ist nicht mehr zu finden und das Mütterchen, die Großmeime ist verschwunden. Aber der Ort, wo der Mönch die Jungfrau zuerst sah, heißt noch heut zu Tage „Papen-Annecke", der Berg, wo sie die Eier, das Mehl und die Butter hinlegte, „Eierkuchenkopf" und die Gleie, wo hinunter der Mönch zum Brunnen ging, „Großmeimentreppe". Der Brunnen mitten im Zwölfmorgenthale, wo der Mönch so vielen armen Leuten Gutes that, wurde nach ihm „Mönchsbrunnen" genannt und heißt heute noch so. Auch wurden von dieser Zeit an nur die beiden Tage, Dienstag und Freitag, zum Holzlesen bestimmt und sind auch bis jetzt als freie Holztage geblieben.

584) Mönchenlagerstätte, Waschwässerchen und Kloster Himmelspforte.[1])

Nicht weit von der steinernen Renne und dem Bielsteine ist die Mönchenlagerstätte, wo die Mönche lagerten, als sie von der Himmelspforte stohen. Dort steht eine große Buche zum Andenken an die Mönche und in der Nähe ist ein Brunnen oder Wässerchen, das sogenannte Waschwässerchen. Unter jener Buche soll aber der oberste Mönch in einem goldenen Sarge liegen, um diesen befinden sich aber noch ein zinnerner und ein hölzerner. So oft man aber die Särge hat ausgraben wollen, kamen die Mönche und vertrieben diejenigen, die es thun wollten.

Bei der Mönchenlagerstätte war aber ein Hirt, der in seinem Herzen noch katholisch war und betete noch einen Rosenkranz her. Da kam der Bischof mit einer goldenen Krone und ganz mit Diamanten geschmückt. „Gelobt sei Jesus Christus!" sagte er. „In Ewigkeit, Amen", antwortete der Hirt. Der Bischof ließ sich von ihm das Versprechen der Verschwiegenheit geben und trug ihm auf, in der Himmelspforte nach einer Schieferplatte zu suchen. Er solle Stiegen hinunter gehen, mehrere Eingänge vorbei, bis er an's Ende des Ganges käme. Da würde er einen Schlüssel über der Thür hängen sehen, diese Thür solle er aufmachen, dann würde er einen Tisch in der Mitte stehen sehen, darauf ein Buch mit Goldschnitt, dabei Juwelen, Gold und Silber. Der Hirt mit seinem Sohne geht hin, sie sehen Laternen, als sie in das Zimmer kommen, ist da ein prächtiger Glanz. „Vater, laß uns die glühenden Dinger nehmen", spricht der Junge. Sie nahmen Juwelen und die Tafel und gleich war Alles wieder überwachsen mit Gras. Am andern Tage brachten sie dem Bischof die Tafel. Der Bischof sagte: „Du hast Juwelen genommen (er hatte nur Gold nehmen sollen) und Du

[1]) S. Prehle S. 78. 82.

wirst mich doch verrathen, Dich wird Dein Kind verrathen; vergrabt lieber die Juwelen." Der Bischof sang nun an der Tafel eine Litanei, hundert Pfaffen standen um ihn her, der Bischof gab ihnen das Abendmahl und besprengte sie mit Weihwasser. Die Mönche legten ihn in seinem Schmucke wieder ins Grab und deckten den Sargdeckel drüber. Alles war verschwunden, der Hirt durfte aber sein Mittagslager dort nicht wieder halten. Er kaufte sich noch ein Paar Kühe. Der Bischof hatte ihm auch gesagt, von allem Vieh würde seins das fetteste sein. Er erregte aber durch seinen Wohlstand Verdacht und wurde als Hirt abgedankt. Es kam ein Hirt aus Wernigerode an seine Stelle, da ist viel Vieh verreckt, anderes ward krank. Das hat der Bischof gemacht. Der andere wird wieder Hirt und das Vieh befindet sich im besten Zustande. Er hat zuletzt zwanzig Kühe und kommt deshalb in Untersuchung, die Diamanten werden bei ihm gefunden. Er gesteht Alles auf der Tortur. Als der Schulze erfuhr, woher er seine Reichthümer hatte, ging er auch an die Stelle, gelangte auch richtig hinein, dann aber schlug die Thür hinter ihm zu.

In Drübeck war eine Hochzeit, da wurde der Wein zuletzt alle und das Mädchen sollte mehr holen. Sie fragte: „Wo?" und aus Scherz sagte man ihr: „Aus der Himmelspforte." Als sie da hinkam, war da ein Keller mit Fässern und auch ein großer Mann, der füllte schweigend ihr Faß. Der Wein mundete der Hochzeitsgesellschaft trefflich und als er alle war, wurde das Mädchen noch einmal nach der Himmelspforte geschickt. Da fand es aber den Keller nicht wieder.

585) Das heilige Blut zu Wasserleben.[1])

Es haben im Dorfe Wasserleben um 1220 zwei Schwestern gewohnt, die eine reich, die andere arm; die arme hieß Armgart; selbige fragte ihre Schwester, wie es doch kommen möchte, daß, ob sie sich schon es sauer werden ließe, sie dennoch immer sehr arm bliebe, sie aber hingegen reich würde und doch nicht halb so sehr arbeite, worauf die reiche geantwortet und gesagt hat, sie hätte unsern Herr-Gott im Kasten. Wie nun diese Armgart am heil. Ostertage zum Sacrament ist gegangen und die Hostie in ein rein Tüchlein ausgespeit mit sich nach Hause genommen, und in selbigem Tüchlein in ein klein Schränklein gethan und in einen großen Kasten verschlossen, hernachmals aber zu einer Zeit darnach sehen wollen, hat sie die Hostie mit dem Tüchlein ganz blutig befunden und sich dafür entsetzt, es aber ihrem Mann gezeiget, der sich denn noch mehr darüber erschreckt, es auch sofort an den Pfarrherrn geklagt, welcher sich nicht wenig mit Schrecken darüber verwundert und vorher dem Bischof Friederico zu Halberstadt hinterbracht. Worauf derselbe mit aller seiner Geistlichkeit in einer großen Prozession nach Wasserleben gekommen, Gott zu Lob und Ehren allerhand geistliche Lobgesänge, unter andern auch diesen gesungen: „Christe, Du bist mild und gut, hilf uns durch Dein theures Blut, durch Deine heiligen fünf Wunden, daß wir im rechten Glauben stets werden erfunden. Kyrie Eleison." Und wie die ersten zu Wasserleben ankamen, waren die letzten noch zu Halberstadt im Thum. Als nun der Bischof Friedrich das wunderbarliche Sacrament mit dem blutigen

[1]) S. Abel, Sammlung etlicher alter Chroniken. Braunschw. 1732. S. 398.

Tüchlein in aller Ehrverbietung und mit gebogenen Knieen empfing, legte er es in einen silbernen vergüldeten Kelch und wollte solches mit der Prozession nach Halberstadt in den Thum tragen; wie er aber zu Heudeber (oder Hausler) in die Kirche kommt, daselbst man etliche Lobgesänge gesungen, und den Kelch vom Altar wieder aufnehmen und nach Halberstadt tragen wollte, hat das Blut im Kelche angefangen zu quellen, als wollte es gar übergehen, worüber der Bischof und seine Klerisei sammt dem Volke sehr erschrocken, und vermahnte sie alle mit Thränen, Gott um seine Gnade zu bitten und daß er ihnen hierin seinen Willen offenbaren wollte, wie sie sich in diesem großen Mirakel und Wunderwerke verhalten sollten, damit sie selbigem recht nachkommen möchten. Da nun solches geschehen, sprach der weise Meister Johannes Semeca Thumprobst zu dem Bischof: „Lieber Vater, es dünkt mich billig zu sein, wenn dies Wunderblut an dieser Stätte bleibe, da Gott also sein Wunder gezeiget und erwiesen hat zu seinem ewigen Gedächtniß." Ließen es also da und ward hernach solche große Wallfahrt und Zulauf des Volkes aus allen Landen, daß daselbst geopfert wurden sechs Himten Pfennige, wovon der Bischof das Jungfrauenkloster zu Wasserleben zu bauen angefangen, welches nach dessen Tode von Bischof Ludolpho größer gemacht und vollends ausgebaut worden. Es mißfiel aber Johanni Semecä dieser Concurs des gemeinen Volkes allezeit und hätte ihn gerne gestillet, darum mußte noch ein Priester die blutige Hostie sumiren, den Kelch aber ließ er im angefangenen neuen Thum zu Halberstadt in einen Pfeiler vermauern und sprach: „Es ist der Leichnam und das Blut Christi uns zu einem andern Gebrauch verordnet und eingesetzt." Das blutige Tuch aber blieb zu Heudeber (oder Hausler) und Wasserleben als Heiligthum, doch kriegten die Braunschweigischen Herren mit dem Grubensegen etwas davon, welches sie nach Eimbeck in St. Alexanders Münster brachten und allda in großen Ehren hielten in einer sonderlichen Kapelle.

586) Die Jungfrau vom Ilsenstein. [1])

Der Ilsenstein ist einer der größten und merkwürdigsten Felsen des Harzgebirges; er liegt in der Grafschaft Wernigerode, unweit Ilsenburg, am Fuße des Brockens und wird von der Ilse bespült. Ihm gegenüber liegt ein ähnlicher Fels, dessen Schichten zu diesem passen und bei einer Erdrevolution davon getrennt zu sein scheinen. Jeden Morgen schließt sich der Fels dort vor einer schönen Jungfrau, die man auf ihm sitzen sieht, sobald der erste Sonnenstrahl ihn trifft, auf, dann steigt sie hinunter zur Ilse und badet sich in dem spiegelhellen Wasser derselben. Nach einer andern Sage geschieht dies jedoch nur alle 7 oder nur alle 100 Jahre, zu anderer Zeit zeigt sie sich als Schlange, und wer sie so küßt, erlöst sie und bekommt den ganzen Ilsenstein. Darin sind aber viele Schätze, namentlich ein großer Kessel voll Gold und ein Hund, der ihn bewacht, mit einer goldenen Kette. Freilich allen Menschen ist es nicht vergönnt sie zu sehen, aber wer sie sah, preist sie wegen ihrer Schönheit und Güte. Oft schon theilte sie Andern von den Schätzen mit, die der Ilsenstein in sich schließt, und manche Frau verdankt der schönen Jungfrau ihr Glück.

[1]) S. Otmar S. 170. Bieles über sie bei Pröhle S. 106 ꝛc.

Einst fand sie am frühen Morgen ein Köhler, der in den Forst gehen wollte, an der Ilse sitzen. Er grüßte sie freundlich und sie winkte ihm mitzugehen. Er folgte und bald standen sie vor dem großen Fels. Sie klopfte dreimal an und der Ilsenstein that sich auseinander. Sie ging hinein und brachte ihm seinen Ranzen gefüllt zurück, befahl ihm aber dabei ernstlich, ihn nicht zu öffnen, bis er in seiner Hütte wäre. Er nahm ihn und dankte. Als er fortging, fiel ihm die Schwere des Sackes auf und er hätte gern gesehen, was darin sei. Endlich als er auf die Ilsenbrücke kam, konnte er der Neugier länger nicht widerstehen. Er öffnete den Ranzen und sah Eicheln und Tannenäpfel. Unwillig schüttelte er dieselben von der Brücke herab in den angeschwollenen Strom, doch bald hörte er ein lautes Klingeln, wenn die Eicheln und Tannenäpfel die Steine der Ilse berührten und bald sah er zu seinem Schrecken, daß er Gold verschüttet hatte. Weislich wickelte er den kleinen Ueberrest, den er noch in den Ecken des Sackes fühlte, zusammen und trug ihn nach Hause; er fand des Goldes noch so viel, daß er sich ein kleines Gütchen kaufen konnte.

Die Sage erzählt nun aber Folgendes über die Jungfrau selbst. Als einst das Wasser der Nordsee die Thäler und Ebenen von Niedersachsen überschwemmte, flohen ein Jüngling u. eine Jungfrau, die sich schon lange liebten, aus dem Nordlande dem Harzgebirge zu, um hier ihr Leben zu retten. Mit dem Steigen des Wassers stiegen auch sie immer höher und näherten sich immer mehr dem Brocken, der ihnen von der Ferne her eine sichere Zuflucht darzubieten schien. Endlich standen sie auf einem ungeheuren Felsen, der weit über dem wogenden Meere hervorragte. Von hier sahen sie das ganze umliegende Land von der Fluth überdeckt, und Hütten und Thiere und Menschen waren verschwunden. So standen sie hier einsam und starrten in die Wogen hinein, die an dem Fuße des Felsens sich brachen. Doch noch höher stieg das Wasser und schon dachten sie darauf, über einen noch unbedeckten Felsenrücken weiter zu fliehen und den Brocken hinauf zu klimmen, der wie eine große Insel über die wogende See hervorragte. Da erbebte unter ihren Füßen der Fels, auf dem sie standen, spaltete sich und drohete in einem Augenblick die Liebenden zu trennen. Auf der linken Seite, dem Brocken zugewendet, stand die Jungfrau, auf der rechten der Jüngling. Fest waren ihre Hände in einander geschlungen. Die Felsenwände bogen rechts und links aus und die Jungfrau und der Jüngling stürzten mit einander in die Fluthen. Ilse hieß die Jungfrau; sie gab dem reizenden Ilsethal, der Ilse, die es durchströmt, und dem Ilsenstein, worin sie noch hauset, den Namen. [1])

587) Der Reinstein oder Regenstein.[2])

Eine Stunde von der Stadt Blankenburg entfernt liegt der Reinstein mit seinen imposanten Felsmassen, ganz isolirt von aller Nachbarschaft und blickt weit hinaus in den Harz. Angeblich [3]) soll ihn Kaiser Heinrich der Vogelsteller als eine Schutzwehr gegen die Einfälle der Ungarn (um 919)

[1]) Eine ganz verschiedene Sage davon s. in den Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 9 ꝛc.
[2]) S. Gottschalck Bd. III. S. 181 ꝛc.
[3]) S. Rohr, Unterharz S. 50.

erbaut haben. Jedenfalls ist die Angabe unrichtig, daß im Jahre 419 der König Malverich von Thüringen über den Harz gezogen und von den Sachsen geschlagen worden sei und daß diese letztern einem ihrer streitbarsten Kämpfer, dem Hatebold, dem sie vorzüglich den Sieg verdankten, die Erlaubniß gegeben hätten, sich irgendwo auf dem Harze eine Burg zu erbauen. Dieser habe sich den Sandsteinfelsen bei Blankenburg gewählt, eine Burg erbaut und dieselbe Regenstein genannt, weil er bei seiner Ankunft den Felsen beregnet gefunden hätte.[1])

Einst wohnten auf dieser Feste die Grafen von Reinstein, bis ihnen im Jahre 1367, wo ihre Vettern, die Blankenburger Grafen ausstarben, die Grafschaft Blankenburg zufiel und sie dann das über derselben gelegene Schloß bewohnten. Von einem dieser Grafen, Friedrich genannt, erzählt nun die Sage, daß er ein biederer und tapferer Mann, aber kinderlos gewesen sei. Die Aussicht, mit ihm sein Geschlecht erlöschen zu sehen, habe ihn sehr schwermüthig gemacht, noch mehr aber sein Weib, das ihn zärtlich geliebt und ihm so gern diesen Wunsch erfüllt hätte. Nun sei von uralter Zeit her am tiefen Brunnen auf Reinstein es nicht geheuer gewesen. Der Geist eines Ahnherrn der Familie wohne darin, hieß es, und zeige sich bei wichtigen Ereignissen in der Familie oben am Rande des Brunnens. Mancher habe sich schon erboten, seine Erlösung zu übernehmen, allein der Geist scheine das nicht zu wollen und habe dann immer gesagt: „Seid froh, daß man Euch nicht zum Werkzeuge meiner Befreiung erkor, denn nur Reinsteins Fall wird über mein Schicksal entscheiden.“ Dieses unbekannte Wesen über das künftige Schicksal des Reinstein'schen Geschlechtes zu befragen, habe die Gräfin ihrem trauernden Gemahle einst vorgeschlagen und Friedrich, der nichts mehr gewünschte, als über das Dunkel der Zukunft Licht zu erhalten, hätte sich auch dazu entschlossen. Um Mitternacht am Tage der Empfängniß Mariä wäre er, der nie vor einem Feinde gezittert, nicht ohne Bangigkeit zum Brunnen hinabgegangen. Alsbald wäre der Ahnherr in einer weißen glänzenden Gestalt aus der Tiefe herausgestiegen und habe gesprochen: „Ich weiß Dein Begehren, Deinen Wunsch; im neunten Mond wird Dein Weib einen Knaben gebären, der Deinen Namen verpflanzt auf ferne Zeiten.“ Und der Spruch sei eingetroffen; mit einem holden Knaben, den man Konrad nannte, habe den Grafen Friedrich sein Weib beschenkt, ja nach einem Jahre sei noch ein Sprößling dazugetreten, aber in dem Augenblicke, als dieser geboren, wäre der Geist des Brunnens auch wieder erschienen, mit wehmüthiger Stimme die Worte sprechend: „Die Stunde meiner Befreiung ist nicht mehr fern. Der Knabe, der jetzt geboren ist, wird einst der Vernichter seines Stammes sein; er wird meinen Namen führen und durch ihn werde ich die ewige Ruhe finden.“

Da habe es ob dieser Worte große Trauer bei den Eltern gegeben, da sie gewußt, daß der Geist des Ahnherrn immer wahr rede. Ohne besondere Absicht hätte indessen das Kind den Namen Helmold erhalten, und erst späterhin sei es entdeckt worden, daß das Wesen im Brunnen der Geist des tapfern, aber wilden Helmolds von Reinstein gewesen, den das unbegreifliche Schicksal

[1]) Der Name Reinstein kommt wahrscheinlich von rhyn, d. h. erhaben, her; da man nun statt rhyn auch regin sagte, so ist davon auch Regenstein entstanden.

bis zu Reinsteins Fall hierher gebannt habe. Die trübe Prophezeiung hätte aber bei den Eltern eine Abneigung gegen den kleinen Helmold erzeugt, die sich stets durch eine vernachlässigende und harte Behandlung geäußert. Immer unter den Knappen und Hausgesinde sei er sittenlos und rauh aufgewachsen, wild und roh gewesen, endlich gar durch die überstrenge Behandlung des Vaters veranlaßt worden heimlich fortzugehen. In den Wäldern herumirrend sei er unter eine Räuberbande gefallen, die ihn gleich als einen Beherzten kennen gelernt und bald zu ihrem Hauptmann erwählt habe. Hier, ganz sich selbst überlassen, frei und unabhängig wie der Vogel in der Luft, habe er sich in einer seiner Neigung entsprechenden Lage gefühlt, seine Räuberbande mit Ordnung und Strenge regiert und ihr daher auch immer nur so viel zu rauben erlaubt, als ihre Erhaltung erheischte. Als nun sein Vater gestorben, sein Bruder Konrad aber ihm das väterliche Erbtheil vorenthalten wollen, so habe er mit seiner Horde die Burg Reinstein bestürmt und auch eingenommen. Eine Versöhnung der Brüder habe jedoch bald der Fehde ein Ende gemacht. Die Genossen Helmolds wären als Knappen in die Burg aufgenommen worden und die feindlichen Brüder hätten nun als friedliche Geschwister das väterliche Erbe gemeinschaftlich bewohnt. Doch, da nach dem alten Sprichworte Art von Art nicht lasse, so hätten auch die in Knappen verwandelten Räuber gar bald das gewohnte Handwerk wieder angefangen, wozu die am Reinsteinfelsen vorüberlaufende Landstraße ihnen die beste Gelegenheit geboten. Die Brüder, Grafen Reinstein, hätten dies zwar anfänglich nicht leiden wollen, aber umsonst, und da es nach den Grundsätzen jener Zeit gar nicht entehrend gewesen, solche Ausschweifungen zu begehen, so hätten sie zuletzt selbst Theil daran genommen und Reinstein sei ein furchtbares Raubnest geworden. Da sei die Prophezeiung des Brunnengeistes in Erfüllung gegangen, denn der Herzog von Braunschweig habe die Burg belagert, erobert und die Räuber sammt ihren Herren verjagt.

Es giebt aber auch noch eine zweite Sage von der Burg Reinstein, die also lautet. Es soll einst einer ihrer Besitzer eine schöne Jungfrau in dem schauerlichen Verließe derselben gefangen gehalten haben, um durch Gefangenschaft und harte Behandlung ihr Herz, das er auf gütlichem Wege vergeblich zu erringen gesucht hatte, zu erweichen. Allein es gelang ihm nicht, umsonst quälte und peinigte er sie, umsonst sperrte er sie ab von aller menschlichen Gesellschaft und ließ ihr nur das Nöthigste an Essen und Trinken durch eine hohe Oeffnung von einem rohen, gefühllosen Henkersknechte reichen, umsonst, sie blieb bei ihrer Weigerung ihm anzugehören. Freilich vergingen ihr dabei nach und nach die Kräfte, freilich magerte sie ab und befand sich zuletzt nur noch in Lumpen, allein sie verzagte doch nicht, sondern betete zur heil. Jungfrau, ihr einen Weg aus dem Gefängniß zu zeigen. Und ihr Flehen war nicht umsonst. Zwar hatte sie keine Werkzeuge, um die starken Mauern zu durchbrechen oder die festen Schlösser zu öffnen, allein sie besaß noch einen goldenen Ring mit Diamantsteinen und dieses unbedeutende Ding sollte ihr zur Freiheit verhelfen. Sie hatte nämlich an einer Stelle ihres Kerkers öfters das Rauschen des Windes vernommen und daraus geschlossen, daß hier die Felswand nicht stark sein könne. Sie nahm also ihren Ring und fing an damit an dieser Stelle zu schaben. Zu ihrer Freude sah sie, daß die Masse mürbe und bröckelig war und von diesem Augenblicke an saß sie

Tag und Nacht und ſchabte, ſich nur wenige Stunden für die Ruhe laſſend. Ein ganzes langes Jahr ſetzte ſie dieſe Arbeit ununterbrochen fort, endlich entſtand eine Oeffnung ſo groß, daß ſie mit dem Auge hindurchſehen konnte. Sie gewahrte den blauen Himmel, die goldene Sonne, grüne Bäume und friſche Luft. Da ſie nun eifriger und immer eifriger ſchabte, ſo wurde die Oeffnung täglich größer und endlich war ſie im Stande, ſich hindurch zu drängen. Aber wie ward ihr, als ſie heraustrat? Schwindelerregend und furchtbar gähnte ihr die Tiefe des Abgrundes entgegen. Beinahe wäre ſie in ihren Kerker zurückgegangen. Allein als ſie überlegte, daß ihr drinnen nur Schmach oder ein elender Tod, hier aber doch die Hoffnung eines glücklichen Lebens winke, zögerte ſie nicht mehr, ſondern klimmte tiefer und immer tiefer hinab. Zwar bluteten ihr bald die zarten Hände, zwar vermochten ihre Kniee ſie kaum noch zu halten, ſie ſtieg weiter und immer weiter auf dem gefahrvollen Wege und ſo gelang es ihr endlich, bis an den Fuß des Felſens und von da aus zu den Ihrigen zu gelangen, die ſchon längſt die Hoffnung aufgegeben hatten, ſie je wieder zu ſehen. Ihre Eltern und Geſchwiſter erfuhren jetzt erſt, wer ihr Entführer geweſen, ſammelten in aller Eile ihre Freunde und Reiſigen und zogen gegen die Burg, in welcher die arme Jungfrau ſo lange geſchmachtet hatte. Geraume Zeit widerſtand ſie den Belagerern, aber endlich erlag ſie einer Liſt. Die Feinde zogen ſich nämlich zurück und als der Graf von Reinſtein, der mit Recht einen ſchlauen Plan dahinter vermuthete, die Zeit wahrnehmen wollte, die Burg neu mit Lebensmitteln zu verſehen und daher den Befehl an die Bewohner der umliegenden Dörfer ſchickte, ihm ſolche hinaufzubringen, verkleideten ſich die Rächer der armen Jungfrau in die Kleider der Landleute und zogen auf dieſe Weiſe in die Ringmauern der belagerten Veſte ein. Kaum aber waren ſie darin, ſo warfen ſie ihre Kittel und Körbe ab, riſſen ihre Waffen hervor und ſtießen die Wachen nieder. Bald war die Burg in ihrer Gewalt, nur der Graf ſelbſt entging ihnen, wie uns gemeldet ward. Als er nämlich ſah, daß er überliſtet und aller Widerſtand unmöglich war, ſuchte er heimlich zu entkommen. Da er aber alle Ausgänge vom Feinde beſetzt und eingenommen fand, ließ er ſich in Betten nähen und an langen Stricken auf der ſteilſten Seite des Felſens, welche die Feinde zu bewachen für unnöthig gehalten hatten, weil dort an ein Entkommen nicht gedacht werden konnte, in die Tiefe hinunterwinden. Auf dieſe Weiſe entkam er zwar dem Tode, aber nicht dem Unglück und Elend, das ihn arm und verlaſſen durch die Welt trieb.[1]) Lange, lange iſt er umhergeirrt, aber Niemand weiß, wo und wie er ein Ende genommen. Seine Burg aber ward von den Eroberern jener armen Jungfrau zum Geſchenk gemacht, die ſich dann mit einem jungen tapfern Ritter vermählte und viele Jahre hier mit demſelben glücklich lebte. Eines Tages ſoll ſie jedoch, als ſie auf dem Felſen ſich erging, ein lautes Geräuſch wahrgenommen haben, wie wenn Flammen kniſtern und ſprühen. Als ſie um ſich blickte, gewahrte ſie eine Spalte im Berge, aus welcher dicker Rauch in die Höhe ſtieg. Wie ſie näher ging und hineinſah, fand ſie einen Schlund, in deſſen Tiefe Pech und Schwefel ſiedeten. Mitten aber darin ſah ſie eine

[1]) Die einfache hiſtoriſche Erzählung findet ſich bei Alexander. Chron. Thuring. p. 103. Cf. Meliſſantes, Von Bergſchlöſſern S. 179 ꝛc.

menſchliche Geſtalt, an welcher der ziſchende Schaum emporſchlug und die in Verzweiflung die Hände rang und ſich das Haar ausraufte. Dieſe Geſtalt war aber jener böſe Graf von Reinſtein, der ſie einſt geraubt und ſo lange gefangen gehalten hatte. Flehend rief er zu ihr empor, ſie ſolle Erbarmen mit ſeinen Leiden haben und ihm das an ihr begangene Verbrechen verzeihen. Dies verſprach dieſelbe ihm auch; da bat er ſie, zum Beweiſe, daß es ihr Ernſt ſei, möge ſie ihm den Ring, mit dem ſie ſich freigemacht, hinabwerfen. Zwar hatte die Beſitzerin deſſelben ſich vorgenommen, denſelben zum ewigen Gedächtniß in ihrer Familie aufzubewahren, allein ſie zog ihn doch vom Finger und warf ihn hinab. Augenblicklich verloſchen die Flammen und der Geiſt des brennenden Grafen ging zur ewigen Ruhe ein, denn der Zorn des Himmels war geſtillt.

In dieſem Schloſſe befand ſich früher ein Gewölbe, das Teufelsloch genannt, in welchem ein Geſpenſt ſich aufhielt, welches in einem fort friſche Steine brach; vor demſelben waren in römiſchen Ziffern die Worte „Anno MCX die Annae“ ausgehauen, welches Einige als das Datum der Anlegung beſagten Gewölbes, Andere für das der Zerſtörung des Schloſſes halten. In einem andern im Schloſſe befindlichen Loche, welches mit allerhand kleinen Steinen, die nicht auf dem Berge, ſondern in der Ebene gefunden werden, angefüllt iſt, ſoll es ebenfalls nicht geheuer ſein, denn ſo viele Steine man hieraus wegnimmt und fortträgt, ſo viele und zwar die nämlichen, die man herausgenommen hat, trägt der böſe Feind wieder hinein.[1])

388) Das Grab unter den Linden bei Blankenburg.[2])

Bei Blankenburg ſtehen zwei alte Linden, unter denen, wie die Sage berichtet, in der Mitternachtsſtunde im Mondenſcheine ſich alle ſieben Jahre die Schatten zweier Liebenden finden. Die Geſchichte der beiden Schatten aber iſt folgende. Vor einigen hundert Jahren wohnte am Unterharze ein angeſehener Graf, der das Gelübde gethan hatte, wenn er von der ſchweren Krankheit, an der er darniederlag, geneſen würde, wolle er ſeine einzige Tochter dem Himmel weihen. Da er nun auch wirklich wieder geſund ward, ſo ſäumte er nicht, das unglückliche Mädchen in ein Kloſter zu ſchicken, welches nördlich von Blankenburg lag, ohngefähr an der Stelle, die der jetzige Bleicheplatz einnimmt und wo der Wanderer noch jetzt die zwei Linden von ungewöhnlicher Größe gewahr werden kann, von denen hier die Rede iſt. Das unglückliche Mädchen hatte aber, ehe ſie ins Kloſter trat, einen Geliebten gehabt, von dem ſie nicht laſſen konnte und deſſen Bild jeden Augenblick vor ihrem geiſtigen Auge ſtand, ſo daß ſie hinter den Mauern des heiligen Hauſes keinen Augenblick Ruhe fand, ſondern ſich unendlich unglücklich und verlaſſen fühlte. Dies war auch der Aebtiſſin des Kloſters nicht unbekannt, allein ſtatt das Mädchen durch Troſt und milde Theilnahme aufzurichten, beſchloß ſie, daſſelbe zu verderben, denn ſie war von früher her eine heimliche Feindin ihres Vaters, den ſie ſelbſt einſt als Mädchen geliebt und der ſie nicht beachtet hatte. Sie beſchloß alſo ihr Gelegenheit zu geben, mit ihrem Liebhaber zuſammenzukommen und ſich ſogar von ihm entführen

[1]) Se Meliſſantes, Nachrichten von Braſchleſſern S. 176. 180.
[2]) S. Sagen und Geſchichten aus der Vorzeit des Harzes S. 385.

zu laſſen, zur rechten Zeit aber dazwiſchen zu treten und ſie als eine ungetreue Gottesbraut wieder einfangen und zur Strafe lebendig einmauern zu laſſen. Wie gedacht, ſo geſchehen; ſie wußte dem Geliebten der Nonne die Nachricht zukommen zu laſſen, daß er an einem beſtimmten Tage des Nachts in dem Kloſtergarten ſich einfinden ſolle, hier werde er ſeine Geliebte treffen und ſie könnten ſich dann über ihre Zukunft beſprechen. Der Jüngling hegte auch kein Mißtrauen, er ſtieg zur beſtimmten Stunde über die Mauer des Gartens und traf auch richtig ſeine Braut, die ohne etwas zu ahnen von der boshaften Aebtiſſin noch ſpät am Abend in den Garten geſchickt worden war, um angeblich noch Obſt daſelbſt zu holen. Als ſie nun plötzlich ihren Geliebten zu ihren Füßen ſah, vergaß ſie, daß ſie eine Himmelsbraut war, und duldete nach ſo langer Trennung ſeine Umarmungen und Küſſe, endlich aber riß ſie ſich von ihm los und befahl ihm, augenblicklich ſie zu verlaſſen, da ſie jetzt Chriſti Braut ſei. Jener aber bat, ſie möge ihm wenigſtens erlauben, ſie wieder zu ſehen und wenn es auch nur alle ſieben Jahre eine Stunde lang ſein könne. Das geſtand ſie ihm denn auch zu und ſo ſchwuren ſie denn einander, nichts ſolle ſie abhalten, alle ſieben Jahre um dieſelbe Stunde ſich an dieſem Orte wiederzutreffen. Während ihrer Unterredung war aber ein ſchweres Unwetter heraufgezogen, ohne daß ſie es bemerkt hatten, und in demſelben Augenblicke, wo ſie mit einer letzten Umarmung auf ſieben Jahre von einander Abſchied nehmen wollten, fuhr ein Blitz durch die Luft und erſchlug Beide zu gleicher Zeit. Faſt unverletzt fand man ſie am andern Tage unter den Linden, wo man ihnen ein Grab bereitet hat. Ihr beſchworenes Verſprechen aber halten ſie der Sage nach auch im Tode noch. Alle ſieben Jahre öffnet ſich um Mitternacht ihr Grab, zwei Schatten entſteigen demſelben und ſetzen ſich koſend unter die Linden. Mit dem Schlage Eins aber verſinken ſie wieder, um ſich nach Verlauf von ſieben Jahren an derſelben Stelle auf eine Stunde wieder zu vereinigen. Die Aebtiſſin aber, welche, um die arme Nonne zu überraſchen, ſich mit einigen Andern hinter einer Hecke verborgen hatte, ward natürlich ebenfalls von dem Gewitter überfallen; erſchrecken floh ſie vor den Blitzen nach dem Kloſter zurück, allein kaum hatte ſie das Innere deſſelben betreten, ſo fiel ein zweiter Donnerſchlag und ſteckte das entweihte Haus an allen Ecken und Enden in Brand. Nur wenige Nonnen wurden gerettet, die übrigen ſammt der Aebtiſſin wurden gräßlich verſtümmelt unter den Trümmern hervorgezogen. Die Sage erzählt, daß ſie in eine Schlange verwandelt alle ſieben Jahre dem Thun der Liebenden zuſehen muß.

589) Die Sagen vom Schloſſe Quäſtenberg. [1])

Unter die bedeutende Anzahl von Ruinen alter Ritterburgen, welche das Harzgebirge einſt krönten, gehören auch die von Quäſtenberg. Man findet ſie an der mittägigen Seite in der Grafſchaft Stolberg, wo ſie, eine Stunde von Roßla entfernt, dicht über dem Dorfe Quäſtenberg liegen. Der Ort, wo ſie ſtand, iſt zu einem Lug ins Land oder einer Raubburg wie ge-

[1]) S. Gottſchalck, Ritterburgen Bd. II. S. 37 ꝛc. Hoffmann, Die Burgen des Harzes S. 1 ꝛc. Otmar S. 121 ꝛc. Sagen und Geſchichten aus der Vorzeit des Harzes S. 108 ꝛc. Fiſcher, Geſchichte und Beſchreibung der Burgruinen der Preuß. Monarchie. Schweidnitz o. J. in 8°. Bd. II. S. 161 ꝛc.

schaffen; der Berg, auf welchem sie liegt, erhebt sich ziemlich steil, zu einer Höhe von 3 — 400 Fuß. Er ist fast ringsum von höhern Bergen umkränzt, welche die Burg schützten und versteckten. Nur auf einer Seite bietet ein enges Thal der in der Ferne kaum bemerkbaren Burg eine freie Aussicht dar, denn hier sieht man quer durch die goldene Aue und am Ende des Horizonts den Bergzug, auf dem die Ruinen des Kiffhäusers liegen. Diese Burg hieß indeß früher Finsterberg und erhielt erst im 13. Jahrhundert den Namen Quästenberg und zwar aus folgendem Grunde.

Es wohnten nämlich hier als Burgherren die Herren von Knut (oder Knaut), von diesen hatte einer ein kleines Töchterchen, welches er, da es ihm die alleinige Frucht seiner Ehe zu sein schien, unbeschreiblich liebte. Das Kind spielte wie alle Kinder gern mit Blumen und pflückte deren sich immer vor den Thoren der Burg, im Gesträuch und im nahen Walde. Die Wärterin, gewohnt, daß das Kind tief ins Gebüsch hinein sich verlor und oft lange ausblieb, weilte ruhig vor des Thores Pforte, bis es zurückkam. Dies ging auch lange Zeit ganz gut an, allein eines Abends blieb das nun vierjährige Kind ungewöhnlich lange aus. Die Nacht kam herauf, das Kind kam nicht zurück; die Wärterin lief in den Wald, rief es beim Namen, schrie und klagte, aber umsonst, das Kind kam nicht zurück. Voller Bestürzung eilte sie ins Schloß zurück, erzählte, was geschehen war und Alles in der Burg versank in tiefe Trauer und der bekümmerte Vater sandte seine Knappen nach allen Gegenden aus und ließ die Gemeinden seiner Dörfer aufbieten, das verlorene Kind zu suchen.

Das Kind hatte sich durch immer schönere Blumen immer tiefer in den Wald locken lassen, war in ein finsteres Thal gekommen, durch das kein Weg führte und endlich zu einer Köhlerhütte. Hier hatte es sich vor der Thüre niedergesetzt und drehte eben mit seinen zarten Fingerchen einen Blumenkranz zusammen, den man damals vermuthlich von den herabhängenden Blumenquasten Quäste hieß. Hier fand es der zurückkehrende Köhler; das Kind, das er nicht kannte und dessen Namen er von demselben auch nicht erfahren konnte, lächelte ihn freundlich wie einen alten Bekannten an und der Köhler küßte es, als wenn es sein eigenes wäre, hob es auf und trug es in seine enge Hütte und pflegte sein. Das kleine Mädchen zeigte jedoch am andern Tage kein Verlangen, zu seinem Vater zurückzukehren, denn es fand hier, wie vor der väterlichen Burg Blumen in Menge, täglich lief es um die Hütte herum, pflückte beide Hände voll, kehrte zurück, saß dann vor dem Eingange und flocht sie zu Kränzen. So fanden es endlich einige Tage nachher einige Leute aus dem Dorfe Quästenberg; groß war ihre Freude, jubelnd und singend nahmen sie die Kleine auf, banden den Blumenkranz oder die Quäste an eine Stange, trugen dieselbe vor sich her und der Köhler mußte mitgehen. Indessen saß der Vater des Kindes von früh bis spät auf dem Söller seiner Burg und schaute aus, ob nicht Jemand käme und ihm Nachricht von seinem Töchterchen brächte. Ach welche Freude, als er jetzt im Thale die Menschen mit dem Kranze und seinem Mädchen heranziehen sah, und der Vater und sein ganzes Burggesinde standen schon lange unten am Burgthore, ehe jene den steilen Weg heraufkommen, der Ritter riß ihnen sein Kind aus den Armen und trug es hinein in die Burg, die Stange mit dem Blumenkranze wurde im Burghofe aufgepflanzt und die Knappen und

Bauern zechten um sie herum bis tief in die Nacht. Zum dankbaren Andenken schenkte der glückliche Vater den Quästenbergern einen Strich Waldes und der Gemeinde des ihm auch gehörigen Dorfes Roda (jetzt zu Mansfeld gehörig und anderthalb Stunden von Quästenberg entfernt) den Holzfleck, wo das Kind vor der Köhlerhütte gefunden ward. Das Holz ist nachher ausgerodet und in eine Wiese verwandelt worden, die noch gegenwärtig die Fräulein-Wiese heißt und zu den Grundstücken des Pfarrers in Roda gehört. [1]) Von dem Kranze aber nannte der Burgherr sein Schloß Quästenberg und bestimmte für alle Zeit ein Volksfest für seine Dienstmannen, wobei ein Kranz oder eine Quäste an der größten Eiche des höchsten Berges in der Gegend befestigt ward, um weithin gesehen zu werden. Es war aber dieses Volksfest auf folgende Weise beschaffen. Am dritten Pfingstfeiertage vor Aufgang der Sonne bringen die jungen Bursche des Dorfes Quästenberg die größte Eiche, welche sie in dem dortigen ansehnlichen Forste auffinden konnten, unter einem kaum zu zählenden Haufen jauchzender Zuschauer aus der ganzen Gegend, von Trompeten und Hörnern begleitet, den hohen Berg hinan, der auf die Ruinen der Quästenburg herabsieht. Diese Eiche haben sie aber bereits am Tage vor dem Pfingstfeste abgehauen und ihr eine halbe Elle vom Stamme alle Aeste genommen, so zwar, daß das abgehauene Holz ihr Eigenthum wird. Sie müssen aber dem Herkommen nach den ungeheuren Baum blos mit den Händen den Berg heranwälzen oder heraufziehen. Oben auf dem Gipfel des Berges, welcher die Gegend beherrscht, wird dann der Baum aufgerichtet und an einem Querbalken ein großer Kranz, von Baumzweigen geflochten, der einem Wagenrade gleicht, befestigt und Alles ruft: „Die Quäste hängt!“ Dann wird oben auf dem Berge getanzt, welches die Hauptbelustigung ist. Nach einigen Stunden zieht die ganze versammelte Menge unter weitschallender Musik in Prozession den Berg hinab und nach dem Hause des Predigers in Quästenberg, den sie zu einem feierlichen Gottesdienst in der Kirche abholen, womit sich das Volksfest endigt. Die Eiche, welche nach dem Fällen verkauft wird und die Kosten des Festes trägt, bleibt ein Jahr lang auf dem Berge aufgerichtet stehen. Den großen Kranz von Baumzweigen aber nennen die Bewohner der Gegend: die Quäste. Mit dem Immerseltnerwerden des Holzes ist jedoch eine Aenderung eingetreten, jetzt dürfen sie immer nur alle acht Jahre einen neuen Baum aussuchen, erhalten aber dafür in den andern sieben Jahren jedes Mal 8 Thaler als eine Vergütung. Im achten Jahre findet aber die Aufrichtung des Baumes in der erwähnten Art statt.

Im 30jährigen Kriege stand das Schloß noch und man sagt, daß namentlich aus dem Dorfe Quästenberg sich viele Bauern hinaufflüchteten und dort ihre Habseligkeiten verbargen. Viele von den damals dorthin gebrachten Schätzen sollen aber noch dort liegen und zwar jetzt, nachdem das Schloß selbst verfallen ist, in einem großen Braukessel tief unten in einem unterirdischen Gewölbe, freilich aber von einem Gespenst gehütet. Einst ging einmal des Sonntags ein Einwohner aus Quästenberg auf die Burg, kroch aus

[1]) Als Zins mußte die Gemeinde alle Jahre am zweiten Pfingsttage vor Sonnenaufgang auf der Pfarre zu Quästenberg einige Brode abliefern. Wurde der Lehnzins nicht zur rechten Zeit gebracht, so hatte der Pfarrer das Recht, sich das beste Rind aus der Heerde der Gemeinde auszulesen.

langer Weile in den Ruinen herum und kam auch an eine Stelle, wo es tief in die Erde hinabging. Er drängte sich durch das dichte Gestrüpp, ging immer mehr abwärts und kam endlich an einen dunkeln Gang. Die Neugierde ließ ihn weiter gehen und so gewahrte er endlich im Hintergrunde, wohin kaum noch ein Schimmer von Tageslicht fiel, eine runde Oeffnung in dem Boden. Als er dicht vor dieser stand, erschien plötzlich ein Geist in einen Schleier gehüllt. Es wurde hell und der erschrockene Mann sah vor sich den Braukessel mit puren Goldstücken angefüllt, von dem ihm gar oft schon seine Großmutter erzählt hatte. Ob er gehen oder nehmen solle, das wußte er nicht. Da sprach der Geist mit heller Stimme: „Nimm eins der Goldstücke, komm alle Tage wieder und nimm Dir eins, aber nie mehr als eins!“ und verschwand. Der Mann nahm auch eins der Goldstücke, steckte es hurtig ein und eilte mit klopfendem Herzen vor Angst und Freude nach der Oeffnung zurück, merkte sich aber den Ort genau und ging, das Geschenk des Geistes wieder und immer wieder besehend, nach seiner Wohnung zurück. Tags darauf kam er wieder, der Geist war zwar nicht da, wohl aber der Braukessel voll Gold. Er nahm sich wieder ein Stück. Den dritten, vierten und fünften Tag fand er sich wieder ein, holte immer ein Goldstück, und so trieb er's fort wohl ein Jahr lang. Seine Hütte hatte er während dessen in ein stattliches Haus umgewandelt, sich viele Aecker und Wiesen gekauft, schönes Zugvieh angeschafft und kein Bauer im Dorfe konnte es ihm gleich thun. Mit dem zunehmenden Wohlstande nahm aber auch sein Uebermuth zu. „Wozu soll ich arbeiten“, sprach er, „ich kann ja der Ruhe pflegen!“ Und nun hielt er Knechte und Mägde, die das Feld bauen mußten, und saß zu Hause im Lehnstuhl oder ritt auf einem stattlichen Gaul hinaus aufs Feld, die Saat zu besehen, die er sonst selbst ausgestreut hatte. Nur den täglichen Gang zu dem Braukessel machte er selbst. Als nun sein Reichthum immer größer ward — denn so ein Goldstück war wohl an die zwanzig Thaler werth — und sein Stolz mit ihm, da kam ihm der Gedanke bei, daß es doch sehr lästig sei, täglich um eines Goldstücks wegen den hohen Berg erklimmen zu müssen, er wolle das nächste Mal zwei Goldstücke nehmen. Er that's, nahm Tags darauf zwei Goldstücke und trieb dies so einen ganzen Monat hindurch. Auch damit noch nicht zufrieden, sprach er: „Ei, was soll ich mich täglich quälen und nur zwei Goldstücke holen. Der ganze Schatz ist ja doch für mich bestimmt, ob ich ihn nun nach und nach oder auf ein Mal hole, das wird wohl dem Geiste einerlei sein. Ich werde gehen und den ganzen Braukessel auf einmal leeren, dann brauche ich mich doch nicht weiter zu bemühen!“ Des andern Tages packte er viele Säcke auf, keuchte den Berg hinan — denn die gute Kost und das gemächliche Leben hatten seinen Körper gut genährt, — langte bei der bewußten Oeffnung ganz ermattet an, setzte sich erst nieder, um wieder zu Kräften zu kommen, freute sich, daß diese lästigen Gänge hierher nun aufhören würden, berechnete schon, was er nun beginnen wolle, wenn alle die mitgenommenen Säcke wohl gefüllt erst in seinem Hause ständen, wie er dann ein großes Rittergut kaufen, viele Gäste bei sich sehen und mit diesen zechen wolle, trotz den alten Rittern von Quästenberg und dergleichen mehr. Nun stand er auf, nahm die Säcke, ging durch den dunkeln Gang und langte bei dem Braukessel an, der trotz dem, was schon nach und nach weggeholt war, immer noch bis an den Rand

gefüllt blieb. Er nahm den ersten Sack, kniete nieder an den Rand des Kessels, fuhr mit beiden Händen in das Gold gierig hinein und wollte eben die erste Ladung in den Sack werfen, als plötzlich der ganze Braukessel vor ihm mit schrecklichem Geprassel hinabsank, Feuerflammen und Schwefelgestank heraufqualmten und der betäubte Thor fast ohnmächtig zurückfiel. Fort war der Schatz, hin alle die schönen lustigen Lustschlösser. Kein Braukessel erschien wieder, so oft auch der Nimmersatt wiederkam, der nun gern immer nur ein Goldstück genommen hätte, wenn's vergönnt gewesen wäre.

Seit der Zeit ist der schöne Braukessel mit dem vielen Golde nicht wieder gesehen worden, bis er endlich einmal von ein Paar Jesuiten, die davon hörten, aufgesucht und gefunden ward. Ihrem trunkenen Blicke zeigte er sich, voll des glänzendsten Metalls, und schon schickten sie sich an, den Schatz zu heben, als plötzlich der Geist ihnen erschien und sprach: „Nicht Euch sind diese Reichthümer beschieden und nie könnt Ihr sie heben. Das Schicksal bestimmt sie einem Grafen von Stolberg, der zweierlei Augen haben wird. Diesem allein darf ich sie übergeben, aber bis dieser kommt, schützt sie mein mächtiger Arm gegen jeden Angriff. Fort mit Euch!" Voll Angst und Entsetzen flohen die Jesuiten und erzählten den Anwohnern diese seltsame Begebenheit. Noch ist kein Graf von Stolberg mit zweierlei Augen geboren worden, der Schatz also noch vorhanden.

590) Der Sudemerberg bei Goslar.[1])

Kaiser Heinrich der Vogelsteller hat sich viel und gern in Goslar aufgehalten und man weiß dort noch Manches von ihm zu erzählen. Vor Allem aber, sagen sie, sei es zu verwundern gewesen, von wie herrlicher Schönheit seine Frau war, so daß sich der Kaiser auch kaum trösten konnte, als sie endlich gestorben war. Als aber sein Schmerz sich etwas gelegt, da hat er seine eigene Tochter, die ihre Mutter an Schönheit fast noch übertroffen, freien wollen und hat ihr sein sündhaftes Verlangen kund gethan; sie aber hat ihm darüber gebührende Vorhaltung gemacht und hat ihn endlich dahin vermocht, erst an die Höfe aller Könige und Herzöge in Europa zu ziehen, ob er nicht dort vielleicht eine Gemahlin finde, die schöner sei als sie. Da ist er denn fortgereist und weit und breit umhergezogen, aber endlich ist er heimgekehrt und hat gesagt, es sei rings keine schönere zu finden. Aber auch da noch hat sie seinen Bitten und Liebkosungen widerstanden, so daß er endlich die Bedingung gemacht, wenn sie eine Decke wirken könne, auf welcher alle Thiere, die sich auf dem Erdboden fänden, zu schauen wären, dann wolle er von seinem Begehren abstehen. Da ist sie in die kleine Kapelle in der obern Stadt gegangen und hat inbrünstig zu Gott gebetet, aber keine Beruhigung im Gebet gefunden, so daß sie endlich in ihrer Verzweiflung den Teufel angerufen, daß der kommen möge ihr zu helfen. Der ist auch sogleich erschienen und hat gesagt, er wolle ihr die Decke bringen, wenn er sie nach drei Tagen und drei Nächten hier noch wachend fände. Da hat sie denn ihr Hündlein mit in die Kapelle genommen und hat unter unablässigem Gebet ihre Zeit dort zugebracht; als es aber in der dritten Nacht gegen Morgen kam, da hat sie der Schlaf fast überwältigt; im selben Augenblick kam

[1]) Nach Kuhn und Schwarz S. 184.

auch der Teufel daher, und das Hündlein, welches ihn sah, zerrte sie so heftig am Kleide, daß sie sogleich aufsprang. Da ließ der Teufel zornig die Decke fallen, warf das Hündlein wüthend gegen die Mauer der Kirche und verschwand. Als sie aber ihrem Vater die Decke brachte, da hat ihn gewaltiger Schmerz erfaßt und er hat nicht länger leben mögen, sondern sich in den Sudemerberg bei Goslar, der durch seine alte Warte weit in der Gegend sichtbar ist, verwünscht und da sitzt er noch bis auf den heutigen Tag, und wird erst wiederkehren, wenn Goslar einmal in großen Nöthen ist oder wenn der jüngste Tag anbricht.

Andere sagen auch, der Kaiser sitze im Rammelsberge und habe noch vor seinem Tode drei Steine in die Mauern von Goslar einmauern lassen und gesagt, wenn diese herausfielen, dann werde er wiederkehren; Niemand weiß aber, welche Steine das sind.

591) Der Rammelsberg und der Kinderbrunnen bei Goslar.[1])

Der Rammelsberg liegt gegen Mittag an dem Oberharz nahe bei der Stadt Goslar und ist ein sehr großer, hoher und außerhalb unfruchtbarer Berg, denn man trifft auf demselben keine Tannenbäume wie auf den benachbarten Bergen an, sondern es ist derselbe nur mit Heidelbeeren, Preißelbeeren, Heidekraut und wenig Sträuchern bewachsen. In seiner Höhe ist er wunderbarlich zerborsten, maßen man über den Obergruben einen Riß sieht, der an etlichen Orten 3—4 Ellen weit, bei 100 Lachter lang und so tief ist, daß man nicht auf den Grund sehen kann, welcher Riß auch, der Bergleute Bericht nach, von Jahr zu Jahr weiter werden soll; woher aber solcher entstanden sei, darüber hat man keine eigentliche und gewisse Nachricht, doch vermeinen Einige, daß sich der Berg von Zeit zu Zeit auseinander begeben, als derselbe einmal, wie man in der alten Sächsischen Chronik sieht, eingegangen sei und bei vierthalb hundert Weiber auf einen Tag zu Wittfrauen gemacht habe, welche alle vor dem Berge gestanden und ihre Männer betrauert hätten. Der Name dieses Berges rührt von dem Erfinder der Rammelsbergischen Bergwerke her und hat es sich damit folgendermaßen zugetragen. Als Kaiser Otto, der Erste dieses Namens, nicht gar weit von Goslar auf der Harzburg seinen Hof gehalten und vielfältig in dem Harzgebirge hat jagen lassen, begiebt es sich einstmals, daß einer von seinen vornehmen Jägern, Ramm genannt, auf Befehl des Kaisers an den Vorbergen des Harzes jagt; wie er nun an einen Berg gekommen ist und der Höhe wegen nicht weiter mit dem Pferde dem Wilde nacheilen kann, bindet derselbe sein Pferd irgendwo an und folgt zu Fuße dem Wilde nach. Indessen als solches geschieht und der Jäger etwas lange ausbleibt, verlangt das Pferd nach seinem Herrn und scharrt der Pferde Art nach heftig mit den Vorderfüßen, wodurch ohngefähr ein Erzgang entblößt wird, davon der Jäger bei seiner Wiederkunft eine Stufe mitnimmt und dem Kaiser zeigt, der solches probiren und aus Liebe, die er zum Bergwerk getragen, allda einschlagen läßt; nachdem aber solches geglückt und die Bergleute je länger je mehr den Berg mit Bauen angegriffen, hat der Kaiser dem Berge nach dem Jäger Ramm den Namen Rammelsberg gegeben, wie er denn noch bis auf

[1]) Nach, Behrens, Hercynia Curiosa S. 144. cf. S. 104.

den heutigen Tag also heißt. Es wollen zwar Einige vorgeben, daß der Berg seinen Namen nicht von dem Jäger, sondern von dem Pferd bekommen habe, als welches von seinem Herrn Ramm genannt worden sei.

Dieser Berg hat nun aber auf der Seite gegen den Herzberg zu einen schönen klaren Brunnen, der eines Armes dick quillt und von den Einwohnern der Stadt Goslar und andern Benachbarten der Kinderbrunnen genannt wird, wie denn auch ein Gewölbe darüber geschlossen ist, über dessen Thüre zwei in Stein gehauene Kinder zu sehen sind. Man erzählt aber, daß im Jahr 1016 ein kaiserlicher Hofdiener, welcher des ersten Erfinders der Rammelsbergischen Bergwerke Bruders Sohn gewesen und Günther Karl geheißen haben soll, sich den Rammelsberg von Kaiser Heinrich dem Andern ausgebeten habe, da es sich denn zugetragen, daß einstmals dessen hochschwangere Frau Lust bekommen habe den Berg zu besehen und sei dieserhalb mit ihrem Herrn Lusts halber dahin spazieren gegangen; als sie nun beim Rückwege unter andern an dem Berge und Brunnen angelangt, wären ihr daselbst die Geburteschmerzen plötzlich angekommen und hätte sie zwei junge Söhne zur Welt geboren, von welchen Kindern der Brunnen noch heutigen Tages seinen Namen habe, daß er der Kinderbrunnen genannt werde, welcher auch hernach auf Befehl Kaiser Konrads, des Andern dieses Namens, durch Röhren in den damaligen Palast zu Goslar geführt worden. Auch der Frau jenes Jägers, Gosa genennet, hat man die Ehre angethan und nach ihrem Namen die Stadt Goslar und das dahin fließende Wasser die Gose geheißen. Man hat auch den Jäger und sein Weib nach ihrem Absterben nicht allein zu Goslar in der St. Augustinuskapelle, die auf dem Frankenbergischen Kirchhofe steht, begraben, sondern auch ihnen zu Ehren einen großen Stein auf ihr Grab legen lassen, darauf sie beide in Lebensgröße gehauen sind, und hält der Jäger in seiner rechten Hand ein Schwert über sich, seine Frau trägt aber eine Krone auf dem Kopfe. Dieser Stein ist vormals, als man den Bürgermeister Kersten oder Christian Balder in diese Kapelle begraben hat und zu dem Ende das Grab daselbst machen wollte, fast drei Fuß tief in der Erde gefunden worden, worauf ihn der Rath zu Goslar zum ewigen Gedächtniß an der Kapelle hat aufrecht hinstellen lassen, damit er von Jedermann gesehen werden könne. Zum Gedächtniß an die Frau des Jägers wird aber heute noch das aus dem Wasser des Flüßchens Gose gebraute Bier ebenfalls Gose genannt, von dem ein alter Vers also singt: [1])

Es ist zwar ein sehr gutes Bier die Goslarische Gose,
Doch wenn man meint, sie sei im Bauch, so liegt sie in der Hose,

was am Besten auf die Wirkung dieses Getränks hindeutet.

592) Die Teufelsgrube zu Goslar. [2])

Im Rammelsberge befindet sich eine alte verlegene Grube, welche die Teufelsgrube heißt und zwar daher, weil, wie man sagt, der Teufel neben andern Gewerken darin soll gebaut, sein Geld wöchentlich vor die Grube gelegt und sein zugemessen Erz mitgebracht haben. Als aber einstmals die

[1]) S. Behrens S. 124 ꝛc.
[2]) S. Behrens S. 149. Rohr, Oberharz S. 453.

Gewerke nicht recht mit demſelben das Erz getheilt hätten, da ſei die Grube von ihm über den Haufen geworfen worden und habe bis auf den heutigen Tag den Namen von dem Teufel erhalten.

593) Das Teufelsbecken zu Goslar. [1])

Auf dem Markte in Goslar ſteht ein großes ehernes doppeltes Becken, welches durch Röhren ſtets mit Waſſer gefüllt iſt. Wenn Feuer in der Stadt entſteht, ſo wird das Becken einige Male angeſchlagen, welches dann einen ſo ſtarken Ton angeben ſoll, daß man es eine halbe Meile weit hören kann. Niemand weiß, ſeit wann das Becken daſteht, daher glaubt der gemeine Mann, der Teufel habe es einſt zur Nachtzeit an dieſe Stelle geſetzt.

594) Der heilige Nicolaus. [2])

An der Kanzel der Nicolai-Kirche in Goslar hängen zwei eiſerne Handſchellen, von denen die Sage geht, ſie ſeien einſt einem gefangenen Grafen von ſelbſt von den Händen geſprungen, als er bei ſeiner Einführung in die Stadt den heil. Nicolaus angerufen.

595) Der Teufel zu Goslar. [3])

Kaiſer Heinrich der Vierte (Dritte) feierte einſt das Pfingſtfeſt zu Goslar (Mainz). Kurz vor der Meſſe, als die Seſſel in der Kirche aufgeſtellt wurden, erhob ſich zwiſchen den Kämmerern des Mainzer Erzbiſchofs und des Abts von Fulda ein Streit darüber, wer von ihren Herren neben dem Kaiſer ſitzen müſſe. Von Worten kam es zu Schlägen und das Blut floß über den Eſtrich der Kirche, daß man darin bis an die Knöchel watete. Die Biſchöfe eilten herbei und ſtifteten Frieden, ſäuberten die Kirche und begannen die Meſſe mit feierlichem Geſange. Als der letzte Vers des Sancte Spiritus geſungen wurde:

hunc diem gloriosum fecisti (dieſen Ehrentag haſt Du gemacht),

rief der Teufel von oben aus der Kirche:

hunc diem bellicosum ego feci (dieſen Wehrtag hab' ich gemacht).

Während Alle vor Angſt und Furcht ſchauerten, rief der Kaiſer, der des Feindes Freude ſah: „Du, aller Bosheit Erfinder und Entzünder, haſt dieſen Tag des Streits und der Trübſal gemacht; wir aber wollen ihn mit der Gnade Gottes, der ihn glorreich gemacht, den Armen freudenreich machen.“ Das Lied wurde von Neuem zu ſingen begonnen und die Gnade des heil. Geiſtes angefleht, der unter den Weinenden, den Singenden, in Trauer die Bruſt Schlagenden ſichtlich weilte. Nach Beendigung der Meſſe ließ der Kaiſer die Armen verſammeln und vertheilte dreimal die Speiſen an ſie, die für ihn im Palaſt bereitet waren. Er ſelbſt trug die Gerichte auf und ſtand wie ein Diener von ferne. Die Ueberbleibſel allein genügten ihm. Es wird erzählt, man habe lange Zeit geglaubt, daß man das Loch, durch welches der

[1]) S. Müller, Streifereien durch den Harz. Quedlinb. u. Leipzig o. J. Bd. II. S. 146.
[2]) S. Rohr, Oberharz S. 457.
[3]) S. Abel S. 288. Rohr, Oberharz S. 453. Honemann, Alterthümer des Harzes 1754. Harrys, Volksſagen aus Niederſachſen. Celle 1840. Th. II. S. 68.

Teufel gefahren, nicht habe zumauern dürfen oder können; viele Jahrhunderte blieb es offen, man besprach und besprengte es vergebens mit Weihwasser, endlich wendete man sich an den Herzog von Braunschweig und erbat sich dessen Baumeister. Diese Baumeister mauerten eine schwarze Katze mit ein und beim Einsetzen des letzten Steines bedienten sie sich der Worte: „Willst Du nicht sitzen in Gottes Namen, so sitze in Teufels Namen!" Dies wirkte und der Teufel verhielt sich ruhig, blos bekam die folgende Nacht die Mauer eine Ritze, die noch zu sehen ist bis auf den heutigen Tag. Andere sagen auch, man habe eine Bibel mit in das Loch gemauert und von der Zeit an sei es beständig zugemauert geblieben.

596) Teufelsbergwerk im Rammelsberg. [1])

Die Bergwerke zu Goslar liegen alle im kleinen Rammelsberg, im großen aber steckt noch viel mehr Gold und Silber als in allen jenen zusammengenommen; aber den darf jetzt Niemand befahren und so oft man auch einen Schacht hineingetrieben, es ist Alles sogleich wieder eingestürzt und hat die Bergleute in den Gruben begraben. Das kommt aber daher, daß der Böse früher den Bergbau hier und in der Umgegend betrieben, weshalb man auch zahlreiche mit Schlacken angefüllte Gruben, sogenannte Graufkaulen, im Holze findet, in denen er die Erze geschmolzen. Diese Gruben hat er nämlich unten mit Holz gefüllt, hat dann die Erze darauf gelegt und Alles oben mit Erde zugedeckt, dann hat er Feuer angemacht und so das Silber gewonnen. So hat er auch den Rammelsberg bearbeitet und die Bergleute der Gegend haben ihm dabei geholfen, wofür er ihnen allwöchentlich ihr Lohn ausgezahlt. Einmal aber haben sie lange warten müssen, da er ausgeblieben, und Einer hat sich in seinem Unmuth auf das Zahlbrett gesetzt und hat es beschmutzt. Da ist endlich der Böse gekommen, hat sie Alle von dannen gejagt und in seiner Wuth gesagt, nun solle der große Rammelsberg nicht eher bebaut werden, als der kleine ausgebaut sei, und so oft man daher einen Schacht hineingeschlagen, über Nacht ist Alles wieder eingestürzt oder, wie Andere sagen, es dürfen höchstens sechs Bergleute in einer solchen Grube arbeiten, den Uebrigen wird der Hals umgedreht; drum mag sich keiner dahin wagen.

597) Der große Christoph und die Clus. [2])

Im Dom zu Goslar war, bis dies herrliche Bauwerk im Jahr 1819 abgebrochen ward, auch das ungeheure hölzerne Bild des großen Christophs mit dem Christkind auf dem Rücken zu sehen. Der ist früher im Harze und besonders zwischen Goslar und Harzburg gegangen und hat auch einst eine Erbse, die ihm im Schuh gelegen hat, dort herausgeschüttet; die ist immer mehr angewachsen und daraus ist der mächtige Sandsteinfelsen geworden, der jetzt die Clus heißt. Sie wird von den Reisenden gern besucht, ihr Inneres ist als Marienkapelle in früherer Zeit eingerichtet und als kleine Kapelle noch ziemlich gut erhalten.

[1]) S. Kuhn und Schwarz S. 186.
[2]) S. Pröhle, Harzsagen. Leipzig 1854. S. 25.

598) Der Saal im Petersberge. [1])

Am Petersberge bei Goslar, worauf sonst das Peterskloster gestanden hat, pflückte ein Kind eine Blume. Da that sich der Berg vor ihm auf und es kam in einen Saal, wo viele herrliche Pferde muthig wieherten und wo von Gold und Silber gegessen wurde. Alle, die dort speisten, hatten goldene Kronen auf und gaben auch dem Kinde einen silbernen Teller mit nach Hause. Die Eltern haben nachher den Eingang und auch die seltene Blume nicht finden können. Es sollen aber die Männer im Petersberge die Kaiser gewesen sein, die in Goslar einst gewohnt haben.

599) Wo man Gold bei Goslar findet. [2])

Der Hirschberg ist gelegen vor Goslar bei dem Rammelsberg über. So halte Dich in demselben Berg auf die rechte Hand und folge dem ganzen Wege nach, da kömmt Dir ein Steig zu, da gehe über und halte Dich auf die rechte Hand, so kömmst Du auf einen Kreuzweg, da stehet ein Pfahl, so findest Du dieser Hand also ♀, so gehe den andern Weg nach der linken Hand, so kömmst Du bei einem steinern Crucifix, da stehe still und siehe nach der Sonnen, wenn sie zu Gnaden geht, da richte Dich nach; danach kommt Dir ein Graben zu mit einem halben Berge, da lege Dich nieder, da wirst Du Moos auffinden und drunter ein Wasser aus dem Klee springend. Hebe das Moos auf und suche darunter und gehe darüber entlang, bis daß Du kommst an das rechte Holl oder Born, darinnen findest Du Goldkörnlein, so groß als Erbsen und wie Bohnen und immer größer. Probatum est.

600) Der Name von Lautenthal. [3])

Nach Einigen hat Lautenthal seinen Namen von dem Bache die Laute, der sich von den Bergen in das Thal, wo das Städtchen liegt, herunterstürzt; nach Andern hat aber Stadt und Fluß seinen Namen davon, daß, als die ersten Ansiedler sich hier niederließen, sich oben am Bache eine Jungfer mit einer Laute aufgehalten hat. Daher kommt es denn auch, daß in der Bürgerfahne eine Jungfer mit einer Laute zu sehen ist, während das Wappen der Stadt einen Zwerg mit Hammer und Schlegel zeigt.

601) Die Zwerge am Bielstein. [4])

Unmittelbar am nordöstlichen Ende der Bergstadt Lautenthal liegt der Bielstein. Unterhalb am nordwestlichen Ende der Stadt fließt die Innerste in nordöstlicher Richtung dem Bielstein entgegen, vor seinem Fuße biegt sie links ab und läuft an ihm entlang. Ueber dieser Krümmung des Flusses am Berge und zwar nur einige Schritte über dem Wasser befindet sich eine Höhle, die von den Lautenthalern das Zwergloch genannt wird. Die Ebene aber, welche am Fuße des Bielsteins am rechten Innerste-Ufer und südwärts von der Höhle liegt, wird Spar-die-Müh genannt.

[1]) S. Pröhle, Harzsagen S. 98.
[2]) S. Prätorius, Alectryomantia. 1680. S. 86.
[3]) S. Kuhn und Schwartz S. 190.
[4]) S. Pröhle S. 47.

Im Zwergloch wohnten in frühern Zeiten drei Zwerge, die verliehen Geld an die Bewohner der Bergstadt Lautenthal, auch silberne und goldene Geräthschaften bei Hochzeiten und Kindtaufen. Einst brachten die Leute den Zwergen das geliehene Geld nicht wieder zurück. Da sie nun wieder zu dem Zwergloche kamen und Geld leihen wollten, vernahmen sie eine Stimme, welche ihnen zurief: „Spar die Müh!" Von der Zeit an thaten die Zwerge den Lautenthalern nichts mehr zu Gefallen und seitdem heißt auch die Stelle: Spar-die-Müh. Nach einer andern Erzählung hatte ein Zwerg auf dem Bielstein einmal einen Stollen anlegen wollen. Wenn er nun des Morgens wieder hinkam, so war das, was er am vorigen Tage gemacht hatte, immer wieder eingeschurrt, darum sagten die Leute zu ihm: „Spar die Müh!" Er gab es immer noch nicht auf, dort einen Stollen anzulegen und fluchte und wetterte, so oft sein Stollen wieder eingeschurrt ward. Zuletzt rutschte er einmal vom Bielstein herunter auf seinem Hinterleder, und als er unten angelangt war, sprach er zu den Leuten, die dort waren: „Das hätt' ich doch nicht gedacht, daß der Berg wäre an mir heruntergerutscht."

602) Hexen in Gittelde.[1])

In Gittelde gab's früher viel Hexen und die Häuser, in denen sie wohnten, konnte man daran erkennen, daß öfter Feuer über dem Schornstein brannte, dann saß nämlich der Teufel oben darauf und brachte ihnen, was sie haben wollten. War auch einmal eine solche Hexe dort, die hatte einen Knecht, der hieß Hans; der mußte immer viel Holz fahren und doch sah er nie, daß etwas verbrannt wurde und Essen war auch immer genug vorhanden. Da wollte er wissen, wie das zuging, und als die Andern in die Küche gingen, that er auch als ginge er mit, kam aber wieder zurück und ging durch die Hinterthüre ins Haus hinein, wo er sich unter einem Faß in der Küche versteckte. Es dauerte auch nicht lange, so kam es an und rief: „Hei kucket, bei kucket!" — „Sind ja Alle in der Kirche", sagte die Bauerfrau, aber wieder rief es: „Hei kucket, bei kucket! Soll ich ihm den Hals umdrehen?" — „Ach was willst Du denn?" sagte die Frau, „sie sind ja Alle in der Kirche!" Nun fragte es: „Was willst Du essen?" — „Brathirnen", sagte die Frau, und sogleich fiel es in die Schüssel, die sie hinhielt; dann verlangte sie Klümpe, dann Sauerkohl, und auch das bekam sie beides sogleich. Hans aber sah Alles mit an, hielt sich ganz still und schlich sich nachher davon. Als es nun zu Tisch ging, sagte er: „Mi is so übel, mi is so übel!" und wollte nicht mitessen, aber endlich mußte er doch etwas davon genießen. Als sie nun gegessen hatten, nahm ihn die Frau bei Seite und fragte ihn, warum er nicht habe mitessen wollen, und da sagte er ihr denn, er habe Alles mit angesehen und wolle jetzt gehen und es anzeigen. Sie aber bat ihn, er möge es nicht thun, sie wolle ihm auch viel Geld geben und noch obenein das Hexen lehren. Da nahm er denn das Geld und ließ sich überreden, und die Frau sagte ihm jetzt, er solle hingehen und einen neuen Topf kaufen. Das that er und als er wiederkam, sagte die Frau, er solle sich darauf setzen und sagen: „In Teufels Namen." Hans aber setzte sich darauf und sagte: „In Gottes Namen." Da sprang der

[1]) Nach Kuhn und Schwarz S. 190.

Topf von einander und ein großer Frosch saß darunter und sogleich ging Hans hin und zeigte die Frau an. Da wurde ein großer Scheiterhaufen erbaut, um die alte Hexe zu verbrennen, und als sie nun darauf saß, rief sie Hansen zu: „Hast Mäuse gegessen statt Bratbirnen, hast Spinnen gegessen statt Klümpe, hast Würmer gegessen statt Sauerkohl", und da schlugen die Flammen über ihr zusammen.

Eine andere Hexe hatte gefreit und als nun der Walpurgisabend kam, ging sie in die Küche, da standen sieben Flaschen, in die tauchte sie der Reihe nach ihre Finger und sagte: „Stippe hier in stippe dar in oben ruter un nirne an", ergriff dann, als sie sich beschmiert, eine Ofengabel und fuhr zum Schornstein hinaus. Der Mann, der Alles mit angesehen hatte, wollte es ihr nachmachen, sagte aber: „Stippe hier in stippe da rin oben ruter un alleweg an!" Da ging's auch mit ihm fort, aber allerwärts stieß er an, daß er nur mit genauer Noth heil davon kam. Als sie nun mit dem Tanz auf dem Blocksberg fertig waren, da hatte die Frau ihre Salbe bei sich und beschmierte sich damit und war bald wieder heim, der Mann aber hat zu Fuß nach Hause gehen müssen und ist erst sehr spät zurückgekehrt.

603) Die Stausenburg und ihre Sagen. [1])

Es ist eine bekannte Sage, daß die Abgeordneten des deutschen Reiches, als sie Kaiser Heinrich I. oder dem Finkler die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl zum deutschen König überbrachten, den neuen Monarchen mit seiner Gattin in einer Laube sitzend angetroffen haben sollen, wie er eben mit dem Vogelfang beschäftigt war und wie er ihnen sogar zuwinkte, noch zurückzubleiben, bis er erst sein Netz mit einem ansehnlichen Fange zugezogen habe. Unter die Oerter nun, welche Anspruch auf die Ehre machen, der Schauplatz dieses Vorganges gewesen zu sein, gehört auch die alte Stausenburg bei Gittelde, von der lange noch ein viereckiger starker und hoher Thurm übrig war, der aber jetzt auch abgebrochen ist. Für diese Annahme sprechen noch heute einige, wenn auch geringe Zeichen, so z. B. tritt eine halbe Stunde nördlich von der Stausenburg eine Holzecke in das Feld des Dorfes Münchehof, vordem Kemnade genannt, worin ein Winkel, der gegen zweihundert Schritte rechts von der nach Gittelde führenden Heerstraße liegt, der Heinrichswinkel heißt. Auf dieser zum Anfluge der Zugvögel über die Felder von Norden her sehr schicklich gelegenen Stelle, behaupten die Anwohner, habe Heinrichs Vogelhütte gestanden und hier sei ihm jene wichtige Nachricht über seine Erwählung zum deutschen König zuerst zugegangen. Ferner hatte Heinrich eine Burg bei dem nahen Orte Gittelde, wovon noch ein Stück Mauer, die Ecke derselben nach Nordost zu, übrig ist; sie lag in der Ebene, muß nicht groß gewesen sein und heißt noch jetzt „die Burg". Auf einer daranstoßenden Wiese sieht man in der Mitte eine Erhöhung, auf der vermuthlich ein runder dicker Thurm stand, von einem jetzt verschütteten Graben umgeben. Diese Wiese heißt jetzt noch „der Kaisergarten", und die Sage will, daß Heinrich diese Anlage gemacht habe. Auch heißt ein Berg nicht fern von Stausenburg „die Heinrichshöhe". Das alte Hauptkirchenbuch des

[1]) Nach Gottschalk, Ritterburgen Bd. IV. S. 3 ꝛc. Fischer, Burgveſten der Preuß. Monarchie Bd. III. S. 33 ꝛc. Hoffmann, Burgen des Harzes S. 1/2 ꝛc.

drei Stunden von Staufenburg gelegenen Dorfes Ahlshausen aber theilt eine Nachricht von Heinrich mit, die seine Jagdlust in dieser Gegend bezeugt. Dort heißt es nämlich: „Herzog Heinrich zu Sachsen hat von Jugend auf Lust zur Jagd und Vogelfang gehabt, daher er auch in den Chroniken auceps und der Vogler genannt wird und seine Jagdhäuser auf der Staufenburg, Gittelde, Seesen, Herzberg, Scharzfels, Schildberg und an andern Orten mehr an dem Harze gehabt. So hat er auch seinen fürstlichen Vogelheerd auf einer Höhen Vogelsburg genannt gehabt, daher das Dorf Vogelbeck (1 Meile von Nordheim nach Einbeck zu) den Namen bekommen hat. Hier an diesen Oertern war der Herzog in seiner Jugend oft und gern. Einstmals hatte er bei der Vogelsburg im Walde da, wo die jetzige Kirche zu Ahlshausen, eine Bärenjagd gehalten und war mit einem grimmigen Bären in großer Lebensgefahr und wenn nicht einer seiner zugeordneten Junker, Heinemann von Gittelde genannt, dazu gekommen wäre, so hätte der Herzog des Todes sein müssen, aber derselbe stand dem Herzog treulich bei, daß der Bär gefangen wurde und mit der Haut bezahlen mußte, welches auch der löbliche Fürst in Gnaden angenommen und mit schuldiger Dankbarkeit erkannt und obgemeldetem Heinemann von Gittelde sein Gütlein daselbst ziemlich verbessert und ihn nachher Zeit Lebens vorgezogen und in vielen Sachen, sonderlich in Scheidenzügen und in Schlachten gebrauchet. Damit er sich auch Gott, seinem allmächtigen Beschützer, dankbarlich bezeigte, hat er an dem Orte, da er mit dem Bären in Gefahr gewesen und ihn überwältigt, eine Kapelle bauen lassen, in welcher er allemal, wenn er daselbst gejaget, ehe die Jagd anging, sein Gebet verrichtet hat und ist solches n. Chr. 914 geschehen. Nachdem aber hochgedachter Herzog Heinrich a. 920 zu einem römischen Kaiser erwählet und mit vielen Reichs- und Landesgeschäften beladen wurde, ist daselbst eine solche Wildbahn wie zuvor nicht mehr gewesen, daher ein Siegfried Ahlshausen, welcher Herzog Friedrichen, ehe er Kaiser ward, lange Zeit gedient, von Gandersheim gebürtig, von dem Kaiser einen Platz des Wildes, so jetzt die beiden Törfer Siegfrieds- oder Sieversshausen und Ahlshausen inne haben, zu seinem Eigenthum bekommen hat und ausräumen und zu Feldern mit Wiesen machen lassen und einen Wohnhof daselbst, Siegfriedshausen genannt, erbauet hat." Nicht weit von der gedachten Kapelle ließ er mit des Herzogs Consens eine Pfarrkirche erbauen, die begütert wurde, in welcher die Priester ihre Dienste vor dem Altare auf der Haut des grimmigen Bären verrichtet haben. Der zu dieser Pfarre gehörige große Garten von drei Morgen heißt noch jetzt der Burggarten und es hat darin eine alte Burg gestanden, die Siegfried unter Heinrichs Erlaubniß erbauet hat. Ueberbleibsel davon sind nicht mehr vorhanden.

Seit dieser Zeit hat die Staufenburg ziemlich lange wenig von sich reden machen, sie kam an die Herzöge von Braunschweig, die aus ihr ein Jagdschloß machten, und diente auch einigen fürstlichen Wittwen als Leibgedinge. Erst im 16. Jahrhundert ward dieselbe wieder der Schauplatz einer sehr sonderbaren Begebenheit.

Am Hoflager des Herzogs Heinrich des Jüngern [1]) zu Wolfenbüttel

[1]) Eine andere Volkssage bei Kuhn und Schwarz S. 188 trägt diese Sage auf den Kaiser Heinrich den Finkler selbst über.

lebte als Gesellschafterin seiner Gemahlin das Fräulein Eva von Trotha, des kurbrandenburgischen Marschalls Adam von Trotha Schwester, ein schönes und liebenswürdiges Mädchen. Dieselbe zog die Augen des Herzogs auf sich und bald entstand zwischen beiden ein Liebesverhältniß. Zwar ward dasselbe geheim gehalten, allein es gelangte doch zur Kenntniß der Herzogin Maria, die zuerst ihren Gemahl mit Bitten und Vorwürfen zu bewegen suchte, von diesem Liebeshandel abzustehen und zu ihr zurückzukehren, als dies aber nichts fruchtete, sich an ihren Vater, den Herzog Heinrich von Würtemberg wandte und ihn vermochte, den Kaiser selbst zur Vermittelung in dieser Angelegenheit aufzufordern. Der Herzog, unangenehme Folgen fürchtend, beschloß nun zum Schein der Sache ein Ende zu machen und dabei doch zu seinem Zwecke zu gelangen. Fräulein Eva bat um ihre Entlassung vom Hofe, um nicht ferner den lange bestandenen Hausfrieden zu stören, wurde sehr gern entlassen und reiste ab. Unterwegs überfiel sie in Gandersheim, einige Meilen von Wolfenbüttel, eine Krankheit und sie mußte in einem Kapuzinerkloster bleiben. Die Krankheit nahm zu und endlich kam die traurige Nachricht an den Hof, das Fräulein Eva sei gestorben. Wie gern die Herzogin Maria diese Nachricht hörte, läßt sich denken. Der Tod hatte mit einem Male und sogar zur rechten Zeit den Knoten zerhauen, hatte aller Fehde ein Ende gemacht und den Hausfrieden wieder zurückgeführt. Sie war beruhigt und wer hätte ihr die Täuschung rauben mögen! Denn Täuschung war das Ganze. Nach einigen Tagen Aufenthalt im Gandersheimer Kloster ward Eva, frisch und gesund, insgeheim auf die Staufenburg gebracht. Ein hölzernes Bild, leichenmäßig gekleidet, lag unterdessen im Sarge, etwas entfernt von dem neugierigen Zulauf ausgestellt, wurde alsdann öffentlich und mit dem üblichen Gedränge beerdigt und reichliche Seelenmessen lasen die Klosterherren, welche treue Handlanger gewesen waren, der abgeschiedenen Seele nach. Hier nun auf der hohen Burg, umgeben von dichten Wäldern und steilen Bergen, hatten die Liebenden freies Spiel. Heinrich, unter dem Vorwande, das Wild des Harzes zu jagen, war oft und lange auf Staufenburg bei seiner Eva, wo er im Arme der Liebe der Sorgen der Regierung vergaß. Dies Verhältniß dauerte mehrere Jahre, in welchem sie dem Herzog, der so schon eine zahlreiche Familie hatte, noch sieben Kinder gebar, denen er den Namen „von Kirchberg" beilegte. Listig und schlau war zwar Alles so eingerichtet, daß Niemand das Geheimniß erforschen konnte und sogar zu Erscheinungen nahm man seine Zuflucht, um jedes Annähern an die Burg zu erschweren. Man verbreitete absichtlich unter dem Volke die Sage, daß eine weiße Frau oft um die Burg herumwandele und Böses an denen übe, die sich ihr näherten. Viele hatten auch die weiße Frau gesehen, allein es war Fräulein Eva selbst, die sich in weißer Kleidung erging. Das lange verwahrte Geheimniß wurde endlich doch ans Licht gezogen und zwar, wie man glaubt, von den Fürsten des Schmalkaldischen Bundes. Herzog Heinrich hatte nämlich durch seinen Haß gegen die protestantische Religion den dadurch herbeigeführten Krieg mit den Schmalkaldischen Bundesgenossen und durch seinen Uebertritt zur sogenannten Liga die Fürsten dieses Bundes so gegen sich aufgebracht, daß sie sogar seine Privathandlungen hervorzogen, um ihm zu schaden. Besonders thätig dabei erwiesen sich einige derselben, welche nahe Verwandte der Herzogin Maria waren, und in ihrem

Eifer ſo weit gingen, wegen Heinrichs heimlicher Ehe beim Kaiſer klagbar zu werden. Doch da entſchied der Tod wirklich und ſchlichtete den verworrenen Streit. Im Laufe des Jahres 1541 ſtarb Eva von Trotha und nach ihr auch die Herzogin Maria; der Herzog aber belehnte den Sohn ſeiner Geliebten, Eitel (Edel) Heinrich, mit dem nicht fern von Staufenburg belegenen Gute Kirchberg, wollte auch den Papſt veranlaſſen, denſelben zu legitimiren, damit er ſucceſſionsfähig und Erbe des Landes werden könnte, das er dadurch dem älteſten ehelichen Sohne, dem nachherigen Herzog Julius, entziehen wollte, weil dieſer zu ſeinem Aergerniß die proteſtantiſche Religion angenommen hatte, allein Edel Heinrich von Kirchberg nahm weder eins noch das andere an.

604) Silberhohl. [1])

In der Gegend zwiſchen Seeſen und dem neuen Krug liegt eine Stätte, Silberhohl geheißen; ſie iſt beinahe rund und mehrere Fuß tiefer als der Boden rings umher, ganz von Sumpfmooſen überwuchert, an dieſer iſt es nicht ganz richtig. Vor vielen Jahrhunderten ſtand hier eine ſtattliche Burg, auf welcher es immer hoch herging mit Trinken und Spielen und Jubiliren. Die adligen Herren darauf thaten, als ob die ganze Welt ihnen gehöre, und Manches gehörte ihnen auch, alles das nämlich, was ſie durch Raub und Plündern erreichen konnten, denn ſie lebten vom Stegreife und waren gefürchtet rings umher ihrer Grauſamkeit und Rohheit wegen. Man konnte auch wirklich ſagen, daß auf der ganzen Burg nicht ein einziges frommes Herz ſchlug, als das des jungen Fräuleins Jutta. Die liebte man in der ganzen Gegend, weil ſie ſo gut war, und oft, wenn das wüthende Heer ausgezogen war, ſtill zu den Armen und Kranken, ſelbſt zu den Geraubten hinging und ihnen Nahrung, erſparte Goldſtücke und Kleinodien brachte. Darum verehrten ſie auch alle Dürftigen wie eine Heilige.

Einſt hatten die Ritter ein ungeheures Bubenſtück begangen; mit dem Blute friedlicher Menſchen beſprizt, deren Habe ſie geraubt hatten, kehrten ſie zurück in die Burg; bald ſtanden die vollen Humpen auf den eichenen Tafeln und das unzüchtige Gelage begann. Da rollte auf einmal ein ungeheurer Donner am Gewölbe des Himmels dahin, ein gewaltiger Blitzſtrahl zuckte nieder, die Erde bebte, öffnete ſich, die Mauern der Burg wankten, der Thurm krachte nieder und mit einem entſetzlichen Getöſe, das man meilenweit hörte, ſtürzte Alles in den gähnenden Abgrund hinab, der ſich plötzlich wieder ſchloß. Nur eine Vertiefung blieb, dem Wanderer Kunde zu geben von dem verſunkenen Raubſchloſſe. Aus der Nähe und Ferne kamen Manche, die Stätte des göttlichen Strafgerichts zu ſchauen, und nicht ſelten hörte man das unter Seufzen geſprochene Wort: „Ach die arme Jutta!“ Nicht lange darauf lag in einem benachbarten Dorfe eine arme Frau auf dem Krankenbette, eine Wittwe. Sie hatte eben recht herzlich geweint, denn ſie hatte ſehen müſſen, wie ſich ihre drei Kindlein hungrig auf ihr hartes Lager gelegt hatten. Nun ſchliefen ſie ſanft; der Engel des Herrn hatte ihnen die Aeuglein zugedrückt und wachte über ſie und gab ihnen ſüße Träume in

[1]) Nach Hoffmann S. 109. u. Sagen u. Geſch. aus der Vorzeit des Harzes S. 499 ꝛc.

das Herz. Die Mutter faltete die Hände und betete für die Kinder und ſprach dann: „Ach, wenn die liebe Jutta noch lebte!“

Da öffnete ſich leiſe die Thür und herein ſchwebte eine leichte Geſtalt in weißem Schleier, um ihr Haupt ſchlang ſich ein Strahlendiadem, das ein wunderbares Licht über das Lager der Kranken goß. „Jutta!“ rief dieſe, und die Geſtalt winkte mit der Hand und blickte freundlich auf die Kinder hin, ſetzte dann ein eigenthümlich geflochtenes Körbchen auf den Tiſch, ſchlug ein Kreuz über die Mutter und verſchwand dann leiſe, wie ſie gekommen war.

Ein tiefer Schlaf überfiel plötzlich die kranke Wittwe; als ſie am andern Morgen erwachte, war ſie friſch und geſund, es däuchte ihr Alles wie ein Traum und nur, als ſie das wunderſame Körbchen in die Hand nahm, das gefüllt mit Goldſtücken auf dem Tiſche ſtand, nur da erkannte ſie, daß der Geiſt der lieben frommen Jutta bei ihr geweſen, und ſie ſank auf die Kniee und dankte dem Herrn und ſeinen Heiligen. So iſt die liebe Jutta noch vielen leidenden Frauen erſchienen und hat ihnen Segen und Freude gebracht.

605) Der Hübichenſtein. [1])

Bei Grund am Winterberg ſteht der Hübichenſtein, eine Gypsklippe, deren eine Spitze, der große Hübichenſtein, ehedem noch viel höher war, aber vor mehreren Jahren ſchon zum Theil herabgeſtürzt iſt; dieſer Hübichenſtein ſoll, wie Einige ſagen, ſchon zur Zeit der Sündfluth hierher gekommen ſein, Andere aber ſagen, es ſei ein großer Knorpel, den ein Rieſe im Schuh gehabt, und da er ihn drückte, hier herausgeworfen hat. Rings um den Felſen befinden ſich zahlreiche Erdfälle und dicht unter dem großen Hübichenſtein liegt eine tiefe Höhle, in die geht's faſt ſenkrecht hinunter; ſie iſt ſo tief, daß noch Keiner gewagt hat ganz hinabzuſteigen. In dieſem Stein nun haben vor alter Zeit die Zwerge gewohnt und in der großen Höhle unter demſelben hat der Hübich oder Gübich, der König dieſer Zwerge, ſeine Wohnung gehabt. Der hat ſich vor langen Jahren noch oft da ſehen laſſen, als aber die Jagd dort ſtärker betrieben worden, da hat er ſich immer mehr zurückgezogen, und als gar einmal einer nach ihm geſchoſſen, iſt er ganz fortgezogen, Niemand aber weiß, wo er geblieben iſt. In der Höhle ſoll noch zum Andenken das Bild eines Zwerges in Stein gehauen zu ſehen ſein, aber nicht Jeder kann es finden.

Der Gübich [2]) iſt aber rauh von Haar wie ein Bär und hat ein ſehr altes Geſicht. So hat er ſich vor alten Zeiten den Leuten gezeigt. Wem er gut geweſen iſt, dem hat er vielen Reichthum beſcheert, aber wer ihn beleidigt oder ſonſt ſeinen Zorn erregt hat, dem hat er manches Ungemach zugefügt. Er hat auch alle heilſamen Kräuter auf dem Harze gekannt und Manchem dadurch zur Geſundheit verholfen, aber hat niemals zugeben wollen, daß Jemand auf den Hübichenſtein geſtiegen iſt. Er iſt eigentlich von kleiner Statur, kann ſich aber ſehr ausrecken. Früher hat er alle hundert Jahre einmal auf die Oberwelt kommen dürfen; jetzt darf er nicht mehr.

[1]) S. Kuhn und Schwarz S. 192. Ueber den Namen Hübich oder Gibich (d. h. Geber = Wuotan) ſ. J. Grimm in Haupt's Zeitſchrift Bd. I. S. 52 ꝛc.

[2]) S. Harrys Th. II. S. 1.

606) Die ſilbernen Tannenzapfen auf dem Hübichenſtein. [1])

Vor langen, langen Jahren da wohnte in der Bergſtadt Grund ein Bergmann, der hatte in dem Schranke in ſeiner Stube einen Tannenzapfen ſtehen von lauterem Silber, ſo natürlich wie ein gewachſener. Wie er aber dazu gekommen, hat er Vielen erzählt. Nämlich ſein Urgroßvater iſt ein Bergmann geweſen, der iſt einmal krank viele Wochen lang und es iſt theure Zeit geweſen und Gnadenlohn haben die Bergleute zu dieſer Zeit noch nicht bekommen, wenn einer krank war, denn das iſt ſpäter erſt aufgekommen. Er hat aber ſieben lebende Kinder gehabt, da iſt's nun kärglich zugegangen mit dem Brode und mit Allem und er und ſeine Frau haben faſt den Muth verloren. Einmal ſteht die Frau des Morgens vor der Hausthür und denkt, wo ſie heute wohl Brod herbekommen ſoll für die Kinder. Da denkt ſie: Sollſt nur hingehen und eine Kiepe voll Tannäpfel im Walde ſammeln und verkaufen, es giebt doch etwas. Und ſo macht ſie ſich auf den Weg. Wie ſie auf dem Wege zum Holze iſt und über ihr Schickſal nachdenkt, da kommen ihr die Thränen in die Augen und ſie ſetzt ſich am Wege nieder und hält die Hände vor's Geſicht. Nach einer Weile denkt ſie, es kann doch nicht helfen, du mußt aufſtehen, ſonſt müßt ihr betteln gehen; und wie ſie eben in die Höhe ſieht, da ſteht vor ihr ein altes Männlein mit eisgrauem Barte und iſt ganz wunderlich angethan und hat ſie lange betrachtet. Das Männlein fragt, was ihr fehle? Sie ſagt, er könne ihr doch nicht helfen. Er iſt aber freundlich und ſagt: Man traue ja Manchem nicht zu, was er könnte, und ſie möchte ihm nur getroſt ſagen, was ihr fehle. Da bekömmt ſie Muth und ſagt ihm Alles heraus: daß ihr Mann nun ſchon ſo lange krank iſt und daß ſie ſieben lebende Kinder hat und kein Brod im Hauſe, daß ſie ſchon Alles verſetzt und verkauft hat und die Leute ſie nicht länger im Hauſe leiden wollen; deshalb wolle ſie nun eine Tracht Tannäpfel ſuchen und Brod kaufen. Das Männlein mit dem grauen Bart tröſtet ſie: ſie ſolle nur nicht verzagen, es würde noch Alles recht gut gehen, und wenn ſie gute Tannäpfel haben wolle, ſo ſolle ſie nur nach dem Hübichenſtein gehen und ſich nicht fürchten, und bietet ihr einen guten Morgen und geht in's Gebüſch am Wege. Die Frau aber geht nach dem Hübichenſtein. Da ſetzt ſie nun ihre Kiepe auf den Boden und ſucht Tannäpfel. Wie ſie nun anfängt zu ſuchen, da fallen ihr die Tannäpfel von allen Seite zu, rechts und links, von oben und aus allen Büſchen heraus. Da denkt ſie nun ſchon, es hätten ſich Buben verſteckt am Hübichenſtein und die wollten ſie foppen und das kleine Männchen hätte Schuld daran. Sie hebt alſo ihre Kiepe wieder auf und flüchtet, denn ſie will ſich doch nicht die Augen auswerfen laſſen. Das hätte ſie nun freilich nicht nöthig gehabt, denn die Tannäpfel fallen alle in die Kiepe, aber wer ſo betrübt iſt, der hat auch nicht auf Alles Acht. Und ſo geht ſie weg vom Hübichenſtein und kommt an eine andere Stelle. Da füllt ſie ihre Kiepe, hat nicht viel mehr nöthig gehabt hineinzuleſen. Darauf geht ſie heim. Aber die Kiepe wird ihr immer ſchwerer und ſchwerer, und ſie muß gar zu oft ruhen, ehe ſie heimkommt; das kommt ihr wunderlich vor, aber ſie denkt doch noch an nichts. Wie ſie heimkommt und geht in den

[1]) S. Harrys Th. II. S. 30. Prähle, Harzſagen S. 56.

Holzſtall und will die Kiepe ausleeren und dann wieder ins Holz, da fallen lauter ſilberne Tannäpfel heraus, daß ſie ganz ſtarr wird vor Verwunderung. Aber die Tannäpfel will ſie nicht behalten, denn ſie meint, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, und wer weiß, denkt ſie, ob der kleine Kerl nicht der Satan geweſen iſt. Alſo geht ſie zu ihrem Manne in die Stube und erzählt ihm, wie es ihr gegangen iſt und beſchreibt ihm das Männchen und fragt ihn, ob das wohl mit rechten Dingen zugehe, und ob ſie die Tannäpfel behalten dürfe. Da ſagt ihr der Mann, daß ſie Alles behalten dürfe und daß der kleine Kerl der Gübich geweſen ſei, der hätte auch ſchon andern armen Leuten geholfen. Am andern Morgen läßt's ihr keine Ruhe. Sie muß erſt nach dem Holze gehen, vielleicht daß ſie den Gübich wieder trifft, ſo will ſie ſich bei ihm bedanken. Richtig, wie ſie wieder an die Stelle kommt, iſt das Männlein mit dem eisgrauen Barte wieder da und fragt, ob ſie geſtern nicht ſchöne Tannäpfel gefunden hätte? Wie ſie ihm aber anfängt zu danken und wie ſie nun aus aller ihrer Noth gerettet wäre, da lacht der Gübich und giebt ihr ein Büſchel Kräuter, davon ſolle ſie ihrem Manne einen Trank kochen, ſo würde er ſchon geſund werden; und darauf geht er wieder in's Gebüſch am Wege. Die Frau aber geht heim und bereitet den Trank, und von der nämlichen Stunde an wird der Mann geſund und ſie haben noch lange mit einander glücklich gelebt. Das Silber haben ſie in die Münze gebracht und haben unmenſchlichen Reichthum davon gehabt und vielen armen Leuten Gutes gethan, aber einen von den Tannäpfeln haben ſie zum ewigen Andenken aufgehoben. Das iſt der Tannapfel, den der Bergmann in dem Schranke ſtehen gehabt hat.

607) Die Erſteigung des Hübichenſteins.[1])

Auf dem Förſterhauſe in Grund wohnte vor alten Zeiten einmal ein Förſter, der hatte ſeine Frau früh verloren und nur noch einen einzigen Sohn. Der ſoll ein recht geſchickter und auch recht guter Burſche geweſen ſein, nur ein Bischen zu vorwitzig, wie nun die Jugend iſt. Einmal geht der Förſterſohn mit ſeinen guten Freunden in's Holz ſpazieren. Wie ſie nach dem Hübichenſtein kommen, kommt das Geſpräch auf dieſen Felſen, wie hoch er iſt, und Einer ſagt, den wolle er ſehen, der da hinaufſteigen könne. Da ſagt der Förſterſohn, das wäre nichts und er wage es, die Andern aber riethen ihm ab. Denn wenn einer hinaufgeſtiegen iſt, hat er nicht wieder herabgekonnt und am andern Tage zerſchmettert unten gelegen. Aber der Förſterſohn glaubte nicht daran, lachte und ſagte, nun wolle er es erſt recht thun. Er ließ ſich nicht halten, was die Andern auch angeben mochten, und ſtieg hinauf. Mag ihm wohl ſauer genug geworden ſein. Denn was man jetzt den kleinen Hübichenſtein nennt, der iſt vor alten Zeiten viel höher geweſen als der, den man jetzt den großen Hübichenſtein nennt, und hat deshalb auch der große geheißen. Wie er oben ſteht, lacht er ſeine guten Freunde aus und ſpottet und ſagt, ſie wären ſo klein wie die Zwerge. So hat er eine ganze Weile geſtanden. Da fängt der Wind an zu gehen, und er denkt: ſollſt nun wieder herunterſteigen. Er hat aber nicht wieder hinunter-

[1]) S. Harrys Th. II. S. 38 ꝛc. Etwas verſchieden bei Pröhle, Harzſagen S. 58 ꝛc. Sehr kurz bei Kuhn und Schwarz S. 193.

gekonnt, hat nicht einmal die Füße regen können; und unten die Leute konnten ihm nicht helfen, und zuletzt bat er seine guten Freunde, sie möchten ihm doch nur die einzige Gnade erweisen und ihn herunterschießen, daß er nicht lebendig hinunterstürzen müßte. Aber das mochte doch auch Keiner thun. Nun hört auch sein Vater davon, weil alle Leute aus Grund hinauerennen und sehen wollen, ob's wahr ist, und Andere kommen wieder und sagen: es ist wahr. Da geht der alte Förster auch hinaus und sieht mit seinen eigenen Augen seinen Sohn auf dem großen Hübichenstein stehen und kann ihm auch nicht helfen und weint und rauft sich die Haare und ist fast von Sinnen vor Betrübniß, aber das half Alles nicht. Am Ende, wie es Abend wird, wird der Himmel voll Wolken und der Wind hebt an zu pfeifen und es regnet, daß kein Mensch davor bleiben kann. Da haben die Leute den alten Förster mit Gewalt nach Hause weggeführt. Wieder zu Hause, denkt er: „Was kann's helfen? Du bist doch einmal ein geschlagener Mann und du erweisest deinem Kinde nur eine Wohlthat und der liebe Gott wird dir's vergeben." Da nimmt er sein bestes Gewehr und macht sich auf den Weg nach dem Hübichenstein. Wie er aus Grund hinaus ist, hört auf einmal der Regen auf, nur über Grund regnet's in Strömen. Sonst ist Alles hell und der Mond scheint recht klar. Auf dem Wege zum Hübichenstein hebt er an zu weinen und zu beten und ist ganz hin vor Herzensangst und Betrübniß. Da ist auf einmal ein kleines Männlein bei ihm mit einem eisgrauen Bart, das geht an einem Tannenzweig. Das Männlein sagt: „Glück auf!" und fragt, ob er denn noch so spät ins Holz müßte? Der Förster erschreckt, hat aber nicht Lust zu sagen, wohin er will und was er vorhat. Da fragt ihn das kleine Männlein, warum er denn immer seufze und was ihm denn fehle, daß ihm die Thränen immer über die Wangen liefen? er sollte doch nur sein Herz aufschließen, es könnte ja noch Alles gut geben. Darüber wird der Förster zutraulich und sagt: wenn er's noch nicht wüßte, er wäre der Mann, dessen Sohn jetzt auf dem Hübichenstein stehen müßte. Der Satan hätte ihn verführt, daß er hinaufgestiegen sei. Und sein Sohn hätte alle Menschen um Gottes Willen gebeten, sie möchten ihn doch herunterschießen, aber Keiner wäre so barmherzig gewesen. So wollte er's thun. Denn das, meinte er, würde ihm doch Gott nicht als Sünde anrechnen. Ob er denn warten sollte, daß sein leiblich Kind lebendig herunterstürzen und elendiglich seinen Geist aufgeben sollte? So käme er doch schneller und ohne Schmerzen von der Welt. Und darauf fängt er wieder an zu jammern und sagt, er hätte das doch nicht um seinen Sohn verdient, er hätte ihn mit saurer Mühe aufgezogen und zu Kirchen und Schulen gehalten, und er wäre doch auch sonst so gottesfürchtig gewesen und hätte kein Kind betrübt und nicht einmal das Würmchen zertreten mögen. So wollte er doch lieber, daß er mit seiner Frau gestorben wäre, als daß er das Unglück erleben müsse, nun so verlassen zu sein im Alter und keinen Sohn zu haben, der ihm einmal die Augen zudrücke. Das ist dem Männlein zu Herzen gegangen, aber wie der Förster noch spricht, ist auf einmal das Männlein verschwunden. Da sieht nun der Vater die Spitze des Hübichensteins, steht unten und legt an auf seinen Sohn. Der ruft und bittet ihn, er möchte nur zuschießen; er fürchte sich nicht, wenn er nur gleich von der Welt käme. Der Förster denkt, er will losdrücken, da kommen mit einem Male tausend kleine Männ-

lein aus allen Hecken und Büschen hervorgesprungen. Die machen sich an ihn und werfen mit Tannenzapfen auf ihn und schneiden ihm Gesichter zu und schlagen ihn mit Heckbüscheln und Dornsträuchern um die Beine. Und wie er sich wehren will, wird's immer ärger und fangen kann er keinen, sie sind zu flink. Und mitten dazwischen steht das kleine Männlein mit dem eisgrauen Bart und treibt die andern an. Endlich sieht der Förster, daß er nichts ausrichten kann und muß umkehren nach Hause.

Wie er fort ist, da wird's auf einmal laut am Hübichenstein hinauf, und es kommen allenthalben am Gestein viel kleine Männlein herauf, alle auf eisernen Fahrten, die gehen von unten bis oben hin und Jeder hat ein messingnes Grubenlicht in der Hand, einige sind jung, andere alt und rauh von Haar wie ein Bär. Der Erste, der heraufkommt, ist ganz alt, mit eisgrauem Bart, der geht ihm bis an die Brust, in der Hand hat er ein silbernes Grubenlicht, das scheint wie die helle Sonne, und auf dem Haupte eine goldene Krone, und der hat den Andern befohlen und ist der König. Das ist der Gübich gewesen. Der spricht oben zum Förstersohn: „Wer hat Dich geheißen auf meinen Stein steigen? Eigentlich müßte ich Dich herunterstürzen lassen und einem Andern sollte es nicht so hingehen. Aber Dein Vater dauert mich, weil er ein braver Mann ist." Darauf bannt ihn der Gübich wieder los und sagt, er solle nur auf der Fahrt da hinuntersteigen. Dem Förstersohn brechen fast die Kniee. Da ruft der Gübich ein anderes Männlein heran, dem muß er sich auf die Schultern setzen, das trägt ihn ganz säuberlich hinunter, daß der Förstersohn sich wundern muß über die Kraft des Männleins. Wie sie unten angekommen sind und der Zwerg hat den Förstersohn abgesetzt, faßt ihn der Gübich bei der Hand und führt ihn in sein Schloß unter dem Hübichenstein. Da kommen sie in ein Zimmer, darin blitzen die Wände von Stuferz, die Decke ist von einem Stück Schwerspath weiß wie Schnee, und von der Decke hängt ein großer Kronleuchter herab, ganz von Krystallen und Edelgestein, größer als im Goslarschen Zehnten, und der Fußboden ist mit grünen Tannenzweigen überstreut und die Paneele glänzen nur so vor Gold und Edelgestein. Und mitten in der Stube steht ein Tisch von Glaskopf und ein silberner Stuhl davor. Darauf setzt sich nun der Zwergkönig, sagt zu dem Förstersohn, er solle sich auch setzen und schlägt mit dem silbernen Schlägel gegen den Tisch von Glaskopf. Der giebt einen Ton von sich, so köstlich, wie man's in der Welt nicht hört. Da kommen tausend kleine Frauenbilder herein, die tragen Erdbeeren und Himbeeren auf, und der Gübich sagt zu dem Förstersohn, er solle davon nehmen. Also sprechen sie zusammen, und die andern Frauenbilder und Männlein machen Musik dazu. Wie die Mahlzeit zu Ende ist, schlägt der Gübich wieder mit dem silbernen Fäustel an den Tisch von Glaskopf, und wie der köstliche Ton wieder erklingt, da tragen die kleinen Frauensbilder Krüge herein von lauterm Silber; und der Gübich sagt zu dem Förstersohn, er solle Bescheid thun. Der sagt: „Glück auf!" und thut seinen Zug. Aber so Herrliches hat er im Leben nicht getrunken. Wie nun der Förstersohn sich so erquickt hat, führt ihn der Gübich in eine andere Stube. Da steht eine große Braupfanne voll lauter Wildemännergulden, blitzblank, als wenn sie erst aus der Münze gekommen wären.

Der Gübich sagt, das wäre sein Reichthum, den müßten ihm seine

Unterthanen verschaffen, und er hätte ja schon manchem Armen davon Gutes gethan und wäre nicht der Menschen Feind. Aber in Frieden müsse man ihn lassen; und dergleichen hat er ihm noch viel gesagt. „Willst Du mir nun einen Gefallen thun", sagt er, „so soll's Dich nicht gereuen. Nämlich so lange wie der große Gübichenstein (sonst hat man ihn den Hübichenstein geheißen) der große bleibt, habe ich mein Recht daran und darf auch auf der Erde walten gehen (d. h. umgehen), wenn aber der große Gübichenstein zum kleinen wird, so kostet's mich die Krone und dann darf ich blos unter der Erde herrschen. Da schießen nun immer die Leute nach Krimmern und Falken oben auf dem Gübichenstein und das darf ich nicht leiden; denn trifft's den Stein, so bröckelt etwas ab. Wenn er, der Förstersohn, also dafür sorgen wolle, daß Keiner seinen Stein beschädige, so solle er zum reichen Manne werden und könne sich aus der Braupfanne nehmen so viel er wolle." Der Förstersohn verspricht's und giebt ihm die Hand darauf. Dann nimmt er sich aus der Braupfanne so viel er will, füllt alle Taschen und häuft auch seine Mütze voll. Wie das geschehen ist, führt ihn der Gübich in ein anderes Zimmer, da ist ein Bett von Moos recht artig bereitet. Der Gübich sagt, er will seinen Gast morgen zeitig wecken und er wünscht ihm gute Nacht. Der Förstersohn hat noch nicht lange geschlafen, da weckt's ihn auf, und wie er die Augen aufschlägt, graut der Morgen, und wie er sich besinnt ('s ist so kalt gewesen), liegt er unten am Hübichenstein und seine Mütze mit den Wildemännergulden liegt noch bei ihm und die Taschen sind gepfropft voll. Das hat er Alles der Obrigkeit erzählt und eine Kirche bauen lassen im Grund, wo vorher keine gewesen. Und die Obrigkeit hat ein Gesetz ausgehen lassen, daß Keiner auf den Hübichenstein steigen dürfe und Keiner da nach Krimmern schießen solle und nach Falken und Raben. Und so lange wie der große Hübichenstein ist unversehrt gewesen, hat der Gübich da sein Wesen gehabt und viel Gutes gethan und manchen Bösen gestraft und es hat ihn auch Mancher gesehen. Aber im dreißigjährigen Kriege da haben die Kaiserlichen die Spitze des großen Hübichenstein aus Muthwillen mit Karthaunen heruntergeschossen und von der Zeit an hat kein Mensch den Gübich mehr gesehen.

608) Der Bielstein. [1])

Ein junger Bauerbursch hatte sich bei Lautenthal verloren und konnte sich nicht wiederfinden. Nach vielem Bergauf- und Bergabklettern kommt er dahin, wo der Bach herunterfließt, er wird die Laute genannt, da wo die hohen Felsen stehen. Immer weiß er noch nicht, wo er ist; es wird schon finster und die Vögel haben auch die Köpfe schon unter die Flügel gesteckt und fangen an zu schlafen. Da hört er mit einem Male eine Rabenstimme, die krächzte ganz gefährlich. Er wendet sich um und sieht einen großen, großen Raben, der hat ein goldenes Halsband und auf dem Rücken ein allerliebstes Mädchen. Das Mädchen steigt von dem Raben ab, der Bergbursche hin nach ihm und das niedliche Kind kommt auf ihn zu und reicht ihm die Hand und spricht, er solle mit ihm gehen. Natürlich er thut es und geht mit. Es führt ihn an den Felsen, zieht ein Stöckchen aus dem

[1]) S. A. Cy, Harzmärchenbuch. Stade 1862 in 8°. S. 35.

Busen und klopft dreimal an den Stein, da thut sich der Felsen auf und sie gehen mit einander hinein. „Ach, mein Lieber", sagte das Mädchen, „willst Du mir einen Gefallen thun und mich unglückliches Geschöpf erlösen? Ich bin von einer bösen Hexe verwünscht und kann nur alle hundert Jahre einmal drei Tage Mensch werden. Jetzt ist schon der zweite Tag vorbei, morgen ist der letzte, dann muß ich wieder hier in diesem dunkeln Felsen sitzen und hundert Jahre warten, ehe ich wieder Mensch werde, wenn mich Keiner bis morgen erlöst." — „Ja", sagte der Bergbursch, „womit kann ich Dich denn erlösen?" — „Ach", spricht sie ganz traurig und betrübt, „komm morgen mit drei weißen Rosen hierher, die Höhle wird offen sein; Du mußt Dich aber nicht fürchten, auch bei Leibe nicht sprechen. Dann machst Du ein Feuer hier auf dieser Stelle an, das Holz mußt Du mit hereinbringen, und wirfst die drei Rosen in's Feuer, daß sie verbrennen, dann bin ich erlöst und Du wirst reich und glücklich." Der Bergbursche verspricht ihr, er will Alles thun. Nun stehen da große Truhen voll Gold und schöner Edelsteine. „Hier", sagt sie, „nimm Dir einstweilen so viel Du willst, damit Du siehst, ich meine es treu, und Du bist gewiß auch treu und hältst Wort." Er schwört sogar, daß er Wort halten will; darauf steckt er sich die Taschen voll Gold und Edelsteine, dann bringt ihn das Mädchen auf den rechten Weg, daß er sich nach Haus finden kann. Er ist gar nicht weit von Lautenthal gewesen und weiß nun gleich Bescheid. Des andern Morgens läuft er in ganz Lautenthal herum und kann erst keine einzige, viel weniger drei weiße Rosen kriegen, denn es ist Winter gewesen, wo man keine weißen Rosen hat. Endlich kriegt er doch noch seinen Willen und freut sich wie ein König, daß er noch drei weiße Rosen kriegt; es ist schon Dämmerung gewesen und die höchste Zeit. Nun läuft er gleich hin nach dem Felsen, jetzt nennt man's den Bielstein, der ist offen. Er sucht sich erst einen Arm voll Aeste; Stahl, Stein und Schwamm und Schwefelstücken hat er auch mit und geht in die Höhle. Es ist noch Alles wie gestern, nur das hübsche Mädchen ist nicht da. Er legt nun das Holz zurecht und macht Feuer. Wie er aber den Schwefelstock anstecken will, so kommt ein furchtbarer großer Kerl und giebt ihm eine Ohrfeige, daß ihm die Gedanken vergehen und er besinnungslos zur Erde fällt. Wie lange er dagelegen hat, das weiß er nicht, endlich macht er sich auf und kriecht heraus und nach Hause. Von der Zeit an hat er nur alle Tage ein Paar Worte sprechen können, sonst ist er stumm gewesen. Da hat er denn nach und nach die Geschichte erzählt. Zu arbeiten hat er nicht gebraucht, denn er hat von dem Geschenk doch genug zu leben gehabt. Alt ist er aber nicht geworden, und von dem hübschen Mädchen hat Keiner wieder was gehört. Sie sitzt wahrscheinlich noch im Bielstein.

609) Die Sage von dem Schacht, genannt die Hoffnung, bei Goslar. [1])

Vor dreihundert Jahren befanden sich die Grafen Stolberg-Wernigerode im Besitz mehrerer Erzgruben auf dem Harz. Von einer derselben, die Hoffnung genannt, giebt es folgende Volkssage.

Ganz nahe bei Goslar wohnte ein armer Bergmann, Hans Bunkert

[1]) Romantisch behandelt von Fischer, Burgvesten der Preuß. Monarchie. Bd. II. S. 315 ꝛc.

genannt, der nahm einst am 23. December des Jahres 1522 seine Axt und wollte während eines schauerlichen Schneegestöbers noch sein Haus verlassen, während sein hochschwangeres Weib bereits im Schlafe zu liegen schien. Allein dieselbe bemerkte sein Weggehen dennoch und fragte ihn, wo er hin wolle, er aber sagte, er wolle nur in den nahen Wald gehen, um einen Christbaum für die Kinder zu fällen. Zwar redete sie ihm ab fortzugehen und sie in ihren Umständen so allein zu lassen, allein er ließ sich nicht halten und ging hinaus in den finstern Wald und suchte sich unter den dort stehenden Tannenbäumen ein schlankes Stämmchen aus, das er mit einem Hiebe seiner Axt fällte. Allein kaum lag das Bäumchen vor ihm, da stand auch ein hoher Jägersmann hinter ihm und fragte ihn mit ernstem Tone, was er da mache. Der arme Bergmann jedoch entschuldigte sich mit seiner Armuth, wie er keinen Pfennig habe, um sich ein Christbäumchen zu kaufen und doch am heiligen Weihnachtsabend seinen Kindern, denen er weiter nichts bieten könne, wenigstens einen Lichterbaum habe anzünden wollen und dadurch zu diesem Eingriff in fremdes Eigenthum verleitet worden sei. Der Jäger fragte ihn nun nach seinen übrigen Verhältnissen aus und als er erfuhr, daß er bald Kindtaufen halten werde, da ließ er sich erbitten, schenkte ihm das Bäumchen und sagte, wenn seine Frau ein Mädchen zur Welt bringen werde, so solle er sie Maria nennen, er selbst wolle zum Taufessen kommen und das Nöthige mitbringen. Damit schenkte er ihm noch einen Albertsthaler, um seinen übrigen Kindern Spielsachen zu kaufen und führte ihn selbst nach seinem Hause zurück. Dort angekommen hörte er die Stimme eines neugeborenen Kindes, denn seine Frau war während seiner Abwesenheit von einem kleinen Mädchen entbunden worden. Am dritten Tage des Weihnachtsfestes war die Taufe und die Pathen saßen mit der Bergmannsfamilie bei dem sehr kärglich bestellten Gevatteressen, da öffnete sich plötzlich die Thür und herein trat der fremde Jäger und hinter ihm sein Bursche, der einen schweren, mit Wein und guten Speisen gefüllten Korb trug. Der Jäger trat hin zu der Wöchnerin, wünschte ihr Glück und bat, sie möge ihm doch ihr kleines Mädchen zeigen. Dies that sie auch, der Jäger nahm das Kindchen auf den Arm, küßte und segnete es und hing ihm eine goldene Schaumünze um mit halbverwischtem Gepräge und sagte: „Verwahret dieses Kleinod wohl, denn von ihm hängt Euer und des Kindes Glück ab.“ Sprach's, legte die Kleine wieder in der Mutter Schooß, drückte dem Vater und allen anwesenden Bergleuten die Hand und schied in finsterer Sturmnacht von dannen. Nicht lange darauf pochte es an die Hausthür und als der Bergmann öffnete, stand eine vor Frost und Ermüdung ganz in sich zusammengesunkene Zigeunerin vor derselben, welche flehentlich bat, sie für diese Nacht in einer warmen Stube sich ausruhen zu lassen. Vater Bunkert, dem heute so viel Günstiges begegnet war, gewährte ihr auch ihre Bitte und rief sie herein, labte sie auch mit Speise und Trank und bereitete ihr dann ein weiches Lager am warmen Ofen. Am andern Morgen, als sie Abschied nahm, ließ sie sich die Hände des Bergmanns und seiner Gattin zeigen, um wenigstens durch ein prophetisches Wort ihren Dank zu bezeigen. Sie betrachtete dieselben genau und sprach: „Das Glück ist bei Euch eingekehrt, doch trauet ihm nicht, sondern haltet an Gott, so wird Euer Ende sanft sein und ein Grab Euch in der nämlichen Stunde bergen.“ Jetzt forderte sie auch

die kleine Maria, besah dieselbe lange und sagte: „Schön wie ein Engel wird sie werden, nur wahret sie vor der Liebe, sonst ist sie für Euch verloren!“

Der Zigeunerin Prophezeiung traf ein; Hans Bunkert machte gute Geschäfte und wo er einschlug, gab es gute Ausbeute; zwar nicht reich, aber wohlhabend verlebte er nebst seiner fleißigen Hausfrau zufriedene Tage, seine ärmliche Hütte war zu einem freundlichen Häuschen umgebaut worden und es fehlte der Familie nichts zu einem bescheidenen Auskommen. So verflossen funfzehn Jahre, weder der Jäger noch die Zigeunerin hatten sich wieder sehen lassen, wohl waren die Kinder groß geworden und die älteste Tochter sollte das väterliche Haus verlassen, denn sie war eben mit einem schmucken Bergknappen getraut worden. Noch saßen Eltern, Brautleute und Hochzeitsgäste beim Hochzeitsschmause, während draußen um das Haus Schneesturm und Unwetter brausten. Da pochte es an die Thüre und als dieselbe geöffnet ward, da trat ein schöner junger Jägersmann herein und bat, man möge ihm erlauben ein Stündlein hier zu rasten, um dem schlimmen Wetter draußen zu entgehen. Gern ward ihm seine Bitte gewährt, er setzte sich neben der zu einer bildschönen Jungfrau aufgeschossenen Maria auf eine Bank und schaute sie so innig mit seinen großen blauen Augen an, daß dem Mädchen ganz wunderlich ums Herz ward. Unterdessen legte sich der Sturm, der Mond ging auf und schon schlug die alte Wanduhr Eins, da stand der Jäger auf, dankte den Eltern für Herberge und Bewirthung, hing der Braut ein elfenbeinernes, mit Silber eingefaßtes Kreuz zum Andenken um den Hals und nahm Abschied, während Maria ihm das Geleite gab.

Von diesem Augenblick an konnte das Mädchen das Bild des Jägers nicht wieder aus ihrem Herzen los werden, sie mußte jede Minute an ihn denken. Da trug es sich einst zu, daß sie spät am Abend von ihrer verheiratheten Schwester nach Hause zurückkehrte. Auf einmal stand der junge Jägersmann vor ihr, ergriff sie bei der Hand und fragte sie, ob sie noch manchmal an ihn denke. Das junge Mädchen erröthete zwar vor Ueberraschung, allein bald ward sie gesprächiger, erzählte ihm von ihren häuslichen Verhältnissen und beim Abschied erwiederte sie seinen Händedruck. Der Winterschnee war geschmolzen und die Schneeglöckchen blüheten schon, als eines Tages Maria ihrem Vater und Brüdern das Mittagsessen in den Schacht tragen wollte. Da trat ihr im Birkenhain, den sie deshalb durchschreiten mußte, der Jäger in den Weg, fragte sie, wohin sie wolle und bat sie, heute den Weg nicht zu gehen, sondern ihm die Besorgung des Korbes zu überlassen, er müsse einmal in den Schacht und könne schneller gehen als sie. Zwar wollte das Mädchen erst nicht einwilligen, allein der Jäger wußte sie zu überreden und so verbrachte sie längere Zeit mit ihm in freundlichem Kosen, bis er sagte, er müsse fort. Sie kehrte nach Hause zurück, allein noch war sie nicht lange daselbst wieder angekommen, als ihr Vater und ihre Brüder ängstlich ins Haus gestürzt kamen und nach ihr fragten. Verwundert fragte sie, warum sie so um sie besorgt gewesen seien, da hörte sie, daß drei Bergmannsfrauen, mit denen sie gewöhnlich einzufahren pflegte, eben ums Leben gekommen seien, die morsche Fahrt sei zerbrochen und sie alle seien auf der Stelle todt geblieben. Ob sie nun wohl nicht gesehen worden sei, habe der Korb mit dem Essen bei ihnen gestanden und sie hätten daher geglaubt, sie müsse sich auf irgend eine Weise entweder gerettet haben oder noch

im Schachte sein, und deswegen seien sie heraufgekommen, um selbst nach ihr zu sehen.

Maria bat ihren Vater, nicht weiter mit Fragen in sie zu dringen, sondern damit zufrieden zu sein, daß sie gerettet sei, und in demselben Augenblicke pochte es an's Fenster und draußen stand die Zigeunerin, die ihr einst kurz nach ihrer Geburt ihre Zukunft prophezeit hatte. Sie ward von der Bergmannsfamilie gut aufgenommen, ließ sich die Hand des Mädchens zeigen und sprach: „Meine Tochter, willst Du bei Deinen Eltern und in der frischen Jugendwelt bleiben und Dich der Sonne und des Mondes freuen, dann meide den Jäger!“ Mit diesen Worten verschwand sie.

Die Eltern glaubten nun, dieser bösen Prophezeiung nicht anders die Spitze abbrechen zu können, als wenn sie ihre Tochter anderweitig verheiratheten. Dazu bot sich auch bald Gelegenheit, denn der Sohn des Obersteigers in dem Bergwerke, wo Hans Bunkert arbeitete, hatte schon lange um sie gefreit und diesem bewilligten sie ihre Hand. Maria liebte zwar den jungen Mann nicht, allein sie wagte doch sich ihren Eltern nicht zu widersetzen und so ward die Verlobung mit demselben festgesetzt. Am Abend vor dem dazu bestimmten Tage saß sie mit ihrem Zukünftigen im Garten hinter dem Hause in einer Fliederlaube, da stand auf einmal der Jäger zwischen ihnen und sprach mit fester Stimme: „Freund, sucht unter den Jungfrauen der Stadt eine andere Braut, diese ist nicht für Euch.“ Und wie unter einem geheimen Bann stehend vermochte der junge Mann nicht sich zu widersetzen, er verließ den Garten, allein dafür kam ihre Mutter herbei, fragte den Jäger, was er hier zu suchen habe und hieß ihn nicht mit den freundlichsten Worten gehen, was er auch sofort that.

Am Morgen darauf saß Maria voller tiefer Gedanken in ihrer Kammer. Da stand plötzlich der Jäger vor ihr, fragte, was ihr fehle und ob sie ihn noch liebe und seine Frau werden wolle, sie müsse aber mit ihm weit, weit fortziehen. Maria weigerte sich zwar lange, aber endlich ließ sie sich doch überreden und versprach ihm zu folgen, wohin es auch sei. Da bat sie der Jäger um die goldene Kette sammt der Schaumünze um ihrem Halse als Unterpfand ihrer Treue und Liebe. Auch dieses theure Andenken konnte sie ihm nicht abschlagen, allein kaum hatte sie es hingegeben und ihr der Jäger zum Dank einen Kuß auf ihre Lippen gedrückt, als sie auf einmal entschlummerte und beim Erwachen sich nicht mehr in ihrer Kammer, sondern in einer schönen Grotte erblickte, auf weichem Mooslager, an ihrer Seite aber einen engelschönen Jüngling, nicht mehr ein Jäger, nunmehr der König der Erdgeister. Zwar schauderte sie anfangs vor solcher Vermählung, doch die Liebe zog sie wieder hin zu ihrem Gatten, sie schmiegte sich an ihn, um auf ewig die Seinige zu bleiben.

Als am andern Morgen Maria nicht zum Frühgebete herunter zu ihren Eltern kam und diese hierauf in ihre Schlafkammer eilten, um sie zu holen, fanden sie ihr Bett unberührt und die Stube leer, auf dem Kopfkissen ihres Lagers lag aber von Myrthen und Rosenknospen umkränzt eine zerknickte Lilie. Die armen Eltern ahnten den Zusammenhang und betrauerten sie manches Jahr; während dem hatte ihr älterer Bruder Gotthold sich verheirathet und nur ihr jüngster Bruder Joseph war noch zu Hause. Der hatte aber die verlorene Schwester nicht vergessen können und dachte immer und immer an

sie. So saß er einst nebst Vater und Mutter beim Mittagsbrod in der Grube und sprach: „Ach, meine gute Maria, wo magst Du umherirren und Jammer und Elend ertragen?“ — „Vertraue Gott!“ mahnte scheltend der Vater, „Mariens und unser Schicksal liegt in seiner Hand!“ und damit falteten Alle die Hände und beteten für das verlorene Kind. Kaum hatten sie aber Amen gesprochen, da rollte über ihnen Donnerkrachen, Gesteinmassen stürzten herab und verschütteten die Grube; Joseph meinte zwar, es sei noch möglich sich durchzuhauen und legte auch bereits Hand an, allein immer mehr verdichtete sich die Luft und jammernd sanken Vater, Mutter und Sohn zu Boden. Jetzt erschien wie einst am Kindtauffeste der Jäger, eine Fackel in der Hand und sprach: „Retten kann ich Euch nicht, aber erlösen vom qualvollen Tode“, damit berührte er sie und sie versanken in ewigen Schlaf. Der Berggeist aber, dessen Wohnung neben dem Schachte zur Hoffnung war und der in den Felsen eine Krystallspalte angebracht hatte, durch welche Maria täglich ungesehen ihre Verwandten erblicken konnte, hatte den Zusammensturz des Gesteins wohl bemerkt, aber nicht verhindern können, er rief also seine Gemahlin, nahm sie bei der Hand und führte sie hin zu den Schlummernden, die Felsenblöcke bildeten auf sein Geheiß ein Gewölbe über ihnen, und hier schliefen sie von einer glänzenden Flamme beleuchtet den Todesschlaf.

Mehrere Jahre waren seit diesem Vorfall verflossen, da beschloß man zu Goslar, die Grube wieder gangbar zu machen und wo möglich die Verschütteten wieder aufzufinden. So zog denn am 26. Juni des Jahres 1563 ein langer Zug Bergleute zu diesem Zwecke dahin, an ihrer Spitze Gotthold Bunkert, jetzt Obersteiger, und Johannes, sein jüngster Bruder, jetzt Pfarrer zu Elbingerode. Nach einer rührenden Rede, worin der Geistliche seiner hier ums Leben gekommenen Anverwandten gedachte, that der Obersteiger einen gewaltigen Schlag in das feste Gestein, hell tönte es wieder und ein blinkendes Licht strahlte ihm entgegen. Der Prediger aber trat, die Bibel in der Hand, hin zu der Hoffnung, aus welcher das Feuer erglänzte und sprach: „Wer Du auch sein magst, Geist oder Kobold, ich beschwöre Dich im Namen der heil. Dreieinigkeit, Dein Blendwerk zu lassen und die frommen Knappen nicht in ihrer Arbeit zu stören!“ Da dröhnten unter ihm die Felsenstücke, der ganze Berg schien sich zu bewegen, mit furchtbarem Geräusch rollte ein Granitblock vor ihnen hinab und die beiden Brüder sahen vor sich ein hellerleuchtetes Gewölbe auf Felsstücken ruhend und mit den lieblichsten Blumen geschmückt und drinnen lagen freundlich und lächelnd Hans Bunkert mit seiner Barbara und seinem Joseph, neben diesem Maria die holde Jungfrau, einen Kranz frischer Rosen im Haar, und in einer Vertiefung ein Jüngling in grünem Gewande, der ihnen ernst zurückwinkte. Da sanken Alle betend auf die Kniee, und als das Gebet vollendet war, da rollte es wie ferner Donner, ein Felsen stürzte herab, dicht vor den Erschrockenen und verschloß ihren Augen das geschmückte Flammengrab. Und als ein frevelnder Knappe das Eisen ansetzte und einen verwegenen Schlag auf den Granitblock that, wankte der Felsen und ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die schwüle Luft. Alles eilte hinauf, als aber der letzte Mann zu Tage war, da dröhnte die Erde und mit furchtbarem Gepraſſel stürzte die Hoffnung zusammen. So oft man später versuchte, die Grube zu befahren, stürzte bei Nacht wieder ein, was am Tage gearbeitet wurde. Seit zwei Jahrhunderten hat man den Versuch nicht mehr wiederholt.

610) Die drei Becher von Falkenstein. [1])

Nicht fern von dem Ausflusse der Selke aus dem schönen romantischen Thale, das sie vom bernburgischen Städchen Güntersberge bis zum preußischen, der Asseburg'schen Familie gehörenden Dorfe Meisdorf in tausend kleinen Krümmungen durchfließt, erhebt sich auf einem ihrer letzten und höchsten Berge bald am Ausgange des Thales das alte Schloß Falkenstein. Seine Erbauung geht bis auf die Mitte des eilften Jahrhunderts zurück, seine Besitzer waren früher die Grafen von Falkenstein, von denen Graf Hoyer, der zu Anfange des 13. Jahrhunderts lebte, großen Antheil an dem von Eicke von Repko verfaßten Sachsenspiegel hatte. Im Jahre 1332 kam das Schloß durch Erbschaft an das Domstift Halberstadt, allein im Jahre 1386 erkauften die Brüder Bernhard und Busso von der Asseburg es von demselben und wurden im Jahre 1449 förmlich mit demselben beliehen, worauf es denn bis heute in dem Besitze dieser Familie geblieben ist. Am Schlusse des 15. Jahrhunderts lebte nun hier auf diesem Schlosse ein gewisser Asche von der Asseburg mit seiner Hausfrau Anna aus dem alten längst erloschenen Geschlechte derer von Arnstein. Dieselben hatten acht Söhne und zwei Töchter mit einander gezeugt, die sie ganz gegen die Sitte der damaligen Zeit selbst erzogen und unterrichteten. Abends saßen sie im Kreise ihrer Kinder und verbrachten die lange Winterzeit mit Erzählung von Märchen und Sagen aus ihrer Familie und ihrem Vaterlande. So erzählte denn eines schönen Tages der Burgherr auch, es seien einst, als noch die Grafen von Falkenstein Besitzer der Burg gewesen, kleine Männchen und Frauen vor das Bett der in Kindesnöthen liegenden Burgherrin getreten und hätten selbiger ihre Hilfe in ihren Schmerzen angeboten, die letztere hätte jedoch solche abgelehnt, und er dafür die kleinen Leute mit schimmernden Steinchen beschenkt und selbige gebeten, in den Tiefen des Felsens, auf welchem das Schloß erbaut war, ihren Wohnsitz zu behalten.

Der Burgherr hing mit unerschütterlichem Glauben an der Wahrheit dieser Sage, seine Gemahlin aber spöttelte stets darüber, so oft derselbe auf sie zurückkam, und erklärte, sie werde nur dann dieselbe glauben, wenn ihr selbst ein solches kleines Wesen zu Gesichte gekommen sein würde. Dieser Wunsch sollte jedoch bald in Erfüllung gehen.

Einst lag sie schlaflos an der Seite ihres in festen Schlummer versunkenen Gemahls in ihrem hohen Schlafzimmer, da hörte sie auf einmal aus der Ecke des Zimmers wie unter den Dielen desselben ein sonderbares Geräusch, sie ward natürlich darüber aufmerksam, richtete sich im Bette auf, um zu sehen, was wohl daraus werden würde und war eben im Begriff ihren Gemahl zu wecken, der, trotzdem daß ein grimmiges Unwetter in den Lüften herrschte und der Sturm durch die Schornsteine brauste und der prasselnde Regen an die Fenster schlug, fest schlief, als sie an der gedachten Stelle plötzlich auch den Boden hell werden sah; dieser Lichtglanz nahm immer mehr zu und auf einmal sah sie überhaupt keinen Boden mehr, sondern nichts als ein blendendes Lichtmeer, aus dem erst ein ohngefähr einen Fuß hohes kleines Männchen, dann noch eins, hierauf ein drittes, viertes

[1]) S. Gerschalck Bd. II. S. 238 ꝛc. Thüringen und der Harz Bd. III. S. 57 ꝛc.

und so fort, bis es zwanzig waren, traten und dann mit einander dreimal im Kreise um die vier Wände des Zimmers zogen. Endlich trat der zuerst Eingetretene vor das Bett der in stummes Erstaunen versunkenen Rittersfrau und sprach also zu ihr: „Anna, komm, hilf meinem kreisenden Weibe, sonst stirbt es!“ und alle Uebrigen riefen: „Hilf, hilf!“ Der Burgherrin klopfte das Herz vor Angst und sie vermochte keinen Laut hervorzubringen. Da fragte das Männchen nochmals ängstlich flehend und die Hände ringend: „Anna, willst Du kommen?“ Und Anna antwortete zitternd: „Ja, ich komme!“ Da drehte sich der ganze Kreis der Männlein, die kleinen Hüte schwenkend, fröhlich herum und schlüpfte zur Oeffnung, wo sie hergekommen, wieder hinein, nur das erste derselben blieb zurück und sprach: „So folge mir, Anna!“ Anna erhob sich, warf, ohne ihren Gemahl aufgeweckt zu haben, einen Mantel über und folgte dem Männchen durch die helle Oeffnung, welche sich im Augenblick so erweiterte, daß sie hindurch konnte. Durch einen langen, gerade laufenden, zuweilen durch Stufen unterbrochenen, immer tiefer führenden Gang, der jedoch hell erleuchtet war, geleitete sie ihr Führer. Da kamen sie in ein großes Zimmer, wo ringsum die andern Männchen standen und sich tief bückten, als die Rittersfrau hindurchging, von da aber in ein zweites gleich großes Zimmer, wo eben so viele kleine Weiblein, alle weiß gekleidet, in einem Kreise standen und sich ebenfalls vor ihr verneigten. Nun gingen sie in ein drittes Zimmer, worin die Kreisende selbst lag, von klagenden Weibleins umgeben, die alle vor der Rittersfrau niederfielen und ihre Händchen flehend nach ihr emporhoben. Die kluge, erfahrene Anna trat nun zu der Kreisenden, half ihr so gut sie es vermochte, und noch war keine halbe Stunde verflossen, so hielt sie ein kleines feingebildetes Knäbchen, einem Wachsbilde gleich, der glücklichen Mutter hin. Da tanzten alle Weibchen vor Freude, man hörte eine leise liebliche Musik, die Männchen kamen tanzend und springend mit den kleinen Frauen und wirbelten sich einige Male schnell im Kreise herum. Ganz allein aber blieb jetzt die Rittersfrau bei der Wöchnerin zurück und jene sprach zu ihr: „Anna, Du hast mir geholfen und das Leben gerettet, dafür sei bedankt: zum Andenken an mich, die Du nie wiedersiehst, reiche ich Dir hier drei Becher;[1]) bewahre sie sorgfältig, denn wisse, von ihrer Dauer hängt die Dauer des Stammes der Aseburger ab, zerbrechen sie, so bricht auch er und verdorrt, darum hüte sie wie Deinen Augapfel. Lebe wohl!“

Mit diesen Worten reichte sie ihr zum Abschied die Hand und Anna ging, von Niemandem geleitet, mit ihren drei Bechern durch jene hell erleuchteten Zimmer und den langen Gang nach ihrem Schlafgemach zurück. Kaum hatte sie die Oeffnung in den Dielen passirt, so schloß sich der Fußboden wieder und nichts war mehr von dem Eingang in die Unterwelt zu sehen. Sie weckte hierauf ihren Gatten und theilte ihm das Geschehene mit, zeigte ihm auch die drei Becher, allein wenig erfreut waren Beide über das erhaltene Andenken, an dessen Dasein die Erhaltung und das Gedeihen ihres Stammes geknüpft war und womit ihnen eine Verpflichtung aufgebürdet war,

[1]) Nach einer andern Erzählung hätte sie jedoch auch noch drei goldene Kugeln hinzugefügt, die jedoch im Laufe der Zeit, noch ehe der dritte Becher zertrümmert war, verloren gingen.

die mit steter Angst und Verantwortung verknüpft war. Für den Unglauben an die Wahrheit der alten Sage fühlte sich die Burgherrin durch die auferlegte Bürde bestraft und die Sorge nagte an ihr, ihre Nachkommen möchten ihr dereinst Schuld geben, daß sie durch ihr frevelhaftes Zweifeln und die leichtsinnige Herausforderung der Zwerge über sie jene Gefahren heraufbeschworen habe, die eben nur durch die sorgsamste Aufbewahrung jener zerbrechlichen Gefäße verhütet werden könnten. So sehr nun auch der bekümmerte Gatte sie aufzurichten und ihr diese Sorge auszureden suchte, umsonst, der Gram verzehrte sie und nach Jahresfrist bettete man sie in die Gruft der Ahnen der Asseburger und Falkensteine.

Die drei Becher wurden sorgfältig bewahrt, sie erbten sich fort und fort im Geschlechte der Asseburger durch zwei Jahrhunderte hindurch, denn fest hielt man den Glauben an ihre hohe Wichtigkeit und wachte mit ängstlicher Sorgfalt über ihre Erhaltung. Dennoch zertrümmerte einer davon. Es lebte nämlich in Wallhausen in Thüringen's goldner Aue eine Wittwe Asseburg, bei welcher die Becher eben verwahrt wurden. Da traf es sich, daß zwei ihrer Söhne sie besuchten. Es waren junge Burschen und Freunde lustiger Zechgelage und so geschah es, daß der ruhige Wittwensitz bald von lustigem Becherklang ertönte. Einst hatten die Brüder auch eine zahlreiche Gesellschaft von adligen Junkern aus der Nachbarschaft geladen und beim fröhlichen Mahle kam das Gespräch auch auf die drei Becher und einer der Asseburger mußte wohl oder übel seinen Gästen die Geschichte derselben mittheilen. Wie es zu geschehen pflegt, fanden sich Gläubige und Ungläubige unter den Anwesenden und sehr bald verlangte einer der ersteren die Becher, welche, wie sich aus der Erzählung einer der Brüder ergeben hatte, hier verwahrt wurden, zu sehen. Zwar versicherten diese, daß dies nicht angehen werde, da ihre Mutter in diesem Punkte sehr streng sei und sie ihnen selbst noch nicht einmal gezeigt habe, allein die vom Wein aufgeregten Junker ließen sich nicht begütigen, sie bestanden darauf, zu der Hausfrau selbst geführt zu werden und sie selbst um die Gewährung ihres Wunsches zu bitten. Was konnten die hart bedrängten Brüder thun? sie mußten den Bitten ihrer Gäste nachgeben und sie in das Zimmer ihrer Mutter führen, wo der wilde Schwarm dann selbst sein Anliegen vortrug. Zwar schlug diese anfangs dasselbe rund ab, allein die brausende Jugend ließ nicht ab mit Bitten und Quälen. Nur sehen, nur aus der Ferne betrachten wollten sie die Becher, nicht sie berühren noch betasten. Endlich ließ sich die Edelfrau, welche dem lästigen Bitten ein Ende machen wollte, bestimmen, soweit nachzugeben, daß sie den Schrein, worin die Becher verwahrt wurden, öffnen zu wollen versprach, wenn sie sich ihrerseits verpflichten würden, zwei Schritte davon ruhig stehen zu bleiben und sich in dieser Entfernung die Becher anzusehen. Versprochen war dies leicht, aber nicht ebenso gehalten. Kaum war nämlich der Schrein geöffnet, als Alle darauf zustürzten und sich im Nu der kostbaren Gläser bemächtigten. Die Mutter schrie laut auf, bat und flehte, sie möchten doch ihr Wort halten, es sei dies gegen die Abrede, nichts half; einer der muntern Gesellen gab ihr zur Antwort, sie hätten sich einmal vorgenommen, das Wohl der Familie Asseburg aus diesen Schicksalsbechern zu trinken und dies müsse unbedingt geschehen. Damit eilten sie wieder in den Speisesaal und nahmen die Becher mit, wo sie sie mit dem besten Weine,

den sie hatten, füllten, und bald machten dieselben die Runde unter den fröhlichen Zechern. So tranken sie denn nicht blos die Gesundheit der Asseburger aus ihnen, sondern ein jeder Einzelne mußte aus ihnen hoch leben. Immer trauriger erklangen die Hoch's und der Becher Klang und so ging es denn fort, bis fast Keiner mehr recht seiner Sinne mächtig war. Da dachten sie denn endlich an die Heimkehr und einer der fremden Gäste ergriff im Rausche den einen der Becher und forderte einen andern derselben auf, ihm in dem andern Bescheid zu thun und noch einmal auf der Asseburger Wohl zu trinken. So erfaßten denn Beide die gefüllten Becher und stießen herzhaft damit zusammen, allein o Weh! einer derselben zerbrach bei dem heftigen Anprall und die Scherben fielen klirrend zu Boden. Da kamen die Trunkenen plötzlich wieder zu Sinnen, bestürzt standen die Thäter da und schauten bekümmert auf die Scherben nieder; zwar suchten sie dem Ereigniß die heitere Seite abzugewinnen und über das angeblich mit der Dauer der Becher verknüpfte Verhängniß der Asseburgischen Familie zu scherzen, vergebens versicherte einer der Brüder selbst, er glaube nicht an die Geschichte und für ihn sei der Verlust des einen Bechers nur darum schmerzlich, weil er wisse, wie tief derselbe seine Mutter kränken werde, die mit festem Glauben an der ihnen beigelegten Wirkung hänge. Das Geschehene konnte jedoch nicht wieder ungeschehen gemacht werden, still entfernten sich die schnell zur Besinnung gekommenen Zecher und den Brüdern blieb nichts übrig, als ihrer Mutter die traurige Begebenheit zu berichten und ihr die zwei noch geretteten Becher zurückzugeben. Aber nicht grundlos war ihre Besorgniß gewesen, daß der Verlust die alte Frau schwer erschüttern werde, sie erkrankte augenblicklich und erst nach Verlauf von acht Tagen vermochte sie sich wenigstens einigermaßen von dem gehabten Schreck zu erholen. Jetzt wollten die Söhne Abschied nehmen, allein ihre Mutter wollte sie nicht von sich lassen, es war ihr, als solle sie sie niemals wiedersehen. Indeß es mußte geschieden sein, unter heißen Thränen reichte ihnen ihre Mütter den Abschiedskuß, allein nach wenig Stunden ereilte sie das Schicksal. Kaum eine Stunde von Wallhausen entfernt, wurden ihre Rosse durch einen auffliegenden Storch scheu, ergriffen die Flucht, rannten, trotz Zügel und Zaum, wie toll Berg auf Berg ab und stürzten endlich sammt dem Wagen in die Fluthen des hoch angeschwollenen Helmeflusses, der das Grab der Brüder Asseburg ward.

Seit dieser Begebenheit bewahrt die Familie Asseburg nur noch zwei jener Schicksalsbecher, um sie Zweiflern an der Wahrheit dieser Sage als schlagende Beweise dafür entgegen zu halten. Der eine befindet sich auf dem derselben Familie gehörigen Schlosse Hindenburg (oder Hinneburg) in Westfalen, der andere seit dem Beginn des zweiten Viertels dieses Jahrhunderts auf dem Schlosse Falkenstein, wo er aber nur einzelnen Auserwählten gezeigt wird.

611) Die Sage von der Tidianshöhle.[1])

Wenn der Wanderer vom Falkenstein hinab in das Thal der Selke steigt, so gähnt ihn am Fuße eines hohen Berges die Oeffnung einer Höhle

[1]) S. Gottschalck Bd. II. S. 247 ꝛc. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes Bd. I. S. 1 ꝛc.

an, die nach der Sage früher zugänglich gewesen, es aber jetzt nicht mehr ist. Man erzählt nämlich, es sei früher hier eine Goldgrube gewesen, die weit hinein in den Berg gegangen sei; darin habe eine kolossale Statue von gediegenem Golde gestanden, von der nach und nach durch Abschlagen große Stücke weggetragen worden seien. Umher habe Goldsand in Massen gelegen und ein Jeder habe sich nach Belieben davon nehmen können, da habe sich plötzlich das Innere der Höhle geschlossen und nur der Vorhof derselben sei geblieben, den hätten späterhin sogenannte schatzgrabende Venetianer um und um gewühlt, hätten aber nichts finden können. Daß die Höhle sich aber geschlossen, sei die Folge einer grausamen That gewesen, die einer der Falkensteiner Grafen begangen.

Es lebte nämlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts auf dem Schlosse ein Graf Hermann von Falkenstein, der hatte einen Hirten in seinem Dienst, Matthias genannt, der im Schlosse geboren und ein rechtschaffener treuer Bursche war. Einst weidete er die Kühe tief unten im Thale nahe bei der Tidianshöhle, hingestreckt lag er im Schatten einer uralten Eiche und rund um ihn her im Kreise hatte sich seine Heerde gelagert, mit Wiederkäuen beschäftigt. Da tönte auf einmal hoch vom Berge herab das Glöcklein der Schloßkapelle zur Feier des Tages des heil. Johannes. Matthias erhob sich bei diesem Rufe zur Andacht, sank auf die Kniee und betete zu Gott ein andächtiges Vaterunser. Als er geendigt und sein Haupt wieder bedeckt hatte, schlug eben die Uhr auf der Burg Zwölf und vor sich in geringer Entfernung sah er auf der Wiese eine purpurne Blume in prachtvoller Farbenpracht stehen, wie er deren noch nie gesehen zu haben sich erinnerte. Er konnte sich nicht enthalten, auf sie zuzueilen und sie zu brechen. Er steckte sie an seinen Hut und ahnete nicht, daß dies die wunderwirkende Blume sei, die jährlich nur einmal am Tage des heiligen Johannes Mittags um zwölf Uhr sich entfaltet und den guten Menschen, der sie in diesem Augenblick an sich bringt, beglückt. Matthias wollte zu seinem Ruheplatze unter der Eiche zurückkehren, da sah er vor sich an der Felsenwand des Thales die Oeffnung einer Höhle. Er stutzte, sah sich überall um, ob er sich noch auf der vorigen Stelle im Thale befinde, fand rings die alten bekannten Bäume, Felsen, Sträucher, Höhen und Plätze, Alles war bis auf die Höhlenöffnung noch so wie früher. Er glaubte seinen Sinnen nicht mehr trauen zu können, denn da, wo jetzt eine weite Oeffnung im Berge gähnte, war doch vorher nichts als kahles Felsgestein gewesen. Um sich von der Wahrheit dessen, was er sah, zu überzeugen, näherte er sich ihr nun nicht ohne einige Bangigkeit, was er in der Höhle erblicken werde. Jetzt stand er vor ihr und fühlte das sanfte Ausströmen einer erquickenden Frische, sah weit hinein vom Tageslicht erhellt die Bildung der Höhle und wie ihr Fußboden mit flimmerndem Sande bedeckt war. Aber hineinzutreten wagte er für's Erste nicht, denn des Grauens konnte er sich nicht erwehren, daß, wie die Höhle sich so wunderbar geöffnet, sie sich ebenso wunderbar wieder schließen könne. Endlich überwand jedoch die Neugier die Furcht, als ein Sonnenstrahl auf den flimmernden Sand fiel und diesen wie flüssiges Gold erscheinen ließ. „Ach wieviel Gold liegt hier!" rief Matthias voller Freuden aus, schritt hurtig vorwärts, hob eine Hand voll auf und eilte damit wieder ins Freie. Von der Sonne beschienen erschien der Sand wunderschön goldgelb und prüfend

wog er ihn und konnte seines Gewichtes wegen nicht zweifeln, daß es wirklich Goldsand sei. Dies machte ihm Muth, er ging zum zweiten Mal in die Höhle, nahm aber seinen Eßranzen mit, füllte denselben mit dem flimmernden Sande, trieb die Heerde früher heim als gewöhnlich und ließ sich kaum wenige Stunden zum Schlafen, dann machte er sich auf gen Magdeburg, um bei Zeiten wieder zu Hause sein zu können, und stand bald nach Sonnenaufgang schon vor dem Hause seines dort als Goldschmied lebenden Vetters. Derselbe war freilich ganz verwundert, so früh schon Besuch zu bekommen, allein wie spitzte er die Ohren, als er die Ursache des so frühen Kommens seines Vetters erfuhr. Derselbe zeigte ihm seinen Fund, zwar that der Goldschmied anfänglich, als habe sich der Hirt geirrt, und es sei dies ganz gewöhnlicher Sand, allein als derselbe sich nicht nur nicht von seiner Meinung abbringen lassen wollte, sondern im Gegentheil darauf bestand, noch einen andern Goldschmied fragen zu wollen, ob dies nicht wirklich Goldsand und was sein Fund wohl werth sei, da zog er andere Saiten auf und sagte: „in der Voraussetzung, daß der Sand wirklich Gold enthalte, wolle er ihn nehmen und gut bezahlen, er müsse aber versprechen, ihm noch mehr desgleichen zu bringen, damit das Schmelzen desselben sich der Mühe verlohne, was bei einer solchen Kleinigkeit, wie er ihm jetzt gebracht, nicht der Fall sei."

Matthias versprach's, strich das erhaltene Geld ein und kehrte freudig nach Falkenstein zurück. Doch er mißbrauchte sein Glück nicht, denn nur dann erst ging er wieder zur Goldgrube, den Ranzen zu füllen und nach Magdeburg zu tragen, wenn das erhaltene Geld verzehrt oder gut angelegt war. Und so setzte er ein ganzes Jahr lang, in den sichern Schleier des Geheimnisses gehüllt, seine einträglichen Gänge fort und sammelte nach und nach so viel an, daß er hoffen konnte, seinen Dienst aufzugeben, sich selbst ein kleines Besitzthum kaufen und seine Geliebte, die Tochter eines Bauers im nächstgelegenen Dorfe Meisdorf, ehelichen zu können.

Nun begab es sich, daß sein Herr, der Graf von Falkenstein, nach Magdeburg ritt, um zu seiner bevorstehenden Vermählung mit einem schönen Edelfräulein bei demselben Goldschmied, den der Hirt so reichlich mit Goldsand versah, Ringe und andere Kostbarkeiten zu kaufen. Wie erstaunte derselbe aber, als ihn der Goldschmied fragte, ob er gewöhnliches oder Tidianisches Gold haben wolle, denn ihm war wohl bekannt, daß in seinen Waldungen ein ganzer Strich den Namen des Tidians führe. Auf seine Frage, was das für Gold sei und wo er es herhabe, belehrte ihn der Goldschmied, daß das tidianische Gold vom Harze komme, das schönste und reinste sei, was man bis jetzt kenne, und daß sein Vetter ihm von Zeit zu Zeit solches bringe. Der Graf, durch diese Antwort noch neugieriger gemacht, sagte, er werde sich einige Tage in Magdeburg aufhalten, und wenn im Laufe derselben sein Goldlieferant wiederkomme, möge er es ihm doch sagen lassen. Wie gedacht, so geschehen; nach Verlauf weniger Tage erschien Matthias abermals bei dem Goldschmied und bot ihm Goldsand zum Kauf an. Derselbe ließ seines Versprechens eingedenk den Grafen holen und wie erstaunte dieser, als er seinen Kuhhirten vor sich stehen und diesen im Besitz solcher Reichthümer sah. Freilich war Letzterer nicht ebenso erfreut, allein was wollte er machen, er sah sich genöthigt, seinem Herrn Alles zu bekennen und

versprach ihm auch, wenn er nach dem Falkenstein zurückgekehrt sein werde, ihn zur Höhle mitnehmen und Alles zeigen zu wollen. Nach zwei Tagen waren Beide wieder auf der Burg und der Graf hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich von Matthias sofort zur Höhle führen zu lassen. Dieser trug noch immer die Wunderblume, deren geheime Kräfte er jedoch nicht kannte, auf seinem Hute. Durch die Kraft derselben geschah es denn auch, daß sich die Höhle sogleich für Beide öffnete. Sie traten ein, der Graf erstaunte beim Anblick des unermeßlichen Reichthums an Goldsand, hob als Zeichen der höchsten Verwunderung beide Arme gen Himmel, umarmte den armen Hirten und dankte ihm aufs Herzlichste, daß er ihn an seinem Geheimniß habe Theil nehmen lassen. Nun wurden die mitgebrachten Beutel gefüllt und auf die Burg geschafft. Täglich setzten sie nun ihre Gänge nach der unversiegbaren Goldgrube fort und so trieb es der Graf ein ganzes Jahr hindurch immer in Begleitung seines Hirten, den er mit den kräftigsten Versicherungen seines lebenslänglichen Dankes und seiner Freundschaft überhäufte. Da überkam ihn trotz seines täglich wachsenden Reichthums der Teufel der Habsucht, er meinte, wie schlimm es sei, daß er diese Schätze mit einem Zweiten theilen müsse, und so beschloß er denn in schnöder Undankbarkeit, sich denselben vom Halse zu schaffen. Alles menschlichen Gefühls baar ließ er den armen Hirten, als er den andern Tag wieder aufs Schloß kam, ergreifen, binden und des Augenlichtes berauben. Da schrie der Unglückliche im höchsten Schmerz und Zorn: „Verflucht seist Du und verdammt, Du undankbares Ungeheuer, verflucht und vermaledeit Deine Seele, daß sie nie zu Gott komme! Schließen wird sich die Höhle, die Dir Reichthümer gab, auf immer für Dich und Deine Nachkommenschaft und sich nicht eher wieder für einen Besitzer dieser Burg öffnen, als bis drei derselben als Krüppel auf derselben gelebt haben, nämlich ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder. Bis dahin aber werden Jahrhunderte vergehen und alle Deine Nachkommen werden Dich und Dein Andenken verfluchen, weil Du Deine Familie durch Deine Undankbarkeit um diese nie versiegende Quelle des Reichthums gebracht hast!" Mit diesen Worten sank der von heftiger Aufregung und Schmerzen gequälte Unglückliche zu Boden, richtete faltend die Hände gen Himmel, bat Gott, seinen Geist aufzunehmen und sank leblos zurück.

Alle standen stumm und betäubt, verließen lautlos das Gemach und berichteten dem Burgherrn die grausame Begebenheit. Allein derselbe verlachte höhnisch die Prophezeiung des Gemordeten und eilte den Burgberg hinab zur Höhle. Doch wie ward ihm, als er den tiefern Eingang in dieselbe mit Felsen fest verwachsen und von Goldsand keine Spur mehr sah. Betäubt kehrte er zur Burg zurück und versank von Stund an in düsteres Hinbrüten, welches nach einiger Zeit in Wahnsinn überging, so daß er wie ein wildes Thier gebunden werden mußte und sich so zu Tode raste.

Noch zur Stunde ist die Oeffnung der Tidianshöhle sichtbar, tiefer aber in dieselbe einzudringen unmöglich, denn obgleich bis jetzt ein lahmer und ein stummer Burgbesitzer gelebt haben, so fehlt es noch immer an dem dritten Gebrechlichen, dem Blinden, bis zu dessen Erscheinen mithin an eine Wiedereröffnung der Goldhöhle nicht zu denken ist.

612) Die Edelfrau von Scharzfeld. [1])

Noch heute sieht man die Ruinen des zwischen den beiden Städtchen Lauterberg und Herzberg auf einem der Vorberge des Harzes gelegenen Schlosses Scharzfeld, früher zum Herzogthum Braunschweig-Lüneburg gehörig. Im 11. Jahrhundert gehörte die Burg einem gewissen Ritter von der Helden [2]), dem der Kaiser Heinrich IV. die Aufsicht über die Bergwerke des Harzes übertragen hatte. Derselbe hatte eine sehr schöne Frau und als diese einst der genannte Kaiser, ein bekannter Frauenjäger, gesehen hatte, beschloß er, dieselbe solle sein werden. Er sandte also den Ritter mit angeblich wichtigen Aufträgen weit weg von seiner Burg und unterdessen stellte er häufig Jagden in der Umgegend derselben an. Einst wußte er es so einzurichten, daß er, als eben ein Gewitter herangekommen war, sich ganz in der Nähe derselben befand; er stellte sich, als wolle er hier vor dem Unwetter Schutz suchen, begab sich an das Burgthor und bat um Einlaß. Derselbe konnte ihm ebensowenig von der Schloßherrin verweigert werden, als seine weitere Bitte um ein Nachtquartier, da das Unwetter anhielt. Die Rittersfrau mußte sich mit ihrem Gast zur Tafel setzen und sei es durch Zureden oder Gewalt, es gelang dem Kaiser über ihre Tugend zu siegen und sie zur Untreue gegen ihren Gemahl zu bewegen. Bei diesem Besuche des Kaisers war aber ein Pfaffe aus dem nahen Kloster Pöhlde, ein ziemlich berühmter Schwarzkünstler, mit anwesend gewesen, der statt den Kaiser von seiner sündhaften That abzuhalten, das Feuer noch mehr geschürt hatte und nicht blos dem Kaiser durch seine Teufelskünste beigestanden, die Frau zu überreden, sondern den beiden Sündern nach geschehener That auch noch Absolution ertheilt hatte. Zwar hatte Niemand Lebendes in der Burg Wissenschaft von dem Vorgefallenen, allein doch schlief auch hier der Verräther nicht: es war dies der Burggeist. Lange hatte dieser schon sein Wesen auf der Burg getrieben, er spukte in der Küche, im Keller, besonders aber auf dem runden Thurme, der vor dem Schlosse stand. Man war aber hier seiner so gewohnt, da er Niemand neckte noch zwickte, daß man sein Gepolter und Geheul ohne Grausen anhörte, eben weil es zu oft kam, und so ließ man ihn ruhig seinen Unfug treiben. Er gehörte so zu sagen zu den Hausthieren und Inventarienstücken der Burg. Dieser Burggeist erhob nun aber nach vollbrachter That ein ungewöhnlich fürchterliches Geheul, tobte entsetzlich ob dieser Schandthat in der ganzen Burg herum und erschütterte sie in ihrer Grundveste. Gepoltert von den heftigsten Gewissensbissen irrte die Gefallene aus einem Winkel in den andern, das Hofgesinde schlug Kreuz auf Kreuz und erwartete mit klappernden Gliedern nichts Gutes. Doch nicht züchtigen wollte der Burggeist, nur aufbrechen und seinen alten Sitz verlassen. Er mochte nicht länger hier weilen, wo die Tugend und Unschuld vom Reichsoberhaupte selbst mit Füßen getreten worden war. Unter krachenden Donnerschlägen fuhr er im runden Thurme hinauf, hob die Bedachung desselben ab und stürzte sie in die Tiefe, schwebte über Scharzfeld und schrie es laut über die ganze Gegend aus, daß der Pfaffe mehr noch als der Kaiser an dieser Sünde schuldig sei, und verschwand. Seit der Zeit hat kein Dach mehr auf dem Thurme festsitzen

[1]) Nach Gerschalck Bd. I. S. 112 ꝛc. S. a. Hr. Pröhle, Harzsagen S. 195.
[2]) Nach Andern war es ein Graf von Lauterberg im Jahre 1080. S. Harrys Bd. II. S. 72.

wollen, so oft man es auch zu erneuern suchte, denn immer kam der Burggeist wieder und riß es ab. Der Pfaffe aber ging sein Lebelang verstört umher und machte nie mehr ein heiteres Gesicht.

Nach mehreren Tagen kehrte der betrogene Ehemann, der Ritter von der Helden, von seiner Reise zurück und fand sein Weib, welches ihn eigentlich zärtlich geliebt hatte und sich jetzt die bittersten Vorwürfe über das Geschehene machte, weinend und betrübt. Er fragte nach der Ursache und unter bitteren Thränen gestand sie ihm Alles. Voll Wuth und Zorn eilte er nach Goslar, um sich an dem Kaiser persönlich zu rächen. Heinrich mochte die Ursache dieses Besuchs ahnen und fand es daher für rathsam, ihn nicht vor sich zu lassen. Um aber auch für die Zukunft gegen seine Nachstellungen gesichert zu sein, fügte er den menschenfreundlichen Befehl hinzu, den Ritter auf eine gute Art aus dem Wege zu räumen. Hiervon erhielt derselbe jedoch Kunde; er verließ Goslar sogleich und rächte sich nur dadurch, daß er die Bergleute auf dem Harze zum Aufstand reizte und mit ihnen die Gegend verließ, wodurch auch die Bergwerke selbst in gänzlichen Verfall geriethen. Heinrich zog nun die Burg Scharzfeld mit Zubehör ein und belehnte einen gewissen Wittekind von Wolfenbüttel damit. Der genannte Burggeist soll aber auch späterhin noch auf der Burg zu sehen gewesen sein und fortgefahren haben, die Frauen der Burgherren zu bewachen. Ueberhaupt stand er mit letzteren in so gutem Einvernehmen, daß wenn diese aus waren und inzwischen sich im Schlosse der oder jener Unglücksfall ereignet hatte, er sich vor das Schloßthor hinstellte und so lange wartete, bis der Burgherr zurückkam, um ihm das Vorgefallene sofort zu berichten.

613) Die Zwerglöcher bei Scharzfeld.[1])

Im Gemeindeholze bei Scharzfeld, auf der sogenannten Sneie, ist die Zwerghöhle. Da haben die Querge gewohnt. Sie stahlen Kinder, die von den Arbeitsleuten auf dem nahen Felde in die Kiepe gesetzt waren, und setzten für die gestohlenen Kinder kleine Zwerge hinein. Wenn die Mütter nachher zu ihren Kiepen gingen, um zu sehen, was ihre Kinder machten, so erblickten sie statt ihrer Zwergkinder. Wenn dann die Mütter laut schrieen, so brachten die Zwerge die Kinder wieder und nahmen ihre Zwergkinder wieder mit fort. Aber nicht immer nahmen sie die Kinder blos so zum Scherz. Einmal kam ein alter Zwerg zu der Edelfrau auf dem Gute Scharzfeld und sagte, wenn sie das Räthsel nicht errathen könnte, was er ihr aufgeben wolle, so nähme er ihr Kind weg. Das Räthsel aber lautete so:

Heute brau ich, morgen back ich, übermorgen bin ich Edelkind;
Edelfrauen, ich weiß, daß ich Fidlesitchen heiß.

Das hat die Edelfrau nicht rathen können, da hat ihr der alte Zwerg ihr Kind weggenommen und einen kleinen Zwerg dafür untergeschoben. Da haben sie denn lange auf dem Gute eine kleinen Zwerg als Edelkind gehabt und das hat der alte Zwerg mit seinem Räthsel gemeint.

Die Zwerge von Scharzfeld gingen auch des Nachts auf die umliegenden Dörfer und holten Braten und Alles fort, was sie dort in den Häusern fanden. Am Liebsten gingen sie aber auf das Erbsenfeld des Guts-

[1]) Nach Pröhle, Harzsagen S. 193. S. a. Behrens, Herc. cur. S. 36. 62. 74. 75.

herrn und naschten zur Nachtzeit die Erbsen weg. Dabei hatten sie ihre Nebelkappen auf und dadurch wurden sie unsichtbar. Später aber nahmen die Leute einen langen Leigesiemen, d. h. eine Leine, womit die Pferde beim Pflügen gelenkt werden, zogen dieselbe über alle Grenzen der Felder hin und davon fielen ihnen die Nebelkappen vom Kopfe und sie wurden sichtbar. Darauf wurden sie tüchtig durchgeprügelt und dadurch sind sie scheu geworden und haben sich weggezogen bis auf einen, der da noch jetzt herumgeht.

In der Zwergköhle bei Scharzfeld sind in späterer Zeit viele Menschen gewesen, aber Keiner ist bis ans Ende gekommen. Hinten in der Höhle fließt ein Wasser, darüber liegt eine Brücke. Wer über diese Brücke kommt, der hat gewonnen und bekömmt viel Gold, Diamanten und dergleichen Schätze mehr, denn in diesem Wasser findet man das meiste Gold. Einst hat es auch ein Jäger versucht, an diese Stelle zu gehen, aber derselbe ist nicht wieder herausgekommen. Nachher hat man ihn mit seinem Hunde versteinert in der Mitte der Höhle gefunden. Nur Einer ist einmal über den Fluß gekommen, das ist ein Waldarbeiter aus Scharzfeld gewesen, der hat Gehr geheißen. Ihm hat der Böse einen Sack mit Steinen gegeben; wie er nun aus der Höhle war, da ist ihm der Sack zu schwer geworden, und als er nun sah, daß es Steine waren, die er in dem Sacke hatte, da warf er sie wieder vorne in die Höhle. Nur seine Taschen steckte er voll, wie er aber mit den paar Steinen zu Hause kam, war es lauter Gold. Schnell lief er wieder hin zur Höhle, allein die andern Steine hatte der Böse schon selbst wieder zu sich genommen.

614) Das Grundlos bei Osterhagen.[1])

Das Grundlos, das unweit Osterhagen nahe bei einem Walde liegt, war früher ein Garten, darin war die Eigenthümerin des nahen Hauses, da rief draußen eine Stimme: „Salz! Salz!“ Da ließ die Frau ihre Kiepe stehen, eilte hinaus und wollte Salz kaufen, es war aber Niemand da. Wie sie sich noch umsah, da kam auf einmal ihre Kiepe auf dem Wasser des Grundlos daher geschwommen, denn der Garten hatte sich in einen Erdfall verwandelt.

Man sagt in Osterhagen den Kindern, daß aus dem Grundlos die neugeborenen Knaben, aus dem Fischloch aber die Mädchen gezogen würden.

615) Römerstein und Nixi.[2])

Wie die Teufelsmauer am Nordrande des Harzes vom Teufel als Grenzscheide seines Reiches errichtet wurde, so an der Südseite der Römerstein. Von fruchtbaren Aeckern und Wiesen umgeben, auf einer Seite mit frischem Laubholze bekränzt, steigt der kegelförmige nackte Berg empor, auf dessen Rücken zackige Felsen wie Ruinen einer Burg sich erheben. Nach der Volkssage wohnten sonst hier gewaltige Riesen, drüben aber im blanken Alabaster des Sachsensteins gegenüber mächtige Zwerge mit ihrem Könige, und vor diesen kleinen Leuten hatten gleichwohl die mächtigen Riesen solche Furcht,

[1]) Nach Pröhle, Harzsagen S. 200. Eine andere Sage unter demselben Namen ist oben S. 295 ꝛc. mitgetheilt.

[2]) Nach Pröhle S. 202.

daß sie diese Felsburg aufthürmten, um vor dem Zwergkönige drüben sicher zu sein. Sein Haupthaar und Bart war weiß wie das Gestein hier umher, vom Scheitel aber war ihm eine helle Krystallkrone emporgeschossen. Einst durchschweifte ein Jüngling, Romar genannt, den Wald und fand unter einem Baume schlafend die Ruma, eine wunderschöne Jungfrau; ihre Herzen fanden sich, aber Beide erschracken, als sie entdeckten, daß er ein Hünenkind, sie die Tochter des Zwergkönigs war, daß sie also zwei sich gegenseitig feindselig gesinnten Mächten angehörten. Jedoch die Liebe verscheuchte jegliches Bedenken, jahrelang lebten Beide in glücklicher, aber heimlicher Ehe. Da überraschte sie einst bei ihrer Umarmung der Zwergkönig; zornentbrannt schleppte er seine Tochter in die tiefsten Berghöhlen, zerschmetterte sie an dem zackigen Felsen, den Jüngling aber packten zahllose Zwergschaaren und trieben ihn blutend von dannen. Die unglückliche Ruma, von boshaften Kobolden bewacht, versuchte auf jede Art ihre Rettung; sie verwandelte sich in eine Wassernixe und suchte als Quelle einen Ausgang, um an das Tageslicht und zu ihrem Gatten zu kommen, aber immer wieder drängte sie ihr grausamer Vater in die Erdtiefe zurück. Endlich nach vielen Jahren gelang es ihr als vollendeter Strom hervorzubrechen. Die Höhle, worin die trauernde Frau so lange eingekerkert geweint hatte, heißt der Garten des Weinens oder das Weingartenloch und in ihr bezeichnen tiefe Erdfälle und das schauerliche Rauschen unterirdischer Bäche den Weg der Nixe, bis an der Grenze des Gypsfelsens ein Strom hervorbricht, die Rume, zum Andenken der Verbannten so geheißen. Die Stelle, wo Romar die Nixe Ruma zuerst sah, heißt jetzt noch Nixei, und der Fels, auf welchem Romar einsam sein Leben vertrauern mußte, wurde Römerstein genannt. Doch nicht ganz und gar und immer mußten die beiden Gatten einander meiden. Denn der Zwergkönig war bei der Wiederkehr gewisser Zusammenstellungen der Gestirne von gänzlicher Ohnmacht gefesselt, und dann erschien plötzlich in dem alten Bette der Spiegel des Nixteiches in der Nähe des Römersteins, verschwand aber ebenso schnell mit der Rückkehr des Zwergkönigs.

616) Das Weingartenloch.[1])

Unweit Osterhagen und dem Forsthause Nixei liegt das Weingärtnerloch oder Weingartenloch. Einige sagen, es heiße so, weil einmal ein fremder Weingärtner, der hier nach Schätzen gesucht, darin umgekommen sei, Andere aber erzählen, hier habe früher ein Garten gestanden und die Eigenthümerin habe darin ihren Kindern Weintrauben gepflückt, sie sei aber, weil Besuch gekommen, in's Haus gerufen worden, und als sie zurückgekehrt, habe sie den Garten versunken gefunden und an seiner Stelle habe sich ein großes mit Wasser gefülltes Loch befunden.

Einst hat der Hirt von Osterhagen hinter einem Eichenbusch gelegen, da sind aus dem Weingartenloch zwei Männer gekommen, die haben sich auf einen Stein gesetzt und mit einander getrunken. Dabei haben sie ihm gewinkt, und er hat mit ihnen getrunken. Darauf hat er sich wieder hinter den Eichenbusch gelegt und ist eingeschlafen. Als er nach einiger Zeit aufwacht, liegt er in einer prachtvollen Kammer und in einem kostbaren Bette,

[1]) S. Prähle S. 203 ꝛc.

davor auf einem Stuhle hat auch Zeug gelegen, aber nicht seine Hirtenkleidung, sondern schmucke vornehme Gewänder. Er kleidet sich an, aber weil er nicht weiß, was das Alles zu bedeuten hat, so zieht er endlich auch einen Glockenzug, der dort hängt, und darauf erscheint eine Dienerin. Sie führt ihn von seiner Kammer hinunter und so wird er gewahr, daß er sich in einem großen Kaufmannshause befinde; da haben unten die beiden Männer, mit denen er getrunken, als Ladendiener hinter dem Kaufmannstische gesessen. Sie haben auch jetzt nichts gesagt, doch ist der Eine von ihnen mitgegangen und hat ihn in der Stadt umhergeführt, in der das Haus gelegen hat. So hat er ihn dreimal im ganzen Hause herumgeführt, da hat er endlich zu reden angefangen und den Hirten gefragt, ob er Lust hätte, nach seiner Heimath zurückzukehren. Als er darauf mit Ja geantwortet, hat der Kaufmannsdiener gesagt, er solle sich wünschen, was er aus dem großen Kaufmannshause mitnehmen wolle, ihm auch gerathen, er solle sich entweder einen goldenen Hirsch oder einen goldenen Hasen wünschen. Darauf hat der Hirt scherzend geantwortet, so wolle er sich einen goldenen Hasen wünschen, der könne doch wohl am Besten laufen. Darnach hat der Hirt sich wieder in das kostbare Bett legen müssen, und als er aufgewacht ist, hat er wieder hinter dem Eichenbusch am Weingarten gelegen. Auch hat er sein Hirtenzeug angehabt wie gewöhnlich, neben ihm aber hat ein goldener Hase gelegen. Ueberdies hat noch ein Stein neben ihm gelegen und von dem hat ihm der Kaufmannsdiener, ehe er sich wieder in das kostbare Bett gelegt hat, gesagt: Wenn er mit dem Steine vor das Weingartenloch käme, würde sich dieses vor ihm aufthun. Seine Kühe sind indeß verschwunden gewesen und als der Hirt nach Osterhagen zurückgekommen ist, hat er vernommen, daß die Leute ihr Vieh an jenem Tage in der ganzen Gegend haben zusammensuchen müssen. Für den goldnen Hasen hat dem Kuhhirten nachher ein Jude zweitausend Thaler ausgezahlt. Den Stein aber hat er später einmal auseinander geschlagen und die eine Hälfte davon einem treuen Kameraden gegeben und ihn aufgefordert, mit ihm in das Weingartenloch zu steigen. Als sie nun Beide darin gewesen, sind sie auseinander gekommen, und da hat sein Kamerad die Hälfte des Steins, die er in den Händen gehabt hat, weggeworfen und deshalb hat er sich nicht wieder zu ihm finden können. Der Kuhhirt aber, der die Hälfte des Steins in der Hand behalten hat, ist glücklich wieder ans Tageslicht gekommen und hat große Schätze an edlem Erz aus dem Weingartenloch getragen. [1])

Das Weingartenloch schließt die reichsten Schätze, ganze Berge von Gold und Silber in sich, aber es ist schwer hinein zu gelangen, weil der Durchgang so schmal und gefährlich ist; auch ist selten einer, der es versucht hat, wieder lebendig herausgekommen. Alte Leute wußten zu erzählen, wenn man nur muthig durch den ersten Eingang sich durchgewunden, so komme man alsbald an einen weiten Raum, wo der Teufel schon harre und die Ankommenden ganz freundlich in einen großen, von tausend Kerzen herrlich erleuchteten Saal führe. In der Mitte des Saales stehe ein Tisch, worauf ein großes Buch aufgeschlagen liege. Habe man nun eine Zeitlang dort geraſtet,

[1]) Eine Beschreibung dieser Höhle steht in der Neuen Sammlung merkwürdiger Geschichten von unterirdischen Schätzen. Breslau 1756. S. 254 ꝛc.

so werde man durch die prächtigsten Zimmer geführt, wo ganze Berge von Gold und Silber lägen. Wer sich dem Teufel verschreibe und zu dem Ende seinen Namen in das große Buch eintrage, der könne von den Schätzen so viel nehmen wie er wolle und ungefährdet wieder auf die Oberwelt zurückkehren. Eine Magd stieg hinab, aber weil ihr Geleuchte zu Ende ging, wußte sie den Ausgang nicht wiederzufinden und kam um. Einen Jäger fand man todt am Eingange der Höhle. [1])

617) Die Steinkirche. [2])

Im Fürstenthum Grubenhagen unweit Herzberg liegt das Dorf Scharzfeld. Ehedem war es eine rauhe felsige Gegend, steile Berge, auf deren Klippen die Götzenbilder des Krodo und der Ostera standen.

Einst kehrte ein frommer Klausner aus fremden Landen dort ein, um die Bewohner zum Glauben zu bekehren. Aber diese erkannten ihn nur als einen Lästerer ihrer Götter, wollten ihn umbringen und drangen mit tödtlichen Waffen auf ihn ein. Da erlosch plötzlich der flammende Osterbrand, düstere Nacht wurde es rings umher, nur das Haupt des Greises umleuchtete ein heiliger Schimmer. Darüber erschrack die wilde Schaar, zog sich zurück und berieth mit ihrem Herzoge, was des Fremdlings Loos sein solle. Einstimmig sprachen sie, daß er sterben müsse. Wie sie ihn im feierlichen Zuge zum Richtplatz führten, nahm der Greis dem Nächsten eine hölzerne Streitaxt aus den Händen und sprach: „So gewiß ich mit diesem Holz in den harten Felsen spalten und daraus eine Kirche zur Anbetung des wahren Gottes schaffen werde, so wahr ist das Wort, das ich Euch verkündet." Darauf hieb er mit der Axt nach dem Felsen, und siehe, der feste Stein löste sich wie weiche Erde. Da wurden die Bewohner ihres Irrwahns inne, fielen auf die Kniee vor dem Greise und gelobten, seinen Worten zu glauben. Dann führte der Greis sie an die Ocker hinab, weihete sie durch das Bad zu Gliedern seiner Kirche. Und immer mehr Gläubige sammelten sich aus allen Gegenden um ihn her, um die Lehren des frommen Bekehrers zu vernehmen.

Auf diese Art entstand an dem schroffen Felsenabhange das uralte Gewölbe der Steinkirche mit ihrer Kanzel und ihrem Weihkessel.

618) Die Gründung des Klosters Walkenried. [3])

Zu den am Meisten besuchten Theilen des Harzes gehört auch die Gegend, in welcher man noch heute die Ruinen des Klosters Walkenried erblickt. Sie befinden sich in einem Thale an der südlichen Seite des Harzes und eine Stunde von Ellrich entfernt und ihr Gemäuer überragt die fünfzig Häuser des Marktfleckens gleiches Namens. Gestiftet ward dasselbe von der Gräfin Adelheid von Klettenberg (im Jahre 1127), einer Tochter Ludwigs von Lohra, die auch in der dasigen Klosterkirche begraben liegt. Als Grund dieser frommen Stiftung wird angegeben, Adelheid habe als Mädchen einen ganz ab-

[1]) S. Harrys, Volkssagen aus Niedersachsen. Bd. II S. 79.
[2]) S. Harrys Bd. II. S. 77.
[3]) S. Thüringen und der Harz Bd. I. S. 44.

sonderlichen Widerwillen gegen das Heirathen gehabt und von Jedem, der um sie anhielt, verlangt, daß er dreimal die Ringmauer ihrer väterlichen Burg Lohra umreiten solle. Viele hätten einen Versuch gemacht, das Wagstück zu vollbringen, wären aber zerschmettert in die Tiefe gestürzt. Später habe sie darüber, daß sie die Ursache von dem Tode so vieler wackerer Männer geworden, die heftigsten Gewissensbisse empfunden und das Kloster Walkenried gestiftet, um Vergebung ihren Sünden zu erhalten.

619) Der geheimnißvolle Fuhrmann zu Walkenried.[1])

Das erste Kloster, welches Adelheid von Klettenberg gestiftet hatte, stand nicht auf der Stelle, wo die jetzigen Ruinen liegen, sondern eine Viertelstunde weiter gegen Mitternacht. Dasselbe war den durch zahlreiche Schenkungen schnell zu großem Reichthum gekommenen Mönchen bald zu klein, sie faßten also den Plan, ein neues schöneres zu bauen und begannen den Bau im Jahre 1207 etwas weiter südlich. Gleichwohl aber war ihnen der Bau doch etwas höher zu stehen gekommen, als sie gerechnet hatten, und so geschah es, daß sie sich auf einmal in Verlegenheit befanden. Da trug es sich zu, daß einst in den späten Abendstunden ein schwer mit Gold beladener, mit sieben Rossen bespannter Wagen angerollt kam, der vor dem Kloster halten blieb, aber der Fuhrmann war auf einmal verschwunden. Die Mönche erzählten nun, der Himmel habe einen Engel in irdischer Hülle herabgesendet, dem Kloster diese Hilfe zu bringen, Andere aber sagen, es sei ein reicher Bürger von Goslar mit einem von vier Pferden gezogenen Wagen voll Gold vor das Kloster gekommen, habe, um gar nichts mehr mit nach Hause zu nehmen, die Peitsche in den Sattel gesteckt und sei zu Fuß wieder heimgegangen.

620) Das eiserne Halsband in der Kirche zu Walkenried.[2])

Zwischen dem Abte Johann VII. und einem Ritter von Mitschefal entstand im Jahre 1481 eine große Streitigkeit wegen der Jagd. Der Ritter beschloß, sich an den Mönchen zu rächen und ließ deshalb ein eisernes Halsband mit einem verborgenen Schlosse verfertigen, in dessen innerer Seite Stacheln waren. Der Künstler, welcher es gefertigt hatte, hieß Heinrich Wintzingerode und hatte schon eins dergleichen zum Verderben eines Grafen von Mannsfeld gefertigt. Mitschefal lauerte nun im Klosterwalde und es währte auch nicht lange, so kam der Förster, ein conversus (Bekehrter), der nun von Mitschefal ergriffen und mit dem Halsbande geschmückt ward. Unter schrecklichen Qualen eilte der Unglückliche nach Walkenried. Die Mönche eilten auf sein Geschrei herzu und gaben sich alle Mühe, das Schloß zu lösen, aber vergeblich. Der Hals schwoll und da der Arme weder essen noch trinken konnte, blieb seinen Brüdern nichts weiter übrig, als ihn, nach langem Gebet in der Kirche, in die Klosterschmiede zu führen, ihn dort niederknieen und den Kopf auf den Ambos legen zu lassen. Der Schmied schlug nun mit seinem großen Hammer auf das Halsband, worauf es aufsprang. Der Mönch aber war an der Operation gestorben. Seine Brüder trauerten

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. I. S. 103.
[2]) S. Thüringen und der Harz Bd. I. S. 104.

ſehr und hingen das Halsband in der Kirche auf. Die Frau des Mitſchefal aber gebar kurze Zeit darauf ein Kind mit einem ganz monſtröſen Halſe, welches am dritten Tage nach der Geburt auch ſchon wieder, und zwar ungetauft ſtarb.

621) Die Lutherfalle zu Walkenried.[1])

Wenn man aus dem noch vollſtändig erhaltenen Kreuzgange des Kloſters in die jetzige Kirche Walkenrieds tritt, welche ſonſt die Kapitelſtube war, ſo erblickt man neben derſelben eine Treppe, an deren untern Stufen mehrere in Stein gehauene Figuren ſtehen, von denen eine die der Stifterin des Kloſters, der Gr[illegible]n Adelheid von Walkenried iſt. Einige Stufen höher hinauf iſt der Fle[illegible], wo einſt (im Jahre 1323) die Mönche den ihnen zum Abte vorgeſchlagenen Grafen Otto von Hohenſtein überfielen und erwürgten. Noch einige Stufen höher aber zeigt man die ſogenannte Lutherfalle, wo der große Reformator einſt von den tückiſchen Mönchen in die Tiefe geſtürzt werden ſollte, welcher ſcheußliche Plan jedoch durch ein voranlaufendes Hündchen, welches in den Abgrund ſank, verrathen ward. Da es nun aber nicht conſtatirt iſt, daß Luther jemals hierher gekommen iſt, ſo hat man vermuthet, daß dieſer Name nicht von Luther, ſondern von dem Abte Luderus (1309—17) herrührt.

622) Der Zauberſaal zu Walkenried.[2])

Nachdem im weſtphäliſchen Frieden ausgemacht worden war, es ſolle Alles wieder ſo werden, wie es am 1. Januar 1624 geweſen ſei, wurde Walkenried wieder evangeliſch und kam auch wieder in den Beſitz der Herzoge von Braunſchweig. Der Herzog Chriſtian Ludwig ließ gelehrte Männer berufen und Schüler aufnehmen und für eine kurze Zeit ward die Schule recht berühmt, allein bald ging dieſelbe aus Mangel an Schülern wieder ein und der letzte Rector zog im Jahre 1668 mit ſämmtlichen Lehrern wieder nach Braunſchweig. Nun befindet ſich in den Kloſterruinen heute noch über dem Kreuzgange ein großer Saal (oder vielmehr wüſter Boden), der von der gleich zu berichtenden Begebenheit der Zauberſaal genannt und den Fremden gezeigt wird. In demſelben haben einmal die Schulknaben geſpielt und ſich namentlich mit Springen beluſtigt. Sie haben ein Zeichen gelegt, um zu verſuchen, wer unter ihnen darüber und am Weiteſten ſpringen könne. Indem nun ſolches geſchieht, trägt es ſich zu, daß ein Knabe, ſo dem Bericht nach von Eilrich ſoll bürtig geweſen ſein und mit Namen Damius geheißen haben, darüber auf einen gewiſſen Platz ſpringt und nicht wieder davon kommen kann, es mögen denſelben auch die mitſpielenden Knaben reißen und zerren, wie ſie wollen, dieſerwegen zeigen etliche derſelben ſolches dem Rector an, welcher denn kömmt und den Knaben noch unbeweglich antrifft, kann ihm aber ebenſowenig als die Knaben helfen. Es fällt ihm aber bei, daß ſolches von einer zauberiſchen Beſchwörung herrühren müſſe, und ſagt dem Knaben, er ſolle fleißig um ſich ſchauen, ob er etwa eine Schrift oder ein Zeichen erblicken könne? Welches der Knabe thut und wird über ſich einen Zirkel

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. I. S. 115.
[2]) S. Behrens, Hercynia curiosa S. 193.

gewahr, siehet auch an der steinernen Wand nach Osten eine griechische Schrift, gegen Süden aber etliche Charaktere stehen, welches er theils herlesen, theils beschreiben muß, woraus der Rector versteht, daß in der Mauer ein Schatz verborgen sei und derjenige, welcher zu der Zeit, da solches geschehen, mit seinen Füßen den auf der Erde gemachten Punkt berühren würde, die Schrift sehen und das Verborgene offenbaren solle. Sobald der Rector dieses verstehet, wird der Knabe wieder frei und geht aus dem beschworenen Zirkel heraus, wohin er will. Hierauf zeiget der Rector solches an, da denn nach dessen Anweisung gesucht und ein steinern Geschirr mit Gelde eingemauert gefunden wird. Solches Geld soll sehr dünnen Schlages und so groß als ein Ortsthaler gewesen sein und hat man dasselbe hernach mit dem Geschirr Herzog Christian Ludwigen christmildester Gedächtniß nach Zelle übersendet. Der Ort, wo solcher Schatz gestanden, wird noch in dieser Stunde denen Curiosis gezeigt und ist ein viereckiges, auf gedachtem Saale in die Mauer gemachtes Loch, welches mit Steinen so wohl gefüget ist, daß man solches mit andern Steinen künstlich hat zuschieben und mit Kalk überstreichen können. Ob aber das in diesem Loche gefundene und mit Geld angefüllte Geschirr ein Topf oder, wie Einige wollen, ein Kästlein gewesen, muß man dahin gestellt sein lassen, zumal da solches nichts zur Sache thut. Auf diesen Zauberſaal ist Anno 1687 Herr Dr. Weitz, Hochfürstl. Sächs. Rath, Leibmedicus und Bürgermeister in Gotha, mit einigen Andern gegangen, um daselbst aus Curiosität die Metallruthe zu gebrauchen, da sie denn nicht weit von gedachtem Loche starke Züge der Ruthe angemerket, haben aber wegen großen Schreckens, so ihnen Allen angekommen, ablassen müssen, denn es ist am hellen Tage etwas dunkel um sie geworden, und obgleich keiner den andern feig gemachet, sind sie doch alle erblasset gewesen, derowegen sie sich bald wieder in Sicherheit gerettet, allwo sie einander fast gleichförmig erzählet, daß jedem gewesen, als wäre ein Wind durch ihn durchgegangen und sie mit den Haaren bis an die Decke gezogen worden, wie solches Herr Samuel Reiserus, Mathematum Professor zu Kiel in Holstein in einer Dissert. jurid. philos. de nummis quibusdam ex chymico metallo factis cap. 36 § 20 p. 135 sq. aus Herrn Doctor Weitzens Epistel angeführet.

Diese Historie stärket nun aber den gemeinen Mann in seinem von diesem Saal annoch habenden Gedanken, daß noch mehr von den Mönchen mit gewissen Beschwörungen eingemauerte Schätze darauf vorhanden sein müssen, weilen es allhier gemeiniglich nicht gar zu richtig sei und der Teufel oftmals sein Spiel daselbst habe. Im Kreuzgange aber nach der Kirche zu ist eine Gestalt mit allerlei kleinen Thieren und Pflanzen daneben, als z. B. Tauben und Lilien zu sehen und hielt solcher obengedachter Herr Doctor Weitz für ein recht fatales Werk. Deswegen halten Etliche dafür, daß vor Alters Basilius Valentinus, unter dessen Namen viele berühmte chemische Schriften gedruckt sind, sich in diesem Kloster aufgehalten habe und dies ist auch die Ursache, daß Etliche vermeinen, wie der vorbesagte auf dem Zauberſaale gefundene Schatz kein Geld, sondern der Lapis philosophorum oder der Stein der Weisen gewesen sei, welchen der Rector heimlich geholt und sich damit, all seinen Hausrath im Stiche lassend, fortgemacht habe, woran aber doch Viele zweifeln und das Erstere für wahrhafter halten wollen.

Wie allgemein verbreitet jedoch der Glaube ist, daß von den Mönchen

noch andere Schätze hier vergraben worden seien, geht daraus hervor, daß vor einigen dreißig Jahren von der Regierung selbst hier Nachgrabungen angestellt wurden, die aber nicht den mindesten Erfolg hatten. Auch erzählt man sich, daß die Figuren oben an den Pfeilern und der Decke des Kreuzganges eine gewisse geheime Bedeutung haben. Oft sind Mönche erschienen, die sie lange und aufmerksam betrachteten und noch jetzt erscheint angeblich zuweilen plötzlich ein Mönch, der im Frühjahr durch dies hohe Portal tritt, dreimal langsam durch die Pfeiler hinauf- und hinabschreitet, auf keine Frage Antwort giebt und dann wieder spurlos verschwindet. Sonst ließ sich auch noch ein Mönch ohne Kopf auf dem Fruchtboden des aufgehobenen Klosters sehen, wo die Arbeitsleute alle Vierteljahre ihre Frucht bekamen. Hatte nun der Amtmann wie gewöhnlich die Leute betrogen, so hat er furchtbar rumort und spektakelt. Dasselbe hat er auch in der Mühle gethan, in die Ställe ist er auch gekommen und hat das Vieh geängstigt.

623) Das Denkmal zu Zorge.[1])

An der Kirchmauer des Hospitals St. Cyriaci genannt, finden sich acht Kreuze von rothem Sandstein, so durch das Zeitalter nunmehr gelb geworden sind, welche vielleicht nicht Jeder so genau betrachtet hat. Oben in der Höhe unter dem Schieferdache kniet ein Priester in seinem Priesterrock, den Kelch in der rechten Hand gen Himmel haltend. Es bedeutet dieses Bild aber Folgendes. Es ist einst in vorigen Zeiten des Papstthums gleich als der Priester vor dem Altar stehend seinen Eingepfarrten, welche damals als Communicanten um den Altar herumgegangen, das heilige Nachtmahl gereicht, ein stark sausendes und brausendes Donnerwetter, darauf ein heftiger Wolkenbruch und daraus eine große und ungeheure Wasserfluth entstanden, welche den Priester sammt den Communicanten und Gebäuden mit sich hinweggeführt, deswegen zu stetem Andenken und Erinnerung allen Vorübergehenden die Kreuze an gemeldeter Kirche nach Anzahl der Personen, so viele ihrer ersoffen, eingemauert, jetzt noch zu sehen sind. Die Kirchenglocken hat man etliche Wochen hernach, nachdem die Wasserfluth vergangen, welche dieselben mit sich fortgetrieben, so durch eine Sau ausgewühlt und ausgegraben wurden, in dem Erdmorasse wieder gefunden, daher dieselbe Gegend die Saugrube genannt worden ist.

624) Die neue Kelle bei Bischofsenroda.[2])

Eine Meile von der Stadt Nordhausen und nicht weit von der Stadt Ellrich liegt das Gut Bischofsenroda, und in der Nähe desselben ein Wäldchen, in welchem sich eine Höhle befindet, welche die Bewohner der Umgegend die Neue Kelle heißen zum Unterschied der alten Kelle, so nicht weit davon unter freiem Himmel gelegen und ein Erdfall voll Wasser ist, da hingegen die Neue Kelle unter einem mit Bäumen dicht bewachsenen Berge liegt. Der Eingang zu dieser Höhle ist sehr weit und offen, daher auch so viel Licht hineinfällt, daß man zur Beschauung derselben keiner künstlichen Beleuchtung bedarf. Von diesem Eingang aus muß man einen tiefen und steilen Berg bis auf das Wasser herunterklettern; ist man unten angekommen, so sieht man

[1]) S. Behrens S. 119.
[2]) S. Behrens S. 82.

die eigentliche Höhle, deren oberer Theil von der Natur mit einem starken Steinfelsen geschlossen und gleichsam zugewölbt ist, vor sich aber sieht man ein Wasser, welches sich auf dem ganzen Boden der Höhle ausbreitet, hell, still, kalt und unergründlich ist. Mitten durch die Höhle der 25 [illegible] nach über dem Wasser sind Felsen, welche wie eine Mauer aussehen und das Wasser von einander theilen, so daß man, wenn man einen Stein über diese Felsen wirft, man denselben wohl in das andere jenseits dieses Felsens befindliche Wasser fallen hört, es aber nicht sehen kann.

Zu den Zeiten des Papstthums ist in diese Höhle alljährlich eine Prozession angestellt worden, weil man geglaubt hat, es müsse in derselben jährlich ein Mensch umkommen, wenn ihr nicht auf solche Weise ein Genüge geschehe. Es ist aber diese Versöhnung auf folgende Weise geschehen. Auf dem Berge der Kelle gegenüber hat eine dem heil. Johannes geheiligte Kapelle gestanden, in diese ist ein papistischer Priester aus Ellrich alle Jahre zu gewissen Zeiten in Begleitung seiner Pfarrkinder und mit andern Nachbarn der Höhle in voller Prozession mit vorhergetragenem Kreuz, Fahnen und Bildern der Heiligen gegangen; sobald nun daselbst der heil. Johannes dem papistischen Gebrauch nach genugsam verehrt worden, hat derselbe mit eben derselben Prozession sich fort nach der Höhle gemacht und in dieselbe ein Kreuz herabgelassen, auch wieder herausgezogen. Als nun solches ebenfalls geschehen, hat er dem umstehenden Volke diese Reime zugerufen:

Kommt und kucket in die Kelle,
So kommt Ihr nicht in die Hölle.

625) Von den Silberbergwerken bei Ellrich.[1])

Es lieget ein Städtlein, das heißt Ellrig; von der Stadt gehe in den Hartz nach der rechten Brücke auf die Haffen-See, von der Haffen-See halte dich auf die linke Seiten auf einer halben Meile, so siehe dich um, da wirst du einen Mönch in einen Stein gehauen und nicht weit davon ein Mauerstück finden von einer alten Kirche, und wenn du das findest, so halte dich auf die linke Hand einen Steinwurf weit und gehe gleich vor dich, so wirst du einen hohlen Platz finden, bei dem ein Wasser hinfleußt, so da heißt die Neyge, bei dem Wasser siehe dich um unter den Tannen, da wirst du einen Hort liegen finden, mit Laub und Moos überworfen, denselben hebe auf. da findest du einen Gang oder Stollen, darinnen gediegen Silber zu finden. Solches Loch hat vor einigen Jahren ein Knecht gefunden, die Horte davon (weil er im Gehen unversehens hineingetreten) weggeworfen und war zum Loch hineingegangen, weil da Stiegen wie zu einem Keller hineingehen, da er denn weit hinten ein Licht wahrgenommen. Darnach war er gegangen weit hinein, aber endlich hatte sich das Licht verloren, daß ihn zu grausen angefangen. Doch hatte er hingegen hinter sich als nach dem Loche zu wieder ein Licht gemerket, darzu war er wieder zurückgewichen und weil er Erz vermerket, das schon ausgehauen gewesen, so hatte er einen Hut voll mitgenommen und herausgebracht gehabt. Aber nach der Zeit hat weder er noch Andere das Loch wieder mögen aufsuchen, wie lange sie sich auch noch darnach beworben gehabt.

[1]) S. Prätorius, Alectryomantia. S. 85.

626) Das graue Männchen. [1])

Auf der Brücke zwischen Ilfeld und der Johannishütte saß ein kleines graues Männchen, das den Vorübergehenden zuzurufen pflegte: „Helf Dir Gott in's Himmelreich!" Als einstmal ein armer Bergmann aus Ilfeld über die Brücke ging und der kleine graue Mann ihn mit dem gewöhnlichen Gruße: „Helf Dir Gott in's Himmelreich!" anredet, antwortete der Bergmann: „Und Dir auch!" worauf das graue Männlein verschwand und ein großer Schatz dastand. Der Bergmann nahm denselben an sich und zog mit Frau und Kindern an einen andern Ort, wo Keiner was von seinem Reichthum wußte, das graue Männchen aber hat sich seitdem nicht wieder sehen lassen.

627) Die Gründung des Klosters Ilfeld. [2])

In dem felsigen Behrthale lebte auf seiner Burg Graf Ilger von Bielstein und bewachte den Eingang in die Gebirge, den man später die Porta Ilefeldensis genannt hat. Ohne Unterschied beraubte und mordete er, was er von seinem Raubneste erspähete und Keiner, der die Straße zog, war seines Lebens sicher. Auf allen Gipfeln der Berge, die hier steil und schroff emporragen und welche das Volk nach ihrer Form den Gänseschnabel, Mönchstein und Brodstein genannt hat, lauerten Wächter des Grafen und thaten kund, wenn eine Beute nahe war. So zog auch einstmals Graf Conrad von Beichlingen, ein Sohn des Otto von Mordheim, mit einer kleinen Schaar Reisiger durch diese Waldungen nach dem Erbe seiner Väter, da brach unvermuthet aus seiner Burg der Raubritter hervor und tödtete den Edlen von Beichlingen mit seiner ganzen Mannschaft, daß auch nicht einer entkam, um die That zu verkünden. Aber es war diese Unthat kaum geschehen, so erhoben sich, überdrüssig der vielen bösen Thaten, die da über ihren Häuptern verübt wurden, die Burggeister und Kobolde aus ihren Klüften und Felshöhlen, wälzten ungeheure Felsblöcke in das Thal, trieben die Behre aus ihren Ufern, daß Ilgers und seiner Leute Besitzungen gänzlich überschwemmt wurden. Alle Wege waren gesperrt, nur eine Oeffnung hatte sich in einen gewaltigen Felsen gebildet, ähnlich einem Nadelöhr, durch das man hindurch kriechen mußte, um auf die andere Seite des Thales zu gelangen. Ilger gelobte, zur Büßung seiner Sünden und um die Berggeister zu versöhnen, an dem Orte, wo er Conrad erschlagen, eine ewige Lampe anzuzünden und alsbald beruhigten sich auch die Geister des Gebirges und der Fluß ging ruhig wieder in sein Bette zurück. Ilger hielt Wort und stiftete (1185) zur Sühne diese ewige Lampe, zu deren Unterhaltung er 24 Mark Silbers widmete. Von dieser ewigen Lampe, vor welcher Hirten, Holzfäller und Reisende ihre Andacht verrichteten, wurden bald sehr viele Wunder erzählt, wodurch Ilger's Sohn, Ilger II., bewogen ward, bei derselben ein Kloster zu stiften. Der Kaiser Heinrich IV. und der Lehnsherr, Herzog Heinrich der Löwe, bewilligten die Stiftung, verlangten aber von ihm, daß er auf Burg und Gebiet von Ilburg verzichte und Beides dem Kloster übergebe, wofür er jedoch mit dem Schlosse Hohenstein, welches eben heimgefallen war,

[1]) S. Harrys Bd. II. S. 83.
[2]) S. Harrys Bd. II. S. 84 ꝛc.

belehnt werden solle. Ilger II. war damit zufrieden, trat die Ilburg und deren Gebiet an die Prämonstratenser-Mönche von Ilfeld, so hieß nun das neue Kloster, ab und ließ die Kirche zu Ehren der heil. Jungfrau Maria und anderer Heiligen erbauen. Nach der Sitte der damaligen Zeit nannte er sich nun nach seiner neuen Besitzung Graf von Hohenstein und eines Grafen von Ilburg wird nirgends mehr gedacht. Er erlebte indeß die Vollendung des Klosters nicht, denn er starb schon im December des Jahres 1189 und erst unter seinem Nachfolger Ilger III. 1190 geschah die Einweihung des Klosters.

Die Wahl des Ortes jedoch, auf dem das Kloster Ilfeld, das jetzt eine namhafte Gelehrtenschule ist, steht, geschah der Sage nach auf folgende Weise.[1])

Einst hatte die Gräfin auf dem Schlosse Ilburg mitten im Walde ein großes Licht brennen sehen. Sie weckte ihren Mann deshalb, aber wie der kam, sah er nichts. Die Gräfin hatte es aber eine Stunde lang brennen sehen. Die zweite Nacht sah sie es um dieselbe Zeit, sie weckte den Grafen abermals, der aber sah wieder nichts. Die dritte Nacht, wie die Gräfin es sah, sagte sie dem Grafen nichts, sondern sattelte stillschweigend ein Maulthier und ritt damit auf das Licht zu, belud aber das Thier mit so viel Geld, als es nur tragen konnte. Wie nun dasselbe hinaukam, war das Licht ein großes Feuer, das rollte sich zusammen in ein großes feuriges Mühlrad und rollte immer weiter. Die Gräfin mit dem Maulthiere folgte dem feurigen Rade und kam so an eine Stelle, wo es erlosch. Da ließ sie denn von dem Gelde, das sie auf den Esel geladen hatte, eine Kirche bauen und wie man an der Stelle, wo das Feuer gebrannt hatte, einen Graben in die Erde grub, um die Grundmauer hineinzusetzen, wurden noch überdies an der Stelle zwei Tonnen Goldes gefunden, die zum Klosterbau mitbenutzt wurden.

628) Das Nadelöhr bei Ilfeld.[2])

Zur linken Hand bei dem Harz-Fahrwege über dem Kloster Ilfeld ist an einem hohen Berg ein nicht gar hoher, aber starker Steinfels angewachsen, welcher in seiner Mitte eine enge und schmale durchgehende Höhle hat und das Nadelöhr genannt wird, weil das Loch einigermaßen der Gestalt eines Nadelöhrs gleichkommt. Durch dieses Loch mußten die Knechte sowohl aus Nordhausen als andern umliegenden Oertern, wenn sie zum ersten Mal hinter Ilfeld in den Harz fuhren, um von da Brennholz auf Wagen abzuholen, und an diesen Ort gelangten, mit großer Mühe der Enge wegen dreimal durchkriechen und wurden noch dazu von ihren dabeistehenden Kameraden nicht allein bei dem Hinein-, sondern auch bei dem Hinauskriechen mit Peitschen- und Geißelstielen tapfer abgeprügelt, zumal wenn sie corpulent und dick waren und deswegen nicht sobald durch das Nadelöhr kommen konnten. Wollten sie aber diese Kurzweil nicht ausstehen, so mußten sie dieses Tractement mit Geld bezahlen. Es ist zwar dieser Unfug von der Obrigkeit zu Ilfeld bei ziemlicher Strafe verboten worden, weil dadurch die Knechte abgehalten wurden, hinter Ilfeld zu fahren und damit dem Holzhandel großer Abbruch geschah, allein es half wenig, denn wollte ein Knecht vor seinen Kameraden

[1]) So Bölle, Harzsagen S. 225.
[2]) S. Behrens, Hercynia curiosa S. 126.

Frieden haben und in ihrer Gesellschaft gelitten werden, so mußte er doch nach ihrer Pfeife tanzen und half darzu kein Kläglichthun. Der gemeine Mann erzählt von dem Ursprunge dieses Steins folgende Fabel. Es sei einstmals ein Hüne oder Riese etliche Meilen gereist, als er nun hinter Ilfeld gekommen und gefühlt, daß ihn der eine Schuh heftig drücke, hätte er denselben ausgezogen und diesen großen Stein darin gefunden, welchen er denn auch an den Ort, wo er jetzt liege, geworfen habe.

629) Der Schimmelreiter vom Bielstein.[1])

Was man jetzt den Bielstein nennt, ist nicht der alte Bielstein, sondern dieser liegt nicht weit davon ab am Berghange und gleichfalls unweit Ilfeld. Dort soll früher dem Götzen Biel geopfert worden sein und große Feuer, die ihm angezündet waren, sollen weit ins Land hineingeleuchtet haben. Das erzählt man in Ilfeld und außerdem, daß ihm Zehnten gebracht worden wären, welche die heidnischen Priester sich angeeignet hätten und die noch jetzt an das Kloster Ilfeld gegeben werden müßten, auf welches sie übergegangen wären.

Auf dem Bielstein ist seit langer Zeit immer ein Mann ohne Kopf zum Vorschein gekommen. Er hat einen blendend weißen Schimmel gehabt und den Kopf unter dem Arme getragen. So ist er nach dem Burgberge geritten und dicht bei dem Brunnen verschwunden. Ist der Schimmelreiter an einen gewissen Kreuzweg gekommen, so ist er jedesmal abgestiegen und hat sich erst wieder aufgesetzt, wenn er hinüber gewesen ist. Früher ist er nur zur Himmelfahrt erschienen, jetzt wird er aber viel gesehen. Wiehert sein Roß, so hat das stets etwas zu bedeuten; entweder die Witterung ändert sich, oder dem, der das Wiehern hört, steht ein Unglück bevor. Die den Reiter verfolgen, werden irre geführt.

Viele sagen, der Schimmelreiter um Ilfeld sei der Amtmann Frießberg oder Friesberg, der reite auf dem Schimmel im Felde umher ohne Kopf und verjage die Felddiebe. Seiner Gottlosigkeit und seines Spukens wegen habe man ihn gebannt und dabei habe er unter die Treppe oder ins Nadelöhr gewollt, doch habe man ihn in einen Sumpf vor dem Baumgarten des Klosters gebannt, da erscheine er oft zwischen den Schweinen, wenn diese sich im Sumpfe wälzen. Zeigen soll er sich, wie Einige sagen, besonders in der Fastenzeit.

Frießberg's Bedienter soll Klevesaal geheißen haben, und dessen hölzernes Bild befindet sich noch auf dem Amte zu Ilfeld. Mit dem Klevesaal wird dort zwar jetzt von den Mädchen groß Gespötte getrieben; wenn aber das hölzerne Bild aus dem Amte kömmt, so spukt es.

630) Die Jungfrau von der Ilburg und Frau Holle.[2])

Es ist einmal ein Bergmann gewesen, der ist bei Ilfeld auf den Burgberg hinaufgegangen. Da hörte er im Busche ein Niesen und sprach: „Gott helf Dir!" Es nieste zum zweiten Male, er sprach wieder: „Gott helf Dir!" Es nieste zum dritten Male, er sprach abermals: „Gott helf Dir!" Da

[1]) S. Pröhle, Harzsagen S. 226.
[2]) S. Pröhle, Harzsagen S. 227.

stand eine weiße Jungfer mit Schlüsseln in dem Busche und winkte ihm, und er hat sich hier einen Schatz gehoben. Auch einem andern Manne hat diese Jungfrau eine Tonne voll Geld gegeben.

Frau Holle hat sich mit der Schlüsseljungfrau nicht gut vertragen können, denn Beide haben dort auch zusammen gewohnt. Da hat einmal die Jungfer, die stärker als Frau Holle war, dieselbe in einen Kasten gepackt und ein Junge hat sie nach Neustadt unterm Hohnstein bringen und dort ins Wasser werfen müssen. Seitdem hat sich Frau Holle noch nicht wieder sehen lassen. Die Jungfer hat den Jungen später zur Belohnung bei einem Kaufmann in Neustadt in die Lehre gebracht und ist ihm jedes Mal erschienen, wenn er Unrecht gethan hat.

631) Die Teufelsmühle. [1])

Der Gipfel des Rammberges, der eine Stunde südwärts von Gernrode und dem Stufenberge und ebensoweit westwärts von Ballenstädt, einer Stadt im Fürstenthum Anhalt, ohngefähr 2000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt, bietet dem Wanderer einen überraschenden Anblick dar. Die ganze gewundene Kuppe des Berges ist mit großen Granitblöcken übersäet, die theils über einander aufgethürmt, theils zerstreut umherliegen. Besonders zeichnet sich eine Felsengruppe auf der höchsten Spitze des Berges aus. Hier liegen mehrere ziemlich unregelmäßige Schichten solcher Granitfelsen, von sehr beträchtlichem Umfang über einander aufgehäuft, zum Theil wie durch die Kunst abgerundet und geebnet. Sie bilden eine Art von Pyramide, welche ganz isolirt dasteht und sich auf dreißig Fuß über den flachen Berggipfel erhebt. Rings umher liegen Tausende von größern oder kleinern Granitblöcken zerstreut. Die Aussicht von dieser Felsenspitze, auf der seit der Mitte dieses Jahrhunderts ein Thurm erbaut ist, ist vielleicht einzig in Norddeutschland, indem sie beide Seiten des Harzes beherrscht. Diese Felsenmasse ist in der ganzen Gegend unter dem Namen der Teufelsmühle bekannt. Das Volk erzählt sich davon Folgendes.

Der Rammberg hat seinen Namen von dem Gott Ramm, den die alten Sachsen hier verehrten. Auf der Felsenspitze, die jetzt die Teufelsmühle heißt, stand einst sein Bild, und die Bewohner des schönsten und bevölkertsten Theils des Sachsenlandes konnten die Opferfeuer sehen, welche die Priester hier anzündeten. Aufsteigende Dampfsäulen verkündeten es den nahen und fernen Anwohnern des Harzes, wenn neue Opfer erwartet wurden. Dann strömten Ramms Verehrer aus dem ganzen Hartingau herzu und freuten sich der wieder hell auflodernden Flamme.

Als Karl und Winfried die deutschen Götzenaltäre umstürzten, verloschen allmälig auch Ramms Feuer. Aber statt seiner trieb nun einige Zeit lang der Teufel sein Wesen auf dem unwirthbaren Gebirge.

Ein Müller hatte sich am Abhange des Rammberges eine Windmühle erbaut, der es aber von Zeit zu Zeit am Winde fehlte. Bald stieg in ihm der Wunsch auf, eine freistehende Mühle auf dem höchsten Gipfel des Berges zu haben, die beständig im Gange bleiben mußte, der Wind komme nun vom Morgen oder vom Abend, vom Mittag oder Mitternacht. Schwierig aber

[1]) Nach Otmar S. 189.

ſchien ihm doch für Menſchen die Erbauung einer großen Mühle auf einer ſolchen Höhe, noch ſchwieriger die Befeſtigung derſelben bei den Stürmen, die gewöhnliches Machwerk wie Stoppeln wegführten. Sein immer wiederkehrender Wunſch und die Vorſtellung der Unmöglichkeit der Befriedigung geſtatteten ihm weder Tag noch Nacht Ruhe. Und bald erſchien der Teufel und bot ſeine Dienſte an. Nach langem Dingen und Bieten verſchrieb ſich ihm der Müller nach einem dreißigjährigen Leben zum Eigenthum, und der Böſe verſprach dagegen, ihm eine ganz tadelfreie Mühle von ſechs Gängen auf dem Gipfel des Rammberges zu erbauen und zwar in der nächſten Nacht vor dem Hahnenſchrei.

Der hölliſche Baumeiſter thürmte alſo die Felſen auf einander und baute eine Mühle ſonder Gleichen. Bald nach Mitternacht holte er den Müller aus ſeinem Hauſe am Abhang des Berges, um die neue Mühle zu prüfen und zu übernehmen. Unter lautem Herzpochen folgte ihm der Müller und fand Alles über ſeine Erwartung. Gern hätte er die Hälfte ſeines Lebens für die Entdeckung eines Fehlers gegeben, aber er fand Alles in der beſten Ordnung. Schon wollte er zitternd die Mühle mit der ſchrecklichen Bedingung übernehmen, als er entdeckte, daß einer von den Steinen fehle, die dem Müller unentbehrlich ſind. Der Baumeiſter läugnete lange dieſen gerügten Fehler, mußte ihn aber eingeſtehen. Augenblicklich wollte er ihn erſetzen, aber als er jetzt durch die Lüfte herabſchwebte mit dem Stein, ſiehe! da krähte der Hahn auf der untern Mühle. Wüthend über ſeinen verfehlten Zweck faßte der Teufel das Gebäude, riß Flügel und Räder und Wellen herab und ſtreuete ſie weit umher. Dann ſchleuderte er auch die Felſen, die er hoch bis an die Wolken aufgethürmt hatte, daß ſie den ganzen Rammberg bedeckten. Und nur ein kleiner Theil der Grundlage blieb ſtehen, zum ewigen Denkmal der Teufelsmühle.

632) Die Zwerge bei Dardesheim. [1])

Zwiſchen Halberſtadt und Braunſchweig liegt das Städtchen Dardesheim. Dicht an der nordöſtlichen Seite deſſelben iſt ein Quell des ſchönſten Waſſers, welcher der Smans- (Leßmans-) Born heißt und aus einem Berge hervorquillt, in dem in der Vorzeit Zwerge wohnten. Wenn die ehemaligen Bewohner der Gegend ein Feierkleid oder an einem Familienfeſt ein ſeidenes Geräthe gebrauchten, ſo gingen ſie vor dieſen Zwergberg, klopften dreimal an und ſagten mit deutlicher und vernehmlicher Stimme ihr Anliegen, und frühmorgens, ehe die Sonne aufging, ſtand ſchon Alles vor dem Berge. Die Zwerge fanden ſich vollſtändig belohnt, wenn ihnen etwas von den feſtlichen Speiſen vor den Berg hingeſetzt wurde. Dieſer Zwergberg zieht ſich nun auf der öſtlichen Seite ein Stück Acker hinan. Dieſes Feld hatte einſt ein Schmied, Namens Riechert, mit Erbſen beſtellt. Er bemerkte, als ſie am wohlſchmeckendſten waren, daß ſie häufig ausgepflückt wurden. Um dem Erbſendieb aufzulauern, baute ſich Riechert ein Hüttchen auf ſeinen Acker und wachte Tag und Nacht dabei. Am Tage entdeckte er keine Veränderung, aber alle Morgen ſah er, daß ſeines Wachens unerachtet in der Nacht ſein Feld beſtohlen war. Voll Verdruß über ſeine mißlungene Mühe beſchloß er,

[1]) Nach Otmar S. 332.

seine noch übrigen Erbsen auf dem Acker auszudreschen. Mit Tages Anbruch begann Riechert seine Arbeit. Aber noch hatte er nicht die Hälfte der Erbsen ausgedroschen, so hörte er ein klägliches Schreien. Beim Nachsuchen fand er auf der Erde unter den Erbsen einen der Zwerge, dem er mit seinem Dreschflegel den Schädel eingeschlagen hatte und der nun sichtbar war, da er seine Nebelkappe verloren hatte. Der Zwerg floh eilends in den Berg zurück. Doch störten dergleichen kleine Streitigkeiten das gute Vernehmen des Zwergvolks und der Landeseinwohner nur auf kurze Zeit. Aber die Zwerge wanderten endlich doch aus, weil ihnen die neckenden Spöttereien mancher Landesbewohner unerträglich waren, sowie der Undank bei manchen erwiesenen Gefälligkeiten. Seit der Zeit sieht und hört man keinen Zwerg mehr.

633) Der Auszug der Zwerge.[1])

In dem Thale zwischen Blankenburg und Quedlinburg bemerkte einst ein Bäcker, daß ihm immer einige der gebackenen Brode fehlten und doch war der Dieb nicht zu entdecken. Dieser beständig fortdauernde geheime Diebstahl machte, daß er allmälig verarmte. Endlich kam er auf den Verdacht, daß die Zwerge an seinem Unglück Schuld sein könnten. Er schlug also mit einem Geflechte von schwanken Reisern so lange um sich her, bis er die Nebelkappe einiger Zwerge traf, die sich nun nicht mehr verbergen konnten. Es wurde Lärm. Man ertappte bald noch mehrere Zwerge bei Diebereien und nöthigte endlich den ganzen Ueberrest des Zwergvolkes auszuwandern. Um aber die Landeseinwohner einigermaßen für das Gestohlene zu entschädigen und zugleich die Zahl der Auswandernden überrechnen zu können, wurde auf dem sogenannten Kirchberge bei dem Dorfe Thale, wo sonst Wendhausen lag, ein großes Gefäß hingestellt, worin jeder Zwerg ein Stück Geld werfen mußte. Dieses Faß fand sich nach dem Abzuge der Zwerge ganz mit alten Münzen angefüllt. So groß war ihre Anzahl. Das Zwergvolk zog über Wahrstedt (einem Dorfe bei Quedlinburg) immer nach Morgen zu. Seit dieser Zeit sind die Zwerge aus dieser Gegend verschwunden. Nur selten ließ sich seitdem hier und da ein einzelner Zwerg sehen.

In der Nähe dieses Dorfes, das auch Wehrstedt genannt wird[2]) und davon seinen Namen haben soll, daß bei einem gefahrvollen Ueberfall fremder barbarischer Völker, da die Landesbewohner schon der Uebermacht unterlagen, die Todten aus den Gräbern aufstanden und sich gegen diese Unholde tapfer wehrten und so ihre Kinder retteten, befinden sich zwei Berge, in denen man häufig Gerippe und Menschenknochen, auch zuweilen Urnen ausgräbt. Der eine Berg auf der Nordseite dieses Berges heißt der Dingberg, wahrscheinlich weil hier früher die Grafen von Reinstein von Zeit zu Zeit Gerichtstage (Ding) hielten. Der andere auf der Südseite, etwa eine Viertelstunde von dem Dorfe Thale (sonst Wend-Thal) und dem ehemaligen Wend-Haus, an dem Felsenriff, den das Volk die Teufelsmauer nennt, ist ein flacher Bergrücken, der jetzt größtentheils in Ackerland verwandelt ist. Das Volk nennt denselben den Räken Kirchhof oder häufiger noch den Lüttgen-Kirchhof, d. h. den Begräbnißplatz der kleinen Leute.

---

[1]) Nach Otmar S. 330. cf. S. 350 und 29.

[2]) Diese Sage ist poetisch behandelt von Ziegler. Bd. III S. 131 ꝛc.

634) Die Zwerge vom Sachsenstein. [1])

Der Weg, der jetzt von dem preußischen Städtchen, die Sachsa, nach dem Braunschweiger Klosterorte Walkenried am Sachsenstein in der Grafschaft Hohnstein vorbeiführt, wurde früher fast gar nicht gegangen. Denn es wohnten, wie noch jetzt die Zwerglöcher zeigen, im Sachsenstein gar viele Zwerge und darum fürchteten sich die Leute, wiewohl die Zwerge sehr munter waren und immer eine lustige Musik vor dem Sachsenstein gehört ward. Besonders scheuten sich aber die Frauen vorbeizugehen, denn eine Frau, die einst vorbeiging, hatten die Zwerge ergriffen und lange gefangen gehalten. Kein Erbsenfeld war vor ihnen sicher und man hörte sie oft darin schmatzen wie die Schweine, ohne daß man sie sah, denn sie hatten dabei ihre Hehlkappen (auch Verhältniß oder Nebelkappen genannt) auf. Die Zwerge haben auch unter sich Hochzeit gehalten und es ist dabei sehr lustig hergegangen im Sachsenstein; auch gingen sie nach auswärts bei den Leuten auf Kindtaufen und Hochzeiten. Auf der Kindtaufe waren sie einmal bei dem alten Godeke in Bräunrode mit ihren Hehlkappen; da aßen sie Alles auf, ohne daß sie Jemand sah, der alte Gödeke aber braute Bier in einer Eierschale, da verriethen sie sich, denn nun mußten sie sprechen:

So bin ich doch so alt wie der Döringerwald
Und habe noch nicht gesehen in einer Eierschale Bier brauen.

An einer Hochzeit in Bräunrode fanden sie auf einem schönen Saale die Tafel gedeckt und setzten sich lustig zu Tische, wurden aber gar kleinmüthig, als sie merkten, daß Kümmel im Brode war.

Einst hütete ein Schäfer in der Nähe des Sachsensteins, da hörte er auch die Musik, räumte mit seinem Hackstecke vor den Zwerglöchern auf und hat die Zwerge und Zwergmusikanten alle gesehen, ist auch eingeladen worden, an der Festlichkeit Theil zu nehmen und dann ganz unversehrt wieder aus dem Sachsenstein herausgegangen.

Ein andermal brechen Maurer Steine vor dem Sachsenstein, da kamen Abends Zwerge daher, hielten ihre Hehlkappen in der Hand, so daß die Maurer sie sehen konnten, und sagten, sie möchten jetzt nur hineingehen, ihr Werkzeug da lassen, sich um nichts kümmern und ihnen am andern Morgen Brod mitbringen, dann solle die Arbeit schon gethan sein. Das thaten die Maurer auch, kamen am andern Morgen wieder, legten das Brod vor den Sachsenstein, nahmen ihr Werkzeug, welches da lag, dafür hin und luden die Steine auf die Wagen, welche die Zwerge ihnen befohlen hatten sogleich mitzubringen.

Aber nicht immer waren die Zwerge vom Sachsensteine so gut und hilfreich gegen die Menschen, denn sie stahlen ihnen Kinder und schoben ihre Wechselbälge dafür unter, brachen auch zu ganzen Haufen in die Bäckerläden in der Sachsa und zu Walkenried ein und stahlen Brod. Da rieth ein Mädchen den Leuten, daß sie Kümmel ins Brod backen sollten, das könnten die Zwerge nicht vertragen und würden krank davon; diese nahmen auch zur Strafe das Mädchen gefangen, als es einmal am Sachsensteine vorbeiging, und mißhandelten es gar sehr.

[1]) Nach Pröhle S. 208.

Von der Zeit an wurde kein Brod ohne Kümmel mehr gebacken und nur wenige Zwerge, welche Kümmelzwerge genannt wurden, konnten das vertragen, denen gaben die Leute das Brod gern und sie gehen vielleicht jetzt noch in der Gegend. Die Andern aber versammelten sich vor dem Rathhause in Sachsa zum Abmarsch und als sie abgezogen sind, hat der Sachsenstein geklungen, als wenn ein großer Goldkessel drin wäre und die Zwerge sind auch mit voller Musik, oder wie Einige sagen, mit Gesang durch die Sachsa gezogen. In der Sachsa aber war großes Leben als es hieß: die Zwerge kommen jetzt durchgereist, und große Freude, daß sie fortzogen. Vor dem Rathhause riefen sie immer fort, indem sie über ihren Abzug unterhandelten: „Wollt Ihr ein ewiges Bergwerk haben oder von einem Jeden von uns einen Pfennig?" Da antworteten die Leute in der Sachsa: „Von Jedem einen Pfennig." Manche erzählten auch, der Zwerge wären an die sechshundert gewesen, und die ersten wären schon am Thore gewesen, als die letzten in der Reihe noch vor dem Rathhause gestanden hätten. Die Zwerge zogen nordwärts und als sie zu den Zwergen nach Scharzfeld kamen, machten sie Halt und gingen da in ihren Hehlkappen mit den Scharzfelder Zwergen in die Erbsenfelder. Darin fraßen sie wie die Mäuse, aber kein Mensch konnte sie sehen. Da nahm ein Bauer eine Bohnenstange und fuhr damit immer über den Erbsen herum. Damit schlug er ihnen die Kappen vom Kopfe und so wurden die Zwerge sichtbar. Weil aber der Bauer die Zwergkappen nicht wieder hergeben wollte, so kündigten sie zuletzt ihm und den andern Scharzfeldern den Krieg an und er mußte sie ihnen wieder zustellen. Darauf sind die Sachsaer Zwerge weiter gereist und es mögen wohl auch die Zwerge von Scharzfeld mit ihnen gezogen sein. Als sie aber durch Osterode gekommen sind, haben sie an der Wirthstafel gespeist und dabei geschnattert wie die Gänse.

635) Die Jungfer vom Sachsenstein.[1])

Bei den Zwergen vom Sachsenstein wohnte auch die Frau Holle und eine Jungfer mit Schlüsseln. Seit die Zwerge abgezogen sind, ist ein fahles Männchen im Sachsenstein gesehen worden. Ein Eingang in den Sachsenstein, der aber schwer zu sehen ist, führt in die Wohnung der Jungfrau und des fahlen Männchens und gleich vorn in der Höhle steht ein Tisch mit verschimmeltem Brod und mit Wein. Die Jungfrau aber erscheint entweder am hellen Mittage oder um Mitternacht.

Einmal hütete ein Schäfer da und schlief beim Hüten ein. Als er erwachte, erblickte er neben sich ein hübsches Blümchen, welches eine Lilie gewesen ist, pflückte es und steckte es, wie Schäfer thun, an seinen Hut. Gleich darauf erschien die Jungfrau mit Schlüsseln und fragte ihn, ob er mitgehen wolle. Als er nun mit ihr vor dem Eingange stand, gingen sie zuerst vor eine große eiserne Thür und an zwei Hunden mit glühenden Zungen vorbei. In dem Schlosse aber lag nichts als Gold und Silber und die Jungfrau sagte zum Schäfer, er möge sich soviel hinnehmen als er möge. Da füllte er zuerst seinen großen Schäferranzen, dann nahm er den Schäferhut ab und wollte ihn füllen. Dabei ließ er die Lilie fallen und die Jungfrau rief

[1]) Nach Pröhle S. 211.

dreimal, er solle das Beste nicht vergessen. Er achtete aber dessen nicht und ging ohne die Blume fort. Als er aus dem Schlosse war, schlug die Thüre ihm fast die Hacken ab, da dachte er an die Blume, mit der er die Jungfrau hätte erlösen können, aber nun war es zu spät.

636) Die Sage vom Staufenberg.[1])

Bei Zorge, einem Braunschweigischen Dorfe auf dem Harz, liegt der Staufenberg, auf dem ehemals eine Burg stand. Jetzt besuchen ihn Neugierige nur wegen einer Klippe, in der sich eine Vertiefung zeigt, die einem Menschenfuß gleicht. Zur Erklärung dieser Fußtapfe erzählt das Volk: Diese Fußtapfe drückte einst die Tochter eines der alten Burgherren dem Felsen ein, auf dem sie oft lange stand, da es ihr Lieblingsplätzchen war. Noch jetzt zeigt sich dort von Zeit zu Zeit das verzauberte Fräulein auf dieser Klippe, in ihren goldgelben geringelten Haaren.

Man sagt, sie lasse sich nur alle sieben Jahre sehen. Nun kam einmal der Hirt früh Morgens aus der Zorge und hatte da seine Trift hindurch. Da stand die Jungfrau auf der Klippe, wo ihr Fuß eingedrückt sein soll, und sang mit heller, fröhlicher Stimme. Sie kam von der Klippe herunter auf ihn zu und fragte ihn, ob er sie erlösen wolle? Er aber antwortete: „wenn er es könne, wolle er es thun." „Dann solle er am andern Morgen wieder hierher kommen, so wolle sie wieder hier erscheinen. Da würde sie zuerst so wie heute aussehen, dann aber müsse er ihr als Schlange einen Schlangenkuß geben." Das versprach er. Als er aber am andern Morgen hinkam, stand sie auf der Klippe und sang vor wie nach. Als nun sein Vieh vorbei war, kam sie als Schlange herunter, sprang an ihm in die Höhe, daß er sie küssen sollte, er aber kam nicht dazu, sondern wendete sich hin und her. Da war sie verschwunden, hat aber dabei einen solchen Kreisch gethan, daß der Schäfer von der Zeit an taub gewesen ist.

637) Das Teufelsbad bei Osterode.[2])

In der Nähe des Städtchens Osterode liegt ein Erdfall, von Bergen eingeschlossen, dessen trübes Wasser, wie das Volk behauptet, eine unergründliche Tiefe hat. Hier in diesem Gewässer soll der Teufel oft um Mitternacht sich baden und die in der höllischen Glut ermatteten Glieder erfrischen. In der Nähe des Teufelslochs oder Teufelsbades halten sich auch noch der wilde Jäger und Frau Holle auf. Wanderer, welche herzhaft genug waren in nächtlicher Stunde das Erlengebüsch zu passiren, das mit seinem schattigen Grün den schauerlichen Fleck umkränzt, sahen in den schwärzlichen Fluthen menschenähnliche Glieder schwimmen, bald emportauchend, bald wieder vom Strudel in die Tiefe hinabgezogen. Ein Feuerregen soll sich auch manchmal sprühend aus dem Wasserbecken ergossen haben, während dessen Wellen siedend in die Höhe stiegen. Auch in der Gestalt einer riesenhaften schwarzen Schlange, die sich spielend bald zusammenrollte, bald in tausendfachen Windungen auf- und niedertauchte, hatte man den Bösen schon erblickt. Bisweilen hat er

[1]) Nach Otmar S. 37.

[2]) S. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 134 ꝛc. Andere Sagen erzählt Pröhle S. 173.

sogar Wanderer, auf welche er in seiner ganzen Schreckensgestalt mit Hörnern, Pferdefuß und Krallen einen Angriff machte, so lange geängstigt und hin- und hergetrieben, bis sie in das mit Wasser gefüllte Loch hinabsanken oder er hat sie wohl auch durch Irrlichter hineingelockt. Andere hat er nur zu seiner Kurzweil erschreckt, indem er als ein wüthender Eber auf sie zurannte oder indem er in der Gestalt einer Rohrdommel im Thale umherging und ein widerwärtiges Geschrei erhob. Die Heerden umkreiste er, in einen Wehrwolf verwandelt und trieb die Schafe in das Moor, aus dem die Hirten sie nicht zu retten vermochten. Daher vermeiden es die Leute, welche von Osterode nach Herzberg gehen wollen, bei Nacht am Teufelsbade vorbeizugehen und auch bei Tage thun sie es nur, wenn sie Eile haben und keinen Umweg machen wollen.

Einst nahte in der Stille der Nacht ein flüchtiger Verbrecher diesem von andern Menschen gemiedenen Orte, weil er hoffte, hier am sichersten gegen seine Verfolger zu sein; freilich gelang es ihm selbst nur mit Mühe, das Grausen, welches ihm die schauerliche Gegend einflößte, zu überwinden, um hier die Nacht zuzubringen. Mit Anbruch des Tages wollte er dann seine Flucht fortsetzen und hoffte so in ein fremdes Land entkommen zu können. Nachdem er sich von Laub und Moos ein Lager bereitet, streckte er sich nieder, doch kein Schlaf kam in seine Augen, theils ließ ihm das böse Gewissen keine Ruhe, theils führte ihm seine Phantasie fortwährend gräßliche Bilder vor seine Augen, so daß er von jedem Geräusch des Windes, von jedem zur Erde fallenden Blatte in Schrecken gesetzt wurde. Seine Angst erreichte den höchsten Grad, als er endlich gar Tritte vernahm, die ganz in der Nähe erschollen. Bald erblickte er den, welcher ihn durch das Geräusch seines Ganges so sehr erschreckt hatte. Es war ein Köhler von hoher Gestalt, das Gesicht von Ruß geschwärzt, einen mächtigen Knotenstock in der Hand. Der Räuber wagte gleichwohl nicht den Kommenden anzurufen, sondern blieb ruhig auf seinem Lager zusammengekauert liegen. Allein der Köhler entdeckte ihn trotz der Dunkelheit und fragte ihn mit barscher Stimme, wer er sei und was er hier mache. Der Flüchtling versetzte, er habe sich, der Gegend unkundig, vom Wege verirrt und beschlossen, die Nacht hier zuzubringen, weil er vor Müdigkeit nicht viel weiter habe kommen können. Da meinte der Köhler, das glaube er wohl, denn ein in der Gegend Bekannter werde sich so schon schwerlich diesen Ort zum Nachtquartier gewählt haben, allein wenn er hier ohne Obdach, aller Witterung ausgesetzt, die Nacht über bleiben werde, werde er vor Kälte und Nässe erstarren, er solle mit ihm nach seinem Meiler kommen und sich dort wärmen, am andern Morgen früh wolle er ihn dann auf den richtigen Weg bringen. Der Räuber mußte wohl oder übel das Anerbieten annehmen und so führte ihn denn der Köhler über Berg und Thal durch dichtes Gebüsch und Waldebenen der Kreuz und Quere, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Indeß wollte sich kein Meiler zeigen und der Flüchtling gewahrte mit Schrecken, daß er von dem Köhler im Kreise herumgeführt worden sei, denn er sah sich plötzlich wieder bei den hohen Erlen und Tannengruppen und vor ihm lag der Spiegel des unheimlichen Teufelsloches. Da versagten seine Beine den Dienst und er vermochte dem grausigen Führer nicht weiter zu folgen. Letzterer aber drehte sich plötzlich herum und sprach: „Ihr seid wohl vom schnellen Gehen erhitzt, wollt Ihr nicht ein Bad nehmen?

Hier ist ein kühles ruhiges Wasser!" Mit diesen Worten trat er auf den tödtlich Erschrockenen zu und als dieser Miene machte zu fliehen, da wuchs auf einmal die Gestalt des Köhlers ins Ungeheure, seine langen Arme streckten sich aus und mit seinen, mit spitzen Krallen versehenen Händen packte er jetzt den in die Kniee sinkenden Verbrecher, zog ihn an sich und preßte ihm Hals und Brust zusammen, dann aber hob er ihn hoch in die Höhe und schleuderte ihn mit furchtbarer Gewalt hinab in das Teufelsbad, daß das schmutzige Wasser hoch aufspritzte, hierauf sprang er ihm selbst nach und riß den ohnmächtigen Widerstand Versuchenden mit sich in die Tiefe hinab.

Bei Braunlage im Harze hielt sich in einer tief versteckten Felsenhöhle einst ein grausamer Räuber, Namens Germar, auf, der die ganze Umgegend durch seine greulichen Missethaten in Schrecken setzte. Oft hatte man schon versucht, seinen Schlupfwinkel zu entdecken, allein immer vergebens. Einzelne konnten sich auch nicht an ihn wagen, denn er war furchtbar stark, sonst auch gut bewaffnet und zum Ueberfluß auch noch von zwei starken Hunden begleitet und auch seine ganze Gestalt von furchtbarer Häßlichkeit, sein struppiger Bart und seine zottigen Haare flößten Jedem, der ihn nur von Ferne sah, Schrecken ein. Einst begegnete ihm, als er durch den Wald strich, ein greiser Priester, der sich von der Unsicherheit des Weges nicht hatte abschrecken lassen, einem armen Kranken Trost zu bringen. Der gottlose Räuber, der die thörichte Hoffnung hegte, vielleicht Geld in der Tasche des Greises zu finden, schlug ihn nieder, fand aber nichts in der Tasche des Gemordeten. Um jedoch demselben wenigstens eine Kleinigkeit abzunehmen, hing er sich den Rosenkranz des Erschlagenen um den Hals, dann ließ er ihn auf der Erde liegen und setzte seinen Weg weiter fort. Nicht lange mochte er gegangen sein, so traf er ein altes Köhlerweib, welches unter der Last eines schwerbeladenen Tragkorbs gebeugt einherschritt. Sogleich streckte er seine Hände darnach aus, um ihr denselben zu entreißen, denn er hoffte, sich daran für die Erwartungen schadlos zu halten, welche durch die Armuth des Priesters so eben getäuscht waren. Doch in dem Augenblick, wo er den Korb erfaßt hat, drehte sich das Weib herum und streckte ihm ihre Krallenfinger entgegen. Der Räuber erkannte in dem rußigen Gesichte des Köhlerweibes die Züge des bösen Feindes und sank entsetzt zusammen. Doch der Teufel vermochte in diesem Augenblick dem, der ihm längst verfallen war, kein Leid anzuthun, ihn schützte der Rosenkranz des Geistlichen, welchen der Räuber am Halse trug. Mit den Worten: „Bald sehen wir uns wieder!" verschwand der Teufel, während der Räuber ohnmächtig am Boden lag. Als er erwachte, tönten ihm noch immer jene Worte in den Ohren, doch Alles, was er an diesem Tage erlebte, kam ihm als ein wüster Traum vor. Unwillig, daß er keine größere Ausbeute davongetragen, zerriß er die Schnur des um seinen Hals hängenden Rosenkranzes und die Kügelchen fielen zur Erde nieder. Dann beschloß er, um sich nach den erlebten Schreckniſſen wieder zu zerstreuen, einmal zu erproben, ob er auf der Jagd glücklicher wäre. Denn auch das Wildschützen-Handwerk zog ihn durch das unstete Schweifen im Walde und die damit verknüpften Gefahren an. Kaum hatte er jenen Gedanken gefaßt, so erblickte er einen mächtigen Keuler mit starken gekrümmten Hauern, der in schwerfälligen Sätzen durch das Dickicht rauschte. Sogleich löste er die zusammengekoppelten Hunde vom Riemen und schickte

sich zur Verfolgung des Ebers an. Dieser rannte immer fort durch die Büsche, über Höhen und Thäler und hielt sich immer in geringer Entfernung von den Rüden und ihrem Herrn, ohne daß es denselben gelungen wäre, ihn einzuholen. Schon war der Räuber mehrere Stunden lang dem Wilde gefolgt und hatte sich weit von seinem Schlupfwinkel entfernt. Der Rehberg, die Achtermannshöhe und der Brocken lagen fern zurück, vor ihm breitete sich eine Ebene aus. Die Sonne war schon längst herabgesunken und die Sterne begannen bereits zu schimmern. Da verzweifelte der Wildschütz, daß es ihm gelingen würde, den flüchtigen Eber zu erreichen. Von der langen Verfolgung ermattet, beschließt er umzukehren und ruft schon seine Rüden zurück. Doch sieht er in diesem Augenblick, wie der Eber in geringer Entfernung zusammensinkt. Er nimmt noch einmal seine Kräfte zusammen und eilt darauf zu. Allein der Keuler hat sich wieder aufgerafft und setzt über ein grünes Feld in langsamem Laufe weg. Schon ist der Räuber ihm ganz nah; da sinkt er mit seinen Doggen in das Teufelsbad, welches ihm als eine grüne Fläche erschienen war. Und der Eber stürzt in seine wahre Gestalt verwandelt auf seine Beute zu.

638) Die großen Laternen an der Abendseite der Domthürme zu Halberstadt.[1])

Am Dome zu Halberstadt befinden sich noch heute auf der Abendseite zwei Laternenthürmchen von starkem geschmiedeten Eisen, zwei Fuß im Durchmesser und vier Fuß hoch bis zum Dache. Das Dach ist von starkem Eisenblech mit einem kupfernen Knopfe und mißt in der Höhe drei Fuß. Der Untertheil, welcher mit großen Glasscheiben ausgesetzt ist, hat ein Achteck zur Basis; in der Mitte derselben befindet sich ein großer eiserner Stachel, der darauf schließen läßt, daß man früher auf ihn starke Wachslichter aufgesteckt hat. Die Thürme müssen mindestens in's 15. Jahrhundert gehören, denn im Jahre 1553 sind sie mit rother Oelfarbe angestrichen und neu verglast worden.

Dieselben verdanken ihre Entstehung einer milden Stiftung. Einst war ein Domcapitular des Stifts Halberstadt auf dem demselben zugehörigen Amte Zilly während eines stürmischen Novembertages mit Rechnungen-Durchsehen beschäftigt gewesen, er war länger als gewöhnlich aufgehalten worden und so war es schon fast finster, als er gegen fünf Uhr Abends sein Roß bestieg, um nach Halberstadt zurückzureiten. Allein kaum war er aus dem Amtshofe heraus, so wuchs der Wind zum Orkan, der herabrauschende Regen peitschte ihm und dem Rosse in's Gesicht, so daß er mit Mühe Ströbeck erreichte, allein gleichwohl hoffte er doch noch in die Stadt zu kommen und deshalb zog er es vor, seinen Weg fortzusetzen, anstatt hier zu rasten. Indeß das Unwetter nahm immer mehr zu, und sehr bald gewahrte er, daß er vom richtigen Wege abgekommen sei, sein Pferd stürzte einmal über das andere in die Kniee und schon hatte er die Hoffnung aufgegeben, die Thürme der alten Domstadt wieder zu sehen, da gewahrte er auf einmal in der Ferne ein hohes Licht und hörte im Dome acht Uhr läuten. O wie lieblich klangen diese ihm wohlbekannten Glockentöne in sein lauschendes Ohr und voll freudigen Staunens sah er das Licht in des Küsters Leuchte. Schnell wandte er

[1]) Nach den Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 16.

sein Roß, Dunkelheit und Gefahr vergessend, und eilte dem Lichtlein zu; eben hatte er den richtigen Weg erreicht, als die Töne der Glocken im brausenden Sturme verhallten und des Küsters Leitsternlein verschwand. Durchnäßt, theils vom Regen, theils vom Angstschweiße, mit einigen leichten Quetschungen, die er beim Sturze des Pferdes erhalten, traf er bald glücklich wieder in seiner Behausung ein und beschloß aus Dankbarkeit für seine glückliche Rettung ein Vermächtniß zu machen, nämlich zwei große Laternen in Form kleiner Thürme an den Domthürmen anbringen zu lassen, damit künftighin Jedermann, der von Zilly am späten Abend käme, immer die Lichter zu Leitsternen habe. Bald waren die Leuchtthürmchen fertig; sie haben sich, während der Name ihres Stifters nicht auf uns gekommen ist, bis auf die Jetztzeit erhalten, obwohl ihr Licht nicht mehr nöthig ist, da von Halberstadt nach Zilly jetzt lange schon eine Kunststraße führt.

639) Das blutende Schwert an der Liebfrauenkirche zu Halberstadt. [1])

Auf dem nackten Berge bei Halberstadt stand im 13. Jahrhundert eine Burg, die einem Raubritter Namens Hug gehörte. Derselbe hatte jedoch eine Gemahlin, die himmelweit von ihm verschieden war; so wild und roh er war, so sanft und gut war sie, aber es konnte deshalb auch nicht fehlen, sie kränkte sich über das gottlose Leben ihres Mannes zu Tode und als sie auf dem Todtenbette lag, da ließ sie ihre einzige Tochter Marie noch zum letzten Mal zu sich rufen und ihren Pflegesohn Teuthold, den ihr Mann einst aus Mitleid zu sich genommen und erzogen hatte, da der Vater desselben in der Acht gestorben war, und nahm ihnen das heilige Versprechen ab, daß sie der Tugend und Sitte treu bleiben und nie vom Pfade des Rechten wanken wollten. Die beiden jungen Leute, welche wie Bruder und Schwester mit einander aufgewachsen waren, liebten sich auf's Zärtlichste, allein erst, als der beste Freund ihres Vaters, der auf der Nachbarburg lebende Ritter von Assen, für seinen Sohn Eberhard um die schöne Marie bei ihrem Vater angehalten hatte, fühlte diese, daß sie zu ihrem Pflegebruder mehr als schwesterliche Zuneigung habe. Freilich hatte aber Letzterer, ein blutarmer Junker, auch nicht die mindeste Aussicht, seine Pflegeschwester je die seine nennen zu dürfen; er beschloß also, in's gelobte Land zu ziehen, um sich im Kampfgewühl Ehre und Reichthum zu erwerben. Zwar ward sein Vorhaben von seinem Pflegevater und Nebenbuhler, der gerade zum Besuche auf dem Schlosse war, mit Hohn und Spott aufgenommen, er ließ sich aber nicht irre machen, sondern zog wirklich in Begleitung eines einzigen Troßbuben nach Palästina. Dort gelang es ihm auch, in mehreren Schlachten Ehre und reiche Beute zu gewinnen, allein die Sehnsucht nach seiner Marie war doch so groß in ihm, daß er die erste Waffenruhe benutzte, um in's Abendland zurückzukehren. Wind und Wogen waren ihm auf seiner Heimreise günstig, bald sah er die Küsten von Europa wieder, allein er rastete nirgends, sondern eilte, so schnell er vermochte, wieder nach Halberstadt. Ehe er jedoch in die Burg seines Pflegevaters zurückkehrte, zog er erst in der Herberge zu Halberstadt, wo er abgetreten war, Erkundigung ein, wie

[1]) Nach den Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 30 ꝛc. und Ziehnert Br. II. S. 132 ꝛc.

es auf dem Schlosse stehe. Da mußte er jedoch von dem geschwätzigen Wirthe die bittere Nachricht hören, daß der grausame Vater während seiner Abwesenheit seine arme Tochter genöthigt hatte, sich mit dem jungen Eberhard von Alfen zu verloben und daß auf den nächsten Tag ihre Trauung angesetzt sei. Da schwur der junge Ritter bei sich einen theuren Eid, nur mit seinem Leben wolle er sich seine Geliebte rauben lassen. Er legte also am andern Tage seine Kreuzfahrer-Rüstung an und begab sich mit geschlossenem Visir vor das Thor der Burg des alten Ritters und forderte Einlaß, unter dem Vorwande, daß er als ein Gast aus weiter Ferne zu dem Hochzeitsbankett komme. Zwar verlangte der alte Ritter erst seinen Namen zu wissen, allein als derselbe sich auf ein Gelübde berief, das ihm verbiete, sich zu erkennen zu geben, so ließ er sich begütigen und bot ihm den Willkommenbecher an. Kaum hatte er denselben geleert, so schwankte seine Geliebte im Brautkleide am Arme ihres aufgezwungenen Bräutigams in den Saal. Als sie den geharnischten Ritter erblickte, stutzte sie zwar, allein da sie ihn an einer Feldbinde, die sie ihm vor Jahren einmal geschenkt hatte, erkannte, riß sie sich von dem Arme Alfen's los und warf sich in die Arme ihres Pflegebruders. Nun schlug der Kreuzfahrer sein Visir auf und kühn trat er vor ihren Vater hin und forderte die Jungfrau von ihm zum Weibe, denn nicht Eberhard sei der Mann ihrer Wahl, sondern er sei es. Allein nichts half ihn sein männliches Auftreten, der alte Ritter erklärte, jener habe sein Wort und hieran lasse sich nichts mehr ändern, und forderte den Ritter auf, er möge das Fest nicht weiter stören, sondern die Burg verlassen. Da näherte sich derselbe noch einmal seiner Geliebten und verlangte von ihr das Versprechen ewiger Treue, und als dieselbe ihm solches mit thränenden Augen gegeben, warf er Eberhard den Fehdehandschuh hin und verließ den Bankettsaal und die Burg. Er ging eilenden Schrittes nach der vor Kurzem erst erbauten Liebfrauenkirche und warf sich vor dem Bilde der heil. Mutter Gottes nieder und betete inbrünstig zu ihr, sie möge seine Liebe segnen und schützen. Allein ungesehen von ihm war ihm sein Nebenbuhler nachgeschlichen und während er in innigem Gebet auf den Stufen des Altars lag, stieß ihm dieser von hinten sein Schwert in die Brust und mit dem Gebete, daß die heil. Jungfrau bald seine Marie mit ihm vereinen möge, auf den Lippen, verschied er.

Eberhard eilte, von Gewissensbissen gepeinigt, in das Schloß zurück, wo die Hochzeitsgäste noch beim Bankett saßen und ihn mit Staunen wegen seiner langen Entfernung und verstörten Aussehens empfingen. „Wo ist Teuthold?“ fragte ihn Marie mit halblauter Stimme. „Sieh' an diesem Schwerte“, entgegnete ihr Eberhard mit schneidendem Hohnlachen, „das Herzblut Deines Buhlen. Er hat Dich eingeladen ihm bald zu folgen, aber“, fuhr er boshaft fort, „nun erst bist Du wirklich mein!“ Bei diesen Worten wollte er sie umarmen, allein Marie stieß ihn von sich und mit den Worten: „Mein Geliebter, ich folge Deiner Ladung! Heilige Jungfrau führe mich zu ihm!“ sank sie todt zu Eberhard's Füßen. Da wurde auch der Vater der Jungfrau tief erschüttert und mit zorniger Stimme hieß er den Meuchelmörder zur Stelle sein Schloß verlassen. Der aber ging in Verzweiflung hin in die Kirche zu dem noch auf den Stufen des Altars liegenden Leichnam seines Nebenbuhlers und stieß sich dort das Schwert, an dem das Blut des Ermordeten noch nicht getrocknet war, in die Brust.

Am nächsten Morgen fand man die Leichen der zwei Feinde und ein Mönch, früher selbst ein wackerer Ritter, zog das Schwert aus Eberhard's Brust; doch hielt er es empor und rief dem erschrockenen Volke zu: „Zum ewigen Warnungszeichen soll dies Schwert vor der Kirche unserer Lieben Frau aufgehängt werden und sich so lange bewegen, bis das der Erde entnommene Blut dem unfruchtbaren Boden seine Nahrung wiedergegeben und des Mörders Seele Erlösung aus der Verdammniß gefunden hat!" Das Volk hörte mit Beben den furchtbaren Spruch, neigte sich und betete still für die Seele des Unglücklichen.

Dies alte entblößte Ritterschwert ist jetzt noch unweit der Thüre der verfallenden Liebfrauenkirche außen an einer kurzen eisernen Kette aufgehängt zu sehen und bewegt sich, auch bei gänzlicher Windstille, immer hin und her. An jedem Jahrestage des Mordes aber sollen von dem Schwerte noch Blutstropfen herabfallen und daher der darunter liegende Erdraum nimmer berasen.

640) Die Sage vom Lügenstein. [1])

Auf dem Domplatze zu Halberstadt liegt ein runder Fels von ziemlich beträchtlichem Umfang, der vermuthlich früher ein heidnischer Opferaltar war, dann aber auch bei Volksversammlungen der alten Sachsen darzu gedient haben mag, die Männer, die von dem Volke deutlicher gesehen werden mußten, z. B. die zu erwählenden Anführer, ihm vorzustellen. Darauf scheint der alte Name „Legge-Stein", d. h. Schau-Stein, hinzudeuten. Die Umwandlung dieses Namens in Lügenstein erzeugte durch Wortforschung folgende Sage.

Der erste Bischof von Halberstadt, Hildegrim, beabsichtigte in dieser Stadt einen Dom zu erbauen und hatte dazu die Erlaubniß des Kaisers Ludwig des Frommen erhalten. Er berief also einen geschickten Baumeister, der ihm einen gar schönen Plan von seinem beabsichtigten Bauwerke entwerfen mußte, und als er ihn gutgeheißen hatte, so ließ dieser aus ganz Deutschland um hohen Lohn die geschicktesten Gesellen kommen, um mit ihnen schnell den aufgetragenen Bau zu vollenden. Ehe er aber den Grundstein legte, da hielt er eine feurige Rede an sie und forderte sie auf, mit ihm ein Haus zu bauen, wo die durstenden Seelen aus dem Born der ewigen Wahrheit gelabt werden sollten. Dies hörte der Teufel und weil er die schwunghafte Rede nicht verstand, sondern glaubte, es solle hier ein großes Wirthshaus angelegt werden, von dem er dachte, daß es seinem Reiche manchen Unterthan zuführen werde, so beschloß er, den Bau mit aller Kraft zu fördern. Er schaffte also mit gewaltiger Macht große Felsmassen zum Baue herbei, formte sie wie andere und legte selbst Hand ans Werk, um die Mauern rascher zu erheben.

Wenn die Gesellen Morgens zum Bauplatz kamen, sahen sie sich verwundert an, denn sie staunten über das, was sie am gestrigen Tage geschaffen zu haben glaubten, der Meister aber belobte sie ob ihres Fleißes und hieß sie nicht in ihrem Eifer erlahmen, sondern emsig fortarbeiten, damit sie bald die hohe Kuppel schließen könnten. Der Böse aber lachte heimlich

[1]) Weitläufig erzählt von Ziehnert Bd. II. S. 181 ꝛc. und Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 257 ꝛc., kürzer bei Otmar S. 27 ꝛc.

darüber, er wußte besser, wer der fleißige Bauarbeiter war. Als nun aber die Mauern emporstiegen und nach und nach vollendet wurden, als man die hohen Säulen fest aufgebaut und das Gewölbe auf die wohlberechneten Stützpunkte legte, da merkte der Böse endlich, daß er sich getäuscht und er am Bau eines Gotteshauses und nicht an dem eines Wirthshauses geholfen hatte. Er beschloß also in grimmiger Wuth das Werk wieder zu vernichten und es sammt den Arbeitern zu zerschmettern. Und am folgenden Morgen, als die Sonne ihre ersten Strahlen durch die hohen Fensteröffnungen hinter dem Hauptchore warf und der Baumeister mitten unter seinen, die fleißigen Hände regenden Gesellen stand, da erblickten sie auf einmal hoch oben in der Luft den Teufel mit einem ungeheuern Felssteine in den Krallen über der sich wölbenden Kuppel schweben und hörten denselben mit fürchterlicher Stimme rufen: „Jetzt will ich Euch Alle unter dem Schutte dieses Riesenbaues begraben, weil meine Mühe dabei nicht belohnt worden ist, denn ich half Euch nächtlich mit thätiger Hand, weil ich ein Wirthshaus zu schaffen wähnte!"

Alle Arbeiter erblaßten, denn sie meinten, ihr letztes Stündlein sei gekommen, nur ein einziger kecker Gesell rief beherzt in die Höhe: „Fürst der Hölle, halte den Stein fest und höre, was wir Dir bieten. Wir wollen uns vergleichen und heute noch anfangen, hart am Dome ein Wirthshaus zu bauen, damit auch Du Deinen Willen bekömmst!" — „Gut", rief der Teufel, „damit bin ich einverstanden, aber haltet Wort, sonst wird dies große Werk niemals vollendet werden. Zur Erinnerung unseres Vertrags schleudere ich diesen Stein hier auf den Platz, damit er Euch täglich an Euer Versprechen mahne." Mit lautem Gekrach stürzte der Fels auf den breiten Platz vor der Kirche, wo er noch heute zu sehen ist. Noch sieht man an dem Steine die Höhlung, die der glühende Daumen seiner Hand beim Tragen eingedrückt.

Bald erhob sich neben dem Dome ein Häuschen mit mächtigen Kellern, der Domkeller genannt, und dadurch war nun dem Teufel sein Wille geschehen. Der Dombau aber ward nun ungestört vollendet und am 9. November 859 ward die Kirche vom Bischof Hildegrim II. unter Begleitung vieler Bischöfe und Priester eingeweiht.

641) Bischof Burchard II. von Halberstadt, der Kinderfreund. [1])

Im Jahre 1060 ward Bischof Burchard II. Bischof von Magdeburg; er war ein frommer und leutseliger Mann, und doch war sein ganzes Leben eigentlich nur eine einzige Kette von Unruhen und Drangsalen für ihn und sein Bisthum. Er nahm in den Streitigkeiten des Papstes Hildebrand mit dem Kaiser Heinrich IV. die Partei des erstern und so kam es, daß er mehrmals im Felde gegen den letztern stand. Allein das Glück war nicht immer auf seiner Seite und zuletzt fiel er selbst, vom Kaiser abgesetzt, zu Goslar (17. April 1088) einem Volksaufstande zum Opfer; sein Leichnam ward mitten im Chore zu Ilsenburg beerdigt.

Die Sage erzählt nun von ihm, daß er ein außerordentlicher Kinderfreund gewesen und deshalb, wenn er aus oder zur Kirche ging oder verreiste, stets von einem Schwarme Kinder umgeben war. Sahen sie ihn aber ja einmal von einer Reise zurückkommen, so erklang in der ganzen Stadt ein

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 67 ꝛc.

allgemeines Freudengeschrei: „Bischof Burko kömmt! Bischof Burko kömmt!“ und wenn er dann in dem Hofe war, warf er Geld, Obst und dergleichen unter die Kinder und theilte sonst auch noch viele Geschenke, sonderlich aber auch oft rothe Schuhe mit Ringen unter sie aus und so ist sein Name in einem heute noch in Halberstadt und der Umgegend gesungenen Schlummerliede zum Sprichworte geworden. Es lautet dieses aber also:

Burko von Halberstadt,
Bringe unserm Kinde wat! —
Wat soll eck ihm bringen? —
Rothe Schuhe mit Ringen,
Zucker, Rosinen und Mandelkern,
Dat it unser Kinneken gern.
Eija, poreija!

642) Das blutende Johannishaupt am Deckengewölbe des Johannisthores zu Halberstadt.[1])

Einst stand westlich vor Halberstadt das St. Johanniskloster; im Jahre 1293 ward es, da es ziemlich verfallen war, vom Bischof Volrad wieder hergestellt. In späterer Zeit unter dem Propste Rudolph hatte ein geschickter Steinmetz beim Bau des hohen Chores als Schlußstein des Deckengewölbes das Haupt Johannis künstlich aus rohem Sandstein gemeißelt, doch ehe derselbe eingesetzt ward, gebot der Propst noch eine Oeffnung in den Stein einzuarbeiten, damit er eine Reliquie vom heil. Johannes hineinlegen könne. Dies geschah auch, die Oeffnung ward schnell gemacht, die Reliquie hineingelegt und der Stein eingesetzt. Allein als am nächsten Feiertage Johannis des Täufers die Chorherren zur Messe in die Kirche kamen, gewahrten sie drei frische Blutstropfen unter dem Schlußsteine auf dem Fußboden. Sorgsam deckte man ein heiliges Gefäß darüber, und zeigte sie nur frommen Christen, welche die Wunder zu sehen wünschten. Kranke, die das Blut berührten, wurden gesund an Leib und Seele. Waren die Tropfen endlich verschwunden, so harrte man sehnüchtig des Johannistages, an welchem stets drei frische Tropfen in einen goldenen Becher fielen, den man an die Stelle gesetzt, auf welche die ersten Tropfen gefallen waren. Sorgsam bewahrte man diesen Kelch, weil sein Inhalt stets Wunder verrichtete. Im Jahre 1522 ward von dem Cardinal Albrecht in dem Kloster eine gelehrte Schule angelegt, bald nachher zog aber die neue Lehre Luthers in seine Mauern ein und so geschah es, daß man nicht mehr an Wunder glaubte und das blutende Johannishaupt in Vergessenheit gerieth. Im Jahre 1587 zerstörte eine wüthende Feuersbrunst das ganze Kloster, die bisherigen Bewohner zogen nach der Stadt und auch seine Ruinen verschwanden mit der Zeit, denn jetzt ist nur noch der Platz zu schauen, wo es sonst gestanden hat. Derselbe gehört nämlich zum Theil zum Friedhofe der St. Katharinen-Gemeinde, zum Theil zu einer daselbst von einem gewissen Nicolai angelegten Badeanstalt.

Gleichwohl ist aber der Kopf Johannis des Täufers wunderbar erhalten worden, denn ein Baumeister, der bei der Reparatur des Halberstädter St. Johannisthores beschäftigt war und sich dazu der Steine der in Schutt zer-

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 163.

fallenden Klosterkirche bediente, ließ auch den Schlußstein des hohen Chores hier einmauern, weil ihm die Sage von den herabfallenden Blutstropfen noch bekannt war. Kaum hatte nun aber das Morgenlicht der Sonne im nächsten Jahr den Johannistag begrüßt und der Thorwart das Thor geöffnet, da gewahrte er unter dem Haupte auf dem Boden drei Blutstropfen. Seitdem sollen sie noch immer in jeder Johannisnacht herabfallen und ein tiefes Loch im harten Urgestein des Pflasters zeigt noch heute die Stelle, wohin die Tropfen gefallen, die den Stein ausgehöhlt haben.

643) Der Halberstädtische Adam.[1])

Ebenso wie andere Städte Deutschlands und Frankreichs im Mittelalter ihre geistlichen Schauspiele hatten, besaß auch Halberstadt ein solches. Dies war der sogenannte Adam, von dessen Wesenheit zwei noch jetzt vorhandene päpstliche Bullen von Bonifacius IX. (1401) und Leo X. (1515) Zeugniß geben. Diese Feierlichkeit war aber folgende.

Am Aschermittwoch fanden sich alle diejenigen Sünder, welche öffentliche Buße thun mußten, mit bloßen Füßen in einen Sack gehüllt, in dem sogenannten Paradiese, einem jetzt bis auf einige Säulenbündel weggerissenen Vorbaue am Hauptportale des Domes ein, legten ihre Beichte ab und erhielten nach dem Grade ihrer Schuld die nöthigen Vorschriften zur ferneren Buße. Nun öffneten sich die Thüren des Domes und der Zug der demüthigen Büßer näherte sich dem Altare. Der Bischof und die anwesenden Geistlichen sangen die sieben Bußpsalmen, besprengten die Büßenden mit Weihwasser und kündigten ihnen an, daß sie, wie einst Adam, der Stammvater des sündigen Menschengeschlechts jetzt aus der Kirche gestoßen würden. Dies geschah unter Absingung des Responsoriums: Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen ꝛc. Von dieser Zeit an durften die Ausgestoßenen die Kirche bis zum grünen Donnerstage nicht besuchen. Einer dieser Büßenden meldete sich nun zum Adam und bekam in der Halle der jetzigen Sakristei eine mit der Mauer verbundene Bank, die auch jetzt noch vorhanden ist und der Adamssitz genannt wird, als Sitz angewiesen.

Der Bischof oder wenn derselbe nicht gegenwärtig war, sein Stellvertreter trieb nun am Aschermittwoch den sündigen Adam mit einem Stocke mit eigener hoher Hand aus der Kirche und dieser mußte die ganze Fastenzeit hindurch in großer Dürftigkeit leben und strenge Bußübungen verrichten. Unstät wanderte er durch Halberstadts Straßen, fand sich täglich an allen Kirchthüren ein, durfte aber die heiligen Schwellen nicht überschreiten, auch kein Wort mit seinen Mitbrüdern in der Stadt und den frommen Wallern reden. Man floh aus seiner Nähe und scheu warfen ihm einige Seelen einige Nahrungsmittel zu, damit er nicht ganz verschmachte. Erst nach Mitternacht durfte er auf öffentlicher Straße so lange schlafen, bis das Geräusch des neuen Tages ihn zu neuer Plage erweckte. Der grüne Donnerstag war der Tag seiner Erlösung, denn an diesem Tage ward er wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen und durfte sich mit allen Büßenden, welche gegenwärtig waren, dem Tisch des Herrn nahen. Während dieser Feier saß

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 193.

vom Kreuze des Doms herab das hellklingende Glöcklein, welches noch jetzt wie der Thurm, worin es hängt, das Adamchen heißt. Dieses Glöcklein rief eine große Menge Volks herbei und alle Anwesenden erhielten mit Adam zugleich Absolution.

644) Der Sarg in der Kirche zu Gundersleben. [1])

Im Jahre 1390 wählten die Domherren zu Halberstadt den Grafen Ernst von Hohenstein, bisherigen Propst zu Goslar, zum Bischof, allein sie hatten eine unglückliche Wahl getroffen, denn derselbe war ein wilder, herrschsüchtiger Mann, der mit Niemandem in Frieden lebte und gleichzeitig auch ein höchst verschwenderisches, unchristliches Leben führte. Darüber machte ihm einst der Domprobst von Hardenberg bei einer Kapitelversammlung scharfe Vorwürfe, die den Jähzorn und die Rachsucht des Bischofs so reizten, daß derselbe bei einer am nächsten Tage abgehaltenen Prozession besagten Propst mitten aus den Reihen der Betenden entführen und auf sein Schloß zu Gröningen, wo die Bischöfe von Halberstadt Hof zu halten pflegen, bringen ließ. An der dicken Mauer des Kellers ward der unglückliche Mann mit Ketten fest angeschlossen, als sollte er hier ewig gefangen gehalten werden, der Bischof aber ließ einige Bürger aus Halberstadt kommen und befahl ihnen, ein Faß Bier aus dem Keller zu ziehen. Die Schwerarbeitenden, nicht ahnend die List und Grausamkeit ihres geistlichen Oberhauptes, müheten sich, einander ermunternd, mit Ziehen ab, bis aus des Kellers Oeffnung der blutende Kopf des Dompropstes vom Rumpfe getrennt, die Haare mit dem Seile verschlungen, zu ihrem größten Schrecken zum Vorschein kam. Mit einem Schrei des Entsetzens entflohen die unschuldigen Handlanger dieser Greuelthat und verkündeten dieselbe in Gröningen. Da erhoben sich die Bürger und der Bischof sah sich genöthigt, nach seiner Burg Wegeleben zu entfliehen. Zwar vermochte ihm die Wuth seiner Unterthanen hinter den festen Mauern nichts anzuhaben, allein dafür that ihn der Papst in den Bann und das böse Gewissen, welches das blutende Haupt des Propstes jede Stunde vor seine Augen führte, ließ ihn nicht mehr zur Ruhe kommen. So ward jede Minute seines Lebens ihm zur langsamen Hinrichtung und endlich machte am 6. December 1400 der Tod seinem qualvollen Leben ein Ende. Da begegnete ihm etwas Unerhörtes. Er war noch nicht wieder aus dem Banne gelöst; da nun einem Gebannten ein Grab in geweihter Erde versagt war, so wollten die Ritter von Wegeleben seine Leiche weder in der Burg noch im Erbbegräbnisse aufnehmen, die Wegeleber verschlossen ihm Kirche und Friedhof und die Halberstädter wollten ihn nicht in die Thore lassen. Die Gemeinde in Gundersleben (ein Ort, welcher nahe bei Wegeleben liegt) entschloß sich endlich, die Leiche im bleiernen Sarge so lange zu sich zu nehmen, bis es den Verwandten des Bischofs gelungen wäre, beim Papst die Befreiung vom Bannstrahle zu bewirken. Man hängte nun in der Kirche zu Gundersleben den Sarg oben an dem Gewölbe mit Ketten wohl befestigt auf und so hing er sieben Jahre daselbst. Papst Gregor XII. nahm endlich 1407 den Bannfluch zurück und nun ward die Leiche in Halberstadt mit einer Prozession in der Stiftskirche beigesetzt.

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 286 ꝛc.

645) Der Lange Matthies zu Halberstadt. [1])

Am 23. November 1423 brach in Halberstadt in der Nacht ein gewaltiger Volksaufstand aus. Ein früherer Krämer, der Lange Matthies genannt, der schon einmal wegen Anstiftung zum Unfrieden der Stadt verwiesen, dann aber wieder begnadigt worden war, hatte den Pöbel gegen den Rath aufgehetzt, man erbrach die Häuser der Rathsherren und schlug außer andern Greuelthaten dem Bürgermeister Lohbeck, dem Kämmerer Alsleben und den beiden Zinsherren Bertram und Querstedt die Köpfe ab und der Lange Matthies und seine Spießgesellen wurden von dem bethörten Volke in die Aemter der Gemordeten eingesetzt. Allein der Bischof von Halberstadt Johann von Hoym, der damals der Stadt nicht hatte zu Hilfe kommen können, sammelte ein Heer, welches namentlich durch die Bürger der benachbarten Städte verstärkt ward, und belagerte die Stadt (am 29. Juli 1425) und setzte ihr so zu, daß der Lange Matthies und seine Anhänger bald merkten, sie würden sich nicht halten können. Sie entschlüpften also in Bauerkleidern, allein sie wurden ergriffen und zum Grafen von Reinstein gebracht. Kaum waren aber die Bürger davon unterrichtet, daß ihre Peiniger zum Theil entflohen seien, so öffneten sie dem Bischof die Thore und lieferten zwei der Hauptübelthäter, den neuen Bürgermeister Reinike und des Langen Matthies Bruder Hans aus und beide wurden sammt dem schon gefangenen Matthies und dem Sohne desselben enthauptet und ihre Körper an verschiedenen Stellen auf freiem Felde verscharrt und zum Gedächtniß an diesen Stätten lange Steine aufgerichtet, welche noch heute zu sehen sind und „lange Matthiese" genannt werden. Die Bürgerschaft mußte eine bedeutende Geldbuße bezahlen, die Körper der gemordeten Rathsmitglieder wurden aus der Grube auf dem Martinikirchhofe, wo sie der Lange Matthies hatte verscharren lassen, herausgenommen und in der Martinikirche selbst beigesetzt und über ihrer Grabstätte ein Altar errichtet, der mit 5 Mark Halberst. Währung dotirt ward, welche dem Besitzer einer hierzu eigens gestifteten Vicarie jährlich aus der Kämmerei gezahlt werden sollten. Die Urkunden hierüber sind noch im Rathsarchiv vorhanden, sowie auch das Richtschwert, welches das Haupt der Schuldigen getroffen hatte, noch heute in der Klausur verwahrt wird.

646) Die Gründung des Siechenhofes vor Halberstadt. [2])

Die einst mächtigen Grafen von Reinstein und Blankenburg hatten im 13. Jahrhundert bedeutende Besitzungen in Halberstadt; auf der Stelle, wo jetzt das Franziskanerkloster steht, prangte einst ihr Schloß, wo sie wohnten und gab den naheliegenden Straßen den Namen Klein-Blankenburg. Graf Heinrich der Jüngere von Reinstein, aus dem Hause Hainburg, stiftete das erste Franziskanerkloster auf der Stelle, wo jetzt der Rathskeller steht und verlegte es 1309 dorthin, wo wir es noch jetzt erblicken. Die gräfliche Familie hielt sich zu verschiedenen Zeiten hier auf und so geschah es denn auch, daß einst zwei Gräfinnen von Reinstein in den waldigen Umgebungen auf der Nordseite der Stadt lustwandelten, sich ermüdet an einer frischsprudeln-

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 308 ꝛc.
[2]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 407.

den Quelle niederſetzten und ſich der zahlloſen Blümchen freuten, die am feuchten Rande entſproſſen. Der Spaziergang hatte die ſchon altwerdenden Gräfinnen ermüdet und nach erquicklicher Ruhe genoſſen ſie vom Kryſtallklaren trunke der ſprudelnden Quelle. Wunderbar erfriſcht und ohne große Anſtrengung beendeten ſie den Heimweg. Sie wiederholten den Spaziergang öfter und da ihr ſiecher Körper ſich wohler dabei befand als früher, ſo tranken ſie mit Behagen das heilbringende Waſſer des Quells. Endlich entſchloſſen ſie ſich, an dieſem Platze ein Haus zu erbauen, das ihnen zur Stätte der Ruhe würde, wenn die Herbſt- und die Winterſtürme ihnen nicht mehr erlaubten, ſich im Freien aufzuhalten. Ihre Wohlthätigkeit gedachte aber auch der ſiechen Armen und bald war auch für dieſe ein freundlicher Aufenthaltsort beſchafft. Die Umgegend erhielt bald Kunde vom wohlthätigen Beginnen der Gräfinnen und von dem Heilquell, der der Leiden ſchon viele geſtillt. Viele ſieche Frauen kamen, baten um Obdach und willig ward ihnen daſſelbe gewährt. Auch eine kleine Kapelle erhob ſich in der Nähe des Krankenhauſes und ihr helltönendes Glöckchen rief vom Thurme die ſiechen Bewohner zur Andacht und zum Dankgebet gegen den Höchſten. Der Biſchof Hermann, ein Graf von Blankenburg, ertheilte im Jahre 1301 der milden Stiftung des Siechenhofes Statuten, die auf einen beſondern Convent ſchließen laſſen, und viele Schenkungen erhoben dieſe einſt kleine Stiftung zum Heile für kranke Frauen und Männer zu dem jetzt noch beſtehenden reichen Hoſpitale.

647) Die ſteinernen Bauermeiſter und die Trappen.[1])

Auf der Höhe der jetzt wüſten Dorfſtätten Klein-Wulferſtedt und Harmsdorf (nördlich von der jetzigen Nienburg zwiſchen Wulferſtedt und Eilenſtedt) ſtanden bis zum Jahr 1858 zwei große Steine, genannt der große und der kleine Bauermeiſter. Davon wird folgende Sage erzählt.

Zwiſchen den Bewohnern der beiden Dörfer hatte ein heftiger Streit wegen eines Fahrweges, der über die Harmsdorfer Aecker nach Nienburg und weiterhin nach Halberſtadt führte, ſich entſponnen. Denn die Klein-Wulferſtedter behaupteten, es ſei dieſer Weg ſeit undenklichen Zeiten vorhanden und befahren geweſen; die Harmsdorfer dagegen wollten dieſen Weg als einen verbotenen auf den Anger daneben verlegt wiſſen, pflügten den Weg um und verſperrten ihn durch aufgeworfene Gräben. Die Klein-Wulferſtedter aber warfen die Gräben wieder zu, befuhren den Weg wie vorher und richteten obenein aus Muthwillen manchen Schaden in dem Kornfelde an. Da ergrimmten die Harmsdorfer, lauerten in der Nacht den Klein-Wulferſtedtern auf, erſchlugen zwei Fuhrleute und verſcharrten die Leichname an der Stätte, wo nachmals die zwei Steine zu ſehen waren. Der Mord blieb aber nicht verborgen. Das Vehmgericht erhielt durch ſeine überall umherſchleichenden und horchenden Freiſchöffen Nachricht von der Unthat und ließ nun die Dorfſchaften ſammt den erforderlichen Zeugen zum erſten Juni vor ſeinen furchtbaren Richterſtuhl laden. Unterdeſſen hatten aber die Harmsdorfer einen der Freiſchöffen kennen gelernt und für ein gutes Stück Geld von ihm den Rath erhalten, den ihnen gefährlichſten Zeugen, einen achtzigjährigen Greis, aus dem Wege zu ſchaffen und nachher Alles abzuſchwören. Der Rath ward

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 61.

befolgt, der Greis heimlich erſchlagen und gleichfalls bei jenen zwei Steinen verſcharrt. Als der letzte Mai erſchienen war, fanden ſich die Herren des Freiſtuhles, der Freigraf, die Beiſitzer und Schöffen auf der Hupſeburg ein. Da die Verrätherei des einen Schöffen bereits an den Tag gekommen war, befahl der Graf, den Sünder 7 Fuß höher als andere Verbrecher an der höchſten Pappel aufzuhenken und zum Zeichen, daß ſolches nach Urtheil der heiligen Vehme geſchehen ſei, ihm das Meſſer des Gerichts in's Herz zu bohren und dort ſtecken zu laſſen. Obgleich nun die Harmsdorfer am nächſten Morgen den Verräther am Baume gerichtet ſahen, blieben die beiden Bauermeiſter doch verſtockt bei ihrem Vorſatze, nichts zu bekennen und den Mord abzuſchwören. Mit Aufgang der Sonne gab ein dreimaliger Schlag mit der großen Hupſeburger Glocke das Zeichen, daß jetzo der Freiding werde gehegt und gehalten werden. Der Freiſtuhl wurde auf der Stelle des Verbrechens aufgerichtet, die beiden vorgeladenen Gemeinden, die eine zur Rechten, die andere zur Linken geſtellt, die beiden Bauermeiſter aber in die Mitte des Kreiſes, an den Ort, wo die Erſchlagenen verſcharrt worden waren. Als der Freigraf, dem ein Mönch das Kreuz vortrug, den Stuhl des Gerichts eingenommen hatte, verlas ein Schöffe die Verbrechen, welche an dieſer Stätte verübt worden ſeien. Darnach wurde den beiden Bauermeiſtern geboten, auf der Stelle, wo die Erſchlagenen verſcharrt wären, niederzuknieen und einen Eid abzulegen, daß ſie ſich keiner Theilnahme an dem Morde ſchuldig wüßten, auch daß die Harmsdorfer ihres Wiſſens nicht verpflichtet wären, den Weg über ihre Aecker zu geſtatten. Und ringsum kniete nach Befehl des Gerichts die Gemeinde, Männer und Weiber. Der entſcheidende Augenblick erſchien. Noch immer entſchloſſen, durch einen Meineid die Schuld von ſich abzuwälzen, erhoben die zwei Bauermeiſter ihre rechte Hand, um den falſchen Schwur auszuſprechen, als ſie plötzlich in die zwei Steine verwandelt wurden und in demſelben Augenblick flog auch die ganze mitſchuldige Gemeinde, in ungeſtaltete Trappen verwandelt, mit erbärmlichem Geſchrei in die Luft und davon. Der Freigraf aber ſprach: „Wo Gott richtet, darf der Menſch nicht richten. Geht! Der Freiding iſt aus!“

648) Das große Weinfaß auf den Spiegelsbergen. [1])

Einſt ſaß der Biſchof Heinrich von Halberſtadt (gegen Ende des 16. Jahrhunderts) mit einem andern fremden Biſchof, der ſeit einem Monate ſchon ſein Gaſt war, an einem ſchönen Sommerabend im Freien vor ſeinem Schloſſe zu Gröningen. Sie hatten, ſeitdem ſie ſich zur Mittagstafel geſetzt, von nichts als von dem großen Weinfaß geſprochen, welches ſich damals ein Biſchof am Rhein hatte erbauen laſſen und waren darin einig, daß eigentlich ein jeder geiſtliche Herr ein ſolches haben ſolle. Allein mit der Ausführung konnten ſie nicht auf's Reine kommen. Da trieb der biſchöfliche Hirte Konrad die ſchöne ihm anvertraute Schafheerde quer über den Schloßhof und bot ſeinem Herrn einen guten Abend. Der Biſchof dankte ihm gnädig und ſprach: „Höre, Konrad, wo iſt denn Harm?“ Da pfiff der Schäfer und ein ſchöner großer Widder ſprang erſt zum Schäfer und dann

[1]) Nach Otmar S. 295 ꝛc., abgedruckt in den Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 86 ꝛc.

zum Bischof, der ihn streichelte und mit den Brocken, die er selbst von der Tafel für ihn aufbewahrt hatte, fütterte. Er sprach dann noch einige Worte mit ihm und fragte ihn lächelnd, wann er denn Hochzeit machen werde? Konrad zuckte die Achseln und trieb seine Heerde in den Stall.

Da wunderte sich der fremde Bischof gar sehr, wie es komme, daß sein geistlicher Herr Bruder soviel Umstände mit seinem Schäfer mache, allein dieser sagte, sein Schäfer sei der beste und ehrlichste Mensch in seinem Sprengel und verdiene seine Gnade im vollen Maße. Darüber lachte aber der fremde Bischof laut und meinte, er habe darin mehr Erfahrung, ganz ehrliche Diener zu finden sei ganz unmöglich, wenigstens an einem geistlichen oder fürstlichen Hofe, sie seien alle Schelme und betrögen ihre Herren, nur einer mehr, der andere weniger. Der Halberstädter Bischof aber widersprach ihm auf das Entschiedenste und vertheidigte die Treue seines Schäfers, so daß, indem Jener von seiner Behauptung nicht abstehen wollte, nichts übrig blieb, als den armen Konrad in Versuchung zu führen. Die beiden Bischöfe wetteten um ein Weinfaß, das 150 Fuder Wein fassen könnte, das sollte der, welcher die Wette verlöre, dem andern bauen lassen. Damit gingen sie Beide schlafen.

Der fremde Bischof aber ließ, ehe er sich niederlegte, seinen vertrauten Knecht, der auch die Stelle seines Hofnarren bei ihm versah, kommen, erzählte ihm, was geschehen war, und wollte seine Ansicht hören, wie wohl die Wette zu gewinnen und der arme Konrad zum Bösen zu verführen sei. Anfangs wollte zwar des Bischofs heimlicher Rath, wie ihn seine Kameraden spottweise nannten, nichts davon wissen, allein als dieser ihm ein gutes Trinkgeld versprach, wenn er den Schäfer zur Unredlichkeit vermögen könne, so ließ er sich zu dem Geschäft herbei. Sein Herr hatte ihm gesagt, der Schäfer habe eine Geliebte, darauf baute er seinen Plan. Er zog am nächsten Morgen Erkundigung über seine Verhältnisse ein und erfuhr, allerdings liebe der Schäfer eine hübsche Bauerdirne, allein dieselbe wolle von seinen Anträgen nichts wissen, bevor er nicht ein eigenes Häuschen habe, da er und sie arm wären. Er begab sich also zu dem Mädchen und gewann sie für seinen Plan. Hierauf kehrte er zu seinem Herrn zurück, theilte ihm mit, was er im Sinne habe, und begehrte von ihm zur Ausführung seines Planes eine ziemliche Summe Geldes. Diese erhielt er auch, ging wieder zu der schönen Liese, zeigte ihr das Sündengeld und versprach ihr, damit ein gerade im Dorfe verkäufliches Haus kaufen zu wollen, dafern sie ihm das brächte, was er haben wolle. Das Mädchen war gleich bereit und am andern Morgen machte sie sich an die Ausführung.

Sie ging wie zufällig in die Gegend, wo Konrad seine Heerde durchtreiben mußte, krauten. Ihr Konrad freute sich nicht wenig, als er seine Schöne erblickte, er flog zu ihr hin, um sie zu begrüßen, allein sie empfing ihn wider Erwarten ziemlich kalt und als er sie fragte, warum sie nicht freundlicher sei, da versetzte sie, wenn er ihr nichts Neues über ihr zukünftiges Häuschen sagen könne, wie er dies beschaffen wolle, werde er noch oft so ein finsteres Gesicht bei ihr zu sehen bekommen. Darüber ward denn Konrad ganz traurig und meinte, ob es denn sonst nichts gebe, was er ihr zu Gefallen thun könne, um ihr ein freundliches Gesicht abzugewinnen. Darauf antwortete die Liese, welche dieses Anerbieten eben nur bezweckt hatte,

sofort damit, daß sie ihm sagte, er möge ihr seinen Harm schenken, daß sie ihn verkaufen und sich von dem Erlös ein Häuschen kaufen könne. Traurig erwiederte Konrad: „Verlange was Du willst, nimm die besten zehn Schafe aus der Heerde, nimm alle fünfzig, die mir gehören, nur den Widder laß mir, zwar gehört er mir eigenthümlich, denn ich habe ihn aufgezogen, allein wenn der Bischof nicht alle Abende meinen Harm füttern kann, verliere ich seine Gunst, ich kann und darf ihn nicht verkaufen." Damit ließ sich aber Liese nicht abweisen, sie meinte, seine Liebe müsse gar nicht so heiß sein, daß er ihr nicht einmal dieses kleine Opfer bringen wolle ꝛc. So stritten sie sich lange, Konrad weinte, und vor Unmuth endlich gestand ihm Liese, sie habe den Widder bereits für ein kleines Häuschen verkauft, welches sie sich Beide schon so lange gewünscht hätten, sie müsse ihn also auf jeden Fall abliefern, heute noch, es koste was es wolle, sie habe einmal ihr Wort gegeben und dies könne sie nicht brechen. Genug, sie unterstützte diese Klagen noch durch verschiedene Thränen und redete ihrem Konrad zu, dem Bischof vorzureden, der Widder sei gestorben oder von einem Wolfe gefressen worden, genug auf irgend eine Weise den Verkauf zu beschönigen.

Konrad ließ sich denn endlich überreden, ihr den Widder noch vor Mittag zu überliefern und sie versprach ihm dafür, binnen vier Wochen seine Frau zu werden, und damit trennten sie sich. Als jedoch der Schäfer seine Geliebte nicht mehr sah, da fing er an Gewissensbisse zu empfinden, zwar stiegen böse Gedanken in ihm auf, die ihm vorspiegelten, wie leicht es ihm sein werde, durch irgend eine List oder Lüge sich bei dem Bischof weiß zu brennen, aber immer siegte wieder sein Gefühl für das Bessere bei ihm und er konnte sich nicht entschließen, eine Lüge zu erfinden. Gleichwohl mußte er aber auch den Widder abliefern und so zerfann er sich den Kopf, wie er sein Wort halten, aber auch ehrlich bleiben könne. Endlich schien er einen Mittelweg gefunden zu haben, denn er trieb seine Heerde weiter und noch vor Mittag überlieferte er mit einem tiefen Seufzer seinen lieben Harm an Liese, die ihn gegen das Kaufgeld des Häuschens umtauschte, ohne weiter über den Zusammenhang der Dinge nachzugrübeln.

Nun war aber für denselben Abend von den beiden Bischöfen Konrads Ehrlichkeitsprüfung angesetzt worden. Sie saßen abermals bei einem Becher Wein vor dem Schloßthore und erwarteten Konrad, der mit seiner Heerde vorbeikommen mußte, wo freilich der Widder fehlte, den der fremde Gast bereits in seinem Besitz hatte. Natürlich kam es auch so, Konrad kam mit seiner Heerde an, allein diesmal sprang kein Widder lustig zum Bischof Heinrich, um sich von ihm füttern zu lassen. Augenblicklich fragte dieser: „Wo ist Harm?" Da antwortete Konrad mit fester Stimme: „Den habe ich verkauft, Herr Bischof; ehrlich währt doch am Längsten, dies ist mein Wahlspruch und soll es immer bleiben!" Dem Diener des fremden Bischofs, welcher für seinen Herrn schon die Wette gewonnen zu haben geglaubt hatte und in der Nähe war, gefiel diese Rede Konrads nicht sonderlich. Der Bischof aber ward sehr zornig und fuhr den Schäfer hart an: „Warum hast Du ihn verkauft, ohne mir ein Wort zu sagen? ich hätte Dir das Zehnfache bezahlt!" Da versetzte Konrad: „Ein Schelm hat meine Braut verführt, wie einst die Schlange die Eva, und dann hat diese mich verführt, wie einst Eva den Adam. Ich weiß den Namen desselben, allein ich will ihn nicht nennen, wenn er

mir meinen Harm wiedergiebt. Liese hatte ohne mein Wissen sich verleiten lassen, das Thier zu verkaufen, darum mußte ich dasselbe hergeben, so schwer es mir wurde, ihr Wort konnte ich sie nicht brechen lassen, das ist der Grund, warum ich den Widder weggegeben habe!" Zwar wollte Bischof Heinrich schmählen, allein der fremde Gast sprach: „Ich habe die Wette verloren, dies war die Probe." Der Halberstädter aber freute sich mehr über die bestandene Ehrlichkeitsprüfung seines Schäfers, als über das gewonnene Weinfaß, und so versprach er ihm denn die Hochzeit auszurichten und noch die halbe ihm anvertraute Heerde dazu schenken zu wollen. Der Gast aber wollte nicht nachstehen, er gab ihm den Widder zurück und ließ ihm auch das dafür gezahlte Geld als Hochzeitsgeschenk. Treu seinem Worte ließ er aber das große Weinfaß bauen, das sonst so manchen Reisenden nach Gröningen zog, sich jetzt aber auf den Spiegelsbergen bei Halberstadt befindet.

An dieses Weinfaß, dessen Erbauer Michael Werner aus Landau war, der auch das große Heidelberger Faß gemacht hatte, und für das ein besonderer Keller im Schlosse Gröningen hatte eingerichtet werden müssen, denn es faßte 141 Fuder Weins, war 636 Centner schwer (124 Centner wogen allein die eisernen Schienen und Reifen, sowie die 955 Schrauben daran), 30 Werkschuhe lang und 18 Werkschuhe dick und trug eine Aufschrift, worin alles dies gesagt war, knüpft sich aber noch eine andere Sage, welche also lautet: [1])

Als es noch zu Gröningen lag, trug es sich zu, daß an einer von den Kellerwänden, wo es sich befand, etwas auszubessern war. Der Kellermeister ließ also einen Maurer kommen und trug ihm diese Arbeit auf. Da der Kellermeister den Fleiß und die Geschicklichkeit des Gesellen kannte, ließ er ihn fast den ganzen Tag allein und kam nur dann in den Keller, wenn er selbst Langeweile oder mit dem Gesellen zu schwatzen Lust hatte. Die Reparatur sah wichtiger aus als sie wirklich war und noch vor Abend hatte sie Andreas, so hieß der Maurer, beendigt. Für voll sollte ihm der Tag gelohnt werden, daher er bis zum Feierabende noch im Keller zu verweilen gedachte. Müßig und müde betrachtete er sich nun gemächlich das Ungeheuer von Weinfaß, las seine Aufschrift, zählte die Reifen und eisernen Schienen, ja selbst die Schrauben, allein nach und nach hatte er etwas materiellere Bedürfnisse, er wünschte etwas von dem guten Wein, welchen es barg, zu sich zu nehmen, um sich nach seinem Tagewerk zu erquicken. So viel er dazu brauche, meinte er, werde man nicht vermissen. Der Rebensaft war vom besten Gewächs und mundete ihm; er trank und trank, bis der Weingeist und die Kellerluft ihn betäubte und neben das Weinfaß bettete. Da die Feierabendzeit längst vorüber war und Andreas noch nicht aus dem Keller kam, stieg der Kellermeister hinab und sah sogleich, was vorgefallen war; da er aber fürchtete, wegen seiner eigenen Nachlässigkeit bei Beaufsichtigung des Maurers zur Verantwortung gezogen zu werden, so ließ er ihn schlafen und beschloß, ihn erst früh aus dem Keller zu lassen und dann tüchtig auszuzanken. Indeß dauerte der Weinrausch unseres Andreas nicht allzulange, er erwachte gegen Mitternacht und wußte erst nicht, wo er war, nach und nach aber besann er sich

[1]) Nach Ziehnert Bd. II. S. 66 ꝛc.

auf das Vorgefallene und fand, daß es für ihn am Ersprießlichsten sein würde, sich ruhig zu verhalten und dann bei Anbruch des Tages sich möglichst ungesehen fortzuschleichen. Er setzte sich also auf eine steinerne Erhöhung unweit der Thüre und tröstete sich bei etwa entstehendem Durste mit der Nähe des Weinfasses.

Noch hatte er nicht minutenlang gesessen, als er in der einen Kellerecke ein weißes aus dem Boden aufsteigendes Licht erblickte, das nach und nach den ganzen Kellerraum erhellte. So furchtlos und keck nun aber auch unser Andreas sonst war, so fing es ihm doch an etwas grausig zu Muthe zu werden, und als er nun gar noch in der Mitte des Lichtscheines ein kaum zwei Spannen hohes, erdfahles Männchen aus dem Kellersande sich hervorwühlen sah, da stiegen ihm die Haare zu Berge und er schlug ein Kreuz. Der Zwerg aber ließ sich dies nicht anfechten, sondern er kam auf ihn los und hieß ihn gutes Muthes sein und forderte ihn auf, sich eine Gnade von ihm auszubitten. Andreas aber verlangte zum großen Erstaunen des Erdmännchens weiter nichts, als daß er ihn aus dem Keller lassen solle. Da meinte dasselbe, wenn es weiter nichts wäre, das solle bald geschehen sein, so er aber wieder einmal Durst nach einem Trunke aus dem großen Weinfaß verspüre, solle er nur um Mitternacht mit dem linken kleinen Finger an den Mittelnagel des Thürschlosses dreimal klopfen, und er wolle ihm öffnen. Nun öffnete der Zwerg die eiserne Thür und Andreas lief, ohne sich umzusehen, so schnell als er konnte nach seiner Wohnung und gelobte sich selbst bei allen Heiligen, dem großen Fasse und dem Erdmännchen nie in seinem Leben wieder zu nahe kommen zu wollen. Nach einigen Stunden Morgenschlafes begab er sich zu dem Kellermeister, sagte, er sei gestern Abend mit seiner Arbeit fertig geworden und wolle sich nur noch sein Handwerkszeug holen, welches er im Keller habe liegen lassen. Der Kellermeister hatte aber den Abend vorher sich selbst aus Aerger einen Rausch getrunken und mußte jetzt selb[illegible]weckt werden. Freilich erschrak er nicht wenig, als er den Maurer [illegible]ch stehen sah, den er im Keller eingeschlossen zu haben meinte, allein es blieb ihm nichts übrig, als anzunehmen, durch seine Sinne getäuscht worden zu sein; derselbe stand in eigener Person vor ihm und daher hielt er es für besser, sich nichts merken zu lassen. Er nahm also seine Schlüssel, stieg in den Keller hinab und fand die Thüre natürlich verschlossen und das Handwerkszeug des Maurers an dem angegebenen Orte. Damit war die Sache vor der Hand aus. Zwar gelüstete es den Maurer manchmal nach einem Trunke aus dem großen Weinfasse, allein er dachte an seinen Schwur und hatte auch sonst noch Anderes zu denken, denn er hatte ein Liebesverhältniß mit einer reichen Bürgerstochter, die er bei einem Bau in ihres Vaters Hause hatte kennen lernen, angeknüpft und dieses machte ihm viel Sorgen. Diesmal ging es aber nicht wie gewöhnlich, der arme Maurer wurde nicht zurückgewiesen; weil das Mädchen einmal gar zu verliebt in ihn und ihr Vater ein schwacher Mann war, mußte sie es dahin zu bringen, daß derselbe nachgab und sie ihn heirathen durfte. Nur mußte er das Maurerhandwerk aufgeben und seinem Schwiegervater versprechen, Feldwirthschaft zu erlernen und seine zahlreichen Aecker zu bewirthschaften. Dies that er auch und die Sache ging, so lange der Vater lebte, ganz gut. Da starb derselbe, die Tochter erbte Alles und da er nur der Verwalter ihres

Eigenthums war, so konnte er es nicht hindern, daß seine Frau, in der die Laster der Ueppigkeit und der Putzsucht nur geschlummert hatten, jetzt von ihm die gänzliche Veränderung ihrer Lebensweise forderte. So bescheiden sie bisher gelebt hatten, so groß ging es nun bei ihnen zu; alle Tage war offene Tafel bei ihnen, kostbare Kleider und Schmuck ward in Menge angeschafft, ungetreue Dienstboten halfen getreulich dazu, und so kam es, daß, da die junge Frau auf keine Vorstellungen ihres Mannes, sich einzuschränken, hören wollte, alle seine Sparsamkeit und Fleiß nichts half und er eines schönen Tages fand, daß er so ziemlich fertig war. Nun kamen die Vorwürfe, er klagte seine Frau an, daß durch ihre sinnlose Verschwendung die Armuth in ihr Haus eingezogen sei, und sie warf ihm vor, wenn sie nicht ihn, einen armen Maurer, sondern einen reichen Junker geheirathet, könne sie noch im Wohlstande sein. Solche und ähnliche Reden waren ihre tägliche Unterhaltung, die natürlich ihren Zustand keineswegs erleichterte. Zwar suchte Andreas sein Handwerkszeug wieder hervor, allein er hatte bei der guten Zeit das Arbeiten verlernt. Da dachte er an seinen Freund, das Erdmännlein, und stand in der nächsten Mitternacht an der Kellerthür, klopfte nach der ihm vorgeschriebenen Weise an und geräuschvoll öffnete sie sich. Andreas trat ein, vor ihm stand der Zwerg in seinem erdfahlen Mantel und hieß ihn mit besonderer Freundlichkeit willkommen. Er verlangte von ihm zu trinken, da meinte das Kellermännchen, das könne geschehen, hier sei genug für seinen Durst, denn es seien erst vor Kurzem neue Vorräthe angekommen. Damit gab er ihm Wein aus dem großen Fasse. „Säume aber nicht", warnte er ihn mit aufgehobenem Finger, „denn nach Mitternacht kann ich die Thüre nicht mehr öffnen!" Andreas ließ sich dies nicht zweimal sagen und zechte nach Herzenslust, aber je mehr er trank, desto heftiger ward sein Durst und ließ ihn nicht an die Zeit denken. Der Sinne beraubt, sank er vor dem Fasse nieder, die Mitternachtstunde ging vorüber und das graue Männchen war verschwunden.

Nun war aber denselben Abend vorher auch der Kellermeister in den Keller gegangen und hatte sich, um ungestört den Geist und die Güte des neuen Getränkes zu prüfen, eingeschlossen, aber auch er war von den Dünsten des jungen Weins berauscht besinnungslos zu Boden gefallen. Nach Mitternacht erwachte er und Schrecken und Grauen rieselte durch seine Glieder, denn unweit von sich hörte er ein gewaltiges Schnarchen und Rasseln. Da er wußte, daß er allein herabgestiegen war und Niemand durch die verschlossene Thüre ihm hätte folgen können, hielt er das Geräusch für Geisterspuk, raffte sich auf und schwankte so schnell er vermochte nach der Thür. Als er aber den Keller verlassen hatte, kehrte in der frischen Luft doch insoweit seine Ueberlegung zurück, daß er auf die Vermuthung kam, es möge mit dem Schnarchen natürlich zugegangen und in der That ein zweiter Trinker im Keller gewesen sein. Er kehrte also am nächsten Morgen, von einer Anzahl von Knechten begleitet, in den Keller zurück und ließ, unter dem Vorwande, seinen Ring verloren zu haben, alle Winkel desselben durchsuchen.

Unterdessen war auch Andreas von seinem Weinrausche erwacht und als er das Rasseln an der Thüre hörte, auf das große Weinfaß gestiegen und hatte sich darauf still niedergelegt. Hier konnte er, sich ruhig verhaltend, nicht leicht entdeckt werden, aber er kam auf den unklugen Einfall, während

der Kellermeister im hintersten Theile des Kellers suchte, an der Vorderseite des Fasses herabzuspringen, um durch die Thüre zu entwischen. Aber der Sprung mißlang und preßte dem Unglücklichen unwillkürlich einen dumpfen Schrei aus. Schnell wandten sich die Sucher um und Andreas war in ihren Händen. Darob jubelte aber Niemand mehr als der Kellermeister, denn nun fand er Gelegenheit, die von ihm selbst begangenen Wein-Veruntreuungen einem Andern in die Schuhe zu schieben und so zugleich an ihm Rache zu nehmen, weil Andreas ihn früher einmal, als er sich Zärtlichkeiten gegen seine Frau hatte herausnehmen wollen, ziemlich unsanft zurückgewiesen hatte. Der Kellermeister meldete also den Vorfall so gehässig als möglich dem Bischof und freute sich schon im Geiste des Verdammungsurtheils, welches den armen Andreas treffen würde. Der Bischof aber, ein ziemlich gerechter Mann, fand aus der Anklage des Kellermeisters mit leichter Mühe das Parteiliche heraus und ließ den Gefangenen vor sich führen. Er fragte ihn selbst nach dem Hergange der Sache und Andreas berichtete ehrlich, was er gethan hatte, nur verrieth er kein Wort von dem Erdmännlein, denn er hatte früher gehört, der Herr Bischof sei kein sonderlicher Freund von derartiger Gesellschaft. Der Bischof freute sich eigentlich insgeheim über die Aussage des Maurers und befahl, man solle demselben diesen Abend gesalzene Fische als Fastenspeise vorsetzen, ihn aber dann die Nacht hindurch in den Keller sperren, zuvor jedoch das große Faß, sowie alle kleinern Kameraden desselben sorgfältig versiegeln. Was weiter mit dem Sünder geschehen solle, werde er morgen bestimmen. Andreas bedankte sich bei dem Bischof für die gnädige Strafe, bekam seine gesalzenen Fische zu essen und ging dann, zwar mit niedergeschlagenen Blicken, aber sonst guten Muthes in den Keller hinab, denn er vertraute auf die Hilfe des Erdmännchens. Der Kellermeister aber versiegelte sorgfältig alle Weinfässer und auch, was ihm nicht befohlen war, die Thüre, damit ihm ja sein Feind nicht entgehen könne. Am Morgen schickte der Bischof einen seiner Diener zu dem Kellermeister mit dem Befehl, den Gefangenen aus dem Keller in ein ordentliches Gefängniß zu führen und ihm Speise und Trank zu geben. Der Kellermeister und seine Knechte stiegen in den Keller hinab, fanden das Siegel an der eisernen Thüre unversehrt und ebenso das große Weinfaß und die kleinern Fässer alle noch wohl versiegelt, allein keinen Gefangenen, denn diesen hatte das Erdmännchen getränkt und in der Nacht entfliehen lassen. Was jedoch dann mit ihm geworden ist, weiß man nicht, denn seine Frau hat ihn niemals wiedergesehen.

649) Der Sargberg.[1])

Bei Halberstadt liegt ein hoher Berg, der Hoppelberg genannt, von welchem folgende Sage erzählt wird. Vor uralter Zeit, als der Harz und seine Umgebungen noch in den Händen der Wenden, Katten und Sachsen war, wurden diese Völker von einem Nachbarstamme, der sich namentlich durch die ungeheure Größe seiner Mitglieder auszeichnete, fortwährend beunruhigt. Man nannte sie Hünen, hielt sie für unverwundbar und für halbe Zauberer. Sie waren eine lange Zeit nur vereinzelt oder doch nur in kleinen Haufen

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 172 ꝛc.

ins Land gekommen, jetzt aber hörte man, daß sie sich zu einem Heere versammelt hätten und beabsichtigten, die ganze Gegend in ihren Besitz zu bringen. Da beschlossen die Bewohner derselben, sich zusammen zu verbinden und selbigen einen geschlossenen Widerstand entgegenzusetzen und stellten sich so zu einem großen zahlreichen Heere vereinigt den Hünen entgegen. Diese hatten sich einer so tapfern Gegenwehr nicht versehen und fingen an bei dem Anblick eines so wohlgerüsteten Heeres muthlos zu werden. Da ward ihr König, ein gewaltiger Riese, furchtbar zornig über diesen Kleinmuth und verschwor sich hoch und theuer, er allein wolle das ganze feindliche Heer in die Flucht treiben, verbot auch seinen Leuten bei Lebensstrafe sich einzumischen und sprengte ganz allein mitten in die Feinde. Letztere wußten nicht, was sie denken sollten, als sie sich von einem Einzelnen angegriffen sahen, sie hielten ihn für eine Art höheres Wesen und ließen sich von ihm fast ohne Widerstand niederhauen. Nach wenig Zeit war das Schlachtfeld mit Todten und Verwundeten besäet und der Rest hatte sich schleunigst auf die Flucht begeben; allein auch der Riese hatte einige Wunden davongetragen; als seine Leute herbeikamen und ihm Helm und Harnisch lüfteten, stürzte das Blut in Strömen hervor und nach wenig Minuten entfloh seine Seele mit seinem letzten Athemzuge. Da trauerten seine Leute, denn mit ihm hatten sie auch den besten Theil ihres Sieges verloren; sie beschlossen aber, ihm ein Grab auf dem Felde seiner Tapferkeit zu errichten, errichteten einen Scheiterhaufen, legten seinen Leichnam darauf und verbrannten ihn zu Asche, dann sammelten sie dieselbe in eine Urne und legten Jeder irgend ein Todtenopfer dazu und nachdem dies Alles geschehen war, fingen sie an ein Grab zu bauen, zu diesem trugen sie Steine, Felsen und Erde herbei, bis sich ein riesenhafter Berg über seiner Asche erhob. Dieser Berg steht noch heute und heißt beim Volke der Sargberg, später auch noch mit einem zweiten Namen der Hoppelberg.

650) Das Kloster am Huyberge.[1])

Im Jahre 1038 hatte Burkhard I. Bischof von Halberstadt sich auf einer Waldhöhe im Huy eine Kapelle, der Jungfrau Maria geweiht, erbaut, wohin er sich öfters in die Einsamkeit zurückzog, um fern vom Gewimmel der Stadt mit seinem Gott allein zu sein. Bald darnach bat ihn eine Nonne aus dem Kloster zu Quedlinburg, Namens Pia, die sich gleichfalls nach der Waldeinsamkeit sehnte, inständigst, daß sie sich im Huy in seine Kapelle einschließen dürfe. Diese Erlaubniß erhielt sie aber erst ziemlich lange nachher durch den Nachfolger des Bischofs Burkhard oder Bucko (1070). Einige Zeit nachher siedelte sich auch ein Domherr, Namens Eckhard, bei der Kapelle als Priester an, da bereits so viele fromme Seelen aus der Nachbarschaft hierher pilgerten, daß ein stehender christlicher Seelenhirt dort zur Nothwendigkeit ward. Nun dauerte es nicht lange, so kam auch noch eine dritte Fromme dahin, eine Nonne Namens Adelheid aus Gandersheim. Damit war das heilige Kleeblatt vollständig. Die ganze Umgegend pries sich glücklich ob dieser heilsamen Nachbarschaft. Um nun aber den Ruhm und die Verehrung des neuen Heiligthums noch zu erhöhen, begab es sich,

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 251.

daß ein Anwohner des Huyberg in einer Nacht eine wunderbare Erscheinung hatte. Er sah nämlich ganz augenscheinlich, wie an der Mitternachtseite des Klosterberges plötzlich mit hellem Klingen ein Quell wie reines Silber hoch aufsprudelte und zwischen wonnigem Grün von der Höhe in das Thal hernieder-rieselte, und wie von allen Seiten die Bewohner der Ebene herbeieilten, schöpften, tranken und sich labten. Indem läutete das Glöcklein droben in der Kapelle zur Frühmette und davon wachte der gute Mann auf. Nun verkündete er allenthalben, was ihm Wundersames begegnet war und sprach: „Dieses prophetische Gesicht bedeutet, daß ebenso wie jenes Wasser dort vom Huyberge hernieder floß und Tausende labte, ebenso reichen zu aller Zeit die daselbst wohnenden Heiligen das erquickende Wasser des wahren Heils immer-dar Allen, die es dort suchen werden." Und so geschah es, daß schon im Jahre 1080 die Zahl der frommen Brüder und Schwestern droben derge-stalt zugenommen hatte, daß der fromme Eckhard zum ersten Abt des aus der kleinen Kapelle zum stattlichen Kloster erwachsenen Heiligthums erwählt wurde. Bis zum Jahre 1411, wo die geistlichen Schwestern aus der Ge-schichte des Klosters verschwinden, scheinen geistliche Brüder und Schwestern hier treulich neben einander gewohnt zu haben. Im Jahre 1804 ist endlich dieses Gestift, welches im Laufe der Zeit sehr reich an liegenden Gründen geworden war, eingezogen worden. Der Bestand der letztern betrug damals 128 Hufen Landes.

651) Der grünende Peitschenstock. [1])

Wo die Huyberge in einen Kranz von Hügeln verlaufen, tritt inmitten das fleißige Städtchen Schwanebeck aus den fruchtbaren Gefilden hervor. Im Jahre 1334 war daselbst aus der Pfarrkirche ein Kästchen mit sieben geweihten Hostien gestohlen worden. Als bald nachher ein Knecht auf einem dem Kloster St. Burchard zu Halberstadt gehörigen Ackerstück unweit dem Städtchen pflügte, fielen plötzlich die Pferde nieder und waren durch nichts wieder zum Aufstehen zu bringen. Der Knecht, etwas Wunderbares ahnend, steckte, um die Stelle zu bezeichnen, den Peitschenstock in die Erde, eilte nach Schwanebeck und erzählte den Geistlichen, was er eben Erstaunliches erlebt habe. Auch diese ahnten sogleich ein Wunder, zogen in feierlicher Prozession mit der Gemeinde auf dem nachmals so genannten Herrgotts-Grasewege hin-aus, und siehe! der Peitschenstock grünte und die Pferde knieeten andächtig noch immer daneben. Unter andächtigem Singen und Beten wurde nun nachgegraben und man fand das Kästchen mit den geweihten Hostien. Der Pfarrer meldete hierauf die wunderbare Begebenheit sogleich dem Bischof von Halberstadt Albert II., und dieser ließ an dem Wunderort eine Kapelle auf-bauen und selbige in einiger Entfernung mit einer hohen Mauer umziehen. Neben der Kanzel ward ein Gemälde aufgehangen, welches darstellte, wie die Pferde knieen und der Knecht vergebens sie mit Peitschenhieben zum Aufstehen zwingen will. Darunter standen mehrere vom Bischof unterschriebene Verse in lateinischer Sprache, in welchen dieses wunderbare Ereigniß mit dem von Bileams Esel verglichen wird. Alsbald nach der bischöflichen Einweihung begannen die Wallfahrten aus allen Theilen Deutschlands nach der Herrgotts-

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 253.

Kapelle und es ereigneten sich Wunder über Wunder. Ein Verzeichniß derselben mit den Namen der Geheilten und ihrer Wohnorte war hinter dem Altar zu lesen. Blinde wurden sehend, Taube hörend, Lahme gehend und den Gefangenen fielen die Fesseln ab. So lagen unter andern hinter dem Altare schwere Ketten, die einst in der Türkei ein gefangener Pilgrim getragen und von denen derselbe Kraft der in hiesiger Kapelle für ihn gehaltenen Gebete frei geworden war. Da überdies den Wallfahrern 1087 Tage Ablaß auf 64 Jahre in Aussicht gestellt war, so erhob sich die Kapelle bald zu einem der berühmtesten und besuchtesten Wallfahrtsorte. Besonders 14 Tage vor Pfingsten, am Frohnleichnamsfeste geschah die große, und 14 Tage nach Ostern die kleine Wallfahrt. Fahnen voraus sah man die Schaaren paarweise geordnet und singend umherziehen. Sobald eine solche Schaar vom Thurme der Kapelle wahrgenommen wurde, begrüßte sie das helle Glöcklein, der Küster ging ihr mit der Kirchenfahne und ein Chorknabe mit dem Crucifix entgegen. So wurden die Bürger unter Sang und Klang in die Kapelle eingeführt, steckten ihre Fahnen in der Nähe des Altars auf, verrichteten vor einem Marienbilde ihre Andacht und legten vor demselben ihre Geschenke, bestehend in Flachs, feiner Leinwand, Geld ꝛc. nieder. An den oben genannten Hauptfesten wurde Prozession, Messe und Predigt gehalten. Zur Feier der Hauptfeste und auch sonst wohl erschienen der Propst, die Aebtissin und einige Nonnen des Burchardiklosters, um die Gaben in Empfang zu nehmen. Allmälig gelangte die Kapelle zum Besitz mehrerer Hufen Landes, eines Baumgartens und Fischteiches, allein im Jahre 1810 ward sie säcularisirt und ihre Besitzungen eingezogen.

652) Der Hühnenstein.[1])

In Halberstadt herrschte in alten Zeiten ein gar willkürliches Regiment, der Bürgermeister und die Rathsherren übten die Gesetze nur so weit aus, als es ihnen selbst paßte, im Uebrigen aber behandelten sie die Bürgerschaft schlecht genug und brauchten dieselbe nur, um von dem, was dieselbe im Schweiße ihres Angesichts verdiente, ihren Seckel zu füllen. Wer den Muth hatte, sich gegen diese Bedrückungen aufzulehnen oder auch nur wagte, darüber zu reden, ward ohne Erbarmen ins Gefängniß gesteckt und dort saß er so lange, als es den gestrengen Herren gefiel. Einer der schlimmsten von ihnen war ein baumlanger Mann, der schon in seiner Jugend wegen seiner ungeheuren Größe der Hühne genannt ward. Derselbe war dabei ein arger Verschwender und Prasser und so kam es, daß er trotz seiner reichen Einkünfte, die freilich nicht die besten Quellen hatten, bald in schwere Schulden und Noth gerieth. Aendern wollte er aber auch seine verschwenderische Lebensweise nicht und so beschloß er denn, sich dem Teufel zu verschreiben, um sein Leben so forttreiben zu können. Er machte auch wirklich Bekanntschaft mit demselben und schloß mit ihm einen Contract ab, nach welchem derselbe, wenn er ihn mit Allem, was er brauche, versehen wolle, so daß es ihm nie an etwas fehle, nach dreißig Jahren seine Seele zu eigen haben solle. Da hatte er denn nun wiederum vollauf, alle Tage ging es bei ihm in Saus und Braus und das Geld warf er mit vollen Händen weg, so daß der Böse

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 282.

immer nur neues zu schaffen hatte. Gleichwohl vergingen aber bei diesem Lasterleben die Jahre, ehe der Bösewicht es sich versah. So saß er denn auch, als der letzte Tag des dreißigsten Jahres erschienen war, beim Bürgermeister an einer reichbesetzten Tafel und hatte keine Idee, daß der Contract mit dem heutigen Tage ablaufe; der Teufel aber wollte ihn nicht stören, sondern dachte, es sei immer noch Zeit, wenn er ihn Abends beim Nachhausegehen abhole. Als der Rathsherr nun gegen Mitternacht sich aufmachte, um nach Hause zu gehen, da hatte der Teufel bereits bei der Brücke, die noch heute die Teufelsbrücke heißt, sich auf die Lauer gelegt, um ihn dort in Empfang zu nehmen; allein sei es, daß der Rathsherr vorher noch in irgend ein schlechtes Haus gehen wollte oder eine Ahnung von der Nähe seines Herrn und Meisters hatte, er schlug einen andern Weg ein und lenkte seine Schritte sehr eilig nach dem Kloster Lohra, wo er doch unter dem Schutze der heiligen Väter sicher vor den Klauen des Bösen gewesen wäre. Er hatte auch schon einen ziemlichen Vorsprung gewonnen, als er unglücklicher Weise ein Käuzchen, das eben auf der Mäusejagd war, durch seine schnellen Schritte aufschreckte; dasselbe ließ seinen ängstlichen Schrei: komm mit, komm mit! erschallen und so kam ihm der Teufel auf die Fährte, der bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, daß ihm sein Schützling entgehen könne. Da machte er sich aber flugs auf, schoß ihm wie ein Habicht nach und ergriff ihn mit seinen Krallen, ehe er noch in die Klosterpforte gelangt war; im Nu hatte er ihm den Hals auf den Rücken gedreht und seine Seele mit sich in die Hölle entführt. Am nächsten Morgen fand man den Rathsherrn todt auf dem Felde nach Lohra hin, man trug ihn in die Stadt in sein Haus und die Aerzte kamen und schnitten ihm den Leib auf, um zu sehen, was ihm widerfahren war: da fanden sie statt des Herzens ein braunrothes, hartes Ding wie ein Kieselstein. Dicht am Wege aber, der von Strausberg nach Lohra geht, wird noch heute der Hühnenstein an der Stelle gezeigt, wo ihm der Teufel den Hals umgedreht hatte.

653) Die Kindesmörderin zu Pansfelde. [1])

Am westlichen Saume des Bergwaldes bei Pansfelde steht noch heute ein gewaltiger, uralter Baum, die schwarze Eiche genannt, weil er der Gerichtsbaum der heiligen Vehme gewesen sein soll. Dieses schreckliche Gericht soll auf einer Höhe bei Altenrode unweit Wernigerode seine Gerichtsstätte gehabt haben, und noch führt eine düstere Schlucht unweit des sogenannten „Gartenhauses" in einem Dickicht des Falkensteiner Schloßwaldes den Namen des heimlichen Gerichtes. In der Nähe jener Eiche wächst kein Gras, der Boden ist kahl und wird vom Thau und dem Regen nicht naß, da wurde einst eine Kindesmörderin hingerichtet. Sie war die schöne Tochter des Pfarrers von Pansfelde und hatte sich von einem jungen Grafen von Falkenstein bethören und um ihre Unschuld betrügen lassen. Er hatte sie glauben gemacht, er wolle sie ehelichen, allein nachdem sie sich in der am Pfarrhause befindlichen Laube ihm ergeben hatte, dachte er nicht mehr daran, sein Wort zu halten.

[1]) Poetisch behandelt von Bürger in seiner Ballade von der Pfarrers-Tochter zu Taubenhain, abgedr. bei Fischer und Stuckart, Die Burgvesten der Preuß. Monarchie Bd. I. S. 268 ꝛc.

Zwar erinnerte sie ihn, als sich die Folgen ihres Leichtsinns anfingen bemerklich zu machen, an sein Versprechen, allein er wußte sie immer durch verschiedene Ausreden hinzuhalten, doch endlich vermochte sie das Geschehene nicht mehr zu verbergen; ihr über diesen angethanen Schimpf außer sich gebrachter Vater mißhandelte sie und warf sie aus dem Hause, und in Verzweiflung eilte sie auf's Schloß, um zum letzten Mal ihren Verführer zu mahnen, ihr die geraubte Ehre wiederzugeben. Allein umsonst, er wies sie kalt ab und erklärte ihr geradezu, er habe nie beabsichtigt sie zu ehelichen, was ja der große Standesunterschied zwischen ihnen schon allein beweise. Da verließ sie halb wahnsinnig das Schloß und eilte in finsterer Nacht in die Nähe ihres Heimathsortes zurück; da sie natürlich sich nicht in das Haus ihres Vaters wagen durfte, so suchte sie ein Obdach in jener Laube, wo sie einst den Schwüren des Treulosen Glauben geschenkt hatte. Die Aufregung und Verzweiflung führten eine vorzeitige Entbindung an diesem Orte herbei und nicht ihrer selbst mächtig, nahm sie eine silberne Nadel aus ihrem Haar und stieß sie dem neugeborenen Knäblein in's Herz. Erst als sie die gräßliche That verübt, ward sie sich bewußt, was sie gethan, sie ergriff die kleine Leiche und machte derselben mit ihren Nägeln am nahen Unkenteich ein Grab, dann aber ging sie selbst hin und überlieferte sich dem Gericht. Dasselbe bestrafte damals Kindesmörderinnen noch sehr hart, sie ward zur Strafe des Rades von unten auf verurtheilt und noch jetzt zeigt man sieben unberasete Stellen in der Nähe jener Eiche, wo die Unglückliche an Füßen, Schenkeln, Armen und Brust die Schläge des Rades empfing; sie selbst aber ward dann auf's Rad geflochten und ihr Leichnam diente als Futter für die Raben. Wie das Volk erzählt, soll aber allnächtlich an jenem Teiche die Seele ihres unglücklichen Kindes in Gestalt eines Flämmchens umherirren und sie selbst als weiße Schattengestalt demselben nacheilen, um es zu erhaschen oder zu löschen, es aber nie erreichen.

Da nun noch heute im Archivgewölbe des Schlosses Falkenstein Fetzen einer weiblichen Kleidung und ein halbvermodertes Gebetbuch aufbewahrt werden, die man in der schauervollen Tiefe des grausigen Burgverließes, wo hinab die Unglücklichen mittels einer Winde versenkt wurden, gefunden hat, und man im abgelegensten Theile der Burg selbst ein verstecktes Gemach zeigt, wovon die Sage geht, daß zur Zeit der alten Grafen von Falkenstein daselbst einer derselben sein Liebchen versteckt gehalten und wo, um verrätherisches Kindergeschrei zu verhüten, unschuldiges Blut geflossen sei, so scheint entweder die That nicht zu Pansfelde geschehen zu sein oder aber es müssen zwei verschiedene Unthaten verübt worden sein. Jedenfalls aber kann nicht durch die Vehme jenes grausige Urtheil vollstreckt worden sein, denn zu der Zeit, wo es (protestantische, verheirathete) Pfarrer zu Pansfelde gab, war die Vehme längst aufgehoben.

654) Das lebende Bild zu Falkenstein.[1])

Im ersten Stock des Schlosses Falkenstein befindet sich der Rittersaal, geschmückt mit den Ahnenbildern der Falkensteinischen und Asseburgischen Familien. Unter ihnen zeigt man das verblichene Bild einer geisterhaft aus-

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 316.

sehenden Frau und erzählt von demselben, daß die edle Dame, welche es vorstelle, zu Zeiten leibhaftig aus dem Rahmen hervorschwebe und still und traurig durch die alten Gänge und Hallen Treppe auf Treppe ab wandele. Jedesmal wenn in der Falkensteiner Linie der Asseburger, welche seit dem Jahre 1816 erloschen ist, einer der männlichen Zweige, die den Ast grün erhalten sollten, absterbe, trete die trauernde Falkensteinerin aus dem Rahmen heraus und wandere still und traurig nach der alten Burgkapelle und kehre von da an ihren Ort zurück. So wollen die Kastellane sie gesehen haben im Jahre 1728, als Erasmus August der Vater, und 1748 und 1754, als dessen Söhne Johann Bernhard und dann Friedrich August hinschieden, ebenso im Jahre 1797, als Achaz Ferdinand erblich, und dann noch einmal im Jahre 1816, wo der letzte Falkensteiner August Ludwig Busso das Zeitliche segnete. Seitdem hat man aber von den nächtlichen Wanderungen der Asseburgischen Ahnenfrau nichts wieder vernommen.

655) Der Heinrichstein. [1])

Als in der Mitte des 15. Jahrhunderts das Faustrecht noch in schönster Blüthe stand, verschwand auch das blühende, unweit Eilenstedt gelegene Dorf Harmsdorf vom deutschen Boden. Der Ritter Heiso von Steinfurt, dem man seine Raubburgen zu Egeln und Alvensleben zerstört hatte, verband sich mit dem Bischof von Hildesheim und legte das seinen Feinden zugehörige Dorf Harmsdorf in Asche. Fast alle Einwohner kamen in dem Gemetzel um und nur wenige retteten sich durch die Flucht. Eine sterbende Wittwe rief ihrem neunjährigen Knaben zu: „Rette Dich nach Hunseburg!" und der arme Knabe schlug dorthin den Weg über Eilenstedt ein. Kraftlos vor Angst, Hunger und Durst, zumal in der brennenden Hitze sank er gänzlich erschöpft auf dem grünen Anger zwischen Harmsdorf und Eilenstedt nieder, wo eben damals ein Schäfer, Heinrich genannt, seine Schafe hütete. Da derselbe eben sein Morgenbrod verzehrte, bat ihn der Knabe nur um einen Bissen aus dem vollgestopften Ranzen, um den Hunger zu stillen. Der Bösewicht rief dem Knaben zu, er solle die Schafe von dem Weizenfelde forttreiben, dann solle er ein schönes Stück Brod haben. Das Kind raffte seine letzten Kräfte zusammen und scheuchte die Schafe, unterdessen aber knetete der Gottvergessene Koth der Schafe in eine ausgehöhlte Brodrinde und reichte solche hämisch dem Halbverhungerten mit den Worten: „Da friß, Bube!" Aber in demselben Augenblick fuhr ein Wetterstrahl aus einer am Himmel stehenden schwarzen Gewitterwolke, traf den Bösewicht und verwandelte ihn in einen Felsenstein, der noch heute im Thale unweit Eilenstedt zu sehen ist und nach jenem Schäfer der Heinrichstein genannt und den Kindern seit jenem Tage als eine Warnung vor Unbarmherzigkeit gezeigt wird.

656) Die heiligen Mönche zu Hettstedt. [2])

Die Mönche im Kloster zu Hettstedt sind gar lustige Brüder gewesen; sie haben eine Schäferbrüderschaft gegründet und da mußten denn am Tage Laurentii viele Schäfer aus der Umgegend mit Weib und Kind nach dem

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 317.
[2]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 416.

Kloſter ziehen und fröhlich bis tief in die ſinkende Nacht mit den Mönchen trinken und eſſen. Sie ſind aber beſonders wegen ihrer Freundſchaft für junge Frauen und Mädchen berüchtigt geweſen. Einſt ſoll einer ihrer Brüder eine ſchmucke Dirne in ein Bund Stroh gepackt ins Kloſter haben einpaſchen wollen, da iſt aber das Stroh aufgegangen und ſie iſt im Kloſterhofe auf die Erde gefallen. Da haben die Andern gerufen: „Ei ſeht doch, Bruder Franciscus — dies war ſein Name — läßt das Korn fallen, ehe er es gedroſchen hat.“

657) Die Liegenbuche von Thorla.[1])

Die wohlbeleibte Aebtiſſin des ehemaligen Kloſters bei Abbenrode bat einſt einen in ihrem Kloſter einkehrenden Herzog von Braunſchweig oder Biſchof von Halberſtadt um einen Holzfleck für ihr armes Kloſter, damit die geiſtlichen Jungfrauen im großen Remter nicht, wie bisher, gar zu ſehr im Winter frieren müßten. „Würdige Mutter!“ ſprach der edle Herr, „Eure Bitte ſei Euch gewährt! So viel Ihr in einem Gange ohne auszuruhen zu umſchreiten vermögt, ſoll von dieſem Forſt Euerem Kloſter geſchenkt ſein!“ Fröhlich machte die corpulente Matrone ſich ungeſäumt auf den Weg, aber nachdem ſie — denn es war ein heißer Tag — unter Aechzen und Stöhnen eine halbe Stunde gewandert, war ſie in Schweiß aufgelöſt, der Athem ging ihr aus und ohnmächtig ſank ſie unter einer Buche nieder. „Dor lag ſe“, hieß von dem Tage an die Stelle, und die Buche, wo ſie lag, die Legen- (Liegen-) Buche.

658) Der Schatz im Kloſterthurme zu Schöningen.[2])

Zu Schöningen ſchaut von der Elmhöhe die alte Kirche des Laurentiuskloſters mit ihren zwei Thürmen weit hinaus in die Umgegend. Eines Tags ſpielten dort auf dem Kirchhofe mehrere Kinder Puffball und es fliegt einem derſelben, dem Knaben des Küſters, ſein ſchöner Ball in ein ſchmales Luftloch hoch oben am Thurme. Der Knabe will ſeinen ſchönen Ball nicht miſſen, weint und jammert und läßt ſich nicht eher beruhigen, bis der zärtliche Vater die höchſte Leiter anſetzt, hinaufſteigt und durch das Loch hineinſchaut. Bald aber ſteigt er wieder herunter und ſagt: „Der Ball iſt nicht drinnen, gieb Dich nur zufrieden, ich will Dir für den einen ſechs neue kaufen!“ Nach Verlauf einiger Zeit giebt der Küſter ſein Amt zu Schöningen auf und zieht mit Frau und Kind von dannen, man weiß nicht wohin. Wiederum nach einigen Jahren ſoll am ſchadhaften Kirchendache etwas ausgebeſſert werden, weshalb die Maurer auf den Kirchenboden ſteigen müſſen. Da finden ſie ein Loch in die Thurmmauer eingebrochen, ſo groß, daß eben Jemand hindurchkriechen kann, worauf auch ſie hindurchkriechen und in einer kleinen Kammer, welche nur durch jene Oeffnung, wohinein einſt der Ball geflogen war, Licht erhält, eine mit Gewalt aufgeſprengte leere Kiſte finden. Nun wußte man, warum der Küſter ſo ſchnell ſeine Stelle aufgegeben hatte.

---

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 409.
[2]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 496.

659) Die Stiftung des Klosters zu Gröningen. [1])

Es war ein schöner Herbsttag des Jahres 936, wo der junge Sohn des Grafen von Gröningen früh am Fenster stand und in die herrliche waldumgrenzte Flur seines Stammschlosses hinausblickte, da sah er zwei der Jäger seines Vaters in den Wald ziehen und plötzlich ergriff ihn eine ungewöhnliche Sehnsucht, ihnen in den schönen Forst nachzueilen und sich an dem edlen Waidwerk zu erfreuen. Gedacht, gethan, er ergriff seinen Bogen und Jagdspieß und verließ unbemerkt das offene Thor des Schlosses und eilte schnellen Fußes hinab in den Wald. Bald erblickte er einen Hasen, schnell legte er einen Pfeil auf seinen Bogen und sendete denselben dem flüchtigen Thiere nach. Obwohl getroffen, raffte sich dasselbe jedoch auf und eilte durch die Büsche, der Junker aber, unmuthig über seinen halben Fehlschuß, eilte ihm nach, stürzte aber plötzlich in einen von ihm in der Eile des Verfolgens nicht gesehenen tiefen Abgrund. Ein ängstlicher Schrei ward von den nicht weit entfernten Jägern des alten Grafen gehört, sie eilten nach der Richtung, wo derselbe hergekommen war, und fanden tief in einer Schlucht den zerschmetterten Körper ihres Junkers, von dessen Anwesenheit im Walde sie keine Ahnung gehabt hatten. Sie hoben ihn auf und trugen ihn in die nahe Kirche, wo der zufällig anwesende Meßpriester dem Sterbenden die letzte Oelung gab. Dann blieb einer bei dem Leichnam und der andere eilte in's Schloß, um den unglücklichen Eltern die schreckliche Nachricht zu bringen. Mit beklommener Brust stieg er zögernd die große steinerne Wendeltreppe hinauf, die zu dem Gemache der Gräfin führte, in welchem er die Stimme seines geliebten Gebieters vernahm und brachte ihnen die traurige Kunde von dem Tode ihres einzigen Sohnes. Starr und bleich schauten die Eltern dem Boten in's verstörte Antlitz, bis endlich der starre Schmerz in einen Schrei des Entsetzens überging. Dies hörte die Schwester des Verunglückten, welche mit einer Nadelarbeit im Nebenzimmer saß. Unglück ahnend eilte sie herbei und stürzte von den Treppenstufen, welche aus ihrem Gemache in das ihrer Mutter führten, ohnmächtig zur Erde. Aber ach! eine in den Händen gehaltene Scheere, die sie in der Eile wegzulegen vergessen hatte, fuhr ihr tief in die Brust. Hilfreich eilten Eltern und Diener herbei, den Strom des hervorquellenden Blutes zu hemmen, aber umsonst, das Herz war verletzt, sie schlug noch einmal die Augen auf, dann schloß sie der Tod auf ewig. Ach, wie durchtönte das Jammergeschrei der noch kurz zuvor so glücklichen Eltern, die an einem Morgen ihre beiden einzigen Kinder verloren hatten, die Hallen ihres Stammschlosses. Dumpf tönten die Sterbeglocken des Kirchleins in den Trauergesang der Chorknaben, als man nach drei Tagen die entseelten Hüllen des Geschwisterpaars der stillen Familiengruft zutrug. Tief nagte von nun an der Gram an den Herzen des vereinsamten Elternpaars, freudeleer war ihnen die Welt geworden, denn ihr Liebstes hatte man zu Grabe getragen. Ihr einziger Trost bestand im Gebete und so kam es, daß der Beichtvater der Gräfin fast täglich im Schlosse war. Eines Morgens trat der Graf in das Zimmer seiner Gemahlin, wo eben der Priester weilte, und erzählte, er habe diese Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt,

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 567 ꝛc.

den ihm der fromme Geistliche deuten möge. Es sei ihm gewesen, als gehe er in einem anmuthigen Garten spazieren, seltsame Blumen blüheten hier, umschwirrt von prachtvollen Käfern und Schmetterlingen; blühend und fruchtbeladen standen junge und alte Bäume und die Sonne schien herrlicher als er sie je gesehen; nur ein Baum, der hoch im Garten stand, hatte keine Blätter, alle seine Zweige waren verdorrt. Auf einmal aber schien derselbe Leben zu bekommen, frische Reiser sproßten aus ihm hervor, fingen an Blüthen zu treiben, aus denen sich kostbare Früchte gestalteten. Damit war der Graf erwacht. Mit großer Aufmerksamkeit hatte der Priester der Erzählung gelauscht, und als der Graf geendet, sprach er: „Ihr, edler Graf, seid der trockene Stamm, aus welchem gar viele Zweige mit Blüthen und Früchten hervortreiben werden, wenn Ihr Eure zeitlichen Güter der Kirche vermacht und davon ein Kloster stiftet." Mit beredter Zunge wußte er dem Grafen die Segnungen anzupreisen, welche für sein und seiner Familie Seelenheil entspringen würden, wenn er dieses gottselige Werk noch vor seinem Heimgange beendigt haben werde, und so bestimmte denn der Graf die Güter zu Groß- und Klein-Croppenstedt, Wendelingen, Heteborn, Gröningen und Dalorf, so wie einen Theil des Hackelwaldes, der Vietling genannt, zur Stiftung des zu erbauenden Klosters. Fromme Mönche aus Corvey, der edlen Baukunst kundig, legten den Grund zur Klosterkirche und so konnte sie bereits im Jahre 940 am Tage des heil. Vitus zur Ehre der heil. Jungfrau Maria, des heil. Stephanus und des heil. Bischofs Vitus geweiht werden. Graf Siegfried von Gröningen und seine Gemahlin Jutta traten selbst in das Kloster ein und beschlossen in den Mauern ihr freudenloses Leben und wurden schließlich in der stillen Gruft unter der westlichen Krypta der alten Klosterkirche beigesetzt.

660) Der verschlafene Mönch auf der Konradsburg.[1])

Die Erbauung der im Mansfelder Gebirgskreise bei Ermsleben gelegenen Konradsburg geht in die ersten Jahre des 10. Jahrhunderts zurück; bis 1112 wurde sie von der Ritterfamilie Konradsburg bewohnt, welche aber um diese Zeit die Feste Falkenstein erbaute, nach derselben sich nannte und vermöge eines Gelübdes die Konradsburg in ein Benedictinerkloster, zu Unserer Lieben Frauen Botschaft genannt, ummandelte. Im Anfange des 16. Jahrhunderts besetzte man das Kloster mit Karthäusern, die aber 1525, als es bis auf die Kirche im Bauernaufruhr niederbrannte, entfliehen mußten. Jetzt ist es ein königl. preuß. Vorwerk, dem Kammergute Ermsleben einverleibt. Zu diesem Behufe sind auch im Klostergebäude Wirthschaftsräume angelegt worden, die ehemaligen Zimmer des Abts bewohnt Rüsselvieh, im Weinkeller lagern Gemüsehaufen, die noch unbeschädigte Kirche hat man zu einer Scheuer gemacht und ihre Kreuzgänge, von wohlgewölbten Pfeilern getragen, dienen zu Strohmagazinen.

Von dieser Burg existirt aber folgende merkwürdige Sage. Ein Mönch war den Spießen der rasenden Bauern entronnen, hatte sich im Weinkeller verkrochen und war vom geistreichen Naß desselben berauscht eingeschlafen. Als er erwacht und blos ein Räuschchen verschlafen zu haben meint, will er

[1]) Nach Fischer und Stuckart, Burgvesten der Preuß. Monarchie Bd. I. S. 143 ꝛc.

zu dem geliebten Fasse zurückkehren, allein er sucht es vergebens, tappt in der Finsterniß umher, stolpert über allerlei runde Dinge und fällt endlich gar über einen Haufen langer geschwänzter Wesen, die er nach öfterem Zurückrollen mühsam überklettert. Unwirsch und im heiligen Eifer verwünscht der Mönch dieses Ungemach und findet nach langem Umhergreifen und Fühlen endlich die Thür. Grollend über so ungeziemende Streiche beschließt er sofort seinem Vorgesetzten, dem Herrn Abt, Anzeige zu machen und Genugthuung zu fordern. Er schlüpft also durch die offene, blos angelegte Thüre, sieht sich auch nicht um, sondern öffnet sogleich die Wohnstube des Abts. Aber, o Himmel, wie erstaunt der Entrüstete! Statt des heiligen Mannes, der ihm so oft freundlich entgegenwinkte, wenn er einen Humpen Hochheimer auftischte, grunzte den Verblüfften eine Heerde weltlicher Säue an, die er aus dem Mittagsschlummer störte. Entsetzen ergreift ihn, er eilt nach der Kirche, aber hier klappern Dreschflegel und einer der Drescher macht ihn aufmerksam, daß er sich verirrt haben müsse. „Nicht möglich!“ ruft der Mönch, ergreift in der Küche ein Licht und taumelt zurück in den Keller. Doch hier erblickt er, Wunder über Wunder! — statt voller Weinfässer Krautköpfe, Möhren, Rüben ꝛc. über einander gehäuft. Da erschallt eine Stimme: „Thor, dies hat sich seit hundert Jahren hier zugetragen! Geh und erzähle Deinen Brüdern in der Unterwelt, welchen Stoß Doctor Luther, einer Deiner früheren Collegen, dem Mönchswesen beigebracht hat!“ Damit sank der Klosterbruder nun wirklich in Todesschlaf, aus dem er nicht wieder erwachte.

661) Der Feuerberg bei Halberstadt.[1])

In der Gegend von Halberstadt wohnte einst ein Graf, der sehr reich, aber auch sehr hab- und raubsüchtig war und die Bewohner des Landes um sich her schrecklich drückte. Seit vielen Jahren war er einem Schäfer eine bedeutende Summe schuldig, wies aber diesen, so oft er ihn daran erinnerte und darum bat, allemal mit kurzen, schnöden Worten ab. Es verging eine Zeit nach der andern und der arme Schäfer erhielt nichts. Auf einmal hieß es, der Graf sei in fernen Landen gestorben. Da jammerte der Schäfer laut, denn nun war seine Schuldforderung wohl für immer verloren. Er wandte sich an die Erben, diese aber jagten ihn mit seiner Forderung zur Burg hinaus. Da ging der Arme betrübten Gemüthes über Feld und kam zufällig in einen Wald. Hier trat plötzlich eine Gestalt auf ihn zu mit den Worten: „Wenn Du Deinen Schuldner sehen willst, so folge mir!“ Der Schäfer folgte unwillkürlich, bis er mit seinem Führer vor einem hohen nackten Berge stand, der sich mit großem Geräusche öffnete. Sie gingen hinein und sogleich schloß sich der Berg wieder mit donnerähnlichem Gepolter. Im Innern des Berges war alles Feuer und mitten inne saß der Graf auf einem glühenden Stuhle, um den her aus dem Boden und den Wänden zahllose Flammen auf ihn losfuhren. „Willst Du Geld haben, Schäfer“, rief diesem der Graf zu, „so nimm hier das Tuch und übergieb es meinen Erben und erzähle ihnen, wie ich hier ewig im Höllenfeuer sitzen muß!“ Mit diesen Worten wand er sich ein Tuch vom Kopfe und gab es mit seinen glühenden Händen dem Schäfer, der nun von seinem Führer geleitet eilig den Berg verließ.

[1]) S. Ziehnert Bd. II. S. 221 ꝛc.

Er that nach des Grafen Willen und erhielt von den Erben die Zahlung seiner Schuld. Seit dieser Zeit heißt der Berg der Feuerberg; er liegt einige Stunden von Halberstadt und ist mit hohen Tannen und Eichen bewachsen.

662) Der Einsiedler bei Ellrich.[1])

Bei dem Städtchen Ellrich liegt eine Höhle, schauerlich romantisch-schön, zwischen dunklen Gebüschen und bemoosten Felsen, die eine weite tiefe Kluft bilden. Im Innern befindet sich ein Teich klaren Wassers, das aus einer verborgenen Quelle entspringt. Vor dieser uns schon bekannten Höhle, der sogenannten Kelle (s. oben S. 581) saßen einst zwei Liebende, die man für das schönste Paar im ganzen Gau hielt. Sie sprachen von der Zukunft und das Mädchen, Mechtild genannt, äußerte ihre Besorgniß, daß ihr ihr Konrad, so hieß ihr Geliebter, doch wohl nicht immer treu bleiben und sein Herz einer andern Schönern zuwenden werde. Allein ihr Bräutigam fand sich ob dieses Mißtrauens schwer beleidigt und schwor ihr bei allen Heiligen, daß er nie ein anderes Mädchen als sie lieben werde. Aber auch diese erneuerten Liebesbetheuerungen vermochten sie nicht zu beruhigen, sie blieb traurig und in ihrem Auge standen Thränen. Da kniete Konrad vor ihr nieder und flehte auf's Innigste, sie möge ihm doch Vertrauen schenken, sie versprach es auch und so schieden sie versöhnt. Allein das arme Mädchen hatte sich nicht getäuscht, der Flatterhafte verließ sie und suchte sich eine andere Braut, Mechtild aber härmte sich zu Tode. Wieder kam aber der Tag, wo ein Jahr vorher Konrad seinem Mädchen ewige Treue geschworen hatte, und sonderbarer Weise führte er seine neue Geliebte wieder an denselben Ort, um dort im traulichen Abenddunkel mit ihr zu kosen. Sie weilten, bis die Nacht heranbrach und der Mond im ersten Viertel am westlichen Himmel matt zu leuchten begann. Da weckte aus der Höhle ein zarter Lichtschein die Liebenden aus ihren Umarmungen. Sie fuhren erschrocken in die Höhe und vor ihnen stand im Todtenkleide Mechtild und sprach: „Konrad, hast Du vergessen, daß Du vor einem Jahre mir an diesem Orte Treue für die Ewigkeit geschworen hast? und jetzt sagst Du ganz dasselbe einer andern Braut. Mich hat der Gram zum Selbstmord getrieben, mein Leib liegt hier unten im Wasser, dort laß mich ruhen!" Konrad wollte ihre Hand fassen, allein er griff nur in leere Luft, die Gestalt seiner Braut entflog wie ein Wölkchen in die Höhe. Da sank Konrad auf seine Kniee, klagte sich als ihren Mörder an und schwur, der Hingeschiedenen doch seine Treue bis zum Tode zu bewahren. Diesmal hielt er redlich Wort, sofort trennte er sich von seiner Braut, verkaufte all sein Eigenthum und baute sich bei Mechtild's Grabe eine ärmliche Hütte, in der er als Einsiedler lebte. Alles Uebrige schenkte er den Armen, denn zum Leben brauchte er nur wenig, weil er nur von Brod und Wasser und groben Hülsenfrüchten lebte. Nach wenigen Jahren starb er und ward neben dem Leichnam seiner Mechtild, den er aus dem Wasser hatte nehmen und bei seiner Hütte begraben lassen, zur Erde bestattet. Diese Begebenheit hat die Sage unter dem Namen des Einsiedlers in der Kelle erhalten.

[1]) Nach Ziehnert Bd. I. S. 153 ꝛc.

663) Die Sage von den Gegensteinen.[1])

Nördlich von Ballenstedt, nicht weit von dem Wege nach Quedlinburg, nahe bei der Fasanerie Zehling, deren Namen von einem hier noch im 14. Jahrhundert vorhanden gewesenen Dorfe herrührt, befinden sich die sogenannten Gegensteine, zwei einzeln stehende Felsen oder Bruchstücke einer Felsenwand, welche sich von einer mäßigen Anhöhe mehr als 80 Fuß hoch erheben, von denen der eine aber beträchtlich höher liegt als der andere. Der am niedrigsten gelegene Felsen giebt, wenn man nach seiner Mittagsseite spricht, in starkem Echo Alles zurück und heißt daher „der laute", der höher gelegene that dies früher gar nicht, weshalb er „der stumme" genannt ward, jetzt aber giebt er nach Wegräumung von Gesträuch und Abtragung einer Erhöhung wenigstens einigermaßen den Schall auch zurück. Auf die Spitze des letztern führt seit dem Jahre 1817 eine Treppe und man genießt von hier aus eine entzückende Aussicht. Von diesen Steinen erzählt nun aber das Volk folgende Sage.

Zu jener Zeit, als noch dichter undurchdringlicher Wald die Gegend bedeckte, welche man jetzt als lachende, mit Erntesegen bedeckte Fluren sieht, wo in den Thälern Sümpfe und Moräste lagen und die Höhen von wilden Thieren wimmelten, wo weder Weg noch Steg war, auf welchem ein menschlicher Fuß wandeln konnte, da trieben an der Stelle, wo jetzt die Gegensteine emporragen, böse Geister ihr Wesen. Aus der Ferne sah man es, wie sie zur Nachtzeit, besonders in der Mitternachtstunde, bald wie feurige Kugeln, bald wie hüpfende Flämmchen erschienen, bald mit furchtbarem Geschrei die Nahenden schreckten, bald sie durch süße Zaubertöne anlockten und verführten. Viele, die ihrer spotteten, auf keine Warnung hörten und das Treiben der Unholde in der Nähe sehen wollten, sich auch wohl gar bis zu der Erscheinung durch das Dickicht drängten, kamen nicht zurück. Sie wurden von den bösen Geistern durch die Lüfte entführt, man hörte ihr Wimmern und fand sie meilenweit von den Höhen herabgeschleudert todt auf der Erde liegen. Nur wer ein Gott geheiligtes Leben führte, reines Herzens, fromm und gläubig unserem Herrn und Heiland eigen war, dem konnten die Bösen nichts anhaben.

Da begab es sich eines Tages, daß ein Ackersmann aus dem damals kleinen Dörfchen Ballenstedt früh vor Sonnenaufgang ausgeritten war, um in der Stiftskirche zu Quedlinburg, welche die Kaiserin Mathilde kaum erst gestiftet hatte, seine Andacht zu verrichten, da in Ballenstedt damals eine Kirche noch nicht vorhanden war. In frommen Gedanken ritt er langsam vor sich hin, da überfiel ihn eine unwiderstehliche Müdigkeit und er schlief ein. Sein Gaul, der keine lenkende Hand mehr fühlte, ging vom Wege ab, sich Grünes zu suchen, blieb stehen und fraß. Da erwachte der Bauersmann, er rieb sich verwundert die Augen, denn er sah sich in einer gänzlich unbekannten Gegend, im dunkeln Dickicht ohne Weg und Steg, rings um ihn her thürmten sich hohe Felsen auf, die ihn beinahe einschlossen, er hörte Wasser brausen und unter sich ein tobendes Geräusch, im Vordergrunde aber gähnte ihn eine tiefe Höhle an.

Der Ackersmann hatte von dem Allen nie etwas gehört und kannte eine

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. I. S. 120 ꝛc. und darnach Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 124 ꝛc. (mit Abbildung).

solche wilde Gegend in der Nähe seines Wohnortes nicht; er meinte durch Zauberei in ein fremdes Land versetzt zu sein. Besorgt schaute er vom Gaule herab Alles an und überzeugte sich endlich, daß er nicht träume, denn die Sonne glänzte über der schauerlichen Gegend und der Gaul grasete munter fort. Wohl kam ihm der Gedanke, daß er im Bereiche der bösen Geister sei, allein da er die Vögel ruhig in der Luft herumfliegen sah, auch sonst kein angsterregendes Geräusch vernahm und die Sonne ebenso warm und belebend als in seinem Dorfe scheinen sah, da dachte er, es möge doch nicht Alles wahr sein, was sich die Leute von dieser Gegend erzählten, und nahm sich vor, nächstens seine Frau und Kinder hierher zu holen und ihnen durch den Augenschein zu beweisen, daß sie sich ohne Grund vor derselben fürchteten. Nach und nach überkam ihn Neugier, er wollte wissen, was in der finstern Höhle sein möge, er dachte, es könne ihm nicht an's Leben gehen, wenn er einmal hineinsehe. Er stieg also vom Pferde, band dasselbe an einen Baum und näherte sich dann erst mit langsamen, bald aber mit schnelleren Schritten der Höhle. Als er aber seinen Kopf vorsichtig in die Oeffnung derselben steckte, erblickte er mitten in der Höhle eine große Braupfanne voll Goldstücke, alle so groß wie ein Handteller. Darauf lag eine silberne, glänzende, viereckige Tafel, mit rothfeurigen funkelnden Steinen eingefaßt, und Buchstaben und Zahlen in der Mitte von großen Granaten, daneben lehnte eine nagelneue Fuhrmannspeitsche und auf der andern Seite lag ein ungeheuer großer schwarzer Bullenbeißer mit glühend feurigen Augen, die hin und her rollten. Wohl zehn Minuten stand der Ackersmann wie versteinert über das, was er sah, da und wußte nicht, was er machen sollte, denn der grimmige Bullenbeißer mit seinen feurigen Augen glotzte ihn grimmig an und verwandte keinen Blick von ihm. Wie er ihn beschwichtigen sollte, wußte er auch nicht, allein endlich waren doch die vielen Goldstücke und die schöne Peitsche gar zu verführerisch; er dachte, ein kühner Griff werde doch wohl erlaubt sein und viel wolle er ja auch nicht nehmen. Beherzt schritt er also in die Höhle hinein, indem er seitwärts auf den Hund blickte, ob derselbe sich zu rühren Miene mache; allein je weiter er auch vorschritt, der Hund rührte sich nicht, er konnte an die Braupfanne treten, hineinschauen und die Hände hineinsenken, das Thier blieb mäuschenstill. Also griff er muthig hinein, holte sich einige Hände voll Gold heraus, stopfte sich schnell damit die Taschen voll und sprang dann mit zwei Sätzen wieder nach dem Eingange der Höhle. Hier sank er vor Aufregung nieder, leerte seine Taschen und fing an voll Begierde die Goldstücke zu zählen, um zu sehen, wieviel er fortgebracht hatte. Da hörte er sein Roß wiehern und mit den Füßen stampfen, er rief ihm also zu: „Warte, ich komme gleich, ich will mir nur noch die Peitsche holen, die ich vergessen habe." Und wieder stieg er ohne Furcht vor dem schwarzen Wächter, der ganz ruhig blieb, hinab in die Höhle, ergriff die Peitsche und wollte schon umkehren, da fielen seine Augen auf die Braupfanne und aus ihr lachten ihn die blanken Goldstücke so glänzend an, daß er nicht widerstehen konnte, er griff noch einmal und noch einmal hinein und holte sich einige Hände voll heraus. Da erhob sich langsam der schwarze Wächter und fletschte knurrend die Zähne, aber Jakob — so hieß der Bauersmann — fürchtete ihn nicht mehr, sondern dachte: immer knurre zu, aller guten Dinge müssen drei sein, ich nehme noch eine Hand voll. Aber wie er den dritten

Griff thun wollte, da sprühten die Augen des Thieres sengende Feuerstrahlen, ein fürchterliches Geheul und Getöse, ein Brausen und Stürmen, ein Blitzen, Donnern und Krachen entstand, die Erde erbebte, die Felsen umher stürzten zusammen, die Bäume brachen um, Sturzbäche rauschten hervor, der Himmel verhüllte sich mit Nacht, und Flammen stiegen empor aus der Tiefe.

Zwar wußte der Ackersmann nicht, wie er aus der Höhle gekommen war, aber so viel Besinnung behielt er doch, daß er sah, wie der Gottseibeiuns unter gräßlichem Getöse und Feuerregen in riesiger Gestalt, in der einen Kralle die Braupfanne mit den Goldstücken, in der andern die glänzende Tafel haltend, aus der Höhle emporstieg, umgeben von vielen kleinen Teufelsgestalten, und wie Alles umher versank und verschwand und nur zwei Felsstücke einzeln stehen blieben. Der Teufel aber schwang sich hohnlachend nach dem am tiefsten gelegenen Felsen, dem lauten, spaltete ihn mit einem Fußtritt und fuhr in seine Oeffnung hinab; aus derselben, die sich sofort hinter ihm und seinen Gesellen schloß, stieg dampfender Schwefelgestank in die Höhe, und der Bauer hörte, wie die Goldstücke im Innern des Felsens hinab in die Tiefe rollten. Er zitterte vor Entsetzen: wenn er nicht in seinen Händen die Peitsche gehalten und in den Taschen die schweren Goldstücke gefühlt, hätte er geglaubt geträumt zu haben. Hoch erfreut über diesen geretteten Schatz griff er hinein, um sich an dem Anblick des blitzenden Goldes zu weiden, allein wie ward ihm, als er einen Kieselstein herauszog und als, da er seine Taschen umkehrte, nichts als ähnlicher Plunder herausfiel. Er setzte sich weinend auf seinen Gaul und ritt nach Hause, dort kam er aber so matt und erschöpft an, daß er sich sofort niederlegen mußte; allein seine Mattigkeit nahm täglich zu und nach vierzehn Tagen war er todt. Seitdem dies geschehen ist, soll nun der Teufel in den lauten Gegensteine bei seinem Golde sitzen, der Vorübergehenden durch Nachäffen ihrer Stimme und Nachsprechen ihrer Unterhaltung spotten, wer ihn aber foppt und zu viel auf den Felsen einspricht, den wirft er mit Steinen.

Nun erzählt aber die Sage weiter, es sei einst ein ehrwürdiger Priester ohnweit der Gegensteine vorbeigekommen, der habe von dem Geisterspuk, an den er anfänglich nicht glauben wollte, gehört, habe sich vor dem Felsen auf die Kniee geworfen, drei Kreuze geschlagen und laut zu Gott gebetet, er möge doch diesem Treiben des Höllenfürsten ein Ende machen. Da habe der Böse zwar kein Wort des frommen Mannes nachgelallet, aber aus dem Felsen sei eine sanfte Stimme erschollen und habe folgende Worte gesagt: „Wenn eine Jungfrau, auf den Wogen des Weltmeers geboren, keusch und rein wie die Morgenröthe, in der Mitternachtstunde am Tage Allerheiligen vor dem Felsen erscheine, kniend mit aufgehobener Rechten dreimal ihren ganzen Namen mit lauter Stimme gegen den Felsen ausrufen und dann den Höchsten bitten werde, den Zauber zu lösen und das Ungethüm im Felsen zu vernichten, so werde der Felsen zusammensinken, der Goldschatz heraufsteigen und Eigenthum der Jungfrau werden und der Spuk für immer aufhören."

664) Zorge und die Jungfernklippe.[1])

Unterhalb Hohngeiß, der höchstgelegenen Ortschaft des Harzes, zieht sich zwischen Bergen von gewaltiger Höhe ein dunkles enges Thal hin, von riesen-

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 353 ꝛc.

haften Schwarztannen umdüstert und durchflossen von einem murmelnden Waldbache. An beiden Seiten steigen die gewaltigen Bergwände so steil empor, daß man von der mittleren Höhe der einen, an welcher die Fahrstraße hinführt, nicht ohne Grauen in den finstern Abgrund zu seinen Füßen herabblickt und die Kühnheit derer bewundert, welche die Straße an diesen Abhang legten. Der obere Theil des Thales ist einsam und öde, tiefes Schweigen ruht auf dem Grunde, weiter abwärts dagegen erweitert es sich und wird lebendig, da klappern die Mühlen, dröhnen die Hammerwerke, rollen die Kohlenwagen, eilen die Hüttenleute geschäftig durch einander; hier liegt der Braunschweigische Hüttenort Zorge, so genannt von dem schon erwähnten Waldbache, einem der veränderlichsten aller Harzbäche. Denn während er heute kaum bedeutend genug scheint, um eine Mühle zu treiben, braust er vielleicht morgen schon als ein gewaltiger Strom durch die Gebirge, so rasch füllen sich seine Ufer, wenn von den hohen steilen Bergen rings der Schnee niederrinnt oder ein Gewitterregen herabrauscht. So hat er einst, von Regengüssen schnell angeschwollen, die Kirche des Hospitals St. Cyriaci weggespült, zur Zeit, als eben der Priester das Abendmahl austheilte, und Priester und Communicanten sind beide dabei ertrunken, wie die acht Kreuze an der Kirchenmauer und das darüber angebrachte Bild eines Priesters mit einem Kelche in der Hand noch heute anzeigen. Nun wohnte in jenem Thale vor einigen hundert Jahren ein Förster, der eine sehr schöne Tochter hatte, die aber eben so fromm und gut als hübsch war. Es verheerten aber damals gerade der dreißigjährige Krieg und die damit verbundenen Greuel Deutschlands Gauen. Da zog auf einmal eine Horde österreichischen Kriegsvolks in das bisher so friedliche Thal und schrieb eine schwere Brandschatzung aus, die sollte binnen drei Tagen zusammengebracht sein, wo nicht, so sollte der ganze Ort in Flammen aufgehen und ein Haufen Asche werden. Die Einwohnerschaft war sehr in Aengsten, denn die Brandschatzungssumme schien für ihre Mittel viel zu hoch. Das half aber Alles nichts, sie mußte aufgebracht werden, und inzwischen quartierten sich die wilden Soldaten in die einzelnen Häuser ein und der Anführer, ein roher Kroat, wählte das Haus des Försters als das beste im Orte zu seinem Quartier. Der Förster, der wohl wußte, daß eine Jungfrau jetzt das gefährlichste Gut sei, beschloß sofort seine Tochter Elisabeth in Sicherheit zu bringen und hatte auch einen fast unentdeckbaren Zufluchtsort für sie bereit. Auf der Bergwand, die sich auf der rechten Seite des Thales emporhebt, liegen versteckt in den hohen Tannen die Ruinen eines alten Ritterschlosses, der Staufenburg, deren vordere Seite auf einen Felsenvorsprung auslief, unter dem in grauenvoller Tiefe das Thal der Zorge sich öffnete. Auf der andern Seite aber, wenige hundert Schritte von den Ruinen, befand sich eine Fuchshütte, halb verfallen und kaum bemerkbar denen, die sie nicht kannten. Hier beschloß nun der sorgsame Vater seine Tochter während der Anwesenheit der Feinde zu verstecken, einer seiner Jägerburschen führte sie hin und die übrigen wurden beauftragt, stets die Zugänge des Waldes zu beobachten und sobald etwa Soldaten hineinstreifen würden, den Förster zu benachrichtigen. In unsäglicher Angst verbrachte das Mädchen hier den erste[illegible], jeder Schrei eines Vogels, jedes Fallen eines Astes, der schwere oder leichte Tritt eines der Thiere des Waldes ließen sie aufschrecken, die Sorge um den Vater und

das Schicksal ihrer Heimath ließen sie keine Minute zur Ruhe kommen und als die Nacht hereinbrach, gerieth sie gar in Versuchung, ihre Zufluchtsstätte zu verlassen und in die Gemeinschaft der Menschen zurückzukehren, allein die Furcht, zu solcher Stunde allein durch den dichten Wald gehen zu müssen, und der Gedanke, daß ihr dort unten sicher mehr Gefahren drohten als hier oben, hielten sie von diesem unüberlegten Schritte ab. Am andern Morgen brachte ihr ein Jägerbursche Speise und Trank für einige Tage und die Nachricht, daß bis jetzt an dem Orte noch kein bedeutendes Unglück geschehen sei, aber allerdings das Schlimmste nach Ablauf der dreitägigen Frist zu befürchten stehe, weil die geforderten Summen nicht zu schaffen und die Drohungen fürchterlich seien. So verging auch der zweite Tag und die zweite Nacht.

Während dieser Zeit waren aber der Förster und die übrigen Bewohner des Ortes in nicht geringer Angst und Sorge, ersterer wegen seiner Tochter, letztere aber wegen der Gefahr, die ihren Häusern und Eigenthum drohte, wenn sie das verlangte Geld nicht aufbringen würden. Leider aber ereignete sich jetzt etwas, was die Vorsicht des Försters unnütz zu machen drohte. Mehrere Soldaten hatten im Dorfe zufällig von dem schönen Jägermädchen reden hören, sie sprachen davon gegen ihren Hauptmann und dieser beschied sofort den Förster vor sich, ließ ihn hart an, daß er sie weggeschickt habe und gebot ihm, sie sofort wieder herbeizuschaffen. Der Ausrede des Försters, daß sie bei entfernten Verwandten sei, ward kein Glauben geschenkt und auf Befehl des Hauptmanns das ganze Haus von oben bis unten nach ihr durchsucht. Allerdings fand man sie selbst nicht, allein dafür ihr Bild, welches freilich den Kriegsmann durch seine Schönheit noch mehr aufreizte, sich in den Besitz des Mädchens zu setzen. Er befragte also unter Drohungen und Mißhandlungen die verschiedenen Hausgenossen, wo die Schöne sich befinde; Keiner gestand etwas; allein zum Unglück hatte ein Posten des Hauptmanns bemerkt, daß ein Jägerbursche mit Speise und Trank hinauf in den Wald gegangen sei, und das war diesem eine genügende Spur. Er bot also insgeheim mehrere seiner Getreuen auf und ging den bezeichneten Weg, um den Wald zu durchsuchen. Wer beschreibt Elisabeth's Schrecken, als sie auf einmal rauhe Männerstimmen vernahm und durch eine Spalte der Hütte schauend, wilde bärtige Krieger ganz in der Nähe erblickte, deren einer gerade die Hütte wahrnahm und mit wildem Freudenruf den Anführer darauf aufmerksam machte. Mit ein Paar kräftigen Stößen war die morsche Thür eingerannt, sie flog aus ihren Angeln, die rohen Burschen drangen hinein, aber eben so schnell benutzte Elisabeth den freigelassenen Raum, entwich den sie schon ergreifenden Armen und entsprang ihren Verfolgern; der Hauptmann suchte sie am Gewande festzuhalten, allein dasselbe riß und er stürzte zur Erde. Wüthend sprang er auf und eilte ihr von Neuem nach, unterdeß hatte sie aber die Ruinen und jenen Felsenvorsprung erreicht, da war aber ihre Flucht zu Ende; vor ihr gähnte der Abgrund und schaudernd blickte sie hinab auf die schroffen, spitzigen Klippen. Allein sie zauderte keine Minute, den Tod der Schande vorzuziehen, entschlossen sprang sie hinab und ihr Verfolger, der in seiner blinden Wuth weder den Felsen noch den Abgrund sah, flog der Flüchtigen nach in die entsetzliche Tiefe und sein plötzliches Jammergeschrei leitete seine Leute nach der Gegend, wo er eben verschwunden war. Erschüttert schauten sie zu dem Fuße des Felsens hinab, dort lag furchtbar

zerschmettert ihr Hauptmann am Boden, neben ihm aber stand lebend, unbeschädigt und mit gefalteten Händen gen Himmel blickend die Jungfrau. Da faßte ein Grauen die wilden Krieger, sie sahen in dem Mädchen ein unter göttlichem Schutze stehendes Wesen, voll Entsetzen eilten sie in's Thal herab, bald wirbelten die Trommeln und riefen zum Abmarsch und schnell, als würden sie von Feinden verfolgt, verließen sie, ohne an die Auszahlung der Brandschatzung zu denken, das Dorf. Nun war aber große Freude im ganzen Orte, Jedermann nannte Elisabeth die Retterin desselben, der Felsen aber unter der Staufenburg, von wo sie herabgesprungen war, bekam den Namen der Jungfernklippe und behielt ihn bis auf den heutigen Tag.

665) Der Bergmönch.[1])

Der Bergmönch ist früher ein Bergmeister gewesen. Der hat solche Freude am Bergbau gehabt, daß er im Tode den lieben Gott gebeten hat, er möge ihm statt der seligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubniß geben, bis auf den jüngsten Tag in Berg und Thal und Gruben und Schachten umherzufahren und den Bergbau zu beaufsichtigen. Diese Bitte ist ihm gewährt. Der Bergmönch erscheint den Menschen in der Kleidung eines Bergmeisters mit einem silbernen Grubenlichte. Seine Beschäftigung ist diese: Er durchfährt alle Stollen, durchspürt jeden Bau, geht auch am Tage (das heißt auf der Oberfläche der Erde) an solchen Stellen, unter denen Erzgänge liegen, hin und her, und zwar bald langsam, bald schnell wie der Blitz. Bisweilen setzt er sich auf die Kunstgestänge, oder er hält sie auf, oder er drillt auch die Wasserräder, je nachdem seine Laune ist, oder je nachdem er den Schlitzer leiden mag oder nicht. Er tritt manchmal aus dem festen Gestein heraus in den Gruben, und das feste Gestein thut sich vor ihm auf, und ist er hineingetreten, schließt es sich hinter ihm so fest, daß keine Spur bleibt. Man hat ihn des Nachts oft aus alten Stollenmundlöchern und aus alten Pingen, auch aus den engsten Räumen der Radstuben herauskommen und in demselben verschwinden sehen. Wem er gut ist, dem thut er manchen Gefallen, macht ihm Geschenke und erscheint ihm in Menschengestalt und in Menschengröße. Wem er böse ist, oder wo er sich unbeachtet glaubt, oder sich um das Auge des Menschen nicht kümmert, erscheint er in seiner wahren Gestalt. Dann ist er riesengroß, gekleidet wie ein Geschworener. Seine Augen sprühen Flammen und sind wie Kutschenräder, sein silbernes Grubenlicht ist so groß wie ein Scheffel und die Flamme desselben ist von entsprechender Größe und Helle, seine Beine sind wie Spinnengewebe. Wenn ein Bergmann seine Pflicht nicht thut, giebt er ihm den Rest.

666) Der silberne Mann.[2])

In einer Grube ist man beim Absinken auf einen Menschenkopf von gediegenem Silber gekommen und wie man weiter absinkt, kommt eine ganze Menschengestalt von lauterem Silber zum Vorschein, die stellte den Bergmönch dar, wie er leibt und lebt, und darum hat Niemand es wagen dürfen, dieses Bild zu beschädigen. Lange, lange Jahre ist diese Grube die ergiebigste im

[1]) S. Harrys, Niedersächs. Sagen. Bd. II. S. 2.
[2]) S. Harrys Bd. II. S. 5.

ganzen Harze gewesen, und wegen ihres Wahrzeichens hat sie der silberne Mann geheißen. Aber einmal läßt sich Einer durch Habsucht verleiten, daß er von dem Bilde einen kleinen Finger abschlägt. Da springt aus der Wunde ein gewaltiger Wasserstrahl heraus, daß die Menschen kaum haben aus der Grube herauskommen können. Die Grube aber ist ertränkt bis auf diesen Tag.

667) Der Bergmönch zu Clausthal.[1])

Der Bergmönch läßt sich in den Gruben oft als Riese in einer schwarzen Mönchskutte sehen. Einmal ist er eine ganze Zeitlang des Freitags erschienen, hat das ausgegrabene Erz aus einem Eimer in den andern geschüttet und einem Arbeiter, der über diese vergebliche Arbeit zürnte, den Hals umgedreht und ein andermal zwölf Bergleute angehaucht, daß sie sogleich todt liegen geblieben sind. Hier in diesen Gruben, in denen sie sich jetzt befinden, hat er einmal einen bösen Steiger, der die armen Bergleute quälte, bestraft, denn als dieser zu Tage fuhr, stellte er sich ihm unsichtbar über die Grube, und als er emporkam, drückte ihm der Geist mit den Knieen den Kopf zusammen. Zuweilen ist er aber auch gut gegen die Bergleute, wie sich dies vor einigen fünfzig Jahren an zwei armen Bauern bewahrheitet hat. Diese arbeiteten nämlich immer gemeinschaftlich und einstmals als sie anfuhren und „vor Ort" kamen, sahen sie an ihrem Geleuchte, daß sie nicht genug Oel zu einer Schicht auf der Lampe hatten. „Was fangen wir da an?" sprachen sie zu einander; „geht uns das Oel aus, so daß wir im Dunkeln sollen zu Tage fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht an sich schon gefährlich ist; fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Hause Oel zu holen, so straft uns der Steiger, und das mit Fug, denn er ist uns nicht gut!" Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegen kam. Anfangs freuten sie sich, als es aber näher kam, erschracken sie gewaltig, denn ein ungeheurer riesengroßer Mann ging, ganz gebückt, in der Strecke hinauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopfe und war auch sonst wie ein Mönch angethan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den Beiden, die in Angst da stillstanden, geschritten war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet Euch nicht, ich will Euch kein Leids thun, vielmehr Gutes!" nahm ihr Geleucht und schüttete Oel von seiner Lampe darauf. Dann aber ergriff er ihr Geräth und arbeitete ihnen in einer Stunde mehr, als sie selbst in einer ganzen Woche mit allem Fleiß gearbeitet hätten. „Nun", sprach er, „sagt's keinem Menschen je, daß Ihr mich gesehen habt" und schlug zuletzt mit der Faust links an die Seitenwand; sie that sich auseinander und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab, als sie aber wieder hinschauten, war Alles verschwunden. Hätten sie ihre Hacke oder sonst nur einen Theil ihres Gezähs hineingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben und es wäre ihnen viel Reichthum und Ehre geworden, aber so war es vorbei, wie sie die Augen davon weggewendet. Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Oel des Bergmönchs, das nicht abnahm und darum noch immer großen Vortheil gewährte. Aber nach Jahren, als sie einmal am

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. IV. S. 85.

Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirthshaus zechten und sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte und am Montag Morgen, als sie anfuhren, war kein Oel mehr auf der Lampe und sie mußten nun jedesmal wieder wie die Andern frisch aufschütten.

668) Die Rehbergerklippe bei Clausthal.[1])

Einige Stunden von Clausthal liegt der hohe Rehberg, links von diesem rauscht der zwischen behauenen Granitblocken eingeengte Rehbergergraben, rechts fällt das Gebirge jäh ab und bildet ein Thal, dessen dunkele Waldesnacht von den wilden Wellen der Oder durchbraust wird. Gleich hinter dem rauschenden Graben strecken sich die starren gigantischen Zacken der sogenannten Rehbergerklippe in die Lüfte und gewähren ein ergreifendes Bild einer einstigen Erdrevolution. Von dieser schauerlichen Gegend erzählt man aber folgende Sage.

Vor langer Zeit lebte hier in dieser Wildniß ein gewaltiger Jäger, hart und rauh wie der Felsen, auf welchem seine Wohnung stand. Das blutige Waidwerk war seine Lust und täglich jagte er mit seinem Troß durch den Wald, daß von dem Klaffen der Hunde und dem Schall der Hörner das Gebirge widerhallte und ein tausendstimmiges Echo wach wurde in den Klüften der Felsen. Selbst der Gottesfrieden des Sonntags war nicht vermögend, die Mordlust des Jägersmannes zu zügeln und ihn an der Verfolgung der Thiere des Waldes zu hindern. Ein frommer Einsiedler ermahnte ihn oft, nicht mit seinem Gelärm die friedliche Stille des Sabbaths zu stören, aber die Worte des Greises fanden das Ohr des Waidmanns verschlossen und von dem Spott und Hohngelächter des Unholds begleitet schlich der Eremit betrübt nach seiner Klause zurück.

Der Abend eines schönen Octobersonntags senkte sich auf das Gebirge hernieder, die Gipfel der dunkeln Tannen auf Felsensteinen und Bergspitzen tauchten sich in den goldnen Glanz des Abendroths, auf der ganzen Gegend lag ein tiefes Schweigen, nur die Wellen der Oder murmelten in der Ferne ihr ewiges Lied, nur das scheue Wild verließ sein sicheres Versteck, trat vorsichtig mit leisen, langsamen Schritten aus dem Gebüsch und suchte zwischen den feuchten Kräutern des Bodens seine würzige Nahrung. Da ertönte plötzlich das Getöse in der Ferne, die friedlich äsenden Thiere flogen scheu in das Dickicht zurück und mit jeder Sekunde mehrte sich das Lärmen. Ein schneeweißes Reh flog mit der Schnelligkeit des Windes über die Berge, verfolgt von Jägern zu Fuß und Roß und umringt von der klaffenden Meute der blutgierigen Hunde. Der Boden erdröhnte von den Hufen der muthigen Rosse und unter dem Tritte der keuchenden Treiber, von den Bergen hallte das wilde Halloh der Reiter wieder, das Knallen der Peitschen und das Klirren der Waffen. Das gehetzte Reh aber stöhnte und entrann nur mit Aufbietung seiner letzten Kräfte den Verfolgern. Da stand es auf einmal athemlos an dem Abgrunde, der noch jetzt nach ihm die Rehbergerklippe genannt wird, und schreckte zitternd vor dem unbekannten, schwarzen Schlunde zurück. Aber lauter als zuvor donnerte der wilde Jagdruf, in immer gefährlicherer Nähe tönten die Hörner, gieriger fielen die Rüden ihre Beute an

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. IV. S. 72 ff.

und von Todesangst gereinigt wagte das Reh den gräßlichen Sprung und stürzte sich in die Tiefe hinab. Da entstand plötzlich ein seltsames Licht, ein blendender Glanz umschimmerte das gequälte Thier und unsichtbare Hände trugen es sanft hinab in das sichere Thal. Die Jäger aber sammt Rossen und Hunden wurden von magischer Gewalt getrieben, dem Thiere nachzufolgen. Von den Felszacken aber stürzte der ganze Troß hinab in die Tiefe und große Granitblöcke und hohe Fichten sanken ihm nach und begruben die zerschmetterten Leichname in ewige Nacht. Von jener Zeit aber ist es nicht geheuer in diesen Bergen und der Fuß des einsamen Wanderers eilt scheu vorüber, wenn das Gestirn des Tages im fernen Westen erloschen ist. Um die Mitternachtstunde aber, wenn das Gekreisch der Nachtvögel aus den Spalten der Felsen ertönt und das phantastische Mondlicht die grauen Stämme der Bäume in lange gespenstige Gestalten verwandelt, da huschen wie Geister der Nacht riesige Jägergestalten durch das Gebüsch, es beginnt in der dunkeln Nacht der Tannen gar seltsam zu flüstern, ein dumpfes Getöse zieht herauf, denn von dem hohen Berge stürmt der wilde Jäger heran und mit ihm wunderliche Schauergestalten mit Schwertern und Geschoß, zu Fuß und zu Roß, umkläfft von Hunden, und vor ihnen her jagen mit Windeseile Wolf-, Bären- und Hirschgerippe. Dem wilden Schwarm weicht jedes lebende Wesen aus oder wirft sich, wenn es von ihm überrascht wird, mit dem Gesicht zur Erde, denn wer den Zug mit sterblichem Auge erblickt, stirbt.

669) Der eichene Pflock zu Clausthal. [1])

Zu Anfange des 30jährigen Krieges ward die Bergstadt Clausthal durch einen eichenen Pflock vor großer Gefahr geschützt. Es näherte sich nämlich der Stadt der nicht im besten Rufe stehende Parteigänger Hillfeld mit seinen Reitern. Da der Eingang oben von der Osteroder Straße her mit einem Schlagbaum verschlossen war, begehrte er Einlaß mit seinen Reitern. Man schlug es ihm anfänglich ab, allein da er Anstalt machte sich den Einlaß mit Gewalt zu erzwingen, so unterhandelte man mit ihm, und als er versprach nichts Feindliches gegen die Stadt unternehmen zu wollen, öffnete man den Schlagbaum und ließ ihn ein. So ritt er denn in die Stadt, die Bürger aber, die von seinen friedlichen Gesinnungen nichts wußten, erschracken nicht wenig, als sie ihn erblickten, und ein Bürger, Bastel Löwe genannt, der auf der Osteroder Straße wohnte, griff nach seiner Büchse, um ihn zu tödten. Da aber das Gerücht allgemein verbreitet war, daß Hillfeld kugelfest sei, so lud er einen eichenen Pflock, dem der Sage nach kein Zauber und kein Festmachen widerstehen kann, in seine Büchse und schoß sie auf Hillfeld ab; ohne einen Laut von sich zu geben, fiel dieser vom Rosse. Die Rathsherren aber, welche mit ihm unterhandelt hatten, standen erstarrt vor Schrecken dabei, denn sie fürchteten, seine Reiter würden rasend über den Tod ihres Anführers Alles mit Feuer und Schwert verwüsten, allein ihre Furcht war grundlos, denn diese hatten plötzlich allen Muth verloren und bildeten sich ein, man habe sie nur darum in die Stadt gelockt, um sie hier zu ermorden; sie drehten schnell ihre Pferde um, jagten davon und kehrten niemals wieder.

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. IV. S. 7.

670) Das kleine Clausthal. [1])

Bei Clausthal hat früher ein Städtlein gestanden, das hat das kleine Clausthal geheißen und ist sehr wohlhabend gewesen. Aber je reicher die Einwohner geworden sind, desto schlechter und gottloser haben sie sich gemacht. Darüber hat Gott die Stadt untergehen lassen und an der Stelle, wo die Kirche gestanden hat, ist ein Teich entstanden. In der Mitternacht vom Gründonnerstage auf den Charfreitag ist die Kirche an der Stelle zu sehen, wo jetzt der Teich ist; zugleich zeigt sich ein Reh mit seinem Kalbe, das Niemand jagen darf. Noch jetzt heißt jenes Thal das kleine Clausthal.

Nun war am Harze irgendwo ein grausamer Wilddieb, wenn der wußte, daß irgendwo ein Stück Wild stand, so war's auch nicht sicher. Der hatte auch gehört, daß im kleinen Clausthal in der Mitternachtsstunde des Charfreitags ein Reh mit seinem Kalbe sich sehen läßt, das man nicht schießen darf, aber er lachte nur darüber. Einmal kurz vor Ostern ist er in einer lustigen Gesellschaft, da erzählen sich auch die Leute vom kleinen Clausthal, aber wie er denn an nichts geglaubt hat, so lacht er nur darüber und sagt: „Was gilt's? Ich schieße Euch das Reh mit sammt dem Kalbe und wir wollen's am ersten Osterfeiertage verzehren." Die Leute haben ihm wohl davon abgerathen, aber er läßt sich nichts sagen. Am Charfreitag Abend begiebt er sich nach dem kleinen Clausthal. Wie er vor den Teich kommt, sieht er auf demselben einen hohen dicken Nebel liegen, der geht bis an den Himmel und man hat den Teich nicht sehen können; in dem Nebel aber ist ein Geflüster gewesen, wie wenn Viele mit einander reden, und es schimmern bisweilen wunderliche Gestalten heraus. Auch über den Weg kommen viele Gestalten herübergehuscht, wie luftige Schatten, und alle verschwinden im Nebel über dem Teiche. Aber er hat nichts Arges daraus, er geht vorüber und stellt sich am Ausgang des Thales, da wo jetzt das erste Innerster Pochwerk ist, hinter einen Busch auf die Lauer. Richtig kommt das Reh mit dem Kalbe. Da schießt er das Kalb nieder. Wie er's fallen sieht, geht er darauf los und bindet ihm die Füße zusammen und hängt es über die Schulter, darauf geht er zurück. Wie er dahin kommt, wo jetzt wieder der Teich ist, steht auf der nämlichen Stelle, wo eben noch ein Teich war, eine Kirche, die ist hell erleuchtet und der Gesang erschallt und die Orgel dazwischen. Das ist doch seltsam, denkt er, sollst doch einmal in die Kirche gehen. Er tritt also hinein, da sieht er denn die ganze Kirche voll Menschen, aber sie sehen alle aus, als wenn sie schon Jahrhunderte lang im Grabe gelegen hätten. Die Kleider sind nach einer Mode gewesen, die er nicht kennt. Er grüßt, Keiner dankt ihm, aber Einige nicken, Andere schütteln den Kopf und winken einander zu und weisen mit den Fingern auf ihn hin. Die Lichter auf dem Altar und auf dem Kronleuchter brennen mit blauer Flamme und aus dem Kelche auf dem Altar zuckt eine blaue Flamme heraus. Nachher kommt der Pastor vor den Altar, aber das ist gar keine menschliche Sprache gewesen, es ist, als wenn Wind und Donner die ganze Kirche erfüllt und aus dem Munde geht dem Prediger eine blaue Flamme. Auf einmal kracht's durch die Kirche, als wenn die Erde zu Grunde gehen sollte.

[1]) Nach Harrys Bd. II. S. 11 ꝛc.

Da zeigt der Pastor auf ihn hin und schreit: „Verfluchter Sabbathschänder!“ Und die Geister stehen gegen ihn auf und heulen das Wort nach; darüber stürzt er voll Angst und Schrecken zur Kirche hinaus, wie er aber hinausstürzt, schlägt die Thür hinter ihm zu, daß ihm die Ferſen abgeſchlagen ſind. Da fliegt er bis an den Weg und hier bleibt er liegen bis an den Morgen. Wie er zu ſich ſelbſt kommt, liegt der Teich ruhig vor ihm da, aber das Rehkalb iſt weg, er aber iſt todtkrank und kann ſich kaum nach Hauſe ſchleppen. Wie er neun Tage gelegen hat, hat er die Geſchichte erzählt und iſt darauf geſtorben.

671) Feuer wird verflucht. [1])

In Clausthal iſt einmal einer geweſen, der hat ſich in ein Mädchen verliebt, die in einem Hauſe an der Erzſtraße gedient hat, aber das Mädchen hat ihn nicht leiden mögen, wie er ſich auch bemüht hat, ihr zu gefallen. Darüber ergrimmt der Mann endlich ſo, daß er ſich eines Abends auf des Mädchens Schlafkammer ſchleicht und eine Feueruhr unter ihr Bett ſtellt. Gegen 12 Uhr Nachts ſchlägt die Uhr Feuer und wie das Mädchen aufwacht, hat ſie kaum Zeit, aus dem Fenſter zu ſpringen, kann aber nichts von ihrer Habe retten. Darüber ſchreit ſie in Verzweiflung: „Ach du verfluchtes Feuer!“ und wie ſie das gerufen hat, fliegt das Feuer auf ſie zu. Das Mädchen flieht, aber das Feuer fliegt ihr nach und alle Straßen, durch welche das Mädchen ſeinen Weg genommen, gerathen in Brand, ſo daß man endlich gar nicht mehr dem Feuer Einhalt zu thun weiß. Da erbietet ſich ein Jude, er wolle das Feuer verſchreiben. Die Obrigkeit traut ihm aber nicht und will das nicht geſtatten. Endlich wie ſchon faſt die ganze Stadt in Flammen geſtanden hat, und ſelbſt Schule, Kirche und Rathhaus in Aſche liegen und auch ſchon die Apotheke angehen will, geht man auf den Vorſchlag des Juden ein. Da hat der Jude an die Apotheke die Worte geſchrieben: „Bis hierher ſollſt du kommen und nicht weiter!“ und hat ſeine Charaktere dabei gemacht. Darauf hat das Feuer ſo geendet, daß von der Stadt derjenige Theil ſtehen geblieben iſt, den man noch jetzt das alte Viertel nennt.

Andere ſagen, das Mädchen ſei wirklich in ihrem Bette verbrannt, aber eine Perſon aus der Nachbarſchaft, die durch das Feuer alle ihre Habe verloren, habe das Feuer verflucht.

672) Die Haulemutter. [2])

Ein Bergſchmied von Clausthal fuhr vor fünfzig bis ſechszig Jahren einmal des Morgens früh um 1 Uhr an. Wie er am Zellbach durch das ſogenannte Prachtgäßchen kam, hörte er eine feine und dünne Stimme, welche zu ihm ſprach: „Bleibſte ſchtiehn! Bleibſte ſchtiehn!“ Weil er aber wußte, daß die Frau, welche in dem kleinen Hauſe an der Straße wohnte, eine Hexe war, ſo dachte er gleich, das iſt eine Hexe, die Dir einen Schabernack anthun will, und lief was er laufen konnte, daß er fortkam. Aber gleich hörte er hinter ſich ein Trappeln und Rappeln, Jauchzen und Schreien, daß

[1]) S. Harrys Bd. II. S. 16.
[2]) S. Pröhle, Harzſagen S. 76.

ihm Hören und Sehen verging, und doch sah er nichts. Mit einem Male that's einen Satz und er fühlte auf seinen Schultern eine schwere Last, gleich als wenn ein Mensch sich darauf setzte und mit den Beinen vorn herunterhinge. Er fühlte auch, wie die Finger gleich Krallen in die Haut eingeschlagen wurden, und das Ding verließ ihn nicht eher, bis er die Gaipelthür aufgemacht hat, an welcher er matt und erschöpft auf dem untern Burgstädter Zuge ankam. Dann aber gab's ihm einen furchtbaren Schlag in den Rücken, daß er ohnmächtig im Gaipel hinstürzte und erst nach einigen Stunden sich von seiner Noth erholen konnte. Des Abends, als er nach Hause kam, hatte er noch die schwarzen Flecke auf Schultern und Rücken.

673) Die drei Brüder von Zellerfeld.[1])

Auf dem Zellerfeld waren drei Brüder, die waren Jäger und gingen mit einander nach der Schalk auf die Jagd. Da bekam der Jüngste drei Rebhühner zu sehen und schoß nach dem einen. Er glaubte es getroffen zu haben, es lief aber fort und er verfolgte es bis nach der Höhe des Berges an die Stelle, welche „beim Neubrunn" heißt. Allda ist das Huhn verschwunden. Der Jäger nimmt die Stelle in nähern Augenschein und findet eine Oeffnung, die bezeichnet er sich, geht zurück und pfeift seinen Brüdern. Alle drei gehen nun zu der Oeffnung hinein und kommen unter der Erde in ein geräumiges Zimmer, worin Tische und Stühle sind, der Tisch aber ist gedeckt und voll allerhand guter Speisen. Die drei Brüder setzen sich da nieder, essen und trinken und lassen es sich wohl schmecken. Nach dem Essen kommen drei herrliche wohlgekleidete Damen, welche sie anreden um Standhaftigkeit und kund thun, daß sie hier verwünscht wären; wenn sie drei Jahre hier verharrten, ohne das Tageslicht zu schauen, so wären sie befreit. Versprachen ihnen auch, während der Zeit für gutes Essen und Trinken zu sorgen. Auch luden sie die drei Jäger ein, um ihnen ihre Schätze zu zeigen. Da führten die Damen die Jäger in's Nebenzimmer, zeigten ihnen drei Fässer mit Geld und thaten ihnen kund, daß sie von nun an wohl schwarz werden und sich nur alle Jahre einmal würden sehen lassen. Sobald das erste Jahr verflossen ist, kamen die drei wieder, da waren sie schon etwas weißlicher geworden. Sie ermahnten die drei Jäger aber noch einmal, nur standhaft zu bleiben. Das zweite Jahr kamen sie auch wieder, da waren sie schon wieder etwas weißlicher. Da ermahnten sie die drei Jäger nochmals, nun auch noch das letzte Jahr auszuharren. So verging denn auch das erste halbe Jahr glücklich, im dritten Vierteljahre wurde aber der älteste Bruder unzufrieden und sprach: „Wozu wollen wir hier länger weilen?" Der Jüngste vermahnte ihn aber mit ihm auszuharren. Auch der zweite Bruder wurde endlich wankelmüthig und so beschlossen die beiden denn endlich fortzugehen. Sie drohten den Jüngsten zu ermorden, wenn er nicht mitwollte, und um sein Leben zu retten, gab er nach. Der Aelteste sprach nun weiter: „Wir wissen ja das Geld, so nehmen wir mit, so viel wir schleppen können." So thaten sie auch und gelangten mit ihrem Gelde glücklich nach dem Zellerfeld, wo Alle die Drei schon verloren geglaubt haben. Diese haben sich unterwegs beredet, von der ganzen Sache nichts auszusagen, und sie gaben vor, daß sie auf

[1]) S. Pröhle S. 93.

Reisen gewesen und sich durch diese Gelegenheit ein ansehnlich Stück Geld verdient hätten. Sie legten auch die Jägerei nieder und nun lebte der Aelteste als ein Freiherr, der Zweite kaufte sich eine Wirthschaft und der Jüngste eine Mühle, alle drei aber nahmen Weiber und lebten als vertheirathete Männer. Nun hat der Aelteste in Saus und Braus gelebt und es dauerte nicht lange, so ist sein Geld alle gewesen. Mit dem Zweiten hat es etwas länger gedauert und der Jüngste hat in rechtem Wohlstande und guten Verhältnissen gelebt. Als nun die beiden Aeltesten ihr Geld durchgebracht hatten, hielten sie mit einander Rath und befanden für das Beste, wieder an die Stelle zu gehen und sich noch mehr Geld zu holen. Der Jüngste wollte nichts davon wissen, doch zwangen ihn die beiden ältern Brüder wieder mitzugehen. So gingen denn alle drei wieder dem verlassenen Orte zu, fanden ihn richtig auf, doch trafen sie das Zimmer nicht so wieder, als sie es verlassen hatten, denn es war Alles schwarz überzogen und auf dem Tische standen drei Trauerlampen. Sie dachten nun gleich wieder nach dem Gelde zu greifen, konnten es aber nicht finden, kehrten in das Zimmer zurück und setzten sich voller Verwunderung dort nieder. Als sie in dem Zimmer waren, kamen die drei Damen ganz kohlschwarz wieder. Sie sprachen nichts, bald aber kamen drei Männer, gekleidet wie Fleischer und mit weißen Schürzen vor. Sie sprachen, auf den Aeltesten blickend: „Ihr meineidigen Schurken!" Darauf ergriffen sie den Aeltesten, viertheilten ihn und packten ihn in ein Faß. Also erging es auch dem Zweiten und so wurden Beide getödtet. Der Jüngste hatte Alles mit Zittern ansehen müssen, ihm aber riefen die Damen zu: „Du, treuer Freund, bist unschuldig! Dir soll Dein Leben geschenkt sein! Nimm was Du willst und gehe vergnügt nach Haus! Wir müssen so lange in Trauer verharren, bis sich drei Ritter finden."

674) Die Kirche zu Zellerfeld.[1])

Vor alten Zeiten ist einmal bei einem großen Brande auch die Zellerfelder Kirche mit abgebrannt und man hat kein Geld gehabt, um sie wieder aufzubauen, da hat eine Henne mit ihren Küchlein an der Stelle, wo jetzt die Kirche steht, einen großen Schatz aufgescharrt. Von diesem Gelde ist die Kirche erbaut worden und zum Wahrzeichen hat man über den vier Kirchthüren die Henne in Stein abgebildet, wie noch jetzt zu sehen ist.

Aber es ist in der Kirche gar nicht zu bleiben gewesen. Denn wenn die Kirche angegangen ist — während der Predigt — hat der Teufel einen solchen Lärm mit Poltern und Schreien und Brüllen gemacht, daß Niemand hat ausdauern können. Da waren nun schon viele Versuche gemacht ihn zu vertreiben, aber alle vergebens, bis endlich sich ein fremder Mann eingefunden hat, der gab sich für einen Teufelsbanner aus. Und den nahm man zu Hilfe. Der forderte den Teufel vor und beschwor ihn, daß er die Kirche verlassen mußte. Unter großem Lärm ist da der Satan unten aus der Kirche nach der Seite des Marktes zu durch die Mauer hinausgebrochen. Das Loch, durch welches er hinausgefahren ist, hat man oftmals zumauern wollen, allein am andern Morgen war der Stein immer wieder herausgehoben und bis auf diesen Tag ist die Oeffnung zu sehen.

[1]) Nach Harrys Bd. II. S. 18 ꝛc.

Früher hat auf dem Zellerfelder Gottesacker auch eine Kirche gestanden; wenn nun ein Bergmann umkommen sollte, so war die Nacht vorher die Kirche ganz erleuchtet, und wenn Einer den Muth hatte, daß er hineintrat, so hat er den Bergmann, der umkommen sollte, vor dem Altar im Sarg gesehen. Einmal kömmt eine Frau des Nachts von Goslar mit einer Tracht grüner Waare. Die Frau sieht auch die Kirche hell und weil sie ein muthiges Frauensbild ist, tritt sie in die Kirche. Da ist's ganz hell wie von tausend Lichtern, obgleich nirgends eins zu sehen ist. Aber vor dem Altar steht ein Sarg und in dem Sarge liegt ihr eigener Mann und ist todt. Wie sie das gesehen hat, geht sie nach Hause und bittet ihren Mann, doch morgen nicht anzufahren. Aber der Bergmann hat doch umkommen müssen, obgleich er nicht angefahren ist. Denn da er sich des andern Tages zum Schlafen auf die Ofenbank legte, ist von dem Gesimse ein Glätteisen herabgefallen, ihm gerade auf den Kopf, und hat ihn auf der Stelle getödtet.

In der Zellerfelder Kirche liegt Faust's Höllenzwang an einer eisernen Kette angeschlossen. Er ist von Doctor Faust selbst geschrieben. Wenige Menschen können ihn lesen, es ist auch äußerst gefährlich dies zu thun. Wer ihn, ohne sein Leben zu verlieren, lesen will, muß ihn vorwärts und rückwärts lesen können. Wenn man ihn vorwärts liest, so kommt der Teufel, wenn man ihn aber rückwärts liest, so entfernt er sich wieder. Hat nun Einer den Höllenzwang vorwärts gelesen und kann ihn nicht wieder rückwärts lesen, so giebt ihm der Teufel den Rest.

675) Die Todtenwiese bei Zellerfeld. [1])

Eine runde Wiese in der Nähe von Zellerfeld vorn im Gehölze des Einersberges heißt die Todtenwiese. Wer nun des Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr über dieselbe geht, den führt's irre, er kommt nicht vor Tage von der Wiese herunter. Das ist schon Manchem begegnet.

676) Spuk bei Zellerfeld. [2])

Vor Jahren ist's beim Zellerfelder Brauhause nicht richtig gewesen. Wenn da einer des Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr vorbeigegangen ist, so hat sich's ihm hinten auf den Nacken gesetzt und der Mensch hat's mit sich schleppen müssen, bis er zu Boden gesunken ist. Nicht Jeder, dem das begegnet ist, ist daran gestorben, aber auf dem Rücken hat er immer die Spur von eingedrückten Händen oder einer Menschenfigur gehabt. Das kommt daher, weil das Brauhaus früher ein Kloster gewesen ist und nun üben die Mönche Rache dafür aus, daß man das Kloster aufgehoben hat. Auch hat der Nachtwächter hier manchmal einen Mann ohne Kopf herumgehen sehen. Wenn man dergleichen sieht, muß man still vorübergehen, sonst giebt's einem den Rest.

Bergleuten begegnet es zuweilen, daß sie des Nachts auf ihrem Anfahrwege plötzlich eine schwarze und unabsehbare Mauer vor sich sehen. Sie thun dann am Besten, gleich umzukehren, denn wenn sie einen weiten Umweg machen, kommen sie wohl zu ihrer Grube, aber sie müssen dann auch an diesem Tage ihr Leben lassen.

[1]) S. Harrys Bd. II. S. 21.
[2]) S. Harrys Bd. II. S. 20 ꝛc.

677) Das vertriebene Gespenst. [1])

Ueber den Zellerfelder Kirchhof führt ein Weg, der sonst wenig gegangen wurde, am allerwenigsten aber des Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr. Denn eine lange weiße Gestalt wie eine weißgekleidete Jungfrau hat früher diesen Weg bewacht und Jeden zurückgeschreckt, der ihn hat gehen wollen. Wie man sich einmal davon unterhält, daß die weiße Gestalt mit einem Bunde Schlüssel da alle Nächte stehe und Jedem den Rest gebe, der da durchgehe, entschließen sich zehn kräftige und muthwillige junge Burschen, der Sache auf den Grund zu kommen und begeben sich mit Stöcken bewaffnet auf den Gottesacker. Als sie eben beim Hospital angekommen sind, verlieren sie aber Alle, bis auf einen untersetzten, aber sehr kampflustigen kleinen Mann den Muth. Dieser spricht zu seinen Kameraden: „Gebt mir einen tüchtigen Stock für meine kleine Eiche, dann will ich allein hingehen und sehen, was es giebt." Man giebt ihm einen tüchtigen Knittel und muthig und trotzig geht er über den Kirchhof. Es ist gerade des Nachts zwischen Eilf und Zwölf gewesen. Da wo der Weg bald aus der Mauer vom Kirchhof herabführt, steht die weiße Gestalt. Er geht darauf zu und sagt laut und deutlich: „Guten Abend!" bekommt aber keine Antwort. Er wendet sich wieder um und spricht: „Guten Ohmd ho ich gesaht." Wieder keine Antwort. Da geht er wieder zurück und spricht: „Guten Ohmd ho ich gesaht. Seid Ihr denn epper taubb?" Die Gestalt antwortet nicht. Da wird er zornig, greift nach dem Schlüsselbund und schlägt mit dem Stocke nach der Gestalt. Da ist Alles verschwunden und hat sich seit der Zeit nichts wieder auf dem Gottesacker sehen lassen.

678) Das ewige Licht und die Spindel. [2])

Es war einmal in Clausthal vor alten Zeiten ein Bergmann, der hatte sieben lebende Kinder und war durch mancherlei Unglück so in Armuth gerathen, daß er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, je wieder emporzukommen. Darum war er so sparsam, daß er nicht einmal eine Laterne mitnahm, wenn er anfahren mußte, und bei der Arbeit hat er immer so klein ausgestört als nur irgend möglich; was er von Geleuchte hat entbehren können, das hat seine Frau verkauft. So fährt er auch einmal des Nachts an, und wie er im Holze ist, verirrt er sich, denn es ist ein furchtbares Wetter und so finster, daß man seine Hand nicht vor Augen sehen kann. Endlich kommt er aus dem Walde und sieht vor sich einen Graben, kann aber den Steg nicht finden. Da sieht er in der Ferne ein Grubenlicht. Er denkt, es ist auch ein Bergmann und ruft: „Kamerad, zeig mir doch einmal den Steg!" Das Licht kommt immer näher, kommt bis zum Graben und es ist ein Geschworener. Der leuchtet dem Bergmann über den Graben. Wie er drüben ist, da ist's der Bergmönch, der ihm über den Graben geleuchtet hat. Der fragt ihn, warum er ohne Geleuchte gehe bei so finsterer Nacht, und der Bergmann erzählt's ihm, warum er das thun muß, daß er arm ist, ohne seine Schuld heruntergekommen, und daß er sparsam sein muß, um nur etwas zu erübrigen. Also schenkt ihm der Bergmönch ein Stück Unschlitt

[1]) S. Pröhle S. 87.
[2]) S. Harrys Bd. II. S. 18 ꝛc.

von seinem eigenen Lichte, aber befiehlt ihm dabei, er soll keinem Menschen sagen, woher er das Unschlitt hat. Dies Licht nun hat ewig gebrannt und der Bergmann hat künftig kein Unschlitt oder Oel mehr nöthig gehabt. Noch in der nämlichen Nacht tritt der Bergmönch zu der Frau des Bergmanns in die Stube. Die Frau hat noch beim Spinnrade gesessen und sich entsetzlich erschreckt. Aber der Bergmönch sagt: sie soll nur ruhig sein und sich nicht fürchten und schenkt ihr eine Spindel, aber sie soll nicht sagen, woher sie die Spindel hat. Da haben nun die beiden Eheleute lange Zeit in Frieden mit einander gelebt und sie sind sehr wohlhabend geworden und dem Mann ist Alles geglückt: die Zwerge haben seine Arbeit gethan und wenn die Frau gesponnen hat, hat sie das schönste Garn in der Welt bekommen und der Flachs hat nicht abgenommen.

Nun ist aber in Goslar eine reiche Kaufmannstochter gewesen, die war neidisch auf die Bergmannsfrau, und es war zu der Zeit ein junger Rathsherr in Goslar, der hat sich in die reiche Kaufmannstochter verliebt. Sie sagte nun, sie wolle ihm ihre Liebe schenken, wenn er von der Bergmannsfrau erforschen könne, wie sie das schöne Garn mache. Der Rathsherr denkt, dazu lasse sich wohl gelangen und geht eines Abends, wie er meint, der Mann sei nicht zu Hause, nach Clausthal und sagt zu der Bergmannsfrau, sie solle nur frei bekennen, wie sie zu dem Garn käme, man wisse schon, daß sie eine Hexe sei und sie solle verbrannt werden. Da sagt sie aus Furcht, der Bergmönch habe ihr die Spindel geschenkt und giebt die Spindel her. Wie aber der Rathsherr die Spindel hat, da wird auf einmal ein Gesause und Gebrause in der Stube, und die Stube wird voll Dampf und der Wind bläst so stark, daß davon Alles über und über stürzt, und der Rathsherr flüchtet hinaus und die Frau auch. Wie er aber weg ist, da wird Alles so ruhig wie vorher und die Frau geht wieder in die Stube. Aber die Spindel ist weg und bleibt weg und seit der Zeit hat sie nur ganz gewöhnliches gutes Garn gesponnen und hat sie wollen spinnen, hat sie auch Flachs kaufen müssen, wie jede andere Frau. Aber wie nun der Goslar'sche Rathsherr an die hohe Kehle kömmt, fällt's auf einmal über ihn her und schlägt ganz unbarmherzig auf ihn los, daß er in Ohnmacht im Fahrwege liegen bleibt. Und am Morgen, wie er wieder nach Hause gekommen ist, legt er sich und stirbt nach wenig Tagen. Nun ist aber der Mann schon Untersteiger geworden, denn man hat ihn gebrauchen können. Aber die Leute haben's wohl gemerkt, daß das Licht ewig brennt. So befährt er einmal mit einem andern Steiger, der sein guter Freund ist, die Grube. Da setzt ihm der gute Freund so lange zu und sagt ihm endlich gerade heraus, die Leute sagen, er hätte einen Bund mit dem Bösen gemacht, da bekennt er. Wie er bekannt hat, geht's hinter ihnen her, als wenn Einer so recht fest auftritt, oder als wenn Einer einen recht schweren Gang hat, und wie der Blitz steht der Bergmönch vor ihnen, mit seinem silbernen Grubenlicht, so groß wie ein Scheffel, und die Flamme geht bis an die Firste und seine Augen sind wie Wagenräder und lauter Feuer. Und auf einmal giebt er dem andern Steiger, der seinen guten Freund zum Bekennen gebracht hat, eine Ohrfeige und geht in's Feste. Und der Andere, der eben gebeichtet hat, dem thut's einen Ruck am Arm und auf einmal liegt ein großes Stück Schwerspath auf seinem Lichte. Jener hat aber von der Zeit an immer den Kopf schief stehen gehabt.

679) Die Osterjungfrau und die Wunderblume. [1])

Zu Osterode, das seinen Namen von der heidnischen Jungfrau Ostera haben soll, die daselbst vor alten Zeiten verehrt wurde, liegen auf einem Hügel vor dem Harzthore die Trümmer einer Burg. Diese Burg ist ehemals ein stattliches Schloß gewesen und die Herren von Osterode haben da ihren Sitz gehabt. Als aber der letzte Herr von Osterode starb, hinterließ er eine Tochter von wunderbarer Schönheit. Ein Ritter Gerhard von Harzburg kam und warb um die junge Waise, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Darüber ergrimmte er und beschloß, die Osteroder Burg sammt ihren Bewohnern zu vernichten. Ein Zauberer im Morgenlande hatte ihn in den Höllenkünsten unterrichtet und so zog er denn mit den Seinen auf Osterode zu, nahm und zerstörte die Burg, drang bis zu der schönen Jungfrau und sagte: „Du hast meine Liebe nicht gewollt, zur Strafe dafür sollst Du verwünscht sein: als ein greulicher Hund sollst Du hinführo tief unten in dieser Burg hausen und nur einmal im Jahre, am ersten Tage in Ostern als Jungfrau in Deiner natürlichen Art unter die Menschen gehen. Dieser Bann soll währen, bis der erstgeborene reine Sohn einer ganz keuschen Mutter Dir begegnet, Dir folgt in Deine finstere Stätte und Dich, wenn Du wieder in Deine Hundsgestalt verwandelt bist, ohne Zagen an die glühende Kette des Gewölbes legt."

Nun erzählen die Leute zwar, daß der Räuber für seine böse That selbst nicht Ruhe finden kann und sein Geist in dem Gemäuer der alten Burg an jedem Freitage wandeln gehen muß, aber auch die arme Bezauberte kann nur einmal alljährlich am Osterfeiertage aus ihrem Kerker hervorgehen. Dann erscheint sie überaus schön in schneeweißem Gewande, wandelt langsam vor Sonnenaufgang auf den Bach zu, wäscht sich daraus und wartet, daß sie einer erlöse. Viele Menschen haben sie schon gesehen und Mancher hat Geschenke von ihr bekommen, allein es hat noch Keiner mit ihr durch die eiserne Thür kommen können, die ihr Gewölbe verschließt.

Nun trug eines Tags ein armer Leinweber aus Osterode am Sonnabend vor Ostern ein Stück Leinen nach Clausthal, mit dem Lohn dafür wollte er das Osterfest feiern und wäre gern den Abend noch wieder zurückgegangen. Aber es war spät geworden, und so im Dunkeln den Weg zu gehen, schien ihm nicht gerathen. Er blieb also die Nacht in Clausthal, wie aber der Morgen graute, machte er sich wieder auf den Weg und wie die Sonne eben am Aufgehen war, war er oberhalb der Freiheit — so heißt die Vorstadt, welche der Seefefluß von der Stadt Osterode trennt — angelangt. Da sah er, wie eine schneeweiße Jungfrau mit einem großen Bund Schlüssel im Gürtel, auf den Fluß zuging und sich daraus wusch. Betroffen stand er still und bald gewahrte ihn die Jungfrau und kam auf ihn zu. Wie er nun ganz ehrerbietig den Hut zog und sie freundlich dankte, da fragte der Leinweber: warum sie denn so früh aufgestanden sei und sich aus diesem Wasser wasche? „Das pflege ich jeden Ostermorgen vor Sonnenaufgang zu thun", antwortete die Jungfrau, „und davon bleibe ich immer schön und jung!" Der Leinweber fragte weiter: wo sie denn wohne und ob ihr Haus

[1]) S. Harrys Bd. II. S. 56 ꝛc. Hoffmann, Burgen des Harzes S. 35. 182. 209. Röhr, Merkw. des Oberharzes I. S. 382.

weit von hier sei? „Nicht weit, wenn Du Lust hast, will ich Dich hinführen!" Der Leineweber sah, daß sie eine prächtige Lilie an der Brust trug und die war so schön, wie er sein Lebelang nicht gesehen. Er wußte aber wohl, daß um Ostern noch keine Lilien blühen, also sagte er: „Ihr müßt wohl einen recht warmen und schönen Garten haben, daß Ihr jetzt schon Lilien führt?" — „Geh mit mir", antwortete die Jungfrau, „so will ich Dir von den Lilien geben, die in meinem Garten wachsen."

Sie kamen an den alten Trümmerhaufen, der dem Weber jetzt ganz anders und viel besser vorkam als vorhin, und standen vor einer eisernen Thür, die hatte der Weber noch gar nicht bemerkt. Vor derselben, auf einem grünen Platze, blüheten drei weiße Lilien; die Jungfrau brach eine und gab sie dem erstaunten Manne und sagte: „Die nimm hin nach Deinem Hause und verwahre sie wohl." Der Leineweber dankte ihr ganz treuherzig und steckte die Lilie an seinen Hut. Wie er wieder aufsah, war die schöne Jungfrau verschwunden und die Thür war auch nicht mehr zu sehen und die alte Burg stand wieder so traurig und zerfallen da wie immer. Daraus wußte sich nun der arme Weber gar nicht zu finden und meinte, es sei das Beste, wenn er nach Hause gehe. Wie er zu Hause kommt, legt er die blanken Harzgulden, die ihm sein Leinen eingebracht, auf den Tisch, den Hut mit der Lilie daneben. Da fragt die Frau des Leinewebers, woher er denn die prächtige Lilie bekommen, die schimmere ja wie Gold und Silber. Da erzählt's der Mann und sagt, es sei ihm von der Blume unterwegs der Hut ganz schwer zu tragen geworden. „Ach!" ruft die Frau, „das ist die Osterjungfrau gewesen, und das ist auch keine gemeine Lilie, das ist lauter Gold und Silber! Du warst zur guten Stunde des Weges gekommen. Ist die Jungfer nicht in die eiserne Thüre gegangen?" — „Ja, das ist sie, ich wollte auch mit hinein, aber ich konnte die Thür nicht wiederfinden." — „Ja, so geht's Allen."

Wie die Kirche aus war, ging der Weber mit seiner Lilie zum Goldschmied, der staunte nicht wenig und sagte es denn auch, daß Alles vom feinsten Gold und Silber sei und daß die Stadt Osterode nicht Geld genug habe, diese Blume zu bezahlen; er rathe ihm deshalb, daß er das Kleinod noch eine Zeitlang aufbewahren möge, es werde sich schon der rechte Käufer finden. Das war nun bald unter die Leute gekommen, wie die Osterjungfrau dem armen Weber eine Lilie geschenkt habe, welche die ganze Stadt nicht bezahlen könne, und alle Menschen sprachen davon. Der hohe Rath ließ den Weber vor sich auf's Rathhaus fordern, daß er aussage, wie er zu der Lilie gekommen, und das that der Weber auch treu und ehrlich und zeigte den Rathsherren die herrliche Blume. Da beschlossen die Rathsherren, sie dem Herzoge zum Kaufe anzutragen. Dem Weber gaben sie ein wohlverfaßtes Schreiben an den Herzog mit und wie er damit im Hoflager angekommen war, wurde er mit dem Herzog einig, daß derselbe ihm und seinen Kindern, so lange sie leben würden, ein angemessen Jahrgeld auszahlen solle. Die Lilie wurde nachher nur an außerordentlichen Festtagen gesehen, wo sie die Herzogin trug, der Herzog aber nahm sie zur Erinnerung in das hochfürstliche Wappen auf und darin sieht man die drei Lilien bis auf den heutigen Tag.

680) Der Schatz im Thurme zu Osterode.[1])

Es ist einmal ein Müller in der neuen Mühle im Innerstethale bei Clausthal gewesen, der hat einen Gesellen gehabt, aus Osterode gebürtig, dem hat das Gesicht nach der Schulter zu gestanden, so daß er alle Leute über die Schulter angesehen hat. Der Meister hat ihn nun einmal gefragt, ob ihm das Gesicht immer so gestanden habe. Das hat der Bursche verneint. Da hat er ihn weiter gefragt: wie denn das gekommen sei, daß ihm nun das Gesicht nach der Schulter zu stehe? „Ach", sagt der Bursche, „was könnte Euch das helfen, wenn ich es Euch erzählte? Es graut mir jedesmal, wenn ich daran denke." Aber da der Meister immer fragte und ihm gar keine Ruhe ließ, fing der Müllerbursche an zu beichten.

Bei Osterode, nach Clausthal zu, steht ein alter Thurm, darunter sind große weite Keller und es soll in diesen Kellern ein überaus großer Schatz vergraben liegen. Nun haben sich einmal eine große Menge junger Leute zusammengerottet, um nach dem Schatze zu graben. Der Müller, damals noch ein unbesonnener kecker Bursche, ist auch mit dabei gewesen. Nachdem sie lange gegraben, kommen sie endlich in einen großen Kellerraum, der weit hineingeht unter den Berg. Wie sie am Ende des Kellers sind, graben sie wieder und kommen auch auf einen großen Kasten. Der Müllerbursche ist einer von denen gewesen, die den Kasten herausheben. Wie sie damit schon fast in der Mitte der Höhle sind, erschallt plötzlich hinter ihnen eine furchtbare Stimme: „Halt, so nicht! Einen von Euch muß ich zum Opfer haben!" Da lassen sie den Kasten fallen und stürzen nach dem Ausgange des Kellers zu. Da schreit der Teufel: „Nehmt das Geld! gebt mir einen! den da mit dem rothen Kamisol!" Das ist gerade der Müllerbursche gewesen und er ist der Letzte. Indem hat er ihn schon beim Kopfe, aber gerade wie er ihm denselben umdrehen will, besinnt sich der Bursche noch, daß er schreit: „Nein, Teufel, mich sollst Du nicht haben!" und dazu ein Kreuz macht. Da wirft ihn der Teufel zum Loche hinaus. Seit der Zeit hat dem Müllerburschen beständig das Gesicht nach der Schulter gestanden. Aber in den Keller hat sich seitdem Niemand hineingewagt.

681) Hans Kühnenburg.[2])

Am westlichen Abhange des Bruchberges hängt eine ruinenartige Klippe, die Hans Kühnenburg. Da hat sich in der Vorzeit einmal ein Ritter vor seinen Feinden verborgen gehalten. Nach und nach haben sich Mehrere zu ihm gefunden und mit diesen hat er erst seine Feinde überfallen und gezüchtigt, dann aber ist er ein Raubritter geworden. Da hat er die ganze Gegend geängstigt und viel zusammengeraubt, und weil er so verwegen gewesen ist, hat man ihn Hans den Kühnen oder den kühnen Hans genannt. Sein Schloß ist nun verwünscht in eine Klippe.

Es kam einmal des Nachts ein Köhlerjunge in die Nähe der Hans-Kühnenburg. Da sieht er unten am Fuße der Klippe eine Jungfrau, die trägt ein weißes Kleid und ein großes Bund Schlüssel in der Hand. Sie winkt ihm stillschweigend dreimal. Aber die Furcht hält ihn zurück. Wie sie

[1]) S. Harrys Bd. II. S. 36.
[2]) S. Harrys Bd. II. S. 34.

ihn zum dritten Mal gewinkt hat und er nicht kommt, da thut sie einen tiefen Seufzer und eine Thür öffnet sich, darin verschwindet sie. Wie das der Köhlerjunge des Morgens seinem Vater erzählt, schilt der ihn aus und sagt: „Du hättest ihr sollen nachgehen, das ist eine verwünschte Schloßjungfer gewesen. Dir war der Schatz zugedacht, der in der alten Burg liegt!" Die andere Nacht geht der Köhlerjunge wieder nach der Hans-Kühnenburg. Aber wer nicht kommt, das ist die Jungfrau.

682) Der Jües und der Ochsenpfuhl bei Herzberg.[1])

Unter dem Schlosse Herzberg, welches auf einer der letzten südwestlichen Höhen des Harzes liegt, befinden sich zwei große Teiche. Der eine heißt der Jües oder Ghüs, der andere aber der Ochsenpfuhl. Der erstere, an der Ostseite des Fleckens gelegen, bietet zuweilen die merkwürdige Erscheinung dar, daß aus seiner Tiefe verfaulte Tannenstämme emportauchen, obgleich in der Nähe keine Tannen wachsen. Seine Mitte gilt im Volke für unergründlich, bei klarem Wetter aber soll man altes Gemäuer in seinen Gewässern erblicken. Nach der Sage soll hier vor langen Jahren ein Graf gehaust haben, der ein wildes und gottloses Leben führte und da er sich trotz mancher Warnungszeichen nicht zu Gott bekehrte, sondern nur nach seines Herzens Gelüsten lebte, so versank endlich sein Schloß unter Donner und Blitz in einen Erdschlund und Wasser stiegen empor und bedeckten geheimnißvoll die schaurige Tiefe.

Der andere Erdfall, der Ochsenpfuhl, liegt dicht an der Ostseite des Schloßberges und wird durch verborgene Grundquellen genährt, denn sichtbaren Zufluß hat er nur selten; er fließt in eine dunkle Felsenschlucht ab und man weiß nicht, wo seine Gewässer hinkommen. Seine Entstehung wird also erklärt. Vor einigen hundert Jahren hatten sich einer alten Sitte zufolge am zweiten Feiertage des heiligen Osterfestes die jungen Burschen und Mädchen der Umgegend auf einer Wiese versammelt, die sonst da grünte, wo jetzt die unheimlichen Wellen des Teiches in der Abendsonne Schein glitzern, um hier zu spielen und zu tanzen. Alles war im Gange und die Paare drehten sich im lustigen Reigen. Da kam auf einmal ein ungewöhnlich großer schwarzer Ochse des Weges daher. Das Gewühl und Gejauchze der Menge machte ihn wild, das Geschrei der ihn neckenden und verfolgenden Knaben aber verkehrte seine Wildheit in Tollheit und so stürzte er sich denn unversehens unter die fröhlichen Tänzer auf der Wiese. Weiber, Mädchen und Kinder flüchteten im gefährlichsten Gedränge in die nächsten Höfe, hinter die Zäune oder auf die steilen Höhen, die jungen Bursche aber hielten Stand, bewaffneten sich ein Jeder mit dem ersten waffenähnlichen Werkzeug, was er erreichen konnte, sammelten sich und schickten sich an, das schwarze Ungethüm von ihrem Spielplatz zu vertreiben. Allein sonderbarer Weise bekümmerte sich das wilde Thier so gut wie gar nicht um die Anwesenden, sondern tobte mit dem Gebrüll der schrecklichsten Wuth auf dem grünen Wiesengrunde umher, wetzte seine langen Hörner an den nächsten Baumstämmen und stieß heiße Dampfwolken aus seinen offenen Nüstern. Mitten auf der Wiese hielt er endlich seinen Lauf an, senkte das breite Haupt, riß mit den gewaltigen

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. III. S. 278.

Füßen scharrend den Rasen auf und bohrte seine Hörner tief in den Boden. Wüthender durch den Widerstand, den das daliegende Gestein seinem Toben entgegensetzte, ließ er nicht nach zu wühlen und Steine und Erde in die Luft zu schleudern, bis auf einmal vor ihm aus dem aufgebrochenen Boden ein dicker Wasserstrahl emporschoß, mehrere Fuß hoch sich zu einem sprudelnden Springbrunnen hob und in kurzer Zeit das trockene Erdreich um den Stier her mit rauschenden Fluthen bedeckte. Das Thier stand Anfangs verwundert da, dann schlürfte es mit gierigen Lippen das frische Wasser aus dem Strudel, allein als das Wasser immer größer ward, zog es sich nach dem festen Lande zurück und ließ sich geduldig fangen und fesseln. Das Fest war aber freilich gestört, die tanzlustige Jugend mußte nach Hause gehen, allein am folgenden Tage quoll das Wasser noch ebenso stark aus der Oeffnung hervor und sehr bald war der Fleck, wo früher munteres üppiges Gras zum Niedersetzen einlud, eine breite Wasserfläche. Schon glaubten die nächsten Grundstücksbesitzer auch ihre Besitzungen gefährdet, als sie bemerkten, daß sich das Wasser selbst einen Ausweg gebahnt hatte, so räthselhaft und außerordentlich, wie sein Hervorquellen gewesen war, nämlich es hatte sich dicht unter dem Schloßberge eine Schlucht geöffnet, wo es hineinlief, und so wenig, wie man weiß, wo es herkam, ebensowenig kennt man den Ort, wo es hinläuft. Das Wasser aber hat bis auf den heutigen Tag den Namen des Ochsenpfuhls behalten.

683) Die Sage von der Burgmühle bei der Ascanienburg. [1])

Da wo die Eine bei Aschersleben den kahlen hohen Wolfsberg, der einst die alte Ascanienburg, das Stammschloß der Anhaltiner Fürsten, trug und jetzt deren geringe Trümmer uns noch zeigt, ziemlich in einem Halbkreise umfließt, erheben sich aus dem engen und tiefen Thale nach der Stadt hin stattliche Mühlgebäude, die Burgmühle genannt. Ehedem lag an der Stelle derselben nur ein armseliges Mühlengehöft. Wie es nun gekommen, daß sich dasselbe in einen so kostbaren Bau umgestaltet, darüber existirt folgende Sage.

Einst erwachte in der alten Mühle mitten in der Nacht die Magd des Burgmüllers und sah, wie einzelne Lichtstrahlen durch die runden Scheiben des trüben Schubfensters ihres Kämmerchens hindurchfielen. Halb schlaftrunken wähnte sie die Spuren des anbrechenden Tages zu bemerken und den Unwillen ihres strengen Brodherrn befürchtend, weil sie vielleicht in trägem Schlummer schon die bestimmte Zeit zum Aufstehen verpaßt habe, sprang sie rührig von ihrem Lager auf und kleidete sich an. In gewohnter Weise, nur leise, um dem gefürchteten Keifen zu entgehen, schlich sie zur Küche und fand an der bekannten Stelle das Feuerzeug, um sich Licht anzuzünden. So viel sie aber auch pinkte, heute wollte es ihr nicht gelingen: immer verlosch der Zunder, so oft sie dem Stahl auch Funken entlockte. Da blickte sie zufällig durch das Küchenfenster und zu ihrer großen Verwunderung sah sie gleich drüben jenseits des Steges am Berge nicht weit eine Menge glühender Kohlen. Sie stutzte zwar Anfangs, allein da sie auch sonst nicht eben viel Nachdenken besaß, so machte sie sich keine Sorgen, daß dies hier vielleicht nicht mit

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. III. S. 140 ꝛc. Gottschalck Bd. VII. S. 1 ꝛc. Fast dieselbe Sage s. unter No. 513.

rechten Dingen zugehe, es galt ihr jetzt blos, baldmöglichst Feuer zu bekommen und die versäumte Zeit einzuholen, sie setzte das unnütze Feuerzeug bei Seite und leise den Riegel von der Hausthür hinwegschiebend, hüpfte sie schnell mit Schaufel und Topf zu den Kohlen hinüber. Doch hier überraschte sie eine wunderliche Erscheinung. Männer mit seltsamen Gesichtszügen, wie den Gräbern entstiegen, lagen hier regungslos im Kreise und ihre Trachten und Mäntel gehörten einer Zeit an, von welcher die Magd je weder etwas gesehen noch gehört hatte. Vor Schreck entsank ihr der Topf und die Schaufel und schon wollte sie wieder umkehren, da überlegte sie sich, daß sie doch Feuer haben müsse und die Männer sich nicht regten und gar nicht auf sie zu achten schienen. Darum faßte sie sich ein Herz, schritt näher, füllte sich schnell ihr Gefäß mit glühenden Kohlen und eilte zurück in die Mühle. Allein es sollte ihr heute einmal mit dem Feuermachen nicht glücken, kaum hatte sie die Kohlen ausgeschüttet, so erlöschten sie auch im Nu wieder. Jetzt etwas dreister geworden, eilt sie nochmals hinaus, schöpft schnell nochmals Kohlen, recht große und glühende, und springt wieder zurück, jetzt festen Entschlusses, daß es ihr mit dem Feuer nicht wieder mißlingen soll. Alles, Späne und Stroh, lag schon bereit, doch so wie sie den Topf umkehrt und den Athem zum Blasen schon anhält, sind sie fast noch im Gefäße schon wieder erloschen. Was gilt es? Nun schön unwillig und gänzlich dreist geworden, eilt sie zum dritten Male über den schwankenden Steg zum schimmernden Kohlenfeuer, fast will sie die Männer wegen ihrer schlechten Kohlen ausschelten, allein das Unheimliche des Ortes verschließt ihr den Mund und stillschweigend füllt sie ihren Topf zum dritten Male gehäuft voll mit Kohlen. Da als sie eben zum Rückweg sich umdreht, ruft eine rauhe Stimme ihr mit drohendem Tone nach: „Nun aber nicht wieder!“ Erschrocken zuckt sie zusammen und kaum tragen die schlotternden Kniee sie über den schwankenden Steg bis zur Thüre. Sie schüttet die Kohlen zwar schnell aus, allein sie verlöschen auch jetzt wieder, aber die Magd vermag vor Zittern sie nicht mehr anzusehen, denn Fieberfrost schüttelt ihren ganzen Körper und mit Angst und Beben schaut sie durch das Fenster nach dem schauerlichen Kohlenfeuer. Ungewiß was sie thun soll, steht sie vor Schrecken wie an den Boden gewurzelt, da hört sie von der Thurmuhr in der Stadt zwölf Uhr schlagen; es ist Mitternacht, und so wie der letzte Schlag verhallt, sind auch das Feuer und die grausen Gestalten verschwunden. Nun merkt sie wohl, daß sie mit bösen Geistern zu thun gehabt hat, betäubt wankt sie nach ihrem Kämmerchen zurück, sinkt auf's Bett und nachdem sie sich vor Furcht tief in die Laken und Kissen gehüllt, fordert die Natur ihr Recht und sie sinkt in tiefen Schlaf.

Der Müller erwacht am andern Morgen zuerst und ist nicht wenig verwundert, daß die Magd, die sonst so pünktlich bei ihrer Arbeit ist, noch nicht wach ist. Er geht daher in die Küche, um selbst Feuer anzuzünden, allein welcher Anblick, er weiß nicht, ob er wacht oder träumt, auf dem Heerde liegen blinkende Goldmassen hochaufgeschichtet. Wie sehr er nun auch über diesen unverhofften Reichthum erfreut ist, wagt er ihn doch nicht zu berühren. Er ruft also das ganze Haus zusammen, die Frau und die Kinder und endlich auch die Magd, und diese erzählt ihm, noch bleich und verstört von dem nächtlichen Abenteuer, den Hergang der Sache. Natürlich theilt der Müller ihren Fund redlich mit ihr und seine erste Sorge ist, mit dem Schatze an

der Stelle des alten baufälligen Mühlgehöftes sich ein neues, das noch jetzt steht, zu erbauen; aber sei es, daß seine Erben gut gewirthschaftet haben, sei es, daß an den Kohlen das Glück selbst hing, von jener Zeit bis auf den heutigen Tag sind die Besitzer jener Mühle immer in günstigen Umständen geblieben. Was aus der Magd weiter geworden ist, davon sagt die Sage nichts, allein solche Goldkohlen sind in jener Gegend niemals wieder gefunden worden, wie sehr sie sich auch Mancher gewünscht haben mag.

684) Der Geist Hintzelmann.[1])

Es giebt eine Art höllischer Erscheinungen, die sogenannten Kobolde oder Hausteufel, welche von einigen abergläubischen Leuten in Häusern und Ställen gern gesehen, auch wohl wirklich herzugerufen werden, auf daß sie das Vieh füttern, Wasser schöpfen, die Pferde putzen und andere dergleichen Arbeiten verrichten sollen, wiewohl sie in der That nichts ausrichten, sondern nur durch ein äußerlich Blendwerk beschäftigt zu sein scheinen. Diese Geister sind aber zweierlei Art, die eine erscheint den Leuten selten, soll aber doch dem Vernehmen nach im Hause die Arbeiten verrichten, die andere Art aber läßt sich mehr durch allerhand Verrichtungen hören und sehen, sie sprechen mit den Leuten deutlich und vernehmlich, werfen auch zuweilen etwas hin und wieder und lassen sich sonst auch durch ihre Verrichtungen genügsam spüren.

Von solcher Gattung ist auch der Geist Hintzelmann gewesen, der sich zuerst Anno 1584 auf einem Hause, genannt Hudemühlen (oder Hudermühlen im frühern hannöver'schen Fürstenthum Lüneburg) und dem dabei gelegenen Flecken eingefunden. Seine Ankunft daselbst ist zu Anfange ganz still und eingezogen gewesen und hat man von ihm weiter nichts verspürt, als daß auf gemeldetem Hause dann und wann ein Getöse und Poltern gehört worden, welches man aber mit der Zeit, weil man nicht gewußt, was es in sich hätte, nicht mehr geachtet. Allein nach der Zeit ist er allmälig weiter gegangen und hat gleich einer Katze, welche auf das Taubenhaus schleicht, hernach aber öffentlich und dreist hinaufgeht, sich immer mehr zu erkennen gegeben, so daß er angefangen hat bei öffentlichem hellen Mittage mit dem Gesinde zu reden, welches denn eines solchen fürchterlichen Tiercurses ungewohnt sich darüber entsetzt, bis mit Verlauf der Zeit man seiner endlich gewohnt geworden und nicht so sehr mehr darauf geachtet hat. Es hat sich auch der Hintzelmann vor dem Herrn des Hauses nicht sehen lassen, sondern in dessen Gemache je auch über den Abend- und Mittagsmahlzeiten mit lauter Stimme geredet und sowohl gegen Fremde als Einheimische allerhand Gespräche geführt, welches dann, wie leicht zu erachten, denselben eine entsetzliche Furcht verursacht und er deswegen auf alle Weise gesucht, sich dieses ungebetenen Hausgastes zu entledigen. In einem Brief, so der Prediger von Eckelohe am 14. December 1597 dieser Sache halber geschrieben, wird gemeldet, es habe der Hintzelmann eine kleine Hand gleich eines Knaben oder Jungfrauen Hand

[1]) S. Der vielförmige Hintzelmann oder umständliche und merkwürdige Erzählung von einem Geist, so sich auf dem Hause Hudemühlen und hernach zu Estorf im Lande Lüneburg unter vielfältigen Gestalten und verwunderlicher Veränderung hat sehen lassen. o. O. u. J. in 18. 379 SS. ohne die Vorr. Mit 13 Kupfern. — Verfasser der ersten Ausgabe dieser Geschichte war nach S. 226 der Pfarrer Marg. Zelkmann zu Eckelohe-Hudemühlen.

gar öfters sehen lassen. Sonst aber hat man von ihm nichts entdecken können. Wie man nun durch die Länge der Zeit die Furcht guten Theils abgelegt, so hat er sich nach und nach gar freundlich und familiär bezeigt, von allerhand Sachen mit den Leuten discourirt, gesungen, gelacht und allerhand Kurzweil getrieben. Tadern aber sich Jemand unterstanden ihm etwas Uebles nachzureden oder es sonst mit ihm zu verderben, hat er sich mit Poltern und Werfen sehr ungethüm gezeigt und seinen Beleidigern heftige Rache gedroht, dieselbe auch wohl gar in's Werk gesetzt und Einem oder dem Andern eine Tücke bewiesen. Weil aber durch die Gegenwart dieses Geistes diese Wohnung, wo viele daselbst einzukehren pflegen, gescheut worden, zumal das Gerücht von diesem Hinzelmann nicht allein in der Nachbarschaft, sondern auch an andern Orten weit und breit erschollen war, so ist der Hausherr darüber sehr bekümmert gewesen und hat auf Mittel und Wege getrachtet, seiner los zu werden. Zu dem Ende hat er sich auch entschlossen, eine Zeit lang aus seinem Eigenthum sich zu entfernen, ob etwa der Geist alsdann auch entweichen und seine Wohnung in Ruhe lassen möchte. Allein dieser war wie die Soldaten, so sich auf Feindes Boden befinden, welche ungebeten ins Haus kommen, dennoch dableiben, wenn sie gleich nicht gern gesehen werden. Also daß der Gebieter dieses Hauses, ein Herr von H., gleich dem Hiob die göttliche Züchtigung auf eine sonderliche Art hat empfinden müssen.

Es ist nun aber das alte Schloß Hudemühlen nunmehr gänzlich eingegangen, obwohl die Rudera desselben jetzt noch zu sehen sind, der Wall, welcher ziemlich hoch und untermauert war, war sammt dem Pförtnerhause noch lange vorhanden. Das Schloß aber ist von Morast und Wasser ganz umgeben und nur von vorn ein Zugang zu dem Thore gewesen, daß es also in den alten Zeiten, da man die Feuerwerkerei noch nicht in solche Vollkommenheit gebracht, für eine Festung hat passiren können. An der rechten Seite des Schlosses fließt ein Wasser, die Meisse genannt, vorbei, welche hart vor dem Schloßthor einige Mühlräder treibt und einen Pistolenschuß weit in den vorüberfließenden Allerstrom fällt. Das Schloß an sich selbst hat vor Zeiten unterschiedliche große Gebäude von festem Mauerwerk und einen hohen Thurm gehabt, wovon aber die Zeit nichts übrig gelassen, als die halbverfallenen Mauergewände. Indessen erweist der Umfang des Schlosses, daß es ehedem groß und geräumig war und einer ziemlichen Menge Leute zur Wohnung diente, wie denn erzählt wird, daß vor Zeiten drei zahlreiche Familien mit guter Beauemlichkeit sammt allem ihren Gesinde daselbst logirt haben, überdem flüchteten auch in den früheren langwierigen deutschen Kriegen sich die Einwohner des Fleckens Hudemühlen mit allen ihren Habseligkeiten dahin. Es wurde noch bis auf die neuere Zeit an der linken Seite des Schlosses der Ort unter dem alten Gemäuer gezeigt, wo vor Zeiten der berüchtigte Geist Hinzelmann seine Kammer gehabt hat, von der weiter unten die Rede sein soll. Daß aber das alte Gebäude nicht beständig in gutem Zustande erhalten worden, sondern endlich ganz zu Grunde gegangen ist, davon ist die Ursache die gewesen, daß unter den verschiedenen Geschlechtslinien der Besitzer nach der Hand die Güter gänzlich zertheilt wurden und folglich ein Jeder bei den ihm zugefallenen Ländereien und Vorwerken sich zu seiner bessern Beauemlichkeit und Aufsicht eine eigene Wohnung erbauen ließ und daher dieses alte Haus, welches mit den Jahren immer mehr Baukosten er-

forderte, mehr und mehr verlassen ward. Ein anderer Grund ist auch der gewesen, daß die herumliegenden Moräste viel schädliche Dünste und eine ungesunde Luft verursacht haben.

Wie nun dieser Hausgeist erst so lange hier verweilt, daß man seiner gewohnt geworden, sind Etliche so neugierig gewesen und haben ihn gefragt, wie er hierher käme, woher er sei und was er an diesen Orten zu thun habe? Darauf hat der Geist erzählt, er wäre aus dem böhmischen Gebirge, habe auch seine Gesellschaft im Böhmer Walde, seine Mutter sei eine Christin, allein dieselbe wolle ihn nicht bei sich leiden, deswegen sei er gezwungen, sich von ihr zu entfernen und seine Zuflucht bei guten Leuten anderwärts zu nehmen, bis seine Sachen dermaleinst in bessern Stand kämen. Seine Name sei Hintzelmann, man nenne ihn auch Lüring, er habe ein Frau, die heiße Hille Bingels. Er wolle sie zu seiner Zeit ihnen Allen zeigen und in seiner wahren Gestalt sehen lassen, jetzo wäre es ihm nicht gelegen, denn er sei ein guter ehrlicher Gesell, ebenso wie ein anderer. Seine Stimme und Sprache ist einer Jungfrau oder einem kleinen Knaben ähnlich gewesen, er hat aber durchaus nicht leiden können, daß man von ihm übel geredet, noch weniger aber, daß man ihn einen bösen Geist oder den Teufel genannt, welches letztere er so gar nicht ertragen können, daß er oft denjenigen, so solches gesagt, auf den Leib gefallen, sie heftig gedrückt und zerkratzt hat. Sonderlich hat er den Leuten glauben machen wollen, daß er ein wahrhafter natürlicher Mensch sei und sowohl selig zu werden hoffe als ein anderer Mensch. Es hat sich auch dieser Kobold oder Hausgeist oftmals gar scheinheilig gestellt, indem er nicht allein gleich denjenigen, so sich bei dem reformirten Prediger eingefunden, oftmals geistliche Lieder gesungen und gebetet, sondern auch sich gestellt, als wenn ihm die Laster und Unthaten sehr zuwider wären; so hat er Jemanden von den Hauseinwohnern oftmals wegen seiner Kargheit hart mit Vorwürfen gestraft, auch gegen Andere gesagt, daß er diesen wegen seines Geizes gar nicht leiden möge. Zu einer andern Zeit hat er Jemanden seine Hoffart verwiesen und vorgehalten, als wenn er dieselbe von Herzen hasse.

Gleich dem Heidengotte Jupiter hat sich aber unser Hintzelmann bald sichtbar, bald unsichtbar, bald in einer großen, bald in einer kleinen Gestalt dargestellt. Denn als der Herr Besitzer des Hauses Hudemühlen gesehen, daß sich dieser Geist mehr und mehr zu ihm thue und er seiner nicht los werden könne, hat er auf den Rath einiger Freunde sich vorgenommen, nach Hannover zu reisen und daselbst eine Zeitlang zu bleiben, in der Meinung, daß er allda vor der verdrießlichen Anwesenheit des Geistes sicher sei. Er setzte sich also auf und trat die Reise nach Hannover wirklich an, da man denn beobachtet hat, daß vor dem Wagen eine weiße Feder hergeflogen ist, welches man Anfangs nicht verstanden oder nicht gewußt hat, was es bedeuten solle. Allein es fand der obgedachte Herr, daß ihn die Veränderung der Wohnung von dem unangenehmen Hausgenossen nicht freimache, denn sobald er zu Hannover angelangt war, hat sich der Hintzelmann auch sofort daselbst eingefunden und durch sein gewöhnliches Gaukelspiel angemeldet. Unter andern aber hat er daselbst der genannten Person eine goldene Kette von hohem Werth, welche er nach der damaligen Gewohnheit am Halse trug, auf die Seite gebracht und verborgen. Wie man nun die Kette vermißt und

nicht gewußt hat, wo dieselbe geblieben sei, ist dadurch das Gesinde des Wirthes in Verdacht genommen worden, als ob Einer die Hände an fremdes Gut gelegt und bei Nachtzeit die Kette hinweggestohlen habe. Weil aber der Wirth sich seiner Leute angenommen und für den ihnen Schuld gegebenen Diebstahl Satisfaction haben wollte, ist darüber fast Ungelegenheit entstanden. Als nun der Herr sich hierüber nicht wenig Gedanken machte, ist der Hintzelmann plötzlich zu ihm gekommen und hat ihn gefragt: „warum er so melancholisch sei; wenn ihm etwas Widerwärtiges widerfahren, möge er es ihm nur entdecken, vielleicht daß er ihm einen Rath zu ertheilen wisse, wenn er aber rathen solle, werde vielleicht seine goldene Kette weg sein." Der Herr erschrack heftig über diese Worte und fragte, was er hier mache, warum er ihm an diesen Ort nachgefolgt sei, er werde vielleicht von der verlorenen Kette Wissenschaft haben. Hintzelmann versetzte: „Ich habe Dir auf Deiner Reise Gesellschaft geleistet und bin allezeit bei Dir gegenwärtig gewesen, hast Du mich nicht gesehen?" Und wie er weiter gefragt wurde, wie er denn habe dabei sein können, da man ja Niemand gesehen als die, so die Reise mit verrichtet, hat er wieder geantwortet: „Sahest Du denn nicht die weiße Feder vor dem Wagen herfliegen? Das war eben ich. Was sonst die Kette anlangt, so will ich Dir hierüber leicht Nachricht geben, wo dieselbe geblieben ist, und kannst Du nur in Deinem Bette unter dem Hauptkissen Nachsuchung halten, da wirst Du sie vielleicht finden." Als man nun solchen Worten nachkam und an der bezeichneten Stelle nachsuchte, fand sich die Kette daselbst unversehrt wieder. Unterdessen war es aber dem Herrn von H. im höchsten Grade zuwider, daß er diesen ungebetenen Geist wider seinen Willen um sich leiden solle, weswegen er sich denn mit Worten heftig gegen ihn beschwerte, namentlich weil er wegen der verlorenen Kette mit dem Wirthe in Streit und Widerwärtigkeit gerathen wäre, da er doch seinetwegen sein ganzes Haus geräumt und hierher gezogen wäre. Allein Hintzelmann hat darauf zur Antwort gegeben: „Was nützt es Dir, daß Du vor mir ausweichst? Ich kann Dir ja allenthalben leicht nachfolgen und dahin kommen, wo Du hinreisest. Deshalb ist es besser, daß Du wieder nach Deinem Eigenthum zurückkehrst und daraus meinethalben nicht wieder fortgehst. Du siehst auch, daß wenn ich wollte, ich Dir alles das Deinige nehmen könnte, was ich aber nicht zu thun gesonnen bin." Als sich hierauf der Herr besonnen, hat er sich fest entschlossen, hinführo dem Geiste keinen Fuß breit zu weichen, sondern Alles Gott anheimzustellen, welches Vertrauen denn auch von solcher Kraft und Wirkung gewesen, daß diesem höllischen Affen niemals verstattet worden ist, diesem Herrn weder an seinem Leibe noch an seinen Habseligkeiten Nachtheil zuzufügen.

Als sich nun der Geist Hintzelmann eine Zeit lang an dem bewußten Orte aufgehalten und man nun die Hoffnung fallen lassen mußte, daß er sich von selbst wieder wegmachen würde, hat sich ein Cavalier gefunden, welcher sich unterstanden, Hintzelmann mit Gewalt zu vertreiben, denn er stand in der Meinung, er möge wohl kein rechter Geist, sondern ein Schwarzkünstler und Hexenmeister sein, der durch Zauberei sich unsichtbar machen könne. Deshalb als er den Geist Hintzelmann einst in einem verschlossenen Gemache bemerkte, wo die Fenster und Thüren überall versperrt waren, hat er die Kammer und das Haus mit bewaffneten Leuten besetzt, ist hernach mit Einigen

in die Kammer hineingegangen, hat mit dem Degen in der Hand alle Winkel durchsucht, in die Kreuz und Quer um sich gehauen und gestochen, in der festen Meinung, wenn Hintzelmann einen Körper habe, daß er ihn unfehlbar treffen und verwunden wolle. Allein Alles war umsonst und vergebens, es war kein Körper da, weder zu hören noch zu sehen, und es war nicht anders, als wenn sie sich etwa gegen einen Schatten zu fechten entschlossen hätten. Ihre Fechtübungen wurden zu lauter Lustreichen, welche ihren Feind nicht im Geringsten beschädigten, sondern blos die Fechter abmatteten. Doch endlich als sie sich Alle müde gehauen und gestochen hatten und die Thüre des Gemachs wieder öffneten, sahen sie eine Gestalt gleich einem schwarzen Marder zur Thüre hinausspringen und hörten folgende Worte: „Ei, ei, wie habt Ihr mich doch ertappt!" Es hat sich aber der Hintzelmann dieses für eine grobe Beleidigung zu Sinne gezogen und sich zum Oeftern darüber beklagt, mit dem Bedeuten, daß er zur Rache wohl Gelegenheit genug finden wollte, wenn er es nicht zweier Frauenzimmer wegen unterlasse, welchen er dadurch Verdruß anzuthun vermeine. Eben dieser Cavalier L. v. H. wollte einst auf dem Hause Hademühlen in eine ledige Kammer gehen, um etwas darin zu verrichten, wie er aber um sich sah, erblickte er auf einer leeren Bettstelle eine in einen runden Wickel zusammengewundene große Schlange, die aber, sobald er sie gesehen, in einem Augenblick verschwand und dabei hörte er die Stimme: „Du hättest mich bei einem Haare erwischt!"

Als nun der Geist Hintzelmann nicht durch Spieße und Stangen zu vertreiben war, so fanden sich Einige, welche ihn auf andere Weise wegzubringen suchten. Sie ließen also von einem entlegenen Orte einen verratenen Teufelsbanner kommen, welcher den Geist von dannen treiben sollte. Derselbe fand sich auch ein und man zeigte ihm den Ort, wo Hintzelmann gemeiniglich seinen Aufenthalt hatte. Darauf hat denn dieser seine Beschwörungen aus einem Zauberbuche, welches voller Charaktere und unbekannter Wörter und Zaubersprüche gewesen, angefangen herzusagen und hat sich der Hintzelmann Anfangs gar still bezeigt und überall nicht hören lassen, also daß diejenigen, so den Beschwörer hatten kommen lassen, Hoffnung schöpften, er werde nun doch aufpacken und davon gehen müssen. Aber wie der Zauberer nunmehr ihm am Meisten zuzusetzen schien, da begann sich Hintzelmann zu wehren, riß ihm das Buch vor der Nase weg und zerstückte es in viele hundert Stücke, daß die Blätter in dem Gemache hin und her flogen, kriegte dann den Beschwörer selbst bei der Kurthause zu fassen, zerdrückte und zerkratzte ihn schrecklich und warf ihn endlich über Hals und Kopf zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, also daß dieser elende Künstler Gott dankte, daß er noch mit dem Leben davonkam, und hatte weiter keine Lust, sich mit Hintzelmann einzulassen. Hernachmals hat sich der Geist über dieses Vornehmen zum Oeftern beschwert und vorgegeben, es seien ihm diejenigen sehr zu nahe getreten, die einen solchen Gesellen gedungen, ihn von dannen zu verbannen; er wäre ebenso gut ein Christenmensch wie ein anderer und er hoffe ebenso einmal selig zu werden, und weil er Niemandem etwas zu Leide thue, so habe er nicht verdient, daß man auf eine so unanständige Weise ihn anfallen und fortjagen wolle.

Man hat ihn zuweilen gefragt, ob er die Kobolde und Poltergeister, so hier und anderswo zuweilen rumorten und sich hören ließen, auch wohl kenne?

Darauf hat er geantwortet, die gingen ihm nichts an, die wären lauter Teufelsgespenster und er wolle nicht hoffen, daß man ihn unter deren Gesellschaft mitrechnen werde. Von ihm hätte sich Niemand etwas Böses, sondern vielmehr alles Gute zu versehen, und wenn man ihn unangefochten lasse, würden sie sehen, daß allenthalben bei ihnen Glück zu spüren wäre, das Vieh werde gedeihen, die Güter in Aufnahme kommen und Alles wohl von Statten gehen.

Unser Hinzelmann liebte aber wie andere böse Geister die Einsamkeit gar nicht, er gesellte sich nicht nur zu den Leuten, ließ sich unter ihnen sehen und hören und führte mit ihnen allerhand Gespräche, absonderlich fleißig näherte er sich aber den Frauenzimmern, stellte sich gegen sie freundlich und umgänglich, gerade wie wenn er zu ihnen besondere Zuneigung trage. Es hielten sich nun zu selbiger Zeit zu Hudemühlen zwei adelige Fräuleins auf, Namens Anna und Katharina; bei diesen fand sich Hinzelmann insgemein ein, hielt sich in ihrem Zimmer auf und führte mit ihnen allerhand Gespräche. Wenn ihm Jemand etwas zu Leide gethan hatte, schüttete er seinen Verdruß bei ihnen aus und klagte ihnen die ihm zugestoßene Widerwärtigkeit. Ja wenn sie über Land reiseten, wollte er ihnen nicht weniger treue Gesellschaft leisten und begleitete sie in Gestalt einer weißen Feder allenthalben. Wenn sie zur Nacht sich zur Ruhe begaben, hat er zuweilen zu ihren Füßen dem Ansehen nach auf dem Deckbett geschlafen, indem man daselbst eine kleine Beule, als wenn ein kleiner Hund darin gelegen, gesehen. Zweifelsohne hat der arglistige Geist als ein Hauptmeister in der Verstellung sich bei ihnen in eine gute Meinung setzen und nicht für das, was er ist, nämlich den Anstifter alles Unheils, angesehen werden wollen. Die obgedachten Fräuleins haben aus der Ursache auch alle Furcht vor ihm abgelegt und die widerwärtige Meinung über ihn nicht allein fallen lassen, sondern auch in Ungnaden seiner nicht gedacht, und wenn Andere solches gethan, darauf zu antworten gepflegt: „man möge ihn bleiben lassen; so gut er wäre, es wäre doch Niemand, der unfehlbar von ihm sagen könne, wie es mit ihm beschaffen sei.“ Diese beiden Fräuleins sind bis an ihr Ende im ledigen Stande geblieben und haben zu heirathen sich nicht entschließen können, und nachdem sie ein hohes Alter erreicht, sind sie innerhalb acht Tagen alle beide gestorben und liegen in der Kirche zu Hudemühlen vor dem Altar begraben.

Als nun einstmals ein gewisser Knecht von dem Hause Hudemühlen von einem der obgedachten Fräuleins nach Rethen abgeschickt war, um daselbst eins oder das Andere einzukaufen, fing in dieser Fräulein Gemache während der Abwesenheit des Knechtes er an wie ein Storch zu klappern und sagte dabei: „Jungfer Anna, heute magst Du Deine Sachen im Mühlenkolch wieder suchen!“ Man verstand zwar nicht, was dies bedeuten solle, als aber der Knecht von seiner Reise wieder nach Hause kam, hat er erzählt, daß er unterwegs einen nicht weit von ihm sitzenden Storch erblickt, nach welchem er aus Langeweile geschossen, auch es nicht anders geschienen, als wenn er ihn gewiß getroffen habe, der Storch aber wäre dennoch sitzen geblieben, hätte angefangen laut zu klappern und wäre dann endlich davon geflogen. Die Fräuleins erzählten hierauf ihr heutiges Abenteuer mit dem Hinzelmann und kamen auf den Gedanken, daß, weil er das Klappern eines Storches von sich hören lassen, es so ohne etwas nicht abgehen werde. Doch konnte

man aus allen den Vorzeichen nicht klug werden, allein der Ausgang hat das Räthsel gelöst. Denn wie der Knecht, welcher sich einigermaßen berauscht hatte, sein von Staub und Schweiß angefülltes Pferd hinwiederum abspühlen und zu dem Ende in das vor dem Schlosse liegende Mühlenwasser reiten wollte, verfehlte er aus Trunkenheit den richtigen Ort, kam in einen tiefen Abgrund, konnte sich auch auf dem Pferde nicht festhalten, sondern fiel herunter, und weil Niemand bei ihm war, der ihm zu Hülfe kommen konnte, mußte er in diesem Wasser seine Tage beschließen. Weil er aber die gehelten Sachen noch nicht von sich gelegt, mußte man sie sammt dem Knechte aus dem Wasser herausfischen und solcher Gestalt trafen die Worte des Geistes, so er erwähnter Maßen gegen das Fräulein geführt, ein.

Nun hat sich einmal ein gewisser von Adel, der von großem Verstande, sonderlich auch bei dem König von Dänemark Christian III. in hohem Ansehn stand und unter dessen Miliz als Kriegs-Obrister kommandirte und in den Kriegen mit der Stadt Lübeck tapfere ansehnliche Dienste geleistet, zu Hudemühlen aufgehalten. Da nun dieser ein guter Schütz und Liebhaber der Jagd war, so hat er manche Stunde damit zugebracht, daß er in das umliegende Gehölz geritten und daselbst den Hirschen und wilden Schweinen nachgestellt und daraus sich eine angenehme Unterhaltung gemacht. Wie nun selbiger Cavalier einst mit Jagdgedanken umgegangen, kommt der Hinzelmann zu ihm und sagt: „Thomas (also nannte sich der Genannte von Adel), ich warne Dich, daß Du Dich im Schießen vorsiehst, denn Du wirst sonst in Kurzem ein Unglück haben." Der Oberst gab auf diese Prophezeiung wenig und meinte nicht, daß dies etwas zu bedeuten haben sollte, allein etliche Tage darauf, wie er wiederum dieser Ergötzlichkeit nachhing, zersprang ihm durch den gethanen Schuß die Büchse und schlug ihm den Daumen aus der linken Hand hinweg. Sobald dies geschehen, fand sich Hinzelmann bei ihm ein und sagte: „Siehe da, nun hast Du es, wovor ich Dich gewarnt habe; hättest Du meiner Warnung gefolgt und diese Zeit über des Schießens Dich enthalten, würde Dir dieser Unfall nicht begegnet sein." Man soll auch die Nacht vorher auf dem Walle, welcher um das Haus herumgeht, zwei starke Schüsse gehört haben, welche vielleicht von diesem Hinzelmann hergerührt haben mögen.

Die Kammer, wo sich Hinzelmann aufhielt, ist nun auf dem Schlosse Hudemühlen im obersten Stockwerk zur rechten Seite gewesen und es hat sein Hausgeräth bestanden erstlich in einem Sessel oder Lehnstuhl, welchen er von Stroh von allerhand Farben gar kunstreich geflochten gehabt, voller zierlicher Figuren und Kreuze, so nicht ohne Verwunderung anzusehen gewesen, zum Andern ist darin anzutreffen gewesen ein kleiner runder Tisch, welchen man ihm auf sein vielfältiges Anhalten verfertigen und dahin setzen müssen, drittens eine zubereitete Bettstelle, welche er gleichfalls hineinzusetzen verlangt hat. Man hat aber an dieser Lagerstätte niemals ein Merkmal finden können, daß ein Mensch darin gelegen hätte, nur hat man allemal ein kleines Grüftlein, gleich als ob eine Katze darin gelegen, gespürt, und in diesen drei Stücken hat sein ganzer Hausrath bestanden. Weil nun dieser Geist jedesmal das Ansehen haben wollte, daß er als ein natürlicher Mensch der Speise und des Tranks benöthigt sei, hat er das Gesinde und namentlich die Köchin angehalten, daß sie ihm täglich eine Schüssel voll süßer Milch,

worinnen Weißbrod gebrockt war, zubereiten und auf seinen Tisch stellen mußte, welches auch hernach dem Anscheine nach rein ausgegessen war und die Schüssel wurde allemal leer mit hinausgenommen, wiewohl er auch dann und wann sich an der Tafel des Hausherrn einfand und man ihm an einer Stelle, welche er eingenommen zu haben vorgab, einen Stuhl setzen und Teller vorlegen mußte, und wenn derjenige, welcher die Speisen tranchirte, ihm vorzulegen vergaß, dann ist er darüber zornig geworden und hat sich solches für einen Schimpf zu Gemüthe gezogen. Es sind aber die vorgelegten Speisen allemal von den Tellern hinweggekommen, dazu ist auch noch das Glas, wenn man ihm zugetrunken, eine Weile von dem Tische weggewesen, hernach aber wieder leer an seinen vorigen Ort gesetzt worden, die vorgelegten Speisen aber hat man entweder unter dem Tische den Hunden vorgeworfen, oder aber in einem Winkel unter den Bänken des Gemachs liegen gefunden, woraus denn augenscheinlich zu ersehen gewesen, daß sein Essen nicht natürlich zugegangen, sondern nur ein Gaukelspiel und Blendwerk dieses durchtriebenen Geistes gewesen ist. Nun hat sich einst zu Hudemühlen ein gewisser adeliger Herr befunden, welcher, wie man nach Gewohnheit dem Hintzelmann daselbst einen Stuhl und eine Schüssel vorgesetzt hatte, als wenn er mit zu den Hausgenossen gehöre, demselben nicht hat zutrinken wollen und als Hintzelmann sich darüber beschwerte und hinzufügte, „er sei ein ebenso guter und ehrlicher Gesell als jener, warum er denn nicht mit ihm trinken wolle?“ antwortete dieser: „er möge sich fortpacken und mit seiner höllischen Gesellschaft saufen, hier habe er nichts zu suchen“. Darüber erzürnte sich aber der Hintzelmann auf's Heftigste, faßte ihn bei dem Schnallriemen, mit welchem er nach der damaligen Kleidertracht seinen Mantel unter dem Halse zugeschnallt hatte, zog ihn an demselben nieder zur Erde, würgte und drückte ihn dergestalt, daß alle Anwesenden in höchsten Sorgen standen, er werde ihn gar ums Leben bringen, und jener sich erst nach mehreren Stunden von dem Schrecken erholen konnte. Dieser Edelmann ist aber derjenige gewesen, welcher, wie wir oben gesehen haben, sich vermessen hatte, den Hintzelmann mit Spießen und Stangen zu vertreiben.

Es hat sich aber der Hintzelmann im Hause, in der Küche und im Stalle überall geschäftig angestellt und schien er mit großem Fleiße allerhand Arbeiten zu verrichten. Insonderheit hat er in der Küche des Nachts sehr handthiert, denn wenn die Köchin des Abends nach der Mahlzeit die zinnernen Schüsseln und Teller unabgewaschen durcheinander über einen Haufen hinsetzte, so hat sie dieselben des Morgens wohl gesäubert und hell wie ein Spiegel glänzend in guter Ordnung wider angetroffen, also daß sich die Köchin auf diesen Handlanger sicherlich verlassen und des Abends nach aufgehobener Tafel zu ihrer süßen Ruhe sich begeben können. Es hat demnach an aller nöthigen Anstalt in der Küche nicht gefehlt, man hat auch in der Zeit, als Hintzelmann allda sich aufgehalten, in der Küche niemals etwas verloren, sondern wenn ja etwas verlegt war, mußte es dieser aus seinem verborgenen Winkel sogleich wieder hervorzuziehen und es seinem rechten Herrn einzuhändigen. Wenn man zu Hudemühlen fremde Gäste zu erwarten haben sollte, so ließ sich Hintzelmann sonderlich hören: da scheuerte er die Kessel, da wusch er die Schüsseln, da säuberte er die Eimer und Zuber, daß man die ganze Nacht das Geräusch von seiner Arbeit hörte. Es hat die Köchin auch nicht unterlassen, ihm hin-

wiederum mit möglichster Dankbarkeit zu begegnen, denn sie war nicht allein, so oft er etwas begehrte, damit sogleich fertig, sondern setzte ihm auch aus freien Stücken täglich süße Milch mit Weißbrod gekocht zum Frühstück in seine Kammer hin. Hierdurch gewann sie seine Neigung vollkommen und konnte sich manche faule Stunde machen, und da sie sonst das Küchengeräthe hätte waschen müssen, die Hände in den Schooß legen. Ja es übernahm Hintzelmann auch eine Art Hofmeisterschaft über die andern Knechte und Mägde und gab fleißig darauf Achtung, was ihre Verrichtung war, und wenn sie bei der Arbeit waren, erinnerte er sie mit guten Worten fleißig zu sein, wenn sich aber Jemand daran nicht kehrte, sondern die Zeit mit Faulheit verbringen wollte, hat er zuweilen den Prügel ergriffen und ihnen damit eine gute Benediction gegeben. Die Mägde warnte er gar oft vor ihrer Frauen Unwillen und erinnerte sie, diese oder jene Arbeit wäre noch nicht gethan, welche sie erst antreten sollten. Ebenso geschäftig erwies er sich auch in den Pferdeställen, er wartete die Pferde, striegelte dieselben fleißig, daß sie jederzeit so glatt wie ein Aal anzusehen waren, und es wird gesagt, daß die Zeit über, wo Hintzelmann sich an diesem Ort aufgehalten, die Pferde so wohl gedient, daß sich Viele darüber gewundert haben.

Es hat sich zu Hudemühlen vormals ein Vornehmer von Adel, aus dem Geschlecht von Falkenberg, welcher im Kriege als ein vornehmer Offizier Dienste gethan, auf einige Zeit aufgehalten und daselbst seinen Besuch abgestattet. Weil nun derselbe frischen und fröhlichen Humors war, fängt er an den Hintzelmann zu vexiren und gegen denselben allerhand kurzweilige Reden zu gebrauchen. Allein es wollte dies dem Geiste in der Länge nicht anstehen, sondern er begann sich unwillig zu geberden und fuhr endlich in folgenden Worten heraus: „Falkenberg, Du machst Dich jetzund über mich trefflich lustig, aber komm nur hin vor Magdeburg, da wird man Dir die Kappe ausbürsten, daß Du Deine Spottreden vergessen wirst.“ Dieser erschrack darüber nicht wenig, weil er glaubte, daß diese Worte etwas mehr hinter sich haben würden, ließ daher seine weitere Unterhaltung mit Hintzelmann und nahm kurz darauf seinen Abschied und zog davon. Bald darauf ging die berühmte Belagerung der Stadt Magdeburg unter dem Churfürsten Moritz von Sachsen vor sich, da man von Seiten des gesammten römischen Reiches den Beschluß gefaßt hatte, selbige Stadt zum Gehorsam zu bringen. Hierbei hat nun auch dieser Herr von Falkenberg unter einem vornehmen Fürsten in Deutschland seine Tapferkeit bewiesen. Allein wie die Belagerten ihrerseits nichts versäumten, was zur tapferen Gegenwehr dienen konnte, und Tag und Nacht mit Doppelhaken, Falkonetten und Musqueten Feuer gaben, also traf auch diesen das Unglück, daß ihm mit einer Falkonettkugel das Kinn ganz weggeschossen ward, also daß er überaus große Schmerzen ausgestanden, auch endlich als er nach der Blessur noch bis zum dritten Tage gelebt, seinen Geist elendiglich hat aufgeben müssen.

Es ist bereits erzählt worden, daß in Hudemühlen sich zwei Fräuleins aufgehalten, welche mit ihren Taufnamen sich Anna und Katharina nannten, bei welchen sich auch der Hintzelmann gern eingefunden, mit ihnen conversirt und Gespräche gehalten hat. Wie nun dieselben nicht allein von gutem und vornehmen Stande, sondern auch bemittelt und von angenehmer Gestalt und Sitten waren, so fanden sich auch Unterschiedliche ein, welche sich um sie be-

werben und um ihre Hand anhalten wollten. Ein oder das andere Mal kam es so weit, daß der gänzliche Abschluß nicht weit war und man bald einen glücklichen Ausgang hoffte. Allein Hintzelmann fand jederzeit Mittel, das Abgeredete zu hintertreiben und die Heirathsgedanken zu stören. Den einen hat er, wenn er etwa seine Worte bei den Fräuleins vorbringen wollte, confus und irre gemacht, daß er in seinem Concept ganz gestört worden ist, einem Andern hat er eine solche Angst verursacht, daß er vor Schrecken gezittert und gebebt, insgemein aber hat er ihnen an der gegenüberstehenden weißen Wand eine Schrift mit großen goldenen Buchstaben vor die Augen gemalt, also lautend: „Nimm Jungfer Annen und laß mir Katharinen!" Ist aber ein Anderer gekommen und hat sich bei Fräulein Annen insinuiren und selbige um die Ehe ansprechen wollen, so ist die goldene Schrift wieder umgekehrt in folgender Gestalt vor seinen Augen erschienen: „Nimm Jungfer Katharinen und laß mir Jungfer Annen!" Wenn sich aber Jemand hieran nicht kehren, sondern auf seinem Vorsatze fest bestehen wollte und zu dem Ende etwa des Nachts auf dem Hause übernachtete, hat er demselben also in der Finsterniß zugesetzt, ihn durch Poltern, Werfen und Herumturniren beunruhigt, daß sie alle ihre Heirathsgedanken darüber leicht vergessen haben und froh gewesen sind, daß sie nur mit ganzer Haut davon kamen. Etliche hat er auch, wenn sie ihren Rückweg genommen und nach Hause zurückkehren wollten, mit den Pferden um und um geworfen, daß sie vermeint Hals und Beine zu brechen und nicht gewußt, wie ihnen geschehen. Hieraus ist erfolgt, daß die beiden Fräuleins sich des Ehestandes gänzlich begeben und unverehelicht bis zu einem hohen Alter verharrt und auch endlich gestorben sind.

Einst kam ein vornehmer Mann aus dem Geschlechte derer von Mandelsloh nach Hudemühlen, der nicht allein in allen Fächern und Sprachen hoch erfahren, sondern auch dieser seiner Geschicklichkeit wegen zu vielen ansehnlichen hohen Chargen gezogen war, dergestalt, daß er bei dem Churfürsten zu Brandenburg geheimer Rath und Abgesandter auf unterschiedlichen Reichsversammlungen, überdem Canonicus bei dem Stift Verden und bei Ihrer Königl. Majestät in Dänemark ebenfalls das Amt eines Gesandten vertreten hatte. Als nun diesem erzählt ward, daß ein Geist auf dem Amte Hudemühlen sein Wesen treibe, der sich zwar unsichtbar halte, aber gleichwohl mit den Leuten rede, sich für einen Christenmenschen ausgebe und viel seltsame Händel begehe, auch sich daneben berühme, daß er sowohl selig zu werden gedächte als ein Anderer, hat er darauf geantwortet, er könne nicht glauben, daß es etwas Gutes sein müsse, sondern halte ihn für den bösen Feind und leibhaftigen Satan. Als nun dieser Herr noch in dem Discurs hierüber begriffen war, wie es nicht anders sein könne, als daß derselbe einer von der höllischen Gesellschaft sein müsse, mit welcher seine Manieren, Art und Eigenschaft vollkommen übereinstimmten, wollte ihn Hintzelmann unterbrechen, fiel ihm daher nach einigem gemachten Geräusch in die Rede und sagte: „Was sagst Du, Barthold (also hieß der Edelmann), bin ich der böse Feind? Ich rathe Dir, sage nicht zu viel oder ich werde Dir ein Anderes sehen lassen und Dir weisen, daß Du ein anderes Mal ein besseres Urtheil von mir fällen sollst!" Dieser Herr hatte ihn noch nicht reden gehört, entsetzte sich daher über diese Worte heftig, weil er Jemand sprechen hörte, aber Niemand sah, von dem die Stimme herkam, brach also seinen

Discurs ab und wollte auch hernach nicht mehr von ihm reden und hören, sondern sagte, daß er ihn in seinen Würden lasse.

Hinzelmann hat einmal auch eine Magd eingeschlossen und festgebannt, aber nicht durch unsichtbare Bande, wie andere ähnliche Geister es gethan, sondern durch sichtbare Thüren, Schlösser und Riegel. Als nämlich eines Tages Jemand auf dem Hause Hudemühlen gegen Abend von der Kolik heftig geplagt wurde, ist eine Magd hinunter in den Keller geschickt worden, um einen Trunk Wein zu holen, womit der Patient etwas Medizin hat einnehmen wollen. Als nun die Magd vor dem Fasse saß und gleich jetzt den Wein zapfen wollte, findet sich Hinzelmann bei ihr ein und spricht: „Du wirst Dich doch wohl zu erinnern wissen, daß Du mich vor einigen Tagen gescholten und geschmäht hast, und dafür sollst Du diese Nacht zur Strafe im Keller sitzen; mit dem Patienten hat es ohnedem keine Noth, in einer halben Stunde wird es mit ihm besser und alle seine Krankheit vorüber sein. Ueberdem, wenn Du ihm den Wein zubrächtest, würde er ihm mehr Schaden als Vortheil schaffen; bleib' nur im Keller sitzen, bis Dir wieder aufgemacht wird." Hiermit schließt er die Thür zu und geht seines Weges. Inzwischen wartet der Patient lange und breit auf den Wein, wie aber die Magd nicht wiederkommt, wird ein Anderer hingeschickt, um zu sehen, wo sie bleibt. Dieser aber findet den Keller mit einem Hängschlosse fest verwahrt, die Magd aber darin im Keller sitzen, welche diesem erzählt, wie sie der Hinzelmann hierselbst in Arrest gelegt hat. Ob man nun wohl die Magd wieder heraus haben und den Keller eröffnen wollen, zu dem Ende auch den Schlüssel mit allem Fleiße gesucht, so war doch Niemand, der denselben finden konnte, am folgenden Morgen aber wurde der Keller offen, das Schloß und Schlüssel vor der Thür liegend gefunden und also ward die Magd ihrer Gefangenschaft wieder los. Mit des Kranken Befinden hat sich's aber nach Hinzelmann's Worten zugetragen und nach Verlauf einer halben Stunde haben sich alle Schmerzen und Ungelegenheiten verloren. Es ist diese Einsperrung noch ziemlich gnädig abgelaufen und scheint es, daß Hinzelmann nur dadurch einen possirlichen Aufzug machen, nicht aber eine regelmäßige Rache versuchen wollte.

Ein anderes Mal reisete einer von Adel, von vornehmem Stand und bekannter Familie, einst vor Hudemühlen vorbei, und ob er wohl ein guter Freund und Bekannter des Hauswirths war, so trug er dennoch Bedenken, auf dem Hause daselbst einzusprechen, weil ihm von der Schalkheit des Hinzelmanns Vieles erzählt worden war; er schickt daher seinen Diener auf's Schloß mit dem Vermelden, man solle es ihm nicht für ungut nehmen, daß er jetzo vorüberfahre. Allein wie nun daselbst dieser Herr in großer Achtung stand, so ward zu ihm geschickt und er inständig gebeten, auf eine geringe Mahlzeit einzusprechen und mit der möglichen Bewirthung vorlieb zu nehmen. Allein Jener entschuldigte sich mit höflichen Worten und wandte vor, daß es jetzo seine Reise nicht leiden wolle sich aufzuhalten, da ihm jetzo an der Eile sehr viel gelegen sei. Zudem, setzte er hinzu, hätte er einen Abscheu und Ekel, daß er ein Teufelsgespenst am Tische leiden und mit demselben essen und trinken solle, welches eine Gesellschaft wäre, die den Meisten großes Schrecken machen würde. Als ihm nun zu Gemüthe geführt ward, man könne nicht dafür, daß durch Gottes verborgenen Rath sich hier ein Geist aufhalte, derselbe aber thue Niemandem etwas zu Leide, so man ihn nur

ungeschimpft lasse und so lange Gott dem Geiste Macht gegeben, allhier zu bleiben, könne man sich dessen Schickung nicht widersetzen, sondern müsse in Geduld den Ausgang erwarten, bevorab des Geistes Gewalt nicht weiter gehe, als ihm Gott den Zügel schießen lasse. Allein dieser Herr blieb dessen ohngeachtet dabei, daß er nicht in der Laune sei, mit dem Satan Compagnie zu machen, und nahm auch seinen Abschied, ohne auf das Haus zu kommen. Wie sie also noch in ihrer Unterredung begriffen waren, findet sich Hintzelmann auch dabei und sagt: „Warte, mein guter Cumpan, es soll Dir diese freche Rede schon bezahlt werden!" Als nun dieser Fremde auf seinem Wagen gesessen, seine Reise fortgesetzt hat und über die Brücke, so über die Weisse geht, fahren wollen, da heben sich die Pferde mit den Vorderfüßen in die Höhe und verwickeln sich in dem Geschirr, daß es wenig gefehlt hat, daß nicht Pferde und Wagen zusammen von der Brücke gestürzt sind. Wie nun aber Alles wieder zurecht gemacht ist und sie einen Büchsenschuß Weges weiter fortgefahren, wird der Wagen zwischen Eckeloh und Hudemühlen in dem Sande auf ebener Erde um und um gekehrt, jedoch also, daß die darin sitzenden Personen keinen Schaden nehmen.

Weil nun aber die Hausköchin vermeinte, daß sie des Hintzelmann's beste Freundin wäre, die wohl Ursache hätte, dasjenige von ihm zu bitten, was ein Anderer unterlassen müßte, so hat sie sich einst lassen die Luft ankommen, den Hintzelmann, den sie täglich reden hörte, ihn mit Essen und Trinken versorgte und mit ihm ganz vertraulich war, körperlich zu sehen und ihn in seiner rechten Gestalt zu erkennen. Sie ließ daher diese Bitte an Hintzelmann gelangen, welcher aber nicht daran wollte, sondern vorgab, es wäre anjetzo seine Gelegenheit noch nicht, daß sie ihn zu sehen bekommen könne, allein nach Ablauf einer gewissen Zeit wolle er sich von Jedermann sehen lassen. Allein durch diese abschlägige Antwort wurde die Begierde bei der Köchin noch viel heftiger entzündet, also daß ihr des Hintzelmanns Gestalt im Kopfe herumlief wie Quecksilber. Sie lag dem Geiste je mehr und mehr an, er möge ihr doch ihre Bitte nicht versagen und da sie sich so sehr seinetwegen bemüht hätte, solle er ihr doch dieses Geringe nicht abschlagen. Dagegen stellt ihr aber Jener allezeit vor, es werde ihr Vorwitz sie gewiß gereuen, wenn er gleich ihrer Bitte Statt geben wolle. Als sie nun endlich von ihrem Begehren gar nicht abstehen wollte, sagte Hintzelmann, sie möchte am folgenden Morgen vor Aufgang der Sonne in den Keller kommen und in jeder Hand einen Eimer voll Wasser tragen, alsdann könne ihre Bitte gewährt werden. Als die Magd fragte, was denn das Wasser zu bedeuten haben solle, sagte er: solches würde sie hernach schon sehen und werde ihr sein Anblick sonst schädlich sein. Wie nun der folgende Morgen anbrach, war die Köchin in aller Frühe parat, nahm befohlener Maßen die Eimer mit Wasser und marschirte damit zum Keller hinein. Sie sah sich anfangs in demselben um, endlich wurde sie eine Mulde vor sich gewahr, worin ein nackendes Kind, welches der Größe nach wie von drei Jahren anzusehen war, lag, in seinem Herzen aber steckten zwei Messer kreuzweise über einander und es war über den ganzen Leib mit Blut überflossen. Die Magd erschrickt über diesen unvermutheten Anblick und erbärmliche Gestalt dermaßen, daß ihr alle Sinne entgehen und sie ohnmächtig zur Erde niederfällt, sobald der schalkhafte Geist das Wasser, so sie mit in den Keller gebracht, genommen

und ihr solches über den Kopf geschüttet. Es wurden hierdurch ihre Lebensgeister wieder zurückgerufen, daß sie sich von ihrem tiefen Schrecken und ihrer Ohnmacht wieder erholte und zu sich selbst kam; sie sah sich hierauf um, erblickte aber so wenig die Mulde noch das Kind mehr, sondern hörte an dessen Statt des Hintzelmanns Stimme, der da sagte: „Siehst Du nun, wie nützlich Dir das Wasser gewesen ist, denn wenn solches nicht bei der Hand gewesen wäre, würdest Du hier im Keller gestorben sein; ich hoffe aber, es werde Deine hitzige Begierde, mich zu sehen, hierdurch zugleich abgekühlt sein!" Er soll aber hernachmals gar oft die Magd mit dieser Begebenheit ausgespottet und wenn Fremde durchgereiset, ihnen dies mit großem Gelächter erzählt haben.

Auf dem fürstlichen Schlosse zu Ahlden hat zu der Zeit Otto Aschen von Mandelslohe, Drost und Fürstl. Braunschweigisch-Lüneburgischer Rath residirt, dieser hat dann und wann einen Schabernack und Possen von dem Hintzelmann erfahren müssen. Denn als derselbe einst fremde Gäste bei sich gehabt und mit denselben sich ergötzet hat, hat dieser unter ihnen Zank angestiftet, also daß es in der Gesellschaft zu einem Handgemenge gekommen ist und leichtlich ein Unglück hätte geschehen können, wenn nicht alles Gewehr auf die Seite geschafft gewesen wäre, also daß Niemand, wie er nach seinem Degen greifen wollen, denselben finden können und es demnach bei einigen Querhieben mit der dicken Faust hat bewenden lassen müssen. Dieses Streichs hat sich aber Hintzelmann heftig gefreuet, und denselben mit vielem Gelächter erzählt, mit dem Zusatz, daß er der Anfänger des Zankes und der Meuterei gewesen wäre, daß auch sein Anschlag ihm so wohl gelungen wäre, daß sie sich weidlich herumgeschlagen hätten. Als man ihm aber weiter vorgehalten, aus was für Ursachen er die Leute also zusammenhetze, ob nicht daraus zu besorgen gewesen, daß ein Unglück daraus entstehe und Jemand ums Leben oder in Gefahr gekommen wäre, hat er darauf gesagt: „Dafür wäre nicht zu sorgen, denn er hätte ihnen vor dem Streite alles tödliche Gewehr so lange versteckt und auf die Seite gebracht, daß es nur bei etlichen guten Kopfstößen geblieben wäre. Dabei wäre er als ein Zuschauer geblieben und hätte an solcher Comödie sich recht aus Lust ergötzt.

Auf gleiche Weise hat er auch gern die Knechte und Arbeitsleute in ein Handgemenge zu verwickeln gesucht, wozu er die schönste Gelegenheit fand, wenn den Leuten durch das Bier die Sinne gehemmt und die martialischen Geister etwas zu sehr erhitzt waren. Alsdann nahm Hintzelmann seinen Platz unter ihnen und wollte als ein angeblicher Domestik seinen Theil mit daran haben, um dabei seine Gelegenheit abzusehen. Wenn nun der Trunk das Gehirn eingenommen und einer etwa etwas unter den Tisch hatte fallen lassen und dasselbe aufzuheben sich bückte, hat er demselben von rückwärts eine gute Ohrfeige versetzt, seinen Nachbar aber in's Bein gezwickt. Beide Theile meinten alsdann, es käme dies von dem Nachbar her, worauf man denn bald zu Scheltworten und von diesen auf Schläge kam und endlich hat man solche ohne Unterschied ausgetheilt, daß am folgenden Morgen die blauen Augen und geschwollenen Gesichter als Merkzeichen der vorgefallenen Bataille betrachtet werden konnten. Hierüber hat nun Hintzelmann sich allezeit sonderlich ergötzt, es Andern hinwiederum, sammt der Manier, wie er es angefangen, erzählt, jedoch dabei stets es so angestellt, daß Niemand an seinem Leben oder Gesundheit gefährdet wurde.

Nun befand sich zu Hudemühlen zur Zeit des Hintzelmann ein Schreiber, Namens Henning Steinhoff, welchen gedachter Hintzelmann einer gar zu großen Hoffart beschuldigte und ihm deswegen gehässig ward, that ihm auch aus solcher Ursache oftmals großen Drang an, incommodirte und beunruhigte ihn bald bei Tage bald bei Nacht heftig. Denn wie ein Hoffärtiger einen andern Hoffärtigen am Wenigsten leiden kann, also war diesem hoffärtigen Geiste die stolze Einbildung des Schreibers verdrießlich. Als er nun denselben einstmals sehr gequält hatte, rühmte er sich dessen gegen Jemand aus dem Hause, stellte sich ganz fröhlich und erzählte mit Gelächter, er habe dem hoffärtigen Schreiber (also klangen seine Worte) eine rechtschaffene gute Ohrfeige gegeben. Als man ihn weiter fragte, warum er denn die Leute also traktire, was er dazu für Ursache habe, hat er sich ferner vernehmen lassen: er wäre ja allzu hoffärtig, er könne das nicht leiden. Am folgenden Morgen wurde der Schreiber hierüber vernommen und gefragt, ob der Hintzelmann die vorige Nacht bei ihm gewesen wäre, worauf derselbe geantwortet hat: „Ja, wohl mehr als zuviel ist er bei mir gewesen, er hat mir die Nacht einen solchen Drang angethan, daß ich vor demselben nicht zu bleiben wußte." Von diesem Schreiber aber hat sonst Herr Feldmann, ehemaliger Prediger zu Hudemühlen, welcher der erste Verfasser dieser Geschichte gewesen, angemerkt, daß er sich sonst wohl in seinen Verrichtungen zurecht zu finden gewußt hat und seinem Amte wohl vorgestanden, daher er nicht allein bei seinem Herrn gute Gewogenheit gefunden, sondern nach der Hand Amtsschreiber zu Winsen an der Lue und zuletzt in demselben Städtchen Bürgermeister geworden ist. Nun hatte sich dieser Schreiber aber in einen Liebeshandel mit einem Kammermädchen auf dem Schlosse eingelassen und war mit derselben ziemlich vertraut geworden. Wie er nun den Hintzelmann sich einmal zum Feinde gemacht hatte, so wollte derselbe ihn seiner Absicht stören und sein Vergnügen mit dem Mädchen hindern. Nun hatte sich einst der Schreiber bei dem gedachten Kammermädchen in stiller Nacht eingefunden, um ein vertrauliches Gespräch mit ihr abzuhalten. Wie sie nun beisammen die Zeit mit Scherz und Kurzweil hinbrachten und vermeinten, daß sie Niemand bei solchem Zustande sehen könne, als die vier Wände, siehe, da kömmt der arglistige Hintzelmann, stört ihr Zusammensein und stöbert den guten Schreiber ganz unsauber zur Thüre hinaus, faßt überdem einen Besenstiel und setzt mit demselben ihm nach, also daß Jener mit größter Geschwindigkeit nach seiner Kammer gelaufen ist, sich in sein Bett verfügt hat und noch dazu froh gewesen ist, daß er mit etlichen guten Streichen, so er auf dem Rückzug bekommen, diesmal losgekommen ist, dabei hat er aber freilich seine Liebe und die erlangte Begünstigung auf einmal vergessen. Nach der Hand soll der Hintzelmann auf diesen unglücklichen Liebhaber ein Lied gedichtet und solches zur Kurzweil oft gesungen, auch den Durchreisenden nicht ohne Gelächter vorgesagt haben. Ob aber der Hintzelmann die Laster so sehr gehaßt, daß er deswegen diesem Menschen so sehr zugesetzt, um ihn dadurch auf einen bessern Weg zu führen, solches läßt sich billig bezweifeln.

Eines Tages ist der Hintzelmann zu einem Mann aus Hudemühlen, der sammt andern Arbeitsleuten und Knechten im Felde war und Korn mähete, auf den Acker gekommen, als dieser an nichts weniger als an etwas Unglückliches dachte, und sagte: „Lauf, lauf in aller Eile nach Deinem Hause und

hilf Deinem jüngsten Sohne, denn er ist jetzt eben mit dem Gesicht in's Feuer gefallen und hat sich sehr verbrannt." Der Mann, darüber erschrocken, legt seine Sense nieder und eilt nach Hause, um zu sehen, ob der Hinzelmann die Wahrheit geredet, und ist noch nicht über die Thürschwelle geschritten, als man ihm entgegenläuft und das geschehene Unglück erzählt, worin er denn ferner durch den Augenschein bestätigt wird, da er sein Kind elendiglich über dem ganzen Gesicht verbrannt findet. Denn es hatte sich auf einen kleinen Stuhl beim Feuer gesetzt, allwo ein Kessel hing. Als nun das Kind mit einem kleinen Löffel in denselben langen wollte und sich deswegen mit dem Stuhl vorwärts bog, ist es mit dem Gesichte mitten in's Feuer gefallen, jedoch aber, weil die Mutter in der Nähe war, ist sie alsofort herzugelaufen und hat es aus den Flammen wieder herausgerissen, also daß es zwar etwas verbrannt, aber doch dem Tode entzogen worden ist. Es ist übrigens zu bemerken, daß fast in demselben Augenblick, als der Geist dem Vater das Unglück verkündete, dieser Fall sich zugetragen hat.

Nun hat aber ein gewisser junger Edelmann, der von sehr vornehmem Geschlecht, aber auch von allzugroßer Einbildung war, den Hinzelmann fangen wollen. Derselbe hatte von den Historien dieses Geistes viel erzählen hören und war deswegen begierig, etwas davon zu sehen oder ihn reden zu hören. Als nun sein Wunsch einst erfüllt wurde und der Hinzelmann sich hören ließ und zwar aus einem Winkel bei einem in der Stube stehenden großen Schranke, allwo unterschiedliche leere Weinkrüge mit engen Hälsen hingesetzt waren, so deuchte es diesem Edelmann, daß, weil seine Stimme zwar zart und subtil, jedoch etwas heiser und gleich als ob sie aus einem hohlen Geschirr geredet werde, anzuhören war, er müsse etwa in den einen dieser Krüge sitzen und da heraus reden. Er lief also zu den Krügen hin, faßte sie an und vermeinte sie zuzumachen, daß er den Geist gewiß erhaschen wolle. Als er nun damit umging, so fing der Geist an überlaut zu lachen und sagte: „Wenn ich nicht vorlängst von andern Leuten gehört hätte, daß Du ein Narr wärest, so sehe ich's nun in der That, weil Du meinst, ich sitze in den leeren Krügen und weil Du dieselben mit der Hand zudeckst, so hättest Du mich gefangen. Ich achte Dich nicht der Mühe werth, sonst wollte ich Dich schon so witzigen, daß Du eine Zeit lang meiner gedenken solltest. Aber doch möchtest Du bald ein wenig gebadet werden." Hiermit schwieg der Geist still und ließ sich nicht weiter hören, so lange der Edelmann da war. Ob er aber nachher in's Wasser gefallen sei, wird nicht gemeldet, doch ist vermuthlich, daß er ihm wohl eins mag versetzt haben, weil er selten etwas ungerochen hat passiren lassen.

Es hat aber der Geist Hinzelmann die Larve der Scheinheiligkeit fleißig gebraucht, denn wie oben bereits gedacht worden ist, gab er vor, er sei nicht allein ein wahrhaftiger Mensch, sondern auch ein guter Christ und hoffe nicht weniger als andere selig zu werden. Als man nun einstmals von diesen Sachen mit ihm redete und von ihm begehrete, daß wenn er ein guter Christ seinem Vorgeben nach sein wolle, er auch Gott anrufen und die Gebete, deren sich die Christen bedienen, sprechen müsse. Hierauf hat er sofort angefangen das Vaterunser herzusagen, auch solches bis an die sechste Bitte ausgesprochen, als er aber an die letzte Bitte („erlöse uns von dem Uebel") gekommen, hat er solche nicht recht deutlich und rein ausgesprochen, sondern

nur leise gemurmelt. Er hat überdem auch den christlichen Glauben recitirt, aber auch verstümmelt und zerrissen, denn wenn er an die Worte des Artikels kam: „ich glaube an eine Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben", brachte er dieselben mit ganz undeutlicher und heiserer Stimme hervor, daß man's nicht recht hören und verstehen konnte. Der Prediger zu Eckelohe, Herr Marauart Feldmann berichtet, es sei sein Vater um die Zeit der Pfingsten auf dem Hause Hudemühlen zu Gaste gebeten worden, da habe der Hintzelmann den schönen Gesang: „Nun bitten wir den heil. Geist" wie eine Jungfrau oder junger Knabe mit sehr hoher und nicht unangenehmer Stimme gesungen und denselben Gesang bis ganz zu Ende gebracht. Ja nicht allein diesen, sondern viele andere geistliche Gesänge hat er auf Begehren intonirt, sonderlich wenn ihn diejenigen darum begrüßten, welche er für seine guten Freunde hielt und die ihn zu ihrem Vertrauten hatten. Er hat jedoch nicht allein geistliche Lieder gesungen, sondern er hat sich auch zuweilen damit unterhalten, daß wenn eine Gesellschaft von jungen Leuten zusammen war, er ihnen allerlei verliebte Lieder vorsang, wobei er sich denn sonderlich fröblich und wohlgemuth bezeigte, daß man denken mußte, er wäre selbst von dem zärtlichen Affect der Liebe gerührt. Sonderlich aber pflegte er im Namen unverheiratheter Manns- und Weibespersonen dergleichen Lieder herzusagen, daraus es das Ansehen bekam, daß diese oder jene im heimlichen Verständniß mit einander sein möchten. Hierüber hat man ihm einst zugeredet, er thue Unrecht daran, daß er auf solche Weise die Leute in verdächtige Nachrede bringe. Er hat sich aber damit entschuldigt, „daß es nur sein Scherz sei: wenn es sich aber in der That also verhalte, wolle er schweigen." Seine Stimme war ein gar heller Discant, welche er so hoch hinaufschwingen konnte, als jemals ein Instrument reichen konnte. Sie war dabei nicht unangenehm, sondern wie einer Jungfrauen Stimme anzuhören, dabei aber schien sie gleichwohl etwas heiser zu sein und nicht so rein, wie sie wohl sein sollte.

Wie sich nun der Geist einstmals oben im Hause in einem Gemache sehr unruhig und stürmisch bezeigte und mit Rumoren und Werfen ein großes Getümmel machte, so kommt ein gewisser Schreiber zu Hause, und wie er sich vorhin bei der Gesellschaft arg bezecht, so war seiner Courage fast die ganze Welt zu enge und vermeinte er, es werde der Hintzelmann auf seinen Befehl sofort ruhig werden. Er geht demnach hinauf in das Gemach, wo er das Getümmel hörte und rief: „Du magst nun der Teufel oder seine Großmutter sein, so sollst Du doch innehalten, und packe Dich nur von hinnen in aller Teufel Namen, Du hast allhier nichts verloren, oder ich will Dir Füße machen!" Allein Hintzelmann war vor diesen großmächtigen Drohungen gar nicht erschrocken, sondern gab dem eingebildeten Maulhelden eine tapfere Maulschelle, daß er über und über stürzte, ihm das eine Auge blau und schwarz ward und die Courage geschwinder als eine Wasserblase verschwand. Er lief, was er nur konnte, die Treppe hinunter und verlangte dergleichen Erinnerungen keine mehr. Wie er aber in der Finsterniß die Stufen nicht erkennen konnte, so polterte er die Treppen hinunter und machte dadurch ein solches Gerassel, daß er dadurch das ganze Haus aus dem Schlafe erweckte und Jedermann vermeinte, daß das Haus über den Haufen fallen würde.

Wie sich nun der Hintzelmann, wie oben gemeldet, in vielerlei Gestalten hat verwandeln können, so hat er sich kleinen Kindern gegenüber namentlich in einer andern Gestalt dargestellt. Denn wenn dieselben um das Haus Hudemühlen zuweilen zusammenkamen und spielten, so hat er sich bei ihrer Gesellschaft mit eingefunden und in der Gestalt eines kleinen wohlgebildeten Kindes mitgespielt, also daß alle Kinder ihn deutlich sehen konnten und es hernach ihren Eltern zum Oefternn erzählten, daß nämlich, wenn sie mit einander im Spiel begriffen wären, ein kleines Kind zu ihnen käme, so sie nicht kannten, welches mit ihnen Kurzweil triebe. Dieses bekräftigte auch eine Magd, welche einst von ohngefähr in ein Gemach ging, worin fünf oder sechs Kinder waren, welche mit einander spielten. Unter diesen hat sie ein fremdes unbekanntes Knäblein gar schönen Angesichts, mit gelben über die Schulter herabhängenden krausen Haaren und gekleidet in einen rothen sammtnen Rock, gesehen, welches aber, als sie es recht betrachten wollte, aus dem Haufen verschwunden ist. Und nicht allein den kleinen Kindern wollte Hintzelmann seine Gestalt sehen lassen, sondern es fand sich auch ein Narr daselbst, genannt Clauß, mit welchem der Geist oftmals, wenn er allein gewesen, soll zu thun gehabt haben, sich vor ihm sehen lassen und allerhand Kurzweil getrieben hat. Wenn man demnach den Narren vermisset und nirgends finden können, hat er auf Befragen, wo er so lange gesteckt, geantwortet: er wäre bei dem kleinen Männlein gewesen und habe mit ihm gespielt. Hat man dann weiter gefragt: „wie groß das Männlein wäre", hat er mit der Hand eine solche Größe gewiesen, als etwa ein Kind von vier Jahren sein mochte. Es war dieser Clauß ein Mensch von blödem Verstande, welcher doch dabei zuweilen possirliche Einfälle hatte und die Wahrheit mit sonderlichen Aufzügen vorstellen konnte, daher er wohl gelitten und der Kurzweil halber unterhalten ward. Zuletzt fand man ihn einst in einem Mühlwasser ertrunken, ob er nun etwa unversehens hineingefallen oder durch seinen Mitspieler, den Hintzelmann, da hinein befördert worden, ist nicht bekannt geworden.

Nicht allein aber hat sich der Geist obgedachter Maßen sehen, sondern sich auch dazu bereden lassen, daß man ihn fühlen und betasten möchte. Solches geschah einst in der Nacht; als der Herr des Hauses schlaflos im Bette lag und er ein Geräusch an der Seite der Kammer vermerkte, so vermuthete er daraus, es müsse der Geist Hintzelmann gegenwärtig sein. Er redete ihn also an und sagte: „Hintzelmann, bist Du da, so antworte mir!" Dieser antwortete auch und sagte: Ja, er sei es, was er wolle? Indem es nun eben Mondschein war, davon es in der Kammer ziemlich hell war, so deuchte es ihm, als wenn an dem Orte, wo der Schall herkam, der Schatten einer Kindesgestalt zu sehen wäre. Als nun der Herr ferner merkte, daß der Geist sich ganz freundlich und vertraulich anstellte, ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte endlich: Weil er bisher beständig vorgegeben, daß er ein natürlicher Mensch sei, so möge er sich doch einmal von ihm sehen und fühlen lassen, damit er seinen Worten um desto mehr Glauben schenken könne. Worauf ihm der Geist zur Antwort gegeben hat: Es wäre anjetzo noch nicht seine Gelegenheit sich sehen zu lassen, er möge die Zeit abwarten, wenn ihm solches anständig sein werde. Jener hielt ferner an: „so solle er ihm doch nur die Hand reichen, damit er erkennen könne, ob er denn auch wie ein Mensch Fleisch und Bein habe, wie sein Vorgeben

wäre." Dieſes verweigerte zwar anfangs der Geiſt und ſagte: „Ich traue Dir nicht, Du biſt ein Schalk, Du möchteſt mich wieder ergreifen und hernach nicht wieder gehen laſſen!" Nach langem Anhalten aber und als ihm bei Treu und Glauben verſprochen wurde, er werde ihn nicht halten, ſondern alſofort wieder gehen laſſen, hat er geſagt: „Siehe, da iſt meine Hand!" Wie nun der Herr darnach gegriffen, hat ihm gedeucht, als wenn er die Finger einer kleinen Kinderhand fühle; es hat aber der Geiſt die Hand gar geſchwind wieder hinweggerückt. Ferner hat Jener von ihm begehrt: er ſolle ihm nun noch ſein Angeſicht fühlen laſſen, worin er auch endlich gewilliget, und wie der Herr darnach getaſtet, iſt es ihm vorgekommen, als ob er gleichſam an Zähne oder an ein fleiſchloſes Todtengerippe anrühre. Es hat ſich aber dieſes Geſicht ebenfalls im Augenblick wieder zurückgezogen, alſo daß die rechte eigentliche Geſtalt nicht wahrzunehmen geweſen, nur daß man ſo viel hat obſerviren können, daß alle die genannten Glieder des Hintzelmanns ganz kalt und keineswegs mit ſolcher Wärme verſehen geweſen, als die natürlichen Leiber zu haben pflegen und welche auch zu deren Erhaltung und Wachsthum nothwendig erfordert wird.

Die Lieder aber, ſo der Hintzelmann zuweilen gedichtet und geſungen, waren der damaligen Reimart nach in niederländiſchen Verſen begriffen, welche keine gewiſſe Menſur und abgemeſſene Reimtritte hatten, ſondern bald lang, bald kurz, bald von jambiſchem, bald von trochäiſchem Maß waren, nur daß ſie ſich am Ende ſo gut oder ſo ſchlecht als möglich reimten und dadurch einem Gedichte ähnlich waren. Man hat zwar alle die Compoſitionen, ſo er dergeſtalt an's Licht gebracht, nicht aufgezeichnet, gleichwohl iſt durch den Fleiß des obgedachten Predigers davon doch eins oder das andere angemerkt worden. Unter ſolchen Verſen, welche der Hintzelmann täglich hören ließ, war nun folgender der gemeinſte:

Ortgieß läſt Du mick hier gahn,
Gläcke ſchaft Du bahn.
Wultu mick awer verdrieven,
Unglück warſt Du kriegen.

Hiermit hat der Geiſt ohne Zweifel die Leute in den irrigen Wahn verſetzen wollen, daß ſeine Gegenwart lauter Glück und Aufnehmen bringe und man es ihm zu danken habe, daß an ſelbigem Orte damals Alles in erwünſchtem Flor und Aufnehmen ſtehe.

Als eines Tages der genannte Prediger zu Eckelohe, Herr Marquart Feldmann, wie ſein Sohn, der ihm ſowohl im Namen als im Amte nachgefolgt iſt, erzählt, auf das Haus Hudemühlen zu Gaſte geladen worden iſt und er nun vor die Thür kommt, hört er oben im Saal Jemanden ſingen, jauchzen und viel Weſens treiben, weswegen er auf die Gedanken geräth, als wenn den vorigen Abend Fremde angekommen wären, welche oben im Hauſe logirten und ſich alſo luſtig bezeigten. Er fragt deshalb den auf dem Platze ſtehenden Hofmeier, ſo Holz gehackt hat: „Johann, was habt Ihr droben für Gäſte, welche ſich ſo luſtig machen?" Dieſer antwortet: „Wir haben Niemand Fremdes, es iſt unſer Hintzelmann, der ſich ſo luſtig anſtellt, es wird ſonſt kein lebendiger Menſch im Saale ſein!" Wie nun obgedachter Paſtor in obgemeldeten Saal hinaufſteigt, ſingt ihm der Hintzelmann entgegen:

Mien Duhme, mien Duhme, mien Ellboeg ſind twey.

Der Pastor verwunderte sich über diesen ungewöhnlichen Gesang und sagte zu Hinzelmann: „Was soll dieses für eine Musik sein, damit Du nun aufgezogen kommst?“ Allein Hinzelmann versetzte: „Das Lied habe ich von Euch gelernt, denn Ihr habt solches oft gesungen und ich habe solches noch vor etlichen Tagen, als Ihr an einem gewissen Orte zum Kindtaufen waret, von Euch gehört!“ Wie sie nun hierauf vom Saal hinunter in die Stube gingen, um die Mahlzeit einzunehmen, hat sich der Hinzelmann auch am Tische finden lassen und allerhand Gespräche geführt, bis man endlich von dem Christenthum zu reden anfängt und dem Hinzelmann zugemuthet hat, seine gerühmte Gottesfurcht durch die That sehen zu lassen. Darauf hat er denn angefangen unterschiedliche geistliche Lieder zu singen und Gebete herzusagen. Derselbe jüngere Feldmann erzählt nun weiter, daß er zu der Zeit ein Knabe von 14—15 Jahren gewesen und sich um diese Sachen nicht sonderlich bekümmert habe, daher ihm auch alle Verrichtungen des Hinzelmann nicht mehr so recht erinnerlich wären, sonst wenn man das Merkwürdigste zusammen aufzeichnen wolle, könne damit ein ziemlicher Foliant angefüllt werden. Das aber könne er sich wohl besinnen, wenn er dann und wann auf's Schloß mit andern Kindern gegangen, habe er den Hinzelmann in Gestalt eines kleinen Kindes die Treppe gar geschwind hinaufsteigen sehen und habe er zwar die Gestalt und Kleidung und deren Farben eigentlich unterscheiden können, doch habe es geschienen, als wenn man mehr einen durchsichtigen Schatten, als einen rechten wirklichen Körper ansichtig würde.

Als die Zeit endlich herbeikam, daß der Hinzelmann bald wiederum seinen Abschied nehmen und davon scheiden wollte, weil vielleicht seine Zeit und Ziel, so ihm gesetzt, verflossen war, so kommt er zu dem Herrn des Hauses und spricht zu ihm: „Siehe, da will ich Dir etwas verehren, das nimm wohl in Acht und gedenke meiner dabei.“ Und damit überreichte er ihm erstlich ein kleines Kreuz, so er selbst verfertigt und von allerlei Seiten (es ist ungewiß, ob der Autor Seide oder Instrumentsaiten verstanden habe) gar artig geflochten. Es war dasselbe eines kleinen Fingers lang, inwendig hohl und wenn man schüttelte, gab es einen Klang von sich. Das andere Geschenk war ein Strohhut, ebenfalls von dem Hinzelmann selbst verfertigt mit allerhand Figuren und Bildern, so durch buntes Stroh präsentirt wurden, sehr künstlich gearbeitet, welcher, weil die Kunst, das Stroh also zu bereiten und zu färben, zu der Zeit noch unbekannt war, sehr bewundert und für was Sonderliches gehalten wurde. Das dritte bestand in einem ledernen Handschuh, welcher mit Perlen besetzt und davon wundersame Figuren gemacht waren. Bei diesen Geschenken hat der Geist die Prophezeiung beigefügt: „So lange solche Stücke bei der Familie ungetheilt in guter Verwahrung bleiben würden, solle das ganze Geschlecht im beständigen Flor bleiben und mit immer aufsteigendem Glücke begleitet sein, dafern diese Geschenke aber verloren oder sonst abhanden kommen würden, so werde das Geschlecht bei solchem Aufnehmen nicht beharren, sondern in Verfall kommen.“ Weil nun aber der Geist wahrnahm, daß obgedachtem Herrn an solchen Geschenken wenig gelegen war und sie nicht so, wie er hoffte, ästimirte, so hat er ferner hinzugesetzt: „er besorge, daß er die von ihm geschenkten Sachen nicht viel achten und abhanden kommen lassen werde, deswegen wolle er ihm gerathen haben, daß er dieselben seinen beiden Schwestern, Fräulein Annen

und Katharinen zu verwahren übergeben möge, welche sonder Zweifel diese Sachen sich würden besser angelegen sein lassen." Auf diese Worte nahm der Herr die Geschenke an, stellte sie auch seinen Schwestern zu, welche denn aus Curiosität sie anzunehmen nicht unterließen und sie nach der Hand in guter Verwahrung gehalten und Niemandem, als dem sie es aus sonderlicher Freundschaft etwa gethan, gezeigt haben. Nachdem aber diese Schwestern mit Tode abgegangen (welches in ihrem hohen Alter geschehen, da sie innerhalb acht Tagen beide verstorben und zusammen in ein Grab gelegt worden), sind diese Geschenke wiederum auf den Bruder derselben zurückgefallen. Denn nachdem derselbe sie unter obgedachter Fräulein Verlassenschaft gefunden, hat er sie hinwiederum zu sich genommen und sind sie auch, so lange er lebte, bei ihm geblieben, da er sie denn einsmals dem Pastor Feldmann, da derselbe bei ihm gewesen und allein mit ihm vertraulich geredet hat, auf dessen Bitten gezeigt hat. Als nun aber auch der besagte Herr des Todes verblichen, sind diese Sachen an seine einzige verlassene Tochter Adelheid, so L. v. H. geheiratket, unter andere Erbschaftssachen mitgerathen und dabei eine Zeitlang verblieben. Wo diese Geschenke aber hernachmals hingekommen sind, darnach hat sich der Pastor Feldmann oft und viel erkundigt und endlich soviel in Erfahrung gebracht, daß der stroherne Hut an den Kaiser Ferdinand II. sei verschenkt worden, welcher denselben als etwas Rares und Curioses ästimirt und mit Gnaden erkannt hat, der lederne Handschuh aber ist bis dato (?) noch in der Verwahrung eines Vornehmen von Adel. Die Gestalt desselben ist ziemlich kurz, er reicht genau nur über die Hand, oben auf der Hand ist derselbe mit Perlen gleich einer runden Schneckenfigur gestickt. Wo aber das Kreuzchen hingekommen ist, davon hat der Verfasser des Buches nichts erfahren können.

Es war nun aber die Zeit gekommen, daß die göttliche Allmacht den Geist gezwungen, seinen bisherigen Ort zu verlassen und davon zu weichen, nachdem weder Schwert noch Waffen vorher an ihm gehaftet und die stärksten Teufelsbanner und Zauberer nichts gegen ihn ausgerichtet hatten. Aber nun begab er sich freiwillig und ungenöthigt hinweg, er räumte seinen bisherigen Ort, als die Zeit seines Daseins, so ihm zweifelsohne bestimmt, verlaufen war, nachdem er sich bald vier Jahre von Anno 1584 bis 1588 auf dem Schlosse zu Hudemühlen aufgehalten, und er sich vielleicht wieder zu seiner Gesellschaft im Böhmer Walde, daher er gebürtig zu sein vorgab, begeben und seine alten Kameraden wiederum besuchen wollte. Ehe er aber von dannen gezogen ist, hat er sich vernehmen lassen: „er wolle dermaleinst wiederkommen und zwar zu einer solchen Zeit, wenn das daselbst wohnende Geschlecht einigermaßen herunter und in Abgang gekommen sei; wenn er aber wieder ankäme, werde Alles wiederum in den größten Flor und Aufnehmen gesetzt werden." Zu dem Ende hat er ein Paar große Personen aus selbigem Hause genannt, nach deren Absterben man seiner wieder wahrnehmen könne, allein gleich wie viele von seinen Weissagungen falsch befunden worden sind, also hat auch hierin der Ausgang gefehlt, maßen beide Personen bereits vor mehr als dreißig Jahren verstorben sind und hat sich dennoch kein Geist wiederum eingefunden.

Als nun der Geist Hinzelmann von Hudemühlen hinweggezogen, hat er sich dagegen zu Estrup, einem adeligen Sitze in der Grafschaft Hoya, wieder

eingefunden und daselbst gleichwie zu Hudemühlen seine Abenteuer fortgesetzt. Die Gelegenheit aber, daß er sich hierher begeben, ist seinem Vorgeben nach die gewesen, daß, als die obgemeldeten Fräuleins Anna und Katharina eine Reise nach besagtem Estrup gethan und daselbst eine Visite ablegen wollten, er in ihrem Wagen in Gestalt einer weißen Feder mit hinübergefahren ist. Als man nun den Hinzelmann gefragt, was ihn denn bewegen habe, seinen alten Platz zu Hudemühlen zu verlassen, so hat er zur Antwort gegeben: „es seien die Inhaber dieses Schlosses zum guten Theil weggezogen und nur wenige Andere zurückgeblieben, da ihm denn allein da zu verbleiben auch nicht anständig sein wollen." Es war aber der Inhaber des Schlosses Estrup zur selbigen Zeit eben nicht zu Hause, sondern weil er in dem damaligen schwedischen Kriege eine vornehme Funktion bekleidete, so mußte er deswegen von Hause abwesend sein, und es wohnte damals dessen Ehefrau mit ihren Kindern auf besagtem Hofe, welche denn auch vorher, als er noch zu Hudemühlen handthieret, viel von seinen Geschichten gehört, und weil sie dabei sich überzeugt hielten, daß er jenen dort einen oder den andern Nutzen geschafft hätte, so war ihnen seine Ankunft gar nicht sehr zuwider, indem sie nicht wußten, was sie aus ihm machen oder wofür sie ihn halten sollten, dabei sie denn glaubten, daß dieses Geistes Vorgeben, da er sich so fromm und heilig stellte, nicht ganz und gar ohne Grund sein möchte.

Es machte sich auch der Hinzelmann dieses gar wohl zu Nutze und suchte sich bei den Frauenzimmern mit Fleiß einzuschmeicheln. Wie er's vorher zu Hudemühlen gehalten, also wollte er's auch hier fortsetzen, und weil sich auch zu Estrup ein adeliges Fräulein befand, so suchte er auch bei derselben besonderes Vertrauen zu gewinnen. Er nahm seine Schlafstelle auf ihrem Deckbett zu Füßen, allwo man hernach eine kleine Grube wie von einem kleinen Schooßhündchen verspürt hat. Wenn sie ihm nun solches nicht verstatten wollte, so bezeigte er sich ganz ungestüm und machte dem Fräulein viele Unruhe. Falls sie sich aber ihm nicht widersetzte, sondern ihn nach seinem Gefallen handthieren ließ, stellte er sich ganz freundlich und beschenkte sie mit allerhand Sachen, als Ringen, Perlen und was er sonst bekommen konnte. Allein dazu war er nicht zu bewegen, daß er sich vor diesem Fräulein hätte sehen lassen sollen, denn diese Gunst erhielt daselbst Niemand als eine gewisse Magd, welche in eben solcher Gestalt, als er sich auch vorher schon vorgestellt, nämlich in Gestalt eines kleinen wohlgebildeten Kindes mit gelben krausen Haaren und einem rothen Sammtrock angethan, ihn zum Oefteren gesehen hat. Andere sagen, daß er vornehmlich und am Meisten einem Studenten der Theologie, welcher zu Estrup sich aufgehalten habe und Hofmeister der Kinder gewesen sei, sich in solcher Gestalt gezeigt habe, welches endlich wohl Beides wahr sein kann.

Der Geist Hinzelmann hat nun am genannten Orte weitläufig versprochen, daß er dem Hause viel Gutes zu Statten kommen lassen wolle, indem er alles dasjenige, woran etwa Mangel eintreten möchte, über sich nehmen wolle, ja wenn sich's zutragen sollte, daß sie auf einmal mehr denn hundert Pferde auf dem Hofe zu versorgen hätten, möchten sie nur unbekümmert sein, er wolle ihnen allen genug verschaffen. Ob aber der Effekt mit solchen großen Versprechungen übereingestimmt, davon findet sich keine Nachricht. Das aber wird vermeldet, daß wie einst die Frau auf dem

Hause Estrup in langer Zeit keine Nachricht von dem Zustande ihres Herrn, welcher, wie bereits bemerkt, in Schweden abwesend war, gehabt und deswegen in traurigem Nachsinnen begriffen war, wie es ihm doch gehen möge und ob er bei guter Gesundheit sei, so ist der Hintzelmann darauf zu ihr gekommen und hat ihr versprochen, in Kurzem gewisse Nachricht zu bringen, wie es mit ihm stehe und wo er sich aufhalte. Darauf ist er ein paar Tage nirgends verspürt worden, gleich als wenn er nunmehr nicht zu Hause wäre. Nach Ablauf derselben hat er sich wieder eingefunden und den Frauen erzählt, wie er bei ihrem Herrn in Schweden gewesen, allwo er sich jetzt befinde, was er mache und wie es mit ihm stehe. Daß auch seine Erzählung der Wahrheit gemäß gewesen, haben die hernach erfolgten Briefe in Mehrerem bestärkt, als welche dessen Zustand eben auf die Art kund gemacht, wie es von dem Hintzelmann erzählt worden. Es war aber dieser Herr zu dieser Zeit in dem Feldzuge unter schwedischem Commando beschäftigt, als die Schweden wider die Russen und Polen sich wegen des Fürstenthums Liefland schlugen, in welchen Krieg der König von Dänemark mit verwickelt war, und endlich der Friede mit ziemlichem Vortheil für Schweden geschlossen ward.

Es hat aber besagter Hintzelmann in verschiedenen Fällen seine Spitzfindigkeit bewiesen, sintemal er, wo man einmal nicht sofort Rath finden können, alsobald ein Auskunftsmittel an die Hand gegeben, wie aus der Sache zu kommen war; unter andern bewies er solches bei einer gewissen adeligen Wittwe, so nahe bei Estrup wohnhaft war. Diese war mit dem regierenden Grafen zu Hoya wegen einiger Pertinenzien und Gerechtigkeiten in Streit gerathen, und weil man von dem Hintzelmann täglich viele Wunderfachen erzählte und sie ohnedem zu Estrup etwas zu verrichten hatte, nahm sie die Gelegenheit wahr und erzählte demselben die Beschaffenheit ihrer Sache mit dem Begehren, seine Meinung darüber zu entdecken. Da hat nun der Geist ihr nicht allein gesagt, wie sie sich verhalten solle, sondern auch dem Bericht nach selbst eine Schrift verfaßt und darin die Sache dermaßen sichtbar vorgestellt, daß bald darauf auf Seiten der Wittwe der Prozeß gewonnen worden ist und man ihr alle entzogenen Stücke wieder hat einräumen müssen. Dies machte nun, mochte es auch sein, daß die Sache ohnedem rechtmäßig befunden worden wäre, dem Hintzelmann einen ziemlichen Namen, so daß man ihm von der Zeit an viel zutraute.

Auf dem Hause Estrup wurde er auch wohl gehalten und was er begehrte, ihm willig gereicht. Man setzte ihm täglich Milch und weißes Brod gleich wie zu Hudemühlen in sein Gemach, man bereitete ihm Bäder von allerhand Kräutern und unterließ nichts, was zu seiner Bewirthung dienen konnte, in Betracht, daß er sonst viel Rumor und Tumult anfing und ihnen sämmtlich keine Ruhe ließ, da sie denn nach dem Sprüchwort: „weil sie vor der Hölle wohnten, müßten sie den Teufel zum Freunde haben", handelten. Es hat auch deswegen der Ort dem Geiste nicht allein ungemein besser gefallen, als zu Hudemühlen, weil man ihn dort so oft zu vertreiben gesucht und dazu sowohl Waffen als Schwerter, als auch Beschwörer und Zauberer gebraucht, sondern man sagt auch, daß er sich in vielen Stücken arbeitsam und geschäftig erwiesen, zu vielen Sachen mit geholfen und sich angestellt habe, als wenn ihm Alles selbst mit angehe. Bei dem Viehe hatte er dem Ansehen nach seine stete Bemühung, wollte dasselbe füttern und in

Acht nehmen und gab vor, er wolle es dahin bringen, daß es noch einmal so wohl als sonst gedeihen solle. Die Weinkeller, Korn- und Vorrathsböden versprach er jederzeit in solchem Wesen zu erhalten, daß es niemals an dem nöthigen Vorrath mangeln solle. Allein wer wollte glauben, daß dies in der That sich also verhalten und nicht größtentheils auf Verblendung und Gaukelwerk hinausgelaufen sei?

Sobald nun aber der Inhaber selbigen adeligen Hauses wieder von obgemeldeter Reise nach Hause kam, so war er sehr mißvergnügt und übel zufrieden, wie er vernahm, was in der Zeit seiner Abwesenheit sich für ein Geist in seinem Hause einlogirt hatte. Deswegen suchte er alle Mittel hervor, diesen ungeladenen Hausgenossen zu vertreiben und wo er ihn nur vermerkt, hat er ihn mit Schelten und Fluchen sehr hart angefahren, da hingegen der Geist sich gestellt, als wenn er hierdurch sehr eingetrieben werde, und sich demnach auf's Bitten gelegt und gesagt: „man möge doch etwas gemach auftreten und bedenken, welch großer Nutzen von seiner Anwesenheit zu erwarten sei, indem er diesem Hause alles Glück zuwenden wollte, welches er auch bisher geleistet und Alles in gutem Wohlstande erhalten hätte." Allein alle diese Vorstellungen wollten nicht helfen, es wollte dieser Herr den Hinzelmann nicht bei sich wissen, sondern gebot ihn hinwegzuweisen und von seinem Hofe zu entfernen, ja was ihm zur Hand kam, es mochten nun Prügel, Steine, Krüge sein, solches warf er nach dem Orte, wo er den Geist zu treffen vermeinte. Der gute Hinzelmann vermeinte aber durch die Vermittelung des Frauenzimmers die Sache wieder gut zu machen, kam deswegen zu dem Fräulein und bat sie, bei dem Herrn des Hauses seinetwegen eine Fürbitte einzulegen, damit ihm nur ein kleiner Raum möge verstattet sein. Allein der Herr wollte davon nichts hören, sondern seiner unbedingt los sein und setzte ihm immer heftiger zu.

Wie nun der Geist sich davon gezwungen fühlen mochte, von hier zu weichen, so kam er nochmals zu letztgedachtem Fräulein, klagte demselben mit trauriger Stimme, daß man ihn hierselbst so heftig verfolge, da er ihnen doch bisher mehr Gutes als Böses erwiesen und er auch noch ferner dieses Haus glücklich zu machen entschlossen sei, allein weil man seiner los sein wolle, so sei er bedacht, von dannen zu ziehen; er könne sich zwar wegen seiner Verstoßung wohl rächen und es dahin bringen, daß diejenigen, so ihn jetzt vertrieben, in die äußerste Armuth gerathen sollten, allein um ihrer, des Fräuleins willen wolle er es unterlassen und sich seiner Rache, die er sonst wohl anwenden könne, begeben. Hierauf hat er dem Fräulein mit betrübter Stimme gute Nacht gesagt und ist von dannen geschieden, also daß man von ihm seitdem nichts mehr hat hören noch erfahren können. Es haben nach der Hand Einige vorgeben wollen, daß dieser Hinzelmann kein rechter Geist, sondern ein Schwarzkünstler gewesen sei; doch daß dies der Wahrheit zuwider, wird ein Jeder, der die bisher erzählten Umstände überlegen wird, leichtlich gestehen. Uebrigens ist gegenwärtige Geschichte buchstäblich wahr, und hat die hohe Obrigkeit zu jener Zeit selbst wegen des Verlaufs gründlich verständigt sein wollen und deshalb an den Ort, wo sie sich zugetragen, reskribirt, daß man ihr die Beschreibung der rechten eigentlichen Bewandtniß pflichtmäßig einschicken solle, da denn die Erzählung in den Hauptsachen, wie sie hier wiedergegeben, genau bestätigt worden ist.

685) Die alten Sprüche vom Herzogthum Westphalen. [1])

Westphalen hat stets für ein unfruchtbares Land bei unsern Vorfahren gegolten, weil kein Wein daselbst wächst und auch das Bier an vielen Orten schlecht ist, wie die bekannten Verse davon lauten:

Hospitium vile, groff Brod, dünn Bier, lange Miele
Sunt in Westphalia, si non vis credere, loop da.

Oder: Schlecht Logiment und lange Meil,
Schwarz Brod, schlimm Bier, grob Schweizer Keul
Giebt's allenthalben in Westphalen,
Wer es nicht gläubt, mag's selbst erfahren.

Von den Einwohnern aber hat man folgenden Vers, der freilich nicht mehr paßt:

Westphalus est sine pi, sine pu, sine con, sine veri.
(d. h. sine pietate [ohne Frömmigkeit], pudore [Scham], conscientia [Gewissen], veritate [Wahrheit].)

686) Die beiden heiligen Ewalde. [2])

Als das deutsche Volk noch in den Banden des Heidenthums lag, kamen zwölf fromme Männer aus England, um die Lehre Christi zu predigen. Unter diesen waren zwei Brüder, von denen der eine der weiße, der andere aber der schwarze Ewald genannt ward. Sie kamen auf ihrer Wanderung in der heißen Sommerzeit in einen Flecken, genannt Laer, gelegen im Stifte Münster. Nicht weit von Burgsteinfurt verrichteten sie ihre Gebete, segneten und belehrten das Volk. Dieses aber war seinen Götzenbildern zugethan und verachtete die heilige Lehre. Als nun die Sonnenhitze sehr groß und die Gegend wasserleer war, die durstigen Heiden aber vergeblich ihre Götzen um Wasser anflehten, da traten die frommen Brüder mit dem Bilde des gekreuzigten Heilandes in der Hand auf einen Felsen, beteten und segneten selbigen, und siehe, da sprang aus dem harten Steine eine frische, klare Wasserquelle unter ihren Fußtapfen hervor und labte das ganze Volk. Erstaunend erkannte der Trost des Landes die Kraft und Heiligkeit der beiden Fremdlinge; willig räumte er ihnen einen Acker ein, welcher reiche Früchte trug, und alle Heiden der Umgegend ließen sich taufen in dem Wasser der wunderbar entstandenen Quelle. Die Brüder aber zogen weiter in das Land, um auch den benachbarten Völkern das Evangelium zu predigen. Indeß nicht überall wurden sie so aufgenommen, im Gegentheil: auf dem noch heute so genannten Mordhofe zu Apelterbeck zwischen Unna und Dortmund wurden die frommen Brüder von den Heiden qualvoll hingerichtet; ihre Leichname wurden indeß später von dem Erzbischoff Kuno aus ihren Gräbern genommen und im Dome zu Münster beigesetzt. Zu Laer heißt noch gegenwärtig der Acker, welchen sie besaßen, der Heiligenkamp, und ist auf demselben zur Ehre ihres Namens eine Kapelle erbaut, welche die älteste in Westphalen sein soll.

[1]) S. Berckenmeyer, Curieuser Antiquarius Bd. I. S. 62.
[2]) S. Stanaetel's Annalen des Westphäl. Kreises Bd. I. S. 69. Von Steinen, Westphäl. Geschichten Bd. XII. S. 736 ꝛc.

687) Die heilige Ida.[1])

Als Kaiser Karl der Große ganz Sachsen unter seine Botmäßigkeit gebracht und das Christenthum daselbst eingeführt hatte, ernannte er den Grafen Egbert, einen Neffen Wittekind's, zum Herzog über die Sachsen zwischen dem Rhein und der Weser. Derselbe war allerdings verheirathet gewesen, allein seine Ehe blieb kinderlos, und bald vereinsamte der Tod seiner Gemahlin seine Burg in der Nähe des Klosters Liesborn gänzlich. Da trug ihm der Kaiser eine Sendung in das benachbarte Frankenland auf; dort aber wurde er krank und ward in das Haus eines fränkischen, nahe mit Karl d. Gr. verwandten Grafen gebracht, um dort gepflegt und geheilt zu werden. Hier erholte er sich auch bald unter den Händen seiner sorgsamen und unermüdlichen Pflegerin, der schönen Tochter des Grafen, Ida, und bald nach seiner Genesung erklärte er derselben seine Liebe, fand Erhörung und vermählte sich mit ihr. Auf seiner Rückreise nach seiner Burg kamen sie über Herzfeld an der Lippe, und da es gerade Abend war, schlugen sie mitten unter den schönen Bäumen des diesen Ort umgebenden Waldes ihr Nachtlager auf. Da sah die Gräfin Ida, als Alles um sie herum im tiefsten Schlafe lag, während sie selbst nicht hatte einschlafen können, einen mit himmlischem Licht umflossenen Engel an ihr Lager treten, der zu ihr sprach: „An diesem Orte sollst Du einen Tempel des Herrn bauen, in welchem Du dem Herrn dienen und mit Deinem Gemahle einst ruhen wirst, bis Du auferstehst von den Todten." Sobald es Tag geworden war, theilte Ida ihrem Gemahle die gehabte Erscheinung mit, und Beide beschlossen den Willen des Herrn auszuführen und ihm hier eine Kirche zu errichten. Der finstere Wald ward gelichtet, und das Werk nahm einen schnellen Fortgang. Die Gräfin aber zeigte sich selbst bei dem Bau mit thätig, denn mit ihrem zahmen Hirsche holte sie selbst aus weiter Ferne Steine zum Bau mit herbei. Das treue Thier folgte ihr selbst durch die Lippe, ohne einen Stein zu verlieren, und noch heutigen Tages sieht man tief in dem Bette der Lippe den grünen Weg (bei Speckmanns Erbe), welchen die h. Ida mit ihrem Hirsche gewandelt sein soll. Von diesem Hirsche soll auch Herzfeld seinen Namen haben, wie solches durch ein Bild in einer dortigen alten Kapelle angedeutet zu sein scheint, worauf Ida abgebildet ist, wie sie unter einem Baume ruht und der Hirsch, sie fromm anschauend, mit dem Kopfe auf ihrem Schooße neben ihr liegt.

Als Ida den heiligen Bau vollendet hatte, zog sie mit ihrem Gemahl nach Eckelborn (Egbertsburg) an der Lippe und führte mit ihm ein langes glückliches Leben, indem sie ihrem Gemahl fünf Kinder gebar. Nach seinem Tode zog sie sich in eine von ihr erbaute Kapelle, wo sie auch den Leichnam ihres Gemahls beisetzen ließ, zurück und ließ sich einen steinernen Sarg machen, den sie täglich mit Brod und Almosen füllte und seinen Inhalt an die Armen vertheilte. Als sie zwischen 826 – 830 gestorben war, ward sie in demselben Sarge begraben, aber erst im J. 980 kamen ihre Gebeine durch den Bischof Dodo von Münster in die Kirche von Herzfeld. Diese Ida ist übrigens die Stammmutter des hohen preußischen Königshauses.

[1]) S. Münsterische Geschichten, Sagen und Legenden. Münster 1825 in 8. S. 22 ꝛc.

688) Die Stiftung des Klosters zu Freckenhorst.[1])

Zu der Zeit König Ludwigs des Deutschen lebte ein sehr reicher Ritter Namens Ewerword, der den größten Theil des heutigen Münsterlandes als Eigenthum besaß. Derselbe besaß eine Frau, aber keine Kinder. Da begab es sich, daß einst sein Schäfer Frikyo schlaflos bei seinem Vieh in der Hürde lag, die auf einem Berge knapp in dem zum Ewerword'schen Schlosse gehörigen Forste stand, und ein großes schönes Licht sah, welches durch den Busch und über die ganze Gegend leuchtete. Es wurde von Nacht zu Nacht größer, wenn aber der Hirt bei Tage den feurigen Platz betrachtete, fand er Alles wie ganz gewöhnlich. Als eines Tages der Voigt zu ihm kam, entdeckte er sich diesem, welcher ihm aber alle Furcht ausredete und seinem Herrn erzählte, was er gehört hatte. Ewerword staunte, betete zu Gott und sendete einige seiner Ritter ab, die Nacht in dem Forste zuzubringen. Sie sahen aber das Licht noch schöner und größer und eilten zu ihrem Herrn zurück, um ihn davon zu unterrichten und ihn zu bitten, sich selbst von dem Wunder zu überzeugen. Dies geschah auch; Ewerword zog mit großem Gefolge hin und schlug daselbst sein Lager auf. In der Nacht aber erblickte er vor sich ein blendendes Licht in Gestalt eines wunderlichen klaren Hauses und durch die Mitte des Feuerhauses stieg eine Figur wie die eines Mannes und nahm an einer Seite das Maß desselben nach der Größe des Lichte, welches da schien. Am andern Tage fanden aber die Herren den Boden an jener Stelle wie von einem Blitze gedörrt, so breit und lang als das Licht geschienen und der Wundermann gemessen hatte. Die Erscheinung währte bis zum Morgen; Ewerword aber lag in frommem Gebete, und als der Tag anbrach, da entschlief er und hörte im Schlafe eine Stimme vom Himmel rufen: „Ich Petrus, ein Apostel Gottes, habe als ein wahrer Zimmermann das Fundament des Tempels gelegt, sieh Du zu, Ewerword, wie Du darauf bauest!" Als Ewerword erwacht war, fiel er auf seine Kniee nieder und dankte Gott für seine Gnade; dann aber ließ er auf den Rath des Bischofs Lutbertus von Mimigarde den Wald lichten und erbaute hier eine Kirche zu Ehren des h. Petrus. Beim Aufgraben des Fundamentes aber soll man einen Stein mit den eingedrückten Fußtapfen des h. Petrus gefunden haben. Lange Zeit ist aber dieser Stein aufbewahrt worden, bis er endlich verschwunden ist. Diese Kirche ist aber vermuthlich die jetzt zu einem Holzmagazin umgeschaffene Petrus Kapelle, denn die eigentliche Kirche ist jünger (v. J. 1129).

Da nun aber trotz der frommen Stiftung die Ehe Ewerword's kinderlos blieb, so beschloß er um die Kirche herum ein vollständiges Kloster zu erbauen und pflanzte in den dabei angelegten Garten einen Aepfelbaum, den seine Großmutter einst aus dem dürren Stabe des Apostels Bonifacius gezogen hatte. Hierauf zog er nach Fulda und starb als Mönch in dem Kloster, wo die Gebeine dieses heiligen Mannes ruhen; seine Gemahlin Gewa aber ging in das von ihm gestiftete Kloster zu Freckenhorst und starb hier als Aebtissin. Ihre Nachfolgerin war die von ihr als Tochter angenommene Thiatildis. Letztere liegt in ihrer Kapelle begraben, und man zeigt noch in einem tiefen Gewölbe der Abtei ihr Grab neben einem der

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 45 ꝛc.

Sage nach grundlosen Brunnen. Es ist viereckig aufgemauert, mit einem hölzernen Deckel einfach zugedeckt und steht jetzt ohngefähr in der Mitte des Gewölbes. Früher soll er sich von Westen nach Osten bewegt haben und jährlich einen Hahnenschritt weiter gekommen sein. Auffallend ist es jedenfalls, daß gläubige alte Leute erzählen, in ihrer Jugend sei der Zwischenraum zwischen der östlichen Mauer und dem Grabe kaum einen Fuß breit gewesen, da er doch jetzt mehrere Schritte breit ist.

Im J. 1669 ließ Bernhard von Galen die Gebeine der h. Thiatildis aus ihrem steinernen Sarge nehmen und in einem prachtvollen silbernen Sarge auf's Neue bestatten, welcher gegenwärtig noch vorhanden ist und jährlich in Prozession umhergetragen wird. Auch dieser silberne Sarg soll sich in neuerer Zeit um einen Schritt fortbewegt haben.

689) Das heilige Kreuz zu Freckenhorst.[1])

In alter Zeit lebte einst eine Aebtissin zu Freckenhorst, die Tag und Nacht in frommes Gebet zu Gott versunken war. Einst kam ihr der Gedanke in den Sinn, sie wolle Gott um eine Gabe und ein Heiligthum bitten, woraus sie sähe, daß sie ganz bei ihm in Gnaden wäre, und welches gleichzeitig eine ewige Zierde für Kloster und Kirche sein sollte. Als sie nun eines Tages auf dem Estrich des Chores kniete und Gott mit aller Inbrunst um eine solche Wundergabe anflehete, kam plötzlich aus dem Gewölbe der Kirche ein schönes heiliges Kreuz, vom Himmel gesandt, und fiel vor die Füße der Aebtissin in einen Stein, auf dem es stehen blieb, als wäre es in weiches Wachs gedrückt, und Edelsteine funkelten an demselben. Die Aebtissin erschrak und schrie, rief aber den Priester herbei, und nun wurde das Kreuz auf den Altar gesetzt und Gott und dem Kreuze erscholl Lobgesang von dem ganzen Stifte.

Eines Tages kam aber der Bruder der Aebtissin in das Kloster und klagte, daß er große Verluste durch seine Feinde erfahren hätte; die Aebtissin aber theilte ihm mit, daß sie im Besitz dieses wunderthätigen Kreuzes sei, und daß er mit dessen Hilfe möglicher Weise seinem Schaden wieder beikommen könne. Auf sein Bitten trat sie es ihm auch gegen die Uebergabe von 60 Ritterburgen für eine kleine Weile ab, und so wie er im Besitz des Heiligthums war, schlug und vernichtete er alle seine Feinde ohne Mühe. Da kam ihm der gottlose Gedanke, es gar nicht wieder zurückzugeben; allein seine Ritter bestanden darauf, daß er es erst wieder zurückgeben müsse, er könne es sich ja nachher wieder mit Gewalt holen, dann habe er sein Wort erfüllt. Wie gesagt, so gethan; er raubte es nach geschehener Zurückgabe, und die Aebtissin starb vor Kummer über den Verlust.

Als das ihr Bruder hörte, ward er traurig und zog weg nach Livland, das Kreuz aber gab er doch nicht wieder aus seinen Händen. Als nun einst ein Priester vor dem Altar Messe lesen wollte, worauf das Kreuz stand, erscholl der Ruf, daß Feinde im Anzuge seien, in die Kirche; Alles eilte hinaus, der Priester brach die Messe ab und vergaß das Kreuz mitzunehmen. Da erscholl an Lengwyck, einen frommen Diener Gottes, der allein in der Kirche zurückgeblieben war und für das Heil der Stadt betete,

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 53.

eine himmlische Stimme: er solle das Kreuz nehmen und es nach einem Orte tragen, der Freckenhorst heißt. Derselbe eilte nach dem Altar, nahm das Kreuz und ging aus der Kirche. Bald aber ward es ruchbar, daß das Kreuz gestohlen sei, und rings wurden alle Straßen bewacht und die Thore geschlossen. Lengwyck trug das Kreuz in einer Feldtasche und kam zum Thore. Er betete zu Gott, er möge ihn nicht verlassen, und schritt dann kühn vorwärts. Wie er nun dem Thore nahe war und die Soldaten auf ihn zukamen, da sah er, wie das Kreuz aus der Tasche kam und in's Wasser sprang. Als die Soldaten nichts bei ihm fanden, ließen sie ihn seines Weges ziehen. Als er eine Stunde gegangen war, betete er, Gott möge ihm doch das Kreuz wiedergeben, sah mit frommem Glauben in seine Tasche, und siehe, das Kreuz lag darin wie vorher. Er wanderte fort und kam zu einer Wittwe in die Nachtherberge. Er bat diese, ihm die Tasche zu verwahren, und die Frau verschloß sie in einer Kiste in dem Zimmer, wo sie selbst schlief. Um Mitternacht weckten sie wunderbare Stimmen aus dem Schlafe, wie Engelgesänge, und auf der Kiste brannten viele Wachskerzen. Da dachte sie, es müsse ein großes Heiligthum sein, was ihr der Fremde zu behüten gegeben habe. Als er also abreisen wollte, so gab sie ihm die leere Tasche und schwur, nichts Anderes erhalten zu haben, und wies ihm zornig die Thüre. Er ging aber im Vertrauen auf die himmlische Stimme seines Weges. Als er nun eine Strecke gegangen war, betete er zu Gott, daß er ihm das Kreuz wiedergeben möge, sah mit frommem Glauben in seine Tasche, und siehe, von Stund' an war das Kreuz wieder bei ihm. So kam er zu einem großen Baume in der Nähe von Freckenhorst und legte sich unter ihm hin, um zu schlafen. Es war spät im Herbste und überall das Laub gelb. Als er erwachte, vermißte er das Kreuz, rings um ihn her aber war Alles grün wie im Frühling, und über ihm sangen die Engel; als er aber aufsah, stand das Kreuz hoch auf einem Baume, umgeben von brennenden Wachskerzen. Da ließ er das Kreuz dort, eilte nach Freckenhorst und zeigte der Aebtissin und der ganzen Versammlung die wunderbare Veranlassung und den Zweck seiner Reise an. Die Aebtissin aber versammelte die ganze Kirche, und das heilige Kreuz ward unter Prozession und Glockengeläute wieder in die Kirche, wo es früher gestanden hatte, zurückgebracht.

Hier wird es noch gehalten und gezeigt. Es ist ein steinernes Kreuz von ohngefähr gleichen Balken, die $^1/_2$ Fuß lang sein mögen; Edelsteine sind nicht mehr daran zu sehen, statt deren aber acht glänzende steinerne Buckel auf der Vorderseite, und es ist möglich, daß dies die in der Sage bezeichneten Edelsteine sind. Es ist in Verbindung gesetzt mit dem Behälter der Reliquie vom Kreuze Christi und wird so an dem Kreuzerfindungstag in Prozession herumgetragen. Der Horst aber, wo Lengwyck schlief, heißt hei . noch Gronhorst (der Name einer heutigen Bauerschaft), weil er grünte, während um ihn Alles gelb war.

690) Der Eisel des Bischofs Wulfhelm.[1])

Der Bischof Wulfhelm (um 860) war einst von Münster nach Rom gezogen, wo ihn der Papst mit Kostbarkeiten und Reliquien reich beschenkte.

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 60.

Er lud Alles auf einen Esel und zog frohen Sinnes nach Münster zurück. Unterwegs kam er mit dem Thiere in das Tyroler Schneegebirge, und zu seinem größten Leidwesen stürzte dasselbe hier in eine tiefe Bergschlucht hinein und wurde von dem Schnee über und über begraben. Der fromme Bischof sah die Unmöglichkeit, das Verlorene wieder zu erhalten und ging mit Ergebenheit in den Willen Gottes getrost weiter fort. Schon war er mehrere Tage gegangen und dachte kaum noch an den Esel, als er des Abends ein Städtchen vor sich sah, wo er zu übernachten gedachte. Es fing eben an finster zu werden, als er in das Stadtthor eintrat und zu seinem großen Erstaunen bemerkte, daß sein verlorener Esel neben ihm einherschritt, welcher, wunderſam errettet, sämmtliche Kostbarkeiten und Reliquien auf dem Rücken trug. Der Bischof streichelte das treue Thier, kam glücklich in Münster an und setzte alles Volk nicht minder wegen seines Esels als wegen seiner Reliquien und übrigen Schätze in Erstaunen.

691) Der heilige Sueder.[1])

Sueder oder Switzer, der vom Kaiser Otto dem Dritten zum Bischof von Münster erhoben ward, war wegen seiner Tugenden ein in ganz Deutschland hoch angesehener Mann. Einst hatte ihm einer seiner Kämmerer einen Hut gestohlen; der fromme Bischof redete ihn deshalb freundlich an und ermahnte ihn zur Reue über die begangene That. Da aber der Kämmerer den Diebstahl mit frecher Stirn ableugnete, so legte der Bischof ein Messer auf den Tisch, sprach einen Segen darüber und befahl dem Kämmerer, dasselbe wegzunehmen. Kaum hatte dieser das Messer ergriffen, so wurde es plötzlich glühend in seiner Hand, worauf er es wegwarf und reumüthig sein Verbrechen gestand.

Zu einer andern Zeit wurde dieser fromme Bischof bei dem Kaiser Otto heimlich angeschwärzt und nach Speier vor die Reichsversammlung berufen, um sich wegen mehrerer ihm angeschuldeter Verbrechen zu vertheidigen. Als er nun auf dem Wege dahin Gott um Hilfe anflehte gegen die Nachstellungen seiner Verleumder, sah er hoch über sich in der Luft zwei weiße Tauben fliegen und dachte in seinem Herzen: „Wie soll ich es dem Kaiser beweisen, daß ich schuldlos bin wie diese Thiere da?“ Siehe, da kamen die Tauben hoch aus der Luft auf seine Schultern herabgeflogen und blieben da sitzen; er gebot ihnen im Namen des Herrn, ihm zu folgen, und sie flogen über seinem Haupte bis nach Speier. Da kam er zum Kaiser, öffnete das Fenster und sprach: „Herr Gott, gieb meinem Richter ein Zeichen meiner Unschuld!“ Die Tauben kamen abermals geflogen, setzten sich leise und behutsam auf das Haupt des Bischofs und flogen wieder von dannen. Der Kaiser erstaunte, empfahl sich seinem Gebete und hieß ihn frei nach Münster zurückkehren, wo er in Frieden sechszehn Jahre lang regierte und um den 19. Novbr. 1012 im Herrn entschlief. Er wurde in dem alten Dom begraben und von allem Volke als ein Heiliger verehrt.

---

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 61.

692) Die heilige Reinhildis. [1])

Zu der Zeit Bischof Wilhelms des Zweiten lebte in der Grafschaft Tecklenburg auf dem Bauernhofe Kniepenhausen zu Westerkappel eine fromme Jungfrau Namens Reinhildis, der es aber eben deshalb, weil sie allzusehr betete und sich beim Läuten einer Kirchenglocke niemals abhalten ließ, sofort jede Arbeit zu verlassen und dem Rufe Gottes zu folgen und zur Messe zu eilen, sehr schlecht ging, da ihre Mutter einen zweiten Mann geheiratet hatte und sie bei ihr keinen Schutz gegen die Härte dieses ihres Stiefvaters fand. Gleichwohl war Gottes Segen sichtbar mit ihr, Alles gedieh unter ihren Händen; die pflügenden Pferde gingen ohne ihre Leitung den gewohnten Weg, und wenn sie aus der Kirche zurückkam, war so viel Land umgeackert, als ein fleißiger Pflüger in der Zeit ihrer Abwesenheit hätte umpflügen mögen. Dies ärgerte aber ihre bösen Eltern gar sehr, denn sie hätten es lieber gesehen, wenn sie ihr wegen nicht gethaner Arbeit etwas am Zeuge hätten flicken können. Als daher einst Reinhildis in einen tiefen Brunnen hineinsah, wie der Himmel so schön darin widerscheine, da schlich ihre Mutter heran und stieß sie in die Tiefe hinab. Aber Engel schützten mit unsichtbaren Händen die heilige Gottesbraut und hoben sie unverletzt aus dem Abgrund. Als aber am andern Morgen ihre Mutter mit Verwunderung sah, wie die Gerettete bräutlich geschmückt am Brunnen saß und ihr Haar flocht, da keimte schnell in dem bösen Herzen der Entschluß zu einem neuen Frevel. Mit süßen Worten lockte sie die arglose Jungfrau in's Haus hinein und ging mit ihr in einen tiefen unterirdischen Keller, worin es kalt war und düster wie die Nacht. Hier in feuchter Finsterniß, wohin niemals ein Strahl des Tages und kein Ton der Menschen gedrungen war, ermordete das blutdürstende Weib ihre eigene Tochter und verscharrte die Leiche heimlich in die Erde. Diese schreckliche That sollte aber nicht verborgen bleiben, denn es leuchtete ein glänzender Stern so lange über dem Hause, worin der Frevel begangen worden war, bis man den Leichnam auffand. Auch war in derselbigen Stunde, worin sie gemordet worden, ihr Stiefvater todt vom Pferde zu Boden gestürzt.

Einige Tage nachher begrub man die beiden Leichen auf dem Todtenacker zu Westerkappel. Reinhildis Körper sollte aber nicht bei dem ihres Stiefvaters ruhen, darum hat man nach dem Begräbniß denselben dreimal entfernt vom Todtenacker aufgefunden. Deshalb riethen nun fromme Männer aus der Gegend, man möge den Leichnam auf einen Wagen mit zwei Ochsen bespannt legen, damit er durch diese ohne menschliche Leitung dahin gebracht würde, wo er nach Gottes Willen ruhen sollte. Als dies geschehen war und die Ochsen, ruhig ihren Weg gehend, den Wagen mit der Leiche durch das Dorf Ibbenbüren fuhren, läuteten die Glocken dieses Dorfes von selbst so mächtig, als wenn ein hohes Fest gefeiert würde, und nicht eher blieben die Ochsen mit dem Wagen stehen, bis sie in ein wildes ungebautes Land kamen, welches mit vielen und hohen Stauden, die man Riesenbeeren nennt, bewachsen war. Von dieser Stelle konnten die beiden Ochsen durch keine Gewalt vertrieben werden, weshalb man dies für ein göttliches Zeichen hielt

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 70 ꝛc. Poetisch behandelt von Ziehnert Bd. I. S. 95 ꝛc.

und hier die Leiche begrub. Weil nun in der Folge viele Wunder auf diesem Platze geschehen sein sollen, hat man ihn durch den Bau einer Kirche verherrlicht, um welche sich nach und nach ein Dorf anbaute, welches theils von den Riesenstauden, theils von dem Bach, der dort fließt, den Namen Riesenbeck erhalten hat. Noch bis auf den heutigen Tag ruht die Leiche der h. Reinhildis in der Kirche dieses Dorfes und soll, wie das Volk sagt, noch ganz unverwest sein.

693) Die Jungfrau von Ottenstein.[1]

Als im Jahre 1408 der Münsterische Bischof Otto IV. den Grafen Heinrich von Solms befehdete und ihn genöthigt hatte, nach seiner Feste Ottenstein im Kreise Ahaus zu flüchten, trat in dem Städtchen, welches ganz und gar von dem bischöflichen Heere eingeschlossen war, endlich[2] eine große Hungersnoth ein, da keine Zufuhr in den Ort hineinkommen konnte. Da beschloß der Graf, der das Elend seiner Unterthanen nicht mehr mit ansehen konnte, sich seinem Feinde auszuliefern. Allein er besaß eine junge und schöne Tochter, die er zärtlich liebte und der er die Leiden einer Gefangenschaft ersparen wollte. Deshalb schickte er einen Boten an den Bischof und ließ ihm vorschlagen, er wolle ihm am andern Tage den Platz übergeben, sofern seine Tochter mit ihren Kleinodien frei und sicher abziehen dürfe. Der Bischof aber war ein grimmiger Mann und konnte es nicht erwarten, den Grafen in seine Hände zu bekommen. Er ließ ihm also sagen, wenn um zwei Uhr des Nachmittags die Thore der Feste geöffnet würden, so möge seine Tochter in Gottes Namen mit ihren Schätzen, so viel sie deren tragen könne, von dannen ziehen. Der Herold ging zurück, und als die Glocke zwei Uhr schlug, da harrte der Bischof mit seinem Heere vor dem Thore von Ottenstein und wartete, daß dasselbe geöffnet würde. Schon zog man inwendig die Riegel los, und alle Blicke hefteten sich auf das Thor; siehe, da öffnete es sich und es trat eine zarte schöne Jungfrau, die Tochter des Grafen Heinrich, hervor, welche ihren Vater, den alten Grafen, auf den Schultern hatte und mit der linken Hand in der Schürze ihre Edelsteine und Goldgeschirre trug. Da erstaunte das Kriegsvolk, und selbst den kinderlosen Bischof bewegte das Beispiel einer solchen kindlichen Liebe. Er ließ seinen Grimm fahren, segnete das Mädchen und gab dem alten Grafen den Kuß des Friedens. Von einem gerade zu Ottenstein wohnenden Maler wurde diese Begebenheit in einem Gemälde dargestellt, welches man heute noch in der dasigen Kirche sehen kann.

694) Das eiserne Halsband zu Münster.[3]

Um das J. 1547 war Lambert von Oer zu Kackesbeck, gewesener Commandant zu Münster, wegen mehrerer Schimpfworte mit Gerhard von Heren in Feindschaft gerathen. Als nun einstens der von Oer an einem Sonntag nach Lüdinghausen zur Kirche fahren wollte, lag der von Heren in einem Hinterhalte auf der Landstraße, fiel ihn an und warf ihm ein eisernes

[1] S. Münsterische Geschichten S. 91 ꝛc.
[2] Die Belagerung währte fast zwei Jahre, vom 29. September 1406 bis zum 26. Juli 1408.
[3] S. Münsterische Geschichten S. 101.

Band um den Hals, welches in Nürnberg auf das Künstlichste so gemacht war, daß man auswendig weder ein Schloß noch eine Fuge daran bemerken konnte. Der von Oer achtete Anfangs wenig darauf, und als er nach Hause kam, sagte er scherzend zu seiner Frau: „Siehe, hier kommt der alte Reckel mit dem Halsbande!“ Da er nun aber kein Schloß daran fand und es auf keine Art öffnen konnte, kam ihm die Sache ernstlicher vor, und als er nun sogar bemerkte, daß das Halsband inwendig voll von kleinen Stacheln war, welche sich bei der geringsten Bewegung in das Fleisch eindrückten, so war er in der größten Verlegenheit und wußte Tag und Nacht vor Angst und Schmerzen nicht, wohin er sich wenden sollte. Zuletzt ging er nach Münster, um sich bei einem Schmied Hilfe zu verschaffen; allein keiner von allen wollte es wagen, das Halsband gewaltsam zu sprengen, bis endlich der Schmiedemeister Thiel Schwoll auf der Hörter Straße sich entschloß, das Werk zu unternehmen. Muthig legte der von Oer seinen Hals auf den Ambos, der Meister Schwoll nahm einen gewaltigen schweren Hammer und schlug mit allen Kräften dreimal auf das Halsband mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes!“ Bei dem letzten Schlage sprang es auf und der von Oer war gerettet. Das künstliche Halsband wird aber noch bis auf den heutigen Tag im Rathhause zu Münster aufbewahrt und den Fremden als Merkwürdigkeit gezeigt.

695) Der Kopf des heil. Liborius.[1])

Im Jahre 1660 hatte der Bischof Bernhard von Galen Münster belagert und den Bürgern manches Leid angethan, so daß sie zuletzt den Frieden nehmen und ihm die Stadt übergeben mußten. Da zog er mit großem Gefolge von Geistlichen, Domherren, Rittern und Soldaten in die Stadt ein, und am Thore der Citadelle übergab ihm der Magistrat den Schlüssel und leistete einen neuen Huldigungseid. Das Volk von Münster aber, welches kurz vorher noch auf ihn folgendes Spottlied gesungen hatte:

Bernden von Gaolen
Kann puchen, kann praohlen,
Kann stinken, kann leigen,
Kann Lüde betreigen,

jauchzte ihm zu, nur der h. Liborius, dessen Bildsäule im bischöflichen Ornate an der Ecke des Rathhauses steht, bezeigte sein Mißfallen; denn nachdem schon einige Mönche bemerkt hatten, daß er den Kopf etwas schüttele, schüttelte er ihn, als der Bischof gerade vor dem Rathhause war, dermaßen, daß er ihm ab und zur Erde fiel. Hierüber erstaunte alles Volk, und Niemand wagte es, dem heiligen Manne seinen Kopf wieder aufzusetzen. Erst in der neuern Zeit hat man ihm einen neuen Kopf aufgesetzt, mit welchem er sehr ängstlich nach der Rothenburg hinsieht, so daß man jeden Augenblick glaubt, er wolle abermals anfangen ihn zu schütteln.

696) Das heilige Meer.[2])

In den Kirchspielen Hopsten und Recke, acht Stunden von Münster, liegt ein großes klares Wasser, ungefähr 2500 Schritt im Umfang, welches

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 165 ꝛc.
[2]) S. Münsterische Geschichten S. 161. Berckenmeyer, Antiquarius Bd. I. S. 622.

ganz rein und sehr tief ist, so daß man an etlichen Stellen sogar keinen Grund finden kann. In diesem Wasser ist in uralten Zeiten des Nachts bei Sturm und Wetter ein Kloster tief in die Erde gesunken, so daß am andern Morgen zum größten Erstaunen des Landes ein Wasser gefunden wurde, wo Tages vorher noch ein prächtiges Kloster gestanden hatte. Das neu entstandene Wasser aber ward von den Leuten das heilige Meer genannt und hat diesen Namen bis auf den heutigen Tag behalten. Jährlich kommen noch tief aus dem Grunde einige Balken in die Höhe, welche sich von dem Gebäude losreißen und so nach vielen Hunderten von Jahren wieder an das Tageslicht kommen. Auch finden sich in jedem Frühling eine Menge von weißen Schwänen auf dem heiligen Meere ein, welche tief aus Norden kommen, eine Zeit lang auf dem Wasser einherschwimmen und dann in ihre Heimath zurückziehen. Man sagt aber, daß dieses Wasser kein Schiff auf seiner Oberfläche schwimmen lassen soll.

697) Der Ludgerus-Brunnen zu Billerbeck.[1])

Als der h. Ludgerus, der erste Bischof von Münster (geb. 744), sich einstmals in Billerbeck aufhielt und eines Abends auf die benachbarten Berge hinausging, um die freie Natur zu genießen, kam er auch auf den sogenannten Billerbecker Berg. Er fand mitten im Walde ein kleines erbärmliches Häuschen, und als er näher kam, sah er eine Frau in der Thür stehen, welche sehr schmutzig gekleidet und im Gesichte ganz schwarz war. Er ging hinein und fragte die Frau nach dem Grunde ihrer Unreinlichkeit, worauf diese ihm antwortete: „Herr, der Brunnen, den Du hier siehst, ist ausgetrocknet, die ganze Gegend ist wasserleer und ich weiß nicht, wo ich mich waschen soll." Kaum hatte die Frau ausgeredet, so ergriff Ludgerus mit den Händen zwei Gänse, welche eben neben ihm standen, warf dieselben in den ausgetrockneten Brunnen und sprach: „Diese Thiere werden sich durch die Erde einen Ausgang suchen; gebt genau Acht, wo sie wiederum zum Vorschein kommen, und grabet an dieser Stelle einen Brunnen, welcher Euch Wasser geben wird in Fülle und der so lange die Welt steht nicht versiegen soll." Die Gänse arbeiteten sich sogleich in die Erde hinein, gruben sich durch den ganzen Berg hindurch und kamen am andern Morgen zum Wunder der Leute in Billerbeck aus der Erde hervor. An der Stelle aber, wo sie an's Licht kamen, entstand eine herrliche klare Quelle, welche gegenwärtig noch reichlich fließt und der Ludgerusbrunnen genannt wird. Das Bildniß des heiligen Bischofs steht in Stein darauf abgebildet, wie er in der einen Hand seinen Bischofsstab trägt und mit der andern auf den Berg hinzeigt, woher die wunderbare Quelle entstanden ist.[2]) Auf dem Billerbecker Berge aber selbst steht gleichfalls an der Stelle, wo ehemals der vertrocknete Brunnen stand, Ludgerus in Stein abgebildet, wie er im Begriff ist, den Stein in den Brunnen zu werfen.

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 162. Anders wird diese Sage erzählt von Ad. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859. Bd. I. S. 97. 98.

[2]) So war es früher, jetzt hat man die Statue ohne Grund anders gewendet.

698) Ludgerus und die Gänse.[1])

Als der h. Ludgerus einmal in dem Kirchspiele Billerbeck spazieren ging, da kam er vor einem kleinen Tagelöhnerhäuschen vorbei. Der Besitzer trat an die Thüre und klagte dem heiligen Manne seine Noth also: „Hört", sagte er, „es kommen alle Tage eine Menge Gänse auf meinen Acker, die fressen mir das Bischen Getreide weg, welches ich darauf stehen habe, und wenn ich sie auch wegjage, so hilft mir das nicht viel, denn sie kommen immer wieder." Da fing Ludgerus an zu lachen und sagte dem Manne: „Du bist ein dummer Bauer, sage Du den Gänsen, sie sollen in Deinen Stall gehen!" und dann ging er wieder ab. Der Bauer aber war klug genug; er dachte: „nützt es nichts, so schadet es auch nichts!" Darauf ging er auf sein Feld und sagte zu den Gänsen: „Nun geht ihr mir alle da in den Stall hinein!" Er hatte es kaum gesagt, da kamen die Gänse in einer langen Reihe an und gingen eine nach der andern in den Stall hinein. Am nächsten Tage kam der heilige Ludgerus wieder vorbei und fragte den Bauer: „Na wie steht es mit den Gänsen?" Da fiel der Bauer auf seine Knie und sprach: „Herr, sie sind alle in meinem Stalle drinnen!" Da lachte Ludgerus wieder, drohte den Gänsen mit dem Finger und sprach: „Daß ihr mir nicht wieder herausgehet!" Seitdem sind die Gänse immer in dem Stall geblieben und haben dem Bauer sein Getreide nicht mehr aufgefressen.

699) Der Honigtopf zu Billerbeck.[2])

Zu den Zeiten des h. Ludgerus begab es sich, daß ein Mann mit einer Frau in einer unerlaubten Ehe lebte. Als nun der heilige Bischof diese gottlose Ehe trennen wollte, kam die Frau zu ihm und wollte ihm zu seiner Versöhnung einen Topf mit Honig schenken. Allein der Bischof war hierüber noch mehr erzürnt und verwies ihren Ehemann aus dem Lande. Einigen seiner Jünger aber gelüstete nach diesem Honig, sie nahmen denselben heimlich an und versteckten ihn hinter einem Altar. Als sie nun von demselben nehmen wollten, während der Bischof an dem Altar die Messe las, da zersprang plötzlich der Honigtopf in tausend Stücke und der Honig mit sammt den Scherben flog den Jüngern in das Gesicht.

700) Die Erbauung der Stadt Münster.[3])

Um das Jahr 568 war der Longobardenkönig Alboin mit einer gewaltigen Heeresmacht in Italien eingefallen um sich hier ein eigenes Königreich zu gründen; an ihn hatten sich etwa 20,000 Sachsen angeschlossen, welche ihr Glück in der Fremde versuchen wollten. Allein es gefiel ihnen nicht lange in dem Lande Italien; Alboin wollte ihnen neue Gesetze aufdringen und so sehnten sie sich in ihre heimischen Länder zurück. Sie führten diesen Wunsch auch aus und zogen durch Gallien in ihr Vaterland zurück. Allein während ihrer Abwesenheit hatten die Schwaben ihre Wohnsitze eingenommen und wollten natürlich dieselben nicht wieder hergeben. Indeß

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 182.
[2]) S. Münsterische Geschichten S. 187.
[3]) S. Münsterische Geschichten S. 195 ꝛc.

boten sie, um Blutvergießen zu vermeiden, den Sachsen an, das Land mit ihnen theilen zu wollen; allein davon wollten diese nichts wissen, sondern verlangten ihre unbedingte Entfernung, und da die Schwaben dies natürlich nicht eingingen, so kam es zum Kampfe. Indeß die Schlacht fiel für die Sachsen unglücklich aus: es fielen ihrer 14,000, und die übrig gebliebenen 6000, die geschworen hatten, ihr Haupt- und Barthaar nicht eher wieder zu ordnen, als bis sie Rache genommen hätten, richteten auch in einer zweiten Schlacht nichts mehr aus, sie wurden abermals geschlagen. Nun zogen sie fort über die Weser nach Westen hin und kamen in eine große Ebene an den Fluß Aa, wo sie sich lagerten und zu bleiben beschlossen. Mit Schmerzen erinnerten sie sich hier an das schöne Land, dessen Wohnsitze sie einst verschmäht hatten, und bauten zum Andenken an das herrliche Mailand, in dessen Nähe sie früher gewohnt hatten, eine Stadt, welche sie gleichfalls Mailand nannten und welche nach allerlei Umgestaltungen des Namens gegenwärtig Münster heißt.

701) Das Hufeisen auf dem Ueberwasser-Kirchhof zu Münster.[1]

Als die Liebfrauenkirche in Münster gebaut wurde, sah der Teufel mit großem Verdruß diesem herrlichen Bau zu und sann auf allerlei Mittel, dieses gottgefällige Werk zu hintertreiben. Endlich beschloß er, durch List die Sinne des Baumeisters zu bethören, schmückte sich, flocht seine Haare in Zöpfe und kam mit schönen Frauenkleidern angethan und mit seidenen Handschuhen und köstlichen Edelsteinen ausgeziert auf den Bauplatz. Allein der Baumeister ließ sich nicht irre machen; auf seinen Maßstab gestützt hörte er unbewegt die Reden der schönen Frau und wies selbst Gold und Edelsteine, welche sie ihm bot, mit Verachtung zurück. Da ergrimmte der Teufel, stampfte zornig mit dem Fuße auf den Boden und verschwand mit Hinterlassung eines argen Gestankes. Sein Pferdefuß aber hat sich in den Stein, auf welchen er trat, abgedrückt, so daß die Spur des Hufeisens noch heutigen Tages auf dem Ueberwasser-Kirchhofe zu sehen ist.

702) Affe, Schaf und Schwein am Dome zu Münster.[2]

Diese drei Thiere sieht man auf der Nordseite dieser Kirche an einer Zinne abgebildet. Der Affe sitzt auf einer dünnen Säule und knackt Nüsse und scheint deren Schalen unter mancherlei Possen herabzuwerfen und die Zuschauer zu belustigen. Am Fuße der Säule sieht auf der einen Seite ein Schaf, auf der andern eine Sau, die begierig aus einem Troge frißt. Von der Entstehung dieser Bildnerei erzählt aber die Volkssage, daß der Erbauer des Domes mit den Domherren uneinig geworden sei und um diese zu ärgern das Bild angebracht und durch folgende Verse gedeutet habe:

Schafskleider tragen wir,
Ein Schweineleben führen wir,
Affenspiele treiben wir.

---

[1] S. Münsterische Geschichten S. 171.
[2] S. Ziehnert Bd. II. S. 160. nach Stahl, Westfäl. Sagen Th. I. S. 109.

703) Christi Himmelfahrt im Dom zu Münster. [1]

Am Christi-Himmelfahrtstage zieht man im Dome zu Münster ein großes hölzernes Kreuz mit einer Kette auf den Apostelgang. An diesem Tage kommen alle Bauern aus der ganzen Umgegend dorthin, um zu zählen, wie oft das Kreuz bei dem Aufziehen kracht, denn genau so viel Thaler kostet der Malter Korn das Jahr hindurch.

704) Der wilde Jäger und der Schneider zu Münster. [2]

Einstmals saß zu Münster ein Schneider am Fenster, da fuhr der wilde Jäger mit seinen Hunden über das Haus her und es war ein Lärmen und Bellen, als wenn die ganze Welt untergehen sollte. Man sagt sonst den Schneidern nach, sie wären furchtsam, allein dieser war es nicht, denn er spottete des wilden Jägers und schrie: „Huhu, huhu, klifflaff, klifflaff!“ und hetzte die Hunde noch mehr an. Da kam aber ein Pferdefuß zum Fenster hineingefahren und schlug den Schneider vom Tische herab, daß er wie todt niederfiel; als er aber wieder zur Besinnung kam, hörte er eine fürchterliche Stimme:

Wust Du met mi jagen,
Dann saß Du auk met mi gnagen!

705) Amtmann Timphot. [3]

Vor alten Zeiten, als die Nonnen noch in dem Tilschen Kloster wohnten, da logirte auf der Süntilger Straße ein fürstlicher Amtmann, ein sehr stolzer hoffärtiger Mann, der immer nur in einer großen, mit schönen Pferden bespannten Kutsche herumfuhr. Er hatte dabei einen grünseidenen Rock an, trug eine weiße Perücke und einen großen grauen Pumphut, weshalb ihn die Leute Amtmann Timphot oder Pumphut nannten. Am Tage der heiligen Scholastika, der auf den 10ten Februar fällt, fiel nun immer ein großes Fest in dem Kloster und die Lauter läuteten den Tag vorher und das ganze Fest über, daß jeder Christenmensch daran seine Freude hatte. Dem Amtmann aber paßte das gar nicht und er ließ den Nonnen mehr als einmal sagen, sie sollten das unnütze Läuten unterlassen, es störe ihn. Die Nonnen kehrten sich natürlich nicht daran, sondern ließen immer lustig darauf los läuten. Nun kam auch einmal wieder der Scholastika-Tag, da fuhr der Amtmann in seiner prächtigen Kutsche, den grünseidenen Rock an, die weiße Perücke und den Pumphut auf, über die Süntilger Straße gerade an der Kirche vorüber, als die Glocken eben recht im Gange waren. Da sah er sich nach dem Thurme um und rief: „Scholastika, Scholastika, ich wollte, daß Dich der Teufel holte!“ Er hatte aber kaum diese gottlosen Worte gesprochen, da kamen gleich zwei Teufel durch die Lüfte und Wagen und Pferde und Amtmann versanken tief in die Erde. Da hat er nun immer in der Erde herumgewühlt und so viel Lärmen und Spektakel gemacht, daß man es auf den darüber liegenden und benachbarten Straßen gehört hat.

[1] S. Münsterische Geschichten S. 192.
[2] S. Grimm, Deutsche Sagen Bd. I. S. 210 und Münsterische Geschichten S. 191.
[3] S. Münsterische Geschichten S. 172.

Endlich hat er es so weit gebracht, daß die Kirche und der Thurm durch sein furchtbares Wühlen eingestürzt sind. Seitdem ist er nun aber aus der Erde befreit und spukt jetzt auf den Straßen herum. Er geht über die Süntilger Straße, durch die Lütke Stiege die Königestraße herunter, auf den Roumborg darf er aber nicht wieder kommen, bis an Hellwegs Bögesken, wenigstens dreht er, wenn er so weit gekommen ist, allemal wieder um. Er setzt aber die Füße niemals auf die Erde, wie ein anderer Mensch, sondern er geht immer ohngefähr eine Elle hoch über der Erde in der Luft herum. Die Leute aber versichern, das komme daher, daß die Teufel nicht wollen, daß er jetzt die Erde betritt, weil er bei seinen Lebzeiten niemals aus Hochmuth zu Fuß gehen, sondern immer in der Kutsche fahren wollte.

706) Die Landmesser in der Galghaide. [1])

In der Galghaide bei Münster hat man bei Nachtzeit mehrmals feurige Streifen über der Erde gesehen. Man erzählt sich, daß in dieser Haide die Landmesser, die vor Zeiten die Marken falsch gemessen haben, umhergehen und mit glühenden Ketten den Boden ausmessen müssen.

707) Die unterirdische Glocke. [2])

Nicht weit von der Stadt Lüdinghausen liegt mitten im Walde ein runder Teich, von dem sich das Volk viele wundersame Geschichten erzählt. Vormals stand an dem Orte, wo jetzt der Teich ist, eine Kapelle und ein heiliger Mann hatte lange Jahre hindurch an ihrem Altar gedient. Als nun einst an einem Morgen fromme Bauersleute dahin wallfahrten wollten, war der Priester und die Kapelle verschwunden und an ihrem Platze war ein Teich zu sehen, in welchem sich der blaue Himmel abspiegelte.

Wunderbar schimmern noch jetzt in seinem klaren Wasser die grünen Blätter alter Buchen und Eichen, deren Zweige über ihn herabhängen, und wie das Volk sagt, wird der glatte Spiegel seiner Fluth weder durch Sturm noch durch Regen in Bewegung gesetzt; wenn man aber in der Kirche zu Lüdinghausen die Glocken mächtig läutet, dann kreiset und spielt der Teich in kleinen Wellen und es tönt in dem himmelblauen Grunde, als läute darin das versunkene Kapellglöckchen.

708) Die Glocken zu Lüdinghausen. [3])

Vor alter Zeit, als die Städte und Dörfer noch keinen Namen hatten, da begab es sich, daß der Leichnam des h. Bischofs Ludgerus von Münster nach Werden gebracht wurde. Nun lag aber etwa sechs Stunden von Münster ein kleines Dorf, da fingen auf einmal zu Ehren des heiligen Mannes alle Thurmglocken von selbst an zu läuten und seit dieser Zeit hieß man das Dorf Lüdinghausen; es wurde aber endlich ein Städtchen daraus, das noch heute diesen Namen führt.

---

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 147.
[2]) S. Münsterische Geschichten S. 178.
[3]) S. Münsterische Geschichten S. 186.

709) Der Name von Werden.[1])

Der h. Ludgerus ist auf seinen Zügen mit seinen Begleitern auch in die Gegend gekommen, wo jetzt Werden liegt, und dieselbe hat ihm trefflich gefallen, so daß er gesagt hat, hier werde noch einmal eine große Stadt erstehen. Als ihn einer seiner Begleiter gefragt hat, wie das wohl geschehen möge, da ja kaum ein Haus hier stehe, hat er gesagt: „Was nicht ist, kann noch werden", und darum hat man die nachher entstandene Stadt Werden genannt. Diese hat sich aber um deshalb bald ansehnlich vergrößert, weil der heilige Mann, ehe er gestorben ist, befohlen hat, man solle seinen Sarg von zwei Ochsen fortziehen lassen und ihn da begraben, wo sie stehen blieben. Die Ochsen sind darauf mit dem Leichnam aufgebrochen und haben ihn nach Werden gebracht; hier hat sich aber plötzlich eine Stimme hören lassen, die gesprochen hat: „Hier will ich ruhen!" Da hat man den Heiligen dort begraben, und seine Prophezeiung ist eingetroffen und Werden eine ansehnliche Stadt geworden.

710) Der Rentmeister Schenkewald.[2])

In alten Zeiten lebte auf dem Schlosse Nordkirchen ein Rentmeister, Namens Schenkewald, welcher die armen, ihm untergebenen Bauern sehr unbarmherzig mißhandelte. Wenn ihm einer das Pachtgeld oder die schuldigen Zinsen nicht auf den Tag bezahlte, so fiel er ihn mit harten Worten an, ließ sich heimlich für seine Nachsicht Geld und Hühner bringen und auch wohl den armen Schuldner von Haus und Hof werfen oder durch das Gericht aupfänden. Schon eine Menge Bauern waren durch seine Habsucht und Unbarmherzigkeit arm geworden, als er endlich an einer ganz plötzlichen Krankheit starb. Das war ein Jubel unter den Bauern, als Schenkewald todt war, nur die vornehmen Leute gingen mit seiner Leiche und tausend Flüche folgten ihm in sein Grab. Allein kaum war er begraben worden, als man in dem Schlosse zu Nordkirchen bemerkte, daß Schenkewald spuken gehe. Des Nachts hörte man ihn die Treppen auf und ab laufen und entsetzlich heulen; Andere sahen ihn an einem Tische sitzend Geld zählen und wenn sie näher kamen, war er plötzlich verschwunden. Die Einwohner des Schlosses wurden endlich dieser Spukereien so müde, daß sie mehrere Messen lesen ließen und Gott baten, den Geist aus dem Schlosse zu verbannen. Als dies geschehen war, hörte man in einer finstern stürmischen Nacht den Schenkewald ärger als jemals umherpoltern. Plötzlich wurde die Hausklingel heftig gezogen, alle Bedienten sahen zum Fenster hinaus und siehe, es hielt eine prächtige Kutsche mit vier kohlschwarzen Pferden vor der Thür. Darin saßen zwei Kapuziner, welche ausstiegen, mit ruhigen Schritten stillschweigend in das Schloß gingen und alsbald mit Schenkewald, welchen sie in der Mitte führten, wieder herauskamen. Alle Drei stiegen in den Wagen, Schenkewald saß zwischen den Kapuzinern, eine Peitsche knallte und mit Blitzesschnelle fuhr der Wagen von dannen, welcher den Weg nach der Tawert verfolgte. Seit Schenkewald in dieser Art abgeholt war, wurde

[1]) S. Kuhn Bd. I. S. 96. Strahl, W.fäl. Sagen Th. I. S. 99.
[2]) S. Münsterische Geschichten S. 161 ꝛc.

auf dem Schlosse Nordkirchen Alles still, in der Dawert fährt er aber seitdem bis auf den heutigen Tag mit den beiden Kapuzinern und in demselben Wagen Tag und Nacht umher. Eine Menge Leute haben ihn fahren sehen und beschreiben bis auf den kleinsten Umstand, wie er aussieht. Auch ist es schon Mehreren begegnet, daß sie den Wagen für eine herrschaftliche Kutsche hielten und sich hinten aufsetzen wollten. Kaum hatten sie ihn aber berührt, so flog der Wagen mit den Pferden hoch durch die Lüfte davon.

711) Plühr-Brücke.[1])

Auf den Dawersbergischen Gütern lebte vor Alters ein Verwalter, Namens Plühr, welcher die armen Bauern häufig mißhandelte und auf jede Art Geld von ihnen zu erpressen suchte. Dafür mußte er nach seinem Tode in die Dawert, wo er die Leute auf mancherlei Art zu necken suchte. Eines Tages ging ein armer Eierkrämer aus Aschederg, genannt Eiertiß, mit seiner Frau durch die Dawert, um in Münster Eier zu verkaufen. Wie sie nun gerade über eine kleine steinerne Brücke gingen, sagte Eiertiß zu seiner Frau: „Du, ich wollte, daß Plühr uns einmal erschiene!" Kaum hatte der arme Mann dies ausgesprochen, so sprang Plühr unter der Brücke hervor, warf seine Eierkörbe um und verschwand. Erschrocken lief Eiertiß mit seiner Frau davon und seitdem wurde die Brücke Plühr-Brücke genannt.

712) Der Hochjäger.[2])

In alten Zeiten stand mitten im Walde in der Dawert eine große mächtige Burg, die Veste Dawersberg, von welcher man gegenwärtig noch die Trümmer sieht. Auf dieser Burg lebte vor vielen hundert Jahren ein mächtiger Ritter, welcher weit umher im Lande gefürchtet wurde, weil er ein rauher unfreundlicher Mann war, der es mit seinen Untergebenen gar arg trieb. Ueberdies sagte man von ihm, er stehe mit dem Teufel im Bunde und Keiner könne ihm etwas anhaben. Die Jagd war seine Hauptbeschäftigung; Tage lang lief er mit seinem Jäger in den wilden Wäldern umher, und wenn seine Bauern ihm helfen mußten das Wild aufzutreiben, so behandelte er sie, als ob es seine Hunde wären.

Einstmals fiel es ihm an einem Ostersonntage ein, mit seinen Genossen auf die Jagd zu gehen und das Wild zu hetzen, und als man ihn warnte, den hohen Festtag nicht zu entheiligen, sagte er: „Ich will nie in das Himmelreich kommen, wenn ich nicht heute einen Hirsch erlege!" Allein sein Frevel blieb nicht unbestraft. Er konnte seinen Schwur nicht lösen und wurde seit diesem Tage mit seinen Gesellen in die Dawert gebannt. Sobald der Tag sich neigt, beginnt sein wildes Treiben und Jagen; Hundegebell und ein furchtbares Hallohs-Rufen verkündigt seine Ankunft hoch in der Luft, und wie das Volk sagt, wird er nicht eher Ruhe finden, bis er den Hirsch erlegt hat, auf den er seine Seligkeit verwettete.

In der Umgegend nennt ihn das Volk allgemein den Hochjäger. Einige behaupten auch, daß er zuweilen mit dem Teufel in einer Kutsche spazieren fahre und Karten spiele.

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 167.
[2]) S. Münsterische Geschichten S. 168.

713) Der Teufel in der Dawert.[1]

Es geht im Münsterschen die Sage, daß in der Dawert außer einer Menge von andern Gespenstern und Kobolden auch der Teufel selbst sein Wesen treibe. Er läßt sich in allerhand Gestalten sehen und erscheint besonders in der Abenddämmerung als ein starker stämmiger Kerl, welcher mit großen Schritten und mit ineinandergeschlagenen Armen unter den alten Eichbäumen umhergeht. Zuweilen findet man ihn auch, wie er ganz ruhig auf einem Schlagbaum sitzt. Er thut indessen Niemandem etwas zu Leide und soll sogar schon mit mehreren Bauern geplaudert haben. Wer ihm aber zu Leibe geht, kommt schlecht weg. Es ist schon mehrmals begegnet, daß Bauern, die mit Knüppeln auf ihn losgehen wollten, stundenweit durch die Luft fortgeschleudert wurden und Arme und Beine zerbrachen, so daß sie lebenslang Krüppel blieben. Es wird den Teufel geärgert haben, daß er bei der Theilung der Dawert seinen Tummelplatz in Westphalen verloren hat. Jetzt hat er ihn freilich wiederbekommen.

714) Die Steine in der Dawert und bei Borken.[2]

In der Gegend von Dawert und ebenso auf dem Wege von Münster nach dem Sauerlande findet man einzelne große Steine. Ueber die Art und Weise, wie diese ungeheuren Felsstücke in die hiesige Gegend gekommen sind, gehen viele Sagen. Z. B. erzählt man, als einst der Teufel mit einem großen Sack voll Steinen des Weges durch die Dawert gekommen sei, habe er mit dem Sacke an einem auf der Erde liegenden Felsen vorbeigeschrammt, so daß der Sack ein Loch bekam. Ohne daß es der Teufel merkte, verlor er nun nach und nach einige Steine, die sich durch das entstandene Loch durchdrängten und noch an derselben Stelle liegen, wo sie ihm entfielen. Da er nun bis an die Grenze des Sauerlandes kam, wurde das Loch immer größer, bis endlich in der Gegend des Klusensteins der ganze Sack barst und so das sogenannte Felsenmeer entstand.

In der Nähe von Borken liegen gleichfalls eine Menge Steine, deren Größe und Gestalt zu allerhand sonderbaren Erzählungen Anlaß gegeben hat. Das Sonderbare bei diesen Steinen ist aber, daß Niemand im Stande ist, sie zu zählen, indem der Teufel Jedem, der dieses thun will, den Sinn verwirrt, so daß man nicht einmal die gewöhnliche Zahlenreihe hintereinander aussprechen kann. Als einmal Jemand dies widerlegen wollte und den umstehenden Bauern die Steine einzeln vorzuzählen anfing, stürzte plötzlich ein so gewaltiger Platzregen vom Himmel, daß der Ungläubige fortlaufen mußte und so die Behauptungen der umherwohnenden Bauern wider seinen Willen bestätigte.

715) Der Haidemann.[3]

In den Haiden im Münsterlande geht an stürmischen Abenden ein Mann umher, welcher gewaltig groß ist, einen weiten Mantel um hat und eiserne Schnallen auf seinen Schuhen trägt. Wenn er nach Sonnenuntergang bei stürmischem Wetter ein Mädchen über die Haide kommen sieht, so

[1] S. Münsterische Geschichten S. 193.
[2] S. Münsterische Geschichten S. 189 ꝛc.
[3] S. Münsterische Geschichten S. 188.

geht er mit gewaltigen Schritten auf sie los, nimmt sie unter seinen Mantel und indem er sich immer fester an sie schmiegt, bringt er sie, ohne ein Wort zu sagen, über die Haide. Ehe er sie aber gehen läßt, drückt er ihr ganz sanft und innig einen Kuß auf den Mund; das arme Mädchen geht sodann erschrocken nach Hause und ist am andern Morgen todt.

716) Die beiden Schwestern. [1])

Vor langen Jahren lebten zu Hellinghausen, einem freundlichen Dörfchen in der Nähe von Liesborn, zwei Schwestern. Die eine war sehr reich und lebte mit ihrem Manne und ihren Kindern im Ueberfluß, die andere aber war so arm, daß sie mit ihren sechs Kindern Hunger und Kälte ertragen mußte; denn sie war eine hilflose Wittwe, welche nur von Almosen lebte. Viele Jahre lang hatte die reiche Schwester mit unbarmherzigen Augen den Jammer und die Armuth ihrer unglücklichen Verwandten angesehen und noch immer wurde ihr hartes Herz nicht erweicht, denn Schimpfworte und eine schmähliche Zurückweisung war jedesmal das Loos der armen Schwester, wenn sie kam, um für ihre hungrigen Kinder um eine kleine Gabe zu bitten. Mit Geduld ertrug indessen die arme Frau ihre Noth und nahm sich fest vor, ihre mitleidslose Schwester niemals mehr um etwas zu bitten. Eines Tages aber konnte sie das Jammergeschrei ihrer hungrigen Kinder nicht mehr ertragen; überwältigt von Mutterliebe entschloß sie sich, noch einmal zu ihrer Schwester zu gehen und dieselbe um ein Stückchen Brod anzuflehen. „Ich habe kein Brod!" war die Antwort, und als nun die arme Schwester mit Thränen noch inniger in sie drang, antwortete sie mit kreischender Stimme: „Das Brod, das ich im Hause habe, mag zu Stein werden!" und trostlos kehrte die bedrängte Mutter zu ihren hungrigen Kindern zurück. Als nun am andern Morgen die Schwester den Schrank öffnete, um das Brod herauszunehmen, siehe, da war es gänzlich zu Stein geworden, und vor Schrecken stürzte sie zu Boden und war todt. Das versteinerte Brod aber ward zum Andenken an diese Begebenheit und zum warnenden Beispiel an einer eisernen Kette hinter dem Hochaltar zu Hellinghausen aufgehangen, wo es noch gegenwärtig zu sehen ist.

717) Das Königsgrab und die Urnen in der hohen Warte. [2])

In der hohen Warte (Hannewaorth), einer sehr großen Haide zwischen Hiltrup, Albersloh und Münster, findet sich in der Nähe des Zollhauses ein Platz, welcher von mehreren kleinen Hügeln umgeben ist. Mitten unter diesen Hügeln liegt, wie die Sage geht, ein alter heidnischer König in einem goldenen Sarge, welcher von einem eisernen eingeschlossen ist, tief in der Erde begraben. Am Charfreitag hat man an dieser Stelle mehrmals ein klägliches Jammern gehört, welches viele Stunden dauerte und tief aus der Erde hervorzudringen schien. Auch ist in finstern und stürmischen Nächten zu verschiedenen Malen in der Mitte dieser Haide ein Geschrei und ein Gehämmer vernommen worden, welches viele von den benachbarten Bauern in Schrecken gesetzt hat.

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 169.
[2]) S. Münsterische Geschichten S. 176.

Rund um die kleinen Hügel, unter denen der heidnische König begraben sein soll, findet man eine Menge alter Urnen, worin sich verbrannte Menschenknochen befinden. In jeder Urne, die man ausgräbt, findet sich eine Spalte, welche, wie das Volk in der Umgegend behauptet, von dem Erdbeben bei der Kreuzigung Christi herrühren soll.

718) Der Pestbalg zu Bottrup. [1]

Im Jahre 992 wurde zu Bottrup im Münsterschen ein Kind geboren, welches vorn einem Menschen, hinten aber einer Gans ähnlich sah. Die Zähne desselben waren gelb wie Safran, die Augen wild und schmutzig, und Alle, welche das Ungeheuer anblickten, bekamen die Pest, welche sich hierauf in ganz Deutschland verbreitete und viele Tausend Menschen hinwegraffte. Einige hielten diese Mißgeburt für den Teufel selbst, welcher zum größten Glück der Welt am vierten Tage von dannen gefahren sein soll, als das Kind getauft wurde.

719) Jungfer Eli. [2]

Vor einigen Hundert Jahren lebte in dem Münsterschen Stifte Freckenhorst eine Aebtissin, eine sehr fromme Frau, die hatte eine Haushälterin, Jungfer Eli genannt, die war böse und geizig, und wenn arme Leute kamen, ein Almosen zu erbitten, trieb sie dieselben mit der Peitsche fort und band die kleine Glocke vor der Thüre fest, daß die Armen nicht läuten konnten. Da ward Jungfer Eli eines Tages todtkrank; man rief den Pfarrer, sie zum Tode vorzubereiten, und als dieser durch den Baumgarten der Aebtissin ging, sah er Jungfer Eli in ihrem grünen Hütchen mit weißen Federn auf dem Apfelbaume sitzen; wie er aber in's Haus trat, lag sie auch wieder in ihrem Bette und war böse und gottlos wie immer, wollte nichts von Besserung hören, sondern drehte sich um nach der Wand, wenn ihr der Pfarrer zureden wollte, und so verschied sie. Sobald sie die Augen schloß, zersprang die Glocke und bald darauf fing sie an in der Abtei zu spuken. Als eines Tages die Mägde in der Küche saßen und Bohnen schnitten, fuhr sie mit Gebraus zwischen ihnen her, gerade wie sie es sonst bei ihren Lebzeiten gethan hatte, und schrie: „Schniet ju nich in de Finger, schniet ju nich in de Finger!" und gingen die Mägde zur Milch, so saß Jungfer Eli auf dem Stege und wollte sie nicht vorbeilassen, wenn sie aber riefen: „In Gottes Namen gaoh widerher!" mußte sie weichen und dann lief sie hinterher, zeigte ihnen eine schöne Torte und sprach: „Torte, Torte!" Wollten sie nun dieselbe nicht nehmen, so warf sie die Torte mit höllischem Gelächter auf die Erde und da war's ein Kuhfladen. Auch die Knechte sahen sie, wenn sie Holz haueten, da flog sie immer von einem Baumast im Wald zum andern. Nachts polterte sie im Hause herum, warf Töpfe und Schüsseln durcheinander und störte die Leute im Schlafe. Endlich erschien sie auch der Aebtissin auf dem Wege nach Warendorf, hielt die Pferde an und wollte in den Wagen hinein, die Aebtissin aber sprach: „Ich habe nichts zu schaffen mit Dir, hast Du übel gethan, so ist's nicht mein Wille gewesen!" Jungfer Eli

[1] S. Dittmar, Chron. L. IV.
[2] S. Grimm, Deutsche Sagen Bd. I. S. 184. Münsterische Geschichten S. 179 ꝛc.

wollte sich aber nicht abweisen lassen. Da warf die Aebtissin einen Handschuh aus dem Wagen und befahl ihr, denselben wieder aufzuheben, und während sie sich bückte, trieb die Aebtissin den Fuhrmann an und sprach: „Fahr zu, so schnell Du kannst, wenn auch die Pferde darüber zu Grunde gehen!" So sagte der Fuhrmann und sie kamen glücklich nach Warendorf. Die Aebtissin, endlich des vielen Lärmens müde, berief alle Geistlichen der ganzen Gegend, die sollten Jungfer Eli verbannen. Die Geistlichen aber versammelten sich auf dem Herrenchor und fingen an das Gespenst zu citiren, allein sie wollte nicht erscheinen und eine Stimme rief: „Ha kikt, ha kikt!" Da sprach die Geistlichkeit: „Hier muß Jemand in der Kirche verborgen sein, der zulauscht"; sie suchten und fanden einen kleinen Knaben, der sich aus Neugierde darin versteckt hatte. Sobald der Knabe herausgejagt war, erschien Jungfer Eli und ward in die Dawert verbannt, wo eine Menge Geister umgehen und wohin alle Gespenster verwiesen werden. Alle Jahre einmal fährt nun noch, wie die Sage geht, Jungfer Eli über die Abtei zu Freckenhorst mit schrecklichem Gebrause und schlägt einige Fensterscheiben ein oder dergleichen, und alle Vierhochzeiten kommt sie wieder einen Hahnschritt näher.

720) Das Heybrockmännchen. [1])

In der Dawert giebt es einige Gegenden, welche sich durch mannigfaltige Spukereien auszeichnen, dahin gehört auch der sogenannte Heybreck. In diesem läßt sich ein kleines Männchen unter allerlei Gestalten sehen, welches gewöhnlich zur Nachtzeit umherläuft und die Wanderer durch fortwährendes Hohorufen irreführt. Zuweilen führt dieser sonderbare Geist die Leute auf den Weg nach Aschеberg hin, zu dem sogenannten Hüfelsteig, wo ein altes Weib mit einer Haspel auf einem Schlagbaum sitzt und alle Nächte haspeln muß, weil sie in ihrem Leben die Leute mit einem zu kleinen Haspel betrogen hat. Zuweilen führt er sie aber auch auf eine gleichfalls im Heybrock gelegenen Wiese, auf welcher zwei alte Jungfern unter seltsamen Sprüngen und Gesängen im Mondschein mit einander tanzen, weil sie im Leben mit dem Teufel im Verkehr gestanden haben sollen.

721) Das Dorf Eine. [2])

Nicht weit von der Stadt Warendorf im Münsterlande liegt ein Dorf, Eine geheißen. Als man dieses vor langen Jahren erbauen wollte, schickten die Leute vorher einen Abgesandten an den Bischof von Münster mit der Frage, wie das Dorf heißen solle. Der Bischof aber fragte, wie viele Wohnungen das Dorf schon hätte? Die Abgesandten antworteten: „Eine!" Da sprach Jener: „Dann soll es auch Eine heißen!"

722) Die ungetaufte Glocke. [3])

Vor langen Jahren wurde zu Warendorf auf dem Thurme der alten Kirche eine neue Glocke aufgehangen, die Glocke hatte man aber nicht getauft. Als man nun mit derselben zu läuten anfing, da kam mit einem furchtbaren

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 200.
[2]) S. Stadl, Westphäl. Sagen und Geschichten. Elberfeld 1831 in 12. Bd. I. S. 110.
[3]) S. Stahl Th. I. S. 112.

Heulen und Geſchrei der Teufel durch die Luft geflogen, holte die Glocke von dem Thurme und warf ſie eine halbe Stunde weit von der Stadt in die Ems, in einen tiefen Kolk, der der grundloſe Kolk heißt. In dieſem liegt ſie noch, der Kolk iſt aber ſo tief, daß noch kein Menſch bis auf den Grund hat fühlen können. Daß aber die Glocke noch darin iſt, kann man an den vier hohen Feſttagen hören, denn wenn dann des Abends in der Stadt mit allen Glocken geläutet wird und man wirft einen Pfennig in den Kolk, ſo fängt auch die ungetaufte Glocke tief unten an zu läuten.

723) Der Name der Stadt Paderborn. [1]

Die Stadt Paderborn hat ihren Namen von dem Fluſſe Pader, der daſelbſt unter dem Choraltar im Dome aus drei unterſchiedenen Brunnen entſpringt. Die kleinen Bäche nun, die aus dieſen Brunnen fließen, laufen mitten in dieſer Stadt zuſammen und darum wird dieſelbe Paderborn genannt. Der Fluß ſelbſt ſoll aber von Carl dem Großen den Namen Pader erhalten haben, der in ſeinem Kriege wider die Sachſen bei Waſſermangel durch die Einpfählung ſeines Zeltes die Quelle deſſelben entdeckte und zur Erinnerung an den italieniſchen Fluß Padus (Po) ihn ſo nannte.

724) Der Methronborn bei Paderborn. [2]

Bei Paderborn iſt ein Brunnen, Methron genannt, aus welchem drei Bächlein fließen; der eine Bach führt ein klares, helles und warmes Waſſer mit ſich, der andere ein kaltes, trübes und weißes, von ſtarkem Geſchmacke, und der dritte ein Waſſer, das grün und klar ausſieht und ſäuerlich iſt. Wenn die Vögel aus dieſem kalten Bache trinken, ſollen ſie anfangen zu zittern und ſterben, und man hat bei Oeffnung derſelben wahrgenommen, daß deren Lunge und Eingeweide ganz eingeſchrumpft geweſen ſind.

725) Der Polder- oder Bullerborn bei Paderborn. [3]

Eine Meile von Paderborn bei dem Dorfe Altenbeck auf freiem Felde in einer ſandigen Ebene, wo man keine Quelle vermuthen ſollte, entſpringt ein ſtarker Brunnen, der von den Landleuten der Polder- oder Bullerborn genannt wird von dem Geräuſche ſeines Waſſers. Früher hat derſelbe ebenſo wie das Meer ſeine Ebbe und Fluth gehalten und ſo oft er mit ſeinem Waſſer nach der Ebbe wieder im Ausfluß geweſen, hat ein Wind die Gipfel der umſtehenden Bäume mit vielem Geräuſche bewegt, worauf denn das Waſſer ausgeſtoßen ward.

Dieſer Brunnen verſiegte ſonſt alle 24 Stunden dreimal, des Morgens um 4, um 8 und um 11 Uhr. Er iſt ſo waſſerreich, daß davon drei Mahlgänge umgetrieben werden können; er überſchwemmte früher plötzlich mit großem Poltern und Getöſe die ganze Ebene und verſiegte nachmals wieder im Sande. Als im December des Jahres 1630 die Heſſen ſich des Stiftes Paderborn bemächtigten, vertrocknete er ganz, als ſie aber im Jahre 1631

[1] Z. Von Steinen Th. XI. S. 474 ꝛc. Berckenmeyer Th. I. S. 617.
[2] Z. Berckenmeyer Th. I. S. 619. — Dies iſt der Brunnen zu Schwechte. Z. von Steinen Th. XI. S. 500.
[3] Z. Berckenmeyer Th. I. S. 620. Von Steinen, Weſtphäl. Geſchichten Th. XI. S. 471.

daſſelbe wieder räumen mußten, iſt er wieder gekommen. Jedoch hält er nach ſolcher Zeit keine Ebbe und keine Fluth mehr, ſondern fließt beſtändig.

726) Teufelsbanner zu Paderborn. [1]

Im Jahre 1657 hat der Teufel zu Paderborn und in der Gegend zu Brackel viele Perſonen leibhaftig beſeſſen, bis endlich ein Teufelsbanner, der ſolches zu Wege gebracht hatte, verbrannt wurde, worauf etliche erlöſt und wieder in rechten Stand gebracht worden ſind.

727) Legenden vom heil. Liborius. [2]

Vor mehr als tauſend Jahren ſind die Gebeine des heil. Liborius aus Frankreich nach Paderborn gebracht worden. Als man die Gruft, wo ſie zuerſt geruht, öffnete, drang ein Geruch beſſer wie Roſenduft daraus hervor und verbreitete ſich rings umher. Nachdem man darauf Meſſen und Lieder über den heiligen Leichnam geſungen, ward er in einen goldenen Sarg gelegt und von greiſen, ernſthaften Männern aus Frankreich getragen. Wo ſie hinkamen, ſproßten Blumen auf und fremde, nie geſehene Vögel kamen und ſangen preiſende Lieder. Wo ſie im freien Felde übernachteten, quollen klare Brünnlein zu ihrer Erquickung; Segen brachte ihre Reiſe allen Fluren, durch welche ihre Straße ging. Kamen die Männer mit ihrer koſtbaren Laſt an einen Fluß, ſo gingen ſie hindurch, ohne nur ihren Fuß zu benetzen. Die Dornen am Wege ſtachen ſie nicht und die ſcharfen Steine ritzten ihre Fußſohlen nicht blutig. So ging die Fahrt viele Tage lang und die Männer wurden nicht müde und ſie ſpürten auch nicht Hunger noch Durſt in der ganzen Zeit. Als ſie aber endlich den Sarg auf den Hochaltar im Dome zu Paderborn niedergeſetzt hatten, da fielen ſie todt zur Erde, denn ſie hatten ihr Werk vollbracht und gemeine Bürde ſollte nicht wieder auf ihren Schultern ruhen. Manches Jahrhundert hatten die Gebeine des Heiligen im Dom zu Paderborn geruht und großer Segen war dem Lande durch einen ſo mächtigen Patron zugewendet worden, aber mit der Zeit fingen die Leute an gleichgültig gegen ihren Schutzheiligen zu werden, ſie glaubten, ſie brauchten ihn nicht mehr, die Prozeſſionen hörten auf und der Tag des heil. Liborius ward nicht höher als ein anderer Feſttag gefeiert. Von der Zeit an aber ging es dem Paderborniſchen Lande ſchlecht, Hungersnoth, Krieg und Seuchen brachen über daſſelbe herein und die Noth lehrte die undankbaren Bürger wieder beten und der Himmel ſelbſt gab ihnen Zeichen, daß der Heilige ſie wieder zu Gnaden angenommen habe. Denn in einer Nacht öffnete ſich die große Dompforte und dieſelben Männer traten heraus, welche einſt die heiligen Gebeine aus Frankreich geholt hatten. Zum zweiten Male ruhte jetzt der goldene Todtenſchrein auf ihren Schultern und finſter und ſchweigend hielten die Ehrwürdigen mit ihren Reliquien den Umzug durch die Stadt, ganz wie es früher geſchehen war. Dann trugen ſie den Sarg wieder in den Dom, die Pforte ſchloß ſich geräuſchlos hinter ihnen und die ganze Erſcheinung war verſchwunden. Dies nahmen ſich die Paderborner

[1] S. Von Steinen Th. XI. S. 500.
[2] S. Jos. Zeller, Volksſagen und Legenden des Landes Paderborn. Caſſel 1848 in 18. S. 40.

wohl zu Herzen und als wieder St. Liboriustag einfiel, da hielten sie die Prozession feierlicher denn je zuvor und Pest und Krankheit und alles Elend war sogleich zu Ende.

Im dreißigjährigen Kriege ward Paderborn von dem Herzog Christian von Braunschweig belagert und erobert (1622). Derselbe ließ die zwölf silbernen Apostel, die von bedeutender Größe in der Domkirche standen, herausnehmen und Thaler daraus münzen mit der Inschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind", nachdem er sie vorher spottweise ausgescholten, daß sie dem Befehle ihres Meisters nicht besser nachgelebt, der ihnen in alle Welt zu gehen ernstlich anbefohlen, und mit einem Schwur versichert hatte, daß er ihnen diesen Augenblick Beine machen wolle. Derselbe nahm auch den Sarg des heil. Liborius und ließ Goldstücke daraus prägen und die Gebeine führte er in einem leinenen Sacke auf seinen Kriegszügen mit sich. Aber schon nach einem Jahre ereilte ihn die Strafe seiner That, denn um diese Zeit ward er im Münsterischen von Tilly völlig geschlagen und aller seiner Macht beraubt. Da saß er und klagte und rief: „Ach hätte ich den Alten ruhen lassen, er ist mein Unglück". Darauf schickte er die Gebeine eiligst nach Paderborn zurück [1]), wo sie lange in einer hölzernen Kiste lagen. Endlich als es wieder Friede war, ließ man wieder einen silbernen, ganz vergoldeten Sarg durch den Goldschmied Hans von Dringenberg zu Paderborn für sie verfertigen, in welchem sie noch jetzt liegen.

728) Meinwercus, der Bischof von Paderborn. [2])

Der Bischof Meinwercus zu Paderborn ward auf eine sonderbare Art vom Kaiser Heinrich II. erwählt. Der Kaiser ließ ihn rufen, gab ihm seine Handschuhe und sagte: Accipe (nimm), der Kapellan Meinwercus sagte: quid? (was?) da antwortete der Kaiser: episcopatum Paderbornensem (das Bisthum Paderborn). Wie nachmals der Kaiser und die Kaiserin am Weinachtsfest zu Paderborn waren, legte der Kaiser ein ansehnliches Geschenk auf den Altar, aber der Bischof gab es zurück und sagte: „Gnädigster Kaiser, das Gut Erbete will ich haben!" Wie nun der Kaiser den Schenkungsbrief auf den Altar legte, da sagte der Bischof: „Gott verlohne es reichlich!" Der Kaiser aber sagte murmelnd: „Gott verzeihe Dir's, daß Du mich um Alles bringst!" Im Jahre 1022 spielte aber der Kaiser demselben Bischof einen schlimmen Possen. Er ließ unterschiedliche Zettel mit dieser Ueberschrift machen: „Meinwerce, bestelle Dein Haus, denn in fünf Tagen mußt Du sterben!" Der Bischof bereitete sich zu einem seligen Ende, nahm Abschied, fing an zu fasten, damit er sich geschickt zum Tode befinden möchte, legte sich den letzten Tag in ein Gewölbe nieder bis um Mitternacht, wartete mit Schmerzen, ob der Tod kommen würde, darnach stand er aber von seinem Sterbebette auf und that eine gute Mahlzeit. Er hatte indeß gleich Argwohn auf den Kaiser. Sobald der Morgen des sechsten Tages angebrochen war, so kam Kaiser Heinrich II. mit dem ganzen Hofstaat zum Bischof und gratulirte ihm, daß er sobald wieder vom Tode auferstanden wäre. Der Bischof verstellte nun

[1]) Dies ist unwahr. Zwar hatte er die Gebeine mitgenommen, allein er schenkte sie der Rheingräfin Christina, einer geborenen Fürsten von Croy, und von dieser erhielt sie der Fürstbischof von Paderborn 1627 zurück.

[2]) S. Berckenmeyer Th. I. S. 618.

seinen Verdruß bis die Messe angegangen war, da that er den Kaiser und dessen ganzen Hofstaat in den Bann und absolvirte sie nicht eher, bis der Kaiser und die Kaiserin ordentlicher Weise an der Kirchthür Buße gethan hatten.

729) Der Dombaumeister zu Paderborn. [1])

Als man in alter Zeit in Paderborn einen Dom bauen wollte, fand sich beim Graben des Grundes, daß auf einer Seite des Baues der Boden moorig und nicht wohl geeignet war, die ungeheure Last der Mauern und Thürme zu tragen, während die gegenüberliegende Seite aus starkem Felsengrunde bestand. Die Rathsherrn wurden aber bange und meinten, der große Bau werde verunglücken, ließen auch den Baumeister rufen und nahmen ernste Rücksprache mit ihm. Der aber schmunzelte und sagte, er werde schon mit seinen Gesellen für den Bau einstehen. Als nun das Werk fertig war und die geistlichen Herren und die Aeltesten der Stadt den Dom besahen, ob auch Alles nach Recht und Ordnung gebaut sei, da fanden sie rechts an einer Säule Männer in einer Stellung ausgehauen, als wenn sie leuchend eine schwere Last trügen. Gegenüber war an einem Pfeiler eine flatternde Fledermaus gemeiselt. Verwundert fragten die Rathsherren den Baumeister, was diese Bilder bedeuten sollten. Da lachte der Meister und sprach: „Rechts hier ist der Boden feucht und locker, deshalb mußten wir hier den Bau mit unserer Kunst stützen und tragen, dort hingegen ist der Grund so fest, daß leicht eine Fledermaus den Dom stützen könnte. Dies ist die Bedeutung der noch vorhandenen Bilder.

730) Der Marienbrunnen zu Paderborn. [2])

Auf dem Jesuitenhofe zu Paderborn steht ein ehernes Marienbild über einem ganz verfallenen Brunnen, von dem man Folgendes erzählt.

Es kam einmal in den heißesten Tagen des August ein Bettler nach Paderborn und flehte um Gottes Willen um einen kühlenden Trunk. Aber, sei es Zufall oder Hartherzigkeit, der Arme ward an allen Thüren abgewiesen und konnte nirgends einen Trunk erhalten. So ward es Mittag und immer heißer und der Arme hatte sich immer noch nicht laben können. So schleppte er sich endlich bis zum Jesuitercollegium hin, allein er war viel zu schwach, um die hohen Treppen zu erklimmen und die geistlichen Herren um eine Erquickung anzuflehen. Da gewahrte er im Hofe das Muttergottesbild, er hob zu ihm seine zitternden Hände und rief mit kläglicher Stimme: „Maria, Du Heilige, schaffe meiner glühenden Zunge Labung oder laß mich hier sterben!“ Siehe, da kam plötzlich silberhelles, kaltes Wasser aus den Brüsten der Mutter Gottes hervor, der müde Greis labte sich und ging, die heil. Jungfrau preisend, von dannen. Die Väter Jesuiten aber hatten Alles gesehen und beeilten sich das wunderbare Wasser aufzufangen, auch ließen sie an der Stelle nachgraben, viele hundert Fuß tief, aber der heilige Quell war längst wieder versiegt und einen andern fanden sie nicht. So ließen sie endlich die Arbeit liegen, der Brunnen ward nach und nach verschüttet, das

[1]) S. Zeiler S. 82.
[2]) S. Zeiler S. 69.

Steingeländer zerfiel und verwitterte und heute sieht man kaum noch einige Spuren desselben. Das Muttergottesbild aber steht noch immer finster und ehrwürdig.

731) Die Domherrnuhr zu Paderborn. [1])

Im linken Seitenschiffe des Doms zu Paderborn befindet sich eine kleine Schlaguhr, welche immer um eine Viertelstunde früher geht als die große Thurmuhr. Damit geht es so zu. In frühern Zeiten traf es sich oft, daß die adeligen Domherren in Paderborn gleiche Posten in Hildesheim bekleideten. Wohnten diese Herren nun in Paderborn, so hatten sie alle Jahre nur einmal an einem gewissen Tage nach Hildesheim zu reisen, dort dem Hochamte im Dome beizuwohnen und dann ihren Gehalt als Domherren von Hildesheim einzustreichen. Kamen sie aber nicht zu rechter Zeit, so war der Gehalt für das Jahr verfallen. Einer von diesen reisete auch in dieser Absicht nach Hildesheim, kam aber trotz aller Eile erst dort an, als die Messe bereits angefangen war. Wie er wieder nach Paderborn zurückkam, war sein erstes, daß er eine Schlaguhr verfertigen und im Dome aufstellen ließ, welche immer eine Viertelstunde zu früh gehen mußte. Darnach richtete er sich fortan mit seiner Abreise und so kam er nie wieder zu spät. Das ist die noch jetzt im Dome vorhandene Uhr.

732) Das Stück vom Mantel der Jungfrau Maria im Dom zu Paderborn. [2])

Als die heil. Jungfrau mit ihrem Kindlein nach Aegypten floh, da hatte sie eine gar beschwerliche lange Fahrt; über Berge und Thäler, durch Schluchten und Felder ging die Reise Tag und Nacht, denn die ordentliche Heerstraße wagten sie nicht zu ziehen, aus Furcht, von den Trabanten des Herodes gefangen zu werden. Nun war aber nicht blos der Weg rauh und dornig, sondern auch das Wetter sehr schlimm und stürmisch, und so kam es denn, daß ihr ärmliches Kleid mürber und mürber von der Reise ward und daß, wo sie an einer Hecke oder einem Dornbusch anstreifte, Stücke und Fetzen desselben hängen blieben; zuletzt konnte sie sich mit den Ueberresten desselben kaum noch verhüllen und so saß sie denn eines Tages unter einer Palme, weinte bitterlich und wollte schier verzweifeln. Da trat auf einmal ein alter Mann zu ihr und fragte die Heilige, warum sie so jammere, und als er ihre Noth vernommen, da zog er seinen Mantel von den Schultern und hing ihn der heil. Jungfrau über. Da sah ihn diese mit einem himmlischen Blick an und rief: „Der Herr wird Dir und Deinen spätesten Nachkommen lohnen, was Du mir thatest!“ Damit stand sie auf und setzte ihre Reise nach Aegypten weiter fort.

Nach Verlauf von mehr als tausend Jahren trug es sich zu, daß zu den Zeiten der Kreuzzüge ein Ritter aus dem Paderborner Lande, Hans von Dringenberg genannt, auch nach Palästina zog, um gegen die Sarazenen zu fechten. Allein der Sieg war nie auf der Seite, wo er kämpfte. So geschah es einst, daß, als diejenige Schaar von Kreuzfahrern, zu welcher er gehörte, gerade eine feste Stadt belagerte, er bei einem Ausfall der Un-

[1]) Z. Seiler S. 37.
[2]) S. Seiler S. 65 ꝛc.

gläubigen von einem Pfeile getroffen vom Pferde stürzte und von den Seinen für todt liegen gelassen wurde. Die Feinde theilten diese Meinung, zogen ihn nackt aus und ließen ihn so in einer Blutlache liegen. Gleichwohl kam er doch nach einiger Zeit zu sich, er öffnete die Augen und sah eine hohe leuchtende Frauengestalt, ein Kind auf dem Arme, von jubelnden Engeln umgeben, vor sich stehen. Nachdem er sich überzeugt, daß er nicht träume, sah er doch endlich bald, daß die heil. Jungfrau vor ihm stehe, und nach wenig Augenblicken sprach dieselbe also zu ihm: „Einst, als ich auf Erden wandelte, war ich in großer Noth, ich hatte nicht soviel, meine Blöße zu decken, da kam ein Mann zu mir, der hüllte mich aus Mitleid in seinen eigenen warmen Mantel und ich verhieß ihm, es solle dies seinen spätesten Nachkommen vergolten werden. Du bist einer von diesen, ich bin daher gekommen Dir zu helfen." Mit diesen Worten nahm sie ihren sternbesäeten Mantel ab und hing ihn über des Ritters blutige Schulter. Darauf verschwand sie, ehe noch der Ritter ein Wort erwidern konnte. Er aber fühlte sich wunderbar gestärkt, raffte sich auf und gelangte auch wieder in's christliche Lager. Von dem Tage an focht er aber immer in dem Sternenmantel und stets war das Glück und der Sieg mit ihm. Später kehrte er glücklich in seine Heimath zurück und legte den kostbaren Mantel im Dome nieder. Jeder, der den Dom betrat, suchte sich ein Stückchen von demselben abzuschneiden und so ist es gekommen, daß nur noch sehr wenig von demselben übrig ist, allein dieses Stück wird jetzt mit der größten Sorgfalt aufbewahrt.

733) Der Brunnen im Dom zu Paderborn.[1])

Im Dom zu Paderborn quillt ein tiefer kühler Brunnen. Kein Fremder, der sich den alten Dom zeigen läßt, versäumt es, sich diesen Brunnen anzusehen, denn an ihn knüpft sich eine wunderbare Sage. Man glaubt nämlich, daß auf dessen Boden Schätze von Gold und Edelsteinen ruhen, die mehr werth sind als das ganze Paderbornsche Land, aber Niemand vermag sie zu heben, denn ein schwerer Bann hält sie von alten Zeiten her gefangen. Nur über eins hat der böse Zauber keine Macht, und das ist ein steinernes Muttergottesbild. Jeder, der das rechte Wort und die rechte Zeit weiß, kann das Bild heraufholen. Wem dies aber gelingt, der hat das größte Kleinod der Welt in seinem Besitze. Sobald nämlich das Bild aus dem Brunnen gehoben ist, wird das Haus und die Stadt und das Land, wo es sich befindet, mit allem nur erdenklichen Glücke gesegnet.

Nun begab es sich einstmals, daß auf dem Bischofsstuhle zu Paderborn ein Bischof saß, den es gar sehr verlangte, in den Besitz dieses Marienbildes zu kommen. Er beschloß also die Magie zu studiren, um im Stande zu sein, den Schatz heben zu können. Er las also alle Bücher über Zauberei und Schatzgräberei, die er nur bekommen konnte, durch, aber nirgends fand er etwas angemerkt, was er hätte auf die Hebung der Schätze des Brunnens anwenden können. Darüber ward er denn zuletzt ganz traurig und mißmüthig, allein siehe, da fand sich plötzlich bei ihm ein Mann ein, der ihm verhieß, das Bild aus der Tiefe hervorholen zu wollen. Der Bischof war natürlich über dieses Anerbieten hoch erfreut, allein noch weit

[1]) Z. Seiler S. 75 ꝛc.

mehr darüber, daß derselbe auf seine Frage, was er dafür für Lohn begehre, erwiderte: „Nichts als die Erlaubniß, in diesem von der Mutter Gottes gesegneten Lande wohnen zu dürfen.“ Natürlich versprach ihm dies der Bischof und noch weit mehr, wenn er sein Wort halte. Der Mann bat sich nun drei Tage Zeit aus, um seine Vorbereitungen zu treffen, nach Verlauf dieser Zeit kehrte er zum Bischof zurück und forderte diesen auf, mit ihm in den Dom zu gehen. Es war gerade Mittag, als sie in denselben, den sie nachher von innen verschlossen, traten. Sie stellten sich an den Rand des Brunnens und der Fremde fing, nachdem er dem Bischof strenges Stillschweigen auferlegt, an, aus einem Buche eine Beschwörung halblaut zu lesen, dann nahm er etwas wie graues Pulver aus einem Papiere und warf es unter Aussprechen verschiedener Zauberworte in den Brunnen, hierauf las er wieder ein Stück aus dem Buche und warf wieder von dem Pulver hinab und endlich wiederholte er dieselbe Prozedur zum dritten Male, indem er zugleich mit einem Spiegel und Ringe über dem Brunnen wunderliche Zeichen machte. Der Bischof, der zufällig einen Blick in den Spiegel warf, sah, wie sich plötzlich ungeheure Gestalten in demselben zu regen begannen, sie wanden und ballten und bäumten sich. Wie die Geister aber im Zauberspiegel, so bewegte sich das Wasser im Brunnen, es zischte und schäumte und gährte, daß dem Bischof ein innerliches Grauen ankam. Doch nach und nach ward es ruhiger im Spiegel und stiller in der Tiefe, die Bilder verblaßten und das Wasser sank. Endlich war es ganz trocken im Brunnen und eine Treppe wurde sichtbar, die auf vielen Stufen hinabführte. „Harret meiner nur eine kleine Weile“, sprach der Zauberer zum Bischof, „sogleich bin ich mit dem heiligen Bilde wieder bei Euch!“ Darauf stieg er die Treppe hinunter und verschwand am Ende durch eine kleine Thür unten im Brunnen. Es dauerte gar nicht lange, so kam er zurück und trug das schwere Steinbild, das ganz grau und verwittert aussah, auf seiner Schulter. So wie er heraufstieg, kam aber das Wasser langsam hinter ihm her und als er oben war, stand es gerade wieder so hoch im Brunnen als vorher. Ein unbeschreiblich angenehmer Duft strömte aber von dem Muttergottesbilde aus, welches der Bischof jetzt mit eigenen Händen auf den Hochaltar stellte. Derselbe fragte nun den Fremden: „Saheſt Du denn sonst nichts, mein Sohn, von den köstlichen Schätzen, welche der Abgrund da unten verbirgt?“ Der Fremde aber fing an zu erzählen von der Tiefe, wo Paläste von Gold und Burgen von Perlen ständen, wo in duftenden Gärten Demantblumen blüheten, wo die größten Kostbarkeiten bergehoch aufgestapelt lägen, fügte aber hinzu, es liege ein schwerer Bann darauf und wer die Hand darnach auszustrecken wage, dem drohe unfehlbares Verderben. Allein der Bischof war von der gemachten Beschreibung so begeistert, daß er erklärte, es möge kommen wie es wolle, er wolle hinunter und diese Wunder sehen. Zwar bat ihn der Fremde, er möge doch sein Leben und das Heil seiner Seele nicht so leichtfertig auf's Spiel setzen, nichts half, der Bischof bestand darauf und nöthigte den Fremden, die Beschwörung noch ein zweites Mal vorzunehmen. Dies geschah auch, nur mit dem Unterschied, daß diesmal das Wasser viel unruhiger ward wie das erste Mal. Trotzdem aber ließ sich der Bischof nicht abhalten hinabzusteigen. Als er durch die kleine Thür ging, trat er in ein Thal, welches wie von rosigem Morgenroth um-

flossen war, heiße Wohlgerüche strömten von allen Seiten auf ihn zu und obgleich er tief unten im Schooße der Erde war, war doch Alles glänzend hell um ihn. Dieser Glanz ging aber von sieben goldenen Palästen aus, die in dem Zauberthale standen und mit lauter Edelsteinen und Perlen gedeckt waren. Eilig wollte er darauf zugehen, allein da nickte ihm von den Blumenbeeten eine Rose mit einem so süßen Duft entgegen, daß er sich nicht enthalten konnte, sie abzubrechen. In demselben Augenblick aber hörte er die eiserne Thüre zufallen, Alles ward um ihn finster und die Wasser stiegen brausend wieder in dem Brunnen empor. Der alte Bischof ist nie wieder zum Vorschein gekommen, aber auch das Marienbild und der Fremde waren aus dem Dom verschwunden, vielleicht daß ersteres wieder in den Brunnen zurückgekehrt ist.

734) Der Mönch im Feuer. [1])

Vor vielen Jahren, als im Kloster Abdinghof zu Paderborn noch Benedictinermönche waren, brach einmal Feuer in den Zellen aus. Erst versuchte man zwar den Flammen Einhalt zu thun, allein als die Brüder sahen, daß dies vergeblich sei, stürzten sie eilig die Treppe hinab, um dem Feuertode zu entgehen. Nun hatten sie aber das Gelübde gethan, nur an gewissen Tagen die Clausur eigenmächtig verlassen zu wollen und ein solcher Tag war gerade nicht. Nur einer, der Bruder Hildegrim, gedachte an sein Gelübde, während seine Mitbrüder dasselbe leichtsinnig vergaßen; ruhig blieb er in seiner Zelle und obgleich Rauch und Hitze ihn fast erstickten, er ließ sich das nicht kümmern und betete fort. Unterdessen eilten die andern dem Klostergarten zu, schon schlug ihnen frische erquickende Luft entgegen, da stürzte das steinerne Thürgesims, von der ungeheuren Hitze gesprengt, über ihnen zusammen und begrub sie insgesammt — zwanzig an der Zahl — unter den rauchenden Trümmern. Als aber die Leute nachher den Schutt wegräumten und sich anschickten, das Kloster wieder herzustellen, da fanden sie die Zelle des Bruders Hildegrim völlig unversehrt vom Feuer und ihn selbst immer noch im Gebete knieen. Für die neu eintretenden Mönche ward aber Hildegrim der erste Abt und starb lange nachher im Geruche der Heiligkeit.

735) Die Erbauung von Marienmünster. [2])

Der fromme Bischof Badurad von Paderborn hatte ein Gelübde gethan, der heil. Jungfrau zu Ehren ein Kloster zu bauen, nur konnte er über den Ort, wo es stehen sollte, nicht mit sich einig werden. Zu derselben Zeit hatte ein alter Hirt, welcher über Nacht bei seinen Schafen auf dem Felde war, ein Gesicht von einer großen Schaar Hirsche mit leuchtenden Geweihen, welche sich erst, als wenn sie etwas suchten, im Thale herumtrieben, sich dann aber auf einem Flecke zusammenfanden und lagerten und zuletzt spurlos verschwanden. Der Hirt erzählte das Gesicht einem Geistlichen und als sich die Erscheinung allnächtlich wiederholte, auch seinen übrigen Bekannten, und so gelangte das Gerücht endlich auch zum Bischof. Der heilige Mann reisete nach dem bezeichneten Orte hin und fand gleich in der ersten Nacht die Sache so, wie man ihm gesagt hatte. Als er nun darüber ernst-

[1]) S. Zeiler S. 74. [2]) S. Zeiler S. 38.

sich nachdachte, fiel ihm ein, dies sei vielleicht der Ort, welchen sich die heil. Jungfrau selbst zu ihrem Gotteshause ausersehen habe. Er flehte also im inbrünstigen Gebete zu derselben, sie möge ihm doch hierüber ein Zeugniß geben. In der kommenden Nacht ging Alles wie früher, allein einer von den Hirschen erhob sich und trat in die Mitte der andern. Da sah der Bischof, daß der [illegible] statt des Geweihes ein goldnes Kreuz auf dem Haupte trug; derselbe blieb einige Zeit stehen, dann beugte er sich und legte das goldene Kreuz auf den Boden nieder. Darauf war die ganze Erscheinung verschwunden. Jetzt glaubte Badurad Alles verstanden zu haben, er ließ also an dem Orte den Bau der Kirche und des Klosters beginnen und der Altar kam genau an die Stelle, wo der Hirsch das Kreuz niedergelegt hatte. Dies goldne Kreuz zeigt man aber noch bis auf den heutigen Tag in dem Kloster Marienmünster.

736) Austern und Kröten.[1])

Die heutige Domäne Dahlheim bei Paderborn war einst ein reiches Kloster, dessen Mönche mehr an's gute Leben denn an's Beten dachten, namentlich umgingen sie die Fasttage, wo sie die Eier und Fische köstlicher zubereiten ließen, als wenn sie Fleisch gehabt hätten. Einmal am Aschermittwoch standen auf der Klostertafel viele Schüsseln mit den fettesten Austern; wohlgefällig lächelnd ergriff der Prior ein Messer, um eine der kostbaren Muscheln zu öffnen, aber dieselbe verwandelte sich in seiner Hand in eine ekelhafte Kröte. Erschreckt sprang er vom Stuhle auf und ebenso die andern Mönche, denn alle Austern verwandelten sich in dieselben scheußlichen Thiere. Seit der Zeit haben die Mönche keine Austern mehr gegessen.

737) Der Herr von der Wewelsburg.[2])

Auf der Wewelsburg bei Paderborn hauste vor langen Jahren ein böser, grausamer, wollüstiger Herr. Er plagte die Bauern bis auf's Blut, schändete ihre Töchter und Frauen und plünderte die Krämer, die mit ihren Waaren auf der Landstraße einherzogen. Zwar mahnte ihn sein frommer Burgkaplan täglich, er solle sein gottloses Leben lassen und sich bekehren und Gott um Vergebung für seine Missethaten bitten, allein immer umsonst, und als derselbe eines Tages, nachdem der Ritter abermals eine tugendhafte Jungfrau fast vor den Augen des Priesters zu seinem Willen gezwungen hatte, ihm bestimmt erklärte, er wolle nicht länger in diesen unheiligen Mauern weilen und sich anschickte die Burg zu verlassen, da ließ ihn der wilde Ritter greifen und binden und vermaß sich hoch und theuer, er solle doch seinen Willen nicht haben, sondern wenigstens todt im Schlosse verbleiben, und damit packte er ihn und erdrosselte ihn mit eigenen Händen an der Pforte der Kapelle. Gräßlich lachend setzte er sich dann mit seinen Kumpanen zur schwelgerischen Tafel und vertrank mit denselben die Erinnerung an die vollbrachte Schandthat. Endlich taumelte er auf sein Lager, als aber die Thurmuhr Mitternacht schlug, da schwebte von der Kapelle her ein nebelhafter Schatten über den Hof und zur verschlossenen Pforte herein. Es war der Geist des ermordeten Priesters. Derselbe schlich durch die langen Gänge

[1]) Z. Seiler S. 26. [2]) Z. Seiler S. 71.

bis an das Schlafzimmer des Burgherrn, die schwere verschlossene Thür sprang von selbst auf und so nahte er sich dem Bette des Schlafenden. Allein dieser erwachte und stand erschrocken auf, da ward ein Geräusch und Getöse und ein Wimmern und Heulen wie von zwei um's Leben Ringenden im Schlosse laut, so daß Alle erwachten, aber Niemand wagte sein Zimmer zu verlassen. Dasselbe nahm nach und nach ab und mit dem Schlage Eins war Alles vorüber. Als man aber bei Tagesanbruch den Ritter wecken wollte, da sah man ihn mit umgedrehtem Genicke todt am Boden liegen und so verzerrt im Gesichte, daß ihn eigentlich Niemand mehr kannte. Auf dem Friedhofe der Wewelsburg fand man aber am nämlichen Tage einen frischen Grabhügel, von Niemandem aufgeworfen, darin hatte sich der fromme Kaplan selbst gebettet.

738) Der Westphälische Pumpernickel. [1])

Das schwarze, in ganz Westphalen übliche, Pumpernickel genannte Brod soll davon seinen Namen haben, daß einst ein reisender Franzose, dem es nicht schmecken wollte, dasselbe genommen und seinem Pferde mit den Worten gegeben haben soll: „bon pour Nickel" d. h. gut für Nickel, d. i. mein Pferd; nach einer andern Sage hätte man unter Nickel nicht ein Pferd, sondern ein gemeines Frauenzimmer, eine Pfarrköchin ꝛc. zu verstehen. Andere sagen, es habe seinen Namen von dem Bäcker Nickel Pumper, der es im 16. Jahrhundert zu Osnabrück zuerst gebacken habe.

739) Die Sage von Otto dem Schütz. [2])

Im Jahre 1326 hatte der Landgraf Heinrich von Hessen Elisabeth, die Tochter des Markgrafen Friedrich des Freudigen, zur Gemahlin genommen und mit ihr zwei Söhne und eine Tochter gezeugt. Den ältern Sohn Heinrich bestimmte er zu seinem Nachfolger, den andern, Otto, aber schickte er gen Paris, wo er studiren und dann ein Geistlicher werden sollte. Dazu hatte aber der junge Landgraf keine Lust, er kaufte sich also zwei gute Rosse, einen tüchtigen Harnisch und eine starke Armbrust und ritt ohne Wissen seines Vaters an den Hof des Herzogs von Cleve, wo er sich Otto Schütz nannte und um einen Dienst bat. Weil er nun ein starker und schlank gewachsener Mann war, so nahm ihn der Herzog an und hielt ihn so wohl, daß er ihn allen Andern vorzog und ihm als einem von Adel vier Pferde hielt; er verschickte ihn auch in vielen Angelegenheiten, die er sonst nicht Jedermann anvertraute. Dies dauerte nun sieben Jahre, bis endlich ein hessischer Edelmann, Heinrich von Homberg genannt, eine Wallfahrt gen Aachen gelobt hatte. Dieser war in seiner Jugend auch am Hofe des Herzogs von Cleve gewesen und wollte auf dieser Fahrt seinen alten Herrn einmal besuchen. Als er nun zu Cleve einritt, sah er Otto den Schützen, erkannte ihn und bezeigte ihm mit Verneigung und sonstiger Ehrenbezeigung die ihm als seinem Grundherrn gebührende Reverenz. Dies sah der Herzog vom Fenster aus und verwunderte sich, warum Homberg sich gegen Otto Schützen also ehr-

[1]) S. Joh. Gotz. De pane atro coque Westphalico Pompernickel. Osnabrück 1725 in 4. Von Steinen Bd. I. S. 34 ꝛc. Dresdener Nachrichten 1867. No. 137.

[2]) S. Frankenberg, Adelspiegel Th. II. Bd. IX. S. 3. Bl. 129. Von Steinen Th. I. S. 267 ꝛc.

erbietig bezeige, fragte ihn deswegen insgeheim, ob ihm derselbe bekannt sei und wie es um seine Verhältnisse stehe.

Homberg stellte sich nun auf den Wunsch Otto's, der ihm verboten hatte, ihm jemals wieder solche Ehrenbezeugungen vor den Leuten zu erweisen, als wisse er von Otto nichts mehr, als daß er von guter Abkunft und ein ehrlicher Gesell sei. Damit wollte aber der Herzog nicht zufrieden sein, denn er ließ sich bedünken, daß etwas mehr dahinter stecken müsse. Deshalb drang er so lange in Homberg, bis dieser Alles gestand, wer er sei und wie er nicht mehr als einen Bruder gehabt, welcher ohne Erben gestorben, und der Vater gar alt sei und nicht anders wisse, wie daß sein zweiter Sohn Otto auch längst todt sei, denn er habe von ihm in vielen Jahren nichts vernommen, er habe ihn zum Studiren nach Paris geschickt, dazu habe aber Otto keine Lust gehabt, sei also darüber weggekommen und scheine ganz verloren gegangen zu sein. Deswegen sei nun der alte Landgraf Heinrich, sein Vater, auf den Gedanken gekommen, das Land zu Hessen seinem Tochter Manne, dem Herzog von Braunschweig, zu vermachen, worüber das Land in große Trauer versunken sei, weil sie Alle einen Abscheu gegen den Braunschweiger empfänden. Das Erbe stehe also Otto dem Schützen zu. Er rieth also dem Herzog, Otto'n seine Tochter zur Frau zu geben, besser könne er sie nicht versorgen. Damit brachte aber Homberg so viel zu Wege, daß der Herzog Otto'n seine Tochter Elisabeth zur Frau gab. Dies hat nun den alten Landgrafen sehr gefreut, daß er seinen Sohn Otto wiedergefunden hatte und sich dieser so wohl verheirathet hat. Derselbe ist nun auch mit seiner Frau zu Marburg angelangt und hat daselbst 1352 und später zu Spangenberg Hof gehalten, ist aber im Jahre 1361 mit Gift ums Leben gebracht worden.

740) Die Stiftung des Klosters Fröndenberg.[1])

Fröndenberg ist ein freiadelig weltliches Stift in der Grafschaft Mark an der Ruhr gelegen, zwei Stunden von Unna, auf dem Berge Haßlo neben dem Dorfe gleiches Namens. Nun stand im Jahre 1214 auf diesem Berge, da wo jetzt das Stift sich befindet, ein anmuthiger großer Lindenbaum, unter welchem die zunächst dabei Wohnenden sich zu gewissen Jahreszeiten zu versammeln und allerlei Ueppigkeit zu treiben pflegten. Es hat aber ein gewisser Mönch von Scheda, Namens Bertold, so oft er des Nachts diese Straße zog, an diesem Orte einen Glanz am Himmel erblickt und daraus den Schluß gezogen, es solle der Ort von den bisherigen Greueln gereinigt und hier der Jungfrau Maria ein Kloster gebaut werden. Der zeitliche Probst zu Scheda, dem er sein Vorhaben entdeckte, war zwar anfänglich dagegen, gab ihm aber endlich Erlaubniß dazu. Sobald er solche erhalten hatte, reiste er zu seiner Schwester, einer Klosterjungfrau zu Ahlen, und erbat sich von ihr das Marienbild, welches ihr Vater vor Zeiten aus dem gelobten Lande mit sich gebracht hatte und welches aus dem Holze des Kreuzes Christi geschnitzt war. Obgleich sie nun erst nicht in sein Begehren willigen wollte, so that sie dies doch am folgenden Morgen. Es war ihr nämlich die Maria in der Nacht erschienen und hatte ihr befohlen, das Bild, welches des ganzen

[1]) Z. von Steinen, Th. II. S. 630 ꝛc. Stahl, Westphälische Sagen S. 145 ꝛc.

umliegenden Landes Beschützer, auch dessen Trost und Zuflucht sein sollte, an ihren Bruder zu überliefern. Bertold zog nun mit seinem Bilde davon und fing an, seine Gedanken einzig und allein auf die Ausführung dieses Vorhabens zu richten. Der Anfang war ganz glücklich, denn durch die Ehrfurcht, welche die Zuschauer gegen das Bild, welches er immer mit sich führte, hegten, brachte er sehr viel Korn zusammen.

Im Herbste aber desselben Jahres, als er über einen schmalen Steg, welcher die Ruhr überbrückte, nach Minden gehen und daselbst noch mehr sammeln wollte, gerieth er in große Angst, wie ihm das Bild unvermuthet entfiel und vom Strome weggetrieben ward. Doch er hatte kaum die Maria um Wiedererlangung des entfallenen Bildes angefleht, da sah er mit freudiger Bestürzung das Bild dem Strome entgegen auf ihn zu schwimmen, welches er denn auch mit freudiger Danksagung ergriff und seinen Weg nach Minden fortsetzte. Als er dahin gelangte, schlug er an der Landstraße ein Zelt auf, setzte das Bild hinein und hoffte, daß die Vorübergehenden durch das liebreiche Ansehen desselben bewogen werden würden, ihm zu seinem Vorhaben reichlich beizusteuern. Er betrog sich darin auch nicht und brachte einen ziemlich ansehnlichen Schatz zusammen.

Nun wollte aber ein gewisser Bürger aus der benachbarten Stadt, der zugleich die Aufsicht über die Kirchengüter daselbst hatte, dies darum nicht leiden, weil er dachte, die Einkünfte der Kirche würden sich sehr verringern; er fing deshalb nicht allein an heftig auf Bertold zu schimpfen und ihn aller Entschuldigung ohngeachtet zu beschuldigen, daß er die gesammelten Almosen liederlich durchbringe, sondern er unterstand sich auch, das Zelt sammt dem Marienbilde umzustoßen. Doch eben dies gereichte ihm zum Schaden, dem Bertold aber zum Vortheil; denn als dem verwegenen Bürger gleich nach solcher That ein Fuß verdorrte, Bertold aber ihm denselben auf sein demüthiges Bitten durch Hilfe der Maria wieder heilte, so wurden durch dieses Wunder nicht allein Andere zu größerer Gläubigkeit und Gaben bewogen, sondern es leistete auch der wieder Gesundgemachte ihm allen möglichen Beistand zur Ausführung dessen, was er angefangen hatte. Nachdem nun Bertold genug gesammelt zu haben meinte, kehrte er zurück und erbaute an dem Berge Haßlo ein kleines Hüttchen, in welches er sein Marienbild setzte und daselbst verehrte. Die andern Geistlichen zu Scheda verlachten ihn zwar dieser Handlung halber, ließen auch einige Male das Häuschen verwüsten, weil es aber Bertold jedes Mal wieder aufrichtete, ließen sie ihn endlich in Ruhe und Freiheit zu überlegen, wie er sein Ziel zu erreichen im Stande sei. Wiewohl er nun aber diese Zeit nicht erlebte, sondern vor derselben starb, so ist doch sein Werk folgender Maßen fortgesetzt worden.

Es hatte Bertold einen Bruder, Menricus geheißen, welcher zu Lübeck Canonicus war. Sobald nun Bertold gestorben war, ließ Gott im Traum ihm diese Stimme hören: „Menrice, begieb Dich geschwind nach Westphalen in Dein Vaterland, allwo Du durch meinen Beistand dasjenige, was Dein Bruder Bertoldus angefangen hat, zu Stande bringen wirst."

Anfangs hielt er dies für einen Irrthum, doch als die Stimme zum zweiten Male wiederholt ward, begab er sich auf die Reise und kam dahin, wo sein Bruder das Häuschen erbaut hatte. Er hatte aber dasselbe kaum erblickt, so gereuete ihn sein Entschluß und er war Willens, sich wieder zu-

rückzuziehen. Da ihn aber das daselbst stehende Bild also anredete: „Menrice, wie bist Du doch so bestürzt, sei nur guten Muths, ich will mit Dir sein und mit Allem diesen Ort hochachten!“ so faßte er sich, trat näher zum Bilde und wurde nach andächtiger Betrachtung desselben mit einer solchen Freude erfüllt, daß er viel lieber armselig in diesem Hüttchen bleiben, als zu seiner reichen Präbende nach Lübeck zurückkehren wollte. Wie beschlossen, so gethan; seine Wohnung schlug er hier auf und hatte eine solche Hochachtung gegen dieses Bild, daß er selbiges aller Orten, wo er auch hinreisete, mit sich führte, welches ihm denn auch jederzeit treffliche Hilfe geleistet hat. Zu einer Zeit, als er sich nach Soest begab etwas zu sammeln, hat besagtes Bild ihm bei dem Bürgermeister Gottmar Anglicus und bei andern vornehmen Leuten so viel Gunst zu Wege gebracht, daß sie dem Menricus nicht blos allen Beistand zur Ausführung seines Vornehmens versprachen, sondern ihm auch ihre Kinder zur Erziehung und Unterricht mitgaben, die er denn auch mit aller Treue unterwiesen hat.

Nach Verlauf einiger Jahre aber hat er sein Häuslein mit dem Bilde, welches bisher am Fuße des Berges gestanden, auf die Höhe desselben und neben demselben an dem Orte, von dem vorhin gesprochen worden ist, daß die Nachbarn unter einer großen Linde allerlei Ueppigkeit zu treiben pflegten, eine Kapelle zu Ehren der Maria, des Erzengels Michael und aller heiligen Engel aufgebaut, den Körper seines Bruders Bertold aber, welcher bisher zu Scheda gestanden, dahin bringen lassen und einen großen Zufluß von Menschen gehabt.

Die benachbarten Geistlichen, besonders aber die zu Scheda suchten zwar durch den sich eben um diese Zeit hier aufhaltenden Erzbischof von Cöln, Heinrich von Mollenark, die errichtete Quelle wieder zu vernichten und denselben durch viele Geschenke zu bewegen, dem Menricus in seinem fernern Vorhaben Einhalt zu thun; weil aber die Maria dem Erzbischof in einem Gesicht entdeckte, daß Alles, was Menricus vorhabe, auf ihre Anordnung geschehe, konnten sie nichts ausrichten; es ließ vielmehr besagter Erzbischof den Menricus zu sich fordern, um mündlich von seinen Unterhandlungen unterrichtet zu werden. Die einfältige Aufführung des Menricus, welcher dem Erzbischof bei seiner Ankunft eine Schüssel mit Obst nebst dem Bilde der Maria zum Geschenk machte, brachte zwar denselben auf den Gedanken, als ob derselbe seiner Einfalt wegen das Angefangene nicht zu Stande bringen werde, weshalb er ihn auch auf's Glimpflichste von seinem Vornehmen abzubringen suchte, allein Menricus ließ sich nicht irremachen, sondern erklärte, er wolle lieber Zeit seines Lebens Steine tragen, als das Angefangene nicht fortsetzen. Da fragte ihn der Erzbischof, für welches Geschlecht und Orden er das Kloster bauen wolle? worauf er zur Antwort bekam: „Für Frauen und für den Orden der Cisterzienser“. Worauf jener sich ferner erkundigte, wie viel Platz er dazu nöthig zu haben glaube? Hierauf bat Menricus den Erzbischof, daß er sich mit ihm an den Berg Haßlo begeben möchte und versprach ihm, es ihm daselbst zu zeigen.

Wie der Erzbischof ihm seine Bitte gewährte und unter Begleitung der Grafen Gottfried von Arnsberg, Otto von Altena, der Herren von Arden und anderer Ritter sich an Ort und Stelle verfügte, brachte es Menricus durch sein Gebet zu Wege, daß sich eine helle Wolke vom Himmel herunter-

ließ, in deren Mitte ein schönes goldenes Kreuz von allen Anwesenden erblickt ward. Diese Wolke aber zeigte durch ihre Ausbreitung und nachheriges Verschwinden an, wie viel Platz zur Erbauung des künftig zu errichtenden Klosters nöthig sei. Da dies geschehen war, haben sogleich die anwesenden Herren, welche an diesen Orten zu gebieten hatten, dem Menricus nicht nur den angezeigten Ort geschenkt, sondern ihm auch zur Vollführung des Werkes allen nöthigen Beistand geleistet. Insonderheit hat Graf Otto von Altena auf seine Kosten die Kirche bauen lassen und der Kaiser Friedrich, sobald er des Menricus Vornehmen erfahren, hat demselben nicht nur reichlichen Vorschub geleistet, sondern ihm auch einen Brief über die immerwährende Freiheit des anzulegenden Klosters gegeben. Der Erzbischof aber versprach ihm, sobald er nur mit dem Gebäude fertig, eine Aebtissin nebst einigen Klosterjungfrauen zu senden, welches er hernach auch wirklich gethan und aus dem Kloster Hoven eine Aebtissin nebst zwölf Klosterjungfrauen dahin abgeschickt und also der Absicht des Menricus den rechten Nachdruck gegeben hat.

Als die hierher Geschickten jedoch hier anfänglich nichts als Noth erfahren und über die Umstände, in welche sie gerathen waren, sehr in Bestürzung geriethen, ja endlich sogar Hunger leiden mußten, so kam die Aebtissin unter vielen Thränen zu Menricus und stellte ihm ihre Noth vor. Allein er tröstete sie freundlich und verwies sie zum Gebete. Da sie ihm nun auch Folge leisteten, erfuhren sie nicht lange nachher die Früchte davon, indem gleich nach geendigtem Gebete ein ganzer Wagen voll Brod von Soest anlangte, wovon sie eine geraume Zeit zu leben hatten, sonst auch keine Ursache mehr fanden zu klagen.

Um diese Zeit geschah es, daß ein gewisser Ritter im nächsten Dorfe, welches auch Fröndenberg genannt wird, seinen Zehnten zu verkaufen genöthigt war. Menricus, welcher dies als eine sehr bequeme Gelegenheit erkannte, seinen Klosterjungfrauen zu helfen, kaufte solchen für vierzig Mark und versprach auf die bestimmten Zeiten richtige Zahlung, da inmittelst die Stadt Soest die Bürgschaft auf sich nahm. Als aber die Zahlungszeit herannahte und noch kein Geld angekommen war, begab sich Menricus nebst seinem Marienbilde auf den Weg nach Soest, wo sich dann folgende Wundergeschichte zutrug.

Zuerst als bei seiner Ankunft die Stadtthore wirklich verschlossen waren, haben sich dieselben durch die wunderbare Kraft des Bildes wieder geöffnet. Als darauf Menricus in das Haus des Bürgermeisters Gottmarus gekommen und von demselben desto williger aufgenommen worden war, ist zu Jedermanns Verwunderung in diesem Hause die ganze Nacht hindurch ein heller Schein um das Bild und neben demselben zwei Engel, jedweder mit einem brennenden Lichte, von des Bürgermeisters Tochter gesehen worden. Am folgenden Tage, als Menricus wie gewöhnlich das Bild andächtig gegrüßt und das Salve sancta parens (sei gegrüßt, heilige Mutter) vor demselben gesprochen und von demselben den Gegengruß: Salve beate Menrice (sei gegrüßet, heiliger Menricus) empfangen hatte, verfügte er sich mit demselben in die Kapelle des heil. Stephanus, um daselbst der Maria zu Ehren eine Messe zu halten. Als er dies gethan und Gott und die heil. Jungfrau gebeten, ihm in der gegenwärtigen Noth mit Geld zu helfen, siehe da kamen schon die Gläubiger und forderten das Geld von ihm, die aber Menricus mit

süßen Verheißungen, daß sie nach etlichen Stunden ihr Geld erhalten sollten, abwies. Kaum waren solche weggegangen, als in der Kirche des Patroclus eine Frauensperson zu Menricus kam und ihn fragte, wer er sei und ob er von dem neu angelegten Kloster Fröndenberg gekommen? Als ihr nun Menricus antwortete: „Von dem neu angelegten Kloster komme ich und weil Du es Fröndenberg genannt hast, soll es auch so heißen!“ Da sprach die Frau weiter zu ihm: „Eben dahin ziele ich, weil dieser Ort künftig denen, welche ihn fleißig besuchen, zu Wege bringen wird, daß wo sie vorher Feinde Gottes gewesen sind, sie durch solchen Besuch Gottes Freunde werden sollen!“ Demnächst streckte sie ihre Hand aus und überreichte dem Menricus das Geld, welches er zur Bezahlung des erkauften Zehnten nöthig hatte, mit den Worten: „Wenn ich Dich künftig darum ansprechen werde, wirst Du Dich nicht weigern mir solches wiederzugeben?“ Als ihr nun Menricus solches versprochen, ging sie weg und machte ihm Glauben, daß es Maria selbst gewesen sei. Sobald aber dem Dechant besagter Kirche, Namens Erpo, diese wunderbare Begebenheit kund geworden war, ließ er alle seine Geistlichen zusammenkommen und befahl ihnen, den Menricus in Ehren zu halten und ihm in Allem hilfreiche Hand zu bieten, woran sie es denn auch nicht fehlen ließen. Nicht lange nachher nahm die Tochter des vorhin genannten Bürgermeisters, mit Namen Elisabeth, den Schleier in diesem Kloster und weil sie 100 Mark Aussteuer mit sich brachte, kam dieses Geld ihm zu fernerer Ausführung des angefangenen Gebäudes wohl zu Statten. Endlich starb Menricus zum größten Leidwesen seiner Klosterjungfrauen und ward zu Fröndenberg neben der St. Michaels-Kapelle, von der aber jetzt keine Spur mehr ist, begraben.

Nach seinem Tode sind nun aber viele Wunder an seinem Grabe geschehen, von denen das folgende das merkwürdigste ist. Als ein Jahr nach seinem Tode das Gedächtniß des Menricus gefeiert ward und bei diesem Feste wegen des großen Zulaufs von theils geistlichen, theils weltlichen Personen die Aebtissin um Speise für so viele Gäste bekümmert war, so ging der Schaffner des Klosters, mit Namen Hildebrand, im Vertrauen auf den Beistand Menrici nach der Ruhr, um durch einen Fischzug besagtem Mangel abzuhelfen. Der Zug geschah und Menricus segnete denselben also, daß die Fischer nicht nur einen großen Wallfisch, dergleichen vorher nimmer in der Ruhr war gefangen worden, sondern noch dabei eine solche Menge anderer Fische einschlossen, daß nicht allein die Geistlichen, sondern auch alles Volk davon gesättigt wurden.

Auswendig an der Kirche nach der Ostseite im Gipfel des Mauerwerks am Chor ist ein steinernes Marienbild eingemauert, zu dessen beiden Seiten Bertoldus und Menricus liegen, aus deren Munde die Worte gehen: „O Maria, in tremenda judicii hora, sim commissa tibi tota. O Maria, succurre miseris in hoc loco constitutis.“ [1]) Dieses Bild kann natürlich das richtige Wunderbild nicht sein, denn das Bild ist ja aus dem Holze vom Kreuze Christi geschnitzt gewesen. Daher hat man angenommen, es sei entweder dasjenige, was mitten in der Kirche nach der Nordseite zu unter

[1]) O Maria, in der fürchterlichen Stunde des Gerichts möge ich Dir ganz anvertraut sein. O Maria, komm den elenden an diesem Orte Befindlichen zu Hilfe.

der Orgel an einen Pfeiler noch jetzt eingeschlossen zu sehen ist, oder das bekannte Marienbild zu Werll, welches angeblich erst nach Soest, dann nach Werll gekommen sein soll.

741) Die Zerstörung der Irminsäule.[1])

Auf einem Berge an der Dimel lag zu den Zeiten Carls d. Gr. die alte Veste Eresburg (das heutige Stadtberg) und hier stand die Bildsäule des Nationalgötzen Irmin, deren eigentliche Bestimmung heute noch nicht recht klar ist, weil Einige glauben, man habe sie Arminius, dem einstigen Befreier Deutschlands vom Römerjoche errichtet, Andere aber sie für eine Statue des Hermes oder Mercurius oder gar des Mars halten.[2]) Angeblich war es die Gestalt eines Gewappneten in voller Rüstung mit Schwert und fliegendem Banner an einer Lanze; auf dem Helme erblickte man den kampflustigen Hahn, den Lieblingsvogel des Mars, auf dem Bruststücke des Harnisches war ein dahin schreitender Bär zu sehen und in der Linken hielt er eine Waage, welches Sinnbild in dem Schilde wiederholt war, über einen schreitenden Löwen schwebend, dessen eine Hinterpfote auf Rosen tritt.

Nun hatte Clodoald, der Statthalter eines großen Landstrichs in Dänemark, nach dem Tode seiner Gemahlin noch drei Kinder am Leben, nämlich zwei Söhne, den Clodoald und Hyacinth, und eine Tochter, Namens Hildegardis. Letztere wurde ihm in ihrem siebenten Jahre geraubt, nach Sachsen gebracht und zur Priesterin bei der Irminsäule bestimmt. Der älteste Sohn Clodoald wurde von Seeräubern entführt und kam zu einem Schäfer in Afrika, mit dessem Sohne Faustinus er in der Folge unter dem Namen Jschyrion auf Abenteuer ausging. Der unglückliche Vater Clodoald reisete nun mit seinem jüngsten Sohne Hyacinth überall umher, um seine verlorenen Kinder wieder aufzusuchen und besuchte endlich auch seine Verwandten in der Gegend von Eresburg. Daselbst verfolgte er einst in der Hitze der Jagd einen Eber bis in den schaudervollen Wald, wo der Götze Irmin durch Menschenopfer versöhnt ward. Kaum hatte er den Eber erlegt, da verkündete eine fürchterliche Stimme den Zorn des Gottes und tausend Plagen, wofern man keine Genugthuung leiste. Clodoald ward auf der Stelle blind, Kräuter und Gras vertrockneten unter seinen Füßen, doch schenkte man ihm das Leben, wenn er das zum Opfer brächte, was ihm zuerst aus seinem Hause begegnen würde. Das Schicksal traf den Hyacinth. Dieser unterhandelte mit den Priestern um seine Befreiung, ward aber gleich ergriffen und zum künftigen Opfer bestimmt. Auf das Gerücht hin entschlossen sich zwei fremde Ritter, die sich gerade in der Gegend befanden, etwas für die Rettung desselben zu wagen. Beide — es waren Jschyrion und Faustinus — schlichen sich des Abends in den schaudervollen Wald, sahen am folgenden Morgen den Zug, in welchem der unglückliche Hyacinth mit Blumen bekränzt zum Opferplatze geführt wurde, und stürzten mit ihren Waffen zwischen die zahlreiche Begleitung. Die Priester drängen sich um Hyacinth, die Ritter befürchten

[1]) S. G. J. Besser, Geschichte des Bisthums Paderborn. Paderborn 1820. Th. I. S. 42 ꝛc. und ausgeschmückt bei Stahl S. 253.

[2]) Nach anderen Ansichten stand die Statue jedoch in der Gegend von Fürstenberg oder an dem Bullerborn bei Altenbeck. (S. Wagner, Handbuch der heidnischen Alterthümer S. 74.)

aber, er möchte von denselben erdrückt werden, und erbieten sich für seine Befreiung mit den Thieren des Waldes zu kämpfen. Die Bedingung wird angenommen und die Löwen und Bären, welche den Götzen bewachen und die Schlachtopfer verzehren mußten, fallen durch die Hände der Ritter. Nun schreien aber die Priester über neue Beleidigungen des Gottes und drohen mit allerhand Plagen. Hyacinth und die beiden Ritter werden in dunkele Höhlen geworfen und sollen nächstens geopfert werden. Hildegardis, jetzt Oberpriesterin, hat aber Mitleid mit den Schlachtopfern, will selbige retten, wird aber entdeckt und selbst zum Schlachtopfer bestimmt. Die vier Unglücklichen sehen noch im Kerker ihrem traurigen Ende entgegen, da erscheint Karl der Große mit seinem Heere und erobert die Eresburg (772). Clodoald klagt ihm sein Schicksal, läßt sich in der christlichen Religion unterrichten und wird in der Taufe wieder sehend. Nach der Oeffnung der Gefängnisse empfängt er den Hyacinth zurück und erkennt auch seine beiden anderen Kinder Clodoald und Hildegardis, die dann insgesammt die christliche Religion annehmen.

742) Das Wappen der Familie von Syburg.[2])

Man erzählt sich, daß da, wo die Stadt und Veste Syburg im Gebiete des Reichshofs Westhoven lag, früher ein Tempel mit der Irminsäule stand und daß der Papst Leo I. denselben umtaufte und daraus eine Kirche zu Ehren der heil. Jungfrau und St. Petrus machte, den Abgott Irminsaul aber zerschmetterte. Dies soll auf einer ehernen Platte in der dasigen Kirche, welche sich links über dem Eingang zur Sacristei befand, gestanden haben (776 oder 799). Nun hat aber im damaligen Südergau zur Zeit Karls des Großen eine reiche Edeldame gewohnt, die ist mit ihren Kindern und Leuten dem Kaiser behilflich gewesen, ein Wasserrad, durch welches die von ihm in der Veste Belagerten das Wasser hinaufzogen, zu vernichten, wodurch jene zur Uebergabe gezwungen wurden. Als Belohnung hat ihr der Kaiser die Burg nebst ansehnlichen Gütern zu Lehn gegeben und erlaubt, ein Rad auf ihrem Heerschilde zu tragen, woraus nachgehends ihr Wappen entstanden ist. Den Namen aber haben sie von dem Schlosse, welches sie bewohnt, angenommen. Nach einer andern Sage hätte ein Mann, Namens Syburg, dem Kaiser Karl bei der Eroberung des Schlosses Syburg sehr tapfer beigestanden und sei von ihm deshalb zum Ritter geschlagen worden, weil er aber den Crodo und die Irminsäule, welche Götzenbilder hier gestanden, mit zerstören helfen, habe ihm der Kaiser zum Andenken dieser That erlaubt, von Crodo das Rad und von der Irminsäule die Federn auf seinem Heerschild zu tragen.

743) Der St. Petersbrunnen zu Syburg.[1])

Zu Syburg befindet sich ein Brunnen, St. Petersbrunn geheißen, ohngefähr 200 Schritt von der Kirche entfernt gelegen; zu diesem ist vor Zeiten eine große Pilgerfahrt auf St. Marci Tag, acht Tage vor oder nach, und ein großer Jahrmarkt gehalten worden. Hier soll einst Wittekind getauft

[1]) S. Von Steinen Th. IV. S. 1287. VI. S. 1841. cf. S. 1595.
[2]) S. Von Steinen Th. VI. S. 1592.

und von Karl dem Großen, dessen Bildniß mit dem des Papstes Leo III. über der Thüre am Gewölbe zu sehen ist, aus der Taufe gehoben worden sein. Dieser Brunnen ist niemals, als ein einziges Mal plötzlich vertrocknet. Der Brunnen ist aber auch im Auslande sehr berühmt gewesen, denn eines Tages im 17. Jahrhundert ist ein Italiener nach einem gethanen Gelübde daselbst angekommen, hat sich im Brunnen gewaschen und ist dann auf bloßen Händen und Füßen von obengenanntem Brunnen aus den Berg hinauf und nach der Kirche und dreimal um die Kirche gekrochen und hat sich nach verrichtetem Opfer, welches aber der Pastor, weil er reformirter Religion gewesen, den Armen gegeben, sich wiederum bekleidet und davon gemacht.

744) Der heil. Suidbertus zu Bielefeld.[1])

Bielefeld, die Hauptstadt der Grafschaft Ravensberg, hat schon im Jahre 704 bestanden, denn um diese Zeit predigte der heil. Suidbertus den heidnischen Westphalen und Angrern die christliche Lehre, weshalb er auch der Apostel der Angrer genannt wird. Er hielt sich vorzüglich zu Münster (damals Mimingardefort genannt) auf und kam von hier aus im Jahre 704 nach Bielevelde, welches ein ansehnlicher Ort war. Hier lag ein angesehener Mann, Namens Adalbert, an der Bräune schwer darnieder. Als nun der Kranke von dem heil. Suidbertus hörte, bat er ihn doch herzukommen. Der Missionär that es und Adalbert versprach Christ zu werden, wenn er ihn heile. Suidbertus hielt öffentlich eine Messe, reichte dem Kranken aus einem Kelche einen Trank und siehe, Adalbert fühlte sich gestärkt und geheilt und stand gesund auf. Er wurde getauft und viele seiner Verwandten und Freunde mit ihm.

745) Der Name von Bielefeld.[2])

Da wo jetzt Bielefeld liegt, soll früher eine waldige Gegend gewesen sein und beim Bau dieser Stadt der Wald mit Beilen gefällt worden sein, davon komme der Namen her; Andere sagen, das Bild des Waldgottes Biel habe in dem Felde gestanden, wo man die Stadt anlegte, darum sei sie Bielevelde genannt worden. Nach einer andern Erzählung entfiel, als man beim Bau des Stadtthores war, einem Arbeiter das Beil; damit nun unten sich Jeder vor Schaden hüten sollte, schrie er: „Dat Biel dat fällt" und davon sei der Name gekommen. Der wahre Grund ist aber wohl der, daß in dem Felde, wo jetzt die Stadt steht, drei Waldhöfe, die Bielenhöfe genannt, lagen; diese machten den Anfang der Stadt aus und als sich dieselbe in dem Bieler Felde weiter ausbreitete, nannte man sie erst Bielevelde, dann Bielefeld.

746) Der Wirth von Bielefeld.[3])

Einstmals zur Kriegszeit lagen bei einem Gastwirth zu Bielefeld vier Soldaten im Quartier, welche des Nachts viel Geschäfte zu haben schienen und gewöhnlich erst mit grauendem Morgen heimkamen, mit andern Worten vier Erzspitzbuben. Dies merkte der Wirth auch sehr bald, weil er aber

[1]) S. Bormbaum, Die Grafschaft Ravensberg. Leipzig 1864. S. 44.
[2]) S. Bormbaum S. 45.
[3]) Nach Ziehnert Bd. I. S. 170.

dabei wenig oder nichts zu gewinnen hoffte, wenn er sie anzeigte, so schwieg er und gab ihnen zu verstehen, daß sie von ihm durchaus nichts zu befürchten hätten. Jetzt wurden aber die uniformirten Diebe vertraulich und rückten dreist mit dem Anerbieten heraus, daß der Wirth, wenn er bei ihren nächtlichen Recognoscirungen als Schildwache dienen wolle, dafür den fünften Theil der Beute ungeschmälert empfangen sollte. Der verschmitzte Wirth antwortete, er wolle zwar mitgehen, allein angreifen wolle er nichts, nur wenn er etwas von ihnen geschenkt erhalte, wolle er es annehmen. Die Soldaten bewunderten die heuchlerische Gewissenhaftigkeit des Wirths, nannten ihn aber doch ihren guten Kameraden und brauchten ihn fortan als Aufpasser. Allein eines Nachts ward die ganze Gesellschaft gefangen genommen und ihr der Prozeß gemacht; der Wirth blieb stets vor Gericht dabei, er habe nie etwas gestohlen, sondern sei nur aus Gefälligkeit mitgegangen. Die Richter erwiderten hierauf nichts, allein als das Urtheil gesprochen ward, da ward er eben so gut zum Galgen verurtheilt wie die vier Soldaten, und so geschah es auch, alle fünf mußten nach dem Grundsatz: „Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen", baumeln. Seit der Zeit ist aber in Bielefeld ein Sprichwort Mode geworden, das lautet: „Er geht mit wie der Wirth von Bielefeld."

747) Der Weißdornbusch zu Dornberg.[1])

Das Dörflein Dornberg an der Nordostseite des Osning im Kreise Bielefeld war im 9. Jahrhundert der Wohnsitz des berühmten Grafen Waltgerus (oder Wolderus oder Walther). Seine Burg stand da, wo jetzt das Pfarrhaus ist. Die dazu gehörige kleine, dem heil. Petrus geweihte Kirche sollte eigentlich nach Groß-Dornberg kommen, denn da war bereits ein viereckiger Platz (von dem Namen des Besitzers dieses Grundstücks Oberwittlers Kirchhof lange geheißen) auserwählt worden, wohin man schon Steine und Holz anfuhr. Da kam eine weiße Taube und zeigte, daß dieser Platz Gott nicht wohlgefällig sei. Sie nahm Späne und kleine Splitter in den Schnabel und flog damit nach dem heutigen Dornberg, legte Späne und Splitter an den Ort, wo jetzt die Kirche steht, und setzte sich dann auf einen nahestehenden Hagedorn- oder Weißdornbusch, um auszuruhen. Solches that sie an vielen Tagen. Da merkte man, welches der von Gott erwählte Platz sei und baute dahin die Kirche. Dieser Weißdornbusch wurde wegen des geschehenen Wahrzeichens als heilig betrachtet und sorgfältig gepflegt. Als er abstarb, pflanzte man einen andern hin. Dies geschieht bis auf den heutigen Tag und daher ist auf dem Dornberger Kirchhofe ein eingefriedigter Weißdornbusch zu sehen, der angeblich auch dem Orte den Namen Dörenberg oder Dornberg gegeben hat.

748) Der Hasenpatt zu Schildesche.[2])

Im Kirchdorfe Schildesche am Johannisbache bestand früher ein adliges freiweltliches Nonnenstift. Die einst dazu gehörige Kapelle war von dem Sachsenherzog Wittekind an der Stelle gebaut worden, wo jetzt Altenschildesche und der sogenannte Kapellenberg ist. Bei dieser Kapelle soll eine der

[1]) S. Bormbaum S. 52.
[2]) S. Bormbaum S. 55.

Schwestern Wittekinds, die mit ihm getauft worden war, gewohnt und sich geistlichen Uebungen gewidmet haben. Wittekind besuchte diese Schwester oft von seiner Burg Enger aus oder sandte seinen treuen Diener Hase zu ihr. Der Weg, den dieser einschlug, ging über den Belzhof und heißt noch der Hasenpatt. Davon lebt noch im Volksmunde der Spruch:

Dat is de Hasenpatt,
Den Konink Wekink tratt.

Nach dieser Kapelle wurden viele Wallfahrten angestellt und hier hat wahrscheinlich die gleich zu nennende Gründerin des Nonnenstifts Schildesche gewohnt.

749) Die Stiftung des Nonnenklosters zu Schildesche.[1])

Im Weissagagau lebte eine edle Matrone, Namens Marschwidis, welche irdische Güter und Schmuck im Ueberfluß hatte. Sie war die einzige Tochter und Erbin reicher Eltern, welche sie aus Vorsorge, daß das Geschlecht nicht aussterbe, im jugendlichen Alter mit einem adeligen Manne verheiratheten, der in Osnabrück wohnte. Doch die Ehe blieb kinderlos und der Mann starb nach wenigen Jahren. Nun kam der jungen Wittwe der Gedanke ein, ein Nonnenstift für Töchter der Edelinge (Adeligen) zu gründen und all ihr Hab und Gut dieser Stiftung zu schenken. Ihre Verwandten suchten sie zwar zu bereden, zur zweiten Ehe zu schreiten, doch Marschwidis antwortete: „Gott hat mir offenbart, ich soll eine klösterliche Wohnung zur Ehre der heil. Gottesgebärerin Maria und des heil. Johannes des Täufers stiften und dies werde ich treulich erfüllen." Hierauf wechselte Marschwidis ihre weltliche Kleidung mit schwarzer Nonnentracht und einer schwarzen Haube, reiste nach Paderborn zum Bischof Tudo und trug ihm ihren Entschluß vor. Der Bischof bestärkte sie in ihrem Vorhaben und ertheilte ihr die Erlaubniß, das Stift dahin zu verlegen, wo es ihr am Besten scheine. Dann vermittelte er bei dem deutschen Kaiser Otto I., der sich gerade zu Corvei aufhielt, daß derselbe versprach, die neue Stiftung in Schutz zu nehmen und ihr bedeutende Gerechtsame verleihen zu wollen.

Jetzt beschloß Marschwidis, das Stift nicht in Altenschildesche, sondern in Neuenschildesche zu gründen und ließ dort die Stiftskirche und die Stiftshäuser bauen. Nun hatte aber kein Kloster, kein Stift zur damaligen Zeit ein rechtes Ansehen, wenn nicht Gebeine heiliger Personen in demselben ruheten. Es fehlten aber der frommen Marschwidis zum Heil ihrer Stiftung die Gebeine Johannis des Täufers, dem zu Ehren sie das Werk gestiftet hatte. Die Gebeine des Heiligen waren aber in Rom. Es trat also die Marschwidis in Begleitung ihres Kaplans und eines mit Kostbarkeiten beladenen Esels die Reise dorthin an, erfreute den Papst durch die mitgebrachten Geschenke und bat ihn dann fußfällig um die Gebeine des heil. Johannes. Der heilige Vater willfahrte ihr auch und gab Befehl, ihr dieselben einzuhändigen, allein seine Diener hintergingen ihn und die fromme Matrone, denn sie übergaben ihr ein verschlossenes Kästchen mit fremden Gebeinen. Marschwidis machte sich, natürlich nichts ahnend, auf den Rückweg nach Hause und trug in treuer Sorgfalt das Kästchen an einem Halsbande

[1]) S. Bormbaum S. 51.

auf der Brust. Als sie aber nach dem Weissagagau zurückgekehrt war, da erschien ihr der heil. Johannes des Nachts und sprach: „Ich bin nicht bei Dir!“ Marschwidis kehrt um und geht nach Rom zurück und macht dem Papste wegen des ihr gespielten Betruges bittere Vorwürfe. Nun werden ihr die wahren Reliquien gegeben. In der nächsten Herberge erscheint aber der heil. Johannes der frommen Frau zum zweiten Male und spricht jetzt: „Gehe hin in Frieden, denn ich bin bei Dir!“ Aber der Teufel, dem die Gebeine des heil. Johannes ein Greuel sind, will die Pilgerin nicht unangefochten ihres Weges ziehen lassen. Er wirft, als sie in der Schweiz über die Alpen reist, den Esel von der Spitze eines Felsens in einen tiefen Abgrund. Beinahe wäre jetzt aber seiner Herrin die Geduld gerissen. Sie haderte mit dem heil. Johannes und sprach: „Deinen Esel hast Du verloren, das Silber und Deine Wachslichter sind dahin; nun wirst Du im Finstern sitzen müssen, wie Du es verdient hast!“ Betrübt zieht sie zur nächsten Herberge; doch, o Wunder, nicht lange währt's, so kommt der mit Sack und Pack beladene Esel wohlbehalten aus dem Abgrunde hervor, läuft eilig zur Herberge und klopft mit dem Fuße an die Thür. Der Kaplan eilt hin, um zu öffnen, da springt der Esel freudig herein und wirft den Geistlichen der Länge nach zu Boden. Fröhlich macht sich am andern Morgen Marschwidis auf die Weiterreise und langt glücklich mit ihrem Heiligthum in Schildesche an. Das Stift, welches aus 17 Jungfrauen altadeligen Geschlechts bestand, erhielt am 25. September 940 sein erstes Privilegium von Kaiser Otto I., und bestätigt und erweitert ward es am 7. Mai 992 durch Otto II. Es bestand bis zum Jahre 1542, wo es die Reformation annahm.

750) Der heilige Lebuinus.*)

Gegen das Ende des 7. Jahrhunderts erschien in Westphalen ein Missionär, Lebuinus genannt, und scheute keine Mühe, die heidnischen Einwohner zu belehren. So kam er einst auch in die Nähe der Weser in die Gegend, wo jetzt die Stadt Herford steht. Es war aber hier gerade eine große Menge Westphälinger, Priester, Krieger und Heerführer versammelt, welche ihren alten heidnischen Gottesdienst hielten und dabei über Krieg, Frieden und Gesetze berathschlagten. Auf einmal erschien der heil. Lebuinus in ihrer Mitte und forderte sie mit lauter Stimme auf, ihrem heidnischen Götzendienst zu entsagen und Einen Gott, den ewigen und wahren anzubeten, drohte ihnen auch mit fürchterlichen Strafen, wenn sie seinen Ermahnungen nicht Folge leisten würden. Da erhob sich aber der ganze Haufe, der die Kühnheit des heiligen Mannes verwundert angestaunt hatte, mit großem Geschrei, schlug die Waffen an einander und wollte in empörter Wuth den heiligen Priester erschlagen und ihn den Götzen opfern. Aber Gott der Herr verließ seinen treuen Diener nicht, denn in dem Augenblicke, wo sie ihn ergreifen wollten, öffnete sich ein Baum, an dem er stand, nahm ihn in seine Mitte und schloß sich wieder zu, also daß er gerettet und noch zu manchen heiligen Werken aufbewahrt wurde. Der Baum ist noch jetzt bei Herford zu sehen und zeichnet sich namentlich durch seine wunderbarlichen Blätter aus. Das Feld aber, auf dem er stand, erhielt den Namen Hillgenböle (heilige Buche);

*) S. Stahl, Westphälische Sagen S. 266.

später wurde über dem Schaft dieses Baumes eine Kapelle gebaut, die wegen ihrer Baufälligkeit erst zu Anfange dieses Jahrhunderts abgebrochen ward.

751) Die Wolderus-Kapelle.[1])

Zur Zeit Karls des Großen lebte im Wessagagau ein reicher sassischer Edeling und Graf, Namens Waltgerus (Wolderus oder Walter). Seine Burg hatte er zu Dörenberg (dem jetzigen Dornberg) und seine großen Güter lagen am Johannisbache und an der Aa. Er blieb unvermählt und beschloß, zu Ehren der Jungfrau Maria ein Frauenkloster zu gründen. Er wollte dasselbe erst in der Nähe seiner Burg bauen, allein im Traume erschienen ihm Erscheinungen, welche ihn davon abmahnten. Er flehte also zu Gott, derselbe möge ihm selbst einen Platz anweisen. Da erschien ihm des Nachts im Traume ein glänzender weißer Stier, eine brennende Wachskerze auf seinem Horne tragend. Nun wurde auf einem seiner Vorwerke ein weißer Stier ausgewählt, demselben auf jedes Horn eine brennende Wachskerze gesteckt und das Thier darauf von Dörenberg losgelassen, damit es frei weiter gehe. Die Stelle, wo es sich niederlegen werde, solle als Wahrzeichen für den Gott wohlgefälligen Platz zur Gründung des Stiftes gelten. Der Stier ging in der Ebene den Bach entlang und legte sich auf einer kleinen Anhöhe aus Müdigkeit nieder. Schon glaubte man den rechten Ort gefunden zu haben, als das Thier sich plötzlich erhob, weiter ging und erst da, wo die Aa in die Werra fällt, liegen blieb. Nun war der Gott wohlgefällige Ort ermittelt. Den Platz, wo der Stier nur ausgeruht hatte, nannte man Müdehorst und noch ist dort in der Gemeinde Dornberg ein großer Bauerhof, dessen Besitzer der Meier zu Müdehorst heißt. Den Hof trug er früher von der Abtei Herford zum Lehen und mußte deshalb jährlich am 10. December einen scheckigen Ochsen und einige Scheffel Korn an die Abtei liefern, welches Alles an die Armen vertheilt ward. An dem Orte, wo der Stier liegen geblieben war, erbaute Wolderus ein Kirchlein von Holz, die alte Wolderuskapelle, und begann dann neben derselben (832) den Bau eines Stiftes für 14 edle Jungfrauen, das erste Stift im Sassenlande. Er zog sich selbst dorthin zurück, allein da sein Vermögen nicht zureichte, die Stiftung in angemessener Weise zu vollenden, bat er Kaiser Ludwig den Frommen um seinen Schutz und Unterstützung, welchen derselbe auch der mit fürstlichen Gerechtsamen ausgestatteten „gefürsteten und freiweltlichen Abtei zu Herworden" verlieh. Er selbst starb am 16. December 840 und ward in dem von ihm erbauten Kirchlein begraben. Um nun der Abtei Ansehen durch Reliquien zu verschaffen, erbat sich die dritte Aebtissin Hedwig im Jahre 860 von Karl dem Kahlen den bisher zu Soissons aufbewahrten Körper der heil. Pusinna. Dieser Heiligen weihte (1282) die Aebtissin Swanehilde die von ihr erbaute Haupt- oder Münsterkirche. Dieselbe stand auf einem Hofe, der früher dem Wolderus gehört hatte und „dat Hus tho den siewen Sunnen" hieß. Deshalb hat man über der großen Kirchthür an der Mittagsseite sieben runde und vergoldete Platten zum Andenken eingefügt, welche sieben Sonnen darstellen sollen, welche man angeblich zur Zeit der Erbauung der Kirche am Himmel stehen sah. In diese Kirche wurden dann die Gebeine der heil.

[1]) S. Vormbaum S. 69 ꝛc.

Pusinna, sowie der Körper des Wolderus gebracht und in ein stattliches Grab vor dem Altar der heiligen Apostel gesenkt.

752) Die Entstehung der Porta Westphalica. [1]

Einst in uralten Zeiten quälte der Teufel die Bewohner des Weserthales, ihm zu dienen, aber sie wollten nicht. Da dämmte er die Wallücke, eine Schlucht im Gebirge unweit Bergkirchen in der zu dem nordöstlichen Theile des Kreises Herford gehörigen Herrschaft Blotho, durch welche die Weser ihr Wasser in die Ebene nach Norden ergoß, und nun schwoll der Strom im Thale an und stieg fast bis zur Krone des Gebirges. Die Leute retteten sich auf die Berge, aber immer höher wurde das Gewässer und immer größer die Noth der armen Menschen. Plötzlich kam ein Gewitter und ein gewaltiger Sturm, ein Blitzstrahl spaltete das Gebirge und bildete eine Schlucht, durch die Bergscharte floß das Wasser ab und die Thäler und Tiefen wurden nach und nach frei. Als der Teufel sah, daß ihm das Spiel verdorben war, gerieth er in Wuth, erhob sich in die Luft, eilte in die Höhen, packte einen ganzen Berg, nahm ihn auf den Rücken und wollte ihn in die Schlucht stopfen und so die Bergscharte zudämmen. Doch die Last wurde ihm unterwegs zu schwer; an der Grenze des heutigen Lippeschen Landes fiel er mit seiner Bürde zu Boden und die Masse begrub ihn. Die Höhe heißt jetzt noch der Bonstapel oder Bobenstapel und noch soll der Teufel dort sitzen und von Zeit zu Zeit rumoren. Die Bergschlucht aber ist die Porta Westphalica. Nach einer andern Sage [2] ist das ganze Weserthal früher ein gewaltiger See gewesen, bis Gott ein Erdbeben geschickt hat, wo sich dann die Gewässer bei Hausberge Bahn gebrochen haben und zum Meere hinabgeströmt sind. Als dann das Land frei geworden ist, da hat man es zu bauen angefangen und hat zuerst Abe, dann Fischbeck, beide an der Weser, und dann Deckbergen am Fuße des Süntel gebaut; das sind die ersten Dörfer der Gegend gewesen.

753) Sagen vom König Wittekind. [3]

König Wittekind hat die Kirchen zu Herford, Enger und Schildesche gegründet und gesagt, da, wo man zuerst mit dem Bau derselben fertig sei, wolle er begraben sein; die zu Enger haben darauf zuerst die Kirche gebaut, ohne den Thurm, und sind dann auch zuerst fertig gewesen. Nach Herford ist Wittekind zuerst zu Wagen gekommen und hat, als er angekommen ist, gesagt: Her fart, davon soll die Stadt den Namen Herford bekommen haben. Andere erzählen, daß, als er dem Bau eines Hauses zwischen Herford und Bielefeld zugesehen, einem Zimmermann sein Beil entfallen sei und dieser ihm zugerufen habe: Here fort, de bile fallt. Darum habe er die nächstgelegenen Städte Herford und Bielefeld genannt.

Als dem Wittekind (oder Weking) die Feinde zu mächtig geworden waren, so war er einige Zeit verschwunden, angeblich war er zu entfernten Freunden verreiset. In der That war er aber daheim und weilte verborgen

[1] S. Bernhamm S. 107.
[2] S. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westphalen S. 219.
[3] S. Kuhn a. a. O. S. 252 ꝛc.

auf zwei Gütern, nämlich auf der alten Burgveste, welche westlich von Lübbecke oberhalb des Dorfes Nehmen lag und deren Stätte jetzt Babylonien heißt und in der Burg, welche auf dem Werder stand, den der Einfluß der Werra in die Weser bildet, etwa da, wo jetzt Rehme ist. Oft ritt er in jener Zeit von dem einen dieser Orte zu dem andern hinüber, allein immer nur des Nachts und nie anders als mit verkehrt aufgelegten Hufeisen. In der sogenannten Wallücke, einer Bergschlucht, ist vor funfzig Jahren noch eine später zugeschüttete Höhle gewesen, wo sich König Wittekind einst in harter Bedrängniß vor seinen Feinden versteckt gehalten hat.

Derselbe Herzog besaß am Fuße des Margarethenberges, der sonst Wekingesberg hieß und wo das so malerisch gelegene Wedigenstein in das Weserthal hinabsieht, ein steinernes Waldhaus, wo er aber von Karls d. Gr. Kriegern gefangen genommen worden ist. Dort steht auch seit dem Jahre 1829 ein ihm errichtetes Denkmal in Form einer zwölf Fuß hohen viereckigen Spitzsäule.

Einstmals hat der Herzog Wittekind Bettlerlumpen angelegt, um durch sie unkenntlich zu werden, und ist in diesen in das Lager Karls d. Gr. gegangen, um unentdeckt sich darin umzusehen. Als er aber in das fränkische Lager trat, da war gerade der Tag des Herrn und beide, das Volk und die Fürsten, hatten sich im heiligen Bethause versammelt. Da hat sich Wittekind zu den andern Krüppeln gestellt, welche am Eingange des Heiligthums harrten, daß ihnen ein Almosen gereicht werde. Denn hier, meinte der königliche Bettler, könne er am Unbeachtetsten den gepriesenen Karl schauen, wenn derselbe in der Mitte seiner Ritter aus dem Gotteshause trete. Als er nun, hart an die Pforte gelehnt, sich hinüberbiegt und hineinblickt in die geweihete Wohnung, da soll vom Altare her das Jesuskind ihn angelächelt haben. Nach Einigen soll er sich nun vor dem Altare auf die Kniee niedergeworfen, und als Alle ihn erstaunt und verwundert umringten, ausgerufen haben: „Ich bin Wittekind der Sachsenherzog, geht auch mir die Taufe, daß ich ein Christ werde"; nach Anderen aber hat er sich nicht zu erkennen gegeben, wohl aber hat Karl in dem fremden Bettler den Sachsenherzog erkannt, hat ihn aber unbehelligt ziehen lassen.

Nicht lange nach dieser Zeit ritt er über die Berghöhe, worauf jetzt Bergkirchen liegt, und erwog bei sich, welcher Glaube wohl der beste sei, der Götterdienst seiner Väter oder die neue Christenlehre der Franken. Er sprach dann bei sich selbst: „Ist dies die rechte, so möchte ich wohl ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß würde!" Siehe aber in demselben Augenblicke scharrt das Roß und aus dem felsigen Boden springt ein mächtiger Quell hervor. Da ist der König abgestiegen und hat von dem Wasser getrunken und gelobt ein Christ zu werden. Ueber dem Quellborn aber ist hernach eine Kirche gebaut worden, welche vom Papste Leo selbst geweiht ist und noch heutigen Tages steht.

Indessen nennen Andere als den Ort der Taufe Wittekinds statt Bergkirchen den Seelborn zu Engern, der davon seinen Namen erhielt, daß damals die Schaaren von Kriegern, welche seinem Beispiel folgten, hier die Glaubensweihe empfingen. Noch Andere sagen aber, dies sei zu Belm (eigentlich Bethlehem) bei Osnabrück geschehen, in dessen Kirche auch seine Gemahlin Geva, die Tochter des Dänenkönigs Siegfried begraben ist. Sein

Taufpathe ist aber Karl d. Gr. selbst gewesen und um zu zeigen, daß sein Glaube aufrichtig sei, hat er das schwarze Pferd, ohne Gebiß und Zügel, welches er als sein Zeichen auf dem Schilde führte, in ein weißes verwandelt.

Als er nun Christ geworden war, da beschloß er, sich einen Königsitz zu erwählen, wo er beständig bleiben könne. Drei Orte waren ihm besonders lieb: die Höhe von Bünde, der Werder von Rehme und das fruchtbare Angerthal. Da sprach er, welcher dieser drei Orte zuerst seine Kirche fertig hätte, an dem wolle er wohnen. Alle drei bauten nun eifrig fort, allein der Baumeister des Angerthales verschaffte seinen Bauherren den Sieg durch List, denn er baute die Kirche ohne Thurm. Dieser Baumeister soll ein Mohr gewesen sein; seinen Kopf hat er in Stein aushauen lassen und als Wahrzeichen an die Kirche gesetzt, wo er noch jetzt zu sehen ist. Die dazu angewandten Steine sind aus einem ganz nahe gelegenen Hügel genommen worden, welcher jetzt der Liesberg heißt. Der hat davon den Namen erhalten, daß die Steine dort nicht gebrochen, sondern zusammengelesen worden sind. Nach Vollendung des Kirchenbaues hat man aber keine mehr gefunden.

Als nun die Kirche fertig war, hat man den Entschluß gefaßt, den noch fehlenden Thurm an die Kirche anzubauen und ihm weder an Höhe noch an stattlichen Verzierungen irgend etwas fehlen zu lassen. Allein dieser Plan konnte nicht ausgeführt werden, denn was den Tag über gemauert war, fiel allemal in der Nacht wieder ein. Da bemerkte man, daß ein nicht weit von der Kirche gelegener Platz immer am Morgen trocken gefunden ward, während alles Andere feucht war, und da man diese Wundererscheinung drei Morgen hinter einander bemerkte, so wurde beschlossen, den Thurm, der ja doch nicht an der Kirche stehen wollte, hier zu erbauen. Dies gelang auch anfangs, allein als der Bau einige Zeit lang fortgeführt war und eine geringe Höhe erreicht hatte, begann das alte Unwesen von Neuem wieder. Alle Bemühungen weiter zu kommen waren vergebens und so ist denn der Thurm zu Enger einige Schritte von der Kirche ab vereinzelt und unansehnlich stehen geblieben. Nicht weit von der Kirche des Angerthales baute Wittekind seine Königsburg. Noch wird die Stelle gezeigt, wo sie gestanden und selbst von einzelnen Theilen derselben haben Namen und andere Erinnerungen noch heutigen Tages die Lage aufbewahrt. Der alte Burggraben, der Küchengarten an der Burg, die Pferdeschwemme in der Bornwiese, ebenso der Hühnerhof haben alle ihre alten Benennungen behalten. Bei dem neuen hölzernen Hause, welches jetzt an der Stelle des alten steht, aber immer noch den alten Namen trägt, erinnern noch Ueberreste verwitterter Mauern an die Zeit des alten Königs. Auch weiß man, daß die Küche und das Backhaus da waren, wo jetzt Bergmann's Garten ist. Auch noch ein Ueberrest der alten Hofmauer existirt und beim jetzigen Ausgang von Enger, an Bortreden-Hause, befindet sich ein achteckiger ausgehöhlter Stein eingemauert, welcher einst seine Stelle über der Schloßpforte gehabt und die Krone getragen hat. Von der Stadt Engern aber, welche sich weithin um die Burg ausbreitete, ist das jetzige Städtchen Enger nur ein kleiner Ueberrest. Sie hatte sieben Pforten oder Thore: die Nordpforte bei Nordmeier's Hofe, die Burgstädterpforte unweit der Burg, die Kniggenpforte an der Landstraße nach Bünde, die Niedermühlenpforte am Wege nach Herford, die Bruchpforte an der Enger'schen Niederung, die Lübberpforte an der Straße nach Wester-

enger und die Niederpforte bei Niemann's Hofe. Die Stadt schloß in sich das Marktfeld, wo sich der Marktplatz befand, das Opferfeld, wo man die Opfer brachte, und den Seelborn, wo viele Engerer getauft wurden. In diesem Bereiche lagen auch die jetzigen großen Bauerhöfe eines Ringsmaier, Barmaier, Windmaier, Ebmaier. An solchen Stätten hatte Wittekind seinen Marstall, seinen Thiergarten mit Bären und anderem Wilde, seine Wind- und Jagdhunde. Südlich reichte die Stadt bis an den Elsternbusch, fast eine halbe Stunde von dem jetzigen Enger. Der Elsternbusch war ein Lustgehölz, eine Viertelstunde lang. Jetzt wird seine Stelle durch ein kleines Torngebüsch unweit Ebmaier bezeichnet. Hier hatte der König seinen Vogelherd und das Vogelhaus. Zwei junge Burschen fingen und pflegten die Vögel. Sehr oft war aber der alte König selbst da und hatte seine Freude an den kleinen Vogelstellern.

Das heutige Westerenger bildet die Vorstadt, in welcher ein Vorwerk oder eine Meierei war. Noch führt ein großer Bauhof den Namen „Vorwerk". Rings um die Stadt und ihr Gebiet war in einem großen Bogen eine Landwehr oder ein hoher Erdwall mit einem Graben gezogen, welcher nach und nach eingeebnet ist. In der Bauerschaft Herringhausen sollen noch Spuren desselben zu finden sein.

Um seine Burg her versammelte der König seine Freunde, Waffengenossen und Diener. Sie bildeten sein Gefolge. Er gab ihnen große Grundbesitzungen zu ihrem Unterhalte und bestimmte ihre Aemter an seinem Hofe. Sie hießen Maier (von major, der Größere, Angesehenere) und weil sie den Wittekind zu Pferde begleiteten und wie er auf Sätteln ritten, so nannte man sie Sattelmaier. Herzog Weking verlieh ihnen große Vorrechte, machte sie zehent- und steuerfrei und zeichnete sie vielfach aus. Späterhin waren sie verpflichtet, einen Reiter im Kriege zu stellen, für die Wagen des Landesfürsten, wenn er die Grafschaft bereiste, die Gespanne zu liefern und voraus, zur Seite oder hinterher zu reiten. Alle diese Verpflichtungen haben aber in diesem Jahrhundert aufgehört. Jetzt sind ohngefähr noch vierzehn Sattelmaier vorhanden. Sieben haben ihre großen Bauergüter in der nähern Umgegend von Enger, sieben weiterhin in den Kirchspielen Werther, Dornberg, Schildesche und Heepen. Jene sieben sind Barmaier, Nordmaier, Ebmaier, Maier Johann, Ringsmaier, Maier zu Hücker und Maier zu Hiddenhausen, diese die Maier zu Rhoden, zum Gottesberge, zum Hohberge, zu Ollerdissen, zu Südbrack, zur Müdehorst und zum Wendt'schen Hofe. Wenn sie mit dem Könige ritten, so eröffnete der Maier zu Hiddenhausen den Zug und der Maier zu Hücker schloß ihn. Ringsmaier hatte die Aufsicht über den Marstall, Ebmaier war Wildmeister und ordnete die Jagden an, Barmaier befehligte die Hirten, welche die großen Rinder- und Schweineheerden des Königs hüteten, Windmaier war Wekings Jäger und führte die Aufsicht über die Windhunde. Er gehörte aber nicht zu den Sattelmaiern. Wenn er mit diesen im Gefolge des Königs ritt und der Zug über eine Wehre ging, so mußte er absteigen und das Heck aufnehmen. Die frühern Vorrechte der Sattelmaier bestehen nicht mehr, nur bei ihrer Leichenbestattung genießen sie besonderer Ehren. Drei Tage nach einander werden sie beläutet, der Leichenwagen wird mit sechs Pferden bespannt und ein gesatteltes Roß hinterher geführt. Schon vom Sterbehaus aus begleiten die Orts-

geistlichen den Sarg; man trägt ihn erst in die Kirche, setzt ihn vor dem Altare nieder, der Pfarrer hält die Leichenpredigt und erst nach dem Gottesdienste geschieht auf dem Kirchhofe die Einsenkung.

Der alte Sassenheld lebte im Angerthale mit den Seinen in Ruhe und Frieden. Noch zeigt man die Oerter, wo er sich gern aufhielt. Der hohe Esch bei Hülcker war ein solcher Lieblingsplatz. Dort, wo nachher die sieben Buchen standen, hatte sich der König einen Thurm gebaut. Wenn er nun hierher kam, stieg er auf die Zinne der Warte und übersah sinnend das schöne Hügelland zwischen dem Süntel und Osning und die fruchtbaren Fluren, welche jetzt der Ruhe genossen. Neben der Warte stand eine Linde, ein Heiligthum aus der Väterzeit, und auf der Linde war ein Sitz angebracht, auf welchem der alte Herzog oft gesessen hat. Nach Wittekinds Tode brach man den Thurm ab und baute dahin eine kleine Kapelle. Als endlich der uralte heilige Baum dahinsank, wuchs wunderbarer Weise an seiner Stelle eine Buche hervor, deren Stamm sich nahe an der Erde in sieben Schäfte theilte. Jeder Schaft war aber von außerordentlicher Höhe und Dicke. Oben vereinigten sie sich in ihren sieben Wipfeln, so daß in der Ferne die gewaltige Krone als Ein Wipfel aussah. Man nannte den Baum die sieben Buchen und sah ihn weit und breit. Lange haben die einzelnen Schäfte gestanden, einer wurde durch Blitz zerschmettert, andere durch Sturm umgeworfen und der letzte ist vor ohngefähr sechzig Jahren niedergefallen.

Im hohen Alter beschloß Wittekind auf gar besondere Weise die Anhänglichkeit seiner Angerer zu erproben. Zweien Freunden offenbarte er seine Absicht. Es wurde bekannt gemacht, der alte König Weking sei gestorben und an dem und dem Tage solle er begraben werden. Zur angesagten Stunde kamen denn auch von Nah und Fern die Leidtragenden, so daß die Burg fast die Menge nicht fassen konnte. In einem großen Gemache stand der verschlossene Sarg und um ihn her hörte man von den Gekommenen nur Weinen und Klagen um den geliebten Todten; Jeder war tief betrübt. Da trat Weking plötzlich frisch und fröhlich in das Gemach, bestürzt wich die Menge zurück, denn sie glaubte einen Geist zu sehen; Wittekind redete sie aber freundlich an und erzählte, welche Probe er habe anstellen wollen. Alle Anwesenden machte er zehentfrei und gab ihnen Geschenke, Einer aus der Nähe von Bünde kam nachgelaufen, auch ihm verhieß Weking dasselbe; aber von dem Tage an nannte man ihn Nalop und so heißt der Hof noch bis auf den heutigen Tag. Steinköhler in Rödinghausen war unterwegs und kehrte um, als er hörte, der alte König lebe. Auch er wurde zur Hälfte zehentfrei. Schürmann in Westerenger zog gerade die Schuhe an, um sich auf den Weg nach der Burg zu machen, als er hörte, wie Wittekind die Seinen auf die Probe gestellt habe. Einer seiner Kämpen wurde zinsfrei.

Endlich ist der alte Held am heil. Dreikönigabend — am 6. Januar des Jahres 817, oder wie Einige fälschlich sagen, 807 — wirklich zu seinen Vätern heimgegangen. Er starb aber, wie die Sage geht, in seiner Burg Babilonie am Wesergebirge. Die Sattelmaier trugen den Leichnam im Sarge nach Enger und alles Land, auf welches sie die Füße setzten, wurde frei. In Enger brachte man den Sarg unter großen Ehren in die Kirche, stellte dann die Leiche aus, damit Jeder noch einmal die Züge des alten, geliebten Königs sehen könne, und setzte dann den Sarg unter Thränen von Tausenden

von Leidtragenden in einem kleinen Gewölbe am Chore der Engerschen Kirche bei. Die Kirchthür, durch welche der Sarg getragen worden ward, ward zugemauert und ist nie wieder geöffnet worden. Der Ort, wo die Leiche ausgestellt war, heißt noch jetzt die Leichdehl oder Leikdehl. Man bestimmte auch, daß in dem Heiligthum, in welchem der große Sassenheld ruhe, keine andern Gebeine begraben werden sollten, und so ist es auch unverbrüchlich gehalten worden. Neben dem Grabe des Herzogs wurde später ein steinernes Denkmal auf dem Chor hinter dem Altar errichtet und in den obersten Denkstein die Gestalt des alten Helden gehauen. Wittekind liegt in Lebensgröße da, doch ohne Bart und mit kurzen glatten Haupthaaren, das Angesicht nach Morgen gerichtet. Seine aufgesteifte Mütze und der mit weiten Aermeln versehene Mantel, mit welchem die Gestalt umhüllt ist, scheint mit Edelsteinen besetzt gewesen zu sein. In der linken Hand hält er das etwas hervorragende Scepter, die rechte ruht auf der Brust und zeigt den krummen Mittelfinger, wie ihn der König in der That bei seinen Lebzeiten hatte. Die Füße sind mit Schuhen bedeckt, welche vorn spitz zulaufen, aber bis an die Knöchel gehen und fast bis auf die Zehen aufgeschnitten sind. Das Denkmal hat mehrere Inschriften in lateinischer Sprache, rührt aber in seiner jetzigen Gestalt nicht aus seiner Zeit her, sondern Kaiser Karl IV. hat es im Jahre 1377 erneuern lassen, die alte echte Mönchsschrift ist von dem Pastor Hermann Heinrich Wacker, welcher der Kirche von 1679 bis 1715 vorstand, mit gewöhnlichen lateinischen Buchstaben vertauscht worden.

Als Wekings Gebeine noch in Herford waren, hat sich neben denselben auch ein alter Trinkbecher befunden, an Gestalt einem länglichen Tummler ähnlich. Er ist aus einem grünlichen Steine und rings umher mit vergoldetem Kupfer eingefaßt. Auf dem Rande ist folgende Inschrift eingegraben: Munere tam claro ditat non Africa raro (Also herrliche Gaben wir selten von Afrika haben). Zu dem Becher gehört eine sehr alte gelblich eingelegte Kapsel von fremdem Holze; auf dieser steht: Visdai de Africa rex (König Visdai aus Afrika). Dies ist Weking's Rundbecher gewesen, ein Geschenk von Kaiser Karl dem Großen. Deswegen ist er aber aus einem grünen Steine gemacht, weil dieser bekanntlich kein Gift vertragen kann.

Um das Andenken an König Weking wach zu erhalten, wurde angeordnet, daß jährlich am Sterbetage des Helden, am 6. Januar, eine Begräbnißfeier und ein Trauergottesdienst gehalten werden sollte. Drei Tage vorher läutete man Mittags eine Stunde, am Sterbetage klangen die Glocken um neun Uhr. Dann versammelten sich die Lehrer von Enger mit ihren Schülern, die Gemeindeglieder und besonders die Armen. Nun hielt man den Gedächtniß-Gottesdienst. Am Schlusse läutete der Küster zur Senkung und dann vertheilte man die Wekings-Spende. Die Armen erhielten Brod und Wurst und die Schüler Semmeln, welche von ihrer Form Tempelstüten oder Timpen hießen. Ein einfaches Mahl der Angesehenen des Orts machte den Beschluß. Manche dieser Gebräuche haben längst aufgehört, nur die Kinder erhalten noch die Semmeln, und damit alle Schüler des Kirchspiels Enger daran Theil nehmen können, bewilligte die preußische Regierung einen jährlichen Zuschuß von 40 Thalern.

754) Weking in der Babilonie. [1])

Zwischen Lübbecke und Holzhausen, oberhalb des Dorfes Mehnen, liegt nahe an der Bergreihe ein Hügel, der die Babilonie genannt wird. Hier hatte einst König Weking eine mächtige Burg. Diese ist nun versunken, der alte König aber sitzt darinnen und harret, bis seine Zeit kommt. Es ist eine Thür vorhanden, welche von Außen in den Hügel und zu dem Palaste führt. Allein nur selten geschieht es, daß einer, ein besonders Begünstigter, sie erblickt.

Es mögen jetzt hundert Jahre sein, daß ein Mann aus Hille, Namens Gerling, welcher auf der Wagghorst Schäfer war, seine Heerde an dem Mehner Berge weidete. Da sah er an dem Hügel der Babilonie drei fremde lilienartige Blumen und pflückte sie. Dennoch fand er des folgenden Tages gerade an derselben Stelle wieder drei solche Blumen. Er brach auch diese und siehe, am andern Morgen waren abermals an derselben Stelle wieder drei gleiche Blumen aufgeblüht. Als er nun diese gleichfalls genommen und sich dann in der Schwüle des Mittags hingesetzt hatte, so erschien ihm eine schöne Jungfrau und fragte ihn, was er da habe, und machte ihn aufmerksam auf einen Eingang in den Hügel, welchen er sonst nie gesehen und der mit einer eisernen Thür verschlossen war. Sie hieß ihn nun mit den Blumen das Schloß berühren. Kaum that er das, so sprang das Thor auf und zeigte einen dunkeln Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte. Die Jungfrau ging voran, der Schäfer folgte und gelangte durch das Dunkel in ein erleuchtetes Gemach. Gold und Silber und allerlei kostbares Geräth lag da auf einem Tisch und an den Wänden umher. Unter dem Tische aber drohte ein schwarzer Hund, doch als er die Blumen sah, ward er still und zog sich zurück. Im Hintergrunde aber saß ein alter Mann und ruhte und das war König Weking. Als der Schäfer das Alles angesehen, sprach die Jungfrau zu ihm: „Nimm, was Dir gefällt, nur vergiß das Beste nicht!" Da legte er die Blumen aus der Hand und erwählte sich von den Schätzen, was ihm das Beste schien und was er eben fassen konnte. Und nun eilte er das unheimliche Gewölbe zu verlassen. Nochmals rief ihm die Jungfrau zu: „Vergiß doch das Beste nicht!" Er blieb stehen und blickte zurück und sah umher, welches denn wohl das Beste sei, auch nahm er noch Einiges, was besonders köstlich schien. An die Blumen dachte er aber leider nicht, sondern ließ sie auf dem Tische liegen. Und diese waren doch das Beste, denn sie hatten ihm ja den Eingang verschafft. Ueberzeugt, gewiß nicht das Beste vergessen zu haben, ging er mit Schätzen beladen durch die dunkle Höhle zurück. Eben trat er an das Tageslicht hervor, als das Eisenthor mit solcher Gewalt hinter ihm zuschlug, daß ihm die Ferse abgeschlagen ward.

Dieser Schäfer liegt in der Kirche zu Hille auf dem Chore unter einem großen Steine begraben. Er hat nach diesem Ereignisse viele Jahre in großem Wohlstande gelebt. Allein den Eingang hat er nie wieder erblickt und seine Ferse ist nie wieder heil geworden, so daß man ihn bis an seinen Tod nie anders als mit einem niedergetretenen Schuh an diesem Fuße gesehen hat. Er hat auch manche Vermächtnisse hinterlassen, unter andern auch eins für

[1]) S. Kuhn Th. I. S. 272.

die Kirche zu Hille. Die Nachkommen seiner Erben besitzen aber noch gegenwärtig den Aswenhof in Hille, welcher von ihm angekauft worden ist.

755) Weking's silberne Wiege im Reineberge. [1])

Der Reineberg liegt südöstlich dicht über dem Städtchen Lübbecke und ist einer der niedrigsten Gipfel in der Kette des Süntels. Einst hat eine Burg darauf gestanden, jetzt sind aber auch selbst die letzten Ueberreste derselben verschwunden und nur ein verschütteter Brunnen und ein paar alte schirmende Linden sind als letzte Erinnerung geblieben. Wahrscheinlich ist diese Burghöhe ein uralter Edelsitz gewesen und wohl neben der Babilonie der zweite bedeutende Punkt von jener großen Besitzung Weking's. So erklärt sich die dort sehr verbreitete Sage, daß im Reineberge in einem unterirdischen Gewölbe König Weking's silberne Wiege stehe. Oft ist der Eingang schon gesucht, allein bisher noch nicht gefunden worden.

756) Das Stift Berg. [2])

Man feierte im Jahre 1011 zu Herford den Tag des heil. Gervasius und Protasius, den 19. Juni. An diesem Feste pflegte man den Armen Almosen zu geben. Ein armer Schäfer aus der Umgegend durchschritt früh Morgens Gebüsch, Sumpf und Wald, um nach Herford zu kommen, das Fest mitzufeiern und ein Almosen zu empfangen. Als er nun aber auf der nahe vor der Stadt liegenden Höhe und gerade unter einer großen Linde ist, siehe da erscheint ihm die Mutter Gottes in himmlisch schöner Gestalt und spricht zu ihm: „Ich bin die heil. Jungfrau Maria, geh und sage der Aebtissin und den übrigen Gliedern der Abtei zu Herford, daß, wenn sie nicht von ihrer eiteln und ausschweifenden Lebensart ablassen und sich bekehren, göttliche Strafgerichte sie heimsuchen sollen. Aendern sie aber ihren Wandel, so will ich ihre Stütze und ihr Schutz bleiben. Auch soll die Aebtissin an diesem Orte, wo ich Dir jetzt erscheine, einen Tempel bauen und ein Stift für edle Jungfrauen gründen, die mich hier göttlich verehren." Der Schäfer erschrack ob dieser Anrede bis zum Tode. Zitternd sprach er: „Man wird mir nicht glauben, wohl aber denken, ich sei ein Betrüger und mich dann hart züchtigen." — „Fürchte nichts", sprach die heilige Jungfrau, „zum Beweise, daß Du nicht betrogen bist, sollen die Schläge Dir nicht wehe thun und wenn Du Deinem Stabe, den Du in der Hand hast, die Gestalt eines Kreuzes giebst und ihn da, wo ich jetzt stehe, in die Erde steckst, so werde ich als Taube von der Linde kommen und mich auf das Kreuz setzen." In demselben Augenblick war nun aber die Jungfrau verschwunden. Jetzt glaubte der Schäfer, machte aus seinem Stabe ein Kreuz, steckte es genau an den Ort, wo die heilige Mutter Gottes gestanden und hob dann eilends seine Füße, um nach der Abtei zu gehen. Dort sagte er der Aebtissin und den Nonnen die Worte der heil. Jungfrau. Da kam die ganze Abtei in Aufruhr. Man schrie, der Schäfer sei ein Lästerer, Verleumder und Betrüger; man packte ihn, schlug ihn, legte ihn in Ketten und Banden und steckte ihn in ein düsteres Gefängniß. Dann mußte er die Feuerprobe machen und glühendes

[1]) S. Kuhn Bd. I. S. 274.
[2]) S. Bormbaum S. 85.

Eisen mit bloßen Händen anfassen, aber das glühende Eisen verbrannte seine Hände nicht und die Schläge thaten ihm nicht wehe. In der Nacht wurde das Gefängniß plötzlich hell, die heil. Maria trat ein und sprach: „Fürchte nichts, ich bin bei Dir und führe Dich aus Deinem Kerker!" Was sah man aber am andern Morgen? Auf der Höhe unter der Linde lag mitten im Sommer rund umher Schnee und von der Linde herab flog auf das Kreuz eine weiße Taube und blieb ruhig sitzen. Solches geschah dreimal hinter einander. Da merkte man, daß der Schäfer die Wahrheit berichtet habe. Man holte ihn aus dem Kerker, beschenkte ihn reichlich und ließ ihn seiner Wege gehen. Das Kreuz, welches der Mann in die Erde gesteckt und auf welchem die Taube gesessen hatte, hob man sorgfältig auf. Um den Stamm der Linde baute man die Kirche und ließ ihn stehen. Lange hielt man dafür, daß ein Spänchen von dem Baume gegen Zahnschmerzen und andere Uebel gut sei und darum holte man der Spänchen so viele, daß am Ende vom Stamme wenig übrig blieb. Um etwas von demselben zu verwahren, hob man den Rest aus der Erde, legte ihn in ein Drahtgeflecht und brachte ihn auf der Seite des Altars an. Dort ist das Ueberbleibsel noch zu sehen.

Zum Andenken an die Gründung der Kirche und an die Erscheinung nannte man das Stift Berger Kirchweihfest oder die Kirchmesse „die Vision" (Erscheinung) und so heißt der Jahrmarkt bis auf den heutigen Tag. In alten Zeiten wurde nämlich der Tag, an welchem die Kirche des Ortes eingeweiht war, Vormittags durch einen Gottesdienst (Messe) und Nachmittags durch ein Volksfest gefeiert. An einem solchen Tage versammelte sich von weit und breit das Volk an dem Festorte. Die Kaufleute machten sich dies zu Nutze, stellten Erfrischungen und Waaren aller Art aus und die Leute kauften ein und beschenkten sich einander. So bildete sich aus dem Kirchweihfest hier wie an vielen andern Orten ein förmlicher Jahrmarkt aus.

757) Die Sagen von der Burg Limberg. [1])

Auf der Nordseite des Wesergebirges westlich von der Kreisstadt Lübbecke befinden sich heute noch die Trümmer der alten Veste Limberg oder Lyntburg. Die Gründung dieser Burg führt man ebenfalls auf den alten Sassenherzog Wittekind zurück. Derselbe litt einst an einem bösartigen Ausschlage; von Schmerzen gequält wanderte er von seinem Landhause Babilonie einsam in die Berge. Er kam auch an den heutigen Limberg und fand dort eine Quelle, in welcher er sich badete. Bald bemerkte er Linderung und badete täglich, und siehe, er genas nach und nach. Voll Freude beschloß er, auf der Höhe eine Burg zu bauen. Er that's und gab ihr den Namen Lyntburg. Der Quell oder Born aber ist heute noch unterhalb der Burgmauern nach der Börninghauser Seite hin vorhanden.

Diese Burg ist aber in alten Zeiten der Sitz einer Ritterfamilie, der edlen Herren vom Lyntberge gewesen. Nun lebte aber in der Nähe des am nördlichen Fuße des Limbergs liegenden Städtchens Oldendorf vor Zeiten eine grausame Stiefmutter, eine Ritterswittwe, welche ihr armes Pflegekind verschmachten ließ. Dies erfuhr der tapfere Ritter vom Lyntberge, welcher

[1]) S. Vormbaum S. 99 ff.

ein Verwandter des gemordeten Kindes war. Er zog gegen das gottlose Weib, überwand ihre Mannen, nahm sie gefangen und brachte sie auf die Lyntburg. Hier stieß man sie in ein tiefes, unterirdisches Gewölbe hinab, gab ihr ein Stück Brod und einen Krug Wasser mit und überließ sie dann ihrem Schicksale. Sie kam elend um, ihr Geist aber hat keine Ruhe gefunden und geht noch als Schreckensgestalt auf dem Limberge um. Der untere Theil des noch in seinen Trümmern vorhandenen dicken Thurmes soll der Kerker sein, in welchem das Weib lebendig ihr Grab fand.

Nach und nach waren aber die Besitzer der Veste Lyntburg arm geworden und der letzte Sprößling des alten Geschlechtes hatte kaum kümmerlich zu leben. Gegenüber auf dem Berge bei Rödinghausen hatte aber der Ritter vom Nonnenstein seine Burg. Er war reich und seine einzige Tochter Gertrude die Erbin aller seiner Güter. Der Ritter vom Lyntberge aber liebte das reiche Fräulein und sie ihn und Beide gedachten sich zu heirathen, allein der Vater des Mädchens gab seine Einwilligung wegen der Armuth des jungen Mannes nicht. Einst stellte nun der Ritter vom Nonnenstein ein prächtiges Turnier an und versprach dem seine Tochter zur Gemahlin, welcher in diesem Kampfspiele Sieger bleiben werde. Am festgesetzten Tage erschien auch ein Ritter mit festgeschlossenem Helme und siegte über Alle, welche mit ihm ein Lanzenstechen wagten. Als der Sieger aber nach Ende des Lanzenstechens seinen Helm öffnete, war es der Ritter vom Lyntberge. Er begehrte nun seine Geliebte zur Hausfrau, doch der Vater forderte zuvor, daß er auch mit ihm eine Lanze bräche. So kämpften sie denn im scharfen Rennen mit einander, kamen aber dabei Beide um's Leben. Als das reiche Fräulein diesen schrecklichen Ausgang sah, da bestimmte sie ihre Burg zu einem Jungfrauenkloster und wurde darin die erste Aebtissin, die Lyntburg aber verfiel und kam in andere Hände.

758) Der steinere Sessel bei Solterwisch. [1])

In der Bauerschaft Solterwisch an der Straße von Vlotho nach Exter unmittelbar am Hohlwege beim Grundbesitzer (oder Colonus) Hartwig am Steine findet sich ein alter steinerner Sessel, der aus einem Granitblocke gehauen ist. Seine Rücklehne hat drei Fuß Höhe und vier Fuß Breite und der Sitz eine Breite von zwei Fuß. An dem obern Theile der Lehne sind die Worte eingegraben: .....d Horst diesen Stein ernewen lassen Anno 1649. Das erste Wort ist durch eine Beschädigung der Lehne unkenntlich geworden, wird aber Arnold geheißen haben, denn in jenem Jahre war ein gewisser Arnold Horst Drost zu Vlotho. Unter diesen Zeilen befinden sich drei neben einander stehende Wappenschilder, wie solche in alten Zeiten die Rathsherren, Schöffen und Richter im Siegel führten. In denselben finden sich Buchstaben mit Zeichen, nämlich ϱ T ϱ R̊ F und T ≡ und unter den Wappen am untern Theil der Rücklehne findet man zwischen zwei alten Zeichen die Jahreszahl 1584. Von diesem Steinsessel erzählt man, daß Wittekind ihn habe zurichten lassen, um hier auszuruhen und die schöne Hügelgegend zu beschauen. Nach einer andern Sage aber sollen sich Witte-

[1]) S. Vormbaum S. 115.

kind und Karl der Große über demselben die Hände zum Frieden gereicht haben. Später wurde an diesem Stein unter freiem Himmel in der Nähe einer Linde das Gauthing oder Gaugericht gehalten und dieser von den Frei- und Gaugrafen als Freigerichtesituhl eingenommen. Dahin deuten auch wohl die Wappenschilder an der Lehne. Das Volk erzählt, es sei am Wittekinds-Steine jährlich ein Frei- oder Vehmthing gehalten worden, zu welchem man die Bewohner der ganzen Umgegend vorlud.

759) Der Name der Stadt Unna. [1])

Der Name der Stadt Unna kommt nicht, wie man angenommen hat, aus dem Lateinischen (ab unitate animorum, von der Einigkeit der Gemüther der Bürger unter einander), sondern daher, weil sie der Stadt Camen zu nahe gebaut worden ist und soll soviel heißen als: Uns to nah (d. h. allzunah).

760) Der Teufel in der Kirche zu Unna. [2])

Es begab sich im Jahre 1596 zu Unna an einem Sonntage zur Stunde des Predigens, da sowohl Katholische als Calvinisten in der Kirche waren, daß man ein gräßliches Gepolter oben in der Kirche an der Orgel hörte, worauf der Teufel aus derselben in Gestalt eines calvinischen Dieners mit großem Heulen und Geschrei auf die Kanzel geflogen ist, darauf gestanden und sowohl von Katholischen als Calvinischen gesehen worden ist. Er hatte zwei große Hörner auf dem Kopfe und ließ ein Gemurmel hören zwischen den Zähnen, als er aber eine Zeitlang gestanden und gemurmelt, ist er verschwunden.

761) Der Kesseborn in Frömern. [3])

In dem zum Kirchspiele Unna gehörigen Dorfe Frömern, im Hofe des Oberschulzen, befindet sich eine vortreffliche Brunnenquelle, die der Kesseborn heißt, entweder weil man bei Anfang der Einführung des Christenthums in dieser Gegend die Menschen in demselben taufte oder wenigstens das Wasser zur Taufe aus demselben holte. Daher sagt man noch jetzt in der dasigen Gegend, wenn ein Kind getauft werden soll: „Das Kind wird gekerstet", d. h. gechristet oder zum Christen gemacht.

762) Der wunderbare Bach bei Lüdenscheid. [4])

Nicht weit von Lüdenscheid, einer Stadt im westphälischen Amte Altena, entspringt ein Bach, die Rameda oder Mühlenramede geheißen, der ist vor der Reformation den unfruchtbaren Weibern zur Fruchtbarkeit förderlich gewesen, wenn sie zuvor in der Kirche daselbst ein Opfer gebracht, die Benediction von der Geistlichkeit empfangen und sich in dem Bache gebadet und daraus getrunken hatten.

---

[1]) S. Von Steinen St. XIII. S. 1068.
[2]) S. Von Steinen St. XIII. S. 1176.
[3]) S. Von Steinen St. XIII. S. 805.
[4]) S. Von Steinen St. IX. S. 86.

763) Die Wundertropfen zu Lünen.[1])

Ein gewisser Ritter, mit Namen Lübbert von Schwansbell, aus dem Orden des heil. Gregorius in Liefland, wurde im Kriege gegen die Russen gefangen und sehr übel gehalten. Weil er aber in seinem Gefängnisse von keinem Menschen Trost hatte, wendete er sich zur heil. Jungfrau Maria, der Mutter der Barmherzigkeit. Als ihm nun zu einer Zeit ein Stück Fleisch, darin eine Rippe, gebracht worden war, nahm er dieselbe und kratzte damit auf einen Klotz, der im Gefängnisse war, das Bild der Maria mit ihrem Kinde auf dem Arme so gut er konnte, und betete täglich vor demselben um Erlösung aus der Gefangenschaft. Einst als er auch vor diesem Bilde seine Andacht verrichtete und der Kerkermeister unverhofft dazukam, suchte er zwar das Bild mit seinem Mantel zu verbergen, weil aber der Kerkermeister meinte, er wolle etwas verstecken, womit er sich aus dem Gefängniß erlösen könne, riß er ihm den Mantel weg, wurde des Bildes gewahr und fragte ihn nach der Bedeutung. Wie ihm nun Lübbert solche gab, von der Kraft der Maria Vorstellung that und ihn zu bekehren suchte, sprach der Kerkermeister: „Ich will erfahren, ob Du die Wahrheit redest!" Darauf zog er einen Dolch heraus und stieß dreimal in das Bild und wunderbarer Weise flossen bei jedem Stoß drei Tropfen Bluts aus dem Holze, neun im Ganzen, so daß der Mensch bestürzt davonging. Lübbert aber nahm seinen Mantel und fing das Blut damit auf. Nachmals wurde er aus seinem Gefängnisse befreit und wie er nun wieder glücklich nach Westphalen kam, hat er von diesen Wundertropfen drei nach Alterlünen, drei nach Derne und drei nach Waltrop an die Pfarrkirche geschenkt, wo sie auch viele Wunder verrichtet haben.

764) Der Ursprung der Familie Heckenberg.[2])

Im Jahre 1402 wurden von den Hamburgern zwei berüchtigte Seeräuber, Namens Stortebecker und Gödert Michaelis, gefangen und hingerichtet. Von den Schätzen, die man bei dem Stortebecker gefunden hat, ist die goldene Krone verfertigt, welche die Thurmspitze der St. Katharinenkirche in Hamburg ziert. Einer aber von den mitgefangenen Schiffersknechten, Heckenberg geheißen, wurde wegen seiner Jugend von der Strafe freigesprochen. Dieser kaufte von den Hamburgern eins von den alten eroberten Schiffen, dessen Mastbaum, wie er nur allein wußte, mit eitel Gold angefüllt war. Als er nun seinen Schatz in Sicherheit gebracht hatte, kam er endlich nach Hagen in Westphalen, schlug daselbst seine Wohnung auf und stiftete von diesen ihm so unverhofft zugeflossenen Reichthümern viele milde Werke. Dieser ist der Stammvater der noch jetzt in Hagen und der Umgegend vorhandenen Heckenberge und ist auf solche Art ein nachmals ansehnliches Geschlecht nach Westphalen gekommen.

765) Der Name des Dorfes Meinerzhagen.[3])

Als in alten Zeiten die zum Hochgerichte Lüdenscheid gehörigen Gebirge noch mit Sträuchern und Gebüschen, die man Hegen oder Hagen zu nennen pflegt,

[1]) S. Von Steinen St. VIII. S. 229.
[2]) S. Von Steinen St. IV. S. 1222.
[3]) S. Von Steinen St. VIII. S. 233.

bewachsen waren, baute ein Einsiedler mit Namen Meinhard in denselben eine Kapelle, wohnte bei derselben, nährte sich von den Geschenken derjenigen, welche diese Straße zogen, und da bekam der Ort den Namen Meinhardshagen, aus dem dann später Meinerzhagen geworden ist.

766) Der erste Besitzer von Iserlohn.[1])

Ums Jahr 1059 hat Kaiser Heinrich IV. einen Reichstag nach Goslar ausgeschrieben und alle Stände des Reiches dahin beschieden. Als nun Alle, den einzigen Grafen Huno von Oldenburg ꝛc. ausgenommen, erschienen sind, hat sich der Kaiser durch einige Schmeichler bereden lassen zu glauben, daß des Huno Ausbleiben von einer Verachtung seiner Befehle herkomme. Hierdurch sei nun der Kaiser bewogen worden, dem genannten Grafen nicht nur zu befehlen, daß er erscheinen solle, sondern auch, daß er einen tapfern Fechter mitbringen solle, welcher zur Strafe für diese Nichtachtung seiner Person mit seinem Löwen kämpfen sollte. Wie nun hierauf Graf Huno erschienen ist und sein Sohn Friedrich den Kampf mit dem Löwen aufgenommen und solchen glücklich überwunden hatte, ist der Kaiser über die Tapferkeit und Klugheit dieses Jünglings in solche Verwunderung gesetzt worden, daß er ihn umarmt, ihm seinen Ring gegeben, ihn zum Ritter geschlagen und ihm viele zum Reich gehörige Güter um Soest und Dortmund gegeben hat, darunter auch Iserlo(hn).

Der Name der Stadt kommt aber her von Eisen und Lohnen. Denn weil daselbst sonst viel Eisenerz gegraben wurde und die in dasiger Gegend wohnenden Arbeitsleute am Sonnabend hingingen, um ihren Lohn für die gethane Arbeit zu empfangen, und wenn sie gefragt wurden: „Wohin?" zur Antwort gaben: „Wy welt na Lohne gahn!" so ist hieraus der Name Iserlohn entstanden.

767) Der Ursprung der Familie von Lüddinghausen, genannt Wulff.[2])

In Westphalen ist eine Ritterfamilie von Lüddinghausen gewesen, die das gleichnamige Schloß im Stift Münster besessen und den Wulffen genannt Lüddinghausen ihren Ursprung gegeben hat. Darüber existirt folgende Sage.

Ein Ritter von Lüddinghausen heirathete die Tochter eines westphälischen Grafen von Hallermund. Weil sie nun die letzte ihres Stammes war, mußte der Bräutigam bei dem Verlöbniß versprechen, daß wenn seine Gemahlin zwei Söhne zur Welt bringen würde, alsdann der jüngste das Hallermund'sche Wappen führen solle. Die Frau ward schwanger und gebar einen Sohn. Sie ward nachmals abermals schwanger, als aber die Zeit der Geburt herannahte, starb sie noch vor der Entbindung. Weil aber die bei ihr anwesenden Frauen merkten, daß die Frucht noch am Leben sei, wurde ihr auf Befehl ihres Eheherrn der Leib aufgeschnitten und ein lebendig Knäblein von ihr genommen. Da aber dasselbe die gehörige Geburtsstunde noch nicht erreicht hatte, wurde auf Anrathen der Aerzte sogleich ein Schaf lebendig aufgeschlitzt, das Eingeweide herausgenommen, das Kind hinein-

[1]) S. Von Steinen St. III. S. 887.
[2]) S. Von Steinen St. III. S. 239 ꝛc.

gelegt und damit vier Wochen, also so lange fortgefahren, bis man bei dem Kinde rechte Bewegung und Weinen verspürte.

Wie nun solchergestalt viele Schafe geschlachtet werden mußten (denn innerhalb 24 Stunden wurden 5 Schafe gebraucht) und es sich zu einer Zeit zutrug, daß der Vater des Kindes am Palmsonntag aus der Kirche kommend eilig zu essen verlangte, der Koch aber noch mit Schlachtung eines Schafes beschäftigt war, aber nicht so geschwind fertig werden konnte, so sagte dieser aus Unwillen zu dem ihm zurufenden Diener: „Das Kind frißt so viele Schafe, es möchte wohl ein Wolf sein." Der Herr aber hörte auf diese Worte und antwortete: „Des Namens so he geneiten, Wulff so he heiten." Wie gesagt, so gethan. Denn als das Kind hernach getauft wurde, gab ihm der Vater den Namen Bernd Wulff. Da der Sohn erwuchs, suchten zwar nach des Vaters Tode die Anverwandten denselben in ein Kloster zu stecken, kauften zu dem Ende auch zu Münster eine Dompräbende, allein weil dieser keine Lust dazu hatte, so verhandelte er dieselbe wieder, heirathete eine von Padberg und nahm das Wappen der Grafen von Hallermund an.

768) Die Hölle, das Zwergloch und das Schröersloch bei Ierlohn.[1])

In dem Kirchspiel Ierlohn ist ein Berg, der Vereck geheißen, der bis in's Kirchspiel Deilinghofen geht. An demselben sind verschiedene Höhlen, als z. B. die Hölle, ein tiefes Thal zwischen zwei Felsen, vor welcher, wenn man hinuntersieht, Jedwedem ein Schauer ankommen muß, doch kann man durch Umwege hinuntergehen. In dieser Höhle ist ein Felsen und auf der Spitze desselben ein ausgehauener Stein, der wegen seiner Gleichheit der Predigtstuhl genannt wird.

Das Zwergloch ist eine Höhle, welche bei dem ersten Eingang weitläufig ist, nach einigen Schritten aber schrumpft sie zu einem kleinen Loche zusammen, durch welches man kriechen muß, wenn man weiter gehen will. In dieser Höhle soll sich dem Angeben nach ein Kobold vor Zeiten aufgehalten haben, bei welchem sich die Leute, wenn sie etwas verloren hatten oder etwas Neues haben wollten, Raths erholten und glaubten, daß ihnen solchergestalt bei ihrem Suchen sehr leicht geholfen werden würde.

Das Schröersloch, welches von seinem ersten Finder den Namen hat, ist eine Höhle zwischen Oberhemern und Suntwick, von welcher vorgegeben wird, daß sie bis Arnsberg gehen soll. Es wagt sich aber Keiner weiter als etwa eine Stunde hinein, weil daselbst an einem Steine angeschrieben sein soll, wer weiter gehe, werde unglücklich sein. Die vielen Wege, Pfeiler und Thüren in dieser Höhle verdienen bewundert zu werden, allein unterirdische Geister hat man weiter hier nicht angetroffen.

769) Der heil. Suederus zu Soest.[2])

Einstmals speiseten zu Soest verschiedene heidnische Westphälinger, zu diesen begab sich Suederus und als sie von der Macht ihrer Götter und der Ohnmacht Christi disputirten, trat Suederus auf, vertheidigte den Heiland und erzählte besonders die Wunder, die Christus durch die Verdienste

[1]) S. Von Steinen St. III. S. 1166.
[2]) S. Von Steinen St. I. S. 69.

des Suibertus gethan hatte. Als nun den Heiden daraus kund ward, daß Suederus ein Christ sei, wurden sie ergrimmt, griffen, schlugen und peinigten ihn, stießen ihn endlich heraus und schnitten ihm die Zunge aus. Kaum waren sie voller Freuden und in der Meinung, daß sie ein großes Werk gethan hätten, zu ihrem Schmause zurückgekommen, so wurden ihre Speisen zu Steinen, sie aber wurden des Augenlichts beraubt. Wie sie nun dadurch zur Erkenntniß ihres Unrechts, an Christi und seinem Knechte Suederus verübt, gebracht wurden, ließen sie sich zu demselben führen und baten ihn um Verzeihung. Hierzu war aber Suederus nicht allein willig, sondern er versprach ihnen auch Hilfe, wenn sie sich mit ihm gen Werden nach dem Grabe des heil. Suibertus begeben würden. Der Vorschlag wurde in's Werk gerichtet und sie reiseten zusammen nach Werden. Kaum waren sie daselbst angekommen, so wurden sie alle nebst dem Sueder, welcher in seinem Herzen den Suibert angerufen hatte, durch dieses Mannes Verdienst geheilt, wodurch denn nicht allein sie selbst, sondern auch hernach noch viele Andere zu Soest bekehrt worden sind.

770) Das Muttergottesbild zu Soest. [1])

In der Stadt Soest war einmal ein Bürgermeister, der hieß von Schueren. Er war ein sehr alter Mann und schon so schwach und gebrechlich, daß er kaum mehr gehen konnte. Diesem ist einmal im Schlafe eine Stimme vorgekommen, die also geredet hat: „Stehe auf und nimm unserer Lieben Frauen Bild von der Wiesen und trage es zu den Schwestern im Paradiese [2]), daß man mir dort Messen und feierliche Gesänge singe. Und darnach trage das Bild wieder nach Soest in unserer Lieben Frauen Münster von der Wiesen und stelle es dort an seine gewöhnliche Stelle." Bald nachher ist dem alten Bürgermeister dieselbe Stimme zum zweiten Male vorgekommen, worüber er sich sehr erschreckt hat. Er hat also seinen Beichtvater um Rath gefragt, wie er sich mit diesen Dingen verhalten sollte. Der sagte ihm, er solle, ehe er zu Bett ginge, sich dreimal mit Weihwasser segnen; wäre es dann etwas Gutes, so würde es sich wohl weiter melden. Als er dies genau befolgt und sich darauf schlafen gelegt hatte, kam es zum dritten Male und weckte ihn hastig aus dem Schlafe. Als er die Augen aufschlug, fand er's vor sich so hell wie Sonnenschein und sah das Bild unserer Lieben Frauen deutlich vor sich stehen. Es redete ihn folgendermaßen an: „Habe ich Dir nicht gesagt, Du solltest mein Bild aus dem Münster von der Wiesen nehmen und es zu den frommen Schwestern im Paradiese tragen, damit mir dort eine Messe gesungen würde, und dann solltest Du das Bild wieder nach Soest zurücktragen in die Kirche von der Wiesen auf die alte Stelle?" Er antwortete: „Ich armer gebrechlicher Mensch, wie soll ich das heilige Bild tragen? wie in finsterer Nacht den Weg finden?" — „Du sollst", erwiederte die Stimme, „das Bild nehmen und aus Sanct Walpurgis Pforten mit ihm gehen; da wirst Du einen weißen Hund finden, der Dir den Weg zeigen soll!" Als er nun mit dem Bilde vor das Thor an die Steinbrüche kam, fand er dort einen ihm ganz unbekannten, mit Dornen dicht verwachsenen

[1]) S. Seiler, Volkssagen aus dem Lande Paderborn S. 15.
[2]) So hieß ein Nonnenkloster bei Soest.

Weg. Wohl grauete es ihm, die wilde Straße zu wandern, doch nahm er sich ein Herz und folgte dem weißen Hunde ganz den Weg zu Ende, ohne daß ihm irgend ein Leid geschehen wäre. Als er vor das Paradies kam, verließ ihn der Hund, worüber er sehr traurig ward, denn er wußte nicht, wer ihn nun auf dem Heimwege vor Unfall schützen würde. Als nun die Messen und die Loblieder gesungen und beendigt waren, fand der Bürgermeister den Hund wieder vor dem Paradiese, an der Stelle, wo jetzt das Heiligenhäuschen steht. Das Thier leitete ihn sofort wieder an Sanct Walpurgis-Pforten, wo er es gefunden hatte. Dort sprach die Stimme: „Eine solche Prozession soll alle Jahre einmal geschehen, den nächsten Sonntag nach unserer Lieben Frauen Geburt." Als jedoch der Bürgermeister bald nachher starb, hatte man der Sache wenig Acht, so daß die Prozession nach und nach ganz unterblieb. Da erhob sich aber in Soest eine große Pest, bis man wieder anfing, die Prozession auf würdige Art zu begehen. Darauf hielt die Seuche sogleich inne. So ist es auch geblieben, bis endlich das Bild, als die Lutherischen nach Soest kamen, nach Werl gebracht ward, wo es noch heute zu sehen ist.

771) Der große Gott von Soest.

Vor alter Zeit wurde in Soest ein wunderthätiges Bild „der große Gott von Soest" gezeigt, welches ein Pathengeschenk Karls des Großen an Wittekind gewesen sein soll. Es war dies ein ungeheures Kreuz, mit einem kolossalen Herrgott daran und das war der heute noch sprichwörtlich gewordene große Gott von Soest.

772) Ritter Themo, der Würfelspieler zu Soest.[1])

Vor vielen hundert Jahren lebte in der Stadt Soest in Westphalen, die damals noch berühmt, volkreich und mächtig war, ein Ritter, Namens Themo, ein harter, ungerechter Mann, der dem Würfelspiel leidenschaftlich ergeben war. Umsonst flehten ihn sein sanftes Weib und seine wohlgeartete Tochter an, er möge doch ein anderer Mensch werden und nicht den Fluch seiner Mitbürger auf sein Haupt und Schande über seine Familie bringen. Er verlachte ihre Bitten und Warnungen, ja er mißhandelte sie sogar. Tag für Tag lag er in allen Schenken und Bierhäusern der Stadt, denn dort hielt er seine Ernte, weil er fast immer gewann, denn er war ein falscher Spieler und die Würfel, die er beständig bei sich führte, waren so künstlich gefertigt, daß sie fast stets zu seinen Gunsten fielen. So trieb er es lange Jahre; zwar ward er von den Weibern und Kindern, Eltern und Geschwistern derjenigen, die er um Alles gebracht hatte, verwünscht bis zum Abgrund der Hölle, allein dies störte ihn Alles nicht, er ward von Tag zu Tag reicher. Nun traf es sich aber, daß ein sehr reicher Patriziersohn, aus dem Geschlechte der Herren von Kerkhörde, seine Augen auf seine Tochter warf und von ihr erhört wurde. Derselbe begab sich also zu ihm und hielt um dieselbe an. Der alte Themo nahm seinen Antrag auch scheinbar mit großer Befriedigung auf, allein er meinte, es sei doch besser, wenn sich die jungen Leute erst etwas besser kennen lernten und darum möchten sie bis zur Hoch-

[1]) Romantisch bearbeitet von J. Krüger. Westphälische Sagen. Siegen und Wiesbaden 1845 in 12. Bd. I. S. 56 ꝛc. Die Quelle ist Caesarius Heisterb. V. 31.

zeit noch ein volles Jahr warten. Von da an kam nun der junge Mann täglich in das Haus seiner Braut, ohne zu ahnen, welchen bösen Plan der alte Themo mit ihm vorhatte. Derselbe hatte nämlich beschlossen, die Schönheit seiner Tochter als Lockvogel für reiche Freier zu benutzen und der junge Patrizier sollte das erste Opfer sein. So war ein halbes Jahr verflossen, da kam der Letztere auf einmal, fand aber seine Braut nicht zu Hause und da er sie erwarten wollte, schlug ihm der alte Ritter vor, sich die Zeit mit einem Spielchen zu vertreiben. Zwar haßte der junge Mann das Spielen, wußte auch, daß sein zukünftiger Schwiegervater ein Falschspieler war, allein er wagte doch nicht, ihm eine abschlägige Antwort zu geben, willigte also ein, doch machte er sich aus, daß es nur um ganz niedrigen Einsatz gehen solle. Natürlich ging jener darauf ein, allein er wußte es so einzurichten, daß der junge Mann immer gewann. Nun vergingen einige Wochen, ehe der Alte seinen künftigen Schwiegersohn wieder zum Spiele aufforderte, allein endlich war wieder einmal das Mädchen mit ihrer Mutter außer dem Hause und wieder bot er ihm ein Spielchen an, aber diesmal zu einem höheren Einsatze. Kerkhörde wagte nicht ihm seine Bitte abzuschlagen und sie spielten wieder, jetzt aber gewann er von dem Alten noch mehr als das erste Mal. Dadurch bekam er denn nach und nach Lust zu diesem entsetzlichsten aller Laster. So kam es, daß er jeden Abend, wenn er von seiner Braut Abschied nahm, statt nach Hause zu gehen, in das Gemach seines zukünftigen Schwiegervaters schlich und mit diesem bis zur Morgenröthe beim Spiele saß. Jetzt aber, da dieser seines Opfers gewiß war, ließ er Kerkhörde nicht mehr gewinnen. Mit jedem Tage nahm er ihm größere Summen ab und drei Tage vor dem festgesetzten Hochzeitstage verspielte jener Haus und Hof an ihn, so daß ihm buchstäblich nichts mehr übrig blieb. Am andern Morgen aber ließ er den unglücklichen Jüngling zu sich rufen und erklärte ihm mit dürren Worten, er könne seine einzige Tochter unmöglich einem bettelarmen Manne geben, er möge sich also nach einer andern Braut umsehen. Verzweifelnd stellte ihm derselbe vor, daß ja sein ganzes Vermögen in seinen Beutel geflossen sei, allein der harte Themo ließ sich nicht rühren, sondern wies ihm einfach die Thüre. Da stieß der Unglückliche einen schweren Fluch aus und vermaß sich hoch und theuer, morgen werde er nicht mehr unter den Lebenden sein, sein Blut aber solle über seinen Verführer kommen und dieser bei lebendigem Leibe zur Hölle fahren. Darauf eilte er zu seiner Braut, gestand ihr unter heißen Thränen seinen Leichtsinn, küßte sie zum letzten Mal und eilte davon. Wenige Tage nachher aber spülten die Wellen der Lippe unweit Lippstadt seinen Leichnam an's Ufer. Als dies seine unglückliche Braut erfuhr, da trat sie noch einmal vor ihren Vater, erklärte ihm, daß sie von jetzt an keines irdischen Mannes Braut mehr sein werde, sondern sich einen himmlischen Bräutigam wählen und in's Kloster gehen wolle; sie flehe ihren Vater aber an, er möge seine Sünden bereuen und von seinem gottlosen Treiben ablassen, vielleicht daß ihm Gott gnädig sein werde. Der Ritter aber ließ sie mit bösen Worten an und verspottete sie bitter ob ihres Entschlusses und erklärte, um das Heil seiner Seele werde er sich selbst kümmern, spielen wolle und müsse er, bis er in die Grube fahre; wer ihm komme, um mit ihm zu spielen, sei ihm recht und wenn's der böse Feind selbst sei. Kaum hatte Themo diese Worte gesprochen und

seine Tochter ihn verlassen, da trat ein langer, hagerer Mann in einem feuerfarbenen Mantel zur Thüre herein und antwortete auf Themo's Frage, was er wolle, kurz: „Mit Dir spielen!" Dann schlug er seinen weiten Mantel auseinander und zeigte ihm ein gewichtiges Säcklein, welches er auf den Tisch ausleerte. Zwar war Themo erst über den schauerlichen Ton des Fremden etwas bestürzt gewesen, als er aber das viele glänzende Gold sah, vergaß er alle Furcht und konnte es nicht erwarten, daß dasselbe in seinen Besitz käme. Er holte also schnell seine Würfel herbei und nahm dem Fremden gegenüber Platz. Bald rollten dieselben hin und her und wie gewöhnlich glücklich für ihren Besitzer. So spielten sie denn bis zum Abend und das Gold des Fremden wanderte fast gänzlich auf die Seite Themo's. Schon frohlockte dieser laut, da sprach der Fremde mit ernstem Tone: „Warten wir das Ende ab!" Als die Glocke neun schlug, wandte sich auf einmal das Glück, Themo's falsche Würfel schienen ihre Kraft verloren zu haben und der Fremde fing an zu gewinnen. Darüber gerieth der alte Spieler so in Wuth, daß er den Kopf verlor und immer hitziger und unvorsichtiger spielte, so daß er um die zehnte Stunde nicht blos seinen bisherigen Gewinn, sondern auch noch viel eigenes Geld dazu verloren hatte. Gleichwohl wollte er nicht aufhören, denn er dachte, das Glück werde sich doch wieder zu seinen Gunsten erklären. Er schleppte also einen schweren Geldsack nach dem andern herbei und verdoppelte die Einsätze, allein Alles war umsonst, kein Wurf gelang ihm mehr und als die Glocke der nahen Domkirche die zwölfte Stunde rief, da hatte der letzte Wurf sein Haus und Hof zum Eigenthum des Fremden gemacht. Nun fragte jener mit kaltem Hohne: „Wollt Ihr noch weiter spielen, Ritter Themo?" — „Ich nenne nichts mehr mein, um was soll ich spielen?" war die Antwort. — „Um Euere Seele", versetzte der Fremde, „ich setze dagegen all mein Geld und Alles, was ich von Euch gewonnen habe." Da starrte ihn Themo zitternd an, sein Haar sträubte sich und er wußte, daß sein Partner der Satan war. Gleichwohl hoffte er, daß ihm das Glück wieder lächeln könne, er griff also in Verzweiflung nach den Würfeln, schüttelte sie in der Hand und warf und siehe, es fielen drei Sechsen. Nun sah er den Fremden triumphirend an und rief: „Nun wirf mehr, wenn Du kannst!" Dieser verzog das Gesicht spöttisch, nahm die Würfel und warf drei Sieben. Themo sah es und taumelte mit einem gräßlichen Fluche zur Erde, der Schaum trat ihm vor den Mund, seine Augen verdrehten sich und seine Glieder zuckten krampfhaft, der Unbekannte aber, aus dessen Zügen jetzt die ganze Hölle leuchtete, beugte sich über ihn, packte ihn mit gewaltiger Kraft, schlug die langen Nägel in Themo's Fleisch und dann fuhr er mit ihm, den er wie ein Wickelkind in den langen Armen hielt, durch die Decke des Saales oben zum Dache hinaus und durch alle Lüfte davon. Die Ziegel des zerschmetterten Daches fand man am andern Tage mit Hirn und Blut bespritzt, Themo's Leichnam aber ward nirgends gefunden. Themo's Weib starb bald nachher vor Gram und nicht lange nachher folgte ihr ihre Tochter, die, wie sie gelobt, ins Kloster gegangen war. Die guten Soester aber, denen es klar war, daß der Fremde Niemand anders als der böse Feind gewesen sein könne, nahmen sich das Ende des alten Spielers sehr zu Herzen und noch lange Zeit nachher fand man keine Spieler mehr in der Stadt.

773) Johann mit den Bellen.[1])

Johann I., Herzog zu Cleve und Graf von der Mark, hatte den Beinamen: mit den Bellen. Dieſer rührte davon her, daß einſt ſein Vater Adolf, als er den Sohn aus Frankreich nach Hauſe gerufen und geſehen hatte, wie derſelbe mit prächtigem Gezeuch, ſonderlich mit vielen mit Schellen oder Bellen behangenen Maulthieren angekommen war, aus Verdruß und um dem Sohne ſeine Thorheit vorzurücken, ausgerufen hat: „Da kömmt Johanneken mit den Bellen!“

774) Der Mann mit dem Grenzſteine.[2])

In der Schwerter Feldmark hat vor langen Jahren ein Mann einen falſchen Grenzſtein geſetzt und einen langwierigen Prozeß darüber geführt, den er aber gewonnen hat, weil er falſche Zeugen beſtochen hatte. Zur Strafe dafür muß er nun jede Nacht den Grenzſtein auf ſeinen Schultern tragen und damit in der ganzen Feldmark umhergehen. Viele Leute haben ihn ſchon ſo geſehen. Der Grenzſtein glühte und alle Augenblicke fiel er damit nieder, aber von ſich werfen konnte er ihn nicht, und weil der feurige Stein ihn brannte, ſprang er wieder auf und eilte weiter, wobei er ächzte und ausrief: „Wo ſoll ich mit dem Grenzſteine hin?“

775) Die Hexenrache.[3])

Vor vielen Jahren machte ein Nachtwächter in Schwerte zwei Schweſtern zugleich den Hof, ohne jedoch mit dem Heirathen Ernſt zu machen. Jede von ihnen forderte ihn zwar mehrmals dazu auf, allein es half nichts; ſie thaten ſich deshalb zuletzt zuſammen und ſchworen ihm Rache. Nun waren aber die beiden Schweſtern Hexen, als daher der Nachtwächter eines Nachts im Bette lag, klopfte es auf einmal an ſein Fenſter, und als er dies geſchwind öffnete, faßten ihn zwei und hoben ihn auf und führten ihn hoch durch die Lüfte. Erſt wollten ſie ihn in die Ruhr werfen, nachher beſannen ſie ſich aber und ſetzten ihn ganz nackend oben auf einen hohen Baum, wo ihn die Leute am andern Morgen halbtodt fanden.

776) Der Schatz bei Schwerte.[4])

Auf dem Weidenhofe bei Schwerte liegt ſchon ſeit undenklichen Zeiten ein reicher Schatz vergraben, von dem man aber nichts anderes weiß, als daß eine verwünſchte Jungfrau ihn bewachen muß. Als im dreißigjährigen Kriege viele Soldaten in der Stadt lagen, gingen einſt zwei von dieſen des Abends nach einem Wirthshauſe, welches da ſtand, wo jetzt die Schwerter Mühle liegt. Gegen Mitternacht kehrten ſie nach ihrem Quartiere zurück, ihr Weg führte ſie über den Weidenhof. Als ſie auf dieſem ankamen, ſahen ſie hier plötzlich eine weiße Jungfrau vor ſich ſtehen, worüber ſie ſehr erſchracken und davon laufen wollten. Aber die Jungfrau rief einen von

[1]) S. Von Steinen St. I. S. 345 führt aber noch andere Erklärungen an aus dem Lateiniſchen von bellum (Krieg) und von bellus (ſchön).
[2]) S. Stahl S. 275.
[3]) S. Stahl S. 275.
[4]) S. Stahl S. 118.

ihnen beim Namen; da faßte sich dieser ein Herz und fragte sie: „Was wandelst Du hier?“ worauf sie antwortete: „Ich bewache hier einen Schatz!“ mit dem Hinzufügen, daß der Soldat den Schatz heben solle, wenn er sie erlösen werde; er solle morgen Nacht in derselben Stunde wiederkommen, aber allein! Darauf verschwand sie, aber der Soldat fürchtete sich und kam in der folgenden Nacht nicht wieder. Nicht lange nachher wurde ein Schwerter Bürger auf gleiche Weise von der Jungfrau angeredet. Dieser versprach wiederzukommen und hielt sein Wort. Die Jungfrau war schon da, sie sagte zu ihm: „Fang an zu hacken!“ Er aber entgegnete ihr: „Hacke Du selbst!“ Sie that dies und hackte in der Erde ein glänzendes Schloß los, das an einer Kellerthür befindlich war, die sich von selbst öffnete. Der Bürger ging hinein und sah nichts als Gold und Silber. Er packte alle seine Taschen voll, die Jungfrau aber rief ihm zu: „Vergiß das Beste nicht!“ Er meinte, er solle blos das Gold nehmen und das Silber liegen lassen, und er griff daher blos nach dem Gold und trat dann wieder heraus und die Kellerthüre schlug hinter ihm zu. Da sprach seufzend die Jungfrau: „Hättest Du auch den Schlüssel mitgenommen, so wäre ich erlöst und Du der reichste Mann auf Erden!“ Mit diesen Worten verschwand sie. Schloß und Kellerthüre hat man nie wiedergesehen; die Jungfrau aber geht noch oft um Mitternacht herum und seufzt und weint.

777) Das hungernde Mädchen zu Unna. [1])

Als im Jahre 1573 der Herzog Wilhelm von Jülich seine Tochter Maria Eleonora dem Herzog Albert Wilhelm in Preußen in Person zuführte, erfuhr der Begleiter desselben, der Doctor Jacob Wier, daß zu Unna ein Mädchen, Namens Barbara Kremer, seit einem ganzen Jahre weder gegessen noch getrunken habe, aber gleichwohl noch fortlebe. Bei der Rückkehr ließ der genannte Wier das 10 Jahre alte Mädchen mit ihrer zum dritten Male verheiratheten Mutter zu sich kommen und erkundigte sich bei dieser nach dem Zusammenhang der Sache. Dieselbe erzählte diesem, ihre Tochter sei vom 2. Februar bis 12. Mai heftig erkrankt, habe sich auch in dieser Zeit nur von etwas Wein, Bier und Milch genährt, vom 12. Mai bis 24. October aber gar nichts mehr genossen, kein Wasser gelassen und keinen Stuhlgang gehabt. Der Doctor zweifelte an der Wahrheit der Sache, konnte aber gegen das Zeugniß der Wahrheit, welches der Rath der Stadt Unna der Mutter ausgestellt hatte, nichts machen. Am nächsten April kam jedoch das Mädchen mit ihrer Schwester Else nach Cleve und bat unter Empfehlung des Raths zu Unna, daß ihr der Herzog ein Zeugniß über dieses unfreiwillige Fasten ausstellen solle, damit sie damit herumreisen und sich für Geld sehen lasse könne. Obgleich nun Jedermann in Cleve an das Wunder glaubte, so that dies doch der Doctor Wier nicht und brachte es bei dem Herzog dahin, daß dieser befahl, Wier solle das Mädchen drei Wochen in sein Haus nehmen und beobachten. Zwar widersetzte sich der Vater des Mädchens, allein er konnte es dennoch nicht erlangen, daß ihm

[1]) S. Von Steinen St. XIII. S. 1145 ꝛc. Ueber andere Beispiele von langem Hungern s. Erich, Jülichsche Chronik Bl. 259. S. Majolus, Dies Canicul. T. I Coll. IV. Hamelmann, Braunschweigische Chronik p. 168. Leibnitz, Script. Rer. Brunsvic. T. II. p. 1066.

das Mädchen wieder mitgegeben wurde, nur soviel setzte er durch, daß die Schwester ebenfalls mit in das Haus des Doctors kommen durfte. Hier kam jedoch die Wahrheit bald an den Tag, die Frau des Doctors erwischte sie, als sie heimlich Wein trank und auch das Gesinde kam dahinter, wie ihr ihre Schwester Lebensmittel zusteckte. Da sie aber gleichwohl immer noch beharrlich leugnete, so sperrte sie der Doctor bald gänzlich so ab, daß ihre Schwester ihr absolut nichts mehr bringen konnte, und nach einigen Tagen war sie dann genöthigt, selbst um Speise und Trank zu bitten. Schließlich gestand sie denn auch, sie sei von ihren Eltern zu dem bisherigen Betruge verleitet worden und habe oft Schläge bekommen, wenn sie sich bei diesem Handel nicht vorsichtig genug aufgeführt habe. Sobald also der Doctor den Betrug vollständig ermittelt hatte, erzählte er dem Herzog den Verlauf der Sache, bat aber zugleich, man möge mit dem Mädchen und ihren Eltern gnädig verfahren. Dies geschah auch, der Herzog ließ am 13. Mai 1574 beide Mädchen auf seine Kosten zurück nach Unna bringen, mit einem Schreiben an den dasigen Rath, worin diesem seine Leichtgläubigkeit verwiesen und gewarnt ward, künftig vorsichtiger zu sein. Da nun aber von diesem Mädchen und ihrem Fasten früher eine gedruckte Beschreibung erschienen war, so ward der Rath angewiesen, dieselbe öffentlich auf dem Markte verbrennen zu lassen. Als indeß besagte Barbara nach Unna gekommen war, hat sie gleichwohl die Leute zu überreden gesucht, sie habe zwar vorher einige Monate gefastet, allein durch die kräftigen Arzneien, welche ihr der Doctor gegeben, sei sie wieder in ihren gegenwärtigen gesunden Zustand versetzt worden, und doch hatte sie hier nur ein einziges Mal (ihre Schwester aber zwei Mal) mit gemeinem Oel, in welches er des Geruchs wegen einen Tropfen Spiköl gegossen, eingerieben.

778) Der Teufel als Onkel.[1])

Ein Bote, der zwischen Schwerte und Hamm ging, gab einst vor mehr als dreihundert Jahren all sein Geld einem Wirthe in Verwahrung. Dieser aber nahm es weg, legte dem Boten an Zinnenzeug so viel in den Sack als das Geld gewogen hatte und klagte ihn noch dazu des Diebstahls an dem Zinne an. Der Bote wurde darauf zum Tode verurtheilt. Als er nun am Tage vor der Hinrichtung in seinem Gefängnisse saß, klopfte der Böse an und versprach ihn zu befreien, wenn er sich ihm verschreiben wolle; aber der Bote wollte lieber unschuldig sterben als das thun. Da sprach der Teufel: „Ich sehe, daß Du ein ehrlicher Gesell bist und ich will Dich befreien, auch ohne daß Du Dich mir zu eigen geben sollst, bekomme ich doch den andern!“ Er sagte ihm auch, wie er ihm helfen wolle und belehrte ihn, was er zu thun habe.

Am andern Tage wurde der Bote zum Galgen geführt; er stand schon mitten auf der Leiter, da drehte er sich um und sah von weitem einen Reiter in einem scharlachrothen Mantel ankommen. „Mein Onkel kommt da“, sagte der Bote, wie ihm vorgeschrieben war, „lasset mich ein Paar Worte mit ihm sprechen!“ Dies wurde ihm erlaubt und er sprach leise mit dem rothen Reiter, welcher jedoch nicht sein Onkel, sondern der Teufel war.

[1]) Z. Stahl Z. 122.

Auf einmal rief dieser laut: „Mein Vetter ist unschuldig und der Wirth hat meinen Vetter bestohlen!“ Der Wirth aber schrie: „Das sind Lügen, der Bote hat mich bestohlen!“ Da trat der Satan vor ihn hin, fragend: „Soll Dich der Teufel holen, wenn Du lügst?“ Und als er keck mit Ja antwortete, nahm ihn der Rothmantel flugs beim Kragen und nahm ihn mit sich davon durch die Lüfte. Da erkannten Alle, daß der Bote unschuldig war und er wurde freigesprochen, auch erhielt er sein Geld wieder, welches man noch im Hause des Wirthes fand.

779) Das Erdmännchen von Hardenstein. [1])

Zur Zeit des Kaisers Wenzeslaus lebte auf seiner jetzt verfallenen Burg Hardenstein an der Ruhr der Ritter Reveling von Hardenberg; zu diesem gesellte sich einstens ein Erdmännchen, welches sich König Goldemar nannte und lebte lange vertraulich mit ihm auf der Burg. Goldemar redete aber mit ihm und andern Menschen, spielte sehr lieblich auf der Harfe, ingleichen mit Würfeln, setzte dabei Geld auf, trank Wein und schlief oft bei Reveling in einem Bette. Als nun Viele sowohl Geist- als Weltliche ihn besuchten, redete er zwar mit Allen, aber also, daß es besonders den Geistlichen nicht immer wohlgefiel, indem er durch Entdeckung ihrer heimlichen Sünden dieselben oftmals schamroth machte. Reveling, welchen er seinen Schwager zu nennen pflegte, warnte er oft vor seinen Feinden und zeigte ihm, wie er deren Nachstellungen entgehen könne. Auch lehrte er ihn, sich mit diesen Worten zu kreuzigen und zu sagen: „Unerschaffen ist der Vater, unerschaffen ist der Sohn, unerschaffen ist der heilige Geist!“

So pflegte er zu sagen, die Christen gründeten ihre Religion auf Worte, die Juden auf köstliche Steine, die Heiden auf Kräuter. Seine Hände, welche mager und wie ein Frosch und Maus kalt und weich im Angriff waren, ließ er zwar fühlen, Keiner aber konnte ihn sehen. Nachdem er nun drei Jahre bei Reveling ausgehalten hatte, ist er, ohne Jemand zu beleidigen, weggezogen. Es hatte aber Reveling eine schöne Schwester, um welcher willen Viele argwöhnten, daß sich dieses Erdmännchen bei ihm aufgehalten habe.

Nach einer andern Sage war die Sache so. Auf dem Schlosse Hardenstein hielt sich vor alten Zeiten ein Erdmännchen auf, welches sich König Vollmar nannte und diejenige Kammer bewohnte, welche von jenem Tag bis auf den heutigen König Vollmars Kammer heißt. Dieser Vollmar aber mußte stets einen Platz am Tische und einen für sein Pferd im Stalle haben, da denn jederzeit die Speisen, wie auch Hafer und Heu verzehrt wurden, vom Menschen und Pferde aber sah man nichts als den Schatten. Nun trug es sich zu, daß auf diesem Hause ein Küchenjunge war, welcher begierig, diesen Vollmar, wenigstens seine Fußtapfen zu sehen, hin und wieder Erbsen und Asche streuete, um ihn in solcher Gestalt fallen zu machen. Allein es wurde sein Vorwitz sehr übel bezahlt, denn an einem gewissen Morgen, als dieser Knabe das Feuer anzündete, kam Vollmar, brach ihm den Hals und hieb ihn in Stücken, steckte die Brust an einen Spieß und

[1]) S. Von Steinen St. IV. S. 777—779. Stahl S. 113 ꝛc. Kuhn, Westphäl. Sagen S. 136.

briet sie, etliches röstete, das Haupt aber nebst den Beinen kochte er. Als nun der Koch bei seinem Eintritt in die Küche dieses erblickte, wurde er sehr erschrocken und wollte sich fast nicht in die Küche wagen. Sobald die Gerichte fertig waren, wurden solche auf Vollmars Kammer getragen, wo man denn hörte, daß sie unter Freudengeschrei und einer schönen Musik verzehrt wurden. Nach dieser Zeit hat man aber den König Vollmar nicht mehr verspürt. Ueber seiner Kammerthür aber war geschrieben, daß das Haus künftig so unglücklich sein sollte als es bisher glücklich gewesen wäre, auch daß die Güter zersplittert werden und nicht eher wieder zusammenkommen sollten, bis daß drei Hardenberge vom Hardenstein am Leben sein würden. Der Spieß und Rost sind lange zum Gedächtniß verwahrt worden, aber 1651, als die Lothringer in diesen Gegenden hauseten, weggeplündert worden; der Topf aber, der in der Küche eingemauert, ist auch später noch vorhanden gewesen. [2])

780) Der St. Einhardsbrunnen. [1])

Bei der Stadt Altena nicht weit von dem Orte, der die Kluse heißt, ist mitten am Berge ein Brunnen, der St. Einhardsbrunnen, zu welchem jetzt an jedem Ostermontage Haufen von Menschen spazieren gehen, der aber in frühern Zeiten, bis Altena evangelisch ward, darum sehr berühmt war, daß er die Gabe hatte, unfruchtbare Weiber fruchtbar zu machen. Dieses geschah nämlich folgendermaßen. Die Frau mußte zuerst beten:

Lieber Herr Sanct Peter, schließet auf strenge
Die Himmelspforte, redlich ich ginge
Hinauf zum Boven und zum St. Einhard.

Dann mußte sie eine Messe lesen und dabei sagen:

O Herr Gott, durch den lieben Sanct Einhard,
Hilf mir, wie Du hast erhört
Der alten verwelkten Sarah Gebet,
Und das der heiligen Mutter Elisabeth.
So hilf auch mir unfruchtbarem Weibe,
Daß ich möge schwanger werden im Leibe,
Hierzu hilf mir nun und alle Zeit,
Daß ich aller meiner Sünden werde befreit.

Hierauf mußte die Frau im Beisein des Priesters aus dem Brunnen einen guten Trunk thun und der Priester dabei sagen:

Proficiat, das gesegne Euch St. Einhard offenbar,
Daß Ihr seid fruchtbar gegen's Jahr.

Demnächst opferte die Frau ihre Gabe und sprach:

Nehmt hin diese Gabe, lieber Herr
Sanct Einhard und helft mir, daß es wahr werd.

Endlich beschloß der Priester die Handlung mit der Danksagung:

Deo Gratias, Gott habe Dank,
Sanct Einhard gebenedeie Euch diesen Gang,
Zweifelt gar nicht daran,
Sondern reget Euch zu einem baldigen Kram.

[1]) Abgebildet bei Von Steinen.
[2]) S. Stahl S. 127.

781) Der Schatz in Wiedenbrück.[1])

In der Stadt Wiedenbrück in der langen Straße, nicht weit vom Langenbrücker Thore steht ein kleines Haus, hinter welchem sich ein großer Garten befindet. In diesem Garten hat früher ein Schloß gestanden, das aber zerstört ist, in welchem vor Zeiten ein alter Geizhals gewohnt hat, der Wittwen und Waisen betrogen und viel Geld zusammengescharret, und damit es ihm nicht gestohlen werde, in der Erde vergraben hat. Das Geld liegt noch da und zur Strafe muß es der Geizige bewachen. Alle sieben Jahre kommt es beim Vollmonde zum Vorschein, dann öffnet sich die Erde und das Geld glänzt im Mondenscheine, darüber aber sieht man eine blaue Flamme. Wie man diesen Schatz heben kann, hat man noch nicht entdecken können.

In dem Hause, zu dem dieser Garten gehört, wohnte einmal eine Magd, die sich oft verschlief und daher von ihrer Frau ausgeschimpft wurde. Einstmals erwachte dieselbe und wie sie sah, daß es schon ganz hell war, glaubte sie es wieder verschlafen zu haben. Sie kleidete sich deshalb schnell an und ging in die Küche, um Feuer anzumachen. Wie sie aber währenddessen durch das Küchenfenster in den Garten sah, gewahrte sie darin ein kleines Feuer, weshalb sie Stahl und Feuerstein bei Seite legte, eine Schippe nahm und damit in den Garten auf das Feuer zuging, um sich lebendige Kohlen zu holen. Sie steckte die Schippe in das Feuer und zog eine Menge Kohlen hervor, mit diesen ging sie in die Küche zurück. Als sie dieselben aber auf den Heerd legte, gingen sie aus, weshalb sie noch einmal in den Garten ging und sich welche holte. Doch auch diese gingen aus, als sie sie wieder auf den Heerd legte, weshalb sie zum dritten Male in den Garten ging. Als sie aber jetzt an das Feuer kam, ging eine furchtbare Stimme daraus hervor, die rief: „Kommst Du noch einmal, so drehe ich Dir den Hals um!“ Da ließ sie vor Schrecken die Schippe fallen und eilte in das Haus zurück. In dem Augenblicke schlug die Uhr Eins. Am andern Morgen aber lagen auf dem Feuerheerde lauter schöne Dukaten.[2])

782) Der Knüppelhund.[3])

In vielen Orten an der Ruhr und auch in manchen andern Gegenden Westphalens läßt sich des Nachts ein großer Hund sehen, den man wegen eines großen Knüppels, den er am Halse trägt, den Knüppelrüen (Knüppelhund) nennt. Der Hund thut jedoch Niemandem etwas zu Leide, so lange man ihn in Ruhe läßt. Auch in der Stadt Schwerte ist ein solcher, der von Abends 10 Uhr bis zur Morgendämmerung durch alle Straßen läuft. Einst waren in der Mähestrecke mehrere Leute in einem Hause des Nachts am Dreschen, als sie draußen vor der Thüre etwas rascheln hörten, als wenn der Knüppelhund langsam vorbeikäme. Einer von den Dreschern, der sich darauf verließ, daß die untere Scheunenthür verschlossen war, rief durch das Schlüsselloch: „Knüppelhund, wo willst Du hin?“ Aber da wurde das Thier wüthend und sträubte seine Haare empor und machte sich größer und

[1]) S. Stahl S. 119.
[2]) Fast dieselbe Sage ist oben S. 465 und 642 aus dem Harz erzählt.
[3]) S. Stahl S. 121.

wuchs so schnell in die Höhe, daß es beinahe in demselbigen Augenblicke seine Vorderfüße oben auf die Scheunenthüre legte. Als nun Alle voll Angst davonliefen und auf eine Kammer oben im Hause flüchteten, da ward das Thier noch größer und legte auch seine Füße in das Kammerfenster hinein und schaute mit glühenden Augen durch die Scheiben. Als es aber die Angst der Leute sah, that es Niemandem etwas, sondern ging nach einer Weile ruhig wieder fort.

783) Die Sagen von den Extersteinen.

Zwischen der lippe-detmoldschen Stadt Horn und der Stadt Paderborn befinden sich die berühmten Extersteine, sonst auch Eggestersteine vom Volke genannt, angeblich weil die Elstern in der Höhe des größten derselben, wo Niemand hinkommen kann, sich ihre Nester gebaut und ihre Jungen ausgebrütet haben sollen.[1]) Sie sind nicht am Berge, sondern auf einem ebenen Platze aufgerichtet und können unmöglich von Menschenhänden dorthin gekommen sein, sondern rühren wahrscheinlich von einer Erdumwälzung her, welche durch Ueberfluthung die sandigen Berge um dieselben fortgespühlt hat, so daß sie allein bloß stehen geblieben sind. Sie sind 100—125 Fuß hoch, zum Theil mit Kammern versehene Sandsteinfelsen und waren bis zur Zeit des heil. Bonifacius der Hauptsitz des germanischen Heidenthums und auf den daselbst befindlichen Opferaltären wurden die gefangenen Römer nach der Niederlage des Varus geschlachtet. Auf dem höchsten derselben stand ein Götzentempel, zu dem eine in den Felsen gehauene Treppe hinaufführte. Dieselbe ward zur Zeit Karls des Gr. in eine christliche Kapelle verwandelt, die im 11. Jahrhundert bereits in Urkunden erwähnt wird. Zwei Jahrhunderte nachher wurden diese Felsengemächer Sitze von Einsiedlern und eine Station zwischen dem Kloster zu Werden und Helmstädt. Diesen Zeiten verdanken wahrscheinlich die kolossalen in die Felsen gehauenen Bilder, die gleichsam den Sieg des Christenthums über das Heidenthum beurkunden, ihre Entstehung. Die an der äußersten Fläche befindliche Kreuzesabnahme mit ihren Sinnbildern ist wohl das älteste Bildhauerwerk in Stein, das wir aus christlicher Zeit in Deutschland besitzen und ist seiner Zusammensetzung und musterhaften Arbeit wegen von hohem Werthe. Von diesen Felsen giebt es nun einige Sagen, die also lauten.

Als Karl der Große mit Gewalt der Waffen das Christenthum in ganz Deutschland einführte, widerstand ihm zuletzt nur noch der Sassenherzog mit den Seinen, allein auch die Kraft dieses letzten Vorkämpfers des Heidenthums erlahmte endlich und seine Macht ward alle Tage schwächer. Da erschien demselben auf einmal des Nachts der Teufel und versprach ihm, einen Heidentempel zu bauen, der so gewaltig sein sollte, daß ihn der starke Karl wohl stehen lassen sollte. Um denselben sollten sich sodann Alle, die noch den alten Göttern treu wären, in fester Einigkeit schaaren, selbst Viele der Neubekehrten würden wieder umkehren, da in ihren Herzen der christliche Glaube doch nur erst schwache Wurzel getrieben habe und dafür, versicherte der Teufel, wolle er nichts Anderes, als daß nur Wittekind und die Seinen dem

[1]) Nach Kuhn, Westphäl. Sagen S. 225 kommt aber der Name von Aai, Egi, d. h. Schlange, Drache her und bezeichnet einen vom Gebirge herabstürzenden Wildbach.

väterlichen Glauben niemals entsagen sollten! Mit Freuden willigte der Herzog ein und der Teufel versprach dagegen den Bau in der nächsten Vollmondsnacht zu vollenden. Von dieser Zeit an waren aber Herzog Wittekinds Waffen gegen Kaiser Karl wunderbarer Weise siegreich und sein Anhang vermehrte sich von Tag zu Tag. So kam die Zeit des Vollmonds und der Teufel begann sein Werk. Ungeheure Felsen schleppte er aus aller Welt Enden zusammen und thürmte sie zu Gewölben und Hallen von ungeheurem Umfange über einander. Aber als nun der Riesentempel beinahe ganz vollendet dastand, da hat es Gott dem Wittekind plötzlich ins Herz gegeben, daß er seinen argen Wahn erkannte. Eiligst ging er hin in das Lager seines Feindes Karl und ließ sich reumüthig taufen. Da das der Teufel gewahr ward, fuhr er in großer Wuth über den Tempel her und riß Säulen und Wände und Giebel mit entsetzlicher Kraft auseinander, die Felsen hier und dorthin zerstreuend. Das sind die Eggesternsteine, die noch jetzt grau und verwittert am Eingange in den Teutoburger Wald zu sehen sind. Auf der Höhe des einen findet sich ein Gemach mit einem Opfersteine, welches der Teufel zu zerstören vergessen haben mag. Als nun aus dem Heidentempel eine christliche Kapelle geworden und ein mächtiges Kreuz in die Felsenwand gehauen worden war, da rief von der Kuppe des Felsens ein Glöcklein die Gläubigen zum Gebete und Tausende strömten hin zu diesem Gnadenort. Der Teufel aber, der vor Aerger lange nicht wieder an den Ort gekommen war, verspürte eines Tages Lust, sich an seinem frühern Tummelplatz umzusehen. Er fuhr also aus weiter Ferne in der Luft daher nach den Externsteinen, allein wie ward ihm, als er von Weitem einen Priester vor dem Altar der Kapelle im Gebete stehen sah und rings um ihn eine große Anzahl andächtiger Beter. Da ergriff er in wüthendem Groll einen mächtigen Felsblock und schleuderte ihn genau zielend nach der Schlucht, auf daß er den Priester zermalmen möchte. Der Stein sauste fort in brausender Schnelle, der Priester aber, der ihn kommen sah, hob vor der Kapelle das Kreuz empor und es stockte der Stein im Fluge, hielt still und ruhte plötzlich auf schroffer Felsenkante. Der Teufel aber, der wohl wußte, wer ihn hier festbannte, flog in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen knirschend von dannen, jener Stein aber hängt heute noch hoch oben auf der Höhe, dräuet Allen, als wenn er eben fallen wolle, ja wenn der Wind scharf weht, so bewegt er ihn, aber er bleibt gleichwohl oben hängen, denn der, welcher ihn dort oben angeheftet hat, läßt ihn nicht herabstürzen. Die Leute in der Umgegend aber erzählen, er werde einst eine Lippische Fürstin zerschmettern.

Eine andere Sage erzählt, der Teufel habe einst, als hier die Andacht der Wallfahrer noch sehr im Schwunge war, diese Felsen umstürzen wollen und sich deshalb mit aller Macht gegen sie gestemmt, sie aber doch nicht umwerfen können, wohl aber hat er so gegen dieselben sich gedrängt, daß sein Hinterer, wie man noch sehen kann, sich tief in den Stein gedrückt hat, auch die lichte Lohe ihm hinten herausgefahren ist, also daß dieselbe einen Brandfleck an dem Felsen hinterlassen hat. Letzterer ist indeß jetzt nicht mehr zu sehen, da er von Erde und Buschwerk bedeckt ist.

784) Die Sage von der großen Schlacht am Birkenbaum. [1])

Eine alte in ganz Westphalen bekannte Prophezeiung sagt, es werde einst der Süden gegen den Norden die Waffen ergreifen und man werde sich vereinen, um wegen der Oberherrschaft des Erdkreises zu kämpfen. Mitten in Deutschland werden sie auf einander treffen, aber in den Gegenden Nieder-Deutschlands wird der Kampf entschieden werden. Das Treffen soll am Birkenwäldchen bei Budberg, einem Dorfe bei Unna, beginnen. Die dürftigen Völker des Siebengestirns werden siegen, doch ihre Feinde werden sich wieder stellen und mit äußerster Verzweiflung kämpfen. Dort wird jene Macht jedoch vernichtet und es werden kaum Einige übrig bleiben, um die unerhörte Nachricht zu verkündigen. Der Fürst aber, der jene große Schlacht schlagen wird, wird von Bremen (einem Dorfe bei Werl) nach der Haar (einer Anhöhe bei Werl) reiten, dort wird er sein Ruhekissen fordern und mit seinem Fernrohre nach der Gegend des Birkenbaumes sehen und die Feinde betrachten. Darauf wird er bei Holtum (einem Dorfe bei Werl) vorbeireiten. Hier steht ein Crucifix zwischen zwei Lindenbäumen; vor diesem wird er niederknieen und eine Zeit lang mit ausgestreckten Armen beten. Darauf wird er seine Soldaten, die weiß gekleidet sind, ins Treffen führen und nach blutigem Kampfe Sieger bleiben. An einem Bache, der von Abend nach Morgen fließt, wird das Hauptmorden sein. Wehe, wehe Budberg und Söndern (einem Dorfe bei Werl) an diesen Tagen! Nach dem Kampfe wird der siegreiche Feldherr in der Kapelle zu Schafhausen an der Haar eine Anrede halten. Jener alte Birkenbaum stand zwischen Holtum, Kirch-Hemmerde, Unna und Werl; er vertrocknete, es ist aber neuerdings ein anderer Baum an seine Stelle gepflanzt worden.

Am 22. Januar des Jahres 1854 wurde bei Büderich, einem Dorfe an der Chaussee zwischen Unna und Werl, eine merkwürdige Luftspiegelung beobachtet, die unbedingt mit der eben gedachten Sage in Verbindung steht. Man gewahrte von der Anhöhe Schlückingens, einem isolirt stehenden Hause, wie sich ein ungeheurer Heereszug nach dem Schafhauser Holze fortbewegte. Bückte man sich zur Erde, so konnte man unter dem Bauche der Pferde hinweg bis zum fernen Horizonte hinsehend die Bewegungen der Pferde deutlich wahrnehmen. Auch Infanterie konnte man in großer Menge und das Blitzen ihrer Musketen genau sehen. Derselben folgte ein unabsehbarer Wagenzug, welchem die Cavallerie sich anschloß, die nach dem Dorfe Hemmerde sich abschwenkte. Die Uniform der Cavallerie war weiß. Als das Fußvolk im Schafhauser Holze und die Cavallerie sich vor demselben befand, verschwammen die Bäume in einem dichten Rauch. Mit dem Untergang der Sonne verschwand jedoch das höchst interessante Schauspiel.

785) Graf Eberhard von Altena. [2])

Nachdem der Graf Eberhard von Altena in dem Kriege, welcher im Jahre 1162 zwischen dem Herzoge Heinrich von Limburg und seinen Bundes-

[1]) S. Kuhn, Westphälische Sagen Th. I. S. 208 ꝛc. nach der Prophetia de terribili luctu Austri et Aquilonis — Col. 1702 in 12. — und anderen Quellen, besonders nach dem Buch der Wahr- und Weissagungen. Regensburg 1850. Bd. I. S. 283 ꝛc.
[2]) S. Von Steinen St. I. S. 97—100.

genossen an einer und dem Herzog Gottfried von Brabant an der andern Seite geführt, dem Ersteren also tapfer gedient, daß Heinrich den Sieg erfochten, so geschah es, daß Eberhard in seinem Gemüthe wegen so vielen vergossenen Blutes sehr unruhig wurde. Wie er nun bei diesen Umständen einen Ekel an aller weltlichen Gesellschaft hatte und sich daher vornahm, heimlich davon zu gehen und im Elend seine Sünden zu büßen, so steckte er sich in schlechte Kleidung und wanderte, ohne Jemandem etwas zu sagen, erstlich nach Rom, ferner nach St. Jakob zu Compostell; endlich kam er nach Morimunde, einem Kloster in Frankreich, und wurde daselbst ein Laienbruder, da ihm denn auf einem diesem Kloster zugehörigen Meyerhofe, der Witthof genannt, die Schweine zu hüten aufgegeben wurde.

Als er nun in dieser seiner Bedienung sehr fleißig gewesen und in langer Zeit Niemand erfahren können, wo Eberhard geblieben war, so geschah es ferner, daß zwei von seines Bruders, des Grafen von Altena Bedienten mit ihren Knechten, welchen Allen Eberhard wohl bekannt war, nach Frankreich reiseten. Da sie nun nicht weit von besagtem Kloster in die Irre geriethen, schickten sie einen von den Knechten nach dem Kloster, sich nach dem rechten Wege zu erkundigen. Dieser, als er einen Sauhirten gewahr wurde und von ihm den rechten Weg zu erfahren suchte, erkannte an einem Hiebe, welchen Eberhard in einer Schlacht empfangen hatte, daß er Adolfs, des Grafen von Altena Bruder sei. Kaum hatte er solches bei seiner Rückkehr seinen Herren entdeckt, so eilten diese mit großer Begierde nach dem Orte und fanden die Erzählung des Dieners wahr. Zwar wollte sich Eberhard anfänglich nicht kundgeben, doch ließ er auf ihr inständiges Anhalten sich endlich bewegen zu erzählen, wie er zu diesem Stande gekommen wäre. Darauf umarmten ihn die Edelleute mit vielen Thränen, gingen auch gleich zum Verwalter des Hofes und zeigten ihm an, was er für einen Sauhirten hätte. Als nun dieser die Sache gleich an den Abt berichtete und selbiger über die große Demuth des Eberhard sich nicht genug verwundern konnte, nahm er ihn ins Kloster und machte ihn zu einem Mönche. Sobald diese Sache dem Grafen Adolf vorgebracht wurde, reisete selbiger zwar hin, seinen Bruder auf andere Gedanken zu bringen, da er aber die einmal angefangene Lebensart nicht ändern wollte, hielt er bei dem Abte an, daß dem Eberhard möchte erlaubt sein mit ihm zu reisen, um seine Freunde zu besuchen. Da ihm nun dieses bewilligt wurde und Eberhard nach Deutschland kam, beredete er nicht nur seinen Bruder Adolf, das Schloß Aldenburg im Jahre 1133 zu einem Kloster zu machen, sondern er verlangte auch von seinem Vetter, dem Landgrafen in Thüringen, Zogone, durch Vorsprache seiner Gemahlin, der Gisela, und seiner Söhne Heinrich und Günther den Berg des heil. Gregorii mit seinem Zubehör; und als er auf diesem zur Ehre des heil. Gregorii eine Abtei gestiftet hatte, so wurde er durch Vorsprache seiner Freunde vom Bischof von Mainz zum ersten Abte desselben eingeweiht.

786) Das Fegefeuer des westphälischen Adels. [1])

Im Jahre des Herrn 1430 ist eines Tages durch das Heyersthor der Stadt Paderborn über die Heyersstraße und von da an bis auf den Domhof

[1]) Nach Wittius, Historia Westphaliae p. 613—616. Von Stahl S. 46 ꝛc. und Ziehnert Bd. II. S. 170 ꝛc.

ein Mensch gelaufen, mit verbrannten Kleidern, fliegenden Haaren und verstörtem Antlitze, der hat mit kläglicher, aber durchdringender Stimme in einem fort geschrieen: „Hört, Ihr Leute, hört, o hört die schreckliche Geschichte, ich bin im Fegefeuer gewesen!“ Dabei hob er unter jammervollen Geberden seine rechte Hand in die Höhe, an der die drei vordersten Finger wie abgebrannt waren. Dieses Betragen und Schreien war aber den guten Bürgern Paderborns um so auffallender, als sie Alle den Mann, den ehrsamen Schneider Pankratius, sehr wohl kannten und ihn seit langen Jahren friedliebend und ruhig und ehrbar unter sich hatten leben sehen. Aller Neugierde ward also daher in einem hohen Grade erregt, namentlich als der Schneider auf ihre Frage, in welchem Fegefeuer er gewesen sei, antwortete: „im Lutterberge.“ Da gab es aber einen gewaltigen Aufstand und ein gewaltiges Gedränge im Domhofe, denn seit langen Zeiten war es bekannt, daß im Schooße des Lutterberges, der nicht weit vom Kloster Bödecken liegt, das Fegefeuer für die abgeschiedenen Seelen der westphälischen Edelleute sein solle. Wie es aber darin aussehe, was darin getrieben werde, wie man darin lebe und überhaupt wie Alles darin sei, darüber wußte man noch nichts und wollte es von dem Schneider hören. Endlich erholte sich Meister Pankratz und gewann Zeit sich zu sammeln und das, was ihm geschehen war, zu erzählen.

Am Tage vor diesem Auflaufe hatte nämlich der Schneider von den Klosterherren zu Bödecken eine Botschaft bekommen, ungesäumt nach Kloster Bödecken aufzubrechen und dem Bruder Schneider daselbst bei Anfertigung vieler neuen Mönchskutten, die bei einem baldigst dort zu erwartenden Besuche des Bischofs getragen werden sollten, Beistand zu leisten. Der Schneider hatte nun aber wegen dringender Arbeit nicht alsogleich aufbrechen können, sich jedoch bei Anbruch der Dämmerung auf den Weg gemacht, weil er hoffte, unter dem Schutze des hellen Mondenlichts sonder Gefahr bis in die Nähe des Klosters zu kommen. Das Kloster selbst hoffte er noch vor Mitternacht zu erreichen und zweifelte nicht, bei dem Bruder Pförtner, der sein Freund war und an dessen Zellenfenster er zu klopfen gedachte, Einlaß und einen guten Imbiß und ein warmes Bette zu finden. In dieser Hoffnung schritt er rüstig fürbaß und dachte an keine Gefahr. Auf einmal, als er in der Nähe des berüchtigten Lutterberges angelangt war, kamen ihm ängstliche Gedanken in die Seele, alle schauerlichen Sagen, die er von demselben gehört, fielen ihm wieder ein und er fing an schnellere und immer schnellere Schritte zu machen, um baldigst vor diesem unheimlichen Orte vorbei zu kommen. Dabei fing er an fortwährend Kreuze zu schlagen und wagte dabei weder vor noch hinter sich zu sehen, sondern lief immer mit zugemachten Augen auf der wohlbekannten Straße vorwärts. Auf einmal hört er ganz in der Nähe des entsetzlichen Berges, der wie ein drohender Riese vor ihm lag, lautes Geräusch hinter sich, sein ganzer Körper erbebte, seine Beine schlotterten, seine Füße versagten ihm den Dienst, seine Finger vermochten kein Kreuz mehr zu schlagen und dabei kam der Lärm immer näher und näher. Auf einmal sah sich der in kaltem Angstschweiß gebadete Mann von einer ungeheuren Masse schwarzer, theils geharnischter, theils nicht geharnischter Gestalten umgeben, die zu Fuße und auf schwarzen, aber wie Feuer leuchtenden Rossen ihn entsetzlich bei dem bleichen Mondenlichte

mit glühenden feurigen Augen anglotzten. Sie thaten ihm nichts und sprachen auch nichts, aber ein Paar große Hunde, die sie bei sich hatten und die ebenfalls schwarz und feurig waren, kamen ganz nahe an ihn heran und als diese beiden Ungethüme mit ihren glühenden Augen so ganz dicht an ihm waren und sogar sich anschickten, mit ihren großen, eitel Feuer sprühenden Mäulern ihn zu beriechen und zu belecken, da konnte der arme Schneider seine Angst nicht mehr in sich verschließen, er mußte ihr Luft machen und mit lauter Stimme rief er: „Habt Gnade, Ihr gestrengen Herren, habt Barmherzigkeit!"

Die ganze Gesellschaft schlug ein wahrhaft höllisches Gelächter auf, wozu die Hunde gräßlich heulten. Dann nahm einer der Vornehmsten, gewappnet und auf einem großen pechschwarzen Rosse sitzend, sich des armen Schneiders an und rief ihm mit sanfter Stimme zu, er solle sich nicht fürchten, sondern sagen, wer er sei und wie er hierher komme. Dieses Zureden gab dem Schneider wieder einigen Muth und er berichtete treuherzig und mit kläglicher Stimme, daß er ein armer Schneider aus Paderborn sei, der in's Kloster Bödecken habe gehen wollen, um den Mönchen daselbst neue Habite zu machen. Als die Gestalten aber hörten, daß er ein Schneider sei, erscholl wieder Gelächter und Hundegeheul wie vorhin. Der hohe Ritter aber wandte sich zu seinen Genossen und äußerte, daß der Geselle anstatt den Mönchen, ihren Schneidern helfen möchte, indem es ihm ja ganz gleich sein könne, für wen er arbeite. „Blos mit dem Unterschiede", riefen Einige lachend aus dem Haufen, „daß er bei uns mit einer brennenden Nadel und mit glühendem Zwirne nähen muß!" Da schrie der Schneider auf's Neue um Gnade, was aber Niemand beachtete. Ein Reisiger aber, der in Knappenkleidung auf einem schwarzen Hengste im Hintergrunde hielt, nahm auf einen Wink des Ritters den Schneider hinter sich auf's Roß und nun jagte der ganze Schwarm lachend und tobend, begleitet von Hundegeheul, dem Lutterberge zu, an dessen Fuße sie absttiegen und die Knechte mit den Pferden auf die Seite zogen. Dann ging der ganze Zug durch ein großes Thor, das sich von selbst öffnete, in das Innere des Berges und der Schneider mußte folgen. Alle Angst und Furcht wich aber hier dem Erstaunen, das sich des Meisters Pankratz bemächtigte.

Er befand sich im Innern des hohen weiten Lutterberges in einem einzigen großen, ungeheuern, unermeßlichen Saale, der von dem einen Ende des Berges zum andern, von der einen Seite zur andern und bis oben an die Spitze hinan zu reichen schien. Der Saal war so groß und so weit und so hoch, daß er nachher versicherte, der Dom in Paderborn nebst der Jesuitenkirche und der Chorkirche, sowie der Abdinghofkirche hätten alle zusammen Raum darin und wenn man sich auch jede von ihnen hunderttausendmal so groß und hoch dächte. Und in diesem ganzen Saale war kein einziges leeres Plätzchen, jeder Fleck besetzt, in jeder Ecke herrschte lautes Leben.

Da merkte denn der Schneider, daß er sich wirklich in dem Fegefeuer des westphälischen Adels befinde, von dem er schon so viel hatte erzählen hören. Aber nicht blos die Herren waren hier, sondern auch ihre Knechte und Diener, namentlich erkannte er einen Kriegsknecht des Grafen von Westphalen wieder, der bei Lebzeiten einst sein Nebenbuhler bei seiner Frau gewesen war. Der Mann stand hinter dem Stuhle seines Herrn und wartete

diesem auf, schien aber den Schneider nicht zu bemerken oder nicht zu kennen. Diese Entdeckung reizte seine Neugierde immer mehr und so sah er sich denn das Treiben der Einzelnen desto genauer an. Hier saß ein Haufen, der sich an einer vollen reichbesetzten Tafel gütlich that und dabei sang und jauchzte; Andere saßen zechend und jubelnd hinter großen vollen Humpen, noch Andere spielten mit Würfeln und Karten, wieder Andere unterhielten sich von ihren Kriegsthaten und sonstigen Abenteuern. Alle waren sehr froh und lustig, doch aber bemerkte der Schneider, daß ihre Lustigkeit nicht recht von Herzen gehen müsse, denn die Essenden verzogen ununterbrochen den Mund, sowie sie etwas hineinsteckten, bald nach der rechten, bald nach der linken Seite, den Trinkern sogar, wenn sie die Humpen an die Lippen setzten, fuhr eine schwefelichte Flamme hinein, so daß sie nur diese und nicht Wein und Bier zu trinken schienen, ebenso rieben die Spieler sich gewaltig die Hände, wenn sie Karten oder den Würfelbecher angerührt hatten, und daß Alle auf glühenden Stühlen saßen, konnte der Schneider gar leichtlich an dem ewigen plötzlichen Aufstehen und Herumrutschen und an den sauren, den Schmerz verbeißenden Gesichtern sehen, welche Alle, vorzüglich die Singenden und Jubelnden dabei schnitten.

Eine Zeitlang sah der Schneider diesem Treiben im Ganzen zu, dann aber vergnügte er sich damit, einzelne Personen unter dem Haufen herauszusuchen, von deren Leben er Zeuge und wegen deren er oft neugierig gewesen war, was nach ihrem Tode wohl aus ihnen werden würde. Da fielen seine Augen auf einen Mann mit einem schönen frommen Gesicht, der nicht weit von ihm an einer großen Tafel den Ehrenplatz einnahm. Die Züge desselben schienen ihm bekannt, er betrachtete sie genauer und erkannte auf einmal den Bischof Wilhelm von Paderborn, der das Jahr vorher gestorben war. Derselbe hatte, nachdem er bereits mehrere Jahre vorher seine bischöfliche Würde niedergelegt, die Gräfin Adelheid von Tecklenburg, mit der er in Bielefeld Hof gehalten, mit Erlaubniß des heiligen Vaters geheirathet und war ihm durchaus nicht als ein böser Mann bekannt gewesen. Gleichwohl saß derselbe hier und speisete glühenden braunen Kohl, den er im Leben gern gegessen hatte, und verzog dabei jämmerlich das Gesicht, erzählte dabei von einer Saujagd, die er auch im Leben sehr geliebt hatte. Bei jedem Worte aber zuckte er mit dem Munde, als wenn, so wie er nur Feuer einschlucke, so auch nur Feuer aus seinem Munde käme. Neben dem Bischofe aber saßen eine Menge Domherren, Pröbste, Dechanten und Cantoren, denen es nicht besser erging als ihrem Präses, und die der Schneider Alle im Leben recht gut gekannt hatte.

Ueberhaupt machte der Schneider bald die Bemerkung, daß, sowie der geistliche Stand an besonderen Tischen für sich allein saß, auch die Ritter jedesmal familienweise beisammen saßen. Auch war ihm das sehr verwunderlich, daß er gar keine Frauenzimmer in diesem Fegefeuer fand, sondern blos Herren und ihre Knechte. Vergebens dachte er darüber nach, wo denn wohl die Weiber und Töchter der westphälischen Edelleute bleiben möchten. Denn daß diese entweder gleich in den Himmel oder auch gleich in die Hölle kämen, konnte er sich nicht gut denken, und zu fragen hatte er keinen Muth.

Nachdem der Schneider dieses Alles eine Zeit angesehen hatte, erhob sich nicht weit von ihm an einem Tische, an welchem die Seelen der edlen

Herren von Barecken sich mit Tafeln beschäftigten, ein arger Streit und Zank. Es war nämlich in dem Augenblicke eine neue Seele angelangt, ein junges Herrchen mit einem glatten, sogar halbgelehrten Gesichte. Dieser sah sich einige Zeit forschend in dem Gewölbe um, schritt dann, als er den Tisch der Edeln von Barecken gewahrte, keck darauf zu und wollte sofort auf einem leeren Stuhle Platz nehmen. Da sprang aber schnell ein alter, großer und starker Ritter mit einem breiten dunkeln Gesichte und starken Schnauzbarte von seinem Sitze auf, riß dem neuen Ankömmling den Stuhl aus den Händen und rief ihm mit gewaltiger Stimme zu, er solle sich augenblicklich von diesem Platze fortpacken, und als derselbe fragte, warum? so schrie ihn der alte Ritter an, weil er ein feiger und unehrlicher Gesell sei, der des Namens des edlen Geschlechtes von Barecken unwerth sei, da er dem Gottesurtheil mit Christian von Mantoll ausgewichen sei. Ehe aber der junge Herr noch hierauf etwas erwidern konnte, erhoben sich alle am Tische Sitzenden, fielen über ihn her und schleppten ihn zu einer langen schmalen Bank von glühendem Eisen, auf der die Knappen und Knechte der Familien saßen und hier hießen sie ihn Platz nehmen.

Gleich darauf trug sich aber wieder etwas Anderes zu, das dem Schneider nicht weniger merkwürdig erschien. An den Tisch der Grafen und edlen Herren von der Lippe sprangen nämlich in geschäftiger Eile mehrere Diener, setzten daran einen großen mit Lorbeeren geschmückten Sessel und verkündeten, daß der Graf Simon von der Lippe soeben gestorben sei und gleich erscheinen werde. Ueber diese Botschaft freuten sich nun die Grafen von der Lippe und alle Anwesenden sehr, denn der Graf Simon war Zeit seines Lebens als ein sehr tapferer und muthiger Mann bekannt gewesen. Nur einer der Anwesenden zeigte über diese Nachricht sich nicht besonders erfreut und dies war der Bischof Wilhelm von Paderborn, der in seinem Leben manche Fehde mit ihm gehabt hatte, ja einmal sogar von demselben gefangen worden war. Derselbe drehete auch sein vor Zorn glühendes Gesicht auf die Seite, als der Graf Simon eintrat. Es war dieser ein großer stattlicher Herr und ward von seinen Verwandten mit den größten Freudenbezeigungen empfangen und von denselben im Triumphe zu seinem Ehrensessel geführt. Hier wurden ihm alsbald die herrlichsten Speisen und die köstlichsten Weine aufgetragen. Allein so sehr der edle Graf sich auch über diesen ehrenvollen Empfang zu freuen schien, so sah der Schneider doch, daß er bei dem Essen der Speisen und dem Trinken des Weines ein entsetzlich erbärmliches Gesicht schnitt, worüber aber einige jüngere Herren von der Lippe, die wahrscheinlich der Sache schon länger und besser gewohnt waren, recht herzlich lachten. Gleich darauf aber freute sich der Graf Simon noch mehr, denn es kam ein Diener, der ihm etwas in's Ohr sagte und lange heimlich mit ihm sprach, dann aber davonlief und schnell mit einem großen Sessel zurückkehrte, den er an die Seite des edlen Grafen stellte. Hierüber wurden Alle neugierig und wollten wissen, was dies zu bedeuten habe; Graf Simon aber berichtete ihnen, er habe eben die Nachricht erhalten, daß in dieser Nacht sein langjähriger Freund, Ritter Busso von der Asseburg verschieden sei und in Kurzem hier eintreffen werde. Für diesen würdigen Freund habe er diesen Sessel an seine Seite setzen lassen. Darüber entstand nun abermals eine große Freude, daß ein so berühmter Ritter an ihren Tisch kommen solle.

Jetzt hatte aber der Schneider so viel gehört und gesehen, daß seine Neugierde befriedigt war und daß er Zeit hatte, an sich selbst zu denken. Schwer fiel ihm aber der Gedanke auf's Herz, was mit ihm werden solle, denn er dachte sich, daß er aus diesem Fegefeuer wohl niemals wieder herauskommen werde, sondern ewig hier sitzen müsse. Zwar hatte bis dahin noch Niemand sich um ihn bekümmert und er war scheinbar unbeachtet mitten unter dem wilden Treiben gewesen, allein er sah sich vergeblich nach einem Ein- oder Ausgang aus dem Saale um, durch den er unbemerkt hätte herausschlüpfen können. Er sah nicht einmal, wo er selbst hereingekommen war. Auf einmal ward er nebst den übrigen Knappen und Knechten, die an seiner Seite standen, zum Essen gerufen und an eine Tafel geführt, die ganz links in einer Ecke stand. Folgen mußte er zwar, er setzte sich aber nicht auf den schmalen feurigen Eisenstreifen, der die Bank ausmachte und rührte auch die Speisen nicht an, die ihm doch etwas zu heiß schienen. Obgleich sonst von gutem Appetite, spürte er jetzt nicht den mindesten Hunger, so schöne und würzige Speisen ihm auch entgegendufteten. Da wurde auf einmal sein Leibgericht, Forellen mit frischen Erbsen, alles in einer köstlichen Brühe gekocht, aufgetragen; da lachte dem Schneider das Herz im Leibe, er konnte nicht widerstehen und rasch griff er mit der rechten Hand in die Schüssel, aber mit einem lauten furchtbaren Schrei zog er sie wieder zurück, denn von den drei vordersten Fingern seiner rechten Hand war nichts mehr da, sie waren bis auf den Grund weggebrannt. Er heulte entsetzlich und schrie und fluchte und sprang umher wie besessen. Darüber erhob sich in dem ganzen weiten Gewölbe ein unbändiges Gelächter. Alles sprang von den Sitzen auf und drängte sich herbei, um den armen Schneider heulen und springen zu sehen und alle lachten, was sie nur lachen konnten, selbst der Bischof Wilhelm und seine Domherren vergnügten sich an den Grimassen des kleinen Männleins.

Doch nicht lange dauerte dies, denn auf einmal ward die allgemeine Aufmerksamkeit durch ein gewaltiges Geräusch abgezogen, welches sich draußen vor dem Berge erhob. Es war als wenn über hundert Ritter in schweren Rüstungen mit Lanzen und Schwertern und auf wilden schnaubenden Rossen herangesprengt kämen. Alles drängte sich nach dem Geräusche hin, auch der lamentirende Schneider ward zu seinem Glück dahin mit fortgerissen. Denn als er jetzt auf einmal den Eingang des Fegefeuers offen sah, nahm er den Zeitpunkt wahr, in dem ein großer Ritter mit vielen Knappen hereingeführt und von dem Grafen Simon von der Lippe mit dem Freudenausrufe: „Da bist Du ja, mein Busso!" bewillkommnet wurde, und entwischte glücklich von Niemandem bemerkt durch die offene Thüre aus dem vermaledeieten Berge.

Draußen war der Mond noch oben am Rande des Himmels und im Untergehen begriffen, dagegen tauchte die Morgenröthe bereits empor. Der Schneider lief, was er laufen konnte, ohne sich weder umzusehen noch auszuruhen, bis er auf dem Domhofe zu Paderborn erschöpft niedersank. Seines Geschäfts im Kloster Bödecken hatte er rein vergessen.

Verwunderungsvoll hatte man dem Schneider zugehört, als er alles dieses erzählte. Ein Theil glaubte ihm, weil die Sage von dem Fegefeuer des westphälischen Adels im Lutterberge ihnen schon bekannt war, ein anderer Theil aber meinte, der Schneider habe entweder geträumt oder sei von

bösen Geistern arg gefoppt worden. Dem widersetzte sich aber derselbe entschieden und hob zum Zeichen, daß dem nicht so sei, seine verbrannte Hand hoch in die Höhe. Doch so recht traute man ihm auch da noch nicht, erst als am andern Tage die Nachricht einlief, daß in derselben Nacht, von welcher der Schneider gesprochen, der Graf Simon von der Lippe und der Ritter Busso von der Asseburg plötzlich des Todes verblichen seien, erst da glaubte man, daß der Schneider wahrgesprochen und seit dieser Zeit ist es ganz unzweifelhaft, daß in dem Lutterberge bei Bödecken das Fegefeuer für die abgeschiedenen Seelen des westphälischen Adels ist.

787) Die Sagen vom Deesenberge. [1])

Eine Stunde von der Stadt Warburg an der Diemel liegen auf einem der höchsten Berge dieser Gegend die Trümmer der alten Burg Deesenberg, das Stammschloß der noch blühenden Familie von Spiegel. Diese Burg ward von Karl dem Gr., als er in dieser Gegend gegen Wittekind kämpfte, den Sachsen entrissen und mit ihren Umgebungen als eine geschlossene Herrschaft mit der Würde des Baronats an einen seiner Kriegshelden, Conrad Speegel verliehen, mit dem Befehle, hier eine neue feste Burg zu erbauen, von der er wie ein Spiegel leuchten sollte. Dies war der Ursprung des Geschlechtsnamens der ritterlichen Familie der Spiegel von Deesenberg.

In der Volkssage wird jedoch Karl d. Gr. selbst für einen der ersten Bewohner des Deesenberges genannt und berichtet, er habe sich daselbst bei seinen Kriegen wider unsere Vorfahren, die rebellischen Sachsen, aufgehalten und allda ein unterirdisches Hoflager gehabt, jetzt sei er mit den Seinen in diesen Berg gebannt und sitze nun dort an dem steinernen Tische, wo der Bart ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füße gewachsen sei und werde er noch vor dem jüngsten Tage wiederkommen, um sein verlassenes Kaiserthum von Neuem zu übernehmen und wieder zu regieren.

Von diesem Berge sagt ein altes Wetter-Prognostikon:

Ist unser Deesenberg ohne Hut,
So ist's Wetter schön und gut.
Wenn er mit dem Hut versehen,
Wird das Wetter nicht bestehen.

In diesem Berge soll viel Geld verborgen liegen, Kaiser Karl d. Gr. dasselbe aber verwahren und Schäfer und Hirten, die ihm angenehme Lieder vorgepfiffen, auch Bäcker aus dem benachbarten Warburg, die ihm Weißbrod gebracht, reichlich beschenkt habe.

Im Jahre 1790 veranlaßten diese Sagen eine Versammlung mehrerer Schatzgräber, in den unterirdischen Gewölben des Deesenberges um Schätze zu graben, allein man weiß nicht, welches die Ausbeute gewesen ist. Ein alter Schäfer, der in seiner Jugend die Schafe am Deesenberge und in dessen Umgebungen lange Jahre hütete, erzählte zu Anfange dieses Jahrhunderts, daß sein Großvater einst behauptet, es lägen in dem Keller des Schlosses noch zehn Fässer Gold verborgen und kein Mensch könne diesen Schatz heben. Einst wären einige vornehme Herren hinaufgekommen, um sich umzusehen, und hätten da gelbe Blumen gepflückt. Auf einmal habe

[1]) S. Gottschalck, Bergschlösser Bd. V. S. 329 ꝛc.

sich die Thüre eines Kellers geöffnet; sie wären in denselben hinabgestiegen, hätten aber nichts als Fässer voll Erbsen, Linsen und Bohnen gefunden, womit sie sich zum Scherz geworfen. Da sei ein kohlenpechrabenschwarzer Hund gekommen, habe die herumgestreuten Erbsen und Bohnen sorgfältig wieder aufgesucht und die Herren wären dergestalt erschrocken, daß sie schnell fortgelaufen und auch die gepflückten Blumen zurückgelassen hätten. Plötzlich sei eine Stimme erschollen, welche gerufen: „Vergesset das Beste nicht!“ Einem einzigen der Herren wären fünf Linsen in den Schuh gefallen und als er sie herausgenommen, wären sie zu Goldstücken geworden. Dann wären sie wieder zurückgekehrt, die kostbaren Erbsen-, Linsen- und Bohnenfässer wieder aufzusuchen, aber nie hätten sie den Weg dorthin wieder gefunden.

788) Kaiser Karl zu Herstelle.[1])

Herstelle an der Weser war in alter Zeit eine Burg Karls des Großen und oft weilte er dort, von harten Kriegszeiten rastend oder zu neuen Schlachten Kräfte und Freudigkeit sammelnd. Jetzt sind alle Spuren dieser Felsenburg verschwunden, aber in der heiligen Osternacht um die Stunde, in der einst der Herr zu neuem Leben erstand, regt sich's im Grunde der Felsen und Schloß und Kaiser und Mannen erheben sich aus dem Schooße der Tiefe. Dann sind die Thürme und Warten und zackigen Giebel zu sehen, wie sie stolz ragend sich spiegeln in den blinkenden Wellen. Den Kaiser Karl selbst kann man schauen, wie er hoch auf dem marmornen Thron sitzt mit Scepter und Krone und Schwert. Nicht lange währt es, so kommt ein alter bleicher Mann, läßt sich vor dem Kaiserthrone auf die Kniee nieder und spricht, noch sei die Zeit der Erlösung nicht gekommen, noch seien die deutschen Brüder nicht einig geworden. Dann stößt der Kaiser einen tiefen Seufzer aus, die Augen gehen ihm über von schweren Thränen, Schloß und Thürme und Alles versinkt wieder, die Männer kehren in den Abgrund zurück und kommen nicht eher als in der nächsten Osternacht wieder.

789) Das Muttergottesbild zu Brenkhausen.[2])

Die Nonnen im Kloster Brenkhausen wollten einmal zur Zierde ihrer Kirche ein Bild der heiligen Jungfrau haben und ließen einen berühmten Maler aus weiter Ferne kommen, es zu verfertigen. Ein geräumiger Saal im Kloster wurde dem Meister zur Werkstatt angewiesen und gleich einige Tage nach seiner Ankunft begann er die Arbeit. Wie aber dieselbe so weit vorgerückt war, daß man schon die Füße, Hände und den Mantel der heiligen Frau erkennen konnte, kam die Aebtissin alle Tage und sah nach dem Bilde, wie es wuchs und seiner Vollendung rasch entgegenging. Zwischen durch hörte sie aber auf des Malers Erzählungen von seiner Heimath in der Ferne, von seinen wunderbaren Schicksalen und von den Bildern, die er hier und da gemalt. So kam sie denn alle Tage, ihre Besuche wurden immer länger und ebenso seine Erzählungen, zuletzt sah sie nicht mehr auf das Bild und nur auf den Maler und ebenso war es mit diesem, er machte nur noch wenige Pinselstriche in ihrer Gegenwart an demselben und das Bild rückte

[1]) S. Seiler S. 47.
[2]) S. Seiler S. 32.

nicht mehr vor. Das kam aber daher, daß eins zu dem andern eine glühende, sündige Liebe gefaßt hatte. Endlich mußte aber das Bild doch fertig werden und der nächste Feiertag ward zu seiner Aufstellung bestimmt. Als derselbe angebrochen war, war die Kirche gedrängt voll von Menschen, die alle das Bild sehen wollten, allein als es enthüllt ward, da hatte dasselbe vollständig die Züge der Aebtissin und es war, als wenn dieselbe in bunte Gewänder gehüllt auf das Volk herabsähe. Jetzt traten die Priester herzu und erhoben segnend die Rauchfässer auf das Bild und besprengten es mit geweihtem Wasser. Da fiel aber die frevelhafte Schilderei plötzlich mit großem Geräusch von ihrem Fußgestell auf den Boden und als man sie aufheben wollte, war die Leinwand von oben bis unten zerrissen, das Gesicht war aber ganz unkenntlich geworden. Der fremde Maler aber ist seit dem Augenblicke verschwunden gewesen und Niemand, selbst die Aebtissin nicht, hat ihn je wieder erblickt.

790) Die Stiftung des Klosters Bocke bei Paderborn.[1])

Bei dem alten Schlosse Bocke bei Paderborn erbaute im Jahre 836 der dasige Bischof Badurad eine Pfarrkirche und schenkte dahin zur Aufbewahrung die aus Cambray erhaltenen Gebeine des heiligen Landelin, eines edlen Franken, der sich mit Ausbreitung des Christenthums eifrig beschäftigt hatte. Ueber diese Gebeine stiftete aber im Jahre 1101 der Graf Erpo von Padberg, ein arger Raubritter, ein Mönchskloster für Benedictiner und giebt selbst als Grund seiner Bekehrung in der Stiftungsurkunde folgende Begebenheit an. Er hatte lange Jahre schon die ganze Umgegend durch seine Raubzüge unsicher gemacht, da fiel es ihm ein, eine jetzt nicht mehr vorhandene Ortschaft, Horhusen, zu überfallen, weil er sich von dieser irgendwie beleidigt und verletzt glaubte. Er machte auch sofort Anstalt dazu, zog mit einer starken Macht gegen sie, schlug ihren schwachen Widerstand mit wenig Mühe nieder und begann den Ort in Brand zu stecken. Da liefen einige Bürger in die Kirche des heil. Märtyrers Magnus, holten aus derselben das Bild des am Kreuze hängenden Christus und kamen dem Wütherich, wie er sich selbst nannte, damit entgegen. Der vor Zorn ganz unsinnige Ritter unterstand sich aber, mit seinem Schwerte die auf dem Haupte des Bildnisses Christi befindliche Dornenkrone zu durchhauen. Als nun ein Theil zur Erde fiel, spürte er sogleich die Rache Gottes, denn die Hand, welche eben das Schwert gezückt hatte, ward auf der Stelle von einem so unbeschreiblichen Schmerz gequält, daß sie davon verkrümmte. Da ward der Bösewicht inne, daß Gott ihm sein Strafgericht zuschicken wolle; er ging in sich und that sich von allem gottlosen Thun vollständig ab und gab mit Einwilligung seiner Gattin der Kirche des heil. Magnus ein zweipflügiges Erbe und dem Kloster zu Bocke alle seine beweglichen Güter. Indeß ward der Bau nach seinem und seiner Gemahlin Tode eingestellt und die Gebeine des heil. Landelin durch die angeblichen Erben Padbergs, die Grafen von Nieheim (Nethe) nach deren Gute Flechtorp im heutigen Fürstenthum Waldeck versetzt und dort ein Kloster gestiftet.

[1]) S. Fischer, Die Burgvesten der Preuß. Monarchie Bd. I. S. 201 ꝛc. Gottschalck Bd. IV. S. 213 ꝛc.

791) Die Sage von der Freudenburg.[1])

Im Regierungsbezirk Arnsberg der westphälischen Provinz des Königreichs Preußen über dem Flecken Freudenberg liegen auf steiler Bergshöhe die wenigen Ueberreste der alten Burg Freudenburg, von denen aus man eine herrliche Aussicht in die lachenden unter ihr liegenden Thäler genießt. In dem Besitze derselben befand sich im 14. Jahrhundert eine adelige Familie von Wildenstein. Nun war aber der letzte männliche Besitzer aus diesem Hause, Ritter Siegfried von Wildenstein in einer Fehde gefallen und hatte ein einziges Kind, ein vierzehnjähriges Mädchen hinterlassen, die sehr bald zu einer herrlichen Jungfrau aufblühte. Allerdings sollte ihre Tante, die Schwester ihres Vaters, welche unvermählt auf der Veste lebte, ihre Erziehung leiten, allein dieselbe bekümmerte sich nur wenig darum und das Mädchen selbst als reiche und einzige Erbin der Güter ihres Vaters wollte natürlich auch von einer armen Anverwandten keine Lehre annehmen. Es fehlte natürlich auch nicht an jungen und schönen Freiern, die sich um die Hand der reichen Erbin bewarben, allein dieselbe zeichnete keinen aus, vernachlässigte aber auch ebensowenig einen und so kam es, daß sie anfangs zwar zufrieden war, von zahlreichen Anbetern umlagert zu sein, bald aber eine Art Vergnügen daran fand, unter den Einzelnen geheime Eifersucht zu erregen. Doch Keiner konnte sich noch immer einer Bevorzugung rühmen, da kam ein Ritter von Arnburg, der am kaiserlichen Hofe erzogen und wie dazu geschaffen war, allen Mädchen die Köpfe zu verdrehen, auf die Burg und schien sich um die Jungfrau bewerben zu wollen. Diesem schenkte sie ihr Herz und da der Ritter sein Glück zu benutzen verstand, so mußte er über ihre Tugend zu siegen und verließ sie, nachdem er dieselbe verführt hatte. Einmal gefallen, ergab sie sich nun aber einem leichtsinnigen und frevelhaften Leben und dachte nicht mehr an eine ernste Verbindung. Fest reihte sich auf der Burg an Fest und so lebte sie einige Jahre im Taumel wollüstiger Freuden, so daß ihre Burg jetzt den Namen der Freudenburg mit Recht trug. Als aber ihre Reize mit den Jahren abzunehmen begannen, da beschloß sie irgend einen ihrer zahlreichen Anbeter fest an sich zu fesseln und wählte dazu einen noch unerfahrenen Junker, Namens von Wartau, der sich auch von ihr umgarnen ließ und sie heirathete. Spottend des blinden Thoren zogen nun ihre übrigen Verehrer aus der Burg und es schien auch, als habe die wahre Liebe ihres Erwählten ihr Herz gebessert, denn sie lebte einige Zeit still und sittlich mit ihrem Gatten. Allein bald dünkte ihr diese Einförmigkeit abgeschmackt, sie sehnte sich zurück in den wechselnden Kreis ihres früheren Lebens. Ihr Gemahl jedoch mußte dies zu hindern, allein dadurch ward er ihr zuwider und da sie nun keine andern Männer um sich sehen konnte, richteten sich ihre begehrlichen Blicke nach unten auf die Knappen ihres Mannes. Es konnte nicht fehlen, daß ihr unter denselben einer gefiel und sie wußte es so einzurichten, daß derselbe sie einstmals scheinbar schlafend in dem an die Burg grenzenden Eichwalde in sehr verführerischer Stellung fand. Zwar wollte derselbe anfangs sich abwenden und die Schläferin ungeweckt lassen, allein die böse Lust war zu groß in ihm, er nahte sich ihr und ehe er es sich versah, lag er in ihren Armen. Damit waren die Schranken gefallen, welche

[1]) S. Zitzer Bd. II. S. 268 ꝛc.

die Ehrfurcht bisher zwischen beiden Theilen gezogen hatte; wie natürlich blieb es nicht bei der einen Zusammenkunft, es folgten mehrere, aber auch der Verräther schlief nicht, und als sie eines Abends wieder im Eichwalde sich verbotenen Umarmungen hingaben, war auch der beleidigte Gatte zur Stelle und ermordete sie beide. Er entfloh darauf und fand seinen Tod im heiligen Kriege, die Burg aber kam (1392) in den Besitz der Grafen von Wertheim, die sie von Grund aus niederrissen und neu bauten. Auf der Höhe des Berges aber, in dem Eichwalde, wo die beiden Verbrecher starben, irren ihre Schatten noch heute herum und schrecken den nächtlichen Wanderer.

792) Die Freischützen bei Paderborn. [1])

Nahe bei Paderborn hatte ein Edelmann einen sehr großen Wald, über den er zur Aufsicht einen Förster gesetzt hatte. Diesen fand man nun eines Tages im Walde erschossen und Niemand konnte ermitteln, ob er sich selbst oder ein Anderer ihn getödtet habe. Das erstere war aber sehr unwahrscheinlich, weil der Förster ein guter und ordentlicher Mann war, und das letztere unbegreiflich. Da sich das Geschehene nicht ändern ließ, wählte sich der Edelmann einen andern Förster. Aber auch diesen und noch einige seiner Nachfolger fand man gleich nach Antritt ihres Amtes erschossen im Walde, denn sobald sie nur den Wald betraten, fiel in der Ferne ein Schuß, der den unglücklichen Förstern mitten durch die Stirne fuhr. Woher aber die Kugel kam, war trotz aller Sorgfalt nicht zu ermitteln. Der Edelmann mußte nun seinen Wald ohne Aufsicht lassen und zahlreiche Holzdiebereien dulden, die nicht von seinen Unterthanen, welche den verhängnißvollen Wald möglichst mieden, sondern von Fremden herrührten. Nach einiger Zeit meldete sich wieder ein Jäger in den erledigten Försterdienst. Der Edelmann erzählte ihm das traurige Schicksal seiner Vorgänger und wollte lieber Holzverluste dulden, als das Leben eines Menschen auf's Spiel setzen. Der Jäger aber versicherte mit kecker Zuversicht, daß, wenn ihm das Försteramt anvertraut würde, er sich vor dem unsichtbaren Scharfschützen schon Ruhe verschaffen wolle. Der Edelmann willigte endlich, obwohl ungern ein. Am nächsten Tage trat er sein Amt an und wurde von dem Edelmann selbst und einigen andern handfesten Männern nach dem lebensgefährlichen Walde begleitet. Am Eingange desselben blieben sie zurück und der neue Förster betrat sein neues Revier; aber kaum hatte er einige Schritte hinein gethan, als in der Ferne ein Schuß fiel. Schnell warf der Jäger seinen Hut in die Höhe, der von einer Kugel durchlöchert herabfiel. „Nun aber ist die Reihe an mir", sagte der Förster, lud murmelnd seine Büchse und schoß sie mit den Worten in die Luft: „die Kugel bringt Antwort." Darauf bat er den Edelmann und seine Begleiter mit ihm zu gehen und den unbekannten Schützen zu suchen. Nachdem sie den ganzen Wald durchstreift und nichts Verdächtiges hatten entdecken können, kamen sie zu einer am jenseitigen Ende des Waldes gelegenen Mühle und fanden den Müller todt vor der Thüre liegen. Eine Kugel war ihm mitten durch die Stirn gefahren. Alle staunten und traten mit einiger Scheu vor dem Förster zurück. Der Edelmann behielt ihn einige Zeit in seinem Dienste, um dadurch seinen Wäldern Ruhe

[1]) S. Ziehnert Bd. III. S. 244.

vor Dieben zu sichern. Als er aber sah, daß sein Förster bei jedem Schusse traf, was er treffen wollte, das Wild an jedem ihm beliebigen Orte festbannte und aus seiner Jagdtasche die geschossenen Feldhühner wieder lebendig in die Küche fliegen ließ, ward es ihm doch unheimlich in seiner Nähe und er entließ ihn bei dem ersten schicklichen Vorwande aus dem Dienste.

793) Die Lilie von Corvei.[1])

In der ehemaligen Abtei Corvei an der Weser, die jetzt ein Schloß des Fürsten Hohenlohe-Bartenstein-Schillingsfürst im Regierungsbezirk Minden in Westphalen ist, wurde, wenn einer der Brüder sterben sollte, dessen Tod vorher angezeigt, doch auf eine andere Weise als in Merseburg (s. oben S. 331). An einem ehernen Kranze im Chor hing eine Lilie und diese wurde auf wunderbare Weise im Stuhle desjenigen Bruders gefunden, der in drei Tagen sterben sollte, und diese Todesandeutungen sollen Jahrhunderte lang bemerkt worden sein. Einstmals fand diese Todeslilie ein junger Ordensbruder auf seinem Sitze, der keine Lust zu sterben hatte und legte sie auf den Stuhl eines alten Geistlichen. Dieser erschrack über den Anblick und den widrigen Geruch der Todtenblume und ward gefährlich krank, allein auch bald wieder gesund und der junge Bruder starb darum doch am dritten Tage eines schnellen Todes.

Einmal war aber ein sehr strenger Abt zu Corvei, der den früher verwöhnten Brüdern auch nicht das Geringste nachsah. Mancher von ihnen, der sonst Tage lang im Sollinge sich herumgetrieben hatte auf der Fährte der Hirsche und wilden Schweine, durfte jetzt die enge Zelle nicht verlassen und mußte seine Zeit dem Abschreiben alter Handschriften widmen und Mancher, der auf den Bauerhöfen der Nachbarschaft wohl allzubekannt war, mußte jetzt Tag und Nacht in den bestaubten Chorstühlen sitzen oder in endlosen Kasteiungen seinen widerspenstigen Leib züchtigen. So kam die Reihe an Alle und es ist kein Zweifel, daß Klagen und Verwünschungen in hohem Maße laut wurden gegen den strengen Zeloten. Indeß wagte Keiner sich zu widersetzen und selbst der munterste Lebemann aus der Zahl der Mönche des Klosters, Theobald geheißen, konnte nicht anders, er mußte sich den strengen Pönitenzen und Fasten fügen, die ihm der Abt nicht eben selten auferlegte. Indeß beschloß er sich zu rächen. An einem schönen Sonntagsmorgen eilte er, noch ehe die Sterne erblichen, hinab in den Klostergarten, pflückte eine weiße Lilie und legte sie in der Kirche heimlich auf das Pult des Abts. Als dieser nun zum Frühgottesdienst hereintrat, erschreckte ihn der Anblick der Todtenblume so gewaltig, daß er zu Boden stürzte und den Geist aufgab. Wie sich nun die Brüder von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, schritten sie gleich in den nächsten Tagen zu der Wahl eines neuen Abtes. Um aber einen recht gelinden Obern zu bekommen, wählten sie den Bruder Theobald, von dessen finsterer That Niemand etwas ahnte. Theobald aber ward von Tag zu Tag mürrischer und finsterer, denn des Abtes

[1]) S. Annales Corbeienses bei Leibnitz, Script. Brunsvic. T. II. p. 306. Anno MCXII. Francisci höllischer Proteus S. 1056 ꝛc. Zu Lübeck vertrat die Stelle der Lilie eine Rose (s. Daumer, Geheimnisse des christlichen Alterthums Bd. II. S. 38 ꝛc.). S. a. Grimm, Deutsche Sagen Bd. I. S. 351 und Altdeutsche Wälder Bd. II. S. 185—187. Das malerische und romantische Westphalen S. 78 ꝛc.

bleiche Gestalt wich nicht von seinen Blicken. Wo er ging und stand, umschwebte ihn der schwankende Schatten desselben und ließ ihn nicht Ruhe und Frieden mehr finden. Es half ihm nichts, daß er zum Weine seine Zuflucht nahm, auf dem Boden des geleerten Bechers grinzte ihn die Larve seines Vorgängers boshaft an. Dadurch ward er aber zu halbem Wahnsinne getrieben und zuletzt so übelgelaunt und böse, daß seine Mitbrüder sich oft den alten Abt zurückwünschten, unter dem sie es doch so schlimm nicht gehabt hatten. Endlich als er seines Elends gar nicht mehr Rath wußte, ist er stillschweigend auf den höchsten Thurm des Corveier Domes gestiegen und hat sich von da herabgestürzt, so daß seine gebrochenen Glieder am Boden herumlagen. Er war der erste in Corvei, der ohne die weiße Lilie gestorben ist und von der Zeit an hat der Tod die Brüder geholt wie andere Leute und Keinem hat er die weissagende Blume mehr gebracht.[1])

794) St. Veits Gaben.[2])

Das Kloster Corvei war dem heil. Veit geweiht und hatte in der ältesten Zeit arme, aber sehr fromme Mönche. Nur einmal im Jahre hielten sie ein Gastmahl und das geschah am St. Vitustage zu Ehren ihres Schutzpatrons; es war aber sehr mäßig und beschränkt, denn die Einkünfte des Klosters waren gering. Einmal aber geschah es, daß am St. Vitustag, welches der 15. Julius ist, es dem Kloster fast an allem zu einem Festmahl Nöthigen gebrach, an Fischen, an Wildpret und an Wein. Nur Gemüse war vorhanden. Vergebens sannen die Mönche nach, wie sie ohne das Nöthigste ihr Fest begehen sollten, siehe da plätscherte es im Klosterbrunnen und zwei große Karpfen schwammen darin und auf dem Hofe stellten sich zwei prächtige Hirsche ein, die waren feist vor der eigentlichen Feistzeit. Da kam aber auch der Bruder Kellermeister und trug zwei große Krüge, die er gefüllt hatte am Quell, der in der Kirche hinter dem Altar sprang, und verkündete, daß das Wasser des Quells in Wein verwandelt sei. Da nun die Kunde solch hohen Wunders dem Abte angesagt war, so sprach dieser: „Brüder, lasset uns in Demuth und Dankbarkeit diese Gaben Gottes und unsers heiligen Schutzpatrons genießen. Es genüge uns aber an einem Hirsch und an einem Fisch, und Jeder fülle sich nicht mehr als zwei Kannen Weins." Da ließen die Brüder ohne Widerrede den einen Hirsch ins Freie und den einen Fisch in die Weser und segneten im Herzen den guten Abt, daß er ihnen doch statt nur eines Krüglein Weines deren mindestens zwei erlaubt hatte und hielten ihr Festmahl zu Ehren St. Veits in Eintracht und Liebe. Seitdem erneute sich diese Spende des Heiligen an jedem Jahrestage und immer wurde also verfahren wie am ersten. Endlich aber starb der gute und fromme Abt und es ward ein anderer gewählt, dessen Gott der Bauch und dessen Heiliger Herr Bacchus war. Als nun St. Viti Jahrestag wiederkam, da ließ der Abt beide Hirsche schlachten und beide Fische auch, und Weines die Fülle füllen und bezechte sich St. Veit zu Ehren weidlich. Aber als wieder ein Jahrestag kam, da kam mit ihm weder Hirsch noch Fisch und der Altarquell sprudelte nach wie vor recht klares frisches

[1]) S. Seiler S. 56 ꝛc.
[2]) S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 258.

Waſſer, aber keinen Wein mehr, alſo daß im Kloſter Corvei jetzt Bruder Schmalhans Küchenmeiſter ward.

795) Der weiße Hirſch zu Corvei.[1])

Der Tag des heil. Vitus wurde von den Mönchen zu Corvei immer als ein hoher Feſt- und Freudentag begangen, denn dieſer Heilige war der Schutzpatron der Abtei. Das edelſte Wild, welches der Solinger Wald hegte, der feurigſte Wein, der im Kloſterkeller lagerte, die ſchmackhafteſten Fiſche, die in den Teichen des Abtes wohnten, das alles prangte auf der geiſtlichen Tafel. Das beſte Stück aber war immer ein weißer Hirſch, der ſich ungerufen und ungeſucht jedes Jahr ſelbſt in der Küche von Corvei einſtellte und ſich ſchlachten und braten ließ. Dieſes koſtbare Gericht ward aber nicht von den Mönchen ſelbſt verzehrt, ſondern einem alten Brauche gemäß unter die Armen vertheilt, die ſich ſtets reichlich im Kloſter einfanden. Nun war aber einmal ein Abt in Corvei, ein ſtrenger, gebieteriſcher Mann. Der befahl, das nächſte Mal den Hirſch für ſeine Tafel zuzurichten; die Armen könnten ja mit geringern Speiſen vorlieb nehmen. Am nächſten St. Vitustage geſchah es denn auch nach ſeinem Willen und das köſtliche Wildpret ward für ihn und die Mönche aufgetragen. Aber wie er juſt das Meſſer erhob, um für ſich das ſaftigſte Stück aus der Keule herauszuſchneiden, da zuckte es in der Schüſſel, da begann ſich's zu regen und zu heben, der gebratene weiße Hirſch ward vor den Augen der entſetzten Mönche lebendig und ſprang aus der Schüſſel. Der Kopf war unten für die Dienerſchaft geblieben und ſo rannte der Hirſch ohne Kopf erſt dreimal um den Tiſch und dann zum nächſten offenſtehenden Fenſter hinaus. Keiner der Herren aber bezeigte Luſt nachzuſehen, wo er blieb. Von dieſer Zeit an hat ſich kein weißer Hirſch mehr in Corvei ſehen laſſen.

796) Der Brigadier von Corvei.[2])

Vor etlichen hundert Jahren lebte in der Stadt Warendorf ein Oberſt, Brigadier von Corvei geheißen, der war ſehr reich, aber auch ſehr grauſam und geizig. Als er aber zum Sterben kam, verordnete er, daß er mit vielem Pomp begraben werde und daß man viele Meſſen für ihn leſen laſſe, damit ſeine Seele Erlöſung bekomme. Dieſes geſchah auch, denn alle Straßen von ſeinem Hauſe an bis zur alten Kirche waren mit feinem ſchwarzen Tuche belegt, das nachher den Armen geſchenkt wurde, und in allen Kirchen der Stadt wurde ein ganzes Jahr hindurch jeden Tag Seelenmeſſen für ihn geleſen. Dennoch konnte er aber ſeiner Strafe nicht entgehen, daß er im Leben ſo grauſam und geizig geweſen war. Jedes Jahr an ſeinem Sterbetage muß er von Abend an bis zum Frühmorgen mit feurigem Wagen und Pferden durch die Stadt und über alle ſeine ehemaligen weitläufigen Beſitzungen fahren, wobei böſe Geiſter ihn umgeben und man ihn jämmerlich ächzen und ſtöhnen hört. Sein Degen und ſein Stiefel, die noch zu Warendorf verwahrt werden, fangen alsdann an erſchrecklich zu poltern und liegen nicht eher ſtill, als bis die Fahrt ihres alten Herrn zu Ende iſt.

[1]) Z. Seiler S. 28.
[2]) Nach Stahl S. 277 ꝛc.

797) Die Stiftung des Klosters Herdecke.[1])

Die Volkssage stimmt nicht mit der Annahme der Gelehrten überein, welche den Namen Herdecke von der altdeutschen Göttin Hertha ableiten und sagen, er bedeute soviel als Herth-Ecke, d. h. Herthas Eiche (die Eiche, wo der Hertha geopfert wurde). Sie berichtet, es habe einst in Italien eine junge und schöne Prinzessin gelebt, Fredaruna geheißen, eine Nichte Karls des Großen. Diese habe einen vornehmen, tapfern und schönen Ritter zum Bräutigam gehabt, der sei aber nach Palästina gegen die Ungläubigen gezogen und dort im Kampfe gefallen. Da habe die unglückliche Braut sich vorgenommen ledig zu bleiben und die Stätte zu verlassen, wo sie geboren und erzogen war und ihren Bräutigam gesehen hatte, um nicht immer durch den Ort an ihr verlorenes Glück erinnert zu werden. Sie habe also beschlossen nach Norden zu ziehen und da ein Kloster zu bauen, wo sie ihr Leben still und in Abgeschiedenheit beschließen könne. Zu dem Ende verkaufte sie alle ihre Güter und ihre Besitzungen und lud das Geld auf Maulthiere und zog nun fort aus ihrer Heimath, immer tiefer dem kalten Norden zu. Weil sie aber viel von den deutschen Eichen gehört hatte und wie es so still und heimlich darunter sei, so entschied sie sich, dort ihr Kloster zu bauen, wo die Maulthiere zuerst und von selbst sich unter einer Eiche lagern würden. Lange zog sie umher und die Thiere lagerten sich nicht. Endlich aber in einer anmuthigen Gegend an der Ruhr legten sie sich unter einer großen und herrlichen Eiche nieder. Da rief die Prinzessin voller Freuden: „Hier de Ecke!“ (d. h. hier ist die Eiche), und sie baute allda ein prächtiges Kloster für Jungfrauen, das nach ihrem Ausrufe Herdecke genannt wurde und in dem sie lange als erste Aebtissin ein frommes gottseliges Leben führte.

798) Die Sage von dem Fräulein von Rodenschild.[2])

Einst in der Osternacht lag zu Holte auf dem Schlosse das junge Fräulein von Rodenschild schlaflos auf ihrem Lager; da hörte sie die Glocke zwölf schlagen und gleichzeitig ertönte unten im Schloßhofe, wie es noch jetzt an manchen Orten in Westphalen Sitte ist, frommer Gesang, mit welchem das Hausgesinde den Eintritt des großen Christenfestes begrüßte. Ergriffen von den feierlichen Töne eilte sie an's Fenster, öffnete es und schaute in den Schloßhof hinab, wo die Knechte und Mägde sich aufgestellt hatten, um ihr Lied ertönen zu lassen. Da sah sie, daß sich die Blicke Aller nach dem Balkon auf der entgegengesetzten Seite wendeten und mit Entsetzen sah sie ein Phantom, ganz so gestaltet wie sie selbst, mit ihren Gesichtszügen, im weißen Gewande, eine Lampe in der Hand die Treppe herabsteigen, durch die Reihen der ihr ängstlich Platz machenden Diener schreiten, langsam die Treppe hinaufschreiten und in die Burg treten. Sie folgte der Gestalt wie gebannt mit den Augen und sah sie durch die Scheiben mit dem Lichte in den großen Rittersaal treten. Da konnte sie sich nicht mehr halten, sie mußte wissen, wer den frechen Spuk wage, und eilte im geflügelten Lauf Treppe auf Treppe

[1]) S. Strahl S. 100.

[2]) Poetisch behandelt bei Vincke, Sagen und Bilder aus Westphalen. Hamm 1857. in 12. S. 229 ꝛc.

ab, durch Gänge und Hallen immer der Erscheinung nach, bis sie dieselbe endlich an der Pforte des Schloßarchivs einholte, und ihr Auge legte sie an eine Spalte der verschlossenen Pforte, weil sie drinnen ein Rauschen unter den alten Scripturen hörte. Dasselbe that genau auch ihre Doppelgängerin an der andern Seite der Pforte, und als sie zurückfährt, tritt auch der Schemen zurück, da faßt sie Muth und tritt ihm entgegen und sieht ihm fest ins Auge und genau so thut auch ihr Spiegelbild, da streckt sie ihm ihre Hand entgegen und fühlt eine zweite ihr ebenso entgegenkommende Rechte sie eiskalt berühren. Dann verschwindet aber die Erscheinung und zerrinnt in Luft. Das Fräulein, das vor Entsetzen zu Boden sank und am Morgen von ihren Leuten hier in Ohnmacht gefunden ward, verfiel in eine schwere Krankheit, aus der sie sich jedoch wieder erholte; allein geträumt hatte sie nicht, denn die Hand, womit sie ihre Doppelgängerin berührt hatte, blieb für immer eiskalt wie von einer Leiche und nie trug sie dieselbe seit dieser Zeit ohne Handschuh.

799) Die feurigen Rosen zu Lügde.[1])

Am Fuße des Kirchberges bei Lügde wuchsen einmal drei feurige Rosen aus der Erde, blühten eine Stunde lang und verschwanden dann wieder. So auch in der zweiten und dritten Nacht und immer. Die Leute in Lügde aber sahen die feurigen Blumen und fürchteten sich vor ihnen wie vor Gespenstern. Als sie aber jede Nacht die feurigen Blüthen sahen, da wurden sie endlich dreister und einmal faßten sie sich ein Herz und gruben, wo in der Nacht die Rosen geleuchtet, am Morgen unter Gebeten und frommen Sprüchen nach. Da fanden sie darunter in einiger Tiefe ein altes steinernes Muttergottesbild. Die Leute aber waren klug und verstanden sich auf Wunder und Zeichen und bauten an derselben Stelle eine Kirche und stellten das Steinbild in eine Nische der äußeren Mauer. Lange hat es dort gestanden, bis es vor ungefähr hundert Jahren auf einmal verschwunden war. Da nahmen sie einen Sanct Kilian, der als Stadtpatron über dem Thore von Lügde stand und stellten ihn in eine Mauernische an die Stelle des Muttergottesbildes. Dort steht er heute noch und hält mit Stab und Bischofshut ernste schweigsame Wacht über die Kirche. Zum Andenken an das verlorene Bild aber ward ein anderes, dem ersten völlig gleich, aus Holz geschnitzt und im Chor der Kirche an einer eisernen Kette aufgehängt, wo es noch jetzt zu sehen ist.

800) Die Ampel auf dem Kirchhofe zu Lügde.

Einst vor vielen hundert Jahren hat sich ein Rittersmann in dem großen Wald verirrt, der damals Lügde einschloß. Er kannte weder Weg noch Steg und er und sein Roß hatten bereits so lange gehungert und gedurstet, daß sie sich kaum noch fortschleppen konnten, vom Reiten war überhaupt keine Rede, der Ritter zog das Roß am Zügel nach sich. Da ergriff ihn Verzweiflung, denn er hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, aus dem dichten Wald herauszukommen und ein Obdach zu erreichen. Siehe da glänzte plötzlich in weiter Ferne durch die dichten Bäume ein Licht auf und freudig

[1]) S. Zeiler S. 31.

athmete der Verlassene auf, denn wo ein Licht war, da mußten auch Menschen sein. Und er sprach seinem Rößlein Muth ein und wie wenn dasselbe seine Worte verstände, wieherte es ihm fröhlich entgegen und raffte sich auf und so zogen beide mit einander dem Lichte nach. Freilich hatten sie einen langen Weg bis dahin zu durchwandeln, allein endlich erreichten sie es doch, es war ein Feuer, welches die Todtengräber auf dem Kirchhofe zu Lügde zur Zeit der furchtbaren Pest, welche man den schwarzen Tod nannte, angezündet hatten. Als aber dasselbe erlosch, gerade als der Ritter es erreicht hatte, da sank er auf seine Kniee und dankte dem Herrn, daß er ihn aus Lebensgefahr gerettet hatte, und that ein Gelübde, eine Stiftung zu machen, daß jede Nacht hier eine Leuchte angezündet werden solle, welche verlassenen Wanderern den Weg hierher zeigen solle. So ist es auch geschehen und noch heute brennt die Ampel, erhalten von der frommen Spende des Ritters und anderer Gläubigen.

801) Das verwünschte Kirchlein bei Lügde.[1])

Der Kirchberg bei Lügde ist nächst der Hermannsburg bei Pyrmont die ansehnlichste Höhe im ganzen Thale. Jetzt ist der Berg mit Fruchtgärten und Getreidefeldern bedeckt, aber vor Zeiten war es nicht so, da standen hier hohe Buchen und Ulmen und es gab auf dem ganzen Berge keine einzige baumfreie Stelle. Mitten aber im Walde wohnte der sogenannte Bergförster, ein noch junger stattlicher Mann, der aber in der ganzen Gegend als wohlhabend bekannt war. Gleichwohl hatte er kein Glück bei den Frauenzimmern, es war ihm noch nicht gelungen, für sein Haus eine fleißige Wirthin zu finden. Wo er hinkam, fand er die Mädchen bereits mit Liebhabern versehen und sein Reichthum vermochte keine zu locken. Namentlich hatte er sein Auge auf ein frisches munteres Bauerndirnlein, Elsbeth genannt, die unten im Thale wohnte, geworfen, aber diese wollte ebenso wenig von seinen Liebesanträgen etwas wissen, als alle die andern Mädchen im Dorfe, und wenn er am Abend den Berghang hinab nach ihrem Hüttchen schlich, da fand er Thüre und Läden für sich verschlossen und am andern Tage mußte er hören, daß der oder jener Bauerbursche unterdessen bei dem Mädchen gewesen war. Gleichwohl nahm deshalb seine Neigung zu der schönen Elsbeth mehr zu als ab und das Verlangen, sie zu besitzen, ließ ihm weder Tag noch Nacht Ruhe. Da fiel ihm ein, er wolle seine Zuflucht zu einer klugen Frau nehmen, die in der Schlucht, wo es heute zur Hölle heißt, wohnte und von der die Leute sagten, sie wisse mehr wie andere Leute und verstehe Liebestränke zu brauen und Mancher habe sich schon bei ihr Rath und Hilfe geholt. Und wie sehr es ihn auch eigentlich vor der Alten graute, er faßte sich Muth und stieg hinab zu ihr. Er fand die Alte am Spinnrocken in ihrer Hütte sitzen, sie rief ihm zu: „Ich weiß schon, was Ihr wollt, wäret Ihr eher gekommen, so könntet Ihr schon lange in der schönen Elsbeth Armen ruhen. Ich will Euch auch recht gern helfen, denn ich kenne alle die Kräuter und Wurzeln, die man zu einem Zaubertränklein braucht. Aber eins müßt Ihr selber herbeischaffen und das ist es, was dasselbe am Meisten kräftigt. Zehn Tropfen geweihten Weins, wie der

[1]) S. Seifer S. 49 ꝛc.

Priester ihn bewahrt am Altare, muß ich haben, wenn meine Arbeit etwas nützen soll. Kommt Ihr, wenn wieder der Vollmond glänzt und bringt Ihr mir den Wein, den Ihr selbst aus der Kirche holtet, so ist in wenigen Tagen das Mädchen Euer. Nur hütet Euch, daß Ihr Euch mit dem Kelche in der Hand etwa umschaut, denn da wäre es um Euch geschehen!" Damit schob sie ihn zu ihrer Hütte hinaus. Nun stand aber oben auf dem Gipfel des Berges ein uraltes Bergkirchlein, zu welchem im Frühjahr immer eine große Wallfahrt aus der Umgegend stattfand und wo dann ein Hochamt gehalten wurde. Zu dieser Kirche hatte aber der Förster die übrige Zeit des Jahres hindurch den Schlüssel in Verwahrung. Lange kämpfte der Förster mit sich, ob er den gottlosen Raub wagen sollte, immer hoffte er das Mädchen noch auf andere Weise gewinnen zu können und so verging der Sommer. Als aber der Spätherbst kam und die Blätter fielen und der Förster immer die Elsbeth noch nicht errungen hatte, da beschloß er die That zu wagen. Und als der Vollmond wieder aufging, da litt es ihn nicht länger in seinen vier Wänden, er nahm den Schlüssel, hing die Büchse über die Schulter und trat in die Nacht hinaus. Schwarzes Gewölk jagte der Sturm über den Himmel und die Eulen wurden im Walde wach und riefen ihren Unglücksruf, als wollten sie ihn warnen, aber er ließ sich nicht abhalten und schon sah er das Kirchlein nahe über sich, unten aber tief in der Schlucht erglänzte Feuer und als er hinabsah, da sah er die Alte an einem großen Kessel sitzen, gerade als hätte sie ihn an diesem Tage erwartet. Da sprang er muthig die letzten Stufen nach dem Kirchlein hinauf, steckte den Schlüssel ins Schloß, die alte Pforte öffnete sich, er trat ein in den von dem Vollmond erleuchteten Raum und schritt nach dem Altare. Mit zitternder Hand griff er nach dem heiligen Schreine, der das Blut des Herrn in sich schloß, und morsch und alt wie es war, zerbrach das Kästlein von der stürmischen Berührung. Aber auch diese letzte Warnung rührte ihn nicht, er griff nach dem heiligen Naß, zählte und tröpfelte dasselbe in seinen Becher hinein, da kam tiefes angstvolles Seufzen aus des Berges Grunde herauf, so schwer und grauenhaft, daß sich der Förster unbedacht umsah und dabei den Kelch fallen ließ, der schrillend am Boden hinrollte. Da fuhr es eisigkalt wie der Tod über ihn, sein Athem stockte, sein Blut gerann in den Adern, sein Herz stand still, er ward zu Stein. Als aber die Leute am nächsten Mai wieder in das Betkirchlein kamen und sahen, was vorgegangen war, denn hier hätte den verschwundenen Förster Niemand gesucht, da meinten sie, das Steinbild am Altare mit den verzerrten Zügen müsse wohl ein böser Geist sein und hielten das Kirchlein für verwünscht. Nachher wallfahrte Niemand mehr zu dem Berge und die Kirche verwitterte und sank nach und nach in Trümmer, die man auf dem Berge, der nach ihr der Kirchberg hieß, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sehen konnte.

802) Der wilde Junker von Volmarstein.

Volme, oder Volmarstein, heut zu Tage ein Marktflecken am Einflusse der Volme in die Ruhr im westphälischen Bezirk Arnsberg, gehört heute noch dem Geschlechte der Grafen von der Recke. Von einem derselben wird folgende Sage erzählt.

Ein Junker von Volmarstein war ein arger Ritter vom Stegreif, weit

und breit in der Umgegend gefürchtet ob seiner Grausamkeit und Wildheit. So ritt er denn auch eines Tages mit seinem Leibknappen aus, um zu sehen, ob sich ein guter Fang thun lasse. So kamen sie in einen Tannenwald, da erzählte der Junker seinem Knechte, er habe vor wenigen Tagen hier einen Mann erschlagen, aber nicht um ihn zu berauben, denn es sei ein Armer gewesen, nur aus Lust am Morden, er habe eben Blut sehen wollen. Wie er noch so sprach, stand auf einmal ein hagerer Mann wie aus der Erde gewachsen neben ihnen, der streckte seine Hand nach ihnen aus. Der Junker aber meinte, es sei ein Bettler und hieß ihn zum Teufel gehen, besann sich aber bald anders und sprach: „Halt, Du mußt doch wissen, daß ein Ritter mit Dir gesprochen hat" und damit warf er ihm ein Goldstück zu. Da sah der Knecht, wie dasselbe durch den Hut fiel und warnend sprach er zu seinem Ritter: „Herr, das ist ein Geist!" Der aber lachte und spottete sein. Jetzt kamen sie auf eine Haide, aber noch nicht waren sie allzuweit geritten, da stand wieder dieselbe Gestalt da und der Junker rief: „Soll denn überall gebettelt sein?" Damit nahm er seine Peitsche und hieb nach ihm, allein der Schlag ging wie durch die Luft und der Knappe rief abermals, das sei kein Mensch, sondern ein Schattenbild. Nun kamen sie in einen Eichenwald, da stand derselbe Bettler wieder. Den Junker aber schauerte es jetzt selbst eiskalt, allein er bezwang sich und rief: „Diesmal sollst Du mir nicht entgehen, Du Tagedieb!" und damit that er einen schweren Hieb nach ihm, allein der Hieb ging in die leere Luft und der Bettler zerfloß in eine riesengroße Dunstwolke. Da bäumte sich aber das Roß des Junkers vor Entsetzen und ging mit seinem Reiter auf und davon und der Knappe ritt heim und holte seine Kameraden und so zogen sie denn aus ihren Herrn zu suchen. Sie fanden ihn aber erst am Morgen am Eichenbaum, beim Vorüberjagen hatte sich sein Kopf in einen Gabelast verfangen, das Roß war unter ihm fortgelaufen und der Reiter hing hier wie vom Henker gehenkt. Das war das Ende des wilden Junkers von Volmarstein.

803) Reck von Volmarstein und seine Dame. [1])

Ein Reck von Volmarstein war weit und breit in den Gauen des Rheins und Westphalens als der tapferste Ritter bekannt, dessen Lanzenstoß und Schwerthieb Keiner zu widerstehen vermochte. Daß er der Ritter eines edlen Fräuleins war, für die er nach der Sitte jener Zeiten kämpfte, wußte und sah Jedermann an dem silberfarbenen Schleier, der von seinem Helme und Fähnlein wehete. Wo aber dieser Schleier wehete, da war auch stets der vollkommene Sieg. Darob freute sich aber der Kaiser gar höchlich und fragte ihn scherzend, warum er sich keine eheliche Hausfrau wähle, da er doch so große und reiche Besitzungen und des Ruhmes und der Ehre so vollauf habe, und, fuhr er fort, wenn er selbst sich keine wählen könne, wolle er ihm seine Base zur Ehe geben. Auf diese Rede des Kaisers färbte sich aber des Ritters Angesicht dunkler und feierlich ernst antwortete er: „Mein Herr und Kaiser, was Ihr mir auch Schönes und Herrliches anbietet, ich kann es nicht annehmen, denn ich bin längst verlobt!" Der Kaiser von diesem Geständniß angenehm überrascht, wünschte ihm Glück und verlangte den Namen

[1]) S. Ziehnert Bd. III. S. 121.

seiner Verlobten zu wissen. Der Ritter aber versicherte, er könne selbigen nicht aussprechen, denn er habe mit Hand und Mund gelobet, denselben gegen Jedermann zu verschweigen. Da versetzte der Kaiser: „Ich will Dein Gelübde lösen; doch nennst Du mir jetzt nicht gleich den Namen Deiner Verlobten, so sollst Du meinen Zorn fühlen!" — „Mag dieser auch hart und schwer sein und mag es mich noch so sehr schmerzen, meinem Kaiser hierin ungehorsam sein zu müssen, ich kann mein Wort nicht brechen", antwortete der Ritter, nahm seinen Helm und wandte sich zu gehen. Aber der Kaiser ließ ihn nicht von sich, sondern sagte, seine Drohung sei nur Scherz gewesen, er erlasse es ihm, den Namen seiner Verlobten ihm zu nennen, da er ihm doch keine Freude machen werde. Der Ritter aber, die Worte des Kaisers so deutend, als ob er seine Verlobte von verächtlichem oder niederem Stande halte, vermochte kaum seinen Zorn ob solchem Argwohn zu verbergen und versicherte, daß seine Verlobte an Stand, Macht und Sitte nicht geringer sei als der Kaiser und eine größere Schönheit weder im Himmel noch auf Erden zu finden sei, als seine Holde, wenn sie am Ufer auftauche im silbernen Gewande! Alle erstaunten ob dieser Rede und im Kreise der Höflinge erhob sich ein spöttisches Murmeln. Der Ritter von der Recke aber erbleichte, denn er hatte im Liebeseifer sein Geheimniß verrathen. Doch bald erhob er sich wieder und tobte wie ein Rasender hinaus in die Nacht und von seinem Helme wehte ein schwarzer Schleier. Der nächste Morgen rief ihn zum Kampfe und allen Streitern voran wehte wie ein Panier der schwarze Schleier, aber Recks hoher Helm und sein Fähnlein fielen und der Schleier, roth von edlem Blute, deckte die Gefallenen.

804) Gervin von Bolmestein und die Stiftung des Klosters Waldsassen. [1])

Im Jahre 1124 war der junge Gervin von Bolmestein aus seiner väterlichen Burg gezogen, um Abenteuer aufzusuchen und sich den Ritterschlag zu verdienen. Lange hörte sein greiser, früh verwittweter Vater, der alte Ritter Gerhard von Bolmestein nichts von ihm und schon machte er sich Sorgen, daß sein einziger Sohn verunglückt sein könne, da brachten endlich vorüberziehende Ritter die Nachricht von ihm, er ziehe mit seinem Busenfreunde, dem Markgrafen Diepolt von Vohburg, am Rheine und in Frankreich herum und habe sich überall durch seine Tapferkeit im ritterlichen Spiel und ernster Fehde vielfachen Ruhm erworben, jetzt aber hätten sich Beide mit dem Herzoge Friedrich von Schwaben und dessen Bruder Conrad von Franken gegen den Kaiser Lothar I. vereinigt. Kaum war diese Nachricht gekommen, so ward der alte Ritter krank und starb. Nun vergingen mehrere Jahre und es kam abermals keine Kunde von dem jungen Ritter. Da kam eines Nachmittags im Frühling des Jahres 1135 ein Ritter von einem einzigen Knappen begleitet den Hohlweg zwischen den hohen Felsen, welcher gen Bolmestein hinaufführt, geritten. Der Ritter war ein schöner kräftiger Mann, aber sein Aussehen verrieth, daß ein großer Kummer an ihm nage, der Knappe dagegen war ein schlanker, fast mädchenhaft aussehender Knabe, der sonderbarer Weise für nichts Sinn zu haben schien als für seinen Herrn. Als sie an das Thor der Burg kamen, begehrten sie Einlaß, und als der Burg-

[1]) Romantisch behandelt von Stahl S. 62—98.

wart nach dem Namen des Ankömmlings fragte, da gab sich der Ritter als den in weiter Ferne geglaubten jungen Herrn zu erkennen. Zwar wunderten sich alle seine Diener, daß er so traurig und bekümmert aussähe, allein sie schrieben die Ursache seinem Schmerz über den Tod seines Vaters zu und wagten weiter keine Frage zu thun. Indeß wich diese trübe Stimmung nicht von dem Ritter, derselbe verschloß sich Tage lang in sein Gemach oder strich durch die dichten Wälder der Gegend oder saß auf den hohen Felsen der Ruhr und blickte Stunden lang in die Berge hinein, ohne ein Wort zu sprechen. Zwar sprach mancher Ritter aus der Nachbarschaft auf seiner Burg ein und versuchte ihm durch heiteres Gespräch ein freundliches Lächeln abzugewinnen oder durch Spiel und beim Becher zu zerstreuen; Alles war umsonst, der Ritter blieb verschlossen und in sich gekehrt. Die Burg Volmestein glich jetzt mehr einem Mönchskloster als einem Ritterschlosse.

Da nahete sich eines Tages, als der Frühling wieder gekommen war, ein fröhlicher und glänzender Zug von Rittern und Damen und Edelknappen und Zofen auf muthigen Rossen der Burg Volmestein; allen voraus aber ritten ein Ritter in glänzender goldener Rüstung und eine Dame in prächtigen seidenen Gewändern, und als sie vor dem Burgthore hielten und Einlaß begehrten, da rief ihnen der Thorwart zu, sein Herr sei für Niemand zu sprechen. Allein dadurch ließen sie sich nicht abweisen, sondern der Ritter rief mit lauter Stimme, man möge es dem Burgherrn melden, sein bester Freund, der Markgraf Diepolt von Vohburg mit seiner Gemahlin Constantia und ihrem Gefolge sei gekommen, um ihn zu besuchen. Als aber dem Ritter diese Nachricht gebracht ward, da erschrack er bis zum Tode und auch sein junger Knappe war wie vom Donner gerührt, allein das half Alles nichts, er mußte seinem Besuche entgegengehen und ihnen ein fröhliches Gesicht zeigen.

Kaum hatte ihn aber der Markgraf erblickt, so sprang er auch vom Rosse, umarmte ihn und sagte, er habe es nicht länger vor Sehnsucht nach ihm aushalten können und sobald der Herzog Conrad sich in Bamberg mit dem Kaiser versöhnt habe, habe er sich von seinem Schlosse aufgemacht, um ihm seine Gemahlin, die er sich aus Italien mitgebracht, vorzustellen. Und auch die Markgräfin trat auf ihn zu, bot ihm ihre Hand und bat ihn um seine Gastfreundschaft. Was konnte er also anders thun als sie Beide herzlich willkommen heißen. Unter dem Gefolge der Markgräfin aber befand sich ein junger Page, der sich dreist hinter seiner Herrin herdrängte und dem die Aufmerksamkeit, welche dieselbe dem Burgherrn schenkte, nicht sehr zu behagen schien.

Leben und Freude kehrten mit den Fremden in die Burg Volmestein ein, dieselbe schien wie umgewandelt, denn vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hörte man jetzt nichts als Musik und den fröhlichen Jubel der Zechenden. Bald wurden große Jagden in den weitläufigen Forsten des Schlosses, bald kleine Turniere in dem Burghofe, bald Lustritte zu den Schlössern der nahewohnenden Ritter unternommen, und in dem Fröhlichsten von allen erkannte Niemand den sonst so stillen Gervin von Volmestein wieder. An die Stelle seiner bisherigen Niedergeschlagenheit trat jetzt eine ebenso ausgelassene Lustigkeit, so daß ein neues Leben in seine Adern eingezogen zu sein schien. Desto bleicher und stiller und kummervoller aber ward der Knappe, ja oft fielen heiße Thränen aus seinen Augen auf seine bleichen Wangen.

So saß denn eines Abends nach einer anstrengenden Jagd der Ritter erschöpft in seinem Schlafgemache und hing seinen Gedanken nach, da sagte ihm auf einmal ein Geräusch an seiner Seite, daß er nicht mehr allein sei und so sah er denn plötzlich seinen Knappen neben sich stehen. Die Züge desselben waren verstört und jetzt fiel auf einmal dem Ritter die Verwandlung in dem Aussehen desselben auf und da er ihm sehr werth war, weil er stets mit der unerschütterlichsten Treue an ihm gehangen hatte, seitdem er ihn aus dem Frankenlande mitgebracht hatte, so drängte es ihn jetzt die Ursache des Kummers seines treuen Dieners zu erfahren. Er frug ihn daher, was ihm fehle und als der Knabe sich weigerte es ihm zu gestehen, so befahl er ihm bei seiner Ungnade die Wahrheit zu bekennen. Da sagte denn der Knappe, sein Kummer sei lediglich daraus entstanden, weil er sehe, daß er, sein Herr, sich einer unwürdigen Leidenschaft hingebe, denn er werde nicht leugnen können, daß er die Gemahlin seines Freundes liebe, diese aber sei seiner Neigung, so verbrecherisch dieselbe an sich schon sei, nicht einmal werth, er könne beweisen, daß sie ihren Gatten auf die schnödeste Weise hintergehe, indem sie ein unsittliches Verhältniß mit ihrem eigenen Pagen unterhalte. Der Ritter wollte nun zwar Letzteres nicht glauben, allein daß er selbst von Liebe zu der schönen Italienerin entbrannt sei, konnte er nicht leugnen, denn der Knappe wußte ja längst, daß er dieselbe früher schon bei der Krönung Conrads in Mailand gesehen, sich in sie verliebt hatte und von ihr verschmäht worden war, weil sie ihm seinen Freund, den schönen Markgrafen von Bohburg vorzog. Dies war auch der Grund gewesen, warum er denselben so plötzlich verlassen hatte und weshalb er bis zu dem Wiedersehen der schönen Frau sich niemals wieder über ihren Verlust hatte trösten können. Als nun aber der Knappe dabei blieb, daß die Gleißnerin ebenso falsch gegen ihren Gatten als gegen ihn sei und ihm Gelegenheit gab, geheimer Zeuge ihrer Buhlschaft mit ihrem Pagen zu sein, da beschloß er sich an der Treulosen zu rächen und dem verrathenen Gatten die Augen zu öffnen.

Für den folgenden Tag war ein Turnier zu Dortmund angesetzt, zu dem alle Ritter der Nachbarschaft eingeladen waren, also natürlich auch Gervin von Volmestein und sein Gast der Markgraf. Sie hatten sich vorher schon verabredet, in einfacher Rüstung hinzureiten, um unerkannt zu kämpfen. Dabei blieb es auch, als der Morgen anbrach, machten sich Beide vollständig gewappnet auf den Weg, nur von zwei Knappen begleitet, unter denen sich aber der Leibknappe Volmesteins nicht befand, der war die Nacht vorher plötzlich in heftigen Fieberwahnsinn gefallen. Mit der frohesten Laune von der Welt ritten Beide fort, allmälig aber ward der Ritter von Volmestein immer ernster, stiller und einsilbiger und so waren sie denn der Ruhr entlang bis ohngefähr eine Viertelstunde weit von dem Damenstift Herdecke gekommen. Da schlug Volmestein seinem Freunde vor, sie wollten einen etwas weiteren, aber anmuthigeren Weg durch den Forst reiten, ihre Knechte aber möchten nur auf der Landstraße fortziehen und in der Herberge beim Stifte wieder mit ihnen zusammentreffen. Natürlich ging der Markgraf auf diesen Vorschlag ein und so ritten sie denn langsam mit einander in das Gebüsch hinein. Als sie eine kurze Zeit schweigend neben einander geritten waren, hielt Volmestein auf einmal still und sprach zu seinem Freunde, er

möge ihm einige Augenblicke Gehör schenken, er habe ihm etwas mitzutheilen. Hierauf erzählte er ihm mit bebender Stimme, wie er seine Gemahlin schon in Italien geliebt, aber natürlich zurückgetreten sei, als er gesehen, wie sie scheinbar ihn, den Markgrafen, vorgezogen habe. Später sei es ihm aber doch vorgekommen, trotzdem daß sie seine Gattin geworden sei, als wenn ihr Auge zuweilen liebevoll und sehnsüchtig auf ihm ruhe, er habe dem aufmunternden Blicke nicht widerstehen können, habe sich ihr unbemerkt von ihm genähert und seine Gemahlin habe ihm zu verstehen gegeben, daß ihr Herz eigentlich ihm gehöre. Da habe ihn der Böse verblendet, er habe vergessen, daß er seinem besten Freunde die Treue breche, er habe sich von der Leidenschaft hinreißen lassen und so hätten sie Beide ihn schmählich betrogen. Nach geschehener That habe er aber sein Verbrechen bitter bereut und beschlossen, die schöne Sünderin nie wieder zu sehen, habe also Italien und seinen betrogenen Freund unter einem nichtigen Vorwande verlassen und sei nach Deutschland zurückgekehrt, in der Hoffnung, daß er Beide niemals wiedersehen werde. Da habe das Unglück es gefügt, daß es dem Markgrafen eingefallen sei, ihn auf seiner väterlichen Burg zu besuchen, durch das Wiedersehen und Entgegenkommen seiner treulosen Gemahlin seien alle seine guten Vorsätze umgestoßen worden, er habe abermals sein Vertrauen getäuscht und komme mit dem offenen Geständniß seiner Schuld und der Bitte, sich nach freier Wahl an ihm rächen zu wollen, doch könne er ihm die Nachricht nicht vorenthalten, daß er nicht der einzige sei, um dessen willen ihn sein Weib betrogen habe, er könne ihm den Beweis liefern, daß sie eine Verworfene sei und täglich mit ihrem Pagen buhle und seiner Liebe spotte.

Da entgegnete ihm der Markgraf, er sei ein schändlicher Verräther, dessen Schuld sicher nicht geringer werde, weil auch seine Gattin eine Verworfene sei; er wolle jedoch sein Leben ohne Vertheidigung als Sühne nehmen, ein Gottesurtheil gleich auf dieser Stelle hier solle entscheiden und Gott selbst zwischen ihnen richten. Damit faßte er seine Lanze, legte sie ein, ritt einige Schritte zurück und stürmte dann mit furchtbarer Wuth auf seinen Gegner ein. Dieser aber in der Absicht, sich nicht zu vertheidigen und sein Leben als Sühnopfer hinzugeben, nahm seine Lanze in den Arm und sandte ihre Spitze in horizontale Richtung. Aber gerade dies war das Verderben des Markgrafen. Denn blind sprengte dieser heran und während seine Lanze auf dem Harnisch des Ritters zerschellte, drang dessen still vorgehaltener Speer durch das Visir seines Helmes, zerbrach dieses und fuhr gerade neben dem linken Auge ihm tief in die Stirne hinein. Mit einem Schrei glitt er vom Pferde und stürzte zu Boden und rauschendes Blut strömte hervor aus der tiefen, klaffenden Wunde. Noch einige Male zuckte er schwer zusammen, röchelte und dann blieb er ohne Bewegung und ohne einen Laut von sich zu geben liegen. Bis dahin wußte der Ritter von Volmestein kaum, was geschehen war, als er aber jetzt seinen Freund scheinbar leblos vor sich auf dem Grase hingestreckt liegen sah, da dachte er an nichts als an ihre frühere Freundschaft, er sprang vom Rosse, warf sich über ihn und versuchte ihn in's Leben zurückzurufen. Allein keine Spur von Leben war mehr in ihm, die Augen waren geschlossen, die Hände krampfhaft wie im Todeskampfe zusammengeklemmt, die Lippen unbeweglich, kein Athemzug hörbar, nur ein Strom schwarzen Blutes rann über das todtbleiche Antlitz des Ge-

fallenen herab. Da ergriff ihn Verzweiflung, er warf sich auf sein Pferd und jagte nach dem Stifte Herdecke zu; dort in der Herberge angekommen, rief er den Knechten athemlos zu: „Eilt zu Euerem Herrn, dort links im Walde liegt er in seinem Blute, er ist todt und ich bin sein Mörder!" Damit drückte er seinem schäumenden Rosse die Sporen in die Seiten und sprengte davon, tief in die Gebirge hinein.

Die Knechte eilten nach der bezeichneten Stelle und fanden ihren Herrn leblos und mit Blut überströmt ausgestreckt im Grase liegen, der Körper war noch warm, allein Athem und Leben waren fort. Die Diener versuchten gleichwohl Alles, um zu sehen, ob nicht das Leben zurückzurufen sei. Sie entkleideten ihn, wuschen seine Wunde mit frischem Quellwasser und rieben seine Glieder, allein nichts vermochte ihm das entschwundene Leben wieder einzuhauchen. Endlich aber, als sie ihn auf sein Pferd luden, um ihn nach Volmestein zurückzuführen, wand sich langsam ein tiefer Seufzer aus der schon erstorbenen Brust. Bald darauf schlug der Todtgeglaubte sogar die Augen auf und ob er sie gleich sofort wieder schloß, so war doch in die Knechte neuer Muth gekommen. Sie begannen ihre Belebungsversuche von Neuem, tröpfelten ihm etwas Wein, den sie bei sich führten, auf die Zunge und beschlossen, ihn statt nach Volmestein lieber in das Kloster Herdecke zu schaffen, wo er einer besseren Pflege als auf der Burg genießen könnte. Sie hieben also Zweige von den Bäumen, fertigten daraus eine Tragbahre und trugen ihn nach dem Kloster Herdecke, wo sie ihn der Pflege einer in der Heilung erfahrenen Nonne übergaben, welche die Wunde untersuchte und nicht für unbedingt tödtlich erklärte. Gleich am folgenden Tage langte seine Gemahlin vom Schlosse Volmestein an, sie ward natürlich zu ihm gelassen, allein er gab durch so unzweideutige Zeichen zu verstehen, daß er sie nicht sehen wolle, daß sie sich entfernte und bald darauf, den Zusammenhang ahnend, in Begleitung des Pagen Deutschland verließ und in ihr Vaterland Italien zurückkehrte.

Nach Verlauf eines Vierteljahres war der Markgraf so weit hergestellt, daß er ohne Gefahr die Rückreise in sein Vaterland antreten konnte. Er schied unter reichen Geschenken von den braven Pflegerinnen, allein über die Ursache seiner Verwundung ließ er sich auch bis zum letzten Augenblick nicht aus. Ueberhaupt war sein ganzes Wesen gänzlich verändert, er sprach mit Niemandem mehr als die äußerste Nothwendigkeit verlangte und zog sich in seinem Schlosse zu Eger angelangt gänzlich von allem Umgange mit Menschen ab. Das Einzige, was er mit Eifer betrieb, war, seine Scheidung von seiner treulosen Gattin vom Papste zu erlangen, was ihm denn auch durch bedeutende Geldopfer gelang.

Das Fieber des Edelknappen Volmesteins war um vieles schlimmer geworden, als die Nachricht von dem Kampfe und der Flucht seines Herrn bis zu ihm gedrungen war, allein seine Jugendkraft rettete ihn und so kam er wieder auf. Er entfernte sich aber sofort nach seiner Genesung aus dem Schlosse unter dem Vorwande, seinen Herrn aufsuchen zu wollen. Am nächsten Tage erschien aber an der Pforte des Klosters zu Herdecke eine fremde, von tiefem Grame gebeugte Jungfrau. Sie bat um Einlaß und um die Barmherzigkeit, ihr Leben in den stillen Mauern beschließen zu dürfen. Beides ward ihr gewährt, allein nach Jahresfrist hatte der Gram ihr Herz getödtet.

An einem Sommerabende des Jahres 1136 pochte ein Wanderer an die Pforte des Klosters Siegburg und verlangte den Abt zu sprechen. Als derselbe ihn vor sich ließ, bat er ihn, er möge ihm erlauben in sein Kloster zu treten und hier seine Sünden zu büßen, denn er sei ein schwerer Verbrecher, er bitte auch, daß ihm gestattet werden möge, seinen Namen und sein Verbrechen zu verschweigen. Zwar war dies eigentlich der Sitte des Klosters entgegen, allein gleichwohl machte der Abt in diesem Falle eine Ausnahme und gestand dem Fremden seine Bitte zu. Der neue Bruder aber lebte fromm und gottesfürchtig in dem Kloster Siegburg, er war der unverdrossenste bei der Arbeit, auch bei der schwersten, niedrigsten; der erste, der zum Gebet kam, war er der letzte, der die Kirche verließ. Aber kein Laut kam über seine Lippen. So lebte er vier Jahre in dem Kloster und genoß bei allen seinen Brüdern ebenso viel Liebe als Ehrfurcht. Da kam der Bischof von Regensburg nach Siegburg und wünschte, als er so viel von der Frömmigkeit und christlichen Demuth des jungen Mönchs hörte, daß ihn derselbe begleiten möge, um in seiner Residenz das Amt eines Hausgeistlichen bei ihm zu übernehmen. Zwar weigerte er sich anfangs, allein da der Bischof auf seinem Wunsche bestand, so gab er nach und folgte ihm in seine Residenz. Doch fühlte er sich hier nicht glücklich, es ging ihm viel zu geräuschvoll und glänzend zu und nach einem halben Jahre bat er den Bischof, er möge ihn fort in die Einsamkeit ziehen lassen, wo er als Einsiedler sein Leben beschließen könne. Als ihm nun dieser, obwohl ungern, seine Erlaubniß dazu gegeben hatte, da pilgerte er in grauem Pilgerkleide mit bloßen Füßen und nur mit einem Sacke versehen, in welchem sich grobes schwarzes Brod befand, fort aus der Stadt in den Wald hinein, immer tiefer und tiefer, bis er nach Verlauf von drei Tagen an einen großen Fluß, die Eger, gelangte. In diesen ergoß sich ein klares, freundliches Bächlein. Dem folgte der Pater, bis er an eine dichte düstere Stelle des Waldes kam. Hier blieb er, bauete sich aus Baumzweigen eine Einsiedelei und wohnte darin und lebte einfach von dem klaren Wasser des Bächleins und von den Wurzeln und Beeren des Waldes und diente seinem Herrn und betete zu ihm vom frühen Morgen an bis zur späten Mitternacht.

Als er nun fast zwei Jahre in dieser Abgeschiedenheit verlebt hatte, da begab es sich eines Tages, daß ein Ritter, der nur von einem Knappen begleitet war, durch den Wald ritt. Er erblickte die Einsiedelei, welche er doch früher an diesem Orte nicht gesehen hatte, ritt verwundert darauf zu, stieg vom Rosse und ging näher zu der stillen Wohnung. Da sah er den Einsiedler darin vor einem Crucifix liegen und still beten. Der Ritter betrachtete ihn und erbebte, seine Züge wurden von heftiger Aufregung bewegt, langsam schritt er auf den Betenden zu, pochte ihm auf die Schulter und fragte ihn mit lauter Stimme, ob er ihn kenne. Der Mönch sprang bei dem bekannten Laute in die Höhe, allein da er seinen Freund von sich ermordet glaubte, so hielt er die Aehnlichkeit der Sprache für eine Täuschung und verneinte die Frage des Ritters. Dieser aber versetzte: „Du täuschest Dich nicht, ich bin Dein Freund Diepolt von Vohburg, ich habe Dir längst vergeben; laß uns hier an diesem Orte zusammenbleiben und dem Herrn dienen!“ Da faßte auch der Mönch wieder Muth und rief: „O Freund, verzeihe mir!“ Lange hielten sie sich stumm umarmt und dann erzählten sie

ſich ihre Schickſale. Der Markgraf aber ritt nur nach ſeinem Schloſſe zurück, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen, er übergab ſeine Länder ſeinem Bruder und behielt ſich nur den Wald vor, wo die Einſiedelei lag. Hierher zog er ſich zurück und lebte mit ſeinem Freunde ſtill und gottesfürchtig ein ganzes Jahr hindurch, dann aber baten ſie den Biſchof von Regensburg um die Erlaubniß, an der Stelle der Einſiedelei ein Kloſter erbauen zu dürfen. Dieſe erhielten ſie gern und nach kurzer Zeit erhob ſich hier in dem dichten Walde das Kloſter Waldſaſſen, in dem die beiden ritterlichen Freunde als fromme, demüthige Mönche ihr Leben beſchloſſen.

805) Der in der Luft fahrende Kärrner. [1]

In der Stadt Geſicke in Weſtphalen iſt einmal ein Kärrner des Abends in ein Wirthshaus gelangt und hat daſelbſt verbleiben wollen, die Wirthin aber hat vorgewandt, ſie könne ihn nicht beherbergen, weil viele vornehme Leute im Anzuge wären und bei ihr die Nacht bleiben wollten. Der Kärrner verſetzte aber, er könne nicht weiter kommen, er wolle ſich alſo in dem Viehſtalle behelfen. Als ihm die Frau dies zugeſtanden, hat er ſich hineinbegeben und niedergelegt, konnte aber nicht einſchlafen. Da kommen nun bald des Teufels Gäſte an, alle mit modiſchen Kleidern angethan, ihnen wird ein ſtattliches Tractament vorgeſetzt, ſie eſſen, trinken und ſind luſtig. Bald aber fliegen ſie zum Fenſter hinaus, nachdem ſie ſich mit einer Salbe geſchmiert haben, die auf dem Tiſche ſtand. Als jene weg ſind, macht ſich der Kärrner an die Speiſen, genießt davon, ſchmiert ſich ebenſo und kommt ſofort in den Weinkeller einer großen Stadt, wo ihn eine der Töchter der Wirthin erkennt und ihm eine rothe Mütze giebt, die er aufſetzen ſoll. Er trinkt ſich nun voll, vergißt aber die Mütze und bleibt im Weinkeller liegen. Den Morgen darauf wird er ertappt, vor Gericht geführt und erzählt da den ganzen Handel, zieht die ihm gegebene rothe Mütze hervor, ſetzt ſie auf und beweiſt damit ſeine Unſchuld, dann fliegt er aber damit davon und kommt wieder an ſeinen Ort, wo die Hexen angezeigt und verbrannt werden.

806) Hexen nehmen die Geſtalt lebender Perſonen an. [2]

In einer Stadt in Weſtphalen wurden zu Anfange des 16. Jahrhunderts verſchiedene Hexen verbrannt, allein dies half nichts, es wurden ihrer daſelbſt immer mehrere. Nun war aber ein Abenteurer in der Stadt anweſend, der wußte den Hexentanzplatz, ging zuweilen hin und merkte ſich die Geſichter der Hexen und gab ſie dann an. Unter andern Weibern zeigte der Bube dem Richter auch ſein eigenes Weib als Hexe an und verſprach, ſo er ſie ſelbſt beim Tanze ſehen wolle, ſei er bereit ihn zur beſtimmten Zeit hinzuführen. Der Richter antwortete mit Ja und der Angeber bezeichnete ihm nun den Tag und den Abend, wann die Hexen zuſammenkommen würden. Auf daß nun der Richter ſein Weib überführen könnte, lud er an dem bewußten Abend etliche ſeiner Schwäger zu Gaſte. Als dieſelben bei Tiſche ſitzen, kommt der Angeber und ſagt dem Richter in's Ohr, es ſei Zeit. Derſelbe übergiebt nun ſeiner Frau die Gäſte und heißt ihr alles Mögliche

[1] S. Remigius Th. II. S. 142.
[2] S. Leercheimer, Bedenken von der Zauberei S. 123.

zu ihrer Unterhaltung beizutragen, er habe jetzt an einem gewissen Orte zu thun und werde bald wieder da sein. Als er nun zum Hexentanze kommt, da sieht er unter Anderen auch sein Weib, die er doch daheim gelassen, mit umherschwänzen. Er geht also wieder nach Hause und fragt die Gäste, ob seine Frau immer bei ihnen gewesen sei. Dieselben bejahen es und sagen, sie sei auch nicht ein einziges Mal aufgestanden. Da bekennt er Alles und erzählt, wo er gewesen und was er gesehen, und da erst sieht er ein, daß, nachdem er so viele Hexen verurtheilt und hingerichtet habe, doch ihre sogenannten Zusammenkünfte nichts als Teufelsgespenst und Blendwerk gewesen seien.

807) Wie ein Bürger eine todte Kuh für eine schöne Frau gehalten hat. [1])

Der Doctor Jacob Horst hat in seinem Tractat von dem güldenen Zahne eines schlesischen Knabens erzählt, es seien einst drei Bürger aus Lemgo über Land gereist und seien in einen Wald gekommen, da habe der eine seines Bedünkens nach eine überaus schöne Jungfrau angetroffen, an diese habe er sich gemacht und habe sich mit ihr auf einen Seitenweg begeben, um mit ihr zu lustwandeln. Da er nun nicht zurückkam, so sind ihm seine Gefährten gefolgt und sind gewaltig erschrocken, als sie ihn das Aas einer todten Kuh umarmend finden. Sie haben ihn darauf mit heftigen Scheltworten angefahren und ausgezankt, aber endlich mit Gewalt von dem Gerippe fortreißen müssen, und da erst hat er den Teufelsbetrug erkannt, ist sehr erschrocken und hat seine Reue durch Thränen kundgegeben, aber auch hoch und theuer versichert, er habe sein Leben lang nie ein schöneres Weibsbild gesehen als das, wodurch ihn der Teufel gäfft habe.

808) Das Crucifix in Stromberg. [2])

In Stromberg, einer Stadt im Regierungsbezirk Münster, steht eine schöne Kirche und in ihr ein hölzernes Crucifix, das sich sehr wunderthätig zeigt, weshalb dahin jährlich Wallfahrten und Prozessionen gehalten werden. Von diesem Crucifix aber erzählt die Sage Folgendes. Vor ohngefähr tausend Jahren fand man dasselbe in der Erde, da wo jetzt die Kirche steht. Man stellte es in der, damals am Fuße des Berges in dem Dörfchen Stromberg befindlichen Kirche auf den Altar; aber am nächsten Tage war es verschwunden und befand sich wieder an dem Orte, wo man es zuerst entdeckt hatte. Man wollte es nun abermals in die Kirche bringen, aber man war nicht im Stande, es aufzuheben oder gar fortzuschaffen. Man spannte zwei Ochsen vor, aber alles vergebens. Nur sechs Ochsen mit Ketten daran gespannt vermochten es zur Kirche zurückzuführen. Am nächsten Morgen fand man es aber immer wieder an seinem alten Platze, von dem man es nun auch durch die größten Anstrengungen nicht bewegen konnte. Da führte der Zufall einen frommen Einsiedler vorbei, welcher erklärte, daß das Crucifix nicht von hier weggebracht, sondern hier für dasselbe eine Kapelle erbaut werden solle, wozu er sogleich selbst überall milde Gaben einsammelte, von denen dann die erstgenannte Kirche erbaut worden ist.

[1]) S. Hildebrand, Goëtia S. 253.
[2]) S. Ziehnert Bd. II. S. 126.

809) Der Räuber auf dem Geissenberge.[1])

Johann Hübner war der letzte der Räuber, die auf dem Geissenberge in Westphalen wohnten, des Nachts auszogen und besonders Vieh stahlen, das sie dann in einem großen Stalle ihrer Burg, deren Trümmer man noch jetzt sieht, verbargen und es dann weit in entfernte Lande verkauften. Johann trug stets ein eisernes Kleid und war der stärkste Mann im ganzen Lande; er hatte nur ein Auge und einen großen krausen Bart und krause Haare. In der Ecke, wo man noch das zerbrochene Fenster sieht, saß er am Tage mit seinen Knechten und trank mit ihnen, wobei er denn weit durch's Land umher nach Beute lugte und wenn er einen Reiter mit einem schönen Pferde oder Treiber mit fettem, starkem Vieh gewahr wurde, sandte er sofort seine Knechte aus, welche Reiter und Treiber erschlugen und das Vieh raubten.

Von diesen Räubereien hörte ein Fürst von Tillenburg, gemeinhin nur der schwarze Christian genannt; denn die Bauern kamen zu ihm und klagten über ihre Verluste. Dieser trug nun seinem klugen Knechte Hans Flick auf, dem Hübner aufzupassen, indeß er selbst im Giller sich mit seinen Reitern verborgen hielt. Hans Flick hatte aber den Johann Hübner nie gesehen und streifte nun umher, ihn irgendwo auszufragen und zu finden. Zufällig kam er an eine Schmiede, wo Pferde beschlagen wurden und viele Räder an der Wand lehnten. An diese lehnte sich ein Mann mit dem Rücken, der einäugig war und ein eisernes Wamms trug. „Grüß Dich Gott, Mann mit Einem Auge und dem eisernen Wamms! Du bist wohl Johann Hübner vom Geissenberg?" sagte Hans. „Der liegt auf dem Rade", entgegnete der Fremde. Hans Flick aber meinte, er rede von dem Rade auf dem Rabensteine und fragte weiter, seit wie lange das sei. „Seit heute", entgegnete jener mit spöttischem Lachen.

Hans Flick konnte diesen Reden doch nicht ganz glauben und blieb darum in der Schmiede, um auf den Mann weiter Acht zu haben. Dieser redete heimlich mit dem Schmied, daß er die Hufeisen seinem Pferde verkehrt aufschlagen solle. Als dieser fertig war, setzte sich Johann Hübner auf und sagte zu Hans: „Grüße Deinen Herrn und sage ihm, er solle nur Fäuste, aber keine Leute schicken, die es hinter den Ohren suchen."

Mit diesen spöttischen Worten ritt er von dannen. Hans Flick sah ihm nach, um zu gewahren, wohin er den Weg nehme und dann der Spur nachzufolgen, aber vergebens, denn Johann war hin und her die Kreuz und Quere geritten. Hans Flick wurde zwar verdrießlich, hörte aber doch nicht auf dem Räuber nachzuspüren, bis er ihn endlich Nachts bei Mondscheine im Walde mit seinen Knechten gelagert fand und dabei eine Heerde geraubtes Vieh. Schnell brachte er diese Kunde dem Fürsten Christian. Dieser säumte nicht seine Knechte zu sammeln, ihren Pferden Moos um die Füße binden zu lassen und nach dem Lagerplatze Hübner's zu ziehen. Es begann ein lebhafter Kampf zwischen den Herren und Knechten, bis endlich der Räuber fiel und der Fürst in dessen Schloß einzog. Den großen Thurm aber ließ der Fürst untergraben, um ihn her viel Holz legen und anzünden. Er fiel und von seinem Falle erbebte das Land und noch jetzt sieht man die

[1]) S. Ziehnert Bd. II. S. 111 ꝛc. Bechstein, Sagenbuch S. 322.

Steine den Berg hinunterliegen. Mitternächtlich aber erscheint oft Hübner und reitet auf einem schwarzen Pferde um den Wall seines ehemaligen Schlosses.

810) Die Linde und der Stein auf dem Kindelsberge. [1])

Auf dem Kindelsberge, der mittelsten Höhe eines Berges hinter dem Geissenberge in Westphalen stand vor alten Zeiten ein Schloß, das ebenfalls den Namen Kindelsberg trug und der Wohnsitz gottloser, übermüthiger Ritter war. Ihr Uebermuth entstand aus dem unermeßlichen Reichthum, den ihnen ein Silberbergwerk spendete. Sie spielten mit silbernen Kegeln und Kugeln, und als einmal eine Hungersnoth im Lande war, da ließen sie, um die armen Leute zu verhöhnen, große Kuchen von Semmelmehl backen und wie Räder an die Wagenachsen stecken.

Da ließ sich an einem der nächsten Spätabende plötzlich im Schlosse eine weiße männliche Gestalt sehen, die allen Burgbewohnern verkündete, sie würden Alle in drei Tagen sterben und zum Zeichen, daß diese Prophezeiung in Erfüllung gehen werde, solle in nächster Nacht eine Kuh zwei Lämmer werfen. Das bestätigende Zeichen geschah, aber Aller Herz blieb verstockt bis auf den jüngsten Sohn des Burgherrn und dessen schöne Schwester. Beide nahmen sich die Geisterdrohung zu Herzen und beteten mit einander Tag und Nacht. Es kam also der dritte Tag, da fielen Alle, mit Ausnahme der frommen Geschwister, eins nach dem andern todt zur Erde.

Die Burg mit allen ihren Besitzthümern gehörte nun dem jungen Ritter und seiner Schwester. Er zog aber mit einem jungen Grafen von der Mark, dem das Mädchen verlobt war, in den Krieg, aus dem er zwar immer wiederkommen sollte, aber in der That nicht wiederkehrte. So stand denn das schöne Burgfräulein von Kindelsberg einsam und ohne männlichen Rath und Schutz. Dies gewahrte der junge kühne, aber rohe Raubritter von dem Geissenberge, der beständig ein großes schwarzes Roß ritt und daher vom Volke nur der Ritter mit dem schwarzen Pferde genannt wurde, und warb um das Fräulein. Diese aber lehnte seine Bewerbungen ernstlich ab mit der Versicherung, daß sie bereits eine Verlobte sei. Aber weder ihr Bräutigam noch ihr Bruder wollten wiederkehren und der schwarze Ritter seine Bewerbung einstellen. Da sprach das Fräulein, um den Letztern von sich fern zu halten, eines Tages zu ihm: „Wenn die grüne Linde vor meinem Fenster verdorrt, will ich Dir gewogen werden.“ Der schwarze Ritter ließ nun überall im Lande sorgfältig nach einer dürren suchen, die so groß wie jene grüne sei, und es ward auch unglücklicher Weise eine solche gefunden. Schnell ließ sie der Geissenberger herbeischaffen und in einer mondhellen Nacht an die Stelle der grünen setzen, diese aber ausgraben und wegthun. Als aber am Morgen das Fräulein erwachte, wunderte sie sich über die ungewohnte Helle vor dem Fenster ihres Schlafgemachs und eilte die Ursache zu sehen. Wie von Geisterhand berührt stand sie todtenbleich, denn vor ihrem Fenster war eine verdorrte Linde. Sie schlich hinab und weinte bitterlich. Da kam der schwarze Ritter, um nun ihre Liebe und Hand gleich einem Raube hinwegzuführen. Da sagte ihm das Fräulein mit kühnem Muthe in's Gesicht, daß sie ihn nie lieben werde. Solchen Bescheid nach so vieler gehabter

[1]) S. Ziehnert Bd. II. S. 214 ꝛc. Bechstein S. 322 ꝛc.

Mühe, die ihm sein Betrug verursacht hatte, nicht erwartend, zog der Ritter das Schwert und stieß die Unglückliche nieder. Noch am selben Tage aber kehrte ihr Bräutigam zurück, bereitete ihr ein Grab und setzte an dasselbe eine Linde und einen großen Stein, die noch heute zu sehen sind.

811) Die Taube zu Höxter. [1]

Der dreißigjährige Krieg drückte die westphälischen Lande. Es wurde unter andern auch die Stadt Höxter von den Kaiserlichen belagert, konnte aber von ihnen nicht erobert werden, daher man endlich beschloß, sie mit schwerem Geschütz zu beschießen und so lange zu ängstigen, bis sie sich ergäbe, und um die Noth der Besatzung und Bürger zu erhöhen, sollte das Beschießen mit einbrechender Nacht beginnen. Als nun der Fähndrich die erste Kanone losbrennen wollte, flog ihm eine Taube auf die Hand und pickte diese so, daß der Soldat das Zündloch verfehlte. „Es ist Gottes Wille, daß ich nicht schießen soll!“ rief der abergläubische Soldat und unterließ das Schießen. Noch in derselben Nacht aber kamen die Schweden und vertrieben die Kaiserlichen und die Stadt war gerettet.

812) Das Hünenspiel. [2]

In Westphalen, Regierungsbezirk Minden, erheben sich der Brausberg (oder Brusberg) und Willberg. Von ihnen erzählt die jüngere Sage, daß darauf die Sachsen im Kampfe mit Karl dem Gr. Burgen gehabt hätten. Die ältere Sage aber macht sie zu Wohnsitzen der Hünen, die so riesenmäßig waren, daß sie sich aus den Fenstern von einem Berge zum andern die Hände geben konnten und zu ihrer Lust große Kugeln wie Bälle hin und her warfen. Als aber einmal einer der Riesenbälle in's Thal herabflog, schlug er ein solch großes Loch in die Erde, daß man die Spuren davon noch heute sehen kann.

813) Das Fräulein von Willberg. [3]

Nahe bei Höxter bildet die Lage der drei Dörfer Gockelheim, Amelungen und Ottbergen ein Dreieck, durch welches die Aa fließt. Gockelheim gegenüber liegt der Willberg, von dem eben die Rede gewesen ist. Auf diesem wandelt ein Fräulein herum und erscheint bisweilen und begabt die Menschen, wenn sie verständig sind.

Zwei junge Burschen aus Wehren, Peter und Knipping haben sie geheißen, gingen in den Wald nach Vogelnestern; der eine war erstaunlich faul, legte sich unter einen Baum und schlief ein, das war der Peter. Knipping verlor sich indessen im Walde und suchte Nester. Da zupfte den Peter etwas am Ohr, er wachte auf, sah sich um und sah nichts. Das geschah, nachdem der faule Peter wieder eingeschlafen war, zum zweiten und endlich gar zum dritten Male. Da mochte der Peter nicht länger liegen bleiben an einem so unruhigen Ort und stand auf einen ruhigern zu suchen, wo er im Frieden schlafen könne. Siehe da ging vor ihm her eine weiße

[1] Z. Ziehnert Bd. II. S. 97.
[2] S. Ziehnert Bd. II. S. 116.
[3] S. Bechstein S. 259.

Jungfer, die knackte Nüsse auf, warf die Kerne auf die Erde und steckte die Schalen in die Tasche und verschwand. Peter las die Nüsse auf und aß sie und es freuete ihn, daß er nicht die Plage gehabt, sie selbst aufknacken zu müssen, denn das wäre ihm schon zu viel Arbeit gewesen. Da Peter nun den Knipping wiederfand, erzählte er ihm, was ihm begegnet war und zeigte ihm den Ort, wo das wandelnde Fräulein verschwunden war, danach machten sie sich Merkzeichen, holten noch ein Paar Kameraden und gruben an derselben Stelle. Da fanden sie ihr Glück, vieles Geld, soviel sie einsacken konnten. Am andern Tage wollten sie mehr holen, da war aber Alles verschwunden. Peter war aber ganz glücklich, er baute sich von seinem Gelde ein Haus, worin er herrlich schlafen konnte.

Ein anderer älterer Mann, auch aus Wehren, ging nach Amelungen, um auf der dortigen Mühle Korn zu mahlen. Auf dem Rückwege ruhte er ein wenig aus am Teich im Lau, da erschien ihm das Fräulein von Willberg und sprach zu ihm: „Trage mir zwei Eimer voll Wasser hinauf auf die Stolle von Willberg!“ Solches that der Mann und als er die zwei Eimer voll Wasser auf den Gipfel des Berges gebracht, sprach das Fräulein: „Morgen gehe nach Ottenbergen, suche den Schäfer auf und bitte ihn um den Blumenbusch, den er auf seinem Hute trägt, dann komm zu dieser Stunde wieder. Auch dieses that der Mann, ungern gab ihm der Schäfer den Blumenbusch, ein schönes Jungfräulein hatte ihm denselben geschenkt, er hatte aber nichts damit anzufangen verstanden, wußte nicht, daß das Fräulein von Willberg die Geberin und daß im Busch die Wunderblume war, vor der sich alle Schlösser und Riegel aufthun. Als jener mit dem Busch zu dem Fräulein auf den Gipfel des Willberges kam, sah er eine vorher nie erblickte eiserne Thüre, mußte den Blumenbusch vor das Schloß halten und da sprang die Thüre auf. In einer Höhle sah der Mann ein uraltes graues Männchen sitzen, dem war der Bart durch den Tisch gewachsen und ringsum standen Schätze zu Hauf. Ueber dem Tische aber hing ein goldener Kronleuchter. Jetzt begann der Mann einzusacken und legte, die Hände frei zu haben, den Blumenstrauß auf den Tisch. Das Fräulein aber sprach zu ihm: „Vergiß das Beste nicht!“ Da langte der gute Mann nach dem goldenen Kronleuchter. Da hob das graue Männlein seine Hand und gab ihm eine Ohrfeige. Darüber erschrack der Mann über alle Maßen und eilte von dannen, ließ die Blumen liegen und hörte nicht auf des Fräuleins wiederholten Ruf: „Vergiß das Beste nicht!“ Krachend flog die Gewölbethüre hinter ihm zu. Als er aber drunten am Berge war, Angesichts Gockelheim, wollte er seinen Schatz zählen, da fand er statt Geldes in seinen Taschen eitel Papierzettel, es stand auf jedem ein Wappen und ein Geldwerth. Der gute Mann konnte aber nicht lesen, was darauf stand, und warf das Papier in die Aa, da floß sein Glück dahin. Es war das erste Papiergeld gewesen.

814) Der Bäcker zu Dortmund.[1])

Vor vielen, vielen Jahren hat zu Dortmund ein reicher Bäcker gelebt, der hat zwar keinen Gottesdienst versäumt und ist in der Kirche immer der

[1]) L. Krüger, Westphäl. Volkssagen. H. I. Siegen 1845 in 12. S. 83 ꝛc.

Andächtigste gewesen, allein dabei blieb sein Herz doch hart wie Stein und so hat er denn durch Wucher und Kornaufkaufen einen großen Mammon zusammengebracht, den er in vielen großen Geldsäcken in seinem Keller verborgen hatte. Armen hat er aber nie etwas gegeben als höchstens ein Stückchen halbverschimmeltes Brod und seine einzige Schwester, die Wittwe eines armen, aber braven Leinewebers hat er sammt ihren Kindern hungern und darben lassen und mit groben Worten, als sie ihn nach dem Tode ihres Mannes um eine Unterstützung bat, von seiner Thüre weggewiesen. Da ist einmal eine schlimme Pest und nach ihr eine große Theuerung in ganz Westphalen entstanden, so daß die Armen das Korn nicht mehr bezahlen konnten und das ganze Land voll Bettelleute war. Bei dem Bäcker aber war keine Noth, er buck sein Brod immer kleiner und ließ es sich immer theurer bezahlen und seine Scheuern und Böden waren voll Getreide bis zum Hahnebalken hinauf, aber er schlug es darum doch nicht los, sondern er hoffte, daß bis zum Winter die Kornpreise um das Doppelte steigen würden.

Da lag er einst um die Mittagszeit auf seinem Bette, um von der Morgenarbeit etwas auszuruhen, als langsam an die Thüre geklopft ward. Er rief herein und siehe, vor ihm in Lumpen gehüllt stand ein elendes mageres Weib und bat um eine Gabe. Es war seine Schwester, die er aber nicht erkannte, so hatte sie sich in den letzten zehn Jahren verändert. Da er nun glaubte, es sei ein gewöhnliches Bettelweib, so hetzte er in Wuth über diese Störung seiner Mittagsruhe seinen großen Hund auf sie, der unter dem Bette lag. Das Weib aber rief ihn nun mit flehender Stimme bei seinem Taufnamen und bat ihn, er möge sie, die an der Pest alle ihre Kinder verloren habe, doch nicht von sich stoßen, sondern ihr eine Ruhestätte in seinem Hause gönnen und sie vor dem Hungertode schützen. Da erwiderte der böse Bruder mürrisch: „Gut denn, ein Plätzchen in meinem Hause sollst Du haben, ich weiß aber nicht, ob es nach Deinem Geschmacke sein wird, und Nahrung sollst Du auch haben!“ Damit führte er sie auf den Hof und wies auf eine große leerstehende Hundehütte, zog ein Stück Weizenbrod aus der Tasche und reichte es ihr. Die arme Verhungerte griff gierig darnach und biß hinein, aber das Brod war so hart, daß die Zähne seines großen Hundes dazu gehörten, um es zu zermalmen. Nach wenigen Augenblicken sah sie sich genöthigt, es wegzuwerfen, sie stürzte vor Schwäche zu Boden, aber ihr harter Bruder ließ sie unbekümmert liegen und wahrscheinlich wäre sie auf dem Flecke gestorben, hätte sich nicht eine alte Magd ihrer angenommen und hätte sie durch Einflößen einiger Tropfen kräftigen Bieres wieder zu sich gebracht. Diese steckte ihr auch einige Bissen genießbaren Brodes zu und so gewann die arme Frau wieder so viel Kräfte, um nach ihrer Hütte zurückschleichen zu können. Hier sank sie auf ihr elendes Strohlager und betete inbrünstig zu Gott, er möge sie doch von ihren Leiden erlösen. Und Gott erhörte sie, denn sie schloß ihre Augen, um nie wieder aufzuwachen.

Am andern Tage ist aber in der Stadt Dortmund ein gefährlicher Aufruhr ausgebrochen, der vor Allen die Reichen und Begüterten in der Stadt bedrohte. Das Volk litt allzu große Noth und begann deshalb die Häuser derer zu stürmen und zu plündern, die noch immer im Ueberflusse schwelgten. Auch auf des reichen Bäckers Haus stürmte der Pöbel los, man drohte es

zu plündern und ihn selbst todzuschlagen. Der Bäcker hatte bei dem ersten Aufruhrgeschrei sogleich Thüren und Fenster verrammelt, er selbst aber flüchtete sich in den festen Keller seines Hauses, wo seine Schätze lagen und der ihm einige Sicherheit gewähren konnte, da er nicht gleich zu finden war. Einen Sack voll kleiner Brode und einen großen Krug voll Wassers nahm er in aller Eile mit sich, so hoffte er, könne er mehrere Tage harren, bis die Ruhe wieder hergestellt sei, ohne Mangel zu leiden. Kaum hatte er aber die eiserne, mit schweren Riegeln versehene Thüre hinter sich geschlossen, so hörte er, wie das Volk die Thüre seines Hauses sprengte, hineinströmte, sich darin zerstreute und Alles zusammenschlug. Er hatte sich auf seine Geldsäcke gesetzt und wartete so von Stunde zu Stunde, bis es wieder ruhig werden wollte. Die Angst ließ ihn den Hunger vergessen, als aber der Morgen anbrach, da verlangte die Natur ihr Recht, er ward hungrig, griff in den Sack, worin die Brode waren, zog eins heraus und wollte hineinbeißen. Aber wehe! es war durch ein Wunder zu Stein geworden und große Blutstropfen hingen wie Schweißperlen daran. Schaudernd warf er es von sich und ergriff ein zweites Brod, allein auch dieses war verwandelt wie das erste. Er versuchte es mit einem dritten und vierten, immer dasselbe, sie waren alle zu Stein geworden. Da ließ er den Sack fallen und nahm den Wasserkrug zur Hand, er wollte wenigstens seinen Durst löschen. Entsetzlich! das Wasser war zu Blut geworden. Da fielen ihm alle seine Sünden ein, die er sein Lebtage gegen andere Menschen begangen, er fiel auf die Kniee und betete und versprach, er wolle bereuen und für die kommenden Tage ein besserer Mensch werden, ein Wohlthäter und Vater der Armen sein. Als er aber nach beendigtem Gebete wieder in den Sack griff und abermals dieselben schrecklichen Wunderzeichen fand, da ergriff ihn schwere Verzweiflung, er wollte seinem Leben selbst ein Ende machen und seinen Kopf an den harten Steinwänden des Kellers zerschmettern, allein auch diese Wohlthat ward ihm nicht zu Theil. Nach dem ersten Versuche stürzte er betäubt zu Boden. Viele Stunden lag er so, endlich erwachte er wieder, da begannen abermals Hunger und Durst ihn aufs Grimmigste zu plagen, aber den Keller wagte er nicht zu verlassen, denn im Hause vernahm er das Geschrei des wüthenden Pöbels, welcher sein Leben wollte. Inmitten seiner Geldsäcke gab er am Abend des andern Tages elendiglich seinen Geist unter großen Qualen auf und als nach einigen Tagen die Ruhe wieder hergestellt war und ihm seine alte Magd diese gute Nachricht bringen und ihn aus seinem Versteck im Keller herausholen wollte, aber natürlich keine Antwort erhielt, da ließ man die Kellerthüre mit Gewalt aufbrechen und fand den Geizhals mit entstellten Zügen auf seinen Geldsäcken liegen, das Brod aber hart wie Stein und voll Blutstropfen und den Wasserkrug mit Blut gefüllt. Sein Reichthum aber fiel, da er keine Erben hatte, an die Stadtkasse.

815) Die Strafe der zänkischen Weiber zu Dortmund.

Im alten Dortmunder Stadtrecht war festgesetzt, daß wenn zwei Weiber sich geschlagen oder gezankt hatten, dann mußten sie durch alle Gassen an einer Kette zwei Steine, die zusammen einen Centner schwer waren, tragen. Der Weg war ihnen vorgeschrieben, die eine mußte vom östlichen bis zum westlichen Thore der Stadt gehen und die andere sie von hinten mit einem

eisernen Stachel zur Eile antreiben. Beide mußten aber im Hemde sein. Wenn nun die erste dort angelangt war, ward umgewechselt, die zweite bekam die Steine und die erste den Stachel und so machten sie den Weg wieder zurück. Viel milder war man gegen die Männer. Hatte einer den andern geschimpft, beleidigt oder geschlagen, mußte er der hohen Obrigkeit sechs Ohm Wein erlegen, den dieselbe auf seine Gesundheit unter sich theilte.

816) Attendorner Waffentanz und Kattenfillers.[1])

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ist das damals feste Attendorn von den Schweden belagert worden, da haben die Bürger alle ihre Bienenstöcke zusammengetragen und den Stürmenden die Bienen auf die Köpfe geschleudert. So mußten die Feinde jählings fliehen und mit Schimpf und Schande abziehen. Zum ewigen Andenken an dies Ereigniß wird am Frohnleichnamstage ein Waffentanz aufgeführt, der, weil sich Alles durcheinander schlingt, großes Geschick erfordert. Man legt bei demselben die noch vorhandenen, von den Schweden erbeuteten Waffen an. Auswärtige nennen ihn den Kattenders, was die Attendorner aber nicht gern hören, weil es an ihren Spottnamen „Kattenfillers" erinnert. Dieser soll daher rühren, daß die Attendorner einst einer Katze Blasen an die Füße banden und dieselbe dann von einem Thurme herabwarfen, so daß das arme Thier erst am vierten Tage von seiner Luftreise wieder auf die Erde kam.

817) Kattfillers und Pannenklöppers.[2])

Unter dem Namen Kattfillers und Pannenklöppers sind in Westphalen die Attendorner und Olper bekannt. Diese Namen sollen aber also entstanden sein. Der Erzbischof Gerhard, Truchseß von Cöln, kam auf seiner Reformationsreise auch nach Attendorn und da war gerade große Prozession. Da fielen Viele von ihrer alten Religion ab und sogar der Pfarrer tanzte mit seiner Köchin auf dem Kirchhofe. Später aber mußten diese Abgefallenen sich auf das Schloß nach Bielstein flüchten, wo sie von den ihrem alten Glauben treu gebliebenen Bürgern belagert wurden. Bei dieser Belagerung ließ sich aber einmal in einem Thurmfenster eine Katze sehen, welche die Attendorner, die da glaubten, es sei der Truchseß in seiner Schlafmütze, ganz zu nichte schossen. Das arme Thier schrie ganz erbärmlich, so daß die Belagerten riefen: „Kattfillers, Kattfillers!" Und von der Zeit an haben die Attendorner diesen Namen behalten. Zu derselben Zeit waren aber zu Olpe viele Hämmer, besonders Klopfhämmer und wurden besonders viele Pfannen gemacht und davon heißen die Olper: Pannenklöppers.

818) Die Glocke zu Attendorn.[3])

Als die Bürger der Stadt Attendorn in Westphalen sich einst von einem berühmten Meister eine neue Glocke gießen lassen wollten, die Stadtkasse

[1]) S. Kuhn Bd. I. S. 161.
[2]) S. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen Bd. I. S. 358.
[3]) S. Ziehnert Bd. I. S. 109 ꝛc. Anders bei Firmenich Bd. I. S. 355 ꝛc. und bei Kuhn S. 163 ꝛc., welche die Begebenheit erst nach 1783 setzen.

aber zu arm war, um die Kosten zu tragen, rieth der Glockengießermeister selbst, es solle jeder Bürger geben, was er von altem Metallgeräthe in seinem Hause vorfände, und versprach, daraus eine Glocke zu gießen, die ihm und der Stadt Ehre bringen solle. Der Vorschlag fand Beifall und jeder Bürger gab willig, was er von tauglichem Metall eben entbehren konnte: zerbrochene Leuchter, Töpfe, Ketten und allerlei Bruchstücke von Silber, Kupfer und Messing häuften sich in buntem Gemisch in der Wohnung des Glockengießers an.

Nun lebte in Attendorn aber auch eine alte Wittwe, die vor mehreren Jahren ihren Sohn nach Holland geschickt hatte, um dort die Handlung zu erlernen. Dieser junge Mensch war aber recht fleißig und sparsam und er schickte von Zeit zu Zeit seiner Mutter Geschenke, unter andern auch einst eine ziemlich große, schwarz angestrichene Metallplatte. Diese suchte die Wittwe, die doch auch ihr Scherflein zu der neuen Glocke beitragen wollte, hervor, trug sie zu dem Gießermeister, legte sie zu dem Uebrigen und sprach: „Es ist freilich nur schlechtes Eisen, ehrenwerther Meister, aber Besseres habe ich nicht!"

Der Gießer dankte spöttisch lächelnd der Wittwe und murmelte: „Eisen bleibt Eisen, mag's nun Gott segnen oder der Teufel!" Der Gesell aber, der dabei stand und bessern Sinnes war, verwies dem Meister sein böses Wort und sprach: „Lieber Meister, versündigt Euch nicht! Die arme Frau that ihr Bestes, aber wenn, was Gott verhüte, der Teufel das Eisen segnet, dann können wir Beide darüber sterben müssen!" Doch der gottlose Meister lachte ihm in's Gesicht und wandte ihm verächtlich den Rücken.

Am andern Tage aber reiste der Glockengießer nach Arnsberg, um hier eine alte Glocke umzugießen und ließ in Attendorn seinen Gesellen zurück, mit dem Auftrage, die Form zu fertigen und alles vorzubereiten, damit er bei seiner Rückkehr sogleich den Guß beginnen könne. Der fleißige Gesell that nach seinem Gebot und legte alsbald so eifrig Hand ans Werk, daß in kurzer Zeit alles zum Guß bereit war. Nun erwartete er sehnsüchtig die Rückkehr seines Meisters. Als aber Tag um Tag verging und der Meister immer noch nicht kam, da konnte er das Gelüste, an der Attendorner Glocke seinen Probeguß zu machen, nicht länger bezwingen. Nach bestem Wissen schmolz er die Glockenspeise und als die Windpfeifen sich bräunten, stach er in Gottes Namen los. Der Guß war auch herrlich gelungen und die Glocke behagte den Attendornern ausnehmend wohl, denn auf derselben waren schöne erbauliche Reime, das Wappen der Stadt, Jahr und Tag zierlich geschildert und zudem klang sie voller, heller und reiner als irgend eine andere Glocke im ganzen Lande Westphalen. Als aber der Gesell sah, wie ihm Alles so wohl gelungen war, da litt es ihn nicht mehr in der Stadt, er mußte nach Arnsberg, um selbst seinem Meister die frohe Kunde von dem glücklichen Guß zu bringen. Mit dem nächsten Frühroth machte er sich auf den Weg, der Bürgermeister aber gab ihm einen guten Zehrpfennig mit auf den Weg und befahl, es solle ihm mit der neuen bereits aufgehängten Glocke so weit nachgeläutet werden, als er es hören könnte. Ob solcher Ehre sich aber nicht wenig dünkend, schritt der Gesell zum Thore hinaus, das nach Arnsberg führt, und viele Bürger gaben ihm das Geleite und aus der Stadt tönte ihnen hell und rein die junge Glocke nach. So kam der Zug an die

steinerne Brücke zwischen Attendorn und dem Fürstenberg'schen Schlosse Schnellenberg. Da ritt aus der Ferne ein Reiter heran, es war der Glockengießer.

„Willkommen, lieber Meister, willkommen!“ rief der Gesell seinen Begleitern voraneilend und des Meisters Roß beim Zügel ergreifend, „hört Ihr, wie meine Glocke klingt, so voll und hell und rein, daß einem das Herz im Leibe lacht!“ So rief fröhlich der Gesell, der Meister aber lauschte schweigend dem Geläute und immer finsterer ward sein Auge und die Zornader seiner Stirne schwoll. „Fürwitziger, was hast Du gethan!“ rief er außer sich vor Wuth, riß ein Pistol, welches er bei sich führte, aus dem Halfter und schoß dem Gesellen durch's Hirn, daß er lautlos zu Boden sank. Wie erschracken da die Bürger von Attendorn. Sie fielen dem Rosse in die Zügel, rissen den Mörder herab aus dem Sattel, banden ihm die Hände mit ihren Gürteln fest und schleppten ihn rückwärts nach der Stadt, auf das Pferd aber luden sie die Leiche des Gefallenen. Noch desselben Tages aber ward der Mörder vor die Rathsversammlung geführt und gefragt, warum er seinen Gesellen, mit dessen Arbeit doch Rath und Bürgerschaft so wohl zufrieden gewesen wären, im Jähzorn erschossen habe. Er aber antwortete, sein Gesell habe ihn um ein großes Gut gebracht, denn als er von Arnsberg gekommen sei und die Glocke habe läuten hören, habe er gleich aus ihrem Klange herausgehört, daß eine gute Masse Goldes in ihr sei; hätte er nun die Glockenspeise zugerichtet, so würde er natürlich das kostbare Metall herausgefunden und für sich auf die Seite gebracht haben, was der Fürwitzige so unnützer Weise mit hineingeschmolzen habe. Darum habe er ihn aus Aerger und Zorn ermordet.

Auf dieses Geständniß ward dem Glockengießer der Tod durch das Schwert zuerkannt und solches Urtheil nach sieben Tagen vollstreckt. Nach einer andern Sage aber ist er von vier Ochsen geviertheilt worden und davon heißt bis auf den heutigen Tag die Stätte, wo solches geschah, das Viertel. Dem Gesellen aber läutete die neue Glocke zu Grabe und auf der Brücke, wo er den Tod gefunden, ward ihm zum Gedächtniß ein eisernes Kreuz errichtet.

Woher aber Gold in die Glocke gekommen sei, wußte Niemand und man hat unzählige Vermuthungen aufgestellt, die alle irrig waren, bis endlich nach vielen Jahren der Zusammenhang an den Tag kam.

Endlich ist nämlich der Sohn der armen Wittwe, welche die schwarz angestrichene Metallplatte zu der Glocke gegeben hatte, als ein reicher Kaufmann in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Er war weit gereist und hatte sich in fremden Ländern bedeutende Schätze erworben. Die Mutter umarmte freudig den so lange Ersehnten und die ganze Stadt empfing ihn mit Freundschaft und Ehrenbezeigungen. Alles drängte sich an ihn, um Erzählungen von seinen Reisen zu hören, und umgekehrt theilte man auch ihm mit, was in der langen Zeit seiner Abwesenheit in Attendorn vorgegangen war. Natürlich ward auch die traurige Geschichte von dem Glockengießer und seinem Gesellen mit berichtet. Schweigend und tief ergriffen hörte er dieselbe mit an, dann aber sprang er entsetzt auf und rief: „Wehe, ich bin an dem Tode dieser beiden Menschen Schuld. Wißt denn, daß jene schwarzangestrichene Platte reines Gold war, welches ich meiner Mutter geschickt und so hatte anfärben lassen, damit sie Jedermann für Eisen halten und es Niemandem

einfallen sollte, diese scheinbar werthlose Sache zu stehlen!" Lange konnte er sich nicht zufrieden geben, nicht über den Verlust des Goldes, denn das konnte der reiche Mann wohl entbehren, wohl aber, daß seine Täuschung zweien Unschuldigen das Leben gekostet hatte.

Ueber hundert Jahre nach jener Begebenheit aber schlug einmal das Wetter in den Kirchthurm. In der geschmolzenen Glocke, welche man unter dem Brandschutte herausgrub, fand sich bei genauer Erprobung Erz, das an Gehalt den Goldgulden gleichkam und zum Wiederaufbau und Bleibedachung des Thurmes hinreichte.

819) Der Grinken-Schmied. [1])

Drei Stunden von der Stadt Münster liegt der Detterberg, auf dem wohnte vor alten Zeiten ein wilder Mann, den hießen die Leute Grinkenschmied. Er wohnte in einem tiefen Erdloche, das ganz mit Gras und Sträuchern überwachsen war und das, wer es nicht wußte und kannte, Niemand auffinden konnte. In dem Loche hatte er seine Schmiede und arbeitete treffliche und rare Sachen, die waren von ewiger Dauer und seine Schlösser vermochte Niemand ohne seine eigenen Schlüssel zu öffnen. An der Kirchthüre zu Nienburg soll auch ein Schloß von ihm sein, das hatte die Eigenschaft, daß es die Diebe, die es erbrechen wollten, gleich festnahm und gefangen hielt. Wenn nun in der Nachbarschaft eine Hochzeit war, so kamen die Bauern zum Grinkenschmied und liehen von ihm einen Bratspieß, dafür mußten sie ihm dann einen Braten geben. Da kam denn einmal auch so ein Bauer vor das Loch und sprach: „Grinkenschmied, gieb mir 'n Spieß!" Der Grinkenschmied rief dagegen, weil er dem Bauer nicht trauen mochte: „Kriegst keinen Spieß, gieb mir erst den Braten!" — „Kriegst keinen Braten, behalte Deinen Spieß!" rief der Bauer wieder hinunter. Darüber ward der Grinkenschmied gar zornig in seinem Loche und schrie dem Bauer nach: „Wahre Dich, daß ich mir keinen Braten nehme!" Der Bauer aber ging ganz ruhig nach Hause, aber als er dorthin kam, scholl ihm großes Wehklagen entgegen, denn sein bestes Pferd lag todt im Stalle und eins seiner Hinterbeine war sammt dem Schenkel ausgelöst, als hätte es ein Wildpretsmetzger kunstgerecht gemacht und war hinweg. Das war Grinkenschmieds Braten.

820) Die Hünen und Hunnen. [2])

In der Gegend von Höxter, Corvei, Brakel und den Landstrecken durch Westphalen weiß das Volk sich viel von den Heunen oder Hünen oder Riesen zu erzählen, ja die Sage von ihnen erstreckt sich auch nordwärts bis über die Lüneburger Heide hinaus und in die Bremenschen Geest- und Marschgegenden. Hünengräber, Hünenbetten, Hünensteine, Hünenkeller, Hünenburgen sind im ganzen Lande umher zerstreut und gelten dem Volke als die Spuren vom Vorhandengewesensein eines gewaltigen Riesengeschlechts, das einst hier gewohnt hat. Allein mit sehr wenigen Ausnahmen erzählt die Sage nichts von ihrem Erscheinen oder Wandern [3]), nur Spuren ihres ehe-

[1]) S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 244.
[2]) S. Bechstein S. 262 ꝛc.
[3]) Eine solche Sage ist unten mitgetheilt aus der Gegend von Boke.

maligen Daſeins und ihrer gewaltigen Kraft. Mannigfach blieb der Name dieſes Rieſengeſchlechtes an Orten haften, ſo liegt über Brakel die Hinnen- oder Hünenburg, und auch die Namen der Dörfer Rieſel und Reetſen (bei Dirburg) deuten auf etwas Aehnliches hin. Bei Dransfeld im Göttingiſchen liegt ein Hunnen- oder Hünenberg, darin will man gleichwohl Rieſen geſehen haben, über dem Dorfe Altenhagen liegt die Hünenburg. Der letzte ihrer Bewohner brach ſie in Trümmer und wälzte auf ſich ſelbſt den größten Stein als Grabesdecke. Auf dem Wege nach Salzwedel, beim Dorfe Lübbow liegt ein rieſiger Hünenſtein, eines heidniſchen Gottes Altar, der kehrt ſich in jeder Chriſtnacht vor Unwillen um, wenn der Hahn kräht. Bei Freren in der Niedergrafſchaft Lingen ſteht auch ein gewaltiger Hünenſtein und ſind dort reiche Gräber. In der Lüneburger Haide im Amte Knefen liegt der Pickelſtein, den warfen die Hünen vom Kläbesberge dahin. Sieben Kreuze und ein Hufeiſenabdruck ſind an ihm zu ſehen, und es geht die Sage, daß dieſe ein Heerführer mit ſeinem Schwert in den Stein gehauen und den Hufſchlag habe ſein Roß eingedrückt als ein Wahrzeichen ſeines Sieges. Bei Sievern ruht noch unangetaſtet ein Hünengrab, das Bülzenbett geheißen, von beſonderer Art und Größe. Es iſt nicht gut, die Hünengräber zu durchwühlen und die längſt Begrabenen in ihrer Ruhe zu ſtören. Ein Canonicus zu Rammelsloh grub nach einem Rieſendenkmal bei Steinfeld, dem erſchienen in der Nacht drei Männer, von denen der eine einäugig war, mit drohenden Blicken und hießen ihn fortgehen, wenn anders er nicht unglücklich werden wolle.

Zuweilen ſcheint es, als wenn dieſe Hünen mit dem Hunnenvolke König Etzel's, das durch Deutſchland zum Rheine zog und im Nibelungenliede ſeine Verherrlichung findet, zuſammengehangen hätten, denn die drei Brüder Etzel's: Walamir, Widimir und Theodimir hießen zuſammen die Amelungen und waren die tapferſten Helden im ganzen Hunnenheere; um Höxter herum liegen aber folgende Orte, die ſammt und ſonders an den Namenshall der Amelungen erinnern: Amelungen, Amelungshorn, Amelſen, Amelshauſen, ja ſelbſt Hameln und Hamelſchenburg können darauf gedeutet werden.

821) Die weiße Jungfrau. [1])

Jede Nacht, ſobald die Glocke eilf geſchlagen hat, ſieht man in dem Dorfe Elſey in der Grafſchaft Limburg eine ſchneeweiß gekleidete Jungfrau. Dieſelbe kommt oben von der Rheer Heide, da wo der Galgen ſteht, geht dann durch das Heelhäuſer Feld bis in das Dorf Elſey, wo ſie hinter der Kirche herum auf den Stiftsplatz geht, bis an den auf dieſem befindlichen Brunnen. Ueber dieſen Brunnen bückt ſie ſich lange und blickt hinein; dann läßt ſie auf einmal einen Eimer hinunter tief in den Brunnen und in das Waſſer; wenn ſie denſelben aber nach oben gezogen hat, ſo ſieht ſie geſchwind in denſelben, bald aber gießt ſie aus und läßt ihn von Neuem hinunter und zieht ihn wieder herauf. Dieſes wiederholt ſie dreimal, bis die Glocke auf dem nahen Kirchthurme Mitternacht ſchlägt; dann geht ſie ſeufzend und händeringend von dem Brunnen weg, wieder hinter der Kirche herum durch das Heelhäuſer Feld, bis ſie auf der Rheer Heide neben dem Galgen verſchwindet. Man erzählt ſich, dieſe Jungfrau ſei vor vielen Jahren ein

[1]) S. Stahl S. 123.

vornehmes Stiftsfräulein in Elsey gewesen. Diese hatte ein Kind bekommen und dasselbe umgebracht und in den Stiftsbrunnen geworfen, und weil sie so vornehm und reich gewesen, hatte Niemand ihr etwas darum thun mögen. Als sie nun aber zum Sterben gekommen, da hat der Teufel ihren Leib geholt und denselben unter den Galgen oben auf der Rheer Heide verscharrt und ihre Seele kann nicht eher Erlösung finden, als bis sie den Leib ihres todten Kindes wieder hat. Darum muß sie alle Nächte aus ihrem Grabe aufstehen und zu dem Brunnen wandern und dort oben den Leichnam suchen.

822) Die Gründung des Klosters Weddinghausen. [1])

In dem anmuthigen Ruhrthale lebte vor ohngefähr siebenhundert Jahren ein alter Bauer, Namens Wedde, der sich spärlich vom Fischen und Holzhauen nährte, aber eine sehr schöne Enkelin von ohngefähr achtzehn Jahren besaß. Sie war aber auch eben so fromm als gut und ließ keinen Festtag vergehen, ohne daß sie nach der eine halbe Stunde von ihrer Hütte gelegenen Burg Arnsberg ging, um in der dortigen Kapelle die Messe zu hören. Nun herrschte aber zu dieser Zeit auf der genannten Burg ein Graf Heinrich von Arnsberg, ein tapferer, aber jähzorniger Mann, ein Freund des Weines und der Weiber. Derselbe hatte aber noch einen jüngern Bruder gleiches Namens, tapfer und großmüthig, leutselig und brav und immer heitern Sinnes. Beide sahen das schöne Mädchen und beschlossen, sie solle die ihrige werden. Sie bedienten sich aber zur Erreichung ihres Zweckes verschiedener Mittel. Der ältere bot dem Mädchen theils selbst, theils durch einen seiner Diener reiche Geschenke, wenn sie ihm zu Willen sein wolle, der jüngere aber ging selbst zu ihr und buhlte um ihre Gunst, allein einer mit so wenig Erfolg als der andere. Da wurde der ältere sehr zornig und beschloß, das Mädchen mit Gewalt auf das Schloß bringen zu lassen, der jüngere aber, der davon Kunde erhielt, empfand Mitleid mit dem Mädchen, und da dieses ihm zugestanden hatte, daß sie einen armen Fischer liebe, so bot er ihr an, mit ihrem Vater und ihrem Geliebten sich in die Gegend von Dortmund zu flüchten, wo er einen Freund hatte, an den er sie empfehlen konnte. Sie nahmen natürlich auch dieses Anerbieten dankbar an und entwichen aus der Gegend und als eines Nachts die Leute des ältern Grafen kamen, um das Mädchen zu entführen, fanden sie die Hütte leer. Nun hatte aber der Jäger des ältern Grafen schon längst demselben vorgespiegelt, sein Bruder sei der beglückte Liebhaber, und es kostete ihm natürlich jetzt keine Mühe ihm einzureden, daß derselbe sie zu seiner Unterhaltung auf die Seite geschafft habe. Dadurch erhielt die Spannung, die bereits seit lange zwischen den beiden Brüdern herrschte, neue Nahrung, allein für den Augenblick mußte der ältere seinen Groll in sich verschließen, denn beide mußten mit ihren Dienstmannen von Arnsberg weg dem Heerbanne des Herzogs Heinrich des Löwen folgen, der im Norden mit den Dänen und Dithmarsen Krieg führte. In diesem Feldzuge that sich nun aber namentlich der jüngere Graf durch seine Tapferkeit hervor, so daß ihm der Herzog ein bedeutendes Lehen, im Lande Mecklenburg gelegen, als Lohn seiner muthvollen Thaten versprach. Auf dasselbe Lehen hatte aber auch der ältere

[1]) Romantisch behandelt von J. Krüger, Westphälische Volkssagen S. 1 ꝛc.

Bruder sein Absehen gerichtet und weil ihm nun dasselbe entgehen sollte, so ergrimmte er gegen den leiblichen Bruder und fing an ihn tödtlich zu hassen. Sein Leibjäger aber schürte diesen Haß noch mehr an, weil er glaubte, ihm sei durch den jüngern Grafen die reiche Belohnung zu Wasser gemacht worden, die ihm die Entführung der jungen Fischerin jedenfalls eingetragen hätte.

Als sie nun nach beendigtem Kriege wieder nach Arnsberg zurückgekehrt waren, benutzte der ältere Graf die Gelegenheit, daß sein Bruder sich einmal an seinem Jäger vergriff, von dem er in Erfahrung gebracht hatte, daß er ihn bei seinem ältern Bruder verhetzt habe, ließ ihn festnehmen, binden und in einen finstern Thurm werfen und verdammte ihn zum Hungertode. Da lag nun der edle Jüngling tief unter der Erde, bei Molch und Kröte auf dem nassen Steine, ohne Speise und Trank, mit Ketten beladen und mußte noch fast jede Stunde den Hohn des bösen Knechtes mit anhören, welchen sein Bruder zu seinem Kerkermeister bestellt hatte. Zwar bat der junge Graf, er möge doch bei seinem Bruder für ihn eine Fürbitte einlegen oder ihm doch wenigstens einen Priester schicken, dem er beichten könne; er fand keine Erhörung und als der Jäger am vierten Tage wiederkam, um nach ihm zu sehen, war er schon mehrere Stunden zuvor verschieden.

Ein Diener des Gemordeten war aber heimlich entflohen und hatte Heinrich dem Löwen die Kunde von dem Brudermord gebracht; auf dessen Antrieb sammelten die Bischöfe von Cöln, Münster, Minden und Paderborn ein Heer und zogen unter der Anführung des Herzogs vor Arnsberg, belagerten und zerstörten die Burg und der Graf mußte froh sein, sein Leben zu retten. So zog er als Flüchtling lange Zeit herum, bis es ihm gelang, dadurch, daß er alle seine Güter dem Erzbisthum Cöln zu überlassen versprach, den Erzbischof zu veranlassen, bei dem Kaiser die Aufhebung der gegen ihn verhängten Acht durchzusetzen. So gelangte er wieder in den Besitz seiner Herrschaft, kehrte nach Arnsberg zurück, das er wieder herstellte, verheirathete sich und zeugte zwei Söhne; seines Lebens ward er aber nie wieder froh, denn das böse Gewissen und die Reue plagten ihn unausgesetzt. So ließ ihm der geheime Kummer auch an keinem Orte Ruhe und er streifte ewig in allen Gauen Westphalens herum. Da kam er einmal auch in der Gegend von Dortmund in einen Wald, wo er keinen Ausweg finden konnte; endlich aber öffnete sich das Gehölz und er stieß auf eine saubere Hütte. Er beschloß, hier einen Labetrunk zu erbitten, pochte an, aber wie ward ihm, als er in der ihm öffnenden Bäuerin die Fischerin aus Arnsberg erkannte. Auch sie erkannte ihn, er fragte, wie sie hierher gekommen sei und so erfuhr er denn, daß er seinem Bruder völlig Unrecht gethan habe, wenn er geglaubt hatte, derselbe habe ihm das Mädchen weggefischt. Dadurch ward aber seine Reue über seine Missethat nur noch viel heftiger. Er ritt, ohne ein Wort weiter zu verlieren, wieder nach Arnsberg zurück und das erste, was er that, war, daß er den verleumderischen Leibjäger zu demselben Tode verdammte, den sein armer Bruder so ungerechter Weise erduldet hatte. Dann aber machte er sich auf gen Cöln zum Erzbischof, um bei diesem Trost zu suchen. Dieser aber rieth dem bußfertigen Sünder ein Kloster zu bauen und darin als Mönch sein Leben in Gebet und Reue zu beschließen. Das that er auch. Nach Arnsberg zurückgekehrt, ließ er Bauleute aus allen Theilen Deutschlands kommen und baute auf seinem Stamm-

gute Weddinghausen, das seine Vorfahren gegründet hatten, einige tausend Schritte von seiner Burg ein stattliches Kloster und gönnte sich Tag und Nacht keine Ruhe, bis das majestätische Gebäude fertig war. Hierauf berief er die Mönche vom Orden des heil. Norbert hierher, räumte ihnen das neugebaute Kloster ein, übergab die Regierung seinem ältesten Sohne Gottfried, ward selbst Klosterbruder und verharrte hier bis zu seinem Ende in aufrichtiger Reue und Buße.

823) Die drei Kreuze. [1])

Im sogenannten Kurret am Berge an der Landstraße von Osnabrück nach Melle in der Bauerschaft Uedinghausen stehen drei Kreuze von Stein, die haben einen traurigen Ursprung. Einst hausten drei Räuber hier, die hatten einmal einen guten Fang gethan und wollten an dieser Stelle die Beute theilen. Da entsendeten die beiden ältern den jüngern in das nächste Dorf, er solle ihnen Speise und Trank holen. Unterdeß aber machten sie mit einander aus, daß, wenn derselbe zurückkäme, einer von ihnen ihn unversehens ermorden solle, damit sie den auf ihn fallenden Theil der Beute bekommen möchten. So thaten sie auch; als er zurückkam, stieß ihm der eine Bösewicht den Dolch von hinten in den Rücken. Allein ihre Unthat bekam ihnen schlecht, denn als sie sich nun zum Essen niedersetzten und die von ihm mitgebrachten Speisen verzehrten und den Wein dazu tranken, tranken sie ihren Tod, der junge Räuber hatte aus gleicher Habsucht denselben vergiftet, um seine beiden Diebsgenossen selbst berauben zu können. Wo die Unthat geschah, stehen heute noch drei Kreuze im Walde.

824) Der Bauer und der Teufel.

Zu Ueffeln war einmal ein Bauer, dem war seine Scheune eingefallen und er mußte unbedingt eine neue haben, denn die Ernte war vor der Thüre. Geld hatte er aber nicht und borgen wollte ihm auch Niemand, denn Jedermann wußte, daß sein Gut schon sehr überschuldet war, da dachte er, er könne sich an den Gottseibeiuns wenden, der werde ihm schon aushelfen. Er ging also des Nachts auf einen Kreuzweg und als Mitternacht kam, da rief er den Teufel an. Der war auch gleich bei der Hand und versprach ihm auch, er wolle ihm eine schöne Scheune von Stein bauen, so er ihm seine Seele verschreiben wolle. Darauf ging der Bauer ein, allein er machte sich aus, daß die Scheune vor dem ersten Hahnenschrei fertig sein müsse. Da ging der Teufel mit allem Eifer ans Werk und machte selbst den Maurer und Zimmermann, der Bauer aber stand dabei und sann nach, wie er wohl den Teufel um seine Seele betrügen könne. Die Arbeit ging schnell vorwärts und als die Scheune fast bis zum Dache fertig war, da klatschte der Bauer in die Hände und fing an wie ein Hahn zu krähen. Der Teufel aber lachte, wie der dumme Bauer ihm wolle glauben machen, daß ein Hahn krähe, während er doch deutlich gesehen habe, daß er es selbst gewesen sei. Allein gleichwohl war er betrogen, denn obwohl der Bauer sich mit keinem Worte verantwortete, so wußte er doch, daß bald ein wirklicher Hahn krähen werde, denn wenn ein Hahn den andern krähen hört, dann will er auch

[1]) S. Kuhn I. S. 76.

krähen. So geschah es, der Haushahn in seinem Hofe ward durch das nachgemachte Krähen wach, er krähte und bald folgten alle Hähne im Dorfe. Da sah der Teufel, daß er betrogen war und halb toll vor Wuth riß er die letzte Wand wieder ein und seit dieser Zeit hat dieselbe nie gehalten, man mochte sie noch so gut mauern.

825) Der Gräfing zu Lengerich.

In der Stadt Lengerich in Westphalen ist bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein ganz besonderes Bier gebraut worden, das hieß Gräfing, weil es aus Gräsern oder Kräutern zusammengesetzt war. Das hielten nun aber die Bürger gar hoch und kredenzten es sogar dem päpstlichen Legaten bei den Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück, Herrn Fabio Chigi, der nachmals als Papst Alexander VII. hieß. Der trank auch davon einen guten Schluck, dann aber sagte er in lateinischer Sprache, denn der deutschen war er nicht mächtig: „Adde parum sulphuris et erit potus infernalis" (setze noch etwas Schwefel zu und dann wird es ein Trank für die Hölle sein). Von demselben Getränke aber giebt es noch einige lateinische Verse, die also lauten:

Nescio quod Stygiae monstrum conforme paludi
Crasingam plerumque vocant, nil spissius illa
Dum bibitur, nil clarius est dum mingitur.
Constat, quod multas faeces in ventre relinquat.

826) Die große Grete zu Tecklenburg.

Auf dem Schlosse Tecklenburg in Westphalen stand eine Kanone, die große Grete (dei grote Greite) genannt. Die hatte den Spruch auf ihrem Rohr:

Grote Greite heit ick,
Sewen Meilen schiet ick,
Den ick dräp, den greut ick.

Nun begab es sich aber, daß der Bischof von Münster einmal eine Fehde mit dem Tecklenburger Grafen hatte. Da beschloß denn der oberste Kriegsfeldherr des erstern, ehe er gegen den letztern auszöge, zuvor eine Musterung zu halten und er ließ also ein Lager auf der Heide bei St. Mauritius aufschlagen. Als er nun die Truppen fleißig inspicirt und Alles in gar gutem Stand befunden hatte, da befahl er, weil gerade so schöner Sonnenschein war, eine große Tafel in's Freie zu stellen und lud sämmtliche Offiziere ein, an derselben mit ihm zu speisen, denn er glaubte, vom Feind sei nichts zu besorgen, denn dieser habe acht Stunden bis hierher zu marschiren und wenn es ihm ja einfallen sollte, so seien ja Vorposten und Patrouillen ausgestellt, die würden es schon melden. So setzten sich denn die Herren zu Tische und waren guter Dinge. Allein sie hatten eins vergessen, die große Grete. Diese stand acht Stunden weit von ihnen entfernt auf ihrer Schanze, aber neben ihr ein tüchtiger Constabler und weil derselbe gute Augen hatte, so sah er von der Höhe herab, daß unten im Thale eine große Menge Leute zusammensaßen. Er dachte also, es könne nicht schaden, wenn er ihnen eine tüchtige Kugel zuschickte. Nun stand gerade ein Schweinskopf, eine Citrone im Maule, auf der Tafel, da kam die Kugel

aus der Grete und hui war der Schweinskopf vom Tische wie weggeblasen. Da fuhren alle von ihren Plätzen in die Höhe, Entsetzen in den Zügen, der Kriegsoberste aber ging stracks zum Bischof und sagte, Soldaten, die so exerciren könnten, wie die seinigen, solle man nicht einem so gefährlichen Geschütz preisgeben, welches ja weiter schieße, als es sich gehöre. Das leuchtete auch dem geistlichen Herrn ein und er schickte auf der Stelle einen Parlamentair ab, der mit dem Tecklenburger Grafen Frieden schließen mußte. So hatte denn die große Grete [1]) ohne Blutvergießen gesiegt.

827) Die drei Auflagen. [2])

Ueber die Stadt Osnabrück war ein Graf von Tecklenburg als Kirchenvogt gesetzt mit allerlei Rechten. Eines davon war, daß die Metzger sich von ihm mußten ihre Taxe setzen lassen. Diese Taxe aber brachte stets ein kleiner Burgzwerg auf einem Esel herunter in die Stadt und ehe er mit der Taxe da war, durften die Metzger kein Loth Fleisch verkaufen, was ihnen stets sehr störend war, denn wenn die Käufer vom Markt weg waren, dann konnten die Fleischer ihre Waare selbst essen. Vergebens bedrohten sie den Burgzwerg, wenn er sich nicht besser eile, und endlich als seines Zögerns kein Ende ward, so griffen sie ihn und zerhackten ihn und legten die Stücke in des Esels Tragkörbe und ließen diesen allein zum Schlosse Tecklenburg hinantraben. Schrecklich war aber darüber der Zorn des Grafen, er befehdete die Stadt, that ihr ungeheuren Schaden und quälte sie so lange, bis sie selbst um Gnade bat. Der Graf aber war nicht Willens solche zu üben, sondern antwortete höhnend, er wolle Gnade walten lassen gegen die verrätherische Stadt, wenn sie binnen Jahresfrist zwei Scheffel Wiseling höfer (oder Wewlinghöfer, sehr kleine dünne Silbermünzen, welche Bischof Florentinus aus dem Geschlechte derer von Wevelinghofen, der von 1364 bis 1379 dem Bisthum Münster und später dem von Utrecht vorstand, hatte schlagen lassen, die aber nach seinem Tode eingezogen und umgeschlagen worden waren), sodann zwei blaue Windhunde und zwei Rosenstöcke ohne Dornen einliefere. [3]) Da war nun guter Rath theuer, diese drei Auflagen zu erlegen. Für die Münzen wurde endlich Rath geschafft, denn der Rath ließ verkündigen, daß er Aufgeld für die Wiselinghofer Heller zahle, da strömten aus allen Nachbarlanden die Bettelleute wie Sand am Meere zum Bisthum Osnabrück und lieferten dergleichen Heller ein, bis der Rath genug davon hatte und kein Agio mehr bezahlte. Unterdessen waren ein Paar weiße Windhunde in ein Zimmer mit blauen Glasfenstern gebracht worden, blau angestrichen, die wurden von blaugefärbten und blaugekleideten Wär-

[1]) Merkwürdig ist in älterer Zeit der Name „Grete" für große Kanone. So wird eine große Grete (griete Grete) mit dem nämlichen Taufspruch in Nienberg erwähnt, eine „faule Grete" gab es in der Mark Brandenburg und im Dresdener Zeughause, die „alte Grete", früher in Wesel, ist jetzt in Berlin aufgestellt. Bei der Belagerung von Londonderry durch die Jacobiten (1689) gebrauchte man in der Stadt die „brüllende Grete" oder Roaring Meg (Meg ist Abkürzung für Margarethe) und auf den Wällen des Edinburger Schlosses steht noch heute die „Wall-Grete".

[2]) S. Bechstein, Sagenbuch S. 244.

[3]) Nach einer andern Version der Sage war die Frist auf fünf Jahre gestellt und die Auflage ein Scheffel Wewlinghöfer, drei himmelblaue Windhunde und drei Eichenschößlinge, so hoch als der Graf, an denen kein Knoten gefunden werden durfte.

tern gefüttert mit Blaumelsen, Blaukehlchen und gekochtem Blaukohl aus blauen Geschirren. Da bekamen die Windspiele Junge, die waren schon etwas blau angelaufen, dann wurden von diesen Jungen wieder Junge erzielt, die waren blitzblau. Mittlerweile hatte der Rath ausgesonnen, Rosenschößlinge durch enge Glasröhren wachsen zu lassen, da blieben die Dornen inwendig, denn sie hatten keinen Raum hervorzutreiben.[1]) Und so erfüllten die Osnabrücker die drei schweren Aufgaben und der Graf von Tecklenburg mußte mit ihnen Frieden machen. Das Geschlecht der blauen Windspiele verlor sich aber bald wieder, nur die dornenlosen Rosen haben sich fortgepflanzt und von Osnabrück aus in alle deutschen Garten verbreitet.

828) Der Brunnen, das Kreuz, das Götzenbild und die weiße Frau auf Schloß Bentheim.[2])

Im Schlosse zu Bentheim ist ein tiefer Brunnen, den haben zwei zum Tode verurtheilte Verbrecher gebaut. Es war ihnen das Leben unter der Bedingung geschenkt worden, daß sie einen Brunnen in den Felsen arbeiten und nicht eher frei werden sollten, als bis sie auf Wasser gekommen wären. Da haben sie 36 Jahre unabläßig am Steine gesprengt und endlich ist ihnen in einer Tiefe von 300 Fuß ein frischer Quell entgegengesprungen.

Auf demselben Schlosse zeigt man eine Art Küche, die soll in alten Zeiten eine Opferstätte der Heiden gewesen sein. Das sehr verwitterte steinerne Bild des Götzen in halb erhabener Arbeit ist noch zu sehen; es zeigt einen Ritter, der früher ein Ding, wie ein Stein gestaltet, in der Hand zu halten schien.

In demselben Schlosse steht ein altes Holzkreuz, welches sich ehemals unten im Orte selbst befand, mit dem hat es folgende Bewandniß. Einer der alten Grafen von Bentheim hatte nämlich einmal von seinem Schlosse herunter zum Zeitvertreib mit Pfeilen geschossen und so einen Mann aus Bentheim getödtet. Da ist er von der Vehme verurtheilt worden, ein Kreuz an die Stätte zu setzen, damit er sich immer an diese That erinnere, wenn er vorbeikomme, und sie bereue. Als das Kreuz in spätern Zeiten umgefallen ist, hat man es auf das Schloß gebracht, wo es noch zu sehen ist.

Auf den Schlössern zu Bentheim, Steinfurt und Tecklenburg geht die weiße Frau um und man sieht sie oft im langen weißen Gewande, ein großes Schlüsselbund an der Seite, daherwandeln. Auf dem erstern Schlosse aber hat sie sich besonders lange aufgehalten, als dasselbe seinen rechten Herrn nicht hatte, und Jedem, der ihr begegnete, schlug sie mit ihrem Schlüsselbunde in's Gesicht, was schnellen Tod zur Folge hatte. Seitdem aber das Schloß wieder in dem Besitz des rechten Herrn ist, läßt sie sich nicht mehr sehen.

Den Bau der Schlösser Bentheim und Tecklenburg schreibt man dem Drusus zu und zeigt als Beweis dafür bei Bentheim eine Felsklippe, welche

[1]) Die Sage von den Eichensprossen wird ebenso erzählt; man setzte sie wohl ausgehoben in ein Beet voll guter Erde, die sorgsam naß gemacht ward, dann paßte man jedem Schoß eine Glasröhre an, da fanden keine Seitensprossen Raum und der Baum mußte gerade auf treiben, und wenn die neuen Triebe sich in die Breite dehnten, hielt man stets eine neue Röhre bereit.

[2]) S. Kuhn Bd. I. S. 108 ꝛc.

der Drusstuhl heißt; auf diesem liegt ein glatter Stein, das sogenannte Druskissen. Im südöstlichen Thurme des Bentheimer Schlosses soll sich ein heimliches Gericht der Vehme befinden; hier mußte der Verurtheilte auf eine Versenkung treten, die ihn einer Figur in die Arme warf, welche seinen Körper mit tausend Messern von allen Seiten zerschnitt.

829) Der Pestvogel bei Hagen.[1]

Zu der Zeit, als einmal die Pest hier wüthete, flog den Leuten ein kleiner Schmetterling an den Hals, wem das geschah, der war in ein Paar Stunden todt. Ein Dorfschulze, der auf diese Weise sich zu schützen dachte, kroch in einen Schäferkarren. Allein diese Vorsicht nützte ihn nichts, denn nachdem er eine Zeitlang darin gesteckt hatte, bekam er auf einmal ein so heftiges Verlangen, wieder auf die Erde zu treten, daß er demselben nicht widerstehen konnte. Kaum war er aber herausgestiegen, da kam auch gleich ein Schmetterling, setzte sich an ihn und so mußte er sterben.

830) Die Dueke-mor.[2]

Eine Stunde von Iserlohn ist der Frönsperter Berg und an demselben eine Stelle, wo drei Pfade zusammentreffen. Hier hat man vor uralten Zeiten einen tollen Götzendienst getrieben. Damit kein Unberufener hinkäme, wurde der Ort grausenhaft gemacht. Nach Hemer hin stand der Schreckenstein, nach Westig zu der Dümelspost. Dort stand sonst eine ehrwürdige Eiche und der Ort heißt „an der Dueke mor". Es soll daselbst nicht geheuer sein und Mancher will wunderliche Stimmen vernommen haben. Wer nun des Weges ziehen muß, der bricht ein Reis ab und legt es an den Dueke-mor nieder. Das ist Brauch bis auf den heutigen Tag geblieben, und man findet dort in der Regel einen Haufen Reisig, der auf diese Weise hingekommen ist. Wer das Hinlegen unterlasse, glaubt man, müsse irre gehen, so gut sei er nicht, oder geschehe dieses nicht, so widerführe ihm noch etwas Schlimmeres. Hierher sind vor Zeiten Prozessionen von Sundwig, Westig und Hemer gehalten worden und wahrscheinlich hat in der Nähe des heiligen Baumes hier ein Heiligenhäuschen gestanden.

831) Der Hellweg bei Ispey.[3]

Der Hellweg ist sonst der Weg zur Hölle gewesen.[4] Die Hölle lag aber weit von hier nach Norden, jenseits des großen Wassers. Da hat aber der Teufel auf der Lauer gestanden, mit einem Ruder in der Hand, um die Seelen aufzunehmen und sie seiner Großmutter zu bringen. Er pflegte sie aber nachher zu ersäufen. Nun ist ihm aber einmal die Zeit etwas zu lang geworden, da gar Niemand gekommen ist, da hat er das Ruder hinweggeworfen und sich fortgemacht. Dann hat er aber ein lautes Lachen aufgeschlagen, so wie es noch Niemand gehört hat, und wenn man

[1] S. Woeste, Volksüberlieferungen an die Grafschaft Mark. Iserlohn 1848 in 8. S. 44.
[2] S. Woeste S. 46.
[3] S. Woeste S. 49.
[4] In der Grafschaft Mark heißt die Milchstraße auch so.

in jener Gegend heute noch Jemand recht herzlich lachen hört, da sagt man: er lacht wie der Hiärtebock. So heißt dort nämlich der Teufel.

832) Die Sage von den Schon-Holden. [1]

Wenn sonst ein Bauer nach Herscheid in die Kirche gegangen war und dann in's Wirthshaus ging und hier bis spät am Abend sitzen blieb, dann paßten ihm die Schon-Holden (riesenhafte Frauengestalten) auf. Er mußte dann an eine Stange, die sie zwischen einander hielten, greifen und daran zogen sie ihn durch einen Teich, dann aber ließen sie ihn wieder laufen. Einem Wirthe, der sich einmal, ich weiß nicht womit, gegen sie vergangen hatte, klopften sie einmal des Nachts an die Thüre. Dieser, in der Meinung, es seien Gäste, stand auf und wollte ihnen die Thüre öffnen. Es waren aber zwei Schonholden, die packten ihn, nahmen ihn an die Stange und zogen ihn durch den Teich.

833) Der Zehn-Uhrs-Hund zu Wiedenbrück. [2]

Jeden Abend um zehn Uhr läuft in Wiedenbrück ein großer Hund auf den Straßen herum, den heißt man den Zehn-Uhrs-Hund und damit hat es folgende Bewandniß.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges war hier ein gewisser Schwanenwirth, der machte den Werber, er kam und nahm den Bauern ihre Söhne weg und ließ sie mit Ketten zusammenschließen, damit sie nicht fortlaufen könnten. Zuletzt aber geschah es, daß dieser selbige Schwanenwirth von einem Haufen Bauern erschlagen ward. Da war aber sein Leichnam auf einmal verschwunden, aber hinter der Landwehr sprang ein schwarzer Hund weg, der sprach: „So geht's, wer andere Leute verräth und verkauft; bis an den jüngsten Tag soll ich mit einer Kette um den Hals durch die Straßen laufen, zur Warnung, daß sich Keiner wieder an andern Leuten vergreift." So geht er denn jeden Abend, wenn es zehn Uhr ist, in der Straße herum, und in den Häusern, wo er die Söhne herausgeholt hat, da guckt er durch die Scheiben hinein und macht sich so groß, daß er zu den obersten Scheiben hineinsehen kann, und macht ein Paar glühende Augen, daß einem graut.

834) Von dem Abte, der in einen Raben verwandelt ward. [3]

Bei Baulanne (so heißt ein Gebüsch bei Wiedenbrück) liegt ein Stück Feld, auf diesem spukt ein Geist in Gestalt einer Krähe. Nun stand einst in der Nähe dort ein Kloster, worin viele Mönche waren (man weiß nicht, ob es das Kloster zu Kleholz oder das zu Marienmünster war). Diese Mönche baten einen Bauern um ein Stück Feld, welches sie pachten wollten. Das gab ihnen der Bauer nach und sie bezahlten einige Jahre ihren Pacht. Allein der Mann kam mit der Zeit in schlechte Umstände und wollte sein Land gern wiederhaben. Darüber war aber der Abt oder Prior ungehalten, er bat also den Bauer, er möge ihm das Feld so lange lassen, als sich

[1]) S. Woeste S. 42.
[2]) S. Firmenich, Völkerstimmen Bd. I. S. 300.
[3]) S. Firmenich Bd. I. S. 301.

das, was sie darauf säen wollten, in demselben halten werde. Hiermit war auch der Bauer einverstanden und dachte nicht, daß der Abt eine Hinterlist ausführen wolle. Dieser säete aber anstatt Roggen Eicheln in das Land. Da sah der Bauer seinen Irrthum ein und verklagte den Abt, er konnte aber kein Recht bekommen, sondern ward von demselben hartherzig zurückgewiesen und kam ganz in Armuth. Nach einiger Zeit starb jedoch der Abt und nun geht er in dem Gehölze spuken. Wenn arme Leute kommen und Holz holen wollen, so entsteht ein heftiger Wind, so daß Alles, was sie geholt haben, wieder fortgeweht wird, oder es fliegt ein Rabe über ihre Köpfe und schreit ganz jämmerlich und dann fängt das Holz an zu brennen.

835) Die zwei Hünen von Verne und von Boke.[1])

Bei Verne auf der Krebsburg wohnte in uralter Zeit ein Hüne und auf der Burg bei Boke (unweit Paderborn) auch einer. Die zwei hatten sich gewaltig lieb und sie arbeiteten, beteten, schmorten, brauten und backen zusammen und was der eine wußte, das wußte auch der andere. Der in Verne hatte nun aber einen ungeheuer großen Backofen. Wenn er nun des Morgens den Ofen geheizt hatte, dann fehlte noch etwas im Troge und so kam der andere Hüne von Boke mit seinem Brodteige und buck mit. Einstmals wollten sie auch am Morgen backen, es mochte um 1 Uhr sein, da biß den Hünen in Verne ein Floh, er drehte sich in seinem Bett herum und kratzte sich an der Lende. Als das der Hüne von Boke hörte, meinte er, es wäre Zeit und der Ofen wäre schon heiß, er nahm also seinen Brodteig auf den Rücken und kam damit angetrollt. Der Hüne von Verne aber lag noch im Bette und sagte: „Was willst Du denn, es ist ja erst halb zwei Uhr?" Da ärgerte sich der Boke'sche Hüne und mußte warten, bis es Tag ward.

So ging es ihnen aber noch oft und immer haben sie einander angeführt und geärgert. So fing es einmal gerade an zu regnen, als der Verne'sche Hüne einen Wagen voll Heu auf einer Wiese aufgeladen hatte. Nun wollte er aber das Heu gern trocken hereinhaben und so geschwind konnte er doch nicht nach Haus kommen. Da nahm er das Fuder Heu und schob es in sein Nasenloch. Der Hüne in Boke wußte aber davon nichts und nahm just in dem Augenblick eine Prise Schnupftabak. Da mußte der Verne'sche Hüne niesen und der ganze Wagen voll Heu fiel in die Nässe und Stangen und Räder und Deichsel gingen kurz und klein.

Nun stand aber die Kirche, in welche Beide gingen, in einem Barbruch bei Thüle und da mußten sie allemal über die Lippe. Da konnten sie nun mit ihren langen Beinen gut hinübersteigen, das war ihnen gar nichts, aber wenn dieser Fluß einmal groß ward und austrat, dann machten sie sich doch die Füße naß. Da dachten sie sich's denn aus, sie wollten die Kirche nach Boke tragen, damit sie sie dicht bei sich hätten und nicht erst über die Lippe zu gehen brauchten. Der eine Hüne nahm nun die Kirche sammt dem Thurme auf den Arm, wie wenn er ein kleines Kind trüge und ging nach der Lippe zu. Freilich durfte er aber keine großen Schritte machen, damit die Kirche nicht auseinander fiele. Darum setzte sich der andere

[1]) S. Firmenich Bd. I S. 392.

Hüne auf das jenseitige Ufer nieder und legte sein rechtes Bein über die Lippe und der andere ging zum Schritt für Schritt mit der Kirche auf dem Arme über das Bein hinüber und stellte die Kirche auf den Platz, wo jetzt noch die Kirche von Boke steht.

836) Der Mann im Monde.[1]

Es war einmal ein Mann, der wollte stehlen, allein da war ihm der Mond im Wege. Er verfluchte also den Mond und sagte: „Willst Du wohl weg!" Als unser Herrgott das hörte, da ließ er ihm die Wahl, ob er in der Sonne verbrennen oder im Monde erfrieren wolle. Da ließ sich der Mann in den Mond setzen.

837) Die weiße Jungfrau von Hemer.[2]

Ein Mann aus Hemer kam einmal spät des Nachts von Hünklingsen herauf; er nahm seinen Weg durch die Eichenallee, wo jede Mitternacht eine weiße Jungfrau umgeht und seufzt. Die war nun gerade auch da. Der Mann wollte ihr ausweichen, es ging aber nicht; ging er rechts, ging sie auch da, drehte er sich aber nach links, stand sie auch da, zuletzt aber stellte sie sich vor ihn hin. Er faßte sich also ein Herz und fragte sie, was sie wolle. Da bat sie ihn um Gottes Willen, er solle sie doch erlösen. Er antwortete: Ja, wenn er es thun könne; sie müsse es ihm aber sagen, was hierzu nöthig sei. Da sagte sie: „Weiter nichts, als daß Ihr mich in der und der Nacht (die sie ihm nannte) dreimal um die Kirche tragt."[3] Wer aber sein Wort nicht hielt, das war der Mann aus Hemer. Als nun die Nacht kam, da war auch die Jungfer vor seinem Hause am Ebberge und klopfte an. Er stand auf und guckte durch's Fenster. Sie hielt ihm vor, daß er das, was er ihr gelobt, nicht gethan habe und bat ihn, er solle es doch noch thun. Er aber sagte: „Nein!" Da ging sie auf und davon und sprach: „Euere Frau soll vergehen wie ein Kohlstrunk und Ihr sollt auch nicht zu Gnaden kommen!" Seine Frau ist dann auch an der Abzehrung gestorben und er hat von Hemer fortgemußt und ist verunglückt.

838) Der Name des Dorfes Eckesei.[4]

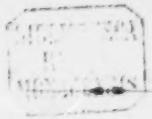
Vor vielen Jahren ist einmal die Pest hier in der Mark sehr schlimm gewesen, also daß so viele Leute umkamen, daß ganze Städte und Dörfer leer waren. Da ist denn auch einmal ein Mann und eine Frau nach Hagen gekommen und man hat sie gefragt: „Wie viel Leute sind denn in Euerem Dorfe noch am Leben?" Da hat der Mann gesagt: Ich und sie („Eck un sei"). Darum heißt das Dorf Eckesei.

839) Die Sage vom Schatz im Raffenberge.[5]

Zwischen Hagen und Limburg liegt der Raffenberg, da stand vor Alters eine Burg darauf. Sie zeigen dem Fremden da einen Ziehbrunnen, in dem

[1] S. Woeste S. 40.
[2] S. Woeste S. 43.
[3] Es ist ein alter Gebrauch in der Grafschaft Mark, die Leichen dreimal um die Kirche zu tragen.
[4] S. Woeste S. 48.
[5] S. Woeste S. 47.

soll ein Schatz versunken liegen. Einmal gingen ein Paar Leute hin, die wollten ihn heben. Sie bemerkten auf dem Grunde des Brunnens auch den Kessel mit dem Gelde und machten sich daran ihn herauszuziehen. Je höher sie ihn aber herauszogen, desto schwerer und schwerer ward er. Da sagte einer zum andern: „Vater, laß mich einmal ausruhen!“ So wie er dies sprach, sprang eine Kröte in den Brunnen, da sank der Kessel wieder hinab und war seitdem nicht wieder zu finden.



Druck von Carl Flemming in Glogau.

Sagenbuch

des

Preußischen Staats.

Sagenbuch

des

Preußischen Staats.

Von

Dr. J. G. Th. Grässe.

Zweiter Band.

Glogau.

Verlag von Carl Flemming.

1871.

Inhalt.

(Die Rheinprovinz.)

1) Suitbert, der Berg. Apostel S. 1.
2) Die Brüder vom Berge oder die Gründung des Klosters Altenberg S. 1.
3) Die Neubegründung von Altenberg S. 3.
4) Die Rosen zu Altenberg S. 3.
5) Die Nachtigallen zu Altenberg S. 4.
6) Die 11000 Jungfrauen zu Altenberg S. 4.
7) Die Bienenkapelle zu Altenberg S. 6.
8) Die Rose im Bergischen Wappen S. 6.
9) Bruno von Flittert, der Schenk von Berge S. 12.
10) Der Ave-Marienritter zu Altenberg S. 13.
11) Der fromme Hirte S. 14.
12) Die Sagen von der Entstehung der Burg Altena S. 15.
13) Graf Adolf von Berg und sein Sohn S. 15.
14) Gezelin, der fromme Einsiedler S. 17.
15) Die Legende vom h. Engelbert S. 18.
16) Der Strunderbach S. 18.
17) Das Zwergjunkerlein an der Kohlfurt S. 20.
18) Der Zwerg von Hummelsheim und der störrische Bauer S. 23.
19) Die dankbaren Zwerge im Joholz S. 23.
20) Der Wasserteufel bei Altenberg S. 25.
21) Der Teufel im Glas S. 25.
22) Die wundertätige Einfalt S. 26.
23) Der Kleine zu Remscheid S. 27.
24) Das Marienbild zu Neviges S. 27.
25) Die Schatzgräber im Joholz S. 28.
26) Bertha von Hall S. 29.
27) Der Drache auf Drachenfels S. 29.
28) Der schlafende König und die Wichtelmänner im Wolsberge bei Siegburg S. 30
29) Die Hose mit dem Heckthaler S. 31.
30) Das versunkene Schloß bei Altenrath S. 34.
31) Der starke Hermel S. 35.
32) Der wundertätige Anno zu Siegburg S. 40.
33) Die Sage vom Abt Erpho zu Siegburg S. 40.
34) Das Heinzelmännchen S. 42.
35) Der Schwanenritter zu Cleve S. 47.
36) Siegfried der Drachentödter zu Xanten S. 48.
37) Der Rüden bei Solingen S. 49.
38) Die Erfindung der Solinger Klingen S. 50.
39) Die Krummbeinigen zu Solingen S. 52.
40) Der Graf von Windeck S. 52.
41) Der Kipphäuser oder der schwarze Mann im Zitterwalde S. 54.
42) Die Roßtrappe bei Overrath S. 56.
43) Die wunderbare Nonne zu Gräfrath S. 57.
44) Der gepenstige Hase zu Windeck S. 58.
45) Das Gottesgericht auf dem Domhofe zu Cöln S. 58.
46) Die verbrannten Ketzer zu Cöln S. 59.
47) Der Dombaumeister zu Cöln S. 60.
48) Der heilige Hildebold S. 63.
49) Die Sage von der h. Ursula und den 11000 Jungfrauen S. 64.
50) Der heilige Reinold S. 68.
51) Frau Richmodis von Aducht und die zwei Schimmel S. 69.
52) Die Kirche zu Maria-Ablaß in Cöln S. 71.
53) Das wunderbare Kreuz S. 72.
54) Albertus Magnus zu Cöln S. 72.
55) Der Löwenkampf am Rathhause zu Cöln S. 73.
56) Der fromme Hermann Joseph zu Cöln S. 75.
57) Die weiße Frau S. 76.
58) Das Crucifix im Kloster zu den weißen Frauen S. 76.
59) Der h. Maxilius und die Holzfahrt zu Cöln S. 77.
60) Der h. Maternus S. 79.
61) Der Weckschnapp zu Cöln S. 80.
62) Die Krahe S. 81.
63) Die beiden Stadtmusikanten von Cöln S. 82.
64) Die Gereonskiste zu Cöln S. 84.
65) Die Tempelritter zu Aachen S. 86.
66) Die Gründung der Stadt Aachen S. 87.
67) Der Münsterbau, die Wolfsthüre und der Daumen des Teufels zu Aachen S. 87.
68) Die Klappergasse zu Aachen S. 89.
69) Der Loosberg bei Aachen S. 90.
70) Die Glocke im Dome zu Aachen S. 91.
71) Das Bachfalb zu Aachen S. 91.

72) Die Mobesin zu Aachen S. 92.
73) Die buckligen Musikanten S. 94.
74) Wie Kaiser Heinrich II. der Schwiegersohn Kaiser Conrads II. ward S. 95.
75) Ludwig der Fromme im Loosberg S. 96.
76) Das Wanderbild zu Mersener S. 96.
77) Der Kindertanz auf dem Friedhofe Engelbend zu Aachen S. 97.
78) Die Erscheinung auf dem Galgenfelde bei Aachen S. 97.
79) Der Hinzenthurm S. 97.
80) Arimaspen und Enros zu Trier S. 100.
81) Die Teufelskirche zu Trier S. 100.
82) Das alte Trier und seine Wahrzeichen S. 101.
83) Die Sage vom Constantinischen Palast S. 103.
84) Der Basiliok zu Trier S. 103.
85) Die Schwalben im Dom zu Trier S. 103.
86) Der Zauberstiefel S. 104.
87) Der ungemauerte Mönch S. 104.
88) Der Wasserlalamander S. 104.
89) Der Todtenkopfmantel S. 105.
90) Der Hirtenknabe zu Filessem S. 105.
91) Der gestrafte Uebermuth S. 105.
92) St. Rustikus und St. Goar zu Trier S. 106.
93) Das Gespenst zu Saarbrücken S. 107.
94) Die drei Jungfrauen auf dem Eiel zu Aum S. 107.
95) Der Altar zu Gerolstein S. 103.
96) Der den Teufel austreibende vermessene Priester S. 109.
97) Der die Kissenden quälende Geist S. 110.
98) Das wunderbare Haupt der h. Anna S. 111.
99) Der Teufel und der Laienbruder S. 111.
100) Der Zauberer mit den Erbsen S. 111.
101) Abt Trittenheim zu Sponheim ein Zauberer S. 112.
102) Der heilige Rock zu Trier S. 115.
103) Das verwechselte, aber wieder erlangte Kind S. 116.
104) Der Ritterspruug auf Altenahr S. 117.
105) Entstehung d. Klosters Steinfelden S. 117.
106) Das Marienbild auf dem Rupertsberge S. 119.
107) Der Mäuseturm bei Bingen S. 120.
108) Herzog Rupert zu Bingen S. 122.
109) Das Gonrsbett und das Hüttlin zu St. Goar S. 125.
110) Die Sage von der Teufel S. 126.
111) Die Weingötter am Rhein S. 128.
112) Die sieben Schwestern S. 129.
113) Die zwei Brüder S. 130.
114) Die Säule bei Pfalzfeld S. 132.
115) Michael Mort S. 133.
116) Der Marmorer Wernte zu Stalek S. 133.
117) Die schöne Agnes zu Stalek und der Pfalzgrafenstein S. 134.
118) Die Sage von Rolandseck S. 136.
119) Die Gründung von Fürstenfeld S. 137.
120) Die Sage von der Teufelsleiter zu Lorch S. 138.
121) Die Sage von Thurnberg S. 141.
122) Die Sage von Godesberg S. 144.
123) Der Trunk aus dem Eifel 144.
124) Die Gründung von Sponheim S. 144.
125) Die Nonne vom Kloster Rachoren S. 145.
126) Die Bedeutung der Rheinsche S. 145.
127) Die Sage vom Bergerwald 146.
128) Die Sage von der h. Genovefa S. 146.
129) Die Hochte zu Ulmen S. 148.
130) Die Braut vom Rheinstein S. 148.
131) Die Gründung des Klosters Marienburg bei Boppard S. 150.
132) Das falsche Blut S. 151.
133) Der h. Lubentius S. 151.
134) Das Wahrzeichen von Folern S. 152.
135) Der gewippte Ritter S. 152.
136) Die verfluchte Mühle zu Mürlen S. 154.
137) Die Kapelle von Reef S. 155.
138) Das Wappen des Geschlechts von Arras S. 156.
139) Die gespenstigen Kegelherrn zu Wolf S. 156.
140) Der Doctorwein S. 157.
141) Das Kreuz zu Dünkel S. 158.
142) Der böse Maurus und seine Frau S. 159.
143) Das Zeichen auf der Kron zu Neumagen S. 159.
144) Der Mann mit dem ehernen Mamel und Hut S. 160.
145) Der heilige Brunnen zu Schweich S. 160.

(Schlesien und die Niederlausitz.)

146) Warum die Schlesier Eiesfresser heißen S. 160.
147) Die Wahrzeichen von Breslau S. 161.
148) Die Armesänderglocke auf dem Maria-Magdalenenthurme S. 163.
149) Die steinerne Marterssäule S. 164.
150) Der steinerne Kopf an der St. Johanniskirche S. 165.
151) Hser mit dem langen Barte S. 167.
152) Die eiserne Jungfrau auf der Burg zu Breslau S. 168.
153) Wie der Pest in Breslau gesteuert ward S. 170.
154) Die weiße Rose zu Breslau S. 170.
155) Die schreckliche Nacht zu Breslau S. 170.
156) Der Hahnenstein zu Breslau S. 172.
157) Die Dohle an dem Giebel der Kreuzkirche zu Breslau S. 174.
158) Scheitnicht S. 175.
159) Hundsfeld S. 176.
160) Der böhmische Bielfraß zu Breslau S. 176.

161) Der gespenstige Schuster zu Breslau S. 176.
162) Kaiser Heinrich V. u. d. Polen S. 179.
163) Anzeichen zu Breslau S. 179.
164) Das Gespensterhaus zu Breslau S. 180.
165) Die Todte fordert Gericht S. 180.
166) Der Ursprung der Sandkirche zu Breslau S. 181.
167) Die Erbauung der Kreuzkirche zu Breslau S. 182.
168) Die Wunderfahrt des h. Czeslaus S. 182.
169) Mönch und Nonne zu Breslau S. 182.
170) Die Erde verschlingt Gotteslästerer S. 183.
171) Das mit Ruthen gestrichene Wechselkind S. 183.
172) Der h. Czeslaus und die Tartaren vor Breslau S. 183.
173) Das Hahnenschlagen und Gänsehalsen zu Breslau S. 184.
174) Warum in Schlesien am Sonntag Lätare der Tod ausgetrieben wird S. 184.
175) Warum die Tartaren nach Schlesien gekommen sind und bei Neumarkt geschlagen wurden S. 186.
176) Das Ohrenfest zu Wahlstatt S. 188.
177) Die Entstehung der Privilegien der Bäcker und Fleischer zu Liegnitz S. 191.
178) Der schwarze Friedrich zu Liegnitz S. 192.
179) Der Teufel zu Bernstadt S. 194.
180) Das Perlenhalsband d. Hausgnitze S. 194.
181) Die Erbauung des Klosters Trebnitz S. 195.
182) Die Wahrzeichen von Wohlau S. 196.
183) Die Mordbrennerbande zu Wohlau S. 196.
184) Der Name der Stadt Glatz S. 196.
185) Die heidnische Jungfrau auf dem Schlosse zu Glatz S. 197.
186) Die große Linde bei Eisersdorf S. 198.
187) Die Hexe zu Lewin S. 198.
188) Die bösen Juden zu Glatz S. 199.
189) Einem Mörder wird sein Tod vorhergesagt S. 199.
190) Hexen zu Glatz verbrannt S. 200.
191) Der Teufel zu Neurode S. 201.
192) Hexen zu Habelschwerdt S. 202.
193) Die Entstehung der Kirchen zu Neundorf S. 202.
194) Die Sage vom Ottenstein bei Hausdorf S. 203.
195) Die Sage von dem Raubschlosse auf dem Quingaberge S. 203.
196) Das Hummelschloß S. 204.
197) Die Hummelfrau S. 205.
198) Der Gang nach dem Hummelberge S. 206.
199) Die Hirtensteine bei Glatz S. 208.
200) Der goldene Stollen S. 208.
201) Die Wahrzeichen von Brieg S. 212.
202) Die dreiste Magd hat viel gewagt S. 213.
203) Der Poltergeist und Vampyr zu Bendschin S. 214.
204) Der Zobtenberg S. 223.
205) Die steinerne Jungfrau und das Schwein auf dem Zobtenberge S. 226.
206) Der Mönch und der Wolf am Zobtenberge S. 227.
207) Der Feuermann auf dem Zobten S. 228.
208) Wahlenwegweiser am Zobten S. 228.
209) Der Knnsberg und seine Sagen S. 230.
210) Der Schatz zu Neuhaus S. 236.
211) Die kluge Frau zu Neuhaus S. 236.
212) Die Sagen von der Burg Greiffenstein S. 256.
213) Die Ahnfrau auf Greiffenstein S. 239.
214) Die Sagen von der Burg Annaß S. 242.
215) Der Hausberg bei Hirschberg S. 251.
216) Die Entdeckung von Warmbrunn S. 252.
217) Der goldene Esel im Kittnerberg S. 252.
218) Jacob Thau, der Hofnarr auf der Bolkoburg S. 252.
219) Hans von Schweinichen auf Schweinhaus S. 256.
220) Das Schniwerk zu Herrn-Moischelnitz S. 257.
221) Der Kopf des Rathmanns zu Schweidnitz S. 258.
222) Das Licht am Rathhause zu Schweidnitz S. 259.
223) Das todte Kind 259.
224) Die ewige Lampe zu Leubus S. 259.
225) Die zwei Grabsteine in der Kirche zu Leubus S. 260.
226) Die Todtenmesse zu Leubus S. 261.
227) Bräutigam in der Christnacht gesehen S. 263.
228) Der kräftige Jesusname S. 263.
229) Die Pest machenden Todtengräber S. 263.
230) Die Mühlen bei Gohrau S. 264.
231) Die Kinderandacht in Schlesien S. 264.
232) Das Sprichwort von Parchwitz S. 265.
233) Die breiteste Brücke in Deutschland S. 265.
234) Das Sprichwort vom Spitzberg S. 265.
235) Der Name der Stadt Sagan S. 265.
236) Der Herzog von Sagan und die Glogauer Domherrn S. 266.
237) Der Thurm zu Sagan S. 266.
238) Das Sprichwort von Grottkau S. 266.
239) Das Wahrzeichen von Freistadt S. 267.
240) Der Bilgenbrunnen bei Freistadt S. 267.
241) Der Diebskeller im Burgberg S. 267.
242) Der Goldzahn S. 267.
243) Der Zauberer Barthel S. 268.
244) Das Jungferngrab bei Rauden S. 269.
245) Die künstliche Uhr zu Ohlau S. 270.
246) Die verhungerten Rathsherren zu Glogau S. 270.
247) Das Bügeleisen zu Glogau S. 271.

248) Woislaw mit der goldenen Hand S. 272.
249) Der glückliche Schatzgräber S. 272.
250) Teufel an die Wand gemalt S. 274.
251) Der vom Gespenst Angeführte S. 274.
252) Das Wappen der Prittwitze S. 275.
253) Der Ursprung des Geschlechtes von Hayfeld S. 275.
254) Rechenbergs Knecht S. 276.
255) Die wilde Jagd zu Freistadt S. 277.
256) Die große Braupfanne bei Warthau S. 278.
257) Hans Bleihan's Säule zu Bunzlau S. 278.
258) Der Gärtner auf Czeschhaus S. 279.
259) Der letzte Burgherr auf Czeschhaus S. 281.
260) Die Nixe im Liskateich S. 281.
261) Der Kutschenstein bei Fischbach S. 281.
262) Der Prinzessinstuhl bei Fischbach S. 282.
263) Der böse Hans von Trossen S. 284.
264) Der Name und das Wappen von Kosel S. 284.
265) Reichenbachs Ursprung S. 285.
266) Die Tanzwüthigen zu Reichenbach S. 285.
267) Die Gott geweihte Jungfrau zu Löwenberg S. 286.
268) Geschichte des Grafen Walther und der Helgunda S. 287.
269) Das blutrothe Gemach zu Militsch S. 290.
270) Die Perlenschnur der Familie von Maltzan S. 292.
271) Des Teufels Dudelsack S. 294.
272) Die Teufelseiche S. 295.
273) Zu Goldberg werden die Goldbergwerke versetzt S. 296.
274) Die Rabendocke bei Goldberg S. 296.
275) Das Jagdschloß an der Katzbach S. 301.
276) Der Teufelsgraben S. 305.
277) Die Rittelweiber S. 305.
278) Das Sprichwort von Kanth S. 306.
279) Die Sagen vom Rübezahl und dem Schatz, der nicht weit vom Hirschbergschen warmen Brunnen auf dem Gebirge liegt S. 306.
280) Der Mönch und die Nonne S. 331.
281) Der Salzbrunner Heilborn S. 333.
282) Das Wahrzeichen von Hirschberg S. 336.
283) Die zwei Köpfe in der Kirchgasse zu Hirschberg S. 336.
284) Die Eisenstange auf dem Schildauer Thurme zu Hirschberg S. 336.
285) Wie die Kunst der Schleierverfertigung nach Hirschberg gekommen ist S. 337.
286) Die Beinamen der schlesischen Städte S. 337.
287) Der Prophet Hans Kischmann von Lomnitz S. 337.
288) Die Annenkirche zu Schmiedeberg S. 339.
289) Der Türkenkopf zu Arnsdorf S. 339.
290) Der Alpvater und der Peterstein S. 340.
291) Die Sagen von der Brünnelheide und dem Fuhrmannsberg S. 351.
292) Die Sage von dem Moosbruch S. 351.
293) Die Sagen von dem Gradisberg S. 353.
294) Der Hanfabrunnen bei Colm S. 360.
295) Das Quaritzer Gespenst S. 360.
296) Das Wahrzeichen von Jüterbog S. 364.
297) Das rothe Meer zu Jüterbog S. 364.
298) Tzwel's Ablaßkasten zu Jüterbog S. 364.
299) Der Schmied von Jüterbog S. 364.
300) Der Name Jüterbog S. 365.
301) Das Kreuz an der Schmiede zu Jüterbog S. 365.
302) Das Loch in der Kirchthüre zu Kohlfurt S. 365.
303) Der Ursprung von Lauban S. 366.
304) Die weiße Jungfrau zu Lauban S. 366.
305) Das angenagelte Hufeisen in Lauban S. 366.
306) Das Kreuz an der Kirchhofmauer in Lauban S. 366.
307) Das Männchen ohne Arme und Beine S. 367.
308) Die Blutköpfe zu Lauban S. 367.
309) Der Läufebrunnen bei Moys S. 367.
310) Die weiße Taube auf dem Schlosse zu Muskau S. 368.
311) Die heiligen Eichen bei Muskau S. 368.
312) Das böse Ufer bei Muskau S. 368.
313) Das besessene Mädchen zu Lowenberg S. 369.
314) Der Hufarenspruch S. 372.
315) Der Todtentanz zu Reisse S. 372.
316) Die zwei Lilien im Wunzenteich S. 373.
317) Die Sagen vom Ursprung von Görlitz S. 375.
318) Die Peterskirche zu Görlitz S. 376.
319) Die Erbauung der Jacobskirche S. 376.
320) Georg Emmerich und das heilige Grab zu Görlitz S. 377.
321) Die Kapelle auf der Galgengasse zu Görlitz S. 378.
322) Die Steinbilder in der St. Barbarakapelle S. 378.
323) Der Mönch und die Verräthergasse zu Görlitz S. 379.
324) Der Klügelmönch zu Görlitz S. 379.
325) Der Mann mit dem Kruge zu Görlitz S. 381.
326) Die große Linde zu Görlitz S. 381.
327) Der Denkstein am Weinberge zu Görlitz S. 382.
328) Der Schatz auf der Landskrone S. 383.
329) Das Schwein auf der Landeskrone S. 387.
330) Der große Stein bei Görlitz S. 388.
331) Der in einen Esel verwandelte Bräutigam S. 388.
332) Woher der Name Guben S. 389.

333) Der Nonnenkopf zu Guben S. 390.
334) Die Bezirkslinde bei Hermsdorf S. 390.
335) In Sorau ist der Tod verbrannt S. 391.
336) Das liebeskranke Mädchen zu Sorau S. 391.
337) Das Sorauer Mittel gegen die Pest S. 391.
338) Der Teufelsbanner Hufer S. 392.
339) Ein Festgemachter stirbt nicht S. 392.
340) Die zauberischen Bleichweiber zu Sorau S. 393.
341) Wie den Bibersteinen zu Sorau ihr Tod ist verkündigt worden S. 393.
342) Zerbrungenes Glas S. 393.
343) Der unterirdische Gang zu Spremberg S. 393.
344) Die Teufelsreiter zu Sorau S. 394.
345) Die Teufelsschmiede bei Friedersdorf S. 394.
346) Der Schlangenkönig zu Lübbenau S. 396.
347) Der Wassermann als Kater in der Buschmühle bei Lübbenau S. 398.
348) Die glücklichen Schatzgräberinnen S. 398.
349) Der Jungfernstein bei Hoyerswerda S. 399.
350) Die Schlangenkönigin von Klingewalde S. 400.
351) Die tanzenden Steinmänner von Königshain S. 400.
352) Der Teufelsstein bei Königshain S. 401.
353) Die Buschmännchen zu Königshain S. 401.
354) Die Holzweiblein von Königshain S. 401.
355) Eine alte Anweisung für Gold- und Edelsteinsucher im Riesen- und Lausitzer Gebirge S. 402.

(Pommern.)

356) Die Sagen von der Stadt Rhetra S. 408.
357) Die Stadt Wineta S. 411.
358) Die Stadt Julin S. 413.
359) Der Bischof Bernhard und die Juliner S. 414.
360) Die Bekehrung der Pommern S. 415.
361) St. Otto's Tritte S. 425.
362) Der schwarze Hahn St. Otto's S. 426.
363) Die singenden Todtenköpfe zu Stargard S. 426.
364) Entstehung der Gertrudenkirche zu Stettin S. 426.
365) Die Raubmönche zu Stettin S. 426.
366) Die vier Misserhäter und der Schüler zu Stettin S. 427.
367) Der Teufel poltert in Stettin S. 428.
368) Ein Knabe geht in Stettin verloren S. 428.
369) Die besessene Agnes zu Stettin S. 430.
370) Der Teufel in der Nicolaikirche S. 431.
371) Die Blutflecken in der Jacobikirche S. 431.
372) Die ungerathenen Kinder in Stettin S. 431.
373) Die Windmühlen bei Stettin S. 432.
374) Die Oderburg bei Stettin S. 432.
375) Von einem Spiritus Familiaris S. 432.
376) Sidonia von Bork die Klosterhexe S. 433.
377) Der Spuk in der Kirche zu Cöslin S. 440.
378) Der Schloßberg bei Bütow S. 440.
379) Die Jungfernmühle bei Bütow S. 441.
380) Der hohe Stein bei Anklam S. 442.
381) Das Anklamsche Gespenst S. 442.
382) Eine Jungfrau durch die Luft getragen S. 443.
383) Die Bettlerin zu Stralsund S. 443.
384) Der Dänholm zu Stralsund S. 444.
385) Herzog Wallenstein zu Stralsund S. 444.
386) Der Katzenritter zu Stralsund S. 445.
387) Der Kampf der Blinden S. 445.
388) Der Stralsunder Büttel und die grauen Mönche zu Stralsund S. 445.
389) Der gotteslästerliche Organist zu Stralsund S. 446.
390) Der Teufel in der Nicolaikirche zu Stralsund S. 446.
391) Der Kalandsornat zu Stralsund S. 447.
392) Der Name der Stadt Greifswald S. 447.
393) Der Rechtsspruch zu Greifswald S. 448.
394) Warum die Greifswalder keine Pferde mehr züchten S. 448.
395) Der Wettlauf um das Opfergeld S. 449.
396) Das Nordfenster auf dem Nicolaithurm zu Greifswald S. 450.
397) Die Spottnamen der pommerschen Städte S. 450.
398) Der hochgelobte Adel in Pommern S. 451.
399) Weh über Pommerland S. 451.
400) St. Nicolaus in Greifswald S. 451.
401) Sprüche von Pommern S. 451.
402) Bogislaus X. zu Rügenwalde und Hans Lange S. 452.
403) Das Sprichwort von Kalisch S. 453.
404) Die Sage von der Stadt Stargard S. 454.
405) Der Jungfrauenbrunnen bei Stargard S. 454.
406) Seejungfern S. 455.
407) Die Brunnenkette zu Pudagla S. 455.
408) Der große Stein bei Gristow S. 455.
409) Reiter auf dem Schimmel S. 456.
410) Mahrt gefangen S. 456.
411) Klabatermännchen S. 456.
412) Puks zieht mit dem Gehälf S. 457.
413) Puks baut einen Zaun S. 457.
414) Ritter Neuenkirchen S. 457.
415) Pferdemahrt S. 458.
416) Frau ein Wehrwolf S. 458.

417) Teufel als Mädchen S. 458.
418) Der Heckethaler S. 459.
419) Die Kirche zu Westswine S. 459.
420) Hünenstein bei Morgenitz S. 459.
421) Der Name Swinemünde S. 460.
422) Die weiße Frau auf dem Kalkberge S. 460.
423) Die schwarze Frau auf dem Golm S. 460.
424) Milch abmelken S. 461.
425) Das Maitagshorn bei Rönneby S. 461.
426) Der Name Usedom S. 462.
427) Sagen vom Schlosse zu Daber S. 462.
428) Die drei Ringe zu Pansin S. 464.
429) Eine Hexe holt ihren Mann S. 464.
430) Liebestrank gegeben S. 465.
431) Das fluchende Weib zu Demmin S. 465.
432) Der Name und das Haus Demmin S. 466.
433) Der Schatz im Hause Demmin S. 466.
434) Der Schatz zu Demmin S. 466.
435) Das Kloster am Gollenberge S. 467.
436) Die drei Mönche im Dome zu Colberg S. 468.
437) Der Mann ohne Kopf in Pyritz S. 469.
438) Der Spuk auf der Brücke zu Pyritz S. 469.
439) Wunderzeichen zu Pyritz S. 469.
440) Die Klosterruine zu Eldena S. 470.
441) Der Schwarzkünstler zu Eldena S. 470.
442) Die Hirtin vom Rugard S. 471.
443) Der Schäfer auf Rügen S. 472.
444) Die Unterirdischen auf Rügen S. 472.
445) Die Soldaten im Burgwall S. 473.
446) Die Entstehung der Insel Hiddensee bei Rügen S. 473.
447) Der Mäuseteich zu Pudmin S. 476.
448) Der Dubberworth und die dürren Hügel auf Jasmund S. 477.
449) Die neun Berge bei Rambin und der Riesenstein bei Nadelitz S. 477.
450) Die schwarze Frau auf dem Königsstuhl S. 478.
451) Die schwarze Frau auf Stubbenkammer S. 479.
452) Die Jungfrau am Waschstein bei Stubbenkammer S. 479.
453) Das Nonnenloch auf Mönchgut S. 480.
454) Das Zeichen am Thurme zu Bergen S. 480.
455) Die Insel Rattenort S. 481.
456) Johann Wilde S. 481.
457) Fritz Schlagenteufel S. 482.
458) Der leichte Pflug S. 482.
459) Jochen Schulz S. 483.
460) Matthes Pagels S. 483.
461) Der Freund der Zwerge S. 484.
462) Der Rabenstein S. 485.
463) Swantewit und Arkona S. 488.
464) Die Götzen zu Carenza S. 490.
465) Prinzessin Svanvithe S. 491.
466) Der Herthasee und die Herthaburg S. 494.
467) Das neue Tief S. 495.
468) Der Dollgemost S. 496.
469) Der Chimmeke in Loitz S. 496.
470) Die Steinprobe S. 496.
471) Der Teufel zu Greifenberg S. 497.
472) Die Pommerschen Menschenfresser S. 499.
473) Das brennende Geld S. 501.
474) Mieskater Martinichen S. 502.
475) Die alte Burg bei Löbnitz S. 503.
476) Der wunderbare Garten bei Lauenburg S. 505.
477) Die Vampyre in Cassuben S. 505.
478) Der Erbdegen S. 506.
479) Der Klabatermann S. 507.
480) Das Räuberhorn zu Cöslin S. 508.
481) Die beiden Störe und die geizigen Mönche zu Grob S. 509.
482) Die Maränen im Madünsee S. 509.
483) Die hochmüthige Edelfrau zu Wusseken S. 510.
484) Der Gotteslästerer in Lassahn S. 510.
485) Ritter Flemming S. 510.
486) Der schwarze See bei Grimmen S. 511.
487) Der Mäusewagen zu Grimmen S. 511.
488) Die Hexenmütze und der Kreuzdornstock S. 512.
489) Das Gespenst zu Hohen-Bünsow S. 512.
490) Der Strand zwischen Swine und Divenow S. 512.
491) Der Feuerkönig auf dem Seegrunder See S. 513.
492) Der Hofnarr Claus Hinze S. 513.
493) Der Ritter mit der goldnen Kette S. 514.
494) Baggus Speckin und seine drei Kirchen S. 515.

(West- und Ostpreußen.)

495) Die Sagen vom König Waidewuttus S. 515.
496) Die Tochter Hoggo's S. 522.
497) Die heilige Eiche zu Romove S. 523.
498) Der Ursprung und der Name der Preußen S. 525.
499) Die Götter und Feste der alten Preußen S. 525.
500) Die Bockheiligung der alten Preußen S. 527.
501) Wie die alten Preußen die Schlangen verehrt haben S. 528.
502) Wie die alten Preußen einen Dieb erkundet haben S. 529.
503) Die Rache der Galindischen Frauen S. 530.
504) Die zwei heirathslustigen Wittwen zu Culm S. 530.
505) Die Pfarrkirche zu Culm S. 531.
506) Das vermauerte Thor zu Culm S. 531.

507) Das flüchtende Marienbild zu Culm S. 531.
508) Das wandernde Marienbild bei Culm S. 531.
509) Der heilbringende Quell zu Culm S. 532.
510) Der Schwedenstein bei Culm S. 532.
511) Das englische Backhaus zu Culm S. 532.
512) Der Ursprung der Stadt Thorn S. 533.
513) Der Organist als Henker zu Thorn S. 534.
514) Ein Dieb rettet Thorn S. 534.
515) Der Poltergeist zu Thorn S. 534.
516) Der wunderliche Traum S. 535.
517) Der Teufelsbanner Heinrich Knotte S. 535.
518) Der gottlose Wucherer zu Thorn S. 535.
519) Das Nachtmahl zu Thorn S. 536.
520) Das Thornsche Fastnachtsspiel S. 536.
521) Das Nonnenkloster zu Thorn S. 537.
522) Der Name von Elbing S. 537.
523) Die Wahrzeichen von Elbing S. 537.
524) Das Gottesurtheil zu Elbing S. 538.
525) Der Gromannsthurm zu Elbing S. 538.
526) Die Statüe zu Elbing S. 539.
527) Der Ursprung des Namen Artushof S. 539.
528) Die Erbauung der h. Leichnamskirche zu Elbing S. 539.
529) Das Gespenst darin S. 540.
530) Der Knopf auf dem grünen Thurm zu Elbing S. 540.
531) Der Storch bei Elbing S. 541.
532) Der große Krebs zu Mühlhausen S. 541.
533) Der Wurf mit dem Teufel S. 541.
534) Die Teufelssteine S. 541.
535) Die Tannberger Schlacht S. 542.
536) Die Kapelle auf dem Tannberger Wahlplatz S. 542.
537) Gotteslästerung zu Königsberg S. 542.
538) Teufelsbeschwörer zu Königsberg S. 542.
539) Woher das Sprichwort: „Fromm wird gehangen?“ S. 543.
540) Die wunderbare Schifffahrt S. 543.
541) Die Herz Statz zu Königsberg S. 543.
542) Die große Bratwurst und der Strizel zu Königsberg S. 543.
543) Die Axt auf der Langgasse S. 544.
544) Das Crucifix in der Tragheimkirche S. 544.
545) Der heilige Brunnen S. 545.
546) Das wunderthätige Marienbild zu Jaditten S. 545.
547) Die Bierbrüderlaube zu Medenau S. 545.
548) Die neue Sorge S. 546.
549) Das Schmeckfest zu Königsberg S. 546.
550) Der Teufel entführt einen Schneider S. 546.
551) Wunderzeichen zu Königsberg S. 547.
552) Der Königsberger Lot S. 548.
553) Eine Magd hat mit Engeln Verkehr S. 548.
554) Ein Landsknecht auf einem Bock entführt S. 548.
555) Der verlorene Sohn zu Königsberg S. 549.
556) Warum die Königsberger Glanznickels und Sperlingsschlucker heißen S. 551.
557) Der schwarze Vogel S. 551.
558) Die Messer im Dome zu Königsberg S. 551.
559) Die wunderbare Münze S. 551.
560) Die wandernde Traube S. 552.
561) Das Kreuzthor zu Königsberg S. 552.
562) Die Leiter am Dome zu Königsberg S. 552.
563) Das Bild der Eva zu Königsberg S. 553.
564) Der Teufel entführt einen Schusterjungen S. 553.
565) Der Messerschlucker zu Königsberg S. 555.
566) Das Crucifix zu Königsberg S. 556.
567) Der Arzt seiner Ehre S. 556.
568) Woher der Name des Glappenbergs kommt? S. 557.
569) Syrene auf Christburg S. 557.
570) Wie das Schloß Christburg durch Gewenster wüst gemacht worden S. 558.
571) Wie es einem Schmied im dasigen Schlosse ergangen S. 559.
572) Schaggräber zu Christburg S. 560.
573) Das fromme Pferd zu Tilsit S. 560.
574) Die Seejungfern im Tilsiter Schloßsee S. 561.
575) Slomspetters S. 562.
576) Gestohlene Hostie verräth sich selbst S. 563.
577) Sonntagsschänder bestraft S. 564.
578) Mord kommt an den Tag S. 564.
579) Der Teufel holt einen Betrüger S. 565.
580) Eine Teufelshuhlin ersäuft sich S. 565.
581) Ein Schwarzkünstler bekommt zur Strafe Geschwulst S. 565.
582) Wie der Teufel kein weißes Pferd leiden wollte S. 566.
583) Ostertags-Arbeit bestraft S. 566.
584) Heiligenbeil und sein Name S. 567.
585) Der Name Heiligwald S. 567.
586) Milch zu verschütten ist Sünde S. 568.
587) Das Denkmal bei Angerburg S. 568.
588) Gehängte Diebe bitten einen Todtmann zu Gaste 569.
589) Kirchenräuber geht als Gespenst um S. 571.
590) Gotteslästerer bestraft S. 571.
591) Wie einer fremdes Gut zu Hause brachte S. 572.
592) Woher der Name Danzig? S. 572.
593) Woher der Name Hagelsberg? S. 573.
594) Die Sagen vom h. Adalbert S. 573.
595) Von dem Leben und Tode der h. Dorothea S. 575.

596) Gert Birnbaum S. 576.
597) Wie die Danziger einen falschen König nach Dänemark brachten S. 577.
598) Wie ein Dieb dem, der ihn vom Galgen erlöset hatte, lohnte S. 577.
599) Unwetter zu Danzig S. 578.
600) Der Teufel holt einen Mönch S. 578.
601) Das versteinerte Brod S. 579.
602) Das Crucifix in der Marienkirche S. 579.
603) Das Madonnenbild in der Pfarrkirche S. 580.
604) Der Marienbrunnen S. 581.
605) Die Wahrzeichen von Danzig S. 581.
606) Das jüngste Gericht in der Marienkirche S. 581.
607) Hand aus dem Grabe S. 582.
608) Der Mönch in der Trinitatiskirche S. 582.
609) Der bestrafte Wahrsager S. 582.
610) Das Haus „Adam und Eva" S. 583.
611) Der Mühlstein in der Danziger Ringmauer S. 584.
612) Die zwei Pferdeköpfe zu Danzig S. 585.
613) Die Uhr in der Pfarrkirche S. 585.
614) Der Wirth in Jerusalem S. 587.
615) Zwei Diebe werden in denselben Hosen gehangen S. 588.
616) Dreifacher Adlerkampf S. 588.
617) Der reiche Bauer zu Niklaswalde S. 590.
618) Der Fischmeister zu Scharpau S. 591.
619) Der Brodstein bei Oliva S. 591.
620) Hexen zu Hammerstein S. 592.
621) Hexerei zu Konitz S. 593.
622) Vorwerk Hülfe bei Konitz S. 594.
623) Ursprung des Namens Konitz S. 595.
624) Die eingesperrte Pest S. 595.
625) Das Sprichwort vom Fluß Piße S. 596.
626) Der Fluß Schwente 596.
627) Die Namen der Biere in Preußen S. 596.
628) Das Wappen und der Name von Baldenburg S. 597.
629) Das Schmochbeal S. 597.
630) Die goldene Wiege S. 597.
631) Der Starost von Seckath S. 598.
632) Ein Todter theilt Ohrfeigen aus S. 598.
633) Geisterschaaren in Preußen S. 599.
634) Die Bauern von Lichtenau S. 599.
635) Sagen von Marienburg S. 602.
636) Wie der Teufel einem die Stiefeln auszog S. 602.
637) Von drei gewissen Schüssen S. 603.
638) Böser Scherz aus Buhlschaft S. 603.
639) Der Grundstein zu Marienburg S. 603.
640) Wie die Schnabelschuhe abgekommen sind S. 603.
641) Das Gnadenbild zu Marienburg S. 604.
642) Die versteinerten Liebenden S. 604.
643) Der Erstverstorbene an der Pest frißt die andern S. 604.
644) Der Teufel verblendet die Leute S. 605.
645) Wie die Fische in den Seen weggeblieben sind S. 605.
646) Die drei Brüder S. 607.
647) Die Memelhexe S. 607.
648) Die Jünglinge auf dem Schloßberg bei Tilsit und der Hirt S. 607.
649) Tilsitsch Preußen S. 609.
650) Der schwarze Mann zu Memel S. 610.
651) Der Glomsack zu Memel S. 610.
652) Das Crucifix zu Braunsberg S. 611.
653) Die Geisterschlacht am Kaukarus S. 611.
654) Die Leichenflughahn zu Ragnit S. 611.
655) Das fischreiche Schloß bei Ragnit S. 612.
656) Der Teufel entführt einen Bauer S. 613.
657) Historie von einer Katze, so viel Menschen umgebracht hat S. 613.
658) Wie Herzog Swantipol zum Haupte der h. Barbara gekommen S. 614.
659) Die Hufeisen an der Kirche zu Schwarzenstein S. 614.
660) Wie sich ein Tyrann selbst verbrannt hat S. 615.
661) Warum die Juden sonst nicht in Preußen wohnen durften S. 615.
662) Pickerts Bruch S. 615.
663) Das Wunschpferd S. 616.
664) Eine Magd in die Hölle geführt S. 617.
665) Der Teufel dreht einem Schatzgräber den Hals um S. 617.
666) Wie die ersten Münzen in Preußen geheißen S. 618.
667) Der Teufel vertreibt Schatzgräber S. 618.
668) Wie mit Teufels Hülfe ein Dieb aus dem Gefängniß kommt S. 618.
669) Die große Eiche zu Wehlau S. 619.
670) Der Name von Gumbinnen S. 619.
671) Der Name Stallupönen S. 619.
672) Der Kamsvikus S. 620.
673) Die Maid von Kreuzburg S. 620.
674) Die Schätze im Kreuzburger Schlosse S. 621.
675) Die 12 Ritter und 12 Nonnen zu Kreuzburg S. 621.
676) Der unfruchtbare Eichwald S. 622.
677) Ein Schwarzkünstler führt mit einem Mädchen durch die Luft S. 623.
678) Wie ein Sohn seinen Vater mit den Glossen des Rechts übel berichtet S. 623.
679) Das Sprichwort: „Amt giebt Kappen" S. 624.
680) Von einem himmlischen Sendboten S. 625.
681) Wie einer sich verbürgt, sein Weib nur mit guten Worten zu strafen S. 626.
682) Der Name Passenheim S. 628.
683) Der Name von Ortelsburg S. 628.
684) Der Name von Rastenburg S. 628.
685) Teufelsaustreibung in Tiaussen S. 628.
686) Der neue Messias in Preußen S. 629.
687) Die Sage vom Spirding-See S. 630.

688) Der Name von Sensburg S. 630.
689) Der dienstbare Geist S. 630.
690) Der Wehrwolf S. 631.
691) Woher der Name „Bartenscher Rekel?“ S. 631.
692) Sprichwort von der Laus an der Kette S. 632.
693) Die Sprichwörter von Domnau S. 632.
694) Warum die Goldapper Ferkelmacher heißen? S. 632.
695) Sage vom Goldberge S. 633.
696) Sage von den Goldbergen bei Neidenburg S. 633.
697) Die Irrberge bei Neidenburg S. 635.
698) Der Gardwinger Grund S. 635.
699) Die Seejungfer S. 636.
700) Der Galtgarb S. 636.
701) Der Hausen S. 636.
702) Der Pilberg S. 637.
703) Die Eiche des h. Jodocus S. 638.
704) Heiligenlinde S. 639.
705) Der Irrgarten bei Riesenburg S. 640.
706) Der Todtenberg bei Marienwerder S. 640.
707) Der unterirdische Gang in Marienwerder S. 640.
708) Die Braut des Fingerlings und die Unterirdischen auf der Entenburg S. 641.
709) Der Opferstein auf dem Rombinus und der Auszug der Laumen S. 642.
710) Die Bekehrung der Pruzzen S. 644.
711) Die beiden Linden zu Jauniken S. 645.
712) Der Ohnekopf zu Landsberg 645.
713) Die Frühpredigt zu Landsberg S. 646.
714) Ragaine S. 648.
715) Balga S. 651.
716) Die zerbissene Hexe S. 651.
717) Das Bernhardinerkloster in Bromberg S. 651.
718) Woher der Name „Gnesen“ S. 652.
719) Die faule Magd zu Strzelno S. 653.
720) Die Entstehung des Namens Posen S. 653.
721) Wie Lech König von Polen ward S. 654.
722) Wie die Pehlingrau nach Posen gekommen ist S. 654.
723) Fallende Sucht geheilt S. 655.
724) Das eingegipste Hasenherz S. 655.
725) Die Brahejungfrauen S. 656.
726) Der See Strzynska S. 656.
727) Die Eroberung Nakels S. 657.
728) Schloß Filehne und Boleslaw's Handschuh S. 658.
729) Schloß Benschin S. 658.
730) Die Wunderkrüge von Nochow S. 659.
731) Spruch von Polen S. 660.

(Die Hohenzollerschen Lande.)

732) Graf Friedrich von Zollern S. 660.
733) Der Graf von Zollern und die Württembergerin S. 662.
734) Die weiße Frau von Zollern S. 664.
735) Hans Hodio S. 664.
736) Der Heiligenweiher S. 665.
737) Ritter von Rennegg S. 665.
738) Maria-Zell S. 665.
739) Kloster Beuron S. 665.
740) Hagenmann S. 666.
741) Das Entengrubenweiblein S. 666.
742) Die Heiligenkreuzlinde am Hohenzollern S. 667.
743) Die Jungfrauen auf der Schalksburg S. 668.
744) Das durchschossene Bild in Wald S. 668.
745) Der steinerne Brodteig zu Neckarhausen S. 669.
746) Der Engelgroschen S. 669.
747) Gründung des Klosters Stetten S. 669.
748) Das Narrengericht zu Grosselfingen S. 670.
749) Das Bräutlen S. 672.
750) Das Eiereisen S. 673.
751) Der Pfingstlümmel S. 673.
752) Das Feuerspringen S. 674.
753) Das Votivbild an dem Schloßthor in Sigmaringen S. 674.
754) Die Geistermesse in Nieder-Hechingen S. 675.
755) Kloster Inzigkofen S. 675.
756) Kloster Inzigkofen S. 676.

(Frankfurt und Umgegend.)

757) Frankfurts Gründung S. 676.
758) Der verteufelte Königssohn S. 677.
759) Warum in Frankfurt kein Kind sich ohne Willen seiner Eltern verheirathen darf S. 678.
760) Der Faulbrunnen zu Frankfurt S. 679.
761) Der Hahn auf der Sachsenhäuser Brücke S. 679.
762) Der Rattenpfennig zu Frankfurt S. 680.
763) Der Schwedenschuß S. 681.
764) Das Feenmilchgäßchen S. 681.
765) Der Frankfurter Messerschmiede Wappen S. 683.
766) Der wunderliche Erbsenhandel S. 684.
767) Die letzte Kaiserwahl und der letzte Krönungsbeutel S. 684.
768) Der Reuner in der Wetterfahne S. 685.
769) Der kluge Rendter S. 687.
770) Der Lump S. 688.
771) Die Thurmkrone S. 688.
772) Der Frohnhof S. 688.
773) Der Schelm von Bergen S. 689.
774) Der Türkenschuß S. 690.

775) Günther von Schwarzburg S. 691.
776) Der fromme Adel S. 692.
777) Das Judenschwein in Frankfurt S. 693.
778) Die Geißler zu Frankfurt S. 693.
779) Das Einhorn S. 694.
780) Der Feldberg S. 695.
781) Der Mönch auf dem Gutleuthofe S. 695.
782) Der Altkönig und die Pfingstweide S. 696.
783) Der Kapuziner bei Niederrad S. 696.
784) Die Bockreiter S. 697.
785) Das Bihrenkreuzen S. 697.
786) Die Schlacht von Kronberg S. 698.
787) Woher das Sprichwort: „Der Pfeffer liegt im Dreck" S. 699.
788) Die Erbauung von Gelnhausen S. 699.
789) Der Teufelsweg auf Falkenstein S. 700.

(Nassau.)

790) Das Christophelsgebet S. 702.
791) Der Spörkel und Hartmond S. 702.
792) Burg Eppstein S. 702.
793) Adolphseck S. 704.
794) Blutlinde S. 705.
795) Der Grafenroder Hof S. 706.
796) Brömser von Rüdesheim und Noth Gottes S. 707.
797) Die Heiligenkreuzkapelle bei Lorch S. 709.
798) Die Wiesenstimme S. 709.
799) Der Salmreiter S. 710.
800) Die Glauburg S. 711.
801) Räderberg S. 711.
802) Der Affe zu Thann S. 712.
803) Taube zeigt den Tod an S. 713.
804) Die Frau von Stein S. 713.
805) Drumins Tod S. 714.
806) Der Schuster auf Adelseck 714.
807) Das blaue Ländchen S. 715.
808) Die Christmette in der Kirche von Bergen S. 715.
809) Konrad Kurzbold S. 716.
810) Die Kirche von Dietkirchen S. 717.
811) Die Zerstörung von Dornburg S. 717.
812) Der Hund zu Weilburg S. 719.
813) Der wandernde Zwerg S. 719.
814) Die Schatzgräber S. 720.
815) Der ungerathene Sohn S. 720.
816) Das eiserne Männchen S. 721.
817) Die Linde zu Frauenstein S. 722.
818) Der Mönch zu Eberbach S. 722.
819) Das große Faß zu Eberbach S. 722.
820) Die vertriebene Pest S. 723.
821) Das Heinzelmännchen S. 723.
822) Gründonnerstagsei S. 724.
823) Johann von Bernich S. 724.
824) Das graue Haus zu Winkel und die Nonne S. 725.
825) Das gebrannte Heiligenhäuschen zu Winkel S. 725.
826) Der Unkenkönig S. 726.
827) Die Pest zu Herborn S. 726.
828) Der nächtliche Reiter S. 726.
829) Die Linde zu Dillenburg S. 727.
830) Jungfrauenordnung auf dem Schlosse zu Driedorf S. 727.
831) Kloster Marienstatt S. 729.
832) Adolph's von Nassau Tod und der seiner Feinde S. 729.
833) Die Krebsmühle S. 730.
834) Ureler Markgeding S. 730.
835) Der dreibeinige Hase zu Belecke S. 731.
836) Der Gangolfsbrunnen zu Mendt S. 731.
837) Gottes Finger S. 732.
838) Die wunderbaren Steine am Altkönig S. 732.
839) Die Leichweishöhle S. 733.
840) Der Trompeter und das seltsame Kegelspiel S. 733.
841) Camberg's Rettung S. 734.
842) Philipp v. Reifenberg S. 734.

(Hessen.)

843) Sprüche vom Lande Hessen S. 735.
844) Das Wahrzeichen von Stadt Fulda S. 735.
845) Das Gnadenbild unter dem Schulthor S. 735.
846) Das goldene Rad im Dome zu Fulda S. 736.
847) St. Bonifacius' Grab S. 736.
848) Der Bonifaciusbrunnen zu Horas S. 737.
849) St. Bonifacius Fußtritt S. 737.
850) Der weiße Teufel im Dome zu Fulda S. 737.
851) Die Rathhaustreppe zu Fulda S. 738.
852) Die Severuskapelle zu Fulda S. 738.
853) Der lange Hannes zu Fulda S. 738.
854) Fierabend S. 738.
855) Die Weides S. 739.
856) Ziehers S. 739.
857) Der Frauenberg und die Pestsäule S. 739.
858) Der Unkenteich am Eichsfelde und das Christusbild S. 740.
859) Die Todtenlache an der Fulda S. 740.
860) Die vier Hände im Dome zu Fulda S. 740.
861) Der Brunnenplatz und das Burgverließ zu Steinau S. 741.
862) Das Schloß in der Kirche zu Herbstein S. 741.
863) Der Goldberg S. 742.
864) Das Wendelinuskapellchen am Kreuzwege bei Steinhaus S. 742.
865) Die Schauergeschichte der Familie Hertinghausen S. 743.

866) Sagen von der Fulda und Lahn S. 746.
867) Die geprellten Schatzgräber zu Cassel S. 746.
868) Mörder durch Schweine entdeckt S. 746.
869) Der Wunderdoctor zu Cassel S. 747.
870) Das Bastliskenei S. 747.
871) Der Christenberg in Oberhessen S. 748.
872) Der Wallfahrtsort Gottesbüren S. 748.
873) Die Jungfrau mit den Schlüsseln bei Breuna S. 748.
874) Der goldene Schlüssel des Landgrafen Philipp S. 749.
875) Der Ursprung der Familie v. Riedesel S. 749.
876) Sagen von den Herren v. Baumbach S. 750.
877) Die Riesenprinzessinnen S. 751.
878) Der letzte Schöneberg S. 751.
879) Der Würfelthurm zu Geismar S. 753.
880) Der Hohlstein S. 754.
881) Der Meißner S. 754.
882) Der Liebenbach S. 763.
883) Otto des Schützen Andenken zu Spangenberg S. 764.
884) Der St. Gangolphsbrunnen S. 765.
885) Der Gesundbrunnen bei Treis S. 765.
886) Der Brunnen zu Schöneberg S. 765.
887) Der See am Burghasunger Berge S. 765.
888) Der See bei Rotenburg S. 766.
889) Die Kette Heinrichs von Lüdder S. 766.
890) Die Jungfrau im Brunnen bei Trendelenburg S. 767.
891) Merkwürdige Brunnen in Hessen S. 768.
892) Das Lehnaurufen S. 769.
893) Die guten Holden S. 770.
894) Hexenstücke S. 771.
895) Die Wichtelmännchen S. 771.
896) Die Kobolde im Steckelberg S. 772.
897) Das Unkengestade S. 772.
898) Der letzte Bielsteiner S. 772.
899) Der Schatz auf dem Weidelberg S. 773.
900) Der Name von Ulrichstein S. 773.
901) Die letzten Herren von Ulrichstein S. 774.
902) Die Sage von der Speck- und Brodstiftung zu Allendorf S. 775.
903) Die Schätze der Schartenburg S. 776.
904) Der Geist auf Ziegenberg S. 777.
905) Die Fräulein von Bonneburg S. 777.
906) Die weiße Frau und die Schätze auf der Bonneburg S. 779.
907) Der Unkenkönig S. 779.
908) Warum die Spinnen zu Oberkalbach geehrt werden S. 780.
909) Zauberspuk bei Oberkalbach S. 780.
910) Wie einer die Geister sehen kann S. 781.
911) Hexenbutter S. 781.
912) Der Wolfgang zu Hanau S. 782.
913) Der ungeborne Reinhard und die Sagen von der Weidelburg S. 782.
914) Wie die Herrn von Scheuernschloß in Besitz des Klosters Hachborn gekommen sind S. 784.
915) Bonifacius rettet Fritzlar S. 785.
916) Der Jungfernberg S. 785.
917) Wünschelruthe beim Schatzgraben S. 785.
918) Das graue Männchen S. 786.
919) Der Dünsberg und die sieben Hügel S. 786.
920) Nidda und Altenburg S. 787.
921) Der Graf von Ziegenhain S. 788.
922) Wie Ziegenhain an Hessen gekommen S. 788.
923) Otto der Quade S. 789.
924) Der letzte Trauerritter S. 790.
925) Der Riedesel Name S. 790.
926) Die Teufelskanzel im Hangelstein S. 791.
927) Die vermauerte Thüre S. 791.
928) Zwei Tauben S. 791.
929) Die Lahn hat geruhen S. 791.
930) Des Fremdlings Finch S. 792.
931) Der Mostmärten S. 792.
932) Vollus und das Lullusfest zu Hersfeld S. 793.
933) Die Hexe zu Schmalkalden S. 794.
934) Der betrogene Teufel zu Schmalkalden S. 794.
935) Die Todtenhöhe S. 796.
936) Der Alp S. 796.
937) Ein Gottesurtheil 797.
938) Zeichen wo ein Schatz vergraben ist S. 797.
939) Tanz und Sang auf Hünengräbern S. 797.
940) Schauenburg S. 797.
941) Das Wappen von Lichtenau S. 797.
942) Das Wappen von Wolfhagen S. 798.
943) Der Stadtwald von Wolfhagen S. 798.
944) Die Hunde S. 798.
945) Das Nadelöhr S. 799.
946) Die Haut S. 799.
947) Klein Frankreich S. 799.
948) Die Glocke zu Haina S. 800.
949) Der Name Spangenberg S. 800.
950) Der Ursprung von Pleise S. 800.
951) Der Schwerttanz zu Weißenstein S. 801.
952) Das Faun und Fauneln S. 803.
953) Der unglückliche Schnellläufer S. 804.
954) Die Sandschirmeß S. 804.
955) Der Teufel als Baumeister S. 804.
956) Ein Riese baut Spangenberg S. 805.
957) Die wilden Leute S. 806.
958) Der Brunnen zu Spangenberg S. 806.
959) Die geflügelten Ameisen zu Spangenberg S. 807.
960) Die eiserne Jungfrau S. 808.
961) Frau Schuckel S. 808.
962) Jost von Mengersen S. 809.
963) Disteln verrathen einen Mörder S. 809.
964) Der Schatz in der Seeberg S. 810.
965) Der Sachsenbrunnen S. 811.

966) Der Hoppes-Kippel S. 812.
967) Friedrich der Rothbart S. 813.
968) Die neun Kinder S. 814.
969) Das Kloster Breitenau S. 814.
970) Das Kloster Fischbeck S. 815.
971) Wein in seiner eigenen Haut S. 815.

(Hannover.)

972) Das Wahrzeichen von Hannöverisch Münden und der Dr. Eisenbart S. 816.
973) Die Gründung der Kirche von Gandersheim S. 816.
974) Der Name und die Cedern von Greene S. 816.
975) Die sieben Trappen S. 817.
976) Ein Teufelsbanner zu Osnabrück S. 817.
977) Das h. Sacrament löscht Feuer S. 818.
978) Der Darnsee S. 818.
979) Die rauhen Leute und der Schmied im Darnsee S. 819.
980) Die Meerfrau im Kolk zu Jeker S. 821.
981) Das Kloster zu Rulle S. 822.
982) Das Hemd im Dome zu Osnabrück S. 825.
983) Der Hund auf dem Domhofe zu Osnabrück S. 826.
984) Die Gebeine des h. Crispin S. 826.
985) Die Rosen ohne Dornen S. 826.
986) Teichslehammer bricht Zauber S. 828.
987) Das weiße Pferd im Hannöverisch-Braunschw. Wappen S. 828.
988) Die Babylonie S. 828.
989) Pferd hockt auf S. 830.
990) Des wilden Jägers Hund S. 830.
991) Die Mohrenhand S. 831.
992) Die Ketten in der Kirche zu Merzen S. 831.
993) Drei Kreuze S. 832.
994) Die zwei Kreuze bei Osterkappeln S. 832.
995) Der Schatz auf der Burg zu Holte S. 833.
996) Der Wehrwolf S. 834.
997) Die Hasemeiersche S. 835.
998) Potthof S. 835.
999) Der Sonnenstein im Verther Bruche bei Benne S. 836.
1000) Der Drache S. 837.
1001) Ungerechter Richter in einen Hund verwandelt S. 838.
1002) Hexen als rothe Kühe S. 838.
1003) Das Kloster zu Berssenbrück S. 838.
1004) Weiber als Katzen S. 838.
1005) Hexen als Hasen S. 839.
1006) Der Feuermann S. 839.
1007) Der Teufel entführt eine Glocke S. 839.
1008) Sonntagskind sieht Geister S. 840.
1009) Der Foppenpohl S. 840.
1010) Die große Grete S. 840.
1011) Springmeiers Kolk S. 840.
1012) Die Finger des Hünen S. 841.
1013) Die zwölf Apostel zu Jeker S. 841.
1014) Wie kam die Grafschaft Bechta an Münster S. 842.
1015) Sprengpul in Bechta S. 842.
1016) Das Plevit-Läuten S. 843.
1017) Ankum S. 843.
1018) Der feurige Pflüger S. 844.
1019) Der Alkenkrug S. 844.
1020) Das Fest der h. drei Könige zu Ankum S. 845.
1021) Das St. Nicolausfest zu Ankum S. 847.
1022) Zweikampf Wittekinds mit Karl dem Großen S. 847.
1023) Karlshaar, Karlsfeld, Schlagvörderberg und die alte Schmiede S. 847.
1024) Die Karlssteine und die sieben Brüder S. 848.
1025) Wallenhorst und das Wittefeld S. 848.
1026) Wied's Burgen S. 848.
1027) Wittekinds Taufe S. 849.
1028) Wittekinds Grab S. 849.
1029) Der Teigtrog und der Backofen des Teufels S. 850.
1030) Vom König Wieck und Karl Mang S. 851.
1031) Die Teufelssteine bei Laer S. 852.
1032) Der Mecklenbusch zu Hagen S. 852.
1033) Lüllmanns Ding S. 853.
1034) Die Glocke zu Laer S. 853.
1035) Der Geist am Bielenbach S. 854.
1036) Die Mädchen und die Herrn von Sattenhausen S. 854.
1037) Das Hemde des Gespenstes S. 855.
1038) Der Pfarrer zu Uffeln S. 855.
1039) Der ungerechte Schulte S. 856.
1040) Der Hünensohn S. 857.
1041) Meerpohl bei Hagen S. 858.
1042) Der Schmied zu Astrup S. 858.
1043) Die tiefen Pöhle S. 858.
1044) Die heilige Halle S. 859.
1045) Der Mordkuhlenberg S. 860.
1046) Die Bißbecker Braut S. 860.
1047) Der Bau der Kirche zu Neuenkirchen S. 861.
1048) Der Fischwinkel S. 861.
1049) Graf Rudolph von Diepholz S. 862.
1050) Der Name von Diepholz S. 862.
1051) Junker Griese zu Schnappburg S. 863.
1052) Das heilige Meer S. 863.
1053) Der Eichbaum zu Strohen S. 864.
1054) Das Kielkröpchen S. 864.
1055) Das witte Feld und der Stein im Hone S. 864.
1056) Die Sjönaunken S. 864.
1057) Das Kloster zu Börstel S. 866.
1058) Die erste Kirche S. 867.
1059) Der Drache S. 867.
1060) Heidenkirchen S. 868.

1061) Der Stretmann S. 868.
1062) Der freie Hagen zu Gesmold S. 868.
1063) Hexen zu Glandorf S. 868.
1064) Der Grinkenschmied S. 869.
1065) Das Weingartenloch zu Lauterberg S. 870.
1066) Das Königsloch zu Dannenberg S. 871.
1067) Die Wahrzeichen der Stadt Hannover S. 871.
1068) Kaspar Hanebuth S. 872.
1069) Hexen in Hannover S. 873.
1070) Der graue Mann S. 873.
1071) Das Klageweib S. 874.
1072) Die Steinkirche bei Scharzfels S. 874.
1073) Die Ablaßsäule und das Kreuz bei Nordheim S. 875.
1074) Kindersärge in der Stadtmauer zu Haarburg S. 875.
1075) Die eingemauerte Prinzessin im Schlosse zu Haarburg S. 876.
1076) Die Wahrzeichen der Stadt Verden S. 876.
1077) Der Teufel hängt eine Frau S. 876.
1078) Hexe als Katze S. 876.
1079) Der Katzenstein S. 876.
1080) Das Waldgespenst S. 877.
1081) Der Tod des Grafen Hermann von Winzenburg S. 878.
1082) Der Winzenburgische Poltergeist Hödecke S. 879.
1083) Ablieferung von zwei Hähnen, jeder in einem Strohhut, am Dreikönigstage an die Stadt Walsrode S. 887.
1084) Der Spruch von Alfeld S. 888.
1085) Kaiser Ludwig baut Hildesheim S. 888.
1086) Der Rosenstrauch zu Hildesheim S. 889.
1087) Der Ursprung des goldenen Domthurms zu Hildesheim S. 889.
1088) Das Steinigen des Jupiter auf dem Domhofe in Hildesheim S. 889.
1089) Der Mairitt S. 890.
1090) Akenfahrt und Schildbaum S. 890.
1091) Rettung durch Todte S. 891.
1092) St. Vitus S. 891.
1093) Die Entstehung des Bernwardkreuzes S. 892.
1094) „Dat is de Garen Mate" S. 892.
1095) Das gepferte Huhn S. 893.
1096) Der verzauberte Ring S. 893.
1097) Die schreiende Schlange S. 894.
1098) Die Schlange mit der goldenen Krone S. 894.
1099) Die Hildesheimer Jungfer S. 894.
1100) Teufelshorn S. 896.
1101) Der Stein zu Hildesheim S. 896.
1102) Das Schautenfelskreuz S. 896.
1103) Die beiden Hände auf dem Pfaffenstieg in Hildesheim S. 897.
1104) Die gläserne Kutsche S. 898.
1105) Die weiße Rose S. 898.
1106) Prallas, Kattenbrak und Top S. 898.
1107) Der Stein an der St. Godehardi-Kirche S. 899.
1108) Der große liebe Gott in der St. Godehardikirche S. 899.
1109) Fastenlaken S. 899.
1110) Der Judenkopf S. 899.
1111) Die gepenstige Gans S. 900.
1112) Das Wandelkreuz zu Hildesheim S. 900.
1113) Zwergsloch S. 901.
1114) Lammspringe S. 903.
1115) Die Stadt Einbeck S. 903.
1115b) Das Wendfeld bei Einbeck S. 904.
1116) Der Nonnenstein in Fredelsloh S. 904.
1117) Der goldene Ring der Grafen von Hona S. 905.
1118) Die Transfelder Hasenjagd S. 905.
1119) Die alten Steine am Brackenberge S. 906.
1120) Hexen zu Hitzacker S. 907.
1121) Zwerge bei Hitzacker S. 907.
1122) Die goldene Wiege S. 908.
1123) Der schwarze Hund S. 908.
1124) Woher der doppelte Reichsadler auf dem Gildesiegel der Schuhmacher stammt S. 909.
1125) Der tapfere Bäcker zu Lüneburg S. 909.
1126) Der Rattenfänger zu Hameln S. 910.
1127) Der wilde Hamelnsche Peter S. 912.
1128) Das Kreuz bei Esbeck S. 912.
1129) Das Peterssilit zu Goslar S. 913.
1130) Der Teufelsthurm zu Goslar S. 914.
1131) Der lange Tanz zu Goslar S. 914.
1132) Die Zauberurnen S. 915.
1133) Das Grab des Johannes Parricida S. 915.
1134) Geisterschlacht am Himmel S. 916.
1135) Thedel von Walmoden u. sein Zauberroß S. 917.
1136) Der Kreuzbaum und der Kronenbaum S. 919.
1137) Der schmucke Baum S. 920.
1138) Der Brautstein bei Wolterdorf S. 921.
1139) Das Marienbild bei Plate S. 922.
1140) Die alte Burg zu Lüchow S. 922.
1141) Der Zauberfuhl zu Klennow S. 923.
1142) Der Vampyr im Wendlande S. 924.
1143) Das Jammerholz S. 925.
1144) Die Riesen im Hunnenberge S. 926.
1145) Graf Jlang von Seeburg S. 926.
1146) Die schöne Bertha vom Schweckhäuserberge S. 928.
1147) Wallfahrt nach den Schweckhäuserbergen S. 930.
1148) Der Bessilische Meerpfuhl S. 930.
1149) Die Glocke von Cowenhausen S. 931.
1150) Der Glockensee S. 931.
1151) Der Lübbower Stein S. 931.
1152) Die Hünenburg S. 932.
1153) Die Salz-Saw S. 932.

1154) Der goldene Kegel S. 932.
1155) Spuk unter den fünf Eichen S. 933.
1156) Der Wolfstein bei Aerzen S. 934.
1157) Der Bauer aus Gassen S. 935.
1158) Guten Abend S. 935.
1159) Der Schäfer unter der Eiche S. 936.
1160) Das Kreuz zwischen Heidenhoff und Soltau S. 936.
1161) Der grundlose Kolk S. 937.
1162) Die klugen Bürger von Soltau S. 937.
1163) Die Vogelsburg u. das Dorf Vogelsbeck S. 938.
1164) Die Heldenburg S. 939.
1165) Die Homburg und die Burg Eberstein S. 939.
1166) Die Erbauung der Burg Greene S. 940.
1167) Die Leisenröder Kirche S. 940.
1168) Der Stein bei Edemissen S. 941.
1169) Die vier Linden auf der Hube bei Einbeck S. 941.
1170) Die feindlichen Brüder S. 941.
1171) Der Schäferstein S. 941.
1172) Das Denkmal auf dem Donnersberge S. 942.
1173) Der Kuhstein S. 942.
1174) Der Kellerstein S. 942.
1175) Der Stein bei Sudheim S. 943.
1176) Der Seckelnborger S. 943.
1177) Hackelbergs Grab S. 944.
1178) Die kreißende Zwergin S. 944.
1179) Frau als Hexe S. 946.
1180) Die zwölf weißen Jungfrauen auf dem Lichtenstein S. 948.
1181) Versöhnung nach dem Tode S. 950.
1182) Der Wehrwolf S. 951.
1183) Das Engelglöcklein S. 952.
1184) Die Osterjungfrau S. 954.
1185) Der Schwarzkünstler S. 956.
1186) Hans von Eisdorf S. 957.
1187) Die Nonne auf dem Schlosse zu Osterode S. 958.
1188) Das Teufelsbad S. 959.
1189) Das Höxterthal S. 961.
1190) Der Schatz auf dem Blocksberge S. 961.
1191) Der Venetianer S. 963.
1192) Der Wunderfisch S. 966.
1193) Der Stein am Spölinger Wasser S. 966.
1194) Der letzte Sicherstein S. 967.
1195) Der Burggeist auf Scharzfels S. 968.
1196) Der Brunnen zu Rohbedissen S. 969.
1197) Gottesverächter bestraft S. 969.
1198) Das besessene Weib zu Weinhausen S. 970.
1199) Der Alchimist S. 970.
1200) Meineid bestraft S. 971.
1201) Ein Holzbild wandert S. 972.
1202) Ibermanns Kreuz S. 972.
1203) Wittwen sollen nicht wieder heirathen S. 973.
1204) Die Unterirdischen auf der Burg Plesse S. 974.
1205) Heinrich der Eiserne S. 978.
1206) Das Pater-Kleid und der Pater-Busch zu Visselhövede S. 979.
1207) Der Drachenstein S. 980.
1208) Die Dornenkrone S. 981.
1209) Doctor Faust im Lande Wursten S. 982.
1210) Der Heuersche Kolk bei Rechtenfleth S. 982.
1211) Der Otterstedter See, der Düvelshoop und die Hexenkreise bei Eckstever S. 983.
1212) Der Peterborn bei Neukloster und die Kirche zu Bliedersdorf S. 984.
1213) Der Wingstbrunnen S. 984.
1214) Bruder Steenhuus S. 984.
1215) Zigeuner versprechen das Feuer S. 985.
1216) Der offene Sarg S. 985.
1217) Marenholter S. 986.
1218) Das Geisterschiff S. 987.
1219) Das Teufelsschiff S. 988.
1220) Ihlow S. 988.
1221) Der Stein zu Burhafe S. 989.
1222) Claus Störtebeker und Gödeke Michels S. 990.
1223) Das Hexenkreuz vor dem Ekkerfelde S. 995.
1224) Das Grab des h. Dionysius S. 996.
1225) Der Balksee S. 996.
1226) Der Karlstein bei Rosengarten S. 998.

(Schleswig-Holstein.)

1227) Die Entstehung der Sanddünen auf Amrum S. 999.
1228) Die Zauberer auf Amrum und Föhr S. 1000.
1229) Puck S. 1002.
1230) Der Schatz auf der Borgsumer Burg S. 1003.
1231) Die Spinnerinnen am Ockholmer Deich S. 1004.
1232) Gotteshand und Teufelshand S. 1004.
1233) Die Zähne Christi S. 1004.
1234) Die Fahrt und der Tanz um den Roland S. 1005.
1235) Das Karnüffelamt zu Neumünster S. 1005.
1236) Das Balbier S. 1006.
1237) Die Kapelle in Klein-Zecher S. 1006.
1238) Der Teufel hilft den armen Bauern S. 1006.
1239) Der Becher der Buchwalde S. 1007.
1240) Die Hexe von Schonbulgarde S. 1008.
1241) Der Schellfisch S. 1008.
1242) Der viermal todte Pfaffe zu Lüttensee S. 1009.
1243) Die Unterirdischen zu Lüttensee S. 1010.
1244) Der Meermann Ekke Nekkepenn S. 1010.

1245) Der Meermann und die Zwerge auf Sylt S. 1012.
1246) Die Zwerge im Kampfe mit den Riesen auf Sylt S. 1016.
1247) Der Friesen Bekehrung S. 1022.
1248) Karl der Große und die Friesen S. 1024.
1249) Wie die Reformation von den Friesen angenommen ward S. 1024.
1250) König Dan S. 1025.
1251) Rowerlowe S. 1026.
1252) Hartwig Revenlow S. 1026.
1253) Hennaehoog S. 1027.
1254) Der Mannagfuat S. 1028.
1255) Ans König Gottfrieds Zeiten S. 1029.
1256) Henning Wulf S. 1029.
1257) Die schwarze Margarethe S. 1030.
1258) Das Tanzwerk und die schwarze Grete S. 1031.
1259) Qualer Brautnacht S. 1032.
1260) Hecht und Kaulbarsch S. 1033.
1261) Die tapfere Frau von Pogwisch S. 1033.
1262) Der Name der Stadt Segeberg S. 1034.
1263) Die Schlacht auf der Lohheide S. 1034.
1264) Der Kuchen im Wappen S. 1036.
1265) Der Mantel in der Büderupper Kirche S. 1036.
1266) Steinkreuz S. 1037.
1267) Die Wunderuhr S. 1037.
1268) Der Kirchendiebstahl S. 1038.
1269) Der ewige Jude S. 1038.
1270) Die Seeräuber S. 1038.
1271) Die Kapelle in Klein-Zecher S. 1039.
1272) Engel erscheinen Menschen S. 1039.
1273) Der Ursprung der Friesen S. 1040.
1274) Rungholts Untergang S. 1041.
1275) Wunderbare Schiffahrt S. 1042.
1276) Die Prophetin Heertje S. 1042.
1277) Der Flöter im Eulengiebel S. 1043.
1278) Hans Hildebrand S. 1044.
1279) Benno Butendick S. 1045.
1280) Der schnelle Reiter Tod S. 1046.
1281) Die Nachtmahr zu Hoftorp S. 1047.
1282) Das Geisterbankett zu Flensburg S. 1047.
1283) Die Schwerttänze bei den Dithmarschen S. 1049.
1284) Hexen in Nordfriesland S. 1050.
1285) Sachsburg S. 1051.
1286) Der Hagebuttenstrauch S. 1051.
1287) Unterbänklokuul auf Fohr S. 1051.
1288) Kindergeschrei macht eine Todte lebendig S. 1051.
1289) Sonderbare Anzeigung einer künftigen Braut S. 1052.
1290) Poltergeist zu Westlingburen S. 1052.
1291) Weißer Sperling S. 1052.
1292) Meerfrau gesehen S. 1052.
1293) Zwitter verbrannt S. 1053.
1294) Der Müllerfisch S. 1053.
1295) Die Uebertragung der Gebeine des h. Vicelin nach Bordesholm S. 1053.
1296) Der Strandvogt auf Rom S. 1054.
1297) Sprüche aus Holstein und Schleswig S. 1054.
1298) Der spukende Leichenzug S. 1055.
1299) Wie man Hexen sehen kann S. 1055.
1300) Die goldene Ankerkette in der Huder Bith S. 1055.
1301) Die Weihnachtsfeier im Kloster Preetz S. 1056.
1302) St. Knud läutet Weihnacht aus S. 1056.
1303) Wo die Kinder auf der Insel Amrum herkommen? S. 1057.
1304) Kapitänsknop S. 1057.
1305) Das Glückslein S. 1058.
1306) Die Dränger S. 1058.
1307) Der Nachtrabe S. 1058.
1308) Der Kunz oder Gobbe S. 1059.
1309) Der Hirschhorntrunnen S. 1059.
1310) Hel S. 1059.
1311) Der schwarze Tod und die großen Heiden S. 1060.
1312) Eine Zauberin macht eine Maus aus einem Taschentuche S. 1060.
1313) Marienstede S. 1061.
1314) Rabenkirchen S. 1062.
1315) Die Grönnerkeel S. 1063.
1316) Der Venusee S. 1063.
1317) Der Löwe mit dem Ringe im Rachen S. 1063.
1318) Das Schwert im Schleswiger Dome S. 1064.
1319) Die Kirche unserer lieben Frauen in Schleswig S. 1064.
1320) Die abgehauene Zehe S. 1064.
1321) Die unruhige Todtenmütze S. 1065.
1322) Die gelbe Blume S. 1065.
1323) Die vertriebenen Dorfche S. 1066.
1324) Die Möven in Schleswig S. 1066.
1325) König Abels Jagd S. 1066.
1326) Die Pferdejungen S. 1068.
1327) Die Wilsower Mühle S. 1069.
1328) Geister gebannt S. 1070.
1329) Der Geldfot S. 1071.
1330) Wunderbäume in Dithmarschen und Holstein S. 1071.
1331) Die Schapquelle S. 1073.
1332) Schwertmann S. 1074.
1333) Prinzessin Thyra S. 1074.
1334) Die Sassen und die Jüten S. 1075.
1335) Hexen als Wellen S. 1075.
1336) Die schwarze Schule S. 1077.
1337) Das Glück der Grafen Ranzau S. 1078.
1338) Josias Ranzau's geheiltes Schwert S. 1081.
1339) Das Horn der Büsumer Brandgilde S. 1081.

1340) Der verteufelte Stock S. 1082.
1341) Die Wolterkens S. 1083.
1342) Die Unterirdischen S. 1084.
1343) Die Ofensteine bei Alversdorf S. 1084.
1344) Die getreue Alte S. 1086.
1345) Die nächtliche Trauung S. 1086.
1346) Der Zauberer von Plön S. 1087.
1347) Das Diethal S. 1088.
1348) Die Frau auf der Thurenburg S. 1090.
1349) Ein Vogel weiset einen Schatz S. 1091.
1350) Die Unterirdischen S. 1091.
1351) Die verschwundene Stätte S. 1092.
1352) Die Zauberinnen Ostfrieslands S. 1093.
1353) Sankt Hecht S. 1095.
1354) Heilig Anna S. 1096.
1355) Die Schwesterntheirme S. 1096.
1356) Das Kegelspiel im Ratzeburger Dom S. 1097.
1357) Der Bischof Bilcher S. 1097.
1358) Marienbild in Itzehoe S. 1097.
1359) Der entweihte Taufstein S. 1098.
1360) Till Eulenspiegels Grab S. 1098.

Nachtrag.

1361) Hessische Gespenstergeschichten S. 1099.
1362) Hexengeschichten aus Hessen S. 1099.
1363) Die Wanderfliegen zu Allendorf S. 1100.
1364) Der Teufel holt einen Wittwer ꝛc. S. 1101.
1365) Silbernes Crucifix schützt gegen den Teufel S. 1102.
1366) Schatzgräber in Hessen S. 1102.
1367) Der Ring der Markgrafen v. Baireuth S. 1103.

Druck von Carl Flemming in Glogau.

1. Suitbert, der Bergische Apostel.

(Poetisch behandelt von Montanus, die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen. Solingen und Gummersbach. 1837. Th. I. S. 3.)

Der h. Sui(t)bert, ein Schüler des h. Egbert in England, der ihn nebst den h. Willebrord und noch eilf andern ausschickte um die Friesen zu bekehren, war eigentlich ein Prinz, der Sohn des Herzogs Siegfried von Northumberland. Nachdem er seine Sendung erfüllt, zog er weiter gen Preußen, wo er aber von dem wilden Volke gefangen und zum Opfern bestimmt ward. Durch ein Wunder gerettet zog er auf kurze Zeit wieder nach England, dann aber nach Rom, wo ihn der Papst zum Bischoff des Landes der Berge zwischen Ruhr und Wupper salbte. Unterstützt durch den mächtigen Schutz des Frankenherzogs Pipin erbaute er am Rheingestade das Kloster Kaiserswerth, wo er 717 starb und wo seine Reliquien noch jetzt alle vierzig Jahre dem Volke in einem silbernen Sarge zur Verehrung ausgestellt werden. Man sagt, daß noch heute alle Leichen, die der Rhein in seine Fluthen herabreißt, an das dortige Ufer angetrieben werden.

2. Die Brüder vom Berge oder die Gründung des Klosters Altenberg.

(Nach A. Reumont, Rheinlands Sagen, Gesch. und Legenden. Cöln (1849) in 8. S. 25 ꝛc. Poetisch behandelt bei Montanus I. S. 9 und II. S. 174 ꝛc. nach einem Volksliede des 15. Jhdts. in W. v. Waldbrühl, Bardale. Quedl. 1830.)

Um das Jahr 1100 wurden dem Grafen Adolf III. von Berg, den das Volk den Vogt vom Berge nannte, von seiner Gemahlin, der Gräfin Margaretha von Kefernberg, zwei Knaben geboren, die die Namen Adolf und Eberhard erhielten. Leider aber starb ihre Mutter kurz nach ihrer Geburt und nach Ende eines Jahres auch ihr Vater, so daß sie von ihrem Onkel Bruno, Erzbischoff von Cöln erzogen werden mußten. In allen ritterlichen Künsten erfahren, waren sie zu zwei stattlichen Rittern herangewachsen, als sie der Graf von Cleve zur Vermählung seiner ältesten Tochter Gisela mit ihrem Vetter, dem Grafen Siegehardt von Kefernberg einlud. Leider aber verliebte sich hier Eberhard in die letztere so heftig, daß er schwur für immer ledig zu bleiben, da er ihre Hand nicht mehr erringen konnte. Sein Bruder Adolf jedoch gewann die Liebe der jüngeren Schwester Adelheid, mit der er sich auch bald darauf vermählte. Um das Glück der jungen Liebenden nicht mit anzusehen, zog sich Eberhard auf das Schloß

Neuenburg an der Wupper zurück, während jene das alte Schloß Berg an der Thün bewohnten, aber beide ließen keinen Tag vergehen, ohne sich zu sehen und riefen sich jeden Morgen von den Zinnen ihres höchsten Thurmes mit dem Jagdhorn einen schallenden Gruß zu.

Da begab es sich, daß Walram von Limburg die Hilfe der beiden Brüder gegen Gottfried von Brabant anrief. Vereint mit demselben schlugen sie die blutige Schlacht bei Thaldorf, allein obwohl sie den Sieg errangen, so war doch als der Abend über das Schlachtfeld herabsank, nur einer der Brüder, Adolf, frisch und munter zu Rosse, Eberhard aber ward vermißt; zwar durchsuchte man mit der ängstlichsten Sorgfalt die weite Ebene nach seinem Leichnam, allein derselbe fand sich nicht, so daß der tiefbetrübte Adolf ohne seinen Bruder nach Hause ziehen mußte.

Eberhard war aber nicht todt, von einer gewichtigen Streitaxt niedergeschmettert war er lange leblos unter Todten und Verwundeten liegen geblieben, von der Nachtluft aufgeweckt kam er wieder zu sich, als er aber um sich überall die schrecklichen Folgen des Krieges sah, da fühlte er solche Reue über sein bisheriges Beginnen, daß er beschloß, nie wieder ein Schwert zu berühren und forton nur dem Dienste des Herrn zu leben. Er raffte sich, wiewohl mit Mühe auf, fing sich ein herrenloses Roß ein und ritt auf diesem nach Altena an der Lenne, wo er hoffte, von seinem Bruder nicht gleich wieder gefunden zu werden. Hier ließ er sich heilen und begab sich dann auf eine Pilgerfahrt, zuerst nach Rom, dann aber über die Pyrenäen nach Spanien in das Kloster S. Jago de Compostella. Endlich in sein Vaterland zurückgekehrt beschloß er zu weiterer Buße als Knecht zu dienen und trat in die Dienste eines Pächters nahe bei demselben Thaldorf, wo er damals in der Schlacht gefallen war. Hier lebte er unerkannt fünf ganzer Jahre, bis zufällig zwei Bergische Edelleute, Vasallen seines Bruders, in jene Gegend kamen und ihn erkannten. Vergebens versuchte er sich zu verstellen, es gelang ihm nicht und so geschah es, daß sein Bruder Adolf von seinem jetzigen Aufenthalt Kunde bekam. Derselbe eilte schnell herbei um ihm sein Erbe wieder zu überliefern und ihn zu bereden, wieder in seine frühern Verhältnisse zurückzukehren. Eberhard jedoch wies Beides zurück, zog vielmehr nach der Cisterzienserabtei Morimont in der Champagne, wo er sich zum Priester weihen ließ. Allein da sein Bruder Adolf diese abermalige Trennung nicht ertragen konnte, so veranlaßte er ihn dadurch, daß er ihm das Stammschloß seiner Ahnen, das Schloß Berg schenkte, hierher zurückzukehren und dort das Kloster Altenberg zu gründen, welches denn auch am 3. August 1135, als an dem Tage einer totalen Sonnenfinsterniß, vom Erzbischoff Bruno von Cölln feierlich eingeweiht ward. Hier lebte er nun als Mönch im weißen Cisterzienserkleide, nachdem er seinen Freund, den Abt von Morimont mit zwölf Mönchen veranlaßt hatte, sich ebenfalls hierher zu begeben.

Nach einigen Jahren, als er eines Tages in seiner Zelle saß und seinen frommen Gedanken nachhing, sah er von Ferne einen Zug von Reisigen und Frauen seinem Kloster zuziehen. Wie ward ihm aber, als er in der in tiefster Trauer an der Spitze des Zuges reitenden Rittersfrau seine einstige erste und einzige Liebe, Gisela von Cleve erkannte? Dieselbe bat den Abt um die Erlaubniß, ihrem Herrn Vetter, dem Grafen Eberhard,

wenige Worte sagen zu dürfen. Als ihr diese gewährt worden war, bat sie ihn um seinen Segen und forderte ihn auf, das Schloß Jorisburg zum Andenken an ihren verstorbenen Gatten zu einem Kloster einzurichten und demselben vorzustehen. Dies that er auch, allein als nach einigen Jahren Gisela starb, kehrte er nach Altenberg zurück. Mittlerweile war seines Bruders Gemahlin Adelheid auch gestorben und nun legte dieser zu Gunsten seiner Söhne die Regierung des Bergischen Landes nieder und zog sich ebenfalls nach Altenberg zurück, um sich nie mehr von seinem geliebten Bruder zu trennen. Am 21. Mai des Jahres 1152 starb Eberhard, seinem Bruder ein baldiges Ende verkündend, und schon am 12. October folgte ihm dieser und man bestattete ihn an der Seite Eberhards. Als aber am andern Morgen die Mönche an dem frischgemachten Grabe vorbei kamen, sahen sie, daß es eingesunken war. Bei näherer Nachforschung fand man, daß Adolfs Leichnam aus seinem Sarge verschwunden war und an der Seite seines Bruders Eberhard ruhte.

3. Die Neubegründung des Klosters Altenberg.

(Nach Montanus Bd. II. S. 182 ꝛc.)

Das Kloster Altenberg lag früher auf dem steilen Schloßberge. Da beschloß der Convent, es an eine andere passendere Stelle zu verlegen, allein man konnte sich nicht einigen, wohin. Da schlug der Abt Benno vor, die Entscheidung einem Gottesurtheile zu überlassen. Man belud also den dem Kloster gehörigen Esel mit den Insignien des Klosters und dem zum Bauen bestimmten Gelde, führte ihn vor das Thor der alten Burg und überließ ihn nun sich selbst. Langsam schritt derselbe den Berg hinab und suchte wegen der brennenden Sonnenhitze den kühlen Schatten des Quellenthales. Die Mönche folgten ihm von Ferne und erwarteten, was er thun werde. Oft blieb der Esel stehen, rupfte sich eine Distel aus, allein immer schritt er weiter, tiefer und tiefer, bis er endlich an die Stelle kam, wo der Kaibach von der Spechtshard herunterrieselt und damals mitten im Walde einen frischen Wiesenstreifen tränkte. Da blieb der Esel vor dem klaren Waldwasser stehen, letzte seine durstige Kehle aus demselben und graſete dem Ufer entlang. Endlich stand er wieder still, schaute sich bedächtig langsam um, auf einmal aber legte er sich nieder und fing an sich nach Art seiner Brüder lustig herumzuwälzen, indem er seine häßliche Stimme dazu ertönen ließ. „Das ist die Baustelle, Gott will es!“ riefen die Mönche und das Geschrei des Esels verstummte vor ihren frohlockenden Gesängen.

4. Die Rosen zu Altenberg.

(Poetisch behandelt von Montanus Bd. I. S. 28 ꝛc.)

Am Altenberger Hochaltare befanden sich ehedem in gemaltem Holzschnitzwerke zwei Rosen, eine rothe und eine weiße; mit diesen soll es folgende Bewandniß gehabt haben.

Einst lag im Kloster zur Zeit des Abtes Goswin (1200) einer der Brüder an schwerer Krankheit danieder, seine Mitbrüder knieten neben seinem Lager und baten Gott, ihn von seinen Leiden zu erlösen, aber umsonst. Da

sproßte im Mönchschor an der Stelle, wo der Bruder gewöhnlich zu beten pflegte, plötzlich eine weiße Rose wie aus grünendem Rasen hervor. Drei Stunden nachher starb der Kranke. Seit dieser Zeit wiederholte sich dieses Zeichen, stets fand derjenige, dem der Tod bevorstand, drei Stunden vorher eine weiße Rose an seinem Platze. Dies währte so lange, bis ein junger lebenslustiger Mönch, der dies Todesanzeichen in seinem Stuhle fand, es seinem Nachbar hinschob. Da ward die weiße Rose plötzlich roth, wie von Blut übergossen, und beide Mönche starben darauf, allein seit dieser Zeit hat sich das Zeichen niemals wieder sehen lassen. *)

5. Die Nachtigallen im Kloster zu Altenberg.

(Poetisch bearbeitet von Montanus Bd. I. S. 30 ꝛc.)

Zu der Zeit als der h. Bernhard von Clairvaux von dem General-Convent des Cisterzienserordens ausgesendet ward, um die vom Sittenverfall heimgesuchten Klöster zu reformiren, kam er auch in das Eifelkloster Himmelrath, um die Mönche desselben, welche ihrer strengen Regel untreu geworden waren, zur Pflicht zurückzuführen. Aber er sah bald, daß seine strengen Worte bei den pflichtvergessenen Brüdern keinen Eingang fanden. Da verschloß er sich vor Gram in eine Zelle und warf sich, als eben der Tag zu Ende ging, bei geöffnetem Fenster zur Erde nieder um zu beten. Doch bald vermochte er seiner Gedanken nicht mehr Meister zu bleiben, denn würziger Blumenduft drang in die Zelle herein und berauschte seine Sinne und der Schlag vieler im Garten singenden Nachtigallen erfüllte sein Ohr mit Sinnlichkeit. Erst der Vespergesang, der aus der Kirche ertönte, brachte ihn wieder auf andere, heiligere Gedanken. Da erhob er sich voll Unmuth und verwünschte die Nachtigallen, so daß sie von Stunde an den Ort verließen und davon flogen. Sie zogen aber alle ins Altenberger Thal, **) wo sie bis jetzt geblieben sind. Mittlerweile kam nun aber der h. Bernhard auch nach Altenberg, allein mit freudigem Erstaunen sah er, daß hier die Mönche in Zucht, Strenge und Ehrbarkeit lebten. Da segnete er die Nachtigallen, und soll einen langen im Klosterarchiv aufbewahrten Brief geschrieben haben, in welchem er sprach: „Der Mensch, welcher Gott liebt und reinen Herzens ist, darf sich ohne Schaden für seine Seele an allem Schönen, Lieblichen und Herrlichen erfreuen."

6. Die eilftausend Jungfrauen zu Altenberg.

(S. Montanus Bd. II. S. 183 ꝛc. nach Cäsar. v. Heisterb. B. VIII. C. 88 ꝛc.)

Bekanntlich wurden einige hundert Gerippe aus der Schaar der 11000 Jungfrauen durch Gottes besondere Gnade im Jahre 1197 in dem Boden der Altenberger Klosterkirche gefunden. Mit diesen haben sich mancherlei wunderbare Begebenheiten und Wunder ereignet.

*) Dieselbe Sage erzählt man auch vom Kloster Himmelrath an der Eifel, weil aber eine Rose das Wappen des Stifters und des ersten Klostergebäudes war, scheint sie besser hierher zu passen.

**) Nach einer andern Sage wären sie nach dem Kloster Studa, auf einer Insel der Mosel, oberhalb [illegible]heim geflüchtet.

Zu der Zeit, als eine große Anzahl von Gebeinen und Schädeln der heiligen Ursulalegion in Altenberg ausgestellt war, wuschen die frommen Mönche dieselben mit Wein, bestrichen sie mit wohlriechenden Salben und stellten sie auf den Sitzen des Capitelhauses mit ausgebreiteter frischer Leinwand zum Trocknen aus. Da ergoß sich plötzlich von den Gebeinen ein entsetzlicher Gestank, der Aller Nasen unausstehlich war. Abt Goswin aber, der fürchtete, daß dieses Ereigniß durch eine Schalkheit des Teufels, um die Andacht der Genossenschaft vor den heiligen Reliquien der Märtyrinnen zu stören, herbeigeführt werde, rief schnell einige Priester herbei und schrie in ihrer Gegenwart durch die halbgeöffnete Thür des Capitelhauses folgende Worte heraus: „Geist der Unreinigkeit, ich beschwöre Dich bei dem, der kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten, daß, wenn Du bei gegenwärtigem Gestank die Hände im Spiele hast, dies sofort zu Tage komme und Dein höllisches Machwerk vernichtet werde durch sie, die der Schlange den Kopf zertreten!“ Wunderbar — kaum waren diese Worte den eifernden Lippen entflohen, da erhob sich ein großer Pferdeknochen vor den Augen aller staunenden Mönche aus der Mitte der Reliquien und flog wie vom Sturmwinde getrieben aus dem Capitelhause davon, und siehe, mit ihm war aller Gestank verschwunden, an der Stelle desselben aber verbreitete sich ein süßer Wohlgeruch in dem Saale und in der ganzen Abtei. Als nun die heiligen Gebeine gereinigt waren und zum Schmucke der Kirche rings auf den Altären aufgestellt werden sollten, da trat Abt Goswin vor die Todtenschädel und befragte sie im Namen des Gekreuzigten um ihren Namen, Stand und einstige Heimath. Und siehe, sie antworteten alle mit lieblicher Stimme, also daß der Abt zu einem jeden Alles, was er wissen wollte, anmerken konnte.

Ein Mönch aus Heisterbach, der sich damals gerade zu Altenberg befand und Augenzeuge aller dieser Wunder war, erhielt von dem Altenberger Convente einen Rückenwirbel einer Jungfrau aus der heil. Legion zum Geschenk für seinen Abt Gerhard. Voll Freude über diesen Schatz, den er in ein seidenes Tüchlein gewickelt in die Schenkeltasche steckte, begab er sich auf den Weg nach seinem Kloster. Unterwegs trat ihm plötzlich eine schöne Dirne in den Weg und der Unzuchtsteufel fing an sich in dem Mönche zu regen, siehe da ward auf einmal die Tasche so schwer, daß er kaum fortzuschreiten vermochte, und er fühlte an seinem Schenkel einen solchen brennenden Schmerz, als wenn er von einer glühenden Zange gezwickt würde. Der Schrecken darüber vertrieb die sündlichen Gedanken und Bilder aus der Seele des Mönchs, allein während er weiter wanderte, kehrten dieselben zurück, mit ihnen aber verdoppelte sich auch das vorige Wunder, so daß er auf dem Wege zusammenstürzte und erst lange nachher sich wieder erheben und mühsam zum Kloster zurückschreiten konnte. Hier angekommen gestand er dem Abt sein Vergehen, und dieser ordnete an, daß keiner seiner Mönche wieder ohne eine heilige Reliquie in der Tasche zu haben, irgendwohin aus dem Kloster geschickt werden sollte. Der Ruf dieser Reliquie verbreitete sich aber bald in der ganzen Umgegend, so daß auch von andern Klöstern dergleichen Rückenwirbelknochen aus Altenberg erbeten wurden, woraus es sich erklärt, warum bei den daselbst vorhandenen Skeletten so auffallend wenige Knochen dieser Art gefunden werden.

7. Die Bienenkapelle zu Altenberg.

(S. Montanus Bd. II. S. 191.)

Ein Mönch zu Altenberg, welchem die Aufsicht über die dem Kloster gehörigen Bienenstöcke aufgetragen war, ein einfältiger Mensch, hatte von der wunderbaren Kraft der heiligen Hostien z. B. bei Hagel und Gewittern, erzählen hören und kam, vom Bösen verleitet, auf den Gedanken, daß auch der Ertrag der Bienenzucht bedeutend steigen müsse, wenn man eine solche Hostie in einem der Stöcke verberge. Als nun die Bienen zur Sommerszeit die Stöcke verließen um auf der blühenden Haide zu schwärmen, da entwendete er eine heilige Hostie und steckte dieselbe in das größte und schönste Bienenfaß, das in der Mitte des Bienenhauses stand. Aber o Wunder! statt sich ferner um den Honig zu bemühen, sammelten sich alle um die süßeste der Süßigkeiten und errichteten aus dem Wachse des Bienenkorbes eine Kapelle im Kleinen, gerade wie die Altenberger Kirche mit allen Fenstern und Pfeilern, die im gegebenen Verhältniß so dünn waren wie Dornspitzen, mit Gewölben, Altären, Glocken und Verzierungen, so richtig und zierlich, wie kein Künstler es vermocht hätte. Darauf aber versammelten sich alle Bienen der Umgegend und umflogen summend den niedlichen Bau und die frommen Rehe und andere Thiere des Waldes knieten vor dem Allerheiligsten, damit es der schuldigen Verehrung nicht entbehre. Als aber am andern Morgen der Mönch kam, um nach seinen Bienen zu sehen und das Wunder gewahrte, da lief er eilig von Neue getrieben ins Kloster zum Abt zurück, gestand, was er in seiner Einfalt gethan und erzählte, was sich begeben hatte. Da zog der ganze Convent in feierlicher Prozession nach dem Bienenhause, holte die Hostie in die Kirche zurück und stellte die künstliche Kapelle der frommen Bienen zum ewigen Gedächtniß neben dem Sacramentshäuschen auf. An der Stelle aber, wo sich das Wunder ereignet hatte, ward später ein Kirchlein erbaut, welches bis jetzt noch die Bienenkapelle (Immekeppel) genannt wird. Der frevelnde Mönch aber verfiel durch göttliche Strafe in Blödsinn und starb elendiglich.

8. Die Rose im Bergischen Wappen.

(Romantisch behandelt bei Montanus Bd. II. S. 270 ꝛc.)

Graf Adolf I von Berg und Altena, der Großvater des oben (S. 1) erwähnten Adolf hatte sich gegen das Jahr 1038 mit des Herzogs von Lothringen Tochter Adele vermählt und mit dieser zwei Söhne gezeugt, Adolf und Bruno. Die zwei Gatten liebten sich innig und treu, da trat der Fall ein, daß nach siebenjährigem Zusammenleben der Kaiser Heinrich III. den Grafen von Berg aufforderte, ihm als Vasall mit seinen Mannen in den Krieg zu folgen. An Weigerung war nicht zu denken und so mußte denn der Graf sich zu der ihm so schwer fallenden Trennung bequemen, bestimmte aber vorher, daß sein Günstling und Dienstmann, Conrad von der Aue, während seiner Abwesenheit seine Stelle als Herr der Grafschaft vertreten und seine Familie beschützen solle. Zwar bat Adele von einer inneren Ahnung getrieben ihren Gatten, lieber einem andern Ritter dieses Amt zu übertragen, namentlich empfahl sie ihm dazu einen jungen Lothringischen

Junker, Walther genannt, der ihr an den Hof ihres Gatten aus ihrer Heimath gefolgt war. Sei es, daß gerade diese Empfehlung den Grafen mißtrauisch machte, sei es, daß er dem jungen Manne wirklich nicht die seinem Amte nöthigen Fähigkeiten zutraute, Graf Adolf wies dieses Ansinnen entschieden zurück und die Gatten trennten sich das erste Mal nach ihrer Vermählung in kalter Mißstimmung. Als nun aber kurz nach der Abreise ihres Gatten der junge Walther ebenfalls die Burg verließ, um einen Auftrag desselben zu erfüllen, der eine jahrelange Entfernung erheischte, konnte sie nicht mehr zweifeln, daß ihr Gatte Mißtrauen geschöpft und den Junker absichtlich fortgesendet hatte. So war sie denn mit ihren Söhnen eigentlich schutzlos dem Burgvogt überlassen. Sie lebte fortan freudelose Tage und suchte nur im Gebet und der Erziehung und Pflege ihrer Söhne Zerstreuung. Mittlerweile fing auch Conrad an die Maske abzuwerfen, es blieb nicht mehr bei jenen glühenden Blicken, die er früher schon hin und wieder auf sie geworfen hatte und die ihr schon längst jene unbeschreibliche Abneigung gegen ihn eingeflößt hatten, er ward bald kühner und wagte es endlich sogar ihr in bestimmten Ausdrücken seine Liebe zu gestehen. Zwar wies sie ihn entschieden zurück und drohte ihm auch, wenn er fortfahre ihr durch seine Liebesbetheuerungen lästig zu fallen, ihrem Gemahl bei seiner Rückkehr Alles zu entdecken, allein sie hoffte vergeblich auf letztere, das zweite Jahr brach an und ihr Gemahl schrieb ihr, er müsse auch noch im folgenden Sommer dem Heerbann des Kaisers folgen. Da ward ihr wenigstens der Trost, daß der treue Walther von seiner Reise zurückkehrte und sie ihm wieder die specielle Aufsicht ihrer Söhne anvertrauen konnte. Der böse Burgvogt gab aber darum seine frevelhaften Pläne nicht auf und hoffte dieselben dadurch ins Werk setzen zu können, daß ihm ein nur dem Ehegatten Adelens bekanntes Geheimniß zufällig bekannt geworden war.

Adele trug nämlich von der Stunde ihrer Geburt an an ihrem sonst schneeweißen Halse ein Muttermaal in Form und Farbe einer aufgeblühten rothen Rose. Aus weiblicher Eitelkeit hatte die Gräfin von jeher vermieden, sich von irgend einer Dienerin ankleiden oder ausgekleidet sehen zu lassen, sie trug stets eine dichte Krause von selbstgewobenem Linnen um den Hals, die sie nie ablegte, sodaß nur ihre Eltern und Gemahl um das Geheimniß wußten. Der tückische Burgvogt hatte längst etwas dergleichen vermuthet; da er nun als von Kindheit an im Schlosse Berg aufgewachsen alle geheimen Thüren und Schlupfwinkel darin kannte, war es ihm einst gelungen durch einen nur ihm bekannten Zugang in das Schlafzimmer der Gräfin zu gelangen, während dieselbe gerade im Nebengemache vor ihrem Betaltar lag und für die baldige Rückkehr ihres Gemahls betete. Auf einem Tische hatte Adele ihren Verlobungsring, und weil sie sich allein glaubte, auch die lästige Halsbedeckung abgelegt, jenen ergriff der Versucher und trat dann, den entwendeten Ring vorzeigend und auf das Maal am Halse deutend, vor sie hin und drohte ihr, diese Merkmale als Beweise ihrer Untreue ihrem Gemahle vorzulegen, wofern sie sich nicht gegen ihn freundlicher bezeigen werde. Die Gräfin aber rief unerschrocken mit lauter Stimme dem Frevler zu, sich augenblicklich zu entfernen, wofern er sich nicht der Entlarvung seiner unreinen Absichten aussetzen wolle. Walther jedoch, der mit den jungen Grafen im Schloßgarten gewesen war, hatte das laute Aufschreien seiner

Herrin vernommen und eilte mit einer Axt, die ihm zufällig zur Hand gewesen war, bewaffnet herbei, schlug die von Conrad verriegelte Thüre ein und kam so zur rechten Stunde der Gräfin zu Hilfe. Schon wollte er den Verbrecher niederstrecken, da hielt die Gräfin seinen Arm auf und gebot Conrad, nun auf der Stelle das Schloß zu verlassen und sich nie wieder daselbst oder im Lande Berg blicken zu lassen. Derselbe hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihrem Befehle zu folgen und war bereits außerhalb des Burgfriedens, als sie sich erinnerte, daß er ihren Ring mit fortgenommen und daß sie in Folge der Drohungen, die er vorher ausgestoßen hatte, von ihm das Schlimmste zu fürchten habe, denn außer Walther hatte sie keinen Zeugen über sein frevelhaftes Beginnen, und sie wußte, daß dieser ihrem Gatten gegenüber nur ein schlechter Vertreter ihrer Unschuld sein werde, daß im Gegentheil die Beweise, die Conrad gegen sie in Händen hatte, wohl geeignet wären, ein dem Argwohn geöffnetes Gemüth zu täuschen. Gleichwohl beschloß sie aber, den treuen Walther mit der Nachricht über das, was vorgefallen war, an ihren Gemahl zu senden und ihn zu bitten, sie nicht länger schutzlos allein zu lassen. Sie hatte dabei aber nicht an den tückischen Burgvogt gedacht, in dessen Plan es unmöglich liegen konnte, daß ihr Gemahl von seinem Frevel Kunde bekäme. Deshalb hatte derselbe auch die Gegend nicht verlassen, sondern sich an der Grenze des Weichbildes derselben versteckt, und natürlich auch Leute zu finden gewußt, die ihn von allem, was dort geschah, in Kenntniß setzten. So erfuhr er denn auch, daß der Junker Walther im Begriff stehe, zu dem Grafen Adolf geschickt zu werden. Er verbarg sich also im Walddickicht an einer Stelle, wo der Junker vorbeikommen mußte, und als derselbe auch sehr bald, nichts Böses ahnend, dahergeritten kam, schoß er ihn mit einem wohlgezielten Armbrustschuß vom Pferde. Dann eilte er mit tückischem Frohlocken dem Kaiserlichen Feldlager zu, wo er seine teuflische Rache nach einem wohlüberlegten Plane zu vollenden hoffte. Er traf daselbst den Grafen nach monatlanger Reise wohlbehalten an und erzählte demselben die angebliche Ursache seiner Ankunft auf folgende Weise.

Er habe einst nach der Abreise des Grafen mit dem Junker Walther beim Becher gesessen, und wie dann die heitere Weinlaune das menschliche Herz zu Mittheilungen, die sonst wohl verschwiegen würden, geneigt zu machen pflege, habe ihm derselbe vertraut, daß ihm die Abwesenheit seines Herrn zur größten Befriedigung gereiche, denn er könne so seinem unkeuschen Verhältniß mit Adelen, welches er schon in Lothringen mit ihr begonnen, ganz ungestört nachleben und es freue ihn, daß der Graf die zwei Söhne, deren eigentlicher Vater doch er sei, für seine eigenen Kinder hielte und er somit einst die Freude haben werde, diese unehelichen Bastarde als regierende Fürsten zu sehen. Als nun er an der Wahrheit des Erzählten gezweifelt, habe Walther um zu beweisen, daß seine Behauptung keine Prahlerei sei, ihm das Geheimniß mit dem Muttermaal offenbart und ihm auch einen von der Gräfin erhaltenen Ring vorgezeigt. Da habe er nicht länger Anstand genommen, die Sache für wahr zu halten, habe aber gemeint im Sinne seines Herrn zu handeln, wenn er den frechen Buhler erschlage. Dies habe er auch sofort gethan, ihm den Ring abgenommen und sich dann auf der Stelle aufgemacht, seinen Herrn im kaiserlichen Lager aufzusuchen, weil

er natürlich die Rache der Gräfin für den Mord ihres Liebhabers zu fürchten gehabt habe.

Zwar stiegen während seiner Erzählung in des Grafen Brust einige Zweifel auf, allein die ihm vorgelegten Beweise sprachen so klar für die Wahrheit des Erzählten, daß zusammengehalten mit jenen empfehlenden Worten bei seiner Abreise er vollständig von der Treulosigkeit seiner Gemahlin überzeugt ward und nichts mehr wünschte, als seine Ehre in dem Blute der Ehebrecherin rein zu waschen. Darum litt es ihn auch nicht eine Stunde länger im kaiserlichen Lager, er bestieg sein bestes Roß und ruhte nicht eher, als bis er die Thürme seines Stammschlosses wieder vor sich sah. Nun war es aber die tägliche Gewohnheit seiner edeln Gemahlin, Früh und Abends einen kleinen Rosengarten zu besuchen, den ihr ihr Gemahl angelegt hatte. Denn er hatte schon als ihr Bräutigam von ihrer leidenschaftlichen Vorliebe für diese herrlichen Blumen gehört, die ihr schon in ihrer Heimath den Namen der Rosenprinzessin oder Rosenwärterin verschafft hatte. In diesem Gärtchen befand sich auch eine Nische mit dem Bilde der Mutter Gottes und hier betete sie täglich für ihren abwesenden Gemahl. So hatte sie sich denn auch an diesem Abend, wo ihr Gemahl, freilich ohne ihr Wissen zurückgekehrt war, aufgemacht um einsam an dieser heiligen Stätte seiner zu denken und für ihn und ihre Kinder zu beten, und wie sie so auf den Knieen dalag, da kam es über sie wie ein seliger Traum und sie sah sich wie früher an der Brust ihres Gemahls und fühlte im Geiste seinen Kuß und hatte die Gegenwart völlig vergessen. Aber ihr Adolf war nicht fern mehr, sondern er stand dicht hinter ihr und sein böser Geist spiegelte ihm vor, daß seine Gemahlin in dieser Stunde nicht an ihn denke, sondern zur heiligen Jungfrau um baldige Rückkehr ihres Buhlen bete, und so zückte er in rasender Leidenschaft das Schwert und hieb damit von hinten in den Nacken der Betenden, sodaß er das verborgene Maal mitten durchschnitt und den Kopf vom Rumpfe trennte. Ohne einen Laut von sich zu geben stürzte sie zusammen, der Graf aber vermochte sein Opfer nicht anzusehen, sondern stürzte eiligen Laufs ins Schloß zurück. Dort kamen seine beiden Kleinen ihm froh entgegen, allein rauh stieß er sie von sich und befahl dem Ritter von der Aue, diese Brut der Schande und Sünde im Walde auszusetzen, auf daß Bären und Wölfe sie vertilgten. Mit höhnischer Schadenfreude vollzog derselbe den Befehl seines Herrn und führte die Kinder in das wildeste Walddickicht, wo er sie ihrem Schicksal überließ. Der Gräfin Leiche hoben weinende Burgleute aus den blutbethauten Rosen in einen harten Sarg und trugen sie still zu Grabe, der Graf aber hatte sich in seinem Gemache eingeschlossen und hing seinen düstern Gedanken mit reuerfülltem Herzen nach. So kam der Abend heran und die Nacht, aber der Graf bemerkte in seiner Verzweiflung nichts davon, erst das unheimliche Geschrei der Eulen, welche um die Thurmfenster flatterten und das ängstliche Heulen der Hunde im Schloßhofe erinnerten ihn daran, daß die Mitternachtstunde herangenaht sei. Siehe da sprang gerade als die Glocke zwölf schlug, die Thüre seines Zimmers von selbst auf, herein trat eine weibliche Gestalt ohne Haupt, am Halse leuchtete eine halbdurchschnittene Rose und das blendendweiße linnene Gewand war mit dunkeln Blutflecken bespritzt. Der Graf glaubte zu träumen, allein das Weib ohne Kopf kam immer näher und obgleich es im Zimmer finster gewesen war,

so leuchtete doch das durchgeschnittene Rosenmaal so hell, daß er alle Gegenstände unterscheiden konnte. Da wich er entsetzt zurück um dem Gespenst zu entfliehen, allein dieses schien sich nicht um ihn zu kümmern, sondern schwebte leise in das Nebengemach, wo die Bettchen der jungen Gräflein standen und that, als ob es dieselben suche und mit ihnen kosen wolle. Da es aber die Schlafstelle mit den Händen untersuchte und leer fand, schien es zu erschrecken und sezte sich auf eins der Betten und stöhnte und faltete die Hände wie zum Gebet, bis die Morgendämmerung heranbrach. Am andern Morgen aber fanden den Grafen seine Diener wie in Schweiß gebadet bewußtlos am Boden seines Gemachs liegen, aber auch Conrad schlich bleichen Antlitzes einher, als wenn auch ihm etwas Schlimmes begegnet sei. Der Graf erzählte ihm sein nächtliches Gesicht und Conrad gestand, daß ihm der Geist des Lothringischen Junkers erschienen sei, allein was er ihm gesagt, darüber ließ er sich nicht aus. Schließlich rieth er ihm, einen frommen Mönch zu sich rufen zu lassen, ihm das Vorgefallene zu entdecken und in dessen Gesellschaft bei frommem Gebet die nächste Mitternachtstunde abzuwarten, ob vielleicht die Erscheinung wiederkehren werde. So geschah es auch, der Graf, Conrad und der ehrwürdige Schloßgeistliche saßen beisammen, als die Mitternacht nahte, in demselben Gemache und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Und kaum hatte die Glocke zwölf geschlagen, siehe da sprang abermals die Thüre auf und hereintrat dieselbe weibliche Gestalt und obwohl ihr der Pater mit frommen Beschwörungen in den Weg trat, so verscheuchte er sie doch nicht, sondern sie trat wiederum in das Nebengemach und stöhnte und weinte wie den Tag vorher. Der Pater aber sprach: „das ist kein böser Geist, sie sucht ihre Kindlein auf und betet — das ist nicht die Art der Verdammten." Da wollte Conrad angsterfüllt aus dem Zimmer eilen, sieh' da trat ihm eine zweite weiße Schattengestalt in den Weg und alle erkannten trotz des bleichen blutigen Antlitzes den treuen Walther. Dieser aber trat vor den entsetzten Bösewicht hin und forderte ihn mit lauter Stimme auf, sein Verbrechen und die Unschuld der Gräfin zu bekennen und den Grafen zu veranlassen, seine vertriebenen rechtmäßigen Söhne aufzusuchen, auf daß sein Haus nicht untergehe. Da sank Conrad zerknirscht zu Boden, das Gespenst verschwand und der Graf rief seine Knappen und befahl ihnen, den Burgvogt, obwohl er noch nichts gestanden hatte, ins tiefste Burgverließ zu schleppen, er selbst aber gab sich der vollen Verzweiflung über das, was er gethan hatte, hin. Als aber der Tag heranbrach, da eilte er hinab in den Rosengarten, ob er da vielleicht Trost fände. Als er aber alle Rosen wie von giftigem Thau getroffen mit gesenkten Kelchen und purpurrothen Tropfen auf den schneebleich gewordenen Blumen sah, da eilte er wie von Furien gejagt ins Schloß zurück. Um sich Ruhe zu erjagen, beschloß er auszureiten, allein als er zu seinen Rüstungen trat und sein Auge auf den Heerschild fiel, da sah er das Wappen seines Hauses, drei silberne Scepter, von einem großen Blutflecken bedeckt, er mühte sich vergeblich denselben wegzuwischen, es gelang weder ihm noch seinem herbeigerufenen Knappen, den Blutflecken von den Scepterm wegzubringen. Um das Maaß seiner Verzweiflung voll zu machen, ließ sich ein fremder Mönch bei ihm melden, der ihm eine wichtige Nachricht zu bringen habe. Derselbe erzählte, er habe vor einigen Wochen einen lothringischen Junker

Namens Walther zum Tode verwundet auf der Heerstraße liegend gefunden. Dieser habe ihm gebeichtet und eine schreckliche Geschichte von dem Frevel seines Burgvogtes erzählt und ihn um seiner Seele Heil willen gebeten, sich aufzumachen und die letzten Worte eines Sterbenden dem Grafen, der im kaiserlichen Feldlager weile, zu hinterbringen. Dies habe er auch gethan, ihn aber dort nicht mehr angetroffen, sei ihm also hierher nachgeeilt, allein leider zu spät gekommen, um das Unglück zu verhindern, könne also jetzt weiter nichts thun, als den Grafen von der Unschuld seiner gemordeten Gattin überzeugen. Wie vom Blitz getroffen sank der Graf auf seine Kniee nieder, bald aber raffte er sich auf und befahl, Conrad zwischen räudige Hunde gebunden und mit Steinen beschwert in einen Sumpf zu versenken, er selbst aber eilte von des Wahnsinns Nacht umschattet aus dem Schlosse und ließ in den Wäldern laut die Namen seiner Gattin und seiner Söhne erschallen, als ob er sie zu sich rufen wolle. So tobte er unaufhaltsam fort, bis er endlich von Dornen zerfetzt, blutend und todtmatt spät am Abend auf den Rasen sank, um in wilden Träumen alle Schreckniſse wieder zu schauen, die ihn am Tage umgraust hatten. So sah er sich denn zuerst umgeben von blutigen Leichen ohne Haupt und von allen Schreckniſsen der Hölle, dann aber trat auf einmal ein freundlicher Engel in lichter Frauengestalt an ihn heran, trocknete ihm den Schweiß von der heißen Stirn und rief mit der Stimme seiner gemordeten Gemahlin ihn bei seinem Namen. Und siehe die Gestalt hatte auf einmal nicht mehr das Ansehen jenes blutigen Gespenstes, sondern es war seine Adele ganz so, wie er sie als seine Braut heimgeführt hatte, nur die Rose an ihrem Halse war verschwunden. Sie aber beugte sich über ihn, küßte ihn und sprach: „Adolf ich habe Dir vergeben und auch der Himmel wird Dir Deine Verblendung verzeihen, nimm diese zwei Rosenknospen, die eine ersprieße zu Deinem Ebenbilde, diese andere aber sei dem Himmel einzig geweiht!“ Bei diesen Worten erwachte er, noch sah er die Gestalt seiner Gemahlin in nebligem Duft zerfließen, aber in seiner Hand hielt er zwei Rosenknospen und neben ihn schlummerten sorglos seine zwei Söhnlein. Er aber konnte wieder weinen und beten und an die Stelle wilder Verzweiflung war tiefe Reue und Wehmuth in sein Herz eingezogen. Als er aber vom Gebet sich erhob, erwachten auch seine Knäblein und erzählten ihm, ihr Mütterlein sei stets bei ihnen gewesen und habe die wilden Thiere von ihnen fortgescheucht und ihnen Waldbeeren und süße Früchte gebracht, jetzt aber sei sie auf einmal fortgegangen und habe ihnen gesagt, daß sie nimmer wiederkomme, sondern die Söhnlein müßten zu ihr kommen in ihr Rosengärtlein, aber erst nach langer, langer Zeit. Da weinten sie bitterlich, ihr Vater aber hob sie auf seinen Arm und tröstete sie und sprach: „Lobet Gott den Herrn, denn er ist Euer bester Vater, der Euch erhalten und genährt hat, nachdem Euch Euer irdischer Vater verstoßen hatte. Aber jetzt bin ich wieder Euer Vater und will Euch hegen und pflegen bis an mein Ende. Dich Adolf, meinen Erstgebornen, will ich zu einem wackern Ritter bilden und Dir mein Land und meine Unterthanen übergeben, denen sollst Du ein starker Schild sein. Dich aber, Bruno, will ich dem Himmel weihen, Du sollst des Heilands Lehre verkünden und die reuigen Sünder wiederum auf die rechte Bahn führen. So hat es mir Euere Mutter, die jetzt im himmlischen Rosengärtlein weilt, befohlen.“ Nun kehrte er mit seinen ihm

wiedergeschenkten Söhnen in sein Schloß zurück, ließ die Leiche seiner unglücklichen Gemahlin wieder ausgraben, sie mit aller Feierlichkeit in der Schloßkapelle beisetzen und ihre Unschuld wie seine Reue durch alle seine Lande verkünden. Dann aber that er schwere Bußen und Gelöbnisse, machte fromme Stiftungen und baute in dem Walde, wo er seine Söhnlein wiedergefunden hatte, eine kleine, der Mütter Gottes geweihte Kapelle, wo er täglich Seelenmessen zum Gedächtniß Adelens und des treuen Walther lesen ließ. Dies war die nämliche Marienkapelle an der Thün, an die das spätere Kloster im Thale (1145) erbaut ward, die man aber später, da sie zerfallen war, im Jahre 1240 wieder neu errichtete.

Der Blutfleck auf den Wappenschildern der Bergischen Grafen war zwar mit der Erscheinung der versöhnten Adele verschwunden, allein auch die silbernen Scepter kamen nicht wieder zum Vorschein, sondern auf reinem Silbergrunde hatte sich eine rothe Rose gebildet, die fortan das Wappen von Berg blieb und auch von Altena und Isenburg, bis zwei Jahrhundert später durch eine Blutschuld dem Grafenhause (1225) diese Wunderrose mit einem Löwen vertauscht ward. Dem Beispiele Adolfs aber, der den jüngern Sohn dem Himmel weihte, folgten auch seine Nachkommen, weil die Sage ging, das glorreiche Grafenhaus werde nimmer erlöschen, so lange ein Zweig desselben als geweihter Priester Gottes für dessen Heil am Altar bete. So ward dies auch treulich gehalten, bis der letzte Geistliche aus diesem Stamme, Engelbert Erzbischof von Cöln im Jahre 1225 durch seinen Vetter Friedrich von Isenburg erschlagen ward, worauf der gräfliche Stamm und die Rose erloschen und das Land an den Limburg'schen Nebenzweig kam. Auch dieser blühte lange fort, von Conrad dem Bischof von Münster († 1300) an bis auf Johann Wilhelm, den Probst in Xanten, der aber den geistlichen Stand verließ und sich, nachdem er sich vermählt, zum Herzog machte. Mit ihm erlosch im Jahre 1609 die letzte Bergische Fürstenlinie.

9. Bruno von Flittert, der Schenk von Berge.

(Nach Montanus Bd. II. S. 209 ꝛc.)

Zu Anfange des 13. Jhdts. war ein gewisser Bruno von Flittert der Schenk des Grafen von Berge, Heinrich von Limburg. Derselbe hatte diese Stelle darum bekommen, weil er wohl der stärkste Trinker seiner Zeit war. Man erzählte von ihm, er habe eine Kanne Weins, so schwer als sie ein starker Mann mit einer Hand kaum zu tragen vermochte, auf einen Zug austrinken können. Er soll eines Tages auch ein großes Fuderfaß vom Boden aufgehoben, bis an den Mund geführt und dann aus dem Spundloche so wacker getrunken haben, daß es bei Abfetzen bemerkbar leichter ward. Dazu kam noch, daß während er die berühmtesten Trunkhelden und Weinprahler stets sehr bald unter den Tisch trank, er selbst, trotzdem daß er an einem Tage soviel trank als er schwer war, doch niemals betrunken war, sondern zu allen Verrichtungen gleich geschickt blieb. Weil er sich nun aber aus der Kirche nicht viel machte und sich lieber in lustiger Gesellschaft, als bei Messen und Predigten sehen ließ, so kam es, daß er in den Ruf kam, er stehe mit dem Schwarzen im Bunde und dieser gebe ihm die Macht, ohne berauscht zu werden, so viel zu trinken. So tapfer

aber wie er bei Trinkgelagen war, ebenso mannhaft zeigte er sich in der Schlacht und bei mancher Fehde seines Herrn hatte er nicht wenig zum Siege beigetragen. Als nun Kaiser Friedrich II. sich zu einem Kreuzzuge nach Palästina rüstete (1228) und hierzu auch Heinrich, der Graf von Berge aufgeboten ward, da blieb auch der tapfere Schenk nicht daheim, sondern begleitete seinen Herrn. Zuerst begaben sie sich nach Palermo, wo damals der Kaiser Hof hielt und hier hatte der Schenk bei den Hoffesten die beste Gelegenheit seine Fertigkeit im Trinken zu zeigen. Bei solch einem Gelage kam es denn auch eines schönen Tages zu einem Gespräch über die feuerspeienden Berge und der Kaiser, der bekanntlich selbst ein Gelehrter und Naturforscher war, meinte, es müsse wohl einem wackern Mann Ehre bringen, wenn er in den Schlund des Kraters des Aetna hinabsteige und zu erforschen wage, wie es da aussehe. Dies hielten zwar Viele, namentlich die Geistlichen, für eine vermessene Handlung, weil sie meinten, daß die feuerspeienden Berge Thore zum Fegefeuer seien. Da versetzte, ohne sich zu besinnen, der tapfere Flittert, „und wenn der Weg gerade zur Hölle führe, er wolle hinabsteigen und zusehen, was es da unten gebe". Trotz aller Widersprüche und Abmahnungen reisete er sogleich nach dem damals gerade ruhigen Aetna und nachdem er einige Kannen Weins genossen, stieg er hinab. Lange harrten seiner die Gefährten, allein er kehrte nicht wieder, und als am andern Tage der Berg wieder zu toben anfing, ward sein Tod nur zu gewiß. Da sprachen die Geistlichen, er sei seines Trinkens halber lebendig in die Hölle gefahren, und stellten sein trauriges Ende auf als ein warnendes Beispiel der Schlemmerei.

10. Der Ave-Marien-Ritter zu Altenberg.

(Nach Cäsar. v. Heisterb. Exhortat., poetisch behandelt von Montanus Bd. I. S. 26.)

Einst lebte im Bergischen Lande ein edler Ritter, der in mancher Schlacht und Ritterspiel als der Tapferste befunden worden war, allein wie der Mensch Alles zum Ueberdruß bekommt, so ward auch ihm Kampf und Turnier, Jagd und Zechgelage schließlich zum Ekel und er beschloß, fortan nur dem Dienste des Herrn zu leben. Er trat also in das Altenberger Kloster als Novize und ward bald der frömmste Bruder im ganzen Stifte. Allein er mochte sich bemühen, wie er wollte, es war ihm geradezu unmöglich die lateinischen Gebete und Gesänge auswendig zu lernen. Das einzige was er behalten konnte, war der Spruch „Ave Maria d. h. gegrüßet seist Du, Maria! Der Prior gab ihm einen Lehrer, der ihm das Confiteor, Credo und Paternoster beibringen sollte. Alles vergebens, er konnte sich nichts merken, sondern betete Jahr aus Jahr ein inbrünstig nur sein Ave-Maria. So kam es endlich zum Sterben und da blieb sein letztes Wort: Ave-Maria. Auf dem Friedhofe des Klosters ward er zur Erde bestattet; am Morgen darauf stand eine weiße Lilie auf seinem Grabhügel. Diese war in der Nacht von selbst gewachsen, sie glänzte in blendender Weiße, aber auf jedem ihrer Blüthenblätter las man in goldenen Buchstaben: Ave-Maria! Man öffnete das Grab und siehe da, der Lilienstengel sproß aus des frommen Beters Munde. Da erkannte man wohl, daß seine einfachen Worte ob seiner reichen Liebe bei dem Herrn Gnade gefunden hatten.

11. Der fromme Hirte.

(Poetisch behandelt von Montanus Bd. I. S. 16 ꝛc.)

Einer der höchſten Waldrücken im Bergiſchen wird der Lüderich (von Loh oder Lüh, heiliges Feuer) genannt, an ſeinem Fuße brauſt die ſilberhelle Sülz dahin und von ſeinem Gipfel aus kann man bis zum Rheine ſehen. Derſelbe zeigt noch heute Spuren eines frühern Einſturzes, welche aber nichts weniger als vulkaniſch ſind. Die Sage berichtet uns als Urſache deſſelben folgende Mär.

Vor mehr als tauſend Jahren als der Lüderich viel höher noch als jetzt war und in friſchem Grün weithin glänzte, lebten auf ihm und in ſeiner Nähe wilde Heiden, welche die Chriſten an den Geſtaden des Rheins oft mit Brand und Mord ſchädigten, ja viele aus der Mitte derſelben als Gefangene fortſchleppten und ſie entweder als Sclaven bei ſich behielten oder ihren finſtern Götzen opferten. Darum ſahen ſich die Chriſten genöthigt, zur Schutzwehr gegen ihre Einfälle an der Grenze ihrer Marke feſte Burgen zu erbauen, wie denn eine ſolche das ſtarke Bensberg war. Die Heiden aber konnten nunmehr nicht mehr wie früher ihre unerſättliche Habgier durch das Gut ihrer Nachbarn ſtillen, ſie mußten auf andere Mittel ſinnen, und ſo kam es denn, daß der Böſe ihnen den Vorſchlag machte, ſie ſollten unter ſeiner Führung im Lüderich nach Gold und Edelſteinen ſuchen, deren es dort nicht wenige gebe. Das ließen ſich die Verblendeten nicht zweimal heißen, ſie machten einen Bund mit ihm und der Kobold bahnte ihnen einen Weg tief in die unterſten Klüfte des Berges und in großer Maſſe förderten ſie Gold, Silber und Diamanten ſowie anderes edles Geſtein zu Tage. Mit dem aber was ſie aus der Erde brachten und dem grauen Stein des Berges erbauten ſie ſich Paläſte an und auf dem Berge und kluge Zwerge ſchmückten die Hallen derſelben mit den herrlichſten Juwelen aus. Durch dieſe mit leichter Mühe errungenen Schätze wurden ſie aber immer übermüthiger, ſodaß ſie nicht blos dem Chriſtengott zu dienen ſich weigerten, ſondern ihn ſogar verhöhnten. So warfen ſie einſt aus dem dunkeln Walde des Lüderich ein Weizenbrod, unter welchem ſie ſich den Chriſtengott vorſtellten, hinab in die Tiefe und riefen dazu: „Herrgott laufe und falle Dich todt!“ und als es fortrollend in die Tiefe ſank und dort zerbrach, da wälzten ſie ein zweites ihm nach und ſchrieen: „Teufel laufe dem Gotte nach!“

Während ſie aber dieſem frevelhaften Spiel, das ſie das Herrgottſpiel nannten, nachhingen, hütete ein armer Chriſtenſclave die Schafe eines böſen Heiden auf dem Lüderich und entſetzte ſich, als er das Ungeheuerliche mit anſehen mußte. Da kam auf einmal ein Vöglein mit glänzendem Gefieder auf ihn zugeflogen, ſetzte ſich auf eine hohe Buche und ſang mit lieblicher Stimme: „Schäfer, daß Dich Gott verſchone, treibe fort mit Deinen Schafen hinab ins Thal, Gott will dieſe Heiden ſtrafen, der Lüderich wird gleich einſtürzen!“ Und der Hirt trieb ſchnell die Heerde zum untenfließenden Bach hinab. Da erhob ſich in den Eingeweiden des Berges ein fürchterliches Brauſen und Toſen, die Oberfläche deſſelben hob ſich und berſtete auseinander und alle Heiden, die auf und in den Schluchten des Berges und in ihren koſtbaren Paläſten waren, wurden von der Erde verſchlungen. Aus dem Schooße deſſelben aber floß von Stund an ein von ihrem Blute rother

Bach hervor und neben demſelben ein zweiter, der von den vielen Thränen der gerade aus dem Thale zurückgekehrten um ihre Männer weinenden Heidenweiber entſtanden war. Das Blutbächlein und die Thränenquelle werden noch heute den Neugierigen dort gezeigt, und ebenſo der Eingang jener tiefen Gruben, aus denen ſie einſt ihre Schätze geholt hatten, der ſogenannte Heidenkeller. Bei Nachtzeit aber geht Niemand dort vorbei, denn dort gehen die Geiſter der lebendig begrabenen Heiden um, und heraus aus dem Innern des Berges vernimmt man Klopfen und Hämmern, als wenn dort Bergleute arbeiteten.

12. Die Sagen von der Entſtehung der Burg Altena.

(Nach Montanus Bd. I. S. 188.)

Es giebt eine doppelte Sage von der Entſtehung des Namens der Bergiſchen Bergveſte Altena. Um die Mitte des 10. Jahrhunderts ſoll nämlich ein Graf Hermann vom Berge, Vogt von Deutz, nachdem er einen Ueberfall ſeiner Leute durch den Grafen von Arensberg bei Neuſtadt abgeſchlagen, an der Lenne ein Schloß als Schutzwehr gegen dieſe ſeine feindlichen Nachbarn erbaut haben, und dieſes ſoll davon, als jene wiedergekommen, aber ihre Gegner auf ihrer Hut und ihnen ſelbſt all zu nah gefunden, den Namen Allzunah (Altena) erhalten haben.

Eine zweite Sage ſetzt aber das Jahr der Erbauung der Burg erſt ſpäter um das Jahr 1000. Es hätten nämlich zwei Brüder, Römer, aus dem alten weitberühmten Geſchlechte der Urſiner (Orſini) dem Kaiſer Otto die damals wilde Gegend um Wupper und Lenne abgekauft und an der Lenne ein Schloß zu bauen beſchloſſen. Als dort die Arbeiter mit Holzfällen beſchäftigt geweſen, iſt ein Haſelhuhn aufgeſchreckt worden und Schutz ſuchend in den Schooß des einen der Herren geflogen, der es in ſeinem Mantel aufgefangen und dann zu den Arbeitern geſprochen hat: „Gottes Gnade wird unſerm Unternehmen ein Gutes Gedeihen geben, ſchon ſandte er ein glückliches Zeichen, drum wacker an's Werk!“ Da iſt aber der mächtige Graf von Arensberg gekommen, hat Einſpruch gethan gegen das Bauen und geſagt: „Dies Schloß, das Ihr errichtet, iſt allzunah!“ Er glaubte ſich nämlich durch das Bauen beeinträchtigt. Aber die Bauherrn haben ſich nicht ſtören laſſen, fleißig fortgebaut und das herrliche Schloß vollendet. Da die Veſte noch ohne Namen war, ſo haben ſie ſolche nach den Worten des Arensberger, ihm zum Spott Allzunah (nach dortiger Mundart: All te nae) genannt. Vergeblich hat dann der Arensberger die Burg belagert, um ſie zu zerſtören; ſie blieb unbezwingbar. Darauf haben die Brüder Urſini ein anderes Schloß näher bei Cölln erbaut, welches Altenberg genannt ward.

13. Graf Adolf von Berg und ſein Sohn.

(Nach Montanus Bd. I. S. 189 ꝛc.)

Das Unglücksjahr 1348, in welchem zwar nicht, wie die alte Prophezeiung gedroht hatte, die Welt unterging, wo aber in ganz Deutſchland Noth und Elend war, wo Erdbeben und Mißwachs Hungersnoth, Aufruhr, den ſchwarzen Tod und St. Veitstanz in ihrem Gefolge hatten, wo die Geißler mit ihren Laſtern Süddeutſchland überſchwemmten, war auch für die Bergiſchen Lande ein ſehr ſchweres. Hier herrſchte nämlich bereits vierzig

Jahre lang Adolf der Erste als einer der würdigsten Regenten, die je einen Thron bestiegen, und in diesem Jahre erfuhr er das Schrecklichste, was einen Vater treffen kann: seine eigenen Söhne empörten sich gegen ihn. Er war seit seiner Thronbesteigung ein strenger Vertheidiger des Landfriedens und unerbittlicher Feind der damals im ganzen Deutschen Reiche so zahlreichen Raubritter gewesen. Natürlich gehörten diese und sein schlimmer Nachbar, Erzbischof Heinrich von Cölln, deshalb nicht zu seinen Freunden, und so kam es denn, daß seine beiden Söhne Adolf und Wilhelm, für deren Ehrgeiz er zu lange lebte, von dem ihm durchweg feindlich gesinnten Adel des Bergischen Landes zum Aufstand gegen ihn ermuthigt wurden. Nun war aber einer der gefürchtetsten Wegelagerer ein gewisser Rindfleisch, der sich schon bei den zwei Jahre vorher stattgefundenen Judenverfolgungen durch seine unmenschliche Grausamkeit einen schlimmen Namen gemacht hatte; dieser machte nun mit einer Anzahl Spießgesellen, unter denen wieder ein gewisser Zopf der gefürchtetste war, das Siebengebirge und die ganze Gegend herum unsicher. Der Graf Adolf zog gegen sie, warf ihre Bande nieder, aber leider gelang es Rindfleisch, das Kloster Heisterbach zu erreichen, wo er trotz seiner Verbrechen Aufnahme fand. Zwar forderte der Graf den Abt auf, den Missethäter auszuliefern, allein dieser wollte sein Vorrecht, jedem Verfolgten ein unantastbares Asyl zu gewähren, nicht aufgeben und so ließ sich denn der Graf von der Hitze verleiten, in das Kloster mit gewaffneter Hand einzudringen und den Räuber aus seinem Schlupfwinkel herauszuholen. Dieses benutzten seine Söhne; unterstützt von dem raubsüchtigen Adel und der Geistlichkeit, die sich durch jenen Eingriff in ihre Vorrechte beleidigt fühlte, schrieen sie ihren Vater als Kirchenschänder aus und verlangten von ihm, er solle den Gefangenen freigeben und die Regierung ihnen abtreten. Zwar weigerte sich der aufgebrachte Graf, allein ehe er noch seine Vasallen um sich versammeln konnte, drangen sie in das Schloß Bensberg ein und befreiten den dort gefangen sitzenden Räuber, ihr Vater selbst aber entkam mit genauer Noth. Zwar versuchte er ein Heer zu sammeln, allein ehe ihm dies möglich wurde, hatten seine Söhne nicht blos den größten Theil seines Landes, sondern auch die festesten seiner Burgen eingenommen und schon glaubten sie sich im sichern Besitze des väterlichen Erbes; da wurden sie selbst unter sich uneins, wer denn nun eigentlich als alleiniger Regent die Grafschaft erhalten solle. So kam es zu Feindseligkeit zwischen ihnen und weil der jüngere Bruder Wilhelm, der übrigens der schlechtere von beiden war, sich trotzdem, daß sich ihm Rindfleisch mit seinem Anhange angeschlossen hatte, zu schwach allein gegen Adolf fühlte, so heuchelte er auf einmal Reue, bat seinen Vater um Vergebung und dieser ließ sich anfangs, zu schwach, den wahren Grund seiner Sinnesänderung zu erkennen, leicht verleiten, ihm Glauben zu schenken. Allein sehr bald ward er über seinen wahren Charakter aufgeklärt und so ging er nicht auf sein Ansinnen ein, im Verein mit ihm gegen Adolf zu ziehen. So kam es denn, daß Wilhelm genöthigt ward, seine tückischen Pläne gegen seinen ältern Bruder allein auszuführen. Er bediente sich dazu des Räubers Rindfleisch, der einen persönlichen Groll gegen den Grafen Adolph hatte. Derselbe paßte die Gelegenheit ab, wo der Graf in der Nähe der Burg Bensberg jagte, überfiel ihn mit seinen Spießgesellen, tödtete ihn aber nicht, sondern

entmannte ihn blos; allein der Graf ſtarb am nächſten Tage in Folge dieſer Verwundung. Sein Bruder Wilhelm hatte aber auch keinen Nutzen von ſeinem Verbrechen, denn drei Tage nachher, als er ſich gerade zu einem Zug nach Berg rüſtete, ward er plötzlich vom Schlage getroffen, Rindfleiſch aber fiel ſpäter dem Herzog von Jülich in die Hände, der ihn rädern ließ.

Der unglückliche Vater ließ die Reſte ſeiner ungehorſamen Söhne in dem Kloſter Altenberg in aller Stille beiſetzen; keine Inſchrift bezeichnet dort ihr Grab. Er ſelbſt aber folgte ihnen ſehr bald; am 9. April wurde er ſeinen Ahnen im 65. Jahre ſeines Alters beigeſellt. Mit ihm erloſch die Fürſtenlinie Limburg-Berg; ſeine Enkelin, das Kind ſeiner mit dem letzten Grafen von Ravensberg vermählten Tochter Margaretha, brachte die Länder Jülich und Ravensberg ihrem Gemahl Gerhard von Jülich zu, mit welchem für Berg der dritte Jülich'ſche Regentenſtamm begann.

14. Gezelin, der fromme Einſiedler.

(Poetiſch behandelt von Montanus Bd. I. S. 34 ꝛc.)

Da wo der Dhünbach in der Grafſchaft Berg ſilberhell dahinfließt, da weidete im 13. Jahrhundert ein armer Einſiedler, Gezelin genannt, eine kleine Heerde Schafe. Er war eigentlich ein Fürſtenſohn, allein er hatte allen Rechten ſeiner Geburt entſagt und war aus Frankenland hierher gezogen, um allein im Walde ganz dem beſchaulichen Leben ſich zu widmen. Da begab es ſich einſtmals, daß der Herr über das Bergiſche Land eine entſetzliche Dürre ſchickte; Alles vertrocknete und verdürſtete, im Dhünbach war kein Tropfen Waſſer mehr und ſeine Heerde lechzte nach Waſſer. Da erhob er ſeine Hände gläubig zum Gebet und gelobte eine Pilgerfahrt nach einem fernen Gnadenorte, wofern Gott dieſem Elend abhelfen wolle. Und ſiehe, wie er mit ſeinem Stabe in den ſtaubigen Moor ſtieß, da quoll ein ſprudelnder Springquell hervor, der mit ſeinem klaren Waſſer Thiere und Matten erquickte. Er aber zog ſeinem Gelöbniß getreu hin nach Aachen, nachdem er vorher ſeine verlaſſene Heerde Gott empfohlen hatte. Als er nach vollbrachtem Gelübde wieder zurückkam, da ſah er mitten unter ſeinen Schafen einen Hirten mit Hund und Stab, der als ein von Gott geſandter Engel dieſelbe während ſeiner Abweſenheit gehütet hatte. Als aber ſein letztes Stündlein kam, da ſchwebte die h. Jungfrau von einer Engelſchaar umgeben herab und trug mit ſeligem Lächeln ſeine Seele zum Himmel empor. Ueber jener Quelle aber erbaute zu Anfang des 16. Jahrhunderts Heinrich von Reuſchenberg, ein Comthur des Deutſchen Ordens, eine kleine Kapelle. Dieſelbe liegt bei Schlebuſch in einem lieblichen Buchenhaine; in der Nähe des letztgedachten Ortes aber ruhen ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts ſeine Gebeine, die früher in der Kirche zu Schlebuſchrath (1200) beigeſetzt worden ſein ſollen, nicht aber in Luxemburg, wie eine andere Sage erzählt. Unter dem Altar jener Waldkapelle aber ſprudelt die Gezelinquelle hervor, deren Waſſer zur Heilung vieler Gebrechen, namentlich bei Kinderkrankheiten und Augenübeln von den Gläubigen eifrig benutzt wird.

15. Die Legende vom h. Engelbert.

(Poetisch behandelt von Montanus Bd. I. S. 39.)

Engelbert der Heilige war ein Sohn des gleichnamigen Grafen von Berg und der Gräfin Margarethe von Geldern. Während sein erstgeborener Bruder seinem Vater als Regent der Bergischen Lande zu folgen bestimmt war, traf ihn das Loos, dem Himmel geweiht zu werden. Er zeigte sich dieses erhabenen Berufes bald so würdig, daß man ihn in seinem 23. Jahre zum Bischof von Münster wählte und in seinem 30sten zum Erzbischof von Cölln erhob (1215). In dieser Eigenschaft wirkte er aber nicht blos in seinen geistlichen Angelegenheiten, sondern ihm verdankte das Bergische Land, welches er in Abwesenheit seines nach Palästina gezogenen Bruders regierte, namentlich die Herstellung der von den zahlreichen Raubrittern jener Gegend arg gefährdeten bürgerlichen Ordnung und Friedens. Freilich machte er sich aber auch dadurch den raubgierigen Adel zu Feinden, namentlich als Friedrich Graf von Isenburg, welcher der weltlichen Succession seines Bruders halber den geistlichen Stand verlassen hatte, in der Abtei Essen als deren Schirmvogt allerlei unziemliche Neuerungen machte und dem Erzbischof Engelbert deshalb die an ihm auszuführende Execution vom Papste Honorius und Kaiser Friedrich II. aufgetragen und von ihm auch vollzogen ward, gewann er an diesem einen so bittern Feind, daß derselbe trotz seiner verstellten Freundlichkeit gegen ihn den Vorsatz faßte, ihn umzubringen. Diesen seinen bevorstehenden Tod offenbarte Gott einigen frommen Geistlichen, welche ihm solches hinterbrachten, daher er denn seine Sünden dem Bischof zu Minden beichtete und darauf, als er von dort nach Nürnberg reisen wollte, unterwegs von dem Isenburger Grafen überfallen und auf dessen Befehl von dessen Dienstmann Heribert von Rückerode, einem riesigen Knecht Namens Jordan und einigen anderen Knechten mit 28 Wunden ermordet ward. Graf Friedrich wurde im Jahre 1226 in die Acht erklärt, zu Lüttich gefangen genommen und an den Erzbischof von Cölln ausgeliefert, der ihn rädern ließ; der Leib des h. Engelbert aber, der einige Zeit unbeerdigt liegen geblieben war, bis ihn ein frommer Soldat, Ledums geheißen, und der Kellermeister des Klosters Frungerode, Heinrich, aufhoben und in das Kloster Bergen trugen, von wo er später nach Cölln gebracht und daselbst in des Apostels Petrus Kirche begraben ward. Jetzt ruhen seine Gebeine in einem silbernen Sarge in einem schönen Grabmale im Dome zu Cölln.

16. Der Strunderbach.

(Nach Montanus Bd. I. S. 97.)

In der Nähe des ehemaligen Deutschordenshauses Strunden, auch Herrstrunden, eine Stunde oberhalb Gladbach gelegen, entspringt jetzt der sogenannte Strunderbach, der nach einem Laufe von kaum zwei Stunden bei Mühlheim in den Rhein fällt. Derselbe hatte aber ehemals einen andern Namen und entsprang nicht wie jetzt in einem tiefen Thale, sondern eine Viertelstunde höher auf einem Wiesenabhange des Gehöftes, das jetzt die Spitze heißt, und die Quelle nannte man den Asenborn, weil sie den Asen, den Obergöttern der heidnischen Germanen geheiligt war. Obgleich das

Christenthum, welches seit dem achten Jahrhundert sich über ganz Berg verbreitet hatte, der Quelle ihre Wunderkraft nahm, so verrichtete der Bach doch sonst seine alten Dienste, d. h. er trieb Mühlen bis in's 16. Jahrhundert hinab. Da kamen auf einmal weit aus der Ferne Zigeuner in das Bergische Land, von den dortigen Einwohnern Heiden genannt, weil sie nicht Gott und die Heiligen, sondern böse Geister verehrten und Teufelskünste trieben. Sie waren übrigens von abscheulichem Ansehn, kaum vier Schuh hoch, gingen in Lumpen gehüllt und ihre Kinder fast nackt. Sie hielten sich in den dichten Wäldern in einzelnen Schaaren auf, von denen jede ihren Hauptmann hatte. Angeblich nährten sie sich von Kräutern und Wurzeln, die sie in den Wäldern ausgruben, oder auch vom Fleisch kleiner Raubthiere, an denen damals die Wälder reich waren; allein es kam ihnen auch nicht darauf an, in den Dörfern, in deren Nähe sie sich herumtrieben, ein Stück Vieh zu stehlen, wenn sie es unbemerkt thun konnten.

Einst wohnte nun eine solche Zigeunerhorde in dem Theile des Waldes, wo die Spitze gelegen ist und der Bach, von dem hier die Rede ist, vorbeifloß. In tiefer Thalschlucht zeigt man heute noch eine wundersam gestaltete Höhle, wo ihre Wohnung war und wo sie von Landleuten häufig aufgesucht wurden, die sich für Geld und Lebensmittel von ihnen wahrsagen ließen und sie auch zum Beschwören von Ungewittern und Feuersbrünsten gebrauchten. Nun stand aber an der eben genannten Spitze eine Mühle, welche der Bach trieb, und der Müller war ein aufgeklärter Mann, der an kein Teufelswerk glaubte, also auch die Zigeuner nicht in Nahrung setzte, im Gegentheil Andere vor ihnen warnte. Nun hatten diese einige magere Kühe, welche sie natürlich auf den Wiesen der Dörfler weiden ließen. Diese ließen sich dies auch aus Furcht vor der Rache der Zigeuner ruhig gefallen, nur der Müller drohte, ob ihn wohl seine Freunde und Nachbarn davon abmahnten, wenn die Zigeuner ihr Vieh auf seinen Acker treiben würden, da solle ihn Niemand hindern, dasselbe ohne Gnade todtzuschießen.

Dies vernahmen die Zigeuner und so sendeten sie denn eine von ihren alten Frauen mit einer braunen Kuh hinab, daß dieselbe in des Müllers Garten weiden solle. Kaum hatte aber der Müller das fremde Vieh in seinem Kohlstücke gewahrt, als er voller Wuth herauslief und unter Schimpfen und Drohen die Zigeunerin aufforderte, augenblicklich seinen Garten zu verlassen, sonst sei es um ihre Kuh geschehen. Da kreischte das alte Weib:

Schüßß Du mir dhut ming Köhchen, dat brung,
Su fäll dä Bahch Dir sprengen zo Herrstrung.
(Wirst Du mein braunes Kuhchen verwunden, so soll der Mühlbach quellen zu Herrstrunden.)

Darauf lachte und kicherte sie; der Müller aber ließ sich nicht einschüchtern, sondern immer zorniger werdend gab er aus seiner Flinte Feuer und, pardautz, da lag die Kuh mitten durch den Leib geschossen. „Nun ist das Lachen an mir!“ rief der Müller der Zigeunerin zu; allein diese rief: „Das wird sich gleich zeigen!“ und lief an den Bach hinab. Dort schnitt sie ein Weidenstäbchen, schälte die Rinde ab, strickte ein Hexenband darum und murmelte zwischen den Zähnen, während sie das Stäbchen in den Bach warf:

Stocke, stocke Aſenborn,
Dich verwünſcht der Heidenzorn!
Quelle, quelle tief im Thal
Wieder an den Sonnenſtrahl;
Sprudle durch des Teufels Macht
Zu Herſtrunden aus der Nacht!

Dazu machte ſie ſo ſonderbare Geberden und verzerrte das Geſicht dermaßen, daß es dem Müller Angſt wurde und da er eben den Mühlſtein klappern hörte, als wenn keine Frucht mehr aufgeſchüttet ſei, ſo lief er in die Mühle. Aber wie erſchrak er, als dort plötzlich Alles ſtill ward und Rad und Getriebe ruhig ſtanden, als wären ſie feſtgebannt. Er zog an der Schleußenſtange, allein die Schleuße war offen und kein Tröpfchen Waſſer floß herab. Da lief er hinaus an den Damm, aber o Schrecken! das Bett war trocken, kein Steinchen war mehr naß und nichts regte ſich in ihm als die bunten Forellen, welche vergeblich nach ihrem Elemente herumtanzten. Wüthend ergriff der Müller ſeine Axt und lief in den Wald, die Zigeuner zu erſchlagen, wo er ſie finde; aber es war keiner mehr zu ſehen noch zu hören; er hörte aber ſpäter, es ſeien um dieſe Zeit eine große Anzahl dieſer Heiden auf der fliegenden Brücke zu Mühlheim auf das jenſeitige Rhein-Ufer übergeſetzt. Zu den Schiffsleuten aber ſagten ſie, ſie verließen auf immer das Bergiſche Land, nähmen aber auch die gute Zeit mit. Nun hätte der kluge Müller gern ſein halbes Vermögen hingegeben, hätte er nur ſein Waſſer wiederbekommen können. Umſonſt, das Bett des Baches blieb trocken wie zuvor; unten aber im tiefern Thale, nahe bei dem Teufchernhauſe Strunden quoll der Bach ſtark und klar, wie er noch heute zu ſehen iſt, hervor. Lange noch ſah man die Mühlräder der Spitzenmühle über trocknen, grasüberwachſenen Gräben, ſpäter aber verwandelte man ihre unnütz gewordenen Räume in ein Wohnhaus und daneben erhob ſich eine dem h. Jacob geweihte Waldkapelle, wohin viel gewallfahret wurde, denn man ſagte, daß ſich das Loos der Todtkranken, für deren Geneſung man dort zu flehen pflegte, binnen drei Tagen zum Tode oder zur Heilung wenden muß. Sonderbarer Weiſe ſind aber mit jener Verwünſchung des Baches auch alle andern Waſſeradern aus jenem Boden verſchwunden, denn wie oft man auch bis auf die neueſte Zeit herab dort um Brunnen zu graben, nach Waſſer geſucht hat, wie tief man auch grub, ſelbſt tiefer als die Quelle zu Strunden, niemals hat man ſolches finden können. Die Zigeuner- oder Zwergenhöhle bei Herſtrunden, an ſich ſchon ein merkwürdiger Korallenriff von ſeltnen Verſteinerungen, iſt noch ſichtbar, und wagt ſich Niemand gern hinein.

17. Das Zwergjunkerlein an der Kohlfurt.

(Nach Montanus Bd. I. S. 81 u. Fr. Leibing, Sagen und Märchen des Bergiſchen Landes. Elberfeld 1868, in 12. S. 14 ꝛc.)

In der Nähe der Kohlfurt liegt ein Berg, der mit ſeinen Klippen die Wupper überragt. Er iſt in ſeinem Innern von unzähligen Höhlen und Gängen durchzogen, die vor langen Jahren von dem kleinen Volke der Heinzelmännchen oder Zwerge bewohnt waren. Nun begab es ſich einſt,

daß ein wackerer Schmied spät Abends zu seinem Hammer heimkehrte, der in dieser Gegend an der Wupper lag. Da vernahm er vom jenseitigen Ufer eine wunderbar feine und liebliche Musik, die aus dem Grase und hinter den Steinen hervorzudringen schien. Es geigte und fidelte, es blies und schmetterte, als wäre da ein lustiger Tanz. Neugier und Staunen wurden bei ihm rege, er sah scharf hin und bemerkte endlich im Mondenscheine viele kleine Gestalten, welche fröhlich im Reigentanz auf den Steinen herumsprangen. Auch die Musik kam von solchen kleinen Männlein, die sich auf den Felsblöcken niedergelassen hatten und fein Takt und Ordnung hielten. Abseits von den andern erblickte er ein Männlein auf einem Abhange, der über das Wasser hinausragte. Dies schien noch heiterer als die übrigen zu sein, denn es jauchzte, sprang auf einem Bein umher, drehte sich im Kreise und warf sein kleines silbernes Hütchen hoch in die Luft und fing es geschickt wieder auf. Mit einem Male aber stieß es einen lauten Schrei aus. Es hatte einen schrägen Wurf gethan, konnte das Hütchen nicht wieder fangen und dasselbe fiel in die Wupper. Bei dem Schrei verstummte sofort Jubel und Musik, Alles lief an das Ufer, aber keiner konnte das versunkene Hütchen wieder herausholen. Da trat der ehrliche Schmied hinter einem Busch hervor und rief hinüber: „Männlein, ich habe Dein Hütchen fallen sehen, wenn Du Dich bis morgen früh gedulden willst, so verspreche ich Dir, es wieder herbeizuschaffen.“ Da rief das ganze Völkchen ihm Beifall zu, der kleine Mann aber sagte: „Ich will es Dir reichlich lohnen.“ Der Schmied ging von dannen und erwiderte: „Ich habe mich ergötzt an Eurer Musik und Eurem Tanz, so will ich Euch denn wieder erkenntlich sein!“

Als der Morgen graute, machte der Schmied sich wieder nach derselben Stelle auf. Er watete in das Wasser und fing an zu suchen. Da rief ihm das Zwerglein hinter den Büschen einen guten Morgen zu und freute sich, daß er sein Versprechen so pünktlich halte. Bald hatte der Schmied das Hütlein gefunden und reichte es dem Besitzer hinauf, der nun vor Freuden noch höher sprang als gestern Abend. Dann aber holte er einen großen Edelstein von wunderſamer Pracht hervor und wollte damit den Liebesdienst belohnen. Allein so sehr das Zwerglein auch bat, der Meister nahm den Stein nicht an, sondern ging ruhig nach Hause zu seiner Arbeit. Unter lustigem Sang theilte er an jenem Tag einen großen Stahlblock in viele kleinere Stücke, die er im nächsten Tagewerk in schlanke Stangen auszurecken gedachte. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er am nächsten Morgen in den Hammer trat und die ganze Arbeit schon gethan fand. Da lagen die Stangen aufgeschichtet, alle probemäßig und tadellos ausgeschmiedet. „Nun“, dachte er, „wenn das ein Spaß ist, den sich mein Nachbar etwa erlaubt hat, so kann ich mir den schon gefallen lassen.“ Er fragte den Tag über hin und her, aber Niemand wußte von der Sache. Abends lagen wieder die Stäbe fertig, die am nächsten Tage zu Stangen sollten ausgeschmiedet werden. Er dachte: „Es wäre schön, wenn Du morgen früh wieder die Stangen fertig vorfändest.“ Und richtig! Am Morgen lagen wieder die Stangen da, aufgeschichtet, alle probemäßig und tadellos ausgeschmiedet. Nun meinte der Schmied, „diese Art zu arbeiten ist so übel nicht, aber ich möchte doch wissen, wie die Sache eigentlich zugeht“. Da legte er sich Nachts auf die Lauer, als alle Lichter im Hammer ausgelöscht

waren, und lauschte an einer Mauerspalte. Da sah er denn, wie gegen Mitternacht das Zwergmännlein mit dem silbernen Hütlein eintrat. Die Thüre des Hammers hatte sich aufgethan, nachdem es mit einem silbernen Hämmerlein, das es in der Hand trug, dagegen gepocht hatte. Es zündete Licht an und blies in die Kohlen, daß sie bald wieder hell aufbrannten. Dann öffnete es ein mitgebrachtes Bündelchen und nahm daraus ein ledernes Schurzfell, welches es umthat. Hierauf wälzte es die Stäbe in's Feuer und plagte sich so sehr dabei, daß ihm der Schweiß auf der Stirn stand. Als es den letzten hereingewälzt hatte, zog es den ersten wieder heraus und zwar mit einer goldenen Schlinge. Der Stab glühte noch gar nicht, als aber das Männlein mit seinem silbernen Hämmerlein darauf herumzuarbeiten begann, formte er sich so leicht, als wäre er von Wachs gewesen, und es wurde eine schöne schlanke Stange daraus. So ging es mit dem zweiten und dritten Stabe und weiter, bis keiner mehr im Feuer war. Dann wusch sich das Männlein, packte sein Schurzleder und Hämmerlein ein, setzte sein Hütlein auf und verschwand so stille, wie es gekommen. „Nun," sagte der Schmied, „wenn Du aus Dankbarkeit Nachts mein Gesell sein willst, an Arbeit soll es Dir nicht fehlen!" Und fortan machte er mit seinen Gesellen alle Tage nur die Stäbe und Klumpen fertig, die das Männlein Nachts in Stangen ausreckte. Und diese waren so gut, daß man sie theuer bezahlte, und der Schmied wurde nach einiger Zeit ein reicher Mann. Eines Tages dachte er: „Du verdankst doch all Dein Glück, Hab und Gut blos dem kleinen Männlein und hast ihm dafür nichts geleistet, als daß Du sein Hütlein aus dem Wasser geholt. Das ist zu wenig, Du mußt ihm einmal eine große Freude machen!" Da ging er denn nach Solingen zu dem besten Schneider und sprach zu ihm: „Meister, mach mir einen Anzug, wie ihn die Junker zu Cöln tragen, vom allerfeinsten Stoff, ganz von Sammt und Seide, er darf aber nur so groß sein wie dieses Maß!" Damit gab er ihm die Länge des Männleins. Als der Anzug fertig war, hing er ihn auf ein Stühlchen neben dem Ambos und stellte einen kleinen Spiegel daneben. Dann begab er sich in seinen Versteck und wollte beobachten, was das Männlein zu dem Geschenke sagen würde. Kaum hatte es die Kleider erblickt, so warf es Schurzfell und Hammer bei Seite und betrachtete dieselben mit Freude und Erstaunen. Alsbald fing es an, sie anzulegen. Dann bewegte es sich wie ein eitles Mädchen vor dem Spiegel hin und her und sprach: „Ei, wie schön mir das weiße Höschen paßt, ei wie schmuck mir das blaue Sammtröcklein steht!" Zuletzt setzte es auch den Federhut auf und steckte den kleinen Degen an. Da wußte es sich vor Freude kaum noch zu lassen und sprang wieder auf einem Beine umher. Plötzlich aber fielen seine Blicke auf die Eisenstäbe und es stand wie angewurzelt still. „Nein", sprach es endlich, „mit dem Schmieden ist es nun vorbei, solche gemeine Arbeit schickt sich nicht für einen schmucken Junker, wie ich jetzt bin!" Damit flog das Schurzfell und der Hammer in die Kohlen, und das Junkerlein klatschte vor Freuden in die Hände, als sie in Flammen aufgingen. Darauf nahm es sein silbernes Hütlein und ging stolz zur Thür hinaus.

Fortan hatte der Schmied nun seine Arbeit hübsch selber zu thun von A bis Z, wenn er sie gethan haben wollte. Mit der Zwergenhülfe war es

ein für allemal vorbei. Da legte er sein Geschäft nieder und lebte fortan in Ruhe.

Einige wollen auch wissen, daß dieselbe Geschichte nicht in einer Schmiede, sondern in einem Schleifkotten geschehen und daß das Zwergjunkerlein, des vornehmen Lebens bald überdrüssig, wieder in seine Höhle zurückgekehrt sei.

18. Der Zwerg von Hummelsheim und der störrische Bauer.

(Nach Leibing S. 19 ꝛc.)

Der Besitzer von Hummelsheim, oberhalb Schlebusch im Dhünthale, wandelte einst im benachbarten Walde. Da stand plötzlich ein Zwerg vor ihm und ging ihn mit der Bitte an, doch seinen Pferdestall zu verlegen, weil dieser gerade über ihrer Wohnung angebracht sei und die Rosse ihnen ihr unterirdisches Haus verunreinigten. Der harte Bauer wies diese Bitte unfreundlich zurück; da sagte das Männlein, daß es dann nicht für die Gesundheit, ja das Leben der Pferde einstehen könne. Der Bauer wurde darüber so aufgebracht, daß der Zwerg vor ihm in's Gebüsch flüchten mußte. Dafür fraßen aber auch schon am nächsten Morgen seine Gäule nicht mehr wie gewöhnlich, und er sah zu seinem Erstaunen, daß die Thiere, die Tags zuvor noch kerngesund geackert hatten, matt und krank dastanden. Er ging daher augenblicklich in den nahe gelegenen Waldhag, um sich einige Kräuter für deren Pflege zu brechen. Da sah er zu seinem Erstaunen aus einem Dachsbau wieder denselben Zwerg hervorgucken, der ihm zurief: „Wenn Du den Stall noch nicht verlegen willst, müssen die Gäule unfehlbar sterben!" Der Bauer, der sich die Krankheit der Pferde doch anders als durch den Einfluß der Wichtelchen erklären mochte, schleuderte einen Stein nach dem Unterhändler, der aber mit einem Trohworte rasch entschlüpfte. Wirklich fand der Bauer am nächsten Morgen eines seiner besten Pferde todt im Stalle liegen, die übrigen alle dem Verscheiden nahe. In größter Bestürzung eilte er nun in den Wald zu seinen Kräutern, wo denn der Wichtelmann abermals aus dem Dachsbau hervorschaute und ihn fragte, ob er wegen des Pferdestalles noch nicht andern Sinnes geworden sei. Jetzt gab der Bauer, in Furcht alle seine Gäule zu verlieren, nach, gelobte einen neuen Stall zu bauen und erhielt dafür das Versprechen, daß alle seine Pferde rasch wieder gesund werden sollten. Da er noch tiefer in den Wald ging, allerlei Heilkräuter zu suchen, mag er diesem Versprechen nicht so recht getraut haben; als er aber nach Stundenfrist wieder heim kam, wieherten die Pferde ihm schon fröhlich entgegen und waren mit Ausnahme des todten alle wieder so kräftig wie früher. Der Landmann ließ nun gleich den Maurer kommen, fern von dem alten einen neuen Pferdestall anlegen, übersiedelte dahin die Gäule und verwandelte den alten Stall zuletzt in eine Bäckerei.

19. Die dankbare Zwergin im Isholz.

(Nach Leibing S. 21.)

Auf der Fixhaide zwischen Schlebusch und Opladen erschien einmal Abends in einem einsam gelegenen Hause, als die Bäuerin allein daheim

war, ein niedliches, kleines, in schwarze Tracht gehülltes Weiblein, welches ein hübsches kleines Hündchen bellend umsprang. Die Fremde begegnete der Bäuerin ungemein freundlich, gestand ihr, daß sie bald Mutter werden würde und daß sie, da sie sich in ihrer Nähe angesiedelt hätte, auf ihren Beistand zählen müßte. Als die gute Bäuerin ihr diesen Liebesdienst zusagte, verabredete die kleine schwarze Frau mit ihr weiter, daß sie in diesem Falle ihr Hündlein senden wolle, die Hilfe anzusprechen. Hiermit schied die seltsame Frau aus der Bauerhütte. Einige Wochen später stand Abends der Bauer in der Thüre und wunderte sich, daß ein kleiner schwarzer Hund immer um ihn herumspringe und ihn anbelle. Er verjagte denselben mehrmals, sah aber, daß das Thierlein stets wiederkehrte und sein Haus umkreiste. Als der Mann sich zum Abendessen niedersetzte, erzählte er den Vorfall seiner Frau, die sich dabei gleich des seltsamen Besuchs und der dabei stattgehabten Ansprache erinnerte und sich schnell beeilte, dem Rufe zu folgen. Als sie vor ihre Thüre trat, sprang das Hündlein auch gleich um sie herum und lief bellend voran, als freue es sich, daß ihm die Frau auf dem Fuße folge. Die gute Bäuerin eilte rasch über die Haide und nahm sich nicht einmal Zeit darüber nachzudenken, daß in der eingeschlagenen Richtung keine Wohnungen wären. Der Zug ging quer über die Bürriger Haide zu einem tiefer liegenden Gebüsche, dem sogenannten Zeholze, wo das Hündlein plötzlich am Bergesabhang in der Erde verschwand. Die gute Frau stutzte freilich, als aber das Hündchen wieder zum Vorschein kam und bellte, als sie dazu die Klagelaute der Frau im Berge hörte, faßte sie sich ein Herz und drängte sich durch die enge Oeffnung in eine ziemlich geräumige unterirdische Wohnung. Sie fand in dieser die ihr bereits bekannte seltsame Frau und leistete ihr die nothwendige und versprochene Hilfe.

Als die Frau alle Dinge beobachtet hatte, die man hier zu Lande gern beobachtet, und sich von der Wichtelfrau, die sich wie ihr Kind in leidlichem Zustande befand, beurlauben wollte, sagte diese, nachdem sie ihr auf die verbindlichste Weise gedankt hatte: „Ich bin eine arme Frau und kann Euch nicht lohnen, wie ich es wohl zu thun wünschte; indessen thut mir den Gefallen und nehmt etwas von dem Wenigen, was ich Euch anbieten kann, zu meinem Andenken.“ Hierauf überreichte die Wichtelfrau der Bäuerin einen schweren Stein, den dieselbe, um nicht unhöflich zu sein, mit nach Hause nahm. Es war schon spät geworden und ihr Mann war indessen zur Ruhe gegangen. Als sie ihm am nächsten Morgen das seltsame Erlebniß mittheilte, wollte dieser behaupten, sie erzähle ihm lediglich einen Traum der Nacht, und war ihm der Stein, den die Frau vorzeigte, kein überzeugendes Beweisstück. Dieser Stein, dem man weiter keinen Werth beilegte, blieb übrigens vor dem Fenster liegen, bis ein vorübergehender Glaser die einfältigen Leute auf den seltnen Glanz desselben aufmerksam machte, so daß der Bauer, als er nach Cölln gehen mußte, ihn hier und dort vorzeigte und dabei zu seinem freudigen Erstaunen erfuhr, daß er einen Klumpen Goldes so nachlässig vor's Fenster gesetzt habe. Als er indeß einmal den Werth des Geschenkes erkannt hatte, war er allerdings geschickt genug, dasselbe gut zu verwerthen, und zog dann bald in eine entfernte Gegend, in welcher er sich ein ergiebigeres Landgut kaufte und machte durch sein Glück alle Welt auf die Wunder des Zeholzes aufmerksam.

20. Der Waſſerteufel bei Altenberg.

(Nach Montanus Bd. II. S. 192.)

Als im Kloſter Altenberg die neue Kloſterkirche in der ſtolzen Pracht ihrer Mauern noch mehr Verehrer an ſich lockte, als dies früher der Fall geweſen war, ſo wollte der böſe Feind, dem dieſes Kloſter ſtets ein Dorn im Auge geweſen war, faſt vor Aerger und Neid berſten. Er ſann auf Mittel, die Kirche zu vernichten und verſuchte es zuerſt mit Feuer; als aber dies nicht gelang, ſo erregte er am Tage vor Chriſti Himmelfahrt, den 23. Mai 1324, oberhalb des Kloſters ein ſo greuliches Unwetter, daß die Dhün ſchnell ſo anſchwoll, daß ihre Wogen, Alles mit ſich fortreißend, gegen das Kloſter ſchlugen, und der Satan ſtellte ſich, um zu verhindern, daß dieſelben in dem bei der Abtei breiter werdenden Thale ſich verflachen möchten, in eigener Perſon auf die Dhünbrücke und verſuchte ſie gegen die Kirche zu treiben und aufzuhalten. Das gelang ihm auch in ſoweit, daß der ganze Kloſterhof unter Waſſer kam, die Fluth Menſchen und Thiere verſchlang und in Kirche und Abteigebäuden Schlamm nnd Baumſtämme aufhäufte. Schon zitterte die Kloſterkirche unter der Gewalt des Wogenandranges und Jedermann, blos auf ſeine Rettung bedacht, blieb rathlos dem allgemeinen Unglück gegenüber. Da gewahrte Reinhard's, des hochwürdigen Abts Scharfblick den in dem Strome unterhalb der Dhünbrücke ſtehenden Vater alles Böſen, vor welchem die Fluthen ängſtlich heraufziſchten. Schnell machte er ein gewaltiges Kreuz über deſſen ganze Figur und ſprach einen geſalbten Fluch, worauf der Satan plötzlich ſo ſchwach ward, daß ihn das Waſſer mit fortriß, welches ſich dann allmälig verlief.

21. Der Teufel im Glas.

(Nach Montanus Bd. II. S. 195.)

Es gab eine Zeit, wo es im Altenberger Kloſter überall ſpukte: vor den Thoren und innerhalb der Ringmauern, im Kreuzgange und ſelbſt in der Kirche wurde der Teufel mehrmals, oft in Geſtalt eines zottigen Bären oder ſchwarzen Hundes, oft aber auch in der einer ſchmucken Dirne geſehen, welche die frommen Mönche zur Unzucht verlocken ſollte. Beſonders im Mondenſcheine und in der Dämmerung ließ er ſich am häufigſten ſehen, ſo daß im Kloſter kaum Jemand zu finden war, dem er nicht wenigſtens ein Mal begegnet wäre. Man dachte lange vergeblich auf Mittel, dieſen böſen Geſellſchafter aus dem Hauſe des Herrn zu entfernen. Da erſann endlich ein frommer Mönch folgenden Spaß.

Da die Kirche des Abends verſchloſſen war, ſo hatte der Satan keinen andern Weg zum Hereinſchlüpfen, als die Schlüſſellöcher der Thüren. Dieſe verpichte der Mönch mit geweihtem Wachſe bis auf eins und vor dieſes befeſtigte er nach Innen die Oeffnung eines ringsum geſeiten Glaſes, das ſich auf die geringſte Bewegung mittelſt eines genau paſſenden, gleichfalls geweihten Wachsſtöpſels ſchloß. Bevor der Mönch ſeine Falle ſtellte, hatte er aber ſchon die ganze Kirche beſprochen, damit der Böſe nicht vielleicht ſchon drinnen ſei und ſo die ganze Vorkehrung vereitelt werde. Dann ſchaute er erwartungsvoll dem Morgen entgegen; allein um Mitternacht

schon erweckte ein furchtbares Getöse den ganzen Convent; der Böse war wirklich in die Falle gegangen und schrie mit kläglichem Geheul um Befreiung. Der Mönch aber hatte ihn im Glase und nur daß er nicht wieder entrinne, hing er die Flasche hoch oben an das Gewölbe des Kirchenschiffs. Jener suchte zwar von dort durch Bitten, Versprechungen und Drohungen seine Freiheit zu erlangen, allein die Mönche fühlten keinen Beruf ihn frei zu lassen und seine eigene Kraft erlahmte an den geweihten Wänden seines durchsichtigen Kerkers. Doch konnte man von außen nichts gewahren, als eine schwarze Masse, die das Glas ganz ausfüllte, und um im Gottesdienste nicht gestört zu werden, hatten ihm die Mönche beständiges Stillschweigen aufgelegt. Nur durch eine zappelnde Bewegung gewahrte man, daß es im Innern des Glases nicht geheuer sei. So war denn das Kloster lange Zeit vor den Umtrieben des Teufels gesichert und der Ruf des Wunders lockte eine Menge neugieriger Pilger herbei, welche den Teufel im Glase sehen wollten. Diese Freude aber währte nicht lange, denn als man einst eine Veränderung in der Kirche vornahm und ein hohes Gerüste dort aufbaute, zerbrach ein unglücklicher Stoß die Flasche und in Gestalt einer großen Fledermaus flog der Gottseibeiuns jubelnd davon. Doch wagte er es nicht mehr innerhalb der Kirche zu erscheinen und suchte um dieselbe und im Kreuzgange sich in Weibesgestalt für das enge Gefängniß an den Mönchen zu rächen.

22. Die wunderthätige Einfalt.

(Nach Montanus Bd. II. S. 196.)

Ein Mönch Namens Conrad, zwar von sehr vornehmer Geburt, aber von so großer Einfalt, daß er nicht bis drei zählen konnte, ward vom Convente des Klosters Altenberg darum zum Verwalter der Speisekammer gemacht, weil man glaubte, daß unter seiner gottgefälligen Einfalt alle Schätze derselben am besten verwahrt würden. Gleichwohl ward in der Abtei gar Manches gestohlen, namentlich bemerkte man an dem getrockneten Fleische, welches in einer Rauchkammer neben dem Kapitelhause aufgehängt war, allzuhäufiges Wenigerwerden. Der Kaibach fließt dort unter einem gewölbten Kanale bis in die Thür, und durch dieses Kanalgewölbe, welches die Diebe im Kapitelhause durchbrochen und mit einem großen Steine bedeckt hatten, wurden die Schinken und Speckseiten weggeholt. Vorsichtig merkte sich nun der Hausverwalter die Zahl der einzelnen Vorrathstücke, aber da er in der Kunst zu zählen nur bis Paar und Unpaar gekommen war, so zählte er also: ein Schinken und sein Genoß — wieder ein Schinken und sein Genoß &c., bis es endlich auf ein Paar auslief. Andern Tags, als er den Vorrath nachzählte, war wieder ein Schinken entwendet, und da Conrad doch wußte, daß Zwei mehr war als Eins, und die Zahl also nicht mehr auf ein Paar ausging, so wehklagte er den ganzen Tag um den Verlust. Am andern Tage aber, als wieder ein Stück weggenommen und die Zahl also wieder zum Paar geworden war, frohlockte er über die vermeintliche wunderbare Mehrung, und der Dieb, der ihn behorcht hatte, stahl fortan immer zwei Stücke, welches der fromme Conrad nach seiner Zählweise nicht entdeckte, bis endlich blos noch das letzte Paar übrig war und zu neuem Vor-

rathe wieder geſchlachtet werden mußte. Doch da gewahrte man, wie Gott die Hintergehung der frommen Einfalt räche.

Wie dies zu geſchehen pflegt, waren die geſchlachteten Schweine an einem ſogenannten Krummholze, das durch die aufgeſchlitzten Hinterfüße geſteckt war, in der Fleiſchkammer aufgehängt, und bei Nacht kam der Dieb wieder und holte ein ſolches Schwein, zog es durch den Kanal des Kaibachs in's Freie und trug es nun Rücken auf Rücken, indem er das Krummholz ſchweiſe vor der Stirne trug. Nun führte ihn aber der Weg zu einer Brücke des Dhünbachs, und als er die Lehne derſelben benutzte, die Laſt darauf zu legen und etwas zu verſchnaufen, behielt er, zum Fortſchreiten bereit, das Tragjoch vor der Stirne. Da aber rutſchte der Leichnam des Schweins durch des Diebes unvorſichtige Bewegung über die Lehne dem Bache zu, das Krummholz glitt bis unter das Kinn herab und die über dem Bache ſchwebende Leiche des Schweines drückte den Hals des vergeblich zappelnden Diebes ſo feſt an die Lehne, daß er elendiglich davon erwürgt ward. Als man am Morgen den vom todten Schweine erdroſſelten Mann mit demſelben auf der Brückenlehne hängen ſah und in ihm einen Nahewohnenden erkannte, ſuchte man in deſſen Wohnung nach und fand dort alle dem Kloſter kürzlich entwendete Sachen.

23. Der Kleine zu Remſcheid.

(Nach Leibing S. 39.)

Zu Remſcheid an der Kirche wohnte ein Mann, der war ſo klein, daß ihn die Kirchgänger immer auslachten, ſo oft er vor ſeiner Thüre ſtand. Er betrübte ſich darüber ſehr und brach eines Tages, als er im Walde war, laut in die Worte aus: „Ach, ich wünſchte doch blos, daß ich recht groß wäre!“ Da trat ein Mann zu ihm, rührte ihn mit ſeinem Stabe an und verſchwand. Als der Mann, der vorher ſo klein geweſen war, wieder nach Hauſe zurückkehrte, lief Alles im Schrecken vor ihm davon und rief: „Da kommt ein Rieſe, ein Rieſe!“ Er aber wußte gar nicht, daß er ſo groß geworden war, dachte, die Leute ſpotteten, wie gewöhnlich, ſeiner kleinen Geſtalt und wollte in ſeine niedrige Hausthüre eintreten. Dabei lief er aber mit dem Kopfe gegen den Giebel des Hauſes und ſtieß ſich ſo, daß er zur Erde taumelte. Nun hatte er wieder viel Spott auszuhalten wegen ſeiner Länge und Ungeſchlachtheit. Da ging er wieder betrübt in den Wald und ſprach: „Ach, wäre ich doch wieder ſo klein wie früher!“ Auf der Stelle ward er wieder ſo klein, wie er zuerſt geweſen. Nun ließ er die Leute reden, wie ſie wollten, und war mit ſeiner Geſtalt ſtets zufrieden.

24. Das Marienbild zu Neviges.

(Nach Leibing S. 46.)

Das wunderthätige Marienbild, welches jetzt im Franziskanerkloſter zu Neviges oder Hardenberg verehrt wird, ſoll ſich früher zu Dorſten befunden haben. Dort hing es in der Zelle eines frommen Prieſters, welcher jeden Abend nach dem Chorgeſang noch vor demſelben zu beten pflegte. Bei ſolcher Gelegenheit ſprach eines Nachts das Bild zu ihm: „Bringe mich nach Har-

denberg, da will ich verehrt sein!“ Auf dieselbe Weise hörte er in der folgenden Nacht das Nämliche mit dem Zusatze: „Binnen anderthalb Jahren wird ein großer Fürst tödtlich erkranken und nicht genesen, er thue denn ein Gelübde nach dem Hardenberg. Tafelbst soll er mir ein Kloster bauen. Schreibe das dem Pater, der jetzt den Bau anfängt.“ Die Hardenberger Herrschaft war nämlich schon mit der Gründung des vollständigen Klosters beschäftigt. In der dritten Nacht ließ sich das Bild wieder vernehmen und gab die Art seiner Uebertragung an.

Während der Priester nun mit seinen Vorgesetzten die Sache noch berieth, erkrankte im folgenden Jahre der Fürstbischof von Paderborn. Da eilte der Abt von Werden mit dem Wunderbilde zu ihm, theilte ihm die Verkündigung mit und erhielt von ihm die Zusage, daß er das Kloster zu Hardenberg werde erbauen lassen, wenn er wieder genesen sollte. Bald darauf ward der Fürstbischof wieder gesund und baute nun auf seine Kosten das Kloster Hardenberg auf, in dem fortan das redende Bild verehrt wird.

25. Die Schatzgräber im Isholz.

(Nach Leibing S. 98.)

Vor Jahren hatte sich eine Anzahl entschlossener junger Bursche mit einander verschworen, im Isholze, wo, wie wir schon gehört haben, die Zwerge ihre Wohnsitze haben sollen, nach unterirdischen Schätzen zu suchen, man besorgte Alles, was man zu diesem Zwecke bedarf, und machte sich in einer günstigen Nacht dorthin auf den Weg. Ihre Beschwörungskünste hatten auch den Erfolg, daß sie nach einigem Graben in die Erde eindringen konnten und daß sie sich, wie es heißt, sieben Mann stark, bald tief unter der Oberfläche in langen dunklen Gängen befanden, die durch ein geweihtes Licht spärlich erhellt wurden. Endlich tappten sie sich in eine geräumige Höhle, deren Wände und Wölbungen den Strahl der heiligen Kerze, die sie mitgebracht hatten, seltsam widerspiegelten. In der Mitte derselben aber gewahrten sie auf einer großen Steinplatte, wie auf einem Bette hingestreckt, eine nackte Jungfrau, deren Brust und Arme reich mit goldenen Ketten und Ringen geschmückt waren und aus deren dunklem Gelock goldene Spangen und schimmerndes Edelgestein blitzte. Zu den Füßen dieses Frauenbildes aber stand Gold und Silber in großen Truhen in allen Arten von Münzen; da lagen aufgeschichtet große Gefäße, Schüsseln und Schilder von edlen Metallen, da glänzten Kronen mit wunderbaren Kleinodien geziert. Die Jungfrau winkte den Schatzgräbern auf das Holdseligste, bedeutete ihnen und erklärte, daß Jedem freistehe, mit beiden Händen einen Griff in die goldgefüllte Truhe zu thun, daß aber dafür Einer von den Sieben bei ihr in der Höhle bleiben müsse. Darauf blickte die Schöne unter den Schatzgräbern umher, als ob sie sich den aussuchen wolle, welcher bei ihr im Berge ausharren solle. Aber da war es alsbald mit ihrem Muth zu Ende. Wie hell nun auch das Gold den Burschen in's Auge funkelte, wie wunderbar der Glanz der Edelsteine in allen Farben spielte und die Herzen der habsüchtigen Burschen einnahm, so wurde doch Jeder von dem Gedanken ergriffen, daß er für immer in die düstere Höhle gebannt werden könne, indem die lockende Jungfrau doch vielleicht nur ein Unthier wäre, welche in

dieſem Augenblicke zwar himmliſch milde lächele, ihn aber im nächſten ſchon als Drachen quäle, ſo daß er vielleicht dadurch dem böſen Feinde in die Arme renne und zeitlich und ewig verloren gehe. Jeder ſah ſich daher vorſichtig nach dem Ausgange der Höhle um und nahm ſeinen Vortheil wahr, um ſich raſch davon zu machen. Da Keiner der Letzte ſein wollte, ſo ſtürzten alle Sieben zugleich durch den engen Eingang nach oben. Sie rannten aneinander, purzelten, da das Licht erloſch, überſchlugen ſich in der Eile, kugelten über und über und kamen zuletzt Alle, wenn auch ſehr zerkratzt und zerrauft, oben in der freien Luft an. Dort mochte ſich aber Niemand Raſt gönnen, Jeder lief vereinzelt in ſchrecklicher Angſt ſeiner Wohnung zu und fühlte tauſend Rieſenfäuſte aus dem Dunkel nach ſich ſtrecken. Jeder kam zu Hauſe in der feſteſten Ueberzeugung an, daß wenigſtens einer, wenn nicht alle ſeine Genoſſen nun für immer im Berge begraben ſeien. Erſt am folgenden Tage klärte ſich der Irrthum auf, und jeder Geſelle ward mißmuthig, daß er nicht an der Trube leck zugegriffen, indem wohl die Wahl des Zauberweibes nicht auf ihn, ſondern auf einen Kameraden gefallen ſein würde. Jeder ſchalt ſich wegen ſeiner Furcht und Zaghaftigkeit, obſchon ſich die Geſellſchaft noch nicht wieder zu einer zweiten Fahrt einigen konnte.

So ſtehen denn die Schätze des Iſholzes alſo noch fortwährend unter der Obhut der ſchönen Jungfrau, und ſo kann immer noch ein kühner Schatzgräber hier ſein Glück in mehrfacher Hinſicht machen.

26. Bertha von Hall.

(Poetiſch behandelt von Montanus Bd. I. S. 112 ꝛc. nach Caesar. Heist. Dial. IV.)

Im Aggerthale unterhalb Werrath liegt ein Meierhof, Thal oder Haus Thal genannt, welcher früher ein adeliger Ritterſitz war. Dort ſagen die Leute, wenn ſie bei nächtlicher Weile das Waſſer des Weilers rauſchen und einen dumpfen Fall hören: „Da ſtürzt Bertha von Hallen!“ Von ihr geht die Sage, daß ſie einen Ritter vom Thale geliebt habe, von ihren Eltern in Folge eines Gelübdes aber gegen ihren Willen in's Kloſter gebracht worden ſei. Trotz ihrer Weigerung und Drohung, ſich erſäufen zu wollen, wenn man ſie nicht wieder herauslaſſe, hielt man ſie dort zurück; allein eines Morgens fehlte ſie, und man fiſchte die Ertrunkene in einem Netze aus dem Weiler; ihr Geliebter aber zog nach Paläſtina, wo er in der Schlacht den Tod fand. Noch jetzt läßt ſich um Mitternacht bei Vollmondſchein an jenem Weiler eine weiße Geſtalt im Nonnenkleide ſehen.

27. Der Drache auf Drachenfels.

(Nach Ang. Müller, Siegburg u. d. Siegkreis. Siegburg 1858. in 12. S. 14 ꝛc.)

Während das linke Rheinufer durch die Römerherrſchaft bereits dem Chriſtenthum zugeführt war, behaupteten auf dem rechten noch heidniſche Horden ihre Unabhängigkeit, machten auch häufig Einfälle auf das andere Ufer und kehrten beutebeladen von da in ihre Heimath zurück. Bei einem dieſer Raubzüge hatten ſie auch eine chriſtliche Königstochter entführt; der Sohn des Beherrſchers der Löwenburg ſah ſie und entbrannte alsbald in

Liebe zu ihr. Allein sie wollte, mochte man ihr nun noch so viel versprechen, ihre Hand einem Götzendiener nicht reichen.

Nun wohnte damals in einer Höhle jenes der sieben Berge, welcher mit seinen steilen Höhen sich in den grünen Wellen des wogenden Rheins spiegelt, ein grimmiger Drache, der Schrecken des weiten Landes. Kein Krieger, kein Ritter mochte mit ihm den Kampf aufnehmen, so grimmig blickte er auf seinen kühnen Gegner herab, der bald das traurige Opfer seiner ungestümen Wuth werden sollte. Ihm die schöne Jungfrau zu opfern, beschloß man im Rathe der Großen.

Am frühen Morgen des folgenden Tages, während der Drache noch in seiner Höhle schlief, schleppte man die Christin auf den Felsen und fesselte sie in der Nähe der Höhle an einen Baum. Rundum am Fuße des Felsens harrte eine Menge Neugieriger, auch der Königssohn von der Löwenburg. Gern noch hätte er sein Rachegefühl bezwungen, gern wäre er hinaufgeeilt, der Jungfrau Leben mit seinem eigenen zu schirmen, allein im Rathe der Großen war sie dem Tode geweiht worden und ihm durfte er sich nicht widersetzen.

Ruhig und unerschrocken stand sie da, sie zog aus ihrem Busen ein Crucifix und auf das Bild des Gekreuzigten heftete sie ihren vertrauungsvollen Blick. Plötzlich trat der Drache aus seiner Höhle hervor und wachsamen Auges spähte er ringsumher nach Beute. Kaum hatte er das für ihn bestimmte schuldlose Opfer erblickt, so eilte er wüthend und schäumend auf dasselbe hin, allein — o Wunder! als der Drache in der Hand der Jungfrau das Crucifix erblickte, ergiff ihn Schrecken und Betäubung, er stürzte zu Boden und rollte vom steilen Felsen in den hochbrausenden Strom, wo er in den tobenden Wellen sein ödes Grab fand. Der Gekreuzigte hatte gesiegt. Die Heiden eilten herbei und fielen der Jungfrau zu Füßen, preisend den, welcher ihr solche Macht verliehen. Alsbald ließ die Jungfrau aus ihrer Heimath Priester kommen, das Evangelium Christi zu verkünden, und als bei der ersten Taufe auch der Königssohn das Bad der Wiedergeburt empfing, reichte sie ihm zu unverbrüchlicher Treue ihre Hand. Noch heute zeigt man an der westlichen Seite des Drachenfelsen jene Höhle und wenn in segnendem Herbste die Weinlese dem fleißigen Winzer lacht, dann sammeln auch die Bewohner von Königswinter des Drachen feuriges Blut, das alljährlich am steilen Rücken des Felsens hervorsprießt.

28. Der schlafende König und die Wichtelmänner im Wolsberge bei Siegburg.

(Nach Müller a. a. O. S. 16 ꝛc.)

In dem Wolsberge bei Siegburg tief unten in einer ungeheuren Felsenhöhle sitzt auf mächtigem Steinblocke ein gewaltiger König und Held (vielleicht der Gott Odin); derselbe lehnt mit seinem Haupte auf einem vor ihm stehenden Steintische und hält mit beiden Händen den Griff seines gewaltigen Schwertes umfaßt. Nebenan in andern Höhlen stehen an vollen Krippen ungeduldig scharrende Rosse, in langen Reihen schlummern Krieger und Knappen auf ihren Waffen. Der Eingang zu dieser unterirdischen Burg steht in der Walpurgisnacht von 12—1 Uhr offen und so soll sich

einmal ein Jäger dorthin verirrt und alle dieſe ſeltſamen Dinge geſehen haben. Ihm gegenüber erhob ſich der König und frug halb im Traume: „ob die Elſter noch um den Berg fliege.“ Als er gehört, daß dieſer ſchwarz und weiße Vogel noch fliege, ſoll der Held wieder eingeſchlafen ſein. Wenn dieſer Vogel nicht mehr fliegt, wenn die ſchwarze Zeit die Oberhand gewonnen, alsdann ſoll der König aus der Kluft hervortreten, in ſein Heereshorn ſtoßen und eine ruhmreiche neue Zeit begründen.

Einſt auch kehrten mehrere Schmiede aus Siegburg in ſpäter Nacht vom Müllerhofe nach Hauſe zurück. Als ſie in die Nähe des Wolsberges kamen, begegneten ihnen zwei unanſehnliche Zwerge mit grauem Barte und luden ſie ein, ihnen zu folgen, um mehrere Arbeiten zu verrichten: reicher Lohn ſollte ihnen zu Theil werden. Anfangs zögerten die Schmiede, als ihnen aber die beiden Wichtelmänner mehrere Goldſtücke in die Hand gedrückt, folgten ſie, freilich nicht ohne Furcht, der ungewöhnlichen Einladung. Durch das Geſtrüpp gelangten ſie zu einer Höhle; dort eingetreten, ſahen ſie voll Erſtaunen weite Hallen, in denen Ritter und Pferde auf dem Boden hingeſtreckt ſich tiefem Schlafe hingaben. An den hohen Wänden leuchteten ihnen glänzende Waffen entgegen. „Nun friſch ans Werk!“ riefen ihnen die Wichtelmänner zu, „bald geht der große Kampf los und Waffen und Pferde müſſen zum Kriege tauglich ſein.“ Auf dem nahen Heerde loderte ein mächtiges Schmiedefeuer und alsbald gab es ein Hämmern und Klopfen, wie es unſere Meiſter nie geſehen noch gehört hatten. Wohl einige hundert Zwerge ſtanden ihnen zur Seite, unterſuchten die Hufe der Pferde, überreichten ihnen die Werkzeuge und noch nie war ihnen die Arbeit ſo raſch von Statten gegangen. Dieſelbe war bald beendet. Die beiden Zwerge öffneten eine Nebenthüre und luden die Schmiede ein, von den dort befindlichen Schätzen ihre Taſchen zu füllen. Dann führten ſie dieſelben wieder auf den Weg nach Siegburg zurück und — die Kirchenuhr der nahen Stadt ſchlug Eins. Wohl gern hätten die Schmiede noch oft ein ſolches Geſchäft gemacht, allein der Eingang zu den unterirdiſchen Gemächern war nicht wieder zu finden und es wollten auch keine Wichtelmänner mehr kommen, ſie zu einem ferneren Beſuche einzuladen. Im Volke aber lebt die Sage fort, daß Held Odin bald mit ſeiner Kriegerſchaar heraufkommen und das ganze Land ſeiner Herrſchaft unterwerfen werde.

29. Die Hoſe mit dem Heckthaler.

(Nach Müller, Siegburg S. 18 ꝛc. u. Leibing S. 57.)

In einem Dörfchen an der Sülz, einem Nebenflüßchen der Agger, lebte in der Nähe des ſagenberühmten Lüderichberges ein armer Bauer, dem auch nicht das Mindeſte in ſeinem Leben zum Glücke ausſchlagen wollte. Er beklagte ſich einmal bei einem ſeiner Jugendfreunde darüber, der auf dem andern Ufer des kleinen Waldſtroms wohnte, welchem im Gegentheil jeder Verſuch zum ſchönſten Glücke umſchlug, ſo daß er ohne ſonderliche Anſtrengung ein bedeutender Grundbeſitzer und ein reicher Mann geworden war. Nach manchen guten Ermahnungen, mit welchen der Arme ſich nicht zufriedenſtellen wollte, verſprach doch zuletzt der Reiche ihm zu helfen und ihn binnen Kurzem zu einem vermögenden Manne zu machen. Daß dieſe Verheißung ihm ſchön in's

Ohr klang, läßt sich denken, ebenso daß sie die Zudringlichkeit des Bittstellers noch vermehrte. Nachdem der Reiche sich zuvor nach allen Seiten umgesehen hatte, ob sie nicht belauscht würden, holte er nach einigem Zögern aus seinem Schranke eine alte Hose hervor und überreichte sie dem Jugendfreunde mit dem Bemerken, daß er nun sein Glück begründet habe. Der Arme nahm die Beinkleider, besah sie von allen Seiten und schüttelte bedenklich den Kopf, als ob er zweifele, daß es bei seinem Freunde richtig im Oberstübchen sei. Der Reiche jedoch ließ sich nicht irre machen; er steckte einen Thaler in die Tasche des alten, längst aus der Mode gekommenen Kleidungsstücks und bat den Freund, am Morgen des folgenden Tages wieder in die Tasche zu fühlen und zu versuchen, ob sich der Thaler nicht über Nacht verdoppelt haben würde. „Das Verdoppeln", sagte er, „geht so lange fort, als es die Tasche aushalten kann und Du hast weiter nichts dabei zu thun, als den Gewinn heraus zu nehmen, daß die Nähte nicht platzen. Ferner hast Du alle Sonntage das Fläschlein zu putzen, in welchem ein lebendiges Thierchen sich befindet, das, wie Du fühlst, in der andern Tasche dieser wunderbaren Beinkleider steckt." Noch immer zweifelte der Arme an der Wahrheit des Berichts und glaubte, daß der Freund sich blos einen Spaß mit ihm erlaube. Da der Reiche aber seinen Ernst nicht ablegte und der Bittsteller das Fläschchen in der einen und den Thaler in der andern Tasche fühlte, dachte er, daß der Spaß doch kein so gar unfreundlicher sei, rollte die Beinkleider vorsichtig zusammen und verbarg sie hierauf unter seinen Kleidern, dann empfahl er sich seinem Freunde und begab sich in seine ärmliche Wohnung. Es war unterdessen spät geworden; er warf daher die Hosen auf einen Stuhl, entkleidete sich und schlief bis an den lichten Morgen. Als er sich ankleidete, fand er auf dem Stuhle die ihm geschenkte alte Hose. Neugierig griff er in die Tasche und überzeugte sich, daß der Thaler, den sein Freund hineingesteckt hatte, wirklich verdoppelt war und zwar jeder vollwichtig und scharf geprägt, als ob er eben aus der Münze käme. Gegen dieses Ergebniß ließ sich freilich nicht viel einwenden, indessen konnte doch der Freund einen Taschenspielerstreich an ihm gemacht haben. Sorgsam suchte er deshalb das Wunderkleid noch einmal durch, legte es zusammen und verschloß es in seinem Schranke, dessen Schlüssel er zu sich steckte. Den ganzen Tag über wurde nun der Arme bedeutend von Neugierde und Erwartung geplagt und ging, so oft er es unbemerkt thun konnte, an seinen Schrank, um sich zu vergewissern, daß er noch unerbrochen, daß das seltsame Geschenk noch unberührt eingeschlossen, die beiden Thaler noch in der Tasche befindlich seien. Die Beinkleider verschwanden nicht, die Thaler blieben wirklich, wo sie waren. Wie lange der Abend auch zögerte, er kam doch und nach ihm die Nacht, und als er in aller Frühe nachsah, hatte sich die Wunderkraft der Hose wieder bewährt und es fanden sich statt der zwei wirklich vier vollwichtige blankgemünzte Thaler vor. Jetzt war an keinen Betrug mehr zu denken. Der Arme war geborgen, er stand auf der Stufe des zuversichtlichsten Reichthums. Die Thaler wuchsen ihm nach, wie Pilze im Walde zu wachsen pflegen; er hätte sich jetzt in einem Rausche des Glückes wiegen müssen. Aber wie groß seine Freude im ersten Augenblick des Gelingens sein mochte, der Reichthum führte einen düstern Gefährten bei ihm ein, den er bis dahin nicht gekannt hatte. Wie nämlich der Zweifel

über die Wirksamkeit und geheime Kraft der Tasche beseitigt war, begann ein anderer in seinem Innern rege zu werden, ob nicht der Gebrauch der wunderbaren Hose seiner Seele schaden könne, und ob nicht das Geld, wie das seltsame Thierchen in dem Fläschlein Fallstricke des bösen Feindes verhüllten, die ihn trotz des Reichthums in den Höllenpfuhl herunterziehen würden. Diese Bedenken mehrten sich, wenn er die Flasche herauszog und gegen das Tageslicht hielt, wo er dann gewahrte, wie ein kleines Wesen, das einer Kröte nicht unähnlich war, nur einen etwas menschlichen Kopf hatte, in dem wohlverschlossenen Raume lustig umhergaukelte. Unter diesem Bedenken schwand der Tag und die Nacht. Früher hatte sie der Arme immer köstlich verschlafen, seitdem er aber auf dem Pfade des Reichthums wandelte, lernte er die Schlaflosigkeit und die tiefer nagende Sorge kennen. Mit dem neuen Morgen fand er den Inhalt der Tasche abermals verdoppelt und den Bestand bis zu dem Betrage von acht Thalern gestiegen. Jetzt überkam den angehenden Reichen eine Angst, die an Verzweiflung grenzte. Da er, wohin er immer blickte, keinen Rath fand, verfügte er sich zum Pfarrer, ihm unter dem Beichtsiegel seine seltsame Lage zu vertrauen. Er kam freilich hier, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe.

Der Pfarrer war gewissenhafter Natur; er stellte dem Armen vor, daß es geradezu dem Teufel in die Klauen rennen hieße, wenn er die gottverdammten Hosen länger behalte. Noch mehr geängstigt ging der Mann wieder nach Hause an seinen Schrank, beschaute das schöne prächtige Silbergeld, betrachtete dann aber auch das Thier im Fläschchen, welches lustig umhergaukelte, als ob es sich über das Verderben des Unglücklichen freue. Seufzend nahm er die jetzt schwerer gewordenen Beinkleider, wickelte sie zusammen, steckte sie unter seinen Rock und ging zu seinem Jugendfreunde über den Fluß. Er fand denselben daheim, konnte ihn unter vier Augen sprechen und bat ihn inständig, doch die Hosen zurückzunehmen, die statt sein Glück zu begründen, ihn unglücklich machten: Es half wenig, daß er nun eine feige Memme, ein Dummkopf gescholten ward, und weder Ermahnungen noch Spott wollten seine Angst beschwichtigen. Zuletzt eröffnete ihm der Freund, daß er die Hose, welche er einmal genommen habe, auch für immer behalten müsse, daß er sie schon aus dem Grunde nicht wiederbringen könne, weil sie ihm, wenn er sich entferne, aus freien Stücken nachgehen würden. Als der Geängstigte auf alle Gründe nicht eingehen wollte, der Anhänglichkeit der Beinkleider keinen Glauben beimaß, sich wirklich durch die Thüre in den Hof entfernte, sah er zu seinem nicht geringen Schrecken, daß das Kleidungsstück, welches er mißmuthig auf den Tisch seines Freundes geworfen hatte, ohne alle äußere Beihülfe ihm gefolgt war, schon an seiner Seite schwebte und ihn begleitete, wie ein treuer Hund seinen Herrn zu begleiten pflegt. Vernichtet blieb der Mann nun stehen, ließ sich von dem Andern die Hosen zusammenlegen, unter den Arm schieben und empfahl sich dann seufzend. Die Nacht über lag er wie im Fieber. Er glaubte sich schon den höllischen Mächten verfallen, sah aus jedem Winkel Teufelsfratzen nach ihm stieren und Riesenkrallen nach ihm greifen. Endlich dämmerte der Morgen. Der Geängstigte fand, als er das verzauberte Kleidungsstück untersuchte, daß sich die Zahl der Thaler abermals verdoppelt hatte. Er kannte sich in seiner

Seelenangst nicht mehr, lief wieder zum Pfarrer und bat diesen um Beistand. Er habe sich von den Hosen trennen wollen, allein das Kleidungsstück habe ihn nicht gelassen und sei ihm ohne Aufhören nachgefolgt. Der Pfarrer schien aber in Zaubersachen kein Neuling zu sein und ließ sich durch die ängstliche Schilderung nicht irre führen; er sprach ihm Muth ein und versicherte ihm, daß er noch mit wenig Zeilen zu retten sei, so lange er nichts von dem Zaubergelde ausgegeben habe. Hierauf schlug der Priester die Bibel auf, schrieb eine bezügliche Stelle derselben auf ein Blättchen Papier von der Größe einer Spielkarte, faltete dasselbe unter Gemurmel vorsichtig zusammen und empfahl dem Hülfesuchenden dieses Zettelchen, sobald er nach Hause komme, zu dem Fläschchen in der Tasche der verzauberten Hose zu stecken. Der Bauer eilte nun getröstet zu seiner Wohnung zurück und säumte nicht, den Versuch gleich zu machen. Es war Vormittags elf Uhr, als er die Hosen aus dem Schranke nahm und den Zettel sorgfältig in die bezeichnete Tasche schob. Und o Wunder! kaum war der Brief auf dem Grunde angelangt, als die Hosen in eine zitternde Bewegung geriethen und in all ihren Nähten laut krachten, dann sich vom Tische erhoben und durch die Stube schwebten. Jetzt bewegten sie sich gegen ein Fenster, das wie durch Zugwind auch aufgerissen wurde. Als das Beinkleid nun durch die Fenster stieg, faßte der Arme neuen Muth, schloß dieselben eiligst, rannte vor die Hausthüre und sah deutlich, wie die Hosen auf kürzestem Wege dem Orte zustrebten, von welchem er sie geholt hatte. Er sah wie ihre Beine, als ob unsichtbare Glieder in denselben steckten, sich gehend rasch durch die Luft bewegten, schon hoch über dem Waldstrome schwebten und nun hinter dessen Gebüsch verschwanden.

Wohin die bezauberten Hosen gewandert sind, ob zurück zu dem reichen Manne über der Sülz, ob sie von einem andern Alterthumsforscher aufgefangen wurden, oder eben noch zur Stunde vielleicht die Erde umkreisen, darüber ist nichts bekannt geworden. *)

30. Das versunkene Schloß bei Altenrath.

(Nach Müller S. 24.)

Auf dem Wege von Altenrath nach Scheiderhöhe, dort wo ein schmaler Steg über die Sülz führt, erhob sich vor alten Zeiten auf hohem Felsen ein prachtvolles Schloß, dessen Zinnen bis in die blaue Ferne das ganze Land beherrschten. Die glänzenden Rittersäle verkündeten den erstaunten Fremden den unermeßlichen Reichthum seiner Bewohner und duftige Gärten mit den seltensten Blumen und Gewächsen umgaben das herrliche Schloß wie ein blüthenreicher Kranz. Turniere und geräuschvolle Jagden wechselten mit den fröhlichsten Trinkgelagen und jeder Ritter hieß willkommen, der mit der tapfern Rechten seine Lanze im Turniere zu schwingen bereit war.

Am Fuße des Berges wohnte eine arme Wittwe, welche durch ihrer Hände Arbeit höchst kümmerlich sich und ihre drei Kleinen ernährte. Vor kaum zwei Monaten war ihr Mann, ein Nagelschmied, gestorben und was

*) S. ähnliche Sagen in meinem Buche: Sage und Literatur. (Dresden 1850 in 4°) S. 47 ꝛc.

sie noch an Geräthschaften ꝛc. ihres Mannes besaß, das war auch schon in fremde Hände übergegangen, um die Kosten der Krankheit desselben zu erschwingen. Oft blickte sie traurig empor zu den Zinnen des nahen Schlosses, von wo das Freudengeschrei und der Gesang der frohen Zecher zu ihr herabschallte und gerne hätte sie sich mit dem Wenigen begnügt, das man den Jagdhunden vorwarf, allein ihrer erbarmte sich Niemand. Eben jetzt kehrte sie weinend zu ihrer ärmlichen Hütte zurück; sie war auf dem Schlosse beim wilden Grafen Meinhardt gewesen und hatte ihn um ein Almosen angesprochen, allein voll Unmuth hatte sie dieser mit Scheltworten von sich gestoßen. Als sie zur Thüre hereintrat, sprangen die abgemagerten Kinder auf sie zu. „Ach Mutter! gieb uns Brod, es hungert uns so sehr!“ Und reichlichere Thränen rollten von ihren vor Gram tief gefurchten Wangen herab. Ermattet sank sie auf eine neben ihr stehende Bank nieder.

Da trat ein Diener des Grafen ein und theilte der hoffnungslosen Wittwe mit, noch vor Anbruch der Dämmerung müsse sie die Hütte räumen; der Graf wolle diesen Ort zur Erweiterung seiner Anlagen benutzen und am folgenden Morgen schon sollten die Arbeiten beginnen. Das war zu viel für Frau Gertrud, ohnmächtig sank sie zu Boden und als sie erwachte, sah sie sich nur von ihren Kindern umgeben, welche mit weinenden Augen den Hals ihrer todtenbleichen Mutter umfangen hielten. Bald faßte sie sich wieder, sie nahm ihr jüngstes Kind auf den Arm und eilte, die beiden andern Kleinen an der Hand, über den Bergfluß dem hohen Gebirge zu. Auf der Spitze des nahen Berges angelangt, wandte sie sich um; noch einmal wollte sie ihre theure Heimath betrachten und dann im Vertrauen auf Gottes Hilfe und Beistand ihren Weg fortsetzen. Doch wie sie so herabschaute in das schöne Thal und ihre liebe Hütte und wieder höher auf des Palastes Zinnen und wie sie das Getöse und Klingen im Hofraume des Schlosses vernahm, da erfaßte sie die Wuth der Verzweiflung, zitternd streckte sie die beiden Hände gen Himmel und ein fürchterlicher Fluch entströmte ihren bleichen Lippen. Kaum hatte sie die schaudervollen Worte gesprochen, da zitterte und bebte weithin die ganze Erde, der Boden des tiefen Thales that sich auf und Schloß und Felsen sanken in die Untiefe hinab. Noch heute zeigt man an dieser Stelle einen weiten Sumpf, aber das Andenken an den Fluch der Wittwe lebt im Munde des Volkes fort.

31. Der starke Hermel.

(Nach Montanus Bd. I. S. 355 ꝛc. Leibing S. 48. Müller S. 26 ꝛc.)

Vor alten Zeiten kamen große Heidenheere den Rhein herabgezogen, nahmen das Land am Ufer ein und sahen es als ihr Eigenthum an. So kamen sie auch in die Berge des Bergischen Landes und da sie bessere Schilde und Schwerter hatten, zwangen sie die Bewohner desselben, ihnen zu dienen. Das ging aber nur so lange als es eben ging, denn endlich wurden sie wieder mit Schimpf zum Lande hinausgetrieben. Das geschah auf folgende Weise.

Es lebt in jenen Bergen ein junger Bursche, den sie alle den starken Hermel nannten. Derselbe war von hoher Gestalt, wohl sechs Ellen lang, breitschultrig und hatte gewaltige Kräfte. Man sagte, er habe sieben Jahre

an seiner Mutter Brust gelegen, daher sei er so stark geworden. Dabei war er aber so gutmüthig, daß er keinem Kinde etwas zu Leide gethan hätte. Seine Geduld war so groß, daß man ihn kaum zum Zorne reizen konnte, und in seiner Einfalt that er Alles, was ihm seine Herren befahlen. Als er zwanzig Jahre alt war, sollte er den fremden Heiden dienen. Die freuten sich sehr des kräftigen Gesellen und meinten, daß er ihnen manch schönes Stück Arbeit verrichten solle. Das that er denn auch, aber viel besser, als den Herren lieb war.

Als der Tag kam, wo er seine Arbeit beginnen sollte, da schlief er bis die Sonne hoch am Himmel stand, und es kümmerte ihn wenig, daß die anderen Dienstleute schon lange in der Scheune gedroschen hatten. „Fauler Tagedieb", sprach man zu ihm, „Du wirst wohl Dein Tagewerk nicht mit den Andern fertig bekommen!" Da sah er sich um nach dem, was die Anderen schon gedroschen und nach dem, was noch übrig war, und sprach dann ruhig: „Um so geringer Arbeit willen hättet Ihr mich wohl nicht so früh in meinem Schlafe zu stören brauchen, mit dem ganzen Vorrath mag ich schon noch vor Mittagszeit fertig werden, wenn man mir nur darnach genug Bier und Fleisch zur Mahlzeit und Stroh zum Lager geben will." Dies wurde ihm versprochen. Darauf ging der starke Hermel in den Wald und zog einen mannshohen Eichenstumpf aus der Erde, wie man eine Rübe aus dem Felde zieht, hierauf riß er eine der längsten Tannen aus und befestigte daran den Eichenstumpf mit einem tüchtigen Seil. „So", sprach er, „nun hab' ich einen guten Dreschflegel." Damit ging er zur Scheune, deckte vorsichtig das Dach ab, wie man einen Deckel vom Topfe nimmt, und stellte es bei Seite, daß es keinen Schaden litt beim Dreschen. Wer hatte jemals solch Dreschen gesehen? Das Stroh stob umher, nicht anders, als habe es ein Wirbelwind ergriffen. So war er denn in einer halben Stunde mit dem ganzen Vorrath zu Ende. Darauf kehrte er das Dach um, schüttete das gesammte Korn in die Höhlung desselben und schüttelte es wie eine Futterschwinge, indem er mit vollen Backen hineinblies, daß die Spreu davonstob. Zuletzt trug er das Getreide in großen Säcken auf den Speicher und schüttete es dort auf. So lange die Heiden ihn so arbeiten sahen, freuten sie sich über den wackren Knecht, doch als er jetzt einen Wagen mit Stroh belud, wie er sich ausbedungen, und zwar so voll, daß die Ochsen ihn nicht zu ziehen vermochten, da fingen sie an, sich einander böse Blicke zuzuwerfen. Der starke Hermel aber kümmerte sich wenig darum, stieß die Ochsen mit den Köpfen zusammen, warf sie dann oben auf den Wagen und sagte, indem er ihn selbst zog: „Für Fleisch wäre ja nun auch gesorgt, jetzt fehlt mir blos noch das Brod."

Das war den Heiden denn doch zu viel. Sie sprachen: „Wenn der starke Hermel also mit Bäumen, Häusern, Ochsen und Wagen umspringt, so kann er uns am Ende wohl mehr schaden als nützen. Es ist Zeit, daß wir ihn los werden." Sie hielten also Rath, wie man ihn am Besten aus dem Wege räumen könnte. Unterdessen aber gaben sie ihm einige Malter Mehl, damit er daraus für sich und seine Genossen Brod backen möge. Als man hinkam, um dasselbe abzuholen, da lag der starke Hermel wieder auf seinem Stroh und schnarchte laut. Der Ofen war längst erkaltet und weder Brod noch Mehl zu finden. Man weckte ihn endlich auf und fragte

ihn darnach. Er rieb sich die Augen und die Stirn und sagte nach langem Besinnen: „Ihr hattet mir keine Zuspeise zu meinem Ochsenbraten gegeben, da habe ich das Brod, wie es aus dem Ofen kam, zu dem Fleische verspeist. Für solche Mahlzeit will ich Euch wohl alle Tage arbeiten, so viel ich vermag.“ Da meinten die Heiden, daß es Zeit sei, ihren Plan auszuführen und Einer sprach zum starken Hermel: „Komm hinunter in den Hof, Hermel, dort sollst Du einen Brunnen reinigen, der ist fünfzig Klafter tief, wenn Du das gethan, so magst Du ein Nachtmahl bekommen, wie Du es gern hast.“ Der starke Hermel stieg getrost in den tiefen Brunnen und füllte unten den Eimer mit Schlamm, der alsdann heraufgezogen wurde. Unterdessen wälzten die Heiden hinterlistig eine Menge großer Steine an den Rand des Brunnens und stürzten sie dann plötzlich hinab, um den starken Hermel zu zerschmettern. Der sang aber ein lustiges Lied zur Arbeit und ließ sich darin gar nicht durch die stürzenden Steine stören. Nur zuletzt als immer gewaltigere Blöcke fielen, rief er hinauf: „So sagt doch die Hühner dort oben vom Brunnenrande hinweg, sie scharren mir so viel Kieselsteine und Staub in die Augen, daß ich nicht mehr arbeiten kann.“ — „Ei“, dachten die Heiden, „wenn Du das Kieselsteine nennst, so wollen wir Dich schon etwas anderes lehren.“ Da mußten zehn Mann mit Hebebäumen einen gewaltigen Mühlstein an den Brunnenrand rollen und ihn endlich hineinstürzen. „Jetzt wird er nicht mehr spotten“, jubelten die feigen Männer. Aber da lachte der starke Hermel recht herzlich aus dem Grunde des Brunnens herauf und rief: „Tausend Dank, Ihr lieben Herrn, für den schönen dauerhaften Halskragen, den Ihr mir da heruntergeworfen habt.“ Da schauten sie erstaunt hinab, und siehe da, der Hermel arbeitete ruhig fort und trug den Mühlstein um seinen Hals, wie ein Knabe sein feines Sonntagskräglein. Das war den Heiden denn doch zu arg und sie beschlossen, das Letzte zu versuchen. Acht Pferde wurden an einen Lastwagen gespannt und mußten eine gewaltige Thurmglocke herbeischleppen. Diese stürzten sie in den Brunnen und dachten: „Nun hat er endlich seinen Theil.“ Der starke Hermel hörte auf zu singen, aber er rief hinauf: „Tausend Dank, Ihr lieben Herren, für die schöne neue Kappe, die Ihr mir da heruntergeworfen habt.“ Da schauten sie wieder hinab und sahen, wie der starke Hermel die Glocke auf seinem Kopfe trug und lustig darunter hervorguckte. Da schien es ihnen Zeit davonzulaufen. Er aber hatte seine Arbeit vollendet, stieg aus dem Brunnen heraus und sagte: „Ich nehme Euch den kleinen Spaß nicht übel, nur müßt Ihr mir die schönen Dinge, die Ihr mir heruntergeworfen habt, zum Geschenke lassen.“ Da waren sie froh, also mit heiler Haut davon zu kommen. Er aber bat sie, ihm doch noch ein Stück Arbeit bis zum Sonnenuntergang aufzutragen, da ihm sonst das Abendbrod nicht recht schmecke, wenn er vorher nicht recht tüchtig gearbeitet habe. Da beriethen sie unter sich und schickten ihn endlich in die Teufelsmühle, damit er dort sich so viel Korn mahle, als er zu seinem Nachtessen brauche. Die Teufelsmühle war aber ein alter verwünschter Bau, wohin Niemand mehr zu gehen wagte, da der Teufel Jedem, der sich dort sehen ließ, den Hals umdrehte. So stand denn das Mahlwerk still und das Haus war seit langen Jahren unbewohnt. Der starke Hermel nahm einige Säcke voll Korn auf die Schulter und ging zur Mühle hinab. Er fürchtete sich gar nicht, denn er hatte noch niemals etwas vom Teufel und

von Gespenstern gehört. Unten schüttete er sein Getreide auf und setzte den Mahlgang in Bewegung. Kaum aber hatte es angefangen zu knarren und zu klappern, so kam schon ein Ungethüm heran und griff mit ellenlangen Klauen nach dem Hermel. Der faßte ihn aber ohne sonderliche Mühe und setzte den Unhold auf den Mahlstein. Da fing er jämmerlich an zu schreien, denn das Feuer sprühte aus seinen Knochen, und bat um Freilassung. Der Hermel hielt ihn aber so lange fest, bis das ganze linke Bein mit dem halben Gefäß abgerieben war, dann ließ er den Bösen los. Mit Schreien und Wimmern sprang er davon und drehte sich wie ein Kreisel auf seinem einzigen Bein. Darnach schüttete der Hermel das fertige Mehl in Säcke und kehrte fröhlich zu seinen Herren zurück. Wie wunderten sich diese, als sie ihn wohlbehalten zurückkehren sahen und noch mehr als sie vernahmen, wie er den bösen Geist gebändigt habe. Es blieb ihnen also nichts übrig, als ihm wieder zwei Ochsen zur Abendmahlzeit zu geben, diese verzehrte er wohlgemuth, rückte sich sein Steinkrägelchen und seine Glockenhaube zurecht und legte sich alsdann auf's Ohr zum Schlafen nieder.

Bei Tagesanbruch riefen die Heiden den Hermel wieder und sprachen zu ihm: „Hermel, Du machst uns zu armen Leuten, wenn Du noch länger bei uns bleibst; gehe Du also in die Hölle zum Teufel und sage ihm, er möge Dir einen Sack mit Geld geben, so groß und schwer, wie Du ihn tragen kannst, den bringe uns herauf, dann sollst Du gute Tage haben." Der Hermel war's zufrieden und bat nur, daß sie ihm einen Wegweiser mitgäben, der ihn bis an's Thor der Hölle führe. Da gaben sie ihm einen Jungen, der führte ihn zum Heidenkeller bei Vollberg, dort stieg der Hermel hinab, und der Bursche kehrte zurück und erzählte das den Herren. Da jubelten sie wiederum und sprachen: „Nun endlich sind wir ihn los, jetzt ist es ganz gewiß um ihn geschehen. Nirgends ist der Hahn so frech als auf dem Mist, und den Teufel in der Hölle wird auch der Hermel nicht unterkriegen."

Der Hermel hatte unterdessen saure Arbeit. Er arbeitete sich stundenlang unter dem Berge in langen dunkeln Gängen durch, wohin niemals ein Sonnenstrahl gefallen war. Endlich stand er vor einem eisernen Thor. Er pochte und rüttelte daran, aber lange Zeit vergebens. Da that er einen gewaltigen Fußtritt dagegen, daß die Thür mit Krachen zusammenbrach. Da blickte er tief unten in einen großen Raum, der von unzähligen Feuern erhellt war, um die sich seltsame Gestalten bewegten, wie er sie nie gesehen hatte. Er stieg nun die große Treppe in die Tiefe hinab und verscheuchte mit dem Sacke, den er mitgenommen hatte, die großen Fledermäuse, die seinen Kopf umschwärmten. Da hüpfte ihm das Teufelchen entgegen, dem er gestern das linke Bein und Gefäß abgerieben hatte. Es hatte den Einsturz des Thors vernommen und wollte sehen, was es gäbe. Wie es aber den starken Hermel erblickte, da hielt es sich ängstlich sein einziges Bein fest und sprang mit Geheul so schnell davon, wie es nur vermochte.

Der Hermel wurde nun zu dem Höllenfürsten selbst geführt. Der saß auf einem feurigen Thron und fragte ihn, wer er sei und was er hier wolle. Da erzählte der Hermel ihm treulich, wie seine Herrn ihn nicht mehr auf der Erde ernähren könnten und ihn deshalb in die Hölle geschickt hätten, damit er hier Geld hole. Der Teufel lächelte und sagte: „Du bist ein

wackerer Burſche, ich will Dir drei Stücklein vorſchlagen, die wollen wir um die Wette ausführen. Wenn Du ſie mir nachmachen kannſt, ſo ſollſt Du das Geld haben, wo nicht, ſo biſt Du mein eigen."

„Nur heraus damit, Herr Teufel", ſagte der Hermel. Da holte derſelbe ein großes Jagdhorn, das war unten ſo weit, wie die größte Weintonne, und ſprach: „Nun laßt uns ſehen, wer am ſtärkſten blaſen kann!" Der Teufel ſetzte zuerſt an und blies einen Ton, ſo gewaltig, daß der Berg erbebte und ſechs der nächtlichen Feuer erloſchen. Als aber der ſtarke Hermel ins Horn ſtieß, gab es einen Knall, das Horn zerplatzte, und ein Stück flog dem Teufel an den Kopf, daß ihm die Hörner wackelten und das Blut aus der Naſe floß. Ringsum aber waren wohl hundert Feuer erloſchen und die beiden Bläſer ſtanden faſt im Dunkeln. Darauf holte der Teufel einen Stein ſo groß wohl wie ein Backhaus und warf ihn grad in die Höhe, daß er wohl den Wipfel eines Pappelbaumes erreicht hätte. Nun ſollte der Hermel werfen. Er wog den Stein lange in der Hand wie einen Ball und ſagte dann: „Ich will, ehe ich werfe, doch hinausgehen in den Wald und einige Eichbäume holen, die ſtärkſten, die ich finden kann." — „Was willſt Du denn damit?" fragte der Teufel. „Das Gewölbe ſtützen", antwortete der Hermel, „damit es uns nicht über dem Kopfe zuſammenbricht, wenn ich den Stein dagegen werfe." Da wurde dem Teufel angſt und bang, er wollte ſich nicht wieder beſiegen laſſen und machte ſich unter einem Vorwande, woran er allzeit Ueberfluß hatte, ſtill davon. Der ſtarke Hermel aber packte ſeinen Sack voll Geld und ging damit zu ſeinen Herrn, die ihren Augen nicht trauten, als ſie ihn kommen ſahen. Sie hatten ihre Freude über der erworbenen Schatz und gedachten nicht, dem treuen Hermel ihr Wort zu halten, vielmehr ſannen ſie ſogleich auf einen neuen Anſchlag, wie ſie den wackern Burſchen aus der Welt ſchafften.

Eines Tages ſchickten ſie ihn hinaus in den Wald um dort Holz zu fällen. Nachdem er hier viele Bäume geſchlagen und aufeinander geſchichtet hatte, legte er ſich nach ſeiner Gewohnheit hin um ſein Mittagsſchläfchen zu halten. Rings um ihn her waren viele Haufen gefällten Holzes aufgeſchichtet, in deren Schatten er lag. Da ſchlichen die hinterliſtigen Heiden heran und ſteckten an vielen Stellen zugleich das Holz in Brand. Bald war rings um den ſtarken Hermel eine einzige ungeheure Flamme. Anfangs hörte man ihn noch ſchnarchen, allein endlich vernahm man nichts mehr, als das Gepraſſel der Flammen und das Kniſtern des Holzes. Da erhoben die feigen Männer ein Jubelgeſchrei und ſprangen luſtig um das Feuer, denn ſie glaubten, nun ſei es endlich vorbei mit dem ſtarken Knaben. Mit einem Male aber fing er an zu huſten und rief: „Was iſt das für ein Rauch und wie iſt meine ſchöne Kappe ſo warm geworden?" Und ſogleich ſprang er über die brennenden Holzhaufen hinweg, ſchrecklich anzuſehen in ſeinen verſengten Haaren und Kleidern und ergriff, als er die Verräther erblickte, einen Eichbaum, riß ihn mit den Wurzeln aus der Erde und ſchlug die fremden Heiden todt wo er ſie antraf. Nur einige entkamen über den Rhein und ſie haben ſich ſeit dieſer Zeit in unſern Landen nicht wieder ſehen laſſen.

32. Der wunderthätige Anno zu Siegburg.

(Nach der Vita S. Annonis B. II. C. 1 erzählt von Görres, Geich. d. christl. Mystik. Bd. II S. 573 ꝛc.)

Als eines Tages der im Jahre 1083 heilig gesprochene Erzbischoff Anno von Cölln zu Siegburg war, ward einer der dortigen Mönche sehr krank. Da nun weder Hilfe noch ein Mittel zur Stelle war, welches den Kranken hätte Hoffnung zur Genesung geben können, so sandte der Erzbischoff einen schnellen Läufer nach Cölln mit dem Befehle, ihm den Arm des Märtyrers St. Georg ohne Verzug herüber zu bringen, indem er versicherte, dem Kranken werde gewißlich geholfen sein, wenn er etwas von dem Teile, in dem die Reliquie bewahrt werde, zu sich nehme. Es geschah, wie er geboten, und als ihm die Kapsel mit dem Arme gebracht wurde, fragte er nach dem Schlüssel, um sie zu öffnen. Dem Boten fiel aber nun zu seinem großen Verdruße ein, daß er ihn, da Niemand seiner erwähnt, zu Cölln gelassen. Als der Erzbischoff aber darauf, wie zum Versuche, mit zweien Fingern das Schloß leicht erschütterte, hörten die Anwesenden bei der ersten Berührung innen einen klirrenden Ton, wie er durch ein scharfes Drehen eines Schlüssels hervorgebracht zu werden pflegt, wobei die Riegel des Schlosses sogleich aufsprangen. Da sie dies aufs Deutlichste mit ihren Ohren vernommen, waren sie nicht wenig erstaunt, den heiligen Mann also die Dienste des Schlüssels bei der Oeffnung selbst verrichten zu sehen. Wie es scheint, war es jener von ihm ausgehende Zug, der hier waltete, und der Elastizität der Feder entgegenwirkend den Riegel zurückgeschoben hatte, wie man etwa vermittelst eines starken Magneten, wie einer Springwurzel sich bedienend, Schlösser eröffnen könnte.

33. Die Sage von dem Abt Erpho zu Siegburg.

(S. Eg. Müller, Siegburg S. 108 ꝛc.)

Der erste Abt von Siegburg hieß Erpho, er war eigentlich ein Italiener, den Anno, der Erzbischoff von Cölln, aus Italien mitgebracht hatte und ihn im Jahr 1066 zum Abt einsetzte. Es war dieser ein sehr strenger, heiliger Mann, ein Feind von äußerlichen Zerstreuungen war es seine höchste Lust, ernsten und heiligen Betrachtungen nachzuhängen. So wählte er sich denn jeden Tag eine Stelle der heiligen Schrift, die er ganz besonders mit Geist und Herz erwägte. Als man nun einst am Tage Christi Himmelfahrt des Jahres 1067 in den Vigilien den 89. Psalm gebetet, fiel ihm besonders der vierte Vers: „Tausend Jahre sind vor Deinen Augen, o Herr, wie ein Tag, der gestern vorübergegangen," auf und er konnte sich der Zweifel über diese Worte gar nicht entschlagen. Den ganzen Morgen dachte er darüber nach und selbst bei Tische hatte er keine Ruhe. Die heilige Vorlesung ging an seinem Geiste vorüber als hörte er sie nicht und nichts vermochte auf sein gefesseltes Gemüth Eindruck zu machen. Um nun seinen tiefsinnigen Betrachtungen ungestörter nachhängen zu können, begab er sich nach eingenommenem Mahle in den Klostergarten und, ganz vertieft in seine Gedanken, kam er, ohne es zu bemerken, in den Wald, welcher sich unterhalb Wolsdorf nach der Sieg hin erstreckte. Da auf einmal flog ein wunderschönes Waldvögelein vor ihm von Zweig zu Zweig und zog den ernsten Greis durch seinen wunderlieblichen Gesang aus der Tiefe seiner Betrachtung. Nie noch hatte Erpho einen

solchen Vogel gesehen; er war von der Größe einer Taube und alle Pracht des Regenbogens, der Glanz aller Blumen und Metalle schien auf seinem Gefieder vereinigt. Mehr noch als der herrliche Anblick ergötzte sein melodischer Gesang, auf dessen Wohllaut der ganze Wald zu horchen schien; denn alle andern Vögel verstummten mit ihren Liedern, die Bäume hörten auf zu rauschen und selbst die Eidechsen, Grillen und Käfer horchten tief aufmerksam und wandten ihre klaren Aeuglein dem wundervollen Vogel zu. Das Ohr des greisen Abtes hing an des Vögleins Gesang, wie an dem Munde der Weisheit, und es ward ihm gar wundersam zu Muthe; er glaubte sich schon von des Paradieses Freuden umgeben.

Plötzlich verstummte das Vöglein, und als Erpho näher aufschaute, war es verschwunden. Alsbald bemerkte er, daß er demselben bereits bis in die Mitte des Waldes gefolgt war, und wenn ihm diese Zeit auch nur ein Paar Augenblicke zu sein schien, so betrübte es ihn doch, dieselbe statt zu ernsten Betrachtungen, zur Ergötzung seiner Sinne verwendet zu haben. Eiligst wandte er sich dem Kloster zu, dessen alternde Zinnen die schon sinkende Sonne vergoldete. Eben läutete die Glocke zur Vesper, doch wie erstaunte Erpho, als er in die Nähe der Stadt und des Klosters kam. Alles schien ihm weit schöner und größer, als er es vor einer Stunde gesehen hatte; es kam ihm vor, als sei die ganze Gegend von Fremdlingen bewohnt, so verschieden war die Kleidung der Leute, so anders die Sprache der ihn Grüßenden. Wie er nun in die weit prachtvolleren Klostergebäude eintrat, da läuteten alle Glocken und ein fremder Prälat hielt an der Spitze der ganzen Genossenschaft einen feierlichen Umzug. Das war ihm vollends unerklärlich; er glaubte, ein Traumgesicht zu sehen.

Er ging nun zu dem Pater Pförtner, um bei ihm die Ursache dieser Veränderung zu erfahren. Er sei der Abt des Klosters und erst vor einer halben Stunde habe er das Kloster verlassen, wie es denn komme, daß ein neuer Convent in dieser Zeit eingewandert sei. Ungläubig schüttelte dieser sein greises Haupt: er, ein achtzigjähriger Greis, habe das Kloster nie anders gekannt. Dann aber begab er sich mit Erpho zu dem neuen Abte des Klosters und meldete ihm den sonderbaren Vorfall. Dieser und der ganze Convent staunten nicht weniger, aber Erpho's verklärtes Antlitz, und die Lichtstrahlen, welche sein silberbeglänztes Haupt zu einem Heiligenschein umflossen, hielten Alle fern ihn für einen Lügner zu halten. Endlich erinnerte sich ein sehr alter Bruder, daß er einmal von schon verstorbenen Mitbrüdern vernommen, wie vor etwa 300 Jahren der erste Abt des Klosters, Erpho, kurz vor der Vesper verschwunden sei (3. Juni 1067), ohne daß man später wieder etwas von ihm gesehen oder gehört habe. Dieses eröffnete er dem Abte, man sah in den Jahrbüchern nach und erkannte, daß dieser Greis, welcher vor ihnen stehe, derselbe Erpho sei, welcher also von Gott auf wunderbare und ihm selbst unerklärliche Weise erhalten sei. Als aber nun Erpho von seinem Zweifel an jener Stelle des Psalms und von dem wundersamen Vöglein erzählte, da priesen Alle Gott, der durch ein solches Wunder die heilige Schrift bewahrheitet hatte. Erpho aber ging zur Kirche, empfing das heilige Abendmahl und Gott preisend gab er mit erhobenen Händen seinen Geist auf.

34. Das Heinzelmännchen.

Romantisch behandelt von Müller, Siegburg S. 167 ꝛc.)

Einst lebte in der heiligen Reichsstadt Cölln ein armer Schneiderlehrling, ein lustiger, fleißiger Bursche. Leider hatte er aber seiner Meisterstochter etwas zu tief in die Augen gesehen, und so kam es, daß er, als er, nachdem er ausgelernt hatte, das Haus seines Meisters verlassen und auf die Wanderschaft gehen sollte, nur mit schwerem Herzen davonzog, denn entdeckt hatte er sich der Jungfer Margarethe nicht, er wagte es nicht, weil er zu arm war. Nichts destoweniger verließ ihn das Bild des Mädchens nicht, wo er auch war, dachte er an sie und sah sie vor sich stehen, und so kam es denn, daß ihn diese geheime Liebe von manchen Thorheiten abhielt, welche junge Leute wie er sonst in der Fremde zu begehen pflegen.

Nach vierjähriger Abwesenheit zog es ihn aber doch zu sehr in seine Vaterstadt zurück, und so eilte er denn rüstigen Schrittes nach dem vielthürmigen Cölln zurück; er hatte von Frankfurt aus den Weg durchs Gebirge gewählt und war vom letzten Nachtlager schon vor Tages Anbruch aufgebrochen, um die Stadt noch bei guter Zeit zu erreichen. Nach einer viele Stunden anhaltenden eiligen Fußwanderung fühlte er sich um die Nachmittagsstunde aber so ermüdet, daß er beschloß, einige Zeit vor der Sonne Gluth im Schatten der hohen Bäume auszuruhen. Er warf also sein Ränzel ab und sich daneben in das hochschwellende Gras. Da gewahrte er plötzlich einen seltsamen Vorgang. In dichtverschlungenem Brombeergestrüpp kämpfte eine häßlich gelbe Kröte mit einer niedlichen goldschillernden Eidechse, die trotz ihrer Geschmeidigkeit dem Gegner nicht entgehen konnte, dergestalt hatte sie sich in dem Gestrüpp verfangen. Anfangs gefiel das Spiel dem Jünglinge, da er aber sah, daß die Eidechse zuletzt unterliegen mußte, sprang er auf und mit einem Schlage traf er die Kröte, daß sie kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Freundlich blickte ihn die Eidechse mit ihren klugen Aeuglein an, als ob sie ihm danken wollte. Auf einmal aber stand statt der Eidechse ein niedliches, kaum spannhohes Männlein vor ihm, dessen Haupt eine demantschimmernde Krone schmückte und von dessen Schultern ein grüngoldglänzendes Mäntelchen flatterte. Dankend nickte es ihm zu und wie es durch das Gestrüpp schlüpfte, rief es ihm mit einem feinen Stimmchen zu, er könne für immer auf den Dank des kleinen Heinzelmännchens — so nannte es sich selbst — zählen.

Der Schneider lachte über sich selbst, denn er glaubte, seine Einbildungskraft habe ihm einen Streich gespielt, und nachdem er sich mittlerweile auch hinreichend ausgeruht fühlte, setzte er seinen Weg wieder fort. Als aber die Sonne in ihrer ganzen Majestät hinter dem Dome niedersank, da hatte er auch das Thor des alten Cölln erreicht und sein erster Gang war natürlich nach dem Hause des Altmeisters. Ehe er aber dasselbe noch erreichte, besann er sich, daß jetzt gerade die Zeit sei, wo seine Geliebte an den Brunnen zu gehen pflegte um einige Augenblicke mit andern jungen Mädchen zu verplaudern. Und siehe, er hatte sich nicht geirrt, schon von weitem hatte sie ihn erblickt, sie rief ihm einen freudigen Willkommen zu, sprang ihm in die geöffneten Arme und so zogen sie denn Hand in Hand nach dem Hause ihres Vaters. Dieser aber stand schon vor der Thüre und war im Begriff,

sein Töchterchen, die ihm zu lange ausgeblieben war, tüchtig auszuschelten, allein sein Gesicht glättete sich, als er sah, wen sie mitbrachte, freundlich bot er seinem frühern Lehrling die Hand und lud ihn ein mit ins Haus zu kommen und einen Willkommenbecher zur Feier seiner glücklichen Wiederkehr zu leeren. Nachdem dies geschehen, forderte er ihn auf, wieder als Gesell in seiner Werkstatt thätig zu sein und man kann sich wohl denken, daß dieses Anerbieten gern angenommen ward. Natürlich sahen sich die Liebenden nun täglich und so dauerte es auch nicht lange, und sie gestanden dem Altmeister ihre Liebe, derselbe nahm es auch sehr günstig auf und versprach dem jungen Manne, ihn als Theilnehmer in seinem Geschäfte aufnehmen zu wollen.

Mittlerweile ward aber der Altmeister, weil er einer der wohlhabendsten Mitglieder der Cöllner Schneiderzunft war, zum Bannerherrn derselben erwählt und diese Standeserhöhung machte ihm den Kopf vor Eitelkeit schwindelig, sodaß ihm bald der einfache Schneidergeselle als zukünftiger Mann seiner Tochter nicht genug war. Dazu kam noch, daß sich in der Person eines schon bejahrten, aber reichen Procurators ein Freier für sie fand, und so kam es, daß der Altmeister seinen Sinn änderte und schließlich dem Gesellen kurzweg erklärte, er könne nun seine Tochter nicht zur Frau bekommen, da er für sie einen andern Mann gefunden. Alles Bitten und Flehen der beiden Liebenden half nichts, der Vater blieb unerbittlich, und so blieb dem armen Burschen nichts übrig, als abermals sein Bündel zu schnüren und in die Fremde zu gehen. Vorher aber hatten sie sich noch für den Abend ein letztes Stelldichein in einer Laube des väterlichen Gartens gegeben, und als sie eben mit Thränen und Jammern von einander Abschied nehmen wollten, da erblickte der Jüngling auf dem Rasen die grün- und goldschillernde Eidechse wieder, die ihm mit ihrem feinen Stimmchen zurief, er solle nur dem Heinzelmännchen vertrauen. Der Geselle theilte nun seinem Mädchen die sonderbare Geschichte mit und beide jubelten schon vor freudiger Hoffnung, da trat auf einmal der Alte in den Garten, und trieb den Jüngling mit schweren Scheltworten aus dem Garten und das Mädchen in ihre Kammer, wo er sie fest einriegelte. Er selbst aber begab sich auch in sein Schlafgemach, warf sich aufs Bett und versank bald in tiefen Schlaf. Hier sah er schon im Traume sich mitten bei dem Hochzeitmahle, da wachte er plötzlich auf, es war ihm als ob er von tausend Nadeln am ganzen Körper zerstochen würde, er wollte aufspringen, da kam es ihm vor, als wenn hundert unsichtbare Knüppel auf ihn losschlügen, er wollte aus dem Zimmer, da hielten ihn eiserne Krallen an allen Theilen seines Körpers fest. Dieses Zwicken, Kneipen, Stechen und Schlagen wollte gar kein Ende nehmen, bis er endlich in seiner Seelenangst sich selbst gelobte, er wolle, wenn dies aufhöre, seinen Sinn ändern und der Heirath seiner Tochter mit ihrem frühern Bräutigam nicht entgegen sein. Kaum hatte jedoch die Marter aufgehört, so änderte er auch wieder seine Gesinnung und bereute, was er gelobt hatte, aber augenblicklich fingen auch die unsichtbaren Quälgeister ihr Treiben wieder von Neuem an, bis er endlich vor Müdigkeit und Abspannung in einen tiefen Schlaf verfiel, der bis zum Morgen anhielt.

Erwacht hielt er alles so lange für einen Traum, bis ihn die Fragen seiner Tochter und Gesellen, warum er im Gesichte so braun und blau aussehe, eines Besseren belehrten. Er wußte auf Befragen nichts anderes zu

erwidern, als er sei im Schlafe aus seinem Bette gefallen. Mittlerweile kam ihm aber doch immer wieder der Gedanke, er brauche sein im Stillen den Quälgeistern gegebenes Versprechen nicht zu halten, aber siehe da augenblicklich fing das Stechen, Schlagen und Kneipen wieder an, so daß er wie besessen auf von seinem Stuhle und in der Stube herumsprang, so daß die Anwesenden, die aber nichts sahen, glaubten, er habe den St. Veitstanz. Er beschloß also sich aufzumachen und zu seinem künftigen Schwiegersohne ins Haus zu gehen und ihm zu sagen, daß es mit der Heirath nichts werden könne. Wie ward ihm aber, als ihm an der Thürschwelle derselbe mit einem ebenso braun und blau geschwollenen Gesicht entgegentrat und ihm mit bitterbösen Worten die Verlobung aufkündigte und geradezu erklärte, die Tochter eines Schneiders sei ihm bei näherer Erwägung viel zu schlecht. Er rief also, nachdem er jenen zornig aus dem Hause verwiesen, seine Tochter herbei und befahl ihr, ihren frühern Bräutigam herbeizuschaffen, und als derselbe gekommen war, erklärte er ihnen rund heraus, heirathen könnten sie sich, aber um die Ausstattung, Hochzeit und alles Andere möge sich der Bräutigam selbst kümmern, er werde auch nicht einen Pfennig dazu geben, und ebenso wenig werde er für ihr weiteres Fortkommen sorgen, sie möchten sich also dann forthelfen, so gut sie es vermöchten, er wolle und könne nichts weiter für sie thun.

Da war nun freilich guter Rath theuer, zu einem Kleide für die Braut wäre freilich leicht Rath geworden, denn die Jungfrau Margarethe hatte eine reiche Garderobe und da ließ sich leicht irgend ein Kleid zu einem Brautkleide verwenden, allein damit war es nicht abgethan, eine Hochzeit kostet Geld, und der Bräutigam hatte nichts als seine zwei Hände und wenige Sparpfennige. Da dachte er, der kleine Heinzelmann mag Dir helfen, und so nahm er denn wenige Tage vor der bereits angesetzten Hochzeit Abschied von seiner Braut, angeblich um einige Familiengeschäfte in Ordnung zu bringen. Das war aber nur ein Vorwand, denn er marschirte wieder ins Siebengebirge und als die Sonne im Mittag stand, da war er wieder auf der Berghalde angelangt, wo er vor nun mehr denn einem Jahre das Abenteuer mit der Eidechse bestanden hatte. Und siehe die Eidechse war auch wieder da und gleichzeitig auch das kleine Männlein mit dem grüngoldenen Mantel, der Krone und dem Scepter. Dasselbe nickte ihm freundlich zu mit dem Bedeuten, daß er ihm folgen solle und so ging es denn durch Schluchten und Gründe immer tiefer ins Gebirge bis dahin, wo der Auelberg und die Rosenau sich mit ihren Abhängen treffen und ein wildes Gerölle nach einem jähen Abgrunde führt. Der kleine Zwerg kletterte hinab, nicht ohne Anstrengung versuchte es auch der Schneider und befand sich bald in einem wunderschönen Garten, vor einem hohen Felsenthore, das mit gewaltigen Thürflügeln verschlossen war. Der Heinzelmann berührte mit seinem demantnen Scepter das eherne Thor und mit lautem Tone, der wunderbar durch die Thäler schallte, flog es auf. Im Innern aber glänzte und blitzte Alles von Gold und Edelsteinen, schüchtern trat der junge Mann hinein und sah, wie eine Menge kleiner Männlein geschäftig hin und her liefen und bald Goldmünzen, bald goldene und silberne Gefäße, bald große Stücke edeln Metalls von einer Seite des Saales nach der andern trugen. Im Hintergrunde aber stand ein Königsthron aus einem Edelstein ge-

schnitten, der in dem glänzendsten Farbenreichthum schillerte und von dem ein blendendes Licht über das ganze Gewölbe ausströmte. Auf diesen setzte sich der Heinzelmann und rief den Jüngling an seine Seite, die kleinen Gnomen aber liefen ihm nach und brachten ihm Goldstücke und Edelsteine, die sie ihm lachend in die Taschen steckten. Dann aber nahmen sie ihn bei den Händen und führten ihn durch die weiten Hallen des unterirdischen Palastes, um ihm die Schätze desselben zu zeigen. Bald aber wurde der Jüngling vom allzuvielen Sehen müde und legte sich auf eine Ruhebank von Krystall nieder, wo er bald in einen so süßen Schlaf sank, als liege er auf dem weichsten Bette.

Als er erwachte lag er aber unter derselben Buche, wo er sich zuerst niedergelassen hatte und hielt alles Gesehene so lange für einen Traum, bis er aufstand, denn da fühlte er an der Schwere seiner Taschen, daß allerdings die Goldstücke, die er geschenkt bekommen hatte, keine Spiegelfechterei, sondern Wirklichkeit waren. Fröhlich eilte er trotz seiner Last nach Cölln zurück und in die Arme seiner Braut. Zwar sollte schon am folgenden Tage Hochzeit sein, allein da besann er sich auf einmal, daß er die Hauptsache ganz vergessen hatte. Er konnte doch nicht als Geselle ans Altar treten und doch ging es nicht anders, denn er hatte vergessen das Meisterstück fertig zu machen. Zwar versuchte er es an dem darauf folgenden Tage zu beenden, aber er konnte nicht damit zurechtkommen und sein Plan, die Nacht zu arbeiten, ward auch zu Wasser, denn vor Müdigkeit von dem langen und sauren Heimwege fielen ihm die Augen zu. Aber wie ward ihm, als er am folgenden Morgen erwachte, das Meisterstück war fertig. Feenhände hatten es die Nacht über fertig gemacht und so vortrefflich, daß der Altmeister nicht genug des Lobes über dieses ausgezeichnete Stück Arbeit auszusprechen wußte.

So konnte denn am andern Morgen die Hochzeit wirklich stattfinden. Nachdem dieselbe vorüber war, begab sich der Brautzug nach dem sogenannten Quattermarkt, wo wohlhabende Bürger, die aber selbst nicht zu solchen Festlichkeiten Raum in ihren Häusern hatten, dieselben abzuhalten pflegten. Und wie war alles eingerichtet! Die feinsten Speisen und Weine wurden in silbernen Schüsseln und Pokalen auf mit kostbaren Damastleinen bedeckten Tischen aufgetragen und Alle mußten gestehen, daß weder bei dem Kurfürsten noch den Domherrn kostbarer und besser getrunken noch gegessen werden möge. Braut und Brautvater begriffen nicht, wo der junge Ehemann das Geld zu diesem Festmahle hergenommen haben könne, Letzterer aber wußte wohl, wer hier den Zahlmeister gemacht haben müsse. Wie es die Sitte wollte, wurde das Brautpaar von allen Hochzeitern unter lautem Jubel mit Fackelschein bis nach seiner künftigen Wohnung begleitet, und nachdem der Braut hier eine Feuerlade und ein Schmutzkorb und die übrigen Brautgeschenke unter den gewöhnlichen Scherzreden und Späßen übergeben worden waren, nahm Alles Abschied.

Als nun das junge Ehepaar allein war, da wartete aber eine neue Ueberraschung auf dasselbe, denn als die junge Frau in die Küche trat, da glänzte ihr das schönste und blankste Zinn- und Kupfergeschirr aus derselben entgegen und ebenso lachte sie das weißeste Linnenzeug aus den weitgeöffneten Schreinen an.

Unser Pärchen lebte nun selig in seinem Glücke dahin. Es war aber auch eine Lust zu sehen, wie in der kleinen Wirthschaft Alles wie an einem Fädchen ging. Wenn die junge Frau aufstand, fand sie das Haus vom Boden bis zum Keller gereinigt, alles den Tag über gebrauchte Geschirr aufgeräumt, die Wäsche gewaschen und zu kochen brauchte sie auch nicht, denn ehe sie es sich versah, waren zu Mittag die Speisen auf dem Heerde zubereitet und dann wieder die Töpfe und Schüsseln aufgewaschen. Mit der bekannten weiblichen Neugier drang sie in ihren Mann ihr zu sagen, wem sie denn eigentlich diese Ordnung im Hause verdankten, und in einer schwachen Stunde gestand er ihr, daß er allerdings glaube, daß es die guten Heinzelmännchen wären, die ihnen alle Arbeiten abnähmen. Ganz dasselbe fand aber in seiner Werkstätte statt. Obgleich seine Kunden täglich zahlreicher wurden, so konnte er doch mit einem Lehrjungen ohne Mühe sein Geschäft allein besorgen, denn wie in der Küche arbeiteten die Heinzelmännchen in der Nacht auch in seiner Arbeitsstube. Sie nähten, stoppten und bügelten, daß es eine Lust war und jeden Morgen hing die Arbeit, die Abends noch nicht zugeschnitten war, fertig an dem Wandpflock.

Als aber ein Jährlein ins Land gegangen war, da hatte sich auch die Familie des jungen Ehepaares um eine Person vermehrt, einen dicken, muntern Burschen hatte der Storch ins Haus gebracht und wie die Heinzelmännchen bisher die Wirthschaft und Schneiderei besorgt hatten, so nahmen sie sich nun in der Nacht der Erziehung des jungen Weltbürgers an und dieser gedieh nunmehr herrlich bei dieser Pflege. Hatte aber bis dahin die junge Frau immer ihre Neugierde bezwungen, allein jetzt vermochte sie es nicht länger zu ertragen, sie mußte sehen wie die kleinen Männchen ausschauten, von denen sie ahnete, daß sie die Wohlthäter ihres Hauses waren. Da kam sie auf den unglücklichen Gedanken, weil allemal, wenn sie des Nachts in der Küche und der Werkstätte die Kleinen hatte überraschen wollen, dieselben schnell wie der Wind auseinandergestoben waren, an einem Pfingstabend, wo sie wußte, daß die Kleinen das ganze Haus zu putzen und zu reinigen pflegten, die ganze Treppe von oben bis unten mit Erbsen zu bestreuen, in der Erwartung, daß die Kleinen darüber fallen müßten und so ihrer Neugierde nicht entgehen könnten. Mit vor Angst und Erwartung hochschlagendem Herzen legte sie sich nieder, als aber die Mitternachtstunde schlug, die Zeit, wo die Kleinen gewöhnlich ihre Arbeit begannen, da horchte und lauschte sie, ob sich etwas auf der Treppe rege. Als sie aber jetzt die Erbsen wie Hagelkörner die Treppe herabkollern hörte, da ergriff sie die Lampe, öffnete die Thüre ihres Schlafzimmers und trat heraus. Noch sah sie nichts, nachdem sie aber einige Schritte hinuntergestiegen, da polterte es auf einmal um sie her mit lautem Gestöhne und Aechzen und ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihr, als sie die kleinen kaum spannhohen Männlein und Weiblein die Treppe herabrollen sah. In ihrer Arbeit gestört wollten sie fliehen, um in den Wandlöchern und Mauerritzen Schutz zu suchen vor der Ueberraschung, aber in der Eile der Flucht glitten sie über die Erbsen aus und stürzten mit jämmerlichem Schmerzensgeheul die Stufen hinab.

In dem Augenblicke, als sie entsetzt die Treppe hinabsah, trat ihr Gatte aus dem Schlafgemach und rief zornig: „Gretchen, was hast Du angerichtet? Du hast unser Glück aus unserem Hause vertrieben!“

Es kam aber genau so, wie Heinrich vorhergesehen hatte, die Heinzelmännchen waren und blieben fort, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche harrte man ihrer vergebens. In derselben Nacht aber, wo Gretchens Neugierde die freundlichen Kleinen verscheucht hatte, war am Ufer des Rheins ein buntes reges Treiben, aus allen Kanälen wimmelte es von den spannhohen Männlein, die ihre ganze Habe mit sich schleppten und sich eilten und sputeten, um noch vor dem ersten Scheine des Tages ein Schiff zu erreichen, das dazu bestimmt war, sie wegzuführen. Als sie Alle am Bord des Schiffes waren, hörte man ein leises Wimmern und Schluchzen, ein Zeichen, daß die Kleinen nicht gern von Cölln schieden. Sie fuhren fort, Niemand weiß, wohin; mit ihnen aber soll, wie die Sage geht, die alte gute Zeit verschwunden sein.

35. Der Schwanenritter zu Cleve.

(Nach F. J. Kiefer: Die Sagen des Rheinlandes. Cöln 1845 in 12. S. 12. ꝛc.

Einst befand sich eine Gräfin von Cleve, die einzige Erbin ihres Vaters und des demselben gehörigen Landes Cleve, in großer Noth. Als alleinstehende Jungfrau war sie unfähig ihre Vasallen in Zaum und Zügel zu halten. Einer namentlich hatte sich vollständig empört, sich des Schlosses Cleve und ihrer selbst bemächtigt und wollte sie zwingen, durch ihre Hand ihre Freiheit zu erkaufen. Die Prinzessin wußte sich nicht zu helfen, sie lag den ganzen Tag auf ihren Knieen und bat zu Gott ihr einen Helfer und Retter zu senden. Da besann sie sich, daß sie an ihrem Rosenkranz ein kleines Silberglöcklein hängen hatte, welches die Kraft hatte, daß der leise Ton desselben in der Ferne, jedoch nur in bestimmter Richtung an Stärke gewann, und so geschah es, daß ein König in weiter Entfernung diesen Klang vernahm und seinen Sohn aufforderte, demselben nachzuziehen und der Verlassenen Hilfe zu bringen.

Siehe ehe er noch zur Abreise fertig war, erschien plötzlich ein Schwan auf den Wellen des Stromes, an einer goldenen Kette zog er einen Kahn nach sich und legte sich, als fordere er zu dessen Benutzung auf, an das Ufer, von wo der Königssohn verlangend in die Ferne schaute. Es schien ihm dies ein offenbarer Wink von oben, das Fahrzeug zu besteigen und sich der Führung dieses Götterboten zu überlassen. Er bestieg also die Barke und der Schwan fuhr mit ihm den Rhein hinauf.

Zu Cleve war unterdessen der Tag erschienen, wo der Usurpator des Thrones die Gräfin mit Gewalt zur Ehe zwingen wollte, und Letztere wollte eben unter Jammern und Weinen sich zu der gezwungenen Vermählung vorbereiten. Da sah sie auf einmal von den Fenstern ihres Schlosses einen Schwan den Fluß herauf einen Kahn ziehen, in welchem ein schlafender junger Ritter lag. Da erinnerte sie sich, es sei ihr von einer frommen Nonne prophezeit worden, es werde ein schlafender Jüngling sie aus großer Noth erretten. Darum eilte sie freudig dem jungen Ritter, der mittlerweile am Ufer gelandet und ins Schloß getreten war, entgegen und vernahm aus seinem Munde die frohe Kunde, er sei aus weiter Ferne gekommen um mit dem Räuber ihres Landes um ihre Hand zu kämpfen. Natürlich nahm sie das Anerbieten dankbar an und der Hof des Schlosses ward sofort zu einem

Kampfplatz hergerichtet. Zwar drang der böse Vasall mit aller Wuth auf den Helfer in der Noth ein, aber sei es daß derselbe gewandter als er war oder daß es Gott so wollte, er sank bald zum Tode von dessen Schwert getroffen zu Boden und die Gräfin reichte nach einiger Zeit dem Prinzen ihre Hand und er bestieg den Thron von Cleve. Vorher hatte er sich von ihr aber die feierliche Versicherung geben lassen, daß sie nicht fragen wolle, von wo er gekommen und wer seine Eltern seien. Sie hielt dies auch unverbrüchlich, bis endlich die drei Söhne, die aus ihrer Ehe entsprossen waren, ziemlich erwachsen waren. Da bat sie ihren Gatten, ihre Söhne nun nicht länger ohne väterlichen Namen zu lassen, ein Erbe, das ja der Geringste im Volke von seinem Vater erbe, er müsse dies thun, weil sie sonst wohl gar als Bastarde angesehen werden könnten.

Bei diesen Worten rief aber ihr Gemahl erschrocken aus: „Wehe, was hast Du gethan, unser Glück hast Du durch Deine Worte gestört. Von dieser Stunde an muß ich Dich verlassen, um nie wieder zurückzukehren!“ Dann ließ er sein Silberhorn ertönen nach dem Gewässer hinaus und weithin schallte es durch die Nacht. Am andern Morgen kam aber der Schwan wieder mit dem Nachen den Rhein heraufgefahren und trotz aller Bitten der Seinen bestieg ihn der Vater und fuhr mit demselben denselben Weg hinab, den er gekommen war, und ward nie mehr gesehen. Die Gräfin aber starb vor Gram und ihre Söhne wurden Stammherrn edler Geschlechter, die alle bis auf den heutigen Tag den Schwan im Wappen führen.

36. Siegfrid der Drachentödter zu Xanten.

(Nach Kiefe. S. 17.)

Vor langen langen Jahren bewohnte ein niederländischer Fürst, Siegmund genannt, mit seiner Gemahlin das Schloß Xanten. Sie hatten einen Sohn Siegfrid geheißen, der sich durch außerordentliche Körperstärke auszeichnete, aber auch einen harten unbeugsamen Sinn besaß. Kaum eilf Jahre alt hatte er keine Ruhe mehr in dem väterlichen Schlosse, er sehnte sich hinaus in die ungebundene Freiheit und so lief er denn eines schönen Tages auf und davon, wanderte den Rhein hinauf und kam endlich am Fuße des Siebengebirges zu dem berühmten Waffenschmied Mimer, bei dem er sich in die Lehre begab.

Zwar zeigte er hier im Heben großer Lasten sich sehr geschickt, aber als Schmied war er eigentlich nicht zu gebrauchen, denn er zerhieb alle Eisenstangen und trieb durch seine gewaltigen Schläge den Ambos in den Boden. Aber auch sonst machte er sich unangenehm, er fing mit allen seinen Kameraden Streit an und natürlich bezwang er sie alle und schlug sie zu Boden. Da dachte der Meister darauf, wie er ihn wohl am besten los werden könne. Er schickte ihn also eines Tages in den Forst um Kohlen zu brennen, allein nach einer Gegend hin, wo ein fürchterlicher Lindwurm hauste. Dieser war ursprünglich ein Riese, Fafnir genannt, der Bruder des Schmied Mimer gewesen und nur in dieses Unthier verwandelt worden. Er bewachte aber einen ungeheueren Schatz an Gold und Edelsteinen, den man zuweilen aus den Klüften eines hohlen Berges herausblinken sah. Siegfrid zündete also, wie ihm geheißen, hier einen gewaltigen Meiler an,

allein auf einmal kam der Lindwurm mit aufgesperrtem Rachen auf ihn los, um ihn zu verschlingen. Da riß er schnell entschlossen einen großen Eichbaum aus dem Feuer und stieß dessen halbverbranntes Ende dem Thiere in den Rachen. Von Schmerz gepeinigt wälzte sich der Drache am Boden und suchte mit seinem ungeheuern Schweife Siegfrid zu treffen, allein dieser wußte seinen Schlägen geschickt auszuweichen und so gelang es ihm, dem ungeheuren Thiere den Kopf abzuhauen. Den Wanst warf er dann ins Feuer, allein er erstaunte nicht wenig, als er aus demselben einen Strom von Fett herauskommen sah und einen Vogel singen hörte, der ihm mit menschlicher Stimme zurief, er solle seinen Leib in demselben baden, dann werde er unverwundbar sein, denn seine Haut werde zu Horn werden. Er folgte natürlich diesem Rathe, warf sich entkleidet in das Fett und salbte sich den ganzen Körper damit, nur eine Stelle an der rechten Schulter blieb unberührt davon, denn diese war durch ein von einem Baume gefallenes Blatt zufällig bedeckt worden. Nach vollbrachtem Siege kehrte er in die Schmiede zurück, erschlug den heimtückischen Schmied Mimer, wählte sich dann aus dessen Waffensammlung das beste Schwert und die glänzendste Rüstung, aus seinem Stalle aber den besten Renner, Grani genannt, und zog dann um neue Abenteuer aufzusuchen von dannen. Der Ort im Hardtgebirge aber, wo er den Lindwurm besiegt, heißt bis auf diese Stunde noch der Drachenfels.

37. Der Rüden bei Solingen.

(Poetisch behandelt von Montanus Bd. I. S. 262 ꝛc.)

Kaum eine Stunde von Solingen entfernt liegt in der Gemeinde Hölzscheidt die Ortschaft Rüden an einer der schönsten Stellen des Wupperthals. Dieselbe hat ihren Namen von der kolossalen Büste eines Hundes, die bis zum Anfang des 17. Jhdts. auf einer Steinklippe links von dem Orte, am Rüden genannt, gestanden hatte. Ursache dieser Benennung war aber folgende Begebenheit gewesen.

Zu Anfange des 15. Jhdts. ward einmal (im J. 1414) in der Christwoche eine große Jagd in den Wäldern des Wupperthales gehalten, Berge und Thäler starrten vor Eis und Schnee, allein das war gerade ein Wetter, wie es die Jäger gern haben und mancher Bewohner des Forstes hatte die weiße Decke des Erdbodens mit seinem Blute roth gefärbt. So kam der Abend heran und die Stunde, wo alle Jäger im Wupperhofe zusammentreffen sollten. Es war schon sehr spät, Alle waren beisammen, nur Einer fehlte, und dies war gerade der vornehmste der ganzen Jagdgesellschaft, Robert, der Sohn Herzogs Adolphs I. von Berg, ein schöner Jüngling von kaum 20 Jahren. Man sandte vergeblich Leute nach ihm aus, man ließ umsonst Hornsignale nach allen Theilen des Forstes erschallen, um ihm, wenn er sich verirrt, den Weg nach Hause zu zeigen, kein Robert ließ sich sehen. Auf einmal kam die große Dogge des Prinzen den Suchenden in den Weg gelaufen, heulte und bellte ihnen entgegen, sprang den Berg hinan und herab, biß die Pferde in die Beine und versuchte auf jede Weise die Aufmerksamkeit des Jagdgefolges auf sich zu ziehen. Zwar jagte man ihn anfangs mit Schlägen fort, als er aber immer wiederkehrte, da meinte doch zuletzt einer der Jäger, der kluge Hund müsse irgend etwas durch dieses Bellen und

Hinundherlaufen anzeigen wollen, und so folgte man ihm denn Berg auf Berg ab auf ungebahnten Wegen, bis man endlich sah, wie er sich von einer Felsenwand in die Tiefe stürzte. Man eilte ihm freilich auf Umwegen nach und siehe tief unten in einer Kluft lag der junge Graf unter seinem zerschmetterten Rosse, der Hund aber stand bei ihm, leckte seine Wunden und suchte ihn mit den Zähnen hervorzuziehen. Was den schwachen Kräften des treuen Thieres aber nicht gelungen war, das war den vereinten Anstrengungen der Jäger leicht, man zog den schwer verwundeten Prinzen hervor und trug ihn nach dem Jagdschlosse. Als er aber nach wochenlangem Krankenlager endlich wieder genesen war, da war sein Erstes, daß er das Bild des treuen Rüden durch einen geschickten Steinmetzen in Stein aushauen und dieses Denkmal der Hundetreue auf der Klippe, von welcher er herabgestürzt war, aufstellen ließ.

38. Die Erfindung der Solinger Klingen.

(Nach Kiefer S. 21 ꝛc.)

Der Ort Solingen ist schon seit dem Mittelalter durch seine Waffenschmiede berühmt gewesen, allein gleichwohl standen die Arbeiten derselben noch bei weitem dem nach, was die Waffenfabriken von Damascus leisteten. Nur zersann sich namentlich einer der geschicktesten Waffenschmiede, Ruthart, den Kopf, wie es ihm gelingen möge, den Stahl seiner Klingen so zu härten, daß diese denen der Saracenen gleich würden. Er machte Versuche über Versuche, aber alles umsonst und deshalb war der Meister auch stets mißgelaunt und unzufrieden. Es konnte also auch nicht fehlen, daß, als sein bester Geselle, der aber freilich ein armer Bursche war, ihn um die Hand seiner einzigen Tochter ansprach, er diesen Freiwerber kurzweg abwies und erklärte, es solle Keiner seine Tochter zur Frau bekommen, der nicht im Stande sei, eine Klinge zu schmieden, wie die, welche er in einem seiner Schränke bewahrte. Zur Probe nahm er diese, eine ächte Damascenerklinge, heraus und hieb zum Beweise der außerordentlichen Härte des Stahls mit derselben einen Nagel von der Wand, ohne daß die Klinge den geringsten Schaden bekam. Traurig vernahm der Jüngling diese strenge Bedingung, er beschloß aber Alles daranzusetzen um sie zu erfüllen, und darum nahm er von seiner Geliebten Abschied und machte sich auf um in den Orient zu ziehen und dort die Kunst zu erlernen.

So war er bereits mehrere Tage gewandert, da überraschte ihn der Abend in den düstern Gründen des Speffart. Er gab schon alle Hoffnung auf, für diese Nacht noch ein Obdach zu finden, da sah er plötzlich in weiter Ferne ein Licht blinken. Er ging darauf zu und fand, daß es aus einer elenden Hütte kam. Er pochte an die niedere Thüre und nach langem Harren öffnete ihm endlich ein altes häßliches, zahnloses Weib. Sie fragte ihn nach seinem Begehr, und als er sie inständig gebeten hatte, ihm dem Verirrten doch für diese Nacht eine Herberge zu gewähren, gestand sie ihm dieselbe auch zu, jedoch mit dem Bemerken, daß sie ihm nur ein niedriges Kämmerchen einräumen könne, weil sie für diesen Abend noch einen andern Besuch zu erwarten habe. Sie hieß ihn jedoch vorher in ihre Stube kommen, um Theil an ihrer Abendsuppe zu nehmen. Obgleich der Anblick der alten Frau mehr Schrecken erregend als Vertrauen einflößend war, so

nahm er doch ihr Anerbieten dankbar an und erzählte ihr auch, auf ihr Befragen, wo er denn hinwolle, getreulich die Ursache und das Ziel seiner Reise. Hierauf brachte ihn die Alte nach seiner Lagerstätte, er konnte aber sonderbarer Weise nicht einschlafen. So kam die Mitternachtstunde heran, da hörte er auf einmal einen schweren Fall, als wenn ein harter Gegenstand durch den Rauchfang herunterkäme. Er erhob sich leise von seinem Lager und schlich sich an die dünne Brettwand, welche sein Kämmerchen von der Wohnstube trennte. Da gewahrte er auf einmal am Heerde einen langen, finster und zornig ausschauenden Mann sitzen, er trug einen rothen Koller und Hut mit einer Hahnfeder, seine Füße aber hatte er in die Asche unter dem Heerde gesteckt und die Alte stand wie eine Bittende vor ihm und schien ihm etwas vorzutragen, was aber, konnte er nicht verstehen. Auf einmal aber drehte sich die Alte herum und wandte sich nach der in seine Kammer führenden Thüre, er warf sich daher schnell wieder aufs Lager und stellte sich schlafend, die Alte aber öffnete die Thüre, schüttelte ihn und sagte, er solle flugs aufstehen, in der Stube sei Jemand, der ihm die Reise ins Morgenland ersparen könne. Natürlich sprang er schnell auf und folgte der Alten in ihre Stube, wo der lange fremde Mann am Heerde saß und wie es schien dem Kochen eines über dem Feuer stehenden Kessels zuschaute. Als er vor ihn getreten war, schaute sich derselbe nach ihm um und fragte ihn mit einem Blicke, was sein Begehr sei. Der Jüngling wiederholte ihm, was er der Alten bereits erzählt hatte, da lachte der Fremde und sprach: „Ich weiß, was Du zu wissen begehrst, allein ich thue nichts umsonst. Ich will Dich die Kunst Schwerter die ebenso hart, ja noch härter sind als die Damascener, zu schmieden lehren, aber nach 7 Jahren und 7 Monaten mußt Du Dich dafür mir zu eigen geben. Thust Du es übrigens nicht, so nützt es Dir auch nichts, denn Du wirst nie aus dem Morgenlande zu Deiner Braut zurückkehren!"

Der arme Bursche überlegte nicht lange, sondern nahm die Hahnenfeder, welche der Lange aus seinem Hute genommen und in den Kessel getaucht hatte, und schrieb damit seinen Namen unter ein Pergament, welches ihm jener hinreichte, empfing aber dafür einen versiegelten Brief, worin, wie der Fremde sagte, das Recept zu den Klingen stehe. Hierauf begab er sich wieder in sein Kämmerchen und verbrachte den Rest der Nacht in wüsten Träumen. Als er aber am andern Morgen erwachte, fand er die Hütte leer und nur der versiegelte Brief bewies ihm, daß er nicht geträumt habe. Er kehrte hierauf schnell wieder nach Solingen zurück und gestand schließlich seinem Meister, der sich über seine so schnelle Rückkehr nicht wenig wunderte, das was er erfahren und gethan hatte. Der aber war ein frommer und rechtschaffener Mann und sagte, er wolle um alles in der Welt nicht, daß er sein Seelenheil um jenes Geheimnisses halber aufs Spiel setzen solle, darum solle der Brief versiegelt bleiben und bis auf die Zeit seiner Enkel in dem geheimsten Winkel seines Schrankes verwahrt werden, diese möchten ihn dann eröffnen, ihnen könne dann der böse Feind nicht mehr schaden. Gleichwohl aber gab er dem Gesellen nunmehr seine Tochter zur Frau, weil er gesehen hatte, daß er es mit seiner Liebe doch ernstlich gemeint habe. Nach langen Jahren aber, als der alte Ruthart längst heimgegangen und sein Schwiegersohn selbst schon ein hochbetagter Greis war, da fand sein

Enkel den Brief, öffnete ihn und erlernte aus ihm die Kunst jenen so harten Stahl zu bereiten, durch den die Solinger Waffenschmieden so berühmt worden sind.

39. Die Krummbeinigen zu Solingen.

(Nach Leibing S. 40.)

In Solingen wohnen viele Leute, welche krumme Beine haben, und das soll so zugehen. An der Stelle, wo die Wupper von beiden Seiten durch hohe Bergwände eingeschlossen ist, stand ehedem ein Schleifkotten. Wenn sich nun die Bewohner desselben etwas zu Gute thun wollten, so kochten sie Reisbrei. Aber der Topf, den sie dazu gewöhnlich brauchten, ward allmälig zu klein für die große Familie. Nun aber war dem Schleifkotten gegenüber eine große Höhle, in welcher Zwerge wohnten. Diese besaßen einen weit größern Kochtopf; wenn nun die Bewohner des Schleifkottens wieder Reisbrei kochen wollten, gingen sie hin zur Höhle und baten die Zwerge, ihnen den ihrigen zu leihen. Dies thaten dieselben auch stets auf das Bereitwilligste, jene aber brachten ihnen auch jedesmal den Topf redlich zurück, ließen aber stets etwas Brei darin. Da kamen auf einmal andere Leute aus Solingen zu der Höhle und baten die Zwerge um ihren Topf. Sie erhielten ihn auch, brachten ihn auch richtig zurück, allein statt Reisbrei hatten sie Koth hineingethan. Das bekam ihnen aber schlecht, die erzürnten Zwerge verwünschten sie und ihre Nachkommen und seit dieser Zeit haben alle, die von jener Familie abstammen, krumme Beine.

40. Der Graf von Windeck.

(Poetisch behandelt von Montanus Bd. I. S. 310 ff.)

In dem Kreise Waldbrühl, unweit des Dorfes Rosbach in der Grafschaft Berg, hoch oben auf felsiger Höhe, das unten umspühlt wird von den Wellen der Sieg, gewahrt man noch heute die gewaltigen Trümmer des einstigen Grafenschlosses Windeck, das aber zuletzt zu einer einfachen Amtmannswohnung herabsank. Der letzte des alten Grafenstammes Windeck, der dies Schloß bewohnte, war Graf Conrad, der nachdem er längere Zeit bei dem vom h. Bernhard gepredigten Kreuzzug im gelobten Lande abwesend gewesen war, ruhig auf dem Schlosse seiner Ahnen seine Tage verlebte. Seine Gemahlin war ihm schon vor längerer Zeit gestorben und aus dieser Ehe nur eine einzige Tochter ihm geblieben, ein sehr schönes Mädchen, Bertha genannt, die er ebenbürtig zu verheirathen und dann seinem einstigen Schwiegersohn Schloß, Grafschaft und Namen zu verlassen gedachte. Da wurde er auf einmal durch den Einfluß seiner Schwester, der Aebtissin zu Rheindorf andern Sinnes, er beschloß seine Tochter dem Herrn zu weihen und sein Erbe, da er doch einmal keinen Stammhalter hatte, dem genannten Kloster zu vermachen. Bei diesem Plane hatte er jedoch nicht das Herz seiner Tochter mit in Anschlag gebracht, und dieses hatte schon anders verfügt; ein junger Ritter aus der Nachbarschaft, Heinrich von Waldenfels genannt, früher von dem Grafen sehr gern gesehen und in seiner Bewerbung um seine Tochter von ihm selbst scheinbar aufgemuntert, hatte sich heimlich mit ihr verlobt, als er aber vor den Vater hintrat und um die Hand der jungen

Gräfin bat, ward er schnöde abgewiesen und dem Mädchen angekündigt, daß sie in der allernächsten Zeit in das Kloster zu ihrer Tante müsse, um dort in der Einsamkeit ihre Liebe zu dem jungen Ritter vergessen zu lernen. Der Ritter aber wußte seiner Geliebten zuvor noch die Mittheilung zu machen, daß er in der nächsten Nacht kommen werde, um sie zu entführen und dem Kloster, vor dem sie sich so sehr scheute, zu entreißen.

So bestieg er denn, als die Sonne untergegangen war, sein Roß, allein sonderbarer Weise als dasselbe diesmal den oft schon gemachten Weg gehen sollte, schien es durchaus sich vor irgend einem unbekannten Etwas zu scheuen, es wollte durchaus nicht über die Brücke, welche das Ufer der Sieg, auf dem sein Schloß war, mit dem jenseitigen, wo das Schloß Windeck stand, verband. Mit Gewalt mußte er es hinüberziehen, drüben aber band er es am Fuße des Schloßbergs an und eilte dann hinauf in die Arme seiner Bertha. Dieselbe weigerte sich zwar anfangs scheinbar ihm zu folgen, allein zuletzt ließ sie sich überreden und folgte ihm ins Thal hinab, wo er sie auf sein Roß nahm und eilig den Rückweg antrat. Die Jungfrau aber konnte, trotzdem daß eigentlich keine Gefahr zu sehen war, ihre Angst nicht bemeistern und trieb ihren Geliebten fortwährend an, den Ritt zu beschleunigen. Dies that er auch, aber je näher sie der Sieg kamen, desto widerspenstiger zeigte sich das sonst so sanfte Roß und als sie jetzt hinter sich Pferdehufe hörten und nicht mehr zweifeln konnten, daß sie der alte Graf verfolgte, also die größte Eile nöthig war, wenn sie demselben entgehen wollten, da bäumte sich das Roß, als es an die Brücke kam, so gewaltig und ward so wild, daß der Ritter nicht wagte dieselbe zu überschreiten, sondern links ab in den Wald bog und durch Dickicht und über Abgründe weg mitten in den Wald hinein jagte, ob er so den Verfolgern entgehen könne. Allein gerade dieser ungebahnte Weg hinterließ den letztern auch die Spuren der Fliehenden, sie eilten hinter ihnen her und während ihre Pferde noch frisch waren, ermattete das Roß des Ritters von Waldenfels sichtlich. So war er auf eine Klippe gekommen, unter welcher die Sieg dahinbrauste, rückwärts und seitwärts konnte er nicht mehr, er hoffte also durch einen Sprung in die Tiefe sich noch zu retten und als die Verfolger schon in Sicht waren, spornte er den Rappen und flog mit ihm hinab in die Wogen. Als nun der Graf auf denselben Fels gekommen war, wo eben noch die zwei Brautleute sich befunden hatten und hinabsah in die Tiefe, und hoffte, das Roß und die zwei Reiter würden wieder auftauchen, da wartete er vergebens, erst am Mittag zogen seine Knechte am untern Ufersrand zwei erstarrte Leichen ans Land. Der Graf aber zog traurig zurück in sein Schloß und starb am dritten Tage, und seine Dienstmannen trugen sein Schild und Helm vor den Thron des Kaisers Friedrich II., der sich damals gerade zu Aachen aufhielt (1174) und dieser verlieh die verwaisete Grafschaft als Lehn dem Grafen Engelbert I. von Berg. Noch heute aber soll Graf Conrad, ein bleiches silberlockiges Gespenst auf den Ruinen der Burg Windeck nächtlich herumschleichen und dann der Sieg entlang seine Kinder suchen, bis er endlich sich von jener Felsenkuppe in den Strudel hinabstürzt. Denn leider war jener Ritter von Waldenfels sein Sohn gewesen, den er mit dessen Mutter in Sünde gezeugt hatte. Zu spät hatte er dessen Verhältniß mit seiner Tochter bemerkt und sich scheuend, den Beiden die Wahrheit zu entdecken,

daß sie Geschwister wären, lieber es vorgezogen durch einen andern Vorwand, den der Frömmigkeit, sie zu trennen, was ihm freilich selbst im Tode nicht gelang.

41. Der Kipphäuser oder der schwarze Mann in Zitterwalde.

(Nach Montanus Bd. I. S. 319 ꝛc.)

Mitten zwischen Moor, Dickicht und Haiden liegt das Walddörfchen Refrath, welches aber eine der ältesten Kirchen im ganzen Bergischen Lande besitzt. Dorthin ziehen jeden Dienstag Schaaren von Betern nach der heiligen Reliquie des Antonius von Padua, dessen Gnaden-Bildniß die Kirche ziert. Jeden ersten Dienstag im Monat wird nämlich hier ein vollkommener Ablaß gewährt, an den übrigen 40 aber wenigstens ein partieller. Leider aber wird die Heiligkeit des Orts bis auf diese Stunde durch ein Phantom gestört, welches in der dortigen Gegend unter dem Namen des schwarzen Mannes zu Gladbach oder des schwarzen Mannes in Zitterwalde bekannt ist und die einsamen Wanderer in Schrecken setzt. Dieses Gespenst soll aber folgenden Ursprung haben.

Vor ohngefähr 500 Jahren erhob sich über der dichten Waldung, welche heute noch Refrath umschließt, ein gewaltiges Schloß, von dem heute freilich nur noch wenig Trümmerhaufen übrig sind. Dieses hieß das Schloß Kipphausen nach dem Namen der Ritterfamilie, welcher hier Grund und Boden gehörte. Der letzte männliche Sproß war Herr Ulrich von Kipphausen gewesen, der bei seinem 1396 erfolgten Tode nur eine einzige Tochter Namens Elisabeth hinterließ. Es versteht sich von selbst, daß diese als die alleinige Erbin eines ziemlich bedeutenden Grundbesitzthums viele Freier hatte, allein von allen gefiel ihr nur einer, ein junger Spanier, den sie unter dem Namen eines Grafen zu Cölln, wo er sich aufhielt und viel Geld aufgehen ließ, hatte kennen lernen. Sie reichte ihm ihre Hand, aber sehr bald nach ihrer Vermählung zeigte er sich ganz anders als sie sich ihn gedacht hatte. Aus einem Verschwender, was er wenigstens mit seinem Eigenthum gewesen war, ward jetzt ein vollständiger Geizhals, dabei war er mißtrauisch, hart und unfreundlich gegen sie, vom Beten wollte er gar nichts wissen, und wenn sie ihn nach seinen frühern Verhältnissen fragte, erhielt sie entweder gar keine, oder doch eine ungenügende Antwort. Dabei hatte sich aber in der Umgegend das Gerücht verbreitet, er sei gar kein wirklicher Graf, sondern nur der Diener eines solchen gewesen, habe aber seinen Herrn ermordet und sich mit dessen Schätzen beladen ins Ausland geflüchtet. Natürlich war dies nur Gerücht und Niemand wagte es ihm diese Beschuldigungen ins Gesicht zu sagen. Nun hatte er sich aber der Verwaltung des Vermögens und der Herrschaft seiner Frau vollständig bemächtigt, so daß diese auf ihrem ererbten Grund und Boden gar nichts mehr zu sagen hatte und so trat denn an die Stelle des milden, nachsichtigen Regiments, welches Ritter Ulrich seinen Unterthanen gegenüber geführt, eine unerträgliche Tyrannei.

Zu jener Zeit, wo überhaupt ein Grundherr ziemlich allmächtig war, mußte es hoch kommen, wenn einer in der Umgegend für einen Leuteschinder gehalten wurde, aber diesen Namen bekam er und verdiente ihn auch vollkommen, denn namentlich gegen seine Fröhner war er unerbittlich streng und

hart, so daß er sie nicht blos durch fast unmögliche Arbeiten, die er ihnen auflegte, quälte, sondern ihnen auch noch täglich neue Lasten und Schatzungen aufbürdete. So war denn eines Tages einer derselben, der ihn fern glaubte, von der Arbeit zu seiner todtkranken Frau geeilt um sie einige Stunden zu pflegen, allein der böse Herr hatte es doch bemerkt, eilte ihm nach und forderte ihn auf, auf der Stelle zu seiner Arbeit zurückzukehren. Der arme Fröhner entschuldigte sich zwar mit der Krankheit seiner Frau, aber umsonst, der strenge Ritter ließ ihn von seinen Knechten ins Gefängniß schleppen, als Pfand aber der Frau desselben ihren besten Hausrath und selbst ihr Bett wegnehmen. Da sprang das arme im Fieberwahnsinn liegende Weib in die Höhe, stürzte auf den Kipphäuser los und stieß ihm ein schnell ergriffenes Messer in den Hals. Zwar stürzte er schwer verwundet zu Boden, allein er war nicht todt, wohl aber erwachte er ins Schloß gebracht und nachdem seine Wunde verbunden war, nur zu einem halben Leben. Er war wahnsinnig geworden, denn er hatte sich die furchtbare Erscheinung der fieberkranken Frau zu Sinne gezogen und in ihr nicht eine menschliche Erscheinung, sondern einen von Gott geschickten Rachengel zu sehen geglaubt. Er schloß sich also in sein Gemach ein und ließ selbst seine Gattin nicht mehr zu sich. Da sah man eines Tages schwarze Dampfwolken sich über die Refrather Wälder wälzen und als dieser Umstand eine Menge Zuschauer aus der Nachbarschaft herbeizog, so ward man bald darüber klar, daß das Kipphausener Schloß brenne. Mittlerweile kam aber auf einmal der arme von ihm so sehr schwer gemißhandelte Fröhner jubelnd herbeigelaufen, indem er eine bluttriefende Axt schwang und rief: „Jetzt habe ich dem Bösewicht warm gemacht, jetzt werden ihm die Flammen auch einheizen und er kann das Feuer der Hölle im Voraus schon empfinden!“ Man wußte jetzt was aus ihm und dem Schlosse geworden war. Kühner geworden näherten sich die Leute nun der Brandstätte, allein selbst wenn man gewollt hätte, auch nicht das Geringste wäre von der Habe des Schloßherrn zu retten gewesen, an vielen Stellen brachen die Flammen durch die Mauern, nach und nach brachen die Thürme und Gewölbe zusammen und plötzlich stürzte dann das übrige Mauerwerk auf einmal herab. Zwar ward später an derselben Stelle von den Erben des Kipphäusers wieder ein Schloß aufgebaut, aber es ward nur kurze Zeit bewohnt, denn das Gespenst des frühern Schloßherrn ließ Niemanden in demselben Ruhe, sodaß auch dieses neue Haus bald wieder in Trümmer sank.

Der gespenstige Spanier aber erscheint in mannigfacher Gestalt als Spuk, bald als wohlgekleideter Junker, der auf den Ruinen der Kipphäuser Burg herumwandelt, bald als ein zerlumpter Bursche mit schwarzbraunem sonneverbrannten Antlitz, ohne Hut und baarfuß im Walde Kinder in Schrecken setzt, bald als eine kleine, aber stämmige Mannesgestalt mit dreieckigem Hute und altmodischen Kleidern, aber von verwildertem Ansehen, der namentlich in dem an Gladbach grenzenden Zitterwalde sein Wesen treibt.

Einst kam ein Landmann den Weg von Bensberg längs Refrath herab, um nach Cölln zu gehen. Da begegnete ihm dort oberhalb Langbrücken an einer Brücke, die dort über ein Waldwasser führt, der Kipphäuser als ein Junker, aber altmodisch gekleidet, hohläugig, mit erdfahlem Gesichte und blutigem Halskragen. Das Gespenst sagte in ziemlich unverständlichem Tone

dem Bauer, er werde vor Deutz einen greisen Kapuziner treffen, den solle er doch fragen, ob denn die Stunde seiner Erlösung noch nicht da sei. Gleich nach diesem Auftrage wirbelte eine Staubwolke zwischen dem Bauer und der Erscheinung auf und als dieselbe sich wieder legte, war die letztere verschwunden. Der Bauer ging nun fürbaß, bis er kurz vor Deutz wirklich auf den Kapuziner stieß, er fragte ihn so, wie ihm befohlen war, der Mönch aber versetzte, er möge nur dem Gespenste — es sei der Geist des Kipphäuser Burgherrn — sagen, er müsse umgehen bis zum jüngsten Tage. Auf das Bemerken des Bauern, ob er nicht einen andern Weg einschlagen könne, wo er dem Verfluchten nicht zu begegnen brauche, bemerkte der Kapuziner, er dürfe sich dem ihm gewordenen Auftrage nicht entziehen, er solle aber, wo jener ihm auch begegnen möge, doch erst hinter der bezeichneten Brücke ihm Rede stehen; denn jenseits des Baches habe das Gespenst keine Macht mehr ihm zu schaden, und er könne dort demselben ohne Gefahr sagen, was er wolle. Als nun der Bauer seine Geschäfte in der Stadt besorgt hatte, trat er ängstlich den Rückweg an, und richtig das Gespenst war bald an seiner Seite und fragte ihn, was der Mönch gesagt habe, der Bauer aber eilte, ohne zu antworten, bis er über die Brücke war, dann aber, als das Gespenst abermals fragte, was der Mönch gesagt habe, antwortete er, er müsse bis zum jüngsten Tage auf seine Erlösung hoffen. Da rollte sich die Figur des Kipphäusers zu einem Knäul zusammen und stob mit einem lauten Knalle in Staubwolken auseinander, wie wenn man Schießpulver angezündet hat.

42. Die Roßtrappe bei Overath.

(Nach Montanus Bd. I. S. 328 ꝛc.)

In Maibach, einem Dörfchen oberhalb Overath an der Agger lebte vor einigen hundert Jahren ein reicher Bauer, der zugleich Vogt und Schöffe im Dorf war. Derselbe war aber auf seinen Reichthum, der es ihm erlaubte, sich wie ein Junker zu tragen, sehr stolz, verachtete den Umgang mit Seinesgleichen und suchte die Gesellschaft der benachbarten Landjunker, die auch mit ihm umgingen, einmal weil er mit ihnen spielte und trank und viel Geld aufgehen ließ, dann aber auch weil sie ihn oft als Zielscheibe ihrer Sröttereien brauchen konnten ohne daß er es zu bemerken schien. Um nun in seinem Dörfchen den großen Herrn zu spielen, ging er fast nie zu Fuß, sondern fast immer sah man ihn auf einem stattlichen Pferde genutzt wie ein feiner Stadtherr herumreiten, ob er gleich eigentlich nicht der beste Reiter war. Da begab es sich, daß einst in der Christnacht bei großer Kälte, aber hellem Vollmondschein der stolze Schöffe aus der Maibach die Agger entlang geritten kam um in Overrath die Christnacht feiern zu helfen, welche damals noch in allen katholischen Kirchen Nachts mit dem zwölften Glockenschlag eingelauten wurde. Zwar hatten ihm mehrere seiner Freunde gerathen, er möge den gefährlichen Weg auf der Bergholde, wo dieselbe sich oft steil nach der Agger herabsenke, doch lieber zu Fuß gehen, allein der eitle Vogt, der wie alle schlechten Reiter unvorsichtig war, verließ sich auf die Güte seines Pferdes und seine eigene Gewandheit und ließ sich nicht abhalten, den gefährlichen Weg zu reiten. Als er aber in der Nähe des Aggerhofes an die Stelle kam, wo der Fluß in einer weitausgreifenden Schlangenwindung

gegen den Berg stößt und diesen bis auf den nackten überhangenden Felsen unterspühlt hat, so daß man wenige Schritte von dem Fahrwege über den ihn begleitenden Fußpfad hinab in einen wohl hundert Fuß tiefen jähen Abgrund schaut, da glitt das Pferd gerade an der gefährlichsten Stelle aus, wurde vor seinem eigenen Schatten, der sich gegen den weißglänzenden Berg abspiegelte, scheu, setzte über den Fußpfad dem Fluße zu und stand jetzt mit den Hinterfüßen nur wenige Spannen von der Felsenwand, mit dem Vorderleibe aber schon über dem tiefen Abgrund. Da wandte sich der Reiter in der ärgsten Todesnoth mit herzlichem Gebet zu Gott, an den er bisher nur wenig gedacht hatte, und siehe, auf einmal war es, als wenn ein starker Arm das schon sinkende Roß vom Abgrunde zurückrisse und es den steilen Berg zulenke, wo der Reiter bald in vollständiger Sicherheit war. Die denselben Weg kommenden Fußgänger hatten aus der Ferne den Vorfall mit angesehen, jetzt sahen sie aber auch, wie der Reiter vom Pferde sprang, auf seine Kniee sank und inbrünstig betete. Von diesem Tage an aber ward der Vogt ein anderer Mann, all sein Stolz und Hochmuth war verschwunden und er war wieder das, was er längst hätte sein sollen, ein einfacher Bauersmann. Noch jetzt zeigt man ohngefähr eine Stunde Wegs von Overrath nicht blos jene gefährliche Stelle, sondern auch die Eindrücke der Hinterhufe des Pferdes, das über dem grausen Abgrunde geschwebt hatte, tief in den Felsen eingeprägt. Schon oft hat man diese Hufspuren mit Erde und Steinen ausgefüllt, aber jedesmal sind selbige am andern Morgen wieder entblößt und so frisch, als wären sie erst jetzt wieder eingetreten.

43. Die wunderbare Nonne zu Gräfrath.

(Nach Caesar. Heisterb. VII. 35 poetisch behandelt von Montanus Bd. I. S. 350 ꝛc.)

Der Vogt von Angermund hatte eine wunderschöne Tochter, Gunhilde geheißen, die aber ebenso fromm als schön war. Zwar buhlten viele Ritter um ihre Hand, allein sie wies alle zurück, und als mittlerweile ihre Mutter gestorben war, da gelobte sie am Grabe derselben sich als Braut dem himmlischen Bräutigam Jesus Christus. Sie begab sich hierauf ins Kloster Gräfrath und ward dort unter die Nonnen aufgenommen, allein ihr Glaube mußte doch kein wahrer, ihre Sehnsucht nach dem Himmel keine innige gewesen sein, sie lieh leider den Lockungen und Schmeicheleien des Pater Goswin, eines üppigen Mannes, der aber in dem Kloster die Stelle eines Beichtvaters bekleidete, ein geneigtes Ohr und ließ sich von ihm verleiten, mit ihm in einer dunkeln Nacht zu fliehen und die finstern Klostermauern mit der heitern Weltlust zu vertauschen. Sie eilten in ferne Länder und lebten dort als Mann und Frau, aber schnell waren die wenigen Mittel, die sie hatten mitnehmen können, verzehrt, Mangel und Noth trat ein, mit ihnen verblichen aber die Rosen auf den Wangen der ungetreuen Himmelsbraut, ihr Buhle fühlte bald seine Liebe erkalten und eines schönen Morgens fand sie sich allein und verlassen. Er war unter eine Räuberbande gegangen, denn arbeiten hatte er nicht gelernt und bußfertig seine Sünde bereuen wollte er auch nicht. Sie aber bettelte sich von Ort zu Ort bis zurück an die Pforte des Klosters Gräfrath. Dort klopfte sie an und als ihr aufgethan ward, da gestand sie unter Thränen der Pförtnerin, was sie gethan und daß sie jetzt komme, um

ihre Sünden abzubüßen. Diese aber fiel vor ihr auf die Kniee und pries sie wegen ihrer unendlichen Demuth und als sie sie durch die Räume des Klosters nach ihrer frühern, wie sie meinte, jetzt vereinsamten Zelle führte, da sah sie voll Verwunderung, wie alle die Schwestern, an denen sie vorüber ging, sich voll Demuth und Verehrung vor ihr neigten. Als sie aber in ihrer Zelle angelangt sich auf die Kniee warf und inbrünstig zu dem dort aufgehängten Bilde der h. Jungfrau um Vergebung ihrer Sünden flehte, da sprach eine Stimme aus demselben zu ihr: „Beruhige Dich, Niemand weiß hier im Kloster von Deiner siebenjährigen Abwesenheit, ich wußte, daß Du zurückkehren würdest, und weil Du früher mit so inniger Liebe mir anhingest, hat in Deiner Abwesenheit ein heiliger Engel an Deiner Statt und in Deiner Gestalt diese Zelle bewohnt, sodaß man Dich nie vermißt hat."

44. Der gespenstige Hase zu Windeck.

(Nach Montanus Bd. II. S. 233.)

Auf Schloß Windeck wohnte einst ein Vogt des Grafen von Berg, der durch seine wüste Jagdlust der Schrecken der benachbarten Gemeinden Rosbach und Dattenfeld war. Er jagte an Sonn- und Feiertagen und holte unter Hörnerschall die Bauern aus der Kirche, um ihm auf der Jagd Frohndienste zu leisten. Einst jagte er am Dreifaltigkeitssonntag in der Gemeinde Dattenfeld und verfolgte hoch zu Roß mit der Meute und seinem Gefolge einen Eber mitten durch blühende Kornfelder. Da zog ein Gewitter herauf, der Vogt aber achtete deß nicht, sondern schleuderte, seinem Gefolge voraus, seinen Spieß auf den Eber. Da ertönte ein furchtbarer Donnerschlag, das Roß scheute, warf den Reiter ab, derselbe brach das Genick und der wüthende Keuler zerfetzte seinen Körper, derselbe Blitzstrahl aber erschlug acht Jäger aus seinem Gefolge. Der Vogt ward auf dem Schloßberge von Windeck begraben, dort geht sein Geist in Gestalt eines Hasen ewig um, bei Tage wird er ruhelos umhergejagt, aber nie getroffen, des Nachts aber sitzt er mit feurigen Augen auf dem Grabe des Vogts und schreckt die Vorübergehenden.

45. Das Gottesgericht auf dem Domhofe zu Cölln.

(S. Fr. Kreutter, Wanderung durch das mittelalterl. Cölln, Bd. I. S. 8 ꝛc.)

Ein gewisser Gumbrecht aus dem edeln Cöllnischen Geschlechte der „von Weißen", die man gewöhnlich blos „von der Mühlengasse" oder auch von ihrer stattlichen festungsartigen Besitzung am Mühlengassenthor „vom Thurm" nannte, hatte am Ostertage 1260 einen Bürger aus der Metzgerzunft von Cölln in der Klosterkirche „zur weißen Frauen" auf der Bachstraße daselbst erschlagen, hatte sich aber dann durch die Flucht aus der Stadt gerettet. Zwar hatte der Stadtgraf Hermann von der Kornpforte in Folge davon der Familie von Weißen ihre Häuser zur Strafe niederreißen lassen, allein gleichwohl hatte doch sonst noch ein Verwandter des Getödteten durch ein Schimpfwort, welches Gumbrecht gegen ihn ausgestoßen hatte, beleidigt diesen einen Mörder genannt und ihm den Handschuh hingeworfen mit der Betheuerung, er wolle diese seine Behauptung durch einen

Zweikampf beweisen. Der Handschuh ward aufgehoben und das Gericht nahm jetzt beide Männer in Verwahrung bis nach Verlauf von 14 Tagen auf dem Domhofe in Gegenwart des Stadtgrafen, des Cölner Rathscollegiums und der Schöffen sowie bei Anwesenheit des Bischoffs und der hohen Kirchenwürdenträger und einer ungeheuren Volksmenge beide Kämpfer am 22. Mai um 9 Uhr früh zusammentrafen. Ihre Kleidung bestand aus schwarzem Schafleder, ganz aus einem Stücke vom Hals bis zu den Füßen gefertigt und knapp an ihre Körper anschließend; dieselbe war mit Fett bestrichen, damit der Sieg nicht allzuleicht werde, jedoch so daß dasselbe an dem Fleischer Hermann schmolz, an Gumbrecht von Weißen aber gerann und ganz weiß und grieslich blieb, obwohl es sehr heiß war. Die Köpfe waren ihnen geschoren, die Füße unbekleidet, die Nägel aber verschnitten. Ihre Schilde waren von Weidenholz mit Schafleder überzogen, ungefähr 3 Fuß lang, die Waffen waren Stöcke von Mispelbaumholz, 3 Fuß lang, an beiden Enden zugespitzt und mit einem Griff und Riegel zur Bedeckung der Faust versehen. Nachdem der Stadtvogt ihnen das Zeichen zum Kampfe gegeben, schlugen beide Kämpfer anfänglich auf einander tüchtig los, allein nach mehreren Gängen, bei denen nichts herauskam, warfen sie ihre hölzernen Waffen weg und fielen über einander her. Hermann der Fleischer jedoch war der stärkere, riß Gumbrecht zu Boden, blendete ihm mit Sand die Augen, riß ihm die Ohren ab und hielt ihn dann fast eine Stunde lang fest am Boden, so daß er den Bauch und das Gesicht seines Feindes nach der Erde umkehrte; zwar versuchte Gumbrecht immer wieder sich aufzuraffen, biß auch seinen Gegner heftig in den Finger, allein dieser drückte ihm dann mit dem Daumen das eine Auge aus und ob derselbe wohl um sein Leben bat, verrenkte und zerbrach Letzterer ihm die Arme und das Rückgrat, indem er mehrere Mal mit den Knieen ihm auf den Rücken stampfte. Endlich bekannte der Unglückliche sich für besiegt und gestand den Mord, dessen er beschuldigt war, ein, allein obwohl der Stadtgraf selbst jetzt um sein Leben bat, gestand ihm der Magistrat solches doch nicht zu, sondern der Fleischer tödtete ihn vollends mit einigen Schlägen seines hölzernen Prügels, schleppte ihn dann aus den Schranken, worauf er noch einmal zu sich kam, einem Priester aus der nahen bischöflichen Johanniskirche beichtete und dann auf einer Schleife fortgeschleppt und auf dem Judenbüchel vor dem Severinsthor aufgehangen ward. Der Fleischer aber begab sich zu der nahen Kirche unserer lieben Frauen zur Stiege, um die heilige Jungfrau die Mutter Gottes zu begrüßen und ihr für den Sieg zu danken.

46. Die verbrannten Ketzer zu Cölln.

(Nach Caesar. Heisterb. V. 19.)

Zur Zeit des Erzbischoffs Reinald von Dassel (1159—67) ergriff man zu Cölln mehrere Ketzer, welche vor das geistliche Gericht gestellt, verhört und des Abfalls vom Christenglauben überführt, dem weltlichen Gerichte übergeben und von diesem zum Feuertode auf dem Domhofe verurtheilt wurden. Als nun der Tag der Hinrichtung gekommen war, den alle Verurtheilten mit beispielloser Standhaftigkeit hatten herankommen sehen, wurden sie beim Austritt aus dem Gefängniß zusammengebunden und unter Begleitung geharnischter Männer über die Severinsstraße auf den sogenannten

Judenkirchhof geführt, um dort den Feuertod zu leiden. Dort verlangte einer derselben, mit Namen Arnaldus, den die Uebrigen als ihr Haupt verehrten, ein Stück Brod und einen Becher mit Wasser zum Trinken. Allein dies ward ihm verweigert, damit er nicht etwa irgend ein teuflisches Werk damit ausführen könne, sondern Alle auf einen Scheiterhaufen gestellt. Mitten in der Gluth aber erhob sich Arnaldus und legte seine Hände auf die bereits halbverbrannten Häupter seiner Schüler und sprach laut die vernehmbaren Worte: „Bleibt standhaft in Euerem Glauben, noch heute werdet ihr bei Laurentius sein." Unter diesen Unglücklichen befand sich aber eine Jungfrau von äußerst schöner Gestalt und mit den wunderbarsten Reizen begabt. Dieselbe sollte zwar ebenfalls ihres Abfalls vom römisch-katholischen Glauben wegen an jenem Tage den Feuertod erleiden, allein von ihrer Schönheit gerührt bot man ihr das Leben an, wenn sie in ein Kloster treten oder sich augenblicklich mit einem guten Christen verheirathen wolle. Das Mädchen aber hielt die Leiber der schon erstickten oder halbverbrannten Leidensgefährten fest umschlungen und die Zuschauer legten dieses ihr Zaudern als den Anfang zur Umkehr und Reue aus. Da fragte sie plötzlich die Henkersknechte: „Wo liegt Arnaldus mein Lehrer, den Ihr meinen Verführer zu nennen beliebt?" Und als dieselben ihr den schon halbverkohlten und nicht mehr kenntlichen Körper desselben gezeigt hatten, da entschlüpfte sie plötzlich ihren Händen, ohne daß sie es hindern konnten, verhüllte ihr Angesicht mit ihren Kleidern, stürzte sich in die Flammen und indem sie die Ueberreste ihres Lehrers und Meisters umschlang, theilte sie freiwillig das Loos ihrer Schicksalsgenossen.

47. Der Dombaumeister zu Cölln.

(Nach Z. Wenden, Cölns Legenden, Sagen ꝛc. Cöln 1829. in 8. S. 5 ꝛc.)

Zwar war schon am 14. August 1248, dem Vorabend des Festes Mariä Himmelfahrt, der Grundstein zu dem neuen Dom von Erzbischof Conrad von Hochstaden und König Wilhelm von Holland gelegt worden, allein die innern Streitigkeiten zwischen den Erzbischöfen Engelbert von Falkenburg und Siegfrid von Westerburg hinderten den Fortbau desselben und erst nachdem der neue Erzbischof Wichbold von Holte (seit 1297) den päpstlichen Bannstrahl von der Stadt gelöst, dachte man wieder daran das große Werk zu vollenden. Da erschien auf einmal ein bisher ziemlich unbekannt gebliebener Baumeister Gerhard genannt vor dem Erzbischof und überreichte ihm den von ihm ausgearbeiteten Plan des Chores. Dasselbe stellte ein Zelt vor, von unzähligen Sternbildern belebt, von reichen zierlich durchbrochenen Strebebogen und Steinlauben, in mannigfaltigster Form und Verzierung umgeben, mit Hunderten von luftigen Spitzsäulchen leicht zum Himmel strebend und schön sich einigend mit den nach Norden und Süden auslaufenden, ebenso zierlichen Kreuzflügeln und dem nicht minder reich geschmückten Langhause, das auf zwei gewaltigen, 500 Fuß hohen Thürmen ruhte, zwischen welchen die drei Haupteingänge der Kirche lagen und welche, trotz der gewaltigen Masse, mit den reichen Laubbogen, den leichten zierlichen Gliederungen und Lauben bis zu dem mit künstlichen Rosen durchbrochenen Pfeil schlank und in voller Majestät zum Himmel aufstiegen.

Der Erzbischof aber den Geist des Mannes höchlich bewundernd, der einen so kühnen Plan ersonnen, fragte ihn ob er sich getraue, denselben auch auszuführen, und als derselbe schnell entschlossen geantwortet, daß er, was er bisher nur in der Phantasie fertig gesehen, sich auch mit Gottes Hilfe auszuführen getraue, da stellte ihm jener reichlich alle Mittel dazu zu Gebote und der Meister ging eifrig ans Werk und schaffte so tüchtig und unverdrossen mit seinen Gesellen und Steinmetzen, daß nach 22jähriger Arbeit das Chor in unerreichter Pracht vollendet war und am 27. September 1322 von dem Erzbischof Heinrich von Virneburg eingeweiht werden konnte. Allein ob nun wohl der Name Meister Gerhard's ob dieses herrlichen Werkes in allen Landen gerühmt und gepriesen ward, so schien sich derselbe doch desselben selbst nur wenig zu freuen. Es überkam ihn der Gedanke, daß obwohl er sich noch rüstig und kräftig fühle, ihn doch der Tod in seinem Werke überraschen könne und er so die Ehre der Vollendung einem Anderen überlassen müsse. Diesen Gedanken aber konnte sein Stolz nicht ertragen und so kam es, daß während er früher mit mildem Ernste die Säumigen und Fehlenden zurecht wies, jetzt Strenge und Härte an die Stelle desselben traten, Niemand ihm mehr etwas recht machen konnte und er überhaupt, selbst im Kreise seiner Familie wie umgewandelt und ausgetauscht erschien. Dieses Gefühl des Trübsinns ward jedoch noch mehr durch einen nach Cöln gekommenen fremden Magister angefacht, der ihm täglich vorredete, Niemand sei befähigt, das zu vollenden, was er so herrlich begonnen. Da faßte er den Entschluß, den Bau ganz aufzugeben und alle seine Pläne und Risse zu zerstören, damit auch kein Anderer, wenn es ihm nicht vergönnt sei den hohen Bau zu vollenden, nach ihm es vollführen könne.

So saß er eines Abends im Spätherbst vor seinem Kamine, alle seine Zeichnungen vor sich, fest entschlossen ein Ende zu machen und Alles dem Feuer zu opfern, und hatte schon den Arm erhoben um die großen Pergamentrollen in die Flammen zu schleudern, als sein Auge zufällig durch das hohe Bogenfenster auf den vom Mondenlichte beglänzten Dombau fiel, und da kam auf einmal ein tiefes Gefühl der Reue über seine Kleinmüthigkeit über ihn, eine gewisse, vorher lange nicht gefühlte Wehmuth und zugleich Herzensruhe zog in ihm ein, daß er zerknirscht beschloß, nie wieder einem so gottlosen Gedanken Raum in seiner Brust zu geben, sondern fest gelobte, sich mit ganzer Kraft zu Gottes Ehre dem Baue wieder hinzugeben und ihn soweit zu fördern, als es des Ewigen Wille sei. Und mit der Ruhe der Seele erlangte der Meister auch seine Thatkraft wieder, er vermied den fremden Magister, dessen Einflüsterungen er leider ein nur zu geneigtes Ohr geschenkt hatte, und als hätte es gegolten, den Dom in einem Jahre fertig zu machen, wurde an dem Werke so eifrig fortgearbeitet, daß nach Verlauf zweier Jahre der nördliche Thurm sich beinahe zu seiner jetzigen Höhe erhob und als Wahrzeichen des ewigen Baues schon den gewaltigen Krahnen in die Lüfte streckte.

So stand denn eines Abends mit dem Stolze des Bewußtseins, was er vollbracht, Meister Gerhard auf dem Thurme und überschaute selbstgefällig den Riesenbau, als ein kostbar gekleideter Fremdling zu ihm trat und sich als Meister der freien Kunst zu erkennen gab. Er pries mit feuriger Rede den majestätischen Bau, fügte aber bedauernd hinzu, es müsse doch für den

Schöpfer desselben ein betrübender Gedanke sein, wenn er sich sagen müsse, daß er sein herrliches Werk nie vollenden, sondern ein Anderer die schöne Frucht seiner mühevollen Saat ernten solle. Auf die Frage des betroffenen Meisters „wer ihn denn daran hindern solle", versetzte jener: „Das Leben, welches kein sterblicher Mensch über das ihm vom Schicksal gesteckte Ziel zu verlängern im Stande ist!" Da rief der Meister gekränkt und unüberlegt aus: „Ich vollende, was ich begonnen und gehe jede Wette darauf hin ein, und wäre es auch mit dem bösen Feinde selbst!" Der Fremde aber faßte ihn mit eiserner Hand bei der Rechten und sprach: „Topp, ich gehe die Wette ein und sage, ich führe von Trier bis hierher nach Cölln eher ein unterirdisch Bächlein, so daß Enten darauf schwimmen können, ehe Ihr den Bau des Domes vollendet. Verliert Ihr die Wette, so ist Euere Seele mein, gewinnt Ihr sie, so schenke ich Euch zehn verdammte Seelen." Da dachte der Meister eine gute That zu thun, denn er war seines Werkes sicher und schlug ein, der Fremde aber verschwand in einer Sturmwolke, die über den Dom dahinbrauste.

Von dieser Stunde an aber verfiel der Meister wieder in seinen alten Trübsinn, er konnte sich nicht von dem Gedanken los machen, daß er nun doch seinen Bau nicht vollenden werde, und wie er auch trieb und schaffte, er kam doch nicht so schnell vorwärts, wie er gehofft. Natürlich trug er aber auch seinen innern Kummer mit in seine Familie über, allein allen Fragen seiner besorgten Hausfrau, was ihm fehle und worüber er sich sorge, wich er ängstlich aus, sodaß diese vor Neugierde fast umkam. Da auf einmal kam, freilich in Abwesenheit Meister Gerhards, wieder der fremde Magister ins Haus, fragte seine Gattin nach ihm, wie es ihm gehe, und als er vernommen, daß er sich zwar in soweit ganz wohl befinde, daß aber ein geheimer Kummer an seinem Herzen zu nagen scheine, den sie freilich nicht heilen könne, da er ihn eben verschwiegen halte. Der Fremde aber meinte, es gebe schon ein Mittel, das Geheimniß auch wider seinen Willen ihm abzulocken, und auf ihr Befragen versicherte er ihr, er wolle ihr einen übrigens ganz unschädlichen Trank bringen, den solle sie ihrem Manne unter sein Abendgetränk mischen und sie werde sehen, daß er im Traume ihr alle seine Geheimnisse verrathen werde. Wie gedacht so geschehen, die unglückliche Frau mischte ihrem Manne das höllische Gebräu und richtig versank er sofort in tiefen Schlaf und erzählte ihr wie im Traume redend den Hergang der Sache, seine Begegnung mit dem Bösen und die Wette, fügte aber hinzu: „er wird die Wette doch nicht gewinnen, denn er wird nie einen Tropfen Wasser in dem Bächlein fließen machen, läßt er nicht von Viertel- zu Viertelstunde ein Luftloch in dem Kanale, und daran wird er nicht denken."

Am andern Morgen aber, als der Meister kaum hinaus auf den Bau gegangen war, kam auch der fremde Magister wieder und erkundigte sich neugierig, ob denn sein Mittel gewirkt habe. Die schwatzhafte Frau aber bejahete nicht blos diese Frage, sondern erzählte ihm auch haarklein, was er ihr im Traume geoffenbart hatte. Als jener aber vernommen, was er wissen wollte, verschwand er plötzlich mit höhnischem Lachen. Meister Gerhard aber stand inzwischen hoch oben auf des Thurmes Platte und trieb die Arbeiter zu immer eifrigerer Thätigkeit an, denn er sah ein schweres

Gewitter aus Abend her über die Stadt heranziehen. Noch regte sich kein Lüftchen, es herrschte eine dumpfe Schwüle in den Lüften, da auf einmal glaubte der Meister ein sonderbares Geräusch zu vernehmen, und wahrlich ein lustiges Bächlein rann heran und zwei Enten schwammen auf demselben und ihr munteres Geschnatter scholl herauf in die Luft. Da erfaßte wilde Verzweiflung den Meister, er stürzte sich hinab von der Zinne des Doms, in demselben Augenblick aber entlud sich das Wetter mit furchtbarer Gewalt, mit wildem Grimm rollte der Donner durch die von allen Seiten durch Blitze zerrissene und wie in einem Feuermeer stehende Luft. Von den Thürmen aber erscholl die Feuerglocke, des Meisters Haus stand in Flammen und mit dem Gebäude gingen auch die meisten Pläne desselben in Feuer auf, und wie sich auch viele seiner Collegen bestrebten, das, was er sich im Geiste aufgebaut, zu errathen und in seinem Geiste herzustellen, es blieb Alles bis auf die neueste Zeit nur frommer Wunsch.

Meister Gerhard aber hält noch in nächtlicher Stunde seinen Gang um den Bau, sich an seinem Werke weidend, das noch Keiner nach ihm zu vollenden vermocht hat. Indeß der böse Feind war schon darüber ergrimmt, daß der Bau wenigstens so weit vollendet war, denn im Jahre 1438 schleuderte er eine der mächtigsten Spitzsäulen durch das Gewölbe der Chorrundung, um die Kapelle der heiligen drei Könige zu zerschmettern, und lange noch zeigte man den Steinblock, in welchen des Bösen Krallen eingedrückt waren. Als Wahrzeichen aber und zur Erinnerung an Meister Gerhards Ende ist er, vom Thurm herabstürzend, an der Südseite des Doms in Stein gehauen zu sehen, wie der Böse ihm nachfährt in Gestalt eines zottigen Pudelhundes.

Der geheimnißvolle Bann scheint aber endlich gehoben zu sein, denn bekanntlich gedeiht der Wiederherstellungsbau des herrlichen Werkes zur Freude aller Frommen und Kunstfreunde und wenn er dereinst vollendet sein wird, da wird wohl auch der spukende Meister die langersehnte Ruhe finden. *)

48. Der heilige Hildebold.

(Nach Kreutter S. 37.)

Kaiser Karl der Große befand sich im Jahre 782 zufällig gerade zu der Zeit in der Nähe Cölns, als das Domkapitel und der Clerus daselbst sich durchaus nicht über die Wahl eines neuen Erzbischofs, nach dem Tode des Cratepolius, des 21. in der Reihe der dasigen Bischöfe, einigen konnten. Er beschloß also selbst nach der Stadt zu reiten um dem Streit ein Ende zu machen. Es war eines Morgens in der Frühe, als er nahe bei der Stadt an einer Kapelle, der alten jetzt weggerissenen Kapelle zum h. Marcellus in der heutigen Marzellenstraße vorbeiritt, wohin das Glöckchen eben zur Messe einlud. Er stieg, um derselben beizuwohnen, behende vom Pferde und trat in das kleine Gotteshaus. Niemand vermuthete aber in dem einfachen Jäger, der ohne alles Gefolge war, den mächtigen deutschen Kaiser. Er kniete nieder, verrichtete sein Gebet und legte dann einen Goldgulden als Opfer auf dem Altare nieder. Befremdet sah aber Hildebold — denn

*) Ganz anders ist die Sage erzählt bei Ziehnert, Preußens Sagen Bd. I. S. 288 und bei Kieler S. 37 ꝛc.

er war es, welcher die Messe las — auf den stattlichen Fremden hin und sagte sanft verweisend, indem er ihm den Goldgulden zurückgab: „Freund, nehmt Euere Münze wieder, ich bedarf derselben nicht!“ Da entgegnete der Kaiser zutraulich und freundlich: „Behaltet das Geld nur immerhin, denn ich gab es Euch sonder Spott und Argwohn.“ Hildebold aber verweigerte beharrlich die Annahme des Goldes und sprach endlich: „Habt Dank, Herr, für Euere kostbare Münze, für mich hat sie keinen Werth, wollt Ihr aber ein Uebriges thun und Euern frommen Sinn befriedigen, nun wohlan, da Ihr, wie ich sehe ein Waidmann seid, so hört denn, was ich mir von Euch erbitte: die Haut von dem ersten Reh oder von irgend einem Wilde, so Ihr erlegt, verhandelt oder schenkt mir, damit ich mir Ueberzüge für meine Bücher zum Dienste dieser Kirche daraus machen lassen kann.“ Mit Verwunderung vernahm der Kaiser die einfachen Worte des genügsamen Priesters, erkundigte sich sofort nach seinem Lebenswandel und als er zu seiner großen Freude erfuhr, daß er ein überaus frommer und gottesfürchtiger Mann sei, bestimmte er ihn zum Erzbischof von Cölln, als welcher er nach des Kaisers Tode die alte oder erste Domkirche auf dem Domhofe erbaute. Dieselbe ward freilich erst 873 unter Erzbischof Willibert vollendet und litt bereits sehr unter der Normannenverheerung in den Jahren 882 und 890, bis sie endlich im Jahre 1247 durch einen großen Brand vollständig vernichtet ward, worauf denn Conrad von Hochstaden im nächsten Jahre den Grundstein zu dem neuen, jetzigen Dome legte.

49. Die Sage von der h. Ursula und den 11000 Jungfrauen.

(Nach C. Schade, die Sage von der h. Ursula ꝛc. Hannover 1854 in 8. S. 29 ꝛc.)

In christlicher Zeit, als bereits die Enden der Erde sich zu Gott bekehrt hatten, lebte in Britannien ein König mit Namen Deonotus, der getreu alle Bräuche des katholischen Glaubens erfüllte, und also seine Unterthanen regierte, daß er allezeit gedachte, wie er selber wieder Gott unterthänig sein müßte. Er hatte eine Gemahlin, die an Adel und Glanz der Tugenden ihm gleich kam, Beide warteten mit Sehnsucht eines Sohnes, Gott aber schenkte ihnen eine Tochter. Weil sie nun einst wie David den Bären (ursus zu Latein genannt) erschlagen sollte, das ist den Teufel, fügte es Gott, daß sie in der Taufe Ursula genannt ward. In königlichen Ehren erzogen däuchte ihr die Welt doch geringe, vielmehr sann sie dem Gesetze des Herrn nach Tag und Nacht. Außer diesen Gaben des Herzens war sie noch von wunderbarer Schönheit, also daß der Ruf davon in die Weite ging. So vernahm von ihrer Schönheit und ihren Tugenden ein wilder Heidenfürst, der dachte alsbald, wie er sie seinem Sohne vermählen wolle. Er sandte Boten an den Vater der Jungfrau mit reichen Geschenken und noch reicheren Versprechungen, aber auch Drohungen, falls er die Bitte nicht erfüllte. Da sie nun ihr Anliegen dem König Deonotus vorgetragen hatten, schien es diesem unwürdig seine Tochter, die dem himmlischen Bräutigame verlobt war, aus dessen Armen loszureißen und heidnischer Lust unterwürfig zu machen. Auf der andern Seite aber (weil er nicht mächtig genug war, den Heiden zu trotzen) sah er schon im Voraus vor Augen seine Leute gemetzelt, sein Land verwüstet, die Tempel entweiht und die Gläubigen in den Händen

der Ungläubigen. Ursulen aber ging das Leid des frommen Königs, ihres Vaters, sehr zu Herzen und wie einst die heilige Judith und Esther, lag auch sie für die Befreiung ihres Vaterlandes in Fasten und Beten die Nächte, daß sie die Worte ihres Bräutigams vernehme, mit dem sie schon eine Seele war. Wie sie nun einst vor Ermattung in Schlummer gesunken war, erleuchtete sie Gott durch ein Gesicht und zeigte ihr den weiteren Gang ihres Lebens, die Zahl ihrer Genossen und die Palme des Märtyrertodes, was alles durch den endlichen Ausgang bewährt ward. Da aber der Morgen dämmerte, kam sie zu ihrem trauernden Vater mit heiterem Angesichte und sprach: „Wirf Dein Anliegen auf den Herrn, der wird Dich versorgen und wird wohl den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen. Achte meine Worte für weiser als meine Jahre. Denn der Herr hat mir durch ein Gesicht kund gethan, daß Du und der Jüngling, der meiner begehrt, zehn Jungfrauen durch Adel und Schönheit ausgezeichnet, erlesen und einer jeglichen und mir je Tausend, 11 Schiffe rüstet und 3 Jahre Zeit gönnet, nach deren Verlauf geschehe, was des Herrn Wille ist." Da ward der König erfreut, ließ die Boten kommen und verkündete ihnen, was die Jungfrau forderte und setzte die Frist fest, damit der Königssohn Zeit hätte, durch das Bad der Taufe und Unterrichts des katholischen Glaubens theilhaftig zu werden. Da gingen die Boten fröhlich heim zu ihrem Herrn. Und da der König und sein Sohn ihre gute Botschaft erfuhren, war großer Jubel bei Hofe und im ganzen Lande. Und der Sohn drang in den Vater, daß er ihn alsbald taufen ließe. Und die Jungfrauen wurden auserlesen, zu Hofe geführt und herrlich geschmückt, und die Schiffe bereitet und geziert, und es regten sich alle Hände um die Wette. Bald waren die Fahrzeuge fertig und die Jungfrauen versammelt und man zog, Pinnosa, die edelste der edeln, an der Spitze zur Königin. Da trat die h. Ursula unter das Heer, dankte und lobte Gott und ermahnte die Kampfgenossen zur göttlichen Liebe und Gehorsam. Sie aber lauschten der Rede, erhoben ihre Herzen zu Gott und gelobten, ihren Fahneneid schwörend, Christo und seiner heiligen Lehre Treue. Das Meer war nahe; auf ein Zeichen fliegen sie zu den Schiffen, gehen in die See und beginnen ihre Uebung, bald zusammen, bald wie Krieg, bald wie Flucht. So thaten sie alle Tage, und der fromme König und die Großen des Reichs standen dabei, und das neugierige Volk jubelte zu den jungfräulichen Spielen. So waren drei Jahre mit diesem Vorspiele des Martyriums verbracht und der gelobte Tag der Hochzeit erschien. Da ward Ursulen bange und sie bat ihre Genossen, daß sie an die Thür der göttlichen Barmherzigkeit stärker klopften und ermahnte sie, nicht das Rüstzeug der Keuschheit zu verlieren, mit dem sie drei Jahre dem himmlischen Könige ohne Teufel gedient hätten. Da brachen alle in Thränen aus und riefen gen Himmel, daß die Keuschheit ihrer Königin nicht zu Grunde ginge. Gott aber, der allezeit nahe ist denen, die ihn mit Ernst anrufen, erhörte ihr Flehen. Er ließ einen Wind hervorkommen, der wehte einen Tag und eine Nacht, und sie kamen glücklich und wohlbehalten in den Hafen Tile. Am Gestade, errettet wie einst die Juden vor den Reisigen Pharao's, stimmten sie ihr Brautlied an, das jubelnd zu den Ohren Zebaoths aufstieg. Am andern Morgen stiegen sie wieder zu Schiff und zogen den Strom hinauf

und kamen endlich zur Metropole Germaniens (Cölln), wo nun ihre Gebeine in Frieden ruhen. Da erschien der heiligen Jungfrau Ursula im Traume ein Mann mit englischer Klarheit. Deß erschr[illegible] sie, aber der Mann tröstete sie und sprach: „Wisse, Tochter, Du sollst mit Deinem Heere gen Rom ziehen, allda beten und wieder hierher kehren in Frieden. Euer keine soll vorher umkommen. Denn hier ist Euch Ruhe bestimmt von Ewigkeit: denn Ihr habt einen guten Kampf gekämpfet und sollt hier die Last Eurer Leiber ablegen und mit der Glorie der Märtyrer ins himmlische Brautgemach eingehen." So sprach der Mann und verschwand. Als es Tag ward, berief sie die Jungfrauen zur Versammlung und erzählte Alles; sie aber jubelten, daß sie gewürdigt seien, für den Namen Christi Schmach zu leiden. Sie opferten Dankopfer und zogen stromauf bis Basel, banden ihre Schiffe daselbst fest und pilgerten zu Fuße nach Rom. Sie besuchten allda die Tempel der Heiligen wachend und betend und zogen dann dieselbe Straße gen Basel zurück, bestiegen ihre Schiffe und kamen glücklich wieder nach Cölln. Davor lag gerade das Volk der Hunnen. Die Jungfrauen aber stiegen ohne Arg aus, da ihnen die Milde der Einwohner schon einmal kund geworden war. Da stürzten plötzlich die Horden der Barbaren über sie her wie Wölfe in Schafheerden einbrechen und vertilgten eine unsägliche Menge mit unmenschlicher Grausamkeit. Als nun die Würger zur heiligen Ursula kamen, waren sie vom Zauber ihrer Schönheit gerührt und ihr Fürst selber wie vom Blitz getroffen beaeumte sich zu schmeicheln und trug ihr an den Besieger Europas zum Gemahle zu nehmen. Die Jungfrau aber gedachte was Gottes ist und wies solchen Bräutigam ab wie den Fürsten der Finsterniß. Da ergrimmte der Heide und befahl sie zu tödten. Von einem Pfeile durchbohrt sank sie zu der herrlichen Schaar ihrer Genossen nieder, der himmlische Edelstein, und abermals getauft in der Taufe des Bluts zog sie mit ihren siegenden Schaaren gekrönt zur himmlischen Burg Cölln, aber die selige und noch seliger durch den unvergleichlichen Schatz sollte durch ihre Befreiung erfahren, wie der Tod seiner Heiligen werth gehalten ist vor dem Herrn. Denn es erschienen den Feinden so viel Reihen Bewaffneter als sie Jungfrauen gemordet hatten, die sie verfolgten und denen sie nicht zu widerstehen vermochten, so daß sie in wilder Flucht alle davon eilten. Da zogen die Cölner aus den Thoren und fanden die Leichname der Jungfrauen, die sie schon von früher her kannten. Sie verehrten sie nicht wie Menschen, sondern wie Gott in menschlichen Leibern. Sie suchten die zerstreuten Glieder zusammen, bedeckten sie und gruben sie ein, legten andere in Särge und in kurzem (wie es noch heute dort zu sehen) ruhten die Ueberreste der heiligsten Jungfrauen zum ewigen Ruhme Cölns in Frieden. Seit der Zeit hat es Niemand gewagt im Umkreise der jungfräulichen Grabstätte einen Leichnam zu beerdigen. Eine Zeit nachher aber kam ein gottseliger Mann, Clematius mit Namen, durch göttliche Gesichter ermahnt, gleichsam durch eine Gesandtschaft der heiligen Jungfrauen erregt, aus dem fernen Osten, der eine Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrauen erbaute.

Es war aber unter dem heiligen Heere eine Jungfrau Namens Cordula, die hatte sich jenes Tages allein in einem Schiffe verborgen, am andern Tage aber freiwillig mit männlichem Muthe gestellt und war so mit gleichem Ruhme der triumphirenden Schaar der Märtyrer gefolgt. Daran soll Nie-

mand Arges haben, sintemal nicht Petrus der Verleugner, noch Thomas der Zweifler von apostolischen Ehren verworfen sind.

Lange Zeit hernach erschien diese heilige Cordula der frommen Helentrud. Sie war über menschliche Kunst wunderbar gekleidet und trug auf dem Haupte einen Kranz von Lilien mit Rosen durchwebt. Sie sprach: „Ich bin eine der heiligen Cöllnischen Jungfrauen, die den Tag des Triumphes überlebend am folgenden sich freiwillig den Henkern gestellt und in Christo sterbend nicht ihre Genossen verlassen noch die Märtyrerkrone verloren hat. Aber meines Namens wird nicht gedacht. Darum bin ich Dir erschienen, daß man meiner am folgenden Tage sich erinnere." Da nun Helentrud nach ihrem Namen fragte, antwortete die Heilige, sie solle ihr an die Stirn schauen, da stände er eingegraben. Sie gehorchte, sah und las, und erkannte genau den Namen Cordula.

Um die Mitte des 7. Jhdts. soll nun zuerst der h. Cunibert, Bischof zu Cölln, den Leichnam der h. Ursula durch die Erscheinung einer weißen Taube aufgefunden haben. Ein halbes Jahrhundert später entdeckte man die Gebeine einer andern Jungfrau, der h. Cunera, als aber im Jahre 1106 Cölln belagert worden und die Mauern an mehreren Stellen zum Sturze gekommen waren, die Cölner aber dieselben nach dem Abzug der Feinde wieder herrichten wollten und deshalb den Grund tiefer ausgruben, siehe da erschienen zwei Jungfrauen in himmlischem Lichte strahlend und ermahnten die Grabenden, daß sie der Stätte mehr Ehrfurcht zollten, in der die Schaar der Eilftausend, zu denen sie selbst gehörten, begraben läge. Als die Kunde dieses Wunders sich verbreitete, strömte das Volk zusammen, man fand mehrere Leichname, die feierlich gehoben wurden, und vertheilte sie an verschiedene Kirchen, selbst nach Belgien. Im Jahre 1123 kam der h. Norbert, der 1120 den Orden der Prämonstratenser gegründet hatte, nachmals aber Erzbischof von Magdeburg ward, ausdrücklich zu dem Zwecke nach Cölln um Reliquien zu suchen. Er setzte den Seinigen ein Fasten an und auf dringendes Gebet erschien ihm eine von der Zahl der 11000 Jungfrauen, gab ihren Namen und ihre Begräbnißstätte speciell an und ward am andern Tage feierlich gehoben und mit andern Reliquien nach Premontré geschafft.

Im Jahre 1155 begann nun die 9 volle Jahre andauernde allgemeine Aufgrabung des St. Ursulafeldes, die die Auffindung und Hebung von Tausenden von Leichnamen des heiligen Heeres zur Folge hatte.*) Diese Ausgrabungen leitete der Abt Gerlach von Deutz und nach ihm der Abt Harbernus. Man fand außer weiblichen Gebeinen aber auch männliche Leichname, Särge und steinerne Täfelchen mit Inschriften, auf denen Namen, Titel und Würden der Märtyrer verzeichnet waren. Als Patronin der Stadt Cölln ist aber die h. Ursula mit ihrer Gesellschaft auf dem linken Flügel des berühmten Dombildes abgebildet. In der nach ihr genannten Kirche sieht man aber ein marmornes Grab, geschmückt mit ihrem Bilde, zu deren Füßen eine Taube sitzt, die, als der vorhin genannte Cunibert im Jahre 640 in dieser Kirche die Messe las, von der Höhe des Chores herabflog

*) Daß der St. Ursulaacker identisch ist mit dem Marterplatz der Ursulagesellschaft, behauptet noch Wallraf, Ausgew. Schriften. Cöln 1861. S. 71.

und nachdem sie sich mehrere Male auf sein Haupt gesetzt, sich in einer Seitenhalle niederließ, wo sie aber bald wieder verschwand. Das ist dieselbe Stelle, wo man beim Nachgraben ihre Leiche mit einer ehernen Tafel, die die Inschrift Sancta Ursula trug, gefunden hatte.

50. Der heilige Reinold.

(Nach Wenden S. 21.)

Der tapferste der vier Haimonskinder, jener berühmten Söhne eines der berühmtesten Paladine Kaiser Karls d. Großen, war bekanntlich Reinold. Allein dieser tapfere Held bekam doch zuletzt Kampf und Abenteuer überdrüßig und beschloß seine Dienste dem Herrn zu weihen. Er legte also niedere Kleidung an und pilgerte durch Deutschlands Gauen. So kam er auch nach Cölln und fand hier Aufnahme in dem St. Petersstifte, wo er sich durch frommen, gottesfürchtigen Wandel auszeichnete, so daß man ihn einen heiligen Mann nannte.

Als nun um diese Zeit Erzbischof Hildebold den Bau des St. Peters-Münster oder des Domes begann, berief er aus allen Gegenden Steinmetzen, Maurer und Werkleute, damit der h. Bau rasch vollendet werde. Reinold, dessen Leben jetzt ganz dem Dienste des Herrn geweiht war, trat auch in die Reihe der Arbeiter und zum Anführer derselben ernannt, ging er ihnen durch das Beispiel des unermüdlichsten Fleißes voran, er schaffte und wirkte mehr, denn vier oder fünf der Rüstigsten. Wenn die Andern rasteten oder zum Imbiß gingen, war er noch immer thätig und trug die schwersten Steine und Werkstücke zum Baue, den er selbst bei Nacht nicht verließ; denn immer konnte man ihn hier im Gebete finden, oder er besuchte die heiligen Oerter der Stadt.

Natürlich ward der St. Peterswerkmann, denn so nannte man ihn, weil er seinen wahren Namen und Stand vor Jedermann sorgfältig verbarg, durch seinen Eifer bald allen seinen Kameraden verhaßt, und sie boten alles was in ihren Kräften stand auf um ihm zu schaden. Allein alle ihre Anschläge wurden zu Schanden. Da sie nun sahen, daß sie nichts gegen ihn ausrichten konnten, so beschlossen sie ihn heimlich aus dem Wege zu schaffen, da sie wußten, daß er jede Nacht bei dem Baue im Gebete machte oder die Kirchen und geweihten Stätten besuchte.

Zwar offenbarte der Himmel in einem Traumgesichte dem heiligen Manne seiner Feinde Absicht, allein er ließ sich dadurch nicht abhalten, sondern eilte wohlgemuth seinem Märtyrertode entgegen. Als er nun in einer Nacht auf seinem Bußgange bis zu der Stelle kam, wo man später die jetzt niedergerissene St. Reinoldkapelle erbaute, in der Nähe von St. Mauritius, wurde er von den Bösewichtern überfallen und jämmerlich erschlagen. Die Mörder aber steckten den Leichnam in einen mit Steinen beschwerten Sack und warfen ihn in den Rhein, auf daß ihre Missethat also vor der Welt verborgen bliebe. An der Stelle des Rheines aber, wo die Mörder den h. Reinold versenkt, hörten fromme Leute allnächtlich einen gar süßen Gesang und hell glänzte der Strom, als ob es am lichten Mittag gewesen. Keiner konnte sich jedoch dieses Wunders Ursache erklären, bis endlich einer alten kranken Frau eines Nachts, als sie in den heftigsten

Schmerzen lag, ein Engel erschien und ihr entdeckte, wie an jener Stelle des Rheins der Korper des St. Peterswerkmanns versenkt liege. Gleich am andern Morgen ließ sich die Frau hinaus zum Ufer bringen, und wirklich sah sie einen Sack über den Fluthen schwimmen, nach dessen Anblick nun, als sie vertrauungsvoll zu Gott gebetet, ihr Gebrechen von ihr wich. Sie zog nun selbst den Sack ans Ufer und alsbald fingen alle Glocken der Stadt ohne alle menschliche Beihilfe an zu läuten und läuteten so lange der Leichnam am Ufer lag. Feierlichst wurde der heilige Leichnam darauf von dem Bischof Hildebold und der ganzen Clerisei in die Stadt gebracht, wo man den ritterlichen Helden, der sich also vor Gott und den Menschen gedemüthigt hatte, an einem goldenen Gürtel erkannte, auf welchem die Worte: „Reinold Herzog von Montalban" gestickt waren.

Durch mancherlei Wunder, die bei dem heiligen Leichnam geschahen, verkündigte der Herr den Gläubigen seine Macht und als die Bürger der Stadt Dortmund, die um diese Zeit auch zum christlichen Glauben bekehrt ward, von den Wunderwerken hörten, wallfahrteten sie gen Cölln und begehrten von dem Bischofe einen Theil der Reliquien, auf daß der Heilige ihre Stadt schütze und sie desto eifriger im Glauben würden. Der Bischof schlug ihnen zwar anfangs ihr Begehren ab, als man aber drei Morgen hintereinander den Leichnam des h. Reinold vor der Klosterpforte stehen sah, so war auch kein Zweifel mehr, daß der Herr dadurch seinen Willen kund gethan habe. Der Bischof übergab also den Bürgern den Leichnam des h. Reinold, daß sie denselben nach ihrer Stadt führen sollten. Als nun derselbe über den Rhein gebracht und sammt dem Kasten, in welchem er sich befand, auf einen Karren geladen worden war, um ihn so in feierlichem Zuge nach Dortmund zu führen, fing der Karren, ohne daß ihn ein Mensch oder Pferd gezogen, von selbst an sich fortzubewegen, und stand erst in der Stadt Dortmund still an der Stelle, wo jetzt das St. Reinoldsmünster, wie es noch zu sehen ist, erbaut worden. Der h. Reinold hat sich aber in Kriegsnöthen stets als tapferer Beschützer der Stadt Dortmund erwiesen, denn er hat in glänzender Rüstung auf der Stadtmauer gestanden und mannhaft die anstürmenden Feinde zurückgetrieben.

51. Frau Richmodis von Aducht und die zwei Schimmel.

(Nach Kiefer, Sagen des Rheinlands S. 48. Poetisch behandelt v. E. v. Groote bei Zschnert, Preuß. Sagen Bd. III. S. 215 ꝛc.)

Um die Mitte des 14. Jhdts. lebte zu Cölln auf dem Neumarkt ein Herr von Aducht, reich und hochangesehen, mit seiner Ehefrau Richmodis. Die zwei Eheleute liebten sich zärtlich, was eins wollte, das wollte auch das andere und ihre Ehe war ein Muster für alle Hauswirthschaften. Da trug es sich zu, daß die Pest im Jahre 1357 auch in Cölln ausbrach und fürchterlich wüthete. Niemand kam mehr zu dem Andern, Jedermann sperrte sich ab und so kam es, daß als Frau Richmodis ebenfalls an der bösen Seuche erkrankte und im Laufe einiger Stunden derselben auch erlag, an eine genaue Untersuchung der Verblichenen, ob sie wirklich todt sei, Niemand dachte, sondern daß man, um Ansteckung zu verhüten, die Leiche so schnell als möglich aus dem Hause schaffte und dieselbe eiligst und in aller Stille

auf dem Friedhofe zu St. Aposteln beisetzte. Doch hatte der tiefbetrübte Gatte, um sein geliebtes Weib wenigstens einigermaßen noch im Tode zu ehren, ihr ein kostbares Geschmeide und einen prachtvollen Ring ins Grab mitgegeben. Dieser Umstand war den Todtengräbern nicht entgangen, sie beschlossen das Grab zu öffnen und sich jener Kleinode zu bemächtigen. Sie stiegen also um die Mitternachtsstunde in die Gruft hinab und schon hatten sie die Leiche alles ihres Schmuckes beraubt, und bemühten sich eben ihr den etwas festsitzenden Ring vom Finger zu ziehen, als sie sich plötzlich aufrichtete und die Frevler mit großen Augen anstarrte — Frau Richmodis war nämlich nur scheintodt gewesen. Die Räuber in dem Wahn, der Geist der Abgeschiedenen wolle ihre Unthat rächen, ergriffen die Flucht und eilten so bestürzt davon, daß sie das Geschmeide sowohl als die Laterne, welche sie mitgebracht hatten, zurückließen. Nicht minder groß war aber das Entsetzen der aus dem Todesschlafe erwachten Frau Richmodis, als sie vollends zu sich kam und sah, an welchem Orte sie sich befand. Sie nahm jedoch nach und nach ihre Kräfte zusammen, raffte sich aus ihrer geistigen und körperlichen Betäubung auf, stieg aus dem Sarge und versuchte nun, die Leuchte in der Hand, aus der Gruft heraus zu klettern und den Weg nach ihrer Wohnung anzutreten. Dies gelang ihr auch, freilich mit vieler Mühe und sehr langsam, allein endlich langte sie doch an ihrem Hause an, wo Alles in tiefem Schlafe lag. Frau Richmodis mußte lange pochen, bis endlich einer der Diener des Hauses aufwachte und durchs Fenster hinaus fragte, wer da sei und so spät noch Einlaß begehre? Als sie dem Fragenden ihren Namen sagte und derselbe auch sofort die Stimme seiner Herrin erkannte, da eilte derselbe von Entsetzen ergriffen hinauf ins Schlafgemach des Hausherrn, weckte ihn und berichtete demselben zitternd vor Angst was er eben gehört hatte. Herr von Aducht aber wollte den Diener nicht glauben, hieß ihn einen furchtsamen Thoren und rief endlich, da derselbe die Wahrheit seiner Aussage mit den feierlichsten Schwüren betheuerte: „Meine Hausfrau kann ebenso wenig vom Tode auferstanden sein, als meine zwei Pferde aus dem Stalle brechen und auf den Söller steigen werden, um von da hinab in die Straße zu schauen!"

Kaum hatte er jedoch diese Worte gesprochen, da ließ sich auf der Treppe ein gewaltiges Trampeln und Poltern hören und mit Grauen sah Herr von Aducht, wie seine zwei Schimmel eben im Begriffe waren zum Speicher emporzuklimmen. Da leuchtete ihm ein, daß der Diener doch die Wahrheit gesprochen haben müsse und daß bei Gott kein Ding unmöglich sei, er eilte die Treppe hinunter, öffnete die Hausthüre und siehe vor derselben stand seine Gemahlin im Sterbekleide, vor Frost bebend, aber doch lebendig. Die sorgsamste Pflege verschaffte ihr bald ihre Kräfte wieder, sie lebte noch eine Reihe von Jahren gesund und glücklich mit ihrem Gatten, gab ihm auch noch drei Söhne, allein sie blieb seit dieser Auferstehung doch stets in sich gekehrt und ernst und Niemand hat sie seit dieser Zeit je wieder lachen sehen.

Noch lange zeigte man aber in Cölln das ehemalige Aducht'sche Haus, welches den Namen zum Papageien führte, auch ihr Grab ward lange erhalten, auch ein Gemälde, worauf die ganze Begebenheit abgebildet war, befand sich in der Apostelkirche zu Cölln in der Vorhalle bis zum Jahre

1585, wo dieselbe abgebrochen ward und das Bild wegkam. Noch heute aber zeigt man in der genannten Kirche ein Fastentuch, welches sie aus Dankbarkeit für ihre Errettung aus der Todesgefahr dieser Kirche geweiht und selbst kunstreich gewebt hatte. Auf diesem sind Maria und die Jünger dargestellt, wie sie zum Gekreuzigten flehen, am Kreuze aber liegt ein Schädel, auf dem drei Rosen blühen, aus diesen aber schweben drei Engel hinauf zum Heiland und rechts und links liegen Rittersleute auf den Knieen und beten. Der Schädel aber, die Rosen und Engel beziehen sich auf einen Traum, den sie einst vor ihrer Erkrankung geträumt hatte, aber nicht zu deuten vermochte. Sie hatte nämlich vorher, da ihre Ehe kinderlos geblieben war, oft zur h. Jungfrau gebetet, sie möchte ihr doch Kinder schenken. Da träumte sie einst, die h. Jungfrau trete aus ihrem Bilde, welches in ihrem Schlafzimmer hing, heraus, reiche ihr ein Todtenköpflein und aus dem Schädel erhöben sich drei Rosen, aus deren Dufte drei Englein sanft empor wuchsen. Jetzt wußte sie wohl, was der Traum gewollt, der Todtenkopf bezog sich auf ihre vorzeitige Beerdigung, die drei Englein aber auf die drei Knaben, die ihr der Herr später noch schenkte. Ein Paar hölzerne Pferde *) als Wahrzeichen dieser wunderbaren Begebenheit sahen noch Jahrhunderte lang von den Speicherfenstern des ehemaligen Hackenenschen Hauses auf dem Neuen Markte und zum Andenken hat man auch der an ihre Wohnung angrenzenden neuen Straße den Namen der Richmodisstraße gegeben.

52. Die Kirche zu Maria-Ablaß in Cölln.

(Poetisch behandelt bei Ziehnert Bd. II. S. 177 ꝛc.)

Mit Kaiser Konrad III. war im Jahre 1147 ein stattlicher Ritter aus dem Rheinlande nach Palästina gezogen und hatte wacker in mancher Schlacht für den Christenglauben gestritten. Da begab es sich, daß in einem Scharmützel mit den Saracenen diese die Christenstreiter übermannten und nach tapferer Gegenwehr in die Flucht trieben. Der Ritter aber ward gefangen und mit schweren Ketten beladen in ein tiefes Gefängniß geworfen. Am andern Morgen aber ward ihm kund gegeben, daß er zu wählen habe zwischen grausamer Hinrichtung oder Annahme des Türkenglaubens. Der Ritter aber hing doch noch am Leben und er betete deshalb inbrünstig zur h. Jungfrau, sie solle ihn im Glauben stärken und unter den Martern der grausamen Feinde stark erhalten, daß er nicht abfalle von seinem Glauben. Da überkam ihn plötzlich ein Schlummer und er sah im Traume die h. Jungfrau, wie sie ihm freundlich zunickte. Als er aber erwachte, da waren seine Fesseln abgefallen und die Thüre seines Kerkers stand offen, so daß er frei herausgehen konnte. Da beschloß er zu Ehren seiner Retterin ihr in seiner Vaterstadt ein Kirchlein zu bauen; er wanderte also so schnell er konnte als Pilger gekleidet wieder nach Teutschland und erbaute ihr in Cölln, seiner Heimath, ein kleines Kirchlein. Als dieselbe aber fertig war, kam sie ihm zu klein vor und er ließ sie wieder einreißen um eine größere an ihre Stelle zu setzen. Als man aber deshalb die Mauern einzureißen begann, fand man darin ein Bild der h. Jungfrau und zwar ganz so wie sie dem Ritter in

*) Nach Andern war aber das Haus der Frau von Aduht das gegenseitige Eckhaus, und das Pferdebild nur das Wappen der Familie Haquenay.

Palästina im Traume erschienen war. Da meinte der Ritter, es sei ihr Wille, daß die Kirche genau so klein bliebe, wie sie war und er hing in ihr seine Ketten und Sporen auf, wie sie noch heute zu sehen sind. Viel kamen nun der Pilger von nah und fern an jenen Ort um vor dem wunderbaren Bilde zu beten. Unter andern kam auch einst eine Kaiserin dahin, als sie aber das Bild so verblichen und verkommen sah, da sprach sie den Wunsch aus, man möge doch die Farben wieder auffrischen, weil man die Züge der h. Jungfrau ja kaum noch zu erkennen vermöge. Dies that man auch, die Farben strahlten gar prächtig in neuer Frische und eine Strahlenkrone umglänzte das Antlitz der h. Jungfrau, als aber die Beter nahe kamen, da verblichen die Farben auf einmal wieder, von des Künstlers Hand blieb keine Spur mehr übrig, man sah blos das alte unscheinbar gewordene Bildniß, und so oft man auch dasselbe seitdem zu erneuern versucht hat, immer ist das alte Gemälde wieder durchgekommen und hat die neuen Farben wieder verzehrt.

53. Das wunderbare Kreuz.

(Poetisch behandelt von Kerner bei Ziehnert Bd. III. S. 124.)

In der St. Marienkirche zu Cölln befindet sich ein wunderbares Kreuz. Es ist von ganz schwarzem Holze und soll eines Nachts aus der Wand hervorgewachsen sein, von keines Menschen Hand geschnitzt. Der Heiland neigt auf demselben wie trauernd das Haupt zur Erde nieder, die Arme aber sind weit ausgespreizt, als wolle er die ganze Welt umfassen. Man sagt, daß sich die Gestalt des Gekreuzigten auf demselben zuweilen verändere, und das Haupt einmal mehr als das andere zur Erde gesenkt erscheine. Wenn es sich aber einst ganz zum Boden senken werde, dann sei auch die Stunde des jüngsten Gerichts gekommen. In der Nacht soll es einen lichten Schein um sich verbreiten. Einst nahm sich ein Maler vor, das wunderbare Kreuzesbild zu zeichnen, da legte sich's wie ein Flor vor seine Augen, sodaß er durchaus nicht mehr die Züge des Heilandes erkennen konnte, die Hand aber, welche den Stift geführt, verdorrte und fiel ab vom Arme, der Maler selbst aber ward wahnsinnig und starb. Seit der Zeit hat kein Künstler wieder sich an das Bild gewagt.

54. Albertus Magnus zu Cölln.

(S. Ziehnert Bd. III. S. 145.)

Graf Wilhelm von Holland, zum deutschen Kaiser gewählt, belagerte als solcher die Stadt Aachen im J. 1248, zog aber zum Christfeste nach Cölln, um dasselbe hier in Ruhe zu feiern. Nun lebte aber damals hier ein Mönch, Albertus genannt, im deutschen Reiche als großer Schwarzkünstler verrufen. Das war aber ein hochgelehrter Mann, in Mathematik, Naturwissenschaft und Mechanik wohl erfahren. Diesen ließ nun der König zu einem Abendschmause einladen und begehrte von ihm, einige seiner Künste zu seiner und der Gäste Ergötzlichkeit zu zeigen. Albertus konnte und wollte das Begehr des Königs nicht ablehnen und nahm einen Krug voll Rheinwein, murmelte darüber einige Worte und augenblicklich fuhren aus dem Kruge bläuliche Flämmchen. Darauf spritzte er den Wein gegen die Decke und sämmtliche Gäste suchten ihre Köpfe unter dem Tische und auf

andere Weise vor den herabfallenden Feuertropfen zu schützen, diese aber verwandelten sich in kleine bunte Vögelchen, die lustig umherflatterten und lieblich sangen. Das gefiel dem König und seinen Gästen sehr wohl, daß aber aus den Bechern, wenn man daraus trinken wollte, Flammen fuhren, mochte den durstigen Rittern und Herren nicht gefallen.

Nachdem diese feenartigen Erscheinungen einige Zeit die Gäste unterhalten hatten, schritt Albertus feierlich einige Male um die Tafel, die nur mit spärlichen und trocknen Gerichten, wie solche der Winter liefert, besetzt war und — diese waren in die süßesten und reizendsten Früchte, wie sie nur der Sommer liefert, verwandelt. Köstliche, seltene Früchte erquickten Gesicht und Geruch und die ganze Tischgesellschaft eilte, auch den Geschmack daran Theil nehmen zu lassen. Aber als sie die lieblichen süßen Früchte zu erfassen glaubten, schwand der Zauber und die königlichen Herren bielten einander bei den Nasen oder steckten die Finger in den Mund oder klaueten an den Zipfeln ihrer Mäntel. Der Hofnarr saß unter der Tafel und hatte einen Kuhschwanz zwischen den Zähnen. Anfänglich ärgerten sich die Herren, theils daß sie um den gehofften Genuß betrogen, theils daß sie von dem Schwarzkünstler zum Gegenstand des Lachens gemacht worden waren; da es aber alle ohne Ausnahme betroffen, mußten sie endlich doch über die lustige Verwechslung lachen.

Nach aufgehobener Tafel fragte Albertus den König, ob er wohl seinen Blumengarten zu sehen wünsche. Der König und alle Anwesenden lachten bei dieser Frage laut auf, denn es lag draußen ein ellenhoher Schnee und es gab nur an den gefrornen Fensterscheiben Blumen, welche selbst das riesige Kaminfeuer nicht aufzuthauen vermochte; aber Alle, guter Laune, folgten unwillkürlich dem Magier durch ein enges Pförtchen hinaus ins Freie und traten in einen Garten, wo Alles grünte und blühte wie an dem schönsten Maitage. Die gewürzreichsten Düfte benebelten ihre Sinne, der seltensten und schönsten Vögel Gesang bezauberte ihr Ohr, die reichsten und süßesten Früchte jeder Art luden sie ein zum Pflücken. Das thaten denn auch schnell alle Anwesenden und wollten sich am Blumenrande eines Springbrunnens gelagert daran gütlich thun. Der Narr warf in übermüthiger Lust seine Schellenkappe auf einen Baum und kletterte hinauf um sie wieder herabzuholen. Alle waren entzückt, als Albertus wieder seine Kunst übte und verschwunden waren Frühling, Blumen und Früchte; statt letzterer hielten die Herren dürre Holzreiser, Tannenzapfen, Feldrüben, Krautstrünke und dergleichen in den Händen, und der Narr saß zwischen den eisernen Gitterstäben eines Fensters, aus denen er nicht los kommen konnte und schrie deshalb jämmerlich. Der König und seine Edelherren aber freuten sich dieser Künste und entließen Albertus reich belohnt. Derselbe soll aber drei Jahre vor seinem Tode ganz dumm und einfältig geworden, zu Cölln 1280 verstorben und daselbst begraben worden sein.

55. Der Löwenkampf am Rathhause zu Cölln.

(Poetisch behandelt bei Zschnert Bd. I. S. 64 ꝛc.)

Dem Erzbischof Engelbert II., einem herrschsüchtigen und gewissenlosen Manne, war schon lange die Reichsfreiheit der Stadt Cölln ein Dorn im

Auge gewesen und sein ganzes Dichten und Trachten ging darauf hin, die selbe zu vernichten und die Bürger seiner Herrschaft völlig zu unterwerfen. Da war ihm aber besonders der Bürgermeister Hans Grein im Wege, der die Gerechtsame der Bürgerschaft auf das Muthigste vertrat. Er glaubte also, er könne nicht eher seine Pläne durchsetzen, als bis er diesen Mann beseitigt hätte. Er lud denselben also eines Tages im J. 1262 zu sich zu einem Gastmahl ein, und obwohl den wackern Grein seine Freunde warnten, dieser Einladung zu folgen, so nahm derselbe sie dennoch an, weil er dem Erzbischof Hinterlist nicht zutraute. Als er also in den bischöflichen Palast getreten war, da kamen ihm zwei Domherrn entgegen und empfingen ihn aufs Freundlichste, baten ihn ihnen zu folgen, weil der Herr Erzbischof der Hitze wegen das Mahl im schattigen Garten unter kühlen Bäumen habe bereiten lassen. Sie führten ihn also durch das Erdgeschoß des Schlosses, öffneten eine Pforte und forderten ihn auf durch dieselbe einzutreten, dieselbe führe ihn in den Garten, wo er ihren Herrn finden werde, und als der Bürgermeister sie vor sich hineintreten lassen wollte, entschuldigten sie sich mit dem Respekt gegen ihn, dem der Vortritt vor ihnen gebühre. Kaum hatte er aber die Schwelle überschritten, so warfen sie die Pforte hinter ihm zu und er sah sich statt im Garten in dem von hohen Mauern rings herum eingeschlossenen Löwenzwinger des Erzbischofs. Aus dem Hintergrunde aber trat langsam zum Sprunge sich rüstend ein furchtbarer Löwe hervor, der mit gesträubter Mähne sich auf den verrathenen Greis stürzen wollte. Allein dieser, obwohl über den tückischen Verrath entsetzt, verlor doch den Muth nicht, sondern zog sein kurzes Schwert, das er freilich heute nur zur Zierde an der Seite zu tragen gemeint hatte, aus der Scheide und heftete seine Augen furchtlos auf das Thier um seinem Sprunge womöglich auszuweichen. Da sprang endlich der Löwe voll Mordlust in weitem Satze auf ihn ein und hauete die scharfe Tatze in seine Brust, allein gleichzeitig stieß er ihm auch das Schwert bis zum Hefte ins Herz. Da stürzte das Thier zu Boden und war in wenigen Minuten verendet. Der Bürgermeister aber sank auf die Kniee und dankte dem Herrn für seine wunderbare Rettung, die freilich auch nicht vollständig war, denn er war immer noch in den Händen des Erzbischofs. Allein dieser hielt ihn natürlich für todt, und so kam es, daß als Nachmittags die Bürger besorgt um ihren Vertreter vor das bischöfliche Schloß zogen, denselben heraus verlangten, aber natürlich keine Antwort erhielten und daher mit den Waffen in der Hand sich den Eingang erzwangen, sie den alten Grein obwohl verwundet, doch lebend antrafen und ihn im Triumph nach Hause führten. Kaiser Rudolph aber kam am nächsten Tage zufällig nach Cölln und ließ, nachdem ihm die Sache vorgetragen worden war, die beiden Domherrn (der Erzbischof log sich aller Mitschuld ledig) an einem Balken des Thors am Domkloster henken. Dieser Balken mit den beiden Löchern, durch welche die Stricke gegangen waren, war noch im Jahre 1499 zu sehen, und heute noch heißt das Thor das Pfaffenthor.*) Der Löwenkampf aber ist heute noch in Stein gehauen am Portale des (freilich

*) Nach Wallraf, Ausgew. Schriften, Cölln 1861 S. 12, heißt die Pfaffenpforte eigentlich Paphenporte von dem Tempel der Venus Paphia, der hier gestanden haben soll.

erst 1571 erbauten) Cöllner Rathhauses zu sehen und bringt so diese That pfäffischer Hinterlist auf die spätesten Nachkommen. *)

56. Der fromme Hermann Joseph zu Cölln.

(Nach Kieser S. 51.)

In der Nähe der Kirche St. Maria im Capitol zu Cölln, die ihren Namen davon hat, daß an derselben Stelle das Capitol der Römer gestanden haben soll, lebte ein armer Schuster, der mit seiner Hände Arbeit seine Familie mühsam ernährte. Derselbe hatte einen kleinen Knaben, Hermann Joseph genannt, der sich vor allen andern Knaben seines Alters durch Fleiß und Sittsamkeit auszeichnete. Wenn er zur Schule ging, die nahe bei der Kirche lag, oder wenn er auf dem Kirchenplatze spielte, pflegte er jedesmal unter das sogenannte Dreikönigenpförtchen zu treten um an die h. Jungfrau, die mit dem Jesuskinde auf dem Arme hier in Stein gehauen war, ein Gebet zu richten. Er pflegte aber auch sonst mit dem Bilde sich in eine förmliche Unterhaltung einzulassen und manchmal, wenn er ihm erzählt hatte, was er den Tag über gethan oder gelernt hatte, da kam es ihm vor als ob die beiden Steinbilder Leben bekämen und ihm freundlich zunickten. Da dachte der Knabe, wie hübsch es wäre, wenn die Bilder zu ihm hinabgestiegen kämen, da für ihn es doch zu hoch wäre hinaufzuklimmen. In seiner kindlichen Einfalt beschloß er also dem Jesuskinde ein Geschenk zu machen, vielleicht käme es dann herab um mit ihm zu spielen. Eines schönen Tages reichte er ihm also wirklich einen schönen Apfel und siehe das Jesuskind bückte sich und nahm ihn in Empfang. Als dies der Knabe sah, brachte er ihm so oft er konnte Eßwaaren zum Geschenk mit und dieselben fanden stets freundliche Abnahme. Als er nun herangewachsen war, da tauchte in ihm der Wunsch auf sich dem geistlichen Stande zu widmen, allein da sein Vater zu arm war um die hierzu nothwendigen Geldmittel aufzubringen, so klagte er eines Tages der h. Jungfrau seine Noth und siehe dieselbe neigte sich zu ihm, tröstete ihn und bezeichnete ihm einen Stein im Kreuzgange der Kirche, den solle er aufheben, er werde darunter finden was ihm fehle. Dies that er auch, er fand daselbst eine für seine Zwecke hinreichende Geldsumme und nachdem er ausstudirt hatte, ließ er sich in den Benedictinerorden aufnehmen und trat in das Kloster zu Steinfeld ein. Hier lebte er nun in unermüdlichem Eifer allein den Wissenschaften, jedoch sein unersättliches Streben nach Wissen hielt ihn doch zuweilen von seinen frommen Uebungen ab, und so geschah es, daß einst im Traume ihm die h. Jungfrau genau so erschien, wie sie in Stein über dem Dreikönigenpförtchen zu sehen ist. Sie ermahnte ihn in sanftem Tone, er möge doch nicht über seine Studien sie und ihren Sohn vergessen. Als er erwachte, hielt er dies für einen Wink des Himmels, dem er Folge leisten müsse und starb in hohem Alter hochgeehrt wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, also daß ihn später der Papst heilig sprach.

Sein Grab wird noch im Kloster zu Steinfeld gezeigt, in der Kirche St. Maria im Capitol aber ist sein Bild in Stein gehauen, wie er dem

*) Dasselbe Bild befindet sich auch im Schlosse zu Blankenheim.

Jesuskinde einen Apfel reicht. In einer Nische über der Thüre des Hauses Nr. 2 der St. Stephanstraße, wo er geboren war, befand sich ebenfalls noch bis zu Anfange dieses Jahrhunderts eine kleine Statue des heiligen Mannes.

57. Die weiße Frau.

(Nach Wenden S. 44 ꝛc.)

In Cölln befindet sich eine Straße, wo früher auch ein Kloster stand, das wie diese den Namen „An der weißen Frau" führte. Man sagt, daß man bis diesen Tag um Mitternacht dort eine Gestalt im weißen Sterbekleide wandeln sieht, die schließlich dann nach der Richtstätte von Melaten schleicht, wo sie verschwindet. Die Sage erzählt, es sei dies der ruhelose Geist einer schönen Gerberstochter, die nachdem sie viele schöne und reiche Freier abgewiesen, endlich die Beute eines Ritters Diether von Lyskirchen aus einem der ältesten Cöllnischen Geschlechter ward, der sich als Gerbergeselle in das Haus ihres Vaters einschlich, ihre Liebe gewann und das Mädchen bald so zu berücken wußte, daß sie ihm ihre Unschuld zum Opfer brachte. Statt sie aber, nachdem sie eines Kindes genesen war, zu ehelichen, verspottete er sie sogar einstmals öffentlich von der Straße aus, als sie mit ihrem Kinde am Fenster des Hauses ihres Vaters stand. Darüber ward die Unglückliche so erbost, daß sie eines Tages, als er wieder auf der Straße geritten kam, ihm in den Weg trat, das Kind dem Pferde des Ritters vor die Füße warf, so daß die Hufe desselben es niedertreten mußten, dann aber mit der Kraft der Raserei das Schwert von der Hüfte ihres Verführes riß und es ihm tief in den Leib stieß, so daß er todtwund vom Pferde stürzte. Zwar führte man sie ins Gefängniß um dort ihre Strafe als Mörderin zu erwarten, allein der Herr umnachtete ihren Geist mit Wahnsinn und eines Tags als sie unbewacht war, hing sie sich auf. Ihr Leichnam ward als der einer Mörderin nach Melaten zur Richtstätte geschafft und dort verscharrt, seit dieser Zeit aber läßt sich zwischen 12 und 1 Uhr auf der Straße, wo der Doppelmord geschah, jene weiße Frau sehen, die durch ihre blasse Schönheit junge Männer an sich zu locken weiß, aber Allen, die mit ihr sprechen, in den nächsten Tagen den Tod bringt. Auf der Stelle aber des Hauses, wo sie gewohnt, erbaute ihr Vater ein prächtiges Nonnenkloster, damit das Gebet der frommen Schwestern die Gottheit mit seiner unglücklichen Tochter versöhnen möchte.

58. Das Crucifix im Kloster zu den weißen Frauen.

(Nach Wenden S. 49.)

Obwohl die Nonnen in dem von dem Gerber für das Seelenheil seiner unglücklichen Tochter gestifteten Kloster dem strengen Orden der büßenden Magdalene angehörten, so versank dasselbe doch, man weiß nicht recht warum, bald in eine beklagenswerthe Zügellosigkeit. Die Schwestern gehörten nur mit dem Worte und Kleide der strengen kirchlichen Zucht an, ihre Gedanken und Wandel aber waren nur auf das Weltliche gerichtet, sie verlachten sogar alle Ermahnungen und Drohungen ihrer geistlichen Obern. Eine einzige Nonne blieb ihrem Gelübde treu, sie betete fast stündlich vor einem Crucifix,

das im Kreuzgange des Klosters hing, denn Ave und Messen wurden im Kloster fast gar nicht mehr gehört. Darüber ärgerten sich aber die andern Nonnen, sie wollten eine Fromme gar nicht unter sich haben und entfernten das Crucifix von der Wand, wo es hing. Allein die Nonne wußte sich zu helfen, sie nahm eine Kohle, zeichnete sich damit, so gut es ging, ein Crucifix an die Stelle des vorigen und betete zu demselben wie zuvor. Ihre Schwestern aber hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Zeichnung wieder wegzuwischen. So wiederholte sich dieses Zeichnen und Abschaben mehrere Tage lang, plötzlich aber als die gottlosen Nonnen eben wieder beschäftigt waren, das von der frommen Schwester gezeichnete Bild des Gekreuzigten wegzumachen, erglänzte die Stelle in blendendem Lichte und aus dem harten Steine der Mauer bildete sich von selbst ein Crucifix ganz so gestaltet, wie es die fromme Nonne gezeichnet hatte. Da zog Reue in die Herzen der Verirrten ein, sie sanken auf ihre Kniee und beteten zu dem Heiland um Vergebung ihres Frevels. Das Wunder aber zog Tausende von Gläubigen in die Kirche, und als später das Kloster abgebrochen ward, ward das Crucifix in die Kirche zur h. Maria in der Schnurgasse versetzt, wo es sich jetzt noch befindet.

59. Der h. Marsilius und die Holzfahrt zu Cölln.

(Nach Wenden S. 67 ꝛc.)

Die Sage erzählt, es hätten die Bewohner Cölns, das früher nach seiner Gründerin Agrippina, der Gemahlin des römischen Kaisers Claudius Colonia Claudia Agrippina hieß, von allen Deutschen den Römern am treuesten angehangen und so wäre es gekommen, daß als die am Niederrheine lagernden römischen Legionen einst einen ihrer Anführer als Gegenkaiser gegen Vespasian erwählt hatten, sie gleichwohl nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten, sondern letzterem treu blieben. Darauf belagerten die Aufrührer die Stadt und obwohl die Bürger mehrere Stürme abschlugen, so kamen sie doch sehr ins Gedränge, da sie namentlich nur auf sich selbst angewiesen waren und auf Entsatz nicht rechnen durften. Der Vorsitzende des Cölnischen Senats, Marsilius, war aber ein gar tapferer und kluger Mann, der sich nicht beirren ließ und als selbst in der Stadt eine Empörung ausbrach und er gezwungen werden sollte, den Belagerern selbst die Thore zu öffnen, that er es nicht, sondern forderte die Wüthenden auf, erst noch den Erfolg einer Kriegslist abzuwarten, von der er sich einen Sieg über ihre Feinde versprach. Er hieß die Frauen der Bürger sich wappnen und mit dem nöthigen Gezeug hinaus in den damals die Stadt umgebenden Wald fahren, als wollten sie Holz fällen. Als nun die Feinde des Zuges ansichtig wurden, setzten sie demselben in aller Hast nach, da auf einmal erscholl ein lautes Kriegsgeschrei im Rücken der überraschten Verfolger. Es waren die Cölner, ihren Consul Marsilius an der Spitze, und wie sich auch die Feinde widersetzen mochten, sie waren zu sehr durch ihre allzuschnelle Verfolgung der Cölnischen Frauen in Unordnung gekommen, sie wurden vollständig geschlagen, und der Gegenkaiser fiel selbst in die Hände der Cölner. Zwar ward derselbe vom Senat zum Tode verurtheilt, allein auf den Vorschlag des Marsilius ward ihm Leben und Freiheit versprochen,

sofern er alle Privilegien, Gerechtsame und Freiheiten, welche die Stadt bisher besessen, von neuem bestätigen und anerkennen wolle. Als er das gethan, setzte man ihn in Freiheit.

Dem Befreier Cölns aber setzten die Bürger der Straße gegenüber, die jetzt vom St. Apostein Kloster nach der Stätte führt, wo einst die Reinolds-Kapelle stand, ein prächtiges Grabdenkmal, welches die spätere Zeit mit dem Namen Marsilius- oder Marzellenstein bezeichnete. Es war ein Mauerbogen, auf dem ein Sarkophag ruhete. Der Bogen stürzte 1568 theilweise ein, doch erhielt sich der Theil, welcher dem Sarkophage zur Stütze diente. Im vorigen Jahrhundert ward das Denkmal abgetragen und die Reste ins städtische Zeughaus gebracht, von wo sie aber auch verschwunden sind.

In späterer Zeit wurden Agrippa, der dadurch, daß er im J. 37 nach Chr. den von den Sueven bedrängten Ubiern Wohnsitze auf dem linken Rheinufer angeboten hatte, wo jene dann eine Stadt, das sogenannte oppidum Ubiorum erbauten, gewissermaßen der erste Gründer Cölns genannt werden kann, denn Agrippina erhob erst 13 Jahre nachher die schon bestehende Stadt zur römischen Colonie, und Marsilius die Schildhalter des Cölnischen Wappens und st..d als solche über den östlichen Eingängen des Kaufhauses Gürzenich am Rathhause nach dem Heumarkte zu und in den herrlichen Glasfenstern des linken Seitenschiffs des Doms angebracht. Unter dem Bilde des Agrippa stehen folgende Verse:

Der herrliche Marcus Agrippa ein heidnisch Mann
Bur Gotz Geburt Agrippinam nu Cölen began

und bei Marsilius heißt es:

Marsilius Heiden ind der fere stoulze
Behielte Coelen ind sy voiren zo Houlze.

Bis in die spätesten Zeiten ehrten aber die Cölner jenen Sieg des Marsilius durch den sogenannten Holzfahrt- oder Hölziges Tag, der am Donnerstag nach Pfingsten gefeiert wurde. Schon am Pfingstdienstag ward eine Art Vorfeier desselben gehalten, denn der Cölner Stadtrath, die Geistlichkeit und Schuljugend zog in feierlicher Procession von der Pantaleonskirche durch das Weyer Thor nach dem Sülzer Kapellchen, wo ein feierliches Hochamt gehalten ward, als aber letzteres im Jahre 1474 niedergerissen ward, ward es nur unter einem Zelte abgehalten. Am nächstfolgenden Tage ward ein Volksfest, ein Vogelschießen gehalten, und am nächsten, dem Donnerstag fand dann die eigentliche Holzfahrt statt. Die Bürger wählten unter sich einen Anführer, den sie Ritter oder Rittmeister nannten. Dieser zog nun schwergewappnet an der Spitze der Bürger nach dem Ossendorfer Büschchen oder nach dem Häuchen, einem Wäldchen bei Sürd, wo sich die Bürgerschaft, nachdem sie ihrem Anführer ein Kränzlein aufgesetzt hatte, mit Spielen im Freien belustigte. Das Kränzchen war eine Anspielung auf den Sieg, den damals Marsilius erfochten und wurde in einem eigenen Schrein bei dem Stadtbanner aufbewahrt; bei feierlichen Gelegenheiten oder Kriegsgefahr, wo das Stadtbanner ausgesteckt ward, zeigte man den Bürgern auch das Kränzchen. Der Rittmeister kehrte nach dieser Krönung in feierlichem Zuge nach der Stadt zurück und die Feierlichkeit schloß mit einem Festschmause im Hause desselben und mit Gelagen der Bürger in der Stadt selbst. Diese

großartige Feier der Holzfahrt dauerte bis zum Jahre 1500 fort, da ward sie vom Senate aufgehoben, die Zünfte aber und der Weyerstraßer Gerichtssprengel feierten den Hölzgestag noch durch Schmäuse fort bis zur Ankunft der Franzosen.

60. Der heilige Maternus.

(Nach Weyden S. 230 ꝛc.)

Das Christenthum ward an den Niederrhein zuerst durch drei Jünger des h. Petrus gebracht, welche derselbe von Rom aus über die Alpen nach Deutschland sandte. Diese hießen Maternus, der Jüngling von Nain, Eucharius und Valerius. Maternus kam freilich nur bis an den Elsaß, denn auf dem Wege nach Trier starb er, und die zwei Begleiter desselben kehrten wieder nach Rom zurück, um dort Rechenschaft über ihre Sendung abzulegen. Der h. Petrus aber gab ihnen seinen Stab und hieß sie wieder in den Elsaß zurückkehren; mit demselben sollten sie den Maternus berühren und wieder zum Leben erwecken. Dies thaten sie auch und Maternus stand, nachdem er bereits 40 Tage im Grabe gelegen hatte, wieder von den Todten auf. Alle drei zogen nun weiter und setzten das Werk der Bekehrung eifrig fort, in Trier aber starben Eucharius und Valerius, Maternus aber zog den Rhein hinunter um die heidnischen Rheinländer zu taufen, weshalb er seinen Sitz in Cölln aufschlug. Von hier aus verwaltete er auch die Kirche zu Tongern und Trier und als es einmal in der Christnacht an Priestern fehlte, da beging er zu derselben Stunde in Cölln, Trier und Tongern das heilige Geheimniß der Messe.

Als aber Maternus im Jahre 130 nach Chr. Geburt nach einem Leben voller Mühseligkeiten und frommer Aufopferung für den Glauben starb, da machten sich die genannten drei Städte den Besitz seiner Leiche streitig, denn jede derselben wollte diese kostbare Reliquie besitzen. Als sie aber sich nicht vereinigen konnten, da erschien ihren Vertretern ein Engel in Gestalt eines Geistes, der sie mit ernsten Worten zum Frieden und zur Einigkeit ermahnte und ihnen den Rath gab, die Leiche in ein Schiff zu setzen und dieses ohne alle Leitung den Wellen des Stromes anzuvertrauen, der Himmel werde dann entscheiden, welche Stadt in den Besitz des heiligen Leichnams gelangen solle, denn da wohin des Stromes Fluthen denselben tragen würden, solle er aufbewahrt werden. So geschah es auch, mit der größten Feierlichkeit ward der Leichnam mit dem Priesterkleide geschmückt in einen Kahn gelegt und der losgebundene Kahn trieb ohne Beihilfe eines Ruders oder Segels stromaufwärts bis eine Stunde oberhalb der Stadt, wo er landete. Der Himmel hatte also entschieden, der Stadt Trier waren seine Gebeine bestimmt und wurden hierauf in dem Grabe seiner zwei Mitjünger, Valerius und Eucharius, beigesetzt. In Cölln aber war große Trauer über diesen Verlust, seine Eingeweide, die hier geblieben waren, begrub man an der Stelle wo der Kahn gelandet war, und baute ein Kirchlein darüber, Ruvenkirche (d. h. Trauerkirche) genannt zur Erinnerung an die Trauer über diesen Verlust. Dies ist der jetzige Wallfahrtsort Rodenkirchen.

61. Der Weckschnapp zu Cölln.

(Nach Wenden S. 255 ꝛc.)

Am nördlichen Ende der Rheinseite der Stadt Cölln, da wo jetzt die Statue des Apostelfürsten St. Petrus, des Patrons der Fischer steht, erhob sich ehedem ein viereckiger hoher Wartthurm, durch eine Wehrmauer, unter der ein Thürlein durchführte, mit der Eckwarte der Stadtmauer verbunden. Der altersgraue in den Rhein hineinragende Thurm ist längst verschwunden, sein Unterbau mit den Wehrgängen aber steht noch und die Gegend heißt von ihm noch „Am Thürmchen". Dieser Thurm war aber zu seiner Zeit in Cölln verrufen. Niemand ging gern in seine Nähe und mancher späte Wanderer hatte bleiche Gestalten an den Luglöchern des Thurmes stehen und unter Wimmern und Klagen die Hände ringen sehen Dieser Thurm enthielt nämlich ein grausames Marterwerkzeug, den sogenannten Weckschnapp. Dieser furchtbare Ort der Strafe, der jedoch nur für Glieder der edlen Familien bestimmt war, welche sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatten und deren Verwandte man nicht durch die offenkundige entehrende Strafe eines der ihrigen kränken wollte, enthielt nur ein einziges Gemach, welches durch eine Fallthüre mit dem Rheine in Verbindung stand. Trat Jemand darauf, so öffnete sich dieselbe und der Fallende wurde von vielen Messern durchbohrt die Beute des Flusses, dessen Wellen ihn fortspülten. Derjenige aber, welchen das Loos traf, in diesem Thurme eingesperrt zu werden, erhielt weder Speise noch Trank und war dem fürchterlichsten Hungertode preisgegeben, wollte er nicht den Sprung wagen nach einem an der Decke hängenden Weck (Weißbrod). That er es endlich vom quälenden Hunger getrieben, so mußte er unfehlbar auf die Fallthür auftreffen, diese öffnete sich und verschlang ihn. Nun lebte einst zu Cölln eine Wittwe aus edler Familie in ihrem Hause am Pfaffenthore. Dieselbe hatte einen einzigen Sohn, den sie zu einem Staatsamte erzog und deshalb die dortige Hochschule besuchen ließ. Hier kam er aber bald in schlechte Gesellschaft, gewöhnte sich das Spielen an, machte Schulden und da er dieselben mit seinem geringen Einkommen nicht decken konnte, dasselbe auch sonst nicht für seinen lockern Lebenswandel zureichen wollte, so beraubte er erst seine Mutter. Als aber auch das Wenige, was er ihr nehmen konnte, aufgezehrt war, da schloß er sich einer Gesellschaft von Strolchen an, die die Straßen Cölns unsicher machten. Einige Raubanfälle gelangen ihnen auch, allein eines Abends ward er mit seinen Spießgesellen bei einem solchen überrascht, von den Scharwächtern niedergeschlagen und als er von einem schweren Streiche, der ihn niedergeworfen hatte, des andern Morgens zu sich kam, fand er sich in einem hohen viereckigen Gemach, das vollständig leer war, von der Decke hing ein Weißbrod herab und in einer Ecke stand eine Leiter. Jetzt wußte der Elende, wo er war. Er brachte den ersten Tag unter Jammern und Klagen hin, auch den zweiten hielt er es noch aus, allein am dritten wurden die Qualen des Hungers so groß, daß er endlich zu der Leiter griff, sie anlehnte und langsam hinaufstieg. Da der Boden weder schwankte noch nachgab, faßte er wieder Muth und schon kam ihm die Hoffnung, daß die Sage von der Fallthür wohl nur Fabel sei, allein in demselben Augenblicke, wo er die oberste Stufe betrat, öffnete sich der Boden und er stürzte hinab.

Vier Jahre waren schon vergangen und die Mutter hatte von ihrem ungerathenen Sohne nichts wieder vernommen, sie wußte nicht einmal, daß ihn der Weckschnapp weggerafft hatte, da pochte es eines Abends an ihre Thüre und als sie geöffnet hatte, stand ein vermummter Mann draußen, der sich in die Stube drängte, und ihr hier mit dem Ausrufe: „Geliebte Mutter lebst Du noch?" um den Hals fiel. Sie wollte ihren Augen nicht trauen, als sie ihren für todt gehaltenen Sohn vor sich sah und von ihm hörte, daß er im Weckschnapp eingesperrt gewesen, zwar in den Rhein gestürzt, aber von diesem nicht verschlungen worden sei, sondern sich durch Schwimmen gerettet habe. Er war nach mancherlei Abenteuern nach Brügge gekommen, hier in das Haus eines Kaufmanns getreten, der ihn liebgewonnen und, da er keine Kinder hatte, an Kindesstatt angenommen hatte. Er war jetzt gekommen um seine Mutter in sein neues Vaterland abzuholen. Allein er vermochte selbige nicht von ihrem Entschlusse, in Cölln ihrer Vaterstadt zu sterben, abzubringen und mußte unverrichteter Sache abziehen, zufrieden seine Mutter noch einmal gesehen zu haben.

62. Die Krebse.

(Nach Wenden S. 96 ꝛc.)

Im Mittelalter war Cölln eine der bedeutendsten Handelsstädte in Deutschland, namentlich blühte das Tuchmacherhandwerk daselbst und viele Cölner Kaufleute hatten ihre Schiffe auf der See gehen, wie die reichsten Handelsherrn in Flandern und den Städten der Hansa. Natürlich machten sie auch demgemäß vielen Aufwand, einer aber war unter ihnen, ein gewisser Dietbold, aus Antwerpen hierher gezogen, der sie alle an Reichthum und Schwelgerei übertraf. Doch gerade dieser verdankte seine Schätze nicht blos dem Handel, sehr vieles Geld erwarb er sich durch Wucher und an seinem Reichthum klebten viele Thränen, wie das Volk sich erzählte, sogar Blut, denn um Geld zu erwerben, war ihm jedes Mittel gerecht. Da begab es sich, daß er das Hochzeitfest seiner einzigen Tochter ausrichtete und dies that er mit einem solchen Prunk, daß die Gäste sich nicht besinnen konnten, je in Cölln etwas Aehnliches gesehn zu haben. Das Gastmahl bestand aus den feinsten und kostbarsten Gerichten, die er aus allen Theilen der Erde mit ungeheueren Kosten hatte zusammenbringen lassen. Schon nahte sich dasselbe zu Ende, da öffnete sich die Thüre des Saales und unter die Lustigen trat ein finsterer Mönch in schwarzer Kutte eines Karthäusers, schritt auf den Hausherrn zu und sprach mit dumpfer Stimme: „memento mori (gedenke daß du sterben mußt)". Kalter Schauer überlief die über diesen Eindringling erschreckten Gäste, der Bräutigam aber, der die Erscheinung für einen schlecht gewählten Scherz hielt, reichte ihm einen Becher und forderte ihn auf mit ihm zu trinken. Dies that er auch indem er seinen Spruch wiederholte, als aber dadurch der Brautvater Muth faßte und mit ihm wirklich anstoßen wollte, da wies er ihn mit den schrecklichen Worten zurück: „Ich kann mit Dir nicht trinken, Dein Becher ist mit Blut gefüllt!" Als aber jener vor Schreck über diese Worte den Becher fallen ließ, da sahen die entsetzten Gäste, wie rothes Blut aus demselben über das weiße Tischtuch

hinab auf den Boden floß und der Mönch ihm gleichzeitig drohend zurief, er werde bald ärmer sein als der ärmste Bettler in Cölln, denn das Maaß seiner Sünde sei voll. Da ergriff den Kaufherrn fürchterliche Wuth, er rief laut aus: „Eher kriechen die gesottenen Krebse dort aus der Schüssel, ehe meine Habe zu Grunde geht!“ und er hieß seine Diener den Frechen hinauswerfen; ehe dieselben sich aber noch an ihm vergreifen konnten, da erschütterte ein Donnerschlag das Haus in seinen Grundmauern, Blitze fuhren durch die Fenster, die rothgesottnen Krebse krochen aus den Schüsseln, auf denen sie aufgetragen waren, über den Tisch und der Mönch, auf den der Kaufherr mit gezücktem Schwerte losstürzte, verschwand in der Erde. Auf einmal aber kamen Flammen aus allen Ecken des Saales heraus, Brautpaar und Gäste hatten genug zu thun ihr Leben zu retten, Alles, das Haus und die gefüllten Speicher waren mit Tagesanbruch von der Feuersbrunst verzehrt und nichts mehr von dem Kaufherrn und seinen Schätzen übrig.

So vergingen eine Reihe von Jahren, die Brandstätte in der Brückenstraße blieb unaufgebaut, denn es war Niemand da, der sie beanspruchte hätte. Die Tochter des Kaufherrn war wenige Tage nach jenem Schreckenstage gestorben, ihren Vater glaubte man von den Trümmern des eingestürzten Hauses erschlagen und andere Erben hatten sich nicht eingefunden, überhaupt war auch nichts zu erben, denn kurz nach dem vermeinten Tode Dietbolds hatten unvorhergesehene Unglücksfälle schnell hintereinander all sein Eigenthum verzehrt. Da kam eines Abends ein alter Mann zu dem in der Kirche zu St. Columban im Beichtstuhle sitzenden Priester und bat ihn, ihm zu folgen und einem Sterbenden die letzte Wegzehrung zu geben. Derselbe machte sich auf den Weg und folgte seinem Führer bis in eine am Ende der Stadt liegende ärmliche Hütte, wo er auf elendem Lager einen Sterbenden antraf. Dieser gestand ihm nun, daß er der todtgeglaubte Dietbold sei, er beichtete ihm alle seine Sünden und theilte ihm mit, daß er durch seinen treuen alten Diener aus den Flammen gerettet und hier in diese Hütte geschafft worden sei, mit ihm zusammen habe er späterhin oft des Nachts die Brandstelle besucht und daselbst aus dem Schutte noch ziemlich viel von seiner Habe, namentlich Kostbarkeiten gerettet, diese möge jetzt der Priester aus seinen Händen in Empfang nehmen und den größten Theil unter diejenigen vertheilen, die er in seinem Leben betrogen habe, zu welchem Zwecke er ihm ein Verzeichniß von Namen einhändigte, für den Rest aber solle er Messen für sein Seelenheil lesen. Nachdem ihm der Priester feierlich versprochen seinen Willen zu thun, starb er reumüthig und sein alter Diener trat in das Kloster, dem der Priester angehörte. An der Stelle der nunmehr aufgeräumten Brandruinen aber ward ein neues stattliches Gebäude errichtet und über der Thüre desselben das Standbild eines Greises angebracht, der zur Erinnerung an das Schicksal Dietbolds in der Rechten einen großen Krebs hielt. Dieses Denkmal befand sich bis zum Jahr 1817 in einer Spitzbogennische des ehemaligen Nesselroder Hofes (jetzt die Häuser Nro. 8 und 10) auf der Brückenstraße, da aber kam es weg, weil es ganz verwittert war, und befindet sich jetzt in dem sogenannten Wallraffianum.

63. Die beiden Stadtmuſikanten von Cölln.

(Nach Wenden S. 193 ꝛc.)

Einſt zogen am zweiten Pfingſttage zwei Cölniſche Fiedler durch das Weiherthor um in einem Dorfe jenſeits des Buſches zum Tanze zu ſpielen. Sie zogen durch die grünenden Saaten dahin, durch den Wald, wo die Vögel luſtig zwitſcherten, aber von all der Herrlichkeit des ſchönen Frühlingstages ging ihnen ihr Herz doch nicht auf, ſie dachten nur an den Gewinn, den ihnen ihr Spielen heute bringe. Natürlich hatten ſie auch früh keine Meſſe beſucht, dazu hatten ſie ja keine Zeit gehabt. So kamen ſie in das Dorf, und am Abend hatten ſie manchen ſchönen Thaler in ihrem Seckel, allein ſie dachten nicht daran, heimzugehen und ihr verdientes Geld ihrer darbenden Familie zu bringen, ſie ſetzten ſich, als der Tanz vorbei war, ſelbſt in die Schenke, und fingen an zu zechen und zu ſpielen, allein wie gewonnen ſo zerronnen, die Würfel fielen ihnen nicht günſtig und einige Stunden vor Mitternacht war Alles wieder fort, was ſie am Tage verdient hatten, ja ſie mußten dem Wirthe als Pfand noch einige Kleidungsſtücke und ihre Querpfeifen laſſen, denn Geld, ihre Zeche zu bezahlen, hatten ſie nicht. So mußten ſie denn ſich auf den Heimweg machen, der ihnen freilich ſchwer genug ward, wenn ſie an die Vorwürfe dachten, die ihrer zu Hauſe warteten. Sie waren kaum einige Schritte weit ſtumm und betrübt mit einander fortgewandert, da bemerkten ſie, daß das Wetter ſich geändert hatte, ſchwere Wolken ballten ſich am Horizont zuſammen, ein Gewitter zog herauf und bald war es ſo dunkel, daß nur noch hier und dort über den Himmel hinzuckende Blitze den Weg auf Augenblicke erhellten. Nichts deſtoweniger kamen ſie vom Wege ab und als plötzlich wieder ein Blitz aufleuchtete, der den ganzen Wald in Flammen zu ſetzen ſchien, da ſahen ſie, daß ſie ſich vollſtändig verirrt hatten. Indeß gelang es ihnen nach langem Suchen doch wieder, die rechte Straße zu finden, allein mittlerweile war die Mitternacht herangekommen und ſie begannen jetzt ſchneller zuzuſchreiten um vor dem ſtark herabſtrömenden Regen ein Obdach zu finden. Da hörten ſie Pferdehufſchlag aus der Ferne und ſchnell kam ein Reiter auf hohem Roß herangeflogen, der ſie bald eingeholt hatte und ihnen ein gebieteriſches Halt zurief. Wie eine Schlange fuhr jetzt ein Blitzſtrahl herab und bei dem Lichte deſſelben ſahen ſie, wie es ſchien, einen ſchwediſchen Hauptmann vor ſich, um deſſen Schultern ein weiter rother Mantel flatterte und von deſſen an der Seite aufgekrämptem Hute zwei rothe Hahnfedern herabnickten. Er ſelbſt hatte fahle Züge und ſeinen Mund umſpielte ein höhniſches Lachen, als er ſie fragte, ob ſie nicht Cölner Muſikanten ſeien und nicht Luſt hätten ſich heute noch ein gutes Stück Geld zu verdienen? Damit ließ er einen ſchweren Beutel mit Geld vor ihren Ohren klingen und dieſer Ton flößte ihnen auf einmal Muth ein und ſie meinten, wenn es nicht zu ſpät und zu weit ſei, ſo wollten ſie gern ſeinem Wunſche willfahren. Der Reiter aber ſagte, „daß ſein Schloß allerdings noch etwas entfernt ſei, allein ſein Rappe vermöge ſie alle drei zu tragen, ſie möchten nur getroſt aufſitzen.“ Mit dieſen Worten reckte er ſeine Arme aus, packte ſie und im Nu ſaß der Eine vor, der Andere hinter ihm. Er hielt ſie mit mächtiger Fauſt feſt, aber mochte es nun die Furcht ſein, die Hand des Reiters kam ihnen eiskalt vor. Wie der Sturm brauſte der Rappe durch

die schwarze Nacht dahin, und sonderbar, obwohl sie den Regen in Strömen über sich herabrauschen hörten, sie blieben ganz trocken. Endlich sahen sie auf einem Berge ein hohes, hell erleuchtetes Gebäude vor sich liegen, der Rappe jagte den Berg hinan und stand, laut wiehernd, an dem breiten Eingangsthore still. Im Nu setzte der Reiter seine Gefährten ab und führte sie durch eine zweite Halle in einen großen Saal, wo sie eine zahlreiche Gesellschaft von Männern, Frauen, Jünglingen, Mädchen und Kindern antrafen. Alle aber hatten leichenblasse Gesichter und steinerne Züge, ihre Augen waren ohne Glanz und Leben, und ihre Kleidung gehörte einem frühern Jahrhundert an. Kein Laut kam aus ihren bleichen Lippen. Wenn aber die düstern Gestalten in die Nähe der beiden Fiedler kamen, die sich ängstlich in eine Ecke des Saales gestellt hatten, machten sie ihnen Zeichen aufzuspielen. Die Musikanten stimmten ihre Instrumente und spielten einen lustigen Tanz auf und die Anwesenden drehten sich in buntem Gemisch untereinander gereiht lustig nach den muntern Weisen. Bald aber erlahmten ihre Arme und schon wollten sie eine Weile die Instrumente schweigen lassen, da trat der Reitersmann auf sie zu und schüttete seinen Beutel mit den glänzenden Geldstücken in ihre Mützen, die sie neben sich hingelegt hatten, und forderte sie auf fortzuspielen, und die Habsucht gab ihnen neue Kräfte und abermals geigten sie, aber noch wilder und schneller als zuvor, und die Tänzer jagten lautlos in rasendem Wirbel an ihnen vorüber und der Reiter munterte sie, wenn sie nachlassen wollten, immer wieder von Neuem auf fortzuspielen. Und es war, als wenn ihre Hände von selbst arbeiteten, an Takt war nicht mehr zu denken, aber auch die Tänzer hielten keine Ordnung mehr, sie ließen sich einander los und jedes tanzte für sich, die Kleider fielen ihnen von den Leibern, modernde Gerippe traten an die Stelle der alten und jungen Tänzer, zuletzt fielen die einzelnen Knochen der Leiber auseinander, Todtenschädel hüpften herum, Beine und Arme sprangen auf einander los und den Fiedlern fielen vor Schrecken die Geigen aus den Händen. Sie bekreuzten sich und plötzlich sahen sie sich, aus schwerem Traume erwacht, ihre Fiedeln neben sich und ihre Mützen voll stinkendem Pferdemist, unter dem Galgen zu Melaten. Seit diesem Tage aber mieden die beiden Fiedler Spiel und Trunk und wurden gottesfürchtige Leute, die nie wieder zu einem Tanze aufspielten, sie hätten denn zuvor eine Kirche besucht.

64. Die Gereonskiste zu Cölln.

Nach Wenden S. 87 aus Caesar Heisterb. Dial. II. 23.

Es giebt ein Sprichwort zu Cölln von den alten Jungfern oder den dort sogenannten Quisekn (aus dem lateinischen quae sola d. h. welche allein [steht]), man sagte nämlich, wer von ihnen sitzen geblieben sei und keinen Mann bekommen habe, komme in die Gereonskiste. Denselben Scherznamen hat man deshalb auch dem Convent zur h. Magdalene für alte Jungfrauen, der nahe bei der Kirche des h. Gereon sich befindet, gegeben. Der Ursprung dieses Sprichworts wird aber folgender Maßen erklärt.

Einst wohnte in der Nähe der Kirche des h. Gereon ein arger Wucherer, dem es nicht darauf ankam, ob ganze Familien ins Unglück kamen und

geistig und leiblich zu Grunde gingen, wenn er nur an ihnen Geld verdienen konnte. Darum ward er auch schnell reich, aber so gesucht er auch in der Stadt war, so verhaßt war er auch. Indeß kam doch mit den Jahren bei ihm auch die Zeit, wo das Gewissen erwachte. Er konnte nicht mehr schlafen und wenn er des Nachts so allein auf seinem weichen Pfühl lag, da überkamen ihn wunderliche Gedanken von Gottes Gerechtigkeit und einer einstigen Vergeltung. Da sah er blasse Gestalten von Selbstmördern vor seinen Augen vorbeiziehen, denen seine Hartherzigkeit den Dolch in die Hand gegeben hatte, da erblickte er weinende Frauen und Kinder, deren Ernährer er in den Kerker gebracht hatte, wenn sie nur einen Tag mit der Zahlung außengeblieben waren.“ Er fragte manchen Heilkünstler der Stadt um Rath und bot ihm vieles Geld, wenn er ihm Schlaf bringen könne, allein alle ihre Tränke halfen nichts, er schlief wohl, aber die Bilder, die er vorher mit wachem Auge gesehen hatte, die kamen ihm jetzt im Traume vor, und wenn er früh erwachte, fühlte er sich nicht durch den Schlaf gestärkt, sondern mehr ermattet und geschwächt als am Abend, wo er sich niedergelegt hatte. Da dachte er ans Beten, aber wie er auch die Hände faltete, er konnte sich auf die Gebete, die er als Kind von seinen Eltern gelehrt bekommen hatte, nicht mehr besinnen und er glaubte eines Nachts sogar eine furchtbare Stimme zu hören, die ihm zurief, daß all sein Beten ihm nichts helfen werde, denn er sei verdammt. Das setzte ihn so in Schrecken, daß er in Ohnmacht sank und früh von seinen Leuten auf der Diele außerhalb des Bettes gefunden ward. Da begehrte er ängstlich einen Priester, dem er sein Herz ausschütten und beichten könne. Es kam auch einer, hörte seine Geständnisse und machte ihm Hoffnung, daß wenn er ernstlich bereue und Buße thue, auch zurückerstatte, was er auf unerlaubte Weise gewonnen habe, er ihn vielleicht noch von seinen Sünden lossprechen könne, gleich natürlich könne er es nicht thun, denn allzu groß sei seine Sündenlast. Alles versprach und gelobte er, allein als er kaum fühlte, daß er besser ward, da hatte er auch wieder alles vergessen, was er versprochen hatte und schritt, trotzdem daß abermals ihn ein fürchterliches Traumgesicht schreckte und warnte, auf der längst betretenen Bahn der Sünde fort.

Eines Morgens erwachend fuhr er mit einem lauten Schrei des Entsetzens von seinem Lager empor, denn plötzlich wimmelte Alles um ihn herum von Kröten, Schlangen und anderem scheußlichen Gewürm. Umsonst war sein Diener beflissen, das Haus zu reinigen, umsonst floh er aus einem Zimmer ins andere, von Geschoß zu Geschoß, sowie sein Fuß die Schwelle eines Gemachs betrat, krochen aus allen Ecken, Spalten und Ritzen Schlangen, Unken und Kröten hervor. Ja selbst aus dem Teller, aus welchem er aß, schienen ihn solche Thiere anzuglotzen, und setzte er einen Becher an die Lippen, so ringelten sich Nattern um denselben herum und schienen mittrinken zu wollen.

Jetzt kam die wahre Reue, aber es war zu spät, er spendete reichlich den Armen, er machte Schenkungen an Kirchen und Klöster, nichts half es, ja selbst das Brod, welches er für die Armen backen ließ, verwandelte sich in Kröten und Schlangen. Alle, die früher an seiner Tafel geschwelgt, drehten ihm jetzt den Rücken zu, und selbst mit dem reichsten Lohn konnte er keinen Diener bewegen bei ihm zu bleiben. Als er sich zuletzt den Verfolgungen

der scheußlichen Thiere nicht mehr erwehren konnte, sondern, wo er ging und stand, Kröten und Schlangen aus seinen Kleidern herauskrochen, da ließ er sich eine große, wohl verschließbare Kiste machen und dieselbe an die Decke eines seiner Zimmer hängen, dieselbe reichlich mit Lebensmitteln versorgen und legte sich dann hinein, um hier Ruhe und Sicherheit zu finden. Als aber der Priester, dem er einst sein Sündenbekenntniß abgelegt hatte, ihn nach einigen Wochen wieder besuchte, fand er den Unglücklichen in seiner Kiste, ein abscheuliches Gerippe, ganz verzehrt von Kröten und Schlangen, die sich in eckelm Gemisch durcheinander bewegten. Man schritt eiligst zu seiner Beerdigung, allein die Glocken der Kirche des h. Gereon erklangen nicht, als man zu seinem Begräbniß läuten wollte, und umsonst war jedes Bemühen, die Kerzen auf dem Hochaltar anzuzünden, um das Todtenamt zu feiern. Da hielt man dies für einen Fingerzeig Gottes und verscharrte die Kiste mit den Resten des Wucherers neben der Vorhalle der St. Gereonskirche an einem sumpfigen Orte, der bis dahin der Aufenthaltsort unzähliger Kröten gewesen war. Diese verschwanden aber sofort, nachdem die Gebeine des Büßers hier eingegraben worden waren, und seit dieser Zeit hat man hier nie wieder eine Kröte gefunden.

65. Die Tempelritter zu Aachen.

(Poetisch behandelt von v. Scheveler, Aachner Volkssagen. Aachen 1842. in 8°. S. 13 ꝛc.)

Heute heißt noch in Aachen ein Platz der Templer Bend, der Tempelgraben liegt an dem Walle in der Nähe des Königsthors und denselben Namen führt auch die Straße, an welche er grenzt. Hier soll einst das Tempelhaus gestanden haben, allein der Sage nach wäre es in die Erde versunken, nachdem sämmtliche Templer bei der bekannten Verfolgung dieses Ordens in einer Nacht ermordet worden waren. Zuweilen soll man noch im Weiergrund die Kirche sammt ihren Thürmen erblicken und einmal des Jahres feiern sie alle in der Mitternachtstunde den Sturz ihres Ordens. Da erbebt, wenn die Glocke zwölf schlägt, die Erde, eine Donnerstimme ruft: „Ihr Templer erwacht und kommt heraus," dann steigen die Templer, gefüllte Becher in den Händen, aus des Teiches Tiefe herauf, ein Saal wölbt sich um sie, sie setzen sich an einen langen Tisch zum Mahle, ihren Meister an der Spitze und sind vergnügt, hierauf aber kommen andere Gestalten, mit denen sie kämpfen, die Tafel verschwindet und aus dem Teiche baut sich eine Kirche mit Altar und Chor auf und die Templer ziehen paarweise geordnet durch die offene Thür betend hinein, doch kaum sind sie drin, so fängt die Oberfläche des Teiches an zu brausen, der Himmel verdüstert sich und Donner und Blitze kreuzen sich, aus der Kirche aber erklingt Schwertschlag und Mordruf, bis es Eins schlägt, dann sinkt die Kirche und mit ihr die Schaar der Templer in den Teich, nur der Meister erhebt sich in blutigem Gewande zuvor aus ihrer Mitte, droht mit gewaffneter Hand und ruft: „Rache, Rache!" Man sagt aber, daß wenn junge Mädchen in jenem Teiche ihre Hemden waschen, daß sie dann die Templer hinabziehen. Daher kommt wohl auch das Sprichwort zu Aachen, von einer die einen unpassenden Mann nimmt, sie habe einen Tempelherrn genommen, und der Ausdruck „tempeln" für schlagen, weil viele Aachener behaupten, wer des Nachts an jenem Teiche vorübergehe, bekomme Schläge.

66. Die Gründung der Stadt Aachen.

(Nach Jos. Müller, Aachens Sagen und Legenden. Aachen 1858, in 8°. S. 1 ꝛc.)

Kaiser Karl der Große war ein eifriger Jäger und nichts liebte er so als das edle Waidwerk, mit dem er sich von seinen schweren Staatsgeschäften zu erholen pflegte. Nun waren aber in der Gegend, wo jetzt die Stadt Aachen liegt, vor Zeiten große Eichen- und Buchenwälder, die in ihrer Abwechselung mit dichten Tannen- und Fichtenwäldern, Sümpfen und Haideſtrecken treffliche Verſtecke für Wild und Raubthiere aller Art abgaben. Es darf alſo nicht Wunder nehmen, wenn der Kaiſer, ſobald er in dieſe Gegend kam, gerade hier am Meiſten mit ſeinem Gefolge jagte. Auf einer dieſer Jagden hatte er ſich jedoch bei Verfolgung eines Hirſches allzuweit von ſeinen Begleitern entfernt und kam ſo im Walde herumirrend zu einem in Trümmern liegenden alten Schloſſe, als er jedoch daſſelbe näher in Augenſchein nehmen wollte, verſank plötzlich ſein Roß mit den Vorderfüßen in einem Moraſt. Der Kaiſer ſtieg von dem Pferde herab um es herauszuziehen und ſah an der Stelle, wo daſſelbe die Erde durchbrochen hatte, heiße Dämpfe und gleich darauf einen Waſſerſtrahl aus dem Boden aufſpritzen. Der fromme Kaiſer ſank auf die Erde und dankte Gott in ſeinem Gebete für dieſe Entdeckung, denn er erkannte ſofort, daß er eine heilbringende Quelle entdeckt habe. Er gelobte gleichzeitig der Jungfrau Maria hier einen Tempel zu errichten und ſich aus dem alten Schloſſe ein Jagdſchloß und eine Pfalz bauen zu laſſen. Das war die erſte Entſtehung des Kaiſerpalaſtes zu Aachen und der Liebfrauenkirche. Nach und nach fand man noch mehrere heiße Quellen in der Nähe ſeiner Burg; dieſe ließ der Kaiſer faſſen und legte ſelbſt Badehäuſer an, die er ſpäter fleißig benutzte.*) Dies iſt das ſogenannte Kaiſersbad geweſen.

67. Der Münſterbau, die Wolfsthüre und der Daumen des Teufels zu Aachen.

(Nach Müller S. 6. ꝛc. Poetiſch behandelt v. Ziehnert Bd. I. S. 12 ꝛc.)

Auf keins der vielen Bauwerke, welche Kaiſer Karl der Große in ſeinem langen Leben unternommen hat, wendete er ſo viel Sorgfalt als auf den Bau des Münſters zu Aachen, er ließ aus Rom und Ravenna Säulen und Marmorſteine, von Verdun große Quadern und aus Steinbrüchen in der Nähe und Ferne Unmaſſen von Material herbeiſchaffen. Anſegis, Abt zu Fontanell in der Normandie, hatte den Plan des Baues entworfen und Karl's Geheimſchreiber Eginhard mußte ihn ausführen, er ſelbſt aber ſah aufs Recht

*) Nach einer andern Sage hätte jedoch zuerſt ein Römer, Namens Granus, die heißen Quellen hier entdeckt und ſich nach Art der Römiſchen Bäder daneben eine herrliche Wohnung erbaut. Man zeigte früher in Aachen einen Thurm, den man des Granus Thurm nannte, und der lateiniſche Name Aquisgranum (für Aachen) ſollte auch von ihm herkommen. Man nannte die Stadt ſonſt auch Neu-Rom, Nova Roma, oder Königliche Stadt, weil die Römiſchen Kaiſer vermöge der goldenen Bulle gehalten waren, hier die erſte Krönung zu empfangen. So lauten auch die alten Verſe:

Urbs Aquensis, urbs regalis,
Regni sedes principalis,
Prima regum curia.

und so kam es, daß die Ausführung des Plans bereits ziemlich weit gediehen war, als der Krieg mit den Sachsen den Kaiser nöthigte, Aachen zu verlassen und ins Feld zu ziehen. Vor seiner Abreise aber ließ er den Senat der jungen Stadt kommen, band ihm die fleißige Förderung seines großartigen Unternehmens auf die Seele und gab ihm, wie er glaubte, hinreichende Mittel, um den Bau zu vollenden. Allein obwohl der Rath der Stadt Alles aufbot, dem Befehle des Kaisers nachzureichen, so vermochte er doch nicht mit dem ihm angewiesenen Gelde auszureichen, sondern konnte zuletzt selbst die Handwerker und Arbeiter nicht mehr bezahlen, was zur Folge hatte, daß die geschicktesten derselben die Stadt verließen und keine Aussicht da war, ohne Bezahlung Ersatz für dieselben zu finden. Gleichwohl hatte aber der Stadtrath dem Kaiser gelobt, vor seiner Rückkehr das Münster fertig zu bauen. So saßen nun die Herren beisammen und zerbrachen sich rathlos die Köpfe, wo sie das benöthigte Geld hernehmen sollten. Da sagte einer aus ihrer Mitte, Geld müsse herbeigeschafft werden und sollte man es vom Teufel selbst leihen. Und siehe plötzlich stand ein stattlicher Fremder unter ihnen, der ihnen ganz offen sagte, er sei der Gottseibeiuns, habe von der Angst und Noth der Väter der Stadt gehört und sei bereit ihnen zu helfen, ja selbst mit Hand anzulegen, daß der Dom bald fertig werde, nur müßten sie sich eine kleine Bedingung gefallen lassen. Die Rathsherrn freuten sich natürlich gar sehr über das Anerbieten, fürchteten aber eine Falle und erkundigten sich nach der kleinen Bedingung, und als sie hörten, diese bestehe darin, daß die erste Seele, welche den Dom nach seiner Vollendung betrete, dem Teufel gehören solle, da erschraken sie freilich und wollten nichts davon wissen. Satanas aber malte ihnen den Zorn des Kaisers, wenn er zurückkäme und den Dom nicht fertig fände, so schlimm vor und meinte, für alles das was er ihnen böte, sei doch eine einzige Seele nur eine sehr dürftige Bezahlung, daß sie schließlich auf den Handel eingingen. Darüber ward denn ein förmlicher Contract aufgesetzt und mit allen Unterschriften des wohllöblichen Stadtraths dem Teufel eingehändigt. Kaum war aber der Pact in den Händen des Letztern, als auch Geld in Hülle und Fülle da war, der Münsterbau ward mit solcher Eile betrieben, daß die Vollendung desselben schneller ging, als sich der Rath gedacht hatte. Denn mittlerweile war der höllische Vertrag zu den Ohren der Bürgerschaft gedrungen und diese gin von der Ansicht aus, daß wie der Stadtrath denselben ohne die Bürger zu fragen, abgeschlossen habe, er nun auch verpflichtet sei, die Seele herbeizuschaffen und da man nun nicht verlangen könne, daß ein Bürger sich zu diesem Opfer entschließen solle, so möge nur einer aus der Mitte des Magistrats in den sauren Apfel beißen und zuerst in den Dom treten.

Da war nun guter Rath theuer, aber wie immer half ein schlauer Mönch dem geängstigten Collegium aus der Noth. Er meinte nämlich, der Teufel habe ja nur die erste Seele verlangt, die zur Thüre des Doms hereingehen werde, dies müsse ja nicht nothwendig eine Menschenseele sein, eine Thierseele werde dies auch thun, und so athmeten die Rathsherrn wieder auf, denn sie sahen, daß der Mönch doch noch listiger sei als der Teufel selbst. Endlich war der Bau fertig und über Nacht brachte der Teufel das schöne, große, broncene Thor zum Haupteingange und hing dasselbe mit eigenen Händen in die Angeln. Am folgenden Tage stand dasselbe aber

weitgeöffnet und hinter demſelben ſaß der Teufel, denn es ſtand zu erwarten, daß heute die Neugierde eine Menge Leute in den Münſter locken werde, und die erſte Seele war dem Vertrage nach ſein. Nun hatten aber die Rathsherren in der Umgegend einen Wolf einfangen und einſtweilen in einem Käfig füttern laſſen, damit er dem Teufel als erſte Seele in den Münſter zugetrieben werde, und ſo geſchah es auch. Mit Blitzes Schnelle fuhr der Teufel aus ſeinem Verſtecke über den Wolf her und riß ihm lebendig die Seele aus. Vor Wuth aber über den Betrug, daß man ihm eine Wolfsſeele ſtatt einer Menſchenſeele geopfert, verließ er mit Heulen und Zähneknirſchen den Münſter und ſchlug in ſeinem Grimm die eherne Thüre mit ſolcher Gewalt hinter ſich zu, daß ſie einen Riß bekam, er ſich ſelbſt aber den Daumen der rechten Hand in einem der Thürknäufe abrenkte, welcher bald erkaltete und heute noch als Wahrzeichen in dem Thürknaufe ſtecken ſoll. Einheimiſche und Fremde bemühten ſich bis jetzt noch vergebens denſelben herauszuziehen, es gelingt wohl, ihn bis zum Rande hervorzuziehen, allein dann ſinkt er immer wieder von ſelbſt in ſeine Höhlung zurück, als wenn der Teufel ſelbſt ihn an ſich zöge. Wem es gelingt, ihn ganz herauszuziehen und ihn dem Domkapitel zu überreichen, der erhält von demſelben ein goldenes Kleid zur Belohnung.

Zum ewigen Andenken an dieſe Begebenheiten ließ der Aachener Stadtrath das Bild des Wolfes in Erz gießen mit einem Loche an der Stelle der Bruſt, wo ihm der Teufel die Seele ausriß, und weil die Seele eines Wolfes einem Tannenzapfen oder einer Artiſchocke gleichen ſoll, hat man auch dieſe in Erz gießen laſſen. Auf ſteinernen Säulen ſtehen dieſe beiden Güſſe an dem Hauptthore des Münſters, der Wolf rechts, der Tannenzapfen links, das Thor ſelbſt aber heißt die Wolfsthüre und jene beiden Bilder ſind die Wahrzeichen der Stadt Aachen, welche jeder Fremde geſehen haben muß.

68. Die Klappergaſſe zu Aachen.

(Nach Müller S. 18 ꝛc.)

Als nunmehr der Kaiſer Karl ſieggekrönt aus dem Kriege mit den Sachſen zurückkehrte, da freute er ſich ſehr, den Münſter vollendet zu ſehen, und ſchenkte um denſelben bald einweihen zu können, alle noch zur Ausſchmückung deſſelben fehlenden heiligen Geräthe. Da nun mittlerweile auf ſeine Einladung Papſt Leo III. ſelbſt nach Aachen kam um den Dom einzuweihen, ſo ſtrömte natürlich eine ungeheure Anzahl von Grafen und Herren, Biſchöfen und Prälaten zu dieſer Feierlichkeit in Aachen zuſammen, und der Kaiſer ſah ſeinen Wunſch, an dieſem Tage 365 Biſchöfe hier beiſammen zu ſehen, alſo gerade ſo viele als Tage im Jahre ſind, beinahe erfüllt, denn es waren wirklich 363 verſammelt, allein Gott wollte ſeinem frommen Sohne wirklich die Freude machen, ſeinen allerdings etwas wunderlichen Wunſch buchſtäblich zu erfüllen, denn in der Nacht vor Einweihung des Münſters erſchien in dem Gewölbe der St. Servatiuskirche zu Maſtricht, wo die Gebeine der heiligen Biſchöfe Monulphus und Gondulphus ruhen, ein heiliger Engel und rief: „Monulphe und Gondulphe ſtehet auf und ziehet gen Aachen zur Einweihung des Münſters.“ Die beiden Biſchöfe erhoben ſich und zogen in vollem Ornate zur Stunde nach Aachen. Eiligen Schrittes zogen ſie

durch die Jacobsstraße und als sie sich dem Münster näherten, zitterten ihre Gebeine vor Freude und Aufregung, so daß sie förmlich klapperten und Viele dies ganz eigenthümliche Geklapper deutlich hörten. Sie traten in das offenstehende Thor des Münsters ein und nahmen zwei von den für die 365 Bischöfe bestimmten Sitzen ein, hierauf weihte der Papst mit der größten Feierlichkeit das Münster ein und nannte es nach des Kaisers ausdrücklichem Wunsche zu unserer Lieben Frauen. Nach der erhabenen Feier aber verließen die zwei Heiligen an demselben Abend die Stadt Aachen und kehrten auf demselben Wege wieder in ihre Ruhestätte zurück. Die Straße aber, durch welche sie an jenem Abend gezogen waren, heißt bis diese Stunde noch die Klappergasse. In Mastricht aber war jene Reise der zwei Heiligen nicht unbemerkt geblieben, denn bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts war in dem Gewölbe der besagten Servatiuskirche die Figur eines Engels zu schauen, welche eine Schrift mit folgenden Worten in der Hand hielt:

Monulphe, Gondulphe, staat oder, vaart,
Wyt Aken dat Münster, seyt God en gepaart! *)

69. Der Loosberg bei Aachen.

(Nach Müller S. 27 ꝛc. Poetisch behandelt von Ziehnert Bd. III. S. 108 ꝛc.)

Als der dumme Teufel mit der Wolfsseele den Münster zu Aachen verlassen hatte und außer dem Schaden auch noch den Spott hatte, da beschloß er, sich auf eine furchtbare Weise an der armen Stadt zu rächen, also daß sie und Alles, was in ihr sei, vernichtet werde. Er flog also durch die Lüfte hinab nach Flandern ans Gestade des Meeres und hob mit Hilfe seiner Unterteufel die größte Düne, die er finden konnte, in die Höhe und legte sich solche wie einen Sack auf die Schulter und flog dann mit dieser Last wieder nach Aachen zurück; weil ihm aber unterwegs der Wind den Sand aus derselben ins Auge trieb, so konnte er zuletzt nicht mehr unterscheiden, ob er den rechten Weg eingeschlagen habe. So kam er denn bis zu dem Soersthal, wo er müde und matt ein altes Weib, welches ihm begegnet, fragte, ob es wohl noch weit von hier nach Aachen sei. In diesem Augenblicke sah aber die Frau an dem Pferdefuß, den er hatte, wer der Fragende sei und wußte natürlich auch, daß er den Sandberg jedenfalls über der Stadt Aachen niederfallen lassen und die Stadt sammt Münster und Kaiserpalast verschütten wolle, sie schleuderte daher schnell ihren Rosenkranz mit dem Kreuze daran auf den Sandhügel. Der Teufel mußte ihn von dieser Kraft besiegt fallen lassen und so fiel er plötzlich nieder und spaltete sich in zwei Berge, von denen der größere der Loosberg (von Los d. h. ledig, frei, oder von Lus d. h. lose, schlau), der andere aber der St. Salvatorberg heißt, zwischen denen die sogenannte Tiefe Gasse liegt. Zur Erinnerung an diese Begebenheit hat man auf die Ostspitze desselben ein Kreuz aufgestellt, welches erst in neuerer Zeit von dort verschwunden ist. Auf dem

*) Als Beweis wie hoch das Aachener Münster und sein Capitel sonst bei den deutschen Kaisern angesehn war, mag dienen, daß jeder derselben sofort nach seiner Krönung daselbst in dasselbe eintrat und sich zum Domherrn wählen ließ. Allerdings war er auch noch zu Cölln, zu Bamberg und bei St. Peter in Rom Canonicus.

St. Salvatorberg ward übrigens späterhin von Ludwig dem Frommen ein Kloſter erbaut.

70. Die Glocke im Dome zu Aachen.

(Nach Müller S. 23 ꝛc. Poetiſch behandelt bei Ziehnert Bd. III. S. 226 ꝛc.)

Obgleich die Einweihung des Münſters durch den Papſt Leo ſtattgefunden hatte, war gleichwohl noch ein fühlbarer Mangel an dem Prachtbau zu bemerken. Es fehlte nämlich noch an einer Glocke, welche die Gläubigen zur Andacht in die Räume des Gotteshauſes rufen ſollte. Da aber die Kunſt des Glockengießens zu jener Zeit noch ziemlich unbekannt war, ſo war der Kaiſer genöthigt, einen Mönch aus St. Gallen, mit Namen Danko zu verſchreiben, der ein berühmter Glockengießer war. Derſelbe kam auch und der Kaiſer ſtellte ihm mit der größten Freigebigkeit alle für ſeine Arbeit nöthigen Metalle zur Verfügung, namentlich gab er ihm auch dreitauſend ſchwere Pfund Silberſtufen, damit der Ton der Glocke ein ſilberheller, weithin ſchallender ſein ſollte, und räumte ihm auch ein beſonderes Gebäude für ſeine Arbeiten ein. Der Künſtler ging auch eifrig an ſeine Arbeit, allein er ließ Niemand zuſchauen und arbeitete blos bei verſchloſſener Thüre, denn er hatte die frevelhafte Abſicht, das Silber für ſich zu behalten und ſtatt deſſelben ſchlechtes Zinn zu verarbeiten. Nach Verlauf von drei Wochen kam er mit der Arbeit zu Stande und als die Glocke aus der Grube gezogen ward, da leuchtete ſie Allen ſpiegelblank wie Silber entgegen und Alle frohlockten über das gelungene Kunſtwerk. Sie ward nun in dem Thurme in die Höhe gezogen und bald ſchwebte ſie hoch oben in ihrer neuen Wohnung, der Kaiſer aber erſchien mit ſeinem ganzen Hofſtaate in Begleitung des Glockengießers und Domcapitels, um die Stränge der Glocke zum erſten Male zu ziehen und ihr ihren erſten Gruß abzugewinnen. Nach einem Gebet an die h. Jungfrau zog er mit aller Kraft, aber die Glocke gab nur einen dumpfen Ton von ſich, und der Kaiſer forderte nun den Danko auf, das Seil zu ziehen, vielleicht daß es ihm gelänge einen beſſern Klang hervorzubringen. Natürlich mußte dieſer gehorchen, er zog mit aller Kraft den Strang, man vernahm kein Geläute, wohl aber das Krachen des Gebälkes im Glockenſtuhl, welches der herabſtürzende Klöppel durchſchlug und im Falle den betrügeriſchen Glockengießer traf und todt niederſchmetterte. Da ſahen Alle das Gericht Gottes, denn im Hauſe Danko's fand ſich das unterſchlagene Silber noch vor.

71. Das Bachkalb oder Baahkauf zu Aachen.

(Nach A. F. Flecken, Einige Aachener Volksſagen S. 46 ꝛc. S. a. Müller S. 137.)

Wenn ſonſt Geſellſchaften in Aachen bis in die ſpäte Nacht beiſammen waren, ſo pflegten ſie ſich beim Auseinandergehen ſcherzhaft zu warnen: „Nämt üch en Aht, dat üch et Baahkauf net krit (hütet Euch, daß Euch das Bachkalb nicht erwiſcht)“ und die Antwort pflegte dann meiſt ein Gelächter oder ein Ausdruck zu ſein, wie: „Die Aue haue Knöp feil (die alten Voreltern hatten immer etwas im Hintergrunde)“ oder: „Bür ſölle et wahl affchödde (wir werden es wohl abſchütteln).“

Das Baa- oder Bachkauf (Bachkalb) ist ein nächtliches thierartiges Gespenst, welches zu Aachen von Punkt eilf Uhr in den verschiedensten verrufenen Gassen z. B. der Fehlergasse, Hinzegasse, Rheigasse ꝛc. sein Wesen treibt und denen, die sich in jenen Gassen Nachts herumtreiben, plötzlich auf den Rücken springt und ihnen aufhockt. Es macht sich furchtbar schwer und drückt den damit Beladenen die Kehle zu, zuletzt wirft es sie durch seine Schwere zu Boden. Eine eigentliche Beschreibung konnte jedoch Keiner von diesem Ungethüm geben, es hatte die Gestalt eines ungewöhnlich großen Kalbes, war aber dabei ganz zottig. Der Kopf war breit und dick, das sich weit öffnende Maul zeigte große, scharfe Zähne, die Augen waren glotzig und leuchteten im Dunkeln wie Feuerkugeln, die Klauen glichen fast Bärentatzen mit scharfen Nägeln, der Schweif aber war mit Schuppen besetzt und schleppte lang über der Erde nach. An Hals und Beinen hatte es Ketten, die gar gewaltig rasselten, wenn es in stiller Nacht über die Straße lief. Sein Hauptaufenthalt war im sogenannten Kolbert, einer Art Halle, durch welche ein heißer Bach, der Abfluß der Bäder fließt und wo in früherer Zeit obdachlose Arme, auch Nachtschwärmer ein Obdach suchten. Es hielt sich aber auch unter den Bänken des Fischmarkts auf. Seine Hauptangriffe waren auf Trunkenbolde und alte und junge Nachtschwärmer gerichtet. Es trieb die, welchen es auffaß, durch die kothigsten Gassen, warf sich auch zuweilen mit ihnen in den Schlamm und wälzte sich dort mit ihnen herum, sonst ließ es sich von ihnen bis zu eines jedweden Behausung tragen, dann sprang es herab und wo möglich gleich wieder einem andern Vorbeigehenden auf den Rücken. Fluchte der, welchem es aufhockte, so machte es sich leichter, betete er aber, so ward es immer schwerer, ging der Weg aber an einer Kirche vorüber, dann sprang es gewöhnlich herab. Einmal kam ein Mann spät Abends aus einem Weinhause; er mußte über den Fischmarkt, doch ehe er noch an dem Kornhause [illegible], hörte er schon das Bachkalb unter den dortigen Fischbänken an der Taufkapelle furchtbar brüllen und sah dann, es war heller Mondenschein, dasselbe sich schwerfällig erheben und auf sich loschleichen. Er eilte längs den Häusern hin, um auf die Rennbahn zu kommen, wo er wohnte. Es gelang ihm auch sein Haus zu erreichen, allein da stand auch das Bachkalb vor ihm. Mit den Füßen schlug er an die Hausthüre, denn er wagte nicht sich umzukehren und rief: „Bäbche, Bäbche, leiffste Kenk! Oem alle dousend Goddes Well, dög op op, et Baabkauf (Bäbchen, liebstes Kind, um Alle tausend Gottes Willen thue die Thüre auf, das Bachkalb ist da!)" Seine Frau sah zum Fenster heraus, eilte so schnell wie möglich herab und siehe da, als sie öffnete, stürzte ihr Mann zur Thüre herein. Sie hatte Mühe ihn herauf zu schleppen, denn er war ganz außer sich und in Schweiß gebadet. Er legte sich hin und ward krank, in vierzehn Tagen aber begrub man ihn. Seitdem jedoch der Kolbert überwölbt ist und darüber in der neuesten Zeit Häuser erbaut sind, läßt sich das Ungethüm nicht mehr sehen.

72. Die Mobesin zu Aachen.

(Nach Müller S. 131. Poetisch behandelt von Flecken S. 37.)

Vor vielen hundert Jahren wohnte in einem großen Hause am Hirschgraben ein böses Weib, welches das Volk die Gräfin Mobesin nannte. Wo sie hergekommen war, wußte Niemand, allein sie gab viel Geld aus, hielt

sich Pferde und Wagen, hatte jedoch mit Niemand Umgang, in die Kirche aber ging sie gar nicht und die Armen bekamen auch nichts von ihr. Am Tage und des Nachts waren Fenster und Thüre stets verschlossen; so still es aber den Tag über war, des Nachts war es dafür sehr unruhig darin, Licht blinkte durch die Läden und es schien große Gesellschaft bei ihr zu sein. Sie hielt sich eine Köchin, die sie jedoch des Nachts in ihre Kammer einschloß. Einst hatte sie dies jedoch vergessen und da dieselbe gerade nicht schlafen konnte, vernahm sie in der Mitternachtstunde aus dem Saale das Geräusch von Becherklang und von Tanzenden, gleichwohl hatte sie keine Gäste kommen sehen. Da ward sie neugierig und schlich sich auf den Zehen hinaus, um durchs Schlüsselloch zu sehen. Auf einmal hörte sie einen gellenden Ruf: „Schwestern, löscht die Lichter aus!" Und auf einmal war die Köchin blind, am andern Morgen aber bestrich die Mobesin ihr die Augen mit einer Salbe, so daß sie wieder sehen konnte und sprach: „Marikathrin (so heißen nämlich in Aachen vorzugsweise die Köchinnen, während die gewöhnlichen Dienstmädchen Trienchen genannt werden) morgen bist Du auch dabei!"

Ein anderes Mal hörte der an ihrem Hause vorübergehende Nachtwächter ebenfalls einen wüsten Lärm aus ihrem Parterre herausschallen, da dachte er, du mußt doch einmal durch die Läden gucken, vielleicht kannst du jetzt etwas sehen. Er stellte sich also an einen Laden und schaute durch eine Spalte ins Zimmer. Da war eine große Tafel gedeckt, um dieselbe, die hell mit Lichtern erleuchtet war, saßen auf Stühlen eine Menge alte und junge Katzen, die fürchterliche Gesichter schnitten, auf dem Tische aber lagen vor ihnen große Goldhaufen. Den Ehrenplatz aber nahm die große schwarze, in der ganzen Stadt bekannte Lieblingskatze der Mobesin ein.

Diese Katze war aber im Hause der bösen Frau ein gefürchtetes Thier, denn jeder Handwerker, der dort etwas zu arbeiten hatte, mußte von ihr leiden. Sie schlich stets um die Arbeitenden herum und schien sie zu beobachten; wenn einer einen heimlichen Schnaps nehmen wollte, da stieß sie ihm gewiß das Glas oder die Flasche um und wenn namentlich die Maurer mit Feueranschlagen die Zeit vertrödelten, da wußte sie es so einzurichten, daß sie sie stieß, so daß sie sich mit dem glühenden Schwamm die Finger verbrannten. Dies that sie auch einmal einem Dachdecker, der gerade auf dem Dache Ziegel einzog, dieser aber wüthend vor Schmerz griff nach dem Hammer, schlug nach ihr und traf sie so gut, daß er ihr von der Vorderpfote drei Zehen abschlug und das Blut hervorquoll. Die Katze floh brüllend zum Dachfenster herein und unmittelbar darauf hörte man im Hause Schreien und Lärmen. Der Kutscher kam herausgelaufen und rief, seine Herrin sei schwer verwundet. Der Arzt ward geholt und fand, daß der Gräfin drei Finger an der rechten Hand fehlten, welche von einem stumpfen Instrument abgeschlagen zu sein schienen. Da nun dieselbe aber nicht angeben konnte, wo und wie sie die Finger eingebüßt hatte, so suchte man im ganzen Hause nach und fand dieselben schließlich in der Dachrinne. Da aber der Dachdecker aussagte, daß er ihrer Katze zuvor drei Zehen abgeschlagen hatte, so war kein Zweifel mehr, daß sie eine Hexe sei, die sich in eine Katze verwandeln könne. Sie ward gefangen gesetzt und zum Tode verurtheilt, auch auf dem Marktplatze zu Aachen verbrannt, allein wo sie ihre Schätze hin versteckt hatte, gestand sie nicht ein.

73. Die buckligen Musikanten.

(Nach A. Neumont, Rheinlands-Sagen. Cöln u. Aachen o. J., in 8. S. 78 und Jos. Müller a. a. O. S. 122 ꝛc.)

Am Tage St. Matthäi im Jahre 1549 kam ein armer buckliger Spielmann spät in der Nacht nach Aachen von einem Dorfe zurück, wo er bei einer Hochzeit aufgegeigt hatte. Halb im Taumel, denn er hatte sich den Hochzeitstrunk wohl schmecken lassen, achtete er nicht auf die Zeit und gerade stand er vor dem Münster, als die Thurmglocke desselben Mitternacht schlug. Da wurde ihm Angst und bange, denn er glaubte Eulengeschrei und Gezwitscher von Fledermäusen um sich zu hören, er eilte also seiner Wohnung zu, die auf der Jacobstraße gelegen war. Als er aber den sogenannten Pervisch (vom lat. parvisium) oder Fischmarkt betrat, da schimmerten alle Fischbänke mit schneeweißen Tischtüchern belegt und von unzähligen Lichtern erhellt ihm glänzend entgegen, köstliche Speisen waren in goldenen und silbernen Schüsseln aufgetragen und perlender Wein blinkte in großen Krystallkrügen. Um die Tische herum aber saß eine große Menge reichgekleideter Damen und ließ es sich herrlich schmecken. Erschrocken hockte sich der Spielmann in eine Ecke, denn es fiel ihm ein, daß heute ja die Quatembernacht sei und da die Hexen ihren Spuk treiben. Doch es war zu spät, eine der dort sitzenden Damen hatte ihn bereits bemerkt, sie stand auf und nöthigte ihn an ihren Tisch; als derselbe aber mit klappernden Zähnen und schlotternden Knieen vor ihr stand, da redete sie ihm zu, Muth zu fassen, es solle sein Schade nicht sein, wenn er ihnen ein lustiges Stücklein vorspielen wolle, sie reichte ihm auch einen Becher Weins, und als er denselben geleert, da nahm er die Geige zur Hand und fing lustig zu fiedeln an. Da wurden eilig die Bänke mit Allem, was darauf war, bei Seite geschafft, die Damen, unter denen er manche vornehme Frau aus der Stadt zu erkennen glaubte, erhoben sich allzumal bei dem Tone der Geige und bald wirbelten die Paare durcheinander. Nun aber ging es immer schneller und schneller und der Spielmann geigte, wie von unsichtbarer Hand getrieben, immer toller darauf los, so daß er mehrmals vermeinte, die Saiten müßten in tausend Stücke zerspringen und ihm Hören und Sehen vergehen. Indeß sausten die Paare noch immer durcheinander im Reigen, während sein Arm kräftig den Bogen führte, und sein Spiel so stark wurde, daß es ihm vorkam, als wenn ein ganzes Concert von Geigen und gellenden Flöten hinter ihm aufgestellt sei, welche alle in seine Töne einstimmten. Da summte plötzlich die Thurmuhr drei Viertel auf-Eins und plötzlich hielten die Paare in sichtbarer Erschöpfung inne, Alles wurde wieder mit einem Male ruhig und in seine vorige Ordnung gerückt. Unentschlossen stand aber der Spielmann da, nicht wissend, ob er bleiben solle oder gehen dürfe. Da trat die frühere Dame wieder zu ihm heran und sprach: „Bravo, Spielmann, Du hast uns wacker vergnügt, darum soll Dir auch der gebührende Lohn werden." Und damit hatte sie ihm bereits das Wamms ausgezogen und ehe er noch recht zur Besinnung kommen konnte, war sie schon hinter ihn getreten und hatte ihm mit einem Griffe seinen Höcker abgenommen. Wer war froher als der arme Geiger, dankdurchdrungen wollte er vor seiner Wohlthäterin niederfallen — da aber schlug es Eins und mit diesem Glockenschlage waren

Damen, Lichter und Mahl verſchwunden, und der Spielmann ſtand ganz allein auf dem Platze. Daß es aber kein Traum geweſen, was ihm begegnet, davon überzeugte er ſich, als er ſeinen Rücken anfühlte, derſelbe war ſchlank und glatt, kein Höcker war mehr da und als er in ſeine Taſchen griff, die ihm ungewöhnlich ſchwer vorkamen, da fand er eitel Goldſtücke, und eilte als zweifach glücklicher Mann in ſeine Wohnung. Dort aber erkannte die harrende Frau ihren verwandelten Mann faſt nicht mehr wieder, bis ihr ſeine Erzählung die Begebenheit der verfloſſenen Nacht kund machte. Da dankte die Frau dem Himmel für das ihnen widerfahrene Glück und am andern Morgen ward die Geige, die ſo viel Heil ins Haus gebracht, unter dem Bilde des Schutzpatrons aufgehangen und fortan zum ewigen Gedächtniß für Kinder und Kindeskinder als ein Heiligthum bewahrt.

Des armen Spielmanns Glück wurde nun aber bald in der Nachbarſchaft bekannt und erregte ihm viele Neider, namentlich ärgerte ſich ein Camerad von ihm, ein häßlicher, buckliger Geſelle, am Meiſten darüber. Er dachte alſo Tag und Nacht darauf, wie auch er gerade werden möchte und ſo begab er ſich auf St. Gerhardi Nacht um die zwölfte Stunde ebenfalls nach dem Perviſch. Dort fand er richtig auch daſſelbe Gelage und ward gerade wie ſein Camerad von einer der Anweſenden zum Spielen aufgefordert. Aber als er ſeine Weiſen zu ſpielen anfing, da verdrehten ſich die luſtigen Tanzmelodieen in Sterbelieder und Trauermärſche, und es erhob ſich um ihn ein hölliſches Gepfeife und Geziſche und die Paare drehten ſich trübſelig und langſam im Kreiſe. Der Spielmann aber, noch immer vermeinend, ſeine beſten Melodieen vorzutragen, muſicirte ſtark darauf los und erwartete nun, da der Tanz vollendet war, nichts weniger als einen noch reichern Lohn, denn ſein Vorgänger, und trat keck an die Tafel und redete die vorſitzende Dame, in welcher er die Frau des Bürgermeiſters zu entdecken wähnte, frech an und fragte ſie „ob er denn für ſein ſchönes Spiel nicht einen beſſern Lohn verdiene, als der Stümper, den ſie neulich ſo beſchenkt habe?“ Da nahm die Dame im Nu den Deckel von einer ſilbernen Schüſſel und ehe er ſichs verſah, klebte der darin aufbewahrte Höcker ſeines Geſellen vorn an ſeiner Bruſt. So ſtand denn der Neidhart mit dem doppelten Bollwerk umgeben wie eingewurzelt da, bis beim erſten Schlage der Morgenſtunde der Spuk verſchwand und der arme Teufel ſich mit der zweifachen Laſt nach Hauſe trollen mußte, um ſie bis an ſeinen Tod mit ſich herum zu tragen.

74. Wie Kaiſer Heinrich II. der Schwiegerſohn Kaiſer Conrads II. geworden iſt.

(S. Curieuſer Antiquarius S. 550. 624.)

Der Schwäbiſche Graf Diepold hatte im Jahre 1024 in Abweſenheit des Kaiſers Conrad II. den Landfrieden gebrochen und mußte deshalb das Land meiden. Er floh in den Schwarzwald und verbarg ſich da mit ſeiner Gemahlin in einer wüſten Mühle. Da begab es ſich, daß der Kaiſer auf der Jagd in jener Gegend von der Nacht überfallen ward und genöthigt wurde, in dieſer Mühle ein Nachtquartier zu ſuchen. Der Graf machte ſich alsbald aus dem Staube, die Gräfin aber mußte dableiben, denn ſie ſollte

niederkommen, und gebar auch noch in derselben Nacht einen Sohn. Der schlafende Kaiser hörte aber im Traume eine Stimme, welche zu ihm sprach: „Dieser Knabe soll allein Deines Reiches Erbe sein.“ Dem Kaiser stand natürlich ein solcher Erbe nicht an und er befahl also einem seiner Diener, das Kind zu ermorden und ihm das Herz desselben zu bringen. Der Diener aber hatte Mitleid mit dem Kinde, legte es im Walde auf einen zwieselichten Baum und brachte dem Kaiser unterdessen das Herz von einem Hasen. Am andern Morgen reiste zufällig der Herzog Ernst von Schwaben durch den Wald und hörte das Kind weinen, nahm solches mit nach Hause zu seiner ohnehin unfruchtbaren Gemahlin und erzog es als ihren Sohn, gab ihm auch den Namen Heinrich. Viele Jahre nachher sprach Kaiser Conrad II. beim Herzog Ernst zu Ravensburg ein und nahm dessen angeblichen Sohn halb und halb mit Gewalt an seinen Hof. Indessen kam ihm unter der Hand der Gedanke, es könne dieser Heinrich vielleicht gar jenes Kind aus der Mühle sein. Er schickte also den jungen Menschen mit einem Uriasbriefe an seine Gemahlin, die sich damals gerade zu Aachen aufhielt und schrieb darin: hunc puerum necabis, nisi ipsa perire velis (diesen Jüngling wirst Du ermorden lassen, wenn Du nicht selbst des Todes sein willst). Heinrich nahm nun aber unterwegs zu Speier sein Quartier bei einem Domdechanten. Dieser Mann visitirte aber während jener schlief, aus Neugierde sein Reisegepäck, fand darin des Kaisers Brief, brach ihn auf, las ihn und corrigirte die Worte: hunc puerum necabis in: huic puero filiam dabis (diesem Jüngling sollst Du unsere Tochter zur Frau geben). Sobald er zu Aachen angekommen war, ward ihm natürlich ohne Bedenken die kaiserliche Prinzessin zur Gemahlin gegeben, der Kaiser aber erkannte hieraus die wunderbare Fürsehung Gottes und nahm den jungen Heinrich zu seinem Nachfolger an.

75. Ludwig der Fromme im Loosberg.

(Poetisch behandelt von Flecken S. 1 ꝛc.)

Der obengenannte auf der Nordseite Aachens liegende Loosberg wird zuweilen auch der Loisberg genannt, weil man sagt, Kaiser Ludwig der Fromme (814 — 840) ruhe hier von seinem drangsalvollen Leben in einem unterirdischen Schlosse aus. An den Wänden des Saales ist Alles voller Edelsteine, der Boden von Silber, die Decke von Gold. Mitten in dem großen Raume aber steht ein Marmortisch, schwarz von Farbe, aber mit Gold ausgelegt, an diesem sitzt der Kaiser im Prachtornate und schläft. Zuweilen aber schreckt er aus seinem Schlummer auf und sagt zu dem Knappen, der an der Thüre Wache hält, er solle seinen Rappen besteigen und ihm Kunde aus der Oberwelt bringen. Da jagt der Knappe durch eines der vier diamäntnen Thore, welche zu dem Palast führen, und zwar durch das nach Norden, denn die andern bleiben stets verschlossen, und schließlich kommt allemal ein Gewitter, welches den Berg mit Blitz und Donner umbraust.

76. Das Wunderbild zu Moresnet.

(Poetisch behandelt bei Flecken S. 27 ꝛc.)

Anderthalb Stunden von Aachen liegt das Dörfchen Moresnet, ein Wallfahrtsort in romantischer Gegend, im Frühling durch den Gesang zahl-

reicher Nachtigallen verschönert. Einst zog ein Pilger durch den damals dort befindlichen Wald, da kam er an einen alten Eichbaum mit bereits morschem Gipfel, allein im Vorbeigehen kam es ihm vor, als wenn eine Stimme aus den Blättern desselben zu ihm sage: „Wandersmann stehe still und höre mich!“ Er schaute den Stamm verwundert an und sah hoch oben am Stamme ein Muttergottesbild mit Grün geziert und mit Rinde zart umrahmt, von demselben ging aber ein lichter Glanz aus und die h. Jungfrau neigte sich herab zu ihm und sprach, ich bin die Mutter des Heilands, gehe hin nach Aachen und verkünde, was Du gesehen hast. Und er that, wie sie befohlen, er eilte in die Stadt und verkündete das Wunder, von Stund an aber zogen Gläubige hinaus zu der Eiche und erbauten eine Kapelle daselbst, wohin jetzt noch eifrig gewallfahret wird.

77. Der Kindertanz auf dem Friedhof Engelbend zu Aachen.

(Poetisch behandelt von Flecken S. 29 ꝛc.)

Der erste Kirchhof der Stadt Aachen lag vor dem Cölner Thore daselbst und ist jetzt eine eingezäunte Wiese, worauf hohes Gras wächst. Es konnten dort wegen des feuchten Bodens keine Grabdenkmäler errichtet werden und darum wählte man einen neuen Friedhof. Dieser liegt außerhalb des Adalbertsthors ¼ Stunde von der Stadt und heißt Engelbend. Er soll aber seinen Namen davon haben, daß in jeder Allerseelen Nacht jene zwei Kindlein, welche dort zuerst begraben worden sind, als Engel aus ihren Gräbern aufstehen und von Zwölf bis Eins mit allen übrigen hier schlafenden Kindern um die moosigen Grüfte einen lustigen Reigen tanzen und frohe Lieder dazu erschallen lassen.

78. Die Erscheinung auf dem Galgenfelde bei Aachen.

(Poetisch behandelt von Flecken S. 24 ꝛc.)

Hoch und frei liegt das Aachner Königsthor und zehn Minuten weiter das sogenannte Galgenfeld. Da stand vor alten Zeiten Galgen und Rad, wo mancher arme Sünder sein Leben hergeben mußte, und da brannte mancher Scheiterhaufen für Hexen und Zauberer. Auf diesem Felde wächst durchaus nichts, in der Mitte desselben aber steht ein hoher Eichbaum. Man sagt nun, daß um die Mitternachtsstunde die Seelen der dort Hingerichteten aus ihren einsamen Gräbern aufsteigen und sich um den Baum schaaren, dann kommt der Priester, der sie zur Richtstätte geführt hat, und rings umher erblickt man geisterhafte Zuschauer. Hat nun der Geistliche für sie gebetet, dann versinkt Alles wieder in die frühere Stille und die Geister der Gerichteten suchen ihre Gräber wieder.

79. Der Hinzenthurm.

(Nach A. Reumont, Rheinlands Sagen S. 91 ꝛc. cf. Müller, Aachens Sagen S. 111 ꝛc.)

Im alten Limburger Lande, dort, wo die Emmaburg sich auf steilen und schroffen Steinmassen erhebt, gab es in den Felsen viele, jetzt meist

verschüttete unterirdische Gänge, in denen ein Kobold-geschlecht, welches man die Hinzen- oder Heinzenmännchen nannte, sein Wesen trieb. Bei Tage ließen sie sich gar nicht sehen, bei Nacht aber ging es desto toller zu. Denn sobald die Mitternachtstunde geschlagen, schwärmten sie weithin durch die Umgegend und machten ein solches Getöse und Geklapper an den verschlossenen Hausthüren, daß die Einwohner nicht anders vermeinten, als es ziehe der leibhafte Satan mit seinem wilden Heere durch Straße und Flur. Das dauerte denn eine gute Weile, bis endlich mit dem Glockenschlage Eins der Lärm sich allmälig nach den Felsenklüften zurückzog und man daraus wohl schließen konnte, daß nun die Hinzemännchen wieder nach Hause zurückgekehrt seien. Dort fing alsdann ein lustiges Schmausen und Jubiliren an, in ihren Grotten ward es plötzlich helle und manch verirrter Hirt und Wanderer hat, von dem wundersamen Lichterschein gelockt, es staunend mit angesehen, wie das kleine Völkchen lustig und wohlgemuth, um langgedeckte Tafeln gelagert, sich an den köstlichen Speisen und edeln Weinen ergötzte. Ja einstens belauschte ein kecker Jägerbursche, der sich tiefer in die unwegsame Schlucht hineingewagt, die lustigen Zecher, wie sie mit ihren kleinen goldenen Bechern zusammenstießen und fröhliche Zechlieder sangen. Doch theuer mußte der Lauscher seinen Vorwitz bezahlen, denn von dem Augenblicke an, da er den staunenden Nachbarn das Gesicht dieser Nacht erzählte, verfiechte er zusehens an Leib und Gemüth. Der Geisterlieder Weise lag ihm immerdar im irren Sinne, und als das nächste Zwielicht die Umrisse des Gebirges umhüllte, summte er noch einmal den Schlußreim eines der gehörten Lieder vor sich hin und eilte in wildem Sprunge dem Felsgeklüfte zu. Nie hat eines Menschen Blick ihn wiedergesehen.

Der unausgesetzten Beunruhigung müde sannen indessen die Bewohner der Gegend allesammt, wie sie sich von dem Spuke der kleinen Koboldleutchen sichern und davon befreien könnten. Beschwörungen, die aus dem Munde frommer Priester kamen, richteten nicht viel aus, denn wenn sie sich auch eine kurze Zeit ruhig verhielten, kehrten sie doch sehr bald dem heiligen Werke zum Trotz zurück und begannen ihr altes Treiben von Neuem. Da vereinigten sich endlich alle Bewohner des Gaues, auf gemeinschaftliche Kosten eine Kapelle und zwar dicht an dem Felsengrunde der Emmaburg zu erbauen und förderten rasch diesen Entschluß zur That. Bald stand des heiligen Kreuzes Zierde auf dem neuen Gotteshause und zur Stunde, als sein geweihtes Glöcklein die Gläubigen zur heiligen Messe rief, war auch der Hinzlein Spuk aus Felsen und Gegend fortgebannt.

Kaum hatten aber die erlösten Landleute dem hochweisen Magistrat der freien Reichsstadt Aachen Anzeige von dem Verschwinden der Hinzen aus der Umgebung der Emmaburg gemacht, so ging in Aachen selbst der Teufelsspektakel los. An dem äußersten Stadtwalle zwischen dem Sandkaul- und Cöllnerthore stand ehemals ein hoher Mauerthurm, dessen unterirdische Gänge weit hinaus ins Land führten. Niemand hatte bisher seine unerforschten Tiefen zu betreten gewagt, denn schaurige Sagen gingen von ihnen umher. Dort schlugen nunmehr die Kobolde ihren Wohnsitz auf und trieben es da eben so bunt, wie vorher in ihrem Felsenpalast. Vorzüglich wurden aber die Bewohner der Cöllnerstraße von ihnen geplagt. Zu gewissen Zeiten des Jahres, welche durch mancherlei Vorzeichen wie z. B. ein leises Pochen

an der Hausthüre, ein Picken und Knistern auf dem Heerde, oder ein Geraſſel unter dem Küchengeſchirr angekündigt wurden, hielten die Heinzen großes Feſt und die Einwohner waren alsdann genöthigt einen Theil ihres Haushalts, irgend ein kupfernes blankgeſcheuertes Geſchirr dazu herzugeben, wenn ſie ſich den nächtlichen Frieden erkaufen wollten. Denn in dem Hauſe, vor deſſen Pforte um die zehnte Stunde ein ſolches Geſchirr nicht ſtand, oder in welchem gar einer der Inſaſſen ſich eine Aeußerung des Unglaubens erlaubte, da konnte man darauf rechnen, daß auch kein Menſch mehr ein Auge zuthun konnte. Gepolter, Trepp auf Trepp ab, Geziſch und Geheul in Rauchfang und Gängen, kurz ein wahrer Höllenlärm verſcheuchte den Schlummer aus ſeinen Wänden. Dem Spötter aber ergings noch jämmerlicher, er wurde von unſichtbaren Händen dermaßen auf ſeinem Lager herumgezerrt und gequält, daß man ihn des Morgens wie halbtodt im Bette fand. Ja einmal hat es ſich ſogar begeben, daß zwei kühne Kriegsgeſellen, die in dem Hauſe zum Wildenmann, wo jetzt der Gaſthof zur kaiſerlichen Krone iſt, in Quartier gelegen hatten, den Hausherrn weidlich ob dem vorerwähnten Keſſelſetzen aufzogen und ſich vermaßen, daß die Hinzlein ſtatt blanker Geſchirre ihre blanken Degen finden ſollten. Weshalb ſie denn auch nicht zauderten, ſondern als die zehnte Stunde ſchlug, ſich mit gezogener Wehr vor die Hausthür ſetzten und wacker zechten. Bald aber hat man nicht weiter ihr luſtiges Singen gehört, ſondern mit Verwunderung wahrgenommen, daß ſie in Zwiſt gerathen und als ein Paar blutdürſtige Raufbolde, einer dem andern unaufhörlich: „Hinz, Hinz!“ zuſchreiend ſelbander zu Leibe gegangen, unter welchem Geſchrei ſie ſich auch durch das Hinzengäßchen bis vor den alten Mauerthurm getrieben, an deſſen Fuß man ſie am andern Morgen, einer von des andern Schwert durchrannt, in ihrem Blute gefunden.

Solche ſchreckensvolle Beiſpiele mußten die Bürger vor ähnlichem Frevel warnen und darum blieb der Hinzlein Mahnung nie ohne Erfolg und vor jeder Hausthüre ſtand allabendlich richtig ein kupfern oder irden Geſchirr zu ihrem Gebrauche bereit. Kam nun die Mitternacht heran, dann zog ein lärmendes Getümmel durch das, noch bis auf den heutigen Tag nach ihnen benannte Gäßchen bis gegen den Wildenmann in der Königsſtraße heran, hier aber theilte es ſich rechts und links, und nachdem es trapp, trapp, trapp durch das Stadtviertel die Runde gehalten, packte jedes Hinzlein ſeinen Keſſel auf und eilte dem Thurme zu. Da wurde gejubelt bis zum Sonnenaufgange, des andern Morgens aber fand jeder Eigenthümer ſein Kochgeſchirr wieder blank und ſauber vor ſeiner Thür, diejenigen ausgenommen, welche ihnen ihre Keſſel nicht vollkommen rein überliefert hatten, denn ſolche fanden nicht allein dieſe, ſondern auch ihr ganzes Haus über und über mit Koth und Schmutz beſchmiert.

So trieben es die luſtigen Kobolde viele Jahre hindurch und waren bereits in den Gaſſen vollſtändig heimiſch geworden, da verſcheuchte die Einweihung des Regulirherren-Kloſters ſie aus ihrem Aufenthalte. Seit dieſer Zeit hat man nichts mehr von ihnen gehört noch geſehen, aber obwohl der alte Thurm, wo ſie gehauſt, längſt in Schutt liegt, ſo ruft doch der Name Hinzengäßchen den Bewohnern Aachens ihr Daſein hier ſtets ins Gedächtniß zurück.

80. Arimaspes und Eptes zu Trier.

(Poetisch behandelt von Ph. Laven, Trier und seine Umgebungen. Trier 1851 in 12. S. 3 ꝛc. nach den Gesta Trevir. C. 10.)

In dem Marsthore soll das Grab eines römischen Senators sein, genannt Arimaspes, der soll, nachdem er einen Räuber, Namens Eptes, zum Tode verdammt, hierher gezogen sein, um hier sein Alter im Schooße seiner Familie ruhig zu verleben. Mittlerweile war es aber dem Bösewicht gelungen zu entfliehen, der einzige Gedanke desselben aber war, wie er sich an dem, der ihn zu so schwerer Strafe verurtheilt, rächen könne. Er durchzog ganz Italien, ohne ihn zu finden, als er aber über die Alpen kam und in das schöne Rheinland gelangte, war er glücklicher, denn in Trier hörte er den ungewöhnlichen Namen seines Feindes und beschloß nun hier sich an demselben, der von seiner Ankunft nichts ahnte, blutig zu rächen. Als nun Arimaspes eines Abends nach Hause kam, da fand er sein Haus offen und als er entsetzt hineineilte, kam ihm Eptes mit blutigem Schwerte entgegen und stieß es ihm ins Herz. Er hatte in einer Nacht den Hausherrn mit Gemahlin und Kindern ermordet. Der Unglückliche erhielt an dem erwähnten Thore ein prachtvolles Grabmal.

81. Die Teufelskirche zu Trier.

Nach Dielheim's Antiquarius des Necker-, Main-, Lahn- und Moselstroms. Frankfurt a. M. 1740 S. 639 und einer andern poetisch ausgeführten Sage bei Laven S. 5 ꝛc.)

Die Simonskirche (nicht Domkirche) zu Trier soll ein Werk des Teufels sein. Sie liegt auf einem Hügel, so der einzige in der ganzen Stadt ist und stellt ein längliches Viereck vor, welches von lauter aschefarbigen und so großen Steinen aufgeführt ist, daß man kaum glauben kann, wie Menschenhände vermögend gewesen sind, dieselben dorthin zu wälzen und auf einander zu setzen. Nach der einen Erzählung hätte der einstige Erbauer derselben sich des Satans Hülfe dabei bedient und ihm vorgespiegelt, er wolle allda ein Hurenhaus anlegen und Spieltische darin aufrichten, worunter er die Altäre verstand, wie denn diese Altäre auch in der That nicht ganz gerade, sondern ein wenig abhängig sind. Als aber die Kirche fertig war, habe derselbe gemerkt, daß er betrogen sei und mit der Tatze in die Mauern gegriffen um sie einzureißen, sei aber durch einen frommen Priester daran verhindert worden! Da habe er bei der schnellen Flucht eine Kralle verloren und das sei das Horn, welches zu Ende des 16. Jhdts. in der Kirche noch an der Mauer hing und als Teufelsklaue gezeigt ward.

Nach der zweiten Erzählung hatte sich der Teufel, als gerade der Trierer Stadtrath beisammen gesessen, um sich während des Baues der genannten Kirche über die Ausschmückung derselben zu berathen, demselben mit dem Anerbieten vorgestellt, er wolle sie so hoch und so schön bauen wie keine andere im deutschen Reiche zu finden sei, und damit Schlag Zwölf in der Christnacht fertig sein, auch noch die beiden Pfortenflügel vom Capitol zu Rom holen und hier als Thorpforte einhängen, wenn man ihm die Seele des ersten Beters in der fertig gewordenen Kirche bewillige. Dies hatte der Stadtrath auch bewilligt und dem Teufel verbrieft, derselbe auch sein Wort gelöst, und als die Glocke zur Christmesse ins neue Gotteshaus ge-

rufen, da hatte er blos noch die Capitolthüren zu holen gehabt, er hatte dieselben auch herbeigeschafft, allein unterwegs vor Müdigkeit sich auf der Spitze des Montblanc niedergelassen um kurze Zeit auszuruhen. Da ist ihm dort ein wunderschönes Frauenbild entgegengetreten und hat ihn durch ihre Unterredung so zu fesseln gewußt, daß er die Zeit versäumte und plötzlich der Morgen graute, dann hat sie sich ihm als die Mutter Gottes zu erkennen gegeben und ihm gestanden, daß sie absichtlich ihn getäuscht habe, damit er zu spät kommen möge. Als nun der Teufel nach Trier kam und über der Kirche schwebte, da sprach gerade der Priester darin nach Beendigung der Messe den Segen und der betrogene Teufel warf vor Wuth die schweren Pfortenflügel auf das Dach der Kirche, zwar zerschlugen sie dasselbe und das darunter befindliche Gewölbe, allein verletzt ward keiner der Beter die darin waren, und zum Andenken ließ man seitdem stets eine Oeffnung im Kirchendache klaffen.

82. Das alte Trier und seine Wahrzeichen.

(S. Curieuser Antiquarius S. 607. Laven S. 57.)

Trier, die frühere Residenz eines der geistlichen Churfürsten, des sogenannten Erzkanzlers des h. Röm. Reichs durch Gallien, der auch sonst bei der Wahl des deutschen Kaisers die erste Stimme hatte, galt für die älteste Stadt (nächst Solothurn) in Europa nach dem alten Verse: Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis *) d. i. Tausend und dreihundert Jahr stund Trier eh' Rom gebauet war.

Die Gegend freilich stand sonst in ziemlich schlechtem Geruche, denn die Astrologen nannten sie Cloaca Planetarum, weil der Himmel dort stets voll Wolken und Regen ist. Man erzählt aber, daß sich dort in einem See, so lange als die Churfürsten bestanden, zu gewissen Zeiten ein ungewöhnlich großer, gänzlich unbekannter Fisch habe sehen lassen, der stets den Tod des Landesfürsten angezeigt habe.

Als Wahrzeichen von Trier gilt aber das sogenannte Trebeta-Bild auf dem Stadthause daselbst. In der Mitte desselben ist der angebliche Gründer der Stadt Trier, Trebeta, der Sohn des Assyrischen Königs Ninus mit Turban und Königsmantel abgebildet, er trägt auf dem Schooße und auf jeder Hand ein Gebäude mit Thürmen. Unterhalb Trebeta befindet sich Ninus, auf dem Haupte eine Königskrone tragend, worin die Worte zu lesen sind: Ninus Rex. Links steht ein Mercurbild, das zwischen zwei Magnetsteinen schwebt, rechts ein Jupiter, welcher eine Schale mit emporlodernder Flamme hält. Außerdem befindet sich hinter Trebeta's Haupte und in jeder der beiden untern Ecken ein Thürme tragendes Gebäude, so daß im Ganzen sechs solcher Gebäude auf dem Bilde vorhanden sind. Oben über der Mitte des Gemäldes ist ein Wappen, woran eine Schleife hängt. Auf letzterer stehen die Worte:

Trebeta, vonn Erenn schon
Dregt Trier, die edell Kron.

*) Ein anderer Vers lautet: In Celtis nihil est Solodurо antiquius urbis
Exceptis Treviris, quorum ego dicta soror.

Unterhalb Trebeta und Ninus lieſt man:

Semiramis, ein Kinigin
Des Reichs von Aſſirien
Nini des Kinigs etlich Gemachel,
Ihr genuegiſt nit die große Zahl,
Die Land und Luidt, die ſy beſas,
Die Welth ir zu klain was
Dar zu als uns die Schrifft ſacht,
Wart us dem Reich verjagt,
Ier Stief Sun, Trebetha genanth,
Der verlies ſins Vatters Land,
Und bauth Trier, die edell Stath,
Die iren Namen da von hath.
Und wiert erkanth das Haubt und Kron
Vor andern Stedten in Europen ſchon,
In dem dritten Tail der Welth
Des Aller halben vuir gezelth,
Die loblich Stath an ſich gebracht
Durch iere Weisheit, Kraft und Macht:
Strasburg, Baſell und Kollen mit Streit,
Darzu Wurms, Mentz mit der Zeit,
Mit vil andern Flecken und Schlos,
Mit Land und Leudt, die ſy beſas ierer gros
Und herrlich an Dienſten, Silber und Golt;
Den ſy auch behielt
Gueten Schirm und Frid
Nach der Statt und Rom Sitt,
Der ſy ſich gleichet an Ars und Regiment
So das ſy dar nach wart genent
Der ander ſteten ein Bloem,
Das ander und dis zweith Rom.

Unterhalb der Figur des Ninus ſteht noch:

Schrift und Figur iſt gemacht
Wie das Original mit ſich bracht.

Links über dem Mercur lieſt man:

Vor Chriſtus Geburt Trier die alte Stat
Zway duſent acht und nuinzig Jar gebuit wart;
Drey duſent hundert ſybenund ſybenzig Jar
Nach Anfang der Welt iſt angefangen ſunder far;
Duſend drey hundert Jar vor Rom
Ward uffgericht Trier, die edle Kron.

Unter dem Mercur ſteht:

Von Eiſen was gegoſſen ein Bilde hoche,
Mercurius genent, der im Tempel floge,
Solches zwaier Magnetenn Krafft
Inn der Luffth ſchwebenn macht.

Rechts über dem Jupiter ſtehen die Verſe:

Man liſth von Noe, dem ſer althen Mann,
Alſo wie er drey junger Suin gewann:
Ham, Sem, Japheth werden ſy genanth
Der erſt Affricam, der zweit Aſiam erfult hath,
Japheth der drith, Europam er allain beſas;
Daß Trier das Haubth und die Bluemen was.

Unter dem Jupiter endlich lieſt man:

Von Marmell ein Bild, Jupither genanth
Ein blatthenn hielt es in ſeiner Hanth,
Das was von Liſchteun gemacht ſo guet
Das Weihrauch da in rauchet ſunder Gluet.

Am Ende der Inſchrift ſteht: 1559 Cl. Markar fecit 21. Aprilis 1684. Uebrigens exiſtirt noch ein zweites Gemälde, dem hier beſchriebenen ziemlich gleich, nur mit der Unterſchrift 1559; der Maler Markar aber ſtarb 1724.

Andere Wahrzeichen sind noch: der große Christoph am Römerthor, dann der Eulenspiegel auf der Marktfontaine und der Stein beim Dome, der sogenannte Teufelsstein, den einst der Teufel dorthin unter Donner und Blitz geworfen haben soll, weil er sich ärgerte, daß auf den Pforten des Römerthors dort eine Kirche erbaut worden war. Neuerdings bezeichnet man noch das schiefe Fenster an der St. Laurentiuskirche (Liebfrauenkirche) unmittelbar über dem Eingangsportale als viertes.

Die Volkssage aber erzählt, Trebeta der Stiefsohn der Assyrischen Königin Semiramis sei, von der unkeuschen Liebe derselben verfolgt, zu Schiffe gegangen und habe nach langem Herumirren in Afrika und Europa sich endlich hier im jetzigen Gebiete von Trier niedergelassen, eine Stadt erbaut, die nach ihm Trevíris genannt worden sei, und sei nach seinem Tode auf Veranstaltung seines Sohnes Herot göttlich verehrt worden. Auf der Höhe des Marsberges, dem jetzt sogenannten Franzenknöppchen, sei er beerdigt worden.

83. Die Sage vom Constantinischen Palast.

Nach der Volkssage werden die Bewohner des sogenannten Constantinischen Palastes und der benachbarten Häuser in der Nacht durch Lärm und ein Gespenst gestört, welches in demselben um Mitternacht im Kaiserornat Trepp auf Trepp ab durch alle Säle und Zimmer langsam schlurft. Die Ursache seines ruhelosen Umherirrens soll sein, daß er eine der h. Jungfrau geweihte Kirche, die an dieser Stelle stand, niederreißen ließ und an der Stelle derselben sich diesen Palast errichtete. Wird dieser aber einmal entfernt und wieder durch eine Kirche ersetzt, so wird der Geist des Kaisers auch wieder zur Ruhe kommen.

84. Der Basilisk zu Trier.

(Poetisch behandelt bei Lyon S. 32 cf. S. 266.)

Dicht an dem alten Neuthor steht heut noch rechts ein altes Gebäude, welches früher ein Befestigungsthurm gewesen zu sein scheint. In demselben ist jetzt noch zu ebener Erde rechts ein dunkler Raum, dort soll sich früher ein Ungeheuer aufgehalten haben, halb Hahn, halb Drache. Aus seinem Schnabel kam Feuer heraus, sein Schwanz glich einem Drachenschweife, auf seiner schwarzen Federbrust wallte ein Ziegenbart mit Giftschaum benetzt, an jeder seiner Ferſen war ein scharfer Sporn und an seinen Zehen drohten starke Klauen. Im Magen hatte das Thier ein Goldei. Es war unverwundbar gegen Feuer, Schwert und Pfeile, nur wenn es sein Bild im Spiegel sah, mußte es sterben. Allein schwer scheint es gewesen zu sein, letzteren dem Thiere vorzuhalten, Keiner wenigstens, der sich in den Thurm mit einem solchen wagte, ist wieder zurückgekehrt. Sein Bild in Relief ausgehauen befand sich bis zum Jahre 1817 noch an einem der Thürme des Thores, jetzt wird es in Trier noch in dem Saal der Gesellschaft für nützliche Forschungen vorgezeigt.

85. Die Schwalben im Dom zu Trier.

Einst las der Bischof Egbert die Messe im Dom zu Trier, da kamen nach und nach eine solche Menge Schwalben durch die offenstehenden Fenster

geflogen, daß derselbe durch den Lärm, den sie durch ihr Herumschwärmen um den Hochaltar machten, gestört, die Messe kaum vollenden konnte. Da ward der Bischof zornig und sprach einen Fluch gegen sie aus, daß jede Schwalbe, die noch in der Kirche sei oder später einmal hereinkommen werde, sofort des Todes sein solle, und leblos stürzten alle, die noch im Dom herum flatterten, herab, und so ist es bis diese Stunde geblieben.

86. Der Zauberstiefel.

(Poetisch behandelt von Laven S. 109.)

In der ersten Hälfte des 7. Jhdts. ward zu Pfalzel ein Nonnenkloster gegründet, welches jedoch nur für Edelfräulein bestimmt war und dessen Bewohnerinnen sich zwar durch kunstreiche Handarbeiten auszeichneten, aber nicht immer die beste Zucht zu halten pflegten. Namentlich war zur Zeit des Bischofs Poppo eine Nonne daselbst durch ihre Nadelarbeit berühmt und so geschah es, daß der Bischof sie eines Tages bat, ihm aus einem mit Pelz besetzten kostbaren seidenen Mantel ein Paar Stiefelchen anzufertigen, wie er sie zu einem Ornate beim Celebriren des Hochamtes bedurfte. Er erhielt dieselben auch richtig fertig gearbeitet, als er sie aber am Ostersonntag anlegte, da durchdrang im Augenblick seine Glieder ein fieberhaftes Gefühl, eine dämonische Liebesgluth, so daß er sich nicht eher fassen konnte, als bis er sie schnell wieder ausgezogen hatte. Er hatte gerade viele Gäste bei sich und forderte sie alle auf, einer nach dem andern denselben Versuch zu machen, aber wunderbar alle fühlten dieselben Begierden. Darum ward die Nonne einstimmig für eine böse Zauberin erklärt, das Kloster aufgelöst (1026) und die übrigen Nonnen in andere Klöster vertheilt.

87. Der eingemauerte Mönch.

(Poetisch behandelt von Laven S. 127.)

Noch am heutigen Tage zeigt man an dem Felsen des Augenscheins, welcher dem einstigen Kloster St. Marien bei Trier gegenüber liegt, ein weißes Kreuz, das an der hohen Felsenwand angemalt ist. Dort soll eines Nachts ein junger Mönch aus jenem Kloster, nachdem man ihn über die Mosel gesetzt, eingemauert worden sein, warum weiß man nicht.

88. Der Wassersalamander.

(Poetisch behandelt von Laven S. 170 ꝛc.)

In der Nähe von Trier in einem Gebirgskessel sprudelt noch heute eine Quelle vortrefflichen Wassers, Heidenbrünnchen genannt. Nahe dabei befindet sich das sogenannte Balduinhäuschen, welches sich der Bischof Balduin (1307—1354) gebaut haben soll. Derselbe pflegte dort die Sommermonate hinzubringen, allein einst überfiel ihn eine schwere Krankheit, man sagt es sei der Aussatz gewesen, von der er umsonst Heilung bei den Aerzten suchte. Da rieth ihm ein Schäfer, Wasser aus diesem Born zu trinken. Dies that er auch, er ließ sich in seinem gewöhnlichen Weinkruge Wasser aus demselben holen und nach kurzer Zeit konnte er selbst dahin gehen und sich selbst

den Labetrunk schöpfen. Als er aber eines Tages in den Krug hineinsah, sah er unten auf dem Boden desselben einen dicken Wassermolch sitzen, das Thier war zufällig hineingekommen und darin geblieben, hatte aber auch alles Gift der Krankheit, welches in dem Trinkenden gewesen, in sich gesogen.

89. Der Todtenkopfmantel.

(Poetisch behandelt von Laven S. 188.)

Im Dorfe Conz stand zur Römerzeit ein Sommerpalast des römischen Kaisers und eine sechsbogige Brücke führte dort über die Saar. Einst im Jahre 1592 fuhr während eines schweren Gewitters ein Bauer, Namens Greif, aus diesem Dorfe aufs Feld um Futter zu holen. Allein der furchtbar herabströmende Regen verhinderte ihn an der Heimkehr und er selbst ward gezwungen, vor dem Unwetter Schutz in einer ungeheuern hohlen Eiche zu suchen, die heute noch gezeigt wird. Kaum war er aber in den Bauch des Baumes getreten, so fühlte er auf seinem Rücken einen gewaltigen Schlag, und als er sich umsah, erblickte er ein häßliches Gerippe, einen Helm auf dem Kopfe, im Panzerhemd, einen weißen Mantel mit goldenen Knöpfen, übersäet mit Todtenköpfen, um sich gehüllt und in den Knochenhänden mit Schild und Speer, welches ihn aus hohlen Augen gräßlich anstarrte. Er stürzte aus dem Baum heraus in's Freie und lief, was er laufen konnte, fort, das Gespenst ihm immer nach, bis er zum Tode erschöpft vor der Thüre seines väterlichen Hauses niedersank und in ein schweres Fieber verfiel. Er trug aber seitdem zeitlebens an seinem Leibe das Zeichen der fünf Finger, welche ihm das Gespenst in den Rücken eingedrückt hatte.

90. Der Hirtenknabe zu Fliessem.

(Poetisch behandelt von Laven S. 235 ꝛc.)

Einst weidete ein armer Hirtenknabe bei Fliessem in der Nähe von Trier eine kleine Schafheerde, da fiel es ihm ein, wie arm er sei und wie seine Eltern kaum Salz auf's Brod hätten und wie er doch wünsche, daß auch ihm jene weiße Frau erscheinen möge, von der man in dieser Gegend erzählt, daß sie sich häufig vor Kindern sehen lasse und aus dem Körbchen, welches sie am Arm trage, denselben Goldstücke spende. Auf einmal erhob sich vor den Augen des Knaben ein wunderbarer Marmorpalast mit hoher Pforte, dieselbe öffnete sich und herab schwebte die weiße Gestalt auf den vor Schrecken wie eingewurzelt dastehenden Knaben zu, reichte ihm ihr Körbchen voll Goldstücke und goldener Früchte und verschwand wieder. Später hat man bekanntlich hier unter der Erde Reste eines marmornen Gebäudes, mit Mosaik-Fußboden, wahrscheinlich von einem Dianentempel herrührend, ausgegraben.

91. Der gestrafte Uebermuth.

(S. Berkenmeyer, Curieuser Antiquarius S. 608.)

Im Jahre 1673 nahmen die Franzosen die Stadt Trier ein und machten alle Klöster vor der Stadt der Erde gleich. Man stellte zwar dem

franzöſiſchen Oberbefehlshaber vor, daß es noch Keinem jemals wohlgegangen ſei, der ſich an dieſen heiligen Oertern vergriffen habe. Er gab aber zur Antwort: „Da mag der König zuſehen, auf deſſen Ordre es geſchehen iſt.“ Für ein anderes Kloſter wurden ebenfalls die allerbeweglichſten Fürbitten eingelegt, doch war ſeine Antwort dieſe: „Der Teufel hole mich, wenn das Kloſter nicht noch dieſen Tag in Aſche liegen ſoll.“ Kaum hatte er die Worte ausgeſtoßen, ſo tummelte ſich das Pferd auf einer Brücke, über die er zu reiten hatte, mit ihm herum und ſtürzte hinab in den Graben, wo es auf ihn zu liegen kam und ihn erdrückte. Der General, der ſeine Stelle einnahm, ward von der Schildwache gewarnt, daß hier zu reiten unſicher ſei; da gab er die grobe Antwort: „Die Feinde ſollten ihm in den Hintern ſchießen.“ In demſelben Augenblick fiel ein Schuß und die Kugel traf den Ort, den ihr der gottloſe Offizier angewieſen hatte, und riß ihn in Stücken.

92. St. Ruſticus und St. Goar in Trier.

(Poetiſch behandelt von Zichnert Bd. I. S. 161 ꝛc.)

In der Mitte des 6. Jahrhdts. lebte zu Trier ein Erzbiſchof Namens Ruſticus, ein ziemlich unheiliger Mann, denn er liebte Prunk, Schwelgerei und war ſogar ein großer Freund des ſchönen Geſchlechts. Um dieſelbe Zeit aber hielt ſich im Trier'ſchen ein armer, vom Volke als Heiliger verehrter Mann Namens Goar auf, der im Bettlergewande und zerriſſenen Schuhen durch's Land zog und durch Händeauflegen und mit Gebet Menſchen und Vieh kurirte. Dies verdroß den Erzbiſchof, denn er war neidiſch auf ihn, weil alle Welt nur von dieſem Wundermann ſprach und an den Oberhirten des Trier'ſchen Erzbisthums kaum noch Jemand dachte. Er befahl alſo denſelben zu ihm zu führen und als St. Goar in ſeinem zerlumpten Mantel vor ihm ſtand, da hieß er ihn ſeinen Mantel ausziehen und als dieſer ſich damit ausredete, daß ja kein Nagel da ſei, an welchen er ihn aufhängen könne, da meinte Ruſticus höhniſch, einem Wunderthäter, wie er ſei, werde es nicht ſchwer fallen, auch in einem leeren Raume einen Gegenſtand zu entdecken, an welchen er den Mantel hängen könne. Da ſprach Goar: „Ganz recht, das macht mir auch keine Sorge, ich werde meinen Rock an dem Sonnenſtrahl hier aufhängen,“ und o Wunder! er nahm den Mantel ab und plötzlich hing derſelbe an dem Sonnenſtrahl wie an einem Eiſenſtabe. Da dachte Ruſticus nach, wie er dem heiligen Manne ein anderes Bein ſtellen möge. In demſelben Augenblicke trat der Sacriſtan des Doms herein, ein nacktes Wickelkind auf dem Arme, und ſprach: „Seht, hoher Herr, dieſes Würmlein fand ich eben im Dome am Hochaltar. Wer mag das Kind dort ausgeſetzt haben?“ Da gerieth der Kirchenfürſt in ſchweren Zorn und rief: „Weh, wer das gethan hat, der ſoll es ſchwer büßen; jetzt, Freund Wundermann, kannſt Du Deine Weisheit zeigen; ſage uns, wer die gottloſe Mutter des Kindes iſt!“ Da ſchaute ſich St. Goar das Kindlein eine kurze Weile an, und ſprach: „Zwar iſt die Wahrheit ein bitteres Kraut, aber es muß verſchluckt werden. Die Mutter des Kindes heißt Flavia, die, weil ſie ihr Buhle in Noth verlaſſen, daſſelbe ausgeſetzt hat; der Vater zu dem Kinde aber biſt Du ſelbſt, Erzbiſchof Ruſticus!“ Da ſank der gottloſe Mann wie vom Blitz getroffen zur Erde nieder und

legte seine Würde ab und diente noch zehn Jahre lang in einem Kloster zu Trier dem Herrn als niedriger Mönch. Gleichwohl ward er aber nach seinem Tode vom Papste heilig gesprochen.

93. Das Gespenst zu Saarbrücken.

(S. Köllner, Geschichte der Städte Saarbrücken und St. Johann. Saarbrücken b. H. Siebert o. J. in 8° S. 522.

In einem Hause der Saarbrücker Obergasse bei dem sogenannten Herzogsbrunnen lebte in den Jahren 1810—11 eine Familie, zu deren Mitgliedern ein Mädchen von beiläufig 10 Jahren gehörte, in dessen Nähe sich in gedachter Zeit ein seltsames Geräusch oder vielmehr ein Gekratze hören ließ und zwar nur des Abends in der sogenannten Adventszeit. Dieses Gekratze wurde von den Anwesenden vernommen, mochte das Kind fahren, sitzen oder im Bette liegen, so kratzte es auf dem Boden, am Stuhle oder im Bette. Der damalige Superintendent Rählien ließ das Mädchen auf eine auf den Tisch gelegte Bibel setzen, wobei er den Geist durch Gebet zu bezwingen suchte; aber umsonst, es kratzte während der heiligen Handlung unter der Tischplatte. Es ist begreiflich, daß sobald die Sache ruchbar geworden war, die halbe Stadt zulief, um sich davon zu überzeugen. Man stellte alle möglichen Versuche an, um das Gespenst, denn die Töne konnten nur von einem solchen herrühren, zu vertreiben. Das Mädchen wurde sogar mittelst Stuhl auf den heißen Ofen gesetzt, allein das Gekratze ließ sich auch im Ofen vernehmen und man vermochte weder den Geist zu bannen, noch die Ursache des Geräusches zu entdecken. Daß das Ganze nicht ein leeres Stadtgespräch sei, davon überzeugten sich bald Männer von Bildung und Urtheilskraft. Es kamen Weltliche und Geistliche, welche recht wohl Betrug von Wahrheit zu unterscheiden vermochten, und überzeugten sich durch eigenes Gehör von der Wirklichkeit dessen, was ihnen von Andern bereits betheuert worden war, sie aber ohne eigene Erfahrung nicht glauben wollten. Das Faktum wurde also allgemein anerkannt, aber ergründet wurde nichts und endlich verlor sich die Sache, wie sie gekommen war, ohne daß man der Ursache dieses Gekratzes auf die Spur gekommen ist.

94. Die drei Jungfrauen auf dem Esel zu Auw.

(Nach J. Schneider, das Kylthal. Trier. 1853. S. 107 ꝛc.)

Im Kylthale liegt zwischen hohen Felswänden das Dörfchen Auw. In der dasigen Pfarrkirche hängt ein altes Bildniß, auf welchem drei auf einem Esel sitzende Jungfrauen dargestellt sind, von denen die mittlere die Augen verbunden hat. Zu diesen drei Jungfrauen wird häufig, namentlich am Tage Mariä Himmelfahrt gewallfahret. Man erzählt von ihnen folgende Sage.

Vor grauen Zeiten, als König Dagobert I. auf dem fränkischen Throne saß und in zügelloser Leidenschaft seine Völker tyrannisirte, lebten still und zurückgezogen von dem Geräusche der Welt hinter den einsamen Klostermauern zu Mans drei Schwestern, Irmina, Adela und Chlotildis mit Namen, nicht minder ausgezeichnet durch körperliche Schönheit als durch

Frömmigkeit und tugendhaften Wandel. Dagobert, der in seinem ausschweifenden Leben seinen Hang zur Wollust in aller Weise zu befriedigen wußte, hatte nicht sobald den Ruf von der ausgezeichneten Schönheit der drei Jungfrauen und ihren Aufenthaltsort durch seinen Vertrauten Berchar ius erfahren, als er sogleich mit seinen Reisigen nach dem Kloster zu Mans aufbrach. Hier fand er die drei schönen Nonnen, aber siehe! es waren seine leiblichen Schwestern, die ihm sittig entgegentraten. Nichtsdestoweniger ließ sie der König an seinen Hof bringen und versuchte es allda, sie durch teuflische Ränke in ihrer jungfräulichen Tugend irre zu machen, aber vergebens. Da entbrannte er in furchtbarer Wuth und befahl die Jungfrauen in einen finstern Keller zu werfen und daselbst elendiglich umkommen zu lassen. Aber der Himmel verließ seine Geweihten nicht: ein fränkischer Kriegsoberst, Namens Norbert, der für die jüngste, Chlotildis, eine sittige Liebe im Busen nährte, befreite sie des Nachts mit seinen Mannen aus dem Kerker und entfloh mit ihnen nach Deutschland. Kaum hatte dies der König erfahren, so setzte er zornigen Muthes ihnen augenblicklich mit seinem ganzen Kriegsheere nach und erreichte die Entflohenen in dem Eifelgebirge, wo er Norbert's Schaaren sämmtlich erschlug. Durch einen glücklichen Zufall hatten sich jedoch die drei Königsschwestern Tags zuvor von ihren Begleitern entfernt und waren eben auf die schroffen Höhen bei Auw geflüchtet, als sie plötzlich ihre Verfolger, die zu ihrer Aufsuchung im Gebirge umherstreiften, dicht im Rücken hinter sich gewahrten. Was war zu thun? Vor sich das tiefe Thal der reißenden Kyll, seitwärts jähe Schlünde und hinter sich die wüthenden Kriegsknechte mit blitzenden Schwertern; — in dieser Noth sandten die drei Schwestern ein inbrünstiges Gebet zum Himmel, setzten sich dann auf das Eselein, welches ihnen ihre Habseligkeiten trug, und sprangen in vollem Vertrauen auf den Beistand des Allmächtigen muthig über den Kyllfluß hinüber. Ihre Verfolger aber kehrten, als sie sich durch dieses Wunder um ihre Beute betrogen sahen, unter Verwünschungen und Flüchen nach Hause zurück.

Eine nahe gelegene Felswand wird noch heute von dem Volke das Eselchen genannt. Die Stelle aber, wo die drei Jungfrauen den kühnen Sprung wagten, ist mit einem Kreuze bezeichnet, eben so wie der Ort, wo sie am jenseitigen Ufer anlangten; auf jenem liest man die Worte:

Die fein zu sehen Wundermahl,
So hinderlies dazumahl,
Da der heiligen Jungfrauen drei
Wurden verfolget hie vorbey.
Der Esel darauf sie fasen,
Wollt sie doch nicht verlasen,
Und ihr Leben zu gewinnen
Gleich über die Kyl thut springen,
Selbe auf den Ufer setzet
Ganz unverletzet.

Die geretteten Jungfrauen begruben die Leichname der erschlagenen Kriegsleute Norbert's unweit des Dorfes und erbauten ein Kirchlein darüber. Im Jahre 1738 wurde eine solche alte Kapelle, in welcher drei Lilien

ſichtbar geweſen ſein ſollen und auf deren Fahne jene drei Jungfrauen abgebildet waren, hier niedergeriſſen, bei welcher Gelegenheit man mehrere in ſteinerne Särge eingeſchloſſene Leichname fand, auch ſollen unter der Kanzel der Pfarrkirche noch einige Leichname im Boden liegen, von deren Herkommen man nichts weiß.

In neuerer Zeit hat man jedoch die Wahrheit dieſer Legende bezweifelt und angenommen, daß die Verehrung dieſer drei Jungfrauen eigentlich heidniſchen Urſprungs iſt, daß ſie namentlich nichts Anderes als die bei den Landbewohnern der Ardennen in großer Verehrung geſtandenen drei Mütter ſind, von denen ſich noch Spuren im deutſchen Volksaberglauben des Mittelalters vorfinden. In mehreren Kirchen des Luxemburger Landes finden ſich ebenfalls drei ſolcher Jungfrauen, von denen es kaum zu bezweifeln iſt, daß ſie derſelben altheidniſchen Mütterverehrung angehören. *)

95. Der Altar zu Gerolſtein.

(S. Schneider, das Kyllthal. S. 46.)

Auf dem Plateau, wo heute die Trümmer des Bergſchloſſes Gerolſtein im Kyllthale zu ſehen ſind, erblickt man einen ſchön gearbeiteten ſteinernen Altar, die Abnahme Chriſti vom Kreuze darſtellend. Dorthin ward ſtets von den Bewohnern der Umgegend gewallfahrt. Einſt zogen die Bewohner des am Fuße des Schloßberges gelegenen gleichnamigen Fleckens in feierlicher Prozeſſion, wie dies alljährlich zu geſchehen pflegte, den Burgweg hinauf nach dem Kreuzaltar, um dort in altherkömmlicher Weiſe ihre Andacht zu verrichten. Bereits lag die verſammelte Menge in frommem Gebete auf den Knieen, um von dem Prieſter den Segen zu empfangen, und feierliche Stille herrſchte in der Verſammlung, als der gebietende Graf, welcher dem lutheriſchen Glauben zugethan war, aus dem Schloſſe hinzutrat und in übermüthiger Weiſe der Religionsübungen ſeiner Unterthanen ſpottete. Neben ihm ſtand die Wärterin mit ſeinem Söhnchen auf dem Arme, das ſich während des Gottesdienſtes in auffallender Weiſe unruhig geberdete, als wenn es zu der betenden Menge hinwolle. Der Graf, welcher es bemerkte, hieß die Wärterin das Kind niederſetzen und — o Wunder! — kaum berührte das Gräflein mit den Füßen den Boden, als es in voller Eile und Haſt — ein Wochenkind — dem Altare zulief, ſich vor dem Prieſter auf die Knie niederwarf und mit hochgefalteten Händchen um ſeinen Segen zu bitten ſchien. Der Graf und ſeine Gemahlin aber wurden augenblicklich anderen Sinnes und kehrten zum katholiſchen Glauben zurück.

96. Der den Teufel austreibende vermeſſene Prieſter.

(Nach Remigius Daemonolatria Bd. II. S. 125.)

Es war ein Pfarrherr in einem Dorfe, Durweis genannt, bei Esweiler, der hatte ſich vermeſſener Weiſe unterſtanden, von einer beſeſſenen Jungfrau mit Namen Helena im Dorfe Loen, nicht weit von Aldenhoven im Herzogthum Jülich gelegen, durch ſeine Beſchwörung den Teufel auszutreiben und

*) S. Lerſch in den Jahrb. d. Vereins v. A. F. im Rheinl. H. II, S. 124 ff.

ſie von den Banden des böſen Feindes zu entledigen. Und damit die Sache deſto mehr Anſehen hätte, hat er zu ſolcher Austreibung etliche benachbarte Paſtores als Anſchauer dieſes Mirakels gefordert. Unter welchen einer mit Namen Johannes Windelius, Pfarrherr zu Beicht, auch gegenwärtig geweſen und den ganzen Handel mit angeſehen hat. Ob aber nun wohl dieſer vermeſſene Beſchwörer mit ſeinem Austreiben und Beſchwören eine gute Weile zugebracht, ſo hat doch der Teufel nicht weichen wollen, ſondern zur Antwort gegeben, er wolle in dem Menſchen bleiben und nicht ausfahren, darum daß viele ſeiner Geſellen um das Glas her, welches man nach Brauch und Gewohnheit, denſelbigen Ort zu erleuchten, brauchte, vorhanden wären, welche ihn dabei confirmirten und ſtärkten. Der gute Pfarrherr glaubte dieſem Lügner und wandte ſich zu ſeinen Geſellen, denſelben auszutreiben; als er aber ſah, daß alle ſeine Mühe und Arbeit verloren und umſonſt war, da iſt er endlich ungeduldig worden und im Zorne mit dieſen lateiniſchen Worten herausgefahren: Si ullam habes potestatem transmigrandi in Christianum sanguinem, transmigra ex illa in me (wenn Du irgend eine Macht haſt, in chriſtliches Blut einzuziehen, ſo verlaß dieſe und fahre in mich)! Darauf hat ihm der Teufel, als der auch den Priscianus geleſen, bald wiederum lateiniſch geantwortet: Quem pleno jure in postremo die possidebo quid opus est hunc tentare (was brauche ich den zu verſuchen, welchen ich mit vollem Recht am jüngſten Tage ſo wie ſo in Beſitz haben werde)? Nach dieſem hat Johannes Sartorius, Pfarrherr zu Loen, vor der Meſſe des Teufels Urtheil und Bericht zu wiſſen begehrt, hat ihn deswegen in deutſcher Sprache gefragt: warum er denn die Jungfrau alsbald nach dem Glockenklang, wenn man zur Meſſe läute, alſobald alſo zur Kirche zwinge und nöthige, ob denn die Meſſe ſo gut oder böſe ſei? Darauf hat der Teufel geantwortet: er ſei auf dieſe Frage eine Antwort zu geben nicht vorbereitet, darum müſſe er Bedenkzeit nehmen. Dieſer Handel hat ſich begeben am 17. Auguſt des Jahres 1559.

97. Der die Reiſenden quälende Geiſt.

(Nach Remigius Bd. II. S. 191.)

Bei dem Dorfe Elten, ſo eine halbe Meile von Embrick im Herzogthum Cleve gelegen, hat ſich an der rechten Landſtraße ein wunderbarer Handel zugetragen, denn ein böſer Geiſt plagte und vexirte die, ſo dieſelbe Straße reiſten, auf viele und mancherlei Weiſe. Etzliche ſchlug er, etzliche warf er von den Pferden, etzlichen kehrte er Karren und Wagen um, daß das Unterſte zu oberſt ſtand. Man konnte aber mit Augen nichts Anderes als die Geſtalt einer menſchlichen Hand ſehen. Der gemeine Pöbel nannte dieſes Geſpenſt Erkerken. Das benachbarte und umliegende Landvolk hat ſolchen Handel vornehmlich einer Hexe beigemeſſen. Deswegen hat man ein Weib mit Namen Sibilla Duiscops, ſo des Grafen von Monten Leibeigene war, gefangen genommen und ſie endlich mit Feuer verbrannt, und da hat denn auch die langwierige Anfechtung, womit der böſe Geiſt die Wandersleute geplagt, nachgelaſſen.

98. Das wunderbare Haupt der h. Anna.

(S. Lercheimer S. 102.)

Im Lande Jülich zu Teuren befand ſich in der Kirche ein gar wunderbares Haupt der h. Anna. Das that, wie man glaubte, viel Wunder, denn wenn die Kranken mit demſelben angerührt wurden, da ſpien ſie Glas, Topfſcherben, Knochen und Bein aus, ſo groß, daß es nicht möglich ſchien, daß ſie ihnen zum Halſe hinein oder herausgegangen ſeien.

99. Der Teufel und der Laienbruder.

(S. Lercheimer S. 20.)

Im Ciſterzienſer-Kloſter Kampen unweit Cölln bei Berck, nicht weit vom Rhein war vor Zeiten ein Laienbruder, d. h. ein Mönch, aber ungelehrt und nicht Prieſter. Dieſer wollte aber auch etwas ſein, hub an zu lernen und begab ſich aus dem Kloſter auf eine Schule, um dort zu ſtudiren. Als er wieder in ſein Kloſter zurückkehrte, trachtete er eifrig dahin, wenn nicht Abt, ſo doch Prior zu werden. Zu dem geſellte ſich der Teufel und zeigte ihm an, der Biſchof zu Halberſtadt ſei geſtorben und es ſei Gottes unwandelbarer Wille, daß er, der Mönch, dort Biſchof werde; er müſſe aber am Wahltage, den er ihm auch nannte, dort zugegen ſein. Der Mönch, der gern etwas Großes geworden wäre, machte ſich heimlich hinaus auf die Reiſe gen Halberſtadt. Am erſten Abend kehrte er aber bei einem Pfarrherrn in Zenten ein, der hatte auf der Streu ein Pferd, ſtark und wohl bei Leibe; das nahm der Gaſt ſammt des Pfarrherrn Rock bei der Nacht und zog damit auf und davon, damit er ja nicht zu ſpät und nicht gar zu ſchlecht und unanſehnlich ausſchauend zur Wahl in's Kapitel käme. Er dachte vielleicht, wenn er Biſchof geworden, wolle er es vierfach bezahlen. Am Morgen aber, als der Pfarrherr ſah, daß er ohne Pferd und Mantel ſei, zeigte er den Dieb bei dem Richter an; man ſetzte ihm nach, ergriff und henkte ihn. So ward er durch des Teufels Zuſage und Forderung an den Galgen erhöht, aber nicht auf den Biſchofsſtuhl.

100. Der Zauberer mit den Erbſen.

(Nach Lercheimer S. 48.)

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war ein Zauberer zu Cölln, den hat ein Graf von Sch. zu ſich zu Gaſte gebeten. Als nun zuletzt neben andern Delikateſſen auch Zuckererbſen auf die Tafel kamen, da zeigte der Zauberer den Gäſten zu Gefallen vor ihnen ſeine Kunſt alſo: Er hieß einen jeden der Gäſte, ſo viel ihrer da um ihn ſaßen, auf die Erbſen, wie ſie in der Schüſſel waren, ſehen und ſie anſtarren, gleviel, welche ein jeder wolle, und ſich dieſelbe merken. Dann wolle er einem jeden nach einander die zeigen, auf welche er ſein Augenmerk gerichtet. Und er that ſo wie er geredet hatte, zeigte und ſagte einem Jeden am Tiſche: Hier iſt die, auf welche Du ſiehſt, und irrte ſich bei keiner.

101. Abt Trittenheim zu Spanheim ein Zauberer.

(S. Lercheimer S. 66 ꝛc. 143. 146.)

Zu Anfange des 16. Jahrhunderts lebte Johannes von Trittenheim, aus einem Dorfe bei Trier gebürtig, ein gar gelehrter weiser Mann, aber von dem man nicht recht weiß, ob er dem Teufel nicht etwa gar zugethan und geheim war, wiewohl er es nicht Wort haben wollte, sondern vorgab, es gehe Alles natürlicher Weise zu, was ihm jedoch kein verständiger Christ glaubte, der sein Thun las oder hörte. Er war Abt zu Spanheim auf dem Hunsrück (da war nach dem Sprüchwort der Teufel Abt), wo er eine überaus herrliche Bibliothek eingerichtet hatte. Von hier aus ward er von dem Herzog, man weiß nicht, aus was für Ursache, und von seinen Brüdern, den Mönchen vertrieben, die ihn wegen seiner Geschicklichkeit und großen Namens in allen Landen und der Gunst halber, die er bei vielen Kaisern und Fürsten genoß, beneideten und ihn haßten, weil er im Kloster auf Zucht und Zwang härter wachte, als sie wollten. Er sagte, sein Geist habe ihm etliche Jahre zuvor offenbaret, er werde nicht als Abt zu Spanheim sterben. Dieser Abt hat nun viel Wunders getrieben, namentlich viel mit Gespenstern verkehrt, weshalb er den Herren bekannt, angenehm und wichtig geworden. Er hat sich aus Ehrgeiz und Ruhmsucht in solche Gemeinschaft des Teufels begeben, wie er selbst in seinen Schriften zu verstehen giebt. Da ich, spricht er, mit dem Gedanken umging, wie ich doch etwas erfinden und hervorbringen möchte, das kein Mensch wüßte und worüber sich Alle verwundern müßten, legte ich mich einstmals des Abends mit solchen Gedanken schlafen. Da kommt Einer des Nachts zu mir, ich weiß nicht, wer er war, reizt mich, in solchem Vornehmen und Nachtrachten fortzufahren, er wolle mir dazu helfen, wie er denn auch gethan. Was er ihn aber gelehrt habe, sagt er, sind solche Künste, die nicht gemeine Leute, sondern allein Fürsten wissen mögen. Unter diesen Künsten, bekennt er, sei auch die gewesen, wie man Einem weit von dannen durch Schrift, die Andere lesen und verstehen und doch die Bedeutung und den Sinn derselben verfehlen, etwas zu wissen thun könne. Er giebt dieses Exempel: Ich will, daß mein Freund aus meinem Briefe dies verstehe: „Lieber Freund, Du bist in großer Gefahr, denn der und der haben sich mit einander besprochen, sie wollten an dem und dem Tage in Deine Behausung einfallen und Dich und die Deinigen umbringen. Derohalben siehe Dich vor.“ Die Worte schreibe ich ihm aber nicht so, sondern etwa diese: „Lieber Freund, ich habe, wie Du weißt, einen Bau angefangen, da geht mir viel Geld auf; ich bitte, Du wolleſt mir fünfzig Gulden leihen, ich will sie Dir in Kurzem treulich und mit Dank wiedergeben.“ Aus diesen Worten schöpft er die vorhin erwähnte Meinung, jedoch muß er die Kunst wissen, die der Schreiber des Briefes weiß.

Im Jahre 1505 besuchte ihn zu Spanheim ein gelehrter Franzose, Carolus Bovillus genannt, aus Begierde so einen berühmten und gelehrten Mann zu sehen und zu hören. Bei dem hatte er sich gerühmt, daß er einen durchlauchtigsten deutschen Fürsten, der der lateinischen Sprache völlig unkundig war, gelehrt habe lateinisch zu lesen, zu verstehen, zu reden und zu schreiben. Er bekannte auch, daß, da er von ihm bei seinem Scheiden mit 300 Gulden beschenkt worden sei, er auch diese Kunst wieder von ihm nahm,

so daß er blieb wie zuvor. Er hat den ihm gegebenen und geliehenen Teufel wieder abgenommen, aber nicht zwingen können, länger bei ihm zu bleiben. Aus welchen Sachen hervorgeht, daß des Teufels Werke und Gaben, sie lassen sich ansehen, wie sie wollen, doch nur eitel Falschheit und Betrug sind. Obgenanntem Franzosen war unterwegs etwas gestohlen, dies wollte ihm der Abt wiederverschaffen, aber so, daß es der Dieb selbst wiederbrächte, sofern der Franzose glaubte, daß er es thun könne. Da aber derselbe zweifelte, ward nichts daraus. Aus diesem ist abzunehmen, daß den Menschen vom Teufel also geschieht und widerfährt, wie sie von seiner Macht und Wirkung halten und glauben. Denn er will und fordert von den Seinen, denen er dient und hilft, den Glauben gleich wie Gott, für den er von ihnen gehalten und geehrt sein will.

Kaiser Maximilian der erste, hochlöblichen Andenkens, hatte zum Ehegemahl Maria, Carl's von Burgundien Tochter, die ihm herzlich lieb war, also daß er sich heftig um ihren Tod bekümmerte. Das wußte der Abt wohl, erbot sich, er wolle sie ihm wieder vor Augen bringen, daß er sich an ihrem Gesichte ergötze, so es ihm gefalle. Jener läßt sich überreden und willigt in diesen gefährlichen Fürwitz. Sie gehen mit einander in ein besonderes Gemach, nehmen noch Einen zu sich, also daß ihrer Drei waren, und es verbietet ihnen der Zauberer, daß ihrer keiner bei Leibe kein Wort rede, so lange das Gespenst da sei. Maria kommt hereingegangen wie der verstorbene Samuel zum Saul, spaziert fein säuberlich vor ihnen herum, neigt sich gegen den Kaiser, liebäugelt und lächelt ihn an, derselben lebendigen Maria so ähnlich, daß gar kein Unterschied daran war und nicht das Geringste daran mangelte. Ja in Anmerkung und Bewunderung der Aehnlichkeit wird der Kaiser eingedenk, daß sie ein schwarz Flecklein hinten am Halse gehabt; auf dies hat er Acht und findet es auch also, als sie zum andern Male vorüber ging. So genau weiß der Teufel, der allenthalben zugegen ist, wie ein Jeder geschaffen ist, und so ein gutes Gedächtniß hat er und so ein Meister im Abconterfeien ist er. Da ist dem Kaiser ein Grausen angekommen, er hat dem Abte gewinkt, er solle das Gespenst wegthun und darauf hat er mit Zittern und voll Zorn zu ihm gesprochen: „Mönch, mache mir der Possen keine mehr!" und hat bekannt, wie schwer und mit aller Mühe er sich kaum habe enthalten können, sie anzureden. Darauf war's gespielt, aber Gott hat den frommen gottesfürchtigen Herrn behütet und gewarnt, daß er hinfort sich solcher Schauspiele enthalten möge.

Demselbigen Abt wartete sein Geist dermaßen auf den Dienst und war ihm allenthalben und jeder Zeit also willig und bereit, daß, wenn er über Land reiste und etwa in eine kalte Herberge kam, ihm dann der Geist Speise und Trank von anderswoher zutrug. Er ist einmal im Frankenland gereist und unter seinen Gefährten ist ein vornehmer Mann gewesen, ein kaiserlicher und der Stadt Nürnberg Rath, der das auch erzählt hat. Als sie in ein Wirthshaus gekommen sind, da ist nichts Gutes zu essen und zu trinken gewesen. Da hat der Abt nur an's Fenster geklopft und hat gesagt: Adler, d. h. bringe. Nicht lange darnach wird eine Schüssel mit einem gekochten Hechte zum Fenster hereingereicht und daneben eine Flasche Wein. Davon hat der Abt gegessen und getrunken, die Andern aber haben einen Abscheu darob gehabt und es nicht gegessen. Wo hat denn der Teufel

den Hecht und Wein hergenommen? Hat er sie erschaffen? Nein. Das kann er nicht. Er hat sie vermuthlich aus eines reichen Herrn Küche und Keller gestohlen. Da der Koch den Fisch angerichtet hat, damit man ihn auftrage, ist er ihm entrückt worden, so daß er nicht gewußt hat, wohin er gekommen sei, und ist ohne Zweifel deshalb in Verdacht und Ungemach bei seinem Herrn gerathen, als wenn er ihn entwendet hätte, daran der Teufel doch seinen Gefallen gehabt. Den Wein hat er leicht zu Wege gebracht, sintemal er zu vielen Kellern, wenn auch nicht zu allen, durch Gottes Verhängniß einen Schlüssel hat. Nun hatten aber damals gerade zu Oppenheim am Rhein etliche Edelleute ihre Höfe, in die sie einzogen, so oft sie in die Stadt kamen. In dem einen, genannt der Frankensteiner Hof, hielt ein Bürger Hochzeit. Da die Gäste zum Abendmahl wiedergekommen waren und zu Tische saßen, sott man Fische, und als diese nun gar gesotten waren und vom Feuer abgenommen und angerichtet werden sollten, bläst plötzlich ein heftiger Wind zum Schornstein, Küchenfenster und Thüre herein, wehet alle Lichter aus und stürzt den Kessel über dem Feuer um, daß es auslöscht. Darüber sind Alle erschrocken, wie leicht zu erachten. Als sie sich nun wieder besannen und zu sich selbst kamen, das Licht wieder angezündet hatten und suchten, wo die Fische waren, ist nicht ein Auge oder Grätlein von einem Fisch gefunden worden. Sie haben also den Gästen mittlerweile Nüsse aufgesetzt, bis sie andere Fische geholt und zugerichtet hatten, und darnach sich entschuldigt und erzählt, wie es zugegangen sei. Wohin sind denn die Fische anders gekommen als zu dem Abt oder einem Zauberer seines Gleichen, der Gäste geladen, und nichts für sie gekocht hatte?

Obgenannten Abts Schüler war ein berühmter Schwarzkünstler mit Namen Cornelius Agrippa, der den Teufel in einem schwarzen Hunde mit sich führte, der ihm anzeigte und wirkte, was er nur wollte und was er, der Teufel, konnte. Das hat sein eigener Diener einmal dem Augustin Lercheimer von Steinfelden selbst erzählt. Der Diener nun hat heimlich von dannen ziehen wollen und zu einer Zeit, da sein Herr nicht zu Hause war, seine Habe zusammengesucht und sich zur Reise fertig gemacht. Da ist Agrippa heimgekommen und hat mit der Hand dem Hunde, der auf dem Lotterbettlein lag, den Rücken gestreichelt und sich dann zu dem Diener gewendet und ihn gefragt, warum er denn von ihm wegziehen wolle? Dieser Agrippa rühmte sich, daß er und der Abt eine solche Kunst verständen, daß kein Ding so fein sei oder geschehe, daß sie solches nicht in 24 Stunden wissen könnten und das Alles auf natürliche Weise. Als nun aber die Zeit, die ihm der Teufel versprochen, um war und er empfand, daß er sterben müsse, löste er dem Hunde das Halsband ab, darauf seltsame Zeichen und Schrift standen, und sprach zu ihm: „Gehe hin, Du verfluchtes Thier, Du hast mich in Ewigkeit verderbt!“ Damit läuft der Hund fort, springt in die Rhone, die vor Lyon vorbeifließt, und nachdem dies geschehen, ist der Agrippa gestorben und der Hund ist im Wasser geblieben und ist nicht wieder gesehen worden. Diesen Zauberer hatte aber der Kaiser zum Ritter geschlagen und er hat sich kaiserlicher Rath geschrieben, womit aber der kaiserlichen Majestät eine geringe Ehre geschehen, daß ein öffentlich von Gott Abtrünniger und dem Teufel mit Leib und Seele Eigener sich für seinen Rath ausgab.

Eines Tages hat der Abt von Spanheim seinem Gaste, einem Doktor Janus Cornarius, einen Korb voll Wein zum Willkommen vorgesetzt, und doch ist kein Tropfen ausgelaufen, obwohl der Doktor mit Verwunderung hier und dort mit seinem Messer hineinstieß. Als nun der Doktor früh morgens zeitig auf war, denn es war ihm die Nacht bei einem solchen Wirth lang geworden, und er nicht zum Imbiß bleiben wollte, da ließ ihn der Abt ziehen. Da er aber zum Thore hinauskam, konnte der Fuhrmann die Pferde nicht auf die Straße bringen, sondern sie sprangen seitwärts ab und liefen so lange um das Kloster um und um, bis es den Doktor verdroß und er vom Wagen sprang und zu Fuße nach Kreuznach ging. Der Abt aber lag im Fenster und lachte.

Derselbe Trithemius hat ein verfluchtes Buch geschrieben voll gräulicher Teufelskünste, darin er meldet, als ein Erfahrener des höllischen Reichs, wie es sei eine Aehnlichkeit in der Luft und auf Erden mit den Ständen und Orden. Er sagt, es seien zwölf Könige darin, von denen ein Jeder vierzig Fürsten unter sich habe, jeder Fürst mehrere Grafen an der Zahl, jeder Graf aber sehr viele Unterthanen.

102. Der heilige Rock zu Trier.

(S. Diethelm, Antiquarius des Mainstroms ꝛc. S. 640. Paullinus, zeitkürzende Lust Th. III. S. 249 ꝛc.)

Im Dom zu Trier im Chore daselbst und zwar in einem gewissen Altar, der mit der Kirche gleichen Namen führt, soll seit dem Jahre 1196 der Rock des Herrn Christi verwahrt worden sein; damit er aber nicht möge gestohlen werden, hält man den Ort, wo er nunmehr liegt, ganz geheim. Dieser, d. h. der ungenähete Rock Christi, ist ein langer Mannsrock mit kurzen weiten Aermeln, von denen aber der linke einen Riß hat, reicht etwa bis an die Kniee, wird über der Halsöffnung angezogen, jedoch kein Unter- oder Oberkleid, sondern ein Mittel- oder Alltagskleid. Die Gestalt davon ist nach Gelegenheit und Art des Landes, nicht weniger auch nach der Statur des Herrn Christi bequem und ansehnlich, allein weder wollen noch seiden, sondern, so viel man abnehmen kann, aus sehr zartem leichten Zeuge, dergleichen Jacobus, des Herrn Bruder, auch getragen haben soll. Die Farbe davon ist mancherlei und fast nicht zu zählen, als roth, aschenfarbig und dergleichen. Wenn er an's Licht gehalten wird, scheint er wie unbereiteter Zinnober, ändert sich aber sogleich, sobald er in die Luft kommt. Inzwischen ist er aus einem sehr subtilen Faden recht künstlich von oben bis unten gewirkt, weswegen ihn auch die Kriegsknechte bei Christi Kreuzigung nicht zertheilen wollten, sondern darum loosten, wer ihn ganz haben sollte. Am Saum sieht er aus, als wenn er geblumt wäre und als ob allerhand bunte Buchstaben um denselben herumständen. Ueberhaupt kann die Kunst, womit derselbe gearbeitet ist, von keines Menschen Verstand begriffen werden. Man steht daher in der Meinung, daß die Mutter Gottes ihn selbst gemacht haben müsse. (Ein altdeutsches Gedicht erzählt, er sei von der h. Jungfrau aus der Wolle eines Lamms gesponnen und von der h. Helena auf dem Berge Oliveti gewebt worden.) Zu der Zeit, als das Christenthum in Trier ganz wieder in Verfall gerathen war, berief die

Kaiserin Helena den frommen Agnitius von Antiochia, um der gefallenen Kirche wieder aufzuhelfen, und gab ihm unter andern kostbaren Reliquien und Heiligthümern diesen ungenäheten Rock Christi (den der türkische Kaiser Bajazeth II. dem Papst Innocenz dem VIII. geschenkt haben soll) sammt einem Nagel, womit der Herr angenagelt gewesen, und einem guten Stück von dessen Kreuze mit auf den Weg. Alles dieses verwahrte derselbe im Jahre 327 im hintern Chore besagter Hauptkirche, allwo es auch etliche hundert Jahre unversehrt geblieben ist, bis es endlich im Jahre 1196 der Erzbischof Johannes I. daselbst fand und Jedermann zeigen ließ. Zum andern Male wurde selbiger Rock im Jahre 1512 vom Erzbischof Richardus auf Befehl des Kaisers Maximilian I im Beisein von Geistlichen und Weltlichen, Chur- und anderen Fürsten, Abgesandten und anderen vornehmen Herren, ja in Gegenwart von mehr als 100,000 Menschen auf dem Reichstage zu Trier öffentlich gewiesen und damals unter den Vornehmen die Brüderschaft des Rocks Christi gestiftet. Das dritte Mal (nach Andern ist er auch schon 1531, 1545 und 1553 ausgestellt worden) kam er im Jahre 1585 unter dem Erzbischof Johann dem VII. mit großem Jauchzen des anwesenden Volks zum Vorschein, das vierte Mal im Jahre 1655 unter dem Erzbischof Carl Caspar von den Leyen. Dann wurde er abermals 1734, 1765, 1810 und 1844 gezeigt, wo seine letzte Ausstellung durch Erzbischof Arnoldi bekanntlich die Entstehung des Deutschkatholicismus zur Folge hatte. Uebrigens ist schon früher zwischen den Geistlichen zu Argenteuil in Frankreich und denen zu Trier ein großer Streit entstanden, weil beide behaupteten, daß sie den rechten hätten. Man zählt ihn auch unter die Reliquien der Kirche St. Johann im Lateran zu Rom und ein Stück wird als Eigenthum eines Klosters zu Auxerre erwähnt. Ingleichen ist er zu St. Jacob di Compostella in Spanien, im Franziskanerkloster zu Friaul, sowie er auch im Verzeichniß der bei St. Moritz und St. Maria Magdalena zu Halle aufbewahrten Heiligthümer und anderswo vorkommt. *) Cölln am Rhein weist auch ein Stück, sonderlich von dem Saum desjenigen Rocks auf, welchen das blutflüssige Weib angerührt haben soll. Aus dieser Ursache pflegen auch noch die Weiber daselbst, so mit gleichem Uebel behaftet sind, Wein in die Carthause zu schicken, damit selbiges Läppchen hineingetunkt werde, und sie sollen ihrem Vorgeben nach, sobald sie nur solchen Wein getrunken, von dieser Krankheit genesen.

103. Das verwechselte, aber wieder erlangte Kind.

(Nach Remigius Bd. II. S. 459 ꝛc.)

Zu Heßloch bei Odernheim im Rheingau gelegen, hat sich zu einer Zeit zugetragen, daß ein Kellner mit seiner Köchin heimlich und zwischen ihnen beiden sich also verlobt, weil sie nicht öffentlich sich nehmen durften, inmaßen er ein Diener der Geistlichen war, so sollte doch ihre Beiwohnung eine Ehe sein und wollten sie sich auch nicht anders gegeneinander verhalten, als Eheleute. Als sie nun ein Kindlein mit einander bekommen, hat sie Gott der Herr also heimgesucht, daß er sie mit einem Wechselkinde gestraft hat, das

*) S. Collin de Plancy, dict. des reliques T. II. p. 68.

hat nicht wollen wachsen oder zunehmen, sondern hat Tag und Nacht geheult und viel gefressen. Endlich ist der Frau Raths geworden, sie wolle ihr Kind zu Neuhausen auf die Cyriakswage tragen und wiegen lassen und aus dem Cyriaksbrunnen ihm zu trinken geben, so möchte es besser mit ihm werden. Denn zu selbiger Zeit ist es ein hoher Glaube gewesen, so man ein Kind zu Neuhausen wiegen lasse auf der großen Cyriakswage, das nicht gedeihen wolle, solle es sich gewißlich in neun Tagen entweder zum Leben oder zum Tode ändern. Als sie nun bei Westhofen in den Klauer kommen mit dem Kinde, unter welchem sie getragen, daß sie geheucht und geschwitzt hat, so schwer ist es ihr geworden, da ist ihr ein fahrender Schüler begegnet, welcher zu ihr gesagt: „Ei, Fräulein, was tragt Ihr da für einen Unflath, es wäre nicht Wunder, daß der Euch den Hals eindrückte!" Sie antwortete, es wäre ihr liebes Kind und wollte nicht gedeihen oder zunehmen, und deshalb wolle sie es zu Neuhausen wiegen lassen. Er aber sprach: „Es ist nicht Euer Kind, sondern es ist der leibhaftige Teufel; werft den Schelmen in den Bach!" Als sie aber nicht wollte, sondern immer darauf bestand, es wäre ihr Kind und es küßte, sprach er ferner: „Euer Kind steht daheim in der Stubenkammer in der neuen Wiege, dies ist aber der Teufel; werfet den Unflath in den Bach!" Das hat sie endlich gethan, und alsbald ist ein solches Geheul und Gemurmel unter der Brücke, so über den Bach geht, gewesen, als ob es ein Haufen Wölfe oder Bären wären, und als sie heimgekommen, hat sie ihr rechtes Kind gesund und frisch in der neuen Wiege gefunden, welches Gott der Herr die Zeit über erhalten hat, als sie dem leidigen Teufel das Wechselkind gesäugt.

104. Der Rittersprung auf Altenahr.

(Poetisch behandelt von Ziehnert Bd. I. S. 135 ꝛc.)

Altenahr, zuweilen auch blos Ahr genannt, ist ein Fleck im Kreise Ahrweiler. Nicht fern davon liegen auf hohem Felsen die Ruinen des alten Schlosses Ahr. Im 14. Jahrhundert herrschten dort die Ritter von Ahr. Einer von ihnen hatte eine sehr schöne Tochter, die aber einen heimlichen Liebeshandel mit dem Sohne eines benachbarten Ritters, der aber sein Feind war, unterhielt. Hart an dem schroffen Abgrunde auf der Morgenseite des Felsens stand der Hauptwartthurm, dort kletterte jeden Abend der junge Ritter zu seiner obenstehenden Geliebten hinauf; eines Abends aber, als er bei ihr war, hörten sie den Vater im Thurme, und der Jüngling sprang, um sein Mädchen nicht dem Zorn des Vaters und dem Schimpf auszusetzen, kühn in den Abgrund, nahm aber keinen Schaden, denn er fiel auf einen platten, mit Rasen bewachsenen Stein. Man zeigt die Stelle, wo er hinabsprang, noch und nennt sie den Rittersprung.

105. Entstehung des Klosters Steinfelden bei Altenahr.

(Nach Ziehnert Bd. III. S. 140 ꝛc.)

Einst lebte Graf Sibodo von Hochsteden als Herr zu Altenahr, ein reicher, mächtiger und für seine Zeit fast gelehrter Ritter, der gern heiligen Handlungen zuschaute. So traf es sich einst, daß er bei der Taufe eines

Kindes zugegen war und nachher seinen Hofmeister fragte, ob man ihn (den Ritter) bei seiner Taufe auch mit dem heiligen Kreuze bezeichnet habe? Und als jener es bejahete, äußerte er, daß er es also nicht nöthig habe, sich selbst noch immer damit zu segnen, und unterließ von der Zeit an den christlichen Gebrauch. Bald nachher meldete sich bei dem Grafen ein junger stattlicher Mann als Diener, welcher versicherte, viele Länder gesehen zu haben, und Lespion hieß. Der Graf bedurfte eines Dieners und nahm den Mann, der ihm verschlagen und gewandt zu sein schien, in seine Dienste und bereuete es nicht, denn der Diener war überall schnell, entschlossen und nicht zu ermüden und zeigte eine beispiellose Anhänglichkeit an seinen Herrn, den er überall begleitete, dem er Kurzweil verschaffte, dessen Rechtlichkeit und Frömmigkeit er aber auch nach und nach zu verführen suchte. Der Graf wurde immer berühmter durch seine Ritterlichkeit, denn überall, sowohl in heidnischen Fehden, als auf Pilgerzügen gegen die Ungläubigen führte er von seinem Diener begleitet den Sieg herbei. Einen solchen hatte er auch einmal im Eifellande erfochten und entfernte sich, um sich in der Einsamkeit desselben zu erfreuen, von seinen Knechten. Ermüdet von dem Kampfe und seinen Gedanken hingebend setzte er sich unter einen Baum, sah dem Untergang der Sonne zu und entschlummerte. Die Feinde hatten seine Entfernung von dem Heerhaufen und seinen Weg erspäht und schlichen ihm nach, um ihn gefangen zu nehmen oder zu tödten. Schon waren sie ihm ganz nahe, als sie Lespion gewahrte und seinen Herrn weckte, in demselben Augenblick aber ihn auf seinen Rücken lud. Der Graf fragte, was er vorhabe. Statt der Antwort hörte er den Waffenlärm der herbeieilenden Feinde, fühlte aber auch zugleich, wie sich sein Diener mit ihm so hoch in die Luft erhob, daß ihm der Rhein im Mondscheine wie ein silberglänzendes Band erschien. Jetzt wußte der Graf, wer sein Diener sei, und seufzte halblaut: „Gott sei mir gnädig!“ — „Schweig mit Deinem Spruche“, entgegnete der Diener mit einer rauhen, ihm sonst gar nicht gewöhnlichen Stimme, „sonst taufe ich Dich im Rheine, daß Du daran für immer genug hast!“ Der Graf, der nun überzeugt war, daß sein Diener Niemand anders als der Böse sei, schwieg und ließ sich von ihm sicher an das andere Ufer des Rheines tragen. Hier angekommen, war Lespion wieder der alte, treue, gehorsame Diener, der keine Gelegenheit versäumte, sich seinem Herrn gefällig zu zeigen; bei dem Grafen aber kehrte die sonstige Liebe und Herzlichkeit zu seinem Diener nicht wieder. Da er nicht wußte, wie er seiner los werden sollte und in seinem Gemüthe Unglauben und Leichtsinn schon einige Wurzel geschlagen hatten, beruhigte er sein Gewissen mit dem Gedanken, daß er mit dem Bösen keinen Vertrag gemacht, dieser also über ihn keine Macht habe, und behielt ihn in seinem Dienste. Einstmals ritt er mit ihm nach Cölln und kehrte dort in einer Herberge ein. Beide gingen zur Ruhe, als aber der Graf im besten Schlafe war, stürzte Lespion in seine Kammer, riß seinen Herrn aus dem Bette, warf ihm den Mantel um und nöthigte ihn, schnell in's Freie zu eilen, und kaum waren beide über die Schwelle, als das Haus zusammenstürzte und alle Inwohner unter seinen Trümmern begrub. Einige Jahre später wurde die Gräfin so gefährlich krank, daß Alle an ihrer Genesung zweifelten und nur einer der Aerzte die Kranke mit einer Arznei aus Löwen- und Drachenblut gemischt, retten zu können versicherte.

Dies schien Spott zu sein, denn woher sollte solche Arznei kommen? Als aber Lespion davon hörte, versprach er, sie in wenig Stunden herbeizuschaffen und eilte wenige Sekunden nachher zum Thore hinaus. Die übrige Dienerschaft gaffte dem davon Eilenden nach; die Aerzte, an der Möglichkeit der Herbeischaffung zweifelnd, konnten ein höhnisches Lächeln nicht verbergen; der Graf aber schaute ernst durch's Fenster in die Ferne, denn er wußte, wer sein Diener und daß diesem Außerordentliches möglich war. Und er hatte richtig gerechnet, denn nach zwei Stunden war Lespion mit der Arznei zur Stelle und mit ihr die Gräfin gerettet. So lieb dieser aber auch Leben und Gesundheit war, wurde sie doch sehr unruhig, als sie von ihrem Gemahle hörte, wer der wunderbare Diener sei, und drang endlich auf seine Entfernung, in die aber der Graf nicht willigen wollte, weil sich Lespion immer treu und dienstfertig bewiesen, auch sein und seiner Gemahlin Leben mehrmals gerettet habe, versprach aber auf ihre Bitten, dem Herrn eine Kirche und ein Kloster zu bauen. Die Gräfin wählte selbst dazu den Platz auf einer steilen, öden, felsigen Anhöhe, Steinfelden genannt. Diese Absicht des gräflichen Paares mußte aber nothwendiger Weise dem Diener verborgen bleiben und doch sollte er durch seine Kräfte den Bau fördern. Man sagt, der Teufel sei listig, und er ist doch so oft von den Menschen betrogen worden. In dem Ardenner Walde, wo das Steinfeld liegt, gab es viel Wild, auf das der Graf gern Jagd machte, und Lespion begleitete ihn. Einstmals lenkte er nun den Zug nach dem Steinfeld, um dort auszuruhen, und äußerte gegen seinen Diener, daß es recht angenehm sein würde, wenn hier, wo es an allen Wohnungen fehle, ein Jagdschloß stände, wo man, ermüdet von der Jagd, einkehren und fröhliche Gelage feiern könnte; bei der Erbauung sollte Lespion helfen. Dieser, als er die lustige Bestimmung des Baues erfuhr, versprach sogleich alles Mögliche zu thun und er hielt Wort; denn in ungewöhnlich kurzer Zeit war ein schönes, geräumiges Gebäude mit Gemächern, Sälen und Gängen bis zum Schlußsteine der obersten Wölbung vollendet. Nun dünkte es dem Grafen Zeit, die wahre Bestimmung des Gebäudes kund zu geben; deshalb stieg er hinauf zur höchsten Spitze desselben und pflanzte dort ein Kreuz auf; aber kaum hatte er es festgestellt, als der Teufel in der Luft mit einem sehr großen Steine geflogen kam, mit dem er die Wölbung schließen wollte. Als er das Kreuz sah, brüllte er Verwünschungen und schleuderte den Felsblock mit aller Macht nach dem Gebäude; aber eine höhere Macht als die seinige ließ ihn bei dem heiligen Hause vorbei und bei dem jetzigen Orte Dieffenbach zur Erde fliegen, wo er noch liegt und der Teufelsstein genannt wird. Der Diener Lespion aber war nun auf immer verschwunden.

Das Kloster in Steinfeld wurde vollendet, reich begabt und von Nonnen des Benedictinerordens bezogen. Noch jetzt sind seine großartigen Gebäude auf einem Hügel des Schleidener Kreises im Eifellande zu schauen.

106. Das Marienbild auf dem Rupertsberg.

(Diefhelm, Rheinischer Antiquarius. Frankfurt u. Leipzig. 1776. S. 656 ꝛc.)

An dem linken Ufer des Nahestusses, eine Viertelstunde von Bingen liegt der Rupertsberg, auf welchem im J. 1148 von der h. Hildegardis

ein adliges Benedictiner-Nonnenkloster angelegt ward. In einem Nebengange der Kirche zur rechten Hand zeigt man das große Wunderwerk, welches sich im J. 1361 an einem an der Wand gemalten Marienbilde soll zugetragen haben, indem, als ein Soldat mit einem Dolche in dessen Brust hineingestochen, um einen Krystallstein auszugraben, Milch und Blut heraus floß. Dort ist späterhin eine Kapelle gebaut worden, wo von den Gläubigen große Andachten verrichtet werden. Man zeigt dort auch noch einen Brunnen, den die h. Hildegardis mit den Fingern soll gegraben haben.

107. Der Mäusethurm bei Bingen.

(S. Diethelm a. a. O. S. 662 ꝛc. Geib, die Sagen des Rheinlandes. Mannheim 1844. 8°. S. 476 ꝛc. Gottschalk, Deutschlands Ritterburgen Bd. VI. S. 21 ꝛc.

Am Eingange des schauerlichen Bergthals, in welches bei Bingen der Rhein strömt, erhebt sich auf dem rechten Ufer zwischen den Gesträuchen und Weinbergen der Rüdesheimer Höhen die stolze Ruine des Schlosses Ehrenfels und inmitten der Fluth ragt auf einer Felseninsel der düstere Thurm hervor, der in der Volkssage unter dem Namen des Mäusethurms so berüchtigt ist. Er steht vor dem sogenannten Binger Loch, wo der Strom staffelförmig über Klippen rauscht, einer Bahn, die man ehemals für sehr gefährlich hielt — man glaubte nämlich, der Strudel schlinge die über ihn wegfahrenden Schiffe hinunter und die Trümmer von dem, was das Binger Loch geraubt, kämen an der Felsenbank von St. Goar erst wieder zum Vorschein — wo aber jetzt die Durchfahrt höchstens noch bei Sturm gefährlich ist. Wenn der Rhein klein ist, so merkt man an dem Felsen um den Thurm gar eigentlich, daß entweder Mauern oder ein anderes Gebäude dabei gestanden hat, wozu aber der Grund einst mit unbeschreiblicher Mühe gelegt worden sein muß. In den größern Steinen erblickt man verschiedene Zeichen von kleinen Kreuzchen oder Radspeichen, in dem Thurme selbst aber ein ausgehöhltes Loch, worein man früher diejenigen, welche sich an dem gegenüberstehenden Zollhause vergriffen hatten, zu sperren pflegte. Ueber den Ursprung des Namens ist man nicht einig. Der gelehrte Spanheimer Abt Johann von Trittenheim*) schreibt, daß dieser Thurm vor Zeiten als eine Warte (specula) zur Wache für das Vaterland erbaut worden sei, und darauf hin erklärt Nic. Serarius**) den Namen so, daß er meint, weil man von hier aus, als von einer Warte, auf die vorüberfahrenden Schiffe, gleich einer Katze auf die Mäuse gelauert habe, sei der Thurm Mäusethurm genannt worden, weil die Alten das Lauern und Ausspüren „mausen" genannt hätten. Andere meinen dagegen, der Thurm habe seinen Namen daher erhalten, weil er lange Zeit, nachdem das dabeistehende Schloß zerstört worden, unbesetzt geblieben sei; die Alten aber hätten ein wüstes Haus, darin Niemand mehr gewohnt, eine Mäuseherberge genannt. Nach noch Andern soll der Erzbischof Willigis von Mainz den Thurm erbaut haben, was man daraus, daß man auf einzelnen Grundsteinen ein Rad, das Wappen von Mainz, eingehauen findet, und aus den folgenden drei unver-

*) Hirschauische Chronik u. d. J. 967 S. 35.
**) De rebus Mogunt. L. W. pag. 696 etc.

ständlichen Versen, die sich an der St. Stephanskirche zu Mainz finden und auf ihn Bezug haben:

Pontem construxit apud Aschaffburg, bene duxit,
Ac pontem per Naha: miles transit quoque verna.
Et bene Necesse prope Bing Mausen*) dedit esse

beweisen will. Eine andere weit verbreitete Sage lautet aber so **):

Zur Zeit des deutschen Königs Arnulf war ein kluger aber sehr herrschsüchtiger Mann, Namens Hatto, Erzbischof zu Mainz. Dieser verleibte die nach des h. Rupert's Tode erledigte Stadt Bingen seinem Erzstift ein und erbaute auf jener Rheininsel einen Zollthurm, aus dem der heutige Mäusethurm geworden ist. Nun begab es sich, daß einst das gesegnete Rheinland von einem schweren Unstern heimgesucht ward. Erst kam eine solche Hitze und Dürre, daß Alles auf den Feldern versengte und vertrocknete; dann kam aber eine starke Wasserfluth, die vernichtete, was von der Hitze noch übrig gelassen war. Natürliche Folge war eine furchtbare Hungersnoth. Nur Hatto fühlte keine Noth, denn während Niemand etwas hatte, waren seine Speicher von oben bis unten gefüllt, und obwohl er unter den Häuptern der Christenheit zählte, schämte er sich nicht, jüdischen Getreidewucher zu treiben. Das Volk strömte nun täglich nach seinem Palast und bat um Brod; allein nur gegen Bezahlung ließ sich der erbarmungslose Fürst herbei, seine Vorräthe aufzuthun; wer kein Geld hatte, mußte unter Schmähungen auf Bettler und Müßiggänger abziehen. Da nun aber der Erzbischof an sich schon wegen seiner Härte nicht sonderlich beliebt war, rottete sich eines schönen Tages das Volk zusammen und belagerte ihn in seinem Schlosse und wollte sich mit Gewalt Eingang erzwingen. Allein der Kaiser schickte ihm eine starke Schaar Söldner zur Hülfe und so wurden die Empörer leicht bewältigt und eine Menge Gefangener in das Schloß geführt. Da sprach Hatto mit bitterem Hohne: „Sie strebten nach meiner Frucht; gut! man sperre sie dort in eine der Scheunen!" Die Waffenknechte schleppten sie hin und der Grausame befahl, die Scheuer in Brand zu stecken. Bald loderten die Flammen rings empor und das Klagegeschrei der Unglücklichen, für die aller Weg der Rettung verschlossen war, drang zum Himmel. Da rief mit teuflischem Gelächter der Erzbischof: „Hört, hört, wie die Kornmäuse pipen!"

Zwar war nun der Bösewicht des Aufstandes los, allein der Strafe Gottes konnte er nicht entgehen. Als er des Abends nach dem Schmause in sein prächtiges Schlafgemach ging, hörte er plötzlich ein Gepolter und ein grausiges Pfeifen. Kalter Schauer fuhr ihm durch die Glieder; mit einem Mal sprangen Mäuse aus allen Wänden und fielen über ihn her. Heulend rief er seine Diener zu Hülfe, allein sie konnten sich ihrer nicht wehren, bekreuzten sich und flohen. Endlich warf er sich auf's Pferd, eilte mit einem Trupp seiner Knechte den Strom hinab und suchte Schutz in der Burg Ehrenfels. Aber seine Quäler kamen auch hier her, wimmelten bald im ganzen Schlosse herum und plagten und bissen ihn. Da machte sein

*) Nach einer andern und bessern Abschrift liest man Bingunensem.
**) Dieselbe Sage findet sich auch in Polen von dem König Popiel (s. Kaufmann, Quellen S. 160.)

Gewissen auf, da fühlte er seine Sünden und erhob ein Gebet zum Himmel. Aber die gerechte Rache, die ihn treffen sollte, war noch nicht vollendet. Er floh jetzt auf einem Kahne zu dem Mauth oder Zollthurm, der auf der kleinen Rheininsel steht, und ließ sein Bett an Ketten darin aufhängen. Aber die Mäuse schwammen durch die Fluth ihm nach, schlüpften durch alle Gitter und Löcher und hackten ihre Zähne so lange in seinen Leib, bis er den Geist aufgab, ja selbst sein Name in den Tapeten des Gemaches ward von den wüthenden Thieren zernagt. Kaum war dies geschehen, so verschwand das ganze Heer der Mäuse sowohl aus den Schlössern als aus dem Lande. Der Ort aber, wo Hatto seinen Lohn gefunden, hieß seit dieser Zeit zur Erinnerung der Mäusethurm. Noch heute soll bei Nacht, wenn der Sturm braust und die Wogen grollen, sein Gespenst gleich einer grauen Wolke das finstere Gemäuer umschweben.

108. Herzog Rupert von Bingen.

(Nach Grib S. 162 ꝛc.)

Da wo der majestätische Rhein, nachdem er von Mainz herab seine Wogen an den Rebenhügeln und lachenden Fluren des Rheingaus herabrollt, die aus den freundlichen Auen der Pfalz herabstürzende Nahe aufnimmt und mit einem Male zwischen hohen Gebirgen in ein finsteres Thal tretend jetzt in enganschließenden Ufern dahinrollt, liegt am Eingange der Bergschlucht die uralte Stadt Bingen, deren erste Erbauung bis auf den Drusus, den Stiefsohn des Kaisers Augustus zurückgeht.

Als Karl der Große oder sein Nachfolger Ludwig der Fromme das Reich der Franken beherrschte, ward das ganze Land, welches zwischen den Flüssen Heimbach, Simmer, Selz und Blies von Bingen bis nach Lothringen sich erstreckt, durch einen mächtigen Herzog am Rhein verwaltet. Derselbe besaß eine einzige, sehr schöne Tochter, Namens Bertha. Nun war aber unter den Fürsten des Landes ein gewisser Roland oder Robolaus, von sächsischer Abkunft und dem alten Heidenglauben seines Vaterlandes zugethan, sonst aber ein sehr tapferer Mann. Derselbe sah das schöne Mädchen und verliebte sich dergestalt in dieselbe, daß er ihren Vater um ihre Hand bat; der Herzog aber verweigerte ihm dieselbe nicht, einmal weil er ein wenn auch rauher, aber sonst biederer Mann war, dann aber auch, weil er hoffte, seine Tochter werde ihn für das Christenthum gewinnen und er auf diese Weise dem Himmel eine Seele zuführen. So kam denn die Heirath zu Stande; allein leider hatten sich Vater und Tochter sehr geirrt, der kurze Rausch war bald bei dem rohen Krieger verflogen, er vernachlässigte seine junge Frau und fand bald nur noch an Waffenspiel und andern Frauen Vergnügen, von Bekehrenlassen aber war keine Rede. Die unglückliche Bertha zog sich also, da sie sah, daß sie allen Einfluß auf ihren Mann verloren habe, auf die Burg Laubenheim oder Lubau an dem Ufer, nicht weit von Stromberg gelegen, zurück. Dort betete sie täglich zu Gott, er möge sie von den unauflöslichen Banden, mit denen sie an Roland gekettet war, frei machen; allein umsonst, und so beschloß sie denn wenigstens das Kind, welches sie demselben geboren hatte, in den heiligen Grundsätzen der katholischen Lehre groß zu ziehen. Zwar legte ihr Roland selbst hierbei Schwierig-

leiten in den Weg, indem er diese Art der Erziehung eine weibische nannte; allein ehe er noch im Stande war, ihr den kleinen Rupert — so hieß das Kind — wegzunehmen, fiel er in einer Schlacht.

Nach dem Tode ihres Mannes ward ihr aber der Aufenthalt auf der Burg Laubenheim doch zu einsam, sie begab sich also zu ihrem Vater nach Bingen zurück und lebte hier ganz der Erziehung ihres Sohnes, indem sie beharrlich alle Anträge, wieder in den Stand der Ehe zu treten, zurückwies.

Der kleine Rupert wuchs mittlerweile heran, allein sonderbarer Weise zeigte er durchaus gar keine Neigung für alle solche Unterhaltungen und Spiele, welche sonst die Jugend fürstlicher Junker zu erfreuen pflegen; er mochte auch keine der ritterlichen Uebungen theilen, die sonst Knaben seines Standes und Alters zu treiben pflegten; seine einzige Neigung war Almosen zu geben, zu beten und namentlich armen Kindern Gutes zu thun. An einem schönen Frühlingsmorgen, als eben der erste Sonnenstrahl über den schauerlichen Eichenwald des Rüdesheimer Berges hervorleuchtete, wandelte Rupert allein längs dem schattigen Ufer des Rheins. Gefühle der Andacht und der Bewunderung über die Herrlichkeit der Erde stiegen in seinem Herzen auf; es überkam ihn eine Art von Müdigkeit, er setzte sich also auf einen bemoosten Felsen und siehe, es überfiel ihn ein sanfter Schlummer. Da hatte er einen seltsamen Traum. Ein ehrwürdiger Greis im langen weißen Talare mit violettblauem Rande stand nicht fern von ihm am Gestade des Rheins. Um diesen herum gaukelten viele muntere Knaben, deren einer mit dem andern in die silberhelle Fluth sprang und bald wieder zum Vorschein kam. Der Alte hielt ein seidenes Tuch in der Hand und strich damit jedem, der aus den Wellen an das Land trat, über den Leib, worauf die Gestalt des Knaben sich noch weit schöner und lieblicher zeigte, als vorher. Mit frohem Staunen sah Rupert dieses wunderbare Schauspiel. Da erhob sich plötzlich ein großes reizendes Eiland aus dem Strome, der um Vieles breiter und glänzender erschien, als es in der Wirklichkeit der Fall ist. Immergrüne Matten, mit den mannigfaltigsten Blumen geschmückt, dunkele Haine von labyrinthischen Gängen durchzogen, mancherlei Bäume theils in rother und weißer Blüthe schimmernd, theils mit den köstlichsten Früchten beladen, krystallene Quellen, deren Wasser sich von kleinen Hügeln ergoß, wurden von bunten Vögeln, die aus ihrer schwachen Kehle dem Schöpfer ein Loblied sangen, belebt. Dabei erfüllte ein aromatischer Duft von unzähligen Kräutern und Blumen die Gegend umher. Was aber den herrlichen Anblick noch erhöhte, war der himmlische Glanz und der rosenfarbige Schimmer, der die ganze Flur zu einem göttlichen Zaubergemälde schuf. Er sah aber, wie der Greis alle Knaben zu einem schön geformten Kahne führte. Unwiderstehlich zog ihn eine magische Gewalt fort und er trat mit hinein. So fuhren sie über den Fluß nach dem lieblichen Eiland. Der Alte hing nun jedem Knaben ein schneeweißes Gewand um und ließ dann alle wegeilen in das Feld umher, wo sie sich an den tausendfarbigen Blumen und dem Genuß der süßen Frucht ergötzten. In hoher Entzückung wandte sich Rupert zu dem wunderthätigen Mann und sprach: „O höre meine Bitte, laß mich immer weiter mit den Kindern auf dieser beseeligten Flur!“ Aber jener entgegnete ihm mit feierlicher Stimme: „Hier ist kein bleibender Aufenthalt für Dich. Du hast Dir durch alle die guten Werke,

die Du gethan, einen weit höheren verdient, Dir eine Brücke zum Himmel gebaut, wo Du unter Engeln wohnen wirst. Das Brod, so Du bisher den Armen gereicht, soll Dir dort ein Himmelsbrod und die Kleidung, womit Du sie bedeckt hast, ein Kleid der Unschuld werden!" Mit einem Male erhob sich aus den Blüthenbäumen der Aue ein wunderschöner Regenbogen in vielfarbigem Glanze und wölbte sich von einem Ende der Insel zum anderen gen Himmel empor. Gleich darauf kam eine Schaar kleiner Engel von unnennbarer Schönheit und schwebte mit goldnen Flügeln im Schimmer des Bogens und jetzt erschien über demselben eine glänzende Silberwolke, mit purpurnen Strahlen umringt. In ihr saß das Christkindlein, vor ihm kniete mit Ehrfurcht der kleine Johannes und neben diesem stand ein zartes Lämmchen, um den Hals ein rosenfarbenes Band, mit dem Beide ihr unschuldiges Spiel trieben. Siehe! da flogen zwei Engel zu der Lichtwolke und legten dem heiligen Christ ein Gewand in den Schooß, das ohnlängst der fromme Rupert einem armen Knaben geschenkt hatte. Der Göttliche befahl den Engeln, es um seine eigenen Schultern zu hängen, und als er damit bekleidet war, stand er auf, sprach mit melodischem Tone: „Seht hier das Kleid, welches der kleine Rupert mir geschenkt hat; dafür wird ihm ein hoher Lohn, denn ich bekleide ihn mit dem ewigen Glanze der Heiligkeit." In unbeschreiblichem Gefühle der Andacht und der seligen Wonne aber stand Bertha's Sohn vor dem göttlichen Kinde. Er streckte seine Arme nach ihm aus; da verschwand Alles um ihn her, sein Traum zerfloß und erwacht lag er auf dem Felsen, am Ufer des dahinströmenden Rheins. Vor ihm aber kniete der arme Knabe, dem er vor einigen Tagen das Kleid gesandt, und dankte ihm mit Thränen für die Gutthat. Rupert aber nahm tief gerührt den Knaben bei der Hand, führte ihn zu seiner Mutter und erzählte ihr sein Traumgesicht. Von diesem Augenblicke an aber entstand in Rupert's Seele der feste Vorsatz, nach Rom zu dem Grabe des heiligen Apostelfürsten zu wallen und dort, allem Treiben der Welt entsagend, ganz sein Leben dem Himmel zu weihen. Als er nun eines Abends vor seine Mutter trat und ihr diesen Entschluß mittheilte, erschrak sie und weinte bitterlich; es gelang ihr auch dadurch, daß sie ihm vorstellte, wie sie, wenn er fort sei, ganz allein sei, ihn zu bewegen, bei ihr zu bleiben. Allein als sie, nachdem er vollends herangewachsen war, ihn in die Gesellschaft edler Jünglinge und tugendhafter Jungfrauen bringen wollte, um ihn als letzten Zweig des alten Fürstengeschlechtes durch diesen Umgang zu einem ritterlichen und frommen Stammvater eines neuen heranzubilden, sah sie bald ein, daß ihre Mühe vergebens sei; er war nun einmal an das religiöse Leben gekettet und das Entgegenkommen seiner neuen Freunde hielt er für Fallstricke des Teufels, um ihn von seinen frommen Entschlüssen abwendig zu machen. Von Neuem tauchte sein Vorsatz, nach Rom zu wallfahren, in ihm auf und dieses Mal ließ er sich nicht wieder abhalten, sondern trat als armer Pilger gekleidet zu Fuß die beschwerliche Reise über die Alpen nach Italien an. Er betete hier in allen Tempeln der Weltstadt, am Grabmale des Apostelfürsten aber legte er das Gelübde ab, sich nur dem geistlichen Berufe zu widmen, sein Herzogthum aufzugeben und all sein Besitzthum unter die Armen zu vertheilen. Nach Hause zurückgekehrt hielt er treulich, was er am Grabe der heiligen Märtyrer versprochen hatte; er entsagte allem irdischen Glanze,

weihte ſich ganz dem Kirchendienſt und ſtiftete neue Häuſer für Arme und Kranke, deren Pflege und Wartung er ſelbſt beſorgen half, und lebte mehr wie ein Mönch in ſeiner ſtillen Klauſe, denn als einer der erſten Fürſten des deutſchen Reiches. Aber ſeine Geſundheit war ſchon durch ſeine Pilgerreiſe nach Rom bedeutend geſchwächt worden, jetzt konnte er die fortwährenden Anſtrengungen am Krankenbette nicht mehr ertragen, er ward ſelbſt krank und ſiech und der Tod nahm ihn hinweg, ehe er noch ſein zwanzigſtes Jahr vollendet hatte. Seine irdiſche Hülle ward in der Kirche zu Bingen beſtattet und ſeine gebeugte Mutter folgte ihm bald nach. Kurz nachher ward er unter die Zahl der Heiligen verſetzt und noch bis in dieſes Jahrhundert war ſein einfaches Pilgergewand, jedoch in einen prächtigen Purpurmantel gehüllt, im Kloſter von Eubingen zu ſehen.

109. Das Goarsbett und das Hänſeln zu St. Goar.

(Nach Dielheim S. 687. 700. Gieb S. 616.

In der Nähe von Goarshauſen in der Mitte zwiſchen Oberweſel und dem letztgenannten Orte hart am Rhein liegt ein Felſen, den man das Goarsbett nennt, in welchem in einiger Höhe von der Erde ein viereckiges Loch eingehauen iſt, worin der h. Goar ſeine Wohnung aufgeſchlagen haben ſoll. Uebrigens befindet ſich in dem nach ihm St. Goar genannten Städtchen, in der Kirche unter dem Chor eine Art zweite Kirche auf ſechs marmornen Säulen ruhend und die Gruft genannt. Darin iſt das Bildniß und die Statue des h. Goar in Lebensgröße zu ſehen, wie er in der rechten Hand die von ihm erbaute Kirche hält. Die ihm ſonſt noch zugehörenden, früher hier aufbewahrten koſtbaren Heiligthümer ſind jedoch nicht mehr hier.

St. Goar der Heilige ſcheint als Patron der Gaſtfreundſchaft betrachtet worden zu ſein, denn den Mönchen des nach ihm genannten Kloſters lag die Pflicht ob, gegen alle vorüberziehende Pilger und Wanderer gaſtfrei zu ſein und weil dieſelben behaupteten, Karl der Große habe ihrem Kloſter eine jährliche Schenkung von 20 Mark hinterlaſſen, um davon die Fremden mit Rheinwein zu bewirthen, ſo gab dies Anlaß zu dem Gebrauche des ſogenannten Hänſelns, der ſich bis auf die neuere Zeit erhalten haben ſoll. Wenn nämlich ein Fremder zum erſten Male nach St. Goar kam und gaſtfreundlich aufgenommen ſein wollte, ſo mußte er ſich einen oder zwei Pathen wählen, die ihm dann ein in der Nähe des Weberthors am Zollhauſe befeſtigtes Band um den Hals legten und die Frage thaten: „Wollt Ihr in Waſſer oder in Wein getauft werden?“ Entſchied er ſich nun für den Wein, ſo ward ein ſilberner Humpen damit gefüllt, dieſen mußte er dreimal auf das Wohl des Kaiſers Karls des Gr., des Landesherrn, oder des fürſtlichen Hauſes Heſſen-Kaſſel, der Königin von England oder Schweden, die einſt den Becher bei ihrer Durchreiſe geſchenkt haben ſoll und der Geſellſchaft leeren. Nachdem bekam er noch einen zweiten Becher, welchen das fürſtliche Haus Heſſen-Rheinfels dahin geſtiftet hatte, und mußte aus demſelben die ſchon genannten Geſundheiten wiederholen. Auf letzterem ſtanden die Verſe:

Zu Ehren St. Goar am Rhein
Iſt gar wohl und fein,
Der Landgräflichen Herrſchaft Stadt
Dieß Trinkgeſchirr gemacht.

Alsdann ſetzte man ihm eine vergoldete Krone auf und las ihm die Geſetze des bachantiſchen Ordens vor, worauf er die Fiſcherei auf dem Lurleberg und die Jagd auf der Bank im Rhein (ſcherzweiſe erſtere zu Land, letztere zu Waſſer) als Lehen empfing. Nach dieſen ſeltſamen Ceremonien ſchrieb er ſeinen Namen und den ſeines Taufpathen nebſt Tag und Jahreszahl in das mit einer Menge von Namen, Sprüchen und Reimen ſeit Jahrhunderten verſehene Hänſelbuch ein und gab in die dabeiſtehende Büchſe eine freiwillige Beiſteuer, wie auch etwas in diejenige, ſo ſich neben dem Halsband (früher an der Hauptwache, ſpäter am Zollhauſe) befand. Dieſe Beiſteuer ward alsdann zur Verpflegung der armen Vorbeireiſenden aus daſigem alten Spital verwendet. Hatte er dagegen geſagt: mit Waſſer, ſo ward ihm plötzlich ein ganzer Eimer voll Waſſer über den Kopf geſtürzt. Das Halsband ſelbſt ſoll ſehr alt ſein. Es wird auch das Burſchband genannt und ſoll von Kaiſer Karl V., nach Andern aber von Karl des Großen zwei Prinzen, Karl und Pipin, dorthin geſtiftet ſein, als an den Ort ihrer Verſöhnung und ihres brüderlichen Vertrags. Es war anfangs von Eiſen, als aber Churfürſt Friedrich V. von der Pfalz ſeine Gemahlin aus England holte, hat er zwar ein ſilbernes Band oder Ring dahin verehren wollen, aus Furcht aber, daß daſſelbe geſtohlen werden möchte, ein meſſingenes machen laſſen, welches noch da iſt.

110. Die Sage von der Lorelei.

S. Gieb S. 639 ꝛc. Kaufmann, Quellenangaben zu Simrock's Rheinſagen. Cöln 1862 S. 85 ꝛc. Remont S. 129 ꝛc.

Nahe bei Goarshauſen, aber oberhalb deſſelben unter dem hohen Rheingebirge liegt der berühmte, wegen ſeines vielfältigen Wiederhalls ſchon vor Alters allbekannte Lurleyberg (Lurleius). Derſelbe wird ſchon von dem Minneſänger Marner um das Jahr 1235 erwähnt, der da meint, dort ſei der Nibelungenhort verſenkt worden. *) Derſelbe giebt ein ſehr ſtarkes Echo von ſich, welches allerlei Töne, Stimmen und Worte nicht allein laut, klar und vernehmlich, ſondern auch mehrentheils vermehrt wiedergiebt, weswegen die Schiffleute und Vorüberreiſenden auf dem Rheine in dieſer Gegend mit Waldhörnern, Schießen und Rufen mancherlei Kurzweil hier auszuüben pflegen. Indeß ſoll der Wiederhall früher ſtärker als jetzt geweſen ſein, was man daraus erklärt, daß zu verſchiedenen Malen ungeheure Stücken Felſen von ihm herab in den Rhein gefallen ſind. Die Annahme, daß der Berg innerlich hohl ſein müſſe und davon das Echo herkomme, iſt eben ſo irrig, als wenn der Topograph Merian **) glaubt, daß dieſer Wiederhall von einem Zwirbel (Wirbel) im Rhein herrühre, gleichſam als wenn der Rhein dort verborgene Gänge unter der Erde habe. Nach einer Sage wäre dieſes Echo die Stimme eines Weibes, welche durch ihre außerordentliche Schönheit alle Männer bezauberte, nur den nicht, den ſie ſelbſt liebte. Sie entſchloß ſich daher in ein Kloſter zu gehen, wohin ſie drei ihrer Liebhaber begleiteten. Da ſie auf die Höhe des Felſens gekommen war, ſah ſie unten auf dem Rheine ihren Geliebten dahinfahren. Verzweiflungsvoll ſtürzte ſie

*) S. Grimm, Heldenſage S. 162.
**) Topogr. Palat. p. 13.

ſich in den Fluß hinab. Ihr folgten die Ritter in gleichem Gefühle. Man nennt daher denſelben Felſen auch den Dreiritterſtein, der übrigens den Laut dreimal wiedergiebt. Nach einer andern Sage aber iſt die Lorelei eine Nixe geweſen, die auf dieſem Felſen thronte und von dieſem herab durch ihren ſüßen Geſang die vorüberfahrenden Jünglinge ſo bezauberte, daß ſie nicht auf ihre Ruder Acht gaben und plötzlich von den wirbelnden Wogen in die Tiefe hinabgeriſſen wurden. Man ſagt, ſie ſei in den Rhein gebannt, weil ſie den Geliebten, den ſie ſich erkoren, erſt in den Fluthen gefunden habe.

Einſt lebte ein Pfalzgraf bei Rhein hier zu Bacharach, der einen kräftigen ſchönen einzigen Sohn hatte. Ihn hatte einſt die Nixe erblickt, als er unterhalb des Felſens, der einen Vorſprung bildet, badete; ſchon wollte ſie ihren Zaubergeſang anſtimmen und ſich dem in den Fluthen ſpielenden Jüngling in ihrer ganzen Schönheit zeigen, als ſie Mitleid mit ihm fühlte, denn ſie empfand wirkliche Liebe für ihn. Lange Zeit hörte man jetzt nichts mehr von der Waſſerjungfrau und ohne Gefahr konnten die Fiſcher ſelbſt unter dem Felſen ihre Netze auswerfen, den jungen Pfalzgrafen aber ſchien ſeit dieſem Augenblicke in Allem, was er unternahm, das Glück zu verfolgen. Wenn er auf der Jagd ganz erſchöpft und verdurſtet niederſank, da ſprudelte auf einmal ein ſilberheller Quell neben ihm auf und er ſah ſich mitten in ein reiches Bett von ſüßen Waldbeeren verſetzt; wollte er ausruhen, ſo fand er eine kühle Felſengrotte mit weichem Mooslager, kurz es ſchien ein freundlicher Schutzgeiſt ihn überallhin zu begleiten. Eines Abends als er von der Jagd zurückkehrte, ward er aber auf der ihm ſonſt ſo bekannten Bahn irre, er kletterte auf dem Felſen herum ohne den Weg nach dem Fluſſe hinab finden zu können, im Gegentheil er entfernte ſich immer weiter von demſelben. Da klang es ihm wie fernes Saitenſpiel in ſein Ohr, er kletterte eine Felswand hinan, um eine freie Ausſicht auf den Strom zu gewinnen; auf der Felſenkuppe angelangt, ſtand er auf einmal wie geblendet, denn er ſah plötzlich eine Jungfrau vor ſich, ſo hold und liebreizend, wie ſein Auge noch keine erblickt hatte. Schon wollte er auf dieſelbe zuſchreiten, als der Gedanke an die Nixe Lorelei durch ſeine Seele fuhr und er, ſich andächtig bekreuzend, wie feſtgewurzelt ſtehen blieb. Plötzlich war die Jungfrau verſchwunden und er fand ſich wie aus einem Traume erwachend auf dem rechten Wege wieder, der hinab zum Fluſſe führte. Seit dieſem Abenteuer konnte der Jüngling aber den Gedanken an das wunderbare Frauenbild nicht wieder los werden, er dachte Tag und Nacht an ſie, ſtets klang die Melodie ihres Zaubergeſanges vor ſeinen Ohren und ſchien ihn nach jenem Felſen hinzulocken. Die Folge davon war, daß er für ritterliche Spiele und ſeine frühere Lieblingsbeſchäftigung, die Jagd, bald keinen Sinn mehr hatte und dieſe ſeine Verwandlung ſeinem Vater ſo auffiel, daß er ihn nach der Urſache fragte. Als nun der Jüngling geſtand, was er geſehen hatte, da beſchloß der Pfalzgraf ihn fortzuſenden an das kaiſerliche Hoflager, vielleicht daß die Entfernung ihn von dem Gedanken an die Nixe abbringen möge; der Tag des Scheidens war ſchon beſtimmt und es ſchien anfangs, als wenn der Jüngling gern dem Wunſche ſeines Vaters nachkomme, allein je näher derſelbe herankam, deſto beklommener ward ſein Herz und wie er ſich auch mit Gewalt von dieſen Gefühlen durch Anſtrengungen auf der Jagd abziehen wollte, es gelang ihm nicht. Am Tage vor ſeiner Abreiſe aber

bat er seinen alten Erzieher mit ihm hinauszuziehen zum Rheine, um sich das letzte Mal mit Fischen auf dem Strome zu belustigen. Derselbe konnte es ihm nicht abschlagen und so fuhren sie denn mit dem Netze über die Fluthen dahin und die reichste Beute ward ihnen zu Theil. Der Junker lenkte aber den Kahn nahe am Ufer hin, aber immer dem gefährlichen Felsen näher, ohne daß sein Gefährte, des glücklichen Fanges sich freuend, es bemerkte; da auf einmal, als der Mond in seiner ganzen Pracht hinter dem Lurlei auftauchte und sein freundliches Licht auf den Höhen leuchtete und in den Wellen zitterte, da erblickte der Jüngling hoch oben auf der Platte die Jungfrau in ihrem vollen Zauberreize, wie er sie schon einmal gesehen. Die Nixe aber stimmte ihren Gesang an und breitete die Arme aus, als wollte sie den Gegenstand ihrer Liebe brünstig umfangen. Da entsank dem Jüngling das Steuer, sein Auge sah nur sie, der Kahn, immer näher der Klippe gekommen, glitt dem brausenden Wirbel der Gewässer zu, die sich wild stürmend an dem Lurlei brachen und auf einmal hoch sich aufthürmend den Kahn und seine Führer verschlangen, welche die Gefahr nicht ahnten. Zwar trug den alten Erzieher eine Woge an das jenseitige Ufer, allein keine brachte den Jüngling wieder. Jener mußte dem Pfalzgrafen die traurige Kunde bringen und dieser in wildem Zorn aufbrausend versprach hohen Lohn dem, der ihm die Nixe todt oder lebendig ausliefern werde. Als aber der Mond am andern Abend aufging, da umstellten Reisige den ganzen Felsen, und wie das Gestirn hoch über der Platte stand, da war auch die Nixe wieder da. Muthig ging der alte Knappe auf sie los und fragte sie, wo der Jüngling sei, sie aber gab keine Antwort, sondern deutete nur auf die Wogen hinab, die auf einmal grollend aufbrausten. Da warf sie ihr kostbares Perlenhalsband hinab, welches dieselben zu beruhigen schien, fing noch eine Zauberweise, warf ihren Schleier von sich, der langsam hinabsank, und von ihm getragen ward sie von den Fluthen in die Tiefe gezogen und nie mehr gesehen. *)

111. Die Weingötter am Rhein.

Nach Dielheim S. 678, u. Bechstein, deutsches Sagenbuch S. 65. Geib S. 571. Kaufmann, Quellen S. 92.)

Der Stadt Bacharach gegenüber bei der Insel Wirth, sonst auch der Heiligenwirth genannt, liegt mitten im Rheinstrom unter dem Wasser ein großer viereckiger Stein, der aber nur bei klarem Wasser gesehen werden kann. Es befindet sich daneben zu allen Seiten eine große Tiefe gleich einem Tisch, auf welchem bis fünfundzwanzig Personen stehen können, und darauf sind viele alte Schriften und Namen eingehauen, die aber ihres Alters halber nicht mehr alle können gelesen und verstanden werden. Dieser Stein wird der Aelterstein oder Altarstein, lateinisch Ara Bacchi genannt. Nach der Meinung etlicher alten Schriftsteller hätten zu der Römer Zeiten die heidnischen Bewohner dieser Gegend auf diesem Steine ihren Göttern und besonders dem Weingott Bacchus geopfert und denselben feierlich verehrt.

*) Zu Tetschen auf dem Markte steht ein Gebäude, welches jetzt die Gruft der Grafen von Thun bildet. Dasselbe heißt Lorlei und soll errichtet worden sein zur Erinnerung, daß bei einer großen Wasserfluth eine Heilige, die von den Fluthen der Moldau bei Prag ergriffen, unversehrt von denselben fortgetragen ward, hier ans Land gestiegen sei. Woher mag der Name kommen?

Es kommt aber dieser Stein sehr selten und nur bei heißen und trockenen Jahren zum Vorschein, wenn das Rheinwasser sehr niedrig ist, wie solches z. B. in den Jahren 1654, 1695, 1719, 1750 ꝛc. der Fall gewesen ist. Damals hat man die Gewohnheit unter den Rheinschiffern gehabt, daß man eine Strohpuppe als Bacchus aufputzte und dieselbe auf diesem Altarstein befestigte. Zu Kaub, nahe der alten Burg Pfalzgrafenstein mitten im Rheinstrom, wo vor Zeiten aller Pfalzgrafen Wiege stand, weil aller Pfalzgräfinnen Wochenbett dort aufgeschlagen werden mußte, lebt noch eine Sage von einem wunderlichen Heiligen, Theoneſt, dessen Name wie eine Verstümmelung des griechischen Wortes Dionysos (Bacchus) klingt. Dieser Theoneſt soll aber ein christlicher Märtyrer gewesen sein, der in Mainz bis auf den Tod gefoltert worden war, dem es aber gelang, in einer Weinkufe statt eines Nachens auf dem Rheinstrom zu entkommen und sich abwärts tragen zu lassen. Je weiter Theoneſt fuhr, desto wohler ward ihm zu Muthe, und so landete er denn bei Kaub in seiner Kufe an, predigte das Christenthum und pflanzte Weinreben und zwar süße Trauben tragende, die kelterte er zuerst in seiner Kufe und davon nahm der Ort, den er hier am Strome gründete, den Namen Kaub an, und in das Stadtsiegel nahmen hernach dankbar die Kauber das Bild des h. Theoneſt, in seiner Kufe sitzend, als ihr Stadtwappen und führen es in ihrem Siegel.

112. Die sieben Schwestern.

(Nach Bechstein, deutsches Sagenbuch S. 86. Eine andere Sage davon wird erzählt in den Ruinen [Wien, 1834] Bd. I. S. 135 ꝛc.)

Am Rhein unterhalb dem Pfalzgrafenstein steht heute noch eine Burgruine, Schloß Schönberg genannt. Darauf sollen dereinst sieben schöne Ritterfräulein gehauſt haben, deren Schönheit dem Schlosse den Namen verlieh. Aber so groß auch die Reize dieser sieben Fräulein waren, eben so stark war auch ihre Abneigung gegen die Liebe; keines Ritters Bewerbung erhörten sie, einen Freier nach dem andern wiesen sie ab, manches edle junge Herz brach an den Felsenherzen der sieben Schwestern. Aber das Geschick beschloß ihre Strafe. Eines Tages landete ein Nachen unten am Fuße des Berges, darin saßen sieben ritterliche Jünglinge in kostbarer Tracht und von vornehmem Gebahren. Sie kamen zur Burg, stellten sich den Fräuleins vor und warben um ihre Hand. Es war aber Alles vergebens, die Schwestern blieben kalt. Mit einem Male verdunkelte sich der Himmel, eine höllische Musik ertönte, die Jünglinge umschlangen die sieben Schwestern, jeder eine, wie zum Tanzreigen und schwangen sich tanzend und drehend aus der Burg, über die Zugbrücke, den Berg hinab in den Strom hinein, der stürmisch unter Donnern und Blitzen wogte. Als es aber am reizenden Strome wieder hell und friedlich geworden war, siehe, da ragten sieben Felsenspitzen aus dem Strome, in diese waren die Jungfrauen mit den Felsenherzen zur Strafe ihrer unnatürlichen Härte verwandelt. Größere Fluth überragt sie, kleinere läßt sie sichtbar werden. Die Rheinschiffer kennen sie unter dem Namen der sieben Jungfern und haben unter sich die Sage, wenn ein Mächtiger diese Felsen dem Strombette enthöbe und sie zu Säulen einer

Betkapelle bilde, so würden die Jungfrauen erlöst werden, wieder auf die sich erneuernde Burg zurückkehren und jede nach der Jahrhunderte langen Buße einen Mann beglücken.

113. Die zwei Brüder.

(S. Dielheim S. 715. Geib S. 631 ꝛc. Gottschalk, Ritterburgen Deutschlands Bd. V. S. 195 ꝛc.)

Unterhalb St. Goar liegt das Dorf Hirzenach und etwas weiterhin das schöne Kapuzinerkloster Bornhofen, wo sich ein wunderbares Marienbild befindet, nach welchem namentlich von kinderlosen Frauen viel gewallfahret wird, weil dieselben glauben durch die Fürbitte desselben ihren Wunsch, Kinder zu bekommen, erreichen zu können. Ueber dem Kloster auf zwei besondern, aber nahe bei einander liegenden Bergen sieht man die Trümmer der beiden verfallenen Schlösser Liebenstein und Sternenfels, welche schon im 17. Jahrhundert auf Landkarten jener Gegend die beiden Brüder heißen. Die eine einfache Sage berichtet, es seien diese Schlösser von zwei reichen Brüdern erbaut und bewohnt worden, deren Schwester aber, welche blind gewesen, habe für ihr Erbtheil drei Andachtsörter, nämlich das genannte Bornhofen und im Rheingau Kidrich und Nothgottes angelegt. Nachmals aber hätten die beiden Brüder, weil sie in Uneinigkeit gerathen, einander ihre Schlösser verheert.

Die spätere Sage, welche übrigens das Schloß Sternberg statt Sternenfels nennt, erzählt, es habe einst auf Liebenstein, seiner Stammburg, ein gleichnamiger Ritter von Liebenstein gelebt, derselbe habe zwei Söhne gehabt, deren Sinn jedoch ziemlich verschieden war, denn während der eine mehr eine stille Häuslichkeit liebte, war der andere mehr für Prunk und äußern Glanz eingenommen. Nun befand sich aber auf dem Schlosse ein junges Edelfräulein, eine Waise, welche der Ritter von Liebenstein nach dem Tode ihrer Eltern zu sich auf sein Schloß genommen hatte, um sie mit seinen Söhnen zu erziehen. Dieselbe ersetzte ihm überdies auch die Stelle einer Hausfrau, denn seine eigene treue Gattin war lange schon gestorben. Mittlerweile war aber aus der brüderlichen Zuneigung, welche die zwei Söhne des Ritters für die mit ihnen erzogene Waise fühlten, ein anderes innigeres Gefühl entstanden; beide hatten sich in das schöne Mädchen verliebt, allein da sie dem jüngern Sohne den Vorzug zu geben schien, verschloß der ältere, der bescheidenere, seine Neigung tief in seine Brust, und so kam es, daß als sein jüngerer Bruder ihr seine Hand bot, sie selbige sofort annahm, ohne zu wissen, wie tief sie dadurch seinen ältern Bruder verletze. Indeß vermochte derselbe nicht länger das Glück der beiden Liebenden ruhig mit anzusehen; er begab sich also an den Hof des deutschen Kaisers, um dort seine unglückliche Liebe zu vergessen. Mittlerweile kam aber der unter dem Namen des h. Bernhard bekannte Abt von Clairvaux auch nach Deutschland, um dort den Kreuzzug zu predigen; haufenweise strömten die Ritter vom Main und Rhein nach Frankfurt, wo Kaiser Konrad selbst dem zahlreich versammelten Volke diesen Apostel vorstellte. Seine Beredtsamkeit riß Alles mit sich fort und auch nach Liebenstein drang der Ruf dieser allgemeinen Begeisterung, so daß auch der junge Bräutigam

davon ergriffen ward und ſeinem Vater und ſeiner betrübten Braut erklärte, daß er mit nach Paläſtina ziehen und für die Sache der Chriſtenheit ſein Schwert ziehen wolle. Alle Vorſtellungen und Bitten vermochten nicht ihn von ſeinem einmal gefaßten Entſchluß abwendig zu machen, er rüſtete ſich eilig zur Abreiſe und eilte mit ſeinen Mannen zu dem Heere des Kaiſers, welches ſich am obern Rhein ſammelte. Auch ſein älterer Bruder hatte ſich der Kreuzfahrt anſchließen wollen, als er aber die Kunde erhielt, daß ſein jüngerer Bruder bereits das Kreuz genommen und ſeinen alten Vater und ſeine Braut ſchutzlos verlaſſen habe, da hielt er es für ſeine Pflicht, zurückzubleiben und die Zurückgelaſſenen ritterlich zu ſchirmen. Er kehrte alſo auf die Burg zurück und bemühte ſich ſeinem greiſen Vater die wenigen Tage, die er noch zu leben hatte, ſo gut als möglich zu verſüßen, gegen die Braut ſeines Bruders aber hielt er ſich ſtreng in den Schranken brüderlicher Freundſchaft, ſo daß ſie nichts von ſeinen Gefühlen für ſie ahnte, wohl aber ſelbſt ſeinen einfachen, biedern, herzlichen Charakter mit dem aufbrauſenden, veränderlichen Sinn ihres Bräutigams nicht zum Vortheil des letztern vergleichen lernte. Mittlerweile aber ließ der alte Ritter ſeinem jüngern Sohne eine zweite Burg auf dem benachbarten Felſen erbauen und nannte ſie Sternberg; allein er erlebte den Tag nicht, wo derſelbe, was er ſehnlichſt wünſchte, ſie mit ſeiner jungen Gattin beziehen ſollte; er ſtarb und ſo blieb ſie unbewohnt, denn ſein älterer Sohn mußte auf Liebenſtein zurückbleiben, um dieſe ſeine Stammburg gegen die damals ſo zahlreichen Raubritter zu ſchützen.

Mittlerweile waren zwei Jahre vergangen und von dem jüngern Bruder keine Nachrichten angelangt; da auf einmal brachten einige rheiniſche Ritter, welche von dem Kreuzzuge zurückkehrten, die Nachricht mit, er ſei auf dem Rückwege begriffen, es folge ihm aber eine ſchöne Griechin, mit der er ſich in Konſtantinopel vermählt habe. Welch ein Donnerſchlag war aber dieſe Neuigkeit für den ältern Bruder und die verlaſſene Braut! Nur darin war ihre Wirkung verſchieden, daß während letztere ſich ſtarrem Gram hingab und in ſtiller Ergebung den Treubruch zu ertragen ſuchte, erſterer in glühendem Zorn gegen ſeinen leichtſinnigen Bruder entbrannte. Letzterer hatte indeß bereits unterwegs vernommen, daß ſein Vater die zweite Burg für ihn habe erbauen laſſen; er begab ſich demnach mit ſeiner Griechin unmittelbar dahin, indem er ſich vielleicht der unfruchtbaren Hoffnung hingab, ſeine Braut werde, wie einſt die Gräfin von Gleichen, ſeinen Beſitz mit der Fremden theilen wollen. Allein er täuſchte ſich; der Bruder verſchloß ihm Thor und Burg und die Braut Herz und Kammer. Dies verdroß aber den jüngern Bruder ſo, daß er nicht blos zwiſchen ſeiner Burg und der ſeines Bruders eine ſtarke Scheidewand aufführen ließ, ſondern auch demſelben einen Fehdebrief ſchrieb. Derſelbe ward auch ausgeführt; mehr als einmal kämpften die Knappen der beiden Brüder in offenem Kampfe mit einander und ſchließlich forderten die Brüder ſelbſt einander zum Zweikampfe am Fuße des Berges heraus. Beide Ritter erſchienen auch zur Stelle und ſchon ſollte der Kampf beginnen, da trat die verlaſſene Braut des jüngern plötzlich zwiſchen ſie, ermahnte ſie zur Verſöhnung und erklärte, daß ſie ſelbſt ihrem Bräutigam ſein Wort zurückgebe, denn ſie ſei entſchloſſen, ſich ſtatt des irdiſchen einen himmliſchen Bräutigam zu wählen. Die beiden Brüder gehorchten ehrfurchtsvoll den Worten der edlen Jungfrau, ſteckten ihre

Schwerter ein und kehrten in ihre Burgen zurück; sie aber begab sich in das im Thale liegende Nonnenkloster und nahm hier den Schleier. Während nun aber der ältere Bruder auf Liebenstein sein verfehltes Leben einsam betrauerte, ging es auf Sternberg gar hoch her, denn die Griechin liebte Prunk und Festlichkeiten über Alles, und so geschah es, daß sich bald auch Gäste dort einfanden, welche nicht blos des Ritters wegen kamen, sondern sich auch um die Gunst der Hausfrau bewarben. Nicht lange dauerte es, so fand sich auch ein treuloser Gastfreund, der die Frau seines Freundes zur Sünde verführte; allein der Verräther schlief nicht lange, der ältere Bruder auf Liebenstein bekam Kunde davon und theilte, was er erfahren, dem betrogenen Gatten mit. Voll grenzenloser Wuth stürmte der Unglückliche mit entblößtem Schwerte in das Gemach seines ehrvergessenen Weibes, um an ihr und dem Buhlen, der täglich auf dem Schlosse war, blutige Rache zu nehmen; jedoch beide waren, durch Vertraute ihrer Sünden schon gewarnt, mit einander in ein fremdes Land entflohen.

Nun eilte der arme betrogene Ritter nach Liebenstein, trat vor seinen Bruder und bat ihn flehentlich, das Geschehene zu vergessen, ihm seine brüderliche Liebe wieder zu schenken und die Tage, die er noch zu leben habe, in trauter Gemeinschaft mit ihm zu verbringen, denn daß auch er nie einen Ehebund schließen werde, wisse er ja. So geschah es auch. Beide verlebten ihre Tage als wahre Brüder, indem sie einander Hülfe und Trost bis an's Grab weihten. Die Jungfrau aber verbrachte ebenfalls den traurigen Rest ihrer Tage in der einsamen Zelle des Klosters unter Gebet und Mildthätigkeit und hinterließ ihre reichen Güter frommen Stiftungen und den Armen. Nach dem Erlöschen dieses Stammes fiel die eine Burg an die adelige Familie der Herren von Schenk zu Oberpey, die andere aber ward als ein Chur-Trierisches Lehen von dem Churfürsten von Trier eingezogen.

114. Die Säule bei Pfalzfeld.

(Nach Diethelm S. 712.)

Drei Stunden von Rheinfels nach dem Hunsrück zu liegt der Ort Pfalzfeld; auf dem Kirchhofe dieses Ortes stand früher eine uralte Säule, Niemand aber weiß, zu welcher Zeit und bei welcher Gelegenheit dieselbe errichtet ist. Dem äußern Ansehn nach muß sie sehr alt sein und weil man früher insgemein der Ansicht war, als ob sie zu dem Grabmale eines alten Römers gehört habe, so hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der damalige Kommandant von Rheinfels, Boron von Kutzleben, diese Säule ausgraben lassen, aber auch nicht die geringste Spur von einem Grabe dabei antreffen können. Demnach hat man angenommen, daß sie ursprünglich wohl zu irgend einem Götzendienste gedient haben möge, weil nach der Aussage alter Leute aus demselben Orte vormals auf derselben eine Art Kopf in Gestalt eines Menschen gestanden habe, später aber losgerissen worden sein soll. Man schließt dies auch noch daraus, weil das Chor der dort nahe dabei stehenden Kirche ehemals ganz allein in einer zirkelrunden Figur gestanden hat und nachmals erst das Schiff der Kirche hinzukam.

115. Michael Mort.

(S. die Ruinen, Wien, 1834. Bd. I. S. 144 ꝛc. cf. Kaufmann, Quellen S. 109.)

Im Jahre 1279 war zwischen Erzbischof Werner von Mainz und dem Grafen Johann von Spanheim-Kreuznach ein Krieg entstanden, sein Bruder, Graf Heinrich, hatte sich zum Lehns- und Burgmann des Erzbischofs erklärt und ihm die Burg Böckelnheim ohne Zustimmung des ältern Grafen verkauft. Bei Spendlingen nahe bei Kreuznach kam es zu einem heftigen Gefechte. Da war aber ein Schlächter von Kreuznach, Namens Michael Mort, ein tapferer und kühner Mann, der so herrlich für seinen Grafen stritt, daß er sich ewiges Lob bei der Nachwelt erwarb. Der Graf von Spanheim, der mit einem Fuße hinkte, wurde von den Feinden, als er tapfer focht, umringt und gefangen. Als Michael Mort das sah, stürzte er mit den übrigen Kreuznacher Fleischern in die Feinde und befreite seinen Grafen, den sein schnelles Pferd aus dem Getümmel rettete. Von allen Seiten bedrängt, schwang Mort so wüthend sein Schwert rechts und links, daß er allein mehr als zwanzig Feinde tödtete und sich mitten durch sie seinen Weg bahnte. Von der Menge überwältigt, an den Füßen verwundet, stürzte er endlich zu Boden, sammelte aber seine Kräfte bald wieder, schwang knieend sein Schwert, schlug noch fünf darnieder und verwundete verschiedene Andere. Zuletzt als ihm Niemand mehr half und die von seiner Partei gefallen waren, unterlag er rühmlich der Gewalt.

Zum Andenken dieser herrlichen That wurde ihm an der Stelle seines Todes ein Denkstein mit seinem ausgehauenen Bildniß gesetzt, die Kreuznacher Fleischer aber erhielten ein eigenthümliches Privilegium für ihre Tapferkeit und zur Erinnerung, daß M. Mort ihrer Zunft angehört habe. Der Denkstein wurde im Jahre 1568 umgestürzt, das Feld aber, wo er den Heldentod erlitt, heißt bis diese Stunde noch das Michael Mort Feld.

116. Der Märtyrer Werner zu Stalck.

(S. die Ruinen 1834. Bd. III. S. 146 ꝛc.)

Die am Fuße des Stalecker Schloßberges liegende St. Wernerskirche ist über einem Gewölbe gebaut, wo die Juden im Jahre 1287 den Knaben Werner gemartert und getödtet haben. Auf dem Gewölbe des Hauptaltars ist die ganze greuliche Geschichte abgebildet. Hier sieht man links den Richter eintreten, dem ein Jude mit einem scheußlichen Gesicht ein Goldstück darbietet, damit er sich still verhalten möge, und das Goldstück that seine gewohnte Wirkung. Rechts sieht man an einem vergitterten Fensterlein die christliche Magd, die in dem Judenhause diente, und den Richter herbeigerufen hatte. Diese Geschichte ist vermuthlich nicht ganz erfunden, wahrscheinlich haben die Juden, von Natur abergläubisch, mit dem Blute des armen Knaben und der von ihm abgetriebenen Hostie, die er kurz zuvor beim Abendmahl empfangen hatte, einen Aberglauben treiben wollen. Sie entflohen mit dem Leichnam den Rhein hinauf, konnten aber nicht schnell genug gegen den Strom fahren und ließen ihn in der Nähe von Bacharach im Dorngebüsche liegen, wo späterhin dem jungen Märtyrer zu Ehren das Kloster Windesbach errichtet worden. Andere erzählen, die Mörder hätten zu Wesel den todten Knaben

in den Rhein geworfen und derselbe sei gegen den Lauf des Flusses geschwommen und bei Bacharach ans Land gekommen. Von den Warten der umliegenden Ritterburgen sah man an dem Orte, wo der Unschuldige im Gebüsche lag, einen ungewöhnlichen Glanz; man fand den Leichnam und die Obrigkeit legte ihn zur Schau. Man legte ein seidenes Kissen unter sein Haupt, man umwand es mit einem goldenen Bande, man legte sein Rebenmesser neben ihn, womit er in den Weinbergen arbeitete, ja man erbaute endlich die schöne, obgleich nicht große Wernerskirche in Bacharach, wovon noch jetzt die sehenswerthen Ueberreste, hoch zwischen Burg Staleck und der genannten Stadt die Augen der Reisenden auf sich ziehen. Nach Einigen haben die Spanier den Leichnam des Heiligen, der unverwest blieb und bei dessen Grabe zahllose Wunder geschehen sein sollen, mitgenommen und von ihnen sei ein Finger und ein Stück Schweißtuch dem Magdalenenstift zu Besançon geschenkt worden (1548), nach Andern aber haben die Einwohner von Bacharach nach ihrem Uebertritt zum lutherischen Glauben seine irdischen Reste begraben und alle sich auf ihn beziehenden Denkmäler vernichtet.

117. Die schöne Agnes von Staleck und der Pfalzgrafenstein.

(S. Schreiber in den Ruinen [Wien 1834] Bd. III. S. 148 ꝛc. und in s. Sagen aus den Rheingegenden [Frkft. a. M. 1848. 3te Aufl.] S. 217 ꝛc. cf. Kaufmann, Quellen S. 95 ꝛc.)

Auf dem Hügel, an welchen sich das weinreiche Bacharach lehnt, stehn heute noch die Trümmer der festen Burg Staleck. Sie war im 12. Jhdt. das Eigenthum des Pfalzgrafen Conrad aus dem Hause der Hohenstaufen, der eine einzige, aber wegen ihrer Schönheit weit und breit berühmte Tochter, Namens Agnes, besaß. Nun war der Ruf von ihr auch zu den Ohren des tapfern Heinrich Welf von Braunschweig gedrungen, der bald vor Verlangen brannte, diese schöne Jungfrau kennen zu lernen. Es bestand aber damals eine grimmige Feindschaft zwischen den Welfen und Hohenstaufen und Kaiser Friedrich der Rothbart hatte jenen den Untergang geschworen, es konnte also keine Rede davon sein, daß Heinrich unter seinem wahren Namen nach Staleck ging, er mußte sich auf anderem Wege den Eingang zu verschaffen suchen. Er machte sich also auch wirklich dahin mit seinem Lehnsmann, Hans von Gleichen, auf die Reise und als sie noch eine Tagereise weit vom Rhein entfernt waren, da legten sie andere Kleider an und gaben sich für Pilger aus, die nach Cölln wollten. Sie baten als solche auf Staleck um ein Nachtlager und wurden von dem Burgherrn freundlich aufgenommen. Bei der Tafel sah Heinrich die junge Pfalzgräfin und fand, daß der Ruf ihrer Schönheit noch hinter der Wahrheit zurück sei; man fragte, wo die Pilgrime her seien, und als sie gesagt, daß sie von Braunschweig kämen, da erkundigten sich die Frauen nach ihrem Herrn, dem Herzog Heinrich, und fragten, ob es wahr sei, daß er wirklich ein so kühner, unternehmender Ritter sei, wie sich das Volk erzähle. Die angeblichen Pilgrime versetzten, sie seien zwar Lehnsmänner des Herzogs, allein sie könnten mit gutem Gewissen alles das Rühmliche bestätigen, was man sich von ihm erzähle. Sie verließen nun in der Frühe das Schloß und fuhren in einem Schiffe, welches ihnen der Pfalzgraf gestellt hatte, nach Cölln. Auf die junge Pfalz-

gräfin hatte aber der eine der Pilgrime, Heinrich, einen derartigen Eindruck gemacht, daß sie es nicht erwarten konnte, bis derselbe von seiner angeblichen Betfahrt wieder zurückkehrte, und als sie wirklich nach einigen Tagen wiederkamen, da gestand sie ihrer Mutter, daß sie eine innige Leidenschaft für den einen der Ritter fühle, und diese, welche ihre Tochter abgöttisch liebte, versprach ihr auch, wenigstens nach dem wirklichen Namen des Ritters zu forschen, um zu erfahren, ob eine Verbindung zwischen ihrer Tochter und demselben möglich sei. Dies that sie auch, und Heinrich gestand ihr offen, wer er sei und weshalb er verkappt in ihr Haus gekommen. Die Pfalzgräfin versprach ihm auch, die Sache ihrem Gatten vorzutragen, hieß ihn aber einstweilen seine Rückreise antreten, sie wolle dann sehen, was sich machen lasse und ihm Botschaft nachsenden, da ohnehin der Pfalzgraf augenblicklich nicht auf der Burg war. Derselbe hatte jedoch bereits unterwegs erfahren, wer die zwei Pilgrime gewesen, und als daher seine Gattin bei seiner Rückkehr die Rede auf den jungen Welfen brachte, gab er zwar eine ausweichende, aber nicht gerade abweisende Antwort. Sie glaubte daher nichts Besseres thun zu können, als wenn sie den Braunschweiger auffordere, selbst nach Staleck zu kommen und um ihre Tochter zu werben. Mittlerweile sah sie eines Tages, als sie früh Morgens aus dem Fenster schauete, wie auf dem breiten Felsen, der nahe am rechten Rheinufer etwas abwärts von Staleck mitten aus dem Strom hervorragt und bis dahin eine ärmliche Fischerhütte trug, statt derselben Mauerwerk emporstieg und viele Arbeiter beschäftigt waren, dort ein Gebäude zu errichten. Auf ihre Frage, was dort gemacht werden solle, erhielt sie von ihrem Gemahl die Antwort, er wolle dort einen Zollthurm errichten. Indeß sah sie sehr bald, was der eigentliche Zweck des geheimnißvollen Bauwerks war, denn eines schönen Tages war ihre Tochter verschwunden und sie mußte hören, daß dieselbe mit einer Magd und einem Diener auf Befehl ihres Gemahls in jenen Thurm gebracht worden sei. Sie stellte sich äußerlich demselben gegenüber höchst betreten und legte sogar Trauerkleider an, im Geheimen aber sendete sie einen verschlagenen Diener dem Braunschweiger, der auf dem Wege nach Staleck sein mußte, mit einem Briefe entgegen und ihrer Tochter auf dem Thurme wußte sie vermittelst einer Brieftaube, welche sie sich verschaffte, ebenfalls Nachricht zukommen zu lassen. So vergingen mehrere Wochen, da kam der Vorabend des Tages, wo die junge Agnes ihr siebenzehntes Jahr antrat, und die Pfalzgräfin benutzte diese Gelegenheit, um das Herz ihres Gemahls zu rühren, sie bat ihn so lange, der Jungfrau zu verzeihen, bis er endlich sein Wort gab, ihr zu verzeihen, ja ihr sogar versprach, selbige am nächsten Tage aus dem Thurme zurückkommen zu lassen, von einer Verbindung seiner Tochter aber mit einem Welfen wollte er durchaus nichts wissen. Da gestand ihm seine Gemahlin, ihre Tochter sei bereits die Gemahlin Heinrich's von Braunschweig, und als der Pfalzgraf vor Ingrimm so rathlos dastand und durchaus nicht begriff, wie dies möglich sei, da offenbarte sie ihm, was sie gethan habe, um das Paar zusammenzubringen, wie der junge Heinrich des Nachts nach dem Thurme geschwommen sei und bereits mehrere Tage bei ihrer Tochter verweile. Da vermaß sich der zornige Pfalzgraf hoch und theuer, er wolle weder seine Tochter noch ihren Gemahl eher sehen, als bis sie ihm einen Enkel bringen würden, der in

dem Thurme geboren sei, und die junge Frau mußte wirklich nebst ihrem Gatten bis zu ihrer Niederkunft in dem einsamen Thurme verweilen, dann aber nahm er beide wieder zu Gnaden an und seit dieser Zeit ist die Sitte aufgekommen, daß die rheinischen Pfalzgräfinnen in der Pfalz bei Kaub jedesmal ihre Niederkunft halten mußten.

118. Die Sage von Rolandseck.

(S. die Ruinen [Wien, 1834] Bd. V. S. 133 ꝛc.)

Dort wo sich am Fuße des Siebengebirges der Rhein in zwei Arme theilt und den sogenannten Rolandswerder umschlingt, blicken von einem Felsen des linken Ufers die Ruinen der von Kaiser Heinrich V. zerstörten Burg Rolandseck düster in die vorüberrollenden Fluthen. Die Ueberreste des schwarzen Gemäuers mit einem noch erhaltenen gewölbten Bogen sind auf der Flußseite von allem belebenden Buschwerke entblößt, die übrigen Stellen aber mit Epheu und Gesträuch üppig bedeckt. Diese Burg soll Roland, Graf von Angers, Neffe Karl's des Großen von dessen Schwester Bertha, die den Grafen Milo geheirathet hatte, aber von demselben wegen Verdachts des Ehebruchs verstoßen worden war und das Kind in einsamem Walde wie einst die h. Genoveva geboren hatte, erbaut haben, um dem Mädchen seiner Liebe, welche in dem Kloster auf darunter liegender Aue den Schleier genommen hatte, nahe zu sein. *)

Einst streifte er von Ingelheim am Rhein die Ufer des schönen Stromes hinab, um die schönen Gegenden im Frühlingsschmuck zu sehen. So kam er auch eines Abends auf die Burg Drachenfels, wo er um ein Nachtlager bat und mit treuherziger Gastfreundschaft aufgenommen wurde. Der Burgherr schüttelte ihm die Hand wie einem alten Bekannten, und sein schönes Töchterlein, Hildegunde genannt, kredenzte ihm den Willkommen aus goldenem Becher. Als sie ihm aber den Pokal darreichte, da ergriff es ihn gar sonderbar und er wußte selbst nicht, wie ihm geschah; als er aber am andern Tage die Jungfrau im Garten traf und mit ihr längere Zeit allein war und ihr seine Gefühle mittheilen konnte, da sah er wohl, daß die Liebe ihn hierher geführt hatte, und als auch das Mädchen gestand, daß er ihr nicht gleichgültig sei, da gelobten sie sich ewige Treue, und Roland, der ihr seinen Rang und Stand offenbart hatte, versprach gleich nach dem bevorstehenden Feldzuge wider die Ungläubigen an den Rhein zurückzukehren und sie als seine Hausfrau heimzuführen. Die Jungfrau lebte von Stund an in gänzlicher Zurückgezogenheit und harrte täglich auf Nachricht von dem Geliebten. Bald kam Kunde von neuem Ruhm, den er sich erworben, und die Schiffer, die auf dem Rhein fuhren, sangen seine Waffenthaten. Ein Jahr war bald verflossen, da kam eines Abends ein fremder Ritter auf das Schloß und bat um Herberge. Er hatte in Kaiser Karl's Heer gedient und Hildegunde erkundigte sich nicht ohne bange Ahnung nach Roland. „Er fiel neben mir", versetzte der Ritter, „bedeckt mit Ruhm und mit Wunden." Die Jungfrau konnte kein Wort hervorbringen und hatte auch keine Thränen.

*) Dies ist der von Schiller in seiner Ballade „der Ritter von Toggenburg" bearbeitete Stoff.

In stummem Schmerz saß sie da wie ein Marmorbild auf einem Grabmal. Nach acht Tagen bat sie ihren Vater, den Schleier nehmen zu dürfen und ging in das Kloster auf dem Frauenwörth. Der Bischof, in dessen Sprengel das Kloster gehörte, war ein Verwandter ihres Hauses und gestattete ihr, das Prüfungsjahr abzukürzen und nach drei Monaten schon das Gelübde abzulegen. Einige Zeit nachher kam aber Roland auf die Burg ihres Vaters, um sie als Braut heimzuführen. Er war für todt auf der Wahlstatt liegen geblieben, aber doch wieder zu sich gekommen und durch sorgsame Pflege seiner Wunden genesen.

Als er hörte, was vorgefallen, warf er seine Waffen von sich und ließ eine Klause auf dem Felsen bauen, der seitdem Rolandseck heißt und an dessen Fuß der Frauenwörth im Rhein liegt. Da saß er nun Tage lang vor der Thür seiner Einsiedelei und sah hinab auf das Kloster, in welchem seine Geliebte wohnte. Früh, wenn die Glocke zur Mette rief, stand er auf von seinem Lager und ging hinaus, den Chorgesang der Jungfrauen zu hören und oft wähnte er, Hildegunden's Stimme unterscheiden zu können. Spät in der Nacht, wenn er noch ein einsames Licht in einer Zelle schimmern sah, glaubte er, es sei Hildegunde, die für ihn bete. Zwei Jahre gingen so vorüber und der Gram hatte bereits die beste Kraft seines Lebens aufgezehrt. An einem trüben Herbstmorgen schaute er herab auf das Kloster, wie gewöhnlich, und sah auf dem Kirchhofe ein Grab aufwerfen und es kam ihm vor, als ob eine Stimme neben ihm flüsterte: „Es ist für Hildegunden!" Er schickte einen Boten in das Kloster und erfuhr, daß sie vollendet habe. Er sah sie einsenken in die kühle Ruhestatt und hörte das schauerliche Requiem singen, den letzten Abschied der Lebenden von den Todten. Der Schmerz überwältigte in kurzer Zeit seine noch übrige Lebenskraft, man fand ihn vor seiner Klause sitzen, starr und todt und die Augen nach dem Kloster gewendet.

119. Die Gründung von Fürstenfeld.

(Nach Gottschalk, Ritterburgen Bd. IV. S. 85. und Fischer, Burgvesten d. Preuß. Monarchie Bd. II. S. 178 ꝛc.)

Bei Kreuznach an der Nahe erheben sich die Trümmer einer uralten Veste, der Wohnsitz der ehemaligen Raugrafen von Boyneburg, die im Nahegau, an der Mosel und Maas viele Güter besaßen, von deren stolzen Burgen aber heute nur noch wenig Ueberreste vorhanden sind.

Im Jahre 1256 war Ludwig der Strenge Pfalzgraf am Rhein und hatte zur Gattin Maria von Brabant. Leider war aber dieser Mann nicht blos streng, sondern auch hart und grausam und vorzüglich jedem Mißtrauen zugänglich. In diesem Jahre war er in einer Fehde begriffen, und es traf sich, daß Maria durch einen Boten zwei Briefe schickte, deren einer an ihn, der andere an seinen Waffenbruder Heinrich von Boyneburg, ihren Vetter und Jugendgespielen gerichtet war. Weil der Bote aber nicht lesen konnte, so unterschied sie ihre Briefe durch ein schwarzes und rothes Siegel. Demohngeachtet ereignete sich eine Verwechselung und hatte die schrecklichsten Folgen. Der Pfalzgraf empfing nämlich Mariens Brief an den Raugrafen, fand darin einige Ausdrücke, die er unrichtig erklärte und gerieth deswegen in so heftigen

Zorn, daß er den unbefangenen Boten auf der Stelle erstach. Nun ritt er flugs nach Donauwörth, seiner Gemahlin Wohnsitz. Da er unterwegs noch mehr in die Hitze des Jähzorns kam, so hieb er den ihm auf der Zugbrücke entgegenkommenden Kastellan auf der Stelle nieder. Im Vorzimmer saß Maria's Kammerfräulein Helika von Prennenberg; Ludwig stieß derselben den Dolch in die Brust und dann ließ er auch die Hofmeisterin aus einem Erkerfenster in die Donau stürzen. Aber den Beschluß der Mordscene machte die arme Maria, die er Tages darauf enthaupten ließ. Heinrich von Bayneburg entging blos durch schleunige Flucht einem ähnlichen Schicksale, der Verblendete aber erkannte nach einiger Zeit seinen Irrthum und das Abscheuliche seiner That. Vor Reue und Betrübniß ergrauete er in einer Nacht und um sich nach damaligem Wahne mit dem Himmel zu versöhnen, ließ er die Benedictiner-Abtei Fürstenfeld erbauen und begüterte sie auf's Reichste.

120. Die Sage von der Teufelsleiter bei Lorch.

(S. Fischer Bd. II. S. 272 ꝛc.)

An dem Einflusse des Wisper- oder Gladbachs in den Rhein liegt der Flecken Lorch oder Lorich und bei demselben sieht man noch heute die Trümmer einer gleichnamigen*) Burg, deren einstigen Erbauer man aber nicht kennt. Einst soll hier ein Ritter Namens Sibo von Lorich gelebt haben, ein armer und tapferer Ritter, aber von launigem und unfreundlichem Charakter. An der Pforte seiner Burg klopfte eines Tages ein kleines Männlein und bat um Herberge. Der Ritter wies den seltsamen Fremdling mit unsanften Worten ab. „Das will ich Dir gedenken", brummte das Männlein in seinen grauen Bart und zog von dannen. Herr Sibo gedachte des Vorganges nicht weiter, als aber des andern Tages zu Tische geläutet ward, da war seine Tochter, ein blühendes Mädchen von zwölf Jahren, nirgends zu finden. Man schickte Boten über Boten nach ihr aus, zuletzt ging der Vater selbst, um sie zu suchen. Ein Hirtenknabe, bei welchem er Kunde einzog, erzählte, er habe ein Mägdlein gesehen, welche drüben am Fuße des jähen unzugänglichen Kedrichs Blumen gebrochen. Da seien plötzlich einige Männlein auf sie zugekommen, hätten sie bei den Armen ergriffen und wären mit ihr den steilen Berg so behend hinaufgesprungen, wie auf ebenem Boden. „Ach!" setzte der Knabe sich segnend hinzu, „das sind gewiß einige von den schlimmen Berggeistern, die in dem Kedrich hausen und gar leicht zum Zorn gebracht werden!" Der Ritter sah mit Schrecken nach der Bergspitze und erblickte jetzt wirklich sein Töchterchen, die oben stand, und es kam ihm vor, als strecke sie ihre Aermchen nach ihm aus. Er versammelte alsbald seine Leute, ob vielleicht einer darunter die Höhe erklimmen möchte; aber jeder Versuch mißlang. Jetzt befahl er ihnen, Werkzeuge herbeizuholen und einen Weg in den Berg zu machen. Sie gehorchten mit größter Bereitwilligkeit, allein die Arbeiter hatten kaum ihr Werk begonnen, als von dem Gipfel des Berges ein Steinregen herabflog, der Alles zur Flucht nöthigte. Zugleich hörte man eine Stimme, die aus dem Berge

*) Nach Gräter in der Idunna 1812 S. 184 hieß die Burg Rheinberg.

zu kommen schien und rief: „So vergelten wir die Gastfreundschaft auf Lorich!“

Der Ritter wendete Alles an, um seine Tochter aus den Händen der kleinen Unholde zu befreien. Er that manches Gelübde, er spendete reichliche Almosen den Klöstern und den Armen, doch nirgends zeigte sich Hülfe und Rath. Tage, Wochen, Monde verstrichen, und des armen Vaters einziger Trost war nur die Gewißheit, daß seine Tochter noch lebe. Denn sein erster Blick am Morgen und sein letzter am Abend war nach dem Kedrich gerichtet und da sah er sie jedesmal auf der Kuppe stehen und hinabblicken.

Wirklich ließen es auch die Gnomen dem Mädchen an nichts fehlen, sie bauten ihr eine kleine, aber artige Wohnung und verzierten die Wände mit Muscheln und Krystallen und farbigen Steinen. Die Bergweiblein fertigten ihr Kleider, schenkten ihr Halsbänder von Korallen und andern Schmuck und suchten sie durch Gesang und Tanz aufzuheitern. Ihr Tisch war täglich mit frischer Milch und süßen Baumfrüchten reich besetzt. So waren bereits vier Jahre verflossen seit dem Tage, wo das arme Mägdlein von den Zwergen entführt worden war, und ihr Vater gab jede Hoffnung auf, sie wiederzusehen. Da kehrte ein junger tapferer Rittersmann, Ruthelm genannt, dessen Burg nur eine halbe Stunde von Lorich entfernt war, aus dem Ungarlande zurück, wo er mit großem Ruhme gegen die Ungläubigen gefochten hatte. Derselbe hatte kaum erfahren, was seinem Nachbar begegnet war, als er zu ihm eilte und seine Bereitwilligkeit aussprach, das Mädchen aus den Händen der Berggeister zu befreien. Der alte Ritter reichte ihm die Hand und versprach ihm seine Tochter zur Frau, wenn es ihm gelinge, seine Unternehmung glücklich zu Ende zu bringen.

Alsbald begab sich der junge Ritter an den Fuß des Kedrichs, um die Gelegenheit des Berges auszuspähen. Aber er sah keine Möglichkeit, die jähe Wand zu ersteigen. So stand er denn in sich gekehrt und sann nach, wie er es doch vollbringen könne; da brach die Dämmerung herein. Eben wollte er den Weg nach seiner Burg zurücknehmen, als ein kleines altes Männchen auf ihn zukam und ihn anredete: „Nicht wahr, Herr Ritter, Ihr habt auch schon von meiner schönen Pflegetochter gehört, die dort auf dem Berge wohnt? Wenn Ihr sie zur Braut haben wollt, so dürft Ihr sie nur holen!“ — „Ein Mann, ein Wort“, versetzte der Ritter, „ich hole sie“, und der Zwerg erwiderte lachend: „Ich überlasse Euch die Jungfrau, wenn der Weg Euch nicht zu sauer wird, aber der Preis, den Ihr erringt, ist auch der Mühe werth, ein Mägdlein wie diese giebt es nicht an Schönheit, Verstand und züchtigem Wesen im ganzen Rheingau!“ Mit diesen Worten verlor sich der Alte lachend in dem Dickicht, und der Ritter dachte, er habe ihn wohl zum Besten gehabt, denn wenn er den Berg betrachtete, so dachte er, man müsse Flügel haben, hinauf zu kommen.

Da hörte er auf einmal ein zartes Stimmchen ihm einen Gruß bieten und als er sich umsah, stand ein altes Mütterchen vor ihm, die ihn auf die Schultern klopfte und also freundlich zu ihm sprach: „Ich habe mit angehört, was eben mein Bruder mit Euch gesprochen hat; der Vater des Mägdleins hat einst denselben schwer beleidigt, deshalb hat er ihm die Tochter entführt; allein ich denke, der alte Ritter ist durch die vierjährige Entfernung von seiner Tochter hinreichend bestraft und außerdem habe ich

das Mägdlein liebgewonnen, als wenn es meine eigene Tochter sei, und darum wünsche ich, daß sie wieder zu den Ihrigen zurückkommt und einen braven Ehegemahl bekommt, denn sie ist eines solchen werth. Mein Bruder hat Euch sein Wort gegeben, daß er sie ziehen lassen will, wenn es Euch gelingt, den Berg zu erklimmen; er wird es nicht brechen, und ich will Euch dazu verhelfen. Nehmt hier dieses Glöckchen und geht damit in's Wisperthal; dort findet Ihr einen abgebaueten Schacht, an dessen Eingange eine Buche und eine Tanne stehen, die in einander verwachsen sind. Tretet ohne Furcht in die Oeffnung und läutet dreimal mit dem Glöcklein. In dem Schachte wohnt mein jüngster Bruder, und sobald er das Glöcklein hört, kommt er herauf; es dient zugleich zum Wahrzeichen, daß ich Euch schicke. Bittet ihn, Euch eine Leiter zu verfertigen, so hoch als der Kedrich, und dann mögt Ihr den Gipfel ohne Gefahr ersteigen."

Der Jüngling that wie ihm die Alte gesagt hatte. Er eilte auf der Stelle in das Wisperthal und fand den verlassenen Schacht und gab das Zeichen mit der Glocke. Kaum hatte er zum dritten Male geläutet, als ein graues Männlein, mit einem Grubenlichte in der Hand, aus der Tiefe kam und nach seinem Begehr fragte. Der Ritter brachte ihm seine Bitte vor und der Alte hieß ihn gutes Muthes sein, er möge sich nur bei Tagesanbruch am Fuße des Kedrichs einfinden. Zugleich nahm er ein Pfeiflein aus einer Quertasche und pfiff dreimal, und im Nu wimmelte das Thal von kleinen Bergmännchen, die Beile, Sägen und Hämmer trugen. Der Ritter hörte noch auf seinem Heimwege das Geräusch der fallenden Bäume und die Schläge der Beile, und in sein Herz kam Hoffnung und Freude. Schon beim ersten Hahnenschrei kam er zum Kedrich und fand bereits die Leiter aufgestellt und wohl befestigt. Ein kleines Grauen wandelte ihn an, da er die ersten Sprossen bestieg, aber sein Muth wuchs mit jedem Schritte in die Höhe. Glücklich erreichte er den Gipfel, als eben die Morgenröthe über dem hohen Gebirge aufflammte, und das Erste, was sein Auge oben erblickte, war das Mägdlein. Auf einer Moosbank zwischen wilden Rosen und würzigen Kräutern lag sie in süßem Schlummer hingegossen, der Ritter konnte sich nicht satt sehen an ihr, endlich aber sank er auf die Kniee vor ihr nieder, drückte einen Kuß auf ihre Stirn, weckte sie und sagte, als sie erwacht war, er sei gekommen, um sie zu ihrem Vater zurückzuführen. Die Jungfrau wußte nicht, was ihr geschah; endlich aber gewann sie Zutrauen zu dem jungen Manne und dankte ihm für seine Kühnheit. Mittlerweile erschien auch das alte Männlein, welches sie entführt hatte, begleitet von seiner Schwester, und ob er wohl den Zusammenhang ahnete, als er die Leiter erblickte, so nahm er doch sein Wort nicht zurück, sondern versetzte, er solle das Mägdlein mit sich nehmen, nur müsse er die Leiter auch wieder hinabsteigen, das Mägdlein wollten sie auf einem bequemeren Wege an den Fuß des Berges bringen. Der Ritter ließ es sich gern gefallen, die Leiter wieder hinabzuklimmen und als er glücklich unten angelangt war, fand er auch die Jungfrau bereits am Fuße des Berges vor, dorthin hatte sie der Berggeist durch die Höhlen des Berges bis zu einem verborgenen Ausgang, der in's Freie führte, gebracht. Beim Abschied reichte das Mütterchen der Jungfrau ein schönes Kästchen von versteinertem Palmenholze, mit kostbaren

Steinen angefüllt, mit den Worten: „Das ist der Brautschatz, den ich für Dich gesammelt habe.“

Nun kehrte das junge Paar auf die Burg zurück und der alte Sibo gab seinem Versprechen zufolge dem jungen Ritter die Hand seiner Tochter; von diesem Augenblicke an aber ward kein Wandrer mehr ungastlich von seinem Schlosse abgewiesen. So oft aber die junge Frau später eines Knaben oder Mädchens genas, kam auch das graue Mütterchen aus dem Kedrich und brachte ein Pathengeschenk. Die Leiter stand noch viele Jahre hindurch am Berge und die Umwohner hielten sie für das Werk eines bösen Geistes und gaben darum dem Kedrich den Namen der Teufelsleiter.

Eine andere Sage*) berichtet über den jetzigen sehr steilen Weg auf den Berg, den man übrigens immer noch die Teufelsleiter nennt, es sei einst ein verwegener Mensch diesen Berg, den sonst kaum Jemand zu Fuß zu besteigen waget, mit seinem Pferde hinaufgeritten. Man zeigte früher auf dem Rathhause zu Lorch noch den Zaum oder auch den Sattel desselben.

121. Die Sage von Thurnberg.

(Nach Fischer Bd. II. S. 300 ꝛc.)

Oberhalb des Fleckens Welmenach oder Wlanigen (Walmich) auf einem hohen Berge liegt das große, aber seit Langem schon verfallene Schloß Thurnberg, auch Dürenberg genannt, bei den Umwohnern aber unter dem Namen der Maus bekannt. Dasselbe soll jedoch ursprünglich den Namen Cunoburg geführt haben, weil es der 21. Kurfürst zu Trier, Namens Cuno, ein geborener Graf von Falkenstein erbaut hatte. Aus der Mitte dieser Ruinen ragt jetzt noch der runde Wartthurm empor und im Innern findet man noch Kellergewölbe, halb verschüttete Brunnen, verfallene Treppen, Verließe ꝛc. Man erzählt sich nun aber von dem Treppenstein und einem großen in die vordere Mauer gefaßten Crucifix folgende Sage.

Der letzte Besitzer der Burg war ein gewisser Reinhart, ein ebenso tapferer als biederer Ritter. Derselbe besaß eine einzige Tochter, Jutta genannt, deren Geburt aber ihrer Mutter das Leben gekostet hatte. Ihre Erziehung ward anfangs von dem Burggeistlichen allein geleitet, da der Ritter fast stets am Hofe des Kaisers lebte, allein als er seines hohen Alters wegen an den zahlreichen Fehden, die damals auszufechten waren, sich nicht mehr betheiligen konnte, kehrte er auf seine Stammburg zurück um seiner Tochter zu leben und sie wo möglich noch bei seinem Leben gut zu vermählen. Die meisten der zahlreichen Freier, die sich dort einfanden, sagten ihm aber nicht zu, weil sein künftiger Eidam ein reicher und angesehener Mann sein sollte, und deshalb begab er sich auch in seinem hohen Alter noch einmal an das Hoflager des Kaisers Otto II. nach Nürnberg, um sich dort vielleicht einen Schwiegersohn nach seinem Sinne auszuwählen. Unterdessen übernahm der alte Burgkaplan wieder die Sorge für die Jungfrau, allein da er derselben nichts Unrechtes zutraute, so ließ er sie unbeaufsichtigt in der nächsten Umgebung der Burg herumstreifen. Auf diesen Wanderungen machte sie die Bekanntschaft eines jungen Ritters, sie trafen sich öfter und

*) Nach Dielheim S. 674.

endlich wurde ein zärtliches Verhältniß daraus, welches durch zahlreiche Zusammenkünfte, welche die beiden Liebenden in einer Mühle unterhielten, nur noch inniger ward. Da kam endlich ein Brief des alten Ritters, worin er meldete, er werde bald mit einem Grafen aus Westphalen eintreffen, dem er seine Tochter zur Gemahlin versprochen habe. Als der Pater seiner Mündel den Brief vorlas, sah er wohl aus ihrem Erblassen, daß dieselbe Ursache haben müsse, die Ankunft ihres Vaters zu scheuen, er forschte nach und sie gestand ihm endlich, was sie ohne sein Vorwissen gethan hatte. Nun ließ der Kaplan auch ihren Geliebten kommen und als ihm derselbe genügende Rechenschaft über seine persönlichen Verhältnisse gegeben hatte, da führte er beide in die Schloßkapelle, traute sie und hieß sie dann mit einander in ein fremdes Land flüchten, er selbst aber beschloß die Rückkehr des Schloßherrn ruhig abzuwarten, Alles auf sich zu nehmen und sich jeder Rache desselben geduldig auszusetzen.

Mittlerweile kehrte der Ritter mit dem selbst gewählten Eidam zurück, und befahl, der Burggeistliche solle seine Tochter in den Prunksaal zur Verlobung einführen. Derselbe erschien, das Crucifix in der Hand und bat um die Erlaubniß, sich wegen des Nichterscheinens der Jungfrau verantworten zu dürfen. Er erzählte hierauf unerschrocken, was geschehen und in wieweit er selbst hierbei betheiligt war. Sprachlos vor Zorn hörte ihn der Ritter an, allein als er geendet, da herrschte er seinen Dienern zu, den Geistlichen ins tiefste Burgverließ zu werfen, als aber diese vor dem Hochheiligen in des Burgkaplans Hand zurückbebten, da faßte ihn der Greis selbst mit starker Faust, schleppte ihn über die Gänge des Schlosses und stürzte ihn hinab. Da rief der Mönch aus der Tiefe herauf: „In Zeit von Jahresfrist werdet Ihr, Ritter Reinhart, zwischen zwei Sünden und zweierlei entsetzlichen Loosen wählen und Gott selbst wird kaum vermögend sein, Euch daraus zu retten!“

Am folgenden Morgen nahm der Gast von ihm Abschied, rieth ihm seine That möglichst geheim zu halten, um nicht die Rache der Geistlichkeit auf sich zu ziehen, seiner Tochter aber zu verzeihen, allein der Ritter schlug zornglühend auf die steinerne Lehnung der Treppe, wo sie beide von einander Abschied nehmend gerade standen, und sprach: „Hier will ich verderben und keine Ruhe finden, bis der Stein sich abgerieben hat von der Hand der Hinauf- und Hinabgehenden, wenn ich je dem Kinde vergebe, welches seinem grauen Vater soviel Herzeleid gemacht hat!“

Nun lebte der alte Ritter traurige und einsame Tage in der Burg, er schlich durch die öden Zimmer und verwünschte sich und seine Tochter, von dem Burgkaplan aber hörte Niemand mehr etwas, denn da sein Wärter kindisch geworden war, so meinten die wenigen Diener, welche noch in der Burg geblieben waren — die meisten waren aus Furcht vor der göttlichen Strafe, die sie mittreffen könne, entflohen — derselbe habe aus Verzweiflung und Gram über den Tod des Geistlichen den Verstand verloren. Da beschloß der Ritter eines Tages auf der Jagd sich die Sorgen zu vertreiben, er bestieg sein Roß und jagte in den damals dichten Wald am Rheinufer hinein. Sein Gefolge blieb bald hinter ihm zurück und so geschah es, daß, als durch die Rüden aufgescheucht, sich ihm ein wilder Eber entgegenwarf und er, nachdem er seinen Jagdspieß nach ihm geworfen, aber

gefehlt hatte, verloren gewesen wäre, wäre nicht aus den Felsenspalten ein ungeheurer Fanghund herzugesprungen und nicht gleichzeitig ein Wurfspieß aus der Luft dem Keiler ins Genick geflogen, der das wüthende Thier todt niederstreckte. Gleichzeitig kam ein junger bleicher Mann auf ihn zu, hob ihn auf und nachdem der Greis ihn gebeten, er möge doch auf sein Schloß kommen, wo er ihm besser als hier danken könne, versprach er ihm noch denselben Abend vorzusprechen. Der Ritter erkundigte sich bei seinen Leuten, ob Niemand den Fremden kenne, allein Keiner wollte ihn schon gesehen haben und so befahl er denn, ins Schloß zurückgekehrt, für seinen Retter die besten Gemächer der Burg in Stand zu setzen. Der Gast ließ lange auf sich warten, erst gegen Mitternacht fand sich am Burgthore der fremde Jäger ein, der ein verschleiertes Frauenzimmer, welches krank zu sein schien, unterstützte. Aus dem Tone der Stimme erkannten die Diener, welche den Gast empfangen sollten, sehr bald, daß die Verschleierte ihres Burgherrn Tochter sei, allein da sie sich an den furchtbaren Eid erinnerten, welchen derselbe geschworen, verschwanden sie mit Zittern, ehe noch das Paar in den Waffensaal, wo der alte Ritter sie erwartete, gekommen war. Als sie eintraten, ging ihnen der Letztere entgegen und fragte, wie der Name dessen sei, dem er sein Leben verdanke, da versetzte der Fremde, er könne am Besten seinen Dank dadurch an ihm abtragen, wenn er ihm verzeihe, was er gegen ihn begangen habe, denn hier neben ihm stehe seine entflohene Tochter. Wie versteinert stand der Burgherr, sprach aber kein Wort, und als sein Schwiegersohn ihn unwirsch über diesen Verzug mit scharfen Worten aufforderte, er möge doch das Heil seiner Seele bedenken, da er selbst dem Grabe schon so nahe stehe, und nicht unauslöschlichen Haß nähren, da faßte er seinen Eidam krampfhaft am Arme und hieß ihn, ihn zu begleiten. Der Ritter that es und so kamen beide bis zum Treppensteine, dort aber stand der wahnsinnige Gefangenwärter, als aber der Ritter Reinhart denselben erblickte, da stand der Geist des ermordeten Geistlichen vor seinen Augen, er stieß einen gellenden Schrei aus, taumelte, stürzte die Stiege hinab und zerschellte den Kopf auf derselben Stelle, wo er seinem Kinde gesucht hatte. Ein rasender Sturm erhob sich, die Burg krachte in ihren Grundvesten und die Knechte eilten, den Einsturz derselben fürchtend, aus ihren Gemächern herbei, am Fuße der Treppe lag der blutende Leichnam ihres Herrn. Sie hoben ihn auf und schafften ihn bei Seite, am nächsten Morgen aber gewahrte man, daß ein großer Theil der Burgmauer eingestürzt war und nun verließen alle Bewohner Thurnberg. Das junge Ehepaar trennte sich ebenfalls, der Ritter ward Mönch zu Engelhartszell und Jutta nahm den Schleier in einem Frauenstift, dem sie alle ihre Güter schenkte. Der Ritter aber wandelt noch heute als Geist herum; stark und hoch von Wuchs, mit weißen Haaren, bleichem Gesicht und eingehüllt in einen nebelgrauen Mantel klimmt er um Mitternacht den Berg hinauf zur Burg. Hier umgeht er das in die Mauer gefügte Crucifix, verneigt sich davor, tritt dann an den Abhang und schaut mit ausgeweinten Augen in die Tiefe, aus welcher ein dumpfes Stöhnen und Klagen heraufschallt. Ehe aber der Hahn kräht, wird er zusehens größer, zerfällt dann Stück um Stück und verschwindet zuletzt gänzlich. Das ist die Sage vom Treppensteine zu Thurnberg.

122. Die Sage von Godesberg.

(S. Fischer Bd. I. S. 253 ꝛc.)

In der Nähe des alten hochberühmten Bonn liegen beim Dorfe Godesberg auf einem abgesonderten sanft gerundeten Berge die Trümmer eines alten Römerkastells, vermuthlich der alten Ara Ubiorum. Die Volkssage erzählt davon, es sei vor Alters ein fremder König mit großer Heeresmacht hierher gekommen, habe ein Feldlager aufgeschlagen und mit bösen Geistern im Bunde den Götzen Menschenopfer dargebracht, bis nach Ankunft der ersten christlichen Priester dieser Teufelsdienst verschwunden sei. Im Mittelalter hielten die Deutschen auf diesem Berge ihr Goding oder Gaugericht, wovon derselbe wahrscheinlich auch seinen Namen bekommen hat. *)

123. Der Trunk aus dem Stiefel.

(Poetisch behandelt von Pfarrius in Simrock's Rheinländer [Leipzig o. J.] S. 326. cf. Kaufmann, Quellen S. 109.)

Einst saßen auf dem Rheingrafenstein eine Menge rheinischer Ritter bei dem ihnen von dem Rheingrafen gegebenen Gastmahle, da ergriff letzterer einen großen Stiefel, den vor einiger Zeit ein durchreisender Courier hier zurückgelassen hatte, goß ihn voll Wein und forderte seine Gäste auf denselben auszutrinken, wer das vollbringe, der solle das Dorf Hüffelsheim erhalten. Als aber Alle zugaben, daß sie das nicht zu thun im Stande seien, da erbot sich der Ritter Boos von Waldeck dazu, ergriff den Stiefel, schwenkte ihn und trank ihn leer. Er starb zwar in der folgenden Nacht an den Folgen des Trunkes, das Dorf aber verblieb seiner Familie bis auf die neuesten Zeiten.

124. Die Gründung von Sponheim.

(Poetisch behandelt bei Simrock S. 331 ꝛc. cf. Kaufmann S. 108.)

Die Ursprünge der alten Burg Sponheim sind dunkel, gewöhnlich aber wird Berthold von Vianden, der in der Mitte des 11. Jhdts. eine Gräfin Hedwig von Sponheim heirathete, für den Gründer des zweiten Sponheimer Geschlechtes gehalten. Die Sage erzählt, es habe Frau Hedwig Gräfin des Nahegaues den Grafen von Vianden, der ihr einen Blutsverwandten erschlagen, zur Buße nach Palästina geschickt mit dem Auftrage, ihr irgend eine heilige Reliquie von dort mitzubringen, und wenn es nur ein Span sei. Darauf ist der Graf ins gelobte Land gezogen und hat dort von einem Juden einen Span vom Kreuze des Herrn zu kaufen bekommen, er ließ dazu ein kleines goldnes Kästchen machen mit dem Namen der Gräfin auf dem Deckel. Hierauf begab er sich wieder auf die Rückreise, allein er hatte das Unglück, unterwegs Schiffbruch zu erleiden und nichts zu retten als das nackte Leben. Es blieb ihm also nichts weiter übrig, als der Gräfin zu sagen, daß er ihren Befehl zwar erfüllt, auch eine kostbare Reliquie in Besitz gehabt habe,

*) Nach Kaufmann, Cäsarius v. Heisterbach S. 6. ist aber Godesberg aus Wudinsberg (Wodansberg) entstanden.

daß er aber durch sein Mißgeschick wieder um Alles gekommen sei. Die Gräfin ließ sich von ihm die Form des Kästchens beschreiben und als sie erfuhr, daß ihr Name auf dem Deckel gestanden, da erzählte sie ihm voll Freude, es sei an demselben Morgen ein Jüngling an die Pforte ihres Schlosses gekommen und habe ein solches Kästchen für sie abgegeben. Sie hielt dieses Wunder für einen Fingerzeig Gottes, reichte dem Grafen ihre Hand zum Ehebunde und erbaute mit ihm ein herrliches Schloß und eine Kirche daneben, die sie von dem Spane im Kästchen Span- oder Sponheim nannten.

125. Die Nonne vom Kloster Macheren.

(S. Simrock S. 377. Anders erzählt von Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 90 und bei Merck, Moselsagen S. 144 ꝛc.)

Wenn man die reizende Markung von Horchheim zurückgelegt hat, und die ersten Häuser von Lahnstein vor sich erblickt, ist noch ein Bächlein zu überschreiten. An dem verwitterten Heiligenstock, den das Bächlein begrenzt, geht in heiligen Nächten und auch wohl in den Zeiten der Lahnsteiner Kirmeß eine Nonne auf und ab; sie ist reich gekleidet und ernst, doch mild, denn sie betet mehrentheils aus einem Buche, das sie geöffnet vor sich trägt. Schon Manchen hat sie erschreckt, obgleich sie Keinen belästigt und sogar grüßt, aber wenn sie sich zeigt, so geht es den Bach hinauf in die Schlucht, toll zu; da hört man Gekreisch und wilde Lust, wüste Lieder und dazwischen die süßen Töne des Salve Regina, dann und wann rollt auch ein feuriges Rad dem Bache zu. In dieser Schlucht soll einst das Kloster Macheren gestanden haben.

126. Die Bedeutung der Rheinfische.

(S. Simrock S. 376.)

1. Ein Salm ist ein Kaiser darum, daß er über Berge streicht; 2. item ein Oelmling, eines Kaisers Kind; 3. item ein Stichling, ein König, darum daß ihn kein Fisch essen darf; 4. item ein Vorhel (Forelle), ein Herzog, darum, er hat einen gemusirten Rock an; 5. item ein Esche, ein Graf, darum, daß er mit den Salmlingen streichet; 6. item ein Hecht, ein Räuber, darum, er muß rauben, daß er isset; 7. item ein Barbe, ein Schneider, darum, der Faden hängt ihm zum Munde heraus; 8. item ein Karpe, ein Fürsprech (Advocat) darum, er schwatzet in dem Wasser; 9. item ein Barsich, ein Schütze, darum, er ist der schnellste von der Hand zu schießen; 10. item ein Grundel, eine H., darum, er lachet mit allen Fischen. Wer es nicht glauben will, der fahre mitten in des Meeres Grund, da findet er aller Fische Papst: den frage er eigentlich nach der Wahrheit. *)

*) Diese sonderbare Erklärung der Fischnamen bezieht sich auf die uralten Verse auf die deutschen Fische, welche mitgetheilt sind in meinem Jägerbrevier. (Dresden 1855 S. 56. Wien, 1869. II. Aufl. S. 75.)

127. Die Sage vom Burgelwald.

(S. Simrock S. 476.)

Ein Günstling des Kaisers Karls des Großen war der fromme Sänger Arnold, dessen Namen sich noch in dem Orte Arnolds weiter erhalten hat. Dieser bat einmal den Kaiser, als er gerade bei guter Laune war, er solle ihm doch soviel Wald in der Gegend bei Düren und an der Mündung der Elbe schenken, als er im Stande sei zu umreiten, so lange der Kaiser bei Tafel sitze. Der Kaiser genehmigte seine Bitte, allein der schlaue Arnold hatte schon am Morgen des dazu bestimmten Tages von Punkt zu Punkt Rosse aufstellen lassen, er sprang nun von einem frischen Pferde auf das andere und so gelang es ihm die Strecke Waldes von Zier bis Angelsdorf zu umreiten, einen Raum, wozu sonst ein ganzer Tag nothwendig gewesen sein würde. Als der Kaiser die List erfuhr, ward er ungehalten, hielt aber sein Wort und der Sänger gestand, daß er nur deshalb zu dieser Täuschung gegriffen habe, um zwanzig armen Dörfern, die rings um den Wald liegen, frei Holz und Torf zu verschaffen, denn ihnen schenke er den Wald, für sich bedürfe er ihn nicht.

128. Die Sage von der h. Genovefa.

(S. J. Zacher, die Historie von der Pfalzgräfin Genovefa. Königsberg, 1860 in 8°. Geib S. 381 ꝛc.)

Zur Zeit des Trierschen Bischofs Hildulfus um das Jahr 750 n. Chr. Geb. lebte im Trierschen Lande ein vornehmer Graf, Namens Siegfrid, der sich mit der reichen und tugendhaften Genovefa, einer Tochter des Herzogs von Brabant vermählte. Zu derselben Zeit aber begab sich's, daß der König der Franken, Karl Martell, alle seine Vasallen aufbot zu einem Kampfe wider den aus Spanien ins Frankenreich verheerend eingefallenen König Abderrahman. Auch Pfalzgraf Siegfrid mußte dem Aufrufe folgen und empfahl seine vom Abschiedsschmerze überwältigte Gemahlin Genovefa dem Schutze Gottes und der Jungfrau Maria, indem er sie zugleich der Obhut und Pflege seines Dieners Golo übergab. Das gewaltige maurische Heer ward zwar von den Franken sehr bald geschlagen, der Rest desselben warf sich jedoch sammt seinem Könige in die feste Stadt Avignon und nöthigte die Franken zu einer so langwierigen Belagerung, daß Siegfrids Heimkehr sich über ein ganzes Jahr verzögerte.

Unterdessen hatte aber Golo die Pfalzgräfin Genovefa mit Liebesbewerbung bedrängt, und als er sich entschieden abgewiesen sah, sie eines ehebrecherischen Umganges mit dem Koche Dragones beschuldigt und darnach in einem Thurm gefangen setzen, den Koch aber in einen Kerker und dort vergiften lassen. Niemand durfte die gleich einer Verbrecherin gehaltene Genovefa besuchen, als Golo's Amme und Golo selbst, der sie auch hier noch weiter mit seiner Werbung bedrängte. Allein sie widerstand auch jetzt nicht minder beharrlich und gebar im Thurme einen Knaben, den sie, da ihm die Taufe versagt ward, selbst taufte und Schmerzensreich benannte. Als nun Golo endlich einsah, daß er die Tugend Genovefa's nimmer erschüttern könne, und sich um die Rechtfertigung seines Verfahrens zu sorgen

begann, sandte er zwei Monate nach der Geburt des Knaben einen Diener zu dem an einer Wunde krank liegenden Pfalzgrafen nach Languedoc mit einem Briefe, in welchem er seine Herrin des Ehebruchs mit dem Koche beschuldigte, und dadurch den Grafen so entrüstete, daß dieser die Hinrichtung des Koches und die Einschließung seiner Gemahlin befahl. Weil aber Golo doch noch befürchtete, daß bei der bevorstehenden Heimkehr des Grafen die Wahrheit an den Tag kommen werde, ritt er ihm selbst nach Straßburg entgegen und ließ ihm dort durch die mit Hexenkünsten vertraute Schwester seiner Amme die Untreue seiner Gattin in einem Spiegel vorgaukeln, so daß der Graf in seiner Aufregung die Mutter sammt dem Kinde zu tödten gebot. Kaum zurückgekehrt, vertraute Golo seiner Amme den erwünschten Erfolg seines Anschlages. Dies hörte jedoch von ohngefähr das Töchterchen der Amme, welches alsbald der gefangenen Gräfin durch das Kerkerfenster heimlich davon Kunde gab und ihr die Mittel verschaffte, in einem kurzen Abschiedsbriefe unter Andeutung des wahren Sachverhaltes dem Gemahl ihre Unschuld und zugleich auch ihre Verzeihung zu versichern, welchen Brief das Mädchen darauf in Genovefa's Zimmer legte.

Am nächsten Morgen befahl Golo zweien Knechten, die Gräfin sammt dem Kinde in den wilden Wald hinauszuführen und dort zu tödten. Diese aber erbarmten sich des unschuldigen Blutes, ließen sie auf ihre Bitte und gegen das Versprechen, nimmer aus der Wildniß an den Tag zu kommen, am Leben, und brachten als Wahrzeichen der vollführten That Zunge und Augen eines Hundes zurück. Genovefa barg sich in einer endlich aufgefundenen Höhle, neben einem Wässerlein, und fristete ihr Leben kümmerlich mit Beeren und Wurzeln, dem fast verschmachtenden Kinde aber sendete Gott auf ihr brünstiges Gebet eine Hirschkuh, welche ihm täglich ihre Milch zur Nahrung darbot. Das Mühsal der nun folgenden schweren Jahre ertrug Genovefa mit frommer Ergebenheit und fleißigem Gebete und dankte Gott sogar, daß er sie aus der Gefahr der Welt errettet und in die Einöde geführt hatte, gleichwohl übermannte sie zuweilen der Unmuth, so daß sie in bittere Klage über ihr und ihres Kindes unverschuldetes Leid ausbrach. Da brachte ein Engel vom Himmel ihr ein schönes Crucifix, dessen Anblick nicht nur sie beruhigte und erbob, sondern dessen Heilandsbild sogar ihr einmal selbst mit lebendigen Worten Trost zusprach und ein andermal sie an die Brust drückte. Auch dem kleiderlosen Kinde kam weitere Hilfe durch einen Wolf, der auf Gottes Geheiß ihm eine Schafshaut brachte, und bald auch wurden alle Thiere des Waldes ihnen friedliche und zutrauliche Genossen. Endlich auch, als Genovefa einmal in schwerer Krankheit den Tod bevorstehend glaubte, offenbarte sie dem Sohne die Geschichte seiner Geburt und seines Schicksals. Da traten aber zwei glänzende Engel in ihre Höhle und brachten ihr plötzliche Genesung.

Inzwischen hatten Zweifel, schwere Träume und Gewissensbisse den Pfalzgrafen Siegfrid hart beunruhigt, zumal nachdem er den Abschiedsbrief seiner Gemahlin gefunden und gelesen hatte; doch wußte Golo ihn immer wieder zu beschwichtigen und heftigeren Aufwallungen durch zeitweilige Entfernungen vom Hofe auszuweichen. Als aber dann dem Grafen der Geist des ermordeten Koches erschien, ihm seinen mit den Ketten verscharrten Leichnam offenbarte und erst nach dessen kirchlicher Bestattung und nach gehaltenen Seelen-

messen Ruhe fand, und als endlich gar die Straßburger Hexe kurz vor ihrer wegen anderweiter Verbrechen erfolgten Hinrichtung freiwillig bekannte, mit welchen Künsten sie den Graf betrogen habe, da lag die Unschuld Genovefa's und die Schuld Golo's so klar zu Tage, daß sie keinem weitern Zweifel Raum ließ. Deshalb schrieb Siegfrid an den nun schon seit zwei Jahren vom Hofe entfernt lebenden Golo mehrere freundschaftliche Briefe, und als er ihn sicher genug gemacht hatte, ladete er ihn endlich mit vielen andern Gästen zu einem großen Feste auf Dreikönigstag, sieben Jahre nach Genovefa's vermeinter Ermordung.

In Begleitung Golo's und der übrigen bereits angekommenen Gäste ritt der Graf zur Jagd hinaus, und ward in Verfolgung einer Hirschkuh zur Höhle Genovefa's und dadurch zur unverhofften Wiedergewinnung von Gemahlin und Kind geführt. Den fröhlich zum Schlosse Zurückkehrenden überreichten zwei Fischer einen großen Fisch, in welchem darnach, als man ihn schlachtete, der Trauring Genovefa's gefunden ward, den diese auf ihrem vermeinten Todeswege aus Unmuth ins Wasser geworfen hatte. Golo ward nach Ablauf des Festes zufolge des Urtheilspruchs der gesammten Freundschaft von vier Ochsen zerrissen. Genovefa selbst aber vermochte sich von der langen und schweren Mühsal nicht wieder zu erholen, sondern starb bereits nach einem Vierteljahre am 2. April des Jahres 750, und bald darauf verschied auch die nicht mehr von ihr gewichene Hirschkuh auf ihrem Grabe. Siegfrid, den ein Engel in Gestalt eines Pilgers tröstete, erbaute an der Stelle von Genovefa's Höhle eine Kirche, welche Bischof Hildulf von Trier zu Ehren der Mutter Gottes weihete und „Unserer Lieben Frauen Kirche" benannte. In ihr ward nach der Einweihung Genovefa's Leichnam feierlich beigesetzt, das himmlische Crucifix auf den Hochaltar gestellt und auf dem Grabsteine unter dem Wappen der Gräfin die Hirschkuh ausgehauen. Siegfrid selbst aber, der Welt überdrüssig, bezog nebst seinem Sohne Schmerzenreich eine neben der Kirche eingerichtete Einsiedelei, woselbst sie in frommer Andacht verharrten bis an ihr seliges Ende.

129. Die Hechte zu Ulmen.

(S. Neu vermehrter curieuser Antiquarius S. 60 ꝛc.)

Im Erzbisthum Mainz befindet sich ein Städtchen und Schloß mit Namen Ulmen; bei demselben ist ein See, in welchen zwei große Hechte sich befinden sollen, der eine 30, der andere 12 Fuß lang; allemal wenn sie sich sehen lassen, zeigen sie dem Geschlechte, welchem dieser Ort gehört, einen Sterbefall an.

130. Die Braut vom Rheinstein.

(Nach Gieb S. 538 ꝛc.)

Assmannshausen gegenüber, am linken Ufer des Rheins, thront auf hohem Felsen die Burg Rheinstein, im Jahre 1822 für den Prinzen Friedrich von Preußen im mittelalterlichen Style wieder aufgebaut und jetzt eine Zierde jener Gegend. Eine starke halbe Stunde von da, bei dem Dörfchen Trechtingshausen, erscheinen am Hange des Gebirges die Trümmer der alten

Veſte Reichenſtein und zwiſchen beiden Schlöſſern wird man in der mit Geſträuch und Bäumen ſchön umkränzten Feldflur noch die Ruine eines Gotteshauſes gewahr, welches ehemals die Clemenskirche hieß. Im 12ten Jahrhundert herrſchte auf Rheinſtein ein ſtolzer, reicher, aber deshalb doch ziemlich geiziger Ritter, der eine einzige ſehr ſchöne Tochter beſaß. In dieſe hatte ſich ſein Nachbar, der junge Ritter von Reichenſtein verliebt und auch ihre Gegenliebe zu gewinnen gewußt. Allein da es nach damaliger Sitte angemeſſen ſchien, ſeine Werbung durch einen Andern anbringen zu laſſen und erſterer einen reichen Onkel beſaß, der ebenfalls in der Gegend angeſeſſen war, ſo bat er denſelben, für ihn nach Rheinſtein zu reiten und den Burgherrn um die Hand ſeiner Tochter für ſeinen Neffen zu bitten. Dies that derſelbe auch wenigſtens theilweiſe, nur daß er, nachdem er das ſchöne Mädchen geſehen, nicht für ſeinen Neffen, ſondern für ſich ſelbſt um ſie warb und natürlich ſeinen erhaltenen Auftrag ganz verſchwieg. Dem Ritter von Rheinſtein war er aber als Schwiegerſohn vollſtändig recht, denn er war faſt eben ſo begütert, als er ſelbſt; er verſprach ihm alſo die Hand ſeiner Tochter und führte ihn zu ihr, um ihr den freilich ſchon etwas bejahrten Ritter als den Mann, den er ihr beſtimmt, vorzuſtellen. Dieſe war freilich wie aus den Wolken gefallen, denn ſie hatte ihn hier in einer ganz andern Stellung zu ſehen erwartet; ſie verſuchte zwar nach ſeiner Entfernung ihrem Vater den Zuſammenhang der Sache zu erklären, ſagte auch, daß ſie dem Reichenſteiner ihr Wort gegeben und keinen Andern als ihn zum Gemahl nehmen werde, allein Alles war umſonſt; denn ganz abgeſehen davon, daß ihr Vater jenem ſein Wort bereits verpfändet hatte, der Reichenſteiner war ihm, verglichen mit ſeinem Onkel, viel zu arm, als daß er ſeinetwegen ſeinen einmal gefaßten Entſchluß hätte ändern ſollen. Er erklärte, es bleibe bei dem, was er einmal geſagt, und ſeine Tochter habe ſich auf ihre baldige Vermählung vorzubereiten. Zwar theilte ſie heimlich durch einen treuen Diener ihrem Geliebten mit, was geſchehen und wie er von ſeinem Onkel hinterliſtig getäuſcht worden war, allein dies war auch Alles, was ſie ohngefähr thun konnte. Ihr Geliebter verſuchte nun zwar zu wiederholten Malen ſie zu entführen, allein ſeine Anſchläge wurden jedes Mal verrathen und mißlangen gänzlich; der Ritter von Rheinſtein aber beſchloß, um der Sache auf einmal ein Ende zu machen, ſeine Tochter ſo bald als möglich zu vermählen und ſetzte einen Tag feſt, wo ſie mit dem ihr aufgedrungenen Gatten in der Clemenskirche für immer vereinigt werden ſollte. Schnell brach der gefürchtete Tag heran, der Brautzug zog in hellem Sonnenſchein herab in's Thal, die Braut auf ihrem Leibroſſe, neben ihr der verhaßte Bräutigam. Man näherte ſich ſchon der St. Clemenskapelle, deren Pforte mit grünem Laube und Blumengewinden bekränzt war, und die Glocke des Kirchleins verkündete die Nähe der heiligen Handlung. Von den Zinnen ſeiner Burg konnte der Reichenſteiner Alles ſehen, allein er mußte ſich ſtumm in ſein Schickſal fügen, denn hindern konnte er daſſelbe doch nicht. Der Zug hielt am Kirchenthore, ſiehe, da erhob ſich ein Schwarm von Bremſen aus dem nahen Buſch und eine fiel mit ihrem Stachel auf das Roß der Braut. Hoch bäumte ſich das muthige Thier, brach aus dem Zuge durch der Diener Schaar und warf den alten Rheinſtein, der es am Zaume faſſen wollte, von ſeinem Hengſte herab. Schon rannte es mit der Jungfrau den Strom

entlang, zwar jagten ihr mehrere Reiter, ihren Bräutigam an der Spitze nach, um das Roß wo möglich aufzuhalten, allein sei es, daß dasselbe durch die Verfolgenden noch scheuer gemacht ward, sei es, daß seine Reiterin ihm selbst die Richtung angab, auf einmal schwenkte es in einen Hohlweg ab und jagte den Weg zum Reichenstein hinan, ihr zukünftiger Gemahl aber, der unvorsichtig nacheilte und dasselbe schon zu fangen dachte, versah doch den Weg und stürzte mit seinem Renner über einen zackigen Felsen hinab in den Abgrund. Schnell ließ nun der Reichensteiner, der Alles mit angesehen, die Pforte der Burg für den unverhofften Besuch öffnen, aber natürlich gleich wieder schließen, er besetzte die Mauern derselben mit allen seinen Reisigen, um ihren Verfolgern den Muth zu nehmen nachzudringen und ihm seine Beute wieder abzunehmen, allein die Rheinsteiner dachten nicht mehr an Verfolgung, denn der, um dessen Willen sie es eigentlich hätten unternehmen müssen, lag zerschmettert im Abgrunde, und ihr eigener Herr wehrte ihnen und hieß sie umkehren. Er selbst aber ritt mit wenigen Begleitern zu der Burg hinan und begehrte Einlaß, denn er hatte das Ereigniß als einen Fingerzeig Gottes angesehen, der ihm befahl von seiner Härte gegen seine Tochter abzulassen. Gerührt und seine Schuld bereuend trat er vor seine Tochter und den Reichensteiner, legte Beider Hände in einander und segnete ihren Bund. So wurden sie ein glückliches Paar und das nächste Morgenlicht sah ihre Trauung in der Kirche des h. Clemens.

131. Die Gründung des Klosters Marienburg bei Boppard.

(S. Rieger S. 117 ꝛc.)

In der Mitte des 12. Jhdts. lebte Ritter Konrad Bayer von Boppard, ein junger, aber etwas wilder Edelmann, der sich mit der Tochter eines benachbarten Ritters, Namens Maria, verlobt hatte. Da er jedoch Zerstreuungen und Feste, mehr als recht war, liebte, so ward es seinen gleichgesinnten Freunden nicht schwer, ihm vorzustellen, daß er noch zu jung sei um sich in das Ehejoch zu beugen, und da er ohnedies etwas veränderlicher Natur war, so sagte er dem Vater der Jungfrau sein Verlöbniß unter nichtigem Vorwande wieder ab. Er kümmerte sich nicht weiter um die Folgen seiner unverzeihlichen Handlungsweise, dachte bald nicht weiter an seine unglückliche Braut, da traf er eines Tages, als er zur Jagd in den Wald geritten war, dort einen fremden Ritter mit geschlossenem Visir, der sich ihm in den Weg stellte und, von ihm aufgefordert, zur Antwort sein Schild hinhielt, welches das Wappen des Geschlechtes trug, welchem seine verschmähete Braut angehörte. Er vermuthete, daß es ihr bislang im gelobten Lande abwesender Bruder sein möge, zog sein Schwert und drang scharf auf ihn ein, sein Gegner vermochte auch seinen kräftigen Hieben nicht zu widerstehen und sank bald zum Tode getroffen vor ihm nieder. Da eilte Konrad, dem zum Tode Verwundeten den Helm zu lösen, aber wie wurde ihm, als er sah, wer vor ihm lag, es war seine frühere Braut, welche sich in diese Verkleidung verkappt hatte, um von der Hand ihres Geliebten zu sterben, denn ohne ihn wollte sie auch nicht leben. Verzweifelt suchte er das entrinnende Leben des Mädchens zurückzuhalten, aber umsonst, nach wenigen Augenblicken gab sie ihren Geist auf, einem Wahnsinnigen

gleich warf er sich über die Entseelte und so fanden ihn seine Leute. Nachdem er sie auf das Prächtigste zur Gruft bestattet hatte, ließ er, um seine Schuld einigermaßen zu sühnen, über ihr Grab ein Kloster bauen, welches er Marienburg nannte und dem er alle seine Güter schenkte, er selbst aber eilte dann nach Palästina zum Kreuzheere, wo er den gesuchten Tod bald fand.

132. Das salische Blut.

(S. Kieser S. 101 ꝛc.)

Unweit des freundlichen anmuthigen Neuwied erhebt sich auf steilem Felsen und von waldigen Höhen umgeben, dicht am Ufer des Rheins die längst in Trümmer zerfallene Veste Hammerstein, die ihren Namen entweder von ihrem Erbauer Karl Martell oder von der einem Hammer ähnlichen Form des Felsens, auf welchem sie sich erhebt, erhalten haben soll.

Nun hauste hier gegen Anfang des 11. Jhdts. Graf Otto von Hammerstein. Dieser führte mit Bischof Erkenbold von Mainz eine blutige Fehde, welche aber wegen der Tapferkeit des Erstern unentschieden blieb. Da wußte der Erzbischof auf andere Weise seinem Gegner beizukommen. Derselbe hatte sich nämlich ohne den hierzu nöthigen päpstlichen Dispens mit seiner schönen Muhme Irmgard vermählt, der Bischof versäumte daher auch nicht den Kirchenbann über ihn auszusprechen und durch einen besondern Synodal-Spruch die Ehe für ungültig erklären zu lassen. Als aber demohngeachtet die beiden Gatten nicht von einander ließen und er selbst die Macht nicht besaß, mit Gewalt ihre Trennung herbeizuführen, so wendete er sich an den der Kirche sehr ergebenen Kaiser Heinrich II. mit der Aufforderung, dem Befehle der geistlichen Macht durch Waffengewalt Nachdruck zu geben. Derselbe entsprach auch seinen Wünschen, zog vor Hammerstein und belagerte es. Allein die Tapferkeit der Belagerten und die Festigkeit der Burg selbst zog den Kampf in die Länge, so daß der Kaiser gern eine Gelegenheit ergriffen hätte, denselben auf gütlichem Wege zu beendigen.

Bei einem Ausfalle des Grafen, während dessen seine heldenmüthige Gemahlin an seiner Seite ritt, wurden zufällig beide durch Pfeilschüsse verwundet und mußten zur Burg zurückkehren. Sobald der Kaiser dies erfuhr, sprach er zum Bischof: „Mich will bedünken, wir werden solchen Muth dieser Liebenden kaum zu beugen im Stande sein. Darum und weil das Blut, an dem sie gesündigt, nun von ihnen geflossen und ihre Schuld also gesühnt haben, wollen wir die Fehde beendigen. Das lasse ich dem Grafen entbieten und Ihr selbst sollt, so will ich es, das Paar trauen und ihm den Segen der Kirche wieder zukommen lassen." Und so geschah es auch, eine aufrichtige Versöhnung beschloß für immer den Streit.

133. Der h. Lubentius.

(S. Fr. Merck. des Moselthals Sagen. Legenden u. Geschichten. Coblenz 1840. S. 29 ꝛc.)

Im Jahre 340 der christlichen Zeitrechnung sandte der Trierer Bischof Maximin II. seinen Schüler, den h. Lubentius, in die Gegenden der untern Mosel und an die Ufer der Lahn und des Rheins, um hier das Evangelium zu predigen. Groß waren die Wunder, durch welche Gott seinen Heiligen

hier verherrlichte, das Volk feierte noch bis in die erste Hälfte dieses Jahrhunderts hinein das Andenken dieses seines Schutzpatrons durch ein jährliches Fest und am Lubentiustage *) loderten auf allen Höhen die Triumpfeuer des Sieges, welchen hier das Evangelium über das Heidenthum errungen hatte. Noch heute heißt eine Fuhrt in der Mosel unterhalb des Ortes, welche zu dem schräg gegenüberliegenden Dieblich führt, der St. Lubentiuspfad, weil man erzählt, der Heilige sei an dieser Stelle immer trockenen Fußes über den Rhein gegangen.

Indeß fand der fromme Mann nicht lauter Verehrer und Schüler, im Gegentheil, er hatte auch viele Gegner. Unter andern lebte zu Cobern ein reicher und angesehener Mann, der ihm alles mögliche Böse anthat. Anfangs ertrug der fromme Mann Alles geduldig, allein als es ihm endlich zu arg ward, da bat er Gott, er möge doch dem Treiben des Gottlosen ein Ziel setzen. Von Stund an verfiel aber der reiche Mann in eine schwere Krankheit und als er endlich wieder von ihr aufstand, da sah er am ganzen Körper braun aus und zum Andenken an die Ruchlosigkeit ihres Vorfahren haben alle seine Nachkommen bis auf den heutigen Tag diese Farbe behalten.

Endlich nach langjährigem wohlthätigen Wirken rief Gott seinen Heiligen zu sich. Die Bewohner des Rheins und der Mosel, welche von seinem Ableben Nachricht erhalten hatten, kamen zusammen und stritten um die Leiche des Verblichenen. Sie setzten dieselbe in einem Sarge auf ein Schiff, welches im schnellsten Laufe die Mosel abwärts, den Rhein hinauf in die Lahn stieg, und an den Ufern dieses Flusses tausend Schritte aufwärts trieb bis an jenen Ort, wo die Kirche zu Dietkirchen erbaut ist. Daselbst landete sie. Die Einwohner des letztgenannten Ortes beerdigten die Leiche und bewahrten sie mit aller Hochachtung bis auf den heutigen Tag, wo noch das Haupt des h. Lubentius daselbst gezeigt wird.

134. Das Wahrzeichen von Cobern.

Das Wahrzeichen von Cobern im Moselthal soll gewesen sein, daß mitten durch den Altar der alten Kirche früher ein kleiner Bach geflossen sei, so daß der Priester beim Messelesen von dem Gemurmel des Wassers begleitet ward. Davon ist freilich jetzt schon lange nichts mehr zu sehen.

135. Der gewippte Ritter.

(Nach Merck a. a. O. S. 53 ꝛc.)

Oberhalb Oberfell, wenn der Wanderer eine schroffe Felsenwand, welche sich ehedem bis in den Fluß erstreckte, überschritten hat, schaut ihm von beträchtlicher Höhe die im Jahre 1198 erbaute Burg Thuron mit dem Flecken Alken entgegen. Im Jahre 1231 sendete Otto, Pfalzgraf von Baiern, der mit seinem fürstlichen Freunde, Kaiser Friedrich II., vom Papst Innocenz IV. in den Bann gethan worden war, hierher seinen Feldhauptmann Zorno, um diese seine Burg gegen den Erzbischof Arnold II. von Trier zu schützen. Dieser Zorno war aber zwar ein tapferer, aber auch grausamer Mann, und

*) Sein Sterbetag soll entweder den 6. Februar oder 13. October d. J. 369 gewesen sein.

als es ihm gelungen war, eine Anverwandte des Erzbischofs in seine Hände zu bekommen, vergaß er sich soweit, ein Kind, welches jene hier in der Burg geboren hatte, der Mutter von der Brust zu reißen und es vor ihren Augen in den Abgrund zu schleudern. Durch Bestechung gelang es indeß der Unglücklichen in seiner Abwesenheit von der Burg zu entkommen, sie eilte zu ihrem Verwandten und rief dessen mächtige Hilfe gegen den Wütherich an. Der Erzbischof, welcher inzwischen vernommen hatte, daß der Pfalzgraf selbst an der Spitze eines kleinen Heeres zum Entsatze seiner Burg anrücke, wußte sich den Beistand seines geistlichen Mitbruders, des Erzbischofs Conrad von Hochstetten zu Cölln zu verschaffen, im Verein mit diesem zog er dem Pfalzgrafen entgegen und es gelang ihnen, denselben zurückzuschlagen, so daß er nunmehr an die Belagerung der für unbezwingbar geltenden Veste Thuron selbst denken konnte. Indeß war dieselbe mit allem zur Vertheidigung Nöthigem so wohl versehen, daß ihr Vertheidiger der Belagerung ruhig entgegensah, weil er überzeugt war, sein Herr werde schon Mittel finden ihm zu Hilfe zu kommen, wenn es ihm nur gelänge, sich wenigstens ein halbes Jahr zu halten. Indeß hatte er durch seine beispiellose Härte und unerbittliche Strenge unter den Burgleuten selbst eine starke Parthei gegen sich und so fand ein junger Ritter, der Brenner genannt, den Zorno einst mit Gewalt gezwungen hatte, Dienste auf der Burg zu nehmen, offene Ohren, als er mehrere der Unzufriedenen aufforderte, sich mit ihm zu vereinigen, bei nächtlicher Stunde den Burgherrn zu überfallen und ihn, an Händen und Füßen gebunden, dem Erzbischof auszuliefern. Allein der Verrath schlief nicht, noch ehe sie an die Ausführung ihres Planes denken konnten, hatte Zorno davon Kunde erlangt, ehe die Verschworenen es sich versahen, fiel er mit seinen Getreuen über sie her, machte einen Theil von ihnen nieder und ließ die Uebrigen in die Burgverließe werfen, unter ihnen auch den Brenner. Für ihn aber, als den Anstifter der Empörung ersann Zorno eine eigenthümliche, aber entsetzliche Strafe.

Er sprach höhnend zu dem Wehrlosen: „Du begehrtest, meine Burg zu verlassen, ich werde Dir in wenig Tagen die Möglichkeit an die Hand geben, Deinen Wunsch zu erfüllen!“

Auf der Zinne des nach Osten gelegenen Thurmes ward ein mächtiges Gerüst gezimmert und eine Wurfmaschine mit einem ungeheuren Treibbalken daran gebaut. Vermittelst dieser Maschine sollte nämlich der unglückliche Brenner über den Abgrund nach dem gegenüber liegenden Standquartier des Erzbischofs geschleudert werden. Als die Belagerer mit geheimem Entsetzen dem Bau des Gerüstes zusahen, rief ihnen Zorno höhnend hinüber, er wolle ihnen einen Stellvertreter senden, an dem der Herr Erzbischof seine Lust, ihn bei Gefangennahme in den Abgrund zu schleudern, büßen könne. Als nun die Maschine zu Stande gekommen war und alles Bitten und Flehen Brenners den harten Sinn Zorno's zu bewegen nicht im Stande war, da faßte er Muth, bat den Burgkaplan seine Beichte zu hören und that das feierliche Gelübde, daß, sollte er wirklich den gegenüberliegenden Berg ohne Gefahr erreichen, er der h. Jungfrau eine Kapelle errichten wolle. Somit entkleidete er sich seiner Rüstung und bestieg die Zinne. Auf dem gegenüberliegenden Berg lag der Erzbischof mit seiner Geistlichkeit auf den Knieen und flehte Gott und die h. Jungfrau um Schutz und Rettung für den Un-

glücklichen an. Jetzt ward der Brenner auf die Maschine gelegt und nachdem selbige einige Male hin- und hergewippt worden war, schleuderte sie ihn mit furchtbarer Kraft über den Abgrund hinüber nach dem Standquartier des Erzbischofs. Der Ritter wäre ohne die Kraft der Maschine unfehlbar verloren gewesen, so aber schleuderte dieselbe ihn in das Gebüsch des Abhangs und es gelang ihm sich an einem der vielen Bleidensträuche anzuklammern, so daß er mit Hilfe der Obenstehenden den Gipfel erklimmen konnte. Der Erzbischof ließ ihn sogleich vor sich führen und versprach ihm die vollste Rache an dem Unmenschen. Allein als der Brenner ihm den Zustand der Belagerten schilderte und nicht verhehlte, daß durch einen Sturm Thuron nicht einzunehmen, sondern einzig und allein durch Hunger zur Uebergabe zu bringen sein werde, hierzu aber auch sobald noch nicht Hoffnung sei, weil die aufgestapelten Vorräthe mindestens noch ein Jahr aushalten würden, da ward die Zuversicht des Erzbischofs so herabgestimmt, daß er Zorno unter Verheißung sichern Geleites zur Uebergabe aufforderte. Allein dieser wies trotzig alle Vorschläge zurück, weil er auf Entsatz durch seinen Herrn hoffte. Indeß dieser ließ nichts von sich hören, im Gegentheil ein zu ihm um Beistand geschickter Bote brachte die Antwort, der Pfalzgraf vermöge ihm nicht zu Hilfe zu kommen. Da begann der Hunger unter den Burgbewohnern zu wüthen und so mußte sich denn Zorno bequemen, nun selbst um Frieden zu bitten. Das Leben wurde Zorno und seinen Gefährten gesichert, allein Alle mußten Urfehde schwören und Zorno ins Kloster wandern und es ward bestimmt, daß weder Zorno noch einer seiner Angehörigen jemals in und um Alken eine Wohnung in Besitz haben dürfe.

Zum ewigen Gedächtniß dieses glorreichen Sieges bauten aber der Erzbischof und Brenner, seinem Gelübde gemäß, an der Stelle, wo Letzterer niedergefallen war, der h. Jungfrau eine Kapelle und diese Kapelle auf dem Bleidenberg ist bis zum Anfange dieses Jahrhunderts ein sehr besuchter Wallfahrtsort geblieben. Jetzt steht sie gleich Thuron verödet. In dem am Fuße des Berges liegenden Schlosse aber befindet sich noch jetzt ein altes, leider sehr beschädigtes Gemälde auf Leinwand, auf welchem man noch ganz deutlich den über den Abgrund schwebenden Ritter Brenner, einen Theil des Flecken Alken, die Burg und die Kapelle auf dem Bleidenberge erkennen kann.

136. Die verfluchte Mühle zu Müden.

(S. Merck S. 80 ꝛc.)

Zu Müden im Moselthale am Eingange einer tiefen, dunkeln Felsenschlucht, überragt von hohem, schwarzem Gestein lehnt sich das alte Gemäuer der sogenannten Sonntagsmühle an den verwitterten Felsen. Dieselbe fällt durch ihre kleinen, spitzbogigen Fenster, ihre gothischen Verzierungen und Schnörkel auf, und von ihr wird folgende Sage erzählt.

Vor hundert Jahren lebte zu Müden ein reicher Pächter, dem fast alle Grundstücke der Umgegend zu eigen waren. Dabei war er ein harter, rauher Mann, der die Armen auf grausame Weise drückte. Einmal fiel es ihm ein, es wäre doch besser, wenn er den Gewinn, den die Müller jährlich von dem Mahlen der vielen Malter Korns, die er bei ihnen mahlen lasse, hätten, selbst in die Tasche stecken könne und er beschloß, sich eine recht schöne

Mühle zu bauen. Um recht billig zu gehauenen Steinen zu kommen, kaufte er um ein Spottgeld das halbzerstörte Kloster Engelport und schickte seine Fröhner aus, die Mauer ganz einzureißen und die Steine die Mosel herabzuschiffen. Allein dieselben kamen des Abends unverrichteter Sache zurück und meldeten, der Einsiedler Kunibert, der sich in den Ruinen dieses ehemaligen Frauenklosters angesiedelt hatte, habe sich ihrem Unternehmen widersetzt. Am andern Morgen begab sich nun der Pächter mit seinen Fröhnern selbst nach den Ruinen, an der verfallenen Pforte kniete der ehrwürdige Greis in andächtigem Gebete und schien die Herannahenden gar nicht zu hören, allein als der Pächter mit einer wahren Fluth von Scheltworten über ihn herfiel und ihn fragte, wie er sich unterstehen könne, sich seinen Leuten zu widersetzen, da begann er mit rührender Stimme das Schicksal des Klosters zu schildern und erzählte von den Wundern, die in seinen Mauern geschehen seien. Zuletzt zeigte er ihm auch ein Schreiben des Bischofs von Trier, worin dieser versprach, daß eine Sammlung zu Wiedererbauung des Klosters in seinem Bisthume veranstaltet werden solle. Er bat also, er möge von seinem Vorhaben abstehen und die Trümmer an ihrem Platze lassen. Allein der böse Mann hörte nicht auf ihn, sondern befahl seinen Leuten in seinem Beisein mit dem Einreißen des Gemäuers zu beginnen. Da sprang der Einsiedler zornig auf und rief den Zorn des Himmels über sein gottloses Beginnen auf ihn herab. Als nun der Pächter wie zum Hohn die schönen gothischen Verzierungen, sowie die Spitzbogenfenster des alten Klosters beim Bau seiner Mühle verwendete, da brach das Unglück mit Gewalt über ihn herein, sein einziges Kind kam in den Rädern um, sein Weib tödtete der Gram darüber, er selbst verfiel in Tiefsinn und starb als Bettler. Noch jetzt ist kein Segen in dem Mühlwerk, selbst der kleine Bach, der es treibt, ist oft ganz wasserlos.

137. Die Kapelle von Reef.

(S. Merck S. 105 ꝛc.)

Auf schwindelnder Felshöhe liegt die Reefer Kapelle, zu ihr sieht der fremde Wanderer oder der Schiffer auf der Mosel häufig Leichenzüge aus dem Thale hinaufklimmen und wenn er nach der Ursache dieser sonderbaren Erscheinung fragt, so hört er Folgendes.

In alten Zeiten hatten die Reefer ihre Kirche unten im Thale, hier begruben sie auch damals ihre Todten. Die Kirche stand mehrere Jahrhunderte, da machte ihre Baufälligkeit und die zunehmende Zahl der Einwohner eine neue nöthig und man riß also die alte nieder, um eine weit schönere und größere an ihre Stelle zu erbauen. Alles im Dorfe legte Hand an, mit dem größten Eifer schaffte man die nöthigen Baumaterialien herbei, die Bewohnerinnen des nahe gelegenen Klosters Stuben ließen es auch nicht an Geldunterstützung zur Förderung des Baues fehlen. Allein an jedem neuen Morgen fand man Steine, Hölzer, kurz Alles, was man den Tag zuvor unten zusammengebracht hatte, oben auf der Höhe. Anfangs glaubte man, böswillige Menschen machten sich einen Scherz mit diesem Fortschleppen, allein als sich dies täglich wiederholte, mußte man doch schließlich an eine andere Ursache denken, mehrere Dorfbewohner beschlossen also des

Nachts über bei den zusammengebrachten Baumaterialien Wache zu halten und siehe, es glitten auf einmal von dem stillen, sternbesäeten Mitternachtshimmel mit Flügeln versehene Geistergestalten hernieder, senkten sich über die Steine herab und trugen sie mit Blitzeseile hinauf nach der Stelle, wo das früher Hinaufgeschaffte gelegen hatte. Jetzt erst erkannte man den Willen des Himmels; die Kirche wurde am selbigen Orte aufgebaut und neben ihr weihte man den Kirchhof ein. Seit der Zeit, so oft ein Einwohner von Reef stirbt, geleitet man ihn hinauf und bettet ihn dort auf luftiger Höhe zu langem Schlafe.

138. Das Wappen des Geschlechtes von Arras.

(S. Merck S. 109 ꝛc.)

Dicht bei Alf ergießt sich der starke Uesbach in die Mosel, derselbe kommt aus einem wildromantischen Thale herab, in dessen Hintergrunde auf einem vereinzelten, waldüberwachsenen Berge die Ruinen der alten Burg Arras liegen. Die Entstehung dieser Burg geht bis ins 10. Jhdt. zurück. Im Jahre 938 unter Erzbischof Ruotbert von Trier brach eine Schaar wilder Hunnen in dieses damals nur von einigen Köhlerfamilien bewohnte Thal ein, nachdem sie auf ihrem Zuge hierher bereits das ganze Land weit und breit verheert hatten. Da stellte sich ihnen ein Köhler mit seinen zwölf Söhnen, zu denen sich dann noch einige seiner Freunde und Verwandten gesellten, muthig in den Weg und es gelang ihnen auch von den unzugänglichen Höhen herab die Feinde so lange aufzuhalten, bis der Pfalzgraf Hermann und die Ritter der umliegenden Gaue ein Heer gesammelt hatten, ihnen in den Rücken fielen und eine vollständige Niederlage beibrachten. Da schlug der Pfalzgraf, um den Köhler für seine Tapferkeit zu belohnen, denselben zum Ritter und der Erzbischof baute ihm auf derselben Höhe eine stattliche Burg, wo man noch jetzt die erwähnten Mauerreste gewahrt. So ward der schlichte Mann der Stammvater des Geschlechtes der Arrase, welches bis zum heutigen Tage noch die sogenannte Spitzwecke (die Form von den Schildern der Hunnen) im Wappen führt.

139. Die gespenstigen Kogelherren zu Wolf.

(S. Merck S. 134 ꝛc.)

Auf der Höhe des sogenannten Gückel- oder Gipfelbergs im Moselthale liegen die Ruinen des im Jahre 1487 gestifteten Klosters Wolf, das von den sogenannten Kogel- oder Fraterherren, deren Orden Gerhard Groot gestiftet hatte, und von ihren runden Hüten (Kogeln) ihren Namen erhielten, besetzt ward. Dieselben wurden jedoch später von den Jesuiten, die sich dort festsetzten, verdrängt. Von diesen Mönchen erzählt man sich folgende Sage.

In Traben lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein sehr begüterter Weinbergsbesitzer, der eine schöne Tochter besaß, der es natürlich aus diesem Grunde und dann weil ihr Vater eben als sehr wohlhabend galt, nicht an Freiern fehlte. Unter Allen war ihrem Vater jedoch der Hauptmann der damals zu Trarbach in Besatzung liegenden Holländer, ein schon älterer Mann, der liebste, freilich gefiel er aber der Tochter weniger,

denn dieſe hatte bereits ihr Herz an einen jungen Bauer aus dem nahegelegenen Cröff verſchenkt. Da aber der Vater von dieſer Verbindung nichts wiſſen wollte, ſo mußten die Liebenden heimlich mit einander zuſammenkommen, dies thaten ſie entweder in dem Hauſe einer alten Verwandten des Mädchens zu Cröff, oder in den Ruinen des Kloſters Wolf. Natürlich blieben dieſe Zuſammenkünfte nicht verborgen, ſie wurden dem Vater des Mädchens durch den Hauptmann hinterbracht und an einem ſchönen Sommerabend verſteckten ſich Beide hinter dem bemooſten Geſteine jener alten Mauertrümmer, um zu ſehen ob nicht auf der Moſel der Nachen, in welchem der Bauerburſche gewöhnlich von Cröff herüberzukommen pflegte, ſich ſehen laſſe. Es kam aber nichts und ſchon wollten die Lauerer unverrichteter Sache nach Hauſe zurückkehren, da begann ſich der Himmel zu verdüſtern, ſchwere Wolken ballten ſich zuſammen und plötzlicher Sturmwind fegte ſie zu einem Gewitter zuſammen. Sie waren alſo genöthigt das Wetter, hier ſo halb und halb geſchützt, abzuwarten. Jetzt ſchlug es auf dem Kirchthurm zu Cröff zwölf und noch war der letzte Klang der Glocken nicht verhallt, als der Hauptmann, der allein wach geblieben war, denn ſein Begleiter war feſt eingeſchlafen, rings um ſich ein Kniſtern, Flüſtern, Stöhnen und Seufzen vernahm, welches ihm das Haar emporſträubte. Plötzlich blendete ein matter, fahler Lichtſtrahl ſeine Augen und ſiehe zu ſeinem Entſetzen ſchritt langſam aus den verfallenen Kreuzgängen ein langer Zug männlicher Geſtalten in ſeltſamen ſchwarzen Kutten einher, in den mageren Händen trugen ſie vergelbte brennende Wachskerzen, die einen fahlen Schimmer verbreiteten, ihre Geſichter waren aſchgrau und todtenbleich, ihre Augen geſchloſſen, und immer mehre und mehre traten aus den Gewölben hinter den Pfeilern hervor und ſammelten ſich auf einem kleinen freien Platze, wo ſie einen Choralgeſang anſtimmten, der aber ſo entſetzlich ſchauerlich klang, daß dem ſprachlos daſtehenden Hauptmann das Blut in den Adern zu Eis erſtarrte. Als die geſpenſtigen Ordensherrn ihren Geſang beendigt, zogen ſie langſam weiter und kamen gerade auf den ſeitwärts ſtehenden Holländer zu. In ihrer Mitte ſchritten acht Brüder, welche einen großen Sarg trugen, und von Neuem erſcholl der ſchauerliche Geſang, aber noch entſetzlicher und ſtärker als zuvor. Als ſie aber näher und immer näher herangeſchwebt kamen, da packten den Hauptmann alle Schreckniſſe der Geiſterwelt, mit einem entſetzlichen Schrei ſprang er auf und rannte, als ob alle Geiſter und Furien der Hölle ſich an ſeinen Fuß geheftet, den Berg hinab. Von dieſem Schrei erwachte ſein Begleiter, halb träumend ſah er noch, wie die ſpukhafte Schaar, einer nach dem andern, in der Moſel verſchwand. Am nächſten Morgen ſuchte man nach dem Hauptmann, man fand ihn unter dem Abhang eines Felſens mit zerbrochenem Genick. Seit der Zeit hat Niemand wieder gewagt, um Mitternacht hier oben zu verweilen. Der Weinbergsbeſitzer legte übrigens der Verbindung ſeiner Tochter mit dem Bauer nichts mehr in den Weg, und ſo hatte der geſpenſtige Spuk wenigſtens etwas genützt.

140. Der Doctorwein.

(Nach Merck S. 152 ꝛc.)

Noch bis heute nennt man den bei Bernkaſtel wachſenden Wein den Doctorwein und zwar aus folgendem Grunde. Im Jahre 1360 lag Erzbiſchof

Boemund II. ſchwer am kalten Fieber auf ſeiner Burg Berncaſtel darnieder, Aerzte über Aerzte wurden verſchrieben, Tränke über Tränke gebraut, allein keiner vermochte das kalte Fieber zu vertreiben. Da ließ der Erzbiſchof in ſeiner Herzensangſt im ganzen Erzbisthum bekannt machen, wer ihm das Fieber zu bannen vermöge, der ſolle nur kommen und der reichſten Belohnung gewärtig ſein. Da trug es ſich zu, daß ein alter Ritter auf dem Hunsrück von dieſer Bekanntmachung Kunde bekam und da derſelbe aus Erfahrung wußte, daß der Berncaſteler Wein die Kraft habe, Fieber zu heilen, ſo beſchloß er dem Erzbiſchof ein Fäßchen alten Weins dieſer Sorte ſelbſt zu überbringen, vielleicht daß es auch dem Erzbiſchof helfe. Er fuhr alſo nach Berncaſtel und ließ ſich bei dem Kirchenfürſten als den Mann melden, der gekommen ſei, ihn zu heilen, und als er vor ihn geführt ward, trug er das Fäßchen mit Berncaſteler Wein auf der Schulter. Der Erzbiſchof machte große Augen über den ſonderbaren Doctor, denn er meinte, das Faß ſei voll Arznei, die er austrinken müſſe, allein wie ſtaunte er erſt, als der Ritter den Zapfen öffnete und einen Becher Weins herauslaufen ließ, den er ihn austrinken und alle Doctoren zum Teufel jagen hieß. Das kalte Fieber ſchwand wirklich durch dieſe Cur nach wenigen Wochen und davon heißt der Wein noch bis auf den heutigen Tag der Doctorwein.

141. Das Kreuz zu Tünkel.

(S. Merck S. 155.)

Oberhalb Berncaſtel erheben ſich mächtige hohe Felſen und auf der Spitze des höchſten von ihnen ſteht ein verwittertes, bemooſtes Kreuz, von dem man nicht begreift, wer es auf ſo gewaltiger Höhe einſt aufgerichtet haben mag. Man erzählt ſich über daſſelbe aber folgende Geſchichte.

Einſt ſoll auf einer der Burgen des Hunsrück ein wilder böſer Ritter gehauſt haben, der ſich namentlich durch Härte gegen ſeine Unterthanen und Feindſchaft gegen die Geiſtlichkeit auszeichnete. Nebenbei war er auch ein eifriger Jäger, der aber freilich nicht darnach fragte, ob er die Felder ſeiner Bauern und ihre Ernten verwüſtete, wenn er auerfeldein den Hirſchen und Ebern nachjagte. Einſtmals jagte er auch in dem reichen Felſengebirge zwiſchen Longcamp und Berncaſtel; im Nachſetzen eines feiſten Hirſches merkte er aber nicht, daß es finſter und immer finſterer wurde. Die Nacht war eingebrochen ehe er es ſich verſah, und rathlos, des Weges unkundig, irrte er umher, ſtieg von Fels zu Fels und fand nirgends einen Ausweg. Da plötzlich ſah er in der Tiefe ein Lichtlein flackern. Eiligſt verfolgte er den Pfad in der Richtung, von wo daſſelbe herleuchtete, allein immer weiter ſchwand es und immer weiter und der Ritter eilte ihm raſtlos nach, bis der trügeriſche Führer auf einmal verſchwand. In dieſem Augenblicke theilten ſich die Wolken, der Mond trat ſtrahlend hervor und mit Entſetzen ſah ſich der Ritter auf der Spitze eines ungeheuren Felſens, von welchem er, wie weiland Kaiſer Maximilian, weder rück- noch vorwärts konnte. Da erkannte der Sünder bei dieſem haarſträubenden Anblick zum erſten Mal das Gericht Gottes, er fiel auf ſeine Kniee und ſandte ein inbrünſtiges Gebet zum Himmel. Dann gelobte er, ein vollendet guter Menſch zu werden und zur Ehre des Herrn ein Kreuz auf dieſer Spitze errichten zu laſſen. So harrte er bis zum

andern Morgen und siehe, eine unsichtbare Hand geleitete ihn den Felsen hinab. Von Stund an besserte er sich, erfüllte sein Gelübde und ließ das Kreuz dort oben errichten. Sein Haar aber war, so berichtet die Sage, in dieser einen Nacht schneeweiß geworden.

142. Der böse Maurus und seine Frau.

(Nach Merck S. 160 ꝛc.)

Im Dörflein Cues an der Mosel lebte einmal ein arger Säufer und Prasser, Namens Maurus, der aber auch schon durch seinen zänkischen Charakter im ganzen Dorfe verrufen war und weil Niemand mehr etwas von ihm wissen wollte, gewöhnlich seine Wuth an seiner armen Frau ausließ und diese schlug und mißhandelte. Nun begab es sich aber, daß er einmal am h. Pfingstfest sich wieder furchtbar betrunken hatte, in Folge davon in eine Grube fiel und das Genick brach. Obwohl er stets sehr häßlich gegen seine Frau gewesen war, so richtete ihm dieselbe doch ein stattliches Leichenbegängniß aus, allein als die Leichenträger nach Hause gingen, da sahen sie den bösen Maurus zum Fenster seines Wohnhauses hinausliegen und ihnen höhnische Gesichter schneiden. Seine Frau schlug drei Kreuze und er verschwand, allein seit dieser Zeit ließ sich sein Gesicht immer wieder von Neuem sehen und kein Mensch hatte vor seinem Poltern und Lärmen im Hause Ruhe. Darauf bannte ihn ein kluger Mann aus dem Hause in den Cues gegenüberliegenden Wald, allein nun trieb er dasselbe Spiel in diesem, er neckte die Leute, die dort durch mußten, warf Steine den Berg hinab nach den Vorübergehenden, hockte ihnen auf, oder machte den Weibern, die im Walde Streu holten, die Körbe so schwer, daß sie zu Boden fielen, oder er warf sich auf den Fährnachen, daß derselbe zu versinken drohte, oder er äffte die Fährleute, daß er fortwährend: „Hol über" schrie, und dann wenn die Fähre an's andere Ufer kam, Niemand da war. Da bannte man ihn zum zweiten Male nach dem Hinterwalde, der zwei Stunden weiter entfernt ist, und seit dieser Zeit ist er ruhiger geworden und läßt sich blos noch zuweilen hören, allein in sein früheres Haus kommt er doch noch zu Zeiten und spukt dort.

143. Das Zeichen auf der Kron zu Neumagen.

(Nach Merck S. 169.)

Das Volk erzählt sich, daß oben im Gebirge bei Neumagen, wo Constantin der Große seine Veste erbaut hatte, deren einstige Spuren man heute noch auf der sogenannten Kron zeigt, zwei tiefe Löcher sind, in welche er in jener Schlacht gegen den Nebenkaiser Maxentius, wo bekanntlich bei seinem Zuge auf dem sogenannten Rimwege ein Kreuz über der Sonne auftauchte mit der Strahleninschrift: In hoc (signo) vinces (in diesem Zeichen wirst Du siegen) und er dann durch ein Traumgesicht in der darauf folgenden Nacht von dem kreuztragenden Heiland angewiesen ward, dieses Zeichen auf einer Fahne, dem sogenannten Labarum nachbilden und seinem Heere vortragen zu lassen, diesen seinen Gegner und seine Bundesgenossen nebst ihren Heeren versenkt haben soll. Da liegen sie bis an den jüngsten Tag, dann aber kommen sie wieder.

144. Der Mann mit dem bleiernen Mantel und Hut.

(Nach Merck S. 171.)

Vor langen Jahren war über das Waldgebiet längs der Römerstraße, welche sich vom stumpfen Thurm bis nach dem Castell des Kaisers Constantin ausdehnte, ein Förster gesetzt, der im ganzen Land, soweit sich sein grünes Gebiet erstreckte, von Jedermann gefürchtet und gehaßt war. Namentlich war er sehr streng gegen die Armen, die sich Holz in seinen Wäldern holten. Als er aber einstmals in frevelhaftem Uebermuth einer armen alten Frau, statt des erbetenen Holzes, eine Bürde Unrath auf die schwachen Schultern ladete, so daß die Unglückliche unter der Last zusammensank, da war sein Maaß voll. Die Greisin verfluchte ihn und rief, auch nach seinem Tode solle er keine Ruhe finden und mit einer unerträglichen Last beladen die Wälder durchstreifen. Als sein Stündlein schlug, da sargten ihn bezahlte Leute ein und bezahlte Leute begruben ihn. Nach dem Fluche jener gepeinigten Greisin ward er verdammt, die Wälder zu durchstreifen, umhüllt mit einem bleiernen Mantel und einem Hut von entsetzlicher Schwere. So trieb er Jahrhunderte hindurch sein schreckliches Wesen und die Bauern, die er schon bei Lebzeiten zur Genüge gepeinigt, mußten seine Gegenwart auch noch im Tode empfinden. Oft sauste er durch das Dickicht und heulte so grüßlich, daß es denen, die sich verspätet, durch Mark und Gebein drang. Er sollte nicht eher erlöst werden, als bis es ein kühner Sterblicher wagen würde, ihm Hut und Mantel zu entreißen. Dies scheint geschehen zu sein, denn jetzt läßt er sich nicht mehr sehen.

145. Der heilige Brunnen zu Schweich.

(S. Merck S. 175.)

Ungefähr 200 Schritte von dem Dorfe Schweich entfernt, da wo der Wald anhebt, liegt einsam und verlassen ein Heiligenhäuschen und unweit davon quillt aus dem Schooße der Erde der sogenannte heilige Born. Im Jahr 1602 war ein von Ausschlag beladener Mann zur Herbstzeit an dem Brunnen, als dieser fast ganz mit Blättern überdeckt war. Der Mann steckte von ohngefähr seine heftig schmerzenden Hände unter dieselben, um Kühlung in dem Quellwasser zu suchen. Als nun die Hände trocken wurden, fühlte er Linderung seiner Schmerzen, wiederholte das Waschen und ward wunderbarer Weise geheilt. Nun ward ein großes Geschrei über die Heilkraft dieses Quells und Reich und Arm eilte dorthin, um sich curiren zu lassen. Allein dadurch ward auch dem Betrug Thor und Thüre geöffnet und so ließ der Trierer Stadtrath das Wasser des Quells durch Chemiker untersuchen, und da sich herausstellte, daß dasselbe keine besondern Eigenschaften hatte, so ward der Brunnen bald wieder verlassen.

146. Warum die Schlesier Eselsfresser genannt werden.

(S. Ey. Sommers Curiöser Tractat, der Schlesische Eselsfresser genannt. Aus dem Lateinischen übersetzet durch M. M. Dresden und Leipzig 1703 in 8°. Schlesisches histor. Labyrinth. Breslau und Leipzig 1737 in 8°. S. 127 ꝛc.)

Die Schlesier, welche ihren Namen von einem alten König, genannt Schlesi, haben sollen, werden spottweise Eselsfresser genannt, angeblich weil sie so dumm gewesen, daß, da sie nie einen Esel gesehen, endlich einen solchen

bei Croſſen erblickt, denſelben als ein wunderbares Wild geſchoſſen, auf dem Zobten gebraten und zu Breslau aufgefreſſen hätten. Der wahre Grund ſoll aber der geweſen ſein, daß vor Alters in der Gegend von Reichenſtein ſich ein reiches Goldbergwerk befunden, welchem man den Namen des güldenen Eſels beilegte, und da die Bewohner des Landes ſich ſelbſt mit der Ausbeutung deſſelben beſchäftigten und keine Ausländer zuließen, ſo haben letztere aus Aerger geſagt, die Schleſier wären auf ihren güldenen Eſel ſo beſliſſen, daß ſie denſelben allein auffreſſen wollten.

147. Die Wahrzeichen von Breslau.

(S. Schäfer in der Illuſtr. Zeitung 1858 S. 194.)

Man nannte dieſe Stadt früher die Krone Schleſiens und als einen im Mittelalter ſchon wohlbekannten Ort die Zierde des deutſchen Reiches. Man ſagte auch von ihr, ſie habe die höchſte Brücke in Niederſchleſien, weil die beiden Thürme der Maria-Magdalenenkirche durch eine Brücke verbunden ſind. Man hatte von Breslau auch das Räthſel: „Wo giebt es die meiſten Schlangen in Deutſchland?“ denn die Auflöſung: „zu Breslau“ bezog ſich auf die daſelbſt üblichen Bierſchankszeichen, die hier ſtatt der anderwärts gewöhnlichen Bierkegel aus großen bunten Schlangen, die man aufzuſtecken pflegte, beſtanden. Andere Breslau angehende Räthſel heißen: „Wo fahren zwei Wagen über einander?“ „In Breslau!“ weil vor dem Schweidnitzer Keller unter dem Markte hinweg ſeit 1519 nach dem gegenüberliegenden Hauſe, dem ehemaligen Stadtbrauhauſe, ein hoher, breiter, gewölbter Gang führte, durch welchen das Bier in den Keller zu Wagen geſchafft werden konnte. Ein anderes Räthſel lautete: „Wo ſind zwei Kirchen über einander?“ „In Breslau!“ weil ſich zu Breslau unter der Kreuzkirche eine alte Krypta, die Bartholomäuskirche genannt, befindet. Hierher gehören einige zu Breslau vor Einführung der Hausnummern übliche ſonderbare Hausbezeichnungen, die zum Theil in die deutſche Wandergeographie übergingen wie: der Polniſche Herrgott, der große und der kleine Chriſtophel, die kalte Aſche, das goldene A B C, die ſtille Muſik *), Sieh Dich für (wobei Galgen, Rad, Kanone, Pechhütte und Hölle bildlich) ꝛc. Endlich gehörte noch zu dieſen wahrzeichenartigen Merkwürdigkeiten der Stadt die auf die Sage von einem einſt zu erwartenden Untergang Breslaus durch Erdbeben ſich gründende Erzählung vom „unterirdiſchen Breslau“, die allerdings auch durch Nachgrabungen ſich zum Theil beſtätigt findet. Ingleichen hatte Breslau bei den Handwerksburſchen das Wahrzeichen, daß man hier drei Marktplätze zu gleicher Zeit ſehen könne, nämlich bei den großen Fleiſchbänken, wo man einen Theil des Salzrings (der auch als komiſche Räthſelfrage diente), den Paradeplatz und den Neumarkt zugleich ſehen kann. Nicht weniger gab der

*) Ein ſolches Haus giebt es bekanntlich auch zu Dresden; es iſt eine bekannte Reſtauration in Antonſtadt auf der Bautzner Straße. Früher ſtanden im Garten nach der Straße zu die Sandſteinfiguren zweier Geiger in alter Tracht, dieſelben ſind aber ſeit circa 30 Jahren verſchwunden. Man ſagt, es hätten hier einſt zwei Brüder, Muſikanten, gewohnt, die ſich in ein und daſſelbe Mädchen verliebt; zurückgewieſen von ihr wären ſie wahnſinnig geworden und hätten dann bis an ihren Tod den ganzen Tag ſo ſcheinbar geigend im Garten geſtanden, ohne einen Ton hervorzubringen.

Name „Altbüßergasse", über deren Etymologie man lange in Ungewißheit war, zu Spöttereien Veranlassung, weil man diese Benennung von den Büßern oder Flagellanten ableitete, während derselbe doch von den „Altbüßern oder Altbüßeren" d. h. Schuh- oder Altflickern seinen Ursprung hat. Aehnliche Spöttereien veranlaßten auch Namen wie Brustgasse, Fledermischgäßchen *), Wanzengäßchen, die Fürsten- oder Wurstgasse, die Hummerei **), den Kugelzipfel ***), das Sitzegäßchen, den Venusberg ꝛc., den Spruch im Schweidnitzerkeller an der Wand:

Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wäre,
Mancher Mann theilte manchem Mann größere Ehre.

Eine andere Merkwürdigkeit Breslaus war aber auch das berühmte Bier „Schöps", von dem sich gerade wie von dem Leipziger Rasser, der Goslarischen Gose ꝛc., einige sogenannte versus memoriales finden:

Scheps caput ascendit neque scalis indiget ullis
Sessitat in stirnis mirabilis intus in hirnis
O Scheps Scheps te libenter bibit omnis plebs.

Sonst hatte man auch noch von dem weisen Stadtrath daselbst folgenden Spruch:

Einer schönen Heerd ein schönrer Hirt
Am Rath zu Breslau gefunden wird.

Wer im Schweidnitzer Keller (auf der Mittagsseite des Rathhauses und so genannt, weil man dort das berühmte Schweidnitzer Bier verkaufte) ein Glas mit Fleiß zerbrach, der wurde mit einem hellklingenden Lümmel (Winkel) hinaus becomplimentirt, nachdem er acht Groschen bezahlt (that er es zufällig, nur die Hälfte), stützte aber einer sich mit dem Arme auf, ward dreimal mit demselben Lümmelglöcklein geläutet. Die Juden, welche zur Jahrmarktszeit hier öffentlich feilbieten wollten, mußten bis ins vorige Jahrhundert ein gelbes Zeichen an der Brust tragen und solches für einen Thaler lösen. Sonst wurde ihnen dort ein bestimmtes Eidesformular vorgelegt, und während des Schwörens mußten sie mit den Füßen auf eine Schweinshaut treten und den rechten Arm auf die heiligen zehn Gebote legen.

Es giebt aber auch noch andere sichtbare Wahrzeichen Breslaus, die sich zum Theil noch vollständig erhalten haben; diese sind: die große Glocke des Maria-Magdalenen Kirchthurms, das steinerne Gesicht am Dome, der Hahnenstein oder die Hahnkrähe und die drei Kreuze vor dem Nicolaithore, die von Engeln getragene Kirchthurmspitze am Elisabethenthurme, die steinerne Säule bei der Magdalenenkirche, die Eicheln am Thürmchen über dem Schweidnitzer Keller, sowie die Dohle am Giebel der Kreuzkirche, endlich die sogenannte Igelkeule im Schweidnitzer Keller, mit der Eltern ihre Kinder schreckten, indem sie ihnen erzählten, wer nach Breslau zum ersten Male komme, müsse sie küssen.

*) Ein solches war früher auch in Leipzig beim Neuenkirchhofe.

**) Von Hummern oder Hummeln d. h. Malzkennen. Es gab auch sonst in Leipzig einen solchen Ort, die Hummelei.

***) Weil hier ursprünglich Kugeln d. h. Barette verkauft wurden. Diese Benennung war mit der Mäntlergasse und Harnisch- oder Harrasgasse (wo die Weber den Harras feilboten) sowie mit der Saurotstraße homogen.

148. Die Armesünderglocke auf dem Maria-Magdalenenthurme.

(Abgebildet von Schäfer a. a. O.)

Während andere Glocken Deutschlands z. B. die Susanna zu Erfurt ꝛc. ihrer Größe oder ihres Gewichtes halber zu Wahrzeichen wurden, verdankt diese Glocke ihren Namen eigentlich einer alten Sage. Diese Glocke wiegt 113 Ctr. und hat in gothischer Minuskelschrift folgende Inschrift: Maria ist der Name mein. Selic musen alle die seyn, die meinen lout hören. oder vernemen spate oder fru. die sprechen Gote dem hern czu. amen. O Rex Glorie veni cum pace amen. Anno Domini MCCCLXXXVI fusa est haec campana in die Alexii.

Nach chronologischen Nachrichten ward diese Glocke am 17. Juli (einem Dienstag) des Jahres 1386 von Michael Wilden im Ohlauer Zwinger gegossen. Der darauf angebrachten Zahl XII. zufolge war sie Wildens zwölfte Glocke. Im Jahre 1677 mag sie einen neuen Glockenstuhl oder doch wenigstens ein neues Gehänge erhalten haben.

Sie führt den Namen „Armesünderglocke", weil sie abwechselnd mit ihrer Schwesterglocke auf dem Elisabethenthurme bei Ausführung eines Delinquenten unter städtischer Gerichtsbarkeit geläutet ward, und nach einer Notiz im Stadtarchiv ist zuerst 1526 diese Einrichtung getroffen worden. Allerdings ist dort nicht angegeben, welche große Glocke geläutet zu werden pflege, allein da eben diese beiden Glocken seit dieser Zeit bei dieser Gelegenheit wechselsweise geläutet zu werden pflegen, so bezieht sich wohl diese Notiz auf sie. Die Volkssage *) datirt jedoch die Anwendung der Glocke zu diesem Zwecke weiter zurück, bis zu dem Jahre ihres Gusses, also bis 1386 und berichtet von ihr folgende Geschichte.

Es lebte um jene Zeit zu Breslau ein weit und breit berühmter Glockengießer, dem selbstverständlich auch der Breslauer Rath den Guß einer großen Glocke für einen der beiden Thürme der Maria-Magdalenenkirche auftrug. Derselbe bot nun auch Alles auf um etwas Tüchtiges zu leisten und fand hierbei einen wackern Gehilfen in dem Lehrlinge Heinrich, der eigentlich blos darum bei ihm in Arbeit getreten war um sich die Tochter des Meisters, in welche er sich verliebt hatte, durch seine Geschicklichkeit zu verdienen. Als nun bereits alle Vorbereitungen zum Glockenusse gemacht waren, die aus Lehm gebrannte Form fest in den Boden eingerammt stand, die von Wachs geschnittenen Reliefs und Inschriften verlaufen waren, und der Meister mit dem Lehrlinge erwartungsvoll vor dem Schmelzofen auf die Zeichen des fließenden Metalls harrten, rief der Meister aus: „Diese Glocke wird sicherlich meinen Namen verherrlichen, denn so trefflich ist mir noch keine Mischung gelungen!" In diesem Augenblicke ward ihm die Nachricht, daß ein Bote seiner harre, der vom Bürgermeister abgeschickt sei. So unangenehm ihm diese Störung auch war, so mußte er doch gehorchen und er befahl also seinem Lehrling, ja auf Alles gehörig zu achten, bis er zurückkommen würde, und ja nicht vorwitzig dem Zapfen des Ofens zu nahe kommen solle. Zerstreut und seine Gedanken mehr auf andere Dinge gerichtet, hatte der Lehrling eine Weile das Zischen des Metalls nicht beachtet,

*) S. Grimm, Deutsche Sagen Bd. I. und 126 S. 164.

doch plötzlich durch das immer gewaltsamere Wallen desſelben aufmerkſam gemacht, trat er zum Zapfen und, wie von unſichtbarer Hand geführt, verſuchte er deſſen Feſtigkeit. Da mit einem Schlage ſprang dieſer heraus und das glühende Metall nahm ſeinen Weg unaufhaltſam auf der Bahn der Rinne nach des Henkels Bogen. Beſtürzt über das Geſchehene, begab er ſich ſofort nach der Wohnung des Meiſters, der eben den Boten entließ. Mit athemloſer Stimme ſtammelte er vor ihm niederfallend die Worte: „Meiſter der Guß iſt mißglückt, ich habe aus Verſehen den Zapfen herausgeſtoßen!“ Da ergriff der Meiſter in der erſten Aufwallung ſeines Zornes ein Meſſer und ſtieß es dem Jüngling in die Bruſt, der entſeelt zu Boden ſank. Dann ſtürzte er eilig nach dem Gießhauſe, um ſich von dem Unglücke ſeines mißlungenen Guſſes zu überzeugen. Doch hier angekommen, überzeugte er ſich bald vom Gegentheil, und jetzt erſt trat die blutige That ſeines Jähzorns vor ſeine Seele. Zur Wohnung zurückgekehrt, erblickte er neben der Leiche ſeines Lehrlings ſeine Tochter, die vom Schmerz niedergebeugt bald als zweite Todte zu den Füßen ihres Vaters lag. Darauf kleidete ſich der Glockengießer gefaßt und reuevoll ſonntäglich an und begab ſich auf das Rathhaus, um ſich dort dem Gerichte zu überliefern. Sein Urtheil, welches ihm den Tod durchs Schwert zuerkannte, ward ihm ſehr bald geſprochen. Er hörte daſſelbe ruhig an, doch ſtellte er die einzige Bitte, auf ſeinem letzten Lebensgange ſeine Glocke läuten zu hören. Dieſer ſein letzter Wunſch ward ihm auch erfüllt und ſeit dieſer Zeit ward die Glocke „Maria“ allein nur bei Executionen angeſchlagen. Nach einer andern Verſion der Sage wäre jedoch der Glockenguß erſt im 15. Jhdt. geſchehen und der Name des Glockengießers Heimroth geweſen.

149. Die ſteinerne Marterſäule zu Breslau.

(S. die Illuſtr. Zeitung 1858 S. 210.)

Die Marterſäule, welche jetzt auf der Seite des Maria-Magdalenen-Gymnaſiums, nach der Ohlauiſchen Gaſſe zu aufgeſtellt iſt, befand ſich noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts auf dem Platze vor der Kirche, dem Pfarrhofe gegenüber. Sie ward als Denkſtein dem 1490 hingerichteten und daſelbſt begrabenen Landeshauptmann Heinrich (oder Heinze) Dompnigk errichtet.

Nun erzählen aber die Chroniſten, der Urſprung dieſes Wahrzeichens ſei folgender. Seit König Johann von Luxemburg war die Schleſiſche Landeshauptmannſchaft dem ſtets nach Unabhängigkeit ſtrebenden Rath von Breslau verpfändet, und ſeit 1335 wählte daher derſelbe die königlichen Landeshauptleute. Nun hatten ſich aber unter der kurzen Regierung des Königs Matthias die Landeshauptleute, und namentlich Heinrich Dompnigk, nicht eben zur Zufriedenheit der Breslauer benommen, ſondern mit dem Oberlandshauptmann oder Landsvoigt Georg Stayn in Budiſſin gemeinſchaftlich gegen Breslau's Intereſſen gewirkt. Als nun Matthias am 4. April 1490 plötzlich in Wien ſtarb, regten ſich bekanntlich die unzufriedenen Lauſitzer und Schleſier gegen die Landeshauptleute und die Breslauer nahmen die Gelegenheit wahr, bei der durch des Königs Tod erfolgten Auflöſung aller Ordnung in Böhmen, Ungarn, Schleſien und den Lauſitzen auch ihren

Landeshauptmann Dompnigk selbst zur Verantwortung zu ziehen, obschon dies eigentlich nur von dem königlichen Hofgerichte hätte geschehen sollen. Heinze Dompnigk glaubte nichts Klügeres thun zu können, als von dem Breslauer Rathe seine Amtsenthebung zu verlangen. Diese gewünschte Enthebung ward ihm auch ohne Weiteres zu Theil, und er hätte nun eigentlich am Klügsten gehandelt, sich sofort aus dem Staube zu machen, doch er hielt sich für vollkommen sicher und blieb deshalb getrost in Breslau. Während nun Georg Stayn von den Bautznern den Görlitzern und von diesen wieder den Brandenburgern ausgeliefert ward, obschon die Breslauer dessen Auslieferung verlangt hatten, trat plötzlich der neu constituirte Breslauer Rath gegen Dompnigk mit Anklagepunkten hervor und verhaftete ihn am Sonnabend vor Johannis (19. Juni) 1490. Man machte mit ihm sehr kurzen Prozeß, denn er ward zum Tode durch das Schwert verurtheilt und bereits am 6. Juli (nicht den 4. oder 11., wie Einige sagen) 1490 an einem Dienstag hingerichtet. Das Urtheil lautete: „Und wiewohl er solches seines bösen Handelns und Furnemens halber einen härteren und schweren Tod verdient, so wollen jm doch die Herrn gnade antun und jn mit dem Schwerte richten lassen."

Die Hinrichtung geschah auf einem schwarzsammtnen Teppiche, was ihm als „Herrn" zukam, vor dem Rathhause in der 13. Stunde (1 Uhr Mittags) bei verschlossenen Thoren. Er widerrief Alles, was er unter den Foltern zugestanden und rief zuletzt noch aus, daß er den Tod „Grams und Neides halber" erdulde. Sein Leichnam ward auf dem Maria-Magdalenen-Kirchhofe beerdigt.

Bemerkenswerth ist übrigens, daß laut einer Aktennotiz in Zittau im Jahr 1419 bereits ein „Heinze Domnigk" als Theilnehmer der Raubzüge des bekannten Stegreifritters Heinrich Ranker in der Lausitz und Schlesien, nicht zu Zittau, wohin man diesen ritterlichen Wegelagerer gefangen eingebracht hatte, hingerichtet, sondern „dort seiner Freunde willen" zu Breslau geköpft worden ist.

150. Der steinerne Kopf an der Mittagsseite der Kathedrale St. Johannis des Täufers zu Breslau.

(S. Illustr. Ztg. 1858 S. 226. Ziehnert, Preußische Volkssagen Bd. I. S. 18 ꝛc. Selt, Sagen aus Breslau's Vorzeit S. 57 ꝛc.)

An der Mittagsseite der im Jahre 1270 aus Back- und Quadersteinen vollendeten Domkirche, welche nach der ursprünglichen Anlage vier Thürme erhalten sollte, von denen jedoch nur zwei bis zur Spitze ausgeführt wurden und deren südwestlicher in den Jahren 1510, 1632 und 1759 zum Theil zerstört ward, sieht man an einem seitwärts angeblendeten Giebel in ziemlicher Höhe eine fensterähnliche Nische, aus der ein Kopf etwas hervorragt, welcher einem schlafenden Jünglinge nicht ganz unähnlich zu sein scheint. Ob nun dieser Kopf, wie der Kopf des angeblichen Verräthers, den die Hussiten nach der Brandschatzung den Bürgern auslieferten, zu Schlettau, an der Mauer des Schlosses zu Wettin, zu Camenz ꝛc. eine bloße Zierrath sei oder eine wirkliche lokale Bedeutung haben soll, darüber wissen Breslaus ältere Topographen nichts zu berichten. Dagegen hat die Volkssage diesen

eingezwängten Kopf durch folgende Sage zu erklären gesucht, die aber durch kein historisches Factum eine Wahrscheinlichkeit erhält.

In Breslau lebte einst ein sehr geschickter Goldschmied, Frank des Namens, der eine sehr schöne Tochter hatte. Nun stand bei ihm ein Mündel in der Lehre, ein hübscher aber trotziger und leichtsinniger Bursche. Der hatte ein Auge auf die schöne Meisterstochter geworfen und diese sah ihn auch gern und so kam es denn, daß Beide ein Liebespaar wurden. Allein der Meister war damit nicht einverstanden, sein Mündel war ihm noch zu jung und zu arm und darum sagte er ihm mit harten Worten, er solle sich die Sache aus dem Kopfe schlagen, aus der Heirath mit seiner Tochter könne nie etwas werden, und thue er das nicht, so müsse er aus dem Hause. Das gefiel aber dem jungen Mann gar nicht, als der Abend kam, packte er sein Ränzel und erklärte, er wolle auf die Wanderschaft gehen. Zwar war er noch nicht losgesprochen, allein er war doch guten Muths, denn er verließ sich auf seine Geschicklichkeit und sein gutes Glück. Seine Geliebte vermochte ihn auch nicht auf andere Gedanken zu bringen und so ging er denn wirklich zum großen Aerger seines Meisters fort. Indeß ging es mit ihm nicht so, wie er gedacht hatte, wo er auch hinkam und um Arbeit fragte, da wollte man seine Kundschaft sehen, und da er keine aufzuweisen hatte, so ward er überall abgewiesen und wie ein Herumtreiber angesehen und behandelt. So kam er denn bald ganz herunter, und irrte planlos herum, in zerrissenen Kleidern und halb verhungert. Als er eines schönen Tages von seiner Lagerstätte im Walde, denn ein anderes Unterkommen konnte er überhaupt nicht finden, erwachte, standen einige wild aussehende Männer um ihn, mit scharfen Waffen und Schießgewehr wohl versehen, welche ihn fragten, was er hier mache und wer er sei. Auf seine Antwort luden sie ihn ein, einer der ihrigen zu werden, sie seien Straßenräuber und führten ein lustiges Leben. Leider ließ er sich durch die Noth verleiten, den Lockungen der Böse-wichter Gehör zu geben und schloß sich ihnen an. Er blieb über zwei Jahre bei ihnen und hatte das Glück, während alle seine Kameraden in die Hände der Gerechtigkeit fielen, allein der Strafe zu entgehen. Mit den zusammen-geraubten Schätzen beladen, in bessern Kleidern ritt er in seine Vaterstadt wieder ein. Sein erster Gang war zu seiner früheren Geliebten, dieselbe empfing ihn mit offenen Armen und hörte seine Lügen über die Glücksfälle, die ihn angeblich zum reichen Manne gemacht, gläubig mit an, allein der alte Goldschmied war mißtrauischer, er verlangte durchaus Zeugnisse über die Jahre seiner Abwesenheit und es gelang ihm auch nicht dadurch, daß er seinen von Goldstücken strotzenden Mantelsack vor seinen Augen auspackte, dessen Argwohn zu zerstreuen. Während er aber noch so in dem Golde wühlte, kam auf einmal ein Papier zu Tage, aus welchem der Alte auf das frühere Leben seines sauberen Mündels schließen konnte. Er hieß ihn kurzweg seiner Wege gehen und als er dies nicht wollte, warf er ihn ohne Weiteres sammt seinem Golde zur Thür hinaus. Wüthend und Rache schnaubend eilte der Räuber nach der Insel des Doms, wo der Domthurmwart, ein Anver-wandter von ihm, ihm eine Herberge gab. Mittlerweile brach die Nacht ein, eine Nacht von Sturm und Unwetter, wie sie die Bewohner Breslau's noch nicht oft erlebt hatten. Darum waren auch die Gassen leer und er hätte zu seinem verbrecherischen Unternehmen keine bequemere Zeit finden können.

Er verließ den Dom und ſchlich unbemerkt um Mitternacht zum Hauſe des Goldſchmieds, erbrach einen Laden, drückte behutſam das Fenſter ein, warf Stroh und Zunder hinein und zuletzt die brennende Lunte, dann aber entfloh er. Kaum hatte er den Dom wieder erreicht, da ſchlug die Lohe durch die Fenſter des Goldſchmiedhauſes hervor, die Sturmglocke weckte die Bürger, allein ihre Anſtrengungen vermochten nichts gegen die zügelloſe Flamme, die vom Sturme getrieben ſich von Haus zu Haus, von Straße zu Straße fortwälzte. Während dem hatte der boshafte Brandſtifter den Dom wieder erreicht, er eilte auf den Thurm hinaus und ſteckte, um ſich ſeines teufliſchen Werkes zu freuen, den Kopf durch eine Luke deſſelben und ſog gierig den Rauchdampf ein, der, wie eine ſchwarze Wetterwolke, den Thurm einhüllte. Da kam ihm plötzlich ein wunderliches Grauſen an, es kam ihm vor, als werde ihm die Luke zu enge, er wollte ſeinen Kopf zurückziehen und konnte nicht. Immer enger zog ſich das ſteinerne Band um ſeinen von der Anſtrengung angeſchwollenen Hals. Er zerſchlug ſich die Hände an der Mauer, die ihn gefangen hielt, er ſchrie um Hilfe, die Augen traten ſtarr aus ihren Höhlen und ſehr bald endete der Verräther ſein Leben durch Erſtickungstod. Der Sage nach iſt das Geſicht an der Mauer des Thurmes das Conterfei des Böſewichts.

Es giebt jedoch noch eine zweite Sage über die Bedeutung des Kopfes. Dieſe bringt nämlich denſelben mit der Geſchichte von der Armeſünderglocke in Verbindung und erzählt, der Rath habe, weil der Guß ſo vortrefflich gelungen, dem Goldſchmied die Todesſtrafe erlaſſen, allein der Meiſter ſelbſt habe ſich doch ſeine That ſo zu Herzen genommen, daß er ſeinen Mitbürgern nicht mehr unter die Augen treten wollte. Deshalb bewarb er ſich um die gerade offen gewordene Stelle eines Wächters auf dem Domthurme. Nun entſtand aber eines Tags Feuer auf der Dominſel, das raſch und unaufhaltſam um ſich griff und auch das innere Gebälk der beiden Thürme erfaßte. Als das Feuer ausbrach, da hatte der wachſame Thürmer ſeinen Kopf zum Schallloche herausgeſteckt und Feuer gerufen. Als nun das Feuer immer näher kam und er ſich eilig retten wollte, da war ſein Kopf durch das Schreien und die Anſtrengung ſo dick geworden und angeſchwollen, daß er ihn nicht mehr herauszuziehen vermochte. So ward er von unten auf von den Flammen langſam verzehrt, während er vor Schmerz ſo laut brüllte, daß man ſein Jammergeſchrei bis tief unten in die Stadt hinein hörte.

151. Hofer mit dem langen Bart.

(S. Gödſche, Schleſiſcher Sagenſchatz. Meißen 1839 S. 35.)

Zur Zeit Kaiſer Karls V. lebte zu Breslau ein Weißgerber, Namens Franz Hofer, der hatte einen ſo langen Bart, daß er ihm bis auf die Sohlen ſeiner Füße reichte. Nun ließ ſich damals gerade zu Wien ein Welſcher, der einen ſehr langen Bart hatte, für Geld ſehen, allein zwei Rathsherrn aus Breslau, die gerade damals zu Wien waren, erklärten öffentlich, in ihrer Vaterſtadt lebe ein Mann, der einen viel längeren beſitze.

Der Kaiſer wollte ihnen anfänglich nicht glauben, endlich aber befahl er, der Weißgerber ſolle auf ſeine Koſten nach Wien kommen, wenn er den Sieg über den Welſchen davontrage, ſolle er ſich eine Gnade von ihm aus-

bitten dürfen. So geschah es auch, der Hofer reiste nach Wien, ward dem Kaiser vorgestellt und als dieser seinen Bart mit dem seines Nebenbuhlers verglich, erkannte er dem Schlesier unbedenklich den Preis zu. Er forderte hierauf denselben auf sich eine Gnade auszubitten, allein dieser, ein reicher und bereits hochbejahrter Mann, erwiederte, er bedürfe nichts, allein wenn ihm der Kaiser eine Gnade bewilligen wolle, so möge er befehlen, daß wenn er gestorben sein werde, der gesammte Breslauer Rath bei ihm mit zur Leiche gehen solle. Solche Ehre ist ihm auch bewilligt worden und das Grabmal Hofer's mit dem Barte noch heute in der Kirche zu St. Barbara zu sehen.

152. Die eiserne Jungfrau auf der Burg in Breslau.

(Nach Ziehnert Bd. II. S. 190 ꝛc. und Gädicke S. 39 ꝛc. Anders erzählt von Selt, Sagen aus Breslau's Vorzeit. Breslau o. J. in 12. S. 25 ꝛc.)

Am Oderthor, wo jetzt das Matthiasstift ist, stand ehemals die alte Kaiserburg, die von Kaiser Sigismund oder noch früher erbaut worden ist. In einem unterirdischen Raume derselben soll ehemals eine sogenannte eiserne Jungfrau, eine Martermaschine gestanden haben, die ein verborgenes Räderwerk in sich schloß, welches, wenn es durch den Tritt eines Menschen in Bewegung gesetzt ward, die eiserne Jungfrau soweit in Bewegung setzte, daß sie die Arme öffnete und den Unglücklichen, der ihr verfallen war, an sich zog, umarmte und gleichzeitig in die Messer, mit der ihr Gürtel und Leib besetzt war, hineindrückte und so tödtete. Man hörte oft des Nachts dort ein dumpfes Geräusch wie von Mühlrädern und Jeder vermied sorgfältig diese Gegend des Schlosses.

Zu jener Zeit war Werner von Bruneck Verwalter der Burg, der eine Tochter, Namens Maria hatte, die als die schönste Jungfrau der Stadt Breslau galt. Der Tempelritterorden war aufgehoben und die Güter desselben sollten vertheilt werden. Dies veranlaßte einen jungen Ritter des deutschen Ordens, Konrad von Salza, der später der berühmteste Hochmeister desselben ward, in der Breslauer Burg seinen Aufenthalt zu nehmen. Dort sah er das Mädchen, sie gefiel ihm nicht wenig, er ihr aber noch mehr und da er einsah, daß aus dieser Liebe nichts werden könne, da er als deutscher Ordensritter überhaupt sich nicht verehelichen durfte, so beschloß er durch seine Entfernung der Sache ein Ende zu machen. Er schrieb also am Abend vor dem Tage, wo er abreisen wollte, einen Brief an Werner und einen an dessen Tochter und ging dann ins Freie. Bei seiner Rückkehr verirrte er sich aber in der weitläufigen, ihm doch noch nicht recht bekannten Burg und kam statt in sein Gemach auf einen Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte. Er ging darauf zu und kam ganz unerwartet in eine Halle mit steinernem Fußboden, links und rechts mit Thüren. An der Decke hing eine Lampe, die nur ein düsteres Licht verbreitete. Ringsum herrschte die tiefste Stille. Der Ritter erinnerte sich nicht jemals in dieser Halle gewesen zu sein, und wollte eben wieder umkehren, als die Burgglocke die Mitternachtstunde verkündete. Plötzlich schien in und um das Gemach herum Leben zu werden. Die Mauer bebte, Thüren krachten auf und zu, der Fußboden gerieth in eine zitternde Bewegung und unter ihm rauschte ein Räderwerk in gewaltigem Getriebe. Darauf pfiff ein Windstoß durch das Gemach,

der die Lampe abwechselnd auslöschte und stärker entflammte und zu seinem lauschenden Ohre das klägliche Wehegeschrei einer weiblichen und einer männlichen Stimme führte. Die Jammerlaute kamen näher und mit ihnen auch eilig ein Weib mit blutigem Gewande und fliegenden Haaren, und ihr folgte auf dem Fuße ein Ritter, durch dessen zerquetschten Harnisch das Blut strömte. Beide Gestalten eilten hastig durch die Halle und zur Thüre, die aufsprang, hinaus. Kaum war aber die Erscheinung den Augen Konrad's entschwunden, als er ein dumpfes Räderrauschen und Wimmern hörte, das nach einigen Secunden schwächer ward und endlich gänzlich schwieg. Aber mit dem Verhallen des letzten Jammerlautes traten die Gestalten wieder durch die erstere Thüre herein und schienen die ganze Scene wiederholen zu wollen. Da zog Konrad sein Schwert und stellte sich mit dem Rufe: „Wer seid Ihr?" ihnen entgegen. Die Gestalten blieben stehen, hefteten ihre Blicke, wie es schien, besonders auf das Kreuz seines Mantels und schwiegen. Konrad wiederholte seine Frage und statt der Antwort deutete ihm das starre Todtengesicht des Mannes an, daß er ihnen folgen solle. Da dies aber dem Ritter bedenklich schien, wurde der Blick des gespenstigen Ritters flehender, Konrad folgte also den Gestalten. Plötzlich sah sich der Ritter Konrad am Rande einer erleuchteten Tiefe, in der er die Riesengestalt der eisernen Jungfrau sitzend erblickte. Wie ein Wildverzweifelnder jagte die männliche Spukgestalt die weibliche hinab und stürzte sich dann selbst ihr nach, worauf sich das schreckliche Rauschen der Räder, das Wimmern und Röcheln wiederholte. Von einem unnennbaren Entsetzen ergriffen trat Konrad in die Halle zurück und fand die beiden Unglücklichen vor sich stehen, die von ihm ihr Urtheil zu erwarten schienen. Er gewann Geistesgegenwart genug um sie zu fragen, ob er sie retten könne und wodurch. Da zeigte die männliche Gestalt mit ihrem Arme auf eine Schrift über der Thüre zu dem Orte der eisernen Jungfrau, Konrad folgte dem Winke und las: „Entsagung bringt Erlösung!" — „Ihr seid erlöst!" rief Konrad mit fester Stimme. Da trat der Mann mit heitrer Miene auf ihn zu und reichte ihm eine Pergamentrolle, die er unter seiner Rüstung hervorzog und als ihn die kalte Todtenhand berührte, geschah ein so heftiger Knall, daß die Lampe erlosch, die Mauern wankten, das ganze Gebäude zusammenstürzte und Konrad das Bewußtsein verlor.

Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich in seinem von innen verriegelten Gemache und es war heller Tag. Er hätte die ganze Erscheinung für ein lebhaftes Traumbild gehalten, wenn er nicht die Pergamentrolle vor sich gesehen hätte. Er wußte nicht, ob er sie lesen solle oder nicht, aber indem er noch dastand und nachdachte, meldete ihm sein Knappe, daß das Nebengebäude der Burg, wo die eiserne Jungfrau steht, in der letzten Nacht bei einem heftigen Sturm in Schutt und Trümmer zerfallen sei. Dieses neue wunderbare Ereigniß veranlaßte ihn, die Rolle zu öffnen und ihren Inhalt zu lesen. Er entfaltete sie und fand darin die Geschichte jener Unglücklichen, eines Ritters und einer Nonne, die jener verführt und die Beide zur Strafe diesen grausamen Martertod erleiden mußten. Von seinem Gewissen gemahnt zog aber Konrad eilig von dannen und als er nach Jahresfrist wiederkehrte, fand er die schöne Maria als Gemahlin eines Andern. Er hielt sein Gelübde der Entsagung und wurde einer der be-

rühmtesten Hochmeister des deutschen Ordens und sein Name war bald von allen Feinden desselben gefürchtet.

Von der alten Kaiserburg ist jedoch heute nichts mehr zu schauen, als allein noch eine uralte Mauer.

153. Wie der Pest in Breslau gesteuert ward.

(S. Gödsche S. 36.)

Als im Jahre 1542 zu Breslau die Pest gar arg wüthete und kein Mittel gegen ihre Verheerungen anschlagen wollte, da erschien einem frommen Bürger im Traume ein alter Mann, der zeigte ihm ein Kraut mit Wurzel, so er Bibernell nannte und auf Wiesen zu wachsen pflegt, und hieß ihn diese Wurzel zu nehmen und gegen die Pest zu brauchen, sie werde davon aufhören. Am andern Morgen hat er das Geträumte seinen Mitbürgern erzählt, das Volk ist auf die Wiesen gelaufen und hat die Wurzel ausgestochen, und von Stund an ist keiner mehr gestorben.

154. Die weiße Rose zu Breslau.

Im Dome zu Breslau geschieht es wie zu Corvei, Hildesheim und Lübeck, daß wenn ein Domherr sterben soll, am Morgen des dritten Tages vorher eine weiße Rose auf dessen Stuhle liegt, zum Anzeichen, daß er sich zum Tode vorbereiten solle. Davon sprechen auch zwei steinerne Tafeln mit Inschriften rechts und links am Eingange. Nach einer Sage *) ist dies zum ersten Male bei dem Tode des Bischofs Laurentius I. (1233) geschehen, denn diesen fand man früh todt in seinem Betstuhl liegen, eine weiße Rose in der Hand haltend. Diese soll ihm einst der abgeschiedene Geist einer Jungfrau, die er zärtlich geliebt hatte, aber als Geistlicher nicht ehelichen durfte und die darüber vor Herzeleid gestorben war, im Traume überreicht haben.

155. Die schreckliche Nacht zu Breslau.

(S. Selt a. a. O. S. 50 ꝛc.)

Vor langer langer Zeit saß zu Breslau in einer Bude unter den sogenannten Leinwandmeistern eine gar böse Frau, welche nie einen Gottesdienst besuchte und von allen ihren Zunftgenossen wegen ihres lasterhaften Wandels und ob ihres zänkischen und betrügerischen Wesens willen gemieden ward. Sie hatte in ihrer Jugend durch ihre Schönheit und Heuchelei einen reichen braven Mann zu bethören gewußt, allein bald nach ihrer Verheirathung die Maske abgeworfen und sich in ihrer wahren Gestalt gezeigt. Denn sie lebte heimlich mit einem rohen Kriegsknecht und verpraßte mit ihm das Vermögen ihres guten Mannes. Schließlich kam derselbe aber doch hinter ihre Schliche, aber da alle seine Vorstellungen und Bitten nichts halfen, so nahm er sich selbst durch Gift das Leben und nun hatte sie freies Spiel. Allein diese Freiheit kam ihr auch nicht lange zu Gute, denn ihr Buhler bekam sie endlich auch satt und eines schönen Morgens war er

*) S. Selt, Sagen aus Breslau's Vorzeit. Breslau 1833 S. 18 ꝛc.

sammt dem besten Theil ihrer Kostbarkeiten verschwunden. Zwar tobte und wüthete sie fürchterlich, allein das half Alles nichts, er hatte sich wohl vorgesehen und war längst über alle Berge, so daß sie nur das leere Nachsehen hatte.

Von diesem Augenblicke an war aber die Frau wie umgewandelt, sie haßte alle Männer und an die Stelle rasender Verschwendung trat ebenso große Habsucht und Geiz. Sie saß beständig in ihrer Bude, plagte ihre Dienstleute, betrog alle Leute durch falsches Maaß und trieb den schändlichsten Wucher. So brachte sie auf ebenso abscheuliche Art und Weise ihr Hauswesen wieder in die Höhe, wie sie es früher heruntergebracht hatte, aber auch ihr Stündlein kam, und es ertönte an einem trüben Abend das Sterbeglöcklein hoch vom Thurme herab für die allgemein verhaßte Frau.

Was man schon noch bei ihrem Leben vermuthet und gesagt, geschah; die böse Frau hatte keine Ruhe im Grabe. Mit Grausen war vom Wächter auf dem Elisabethenthurme bemerkt worden, daß allnächtlich beim Beginn der Geisterstunde sich die Frau aus dem Grabe erhob, das Sterbekleid quer über den Hügel legte und nun rüstigen Schrittes nach der Bude eilte, und dann wurden von ihr eine ganze Stunde lang Stückchen Leinwand ohne Ende gemessen und gemessen, und immer gemessen, bis ihr der Schweiß in dichten Tropfen auf der Stirne gestanden und die Augen geblutet hatten.

In der einen Nacht als der Wächter wieder gesehen, wie sich das Gespenst aus dem Grabe erhoben und nachdem es das Sterbekleid abgelegt, nach der Bude zu dem nächtlichen Geschäft geeilt war, stieg er von dem Thurme herab, ging zu dem Grabe, nahm das Sterbegewand hinweg und eilte zurück zu dem Thurme. Als er das Pförtlein wieder zumachen will, um die schmale Wendeltreppe hinaufzusteigen, da fällt ihm plötzlich etwas ein und vorsichtig bezeichnet er das Pförtlein dreimal mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Darauf schließt er die Thüre und steigt, das kalte Sterbekleid im Arme, schnell die gewundene Treppe hinauf zu seiner hohen Wohnung. Dort wirft er es an einen kleinen hölzernen Hausaltar und tritt an das Fenster, von wo er den Kirchhof und jenes Grab sehen kann.

Schon war es im letzten Viertel der ersten Stunde nach Mitternacht, da kehrt das Gespenst zu seiner Behausung zurück. Als es das verlassene Sterbekleid vermißt, da richtet sich sogleich sein Blick nach dem Fensterlein, aus dem der vorwitzige Wächter herniederschaut und ob ihrer grimmigen Geberde zurückbebt. Doch größer wird sein Schrecken, als er jetzt das Gespenst den Weg mit hastigen Schritten zum Thurme nehmen sieht. Je mehr sich das Gespenst nähert, desto mehr steigt die Furcht des Wächters. Seine Hände falten sich zum Gebet, welches seine Lippen bewußtlos stottern. Jetzt ist es am Pförtlein, da gewahrt es das heilige Zeichen und bebt davor zurück. Der Wächter hat sich ängstlich mehr zum Fenster hinausgebeugt und als er schaut, welche Wirkung das Zeichen des Kreuzes thut, da will er zurück in sein Gemach, um Gott für seine Rettung zu danken, doch als er noch einen Blick hinunterwirft um zu sehen, ob das Gespenst nun seinen Rückzug angetreten hat, da sieht er mit Schaudern, wie dasselbe an der Außenseite des Mauerwerks den Thurm hinanzuklimmen sucht. Da erfaßt ihn Todesangst, seine Glieder sind wie erstarrt und nicht kann er den Platz am Fenster verlassen, sondern er steht wie gebannt und muß dem Gespenste

zusehen, wie es immer näher heraufkommt. Schon kann er das von Wuth verzerrte Gesicht desselben sehen, welches der Mond geisterbleich beleuchtet, seine Haare sträuben sich hoch empor, jetzt ist das Gespenst bis an die Gallerie, schon will es sich hinüberschwingen, er sinkt mit einem Schrei des Entsetzens zu Boden, da schlägt es Eins und im Nu lassen die dürren Knochenhände das Geländer los, die Beine lassen die Säulen, welche sie umklammert hatten, fahren, und krachend stürzt das Gerippe hinab auf den harten Boden des Kirchhofes. Am andern Morgen fand man dort den furchtbar verunstalteten und kaum noch zu erkennenden Leichnam der bösen Frau; das Volk aber, zu welchem mittlerweile die Kunde von dem furchtbaren Ereigniß in der Nacht, von welchem der Wächter noch, in Folge der bestandenen Angst und Todesgefahr schwer erkrankt darniederlag, gedrungen war, litt nicht, daß das Gerippe wieder in geweihte Erde kam. Der Henker mußte kommen; mit einem Grabscheit ward dem Leichname der Kopf abgestochen und dieser dann auf einer Kuhhaut zum Galgen geschleppt und dort verscharrt. Der Wächter aber überlebte die gräßliche Nacht nicht lange, das Gespenst ward aber auch nicht wieder gesehen. Von einem Künstler ward aber die furchtbare Begebenheit in Metall gravirt und dieses Bild stand noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts an einer der Thüren der Elisabethkirche, ganz an der Seite versteckt in der Mauer.

156. Der Hahnenstein oder die Hahnenkrähe vor dem Nicolaithore zu Breslau.

(S. Schäfer in der Illustr. Ztg. 1858 Bd. I. S. 257. Seit S. 5 ꝛc. [mit Abbild.] und etwas verschieden bei Gödsche S. 37 ꝛc.)

Eine sehr alte, anscheinend dem Anfange des 13. Jahrhdts. angehörige Weichbildssäule oder sogenannte Martersäule vor dem St. Nicolaithore auf dem Wege nach Lissa führt im Munde des Volkes seit undenklicher Zeit den Namen der Hahnkrähe, welche Benennung unbedingt nur dem Hahne, der mit erhobenen Flügeln an der westlichen Seite der Krönung der Säule oberhalb des Kapitals derselben als Relief gehauen, obschon bereits sehr verwittert zu sehen ist, seine Entstehung verdanken mag. Dieser Hahn soll sicherlich den Hahn vorstellen, der nach der dreimaligen Versündigung des Petrus an seinem Herrn und Meister seinen Mahnungsruf in die Ohren des verzagten Jüngers Jesu nach der Voraussagung desselben erschallen ließ. Auf der nördlichen Seite ist die Kreuzigung, auf der Morgenseite hingegen ist nur noch eine ganz schwache Spur der Dreieinigkeitsdarstellung, während in der Krönungsnische nach Mittag zu ein flüchtiger Reiter angebracht ist.

Die Volkssage berichtet, daß vor vielen Jahrhunderten ein ehrsamer und tapferer Ritter aus dem Geschlechte derer von Wiesenburg (nach Andern hieß er Hedlow von Wildburg) gelebt hat, mit Namen Henzko (d. i. die slavische Form für „Heinze" oder den provinziell verstümmelten Namen „Heinrich"). Dieser Henzko hatte eine eben so schöne als tugendhafte Gemahlin, die er über Alles liebte und die sein ganzes Lebensglück ausmachte. Als daher Herzog Heinrich (IV.?) das Kreuz nahm und nach Palästina zog, da mußte der Ritter demselben die Lehnsfolge leisten. Daß das Her-

ausreißen aus seinem ehelichen Himmel dem Ritter nicht eben gleichgültig sein konnte, verstand sich von selbst. Er bot Alles auf, sich dieser Pflicht zu entziehen; allein vergeblich, er mußte sich dem Zuge nach dem Morgenlande anschließen.

Nach einer andern Erzählung mußte jedoch Henzko allein ziehen, um einen Auftrag des Herzogs dorthin auszurichten. Zu dieser so wenig erfreulichen Mission soll ihm aber ein mächtiger Günstling des Herzogs, Namens Leutko, verholfen haben, der schon seit längerer Zeit ein Auge auf Henzko's schöne Gattin gehabt hatte. Leutko wollte sonach die Henzko aufgetragene Botschaft als eine Art Uriasbrief benutzen. Im Vorgefühle einer ihm gelegten Falle traf Henzko mit seiner Gemahlin, der er beim Abschied noch besondere Vorsicht anempfahl und ihr ewige Treue schwur, das Uebereinkommen, daß sie nur dann von seinem Tode sich überzeugt halten solle, wenn ihr Jemand das silberne Crucifix, das er um seinen Hals zu tragen pflegte, überbringen würde, worauf sie dann freie Hand haben sollte. Noch nicht am Ziele seiner Reise angelangt, verfiel Henzko in Folge ungewohnter Strapazen in eine Krankheit, von der er seine Gemahlin zu benachrichtigen nicht verfehlte. Leutko glaubte schon dieses Mißgeschick Henzko's zu seinen Gunsten benutzen zu können und der Gemahlin desselben vom gewissen Tode ihres Gemahls Nachricht ertheilen zu müssen, wobei er ihr zugleich seine Wünsche offenbarte; allein diese Kühnheit wurde von ihr mit Würde in ihre Schranken zurückgewiesen. Henzko war völlig genesen, hatte seine Botschaft erfüllt und war bereits mit leichterem Herzen auf dem Wege zur Heimath, als plötzlich aus des Waldes Dickicht eine Räuberhorde hervorbrach, ihn beraubte und ihn selbst als Sklaven in eine nahe Hafenstadt verkaufte. Ein Diener Henzko's war indessen den Räubern entkommen und gab nach Hause zurückgekehrt vor, um nicht als treulos angesehen zu werden, daß sein Ritter bei diesem Raubanfall im Walde erschlagen worden sei. Leutko suchte bei dieser falschen Kunde von Neuem zu seinen Gunsten bei der vermeintlichen Wittwe Henzko's zu wirken. Doch immer noch vergeblich war das Bemühen, ihr den Glauben an das Nochleben ihres geliebten Gatten zu nehmen.

Drei Jahre hatte jetzt Henzko das Sklavenjoch getragen, als es ihm in einer Nacht träumte, daß seine Gemahlin an der Hand Leutko's zum Traualtar schritt, ja daß er entsetzt dem Trauungszuge nachstarren mußte, ohne etwas dagegen thun zu können, und in Angstschweiß gebadet erwachte er noch vor Sonnenaufgang auf seinem Lager. Bebend vor Aufregung rief er aus: „O könnte ich doch noch vor Sonnenaufgang vor den Thoren Breslaus sein, so wollte ich gern das Heil meiner Seele dafür hingeben!" Da plötzlich krähete ein Hahn, neben seiner Bettstatt regte sich etwas und Herr Urian stand vor ihm: „Wohlan", rief dieser ihm zu, „ich bringe Dich auf einem schwarzen Hahne reitend dort noch vor des Morgens Anbruch zur Stelle, doch dann ist der Pact abgeschlossen!" Bei diesen Worten zeigte der Böse auf einen gewaltigen Hahn, der die Flügel so lustig schlug, als wolle er schnellstens zum Ritte bestiegen sein. Doch noch kämpften in dem Gewissen Henzko's Christenglaube und Liebe; allein bald trug letztere den Sieg davon. Der Pact ward zwischen dem verliebten, aber dabei doch schlauen Ritter und dem Herrn Urian, der aber hier ein dummer Teufel war, vollzogen und Henzko schwang sich von seinem Lager bebend auf den

reiseluftigen Hahn, eingedenk des Crucifixes, das er noch an seinem Halse trug und das ihm als Schutzmittel gegen des Teufels Macht dienen sollte. Im Nu ging es wie auf Sturmesfittigen von dannen; außerdem hatte aber der Ritter bei sich erwogen, daß sie doch möglicher Weise nicht vor Tagesanbruch dort ankommen würden oder daß der Teufel schon dadurch hintergangen sein würde, daß er, obschon er auf dem Hahne alsbald entschlummert sein werde, doch sofort erwachen müßte, sobald der Hahn nach aller Hähne Gebrauch vor Tagesanbruch krähen würde, und mit dem Erwachen werde dann auch der Vertrag mit dem Teufel gelöst sein. So geschah es auch; der Hahn krähte; sie befanden sich gerade über Breslau, als eben die ersten Strahlen der Sonne die Stadt beschienen; das Crucifix aber schützte den Ritter vor der Gewalt des Satans, der dies allerdings nicht geahnt hatte. Der Hahn, vor dem Nicolaithore niedergegangen, verwandelte sich in ein schönes gezäumtes schwarzes Roß, auf dem Henzko in Breslau einritt. Seine Gemahlin, die ihn allerdings wirklich todt geglaubt hatte, aber ihm gleichwohl treu geblieben war, war hoch erfreut über seine Rückkehr, und seine wunderbare Rettung ward weit und breit verkündet. Zum Andenken aber ließ er jene Weichbildsäule setzen, die noch heute als Wahrzeichen der Stadt gilt, aber von der ganzen Sage nichts zum Beweise an sich trägt als die Bilder des Hahns und des Ritters.

157. Die Dohle an einem Giebel des Hauptschiffs der Collegiatkirche zum h. Kreuz zu Breslau.

(S. Schäfer in der Illustr. Ztg. 1858 S. 242.)

An dem zweiten Giebel (vom Thurme aus südwestlich bei dem Seitenhaupteingange) der ganz aus Backsteinen in streng germanischem Style erbauten Kreuzkirche, zu dem eine Freitreppe führt, sieht man auf dem zwischen den Strebepfeilern laufenden Simse des Giebels, welcher in seiner obern Füllung den schlesischen Adler zeigt, das Bild einer sitzenden Dohle in Stein gehauen.

Diese Kirche ist an und für sich schon beachtenswerth, sowohl in architektonischer als artistischer Hinsicht, denn der Unterbau birgt die unterirdische Kirche zu St. Bartholomäus, die jedoch leider im 30jährigen Kriege von den Schweden, die sie als Pferdestall benutzten, gänzlich ruinirt worden ist. Interessant ist die Geschichte der Entstehung dieser Krypta.

Herzog Heinrich IV., welcher mit dem Bischof Thomas II. von Breslau in Hader gerieth und eben deshalb in Folge einer Synode zu Lowicz 1285 vom Erzbischof von Gnesen in den kirchlichen Bann erklärt worden war, versöhnte sich bekanntlich vor Ratibor aus eigenem Antrieb seines an sich friedlichen Herzens mit diesem geistlichen Herrn, der aus Furcht vor dem Herzoge als Flüchtling umhergeirrt, endlich in Ratibor Aufnahme gefunden hatte, und legte zuerst den Grund zu der Bartholomäuskirche. Doch als man beim Graben eine Wurzel in der Form eines Crucifixes mit den Figuren der h. Maria und des h. Johannes fand, so änderte sich sein Bauplan dahin, daß er, damit er seinem dem h. Bartholomäus gethanen Gelübde nicht untreu würde, auf eine unterirdische Kirche noch einen Hochbau als Heiligthum des h. Kreuzes zu setzen beschloß. Beide Kirchen wurden mit

dem dazu gehörigen Collegiatstifte am 3ten Januar des Jahres 1288 eingeweiht.

In der Sakristei derselben Kirche wird übrigens noch ein anderes Wahrzeichen der Stadt, eine Riesenrippe gezeigt.

Die Ursache der Aufstellung des bekannten schwarzen Vogels, der sonst eigentlich mehr in Diebssagen figurirt, soll nun aber folgende sein.

Einige Chorknaben hatten nach der den Knaben eigenen Sucht nach Entdeckungen im hochgiebeligen Kirchdache ein Nest mit jungen Dohlen ausgespürt. Die Anzahl der Dohlenbrut paßte nicht zur Zahl der Kinder; dies veranlaßte natürlich Streit, und die Folge davon war, daß einer derselben, welcher aus der Giebelluke sich auf das Dach des Strebepfeilers, wo sich eigentlich das Nest befand, herausgewagt hatte, es versah und, das Gleichgewicht verlierend, von seiner schmalen Bahn herabfiel. Doch der Himmel wachte über ihn, denn er kam, von seiner Schalaune (scholana, Schülermantel) getragen, glücklich aus dieser Höhe auf den Erdboden, und zum Andenken ließen die Domherren diese Dohle in Stein hauen und dort anbringen. *)

158. Scheitnicht.

(S. Gedichte S. 43.)

In der Umgebung von Breslau am Ufer der Oder liegt ein Dorf, wohin die Breslauer des Vergnügens wegen zu pilgern pflegen, dieses heißt Scheitnicht. Der Ursprung des Namens soll folgender sein.

In der Nähe dieses Ortes stand im Mittelalter eine Ritterburg, auf der ein junges Ehepaar wohnte; dasselbe lebte glücklich und zufrieden, allein auf der Burg hielt sich ein Burgpfaff auf, der sein Auge auf die junge Rittersfrau geworfen hatte und ihrer Tugend nachstellte. Es versteht sich, daß alle seine Bemühungen, sich bei der tugendhaften Frau einzuschmeicheln, fruchtlos blieben, darum versuchte er es auf andere Weise. Er wußte den Glaubenseifer des Ritters anzufeuern, so daß derselbe nicht übel Lust bekam, sich einem damals gerade unternommenen Kreuzzuge anzuschließen, und der Mönch hoffte, derselbe werde entweder gar nicht wiederkehren oder er werde wenigstens in der Abwesenheit des Ritters Zeit und Muße haben, das Herz seiner Frau zu gewinnen; indessen wußte die Rittersfrau ihrem Manne sein Vorhaben immer wieder auszureden und so gelang es ihr denn, ihn dahin zu bringen, daß er es dem Ausspruche des Zufalls überlassen wollte, ob er ziehen solle oder nicht. Darauf gingen sie mit einander hinaus in's Freie und wanderten immer querfeldein durch Wiesen, Felder und Wald, bis sie selber nicht mehr wußten, wo sie waren. So kamen sie denn endlich auf eine freie Stelle und sahen einen kleinen Weiler vor sich; ein Bauer aber, den sie nach dem Namen desselben fragten, gab ihnen denselben mit dem Worte „Scheitnicht" an, und die Gatten hielten diesen Namen für den Orakelspruch des Schicksals: „Scheide nicht". Aus Dankbarkeit baute der Ritter den Ort nachher weiter an, den Pfaffen aber jagte er aus der Burg.

*) Dieselbe Sage wird auch von der sächsischen Stadt Geithayn erzählt (s. meinen sächsisch. Sagenschatz. Dresden, 1856, S. 263).

159. Hundsfeld.

Eine Meile von Breslau ist ein Feld, das Hundsfeld genannt, weil im Jahre 1109 der Kaiser Heinrich V. und der polnische König Boleslaus III. hier eine blutige Schlacht schlugen, in welcher die Deutschen besiegt wurden. Davon blieben sehr viele Leichen unbegraben, und weil dieselben von den Hunden gefressen wurden, so ist dem Platze der Name „das Hundsfeld" geblieben.

160. Der böhmische Vielfraß zu Breslau.

(S. Schlesisches histor. Labyrinth. Breslau u. Leipzig, 1737, S. 328 ꝛc.)

Man sieht in der Maria-Magdalenischen Bibliothek zu Breslau nahe bei dem einen Fenster an der Wand im ersten Vordersaale heute noch ein in Kupfer gestochenes Porträt des sogenannten böhmischen Vielfraßes oder Katzenfressers. Derselbe kam im Jahre 1708 aus Böhmen nach Breslau, logirte etliche Tage in der Stadt, dann aber vor dem Ohlauschen Thore und legte für wenig Geld Proben seiner Unarten ab. Er gab vor, er sei aus Böhmen gebürtig und eines Hirten Sohn, dessen Mutter, als sie mit ihm schwanger gegangen, aus Lüsternheit das rohe Fleisch eines von einem Wolfe todtgebissenen Schafes mit großer Begierde in sich gefressen und damit ihr Kind verwahrloset habe. Dieser Kerl fraß mit der größten Begierde lebendige Katzen, Hunde, rohes Fleisch, alte Hüte, Strümpfe, Schuhe, Pelzflecken und Steine, die er in Werg wickelte, und viele hundert Personen haben dies mit ihren eigenen Augen gesehen. Sein Trunk bestand in Wasser oder etwas Branntwein und er war fähig, das rohe Fleisch zu verdauen, einen Theil der Steine aber hat er oftmals wieder von sich weggebrochen. Die andern sind durch ordentliche Stühle von ihm weggegangen, aber im Magen wegen seines grausam hitzigen Geblütes halb verzehrt und sehr leicht worden. Er konnte auch einen Species-Gulden ganz gemächlich verschlingen und nachdem er einen kleinen Abtritt genommen, brachte er solchen wieder auf natürlichem Wege zum Vorschein. Weil aber seine Unfläthereі den wenigsten Zuschauern anständig war, hat die Obrigkeit ihn bald aller Orten fortgeschafft und man hat ihn zu Leipzig gar etliche Tage in's Zuchthaus gesetzt, worauf er durch Sachsen, Brandenburg und die Lausitz wieder nach Böhmen zurückgekehrt ist.

161. Der gespenstige Schuster zu Breslau.

(S. Schlesisches histor. Labyrinth S. 351 ꝛc.)

Im Jahre 1591 am 20. September an einem Freitage früh schnitt sich ein wohlhabender Schuster in der Stadt Breslau in seinem hinter dem Hause gelegenen Garten die Kehle ab, aus welchem Grunde, wußte man nicht. Er hatte mit dem Kneife die Halsadern abgekerbt und mußte an der Wunde sterben. Als sein Weib solches gesehen und ihren Schwestern erzählte, wurden sie alle über diesen plötzlichen Unglücksfall auf's Höchste bestürzt, suchten aber denselben, welchen sie für eine große Schande hielten, auf jede Weise zu verheimlichen. Sie sprach also zu Allen, so sie um ihres

Mannes Tod fragten, es habe ihn der Schlag gerührt; sie ließ auch die Thüre verriegeln, damit Niemand sehen könne, was geschehen war. Wenn aber ihre Nachbarn und Bekannten kamen, um mit ihr zu sprechen und sie zu trösten, da ließen es die Schwestern der Wittwe nicht zu und sagten, sie erkenne ihre Liebe und Wohlwollen recht wohl, allein der Todte brauche ihre Dienste nicht und die Wittwe wolle in der ersten Bestürzung Niemanden vor sich lassen, sie möchten also, wenn sie wollten, in einiger Zeit wiederkommen. Sie schickten nun zu den Kirchvätern und bestellten bei ihnen das Begräbniß, die Grabstätte und das Geläute, was sie auch ohne Hinderniß erlangten, da der Gestorbene für einen reichen Mann gegolten hatte. Damit aber Alles geheim bliebe und Niemand etwas von dem Morde erführe, dungen sie ein altes Weib, die den verbluteten Körper rein waschen und die Wunde so fest verbinden mußte, daß man nichts davon sehen konnte. Als sie das gethan, legten sie ihn mit einander in den Sarg. Die Wittwe selbst, als eine Sechswöchnerin, die vor zehn Tagen erst in's Kindbett gekommen war, ließ den Geistlichen zu sich kommen, damit er ihr in diesem schweren Falle Trost zusprechen möchte. Dieser kam auch und tröstete die Wittwe; als er sich aber entfernen wollte, baten die Schwestern der Wittwe denselben, der von der Sache nichts wußte, er möge doch einmal den Leichnam betrachten. Das that er auch, hatte aber keinen Gedanken daran, daß etwas dahinter stecke. Denn der Leichnam war so schön mit Leinwand auf allen Seiten umhüllt, daß auch Einer, der wohl Acht darauf hatte, nichts gemerkt haben würde, und sie hatten ihn so hoch gelegt, daß die gefalteten und verdrehten Tücher keinen Argwohn erregen konnten. Den dritten Tag darauf, es war an einem Sonntage, ist er mit großem Gepränge nach Art der Frommen und Vornehmen zur Erde bestattet worden; es ward ihm auch eine solche Abdankung und Leichenrede gehalten, als hätte er ein heiliges und unschuldiges Leben geführt und wäre ein vortrefflicher Christ gewesen.

Ob nun wohl die Verwandten des Verstorbenen meinten, der Mord werde zugedeckt bleiben, weil sie Alles so vorsichtig verrichtet, ist doch gleichwohl ein Gerede unter die Leute gekommen, als hätte sich der Mann selbst ermordet und sei nicht vom Schlage getroffen worden. Anfangs hat man es nicht glauben wollen, allein nichtsdestoweniger ist das Gerede immer stärker geworden, so daß der Rath sich genöthigt sah, Alle, die bei dem Todten gewesen waren, genau zu befragen und sie aufzufordern, der Wahrheit gemäß zu gestehen, was sie gesehen oder gehört und was einem Jeden von ihnen bewußt sei. Ob nun wohl alle diese Personen sich auszureden suchten, auch nicht bei einerlei Antwort blieben, so konnte man doch bald sehen, daß nicht Alles richtig sei; deshalb gestanden sie schließlich ein, er sei gefallen und habe sich an einem spitzigen Stein geschlagen und dabei verwundet. Sie erzählten auch, es hätte sich eine Ahle in seinem Kleide gefunden, man habe dieselbe aber weggeschafft, daß sie nimmermehr Jemand hätte Schaden thun können. Der Rath hielt nun, weil sich die Indicien immer mehr mehrten, Berathschlagung, was zu thun sei. Dies blieb aber eben so wenig verschwiegen, und einige Freunde der Wittwe beredeten selbige, sie solle bei Leibe nicht zugeben, daß der Körper ihres Mannes ausgegraben oder an einen unehrlichen Ort gelegt oder für einen Zauberer oder Selbst-

mörder gehalten werde, wo man nicht kräftigere Beweise aufzubringen vermöge. Unterdessen erschien hin und wieder ein Gespenst, ganz so gestaltet, wie der Schuster während seines Lebens gewesen war, und zwar sowohl bei Tage als des Nachts. Es erschreckte Viele durch die bloße Gestalt, Viele weckte es mit Poltern auf, Viele drückte es, Andere vexirte es auf andere Art, so daß man früh Morgens überall von dem Gespenste reden hörte. Je mehr nun aber das Gespenst erschien, desto weniger wollten die Verwandten feiern; sie gingen zu dem Präsidenten des Gerichtes und sagten, man glaube den unbegründeten Reden der Leute zu viel, der ehrliche Mann werde in der Grube beschimpft, und sie sähen sich genöthigt, den Prozeß an den Kaiser zu bringen. Als nun die Sache wirklich ein Verbot nach sich zog, da ward das Unwesen immer ärger. Denn gleich nach Sonnenuntergang war das Gespenst da, und weil Niemand davon frei war, sah sich ein Jeder alle Augenblicke nach demselben um. Am meisten wurden die geplagt, welche nach schwerer Arbeit ausruhen wollten; manchmal trat es an ihr Bett, bald legte es sich gar mit hinein und wollte die Leute ersticken, ja es drückte sie so heftig, daß man nicht ohne Verwunderung die Flecken sah, welche von den Fingern desselben gemacht waren, daher man leicht den Schlag beurtheilen konnte. Auf solche Art wurden die an sich schon furchtsamen Leute noch furchtsamer gemacht, also daß sie in ihren Häusern nicht weiter blieben, sondern sicherere Oerter suchen wollten. Die meisten, die in der Schlafkammer nicht sicher waren, blieben in den Zimmern, nachdem sie viele Andere mit hierhin genommen, damit durch die Menge die Furcht vertrieben werde. Allein obschon Alle bei brennenden Lichtern wachten, kam doch das Gespenst, welches manchmal Alle, manchmal aber nur Etliche sahen, von denen es auch allemal Einige anälte.

Indem nun das Geschrei von Tage zu Tage ärger ward und die ganze Stadt das Wesen bestätigte, beschloß der Rath etwas zu versuchen, damit das Gespenst wegbliebe. Der Leichnam hatte nun in den achten Monat im Grabe gelegen, vom 22. September 1591 bis 18. April 1592, als auf hohen Befehl das Grab geöffnet ward. Solchem wohnte der ganze Rath, die Schöppen und andere Bedienteste bei. In dem geöffneten Grabe fand man den Körper ganz und von der Fäule unversehrt, aber wie eine Trommel aufgeblasen, nur daß nichts verändert war und die Glieder noch alle beisammen hingen. Sie waren, welches zu verwundern, nicht wie bei andern Todten erstarrt, sondern man konnte sie gut bewegen. Auf den Füßen hatte sich die Haut abgeschält und es war eine andere gewachsen, viel reiner und stärker als die vorige war, und da fast alle Zauberer an einem verborgenen Orte, daß man es nicht leicht merkt, gezeichnet sind, so hatte dieser an der großen Zehe ein Maal wie eine Rose. Die Deutung davon wußte Niemand. Es war auch kein Gestank zu bemerken, nur die Tücher, in die er gehüllt war, rochen widrig; die Wunde in der Kehle gähnte auf und war röthlich und auch nicht im Mindesten verändert. *) Der

*) Man hat ihn jedenfalls für einen Vampyr gehalten, denn die Beschreibung, welche in dem schles. Labyrinth S. 330 ꝛc. von den serbischen Vampyren nach du Fresne, Gloss. med. et infer. Graec. unter d. Artik. *Βουκόλακα* und *Τυμπανίται* geliefert ist, scheint darauf hinzudeuten.

Körper ward vom 8. bis 24. April auf der Bahre Tag und Nacht bewacht, nur des Tages über setzte man ihn an die Luft, des Abends aber stellte man ihn in ein Haus daselbst. Jedermann konnte ihn ganz nahe besehen, und es [illegible]gen alle Tage viele Bürger und Viele aus den benachbarten Orten dorthin. Dennoch half das Ausgraben nichts, das Gespenst, so man damit vertreiben wollte, machte noch viel mehr Unruhe. Der Körper wurde unter den Galgen gelegt, allein auch dies half nichts, weil das Gespenst dann so grausam wüthete, daß man es nicht beschreiben kann.

Da nun aber das Gespenst so ganz abscheulich raſete und sowohl vielen Bürgern als seinen guten Freunden selbst große Ungelegenheit machte, so ging die Wittwe zu dem Rath und erklärte, sie wolle Alles zugeben, man möge mit ihrem gewesenen Manne nach aller Schärfe verfahren. Es war aber in der kurzen Zeit vom 24. April bis 7. Mai der Körper viel völliger von Fleisch geworden, was ein Jeder sah, der sich erinnerte, wie er vorher ausgesehen hatte. Hierauf ließ der Rath den Körper am 7ten durch den Henker aus dem andern Grabe nehmen, dann wurde ihm der Kopf abgestoßen, die Hände und Füße zergliedert, hernach der Rücken aufgeschnitten und das Herz herausgenommen, welches so schön aussah, wie von einem frisch geschlachteten Kalbe. Alles zusammen wurde auf einen Scheiterhaufen, der von sieben Klaftern Holz aufgebaut und mit vielen Pechkränzen belegt war, verbrannt. Damit aber Niemand die Asche oder die Gebeine aufsammeln und zur Hexerei aufheben könne, wie sonst zu geschehen pflegt, so durften die Wächter Niemanden nahe hinzulassen. Früh Morgens, als der Holzstoß verbrannt war, wurde die Asche zusammen in einem Sacke in das fließende Wasser geworfen, worauf denn durch Gottes Hülfe das Gespenst weggeblieben ist und nicht mehr gesehen ward.

162. Kaiser Heinrich V. und die Polen.

(S. Curieuser Antiquarius S. 801.)

Als die oben erwähnte Schlacht zwischen Boleslaus und Kaiser Heinrich V. geschlagen worden war, so suchte Ersterer Frieden zu schließen; indeß Kaiser Heinrich V. führte den polnischen Gesandten in seine Schatzkammer und sagte: „Dieser Vorrath soll die Polen schon fromm machen.“ Es konnte aber einer der Gesandten diese Prahlerei nicht vertragen, er zog deswegen seinen kostbaren Ring vom Finger und warf ihn mit folgenden Worten in des Kaisers Geldkasten: „aurum adjiciatur auro“ (Gold soll zu Gold gelegt werden), und gab dem Kaiser damit zu verstehen, daß sich die Polen nicht auf Gold und Silber, sondern auf Eisen und Stahl ververließen. Weil nun Kaiser Heinrich V. damals zur Antwort gab: „Habe Dank, Habe Dank!“ so bekam der Gesandte davon einen Zunamen und seine Nachkommen werden bis auf diesen Tag in Polen Habedanilii genannt.

163. Anzeichen zu Breslau.

(Nach Godische S. 45.)

Bei Breslau, nahe am Wallgraben, liegt ein kleiner Teich, der Mäuseteich genannt, dessen Wasser soll sich in früherer Zeit, wenn der Stadt ein Unglück drohete, allemal vorher in Blut verwandelt haben.

Im Jahre 1553 erschreckte die Einwohner von Breslau ein Luftgesicht in Gestalt einer türkischen Galeere, mit aller Rüstung, über welcher ein feuriger Regenbogen stand und unten drei feurige Räder.

Desgleichen erschienen im Jahre 1634 zu Breslau seltsame Gespenster mit brennenden Kerzen, Processionen haltend, deren eine von St. Albrecht bis zu St. Maria Magdalena, die andere von St. Dorothea mit vielen geharnischten Reitern, die dritte aber von St. Vincenz von schwarzen Hunden begleitet ausging.

164. Das Gespensterhaus zu Breslau.

(Nach Gödsche S. 47.)

Das Haus auf dem Naschmarkt neben dem goldenen Hunde hat sehr oft schon seinen Herrn gewechselt, denn man sagt, es sei da nicht geheuer. Des Abends zu einer gewissen Stunde haben es die darin Wohnenden ordentlich pochen und sägen hören, wie in der Werkstatt eines Tischlers und als ob es auf dem Boden geschähe. Sind aber beherzte Leute hinaufgegangen, dann ist es ihnen gewesen, als wäre es unter ihnen. Man hat nie entdecken können, was es damit für eine Bewandtniß gehabt; allein zuletzt hat man sich daran gewöhnt. So soll es auch Friedrich dem Großen, als er in diesem Hause gewohnt, die Feder aus der Hand gezogen und den Stuhl weggenommen haben.

165. Die Todte fordert Gericht.

(Poetisch behandelt von Rodnagel in der Abendzeitung 1833 Nr. 132.)

Nach der Schlacht auf dem weißen Berge floh bekanntlich die Gemahlin des Winterkönigs, die schöne Tochter Jacobs I. von England, so schnell sie konnte aus dem Böhmerland. Sie reiste über Breslau, und da die Stadt von Flüchtigen überfüllt war, so konnte es nicht fehlen, daß die Freundin und Hofmeisterin der Königin, eine Frau von Reitzenstein, in dem Wirthshause, wo die Königin abgetreten war, kein Quartier mehr fand. Der Wirth erklärte jedoch, wenn sie sich nicht fürchte, könne sie in dem Nachbarhause bleiben, dasselbe stehe ganz leer, denn den Besitzer, einen Fleischer, habe aus demselben ein nächtlich erscheinender Poltergeist vertrieben. Die Dame, ein sogenannter starker Geist, lachte über diese Geschichte, begab sich in das Spukhaus, ließ sich die ihr von dem Wirthe gesyendeten Speisen und Getränke wohl schmecken und legte sich getrost zum Schlafen nieder. Als aber die Mitternachtsstunde schlug, da rasselte es auf den Treppen, man hörte Jemanden von unten heraufkommen, die Thüre sprang auf und herein trat ein bleiches Weib mit verbundenem Haupte. Die Dame fragte sie mit zitternder Stimme: „Wer bist Du und was willst Du von mir in so später Stunde?“ Da versetzte jene mit hohler Stimme: „Ich war die Frau des Besitzers dieses Hauses; kaum sechszehn Jahre alt verheiratheten mich meine Eltern mit ihm, ich brachte ihm Jugend, Schönheit, Reichthum, Tugend und Liebe zu, allein er hatte nur mein Geld haben wollen, denn er hatte eine andere Buhlin in sein Herz geschlossen. Darum überfiel er mich einst

des Nachts im Schlafe und spaltete mein Haupt mit seiner Axt. Der Welt hat er vorgelogen, ich sei eine Nachtwandlerin gewesen und des Nachts im Schlafen aus dem Fenster gesprungen, wobei ich mir den Kopf zerschellt habe. Ich habe aber in meinem Grabe keine Ruhe, bis mein Mörder durch das Schwert des Henkers den verdienten Lohn empfangen hat. Darum bin ich jede Nacht, so lange er hier im Hause wohnte, vor sein Bett getreten und habe ihn zur Rechenschaft gezogen. Er aber ist ausgezogen und morgen wird er sich mit seiner Buhlin vermählen. Ich bitte Euch nun, edle Dame, rächt mich. Seht hier, wie die Wunde an meinem Haupte blutlos klafft, gebt mir den Goldreif von Eurem Finger, den lege ich in die Wunde und morgen zeigt die Frevelthat, die ich Euch enthüllt habe, an, laßt zum Beweise, daß ich wahr gesprochen, mein Grab öffnen und Ihr werdet Euren Ring an der Stelle, wo ich ihn eingesteckt habe, in meinem Leichnam wiederfinden." Damit verschwand das Gespenst; die Frau von Reitzenstein aber ließ sich am nächsten Morgen vor dem Stadtrath melden, erzählte, was ihr begegnet und verlangte, daß dem Willen der Erscheinung nachgekommen werde. Zwar wollte man erst nichts davon wissen, weil der Fleischer ein allgemein geachteter Mann sei, von dem man nichts Unrechtes wisse; allein endlich gab man dem Drängen der Edelfrau nach, ließ das Grab und den Sarg öffnen und siehe, in der offenen Wunde des Leichenhauptes steckte der Ring mit dem Familienwappen der Frau von Reitzenstein. Da war nun kein Zweifel mehr, man eilte nach der Behausung des Fleischers und kam gerade noch zurecht, ehe der Brautzug nach dem Dome zog. Der Fleischer ward ergriffen, in den Kerker geworfen und da er aus Gewissensangst seine Unthat nicht zu leugnen vermochte, ward er schnell verurtheilt und büßte sein Verbrechen auf dem Rade.

166. Der Ursprung der Sandkirche zu Breslau.

(S. Gödicke S. 23.)

Peter Wlast, der Landeshauptmann von Schlesien, hatte eine sehr fromme Gemahlin, Namens Maria. Einst lagen ihre zwei Kinder, Swentoslaus und Beatrix zum Tode krank, da betete die Fürstin zur h. Jungfrau um Genesung für ihre Kinder und gelobte ihr die Erbauung einer Kirche. Es erschien ihr aber die h. Jungfrau im Traume und versprach ihr die Erfüllung ihres Gebetes, so sie ihr Gelöbniß halten werde, und so geschah es auch, die Fürstin erbaute das Kirchlein zu „Unserer lieben Frauen" auf dem Sande, welches noch heutigen Tages die Sakristei der großen Kirche bildet, und ihr Gemahl errichtete dazu ein Kloster und machte eine Stiftung dazu, indem er ihm den ganzen Sand von einer Brücke bis zur andern, sammt dem ganzen Zobtenberge und Flecken und mehrere andere Gerechtsame zulegte und übergab das Kloster dem Augustinerorden. In der Sandkirche aber befindet sich noch heute zum Andenken an diese Stiftung eine alte steinerne Tafel aus jener Zeit, worauf die Mutter Gottes abgebildet ist, zu deren Rechten die Fürstin Maria, zur Linken aber ihr Söhnchen Swentoslaus steht.

167. Die Erbauung der Kreuzkirche zu Breslau.

(S. Phil. Jac. Sachs a Loewenheim in d. Ephemer. natural Curios. Dec. I. Ann. I. Observ. 116 p. 169 [mit Abbild.]; darnach Godsche S. 26.)

Als Herzog Heinrich IV., Probus genannt, dem h. Bartholomäus eine Kirche erbauen ließ, fanden beim Grundgraben die Arbeiter eine von der Natur seltsam geformte Wurzel. Dieselbe stellte in ihrem Obertheile ein Kreuz dar, an welchem sich der Heiland befand. Am untern Theile aber waren zwei Bilder angewachsen, auf jeder Seite eins, welche zwei knieenden Menschen glichen, die ihre Köpfe seitwärts hingen und die Hände in die Höhe hoben, als ob sie beteten. Das Obertheil ist im 30jährigen Kriege verloren gegangen, das Untertheil aber wird noch gezeigt. Als nun der Herzog über die Bedeutung dieses Wunderzeichens seinen Beichtvater befragte, so sagte dieser, es wolle anzeigen, daß er hier eine Kirche zum h. Kreuze erbauen solle. Darauf ließ der Herzog, um seinem frühern Gelübde nicht untreu zu werden, eine zweite Kirche auf die erste erbauen, dieselbe ward nach 7 Jahren fertig und dem h. Kreuze geweiht. In dieser Kirche liegt er übrigens auch begraben. Außerdem zeigt man am Eingange der Kirche an der Wand ein sogenanntes Sceleton oder Bein von einem mächtigen Riesen, der einst hier gehaust haben soll, und das man ebenfalls beim Grundgraben gefunden hat. Sonst gilt als Wahrzeichen der untern Kirche noch, daß so viele hölzerne Stufen sich auf der Stiege befinden, um so viel der Dom erhöht worden ist.

168. Die Wunderfahrt des h. Czeslaus.

(Nach Bzovii Vita S. Ceslai [Vratisl. 1705. 4°]. Godsche S. 30.)

Der fromme Czeslaus ward einst zu einem Kranken nach Scheitnicht gerufen um ihm die letzte Oelung zu geben und begab sich zum Ziegelthor aus Breslau hinaus auf den Weg. Als er aber dort hingelangt war, fand er kein Schiff vor, welches ihn hätte über die Oder fahren können. Da gedachte er der Noth des Sterbenden und dessen Sehnsucht nach den heiligen Sacramenten, er flehte also zu Gott, ihn bei seinem Vorhaben zu unterstützen, zog sein Oberkleid aus, legte es auf die Wellen und stellte sich gläubig darauf. Und siehe! es begab sich ein Wunder, denn die Gewässer führten den Mantel, gleich einem Kahn, hinüber ans andere Ufer, also daß er trockenen Fußes und trockenen Gewandes dasselbe betreten konnte. Czeslaus aber pries Gott für das Wunder und der Kranke empfing die heilige Sühnung und genas von Stund an.

169. Mönch und Nonne zu Breslau.

(S. Büsching, Volkssagen [Leipzig, 1820] S. 54.)

Beim alten Rathhause zu Breslau befinden sich zwei steinerne Bilder, halb erloschen und daher schwer zu erkennen. Es scheint eine männliche Gestalt zu sein, die einen Ring vom Finger zieht. Die Sage erzählt hierüber, es sei dies ein Mönch und eine Nonne, die ein Liebesverhältniß untereinander gehabt hätten und entdeckt worden seien, sie wären beide zur

Strafe des lebendig Eingemauertwerdens verurtheilt und zum Andenken seien diese beiden Bildsäulen dort hingesetzt worden.

170. Die Erde verschlingt Gotteslästerer.

(S. Gödsche S. 37.)

Unter dem frühern Schweidnitzer Thore befand sich sonst ein altes Bild auf dem dargestellt war, wie einige gottlose Menschen und Flucher nach dem über das kleine Pförtchen beim reichen Hospital gemalten Marienbild schießen und schreckliche Gotteslästerung ausstoßen, dann aber plötzlich von der Erde, die sich öffnet, verschlungen werden.

171. Das mit Ruthen gestrichene Wechselkind.

(S. Grimm, deutsche Sagen Bd. I. S. 125 Nr. 88.)

Im Jahre 1580 wohnte in der Nähe von Breslau ein Edelmann, der ein ziemlich großes Gut besaß, auf welchem namentlich viel Heu und Grummet wuchs, welches ihm seine Unterthanen machen mußten. Nun ward unter diesen auch eine Kindbetterin berufen, so kaum acht Tage in den Wochen war. Wie sie nun sieht, daß es der Junker haben wollte und sie sich nicht weigern konnte, nahm sie ihr Kind mit hinaus, legte es auf ein Häufchen Gras, ging von ihm weg und wartete das Heumachen ab. Als sie eine gute Weile gearbeitet hatte und ihr Kind zu säugen ging, sah sie es kaum, als sie heftig schrie und die Hände über den Kopf zusammenschlug und Jedermann klagte, dies sei nicht ihr Kind, weil es ihr geizig die Milch entziehe und so unmenschlich heule, wie sie es sonst nicht von ihrem Kinde gewohnt sei. Trotz alledem behielt sie es einige Tage bei sich, allein es benahm sich so ungebührlich fort, daß es die Frau unfehlbar zu Grunde gerichtet hätte. Sie klagte solches dem Junker und dieser sprach zu ihr: „Frau, wenn es Euch bedünket, daß dies nicht Euer Kind sei, so thut eins und tragt es auf die Wiese, da wo Ihr das vorige Kind hingelegt habt, und streicht es mit der Ruthe heftig, so werdet Ihr Wunder sehen!" Die Frau folgte dem Junker, ging hinaus und strich das Wechselkind mit der Ruthe, daß es sehr geschrieen hat. Da brachte der Teufel ihr gestohlnes Kind und sprach: „Da hast's", und mit dem nahm er sein Kind hinweg.

172. Der h. Czeslaus und die Tartaren von Breslau.

Als der Tartaren-Khan Pete im Jahre 1241 mit seinen Horden in Schlesien einbrach und sich ihm außer dem Polenherzog, der aber bei Krakau fiel, Niemand entgegenzustellen wagte, kam er auch nach Breslau und berennte die Stadt (d. 1. April). Die Bürger aber verließen auf den Rath des frommen Dominicanerpriors Czeslaus die Stadt, überließen alles das Ihrige, was sie nicht fortbringen konnten, den wilden Feinden und zogen sich nach der festen Kreuzburg auf der Dominsel zurück, brachen aber natürlich die dorthin führende Brücke ab. Die Tartaren folgten ihnen natürlich bis an's Ufer des Flusses, allein als die Geflüchteten der Aufforderung, sich zu ergeben, nicht Folge leisteten, da schwur der Tartaren-Khan, keines Lebens zu schonen und setzte an der Spitze der Seinigen mit seinem Rosse in den

Fluß um hinüber zu schwimmen. Auf der Insel aber stand Czeslaus umgeben von den angsterfüllten Breslauer Bürgern, ermahnte sie zum Ausharren und fiel dann mit ihnen nieder auf die Kniee um Gott zu bitten, sie vor ihren grimmigen Widersachern in Schutz zu nehmen. Und siehe der Himmel öffnete sich und es regnete Feuer herab, die Tartaren aber kehrten entsetzt sammt ihren Führern um und ruhten nicht eher, als bis sie die rauchenden Trümmer der von ihnen in Brand gesteckten Stadt im Rücken hatten. Indessen waren doch einige Hauptleute unter ihnen, welche die Macht des wahren Gottes erkannt hatten, diese kehrten heimlich um und ließen sich taufen.

In der Martinskirche auf dem Dome ist noch ein altes Gemälde, auf welchem das Wunder abgebildet ist.

173. Das Hahnenschlagen und Gänsehaschen zu Breslau.

(S. d. Schlesische Labyrinth S. 416.)

Sonst herrschte in Breslau die Sitte, daß am Fastnachtsdienstage die Fleischerknechte einen Hahn in einen Topf setzten, denselben in eine gewisse vorher bestimmte Entfernung stellten, dann einem aus ihrer Brüderschaft mit einem Schnupftuche die Augen verbanden, ihn einmal um eine runde Tonne führten und ihn alsdann mit verbundenen Augen einige Schritte gehen ließen. Er schlug nun mit einem hölzernen Flegel nach dem Topfe und Hahne, fehlte er, so entstand unter den zahlreichen Zuschauern ein lautes Gelächter, traf er aber Topf und Hahn, so war er der König in der Gesellschaft und diese Lust ward auf der Odergasse mit einem Schmause beschlossen.

Etwas Aehnliches geschah bei dem am 1. September 1560 zu Breslau gehaltenen Vogelschießen. Es haben da die Schützen einen Hahn in eine Schranke gestellt und mit gedrehten Hölzern, so inwendig hohl und ohngefähr eine halbe Elle lang waren, nach demselben werfen lassen. Ein jeglicher Werfer mußte von einem jeglichen geworfenen Holze einen anderthalben oder schlimmen Heller (so viel als ein Meißnischer Pfennig) dazu legen, und wer den Hahn warf, daß er todt blieb, der hatte den todten Hahn und eine zinnerne Kanne von 1½ Quart zur Belohnung. Auf solche Art ist in drei Tagen vieles Geld verworfen, aber nur drei Hähne todt geworfen worden.

Bei dem bürgerlichen Schützenfeste auf dem Schießwerder ward etwas Aehnliches von den Schiffsknechten mit einer am Halse mit Oel beschmierten und von einer Schwenke herabhängenden Gans gemacht. Indem sie nämlich mit kleinen Kähnen darunter wegfuhren, mußten sie sich bemühen, ihr den Hals abzureißen, darüber fielen aber gewöhnlich die meisten ins Wasser und wurden von den am Ufer stehenden Zuschauern ausgelacht.

174. Warum in Schlesien am Sonntag Lätare der Tod ausgetrieben wird.

(S. Schlesisches Labyrinth S. 305. 308 ꝛc.)

Zur Zeit Kaiser Otto's I. von Deutschland herrschte in Polen und Schlesien als Großherzog Semomislaus, der einen Sohn Micislaus besaß, der bis in sein 7. Jahr blind blieb. Alle dagegen angewendeten Heilmittel blieben unwirksam, als ihm aber nach der damaligen heidnischen Gewohnheit in seinem siebenten Jahre zum ersten Male das Haar abgeschnitten ward,

wodurch ihm gewiſſermaßen eine Art Weihe ertheilt ward, ſo wurde er auf einmal ſehend. Als nun dieſer Prinz groß geworden und mittlerweile ſein Vater geſtorben war, nahm er nach Slaviſchem d. h. halb Tartariſchem Gebrauche mehrere (7) Weiber, allein keine derſelben war fruchtbar, und trotz aller gebrachten Opfer und Gebete der heidniſchen Prieſter ſchien es, daß ſein Stamm ausſterben ſolle. Nun befanden ſich aber zu Gneſen, wo der Hof damals reſidirte, einige heimliche Chriſten und dieſe riethen dem Herzoge, er möge doch zum Chriſtenthum übergehen, ſo werde Gott ſeinen Eheſtand gewiß ſegnen. Er wollte zwar erſt lange auf dieſen Vorſchlag nicht hören, allein endlich that er es doch, nachdem die Böhmiſche Prinzeſſin Dambrowka (oder Dubrawka), Tochter des Königs Boleslaus, ſeinen Uebertritt zum Chriſtenthum als Bedingung, unter welcher er ihre Hand bekommen ſollte, hingeſtellt hatte. Er vermählte ſich alſo den 16. März 965, an welchem Tag der Sonntag Lätare fiel, mit ihr, ließ ſich gleichzeitig taufen und befahl auch, ſeine Unterthanen ſollten ebenfalls das Chriſtenthum annehmen und deshalb ließ er auch alle Götzenbilder unter Schimpf und Verſpottung derſelben zum Thore hinausſchleppen, dort verbrennen und in das fließende Waſſer werfen *). Ob nun dieſe Zerſtörung der alten Götzenbilder in allen Städten an demſelben Tage ſtattgefunden, iſt zweifelhaft, allein ſoviel iſt gewiß, daß Micislaus feſtſetzte, es ſollten zum Andenken an dieſe Begebenheit die jungen Leute jedes Jahr an dieſem Tage durch Hinaustragung ſtroherner Götzenbilder den Tod (d. h. wie man berichtet, den deutſchen Götzen Toth, Tuith, oder Teut, was aber zweifelhaft iſt) austreiben und der Polniſche Adel an demſelben Tage bei der Meſſe und während der Verleſung des Evangelii die Säbel zur Hälfte aus der Scheide ziehen, um ihre ernſtliche Abſicht, das Chriſtenthum zu beſchützen, an den Tag zu legen, ſelbige aber wieder einſtecken, ſobald man im Chor anſtimme Gloria tibi, domine.

Man trug alſo an dieſem ſogenannten Sonntage Lätare (ſogenannt von den Worten des Propheten Jeſaias cap. LIV. 1. „laetare sterilis etc.“, womit die alte Kirche den Gottesdienſt an dieſem Sonntage anfing) oder Dominica de Rosa (weil ſeit d. J. 1370 der Papſt ſtets eine goldene Roſe an dieſem Tage weiht und ſie einem katholiſchen Fürſten ſchickt), die von Stroh und Lumpen gefertigten Bilder der Slaviſchen Götzen Marzana und Zievonia in männlicher und weiblicher Geſtalt auf eine Stange geſteckt durch die Stadt und ſang dazu ſchimpfliche Lieder, dann aber trug man ſie vor die Stadt, wo man ſie verbrannte oder ins Waſſer warf. Ein ſolches Lied hieß z. B.:

Nun treiben wir den Tod hinaus,
Den alten Juden in das Haus,
Den jungen in den Kaſten:
Morgen wollen wir faſten.

Nun treiben wir den Tod hinaus,
Den alten Juden in den Bauch,
Den jungen in den Rücken:
Das iſt ſein Ungelücke.

Wir treiben ihn über Berg und tiefe Thal,
Daß er nicht wieder kommen ſoll;
Wir treiben ihn über die Haide:
Das thun wir den Schäfern zu Leide.

*) Nach Andern geſchah dies erſt ein Jahr nach ſeiner Hochzeit, nachdem ſie einen Sohn Boleslav, Chrobry, d. h. der Strenge genannt, bekommen hatte.

Man glaubte sonst in Schlesien, daß in der Stadt oder dem Dorfe, wo man den Tod nicht austriebe, gewiß eine Pest in demselben Jahre ausbrechen werde, daß aber in dem Hause, wo man den Tod aus Leichtfertigkeit hineinwerfe, umgekehrt in demselben Jahre Jemand sterben werde, und aus diesem Grunde gab man den herumziehenden Kindern Geld, daß sie Solches unterlassen sollten. An demselben Sonntage ist es aber gewöhnlich gewesen, daß Kinder mit sogenannten Maien, meist aus jungen Tannen-Wipfeln, an welche sie gemalte Eierschalen, papierne Blumen, Flittergold und buntfarbige Bänder knüpften, vor die Häuser gingen, allerhand Lieder dazu sangen und Trinkgeld dafür erhielten. Namentlich geschah dies zu Breslau von Seiten der Waisenkinder aus den dasigen zwei Waisenhäusern, welche mit einem prächtig aufgeputzten Mai- oder Sommerbaum, ihre Lehrer an der Spitze, paarweise an diesem Tage herumzogen, Passions-Lieder dazu sangen und reichliche Almosen erhielten. Diese Einnahme ward hierauf nach gewissen Gesetzen unter sie vertheilt, der Mai- oder Sommerbaum, den ein eigens dazu bestimmter Mann vortragen mußte, auf das folgende Jahr aufgehoben. Von dieser Sitte hieß dann dieser Sonntag auch der Maien-Sonntag, Dominica Majalis, also nicht darum, weil er zufällig in den Monat Mai fällt. Sonderbar genug ist es aber, daß ehemals zu Leipzig *) in Sachsen die Huren, welche dort das fünfte Collegium hießen und vor dem Halle'schen Thore wohnten, den vierten Sonntag in den Fasten, was eben der Sonntag Lätare ist, ein strohernes Bild in Gestalt des Todes auf eine lange Stange gebunden vor die Thore und durch alle Gassen mit Gesang herumtrugen, den jungen Eheweibern vorhielten und endlich mit Ungestüm in die Baar warfen, mit dem Vorgeben, es würden dadurch die jungen Weiber fruchtbar gemacht, die Stadt gereinigt und von den Einwohnern in demselben Jahre die Pest und andere ansteckende Krankheiten abgehalten.

175. Warum die Tartaren nach Schlesien gekommen sind und bei Neumarkt erschlagen wurden.

(Nach der Legende d. h. Hedwig. Breslau, 1504 in 4°. [mit einem Holzschnitt] Fol. iij — iij a. bei Büsching, Volkssagen S. 19. Vgl. a. Sammler, Chronik von Liegnitz. Liegnitz 1861 S. 110 ꝛc.)

Im Morgenlande herrschte um das Jahr 1240 ein mächtiger und reicher Tartarischer Kaiser, Batu (oder Pete) Khan geheißen. Der hatte eine Gemahlin, welche ihm nach tartarischer Sitte vermählt war. Nun hatte diese viel gehört von den Sitten und Gewohnheiten der Christenlande, wie dort Alles so lieblich und ehrlich zuginge und wie die Fürsten, Ritter und Herrn so muthig und tapfer für ihren Glauben mit ihrem Blut und Leben einstanden. Da entbrannte in ihrem Herzen eine heftige Begierde, mit eigenen Augen die löblichen Sitten und Gewohnheiten der Christenlande und Städte und ihre herrlichen Ritter und Fürsten zu sehen. Sie bat also ihren Gemahl, er möge ihr doch die Reise dorthin erlauben, erhielt aber zuerst eine abschlägige Antwort, als sie jedoch mit Bitten nicht nachließ, gab der Fürst am Ende seine Einwilligung. Er versorgte nun seine Gemahlin

*) S. Schneider Chronicon Lips. p. 443. Pfeiffer, Origin. Lips. III. 18 p. 312.

für diese Reise mit einem mächtigen Gefolge von Fürsten und Edelleuten, gab ihr auch Gold, Silber und Edelsteine in Ueberfluß mit, sowie eine Menge von Geleitsbriefen, so daß sie ohne Hindernisse überall hinziehen und Alles nach Wunsch sich ansehen könnte. So zog sie nun aus, und ward überall gut aufgenommen, auch mit herrlichen Gaben und Geschenken erfreut. Endlich kam sie auch nach Schlesien an den Fuß des Zobtenberges zu dem Schlosse Fürstenberg, von wo sie zu der damals in Schlesien angesehenen Stadt Neumarkt gelangte, um selbige mit ihrem Gefolge sich anzusehen. Als aber die dasigen Bürger sahen, welche ungeheuern Schätze die Kaiserin mit sich führe, da hielten sie untereinander einen Rath*) und meinten, es sei doch unziemlich, daß eine solche ungläubige Frau mit so großen Schätzen ihnen entrinnen solle, sie wollten sie also mit ihrem gesammten Gefolge überfallen und erschlagen und ihre Schätze unter sich theilen. Solchen bösen und unbedachten Rath führten die Bürger in Neumarkt auch wirklich aus und erschlugen die Kaiserin mit ihrem Gefolge und theilten sich in ihre Schätze.

Zwei Jungfrauen aber aus dem Gefolge der Kaiserin, die sich in einem Keller verborgen hatten, kamen mit dem Leben davon. Sie wußten sich heimlich zu retten und langten nach einiger Zeit und vielen Beschwerden glücklich wieder in ihrem Vaterlande an. Dort erzählten sie aber dem Kaiser mit vielem Weinen und Wehklagen, wie sie viele christliche Städte durchzogen und überall eine freundliche Aufnahme gefunden hätten, wie aber in der Stadt Neumarkt die Kaiserin und all ihr Gefolge von den Bürgern überfallen und erschlagen worden wäre. Darob ergrimmte der Kaiser in schrecklichem Zorn und verschwur sich hoch und theuer und sprach, er wolle sein Haupt nicht eher zur Ruhe legen, als bis er solchen Mord seiner Gemahlin und seiner Getreuen an der ganzen Christenheit gerächt und ihr Land von Grund aus verwüstet habe.

Drei Jahre lang ließ er nun in seinem Lande alle streitbaren Männer aufrufen, an der Christenheit die Schande und Schmach zu rächen, die diese seiner Gemahlin und ihrem Gefolge angethan habe, und es versammelten sich fünfmal hunderttausend. Dieses Heer ging nun nach Polen und Schlesien und schlug die Christen bei Liegnitz. Da die Tartaren den Herzog getödtet hatten, nahmen sie sein Haupt und zogen damit vor das Schloß zu Liegnitz und schrieen also mit lauter Stimme auf das Schloß zu denen, die darauf waren: „Sehet hier das Haupt Eures Herrn und erkennet daraus unsern Sieg, und daß Euch nicht Solches auch widerfahre, so ergebet Euch!“ Da gaben ihnen die aus dem Schlosse folgende Antwort: „O Ihr bösen und grausamen Mörder unseres allerliebsten Herren, lieget nicht hie, unsere Herren werdet Ihr nimmermehr!“ und von den Worten „lieget nicht hie“ hat die Stadt den Namen Liegnitz empfangen. Als nun die Tartaren diese harte Antwort hörten und ihre Tapferkeit merkten, da zogen sie wieder ab von dem Schlosse und warfen das Haupt des edeln Fürsten in den See bei dem Dorfe Koschwitz und nahmen ihren Zug gegen Neumarkt.

*) Nach dem alten Volksliede über diese Begebenheit im Wunderhorn Bd. II. S. 258 und bei Büsching, Sagen S. 24 wäre der Mord von dem Gastwirthe, wo sie logirte, begangen und ihr Körper in seinem Keller von ihm begraben worden.

Als die Bürger zu Neumarkt dies hörten, hielten sie zusammen einen Rath und geboten ihren Frauen und Töchtern vor sie zu kommen und redeten also zu ihnen: „Lieben Frauen und Töchter, Ihr habt gehört, wie die grausamen Tartaren Alles verheeren, morden und brennen, auch Frauen und Jungfrauen schwächen, überhaupt unaussprechliche Grausamkeit verüben. Nun können wir aber ihrer Macht nicht widerstehen, darum haben wir eine List ersonnen, die, so Gott will, uns wohl helfen wird. Darum höret nun unsern Rath und unser Gebot. Wir wollen uns verbergen in unsern Kellern mit Harnisch und Waffen, und wenn die Feinde kommen, so geht ihnen entgegen mit Euerem besten Schmuck und Kleidern und nehmet sie scheinbar mit gutem Willen und mit Freuden auf und saget ihnen, wir seien alle aus Furcht weggeflohen. Pfleget sie wohl und bewirthet sie mit den besten und köstlichsten Speisen und Getränken, und wenn Ihr sehen werdet, daß sie trunken sind und ihre Waffen abgelegt und sich zur Ruhe begeben haben, so gebt uns ein Zeichen mit der Rathhausglocke, dann wollen wir auf sein und sie alle überfallen und erschlagen!“ Diesem Rathe und Gebote sind ihre Weiber und Töchter getreulich gefolgt und, während jene sich selbst mit ihren Waffen und Wehr sich verborgen gehalten, haben sie jenen mit Speise und Trank freundlich aufgewartet. Nachdem dies eine Zeit gedauert, haben sie die Rathsglocke geläutet, da sind ihre Männer und Brüder herbeigekommen und haben unzählig viele Tartaren erschlagen, so daß gleichsam ein kleiner Bach von dem Blute der Ungläubigen geflossen ist bei der Pfarrkirche bis zu dem Thore und die Bürger haben also mit Freuden den Sieg behalten wider die Ungläubigen.

Zum Andenken an diese Begebenheit hat man aber im Rathskeller zu Neumarkt den Rock und Mantel der Kaiserin den Durchreisenden gezeigt, ihr Hemde aber wird in der Stadtkirche bewahrt und in dem Keller eines Bürgerhauses wird ihr Grab vorgewiesen. *)

In der Kirche zu Liegnitz zu St. Peter und Paul wird heute noch ein Gebein von einer Tartarischen Riesin gezeigt, welches ihr os sacrum gewesen sein soll und ebenso wird im Dom zu Breslau ein mit Perlen und Edelsteinen reich verzierter Mantel vorgewiesen, den die Fürstin einst getragen haben soll.

176. Das Ohrenfest zu Wahlstatt.

Jedes Jahr wird in Wahlstatt am Sonntag nach dem 9. April das sogenannte Ohrenfest gefeiert. Dasselbe hat seinen Namen davon, daß die Tartaren nach der bekannten Schlacht mit den Schlesiern und Polen, so viele ihrer noch auf der Wahlstatt waren, jedem erschlagenen Christen die Ohren abschnitten, mit ihnen neun Säcke anfüllten und solche dem Khan Batu schickten, um dadurch die große Niederlage der Christen anzudeuten. An diesem Tage wallfahren jedes Jahr große Schaaren von Menschen aus Liegnitz und der Umgegend nach Wahlstatt und in den dortigen Kirchen wird von den Geistlichen der Hergang der furchtbaren Schlacht verkündet, und die Gemälde am Altar und an der Decke der katholischen Kirche daselbst

*) S. Schles. Labyrinth S. 693.

ſtellen Scenen der Schlacht dar, ſowie der Altar der evangeliſchen Kirche auf derſelben Stelle ſteht, wo Heinrich der Fromme ſeinen Märtyrertod erlitten haben ſoll.

Was nun die Schlacht ſelbſt anbelangt, ſo hatte die h. Hedwig, obwohl ſie den Untergang des Schleſiſch-Polniſchen Heeres und den Tod ihres Sohnes, des Herzogs Heinrich II. vorausſah, denſelben dennoch zum Kampfe für die heilige Sache des Chriſtenglaubens angefpornt, dann aber begab ſie ſich mit ihrer Schwiegertochter in das feſte Schloß Croſſen, ihr Sohn aber, nachdem er in der Stadt und dem Schloſſe zu Liegnitz alles geordnet und den Bürgern alle für den Fall ſeines Todes nöthigen Verhaltungsregeln gegeben, ritt er muthig mit den Seinen den 9. April 1241, einem Montag, dem Breslauer Thore zu. Als er unweit der Marien-(Nieder-)Kirche anlangte, fiel ein Dachziegel vom Thurme, welcher ihm beinahe den Schädel geſpalten hätte; da riethen Einige, er ſolle, ob dieſer ſchlimmen Vorbedeutung, heute nicht losſchlagen, ſondern umkehren, der Herzog ließ ſich aber dadurch nicht beirren, ſondern zog muthig zum Thore hinaus gerade auf den Feind los. Das Schleſiſch-Polniſche Heer beſtand aus 5 Heerhaufen, das Tartariſche aus eben ſo viel, nur daß dieſe 450,000 Mann, jene blos 30,000 Mann ſtark waren. Der Angriff ward von Boleslaus, dem Sohne des Herzogs von Mähren, gemacht mit ſeinem Fußvolk und den Goldberger Bergleuten, ſie ſchlugen das erſte Treffen der Tartaren, drangen aber zu hitzig vor, ſo daß ſie bald ins Gedränge kamen und von den Feinden buchſtäblich erdrückt wurden, ſie kamen faſt alle um, ihr Anführer Boleslaus ebenfalls. Bei dieſer Gelegenheit geſchah es, daß der Herzog Heinrich, ſehend wie die Tartaren den tapfern Mährenherzog von einem Hügel hinunterdrängten, zu einem ſeiner Edeln, Hans von Haugwitz, der einen Trupp Landvolk befehligte, ſagte: „Hans, räch' mir den Berg!" Alsbald machte derſelbe ſich auf und vertrieb die Tartaren von dem Hügel. Davon bekam er und ſeine Nachkommen den Namen Rechenberg, und darum haben die Rechenberge und die Haugwitze daſſelbe Wappen. Nun kamen das zweite Treffen unter Suliſlav, dem Bruder des Wojewoden von Krakau, aus Groß- und Kleinpolen beſtehend, und das dritte, welches Mieslaw, Herzog von Ratibor und Oppeln anführte und aus ſeinen Unterthanen aus Oberſchleſien beſtand, dem erſten, obwohl zu ſpät, zu Hilfe. Anfangs ſchienen dieſe im Vortheil zu ſein, denn die Bogenſchützen namentlich thaten den nackten Barbaren bedeutenden Schaden, allein plötzlich ritt ein unbekannter Reiter um dieſe zwei chriſtlichen Heerhaufen und ſchrie Byagayeze, Byagayeze oder Biegaz (d. h. Fliehet, fliehet) *). Herzog Mieslaus hörte die Stimme des Tartaren und vermeinte, er thäte es aus guter Abſicht, weil ſeine Schaar geſchlagen wäre, da ergriff er die Flucht, ſeine Leute hinter ihm drein und ſo kam Alles in Unordnung und Verwirrung. Als Heinrich ſolches inne ward, ſoll er geſeufzt und ausgerufen haben: „Gorczeszenum stalo (ach, es widerfährt uns höchſt Trauriges!)" Er munterte hierauf den Großmeiſter des deutſchen Ordens in Preußen, Pompo, der mit ſeinen Rittern und

*) Nach Andern war es ein Mißverſtändniß. Der Polenherzog rief zabieszcze (d. h. ſchlagt todt), die Oberſchleſier aber mißverſtanden es und glaubten den Ruf bieszcze (flieht) zu hören und wiederholten ihn durch alle Reihen.

Knechten das vierte Treffen bildete, auf, den weitern Kampf zu wagen und so rückten denn die letzten zwei christlichen Heerhaufen herzhaft vor, nahmen die weichenden Oberschlesier und Polen in ihre Reihen auf, schlugen den vordringenden Feind zurück und erneuerten die Schlacht. Als nun Heinrich und Pompo auf diese Weise den Feind verfolgten und den letzten Haufen der Barbaren gewaltig bedrängten, da schwenkte plötzlich der Fähnrich dieses Haufens eine Fahne, in deren [illegible] sich ein ✕ oder ✕ gemalt befand. An der Spitze der Fahne war ein greuliches schwarzes Menschenhaupt mit einem Barte sichtbar, aus welchem ein so betäubender und scheußlicher Dampf und Gestank hervorquoll, daß die verfolgenden Christen davon wie in einen dichten giftigen Nebel eingehüllt den Feind nicht mehr zu sehen vermochten und entkräftet niedersanken. Die Feinde, dies wahrnehmend, schrieen einander zu, wandten sich um und griffen die Christen von Neuem an. Die Reihen der Tapfern wurden durchbrochen, die Ordnung löste sich auf und ein gräßliches Blutbad folgte. Der Hochmeister Pompo blieb mit dem größten Theile seines Gefolges auf dem Platze, der Ueberrest ergriff die Flucht. Nur das winzige Häuflein, das bei Heinrich noch ausharrte, widerstand fruchtlos. Als jedoch die Feinde in hellen Haufen ihn rings umgaben, ermahnten ihn seine Edelleute und Diener, das Leben zu retten, allein es war zu spät. Zwar kam er anfangs etwas wieder aus dem Gedränge, es begleiteten ihn Sulislav, Clemens, Castellan zu Glogau, Conrad Conradowitz, Johann Ivanowitz, und es schien als wäre er geborgen. Da fiel plötzlich sein Pferd von den vielen erhaltenen Wunden todesmatt zu Boden. Ivanowitz brachte nun zwar ein frisches, das er dem Kammerdiener Rosciclaw abrahm, Heinrich bestieg es auch und wollte eben fortreiten, als eine neue Schaar Tartaren hinter der Höhe von Wahlstatt hervorbrach und ihm den Weg verrannte. Der Herzog hieb stark unter die Feinde und trieb sie von sich ab, eben hatte er wiederum den Arm mit dem Schwerte gehoben, um einen Tartaren zu erlegen, da geschah es, daß ein anderer Mongole ihm die Lanze unter dem aufgehobenen Arm durchrannte und er todt vom Pferde fiel. Seine Gefährten blieben alle gleichfalls auf dem Platze bis auf Ivanowitz, der mit 12 Wunden bedeckt sich nach dem nahegelegenen Dorfe rettete, wo er drei flüchtige Christenstreiter antraf, mit diesen kehrte er nochmals um und tödtete von neun Tartaren, die ihn verfolgt hatten, acht, den neunten aber nahm er gefangen. Hierauf begab er sich nach dem Schlosse zu Liegnitz, wohin sich die Einwohner der gleichnamigen Stadt, nachdem sie selbige selbst in Brand gesteckt, gerettet hatten. Als nun die Tartaren anrückten und die Besatzung zur Uebergabe aufforderten, da antwortete ihnen derselbe Ivanowitz*): „Für den einen gebliebenen Herzog haben wir deren vier, seine Erben, auf dem Schlosse, für die wir Gut und Blut einsetzen und uns bis auf's Aeußerste vertheidigen werden.“ Als nun die vor dem Schlosse gelagerten Heiden sahen, daß sie hier so schnell nichts ausrichten würden, sahen sie von einer weitern Belagerung ab, zogen davon und warfen das Haupt des frommen Heinrichs, welches sie nach seinem Falle auf jenem Hügel zu Wahlstatt, wo jetzt der Altar der lutherischen Kirche steht, abgehauen und auf eine Lanze gesteckt mitgenommen hatten, in den Koschwitzer

*) Wahrscheinlich hieß er Ivan von Nostitz. Er besaß das Dorf Ivanowitz bei Liegnitz.

See (½ Meile von Liegnitz) und zogen Alles verheerend durch das Jauer'sche und Schweidnitz'sche nach Ottmachau, wo sie 14 Tage lagerten, dann rückten sie durch Oberschlesien, ebenfalls Alles verwüstend, nach Mähren, hauseten dort nicht besser und berennten im Juni Olmütz. In dieser Festung commandirte der dorthin zum Entsatz von König Wenzel geschickte Böhmische General Sternberg, der sich erst durch nichts zu einem Angriff auf die Tartaren verlocken ließ, als dieselben aber dadurch sorglos geworden waren und keine Wachen in ihrem Lager mehr ausstellten, überfiel er sie einst des Nachts und rieb sie fast gänzlich auf, wobei der Feldherr der Tartaren Batu selbst mit umkam. Die Reste des Tartarenheeres zogen von da nach Ungarn und räumten bald darauf auch dies Land, indem der Tod des Großkhan Oktai sie nach Asien zurückrief.

Die hochbetrübte Herzogin Anna, welche erst am 11. April die Nachricht von dem Tode ihres Gatten erhielt, eilte stracks nach Liegnitz und suchte mit großem Eifer den Leichnam ihres Gemahles. Sie fand ihn endlich ohne Kopf, doch kenntlich durch die sechs Zehen des linken Fußes. Sie ließ ihn nebst den Leichen vieler Vornehmen nach Breslau führen und dort im Kloster St. Jacob, jetzt St. Vincenz genannt, mitten im Chor beisetzen, weil er dieses Kloster zu bauen begonnen hatte, seine Gemahlin aber den Bau zu vollführen gedachte. Hier hatte er auch ein marmornes Denkmal, auf welchem er im Küraß, darüber mit einem langen, durch ein Kleinod auf der Brust zusammengehaltenen Rock, während er mit dem Fuße auf einen Tartaren tritt, eine Sturmhaube, darauf ein Fürstenhut, auf dem Haupte, in der Rechten mit einem Spieße, in der Linken einen Schild mit dem fürstlichen Adler haltend, abgebildet ist. Das Kloster ist jedoch im Jahre 1529 der Türkengefahr wegen abgebrochen und die Vincentiner in das Kloster St. Jacob versetzt worden. Das Grabmal ist jedoch noch zu sehen. Auf der Stelle aber, wo die Herzogin den Leichnam fand, erbaute sie ein stattliches Kloster und nannte es Wahlstatt. Uebrigens fielen in jener Schlacht die meisten der schlesischen Ritter, allein 34 Rothkirche aus dem Hause Panthen, davon neun an der Seite des Herzogs.

177. Die Entstehung der Privilegien der Liegnitzer Bäcker und Fleischer.

(Nach Thebesius Th. II. S. 79 ꝛc. bei Sammter, Chronik von Liegnitz. Liegnitz 1861 S. 145.)

Kurz vor dem Tode der h. Hedwig († 15. October 1243) sollte die Verlobung der Elisabeth, Tochter Heinrichs des Frommen, mit Boleslaus, Königs Wenzel von Böhmen, stattfinden, allein da die Prinzessin erst 12, der Prinz gar erst 15 Jahr alt war, so beschloß man die Hochzeit bis zum Jahre 1248 auszusetzen. Doch dauerte den Verliebten die Zeit zu lange und die Braut befand sich bald in gesegneten Umständen. In einem verborgenen Winkel des Liegnitzer Waldes genaß sie eines jungen Prinzen. Sie wußte nirgends einen sichern Zufluchtsort um ihre Schande zu verbergen. Der Prinz und die Prinzessin, welche in einem abgelegenen Hause wohnten, versahen das neugeborne Kind mit einem Halsbande als Kennzeichen und der Prinz trug es in den Liegnitzer Wald. Hier legte er es in den Kober zweier Liegnitzer Bürger, so Holz gekauft und sich auf kurze Zeit entfernt

hatten; einer war ein Fleiſcher, der andere aber ein Bäcker und dieſer nahm ſich des gefundenen Kindes an, ließ es taufen und gab ihm den Namen Friedrich. Die fürſtlichen Eltern, die zu Brandeis in Böhmen reſidirten und ſich inzwiſchen vermählt hatten, begaben ſich nach 9 Jahren nach Liegnitz, kehrten bei dem Bäcker ein, nahmen ſich mit Freuden des Kindes an und im Jahre 1262 ward vom Könige von Böhmen das den Bäckern deshalb gegebene Privilegium, nämlich das freie Mahlen in der Hofmühle zu Liegnitz beſtätigt, die Fleiſcher aber erhielten ein anderes Privilegium, nämlich für immer ihren Holzbedarf für den Kuttelhof gratis aus der Stadthaide holen zu dürfen. Dieſer Prinz ward ſpäter von Clemens IV. legitimirt und bekam Striegau.

178. Der ſchwarze Friedrich zu Liegnitz.

(S. Büſching, Volksſagen [Leipzig 1820] S. 61 ꝛc.)

Vor zweihundert Jahren hauſete in der Gegend von Liegnitz ein grauſamer Räuber, der ſchwarze Friedrich oder der Bruchmörder genannt, ein Menſch von bewanderungswürdiger Liſt und Stärke. Alle Spione täuſchte er, allen Nachſtellungen wußte er zu entgehen, und wo keine Liſt half, da wirkte ſeine mächtige Fauſt, mit der er ſeine Armbruſt ſpannte und eine ganze Stunde weit ſchoß.

Dieſer Menſch hielt eine große Bande in Eid und Pflicht und machte die Gegend weit und breit ſo unſicher, daß die Einwohner ihres Lebens nicht froh wurden. Niemand wagte ſich ohne ſtarkes Geleite auf die Straße und ſelbſt ganze Schaaren von Begleitern ſchützten nicht, wenn der ſchwarze Friedrich mit allen ſeinen Blutgeſellen anrückte. Große Preiſe waren auf ſeinen Kopf geſetzt, aber Niemand konnte den Aufenthalt deſſelben ergründen.

Nun ging in der Schenke eines bei Liegnitz gelegenen Dorfes lange Zeit ein junger wohlgebildeter Mann aus und ein, um ſich, wie man bald ſah, um die artige Tochter des Wirthes zu bewerben. Das Mädchen war ihm nicht unhold und da er ſowohl durch ſeine Kleidung, als auch durch ſeinen Aufwand verrieth, daß er nicht arm war, ſo hinderten die Eltern dieſe Bewerbung nicht, ja ſie erlaubten ſogar, daß er ohne Zeugen mit ihrer Tochter ins Feld oder Sonntags in die Kirche nach Liegnitz gehen konnte. Eines Tages kam aber das Mädchen nicht wieder nach Hauſe, man durchſuchte alle Winkel, wo ſie ſein könne, vergebens, ſie war verloren, und auf einmal kam das Gerücht zu ihren Ohren, daß der ſchwarze Friedrich geſehen worden ſei, wie er, in vollem Jagen, ein Frauenzimmer feſt in den Armen haltend, nach dem Bruch zu geritten ſei. Es war die Wirthstochter, einer der Geſellen des Räuberhauptmanns hatte die Rolle des Verliebten geſpielt, um das Mädchen in die Hände ſeines Gebieters zu ſpielen.

Kaum war ſie in der Höhle des Räubers angekommen, ſo nahm er ihr einen fürchterlichen Eid ab, daß ſie dieſe Höhle ohne ſein Wiſſen nie verlaſſen wolle. Er drohte im Uebertretungsfalle, ihre Eltern auf eine grauſame Art zu ermorden und ſie ſelbſt langſam zu Tode zu martern. Das Mädchen mußte natürlich den Eid leiſten. Von nun an war ſie ganz in der Gewalt dieſes Wütherichs, mußte ſeine Häuslichkeit beſorgen und ihm zur Frau dienen. Das Tageslicht erblickte ſie nur Minuten lang, ſo lange

sie damit zubrachte, die eiserne Thüre der Höhle dem ankommenden oder abgehenden Friedrich zu öffnen. Mit den Andern geraubten Kleidern und Schmuckgegenständen mußte sie sich dann putzen und wenn sie dies nicht wollte, oder überhaupt klagte und weinte, erhielt sie Schläge. So hatte sie eine lange jammervolle Zeit geschmachtet, als ihr Friedrich eines Tages ankündigte, er habe jetzt einen weiten Zug in das Böhmerland vor; sie mußte ihm noch einmal schwören, die Höhle nicht zu verlassen, und dann nahm er zärtlichen Abschied.

Mit neuer Stärke erwachte jetzt in der Armen die Sehnsucht nach Freiheit und den Ihrigen, allein da stand ihr ihr Eid entgegen, den sie nicht brechen konnte, und überdies schreckte sie die Furcht vor Friedrich und seinen Gesellen von jeglichem Fluchtversuche ab. Indessen sie fand einen Ausweg, sie hatte nur geschworen, die Höhle nie zu verlassen, sie beschwichtigte also ihr Gewissen damit, daß sie annahm, auf kurze Zeit könne sie schon aus der Höhle weggehen, nur müsse sie allemal wieder dahin zurückkehren. Sie zog sich also ordentlich an, steckte zur Vorsicht um den Weg nach der Höhle wieder zu finden, ein Säckchen mit Erbsen zu sich, öffnete mit einem der zahlreichen Dietriche, die Friedrich zurückgelassen hatte, die eiserne Thüre, suchte dann den ersten besten Fußsteig und ließ auf demselben in kleinen Zwischenräumen Erbsen fallen, um sich wieder zurecht zu finden. Sie wagte nicht zu den Ihrigen zu gehen, weil sie fürchtete von denselben zurückgehalten zu werden, sie wendete sich also nach Liegnitz und beschloß dort in eine Kirche zu gehen, um hier Gott um Beistand und Erleuchtung über das, was sie thun solle, zu bitten. Als sie in die Kirche zu St. Peter und Paul eintrat, ward gerade ein feierliches Abendmahl gehalten, sie warf sich voll Inbrunst vor dem Altar nieder und betete in glühender Andacht zu Gott um Rath und Hilfe. Da kam ihr auf einmal ein glücklicher Gedanke, sie eilte in halber Todesangst durch die Betenden und sprach leise, ohne Jemanden anzusehen: „Höret was ich Euch sagen werde! Wer den Weg zu der Höhle des schwarzen Friedrichs wissen will, der folge mir.“ Mit diesen Worten lief sie zur Kirche hinaus, man hatte sie jedoch verstanden, ein großer Haufe Leute folgte ihr von weitem und immer mehrere stießen unterwegs dazu. Als sie aber in die Höhle trat, hörte sie auf einmal ihren Namen rufen, erschrocken sprang sie zurück und winkte der Schaar, die ihr folgte. Friedrich stand in der Höhle, vor der eisernen Thüre, er war vorzeitig zurückgekehrt, allein jetzt konnte er nicht wieder entrinnen, die Begleiter des Mädchens packten und entwaffneten ihn und schleppten ihn nach Liegnitz, das Mädchen aber kehrte zu ihren Eltern zurück. Sie erhielt eine ansehnliche Belohnung von dem Rathe zu Liegnitz und der schwarze Friedrich ward im Jahre 1661 hingerichtet. Sein Bogen wird übrigens noch zu Liegnitz gezeigt. Man hat ein altes Volkslied hierüber, welches indessen diese Begebenheit anders erzählt:

Ein Mörder in diesem Land,
Der schwarze Friedrich genannt,
Hat durch diesen Bogen viel Leut' getödt;
Er auch ein solches Pfeifflein hätt,
Wenn er das pfiff, sehr viel Gesellen
Zum Raub und Mord sich bald einstellen.
Einstmals ein' Magd gefangen nahm,
Die braucht er viel Jahr ohne Scham
Zum Laufen zur gewissen Stund',
Daraus sehr große Lieb' entstund.

Endlich auf sehr Bitten und Flehen,
Erlaubt er ihr in die Stadt zu gehen,
Doch mußt' sie sich verschwören viel,
Daß sie ihn nicht verrathen will.
Nachdem die Magd in die Stadt ist kommen,
Hat sie ihn doch zu verrathen vorgenommen,
Damit sie aber ihren Eid nicht gebrochen,
Hat sie die Wort' zu einem Stein gesprochen;
Bei St. Peter und Paul Kirchen ist geschehen,
Dies haben viel Menschen gehört und gesehen.
Sprach: „Stein, Dir will ich deuten an
Wie man den Mörder bekommen kann.
Alle Tag' wenn die zwölfte Stund' ablief,
Muß ich ihn laufen, bis daß er schlief,
Damals ist er wohl zu bekommen,
Allein muß werden in Acht genommen,
Daß man vor's erst nimmt sein Hut und Pfeifelein,
Sonst bekommt Ihr nicht das Vögelein."
Darauf ward er bald gefangen
Und hat seinen rechten Lohn empfangen.
Zum Gedächtniß in 1661 Jahr
Dieser Bogen vom Rathhaus herein verehret war. *)

179. Der Teufel zu Bernstadt.

Im Jahre 1643 saßen drei Leinewebergesellen beisammen und tranken; als die Trunkenheit ihren Verstand zu umnebeln anfing, da brachte einer dem Teufel ein Glas zu, auf einmal stand derselbe vor ihm, packte ihn bei den Füßen und rannte ihn mit dem Kopfe an die Wand. Erst als derselbe zweimal den Namen Jesus aussprach, ließ ihn der Satan wieder fahren und fuhr dann, indem er zwei starke Balken in der Decke zerriß, zum Dache hinaus.

180. Das Perlenhalsband der Haugwitze.

(S. Gedicht S. 52.)

Polnisch-Wartenberg kam als freie Standesherrschaft an die Edeln von Haugwitz durch Kauf von König Mathias; bei dieser Familie blieb es bis zum Jahre 1661, wo es die Grafen von Dohna erwarben. Als nun aber die Haugwitze noch auf dem dortigen Schlosse residirten, soll sich folgende sonderbare Begebenheit zugetragen haben.

Eine Frau von Haugwitz erwachte des Nachts an der Seite ihres Gemahls und sah auf einmal das Gemach von einem seltsamen Lichtschimmer erleuchtet, an ihrem Bette aber stand eine kleine Zwergin mit einem glänzenden Perlendiadem auf dem Haupte. Als nun die Edelfrau über diesen wunderlichen Besuch sehr erschreckte, da sprach jene zu ihr: „Fürchte Dich nicht, denn ich will Dir wohl und bin ein Geist Deines Hauses, ich werde Dir hier ein Geschenk zurücklassen, das bewahre wohl, denn so lange es bei Deiner Familie sein wird, wird dieselbe grünen und blühen, wenn es aber verloren ist, dann wird auch sie untergehen." Darauf legte sie das Diadem der Freifrau aufs Bett und verschwand. Als dieselbe am andern Morgen früh erwachte, lag auch das Halsband auf dem Deckbette, sie hob es auf und trug es zu ihrem Gemahl, der es treulich aufhob und so erbte es fort von Vater auf den Sohn und immer so fort. Einmal aber wäre es beinahe verloren gegangen, denn einer seiner Nachkommen wollte probiren,

*) Aehnlich ist unten die Sage Nr. 195.

woraus das Halsband bestehe und versuchte deshalb eine Perle mit einem Steine zu zerschlagen. In demselben Augenblicke aber, wo er darauf schlug, that es bei heiterem Himmel einen furchtbaren Knall durch das ganze Haus, und als die Bewohner hinauseilten, da hatte das ganze Haus vom obersten Gipfel an bis zur Schwelle einen starken Riß bekommen. Seit dieser Zeit hat sich nie Jemand wieder auf solche Art an dem Halsbande vergriffen.

181. Die Erbauung des Klosters Trebnitz.

(Nach Büsching S. 17 ꝛc. Gödsche S. 57 ꝛc.)

Herzog Heinrich I., auch mit dem Barte genannt, der Gemahl der frommen Hedwig, die in die Zahl der Heiligen versetzt und die Schutzpatronin Schlesiens ward, ritt einst in den waldigen Höhen, dort wo jetzt im Thale Trebnitz ein Kloster liegt, um zu jagen. Entfernt von seinem Gefolge kam er in das Thal hinab und stürzte unvermuthet mit seinem Pferde in einen Sumpf, und da er keine Möglichkeit sah sich zu retten, so wandte er sich in inbrünstigem Gebet an seinen Gott und Vater. Und der Engel des Herrn, gehüllt in die Tracht eines Köhlers, trat zu ihm, reichte ihm einen Baumast und rettete ihn, der Herzog aber kniete hin, dankte Gott und gelobte, ein Kloster an dieser Stelle zu bauen. Der Bau begann im Jahre 1203 und dauerte über 16 Jahre, als nun aber derselbe endlich fertig war, da weihte es der fromme Bischof von Breslau, Cyprian, zu einem adligen Jungfrauen-Kloster und führte die Nonnen, welche die h. Hedwig aus dem Cisterzienserkloster zu Bamberg, wo ihr Bruder Egbert Bischof war, hatte kommen lassen, darin ein, der Herzog aber ließ demselben reiche Schenkungen zufließen, indeß hatte er ihm noch keinen Namen beigelegt. Da frug er die Nonnen, ob sie noch etwas bedürften, sie aber antworteten polnisch trzeba nic (es bedarf nichts), worauf der Herzog antwortete: „Nun soll das Kloster Trzeba nic (Trebnitz) heißen. Der Name ist ihm geblieben und das Kloster gehört heute noch zu den beliebtesten Andachtsorten der Schlesier und Polen. Auch der Herzog Heinrich liegt in der dasigen Stiftskirche begraben und in dem Gewölbe hinter dem Altar, auf der Stelle, wo er einst versunken war, quillt ein Brunnen hervor, dessen klares Wasser die Wallfahrer trinken und dem man heilende Kräfte zuschreibt. Es knüpfen sich aber an diesen Ort noch verschiedene andere Erinnerungen aus dem Leben der Heiligen.

Während das Kloster noch im Bau begriffen war, kam die h. Hedwig oft hierher, um denselben zu überwachen und die Arbeiter aufzumuntern. Nun mußte sie, wenn sie hierher kam, bei Obernick an einem Teich vorbei, wo sie sich ihre Füße zu waschen pflegte, dieser Teich heißt deshalb heutigen Tages noch der Hedwigsteich. Desgleichen steht bei Trebnitz auf dem Wege nach Breslau linker Hand eine alte Kapelle, Hedwigsruh, weil die Heilige auf dieser Stelle auszuruhen pflegte. Im Buchwald bei der Eremitage ist ein Brunnen, der Hedwigsbrunnen genannt, auf dem Grunde desselben sieht man bei hellem Sonnenschein einen goldenen Ring blinken, aber Niemand kann ihn herauf holen. Dies geht so zu. Als die h. Hedwig einmal in den Wald gegangen war, um Kräuter für Kranke zu suchen, da begann sie sehr zu dürsten und es war kein Wasser im ganzen Umkreise zu finden, womit sie ihren Durst hätte löschen mögen. Da kniete sie nieder, betete zu

Gott und warf dann ihren goldenen Fingerring hinter sich. Wo aber der Ring zur Erde gefallen, da sprudelte auf der Stelle eine schöne und klare Quelle hervor, an der sich die Heilige stärkte. Später hat sie dabei eine Klause und ein Kirchlein erbaut.

182. Die Wahrzeichen von Wohlau.

(S. Gobsche S. 63.)

Die Stadt Wohlau hat einen Ochsen in ihrem Wappen. Dies soll auf ihre Entstehung deuten. Einst (im 12. Jhdt.) sind einem Bauer aus einem Dorfe in der Nähe der Stadt seine Ochsen davon gelaufen, als er sie suchte, fand er sie hier grasend und überhaupt an dieser Stelle eine so herrliche Weide, daß er beschloß, sich hier anzusiedeln. Dies that er auch und seinem Beispiele folgten mehrere andere. Davon hat die Stadt ihren Namen, denn wol heißt im Polnischen der Ochse. Ein anderes Wahrzeichen der Stadt besteht darin, daß das Wasser hier über's Kreuz fließt.

183. Die Mordbrennerbande Wein-Hansen, Wampe-Görgens und Schramme-Hansen zu Wohlau.

(S. Schles. Histor. Labyrinth S. 198 ꝛc.)

Im Jahre 1661 ist zu Wohlau eine unerhörte Execution mit einem gewissen Hans Liebmann, auch Weinhans genannt, seiner Frau Barbara Wildin, auch Kinderfresserin genannt, ihrem Sohne Hans Liebmann, desgleichen Hans Hahn, sonst Schrammhans genannt, und seiner Frau Barbara und ihrem Schwiegersohn Georg Wilde oder Wampe-Görge genannt, vollzogen worden. Sie sind nämlich mit glühenden Zangen unterschiedliche Male gezwickt worden, dann nach dem Galgen geschleift, dort gerädert und auf ein Kreuz gesetzt und hier mit Feuer zu Asche verbrannt worden. Dies ist geschehen, weil sie unzählige Male geraubt und gemordet, Häuser angesteckt, Frauen genothzüchtigt und Blutschande getrieben, namentlich aber weil sie von mehreren ermordeten Frauen und Kindern das Herz gefressen um unsichtbar zu werden und sich fest zu machen. Ihr Gestöhn soll man noch lange Jahre nachher auf dem Hochgericht bei Nacht gehört haben.

184. Der Name der Stadt Glatz.

(S. Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz. Neurode 1857, S. 141.)

Ueber den Ursprung des Namens der Stadt Glatz giebt es verschiedene Sagen. Die eine berichtet, Glatz habe ursprünglich Luca geheißen und dieser Name sei dem Orte Glatz von dem ersten Gründer gegeben worden, der Luca geheißen habe und über ein Fähnlein Volk ein berühmter römischer Hauptmann gewesen sei. Nach einer andern Sage hätte die Stadt ihren Namen von dem lateinischen Worte glacies (Eis), denn wenn man zur Winterszeit dahin gekommen ist, so soll die Stadt, da sie noch, wie damals gebräuchlich war, ganz niedere Häuser hatte, auf lauter Eis zu stehen geschienen haben. Andere erzählen, an der Stelle, wo jetzt Glatz stehe, habe Heinrich der Finkler einen Hunnenobersten, Glotz genannt, erlegt und zum

Andenken habe der Kaiser der Stadt den Namen Glotz, woraus dann Glatz geworden, gegeben.

In frühern Zeiten hing am Rathhause, der Taberne gegenüber, in freier Luft ein Klotz und dieser galt als Wahrzeichen derselben. Desgleichen war unter dem böhmischen Thore in der Mauer ein Klotz aus Stein ausgehauen und eingemauert und auch dieser galt als Wahrzeichen. Seine Bedeutung wird aber daraus erklärt, daß Glatz, ehe es ein Marktflecken ward, ein Ort von lauter Busch und Wald war. Als sich nun Menschen hier ansiedelten und die Bäume meistens ausgerodet wurden, hat außen auf dem jetzigen Markte ein großer Eichenklotz gestanden. Wenn nun die Leute aus den benachbarten Dörfern oder Flecken dahin reisen wollten, so sagten sie: „Wir wollen zum Klotz!" und davon hat die Stadt ihren Namen erhalten.

185. Die heidnische Jungfrau auf dem Schlosse zu Glatz.

(S. Chr. Aelurius, Glatzische Chronik. Leipzig 1625, S. 125 ꝛc. Darnach bei Büsching S. 12 ꝛc. und bei Wedekind S. 143 ꝛc.)

In uralten Zeiten soll zur Heidenzeit eine heidnische Jungfrau das Land Glatz regiert haben, allein in eitler Wollust, Ueppigkeit und Unzucht gelebt und sich der gräulichsten Zauberei beflissen haben. Sie war so kriegerisch und gewandt, daß sie mit ihrem Bogen und Pfeilen bis zu der großen Linde bei Eisersdorf an der Grenze des Glatzer Kreises (1 Meile südöstlich von Glatz an der Landecker Straße) schießen konnte. So wettete sie einstmals mit ihrem Bruder um einen hohen Preis, wer mit dem Bogen den Pfeil am weitesten treiben werde, ihr Bruder erreichte kaum den halben Weg, sie aber trieb ihren Pfeil vom Schlosse zu Glatz fast noch einmal so weit, nämlich bis zu der vorerwähnten großen Linde bei Eisersdorf, und gewann die Wette.

Diese Jungfrau hat nicht blos mit vielen Andern, sondern mit ihrem eigenen Bruder abscheuliche Unzucht getrieben, weshalb man ihr fleißig nachstellte, um sie gebührlich zu bestrafen. Von ihrer Zauberei war aber das ein Zeichen, daß sie starke Hufeisen mit den Händen zur Kurzweil zerbrach, ihren Zauberkünsten wegen gelang es aber nicht, ihrer habhaft zu werden, weil sie immer wieder entrann. Endlich glückte dies doch und nun soll sie in einem großen Saale am Thore, zwischen dem Ober- und Niederschlosse fest vermauert und darin umgekommen sein. Zum ewigen Gedächtniß dieser Begebenheit hat man an der Mauer über dem tiefsten Graben ihr Bildniß, das aus einem Stein ausgehauen war, eingemauert. Diesen ausgehauenen und eingemauerten Stein hat man bis ins 17. Jhdt. hinein allen Fremden gezeigt, die das Schloß zu Glatz besuchten. Sonst stand auch ihr Bild, schön und sauber gemalt, in dem sogenannten grünen Saale des Schlosses zu Glatz. An der Stelle der sogenannten Petri- oder Peter-Pauls-Kirche auf dem Oberschlosse hat bis ums Jahr 936, wo jene erbaut ward, ein Götzentempel, das sogenannte heidnische Kirchlein gestanden, aus dieser ward ein Götzenbild lange in der Burg zum Andenken aufbewahrt, kam aber im Jahre 1743 mit einer Trommel *), dem Bogen und dem goldenen Haar

*) Nach Andern wäre dies die Trommel, welche mit der abgezogenen Haut des Hussitengenerals Ziska überspannt war.

jener heidnischen Jungfrau (Baleska *), welches bis zum Jahre 1622 den Besuchern jenes Kirchleins hoch an der Wand an einem Nagel hängend gezeigt ward, nach Berlin in die Kunstkammer.

Man erzählt nun, daß sich diese Jungfrau in ihrer alten Kleidung noch oft auf dem Schlosse zu Glatz sehen läßt, sie thut aber Niemandem etwas zu Leide, wenn man sie zufrieden läßt und nicht hämisch von ihr spricht. Ein Soldat, der dies einst that, als er auf dem Posten stand, erhielt auf einmal von ihrer eiskalten Hand einen gewaltigen Backenstreich. Im Jahre 1621 ward der Geistliche Aelurius zu einem Soldaten gerufen, um ihm das h. Abendmahl zu geben, derselbe war im Gesicht sehr übel zugerichtet und sagte auf das Befragen des Geistlichen, wo dies herrühre, er hätte das Haar der heidnischen Jungfrau aus dem Kirchlein weggenommen, worauf sie in der Nacht zu ihm gekommen sei und ihn schrecklich gemißhandelt habe, wahrscheinlich würde sie ihn umgebracht haben, hätte nicht einer seiner Kameraden auf sein Bitten das Haar wieder in das Kirchlein zurückgetragen und dort aufgehängt.

186. Die große Linde bei Eisersdorf.

Die große Linde bei Eisersdorf soll so alt gewesen sein, als der heidnische Thurm daselbst. Obwohl sie mehrmals verdorrte, ist sie doch immer wieder von Neuem gewachsen. Einstmals soll sich die erwähnte Zauberin darauf gesetzt und von der Stadt Glatz viele zukünftige Dinge geweissagt haben. Unter andern hat sie gesagt, der Türke werde einst bis Glatz kommen und allda, wenn er durch die steinerne Brücke hinauf bis auf den Ring kommen werde, eine große Niederlage erleiden, weil ihm die Christen aus dem Schlosse herunter entgegenziehen und ihn auf dem Markte erlegen würden. Solches aber werde nicht eher geschehen, als bis eine ganze Schaar Kraniche durch die Brotbänke geflogen sein würden. Bis jetzt ist aber diese Prophezeihung noch nicht in Erfüllung gegangen.

187. Die Hexe zu Lewin.

(S. Aelurius, Chronik von Glatz S. 236 ꝛc.)

Im Jahre 1345 hat sich in dem Städtlein Lewin eine schreckliche Historie zugetragen. Es war darin ein Töpfer mit Namen Duchacz, welcher ein Weib hatte, die hieß Brodke und war voll teuflischer Zauberei. Als dieses bekannt wurde, ermahnten sie die Priester, von solchem bösen Thun abzustehen. Da begab es sich plötzlich, als sie ihre Geister zusammengerufen, daß sie eines plötzlichen Todes verstarb. Niemand wußte zu sagen, ob sie von bösen Geistern umgebracht oder sonst gestorben sei. Deshalb wollte man sie unter frommen Christen nicht begraben, sondern verscharrte sie an einem Scheidewege. Bald wurde jedoch verspürt, daß sie umging, zu den Hirten auf dem Felde kam, sich in allerlei Thiergestalten verwandelte, die Hirten erschreckte, das Vieh verjagte und nicht wenig Bekümmerniß verursachte. Bisweilen ließ sie sich auch noch in ihrer Gestalt, als sie lebte, sehen, kam so ins Städtchen Lewin und in die Dörfer, in der Leute Häuser

*) Aelurius sagt, er wisse nicht ob diese Jungfrau die Königin Libussa, oder die Polin Belda, oder die böhmische Zauberin Bauska gewesen sei.

unter mancherlei Gestalten, redete mit den Leuten, erschreckte sie und brachte manche sogar ums Leben. Da vereinigten sich die Bürger und Bauern, ließen die Leiche durch einen hierzu tüchtigen Mann ausgraben; nun konnten alle anwesenden Menschen sehen, daß sie die Hälfte des Schleiers, den sie auf dem Kopfe gehabt, in sich hinein gewürgt hatte; derselbe wurde ihr ganz blutig aus dem Halse gezogen. Hierauf ließ man ihr zwischen die Brust einen eisernen Pfahl schlagen, bald floß ihr Blut aus dem Leibe, nicht anders als aus einem Rinde, daß sich Alle verwunderten und dann ward sie wieder verscharrt. Aber nach kurzer Zeit ließ sie sich wieder sehen und öfters als zuvor, erschreckte und tödtete die Menschen und sprang mit den Füßen auf den Leichen umher. Deshalb wurde sie durch denselben Mann noch einmal ausgegraben und befunden, daß sie den eichenen Pfahl aus dem Leibe gezogen hatte und in den Händen hielt. Hierauf wurde sie sammt dem Pfahle verbrannt und die Asche im Grabe verscharrt. Zwar sah man an der Stelle nach etlichen Tagen einen schrecklichen Wirbelwind, die Hexe aber kam nie wieder.

188. Die bösen Juden zu Glatz.

(S. Wedekind, Gesch. d. Grafschaft Glatz S. 196.)

In Glatz befand sich früher eine große steinerne Säule, welche sich darauf bezog, daß die Juden aus der Stadt Glatz für ewige Zeiten verwiesen wurden, weil sie viele Lästerungen gegen den Sohn Gottes und seine Mutter, die h. Jungfrau Maria, desgleichen auch über die heiligen Sacramente des Neuen Testamentes ausschütteten. Namentlich haben sie im Jahre 1492 in Glatz ein altes Weib heimlich mit Geld und guten Worten dahin gebracht, daß sie die gesegnete Hostie, wenn sie communiciren würde, heimlich verstecken und ihnen bringen sollte, damit sie vielleicht nachher ihre Zauberei und Gaukelei mit derselben ausüben könnten. Als nun das Weib zum Tische des Herrn ging, hat sie das gesegnete Brod im Munde behalten und in einen Aermel fallen lassen, ist hernach hingegangen und hat es den Juden verkaufen wollen. Wie sie aber auf die Böhmische Gasse gekommen, hat sie es auf die Erde fallen lassen, welches eine Magd aufgehoben und dem Rathe soll angezeigt haben. Ein wohlweiser Rath der Stadt Glatz hat alsbald das schuldige Weib mit Gefängniß einziehen lassen und dieselbe hat auch die böse That ohne Verzug bekannt, darnach ist sie mit Zangen zerrissen und verbrannt worden. Bald darauf sind auch alle Juden aus Glatz vertrieben und es ist in demselben Jahre 1492 auf der Böhmischen Gasse auf derselben Stelle, wo sich die Begebenheit zugetragen, eine große steinerne Säule aufgerichtet worden. Später hat man die Säule verrückt, da sie im Wege hinderlich war, und an die Giebelwand des nächsten Hauses gesetzt und eingemauert, so daß man sie noch jetzt mit den ausgehauenen Figuren wohl erkennen kann.

189. Einem Mörder wird sein Tod vorausgesagt.

(S. Acturius S. 314.)

Ein Mörder und Straßenräuber hatte nicht weit von Jägerndorf einen reichen Kaufmann aus Neisse ermordet und 3000 ungarische Dukaten bei

ihm gefunden, welches Geld er sammt dem Pferde an sich genommen, den Leichnam aber heimlich verscharrt hatte. Nach einiger Zeit sitzt er in einem vornehmen Wirthshause zu Glatz, in welchem viele gelehrte Leute über Tisch von seltsamen Händeln und Begebenheiten, und auch von der Menschen Nativität reden, dabei auch vieler Exempel gedacht wird, wie manchem Menschen aus seiner Nativität seine Zukunft, ja auch sein Lebensende sei verkündet worden. Gedachter Mörder, der zwar von seinem Vorhaben abgestanden war — Peter Klimpt war sein Name —, nimmt solches in Acht und geht am folgenden Morgen zu einem hocherfahrenen Astrologen in Glatz, den er deswegen schon hatte rühmen hören, verehrt ihm fünf Dukaten und giebt ihm daneben die Stunde seiner Geburt, wie er sie von seinen Eltern erfahren, an. Gedachter Astrolog bescheidet ihn auf den folgenden Morgen wieder zu sich und will ihm dann das Geld wiedergeben, indem er sagt, er könne in dieser Sache nicht richten. Gedachter Klimpt spricht, er solle das Geld behalten und ihm gerade Alles heraussagen. Da spricht der Astrologus: „Weil Ihr es ja wissen wollt, so will ich es Euch anzeigen, doch wisset dieses zuvor: Astra non necessitant sed tantum inclinant. Ich finde aber, daß Ihr im 35. Jahre Eures Alters sollt aufs Rad gelegt und durch den Scharfrichter umgebracht werden, also hütet Euch davor und begeht keine solche Händel, die einen solchen Lohn bringen sollen". Hierüber erschrickt Klimpt, nimmt seine Sachen besser in Acht und hält sich darnach drei Jahre in Habelschwerdt auf und treibt einen Eisenhandel und führt ein ganz ehrbares Leben. Im vierten Jahre begeht er wieder zwei Morde in Mähren, worauf ihn sein Gewissen nagt, er an des Astrologen Worte gedenkt und sich in Troppau freiwillig dem Gerichte stellt, wo er dann im Jahre 1475 in seinem 35. Lebensjahre erst mit Zangen zerrissen und dann aufs Rad gelegt ward.

190. Hexen zu Glatz verbrannt.

(S. Wedekind S. 221.)

Im Jahre 1597 sind etliche Pillweissen (Hexen) von Ober- und Niederharsdorf, auch Droßky genannt, eingezogen und nachmals zu Glatz verbrannt worden. Es hatte eine Magd ihre Frau verrathen, von der sie ihre Schelmerei und Schmiererei gelernt hatte und auch mit ihr ausgefahren war. Und da hat es sich zugetragen, daß die Magd zwar mit auf den Hexenplan gekommen ist, aber ihre Zöpfe hat sie nicht Widersinnes um den Kopf gelegt. Darum sind die andern Pillweissen alle auf sie zugefahren und haben sie greulich zerkratzt, hätten sie vielleicht gar umgebracht, wenn nicht ihre Frau auf sie geschrieen hätte, daß sie sich bald auf ihre Kleider setzen solle, denn als sie solches gethan hat, haben sie dieselbe zufrieden gelassen und sind von ihr weggefahren, also daß sie gar allein geblieben ist. Als sie nachmals befragt worden, wer sie so zerkratzt hätte, hat sie Alles bekannt, wie es ihr unter den Pillweissen oder Hexen ergangen, hat dieselben genannt, worauf sie alle gefänglich eingezogen und verbrannt worden sind.

191. Der Teufel zu Neurode.

(Nach Aelurius S. 230 ꝛc. Poetisch behandelt bei Wedekind S. 209 ꝛc. und von einem andern Verfasser ebd. S. 772 ꝛc.)

Im Jahre 1540 hat sich zu Neurode bei Glatz eine wunderliche Historie zugetragen. Es hat nämlich dieses Gut ein gewisser Georg von Stillfried besessen, der mit einer gewissen Rosina von Schaffgotsch aus Hedwigsdorf verheirathet war. Derselbe hatte etliche Gäste auf das sogenannte festum Pantaleonis oder Knoblauchfest gebeten und Alles stattlich darauf zugerüstet. Aber die Gäste blieben länger aus, als er gedacht hatte, da ward der Junker ungeduldig und sagte im Zorn: „Ei so kommen alle Teufel aus der Hölle, wenn kein Mensch kommen will!“ Darauf geht er in die Kirche zur Predigt. Unter der Predigt kommen fremde seltsame Gäste in den Hof geritten und befehlen dem Knechte, er solle hin nach dem Junker gehen und ihm sagen, er solle heimkommen, die Gäste, die er gebeten, seien gekommen. Der Knecht zeigt's dem Junker an, dem wird angst und bange, er erinnert sich seiner Rede, und fragt darauf den Pfarrer, was er thun soll. Der Pfarrer räth ihm, er solle alsbald mit seinem Gesinde aus dem Hause weichen. Dies ordnet der Junker an und indem Jedermann, Knecht und Mägde in Furcht und Schrecken davoneilen, vergessen sie des kleinen Kindes, welches in der Wiege schläft. Die Teufel fangen an zu fressen, zu saufen, zu schreien und in allerlei wunderbarlichen Gestalten, als Löwen, Bären, Katzen, Wölfe ꝛc. zum Fenster hinauszusehen, das Gebratene, die Fische und Anderes zu weisen, daß es der Junker, Pfarr und Nachbar sehen. Indem fällt es dem Junker ein und er fragt: „Wo ist das Kind?“ Kaum hat er das Wort ausgeredet, siehe da trat ein langer, schwarzer, häßlicher Geist zum Fenster und trug das Kind auf den Armen, gleichsam als wenn er es den Eltern weisen wolle. Der gute Junker weiß nicht, wo er sich vor Angst und Schrecken wegen seines lieben Kindes hinwenden soll, hatte aber einen alten getreuen Knecht bei sich, den fragte er, was er thun soll. Der Knecht sagt: „Junker, ich will mich dem lieben Gott empfehlen und im Namen des Herrn hingehen und sehen, daß ich mit Hilfe Gottes dem Teufel das Kind nehmen möge.“ Der Junker ist damit wohl zufrieden. Darauf läßt sich der Knecht vom Pfarrer segnen und mit den Andern über sich beten, geht in das Haus bis vor das Gemach, worin die Teufel waren, kniet nieder und betet abermals und befiehlt sich dem Schutze des Allerhöchsten, macht hernach die Thüre auf und sieht da beisammen einen ganzen Haufen Teufel, die dasitzen, gehen, stehen, kriechen und schreien: „Hui, hui! was willst Du hier, was willst Du machen?“ Der Knecht geht schwitzend und schweigend und doch auf Gottes Hilfe bauend getrost auf den Teufel zu, der das Kind trug und spricht ihn mit Ernst an: „Hörst Du Teufel, gieb mir das Kind!“ — „Nein“, spricht der Teufel, „das Kind ist mein, gehe hin zu Deinem Junker und sage ihm, er soll selbst herkommen und das Kind holen.“ Darauf sprach der Knecht: „Ich bin jetzo in meinem Beruf, darin mich Gott gesetzt hat, und weiß, was ich darin thue, daß Gott, meinem Vater, dies angenehm ist; deshalb nehme ich im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes jetzo das Kind von Dir und bringe es wieder seinem Vater!“ Darauf greift er zu, reißt das Kind vom Arme des Teufels und obwohl

die Teufel gegrunzt, gemurrt, geschrieen und gedräuet haben, ihn ihn Stücken zu zerreißen, so ist er doch unbeschädigt davon gegangen und hat das Kind seinem Herrn wieder zugestellt.

Mehrere Jahre später *), als bei dem Knoblauchfeste abermals viele Gäste auf dem Schlosse zu Neurode versammelt waren, und nach der Mahlzeit die Becher fleißig in der Runde gingen, kam auch die Rede auf den Teufelspuk, worauf der Burgherr in tiefes Schweigen versank. Da brach Herr Heinrich Stillfried, der Aeltere, auf Steine, in ein lautes Gelächter aus, in welches mehrere der Tischgenossen dermaßen einstimmten, daß der ganze Saal erbebte. Verwundert und fragend blickte der Burgherr um sich und erfuhr nun, daß man sich damals nur in guter Absicht zur Ausführung dieses außerordentlichen Scherzes vereinigt habe, um Herrn George für sein gotteslästerliches Fluchen zu bestrafen und ihm dasselbe abzugewöhnen, worauf dieser nach kurzem Bedenken seinen Freunden dankbar die Hand schüttelte, und auch wirklich bei ihm Reue erfolgte, denn es hat der Ritter Georg von Stund an seine üble Gewohnheit des Fluchens gänzlich abgelegt. Der große Rittersaal im Schlosse zu Neurode, der im zweiten Stock nach Abend zu gelegen ist, jetzt aber seine ursprüngliche Bedeutung als Saal verloren hat, ist noch lange der Teufelssaal genannt worden.

192. Hexen zu Habelschwerdt.

(Nach Joseph Thamm, Chronik von Habelschwerdt S. 55. bei Wedekind S. 422.)

Im Jahre 1640 ist ein Weib verklagt worden, daß sie einen vertrockneten Menschen- oder Diebsdaumen bei sich trage, den ihr ein Scharfrichterknecht, den sie beherbergt hatte, wegen gutem Glücke zugeworfen und sich dafür Leinwand zu Strümpfen ausbedungen hatte. Der Finger mußte dem Gerichte ausgeliefert werden.

1650 klagte die gesammte Töpferzunft gegen einen ihrer Mitmeister, daß sein Weib einige geweihte Sachen beim Verkaufe der Töpfe gebrauche, um dadurch einen größern Absatz ihrer Waare zu erwirken.

1651 verklagte Jemand eine Frau, daß sie ihm durch zauberische media sein Vieh verderbt hätte, weissen er sie selbst ergriffen hätte, da sie vor seinem Garten auf der Wegscheide einige verbotene Zaubereien, benenntlich ein Seigetuch, worin kreuzweis ein Paar hundert Nadeln gesteckt, eingegraben hatte, auch von ihm von Zeit zu Zeit einige mobilia borgen thäte und nunmehr drei Jahre hintereinander ihm allezeit das junge Vieh weggestorben, daher er einige Muthmaßungen trüge, gestaltsam dieses Unglück von ihr hergekommen wäre; beschuldigte sie zwar nicht, dermaßen es ihm unmöglich wäre, dies zu beweisen, daß sie eine Hexe sei, allein stellte solches in ihr Gewissen.

193. Die Entstehung der Kirchen zu Neuendorf.

(S. Wedekind S. 109.)

Das Dorf Neuendorf im Habelschwerdter Kreise in einer Schlucht des Schneegebirges zeichnet sich durch ein überaus großes und prächtiges Gottes-

*) Dies nur bei Wedekind S. 212.

haus aus, welches an der Stelle der alten hölzernen, zu Ehren der h. Margarethe 1560 aus Holz errichteten und seit 1640 aus Stein umgebauten Kirche erbaut worden ist. (1703?) Eine zweite alte, neben der ebengenannten stehende, verdankt ihre Erbauung dem Schulzen desselben Ortes. Derselbe hatte im Jahre 1486 seine einzige Tochter Barbara im Walde verloren, daher gelobte er, der h. Barbara eine Kapelle zu erbauen, wenn er sein Kind wiederfände. Dies geschah; nach drei Tagen ward die Kleine mit Holzspähnen spielend, lächelnd und gesund wiedergefunden. Der Vater erfüllte sein Gelübde und erbaute die Kapelle.

Die vorhin gedachte größere neue Kirche soll aber auf folgende Weise entstanden sein. Ein Fürst, der in türkische Gefangenschaft gerathen war, that das Gelübde, der h. Jungfrau eine Kirche zu erbauen, wenn er seine Freiheit wieder erlange. Dies gelang ihm und bei seiner Ankunft in Wien entdeckte er dem Grundherrn von Mittelwalde sein Gelübde, sagte aber, er wisse nicht, wo er dasselbe erfüllen solle. Da kam ihm der Graf (Althann) mit dem Erbieten entgegen, daß dies auf seinen Gütern geschehen könne und wirklich wählte nun der Fürst den Platz zu Neuendorf.

194. Die Sage vom Ottenstein bei Hansdorf.

(Poetisch behandelt bei Wedekind S. 779.)

Der sogenannte Ottenstein bei Hansdorf soll der Wohnsitz einer hier begrabenen Zauberjungfrau, die man bald für eine der Mägde Libussas, bald für eine von dem Tartarenheere zurückgebliebene Frau nennt, sein. Sie soll sich jedoch nur alle hundert Jahre einmal sehen lassen.

Nach einer andern wahrscheinlichern Erzählung hätte hier zur Zeit des 30jährigen Krieges ein Bauer Namens Otto gewohnt, der vom Ertrage seiner Viehwirthschaft gelebt habe. Der habe, als die Schweden dorthin gekommen, seine Rinder gut versteckt gehabt, diese seien aber durch einen Verräther nach deren Verstecke geführt worden und hätten sie fortgetrieben, darüber sei der Mann so erbost worden, daß er selbst sein Haus in Brand gesteckt habe und mit den Seinigen fortgezogen sei. Die Trümmer desselben hätte das Volk „Otto's Steine" genannt und später habe der ganze Berg davon den Namen Ottenstein bekommen.

195. Die Sage vom Raubschlosse auf dem Quinga-Berge bei Volpersdorf.

(Poetisch behandelt bei Wedekind S. 777.)

Bei Volpersdorf, einem schönen Dorfe an der Waldiz, das bis ins Eulengebirge hinaufreicht, liegt der Klingen- oder Quinga-Berg und auf diesem die Ruinen eines alten Raubschlosses, welches am Ende des 15. Jhdts. zerstört worden sein soll. In und unter demselben hatte sich später eine Räuberbande angesiedelt, welche hier um so sicherer war, weil das Dorf damals noch sehr klein und nur nach Westen hin das Thal angebaut, der obere Theil aber durch dichten Wald und Morast so gut wie unwegsam war. Des Sonntags fanden sich nun aber beim Tanz im Kretscham des Dorfes plötzlich fremde Männer ein, die viel Geld aufgehen ließen und beim Trinken und Tanzen immer die thätigsten waren. Nun hatte aber von den anwe-

senden Dörflerinnen namentlich eine Magd aus der Mühle im Löwengrunde die Augen der fremden Gäste auf sich gezogen, sie stellten ihr eifrig nach und boten ihr vieles Geld, wenn sie mit ihnen in ihre Heimath, die sie freilich nicht näher bezeichneten, gehen wolle. Das Mädchen aber traute ihnen nicht, indem sie des vielen Geldes wegen, welches sie zeigten, in ihnen Räuber vermuthete. Zwar hatte sich die Bande bisher stets gehütet, in der nächsten Nähe ihres Schlupfwinkels selbst Verbrechen zu begehen, allein schließlich war doch die Kunde von der Existenz einer solchen in dieser Gegend bis ins Dorf gedrungen, und als nun die Magd ihrem Herrn ihre Noth klagte, wie sie sich vor den zudringlichen Menschen nicht zu retten wisse, da gab er ihr den Rath, sie solle den nächsten Sonntag, wenn sie wieder zu Tanze gehe, scheinbar einwilligen und mit jenen fortgehen, er werde sorgen, daß sie beobachtet, unbemerkt begleitet und ihren Verführern entrissen werde. So geschah es auch, am nächsten Sonntage fanden sich die Räuber aufs Schönste geputzt wieder ein, das Mädchen erhörte sie diesmal, fand aber Gelegenheit, ehe sie zusammen fortgingen, einigen der jungen Burschen, die bereits von der Unternehmung unterrichtet und deshalb wohl bewaffnet gekommen waren, einen Wink zu geben. Diese folgten ihrer Spur, welche, weil sie überall unterwegs Erbsen fallen ließ, leicht zu finden war, durch Dick und Dünn und so langten sie denn plötzlich auf dem Gipfel des Klingenberges an, wo sie sich plötzlich vor dem Gemäuer einer alten Schloßruine sahen. Hier hörte aber die Spur auf, plötzlich sahen die Verfolger aber, wie die Magd gleichsam um sich umzusehen aus einem der offenen Fenster heraus schaute. Zwar ward sie sogleich von den Räubern wieder zurückgezogen, allein die Verfolger hatten genug gesehen, sie schlugen die Thüre ein, welche in das Innere der Burg führte und von den Räubern doch nicht fest genug verrammelt war und überfielen die nichts ahnenden Räubergesellen. Zwar widersetzten sich dieselben so gut als möglich, allein die Uebermacht war zu groß, sie wurden überwältigt und entweder getödtet oder gefangen genommen, das muthige Mädchen aber hatte schon während des Ueberfalls Gelegenheit gefunden sich zu flüchten. Bei dieser Gelegenheit ward jedoch Alles zerstört, was bis dahin noch von dem Schlosse übrig gewesen war und jetzt sind eben nur noch wenige Spuren davon übrig.

196. Das Hummelschloß.

Unter den alten in Schutt versunkenen Burgen der Grafschaft Glatz ist die Burg Hummel, auf einem gegen 1300 Fuß hohen Berge zwischen den Städten Reinerz und Lewin, die berühmteste. Der erste Erbauer oder Besitzer derselben soll ein Böhme, ein gewisser Homole gewesen sein und von diesem die Burg ihren Namen erhalten haben. Jetzt sind allerdings nur noch wenige Trümmer derselben übrig. Ums Jahr 1635 verbreitete sich bei den Umwohnern allgemein die Sage, daß es in den Ruinen der Hummelburg spuke, man brachte die in der Nähe derselben oft theils todt, theils noch lebend, aber sehr zerkratzt gefundenen Personen auf die Rechnung des Teufels und seiner Gesellen, und Leute, die aus Lewin in die Nähe der Burgtrümmer kamen, um Pilze zu suchen, behaupteten hier öfters Bären

geſehen zu haben, was möglicher Weiſe in Thierfelle verhüllte Räuber geweſen ſein könnten. Indeß gehen verſchiedene Sagen von dieſem Orte.

*) Es ſoll einer der Nachkommen Homole's ein ſchlimmer wüſter Geſelle geweſen ſein, der all ſein Hab und Gut verpraßte. Seine tugendhafte Gattin, die ihn von ſeinem Treiben abmahnte, ward ihm bald zuwider und ſo ſchaffte er ſie heimlich durch Meuchelmord aus der Welt. Die zahlreichen Kinder, welche ſie ihm geboren hatte, wuchſen nun in Sünden auf, ſie ſahen nur Böſes und wurden daher bald ſo gottlos wie ihr eigener Vater. Derſelbe ward nach und nach zu einem förmlichen Wegelagerer und freute ſich des Namens „Raubgraf", den ihm die ganze Nachbarſchaft beilegte. Einſt ſah er von den Zinnen der Burg auf der Straße drei Wagen angefahren kommen, er witterte reiche Kaufmannsgüter in ihnen, brach mit ſeinen Mordgeſellen über ſie her und führte ſie, nachdem er ihre Begleiter erſchlagen, ins Schloß hinauf. Kaum dort angelangt, kamen ſeine Kinder herbeigeeilt und Jeder beeiferte ſich einen der wohl verſchloſſenen Kaſten, welche die Wagen enthielten, aufzubrechen, um ſich der darin befindlichen Werthſachen zu bemächtigen. Allein ſtatt Gold und Silber entſtiegen den Kiſten geharniſchte Männer mit bloßen Schwertern, zwar verſuchten die Söhne und Knechte des Raubgrafen mit ihnen zu kämpfen, allein vergebens, ihre Schwerter und Speere zerſplitterten wie Spreu, es waren Geiſter, keine Menſchen, mit denen ſie ſtritten. Plötzlich öffnete ſich der Boden, Flammen kamen hervor und die Burg verſank mit allen, die darin waren, noch heute aber hört man zuweilen an jener Stelle aus der Erde ein Geräuſch wie das Sumſen von Hummeln, das iſt das Geſtöhn der verſunkenen Hummelſchloßbewohner.

197. Die Hummelfrau.

(Poetiſch behandelt von A. Kypſelos [Kaſtner] in ſeinen Glatziſchen Sagen. Breslau 1838 Bd. I. S. 7 ꝛc.)

Einſt lebte zu Nerbotin bei Glatz ein armer Holzhauer, der ſich mühſam vom Holzfällen im Hummelthale ernährte. Derſelbe konnte einſtmals in der Nacht nicht ſchlafen, ein gewiſſes Etwas trieb ihn aufzuſtehen und in den Wald an ſeine gewohnte Arbeit zu gehen. Er begab ſich alſo lange vor Tage in den dichten Fichtenwald, welcher die Trümmer des alten Hummelſchloſſes umgiebt, da ſtand auf einmal ein geſpenſterhaftes Weib in einem weißen, mit Blut befleckten Gewande, mit ſchwarzen fliegenden Haaren, ein Schlüſſelbund an der Seite und einen Dolch in den Händen, vor ihm. Erſchreckt ſchlug er ein Kreuz und ſprach: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!" Die Geſtalt aber antwortete: „Fürchte Dich nicht, ich will Dir nichts zu Leide thun, im Gegentheil bitte ich Dich, mir zu helfen. Ich bin der abgeſchiedene Geiſt einer Edelfrau dort oben vom Schloſſe. Ich hatte ein Verhältniß mit einem benachbarten Ritter angefangen, mein Gatte bekam Wiſſenſchaft, wie jener eines Tages ſich ins Schloß geſchlichen hatte, um mit mir eine Zuſammenkunft zu haben, er ließ ihn feſtnehmen und in

*) Poetiſch erzählt von K. A. Müller, Burgen und Ritterſchlöſſer Schleſiens. Glogau 1844, S. 109.

den Kerker werfen, mir aber verzieh er unter der Bedingung, fortan der Tugend treu zu sein. Ich versprach Alles, allein eines Nachts, als mein Gemahl an meiner Seite schlief, stieß ich ihm diesen Dolch in die Brust, eilte dann hinab zu dem Kerker meines Buhlen, öffnete selbst mit diesem Schlüsselbund die Thüre des Gefängnisses, befreite ihn und lebte fortan in Saus und Braus mit ihm, bis mich der Tod mitten in meinen Sünden ereilte. Seit diesem Augenblicke kann ich nicht zur Ruhe eingehen, sondern muß im Schooße dieses Berges meiner Erlösung harren, die Flecken von dem Blute meines Gemahls und das Schlüsselbund in meiner Hand brennen aber wie höllisches Feuer mein Gebein, und ich bitte Dich fußfällig, mich zu befreien. Nur alle hundert Jahre ist dies möglich und diese sind jetzt gerade um." Als nun der mitleidige Holzhauer sie fragte, wie er dies anfangen solle, sagte sie: „In der nächsten Mitternachtstunde sei hier in diesem Thale, da werde ich Dir in der Gestalt eines furchtbaren Drachen, das Schlüsselbund im Rachen haltend, erscheinen. Das mußt Du mir trotz meines scheinbaren Widerstandes zu entreißen suchen und mit diesem Dolche hier mich durchbohren, daß mein schwarzes Blut fließt. Dann bin ich erlöst. Laß Dich durch nichts erschrecken, ich werde Dir kein Leid anthun; kannst oder willst Du dies nicht versuchen, muß ich wieder hundert Jahre umgehen und auf einen neuen Befreier harren!" Der Holzhauer versprach ihr mitleidig zu kommen und den Kampf zu wagen, und da reichte sie ihm den blutigen Dolch. In der Mitternachtstunde des nächsten Tages war er auch richtig zur Stelle, als er aber den aus dem Dickicht hervorbrechenden, heiseres Gezisch ausstoßenden und Feuer aus seinem ungeheuern Rachen ausspeienden in ungeheuren Ringen auf ihn losstürzenden Drachen gewahrte, war auch sein Muth dahin, er flüchtete in schnellen Sprüngen den Berg hinan, der Drache hinter ihm her, als er aber jetzt vor Angst den Dolch fallen ließ, da geschah ein furchtbarer Knall, und der Drache war verschwunden. Eine Stimme aber rief: „Wiederum verloren!" So sitzt die Unglückliche wohl jetzt noch auf dem Grunde des Hummelberges und wartet auf einen Erlöser.

198. Der Gang nach dem Hummelberge.

(Poetisch behandelt von Lyfelos (Kastner) a. a. O. S. 15 ꝛc.)

Es lebte einmal eine arme Wittwe mit einem einzigen Söhnchen in einem Dorfe in der Nähe des Hummelberges, die nichts verdienen konnte und bereits seit drei Tagen nichts mehr zu essen hatte. Es war gerade am heiligen Christtag, sie wußte sich keinen Rath, wo sie etwas hernehmen solle, da fiel ihr ein, daß einst noch bei Lebzeiten ihres Mannes ein Fremder bei ihr eingekehrt war, den hatten sie nach besten Kräften gepflegt und gespeist und zum Abschied hatte er ihr gesagt, im Schooße des Hummelberges lägen große Schätze vergraben; in der Christnacht könne ein frommer, tugendhafter und unverschuldet in Armuth gerathener Mensch dieselben heben, denn da lägen sie offen da, wer aber unreines Herzens sei, der werde von furchtbaren Schlangen verschlungen. Bis dahin hatte die Arme nie wieder an diese Mittheilungen gedacht, jetzt aber, wo die Noth am größten war, dachte sie doch, es sei besser den gefährlichen Weg zu gehen, als mit ihrem Kinde zu verhungern. Sie machte sich also auf den Weg, indem sie ihren Knaben in seinem ärmlichen Bettchen zurück ließ, da er eben eingeschlafen war, allein

noch war sie kaum wenige Schritte von ihrer Behausung entfernt, als sie ihn ängstlich schreien hörte, ihre Mutterliebe erlaubte ihr nicht weiter zu gehen, ohne nachzusehen, was dem Kinde fehle, sie kehrte also um und als sie das Kind erwacht fand, nahm sie es auf den Arm, redete ihm zu und suchte es durch das Versprechen, ihm Essen und Spielsachen geben zu wollen, zu beruhigen. So gelangte sie denn mit ihrer Last auf beschwerlichem Schnee- und Eispfade bis an den Fuß des Hummelberges. Da hörte sie es tief unten im Grunde des Berges rauschen und dröhnen und sie sah denselben unten auseinander bersten, sie aber scheute sich nicht, sondern stieg muthig in die Tiefe hinab, hier trat ihr eine weiße Gestalt mit fliegenden schwarzen Haaren, einen spitzigen Dolch und ein Schlüsselbund in den Händen, aber sonst mit Blut befleckt aus dem Abgrunde entgegen. Sie ließ sich aber nicht stören, setzte ihr Kind nieder auf die Erde und suchte sich nun die zwischen Schutt und Steinen herum zerstreut liegenden Goldstücke auf. Als sie genug in ihrer Schürze zusammengehäuft zu haben glaubte, stieg sie wieder hinauf in die Oberwelt, indem sie beabsichtigte ihren Knaben nachzuholen, denn um ja recht viel fortbringen zu können, hatte sie ihn einstweilen unten gelassen. Aber ach, wie ward ihr, als es auf einmal drei schlug, die Stunde, bei welcher sie wußte, daß der Berg sich wieder schließen mußte. Und so geschah es auch, mit dem Schlage der Glocke dröhnte das Innere des Berges und unter Blitz und Donner schloß sich der Schlund des Berges wieder, sie aber sank auf ihre Kniee nieder und klagte sich jammernd als Mörderin ihres Kindes aus schnöder Habsucht an. Verzweifelnd warf sie die gesammelten Goldstücke weg und eilte wie von Furien gejagt durch Gestrüpp und Moor nach ihrer Hütte zurück. Dort traf sie ihre Schwester an, welche aus weiter Ferne gekommen war, um ihr Trost und Hilfe in ihrer Noth zu bringen. Verzweifelt beichtete sie ihr, was sie gethan und wollte ihrem Leben selbst ein Ziel setzen, allein diese sprach ihr Trost zu und hieß sie Geduld haben bis zur Christnacht des nächsten Jahres, dann solle sie noch einmal den Gang wagen, sie werde gewiß ihr Kind munter und gesund wiederfinden. Da faßte sie wieder Hoffnung und gelobte sich hoch und theuer, sie wolle entweder ihr theures Kind retten oder selbst in dem Schlunde des Berges ihr Grab suchen. Und so verging unter Harren und Bangen ein ganzes Jahr, und als die Christnacht endlich wieder herankam, da stand auch die Wittwe zur Stunde wieder am Hummelberge und abermals that sich das Innere desselben auf und siehe, tief unten auf dem Boden saß ihr Knabe und hielt in seiner zarten Hand eine Frucht aus fremdem Lande, die hatten ihm heilige Engel tagtäglich dorthin gebracht und ihn so ein ganzes Jahr ernährt. Als ihr nun der Knabe harmlos entgegenlachte, und sie ihn zärtlich in ihre Arme schloß und schnellen Laufes mit ihm aus dem Berge hinauseilte, da schien auch das Gesicht des Hummelweibes, welches wiederum bei den Schätzen erschien, freundlicher und milder zu blicken, und wie sie auch die Goldstücke am Boden anlachten, sie rührte keines an, sondern ließ Schätze Schätze sein und eilte frohen und dankerfüllten Herzens ihrer Heimath zu. Seit der Zeit soll noch Mancher in der Christnacht sich in den Hummelberg gewagt haben um Schätze zu finden, allein herausgebracht hat Niemand etwas, denn der Eine war nicht fehlerrein, der Andere aber nur zum Schein arm.

199. Die Hirtensteine bei Glatz.

(Poetisch behandelt von Kypselos [Kastner] S. 1 ꝛc.)

Wenn man die Gipfel des Schneebergs erstiegen hat und von da den hohen Fall der Wölfel betrachtet, da sieht man auf dem nördlich von der Habel aufsteigenden Hügel fünf Felsen, welche sich grau und baumhoch in die Luft thürmen, die jede Minute den Einsturz zu drohen scheinen. Ihr Ursprung soll aber folgender sein.

Einst graste an dem Abhange des Berges tagtäglich eine Rinderheerde, gehütet von vier Knaben. Dieselben trieben sich den ganzen langen Tag hier herum, machten aber nichts als böse gottlose Streiche und erfüllten die ganze Umgegend mit ihrem wüsten Geschrei. Einst waren sie auch da und es war die Zeit gekommen, wo sie Mittag machen sollten. Ihr Vater aber hatte ihnen nur hartes, schimmliges, trockenes Brod mitgegeben und dieses war ihnen zu schlecht, da nahmen sie es, warfen es auf die Erde, traten mit Füßen darauf herum und spuckten darauf. In der Nähe pflügte ein Bauersmann, er sah den Frevel, hörte ihre gottlosen Verwünschungen, aber es rührte ihn nicht, kein Wort der Mißbilligung kam aus seinem Munde, im Gegentheil er lachte darüber. Da umzog sich auf einmal der Himmel, es ward schwarze Nacht und aus den zu Bergen aufgethürmten Wolkenmassen zischten feurige Blitze herab und eine furchtbare Stimme erscholl und rief: „Ihr Sünder und Du böser Mann, werdet zu Steinen, und lehrt als Steine der Nachwelt, daß Niemand straflos freveln darf!“ Als aber das Unwetter sich wieder verzogen hatte und die Sonne wieder in ihrer Klarheit aus den Wolken hervortrat, da waren die Knaben und der Bauersmann verschwunden und an der Stelle, wo sie vorher gestanden und gefrevelt, sah man jetzt fünf graue Felsenmassen. Sie waren zu Stein geworden. Das sind die sogenannten Hirtensteine.

200. Der goldene Stollen.

(Romantisch behandelt von Kypselos S. 86—109.)

Vor langen Jahren lebte ein reicher Müller zu Jauernick bei Lewin in der Grafschaft Glatz. Derselbe hatte eine einzige Tochter, die sehr schön war und in die sich ein armer Müllerbursche, den der Alte aus Gnade und Barmherzigkeit zu sich genommen hatte, verliebt hatte. Das Mädchen sah ihn aber auch gern und so versprachen sich denn die beiden Leutchen mit einander und meinten, der Vater werde am Ende auch zu ihrem Herzensbund sein Ja sagen. Sie traten also schließlich zusammen vor ihn hin und öffneten ihm ihr Herz, allein sie hatten zuviel auf die väterliche Nachsicht gebaut, der alte Müller hatte Anderes mit seiner Tochter im Sinne, der arme Müllerbursche war ihm zu schlecht, und so hieß er ihn denn seines Weges ziehen und seine Tochter in Ruhe lassen. Als nun aber das Mädchen ihm unter Klagen und Weinen um den Hals fiel und versicherte, daß sie ohne den Burschen nicht leben könne und lieber sich das Leben selbst nehmen als einen Andern ehelichen wolle, da ward der Alte doch etwas gerührt und er sagte als sein letztes Wort, jetzt dürften sie sich allerdings noch nicht heirathen und der Jacob müsse auch aus dem Hause, allein wenn er nach

drei Jahren mit soviel Geld in der Tasche wiederkehre, als nöthig sei, um den halben Kaufpreis seiner Mühle zu bezahlen, da solle er seine Tochter zur Frau haben, sei aber diese Frist vorüber und er sei nicht wiedergekehrt oder habe nicht wenigstens die verlangte Geldsumme aufzuweisen, sei sie für immer für ihn verloren. Dagegen war nichts zu sagen, der Müllerbursche schnürte sein Bündel und zog voll guter Hoffnung hinaus in die Welt, denn er dachte sich in den drei Jahren, die er noch vor sich hatte, wohl soviel ersparen zu können, als sein künftiger Schwiegervater verlange. Und bereits war das dritte Jahr fast abgelaufen und er hatte wirklich so viel zusammengebracht, als ihm zur Erreichung seines höchsten Wunsches nöthig schien und er war schon auf der Rückreise nach seinem Heimathsdorfe, da trug es sich zu, daß er von langer Wanderung todtmüde sich in einem Gebüsche am Rande der Heerstraße niederwarf und in einen tiefen Schlummer sank. Da kam desselben Weges ein lüderlicher Strolch gezogen, als der auf dem Rasen den schlummernden Handwerksburschen gewahrte, da dachte er, es könne wohl sein, daß er ein Paar Sparpfennige in seinem Ränzel habe, er schlich sich an ihn heran und öffnete ohne Geräusch das Felleisen und als er dasselbe wohl gespickt mit schönen Goldstücken sah, da stahl er sie heraus und schlüpfte durch das Gebüsch auf Nimmerwiedersehen davon. Als aber der arme Müller endlich erwachte, da sah er die Bescherung, sein Felleisen lag aufgebrochen neben ihm, aber all sein mühsam erspartes Eigenthum war dahin und mit demselben auch seine Hoffnung seinen Schatz je sein nennen zu dürfen. Was half aber alles Jammern und Weinen, hier konnte er doch nicht bleiben, dem Diebe, den er nicht kannte, konnte er auch nicht nachlaufen und so mußte er sich denn auf die Socken machen und eilen, ein Nachtlager zu bekommen. Er schritt also mit leichtem Ranzen, aber schwerem Herzen fürbaß und kam spät am Abend an die Thore Wiens, mußte aber natürlich in einer elenden Herberge Einkehr nehmen, denn Geld hatte er so gut wie gar nicht mehr, um sich einen bessern Aufenthalt suchen zu können. Als er nun in der Stube des Wirthshauses traurig bei seinem kärglichen Abendbrode saß, da sah er, daß drei fremde Männer, welche ihm wie Welsche vorkamen und an einem andern Tische saßen und lustig zechten, ihn aufmerksam anblickten. Endlich redeten sie ihn an, tranken ihm ein Glas heurigen zu und hießen ihn aus ihrer Weinkanne Bescheid thun. Anfangs wollte er zwar nicht recht daran, aber Zureden hilft und als er einige Gläser des feurigen Oberösterreichers getrunken, da wurde er gesprächig und erzählte den Fremden, was ihm Trauriges begegnet war. Da meinten sie, es wäre wohl möglich, daß sie ihm helfen könnten, er müsse natürlich aber auch seinerseits ihnen einen Gefallen thun. Sie fragten ihn, ob er nicht, da er bei Lewin im Glatzer Lande zu Hause sei, den sogenannten goldenen Stollen kenne. Er antwortete, diesen kenne er allerdings, er liege nicht weit von seinem Heimathdorfe, am Fuße der hohen Mense und in der Nähe der Seefelder, es sei ein Felsen, der einen großen Spalt habe, in welchem der Sage nach große verwünschte Schätze verborgen lägen. Sie fragten ihn nun, ob er sie wohl dorthin führen könne. Der Müller antwortete, das könne er wohl, wenn sie aber etwa gedächten, die dort liegenden Schätze heben zu wollen, so möchten sie sich dies nur vergehen lassen, das hätten schon Viele versucht, aber gelungen sei es noch Keinem. Da meinten

aber die Welschen, das sei ihre Sorge, sie verlangten von ihm nur, daß er ihr Führer sei, wenn er sie hingebracht, würden sie schon selbst fertig werden, ihm sei reicher Lohn gewiß. Damit hießen sie ihn sein Strohlager suchen und er mußte ihnen versprechen, sich am andern Morgen nicht ohne sie entfernen zu wollen.

Jacob wurde am nächsten Tage durch eine eisige Kälte aufgeschreckt, welche seine Glieder krampfhaft schüttelte. Er selbst sah sich aus der Herberge, wo er schlafen gegangen war, ins Freie versetzt, er lag auf der kalten Erde, welche mit niedrigem Moose und spärlichem Grase bedeckt war. Er sprang ängstlich in die Höhe und sah sich zuerst nach seinem Ränzel um, von dem er wußte, daß er es am Abend zuvor unter seinem Kopfe gehabt hatte. Allein kein Ränzel war zu sehen und in demselben Augenblicke fiel ihm ein, daß möglicherweise die drei Fremden es ihm, so wenig es auch noch enthielt, gestohlen haben könnten. In dieser Vermuthung ward er aber um so mehr bestärkt, als er die Welschen selbst nicht sah, von denen er doch wußte, daß sie am Abend zuvor noch neben ihm auf dem Strohe gelegen hatten. Er fing also an laut über sein Mißgeschick zu klagen und über die treulosen Räuber, für welche er die Fremden hielt, zu fluchen. Mittlerweile aber wurde es heller Tag und die feuchten Nebel, welche bis dahin die Gegend umhüllt und eine Aussicht in die Thäler und Ebenen von dem hohen Standpunkt, wo der Müller sich befand, verhindert hatten, senkten sich in die Tiefe und plötzlich verstummte er vor Verwunderung, er erkannte die Gegend wo er sich befand, er war nicht mehr in Wien, sondern in seiner Heimath, am Fuße des Berges sah er aus dunkeln Gebüschen einzelne Teiche im Lichte der Sonne heraufglänzen, er stand auf der hohen Mense, da unten lagen die Seefelder und dort war das Böhmerland. In demselben Augenblick aber traten hinter einer Felswand die drei Welschen hervor und hießen ihn guten Muthes sein, denn sie wollten ihm sein mageres Ränzel, welches sie bei ihrer Reise auf ihren Mänteln durch die Luft verloren hätten, zehnmal ersetzen. Nur solle er sein Versprechen erfüllen und sie nach dem goldenen Stollen führen. Jacob faßte aber jetzt Vertrauen zu den Fremden, denn er sah, daß sie mehr konnten als Brod essen, und er hieß sie also ihm folgen und so führte er sie denn auf einem allerdings sehr beschwerlichen Wege bis an einen mächtigen Felsen, über welchen sich ein kleines Bächlein in die Tiefe herabstürzte. An diesem konnte man deutlich eine weite, an den Rändern mit feuchtem Moose bewachsene Oeffnung wahrnehmen. Diese bezeichnete er ihnen als den Eingang zum goldenen Stollen und verlangte nun aber auch die Bezahlung für seine Führerschaft. Die Fremden aber meinten, er solle seinen Lohn schon bekommen, wenn das Werk vollbracht sei, er möge doch aber selbst mit hinab in die Eingeweide des Schachtes steigen, es sei keine Gefahr dabei, er solle ihnen nur folgen und das thun, was er sie thun sähe, aber bei Leibe kein Wort sprechen.

Zwar war diese Verzögerung Jacob eigentlich nicht recht, allein da er sich überlegte, die Fremden könnten, wenn er nicht mitgehe, vielleicht gar durch einen andern ihm nicht bekannten Ausgang den Berg wieder verlassen und er somit seines gehofften Lohnes verlustig gehen, so könne er aber vielleicht selbst noch einiger Goldklumpen theilhaftig werden, er beschloß also den Hinabgang mit ihnen zu wagen und versprach ihnen mitzugehen. Nachdem sie

nun eine kurze Weile am Fuße des Felsens geraſtet hatten, um ſich von ihrem angeſtrengten Marſche zu erholen, fällten ſie einen hohen Baum mit vielen Aeſten, hieben dieſelben bis auf einen Zoll vom Stamme weg, ſchleppten ihn nach dem Felſen und ließen ihn dann durch die Oeffnung deſſelben hinab. Nun ſtiegen ſie an den Aſtreſten wie auf den Sproſſen einer Leiter hinab und befanden ſich bald in einer ziemlich geräumigen Höhle, die ſich nach oben zu immer mehr verengte und nur ein ſchwaches Dämmerlicht durch die Oeffnung nach außen erhielt. Nach keiner Richtung war aber eine Fortſetzung oder Ausgang dieſes von vier kahlen Felſenwänden gebildeten Gemaches wahrzunehmen. Einer der Welſchen nahm nun ein ſchwarz eingebundenes Buch aus ſeiner Taſche, zündete eine ſchwarze mitgebrachte Kerze an und fing an aus demſelben eine ſonderbar klingende Beſchwörungsformel, von der aber der Müllerburſche keine Sylbe verſtand, vorzuleſen. Als er einige Worte geſprochen hatte, öffnete ſich auf einmal die eine Seite der Felswand und man gewahrte eine dicke eiſerne Thüre, da las der Welſche wiederum einige Worte aus dem Buche und auch dieſe Thüre ſprang auf und nun zeigte ſich auf einmal ein langer ſchmaler Gang. In dieſen traten jetzt die vier Männer ein, ſchritten einige Minuten in demſelben fort und ſtanden auf einmal vor einer zweiten eiſernen Thüre. Hier fand genau daſſelbe Verfahren ſtatt, nachdem einer der Fremden einen Spruch aus dem Zauberbuche geleſen, ſprang auch dieſe Thür auf und nun zeigte ſich abermals ein Gang, der hinten von einer dritten Thüre geſchloſſen ward. Vor dieſer lag aber ein ungeheurer ſchwarzer Hund, der die Kommenden mit feurigen Augen anglotzte. Der Beſchwörer aber ließ ſich von ihm nicht ſtören, ſondern las abermals einige Beſchwörungsformeln aus dem bewußten Buche und das Unthier ſchlich willig zur Seite, legte ſich ruhig hin und ſchloß die Augen. Dann trat jener einige Schritte vorwärts, wiederholte ſein Verfahren und auch die dritte Thüre wich vor der Macht ſeiner Beſchwörungsformel. Nun traten ſie in ein langes geräumiges Gemach, von deſſen Decke goldgelbe Zapfen herabhingen, welche den Schimmer der Kerze zurückſtrahlten und eine auffallende Helligkeit verbreiteten. In einer Ecke waren jedoch die Wände ganz ſchwarz, und hier ſaß auf einem Haufen dicker Goldklumpen ein eisgrauer Mann in uralter Tracht mit langem Barte in tiefem Schlafe, ſein rechter Arm, der eine Axt hielt, hing ſchlaff herab. Ohne ſich an den Alten zu kehren zogen nun die Welſchen aus ihren Manteltaſchen Handbeile heraus, ſchlugen eine Menge der goldenen Zapfen herab, konnten aber doch den Schläfer trotz des Lärmes, den dieſe Arbeit machte, nicht erwecken. Mit dieſen abgeſchlagenen Zapfen füllten ſie vier mitgebrachte Säcke an, von denen jeder von ihnen einen auf die Schulter nahm, den vierten aber packten ſie Jacob auf. Darauf verließen alle die Schatzkammer, der Welſche aber mit der Kerze machte den Beſchluß. So wie ſie hinausgetreten waren, ſchloß ſich auch die eiſerne Thüre hinter ihnen, der ſchwarze Hund ſprang aus dem Winkel hervor und legte ſich knurrend wieder vor die Thüre, ebenſo ſchnell ſprangen dann auch die zwei andern eiſernen Thüren auf, ſchlugen aber eben ſo ſchnell wieder zu, ſobald die vier hindurch waren. Als ſie nun ſchließlich wieder in die erſte Höhle gelangt waren, bis wohin ſie den Baumſtamm hinabgelaſſen hatten, da hatte ſich auch die Oeffnung in dem Felſen wieder geſchloſſen, welche zuerſt die eiſerne Thüre

zugänglich gemacht hatte und jetzt, nachdem die Kerze ausgelöſcht worden war, da ließen ſie auch wieder ihrer Zunge freien Lauf und lobten den Müller wegen des von ihm bewieſenen Muthes. Auf ſeine Frage, wer denn der ſchlafende Alte geweſen ſei, erfuhr er, daß dies ein früherer Schatzgräber geweſen, der aber etwas bei ſeinem Unternehmen verſehen hatte und nun dort ewig ſchlafen müſſe. Ein gleiches Loos hätte natürlich ſie auch treffen können. Jetzt erkannte der Müller erſt, in welcher Gefahr er geweſen. Nun hatten ſie jedoch noch ziemlich viel Mühe damit, die ſchweren Säcke über die Aeſte des Baumſtammes ins Freie zu bringen, allein endlich brachten ſie auch noch dies zu Stande und als ſie nun außerhalb des Schachtes waren, da überredeten die Welſchen den Müller, er möge ihnen auch den Sack, den er mit aus der Schatzkammer genommen, überlaſſen, denn er könne doch mit den darin befindlichen Goldzapfen, als verwünſchtem Golde nichts anfangen, ſie wollten ihm 300 Dukaten, die ſie gerade bei ſich führten, dafür geben, dieſe Summe werde jedenfalls hinreichen ſeinen zukünftigen Schwiegervater zufrieden zu ſtellen. Was wollte Jacob machen, die Goldzapfen hätte er doch nicht einſchmelzen können und ſie zu verkaufen fürchtete er ſich, denn er dachte, man werde fragen, wo er ſie her habe. Er nahm alſo das Geld und führte die Welſchen wieder nach der hohen Menſe, wo ſie ſich vor ſeinen Augen auf ihre Mäntel ſetzten und auf und davon fuhren. Er aber eilte jetzt ohne einen Augenblick zu verlieren querfeldein über Stock und Stein, über Berg und Thal, durch Wald und Moos geraden Wegs in die Mühle zu ſeiner Geliebten, und als er in die niedrige Stube trat, wo ſein zukünftiger Schwiegervater gerade mit ſeiner Tochter bei Tiſche ſaß, da warf er die 300 Goldſtücke, die er von den Welſchen bekommen, hin auf die Erde und rief: „Hier iſt der Preis für Euere Tochter, ich habe mir das Geld ſauer genug verdient, nun haltet auch Ihr Euer Wort!“ Der Müller aber ſprach: „Auch ohne dieſes Geld wäreſt Du mir willkommen geweſen und hätteſt mein Mädchen zur Frau bekommen, denn ich habe ſie aus Sehnſucht nach Dir von Tage zu Tage hinwelken ſehen, und da hat mir das Herz weh gethan und ich habe mir gelobt, daß ich ſie Dir auch wenn Du ganz arm zurückkehren würdeſt, freudig zum Weibe geben wolle.“ So wurden Beide doch noch ein glückliches Ehepaar.

201. Die Wahrzeichen von Brieg.

(S. Schleſiſches Hiſtor. Labyrinth S. 246. 265.)

Die Stadt Brieg hatte zwei verſchiedene Wahrzeichen. Vor dem untern zweifachen Eingange des größern und kleinern Schloßthores dieſer Stadt ſtand in einem ſteinernen Poſtament des Schloſſes als Wahrzeichen eingehauen ein Mann, der eine Kuh beim Schwanze hält. Dies ſollte den großen in dieſer Stadt abgehaltenen Viehmarkt andeuten und daher ſoll auch das ſchleſiſche Sprichwort kommen, „wem die Kuh gehöret, der nehme ſie beim Schwanze!“ Vielleicht hat dies auch darauf Bezug, daß im daſigen Schloßhofe im Jahre 1575 ein Ochſe gewogen ward, der 2792 Pfund ſchwer befunden ward. Sein Unſchlitt hat 9 Stein und die Haut 5 Steine und 20 Pfund betragen.

In demſelben Schloßhofe zu Brieg iſt oben auf einem Gange ein ſteinerner Hund ausgehauen zu ſehen, deſſen lebendiges Original dereinſt

auf derselben Stelle stand, aber als sein Herr, der Herzog, einst von einer Reise unvermuthet nach Hause zurückkehrte, beim ersten Anblick desselben vor allzufreudiger Treue aus der Höhe herab jählings hinunter dem Fürsten entgegensprang, aber sich dabei zu Tode fiel. Aus Dankbarkeit hat ihn sein Herr dort in Stein hauen lassen und das ist das zweite Wahrzeichen.

Eine dritte Art Wahrzeichen der Stadt Brieg war sonst der lange gepflasterte Weg vor dem Breslauer Thore, an dessen Ende man einen breiten aufgerichteten Stein antraf, der folgende lateinische Verse trug:

Straverunt alii nobis, nos posteritati,
Omnibus at Christus stravit ad astra viam.

202. Die dreiste Magd hat viel gewagt.

(S. Curiositäten von Vulpius Bd. V. S. 466 ꝛc.)

An dem sogenannten schwarzen Hause, einem der ältesten Gebäude zu Brieg, auf dem dasigen Markte war sonst über der Thüre ein sonst werthloses Gemälde angebracht, welches eine Magd auf einem Schimmel sitzend, von dem Galgen nach der Stadt fliehend, darstellte, unter welchem die oben als Ueberschrift zu dieser Sage abgedruckten Worte zu lesen waren. Das Bild sollte aber folgende Begebenheit der Nachwelt überliefern.

Im Anfange des 17. Jhdts., als das erwähnte Haus einem Weinschenken gehörte, hatte sich eines Abends eine ziemliche Anzahl von Weingästen versammelt, welche sich von dem und jenem, zuletzt auch von Gespenstern und umgehenden Geistern unterhielten. Die dreiste Magd des Hauses, welche zugegen war, ließ gegen die Gesellschaft die Aeußerung fallen, daß sie sich vor keinem Gespenste fürchte und bereit sei jede Probe deshalb zu bestehen. Sogleich trat der Scharfrichter der Stadt hervor, überreichte der Magd einen Schlüssel und sagte, daß er nur dann ihre Worte für mehr als Prahlerei halten werde, wenn sie mit diesem Schlüssel zum Galgen ginge, die Thüre desselben aufschlösse und seine Handschuhe, die er dort vergessen habe, noch in dieser Stunde abhole. Nach einigen Bedenklichkeiten willigte die Magd in das Verlangen des Scharfrichters und trat schnurstracks ihre Reise an. Es war nahe um die Mitternachtszeit, als sie das Thor der Stadt erreichte. Rings um sie her waltete grauenvolle Stille und nur des Mondes blasser Schein erleuchtete ihren Pfad. Sie kam beim Hochgerichte an und zog schon den verhängnißvollen Schlüssel aus ihrer Tasche hervor, als sie plötzlich gewahr ward, daß sie seiner nicht bedürfe. Die Thür war bereits geöffnet; dieser Umstand machte sie stutzig und sie erschrak nicht wenig. Um sich indeß von den daheim ihrer wartenden Gästen nicht verspotten zu lassen, beschloß sie Alles zu wagen. Festen Schrittes trat sie in den innern Raum des Galgens und bemächtigte sich der nicht ferne liegenden Handschuhe Indem sie übrigens ihre scheuen Blicke umherwarf, fielen dieselben auf mancherlei Gegenstände, welche bei ihr die Vermuthung erregten, daß das Hochgericht einer Räuberbande zum nächtlichen Aufenthalte diene, die sich wahrscheinlich jetzt ihres Gewerbes wegen entfernt habe. Diese Vermuthung ward noch wahrscheinlicher, als sie beim Heraustreten einen Schimmel bemerkte, der reich beladen und am Galgen angebunden dastand.

Raſch wie die Jungfrau war, ſchwang ſie ſich auf den Rücken deſſelben, lenkte ihn herum und trabte in höchſter Eile nach dem Thore zu. Kaum mochte ſie einige hundert Schritte vom Hochgerichte ſein, als die Räuber von ihrem nächtlichen Ausfluge wiederkehrten und Schimmel und Beute vermißten. Sogleich beſtieg einer aus ihrer Mitte einen andern Gaul und verfolgte die Spur der Entflohenen, welche in Todesangſt geriet, als ſie ſehr bald ihre Verfolger dicht hinter ſich erblickte, zum Glücke befand ſie ſich nahe am Thore der Stadt. Man öffnete daſſelbe geſchwind, ſie ſchlüpfte hinein und kam wohlbehalten mit ihrer Beute im Weinhauſe an, wo man über den abenteuerlichen Ausgang des Poſſenſpiels nicht wenig ſtaunte.

Einige Tage nachher, gerade an einem Sonntage als alle Bewohner des Hauſes ſich in der Kirche befanden, traten zwei reich gekleidete Herren in die Stube und forderten Wein. Die Magd, der eine dunkle Ahnung ſagte, daß wohl einer dieſer Herren ihr Verfolger von neulich ſei, ſtieg in den Keller hinab, um den verlangten Wein zu holen. Auf einmal hörte ſie Fußtritte hinter ſich, es waren die Fremden, welche ihr in dem Augenblicke im rauhen Baßtone die Worte zuriefen: „Halt, Canaille, empfange den Lohn Deines an uns begangenen Raubes!“ Kaum vernahm ſie den erſten Sylben dieſes Zurufs, als ſie ſchon das Licht ausblies, durch das ihr genau bekannte Kellergewölbe auf die Straße entſchlüpfte, alle Zugänge des Kellers ſorgfältig verrammelte und nun ſpornſtreichs zum Rathhauſe ſprang, wo ſie den ganzen Hergang der Sache erzählte. Die Ortsobrigkeit traf ſogleich dienliche Anſtalten, die Räuber wurden feſtgenommen, verhaftet und genöthigt, ihre Mitſchuldigen anzugeben, und die ganze Bande wurde hingerichtet.

203. Der Poltergeiſt und Vampyr zu Bendſchin.

(S. Schles. Hiſtor. Labyrinth. Breslau und Leipzig 1737 S. 363—395.)

Bendſchin oder Pentſch, ein Städtchen im Fürſtenthume Jägerndorf an der Mähriſchen Grenze, iſt ums Jahr 1592 durch eine Spukgeſchichte gar ſehr berühmt geworden.

Ein Bürger dieſer Stadt, Namens Johann Cuntze, gebürtig aus dem Dorfe Lichten, hat ſich viele Jahre ſo brav und löblich aufgeführt, daß man ihn in den Rath gezogen, zum Bürgermeiſter gemacht und ſonſt als einen erfahrenen 60jährigen Mann in nicht geringem Werthe hielt, in allerlei Stadt- oder Privatangelegenheiten ſich ſeines Rathes bediente und nach ſeinem Tode erſt ihm einige Dinge Schuld gab, die man ihm bei Lebzeiten nicht vorgeworfen. Dann erſt nämlich betheuerte der Geiſtliche des Ortes, daß er den Gottesdienſt fleißig abgewartet, der heiligen Communion andächtig beigewohnt, freilich aber öfters im Rathsſtuhle eingeſchlafen ſei. Dieſer Cuntze wurde von ohngefähr nebſt einigen andern Rathsverwandten zum Stadtrichter wegen verſchiedener Händel zwiſchen einem Ungariſchen Kaufmanne und ſeinen Fuhrleuten abgefordert, um nach Erkenntniß der Sache den Bericht davon nach Hofe abzuſtatten. Man verhörte beide ſtreitende Partheien und ließ Alles fleißig protocolliren, hierauf lud ſie die Frau Richterin zum Abendeſſen, wobei aber Cuntze nicht lange bleiben wollte, unter dem Vorwande nöthiger Hausverrichtungen, doch ſagte er, man müſſe ſich bisweilen auch einen guten Tag machen, weil es ohnedem an täglichen Verdrüßlichkeiten nicht fehle. Er

hielt aber zu Hause fünf stattliche Pferde auf der Streu und ließ, wie er heimkam, sein bestes Leibroß aus dem Stalle vor der Hausthür an eine nahgesetzte Säule anbinden, um ihm die lockern Fußeisen fester anheften zu lassen. Indem man nun damit beschäftigt war und er mit seinem Knechte des Pferdes Fuß aufhebt, wird solches kollernd und schlägt zweimal hinter sich aus, wodurch Herr und Knecht neben einander halbtodt auf die Erde hinfallen. Ein dieses anschauender Nachbar springt gleich herzu, hilft sie aufheben und beide ins Haus führen. Cuntze, als der Herr, schreit gleich über grausamen innerlichen Brand und Schmerz, wiederholt sein Geschrei mit eben den Worten, bis man ihm ein Bett macht, ihn hineinlegt und den Schooß beleuchtet, wo er über den schrecklichen Brand klagt; man bemerkt aber keine Spur einer Verletzung, ohngeachtet er nicht aufhört darüber zu winseln. Mittlerweile kommt sein jüngster Sohn dritter Ehe vor's Bett, den sieht er mitleidig an und spricht: „Ach, Du armes Kind, nur um Deinetwillen wünschte ich noch einige Jahre zu leben!" Empfiehlt ihn also bestens einem andern anwesenden Rathscollegen, der sein Pathe war, der es auch zu leisten verspricht und den kranken Mann damit tröstet, Gott könne ihm von diesem Schmerzenslager auch wieder aufhelfen. Cuntze sagt nun: „Ach wenn mir Gott um seines Sohnes willen meine Sünden vergeben wollte!" Die Umstehenden trösten ihn aufs Beste und rathen ihm einen Geistlichen rufen zu lassen, er aber will nichts von einem solchen wissen, gleichwohl aber wiederholt er immer die Worte: „Ach wenn mir doch Gott gnädig sein wollte!" Man fühlte ihn jetzt an und fand seine Brust, Leib und Hände eiskalt, während er doch beständig über brennende Hitze klagte. Der Schlag vom Pferde war den 4. Februar geschehen, und man erzählte, daß er vier Tage vorher, als am Feste Mariä Reinigung, noch Gevatter gestanden und bei der Heimkunft und Ablegung der Kleider zu den Seinigen gesagt: „Das wird wohl mein letztes Kind sein, so ich aus der Taufe gehoben!" Woraus sein Eheweib und seine Kinder geargwohnt, daß er die Stunde seines Todes gewußt und ein gewisses Bündniß mit dem Teufel gemacht habe. Denn er war zu einem ziemlichen Vermögen gekommen, ob er gleich keine Erbschaft gemacht und auch sonst schlechten Verdienst gehabt, indem er vorher ein gemeiner Holzhauer und Schindelmacher gewesen. Einige Leute sagten nach seinem Tode, er habe bei Lebzeiten eins von seinen Kindern an eine unbekannte Person verkauft, andere munkelten, er habe sich mit dem Satan verbunden, daß er ihm durch einen solchen Pferdeschlag den Rest gäbe, damit das Volk über seinen Tod kein neues Aufsehen mache. Mittlerweile hat man seinem nicht weit von ihm wohnenden ältesten Sohne Nachricht von dem Verlaufe seines Unfalls gegeben, derselbe kam auch und ist ihm auch nicht wieder von der Seite gegangen, sondern hat die ganze Nacht bei ihm gewacht. Glock 3 Uhr endlich ist er gestorben. Vorher aber hat ein großer schwarzer Kater von außen ganz künstlich mit der Pfote das zugemachte Fenster aufgewirbelt, ist jählings in die Stube gekommen, auf des Kranken Bett gesprungen und hat das Hauptkissen und Gesicht desselben mit solcher Heftigkeit angefallen, als wenn er den ganzen Mann mit Gewalt fortschleppen wolle. Darauf ist der Kater wieder verschwunden, Cuntze aber gestorben.

Am nächsten Morgen ist nun Cuntze's ältester Sohn mit etlichen Bluts-

verwandten zu dem Stadtpfarrer gegangen, hat den Tod seines Vaters gemeldet und um ein standesgemäßes Begräbniß, da er ein Mitglied des Raths gewesen, gebeten. Solches ist ihm auch zugesagt und zur Rechten des Altars in der Kirche ihm eine Grabstätte angewiesen worden, wofür aber seine Erben ein gut Stück Geld bezahlt haben.

Cuntze war kaum todt, so entstand ein greuliches Gewitter, und bei dem Leichenconduct hat es so gewaltig gestürmt und geschneit, daß es die Leichenbegleiter kaum ausstehen mögen, sobald aber der todte Körper unter die Erde gebracht war, wurde es wiederum ganz helle und der rasende Wind legte sich. Es ist hierbei nicht zu vergessen, daß als ihn zwei arme Hausweiber in einer Wanne abwaschen sollten und ihm also die Hände auf den Rücken beugten, der todte Körper eine von diesen Händen gewaltig zurück auf denjenigen Ort des Bauches geworfen, wo der Pferdeschlag hingetroffen. Darüber wurde das eine Weib sehr stutzig, die andere aber sagte: „Schweig, daß wir von unserm Ausplaudern nicht Unglück haben."

Kaum waren nun aber einige Tage nach seiner Beerdigung hingegangen, als sich in der Stadt das Gerücht verbreitete, es ließe sich ein Alpgespenst oder höllischer Geist in Cuntze's Gestalt sehen, welcher eine in der Nachbarschaft wohnende Frau angefallen, niedergeschmissen, hart geplagt, und zwar schon Tags vorher, ehe er begraben war. Bald nach dem Begräbniß sei eben dieser Geist zu Jemand, der in seiner Stube geschlafen, gekommen, habe ihn aufgeweckt und geschrieen: „Ich kann mich kaum halten, daß ich Dich nicht dergestalt antaste, daß Du auf lange Zeit genug hast!" Man sagte dies der Cuntzischen Wittib und die Gassenwächter redeten aus, man höre alle Nächte in Cuntze's Hause ein grausames Gepolter, Werfen und Fallen, des Morgens stehe die Thüre offen, die man doch des Abends vorher fest verschlossen und verriegelt, die Pferde im Stalle machten ein solches Turnieren, als wenn sie Jemand strapazire oder sie sich selbst unter einander bissen und schlügen. Einem gewissen ehrlichen Manne erzählte seine Magd, sie wäre frühmorgens im Schlafe erschrocken, da sie Jemanden um das Haus herumreiten gehört, der mit solcher Gewalt an die Wände geschlagen, daß die Balken gezittert, und zu den Fenstern sei ein heller Glanz hereingeleuchtet, worüber sie aus Furcht mit den Andern unter das Bett gekrochen. Der Mann ging nach dem Aufstehen vor die Hausthüre, besah sich alle Wände und fand in dem frisch gefallenen Schnee solche fremde Fußtapfen, die keines Menschen und keines Thieres Füßen ähnlich sahen.

Am 24. Februar ging der Pfarrer des Ortes nach gehaltener Katechismuslehre zu einem von den Stadtrichtern, der befand sich unpäßlich und redete den Geistlichen also an: „Ach, lieber Herr Gevatter, vorige Nacht habe ich Cuntzen in meinem Hause gesehen und mit ihm gesprochen!" Wie nun der Pfarrer sich darüber wunderte, als über eine unmögliche Sache, betheuerte es der Mann höchlich mit den Worten: „Ich habe ihn gestern Nachts um 11 Uhr mit meinen Augen gesehen, und gehört, daß er mich also angeredet: Fürchtet Euch nicht vor mir, lieber Gevatter, ich werde Euch nichts Böses thun, sondern komme nur, um etwas mit Euch zu reden. Ich habe nach meinem Tode meinen jüngsten Sohn Jacob zurückgelassen, den Ihr mir aus der Taufe gehoben; nun hat mein ältester Sohn Stephan eine Kiste bei sich mit 450 Gulden, das zeige ich Euch hiermit an, daß

mein jüngſter Sohn nicht um ſeinen Antheil betrogen wird. Ich trage Euch auf, für denſelben treulich zu ſorgen, unterlaſſet Ihr aber ſolches, ſo möget Ihr zuſehen, was Euch begegnen wird!" Dieſer Mann war der Stadtſchreiber allda und verſprach dem verlarvten Geſpenſte ſeine redlichen Dienſte. Darauf verſchwand es aus dieſem Zimmer, polterte aber im andern Stockwerke deſto heftiger, daß Alles erzitterte, begab ſich hernach in den Stall zu den Kühen und turnirte mit denſelben aufs Grauſamſte, als ob alle ſich losgeriſſen hätten, da man ſie doch am Morgen in guter Ordnung angebunden fand.

Das Haus dieſes Stadtſchreibers ſtand nun aber neben dem Cuntzes, in welchem der Geiſt alle Nächte einen ſo erbärmlichen Lärm machte, daß die ganze Familie in eine Stube zuſammenkroch und noch Wächter dingte, welche wechſelsweiſe wachen mußten. Unter dieſen waren ein Paar verwegene Kerle, die ſich zum Wachen anboten, weil ſie brav dabei zu trinken bekamen. Wie nun der Geiſt die Thüre bald öffnete, bald zuſperrte, bald in der Küche, bald im Keller herumſauſte, öfters auch in das Zimmer, wo ſie alle beiſammen waren, zur Stubenthüre in Cuntzes Geſtalt hereinguckte, ſchrieen ſie ihn an: „Bleibe hier, bleibe hier, Du Betrüger! Ei was biſt Du jetzt in der Nacht für ein vorſichtiger Hauswirth, der Du zuvor bei hellem Mittag das Deine nicht alſo verwaltet und nur immer gegeizt haſt! Warum biſt Du jetzt ſo fleißig im Finſtern, Du alter Schelm? Komme doch herein und thue uns in einem zugebrachten Trunke Beſcheid!" Ueber der Speiſeſtube lag viel altes und neues Eiſenzeug in einer Kammer, daſſelbe warf es mit den Ketten gräßlich unter einander. Die Pferde quälte es ſo grimmig, als wenn es ſelbige erwürgen wollte, inſonderheit hatte dasjenige Pferd, welches ihn ſo heftig vor der Thüre geſchlagen, weder Tag noch Nacht Ruhe und wenn ſich gleich die andern Roſſe aus Müdigkeit auf den Boden ſtreckten, blieb ſelbiges allezeit ſtehen, ſchwitzte und zitterte ſtark, bis es endlich der Henker bekommen hat. Man hielt gar dafür, der Teufel ſtecke in dieſem Gaul und habe durch deſſen Fuß den Cuntze tödtlich geſchlagen. Sein Schweiß war immer kalt wie jener Cuntze's auch geweſen war, und da es zu Cuntze's Untergang ſich gebrauchen laſſen, fragten Viele, ob man nicht ſolches als ein teufliſches Werkzeug mitſammt der Cuntziſchen Leiche auf einem Holzſtoße verbrennen ſolle.

An den ſchwach brennenden Lichtern, auch ſogar an den Laternen beurtheilte die ſchüchterne Familie die unſichtbare Anweſenheit des böſen Geiſtes, und ſie erweckten deshalb einander aus dem Schlafe. Denn die, welche ſchliefen, wurden gedrückt und dergeſtalt abgemattet, daß man ſie bei geſchehener Erweckung mit Schlagwaſſer beſtreichen und als Ohnmächtige faſt vom Tode erretten mußte. Vielmals wurden auch die Schlafenden an der Seite ihrer Wächter entſetzlich gepeinigt, daß ſie gleichſam die ſchwere Noth bekamen und mit den Füßen gewaltig ſtrampelten, auch mit koſtbaren Arzneimitteln kaum wieder zurecht kamen. Die Wittwe ließ eine Magd neben ſich in ihrem Bette liegen, die ihr aber der Geiſt weggehen, oder er wolle ihr den Hals umdrehen. Die Wittwe legte ſich deswegen in die Stube zu ihren Leuten und dieſe litten erſchreckliche Noth von dem Geſpenſte, welches ſich öfters beim Ofen in einem Sterbekittel ſitzend präſentirte. Die Wittwe hatte es am Schlimmſten, denn ſie durfte ohne Gefahr auch bei Tag ſich

kaum in ein Gemach begeben. So war der Geist allenthalben sichtbar und wollte sie sogar zum Beischlaf nöthigen. Er soff die Milch aus den Milchtöpfen und trieb allerlei Unfug. Dem jüngsten Kinde, das kaum abgewöhnt war, schrie er zu, es solle ihm bald in das Grab nachfolgen, da wolle er ihm viele goldene Gröschel geben. Der älteste Sohn kam vom Lande her in das elterliche Haus daselbst zu übernachten, aber das Gespenst tumultuirte in seiner Kammer dergestalt, daß er mitten unter dem eifrigsten Gebete kaum darin länger schlafen konnte. Einer von der Familie war vorwitzig genug zu sehen, was denn das Gespenst bei Nachtzeit anfinge, und ging deshalb allein auf den Gang. Cuntze begegnete dem Menschen, der sprang aber aus dem Gange zurück ins Speisezimmer und fiel auf die Erde. Das Gespenst drückte und würgte ihn nun dergestalt, daß er von allen Kräften kam und am nächsten Morgen die Flecken an seinem Halse und Leibe sichtbar blieben, worauf er seinem Vorwitz nicht weiter nachhängen wollte. Gegen Morgen ließ sich der Geist von vielen Leuten persönlich schauen, aber bei Nacht turnirte er am Allerheftigsten, als ob er ganze Häuser niederreißen wolle. Einen großen Pfeiler, den kaum zwei Männer ertragen hätten, riß er aus dem Grunde und warf ihn anderwärts hin. Außer der Stadt begegnete er vielen Menschen reitend auf einem dreibeinigen Rosse von derselben Farbe, wie sein Leibpferd gewesen war. Bisweilen redete er mit denen, so ihn begegneten, von allerlei Fuhrwerk. Er ritt wie ein Unsinniger durch die Stadt und Felder hin, sodaß das Feuer unter ihm aus den Steinen sprang. Eine faule Magd hatte sich eher schlafen gelegt, als ihre Frau nach Hause kam, wie nun bei deren Heimkunft noch Essen anzurichten und Tischgefäße zu reinigen waren, erschien nach dem Essen das Gespenst, öffnete Haus-, Stuben- und Kammerthüren, trat vor das Bett der Frau, berührte ihren Arm mit einer eiskalten Hand und fragte, warum sie an einem Donnerstage zur Nacht noch aufwaschen ließe? (Denn die gemeinen Leute im Jägerndorfischen Gebirge ließen aus einem alten Aberglauben sowohl in den zwölf Nächten vor Weihnacht bis zum großen Neujahr, als auch an einem Montag, Donnerstag und Sonntag nicht leicht Hausarbeiten vornehmen und selten aufwaschen.) Als nun die Frau versicherte, was diesmal geschehen, solle nie wieder geschehen, ging das Gespenst in die Speisestube, spühlte alle Geschirre aus, schlickerte brav mit dem Wasser und verschwand dann wieder. Sonst hat das Gespenst einem Schmied seine Kinder fast an den Gebeinen zerquetscht, ein Paar alte Männer so hart gepreßt, daß sie kurz darauf gestorben sind, einen andern Alten aber so erschreckt, daß er die Treppe heruntergefallen ist. Sechswöchnerinnen hatten vor ihm die wenigste Ruhe, denn er drückte ihnen die Brüste aus oder nahm ihnen die Kinder aus den Wiegen oder verhinderte sie die Wiegen zu bewegen. Zu einer alten Frau troch er ins Bett, steckte ihr den Finger in den Hals und hätte sie beinahe erwürgt. Andere wollte er notzüchtigen. Von einer andern Frau forderte er etwas Gerste ein, so er ihr bei Lebzeiten geborgt hatte. Einen besoffenen Mann, der auf die Bitten seines Weibes nicht schlafen gehen wollte, verleitete er durch seine Erscheinung am Nebentische, daß er nach ihm schlug, aber dabei die Hand dergestalt an der Wand verletzte, daß er lange Zeit nachher lahm war.

Es ist ein Wahn gemeiner Leute, daß wo Pillweisen oder Hexenmeister begraben liegen, sich unter ihren Grabsteinen Löcher zeigen, als wenn da Mäuse herausgekrochen wären. Ein Gleiches sah man bei Cuntze's Grabe und zwar sehr groß und tief, so daß man mit einem Stabe bis auf den Sarg stoßen konnte. Man nahm den Leichenstein heraus, füllte die Löcher und Gruben aus und trat Alles fest ein, am folgenden Tage waren aber die alten Löcher wieder da und noch größer als vorher, gerade als wenn die Hühner unter dem Steine geschartt hätten. An dem Altartuche erschienen große Blutflecken, so viele Edelleute in Augenschein genommen haben. Den Leichenwein fand man sehr beschmutzt, wußte aber nicht, von welchem Thiere. Ja das Ungethüm machte sich über den Taufstein her, besudelte das Wasser und die Tuchdecke, und zeigte sich im Sterbekittel auf dem Tische, worauf das Tauftuch abgetrocknet werden sollte. Mit einem Juden, der gerade durchreiste, fing es im Wirthshause lächerliche Possen an. Einem ihm bei Lebzeiten bekannten Fuhrmann spie es Feuerflammen auf die Füße, daß er einige Zeit vor Schmerzen lahm geblieben ist. Auf dem Markte unter der Laube schlief einer mit seinem Weibe, diese wollte er überreden, aufzustehen, weil ihre Tochter Martha in einen Brunnen gefallen sei. Einem Futterknechte löschte es die Laterne aus, wie er sich aber brav zur Wehre setzte, verschwand es. Mit einem andern schlug es sich auf der Straße und biß ihn dergestalt in die Finger, daß er darauf gelähmt blieb. Die bei ihren Männern liegenden Weiber neckte es auf alle Weise. Eine von denen, so ihn abgewaschen, stand schreckliche Plage aus, weil er mit großen Stücken Leim nach ihr schmiß. Ein Vorüberreisender sah ihn auf dem Thurme des auf dem Berge stehenden Kirchleins zum Fenster herausgucken, mit glühenden Augen, welches auch mehrere andere Leute bezeugt, die vornehmlich einen abscheulich dicken Kopf an ihm beobachtet hatten. Man hinterbrachte solches dem Geistlichen, der ging gleiches Weges hinaus, sah aber am Fenster nichts als eine lange Stange, in welche er sich verwandelt. Die auf den Feldern Flachs jätenden Weiber sahen ihn auf den Aeckern herumhüpfen, mit welchem sich in Kurzem sechs andere dergleichen Tänzer vergesellschafteten und um die Weiber herumsprangen, die aus allen Kräften davonliefen, in die Stadt eilten und es dem Rathe anzeigten. Die Hunde nahm dieses Gespenst und schmiß sie wider die Erde oder gegen die Wand. Die heimkommenden Kühe saugte es aus, daß sie keine Milch in den Eutern behielten, und drehte ihnen die Schwänze zusammen, wie in einem geflochtenen Pferdeschweif. Die Hühner jagte es aus den Ställen und Körben und fraß ihnen die jungen Hühnlein. Die Ziegen legte es mit gebundenen Füßen in die Krippen. Den Kälbern benahm es mit Aussaugen alle Lebenskraft, so daß sie wie Laternen aussahen. Mit den Pferden handtirte es grausam. Dem einen band es den Futterkasten an den Hals und ließ es los, daß es solchen durch den ganzen Stall fortschleppte, einem andern steckte es den einen Schenkel durch den Ohrriemen so fest, daß man zum Herunterlassen den Riemen entzweischneiden mußte. Ein Vorwerksmann oder Dorfvogt kam in die Stadt, verkaufte das Seinige, betrank sich hernach und ging aus Vorwitz zu Cuntzens Wittfrau, weil er im Hause wohl bekannt war und gern den wiederkommenden Geist sehen wollte. Cuntze ist auf Benennung seines Namens bald da und giebt dem ersten Nebenstehenden eine derbe

Maulschelle, so daß der andere Zeit zum Weglaufen hatte, wollte er nicht auch zur Erde niedergeschlagen sein. Einen Kirchenschläfer weckte er also auf, daß er bald ohnmächtig erwachte. Eine Frau drückte er nebst ihren Kindern so, daß sie hätten zerbersten mögen, und dergleichen Drückungen an Manns und Weibespersonen sind gar unzählig viele geschehen. Es verschonete eben diese teufelische Spukerei selbst nicht mehr den Geistlichen dieses Ortes. Es drückte ihn, seine Frau, seine Kinder, sein Gesinde, daß keines mehr schlafen wollte, sondern alle über Nacht in einer Stube beisammen blieben. Eine Magd, die frischer als andere sein wollte, bekam bald den Lohn ihres Vorwitzes. Bisweilen grunzte der Geist wie eine Sau, und wenn man ihn auf diese Art störte, machte er sich auf eine andere Art verdächtig, so daß der gute Mann nicht wußte, was er weiter anfangen oder wo er bleiben sollte. Als er nun den 8. Julius Abends mit seiner Ehelieblsten und Kindern beisammengesessen und auf dem Orgeltische gespielt, hat sich jählings ein ganz unerträglicher Gestank eingefunden, der sie alle auszuweichen nöthigte. Wie er sich nun nach andächtig gebetetem Abendsegen in die Schlafkammer begeben, so ist binnen einer Viertelstunde auch dort ein entsetzlicher Gestank entstanden und der Herr Pfarrer hörte das Gespenst an sein Bett hinkommen, wo es ihn mit einem so kalten und stinkenden Dampf angeblasen hat, daß er davon krank geworden, das ganze Gesicht ihm geschwollen ist und die Augen sehr viel dabei gelitten haben. Aus diesen Ursachen ward die ganze Stadt Bendschin in Verruf gebracht, Niemand von Adel traute sich mehr hinein, kein Durchreisender blieb über Nacht drinnen und die Einwohner wußten sich nicht mehr zu helfen, als daß sie auf den Gedanken kamen, einige Gräber zu eröffnen und die Leichen zu besichtigen, weil vor verschiedenen Jahren bei gleicher Bewandtniß solcher Rath ihnen geholfen. Der Herr Pfarrer redete zwar theologisch und physicalisch dawider, allein die geplagten Inwohner kehrten sich nicht daran, sondern waren unter einander einig geworden, keiner Familie Begräbniß zu schonen, sondern vielmehr so lange nachzusuchen, bis sie die Quelle ihres Unheils fänden, solche verstopften und ableiteten. Sie baten sich also bei dem Geistlichen die Schlüssel aus, die ihnen nach langem Disputiren der Glöckner auch aushändigte, und damit ließen sie sich durch den Todtengräber etliche Gräber öffnen, sowohl derer, die vor, als derer, die nach Cuntze beerdigt worden, um den Zustand der Leichen in Augenschein zu nehmen und nach demselben ihre Beurtheilung einzurichten, weil sie vorgaben, es wären gewisse Zeichen an den Gliedern der Verstorbenen, daraus man ersehen könne, ob sie ehrliche Christen gewesen, oder mit dem Satan in einem gotteslästerlichen Bunde gestanden und in selbiger Todsünde dahin gestorben.

Nachdem man nun obgedachten Cuntzes sowohl als anderer Leute Gräber und Särge geöffnet, fand sich an der Leiche ein bedenklicher Unterschied. Denn alle anderen Leichen, so vor und nach Cuntzen unter die Erde gekommen, waren schon großen Theils verwesel oder standen in völliger Fäulniß, bei Cuntze aber war der Leichnam unversehrt, frisch und ganz, nur die Haut an der Brust und am Haupte sah schwärzlich aus, weil man sie beim Einlegen in den Sarg mit ungelöschtem Kalk überstreut, damit sie sich desto eher verzehren sollte. Unter dem obersten Häutlein, so sich leicht wegkratzen ließ, war die andere stärkere frisch und röthlich, alle Gelenke biegsam und

alle Glieder beweglich. Man steckte ihm erforschungshalber einen Stab in die rechte Hand, den hielt der Leichnam mit seinen Fingern ganz fest, die Augen standen bald offen, bald geschlossen, und als man den Körper aufgerichtet, drehte er das Gesicht erstlich gegen Mitternacht und am folgenden Morgen gegen Mittag. Jemand wagte es, ihm den Strumpf abzuziehen, darunter war Alles unversehrt, die Haut röthlich und die liegenden Adern deutlich zu sehen. Als man die andere Wade mit einem Messerschnitt öffnete, lief das schönste rothe Blut wie bei einem lebendigen Menschen heraus. Die Nase, welche bei abgestorbenen Leuten am ersten einfällt, war ganz unbeschädigt und nicht eingeschrumpelt. Cuntze war sonst im Leben klein von Person und hager gewesen, seine Leiche aber war anjetzo viel stärker, das Gesicht geschwollen, die Backen aufgelaufen und Alles zerdunstet, wie ohngefähr bei gemästeten speckfetten Schweinen, so daß also die Last des Körpers fast nicht mehr Raum hatte in dem Sarge, worin er vom 8. Februar bis 20. Juli gelegen.

Damit man sich nun aber in der ganzen Sache nicht übereilen möchte, wurde mit klugen Leuten aus der Nachbarschaft darüber oft gerathschlagt, unter diesen war aber Niemand, der nicht die Schuld alles bisherigen Unheils auf den verstorbenen Cuntze geworfen. Desbalb hat man ihn zum Feuer verurtheilt, ist aber nicht zur Vollziehung des Urtheils geschritten, ehe man den völligen Verlauf an den Hof des regierenden Landesfürsten berichtet und von da ein Gutachten weitern Verhaltens empfangen. Die erste Antwort lautete, man solle sich in der Sache nicht übereilen, sondern weitern Rath und Kundschaft einziehen; da haben aber die Inwohner, so des täglichen und nächtlichen Tumultuirens überdrüßig waren, mit einem benachbarten Scharfrichter (weil sie damals noch keinen eigenen hatten) accordirt, daß er mit zwei Knechten hinkäme und den Brand vollzöge. Sie versprachen ihm dafür zur Belohnung Cuntzes obgedachtes Leibpferd und etwas an Geld, auch freie Kost, so lange er sich in dieser Sache bei ihnen aufhalten werde. Inzwischen bereitete man alles Nothwendige, man bestellte Männer, ein Loch in die Wand bei dem Altar zu bohren, durch welches man das Aas hinausstoßen könnte. Alle Inwohner gingen insgesammt über eine dem Cuntze gehörig gewesene Haue in dem nächsten Gehölze her, schlugen das Holz wie es zum Brande gehörig, führten es auf die Richtstätte und ließen durch die Henkersknechte einen Holzstoß aufrichten. Den Körper zog man mit Strängen aus dem Grabe durch das Loch in der Kirchenmauer und er wurde so schwer befunden, daß die Stricke darüber zerrissen und man ihn kaum von der Stelle zu bringen sich getraute. Hier außen stand der Schinderkarren, an welchen man des Cuntzen Leibpferd spannte um ihn mit der Leiche fortzuschleppen. Dieses geschah also, aber mit solcher Beschwerlichkeit, daß ihn besagtes starkes Roß kaum erziehen konnte, sondern man oftmals ruhen und mit Schlägen den Gaul zum weitern Anziehen zwingen mußte, da es hingegen beim Hereinfahren beide starke Knechte und den Karren ohne alle Mühe leidlich fortgeführt. Da man auf den Schindanger kam, wurde der Leichnam mit dem am Halse gelegenen Erdklos und Sterbekittel auf den Holzstoß gebracht und derselbe angezündet. So stark nun die Flamme war, und wie lange er auch darauf lag, es brannte doch nicht mehr weg, als der Kopf, die Hände bis an den Ellenbogen und die

Unterbeine bis an die Kniee, der übrige Stumpel blieb fast ganz. Darauf zog ihn der Henker mit Feuerhaken vom Holzstoße, hieb ihn zu Stücken und fand darin so häufiges frisches Geblüte, daß er selbst über und über damit bespritzt ward. Das ziemlich fette Fleisch wurde stückweise in die Flammen geworfen, verzehrte sich aber so langsam, daß der Brand bis in die Nacht dauerte, auch auf derselben Stelle, wo man ihn zerstückte, wurde Feuer angemacht, weil alles Blut daselbst befindlich. Man setzte also die Nacht über Wächter hin, und auf den andern Morgen warf man die übriggebliebene Asche in den vorbeifließenden Strom, auch geschah dies mit der aus dem Grabe ausgegrabenen Erde, und der Ort ward mit großen Steinen ausgefüllt, auf daß Niemand weiter dahin begraben werden möchte. Es entstand hierbei die Rede, als wären des zweiten Weibes, so Cuntze zur Ehe gehabt, Eltern und Bruder auch wegen solcher Gespensterei, die nach ihrem Tode unter ihrer Gestalt vorgegangen, auf Befehl der hohen Herrschaft, unter welcher sie gewohnt, ausgegraben und verbrannt, mithin vielleicht der Cuntze durch sie zu einem gleichmäßigen teuflischen Bündnisse veranlaßt worden.

Gleich den Tag darauf aber, als man den Körper verbrannt hatte, ließ alles satanische Gepolter auf einmal nach. Man fragte die Nachtwächter und diese sagten, es wäre Alles die ganze Nacht hindurch stille gewesen. Jeder, der dem andern des Morgens begegnete, freute sich über die allgemeine Beruhigung, recht als wie wenn nach einem starken Donnerwetter und Platzregen der heitere Himmel und Sonnenschein Alles wieder erquicket, und so ist es auch eine Zeit lang geblieben, bis aus dem Cuntzischen Hause eine Magd gestorben und ehrhaft zu Grabe bestattet worden ist. Weil man sie aber in Verdacht hielt, sie möchte von dem alten Cuntze etwas gelernt haben und mit Hexengift angesteckt sein, so suchte man damit einer besorglichen Spukerei vorzubeugen, daß man ihr viererlei Sachen im Sarge beilegte, nämlich eine Radekoppe oder Radnagel, einen Silbergroschen, den strohernen Wisch, womit sie in der Küche sonst aufgewaschen, und ein Stück frischen Rasen, so man ihr an den Hals zwischen dem Kinne und der Brust aufbürdete. Dies alles sollte zur Verhinderung etwaiger Hexereien dienen; aber vergeblich. Denn acht Tage nach ihrem Tode erschien ein gewöhnlicher Poltergeist und drückte die andere Magd so lästerlich, daß ihr die Augen davon aufschwollen. Er ergriff ein Kind in der Wiege und hätte es erwürgt, wenn nicht eine Kinderfrau bei Zeiten herzugesprungen und mit oftmaliger Anrufung des Namens Jesu es noch gerettet. In der folgenden Nacht kam es in Gestalt eines Huhns in den Stall; weil nun die andere Magd meinte, es wäre ihr eins aus dem Korbe herausgeflogen und sie das Stallhuhn also erwischen wollte, wurde solches in einem Augenblicke entsetzlich groß, ergriff die Magd beim Halse und kniff sie so grob, daß ihr solcher verschwoll und sie einige Tage ohne großen Schmerz weder essen noch trinken konnte, auch bei dieser ihr zugestoßenen Lebensgefahr sie sich mit der heiligen Communion zum Tode vorbereitete. Einem andern Frauenzimmer befahl der Geist, sie solle ein weißes Hemde anziehen, weil das, was sie anhabe, zum Waschen unsauber genug wäre. Das Poltern dauerte einen ganzen Monat lang auf allerhand Art, das Gespenst schlug grausam an die Thüren, es drückte die Leute, schmiß sie aus den Betten, erschien in Weibes-, Hundes-

und Bocksgestalt, es trank bei dem Bürgermeister eine Flasche Rosenweinessig aus, die doch am nächsten Morgen wieder voll war, und was solcher Possen mehr waren. Weil man nun im Verbrennen des Körpers das beste Mittel zu sehen erachtete, grub man sie aus, besichtigte den Sarg und fand, daß sie sich fast in der Art wie Cuntze's Leiche darin befand, auch den am Halse liegenden Rasen bis auf die bloße Erde weggefressen hatte. Man wanderte demnach mit ihr unter den gewöhnlichen Ceremonien zu dem Holzstoß, verbrannte den Körper, streute die übrig gebliebene Erde in ein vorbei fließendes Wasser und damit nahm die neue Poltergeisterei zu Bendschin ein baldiges Ende und die vom Geiste gequetschten und gedrückten Personen wurden zusehens wieder gesund.

204. Der Zobtenberg in Schlesien.

(S. Goth. Henr. Burghart. Iter Sabothicum d. i. ausführliche Beschreibung einiger im Jahre 1733 auf den Zothen-Berg gethanen Reisen. Breslau und Leipzig 1736 in 8°. Schles. Histor. Labyrinth S. 715. Adr. v. Frankenberg bei Fibiger's Comment. zur Silesia Renovata c. II. § 13 p. 141 ꝛc. Müller, Vaterl. Bilder S. 56 ꝛc.)

Der Zobten- oder Zothenberg, lateinisch auch mons Sabothus oder mons Silensis genannt, liegt 5 Meilen von Breslau und 2 von Schweidnitz und man sieht, wenn es hell ist, oben von seiner Höhe aus den größten Theil Schlesiens um ihn herum ausgebreitet liegen, an der einen Seite die Städte Breslau, Schweidnitz, Striegau, Jauer und Liegnitz, an der andern Reichenbach, Frankenstein, Nimptsch, Strehlen, Münsterberg, Brieg und Neisse, sowie eine sehr große Anzahl Dörfer, unten aber in der Ebene schlängelt sich die Oder wie eine silberne Kette dahin. Von diesem Berge giebt es nun aber verschiedene Sagen.

Auf diesem Berge hat nun bereits 1103 ein Schloß gestanden, welches unter andern im Jahre 1296 von dem Herzog von Schweidnitz Bolco bewohnt ward. Nachgehens hat dasselbe ums Jahr 1428 ein Hussitischer Hauptmann, Hans Cholda, eingenommen und sich desselben als Raubnest gegen das umliegende Land bedient. Sein Andenken lebt noch jetzt unter dem Volke, indem man von ihm unter dem Namen „Hammerschlag" berichtet, er habe stets einen großen eisernen Hammer in seinem Gürtel getragen, mit dem er jedem Gefangenen, den seine Raubgesellen einbrachten, durch drei Schläge den Kopf zerschmettert und sich dann an den gräßlichen Todesqualen des langsam Verscheidenden geweidet. Um nun diesen großen Räubereien ein Ziel zu setzen, vereinigten sich die Breslauer und Schweidnitzer, erstürmten am 7. Juni 1429 die Burg und reinigten sie von den Räubern. Dennoch fand sich nicht lange nachher hier abermals eine Räuberbande ein, die ein gewisser Dietrich von During befehligte und meist aus Adeligen, Verwandten desselben, zusammengesetzt war. Diese machten die ganze Gegend unsicher, so daß Niemand mehr die an den Bergen vorbeiführenden Straßen zu passiren wagte. Darauf sind die Bürger von Breslau und Schweidnitz unter der Anführung eines Bruders des Königs Wladislas, Sigismund Jagello, nochmals vor das Schloß gezogen und haben es mit Hilfe der großen Schweidnitzer Donnerbüchse eingenommen und gänzlich zerstört. Auf diesem Berge sollen nun verschiedene Höhlen sein *). So

*) S. Burghart S. 83 ꝛc.

erzählte dem Dr. Burghart, als er den Zobten bereiste, eine glaubwürdige Person, daß sie vor einigen Jahren, als sie an einem Wallfahrtstage oben auf dem Berge gewesen und wegen besonderer Ursachen einen Ort gesucht, wo sie auf einige Augenblicke hätte allein sein können, in eine solche weite geräumige, ziemlich lichte, hinten zu etwas finstere und allem Anschein nach weit hineingehende Grotte oder Höhle von ohngefähr gerathen sei, die ohnweit von dem darauf befindlichen Brunnen nach der Abendseite zu gewesen sein müsse.

Eine andere merkwürdige Geschichte ist aber auf den Bericht gegründet, welchen ein sechzigjähriger Arzt, Johann Springer, im Jahre 1624 mündlich von den Erlebnissen seines Lehrers, eines Naturphilosophen Johannes Beer aus Schweidnitz († 1600) machte und die letzterer übrigens auch in der Vorrede zu einem zu Amsterdam im Jahre 1639 in Duodez gedruckten Büchlein „Gewinn und Verlust himmlischer Güter" betitelt (Bl. 10 und 11), veröffentlicht hat.

Dieser Johann Beer ist im Jahre 1570 auf dem Zobtenberge spazieren gegangen und hat über die wunderbaren Wirkungen Gottes in der Natur Betrachtungen angestellt. Da hat sich ihm an einer Stelle des Berges ein sonderbarer Eingang geöffnet, in welchen er sich aus Neugierde hineinbegeben hat. Indem er nun immer weiter darin fortgeschritten, ist ihm ein gewaltiger Wind entgegen gekommen und es hat ihn ein kalter Schauer überlaufen, also daß er sich gefürchtet hat und wieder umgekehrt ist. Da er nun ohnedies, weil es vor Ostern war, sich mit dem theuern Blute Christi zu stärken beschlossen, hat er sich mit herzlichem Gebete an Gott gewendet, ihm solche unbekannten Wunder nochmals zu zeigen, ihn aber auch vor böser Versuchung dabei gnädig zu behüten. Er macht sich also den Sonntag Quasimodogeniti wiederum nach dem Berge auf den Weg, sucht und findet den vorigen Eingang, geht getrost hinein, kommt in einen sehr engen Gang zwischen zwei steinernen Wänden (wie denn in diesem Berge auch ein schöner grün und weiß gesprengter Marmor gebrochen wird), da die Fahrt bald hoch, bald niedrig, bald enge, bald weit ist und endlich in eine oben und unten gleich lange Galerie sich zieht und ausgeht. In diesem Gange kommt ihm nun aber nicht, wie zuvor, ein grausamer Wind, sondern ein lichter Schein gleichsam durch eine Kluft entgegen. Dem geht er nach bis zu einer verschlossenen Thüre mit einer eingeschnittenen Glasscheibe, wodurch gedachter verborgener Lichtstrahl den engen finstern Gang wunderlich erleuchtet.

Beer klopfte zu dreien verschiedenen Malen an, worüber gedachte Thüre geöffnet wurde. Da sieht er mit Verwunderung drei lange ganz abgemagerte Männer um einen runden Tisch einander gegenüber sitzen; sie trugen altdeutsche oder spanische Baretts auf den Häuptern, sahen zitterig und sehr trübselig aus, hatten auch ein schwarzsammtnes mit Gold beschlagenes Buch vor sich auf dem Tische, also daß manchem Herzhaften wohl der Muth entfallen wäre. Unser Gottesmann aber schreitet im Namen Gottes mit unerschrockenem Geiste zu ihnen über die Schwelle dieser Höhle hinein, steht still und spricht: „Pax vobiscum (Friede sei mit Euch)." Sie antworten: „Hic nulla pax (hier ist kein Friede)." Er thut den andern Schritt und spricht: „Pax vobiscum in nomine Domini (Friede sei mit Euch im Namen des Herrn)." Sie erzittern sehr, sagen jedoch mit halber Stimme: „Hic non pax (hier

ist nicht Friede)." Er thut nun den dritten Schritt bis nahe an den Tisch und spricht: „Pax vobiscum in nomine Domini Jesu Christi (Friede sei mit Euch im Namen unseres Herrn Jesu Christi)." Sie verstummen mit großem Schrecken, Furcht und Zittern, legen ihm darauf das schwarze Buch vor, das macht er auf, besieht den Titel, der lautet: Liber obedientiae (das Buch des Gehorsams). Ob nun obedientia spirituum, der Noth- oder Gehorsamszwang der Geister, oder was anderes darin begriffen, hatte Beer nicht vernommen. Darauf fragt er sie, wer sie wären. Sie sagen, sie kenneten sich selber nicht. Er fragt weiter, was sie an diesem Orte machten? Sie antworten, sie erwarteten mit Schrecken das große und strenge Gericht Gottes zu empfahen, was ihre Thaten werth seien. Er fragt, was sie bei Lebzeiten gewirkt? Sie zeigen auf einen Vorhang, dahinter werde er die Zeichen und Zeugen ihrer Handlungen finden.

Er zieht den Vorhang beiseite, sieht eine große Menge von allerlei mörderischen Waffen, auch alte theils halb theils ganz verwesete Materien von unterschiedenen Dingen gleich einem Meßkram oder Jahrmarktwaaren, sammt etlichen Menschengebeinen und Hirnschädeln, dergleichen im Stifte Cölln vor Zeiten bei einem Hauptmörder, welcher 960 Morde begangen und der es bis 1000 hat bringen wollen, in einem hohlen Berge gefunden worden. Woraus erscheint, daß ihnen ihre Werke nachgefolgt und sie Räuber und Mörder gewesen, wie auch die Historien in der Schlesischen Chronica vom Todtenberge und dem darauf zerstörten Raubschlosse, sammt andern glaubwürdigen Denkzeichen noch heut zu Tage bezeugen und ausweisen. Da fragt sie Beer ferner, ob sie sich zu solchen Werken bekennten? Sie sagen: „Ja." Darauf sagt er, ob es gute oder böse Werke wären? Sie sprechen: „böse." Er fragt dann weiter, ob es ihnen leid sei, daß sie solche böse Werke gethan? Sie antworten nichts, zittern nur. Er fragt nun weiter, ob sie bekennten, daß sie hätten gute Werke thun sollen? Sie antworten: „Ja." Er fragt dann weiter, ob sie auch noch gute Werke thun und wieder gut sein wollten? Sie antworten, sie wüßten es nicht. Beer redet ihnen nun weiter zu, da sie doch unser Herrgott zum Guten und nicht zum Bösen erschaffen, sie aber das Gute verlassen und sich zum Bösen gewendet hätten, so könnten sie auch wieder vom Bösen zum Guten kommen, so sie nur das Begehren hätten wieder gut zu werden und zu Gott zu kommen. Sie wurden zwar darüber bestürzt, fanden auch etwas Aenderung in sich selbst, standen aber in Zweifel und Unwissenheit, ob sie wollten oder könnten. Weil nun aber unterdessen die Stunde der Offenbarung verlaufen war und die Zeit zum Weggehen gekommen, ließ Beer die gedachten drei Männer auf weiteres Besinnen beisammen, zeigte ihnen auch den Weg Gottes und nahm Abschied von ihnen mit dem Vermelden, wenn es dem Herrn seinem Gott gefällig sei, werde er über acht Tage wiederkommen und geht dann im Namen Gottes wieder aus dieser Höhle des Todtenberges in den hellen Tag hinaus. Ob er aber über acht Tage wieder in den Berg gegangen, hat obgedachter Johann Springer nicht erzählt, wohl aber hat Johann Beer's hinterlassene Wittwe, eine ehrliche Frau, von diesen und andern Dingen Wissenschaft getragen und gegen ihren Schwiegersohn, einen evangelischen Prediger zu Adelsbach geäußert, daß außer andern Sachen in selbiger Wunderhöhle auch noch ein schönes Positiv mit in Silber vergoldeter Claviatur gestanden, auf

welchem er, Johann Beer, zu verschiedenen Malen solle gespielt und also ferner mit diesen verschlossenen und verbannten Geistern solle geredet haben. Auch berichtete sie, sie habe oft bei Nacht einen lichten Schein neben ihrem Bette gesehen, vor welchem sie sich zwar erstlich entsetzt, aber von ihrem Manne berichtet worden sei, sie solle sich nicht fürchten, denn es wären die heiligen Schutzengel Gottes, welche durch ernstlich anhaltendes Gebet ihnen zum Dienste und Troste von Gott gegeben, ihre Nachtwache nicht ohne heimlich und heiliges Gespräch von Gott und seinem Worte allda verforgten.

Ein anderes Mal *) ist ein Bauerjunge gegen das Ende des 17. Jhdts. auf dem Zobtenberge herumgekrochen und hat Vogelnester gesucht. Wie er nun in eine wilde wüste Steinrücke kommt, so sieht er eine Höhle mit einer offenstehenden Thüre, jene ist sehr groß, zwar nicht ganz finster, geht aber doch weit in den Berg hinein. Da fing er an sich zu fürchten, blieb stehen, sah sich ganz erschrocken um und bedachte sich, was er thun sollte. Weil er aber merkte, daß er ohne Schwierigkeiten hinein konnte, und auch Niemanden dabei gewahr ward, der ihm den Weg verrennt hätte, so ging er getrost hinein und durchstenkerte alle Winkel. Er stutzte aber gewaltig, als er einen erschrecklich großen Haufen ganz frei daliegendes und von keiner Seele bewachtes Gold und Geld antraf. Da hättet Ihr sehen sollen, wie er zugegriffen hat, er steckte und stopfte sich alle Schubsäcke voll und ging mit der guten gemachten Beute wieder glücklich hinaus. Er war so voller Freuden, daß er sich nicht einmal die in der Gegend befindlichen Sträucher oder Bäume zeichnete, sondern sich auf andere bekannte Wahrzeichen verließ, weswegen er auch, als er nachgehens diese Höhle etliche Male wieder suchte, dieselbe nicht finden konnte, sondern allemal unverrichteter Sache wieder fortgehen mußte.

Ein anderes Mal **) hat ein blödsichtiger Mann, ingleichen ein unmündiges Mädchen eine sonderbare Thüre in dem Berge gesehen, sie sind in selbige, die offen stand, hineingegangen, von einem alten bärtigen Manne herausgeführt und zuletzt mit einem Aste voll Kirschen oder Pflaumen beschenkt worden, welche, da diese einfältigen Leute aus dem Berge wiederum fortgegangen, und ihre Geschenke betrachtet, von gediegenem Golde gewesen sind; worauf einige goldbegierige Bürger diese Thüre gesucht, aber nichts mit ihrem vergeblichen Graben ausgerichtet haben.

205. Die steinerne Jungfer und das Schwein auf dem Zobtenberge.

S. Burghart S. 101 ꝛc. [mit Abbild. auf Tafel 11 und 12]. Eine romantische Sage hierüber bei Ziehnert Bd. III. S. 235 ꝛc.

Am Tage Mariä Heimsuchung findet gewöhnlich eine sehr zahlreiche Wallfahrt auf den Zobten statt. Wenn nun da einer der Besucher des Berges auf der Nordseite den Weg hinabgeht, ohngefähr die Hälfte des Berges hinabgestiegen ist und dem rechter Hand nach der Striegelmühle führenden Gleise folgt, so erblickt er linker Hand oder westwärts nicht weit von der Wegscheide zwischen der Zobten- und Striegelmühlen-Straße ein von Stein gehauenes, aber durch die Zeit, das Wetter und unartige Menschen

*) S. Burghart S. 99.
**) S. Schles. histor. Labyrinth S. 731.

ziemlich beschädigtes, liegendes Frauenbild nebst einem neben ihr stehenden Bären vor sich. Ersteres liegt und hat eine Länge von 5 Ellen, ohnerachtet ihm die Füße und der Kopf fehlen, der Bär, welcher neben ihr sitzt, ist ohngefähr 3 Ellen hoch und scheint die Tatze gegen ihre rechte Achsel auszustrecken. Sie sind mit Moos bewachsen und beide aus grobem Marmor gemeißelt. Der Unterleib der Frau bis auf die Füße scheint bekleidet zu sein, die breite ganz flache Brust, sowie der linke Arm aber sind bloß. Auf dem Schooße hat sie einen noch sehr sichtbaren und fast 3 Ellen langen, etwas nach der linken Seite gekrümmten Fisch liegen, der ihr noch weit bis über das Gelenk des linken Ellenbogens mit dem Kopfe reicht. Auf diesem Fische und dem Kopfe des Bärs ist allerdings ein Kreuz tief eingegraben, allein dies ist wahrscheinlich nur ein Grenzzeichen zwischen dem Zobten und der Striegelmühle, ebenso die über dem Schwanze des Fisches eingekratzte Zahl 1661 jedenfalls von späterer Hand hingefügt worden.

Dieser Stein soll aber zur Erinnerung daran dienen, daß einst eine auf dem Berge wohnende Fürstin (ob Maria Blasta oder eine Schweidnitzer Herzogin, weiß man nicht) einen zahmgemachten Bär zu ihrem Vergnügen und Zeitvertreib unterhielt und ganz frei herumgehen ließ. Nun ward dieser Bär einstmals krank, und man rieth der Fürstin, sie solle dem Patienten einen Hecht zu essen geben, so werde er davon wieder zu seiner Gesundheit gelangen. Hiermit schickte die Fürstin, welche mit dem armen Kranken großes Mitleid hatte, eine von ihren Mägden nach Zobten, die Arznei, nämlich den vorgeschlagenen Hecht zu holen. Während dieser Zeit ist aber der Bär davon gelaufen und hat das Mädchen mit dem Hechte am Wege vom Städtchen Zobten heraus getroffen und derselben, ohne weitere Umstände, statt des Fisches den Kopf abgebissen. Da man ihm nun, sobald er vermißt ward, nacheilte, hat man ihn an jener Stelle getroffen und ihm zum Lohne seiner schändlichen That den Kopf abgeschlagen und zum Andenken an diese jämmerliche Mordgeschichte an jener Stelle das Steinbild aufgerichtet.

Geht man nun denselben Weg etwas weiter hinab, so findet man fast am Fuße des Berges, rechter Hand oder ostwärts ein gleichfalls in Stein gehauenes, ohngefähr 2½ Elle langes Schwein in liegender Stellung, welches wahrscheinlich ein Grenzstein gewesen ist, den der Herzog von Schweidnitz Bolco hierher setzen ließ, um zu zeigen, wieweit sich sein Gebiet erstrecke, denn das Wappen von Schweidnitz ist ein Schwein.

206. Der Mönch und der Wolf am Zobtenberge.

(S. Zichaert Bd. II. S. 156.)

An dem Wege, der vom Dorfe Groß-Mohnau durch den Wald des Zobtenberges nach Breslau führt, sieht man, unweit des Busches links, die steinerne Figur eines Mönches stehen und in einem Bauernhofe in Marxdorf oder Rosenau einen in Stein gehauenen Wolf. Man erzählt, daß diese Bildsäulen zum Andenken daran errichtet worden seien, daß einst ein Augustiner-Mönch aus dem Kloster auf den Zobten im tiefsten Winter fortgegangen und unterwegs von einem hungrigen Wolfe angegriffen worden sei, er habe nichts als sein Federmesser bei sich gehabt, und sich damit so gut gewehrt, daß der Wolf zuletzt unterlag, allein auch der Mönch war von dem Thiere so

zerfleischt worden, daß er sich nur noch bis zu dem Kieferdorfer Busche schleppte und hier verblutete. Das Wolfsbild lag bis zum Anfang dieses Jahrhunderts da wo das Thier verendet war, auf Marrdorfer Revier, wo der Weg von Floriansdorf nach Rogau abgeht, allein später schaffte es ein Bauer in sein Gehöfte.

207. Der Feuermann auf dem Zobten.

(S. Burghart S. 119 ꝛc.)

An hellen Abenden sieht man auf dem Zobtenberge oft den sogenannten Feuermann, namentlich zur Herbstzeit, eine Art Luftgespenst. Es folgte auf dem sogenannten Peterswalder Butterwege ohnweit Reichenbach eine Zeit lang dem den Zobten bereisenden Burghart eine ziemliche Strecke, blieb der Wagen halten, so blieb es auch stehen, die Flamme schien von weitem größer und stärker als in der Nähe, klebte nicht unmittelbar an der Fläche der Erde, sondern hing etwas darüber in freier Luft, sah auch nicht so dicht oder roth wie Küchenfeuer, sondern dünn, blaß und bläulich wie Phosphor aus und ward bald größer bald kleiner. Die Figur schüttelte sich, daß die Funken herumstoben, so daß sie einer brennenden Strohhütte ähnlich sah. Als nun der Feuermann den Wagen verließ, floh er mit unglaublicher Schnelligkeit über die Felder und war in wenigen Augenblicken viele tausend Schritt entfernt. Man glaubt, daß dieser Feuermann ein Zeichen von kostbaren in dem Berge verborgen liegenden Metallen ist.

208. Wahlenwegweiser im Zobten.

(Aus einer Handschrift abgedr. b. Burghart S. 152 ꝛc.)

1. Ein Dorf heißt Bielau, allda geht ein Kirchsteig auf die Gurcke zu, und bei der Gurcke ist ein Kirchsteig, da ist ein Rasteweg auf der linken Hand gegen Schweidnitz zu, da kommst Du auf einen schmalen Steg über den Berg, der vor Dir ist, darnach steige den Berg hinab, so findest Du ein Loch in einem Gesträuche, darin ist Gold, greife hinein bis an den Ellbogen, so wirst Du gewiß finden gediegen Gold als wie Erbsen und Bohnen.

2. Item im Zobtenberge gegen Mittag und gegen den Fluß, der durch die zwei Berge, Geiers- und Zobtenberg auf Klein-Kniegnitz fließt, daselbst ist ein schwarzes Erz als wie Steinkohlen. So mußt Du gehen auf die Wiere unter dem Tampelt, so kommst Du auf den Weg, der da geht zwischen den zwei Bergen, da ist auch solches Erz, das bringt große Frommen.

3. Item wenn Du auf den Tampelt kommest, so frage nach dem Wege, der da gehet auf das Schloß und wenn Du wohl hinaufkommst vor den Brunnen, so siehe Dich um nach einem Stein, der steht auf der rechten Hand *), von dem Steine etliche 20 Schritte wirst Du auf ein eben Flecklein kommen, da siehest Du einen großen Stein, darunter findest Du eine Höhle, die ist mit Holz zugedeckt, darinnen findest Du Gold, ganz gediegene Stücke, als die Hühnereier groß. Darnach gehe von dem Schlosse über die Wiesen,

*) Diesen Stein mit einem mehrere Ellen langem A. bezeichnet, fand Burghart noch wie er sagt (S. 155) in der Nähe des Brunnens am Wege liegen.

daß Du das Kreuz triffst, so findest Du eine Tanne mit 3 Kreuzen, 8 Schritte davon ist eine Grube, darin ist Gold.

4. Im Zobtenberge gegen Schweidnitz zu da suche den Antimonium, da wirst Du ihn finden, findest Du ihn nicht, so frage nach den Schiefersteinen, darin suche den Antimonium, der liegt bei 6 Viertel tief, der hat braune Farbe, und wenn Du ein Pfund hast, darin ist ein Loth Gold, wie ein Rubin roth.

5. Am Zobtenberge fließt ein Wässerlein durch 2 Zäune, gegen dem Wasser am Mittage, da ist ein gut Erz, die Steine sind schwarz wie Kohlen; weiter gehe das vorgenannte Wasser hinauf, so kommst Du auf einen Weg, der gehet zwischen 2 Bergen, da wirst Du einen Brunnen finden, darinnen ist auch solch Erz, es bringt großen Frommen. Item gehe von da auf die Schweidnitz, so wird Dir eine Mühle auf der rechten Hand liegen bleiben, gehe von der Mühle das Wasser hinauf bis an die Höhe des Berges und siehe in dem Wasser, darin ist ein Zug schwarzer Steine, das ist 20 Loth, das allerfeinste Gold, theile mit den Armen. Ein wenig höher am Berge nicht weit von einem Brünnlein, da ist ein Zug gediegen Gold. Hernach gehe an die Strehl'sche Straße, wie reinwärts geht, item gegen den Mittag und das Wasser, das da fließt durch die zwei Berge, Geners und Klein-Silsterwitz, daselbst ist ein Erz und ein schwarzer Stein.

6. Im Zothischen gegen Silsterwitz zwischen 2 Mühlen ist ein Brunnen, darin findest Du Goldkörner, die sind schwarz und so groß als Erbsen. An demselben Wasser hinauf gegen den Hengstein suche mit Fleiß, so wirst Du finden große Erzsteine, die tragen das dritte Theil Gold, so findet man auch dabei gute Edelsteine.

7. Es haben einige Leute auf dem Zobtenberge auf eine Goldader getroffen*) und bereits etliche Centner desselben Metalls vom Berge heruntergebracht, da sie ihrem Vorgeben nach aus 18 Pfund Metall 15 Pfund Gold gemacht und zwar also: man hat es dem Wildegans vertraut, der hat es durch Zuschub Anderer dazu gebracht, daß er fein Ducatengold daraus bekommen. Nun ist Wildegans todt, die Leute, so das Metall in Schlesien gefunden, auch todt; die Erben wußten es nicht zu gebrauchen, haben es einem Freunde nach Thorn kund gethan und ein ziemlich Stück als Probe hingeschickt. Man hat dann eine Probe von Warschau davon erhalten, ein Stück Goldes, eine Bohne groß. Die Leute wollten Geld über Geld geben, daß sie nur die Elaboration erlernen möchten, denn sie hatten schon einige Centner davon im Hause, hielten aber den Ort auf dem Berge geheim, weil da noch eine große Menge desselben Metalls sein sollte.

Auf dem Berge, wo das Metall gegraben ward, haben sie auch Steinchen gefunden, vermuthlich böhmische Diamanten. Im Kriege (wohl dem 30jährigen?) sind einige Welsche wohl dreizehn Male des Jahres aus Welschland gekommen, um dieses Metall auf dem Zobtenberge zu graben und haben es bei einer alten Frau, so nahe am Zobtenberge gewohnt, geschmelzt, und nachdem sie die quinta essentia davon genommen und sich wohl besponnen, sind sie allemal wieder in ihr Land gezogen, gedachte Wirthin aber, die ohnehin auf dem Berge nach Kräutern gegraben, hat den

*) S. Burghart S. 156 ꝛc.

Ort und Platz ausgekundschaftet; sie sind darüber ertappt und nachdem sie darüber bedrohet worden, sind sie nicht mehr hingekommen, weil sie, wie die Alte ausgesagt, mit ihren Augen gesehen, daß sie große Klumpen Gold und Silber davon getragen. Ueber diese hierbei geschickten Proben soll noch eine andere Art dieses Silbermetalls vorhanden sein, das hat der alten Frauen Sohn zu Thorn an einen gewissen Schöning daselbst verpfändet und dieser es für echt erkannt.

209. Der Kynsberg und seine Sagen.

S. Müller, Vaterländische Bilder. S. III ꝛc. nach Büchting, Sagen und Geschichten aus dem Schlesierthale und von der Burg Kynsberg. Breslau, 1821, in 4.

Auf einsam stehender Berghöhe ringsum von mächtigeren Bergen umgeben, in dem von der Weistritz durchströmten Thale, etwa 500 Fuß über dem Spiegel des Baches, liegt auf ziemlich breiter und nur mit einer dünnen Erdschicht überdeckten Bergeskuppe und mit waldigem Gebüsch umkränzt die alte Burg Kynsberg, um's Jahr 1188 erbaut. Von dieser Burg existiren eine Anzahl Sagen.

a) Das steinerne Kreuz im Teufelsthal.

In einer düstern Gegend, nahe am Fuße des wilden Eulengebirges lag ein einsames Haus mit einem schönen Garten; in diesem wohnten einst zwei Frauen: die eine in mittleren Jahren, die andere im blühenden Jugendalter, eine Nichte der ersteren. Ein alter treuer Diener besorgte ihre häuslichen Geschäfte, Umgang mit andern Menschen hatten sie nicht. In der Nähe des Häuschens stand ein steinernes Kreuz zwischen hohen Fichten am Fuße eines schroffen Felsens angeblich zum Andenken daran gesetzt, daß einst hier ein junger Rittersmann aus Habsucht seinen Vetter im Zweikampf erschlagen hatte. Einst saß die Junafrau, wie sie dies fast täglich zu thun pflegte, an einem schönen Oktobernachmittag an diesem Kreuze, als sie von Weitem Hundegebell und Stimmengewirr vernahm; plötzlich stürzte ein großer Hirsch in rasender Eile an ihr vorüber, eine Meute bellender Hunde folgte ihm und oben auf der steinernen Felswand, gerade über dem Kreuze sah sie plötzlich mehrere Männergestalten, von denen der eine, ein junger blonder Rittersmann, den Abgrund hinabklimmen wollte, aber von einem seiner Knappen mit den laut gesprochenen Worten davon abgehalten ward, er solle sich nicht in dieses Thal wagen, das noch keiner seiner Vorfahren wieder betreten habe, seitdem sein Großvater dort am Kreuze seinen Vetter erschlagen habe. Der junge Ritter warf einen Blick in die Tiefe hinab nach der ihm ganz unvermuthet aufgestoßenen Erscheinung und entfernte sich, das Mädchen aber eilte auch nach Hause zurück und theilte ihrer Base das, was sie gesehen, mit. Diese erkannte aus der gegebenen Beschreibung, daß der Ritter der Enkel ihres Todfeindes, des Ritters von Kynau sein müsse, dem das ganze Gebiet des Weistritzthales zu eigen gehörte. Da sie nun aber wußte, daß dieser ein Todfeind ihrer Familie sei, so hielt sie es für das Beste, ihre bisherige einsame Wohnung zu verlassen und sich einen andern, mehr verborgenen Aufenthaltsort zu suchen. Dies that sie auch, und als der junge Ritter von Neugier getrieben an einem der nächsten Tage ohne Begleitung wieder auf der in das Teufelsthal hinabblickenden Felswand er-

schien, sah er sich vergeblich nach dem schönen Mädchen am Kreuze um, es war verschwunden. Da er nun aber das Häuschen erblickte, so glaubte er die Jungfrau jedenfalls in diesem anzutreffen; er klomm also den Felsen hinab und näherte sich demselben. Da er keine menschlichen Stimmen darin vernahm, auch auf sein wiederholtes Klopfen keine Antwort erhielt, so öffnete er die übrigens gar nicht verschlossene Thüre; allein er fand alle Zimmer leer, nur ein an der Wand hängendes Bild stieß ihm auf, welches einen Ritter darstellte, der einem ungeharnischten Gegner, der vor ihm kniete, sein Schwert in die Brust stieß, während eine etwas entfernt stehende gut gekleidete Frau einen Knaben in die Höhe hielt, um ihn gewissermaßen zum Zeugen des begangenen Mordes zu machen. Aus diesem Gemälde erkannte er leicht, daß in dieser Wohnung die Nachkommen des von seinem Großvater schmählich gemordeten Ritters ihren Aufenthalt genommen haben müßten, er beschloß aber gleichzeitig auch, das, was jener verbrochen, nach Möglichkeit wieder gut machen zu wollen. Diese Absicht wiederholte er auch dem in diesem Augenblicke in das Gemach tretenden Diener der bisherigen Bewohnerin dieses Hauses, der ihm gleichzeitig eröffnete, daß seine Herrin eben darum, weil sie diese endliche Entdeckung gefürchtet, einen bessern Versteck aufgesucht habe. Von diesem erfuhr er auch den genauen Bericht über die Unthat seines Großvaters.

Dieser war Besitzer der Burg Kynsberg nebst der Umgegend von Kynau bis an die große Steinkohlengrube gewesen, hatte aber nach dem Teufelsthale, welches nebst dem größten Theile des Eulengebirges und dem Weistritzthale seinem Vetter Albert von Falkenberg gehörte, Verlangen getragen und ihn deshalb befehdet. Endlich hatte er ihn hinterlistiger Weise zu einer Zusammenkunft im Teufelsthale geladen, angeblich um auf friedlichem Wege ihre Streitigkeiten auszumachen. Letzterer war auch gekommen, allein da jener sich mit ihm allein glaubte, reizte er ihn, den Unbewaffneten, zum Zweikampf und stieß ihm das Schwert in die Brust. Die Gemahlin Falkenberg's jedoch war ihrem Manne gefolgt und hatte den Mord mit angesehen. Durch ihr Hülfegeschrei aufmerksam gemacht, eilte er herbei, ergriff sie und schleppte sie mit auf seine Burg Kynsberg, wo sie im Gefängniß starb; die Besitzungen seines Vetters aber riß er ohne Mühe an sich, da die zwei Kinder des Gemordeten von einem treuen Diener gerettet und nach Breslau in ein Kloster gebracht worden waren. Letzterer ließ ein Gemälde jener grausigen That anfertigen, und als die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, herangewachsen waren, ließ er sie vor demselben einen theuern Eid schwören, nicht zu ruhen und zu rasten, bevor sie nicht den Tod ihrer Eltern an dem Mörder gerächt hätten. Der Sohn konnte sein Wort jedoch nicht halten, er blieb auf einem Kreuzzuge und hinterließ eine kleine Tochter, die nun, da auch seine Gattin gestorben war, seiner Schwester zur Erziehung verblieb. Diese zwei Frauen waren es, welche bisher in diesem Häuschen gelebt hatten, und der alte Diener, welcher bei ihnen war, war derselbe, welcher einst die zwei Kinder Falkenberg's gerettet hatte und der jetzt mit dürren Worten dem erstaunten Ritter sagte, daß er sich keine Hoffnung machen dürfe, je das junge Mädchen die Seine nennen zu dürfen, denn er werde sie niemals wiedersehen.

Traurig kehrte der junge Kynsberger nach seiner Burg zurück, beschloß aber doch, sein Wort zu halten und die Schuld seines Ahnen durch Buße

zu sühnen. Er begab sich also am nächsten Tage nach Breslau, um dort in ein Kloster als Mönch zu treten. Dort angekommen, ging er nach der Elisabethkirche, die Messe zu hören; allein wie ward ihm, als er unter den Andächtigen die zwei Frauen aus dem Teufelsthale erkannte. Er wollte zwar, als sie die Kirche verließen, sich zu ihnen durchdrängen, allein diese hatten ihn auch erkannt, und so gelang es denselben, ihm auszuweichen und eher die Kirche zu verlassen, als er bis zu ihnen gelangen konnte. Als er endlich den Ausgang erreichte, waren sie verschwunden und trotz aller angewandten Mühe vermochte er nicht zu erfahren, wohin sie sich gewendet hatten. Sie hatten sich an einen Ritter von Zedlitz, der die Burg auf dem Zobtenberge besaß, gewendet, ein Freund ihrer Familie, und dieser war gern bereit gewesen, sie sammt ihrem alten Diener mit auf sein festes Schloß zu nehmen. Zwei Jahre vergingen für den jungen Kynsberg mit vergeblichem Suchen nach den zwei verschwundenen Frauen, er konnte sie nicht wiederfinden; da beschloß er eines Tages auf die Eberjagd im Teufelsthale zu gehen und ließ sich auch von seinen Dienern, welche ihm sagten, seit einiger Zeit sei dasselbe durch Teufels- und Gespenstergestalten heimgesucht und deshalb von Jedermann gemieden, nicht abwendig machen. Er nöthigte sie, mit ihm in den Abgrund über dem Kreuze hinabzusteigen und war nicht wenig verwundert, statt des Häuschens ein großes Gebäude im Thale zu erblicken. Als er in der Nähe des Kreuzes war, hörte er plötzlich eine klagende Frauenstimme, die einer andern drohenden antwortete; er schlich sich heran und sah seine geliebte Verschwundene auf den Knieen vor einer Teufelsgestalt liegen, welche ihr mit dem Dolche drohte. Dieses sehen und durch das Gebüsch dringen und gleichzeitig die Gestalt niederstoßen, war Eins; allein gleichzeitig sah er auch aus dem Hause eine ähnliche Gestalt nach dem Kreuze und dem an demselben befindlichen kleinen Weiher eilen. Er hatte keine Zeit nach der Ursache der Anwesenheit des Mädchens an diesem grauenvollen Orte zu fragen; er hob sie auf den Arm und klomm mit ihr die Felsenwand hinan, wo seine Diener standen, und ehe ihm noch die Verfolger nachkommen konnten, hatte er sich schon auf sein obenstehendes Roß geschwungen und jagte mit seinen Begleitern den Falkenberg hinab über den Stenzelberg, das Weistritzthal entlang der Kynsburg zu; seine Verfolger aber gaben bald die Verfolgung auf, da sie zu Fuß waren, und so gelang es ihm, die Burg seiner Väter unangefochten zu erreichen. Dort angekommen erfuhr er denn, daß das Mädchen mit ihrer Base und ihrem Diener vor zwei Jahren auf der Reise nach dem Zobtenberge von einer Räuberschaar überfallen worden war, die Letztere und ihren Beschützer, den Ritter von Zedlitz, bei der Vertheidigung der Frauen ermordet und diese dann erst nach ihrem Raubneste, und als dieses bald darauf von Rittern der Umgegend belagert und eingenommen ward, in das Teufelsthal geschleppt hatte. Hier erbauten sich die Wegelagerer ein ziemlich festes Haus und setzten die ganze Umgegend dadurch, daß sie sich in Thierhäute verkappten und in Teufelsgestalt herumliefen, in Furcht, so daß Niemand in die Nähe ihres Wohnsitzes zu kommen wagte. Das Mädchen rettete blos dadurch ihr Leben, daß sie dem Anführer der Bande vorspiegelte, sie wisse, daß unter dem Kreuze ein Schatz verborgen liege, der aber erst nach Verlauf von zwei Jahren von einer reinen Jungfrau am Tage der h. Walpurgis zwischen

acht und neun Uhr Morgens gehoben werden könne. Diese Zeit war gerade um und der Kynsberger dazu gekommen, als der Räuberhauptmann die Jungfrau dorthin geschleppt und sie mit dem Tode bedroht hatte, wenn sie nun nicht ihr Wort halten werde, den Schatz versprochenermaßen an's Tageslicht zu fördern. Glücklicher Weise hatte die Dazwischenkunft des Kynsbergers die nun ihr bevorstehende Katastrophe abgewendet. Da mittlerweile auch ihre Base gestorben war, hinderte nichts mehr ihre Vermählung mit ihrem Erretter, und so ward denn die Blutthat des Großvaters durch die Tapferkeit des Enkels gesühnt.

b) Die Gluckhenne auf Kynsberg.

Vor Zeiten ließ sich in einer Stube der alten Burg zuweilen eine Gluckhenne sehen, von schwarzer Farbe mit goldgelben Küchlein; sie kam regelmäßig unter dem Ofen hervor. Der Burgherr hatte sie nie selbst gesehen, wohl aber viele der Burgleute, die es jedoch möglichst vermieden, in diesem Zimmer sich aufzuhalten. Einst kam ein fremder Ritter zur Burg auf Besuch und zufällig wies man demselben das bewußte Zimmer zum Nachtaufenthalte an. Nachdem das Abendbrod vorüber war, begab sich derselbe mit seinem Knappen, für den in dem Zimmer ein zweites Bett vorgerichtet worden war, zur Ruhe; allein kaum war der Tag am nächsten Morgen angebrochen, so ließ der fremde Gast auch seinem Wirthe anzeigen, daß er auf der Stelle abreisen wolle. Natürlich verlangte Letzterer, er solle zuvor wenigstens mit ihm ein Frühstück einnehmen, und um nun nicht in den Verdacht der Unhöflichkeit zu kommen, ließ sich der Ritter auch bewegen, noch einige Stunden zu verweilen. Indeß fiel dem Burgherrn beim Eintritt desselben in den Speisesaal dessen verstörtes Aussehen auf und er fragte ihn deshalb, ob er denn nicht gut geschlafen habe. Der Gast versetzte, dies sei allerdings nicht der Fall gewesen, und da nun jener bestürzt und erzürnt fragte, wer ihn denn gestört, so erzählte jener, er sei bald nachdem er sich niedergelegt ebenso wie sein Knappe eingeschlummert; nach einiger Zeit sei er aber durch ein sonderbares Geräusch erwacht; zwar sei die Lampe, welche sie auf den Tisch gestellt, noch nicht erloschen gewesen, allein da habe er plötzlich gesehen, wie unter dem Ofen hervor eine schwarze Gluckhenne, von einigen Küchlein begleitet, hervorgekommen, mitten in das Zimmer mit ihnen gegangen sei und dort geglucht und gescharrt, dann aber mit ihren Flügeln so stark geflattert habe, daß davon die Lampe erloschen sei. Darauf durchwandelte sie das ganze Zimmer, kam endlich auch vor das Bett des Gastes, flatterte in die Höhe und plötzlich flammte die Lampe wieder auf, dann kehrte sie wieder nach der Mitte des Zimmers um, pickte auf dem Fußboden wie nach Futter, die Küchlein versammelten sich um sie und sie kehrte dann nach dem Ofen zurück, unter dem sie verschwand. Der Ritter, der anfangs meinte, es sei eine wirkliche Henne, welche hier vielleicht ihr Nest aufgeschlagen, sprang aus dem Bette, nahm die Lampe und suchte unter dem Ofen nach ihrem Lager, konnte aber nichts finden. Er weckte nun seinen Knappen, der sonderbarer Weise nicht aufgewacht war, also auch nichts gesehen hatte, erzählte ihm, was er gesehen, und nun blieben Beide vor Grausen bis gegen Morgen wach, wo mit dem Tageslichte erst wieder Muth in ihr Herz zurückkehrte. Nach einem solchen Zeugniß konnte nun der Burgherr freilich

nicht mehr zweifeln, daß das Gerede von der spukhaften Henne, worüber er bisher stets gespottet, doch etwas Wahres enthalte; er befahl also den Ofen wegzureißen, und man fand unter demselben eine viereckige kastenartig gemauerte Vertiefung, in dieser aber ein Kästchen mit den Gerippen zweier längst schon verwesten Kinder. Diese Gebeine wurden sofort in geweihter Erde beigesetzt, wer aber hier eine Unthat verübt und an wem sie vollzogen, ist niemals an den Tag gekommen, die Glucksenne und die Küchlein jedoch sind seit dieser Stunde niemals wieder zum Vorschein gekommen.

c) Die große Forelle im Eselsbrunnen.

Achthundert Schritte von der Burg Kynsberg, an der Thalseite des Schloßbergs ist der Eselsbrunnen, aus dem die noch jetzt auf der Burg wohnenden Leute ihr Koch- und Trinkwasser holen, weil sie das Wasser des tiefen Windebrunnens im Schloßhofe für ungesund halten. Weil aber zum Heraufschaffen des Wassers ein Esel verwendet wurde, so hieß der Brunnen der Eselsbrunnen. Nun hatte einer der früheren Burgherrn, um das Wasser im Brunnen rein und klar zu halten, eine große Forelle hineinsetzen lassen und der Eseltreiber hatte darauf zu achten, ob die Forelle noch darin sei. Einst stand nun der Burgherr bei einer mondhellen Nacht im obern Saale und schaute am Schloßberge hin, da sah er einen Mann beschäftigt, den Brunnen auszuschöpfen. Da nahm er sein Sprachrohr und rief ihm mit mächtiger Stimme zu: „Laß die Forelle stehn, sonst ist der Strang Dein Lohn!“ Aber der Fischer ließ sich nicht stören; der Brunnen war bald ausgeschöpft; der Dieb eilte flüchtig mit der Forelle davon und ließ sie sich herrlich schmecken. Als nun aber der Eseltreiber am nächsten Morgen mit seinem Esel hinkam, sah er die Forelle nicht mehr; er machte also hierüber Anzeige beim Burgherrn und dieser ließ den Dieb, den er genau bezeichnen konnte, zur Strafe wirklich henken.

d) Die weiße Frau.

Auf der Burg Kynsberg hat sich bis auf die neuere Zeit herab eine weiße Frau sehen lassen. Einstmals war hier ein großes Fest; die Männer zechten im Rittersaale, die Damen aber hatten sich einstweilen zum Lustwandeln in den Garten begeben. Nun war aber einer der Ritter, ein gewisser Bernhard von Haugwitz, der Liebhaber einer der mit anwesenden Jungfrauen, einer gewissen Adelheid von Schafzeisch. Es gefiel ihm nach der Entfernung seiner Angebeteten nicht länger unter den wilden Zechern. Er verließ also das Gelage und begab sich in den alten Rittersaal, aus dessen Fenstern er in den Burghof sehen konnte. Wie er nun so träumerisch hinabschaute, sah er auf einmal aus dem Burgthore ein weiß gekleidetes Fräulein langsam nach dem Windebrunnen, der sich daselbst befindet, schreiten. Er glaubte es sei seine Geliebte und rief sie laut bei ihrem Namen; sie drehte sich schnell um, winkte ihm mit der Hand, trat dann an den Rand des Brunnens und stürzte sich kopfüber hinab. Mit einem Schrei des Entsetzens taumelte der Ritter vom Fenster hinweg, eilte mit lautem Hülferufe in den Hof hinab und erzählte den eilig Hinzukommenden, was er gesehen. Während nun aber Alle rathlos dastanden, traten auf einmal sämmtliche Frauen aus dem Schloßgarten in den Hof, Adelheid mitten unter ihnen,

und nun wußte Jeder, wer die weiße Gestalt gewesen war; es war die weiße Frau gewesen. Späterhin hat man sie noch oft gesehen; sie kam aus dem Schlosse herunter, ging unter der Kapelle durch und dann rechts über die Treppe hinunter auf die Pferdeställe zu und verschwand beim alten Stalle.

e) Das goldene Eselsfüllen.

Als im Jahre 1476 die Räuber, welche die Kynsburg besetzt hielten, vertrieben wurden, sollen sie einen großen Schatz in dem Gemäuer derselben verborgen haben, den man bisher noch nicht wiedergefunden hat. Allerdings erzählt man sich, es habe im Jahre 1633, als die Schweden die Burg besetzten, ein Oberst derselben in einem Pfeiler ein goldenes oder mit Gold gefülltes Eselsfüllen gefunden mit der Inschrift: „Gold ist mein Futter, nicht weit hiervon steht meine Mutter!" Die Stelle, wo dasselbe gestanden hat, zeigt man noch, seine Mutter aber hat man trotz der vielen Löcher, die man, um sie zu suchen, in die Mauern gemacht hat, noch nicht gefunden.

f) Der treue Hund.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts war der Sohn des damaligen Besitzers, eines Freiherrn von Eben, ein junger rascher Knabe, täglich auf einem kleinen Pferde nach Schweidnitz in Begleitung eines großen dänischen Hundes in die Schule. Er kehrte gewöhnlich zu einer gewissen Stunde durch das Schiefertthal und über den sogenannten Karetenweg, einen in Felsen gehauenen schmalen, nur für die Burgbewohner bestimmten Fahrweg, an den ein tiefes Thal mit schroffen Felswänden stößt, zurück. Eines Tages kam er jedoch zur gewohnten Stunde nicht wieder: man glaubte erst, er habe irgendwo einen Besuch gemacht, als aber eine Stunde nach der andern verging, ohne daß er wiederkehrte, machten sich Vater und Mutter des jungen Mannes mit ihren Leuten auf den Weg, um ihm entgegenzugehen. Da sahen sie schon aus weiter Ferne das Pferd am steilen Abhange stehen, und zwar ohne Reiter. Als man aber näher kam, da stand der Hund vorn neben dem Pferde, den Zügel desselben im Maule haltend, der junge Eben aber, mit einem Fuß fest im Steigbügel, hing mit dem ganzen Leibe, den Kopf nach unten, weit hinaus über das Fahrgleis in das tiefe Thal hinab. Wäre das Pferd nur noch drei Schritte weiter gegangen, würde er unfehlbar kopfüber in den Abgrund gestürzt sein; allein die Klugheit des Hundes hatte dies verhindert, indem er den Zügel des Pferdes mit seinem Gebiß eisenfest hielt. Man machte den Knaben sorgfältig los, richtete ihn in die Höhe und als er wieder zu sich kam, erzählte er, daß sein Pferd sich vor Etwas unversehens gescheut und einen ungewöhnlichen Satz gemacht habe, worüber er aus dem Sattel gekommen und herabgestürzt sei, worauf der Hund aber den Zügel ergriff und den Fall verhinderte. Aus Dankbarkeit ließen die erfreuten Eltern den Retter und Geretteten neben einander in Lebensgröße abmalen und zum immerwährenden Andenken in der Burg aufhängen.

g) Die drei Altväter.

Im siebenjährigen Kriege, als die Oesterreicher im Weistritzthale festen Fuß gefaßt hatten, kam auch eine Anzahl Offiziere auf die Kynsburg, um das Innere derselben anzusehen. Die Herrschaft war längst abgereist und

hatte sich an einen sichern Ort begeben, nur der Beamte mit seinen Leuten war zu Hause. Die Offiziere verlangten nun von demselben, er solle alle Zimmer öffnen, da sie das Schloß ansehen wollten. Der Verwalter erklärte sich hierzu sofort bereit, bemerkte aber, daß einige Gemächer schon seit vielen Jahren verschlossen seien und er solche darum nicht öffnen könne, weil die Schlüssel längst verloren gegangen seien. Dies half aber nichts, es ward ihm befohlen, einen Schlosser kommen und durch diesen die verschlossenen Zimmer aufsprengen zu lassen.

Während sich nun die Offiziere im andern Theile des Schlosses umsahen, ward der Schlosser angewiesen, im hintern Theile der Burg die verschlossenen Thüren aufzusperren. Er that dies auch ohne große Mühe und so kam er auch an eine schmale eiserne Pforte; er versuchte mehrere Nachschlüssel, endlich paßte einer und plötzlich sprang das Schloß auf. Er trat in ein kleines dunkles Zimmer; aber was sah er? Drei alte Männer in langen Kleidern, denen ihre weißen Bärte die Brust bedeckten, saßen an einem Tische, auf dem ein großes Buch aufgeschlagen war, und hefteten ihre starren Augen auf den Eintretenden. Der Schlosser, ein beherzter Mann, wagte nicht weiter zu gehen, sondern eilte aus dem Gemach und warf hinter sich die Thüre in's Schloß. Dann lief er, was er konnte, den Berg hinunter nach seiner Wohnung und dort angekommen sank er vor Ermattung und Schreck zu Boden; seine Angehörigen hoben ihn auf und legten ihn in's Bett, welches er für längere Zeit hüten mußte. Er ward später noch öfters aufgefordert, die Thüre wieder zu suchen, allein er hat sie niemals wieder auffinden können.

210. Der Schatz zu Neuhaus.

S. Müller S. 25 ꝛc. Gödsche S. 315 ꝛc.

Auf dem hohen waldigen Schwarzberg, nahe beim Dorfe Tittersbach, eine halbe Stunde südlich von Waldenburg liegen die Trümmer der alten Burg Neuhaus. In diesen Ruinen sollen verborgene Schätze liegen. Auf mehreren im Hofraume herumliegenden Steinen sollen sich Schlüsselformen von besonderer Art finden; wer nun die in diese Formen passenden Schlüssel hätte, der könnte dann auch die verborgenen Gemächer öffnen und die dort liegenden Schätze heben. In der Neujahrsnacht 1825 – 26 soll ein armer Mann, Namens Krause, den Versuch gemacht haben, dies zu thun, allein er ward von Neugierigen gestört.

211. Die kluge Frau zu Neuhaus.

Einst ist ein Burgherr von Neuhaus, der in die Hände seiner Feinde gefallen war, dadurch gerettet worden, daß seine Frau sich von dem Anführer derselben die Gnade ausbat, soviel von ihrer Habe mitnehmen zu dürfen, als in einen Backtrog gehe. Sie legte ihren Mann hinein und brachte ihn so aus der ihm drohenden Gefangenschaft.

212. Die Sagen von der Burg Greiffenstein.

(Nach Bergemann, Beschreibung der alten Burgveste Greiffenstein [Bunzlau 1833] S. 175 bis 364, bei Gödsche S. 223 ꝛc. Fischer, Gesch. der Burgvesten Preußens Bd. I. S. 227 ꝛc.)

Die Burg Greiffenstein im Löwenberger Kreise, ¾ Meilen von Greiffenberg auf einem 1360 Fuß hohen Basaltkegel gelegen, gehört zu den schönsten

Ruinen des Schlesischen Landes und soll ihren Namen davon haben, daß bei dem Bau derselben die Arbeiter auf dem Gipfel des Berges ein Nest mit jungen Greifen gefunden hätten, worauf Herzog Boleslav der Lange ihr (1198) den Namen Greiffenstein zur Erinnerung daran beigelegt habe. Anders aber erzählt diesen Umstand die Volkssage und bringt denselben mit dem Begründer der Schafgottschen Familie in Verbindung.

Im 14. Jhdt. wohnten am Fuß des sich zwischen den Städtchen Friedland und Greiffenberg hinziehenden Waldgebirges friedliche Hirten, allein plötzlich ward die ganze Gegend unsicher gemacht durch einen ungeheuern Greif, der sich in dem undurchdringlichen Walde am Queis ein Nest gebaut hatte und zum Futter für seine Jungen tagtäglich Menschen und Thiere raubte und dorthin trug. Niemand wagte mehr sein Vieh auf die Weide zu treiben oder das Feld zu bestellen, aus Furcht von dem Ungeheuer entführt zu werden, und so trat natürlich dort allgemeine Hungersnoth ein, darum ließ der Herzog Bolko durch seine Herolde großen Landbesitz und eine mächtige Summe Geld dem versprechen, der es übernehmen wolle, die Landschaft von dieser Plage zu befreien und den Vogel sammt seiner Brut zu vertilgen. Als sich aber Niemand durch die Hoffnung auf so reichen Gewinn bewegen ließ, das Wagstück zu unternehmen, dabei aber das Elend unter den Bewohnern jener einst so lachenden Auen immer größer ward, da ließ der Herzog dem, der das Ungethüm erlegen werde, außer der versprochenen Belohnung auch noch die Hand seiner einzigen Tochter Agnes verheißen. Nun wohnte aber in der Nähe des Kalenberges und der Neuburg ein junger Schäfer, Gottsche Schaf mit Namen, ein muthiger und stattlicher Jüngling, der täglich seine Heerde ins Gebirge zu treiben pflegte. Derselbe hatte aber einstmals die schöne Herzogstochter auf Burg Lehnhaus gesehen und sich sterblich in dieselbe verliebt. Er beschloß also für den Besitz derselben sein Leben zu wagen. Er begab sich demnach eines Tages nur mit einer Stange und mit einer scharfen Axt bewaffnet aus seinem väterlichen Hause ins Gebirge um vorerst das Nest des Vogels zu suchen. Allein er strich bereits mehrere Tage durch den dichtesten Wald ohne dasselbe entdecken zu können und wollte schon sein Unternehmen in halber Verzweiflung aufgeben, als er am dritten Tage, nachdem er schon die mitgenommenen Lebensmittel fast aufgezehrt und vor Ermattung kaum noch weiter konnte, nachdem er sich zum Ausruhen auf den Boden geworfen, plötzlich über sich ein starkes Rauschen vernahm und den Greif erblickte, wie er ein starkes Rind zwischen seinen Klauen haltend sich auf einmal aus der Luft auf den Gipfel eines in der ganzen Umgegend unter dem Namen der Mahleiche wohl bekannten ungeheuern Baums niederließ. Gleichzeitig vernahm er nun auch aus der Höhe das gierige Geschrei seiner hungrigen Jungen. Er wußte nun, wo das Nest war, und hatte weiter nichts zu thun, als während der Nacht ein sicheres Versteck zu suchen, denn daß der alte Greif am nächsten Morgen wieder nach Beute ausfliegen werde, sah er mit Recht als gewiß an. Als nun der alte Vogel, wie er erwartet, ausgeflogen war, sammelte Gottsche in der Nachbarschaft der Eiche dürres Reisig, band es zu einem Bündel zusammen und befestigte es an einer Stange, worauf er ein Stück an der Eiche hinaufklomm, dort machte er Feuer, zündete das Reisigbündel an, und als dasselbe hell loderte, hob er es vermittelst der

Stange bis zum Wipfel des Baumes empor und zündete so von unten das Nest an. Die jungen Greife, welche noch nicht flügge waren, erhoben zwar ein gräßliches Geschrei, allein sie mußten bald in den das Nest von allen Seiten umgebenden Flammen verbrennen. Mittlerweile war der alte Vogel durch das Jammergeschrei seiner Jungen wieder nach seinem Neste gelockt worden, allein dadurch, daß er über dem brennenden Neste herumflatterte und mit dem Schlage seiner ungeheuern Fittige das Feuer auszulöschen versuchte, kam er selbst in Todesgefahr, die aufschlagenden Flammen verbrannten ihm die Schwungfedern und er stürzte jählings zur Erde hinab. Da kam Gottsche schnell herbei und schlug mit seiner großen Stange derb auf das Ungethüm los, zwar wehrte sich dasselbe mit Schnabel und Klaue, allein es war zu unbeholfen und so gelang es dem kühnen Jüngling bald, demselben mit einem gutgezielten Schlage der Axt den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Er begab sich darauf nach der Hütte seines Vaters zurück, erzählte dort was er vollbracht und zog dann, umringt von seinen frohlockenden Nachbarn, nach der Mahlreiche zurück, dort sammelten sie aus der Asche die Köpfe der drei jungen Greife, den alten aber umschlangen sie mit starken Seilen und schleppten ihn so von zwei tüchtigen Ochsen gezogen nach Neuburg, wo der Herzog damals Hof hielt, um ihm das erlegte Unthier zu zeigen, gleichzeitig aber auch für Gottsche die versprochene Belohnung zu verlangen. Als man dem Herzog das Geschehene erzählt, stand derselbe auch keine Minute an, sein gegebenes Wort zu erfüllen, er hieß ihn niederknieen und schlug ihn zum Ritter, verlobte ihn auch auf der Stelle mit seiner Tochter, obwohl seine Edelleute gewaltig murrten, daß er einem armen Schäfer seine Prinzessin vermählen wolle. Als Mitgift gab er ihm die Neuburg, die er zum Andenken an seine That Greifenstein nannte und befahl ihm dann, beim Aufgange der Sonne am nächsten Morgen seine Schafheerde aus dem Schloßthore zu treiben, soviel Land er bis zum Untergange der Sonne damit umziehen werde, das solle sein Eigenthum sein. Dies that er auch und am nächsten Abend war er einer der reichsten Herrn des Landes Schlesien.

Indeß fiel es ihm nicht ein auf die sofortige Vermählung mit der Herzogstochter zu dringen, er wollte sich einer solchen Erhöhung erst würdig zu machen suchen. Deshalb bat er seinen künftigen Schwiegervater ihm Unterricht in allen adeligen Künsten und Wissenschaften geben zu lassen, und als er dieselben hinreichend kennen gelernt zu haben glaubte, zog er hinaus ins Reich zum Heere des Kaisers. Dort fand er Gelegenheit, seinen Muth zu zeigen, und gar bald ward das Auge des Kaisers auf ihn gelenkt, er nahm ihn zu seinem Waffenträger an, und nachdem derselbe in einer großen Schlacht so glücklich gewesen war, durch seine Tapferkeit das Meiste zum Erringen des Sieges beizutragen, schlug er ihn zum Ritter, erhob ihn in den Grafenstand und gab ihm den Namen Schaffgotsch. Als Wappen bekam er ein Schaf, dasselbe änderte sich jedoch späterhin etwas. Denn einer seiner Söhne, Gottsche Schaf II. (nach andern Berichten wäre er es jedoch selbst gewesen), der ebenfalls den Dienst eines Waffenträgers bei Kaiser Karl IV. (um 1377) versah, soll in einer Schlacht bei Erfurt ebenfalls an seines kaiserlichen Herrn Seite Wunder der Tapferkeit verrichtet haben. Nach errungenem Siege bot ihm der Kaiser die Hand, weil aber von Schaffgotsch's Händen Blut aus den erhaltenen Wunden herabträufelte,

so wischte er seine Rechte am Panzer rein und nachdem er über das blanke Metall mit den Fingern hinweggefahren war, sah man auf der Spiegelfläche desselben die Spuren. Da rief der Kaiser: „Zur Erinnerung für alle Zeiten daran, daß Du für mich Dein Blut vergossen, füge ich Deinem Wappen, dem Schafe, heute für die Zukunft die vier blutigen Streifen hinzu, welche Deine Finger gemacht haben!“ Und seit dieser Stunde führen die Schaffgotsche noch das Wappen *).

Nachdem nun der tapfere Gotsche bereits zwei Jahre abwesend gewesen war und seine Braut auf ihn harrte, da hielt ihr Vater, der Herzog Bolco, ein großes Turnier auf der Veste Lehnhaus ab und viele Ritter strömten dahin zusammen, um sich einen Preis ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit zu erkämpfen. Schon war die Festlichkeit bald zu Ende und eigentlich noch ziemlich unentschieden, wer der Sieger sei, da ritt noch ein fremder, schwarz gepanzerter Ritter in den Kampfbahn ein und nannte den Kampfrichtern einen unbekannten Grafennamen. Da er das Visir heruntergelassen hatte, konnte Niemand seine Gesichtszüge erkennen, der schönen Agnes aber pochte das Herz gar ängstlich, denn sie ahnte, wer der Ritter sein könne. Mittlerweile nahm aber derselbe den Kampf mit allen denen auf, die bisher am nächsten zur Erringung des Siegespreises gewesen waren, er streckte in kurzer Frist einen seiner Gegner nach dem andern in den Sand, und so führten ihn die Kampfrichter dann zu dem Sitze der Prinzessin, um aus ihrer Hand den Dank zu erhalten. Hier mußte er natürlich das Visir öffnen und die schöne Agnes erkannte in dem wettergebräunten Tapfern die Züge ihres sehnlichst erwarteten Verlobten. Nun ließ aber auch die Vermählung mit ihr nicht mehr lange auf sich warten, Ritter Schaffgotsch ward der Stammvater des noch blühenden Geschlechtes; die Burg Greiffenstein, obwohl längst in Trümmer gesunken, behielt ihren Namen bis auf den heutigen Tag und übertrug ihn auch auf das an ihrem Fuße erbaute Städtchen Greiffenberg. Der Ritter erbaute aber seinem Vater, der ein Schäfer bleiben wollte sein Leben lang, eine große Schäferei dem Maiberge gegenüber und aus dieser ist später das Röhrsdorfer Vorwerk entstanden.

213. Die Ahnfrau auf Greiffenstein.

Auf der Burg Greiffenstein ließ sich sonst, ebenso wie auf andern alten Schlössern, eine Ahnfrau sehen. Es war eine hagere Gestalt mit bleichem Antlitz, in ein weißes Gewand gekleidet und von einem langen Schleier bedeckt. Sie wandelte des Nachts durch alle Gänge der Burg, namentlich vor der Kapelle, und verschwand endlich stets in der sogenannten blauen Kammer, einem düstern Gemache, aus dessen Fenster aber in der Nacht gewöhnlich ein blaues Licht hervorglänzte. Sie ging still und schwermüthig einher und that Niemandem etwas zu Leide, wer es aber versuchte, sie etwa zu necken, dem begegnete sicher bald darauf ein Unglück. Wenn aber einem der Besitzer der Burg ein Unglück drohte, dann sah man sie händeringend auf und niedergehen, hörte sie wohl auch schluchzen. Wer sie eigentlich war, wußte jedoch Niemand, nur über ihre Wirksamkeit im Schlosse gab es viele Sagen.

*) Diese Wappensage ist poetisch behandelt bei Ziehnert Bd. III. S. 126 ꝛc. S. a. Gotsche S. 246.

Einst hatte ein Burgvogt auf Greiffenstein eine sehr schöne Tochter, die besonders in Gunst bei dieser Ahnfrau zu stehen schien, weil sie ihr gewöhnlich, wenn sie ihr begegnete, zuzunicken pflegte. Nun war ein fremder Ritter für längere Zeit Gast auf der Burg, diesem stach das schöne Mädchen gewaltig in die Augen, allein dieselbe wollte von seiner Huldigung nichts hören, und darum mußte er seine Nachstellungen auf unbemerkte Weise einrichten. Er lauerte ihr auf, wenn sie spät des Abends über die Gänge ging und so glückte es ihm eines Abends, sie in der Nähe seines Schlafzimmers zu erwischen, er faßte sie am Arme und zog sie in sein Zimmer und dort wäre es ihm jedenfalls leicht geworden, über ihre Unschuld Herr zu werden, hätte das Mädchen nicht laut um Hilfe gerufen. Auf einmal stand die Ahnfrau mitten in dem verschlossenen Zimmer, gleichzeitig ertönte ein furchtbarer Donnerschlag, der Ritter ließ bis zum Tode erschreckt das Mädchen los, die Ahnfrau öffnete ihr die verschlossene Thüre und als am andern Morgen der Ritter sich nicht sehen ließ und man ihn suchte, fand man ihn todt auf dem Boden des Zimmers liegen.

Einst war ein neuer Koch auf Greiffenstein angenommen worden, er hatte gerade ein großes Gastmahl vorzurichten, denn es fand eine Tauf-Ceremonie in der Schloßcapelle statt. Da hörte er von einem Diener, die Ahnfrau habe sich in der Nähe der letztern gezeigt, neugierig ließ dieser Alles stehen und liegen, und lief fort um dieselbe zu sehen. Als er aber zurückkehrte, waren indessen alle seine Gerichte angebrannt und verdorben. Statt zu fluchen, warf er sich jedoch auf die Kniee, und betete inbrünstig, die Ahnfrau möge ihm doch zu Hilfe kommen. Kaum hatte er sein Gebet geendigt, da flog ein blauer Lichtschein durch den Küchenraum und alle seine Speisen waren wieder in so gutem Zustande wie vorher.

Einst kehrten während der Abwesenheit des Burgherrn einige Ritter auf der Burg ein, wilde und gottlose Gesellen, welche über Alles ihren Spott und Muthwillen trieben. Einer von ihnen hatte sogar die Frechheit, den Burgvogt zu fragen, ob er nicht die Ahnfrau zur Schlafgenossin bekommen könne. Derselbe verwies ihm solchen Uebermuth, allein vermochte doch nicht ihn von der Gefährlichkeit seiner Spöttereien zu überzeugen. Als sie nun beisammen in dem ihnen angewiesenen Gastzimmer saßen, brachte einer der Knappen eine Schüssel mit Speise herein, kaum aber hatte er die Schwelle überschritten, stürzte er auch über seine eigenen Beine und warf die Schüssel hin. Sie schickten nun unter Fluchen und Schimpfen denselben nach einer neuen Auflage von Lebensmitteln hinab in die Küche, als derselbe aber mit einem großen Servirbrett zurückkehrte und dasselbe auf den Tisch setzen wollte, da hatte sich der Schinken, der darauf lag, sammt dem Brode in Stein verwandelt, der gebratene Truthahn erhob sich aus der Schüssel, schlug mit den Flügeln und flog auf und davon, der Wein aber verwandelte sich in stinkendes Wasser. Nun fingen die Ritter aber an noch toller zu schimpfen und zu fluchen, da fühlten sie sich die Sessel unter den Füßen weggezogen und stürzten auf den Boden, von wo sie sich nicht wieder erheben konnten, die Kerzen verlöschten, und auf einmal öffnete sich unter schweren Donnerschlägen der Fußboden, und alle stürzten tief hinab in ein Gewölbe, wo sie erst am andern Tage mit halbgebrochenen Gliedern wieder aufgefunden wurden.

Ein anderes Mal kam ein feister heuchlerischer Mönch auf die Burg und forderte Nachtherberge. Während des Abends fand er Gelegenheit mit der jungen verliebten Frau des alten Burgvogts seine frühere Bekanntschaft zu erneuern. Er verabredete mit ihr, daß sie ihn des Nachts besuchen sollte, hatte aber, um allen Verdacht zu vermeiden, die Schlauheit, sich zum Schlafgemach die von Allen gefürchtete blaue Kammer zu erbitten, weil er glaubte, daß kein Geist sich an ihn als einen geweihten Priester wagen werde. Kaum hatte er das Zimmer betreten und eine geweihte Kerze angezündet, so verwandelte sich auch schon der Wein, den er daselbst zum Nachttrunk in einem Becher hingestellt vorfand, beim Kosten in widerliches Salzwasser. Aergerlich erwartete er nun seine Buhlerin, die auch bald mit einem Kruge Weins erschien, allein kaum hatte er dieselbe in seine Arme geschlossen, da stand auch schon die Ahnfrau vor ihnen, mit drohender Miene schaute selbige die beiden Frevler unverwandten Auges an, sie sanken beide in die Kniee und in dieser Stellung fand sie der alte Burgvogt am nächsten Morgen, als er kam um seine Frau zu suchen. Er jagte den Mönch mit Schlägen aus dem Hause, seine Frau aber starb nach wenigen Tagen an den Folgen des Schreckens.

Bei einem Festmahle, welches einst der Burgherr Johann von Schaffgotsch abhielt, lud einer der Knappen die Ahnfrau ein, ihn auf morgen zum Kindtaufschmause besuchen zu wollen. Plötzlich stand dieselbe vor ihm und sagte, sie nehme die Einladung an. Am andern Tage hatte er die muthwillige Einladung wieder vergessen, als er aber am Abend mit seinen Gevattern beim fröhlichen Mahle saß, erscholl plötzlich ein lautes Getöse vor der Thüre und herein trat zum allgemeinen Entsetzen die gefürchtete Ahnfrau. Alles wollte aufspringen und davonlaufen, allein sie machte ein Zeichen, man solle sitzen bleiben, setzte sich mit an den Tisch, ließ sich einen Becher Wein reichen und trank denselben auf die Gesundheit des Säuglings und der Wöchnerin aus, dann stand sie auf, lud den Kindtaufsvater zu sich über acht Tage ein und verschwand. Mit Angst und Zagen erwartete derselbe den bestimmten Abend; unter Donner und Blitz trat die Ahnfrau richtig zur angegebenen Stunde in sein Gemach und forderte ihn durch eine Handbewegung auf, ihr zu folgen. Halbtodt schritt er hinter ihr drein; sie führte ihn über die Gänge des Schlosses bis zu dem Grabgewölbe der Familie, wo sie verschwand und den unglücklichen Knappen mitten unter den Särgen zurückließ. Plötzlich hoben sich aber die Deckel derselben ab, die darin liegenden Gerippe erhoben sich, stiegen heraus und streckten ihre Knochenarme aus, um ihn zu umarmen. Endlich erschien der Morgen, da kam aber auch die Ahnfrau wieder und führte den in Todesschweiß Gebadeten wieder hinauf nach seiner Wohnung, wo er aber sofort in ein hitziges Fieber verfiel, von dem er erst nach langer Zeit wieder genaß.

Von der Familie Schaffgotsch erfreute sich namentlich eine gewisse Magdalena von Schaffgotsch, geborene von Zedlitz, ihrer Gunst; wenn sie im Wochenbett lag, wachte sie bei ihr, beruhigte das Kind, wenn es unruhig wurde, und reichte es seiner Mutter, um ihm zu trinken zu geben. Auch den unglücklichen Hans Ulrich II. von Schaffgotsch hatte sie in ihr Herz geschlossen; sie zeigte ihm im Traume das Bild seiner künftigen Gattin, der Prinzessin Barbara Agnes von Liegnitz, und von dem Tage an, wo sein

Haupt zu Regensburg durch Henkershand fiel*), trug sie schwarze Trauerkleider und zertrümmerte den kaiserlichen Adler über der Burgkapelle und alle kaiserlichen Wappen. Erst mit dem Einzuge Christoph Leopolds von Schaffgotsch legte sie wieder ihr weißes Gewand an und zeigte ihm auch einst die Stelle, wo er seinen Trauring verloren hatte. Wenn fremde Kriegsvölker auf der Burg waren, ließ sie sich nie sehen; aber obwohl sie endlich einem frommen Pilger, der den Muth hatte sie anzureden und zu befragen, auf welche Weise es möglich sei, ihrem Geiste Ruhe zu verschaffen, die Stelle im Burgverließe zeigte, wo ihre Gebeine noch unbegraben in ungeweihter Erde schliefen und dieselben dann von dort herausgenommen und in geweihtem Boden bestattet wurden, blieb sie doch deshalb noch nicht weg, sondern kam immer wieder, bis sie endlich für immer verschwand, als die heilige Messe zum letzten Male in der verfallenden Burgkapelle gelesen ward.

214. Die Sagen von der Burg Kynast.

a) Kunigunde von Kynast.

(Nach Ziehnert Bd. III. S. 265 ꝛc. und Müller S. 460 ꝛc. Gottschalk, Ritterburgen Bd. I. S. 55 ꝛc. Fischer, Burgveſten Preußens Bd. II. S. 1 ꝛc.)

Die weltberühmte Burgruine des Kynast (angeblich Kienast) liegt auf dem Gipfel eines bewaldeten, 1847 Fuß hohen Granitfelsens gleichen Namens, $\frac{1}{8}$ Meile südwestlich von Hermsdorf im Hirschberger Kreise. Die Vollendung des Baues dieser Burg durch Herzog Bolko I. fällt um's Jahr 1302; sie ist niemals erobert worden, allein am 31. August 1675 ward sie durch einen Blitzstrahl zerstört.

Einer der frühesten Besitzer der Burg Kynast, eine ziemlich zweifelhafte Tradition nennt ihn Bruno von Scharfeneck, besaß nur eine einzige Tochter, Namens Kunigunde. Sie war sehr schön, aber auch sehr eigensinnig, denn ihr Vater hatte ihr als seinem einzigen Kinde in jeder Hinsicht unbeschränkte Willensfreiheit gelassen und sie nicht wie ein Mädchen, sondern wie einen Junker erzogen. Darum bestand ihr Hauptvergnügen und ihre Lieblingsbeschäftigung darin, Rosse herumzutummeln, mit Waffen zu spielen und dem Eber und Hirsch in den den Kynast umgebenden Wäldern nachzujagen. Da trug es sich zu, daß ihr Vater in der Trunkenheit mit seinem Rosse die äußerste Mauer der Burg umreiten wollte, es aber versah und sammt dem Pferde in den Abgrund hinabstürzte. Seine Tochter war untröstlich und ließ ihn in der fast unzugänglichen Tiefe am Höllengrunde, wo er aufgefunden worden war, zur Erde bestatten. Von diesem Augenblicke an aber ward sie nur noch unumgänglicher und abgeschlossener gegen alle mildern Regungen, fast täglich besuchte sie das Grab ihres Vaters und grollte mit den Felsen, die ihn getödtet hatten. Da sie aber sehr reich war, so konnte es nicht fehlen, daß mancher Ritter noch ihrem Besitze lüstern ward, und so geschah es, daß sich bald eine große Anzahl von Freiern zusammenfand, die die reiche Erbin mit ihren Anträgen bestürmten. Sie glaubten ihre Bewerbung am besten dadurch unterstützen zu können, wenn sie nicht eher aus der Burg

*) Den 23. Juli 1635 ward er als Anhänger Waldsteins hier hingerichtet.

zu welchen erklärten, als bis die Besitzerin derselben sich für einen von ihnen ausgesprochen habe. So freigebig und gastfrei aber auch Kunigunde war, so ward ihr doch diese Zudringlichkeit sehr bald zur Last und darum erklärte sie, es sollten sich alle ihre Freier am St. Gertrudentag zusammen bei ihr einfinden, da wolle sie ihre Entscheidung kundgeben.

Als nun der verhängnißvolle Tag anbrach, da erschienen denn auch ihre Bewerber und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Kunigunde aber ersuchte sie, sich zu gedulden und vorerst mit ihr ein Mahl einzunehmen, um sich zu der feierlichen Handlung zu stärken. Selbstverständlich ward tüchtig auf die Gesundheit des künftigen Burgherrn getrunken, und als nun gegen das Ende des Mahles die Köpfe der Anwesenden von dem starken Wein erhitzt waren, da bot Kunigunde die Tafel auf und forderte ihre Gäste auf ihr zu folgen. Sie eilte in den Burghof hinab, ließ dort von den Knechten viele Fackeln anzünden und stieg nun außerhalb der Veste nicht ohne Anstrengung die grausige Felsschlucht hinab zum Grabe ihres Vaters. Dort kniete sie lautlos nieder, betete ein Vaterunser, ergriff dann ein Crucifix, welches der Burgkaplan, der sie an diesen Ort mitbegleitet hatte, ihr nachgetragen, hob es hoch in die Höhe, küßte es und sprach mit lauter Stimme: „Hier am Grabhügel meines edlen Vaters schwöre ich hoch und theuer, daß nur der mein Gemahl werden soll, der den obern Rand der Burgmauer, von der mein Vater herabgestürzt ist, glücklich umritten haben wird!“ Dadurch ward nun freilich die Heirathslust in mancher Brust gewaltig abgekühlt, und von den zahlreichen Bewerbern entfernten sich während der nächstfolgenden Nacht die meisten ohne Abschied zu nehmen. Allein einige blieben doch zurück, und wirklich bestieg einer von ihnen am dritten Tage sein Roß, um den schauerlichen Ritt zu wagen, wozu Kunigunde die Trompeten schmettern und einige Donnerbüchsen krachen ließ, während sie selbst aus dem Erker ihres Gemachs auf den Tollkühnen herabsah und ihm spöttisch viel Glück zum Brautritt wünschte. Wenn aber einmal der Reiter sein Roß über die Zugbrücke auf die verhängnißvolle Mauer gelenkt hatte, da hatte er auch den Pfad des Todes betreten, denn keiner von allen denen, welche den gefährlichen Ritt gewagt, kehrte jemals wieder, alle fanden wie Kunigundens Vater ihren Tod in dem Abgrunde. Bald wurden aber keine Bewerber mehr auf der Burg gesehen und dies machte Kunigunden erst recht mißmuthig, weil sie sich ärgerte, daß Niemand mehr sein Leben um ihre Hand wagen möge. So verstrichen viele Monate, da meldete sich auf einmal wieder ein Ritter zu der gefährlichen Reitprobe. Als er in ihr Gemach trat und sich ihr vorstellte, da kam auf einmal ein sonderbares Gefühl über sie; sein Blick hatte gezündet, und nun bereute sie plötzlich die frevelhafte Aufgabe, welche sie ersonnen und bereits so viele Menschenleben gekostet hatte; allein sie konnte es nicht rückgängig machen, darum versuchte sie dem Ritter, der sich ihr übrigens nicht nennen wollte, abzureden und ihn durch die Schilderung der von ihm zu bestehenden Gefahr von seinem Unternehmen abwendig zu machen. Allein umsonst, er erklärte den Ritt wagen zu wollen. Am nächsten Morgen mit Aufgang der Sonne war der fremde Ritter schon im Schloßhofe, sattelte sein Roß selbst, bestieg es in leichter Kleidung und ganz unbewaffnet und ritt, nachdem er seinen Knappen zärtlich umarmt, hinaus durch das Burgthor zur blitzglänzenden Mauer. Alle

Bewohner der Burg standen im Schloßhofe, unter ihnen Kunigunde, die das erste Mal in ihrem Leben für das Gelingen des kühnen Unternehmens still zu Gott betete; Niemand durfte sich jedoch der Mauer nähern, und so sah man denn den Ritter langsam die Burg umreiten, und als der erste Strahl der Sonne die Spitzen der hohen Burgthürme beleuchtete, da hatte der Ritter auch die verhängnißvolle Bahn durchritten und lenkte sein schweißbedecktes Roß von der Mauer zum Burgthore hinab, wo das Fräulein ohnmächtig vor Aufregung am Boden lag. Der Knechte Jubelgeschrei und der Trompetenschall weckten sie aber bald und mit den Worten: „Edler Ritter, meines Vaters Tod ist an den tückischen Felsen gerächt und mein Schwur gelöst, hier habt Ihr meine Hand!“ eilte sie ihm entgegen. Jener aber versetzte: „Wohl ist Euer Schwur gelöst und Euerem Stolze und frevelhaftem Uebermuth jetzt eine Schranke gesetzt, aber darum allein bin ich hierher gekommen, nicht um Euch und Euer Erbe zu erringen, denn ich, der Landgraf Adalbert von Thüringen, bin längst vermählt und würde auch, wenn ich dies nicht wäre, Euere blutige Hand niemals anrühren.“ Da stürzte Kunigunde zerknirscht auf die Kniee, und der Landgraf sprach: „Gebt in Euch und sucht durch Frömmigkeit und gute Handlungen Gott für Euern Frevel zu versöhnen, wollt Ihr das aber nicht, so betretet selbst den Pfad, auf dem so viele Edle Eurer wegen ihr Leben gelassen haben, und sühnt das Blut durch freiwilligen Tod an derselben Stelle!“ Damit wandte er sein Roß und verließ mit seinem Knappen das Felsenschloß. Darüber nun, was jetzt mit Kunigunden geschehen, giebt es eine dreifache Sage. Nach der einen stürzte sie sich aus Verzweiflung, gekränktem Stolz und verschmähter Liebe in denselben Abgrund, wo ihr Vater und ihre Freier umgekommen waren; nach der andern ging sie in ein Kloster, starb nach kurzer Zeit am gebrochenen Herzen und wurde in derselben Felsschlucht begraben; nach der dritten aber hatte ihr der Landgraf seinen vermeintlichen Knappen, den Ritter Hugo von Erbach zum Ehegemahl empfohlen und ihr vier Wochen Bedenkzeit gegeben. Als nun Letzterer nach Ende des Termins zurückkehrte, reichte sie ihm ihre Hand und vermählte sich mit ihm; die Mauer ließ sie abbrechen, für die Seelen der gefallenen Ritter Messe lesen und suchte durch Liebe, Menschenfreundlichkeit und reichliche Almosen an die Armen ihren früheren Frevel zu sühnen und vergessen zu machen.

Wenn man auf den Kynast kommt, so bringen gewöhnlich die Kinder des Schloßverwalters ein ungestaltetes hölzernes weibliches Brustbild, einen Haubenstock mit Igelborsten statt der Haare. Dies soll die schöne Kunigunde vorstellen. Man wird von ihnen aufgefordert, das häßliche Bild zu küssen, und muß sich durch ein Geldgeschenk loskaufen.

b) Der Sprung vom Kynast.

Franz von Chila, ein Page Herzogs Ludwig II. von Liegnitz, hatte eine heimliche Liebe gefaßt zu seiner Gebieterin, der schönen Elisabeth, Tochter des Burggrafen von Zollern. Nun begab es sich aber, daß einst der Herzog mit seiner Gemahlin einen Besuch auf dem Kynast machte und natürlich der junge Edelknecht mit von der Parthie war. Der Burgherr hatte zur Feier des hohen Besuches Festlichkeiten im Burghofe veranstaltet, Armbrustschießen, Wettlaufen und ein Fußturnier. Der Herzog aber, der auch etwas

zur Feier des Tages beitragen wollte, erhob sich von der Tribüne, auf welcher er saß, ergriff einen goldenen Becher, den er mitgebracht hatte, und sprach: „Diesen Becher lege man auf die höchste Zinne des Schloßthurmes, wer zur Brüstung desselben sich hinaufschwingt, und ihn dort auf das Wohl seiner Schönen leert, der soll ihn zum Lohn seines Muthes erhalten!" Zwar versuchten Mehrere das kühne Wagstück, aber Keinem gelang es das Ziel zu erreichen, da erbat sich der Page von seiner Gebieterin die Erlaubniß, auch einen Versuch zum Erringen des Preises zu machen, und schwang sich, nachdem ihm solche geworden war, im kecken Klettern glücklich hinauf bis auf die höchste Zinne, da ergriff er den Becher und rief mit lauter Stimme: „Frei darf ich es jetzt vor Allen sagen, was ich bisher stumm in meiner Brust verschließen mußte, dieser Becher, Frau Herzogin, gilt Euch. Meine Liebe und Treue will ich mit dem Tode besiegeln!" Damit sprang er von dem Thurme muthig in die schauerliche Tiefe, und endete hier sein junges Leben.

c) Der gefangene Ritter im Thurm.

Einst hatte ein Burgherr auf dem Kynast einen seiner schlimmsten Feinde in einer Fehde in seine Gewalt bekommen. Da er nun ein harter, grausamer Mann war, so ließ er ihn in ein wohlverwahrtes Gemach hoch oben im Burgthurme einsperren und schwur, sein Feind solle es niemals lebend wieder verlassen. Vergebens machte sich die junge und schöne Hausfrau des gefangenen Ritters auf und bat den harten Mann fußfällig um die Loslassung ihres Gemahles. Sie ward schnöde abgewiesen, nur das erreichte sie, daß jener ihr gestattete, das Brod, welches derselbe zu essen bekam, für ihn backen zu dürfen. Sie buk also einst ein sehr großes Brod und sandte es dem Gefangenen, als derselbe es aber aufschnitt, fand er darin eine scharfe Feile und ein sehr langes Seil verborgen. Heimlich feilte er nun des Nachts damit das Gitter seines Gemaches durch und ließ sich in einer stürmischen Nacht mit dem Seile von der Höhe des Thurmes herab. Es gelang ihm auch glücklich hinab und dann über die Burgmauer ins Freie und endlich auch wieder in seine Burg zu seiner Gattin zu kommen. Sein Feind aber sah sich von einer einfachen Frau überlistet. Das an einer Seite durchbrochene Gitter am Thurme ist noch heute als Wahrzeichen treuer Liebe und Frauenlist vorhanden.

d) Der goldene Schleier.

Zu derselben Zeit, wo sich der Brautritt auf dem Kynast ereignete, also gegen das Jahr 1270, lebte auf dieser Burg wenig beachtet eine Verwandte der schönen Kunigunde, Namens Irmgard, welche der Vater derselben als Waise in sein Haus genommen hatte. Ihre Thätigkeit war lediglich der Hauswirthschaft gewidmet, und da sie nicht besonders schön war, ward ihre Abwesenheit von den lediglich der Besitzerin der Burg wegen dorthin kommenden Rittern nicht bemerkt. Da begab es sich, daß einst einige verwandte Frauen zum Besuche auf die Burg kamen und da dieselben natürlich nicht an den Jagdparthieen Kunigundens Theil nehmen konnten oder wollten, letztere aber keine Lust hatte, ihrer wegen zu Hause still zu sitzen, so erhielt Irmgard den Auftrag, sie zu unterhalten. Um ihnen die

Zeit zu vertreiben, ſchlug ſie ihnen vor, eine kleine Reiſe in das Rieſengebirge zu machen. Einige der jungen Ritter, die gerade auf der Burg verweilten, erboten ſich ſie zu begleiten und ſo zogen ſie denn hinreichend mit Mundvorräthen verſehen hinaus in die im friſchen Frühlingsgrün prangenden Auen. Nachdem ſie einige Stunden marſchirt waren, kamen ſie auf eine lachende Waldwieſe am Hochwald und beſchloſſen hier ihr Frühſtück einzunehmen. Um daſſelbe zu würzen brachte Irmgard die Rede auf Rübezahl, den hier heimiſchen Berggeiſt, und erzählte einige ſeiner Poſſen. Der fremde Beſuch hörte zwar aufmerkſam zu, allein man ſah wohl, daß kein rechter Glaube an dieſen mächtigen Dämon vorhanden war. Da vernahm man plötzlich im nahen Unterholz ein lautes Krachen und Praſſeln und plötzlich ſtürzte ein ungeheurer Eber, einen Pfeil in der Seite, heraus auf die Waldblöße, ſchnell nach ihm kam aber ein prächtig gerüſteter Ritter herbeigeeilt, der ihm faſt mitten unter der aufgeſchreckten Geſellſchaft ſein Schwert in den Hals ſtieß und ſo der jenen ſcheinbar drohenden Gefahr ein ſchnelles Ende machte. Der Fremde ward eingeladen unter der luſtigen Reiſegeſellſchaft Platz zu nehmen und ſich von ſeiner Anſtrengung zu erholen, da ſahen auf einmal die Begleiter der Damen, daß ihre Waffen, die ſie der Bequemlichkeit wegen, als ſie ſich gelagert, abgelegt hatten, nicht mehr an ihrem Orte waren, ſondern hoch oben auf dem Gipfel eines Baumes hingen, und Irmgard rief aus: „Das hat Rübezahl gethan!“ Nun war freilich ihren Begleitern der Glaube in die Hand gekommen, und der fremde Ritter, der ſich für einen Lehnsmann des Markgrafen von Brandenburg ausgab, der hier in der Nachbarſchaft Verwandte aufgeſucht und die Gelegenheit benutzt habe, das Rieſengebirge zu durchſtreifen und ſo auf der Jagd in dieſe Gegend gekommen ſei, ließ ſich ebenfalls von dieſem Beherrſcher des Rieſengebirges erzählen. Auf einmal hörte man aus dem Walde her Klagelaute; Irmgard und der fremde Ritter eilten dem Schalle nach und fanden einen mit blutenden Wunden bedeckten Jäger, der ihnen ſagte, daß er von einem angeſchoſſenen wilden Schweine gehauen und zu Boden geſtreckt worden ſei. Augenblicklich zerriß Irmgard ihren Schleier und verband mit deſſen Fetzen den Verwundeten, während ihre Begleiter, die mittlerweile auch herzugekommen waren, denſelben unterſtützten. Plötzlich aber riß ſich der angeblich Verwundete von ihnen los, ſprang luſtig herum und umarmte die tödtlich erſchrockene Irmgard, lud das erlegte Schwein auf ſeinen Rücken und ſprach: „Euer Schleier beſitzt, wie Ihr ſeht, Wunderkraft, er hat mich wieder geſund gemacht; es iſt billig, daß ich ihn durch einen andern eben ſo kräftigen erſetze!“ Damit riß er aus des Ebers Rücken eine Anzahl Borſten, ſchleuderte ſie über Irmgard's Kopf in die Luft, wo ſie ſich zu einem goldenen Schleier verwebt auf die Jungfrau wieder herabſenkten, und verſchwand dann unter einem furchtbaren Donnerſchlage.

Jetzt wußten Alle, wer unter ihnen geweſen ſei, ſie fühlten ſich jedoch etwas unheimlich und ſo brachen ſie denn zuſammen nach dem nächſten Dorfe auf, um dort zu übernachten. Der fremde Ritter ward von Irmgard zwar eingeladen, auf den Kynaſt zu kommen und ſein Glück bei ihrer Baſe zu verſuchen, allein er wies die Einladung mit kurzen Worten zurück und trennte ſich am nächſten Morgen von ihnen. Er verweilte auch nicht mehr lange bei ſeinen Verwandten, ſondern brach mit ſeinem Knappen bald

auf, um seine Reise weiter fortzusetzen. Allein da er keinen Führer mitgenommen hatte, so verirrten sie sich sehr bald in den dichten Schluchten des Gebirges; sie irrten rathlos hin und her und als nun, wie es dort sehr oft der Fall ist, plötzlich dicker Nebel die ganze Gegend einhüllte, wollte plötzlich das Roß des Ritters nicht weiter; er spornte es zwar, allein es bäumte sich widerspenstig, und da er es dennoch zum Weitergehen zwang, machte es einen Seitensprung und stürzte mit ihm in die Tiefe. Als er aus seiner tiefen Betäubung erwachte, fand er sich auf einem weichen Mooslager in der niedrigen Hütte eines Einsiedlers und erfuhr von demselben auf sein Befragen, wie er hierher gekommen sei, daß ihn am Abend zuvor ein rüstiger Jäger auf seiner Schulter hierher gebracht, erzählt, daß er ihn an der Seite seines todten Pferdes in einer Schlucht gefunden, und dann seiner Pflege dringend empfohlen habe. Unterdessen hatte sich auch sein Knappe hierhergefunden und ward von ihm, der noch nicht gehen konnte, beauftragt, nach Hirschberg zu gehen und ein anderes Pferd zu kaufen. Er selbst mußte sich freilich noch längere Zeit gefallen lassen, in der Einsiedelei zu bleiben, da seine Glieder von dem schweren Falle noch nicht vollständig wieder zu brauchen waren. Indeß vermochte er doch von Tage zu Tage weiter in der Umgegend herumzustreifen und so hörte er denn eines Tages, als er hoch oben auf einer Felsenkoppe saß und sich ausruhte, aus dem Thale unten wunderschönes Harfenspiel erklingen. Neugierig, wer die Künstlerin wohl sei, kletterte er hinab; als er aber unten ankam, hatte sich dieselbe bereits entfernt; es war Irmgard gewesen. Nach völlig wieder erlangter Gesundheit begab er sich vorerst nach Hirschberg, um dort noch Einiges hinsichtlich seines neu erkauften Rosses zu besorgen, und ging, weil gerade Messe war, um Gott für seine unverhoffte Rettung aus schwerer Todesgefahr zu danken, in die dortige St. Pancratiuskirche. Dort aber sah er zum ersten Male die schöne, prächtig gekleidete Kunigunde vom Kynast, gegen welche freilich die mit anwesende Base derselben sehr weit zurückstand. Das schöne Mädchen machte einen tiefen Eindruck auf ihn, allein gleichwohl konnte er sich doch nicht entschließen, den gefährlichen Ritt für den Besitz der herzlosen Person zu wagen. Er ritt also an ihrem Schlosse vorbei graden Weges durch Böhmen nach Wien, wohin ihn sein Reiseziel rief.

Mittlerweile trug es sich aber zu, daß die arme Irmgard zu Anfange des Frühlings des nächsten Jahres, als sie ihrer Gewohnheit nach in den den Kynast umgebenden Thälern herumstreifte, um die schöne Natur zu genießen, von den Leuten der damaligen Besitzerin des Hausberges, welche in Fehde mit ihrer Base lebte, gefangen genommen ward, da man sie für die schöne Kunigunde gehalten hatte. Zwar ergab sich das stattgefundene Mißverständniß sofort, als die Jungfrau auf dem Hausberge angelangt war; allein diese Entdeckung nützte ihr nichts, denn man behielt sie dennoch als Gefangene, weil man erwartete, daß ihre Verwandte sie auslösen werde. Indeß geschah dies nicht, und so mußte sie denn geduldig ausharren. Sie suchte sich die Zeit ihrer Gefangenschaft nach Möglichkeit durch Harfenspiel zu vertreiben und so wollte es der Zufall, daß als sie eines Abends bei offenem Fenster sang und spielte, der Brandenburger Ritter auf seiner Rückkehr vom kaiserlichen Hofe unter dem Hausberge vorüberreitend ihre Stimme vernahm und sogleich inne ward, daß dies dieselbe Sängerin sein müsse, die

er das Jahr vorher, freilich an einem andern Orte, gehört und bewundert hatte. Er näherte sich dem Wallgraben so gut als er konnte und knüpfte ein Gespräch mit der Sängerin an, durch welches er erfuhr, wer sie sei und weshalb sie hier festgehalten werde. Er entschloß sich kurz, begab sich an das Burgthor und verlangte Einlaß. Den erhielt er auch und nachdem er sich zu der Besitzerin des Schlosses hatte führen lassen, verlangte er ohne Umstände die Freilassung der Jungfrau. Zwar weigerte sich jene und verwies ihm mit harten Worten seine Kühnheit, dergleichen Dinge zu verlangen, allein als er ihr sagte, daß wenige Meilen von hier sein Schwager, ein Ritter von Falkenstein hause und es ihm keine Mühe kosten werde, denselben zu bewegen, ihn bei einer bewaffneten Unternehmung gegen den Hausberg zu unterstützen, willigte jene ein ihm das Mädchen zu überlassen, da ihr der Besitz derselben schon darum nichts helfen konnte, weil ihre Base, die schöne Kunigunde, sich gar nicht um sie kümmerte, also auch kein Lösegeld für sie zu erwarten wäre. So zogen sie denn zusammen nach dem Kynast, wo ihnen Kunigunde verwundert entgegenkam, als sie ihre Base wieder frei sah. Sie wußte aber leider den jungen Ritter durch ihr liebenswürdiges Betragen so für sich einzunehmen, daß er sich entschloß, entweder ihre Hand zu gewinnen oder im Felsenschlunde des Kynast den Tod zu finden. Es ward also für den nächsten Tag die gefährliche Probe festgesetzt. Die arme Irmgard aber, welche sich sterblich in den Brandenburger Ritter verliebt hatte, eilte in voller Verzweiflung aus dem Schlosse, um sich in Waldeseinsamkeit auszuweinen, denn sie sah wohl, daß ihr Geliebter von ihrer bösen Base umgarnt und nicht zu retten sei. Als sie nun so weinend auf einem Baumstamme dasaß und über ihr trauriges Schicksal nachsann, da trat ein fremder Jägersmann, derselbe, der sie einst am Kochelfall gerettet hatte, zu ihr und fragte sie, was ihr fehle; zwar wollte sie erst nicht mit der Sprache heraus, allein der Jäger kam ihr zuvor und erzählte ihr mit kurzen Worten, was vorgefallen sei, so daß sie sah, daß er vollständig von Allem unterrichtet sei. Er versprach ihr indeß seine Hülfe und gab ihr ein Fläschchen, welches eine Flüssigkeit enthielt, die sie, wie er sagte, nur ihrer Base beim Schlafengehen in ihren Nachttrunk zu träufeln habe, da werde sie nicht wieder erwachen und somit nicht blos das Hinderniß, was zwischen ihr und dem Brandenburger Ritter stehe, aus dem Wege geräumt, sondern sie auch als nächste Verwandte Kunigunden's Besitzerin des Kynast werden. Irmgard aber wies dieses hinterlistige Anerbieten entschieden zurück und erklärte, durch ein Verbrechen wolle sie niemals reich und glücklich werden. Darauf verließ sie der Jäger und meinte, sie werde doch noch zu ihm ihre Zuflucht nehmen müssen. Am nächsten Morgen aber schmückte sie sich mit ihrem Goldschleier und begab sich in den Burghof, um den gefährlichen Ritt mit anzusehen, fest entschlossen, der Ausgang desselben möge sein, welcher er wolle, sich in den Abgrund zu stürzen und so auf einmal ihrem Kummer ein Ende zu machen. Muthig bestieg der Ritter sein Roß, vorsichtig und behende schritt dasselbe eine Zeit lang auf der Mauer hin; schon hatte es die größere Hälfte des gefährlichen Pfades im Rücken, da strauchelte es und stürzte sammt seinem Reiter in den Abgrund hinab. Lauter Jammerruf des zuschauenden Burggesindes verkündete den Unfall, und Irmgard war schon im Begriff auf die Mauer zu treten und sich ihrem Geliebten nachzustürzen, da

erhob sich auf einmal ein furchtbarer Sturmwind, ein schweres Gewitter kam heraufgezogen und umgab die Burg mit seinem schwarzen Gewölk, so daß Niemand auch nur eine Hand breit vor sich sehen konnte, nur Irmgard gewahrte plötzlich, wie zwei blaue Flämmchen aus dem Schloßbrunnen aufstiegen und langsam nach dem Schloßthore hinzogen; sie folgte ihnen und gelangte, immer hinter ihnen hergehend, auf langsamem Umwege in's Thal hinab und plötzlich sah sie auf weichem Rasen ihren Geliebten unversehrt, aber in tiefem Schlummer neben seinem todten Rosse liegen, und während sie sich zu ihm hinabbeugte, um zu sehen, ob noch Athem in ihm sei, da stand auf einmal auch der räthselhafte Waidmann neben ihr und fragte sie, ob sie noch gesonnen sei, die Gemahlin des Ritters zu werden, wenn derselbe zum Bewußtsein und zur Erkenntniß zurückgekehrt sein werde. Als sie nun aber versetzte, daß sie dies wohl wünsche, aber keine Aussicht habe, seine Liebe zu gewinnen, da er ja ihre schöne Base vorziehe, da zog der Jäger einen silbernen Spiegel aus der Tasche und hieß die Jungfrau hineinsehen; diese aber kannte sich selbst nicht mehr, so hatte sie sich verändert. Ihre Gesichtszüge waren allerdings immer noch dieselben, aber der Zauberschleier hatte denselben eine solche Anmuth verliehen, daß der Eindruck, den sie auf Jeden, der sie ansah, machen mußte, ein unwiderstehlicher war. Die Probe konnte sie sogleich mit dem durch den Jäger aus dem Schlummer erweckten Brandenburger machen; er starrte sie gleich einer überirdischen Erscheinung an, verwandte kein Auge von ihr und weigerte sich lange entschieden, mit ihr auf den Kynast zurückzukehren und sich dort als gerettet der Kunigunde vorzustellen. Da es nun aber doch schließlich nicht anders ging, so mußte er sich wohl zu diesem unangenehmen Gange bequemen. Irmgard führte ihn den Berg hinan zur Burg und erzählte dort, sie habe ihn, als sie nach seiner Leiche gesucht, unversehrt im Thale gefunden; er aber sagte, es sei ihm beim Hinabstürzen gewesen, als habe ihn ein starker Arm aufgefangen und langsam hinab in die Tiefe getragen. Er hielt nun gleichzeitig um die Hand Irmgard's an, und Kunigunde, welcher die Anwesenheit derselben an sich schon nicht sehr angenehm gewesen war, bewilligte ihm dieselbe ohne Umstände, ließ sich es jedoch nicht nehmen, ihnen eine prächtige Hochzeit auszurüsten. Kaum war aber der Vermählungstag vorüber, da zog auch das junge Brautpaar in die Heimath des Ritters nach Brandenburg, wo sie jedoch nicht lange blieben, denn nach kurzer Zeit kam ein Bote und meldete ihnen, wie ein Thüringer Landgraf, Adalbert II., den Ritt glücklich bestanden, aber die Hand Kunigunden's zurückgewiesen und diese ihren Aerger in einem Kloster begraben habe. Vorher hatte sie jedoch den Kynast an ihre Verwandte abgetreten. So ward Letztere doch noch Besitzerin der Burg, auf der sie noch lange glücklich mit ihrem Gemahle lebte; wo jedoch nach ihrem Tode der Goldschleier hingekommen, davon berichtet die Sage nichts.

e) Der Wolf und das Schaf.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war ein gewisser Johann Andreas Thieme Prediger zu Obergiersdorf, einem zum Kynast gehörigen Dorfe. Dieser Mann soll die Gabe gehabt haben, aus der Constellation der Planeten die Schicksale der Menschen vorherzusagen, so man ihm nur die Geburtsstunde derselben angeben konnte. Nun befand derselbe sich gerade

am Geburtstage des später zu Regensburg hingerichteten Grafen Johann Ulrich von Schaffgotsch, den 2. März 1635, auf dem Kynast, wo eben eine zahlreiche Gesellschaft zur Feier dieses Festtages eingeladen war. Der Graf selbst war jedoch nicht unter ihnen, er verbrachte, wie immer, diesen Tag in seinem Zimmer betend und fastend und Gott mit inbrünstiger Andacht für die verliehenen Jahre dankend. Während nun aber die Gäste beisammen saßen und sich von dem und jenem unterhielten, kam auch die Rede auf die Geschicklichkeit des Pastors, in den Sternen zu lesen, und dieser beging die Taktlosigkeit, seine Vorhersagekunst an dem Herrn des Hauses, der doch auch sein Patronatsherr war, zu üben und zu erklären, „daß der Saturn und der Mars bei der Geburt des Grafen in dem vierten Hause der Sonne eine gefährliche Opposition gehabt hätten, welches auf den gewaltsamen Tod des Grafen und zwar durch ein kaltes Eisen deute". Die Gäste waren von dieser unvorsichtigen Aeußerung auf's Unangenehmste berührt und der mit anwesende Kammerdiener des Grafen vermaß sich hoch und theuer, dieselbe seinem Herrn zu hinterbringen, nicht etwa darum, weil er daran glaube, sondern damit er die Frechheit des besagten Pfarrers kennen lerne. Zwar redeten alle Anwesenden dem Diener ab, dies zu thun, damit er seinem Gebieter nicht unnöthig Angst mache, allein derselbe theilte ihm demohngeachtet Abends beim Auskleiden die Prophezeiung Thieme's mit. Der Graf lachte, besann sich einen Augenblick, wie er wohl den Pfarrer mit seiner Sterndeuterei am besten bloßstellen könne, und befahl, sämmtlichen Gästen reitende Boten nachzuschicken mit der Bitte, sich den andern Tag wiederum auf dem Kynast bei ihm einzufinden, um mit ihm eine Jagdpartie zu machen und dann ein fröhliches Mittagsmahl einzunehmen. Als nun am nächsten Tage Alle wieder beisammen waren, ließ er ein saugendes Lamm holen und sagte zum Prediger Thieme, „er habe von seiner Weissagungsgabe gehört und wünsche davon einen Beweis zu erhalten. Hier wäre ein Lamm, er möge so gut sein und diesem die Nativität stellen." Thieme weigerte sich lange; er meinte, daß ein großer Unterschied zwischen einem Thiere und einem Menschen sei; allein der Graf ließ nicht nach in ihn zu dringen. Nun hätte der Prophet seine gestern gethane unüberlegte Aeußerung wieder gut machen und Unfähigkeit in diesem Falle vorschützen können, allein sein Gelehrtenstolz ließ das nicht zu; er bat daher, man möge den Schäfer der Heerde, von welcher dies Lamm sei, kommen lassen. Diesen fragte er, an welchem Tage und in welcher Stunde das Lamm geboren sei. Nach erhaltener Antwort machte er einige astronomische Berechnungen und sprach dann: „Dies Lamm wird der Wolf fressen." Alle lachten laut, der Graf aber befahl das Lamm sogleich zu schlachten und es ganz zu braten, ohne jedoch dem Koche die Ursache davon zu sagen, und nun begab sich bis zum Mittagsmahl die ganze Gesellschaft auf die Jagd. Auf dem Schlosse lief nun aber schon seit zehn Jahren ein zahmer Wolf herum, der wie ein Haushund überall hin, selbst in die Küche durfte, wo er jedoch nie etwas angerührt hatte, was ihm nicht vorgeworfen worden war, und wo er sogar oft zum Drehen der Bratmaschine verwendet wurde. Zufällig kam dieser Wolf in die Küche, als das Lamm am Spieße stak und schon halb gebraten war, und da den Koch eben ein Geschäft aus der Küche entfernt hatte, so machte sich der Wolf, ganz gegen seine Gewohnheit, über den

Lammsbraten her und fraß ihn rein auf. Dem Koch war es jedoch ärgerlich, als er bei seiner Rückkehr kaum noch die Reste fand, er prügelte auch den Wolf tüchtig durch; da er aber die Wichtigkeit dieses Umstandes nicht kannte, so glaubte er, daß bei der Menge der übrigen Gerichte dieser Braten nicht vermißt werden würde, und war getröstet. Die Jagdgesellschaft kam zurück. Man setzte sich fröhlich zur Tafel, scherzte mit dem Pastor Thieme, und der Graf freute sich schon auf den Augenblick, wo er ihm das Lamm werde gebraten vorzeigen können. Aber das Lamm blieb aus. Der Graf ließ nach der Ursache fragen, warum dasselbe nicht aufgetragen werde, und da trat denn der Mundkoch herein, warf sich zu seines Herrn Füßen und erzählte das Geschehene zum Erstaunen und Entsetzen der Anwesenden. Der Graf aber legte ruhig sein Messer mit folgenden Worten auf den Tisch: „Der Wille des Herrn geschehe! ich weiß, daß ich jederzeit meinem Kaiser treu gedient und des Landes Bestes redlich gesucht habe. Herr, du wirst meine Unschuld gewiß an den Tag bringen!“ Er mußte sich aber doch zu Bette begeben, da er sich nicht wohl fühlte, und die Gäste schlichen traurig nach Hause.

Thieme's traurige Prophezeiung ging aber schon nach vier Monaten in Erfüllung; er ward auf Veranlassung der Jesuiten am 25. Junius nach Regensburg gefordert und dort angeblich weil er mit dem Könige von Schweden heimliche Correspondenz geführt, die an das in Ungarn zu versorgen habende Detaschement zu zahlenden Gelder unterschlagen, um dadurch diese Soldaten zu einer Revolte zu bringen, und weil er seine lutherischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt habe, sich zusammenzurotten und die Katholiken zu vertilgen, in Anklagestand versetzt, trotzdem daß man ihm nichts beweisen konnte, zum Tode verurtheilt und am 23. Juli hingerichtet. In Hermsdorf unter dem Kynast wird das Schwert, mit welchem er hingerichtet worden ist, noch aufbewahrt, aber nicht gezeigt.

215. Der Hausberg bei Hirschberg.

S. Schlesische Provinzialbl. 1809 S. 97—110. Fischer, Preuß. Burgvesten Bd. I. S. 26 ꝛc.)

In den verschütteten Kellern der $^1/_8$ Meile von Hirschberg entfernten Burg Hausberg, die im Jahre 1604 von Boleslaw Chrobri, Könige von Polen, erbaut worden war, sollen große Schätze liegen, die von mächtigen Geistern bewacht werden und welche nur einmal jährlich, und zwar in der Christnacht von 12—1 Uhr (so lange nämlich als in der katholischen Kirche zu Hirschberg der Gottesdienst dauert) zugänglich sind, wo dann eine Thüre mitten am Berge den Eingang zu einem langen und schmalen Pfade, der zu den verborgenen Kostbarkeiten führt, zeigt. Nun hat vor ohngefähr hundert Jahren ein armer Perückenmacher zu Hirschberg, Namens Kilian, wirklich den Versuch gemacht, an dem genannten Tage hier einzudringen, auch ist ihm dies zweimal gelungen und er hat beide Male so viel Gold und Silber, als sein mitgenommener Pudermantel fassen konnte, mit fortgebracht. Ein dritter Versuch gereichte ihm jedoch zum Verderben, denn man fand seinen Körper zerschellt zwischen den Felsen.

216. Die Entdeckung von Warmbrunn.

(S. Gödicke S. 265.)

In der Nähe von Hirschberg liegt der berühmte Badeort Warmbrunn. Man erzählt von ihm, daß am St. Johannis-Abend dieser Brunnen dieselbe Kraft habe, wie einst der Teich von Bethesda. Seine Heilkraft war übrigens schon in der Heidenzeit bekannt. Ein heidnischer Jägersmann jagte einst in dieser Gegend und verfolgte so eifrig einen Hirsch, daß dieser sich in eine Quelle stürzte. Die Hunde folgten ihm, kamen aber sogleich heulend wieder zurück und waren am ganzen Leibe verbrannt. Als nun der Jäger das Wasser untersuchte, fand er es kochend heiß; er theilte, was er entdeckt, seinen Priestern mit und diese benutzten es zur Heilung von Kranken. Im Jahre 1377 erhielt ein Edler von Schaffgotsch Brunnen und Umgebung von dem Herzog Bolco von Schweidnitz zum Lehn.

217. Der goldene Esel im Kittnerberg.

(S. Gödicke S. 270.)

Im Südosten der Falkenberge erhebt sich der Kittnerberg, darin liegt nach alter Sage ein goldener Esel, der hat so großen Goldeswerth, daß davon Fischbach zu einer Stadt reichlich umgewandelt werden kann, wenn er einstmals aufgefunden werden sollte. Wer aber den Esel findet, der wird die Stadt gründen und der erste Bürgermeister darin sein.

218. Jacob Thau, der Hofnarr auf der Bolkoburg.

(S. Ruinen. Wien. 1834. Bd. IV. S. 22 ff. u. Fischer. Preuß. Burgveſten Bd. I. S. 112 ff.)

Die Bolkoburg oder das Bolkenschloß, ganz nahe bei der Stadt Bolkenhain in Schlesien, ist eine der ältesten und größten Burgen Schlesiens. Dieselbe soll in ihren Trümmern noch verborgene Schätze enthalten. Das Merkwürdigste daran ist der 150 Fuß hohe, halb runde, halb viereckige Thurm, der sogenannte Hungerthurm. Derselbe war schon um 1057 vorhanden. Auf ihn führte keine Thüre; ein in der Höhe aus der Mauer führender Balken, mit einem vor mehreren Jahren noch vorhandenen Räderwerke, diente dazu, die nothwendigen Bedürfnisse hinaufzuschaffen. Wie seine Bewohner ehemals hineingekommen sind, läßt sich nur muthmaßen. Tritt man zu der jetzt in ihn gemachten Oeffnung hinein, so sieht man sich nach Zurücklegung einiger Stufen in einer Schauder erweckenden dunklen Tiefe, dem ehemaligen Burgverließ. Ueber sich bemerkt man eine ehedem ganz runde Oeffnung, über welche ein eiserner Deckel, der durch eine Kette festgehalten wurde, gelegt war und der wahrscheinlich nur dann einmal weggerückt wurde, wenn man sich einer überflüssig gewordenen Person entledigen wollte und dieselbe hier von oben hinabstürzte. Man fand hier eine große Masse Knochen, deren größter Theil dem weiblichen Geschlecht angehörte. Man vergrub sie dem Eingang gegenüber, welche Stelle sich auch durch einige Erhöhung sichtbar macht. In einer Mauerblende, die man auch zeigt, fanden sich Menschen- und Thierknochen vor. Diese sollen von einem Fräulein herrühren, welche angeblich mit einem Hunde Umgang pflegte, von

dieſem befruchtet ward und hierauf mit dieſem an jenem Orte eingemauert worden ſein ſoll.

Die Bolkoburg iſt übrigens noch darum wichtig, weil hier Bolko oder Boleslaw, der einzige Sohn Herzogs Bolko II. († 24. Juni 1368) und der Agnes, einer Tochter Herzogs Leopold VIII. von Oeſterreich, der letzte Abkömmling der Herzöge von Schweidnitz und Jauer, durch einen unglücklichen Steinwurf getödtet ward und mit ihm der Mannesſtamm der Schweidnitzer Herzöge erloſch. Seine Aſche ruht in der Fürſtenkapelle der ehemaligen Grüſſauer Kloſterkirche, und eine Marmortafel, deren lateiniſche Inſchrift von ſeinem Untergange Kunde giebt, deckt dieſelbe. Es giebt hierüber zwei Sagen. Nach der einen hätte der junge Bolko mit ſeines Vaters Hofnarren geſcherzt, der, wie alle ſeine Standesgenoſſen, das Recht hatte, mit ſeinem Herrn jedweden Spaß zu treiben. Einſt klopfte der junge Prinz dem Narren an die Stirne, um anzudeuten, daß ſein Kopf leer ſei; da ergriff derſelbe ein Ziegelſtück, drohte, warf und traf damit den fürſtlichen Jüngling ſo unglücklich am Schlaf, daß derſelbe leblos zu Boden ſank.

Die zweite Sage iſt weitläufiger und lautet ſo:

Im böhmiſchen Rieſengebirge lebte ein armer Weber, Namens Thau, der einen einzigen Sohn, Jacob genannt, hatte. Als derſelbe 12 Jahre geworden war, ſtarb ſein Vater, und ein Kräuterſammler, Kilian Wolfsheimer, ein verſchlagener und heimtückiſcher Menſch, der eine merkwürdige Antipathie gegen alle todten Körper, mochten ſie nun von Menſchen oder Thieren herrühren, beſaß, nahm ihn zu ſich, um ſich an ihm einen Gehilfen bei ſeiner Beſchäftigung zu erziehen. Dieſer Mann, deſſen Hauptgeſchäft in Zubereitung von Giften beſtand, hatte bereits einen Gehilfen, Peter Schmauch genannt, der den kleinen Jacob in der Kräuterkunde zu unterrichten hatte, und eine Haushälterin, Katharina Müller genannt, eine leidenſchaftliche Katzenfreundin. Nachdem der junge Menſch hier ohngefähr ſechs Jahre gelernt, ſollte er ſeine erſte Wanderung antreten, um ſelbſtändig Kräuter im Gebirge zu ſammeln. Er verließ frohen Muthes die räucherige Baude ſeines Meiſters und durchſtrich das Rieſengebirge. Hier ſaß er eines Tages am brauſenden Zackenfall und wollte ſchon auf dieſem Platze übernachten, da ging ein Mann vorüber, fragte ihn, was er hier wolle, und als der Jüngling geſagt, was er vorhabe, hieß er ihn aufſtehen und mit ihm gehen, damit er nicht etwa dem Berggeiſt des Rieſengebirges, dem boshaften Rübezahl, der hier ſein Weſen treibe, in die Hände falle. Jener nahm das Anerbieten mit Freuden an, vorzüglich nachdem er im Verlauf ſeines Geſprächs entdeckt hatte, daß der Mann mit Wolfsheimer bekannt ſei, und begleitete ihn in ſeine Hütte. Nachdem er einige Zeit bei ihm und ſeiner Familie verweilt, pochte es auf einmal und herein trat eine liebliche Mädchengeſtalt, die von den Bewohnern der Hütte mit dem Namen Kunigunde begrüßt ward und auf Befragen, wo ſie herkomme, zur Antwort gab, ihre Muhme habe ihr erlaubt, hier herauf einen Ausflug zu machen und von hier aus den Sonnenaufgang zu betrachten. So geſchah es auch; Alle ſahen dieſes erhabene Schauſpiel mit einander an und nachdem ſie das Frühſtück zuſammen eingenommen, nahm das Mädchen wieder Abſchied und ließ es ſich gefallen, daß der Jüngling, der ſeine Mutter und Geſchwiſter nach Jahre langer Trennung einmal wiederſehen wollte und deshalb denſelben Weg zu gehen

hatte, sich ihr zum Begleiter anbot. Unterwegs wurden sie so vertraut miteinander, daß das Mädchen den jungen Jacob einlud, wenn er zurückkehre, bei ihrer Mutter einzusprechen. Dies that er auch, und die Letztere fand auch so viel Gefallen an dem jungen Menschen, daß sie ihm selbst ein Nachtlager in ihrem Hause anbot. Allerdings fiel ihm das Benehmen der beiden Frauen und ihre Einrichtung auf, die weit über ihren Stand und ihre Verhältnisse zu sein schien.

Jacob kehrte nun zu Wolfsheimer zurück, der ihn sehr freundlich empfing, da er weit über sein Erwarten reichlich eingesammelt hatte. Unterdessen kam auch dessen anderer Gehülfe, Peter Schmaucher, zurück und erzählte als Neuigkeit aus Schweidnitz, wo er sich einige Zeit aufgehalten hatte, daß der dasige Erbprinz Bolko, Herzog Bernhard's ältester Sohn vermißt werde. Dies ging aber so zu.

Der Prinz sollte sich nach dem Willen seiner Eltern mit Agnes, einer Tochter des Herzogs Leopold von Oesterreich, vermählen. Er hatte aber ein Liebesverhältniß mit einem Fräulein Kunigunde von Siedow angeknüpft und der Vater derselben, Lothar von S., war damit im Einverständniß. Natürlich lag der Mutter des Prinzen hieran nichts; sie entfernte also zuerst den Vater des Mädchens unter dem Vorwande einer Gesandtschaft vom Hoflager und schickte denselben nach Polen, wo man ihn aber auf ihre Veranstaltung gefangen setzte. Die Fürstin ließ nun die Nachricht verbreiten, er sei gestorben, und bald verschwand auch seine schöne Tochter. Als der junge Prinz über den Verlust seiner Geliebten nun etwas beruhigt schien, befahlen ihm seine Eltern nach Oesterreich zu ziehen und um die Prinzessin Agnes zu freien; allein als man, da inzwischen sein Vater Bernhard den 29. April 1336 gestorben war, ihn von Wien zurückholen wollte, hörte man, er sei dort gar nicht angekommen, und Alles war in Schweidnitz bei dieser Nachricht in Bestürzung gerathen. Wolfsheimer aber schien sich hierüber gar nicht zu wundern, sondern meinte, der Prinz werde jetzt gewiß schon wieder dorthin zurückgekehrt sein; zu Jacob aber sagte er, er solle sich fertig machen, auf drei Tage nach dem Iserkamme zu gehen, um dort Kräuter zu sammeln. Dies geschah auch und da das Dorf, wo Kunigundens Muhme wohnte, in der Nähe war, so machte er, nachdem er mit seiner Arbeit zu Stande gekommen war, dorthin einen Abstecher, um zu sehen, was die zwei Frauen machten. Allein er traf nur eine Magd daselbst an, welche ihm sagte, ihre Herrschaft sei verreist, wohin, wisse sie selbst nicht. Er mußte also traurig zu Wolfsheimer zurückkehren. Er fand die Gartenthüre hinter dem Hause offen, trat ein und lagerte sich ermüdet im Schatten eines Hollunderstrauches. Nicht lange darauf trat sein Meister von einem graugekleideten fremden Manne begleitet auch ein und beide setzten sich in eine Laube. Dort fingen sie ein Gespräch an, aus welchem der lauschende Jacob so viel herausnahm, daß sein Meister eine kranke Nonne vergiften solle und daß dieser angeblich, um nicht Verdacht zu erregen, nicht selbst hingehen, sondern seinen Lehrburschen Jacob hinsenden wolle; thue nun die ihm mitgegebene Arznei die beabsichtigte Wirkung, so könne er die Schuld auf den Jüngling wälzen und sagen, derselbe habe sich bei der Wahl der Mittel vergriffen. Nachdem nun der Graue dem alten Wolfsheimer eine bedeutende Summe Geldes ausgezahlt und noch mehr nach vollbrachter That versprochen

hatte, entfernten sich die beiden Bösewichter; Jacob aber wankte bleich und zitternd aus dem Garten zu der Haushälterin Wolfsheimer's, die inzwischen seine Gönnerin geworden war, und theilte derselben mit, was er gehört hatte. Dieselbe hatte ebenfalls gehorcht und nebenbei noch in Erfahrung gebracht, daß die betreffende Nonne die in's Kloster gesteckte Geliebte des Prinzen Bolko sei, welche jetzt auf Befehl seiner Mutter durch Gift aus dem Wege geräumt werden solle, weil der Prinz geschworen hatte, er werde, so lange sie lebe, niemals eine andere heirathen. Die Haushälterin sagte nun Jacob, er solle in Gottes Namen den Auftrag übernehmen; die Aebtissin des betreffenden Klosters Liebenthal sei eine Jugendfreundin von ihr, sie wolle ihm ein silbernes Crucifix, das selbige ihr einst zum Andenken geschenkt, mitgeben, um sich ihr gegenüber ausweisen zu können; er solle dann der Aebtissin Alles, was er gehört, mittheilen, sie werde ihm schon Glauben schenken, und so könne das Bubenstück verhindert werden. Richtig kam am folgenden Tage ein Bote aus dem Kloster und berief den alten Wolfsheimer dorthin, um eine kranke Nonne zu behandeln, und verabredetermaßen schützte derselbe selbst Unwohlsein vor und beauftragte deshalb Jacob, an seiner Statt sich dorthin zu begeben und der Nonne die Arzneien, welche er ihm mitgeben werde, zu überbringen. Jacob machte sich also auf den Weg nach Liebenthal, stellte sich der Aebtissin vor und bat um eine geheime Unterredung; in dieser theilte er der Aebtissin mit, was er gehört und überreichte derselben, um seinen Worten Vertrauen zu verschaffen, das Crucifix der alten Haushälterin. Die Aebtissin theilte ihm nun ihrerseits mit, der Geheimschreiber der alten Herzogin habe ihr befohlen, die von Wolfsheimer gesendeten Arzneien der Nonne zu geben, mit der Bemerkung, daß wenn sie nicht anschlügen, man ja die Gestorbene sogleich beisetzen solle. Die Aebtissin sagte nun, es sei klar, daß das Mädchen sterben solle; sie werde also ihren Tod fingiren, einen leeren Sarg beerdigen, das Mädchen aber entfliehen lassen. So geschah es auch; Jacob brachte selbst mit Hilfe einer vertrauten Nonne die Jungfrau heimlich aus dem Kloster und zu seiner Mutter in seinen Heimatheort, dann kehrte er aber zu Wolfsheimer zurück und sagte, die Nonne sei in Folge der ihr gereichten Mittel gestorben. Der Bösewicht stellte sich hierüber ganz zornig, sagte, es sei durch seine Unwissenheit geschehen, da er sich in der Wahl der Mittel versehen habe und jagte ihn als unbrauchbar aus dem Hause. Jacob aber begab sich nun in seiner Mutter Haus und kochte dort auf eigene Rechnung Kräuter.

Mittlerweile hatte die Aebtissin der alten Herzogin den Tod der Nonne gemeldet und diese ihren Sohn davon in Kenntniß gesetzt; derselbe wollte zwar hierüber verzweifeln, allein nachdem ihm seine Eltern vorgestellt, daß dies alles nichts helfen könne und er als letzter Stammhalter des Hauses die Verpflichtung habe, dasselbe nicht untergehen zu lassen, so ließ er sich endlich doch herbei die österreichische Prinzessin zu heirathen. Zwar wollte Kunigunde, nachdem sie dies erfahren, sich für immer in einem Kloster begraben, allein die Bitten Jacob's und seiner Mutter bestimmten sie doch, diesen Entschluß aufzuschieben. So oft aber Jacob nach Schweidnitz ging, mußte er ihr genaue Nachricht von ihrem Bolko bringen, denn obwohl sie ihn nie mehr den ihren nennen konnte, hatte sie doch noch dieselben Gefühle für ihn. Eines Tages brachte Jacob von dort die Neuigkeit mit nach

Hause, der Hofnarr des Herzogs sei gestorben und man suche einen Nachfolger; da rieth nun Kunigunde demselben, sich um diese Stelle zu bewerben, weil sie allerdings der Ansicht war, daß wenn er die Stelle bekäme, sie Alles, was ihren geliebten Bolko betreffe, sogleich aus der ersten Hand erfahren und so, ohne daß er es bemerke, stets in naher Berührung mit ihm bleiben könne. Zwar wollte Jacob Anfangs gar nichts davon wissen, allein da sie immer wieder von Neuem in ihn drang, so ließ er sich schließlich doch bewegen, sich mit um die Stelle zu bewerben, und sonderbarer Weise, ob er gleich alles das nicht besaß, was eigentlich ein Hofnarr haben soll, er lief allen den Rang ab und ward gewählt.

Agnes gebar ihrem Gemahl einen Sohn, als dieser aber zwei Jahre alt war, starb die alte Herzogin; in Folge davon entließ aber der König von Polen Kunigunden's Vater aus der Gefangenschaft. Derselbe eilte nach Schlesien zurück, schlich verkleidet nach Schweidnitz, forschte nach dem Schicksal seiner Tochter und erfuhr, daß sie im Kloster gestorben sei. Man theilte ihm auch mit, daß die Arzneien Wolfsheimer's hieran Ursache gewesen seien; er ging also auch zu diesem, und der Bösewicht sagte ihm, nicht er, sondern sein Schüler, der jetzige Hofnarr zu Schweidnitz, Jacob Thau habe den Tod des Mädchens verschuldet, er werde dies auch, wenn er sich erkundigen wolle, im Kloster Liebenthal erfahren. Dies that er auch und als er sich hier oberflächlich unterrichtet, begab er sich nach der Burg zu Bolkenhain, wo sich der Herzog nebst seiner Gemahlin befand. Der racheschnaubende Ritter trat in den Schloßhof und fragte nach dem Hofnarren. „Hier bin ich", sagte Jacob, den kleinen Prinzen auf den Armen wiegend. „Ist dieses Kind Dein?" frug Lothar. „Ja", antwortete Jacob Thau. „Nun denn, Kind um Kind", rief grimmig der Ritter, und mit diesen Worten zerschmetterte sein gewichtiger Streithammer des Prinzen Schädel. Er entwich hierauf mit Blitzesschnelle, und der Burgvogt ließ hierauf den Narren fesseln, weil er aussagte, den Prinzen durch einen unvorsichtigen Steinwurf getödtet zu haben, um Kunigunden nicht zu verrathen, welche mittlerweile auf seine Veranlassung unerkannt als Wärterin des Kleinen in's Schloß gekommen war. Das Todesurtheil folgte seinem Bekenntniß, seine Pflegemutter begleitete ihn zur Richtstätte beim Köppenthore zu Schweidnitz, wo die Kirche zu St. Wolfgang steht. Hier fiel sein Kopf, und nahe bei dem Kreuze, welches unter dem Kirchlein im Stadtgraben eingemauert ist, wurde der Enthauptete begraben.

219. Hans von Schweinichen auf Schweinhaus.

(Poetisch behandelt von Fülledorn bei Müller S. 524 ꝛc. u. Ruinen Bd. V. S. 152 ꝛc.)

Am Abhange des sogenannten Schweinbergs, in einem wenig besuchten Thale, ¾ Meilen von Bolkenhain liegen die Ueberreste der alten Burg Schweinhaus, des Stammsitzes der Familie von Schweinichen. Diese Familie soll ihren Namen davon haben, daß Bivoi, ein böhmischer Ritter, im Jahre 716, als er mit der bekannten böhmischen Fürstin Libussa auf der Jagd war, einen wüthenden Eber, nachdem ihm der Jagdspieß zerbrochen war, mit seinen bloßen Händen fing und seiner Gebieterin zu Füßen legte, worauf ihm selbige den Beinamen Swinka

(Schweinchen) und ihre Schwester Kasche zur Gemahlin gab. Er und seine Nachkommen sollen davon im Wappen einen Eberkopf geführt haben. *)

Von der Burg Schweinhaus soll ein unterirdischer Gang bis zur Bolkenhainer Burg führen. Nun war einst heftige Fehde zwischen einem Ritter Hans von Schweinichen und dem Besitzer von Bolkenhain Zedlitz. Da beschloß ersterer, der denselben wieder entdeckt hatte, nachdem er lange Zeit vergessen gewesen war, auf diesem Wege seinen Nachbar zu überfallen. Er ließ also eine starke Schaar seiner Leute ausrücken um scheinbar von Außen einen Sturm auf die Veste Zedlitzens zu unternehmen, er selbst aber an der Spitze einer ziemlichen Anzahl seiner besten Leute stieg hinab in die Tiefe und schlich in dem Gange, der in verschiedenen Windungen bald rechts, bald links führte, immer vorwärts, in der Hoffnung, daß er so zuletzt in die Burg selbst gelangen müsse. Da vernahm er auf einmal Gesang und Saitenspiel vor sich und als er endlich an eine eiserne Thüre gelangte und dieselbe aufbrechen ließ, so fand er in einem schön eingerichteten Gemache ein wunderschönes Mädchen, die er zwar Anfangs für eine Erscheinung aus einer andern Welt nahm, aber bald als die Tochter seines Nachbars, die seit mehr als drei Jahren verschwunden sein sollte, erkannte. Auf sein Befragen, was sie hier mache, erfuhr er, daß ihr eigener Vater sie hier unten versteckt halte, um sie den Nachstellungen des jungen Herzogs von Schweidnitz zu entziehen. Während sie noch mit einander sprachen, öffnete sich plötzlich eine zweite Thüre, und herein stürzte der Ritter Zedlitz mit geschwungenem Schwerte, in der Meinung, der Schweinichen wolle ihm seine Tochter rauben. Nachdem sie einige Minuten auf beiden Seiten tapfer aber unentschieden gekämpft, rief der von Schweinichen seinem Gegner Halt zu und erklärte ihm, weshalb er hierher gekommen sei, von seiner hier eingeschlossenen Tochter habe er jedoch nichts gewußt. Er schlug ihm vor, ihm dieselbe zur Frau zu geben, dadurch werde sie den Nachstellungen des Herzogs entzogen und gleichzeitig auch ihre gegenseitige Fehde und Feindschaft beigelegt; und als der von Zedlitz nach einigem Bedenken dies Anerbieten annahm, endete der Ueberfall durch eine fröhliche Heiroth.

220. Das Schnitzwerk zu Herrn-Motschelwitz.

(S. Gottschalk, Ritterburgen Bd. IX. S. 171 ꝛc.)

Die Herrn von Schweinichen sind stets arge Trinker gewesen, so führte Adam von Schweinichen (um 1640) deshalb den Beinamen des „alen Säubäusels", allein einer der schlimmsten war der Stammvater der noch gegenwärtig blühenden Linie von Schweinichen zu Töpelwude, Georg Wilhelm von Schweinitz, der sich zu Anfange des 18. Jhdts. zu Herrn Motschelwitz, seinem mütterlichen Erbgute, aufhielt. Man zeigt über dem Stallgebäude daselbst noch jetzt ein Schnitzwerk, welches er zum Andenken einer durch seine seltene Trunkfertigkeit gewonnenen Wette hier anbringen ließ. Dasselbe stellt den Hof zu Herrn Motschelwitz vor, eine sechsspännige Equipage hält im Hintergrunde, seitwärts aber schreitet ein elegant gekleideter Herr chapeau bas mit Stock und Degen eilig zum Hofthor hinaus, gefolgt

*) Die Schweiniche führen aber einen ganzen (silbernen) Eber im rothen Wappenschilde.

von einem andern gewaltig großen Manne im gestickten Kleide, der einen Pferde Eimer trägt. Dieses Bild hat aber folgende Bedeutung.

Es soll einst Herr George Wilhelm von Schweinitz mit vielen Gästen bei Tafel gesessen haben, und nachdem schon an die vier Stunden lang weidlich gezecht worden war, von einem der Anwesenden, einem prahlerischen Polen, der sich vermessen, jeden Deutschen, wie man zu sagen pflegt, von der Bank oder wohl gar unter den Tisch zu trinken, in ziemlich beleidigenden Worten zu einem Wett-Trunke aufgefordert worden sein. Schweinichen setzte dem Polen 1000 Dukaten gegen seine Equipage und trank ihm zwanzig Flaschen Ungarweins vor, welches ihm dieser, eine nach der andern auf einen Zug leerend, mit vielem Gleichmuth nachthat. Hierauf ließ der Hausherr einen Pferdeeimer holen, füllte ihn bis zum Rande mit altem Rheinwein und goß denselben unbegreiflicher Weise ohne Pause und bis auf den letzten Tropfen in den Magen hinunter. Ja, noch mehr, er erhob sich völlig nüchtern, näherte sich mit festem Schritte seinem Gegner und bot demselben mit zierlichen Worten den aufs Neue gefüllten Eimer an. Dieser jedoch wich ihm erbleichend aus und wanderte, sich bekreuzend, ohne langes Valet zum Schlosse und zum Hofe hinaus, dem lächelnden Sieger, der ihm mit dem Eimer im Arm bis zum Thore nachfolgte, die schöne, mit sechs prächtigen Schimmeln bespannte Carosse als wohl verdienten Kampfpreis zurücklassend.

221. Der Kopf des Rathmanns zu Schweidnitz.

(S. Bechstein, deutsches Sagenbuch S. 542. Curieuser Antiquarius S. 102.)

Lange sah man am Rathhause zu Schweidnitz (ob auch jetzt noch?) einen steinernen Kopf als Denkmal einer schrecklichen Strafe. Es war ein bejahrter Rathsmann allda, vom Teufel des Geizes besessen, der hatte eine Dohle, und die richtete er ab, daß sie aus seinem Fenster hinüber durch eine ausgebrochene Glasscheibe in die Rathskämmerei flog und Geld herüber zu ihm trug, welches in dem wohlverwahrten Zimmer zum Oeftern auf dem Tische unverschlossen liegen blieb. Lange nahm man diesen Raub nicht wahr, endlich da fort und fort Geld fehlte, ward der Räuber entdeckt. Hierauf wurde gezeichnetes Geld hingelegt und auch dieses holte nach und nach die Dohle. Damit ward denn der Rathsmann leicht des Raubes überführt und ihm, obwohl er schon bei hohen Jahren war, eine entsetzliche Strafe zuerkannt. Er sollte auf den hohen Kranz des Rathhausthurmes gebracht werden, und von da heruntersteigen, oder auch, so er dies nicht vermöge, droben bleiben und dort verhungern. Mit Angst und Zittern stieg er hinauf und begann das gefährliche Heruntersteigen, das gelang aber nur eine geringe Strecke abwärts, da kam er auf ein steinernes Geländer und konnte nicht weiter, weder vor- noch rückwärts und blieb allda stehen, und hatte nicht Obdach, nicht Trank noch Speise, nagte vor wüthendem Hunger das eigene Fleisch sich ab und stand 10 Tage und 10 Nächte, bis der Tod sich seiner erbarmte, denn die Menschen erbarmten sich seiner nicht. Darauf ward hernach sein steinernes Abbild nebst dem der Dohle auf die Stelle seines Todes gesetzt, aber ein Sturm warf im Jahre 1642 dieses Denkmal unerhörter Grausamkeit vom Thurm hinab, und es blieb nur der Kopf ganz und wurde aufbewahrt.

222. Das Licht am Rathhause zu Schweidnitz.

(S. Berckenmeyer, Curieuser Antiquaris S. 802.)

Zu Schweidnitz hieß früher der Rathhausschließer Cantzler, er mußte alle Abend um 9 Uhr vor die Gemächer dieses Rathhauses ein Licht heraussetzen, das mit anbrechendem Tage erst ausging. Man glaubte, daß, wenn ein solches Licht von sich selbst verlösche, es entweder eines Rathsherrn Tod oder der Stadt ein Unglück anzeige. Wenn aber der sogenannte Cantzler etwas beim Anzünden der Kerze versah, ward er auf gewisse Zeit in ein finsteres Gefängniß gesteckt.

223. Das todte Kind.

(S. Gödsche S. 331.)

Auf einem adeligen Schlosse in der Nähe von Schweidnitz zeigt sich ein seltsamer Spuk. Einst sitzt dort eine Frau Abends ganz allein und hat die Thüre des Zimmers, die auf einen langen Gang führt, offen stehn. Da geht plötzlich die Pforte gegenüber auf und ein wunderschöner Knabe von etwa 7 Jahren, barfuß und mit gefalteten Händen, sonst aber blos mit einem weißen Hemdchen bekleidet, tritt heraus und kommt auf sie zu, sie springt erschrocken auf und will ihn mit den Händen von sich abwehren, da sieht er sie traurig an, und geht den Weg wieder zurück den er gekommen, die Frau aber bleibt vor Furcht ganz starr stehen, ohne ihm zu folgen. Dieser Knabe soll hier vor mehreren Jahren, weil man ihn so um sein Erbe bringen wollte, ermordet worden sein, er erscheint nur alle 50 Jahre. Man muß ihn anreden und ihm zu der Stelle folgen, wo er in ungeweihter Erde begraben ist.

Einem Verwalter begegnete einmal des Abends spät in einem der Gänge desselben Schlosses ein großes schwarzes Pferd, das fast den ganzen Gang versperrte. Es hatte keinen Kopf und schüttelte den blutigen Rumpf, daß die Blutstropfen umherflogen. Auf der Brust trug es ein hellglänzendes goldnes Schild, aber der Verwalter konnte aus Furcht nicht lesen, was darauf stand.

224. Die ewige Lampe zu Leubus.

(S. Gödsche S. 68.)

In der noch vorhandenen kostbaren Klosterkirche zu Leubus hat bis zum Aussterben der Herzöge von Brieg immer eine ewige Lampe vom dasigen Abte unterhalten werden müssen und zwar aus folgendem Grunde. Einst hatte der Herzog Boleslaw soweit das Fasten gebrochen, daß er an einem und demselben Fasttage neun Hühner verzehrte. Da befiel ihn zur Strafe eine schwere Krankheit, so daß er seinen Tod nahe glaubte und deshalb an den Abt von Leubus einen Boten sendete, ihm die letzte Oelung zu ertheilen. Letztere aber erhielt er nicht eher, als bis er dem Abte versprochen hatte, die beiden im Herzogthum Brieg gelegenen Dörfer, Langenölse und Heidersdorf mit Namen, wegen welcher das Kloster schon längst mit ihm in Streit gelegen hatte, selbigem abzutreten. Der Herzog machte sich dagegen aus, daß er im Kloster begraben werde und über seinem Grabe stets von dem Kloster eine ewige Lampe erhalten werden solle, welcher seiner Nach-

folger aber einmal diese Lampe nicht brennend antreffe, der solle das Recht haben, das Testament sofort umzustoßen und die Güter wieder einzuziehen. Nun ist aber der Herzog damals nicht gestorben und hat sich schwer geärgert, daß er sich durch Todesfurcht überhaupt zu der Schenkung hat verleiten lassen. Seine Nachkommen aber, die Herzöge von Liegnitz und von Brieg, sind oft zur Revision in die Klosterkirche gekommen, haben aber stets die Lampe brennend gefunden.

225. Die zwei Grabsteine in der Klosterkirche zu Leubus.

(Nach Gudiche S. 69 ꝛc.)

In einer Seitenkapelle der Klosterkirche zu Leubus befindet sich noch bis auf den heutigen Tag ein uralter Grabstein und quer vor dem Eingange zur Kapelle ein zweiter. Von der Bedeutung derselben giebt es folgende Sage.

Zur Zeit der letzten Kreuzzüge lebten in der Nachbarschaft von Leubus zwei Ritter, Wolf von Uraz und Kunz von der Heinzenburg. Beide waren trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere — Wolf war ein tapferer, aber rauher, wilder Geselle, Kunz aber sanft und mild und ebenso allgemein beliebt, als jener verhaßt — innige Freunde und Keiner that etwas ohne den Andern. Da begab es sich, daß Wolf, der als Knabe schon mit der Tochter des Burggrafen Pribuslaw, der als Castellan auf Leubus hauste, verlobt war, daran dachte, dieselbe nun wirklich zu seiner Gemahlin zu machen. Das Mädchen aber liebte ihn nicht und Kunz, der ebenfalls in heimlicher Leidenschaft für sie erglühte, gefiel ihr weit besser, als ihr rauher Bräutigam. Als sie nun eines Abends weinend und traurig im Burggarten saß, kam Kunz herbei, fragte sie, was ihr fehle, und als ein Wort das andere gab, da erfuhr er, daß sie lieber sterben als Wolf heirathen wolle. Er tröstete sie also und versprach sie zu retten und natürlich blieb es am Ende nicht aus, daß sich beide Theile ihre Liebe gestanden. Leider war aber, ohne daß jene eine Ahnung davon hatten, Wolf in der Nähe gewesen, er hatte alles mit angehört, er stürzte jetzt wie ein Wüthender aus seinem Verstecke hervor und nöthigte mit gezücktem Schwerte Kunz zum Zweikampfe. Da er aber blindlinks auf jenen eindrang, so rannte er sich selbst in dessen Schwert und sank bald blutend zur Erde. Man hob ihn auf und trug ihn ins Schloß, wo er aufs Beste gepflegt ward und bald seine Gesundheit wieder erlangte. Kaum genesen, trat er aber nun vor den alten Burggrafen hin und verlangte ungesäumt die Hand seiner Braut, dieser aber ein guter, jedoch schwacher Vater, hatte sich bereits von seiner Tochter bestimmen lassen, sie ihres Wortes zu entbinden, und sagte nun, er wolle und könne seine einzige Tochter nicht zu ihrem Unglück zwingen. Da that Wolf einen theuern Eid, er wolle nicht eher ruhen, bis er an Kunz und seiner Braut ihre Treulosigkeit gerächt habe. So lange der alte Castellan lebte, mußte er nun schon seine Wuth in sich verschließen, als aber dieser nach zwei Jahren gestorben war und dessen Ansehn dem jungen Paare keinen Schutz mehr verleihen konnte, da sah Wolf die Gelegenheit ab und während Kunz eines Abends am Krankenbette seiner Gemahlin saß, da brachte ihm plötzlich sein Leibknappe die Nachricht, der wilde Wolf habe mit einer Schaar Knappen das schlecht bewachte Thor überfallen und sei bereits, nachdem die wenigen

Knechte, die ſich ihm im Hofe entgegengeſtellt hätten, überwältigt worden ſeien, ſo gut wie Meiſter der Burg. Kunzen blieb nichts übrig, wollte er ſeinem Todfeinde nicht in die Hände fallen, als ſein krankes Weib auf die Schulter zu laden und mit wenigen Begleitern durch einen geheimen Gang, der ohngefähr eine Viertelſtunde weit vom Schloſſe im Walde ſeinen Ausgang hatte, zu flüchten. Er begab ſich, nachdem er ins Freie gelangt war, mit ſeiner theuern Bürde in die Wohnung eines ihm ergebenen Köhlers, hatte aber das Unglück, nach wenigen Stunden ſeine Gemahlin in ſeinen Armen ſterben zu ſehen. Um ſich ſelbſt zu retten, ließ er die Leiche in den Händen ſeiner Leute zurück und flob weiter, und kaum hatte er ſich einige Stunden entfernt, da kam auch Wolf in die Köhlerhütte, fand aber nichts Lebendes mehr vor, an welchem er ſeine Wuth auslaſſen konnte. Er verſuchte nun alle Mittel heraus zu bekommen, wohin ſich ſein Feind gewendet habe, endlich erfuhr er, derſelbe ſei nach Italien gezogen um ſich einem nach Paläſtina von Venedig abgehenden Kreuzheere anzuſchließen. Er folgte ihm auf dem Fuße, allein als er in der alten Dogenſtadt anlangte, war das Schiff, worauf ſich Kunz befand, den Tag vorher abgegangen. Wolf entſchloß ſich kurz, ihm nachzueilen und ſeine Rache auch jenſeits des Meeres zu verfolgen, allein auch in Paläſtina gelang es ihm nicht, ſeines Nebenbuhlers habhaft zu werden, überall wo er hinkam, kam er zu ſpät, jener war jedes Mal bereits abgereiſt, und ſchließlich fiel er ſelbſt noch den Sarazenen in einem Gefechte in die Hände und mußte ganzer zehn Jahre lang in der Gefangenſchaft ausharren. Endlich gelang es ihm die Flucht zu ergreifen und den Rückweg anzutreten, immer von der Hoffnung getrieben, Kunz wiederfinden zu können. Allein er erfuhr ſehr bald, derſelbe ſei längſt ſchon nach Europa zurückgekehrt. Er eilte alſo auch ſeinerſeits ſo ſchnell als möglich nach Schleſien zurück, weil er ihn hier gewiß zu treffen hoffte. Leider kam er aber auch hier zu ſpät; Kunz war wenige Wochen vorher ſeiner Gattin ins beſſere Jenſeits gefolgt und in der Kloſterkirche zu Leubus begraben worden. Da ergrimmte der wilde Wolf über das tückiſche Schickſal, welches ihm ſeinen Feind aus den Händen geriſſen hatte. Er verſchrieb alſo dem gedachten Kloſter ſeine ſämmtlichen Güter unter der Bedingung, daß man ihn, wenn er geſtorben ſei, vor der Kapellenthüre begrabe, worin ſein Todfeind ruhe, damit er am Auferſtehungstage aller Todten dieſen alſogleich packen und wenigſtens dann ſeine Wuth an ihm auslaſſen könne. So geſchah es auch, als er nach einem wilden Leben endlich geſtorben war, ward er, wie er befohlen, quer vor dem Eingange jener Seitencapelle beerdigt und ihm ein gleicher Grabſtein gelegt wie ſeinem Todfeinde. Hier ſchläft er aber bis zum jüngſten Tage, der hoffentlich noch lange auf ſich warten laſſen wird.

226. Die Todtenmeſſe auf Leubus.

(Nach Gödſche S. 76 ꝛc.)

Im ſiebenjährigen Kriege hatte das Kloſter Leubus ſehr viel zu leiden, weil gerade in dieſer Gegend die verſchiedenen kriegführenden Partheien ſehr häufig einander mit ihren Verwüſtungen ablöſten. Deshalb hatten die Mönche daſſelbe auch ganz verlaſſen und nur ein Kloſterverwalter mit einigen Knechten

waren zurückgeblieben, um nach Möglichkeit das Wenige, was die marodirenden Soldaten vom Klostereigenthum noch übrig gelassen, zu schützen. In den untern Geschossen sah es wüste und leer aus, als daher wiederum Preußische Truppen einrückten, mußten selbige in dem Flecken selbst untergebracht werden, ihrem Offizier aber ward eine Wohnung in dem obern Stockwerck des Klostergebäudes angewiesen. Derselbe bezeigte sich gegen den auf einem Seitenflügel des Klosters wohnenden Klostervogt so freundlich und herablassend, daß es demselben nicht wenig auffiel, als derselbe am nächsten Morgen blaß und verstört aussah. Auf die Frage, was ihm geschehen sei, gab er keine Antwort. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich aber an den beiden nächsten Tagen, der Offizier ward immer blässer, immer nachdenkender, immer wortkarger. Endlich am Morgen des vierten Tages sprach er sich gegen den Klostervogt aus und fragte ihn, ob er nicht wisse, daß es in dem ihm zum Schlafzimmer angewiesenen Gemache spuke. Jener versetzte, er habe allerdings mancherlei vage Gerüchte über unheimliche Vorgänge in seinem Zimmer gehört, Näheres aber wisse er nicht, er müsse also den Herrn bitten, ihm zu erzählen, was ihm begegnet sei. Derselbe berichtete nun Folgendes. Er war den ersten Abend zeitig zu Bett gegangen, hatte aber zwei Kerzen an seinem Lager brennen lassen, seine geladenen Pistolen aber ebenfalls daneben auf einen Tisch gelegt. Er war schnell eingeschlafen, indeß kurz zuvor ehe die Uhr des Klosterthurmes Mitternacht geschlagen erwacht, es kam ihm vor, als würden in einiger Entfernung von seinem Schlafzimmer Thüren auf und zu gemacht, und schließlich vernahm er einen immer näher kommenden Chorgesang. Derselbe ward immer lauter und schien endlich vor seiner Thüre zu sein, dieselbe sprang auf und herein traten sechs Chorknaben mit brennenden Kerzen im Kirchenornate, ihnen folgten zehn Mönche, welche auf ihren Schultern einen offenen Sarg trugen, in dem ein Todter ihres Ordens lag. Dann kamen mehrere andere Mönche hinterdrein, der Leichenzug ging hierauf einmal im Zimmer herum und es kam dem in einer Art Starrsucht im Bette liegenden Offizier vor, als wenn die Augen der sämmtlichen Leidtragenden, selbst die des Todten sich auf ihn richteten. Sie ließen dann den Sarg in der Mitte des Zimmers nieder, die Kerzen wurden umhergestellt und der älteste der Mönche begann an dem Haupte der Leiche ein förmliches Todtenamt zu halten. Als dasselbe beendigt war, hoben die Träger den Sarg wiederum auf ihre Schultern und schritten in derselben Ordnung und Reihenfolge, wie sie gekommen waren, wieder zur Thüre hinaus. Als der letzte Mönch die Schwelle überschritten hatte, fiel die schwere Thüre von selbst zu und die Klosteruhr schlug Eins, die ganze schauerliche Procession hatte eine Stunde gedauert.

Zwar hatte der Offizier, der nicht wieder einschlafen konnte, das Ganze für eine Vision eines lebhaften Traumes oder für ein Alpdrücken gehalten, allein da die zwei darauf folgenden Nächte ganz dieselbe Erscheinung wiedergekommen war, so blieb ihm nichts übrig, als dem Schloßverwalter gegenüber sein Herz auszuschütten und denselben zu bitten, ihm ein anderes Schlafgemach anzuweisen, was natürlich auch sofort und zwar in demselben Flügel, wo jener selbst wohnte, geschah. Hier hat sich denn auch weiter nichts Aehnliches ereignet.

227. Bräutigam in der Christnacht gesehen.

(S. Erasmus Franciſci, Hölliſcher Proteus S. 878.)

Es haben einſt in einer Stadt in Schleſien ſich in der Chriſtnacht um 12 Uhr drei vorwitzige Hoffräuleins an einen für ſechs Perſonen gedeckten Tiſch geſetzt, drei Teller an ebenſo vielen leeren Stellen waren für ihre erwarteten Liebſten, die auf ihre Einladung erſcheinen ſollten, beſtimmt. Es ſind aber nur zwei Cavaliere hereingekommen und haben ſich zu zweien Jungfrauen an den Tiſch geſetzt, der dritte erwartete Gaſt aber iſt ausgeblieben. Als nun deſſen Geliebte hierüber traurig und ungeduldig ward, iſt ſie endlich nach langem vergeblichen Harren aufgeſtanden, hat ſich ins Fenſter gelegt und hinaus geſchaut. Da hat ſie gegenüber einen Sarg geſehen, in dem hat eine Perſon gelegen, die ihr ganz gleich ſah. Darüber iſt ſie dermaßen erſchrocken, daß ſie ſofort erkrankt und wenige Tage darauf geſtorben iſt.

228. Der kräftige Jeſusname.

(S. Miſander, Deliciae Historicae Bd. I. S. 626.)

In Oberſchleſien hat es vor weniger Zeit ſich zugetragen, daß eine vornehme, aber gottſelige Frau von adeligem Stande eine andere adelige Wittwe aus der Nachbarſchaft beſuchte. Nachdem ſie etliche Zeit beiſammen geſeſſen und allerhand Geſpräche unter ſich gepflogen, traten auf einmal zwei anſehnliche wohlgekleidete Junker in das Zimmer, von denen die Wittwe ihre Nachbarin fragte, welcher unter dieſen Cavalieren ihr wohl am Beſten gefalle und welchen ſie für den feinſten anſehe. Die Nachbarin antwortete, es ſtehe ihr nicht wohl an, darauf eine Antwort zu geben, da ſie doch wohl wiſſen werde, daß ihr Gemahl noch am Leben ſei. Die Wittwe aber meinte, dies habe nicht viel auf ſich, ſie wären eben beide allein und ſie könne immer ſagen, welchen von den Beiden ſie ſich wählen würde, wenn ihr die Wahl frei ſtände. Die Nachbarin dachte nun, es läge der Wittwe, die vielleicht damit umginge, ein neues Liebesband zu knüpfen, daran, ihre Meinung zu wiſſen, und ſie könne ihr ſomit durch Aeußerung ihrer Meinung einen Gefallen thun, ſie ſagte alſo: „Wenn ſie einen wählen ſolle, ſo rathe ſie zu dem mit den rothen Aermeln.“ Kaum war aber das Wort aus ihrem Munde heraus, da hatte ſie auch den bezeichneten Cavalier an der Hand, der ſie mit freundlichen Liebkoſungen in den nächſten, auf einmal im Zimmer entſtandenen Erker führte. Die gute Frau ward darüber heftig beſtürzt und rief in ihrer Angſt: „Ach, Herr Jeſus, was geſchieht mir?“ In einem Augenblick verwandelte ſich Alles, der hölliſche Buhle war verſchwunden, ſie aber befand ſich in einem unſaubern Schweinſtalle, ſeelenfroh, daß ſie aus ſolcher grauſamen Noth und teufliſcher Gewalt durch die Hilfe Gottes erlöſt worden war.

229. Die Peſtmachenden Todtengräber in Schleſien.

(S. Ernſt, Hiſtor. Conſectarii, Altenburg 1690 S. 109 ꝛc. Miſander Th. II. S. 262 ꝛc.)

Guhrau iſt eine Schleſiſche, im Herzogthum Groß-Glogau *) an der Polniſchen Grenze liegende Stadt, daſelbſt hat (im Jahre 1656) der Teufel

*) Nach Gödſche S. 84 hatten die Juden die Krankheit in die Stadt gebracht. Erſt trat ſie nicht heftig auf, als aber drei Todtengräber daran geſtorben, hat der vierte Adam

den Todtengräber durch die Hoffnung künftigen Reichthums dermaßen eingenommen, daß er von ihm erlernt ein Pulver zu machen, vermittelst welchen einer großen Menge Menschen der Tod könnte unvermerkt beigebracht werden. Mit diesem Pulver hat er nicht allein alle Brunnen in der Stadt vergiftet, sondern auch die meisten und fürnehmsten Gassen der Stadt damit bestreut, also daß, wer das Wasser zum Trinken oder Kochen gebraucht, anstatt des Lebensunterhaltes und Nothdurft den Tod eingenommen; wer über die Gassen gegangen, sonderlich die Frauensleute, welche mit ihren langen Kleidern den hingestreuten Giftstaub am meisten aufgefangen, hat wie das unvernünftige Vieh unwissend woher oder warum gleichsam verrecken müssen, darauf großes Elend entstanden, weil sie jählings hinweggestorben und in kurzer Zeit sind an die 2400 Jung und Alt darauf gegangen. Bei dieser Noth ist's noch nicht geblieben, sondern es ist auch dieses Unglück dazu gekommen, daß die Bäcker und Brauer gestorben und alle Nothdurft des Lebens selten geworden, dadurch viele Leute elendiglich Hungers sterben und verschmachten müssen. Inmittelst lachte der teufelische Mensch des Unglücks sich ins Fäustchen und war nicht zufrieden mit dem was in Guhrau geschah, sondern hat sein mörderisches Giftpulver auch andern Todtengräbern zu Prausnitz, zu Brieg, zu Raloß und andern in Niederschlesien gelegenen Orten mitgetheilt, sie zu gleichmäßiger Nachfolge, die ihnen nicht schaden, sondern sie, wie ihn, reich machen würde, angereizt, welches Pulver das gottlose Gesindel angenommen und der zu Prausnitz allein über 700 Menschen hingerichtet hat.

Vorher hatte schon im Jahre 1606 das gottlose Todtengräbergesindel zu Frankenstein im Herzogthum Münsterberg mit Giftmischen, Kochen, Salben und Aussäen bei 2000 Menschen niedergefällt, bis Gott solche verborgene Teufelsstricke offenbart hat und 19 Personen, Eltern und Kinder, darüber eingezogen und gestraft worden sind. Dergleichen hat sich auch 1562 zu Reichenstein in Schlesien begeben, da der Todtengräber mit seiner Zauberei 1600 Personen hingerichtet hat.

230. Die Mühlen bei Guhrau.

(S. Gödsche S. 83.)

Um die Stadt Guhrau stehen eine Menge Windmühlen; es sollen deren 99 sein, und soll ein altes Gesetz und Bann bestehen, daß die 100ste nicht gebaut werden darf. So oft man es auch versucht hat, allemal ist die Nacht über wieder eingefallen, was am Tage gebaut worden war.

231. Die Kinderandacht in Schlesien.

(S. Berckenmeyer, Curieuser Antiquarius S. 810.)

Anno 1708 den 14. Februar war in Schlesien während der Religionstractate zwischen den Kaiserlichen und Königlich Schwedischen die sogenannte Kinderandacht, welches eine dermaßen seltsame Sache war, dergleichen man in der Historie, so lange die Welt gestanden, kaum finden wird. Denn es versammelten sich in unterschiedlichen Fürstenthümern, Städten

Henning, der sich dem Teufel verschrieben und drei todte Kinder gepulvert und die Asche umhergestreut, die Pest so gesteigert. Es kam aber heraus und der Teufel brachte ihm drei neue Stricke ins Gefängniß um sich zu entleiben, er hatte aber keinen Muth dazu. Er mußte die Folter erleiden und ward am 30. August 1656 hingerichtet.

und Dörfern, auf dem Felde unter freiem Himmel des Morgens früh eine Menge Kinder männlichen und weiblichen Geschlechtes von 6—14 Jahren und schlossen einen Kreis zusammen. Diese Zusammenkunft erwählte aus ihnen einen geistlichen Vorsteher und Vorsänger, welcher mitten in den Kreis trat und eine gute Ordnung unter ihnen machte. Dieser gab hernach das Zeichen, daß sie sich alle mit ihrem Angesichte auf die Erde legten und das heilige Vaterunser leise beteten, sie stunden dann wieder auf und fingen an einmüthiglich schöne Lieder zu singen, darunter die bekanntesten waren: „Liebster Jesu, wir sind hier. Es ist gewißlich an der Zeit. Nur nicht betrübt, so lang Dich Jesus liebt ꝛc.“ Nach solchen Gesängen betete der Vorsänger etliche auf die gegenwärtige Zeit sich sehr wohl schickende Gebete und Psalmen knieend, stand darnach wieder auf und sie sangen: „Der Herr segne Dich.“ Und endlich: „Nun Gott Lob es ist vollbracht!“ Beim Abschiede ersuchte der Vorsänger die versammelten Kinder, daß sie um 11 Uhr Vormittags und 3 Uhr Nachmittags an demselben Orte in gebührender Andacht sich wieder einfinden möchten. Dieser Kindereifer konnte durch keine Macht der Eltern abgehalten werden, bis endlich die Herrschaft mit Gewalt sie abhielt und ihnen befahl, ihre Andacht in Kirchen, Schulen und Häusern zu halten.

232. Das Sprichwort von Parchwitz.

Das Städtchen Parchwitz hat außerhalb dem Liegnitz'schen Thore eine ziemlich große Pfarrkirche sammt den Glocken, daher das Sprichwort entstanden ist: „Wenn zu Parchwitz die Leute in die Kirche gehen wollen, laufen sie alle zum Thore hinaus.“

233. Die breiteste Brücke in Deutschland.

Man sagt, daß bei Liegnitz auf der Breslauischen Straße die breiteste Brücke in ganz Deutschland sei, dieweil da die große See zu Cunitz unter der Erde in die Coschwitzer See gehet und sie beiderseits zusammenfließen.

234. Das Sprichwort vom Spitzberg.

Spitzberg heißt ein hoher Berg in Schlesien, im Fürstenthum Liegnitz. Er gleicht mit seiner Spitze einer Pyramide und präsentirt sich mit den darauf stehenden Bäumen überaus artig, sintemal sie scheinen, als wären sie mit Fleiß beschnitten. Von diesem Spitzberge gilt aber das Sprichwort: „Als der Teufel mit einem Sacke voll Schwenckfelder (einer Seele) durch die Luft über Schlesien gereist, habe er an den Spitzberg gestoßen, den Sack zerlöchert und die Schwenckfelder in selbiger Gegend verschüttet und ausgesäet.“

235. Der Name der Stadt Sagan.

Sagan, die Hauptstadt dieses Fürstenthums und die äußerste Spitze Niederschlesiens nach Abend zu, soll ihren Namen von einem Zöllner haben, der vor der Erbauung dieser Stadt am Boberfluß seine Zollbude hatte und die Reisenden stets mit den Worten anrief: „Sag an was hast Du?“ Deswegen nannten ihn die Leute im Gau den Herrn Sag an. Da nun aber die Stätte freundlich gelegen war, siedelten sich endlich andere Leute neben ihm an und so bekam der Ort den Namen von dem Zollwächter.

236. Der Herzog von Sagan und die Glogauer Domherrn.

(S. Berckenmeyer, Curieuser Antiquarius S. 807.)

Die Domherrn zu Glogau thaten einst den Herzog zu Sagan in den Bann. Derselbe aber bot dem Canonicus eine Conferenz auf der Brücke an, weil sie auf sein Schloß als das eines Verbannten nicht kommen würden. Sobald sie die Brücke betreten hatten, so warfen hinter ihnen die dazu bestellten Fischer etliche Dielen von der Brücke ab, daß die Herrn Geistlichen nicht wieder zurück konnten. Hierauf rief der Herzog den Canonicus zu: „Wollt Ihr singen oder springen?" Da gaben die guten Leute, die in tausend Aengsten waren, zur Antwort: „Herr, wir wollen gern singen", und gingen hinüber nach Sagan und celebrirten die Messe und lösten den Herzog vom Banne und sangen wieder ihre Horen, Vigilien, Vespern u. s. w.

237. Der Thurm zu Sagan.

(S. Gödsche S. 151.)

Herzog Hans I. von Sagan war ein wüster und grausamer Mensch, ein Menschen- und Thierquäler, gehaßt und gefürchtet von allen seinen Unterthanen. Einst hatte er wieder sein edles Leibroß bis aufs Blut gepeitscht und gespornt, da bat ihn seine sanfte Gemahlin, er möge doch von solcher Grausamkeit abstehen und bedenken, daß dieses Thier ein Geschöpf Gottes sei, an welchem sich so zu vergreifen große Sünde sei. Hans aber erzürnte sich über ihre Mahnworte dermaßen, daß er ausrief: „Fühl selber, wie das thut!" Darauf zwang er sie niederzuknieen und ritt auf ihr mit Sporen gleich wie auf einem Pferde und riß ihr damit tief ins Fleisch. Als dies geschehen, trieb er sie aus dem Hause und verstieß sie, denn sie war ihm längst ein Dorn im Auge gewesen. Nun trat aber der fromme Abt des Augustinerklosters daselbst vor ihn hin und verwies ihm seine Grausamkeit und hieß ihn in sich gehen, damit er nicht einmal plötzlich in seinen Sünden dahinfahre. Hans aber verlachte ihn und wies auf den hohen, festen und neuen Kirchthurm und sprach: „Pfaff, wenn der Kirchthurm einfällt, will ich Dir glauben!" Darauf ließ er dem Abte die Augen ausstechen und kehrte sich nicht daran, daß dieser ihn verfluchte.

Am 12. Februar des Jahres 1439 stürzte aber der feste Kirchthurm ohne Ursache und Anlaß zusammen und Niemand ward verletzt, nur der Thurmwächter bekam vom Sturze einen lahmen Fuß. Als aber der Herzog erfuhr, was geschehen war, da erkrankte er von Stund an vor Schreck und wenige Wochen darauf starb er.

238. Das Sprichwort von Grottkau.

Grottkau, eine Stadt im Schlesischen Fürstenthume gleiches Namens, ist darum merkwürdig, daß man von derselben sagte, daß die Bürger allda weder verhungern noch erfrieren könnten, indem einem jeden derselben freistehe, in dem gemeinen Stadtholze Holz zu fällen, und einem jeden Hause gewisse Aecker zugelegt sind, wovon die Bürger, in Ermangelung anderer Lebensmittel, sich ernähren können.

239. Das Wahrzeichen von Freistadt.

Freistadt ist eine sehr alte Stadt im Fürstenthum Glogau. Daselbst sind Bäume, die im Dezember Winteräpfel in guter Anzahl tragen; dergleichen sind auch welche nicht weit von Teschen, auf dem hohen und überaus kalten Karpathischen Gebirge. Die Rinde dieser Bäume ist gleichsam mit Eis überzogen, die Aepfel sitzen am äußersten Ende der Reislein und kann man nicht sehen, daß sie mittels eines Stiels daran befestigt sind.

240. Der Hilgenbrunnen bei Freistadt.

(S. Gödsche S. 145.)

Auf der Bielitzer Feldmark, am Zöllinger Kirchberg, entspringt ein Brünnlein, der Hilgenbrunnen genannt, der ist vor Zeiten wunderthätig gewesen. Es hat aber Glaubitz von Brieg, auf Döringau gesessen, diesen Brunnen inne gehabt und ihn mit Brettern und schweren Steinen zugedeckt und verschlossen, auch Niemanden baden lassen, es wäre denn für schweres Geld. Einst ist ein armer Mann hingekommen, um zu baden, den hat er auch fortgetrieben, weil er nicht bezahlen konnte, und da hat der Mann den Brunnen für alle Zeiten verwünscht und seitdem hat er seine Wunderkraft verloren.

241. Der Diebskeller im Burgberg.

(S. Gödsche S. 148.)

Im Zöllinger Forst, am Fuße des kleinen Gebirges, befindet sich der sogenannte Burgberg, auf dessen Gipfel einst ein Raubschloß gestanden haben soll. Man sagt nun dort in der Umgegend, in diesem befinde sich ein tiefer Keller, der Diebskeller genannt, ganz mit Gold und Schätzen angefüllt. Zu diesem führt ein Gang am Fuße des Berges, allein nur zu Zeiten ist die Thüre desselben sichtbar, dann muß der, welcher sie offen findet, sich nicht vor dem großen schwarzen Hunde scheuen, der mit feurigen Glotzaugen auf den Schätzen liegt und die Fremden zurückscheucht, sondern muß stillschweigend von dem Golde nehmen, soviel er fortbringen kann, und stillschweigend wieder herausgehen.

242. Der Goldzahn.

(S. Mylander, Deliciae Bd. II S. 133 ꝛc.)

Ein Zimmermann und Müller, Namens Hans Müller, wohnhaft in Weigelsdorf, einem Flecken in Schlesien, hatte sich verheirathet mit einer gewissen Hedwig von Endersdorf, unfern von Breslau gelegen. Diese beiden Leute lebten in friedlicher Ehe, wohl vergnügt in ihrem geringen Stande. Sie erzeugten einen Sohn, welcher geboren ward den 27. des Christmonats 1585 und in der h. Taufe den Namen Christoph empfing; er ist von seinen Eltern mit großer Aufsicht erzogen und in die Schule gesendet worden, allwo er mit andern Bauerkindern sich unterrichten ließ und wohl gelernt hat. In der Schule nahm aber ein Kind wahr, daß Christophs Zahn auf der Seite glänzte wie Gold und als es solches den andern Kindern sagte, wollten sie alle den Zahn sehen, und erschallte hiervon ein großes Geschrei, welches auch den Herzögen zu Liegnitz, Brieg und Münsterberg zu Ohren

gekommen ist, wie auch dem Bischof zu Neisse, welcher diesen Knaben vor sich kommen und den Zahn von den Wundärzten besichtigen ließ. Doctor Horst, welcher solches beschreibt, meldet, daß er selbst den Knaben gesehen und den güldenen Zahn berühret, da er ihn denn fest und unbeweglich gefunden und daß der Knabe einen sonst dickeren Kinnbacken hatte, als sonst andere. In dem achten Jahre hatte er alle Zähne, ausgenommen den nächsten Backzahn vor dem güldenen, deswegen auch solcher viel leichter zu sehen und zu betasten war. Er pflegte darauf zu essen wie mit den andern Zähnen, und wurde der Zahn mit dem Probirsteine gestrichen und gutes Gold, das dem Ungarischen gleich war, befunden. Dieser Knabe ist schön von Angesicht gewesen, warmer und trockener Natur, zu seinem Alter verständig und vom Leibe wohlgestaltet. Wie aber das Gold in seinen Mund gekommen, kann kein Mensch ersinnen, und ist allein göttlicher Allmacht beizumessen. Etliche haben gemeint, daß vielleicht in der ersten Kindheit, als die Zähne noch gemangelt oder als ihm ein Zahn ausgefallen, man ihm von Gold einen neuen eingesetzt, welcher in das Zahnfleisch vertheilet, fest geworden ist und also gedient gleich einem andern, dermaßen man auch sonst Zähne von Elfenbein wieder einsetzen kann. Daß aber dieses nicht sein könne, ist aus vielen Ursachen abzunehmen. Weil nämlich der Zahn nicht vorne, sondern zum Ende des Zahnfleisches gestanden hat, da man mit keinem Werkzeug angreifen können, und das Kind würde übrigens den Zahn, wenn dem also, nicht unbewegt in dem Munde geduldet haben, daß er hätte fest in das Zahnfleisch einwachsen können.

243. Der Zauberer Barthek.

(S. Illustr. Familienjournal Bd. XI. Nr. 273.)

Als im 17. Jhdt. die Schweden bis nach Oberschlesien vorgedrungen und von Ratibor her nach dem Raudner Cistercienserkloster auf dem Marsche waren um das Stift zu plündern, wurde der damalige Abt durch diese schreckliche Nachricht in gewaltige Angst versetzt. Es war Niemand da, der ihnen hätte den Weg hierher versperren können. Zwar hatte der Abt die kostbaren Schätze und Geräthe so gut wie möglich zu verbergen gesucht, allein gleichwohl war er nichts desto weniger in Angst um sie als für sich und seine Mönche. Nun war aber zu Rauden ein Arzt, Namens Barthek oder Bartholomäus, der, obwohl er der Klostermedicus war, doch für einen gewaltigen Zauberer galt. Wie gewöhnlich saß derselbe, ein arger Trinker, im Wirthshause, als der Abt zu ihm schickte um seinen Beistand gegen die gefürchteten Schweden zu erbitten. Er kam nicht, und auch nachdem der letztere noch drei- und viermal nach ihm schickte, rührte er sich nicht von dannen, er ließ nur dem geistlichen Herrn sagen, er möge sich nicht ängstigen, er werde schon dafür sorgen, daß die Schweden nicht hierher kämen, er bitte sich aber für den Fall, daß er einst ihrer bedürftig wäre, eine Gegengefälligkeit aus. Der Abt versprach alles Mögliche und begab sich sodann in die Kirche um zu beten, er war aber noch nicht lange dort, als die Nachricht kam, die Feinde wären ganz in der Nähe und müßten in einer Viertelstunde hier sein! Da ergriff den Abt eine unendliche Bestürzung und er eilte, sich unbewußt dessen was er that, der Gegend zu, von wo die Schweden herzogen. In dichte Rauchwolken gehüllt näherten sich die furchtbaren Reiter,

deutlich vernahm man den Hufschlag der Rosse, das Kriegsgeschrei der Soldaten, die blanken Säbel blitzten und man konnte schon die grimmigen Gesichter von weitem erkennen. Da machten sie plötzlich Halt, es schien als wären sie festgebannt, sie hielten da auf ihren sieggewohnten Rossen, den Säbel in der Faust, aber starr und steif und wie versteinert, da zogen sich plötzlich schwarze Regenwolken zusammen, der Regen stürzte in Strömen herab und ein furchtbarer Sturm heulte ihnen entgegen. Auf einmal, wie von demselben fortgepeitscht, drehten sie dem Kloster den Rücken und jagten in sausendem Galopp davon. Das Kloster war gerettet und der Abt wußte dem guten Barthel nicht genug der Dankesworte zu sagen.

Viele Jahre waren seit dieser Begebenheit dahingegangen, da trat der Tod an das Krankenbett des Arztes und verkündete ihm sein letztes Stündlein. Hiergegen halfen dem Sterbenden alle seine Zauberkünste nichts, er ergab sich in sein Schicksal, rief aber zuvor noch den Abt herbei, sagte ihm, daß er sterben müsse und bat ihn, den Teufel von seinem Lager fern zu halten, der da kommen werde um ihn zu holen. Seines Versprechens eingedenk, kniete der fromme Geistliche nieder, umfaßte den Dahinscheidenden mit der Stola und fing an fromme Gebete herzusagen. Barthel starb, im nämlichen Augenblicke aber erscholl aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers ein Krächzen und Heulen, Krähen und Nachtvögel, sowie ungestalte Geschöpfe erschienen und umflatterten den todten Barthel mit wildem Geschrei. Das geweihte Band aber, das er um seinen Körper geschlungen hatte, sowie die Gebete des Abtes hielten die Teufel fern, bis sie endlich gänzlich wieder verschwanden. Barthel's Seele war gerettet, sein Körper aber wurde in einer Gruft der Kirche begraben.

244. Das Jungferngrab bei Rauden.

(S. Illustr. Familienjournal Bd. XI. Nr. 275.)

Jungferngrab heißt in der Nähe von Rauden ein tief im dunkelen Fichtenwalde versteckt liegender kleiner, von dürren Baumästen gebildeter Hügel, welchen in traulichem Vereine blaublumiges Immergrün und Brombeersträucher umwuchern und auf welchen herab im Frühjahre von hoher Fichte das Lied der Nachtigall klingt. Von diesem Hügel erzählt man sich dort in der Umgegend folgende Sage.

Vor vielen Jahren stand dort, wo jetzt sich das Dorf Barglowke befindet, ein einsames aber viel besuchtes Wirthshaus, in welchem sich allsonntäglich aus der ganzen Umgegend eine große Menge Volkes versammelte, alte gebückte Leute, um über frühere Zeiten mit einander zu schwatzen, und junge Burschen und flinke Bauermädchen, um nach dem Takte einer Fidel zu tanzen. So begab es sich denn auch einst bei einer derartigen Gelegenheit, daß von Rauden her mit seinem Schätzchen Margarethe ein junger stämmiger Bauer, Namens Peter, nach dem Kretscham hineilte um dort mit selbiger zu tanzen. Allein leider zog in die Herzen der hier versammelten Mädchen und Burschen tückischer Neid ein, jene ärgerten sich, daß sie nicht so schön waren als die Fremde, auf der alle Augen ihrer eigenen Verehrer gerichtet wurden, diese wieder gönnten das reizende Mädchen ihrem Bräutigam nicht und es wurmte sie, daß nicht sie ihr Herz erobert hatten. Ob nun gleich der Geige grelle Töne mit seltener Anstrengung in den Gemüthern den ge-

wohnten Frohsinn wieder aufzuwecken sich bemühten, so herrschte doch den ganzen Tag über in dem sonst so lauten Kreise eine gedrückte Stimmung.

Dies Alles hätte nun aber weiter nichts geschadet, wenn sich nicht unglücklicher Weise der Teufel in der Gestalt eines fremden, wunderhübschen rothbäckigen Burschen unter die Tanzenden gedrängt und die Raudnerin besonders oft zu einem hinreißenden Tanze aufgefordert hätte. Dieser Umstand verdroß jedoch in demselben Grade den Geliebten der gefeierten Schönen, als er die Schadenfreude der übrigen Tänzer gegen jenen erregte. Peter drängte seine Margarethe zum Heimgange, diese aber bat ihn noch zu bleiben. Peter bestand darum mit noch größerer Heftigkeit auf seinen Willen, Margarethe indessen wollte noch tanzen, weil der Versucher sie soeben zu einer neuen Tour aufgefordert hatte. Endlich nachdem der Tanz aufgehört hatte, schleppte der wüthende Peter seine hübsche Braut mit Gewalt fort und überhäufte sie unterwegs mit Vorwürfen. Als aber schließlich das Mädchen ungeduldig ward, überstieg Peters Jähzorn alle Grenzen, er faßte die Unglückliche, warf sie zu Boden und erwürgte sie trotz ihres Flehens.

In demselben Augenblicke jedoch, wo Margarethe ihr Leben aushauchte, durchdrang ein entsetzliches Hohngelächter die Lüfte, auf einem Besen reitend stürzte blitzschnell der Teufel auf den Mörder, umkrallte ihn mit seinen magern Klauen und zerrte ihn fort zur Hölle. Die todte Jungfrau hingegen ward nach einiger Zeit gefunden und unter Meßgesängen auf dem Raudner Kirchhofe begraben. Der Ort aber, wo dieses blutige Werk der Eifersucht verübt ward, ist bekannt geblieben bis auf den heutigen Tag und wenn Jemand vom Volke zufällig dieses Weges daherkommt, so verabsäumt er gewiß nicht ein grünes Fichtenzweiglein auf den kahlen Hügel zu werfen, ein Kreuz zu schlagen und ein kurzes Gebet zu sprechen.

245. Die künstliche Uhr zu Ohlau in Schlesien.

(S. Abendzeitung 1842 Nr. 79.)

In der Stadt Ohlau befindet sich auf dem Rathhausthurm eine künstliche Uhr. Dieselbe zeigt auf der Seite in Nordwest den Mondlauf, in Nordost beim Stundenschlag eine Henne, die der Hahn jagt, in Südost den Tod, bei jedem Viertelstundenschlage die Sense bewegend, und in Südwest den Beherrscher der Zeit, Saturn, welcher stündlich in Graden den Scepter neigt, aber, als reue ihn die Gradmessung, dabei verdrüßlich den Mund verzieht. Die drei Meister, welche an diesem im Jahre 1718 vollendeten Werke nach einander arbeiteten, hießen Salat, Kraut und Rübe.

246. Die verhungerten Rathsherrn zu Glogau.

Unfern des Glogauer Schlosses steht ein runder und dicker Thurm, der Ueberrest der von Herzog Konrad II. 1260 erbauten alten Burg. Nun hatte der tolle Herzog Hans von Sagan bekanntlich im Jahre 1480 die Stadt Glogau, welche seit dem im Jahre 1462 erfolgten Tode des Herzogs Wladislaw seiner Wittwe Margarethe gehört hatte, dadurch in seine Gewalt bekommen, daß er so viel Aas, Dünger und Unrath mit Wurfmaschinen hineingeschleudert, daß sich die Herzogin mit ihren Leuten vor scheußlichem Gestank darin nicht mehr halten konnte und am 30. April ergeben mußte. Acht Jahre nachher ließ er den ganzen Stadtrath in diesen alten Thurm

werfen, weil er glaubte, er sei mit seinem Feinde dem König Matthias im Bunde. Er hat demselben nur sehr wenig Nahrungsmittel reichen lassen, und so ist einer derselben, Antonius Knappe genannt, schon am 14. August Hungers gestorben, der Diener Buscus aber, dem der Herzog die Bewachung und Versorgung der armen Gefangenen anvertraut hatte, ist auf Veranlassung des herzoglichen Rathes Opicius fortgereist und hat den Schlüssel mitgenommen. Also haben Ende Oktober noch sechs Rathsherrn elendiglich verhungern müssen, haben aber zuvor mit Lichtputzen auf den Tisch geschrieben, daß sie unschuldig solche Marter erlitten hätten. Den Anstifter aber haben sie verflucht und so ist der Herzog seiner Länder beraubt worden, den Opicius haben die Schlesier aus dem Lande gejagt und den Buscus gefangen und zu Freistadt enthauptet.

247. Das Bügeleisen zu Glogau.

(Nach Ziehnert Bd. I. S. 158 ꝛc.)

Zu Glogau lebte einst ein Schneider, ein gottloser Mann, der zwar äußerst geschickt und fleißig war, aber dabei auch ein arger Flucher und Gotteslästerer. Er kam das ganze Jahr in keine Kirche und war auf seinen Beinamen, der Fluchgottfried, geradezu stolz. Ebenso gottlos als er war, war aber seine Frau fromm, sie ermahnte ihn oft, er solle von seinem gottlosen Wesen ablassen und sich bekehren, allein umsonst, der böse Mensch hörte nicht auf sie, beten und in die Kirche gehn ließ er sie auch nicht und sie mußte sich also die Gelegenheit geradezu abstehlen, sich mit ihrem Gotte zu versöhnen. Eines Tages, als sie gerade in der Küche ein Bügeleisen heiß machen sollte, glaubte sie sich allein und unbemerkt, sie kniete am Heerde nieder und betete mit gefalteten Händen recht andächtig zu Gott. Aber ihr gottloser Mann war heimlich von seiner Werkstatt aufgestanden und sah durch die Thüre, wie sie betete. „Warte, warte! ich will Dir das Beten schon anstreichen!“ rief er jähzornig und eilte in die Werkstatt um die Elle zu holen Aber als er wieder in die Küche trat, war die Frau schon die Treppe hinunter und mit ängstlichem Hilfegeschrei hinaus auf die Gasse. Wüthend riß er jetzt das Bügeleisen aus den Kohlen und stürmte seiner Frau nach um ihr dasselbe an den Kopf zu werfen. Die Vorübergehenden sahen wohl die Noth der armen Frau, aber Keiner wagte den rasenden Menschen aufzuhalten. So ging die Hetzjagd über alle Gassen, die von Todesangst getriebene Frau voran, hinter ihr mit dem glühenden, hochgeschwungenen Bügeleisen der Fluchgottfried. Endlich stürzte sie athemlos auf der Schwelle der Kirche nieder, und gleichzeitig warf ihr abscheulicher Mann das Bügeleisen nach ihr und hätte ihr sicher den Kopf zerschmettert, allein da begab sich ein großes Wunder. Das Eisen war nur noch wenige Spannen von dem Kopfe der am Boden Liegenden entfernt, da wendete es sich plötzlich um, schwebte wie von einem lichten Scheine umflossen an der Kirchthüre bis zum Fenster darüber und blieb dort in der Mauer stecken, wo man es noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts gesehen hat. Dies hat aber den bösen Schneider gerührt, er sank neben seiner ohnmächtigen Frau nieder, betete inbrünstig zu Gott, er möge ihm verzeihen und sie wieder erwecken, trug sie dann nach Hause und war von Stund an ein

anderer Mensch, der niemals wieder geflucht hat. Er ging von nun an auch in die Kirche, betete früh und Abends und nahm regelmäßig das Abendmahl.

248. Woislaw mit der goldenen Hand.

In Breslau und später zu Glogau ist ein gewisser Woislaw Kastellan gewesen, ein tapferer Mann, den man deshalb Eisenfaust genannt hat. Nun ist er einmal mit seinem Herzog, Boleslaus III. mit dem schiefen Maule, nach Mähren in den Krieg gezogen und hat dort in einer blutigen Schlacht mannhaft gekämpft, einer der Gegner aber hat ihn mit gewaltigem Schlage die rechte Hand vom Arme abgehauen. Da hat er das Schwert in die Linke genommen und fortgekämpft, als wenn nichts wäre, und die Schlacht gewonnen. Der Herzog aber hat ihm herzlich gedankt und hat laut ausgerufen, die Eisenfaust habe den Sieg errungen. Jener aber hat traurig den Stumpf gezeigt und gesagt, mit der Eisenfaust sei es vorüber. Da hat der Herzog gesagt, statt der eisernen solle er eine goldene haben, und er hat ihm eine Hand aus lauterm Gold mit Federn und Gelenk machen und seinem Arme anpassen lassen. Mit der hat er aber nicht blos das Schwert halten, sondern auch sonst ganz tüchtig zuschlagen können, denn er hat z. B. den Grafen Stephan von Bautzen in der Saganer Haide einmal aus Räuberhänden befreit und dabei, da er sein Schwert verlor, mit der goldenen Faust die Bösewichter auf die Köpfe geschlagen. Seitdem hieß er Woislaw mit der goldenen Hand.

249. Der glückliche Schatzgräber.

(S. Histor. Schauplatz merkwürd. Geschichten. Hannover 1747 S. 86 ꝛc.)

Ein gewisser Schlesischer Abenteurer, Heinrich Wentzel genannt, dessen Vater Rittmeister gewesen war und in der Gegend von Breslau ein Gut besaß, hatte sich endlich eine ganze Gesellschaft damals sogenannter Krippenreuter d. h. solcher Edelleute, welche gleichsam davon Profession machten, daß sie herumritten und andere ihres Gleichen beschmausten, vom Halse geschafft, nachdem er mit dem von seinem Vater ererbten Vermögen fast ganz fertig geworden war. Gleichwohl brauchte er nothwendig Geld, denn das kleine ihm von seinem Vater hinterlassene Gut war so defect in seinen Baulichkeiten, daß er es aufbauen mußte, sollte ihm das Haus nicht über dem Kopfe einfallen. Er ging nun mit sich zu Rathe, ob er sich durch eine Heirath helfen könne oder wieder in den Krieg ziehen solle, denn er hatte schon einige Feldzüge als Glückssoldat mitgemacht. In diesem Kampfe der Gedanken warf er sich eines Abends gegen Mitternacht aufs Bett und ließ auf dem Tische eine Nachtlampe brennen, neben welcher etwas von alten Briefschaften und Rechnungen lag. Als er eingeschlummert war, überfiel ihn eine Angst wie einen, den der Alp drückt. Dies war ihm nichts Ungewöhnliches, er winselte und zitterte, ward ihn jedoch wieder los und kam mit dem ersten Schrecken davon. Er stand hierauf auf, verriegelte seine Stube, sah nach Degen und Pistolen, ließ die Lampe weiter brennen und legte sich nieder. Nach vieler Abmattung schlief er auf der linken Seite ein und es träumte ihn, als käme nach dreimaligem Anklopfen sein verstorbener Vater in die verriegelte Stube, setzte sich bei dem Tische zur Lampe,

durchschaute die Rechnungen, nahm hernach solche in die linke, das Licht in die rechte Hand, geht zu des Sohnes Bette und ruft dreimal kläglich: „**Weh, Weh, Weh!**“ nach welchem er verschwand und unser Junker erwachte. Er lag in vollem Schweiße, traute seinen Augen nicht recht und verspürte doch innerliche Abneigung aufzustehen, ehe der Tag völlig angebrochen war. Die Frau Verwalterin kam, brachte ihm ein Warmbier sammt Butterschnitte und Raute zum Frühstück, fand ihn aber so verplex, daß sie nach der Ursache fragte, die er ihr auch erzählte. Mittlerweile reiste der Herr Hofprediger, so ehemals sein Beichtvater gewesen, bei ihm durch, sprach zum Morgengruß ein und erkundigte sich nach seinem Befinden. Danach hat er ihm wegen seines unordentlichen Lebens das Gewissen geschärft, jener ihm aber seinen Traum erzählt und hat sich fortbegeben, Wenzel aber hat sich mit seinem Verwalter darüber berathschlagt, was wohl das **Weh** bedeuten möge. Die geistliche Auslegung, welche obgedachter Hofprediger darüber gemacht hatte, ließen sie fahren, weil damit das Gut nicht aufgebaut ward. Daß aber bei den alten Rechnungen **Weh** gerufen worden, blieb unergründlich und damit strichen etliche Tage hin. Inzwischen ließ der Verwalter zu einem Stalle den Boden räumen und fand beim Grundgraben an einer Ecke, da wo an der Wand ein **W** eingekratzt war, etliche in einander gesetzte Töpfe, in deren innerstem Gold verborgen lag. Er stritt innerlich mit sich, ob er es dem Junker offenbaren oder für sich behalten solle, als dieser ganz unvermuthet dazu kam und Alles in Augenschein nahm. Die Freude darüber war sehr groß und man kam auf den Gedanken **W** sei der Schlüssel, wo seine väterlichen Schätze vergraben lägen, und es müsse ein guter Geist gewesen sein, der ihm dies mit seiner hieroglyphischen Stimme kund gegeben habe. Man durchkroch deshalb alle Winkel, ob irgendwo ein **W** angemalt, übergeschnitten oder eingekratzt zu finden sei. Man fand denn auch im Garten an der Planke, hinter der Scheune bei einem Nußbaume und in einer hohlen Grenzeiche unterschiedliche Depositа, die der alte Rittmeister unfehlbar dorthin gesteckt und mit einem **W** als dem Anfangsbuchstaben seines Namens **W**enzel angemerkt hatte. Man machte hiervon kein lautes Geschrei, ließ um allen Verdacht abzuwenden den vorgehabten großen Bau unterbleiben, richtete das alte Hauswesen nothdürftig wieder ein und wanderte mit der Baarschaft an einen sichern Ort, wo sie unterdessen stille bleiben könnten, bis das Geld anderweit an ein größeres Gut angelegt würde. Der Verwalter bekam hiervon einen solchen Antheil, daß er schweigen konnte, ja der Herr verkaufte ihm endlich das Gut selbst, um sich in einem andern Fürstenthum niederzulassen. Da dann derselbe unfehlbar noch mehr gefunden haben mag, indem er einen Zigeuner von der Polnischen Grenze, der schwarze Georg genannt, oftmals bei sich beherbergte, und dann das schlechte Vorwerk in einen solchen Stand brachte, daß es dem besten Rittersitz in selbiger Gegend gleich kam.

Derselbe Heinrich Wenzel hatte aber ein anderes Mal noch eine ähnliche Geistererscheinung. Er befahl, als er im Felde auf dem Marsche war, seinem Fourier, ihn um eine bestimmte Zeit Morgens aufzuwecken und Licht mitzubringen, weil er wegen großer Ermüdung glaubte, die bestimmte Zeit zu verschlafen. Gegen Morgen hörte er eine Stimme, die ihm seiner Meinung nach zurief: „Steh auf, es ist Zeit.“ Er erwachte davon, weil er aber

Niemand ſah und Alles um ihn herum finſter war, ſchlummerte er wieder ein. Da rief die Stimme zum andern Male: „Stehe auf, es iſt Zeit!“ Als er aber abermals nichts ſah noch hörte, ſchlummerte er auch wieder ein. Endlich ruft es zum dritten Male: „Ich ſage, ſtehe auf, es iſt hohe Zeit!“ Darauf ſagte er: „Woran ſoll ich das wiſſen, daß es hohe Zeit iſt?“ und bekam die Antwort: „Daran!“ und in dem Augenblicke legte dasjenige, was die verborgene Stimme geführt, ihm etwas in die Hand, welche er gleich zudrückte. Er wurde aber darüber, daß er etwas Kaltes in der Hand fühlte, ganz munter und indem trat ſein Fourier mit einem Lichte ins Gemach, der mußte gleich zu ihm ans Bett kommen, leuchten, und da fand es ſich, daß es ein alter Böneburgiſcher dreifacher Speciesthaler geweſen war, den er nachgehens beſtändig an einem goldnen Kettchen auf der nackten Bruſt zu tragen pflegte.

250. Teufel an die Wand gemalt.

(S. Lercheimer S. 7.)

Im Jahre 1549 hat ſich in einer Stadt in Schleſien begeben, daß drei Zechbrüder beiſammen in einer Schenke ſaßen, die haben den Teufel mit einer Kohle an die Wand gemalt, haben ihm frech zugeredet und zugetrunken, allein ſie wurden von ihm alle drei in der Nacht erwürgt und am Morgen todt gefunden und unter dem Galgen begraben.

251. Der vom Geſpenſt Angerührte.

(S. Remigius Th. II. S. 399.)

Ein Schleſiſcher Edelmann lebte ganz unordentlich und liebte über die Maßen volle Becher, den meiſten Theil des Jahres pflegte er des Tages über zu ſchlafen, dagegen die ganze Nacht über mit Freſſen und Saufen zuzubringen. Dadurch aber ward das Uhrwerk ſeiner Geſundheit ſehr verſtellt, welches die böſe Farbe ſeines Angeſichts genugſam zu erkennen gab. Einmal in der Nacht iſt er mit dem bloßen Degen auf der Straße herumgelaufen wie ein Wüthender, hat jeden, der ihm begegnet, angefallen und endlich gar einen todt nieder zur Erde geſtoßen. Nachgehens bemühte er ſich aber, alle Bekümmerniß wegen des vergoſſenen Menſchenblutes in Traubenblut abzuſpühlen. Etliche Jahre nach dieſem begangenen Todtſchlag, da er in ſeinem üppigen Leben alſo fortfuhr, begab es ſich Anno 1624 um Mitternacht, daß er ein großes Geraſſel von Wagen und Pferden hörte. Es ſchien, als wenn die Thüren ſeines Nachbarhauſes geöffnet würden. Deshalb bildete er ſich ein, daß etliche Gäſte, ſeine Saufbrüder, zu ihm kämen, wie ſie denn ſonſt vielmals zu thun pflegten. Er ſtand deshalb von ſeinem Bette auf und ſah zum Fenſter hinaus, meinte auch nicht anders, als es käme ein Gaſt zu ihm nach eben dieſem Fenſter geritten, ſitzend auf einem ſehr langen hohen Pferde und er ſelbſt wäre nicht kleiner als ſein Pferd. Sobald dieſer Fremde auf ihn los kam, ward er von demſelben mit der Hand angerührt. In demſelben Augenblick aber lief ein Schauer über ſeinen ganzen Leib von dem plötzlichen Schrecken. Da er nun des Morgens aufſtand, ſah er, daß ihm der Kopf übermäßig aufgeſchwollen war. Sein Hausgeſinde ward es ebenfalls mit größter Verwunderung gewahr. Man ſchickte nach dem Bader im nächſten Dorfe, der ihm ein ſchmerzſtillendes Pflaſter

auflegte, allein gar bald drang durch die Ohren, durch die Naſe, durch zwei in der linken Wange aufgebrochene Löcher, ja aus der Kehle und der Zunge eine Menge fauliger Eiter heraus. Man holte endlich den Fürſtlich Liegnitziſchen Leibmedicus Dr. Daniel Wicklern, der dieſen Edelmann ſehr ſchwach fand und endlich gewahr ward, daß dieſe böſe Materie nicht in dem untern, ſondern dem obern Backen einen Ausfluß halte, die Mäuslein waren weiß und gleichſam geſotten, die Haut war ganz vom Leibe abgeſondert, ſo daß er wenig Hoffnung zur Geneſung hatte, wie denn auch der Eiter in der folgenden Nacht in großer Menge ihm auf die Luftröhre fiel und er plötzlich daran erſtickte.

252. Das Wappen der Prittwitze.

Das Geſchlecht der Prittwitze iſt ſehr alt und ihre Niederlaſſung in Polen und Schleſien bis zum Jahre 1603 nachzuweiſen. Sie ſelbſt aber leiten ihren Urſprung und ihr Wappen noch weiter zurück. Es ſei nämlich unter den ausländiſchen Kriegern, welche im Dienſte des Khalifen von Granada ſtanden, ein gewiſſer Holub geweſen, ausgezeichnet durch Leibesſtärke, Tapferkeit und vorzügliche Geſchicklichkeit im Schachſpiel. Fatme, eine der Töchter des Khalifen, bisher unübertroffen in der Gewandtheit, ihre Gegner in dieſem Spiele zu beſiegen, forderte mit ihres Vaters Genehmigung dieſen Fremdling auf, mit ihr einen Wettkampf darin zu wagen, und ſchlug im Gefühle ihrer Ueberlegenheit vor, der Ueberwundene ſolle dem Sieger als Sclave verfallen. Holub geht die Bedingung ein und gewinnt, Fatme, vor Scham und Schmerz betäubt, ſinkt ohnmächtig nieder, der beſtürzte Sieger eilt ſie zu halten, reiſt in der Haſt das Spielbrett herab, welches die Stirne der ſchönen Maurin verletzt, daß ſie blutet und verbunden werden muß. Großmüthig entſagt Holub dem bedungenen Preiſe, erhält von dem dankbaren Vater große Geſchenke und ein Wappenbanner, in welchem auf dem Helme das Bild der Beſiegten mit verbundenem Kopfe, ohne Hände, als Sinnbild der verlorenen Freiheit und gerechten Anerkennung, im Schilde aber das Brettſpiel bezeichnet ſind. Daher führen die von jenem Holub abſtammenden Herren von Prittwitz im Wappen ein Schachbrett mit ſchwarzen und goldenen Steinen, auf dem gekrönten Helme ein Mohrenbild ohne Arme, mit einer goldenen Binde um die Stirne, welcher etliche Blutstropfen entquellen.

253. Der Urſprung des Geſchlechts von Hatzfeld.

Es giebt zwei alte Sagen über den Urſprung dieſes Namens. Die eine berichtet, es habe einmal ein deutſcher Kaiſer eine Schlacht geſchlagen, nun hätten aber ſeine Krieger bald nach dem Beginn derſelben den Feinden das Feld zu räumen begonnen und der Kaiſer habe bereits am Siege verzweifelt, da ſei auf einmal von dem andern Flügel ſeines Heeres ein Reiter angeſprengt gekommen, der habe ſchon von weitem ein Tuch geſchwenkt und gerufen: „Er hat's Feld! er hat's Feld!“ und da habe der Kaiſer wieder Muth bekommen, den Kampf aufgenommen und das Feld behauptet und zu dem Reiter geſagt: „Du ſollſt hinfüro Hatzfeld heißen!“ und ſo ſei dieſer der Urahn des berühmten Geſchlechtes geworden.

Die zweite Sage ſtammt aus Oberheſſen und lautet ſo. Es ſtand einſt dort auf dem ſogenannten Chriſtberg ein Schloß, da wohnte ein König, der

eine sehr schöne Tochter hatte. Ein anderer König aber, Grünewald geheißen, war sein Feind und eines schönen Tages rückte er mit gewaltiger Heeresmacht vor jene Burg und belagerte sie, allerdings lange vergeblich, allein als der Maitag heranbrach, da rückte er mit allen seinen Kriegern, die grüne Bäume trugen, heran und die Königstochter, welche dies für ein unglückliches Zeichen ansah, sprach zu ihrem Vater: „Vater gebt Euch gefangen, der grüne Wald kommt gegangen!“ dann ging sie selbst in König Grünewalds Lager und machte sich bei ihm freien Abzug aus mit allem was sie auf einen Esel packen könne. Als ihr nun der König dies zugestanden, lud sie ihren Vater und die besten ihrer Schätze und Kostbarkeiten auf einen solchen und zog von dannen, immer westlich nach dem Christberge zu. So kamen sie denn an eine freundliche Gegend und da sprach sie: „Hier wollen wir ruhen“ und davon heißt der Ort Wollmar, dann aber zogen sie durch dichte Wälder und hohe Gebirge bis auf ein schönes Feld und da sagte die Königstochter: „Hier hat's Feld!“ und lud ihren Esel ab und bauete sich da ein schönes Schloß, das nannte sie Hatsfeld. Davon sind die Trümmer noch übrig und die Stadt hat davon den Namen erhalten; sie liegt vier Stunden von Christberg im Gebirge an der Eder. Von dem Ritter aber, den sie sich heirathete, stammt das Geschlecht der Hatzfelde ab.

254. Rechenbergs Knecht.

(S. Büsching's Volkssagen S. 59 ꝛc.)

Hans von Rechenberg, von Windischbohrau, Freiherr zu Schlawa und Wartenberg und Herr zu Freistadt, wo er auch begraben liegt, war ein eben so tapferer als gelehrter und frommer Mann, welches auch sein Briefwechsel mit Doctor Martin Luther beweist. Um die Zeit, als Matthias in Ungarn wider die Türken stritt, fand sich bei ihm ein gemein gekleideter Mensch ein, der sich erbot ihm als Knecht zu dienen. Rechenberg nahm ihn an und behandelte ihn mild und freundlich, wogegen dann auch der Knecht seine Schuldigkeit gern und willig that. Eines Tages gab ihm Rechenberg ein wichtiges Schreiben an einen Fürsten, etliche Meilen weit zu bestellen. Der Knecht machte Anstalt abzureiten, allein als Rechenberg nach Verlauf einer kleinen Stunde in den Stall kam, fand er ihn unter den Pferden auf dem Strohe schlafend. Erschrocken und unwillig weckte er ihn auf und fragte nach der Bestellung. Der Knecht griff bestürzt in den Busen und brachte einen Brief heraus mit den Worten: „Dies ist die Antwort!“ Rechenberg erbrach ihn und fand, was er wünschte, aber es war ihm unerklärlich, wie der Knecht in so kurzer Zeit die Bestellung ausgerichtet haben könne.

Nicht lange darauf rückten Feinde in die Nachbarschaft. Rechenberg war Alles daran gelegen, ihre Zahl und Stellung zu erkunden, aber es fand sich Niemand, der es wagen wollte, sie zu besichtigen, als sein treuer Knecht. Dieser ritt getrost fort und kam in Kurzem mit der tröstlichsten Nachricht wieder. Da seine Taschen so vollgestopft waren, und klirrten, fragte der Herr, „was er darin habe?“ Und siehe da, der schlaue Knecht hatte allen Pferden der Feinde die halben Hufeisen weggerissen und die Feinde dadurch gehindert ihm nachzukommen.

Dieſe und ähnliche Streiche machten, daß Rechenberg immer aufmerkſamer auf dieſen Knecht ward, und als er ihn eines Tages vornahm und nach ſeiner Herkunft und Abſicht fragte, da erhob ſich dieſer ſonſt gemeine Menſch mit einer überraſchenden Größe und Feierlichkeit und ſprach: „Herr, der Herr aller Herren hat Euch zeigen wollen, wie ſehr es ihm wohlgefällt, wenn die Herren auf Erden ihre Diener und Knechte ſo gütig und recht behandeln, wie Ihr an mir und andern gethan habt!“ Und mit dieſen Worten verſchwand er. Seitdem ſagt man, wenn Jemandem etwas Liebes und Gutes von unbekannter Hand geſchieht, „das hat Rechenbergs Knecht gethan.“

Andere erzählen freilich, es ſei dieſer Knecht ein böſer Geiſt geweſen, der bei einem Edelmann gedient, der Wegelagerung trieb und viele böſe Streiche verübte. Einſtmals nun, als ſein Herr über Land geweſen war, hat er ihm ſein Leibroß auf den Wartthurm geführt, viele Stiegen hoch, und als nun der Edelmann nach Hauſe gekommen iſt, hat das Pferd ihn gewittert, ſeinen Kopf oben zur Luke herausgeſteckt und ihm entgegengewiehert, worauf man es an langen Stricken hat herunterlaſſen müſſen.

Ein anderes Mal hat derſelbe Edelmann auf den Tod geſeſſen um eines Todtſchlags willen, da hat er den Knecht gerufen, er möge ihn doch freimachen, und der hat erwidert, das ſei freilich ein ſchweres Stück Arbeit, doch wolle er es thun, nur möge er nicht ſo viel in der Luft mit den Händen herumfechten und Schirmkreuze ſchlagen. Das hat der Edelmann auch verſprochen und der Knecht hat ihn nun durch die Luft davon getragen. Als aber der Ritter ſich ſo hoch in der Luft ſah, da ward es ihm ſchwindlig, er bekreuzte ſich alſo und rief: „Herr Jeſus, hilf!“ Da ließ ihn der Knecht in einen Waſſerpfuhl fallen, kehrte heim und ſagte es der Frau des Edelmanns, wo ſie ihn finden könne. Da hat ſie hingeſchickt, ihn herauszuziehen und heimzuholen, der Knecht aber hat ſich von Stund an nicht wieder ſehen laſſen.

255. Die wilde Jagd bei Freiſtadt.

(Nach Godſche S. 146 ꝛc.)

In der Gegend von Freiſtadt lag die Burg Zölling, dieſe gehörte dem Ritter Wolf von Braun, einem tapfern Mann in den beſten Jahren. Derſelbe war aber verlobt mit einer Tochter des Ritters von Rechenberg auf Windiſchbohrau. Nun hatte er aber einen jüngern Bruder Dietrich, der wußte letztere ſeinem Bruder abſpenſtig zu machen, ſo daß ſie ſich von ihm entführen ließ, mit ihm entfloh und lange im Verborgenen lebte im Zöllinger Walde an dem Berge, der jetzt noch der Burgsberg heißt. Der ältere Bruder aber ſchwor ſeinem Bruder ewige Rache, verließ ſeine Burg und verbarg ſich in ſeinen Wäldern, in der Hoffnung ihm aufzulauern und ſo ſeine Rache voll zu machen. Letzterer aber hatte mittlerweile die Verzeihung des alten Rechenbergs erlangt und war von dieſem in Windiſchbohrau als ſein Schwiegerſohn aufgenommen worden. Er war nun darauf bedacht, ſeinen Bruder zu verſöhnen und ſuchte ihn überall; endlich traf er ihn bei Großenbohrau, redete ihn an und ſuchte ihn zu begütigen, jener aber hörte ihn nicht einmal an, ſondern zog ſein Schwert und rannte es ihm durch den Leib, alſo daß er todt vom Pferde fiel. Als aber die That geſchehen war, da

ergriff ihn eine bodenlose Angſt und er jagte wie von Furien gejagt in den Wald hinein, in der Nacht aber kehrte er an den Ort des Mordes zurück und ſetzte ſeinem todten Bruder mit eigenen Händen daſelbſt ein ſteinernes Kreuz, das noch heutigen Tages dort in der Dorfmauer ſteht. Als aber die Glocken ertönten, die das Begräbniß ſeines Bruders einlauteten und er dem Trauerzuge begegnete, da warf er ſein abgemagertes Roß herum, ſtieß in ſein Hifthorn und ſprengte mit ſeinen Hunden hinab in den Keſſelbuſch, alſo daß auf dem Steine, der in der Mitte liegt und zur Brücke diente, alle vier Hufe zu erkennen waren, und ſtürzte ſich mit dem Roſſe und den Hunden an der Zöllinger Grenze hinab in einen tiefen Sumpf, der zum Andenken bis dieſe Stunde der Braunsteich genannt wird. Dort hat er aber keine Ruhe gefunden, denn jede Nacht, wenn zu Großenbohrau die Glocke 12 ſchlägt, ſteigt er mit Roß und Hunden herauf und zieht vom Eulberg aus durch Zöllings Grenzen hin mit Jägergeſchrei und unter Hundegebell und ſeiner Gefährten Hurrahruf als wilder Jäger, der die ganze Umgegend ſchreckt.

256. Die große Braupfanne beim Dorfe Warthau.

(S. Buſching S. 57.)

In dem bei dem Dorfe Warthau, zwiſchen Bunzlau und dem Gröditzberge gelegen, befindlichen Steinbruche ſteht in waldiger, tiefer Gegend eine mächtige Braupfanne aus einem großen Granitblocke gehauen. Das Volk erzählt, es habe einſt zu Warthau ein Steinmetz gelebt, der durch liderliche Streiche ſich die Strafe zuzog, daß ihm befohlen ward, aus einem mächtig großen Felſenſtücke in einer ihm vorgeſchriebenen Friſt einen viereckigen Trog zu hauen. Liderlich wie er war, verging ein Tag nach dem andern in Jubel und Freude, aber an ſeine ihm aufgegebene Arbeit dachte er nicht. Endlich nahte der beſtimmte Tag und nur noch eine einzige Nacht lag dazwiſchen und nun fing eine ungeheure Angſt an, ſich ſeiner zu bemächtigen, denn wenn er die Arbeit nicht vollbrachte, hatte er ſchwere Strafe zu erwarten. In dieſer Noth rief er den Teufel um Beiſtand an und dieſer, der ſchon lange ſeiner Seele nachgetrachtet hatte, verſäumte nicht auf ſeinen Ruf zu erſcheinen. Gern war er ihm behilflich und am andern Morgen ſtand die Braupfanne nicht allein viereckig, ſondern auch mit einem weitausgeſchweiften Kropfe da und noch zwölf kleinere Kübel waren um dieſelbe herumgeſtellt. Die Herbeieilenden fanden aber den Verfertiger nicht mehr, der Teufel hatte ſeine Seele davongeführt und im Forſte fand man die zerſtückelten Gliedmaßen des Zerriſſenen.

257. Hans Bleihan's Säule zu Bunzlau.

(Poetiſch behandelt von Ziehnert Bd. II. S. 236 ꝛc.)

Auf der Mitternachtsſeite des Marktes der Stadt Bunzlau in Schleſien ſtand vor dem Huſſitenkriege eine Säule, um welche ſich ein Lorbeerkranz ſchlang, oben darauf aber ein vergoldeter bleierner Hahn, der ſich auf die tapfere That des Stadtvogtes Hans Bleihan vom Jahre 1217 beziehen ſollte. Vor langen, langen Jahren (1217) hielt ſich auf dem verrufenen Gröditzberge bei Bunzlau eine Räuberbande auf, welche die ganze Gegend unſicher machte und ſogar frech genug war, es auf die Stadt

ſelbſt abzuſehen. Auf gewöhnlichem Wege konnten ſie natürlich derſelben nicht beikommen, ſie ſannen alſo eine Liſt aus, wie ſie ſich ohne daß die aufmerkſamen Bürger es ahnen könnten, in die Stadt ſchleichen möchten. Sie beluden alſo zwanzig Frachtwagen ſcheinbar mit Korn und andern Feldfrüchten, indem ſie unter denſelben auf dem Boden ihre Waffen verſteckten, ſie ſelbſt aber verkleideten ſich theils als Fuhrleute, theils als Bauern und ſchlichen ſich ſo zu den Thoren hinein. In der Stadt angekommen, ſtellten ſie abſichtlich ſo hohe Preiſe, daß ſich zu ihrer Waare keine Käufer fanden und nachdem ſie ſo den ganzen Tag über unverrichteter Sache auf dem Markte gehalten hatten, gaben ſie vor, ihr Glück den nächſten Tag nochmals verſuchen zu wollen und ſtellten ihre Wagen in verſchiedene Herbergen ein, indem ſie natürlich ſelbſt daſelbſt Quartier nahmen. In der Nacht aber als Alles ſchlief, da packten ſie die Wagen ab, holten ihre Waffen heraus und brachen nun in die Häuſer der wohlhabendſten Bürger ein, die ſie ſich ſchon vorher hatten bezeichnen laſſen. Da ſie nur auf einzelne unvorbereitete Männer trafen, ſo hatten ſie anfangs leichtes Spiel, allein indem ſie noch andere Grauſamkeiten an Frauen und Kindern begingen, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich bald ein allgemeines Hilfe- und Wehgeſchrei in der Stadt erhob, es liefen nach und nach verſchiedene Leute auf dem Markte zuſammen und der tapfere Stadtvogt Hans Bleihan ſammelte bald eine ziemliche Schaar muthiger Männer um ſich, mit denen er zuerſt die Thore beſetzte, daß keiner der Räuber entrinnen könne, dann aber ſäuberte er die einzelnen Häuſer von ihnen und da die Böſewichter natürlich Widerſtand leiſteten, ſo räumte er ſo unter ihnen auf, daß von den ſechzig Mann, die in die Stadt eingedrungen waren, nur zwölf gefangen wurden. Dieſe wurden in den nächſten Tagen gehängt, dem Vogt aber die bewußte Ehrenſäule errichtet.

258. Der Gärtner auf Czeſchhaus.

(Nach Ziehnert Bd. II. S. 98 ꝛc. Poetiſch behandelt bei Müller, Burgen Schleſiens S. 19 ꝛc.)

Die Trümmer der alten Burg Czeſchhaus, auch Zeiskenſchloß von dem gegenüberliegenden Heis- oder Zeiskenberge genannt, beſuchen heute noch viele Badegäſte von Salzbrunn aus, weil man, nachdem das dieſelben umgebende Geſträuch entfernt worden iſt (1833), von der Höhe des Berges aus eine reizende Ausſicht genießt.

Auf jener Burg lebte im Jahre 1549 ein Ritter, Namens Chriſtian Tzeſſel von Schwanz, der ein roher und gegen ſeine Unterthanen geradezu barbariſcher Menſch war. Ihnen viele und ſchwere Arbeiten aufzubürden und zum Lohn dafür nur Schläge und Scheltworte auszutheilen, war ſeine Gewohnheit. So hatte einſt ein armer Gärtner etwas auf dem Felde verſehen, da packte ihn der Ritter mit eigner Hand und befahl, des armen Mannes Flehen und Weinen nicht achtend, daß er an Händen und Füßen hart gebunden werde. Dann beſtimmte er erſt ſeine Strafe, nämlich einen 40 Ellen langen und 3 Ellen tiefen Graben vom Mittag bis zum Abend vom Schlamme zu reinigen, und wenn er die Arbeit nicht zu ſeiner Zufriedenheit vollbringe, ſolle er Andern zur Warnung todt gehauen werden. Jammernd und händeringend ging nun der Unglückliche, nachdem er dieſes

hörte Urtheil mit angehört, nach dem Schlammgraben, und starrte dieses ihm gänzlich unmögliche Tagewerk an, denn zehn Mann hätten damit in vielen Wochen nicht zu Stande kommen können. Wie er aber noch so heulte und jammerte, trat auf einmal von der Seite her ein fremder Mann auf ihn zu, der allerdings nicht eben ein Vertrauen erweckendes Ansehn hatte und fragte ihn, was ihm fehle, allein der Gärtner, der sein Herz doch Jemandem gegenüber ausschütten wollte, erzählte ihm was er für eine Aufgabe zu verrichten habe und daß er doch ganz außer Stande sei, dieselbe auszuführen, wenn er es aber nicht vermöge, sein Leben hergeben müsse. Da lachte der Fremde höhnisch und meinte, das gehe nicht so schnell, er wolle ihm helfen, müsse aber erst einmal trinken, denn er sei völlig verdurstet, er solle ihm also einen Krug Bier holen. Der Gärtner hatte freilich keinen Pfennig Geld in der Tasche, allein in seiner Noth dachte er doch, er müsse nach allem zugreifen, was ihm geboten werde, und er beschloß seinen schönen neuen Spaten, der ihm ja doch nichts mehr nützen könne, wenn er einmal sterben müsse, zu verkaufen, um seinem neuen Gehilfen wenigstens einen Trunk Bier zur Vergeltung anbieten zu können. Er eilte also in das Wirthshaus und versetzte den Spaten für eine Kanne Bier. Mit dieser eilte er zurück um seinen Kameraden zu erquicken, erstaunte aber nicht wenig, als er den Graben in der kurzen Zeit geräumt fand. Das däuchte ihm denn doch nicht mit natürlichen Dingen zuzugehen und er fing an sich vor dem geheimnißvollen Gehilfen zu fürchten. Der aber that, als müsse das so sein, trank sein Bier aus und hieß ihn hierauf zu dem Ritter Tzessel gehen, ihm anzeigen, daß die Arbeit gethan sei, und auffordern sich dieselbe anzusehen, ob er damit zufrieden sei. Letzterer wollte es nicht glauben und sagte unter Fluchen und Schimpfen, er lasse sich nicht zum Besten haben, allein da der Gärtner bei seiner Behauptung beharrte, daß der Graben geräumt sei, schickte er seinen Vogt mit hinab um sich die Sache anzusehen. Letzterer, der auch nicht besser als sein Herr war, ging mit dem Gärtner hinab und fand allerdings, daß der Gärtner die Wahrheit gesprochen hatte, allein als er sich unheimlich in der Nähe des fremden Gehilfen fühlend wieder fortgehen wollte, fragte ihn dieser mit barschen Worten: „Wo bleibt denn Dein Herr, will er sich die Arbeit nicht auch einmal ansehen? Sage ihm, er solle herabkommen, ich will ein Wörtchen mit ihm sprechen!“ Da merkte der bestürzte Vogt wohl, wen er vor sich habe, lief eilends hinauf ins Schloß und berichtete, was er gesehen und gehört, seinem Herrn. Der aber hütete sich wohl hinab zu gehen, er sank vielmehr auf die Kniee und faltete seine Hände und betete, was er lange nicht gethan, zu Gott, er möge ihm doch seine schwere Sünde vergeben und nicht mit ihm ins Gericht gehen, er wolle sich bessern. Dies that er auch, er siedelte sich später auf dem Hochgebirge an und gab den armen Gärtner nicht nur frei, sondern schenkte ihm auch Haus und Hof als Eigenthum.

Mit dieser Sage scheint die natürliche Umgebung der Burg in Verbindung zu stehen, denn zwei Dämme, jeder über acht Fuß hoch, umziehen dieselbe, der erste 300 und der andere 400 Schritte davon entfernt, und sperren so das 1000 Schritt breite Thal, wodurch eine künstliche Ueberschwemmung zum Besten der Burg bewirkt werden kann.

259. Der letzte Burgherr von Czeschhaus.

Der Ritter Nicolaus von Czettritz, ein eifriger Katholik und treuer Anhänger des Kaiser Ferdinand II., war im Jahre 1634 Herr auf Czeschhaus. Als nun in diesem Jahre die Schweden vor die Burg zogen und sie zur Uebergabe aufforderte, da ergab er sich nicht nur nicht, sondern vertheidigte sich so mannhaft, daß jene nur nach höchst bedeutenden Verlusten endlich so weit kamen, daß er die Burg übergeben mußte. Sie gestanden ihm aber keine andere Bedingung zu, als daß alle Bewohner mit dem Leben davon kommen, er allein aber sich auf Gnade und Ungnade überliefern und das Leben verlieren solle. Da legten ihn aber seine Leute in einen Schweinetrog, deckten ihn mit alten Kleidern und Lumpen zu und trugen ihn so unentdeckt hinaus aus dem Burgthor gen Hohenfriedberg, wo er, um sich Gott für seine Rettung dankbar zu beweisen, auf einem Berge bei der Stadt eine Kirche erbauen ließ, die noch steht.

260. Die Nixe im Liskateich.

Unweit der Burg Czeschhaus befindet sich der sogenannte Liskateich, von dem erzählen die Umwohner jener Burg, es ließen sich darin bisweilen gespenstige Weiber sehen, die darin badeten, ihre Kleider wüschen und sie auf den den Teich umschattenden Gesträuchen zum Trocknen aufhingen. Man dürfe aber ja nicht hinzutreten, wenn dies geschehe, denn dem, der ein solches Wesen nackend sehe, stehe großes Unglück, ja selbst der Tod bevor. Gewöhnlich soll es nun aber blos ein wunderschönes Frauenbild sein, die sogenannte Liska, eine heidnische Jungfrau, welche in diesen Weiher verwünscht ist. Einst hat sie ein Besitzer des Zeiskenschlosses in der Nähe des Teiches gesehen, kennen gelernt und wirklich ein Liebesverhältniß mit ihr angesponnen. Sie hat seine Liebe erwidert, ihm aber streng verboten, ihr nachzugehen oder sie gar im Bade zu belauschen, dafern er sein Leben lieb habe, denn ihre Zuneigung zu ihm selbst könne ihn nicht schützen. Der verliebte Ritter aber hat nicht gehört, sondern hat sich eines Abends in dem den Teich umgebenden Gebüsche versteckt und die Nixe wirklich nackend im Bade gesehen. Allein auch sie hat es bemerkt und ihm mit trauriger Miene gesagt, er werde in wenigen Tagen seine Neugierde mit dem Leben büßen und sein Geschlecht mit ihm untergehen, und so ist es auch gekommen. Die schöne Liska aber soll noch oft am Strande des Weihers sitzend zu sehen sein.

261. Der Kutschenstein am Falkensteine bei Fischbach.

(S. Ziehnert Bd. II. S. 111 ꝛc. nach Müller, Schles. Bergschlösser S. 431 ꝛc.)

Der Kutschenstein *) bei Fischbach soll seinen Namen folgender Begebenheit verdanken. Der Ritter auf Bolzenstein (im Schönauer Kreise)

*) Da Kutschen erst im Jahre 1457 in Deutschland bekannt wurden, so ist jedenfalls die zweite Benennung des Felsens, Gutschenstein, richtiger, weil um die Mitte des 16. Jhdts. Caspar von Schaffgotsch, der damalige Besitzer von Fischbach, bei einem Streite mit seinen Nachbarn über verschiedene Waldstücke auf dem nordöstlichen und nordwestlichen Abhange des Falkensteins diesen Fels als Hauptgrenzpunkt seiner Ansprüche bezeichnete.

war von seiner Hausfrau mit einem Söhnlein beschenkt worden und lud zu dessen Pathe die Burgfrau von Falkenstein nebst ihren Töchtern Uda und Gisela ein. In den benachbarten Gauen war Ruhe und man hatte lange nichts von den herumstreifenden Hussiten gehört, daher hatte der Burgherr die ganze umwohnende Ritterschaft zum Kindtaufschmause eingeladen. Diese Einladung war von Allen aufs Beste aufgenommen worden und es hatte sich eine große Versammlung auf dem Bolzenstein eingefunden. Als die heilige Taufhandlung vorüber war, begann ein prächtiges Gelage und nachdem manche Lebehochs auf die Kindtaufseltern und den Täufling ausgebracht worden waren, da erhob einer der Ritter seinen Humpen und rief, er leere ihn zum Wohle der schönsten Jungfrau. Damit meinte er Uda von Falkenstein, der auch alle Anwesenden den Preis der Schönheit zuerkannten. Ihr gegenüber saß ihr heimlicher Liebhaber, Otto von Zedlitz auf Maiwalde, der freilich seine Liebe nicht öffentlich bekennen durfte, da sein Vater und der Falkensteiner in schwerer Fehde gegen einander lagen. Indeß da Ersterer bei dem Taufschmause nicht mit zugegen war, so fingen die Liebenden an sich weniger in Acht zu nehmen und die Anwesenden tranken schließlich frisch weg auf die Gesundheit des jungen Brautpaars. So blieben alle Gäste bis zum dritten Tage ganz ruhig zusammen, auf einmal kam aber die Nachricht, daß sich Hussitenschwärme in der Umgegend zeigten, und nun brach Alles auf, auch die Burgfrau von Falkenstein mit ihren Töchtern. Otto von Zedlitz und ein anderer Ritter begleiteten sie, sie kamen auch ziemlich ungefährdet bis an das Falkensteiner Gebiet und, da indeß der Mond aufgegangen war, sogar bis an den Fuß der Burg. Hier aber zeigten sich plötzlich Hussiten. Die Ritter forderten den Kutscher, welcher die Frauen fuhr, dringend auf, so schnell als es nur immer möglich sei, zu eilen, indeß sie zurückbleiben und die Hussiten aufhalten wollten. Jener aber bedurfte dieser Aufforderung nicht, er trieb schon für sich die Rosse so heftig an, daß diese alle ihre Kräfte aufboten und den steilen Berg hinanjagten, als ob es eine Ebene sei. Da ließ aber das Waldesdunkel und die Angst den Kutscher den rechten Weg verfehlen und rechts an die steile Felsenwand lenken, von welcher der Wagen mit Menschen und Rossen hinab in einen schauerlichen Abgrund stürzte, wo natürlich alle zerschmettert ankamen. Seit dieser Zeit heißt jene Felsenklippe der Kutschenstein.

262. Der Prinzessinstuhl bei Fischbach.

(S. Ziehnert Bd. III. S. 246 ꝛc. Poetisch behandelt von Kahlert bei Müller S. 426 ꝛc.)

Auf dem Falkenstein bei Fischbach im Hirschberger Kreise ist ein in Granit gehauener Sitz, der sogenannte Prinzessinstuhl. Von ihm erzählt man sich folgende Sage.

In dem freundlichen Boberthale weidete täglich ein junger Hirt eine Heerde muntrer Lämmer und blieb dort von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang. Als er eines Tages seiner grasenden Heerde folgte, kam er auch zu den Ruinen der alten Veste Falkenstein, deren Fuß von dichtem Walde umgeben war. In dieses Dickicht führte ein wenig betretener, aber immerhin gangbarer Pfad. Unwillkürlich wandelte der Hirt auf demselben fort und kam, seiner Neugierde nachgebend, endlich in die tiefste Waldnacht, ohne dabei an seine Heerde zu denken. Es ward so finster, daß er sich mit

seinem Stabe forttappen mußte, allein plötzlich öffnete sich vor ihm der Wald und er stand vor einem reizenden, im frischen Frühlingsgrün prangenden Thale. Als er aber hinauf zur Höhe des Falkensteines blickte, da sah er eine wunderschöne Jungfrau mit blonden Locken auf einer schroffen Felswand sitzen und an einem silberweißen Rocken spinnen. Dieselbe sah von der schwindelnden Höhe freundlichen Blicks auf den Schäfer herab, in demselben Augenblicke aber schlug in dem nahen Dörfchen die Mittagsstunde und siehe die Jungfrau war verschwunden. Noch lange schaute der Hirt nach dem Orte hin, wo sie gesessen hatte, allein sie kam nicht wieder und er mußte, da es Abend ward, wieder zu seiner Heerde zurückkehren. Am nächsten Morgen konnte er es kaum erwarten, bis der Aufgang der Sonne ihm erlaubte wieder auszutreiben. Natürlich wählte er dieselbe Richtung wieder und traf auch die Jungfrau wiederum auf der Felsenwand, allein auch heute verschwand sie wie am Tage zuvor genau mit dem Schlage Zwölf der Mittagsstunde. Dasselbe geschah auch den dritten Tag und so vergingen Tage und Monden immer mit derselben Erscheinung, da kam der Johannistag heran. An diesem schwebte sie feenleicht zu dem Hirten hernieder und sprach: „Ich heiße Hildegard und war einst Herrin der Burg Falkenstein, deren Trümmer Du vor Dir siehst. Viele Ritter warben um meine Liebe und meine Hand, aber ich wies sie alle stolz zurück, denn ich war aus dem piastischen Königsgeschlechte entsprossen und wollte meine Hand nur einem Fürsten reichen. Da kam endlich wirklich ein morgenländischer Prinz, den der Ruf meiner Schönheit hierher geführt hatte, er war schön und tapfer, mir aber immer noch nicht recht, und so verweigerte ich auch ihm meine Hand. Diesmal ward ich für meinen Stolz schwer bestraft, er rächte sich und mit Zauberern verbündet zerstörte er meine schöne feste Burg und bannte mich in eine öde finstere Höhle, die ich nur zur Frühlingszeit verlassen darf, um auf diesem schroffen Felsen mein Unglück zu beweinen. Hättest Du Muth genug, durch die finstere Pforte, die der schwarze Wald dort jedem gewöhnlichen Menschenauge verbirgt, in mein grausiges Gefängniß zu dringen und mich zu retten, so sollten Dich meine Liebe und unermeßliche Schätze lohnen." So sprach sie und verschwand. Der Schäfer aber senkte unwillkürlich seinen Blick zur Erde und sah einen blitzenden Dolch zu seinen Füßen liegen. Er ergriff ihn und eilte hastig durch die Waldschlucht, wo die Jungfrau ihm den Eingang zur Höhle bezeichnet hatte. Er fand sie auch, drang muthig in dieselbe hinein, allein sehr bald überfiel ihn ein banger Schauer, denn um ihn war undurchdringliche Nacht, nur hin und wieder von schwefelfarbigen Blitzen durchkreuzt, dumpfe Donnerschläge rollten durch das Gewölbe, gespenstige Unholde streckten nach ihm ihre Krallen aus, Ungeheuer fletschten bluttriefende Zähne nach ihm, als wollten sie ihn verschlingen, über ihm prasselten die Gewölbe, als wollten sie auf ihn herabstürzen, und unter ihm erzitterte der Boden, als wollte er sich öffnen und ihn verschlingen. Da verließ den armen Schäfer der Muth und er rief mit bebender Stimme: „Hildegard ich kann Dich nicht erretten!" Kaum hatte er aber die Worte gesprochen, da verschwand auch der ganze Geisterspuk, in der Mitte der Höhle aber stand die Jungfrau von Sternenlicht umflossen und sprach mit sanfter, aber wehmüthiger Stimme: „Du siehst mich nie wieder, nun fortan auch kein anderer Sterblicher, denn ge-

meine Menschenkraft kann den Zauber nicht lösen, mit dem ich gebannt bin. Wenn aber an und auf dem Falkensteine eine Fahne die Gegenwart eines Fürsten verkündet, welcher der Tyrannei Zauberfesseln gebrochen und Schlesien die alte Freiheit seiner Urbewohner wieder gegeben hat, dann bin auch ich befreit.“ Nach diesen prophetischen Worten zerfloß sie im Nebel und der Hirt kehrte traurig zurück um seine Heerde zu suchen, die er aber nicht wieder fand. Von Stund an aber siechte er in dumpfem Hinbrüten dahin und am Morgen des nächsten Johannistages fand man ihn am Fuße des Falkensteins sanft verschieden. Im Jahre 1822 kam das Dorf Fischbach in den Besitz des jetzt regierenden Königs Wilhelm von Preußen und seit dieser Zeit weht auch eine Fahne von dem Schlosse daselbst herab, ob aber die Jungfrau gleichzeitig aus ihrem Bann gelöst worden ist, darüber sagt der Volksmund nichts.

263. Der böse Hans vor Drossen.

(S. Ziehnert Bd. III. S. 118 ꝛc.)

„Hans hat sich das Maul verbrannt“ ist ein Sprichwort, welches man im ganzen Märkerlande vernimmt. Damit ist der böse Hans gemeint, jener Herzog von Sagan, den wir bereits oben kennen gelernt haben. Derselbe suchte auch die Brandenburger Lande oft mit seinen Raubzügen heim und so kam er einst auch bis vor Drossen, einem Städtchen im Sternberger Kreise (des jetzigen Regierungsbezirks Frankfurt a. d. O.) um die Bürger zu vertreiben oder zu morden und ihre Häuser zu plündern und niederzubrennen. Die Drossener waren aber keine feigen Memmen, sie rüsteten sich zur tapfern Gegenwehr, und als der Herzog mit seinen Leuten heranstürmte und ihre Mauern zu ersteigen suchte, da standen sie oben Mann an Mann und trieben mit aller Kraft den Sturm ab. Allein ihrer waren zu wenig und als sie sahen, daß der Herzog mit frischen Truppen heranstürmte, da sank ihnen der Muth und schon wollten sie herab von den Mauern flüchten, da kamen ihre Weiber und sprachen ihnen zu und erinnerten sie an ihre Pflicht gegen sie und schleppten in Pfannen und Kesseln siedend heißen Brei herbei, den sie in ihren Häusern gekocht hatten, und als die Feinde jetzt auf Leitern die Mauern heranklimmten, da gossen sie ihnen denselben auf die Köpfe und Rücken, also daß sie halb verbrannt und erstickt eilig den Rückzug suchen mußten. Davon ist aber das Sprichwort geblieben: „Herr Hans hat sich vor Drossen am Brei das Maul verbrannt!“

264. Der Name und das Wappen von Kosel.

Kosel, eine Kreisstadt und Festung im Regierungsbezirk Oppeln in Schlesien, soll seinen Namen davon haben, daß hier einst drei Brüder ihren Sitz hatten, die von dieser hohen Felsenburg aus Wegelagerei trieben und lange Zeit allen ihren Feinden widerstanden. Endlich aber ward die Veste mit List erobert und sie selbst nach damaliger rohen Sitte aus den Fenstern herabgestürzt. Zum Andenken an diese drei Brüder, deren Namen polnisch „Koźiol“ zu deutsch Bock war, bekam die Veste den Namen Kosel und als Wappen drei Bockköpfe.

265. Reichenbachs Ursprung.

(S. Bechstein, deutsches Sagenbuch S. 542.)

Die Stadt Reichenbach, so zwischen dem Eulengebirge und dem Zobtenberge liegt, leitet ihren Ursprung aus sehr frühen Zeiten ab. Schon im Jahre 300 nach Christi unsers Herrn Geburt kam ein Römerfeldherr, dessen Namen Lucca war, und der auch Lucka in Meißen gegründet haben soll, gefolgt von Franken und Wenden in diese schlesische Gegend, schlug daselbst ein Lager auf und erbaute in einem Walde, darin ein Bild des Götzen Swentovit stand, einen Tempel. Auf diesem Gefilde war es auch, bis wohin die räuberisch in Deutschland eingebrochenen Hunnenhorden nach der Merseburger Siegesschlacht im Jahre 925 durch Duno von Ascanien und Siegfried von Ringelheim verfolgt und schier gänzlich aufgerieben wurden. Als die Hunnen sahen, daß kein Entrinnen war, versenkten sie ihre Schätze in den Klinkenbach, allein ein Heerführer Kaiser Heinrich I., mit Namen Lunkenstein, erfuhr dies, und fischte den Bach für seinen Herrn aus, welcher ihm gebot, eine Stadt dorthin zu bauen, und von dem reichen Fund in diesem Bache ward diese Stadt Reichenbach genannt.

266. Die Tanzwüthigen zu Reichenbach.

(S. Bechstein S. 543.)

In der Mitte des 16. Jhdts. lebte ein Mann, Namens Vierscherig, zu Reichenbach, der hatte fünf Kinder, von denen das älteste, ein Mädchen, Barbara mit Namen, 13 Jahre alt, ein Knäblein 9 und ein Mägdlein 7 Jahre alt war. Diese wurden am Palmsonntag 1551 alle sammt und sonders von der Tanzwuth erfaßt, begannen wunderlich und seltsam zu tanzen und zu springen, wie noch Niemand gehört noch gesehen, und in unbegreiflicher Weise, und tanzten Tag und Nacht sieben bis acht Stunden in die Quere und die Länge hin und her, in alle Winkel, aus der Stube in das Haus und aus dem Hause in die Stube immer springend und drehend, daß sie grausam müde wurden, schnaubten und keuchten, so daß es Niemand verwundert hätte, wenn sie auf der Stelle todt niedergefallen wären, und wenn sie vor Ermattung nicht mehr stehen konnten, drehten und wirrten sie mit den Köpfen an der Erde, als wenn sie auf derselben tanzen wollten, endlich haben sie eine Zeit lang geschlafen und gelegen wie für todt. Wenn sie wieder erwachten, heischten sie bisweilen etwas zu essen, dann begannen sie wieder zu hüpfen und zu springen und zu tanzen, Tag und Nacht, wie sie es ankam, redeten wenig und lachten unterweilen alle zugleich. Ein Pfarrer wollte ihnen von der Sucht helfen mit geistlichem Zuspruch und nahm sie neun Tage zu sich in das Haus, es war aber vergebens.

267. Die Gott geweihte Jungfrau zu Löwenberg.

(Nach Sutorius, Gesch. v. Löwenberg (Bunzlau 1789) Bd. II. S. 312 ꝛc. bei Büsching, Volkssagen S. 55, 417 ꝛc.)

Vor Zeiten haben in der Nonnengasse zu Löwenberg die Gott geweihten Jungfrauen des heiligen Ordens St. Francisci ihr Klösterlein gehabt, welches mit stattlichen Einkünften und Gütern begabt gewesen. Als nun die neue Lehre Luthers den Ordenspersonen schmerzliche Verfolgung verursachte, haben

die frommen geiſtlichen Jungfrauen, zu beſſerer Sicherheit ihres jungfräulichen Standes, ihre Wohnung zu Löwenberg und dabei die Schaffnerin, ſo inmittelſt die Güter des Geſtiftes in Acht nehmen und verwalten ſollte, mit betrübtem Herzen verlaſſen. In gedachte geiſtliche Jungfrau ſoll ſich aber, wegen ihrer Schönheit, des Stadthauptmanns leiblicher Sohn alſo heftig verliebt haben, daß er eher ſterben, als ſeine Liebſte einem Andern gönnen wollte. Dem Vater war aber mehr an den geiſtlichen Gütern, welche der Sohn durch ſolche Heirath erlangen und beſitzen würde, als an der ſchönen Geſtalt der Jungfrau gelegen, darum brauchte er allen erdenklichen Fleiß, wie durch liebkoſende Wohlredenheit die geiſtliche Jungfrau auf die Meinung ſeines Sohnes geleitet werden möchte. Aber die reine und Gott geheiligte Jungfrau blieb beſtändig und wollte nicht ihr jungfräuliches Kleinod der Keuſchheit, welches ſie ihrem himmliſchen Bräutigam gewidmet und aufgeopfert, mit menſchlicher Liebe beflecken und vermiſchen. Da nun weder der irdiſche Bräutigam, noch deſſen Vater das keuſche Herz mit glimpflichen und ſüßen Worten überwältigen konnten, brauchten ſie, anſtatt der lieblichen Unterredung, erſchreckliche Drohworte und brachten die geiſtliche Jungfrau ſoweit, daß ſie zwar mit dem Munde, aber nicht mit dem reinen Herzen ja geſprochen hat. Wer war freudiger als der von Liebe entflammte Jüngling, und wer geſchäftiger, als deſſen Vater, welcher meinte, er hätte alldamit den Hirſchen in dem Garne und den Haſen mit den Hunden erjagt. Darum machte er auf allen Seiten Anſtalt zu einer ſtattlichen Freudenhochzeit, ſo nachmals in ein unverhofftes Trauerſpiel verändert wurde.

Inmittelſt lag die keuſche Jungfrau Tag und Nacht in eifrigem inbrünſtigem Gebete und ſeufzte inniglich zu ihrem himmliſchen Bräutigam, daß er das Kleinod ihrer Jungfrauſchaft vor den Klauen des wütbenden Löwen in Löwenberg bewahren wolle.

Der Tag der angeſtellten Hochzeit kam herbei; der Bräutigam und die keuſche Braut wurden durch vornehme Gäſte in die Kirche der Franziskaner, welche unterdeſſen im Elend das Brod bettelten, mit Freuden begleitet. Beide verlobten Perſonen ſtellten ſich, nach dem Gebrauch, vor den Altar. Als nun die Trauung faſt ihre Endſchaft genommen und die Braut ihre Hand in des Bräutigams Hand ſchließen ſollte, ſprach die geiſtliche Jungfrau mit hellen Worten: „in te, Domine, speravi, non confundar in aeternum,“ worauf Braut und Bräutigam vor dem Altar in Gegenwart der eingeladenen Hochzeitsgäſte erblaßt und entfeelt niedergefallen ſind.

Man erzählt nun, beide Brautleute frien in einem Sarge in der Kloſterkirche zu Löwenberg beerdigt worden und zwar nicht weit von dem Eingange der Kirche, an einer ſteinernen Säule in einem erhabenen Grabe, auf welchem ſich eine ſandſteinerne Platte befand, mit folgendem Bilde. Rechts lag ein Frauenzimmer darauf, in langem, faltigem Gewande, oben über dem Kopf mit einem Schleier und enganliegenden langen Aermeln. Die rechte Hand reicht ſie einem neben ihr ſtehenden Ritter, die linke hat ſie mit zwei Fingern auf die rechte Bruſt gelegt, in der Hand einen Roſenkranz haltend. Der Ritter iſt in leichtem Harniſch mit bloßem lockigem Haupte. Oben über den Köpfen ſchwebt ein leichter Helm. Unten an der Seitenfläche des Steins, wo die Füße der abgebildeten Perſonen

stehen, befand sich unter ihr ein Drache, unter ihm ein Löwe. Dieser Stein war noch am Anfange dieses Jahrhunderts bei der Klosteraufhebung vorhanden.

268. Geschichte des Grafen Walther und der Helgunda.

(Nach Klose's Geschichte und Beschreib. v. Breslau. Breslau 1781, Th. I. S. 254—261, bei Büsching S. 3 ꝛc.)

In alten Zeiten lag eine sehr berühmte Stadt in Polen, Wislicz genannt, deren Herrscher zur Zeit des Heidenthums Wislaw der Schöne gewesen ist. Diesen soll aber ein Graf, Walther der Starke genannt, dessen Schloß Tynicz Krakau benachbart lag, wo jetzt die Abtei St. Benedicti durch Kasimir den Mönch, König von Polen gegründet, steht, in einer Fehde gefangen, in Fesseln gelegt und in einem Thurm in enger Gefangenschaft gehalten haben. Dieser Walther hatte aber eine gewisse Helgunda, die Tochter eines fränkischen Königs zur Gemahlin, die er mit großer Lebensgefahr aus ihrer Heimath dereinst entführt hatte. Dies war aber also zugegangen.

An dem Hofe des fränkischen Königs, des Vaters der Helgunda, befand sich ein alemannischer Prinz, um dort ritterliche Sitten zu lernen. Nun hatte aber er zu der schönen Prinzessin eine tiefe Zuneigung gefaßt, und sie umgekehrt auch zu ihm; jener Walther aber, der sich damals ebenfalls dort befand, wollte die Jungfrau für sich gewinnen und so bestach er denn die Thurmwächter, daß sie ihm gestatteten, auf die Zinne des Schlosses zu steigen und dort bei Sonnenaufgang ein Lied zu singen, er wußte nämlich, daß er ein ausgezeichneter Sänger war und daß so leicht Niemand dem Schmelz seiner Stimme widerstehen könne. Wie er erwartet hatte, so geschah es auch, Helgunda erwachte frühzeitig von dem lieblichen Gesang, lauschte mit ihren Dienerinnen den süßen Tönen und als dieselben verklungen waren, eilte sie selbst hinaus um den Sänger zu sehen und kennen zu lernen, er war aber verschwunden und der Thurmwächter wagte es nicht, Walther zu verrathen, sondern gab vor, er habe Niemanden gesehen und gehört. Als aber der Sänger den folgenden und den dritten Tag auch wiederkam, da ließ sich die Prinzessin nicht mehr mit der Entschuldigung des Nichtwissens von Seiten des Wächters abspeisen, sondern befahl, ihm das Leben zu nehmen, wenn er die Wahrheit noch länger verschweigen werde. Nun nannte derselbe Walthern als den Sänger, Helgunda ließ sich ihn vorstellen und faßte augenblicklich eine solche Zuneigung für ihn, daß sie ihm bald nichts mehr abzuschlagen hatte, und natürlich an den allemannischen Prinzen nicht mehr dachte.

Der fremde Prinz aber, als er sah, daß er von der Prinzessin schimpflich zurückgesetzt werde, wurde von heftigem Zorn ergriffen, verließ den Hof des fränkischen Königs und nahm, in sein Vaterland zurückgekehrt, am Rhein alle Zölle in Besitz. Er befahl strenge darüber zu wachen, daß Niemand mit einer Jungfrau übergesetzt werde, er zahle denn eine Tonne Goldes. Einige Zeit hernach suchten Walther und Helgunda Gelegenheit zu entfliehen, und fanden sie. An dem bestimmten Tage entrannen sie, aber als sie an die ihnen erwünschten Ufer des Rheins kamen, verlangten die Schiffer für die Ueberfahrt eine Tonne Goldes, welche sie auch erhielten, aber sie gleich-

wohl vom Uebergange abzuhalten suchten, bis der Sohn des Königs käme. Walther aber, der die Gefahr im Verzuge merkte, bestieg sogleich sein Roß und befahl der Helgunda, sich hinter ihm zu setzen, und in den Fluß springend setzte er schneller als ein Pfeil über. Als er sich kaum von dem Flusse Rhein entfernt hatte, hörte er ein Geschrei hinter seinem Rücken von dem ihn verfolgenden alemannischen Prinzen, der mit lauter Stimme rief: „Treuloser, mit der Tochter des Königs entfloheſt Du heimlich, und ohne Zoll zu entrichten, setztest Du über den Rhein. Halte an Deine Schritte, halt, daß ich mit Dir einen Zweikampf beginne und wer Sieger sein wird, soll das Pferd des Besiegten und die Waffen und Helgunda haben. Diesem Geschrei antwortete Walther unerschrocken und sprach: „Was sprichst Du von der Königstochter? Die Mark Goldes habe ich bezahlt und die Tochter des Königs nicht durch Gewalt erhalten, sondern freiwillig mir folgen wollend, habe ich sie in meiner Gesellschaft."

Nachdem sie dieses gesprochen hatten, ging einer auf den andern mit eingelegter Lanze erbittert los und als diese zersplittert, zogen sie die Schwerter und übten männlich ihre Kräfte. Weil nun aber der Alemanne von der Gegenseite kommend Helgunden im Auge hatte, ward er so durch ihren Anblick ermuthigt, daß er den Walther zum Weichen nöthigte, bis dieser zurückschreitend auch die Helgunda erblickte. Kaum erblickte er sie, als er von Scham und großer Liebe zu ihr ergriffen, mit gesammelten Kräften auf den Alemannen stark eindrang und ihn sogleich tödtete. Er nahm dessen Pferd und Waffen, setzte seine Reise fort und kam mit doppeltem Triumph gekrönt bei seiner Helgunda wieder an. Auf seine Burg Tynicz gelangt, nach glücklich vollbrachtem Abenteuer, ergab er sich einige Zeit lang der Ruhe um sich zu erholen. Da erfuhr er aus den Klagen der Seinigen, daß Wislaw der Schöne, Herrscher von Wislicz, in seiner Abwesenheit seine Leute beleidigt habe. Dies drückte sein Gemüth sehr schwer, er suchte Ursachen um sich an Wislaw zu rächen, endlich griff er ihn an, besiegte ihn und legte den Besiegten, wie oben gesagt worden ist, in einen tiefen Thurm des Schlosses Tynicz, um ihn als Gefangenen zu bewahren.

Einige Zeit darauf irrte er, um kriegerische Abenteuer aufzusuchen, durch entfernte Gegenden, und als das Jahr schon zweimal seinen Kreislauf vollendet hatte, ward Helgunda über die Abwesenheit ihres Gemahls in nicht geringem Grade mißmüthig und dahin gebracht, einer ihrer vertrauten Kammerjungfrauen mit niedergeschlagenen Augen zu sagen: „Ich bin nicht Wittwe und nicht verheirathet", und dabei dachte sie an diejenigen, welche mit tapfern und streitbaren Männern ehelich verbunden sind. Die Vertraute, welcher der traurige und verlassene Zustand ihrer Herrin zu Herzen ging, enthüllte ihr, indem sie sich aller weiblichen Schamhaftigkeit entäußerte, daß Fürst Wislaw, von schöner Gestalt und Adel des Körpers, sowie von lieblichem Anblick, in dem Thurme gefangen liege, und die Unglückliche rieth, daß sie befehle, ihn in stiller Nacht aus dem Thurme zu ziehen und, wenn sie sich seiner lieblichen Umarmung erfreut hätte, ihn sicher wieder in den untersten Theil des Thurmes zu bringen.

Jene war den Reden der Vertrauten günstig geneigt und, obgleich von ängstlicher Furcht beklemmt, fürchtete sie sich doch nicht, Leben und Ruf der Ehre preiszugeben, befahl, den Wislaw aus dem Innern des Kerkers herbei-

zuführen, und durch seinen Anblick und den Adel seines Aeußern, welche sie bewundert, ward sie erfreut. Nun wollte sie ihn nicht mehr in den Kerker werfen lassen, sondern vielmehr, mit ihm durch die innigsten Fesseln verknüpft und durch unauflösliche Liebes-Banden verkettet, floh sie nach Wislicz, das Ehebett ihres Mannes verlassend. So kehrte Wislaw in sein Eigenthum zurück, indem er glaubte, einen doppelten Triumph errungen zu haben, der aber in dem wankelmüthigen Ausgang, durch den Tod Beider sich endete.

Denn kurze Zeit hernach, als Walther zu seiner Heimath zurückkehrte, fragte er seine Landsleute, warum ihm nicht Helgunda bei seiner erfreulichen Ankunft bis vor die Thore des Schlosses entgegengekommen? Ihm erwiderten darauf seine Lehnsmannen, wie Wislaw aus der Wacht des tiefsten Thurmes durch Hilfe der Helgunda befreit worden sei und diese mit sich hinweggeführt habe. Sogleich, von mächtiger Wuth erfüllt, eilte nun Walther gen Wislicz, nicht fürchtend sich um das Seine ungewissen Erfolgen auszusetzen. Unvermuthet kam er in dieser Stadt an, als Wislaw außerhalb der Mauern sich mit Jagen beschäftigte.

Kaum erblickte ihn aber Helgunda in der Stadt, so eilte sie sogleich zu ihm, fiel auf ihre Kniee nieder und beklagte sich heftig über Wislaw, der sie mit Gewalt geraubt habe, den Walther beredend, daß er mit ihr in die innern Gemächer des Hauses käme, indem sie ihm versprach, auf seinen Wink den Wislaw sogleich in seine Hände zu liefern. Dieser glaubte auch der verführerischen Ueberredung der Betrügerin, ging mit ihr in die feste Wohnung, wo sie ihn dem Wislaw als einen Gefangenen vorführte. Wislaw und Helgunda freuten sich höchlich über den glücklichen Erfolg, nicht daran denkend, daß einer so großen Freude oft großes Leid folgt.

Wislaw wollte nun aber den Walther nicht in gewöhnlicher Kerkerhaft behalten, sondern ihn mit mehr als mit dem schaurigen Aufenthalt in einem Verließe quälen. Er ließ ihn nämlich an die Wand des Speisesaales mit ausgespannten Armen, aufgerichtetem Halse und Füßen, durch eiserne Klammern aufrecht anschließen. Dorthin ließ er ein Ruhebettlein bringen, worauf er im Sommer mit der Helgunda in zärtlicher Umarmung der Ruhe pflegte.

Wislaw aber hatte eine leibliche Schwester, welche ihrer außerordentlichen Häßlichkeit wegen Niemand zum Weibe begehrte, und ihrer Bewachung hatte vor allen Hütern Wislaw den Walther anvertraut. Ihr gingen aber die Leiden desselben schwer zu Herzen und sie fragte ihn, gänzlich ihre jungfräuliche Sittsamkeit verleugnend, ob er sie wohl zum Weibe nehmen wolle? dann wolle sie seinen Leiden Erleichterung verschaffen und ihn aus seinen Ketten befreien. Er versprach ihr und bekräftigte mit einem Eide, daß er sie mit ehelicher Liebe, so lange sie lebten, behandeln wolle und nie mit seinem Schwert gegen ihren Bruder Wislaw, das machte sie sich aus, kämpfen werde. Er bat sie darauf, daß sie sein Schwert aus dem Bette ihres Bruders nehmen und ihm bringen möge, auf daß er mit demselben seine Fesseln lösen könne. Sie brachte ihm sofort das Schwert und durchhieb, wie ihr Walther befahl, ein jedes Band der eisernen Schienen und Ketten und verbarg hierauf zwischen seinem Rücken und der Wand das Schwert, daß er zu einer gelegenen Zeit es ergreifen und sicher davon gehen könne.

Jener wartete nun aber bis auf die Nachmittagsstunde des folgenden Tages, da Wislaw mit der Helgunda, sich gegenseitig umarmend, auf dem Ruhebettlein saß. Da redete sie Walther gegen seine Gewohnheit an und sagte: „Wie würde Euch sein, wenn ich befreit von den Fesseln, mein gezogenes Schwert in den Händen vor Euerem Ruhebette stände und drohte für Euere Schandthaten an Euch Rache zu nehmen?“ Bei diesen Worten aber klopfte der Helgunda das Herz und zitternd sagte sie zu Wislaw: „Wehe! Herr, sein Schwert fand ich heute nicht in unserem Lager, und über Dein Kosen habe ich es vergessen Dir zu entdecken.“ Wislaw aber entgegnete ihr, wenn er auch zehn Schwerter hätte, könne er ihnen der Eisengebände wegen, die er nur durch die Künste eines Schmiedes zu lösen vermöchte, doch nichts thun.

Als jene aber so unter sich schwatzten, sprang auf einmal Walther frei von seinen Ketten auf und sie sahen ihn mit geschwungenem Schwerte vor dem Ruhebette stehen, und nachdem er sie verflucht hatte, hob er die Hand mit dem Schwerte auf und ließ es auf Beide herabfallen und fallend hieb es Beide auseinander. So schloß Beider verächtliches Leben durch ein unseliges Ende. Noch zeigt man aber, wie Boguphalus der Bischof von Posen, der diese Begebenheit niedergeschrieben hat, sagt, das Grab der Helgunda in Stein gehauen im Schlosse zu Wislicz allen denen, die es zu sehen wünschen, bis auf den heutigen Tag *) (1253).

269. Das blutrothe Gemach zu Militsch.

(S. Gödsche S. 108 ꝛc.)

In dem Breslauer Kreise liegt eine kleine Stadt mit einem alten festen und einem neuen Schlosse, Militsch genannt, an der Bartsch. Diese gehörte in der Mitte des 13. Jhdts. vertragsmäßig zu gleichen Theilen den herzoglichen Brüdern, Heinrich III. und Boleslaus Calvus von Schlesien und dem Bischof von Breslau. Sie hatte deshalb auch zwei Burgvögte, Hans von Cordebog für die fürstlichen Brüder und den Ritter von Rychberg für den Bischof. Letzterer hielt sich aber auf der kleinern Burg, die auf dem jenseitigen Ufer der Bartsch stand, jetzt aber verschwunden ist, auf. Beide Burgen waren durch einen unterirdischen Gang unter dem Flußbette verbunden. Nun hatte aber der Ritter Hans von Cordebog eine Nichte von sich, ein polnisches Fräulein von großer Schönheit, Namens Jadwiga Zaremba, nach dem Tode ihrer Eltern zu sich genommen. Selbige war schon als Kind einem polnischen Edelmann von ihrem Vater verlobt worden, allein ihr Vater hatte sein Wort zurückgenommen, weil derselbe ein roher und böser Mensch geworden war. Darauf war dieser nach Palästina gezogen, nachdem er sich selbst einen theuern Eid geschworen, mit seinem Willen solle seine verlorene Braut nie das Eigenthum eines Andern werden. Mittlerweile hatte aber das Mädchen einen Verwandten des Burggrafen von Rychberg, einen böhmischen Ritter Namens Prorzeck Borziwoi kennen und lieben gelernt und obwohl der neue Burgkaplan ihres Onkels ihr stets davon ab-

*) Diese Geschichte ist keine andere als die zum Sagenkreise der Nibelungen gehörige, auch in einem lateinischen Gedichte, Waltharius betitelt, erhaltene Geschichte von Walther von Aquitanien.

redete und ihr mit der Strafe des Himmels drohte, wenn sie ihrem frühern Verlöbniß untreu werden sollte, gab sie jenem doch ihr Jawort, als er um ihre Hand anhielt. Der Mönch ließ ihr endlich auch durch einen von ihm bestochenen welschen Krämer die Nachricht bringen, ihr einstiger Verlobter sei im gelobten Lande gestorben und habe noch in seiner letzten Stunde an sie die Mahnung ergehen lassen, kein anderes Ehebündniß einzugehen, allein dies alles half nichts, sie blieb dabei, den böhmischen Ritter zum Gemahl zu nehmen.

So kam der Abend des Hochzeitstages heran, ein schreckliches Unwetter tobte in den Lüften und Borziwoi nahm deshalb das Anerbieten des Burgkaplans, ihn durch den unterirdischen Gang hinüber nach der kleinen Burg bringen zu wollen, an. Allein als sie mitten darin waren, ward er auf einmal von dem welschen Krämer, der ihnen heimlich gefolgt war, zu Boden gerissen und fest geknebelt, dann aber begab sich der vermeintliche Burgkaplan hinauf in das Gemach der Jungfrau. Dieselbe hatte von Niemand Hilfe zu erwarten, denn der schändliche Mönch, der Niemand anders war, als ihr todtgesagter Bräutigam aus Polen, hatte allen Bewohnern der Burg einen schweren Schlaftrunk gemischt. Er hielt es nun auch nicht für nothwendig, sich länger zu verbergen, sondern nahm seinen falschen Bart ab und trat vor das geängstigte Mädchen hin und sagte ihr, sie müsse ihm entweder sofort in die Burgkapelle folgen und sich dort mit ihm trauen lassen, zu welchem Zwecke er den welschen Krämer als Priester verkleidet dorthin bestellt hatte, oder er werde vor ihren Augen ihren Geliebten in einen Sarg legen und lebendig begraben lassen. Die Jungfrau konnte sich nicht widersetzen, die falsche Trauung ward vollzogen und Jadwiga mußte ihren aufgedrungenen Gemahl jetzt in ihr Gemach führen.

Mittlerweile hatte aber dem Ritter Ruchberg die Zeit, bis zu welcher sein Verwandter zurückkehren sollte, zu lang geschienen, er hatte also mehrere Knappen ausgesendet um ihn zu suchen, da er vermuthete, er könne während des Unwetters möglicher Weise verunglückt sein. Dieselben kehrten bald mit der Nachricht zurück, die Thore der großen Burg ständen weit offen, allein in der Burg selbst liege Alles in todtenähnlichem Schlafe. Da vermuthete der Burggraf nichts Gutes, sondern eilte mit mehreren Begleitern ebenfalls durch den unterirdischen Gang in die Nachbarburg, war aber nicht wenig erschrocken, als er in der Kapelle, wohin jener Gang mündete, angelangt, den Welschen gerade beschäftigt fand, Borziwoi in einen Sarg einzuschließen. Er befreite ihn und eilte dann mit ihm in das Gemach Jadwiga's, allein dort fanden sie dieselbe ermordet am Boden liegen und der sogenannte Burgkaplan trat ihnen unerschrocken mit dem blutigen Dolch, aber auch mit einer Schrift auf Pergament geschrieben entgegen, aus der sie sahen, daß der Papst Innocenz IV. ihm, der die höhere Priesterweihe bereits empfangen hatte, vollständigen Ablaß für seine That im Voraus ertheilt hatte. Sie mußten ihn also ziehen lassen. Nicht so gut erging es seinem Helfershelfer, dieser ward in den für Borziwoi bestimmt gewesenen Sarg gelegt und in einem Grabe aus schwarzem Gestein lebendig eingemauert, eine Tafel zeigte noch lange nachher die Stelle an, wo er seine Strafe erlitten hatte. Das Gemach aber, wo die Jungfrau ermordet worden war und wo die Blutflecken durch nichts wegzubringen waren, ward auf Ruchbergs Befehl ganz

blutroth angestrichen, um so gewissermaßen die Erinnerung an die geschehene Missethat zu vertilgen. Vorzüwoi reichte keiner andern Frau seine Hand zum Ehebunde, sondern ließ sich zum Priester weihen und trat als Burgkaplan in den Dienst des Ritters von Cordebog und hat dann selbst an der Wandseite des Saales, worin die Mordthat geschehen war, dieselbe für die Nachwelt aufgezeichnet.

270. Die Perlenschnur der Familie von Maltzan.

(Nach Gödsche S. 113 ꝛc.)

Im Jahre 1586 verheirathete sich der Freiherr Joachim von Maltzan, ein pommerscher Edelmann, mit der Enkelin des damaligen Besitzers von Militsch, Heinrichs II., eines Freiherrn von Kurzbach. Diese hieß Eva Regina und war eine Tochter Popels von Lobkowitz, eines böhmischen Freiherrn.

Am 12. Mai des Jahres 1588 ward der erste Sohn aus dieser Ehe zu Militsch, wo sich das junge Paar damals aufhielt, getauft und in der darauf folgenden Nacht hatte die junge Frau einen sonderbaren Traum. Es war ihr nämlich, als wenn in dem Gemache, in welchem sie und ihr Söhnlein im Schatten einer entfernt auf dem Fußboden stehenden Lampe schliefen, in einem Winkel der Fußboden sich öffne und ein kleiner, kaum eine halbe Elle hoher silberbärtiger Greis aus der Erde heraufsteige und sich mit trauriger und bittender Miene ihrem Bette nähere. Auf ihr Befragen, was sie für ihn thun könne, versetzte er: „nichts weiter, als daß sie die Lampe von der Stelle wegnehme, wo sie jetzt stehe. Er und seine Familie seien nämlich Wichtelleute und auf einem Zuge in fremde Länder begriffen, sie hätten im Grunde des Schlosses gerastet, dort sei seine Enkelin in Kindesnöthe verfallen, habe einen Sohn zur Welt gebracht und Mutter und Kind würden durch das aus der Lampe, die gerade über dem Orte, wo das Bett der Wöchnerin sich befinde, stehe, tropfende Oel behelligt.“ Nachdem er so gesprochen, verschwand der Greis und die Freifrau erwachte. Sie hatte am nächsten Morgen das Traumgesicht vollständig vergessen, allein in der folgenden Nacht wiederholte es sich genau so, wie in der vorhergehenden, nur daß die Miene des kleinen Greises noch viel trauriger war. In der dritten Nacht träumte sie genau dasselbe wieder, nur daß der Greis ihr sagte, er komme jetzt zum letzten Male um ihr zu sagen, seine Enkelin und ihr Kind seien durch das herabtropfende heiße Oel sehr krank geworden und er bitte sie also, sie möge doch endlich seine Bitte erfüllen. Am andern Morgen war das erste, was die Freifrau that, daß sie der Wärterin befahl, die Lampe wegzusetzen, sie glaubte nämlich, es könne ihrem Kinde schaden, wenn sie den Willen des Zwerges nicht erfülle. Sie erzählte dann auch ihren dreimaligen Traum ihrem Gemahl, der sie aber auslachte und das Ganze für eine Ausgeburt ihrer aufgeregten Phantasie erklärte. In der neunten Nacht kehrte jedoch der Greis wieder, diesmal aber mit heiterem und freudigem Gesichte, in der Hand trug er eine Perlenschnur. Er verneigte sich tief vor ihr und sprach: „Edle Frau, zum Dank dafür, daß Ihr meine Bitte gehört und die Lampe entfernt habt, wodurch meine Enkelin und ihr Kind wieder genesen sind, schickt sie Euch diese Perlenschnur.

So lange dieselbe im Besitze des Oberhauptes der Familie Maltzan oder seiner Gattin ist, wird dieselbe blühen und grünen und Euer Gatte namentlich schon zeitliche Ehre haben. Kommt sie aber je in andere Hände, dann geht auch diese Wirksamkeit der Schnur verloren. Desgleichen wird jedesmal die Farbe einer dieser Perlen schwinden, wenn das Oberhaupt der Familie Maltzan sterben soll. Hütet Euch aber, je eine solche Perle muthwillig zu verletzen, denn dies würde stets ein Unglück über Euer Haus herbeiführen!" Mit diesen Worten übergab ihr der Greis die Perlenschnur und verschwand, als aber die Freifrau am andern Morgen erwachte, da lag dieselbe auf ihrem Bette und sie wußte nun, daß die Erscheinung kein bloßer Traum gewesen sei. Sie zeigte sie ihrem Gemahl und Andern, allein Niemand konnte ihr Aufschluß über dieses geheimnißvolle Geschenk geben. Sie bewahrte sie aber heilig als ein Palladium ihrer Familie und schon nach zwei Jahren fand sie die Vorhersagung des kleinen Greises bestätigt. Als sie nämlich dieselbe zufällig einmal ansah, da sah sie, daß eine der Perlen, die von milchartiger, etwas gelblicher und glänzender Farbe waren, plötzlich grau geworden war und gleichsam abzusterben schien. Wenige Tage darauf kam die Nachricht, ihr Großvater, der alte Freiherr von Kurzbach sei gestorben (den 22. Juni 1590) und habe ihrem Gemahle, mit Uebergehung seiner Namensverwandten in Trachenberg, die Standesherrschaft Militsch vermacht.

Vier und zwanzig Jahre später (1616) gab der Freiherr Joachim ein großes Gastmahl zur Feier des Geburtstages seiner Gemahlin; bei dieser Gelegenheit kam man auch auf die Perlenschnur zu reden, dieselbe ward herbeigeholt, herumgereicht und beschaut, und es wurden verschiedene Ansichten über die Masse laut, aus welcher die Perlen wohl bestehen möchten, worüber übrigens auch späterhin selbst die geschicktesten Juweliere nicht einig geworden sind. Da nahm der Freiherr, trotz des Verbotes des Greises, im Weinrausch ein Messer und schlug ein Stück von einer Perle ab, ohne jedoch damit seinen Zweck zu erreichen, denn Niemand kannte die Substanz der Perlen. Kaum war einige Zeit vergangen, da erhob sich, während die Gäste noch bei Tafel saßen, ein heftiger Gewittersturm, Blitze fuhren vom Himmel hernieder und der eine beschädigte die Schloßmauer. Ein zweiter aber zündete ganz in der Nähe des Schlosses und das beste Vorwerk des Freiherrn ging in Flammen auf. Die Nacht darauf, nachdem die Gäste sich entfernt hatten und bereits Alles schlafen gegangen war, erfolgte plötzlich zwischen zwölf und eins ein heftiger donnerähnlicher Schlag und eine Erschütterung des ganzen Schlosses folgte nach. Der neuerbaute Schloßthurm war eingestürzt und fünf Personen, welche darin gewohnt, wurden unter seinen Trümmern begraben. Da bereute der Freiherr schmerzlich seinen Leichtsinn und nahm seiner Familie das heilige Versprechen ab, daß sie die Perlenschnur als ihr kostbarstes Besitzthum bewahren wollten. Seinen den 7. Januar 1625 erfolgten Tod verkündete seiner Gemahlin wiederum das Absterben einer der Perlen. Seitdem ist die Perlenschnur bei der Familie geblieben, jedoch später an eine Nebenlinie gekommen. Im Jahre 1817 verkündete abermals das Absterben einer solchen Perle den Tod des Aeltesten der Familie.

271. Des Teufels Dudelſack.

(S. Gödiche S. 118 ꝛc.)

In dem Dorfe Liatkowe bei Militſch wohnte einmal ein alter Muſikus, der wegen ſeiner Fertigkeit auf dem Dudelſack eine auf allen Tanzböden, bei allen Hochzeiten und Kindtaufen geſuchte Perſönlichkeit war. Er verdiente ſchönes Geld, allein je mehr er zuſammenhäufte, deſto habſüchtiger ward er und namentlich ſtachelte ihn ſeine Frau noch mehr zum Geize an, denn ſie war womöglich noch mehr der Habgier ergeben als er. Außerdem war er aber auch über Gebühr hochmüthig und auf ſeine Geſchicklichkeit als Muſikus eingebildet und behauptete ſogar, der Teufel ſelbſt könne keinen beſſern Dudelſack blaſen als er.

So hatte er einſt bei einer fröhlichen Hochzeit im Dorfe Breslawitz ſich wichtig gemacht und begab ſich gegen Mitternacht mit vollen Taſchen auf den Rückweg nach Hauſe. Es führte ihn aber, ehe er in ſein Dorf gelangte, ſein Weg durch die Liatkower Haide, einen ziemlich großen Wald, und aus Langeweile nahm er ſeinen Dudelſack zur Hand und fing an darauf einige luſtige Stückchen zu blaſen. Es währte aber nicht lange, ſo kam es ihm vor, als wenn von der andern Seite des Weges ein anderer Dudelſack ihm entgegen käme und bald überzeugte er ſich, daß wirklich ein anderer Muſikant gewiſſermaßen mit ihm wetteiferte; er fing alſo an, das ſchönſte Stückchen, welches er kannte, zu blaſen um jenen zu übertäuben. Allein es gelang ihm nicht, er mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß das Inſtrument ſeines Nebenbuhlers viel beſſer als das ſeinige ſei und auch die Melodien, die jener ſpielte, die ſeinigen weit überträfen. Endlich gelangte er auf einen freien, vom Mondlichte beſtrahlten Platz im Walde und in demſelben Augenblick trat jetzt auch der fremde Muſikus aus den Bäumen hervor. Es war dies aber ein langer Mann mit einer Habichtsnaſe und großen blitzenden und ſtechenden Augen, ſein Hut war mit einer rothen Hahnfeder geſchmückt und unter dem Arme trug er einen neuen Dudelſack mit ſilbernem Mundſtück. Sie begrüßten ſich gegenſeitig und Jobſt, ſo hieß der Dudelſacksbläſer aus Liatkowe, frug den Fremden, wo er herkomme und hinwolle. Dieſer ſagte, er komme aus Polen und ſei hier in dieſe Gegend gekommen um Geſchäfte zu machen, er fertige dergleichen Inſtrumente und habe zu Hauſe noch eine Menge dergleichen, die ſogar noch beſſer wären. Da dachte Jobſt, hier ſei ein Geſchäft zu machen, und fragte jenen, ob er ſeinen Dudelſack nicht vielleicht verkaufe. Der Fremde meinte, dazu könne wohl Rath werden, nur möge Jobſt ihn erſt einmal verſuchen, damit er auch wiſſe, was er kaufe. Freudig griff dieſer nach dem Inſtrument, ſetzte es an und blies die wundervollſten Weiſen, die ihm gleichſam von ſelbſt auf die Zunge kamen. Er fragte nun nach dem Preiſe und jener meinte, er wolle nicht Alles in Baarem haben, er ſolle ihm ſeinen eigenen Dudelſack geben und ſeinen heutigen Verdienſt, einen ſchleſiſchen Kuhthaler. Jobſt hatte nun nichts Eiligeres zu thun als auf den Handel einzugehen, denn er dachte mit einem ſolchen Inſtrument werde er alle andern Dudelſacksbläſer ausſtechen, ſie tauſchten ihre Inſtrumente um und Jeder zog nun ſeines Weges. Jobſt aber hörte nicht auf, den ganzen übrigen Weg ſich ein Stück nach dem andern vorzublaſen, und als er nach Hauſe gekommen war, hing er den Dudelſack über ſein

Bett und legte sich überglücklich nieder, indem er es nicht erwarten konnte, bis der Morgen anbrach, um seiner Frau seinen guten Kauf zu zeigen. Kaum war er zu früher Stunde erwacht, so weckte er auch seine Frau und erzählte ihr sein Abenteuer; als dieselbe aber in die Höhe schaute, da hing leider statt eines Dudelsacks ein alter Schinderknochen an der Wand. Da erschrak Jobst fürchterlich, bekreuzte und segnete sich, denn jetzt wußte er, wer ihm begegnet war und daß ihm der Gottseibeiuns selbst etwas vorgeblasen und ihn zum Besten gehabt hatte. Seine Frau aber machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß er sich so hatte anführen lassen und nicht blos sein verdientes Geld, sondern auch seinen schönen Dudelsack verloren hatte. Jobst aber nahm den Knochen und trug ihn hinaus in seinen Garten und vergrub ihn hinter dem Zaune desselben, allein als er am andern Morgen erwachte, da hing der Schinderknochen wieder an der Wand über seinem Bette. Er nahm ihn also wieder herunter und vergrub ihn weit weg von seiner Behausung in einem großen Steinhaufen, allein nichts desto weniger hing er doch am dritten Morgen wieder an seiner vorigen Stelle. Nun nahm er ihn und warf ihn, indem er noch zur Fürsorge einen Stein an ihn gebunden hatte, in einen weit entfernten See, allein es half alles nichts, den Tag darauf hing er wieder an seinem frühern Nagel, und so ging es fort, er ließ Messen über Messen lesen, er ward das Teufels-Instrument nicht eher los, als bis er sich an einen alten Schäfer zu Strebitze wendete, der den Knochen endlich in einen Wald bannte, wo er endlich auch geblieben ist.

272. Die Teufelseiche.

(S. Gödsche S. 123.)

In der Liatkower Haide steht eine ungeheure Eiche, bei der es aber nicht geheuer ist. Man nennt sie die Teufelseiche und erzählt von ihr, daß um die Tag- und Nachtgleiche von hier aus der wilde Jäger ausziehe.

Einst gingen drei Männer ziemlich trunken von einem benachbarten Dorfe durch die Haide nach Hause und da es schon spät in der Nacht war, wollten zwei von ihnen einen Umweg machen, denn ihr Weg führte sie vor der verrufenen Eiche vorbei und sie hatten Furcht, dieselbe um die Mitternacht zu passiren, der dritte aber, ein gottloser und frecher Geselle that Einsprache und sagte, er fürchte sich vor dem Teufel selbst nicht, derselbe möge nur kommen, er wolle ihm schon Bescheid sagen. So ging er schimpfend und fluchend auf die Eiche zu. Da fing es sich aber an, in dem Wipfel des Baumes seltsam zu regen, ein Wirbelwind senkte sich von oben nach unten, umfauste den Baum und riß alles, was in seinem Bereiche war, mit sich fort, also auch den Spötter, den der Sturm packte und ihn in die Höhe riß. Die beiden Begleiter hörten nur sein klägliches Geschrei und ein höhnisches Lachen, welches aus den Aesten des Baumes zu kommen schien, ihn selbst aber sahen sie nicht wieder. Sie eilten wie vom Teufel gejagt nach Hause, am andern Tage aber hörten sie, daß der Wirbelwind ihren Gefährten drei Meilen weit von seinem Heimathsorte auf die Erde mit solcher Gewalt geschleudert habe, daß er ein Bein und drei Rippen gebrochen habe. Seit dieser Zeit ist er aber ein besserer und frömmerer Mensch geworden, zur Kirche gegangen und hat nie wieder geflucht.

273. In Goldberg werden die Goldbergwerke versetzt.

Die Stadt Goldberg, an der Katzbach gelegen, soll ihren Namen davon erhalten haben, daß man in alten Zeiten, namentlich im 12.—13. Jhdt., daselbst sehr viel Gold in den Bergwerken fand. Darum sagte ein Sprichwort, die Goldberger begrüben ihre Todten in lauter Gold, weil zu der Zeit der Kirchhof auf dem Niklasberge der einzige Ort war, der nicht von Bergwerken unterminirt war. Dadurch daß, wie wir oben gesehen haben, 600 Bergknappen von hier mit dem Liegnitzer Herzog in die Tartarenschlacht zogen und größtentheils in derselben das Leben verloren, kam jedoch der Bergbau sehr ins Stocken, im 14. Jhdt. aber hob er sich wieder, bis er im 15. endlich wieder ganz aufhörte; man fand nichts mehr. Die Sage erzählt, die Bergknappen zu Nikolstadt hätten einen Mönch erschlagen, der den Zehnten von ihnen gefordert, vor seinem Tode aber habe derselbe den ganzen schlesischen Bergbau verflucht und die Goldgruben mit einem geheimen Bann belegt, also daß sie keinen Ertrag mehr lieferten.

274. Die Rabendocke bei Goldberg.

(Romantisch behandelt bei Peschel, Volkssagen und Märchen aus Schlesien. Bunzlau 1830, Th. I. in 8°. S. 30 ꝛc.)

Die Rabendocke(n), eine romantische Felspartie, ähnlich den Adersbacher Felsen, ist eine vielfach zerklüftete Felswand am Ufer der Katzbach, am nördlichen Ende des sogenannten Geiersberges in dem schönen Thale von Seifenau auf dem Wege nach Neuländel, ¼ Meile südwestlich von Goldberg; sie sieht einer zertrümmerten Burg mit Thüren, Fenstern und einem Thurme ziemlich ähnlich. Von diesem Felsengebilde giebt es nun aber eine Volkssage, welche erzählt, hier habe ehemals eine wirkliche Burg gestanden, ein gottloser und frevelnder Besitzer derselben habe aber den Zorn eines mächtigen Zauberers gereizt, und als Ersterer einmal wieder auf der Zinne des Thurmes auf Raub und Beute gelauert habe, wie er solches häufig zu thun pflegte, sei er plötzlich mit dem Thurme, durch einen mächtigen Zauberschlag, in einen Felsen verwandelt worden, weshalb der menschenähnliche vordere Felsen mit seinem scheußlichen Antlitze noch heute ins Thal herabblicke. Am Christabend um Mitternacht stehe hier jedes Jahr eine Thüre offen und wer dann kühn genug sei, durch dieselbe einzutreten und Besonnenheit genug habe, vor dem Verschlusse des Eingangs sich wieder zu entfernen, könne mit Schätzen reich beladen heimkehren.

Es giebt jedoch noch eine zweite Sage, welche die Begebenheit etwas anders erzählt. Vor dem Einfalle der Tartaren in Schlesien lebten in dieser Gegend zwei böse Ritter, Kuno und Veit, ein Paar Brüder, genannt die Erlacher, der eine hatte auf dem sogenannten Wolfsberge eine starke Veste, der andere eine Schenke im Seifenthale, die aber ebenfalls einer Burg ähnlich und durch einen hohen Wachtthurm geschützt war. Die beiden Ritter waren aber eigentlich weiter nichts als Wegelagerer, die von dem lebten, was ihnen die Heerstraße bot, d. h. sie ließen keinen Reisenden, keinen Kaufmann, keinen Menschen, der ihnen überhaupt etwas zu besitzen schien, unbehelligt vorüber und das Leben der Unglücklichen, die in ihre Hände fielen, war ihnen nicht einen Heller werth, sie schleppten sie entweder in ihre Raubnester und ließen sie dort elendiglich verhungern, oder ermordeten sie gleich auf

der Stelle und ließen ihre Leichen auf der Straße liegen. Die Schenke war übrigens nur ein Deckmantel für ihre Verbrechen, denn dorthin lockte der Wirth durchreisende Fremde, ließ sie des Nachts berauben und ermorden und schaffte dann das, was er ihnen abgenommen, in geheime Verstecke, welche er sich im Rabenberge angelegt hatte und mit seiner Schenke in Verbindung standen. Einst hatten sie auch einen auf der nach dem Seifenthale führenden Straße dahinziehenden Ritter mit seiner Gemahlin überfallen, den ersteren erschlagen und dessen junge Gattin in die geheimen Kerker im Rabenberge geschleppt, dieselbe dort erst zur Stillung ihrer Lüste gebraucht und dann elendiglich verhungern lassen, da fand es sich, als sie nach vollbrachter Missethat die geraubten Sachen des unglücklichen Ehepaares durchsahen, daß die junge Frau ihre eigene Schwester gewesen war, die jung aus dem Hause ihrer Eltern weggekommen, in einem Kloster erzogen und später verheirathet worden war, ohne daß sie, die schon lange ihrer Schlechtigkeit halber von ihrem Vater verstoßen worden waren, davon das Geringste erfahren hatten, denn sie hatten, als von der Vehme Verfolgte, ihre gegenwärtigen Verstecke unter falschen Namen bezogen.

Als die beiden Sünder das Schreckliche erfahren hatten, da ergriff sie ein namenloses Entsetzen und gräßliche Angst trieb sie aus dem Innern des Rabenberges in die Schenke zurück, aber auch da fanden sie keine Ruhe, sie stiegen also, warum wußten sie selbst nicht, auf den hohen Wartthurm. Kaum hatten sie die Spitze desselben erreicht, so sahen sie sich mitten in einem gräßlichen Gewittersturm, lange blaue Blitze schlängelten im Zickzack durch die schwarzen, schwer über ihnen herabhängenden Wolken, und der Donner rollte furchtbar über den Bergen, als ob der letzte Tag hereinbrechen sollte, und dabei rasete der Sturm, zerbrach und entwurzelte die tausendjährigen Stämme der Bäume, wie schwache Ranken. Als sie aber ihre entsetzten Blicke nach dem nahen Wolfsberge richteten, da sahen sie eine pechschwarze Wolke über der auf demselben befindlichen Wolfsburg hängen, ein unaufhörlicher Feuerregen strömte aus derselben hernieder, plötzlich ertönte ein furchtbares Krachen und Toben, der Berg that sich mitten von einander und die Burg mit allen Gebäuden, allen Menschen, Thieren und Schätzen, die in ihr sich befanden, stürzte hinab in den klaffenden Schlund, dann aber schloß sich derselbe wieder und bis auf den heutigen Tag sieht man noch die Vertiefung, in welcher die Wolfsburg versunken ist.

Mit Grausen hatten die Brüder dem schrecklichen Schauspiele zugesehen, jetzt eilten sie wie von Furien gejagt die Treppe hinab, allein als sie hinabkamen, war die ganze Schenke wie ausgestorben, keiner ihrer Leute war mehr zu sehen, sie hatten aus Furcht die Flucht ergriffen. Sie wollten ihnen folgen, allein als sie durch die Thüre wollten, da thürmte sich eine steinerne Mauer vor ihnen auf und versperrte ihnen den Ausgang ins Freie, sie stürzten in unbeschreiblicher Angst wieder in die Stube, aber hier begann eine gräßliche Verwandlung, steinerne Wände fingen an sich vor ihnen in die Höhe zu ziehen und schon drang kein Tageslicht mehr herein und finstere Nacht deckte den sonst so lustigen Ort. Ein furchtbares Gelächter scholl von den sich dehnenden Felsen herüber, furchtbarer als die Töne der boshaften Freude, die sie sonst hier beim Becherklang hatten vernehmen lassen. Sie beschlossen nun wieder auf den Thurm zu steigen und sich von der

Höhe desselben herab ins Thal zu stürzen, nur um nicht hier eines langsamen, qualvollen Todes zu sterben. Als sie jedoch hinaustraten, war oberhalb schon Alles ein unförmlicher Felsklumpen und es blieb ihnen nur noch ein Ausweg, der in den Keller, wo ihre aufgehäuften Schätze lagerten. Da schloß sich auch hier hinter ihnen die Thür und ward vor ihren Augen in Stein verwandelt. Ringsum waren sie jetzt eingeschlossen in kalte undurchdringliche Steinmassen und näher und näher zog sich um sie die Felswand und wuchs von Minute zu Minute, so daß ihnen nur der schmale Gang in die untern Gewölbe frei blieb. Fast besinnungslos eilten sie hinab, eine kalte, eisige Luft strömte ihnen entgegen, ermattet setzten sie sich auf zwei große Truhen, welche ihre blutbefleckten Raubstücke bargen, und erwarteten hier in tiefer Finsterniß, denn die einzige Oeffnung, durch welche das Tageslicht in diese Höhle dringen konnte, war ebenfalls bereits zugewachsen, ihre Strafe. Da ward auf einmal das Gewölbe durch einen hellen Schimmer erleuchtet, und unter furchtbarem Krachen und Donnern trat eine schwarze finstere Gestalt auf sie los und sprach: „Wehe, wehe, wehe, das Maaß Euerer Sünden ist voll, Ihr habt niemals Erbarmen geübt, darum sollt auch Ihr nicht vor den Thron der Barmherzigkeit des Höchsten gelassen werden. Werdet, was Ihr in Euerem Leben schon zu sein schienet, zu Steinen! Die steinernen Bilder Euerer Leiber sollen zwar unbeweglich, aber nicht unbelebt sein, und so sollt Ihr hier auf Euern mit unschuldigem Blut befleckten Schätzen sitzen ewiglich als belebte Felsenstücke, unaufhörlich gefoltert von schrecklicher Reue. Gleichwohl hat die Gnade des Allerbarmers Euch doch noch einen Weg zur Erlösung offen gelassen. Alljährlich in der geweihten Nacht, wo der Erlöser dem sündigen Menschengeschlecht, also auch Euch geschenkt ward, sei Euere Felsenpforte eine kurze Zeit geöffnet. Mit dem Schlage der Mitternachtsglocke wird sie sich aufthun, aber sobald das erste Viertel der ersten Stunde ertönt, schließt sie sich wieder für das ganze Jahr. In dieser Nacht ist es einem Sterblichen vergönnt, Euch von Euerer Qual zu befreien. Er lege Euch drei Fragen vor, zertrümmere Euere Felsenhüllen und nehme die Schätze, doch ehe die Viertelstunde verflossen ist, muß er im Freien sein, sonst ist es um sein Leben geschehen und sein Blut lastet auf Euerer Seele.“ Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung, da erkalteten plötzlich die warmen Leiber der Bösewichter, ihre Formen blieben, aber sie wurden zu festem Stein. Das Blut stand im Laufe still und an seiner Stelle schlängelten sich rothe Felsenadern durch die steinernen Bilder.

So vergingen viele Jahre, Niemand hörte wieder etwas von den einstigen Bewohnern der Wolfsburg und der Rabenschenke. Wo der alte Wartthurm gestanden haben sollte, da sah man einen einem Thurme ähnlichen Felsen, auf welchem ein zweiter sonderbar gestalteter ruhte, unten aber in demselben sah man ein Thürlein eingesprengt, als ob man durch dasselbe in den Felsen gehen könne. Viele hatten dasselbe schon offen gesehen, aber Keinem kam je die Luft an, hineinzugehen. Da trug es sich zu, daß ein Ritter Namens Wunibald von Bühel nach Goldberg kam, um sich von einem Sturz vom Rosse auf seiner Reise an den Kaiserhof nach Wien heilen zu lassen. Während er in der Herberge rasten mußte, ward ihm auch die Sage von der Rabendocke mitgetheilt und er beschloß sein Glück mit ihr zu versuchen. Er begab sich also am Morgen vor dem heiligen Abend, um

sich mit der Gegend bekannt zu machen, in das Seifenthal. Eisig kalt stürmte ein scharfer Nordostwind und Schneewehen hatten sich rings an die Rabendocken gelehnt. Es war im ganzen Thale öde und menschenleer, denn man sagt, es sei im ganzen Thale nicht geheuer und leide Niemanden, der sich etwa hier anzusiedeln gedenke. Als er jedoch nahe an die Felsen kam, entdeckte er auch die steinerne Thüre, und indem er näher trat, vernahm er ein starkes Schnarchen, als ob ein Mensch fest schliefe, was aber aus dem Felsen selbst herauszukommen schien. Als er so die ganze Gegend durchspäht hatte, ging er getrosten Muthes nach Goldberg zurück, mit dem festen Vorsatz, mit Hilfe Gottes in der nächsten Christnacht das Abenteuer zu bestehen.

Er begab sich also kurz vor 12 Uhr auf den Marsch und mit dem Schlage der Mitternachtsglocke stieg er in Begleitung seines Knappen zu den Rabendocken hinab. Während aber oben auf der Höhe eine wahrhaft heilige Ruhe geherrscht hatte, vernahm man hier unten ein Zischen, Rauschen und Toben, als ob die Geister der Finsterniß losgelassen ihr Wesen trieben. „Im Namen Gottes" sprach der Ritter und eilte der Thüre zu. Sie stand offen und er erblickte inwendig zwei steinerne Bilder und noch ein lebendiges Wesen. Eben wollte er hineintreten, da schlug es ein Viertel auf Eins, und ein Weib einen schweren Sack unter dem Arme tragend sprang heraus. Hinter ihr schloß sich mit donnerndem Getöse die Thür und ein gräßliches Gelächter scholl aus dem Innern des Felsens heraus. Das Weib sah sich wild um, als ob sie sich jetzt erst auf etwas besinne, stürzte dann an der Thüre nieder, raufte verzweiflungsvoll ihr Haar, rang die Hände zum Himmel empor und schrie im wüthendsten Schmerze: „O Gott, o Gott! mein armes, armes Kind! Hat mich der Satan mit seinem Golde geblendet und habe ich Rabenmutter mein Kind verlassen!" Sie stieß die Stirn an die Thüre, daß das Blut den Felsen herunterrann, der Ritter aber faßte die halb Wahnsinnige, hob sie auf und sprach ihr Muth ein. Sie aber stöhnte: „Wer Ihr auch seid, laßt mich hier ruhig sterben, ich bin Eurer Barmherzigkeit nicht werth, denn ich habe um schnöden Gewinnes willen mein Kind den Krallen des Teufels überlassen!" Der Ritter aber fragte sie, wie sie hierher gekommen und was ihr geschehen sei, und sie erzählte ihm nun, sie habe oft gehört, daß in der heiligen Christnacht die Thüre an den Rabendocken offen stehe und man dann dort große Schätze heben könne, wenn man ein unschuldiges Knäblein mit sich habe; sie sei nun ein armes Weib, mit sechs Kindern gesegnet, für die sie aber kein Brod habe, da ihr Mann gestorben sei, da habe die Gier nach Geld sie angetrieben, den Versuch zu machen, ob die Sage wahr sei, sie habe also ihr jüngstes Kind, einen Knaben von einem Jahre auf den Arm genommen und sei hierher geeilt, sie habe sich von den Teufelsgestalten, die sie hier angetroffen, nicht zurückschrecken lassen, sondern sei, als es Zwölf geschlagen, durch die aufspringende, jetzt freilich wieder verschlossene Thüre in den Felsen getreten und so in ein geräumiges Gemach gekommen, dort hätten auf zwei Truhen zwei unbewegliche Rittergestalten gesessen, in der Mitte des Gewölbes habe aber ein Tisch gestanden, auf diesen habe sie ihren Knaben gesetzt, gierig habe sie dann von den ringsherum aufgethürmten Haufen von Gold- und Silberstücken zusammengerafft so viel sie vermochte, da hörte sie es ein Viertel schlagen, schnell sprang sie heraus und vergaß ihr Kind. Sie bat nun die beiden

Fremden ihr zu helfen, ihr Kind wieder aus dem Felsen herauszuholen und der Ritter von Bühel versprach ihr auch, er wolle am nächsten Morgen mit Hacken und Aexten bewaffnet hierher gehen und, wenn es möglich wäre, die Thüre zerstören. Da erhob sich eine furchtbare Stimme von der Spitze des Felsens und sprach: „Versucht es nicht, Ihr werdet die Pforte nicht öffnen, bis sie sich nicht über ein Jahr von selbst wieder aufthut. Solltet Ihr es aber dennoch wagen, so werdet Ihr Eueren Leib und Euere Seele verderben.“ Da schrie das Weib in Verzweiflung laut auf und lief schnell davon, der Sack aber, den sie aus der Höhle herausgebracht und am Eingange niedergelegt hatte, war auch verschwunden.

Entsetzt von dem, was er gesehen hatte, machte sich nun der Ritter wieder auf den Weg nach Goldberg zurück, allein er nahm sich vor, das nächste Jahr zu derselben Zeit wieder zurückzukehren und sein Glück noch einmal zu versuchen, und ehe noch dasselbe vergangen war, da war er auch schon wieder in Goldberg. Fest entschlossen, diesmal, es möge kosten, was es wolle, in die Felsen zu gehen, begab er sich begleitet von seinem Knappen, der eine Axt und einen Spaten trug, am Weihnachtsabend in das Spukthal. Er fand alles so, wie im verflossenen Jahr, allerhand Spukgestalten schwirrten umher und schienen ihn in seinem Vorhaben hindern zu wollen. Noch war es nicht Mitternacht und die beiden Abenteurer hatten vollauf Zeit, sich zu sammeln und auf das bevorstehende Werk vorzubereiten. Urplötzlich rauschte es durch die Bäume herab ins Thal, Feuerflämmchen hüpften auf und nieder und schlossen endlich einen engen Kreis um den Ritter, phantastische Gestalten flatterten auf ihn zu und blieben an den Rabendocken sitzen. Sein Begleiter sank auf die Kniee und betete, dem Ritter selbst aber ward nicht wohl zu Muthe und er bereute es bereits, das Unternehmen überhaupt angefangen zu haben. Da schlug die Glocke Zwölf, ein hohler Donner rollte näher und näher und verstärkte sich zuletzt so, daß es schien, als ob die Felsen in dem Schoße der Erde begraben werden sollten. Da sprang die Thüre krachend auf und der muthige Ritter schritt hinein. Wie er es im vorigen Jahre nur durch einen Blick gesehen hatte, so fand er es auch diesmal, nur, was ihn in das höchste Erstaunen setzte, ein Kind saß lächelnd auf dem Tische und spielte mit einigen Goldstücken. Er nahm es schnell herab und reichte es seinem Knappen zur Höhle heraus, der es in seinen Mantel wickelte, um es vor der Kälte zu schützen. Der Ritter aber, das Schwert in der Rechten, die Axt in der Linken, ging auf die steinernen Menschengestalten zu und fand, daß sie ganz von Felsen waren, und doch kam es ihm vor, als wenn er Athem aus dem kalten Stein vernehme. Er sah ihnen also fest in das starre Angesicht, um zu vernehmen, ob wirklich Leben und Kraft zu reden in ihnen sei und sprach: „Seid Ihr die Ritter Kuno und Veit, von deren Schandthaten so viel erzählt wird?“ Da antworteten zwei hohle Stimmen: „Wir sind's.“ Also verdient Ihr eigentlich kein Erbarmen, allein ich will gleichwohl versuchen Euch zu erlösen, darum sagt: „Ist dies möglich?“ „Ja“, antworteten die Felsenbilder. „Aber wie? Seid Ihr wirklich blos in diese steinernen Hüllen seit Jahrhunderten eingeschlossen und könnt Ihr, wenn ich sie zertrümmere, zur Ruhe eingehen?“ „Ja, aber eile“, war die Antwort. Da sprach der Ritter: „Im Namen Gottes“, legte das Schwert auf den Tisch und schlug dreimal mit der Axt

an die Felsengebilde, daß das Gewölbe krachte, beim dritten Schlage aber sprangen ihre Hüllen auseinander und zwei nebelhafte Wesen standen vor ihm. Sie sprachen: „Habe Dank für das, was Du an uns gethan hast, wir haben durch Dich die Ruhe gefunden, nach der wir uns so lange Jahre vergeblich gesehnt hatten. Nimm eilig, denn bald ist die Viertelstunde verflossen, soviel Du von unsern Schätzen fortbringen kannst, aber lebe fromm und thue mit ihnen den Armen wohl, damit durch Dich das Andenken an die Räubereien, durch welche sie einst unser Eigenthum wurden, vernichtet werde!“ Damit verschwanden sie. Da sprangen die Truhen auf und Gold und Silber und Edelsteine in großer Zahl glänzten dem Ritter entgegen. Er raffte in größter Eile, so viel er konnte, zusammen und reichte es dem draußen harrenden Knappen hinaus, doch ehe noch das Viertel von dem, was hier aufgespeichert war, fortgetragen war, da schlug es ein Viertel, hurtig sprang der Ritter zur Thüre hinaus und krachend schloß sie sich hinter ihm. Das erste aber, was sie thaten, war, daß sie zu der armen Frau gingen und ihr das durch Gottes Gnade am Leben erhaltene Kind wieder zutrugen. Dann aber kehrten sie in ihre Heimath zurück und der Ritter ließ von den Schätzen, die er gefunden und redlich mit seinem Knappen getheilt, Armenhäuser bauen und vertheilte den Rest unter Arme und Hilfsbedürftige. Weil aber dieselben nicht alle durch ihn fortgenommen worden sind, so steht das steinerne Pförtchen noch alle Jahre zur bestimmten Viertelstunde offen und das Glück, auf diese Weise reich zu werden, blüht noch heute Jedem, der es wagt, den Rest zu holen. *)

275. Das Jagdschloß an der Katzbach.

(Romantisch behandelt von Peschel S. 1 ꝛc.)

Graf Peter Vlast, ein Wende aus einem deutschen Küstenlande an der Ostsee, hatte für seinen Lehnsherrn um die russische Fürstin Maria werben sollen, allein er wußte die Fürstin sammt ihren Schätzen für sich zu gewinnen, entfloh mit ihr und ließ sich in Polen zur Zeit Boleslaus III. nieder. Unter jenen Schätzen befand sich aber auch die Hand des Märtyrers Stephan, welche Maria von ihrer Mutter, einer Griechin aus Constantinopel, erhalten hatte. Er schenkte die Hand dem Herzoge und erhielt zum Gegengeschenke die Stadt Koschenblatt und eine Strecke Landes in Oberschlesien. Zu dieser gehörte auch Goldberg und seine Umgegend. Nun kam er einst zum Besuche dorthin um zu jagen und begab sich begleitet von seinen Dienern und Bergknappen an einem schönen Sommertag in das Thal der Katzbach. Da sah er auf einmal die Rabenbocken vor sich und auf seine Frage, was es mit diesen wunderlichen Felsengebilden für eine Bewandniß habe, erfuhr er die Verwandlung der Seifenthaler Schenke in dieselben. Er beschloß also, sich die Felsenwände näher anzusehen und wollte sein Roß in die Katzbach treiben, da dehnten sich auf einmal die Wellen derselben zu einem wilden, reißenden Strome auseinander, so daß es unmöglich schien, mit einem Rosse durchzuschwimmen, und am andern Ufer trat plötzlich ein langer, dürrer, grauköpfiger Mann, einen weißen Stab in der Rechten,

*) Dieselbe Sage, d. h. von der Frau mit dem Kinde, ist oben von dem Hummelschloß erzählt worden. Man versetzt sie auch in die Burg Kapenstein bei Landeck und nach Kaldenstein im Fürstenthum Neisse.

ihm gegenüber und rief mit furchtbarer Stimme: „Zurück Verwegener!“ Dies hielt den Grafen nicht ab, sein Roß in die Kazbach zu spornen und hinüber zu schwimmen, als er aber am andern Ufer angelangt war, da war der Greis verschwunden, statt seiner aber kam ein ungeheurer Eber aus dem Thal der Goldwäsche heraus und stürzte nach der Gegend zu, wo der Graf und sein ihm unterdessen nachgekommenes Gefolge hielt. In wilder Hetzjagd stürmte nun Alles dem Eber nach, immer enger ward das Thal, schon konnte man den Eber nicht mehr sehen, so viele Krümmungen machte der Weg, als auf einmal das Roß des Grafen einen Seitensprung that, der bei einem Haar dasselbe mit seinem Reiter hinab in das steinige Bett der Kazbach geschleudert hätte. Es hatte sich vor einem häßlichen Zwerge in grauem Wamse gescheut, der mit seinen rollenden kleinen Augen von einer Erhöhung am Felsen den bestürzten Grafen anglotzte und also sprach: „Hüte Dich weiter zu ziehen, schon mein Vater hat Dich an den Rabendecken davor gewarnt, und lasse meine schöne blauäugige Schwester in Frieden!“ Da warf der Graf seinen Jagdspieß nach dem Unholde, allein dieser floh pfeilschnell den Berg hinauf und lange noch tönte sein Hohngelächter aus dem Walddickicht. Indessen kam das Bellen der Hunde wieder näher und die Knappen riefen freudig, die Spur des Ebers sei wiedergefunden und so ging die Jagd immer weiter. So kamen sie denn auf eine herrliche Waldwiese, rings umgeben von hohen Fichten und Tannen, und einer der Jäger rieth dem Grafen hier auszuruhen und die Verfolgung des Ebers aufzugeben, da es doch möglich sei, daß derselbe kein wirkliches Thier, sondern ein Teufelsgespenst sei, der sie sonst wohin locken wolle. Dies leuchtete auch dem Grafen ein und er that das Gelübde, daß, falls er Goldberg wieder glücklich erreiche, er zum Dank für seine Errettung auf dem Nikolaiberge eine Kirche erbauen wolle (die heute noch stehende Begräbnißkirche der Stadt). Da trat auf einmal einer der Knappen vor den Grafen hin und sprach: „Seht, Herr, hier am Walde sitzt auf einem Fichtenstamme ein holdes Mädchen, sie scheint in dieser verzauberten Gegend plötzlich aus der Erde gewachsen zu sein, denn Niemand hat sie kommen sehen und jetzt sitzt sie hier, thut, als wenn sie uns gar nicht sähe, und windet einen Kranz aus Wiesenblumen.“ Der Graf sah sich nach ihr um und urplötzlich kam eine solche Sehnsucht und ein so heißes Verlangen nach dem schönen blonden, blauäugigen Mägdlein über ihn, daß er alle Warnungen seiner Umgebung vor dem Teufelsspuk im Kazbachthale vergaß und auf sie losschritt und mit freundlicher Stimme sie fragte, wer sie sei und was sie hier mache. Sie antwortete ihm unbefangen, sie wohne hier in diesem Thale mit ihrer Mutter, und zeigte dabei auf eine kleine Mooshütte, die aber freilich bis dahin auch noch Niemand bemerkt hatte, sie seien mit einander aus fernen Landen hierher gekommen, hätten sich hier angebaut und den Ort, weil er ihnen ein neues, schönes Land zu sein geschienen, Neuländel genannt. Der Graf nahm die Schöne bei der Hand und ließ sich von ihr in die enge Hütte führen, deren einziger Schmuck ein schön geschnitzter Eberkopf war. Auf seine Frage, wo ihre Mutter sei, erfuhr er, sie sei in den Wald gegangen um Beeren zu suchen. Der Graf, seiner überströmenden Gefühle nicht mehr Herr, drang in sie, ihm einen Kuß zu geben, allein sie weigerte sich schalkhaft, indem sie sagte, wen sie einmal berühre, der sei für

alle Zeiten mit ihr verbunden. Da auf einmal stürzte ein Knappe herein und sagte, der häßliche Zwerg habe sich auf der Wiese gezeigt und schrecke die Rosse. Der Graf eilte ins Freie, allein Alles war ruhig und als er sich nach den nähern Umständen der Störung erkundigte, da war es nicht einmal mehr gewiß, ob seine Leute den Zwerg oder den Eber gesehen hätten. Mittlerweile war das Mädchen dem Grafen gefolgt und redete es ihm aus, daß überhaupt hier ein Zauberspuk stattgefunden, sie und ihre Mutter hätten hier nie etwas Unheimliches gesehen, und so verscheuchten ihre Worte bei dem Grafen den bereits aufsteigenden Verdacht, daß das Mädchen gar vielleicht eine böse Zauberin und die Schwester des häßlichen Zwerges sein könne. Er versprach ihr also wiederzukommen und kehrte nach Goldberg zurück, indem er sich heimlich vornahm, in jenem Thale ein Jagdschloß bauen zu lassen. In der darauf folgenden Nacht hatte er aber einen häßlichen Traum, er sah sich in den Armen der schönen Unbekannten, da trat, bleich und entstellt, seine Gemahlin Maria zwischen ihm und die Schöne und legte einen grinsenden Todtenkopf in seine zitternde Hand. Beim Erwachen tröstete er sich damit, daß ja seine Gattin auf seinem Schlosse auf dem Zobtenberge weile und ihm vielleicht Gleiches mit Gleichem vergelte, er sendete also flugs Maurer und Zimmerleute in jene Gegend, um dort in kürzester Frist ein Schlößchen zu erbauen. Allein wie groß war sein Erstaunen, als selbige schon um Mittag zurückkehrten und sein Leibknappe, den er zur Beaufsichtigung mitgeschickt hatte, ihm sagte, sie brauchten kein Schloß zu erbauen, an der Stelle der Mooshütte von gestern hätten sie das schönste Jagdschloß, das man sich nur denken könne, angetroffen, sonst aber sei die Gegend öde und verlassen gewesen. Da konnte der Graf nicht mehr zweifeln, daß er es mit einer bösen Zauberin zu thun habe und beschloß von ihr abzulassen, leider aber nahm er sich vor, sie noch einmal zu sehen, und lenkte sein Roß wieder nach dem Thale von Neuländel. Er fand alles wie gestern, nur das Jagdschloß stand wie aus der Erde emporgewachsen vor ihm, er trat hinein und das schöne Mädchen kam ihm auf der Treppe entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in einen herrlichen, aber mit wunderbaren Gestalten geschmückten Saal, an dessen hinterer Wand jener Eber, der ihn den Tag zuvor so geäfft hatte, als Hauptfigur angebracht war. Der Graf wollte zwar wieder umkehren, denn er konnte jetzt nicht mehr in Zweifel sein, daß die Schöne kein menschliches Wesen, sondern irgend eine Zauberin sei, allein sie sah ihn mit solchen süßen Blicken an, sie verstrickte ihn so in ihre Umarmungen, daß er eine andere Natur hätte sein müssen, als er war, um derartigen Verlockungen zu widerstehen. Er dachte zwar noch schwach an seine entfernte Gattin, allein das sündige Element war viel zu stark in ihm, als daß die Erinnerung an dieselbe ihn hätte aus den Netzen des schönen Mädchens retten können. Zumal da sie ihm sagte, er könne so wie so keinen Ehebund mit ihr schließen, sie sei als Tochter des Waldgeistes des Riesengebirges überhaupt unsterblich und vermöge mit einem sterblichen Menschen nur einen Herzensbund einzugehen, nie aber einen kirchlichen, da sie ja überdem nicht Christin sei oder werden könne. So ließ er sich denn von der schlauen Zauberin berücken, seiner Gemahlin untreu zu werden, weil er meinte, er werde ja überhaupt durch nichts an sie gebunden sein, allein wie ward ihm, als sie ihm später mittheilte, daß er, wenn auch nicht durch das

Band der Ehe, doch durch das des Blutes jetzt für immer an sie gefesselt sei, daß sie ihm auf jedem Schritte folgen werde und daß ihm ihre Rache drohe, wenn er irgend etwas gegen ihren Willen unternehmen wolle. Mit diesen Worten verschwand sie, der Graf aber stürzte fast bewußtlos vor Aufregung und Gewissensbissen aus dem Zauberpalaste und jagte nach Goldberg zurück, jedoch nicht ohne vorher, als er in die Nähe der Rabendocken gekommen war, das höhnische Gelächter des Zwerges vernommen zu haben, der ihm zurief, daß sie nun verwandt zusammen wären und er sich nicht mehr vor ihm zu grauen Ursache habe.

Als er nach Goldberg zurückgekehrt war, kam ihm sein Leibdiener mit der, wie er meinte, für ihn freudigen Nachricht entgegen, daß während seiner Abwesenheit seine Gemahlin Maria vom Zobten angelangt sei, allein statt zu ihr zu eilen und sie zu bewillkommen, zitterte der Graf bei dieser Kunde wie vom Fieberfrost geschüttelt zusammen und vertraute endlich diesem seinem Vertrauten, daß er sich von der Waldschönen habe verführen lassen und seiner Gemahlin untreu geworden sei. Der Diener aber sprach ihm Muth ein und sagte, er möge sich nicht ängstigen, in der Nähe dieser frommen Frau habe die Hölle keine Macht über ihn und so begab er sich denn zu ihr, die ihn noch nicht erwartet hatte und für seine glückliche Wiederkehr betend auf den Knieen lag. Als sie aber bei seinem Eintritt ins Zimmer aufsprang um ihn zu umarmen, da stand auch die Waldschöne zwischen ihnen, aber nicht mehr in ihrer früheren lieblichen Gestalt, sondern jetzt als ein finsterblickender Dämon, dessen rachesprühenden Blicke dem Grafen das Blut in den Adern erstarren machten. Der Graf aber faßte sich ein Herz, schlug ein Kreuz und hieß sie das Zimmer verlassen, da sie als ein Geist der Hölle an seiner frommen Gattin keinen Theil habe, und da nun auch letztere ihm verzeihend ihn in ihre Arme schloß, da sprach das Waldmädchen teuflisch lachend: „Hier nimm sie hin, ich gebe Dir Deinen Schwur zurück, Du verdienst es nicht von einer unsterblichen Frau geliebt zu werden!“ Mit diesen Worten legte sie der zurückweichenden Maria *) die Hand aufs Herz und gleichzeitig stürzte dieselbe mit einem lauten Schmerzensschrei entseelt zu Boden. Als aber der Graf sich auf den leblosen Körper seiner unglücklichen Gattin verzweiflungsvoll niederwarf, da rauschte etwas neben ihm und siehe der greuliche Zwerg stand neben ihm und sprach: „Die Stunde unserer Rache ist da, Du hast die Unsterblichen beleidigt, täglich wirst Du in der schwärzesten Nacht hundert Mal den Tod herbeirufen, er aber wird nicht kommen und kein Mitleid soll in die Finsterniß Deines Kerkers dringen!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen und war verschwunden, als auch das Zimmer sich mit Bewaffneten füllte, der von Herzog Wladislaw II. abgesendete Ritter Tobias war gekommen, um ihn gefangen zu nehmen, weil er unklug genug gewesen war, einmal im Scherz an der Treue der Gemahlin desselben, der Tochter des deutschen Kaisers Heinrich V., Agnes, zu zweifeln und diese ihren Gatten angestachelt hatte, schwere Rache dafür an ihm zu nehmen. Er ward fortgeschleppt, ins Gefängniß geworfen, an beiden Augen

*) Wahrscheinlich ist dies seine zweite Gemahlin, die ebenfalls Maria hieß und die Tochter eines französischen Herzogs war, gewesen, denn die russische Maria, die Tochter des Fürsten Jaroveik Wladimir, war kurz nach ihrer Verehelichung mit ihm gestorben.

geblendet (1145) und aller seiner Güter beraubt. Allerdings gelangte er im folgenden Jahre, als der schwache und grausame Wladislaw und seine ränkesüchtige Gemahlin aus Polen hatten flüchten müssen, durch den Bruder des Herzogs Boleslaus IV. wieder in den Besitz seines Vermögens, kehrte auch 1148 wieder nach Polen zurück, allein sein Augenlicht erhielt er doch nicht wieder (nach einer dunkeln Sage soll dies aber der Fall gewesen sein) und er starb den 20. Februar (oder 22. April) 1153 und ward in der St. Vincenzkirche zu Breslau, die er erbaut hatte, beigesetzt. Für Schlesien und Polen hat er in Beziehung der Beförderung des Christenthums mehr als irgend ein anderer Mann gethan, denn er hat auf seine Kosten 77 Kirchen nebst mehreren Klöstern erbauen lassen.

276. Der Teufelsgraben.

(S. Bechstein, deutsches Sagenbuch S. 543.)

Nahe bei Rappersdorf, zwischen Strehlen und Wansen in Schlesien, ist ein tiefer Graben, der sich nach dem Krühn-Wasser zieht, das dort in die Oblau fällt, dieser wird der Teufelsgraben genannt. Ein Bauer, dessen Felder allzuoft von Wasserüberschwemmung litten, indem das Wasser allzulange stehen blieb, stand eines Abends rathlos und verzweifelnd auf seiner Gemarkung und wußte seines Leidens keinen Rath. Da trat im Dämmerlicht ein dunkelgekleideter Fremder zu ihm und fragte: „Was seufzest Du? Du seufzest über das allzuviele Wasser, und Andere wären froh, hätten sie Deinen Ueberfluß. Ueberlaß mir sieben Deiner Knechte und ich will mit ihrer Hilfe Dir das Wasser ableiten, ehe der Tag graut. Das war der Bauer zufrieden, er gebot alsbald sieben Knechten auf zu sein und dem Fremden dienstbar, und der wählte sich solche sieben aus, die ihm nicht unbekannt waren, die ärgsten Flucher, die schlimmsten Spieler, die größten Schlemmer. Sie aber murrten und wollten, weil es Nacht war, nicht arbeiten. Da sagte der Bauer: „Wollt Ihr nicht gehorchen, so gehet zum Teufel!" Da gingen sie, am andern Morgen aber war der Graben fertig, groß und breit und lang, und die Felder waren wasserfrei. Aber die Arbeiter kehrten nicht wieder heim, bis Köchendorf und Bankau fand man ihre zerstückten Glieder auf den Felsen. Sie waren zum Teufel gegangen.

277. Die Rüttelweiber.

(S. Bechstein a. a. O. 1530.)

In der Gegend des Kynast und nach dem nahen Riesengebirge zieht der wilde Jäger mit allem seinem Gefolge und wird von den Bewohnern jener Gegend schlechthin der Nachtjäger genannt. Auch dort glauben die Leute, daß er, wie im Voigtlande, die Moosleute und Waldwichtel jage und plage, sie nennen aber die Moosweibchen Rüttelweiber. Für diese giebt es nur eine Rettung vor des Nachtjägers Gewalt und schnellem Griff, wenn sie nämlich an einen abgehauenen Baumstamm kommen, zu dem beim Fällen der Holzhauer gesprochen: „Gott walt's!" Da finden sie dort ein Asyl und Ruhe. Hat aber jener gesprochen: „Walt's Gott!" so schirmt ein solcher Stamm die Weibchen nicht und sie müssen weiter und weiter vor dem Nachtjäger fliehen. Wenn die kleinen Kinder in jener Gegend unruhig sind, und schreien, da droht man ihnen mit den Worten: „Sei still,

hörst Du den Nachtjäger? Jetzt kommt er, jetzt holt er das Kind, wenn es nicht ruhig ist."

278. Sprichwort von Kanth.

Von dem ums Jahr 1200 erbauten Flecken Kanth geht ein altes Sprichwort von der Zeit, daß die Breslauer den Herzog zu Münsterberg aufs Haupt geschlagen haben; es lautet also:

„Herzog Berthel ohne Land
Hat ihm's Maul vor Kant verbrandt."

279. Die Sagen vom Rübezahl.

Seit dem Anfange des 16. Jhdts. bis zu dem des 18. hat sich im Riesengebirge ein Gespenst sehen lassen, welches man Johannes Rübezahl genannt hat. Es sind über dasselbe verschiedene Bücher geschrieben, auch seine Thaten, die eigentlich meist auf boshafte Neckereien hinauslaufen, einfach erzählt worden, allein über seine Person oder seinen Ursprung ist man nie recht aufs Reine gekommen. Man hat gesagt, Rübezahl bedeute so viel als Riesenzahl, oder Valle und Roy d. h. Thalkönig, oder es sei das Wort soviel als Riphaeorum Zabulus, oder er sei gleichbedeutend mit dem Riesen Enceladus, oder er komme her von dem Namen eines italienischen Mönches Roncevale, oder von einem adeligen französischen Geschlechte Ronsevale, oder er habe seinen Beinamen von dem Hussitengeistlichen Rokezan, oder Rübezahl heiße eigentlich Rippezagel (Zagel bedeutet im Schlesischen einen Schwanz) und sei einer von den alten Eselsreitern gewesen, der von dem großen ungeheuern Hasen eine Rippe abgeklaubt und den Schwanz gefressen habe. Noch Andere sagen, er sei des Römers Curtius Diener gewesen, der seinem Herrn die Rüben zugezählt habe, die er hernach, auf der Bank sitzend, auf dem Heerde gebraten habe, und was dergleichen Unsinn mehr ist. *) Gewöhnlich kommt man aber darin überein, er sei der Geist eines venetianischen Juden Rubiasco, der lange Zeit im Riesengebirge mit Hilfe des Teufels den Arzt gemacht und nach seinem Tode sich hier als Berggeist habe sehen lassen. Nach einer alten Liegnitzischen Chronik wäre er jedoch ein Schuhmacherssohn aus Liegnitz gewesen, den seine böse Mutter in der Wiege schon verwünscht habe, so daß also aus ihm ein solches Ungethüm geworden. Noch Andere glauben, er sei der Nacht- oder wilde Jäger. Genug er ist ein Gespenst, das in der Gestalt eines Bergmännleins, einer Jungfrau, eines Jägers, eines Knaben, eines Mönches und verschiedener Thiere (einer Kröte, eines Esels, einer Nachteule, eines Bärs, eines Hahns, eines Satyrus, eines Pferdes, einer Kuh) die Reisenden erschreckt, denen, so ihn ausgelacht und verspottet, allerhand Unglück mit Donner, Hagel, Regen, Wind und dergleichen angethan, den Leuten ihr Vieh, Felder und Gärten beschädigt, hingegen Andern wiederum Gold und Silber genug gegeben und sie in der Welt glücklich, reich und vergnügt gemacht hat. Nach der Ansicht des Scholiasten zu Henel. Silesiographia Renovata Cap. II. § 18 hätten

*) Grimm, deutsche Mythol. S. 448 hält den Namen für höhnisch aus Rybecal oder Rybrcol (Name riba, Fisch?); Nor. Mythol. Wtbch. Bd. IV. S. 193, leitet das Wort von dem altgermanischen rabio d. h. zanken ab, mit Hinweisung auf das Sprichwort: „Sein Rübchen schaben."

seine Possen und Erscheinungen aufgehört, nachdem auf der Schneekoppe eine Kapelle erbaut und dort jährlich Messen gehalten worden wären.

Die Hauptschriften über ihn sind: Joh. Praetorius, DaeMonoLogJa RVbJnzaLJJ ſJLeſJJ. Das ist ein ausführlicher Bericht von dem wunderbarlichen sehr alten und weit beschrienen Gespenste dem Rübezahl, welcher sich auf den Gebirgen in Schlesien und Böhmen den Wandersleuten zu öftern in possirlicher und mannigfaltiger Gestalt und mit seltzame Verrichtungen vorzeiget. Leipzig 1668—73. 3 Theile (III. Ausg.) in 12., und Satyrus etymologicus oder der reformirende und informirende Rüben-Zahl in hundert Namens-derivationibus sampt einer Compagnie der possirlichſten Historien v. J. 1672 in 8°.*); S. Fried. Stentzel Disputatio de Spiritu in monte Giganteo Silesiorum qui vulgari nomine Rübezahl appellatur, apparente. Wittenberg 1673 in 4°.; D. Zeller, Hirschbergische Merkwürdigkeiten Th. II. S. 55—108; Vergnügte und unvergnügte Reisen auf das weltberufene schlesische Riesen-Gebirge, welche von 1696 bis 1737 theils daselbst den Allerhöchsten zu preisen, theils die erstaunenden Wunder der Natur zu betrachten, theils sich eine Gemüthsvergnügung oder Leibesbewegung zu machen, theils den berufenen Rübezahl auszukundschaften von allerhand Liebhabern angestellt worden, die sich denn zu einem beständigen Andenken in die daselbst befindlichen Schneekoppen-Bücher namentlich und meistens mit beifälligen merkwürdigen Gedanken in gebundener und ungebundener Rede eingeschrieben haben. Hirschberg, Krahn 1736 in 4° (83 Geschichten) **); Schlesischer Rübezahl, Leipzig 1730 in 8°; Die Geschichte des berühmten Berggeistes Gnome in dem schlesischen Sudetengebirge. Mit Figuren herausgegeben von einem Freunde der Freude. Gedruckt in diesem Jahr in 8°; Rübezahl der Herr des Gebirges. Volkssagen aus dem Riesengebirge. Erzählt vom Kräuterklauber. Leipzig 1847 in 8°.

a) Von einem Schatz, so nit weit vom Hirschbergischen warmen Brunn, auff dem Gebirge lieget, und durch den Rüben-Zahl verwahret gehalten wird, wie man darzu gelangen und groß Reichthumb daher bekommen kann.

Folgende ***) Description hat mir mein guter Freund Anno 1580, den 6. December mitgetheilet. Ich Hans Man von Regenspurg ein Kaufmann daselbst, durch Verhängnüß des Allmächtigen Gottes, da ich in voller Possession mit meinem Gut in die 80000 fl. war, in kurzen Jahren hernach durch Schuld verarmete, daß ich mit 10 fl. von meinem Weib und Kindern scheiden mußte, und wie ich in solcher Angst und Noth war, beschehret mir Gott einen guten alten Italiäner, der viel mit mir in Handelschafften gewest, sich meiner erbarmet, und mich mit nachfolgender Schrifft, davonn ich dann aus allem meinem Kummer und Noth, mit Ehren wieder zu meinem Weib

*) Aus letzterem Buche (S. 375 ꝛc.) haben wir die unten folgenden Geschichten gezogen.

**) Diese Sammlung bildet den zweiten Theil des sogenannten Schneekoppenbuches. Von neuern Bearbeitungen siehe Kastner, Einiges über Sagen Schlesiens. Reiße 1845 in 4° S. 7. Einiges findet sich auch bei Balbinus, Aesopus epulans s. discursus mensalis inter confratres Petrinos curatos etc. per quendam J. sessionis assessorem. Frankfurt u. Leipzig 1775 in 8°.

***) Auch bei Zeller Bd. II. S. 22 ꝛc.

und Kindern kommen, getröstet, und das mit Hülffe des Allmächtigen. In Schlesien ist eine Stadt, Hirschberg genannt, von derselben seynd 2 Meilen ins Gebürge, da ist ein Dorff Warmbrunn, allda ein Warmbad, dasselbe Dorff gehe gar hinauf, bald stößt daran ein Dorff, Hermannsdorff genannt, lieget unter dem Kinast, davon gehe auff Petersdorff, von dannen auff ein klein Dörfflein, heißt der Schreiberhau, dasselbe Dorff gehe eben auß, wohl drey Feldweges, gegen einem Berge, den man heißt den Schwarzen, bey einer großen Tannen, sind viel Zeichen eingehauen, dabey ist ein alter buchener Stamm, darein mancherley Zeichen verborgen gehauen, und geschnitten, unter welchen II das bekänntlichste, da kommet bei dem Stamme ein Rasenweg, gehet umb den Berg hinan ein Fluß, da vor Zeiten eine Glasehütten gestanden, in demselben Fluße, findet man gut Seiffen-Gold zu waschen, siehe gar eben auff einen verrasten wilden Weg, am Anfange desselben stehet eine große Haselstaude am andern Orte, dem Wege folge nach, wohl anderthalb viertel einer Meilen, so kommest du auff brüchicht, und schwappicht Erdreich, ist auch strittig von großen Kräutern, und fleusset ein klein Wässerlein verborgen, denn es mit Moß bedeckt, lege dich nieder, so höreſt du es klingen, hebe das Moß auff, so findeſt du gut Gold, als Haselnüsse groß, wilt du aber noch beſſer fort, habe Acht und siehe nach dem Auffgang der Sonnen, da sie umb S. Johannistag auffgehet, so wirst du eine große rumpichte Birke sehen, ganz bemoſet, oben zweyer Ehlen hoch über der Erden, und seynd viel Zeichen darinnen, unter dem verborgen gehauen, siehe nach der rechten Seiten, hebe das Moß auff so findeſt du diß ▽ Zeichen, und dagegen über noch einen alten bemoſten Stein, auch also bezeichnet, durch welchen du den alten Weg erkennen wirst, dem gehe nach eine gute Weile, so kommeſt du zu einem Flüßlein, hat rötlicht Wasser, und gut Seiffen-Gold, auch wirst du in den Stöcken und Bäumen immerdar mancherley Zeichen finden, dem Flüßlein gehe ein wenig nach, so kommet aber ein Flüßlein auff der linken Hand, und fällt ins erſte, dem gehe nach, du wirst an eine große Buche kommen, darinnen viel Zeichen gehauen, folge umb zweyer Feld-Weges weit vor dich fort, so sieheſt du einen Stock, darein ſchneeweiße Zeichen, gehauene Meſſer-Krahlen, und andere Zeichen sind, da findeſt du gut Seiffen-Gold, einer Bonen groß. Gefält dir das nicht, überſchreit das Floß, gegen dem strack über, so wirst du eine große dicke Tanne sehen, darein ein groß Kreutz gehauen ist, siehe eben wo das Kreutz hinzeiget, dem gehe nach, umb ein Steinwurff weit, wirst du sehen ein klar Flößlein kommen, dem gehe nach hinauff, so wirst du auf der linken Seite des Flößleins einen erhabenen Stock sehen, ist ganz dürre, darinn viel Zeichen, unter denen du auch dieſes findeſt ▽ △ das Flößlein hat auch roth Gold, gehe demnach eine gute viertel Meile hinauff am Berge, wo es entſpringet, da findet man Gold, größer als Haſelnüsse, wilt du weiter gehen, siehe bey dem Urſprung des Flößleins ſtehet auf der rechten Seite eine zweifältige große Tanne, iſt auff der rechten Seite gezeichnet alſo X ▽ △ X weiſende auff einen großen Weg, dem gehe eine gute Weile den Berg auff nach, so wirſt du ſehen 4 Erlen an einem Stamme, unten dran viel Zeichen gehauen ſind, weiſende auff einen Raſen-

Weg, dem gehe eine gute Weile auff die rechten Hand nach, so kommeſt du aber zu einem Flößlein, zwiſchen Steinen rauſchend, das hat auch gut Gold, ſiehe dich umb gegen Abend, den Berg auff, ſo wirſt du gewahr, einer großen Tannen, die Zeichen an derſelbigen Seiten aber wirſtu einen Raſen-Weg finden, dem gehe nach einer viertel-Meile, gegen der linken Hand, ſo wirſtu einen großen Stein finden, hoch in die Höhe langende gehe umb den Stein, gegen der rechten Seite, unten zu der Erden, das mit Mooß bedeckt, hebe das Mooß auff, ſo wirſtu viel Zeichen ſehen, darunter wie vorgemeldet an derſelben Seite wirſtu aber einen Raſen-Weg finden, merck eben auff wohin ſie zeigen, vor ſich auff die rechte Hand gegen Abend auff einen Weg, dem gehe nach auff 3 Armbruſtſchüſſe ſo wirſtu auff einen Plan kommen, da ſchöne hohe Kräuter, unter welchen du ſehen wirſt einen erhabenen Stein, der hat ſieben Ecken, und zwo Stuffen, auff der dritten Stuffen ſtehet er, gehe umb dieſen Stein, gegen Morgen findeſt du ein Loch daran, ſuche mit Fleiß eine dicke Haſelſtaude, darinnen wirſt du einen Knittel finden, den ſtoß in das Loch, und wiege, ſo wird ſich der Stein auffwiegen, lege ihm was unter, nim jetzt das Gott beſcheret, denn du genug Gold alda finden wirſt, ſo du aber keinen Knittel findeſt, haſtu gegen dem Loch über Aſchen-Bäume, haue dir einen, wiege den Stein auff, darnach laß ihn wieder nieder, wiltu aber weiter gehen, und beſehen die Bürcke, die man nennet die Abendröthes Bürcke, ſo gehe wieder umb den Stein, und ſiehe daß du dich gleich gegen Abend kehreſt, ſo kommeſt du gleich wieder ins Holtz. Mercke es ſtehen kurtze Stämme zweene gegen einander über, haben viel eingehauene Zeichen, unter welchen auch die vorhergehende Zeichen. Da wirſtu einen veralteten Weg ſehen, dem gehe nach, er wird ſich ſeltzam drehen, aber habe acht, du wirſt ſtets die Zeichen, jetzt an Buchen, bald an Tannen, bald an Fichten finden, wenn du nun wohl an Berg kommeſt, ſo habe acht auff eine Buche auf der rechten Hand, und dann eine große Bürcke, auf der linken Hand, mit vielen Zeichen, darunter das vorige auch, ſo ergieb dich Gott gänzlich, denn du viel Anſtöße haben wirſt, kehre dich an nichts, gehe nur getroſt wohl umb ein Gewande, ſo wirſtu eine Kluffi gerichts gegen den Abend liegend im Berge gebogen finden, darinnen du ſehen wirſt, eine ſchöne Thür, zugericht von ſchönen Marmelſtein, der ganz braun leuchtet, mit einer rothen blechenen Thür, beyneben ein gevierdt Fenſter, auch mit einem rothen blechenen Laden, gehe darzu, da wirſt du ſehen ein gölden Crucifix über der Thür, knie nieder, bete, 5 Paternoster, 5 Ave Maria, und ein Credo, zu Dancke dem Leiden unſers Herrn, darnach habe Acht auff die rechte Seiten, unten an der Thür gerichts herab, hebe das Mooß auff, ſo findeſt du ein Loch, darinnen ein Schlüſſel, der ſchließt die Thür auff, mache den Laden auff, ſo wirſtu Wunder Gottes ſehen, es iſt kein reicher Stelle auff Erden, denn dieſe, die wird vergunt wegzutragen, ſo viel du kannſt, mache die Burck mit Fenſter und Thür zu, lege den Schlüſſel wieder an ſeine Stell, gehe davon, und wende das Gut zu Gottes Ehren, ſo wird dirs gerathen.

Diß hab ich obgemelter Hans Man von Regenſpurg zweymahl gefunden, aber übel angewendet, derhalben mich Gott geſtraffet hat, daß ichs zum drittenmahl nicht finden können.

Die Zeit im Jahre, so findig erwehneter Ort ist, ist die Marterwoche, 14 Tage, in den Osterlichen Zeiten, wo es nicht sehr großen Schnee hat; item am Tage des h. Creutzes Erhebung, in der Creutzwoche alle Tage; in der Pfingstwochen alle Tage; an St. Johannis des Täuffers. St. Margarethä. S. Bartholomäi und Aegidi, und alle Quatember drey Tage.

Der leidige Satan aber der Rübe-Zahl thut manchen erschröcken, denn er läst sich ernstlich sehen in Gestalt eines großen grauen Münchens, mit einer Lauten, schlagende, daß die Erde erbebet, reichende über alle Bäume, darnach wirft er die Lauten nieder, wie ein großer Donnerschlag, jetzt kommt er in ein großen Bären-Gestalt, dann in eine andere grausame Monstra verwandelet, dergleichen nie gesehen seyn, bald läßt er ein großes Feuer von ihme scheinen, dann ein großes Feuerflott, gegen ihm welzen, und deß Schröckens ist viel. Letzlich, wenn man zu der Burck gehet, wirfft es Hagel, als meissinge Büchsenkugel, es ist nur Blendwerk, kehre dich nichts daran.

Zu Fettersdorff hat ein Man mit Namen Krebs, gewohnet, ein Schneider seines Handwerks, der sonsten auch alte Schäden zu heilen gepfleget, dieser hat die Laute auffm Berge anzuweisen gewußt, sein Sohn ist noch vorhanden, namens Christoff Krebs, da frage nach. 1615.

b) Rübezahl erlöset einen Schuhknecht auß dem Galgen.

Es erzählet mir unlängst ein guter Freund auß Breßlau, daß ein klein Städtlein, etwa zwo Meilen vom Riesen-Gebürge gelegen, sey, daselbsten soll sich ein Schuh-Knecht bei seinem Meister aufgehalten haben, der in Gewohnheit gehabt, gar ofte nach dem Gebürge hin zu spazieren, wenn er mit seiner Gesellschafft einen guten Montag gemacht gehabt. Nachdem er aber ein lustiger Kopf und verwegener Kumpe gewesen, so soll er sein exeriren mit dem Rübezahl nicht haben lassen können, sondern soll ihn ohn unterlaß angefochten, herausgefordert und sonsten verschimpfieret haben. Unter andern Schmähwörtern aber hat er den Berg-Geist stets zu Verhöhnung einen Rüben-Schwantz genannt, sagende: „Scher dich runter, du Rüben-Schwantz, und laß sehen, was du vor Künste kannst.“ Mit diesen und andern losen Worten mehr soll der grobe Gesell den Berg-Herrscher vielmahls geäffet haben, welches den der Geist allezeit schmerzlich befunden, und nach seiner alten Manier stets ein Wetter deßwegen erreget hat, dem giftigen Spottvogel auf seinen Kopf zu bezahlen. Aber, weil jener Verleumbder niemahls aufs Gebürge selbsten gekommen, sondern allezeit unten geblieben, da des Rübezahls Gebiete aufgehöret, oder sich kaum so weit hinauß erstrecket, so hat er seinem Wiederfacher wenig abzuhaben vermocht mit solchen erregten Donner-Wetter oder Platz-Regen, doch ist dennoch der erzörnete Berg-Gott auf eine andere Rache außzuüben, oder Hinterlist zu stiften, bedacht gewesen, welche er auch auf folgende Art ins Werck gesetzt, nehmlich, wie der Schuh-Knecht von seinem Meister Abschied nehmen, und von hinnen anderswohin wandern wollen, und hierzu sich allerdings fertig gemacht, auch mit seinem Fell-Eisen, da er hineingesteckt, was nur etwa sein Eigenes gewesen, der Rübezahl aber hat nach dem etlichen Sachen auß des Schusters oder Meisters-Kasten heimlich genommen, nehmlich, einen silbernen Becher, etliche silberne Löffel, sambt nicht wenigen schönen Schaupfennigen und hat solches alles unvermerkt in des Reisefertigen Fell-Eisen gepartieret, damit auch der Schuh-

Knecht auf und davongegangen, bis nicht lange hernach, Zweifels ohne auß Eingeben des Rächers, der Schuster seinen Raritäten-Kasten oder Kleinodien-Kiste eröffnet, und einen neuen Schaupfenning zu den vorigen hat thun wollen. Siehe, was der Hencker nicht thut; da wird er in großer Bestürzung gewahr, daß seine herrliche Schätze geraubet gewesen, hält darauf Nachfrage im gantzen Hause, ob er möchte hinter den Thäter gerathen. Wie er seine Hausgenossen aber alle unschuldig befindet, besinnet er sich auf seinen abgeschiedenen Knecht, als wenn der ihme wol dürfte das Schelm-Stück gerissen, und den Dankhab hinter sich verlassen haben. Eilet derhalben hinter ihm daher, und ertappet ihn etwa auf anderthalb Meil Weges vom gedachten Städtgen, packt ihn an, setzt ihn zu Rede, und fraget gar scharf von ihme, ob er nicht ungefehr dieses oder jenes Verlohrnes gesehen, oder ungefehr zu sich gesteckt hätte? Der Schuh-Knecht antwortet gar freudig, er wüßte von solchen bezüchtigten Sachen das Geringste nicht, so habe er ihm aufrichtig und nicht schelmisch gedienet, wolle er es nicht glauben, so hätte er sein Ränzel da, denselben wolle er freywillig aufschließen, und alles herauß langen, was drinnen vorhanden wäre. Hierauf nimmt er die Untersuchung für die Hand, und fänget an, seinen Reise-Sack außzuleeren, und bekommt auch unverhofft des Schusters vermissete Sachen in die Hand, darüber er erschrickt, der Schuster aber lustig wird. Was solte der gute und unschuldige Knecht machen? Er entschuldigte sich aufs Aeusserste, und betheuerte es, daß er gar nichts von diesen ungefehrlichen Diebstahl wüßte, es müßte diese entfernete Sachen ihm ein anderer auß Rachgier heimlich beigebracht und mit eingeschoben haben, sonsten könnte ers mit Gott betheuern, daß er von solcher Entwendung nichts gewußt habe. Aber der Schuster kriegt ihn bey der Kartaune, schleppt ihn fürs Gerichte, und lässet ihn vollends nach Hause führen, da er eingesteckt, und endlich zum Tode des Galgens verdammet wird, da er dennoch aber immer standhaftig, nach seinem guten Gewissen, darbey verbleibet, daß er unschuldig zu diesem Falle komme, gedenkende, daß er zwar gerne sterben wolle, weil er es vielleicht sonsten an dem lieben Gotte möchte verschuldet haben, daß er diesen Gang gehen müßte, aber dieser Diebstahl brächte ihn mit Recht nicht dazu. Was geschieht? Wie jetzt der letzte Tag anbricht, da er soll gerichtet werden, da kommt Rübezahl zu ihm ins Gefängnüß, doch in unerkannter Gestalt, und fraget ihn, was er hie mache? Jener antwortete: „Was soll ich leider machen? Hier wollen sie mich heute ohn Henkers Dank hencken, weil ich soll was gestohlen haben, da ich doch kein Dieb gewesen bin.“ Drauf der Rübezahl antwortet: „Siehe, mein Kerl, diesen Schimpf habe ich dir gemacht, weil du mich ofte mit deiner unnützen Schnauze angetastet, und ohn Ursache droben Rüben-Schwantz angeschrien hast, doch will ich dich hierumb nicht gäntzlich verderben lassen, sondern nach erlittenen Incarcerirung gleich jetzt erlösen.“ Drauf hat er ihme die Ketten und Bande abgemacht, und sich selbsten hineingeschlossen. Weiter hat er der Schuh-Knecht auch unsichtig gemacht, und auß der Haft herausgebracht, auf freyen Fuß gestellet, daß es kein Mensch inne geworden. Noch weiter soll er auch dem Schuh-Knecht befohlen haben, daß er umb eine Weile nach geschehener Execution, in der Stadt rumbgehen, und sich öffentlich zeigen soll, weil er nunmehr sicher, und außerhalb aller Gefahr lebete. Und indeme kommt ein Pfaffe ins Gefängnüß

zu dem armen verſtellten Sünder, nehmlich dem Rübezahl, hält an, er ſoll fleißig bethen, ſein letztes Stündlein ſey nunmehr vorhanden, ja er müßte itzund zu guter Letzt hier alle ſeine Sünden bekennen, und beichten, drauf wolle er ihm das Abendmahl reichen. Des Rübezahls ſeine Gegenred aber war immer geweſen dieſe: „Päperle päp.“ Und ſo ſoll er etliche tauſendmahl geſagt haben, wenn ihme der Pfaffe anmuthen wollen, daß er müſſe Buſſe thun, und andächtig bethen. Wie nun aber hierauß nichts anders hat werden wollen, als lauter Päperle päp, ſo ſollen die Gerichte dennoch umb reiſe Zeit den päperlepäpiſchen Rübezahl zum Thor hinauß geführet, und an den liechten Galgen gehenkt haben, darzu er dennoch immer ſein gewöhnliches und ſchnackhaftiges Päperle päp geſagt, biß der Diebs-Hencker von der Leiter wieder herunter geweſen, da ſie alle mit einander eine große Schütte Stroh am Galgen geſehen und behalten haben. Hierüber ſoll das Städtlein biß auf den heutigen Tag ſeine Gerechtigkeit oder Gericht verlohren haben.

c) Rübezahl duldet keinen Hund auf dem Gebirge.

Dieſes ſoll gar ein gemeines und allen bekanntes Ding ſeyn, daß der Berg Geiſt keinen Hund oben leide, weil er ſelber der einige Jäger ſeyn will, der das Wild hetzet. Alſo ſoll es unlängſt geſchehen ſeyn, (wie ich [J. Prätorius] dieſe und die folgende Geſchichte von einem glaubwürdigen Pfarrherrn auß der Schleſien mündlich in Leipzig empfangen habe) daß der eigentliche Herr des Orts, nehmlich der Herr von Schafgotſch, ſeinem Jäger befohlen, er ſolle doch einen Hund zu ſich mit hinauf nehmen, damit er einen Gehülffen bey der Hand hätte, ſo er ein Wild vermercken möchte: Sintemahl der Jäger ſein Häußlein und Wohnung immer droben hat, aber keine Hunde halten und behalten kann. Was geſchieht? Ob der Wild-Schütze ſich gleich weigert, und ofte vorwendet, daß es vergebens ſeyn würde, weil es ja niemahls einen Hund litte, ſo hat er dennoch Ihrer Gnaden Befehl gehorſamet, und einen wackern Wind Hund zu ſich mit hinauf genommen: Wie er aber droben geweſen, da war ihm ein Mann begegnet, welcher Zweifels ohne der Riphäiſche Satyrus geweſen, ſolcher war ſtockſtille geſtanden, und hatte dieſen vorübergehenden Windhund mit ſtarrenden Augen eine lange Weile angeſehen, biß der Jäger zu ſeinem Häußlein gekommen, da er ſolchen Hund in einem Stalle bey ſich verſperret: Aber, wie er frühe morgens wiederumb darnach ſehen will, da war kein Hund zu ſehen noch zu hören geweſen, biß er am Tage ungefehr, indem er ſonſten außgegegangen, und Wild geſuchet, bald hie, bald da, ein Viertel von ſeinem Hunde am Gebüſche hangen ſiehet.

d) Rübezahl jaget auch im Winter.

Untem am Gebürge ſoll ein ſchlichter Mann wohnen, der zu Sommers-Zeiten dieſe Gewohnheit hat, daß er mit ſeiner Senſen aufs Gebürge gehet, alda das Gras abmeyet, und darnach an den Klippen in Hucken übereinander leget, biß er im Winter mit einem Schlitten über den gefallenen Schnee füglich hinauf fahren könne, und alßdenn ſolches gewordene Heu zu ſich herunter bringe. Solchem Mann ſoll es oft begegnet ſeyn, daß der gedachte Geiſt ihn in Geſtalt eines Jäger-Meiſters mit einem Pferde unvermuthlich angerennet, daß er ſich drüber verwundert, woher er kommen möchte, oder

droben zwischen den unebenen Felsen fortkommen könnte. Ja es soll der Rübezahl bisweilen ihme so nahe gerathen, und mit seinem schnaubichten Pferde über den Hals gleichsam geritten seyn, daß der Schaum auf den Achseln davon kleben geblieben, darbei er denn auch gefraget: „Was machst du hier?" Resp. „Ach Herr! ich habe ein Bißgen Heu geholet." Und hierauf war er denn immer fortgeritten, der Mann aber hatte sich nicht minder bald herunter nach Hause verfüget.

e) Rübezahl gastieret Catholische Pfaffen.

Diese und folgende Geschichte hat mir geschrieben übergeben ein alter und erfahrener Schlesier, deme der großgünstige Leser gewiß und leichtlich einen Glauben beymessen kann und soll, nehmlich: Einsmahls reisen etliche Catholische Priester mit etlichen Studenten in Pohlen nach Posen zu, wie sie aber auf den Berg kommen, treffen sie ein Wirths-Haus an, darinnen waren viel Leute, hatten Spiel-Leute und waren lustig. Weil es aber späte war, so bitten die Herren Geistlichen umb Herberge. Der Wirth saget, sie wären vornehme Leute und geistliche Personen, er wüßte nicht, was er ihnen vor Lager machen solte, sie müßten mit einem Strapudio vorlieb nehmen. Ja, ja, sagten sie, es wäre alles gut. Er tractiret sie mit Essen und Trinken wol, sie bekommen gute Räusche, und legen sich aufs Lager, schlaffen ein, und ruhen alle wol, fragen aber den Wirth zuvor, was sie schuldig wären, sie wolten früh morgens zeitlich auf seyn, ob er auch Branntwein hätte, sie wolten früh vorher einen trincken? Sagt der Wirth, sie solten früh morgens bezahlen, und einen guten Rausch an dem Brandwein mitnehmen, er wäre Willens, ihnen einen Gefehrten auf ein paar Meilen mitzugeben. Das war den guten Herren lieb, daß sie den Wirth zu einem Gefehrten kriegten, schlieffen mit Freuden darauf ein. Als sie erwachten, so lagen die guten Herren alle unter einem Galgen, das war ihr Wirths-Haus gewesen, was sie nun für Speis und Tranck genossen, weiß ich nicht, Gott gesegne es ihnen.

f) Rübezahl drillt einen Soldaten.

Es gehet eine Parthey über das Gebürge auf ein funfzig oder sechzig Pferde stark, die kommen auch an ein Wirths-Haus, bitten den Wirth, er soll ihnen einen Bothen mitgeben. Der Wirth spricht: Sie müssen ein wenig verziehen. Giebet den Officiren ein Stück Käse und Brod, und einen Trunck Bier, unterdessen kommt ein Mann gegangen, welcher des Wirths sein Compan gewesen, dem befiehlet der Wirth, er solle ihnen den Weg weisen. Dieser thut es. Die Officiren bedanken sich der Ehre. Es ist aber ein Sau-Magen unter der Compagnia, der ist gantz voll, bleibet zurücke, und kehret wieder ins Wirths-Haus hinein, wil den Wirth trillen, er soll ihme geben, was er begehret. Der Wirth zanckt sich mit ihme, und wil ihme nichts geben. Dieser zeucht vom Leder, wil den Wirth eins versetzen. Der Wirth saget: „Ey immer her." Der Soldat hatte sein Pferd an eine Seule angebunden. Der Wirth treibet den Soldaten mit einem Prügel eine gute Ecke weit, und schmeißt ihn mit dem Prügel, daß er eine Weile liegen bleibet. Der Wirth gehet nach Hause, der Soldat gehet hernach. Wie er hinkommt, wo das Wirths-Haus soll gewesen seyn, findet er weder

Wirth noch Wirths-Haus, sein Pferd stehet an einem Baume angebunden mitten in dem Walde, ist in acht Tagen wieder zu seiner Parthey kommen, da er alles seinen Officiren erzehlet. Diesem Bier ist recht geschehen.

g) Rübezahl äffet ein schacherhaftigen Jüden.

Es war ein Jüde aus Pohlen, der wird von einem vornehmen Woywoden nach Prag geschickt, er solle sechs schwartze Stutten und zwey Hengst-Pferde kauffen. Der Jüde reiset nach Prag, bekommet schöne Ungarische Pferde der Gattung, unter andern trift er ein türckisch Pferd an, welches ein Apfelschimmel gewesen, und hat 400 Thaler davor gegeben. Der Jüde muß über das Gebürge reisen, kommt in ein Wirths-Haus, da hat der Wirth einen schönen Hengst, einen Rappen, der gefällt dem Jüden wol, er fragt den Wirth, ob er nicht mit ihme auf seinen Apfelschimmel tauschen wolle, und was recht wäre, wolten sie mit einander ehrlich handeln. Der Jüde sagt dem Wirthe, was ihm sein Hengst kostet. Der Wirth saget, wenn er ihm noch so viel auf seinen Rappen wolte zugeben, so wolte er ihm ihn lassen. Dem Jüden gefället das Pferd, weil es seiner andern Pferde Farbe gleicht, bietet ihme 200 Reichs-Thaler zu, endlich kommt es so weit, daß der Jüde ihme, dem Wirth, 300 Thaler auf sein Pferd noch zugiebet. Der Jüde ist froh, denkt ein Großes auß diesem Pferde zu erhalten, er reiset nach Hause, weiset seinem Woywoden das Pferd, welcher auch freudig drüber gewesen, lässet es in einen sonderlichen Stand ziehen und ihm gut Futter geben. Das Pferd stehet einen Tag, den andern auch, auf den dritten Tag, als er in den Stall kommt, so ist das Pferd weg, und nicht mehr als sein Schwantz angebunden, in der Mitten ist ein großer Knoten gewesen, darinnen 200 Ducaten gesteckt, welches sie alle mit Verwunderung angeschauet. Der Woywode nimmt die 200 Ducaten zu sich, gieb dem Jüden hundert Thaler, er soll zurücke ziehen, und von dem Wirthe erfahren, was es vor eine Beschaffenheit möchte haben. Der Jüde zeucht auß, hat weder Wirths-Haus noch Wirth gefunden, kommt also mit leeren Händen wieder heim, jedoch hat er noch nicht alles darben müssen.

h) Rübezahl hudelt einen andern Jüden noch viel ärger.

Ein anderer Jüde, welcher auch ein Roß-Täuscher gewesen, kommt von Prag mit etlichen schönen Pferden, unter andern hat er einen Rothschimmel, ein Ungarisch Pferd, schön von Statur, kommt auch auf dem Berge in ein Wirths-Haus. Der Wirth hat ebener Farbe und Natur ein solch Pferd, welches ein guter Läuffer und wol gewand gewesen, sind aber einander so ehnlich gewesen, daß man eines vor den andern nicht hat erkennen können. Dem Jüden gefällt des Wirths sein Pferd, handelt mit ihme, gibt dem Wirth 100 Thaler zu, er zankt sich aber mit dem Wirthe wegen des Zaum-Geldes. Der Wirth denkt: Harre Jüde, ich will dich wol bezahlen. Tractiret den Jüden wol, gibt ihm seine hundert Thaler wieder, und retractiret den Kauf, schickt aber den Haus-Knecht heimlich in den Stall, und lässet sein Pferd an des Jüden Pferds Stelle ziehen. Der Jüde sitzt auf, und reiset mit den andern Pferden fort, da er aber durch ein Wasser reitet, wil er seine Pferde trincken, da sitzt der Jüde auf einer Schitte Stroh. Er

erſchrickt, weiß nicht, was er thun ſoll. Er reitet wieder ins Wirths-Haus, klagets dem Wirthe, der ſaget: „Gleich itzo habe ich mein Pferd nach Jarmier geſchicket, wil es verkauffen, wollet ihr es haben, ſo könnet ihr es noch bekommen umb bahres Geld, vor 300 Thaler. Der Jüde fluchet dem Wirthe alles Böſe auf den Hals. Der Wirth gehet zum Hauſe hinaus, läſſet den Jüden ſtehen. Wie der Wirth weg iſt, ſtehet der Jüde im wüſten Gebürge, weiß nicht, wo hinauß. Wo er nun iſt hingekommen, hat man nicht erfahren.

i) Rübezahl giebt einen Hochzeit-Gaſt.

Einsmahls reitet er mit zwo andern zu dritt auß, und kommt in ein Dorf, da haben zwey arme junge Leute Hochzeit. Nun iſt es an etlichen Ohrten Brauch, daß die Braut mit ihren Gäſten in die Schenke zum Tantze gehet. Dieſer bittet den Bräutigam, er wolle ihm vergönnen, mit ſeiner Braut einen Ehren-Tantz zu thun. Der Bräutigam läſſet es ihm zu. Unter dem Tantze verehret er der Braut zwey rothe Bänder, und bindet ihr ſolche umb die Hand, verehret auch dem Bräutigam ein Stück Geld, eines Thalers gros. Er bleibet über Nacht mit ſeinen bey ſich habenden zween Reutern in der Schenke, bezahlet alles, was er verzehret. Der Wirth beſtellet aber bey dem Bräutigam, er ſolle ihm die Ehre thun, und ihn zum Frühſtück bitten, er kommt aber nicht, ſondern reitet fort. Wie die Gäſte nun wieder zuſammen kommen, weiſet er ihnen das Geſchenke. Sie ſehen es alle an, wiſſen aber nicht, was es iſt. Als der Pfarrherr auch hinkommt, ſo weiſet er ihme ſolches auch. Wie er es in die Hand nimmt, ſo iſt es, da es zuvor weiß, wie ein Thaler, geweſen, ein ſchöner Portugaleſer. Die Braut weiſet ihre zwey rothen Bänder. Als ſie der Pfarrherr auch in die Hand nimmt, ſo ſind es zwey ſchöne Arm-Bänder. Das war ein gut Geſchenk vor arme junge Ebeleute.

k) Rübezahl gehet unbarmhertzig umb mit einem widerſpenſtigen Wurzelmann.

Es war ein Wurzelmann, der trug allezeit Kräuter und Wurzeln in die Apotheken, derſelbe hat den Weg zu des Geiſtes ſeinen Wurzel-Garten gewußt, er heiſſet der Teuffels-Grund, darinnen hat er ſeinen Garten und ſeine ſonderlichen Kräuter und Wurzeln, dieſelben bekommt kein Menſch von ihme, er gebe ſie denn gutwillig. Wil er ſie mit Gewalt oder durch Conjurationes bekommen, ſo muß er der Sachen verfect ſeyn, oder er bricht ihme den Hals, oder hat ſonſten groß Unglück darvon. Auf eine Zeit bringet dieſer Wurzelmann etliche Wurzeln in die Apotheken zu Liegnitz. Zur ſelben Zeit lieget der Oberſte Lyon als ein Commandant in der Stadt, deſſen Frau läſſet den Wurzel-Mann zu ſich kommen, und verſpricht ihm ein großes Geld, wenn er ihr würde die rechte Weißwurzel bringen, welche in demſelben Garten wüchſe. Der Mann gehet hinauß, gräbet, Ronzivall kommt zu ihm, fraget, was er da grübe? Er ſaget, er wäre ein armer Mann, hätte viel unerzogene Kinder, er müßte ſich von Kräutern und Wurzel-Suchen erhalten. Der Geiſt ſaget, er hätte ſolcher Sachen genug im Gebürge, er ſolle ihm ſeinen Garten mit Frieden laſſen, doch, was er hätte, ſolle er behalten, aber nicht mehr wiederkommen. Der Mann bringt der Obriſtin

Lyonin was von dieſer Wurzel, welche ſie ihme theuer genung bezahlet hat, aber, wo er derer mehr könnte haben, ſolle er zuſchauen. Dieſer gehet wieder zum andernmahl hin, und gräbet, Ronzivall kommt wieder, und ſpricht: „Was machſt Du? Ich habe dir's verboten, du ſolleſt nicht mehr wiederkommen, ſo ſiehe, was ich mit dir machen wil.“ Der Mann gehet, und bringet der Frau Obriſtin wieder was, welche ſie ihm noch theurer, als die erſten, bezablet. Der Manu bekommt ein Hertze, gehet zum drittenmahl wieder hin, und gräbet. Der Geiſt kommt, und fraget, was er mache, er hätte es ihme verbohten, er ſolte nicht wiederkommen, nimmt ihme die Hacke auß der Hand, dieſer holet ſie wieder, und hacket. Der Geiſt ſaget, er ſolle aufhören zu hacken, es wäre Zeit. Dieſer hackt immer friſch zu. Er nimmt ihme die Hacke, und wirft ſie weg. Er wil ſolche wieder holen. Als er nach der Hacke greift, ſo nimmt ihn der Geiſt, und reiſſet ihn zu Stücken, und führet ſie in der Luft hinweg, daß nichts mehr, als ein Pelz-Aermel darvon dar iſt, welchen ſein Sohn, ein Knabe von 13 oder 14 Jahren, der mit ihme geweſen, zurückgebracht, ſolchen habe ich Johann Prätorius mit Augen geſehen.

l) Rübezahl verehret einer bedürftigen Frauen Gold-Blätter.

Es kommt ein alt Weib, ein armes Weib, und ſuchet auch Kräuter und Wurzeln, und verirret ſich im Walde. Der Geiſt kommt in eines Jägers Geſtalt zu ihr. Die Frau bittet ihn, er ſolle ihr nur den rechten Weg ſagen, wo ſie nach Giers-Dorf zu gienge, ſie hätte kleine unerzogene Kinderlein, und hätten in etlichen Tagen kein Brod gehabt, daß ſie könnte zu ihnen wieder heimkommen, und die Wurzeln zu Gelde machen. „Die Wurzeln ſind dir zu ſchwehr, wirf ſie weg, ich wil dir ein Kraut weiſen, das nimm, und trage es in die Stadt, es wird dir mehr gelten, als die ſchwehren Wurzeln.“ Die Frau will nicht, ſondern behält ihre Wurzeln. Dieſer aber ſpricht, ſie ſolle von dieſem Strauche Laub mitnehmen, es würde ihr mehr gelten, als die Wurzeln, ſtreift ihr auch ſolches ſelbſt ab, und gibt es ihr in den Korb. Die gute Frau gehet alſo fort, denckt aber, was iſt dir das Kraut nütze? und ſchüttet es hinweg. Als ſie zu Hauſe kommt, ſo nimmt ſie die Wurzeln herauß, da kleben noch etliche Blättlein an dem Korbe, ſolche weiſet ſie den Leuten im Hauſe, und ſaget, es hätte ihr dieſe ein Jäger im Walde gegeben, ſie ſolle ſie mitnehmen. Als ſie darvon redet, werden ſie alle zu Golde, und iſt ein jedes Blat ein Ducaten geweſen. Die gute Frau denckt, ſie weiß die Stelle noch wol, wo ſie ſolche außgeſchüttet, gehet hin, ſuchet, findet aber weder Ohrt noch Blätter. Hätte ſie ſie zuvor behalten, ſo wäre ſie eine reiche Frau worden. Drumb iſt manchem ein Glück beſcheehrt, er verſcherzt es aber wunderlich.

m) Rübezahl beſchenckt die H. drey Könige.

In Böhmen iſt vor vielen Zeiten der Brauch geweſen, welcher auch noch iſt, daß die Böhmen mit dem Sterne, Joſepho, Maria und dem Kindlein Jeſu, über das Gebirge gegangen. Es ſind nicht nur Knaben geweſen, als man hier in Städten im Brauch hat, ſondern Männer, welche ſich derer Sachen befliſſen haben. Einsmahls gehen ſie auch über das Gebirge bey rauhem Winter, kommen auch in ein Wirths-Haus, bitten den Wirth und

Herberge, weil es später Abend gewesen. Er lässet sie hinein. Die Jungfrau Maria, als ein kleiner Knabe, ist sehr erfrohren. Der Wirth machet ihr bald ein warm Bier, daß sie sich erholen kann. Es kommen andere Gäste hinein, zehren umb ihr Geld, sie lassen ihnen Comödien spielen, welches dem Wirthe wol gefiehle. Früh morgens mußten sie solches dem Wirthe allein spielen, der verehret einem jedweden drey Groschen, der Jungfrauen Mariae aber sechs Groschen und dem Kindlein einen Reichs-Thaler, lässet sie also fort, und lässet ihnen den Weg durchs Gebirge weisen. Wie sie in die erste Herberge kommen, so erzehlen sie es, und weisen das Geld, was ein jeder empfangen, sind dessen froh, wie sie es aber anschauen, so sind die Groschen alle Ducaten, und der Reichs-Thaler, welchen er dem Jesu-Kindlein verehret, ist ein Portugaleser gewesen. Einer aber unter ihnen, der auch drey Groschen bekommen, und zu Ducaten worden sind, der saget, das hätte gewißlich Rübezahl gethan, und bald Gutes bald Böses von ihme geredet. Als er einen von seinen dreyen Groschen, welche zu Ducaten geworden, verwechseln wolte, ist er ein Groschen vor und nach geblieben, wie auch die andern zween Ducaten. Die andern haben ihn außgelacht. Dieses ist seine Straffe gewesen.

n) Rübezahl läßt seinen Garten nicht berauben.

Einsmahls kommen vier Walloner zu dem Krebse*), welcher unter dem Gebirge wohnet, bitten ihn, er wolle mit ihnen in das Gebirge gehen, sie wolten ihm seinen Willen drumb machen. Er fragt sie, was sie in dem Gebirge suchen wolten. Sie sagten, Wurzeln und Edelsteine wolten sie suchen, unter andern auch die rechte Springwurzel. Hat der Krebs zu ihnen gesagt, und sie treulich gewarnet, sie möchten suchen, was sie wolten, aber die Springwurzel solten sie in Frieden lassen, denn der Herr des Gebirges solche vor sich hätte, er gebe sie auch keinem nicht, als wem er wolte. Sie antworteten, deßwegen wären sie eine weite Reise gezogen, sie wolten es wagen auf ihre Verantwortung und Gefahr. Er warnet sie noch einmahl treulich, sie wollen aber nicht folgen, sondern einer unter ihnen nimmt die Hacke, und als er den ersten Hau thut, so fället er stracks darnieder, ist kohlschwartz, und ist des gähenden Todes. Die andern drey erschrecken und glauben dem Krebse, der sie gewarnet, gehen mit ihme, und suchen andere Edelsteine, und begraben ihren guten Gesehrten.

o) Rübezahl hat seine Kurtzweil mit denen Spielleuten.

Es kommen vier Spielleute aus Böhmen über das Gebirge Sommers-Zeit, so kommt ein Cavallier mit zwey Pferden geritten. Sie sitzen und ruhen. Er fraget, was sie da machen? Sie sagten, sie wären Spielleute, hätten sich verzehret, wenn er ihnen wolte was spendiren, so wolten sie ihme ein Lustiges machen. Er sagt ja, sie solten immer aufspielen. Sie machen etliche lustige Stücklein. Sein Pferd das lässet vier Pferdeäpfel fallen, weil der Spielleute vier gewesen waren, so sagt er zu ihnen, da soll ein jedweder einen mitnehmen, und dießmahl vorlieb nehmen. Reitet von ihnen weg. Die guten Leute sehen das Honorarium an. Drey lassen ihre Apfel liegen, der vierte nimmt seinen mit, hat Papier bey sich, und stecket

*) Von diesem Krebs ist oben S. 310 die Rede gewesen.

solchen zu sich. Wie sie in die Herberge kommen, ist es an einem Sonntage, da sind viele Gäste alda. Sie müssen aufwarten, verdienen etwas Geld. Wie es Feyerabend wird, und die Gäste weg sind, zahlen sie, was sie verdienet haben, da sagen die andern drey, er solle doch seinen Apfel auch hergeben. Dieser spricht: O der Apfel wird wol nicht der schlimste seyn! Zeucht solchen herauß, so ist er gantz schwartz und schwehr. Er schabet mit dem Messer drein, so ist es pur lauter Gold. Seine Companen erschrecken, daß sie ihre nicht behalten, gehen zurücke, finden aber nichts.

p) Rübezahl danckets einem, der ihn durch die Hinterthür zu Gaste ladet.

Einsmahls auf dem Naumburger Markte reisen etliche vornehme Kaufleute, und haben ihre Söhne, welche zu Leipzig studieren solten, bey sich, reisen auf Schmiedeberg zu zu ihren Freunden, lassen auch Hirschbergische Kaufleute nebenst ihren Söhnen, welche auch nach Leipzig zu studieren gezogen, holen, und gehen mit einander auf das Gebirge, bleiben über Nacht droben, haben ihre kalte Küche, wie auch Bier und Wein, mit, welche sie mit sich hinauftragen lassen, nehmen auch Jungfern mit sich, seyn lustig und guter Dinge, gedenken des Geistes nicht. Wie sie aber den andern Tag mit schönem hellem Wetter wieder zurückkommen, und unter dem Berge sind, ist ein guter Freund, ein kurtzweiliger Mensch, mit ihnen, der ziehet seine Hosen hinab, und weiset, Salv. Hon. den Hintersten hinauf, sagend: „Rübenzahl, Rübenzahl, man sagt viel von dir, du könntest Wetter machen, hast du ein Herz, so thue es, oder ich halte dich für einen Hunds-Futte und rechten Bärenhäuter.“ Ehe er das Wort außredet, da es so schön helle gewesen, so kommt ein Wetter, daß sie nicht anders meynen, der jüngste Tag kähme, sind alle mit einander, Manns- und Weibs-Personen, durch und durch naß worden, und haben ein gutes Treugetuch zu Hause gesucht.

q) Rübezahl spendiret ein gut Trinckgeld für genossene Herberge.

Einsmahls reiset der Ronzivall auß mit dreißig Pferden und drey Trompetern, hat seine kalte Küche nebenst den Koch bey sich, und kommt zu einem von Adel, läßet ihn umb Herberge bitten, er dürfte ihme nichts geben, er wolte ihm auch keine Ungelegenheit machen. Wie er speiset, so schickt er dem Wirthe acht Speisen von seinem Tische oder Tafel, der Wirth aber bedanckt sich, und wil solche nicht annehmen, schickt sie nebenst freundlicher Danckagung wieder. Früh morgens, ehe er wegreiset, so frühstückt er zuvor, unter andern schickt er dem Wirthe wieder etliche Speisen, worunter eine Schüssel verdeckt gewesen, mit lauter Ducaten angefüllt, und läßt sich guter Herberge bedancken.

r) Rübezahl ladet einen durch die Afterpforte zur Gasterey.

Einsmahls ist ein guter Mann mit einem andern, welcher in der Nähe gewohnet, spazieren gegangen in gar heimlichen Wetter, der bittet seinen guten Freund, ob er ihm nicht könnte Rübenzahlen weisen, er möchte ihn gerne sehen. Der spricht, ja, er könnte ihn bald zu sehen bekommen. Sie gehen ein wenig fort, so sehen sie einen Baum mit einer Zwiesel, mitten in

der Zwiefel ſteht er, und weiſet ihnen reverenter den Hinterſten, und machet ihnen ein Wetter und ſolche Kälte, daß er um Gottes-Willen gebethen, er wolte ihn wieder zurückbringen, er müßte ſonſten erfrieren.

s) Rübezahl iſt ein Studenten-Freund.

Es kommen drey Studenten über das Gebirge gereiſet, die haben ſich verirret, da kommen ſie auf einem Berge in ein Wirthshaus, ſie bitten den Wirth, er wolle ihnen den rechten Weg weiſen, ſie hätten ſich verzehret, und wären in der Irre. Weil es denn ſpäter Abend geweſen, ſagt der Wirth, ſie ſollen dar bleiben. Die entſchuldigten ſich, ſie hätten keine Zehrung. Der Wirth ſaget, ſie würden ſo viel nicht verzehren, giebt ihnen eine Kegel-Kugel mit dreyen Kegeln, ſie ſollen ſich unterdeſſen erluſtigen, bis die Mahlzeit fertig würde. Die guten Leute, weil ſie kein Geld hatten, wolten ſie den Wirth auch nicht betrüben, ſondern hielten bei ihme an umb den Weg zu weiſen, haben etliche Vaganten-Stücklein mit einander muſiciret, das gefiehle dem Wirthe wol, gibt ihnen was zu eſſen und zu trincken, und gibt einem jeden einen Kegel mit, weiſet ihnen den rechten Weg. Sie dencken aber: Was ſind uns die garſtigen Kegel nütze? Zween werffen ihre Kegel weg, der dritte aber behält ſeinen, und nimmt ihn mit auf die Herberge. Als ſie früh aufſtehen, ſiehet der nach ſeinem Kegel, derſelbe iſt gantz ſchwartz und ſchwehr. Er kratzt mit dem Meſſer hinein, ſo iſt er lauter Gold. Die andern wollen ihre Kegel wiederholen, haben aber keinen gefunden.

t) Rübezahl verläßt Edelgeſteine hinter ſich.

Vor der Reformation, da es in Böhmen noch Lutheriſch und Evangeliſch geweſen (da es itzund kaum Epiſtoliſch, Catholiſch wollte ich ſagen, iſt), zu ſolcher Zeit iſt ein Pfarrherr übers Gebirge gangen ſampt ſeinem Küſter, in Willens, eine Kind-Taufſe herüberwerts zu verrichten. Indem er aber mit ſeinem Handlanger wandert, da ſoll er ungefehr bey der einen Schnee-Kuppe eines Italiäners am Bächlein wahrgeworden ſeyn, der viel kleine Steinlein über einen Hauffen da heraußgeleſen und neben ſich hingelegt gehabt. Wie er ſolchem etwas näher gerathen, da war der vermeinte Italiäner eilends darvon geſprungen, und hatte alles im Stiche gelaſſen, was er geſammelt. Der Pfarrherr aber hatte unterdeſſen etliche Steinlein zu ſich in ſein Schnupptuch geſteckt, und war darmit vor die lange Weile weggegangen, hatte ſie auch beym Goldſchmiede verſuchen laſſen, und befunden, daß es köſtliche Edelgeſteine geweſen, derentwegen er bald drauf eben des Weges gegangen, die übrigen Steine zu ſuchen, aber da war weder Steingen noch Bächlein zu ſehen geweſen, ob er gleich die vorige Stelle betreten, wiewohl dem Pfarrherrn auch vorhero ſoll Wunder genommen haben, daß er allda ein rinnendes Bächlein außm Berge vermercket, als der vor deſſen keines alda angetroffen, ungeachtet, ob er ſchon ſehr vielmahls deſſelben Weges ſich gebrauchet gehabt.

u) Rübezahl machet etliche zu Stroh-Junckern oder Wiſch-Rittern.

Wie einsmahls etliche Schnapphähne vornehmer Geſchlechter ſich aufm Gebürge befunden, und der Beutemacherey nachgingen, da ſoll ſich der Rübe-

zahl in einer hübschen Kutsche präsentirt haben, und den Strassen-Räubern mit Fleis entgegengefahren seyn. Wie diese solches gesehen, sind sie nach Wunsch fröhlich geworden, haben nicht lange gesäumet, sondern sind bald über den herannahenden Raub hergewesen, haben den Rübezahl, als einen vermeinten Besitzer der Kutschen, herausgeschlagen, und sich hineingesetzet, sind drauf mit und darvongefahren, doch hat die Freude und Herrlichkeit nicht lange gewähret, indem sie sich alle bald auf einer Schütte Stroh befunden, da sie sich recht umgeschauet. Hic jacet in Dreckis, qui modo Reuter erat. Hic sedet in Stroh-Wisch, qui modo Kutscher erat. O recht für dergleichen Busch-Klöpper! Wie auch demselben recht gelohnet worden, der von den Bauern etwan im gewesenen dreyßigjährigen Teutschen Kriege bey Salfeld vor diesen erschlagen, und hernach ins Wasser nackicht war geworffen worden, sampt einen Teller, welchen man den ertappeten Mausekopf oder futtrasirenden Soldaten oben auf den Schedel soll genagelt haben, mit dieser Schrift oder Reime, so ins Holtz war geschnitten gewesen:

Laßt ihn passiren und repassiren,
Itzund wil er nach Hall marsiren.

Nehmlich, die Sala fleußet bey Salfeld weg nach Halle und Saren zu, darein sie den herumstreifenden Bärenhäuter gestürtzt haben mit solchem Paßporte.

v) Rübezahl schwängert eine Obristin.

Im abgewichenen dreyßigjährigen Teutschen Kriege soll es geschehen seyn, daß eine Obristin in einer Kutsche über das Riesen-Gebirge gefahren samt andern Mitgefehrten. Es soll ihr aber unterwegens nothgethan haben, allein von der Kutsche herunter zu steigen, und hinter einem benachbarten Busche, Salva Venia zu melden, ihren Behuff zu thun, mittlerweile denn die Kutsche immer algemächlich ein wenig fürder gefahren ist. Was geschicht? Wie jene Frau vermeinet allein zu seyn, da war ihr plötzlich ein statlicher Cavallier übern Hals gekommen, hatte sie freundlich angeredet, und genöthiget, mit zu spatzieren in seinen Pallast. Drauf die Frau sich stets entschuldigt, und ihre Reise vorgewandt gehabt, daß sie nehmlich ihre Leute nicht möchte verlassen, die Zeit versäumen, oder sie in Bekümmerniß stecken. Aber wie dem allem? Es hatte die Frau sich mögen entschuldigen, soviel sie vermocht, es hatte doch der Rübezahlische Cavallier sein complimentöffisches Anhalten und Ersuchen nicht angeben wollen, sondern sie endlich schier gezwungen, mit zu wandern. Drauf ihr die verlassene Kutsche auß dem Gesichte gerathen, darzu denn auch ihr Schreien und Russen nichts geholffen, und sie also nicht überhin gekunt, sich los zu machen, sondern hatte nothwendig in des erschienenen Cavalliers Beliebung einwilligen müssen. War derentwegen mit ihm gegangen, und hatte, nach einem kurzen Wege, ein herrliches Schloß angetroffen, das so prächtig und künstlich war gebauet gewesen, daß sie ihr Lebtage kein besseres gesehen. Es hatte sie gedeucht, wie allenthalben lauter Edelgesteine versetzt wären. In dem herrlichen Gemache, da sie war introducirt worden, da war es alles magnific erschienen. Es waren die rarsten Tractamenten auf der Tafel gestanden, so hatte es auch an Pagen und Dienern nicht gefehlet, die sie aufs Schönste accommodiret hatten. Weiter waren auch flugs gegen gewesen die lieblichsten Musiken

von den ergetzlichsten Instrumenten, und was sonsten zu Fürstlichen Banquetten möchte gewünscht werden. In diesem präsentirten Gemach hatte sich die Obristin müssen niederlassen, und zwar bey der angerichteten Taffel an die vornehmste Stelle, darzu sich denn in Eil andere köstliche Herren gesellet, sie charisiret, und mit den anmuthigsten Gesprächen, nebenst den schmackhaftigsten Speisen, ergetzet, biß drüber der Abend und folgends die Nacht eingebrochen, da der erste Plagiarius oder räuberische Rübezahl in vorigangenommener Cavaliers-Gestalt zu ihr getreten, sie genöthiget zu Bette zu gehen, und die Nacht über in seinem Schloß zu ruhen. Was hatte die gute Obristin drauß wollen machen? Wie sie vorher über Macht und Willen gegessen, also hatte sie itzund auch sich müssen in die Schlaf-Kammer führen lassen, da sie die prächtigsten Betten und ein auß der Massen fast Königliches Nachtlager angetroffen, in welches sie sich geleget, und die gantze Nacht über wunderliche Grillen gemacht hat, weil sie auß großer Bestürtzung nicht gewust, wie ihr geschehen, wo sie wäre, und wo ihre Leute logireten. Hierauf war zur Mitternacht der caballierische Rübezahl für ihr Bette gekommen, hatte seine Dienste präsentiret, und sie theils bittlich, theils zwingend, dahin bemächtiget, daß sie in seinen ehebrecherischen Willen sich hatte müssen ergeben. Es soll ihr aber darbey alles sehr kalt vorgekommen seyn, wie sie selber es nicht in Bedenken genommen hat, hernach über einer Tafel solches zu erzehlen bey Anwesenheit vieler hoher Officirer. Wie endlich die Nacht schier vergangen, und es in die Morgendämmerung gerathen, da soll der Cavallier abermahl zu ihr gekommen seyn, sie genöthigt haben, aufzustehen, sich anzuziehen, und nach ihren Leuten sich verschaffen zu lassen. Hierauf war sie in eine kostbare Kutsche gesetzt worden, und hatte sich der ausgemundirte Rübezahl zu ihr gesetzt, und hatten neben her viel Trabanten gehabt, und waren also in weniger Frist durch dergleichen Kutscherey an einen Ort gekommen, da der Rübezahl hatte lassen stille halten, sie aufs Schönste heißen außtreten, welches denn, wie es geschehen, sie flugs zu ihren Leuten versetzt hatte, indem ihre Kutsche hart dabey gestanden, die vorige aber war in einem Hun mit allem Plunder verschwunden, drauf sie zu den Ihrigen gegangen, ihre Verführung referiret, und sich treflich hungrig befunden hatte, also, daß die Leute in selbigem Losament ihr bald was zu essen hatten müssen anrichten, nach welchem Losament sich solche verlohrne Kutsche hingemacht gehabt, wie die Obristin verlohren gewesen, und die Bedienten sie noch immer hin und wieder auf dem Gebirge gesucht hatten.

w) Rübezahl führet ein armes Weib zum großen Schatz.

Folgende Geschichte erzehlte mir ein Schlesischer Studiosus, wie nehmlich ein armes Weib auf dem Gebirge hätte wollen Wurzeln suchen, da wäre zu ihr der Rübezahl in eines Bauern Gestalt gekommen, hätte sie angeredet, und gefraget, was ihr Begehren droben wäre? Drauf das bekümmerte Weib sagt, sie trachtete nach etlichen Wurzeln, die sie Armuths halben in der Apotheken hernach verkauffen wolte. Wolan, antwortete jener, kommet mit mir, ich will euch an einen Ort führen, da ihr in geschwinder Eil die Menge antreffet. Drauf war sie mitgegangen, und war an eine Stelle gerathen, da sie ein Loch gesehen voll lauter Ducaten, darvon sie soviel hatte

mögen nehmen, soviel sie gewolt, wiewohl es ihre Blödigkeit nicht zugegeben hat, einen großen Einpaß auß Geitzigkeit zu thun.

x) Rübezahl bekräntzt einen Musikanten.

Ein Student aus Schlesien, allhier einer von meinen gewesenen Collegen, schwatzte mir vor, wie vor diesen ein gelehrter Bursche mit seiner Laute aufs Gebürge gangen sey, in Willens, dem Rübezahl eine Musik zu bringen, alldieweil er, seinem Einbilden nach, gemeinet, er wäre einer von den besten Lautenisten, und möchte also wol ein gut Trinkgeld zur Belohnung, nach seiner Wolgesonnenheit, darvon bringen. Wie er nun auf dem Gebürge etwas war förder gegangen, da hatte er in der Nähe einen herrlichen Pallast gesehen, da hinzu war er genahet, hatte seine Laute zur Hand genommen, und algemählig ein Biegen aufgespielet, darüber ein vornehmer Mann darauß gekommen, ihn angesehen, und gefraget, was seine Intention wäre? Darzu der erschrockene Stimper geantwortet: „Sein Diener, Monsieur, ich bin wolmeinend hieher gekommen, dem Herrn eins aufzumachen, und meine Kunst hören zu lassen." Mit welchen Worten er gleich seinen Futter-Korb bey der Carthause gefrieget, und eins hergeleyert hat. Bald drauf, wie der Rübezahl ein wenig zugehöret hatte, hat er sich umbgekehret, und auß seinem Schlosse etliche andere Musikanten herauß gepfiffen, die sich flugs hervorgefunden, und über alle Massen auf ihren Lauten gespielet haben, also, daß sich der vorige Musikant selber hat müssen schämen, daß er sich vorher berühmet gehabt, etwas Sonderliches in seiner Kunst zu leisten, welche doch in Gegenhaltung der andern nichts gewesen, und schier gelautet hat, wie man Treck mit Peitschen hiebe. War also nicht allein betrübt geworden, sondern hatte sich auch schämend auf die Hinterfüsse gemacht, und heimlich davon schleichen wollen, welches wie es der Rübezahl gemerckt, soll er ihm zugeredet haben, sprechende: „Guter Kerl, damit Du Deine Mühwaltung nicht umsonst angewand hast, so marchire hin zu jenem Baume, da wirst Du viel Kräntze hangen sehen, darvon nimm nur einen und keinen mehr, und gehe damit Deine Wege und lerne hinführo ein Besseres." Und hiemit hat er sein Brabeum geholet, und, nach dem gegenwärtigen Augenschein, den besten Krantz herunter gelanget, welcher aber der schlechteste gewesen, dem andern Bedüncken nach, wie er ihn in der Hand gehabt, doch war er gleichwol darmit zufrieden gewesen, und darvon gegangen, wie er ihn aber in der nächsten Herberge betrachtet, da hat er gesehen, daß er lauter Gold und Edelgesteine gewesen.

y) Rübezahl säuft ärger, als eine Schinder-Sau.

Rübezahl kommt in einer bekannten Stadt zu einem Bierbrauer, fragend, wie viel er wol Geld von ihme nehme, daß er sich recht satt trincken möchte. Der Brauer fordert einen Reichs-Thaler, vermeinend, wenn er einen halben Thaler versoffen, würde er nicht mehr auf den Füssen stehen können, lässet ihn nur zum Possen in das Brauhaus gehen, auß der Bütte, worinnen ein gantz Gebräue Bier gestanden, mit einer Kanne so lange zu schöpfen und zu trincken, biß er genug hätte. Als Rübenzahl dieß erlanget, säuffet er so viel herauß, daß es schon über die Helfte hinweg kommen, worüber dem Wirth angst und bange worden, ihn wollen hinweg schlagen,

als er aber ihn allein nicht zwingen können, läuffet er in das Vorderhaus, seine Knechte zu Hülffe zu nehmen, ehe sie aber kamm ins Brauhaus kommen, ist das Bier alle hinweg, und der Kerl auch nicht mehr zu finden. Welches den Leuten so wunderlich vorgekommen, daß sie nicht gewust, was es zu bedeuten hätte.

2) Rübezahl mauset Kleider.

Als im heißen Sommer an einem Sonntage sieben Bauern-Knechte außgehen, in Willens, eine Viertelmeil Weges von dem Dorffe, da sie gedienet, sich zu baden, auch endlich an den Ohrt gelangen, ihre Kleider alle abgeleget, und am besten baden, kommet Rübezahl, nimmt alle die Kleider, mit samt den Hembden, daß sie gezwungen werden, Stabe-Finger-nackend wieder nach Hauße zu gehen, woselbst sie in der grössesten Mistpfütze ihre Kleider wieder gefunden.

aa) Rübezahl agiret einen hurtigen Fuhrmann.

Rübenzahl kommt mit einem Wagen und sechs Pferden, als ein Land-Kutscher, nach Hirschberg, losiret in dem besten Wirths-Hause, worinnen ein reicher Herr losiret, der gewartet, biß er möchte Gelegenheit bekommen, nach Prag zu verreisen. Wie nun Rübenzahl mit zu Tische sitzet, fraget ihn jetzt gedachter Herr, wo er in Willens wäre hinzufahren? Worauf er geantwortet: Nach Prag. Welches dem Herrn sehr lieb gewesen, hat mit ihm umb das Fuhrlohn gedinget, auch bald früh des andern Tages sich auf den Wagen gesetzet, und fortgefahren. Wie es nun zum Abend kommen, meinte der gute Herr, er würde bald zu Prag seyn, aber er ist betrogen worden, und bey Rom in Italien sich befunden. Da er ist gezwungen worden, so weit ihm sein Geld gereichet, wieder mit der Post in Deutschland zu ziehen, den übrigen Weg aber biß nach Prag sich mit Betteln zu bringen.

bb) Rübezahl verwandelt sich in ein Rad.

In Schlesien soll ein Fuhrmann bey einem Wagner ein Rad bestellet haben, welches er auch, nachdem es fertig gewesen, soll abgeholet haben, wie er aber unterwegens gewesen, solches Rad, nach Gewohnheit, einzeln fortzurollen, da soll es sich begeben haben, daß er drüber müde geworden, das Rad an einen Baum gelehnet, und sey darbey nieder zur Erden gefallen, und entschlaffen. Inmittelst soll der Berg-Geist diesen Possen gestiftet haben, daß er das rechte Rad weggenommen, und sich in Rades-Gestalt dafür hingestellet hat. Wie hernach der Fuhrmann aufgewachet, und sein Rad weiter fortrollen wollen, so soll es erstlich sich nicht haben wollen lenken lassen, drüber er, auf Fuhrmanns Weise, zu fluchen und zu sacramentiren angefangen, drauf das Rad wie der Henker alleine weggelauffen, dem der erschrockene Fuhrmann kaum folgen können, wiewol er sich im Rennen so starck angegriffen, als er je vermocht hat. Endlich aber soll das Rad allgemählig ein wenig gemacher gethan haben, und sachter gelauffen seyn, also, daß der Kerl es hat ereilen können, und auf seine vorige Weise angegriffen hat. Wie er aber ein wenig fürder gekommen, soll das Rad sich niedergeleget, den Kerl über sich hergezogen haben, und mit ihm nach seinem

Losement geflogen seyn, da es verschwunden, und den Kutscher allein im Sumpfe gelassen.

cc) Rübezahl bescheret einem Baueren Carfunckelsteine.

Vorgedachter Schlesischer Student erzehlet mir Folgendes, wie nehmlich ein Bauers-Mann aufs Gebürge gangen sey, Holtz zu fällen, welches er auch, dem Vernehmen nach, glücklich verrichtet hat. Wie er aber endlich müde drüber geworden, soll er sich droben auf eines Schäffers Seite und sein Ohr niedergeleget, und ein wenig ausgeschlummert haben. Nachdem er aber wieder erwachet, soll er neben sich einen schönen glänzenden Felsen erblickt haben, der ihme nach seinem Kälber Verstande auch ein wenig behaget, derentwegen er seine Axt gefasset und etliche Stücke heruntergeklopfet hat, in Willens, solche mit sich zu nehmen, und seinen jungen Pänjschen zu geben, damit sie Spielwerk hätten, indem er solche glänzende Steine für die lange Weile ein wenig besser geschätzet, als die gemeinen Feld-Steine. Wie er also nach Hause gekommen, übergibt er seinen Kindern die mitgebrachten Steine, welche auch darmit spielen, biß bald ein Jubilierer des Ortes gereiset, und solche gesehen hat, da soll dieser Reisender vom Bauern gefragt haben, was er für die Steine begehre, er wolle sie ihm abhandeln? Der Bauer soll sich gewundert und gefragt haben, was er mit dem Quarge wolte machen? Es wären ja nur Steine, die vielleicht nicht viel besser möchten seyn, als die andern auf der Gasse. Der Jubilierer hat weiter gesaget, er möchte nur etwas fordern, er wolte ihm gerne Geld dafür geben. Drauf soll der Bauer für die lange Weile gesprochen haben: Je habt ihr des Geldes zu viel, so gebt mir sechs Groschen, so mögt ihr den Dreck mit sambt dem Heil hinnehmen. Hierauf hat der Jubilierer gesaget: Hier habt ihr sechs Thaler. Wer war alhier froher gewesen, als sie alle beyde?

dd) Rübezahl häuselt einen losen Fuhrmann.

Rübenzahl kommt zu einem Fuhrmann, welcher nach Hirschberg zu fahren Willens, bey dem er sich angegeben, und umbs Fuhrlohn gedinget. Als sie aber kaum eine Viertelmeil Weges miteinander gefahren, wollen die Pferde nicht einen Schritt von der Stelle gehen, da ihn der Fuhrmann heißen absteigen, welches er zu thun sich geweigert, vorgebend, weil er hatte Geld gegeben, müßte er auch dafür fahren. Als aber der Fuhrmann mit Ungestüm auf ihn zugelauffen, in Willens, ihn herab zu reißen, hat er sich furchtsam gestellet, und ist auf der andern Seite des Wagens geschwind herunter gesprungen. Hierauf haben zwar die Pferde ein zwölf Schritte den Wagen von dem alten Orte gerücket, aber bald wieder stille gehalten. Der Fuhrmann wird zornig, schlägt auf die Pferde immer loß, biß Rübenzahl machet, als wenn alle beyde mitten von einander springen. Worüber dem Fuhrmann so angst geworden, daß er alsbald zurück gelauffen, seinem Wirthe das Unglück angemeldet, und gebeten, er möchte ihm doch seine Pferde so weit leihen, daß er den Wagen wieder zurück bringen, und sich ein paar andere Pferde kauffen könte. Wie nun der Wirth und andere Leute mehr (so es gehöret) mit dem Fuhrmann hinauß kommen, das Spectakel anzuschauen, stehen die zersprungenen Pferde wieder am Wagen ganz ohne Schaden und Mängel, aber der Wagen ganz abgeladen, daß der

Fuhrmann die Waare mit großer Mühe und Beschwerde hat müssen auf dem Felde aufladen, und ist endlich mit seinen eigenen Pferden am bestimmten Ort gelanget.

ee) Rübezahl predigt als ein Dorf-Präceptor.

Es begiebt sich einsmahls, daß Rübenzahl zu einem Dorf-Priester an einem Freytag in Gestalt eines armen Studenten kommt, und umb eine oder drey Nacht-Herberge anhält, so ihme denn auch nicht versaget worden. Als nun die Essens-Zeit herbei kommen, der Tisch gedecket, und die Speisen aufgesetzt worden, heißet ihn der Priester nebenst seinen eigenen Leuten mit hinzusitzen, bittend, mit der wenigen Speise vorlieb zu nehmen. Worauf er sich nicht lange bedacht, sondern alsbald hinzugegessen, da denn über dem Essen viel Discurse vorgelauffen, unter welchen auch dieses gewesen, da ihn der Priester gefraget, was er studiret, er geantwortet: Theologiam: und sich darneben gerühmet, wie er in zwey Stunden eine gute Predigt verfertigen, und alsbald verrichten könte. Weil denn nun der Priester ein guter fauler Geselle war, denckt er bei sich: Wenn dem also wäre, wolltest du ihm freyen Tisch geben, und alles Gutes erzeigen, damit er mein Substitut seyn könte. Spricht ihn alßbald an umb die folgende Sonntags-Predigt zu verrichten, welches Rübenzahl mit Hand und Mund versprochen, ihm auch zu mehrerm Glauben von Stund an die Disposition der Predigt vorgesaget, also, daß der Priester nicht anders gemeynt, es wäre ein so gelehrter Studiosus. Des Sonntags nun, als er auf die Kanzel kommet, bebet er so starck an zu predigen, als wenn viel hundert Menschen schrieen, daß alle, so in der Kirche gewesen, auß Furcht und Erschröcknüs haben müssen herauß lauffen, welchen er in weissen Kohr Rocke nachgefolget, und etliche von denselben weidlich umb den Kirch Hof gejaget, biß er endlich den Rock außgezogen, solchen hinweggeworfen, und seinen Weg weiter vorgenommen.

ff) Rübezahl machet ein schnackisches Testament, stirbet drauf, und lebet noch.

Als in einer bekannten Stadt im Gebirge Jahrmarckt gewesen, ist Rübenzahl mit einem Schubkarn, auf demselben einen Kasten habend, als ein anderer Krämer, hinein kommen, in ein Wirths-Haus gegangen, den Wirth umb ein eigen Kämmerchen angesprochen, damit seine Sachen vor allen Dieben möchten versichert seyn. Wie er dieses von dem Wirth erlanget, und schon auf ein anderthalb Tage darinnen gewesen, stellet er sich treflich kranck, heißet den Wirth und Wirthin zu sich kommen, reichet ihnen den Schlüssel zu seinem Kasten, den er mitgebracht, und befihlet, die inliegenden Sachen alle zu beschauen, ob ein Schade darzu geschehen, da sie mit Verwunderung Geld, silberne Löffel, Becher und schöne seidene Waare gefunden. Als er nun siehet, daß es den Leuten so wol gefallen, spricht er, es wäre nun, allem menschlichen Ansehen nach, seine Todes-Stunde kommen, hätte auch weder Weib noch Kind, noch andere Anverwandten, und wäre dieß sein größester Kummer, wie er möchte ehrlich zur Erde bestattet werden. Darauf der Wirth geantwortet: „Wenn ihr mir von euren Sachen etwas bescheidet, wil ich euch aufs Höchste (hiesigem Brauch nach) begraben lassen.“

Rübenzahl befihlet hierauf, die fünfzig Ducaten, so oben gelegen, und gut Geld gewesen, heraus zu nehmen, und sie zu seinem Begräbnüsse zu gebrauchen. Der Wirth hat kaum den Kasten wieder zugeschlossen, hebet Rübenzahl einen Gall an zu schreien, sperret das Maul auf, und stirbet. Der Wirth, welcher nebenst der Frauen zwar anfänglich erschrocken, aber, nachdem sie zum Bette getreten, und gesehen, daß er recht verschieden, hat mit Ehestem, als er gekönnet, ihn begraben lassen, vorwendend, es wäre sein naher Freund gewesen. Wie nun alles verrichtet, und der Sarg von den Todtengräbern soll ins Grab gelassen, und verscharret werden, hebet der Todte an zu singen:

So lasset mich nun hier schlaffen,
Und gehet heim eure Straßen,
Wer weiß, ob ich nicht eher aufstehn,
Als die mit mir zu Grabe gehn.

Wie dieses die Todten-Gräber hören, lauffen sie darvon, zeigen es dem Rathe an, welcher den Sarg eröffnen lassen, darinnen ein gros stinkend Hunds-Aas gelegen, und wußte niemand, wie es hiermit zugegangen. Der Wirth denckt nach verrichteter Leich-Begräbnüß einen großen Schatz zu finden, nimmt den Schlüssel, schleust den Kasten auf, worinnen aber nichts als alte Hunds-Knochen und Säuborsten gelegen. Das heißt rechtschaffen betrogen.

25) Rübezahl läßet sich für eine Wehe-Mutter gebrauchen.

Auf einem Dorffe hatte ein Bauers-Knecht mit des Schulzen Tochter nahe zugehalten. Als sie nun beyde verspühret, daß gar gewiß was Junges drauf folgen würde, sind sie gleichsam gezwungen worden, solches ihren Eltern anzuvermelden, so denn ihnen anfänglich trefflich hart zugesprochen, und höchlich verwiesen, aber hernach dahin getrachtet, wie in kurtzer Zeit die Hochzeit möchte angestellet werden, damit sie nicht den Leuten in die Mäuler kämen. Sind also innerhalb drey Wochen zusammen getrauet worden. Als etwan nach zehen Tagen die Mutter hat sollen eines Kindes genesen, kommt ein altes Weib für das Haus, und fraget, ob es nicht ihr und des Mannes Belieben wäre, sie wolte sich für eine Wärterin und Hebamme gebrauchen lassen. Welches denn endlich beyderseits gefallen. Als die Geburts-Stunden herzugenahet, hat der Mann etliche seiner Anverwandten und nahen Nachbarn Weiber gebeten, sie möchten doch bey seines Weibes Erlösung verbleiben. Wie nun die Frau das rechte Kind bekommen, bringt die Hebamme (als Rübezahl) zu wege, daß ihrer noch neunzehn folgen, worüber alle erschrocken, daß sie nicht gewußt, wo sie alle Kinder hinthun solten, werden hierauf Sinnes, den Priester holen zu lassen, welcher, als er in die Stube kommen, die Kinder mit Verwunderung noch alle beym Leben gesehen, als er aber eines nach dem andern wollen anrühren, sind sie zu Kinder-Puppen worden, biß er endlich das rechte ergriffen, und mit vielen Seufzen und Gebeth zur Tauffe gehoben, gleich aber, als das Kind getauft worden, ist die alte Hebamme wieder fortgegangen, und soll noch wiederkommen.

Diese vier vorhergehenden Historien, hat mir ein vornehmer und gelehrter Mensch auß Schlesien schriftlich eingeschickt, welchen ich zwar in

dieſem geringen Werckleín nicht benennen wil, doch kan ich gleichwol nicht Umbgang nehmen, ſeiner ein wenig und unvermerkt alhier rühmlich zu gedencken, weil ich ſeiner nicht alleine vor Jahren, ſondern auch noch neulichſt, gar magnific genoſſen habe. Ich habe aber ſeiner mit mehrern Erwehnung gethan in meinem Theſauro Chiromantico, und vorne an in der Aſtronomiſchen Karten.

hh) Rübezahl thut einem unbeſcheidenen Zutrincker Beſcheid.

Ein anderer Schleſiſcher Student erwehnte gegen mir, daß unlängſten ein paar Kauf Diener auß Breßlau über das Gebürge reiſen wollen, darzu ſie einen Gefehrten gedungen haben, nehmlich einen Mann von ſelbigem Gebirge, als der die beſte Bahne könte zeigen, und ihnen am richtigſten in Böhmen würde verhelffen. Zur Reiſe aber hatten ſie ſich mit Proviant verſehen, und auf ein Interim eine Flaſche Bier mit ſich genommen. Wie ſie aber unterwegens geweſen, hatte ihnen gut gedeuchet, ein wenig zu ſpeiſen und zu trincken, darzu ſie ſich denn hatten niedergeſetzt, drüber einer ungefehr den Rübezahl in der Ferne auf einem Baum ſitzen ſiehet. Dieſer nun, wie er ein luſtiger Cumpe geweſen war, alſo hatte er flugs, die Flaſche in der Hand habend, geſaget: „Es gilt dir, Rübezahl.“ Drüber ihr Bothe war erſchrocken, und flugs aufs Geſicht niedergefallen, dem Geiſte gleichſam eine abbittliche Ehrerzeigung für den ruchloſen Gaſt zu thun, wie die Leute denn droben alſo ſollen gewohnet ſeyn, wenn ſie den erzörneten Berg Gott verſöhnen wollen, als den ſie ohne das nicht provociren, ärgern, oder äffen, weil ſie ſeine Ein- und Beiwohner ſeyn. Aber was geſchiehet weiter drauf? Wie des Kramers Diener kaum die Flaſche niedergeſetzt hatte, da war Rübezahl in der Furi heruntergefahren kommen, hatte die Flaſche mit ſich in die Luft geriſſen, ſolche erſtlich zuſehens außgeſoffen, und hernach herunterwerts auf den Boden geworffen mit ſolchem Ungeſtüme, daß ſie, ich weiß nicht in wie viel Stücke zerſprungen. Ferner hat er hierauf ein gräßliches Ungewitter erreget, daß ſie nicht anders gedacht hatten, als es käme der jüngſte Tag, wie ſie denn auch kaum ihr Leben darvon gebracht haben. Das heiſt einem unbeſcheidnen Gaſte Beſcheid thun.

ii) Rübezahl tauſcht ein Pferd und Kleid aus.

Es ſoll ein Rittmeiſter im Schwediſchen Kriege mit Fleis aufs Gebirge geritten ſeyn mit ſeinem beſten Pferde und Habite, hoffend, es werde ſich Rübezahl ihm auch gütig erzeigen, alſo, daß er ein wackers Kleinod darvon trage. Und indem er in ſolchen Gedancken forttrabet, da war ihm ein wackerer Cavalier mit einem noch ſchönern Gaul und Kleidung entgegengekommen, drüber ſich der Rittmeiſter gefreuet. Weiter war auch ſolcher außgemundirter Rübezahl mit ſeiner Anrede nicht faul geweſen, ſondern hatte flugs vom Rittmeiſter gefraget, ſprechend: „Glück zu, Bruder, woher? Haben wir nicht was umbzuſetzen mit Pferd und Kleide?“ Der Rittmeiſter hat geantwortet: „Wolan, ich komm auß Schleſien, und wil mich alhier ein wenig erluſtiren. Was des Herrn Bruders angebothenen Tauſch belanget, ſo bin ich fertig umbzuſetzen.“ Und hiemit hat ſich ein jeder außgezogen, die Kleider und Pferde verwechſelt. Darmit iſt Rübezahl abwegs

anderswohin geritten, der Rittmeister aber war mit frolockendem Muthe wieder umbgekehret, und hatte nach seinem Quartier zu getrachtet. Wie er aber kaum von der Schnee-Kuppe wieder herunter gewesen, da war er inne geworden, daß er, anstatt des erhaltenen köstlichen Kleides, lauter Laub von den Bäumen umb sich gehabt, an statt des Pferdes aber hat er einen großen Prügel unter sich gehabt, darmit hatte er wie ein Hallunck herein gefortifiret, und hatte sich seines Tausches von Hertzen geschämet, indem er auch einen Bauern umb bessere Lumpen, um den Rump zu thun, hat anreden müssen.

kk) Rübezahl tauschet einem Wandersmanne einen Spies aus.

Wie denn zu seiner Zeit ein Reisender über das Riesen-Gebirge gewandert, und sich solches seines behaltenen Spiesses gebrauchet hat, als darauf er sich wacker verlassen können, wenn er an Pfützen und Gräben gekommen, als darüber er vermittelst seines Instruments hurtig wie ein Reh voltiiren können, daß es ihm nur selber eine Lust gewesen, wenn er wo übersetzen sollen, angesehen, er zum Ueberflusse einen solchen starcken, festen und leichten Spies gehabt, daß er ihn nicht allein bequemlich führen und füglich handhaben, sondern auch sein Vertrauen drauf sezen können, wegen der unfehlbaren Erhaltung im überspringen. Aber was geschicht? Wie er einsmahls unterwegens auf dem Sudet'schen Gebirge sich gar zu sehr drauf verlassen, und indem er über ein gesammeltes Regenwasser springen will, da bricht der elementische Spies mitten entzwey, welches ihn so geschmertzt hat, daß er schier vor Leid angefangen zu grinsen, und hinterm Nacken zu krauen, weil seine Zuversicht also war zu schanden worden, doch war der unerkannte Rübezahl bald an ihn gerathen mit dieser tröstlichen Frage: „Was fehlet euch, lieber Mann, daß ihr so klägelich thut?" Jener antwortet: „Ach! was? soll ich nicht klagen? Es ist all mein Wol und Weh dahin, weil ich diesen meinen gewöhnlichen Spies ungefehr zerbrochen habe, und nicht weiß, wie ich drumb kommen bin, da ich doch gedacht habe, es solte nicht wandelbar werden, wenn ich auch gleich darmit über eine Mauer springen wolte, siehe, so ist mir die Teuffelen doch entzwey gegangen, und hab ich den Quarck gleich in den Fäusten, daß ich ihn mit von mir werffen. Denn was solte mir das Bettelding weiter nützen, weil es nicht gantz und lang genug ist?" Hierauf gab der Rübezahl solchen Einschlag, daß er sich doch zufrieden geben möchte über den schlechten Verlust, weil noch mehr Holtz im Walde wüchse, das gut zu köstlichen Spiessen wäre, ja er wolte ihm selber hiemit flugs zu einem andern verhelffen, das wol so gut seyn solte, als das erste gewesen, und war hierauf flugs ein wenig abseits getreten, und hatte auß dem Gebüsche einen andern herrlichen Spies vorgezogen, welchen er den erfreueten Wandersmann mit diesen Worten in die Hände gegeben: „Siehe da, mein Kerl, hier hast du umbsonst einen so guten Spies, als dein voriger wol nimmermehr kan gewesen seyn, gehe darmit geschwinde fort, und säume dich nicht, ich weiß, es wird dich nicht gereuen", und war darauf durch einen andern Weg von dem Reisenden abgewichen, und hatte jenen allein gelassen, welcher Reisender auch, des Befehls eingedenckt, und sich seiner Nothwendigkeit erinnernd, so viel vor sich fortgeeilet hat, als seine Beine vermocht haben, doch war bald drauf der überreichte Spies, ihm immer

mehr und mehr so ungütlich und schwehr geworden, daß er ihn mit einer Hand nicht mehr fortsetzen können, derenthalben hatte er ihn auf seine Schulter gelegt, und war also eine Ecke weiter gekommen. Aber er hatte sich noch schwehrer angelassen, daß er gar wider der Wandersleute Manier das Ding mit beyden Händen anfassen, und also fortschleppen müssen, welches aber noch nicht genug gewesen, indem es immer mehr und mehr unerträglicher geworden, also, daß er die Stange endlich auß Ungedult für allen Henckern von sich gestoßen hat, und leer darvon gehen müssen, nicht wissend, wie ihm an dem Lumpen-Dinge geschehen, oder wo es herrühren möchte, und war also unbewehrt übers Gebirge kommen, da er unverhoffter Weise im ersten Anblick in einem Grunde seines vorigen rechten Spieses ansichtig, und über die Massen drüber erfreuet wird, als da er ihme das Ding wol nicht träumen lassen, was ihm alda freywillig begegnet ist, er hätte sich auch folgends wol drüber verwundern sollen, aber so war ihme flugs zu Sinne kommen, daß der Rübezahl den Possen müsse gerissen haben, als der ihm anfänglich seinen Spies etwa in der ersten Herberge außgetauschet, und drauf hierher geworffen hätte, da er ihn itzund antreffe, doch hat er diese Seufzer nicht unterlassen können, wegen des weggeworffenen beschwehrlichen letzten Spieses, als der wol lauter Gold ihme nunmehro möchte geworden seyn, so er ihn mit sich vom Gebirge herunter geschleppet hätte, ja er soll in den Gedancken auch umbgekehret, und wieder zurücke gegangen seyn, aber weder Spies noch Spiesses Mutter angetroffen haben.

II) Rübezahl erweiset seine Liberalität im Kegel-Spiel.

Ich habe in einem Theil droben allbereit erwiesen, wie der Schlesische Berg Geist einsmahls etwan einem Menschen vom Spiele einen Kegel spendiret habe, welcher hernach zu Golde geworden ist. Weil aber solche Geschichte (welche von den meisten Leuten gehöret und erzehlet wird, angesehen, nie von mir einer angetroffen worden, so nur ein wenig von Rübezahlen gehöret, der aufs Wenigste diese Historie nicht solte können hurtig referiren) in etlichen Circumstantien variiret, als habe ich mir jetzt fürgenommen, solche von Neuen vorzubringen, wie sie mir ein glaubwürdiger Mann für gewiß an die Hand gegeben, nehmlich, es soll auß Böhmen ein Fleischer seinen Knecht übers Gebürge geschickt haben, damit er eine außstehende Schuld einmahne, und die Bahrschaft mit sich brächte, wie er denn auch das Geld, als vierzig Thaler, soll empfangen, und sich darmit dem Wege anvertrauet haben, wie er aber im Wandern begriffen gewesen, und seine Straße bey der Schnee-Kuppe vorbey genommen, siehe, da soll er ungefehr eine Compagnie junger Pursche in der Nähe vermerckt haben, welche ein gros Geld aufs Kegel-Spiel zwar gesetzet, doch gar lose und ohne Ernsthaftigkeit drumb gekugelt haben, welches den Wanderknecht denn Wunder genommen, und daher gewünscht hat, daß er möchte interessiret seyn, so wolte ohne allen Zweifel ein Großes erhalten und mit darvon bringen, und indem trit einer auß der Gesellschaft zu ihm, präsentirt ihm die Gelegenheit und Freundschaft, daß, wenn er Lust hätte mit zu spielen, er gar willig in den Orden solle mit aufgenommen, und auch zur beliebten Zeit wieder dimittiret werden. Was geschieht? Der Kautz läßt sich gefallen mit anzutreten, und trift ihn gleich das überlassene Glück, daß er anfänglich mit seinem eigenen Zehrgelde

wacker was von Reichs-Thalern und Ducaten erhält, also, daß der Muth ihm immer mehr und mehr wächset, ferner anzuhalten, und sich zu bereichern. Aber es verändert sich das Blat bald drauf, also, daß er das Gewonnene nach einander wieder verspielet, und er entlich seines Meisters eingefordetes und mit sich geführtes Schuld-Geld beym Kopfe gekriegt, und aufs Spiel gesetzt hat, doch immer darbey hoffend, er werde wieder gute Glücks-Blicke kriegen, und mit solchem angegriffenen Gelde lustig fischen. Aber vergebens, die vierzig Thaler waren mit einander drauf gegangen, und der Schöps war endlich aller Mittel entblösset gestanden, hatte sich in den Nacken gekrauet, und nicht gewußt, wie er zu seinem Gelde wieder kommen möchte, doch hatte er flugs mit dem ungerechten Haushalter sich diese faule Rechnung gemacht, daß er sich bey seinem Meister vor einem Samariter wolle außgeben, prätendirend, daß er da oder da unter die Mörder gerahten, welche ihn außgezogen, und umb die Pfennige gebracht hätten. Doch tritt nach dem Verlust der unerkannte Rübezahl alßbald zu dem melancholischen Fleischer-Knechte, sprechend: „Siehe, mein Kerl, das Geld haben wir dir mit Recht abgewonnen, aber damit du endlich deinen Schaden wieder beykommest, siehe, da hast du von diesen Spiel drey Kegel, welche die Art an sich haben, daß sie dich nicht werden verlieren lassen, verliere du sie nur nicht, und sacke sie fein in deinen Ränzel, und wenn du zu Hause kommest, so laß dir sechs andere darzu machen, welche eben so außsehen, als diese, hernach fange darmit an zu spielen, so wirst du gar leicht zu deinem Gelde wieder kommen, das glaube ungezweifelt.“ Was solte der alberne Tropf machen? Er läßt sich den Vorschlag gefallen, und nimmt die unansehnlichen Kegel vor die lange Weile mit, spemque metumque inter dubius, und passiret eine Ecke darmit über das Gebirge. Aber, wie er so eine halbe Stunde gegangen, da wird ihme der Plunder so schwehr, daß er nicht darmit weiter fortkommen kann, und nothwendig sich niedersetzen muß, sich zu erleichtern, und das schwehre Zeug von sich zu thun, da er denn die zwey schwehresten Kegel aufs Feld hingeworffen, und den leichtesten propter longum quoniam bey sich behalten hat, und darmit nach Hause gegangen ist. Nach vollendeter Reise kommt der ehrliche Vocativus in seines Meisters Haus, fängt an, sich hefftig zu beklagen, wie ihn die Räuber um alles gebracht hätten, und alß die eingefordete Schuld aufm Wege in die Pilze gegangen sey, damit sich auch der Meister hat müssen zufrieden geben, und den Noth-Zwang für unvermeidlich halten. Endlich, wie sich der Knecht also losgeschwatzt, ist er auf seinen Boden gegangen, hat den Ränzel abgeleget, den Kegel herausgelanget, und im lachenden Muthe solchen unters Bett geworffen, ihn dennoch etwan hoffende darzu anzuwenden, daß er acht andere wolle darzu drehen lassen, und solche zum Spielen zu gebrauchen, als dazu er nicht allein ohne das eine unersättliche Begierde getragen, sondern auch vom Rübezahl (welchen er zwar biß dato hieran noch nicht erkannt gehabt, sondern dennoch der frembden Person einen festen Glauben zugemessen hatte) darzu veranlasset worden, durch die Verheißung des unausbleiblichen Wolergehens. Was geschieht? Es kommt, wie den Bauern das Aderlassen, diesem Abentheuer endlich das Kegel-Spiel wieder an, gehet derenthalben auf seinen Boden, und scharret vor die lange Weil seinen unter das Bett geworffenen Kegel hervor, und wird gewahr, daß auß dem Holtze ein klares Gold ge-

worden war, also, daß das Oweni Distichon hinsüglich hätte appliciren können:

Ligneus es Princeps, quia lignea munera donas,
Aurea si dederis, aureus esse potes.

Hierüber verwundert er sich über die Massen, doch zweifelt er noch in etwas, obs richtig Gold sey, und gehet derentwegen hin zu einem, der einen Probierstein gehabt, und läßt ihn streichen. Nachdem er aber die Gewißheit erhalten, soll der Kerl über die Massen auß dem Grunde lustig geworden seyn, daß er nunmehr seinen betrogenen Herrn mit dem Kegel ein überflüssiges Genügen leisten könne für das verspielte Geld, gehet derowegen freywillig zu seinem Herrn, und entdeckt ihm den gantzen alten Verlauf, wie er umbs Geld gekommen, und wie er nunmehr statlich wieder darzu gekommen sey, präsentirt darneben solchem seinen Herrn den gantzen Kegel, daß er sich daran erholen möchte. Aber der Herr hatte so aufrichtig gehandelt, daß er den Kegel bey dem Gold-Schmiede für 200 Thaler verkaufft, ein Hundert Thaler darvon vor sich behalten, das andere Hundert aber seinen Knechte zugewendet hat.

280. Der Mönch und die Nonne.

(Aus Moich, die Heilquellen Schlesiens u. d. Grafschaft Glan. Breslau und Leipzig 1821 S. 358.)

Im böhmischen Städtchen Hohenelbe lebte einst ein reicher Mann, welcher eine schöne Tochter besaß, die weit und breit unter dem Namen der schönen Antonie bekannt war. Schon bei ihrer Geburt hatten die bigotten Eltern sie dem Himmel geweihet, und jetzt, nachdem das Mädchen ihr siebzehntes Jahr erreicht, ward ihr angekündigt, daß sie in wenigen Tagen nach dem bestimmten Kloster abgehen solle.

Der Schmerz der armen Antonie über diese Nachricht war grenzenlos. Schon seit ihrem fünfzehnten Jahre wohnte die Liebe in ihrem Herzen, und Florentin, der Sohn ihres Nachbars und der Gespiele ihrer Jugend, war auch jetzt der Geliebte ihres Herzens geworden. Beide liebten sich mit allem Feuer und aller Schwärmerei der ersten Liebe und oft sagte eins dem andern: „Ich könnte nicht ohne Dich leben.“

Die Liebenden wendeten Alles an, den Entschluß der Eltern zu ändern, doch vergebens; diese beharrten bei ihrem Vorsatz und strebten Tag und Nacht nach der Einwilligung der Tochter. Als sie nun sahen, daß alle Bitten und Ermahnungen umsonst waren, wandten sie sich an Florentin selbst und beschworen ihn unter Bitten und Thränen bei Antoniens Seligkeit letztere zur Erfüllung des elterlichen Gelübdes zu bewegen.

Er versprachs; aber er konnte es nicht. Für ihn gab es keinen Ausweg mehr. Händeringend stürzte er aus dem Hause, und weinte seinen Jammer aus in der Einsamkeit seines Schlafgemachs. Um Mitternacht ward sein Schmerz stiller. Er setzte sich hin, schrieb nur wenige Zeilen an seine Eltern, und dann ein Lebewohl an seine ewig geliebte Antonie. Dann ergriff er seinen Stab, schlich still zum Hause hinaus, nahm leise wehklagend vom Schauplatz seiner Jugend und seiner Liebe Abschied, und wanderte nach dem nächsten Kloster, um dort Mönch zu werden. In wenigen Tagen trug er die Kutte.

Im väterlichen Hause ward der verzweifelte Schritt Florentins mit dem Morgen ruchbar. Antonie sank, nachdem sie sein Lebewohl gelesen, leblos auf ihr Lager, und als sie sich wieder ermannte, ergriff sie bebend der Mutter Hand und sprach mit Wehmuth: „Führt auch mich in mein Kloster!“

Am folgenden Morgen rollte der Wagen hinab nach dem Kloster. Ruhig ergab sich das Mädchen in sein Schicksal. Die sanfte Dulderin erwarb sich bald Aller Herzen; denn ein Herz voll unglücklicher Liebe ist alles Guten und Edlen, alles Großen und Schweren fähig.

Bereits mehrere Monate lebte Antonie schon in ihrer Zelle, als sie einst einen ganz sonderbaren Traum hatte. Die Gebenedeite selbst erschien ihr in einem Strahlenkranze und mit verklärtem Gesicht; an ihrer Hand hielt sie Florentin, in der Kleidung seines Ordens. Indem sie ihm Antonien zuführte, verwandelte sich seine priesterliche Kleidung in ein weltliches Gewand, und auch Antonie sah, wie ihre Klostertracht mit einer weltlichen Kleidung vertauscht ward. Mit holdseliger Miene legte hierauf die Gottesmutter die Hände Beider in einander, segnete sie und verschwand.

Antonien hatte der Traum wundersam bewegt; träumend saß sie in ihrer Zelle und träumend ging sie ins Chor. Noch an demselben Morgen, und gerade zu ihrem Geburtstage, langte aus der elterlichen Heimath ein Bote an, der die Glückwünsche der Ihrigen, und als Geschenk einen Kuchen brachte. Sie zerschnitt denselben, auch ihre Freundinnen davon genießen zu lassen, und fand zu ihrer Verwunderung in seinem Innern ein Blatt von Florentins Hand. Freudig entfaltete sie es; aber wie ein Donnerschlag wirkte sein Inhalt auf das ohnehin so sehr bewegte Mädchen; denn Florentin hatte denselben Traum gehabt, wie sie, und hielt ihn für einen Wink des Himmels, der sich ihrer erbarmen wolle. Dieser Traum, fügte er hinzu, habe in ihm den Entschluß bewirkt, aus den Klostermauern zu entfliehen, und er beschwöre sie bei ihrer Liebe ein Gleiches zu thun.

Das bestürzte Mädchen konnte sich schwer entschließen; aber endlich sagte sie zu, und bestimmte Tag und Ort wo sie sich treffen wollten. Alles ging glücklich von statten, und die Liebenden, die sich so lange entbehrt, sanken noch an demselben Tage sich in die Arme. Im Mönchsgewande zogen sie dem Riesengebirge zu, denn sie gedachten sich nach Schlesien zu wenden.

Aber je weiter sie stiegen, desto übler gings ihnen. Lebensmittel hatten sie nicht, und Wind und Regen stürmten immer heftiger, je weiter sie dem Riesenkamme sich näherten. Bald trugen die wunden Füße das jammernde Mädchen nicht mehr, und der stärkere Florentin lud sie freudig auf seine Schultern. Aber endlich konnte auch er nicht mehr. Seufzend suchten Beide im dichten Knieholz nur eine Stelle wo sie vor Sturm, Regen und Kälte geschützt wären, indem sie nur in dem Traume von der Gebenedeiten einen Trost für ihre Leiden fanden.

So ruhten sie auf dem Moose, und verbrachten einen Theil der Nacht in Gebet und Umarmung, bis sie dem Schlafe in die Arme sanken. Aber, hilf Himmel! Wie erstaunten sie als sie erwachten; sie lagen auf einem weichen Lager, über ihnen wölbte sich eine freundliche Hütte, und um sie her lagen alle Geräthschaften und Werkzeuge, wie sie der Hausstand fordert.

Während sie nun verwundert das Alles beschauten, da trat ein ehrwürdiger Greis herzu, ergriff ihre Hände, und führte sie hinaus ins Freie. „Seht", sprach er mit feierlichem Ernst, „Euer Eigenthum", und zeigte ihnen eine üppige Wiese mit stattlichen Kühen und muntern Ziegen, ein umzäuntes, freundliches Gärtchen, und einen klaren Quell in der Nähe des Hauses. „Genießt Euer Gut in Liebe und Tugend, die immer ihren Lohn finden!" Und mit diesen Worten wandte er sich und stieg langsam den Berg herab.

Im höchsten Entzücken über das ihnen bereitete Glück fielen die Liebenden auf die Kniee und dankten inbrünstig dem, der dessen Urheber war. Von dieser Zeit an lebten Beide in einer ungetrübten Glückseligkeit, fern von dem Geräusche der Welt, und nur bisweilen besucht vom Alten vom Berge, der einst ihr Wohlthäter gewesen.

Als nun ihr Alter zunahm, wünschten Beide nichts sehnlicher, als zusammen zu sterben. Einst saßen sie vor der Thür ihrer Hütte, schauten hinab auf das blaue Land von Schlesien, und gedachten ihres jugendlichen Lebens. Da zog plötzlich ein Gewitter heran, und ein Blitz tödtete Beide neben einander. Aber über ihren Leichnamen wölbten sich nun zwei große Felsenmassen, und sind bis auf den heutigen Tag zu sehen unter dem Namen „des Mönchs und der Nonne".

281. Der Salzbrunner Heilborn.

(S. Masch, die Heilquellen Schlesiens S. 365.)

Zu Ende des 17. Jahrhunderts lebte in dem Dorfe Salzbrunn ein armer Weber, im Besitz eines kleinen Häuschens und einer großen Familie. So arm er auch war, so wenig konnte ihm irgend ein Unfall seinen zufriedenen Sinn rauben; denn er pflegte immer zu sagen: „Wem Gott Kinder gebe, dem helfe er sie zu ernähren und wo der Herr ein Unglück sende, da schicke er auch hinterdrein einen Freund, der es ertragen helfe!" Und dies schien auch wahr zu sein. Denn Alles, was er unternahm, das ging ihm leicht von statten, und es war sichtbar göttlicher Segen bei seinen Arbeiten und Geschäften, weil er sie gern und mit zufriedener Seele unternahm und eben so vollendete. Dabei hatte er in mancher Noth einen Freund getroffen, und wo ihn ja dieser von außen verlassen, in sich selbst einen Helfer gefunden.

So hatte er es glücklich dahin gebracht, daß seine Hütte jetzt schuldenfrei war, und wenn er das Innere derselben betrachtete, so mußte er sich selbst gestehen, daß sie einen Reichthum einschließe, den mancher Große entbehre: ein gutes Weib, wohl geartete Kinder, Reinlichkeit und Arbeitsamkeit, und ein zufriednes Herz, welches dies Alles dankbar erkenne.

Ohne Zweifel würde sich der Weber bald zu einer gewissen Freiheit von Nahrungssorgen empor gearbeitet haben, wenn ihm nicht der Himmel ein Unglück zugesendet hätte, das seine Standhaftigkeit auf eine harte Probe stellte. Er ward plötzlich mit bösen Geschwüren befallen, die anfänglich gar den ganzen Körper bedeckten, aber endlich sich an den Füßen festsetzten, und so den armen Unglücklichen an Betreibung seines Handwerkes hinderten. Wie sorgsam pflegte ihn nicht die treue Hausfrau; wie strebten die armen Kinder nicht ihn zu erheitern, und durch unschuldige Scherze und Spiele ihm seine Schmerzen weniger fühlbar zu machen! Vergebens, das Uebel blieb

wie es war, und die Noth der armen Familie stieg immer höher. Seufzend legte sich der Leidende des Nachts auf sein Lager, mit bangen Sorgen für den kommenden Tag, wo wieder zwei fleißige Hände fehlten, den Kleinen Brod zu schaffen, und seufzend fand ihn die Morgenröthe, wenn sie über die Berge heraufzog, nach einer schlaflos durchwachten Nacht.

So litt der Unglückliche viele Jahre, und während dieser Zeit war kein Mittel unversucht gelassen worden, was ärztliche Bemühungen, oder freundschaftlicher Rath, oder der Aberglauben der Frauen anrieth. Die Familie war in tiefe Armuth versunken, und die Hütte, welche sonst von der Zufriedenheit bewohnt ward, schien jetzt ein Sammelplatz unverhehlter Klagen und nie versiegender Thränen zu sein. Aber sie war in der langen Zeit des Elends verschuldet und hartherzige Gläubiger raubten endlich dem Elenden auch sein letztes Obdach.

Als die Nachricht ankam, daß die Armen in wenigen Wochen ihre Hütte meiden sollten, da erfüllten Mutter und Kinder das ganze Haus mit Wehklagen, und benetzten mit Thränen die Stücklein Brod, welche fremde Milde ihnen zugetheilt hatte. Nur der Weber erhielt durch diesen letzten Schlag die Stärke der Seele wieder, die er seit Jahren her nicht mehr gekannt. Mit Festigkeit hörte er den Ausspruch der Unglücksboten an, und mit Ruhe überdachte er dann sein verflossnes Leben. Aber er fand keine Schuld in dessen ganzem Lauf.

„Liebes Weib", sprach er daher am Abende, als schon die Kleinen in süßem Schlummer auf ihrem Stroh lagen, — „liebes Weib, warum so kleinmüthig? Lebt denn nicht Gott noch, der vormals uns so wohl gethan? Warum verzweifeln wir an seiner Hülfe? An unsern Händen klebt kein unrecht Gut, und keiner Schuld sind wir uns ja bewußt! Durch Trübsal muß der Fromme eingehen zur Freude und zur Glückseligkeit; o, laß uns ruhig und getrost dieser Zeit entgegen sehen! Die letzte Leidens-Nachricht hat mich nicht gebeugt, sie hat vielmehr mich wunderbar erhoben. Ich fühle mich mit neuer Kraft ausgerüstet, und werde nun mit Geduld und Standhaftigkeit das Leiden tragen, das mir Gott zugesandt!"

Das Weib weinte stille Thränen in die Dunkelheit der mondhellen Nacht hinein, und als sie endlich ihr Lager suchte an der Seite des hart geprüften Leidenden, da war er sanft entschlummert, und ein himmlisches Lächeln umschwebte das vom Glanze des Mondes erhellte Gesicht des Dulders.

Nachdem schon das treue Weib erwacht war, schlummerte der Gebeugte noch so sanft als am Abend. Die Morgenröthe war bereits in das Thal gezogen, und ihre milden Strahlen schlichen sich eben durch die kleinen runden Scheiben der Hütte, und malten die wankenden Schatten der vom frischen Morgenwinde bewegten Bäume des Gartens an die Wand. Halb freudig, halb ängstlich belauscht die gute Frau den Schlaf des Gatten, denn Jahre lang hatte dieser sich keines ähnlichen erfreuet. Ach, sie wußte nicht, ob dieses ungewöhnliche Ereigniß zum Leben oder zum Tode führen werde.

Endlich erwachte der Kranke, und blickte staunend und mit erheitertem Antlitz um sich her.

„Kaum weiß ich noch, liebes Weib", sprach er, „wie mir ist! Die Ruhe, die mir Gott diese Nacht geschenkt, die Heiterkeit, mit welcher meine

ganze Seele erfüllt ist, und dazu — der wunderbare Traum! — Ja, gutes Weib, mich hat in dieser Nacht ein wunderbares Traumgesicht gestärkt. — Es war am Tage vor dem Auszuge aus diesem Hause, wo wir bei aller Armuth doch einst so froh gelebt, da bat ich Dich, mich doch hinauszuführen in den Garten, damit ich dort im Schatten unseres großen Birnbaums mich noch einmal der Zeit erinnern könnte, wo unsere Liebe und der Kinder unschuldvolle Freuden dies kleine Gärtchen uns zum Paradiese machten. Du thatst dies, und setztest mich auf ein Lager von frischem Moos, und die milde Luft und die Strahlen der scheidenden Sonne bewegten mein Herz gar heftig. Ich lehnte mich mit meinem Rücken an den Stamm des Baumes, und meine Gefühle wurden zu einem Gebet zu Gott um Segen und Wohlergehn für Euch. — Da bewegte sich auf einmal der Glanz des Abends durch die Bäume zu mir her, aber immer milder und milder, und als derselbe unser Haus erhellte, war er zum Glanze des sanften Mondes geworden, und eine herrliche Jünglingsgestalt entfaltete sich daraus immer heller und klarer. Eine hohe himmlische Gestalt, mit rosenfarbnen Wangen, mit Augen, aus welchen des Himmels Seligkeit strahlt, und mit einem goldnen Haar, das in schön geringelten Locken über seine Schultern wallte, welche ein glänzendes weißes Gewand deckte! Sanft bewegte sich der Jüngling zu mir her und reichte mir freundlich seine Hand. „„Sei getrost"", sprach er, „„Dein Glauben und Dein Dulden hat vor Gott Gnade gefunden; Deine Leiden sollen geändert werden. Wenn die Strahlen der Sonne über die Berge hereinbrechen, dann stehe auf von Deinem Lager, ergreife Hacke und Schaufel, und laß Dich in Deinen Garten führen. Da wo der Salzbach, vom Morgen kommend, seinen Lauf ändert und sich gen Mitternacht wendet, da schlage ein mit Deinem Werkzeuge: Gott wird Dir Kraft verleihen, und bald wird Dir ein Quell entgegensprudeln, für Dich ein Quell des Lebens. In diesen tauche Deine Füße und Du wirst genesen!"" Mit diesen Worten zerfloß die Gestalt vor meinen Augen, es war dunkel um mich her und der Traum war mit der Gestalt zerronnen."

„Jetzt bin ich erwacht", fuhr er fort, „aus einem Schlafe, wie ich ihn seit Jahren nicht genoß; die Strahlen der Sonne vergolden die Wände unserer Hütte, und in der That fühle ich mich gestärkt. Wie könnte ich dem Herrn undankbar sein für diese Gnade! — Weib, wecke die Kinder! Vereint mit uns mögen sie sich auf die Kniee werfen und die kleinen Händchen zum himmlischen Vater emporhebend mit uns im Gebet für seine Wohlthat ihm danken. Dann will ich hinaus und sehen, ob der Traum mir wahr gerathen!"

Mit freudigem Beben sprang die gute Frau nach der Kammer, führte die Kleinen herein, und vereint beteten Vater und Mutter, von den Kindern umgeben, auf ihren Knieen zum Wohlthäter im Himmel. Und als sie so aus ihrem Herzen gebetet, führte die starke Frau den gestärkten Gatten nach dem Bache. Nur wenige Hiebe waren nöthig, das tiefer liegende Gestein von seiner Erdschicht zu befreien, und bald sprang hell und klar ein starker Brunnen dem erstaunten Paare entgegen. Nun war des Traumes erste Hälfte klar erfüllt; wie hätten sie an der zweiten zweifeln mögen? Vereint gruben sich Beide ein Becken in die Erde, in welchem sich das Wasser sammelte, und noch an demselben Tage tauchte der arme Leidende seine Füße

in die heilende Fluth. Mit jedem Tage, an welchem er dies Bad wiederholte, verbesserte sich sein Zustand, und als er so wenige Wochen hindurch sich des Wassers bedient, sah er sich unter dem beseeligenden Gefühl des neu geschenkten Lebens von seinen Leiden geheilt. Nun schritt er rüstig wieder zur Arbeit, und in wenigen Jahren segnete ihn der Himmel so, daß er, von seinen drückenden Schulden befreit, sich wieder im Besitz seiner Hütte sah, und fröhlich mit seinem Weibe die Seinigen zur Tugend und zur Arbeitsamkeit erziehen konnte.

Seit dieser Zeit hieß der Brunnen der Heilborn und ist nicht wieder versiegt, und allen denen, welche Genesung bei ihm suchen, ruft es seitdem mit sanftem Gemurmel zu: „Dulde und hoffe!"

282. Das Wahrzeichen von Hirschberg und der Ursprung seines Namens.

Auf der Stelle Hirschbergs, der schönsten und wohlhabendsten Stadt des ganzen Riesengebirges, am Einfluß des Zackens in den Bober war im 10. Jhdt. noch mächtiger Urwald. Hier soll einer der Fürsten der hier wohnenden Hermunduren nach langer Jagd einen großen Hirsch unter Lebensgefahr erlegt haben. Zum Gedächtniß daran hat er an dieser Stätte ein Lehn gestiftet und die Stadt Hirschberg hat nachmals einen Hirsch in ihr Wappen erhalten. Als Wahrzeichen der Stadt gilt entweder der Langgassen-Thurm, der oben dicker ist als unten, oder der aus lauter Quaderstücken gebaute Kirchthurm, weil ein mit 6 Pferden bespannter Heuwagen unter demselben, ohne anzustoßen, ganz bequem umdrehen kann.

283. Die zwei Köpfe in der Kirchgasse zu Hirschberg.

(S. Zeller, Hirschbergische Merkwürdigkeiten. Hirschberg 1729. Th. I. S. 93.)

Am 18. Mai 1549 ist ganz Hirschberg durch ein unversehenes Feuer, welches in Wenzel Schön's Malzhaus ausgekommen, innerhalb dreier Stunden abgebrannt. Zu dessen steter Erinnerung erblickt man noch an dem Teichmannischen Eckhause, in der Kirchgasse, zwei Köpfe nebst einer Kugel mit der Jahrzahl 1549. Inwendig aber sollen folgende Zeilen liegen:

Siehe was allhier die Kugel weiß,
Im Jahr und Tag es also heißt:
Groß Feuer hier ward angelegt
Zeugt Bildniß zweier Mälzer Knecht.

In dreyen Stunden die ganze Stadt
In Aschen niedergelegret ward,
Mit Kirchen, Schule, Rath- und Zeughaus
Nur stehen blieb das Pulverhaus.

284. Die Eisenstange auf dem Schildauer Thurm zu Hirschberg.

(S. Zeller a. a. O. S. 206.)

Als im Jahre 1663 die Türken in Ungarn stark einfielen und die Hauptfestung Neuhäusel wegnahmen, mußte das Land Schlesien unverzüglich, sowohl zu Pferde als zu Fuß stark werben. Wie nun der Stadt Hirschberg ebenfalls ihr Contingent zugetheilt ward, ließ sich ein Bürger daselbst, seines Handwerks ein Sattler, der vormals auch in kaiserlichen Diensten gewesen war, zu Pferd unterhalten. Als nun selbige Mannschaft abgeführt ward, sagte einer von der vornehmsten Bürgerschaft zu ihm: „Wenn er wiederkommen und einen Türkenkopf mitbringen werde, wollte er ihm hundert Gulden schenken." Dieser hat das Versprechen nicht außer Acht ge-

laſſen. Als das Treffen mit den Türken ſcharf angeht, nimmt er ſich einen vornehmen Türken aufs Korn, erlegt ſolchen auch, löſt deſſen Kopf gleich ab, ſteckt dieſen mit einem langen Zopf verſehenen Kopf in einen inwendig mit etwas Mehl beſtreuten Sack, dergleichen er ſchon in Bereitſchaft gehabt, und nimmt ihn aufs Pferd mit ſich und hat ihn dann nach vollbrachtem Treffen beim Feuer und Rauch abgedörrt. Als er nun nach dem Frieden abgedankt ward, brachte er dieſen Türkenkopf nebſt einem gläubwürdigen Atteſtat von ſeinem Offizier, daß er ſolchen Türken ſelbſt erlegt, mit anher, da denn ein Vergleich mit ihm um die hundert Gulden getroffen ward, darbei er von Vielen, ſowohl adeligen als andern Perſonen beſchenkt worden iſt. Nachmals hat der hochedele Stadtrath von Hirſchberg ſolchen Kopf mit einem Türkenbunde von Holz auf eine eiſerne Stange zum immer währenden Andenken auf dem Schildauer Thurme aufſtecken laſſen, derſelbe iſt aber nachgehends durch Wind und Wetter verfault und abgefallen, aber die eiſerne Stange zum Gedächtniß geblieben und bis ins vorige Jhdt. zu ſehen geweſen.

285. Wie die Kunſt der Schleierverfertigung nach Hirſchberg gekommen iſt.

(S. Zeller a. a. O. S. 156.)

Gegen das Ende des 16. Jhdts., noch ehe man 1600 zu ſchreiben angefangen, ſoll ein Schuhknecht ſeines Handwerks und ein Stadtkind aus Hirſchberg auf ſeiner Wanderſchaft nach Holland gekommen ſein, allwo er feine Schleier machen ſah und bei ſich erwogen haben ſoll, daß man ſolche auch in ſeinem Vaterlande, und zwar wegen der Menge feiner Garne, mit weit geringeren Koſten verfertigen könne. Darauf hat er ſich nach dortigem Gebrauche auf fünf Jahre in die Lehre begeben und iſt nach wohl erlerntem Handwerk ohne Anſtoß wieder von dort nach Hirſchberg zurück gekommen. Hier hat er nun mit Hilfe eines Leinwebers einen Verſuch mit einem ſolchen Schleier gemacht und iſt hernach ſolches ſein Meiſterſtück bei einer vornehmen Standesperſon in Breslau, ob es wohl nicht eben zum Beſten gerathen, mit gutem Nutzen losgeworden. Dies hat nicht nur ihn veranlaßt, fortzufahren, ſondern es haben die Kunſt auch Andere von ihm erlernt, bis ſie ſich ſoweit ausgebreitet hat, daß Hirſchberg in der ganzen Welt damit berühmt worden iſt. Die geſtreiften und gepünkten Schleier dagegen ſind nicht ſehr alt und erſt ſeit dem Ende des 17. Jhdts. in Schwung gekommen.

286. Die Beinamen der ſchleſiſchen Städte.

Breslau wird die reiche, gelehrte und heilige, Glogau die große und arbeitſame, Brieg die ſchöne und anmuthige, Hirſchberg die gütige, ſchöne und geſunde, Schweidnitz die fette, Striegau die bewundertſte, Liegnitz die fruchtbare, Wahlſtadt die merkwürdige, Wohlau die feſte, Beuthen die luſtige und Jauer die aufrichtige von den ſchleſiſchen Geſchichtsſchreibern des 17. Jhdts. genannt.

287. Der Prophet Hans Riſchmann von Lomnitz.

(S. Zeller a. a. O. S. 181 ꝛc.)

Am 9. Auguſt des Jahres 1630 hat ſich gegen Abend um 7 Uhr auf dem hohen Prudel-Berge zu Starßdorf nicht weit von Schmiedeberg bei

Hirschberg gelegen folgendes mit George Rischern (Andere nennen ihn aber Hans Rischmann), zu Glaußnitz wohnhaft, der weder lesen noch schreiben konnte und ohngefähr im 40. Jahre seines Alters stand, zugetragen. Denselben hat ein Geist über Stock und Stein, über Berg und Thal, über Wasser, auf hohe Berge und Thürme, in die verschlossenen Kirchen und Sacristeien, doch ohne einige Verletzung seines Leibes geführt, auch den Hirschbergern zum Oestern, was ihnen begegnen würde, verkündet und bereits ins 13. Jahr manch seltzam Ding prophezeit. Es haben ihn einige Zeit die in Hirschberg liegenden Soldaten im Gefängniß gehabt und sind Willens gewesen, ihn umzubringen, haben aber solches zu thun nicht vermocht. Auf diesem Prudelberge, der sehr spitzig und sehr hoch ist, hatten sich am genannten Tage an die 36 Personen versammelt, der stumme Mensch Georg Rischer (oder Rischmann) lag zu oberst auf einer Steinklippe auf dem Rücken, mit zwei hohen Steinen vermacht, oben zugedeckt, jedoch nach hinten und vorne offen, mit großem Schrecken und Verwunderung anzusehen. Bald war der Mensch bleich, der Leib lief ihm auf wie eine Pauke, allem Ansehen nach, als wenn er Maulwürfe oder Schlangen darin hätte, die ihm selbigen so in die Höhe trieben. Als er nun in dem Felsen eine Weile still gelegen, hat der Geist in ihm mit dem Munde, gleich wie der stattlichste Feldtrompeter eine gute Weile zu Felde geblasen, nachdem fing er an sehr artig gleichsam auf einer Kesselpaule zur Schlacht Lärm zu blasen und zu schlagen. Darauf hat der Geist in dem stummen Menschen an mit einer starken Mannsstimme ganz eifrig zu reden: „Wahrlich, wahrlich, ich der Geist sage Euch, so von Anno 1617 aus diesem Menschen geredet, daß jetzo das Jahr ergehen werde, was zuvor ist prophezeiet worden und derowegen der arme stumme Mensch, aus welchem ich rede, so zuvor geredet, um Eueres Unglaubens willen aber stumm bleiben muß, bis Alles geschiehet, nach Erfüllung aber alles dessen wieder, wie ein anderer Mensch reden wird, und ob Ihr ihn wohl für einen Zauberer, Schwarzkünstler und Lügner haltet, sollt Ihr doch endlich erfahren, mit Euerem Schaden und Verderb inne werden, wie Gott wegen des Unglaubens strafen wird und was des unförmlichen Dinges mehr ist." Auf dieses hub der Geist an in ihm gleichsam zu orgeln, als wie man zu einer richtigen Predigt, ehe der Glaube gesungen wird, das Amt mit Orgeln und Singen zu halten pflegt. Er bediente sich einer fremden und unbekannten Sprache, hielt den Ton wie sonst die Evangelia und Episteln vor dem Altar pflegen gesungen zu werden, zeigte unter andern mit der rechten Hand über den Kopf, gleichsam als wie man die Fahnen schwinget, redete endlich und sang ziemlich lange in unbekannter Sprache und brauchte zum Oestern die Worte: „Rabias, Uadias, Sablias", und zeigte mit der Hand, wie man die Köpfe abhauen würde, er machte ein abscheuliches Geschrei wie Türken und Tartaren, wenn sie ihr Volk zur Schlacht ermahnen, und verrichtete dieses Alles mit einer sehr starken und eifrigen Stimme, da doch sonst der Mensch nur eine kleine weibliche Stimme hatte. Darauf hat sich der Mensch auf die Füße gestellt und die Leute vermahnt, solches für keinen Scherz zu achten, Gottes Zorn und Gnade anzusehen, fleißig zu beten und Buße zu thun, da dies Alles gewiß kein Scherz sei. Er sagte dabei auch, er wünsche fremde Sprachen zu verstehen. Dieser Mensch ist zu Hirschberg und im warmen Bade auf

viele Meilen Weges weit und breit bekannt gewesen und auch der Pastor zu Lommitz hat viel von demselben zu erzählen gewußt.

288. Die Annenkirche zu Schmiedeberg.

(Nach Gödsche S. 275 ꝛc.)

Das Städtchen Schmiedeberg, welches seinen Namen von den vielen Eisenschmieden hat, welche seit dem Jahre 1148 in dem sogenannten Habichtsgrunde angelegt worden sind, enthält ein kleines Kirchlein, die sogenannte Annenkirche, die im Jahre 1312 geweiht und errichtet worden ist. Zu jener Zeit war die Stadt noch ein Dorf und hier lebte ein sehr reicher, aber auch sehr hartherziger Mann, der eine Tochter hatte, Anna, nach ihrer Schutzpatronin genannt. Das schöne Mädchen hatte viel Freier, allein nur einer, ein armer Schmiedeknappe gefiel ihr. Ihr Vater aber war weniger mit demselben zufrieden, weil er ein armer Teufel war, und verbot ihm deshalb das Haus. Die Tochter aber lag Tag und Nacht auf den Knieen und betete zu ihrer Schutzheiligen um Hilfe in ihrer Liebesnoth. Da träumte sie einmal des Nachts, sie sähe die heilige Anna im milden Strahlenkranz vor sich stehen, und die Heilige sprach zu ihr: „Stehe auf und nimm den Hammer Deines Liebsten und gehe damit in die Berge den Grund entlang, und wo der Hammer zur Erde fallen wird, auf selbiger Stelle wird er sich in Gold verwandeln."

Das träumte die Jungfrau auch in der zweiten und dritten Nacht, und als sie es zum dritten Male geträumt hatte, da faßte sie Glauben daran, stand mit der Sonne auf und rief heimlich ihren Geliebten, daß er seinen Schmiedehammer nehme und mit ihr in die Berge gehe. Die Jungfrau trug den großen Hammer. Als sie aber eine Strecke zwischen den Bergen fortgegangen waren, wurde die Last der Jungfrau zu schwer, daß sie ihn nicht weiter zu tragen vermochte und er zu Boden fiel. Begierig schauten sie zu; aber der Hammer blieb Eisen wie zuvor und das Versprechen der Heiligen wollte nicht in Erfüllung gehen.

Darob vermaß sich der Knappe ungeduldig und hielt Alles für einen bloßen Traum. Die Jungfrau aber meinte, in der Verheißung ihrer Schutzpatronin werde wohl ein heimlicher Sinn liegen. Darauf bat sie ihren Geliebten, das Gestein an dem Orte näher zu untersuchen, und als er es gethan, fand er so gewaltige Eisensteine, daß er nicht mehr zweifeln konnte, daß der Ort eine reiche Ausbeute geben werde. Darauf gingen sie heim, erzählten das Wunder und holten Bergleute, um alsbald da einzuschlagen. Die Bergleute gruben an der bezeichneten Stelle nach und fanden eine gute Ader, so daß bald die Grube die reichhaltigste in der ganzen Gegend ward und das schönste Eisen gab. So verwandelte sich für den armen Knappen, der mittlerweile zum Herrn der Grube ward, das Eisen zu Gold, er freite nun mit besserem Glück um seine Anna und diese erbaute dann nach ihrer Verehelichung ihrer Schutzpatronin das gedachte Kirchlein. Die Grube ist jedoch später wieder versiegt.

289. Der Türkenkopf zu Arnsdorf.

Im Dorfe Arnsdorf bei Schmiedeberg findet sich noch heute in einer Mauer ein Türkenkopf von Stein mit greulichem Angesicht eingemauert.

Dies ist zum Andenken daran geschehen, daß die Tartaren bis hierher vorgedrungen, aber auch hier geschlagen worden sind und ihr Anführer von den tapfern Gebirgsbewohnern getödtet worden ist.

290. Der Altvater und der Peterstein.

(Nach Berndt, Wegweiser durch das Sudetengebirge. Breslau 1828 in 8. S. 513. 605. der aber, ohne seine Quelle zu nennen, die Sage aus Mosch, Heilquellen Schlesiens S. 275—282 entlehnte.)

Der Altvater ist der höchste Berg nicht nur der südöstlichen Hochgebirgsgruppe des sogenannten Gesenkes im Fürstenthum Neisse, sondern überhaupt des ganzen Gesenkes selbst (4620 Fuß hoch). Seines breiten abgerundeten baumlosen, im Frühling durch seine weiße Schneedecke weithin kenntlichen Scheitels wegen heißt er der (Neisser) Schneeberg. Den Namen Altvater oder Vaterberg hat er wegen seiner Höhe empfangen, weil alle neben ihm liegenden Berge sich zu ihm wie Kinder verhalten. Die mächtige Janowitzer Haide, welche sich gegen Mittag von ihm in einem langen Rücken fortzieht und ihm an Höhe fast gleich kommt, heißt die Mutter, und der Peterstein, welcher sich am Abhange der letztern, zwischen ihr und dem Vaterberge, mit der seinen Felsengruppe erhebt, der Sohn. Der kleine Altvater ist die niedrige baumlose Fortsetzung des Vaterberges zwischen der Mittel- und kleinen Oppa gegen Morgen.

Vor mehreren Jahrhunderten zog, fröhlich und wohlgemuth, wie es der Künstler pflegt, Peter Hagenbach, der Maler, durch das böhmische Land, das ihm das Dasein gegeben. Er kam aus Italien, dem Lande der Kunst, und daß er nicht umsonst in der florentinischen Schule gewesen, bewiesen manche Briefe von hoher Hand und seine Schöpfungen im Gebiete der Kunst. Schon hatte er in manchem Kloster Arbeit gefunden und war eben im Begriff nach Prag zurückzukehren, als ein Bote von der Aebtissin Ignatia zu Spieglitz ihn einlud, in ihr Kloster zu kommen und hier einige heilige Geschichten zu malen.

Peter Hagenbach besann sich nicht lange, und schon am folgenden Morgen schritt er durch das bethauete Gras gegen Osten hin und auf die Gegend los, in welcher Spieglitz lag. Er ward bei seiner Ankunft von der Aebtissin mit mütterlicher Freundlichkeit empfangen, und Alles, was er zu Arbeit und Bequemlichkeit bedürfen würde, versprach sie gern und schleunig zu besorgen.

So begann nach wenigen Tagen der Vorbereitung die Arbeit. Ein Altarblatt, weniger ausgezeichnet durch wahren Werth, als merkwürdig, weil es aus des Klosters Stiftungszeit herrührte, war das erste, was Petern übergeben ward, damit er es durch Ausbesserung vor völliger Vernichtung schützen möchte. Der Maler arbeitete fleißig und mit Lust, und wenn er auch in Anordnung und Gruppirung hier sein Talent nicht zeigen konnte, so bearbeitete er doch das Detail des Gemäldes mit Geist und Geschmack.

Der verständigen gutmüthigen Aebtissin, weit und über ihre Zeit gebildet, entgingen die eifrigen Bemühungen des jungen Mannes nicht. Oft kam sie zu sehen, was er mache, und mehrmals erschien sie sogar in Begleitung des ganzen Convents in der Kirche, die Geschicklichkeit des jungen Malers zu zeigen und seinen Eifer zu loben. Die gute Aebtissin wähnte,

wo Unschuld und Tugend aus den Augen eines Mannes leuchteten, sei auch für Nonnen keine Gefahr, und bald gestattete sie den Schwestern den Maler täglich zu besuchen, wenn sie nur wollten.

Peter, voll Ehrfurcht gegen diese geheiligten Personen, beachtete sie, außer durch Bezeigung schuldiger Höflichkeit, wenig, und bald verloren sich ihre Besuche so, wie sie vorher zugenommen. Nur zwei Schwestern besuchten den Maler täglich fort, und ihre schönen jugendlichen Gestalten, die bescheidene Schüchternheit in ihrem Wesen und die Theilnahme an der Kunst, die sie so sichtbar verriethen, machte sie dem Künstler werth, obschon die Heiligkeit ihres Standes ihn in gewaltiger Entfernung von ihnen zurückhielt.

Eines Tages aber brachen die beiden Schwestern ihr Schweigen. „Verzeiht, Meister", begann die eine, „wenn ich durch eine Frage Euern Fleiß unterbreche. Eure Kunst hat in uns eine Neigung erweckt, sie zu erlernen, und wir wünschten wohl zu wissen, ob Ihr uns Eueres Unterrichtes werth haltet? Ihr werdet an uns lernbegierige und dankbare Schülerinnen haben, und durch die Gewährung unserer Bitte selbst die Frau Aebtissin nicht wenig erfreuen."

„Sehr gern", antwortete Peter mit einiger Verlegenheit, „werde ich Euere Wünsche erfüllen, wenn die Frau Aebtissin es wünscht, und es wird mich freuen, wenn ich durch meine wenigen Bemühungen dazu beitragen kann, in die Einförmigkeit Eueres Lebens einen Genuß zu verflechten, welcher, weit entfernt, mit der Heiligkeit Eueres Berufs zu streiten, demselben einen unbekannten Reiz und eine ausgedehntere Wirksamkeit verleihen wird."

Während dieser Rede hatte Peter seine Augen auf die beiden Frauen gerichtet, und staunend ruhte noch, nachdem er lange geendet, sein Auge auf der reizenden Gestalt Cäciliens, welche mit allen Reizen ihrer heiligen Namensschwester den Ausdruck des tiefsten Gefühls und der lautersten Unschuld verband. Die Jungfrauen, nicht weniger verwirrt, verließen bald die Kirche und ließen den armen Maler mit verwundetem Herzen auf seinem Gerüste zurück, von welchem er jetzt unaufhörlich in den Kreuzgang hinausblickte, wo die Jungfrauen verschwunden waren.

Am folgenden Tage ließ die Aebtissin den Maler kommen, theilte ihm selbst den Wunsch mit, welchen die Jungfrauen ausgesprochen, und ließ eine gegen Morgen gelegene Zelle räumen, welche das vortheilhafteste Licht gab. In wenig Tagen wanderte Peter, mit Allem versehen, was für seinen Unterricht nöthig war, dem neuen Lehrzimmer zu, nicht wenig in Unruhe, wie das mit solcher Unterweisung werden sollte.

Er war im Reiche der Liebe zwar keineswegs unbekannt, denn er hätte sonst kein Maler sein müssen, aber seine Liebe war mehr ein Sinnenrausch gewesen, der eben so schnell verflog, als er gekommen, und so lebte er treulich nach dem Sprichwort: „Andere Städchen andere Mädchen."

Peter fand in seinen Schülerinnen ein Paar jener herrlichen Seelen, welche, zu gut für das Leben im Sturme der Welt, dem Himmel mehr angehörten, dem sie sich geweiht, und ohne zu wissen, was sie in der Welt verloren, die ganze Fülle ihres Gemüths der mütterlichen Ignatia und ihren geistlichen Schwestern aufschlossen, deren widersprechende Gemüthsarten die weise Sorgfalt zweier würdigen Beichtväter eines benachbarten Klosters dem Ganzen unschädlich zu machen wußte. Was den Maler aber wunderte,

war die Fertigkeit, mit welcher Cäcilie die leichten Umrisse nachbildete, welche er ihr vorlegte, und nun erfuhr er, daß Cäcilie die Tochter eines Malers aus Brünn sei, welcher vor drei Jahren verstorben, und die Tochter in ihrem 13. Jahre der Aebtissin Ignatia vermacht habe, in deren Kloster er auch vormals gearbeitet. Mit jeder Stunde entfaltete Cäcilie ihr Talent, und was sie schuf, war mit so vielem Geiste ausgeführt, und mit so reiner, lebendiger Phantasie gedacht, daß Peter, der geniale Maler, sie auch dann hätte ans Herz drücken mögen, wenn sie selbst von einem häßlichen Körper umhüllt gewesen wäre.

Schon hatte der Unterricht Peters einige Wochen gedauert, als plötzlich Marie, seine zweite Schülerin, erkrankte. Cäcilie war über diesen Unfall aufs schmerzlichste betrübt, wachte unabläßig an ihrem Lager, und verließ es nur dann, wenn die Zeit nahte, wo sie Peters Unterricht genießen sollte. Aber dann war sie auch bei jedem Worte ihres Lehrers ganz Ohr; jeder leise, auch nur scheinbare Tadel verwundete sie tief, weil sie ihrem Lehrer mißfällig geworden, und häufig entquollen ihrem Auge Thränen, wenn Peter verstimmt und traurig an ihrer Staffelei erschien. In Beiden keimte die Liebe, aber die reine, unbefangene Unschuld kannte sie ja nicht, und der erfahrnere Maler glaubte sich stärker, als er in der That war.

Indessen war Mariens Krankheit gewachsen, selbst der Arzt zweifelte an ihrer Rettung; wie hätte sie Cäcilie verlassen mögen. Acht Tage und acht Nächte wachte sie unaufhörlich an ihrem Lager, und erst dann, als nach dieser Zeit der Arzt versicherte, daß die Gefahr vorüber sei, betrat sie wieder das Zimmer, in welchem ihr Freund sie in die Kunst einweihte.

„O, mein Freund", sprach sie, und ergriff zitternd die Hand des Bewegten, „mir war, als ob mich eine Ewigkeit von Euch geschieden; o, wie freut sich mein Herz, daß ich Euch nun wiedersehe." Ein Strom von Thränen stürzte bei diesen Worten aus ihren Augen und benetzte die Hände, die sie mit heißen Küssen bedeckte.

Im freudigen Erschrecken faßt der Maler die Weinende in seine Arme. Seine Erfahrung hatte die Stimme seines bessern Menschen nicht erstickt, und gleich einem Wetterstrahl durchblitzte mit einem Male der Gedanke an die Gefahr des liebenden Mädchens seine Seele.

„Meine Cäcilie, geliebtes herrliches Mädchen", rief er mit zitternder Stimme, „was hast Du gethan! Indem Du mir in Deiner Liebe des Lebens höchste Seligkeit gezeigt, öffnest Du mir zugleich die Pforten namenlosen Jammers. Cäcilie, Du Braut des Himmels, hast Du vergessen, daß Du keinen irdischen Bräutigam mehr haben kannst? O, meine geliebte unglückliche Cäcilie."

Ruhig hielt bei diesen Worten die Jungfrau den Geliebten umschlungen und blickte sehnsuchtsvoll durch Thränen in seine Augen. „O", sprach sie, „mein Freund hat vergessen, welch' eine gute Mutter wir an unsrer Ignatia haben, sie wird gewiß meine Bitte erfüllen und Dir hier einen Wohnplatz gestatten. Die Gottesbraut will ja keine irdische Ehe. Sie wird glücklich sein, wenn Du nur ihr nahe bist; sie wird sich an den Gedanken gewöhnen, daß eine andere Dein Lebensglück begründen wird, und wird nicht jammern, wenn ihr auch darüber das Herz brechen sollte."

Gerührt drückte sie der Meister an seine Brust. „Genug, Geliebte, heute vermag ich nicht zu rathen, mein Herz ist zu voll von Seligkeit und doch auch von Angst; aber morgen hoffe ich Dir einen Weg zeigen zu können, der doch noch zum Heile führen soll. Bis dahin sei ruhig, verbirg unsere Liebe und hoffe Alles von der Zukunft."

Mit diesen Worten drückte er den Kuß der Liebe auf ihre Lippen und eilte zum Kloster hinaus. Tausend Gefühle bestürmten sein liebendes Herz, tausend Pläne gingen durch seinen Kopf. Schlaflos brachte er die Nacht hin, und als der Morgen mit seinem rosigen Athem die nördlichen Berge des mährischen Gesenkes behauchte, war sein Entschluß gefaßt.

„Gott hat mein Gebet erhöret", sprach er am andern Tage zur Jungfrau, „und hat mir Muth gegeben, einen Entschluß zu fassen, der uns wohl vor Verstrickung unseres Gewissens bewahren soll, die Aebtissin selbst soll entscheiden, und was sie spricht, dem, meine Geliebte, dem wollen wir folgen. Jetzt forsche nicht nach und sei Herr über Dich!"

Als die Aebtissin am Nachmittage herbeikam, die Fortschritte der Jungfrau zu schauen, da redete Herr Peter zu ihr, wie er etwas auf dem Herzen habe, worinnen sie ihm rathen möge, und wie er sie so verehre und hochschätze, daß er Alles thun wolle, wie sie es recht glaube.

Und nun begann er seine eigne Geschichte zu erzählen, aber nur mit der Abänderung, daß er seine Geliebte an den Grenzen Italiens verlassen. Die Aebtissin war über sein Bekenntniß nicht wenig erstaunt, aber den wahren Hergang der Sache ahnete sie nicht.

„Meister Peter", sprach sie, „in Eurer Sache Rath zu ertheilen, ist nicht leicht. Entweder ich muß Euere Liebe tadeln und alle weitere Verbindung zwischen Euch widerrathen, oder die Aebtissin muß vor der Stimme der Pflicht die Stimme der Natur und der Menschlichkeit hören. Ach nur zu gern thue ich das Letztere, da ich weiß, wie schrecklich ein Dasein ist, dem man das Glück seines Lebens geopfert, und da die Pflichten für mein Kloster bei diesem Rathe nicht in Gefahr kommen, so hört, was ich Euch sage. Wir leben jetzt in einer Zeit, wo die Rechte der Natur vor den Ausgeburten mönchischer Tücke den Sieg davon tragen. Ueberall stehen Männer auf, welche die Mißbräuche geistlicher Gewalt aufdecken, und selbst in die Klöster dringt der göttliche Strahl und erleuchtet wohlthätig manches gebrochene Herz in düstrer Zelle. Schon hat die Verbesserung kirchlicher Einrichtungen, die in Sachsen begonnen, in Schlesien um sich gegriffen, und selbst in Schwaben keimt der gute Same, den man ausgeworfen, fröhlich auf. Die Klöster sind geöffnet, und freudig eilen Mönche zu den Geschäften des bürgerlichen Lebens, und Klosterfrauen in die stille, selige Wirksamkeit des mütterlichen Lebens, zu welchem sie die Natur bestimmt, und alle freuen sich von Neuem ihres Daseins. So eilet denn hin an die Grenzen Italiens, wo die Geliebte Eures Herzens wohnt, suchet klug und vorsichtig sie zur Flucht zu bereden, und seid Ihr dann auf deutschem Boden, dem Boden der Freiheit, dann wendet Euch getrost zu einem Lande, wo klösterliche Begriffe verschwunden sind, und genießt das Glück der Liebe in den Armen einer tugendhaften Gattin. Gott wird Euer Schirm sein!"

Herr Peter war durch diesen Rath so überrascht, daß er in einiger Verwirrung der Aebtissin dankte. Als er aber zu Hause das ganze Wagstück

überlegte, als er bei seiner Bekanntschaft mit dem ganzen Kloster und dem Vertrauen, das er in selbigem genoß, eine hohe Wahrscheinlichkeit des Gelingens seines Unternehmens fand: da wußte er seiner Freude kein Ende, und konnte kaum die Zeit erwarten, wo Cäcilie ihrer Staffelei zueilen würde.

Die Stunde kam und mit ihr Cäcilie. Freudetrunken verkündete Peter der Zitternden der Aebtissin Rath, und küßte wehmüthig lächelnd die Thränen von dem blühenden Gesicht der Jungfrau. „Gott, Du zeigst mir großes Erdenglück", sprach Cäcilie. „Aber wirst Du mir vergeben, wenn ich mein Gelübde breche, das ich am Altare Dir geleistet? Und doch, ich bin zu schwach, dem neuen Gefühle zu widerstehen, das mein ganzes Wesen durchdringt, und das Du, o Gott, ja auch und früher in mich gelegt, als den Willen, in ewiger Jungfrauschaft Dir zu dienen."

Peter, welcher nicht geglaubt, daß die Jungfrau so willig sich zur Flucht verstehen würde, war jetzt der glücklichste Mensch der Erde. So oft die Lehrstunden begannen, sprachen die Liebenden über die Ausführung des Plans, und kaum waren jene beendigt, so setzte sich der Meister vor die Staffelei, um das nachzuholen, was die Schülerin versäumt hatte; die Aebtissin mußte täglich Fortschritte bemerken. Endlich hatte man den Tag bestimmt, an welchem die Flucht erfolgen sollte, den Namenstag der Heiligen, welcher das Kloster geweiht war, zu dessen Mauern dann Schaaren frommer Pilger wallfahrteten, ihre Sünden zu büßen.

Still und vorsichtig hatte Peter Alles vorbereitet, als der verhängnißvolle Tag heiter über die Erde heraufzog. Tausende von Pilgern durchströmten Klosterhof und Kreuzgang und zogen die arme, ihrer kaum mächtigen Cäcilie doch etwas von dem ab, was ihre ganze Seele beschäftigte, und was zu ertragen sonst kaum möglich geworden sein würde. Ihr zerstörtes Wesen entschuldigte sie mit Unpäßlichkeit, und die gütige Ignatia gewährte ihr gern am Abend die Bitte, die nächtlichen Hora's versäumen zu dürfen. Dies lag in dem Plane der Liebenden. Denn kaum durchhallte der feierliche Chorgesang die Stille der Nacht, so schlich Cäcilie still und langsam durch die öden Gänge des Klosters nach dem Kreuzgange, aus welchem eine Pforte hinausführte in den Garten. Schon hatte Peter durch einen Schlüssel, den er sich zu verschaffen gewußt, dieselbe geöffnet und bald traten Beide hinaus in Gottes freie Natur, welche ihren reinen, mit Sternen besäeten Himmel über ihnen ausspannte. Am Ende des Gartens war ein kleines Häuschen an die Klostermauer gebaut, in dessen Räumen der Gärtner Leitern, Stangen und andere Gerätschaften zu verwahren pflegte, und zu welchem Peter dadurch ein Recht erlangt, daß seine Gerüste und Geräthschaften, welche er zum Malen in der Kirche gebraucht, hier aufbewahrt wurden. Hierher führte er seine Geliebte, nahm vorsichtig die Schindeln von dem Dache, die er erst am Abend vorher gelöset, und ließ eine Leiter an der Mauer hinabgleiten. Kräftig umschlang er das zitternde Mädchen und schritt die Leiter hinab; das Schwerste war vollendet, die Jungfrau war frei.

Weinend sank Cäcilie auf den Rasen. „Heilige Jungfrau", rief sie schluchzend, „vergieb mir diese Sünde! Gehe nicht mit mir ins Gericht!"

Indessen der Geliebte sie mit der einen Hand sanft fortzog, schleppte er mit der andern die Leiter bis zum nahen Teiche, band mittelst einiger

Stricke schwere Steine, die er vorher dorthin gewälzt, an dieselbe, und versenkte sie so in die Tiefe des Wassers. Darauf lud er die Geängstigte auf den Rücken und eilte mit ihr rüstig dem nicht fernen Schneeberge zu.

Der Morgen dämmerte noch nicht, als sie die Waldung erreicht hatten, welche sich nach dem Schneeberge hinaufzieht. Hier eröffnete Herr Peter der Geliebten, daß sie nun sich der männlichen Tracht bedienen müsse, bis sie ihren sichern Zufluchtsort erreicht haben würden.

„Alles, was Du willst, mein Geliebter", schluchzte das Mädchen, und ging mit den Kleidern in das Dickicht, wo sie das zweifache Dunkel des Waldes und der Nacht vor den Augen des Bräutigams verbarg.

Bald brach die Morgendämmerung herein, und von unten aus der gesegneten Hügelebene Mährens schlugen sanft die Töne der Frühglocken von Klöstern, Kapellen und Kirchen herüber an den Saum des Gebirges. Noch ruhte ein grauer Schleier über der tiefen Erde, und ein kalter Ostwind strich über sie hin. Doch bald mehrte sich des Himmels Feuer; der Glanz des jungen Tages strömte mild über die Fluren, über Berge und Gründe, und bald küßten die ersten Strahlen der hervorbrechenden Sonne die Thränen der Wehmuth von den Wangen der Jungfrau.

Aber nur kurze Zeit währte die Freude über das glücklich gelungene Werk bei den Liebenden. Bald wälzten sich dicke Nebel aus den Gründen des Schneebergs und verhüllten sogar die nächsten Gegenstände um die Pilger her.

So irrten sie bis über Mittag, als plötzlich kleine Glöckchen durch den Nebel herübertönten, welche von einer Schafheerde herkamen, die hier weidete. Dem Hirten derselben, der den Liebenden gleich einem rettenden Engel erschien, sagte Herr Peter, daß sie gen Landeck gewollt, aber im Nebel den Weg verloren hätten.

„Nach Landeck?" fragte der Hirt und schüttelte bedenklich das Haupt; „da mögt Ihr wohl zusehen, daß Ihr den Weg findet, doch dürfte es Euch schwer werden, bei solchem Nebel aus diesem Heere von waldbedeckten Bergen Euch herauszufinden!"

Nun beschrieb er Beiden den Weg, stärkte sie aus seiner Flasche und geleitete sie dann nach einer offenen Hütte, unter deren Dache eine weiche moosige Lagerstätte bereitet war. Dann übergab er ihnen noch etwas Brod, nannte ihnen nochmals die Richtung, in welcher sie zu steuern hätten, empfahl sie dem Schutze der heiligen Jungfrau und kehrte dann wieder zu seinen Schafen zurück.

Die Liebenden beschlossen die Nacht hier zuzubringen, in der Hoffnung, daß morgen der Nebel weichen würde. Sorgsam bedeckte Herr Peter Cäcilien mit trocknem Moose, suchte ihre Bedenklichkeiten wegen ihrer Flucht zu zerstreuen, und schlief dann ruhig und getröstet an der Seite des entschlummerten Mädchens ein.

Der Morgen brach an, aber noch leuchtete den Liebenden kein Hoffnungsstern, und da sie nur wenig Lebensmittel mehr übrig hatten, so mußte endlich der Weg angetreten werden. Cäcilie weinte stille Thränen, aber unverdrossen folgte sie dem Geliebten ihres Herzens, und sog, wenn sie Kräfte und Trost verließen, neue Stärkung aus seinen Blicken. Durch Wald und Sumpf, über Felsen und Steine, bergauf bergab waren sie

wieder mit unsäglichen Beschwerden geirrt; stundenlang hatte Peter Cäcilien auf seinen Armen getragen und noch hatten sie keinen Weg, keine Hütte und keinen Menschen gefunden; ihre Lebensmittel waren zu Ende, aber immer sprach eines dem andern Trost ein und stellte sich stärker als er in der That war.

Aber ihr Leiden sollte höher steigen, denn plötzlich änderte sich der Wind, und vom Norden her stürmten Wolken von Schnee, so daß die Armen fast kein Auge zu öffnen vermochten. In dieser Noth sah sich Peter nur nach einem Ruheplatze für die Nacht um. Unter die zur Erde herabhängenden Aeste einer gedrungenen Fichte legte er die arme Cäcilie, die nicht mehr zu gehen vermochte, und machte sich im Stillen Vorwürfe, daß er an dem Unglück eines Engels schuld sei, der, statt mit ihm und durch ihn glücklich zu werden, die Ruhe im Grabe finden sollte. Cäcilie tröstete ihn, aber konnte doch den Kampf in ihrem Innern nicht verbergen, denn unwillkührlich entschlüpfte ihren Lippen bald der Name der mütterlichen Ignatia, bald der ihrer geliebten Freundin Maria.

So verfloß die schreckensvolle Nacht, und als der Tag anbrach, beleuchtete sein Licht ein weites Schneegefilde, in welchem die Unglücklichen nur ihr Grab sahen. Cäcilie lag in der größten Erschöpfung, ihr Angesicht war bleich, das sonst so schöne Auge war geschlossen; sie lag in einem heftigen Fieber. Peter war außer sich vor Schmerz, klagte sich laut weinend als den Mörder seiner geliebten Cäcilie an.

„Laß mich hier ruhen, geliebter Freund", sprach endlich Cäcilie mit matter Stimme, „und suche wenigstens Dich zu retten, der Du höhere Ansprüche an die Welt hast, als ich schwaches Weib. Laß mich sterben auf meiner Mutter Erde, und gelingt es Dir, Dich zu retten, so kehre zurück, meine Gebeine in geweihter Erde zu bestatten. Gott wird mir gnädig sein und der Sünderin vergeben."

„Nein", rief Peter mit wildem Schmerz, „nein, meine Geliebte, Du darfst nicht sterben. Komm, ich fühle neue Kraft in meinen Adern, Gott wird sich unsrer erbarmen und uns nicht verderben lassen in dieser Einöde. Komm, Geliebte, fasse Muth, Du wirst nicht sterben!"

Mit diesen Worten ergriff er das fast leblose Mädchen, schloß sie in seine Arme und durchwatete aufs Neue, vom wüthendsten Hunger gepeinigt, den hohen Schnee, bis er endlich, nach einigen Stunden Steigens, auf einer kahlen Schneefläche hinsank. Nur wenige Schritte von dieser Stelle erhob sich ein Fels, in dessen Schutz er seine dem Tode nahe Geliebte niederlegte.

„So wollen wir denn hier sterben", sprach er gefaßt; „so soll der Tod uns nun vereinen, wo das Leben uns, wenn auch nur kurze Zeit, so schön gelacht!"

„Lebe wohl, mein theuerster, mein geliebtester Freund", sprach mit matter Stimme die Halbtodte, „und tausend, tausend Dank für Deine Liebe! Ach, die Welt war doch so schön, und Dank dem Himmel, daß er mich noch ihre höchste Seligkeit schmecken ließ, Deine Liebe. — Jetzt weiß ich erst, was Leben ist. — Nun sterbe ich mit Dir in Deinen Armen. — Ach, mein Geist sehnt sich hinüber in das schöne Land, wo wir ungetrennt sein, wo wir alle große edle Menschen finden werden, die diese Erde verlassen

haben. — Komm, mein einzig Geliebter, gieb mir den letzten Kuß auf dieser Erde, den Kuß der Vergebung, wenn ich Dich jemals betrübt, — und dann — gute Nacht!"

„Gute Nacht", jammerte Peter über der bleichen Gestalt, „gute Nacht!" Und so sank er, die Scheidende mit kraftlosen Armen umschlingend und mit Küssen bedeckend, an ihrer Seite nieder. Sein Auge war gebrochen, Fieberfrost durchzog seine Glieder, er fühlte, daß auch sein Ende nicht fern sein könne.

Da leuchtete plötzlich ein milder Glanz in sein gebrochenes Auge, und eine sanfte, warme Luft wehte erquickend um den Felsen her. Gestärkt schlug er seine brechenden Augen auf, und siehe, eine hohe freundliche Gestalt, St. Peter selbst, stand himmlisch lächelnd vor ihm.

„Steht auf", sprach er, „und folgt mir!" Und damit berührte er Peter und Cäcilien, die, vor wenigen Augenblicken dem Tode nahe, mit neuer wunderbarer Kraft ausgerüstet sich emporrichteten und der hohen Gestalt folgten, welche über die Schneefläche hinwegschwebte.

Nach kurzer Wanderung sahen sich die Liebenden auf einer Berghöhe, welche eine mildere Luft umwehte. Der Schnee schmolz vor ihren Augen; der Berg bekleidete sich mit einer grünen Rasendecke, und bald schossen liebliche Blumen daraus hervor, welche in die schöne Zeit des Sommers versetzen. Bald zerriß auch die Nebeldecke, und der Sonne milder Strahl goß vollends Leben in die Glieder der Unglücklichen.

Freudetrunken blickten sie bald hinauf in den blauen, sonnenklaren Himmel, bald herab auf die dunklere Erde, und erstaunt flog ihr Blick über das beschneite Gebirge hier hinaus auf das im schönsten Farbenschmucke des Herbstes ruhende Mähren, und aus einer fernen Bläue vom Schneeberge her bezeichnete Berg auf Berg den Leidensweg, den sie genommen.

Gerührt und ehrfurchtsvoll sanken die Geretteten vor dem Himmlischen nieder, und ihr dankbares Herz zerfloß in ein inniges Gebet.

Da schlug die Gestalt mit ihrem Stabe auf die Erde, und heraus stieg mit einem dumpfen Donner ein Felsenstück, beladen mit Früchten und erquickenden Speisen, und noch heute ist dasselbe zu sehen und wird von den Umwohnern der Tafelstein genannt.

Und abermals berührte der Heilige mit seinem Stabe die Erde, da sprang ein Quell hervor von geistigem lebenden Wasser und rieselte den Blumenteppich hinab nach dem Thale. Dankbar erkannten Peter und Cäcilie des Himmels Gnade, und als sie mit dem heilbringenden Tranke eine neue, nie gekannte Seligkeit einsogen, da gelobten sie, das Auge gen Himmel gewandt, dem Vater aller Wesen Tugend und Frömmigkeit bis in das Grab und sahen den Himmel offen, und in einer hell leuchtenden Wolke, umgeben von einem Kreise seliger Engel, Gott über der Erde schweben, und sie sanken auf den Rasen und verharrten mit gesenktem Auge lange Zeit im Gebet.

Als sie nun erwachten, war der Berggipfel verschwunden und sie sahen sich in einem tiefen, mit Wald bedeckten Thale, durch welches ein brausender Bach floß; an ihrer Seite rauschte eine reine, starke Quelle mit mächtigen Perlen hervor, und als sie von derselben tranken, erkannten sie das heilbringende Wasser, welches sie auf dem Berge geschmeckt.

Indessen nun die Geretteten in heißen Umarmungen das Glück des wiedergeschenkten Lebens genossen, trat ein alter Greis an sie heran und grüßte sie mit freundlichem Gesicht.

„Wundert Euch nicht, ihr Fremdlinge", sprach er, „wenn ich erstaunt bin, in dieser Wildniß Euch zu finden. Ich bin ein Einsiedler bei der Kapelle des h. Hubertus, und gewohnt, Niemanden zu sehen als Landleute und Bergknappen, die von Zeit zu Zeit zu dieser Kapelle wallfahrten. Gewiß habt Ihr Euch also verirrt und seid diejenigen, von welchen ich heut im Traume gehört. — Denn wißt, daß mich diese Nacht ein ganz wunderbares Traumgesicht aufgeweckt. Ich war, so sagte mir der Traum, in der Kapelle und betete vor dem Gnadenbilde, als mir plötzlich der heilige Petrus erschien und sprach: „„Gehe heut, wenn der Abend sich naht, hinab an den Fuß des Berges Himmelwieder, dort wirst Du am jenseitigen Ufer des Baches eine alte Fichte finden, aus deren Schoße ein Brunnen perlt mit Wasser des Lebens. Allda weile, bis Du zwei Fremdlinge findest, die in der Irre gehen, die nimm mit Dir in Deine Klause, bewirthe sie wohl und führe sie am andern Tage gen Würbenthal."" Da verschwand die Gestalt, ich erwachte und warte hier schon den ganzen Tag Eurer Ankunft. So kommt denn und ruht aus in meiner Klause, und wollt Ihr morgen Euren Weg fortsetzen, so geleite ich Euch nach Würbenthal, wie mir der heil. Petrus befohlen."

Gerührt und dankbar gen Himmel blickend folgten die Geretteten, und als sie die warme heimliche Klause des Waldbruders aufgenommen, da priesen sie laut die göttliche Hilfe, die ihnen in ihrer Noth zu Theil geworden. Der Waldbruder aber breitete das Wunder überall aus und bald mehrten sich die Wallfahrer. Mit Verwunderung erblickten sie oben auf dem Berge den Tafelstein und unten den brausenden heilenden Quell, und brachten bald Kranke aller Art hierher, um von dem Wasser zu trinken, und diese genasen. Seit dieser Zeit ist der Quell auch nicht wieder versiegt, und hat später gar dem Badeort Himmelwieder das Dasein gegeben, aus welchem alljährlich Hunderte von Menschen mit erneueter Gesundheit und erhöhtem Frohsinn in die Heimath zurückkehren. Auch erhielten die Berge, wo die Erscheinungen erfolgt waren, und die man bisher unter dem Namen des „hohen Rücks" begriffen, die Benennung Peterstein und Vaterberg, unter welcher man sie noch jetzt kennt.

Am folgenden Morgen geleitete der Einsiedler die Wanderer nach Würbenthal, und nachdem er sie hier auf die Straße nach Zuckmantel gebracht und ihnen seinen Segen gegeben, kehrte er zu seiner Klause zurück.

Es war ein schöner kalter Herbstmorgen, der Himmel war klar und rein über ihnen ausgespannt, und die Sonne, welche die Liebenden so lange entbehrt, schien doppelt freundlich auf sie herabzulächeln; nur an den tiefen Thälern um Einsiedel lagerten graue Nebelmassen und schützten den Reif, der in blitzender Farbenpracht Gras und Bäume umzog, vor dem schmelzenden Strahl der schönen Sonne.

Den Reisenden ging das Leben gleichsam neu auf und ihr Herz drohte vor seligem Gefühl zu zerspringen. Einmal über das andere fielen sie sich um den Hals und genossen in heißen Küssen das Glück der Liebe und des wiedergeschenkten Lebens.

„Glück auf!" rief plötzlich zur Seite eine Stimme und ein freundlicher Bergmann kroch aus dem Dickicht nahe bei Herrmannſtadt hervor. „Wollt Ihr mir Gefährtſchaft vergönnen? Ich denke Ihr wandert nach Zuckmantel, und dorthin will auch ich!"

„Sehr gern", entgegnete Herr Peter, „und wenn Du etwa weiter reiſeſt, ſo könnteſt Du wohl mit uns einen Weg haben. Wir gedenken nach Neiſſe zu gehen."

„Nein, dorthin geht mein Weg nicht", verſetzte der Bergmann. „Ich bin aus Reinerz und habe ſeit Kurzem in Mora auf einer Grube gearbeitet. Jetzt bin ich feirig. Man hat mir als Ketzer zu Mora meine Arbeit genommen, und nun ſteuere ich in die Heimath zurück, wo mich Gott nicht verlaſſen wird."

Mit Aufmerkſamkeit hörte Herr Peter dem Bergmann zu und gab bald dem wackern Manne Gelegenheit, von ſeinem Glauben zu ſprechen, weshalb er aus Mora vertrieben worden. Die Aeußerungen des Mannes verriethen ein ſo tiefes Gefühl, ein ſo gutes Herz, einen ſo gebildeten Verſtand, und ſeine Grundſätze ſchienen ſo wahr und chriſtlich, daß Herr Peter, nachdem er heimlich einige Worte zu Cäcilien geſprochen, ausrief: „Mein Freund, wir ziehen mit Dir; nimm uns mit nach Reinerz!"

Der Bergmann war hierüber ſehr erfreut. Willig richtete er ſich während der Reiſe nach den Schwächen ſeiner Gefährten, und wenn die Müdigkeit die zarte Cäcilie überfiel, ſo erbot er ſich ſtets, den zarten Knaben zu tragen.

Nach einigen Tagen kamen ſie in Reinerz an, wurden hier, wo die neuen Glaubensbegriffe ſchon Wurzel gefaßt, freundlich von den Einwohnern aufgenommen und waren in kurzer Zeit in dem Weſentlichen der neuen Lehre unterrichtet.

„In dieſer Lehre", ſprach einſt Cäcilie, „die ſo rein und göttlich iſt, hat uns Gott den Weg zu unſrer Vereinigung gezeigt. Ignatia, o meine mütterliche Ignatia, Du hatteſt Recht, daß Du uns dieſen Weg zeigteſt, jetzt werden wir glücklich ſein, mein Gewiſſen iſt befreit von ſeiner Laſt!"

„Nun, ſo wirſt Du denn mein Weib, mein geliebtes glückliches Weib, das mir Gott ſelbſt aus ſeinen Händen geſchenkt hat", rief Peter mit Entzücken aus. — „Aber wir wollen auch in ſeiner Furcht leben, die Lieben, welche er uns ſchenkt, in ihr erziehen, und einſt in ſeiner Furcht ſelig ſcheiden."

Nach wenigen Tagen vereinigte ein evangeliſcher Prieſter die beiden Glücklichen und verſah ſie bald darauf mit Briefen an ſeine Glaubensgenoſſen in Sachſen. Von den Segenswünſchen der wackern Reinerzer begleitet, zogen ſie in dieſes Land ab. Herr Peter wandte ſich an den Hof des Kurfürſten, ward hier bald mit dem edlen Meiſter Lucas Kranach bekannt und wegen ſeiner Geſchicklichkeit ſehr geſchätzt, und noch ſollen Bilder von ſeiner Hand mit Kranachs Zeichen geſchmückt, dort befindlich ſein.

Mit ſeiner Cäcilie lebte er in einer hochbeglückten Ehe und erzielte gar viele liebliche Knaben und Mädchen, und noch ſoll das Geſchlecht der Hagenbache in Sachſen kräftig blühen.

Es giebt jedoch noch zwei andere Sagen über diese beiden Berge. *) Sie lauten also: Ein Schäfer hütete einst noch spät Abends seine Heerde auf einer schönen Wiese nahe an einem Dorfe in Mähren. Plötzlich rief eine Stimme hinter ihm seinen Namen Konrad. Voll Schrecken blickte er um sich und sah die Erde aufgethan; aus der Oeffnung kam eine weiße Gestalt mit einem großen weißen Barte hervor, der ihr bis auf den Leib herabhing. „Gieb mir Dein bestes Schaf", sprach die Gestalt, „Du wirst es nicht bereuen und wirst erfahren, wer ich bin." Konrad weigerte sich zwar anfangs, doch endlich gab er sein bestes Schaf. Da sprach der Greis: „Ich bin der bekannte Altvater dieser Gegend, der oberste der Berggeister. Da Du mir Dein bestes Schaf gegeben hast, so komme zu mir in mein Schloß, ich will Dich in meine Schatzkammer führen und Du kannst Dir daraus etwas nehmen." Aus Furcht wagte der Schäfer anfangs kaum mitzugehen, doch gab ihm seine Begierde nach Reichthum bald Muth. Als sie an die Thüre des Zauberschlosses gekommen waren, that sich dieselbe durch einen Druck auf und Konrad sah goldene und andere kostbare Sachen. „Dieses Goldstück kannst Du Dir nehmen, aber nicht mehr, sonst ist es Dein Unglück." Mit diesen Worten entfernte sich der Geist. Da sich nun der Schäfer allein sah und für unbemerkt hielt, so nahm er nicht nur das bezeichnete Goldstück, sondern auch noch einen goldenen Leuchter. Als er darauf hinausgehen wollte, fand er keinen Ausgang mehr. Der Geist erschien ihm wieder und schwang mit zürnendem Angesichte seinen Zauberstab. Donner und Blitz folgten; die erschütterte Erde that sich auf und verschlang den habsüchtigen Schäfer. Seitdem steht da, wo die schöne Wiese lag, ein hoher Berg, welcher der Altvater genannt wird.

Der Peterstein trägt auf seinem höchsten Punkte eine Felsengruppe von Glimmerschiefer, bei welcher einzelne seltne Pflanzen wachsen. Westlich von diesem Gestein liegen zwei Bruchstücke eines steinernen Monuments, auf denen noch zu lesen ist: „G. V. Z. J. E. 1681 und Joseph ?." Oestlich auf der Seite gegen Karlsbrunn trifft man noch zwei andere zertrümmerte Steinstücke, auf denen man die Jahrzahl 17[illegible]0 erkennen kann. Wahrscheinlich sind dies die Ueberreste von Grenzeichen, welche muthwillige Hände von dem Gipfel des Petersteines herabgeworfen haben, um das Eisen zu stehlen, womit sie befestigt waren. Die Sage erzählt aber, ein Graf, der ehemalige Besitzer der Janowitzer Herrschaft, habe einst sich auf der Jagd in der Umgebung dieses Berges verirrt, sei nach langem Umherirren an diese Felsengruppe gekommen, habe hier am Gesteine das Bild des heiligen Petrus erblickt, sich in seiner Herzensangst vor demselben niedergeworfen und zu demselben inbrünstig gebetet, es möge ihn der Heilige doch auf den rechten Pfad leiten. Aus Dankbarkeit ließ der Gerettete zur Erinnerung ein Denkmal von Stein errichten, auf dessen einer Seite der heilige Petrus und auf dessen andrer Christus am Kreuze abgebildet waren. Von diesem Denkmale sollen die oben genannten Steinstücke herrühren und der Fels den Namen der Peterstein bekommen haben.

*) Mitgetheilt v. A. Kastner, Einiges über Sagen, namentlich Schlesiens ꝛc. Neisse 1845 in 4°. S. 11 ꝛc. Der Herr Verfasser hält die eben erzählte für apokryph, oder wenigstens für verändert.

Nach einer andern Sage flüchtete einmal aus Wien oder einer andern Stadt ein liebendes Paar, dessen Verbindung die Eltern der Braut nicht zulassen wollten, in dieses Gebirge. Am Peterssteine sanken Beide sterbensmatt hin, ohne Stärkung, ohne Kunde des Weges. Da erschien ihnen auf ihr inniges Gebet der h. Petrus, wies sie auf den rechten Weg nach Karlsbrunn hinab und tröstete sie obendrein mit der Hoffnung, daß sie durch den Ehebund vereinigt werden und ein kummerloses Leben führen würden. Diese Hoffnung ging auch in Kurzem in Erfüllung und der Berg wurde sofort wegen der Erscheinung des h. Petrus der Peterstein genannt.

291. Die Sagen von der Brünnelhaide und dem Fuhrmannsberg.

(Nach Kaufner, Einiges über Sagen. Reisse 1845 S. 13 ꝛc.)

Die westliche gewaltige Hochgebirgsgruppe des Gesenkes endigt südöstlich mit dem Rücken der Brünnelhaide, die auch der rothe Berg genannt wird. An dem Abhange derselben, einer kahlen, von aller Vegetation entblößten Stelle gegen das Thal der rauschenden Theß, steht ein hölzernes Kirchlein, darunter deckt ein hölzernes Häuschen den Ursprung einer Quelle, von welcher der Berg den Namen hat. Dieselbe, welche nie versiegt, gilt für wunderthätig und ward dadurch entdeckt, daß einst in dieser Gegend vor langen Jahren ein Waidmann einen Hirsch anschoß, so daß derselbe aus einer tiefen Wunde schweißte. Das edle Thier schlug an der Stelle, wo jetzt der Brunnen hervorquillt, mit seinem Hufe die Erde, augenblicklich quoll Wasser hervor, das Thier schlürfte davon und ließ die Flüssigkeit in die klaffende Wunde träufeln. Diese schloß sich und das Edelwild schoß pfeilschnell über den Abhang des Berges davon. Der Jäger, der dieses Wunder gesehen, kam später in weite Entfernung ins Mährische Flachland und wurde dort schwer krank. Alle Heilmittel, die er anwendete, waren fruchtlos. Da erinnerte er sich der Quelle im Gebirge, die den Hirsch so wunderbar hergestellt hatte. Voll Vertrauen, daß sie eine geheime Kraft besitze, verlangte er flehentlich, man möge ihm einen Trunk aus derselben verschaffen. Dieser Wunsch ward ihm erfüllt und er genoß. Das hölzerne Kirchlein birgt ein Gnadenbild der schmerzhaften Mutter Gottes, zu dem aus Schlesien, Mähren und Böhmen viel gewallfahret wird.

Gegenüber der Brünnelhaide zieht sich lang gestreckt der Fuhrmannsberg hin, so genannt, weil auf seinem Rücken ein gewaltiger, aus einer Menge horizontal auf einander geschichteter Steine bestehender Fels emporragt, der aus der Ferne gesehen die Gestalt eines Wagens mit Pferden und einem Fuhrmanne hat. Von ihm wird erzählt, einst habe ein Fuhrmann dort in Kriegszeiten Brod über das Gebirge gefahren, an dieser Stelle den schwer beladenen Wagen hemmen wollen, aber, weil er keinen Stein gehabt, dazu Brod verwendet und sei zur Strafe für diese Verachtung der Gottesgabe sammt seinen Pferden in Stein verwandelt worden.

292. Die Sagen von dem Moosbruch.

(Nach Kaufner a. a. O. S. 15.

Bei dem Dorfe Reiwiesen, einem der höchsten des ganzen Sudetengebirges, breitet sich die ebene Hochfläche des sogenannten Moosbruches aus, eines Torfmoors, welches die schwarze Oppa durchfließt und früher ganz

bewachsen gewesen sein soll. Auf dem weiten Bergraume, dessen Boden unter den Füßen des Wanderers erzittert und bei jedem Tritte schwärzliches Wasser emporquellen läßt, liegt gegen Abend ein großer dreieckiger Teich, und gegen Morgen eine Stunde Weges entfernt ein runder kleinerer. Da wo jetzt der große Teich ist, stand einst eine große Stadt, Hunstadt genannt, hierher kamen einst die mährischen Apostel, Cyrillus und Methodius, um sie vom Heidenthum zum Christenthum zu bekehren, allein die Bewohner der Stadt jagten die heiligen Männer gewaltsam zu den Thoren hinaus, da riefen die Vertriebenen, als sie unfern des Orts gekommen waren, Gott an, die ruchlose Stadt versank vor ihren Augen und an ihrer Stelle zeigt sich die Fläche eines See's, der in seiner Tiefe die Kostbarkeiten und Reichthümer der untergegangenen Stadt birgt. Welsche sind vor Zeiten dahin gekommen und haben viele Kleinodien aus dem Wasser geholt.

Eines Morgens ist ein stattlicher Reitersmann in der Gegend des unfern von den Bruchseen gelegenen Reiwiesen's zu einem Bauer gekommen, mit der Bitte, ihm die Seen zu weisen. Der Bauer willfahrt des Fremden Begehr und geleitet denselben zum Rande des größern See's. Da giebt der Fremde sich als einen Welschen zu erkennen und vertraut dem Bauer, daß er aus Welschland eigens hergekommen, die Moosseen zu suchen und die darin befindlichen Schätze zu heben, erzählt ihm auch sonst noch fast seltsame Sachen, wie er schon in viele Seen eingefahren und wie es in diesen beschaffen sei. Als die Sonne den eilften Abschnitt des Tages vollendet, ist der Welsche vom Rosse, so ein Schimmel gewesen, abgesessen, hat es dem Bäuerlein zu halten gegeben, nachdem er es vorher gebeten, dasselbe bis zu seiner Wiederkunft, oder bis er ihm ein Wahrzeichen gesendet, zu halten. Dann hat er zu ihm gesagt: „So der See, nachdem ich eine Stunde bin innen gewesen, anfängt zu schäumen, sollst Du das Rößlein besteigen. Schäumt weiß aus der Tiefe der Schaum, sollst Du warten meiner fröhlichen Wiederkunft und der Theilung des unterirdischen Gutes, schäumt aber roth aus dem Schlunde der Schaum, dann sporne das Rößlein, so viel Du vermagst, und eile von dannen ohne Umsehen. Das Rößlein sei Dein als Lohn und Gedächtniß an diese Stunde." Wie nun senkrecht die Sonne auf ihre Häupter fällt, da stürzt sich der Welsche nackt, nur mit einem wunderlichen Stabe versehen, in die Tiefe. Das Bäuerlein betet vor Angst inbrünstig auf den Knieen, das Rößlein steht ruhig bei ihm. Plötzlich wird es unruhig, das Bäuerlein hört fernes Brausen im See. Des Welschen Worte eingedenk besteigt er das schnaubende Rößlein, näher und näher brausen die Wogen. Dem Bäuerlein vergeht vor Angst das Gesicht und als er wieder zu erkennen vermag, so sieht er den weißen Schaum des See's und von einer mächtigen Woge den Welschen getragen, den ein Wellenschlag ans Ufer wirft. Der Bauer eilt zu dem Welschen, den er dem Tode nahe in völliger Erschöpfung findet. Bald aber erholt er sich, zieht seine Kleider an, besteigt das Rößlein und entfernt sich eilends, nachdem er dem Bauer gedankt und ein Beutelchen gegeben, mit der Weisung, es nicht zu öffnen, auch Niemand zu zeigen, bis er's wieder zu holen kommen werde. Der Bauer, neugierig, was in dem leichten Beutelchen, versucht's zu öffnen und da er nach seiner Meinung nichts darin findet, als ein Paar Erbsen, wirft er's bei Seite. Nach mehreren Wochen kommt ein Bote an den Bauer nach dem Beutel.

Der hat ihn nicht und will auch nichts von dem Welschen mehr wissen, da er ihn so schlecht belohnt. Als aber der Bote ihm einen großen Sack mit Goldstücken zeigt, die er haben soll, wenn er dem Welschen das Beutelchen zurückstellt, sucht er's hervor und giebt es dem Boten zurück, der sich mit demselben, worin eitel Zahlperlen waren, entfernt. Von dem Welschen und seinem Boten hat Niemand etwas mehr gehört, das Bäuerlein aber hat von den Goldstücken, deren mehrere Hundert waren, das Dorf Reiwiesen erbaut und in großem Wohlstande bis an sein Ende gelebt. Wohl Manche aber haben noch später nach den verborgenen Schätzen des See's gesucht, doch nie hat der See weißlich geschäumt, roth stets leuchtete der Spiegel, so oft er ein Opfer der Habsucht verschlang.

293. Die Sagen von dem Gröditzberg.

(Nach J. G. Bergemann, Sagen der alten Burgfeste Gröditzberg in ein romantisches Gewand eingekleidet. Bunzlau o. J. (1835) in 8°.)

Der in einem schönen romantischen Thale zwischen Löwenberg, Bunzlau, Haynau und Goldberg gelegene 1255 Fuß hohe Gröditzberg soll seinen Namen entweder von dem angeblich hier verehrten alten deutschen Götzen Crodo oder von dem h. Ritter St. Georg haben, dessen Statüe einst auf seinem Gipfel gestanden haben soll, allein da schon in einer Bulle vom Jahre 1245 eine Burg Grodyz (poln. ist Grodz[a] = Befestigung) hier genannt wird, welche das Kreisgericht gehabt haben mag, so ist es wahrscheinlich, daß sein Name hiervon abzuleiten ist. Existirt hat übrigens wahrscheinlich eine Polnische Kastelanei hier schon seit 1089 und bis zum Jahre 1675 gehörte sie der in diesem Jahre erloschenen Familie der Herzöge von Liegnitz aus dem Piastischen Stamme an, im Jahre 1633, 5/6. Oktober, ward die damals sehr feste Burg des Nachts von den Truppen Wallensteins durch Verrath erstiegen und zum Theil in Brand gesteckt und verwüstet und im Jahre 1646 das, was noch von ihr erhalten war, auf Befehl des kaiserlichen Generals Monteverques völlig zerstört, die übrig gebliebenen Theile, der große Thurm und ein Theil des stehengebliebenen Schlosses stürzten 1751 und 1766 völlig ein und erst 1823 sind die ehrwürdigen Trümmer in der jetzigen Weise von dem damaligen Besitzer der ganzen Herrschaft, dem Herrn Benecke von Gröditzberg restaurirt worden. Von diesem Schlosse giebt es nun aber folgende Sagen:

a) Der Mord in der Burgkapelle oder die büßende Burgfrau.

Gegen das Ende der Ritterzeit gehörte die Gröditzburg einem Burggrafen Hans von Ellenhorn (?), der aber in der Blüthe seiner Jahre starb und seiner achtzehnjährigen Gattin, einer geborenen von Hohenwald und einer kleinen Tochter alle seine Besitzungen hinterließ. Der jungen schönen Wittwe fehlte es natürlich nicht an Freiern, sie zog aber allen einen hoch in der Gunst der Herzöge von Liegnitz stehenden, sehr begüterten Ritter Georg von Waldeichen, einen tapfern aber harten Mann vor, gab ihm ihre Hand und schenkte ihm im ersten Jahre ihrer Vermählung eine Tochter, die in der Taufe den Namen Elfride erhielt. Obgleich nun der Ritter im Uebrigen ein gegen seine Unterthanen harter und grausamer Mann war, der nebenbei auch noch dem Laster des Geizes fröhnte, so lebte sie doch gegen acht Jahre

ganz gut mit ihm, allein von dieser Zeit an wendete sich sein Herz von ihr ab, weil seine Hoffnung, einen Stammhalter von ihr zu erhalten, nicht in Erfüllung ging. Er schenkte von nun an auch seine ganze Liebe der schön aufblühenden Elfride und seine Gattin spielte eigentlich nur noch die Rolle einer geduldeten Person. Gleichwohl ging Alles noch in der gewohnten Weise im Schlosse fort. Die Edelfrau hatte sich an die schmähliche Zurücksetzung gewöhnt und war zufrieden, ihre zwei Töchter zu wahren Schönheiten heranwachsen zu sehen. Indeß waren die beiden Schwestern wie im Aeußern so auch im Innern himmelweit verschieden, ebenso bescheiden und herzensgut die ältere, Rosilda genannt, war, ebenso stolz, gefallsüchtig und falsch war der Charakter Elfridens, allein da sie eben so klug als schön war, so gelang es ihr, Allen eine ganz falsche Meinung von sich beizubringen, Niemand ahnte, daß sie schon, kaum zur Jungfrau herangewachsen, in einem sträflichen Verhältnisse zu dem Burgkaplan der Burg stand und fast jede Nacht einen andern Buhlen bei sich sah. Endlich gingen jedoch ihrer Mutter die Augen auf, allein da alle ihre Vorstellungen Elfriden gegenüber nichts fruchteten, ihr Gatte aber völlig blind gegen die Verirrungen seiner Lieblingstochter zu sein schien, so verieth sie sich endlich mit einem Freunde ihres ersten Mannes, dem Ritter Dittmar von Bornitz auf Neudorf, der zufällig im Schlosse zum Besuche war, über die Mittel und Wege, wie ihre Tochter auf den Pfad der Tugend zurückgeführt werden könne. Leider aber hatte Elfride diese Unterhaltung belauscht und sie beschloß nun, sich schwer an ihrer Mutter zu rächen, wußte also ihrem Vater es einzureden, daß ihre Mutter im sträflichen Ehebruch mit dem Ritter von Bornitz lebe, und als am nächsten Tage der Ritter mit der Burgfrau in die Schloßkapelle gegangen war, log sie ihm vor, dort am heiligen Orte selbst halte sie ihre Zusammenkünfte, der alte Ritter stürzte wie wahnsinnig hinab, und als er die Beiden dort traf, stieß er dem Ritter auf den Stufen des Altars das Schwert ins Herz, seine Gattin aber ließ er in einen elenden Kerker in dem alten Thurme an der Ecke der Burg nach Nixdorf zu (dem jetzigen Georgenthal) schleppen, in Ketten legen und dort bei Wasser und Brod, wie er befahl, für alle Zeit einsperren, in der Umgegend aber das Gerücht verbreiten, sie sei gestorben, so daß ihr Name ganz aus dem Gedächtnisse der Lebendigen schwand. Mittlerweile trieb Elfride ihr frevelhaftes Leben ungestört fort und daher kam es ihr sehr erwünscht, als der Ritter Erich von Blumen auf Blumen, der einst bei ihrer Abwesenheit vom Schlosse hier eingesprochen, ihre Schwester kennen und lieben gelernt hatte, um deren Hand anhielt und sie nach kurzem Brautstand als seine Gemahlin nach seiner Burg führte.

Mittlerweile war der leichtsinnigen Elfride aber der Gemahl ihrer Schwester, ein schöner Mann, selbst als begehrenswerth erschienen, sie besuchte also dieselbe öfters in ihrer neuen Heimath und bald gelang es ihr, den jungen, leider allzu lockern Ehemann, der an der etwas kalten Tugend seiner Gemahlin keinen rechten Geschmack fand, in ihr Netz zu locken und zur Untreue zu verführen, den Bitten ihrer armen Schwester, von diesem strafbaren Verhältnisse abzustehen, setzte sie kalten Hohn und Spott entgegen und als jene drohte, sich bei ihrem Stiefvater zu beschwören, beschloß sie ihren Tod. Sie dung zwei Knappen um jene, während sie in der Kapelle betete, zu ermorden und als sie in dieselbe tretend bemerkte, daß jene doch aus

Furcht vor der Strafe Gottes, zögerten die That zu vollbringen, stieß sie ihr selbst von hinten am Altare den Dolch ins Herz und befahl nun den beiden Knechten gegen hohe Belohnung den Leichnam einzuscharren. Dazu entschlossen sich dieselben auch, als sie aber dabei waren denselben in das frisch gegrabene Grab einzusenken, spürten sie plötzlich Leben in der Gemordeten und da die beiden Männer nicht blutdürstig waren, so beschlossen sie, die Unglückliche wo möglich wieder ins Dasein zurückzurufen. Dies gelang ihnen auch, sie kam wieder zu sich und auf ihr Bitten brachten sie sie zu ihrer alten Amme Salome nach Großhartmannsdorf, der schändlichen Elfride aber sagten sie, sie hätten sie tief unter den Rasen gebettet, und diese wieder wußte dem treulosen Gatten einzureden, sie sei entflohen, und kurze Zeit nachher erzählte sie ihm, sie sei gestorben, und da man das, was man wünscht auch glaubt, so ließ er sich leicht davon überzeugen und hatte von jetzt an nur blos noch Gedanken auf Elfridens Hand. Natürlich konnte diese bei aller ihrer Rücksichtslosigkeit gegen Zucht und Ordnung ihm dieselbe nicht sofort reichen und so vergingen einige Jahre, während welcher sie natürlich mit ihm so lebte, als wäre sie wirklich seine angetraute Gattin. Endlich aber gab sie seinem Drängen nach, es ward ein Tag bestimmt, an welchem die kirchliche Trauung vor sich gehen sollte, als derselbe aber erschien, fehlte es ihr an einer Schleppträgerin, denn ihre Erzieherin Petrina, die aber auch ihre Schwester mit unter ihrer Aufsicht hatte großwachsen sehen, hatte sich entschieden geweigert, dieses Amt zu versehen und war deshalb von der schändlichen Elfride aus Rache durch ein von dem Burgkaplan gemischtes Giftpulver aus dem Wege geschafft worden. Da fiel ihr Gedanke auf ihre Mutter, ihr unnatürlicher Vater trat selbst in den Kerker der Unglücklichen, nöthigte sie, festliche Kleider anzulegen und ihm in den Rittersaal zu folgen, wo Niemand die geisterartige Erscheinung mehr kannte, sondern Jedermann dieselbe wie ein Wesen aus einer unbekannten Welt anstaunte. Endlich setzte sich der Hochzeitszug in Bewegung, unterdessen aber war ein schweres Unwetter heraufgezogen und verhüllte den Tag in grauenvolle Dämmerung, fürchterlich brüllte der Donner, Blitze zuckten durch die Luft und ein furchtbarer Sturm brauste durch die Bäume, zerriß ihre Kronen, entführte den Brautjungfern ihre Kränze und auch Elfridens Brautkrone flog, trotz ihrer Juwelenschwere, auf das nahe Beinhaus der Burgkapelle, wo sie getraut werden sollte. Elfride, voll Wuth, daß sie den Elementen nicht so wie ihren Dienern gebieten konnte, stieß im Innern bittere Verwünschungen aus, da fuhr plötzlich ein feuriger Strahl herab, ihm folgte ein krachender Schlag, und als sich der Ritter von Waldeichen von todtenähnlicher Betäubung erholte, da lag der Burgkaplan erschlagen vor ihm, seine Tochter Elfride aber niedergeschmettert am Boden und den Ritter von Blumen, der ebenfalls vom Schlage getroffen zu sein schien, trugen seine Leute auf einer Bahre aus der Kapelle.

Mittlerweile ward Elfride in ihr Zimmer gebracht und dort niedergelegt, da aber Jedermann sah, daß sie nicht lange mehr zu leben habe, so holte man aus dem Franziskanerkloster zu Goldberg den ehrwürdigen Pater Isidorus um ihre Beichte zu hören. In Todesangst gestand sie ihm denn auch, daß sie von den frühesten Jahren ihrer Mädchenzeit an bis zum heutigen Tage mit dem Burgkaplan im verbotenen Umgang gelebt habe und dieser ihr Verführer, Rathgeber und zum Theil Vollstrecker ihrer Schandthaten

gewesen sei, sie bekannte, daß sie mit vielen Andern in gleich sträflichem Verhältniß gelebt, drei Kinder heimlich geboren, solche ermordet und im Kamin ihres Gemaches aufgehängt habe, daß durch ihren Betrieb ihre fromme Mutter unschuldig im Thurme schmachte und die ihr angedichtete Untreue rein erlogen sei, daß sie durch ihre Buhlerkünste den Gatten ihrer Schwester an sich gelockt und diese selbst aus Neid und Haß in der Burgkapelle ermordet habe, daß sie einen Ritter und zwei Knappen aus Eifersucht und Neid habe ermorden lassen und ihre Erzieherin Petrina neuerlich vergiftet habe. Alles dies mußte der Franziskaner genau aufschreiben und versprechen, ihrem Vater am siebenten Tage nach ihrem Tode übergeben zu wollen. Auf einmal überkam sie aber wieder ihr böser Geist, sie weigerte sich zu beten und ihre Sünden zu bereuen und plötzlich erhob sich ein Getöse, Blitze erleuchteten das Gemach und mitten unter Donnergebrüll stand der Höllenfürst an ihrem Bett und nahm ihre Seele in Empfang.

Man meldete nun ihrem Vater ihren Tod und derselbe befahl ihren Leichnam im Brautschmuck sieben Tage lang im Rittersaal auszustellen, allein siehe, jede Nacht flohen die zur Bewachung desselben bestellten Wächter ängstlich davon, denn obwohl ihr Herz in einer Kapsel auf dem Betpulte ihres verblendeten Vaters stand, so erzählten doch die Wächter, daß ihr Körper Athem hole, die kalten Lippen bewege, als wenn er sprechen wolle, stöhne und am Morgen anders liege, als man den Abend vorher ihn gelegt. Auf alle diese Nachrichten hin beschloß ihr Vater, sie in das in der Kapelle für sie neu erbaute Grab legen zu lassen. So trugen nun 12 Mönche den Sarg hinab in die Gruft, dort ließ der Ritter den Sarg noch einmal öffnen, um die übeln Gerüchte, die bereits unter dem Volke verbreitet waren, möglichst zu unterdrücken. Da setzte sich Elfride, deren Gesicht die Qualen einer Verdammten ausdrückte, im Sarge auf und rief: „Mir gebührt kein Grab in geweihter Erde!“ worauf sie wieder zurücksiel und als man im Begriffe war, den Deckel wieder aufzusetzen, da fiel aus wolkenlosem Himmel ein heftiger Blitzstrahl in den Sarg und verwandelte die ganze Leiche in Staub, aus dem ein qualmender Schwefeldampf aufstieg und als derselbe sich verzogen, war auch nicht die geringste Spur von einer Leiche mehr darin vorhanden. Um Mitternacht aber, als der Burgherr ermattet, aber schlaflos auf seinem Lager lag, tönte auf einmal von unsichtbaren Händen in Bewegung gesetzt die Burgglocke, unter gräßlichen Blitzen und heulendem Sturm öffnete sich die Thüre seines Gemaches und hereintrat Elfride in einer schwefelblauen glänzenden Wolke, im bräutlichen Schmucke und in ihrer gräßlich zerschmetterten Gestalt und rief: „Wehe, wehe! Gott, an den ich nie geglaubt, hat mich gerichtet, als verkörperter Geist bin ich zu rastloser Wanderung verurtheilt, morgen wirst Du mein Sündenbekenntniß erhalten.“

Darauf verschwand sie, wie sie erschienen war, wieder und hinterließ einen fast erstickenden Schwefeldampf, der Ritter Waldeichen aber hielt Alles nur für einen bösen Traum oder für ein Blendwerk der Hölle, welches seine Gattin, die er für eine Hexe hielt, ihm vorgemacht habe. Kaum war er aber am andern Tage erwacht, da meldete ihm ein Knappe, es bitte ein Franziskanermönch aus dem benachbarten Goldberg um seine Gastfreundschaft. Er hieß ihn natürlich heraufkommen und siehe es war derselbe Mönch Isidorus, welcher die Beichte Elfridens gehört hatte. Der Ritter forderte ihn auf

seinen Morgenimbiß mit ihm zu theilen und so geschah es denn, daß er ihm beim Essen alle die Trübsale erzählte, die ihn seit einer Reihe von Jahren betroffen hatten. Der Ritter entblödete sich nicht zu gestehen, daß er seine Gattin, die er für eine böse Hexe halte, immer noch in einem finstern Kerker verwahre, und als der Mönch ihm vorstellte, daß er sich doch möglicher Weise irren und seine Gemahlin unschuldig sein könne, schwur er einen theuern Eid, daß sie nicht unschuldig sei und bis an ihren Tod in jenem finstern Loche sitzen solle. In demselben Augenblicke aber durchrollte ein mehrmaliges und anhaltendes Donnern den Speisesaal, blendende Blitze durchschlängelten denselben und eine unsichtbare Stimme rief: „Beginne Dein Werk, der gerechte Gott wird Dir beistehen!" Wie vom Donner gerührt warf sich jetzt Waldeichen vor den Mönch auf die Kniee und bat ihn, ihm zu sagen, wer er sei, denn er müsse ihn allerdings für ein übermenschliches Wesen ansehen. Da warf der Mönch die Kutte ab und vor ihm stand der Ritter Borwitz, den er in der Kapelle ermordet zu haben glaubte, in seiner Ritterkleidung. Derselbe gestand ihm, daß er seine Erhaltung dem Burgvogt, der ihn auf Waldeichens Befehl hatte verscharren sollen, verdanke, da dieser seine Lebensgeister wieder zurückgerufen, ihn heimlich geheilt und dann aus dem Schlosse gebracht habe, und forderte ihn auf das Sündenbekenntniß Elfridens, welches er mitgebracht hatte, zu lesen. Der alte Ritter ergriff es schaudernd, als er es aber gelesen, da öffnete sich prasselnd die Thür und Elfridens verkörperter Geist von blauen Schwefelflammen umzischt, in ihrer zerschmetterten bleichen Gestalt wie in Spinnenweben gehüllt, trat herein und betheuerte ihrem Vater, daß sie dieses Bekenntniß dem frommen Mönch aufzuschreiben befohlen habe, um nicht blos ihm, sondern andern Frevlerinnen zur Warnung zu dienen. Waldeichen, der nun nicht mehr zweifeln konnte, eilte mit dem Pater Isidorus, der inzwischen seine Kutte wieder angelegt hatte, von Fackeln tragenden Knappen begleitet nach dem Thurme, wo seine Gattin eingesperrt war, um dieselbe frei zu machen. Als die Thüre geöffnet war, fanden sie dieselbe sanft auf ihrem elenden Strohlager entschlafen, aufgeweckt richtete sie zuerst ihren fast erloschenen Blick nach ihrem an der Wand errichteten Crucifix, betete und erklärte dann ihrem Gemahl, alles sei ihm verziehen. Freudig erschreckt, daß auch der arme Borwitz noch lebend vor ihr stehe, ließ sie sich von dem Burggesinde, welches sie freilich mit Mühe nur wiedererkannte, aus dem Kerker, in welchem sie fast vier Jahre verbracht hatte, hinaus tragen, ihr Gemahl und der alte Burgvogt folgten gerührt, und als sie eben den Fuß über die Schwelle des Kerkers setzen wollten, da ertönten hinter ihnen die Worte: „Hier soll keine Unschuld mehr schmachten!" Erschrocken sah Waldeichen zurück, konnte aber nicht wahrnehmen, woher diese Stimme kommen könne, siehe da löste sich der gekreuzigte Heiland von der Wand los, schwebte in einer glänzenden hoffnungsgrünen Wolke in die Höhe, verschwand durch die Decke und bald darauf stürzte das Gewölbe krachend ein. Eiskalt lief es ihm über den Rücken und er entfernte sich mit seinen Begleitern in fürchtender Eile. Es bedurfte allerdings viel Zeit, ehe die Burgfrau wieder einigermaßen zu Kräften gelangte, allein kaum war dies geschehen, so ließ Waldeichen im Rittersaale eine Festfeier veranstalten, an der alle seine Nachbarn Antheil nehmen mußten, der Mönch Isidorus segnete das wiedergefundene Paar aufs Neue ein, aber

kaum war dies geschehen, so drängte sich eine schwarzverschleierte Dame an sie heran, sank vor ihnen nieder und gab sich als die todtgeglaubte Rosilda zu erkennen, und kaum war diese Ueberraschung vorüber, so trat eine neue ein, ein am Eingange des Saales lehnender schwarzer Ritter schlug sein Visir auf, es war der ebenfalls für todt erklärte Blumen. Auch die Hände dieses Paares legte Pater Isidorus wieder zusammen und nach beendigtem Festmahl kehrte der Ritter mit seiner wiedergefundenen Gattin auf sein Schloß zurück. Die entweihte Burgkapelle ließ Waldeichen niederreißen und an ihrer Stelle ein Kirchlein zu Ehren des h. Georg errichten, allein er erlebte ihre Einweihung nicht, er und sein Schwiegersohn starben noch ehe das erste Gebet darin verrichtet worden war. Bald folgte ihnen auch die Burgherrin, allein diese hatte noch die Freude, Elfridens Geist ihre Verzeihung zu erkennen geben zu können. Nicht lange nachher folgte ihr auch ihre Tochter, allein Elfridens schwarze Gestalt irrte noch lange ruhelos durch die öden Gemächer der jetzt ganz verwaisten Grödizburg.

b. Der Burggeist im rothen Mantel.

Ungefähr seit dem Jahre 1159 war die Veste Grödizberg der Sitz eines argen Raubritters, Namens Rüdiger von Busewey. Derselbe hatte von seiner frühverstorbenen Gattin eine einzige Tochter, welche mitten unter den Bösewichtern und den feilen Dirnen, welche die Burg in sich faßte, gehütet von einer rechtschaffenen Zofe ihrer Mutter zu einer schönen Jungfrau heranwuchs. Während ihr Vater mit seinen Raubgesellen die Zeit, welche er nicht auf seinen Streifzügen gegen Reisende und Kaufleute verbrachte, unter üppigen Gelagen verschwendete, war ihre einzige Zerstreuung, in der Nachbarschaft Kranke und Arme zu besuchen und so einigermaßen wenigstens das viele Böse, welches ihr Vater that, wieder gut zu machen. Auf diesen Wanderungen hatte sie nun aber die Bekanntschaft des Ritters Zedlitz auf Alzenau gemacht, derselbe gewann bald ihre Liebe, allein die Liebenden hatten keine Aussicht ein Paar zu werden, denn der Vater der Jungfrau war der bitterste Feind der Zedlitze, weil diese längst schon mit andern Rittern der Umgegend sich berathen hatten, auf welche Weise dem Treiben des Besitzers der Grödizburg ein Ende gemacht werden könne, und der Ritter also von ihnen das Schlimmste zu fürchten hatte.

Nun ließ sich aber damals auf der Grödizburg eine Art Burggeist sehen, ein hoher Mann in einem rothen Mantel. Derselbe nahm sich namentlich der unglücklichen Jungfrauen an, welche von den Raubgesellen häufig gefangen ins Schloß gebracht wurden, um dort das Spiel ihrer Lüste zu werden, sehr vielen verhalf er zur Flucht. Derselbe trat mehrere Male vergebens dem bösen Rüdiger als Warner in den Weg, allein immer vergebens, endlich aber erschien er ihm einst, als derselbe nach einem Zechgelage im Rittersaale eingeschlafen war, in seiner wahren Gestalt, ganz so wie er auf einem alten Porträt im Ahnensaale dargestellt war, und sagte ihm, er sei einst gerade so gottvergessen gewesen wie er, so habe er einst dem Ritter Henschel von Zedlitz seine junge Gemahlin, eine Tochter des Ritters von Stiebitz auf Warthau geraubt, allein da dieselbe seinen Anträgen tapfer widerstand, so ließ er sie in das Burgverließ werfen und dort verhungern. Zur Strafe rührte ihn am Zechtische der Schlag und er ward

verdammt, so lange ruhelos auf Erden herumzuwandeln, bis abermals einer seiner Nachkommen an Schandthaten ihm gleich eine Tochter haben werde, die einen von Zedlitz auf Alzenau wahrhaft liebe und sich ihm in voller Unschuld vermählen werde. Werde aber dieser letzte Nachkomme sein ruchloses Leben nicht verlassen, so solle dieser ebenfalls nach seinem Tode als böser Geist zum Schrecken aller Bösewichter so lange umherirren, bis er als guter Geist ihn unschädlich gemacht und seine Ruhe bewirkt habe. Es sei also jetzt die höchste Zeit für ihn, das bisher geführte ruchlose Leben zu verlassen und ein treuer Hausvater zu werden, seine Tochter aber dem jungen Eberhard von Zedlitz zur Hausfrau zu geben und so zwei tugendhafte Liebende glücklich zu machen. Damit verschwand er. Alles fruchtete jedoch nichts, im Gegentheil, Rüdiger ward von Tage zu Tage noch wüster und grausamer, in kurzer Zeit ermordete er mehrere edle Jungfrauen, da sie sich nicht zum Spielball seiner Wollust hergeben wollten und natürlich vermaß er sich seiner Tochter gegenüber hoch und theuer, daß sie nie die Gemahlin des Herrn von Zedlitz werden solle. Da erhob sich eines Tages, gerade als der Ritter mit seinen Genossen und Buhlerinnen beim üppigen Mahle saß, ein furchtbarer Gewitterſturm, unter Donner und Blitz trat der Burggeist unter die Frevler und rief ihnen mit furchtbarer Stimme zu, ihre Stunde sei gekommen, und gleichzeitig erhob sich wildes Kriegsgeschrei auf dem Schloßhofe, die benachbarten Ritter hatten ein kleines Heer gesammelt und während auf der Grödițburg Alles sich der Schwelgerei hingab, die Mauern erstiegen. Die Reisigen Busewey's leisteten nur geringen Widerstand, er selbst ward gefangen und nur auf Bitten des Ritters von Zedlitz, der einer seiner Gegner war, mit dem Tode verschont, dafür aber in seinem eigenen Schlosse in den tiefsten Kerker geworfen. Hier endlich in tiefer Einsamkeit rührte ihn das Gewissen, er ließ vor seinem Geiste alle die Bilder seiner schändlichen Vergangenheit vorüberziehen, und betete zu Gott, ihm zu verzeihen und ihm die Möglichkeit an die Hand zu geben, seine Verbrechen wenigstens einigermaßen zu sühnen. Da erschien ihm der Rothmantel zum letzten Male und verhieß ihm die göttliche Gnade, wenn er die Hände der beiden Liebenden in einander legen, sein Besitzthum zu wohlthätigen Zwecken verwenden und selbst dem Herrn Zeit seines Lebens dienen wolle. Dies that er auch getreulich, übergab Eberhard von Zedlitz seine Tochter und die Grödițburg, ging dann erst in das Franziskanerkloster zu Goldberg, nach einem halben Jahre aber in eine Einsiedelei, die er sich auf dem sogenannten blauen Berge hatte bauen lassen und hier starb er nach langen Jahren, von allen dorthin Pilgernden als ein frommer Mann hochverehrt. Er wurde nach seinem Tode auf seinen Wunsch dort begraben und von dieser Zeit an nannte man diesen Berg der Mönchsberg.

c) Die schwarze Ahnfrau mit dem silbernen Kreuz.

Auf der Grödițburg ließ sich im 13. Jhdt. eine Ahnfrau sehen, sie trug ein schwarzes Gewand und ein großes silbernes Kreuz auf der Brust, und lange schwarze Haare wallten über ihren weißen Nacken herab. Sie beschützte tugendhafte Bewohner der Burg und that vielem Unrecht Einhalt. Sie konnte aber durch das Kreuz selbst sofort unterscheiden, mit wem sie es zu thun hatte, stand sie vor einem frommen und tugendhaften Menschen, so

blieb das Kreuz rein und blank, bei gottlosen aber lief es an und verwandelte sich bis zum dunkelsten Schwarz.

Einst hatte nun aber ein Burggraf von Grödițzburg seine einzige Tochter an den wüsten Ritter Bodo von Sturmbach auf der Geiersburg verlobt, obwohl dieselbe einen andern liebte. Schon nahte der Tag der verhaßten Trauung heran, da stand plötzlich die Ahnfrau mit dem silbernen Kreuz vor der in Thränen gebadeten unglücklichen Braut, befahl ihr zu folgen und führte sie allen unsichtbar durch einen geheimen Gang bis an die Mauer des Kirchhofes, befahl ihr dieselbe zu übersteigen und brachte sie mit Hilfe eines weiten Mantels, der sich beim Hinabspringen wie ein Fallschirm ausbreitete, glücklich und unversehrt auf die andere Seite hinab — die Stelle heißt bis heute noch der Jungfernsprung — von wo sie dann auf den Gockenberg entrann. Leider aber ward sie von den Verfolgern hier bald entdeckt, zurückgebracht und zur Strafe in das tiefste Burgverließ geworfen, allein auch von hier entführte sie die Ahnfrau wieder, da sich vor ihr alle Thüren und Schlösser öffneten, und brachte sie zu einem alten Einsiedler in den Hanwald bei Goldberg, wo sie so lange versteckt blieb, bis es ihrem Geliebten gelang mit Hilfe seiner Freunde die Geiersburg zu erobern und die Umgegend von dieser Landplage zu befreien, den Raubritter Bodo selbst aber vermochten sie nicht zu fangen, ihn hatte während des Kampfes der Höllenfürst, dem er sich verschrieben, in eigener Person geholt.

Das Burgfräulein aber wurde mit ihrem Geliebten vermählt, denn ihr Vater war denn doch zur Erkenntniß gekommen, weß Geistes Kind sein erst so gern gesehener Schwiegersohn sei. Am Hochzeitstage erschien der Neuvermählten die Ahnfrau und schenkte ihr das silberne Kreuz mit dem Bedeuten, daß es auch in ihrem Besitz seine frühern Eigenschaften behalten werde. Es ist in der Familie derer von Pechwinkel, denn so hieß der von der Jungfrau erwählte Bräutigam, bis zum 30jährigen Kriege aufbewahrt worden und hat stets seinen Besitzerinnen Ehre und Glück gebracht, bis es um diese Zeit im Kriegsgetümmel verloren gegangen ist.

294. Der Hanka-Brunnen bei Colm.

(S. S. Gottl. Frenzel, Chronik von Hoyerswerda. Leipzig 1744 in 8°. S. 204.)

Bei Hoyerswerda liegt ein Dorf, Weiß Colm genannt, hinter dessen Kirche ein Berg, der sogenannte Weinberg sich befindet, an dessen Fuß ein Brunnen, Hanka genannt, ist, der alle Jahre von Johannis bis Michaelis trocken ist. Dies geht so zu. Bei diesem Brunnen pflegte das Jahr über eine ledige Weibsperson aus dem Dorfe Leinwand zu bleichen und sich davon zu ernähren. Diese hieß Hanka oder Anna und nach ihr bekam der Brunnen denselben Namen. Da kam sie einst ins Gerede, sie sei schwanger, sie ward deshalb vor Gericht vorgenommen und zur Rede gesetzt. Da leugnete sie aber und sagte, so sie schwanger sei, solle ihr Gott den Brunnen vertrocknen lassen. Das ist auch alsbald geschehen und derselbe vertrocknet noch alle Jahre um dieselbe Zeit.

295. Das Quaritzer Gespenst.

(S. Wagener, Neue Gespenster. Berlin 1802 Bd. II. S. 73 ꝛc.)

Quaritz ist ein früher der freiherrlichen Familie von Tschammer gehöriger Marktflecken zwei Meilen von Groß-Glogau in Niederschlesien. Hier lebte

um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein durch Hypochondrie schwächlicher Dorfpastor, Namens Carl Wilhelm Tile, der sich seiner Kränklichkeit wegen einen Gehilfscandidaten zur bessern Abwartung seines Amtes hielt. Das Haus, welches er bewohnte, war einstöckig, hatte aber mehrere Dachstuben, jedoch nur eine Thür, die Hausthüre. Seine Hausgenossen waren damals seine Ehefrau, eine geborne Conradi aus Glogau, die ihn überlebte, eine Hausmagd, die bei ihrer Herrschaft für sehr treu galt, und jener Candidat der Gottesgelehrtheit. Einst entstand plötzlich das Gerücht — es war in den letzten Jahren des 7jährigen Krieges — die Russen seien in Anmarsch, Tile besorgte, von ihnen geplündert zu werden, er zeigte daher seinem Candidaten ein gewisses Spind und bat ihn, mit dem in demselben befindlichen Gelde und Silbergeräthe die Flucht zu ergreifen, bis die Gefahr der Plünderung vorüber sei. Die Schreckenspost von dem Anmarsche der Russen war indessen nur blinder Lärm und das Entfliehen mit dem Gelde nun nicht nöthig. Auch hatte der Candidat dasselbe noch nicht angerührt, als man auf einmal bemerkte, daß es aus dem Spinde herausgenommen sei. Niemand im ganzen Hause wollte es genommen haben. In den Augen des kranken Predigers, der beiden, seiner Magd und seiner Gattin blindlings trauete, fiel ungeprüft der Verdacht einzig auf den Candidaten. Er war sogar ungerecht und unvorsichtig genug, ihm denselben nicht undeutlich zu erkennen zu geben. Der arme, und wahrscheinlich ganz schuldlose Candidat fand sich durch ein so entehrendes Mißtrauen und durch das höchst beleidigende Benehmen der sämmtlichen Hausgenossen gegen ihn tief gekränkt und verließ unter Thränen, welche ihm das beleidigte Ehrgefühl auspreßte, ein Haus, das ihm so ganz zuwider werden mußte, er rief unter Betheuerung seiner Unschuld Gott an, diese an den Tag bringen zu wollen, indessen wirkten Gram und Verdruß über seine verletzte Ehre schrecklich auf seine Gesundheit und warfen ihn endlich auf das Krankenlager, von welchem er nicht wieder aufstand.

Einige Zeit nach diesem Vorfalle verließ auch die Magd die Behausung ihrer bisherigen Herrschaft, sie heirathete einen armen Schuster zu Quaritz. Nach einigen Jahren ward sie sehr krank und verlangte den Zuspruch des Geistlichen. Da sie aber nach der Versicherung der Frau Pastorin im hitzigen Fieber lag, nahm der Prediger Anstand, zu ihr zu gehen. Indessen schickte sie zum zweiten Male, ließ ihm das Gegentheil versichern und sagen, daß sie ihm etwas von Wichtigkeit zu entdecken habe, sie bitte ihn daher um Gottes willen, eiligst zu ihr zu kommen. Der Prediger hatte diesen Augenblick einige Abhaltung, und da er sich endlich nach Verlauf einer Stunde zu der Kranken verfügen wollte, erfuhr er, sie sei bereits todt.

Von dem Abend desselben Tages (v. 3. August 1763) an äußerten sich nun die ersten sputhaften Bewegungen auf der Pfarre. Es hatte nämlich der Rektor und Mittagsprediger Herr R... in Obersch... bei Glogau versprochen am 7. August 1763 in Quaritz zu predigen und kam Tags vorher gegen Abend daselbst an. Er war mit dem Pastor Tile und seiner Frau bis 11 Uhr beisammen, dann ward ihm sein Bett in einer Stube unter dem Dache angewiesen. Er setzte das Licht auf einen Stuhl, der neben dem Bette stand, legte sich nieder und überlas seine Predigt. Unter dieser Beschäftigung hörte er drunten auf dem Saale eine Zeit lang kehren,

auch berührte etwas seine Stubenthür. Er war ärgerlich, daß er gestört wurde und löschte das Licht aus. Nun kam es ihm vor, als wenn man von außen mit einem Reisgebunde in den Ofen führe um einzuheizen; da es nun zur Zeit der Hundstage war, so dachte der Fremde, die Leute im Hause hätten den Verstand verloren, er beschloß am andern Morgen die Frau Pastorin hiervon in Kenntniß zu setzen, vergaß aber den ganzen Vorgang. Er fiel ihm erst nach einem halben Jahre wieder ein, als er in einer entfernten Gegend von den Unruhen in diesem Hause zum ersten Male reden hörte. Zwei Jahre darauf kam er wieder nach Quaritz, erzählte dort seine damalige Wahrnehmung und da versicherten der Pastor und seine Frau, daß die spukhaften Unruhen, ob sie gleich nichts gesagt, früher bereits angefangen hätten, aber nach der Zeit immer größer geworden wären.

Das Gerücht von dem Poltergeiste verbreitete sich nach und nach überall hin; es strömten aus der Nachbarschaft, und selbst aus Berlin, Breslau und ganz Schlesien Neugierige herbei, um mit eigenen Ohren überirdische Töne zu vernehmen; ein jeder untersuchte dann nach seiner Art, Niemand entdeckte eine Selbsttäuschung, Niemand nahm einen Betrug wahr. Dadurch sah sich der damalige Hoffiscal Bingart zu Groß Glogau veranlaßt, unter dem ersten März 1764 die Königliche Kammer mit dem Gesuche anzugehen, ihm eine Untersuchung dieser Angelegenheit, der gewiß ein Betrug zu Grunde liege, anzuvertrauen. Dieselbe ward jedoch nicht ihm, sondern unter dem 23. März 1764 dem damaligen Besitzer des Dorfes Quaritz, dem Freiherrn Carl Günther von Tschammer übertragen. Derselbe verlangte nun von dem Pastor Tile einen Bericht über den Hergang der Sache und erhielt einen solchen auch am 13. April 1764. Derselbe lautete nun so:

„Ungefähr seit dem August vorigen Jahres (1763) wurden in meinem Hause, nachdem sämmtliche Bewohner schon zu Bette waren, solche Bewegungen wahrgenommen, als eine Person, die noch wirthschaftlich beschäftigt ist, vornehmen kann. Ein Hin- und Hergehen in der Küche, auch wohl im Vorderhause, ein Auf- und Zumachen der Küchstübelthür und der in der Küche befindlichen Spinden, ein Rascheln auf dem Feuerheerd, ein Niedersetzen und Zusammenstoßen der Kannen und Schüsseln ꝛc. Nächstdem hörte man auch im zweiten Stockwerke, bald hier bald da, jedoch öfter im Hinter- als im Vordertheile des Hauses ein merkliches Geräusch, ein Klopfen, bald schwach, bald stärker, ein Fallen und Hinwerfen, als ob Holz oder sonst etwas hingeworfen werde, ein Klappern an der Klinke der Thüren und Schlösser. Manchmal war es, als gehe Jemand auf bloßen Strümpfen die Treppe hinauf und hinunter und so kann man alle die verschiedenen und mancherlei Bewegungen und Töne nicht alle namhaft machen. Es blieb auch kein Ort im ganzen Hause frei. Meine Stube allein machte eine Ausnahme, wenigstens so lange als ich darin war. Jedoch that es in einer Nacht, vor einigen Wochen, zweimal drei Schläge an meine Thüre, als wenn Jemand mit der Faust anschlägt. Dies geschah als ich noch Licht und mich kaum zu Bette gelegt hatte, meine Frau aber zum Zubettgehen sich eben bereitet hatte. Ueberhaupt war dies die schreckhafteste Nacht für mich, indem, nach dem Anklopfen an meine Stubenthür, geschwinder als ich denken konnte, von einem Orte zum andern etliche Male stark angeschlagen, und alsdann so donnernd gelärmt, auch oben im Hause so ungestüm gepocht wurde, als

wenn mit Holzäxten alles zerschlagen würde; das dauerte eine ganze Stunde lang. Der Wächter, welcher sonst außer dem Hause zu wachen pflegte, hörte diesen Vorgang im Hause, ohne zu wissen, was er bei genauer Achtsamkeit um das Haus herum (es war eine ganz helle Nacht) daraus machen sollte. Dies ward eine Veranlassung, um beständige Wächter innerhalb des Hauses zu bitten. Die bisherige Gegenwart der Wächter hat indeß nichts weniger als eine gänzliche Nachlassung verursacht. Man hörte manchmal klopfen, anschlagen, gehen, Geschäftigkeit in der Küche und an andern Orten, von mancherlei Art. In den ersten Zeiten vernahm man dergleichen nur des Nachts, seit einiger Zeit äußert es sich aber bald des Abends, bald des Nachts und manchmal gegen Morgen, einmal mehr, das andere Mal weniger. Auch sind diese Bewegungen bald an diesem, bald an jenem Orte, unten und oben im Hause, in und außer den Stuben wahrgenommen worden. Seit einigen Wochen ist es gar sehr gemäßigt gewesen, so daß durch ein- und abermaliges Klopfen nur die Fortdauer hat erkannt werden können. Doch geschieht's auch jetzt, daß, wenn etliche Tage fast gar nichts gehört worden, alsdann wieder eine desto merklichere und schreckhaftere Wahrnehmung die Nacht schlaflos macht. Niemals aber ist etwas geschehen, Niemand ist beleidigt, nichts von Ort und Stelle gerückt befunden worden .... Oft sind nun an 12 Personen, je zwei und zwei mit Lichtern versehen überall im Hause herumgestellt worden, doch Niemand hat je etwas wirklich gesehen, nur gehört."

Nach Einsendung dieses Berichts ist von der Regierung unter dem 18. Mai die Fortführung der Untersuchung befohlen worden, allein angeblich hörte mit Johannis desselben Jahres das Spuken auf. Indeß haben sich dieselben Erscheinungen später oftmals wieder wahrnehmen lassen. So hat der obengenannte Rektor R. im Jahre 1765 im September ebenfalls wieder dort übernachtet und hat bemerkt, daß in der Studirstube des Pastors nach 10 Uhr plötzlich wie mit eisernen Stangen an das Fenster geschlagen wurde, dies geschah mehrere Male und dann hörte man wieder einen durchdringenden Ton, wie das tiefe C im Pedal einer Orgel. Der Rektor ging nun in einem Stübchen zu ebener Erde zu Bett, allein kaum hatte er sich niedergelegt, so hörte er wie mit Spitzruthen an das Fenster schlagen und in der daranstoßenden größern Stube die Thüren auf- und zumachen, auch die Stühle in dem Schlafzimmer herumdrehen. Ende desselben Monats übernachtete er mit einem Candidaten in demselben Zimmer, da hörten sie gegen Morgen in dem verschlossenen Zimmer des obern Stocks, gerade über dem ihrigen, deutlich eine ganze Familie herumgehen und sich anscheinend mit etwas beschäftigen. Man hörte einen betagten Mann stark auftreten, eine anscheinend junge Frau gleichsam auf hölzernen Stubspitzen herumgehen und dann Kinder von allerlei Größe und Alter herumtappen. Im Jahre 1769 studirte der Pastor Tile in seiner Studirstube an einem Sonnabend an der Predigt, als der Poltergeist in der an die Stube grenzenden Kammer einen Lehnstuhl immer hin- und herrückte. So wie er in die Kammer trat, war es ruhig, hatte er aber den Rücken gewendet, so hörte er den Stuhl von einem Ende der Kammer zum andern ziehen. So hat der Poltergeist den armen Pastor bis an seinen im Jahr 1789 erfolgten Tod beunruhigt, und soll auch nach dieser Zeit und bis auf die jüngste Vergangenheit sich noch in dem genannten

Pfarrhause haben gören lassen, allein man hat die Sache stets zu unterdrücken gesucht, um jenes Haus nicht in übeln Ruf zu bringen.

296. Das Wahrzeichen von Jüterbog.

(S. Hefter, Urkundl. Chronik der Kreisstadt Jüterbog. Jüterbog 1851 S. 207.)

Das Wahrzeichen von Jüterbog war sonst eine in jedem (?) Thore angehängte Keule mit der beigefügten Satzungstafel: „Wer seinen Kindern giebt das Brod und leidet nachmals selber Noth, den schlägt man mit der Keule todt *)."

297. Das rothe Meer zu Jüterbog.

(S. Hefter S. 351.)

Am 6. Januar 1626 hat der Herzog Albrecht von Lauenburg, Reiter-General Wallensteins, die zu Jüterbog stehenden erzbischöflichen Truppen überfallen, einen Theil in die sogenannte Lüttichhocher Mark, ein Torfmoor gedrängt, den andern Theil in die Stadt getrieben, wo sie von den nacheilenden Croaten in einem Gäßchen unweit des vormaligen Amtskornhauses von beiden Seiten abgesperrt und ihrer an die 400 niedergehauen worden sind. Von dem dabei geflossenen vielen Blut erhielt das Gäßchen den Namen „Rothes Meer" und noch jetzt können die dortigen Bürger fast täglich trockenen Fußes durch das rothe Meer gehen.

298. Tetzel's Ablaßkasten zu Jüterbog.

(S. Hefter S. 315 ꝛc.)

Noch heute steht zu Jüterbog in der Sakristei der Ablaßkasten des berüchtigten Ablaßkrämers Tetzel. Er ist 9 Fuß lang, 2 breit, 2½ hoch, aus einem Eichstamm trogförmig ausgehöhlt und mit einer eichenen Bretpfoste überdeckt. Aeußerlich ist er theils mit geraden, theils mit ausgebogten Eisenbändern beschlagen und auf beiden Seiten sind eiserne Ueberwürfe nebst Klammern zu anzubringenden Vorlegeschlössern vorhanden, sonst ist er völlig leer. Das Doppelgewölbe, wo Tetzel in dem Hause des Gerichtsschöppen Teupitz seine Hauskapelle (1517) aufschlug, in der Nähe der Hauptkirche, steht noch. Er führte in einer seiner zu Jüterbog gehaltenen Ablaßpredigten an, er habe die Seele des am letzten Charfreitage verstorbenen Schwiegervaters seines Hauswirthes, des Hans Geserick, als dessen Verwandte für ihn noch einen Ablaßbrief gekauft, deutlich in den Himmel fahren sehen.

299. Der Schmied von Jüterbog.

(Weitläufiger ist das Märchen von ihm bei Bechstein, Märchenbuch. Leipzig 1848 S. 44. Blaue Bibl. Nordh. 1846 Th. IV. S. 152. Kuhn, Märkische Sagen S. 88.)

Im Jahre 1279 soll ein frommer und gegen Arme und Pilger sehr gutthätiger Mann, ein Schmied, Namens Hans Poltermann, gelebt haben.

*) Eine Erklärung durch eine Sage versucht Kuhn, Norddeutsche Sagen S. 88. Eine ähnliche Keule befand sich in Sorau vor dem großen Stadtbrande (s. Neumeister, Postille S. 1313).

Dem soll einst der Teufel den Antrag gemacht haben, ihn zu besuchen. Das hat er auch angenommen, sich aber ausgemacht, derselbe müsse durch das Schlüsselloch der verschlossenen Schmiedethüre hereinkommen. Als derselbe dies that, hat er ihn in einem ledernen Sack aufgefangen, denselben zugeschnürt, auf den Ambos gelegt und nun durch seine Gesellen kräftig zerhämmern lassen.

300. Jüterbog.

(M. Frenzel, de idol. Sor. in den Script. Lusat. T. II. p. 78.)

Wo Jüterbog, das Städtlein, jetzt steht, wohnte einst eine durch Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft ausgezeichnete Frau, Namens Jutta, welche einen Ziegenbock hielt, den sie bis zur Abgötterei liebte. Wenn nun die Fremden auf dem Wege zu ihr waren, so sagten sie wohl untereinander: „Wir gehen nach der Jutta ihrem Bock.“ Diese Redensart wurde zu einem allgemeinen Sprichwort und der Ort, welcher um das Gasthaus herum sich bildete, erhielt den Namen Jüterbog.

301. Das Kreuz an der Schmiede zu Jüterbog.

(Kuhn, Märk. Sagen Nr. 87 S. 86.)

Neben dem Tempel des Morgengottes Jutro hat man schon frühzeitig ein Kreuz aus Granit, das jetzt nur noch 1½ Fuß aus der Erde hervorragt, ehemals aber mehrere Ellen Länge gehabt haben soll, aufgerichtet und es steht jetzt noch dicht vor dem Hause des Schmiedes. Als man es von da, zur Zeit des Großvaters des jetzigen Schmieds, weil es abgebrochen, weggenommen, da hat sich des Nachts ein fürchterliches Poltern hören lassen und ein weißer Hund hat unausgesetzt an der Stelle gelegen, wo das Kreuz gestanden und ist auch nicht eher gewichen, als bis man dasselbe wieder an die alte Stelle gebracht.

302. Das Loch in der Kirchthüre zu Kohlfurth.

(S. Haupt, Sagenbuch der Lausitz. Th. II. S. 114.)

Vor hundert Jahren lebte in Kohlfurth ein Förster, welcher bis in sein hohes Alter ein leidenschaftlicher Jäger war. Damals gab es noch viel Wild in der Görlitzer Haide und er hatte hinreichende Gelegenheit, seine Jagdlust zu büßen. Als er aber alt geworden war, versagten ihm seine Beine den Dienst und er mußte es seinem Burschen überlassen, dem edlen Waidwerk in dem grünen Wald obzuliegen. Einstmals geschah es, daß er vom Zipperlein arg geplagt in seiner einsamen Stube mit großem Widerwillen saß und hörte, wie die Meute der Jagdhunde sich mit lautem Gebell dem Dorfe näherte. Da raffte er sich auf, langte die alte Büchse von der Wand und trat schußfertig vor sein Haus. Ein Edelhirsch, ein Sechszehnender, war es, der gefolgt von den Hunden sich in das Dorf flüchtete und um sich zu retten in der Todesangst mit hohem Sprunge über die Kirchhofsmauer setzte. Der alte Schütze rief die Hunde ab und näherte sich vorsichtig der Mauer. Da stand der Hirsch gerade vor der Kirchthüre. Der Förster legte an und schoß den Hirsch nieder, in solcher Nähe, daß die Kugel noch durch die starke, von eichenen Brettern zusammengefügte Kirchthüre fuhr. Dort ist das Loch noch heute zu sehen. Der Förster aber,

so wie er den Schuß gethan, brach wie der Hirsch zusammen und ward ohnmächtig in seine Wohnung zurückgetragen, wo er nach einigen Stunden den Geist aufgab.

303. Der Ursprung der Stadt Lauban.

(S. über die Laubaner Sagen Haupt Bd. II. S. 115 ꝛc.)

So oft auch die Stadt Lauban abgebrannt ist, so blieb doch immer ein altes großes steinernes Haus verschont, dessen jedesmaliger Besitzer den seltsamen Namen Ziehpantz führte. Die Leute erzählten, dies sei überhaupt das älteste und in ihm der Ursprung der Stadt zu suchen; der Name aber rührte her von dem Erbauer desselben, der zugleich der Gründer der Stadt gewesen sei. — Das Haus stand in dem sogenannten Grunde, hinter der Stadtschule und dem dazu gehörigen Garten unweit des Hinter-Eingangs in das Jungfrauen-Kloster. In einer Reimchronik von Lauban finden sich folgende Zeilen:

Zahl siebenhundert und eilff Jahr,
Als Luban eine Wildniß war,
Ein Graf macht daraus eine Stadt,
Die man Luban genennet hat.
Ein Jägerhaus am Berge stund,
Darin der Graf ziehen kunnt,
Hatt da sein Lust und wilde Bahn,
Drum fing er flugs zu bauen an.

304. Die weiße Jungfrau in Lauban.

Ueber der Thür eines Hauses am Markte zu Lauban befindet sich das Standbild einer Jungfrau. Sie stellt die Tochter eines ehemaligen Besitzers desselben vor, welche, man weiß nicht mehr warum, von einem Kriegsmann erstochen wurde. Ihr Vater, welcher sie sehr lieb hatte, ließ dies Bild zu ihrem Andenken verfertigen. Als ein späterer Eigenthümer es hatte wegnehmen lassen, erschien die Jungfrau, in lange weiße Gewänder gehüllt, zur Nachtzeit den Bewohnern so lange, bis man ihr Bild wieder an seinen Ort brachte.

305. Das angenagelte Hufeisen in Lauban.

An dem hölzernen Giebel eines Hauses vor dem Nikolaithore in Lauban sieht man ein halbes Hufeisen angenagelt. Im dreißigjährigen Kriege verlor es das Pferd eines schwedischen Reitersmannes, der von den Feinden verfolgt so schnell vorüberſprengte, daß es bis dort hinauf geschleudert wurde.

306. Das Kreuz an der Laubaner Kirchhofsmauer.

An der Mauer des Frauenkirchhofs saßen einmal zwei Laubaner Brodschüler, um die Gaben zu theilen, welche für ihr Singen die Leute auf den umliegenden Dörfern gespendet hatten, und geriethen mit einander in einen so heftigen Streit, daß der eine den andern mit dem Brodmesser erstach. Zum Andenken an diese Unthat hat man an dieser Stelle ein Kreuz eingemauert, welches noch zu sehen ist.

307. Das Männchen ohne Arme und Beine in Lauban.

An dem Eckhause rechts beim Eingange in die Kirchgasse sieht man in Stein gehauen die Figur eines Mannes, welchem Arme und Beine fehlen. Dies soll das Bildniß des Pfarrers Jeremias Gall sein, welcher am 16. Mai 1427, als die Hussiten Lauban erstürmten, auf den Kirchthurm gestiegen war und von da aus die Bürger zum Widerstande ermahnt hatte. Er ward dafür von den siegreichen Hussiten an vier Pferde gebunden und zerrissen. Dies geschah allerdings an dieser Stelle, wie glaubwürdige Chroniken berichten. Demohngeachtet sagen Andere, das Bild stelle den damaligen Besitzer des Hauses, Conrad von Zeidler, vor, welcher an diesem unglücklichen Tage die Laubaner anführte und im Schleifgrunde in Stücken gehauen ward.

308. Die Bluttöpfe hinter dem Altar in Lauban.

Als die Hussiten in die Stadt einbrachen, haben sich die frommen Bürger in die Kirche begeben und ein Salve Regina angestimmt. Da sind die Hussiten hineingedrungen und haben ihnen allen, Priestern und Laien, die Köpfe abgeschlagen. Und es floß so viel Blut, daß man es nach ihrem Abzuge in Töpfen aufgeschöpft und dieselben als theure Reliquien aufbewahrt hat. Die Töpfe wurden für heilig gehalten, da, als sie einmal von etlichen leichtfertigen Gesellen gestohlen worden waren, diese ihre Unthat mit dem Leben büßen mußten.

Der Kantor steckte, als ihm der Kopf abgeschlagen wurde, einen Schul-Knaben, Namens Johann Krocker, unter seinen weiten Mantel und rettete ihm dadurch das Leben. Drei Tage hat der Knabe unter den Leichen zugebracht und sich von den Brodkrüstlein aus den Schubsäcken seiner erschlagenen Kameraden das Leben gefristet.

309. Der Läusebrunnen bei Moys.

(Görlitzer Wegweiser 1852 S. 786.)

Am Fußsteige von Görlitz nach dem Dorfe Moys liegt der Läusebrunnen. Früher standen dort einige sehr alte und große Eichen. In ihrem Schatten ließ der ermüdete Wanderbursch sich gern nieder, ehe er in die Stadt einzog, um vorher sich zu reinigen und zu säubern. Davon blieben denn nicht selten lebendige Spuren im Grase zurück, wie die, welche sich später darin niederließen, durch merkbare Angriffe auf ihr Fleisch und Blut in Erfahrung brachten. Daher der Verruf des Brunnens. Andere erklären jedoch diese Nachsage für Verleumdung und behaupten, er sei von einem Vorwerksbesitzer mit Namen Lausnitzer angelegt worden, habe demnach ursprünglich Lausnitzer Brunnen geheißen, was später von den alle Namen verunstaltenden Görlitzern in Läusebrunnen verwandelt worden sei. Wie dem auch sei, genug, er heißt noch heut zu Tage Läusebrunnen, obwohl man weder in, noch um ihn herum eine Laus auffinden kann, vielmehr das Wasser ganz klar und seine Umgebung rein ist.

Früher stand am Läusebrunnen ein steinernes Kreuz zur Erinnerung daran, daß dort ein Bader aus Görlitz einen Schönfärber, seinen Mitbürger, auf dem Rückwege von der Moyser Schänke im Streite um ein Glas Bier mit einem Reifhammer erschlagen. Haßner's Chronik nennt den Mörder

Christ. Bayer und den Ermordeten Hieron. Taser und giebt das Jahr der That 1682 an. Nach Sculletus war es 1583, der Mörder hieß Beer und der Gemordete Taßdorf. Beide wohnten in der Neißgasse. Der Mörder floh nach Rothenburg und fand dort Schutz.

310. Die weiße Taube auf dem Schlosse zu Muskau.

(G. Liebusch, Sagen 1860 S. 30.)

Wenn auf dem Schlosse zu Muskau ein Sprößling der herrschaftlichen Familie sterben soll, so zeigt sich, wenn der Todeskampf zu Ende geht, im Sterbezimmer eine schöne weiße Taube.

Im Jahre 1662 war Kurt Reinicke von Callenberg Besitzer des Schlosses. Er hatte ein liebliches und gottesfürchtiges Töchterlein, Namens Katharina Eleonore. Aber an der Grenze des jungfräulichen Alters starb das hoffnungsvolle Fräulein. Kurz ehe sie starb, richtete sie sich noch einmal im Bette auf und fragte: „Wo blieb denn die weiße Taube, welche um mein Bett flog?“ Als Niemand Antwort zu geben wußte, da legte sie sich hin und entschlief sanft und selig.

311. Die heiligen Eichen bei Muskau.

(G. Liebusch, Sagen und Bilder S. 9.)

Bei Muskau ist ein Eichenbusch, da stehen die schönen alten Bäume auf der einen Seite paarweise, auf der andern in größeren Gruppen zusammen. Das kommt daher: Es war eine alte schöne Sitte der Bewohner von Muskau, daß ein jedes Brautpaar am Morgen des Hochzeitstages ohne alle Begleitung hinausging und in andächtigem Ernste zwei Eichen nebeneinander pflanzte. Es waren dies Sinnbilder ihres Lebens und ihrer Liebesvereinigung und wie der Baum wuchs und gedieh oder einging und erkrankte, so glaubte man, wachse oder schwinde das Glück dessen, der ihn gepflanzt hatte. Dies sind die Doppeleichen auf der Flur von Muskau. Jene in größeren Gruppen angepflanzten aber stellen auf dieselbe Weise die Geschwister eines und desselben Hauses vor.

312. Das böse Ufer bei Muskau.

(G. Liebusch, Sagen und Bilder S. 15.)

Im Neißthale bei Muskau ist eine tiefe unterwühlte Uferstelle, die heißt das böse Ufer. Dort hat sich einst Folgendes zugetragen. Ein Mann aus einem benachbarten Dorfe hatte den ganzen Tag im Walde Holz gefällt, und als der Abend nahte, ging er seiner Hütte zu. Da sah er plötzlich, wie über die Haide hin ein langer weißer Nebelstreif gerade auf ihn los zog. Dem Landmann grauete. Er beflügelte seine Schritte. Aber der Nebelstreif war schneller als der Mann und als er ganz nahe kam, so legte er sich gleich einer langen weißgekleideten Menschengestalt ihm auf die Schultern. Da erkannte der Mann, daß es die Pest sei. Centnerschwer lag es auf seinem Haupte, seinen Schultern, drückte ihm die Brust, daß er vor Angst nicht wußte, wohin er sich wenden sollte. Er eilte vom Thale zum Hügel, vom Hügel auf das Feld, aber der entsetzliche Druck ließ nicht nach und die weiße Nebelgestalt wich nicht von ihrem Opfer. Verzweiflung erfaßte den Mann. Im Dorfe schlug es Mitternacht. Da stand er auf einem

Hügel seiner Hütte gegenüber. Dort schlummerte sein blühendes Weib und seine lieben Kinder in der Fülle der Gesundheit. Er durfte ihnen nicht nahen, er wußte, daß er den Seinen, daß er dem ganzen Dorfe die entsetzliche Pest brächte. Händeringend stürzte er zurück ins weite Feld. Es wuchs die Angst, der Schmerz, aber auch die Sehnsucht nach den Seinigen nahm zu. Da kam er an die Neisse vor das böse Ufer. Voller Verzweiflung wollte er sich in die Tiefe des Flusses stürzen, um sich und seine fürchterliche Last zu begraben. Da endlich ließ das Gespenst von ihm ab, die Brust wurde freier, er athmete auf, und wieder zog ein Nebelstreif über die Haide, aber von ihm weg, er zog hinein. Der Landmann aber eilte in den Strahlen der aufgehenden Sonne in seine Hütte und in die Arme der Seinigen.

✕313. Das besessene Mädchen zu Löwenberg.

(S. Tob. Seiler, Daemonomania. Ueberaus schreckliche Historie von einem 12jährigen Jungfräulein zu Löwenberg in Schlesien, welche der vermaledeite Schandteufel 1605 von Lichtmeß bis auf Himmelfahrt aus Gottes Verhängniß leibhaftig besessen. Zu Wittenberg erstlich gedruckt 1605, jetzt mit einer Vorrede von L. Bal. Alberti versl. Halle 1674 in 12.)

In der Stadt Löwenberg in Schlesien ist im Jahre 1605 ein zwölfjähriges Jungfräulein, Magdalena genannt, nach tödtlichem Abfall ihrer Eltern, deren Vater Georgius Lieder von Siebenaich, im Bober ertrunken, ihre Mutter aber plötzlich todt gefunden worden, von ihrem Vormunde in eine Graupenmühle auf der Fischergasse, wo sie einen Erbfall zu fordern hatte, ihren Freunden zur Alimentirung übergeben worden, wo sie denn, wenn sie die Anzahl ihres Spinnwerks nicht völlig verrichtet, oft schrecklich bis aufs Blut mit über dem Kopfe zusammengebundenen Kleidern gestrichen, zu ganzen Nächten allein in ein finsteres Loch verschlossen, schrecklich verflucht und aufs Tyrannischste soll traktirt worden sein, darob sie in eine große Furcht, Zittern und Kleinmüthigkeit gerathen. Dieses Jungfräulein ist aber ohngefähr um Lichtmesse leibhaftig vom Satan besessen worden und haben sich wunderbare Dinge mit ihr zugetragen.

Erstlich ist am Sonntag vor Mariä Lichtmesse unter der hohen Meßpredigt, als alles andere Volk in der Kirche gewesen, ein schwarzer Vogel durch die aufgespaltene Stubenthür zu ihr in die Stube gekommen, ist ihr anfänglich an den Hals, darnach unter den Arm geflogen und verschwunden, darauf sie vor Furcht und Entsetzen in Ohnmacht darniedergefallen. Darauf ist etliche Tage ein großes Brechen und unerhörtes Schlucken gefolgt gleich dem Schreien der Mühlräder, welches man über viele Häuser gehört.

Fürs Andere hat der Teufel sie bisweilen wie einen Globus oder Kegelkugel zusammengewickelt, daß sie das Haupt bei den Knieen gehabt, kein Glied geregt und sie also wunderbarlicher Weise in die Höhe umhergeworfen, bisweilen hat er sie auf die Zehen gestellt und plötzlich überrücks auf den Kopf und das Angesicht gestürzt, also daß der Rücken in der Form eines Bogens hohl verblieben. Bald hat er sie auf den Rücken gestellt, daß sie Arme und Beine, wie zusammengeflochtene Weiden oft eine halbe, oft eine ganze Stunde in die Höhe gehalten, welche kein Mensch von einander reißen mögen. Bald hat er ihr die Augen so groß wie Hühnereier vor den Kopf getrieben, bald hat er sie ausgedehnt bis an die Decke, bald ist sie mit dem

Kopfe an die Stubenthür gelaufen um sich umzubringen, bald hat sie große Stücke mit den Zähnen aus der Wand gebissen, oft hat sie schrecklich wie eine Kuh gemurrt, oft so laut und höhnisch eine ganze Stunde ohne Aufhören gelacht, daß man es über viele Häuser gehört, und wann sie ein wenig Ruhe gehabt, berichtet, das Lachen wäre ihr zu lassen unmöglich.

Fürs Dritte, als der Pastor Seiler das erste Mal zu dem Jungfräulein gefordert ward, hat sie der Satan hoch emporgeworfen, auf die Zehen und Kopf überrücks in einen Bogen gestellt, wieder aufgesetzt, ihr die Arme wie Weiden umgedreht, das Angesicht bald nach der rechten, bald nach der linken Seite auf den Rücken gewendet, den Kopf hin- und hergeschlagen und ihr die Zunge, schwarz wie eine Kohle, eine Spanne lang aus dem Munde hervorgestreckt. Als man aber herzlich zu Jesus Christus um Errettung gebeten, hat sich der Teufel aus ihrem Leibe hören lassen, bald wie ein Haufen junger Katzen, bald wie junge Hunde, die sich unter einander beißen, bald hat er wie ein Hahn gekrähet, bald auf mancherlei Manier große und kleine Stimmen durcheinander als eine wunderbare Hasenjagd hören lassen, und solches allezeit durch offenen Mund, alles ohne Bewegung der Lippen und Zunge.

Wenn sich nun der Satan genug zu erkennen gegeben, ist er durch viele wunderschöne biblische Hauptsprüche bedrohet worden, darauf hat er erstlich ein Haar von ihrem Haupte, darnach den Nagel von der rechten Zehe begehrt, es ist aber ihm nichts erlaubt worden. Er hat nun begehrt zu fahren in eine alte Sau, in eine faule Weide, in einen Strohhalm, in ein Gerstenkorn ꝛc., er ist aber in die Hölle verwiesen und dazu heftig verspottet worden. Als er nun gefragt ward, wer ihn dahin gesandt habe, hat er geantwortet: „der Geizteufel. Warum? Es sei ihr geflucht worden. Wie er in sie gekommen? Sie habe ihn in Mückengestalt eingetrunken. Wie er heiße? Der Schwarze. Was er allda verrichten solle? Den Leib quälen. Was sein vornehmstes Amt sei? Er sei ein Geizteufel. Ob er denn dem Mägdlein nicht ein Haar verletzen könne? Nein. Warum er nicht ausfahre? Der droben wolle noch nicht." Wenn man aber herzlich um Erlösung zu Jesu Christo geschrieen, so ist ihr der Satan bald schwarz wie eine Kohle auf der Zunge, bald in den Ohren gesessen und hat dieselben gehemmt, bald hat er sie schlafend, bald heiser gemacht, daß sie plötzlich kein Wort reden können, bald schrecklich zu Boden gestürzt, sobald aber das Gebet ausgewesen und man von biblischen oder weltlichen Historien geredet, hat sich alsbald alle Stummheit und Heiserkeit verloren, und hat der Satan von Juda, von Pilato, Herode, Fausto, Scoto, welche er seine besten Freunde und nächsten Räthe genannt, und von viel wunderbaren Fällen Bericht gethan, mit Anmeldung, er sei auch dabei gewesen.

Nachdem er nun aber mit Krähen, Jagen, Lästern allerlei Possen getrieben, das Mägdlein hin- und hergeschüttelt, auch in Gegenwart des Arztes sie so hoch empor in die Höhe geführt und an eine Haspe gestoßen, daß ihr das Blut über den Kopf geronnen und alles anwesende Volk auf die Knie gefallen, so hat ihr der Teufel auf der Zunge, da sie den Mund offen gehalten, wie ein schwarz Mäuslein oder Laubfröschlein bei einer Viertelstunde umhergetanzt, ist ihr oft bis an die Lippen gekommen und zuletzt wieder hinunter in den Leib gesprungen, welches viele ehrbare Bürger mit ihren

Augen gesehen. Hierauf hat er ihr den Mund weit aufgesperrt, ohne alle Bewegung der Zunge bei einer halben Stunde hell und laut herausgeschrieen und sonderlich wegen der Calvinisten viele schreckliche Dinge ausgestoßen. Als auch ohngefähr ein Crucifix zu Händen gewesen, welches ihr gewiesen worden, hat der Teufel schrecklich wie ein Bär oder Löwe durch sie dawider gewüthet, gebrüllt, die Zunge wie einen Brand herausgesteckt, die Augen verdreht, und es angespieen, den linken Schächer aber seinen Freund genannt. Denkwürdig aber ist dabei gewesen, daß, wenn ihr der Satan auf der Zunge oder in den Ohren gesessen hat und sie selbst dahin hat greifen wollen, hat er sie in die Finger gebissen, daß sie elendiglich geschrieen, welche wunderbare Löchlein Viele mit Verwunderung angesehen haben.

Als nun ein Schwarzkünstler sie besucht, hat er durch seine Chiromantie herausgebracht, daß ihr eine Nachbarin den Teufel in den Leib gezaubert habe, die Prediger ihn aber nicht austreiben könnten. Darüber hat sie der Satan noch viel mehr gepeinigt, hat sie mit großer Gewalt hin- und hergerissen, daß sie von vielen Personen kaum hat gehalten werden können. Dann hat sie sich selbst jämmerlich geschlagen, gebissen, gekrümmt, und plötzlich auch ein Schürztuch ergriffen, daraus schnell einen Strang gedreht, kunstreich ein Ohr davon gemacht, sich ihn um den Hals gelegt und so fest zugezogen, daß sie beinahe erstickt wäre.

Vom 19. März ab ist nun der Pastor Seiler fast täglich zu der Jungfrau hingegangen, allein der Satan hat allemal schon vorher angekündigt, daß er kommen werde, er hat auch mit dem Pastor einen Discurs in einer diesem unbekannten Sprache angefangen und auf Befragen, was dies für eine Sprache sei, gesagt, es sei Indianisch. Als nun aber das Mädchen in alle Sonntags- und Wochenpredigten in die Kirche geführt worden, hat der Satan darin furchtbar gewirthschaftet, den Prediger angebellt, die Leute angespieen und namentlich die schwangeren Frauen turbirt. Am 24. März aber hat der Satan sie in der neuen Herberge vor den Augen vieler Adeligen und Bürger wie eine Glocke hoch hin- und hergeschwenkt, in Gestalt eines großen Mannes Feuer gegen sie ausgespieen und sich zur Nacht in Gestalt einer großen Hummel, so nur ein einziges großes hellfunkelndes Auge im Kopfe und zwei Beine gehabt, in der Stube sehen lassen, ist um das Licht herumgeschwärmt, hat sich dann auf den Tisch gesetzt und die vier anwesenden Wächter so erschreckt, daß einer davon am andern Tage todtsterbenskrank geworden ist. Am 28. März in der Kirche hat der Satan aus dem Mädchen, ohne daß diese die Zunge und den Mund bewegte, überlaut geschrieen, das Crucifix angespieen und mit den ehrenrührigsten Schandnamen belegt, dann aber sich auf einmal umgewendet und „Diebe, Diebe" geschrieen, weil gerade ein Schalk unter dem Volke einem Fischkrämer einen Beutel mit 9 Thalern aus der Tasche zog.

Es hat aber der Pastor Seiler und nachmals der Krankenwärter mit dem Teufel drei denkwürdige Gespräche geführt (welche ganz genau in der Schrift Seilers abgedruckt sind), dann aber hat ihr der Satan mehrere Male in der Gestalt eines schwarzen Mannes heftig zugesetzt, sie solle sich mit einem Messer, welches er ihr dazu hinhielt, den Hals abschneiden, auch einmal Polnisch mit einem gerade anwesenden Polen gesprochen und endlich den 30. März einen solchen Höllenlärm mit Heulen, Sausen und Brausen,

Donner und Blitzen in ihrem Hause gemacht, daß es bei der Abholung Fausti nicht schlimmer kann zugegangen sein. Er hat sie dann noch fast alle Tage von Lichtmesse bis auf Himmelfahrt greulich geplagt, namentlich ihr noch den letzten Tag alle Gedärme im Leibe aufs Abscheulichste hin- und hergeworfen. Am 14. Mai aber ist der Pastor Seiler, als der Teufel wieder aufs Tollste tumultuirt hat, zu der Jungfrau gerufen worden, hat erst aufs Herzlichste zu Gott gebetet, den Satan auszutreiben, und dann mit Singen und unter Instrumentalbegleitung eine liebliche Musik veranstaltet und da hat der Satan in großem Grimm gefragt: „Wann soll ich denn ausfahren?" Der Pastor aber geantwortet: „Im Namen Jesu Christi mache daß Du fortkommst!" Und da ist er dann auch ausgefahren, denn das Mädchen hat sodann öffentlich bekannt, daß das Laubfröschlein, welches zuvor ohne Unterlaß in ihrem Leibe bald das eine, bald das andere Glied durchfahren, seit dieser Stunde von ihr nicht wieder gespürt worden sei, und hat auch sonst der Jungfrau von dem Tage an es weder an Verstand noch Gesundheit im Geringsten nicht gemangelt.

314. Der Husarensprung.

In der Nähe des Dorfes Sirgwitz, zwischen Bunzlau und Löwenberg, erhebt sich ein steiler Felsen, an dessen Fuße der reißende Bober schäumt. Dieser Ort heißt der Husarensprung, weil im siebenjährigen Kriege ein Ziethenscher Husar, Namens Paul Werner, von seinem Oberst als Stafette ins Hauptquartier des Königs geschickt, unterwegs von Trenkischen Panduren verfolgt, sich vor ihnen nicht anders retten konnte, als daß er keinen Ausweg mehr vor sich sehend von der hohen Klippe hinabsprang und glücklich auf der am Fuße derselben befindlichen Wiese angelangt seine Botschaft zum König brachte. Von diesem aufgefordert, sich für seine kühne That eine Belohnung auszubitten, erbat er sich nichts als das Pferd, mit welchem er den kühnen Sprung gethan, zum Andenken.

315. Der Todtentanz zu Neisse.

(S. Unterred. a. d. Reiche der Geister Bd. I. S. 248 ꝛc.)

In der Stadt Neisse starb ein alter Sackpfeifer und verordnete zuvor, daß sein alter eingeschrumpfter Dudelsack neben seinem Körper in den Sarg gelegt werden sollte, worin ihm um so leichter gewillfahrt wurde, weil ihm dieses Instrument seinen Unterhalt gegeben, andern Lebenden aber nicht den geringsten Nutzen verschaffen konnte. Nachdem dieser Mann begraben war, sah der Thürmer um die eilfte Stunde gegen Mitternacht folgende wunderliche Begebenheit. Das Grab des besagten Sackpfeifers eröffnete sich von selbst, er kam mit seinem Dudelsack herausgestiegen und hub an auf demselben ordentlich zu spielen. Diese Musik hatte noch nicht lange gewährt, als sich auch andere Gräber eröffneten, aus welchen Manns- und Weibspersonen, junge und alte, große und kleine hervorkamen und nach angestellten Reihen auf possirliche Weise mit einander herumtanzten, bis endlich die Uhr Zwölf geschlagen, da denn der Sackpfeifer nebst seiner ganzen Gesellschaft sich wiederum in ihre unterirdischen Wohnungen verkroch. Am folgenden Tage wurden die Gräber in ihrer vorigen Beschaffenheit gefunden und nicht die geringste Veränderung an denselben wahrgenommen. Es wollte daher

kein Mensch dem Thürmer in seiner Erzählung einigen Glauben beimessen, ob er gleich dieselbe mit einem hohen Eidschwur zu bekräftigen suchte. Vorwitzige Leute fanden sich hingegen sehr häufig, welche diese Sache selbst in Augenschein zu nehmen verlangten und die Nachtstunde kaum erwarten konnten, da sie dasjenige aus Neugierde zu sehen wünschten, was der Thürmer Amtshalber wahrgenommen. Sie erreichten auch ihren Zweck, aber nicht mit erwünschtem Ausgang, indem der ganze Schwarm dieser tanzenden Gesellschaft sich auf einmal schwenkte und auf die vorwitzigen Zuschauer losging. Weil nun aber Keiner die Ankunft derselben erwarten wollte, und Viele vor Schrecken und zugestoßener Ohnmacht ihre Hausthüren nicht erreichen konnten, so hat man nicht allein bei anbrechendem Tage Unterschiedene halbtodt auf der Gasse liegend gefunden, sondern es haben auch Einige ihren unnöthigen Vorwitz mit dem Leben bezahlen müssen. Unterdessen wurde aber dieser Todtentanz alle Nächte ordentlich fortgesetzt. Die ganze Geistlichkeit befand sich hierüber in großer Verwirrung, indem sie nicht wußte, was man bei dieser wunderlichen Begebenheit für Mittel vorkehren sollte. Sie durchsuchten alle Exorcistenbücher, um eine kräftige Beschwörung daraus zu nehmen, es wollte sogar nahebei eine Theurung des Salzes in Neisse entstehen, indem die Kirche das meiste aufkaufte, um durch Einstreuung desselben ihr Weihwasser desto kräftiger zu machen. Sie verfuhren damit aber nicht wie sonst, da man in der katholischen Kirche die Gräber der Christgläubigen nur damit ein wenig besprengt, um ihnen ein Labsal in der Hitze des Fegefeuers zu geben, sondern gingen damit so verschwenderisch um, daß man ganze Ströme über den Gottesacker fließen sah und die verborgenen Erdmäuse hätten ausgesäuft werden können. Allein auch dies war umsonst, der Todtentanz wurde ungeachtet des feuchten und schlüpfrigen Bodens alle Nächte wie vorhin fortgeführt, daß also das Weihwasser in diesem Falle gar schlechte Wirkungen zeigte. Man erwählte hierauf andere Handgriffe der Exorcisten, welche sonst bei den Körpern derer, so im großen Kirchenbann gestorben sind, nicht ungewöhnlich sind. Man peitschte alle Gräber ohne Unterschied mit priesterlichen Stolen, man beräucherte sie mit Weihrauch, sie waren aber und blieben unempfindlich und die Einwohner derselben ließen sich nicht wie andere Arten Geister durch Räuchern vertreiben. Es wurde hierauf die Sache mit verschiedenen Universitäten überlegt und beschlossen, man solle hier und da die verdächtigen Körper aus dem Grabe nehmen, denselben einen Schiehdorn durchs Herz stoßen und die Köpfe mit einem Grabscheid von dem Körper absondern, welche alsdann unter ihnen frisch Blut von sich geben würden, dieselben solle man ins Gesammt verbrennen. Man sah sich also genöthigt, alle Gräber ohne Unterschied zu eröffnen und besagte Probe mit ihnen vorzunehmen, da denn durch dieses Mittel der Todtentanz sein Ende erreicht hat.

316. Die zwei Lilien im Wunzenteich bei Groß-Teuplitz.

(S. Beiblatt zu Lausitz. Zeitung 1850, 16. Juni.)

Auf dem sogenannten Wunzenteich, welcher eine Viertelmeile im Umfange hat, und zum Marktflecken Groß-Teuplitz bei Pförten in der Niederlausitz gehört, will man bisweilen, besonders in der Zeit zwischen Pfingsten und Johannis, in den Mittagsstunden ein Kind in weißer Tracht, oft auch

ein eng sich umschlingendes Paar, schweben und dann am Ende des Grabens verschwinden gesehen haben, worauf zwei weiße Lilien bis zur nächsten Mittagsstunde blühen, die aber ebenfalls schnell verschwinden. Die Bewohner der Gegend knüpfen daran folgende Sage.

Um das Jahr 527 und 528 nach Auflösung des Thüringischen Reiches unter Hermannfried durch den König der Franken, Theodorich, soll sich Bodo von der Wunzen mit mehreren heidnischen Priestern und treuen Dienern in jene Wildniß geflüchtet haben. Er erbaute hier an dem westlichen Ende des Wunzensee's eine Burg, versah sie mit einem großen Erdwalle, dessen Ueberreste jetzt mit tausendjährigen Eichen überwachsen sind. Er hatte nun aber einen einzigen Sohn, Namens Adalbert, welcher in dem gedachten Kriege mit den Franken gefangen genommen und einem sächsischen Anführer als Beute zu Theil wurde.

Die Eroberer überließen ihren Verbündeten, den Sachsen, einen Theil des eroberten Landes, und zwar den nordöstlichen, als Kampfpfennig. Diese aber, welche im Kriege viele ihrer Brüder verloren hatten, fühlten sich zu schwach, den neuen Landesanfall gehörig anzubauen und mit Erfolg zu behaupten, daher sie auch nur einen Theil behielten und den andern den gefangenen Thüringern und fremden Colonisten gegen einen jährlichen Tribut überließen. Auf diese Weise entging auch Adalbert von Wunzen dem harten Loose der Sclaverei, ward aber aus einem freien Thüringer ein sächsischer Dienstmann.

In den eroberten Gauen waren aber auch viele fränkische Edele zurückgeblieben und durch diese ward das Christenthum unter den Heiden bekannt. Auch Adalbert lernte es kennen, allein das Meiste zu seiner Sinnesänderung und Bekehrung mochte wohl die Liebe zu der schönen Emma von Sährichen, der hinterlassenen Tochter eines fränkischen Ritters, welche mit ihrer Mutter Barbara in Thüringen zurückgeblieben war, beigetragen haben. Indeß mochte gleichwohl ihre Mutter von einer Verbindung mit einem Manne aus dem Volke, durch dessen Hand ihr Gatte gefallen war, nichts wissen.

Unterdessen hatte der Ritter Bodo auf seiner Burg vergeblich der Rückkunft seines Sohnes entgegengeharrt, die heidnischen Zauberer und Priester, welche um ihn waren, versicherten zwar, daß er noch lebe, sagten aber auch, daß er in großer Gefahr schwebe. Nun hatte der Ritter aber einen alten treuen Diener, Namens Udo, dem ging der Kummer seines Herrn schwer zu Herzen und er bat deshalb, er möge ihm doch erlauben, auszuziehen um seinen Sohn zu suchen. Jener gestand ihm dies natürlich auch sehr gern zu und so machte sich denn Udo auf nach Thüringen, wo es ihm auch sehr bald gelang den Ort auszukundschaften, wo sein junger Herr war. Kaum hatte er ihn aber wiedergefunden, als er auch sehr bald bemerkte, daß er nicht blos damit umgehe, eine Christin zu heirathen, sondern auch das Christenthum selbst anzunehmen. Zwar stellte er ihm vor, welchen Kummer er durch diese seine Handlungsweise seinem alten Vater bereiten werde und wie ihn deshalb auch der Zorn der beleidigten Götter treffen müsse, allein umsonst, Adalbert ließ sich nicht abwendig machen und die Bitten und Ueberredung des schönen Frankenmädchen wußten bald auch den alten Diener für sie einzunehmen, und als nun vollends ihre eigene Mutter Barbara in ihre Verehelichung willigte und sogar versprach, das junge Ehepaar zu dem

Schlosse des alten Bodo zu begleiten, um dort den Versuch zu machen, auch diesen für den neuen Glauben zu gewinnen, da erbot sich Udo, sie selbst dorthin zu führen. Sie gelangten auch glücklich unter seiner Leitung bis an die Ufer des Neißflusses und suchten und fanden hier unweit des jetzigen Dorfes Groß-Särichen eine Furth und bauten auf dieser Stelle an eine nahe gelegene Anhöhe eine Kapelle, nachher zur h. Barbara genannt. Udo machte sich unterdessen auf den Weg, um Bodo im Voraus von dem was geschehen war zu unterrichten. Allein nachdem er demselben getreulich Alles berichtet, gebot ihm der alte Herr statt des erwarteten Dankes zornig Stillschweigen und verbot ihm und Adalbert unter fürchterlichen Drohungen der Rache seiner erzürnten Götter, ihm je unter die Augen zu kommen oder sich seiner Burg und dem heiligen Haine zu nähern.

Traurig begab er sich auf den Rückweg zu Adalbert und theilte ihm den schlechten Erfolg seiner Reise und den strengen Befehl seines Vaters mit, allein Adalbert hoffte durch die siegende Schönheit seiner jungen Gemahlin des Vaters Herz wieder versöhnen zu können und machte sich trotz der Abmahnungen Udo's auf nach der Burg seines Vaters. Zwar mußte Udo trotz seiner anfänglichen Weigerung, ihn zu begleiten, ihm doch den nur ihm bekannten Weg zeigen, allein er ging doch nicht weiter als an den heiligen Umkreis mit, welchen die heidnischen Priester bezeichnet hatten.

Schon hatte das Paar den verschlungenen Weg an dem langen See unter Udo's Geleite glücklich zurückgelegt, schon sahen sie die väterliche Burg vor sich liegen, als sich plötzlich der Himmel verfinsterte, schwarze Gewitterwolken den Horizont verdunkelten, Blitze sich kreuzten, und Adalbert und seine Gattin vom Wege abkamen und im See ertranken. Ein heftiger Donnerschlag erfolgte, ein Blitzstrahl traf die Burg und der alte Bodo ward unter den rauchenden Trümmern derselben begraben. Mit Schauder und Entsetzen sah der arme Udo die Schreckensscene, er eilte zurück zu Frau Barbara, um ihr das schreckliche Ende ihrer Kinder zu berichten, dann aber wandte er sich weiter östlich nach den jenseits des See's gelegenen Anhöhen und soll der Sage nach, weil er eigentlich Udo Zielmann hieß, der Erbauer von Zielmannsdorf (Zilmsdorf) geworden sein.

Frau Barbara hatte, als sie sich auf die Reise mit ihrem Schwiegersohn begeben hatte, ihren kleinen Sohn mitgenommen, mit diesem begab sie sich dahin, wo jetzt am Dorfe Groß-Särichen die Ruinen einer alten Burg liegen, und erbaute dort das Schloß Särichen. Von dieser sowohl wie von der Kapelle der h. Barbara auf dem ehemaligen herrschaftlichen Weinberge kann man heute noch die Spuren sehen.

317. Die Sagen vom Ursprunge der Stadt Görlitz.

(S. Lausitzer Mon.-Schr. 1803 II. S. 77. 1806 I. S. 146. R. Haupt, Sagenbuch der Lausitz. Leipzig 1863 Bd. II. S. 71.)

Da wo jetzt die Stadt Görlitz steht, war vor Alters ein Urwald, ein dichter heiliger Eichenhain, wo die deutschen Bewohner des Landes lange vor der Ankunft der Wenden einen Gott, Namens Schwabus verehrt haben sollen. Noch heißt zum Andenken daran eine Gasse der Hainwald und zeigt durch ihre Lage an, daß die heidnische Opferstätte auf dem an der Morgenseite steil gegen die Neisse abfallenden Felsen war, wo sich jetzt die schöne

Peterskirche erhebt. Gegenüber am rechten Ufer des Fluſſes wurden ſpäter, als die Slaven die Deutſchen verdrängt hatten, drei Kretſchame oder Wirthshäuſer erbaut, wo die auf der großen Handelsſtraße aus Böhmen nach Mittel- und Norddeutſchland einherziehenden Reiſenden einzukehren pflegten. Nach und nach ward der Wald vom Anbauen immer mehr und mehr gelichtet, in Aecker verwandelt und es entſtanden die Dörfer Tachow und Trebnow. Letzteres umfaßte die jetzige Nikolaivorſtadt und reichte bis hinauf zur Peterskirche, wo der böhmiſche Herzog Sobieslaus der Aeltere ein Blockhaus aus Baumſtämmen erbaut und mit einer Beſatzung verſehen hatte, an der Stelle, wo ſonſt der Voigtshof war und jetzt das Zuchthaus ſteht. Dieſes Dorf, welches bereits zu einem Marktflecken erhoben worden war, ſammt der Holzburg brannte im Jahre 1131 ab, da machten ſich des Herzogs Leute auf und kamen zu ihm klagend und jammernd und ſagten: Zgorzilo je szo Drewno (verbrannt iſt uns Dein Trebnow), aber der Herzog hieß ſie gutes Muths ſein und verſprach ihnen, er wolle, ihrer Worte eingedenk, ihnen anſtatt der hölzernen Gebäude ſteinerne aufführen, und ſo kam er denn auch noch in demſelben Jahre in die Lauſitz, erneute, vergrößerte und beſſerte die Stadt, umgab ſie mit einer Mauer und nannte ſie zum Gedächtniß des Brandes Zgorzelize d. h. Görlitz, Brandſtatt.

318. Die Peterskirche zu Görlitz.

(S. Haupt Bd. II. S. 74.)

An der Morgenſeite der von dem Slavenapoſtel Cyrillus im J. 844 erbauten Peterskirche, faſt über der äußern Thüre der St. Georgenkapelle iſt oben unter dem Dache ein in Stein gehauener Mann mit kreuzweis verſchränkten Beinen und über ſich geſchlagenen Händen zu ſehen. Dies iſt das Bild eines Zimmermanns, der beim Bau der Kirche vom Dache herabfiel, aber mitten im Fallen die Axt, welche er in der Hand hatte, ſo tief in einen Balken hineintrieb, daß er ſich daran halten konnte, bis ihm andere Hilfe kam. An dem der Kirche gegenüberſtehenden Eckhauſe der Peterſtraße ſchaut ein ſteinerner Mannskopf aus der Mauer hervor, das iſt Tetzel der Ablaßkrämer, der in der ſogenannten Tetzelkammer, einem kleinen Gemache auf der Mittagsſeite der Peterskirche ſeine Butterbriefe verkauft.

319. Die Erbauung der Jacobskirche zu Görlitz.

(S. Haupt Bd. II. S. 75.)

Zu Anfange des 15. Jhdts. ſollte ein angeſehener Bürger zu Görlitz, Namens Frenzel, eines begangenen Verbrechens wegen hingerichtet werden. Um nun bei Gott Vergebung für ſeine Sünden zu erlangen, beſtimmte er einen großen Theil ſeines Vermögens zur Erbauung einer Kirche an der Stelle, wo er ſeinen Geiſt werde ausgehaucht haben. Damit nun dies aber nicht auf dem Richtplatze geſchähe, weil an dieſem verfehmten Orte doch ein Gotteshaus nicht hätte errichtet werden dürfen, ſo verordnete er, ſobald er enthauptet ſein würde, ſolle man den Rumpf mit einem Stück Raſen bedecken, zwei Perſonen ſollten ihn unter die Arme nehmen und ſoweit fortführen, bis er zuſammenbrechen werde. Wie geſagt, ſo geſchehen. Er ward vor dem Frauenthore auf dem daſigen freien Platze enthauptet und lief ohne Kopf bis dahin, wo jetzt die Jacobskirche ſteht, die aus dem von ihm dazu

bestimmten Legate erbaut worden ist. Sein übriges Vermögen vermachte er sodann seiner Wittwe zur Errichtung eines Hospitals. Ein in der Sakristei der Kirche aufbewahrter Stein ist aus dem Rasenstücke, welches zur Stillung des Blutes gedient hatte, entstanden, indem derselbe nach und nach versteinerte. Auf einem alten Altartuche ist der von zwei Personen geführte Hingerichtete mit dem Rasen auf dem geköpften Rumpfe in kunstvoller Weberei dargestellt und das Standbild seiner Wittwe mit ihren beiden Kindern auf den Armen steht ebenfalls noch aus Stein gehauen in der Kirche.

320. Georg Emmerich und das heilige Grab zu Görlitz.

(S. Beschreibung des h. Grabes zu Görlitz. Görlitz 1779 in 8°. Lauf. Mag. 1734 S. 91. Haupt. Bd. II. S. 75 ꝛc.)

Im 15. Jhdt. lebte zu Görlitz ein Bürgermeister, George Emmerich, ein rechtschaffener und gerechter Mann, der aber einen Sohn gleiches Namens besaß, den er in allen ritterlichen Künsten erziehen und große Reisen machen ließ, um sich im Auslande zu bilden und sich zu seiner künftigen Würde (es war nämlich ziemlich gewiß, daß er einst seinem Vater in seiner Würde folgen werde) vorzubereiten. Allein der junge Mann hatte in der Fremde sich auch ein ziemlich lockeres Leben angewöhnt und so machte er sich nach seiner Heimkehr kein Bedenken daraus, eine tugendhafte Jungfrau, Namens Benigna *) Horschel unter dem Vorgeben, sie ehelichen zu wollen, um ihre Unschuld zu betrügen. Zwar versuchte ihr Vater, ein Tuchmacher, ihn durch Bitten und Vorstellungen zu bewegen, seiner Tochter durch die Ehe ihre Ehre wiederzugeben, allein der stolze Junker dachte nicht daran, eine Handwerkerstochter in das Haus seines Vaters als Schwiegertochter zu bringen und so geschah es, daß in Folge dieser Weigerung Unruhen in Görlitz ausbrachen, indem die sehr zahlreiche Tuchmacherzunft sich der Angelegenheit ihres Mitmeisters annahm und gleichzeitig auch die ohnehin den Patriciern nicht sehr holde Bürgerschaft die Sache soweit trieb, daß der junge Emmerich genöthigt ward, zur Buße seiner unsittlichen Handlung eine Pilgerfahrt nach Jerusalem anzutreten. Dies war nun aber eigentlich keine sehr harte Strafe für ihn, um so mehr, als eine sehr reiche und schöne Wittwe aus Görlitz, Agnete Fingerin, welche sich in den jungen Patricier verliebt hatte, ihm als Mönch verkleidet nachreiste und in dieser Verkleidung seine Reise mitmachte. Emmerich ward in Jerusalem zum Ritter geschlagen und faßte hier bereits den Entschluß, nach seiner Rückkehr dort eine Nachbildung des heiligen Grabes zu erbauen, weil er in der Gegend, wo dasselbe später aufgestellt ward, also an der nordwestlichen Seite der Stadt, da wo die Straße nach Nisky führt, eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Lage der heiligen Stätten zu Jerusalem zu finden wähnte. Nach Görlitz zurückgekehrt, wählte ihn die Bürgerschaft, die seine frühern lockern Streiche vergessen zu haben schien, im Jahre 1483 zum Bürgermeister, nachdem er inzwischen ein zweites Mal nach Jerusalem gereist und dort durch einen mitgenommenen Maler und Baumeister sich genaue Risse von dem h. Grabe hatte anfertigen und dann nach seiner Rückkehr auch wirklich dieses merkwürdige Bauwerk hatte ausführen lassen. Auch jene Agnete Fingerin machte

*) Man machte darauf den lat. Vers: Emrico facilis fuit atque benigna Benigna.

nach ihrer Rückkehr eine Bußstiftung, die in regelmäßigen Brodlieferungen an die Armen bestand, welches Gebäck, Agnetenbrod geheißen, bis zum Jahre 1563, wo man es abschaffte, fortdauerte.

321. Die Kapelle auf der Galgengasse in Görlitz.

(Nach Haupt Bd. II. S. 77.)

Als der eben erwähnte Herr Georg Emmerich von seiner Pilgerreise aus Jerusalem zurückkehrte, sandte er zwei Diener voraus, welche seine Ankunft melden sollten. Einer derselben aber war ein böser Mensch und fiel plötzlich über seinen Kameraden, der die Kostbarkeiten seines Herrn bei sich trug, her, um sich in den Besitz derselben zu setzen. Allein dieser war sehr viel stärker als er und so kam es, daß er selbst die Flucht ergreifen mußte, indeß eilte er spornstreichs nach Görlitz, zeigte dort die Wunden, die er bei jenem Ueberfall bekommen hatte, vor und erzählte, der andere Knecht habe unterwegs Herrn Emmerich erschlagen, um sich dessen Kleinodien anzueignen, er selbst aber, der seinen Herrn habe vertheidigen wollen, sei nur mit Mühe dem Tode entronnen und hierher vorangeeilt, damit der Verbrecher seiner gerechten Strafe nicht entgehen möge. Da sandte der Rath dem andern Knecht Schaarwächter entgegen, die ihn unterwegs gefangen nahmen und nach Görlitz führten. Vor Gericht gestellt, konnte er sich natürlich über den Besitz der bei ihm gefundenen Kostbarkeiten seinem Ankläger gegenüber nicht gut rechtfertigen, man machte also wenig Umstände mit ihm, verurtheilte ihn zum Tode und schon am andern Tage führte man ihn unter großem Volkszulauf hinaus zum Nicolaithore auf den Richtplatz.

Unterdessen war aber auch Herr Emmerich in die Nähe von Görlitz gekommen und als er auf der Höhe hinter Reichenbach angelangt war, hörte er plötzlich Glockengeläute. Auf seine Frage an Leute, die ihm aus der Stadt entgegenkamen, erfuhr er, man führe soeben seinen Knecht als seinen angeblichen Mörder zum Galgen; da stieß er seinem Pferde die Sporen in die Seiten und jagte in fieberhafter Hast nach der Stadt zu, an der Stelle aber, wo jetzt die Kapelle steht, brach das halbtodtgejagte Pferd unter ihm zusammen, allein einige Vorübergehende hatten in ihm den todtgeglaubten Emmerich wiedererkannt und noch in der letzten Stunde gelangte die Nachricht, daß er wieder da sei, zu dem traurigen Zuge. Kaum hatte man aber die Wahrheit erfahren, so mußte auch der falsche Ankläger die Stelle des unschuldigen Delinquenten einnehmen und nach wenigen Augenblicken hing auch er an demselben Galgen, der für letztern bestimmt gewesen war. Emmerich aber ließ eine Kapelle an derselben Stelle errichten, wo ihm das Pferd zusammengestürzt war, die Begebenheit selbst aber auf Leinwand abmalen und das Bild in der Klosterkirche aufhängen, von wo es indeß schon im vorigen Jahrhundert weggekommen ist.

322. Die Steinbilder in der St. Barbarakapelle zu Görlitz.

(S. d. Görlitzer Wegweiser 1832 S. 88.)

In demjenigen Theile der Klosterkirche zu Görlitz, welche die St. Barbara-Kapelle heißt, sieht man oben an der Decke einen Mann mit Zither und Geige, einen andern mit Harfe und Trommel, eine bekränzte Frau und einen borstigen Mannskopf, dem ein Quarg im Munde steckt. Dies soll eine

sonderbare Begebenheit der Vorzeit verewigen, wo nämlich einmal eine lustige Gesellschaft nach der Landskrone unter Spiel und Gesang hinaufzog und ein Mann dabei war, der sich vermaß, er wolle, ehe er den Berg heraufkomme, drei Quärge verschlingen, aber die Wette verlor, indem der dritte ihm im Halse stecken blieb, so daß er erstickten mußte.

323. Der Mönch und die Verräthergasse zu Görlitz.

(Nach Haupt Bd. II. S. 79.)

Die heilige Dreifaltigkeitskirche wurde früher wegen des angebauten Franziskanerklosters auch die Mönchskirche und der lange spitze Eckthurm der Mönchsthurm genannt. Noch heute heißt dieser Thurm kurzweg der Mönch und wenn die Uhr schlägt, sagen die Leute einfach: „der Mönch schlägt". Der Mönch schlägt aber immer fünf Minuten vor dem eigentlichen Ablauf der Stunde. Davon wird folgende Begebenheit als Ursache angegeben.

Im Jahre 1527 hatten verschiedene unzufriedene Bürger sich mit einander verschworen, den Rath abzusetzen und zu ermorden und gleichzeitig auch die Stadt anzuzünden. Die Verschworenen versammelten sich in einem Hause auf der Langengasse, in welches sie durch ein Hinterpförtchen traten. Sie kamen spät am Abend dort zusammen und blieben hier so lange bei einander, bis der Nachtwächter seinen Abgesang machte und nach Hause ging. Eines Nachts schlug aber die Mönchsuhr viel zu früh, der Nachtwächter sah jene aus dem Hause kommen und schöpfte Verdacht. Er zeigte, was er gesehen, am nächsten Morgen an, man kam den Verschworenen auf die Spur, machte ihnen den Prozeß und ließ sie auf dem Fischmarkte vor dem jetzigen Stockhause hinrichten. Davon hat das Seitengäßchen, in welches jene Hinterthüre hinausging, den Namen die Verräthergasse bekommen; ein Stein aber ist in der Mauer über der Thüre befestigt, auf welchem man die Buchstaben D. V R. T. (der verrätherischen Rotte Thür) und darunter die Jahrzahl 1527 liest. Die Mönchsuhr aber ist zur Erinnerung an diese Begebenheit absichtlich so gestellt worden, daß sie seitdem immer fünf Minuten vorher die Stunde schlägt.

324. Der Klötzelmönch zu Görlitz.

(S. d. Görlitzer Wegweiser 1832 S. 106. Haupt Bd. I. S. 79.)

In der Fleischergasse zu Görlitz gewahrt man an dem Hause der neuen Apotheke das in Stein gehauene Bild einer Frau, welche gleichsam wie aus einem Fenster aus der Mauer herausschaut, als wolle sie sich nach etwas umsehen. An derselben Wand gegenüber ist aber noch ein zweites Bild, das Gesicht eines häßlichen Mönchs. Mit diesen zwei Köpfen hat es nun aber folgende Bewandniß.

Eines Tages wanderte ein junger Handwerksgesell in die Stadt Görlitz ein, als er bei der offenen Klosterkirche vorbeikam, läutete eben das Minoritenglöcklein zur Messe, der fromme Jüngling trat in die heiligen Räume, legte in einer Ecke der Kirche sein Ränzlein ab, kniete nieder und betete inbrünstig. Da überfiel ihn eine plötzliche Müdigkeit, er lehnte seinen Kopf an eine nahe Bank und schlief ein. Als die fromme Handlung vorüber war und Alles die Kirche verließ, schloß der Pförtner, der den Schlafenden nicht bemerkt hatte, die Kirchenthüren. Der junge Mann erwachte erst gegen

Mitternacht und erschrack nicht wenig, als er sich in tiefer Finsterniß ganz mutterseelenallein in der öden Kirche wiederfand. Er sprang auf und näherte sich der ewigen Lampe, welche auf dem Hochaltar brannte, um wenigstens in der schauerlichen Einsamkeit etwas sehen zu können; da hörte er auf einmal schlürfende Schritte aus der Ferne kommen, er versteckte sich daher eilig in einen der gothischen Chorstühle, welche den Altarplatz umgaben, und kaum hatte er sein Versteck erreicht, da öffnete sich ihm gegenüber die eiserne Thüre, welche die Kirche mit dem Minoritenkloster (daraus ward nach der Reformation ein Gymnasium gemacht, das aber 1853 weggerissen ward um dem neuen Schulhaus Platz zu machen) verband. Heraus trat aber ein Mönch, dessen häßliche Züge eine Blendlaterne hell beleuchtete; er schleppte eine schlanke Frauengestalt, die offenbar nicht mehr am Leben war, an ihren langen blonden Locken hinter sich her und klapperte dabei recht unheimlich mit seinen Holz- oder Klötzelpantoffeln. Vor dem Altar angekommen, arbeitete er eine Steinplatte aus dem Fußboden heraus und ließ den Leichnam, den das darauf fallende Licht der Blendlaterne jetzt als den eines schönen jungen Mädchens kennzeichnete, hinab in die Tiefe, schloß dann die Platte wieder und verließ mit demselben schlürfenden Gange die Kirche wieder.

Dem Handwerksburschen zitterten ob diesem grausigen Anblick alle Glieder, er mußte jedoch ruhig ausharren, bis die Thüren zur Frühmesse geöffnet wurden, da schlich er sich unbemerkt hinaus und glaubte, es habe ihn ein böser Traum geäfft. Allei[illegible] der Herberge angelangt, hörte er, daß man seit gestern die schöne Toch[illegible]er armen Wittwe vermisse, die in die Messe gegangen, aber von da nicht wieder nach Hause zurückgekehrt war. Da begab er sich flugs zum Bürgermeister und erzählte, was er in der vorigen Nacht erlebt hatte. Dieser ließ sofort die Kirche und das Kloster mit Wachen umstellen, den Handwerksburschen in die Kirche führen und dort durch diesen die Steinplatte suchen. Dieselbe war bald gefunden, man hob sie in die Höhe, stieg in die Gruft hinab und fand dort die Vermißte als Leichnam. Nun wurde das Mönchscapitel versammelt und leicht fand der Handwerksgesell unter den zitternden Mönchen den heraus, dessen häßliche Züge ihn in der vorigen Nacht so erschreckt hatten. Derselbe gestand nun, daß er das Mädchen in seine Zelle gelockt, dort gemißbraucht, dann ermordet und in der Mitternachtstunde am Altar der Klosterkirche verscharrt habe. Seine Strafe war die, lebendig eingemauert zu werden. Aber seine Seele hatte keine Ruhe, sowohl im Kloster als in den dazu gehörigen Gebäuden hörte man ihn oft auf seinen hölzernen Schlapppantoffeln herumklappern, noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erschreckte er einen Barbierjungen, der sich in den Kreuzgängen des Klosters verlaufen hatte, so mit seiner Blendlaterne, daß derselbe am andern Tage gestorben ist. Erst nachdem man zu Anfange dieses Jahrhunderts beim Wegreißen des zu den „drei Eichen" gehörigen, mit dem Kloster verbundenen Gebäudes seine eingemauerten Gebeine fand und in geweihter Erde begrub, hat er sich nicht wieder sehen lassen. Das Bild des Mönchs aber und das der ängstlich nach ihrer Tochter ausschauenden Mutter ließ ein Görlitzer Bürger an dem Hause, wo das Mädchen gewohnt hatte, anbringen.

Von diesem Minoritenkloster führte übrigens der Sage nach ein unterirdischer Gang nach der Landskrone, einmal drangen drei Schüler hinein,

gingen eine Viertelſtunde weit darin fort, kamen aber dann an eine eiſerne Thüre, die ſie nicht zu öffnen vermochten. Später ward der Eingang vermauert.

325. Der Mann mit dem Kruge zu Görlitz.

(Nach Haupt Bd. II. S. 81.)

Wenn man über die Neiſſebrücke nach Görlitz kommt, und die Neiſſegaſſe hinaufgeht, ſieht man an der Ecke des einen Hauſes, zwiſchen dem zweiten und dritten Stocke zwei Männer abgebildet, welche einen großen Waſſerkrug in der Hand halten. Ueber die Bedeutung dieſes Bildes circuliren aber verſchiedene Sagen. Nach der einen ſei einmal die Neiſſe ſo angeſchwollen geweſen, daß ſie von Görlitz bis Rothenburg das breite Bette gebildet habe, welches man jetzt die Aue nennt, in der Neiſſegaſſe ſei aber das Waſſer ſo hoch geſtiegen, daß jene zwei Männer aus dem Fenſter des dritten Stocks ſich hätten einen Krug voll Waſſer ſchöpfen können. Andere erzählen, das Bild ſolle zwei Trunkenbolde darſtellen, die an dieſer Stelle vom Blitz erſchlagen worden wären. Eine dritte Sage berichtet, es ſeien einmal zwei Böttcherweiſter ohne Wiſſen ihrer Frauen nach Prag gegangen um das dortige Weißbier zu koſten, und mit einem Kruge voll zurückgekommen.

326. Die große Linde auf dem Nicolaikirchhofe zu Görlitz.

(Nach Haupt Bd. II. S. 82 ꝛc.)

Auf dem Nicolaikirchhofe zu Görlitz ſteht eine ungeheuere Linde, von deren Entſtehung man folgende Sage hat.

In der Sechsſtadt Görlitz herrſchte ehedem ein ſehr ſtrenges Regiment, namentlich hatten die Diebe und Stegreifritter ſtets ſofort bei ihrer Ergreifung den Galgen als Lohn ihrer unerlaubten Thätigkeit zu erwarten. So hatten ſie denn einſtmals auch einen armen Knappen gefangen und auch ihn für mitſchuldig an der Ruchloſigkeit ſeines Herrn angeſehen. Indeß leugnete er friſchweg Alles, was man ihm Schuld gab, und blieb ſelbſt, nachdem man ihm die Daumſchrauben angelegt, um ein Geſtändniß von ihm zu erpreſſen, feſt dabei, daß er unſchuldig ſei. Dies half ihm aber Alles nichts, er ward verurtheilt gehenkt zu werden. Als er nun auf ſeinem letzten traurigen Gange vor dem Nicolaikirchhofe vorbeikam, wo ſeine Eltern lagen, denn er war ein Görlitzer Stadtkind, da fiel es ihm ſchwer aufs Herz, daß er ſo unſchuldig ſterben ſolle, und er wollte mit Gottes Beiſtand ein Zeugniß hinterlaſſen, daß ihm Unrecht geſchehen ſei. Er bat alſo den Henker, er möge ihm doch noch an dem Grabe ſeiner Eltern ein Vaterunſer beten laſſen. Dies ſchlug ihm derſelbe auch nicht ab, ſondern ließ ihn durch ſeine Knechte bis an den Grabhügel derſelben begleiten, hier fiel er auf ſeine Kniee, betete, und riß dann ein kleines Lindenbäumchen, welches dort ſtand, mit der Wurzel aus der Erde und pflanzte es verkehrt wieder ein, ſo daß die Wurzeln als Zweige in die Höhe ſtanden, die bisherigen Zweige aber mit Erde bedeckt wurden. Darauf rief er: „So wahr dies Bäumchen aus den Wurzeln Zweige und aus den Zweigen Wurzeln treiben wird, ſo gewiß werde ich unſchuldig hingerichtet.“ So geſchah es, das Bäumchen wuchs zum mächtigen Baume heran und giebt heute noch Zeugniß von dieſem furchtbaren Gottesgericht.

327. Der Denkstein am Weinberge bei Görlitz.

(Nach Haupt Bd. II. S. 84.)

Sonst stand an dem sogenannten Weinberge bei Görlitz ein steinernes Kreuz, welches aber bei der Anlegung der Kunststraße nach Leschwitz entfernt worden ist. Dasselbe sollte zur Erinnerung folgender merkwürdigen Begebenheit dienen.

Ein Schlosser zu Görlitz hatte einen einzigen Sohn, allein dies hinderte ihn nicht, da er ein sehr wohlhabender Mann war, nebenbei noch zwei arme Waisen, einen Knaben und ein Mädchen an Kindesstatt anzunehmen und selbige mit ersterem aufzuziehen. Die beiden Knaben erlernten beide das Schlosserhandwerk und als sie zu Gesellen gesprochen waren, zogen sie beide in die Fremde, der Meisterssohn wollte in Deutschland bleiben, das Waisenkind aber nach Frankreich ziehen. Beim Abschiede machten sie jedoch unter sich aus, sie wollten nach Ablauf von drei Jahren an einem gewissen Tage in einer Schenke zwischen Zittau und Ostritz zusammentreffen und dann selbander in Görlitz einwandern. Beide Burschen trugen aber in ihren Herzen eine heimliche Sehnsucht nach ihrer zurückgebliebenen Pflegeschwester und Jeder hoffte sie nach seiner Rückkehr die seine nennen zu können. So vergingen die drei Jahre, Beide arbeiteten fleißig, nur mit dem Unterschiede, daß der Meisterssohn, was er verdiente, hinlegte und für seine zukünftige Wirthschaft zusammensparte, sein Pflegebruder aber, der sich in Paris auf die lockere Seite gelegt hatte, schnell Alles, was er die Woche über erarbeitet, Sonntags wieder durchbrachte. Am bestimmten Tage trafen indeß beide wieder zusammen und erzählten sich einander ihr Erlebtes, der Meisterssohn aber theilte seinem Bruder mit, daß, sowie er nach Hause zurückgekehrt sein werde, sein Vater ihm die Werkstatt übergeben und seine Pflegeschwester ihm ihre Hand reichen werde. Da zog der Teufel der Eifersucht und Mißgunst in das Herz seines unglücklichen Bruders ein; als sie spät auswandernd gerade um die 12. Stunde in die Nähe der sogenannten Weinberge kamen, versetzte letzterer ersterem von hinten einen Schlag mit seinem mit Eisen beschlagenen Wanderstab auf den Hinterkopf, der ihn lautlos zu Boden streckte. Er höhlte eine tiefe Grube in dem lockern Sandboden aus, warf den Ermordeten hinein, dann Steine auf ihn und zuletzt einen großen Haufen Erde und Sand, womit er alle Spuren des Mordes vertilgte. Hierauf wanderte er in Görlitz ein, als wenn nichts geschehen wäre, und nachdem die sorgenvollen Eltern und die bekümmerte Braut einige Jahre auf ihren ermordeten Sohn gewartet, kamen sie zu der Ueberzeugung, er müsse verunglückt sein, sie nahmen also den Mörder wirklich an Kindesstatt an und die Braut des Ermordeten reichte ihm ihre Hand am Altare. So lebte er an die dreißig Jahre als ein angesehener und geachteter Bürger zu Görlitz, da geschah es eines Tages, daß er in einer Dezembernacht, wie er meinte, früh ½6 Uhr nach seiner Gewohnheit erwachte um in der Peterskirche der Frühmesse beizuwohnen. Er ging wie gewöhnlich nach der Kirche zu, als er aber an der Thüre derselben anlangte, schlug auf einmal die Glocke Zwölf und während er noch darüber nachsann, wie es überhaupt gekommen, daß er sich so in der Zeit geirrt habe, fiel ihm ein, daß der heutige Tag gerade der 30. Jahrestag sei, wo er zur selbigen Stunde seinen Bruder

gemordet habe. Er eilte wie von Furien gejagt nach Hause, allein am andern Morgen kamen Scharwächter, um ihn gefangen zu nehmen, es war nämlich in derselben Nacht ein frecher Diebstahl an den heiligen Geräthschaften der Peterskirche verübt worden, und weil Fußtapfen in dem Schnee, der vorher gefallen war, nach seinem Hause führten, war man auf den Verdacht gekommen, er sei der Thäter. Vor Gericht gestellt erklärte er, hieran sei er unschuldig, allein dafür bekenne er sich schuldig an dem vor 30 Jahren begangenen Morde; er führte die Richter selbst nach der Stelle, wo er seinen Bruder eingescharrt hatte und wo man dessen Gebeine noch fand. Er ward zum Tode verurtheilt und an dem betreffenden Orte hingerichtet, jener Denkstein aber bezeichnete noch lange die grausige Stelle und die Wahrheit des alten Satzes, daß kein Verbrechen ungerächt bleibt und dem Auge Gottes kein Sünder entgehen kann.

328. Der Schatz auf der Landskrone.

(S. die Landeskrone bei Görlitz. Görlitz 1862 in 12. S. 23 ꝛc. Haupt Bd. II. S. 89, Bd. I. S. 219 ꝛc.)

Als eine Art Vorwacht des Riesengebirges erhebt sich eine Stunde von Görlitz ein hoher Berg mit reizender Aussicht; seine Gestalt mit den zwei Wipfeln gleicht der Krone des weiland heiligen römischen Reiches und deshalb hat ihn der Volksmund die Landeskrone genannt. Einst zierten diese beiden Gipfel zwei stattliche Schlösser sammt einem Meierhofe; eine alte Grundmauer an der Mitternachtseite des Berges bezeichnet noch den Umfang des einen Schloßhofes, von dem andern, gegen Mittag gelegenen, ist keine Spur mehr vorhanden.

Es war im Jahre 952, unter der Regierung des großen deutschen Kaisers Otto im h. Römischen Reiche und während Markgraf Gero in den Gauen der Lausitz herrschte, daß ein gewisser Alons Zisecibor auf Biesnitz, ein kaiserlicher pensionirter Oberstlieutenant vom Longobardischen Regiment, ein ebenso kluger als tapferer Mann, der aber in der Schlacht ein Bein durch eine große Steinkugel verloren hatte, auf den Gedanken kam, auf diesem waldumsäumten Berge sich zwei Schlösser und einen Meierhof zu bauen. Um die Baumaterialien auf den Berg zu schaffen, wurden in Biesnitz zwei ganzer Jahre lang nicht weniger als zwölf große Pferde gehalten, das Bauholz führte man aus der markgräflichen Haide Stambulum mit großer Mühe durch Moräste und über Bäche herbei, die Steine brach man bei dem Dorfe Gerlois oder Gerlachs, woraus später die Stadt Görlitz entstand, viele auch an und auf der Landeskrone selbst und der Kalk wurde bei den Dörfern Hennsdorf und Lumanns- oder Ludwigsdorf von dem Bauer Marcus Sprengel erkauft. Im Sommer des schon genannten Jahres wurden nun die Baumaterialien bis nahe an den Berg gefahren und das Holz von geprüften Zimmergesellen auf der Morgenseite der Landeskrone bearbeitet. Hundert Stöße Bruchsteine, welche größtentheils schon im Bruche zugearbeitet waren, wurden im Jahre 953 auf Schleppen, jede mit 6 Pferden bespannt auf einem besonders dazu gebauten Wagen an der Morgenseite des Berges heraufgeschleppt und man brauchte dazu nur den kurzen Zeitraum von 18 Wochen, weil die Pferde immer im Galopp den Berg heraufstürmen mußten.

Im April 953 wurde der Anfang mit dem Wohnhause in dem Meierhofe gemacht; dieses Haus ward ein Stockwerk hoch gemauert und enthielt vier Stuben und einen sehr großen Pferdestall. Nach Vollendung dieses Gebäudes fing man mit dem Bau des ersten Schlosses auf dem Gipfel des Berges gegen Mitternacht zu an. Dieses Schloß ward sehr fest gebaut, es war drei Stockwerke hoch und bekam ein italienisches oder welsches Dach. Der Bauherr gab sich nun die größte Mühe, es sehr fest bauen zu lassen, daher er aus Schlesien sehr vielen Gips holen ließ, die Mauern halb mit Gips und halb mit Kalk mauern, auch mit Cement verschmieren und mit sehr starken eisernen Bändern verankern und verriegeln ließ. Die Fenster des untern Stockswerks bekamen eiserne Stäbe, eines Mannes Arm stark. In das Schloß führten drei Thüren von starken eichenen Doppelbretern und jede Thüre ward von innen mit drei eisernen Riegeln von der Stärke eines Beines verriegelt und versperrt. Die Gewölbe hatten die stärksten eisernen Thüren und der Eingang wurde durch eine verborgene Art und Weise gemacht. Als nun das Schloß fertig war und die mächtigen dreistöckigen Keller gewölbt, hat dieser Oberstlieutenant Zisciber viele Nächte hintereinander alle seine silbernen und goldenen Geräthschaften, seine Armleuchter und Schüsseln, ganze Braupfannen voll klarer Gold- und Silberbarren, ganze Metzen gereinigter Gold- und Silberstücke in seine Keller bringen lassen und es ist ein Geschlerpe gewesen, gar freundlich und ergötzlich anzusehen. Wie nun dies Alles so schön ausgesehen hat beim Schimmer des Mondes und beim Leuchten der Fackeln, so kann man sich wohl denken, daß sich dies Alles noch weit schöner gemacht haben würde bei den Strahlen der Sonne. Als nun endlich diese Schätze geborgen waren, siehe da erhob sich am Abend darauf ein fürchterliches Gezisch und Getöse in der Luft und es kam ein Wäglein mit Geiern bespannt dahergefauft, auf dem ein alter gräßlich anzuschauender Mann saß. Gräulich war sein Haar anzuschauen, ein rother Mantel hüllte seine Glieder ein und von seinem Antlitz war nichts zu sehen außer ein Paar Augen, die wie feurige Kohlen glühten und glitzerten. Daß man nur die Augen sah, kam daher, weil er sich überall im Gesichte einen rothen Bart hatte stehen lassen, den nie ein Scheermesser berührt hatte. Nun erhielten alle noch arbeitenden Maurer im Schlosse den Befehl, sich sofort auf den Meierhof zu begeben und bei Leibesstrafe denselben nicht wieder zu verlassen. Der Maurermeister Johann Faust aber, ein naseweiser Bursche, der sich gern überall mehr herausnahm, als ihm eigentlich zukam, dachte, es könne ihm nicht viel schaden, wenn er zusähe, was im Schlosse vorgehe. Er ging also muthig trotz des erhaltenen Verbotes hinauf, um sich den Abriß von dem zweiten noch ungebauten Schlosse zu holen, den er in dem Vorhause auf einem Tische hatte liegen lassen. Ein Blick auf den offenstehenden Keller überzeugte ihn, daß sein Herr mit dem alten Zauberer in demselben befindlich sei und er hörte dabei Worte und Redensarten fallen, daß es ihm eiskalt über den Rücken lief. Was er gehört, hat jedoch kein Sterblicher erfahren, wohl aber kam er in ganz verwirrtem und zerstörtem Aufzuge zu seinen Leuten heruntergestürzt und blieb dort mehrere Stunden in todtenähnlicher Ohnmacht liegen. Kurz vor seiner Rückkehr wollten aber die Maurer im Meierhofe ein donnerähnliches Getöse vom Schlosse her vernommen haben. In der That ist aber auch seit jener Zeit der Eingang

zu der Schatzkammer des Oberstlieutenant Ziscibor verschwunden und den alten Zauberer hat ebenfalls seit jener Zeit kein Mensch wiedergesehen. Dies ist geschehen am Abend vor St. Jacobi im Jahre des Heils 954. Seit dieser Zeit ist nun aber der Schatz auf der Landeskrone gänzlich versunken. Als später die Handwerker wieder in das Schloß kamen um nun die feinen Verzierungen dort noch anzubringen, so haben sie ausgesagt, daß Mittags um die zwölfte Stunde einige Male ein unterirdischer Stoß zu spüren gewesen wäre, so daß alle Thüren und Fenster gedröhnt und die Thürglocken unwillkührlich aneinander zu schlagen angefangen hätten.

Man baute nun rüstig weiter, allein es stellen manche Unannehmlichkeiten vor, so daß Jocant Faust, ein Sorbe und sächsischer Unterthan, von dem Bauherrn den Abschied begehrte, ihn aber nicht erhielt. Hernach rebellirten die Handwerker, es entstanden unter ihnen Händel und große Schlägereien, so daß Viele des Nachts davonliefen und eine große Hemmung im Bau entstand. Ziscibor suchte mit Gewalt die Arbeiter auf dem Berge zu halten, deshalb schickte er einen Boten an den Ritter Tugomir, welcher mit seinen Reisigen bei Görtsch in der Nähe von Budissin stand, mit der Bitte, ihm zu Hilfe kommen zu wollen. Dieser kam denn auch gleich nach dem Empfang dieses Schreibens zu Anfange des Monats August mit seinen Reisigen bei der Landeskrone an und besetzte sie, so daß kein Handwerker mehr entlaufen konnte. Den Sommer hindurch arbeiteten 150 Mann auf dem Berge. Die Besatzung blieb jedoch auf dem Berge bis zum Ende des Baues und da endlich Mangel an Lebensmitteln sich einstellte, so wurden die umliegenden Dörfer von den wendischen Reitern sehr geplagt, namentlich Markersdorf, Holmannsdorf (Holtersdorf), Gierisendorf (Gersdorf), Eberhardsbach (Ebersbach) und Kompersdorf (Kummersdorf).

Nun fing man auch das andere Schloß zu bauen an: es wurde zwar nicht so prächtig als das erste gebaut, jedoch aber aus Steinen und Kalk gemauert und ebenso befestigt. Dieses Schloß enthielt nun aber im ersten und zweiten Stockwerk die schönsten Stuben und Kammern, im dritten aber die anmuthigsten Erker und Söller. Von Außen ging eine Gallerie um das Schloß herum. Es stand an der Mittagsseite des Berges. Zuletzt wurde noch ein Stallgebäude und ein Wagenschuppen gebaut und der Hof mit einer Mauer umgeben. Nachdem Alles fertig war, zog der Ritter Tugomir mit seinen Reisigen in die Winterquartiere und die Handwerker kehrten in ihre Heimath zurück, ausgenommen die Tischler, welche noch viele Arbeit zu fertigen hatten. Der Zimmermeister war von Gabel in Böhmen und hieß Marcus Dorheide, der Tischlermeister war aus Prag und hieß Hans Scabino, der Schlossermeister eben daher, Franz Ziska geheißen, und der Stubenmaler mit Namen Andreas Haborvormius ein Franzose.

In der zweiten Woche vor Weihnacht zog Ziscibor mit seiner Familie in das auf der mitternächtlichen Spitze des Berges gelegene Schloß, ebenso die Familie des Herrn Zenko von Wartenberg, und 50 bewaffnete Sorben wurden als Bedeckung in den Meierhof gelegt.

Dies ist die Sage von dem Untergange des Schatzes, nach dem sich so viele Herzen seit jener Zeit gesehnt. Man hat zu verschiedenen Zeiten Versuche gemacht, ihn zu heben, und namentlich hat ein gewisser Reinhard Adelmann, der sich selbst einen offenbaren Notarius von kaiserlicher und päpst-

licher Gewalt und Freikünstler in der Kunst Nigromantia nannte, durch einen an den Rath von Görlitz abgedruckten Brief (abgedr. in d. Beschr. d. Landeskr. S. 28 u. d. Datum 1447 [1647 ?]) sich erboten den Schatz zu heben.

Diesen Schatz können aber nur reine Jungfrauen heben und es heißt daß er werde gehoben werden, wenn so viele reine Jungfrauen zusammenkämen, daß der Berg durchgesägt werden könne. Daher sagt von man einer spröden Jungfrau, die nicht heirathen mag, sondern ohne Grund einem ehrlichen Burschen einen Korb giebt: „Sie will warten, bis die Landeskrone durchgesägt ist und dabei helfen!“

Einmal hat eine arme Frau mit ihrem Kinde auf der Landeskrone sich ergangen und das Kind hat gespielt und so in seiner Unschuld die Thüre zu dem Schatze gefunden, ist hingegangen, hat auch seiner Mutter zugeschrieen, die dem Kinde nachgegangen und so ebenfalls in das Gewölbe gekommen ist, wo sie nun sehr viel Gold und Edelsteine aufgerafft und mitgenommen hat. Sie hat aber vergessen ihr Kindlein, welches neben ihr auf der Erde sitzen geblieben war, mitzunehmen, hat auch erst zu Hause wieder an das Kind gedacht, ist zwar in großer Angst nach dem Berge zurückgelaufen, das Kind zu suchen, hat aber weder die Thüre zu dem Gewölbe noch das Kind wiederfinden können. Das Geld und Gut ist bald zerronnen und hat die Mutter dann weder Geld noch Kind gehabt, was sie nicht ertragen gekonnt. Sie hat sich deshalb verzweiflungsvoll in einen tiefen Born gestürzt.

Es war am Ende des 16. Jhdts. als Jacob Böhme, der Sohn eines Landmannes aus Alt-Seidenberg, welcher in der Nähe von Görlitz bei einem wohlhabenden Bauer Hirtenstelle versah, seine Heerde in der Nähe der Landeskrone auf die Weide trieb. Träumerisch, wie der Knabe war, welcher später die Stadt Görlitz, seinen Wohnsitz im Mannesalter so berühmt machen sollte, kam er vom Wege und den Plätzen, wo das Vieh geweidet werden sollte, immer weiter ab, und wie er denn überhaupt sich gern aus der Nähe der Menschen in das Dickicht des Waldes zurückzuziehen pflegte, so dachte er auch heute nicht an seine Heerde, er kletterte über bemooste Felsen, wand sich durch die dichten Gruppen der Farrenkräuter und kam so ohne es zu wollen immer höher hinauf, bis es ihm endlich einfiel, daß er doch wieder zu seinen Thieren zurück müsse; er suchte nun eilig bergab zu kommen und erblickte beim Herabklettern einen offenen Eingang in den Berg, von welcher Oeffnung aber er noch nie etwas gesehen oder reden gehört hatte. Rings waren Gestrüpp und Sträucher aller Art gewachsen und das Eindringen nicht leicht, doch schimmerten die rothen Steine vor der Höhle zu lockend für den neugierigen Knaben, daß er nicht hätte versuchen sollen, in das geheimnißvolle Innere zu dringen. Nach einiger Zeit gelang es ihm endlich. Allein wie staunte er, als beim Eintritt ihm eine Bütte aufstieß, deren Inhalt bei genauer Betrachtung sich als pures, reines Gold erwies. Anfangs starrte der Knabe regungslos auf den kostbaren Schatz, dessen kleinster Theil hingereicht haben würde, ihn und seine mühsam ihr Leben fristenden Eltern zu wohlhabenden Leuten zu machen. Schon streckte er die Hände aus nach der Bütte, da fielen ihm auf einmal alle die Spukgeschichten ein, die er als Kind von Berggeistern und Kobolden gehört hatte. Er stürzte eilends fort aus der gefährlichen Nähe des verlockenden Goldes, drängte sich blindlings

durch die hemmenden Sträucher, achtlos auf die Dornen, welche sich an ihn hakten und seine Kleider zerrissen, und lief hastigen Schrittes den Berg hinab, froh, der drohenden Gefahr entgangen zu sein, als er endlich wieder seine ruhig weidende Heerde erreichte. Wohl erzählte er sein Abenteuer zu Hause, wohl versuchten Andere den Schatz zu heben, allein sie kehrten stets fruchtlos zurück, Keiner hatte den Eingang zu der verzauberten Höhle gefunden.

Der alte Postillon Matthes aus Krischa, der daselbst nach seiner Dienstentlassung noch im Jahre 1826 lebte, ging jede Johannisnacht auf die Landeskrone und erhob dort von dem Schatze des Ziecibor jedesmal soviel, als er das Jahr über brauchte. In der Gegend umher glaubten dies die Leute steif und fest, und die Weissenberger Bürger schickten einst Abgeordnete zu ihm, die ihm vieles Geld boten, wenn er sie mit dort hinauf nehmen wollte, denn die Bürger hofften so die Stadtschulden bezahlen zu können, die ihnen gar zu viel zu schaffen machten, allein er wies ihre Bitten stets zurück.

Man sagt, daß wenn man in das Gewölbe hineinkomme, wo der Schatz liegt, so sehe man Ziecibor vor sich sitzen, mit einer weichen Semmel in der Hand. Der Schatz besteht aus drei Tonnen voll geprägter Münzen. In der einen Tonne liegen die Goldstücken, in der andern die harten Thaler und in der dritten die kleine Münze. Wenn man nun drei ganz schwarze Thiere, an denen kein weißes Härchen sein darf, nämlich eine Katze, einen Ziegenbock und einen Hund bekommen könne, so wäre der Schatz leicht zu heben. Denn wenn man mit diesen auf der Landeskrone ankomme, so werde sich die Thüre von selbst aufthun und man könne dann nehmen, soviel man wolle. Beim Weggehen aber müsse man sich hüten, einen Blick rückwärts zu thun, wenn auch das Kettengerassel noch so furchtbar sein sollte.

Nach einer andern Sage soll dem der Schatz zu Theil werden, welcher in der heiligen Christnacht, während die Orgel in der Peterskirche mächtig ertönt, die Peterskirchschlüssel nimmt, auf die Landeskrone geht und gerade zu der Minute die Höhe erstiegen hat, wenn der erste Glockenschlag der Mitternachtsstunde vom Thurme in Görlitz erschallt. Dann wird er ein Schlüsselloch finden und mit den Schlüsseln der Peterskirche die Höhle aufschließen können. Doch soll bis jetzt ein Versuch der Art noch Niemandem geglückt sein.

329. Das Schwein auf der Landeskrone bei Görlitz.

(Nach Haupt Bd. I. S. 97.)

Ein Mädchen aus Pfaffendorf hütete an der Landeskrone die Kühe eines Bauers; nun hatte dieser aber auch noch ein Schwein, welches er gewöhnlich mit den Kühen zusammen austreiben ließ. Aber das Schwein blieb nicht bei der Heerde, sondern es ging seine eigenen Wege, tief in die Büsche und blieb hier so lange, bis die Zeit kam, wo heimgetrieben ward, da kehrte es von selbst zurück und ging mit der Heerde nach Hause. Da nun dies das Schwein aber alle Tage that, so ward das Mädchen endlich neugierig und wollte wissen, wo das Schwein hinlaufe. Sie ging also das nächste Mal demselben nach in den Busch und kam so weiter und immer weiter, bis an die Landeskrone und auch hier wieder den halben Berg hinan bis in das dickste Gebüsch. Da lief es auf einmal in eine Höhle hinein, die Magd ging nach und kam so in einen Pferdestall, da standen viele Rosse

gesattelt und gezäumt und geharnischte Krieger in Waffen saßen dabei. Das Schwein aber war verschwunden. Die Männer aber fragten die Magd, was sie wolle und waren sehr barsch und unwillig, sagten, sie habe hier nichts zu fürchten, ihr Schwein werde sie schon wieder bekommen, sie solle machen, daß sie fortkomme. Da lief das Mädchen erschrocken davon, und erzählte Alles dem Bauer, dieser aber sagte: „Laß gut sein, das Schwein kommt schon wieder, aber wenn in der Landeskrone die Reiter wieder rumoren, da wird's bald losgehen und es wird nicht lange dauern, so wird Krieg werden." So sprach der Bauer und so ist es auch geschehen.

330. Der große Stein bei Görlitz.

(S. Büsching, Volkssagen S. 177.)

Auf dem Wege von der Landeskrone bis zur Stadt Görlitz liegt ein sehr großer Stein, an dem man gleichsam Klauen- oder Krallengriffe bemerkt. Von ihm erzählt die Sage, daß der Teufel erzürnt gewesen, als er gesehen, daß in der Stadt sich der herrliche Dom, Peter und Paul geheiligt, zur Ehre Gottes aufwölbte. Wüthend vor Zorn riß er einen mächtigen Felsblock von der Landeskrone ab und trug ihn hoch durch die Luft um den Dom zu zerschmettern. Aber Gott rettete das ihm geweihte Haus; von seiner Macht gelähmt, ließ der Teufel das Felsenstück fallen, noch sieht man die Stellen, wo er es anfaßte und tiefe Löcher mit seinen glühenden Krallen einbrannte.

331. Der in einen Esel verwandelte Bräutigam.

(S. Remigius Th. II. S. 95.)

Zwei Meilen von Görlitz liegt ein Städtlein, Brück genannt. Eines Bürgers Sohn aus diesem Ort hatte unter der Schwedischen Armee Dienste genommen, als diese damals in Teutschland lag. Anno 1645 lag er in Schlesien in einer Stadt bei einer Wittwe im Quartier, und verlobte sich mit ihrer Tochter, also daß er bei ihr, ohne daß er mit ihr getraut war, bereits wie ein Mann mit seiner Frau lebte. Als er sie aber geschwängert hatte, da mußte die Besatzung und er natürlich mit ihr ausziehen. Gleichwohl aber gab er Beiden, der Mutter und der Tochter gute Worte und die theuerste Zusage, daß er kommen und diese seine Verlobte abholen wolle. Das alte Weib vermuthete aber Betrug und sagte zu ihrer Tochter, ihr vermeinter Bräutigam werde sie gewiß sitzen lassen, sie wolle ihn aber dafür zum Esel machen. Diese ließ sich deswegen gegen ihn vernehmen, daß wenn er schelmisch an ihr handeln werde, so solle er seiner Strafe nicht entgehen. Der Reiter ritt weg, kam zu einem kleinen Busch, fühlte ein Drängen, als wenn er seine Nothdurft verrichten müsse, stieg ab und ward zum Esel und blieb in solcher Gestalt bei seinem Pferde stehen. Andere hinter ihm nachkommende Reiter fanden das ledige Pferd und dessen Gesellen dabei, und weil sie nun nicht wußten, wem diese Thiere angehörten, so nahmen sie, vermöge ihrer gewöhnlichen Barmherzigkeit, sich ihrer an und verfuhren damit dergestalt, daß sie das Pferd behielten, bei Gelegenheit Geld daraus zu machen, den Esel aber verkauften sie an einen Müller, daß er bei diesem den Lastträger mache. Dieser legte ihm einen Sack auf den Rücken, aber er war muthwillig, bekam deshalb noch einen zweiten auf den Leib, warf

sie aber beide wieder ab. Weil nun der Müller befand, daß ihm dieses Thier nicht diente, verkaufte er ihn einem seiner Zunftbrüder, bei dem dieser Menschesel sich jedoch nicht frömmer bezeigte. Es trug sich zu, daß eben dieser Müller mit seiner Magd im Stalle etwas Unziemliches anzufangen suchte; da wollte ihm der Esel seinen Willen nicht vollbringen lassen, sondern fing an nach Esels Art aufs Zierlichste und Lauteste zu schreien, schlug auch mit den Hinterfüßen nach denen, die also im Werke begriffen waren. Weil nun der Müller diese und andere Händel nicht vertragen konnte, so verkaufte er ihn in derselben Stadt, wo er seiner Wirthin Tochter betrogen hatte. Nun ging er einmal mit einem Sacke beladen vor dem Hause der Zauberin vorbei, als gleich die Mutter mit ihrer Tochter vor der Thüre standen. Sobald sie das Thier gewahr ward, sagte sie: „Ei, Mutter, seht da unser Eselchen, sollte er nicht wieder ein Mensch werden können?" — „Ja", antwortete die Alte, „es kann geschehen, wenn die Lilien blühen und er davon isset!" Dieses hörte der Menschesel und behielt es. Als nun die Blüthezeit der Lilien gekommen war, sah er auf eines Apothekers Fenster einen Theil dieser Blumen in Töpfen stehen. Alsbald warf er seinen Sack ab und sprang mit den Vorderfüßen auf das Fenster, schnappte nach den Lilien, aß davon und ward darauf alsofort wieder zu einem Menschen, stand aber mutternackt auf der Straße. Sobald dieser Handel vor die Obrigkeit des Ortes kam, ward er befragt. Diese nahmen Beide, Mutter und Tochter, beim Kopfe und nachdem sie auf gethanes Bekenntniß in der Zauberei schuldig befunden, wurden sie beide zum Tode verurtheilt. Der Reiter bekannte, daß ihm in den zwei Jahren das Tragen der Säcke nicht sauer geworden, auch hatte er die Peitsche auf dem Rücken wenig geachtet, doch wenn man ihn unter dem Bauche getroffen und der Scham nahe gekommen, hat er den Schlag nicht ausstehen können. Ueberdies wenn man ihm Heu oder Hafer vorgelegt, hat er diese trockene Kost nicht durch die Kehle bringen, doch Kleie, Träber und Mehl noch durchwürgen können, er war darum oftmals nach der Mühle gelaufen um an den Mehlsäcken zu lecken. Da er nun wieder ein Mensch geworden war, verfügte er sich zu dem unzüchtigen Müller, seinem zweiten Meister, und drohete ihm, wo er ihm nicht Geld nach seinem Begehren gebe, wolle er seine verübte That mit der Magd beim Gerichte angeben. Hierdurch bekam er soviel, daß er sich wieder ein Pferd und ein Gewehr kaufen konnte und hielt sich hernach so tapfer, daß er bei der Schwedischen Armee eine Lieutenants-Stelle bekam.

332. Woher Guben seinen Namen hat und wann seine Bürger Christen geworden sind.

(Z. Haupt Bd. I. S. 98.)

Die Stadt Guben hat ihren Namen von einer Wendenschlacht, denn da die Slaven sich hinter ihren Sümpfen und Morästen sicher glaubten, überfiel sie Kaiser Heinrich I. mit Hilfe der Sachsen im Winter, weil da die Sachen gefroren waren. Als sie nun des Kaisers Heer ansichtig geworden, sollen sie gerufen haben: „To scho sgubione" d. h. „es ist Alles verloren." Als nun der Kaiser erfuhr, was das heiße, so gab er den stolzen Feinden zum Spott der Stadt den Namen Gubine, Guben.

Die Vorfahren der heutigen Bewohner der Stadt Guben waren die heidnischen Semnonen, die an dem Ufer der Neisse in einem Eichenhain einen Tempel mit abgöttischen Bildern hatten, wo sie dem Götzendienst oblagen. Nun soll der Apostel Johannes in der Verbannung auf der Insel Pathmos einst ein himmlisches Gesicht gehabt haben. Er sah nämlich im fernen Norden das Land der Semnonen, welches nach der Erlösung aus den Finsternissen des Heidenthums schmachtete. Deshalb bewog er seinen Schüler Polykarpus dorthin zu wandern und ihnen die christliche Heilslehre zu verkündigen. Derselbe erfüllte auch gehorsam den Auftrag seines Meisters, gelangte unter mancherlei wunderbaren Abenteuern in den heiligen Hain bei Guben und ward von den gottesfürchtigen Semnonen freundlichst aufgenommen. Ein Jahr lang blieb er hier, predigte Christum und taufte viele Heiden; man zeigt sogar heute noch die Stelle am Ufer der Neisse, wo er die Semnonen taufte. Später ward an derselben Stelle das Jungfrauenkloster erbaut.

Nach einer andern Sage hätte jedoch noch im Jahre 930, wo Kaiser Heinrich I. Guben gründete, hier die Abgötterei im heiligen Hain sehr stark im Flor gestanden.

333. Der Nonnenkopf am Gubener Rathhause.

(S. Laus. Magaz. 1832 S. 547.)

Am Rathhause zu Guben war früher das Bild einer Nonne angebracht, deren dreifacher Kopf beweglich war. Das eine Gesicht war von natürlicher Farbe, das andere feuerroth und das dritte schwarz. Davon erzählt nun die Sage Folgendes: Eine Nonne sollte vor Gericht ihre Keuschheit beschwören. Indem sie aber schwur, ward sie feuerroth, so daß die Richter ihren Eid wenigstens für verdächtig hielten. Sie mußte daher noch ein zweites Mal schwören, und siehe da, ihr Gesicht ward schwarz, zur Strafe für den Meineid.

334. Die Bezirlinde bei Hermsdorf.

(Nach Haupt Bd. I. S. 101.)

Am Wege von Görlitz nach Hermsdorf steht mitten auf freiem Felde eine ziemlich große Linde mit einer mächtigen Krone, sie heißt die Bezirlinde, weil man glaubt, sie habe die Eigenschaft, die Leute, welche des Nachts in ihre Nähe kämen, so verdreht im Kopfe zu machen, daß sie von ihrem Wege abkommen und immer im Kreise um sie herumlaufen, ohne sich eigentlich weit von ihr entfernen zu können. Als Ursache dieses Zauberbannes wird nun folgende Begebenheit erzählt. Zur Zeit als die Hussiten über das böhmische Gebirge in die Lausitz einbrachen und Alles mit Feuer und Schwert verheerten, war auch ein Bauer aus Hermsdorf, nachdem er Alles im Stiche gelassen, in die Görlitzer Heide geflüchtet. Als nun die gefürchteten Feinde wieder weg waren, kehrte er zurück, um nach seinem Besitzthum zu sehen, fand aber Alles niedergebrannt. Als er nun auf der Brandstätte seines Hauses rathlos dastand, fiel sein Blick auf die auf dem Felde ehedem seiner frühern Behausung gegenüber stehende Linde und er sah an derselben eine menschliche Figur am Boden liegen. Er ging darauf zu und fand eine fremde Frau mit schrecklich verzerrten Zügen auf dem Boden hingestreckt, die

mit den Händen in der Erde wühlte und Töne des Jammers ausstieß. Er glaubte erst eine Wahnsinnige vor sich zu haben, als er ihr aber freundlich zuredete, erhob sie sich und gestand, sie sei, als sie wie er vor dem erbarmungslosen Feinde geflüchtet, von den Ihrigen getrennt worden und habe an dieser Stelle eine vorzeitige Entbindung gehabt, vor Kälte, Hunger und Durst halb von Sinnen habe sie Hand an ihr Kind gelegt und dasselbe erdrosselt, allein sie fühle, daß sie dasselbe nicht lange überleben werde: und so war es auch, sie hatte kaum ihr Verbrechen gestanden, da stürzte sie wie vom Blitz getroffen zur Erde und war todt. Der Bauer verscharrte die unglückliche Kindesmörderin an derselben Stelle, wo er sie gefunden hatte, aber seit dieser Zeit ließ sich Abends ihre Jammergestalt an derselben Stelle sehen und von da an äffte auch der Baum selbst die Vorübergehenden.

335. In Sorau ist der Tod verbrannt.

(Nach Magnus, Sorauer Chronik S. 68.)

Im Jahre 1566 hatte ein Sorauer Bürger die Pest mit in die Stadt gebracht. Er zog in ein einsames Häuschen am Graben und starb daselbst und alle, die ihn pflegten, starben einer nach dem andern in demselben Häuschen. Als sie nun alle todt waren, legte man Feuer an das Haus und verbrannte Alles zu Asche. Da sagten die Leute in der ganzen Gegend: „O wer wird nun sterben können, ist doch zu Sorau der Tod verbrannt!“

336. Das liebeskranke Mädchen zu Sorau.

(S. Magnus, histor. Beschreib. v. Sorau. Leipzig 1710 in 4. S. 75.)

Eine vornehme Jungfrau zu Sorau ward krank und mußte geschröpft werden. Man berief einen Badergesellen und dieser setzte ihr die nöthigen Schröpftöpfe. Aber kaum hatte sich dieser Mensch entfernt, so merkte die Jungfrau, daß er es ihr angethan hatte und daß sie von demselben nicht mehr lassen könne. Sie schnitt sich selbst in den Finger, um dadurch Gelegenheit zu haben ihn wiederzusehen und ward vollständig liebeskrank, zum großen Herzeleid ihrer Eltern. Dieselben wandten sich nun an den wegen seiner geheimen Künste berüchtigten Magister Streuber, der im Jahre 1573 Superintendent zu Sorau ward, und dieser ließ sich auch bereit finden, der Jungfrau einen Trank zu brauen, der das Gegentheil bewirken und sie von dem Liebeszauber heilen sollte. Aber die Arznei wirkte auf andere Weise, die Jungfrau ward todtkrank davon und starb nach wenig Tagen, also daß sie freilich von dem ihr angethanen Bann für immer befreit war.

337. Das Sorauer Mittel gegen die Pest.

(S. Magnus S. 110.)

Unter den Bauern um Sorau und Sommerfeld ward zur Pestzeit im Jahre 1612 ein teuflisches Kunststück wider die Pest gebraucht. Sie lasen aus 9 Personen 2 junge Knechte, alle beide reine Junggesellen, 1 Wittib, so 7 Jahre im Wittwenstand gesessen, und 6 Mädchen, die aber reine Jungfern sein mußten, aus. Alle diese mußten um Mitternacht am Ende

des Dorfes zusammenkommen. Der eine Knecht brachte nun einen Pflug mit allem Zubehör auf 4 Ochsen, der andere aber eine abgestorbene Reude, damit machte er einen Kreis, in welchen sich die Wittwe mit den Jungfern begeben und daselbst ganz nackend ausziehen mußten, es durfte auch keiner ein einziges Wörtchen entfahren. Hierauf ging die Wittwe mit der Reude voran, die Jungfern, so sich an den Pflug gespannt, zogen denselben ihr nach, und der eine Knecht ging hinter dem Pfluge her, der andere aber blieb im Kreise sitzen und hütete unterdessen die Kleider, während die anderen ums ganze Dorf eine Furche pflügten, daß die Pest nicht in dasselbe ziehen solle. Nach verrichteter Arbeit aber ging ein jedes mäuschenstill und ungemuckt nach Hause. Gleichwohl hat aber doch die Pest hin und wieder in solchen Dörfern fast alle Menschen weggerafft.

338. Der Teufelsbanner Huser zu Sorau.

(S. Magnus S. 168.)

Vor alter Zeit stand zu Sorau nicht weit von Looß im Walde ein Raubschloß, wo man auch etliche Male Silber ausgegraben hat. Nun war aber zu Sorau damals ein Münzmeister Johann Huser, das war ein Teufelsbanner. Der hatte dort alle Tage von 11 bis 2 Uhr fleißig gegraben und einen Schatz gesucht. Als aber die Arbeit vier Wochen gedauert hatte, kam er an die Braupfanne, darin der Schatz und das Gold liegen sollte. Davor war aber eine eiserne Thüre, und wo er diese nicht auf einmal werde werkstellig machen, wollte ihm der Teufel den Hals entzweibrechen. Allein da er nun dies werkstellig machen wollte, ward es ihm auf einmal von dem Herrn Landvogt verboten, daß er nicht mehr hingehen und weiter nachgraben durfte. Daher blieb er auch davon weg und sagte, es werde nach ihm kein Mensch den Schatz mehr finden, wie sehr er es auch mit dem Teufel halten wolle. Einstmals hatte er sich Gäste gebeten, darunter der Herr Rektor Zahn und der Herr Rektor Lehmann auch waren. Als sie nun über der Tafel vom Teufel und seinen Erscheinungen zu reden anfingen, sprach Huser: „Wenn sie den Teufel sehen wollten, so wolle er denselben alsbald in der Gestalt einer Fliege in ein Glas bannen und zwar ohne allen Schaden." Das setzte die Gäste in Erstaunen und Schrecken, daher wären sie fortgegangen, wenn er sie nicht gebeten hätte, sie möchten doch verziehen und sich weiter fröhlich und lustig machen, und dabei noch gesagt, weil sie den Teufel nicht sehen wollten, so wolle er sein Versprechen auch wohl bleiben lassen.

339. Wie ein Festgemachter nicht sterben konnte.

(S. Magnus S. 210.)

Als am 29. Mai 1640 der Brandenburgische Rittmeister Strauß die Schweden in der Vorstadt zu Sorau überfallen hatte, da sahen die Bürger, wie etliche sich erbärmlich quälen mußten und nicht eher, als bis die Sonne untergegangen war, sterben konnten, ob sie gleich tödtlich verwundet waren und man sie noch dazu mit Aexten, Steinen und dergleichen jämmerlich schlug und zerschmiß, und dieses kam daher, weil sie sich durch Hilfe des Teufels stahl- und eisenfest gemacht hatten.

340. Die zauberischen Bleichweiber zu Sorau.

(S. Magnus S. 214.)

Im Jahre 1653 hat es im Sommer ganzer 16 Wochen zu Sorau nicht geregnet, daher entstand eine solche Dürre, daß die Brunnen und Bäche vertrockneten. An dieser großen Dürre sollen damals die Sorauischen Bleichweiber Schuld gewesen sein mit ihrer Zauberei, wie denn ein ehrlicher Bürger und Fleischhauer dieses auf dem Spaziergange bei einem Zaune wahrgenommen, nämlich eine alte Vettel lief mit dem bloßen Hintern rückwärts gegen eine aufsteigende und Regen bringende Wolke und sprach: „Regne mir in den A . . . und nicht auf meine Leinwand!" darauf denn auch die Wolke vergangen ist. Der Bürger lief der alten Hexe nach und wollte wissen, wer sie eigentlich wäre, aber er konnte sie unmöglich einholen und dieselbe verlor sich endlich gar vor seinen sichtlichen Augen. Als dieses dem Grafen von Promnitz, dem Herrn von Sorau hinterbracht ward, ließ er scharf nachfragen und wollte diese leichtsinnige Vettel ernstlich bestrafen, allein er konnte nichts über sie erfahren. Wie aber nun die Bleiche auf einige Wochen verboten ward, so regnete es auch.

341. Wie den Biberſteinen zu Sorau ihr Tod verkündigt worden.

(S. Magnus S. 31.)

Im Jahre 1551 ist der letzte Herr von Sorau aus der Linie der Biberſteine zu Friedland gestorben. Es war nämlich eine alte Sitte dieser Familie, daß sobald sich auf dem Schlosse zu Sorau mehrere Male hinter einander ein Mönch ohne Kopf sehen ließ und der regierende Herr gleichzeitig ein kleines Unwohlsein an sich verspürte, er sich nach Friedland begab, um sich dort niederzulegen und zu sterben, und also hat es auch der letzte dieser Familie Herr Christoph gehalten, der am 10. Dezember zu Friedland auf dem dasigen Schlosse verschieden ist.

342. Zersprungenes Glas.

(S. Magnus S. 269.)

Als den 2. Juni 1614 Herr Magister Martin Ramus, Pastor in Triebel, Doktor Garcäi in Sorau Tochter heirathete, war auch auf der Hochzeit der Burggraf von Triebel, Herr Wilhelm Plagsch. Dem sprang über Tische ohne alle Ursache plötzlich das Glas. Da schlug er die Hände zusammen und rief: „Ach Gott! Dies wird mir entweder ein großes Glück oder Unglück bedeuten!" Folgende Nacht fiel er in seinem Quartiere auf dem Markte aus dem Fenster aufs Straßenpflaster und starb auf der Stelle.

343. Der unterirdische Gang in Spremberg.

(Nach Haupt Bd. I. S. 28.)

Nahe bei Spremberg, jenseits der Spree, befindet sich ein Hügel, auf dem ehemals eine sehr reich dotirte Kapelle stand, die dem heiligen Georg gewidmet war. Zu dieser Kapelle aber führte von Spremberg aus ein unterirdischer Gang. Nun wollten aber die Spremberger einst diesen Gang untersuchen und schenkten einem zum Tode verurtheilten Verbrecher das

Leben, auf daß er den Gang untersuche und zur Georgenkapelle wieder herauskommen solle. Der arme Sünder war auch damit zufrieden, ging in den Gang hinein, kam aber niemals wieder zum Vorschein und Jedermann glaubte, er sei entweder in dem Gange verunglückt oder darin von Geistern zerrissen worden, eine weitere Untersuchung ward nicht angestellt.

Einige Jahre später kamen einmal ein Paar Spremberger nach Zittau und begegneten dort dem zum Tode verurtheilten armen Sünder, sie erkannten ihn auf der Stelle, ob er gleich jetzt als ein wohlhabender Bürgersmann daherschritt. Auf ihr Befragen, wie er denn hierher komme, theilte er ihnen mit, er sei also in dem Gange eine lange Weile fortgeschritten, da habe er über sich Hundegebell gehört und daraus abgenommen, daß er sich unter der Scharfrichterei befinde; gleich darauf aber erschien ihm ein Geist mit einem brennenden Lichte und fragte ihn, wohin er wolle. Der arme Sünder antwortete: „Ich bin zum Tode verurtheilt, wenn ich nicht auf diesem Wege zur Georgenkapelle komme!" — „Gehe nur fort", antwortete jener, „Dein Glück ist gemacht!" Hierauf kam er bald in ein Gewölbe, in welchem zwölf Apostel aus purem Golde standen, jeder etwa einen Arm lang. Hier verweilte er, bis nach seiner Berechnung der Abend angebrochen war, kehrte dann um und nahm einen der Apostel mit. Ins Freie gelangt, ging er der Grenze Böhmens zu, dort zerschlug er seinen goldenen Schatz, verwandelte ihn stückweise in klingende Münze und ließ sich dann häuslich zu Zittau nieder. Jene Oeffnung ist nun aber wegen eines daraus hervordringenden mörderlichen Gestankes seit vielen Jahren vermauert und die andern elf Apostel warten bis heute noch auf ihren Erlöser.

344. Die Teufelsreiter zu Sorau.

(Z. Magnus Z. 234. 260.

Im Jahre 1657 den 2. März zu Nachts hat sich der Teufel in Gestalt dreier Reiter mit drei Lichtern beim Rathhause sehen lassen; er ritt auf der Treppe bei der Garküche aufs Rathhaus und wo die Tuchmacher feil haben, tummelte sich weidlich herum und seitdem war der Hufschlag auf den Treppenstufen in den Werkstücken ganz deutlich zu sehen.

Im Jahre 1680 den 6. Februar ritt ein Edelmann aus Sorau. Da ihm nun gleich bei Schönwalde im Klenckenbüschlein sein Pferd stolperte, fing er an bei allen Teufeln zu fluchen und siehe, da fanden sich alsbald zu ihm zwei schwarze Reiter, deren einer vor und der andere hinter ihm ritt, davon ihm angst und bange ward, weil sie sich von ihm nicht eher verloren, als bei der Linderodischen Holzmühle. Darauf lag der von Adel zwei ganzer Wochen krank und that dabei das christliche Gelübde, daß er den Teufel nie mehr rufen wolle.

345. Die Teufelsschmiede bei Friedersdorf an der Sprte.

(Z. Gräve, Volkssagen a. d. Lausitz. Bautzen 1839 S. 61.

Wenn man von Spremberg nach dem freundlichen Friedersdorf geht, so liegen links am Wege einige wild über einander geworfene Felsenstücke, welchen das Volk den Namen der Teufelsschmiede gegeben hat. Nun lebte zu jener Zeit zu Spremberg ein sehr geschickter Huf- und Waffenschmied, welcher Tag und Nacht arbeitete, aber nur des Sonntags ruhte um die

Kirche zu besuchen. Da trug es sich einmal zu, daß bei ihm ein fremder Ritter aus dem Frankenlande einen Harnisch, aber unter genauer Angabe der Zeit und Stunde des Abholens bestellte. Der Schmied, der keinen Grund sah, warum er nicht auf dieses Verlangen eingehen sollte, schlug ein und versprach den Harnisch zur bestimmten Zeit fertig zu halten.

Er begann auch flugs seine Arbeit, allein sonderbarer Weise, obgleich er schon Hunderte von Malen genau dieselben Waffenstücke gefertigt hatte, dieses Mal verunglückte ihm Alles, bald verlöschten ihm die Kohlen, bald verbrannten sie das Eisen und den Stahl, bald brachen ihm die Werkzeuge, bald hatte er wieder das Maaß verloren, er konnte nichts zu Stande bringen.

So ging es fort, es wurde nichts und wurde nichts, nur noch vier Tage fehlten an dem Termin, wo er seine Arbeit abliefern sollte, und er war ganz außer sich, daß er das erste Mal in seinem Leben sein gegebenes Wort nicht halten konnte. Da lag er eines Nachts schlaflos auf seinem Lager und sann darüber nach, wie er sich dem Ritter gegenüber herausreden solle, auf einmal klopfte es gerade zur Mitternachtstunde an sein Fenster, er sprang aus dem Bette um zu sehen, wer denn der so spät kommende Gast sei, und siehe es stand ein Mann mit einer spitzen Habichtsnase und struppigem Kinnbart, der anscheinend lahm war, sonst aber eine ziemlich phantastische Kleidung und einen Hut mit rother Feder trug, vor der Thür, gab sich für einen wandernden Schmiedegesellen, der weit herkomme, aus und bat um ein Nachtlager. Der Meister ließ ihn natürlich ein und setzte ihm auch einen Imbiß vor, so gut er ihn zu dieser späten Stunde schaffen konnte, und während jener es sich wohlschmecken ließ, erzählte er ihm den sonderbaren Fall mit dem nicht fertig zu machenden Harnisch. Da meinte der Fremde, so etwas komme ihm nicht das erste Mal vor, es müsse ihm Jemand etwas angethan haben doch lasse sich leicht Abhilfe finden, er wolle sich die Sache beschlafen und am andern Morgen selbst mit Hand anlegen, vielleicht daß dann das Werk besser von Statten gehen werde. Am andern Tage machten sich nun wirklich Beide an die Arbeit und der Schmied war ganz erstaunt, wie dieselbe jetzt vorwärts ging, der schwere Hammer flog in den Händen des fremden Gesellen wie ein Federwisch auf und nieder und siehe als der Abend kam, war die Rüstung fix und fertig, so daß nur noch das Poliren derselben übrig war, und auch dieses ging so schnell am zweiten Tage aus dem Zeuge, daß als der Ritter am Abend kam, Alles fertig war und letzterer entzückt über die Arbeit, das Dreifache von dem Geforderten bezahlte. Den Tag darauf rüstete sich der fremde Geselle zur Abreise und der Meister wollte ihm nun seinen Lohn auszahlen, allein derselbe wies selbigen zurück und sagte, er arbeite nicht für Geld, sondern was er thue, thue er lediglich aus Gefälligkeit, er bitte ihn blos, seinen Namen auf ein Stück Papier zu schreiben, damit er ein Andenken von ihm habe, es mache ihm nämlich Vergnügen, in freien Stunden sich aller der Herbergen zu erinnern, welche er auf seiner Wanderschaft besucht habe, und dazu brauche er eben auch seinen Namen. Da versicherte ihm der Schmied, er sei außer Stand ihm diesen Gefallen zu erweisen, er habe weder Tinte noch Feder noch Papier im Hause, und überdies könne er auch nicht schreiben. Da meinte der Fremde, dem sei leicht abzuhelfen, er habe zufällig ein Stück

Papier in der Tasche, er brauche sich nur mit einem Messer in die Hand zu ritzen, da hätten sie ja rothe Tinte, eine Feder könne er ihm auch bergen, und nun solle er mit derselben irgend ein Zeichen, nur kein Kreuz, denn Kreuz gebe es so schon genug auf Erden, auf das Papier machen, das genüge ihm zum Andenken. Da merkte der Schmied, mit wem er es zu thun habe, und indem er ihm das ganze Geld, was er für die Rüstung erhalten hatte, vor die Füße warf, rief er: „Hier nehmt in Gottes Namen Alles, das Papier aber unterzeichne ich nicht!“ Da fuhr der Fremde, als er den Namen Gottes hörte, schnell mit dem Rufe: „Gut denn, ich werde schon schmieden“, zum Fenster hinaus.

Einige Tage nachher sah man plötzlich auf dem gegenüberliegenden Berge ein Haus sich erheben, um welches der teufelische Schmiedegeselle lustig herumsprang, und am grünen Donnerstag war Alles darin fertig, so daß am Charfreitage schon helle Funken aus der Esse aufflogen und kräftige Hammerschläge weit umher ertönten. Da fiel der fromme Schmied nieder auf seine Kniee und flehte zu Gott, dieser möge alles Unheil von ihm wenden und ihn vor den Anfechtungen des Teufels bewahren. Dies half ihm aber nur sehr wenig, der fremde Schmied arbeitete ungestört an Sonn- und Werkeltagen und zog die ganze bisherige Kundschaft des alten Schmieds an sich, denn diesem Letztern mißlang jede Arbeit, bei seinem Nebenbuhler aber fand man bei geringerer Bezahlung bessere Bedienung. Zum Glück dauerte diese Herrlichkeit nicht lange. Am Himmelfahrtstage frühe, als der alte Schmied noch im besten Schlafe lag, erscholl auf einmal ein plötzlicher Donnerschlag, erschrocken fuhr er auf, eilte nach dem Fenster und sah, wie der Teufel in seiner wahren Gestalt in die Erde sank, das Haus in Trümmer stürzte, die wild über einander geworfenen Felsen, wie man sie heutigen Tages noch sieht, zusammenrollten und eine Jünglingsgestalt, in der Rechten ein Schwert, in der Linken eine Wage haltend, sich in die Lüfte schwang. Von dem Augenblick an war aber auch der Zauber, der über dem Schmied gehangen hatte, aufgehoben, er konnte wieder arbeiten wie sonst, nichts mißglückte ihm mehr.

346. Der Schlangenkönig zu Lübbenau und das Wappen der Grafen von Lynar.

S. Büsching, Wöchentliche Nachr. f. Freunde d. Geschichte ꝛc. Breslau 1817 Bd. III. S. 342 ꝛc. Haupt Bd. I. S. 75.

Das alte Schloß zu Lübbenau, das schon seit dem 15. Jhdt. steht, gehört den Grafen von Lynar, welche einst aus Toscana nach Deutschland gekommen sein sollen. Auf dem Schlosse befindet sich noch heute das Bild eines alten Ritters mit der Unterschrift: „Mit deme Grave Roch in Deutschland kommen.“ Diese Grafenfamilie führt heute noch im Wappen eine gekrönte Schlange mit einer Mauer. Man erzählt sich nun aber die Ursache, weshalb die Lynar's zu diesem Wappen gekommen seien, also.

Es sind in und um Lübbenau in den vielen Armen der Spree unzählige Wasserschlangen, die aber gänzlich unschädlich sind und von Niemandem gefürchtet werden. Früher sollen dort auch geflügelte Schlangen existirt haben, allein jetzt hat schon lange Niemand mehr dergleichen gesehen. Wohl aber giebt es in jedem Hause eine sogenannte Hausschlange, d. h. eigentlich ein

Pärchen, eine männliche und eine weibliche, die man nur sieht, wenn der Hausherr oder die Hausmutter gestorben ist, denn da stirbt denselben stets diejenige des Paares nach, welche von demselben Geschlechte ist. Alle diese Schlangen hatten aber sonst einen König, den sogenannten Schlangenkönig. Dieses war eine große starke Schlange, welche oben auf dem Kopfe zwei gebogene Haken hatte, welche eine elfenbeinerne Krone trugen. Dieselbe war mit Diamanten besetzt und erbte von einem Schlangenkönig zum andern.

Als nun der erste Graf zu Lynar aus Italien vertrieben nach der Niederlausitz kam, um sich dort niederzulassen, da hörte er auch die Geschichte von dem Schlangenkönig und seiner unschätzbaren Krone. Weil er aber ein ebenso muthiger als schlauer Mann war, so sann er darüber nach, wie er sich wohl in den Besitz dieser Krone setzen könne. Nun hatte er gehört, daß der Schlangenkönig, wenn er mit seinen Kameraden im Sonnenscheine auf den Wiesen spielt, die Krone ablege und zwar gern auf weiße und saubere Sachen. Er begab sich also an einem schönen, sonnigen Maitage auf die Wiese, in deren Nähe jetzt das Schloß steht, breitete ein großes weißes Tuch auf dem Boden aus und versteckte sich dann, nachdem er zuvor ein kräftiges Roß bestiegen, um schnell fliehen zu können, hinter einem Erlengebüsch. Da kam nun auch richtig der Schlangenkönig und mit ihm ein Gefolge der größten und schönsten Schlangen, er legte seine Krone auf das Tuch und dann schlängelten sie sich alle den Berg hinan, wo jetzt die Eisgrube ist, und spielten dort oben nach Herzenslust. Kaum hatten aber die Schlangen den Platz verlassen, da war auch der Ritter zur Stelle, faßte das Tuch mit der Krone an seinen vier Zipfeln zusammen, schwang sich auf sein Roß und jagte auf und davon. Augenblicklich hörte er aber auch ein scharfes Pfeifen hinter sich, die Schlangen kamen vom Berge herabgeschossen und aus dem Wasser strömten noch viele andere zu Hilfe und alle eilten ihm nach und waren bald hinter ihm. Da kam der Ritter auf seiner Flucht auf einmal an eine große hohe Mauer, welche ihm den Weg versperrte. In Todesängsten hatte er keine Zeit zum Ueberlegen, er setzte seinem Pferde die Sporen ein und mit den letzten Kräften flog es über die Mauer und stürzte dann aber auch zusammen, er aber war gerettet, denn hierher konnten ihm die Schlangen nicht folgen. Er nahm nun die Krone und verkaufte sie, aus dem Erlöse aber kaufte er die Herrschaft Lübbenau und nahm zum ewigen Andenken für seine Nachkommen die Schlange mit der Krone und der Mauer in sein Wappen auf.

Seit dieser Zeit ist jedoch der Schlangenkönig selten mehr gesehen worden, überhaupt hat sich die Zahl der Schlangen in jener Gegend sehr gemindert. Indeß hat vor ohngefähr hundert Jahren ein Fischer, der in einem alten mit Weiden besetzten Graben, unweit des Schlosses an der sogenannten Schnecke, also an derselben Stelle, wo damals der Graf von Lynar den Schlangenkönig seine Krone ablegen sah, eine große Schlange mit etwas Weißem auf dem Kopfe unter einer Menge von Fischen mit aus dem Netze gezogen. Wie es nun dort die Leute in der Gewohnheit haben, daß sie jede Schlange tödten, welche sie finden, so schlägt er auch nach dieser mit seinem Steuer. Da giebt diese auf einmal einen gellenden Pfiff von sich und augenblicklich ist der ganze Graben schwarz von Schlangen, die sich an seinem Ruder in die Höhe schwingen und in seinen aus einem einzigen

Eichenſtamme ausgehöhlten Kahn drängen. In Angſt und Schrecken ſpringt er aus dem Kahne aufs Land und läuft ſo ſchnell er kann davon, die Schlangen aber immer hinter ihm drein. Zum Glück fällt es ihm ein ſeine Jacke auszuziehen und von ſich zu werfen. Auf dieſe ſtürzen ſich die Schlangen wie raſend und inzwiſchen entkommt er. Die Jacke aber fand man nach mehreren Tagen in dem faulen Graben durch und durch zernagt, eine Warnung, wie es ihm ergangen ſein würde, wenn ſie ihn erwiſcht hätten. Er hat ſich aber ſeit dieſer Zeit wohl gehütet die unſchuldigen Thiere zum Vergnügen zu tödten. Jene Schlange iſt aber der Schlangenkönig geweſen, der nur noch die Haken am Kopfe, aber keine Krone mehr gehabt hat. Ob ihn übrigens der Schlag des Fiſchers getödtet hat, weiß man nicht, geſehen hat man ihn nicht wieder.

347. Der Waſſernix als Kater in der Buſchmühle bei Lübbenau.

(S. Büſching Bd. IV. S. 16. Haupt Bd. I. S. 51.)

In der Buſchmühle unweit Lübbenau im Spreewalde hat früher ein Nix ſein Weſen getrieben und einen eigenen Gang gehabt, auf dem hat er immer Pferdegraupen gemahlen. Da iſt der alte Müller geſtorben und ſein Nachfolger, der von dieſem unheimlichen Müllerburſchen Kenntniß bekommen, hat nichts mehr von ihm wiſſen wollen und darauf geſonnen, wie er ihn los werden könne. Einſt ſitzen nun die Mahlgäſte bei ihm um einen Keſſel voll Fiſche am Feuer und erzählen ſich von Nixen und Martin Pumphut *), ein wandernder Mühlknappe und Erzzauberer ſaß zufällig auch mit dabei. Auf einmal erſcheint ein großer ſchwarzer Kater und langt mit ſeiner Pfote hinein in den Keſſel nach den Fiſchen, Martin Pumphut aber nicht faul, ſchlägt ihn tüchtig auf dieſelbe, ſo daß er mit lautem Miauen verſchwindet. Aber eine unſichtbare Macht mahlt immerfort den Nixengang, obwohl er geſchützt iſt, und wirthſchaftet ganz furchtbar darin herum. Da erbietet ſich Martin Pumphut gegen den Müller, er wolle ihm für ein gutes Stück Geld den läſtigen Gaſt ſchon wegbringen. Am nächſten Abend ſchüttet er Pferdegraupen unter die Fiſche und thut mit den andern Gäſten, als äßen ſie friſch darauf los. Der Nix hat nun aber die Witterung von den Graupen und kommt richtig wiederum als ſchwarzer Kater zu dem Keſſel, und langt ohne Weiteres, als wenn gar Niemand da wäre, mit der Pfote in den Keſſel, Martin Pumphut aber nimmt das Schlichtheil und haut ihm mit demſelben die Pfote ab, alſo daß ſie in den Keſſel fällt. Darauf iſt der Nix mit entſetzlichem Miauen verſchwunden und ſeitdem nicht wieder erſchienen, der Pferdegraupengang aber ſtand augenblicklich ſtill und keine Kunſt des Mühlenmeiſters war im Stande ihn wieder zum Gehen zu bringen. So iſt es geblieben bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die Mühle abgebrannt iſt und mit ihr der berüchtigte Nixenmahlgang.

348. Die glücklichen Schatzgräberinnen.

(S. Haupt Bd. I. S. 237.)

In einem Dorfe bei Görlitz ſteht ein großer Pfarrhof mit einem kleinen Gedingehäuschen. Dort hatte der Paſtor aus Mitleid einer armen Wittwe

*) S. über ihn meinen Sächſiſchen Sagenſchatz. Dresden 1855 S. 539.

ein Unterkommen eingeräumt. Sie selbst war in dem Herrnhutischen Glauben aufgewachsen und ziemlich menschenscheu und sonderbar, noch mehr aber war es ihre Tochter, ein Mädchen von ohngefähr 15 Jahren. Diese war eine Art Hellseherin, sie träumte immer, was zu gleicher Zeit oder bald nachher sich ereignete, hörte sich manchmal beim Namen rufen, während alle Anwesenden nichts davon hörten, wurde zu Zeiten mitten auf freiem Felde wie von unsichtbaren Händen festgehalten, so daß sie nicht von der Stelle konnte, schlich für gewöhnlich krank und blaß umher und hatte überhaupt ein so unheimliches Wesen daß sich die Kinder im Dorfe vor ihr fürchteten. Da träumte ihr einmal, ein graues Männchen nehme sie bei der Hand und führe sie in das Kirchgäßchen, dort zeige ihr der Geist einen unter die Erde eingemauerten Schatz, der aus einer goldenen Kette und alten Münzen bestand. Sie erzählte den Traum ihrer Freundin, der in gleichem Alter mit ihr stehenden jüngsten Tochter des Pastors. Beide verabredeten das tiefste Stillschweigen und als der Abend kam, machten sich die beiden Mädchen, mit einer Hacke bewaffnet auf, um den Schatz zu heben. Die Hellseherin fand ohne Mühe die bezeichnete Stelle an der Mauer wieder, man stieß auf eine Schicht Knochen, dann wieder auf Erde, endlich aber auf eine steinerne Platte, wie es das Mädchen vorausgesagt, allein diese aufzuheben waren sie zu schwach. Sie eilten also ins Pfarrhaus zurück, statt aber ihre Eltern ins Vertrauen zu ziehen, holten sie eine im Hause dienende stämmige Magd, vertrauten sich derselben an und führten sie an die bezeichnete Stelle. Aber auch diese versicherte, die Platte sei ihr zu schwer, sie wollten also den nächsten Abend wieder hingehen und eine stärkere Schaufel mitnehmen. Dies thaten sie auch, und der Stein ging dieses Mal sehr leicht aus der Erde. Sie fanden auch, genau wie es das Mädchen geträumt hatte, ein ausgemauertes viereckiges Behältniß, aber weder eine goldene Kette noch goldene Münzen. Der Schatz war bereits gehoben. Die Magd heirathete bald darauf ihren Geliebten und die bis dahin blutarmen Menschen sind reiche und angesehene Bauersleute geworden. Diese Geschichte ist in diesem Jahrhundert passirt.

349. Der Jungfernstein auf dem Leiper Berge bei Hoyerswerda.

(Nach Haupt Bd. II. S. 119.)

Der Jungfernberg heißt so von dem sogenannten Jungfernstein, einem drei Ellen langen, anderthalb Ellen breiten und unten ohngefähr eine halbe Elle dicken, oben aber flachern Stein. Um demselben herum liegen noch andere kleinere Steine, von denen der eine das Bett, der andere der Tisch und der dritte die Wiege heißt. Der große Stein aber soll seinen Namen von folgender Begebenheit haben.

Einst war eine vornehme hochadelige Jungfer von einem geringen Manne schwanger geworden, kurz vor ihrer Entbindung flüchtete sie sich aus Furcht vor den Mißhandlungen ihres erzürnten Vaters hierher auf diesen Berg. Da sie aber nicht mehr weiter konnte, legte sie sich, weil sie kein anderes Lager fand, auf diesen harten Stein. In der Angst der Geburt aber that sie ein Gelübde, sie wolle, wenn ihr Gott einen Sohn schenke, hier eine Kapelle bauen. Da sie jedoch einer Tochter genaß, so unterblieb der Bau, so daß nur der Stein noch seinen Namen behielt.

350. Die Schlangenkönigin von Klingewalde.

(Nach Haupt Bd. I. S. 77.)

Einſt ritt der Junker von Klingewalde auf die Jagd, und als er müde war, legte er ſich unter einem Eibenbaume am Rande des Baches, der durch den Klingewalder Buſch fließt, nieder zum Schlafen. Da däuchte es ihm, als käme aus dem Waſſer eine wunderſchöne grüne Schlange herausgekrochen, die ringelte ſich und züngelte im Sonnenſcheine an dem jenſeitigen Ufer des Baches. Auf ihrem Kopfe aber trug ſie eine glänzende Krone mit einem herrlichen Rubinſteine und ihre Augen blitzten ſo munter wie die Augen einer Jungfrau, und mit dieſen ſchaute ſie den Junker ſo feurig an, daß er ſich nicht ſatt an ihr ſehen konnte und ſich in die Schlangenkönigin verliebte. Sobald er aber aufſprang und die Arme nach ihr ausbreitete, da verſchwand ſie blitzſchnell in den Wellen des Baches. Dem Junker aber hatte die ſchöne Schlange es angethan, er konnte nicht mehr ruhen, er mußte tagtäglich hin zu derſelben Stelle am Bache und dort unverwandt der Schlange zuſehen, wenn ſie im Sonnenglanz ſich ringelte und züngelte. Weil er aber immer ſo ſehnſüchtig nach ihr hinblickte, da fühlte die Schlangenkönigin Mitleid mit ihm und rief ihm zu, es gebe ein Mittel ſie zu gewinnen: er ſolle auf ſeinem weißen Pferde, ein weißes Tuch in der Hand, mit einem Satze über den Bach ſpringen, dann werde ſie ſammt dem unſchätzbaren Edelſteine auf ihrem Haupte ſein Eigen werden. Am andern Tage ließ nun der Junker auch richtig ſein milchweißes Roß ſatteln, nahm ein weißes Tuch in die Hand und ritt durch den Wald zur Stunde des Mittags und auf der andern Seite des Baches ſtand wirklich die Schlangenkönigin, aber heute als eine herrliche Jungfrau, die funkelnde Krone auf dem Haupte. Aber als er nun ſeinem Roſſe die Sporen in den Leib drückte, um einen Anlauf zu nehmen zu dem gefährlichen Sprunge, da erhob ſich plötzlich von allen Seiten her ein ſchreckliches Pfeifen und Ziſchen, aus allen Sträuchern und Büſchen kamen Tauſende von Schlangen hervorgeſchoſſen und ſtürzten ſich mit Blitzesſchnelle hinter dem Reiter her. Endlich kam er nun von Angſt und Schrecken gehetzt am Ufer des Baches an, da hatten ſie ihn aber auch erreicht und umringelten Roß und Mann. Mit ſeiner letzten Kraft ſetzte nun das Roß ins Waſſer um ſeinen Herrn auf das andere Ufer zu tragen, allein im Springen ward es von den Schlangen übermannt, es brach zuſammen und Roß und Reiter verſanken im Waſſer, die Königin aber verſchwand, einen lauten Schrei ausſtoßend. Sein ihm nachfolgender Diener hat das Schreckliche mit angeſehen und auf deſſen Veranlaſſung iſt an jener Stelle ein Denkſtein errichtet worden, der noch lange an dieſe Begebenheit erinnert hat.

351. Die tanzenden Steinmänner bei Königshain.

(S. Gräve S. 109.)

Auf den Königshainer Bergen ſteigen in der Johannisnacht wunderliche Geſtalten, vom Volke Steinmänner genannt, aus der Erde herauf, verſammeln ſich rings auf den Berggipfeln und ſpringen dann von Stein zu Stein, bis ſie alle auf der Platte des Todtenſteins zuſammenkommen und paarweiſe gereiht feierliche Tänze aufführen bis zum grauenden Morgen. Wenn aber ein Menſch dieſen Tanz mit anſieht, ſo bedeutet es ihm und ſeiner ganzen Verwandtſchaft den Tod.

352. Der Teufelsstein bei Königshain.

(Nach Haupt Bd. I. S. 101.)

Der Teufelsstein bei Königshain, einer der größten und höchsten Felsen des Gebirges, nordwestlich vom Hochstein, im wildesten Dickicht, ist schwer zugänglich. Die obere Platte zeigt mehrere von Menschenhand eingearbeitete Vertiefungen: einen Kessel und mehrere Blutrinnen, am Abhange aber den sogenannten Teufelssitz. Die Sage erzählt, dort habe der Satan selbst gesessen und seine Hosen geflickt, man sieht noch die Löcher, wo er Scheere, Elle und Zwirn liegen hatte. Einmal hat sich ein Hirt in eine der Oeffnungen gesetzt, und ist eingeschlafen, als er aber wieder aufstehen wollte, hat er nicht wieder herausgekonnt, sondern ist eingeschlossen geblieben.

353. Die Buschmännchen zu Königshain.

(Nach Haupt Bd. I. S. 40.)

In den Königshainer Bergen wohnten ehedem die sogenannten Buschmännchen, in Gestalt, Sprache und Kleidung ganz den Menschen ähnlich, nur viel kleiner und winziger. Ganz so waren ihre Kinder, ihr Vieh und ihr Hausgeräthe, Alles wie bei den Menschen, aber hundert Mal kleiner. Es waren kleine freundliche Leutchen, die Niemandem etwas zu Leide thaten, im Gegentheil den Menschen wohl thaten. Nach irdischer Speise waren sie sehr begierig, wer ihnen die gab, dem schenkten sie ganze Hände voll Laub dafür, und das Laub verwandelte sich dann in glänzende Thaler.

Leider waren sie aber sehr zart gebaut und als die Glocken eingeführt wurden, konnten sie den Schall nicht vertragen, kamen seltner und immer seltner und blieben endlich ganz weg. Zuletzt waren nur noch zwei übrig, die im letzten Hause am Ende des Dorfes wohnten, sich aber auch nur selten sehen ließen. Einst erschien das eine Männchen wehklagend und weinend und schrie: „Hipelpipel ist gestorben, Hipelpipel ist gestorben!" Hierauf ist er verschwunden und niemals wieder gekommen. Wahrscheinlich hat er mit dem sonderbaren Namen sein Weibchen gemeint.

354. Die Holzweiblein von Königshain.

(Nach Haupt Bd. I. S. 40.)

Auf dem Heideberge bei Königshain hat es ehedem viele Holzweiblein gegeben, sie sind nicht größer gewesen als kleine Kinder mit schönen langen gelben krausen Haaren. Die hat der böse Feind immer herumgejagt, und sie haben nicht eher Ruhe finden können, bis sie zu einem Baumstocke gekommen. Da hat denn der Holzhauer gerufen: „Das walte Gott", ehe er den Baum umgeschlagen, und dann hat sie jener in Ruhe lassen müssen. Eines Tages in harter Winterzeit ist ein solches Holzweiblein zu demselben Bauer, dem der Berg gehörte, in die Stube gekommen und hat sich dort den ganzen Winter über aufgehalten und die Leute haben ihr zu essen gegeben. Beim Anfange des nächsten Frühjahrs ist aber ein zweites solches Weiblein an das Fenster des Hauses gekommen, wo das erstere in der Stube saß, und hat hinein gerufen: „Teuto, Teuto!" Wie solches das Holzweiblein drinnen gehört hat, ist es weinend und jammernd fortgegangen und niemals wiedergekommen.

355. Eine alte Anweisung für Gold- und Edelsteinsucher im Riesen- und Lausitzer Gebirge *).

(Aus J. Praetorius, Gazophylaci Gandium d. i.: Ein Ausbund von Wündschel-Ruthen. Leipzig 1667 in 8°. S. 220 ꝛc.)

. . . . . Gegen Mitternacht ist er hohl und stehet auf einer Wiesen, von dem Stein schreite einen Schritt, mache ein † auf die Erden, und lege Dich auf das Ohr, so höreſt Du Wasser fallen gleich als klinge es von einem Stein auf den andern, allda grabe durch den Mooß, so findest Du Gold als Bohnen, auch kleiner und größer, suche dem Revierlein fleißig nach, je größer das Wasser ist, je mehr Gold dahin kommt, denn es kömmt aus dem edlen Revier, und ist um den Stein viel Goldes, auf oder nach der Gabel zu sein auch etliche Revierlein, die kann man um die Gegend des Steines finden, daselbst ist mehr Gold als ganz Schlesien werth, aber es soll denen Menschen des Landes verborgen sein.

Nach Mittag liegt der Riesenberg, wiltu zu dem Steine gehen, so wirst Du nicht weit von der Gabel einen andern großen Stein sehen, der ist graufarbig, bei dem Steine ist es gefährlich, und gehet ein Weg, etliche sagen ein Steig in den After-Grund, und da sind ihrer viele, die sich nicht haben können zu Wege finden, Hungers halber umgekommen. Denn man hat allda viele Todtengebeine gefunden, auch viel Gold und Edelgestein. Wenn Du nun in obgemeldeten Grund kommst, so gehe auf der linken Hand, Etliche sagen, so kömmst Du auf ein Wasser, das ist nicht breit, bei dem Wasser gehe auf eine Meile, denn so kommst Du auf ein Kreuz, da sind viele Wege, folge dem Wasser nach bis an den großen Stein, dann schreite über das Wasser, gehe den großen Weg oder an Seiten des Wassers, so kommeſt Du an einen Stein, der hat kreuzweise eine Stufe, Etliche sagen, er habe 3 Stufen, an dem gehe hinauf, und folge dem Steige, bis Du kömmst an einen andern Stein an der Wasserleiter genannt, oder Zacken, an dem Wasser gehe bis an einen großen Stein, folge mehr dem Wasser, denn der Wege sind viel um und um, siehe, daß Dich die Wege nicht verirren. Wenn Du an den Stein kommst, so gehe den nächsten Steig bei dem Wasser nach, so wirst Du finden eine grüne Wiese, da grabe durch das Mooß, so findeſt Du schön groß Gold; an demselben Platze lieget ein Berg oder Stein, der hat Stufen, gehe die Stufen auf den Berg, so kömmst Du zu einem Steine, und bei dem Steine, der bei dem Zacken, Etliche sagen, bei den Schwacken, da gehe auf die linke Hand, so findeſt Du gut Edelgesteine als Amatisten, Saphir und Topasin, merke aber wohl auf Wege und Stege zurücke. Und ob Du wohl von dem Teufel würdeſt angefahren, mußt Du Dich nicht fürchten, denn Gott, so Du dem vertrauſt und anrufeſt, ist stärker, der wird Dich wohl schützen und Dir helfen, darnach danke ihm treulich Dein Lebenlang, gieb auch armen Leuten davon.

Folgen etliche Flecken:

Auperstein.

Hinter dem Auperstein, dem großen Buchberge, da ist eine Grube; da gehet ein Stück lediges Gold, dabei stehet eine Fichte, die ist abgehauen,

*) Prätorius theilt dieselbe aus dem Manuscript eines alten Schlesiers, der am Riesengebirge wohnte, mit, sagt aber, daß zu Anfang ein halbes Octavblatt gefehlt habe.

darinnen stehet eine Marter, und die Grube ist gerade vor dem Baum, wenn man in die Grube bricht, so siehestu die Marter, daß Dir nicht grauset. Gott ist mein Zeuge, daß es also ist. Wiltu die Gruben suchen, so gehe im Seiffen auf bis nahe ins Land, so halt dich auf die rechte Hand, so findest Du den Baum bei der Gruben.

Hahneberg oder Rothschloß.

Bei dem Hahneberg 4 Gewende, neben dem Rothschloß, allda ist eine Grube, darinnen ist Gold als die Erbsen, und bei der Grube stehen 4 Bäume als 4 Säulen eines Hauses an einem Steinberge und derselbige Fluß läuft gegen Giriedorf oder Girsdorf. Weiter vom Horn- oder Hahnberge gehe 4 Schritte ins Land und halt Dich an die Höhe, neben dem rothen Wasser, da ist eine Grube und Gold darinnen als Bohnen, bei der Gruben seind 4 Bäume als 4 Säulen in einem Hause, am ersten Baume ist ein Bergeisen, an dem andern ein Kreutz, am dritten ein Seifenweg, das Floß lauft gegen Girsdorf. Wiltu die Grube suchen, so suche an dem Zaepis Seifen bis an das Haupt, dann halt Dich auf die rechte Hand, so findest Du den Baum zwischen dem kleinen Zacken und Wolf Seife, allda ist eine Grube und löthig Gold darinnen, und bei der Grube ist ein Baum, Etliche sagen ein Brunnen, darin ist gehauen ein Zeichen wie ein Ring, ob Du ihn nicht findest, so gehe an den Zacken auf, siehe wo die Tännlein stehen, denen die Wipfel verhauen und in das Wasser abhängen. In demselbigen Ufer suche, so findest Du schwarze Steine als die Nüsse und Hühnereier groß. Wenn Du der Steine 3 Pfund hast, so gelten sie Dir soviel als 2 Loth Ungarisch Gold; es ist gewiß da, wenn es Gott giebt. Unterhalb der Bretmühlen da ist auch ein Strich durch den Zacken und ist gut löthig Gold darinnen, es ist in die Hälfte Gold und Silber, es ist verschlemmet, daß man es nicht siehet, Etliche schreiben, der Zug gehe unter die Bretmühlen durch den Zacken und ist in alles mehr denn durch die Hälfte Silber.

Hiersbrunn. †

Obig Krommaw bei dem Hiersbrunn ist auch eine Grube, darin ist Rheinisch Gold, wem es der liebe Gott bescheret, unter solcher Grube bei dem Buchstrauche ist wieder eine Grube, darinnen ist gut löthig Gold, in dem Hiersbrunn wird Magnetstein gefunden und auch in dem Brunnen, da die Elbe entspringet.

Kunzendorff.

Bei der Borckrath auf dem Kirchhofe siehe wo die Pforten ist, die auf den Kirchhof hat gegangen, sie ist zugemacht. Du wirst es noch erkennen, und siehe da hernieder, so siehestu ein Teichlein, darinnen soll ein Sand mit schwarzen Steinlein zu finden sein, ist lauter Gold, ohngefähr von der Kirchen ein Armbrust Schuß oder wohl zwei Gewende herunter, allda ist auch eine kleine Grube, Etliche sagen unter einem kleinen Gründlein, darinnen ist Gold als Bohnen und weich wie Blei. Zum Wahrzeichen stehet ein Hirnschädel drin.

Item bei dem Weidensteine, Etliche sagen bei dem Weidenstrauch, zwei Gewende drüber, da in einem Grunde ist gut reichlich weich Gold, es

schreibet einer, beim Weidenstein sei eine Grube und gut Rheinisch Gold darinnen.

Item nicht weit davon im Jasper da liegt der quirichte Grundseifen, das ist ein goldreich Wasser, zum Zeichen stehet daselbst ein Stein wie ein Taufstein. Item gehe in den Steinseifen, Etliche sagen in Weissenseifen, frage und gehe den Steig, der da gehet gen Arnsdorf, wann Du kömmst an den großen Weg, Etliche sagen auf gebahnte Wege, so gehe bei dem Teiche eine halbe Viertelmeile, so wirstu finden ein Hohlicht, Etliche sagen eine hohe Leiter, darunter soll ein klein Wasser fließen. Dabei wirstu finden gut löthig Gold als Haidenkörner und größer. Zum Wahrzeichen siehe das Ufer an gegen Mittag, das ist roth und goldfarbig, daraus kommt Rheinisch Gold. Wenn die großen Regen fallen, so waschen sie das heraus ins Floß. Ist wahrhaftig wahr.

Arnsdorf.

Bei Hirsberg unter dem Schneegebirge. Im Dorfe frage nach einem Steige, der über das Schneegebirge in die Stadt Trautenau geht, dem Steige folge bis auf die Höhe des Berges, dann siehe Dich auf die linke Hand nach einer Steinrücke um, die lasse auf die rechte Hand gen Mitternacht liegen und gehe den Steig gegen Mittag. Auf dem Herwiedergehen auf die frühe Vesperzeit, als die Sonne im Sommer aufgehet, da solt Du Dich umsehen nach einem spitzigen Berglein. Wenn Du dazu kommst, laß es auf die rechte Hand gegen Mitternacht liegen, siehe Dich um nach einer Steinrücken, als wie zwei Wasserhütten zusammen gestoßen, daraus entspringt ein Wasser, und fleußt im Gebirge herunter gegen Vesperzeit. Dem Wasser folge nach bis es fället in einen tiefen Grund, neben dem Grunde solst Du herniedergehen und ihn auf die rechte Hand gegen Mitternacht liegen lassen, bis daß Du kömmst zu dem Grunde. Nu, das heißt merke wohl, da sagte man mir, ich solte in demselben Grunde wiederum an dem Wasser gehen, und mit Fleiß in den sandicht oder furricht Grüften, die das Wasser aufgeschlagen hat, suchen, so sollte man gut Gold und Edelgestein finden. So man ein Reiß findet, das ist der Welschen Zeichen, darunter findest Du gut Gold, dabei siehst Du auch einen Steinsteig, dabei fleußt ein Wasser, dem gehe nach, bis Du zu einem großen Steine kommst. Darein ist gehauen ein Menschenkopf von demselben Steine, quer zwei Gewende auf die rechte Hand findest Du Gold als Bohnen. Oberwärts der Gruben quer zwei Gewende entspringet ein Wasser, das ist röthlich gestalt und über Goldfarbe, bei demselbigen folge, bis Du kommest in einen Grund, dann gehe auf die rechte Hand, so findest Du gut Rheinisch Gold, in der Grube niederwärts etwan drei Gewende auf die linke Hand findest Du ein klein Wasser, demselben gehe nach und an desselben Wassers Ufer solt Du nachgraben, aber es ist einer Ellen tief verschlemmet. Habe nicht den Spott daraus, gehe dem Wasser nach bis ein anderes darein fleußt, so schreite dann darüber und gegen Mittag suche mit Fleiß in derselben Gruft, in den Leiten da findest Du einen kleinen Grund, da ist viel Gold und Silber als Erbsen groß.

Kiehnast.

Hinter dem Kiehnast beim Kupferwasser ist ein Stein, darein ist eine Hand gehauen, auf die linke Hand dabei ist ein Grund, bei demselben

Grunde, ein Gewende vom Stein, iſt eine Grube und gut löthig Gold (bei dem Schloſſe Kießnaſt in den Aeckern wird der Schleſiſche Demant gefunden).

Zettenberg.

Gehe auf die Wichenau und Than Pauel, denn der Ort iſt alſo genannt, ſo kommeſt Du auf einen Weg zwiſchen zwei Bergen, da iſt ein Quellbrunn und ein Erzmann muß eine Verſicherung thun, ob man darauf kommen möge. Gehe gegen der Schweinitz zu, ſo wirſt Du ſehen eine Mühle auf der linken Hand, an demſelben Waſſer gehe bis auf die Höhe des Berges, ſo wirſtu finden eine Fichte, die iſt breiter denn zwei Ellen, allda iſt Erz. Wenn man es ſchmelzet, ſo iſt es den fünften Theil Gold und ein wenig höher an dem Berge, bei einem Brunnen, da findet man wohl einer Elle tief einen gediegenen Zug. Es ſoll auch blauen Saphir haben.

Ein Dorf, Blau genannt, da geht ein Steig auf die Gurg zu, und bei der Gurg ein Steig, da kommeſt Du auf einen Raſenweg, und auf die Hand gegen der Schweinitz ſteige über den Berg vor Dir, darnach ſteige den Berg hinab, ſo wirſtu finden ein Geſtruttig, darnach ein Loch, da greif hinein bis an den Elbogen, ſo findeſt Du gediegenes Gold als Erbſen und Bohnen.

Zettelberg. Unter dem hangenden Stein ſoll ein Flüßlein ſein, allda ein gediegener Zug Goldes.

Schweinitz. Item zu Roſenig bei der Schweinitz da ſollen Edelgeſteine gefunden werden.

Herrnberg. Suche mit Fleiß unter dem Trank-Troge auf beiden Seiten, ſo wirſtu gediegen Gold finden, als Meſſerrücken tiefe Streifen. In demſelben Fluß ſiehe Dich mit Fleiß um, ſo wirſtu finden ſchwarze Goldkörner als Erbſen, mit Gottes Hilfe, unterwärts da ſteht eine große Buche, in der ſind 12 Zeichen, oben ſtehet Zeitteeiben Holz, als eine Bütte, großer 7 Schritt von derſelben Buche wirſtu finden eine Grube, nicht tief gegen dem Schindel- oder Kecker-Walde oder Berge, darinnen Goldzäpflein. Die Grube iſt bedecket, es iſt auch eine Leiter drein zu ſteigen, darin ſuche, ſo findeſt Du Gold. Zu Braunes frage nach einem Bach, dabei zwei Brunnen zuſammenfließen, beim Waſſer da findet man gediegen Gold. Darnach gehe herab an den Homneberg, bei des Tanhäuſers Berges Teiche, da das Waſſer in den Müheer fällt, allda ſtehet ein Geſchützlein, räume Hölzer hinweg, ſo findeſt Du gediegen Gold, auch Saphir, Rubin und Diamantſtein.

Zur hohen Tannen am Galgenberge im Fluß, die zuſammengehen, vom Fluß herab einen Steinwurf, da findeſt Du einen alten birknen Stumpf, zwiſchen dem Bache und dem Stumpfe, da findeſt Du eine Hürte, die hebe auf, thue den Koth davon, darunter findeſt Du einen Goldgang, einer Ellen breit, in den Birken findeſt Du einen Pilger- oder Bettelſtab.

NB. Auf das Gebirge. Frage nach Waltersdorf oder Schneckendorf, von dannen nach Fotsdorf und gehe zum kahlen Stein auf die Höhe oder Haiden im Eichgrunde, leite Dich gegen die kleinen Haiden und gehe durch ein ſichtig Windes-Gebrechte, ſo wirſt Du finden den Rahlenſtein,

darein ist ein Bischof gehauen. Gegen den Mittag da findest Du einen Grund, der ist nicht lang, da stehest Du auf der Höhe des Grundes einen Baum, also geschaffen gleich wie eines Menschen Arm von sich gestrecket, unter diesen habe ich viel Gutes behalten. Item es stehet auch im Grunde ein Baum, der ist wie ein Armbrustschlüssel beschaffen, darunter liegt viel Goldes, und den Grund kennet man bei solchen Zeichen. Wenn man mit Gesellen darein kommt, so sehe einer den andern an, so scheint alles blau von Schwefel und Gut, so allda lieget, Du findest auch Mooßschütten, daß Du meinest, Du mußt versinken, thue den Mooß mit der Hauen hinweg, so findest Du einen Sand, und im Sande einer halben Elle tief Perlen als die Erbsen und Gold, als die Schnellkeulichen, und der Grund ist als ein Schirf.

Schöberlein. Wiltu zu dem Schöberlein gehen, so gehe dießhalb der rothen Hayden und siehe zu dem Thurme des Tholensteins zu einem Fenster ein zum andern wieder aus. Allda siehe Dich um nach einem kleinen Berglein, ohngefähr eines Armbrustschusses, so wirstu sehen ein Wässerlein, das darauf verhohlen fleußt, darinnen findestu Gold als Linsen oder Wicken, daß Du mit den Händen rassest. An etlichen Orten wächst Gold als Finger, auch fein Corallen im Flusse.

Das Schloß Tollenstein. Nicht weit von der Zittau lieget das Schloß Tollenstein, darbei ein Grund der Meesen, darinnen fleußt ein Wasser, das führet rothen Kieß, da ist viel gediegen Gold, das Floß entspringet nicht weit von dem Schloß Hagel oder Engelstein genannt, darauf viel Zeichen gehauen, und ein Bischof. Oberhalb findestu einen Hübel, der heißt das Schöberlein, auf dem Hübel und Kevsche findet man gediegen Silber, das ist (wenn man es schmitzet) der dritte Theil Goldes, von dem Hübel gegen Morgen findestu eine Buche, die ist ästig, und die Wipfel sind ihr verhauen, darunter findestu guten Saphir und Edelgestein. Gehe da über das Wasser zwei Viertel Weges auf die rechte Hand, auf den Abendgang wohl auf St. Johannis-Tag ein Viertel Weges, also gehe auf den Abend auf den Sonnen-Niedergang wohl einen Steinwurf, so kommst Du an einen Flecken, und brüchig, von dem gehe gegen Mittag weiter als einen Steinwurf, so findestu einen großen Stein, wende den Stein, so siehestu die Form eines Menschenbildes; findestu die Forme nicht, so ist eine Gabel, der stehen die Spitzen gegen Mitternacht, gehe davon neun Schritte, so findestu unterm Mooß ein Wasser verborgen, lege Dich auf die Seiten, so hörest Du es klingen, hebe das Mooß auf, so findestu das Waschegold als die Glieder groß und ob Du zum Berge gingest, so gehe wieder zum Stein und siehe gegen den Abend der Sonnen, siehest Du, daß Du es nicht erkennen magst, so wende Dich gegen Mitternacht, an den fahlen Berg um den Grund, wende Dich wieder gegen den Mittag wohl einen Bogenschuß, so findestu eine Steinrücke, da gehe ein Gewende zwischen Mittag und Abendgang, so findestu ein Wasser, das gehet von Abend und fällt in den Zacken und wenn Du zwei Gewende kommest, so findest Du einen Tränktrog oder Stein, der ist mit Mooß bewachsen, dann gehe aufs Floß ein Gewende, so wirstu finden zwei Floß, dem auf die rechte Hand folge nach oder gehe auf die linke Hand an dem Berge als die Sonne aufgehet, um

St. Johannistag, allda versuche die Steine mit der Keilhauen, die sind inwendig eines Theiles Gold. So Du das nicht findest, so gehe wieder auf die rechte Hand zum Floß, daß Du seyest gegen Mitternacht, Etliche sagen, es ist gerade um Mitternacht, gehe auf den Berg zur Hälfte, daß Du so fern hinauf als herab habest, da findestu einen Stein mit sieben Ecken, zwei Stufen darauf, auf der dritten Stufe steht der Stein mit den sieben Ecken, dann gehe um und um den Stein gegen Morgen, und nimm einen Knittel und drücke gegen Mitternacht der Erden, so gehet der Stein auf, stürze ihn auf den Knittel, so findestu was Du begehrst, wenn Du den Stein nicht findest, so kehre um, um die Vesperzeit (Etliche sagen, so harre bis zur Vesperzeit) und gehe zum Thor, da ist eine Goldmauer, darinnen sind Zeichen hinab zum Thor, da liegen zwei Glieder von einer Ketten, und siehe dahin gehet ein goldener Schein. Wann Du dahin kommest, so hastu was Dein Herz begehret, darnach siehe, daß Du kannst finden einen Haarweiden-Strauch, dem die Ruthen wer zusammen gebeuget, ist Hansen Mannes Zeichen, und so Du dann wilt waschen Rauch-Gold, so folge dem Fluß nach durch das Gerüttich, das im Abend fleußt, denn da lieget ein großer Stein als ein Backofen, da kommt aber ein klein Fluß gegeneinander. Von dem Stein gegen den Berg da ist ein Loch, das ist vermacht und da stehet ein Haarweidenstrauch dafür, und wenn Du das Loch findest, so hast Du genug, weil Du lebest, und es sein viele Zeichen dabei

Zittau. Nicht weit von der Zittau ist der Holunder-Grund, goldreich und voller Glückseligkeit, unter dem von Schleinitz gelegen, bei dem Tollensteiner Grunde.

Zwo Meilen von der Zittau ist das Dorf Nielsdorf, dabei liegt der Teufelsgrund, darinnen findet man Gold und Edelgestein.

Zwo Meilen von der Zittau zu Machendorf das Wasser, Neisse genannt, führet gediegen Gold.

Rübenzahl in der Mappa, wie der Rübenzahl auf dem Gebirge stehet, oder darunter, das Wasser Graupen führet gediegen Gold.

Am Riesenberge bei der hohen Elben, das schöne Niedergebirge, der Sonnenglanz, ist reich an Silber und Golde, hat schöne Wassergefälle, allda wissen die Holzleute, so das Holz nach Kuttenberg machen, alle Gelegenheit.

Goldwurm, wo Goldwürmer ein Nest haben, stich das Mooß sammt dem Rasen weg, darunter findestu gediegen Gold.

Freywalde. Freywalde dem Bischof zu Neisse zuständig, allda der spitzen Steine, darin ein Gang wie eine Kirche, ein Altar wie ein Crucifix, darinnen ist ein goldreich Flüßlein, man pfleget durch ein Loch hineinzukriechen, ist sich auch vorzusehen, daß nicht etwa ein Welscher darin ist. Allda findet man auch Mirgel-Erde.

Fulneg ein Städtlein drei Meilen von Troppau, gehe bei der Mühlen unterm Schloß, beim Städtlein gelegen, hinauf in den Hauswald, da wirstu eine alte zwißliche Buche sehen, darein ist eine Hand gehauen, wo sie mit den Fingern hinweist, da gehe 7 oder 9 Schritte gerade für Dich hinaus, allda ist ein Schächtlein unter einer Hürt versetzt, darinnen findest Du gediegen Gold. Nicht weit von der Zittau, die Bach so von Schlegelsdorf herfür

kömmt und bei der Hirschfelder Mühlen in die Neisse fällt, darinnen findet man gediegene Goldkörner. NB. Das ist zu merken, wenn das Wasser lauter und die Steine darinnen nicht anders als blau aussehen, so sein gewiß Goldkörner unter den Steinen. Es gehet kreuzweise zwei Gold- und zwei Silbergänge nach der Schöpfung und bei einem jeden Gange da ist ein Quell. Da suchen die Welschen und richten sich nach gemeldeten Gängen oder Aesten eines Baumes.

Schneeberg. Am Schneeberg beim Silberbrunnen allda ein schöner Quell, dabei ein gediegener Zug, das hat gesagt ein Welscher aus Dresden.

Die Iser-Wiesen. Das ist ein Ort und Flecken im Riesengebirge gelegen, hat den Namen von dem Wasser die Iser genannt, theilet die Wiesen in zwei Theile und fleußt mitten durch, das große Theil gehöret unter den edlen Schafgotzschen, das kleinste gehört dem von Redern, das größte Theil wird genannt die große Iser-Wiese, der kleinste Theil die kleine Iserwiese. Durch diese beiden Wiesen fließen Quellbrunnen und Bächlein, die in die Iser fallen, die führen im Sande folgende Edelgesteine als Saphir, Rubin, Schmaragd, Türckois, Hiacynthen, Amatisten, Wehsen, d. i. ein weißer schieler Rubin, Goldkörner und Granaten.

Der gülden Eckelsberg zwischen Glott und Kamnitz gelegen ist heimlich metallreich, denn es entspringt an demselben ein edles Flüßlein, darinnen viel gediegenes Gold, fällt zwischen Kretze und Reichenberg in die Neisse, und nicht weit von des Flüßleins Ursprung findet man Granaten, Rubine, dazu auch schöne Türckois, die Rübinel sind zwar klein, doch schön von Farben.

Im Irskenberge wird der Edelgestein Jaspis ein Geschlecht gefunden, Ophthalmus hat vielerhand Farben, ist klein und rund wie ein Erbs, durchsichtig wie ein Chrystall, wird gefunden beim Hirsberg in Schlesien, in dem Bächlein oder Brünnlein so um die Fischweiher fallen, si geritur apud se in foliis lauri, facit hominem invisibilem (wenn man ihn in ein Lorbeerblatt eingewickelt bei sich trägt, macht er die Leute unsichtbar), drum wird er genannt der Mörderknecht.

Der Flinsberg oder die Abendburg zwischen den Wassern Zacken und Bober gelegen ist die reichste Gegend im Riesengebirge. Vor etlichen Jahren ein Nigromanticus, mit Namen Hieronymus Waldner von Greiffenstein sich allda viel unterstanden durch seine Teufelskunst zu bekommen, aber es ist ihm aus göttlichem Verhängniß fehlgeschlagen.

356. Die Sagen von der Stadt Rhetra.

(S. Stolle, Gesch. v. Demmin S. 469—489. Kanngießer, Gesch. v. Pommern bis a. d. J. 1129. Greifsw. 1829 in 8°. S. 168 ꝛc.)

In den uralten heidnischen Zeiten war in Pommern eine berühmte Stadt, Rhetra geheißen. Dieselbe war der Hauptsitz der Pommerschen Götter, besonders des Götzen Radegast (nach Dlmar [VI. S. 381] hieß er Luarasio, d. h. Rathgeber). Hier war auch das Hauptpanier der hier wohnenden Tollenser und Redarier, eines Zweiges der Lutizier, ein geflügelter Drache, Zirnitra genannt. Die Stadt selbst war gleichzeitig auch der höchste Regierungssitz des Volkes. Sie war dreieckig gebaut und rings von Wald

umgeben, der aber von den Einwohnern sorgfältig geschont und für heilig geachtet ward. Zwei Theile der Stadt standen für Jedermann offen, der dritte gen Osten gerichtet zeigte blos einen Fußweg und die Aussicht auf einen schauerlichen See und enthielt nichts weiter als einen aus Holz künstlich erbauten Tempel, der auf einer Unterlage von Thierhörnern ruhete. Die äußern Wände waren mit künstlichem Schnitzwerk versehen und stellten verschiedene Götter und Göttinnen vor. Im innern Raume standen die Bildsäulen selbst, an jeder war der Name des Gottes eingegraben, wie solches sich an denjenigen Götterbildern noch findet, welche bei Prillwitz, dem vermuthlichen Platze des alten Rhetra (nach Andern wäre es da, wo jetzt das Dorf Cummerow oder die Stadt Treptow an der Tollensee liegt), ausgegraben und in dem großherzoglich mecklenburgischen Schlosse zu Strelitz aufgestellt sind. Sie waren alle furchtbar mit Panzern und Helmen bekleidet. Zur Aufsicht und Pflege dieser Heiligthümer waren besondere Priester bestellt, welche nebenbei auch den Orakeldienst versahen. Sie erforschten den Willen ihrer Götter und erklärten in Folge desselben, ob ein Beschluß des Landtags ausgeführt werden solle oder nicht. Dies geschah nun auf folgende Weise. Während alles Volk stand, saßen sie auf dem Boden, murmelten abwechselnd geheimnißvolle Gebete und gruben mit Zittern und Beben in die Erde, bis sie gewisse Orakelzeichen herauswarfen, welche eine zuverlässige Antwort über den ungewissen Ausgang beabsichtigter Unternehmungen zuließen. Waren sie damit zu Ende, so bedeckten sie jene Orakelzeichen mit grünem Rasen und führten ein großes, für heilig geachtetes Roß über zwei kreuzweis mit den Spitzen in die Erde gehestete Speere, mit einer Art demüthiger Behandlung, welche dem Rosse keinen Zwang anthat, sondern blinweis es zu diesem Dienste anleitete. Durch dieses heilige Roß wurde die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der vorhin gefundenen Orakelzeichen und der darauf gegründeten Erklärungen auf's Neue geprüft und man konnte aus dem Gange und dem Verhalten des Rosses, wenn es mit dem Fuße an die Spieße stieß und sie in Unordnung brachte, oder sie gar nicht berührte, günstige oder ungünstige Schlüsse ziehen. Zeigte sich in beiden Stücken gleiche Bedeutung, so wurde das beschlossene Vorhaben ausgeführt, denn Jedermann war von dem Gelingen überzeugt; fand sich ein Widerspruch oder ein ungünstiges Zeichen, so ward das Volk muthlos und der Plan aufgegeben.

Adam von Bremen, welcher im Jahre 1018, also 70 Jahre später als der Bischof Ditmar schreibt, erzählt (II. 11) von jener Stadt, daß sie in neun Theile zerfalle und ringsherum von einem tiefen See eingeschlossen sei, eine hölzerne Brücke gewähre einen Uebergang, da werde blos denen, welche opfern oder Orakel erholen wollen, der Zugang verstattet. Der vornehmste Tempel gehörte dem Radegast, welcher ganz von Gold war und auf einem Lager von Purpur ruhete. Wenn die Stadt zerstört worden ist, weiß man nicht, jedenfalls ist die Annahme, daß der Tempel zu Rhetra gleich nach der Schlacht an der Raca (16. Oktober 955) von Otto I. zerstört und die Bildsäule des Radegast, nebst andern dort gefundenen Merkwürdigkeiten dem Bischof von Brandenburg geschenkt worden sei, mit nichts bewiesen. Der Tempel soll angeblich nach wiederhergestellter Ruhe wieder aufgebaut und zum zweiten Male von den christlichen Völkern im Jahre

1152 zerstört worden sein, allein noch wahrscheinlicher ist es, daß dieser schon 1128 nicht mehr vorhanden war. Es sollen nun aber in jenem Tempel folgende Götterbilder verehrt worden sein: 1) Radegast, eine herkulische nackte Gestalt mit einem löwenartigen Kopfe und völligem Löwenmaule, in der Rechten eine Streitaxt, in der Linken einen Ochsenkopf auf einem Schilde, vor die Brust haltend, auf dem Kopfe eine Gans oder entenähnlicher Vogel; 2) Tara, Donnergott (Thor), nackt mit einem Pfeile; 3) Odin, nackt mit einem Löwenkopfe; 4) Boda (Wodan), ein alter bärtiger Mann in kurzem Rocke, am Hinterkopf mit zwei kleineren Köpfen, auf dem Rocke vorn zwei Schlangen, auf dem Rücken eine; 5) Gestrab, Odins Rabe oder Habicht; 6) Balduri, Balder, der Rathgeber, Sohn Odins, mit drei zum Theil gehörnten Köpfen; 7) Siba, die Gemahlin Thor's, ein weibliches Wesen mit jugendlichem Angesicht, in der einen Hand eine Weintraube, in der andern einen Affen, die Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit; 8) eine ungenannte Göttin mit einem ähnlichen jugendlichen Gesichte, aber einem auf der Brust angebrachten Mannskopfe; 9) Nazwia, eine nackende jugendliche Figur mit Schlangen an der Brust; 10) Sieboq, ein keckes, freundliches Gesicht eines Frauenzimmers mit starken, in Locken gewundenen Haaren, einen gekrönten Adler mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Kopfe; 11) Tibas, eine nackte, der vorigen ähnliche Gottheit, nur mit einem Hundskopfe und hängenden Ohren; 12) Hela, die nordische Todesgöttin, mit einem Löwenkopfe, dessen Maul offen ist und die Zunge herausstreckt, sonst aber bekleidet; 13) Prove, ein Richter im langen Rocke mit dem Zeichen der Klugheit, einer Schlange auf der Brust und einem Probeeisen in der Hand; 14) Percunnit, ein bekleideter Mann mit langem Bart und Knebelbarte, sein mit einer Sturmhaube bekleideter Kopf ist mit (10) Strahlen umgeben; jedenfalls der Lithauische Donnergott; 15) Remisa, ein Gott der Rache, ein bärtiger Mann in kurzem Rocke, auf jeder Seite des Kopfes zwei Strahlen, auf demselben ein Flügel, vor dem Bauche ein Vogel, der mit dem Rücken auf dem Kleide liegt, in der rechten Hand hält er einen dreieckigen Stab, der neben den rechten Fuß gestützt ist, auf der linken einen Vogel; 16) Schwantix, ein Mann mit einem Hundsgesicht, mit einem Unterkleide, worüber ein Panzer, über Brust und Schulter eine Decke, um den Leib ein Gehenk, an welchem ein breites Schwert herabhängt; 17) Zisibog, das Bild des Mondes, ein Mann mit faltigem Rocke, bartlosem, dickem Gesichte, ein Viertelmondsbild quer auf der Brust, ein anderes auf dem Rücken; 18) Kricco, der Rathgeber, eine preußische Gottheit; 19) Podaga, der Gott der Witterung, entweder als Bild eines Greises mit breiter Nase und dicker Lippe und spitzem Hute, oder mit einem löwenähnlichen Gesichte, neben sich ein Schwein; 20) Ipabog, der Jagdgott, ein bekleideter Mann mit ungeheurem Kopfe, Knebel- und langem Kinnbarte, Strahlen um das Gesicht, eine Sturmhaube mit zwei Hörnern auf dem Haupte; 21) Opora, Göttin des Herbstes, ein nackter Knabe, die Linke, einen Apfel tragend, auf dem Rücken, in der Rechten einen belaubten Zweig haltend, der oben sein Haupt bedeckt; 22) Suantevit, ein gewaffneter Mann mit vier Köpfen und einem fünften mit langem Barte auf der Brust, im Arme das Füllhorn des Friedens; 23) Misislav, ein bekleideter Mann, der auf einer Sackpfeife spielt und am Gürtel eine doppelte Hirtentasche trägt; 24) Rugievit, eine

nackte Figur mit sechs Köpfen, davor eine weibliche, auf der Brust ein Löwenkopf; 25) Karevit, eine nackte Figur, am gestrahlten Kopfe zwei Gesichter, an der Brust ein Ochsenkopf, am Unterleib ein Hahnskopf; 26) Hirovit, eine bekleidete jugendliche Gestalt mit vier Hörnern auf dem Kopfe und ringförmig vereinigten Beinen; 27) Marovit, eine Figur mit einem Löwenkopfe und blumigem Rocke, sonst aber ohne alle Gliedmaßen (der Alp, Mar); 28) Gilbog, eine nur aus einem Oberleibe bestehende unbekleidete, aber geschürzte Figur mit einem Ochsenkopfe; 29) Juthrbog, der Gott der Morgenröthe, ein bärtiger Kopf; 30) Urii, ein bärtiger Gott; 31) Pya, ein grimmiger Löwe mit aufgesperrtem Rachen, bekannter unter dem Namen Zernebog; 32) Mita, ein liegender Bullenbeißer mit offenem Maule, langem Schwanze und einem Halsbande; 33) Berstuc, ein Waldgeist in Bocksgestalt, der Kopf mit einer spitzen Hundeschnauze, der linke Fuß mit einem Pferdehufe; 34) Sicksa, ein liegender Stier mit einem Menschengesichte; 35) Gudii, ein grasender Hirsch.

357. Die Stadt Wineta.

(S. Thomas Kantzow's Chronik v. Pommern. Anclam, 1841. S. 23. Gesterding. Pommersche Mannigfaltigkeiten. Neubrandenburg. 1796. S. 405 ꝛc.)

An der nordöstlichen Küste der Insel Usedom hat vor mehr als tausend Jahren eine große Stadt gestanden, Wineta genannt, mit einem großen Hafen. Diese Stadt ist aber umfangreicher gewesen, denn irgend eine andere in Europa. Bewohnt haben sie Griechen, Slaven, Wenden und andere Völker. Auch die Sachsen haben darin wohnen dürfen, doch das Christenthum zu bekennen war ihnen nicht erlaubt, denn alle Bürger sind Heiden geblieben bis zur endlichen Zerstörung und dem Untergang der Stadt. Trotzdem sind aber die Einwohner in Zucht, Sitte und Herberge bescheiden und so fromm gewesen, als irgend eine andere Nation. Die Stadt ist aber stets voll gewesen von jeglicherlei Waaren und hat Alles gehabt, was nur seltsam, angenehm und nöthig gewesen ist. Wann die Stadt untergegangen ist, weiß man nicht. Die Bewohner dieser Stadt waren aber durch ihren Handel so wohlhabend geworden, daß ihre Stadtthore aus Erz und Glockengut, die Glocken aber aus Silber gemacht waren, und das Silber war überhaupt so gemein in der Stadt, daß man es zu den gewöhnlichsten Dingen gebrauchte und die Kinder auf den Straßen mit den harten Thalern spielten. Allein durch diesen Reichthum und Luxus verschlimmerten sich auch die Sitten der Bürger, sie fingen an unter sich uneinig zu werden, weil jedes der hier wohnenden Völker den Vorzug vor dem andern haben wollte. Daher sollen die Einen die Schweden, die Andern die Dänen zu Hilfe gerufen haben und jene natürlich bereitwillig gekommen sein, nicht um ihnen zu helfen, sondern um die reiche Stadt zu zerstören und gute Beute zu machen. Dies soll zu den Zeiten Karl's des Großen geschehen sein. Nach einer anderen Sage aber hätten nicht äußere Feinde, sondern die strafende Hand Gottes die üppige Stadt zerstört, sie wäre vom Meere verschlungen worden. Darauf seien die Schweden mit Schiffen aus Gothland gekommen, hätten aus dem Meere eine große Masse von Silber, Gold, Erz und andern Kostbarkeiten herausgefischt und wären dann mit den erzenen Stadtthoren, die

sie ganz wiedergefunden, nach Wisby auf Gothland geschifft, wohin sich denn auch der Handel Wineta's gezogen habe.

Angeblich soll man aber noch heutigen Tages sehen können, wo sie gestanden hat. Wenn man nämlich von Wolgast über die Peene in die Gegend von Usedom geht und in die Nähe des Dorfes Damerow kommt, da sah man noch zur Zeit Kanzow's ein großes Stück Weges lang (denn das Meer hat seitdem so viel vom Lande weggenommen) große Steine und Fundamente. Mauerwerk war jedoch damals schon nicht mehr zu sehen, es hätte dies auch so viele hundert Jahre nach der Zerstörung der Stadt dem Drange der ungestümen Wellen unmöglich Widerstand leisten können. Die großen Grundsteine aber waren damals noch da und lagen noch in derselben Ordnung, wie sie unter einem Hause zu liegen pflegen, einer neben dem andern und an etlichen Stellen noch andere oben darauf. Darunter waren aber so große Steine, daß sie an drei und vier Orten mehrere Ellen hoch über dem Wasser erschienen, so daß man annehmen kann, daß dort Kirchen oder Rathhäuser gestanden haben. Die andern Steine aber zeigten durch ihre Anordnung in Reihen genau an, wie sonst die Gassen in der Länge und Quere durch die Stadt gegangen sind. Die Fischer an jenem Orte sagten damals auch, das ganze Steinpflaster der Stadt sei noch vorhanden und sei übermoost, also daß man es eigentlich nicht gut mehr erkennen könne, wohl aber könne man es fühlen, wenn man mit einer spitzen Stange oder einem Spieße hineinstoße. Als Kanzow dort war und über die Grundsteine und die Gassen hinfuhr, sah er, daß die Stadt in die Länge gebaut war, und zwar von Osten nach Westen; da aber, je weiter man in das Meer hineinfuhr, die Tiefe auch zunahm, so konnte man die ganze Größe der Stadt nicht mehr berechnen; allein es schien der Theil, den man noch sah, ohngefähr die Größe der Stadt Lübeck zu haben.

Man erzählt nun aber jetzt noch wunderliche Dinge über das, was man bei stillem Wetter auf dem Meeresgrunde, wo die Stadt versunken ist, heute noch sehen kann. Man sieht dann unten auf dem Grunde des Wassers oft ganz seltsame Bilder; große, wunderliche Gestalten wandeln dort unten in weiten faltigen Kleidern durch die Straßen, oft sitzen sie auch auf großen schwarzen Pferden oder in goldenen Wagen. Manchmal gehen sie fröhlich und geschäftig einher, manchmal bewegen sie sich auch in langsamen Trauerzügen, und man sieht, wie sie einen Sarg zum Grabe begleiten. Die silbernen Glocken der Stadt kann man noch jeden Abend, wenn kein Sturm auf der See ist, hören, wie sie tief unten zur Vesper läuten. Am Ostermorgen, denn vom stillen Freitag bis zum Ostermorgen soll der Untergang von Wineta gedauert haben, kann man die ganze Stadt sehen, wie sie früher gewesen ist. Sie steigt dann als ein warnendes Schreckenbild zur Strafe für ihre Abgötterei und Ueppigkeit, mit allen ihren Häusern, Kirchen, Thoren, Brücken und Trümmern aus dem Wasser herauf und man sieht sie deutlich über den Wellen. Man sagt dann, sie wasele*). Wenn es aber Nacht

*) Waseln kommt wahrscheinlich aus dem angelsächsischen wafian, sich hin- und herbewegen, und hat sich im altschwäbischen Dialecte als: wäbern, wäfern in derselben Bedeutung des ungewissen Lichtes und der wallenden Gestalt einer Erscheinung noch erhalten. Es hängt wohl mit der sogenannten Weserlohe, veselogi, in der Edda zusammen, womit eine Art Zauberfeuer gemeint ist, durch das man nur mit Hülfe

oder ſtürmiſches Wetter iſt, dann darf kein Menſch und kein Schiff ſich den Trümmern der alten Stadt nahen. Ohne Gnade wird das Schiff an die Felſen geworfen, an denen es rettungslos zerſchellt, und Keiner, der darin geweſen, kann aus den Wellen ſein Leben retten.

Von dem in der Nähe gelegenen Dorfe Leddin führt noch jetzt ein alter Weg zu den Trümmern, den die Leute in Leddin von alten Zeiten her den Landweg nach Wineta nennen.

358. Die Stadt Julin.

(S. Micrälius, Altes Pommerland Bd. I. S. 98. Geſterding S. 403—405.)

Die Stadt Julin auf der Inſel Wollin iſt nach dem Untergange Wineta's eine berühmte, ja, wie Adam von Bremen ſagt (Hist. Eccles. Brem. II. 12), die größte Stadt Europas geworden. Denn aller Handel, der zuvor zu Wineta war, zog ſich entweder nach Wisby auf Gotland oder nach Julin auf Wollin. Die Stadt Julin iſt aber bald ſo mächtig geworden, daß ſie große Kriege angefangen hat, unter andern mit den deutſchen Königen. Wie volkreich ſie geweſen, geht daraus hervor, daß, als Biſchof Otto ſie endlich zum chriſtlichen Glauben brachte, ſich bei 22,000 Menſchen zur Taufe bei ihm gemeldet haben. Aber kurz nach dem Weggange Biſchof Otto's ſind die Einwohner von Julin wiederum vom chriſtlichen Glauben abgefallen und da ſie im Anfang des Sommers alter Gewohnheit nach ein heidniſches Feſt mit aller möglichen Völlerei und Ueppigkeit feierten und einen ihrer alten Götzen wieder hervorſuchten und mit großem Frohlocken in der Stadt herumtrugen und dabei Chriſtum auf's Gräßlichſte verläſterten, iſt Feuer aus der Luft in die Stadt gefallen, hat ſie angezündet und von Grund aus verbrannt. Ob ſie nun wohl ſpäter wieder aufgebaut worden iſt, hat ſie doch nie wieder ihre frühere Herrlichkeit zu erreichen vermocht, ſondern Gottes Hand iſt ſchwer über ihr geblieben, bis endlich im Jahre 1170 Waldemar, König von Dänemark, durch die Divenow mit einer anſehnlichen Schiffsflotte auf ſie losging, ſie unverſehens überfiel, plünderte und auf's Neue verbrannte.

Sie lag auf der Spitze der fruchtbaren Inſel Wollin, da wo jetzt die Stadt gleiches Namens ſteht, allein ſie war bei Weitem größer als dieſe, und wie man aus den Ueberbleibſeln ihrer Trümmer, die noch hier und da in der Erde ſtecken, abnehmen kann, größer als eine deutſche Meile. Die Michaelskirche, welche jetzt eine gute Strecke weit außerhalb Wollin liegt, ſoll früher mitten in der Stadt Julin geſtanden haben. Im Süden der Stadt Wollin, aber ziemlich weit von ihr entfernt, erhebt ſich der ſogenannte Galgenberg, der hat früher ſo nahe am Thore Julin's gelegen, daß man mit einem Steine bis nach ihm werfen konnte. Auf vier verſchiedenen

---

einer andern Zauberei kommen konnte und welches die alten Burgen vor Ueberfall ſichern ſollte und in einem düſtern, unheimlichen Feuer beſtand (S. Grater's Braga u. Hermode Bd. II. 2. S. 188 ꝛc.). Auf Rügen ſagt man, die Stadt Arkona wandle zuweilen, d. h. erſcheine in der Luft. Ebenſo wandeln dort die Schiffe, welche bald auf den Strand laufen werden, die Menſchen, welche bald ſterben, die Häuſer, welche bald in Feuer aufgehen ſollen ꝛc. Schiffe ſollen jedoch ihre baldige, unglückliche Ankunft ſehr oft nur durch eine große helle Flamme, welche am Ufer ſchreckend emporſchlägt, ankündigen (S. M. Arndt's Wanderung durch Rügen. Düſſeldorf 1800. S. 168).

Bergen rings um Wollin sieht man noch die Trümmer von vier Kastellen, welche früher zum Schutze der Stadt gedient und ihre alten Namen bis jetzt behalten haben. Eins davon heißt jetzt noch Kakernel, eins Moderow, das dritte der Schloßberg und das vierte der Silberberg; letzterer Berg ist aber von allen der höchste und hier findet man noch oft beim Graben Münzen und Knochen von Menschen, die aber riesengroß gewesen sein müssen. Ueberhaupt sollen in der Gegend noch viele Schätze vergraben liegen, namentlich suchen Schatzgräber häufig nach einer großen goldenen Kette, welche der Rath der untergegangenen Stadt aus dem Lösegelde eines gefangenen dänischen Königs soll haben anfertigen lassen. Man sagt, sie könne durch viele Messen, welche zu Rom, Mainz und andern heiligen Orten gelesen werden müßten, wieder an's Tageslicht gebracht werden.

359. Der Bischof Bernhard und die Juliner.

(S. Kantzow, Pommersche Chronik S. 57. Kantzower S. 541 ꝛc.)

Der Herzog Boleslaus Krzivousti gab sich viele Mühe, die polnischen Bischöfe dahin zu bringen, das Christenthum in dem heidnischen Pommern einzubürgern, allein diese hatten keine Lust, in die katholische Kirche eine neue Heerde einzuführen, die so groß war, daß sie nicht mit einem der polnischen Sprengel vereinigt werden konnte, sondern einen eigenen Hirten erheischte. Sie lehnten daher unter allerlei Vorwänden diesen Auftrag ab. Dagegen bot sich zu diesem Geschäfte ein römischer Bischof, Namens Bernhard, von Geburt ein Spanier, im Jahre 1122 an, der vielleicht heimlich die Hoffnung hegen mochte, auf diese Weise Bischof des neubekehrten Pommerns werden zu können. Dieser Bischof aber war zuvor in seinem Vaterlande ein Einsiedler gewesen und hatte dort ein so gottesfürchtiges Leben geführt, daß seine Landsleute ihn seiner Frömmigkeit halben nach Rom brachten und von dem Papste ein Bisthum in Spanien für ihn erlangten. Als er aber wieder nach Hause kam und hörte, daß von dem dasigen Kapitel ein anderer Bischof zu dem Stifte gewählt worden sei, so fing er deshalb keinen Streit an, sondern nahm sich vor, anderwärts zur Ausbreitung des Wortes Gottes beizutragen. Darüber kam er nach Teutschland und hörte dort, daß die Pommern noch im Unglauben wären und daß der König von Dänemark und der Herzog von Polen viel Krieg mit ihnen führten, einzig darum, damit sie sie zum wahren Glauben brächten. So zog er denn hin zum Herzog Boleslaus und zeigte ihm seine Absicht an; dieser aber freute sich hierüber sehr, gab ihm Dolmetscher mit und hieß sie ihn nach Pommern zu begleiten. Er meinte aber, es sei gut, wenn er zuerst in Wollin mit seinem Bekehrungswerke anfange, zog also nach der Stadt Julin und predigte dort und ließ seine Worte durch die Dolmetscher auslegen. Er vernichtete aber das zeitliche Leben, kasteiete heftig seinen Körper, genoß nur trockenes Brod und Wasser und wanderte in verächtlichem Anzuge und barfuß in Julin ein. Die Bürger, denen seine armselige Bekleidung auffiel, fragten ihn, „wer er sei und von wem er geschickt werde", und als er sagte, „er sei Gottes Bote", da antworteten sie ihm: „Gott werde so erbärmliche Diener nicht haben, er erdichte ihnen solches nur vor, er solle sich nur bald packen, sonst wollten sie ihm Beine machen." Da hub er an zu sagen, „wie daß Gottes Sachen nicht in äußerlichem Gepränge und

Ansehen beständen, sondern in der Kraft und That des Geistes, und daß Gott sonderlich Einfachheit und Armuth lieb habe", und zeigte ihnen viele Schrift und Exempel und Gleichnisse an und sagte „ihre Götter wären nur von Menschen gemacht und Klötze und Steine und hätten nicht eine Spur Lebens oder Macht in sich, könnten sich selbst nicht helfen, wie sollten sie denn also den Menschen helfen können?" Da sprachen aber die abgöttischen Priester und die Obersten der Stadt, er schwärme, und wollten ihn nicht hören, und so ergriff Bernhard eine Axt und hieb in ein Bild, das auf dem Markte wie ein Roland stand und dort, wie die Bürger sagten, zu Ehren des Kaisers Julius errichtet war, weshalb auch die Stadt Julin hieß und darum von den Bürgern sehr hoch gehalten ward, und sagte: „Gebt Acht, so dies Bild etwas vermag, so errette es sich!" Dies konnten aber die Bürger nicht vertragen, sondern sie schlugen ihn zu Boden und wollten ihn tödten, so daß ihn die Priester und Stadtobersten kaum erretten konnten. Diese nämlich wollten ihm nichts zu Leide thun aus Furcht vor ihrem Fürsten und vor Herzog Boleslaus und sagten dem Volke, sie sollten ruhig sein, denn sie hätten doch wohl gehört, wie es dereinst den Preußen ergangen sei, da sie den Adalbert, der Aehnliches gepredigt, getödtet hätten. Sie nahmen also den Bischof Bernhard sammt seinem Kaplan Peter und dem Dolmetscher, setzten ihn in ein Boot und ließen ihn hinfahren, wohin er konnte und wollte und sagten, „er solle nur den Fischen predigen, die müßten ihn anhören, sie hätten etwas Anderes zu thun." Da nun der Bischof Bernhard sah, daß ihm die Sache nicht glücke, so dachte er, es sei ein großer Mangel, daß er selbst mit den Leuten nicht reden konnte, gab das Predigen auf, ging zu Herzog Boleslaus, berichtete ihm, was geschehen war und zog dann nach Bamberg. Dort ging er in das Kloster St. Michael und erzählte dem dasigen Bischof, wie es ihm ergangen sei, und sagte: „So einer den Pommern predigen wolle, dürfe er nicht als ein Armer kommen, sonst nähmen sie ihn nicht an." Später aber kehrte er wieder nach Spanien zurück zum Einsiedlerleben.

360. Die Bekehrung der Pommern durch Bischof Otto von Bamberg.

(S. Kanngießer S. 548—623.)

Otto, Bischof von Bamberg, der Gönner des St. Michaelsklosters daselbst, welches er eigentlich auf seine Kosten nach dem Einsturze desselben in Folge eines Erdbebens im Jahre 1117 wieder hat aufführen lassen, hatte von dem Bischof Bernhard so viel über die ungläubigen Pommern gehört, daß in ihm der Wunsch aufstieg, das, was diesem nicht gelungen war, selbst zu versuchen, und so bedurfte es kaum des Einladungsbriefes des Herzogs von Polen, Boleslaus, dorthin zu kommen, sondern er begab sich am 24. April 1124, begleitet von mehreren Geistlichen von Bamberg, auf die Reise. Er erhielt unterwegs auf dem Wege, den er durch Böhmen, Schlesien und Polen nahm, alle nöthige Unterstützung von Seiten des polnischen Herzogs und seiner Magnaten und als er an der Netze bei Usch an die Grenze von Pommern gelangte, empfing ihn dort der Herzog Wratislav von Pommern auf dem Schlosse Zitarigroda, welches auf der linken Seite der Netze noch auf polnischem Boden lag. Nach dem Uebergange über den Fluß gelangten sie, nachdem sie sieben Tage hintereinander durch

eine große Wüste, wo sie von giftigen Thieren mit großer Gefahr bedroht wurden, gezogen waren, nach dem Schlosse Pyritz, wo gerade an die 4000 Menschen zusammengeströmt waren und dort ein heidnisches Fest mit Spiel, Ausschweifungen, Gesang und Tanz feierten. Des Festes wegen war der Pommersche Adel auf dem Schlosse gerade beisammen, und diese Herren beschlossen nun selbst sich zuerst zum Christenthum zu bekehren und ihre alten Götter, die sie gegen den Christengott nicht zu schützen im Stande wären, zu verlassen. Sie zogen ihm also entgegen und führten ihn mitten durch das heidnische Volk in die Burg. Dort unterrichtete Bischof Otto und seine Priester das Volk sieben Tage lang und ließen sie die Worte im kleinen Katechismus auswendig lernen, darnach hießen sie dasselbe drei Tage lang fasten; als sie aber gefastet, mußten sie baden und reine Kleider anziehen, also daß sie nicht nur mit reinem Herzen, sondern auch mit sauberem Leibe zur Taufe gehen sollten. Er hatte aber drei Taufanstalten einrichten lassen, eine für die erwachsenen Knaben, welche er selbst taufte, die zweite für die Männer, die dritte für die Frauen, welche beiden letztern Klassen aber seine Geistlichen tauften. Um aber zu verhindern, daß die ehrbaren Personen, weil die Täuflinge nach damaligem Gebrauche in die mit Wasser gefüllte Taufwanne steigen mußten, nicht etwa unter dem Vorwande, daß sie schamroth würden, der Taufe sich entziehen möchten, ließ er um die in die Erde eingegrabenen Taufkässer Vorhänge ziehen, deren innerer Raum durch eine Scheidewand in zwei Theile getheilt ward, so daß weder der Täufling den Priester, noch der Priester den Täufling sehen konnte. So taufte er in zwanzig Tagen gegen 7000 Personen, die von allen Seiten nach Pyritz kamen. Weil nun aber in jener Gegend damals kein Wasser zum Taufen war, so stieß der Bischof seinen Stab in die Erde und sofort quoll aus derselben jene Quelle hervor, welche seit dieser Zeit der heilige oder der Otto-Brunnen genannt wird. Diese Quelle aber ist seit dem Jahre 1824 würdig erneuert worden; sie ist mit behauenem Granit eingefriedigt worden und bequeme Stufen führen zu ihr hinab; über ihr erhebt sich ein großes granitnes Kreuz, dessen Inschrift auf ihren Ursprung Bezug hat.

Nachdem nun Bischof Otto den Neugetauften den ersten Unterricht im christlichen Glauben ertheilt hatte, legte er zu Pyritz den Grund zu einer Kirche und richtete gleichzeitig auch den Gottesdienst daselbst ein, dann aber begab er sich nach der Residenz des Herzogs, dem damals sehr kleinen Flecken Kammin (24. Juni 1124), wo ihm aber Helia, die Gemahlin des Herzogs, eine Christin, bereits den Weg geebnet hatte, so daß die ganze Bevölkerung der Stadt und Umgegend sich sofort bereit zeigte, die Taufe anzunehmen. Ebendaselbst trat denn auch der Herzog Wratislaw selbst zum Christenthum über und schwur gleichzeitig auch, daß er seine 24 Kebsweiber, die er nach heidnischem Gebrauche neben seiner Ehegemahlin angenommen hatte, aufgeben wolle. Zur Herstellung des regelmäßigen Gottesdienstes ward nun aber auch hier in aller Eile eine Kirche errichtet. Eine einzige Person zeigte sich jedoch zu Kammin widerspenstig, diese war eine vornehme und begüterte Edelfrau, eine Wittwe. Dieser war es vorzüglich anstößig, daß durch Einführung der Sonntagsfeier die Arbeiter der Landwirthschaft entzogen und die Feldarbeiten einen ganzen Tag der Woche versäumt wurden. Als nun eines Sonntags im Julius diese Frau ihren Dienstleuten verbot

in die Kirche zu gehen und laut erklärte, es sei nützlicher, aufs Feld zu gehen und das Korn zu schneiden, als dem neuen Gotte durch Müßiggang zu dienen, und sie selbst mit aufs Feld gegangen war und ihren Leuten zurief, sie möchten ebenso arbeiten, wie sie selbst es thun werde, so trug es sich zu, daß, als sie die Aermel aufgestreift, ihr Gewand gegürtet, eine Sichel mit der Rechten ergriffen hatte und mit der Linken das Korn aufraffte, sie plötzlich erkrankte, die Sprache verlor und vom Schlage getroffen ward. Ihre Dienstleute liefen herbei und ihr Uebelbefinden der Wirkung des christlichen Gottes zuschreibend baten sie sie, von ihrer verwegenen Handlung abzustehen und riefen: „Der Gott der Christen ist stark!" Allein sie konnte nichts mehr antworten, ihre Hände hatte der Krampf ergriffen, sie sank zur Erde und hauchte ihre schuldvolle Seele in das höllische Feuer aus. Ihre Dienstleute aber hoben die Edelfrau auf den Wagen und eilten sogleich zur Kirche um die Taufe zu empfangen.

Von Kammin begab sich nun der Bischof zu Schiffe nach Julin, ward aber von dem Frachtführer Domeslav, Vater und Sohne, unterwegs bange gemacht und verleitet, sich des Nachts in Julin heimlich einzuschleichen. Darüber entstand ein Auflauf und Otto sammt seinen Begleitern ward genöthigt, das herzogliche Schloß in Julin wieder zu verlassen. Bei seinem Rückzuge aus der Stadt warf indeß plötzlich ein roher Mann mit einem gewaltigen Stocke nach dem Kopfe des Bischofs, dieser aber wendete den Kopf und empfing den Schlag auf die Schulter, jedoch ward ihm davon auch das Knie erschüttert. Da noch ein anderer Mann aus der Entfernung einen Prügel nach ihm warf, so fiel der Bischof, welchen seine Begleiter der Oberst Paulitius und der Priester Hiltan in ihrer Mitte am Arme führten, von der Fußbrücke in den Koth; zwar halfen sie ihm wieder auf die Beine, allein er mußte doch die Stadt verlassen. Vor derselben verweilte er fünf Tage, die Vorsteher der Stadt entschuldigten sich und legten einigen Hitzköpfen aus dem Pöbel die Schuld bei, allein als sie wegen Annahme des Christenthums sich mit der Bürgerschaft berathschlagten, erlangten sie doch nichts weiter, als daß sie sich nach dem Verhalten der Stettiner richten wollten. Am 8. August 1124 reiste Otto weiter gen Stettin, allein die Vorsteher der Stadt verweigerten die Annahme des Christenthums, Otto verweilte ohne Erfolg zwei Monate daselbst und sandte dann Botschafter an den Herzog Boleslaus um Verhaltungsmaßregeln einzuholen, die Stettiner aber schickten selbst Gesandte mit, deren Forderungen auch bewilligt wurden. Während dieser Gesandtschaft ward nun aber öffentlich in Stettin gepredigt und namentlich wurden zwei vornehme Jünglinge, deren Mutter allerdings bereits eine heimliche Christin war, und dann noch viele andere junge und alte Leute getauft. Indeß kam der Vater jener beiden Jünglinge, eine Art Major Domus des Herzogs Wratislav, Domislav, ein Mann von ungeheurer Stärke und dem höchsten Ansehen in Pommern, von seiner Reise zurück und da er unterwegs erfuhr, daß seine Frau, Kinder und Hausgenossen öffentlich sich zur christlichen Religion bekannt hätten, so gerieth er in den heftigsten Zorn, fiel den frommen Otto mit Drohungen, Schrecknissen und Schmähworten an und suchte ihn durch Beschimpfungen aus der Stadt zu verdrängen. Aber der Apostel der Pommern beugte sein Knie vor Gott und flehete mit Thränen, daß, wo die Sünde groß sei, die Gnade überschwenglich sein möge. Da ward Domislav vor Furcht und Liebe zu Gott

erschüttert und gleichsam als hätte er eine Stimme vom Himmel gehört, die ihm zurief: „Domislav, warum verfolgst Du mich? Längst hätte ich Dich vernichten sollen, aber Otto, mein Diener, hat für Dich gebeten!“ warf er sich plötzlich aus einem Wolf in ein Lamm verwandelt vor Otto nieder, bat um Ablaß und Zulassung zur Buße und ließ sich nach erlangter Verzeihung, mit allen seinen Hausgenossen, deren Zahl an die 500 war, taufen. Seinem Beispiele folgte dann aber bald ein großer Theil der Bürger.

Unterdessen kam nun aber die von Otto an Boleslaus geschickte Gesandtschaft zurück und brachte von diesem zur Antwort, wenn die Pommern das Christenthum annähmen, so wolle er die Steuern und den Druck der Knechtschaft, den sie jetzt von seiner Seite erführen, ihnen erleichtern und ihnen für immer seinen Schutz zu Theil werden lassen. Darauf redete der Bischof Otto selbst zu ihnen und ermahnte sie, seinem Beispiele zu folgen, er bewaffnete nun sich und seine Begleiter mit Beilen und Hacken, schritt gegen den Tempel des Triglaf, der hier verehrt wurde, vor, zertrümmerte und schlug Alles auseinander, bestieg dann das Dach des Tempels und riß es nieder. Die Bürger standen als Zuschauer dabei um zu beobachten, ob sich die armen Götter wehren würden. Da sie aber nicht bemerkten, daß dem Verwüster ein Leid widerfuhr, so legten sie selbst Hand mit an, zerschlugen Alles in Stücke und schleppten das Holzwerk nach Hause, um es zum Backen und Kochen zu verbrauchen. Im Tempel aber befand sich ein großer Schatz an goldnen und silbernen Bechern, großen, vergoldeten, mit Edelsteinen besetzten Hörnern von wilden Ochsen, zu Trinkgeschirren verarbeitet, andern zum Blasen eingerichteten Hörnern, Dolchen, Messern und andern kostbaren zur Ehre der Götter bestimmten Geräthen, diese Reichthümer wollten die Stettiner dem Bischof Otto und den christlichen Priestern überlassen, allein derselbe nahm sie nicht an, sondern theilte sie unter sie, nachdem er sie mit Weihwasser besprengt und das Zeichen des Kreuzes über sie gemacht hatte. Blos von dem Standbilde des Triglaf, dessen hölzerner Rumpf gänzlich zertrümmert wurde, nahm er die drei zusammenhängenden Köpfe und sendete sie als eine Art Siegeszeichen über die heidnischen Götter an den Papst nach Rom. Außer diesem Tempel Triglafs, welcher zuerst zertrümmert wurde, gab es damals in Stettin noch drei Versammlungshäuser, welche von den Bekehrern gleichfalls zerstört wurden. Nach Abbrechung derselben wollte der Bischof auch eine große, belaubte Eiche, welche in der Nähe stand und unter welcher ein anmuthiger Quell befindlich war, umhauen lassen, weil das Volk den Baum für den Wohnsitz einer Gottheit ansah und ihm große Verehrung bezeigte, allein er ließ sich bewegen, es zu unterlassen, weil die Bürgerschaft versicherte, sie wollten den Baum nur des Schattens und seiner Anmuth halber retten, ohne daß man weiter Heil von dem Baume zu erwarten beabsichtige. Dafür aber drang er auf die Abschaffung des sogenannten Orakelpferdes. Dieses Pferd, von außerordentlicher Größe, fett, von schwarzer Farbe und voll Feuer stand gleichwohl das ganze Jahr müßig, denn Niemand durfte es reiten, weil der Sage nach Triglaf allein es ritt. Der Diener des Triglaftempels hatte auch die Aufsicht über das Pferd, welches für heilig galt und, wenn man gegen den Feind oder zu einem Streifzuge aufbrechen wollte, den Erfolg verkündete. Neun Speere, einer von dem andern eine Elle weit getrennt, wurden auf dem

Boden gestreckt, der Priester, dem die Pflege dieses Pferdes oblag, versah dasselbe mit Sattel und Zaum und führte es am Zügel quer über die liegenden Speere dreimal hin und wieder zurück. Ging es ohne anzustoßen und die Speere aus ihrer Lage zu rühren, darüber weg, so galt dies für ein Zeichen des Gelingens und die Mannschaft eilte ohne Bedenken zur Unternehmung; berührte es die Speere, so ward das Vorhaben aufgegeben. Ein ähnliches Pferd war übrigens auch zu Arkona. Otto ließ das Orakelpferd ins Ausland als Zugpferd verkaufen, weil es nach seiner Aeußerung besser vor einem Frachtwagen, als zur Wahrsagerei zu gebrauchen sei. Als nun die Stadt von allen Zeichen des Heidenthums gereinigt war, wurden überall Kreuze errichtet und der Gekreuzigte angebetet, und da aber wieder nach Julin, wo er diesmal mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen ward und die Einwohner ohne die allermindeste Schmierigkeit bekehrte. Blos die bisherigen Priester der Götzen widerstanden seinen Lehren, allein sie hatten keine Macht mehr gegen ihn, da das gesammte Volk ihm zuströmte, sie mußten sich also damit begnügen, ihn mit Verleumdungen und Schmähreden anzugreifen, überall Haß und Feindschaft gegen ihn zu erregen und Verwünschungen gegen ihn auszustoßen. Als aber von ihm hier die Bilder und Tempel der Götzen zerstört wurden, wußten sie das goldene Bild des vorzugsweise bei ihnen verehrten Gottes Triglaf zu stehlen, führten es aus dem Gebiete der Stadt und übergaben es einer Witwe zur Verwahrung, die auf einem Landgute lebte, und bei welcher Niemand, wie sie hofften, es aufsuchen würde. Diese Frau, durch Geld bestochen, das Götzenbild wie ihren Augapfel zu verstecken, zog um das Bild Triglafs einen Mantel und steckte es in den ausgehöhlten Stamm eines sehr starken Baumes, so daß es Keiner sehen, geschweige denn berühren konnte. Blos ein kleines Loch, durch welches das Opfer hineingebracht wurde, ward in dem Stamm offen gelassen. Keiner besuchte aber das Haus, als nur, um die heidnischen Opfergebräuche zu verrichten. Als nun der Bischof solches erfuhr, suchte er auf alle Weise das Bild zu erlangen, weil er fürchtete, die gemeinen, im Christenglauben noch nicht befestigten Leute würden, wie sich dies auch wirklich begab, dadurch zum Abfall gereizt werden. Da er aber voraussah, daß, wenn er selbst eine Reise dahin unternehme, die Priester davon hören und das Bild Triglafs in noch entferntere Gegenden schaffen würden, so schickte er einen seiner Begleiter, einen gewissen Hermann, einen gewandten Mann, der übrigens etwas slavisch verstand, heimlich zu der Witwe ab. Er trug ihm auf, daß er sich wie ein Pommer kleiden und vorgeben solle, daß er dem Triglaf ein Opfer zu bringen wünsche. Dieser Mann kaufte sich einen Pommerschen Hut und Mantel und kam, nachdem er auf dem beschwerlichen

Wege viele Gefahren bestanden hatte, zu der Wittwe, welcher er versicherte, daß er neulich aus einem Sturme auf der See durch die Anrufung seines Gottes Triglaf gerettet worden sei, deshalb für seine Erhaltung ihm das schuldige Opfer zu bringen komme. „Wenn Du", entgegnete sie, „von ihm gesandt bist, siehe, so ist hier das Zimmer, wo unser Gott in der hohlen Eiche verschlossen gehalten wird. Eigentlich sehen und berühren kannst Du ihn nicht, aber wenn Du von ferne vor dem Stamme niederfällst, so gieb auf die kleine Oeffnung Acht, durch welche Du das Opfer, welches Du geben willst, hineinbringen kannst. Hast Du dies hineingelegt, so schließe ehrerbietig die Thüre zu und gehe hinaus. Wenn Dir aber das Leben lieb ist, so hüte Dich, Jemandem von meiner Rede etwas zu offenbaren." Der Mensch ging nun hurtig in das Zimmer hinein und warf einen Silberling in das Loch, um durch den Klang des Metalls glauben zu machen, daß er geopfert habe. Aber er zog das Stück Geld, welches er hineingeworfen hatte, sogleich zurück und brachte statt Ehre Beschimpfung, nämlich einen ungeheuren Speichelauswurf Triglaf zum Opfer dar. Er untersuchte nun genauer, ob er das ihm aufgetragene Geschäft ausführen könne, bemerkte aber, daß das Bild Triglafs mit so großer Vorsicht und Festigkeit eingepaßt sei, daß es auf keine Weise geraubt oder nur aus seiner Stellung gerückt werden könne. In dieser Verlegenheit warf er seine Blicke umher und sah den Sattel Triglafs an der Wand befestigt. Derselbe war von hohem Alterthum und fast gar nicht mehr brauchbar. Hermann sprang voll Freude auf, zog den Sattel herab und verbarg ihn, ging bei anbrechender Nacht heraus, eilte zu seinem Herrn, erzählte, was er gethan habe, und legte ihm zum Beweise seiner Glaubwürdigkeit den Sattel Triglafs vor. Otto beschloß aber gleichwohl von weitern Nachforschungen nach dem Bilde abzustehen, um nicht in Verdacht zu gerathen, daß er weniger aus Eifer für die gute Sache, als aus Begierde nach Gold darnach trachte. Er nahm aber den Vornehmen und Aeltesten der Stadt Julin einen Eid ab, daß man der Verehrung Triglafs völlig entsagen, das Bild zertrümmern und das ganze Gold zum Loskauf der Gefangenen verwenden wolle.

Nachdem nun Bischof Otto noch die Einwohner von Clodona, des jetzigen Gollnow, so wie die einer verwüsteten Stadt, unter der man sich wahrscheinlich Naugard zu denken hat, getauft hatte, führte er auch in Colberg und Belgard das Christenthum ein, begab sich aber, als er alle eingerichteten Gemeinden bereist und die indessen fertig gewordenen Kirchen geweiht hatte, endlich durch Böhmen nach Bamberg zurück, wo er am 18. März 1125 wieder eintraf. Indeß hatte er nur das Land zwischen der Oder und Persante bekehrt, das linke Ufer der Oder war heidnisch geblieben, und so kam es, daß der Anblick der den alten Götzen noch dienenden Landsleute auch die schon bekehrten Pommern wieder vom Christenthum abwendig zu machen anfing, denn zwölf Kirchen und zwölf bis zwanzig von ihm in dem bekehrten Theile Pommerns zurückgelassene Geistliche reichten nicht hin, die neue Religion zu befestigen und wahrhaft christlichen Geist zu verbreiten. Es war also nöthig, daß Otto zum zweiten Male nach Pommern ging, um sein so schön begonnenes Werk zu Ende zu führen, allein die politischen Wirren in Deutschland seit der Erhebung Herzogs Lothar von Sachsen zum deutschen König hinderten ihn, eher als im Jahre 1128 seine

zweite Reise nach Pommern anzutreten, wo namentlich die Städte Julin und Stettin rückfällig zur Abgötterei geworden waren. Er ging über Merseburg und Halle nach Magdeburg, wo er sich mit dem h. Norbert unterredete, von da aber nach Havelberg und nahm dann von hier seinen Weg zum Muritzsee und nach Demmin. Von da ging er nach Usedom, wo auf dem daselbst den 14. Mai 1128 gehaltenen Landtage das Christenthum einstimmig von den Ständen angenommen ward. Indessen war doch eine Parthei in dem diesseitigen Lande, besonders in der Stadt Wolgast mit diesem Beschlusse der Stände nicht zufrieden. Er nahm sich also vor, selbst dorthin zu gehen und auch hier die ihm abgeneigten Gemüther für sich zu gewinnen. Da ging des Nachts der dortige heidnische Tempelwärter in den nahen, damals Zitz genannten Wald, stellte sich, mit seiner weißen Priesterkleidung umgeben, an einem erhöhetem Orte zwischen das Gebüsch und rief am Morgen, als ein Bauer vom Lande zu Markte ging: „Halt, guter Mann!" Wiewohl das Tageslicht erst aufdämmerte, so sah dieser doch die weiße Gestalt und fing an zu beben. „Bleib stehen", fuhr der Priester fort, „und vernimm, was ich sage. Ich bin Dein Gott, ich bin der, welcher die Wiesen mit Gras und die Wälder mit Laub bekleidet; in meiner Macht stehen die Früchte der Aecker, und die Bäume und der Segen des Viehes und alles, was den Menschen Nutzen bringt. Sage daher den Bewohnern der Stadt Wolgast, daß sie den fremden Gott, der ihnen nichts nützen kann, verwerfen, und ermahne sie, daß sie diejenigen Männer von andrer Religion, deren Ankunft ich voraus verkündige, nicht am Leben lassen." Nach abgegebenem Auftrage zog sich der sichtbare Geist in das Dickicht zurück und der erstaunte Bauer, welcher vor Schrecken zu Boden gesunken war, richtete sich auf und verkündete der Stadt die Erscheinung, das Volk aber, welches sich bei der Erzählung der Wundergeschichte um ihn her immer wieder aufs Neue versammelte, glaubte ihm. Endlich trat auch der Priester, der scheinbar von diesem Vorfalle nichts wußte, hervor und redete dem Bauer ins Gewissen, er solle nur die Wahrheit aussagen und das Volk nicht etwa mit Erdichtungen beunruhigen. Dieser aber hob die Hände in seiner Unschuld zum Himmel empor und machte sich anheischig, eidlich die Wahrheit seiner Erzählung und die Stelle der Erscheinung nachzuweisen. In Folge dessen beschlossen sie nun, wenn Otto oder einer seiner Gefährten in die Stadt Wolgast käme, sollten sie das Leben verwirkt haben und wenn Jemand die Ankommenden in sein Haus aufnähme, solle er dieselbe Strafe leiden. Nun schickte aber Otto wirklich als Vorläufer seiner Ankunft zwei Geistliche, Tedalrich und Alduin nach Wolgast, dieselben kehrten in dem Hause des Stadtbefehlshabers, der zufällig in Usedom abwesend war, ein und wurden von dessen Gattin, einer Heidin, sehr gut aufgenommen. Allein als sie erfuhr, wer sie seien, gerieth sie in große Angst und sagte ihnen, daß sowohl ihnen als ihr selbst der Tod bevorstehe, wenn es ruchbar werde, daß sie sie bei sich aufgenommen habe. Gleichwohl aber versteckte sie sie aus Mitleid in einem obern Tafelzimmer des Hauses. Dann ließ sie die Pferde, Wagen und das Reisegeräthe der beiden Fremden durch ihre Leute aus der Stadt schaffen, und als eine Rotte Volkes in ihr Haus drang und die Herausgabe der Fremden forderte, erklärte sie, sie habe jene zwar unwissentlich einen Tag beherbergt, allein sofort fortgetrieben, als sie erfahren, wer sie seien. So blieben sie, da sich das Volk mit dieser

Ausflucht beruhigte, drei Tage eingesperrt, bis Otto und der Herzog mit einer großen Menge Kriegsleute in die Stadt kamen, wo sie dann nichts mehr zu fürchten hatten. Nun faßten aber die mit dem Bischof angelangten Geistlichen neuen Muth, zogen in der Stadt herum, um die Götzentempel auszuforschen und deren Sturz vorzubereiten. Allein überall, wo sie sich sehen ließen, stellte sich ihnen das Volk in den Weg und drohte ihnen mit Waffen, so daß Alle umkehrten mit Ausnahme des Geistlichen Theodorich, der bereits bis an die Thüre des Tempels gekommen war und nicht mehr zurück konnte. Als derselbe nun von den Heiden bis in das Heiligthum hinein verfolgt ward, so suchte er in der Angst in dem Tempel nach einer Waffe oder Schlupfwinkel, wo er sich vertheidigen könne. Es hing aber daselbst an der Wand ein dem Kriegsgotte Herovit geweihtes Schild von außerordentlicher Größe, sehr kunstreich gearbeitet und mit Goldblech überzogen. Dieses Schild durfte von keinem Sterblichen außer zur Kriegszeit berührt werden, wo man es von seinem Platze herunternahm und dem Heere vortrug. Der Geistliche ergriff nun in der Angst dieses Schild, warf den Hangriemen um den Hals, steckte die linke Hand in die ledernen Handhaben und sprang so gedeckt mitten unter das Getümmel der aufgebrachten Rotte. Die rohen Leute nahmen beim Anblicke dieser seltsamen Rüstung theils die Flucht, theils stürzten sie wie todt zur Erde, Theodorich aber kehrte mit beflügelten Schritten keuchend und blaß zurück; allein schließlich überzeugten sich die Einwohner von Wolgast dennoch, daß es mit allen ihren Göttern doch eigentlich nichts sei und so konnte denn der Bischof Otto auch bei ihnen bald eine Kapelle und einen Altar einweihen und einen seiner Begleiter, Namens Johannes, dort zum Priester einsetzen. Otto begab sich nun von Wolgast nach Gützkow, einer reichen Stadt, welche aber alles that, um ihren herrlichen Tempel vor der Zerstörung zu bewahren; allein auf sein Zureden rissen sie dieses kostbare Gebäude, dessen Bau ihnen gerade 3000 Talente gekostet hatte, selbst nieder und ließen es geschehen, daß die großen Standbilder, welche mit wunderbarer Kunst geschnitzt waren und mit vielen Paaren von Ochsen kaum von der Stelle gerückt werden konnten, jetzt, nachdem ihnen Hände und Füße abgehauen, die Augen ausgestochen und die Nasen verstümmelt waren, über eine gewisse Brücke geschleift wurden, um dann verbrannt zu werden. Als dies geschah, brach plötzlich ein Schwarm von Fliegen von so ungewöhnlicher Größe, wie niemals zuvor im Lande gesehen worden, aus dem Tempel mit solchem Ungestüm hervor und bedeckte den ganzen Umkreis der Stadt so dicht gedrängt, daß schwarze Finsterniß das Tageslicht verdrängte. Sie jagten den Zuschauern dadurch kein geringes Entsetzen ein, daß sie mit wilder Frechheit die Augen und Lippen der Leute anfielen. Aber wiewohl diese heftig mit den Händen drein schlugen und sie wegzutreiben suchten, so drangen die Fliegen doch lange Zeit auf sie ein, bis die Gläubigen das Lob Gottes zu singen begannen und die Kreuzesfahne herumtrugen. Da flog der verhaßte Wunderschwarm aus den offenen Thoren und eilte mit größter Schnelligkeit in das Land der heidnischen Rugier. Bischof Otto weihete nun die Anlage einer christlichen Kirche ein, bei welcher Gelegenheit Mizlav, der Herr von Gützkow, sich bewegen ließ, alle Gefangenen, selbst einen Dänischen Prinzen, für welchen er viel Lösegeld zu bekommen hoffte, auf freien Fuß zu setzen.

Mittlerweile hatten aber die christlich gewordenen Freiherrn und Städte in Pommern geglaubt, durch die Annahme des Christenthums in die Rechte eines freien Volkes eingesetzt worden zu sein, hatten ihre Steuern an Boleslaus von Polen nicht mehr bezahlt und so kam es, daß dieser im Jahre 1128 mit einem Heere an die Pommersche Grenze rückte, um sie eines Bessern zu belehren. Da bekamen aber die Pommern Furcht und baten den Bischof, sich mit einem Ausschusse ihrer Stände in das Polnische Lager zu begeben und den Herzog zu begütigen. Dies gelang ihm auch. Boleslaus bestätigte den Frieden und zog sich zurück. Inzwischen hatte Otto erfahren, daß die heidnischen Rugier aus Zorn, daß durch seine Bemühungen die Pommern zum Christenthum bekehrt worden waren, gedroht, ihn mit dem Tode zu bestrafen, wenn er sich einfallen lassen werde, auf ihre Insel zu kommen. Aber gerade diese Nachricht erregte in ihm die Begierde nach Rügen zu ziehen und sich dort die Krone des Martyrthums zu erwerben. Allein seine Gefährten ließen es nicht zu und stellten ihm vor, daß sein längeres Leben ihnen allen zu nützlich und ganz unentbehrlich sei und so gestattete er es denn, daß an seiner Statt einer seiner thätigsten Gehilfen, Udalrich genannt, dorthin ziehe. Dieser bestieg also ein Schiff und fuhr unter den heißen Segenswünschen seiner bisherigen Gefährten ab. Allein nur drei Stunden blieb der Wind günstig, dann ward das Schiff von Stürmen hier und dahin geworfen und endlich ans Ufer zurückgetrieben. Udalrich, obwohl vom Regen durchnäßt und ganz erschöpft, war gleichwohl von seinem Vorhaben nicht abzubringen, stieg nicht einmal vom Schiffe, leerte es vom Wasser und ging, sobald sich der Sturm gelegt hatte, wieder in See. Er ward aber zum zweiten Male zurückgeworfen. Er versuchte die Reise zum dritten Male, allein nur durch ein Wunder entging er dem Untergange bei einem Sturme, der sieben Tage wüthete. Da endlich erkannte er, daß die Rugier der evangelischen Gnade unwürdig wären und stand von seinem Unternehmen ab. Nun beschloß er nach Stettin zu reisen, wo ein großer Theil der Einwohner sich wieder dem Götzenthume zugewendet hatte. So hatten sie die im Jahre 1125 bei ihnen erbaute Kirche zu St. Adalbert abzubrechen begonnen, die heidnischen Priester, welche nur zum Schein Christen geworden waren, warfen schon mit Hilfe ihrer Anhänger die Klingel und die Glocken, welche vor dem Eingange derselben aufgehangen waren, herab und fingen schon an, die Kirche selbst zu zerstören, da ward plötzlich einer von ihnen, welcher mit einer Maurerhacke den Altar anfiel, von plötzlicher Schwäche ergriffen, ließ die Hacke aus der Hand fallen und stürzte selbst besinnungslos zu Boden. Als er wieder zu sich kam, sagte er zu dem umstehenden Volke: „Vergeblich, Bürger, strengen wir unsere Kräfte an, der Christen Gott ist zu stark, er kann durch unsere Hände nicht vertrieben werden, aber auch unsere alten Götter wollen wir nicht fahren lassen, darum laßt uns neben dem Altare des christlichen Gottes auch diesen einen Altar erbauen, damit wir durch gleiche Verehrung jenen und diese gleich gnädig gegen uns machen!“ So thaten sie auch und dienten neben Christo auch den Götzen. Ein einziger Mann, ein gewisser Witsak, eiferte in Stettin mit aller Kraft gegen die Greuel des wieder auflebenden Heidenthums. Derselbe war nämlich in die Hände der heidnischen Rugier gefallen, dort mit Ketten belastet ins Gefängniß geworfen worden, nachdem er im Traum aber den Bischof Otto gesehen,

durch die Kraft dieses Heiligen nicht blos seiner Ketten entledigt [illegible]den, sondern es hatte sich ihm auch die Thüre seines Kerkers geöffnet, er hatte am Ufer ein Boot schwimmen sehen, sich hineingeworfen und war mit den Händen rudernd wieder an die vaterländische Küste gelangt, hatte dann zum ewigen Gedächtniß das Boot an der Stadtmauer aufhängen lassen und indem er seinen Mitbürgern seine wunderbare Errettung erzählte, hatte er dieselben mit der schwersten Züchtigung bedroht, wo sie nicht von ihrem Unglauben abließen, allein er hatte doch nicht das Volk dahin bringen können, die Gebräuche des Heidenthums aufzugeben. Als nun Bischof Otto anlangte, zog er ihm mit den treu gebliebenen Christen entgegen und führte ihn zu einer auf dem Markte errichteten Rednerbühne, damit er zum Volke sprechen könne. Als derselbe aber zu reden anfing, drängte sich ein großer, fetter heidnischer Priester heran, schlug zweimal mit einem großen Knittel an die Tragsäule derselben und suchte den Bischof zu überschreien, forderte auch das Volk auf, den Bischof zu verjagen, die Wildesten unter demselben erhoben und schüttelten auch ihre Lanzen, allein sie blieben plötzlich unbeweglich wie Bildsäulen stehen und erst auf das Gebot Otto's erhielten sie den Gebrauch ihrer Glieder wieder. Dieses Wunder überzeugte endlich das Volk und so konnte Otto ohne Gefahr den in der Kirche zu St. Adalbert errichteten heidnischen Altar zertrümmern und hinauswerfen. Am folgenden Tage ward nun in einer großen Rathsversammlung die völlige Abschaffung des Heidenthums beschlossen, Tags darauf hielt Otto eine zweite Rede an das Volk, versöhnte es wieder mit der Kirche und taufte diejenigen, welche noch nicht getauft waren. Er zerstörte dann die noch übrigen Tempel und sonstigen Heiligthümer des Heidenthums, wäre aber dabei bald ums Leben gekommen, denn als er einen Nußbaum von außerordentlicher Schönheit, der einem Götzen gewidmet war, trotz der Bitten der Umwohner, welche sich oft unter seinem Schatten wohl befunden hatten, umhauen lassen wollte, schleuderte plötzlich der eigentliche Besitzer des Ackers, auf dem der Nußbaum stand, nachdem er sich im Rücken des Bischofs herangeschlichen hatte, eine Streitaxt nach demselben, allein Otto bückte sich, und die Axt fuhr so tief in die Brücke, neben welcher er stand, hinein, daß sie nicht einmal an dem Bande, woran sie getragen wurde, zurückgezogen werden konnte. Die Anwesenden liefen herzu, ergriffen den Hitzkopf und würden ihn mit derselben Streitaxt erschlagen haben, hätte es Bischof Otto nicht verhindert.

Nachdem Otto nun noch die Stadt Stettin mit ihrem Herzog wieder ausgesöhnt hatte, bestieg er ein Schiff und fuhr nach Julin. Unterwegs aber hatte jener heidnische Priester, der ihn damals bei seiner Rede unterbrochen hatte, an einer engen Stelle des Fahrwassers eine Schaar Mordgesellen in einen Hinterhalt gelegt, welche in das Schiff sprangen, über die Reisenden herfielen und den Bischof zu ermorden suchten, allein sie wurden von den Matrosen überwältigt und wieder zum Schiffe hinausgetrieben. Jener Priester aber, welcher den Ueberfall veranstaltet hatte und zu derselben Stunde bei seinen Freunden in Stettin saß, ward in derselben Minute vom Schlage getroffen, sein Kopf ward auf den Rücken gedreht und unter fürchterlichen Zuckungen hauchte er sein Leben aus, während ein entsetzlicher Gestank seinem weit geöffneten Munde entströmte. Nun war aber die Stadt Julin das Jahr vorher durch Feuer, welches vom Himmel gefallen war, an demselben Tage, wo sich die Bürger versammelt hatten, um einige bisher

verborgen gehaltene Götzenbilder wieder aufzustellen und anzubeten, verzehrt worden. Auch die hölzerne Kirche zu St. Adalbert war mit abgebrannt, blos der Theil, wo der Altar sich befand, war, ob er gleich mit Rohr bedeckt und Leinwand darunter, um die Würmer abzuhalten, ausgespannt gewesen war, vom Feuer verschont worden. Als nun der Bischof anlangte, so bedurfte es nach einem solchen Wunder keines großen Zuredens von Seiten desselben, sie mit der Kirche auszusöhnen. Indeß verrichtete er verschiedene Wunder, heilte unter andern einen Mondsüchtigen, sowie einen wahnsinnigen Edelmann, und als endlich eine blind gewordene Frau zu ihm kam und ihn bat, auch sie zu heilen, hieß er sie zur Kirche des heil. Adalbert gehen und so lange zu läuten und den Heiligen anzuflehen, ihr ihr Gesicht wiederzugeben, bis ihre Bitte erfüllt sei, und also geschah es auch. Da nun aber die Pommern sich sehr schwer an die Beobachtung der christlichen Sonn- und Festtage gewöhnen wollten, weil sie ihre Feldarbeiten deshalb einstellen mußten, so trug es sich zu, daß, als am 10. August, dem Tage des h. Laurentius, der Gefährte Otto's, der Priester Bocetis hinaus auf das Land gekommen war und die Landleute ihr Korn schneiden sah, und sie vergeblich aufgefordert hatte, die Arbeit an diesem Festtage zu unterlassen, auf einmal Feuer vom Himmel fiel, welches nicht blos die noch stehende Saat, sondern auch die bereits geschnittene Ernte ergriff und solche Glut verbreitete, daß die Bauern vom Felde flüchten mußten. Derselbe Priester sah am 15. August, dem Tage der Himmelfahrt Mariä, an einem Montage einen Bauer mit seiner Frau ernten. Er hieß sie aufhören, weil dieser Tag als der Tag der Himmelfahrt der Gottgebärerin heilig sei, der Bauer aber sprach: „Gestern durften wir wegen des Sonntags nicht arbeiten, heute wird uns abermals befohlen, nichts zu thun, was ist das für eine Lehre, welche den Menschen gebietet, von nothwendigen und an sich nützlichen Beschäftigungen abzustehen?" Da er aber fortfuhr mit raschen Schnitten das Getreide abzusicheln, stürzte er plötzlich todt in die Furche, die Sichel in der Rechten, die abgeschnittene Saat in der Linken noch festhaltend. Seine Frau blieb zwar am Leben, folgte aber dem entseelten Körper ihres Mannes zur Kirche und konnte Sichel und Garbe nicht eher aus seinen Händen ziehen, als bis solches vor der Gemeinde und der Geistlichkeit als ein Beweis der unerlaubten Arbeit anerkannt war.

Obwohl nun Bischof Otto abermals auf seinen alten Plan zurückkam, die Rugier zu bekehren, ließ er sich doch von den Stettinern schließlich davon abbringen. Er kehrte endlich durch Polen und Sachsen wieder nach Bamberg in sein Bisthum zurück, wo er den 20. Dezember 1128 anlangte, aber so lange er lebte in Verbindung mit Pommern blieb, bis er im 70. Jahre seines Alters, den 30. Juni 1139, starb. Er ward im Jahre 1189 vom Papst Clemens III. unter die Heiligen versetzt und sein Grab, auf dem er im bischöflichen Ornate in Stein gehauen ist, gilt noch jetzt als ein Heilsort für alle, welche an Gicht, Rheumatismus und ähnlichen Uebeln leiden.

361. St. Otto's Tritte.

(S. Ledebur's Archiv Bd. VIII. S. 213.)

In der Schloßkirche zu Stettin zeigte man früher einen alten Stein, in welchem man deutlich zwei lange Fußtapfen sah. Dies waren die Abdrücke

von den Füßen des heiligen Mannes, als er hier auf diesem Steine stehend die Stettiner getauft hatte.

362. Der schwarze Hahn des h. Otto.

(J. Berthold, Gesch. von Rügen und Pommern. Hamburg 1839 Bd. I. S. 230.)

In dem Dome zu Bamberg zeigt man noch heute einen silbernen Arm, in welchem Gebeine des h. Vitus eingefaßt sind. An dem Daumen des Armes aber befindet sich ein schwarzer Hahn. Man erzählt sich hierüber Folgendes. Die alten Pommern verehrten besonders einen schwarzen Hahn; als nun Bischof Otto zur Bekehrung der Pommern auszog, so ließ er in den silbernen Arm die Gebeine des h. Vitus einfassen und jenes Bild eines schwarzen Hahnes anbringen, damit die heidnischen Pommern, indem sie vor dem Hahne niederfielen, unwillkürlich genöthigt wurden gleichzeitig die Reliquien des h. Vitus anzubeten.

363. Die singenden Todtenköpfe zu Stargard.

(J. Cramer, Gr. Pommersche Kirchenchron. Alt-Stettin 1628 Bd. I. S. 29.)

Die Stargarder waren arge Heiden und sehr oft hatten sie gegen ihre christlichen Nachbarn mit der Schärfe des Schwertes gekämpft und viele von ihnen erschlagen. Die Köpfe der Erschlogenen hatten sie mit sich genommen und in ihrem festen Schlosse als Siegeszeichen aufgesteckt. Da trug es sich in der heiligen Christnacht des Jahres 924 auf einmal zu, daß diese sämmtlichen aufgesteckten Christenköpfe mit heller und lauter Stimme zu singen anfingen: „Gloria in altissimis Deo!" und sie haben auch nicht eher aufgehört, als bis sie das ganze Lied zu Ende gesungen hatten.

364. Entstehung der Gertrudenkirche zu Stettin.

(Nach Temme, Die Volkssagen von Pommern und Rügen. Berlin 1840 S. 102.)

Die Gertrudenkirche zu Stettin soll dadurch entstanden sein, daß ein armes Hirtenmädchen, welches auf dem Wege nach Damm einen großen Schatz gefunden hatte, aus Dankbarkeit gegen Gott, der ihr denselben beschеert hatte, diese Kirche hat bauen lassen. Das Bild dieses Mädchens, welches Gertrude hieß und somit gleichzeitig der Kirche den Namen gegeben hat, hängt noch in derselben.

365. Die Raubmönche zu Stettin.

(Nach Temme S. 116.)

In der Stadt Stettin stand ehedem auf der jetzigen Königsstraße ein Mönchskloster und daneben wohnte ein Bäcker, dessen Haus übrigens noch heute gezeigt wird. Derselbe hatte eine sehr schöne Tochter, in welche sich ein vornehmer Herr verliebte. Da derselbe nun wußte, daß das Mädchen täglich Brod ans Klostergitter brachte, so wendete er sich an die Mönche und bot ihnen viel Geld, wenn sie dasselbe ins Kloster locken und ihm in die Hände spielen wollten. Dies thaten sie auch; als jene wieder ans Gitter kam, wußten sie sie zu veranlassen, ins Kloster zu treten, ergriffen sie und sperrten sie in ein unterirdisches Gewölbe. Von dem Mädchen aber hörten ihre Eltern nichts wieder, es blieb verschwunden. Die Mönche, die sich mit dergleichen Menschenraub überhaupt befaßt zu haben scheinen, hatten aber

auch einen Knaben geraubt und denselben in ein Gewölbe gesperrt, welches an das grenzte, wo das Mädchen saß. Diesem gelang es, sich durch die Klosterkirche zu flüchten, und als er in die Stadt kam, da sagte er auch, wo das todtgeglaubte Mädchen sei. Als nun das Gericht ins Kloster drang und nachsuchte, fand man auch richtig die Gefangene, befreite sie und hob das Kloster, welches eine förmliche Räuberhöhle geworden war, auf.

366. Die vier Missethäter und der Schüler zu Stettin.

(S. Friedeborn, Histor. Beschreibung der Stadt Alten Stettin in Pommern. Alt-Stettin 1613 in 4°. Th. I. S. 141 ꝛc.)

Im Jahre 1519 sind zu Stettin vier Kirchenräuber hingerichtet worden, von denen einer Störzecke, der andere und dritte Claus und Hans Domeke, und der vierte Werneke geheißen hat. Diese vier Buben haben in der Mark Brandenburg, Pommern und Mecklenburg 580 Kelche, mit den dazu gehörigen Patenen, 12 Monstranzen und 9 silberne Oelbüchsen gestohlen und überdies 3 Mönche, nebst 3 Knechten, 3 Priester, 4 Schüler, 27 Juden, 12 Männer, 8 Frauen und 5 Jungfrauen ermordet und umgebracht. Zu dem hatten sie noch 7 Weiber und 4 Kinder in ihren Häusern verbrannt. Es waren aber ihrer halben unschuldig hingerichtet worden 80 Männer, 3 Priester, 17 Küster, 18 Weiber und 6 Jungfrauen, inmaßen sie solches Alles in der Urgicht einhellig bekannt haben.

Es haben aber diese vier Buben bei ihren Kirchenräubereien folgende Büberei gebraucht. Sie hatten Wagen und Pferde und ein Krahmfaß. Wenn sie nun eine Kirche bestehlen wollten, so schlossen sie einen von ihnen in das Krahmfaß ein, den sie mit Nachschlüsseln und Werkzeugen versahen, und baten die Vorsteher der Kirchen in den Dörfern, da es in den Krügen unsicher sei, so möchten sie ihnen doch vergönnen, daß sie die Nacht über das Krahmfaß in die Kirche stellen dürften. Wenn nun solches geschehen, stieg dann der, welcher in dem Krahmfaß eingeschlossen war, heraus, bestahl die Kirche und machte sich sodann davon. Die andern im Kruge schliefen aber am Morgen etwas lange, bis die Bauern vorerst die Kirche erbrochen fanden. Da wollten die Buben nichts davon wissen, sondern zogen nach der Obrigkeit der Bauern und Junker und klagten gegen jene auf Schadenersatz. Sie hatten aber unter sich einen Goldschmied, der setzte sich stets ohne Verdacht zu erregen in eine Stadt, welche entfernt von den Oertern war, wo sie das Jahr über stehlen wollten. Hier gab er sich dann für einen Zuckersieder aus und hatte auch vielen Zucker, den er verkaufte, allein er schmolz unter diesem Vorwande das gestohlene Silber in der Küche und verkaufte es nach andern Orten.

Solche Dieberei trieben sie namentlich in der Mark Brandenburg. Nun war daselbst ein Schüler von Stettin, Johannes N., zu ihnen gekommen, der von der Sache nichts wußte. Den griffen die Bauern und peinigten ihn jämmerlich und meinten, er sei von ihrer Gesellschaft, denn sie selbst waren entkommen. Als man aber fand, daß derselbe unschuldig sei, ließen ihn die Bauern wieder los. Nach einigen Jahren aber kamen diese Kirchenräuber nach Alt-Stettin, aber Johannes der Schüler war auch da und erkannte sie, er gab sie an, sie wurden gefänglich eingezogen und auf ihr Bekenntniß hin hingerichtet.

367. Der Teufel poltert in den Kirchen zu Stettin.

(S. Friedeborn II. S. 59.)

Als am Montag der Pfingstwoche des Jahres 1563 der Pastor der Nicolaikirche zu Stettin, Peter Hartmann, mitten unter der Predigt ein Stück aus dem Evangelio: „Also hat Gott die Welt geliebt" beendigt hatte, hat sich oben auf dem Kirchengewölbe (dieses ist hier sehr gut aus Holz erbaut, wie wenn es von Steinen wäre, kann aber keine Lasten tragen) ein greulicher Tumult und Polterwerk und eine ungeheure Staubwolke erhoben, nicht anders als wenn das Gewölbe von oben herunterbreche und in Stücke gehen wollte. Darüber ist ein großer Schrecken unter dem Volke entstanden und dasselbe ist mit großem Gedränge und Eile aus der Kirche herausgelaufen. Als sich nun der Staub verzogen und man Leute auf das Gewölbe hinaufgeschickt hat, um die Ursache des Unwesens zu erfahren, hat sich nichts gefunden.

Dasselbe Spiel hat der Teufel auch in der St. Jacobskirche zu Anfange der Reformation getrieben, als Pomeranus gepredigt hat. Derselbe soll aber unerschrocken die Leute ermahnt haben, der Teufel lasse es sich merken, daß es ihm Leid sei, daß Christi Reich hier errichtet werde, er wolle es gern wehren, aber er könne nicht.

368. Eine Historia von einem Knaben, so zu Stettin ist verloren worden.

(Beschrieben durch Lucas Mützell bei Friedeborn a. a. O. Th. II. S. 109 ꝛc.)

Im Jahre 1576 im September ist zu Stettin ein Knabe von 10 Jahren, mit Namen Carsten Schnöckell, dessen Eltern zu Colberg wohnten, auf einen Freitag verloren gegangen und erst den nächstfolgenden Sonntag Abends wiedergekommen. Diesen Knaben hatte aber Peter Malchow's Hausfrau, eine Tuchwäscherin auf der Lastadie bei sich, denn es war ihrer Schwester Sohn. Wie nun viele vornehme und ehrliche Leute den Knaben gefragt haben, wie er weggekommen und wo er gewesen sei, so hat er mit Seufzen und großem Verstande berichtet, er sei zur Thüre hinausgegangen, da habe ihn alsbald etwas wie eine Wolke umgeben, darin habe ihn ein alter Mann hinweggeführt und zuerst an einen finstern Ort gebracht, wo es gegrunzt habe, gleichsam als wäre dort eine große Heerde Schweine. Da nun der Knabe den Alten fragte, was das wäre, so hat dieser geantwortet, es seien Todtengräber und dies der Ort, wo die Seelen der Gottlosen Gottes gestrenges Gericht und ewigen Zorn erwarteten. Von da hat ihn der Alte an einen sehr schrecklichen Ort geführt, wo viele Stühle in Feuerflammen gestanden und schwarze Hunde an glühenden Ketten gelegen haben, denen das Feuer zum Rachen herauskam, und die Hunde haben den Knaben greulich angefahren, als wollten sie ihn zerreißen. Da hat der Knabe diese Worte gebraucht: „Die Hunde knurren mich an!" Der alte Mann aber hat dem Knaben zugesprochen und gesagt, er solle sich nicht fürchten, es werde ihm kein Leid widerfahren. Als nun der Knabe von dem Schrecken wieder zu sich kam, hat er wieder gefragt, was das wäre? Der Alte aber antwortete, die Hunde seien böse Geister, welche mit feurigen Ketten gebunden seien und nicht mehr thun könnten, als ihnen von Gott nachgegeben und zugelassen werde. Auf den feurigen Stühlen aber sollten alle gottlosen und ungerechten

Richter sitzen, und dies sei der Ort, wo die Gottlosen mit allen Teufeln in alle Ewigkeit sollten gepeinigt werden.

Nachdem hat der alte Mann ihn wiederum an einen überaus lustigen und schönen Ort gebracht, daß auch der Knabe sagte, es sei ihm unmöglich, die Herrlichkeit des Ortes auszusprechen, es wäre aber Alles wie die Sonne und helles Licht gewesen, dazu unaussprechliche Freude, und alle, die da gewesen, hätten weiße Hemden angehabt, und vor Freuden gesungen: „Gloria, Gloria!“ Da hat der Knabe gefragt, ob das der Himmel sei? Er aber hat geantwortet: „Nein, sondern es wäre ein Vorlauf des Himmels, da der Gottesfürchtigen Seelen des jüngsten Tages und Gottes herrlicher und fröhlicher Zukunft warteten, und sei der ewigen und himmlischen Freude nicht zu vergleichen. Da hat der Knabe gebetet, daß er daselbst bleiben möchte. Der Alte aber sprach, hier könne kein Mensch bleiben, er müsse denn zuvor sterben. Doch solle er dann wieder an denselben Ort kommen.

Nach diesem allen, wie obgedacht, ist der Knabe auf den dritten Tag am Abend vor des Weibes Thür, bei welcher er war, gekommen. Als ihn nun dieselbe bedroht und gefragt, wo er gewesen, hat er gesagt: „Ach Mutter (also hat er sie geheißen) schlagt mich nicht, denn ich bin an seltsamen Orten gewesen“ und hat ihr Alles, wie oben gedacht, angezeigt.

Ferner hat er vermeldet mit großem Seufzen, er könne wohl von vielen zukünftigen Plagen und Unglück sagen, aber er dürfe es nicht offenbaren, und wenn die Leute das große Unglück wüßten, was sich in wenigen Jahren zutragen würde, wäre es unmöglich, daß ein Mensch fröhlich sein könne. Als nun aber einige vornehme Leute gebeten haben, er solle vermelden was es sei, sie wollten ihm ein neues Kleid geben, hat er geantwortet, wenn es möglich wäre, daß man ihm aller Welt Güter geben könne, wolle er es doch nicht sagen, denn es werde ihm nicht wohl gehen. Nur möchten die Leute fleißig beten. Da sie ihn nun gefragt, ob es Pestilenz oder Krieg wäre, hat er geantwortet: „Ja Pestilenz, Krieg“, er dürfe es aber nicht alles sagen.

Da sie ihn nun ferner gefragt, ob er auch den Befehl habe, den Prädicanten wegen der Lehre etwas anzuzeigen, hat er gesagt: „Nein, Ihr habt gute Prädicanten, die Euch Gottes Wort recht lehren, wenn nur die Leute sich bekehren und beten möchten!“ Da man ihn gefragt, ob er auch bete, spricht er: „Sollte ich denn nicht beten, ich bitte Tag und Nacht, daß ich an den herrlichen Ort, wo ich gewesen, wiederkommen soll!“ Der Knabe hat aber nicht wie ein Kind von zehn Jahren, sondern wie ein alter weiser Mann mit großem Verstande und vielem Seufzen solches geredet. Nach kurzer Zeit aber, da er Tücher wegtragen sollte, ist er ins nächste Haus gekommen und hat dort die Frau gebeten, ob sie nicht seiner Mutter den Korb mit den Tüchern zustellen wolle, denn es wäre ihm so seltsam, und dann ist er wieder aus dem Hause gegangen.

Wie ihm nun das Weib alsbald auf dem Fuße gefolgt ist, da sie wußte, daß er zuvor schon einmal verloren gegangen war, so ist er ihr doch aus dem Gesichte gekommen und wiederum verloren worden. Und es ist wohl anzunehmen, daß er entrückt worden und an den herrlichen Ort gebracht worden ist, wo er gewesen war. Solches haben mir, Lucas Mützell'n, dieweil ich dazumal, als sich dies zugetragen, zu Stettin gewesen, etliche glaub-

würdige und vornehme Leute berichtet, so den Knaben zu Worten gehabt. Ich habe auch selbst das Weib, bei welchem er dazumal gewesen ist, gesprochen, ich würde auch selbst mit dem Knaben geredet haben, wo er nicht sobald zum andern Male weggekommen wäre. Ich habe aber dazumal Alles aufgeschrieben, und dieweil ich es jetzt unter meinen Büchern gefunden, habe ich es in dieser bösen gefährlichen Zeit zur Warnung und Verrechnung an den Tag geben wollen.

369. Die besessene Agnes zu Stettin.

S. Fabricius Zs. II. S. 116.

Im Jahre 1577 ist eine Magd, Agnete genannt, zu Stettin gestorben, welche leider von dem bösen Geiste in die 21 Jahre leibhaftig besessen gewesen und jämmerlich geplagt worden ist.

Es wird aber berichtet, daß zu dieser Magd Mutter, als sie auf einem Ackerhof nicht weit von Stettin gelegen, gewesen, ein altes Weib gekommen ist, so Butter von ihr hat kaufen wollen. Als diese aber keine verkaufen wollen oder können, ist dasselbe Weib mit zornigen Geberden, bösem Wunsche und Drohworten davongegangen und hat dieser ihrer Tochter Kinder, so noch ein kleines Mägdlein war und vor dem Hofe saß und spinnte, den leidigen Teufel in den Leib geflucht und gezaubert. Als nun die verübten Eltern diesen erbärmlichen Zustand an ihrem Kinde gesehen, haben sie es nach Stettin geschickt und der Herrschaft solches geklagt, es auch soweit gebracht, daß die Zauberin ihren verdienten Lohn empfangen hat. Mit dem Mägdlein ist es aber inzwischen nicht besser geworden, sondern der höllische Drache hat in diesem armen Menschen von Jahr zu Jahre immer heftiger tumultuirt, rumort und gepoltert, ihren Leib aufgeblasen und gräulich zerstoßen, ihr Angesicht geschändet und ein Auge ausgestochen, beide Arme voll scharfe Nadeln gestochen und sie oftmals augenscheinlich von der Erde erhoben, in der Luft herumgeführt, auf hohe Kirchengebäude und andere gefährliche Oerter niedergesetzt, zuweilen auch ins Wasser geworfen und also sein Trauerwesen mit ihr gespielt und dennoch ihr am Leben nicht schaden können. Außerhalb des Paroxysmus hat sich besagte Agnete christlich und wohl bezeigt, ist fleißig zur Kirche gegangen, hat die Predigten gerne angehört, die heiligen Sakramente oft gebraucht, auch die gemeinen Kirchengesänge mit großem Ernste mitgesungen und bei solcher Andacht ist sie auch vom bösen Feinde in der Kirche nicht gefährdet oder verletzt worden. Endlich aber drei Jahre vor ihrem Tode ist sie von solcher grausamen Plage erledigt worden und im grauen Kloster allhier selig verstorben.

Zuweilen hat nun diese Magd fremde Sprachen geredet, von zukünftigen Dingen gewußt, auch solche angezeigt und erzählt, wie sie von fünf Teufeln (genannt Junker Schmeckmeus, Walter der große, Springinsfeld, Witworst und Dumbelt) besessen sei, welche verschiedene Eigenschaften gehabt. Item wie der Teufel sie dreimal in Paul Lizow's Bierkufe gebadet habe und dem guten Mann dadurch das Bier verdorben sei. Ingleichen als einstmals ein anderer besessener Mann von Pasewalk anhero gelaufen ist, hat dies Agnes zuvor ganz genau verkündigt und gesagt: „Ihr Bräutigam von Pasewalk werde bald kommen", ist auch vor Freuden vom obersten Saale des Abthauses, sobald der Kerl nur in die Stadt gekommen ist, heruntergesprungen

und hat ihm den Rosengarten hinauf mit vollen Sprüngen entgegengetanzt, und was dergleichen Fantaseien und Getrieb des Teufels mehr gewesen sind.

370. Der Teufel in der Nicolaikirche zu Stettin.

(S. Friedeborn Th. III. S. 3.)

Am 10. Mai 1601 ist in der Nicolaikirche zu Stettin um acht Uhr unter der Predigt eine schwarze Katze gesehen worden, so über die Leute weggesprungen und nachher verschwunden ist. Es war dies ein Teufelsgespenst, von der Zauberin Trine Rungen, so im Jahre 1602 am 20. Juli verbrannt worden ist, angerichtet worden war.

371. Die Blutflecken in der Jacobikirche zu Stettin.

(Nach Temme S. 129.)

In der Jacobikirche zu Stettin zeigt man einige kleine Blutflecken, die man durch kein Waschen und Schaben vertilgen kann. Sie sollen auf folgende Weise entstanden sein. In der Kirche spielten einst während des Gottesdienstes vier gottlose Buben mit der Karte. Plötzlich trat der Teufel zu ihnen und fing an mit ihnen zu spielen. Anfangs kannten die Knaben ihn nicht, bald aber merkte einer von ihnen, daß es der Teufel sei, der sich mit ihnen ins Spiel gegeben habe, denn er sah dessen Pferdefuß; er machte sich also geschwinde davon. Nach einer Weile merkte es auch ein Zweiter, der sich geschwinde ebenfalls davon schlich. Auch dem Dritten gingen endlich die Augen auf und er that wie die beiden andern. Der Vierte aber war so auf sein Spiel versessen, daß er gar nicht gewahrte, mit wem er spielte. Daher bekam der Teufel so viel Gewalt über ihn, daß er mit ihm aus der Kirche davon fahren durfte. Dies that er denn auch, indem er ihn plötzlich ergriff und ihm den Hals umdrehte und ihn dann mit großem Getöse von dannen führte. Der Teufel hatte dabei mit seinen scharfen Krallen so fest in das Fleisch des Knaben gepackt, daß das Blut danach floß; davon rühren noch jene Blutstropfen her.

372. Die ungerathenen Kinder in Stettin.

(S. Zöllner's Reise durch Pommern und Rügen. Berlin 1797 in 8°. S. 206. Grümbke, Darst. d. Insel Rügen Th. I. S. 179. Zickermann, Histor. Nachr. von den alten Einwohnern in Pommern. Stettin 1724 S. 87.)

In der Stadt Stettin lebten zu einer Zeit zwei ungerathene Kinder, die ihren Eltern viel Herzeleid machten und in ihrer Gottlosigkeit zuletzt soweit gingen, daß sie dieselben sogar schlugen. Dafür traf sie aber eine entsetzliche Strafe. Denn nachdem sie beide plötzlich gestorben waren, und man sie begraben hatte, streckte sich auf einmal von jedem die Hand aus dem Grabe heraus, mit welcher sie sich an ihren Eltern vergriffen hatten. Das Schrecklichste dabei aber war, daß die Hände frisch und blutend waren und nicht verwesen konnten. Man grub sie zwar in die Erde wieder hinein, allein dies half alles nicht, sie wuchsen wieder heraus. Da beschloß man zuletzt auf Berathung des Raths und der Geistlichkeit, daß man sie mit einem Spaten abdrehen wolle. Dies geschah und man hing sie zum ewigen Andenken in der Kirche zu St. Peter und Paul in der Sakristei auf, wo sie noch jetzt hängen sollen.

Auch in der Kirche zu Bergen auf Rügen zeigt man eine abgehauene Menschenhand vor, welche von einem Vatermörder sein soll und nach dessen Tode aus dem Grabe hervorgewachsen ist und nicht wieder hat hineingebracht werden können, so daß man sich zuletzt genöthigt gesehen hat, sie abzuhauen. Desgleichen wird auch auf der Rathsbibliothek zu Stralsund eine ähnliche Hand eines Vatermörders aufbewahrt.

373. Die Windmühlen bei Stettin.

(S. Temme S. 184.)

An der sogenannten klingenden Becke bei Stettin liegen sieben Windmühlen, die der Rath von Stettin vor alten Zeiten hat bauen lassen. Als sie fertig waren, sind die Rathsherren zu ihnen hinausgefahren um sie zu besehen und ihnen Namen zu geben. Bei der ersten sagten sie: „Eine muß doch Malz mahlen", denn sie dachten zuerst an das gute Bier und sie nannten sie Malzmühle. Die zweite hatte wenig Wasser, da sprachen sie: „Sie ist für die Küken" und nannten sie Kükenmühle. Bei der dritten hörten sie einen Kuckuck schreien und nannten sie Kuckucksmühle. Auf einer vierten empfing die Wirthin sie unfreundlich, da nannten sie dieselbe Sursackesmühle. Auf der fünften dagegen wurden sie freundlich und aufmunternd aufgenommen, d. h. motgeberisch (muthgebend) und darum nannten sie sie Motgebermühle. Bei der sechsten wollten die Räder gar nicht stille stehen, da sprachen sie: das ist die Klappermühle. Die letzte endlich, welche am höchsten am Berge lag, nannten sie die Obermühle. Alle diese Namen führen aber die Mühlen noch.

374. Die Oderburg bei Stettin.

(S. Micrälius, Altes Pommerland Bd. I. S. 369. Cramer, Gr. Pommersche Kirch.-Chron. Bd. III. S. 192.)

Im Jahre 1573 starb der Herzog Barnim IX. auf der Oderburg bei Stettin. Er war 72 Jahre alt geworden und hatte 50 Jahre lang das Land regiert; er war aber ein so milder und gottseliger Herr gewesen, daß man ihn Vater des Vaterlandes genannt hat. Die Oderburg, in welcher er verstarb, hatte er auf das Zierlichste und Festeste bauen lassen, also daß, wie späterhin als Stettin zu einer Festung eingerichtet ward, mehrere Jahre nöthig waren, um sie niederzureißen und Platz für die neuen Befestigungen zu gewinnen. Bei seinem Tode begab sich nun das Wunderbare, daß die vielen goldnen Wetterhähne und Knöpfe, mit denen die Burg verziert war, in einer Nacht alle zusammen plötzlich schwarz wurden, obgleich in derselben Nacht kein Tropfen Regen gefallen war. Es war nicht anders, als ob das Gebäude, das dem Herzog seine Entstehung verdankte, also seine Trauer über das Abscheiden seines Herrn hätte bezeigen wollen.

375. Von einem Spiritus Familiaris.

(S. Bräuner, Curiositäten oder entlarvter Aberglaube ꝛc. Frankfurt a. M. 1737. in 8°. S. 393.)

Im Jahre 1658 ist ein Reisender nach Stettin gekommen und in einem Gasthause eingekehrt. Da nun aber dort Alles besetzt war, so hat man demselben in der Nacht nur eine Kammer geben können, welche blos mit Brettern verschlagen war. Als er den ersten Schlaf geendigt, hörte er in

der Nebenkammer sehr eifrig beten, und einem Menschen zusprechen. Daraus nahm der Fremde ab, daß der Patient eine ungewöhnliche Krankheit haben müsse, denn er rief öfters: „Sehet doch, dort steht er an der Kammerthür!" Durch diesen traurigen Umstand ward er aber verhindert wieder einzuschlafen und wünschte sehnlichst den Morgen herbei. Nachdem er nun den Wirth wegen dieses Patienten befragt hatte, erzählte dieser, daß derselbe eigentlich keine Krankheit habe, wohl aber mit großer Anfechtung und Gewissensangst bereits 14 Tage zugebracht habe und dem Geistlichen und seiner Umgebung große Mühe und Kummer mache. Die Ursache aber sei folgende.

Vor 24 Jahren sei dieser Mensch, so sonst seiner Handthierung nach ein Schneider sei, als Musquetier unter den Schweden gewesen, habe dort aber den größten Mangel gelitten und zu Leipzig auf der Pleißenburg in Garnison gelegen. Derselbe aber habe einen Kameraden gehabt, der hätte alle Tage ins Bierhaus gehen und trinken können, da er doch eben so wenig Sold als er bekommen habe. Deswegen habe er ihn eines Tages gefragt, wie dies zugehe, und der habe ihm geantwortet, als er einstmals auf der Schloßbastei Schildwache gestanden, sei ein Mann zu ihm gekommen und habe ihm versprochen, er wolle ihm einen Spiritus familiaris geben, wenn er solchen bei sich trage, werde er alle Morgen dritthalben Groschen in seinem Sack finden, jedoch müsse er seinen Namen mit Blut schreiben und 24 Jahre hinzu, so könne er die ganze Zeit über täglich soviel Geld ohne Mühe bekommen. Das habe er gethan und auf diese Weise könne er alle Tage gut Bier trinken. Wenn er aber dergleichen auch thun wolle, so könne er ihm zu solchem behilflich sein. Dieser Schneider willigt alsobald ein und verspricht zwischen Tag- und Nachtscheidung einen solchen Zettel zu machen und auf die Bastei zu gehen, wenn der Mann da anzutreffen sei. Er that solches auch und als er mit diesem Vorsatz auf die hohe, etwas dunkele Wendeltreppe daselbst hinaufgeht, überfällt ihn eine grausame Furcht. Da kehrt er wieder um und es gereuet ihn die Sache, indem er betrachtet, in was für Gefahr er seinen Leib und Seele dadurch versetzen werde. Er zerreißt also den Zettel in kleine Stücke und geht wieder zurück. Es ist ihm auch niemals das Geringste zugestoßen, außer jetzt, da die 24 Jahre eben um sind, setzt ihm der böse Feind so heftig zu und sucht den armen Menschen in Verzweiflung zu bringen. Indeß sich nun besagter Reisender 14 Tage in diesem Wirthshaus aufgehalten, ist doch in solcher Zeit dieser Patient wieder ganz zurecht gekommen und hat weiter keine Anfechtung gehabt.

376. Sidonia von Bork die Klosterhexe zu Stettin verbrannt.

(S. C. Frdr. Pauli, Allgem. Preuß. Staatengesch. Bd. VI. S. 396 ꝛc. Reichard, Verm. Beitr. zur Beförd. e. Einsicht in das Geisterreich Bd. II. S. 240 ꝛc. nach Dähnert's Pommersch. Bibl. Bd. IV. S. 233 ꝛc. 325 ꝛc. Bd. V. S. 127 ꝛc. 426 ꝛc. Berthold, Gesch. v. Rügen und Pommern Bd. IV. S. 486 – 500 [der die lange verlorenen Originalakten benutzte]. S. ebd. Bd. VIII. S. 426 ꝛc.)

Sidonia von Bork, die Tochter Otto's von Bork auf Stramehl, ist in ihrer Jugend das reichste Edelfräulein in Pommern gewesen und hat von ihren Eltern so viele Landgüter geerbt, daß sie fast eine Grafschaft besessen. Dadurch ist sie aber so stolz und hoffährtig geworden, daß sie verschiedene vornehme Edelleute, welche sie zur Ehefrau begehrten, boshaft

verschmähet und sich nur eines Fürsten oder Grafen würdig geschätzt hat. Sie hat sich deshalb auch mehrentheils an den fürstlich Pommerschen Höfen aufgehalten, in der Hoffnung, einen von den 7 jungen Fürsten in sich verliebt zu machen. Dies glückte ihr endlich bei Herzog Ernst Ludwig von Wolgast, der ein junger Herr von 20 Jahren war und unter die schönsten Männer, die Pommern je gehabt hat, gezählt wurde. Diesem hat sie dergestalt gefallen, daß er ihr die Ehe versprach und sein Versprechen auch gewiß gehalten hätte, wenn die Stettinschen Fürsten, denen diese ungleiche Ehe nicht anstand, es nicht verhindert und ihn vermittelst des Porträts der Prinzessin Hedwig von Braunschweig, welche damals für die schönste deutsche Prinzessin angesehen ward, bewogen hätten, letztere mit Hintenansetzung der Sidonia zu heirathen. Darüber ist diese in solche Verzweiflung gerathen, daß sie sich entschloß, ihr Leben außer der Ehe im Kloster Marienfließ zuzubringen, wie sie auch gethan. Wunderbar genug ist es allerdings, daß Sidonia, die damals (1565) bereits 55 Jahre alt war, den jungen Prinzen von 20 Jahren hatte fesseln können. Im Jahre 1619, als besagte Sidonia eben erst einen Prozeß wegen ungleicher Austheilung der Präbenden wider die damalige Aebtissin Agnes von Kleist angefangen hatte, ist nun aber ein altes Weib, Welde Albrechts genannt, welche viele Jahre mit den Zigeunern herumgestrichen war, am 7. September im Amte Marienfließ als eine Hexe gefoltert worden und hat auf der Folter bekannt, die Sidonia Borkin habe ihr aufgetragen, ihren Teufel zu befragen, was ihre Schwestern im Kloster für Männer heirathen würden und insonderheit, ob die Katharina Maria von Wedel noch eine reine Jungfrau sei. Dieselbe Albrechts sagte ferner aus, Sidonia habe einen Geist, welcher Chim oder Joachim heiße, da derselbe aber nur ein schwacher Teufel sei, so habe Sidonia sie, die Albrechts, ersucht, demselben ihren Buhlen Jürgen zum Gehilfen zuzuweisen, um sowohl dem Prediger in Böck und Marienfließ, David Lüdecken, weil derselbe von der Kanzel auf ihr Handwerk gescholten, als auch dem Klosterpförtner, Matthias Winterfeld, das Genick abzustoßen, welches denn auch von beiden Teufeln bewirkt und vollzogen worden. Ingleichen bekannte die Albrechts, daß Fräulein Sidonia ihr einen Pelz geschenkt habe, weil sie beide in Gesellschaft zusammen allerlei Hexerei getrieben hätten.

Nach erstattetem Bericht der Amtshauptleute und erfolgter landesherrlicher Genehmigung mußte, laut Vorschrift des Stettinschen Schöppenstuhls, Sidonia sich mit der Welde Albrechts öffentlich vor Gericht aufstellen lassen. Der fürstliche Fiskal Christian Lüdecke hatte den Vorsitz dabei, Jost Bork und Eggert Sparrling waren Beisitzer und ein Notarius Christoph Kahn führte das Protokoll. Zuerst examinirte man die Albrechts ganz allein, hielt ihr ihr Bekenntniß auf die Sidonia vor und ermahnte sie, ja die Wahrheit zu sagen und keine Unschuldige anzuklagen. Allein die alte Bettel beharrte dabei, erbot sich auch, solches alles der Sidonia ins Gesicht zu sagen. Sie setzte auch hinzu, sie hätte durch ihre Magd sie im Gefängniß mit Prügeln bedrohen lassen, wofern sie irgend etwas bekennen werde. Hierauf mußte dies Weib eine zeitlang abtreten und Sidonia wurde auch besonders vor die Richter ins Zimmer gefordert. Anfangs weigerte sie sich unter dem Vorwande, daß sie Jost Borken, welcher der Untersuchung mit beiwohnte, als ihren abgesagten Feind nicht vor Augen sehen könne. Da aber der

Fiskal auf ihre Gegenwart drang, mußte sie endlich erscheinen. Ihr falscher und abergläubischer Vetter, Jost von Bork, wollte sich zwar gegen sie entschuldigen, daß er bei diesem Verhöre wider seinen Willen gegenwärtig sein müsse, allein sie antwortete ihm, er habe schon in allen Stücken die Bande der Blutsfreundschaft gegen sie zerrissen und ihres Vaters Güter in Besitz genommen, woraus er ihr die jährlichen Unterhaltungsgelder zu reichen noch im Rückstande sei. Der Fiskal legte derselben hierauf den fürstlichen Befehl vor und ermahnte sie, alles, worüber sie würde befragt werden, richtig zu beantworten. Sie leugnete ihre unschuldige Neugierde in Betreff der Verheirathung der Anna Hebborn und der zweifelhaften Jungferschaft der Katharina Maria von Wedel nicht ab, und versicherte, daß die Klosterfräulein selbst am Besten wissen würden, ob die letztere das Kleinod ihrer Ehre und Keuschheit erhalten hätte. Auf die Frage, ob sie einen Teufel oder Buhlen habe, mit Namen Chim? antwortete sie dem Fiskal voller Unmuth, daß denjenigen, welcher ihr hiervon etwas sage, der Teufel holen möchte. Sie hörte nicht auf die Schuld ihres beschlossenen Verderbens und Untergangs auf ihren eigennützigen Vetter Jost zu schieben.

Als ihr nun aber die bereits verurtheilte Wolde Albrechts das gegen sie abgelegte Bekenntniß ins Gesicht sagte, so blieb sie nicht blos beim Leugnen der ihr angeschuldigten Missethaten, sondern schalt auch das alte Weib eine verlogene Hure und hörte nicht auf, ihren Grimm und ihre Verachtung gegen den blutgierigen Fiskal und ihren unfreundschaftlichen Vetter laut auszubrechen. Hierauf begab sie sich dann unter beständigem Fluchen, Lärmen und Drohen nach Hause in ihre Zelle zurück. Man kündigte ihr an, sich bei willkürlicher Strafe durchaus nicht aus ihrem Zimmer zu entfernen, und kurz nachher wurden ihr auf des Herzogs Befehl gewisse Wächter zugeordnet. Weil aber der Fiskal immer in Furcht schwebte, er möchte von der Sidonia bethört werden, so lange dieselbe nicht in ein engeres Gefängniß eingeschlossen würde, so wurde sie endlich auf Befehl des Hofgerichts am 22. November 1619 durch den Landreiter von Marienfließ abgeholt und nach Altenstettin in die Oderburg zur gefänglichen Haft gebracht. Hier wurden nun eine Anzahl Zeugen gegen sie abgehört und überhaupt alle laufenden Gerüchte über sie sorgfältig gesammelt und herbeigezogen. Es war auch das Gerücht verbreitet worden, als hätte sie den Herzog Philipp von Pommern, der im Jahre 1618 am Schlagflusse starb, todtgebetet oder gar durch ihren Chim umgebracht. Ein Hase, welcher sich gleich nach dem Absterben des Herzogs im Brauhause des Klosters hatte sehen lassen, gab Gelegenheit zu argwohnen, daß der Geist der Sidonia in der Gestalt dieses Thieres Nachricht von der ausgeführten Mordthat habe bringen wollen. Früher hatte sich nämlich ein ähnlicher Hase nach dem Tode des Herzogs Bogislaus V. oder des Großen († 1374) in demselben Kloster sehen lassen. Ebenso ließ Jost Bork, als ihm während der Zeit eine Unpäßlichkeit zustieß, einen Inquisitionsartikel darauf richten, ob ihm nicht etwa die Sidonia etwas angethan habe? und der närrische Fiskal wollte daraus, daß dieselbe bei der Confrontation mit der erwähnten Albrechtin, mit aufgehobenen Fingern ihr gedroht, sich zu rächen, oder nach seinem Ausdrucke, mit der Hand ein fleischernes Kreuz gemacht, sogleich eine wirkliche Bezauberung folgern. Dem Gerüchte nach sollte Sidonia auch ihres Bruders Sohn, Otto von Bork

auf Stramehl und Roggow, zu Tode gehext haben, wovon gleichzeitig dann Erkundigung eingezogen wurde. Die Aussagen der Zeugen aber liefen hauptsächlich darauf hinaus, der verstorbene Prediger Lüdecke habe von der Kanzel herab wegen des Todes des Klosterpförtners auf die Borkin als eine Hexe geschmählt, wie sie dann auch den Prediger dieser Beschimpfung halber beim fürstl. Consistorium verklagt habe, und hiernächst habe derselbe, nachdem er viele Wochen vorher die Kramp, d. i. ein Reißen und Ziehen in allen Gliedern, gefühlt, sich endlich gelegt und sei fünf Tage darauf verschieden, sein erblaßter Leichnam aber habe im Gesichte und insonderheit an der Nase geblutet und die in die Höhe gestiegene Brust habe beinahe den Mund berührt. Ferner versicherten die Zeugen zum Theil, Sidonia habe zum Oestern auf diesen Prediger sowohl als auf den Klosterpförtner geflucht, über das Absterben des Herzogs Philipp gefrohlockt und, obgleich es die andern Klosterjungfern gethan, nicht im geringsten Leid darüber getragen; sie habe den Fiskal und ihren Onkel Jost oftmals verwünscht und verflucht und wenn es ihren Widersachern übel gegangen wäre, sich der Worte bedient: „So kleyen un kratzen meine Hunde un Katzen"; sie habe mit Hexen und Zauberinnen, ehe dieselben hingerichtet und verbrannt worden, Gemeinschaft gepflogen und solche deren Folterung und Hinrichtung herzlich bedauert und beweint, sie habe den Jungfern und allen Leuten im Kloster mit ihrem bösen Maule viel Verdruß und Herzeleid zugefügt, und wenn ihr etwas von ihren Sachen weggekommen, sich bei alten Wahrsagerinnen Raths erholt. Die Zeugen erinnern sich auch, zuweilen einen oder zwei Besen unter dem Tische der Sidonia liegen gesehen zu haben. Was aber ihre Hexerei und ihren Chim betrifft, so berufen sie sich insgesammt nur auf das gemeine Geschrei und auf die Urgicht der Wolde Albrechts und getrauen sich nicht hiervon etwas zu bejahen oder zu verneinen. Ueberhaupt ist durch dieses Bekenntniß jener verbrannten Hexe in der ganzen Provinz allgemeines Schrecken und Furcht verbreitet worden. Es sind z. B. zwei ihrer Vettern, die Mellentine, zwischen Schlötenitz und Schellin gereist und haben sich im Wagen mit einander von dem Hexenprozeß der Sidonia von Bork unterredet. Unterdeß erhebt sich ihrem Bedünken nach ein schrecklicher Sturm und sie hören die Winde gewaltig brausen. Die zwei Vorderpferde werden schüchtern, reißen aus und der Vorreiter kommt dabei ums Leben. Sie lassen ein Pferd von den übrigen ausspannen und befehlen dem Kutscher, den entlaufenen Pferden nachzusetzen, welche er denn ohnweit Stargard ganz verschüchtert wieder antrifft. Die beiden Junker haben hierüber einen Bericht an das fürstliche Hoflager eingesendet und die Begebenheit den Zauberkünsten der Sidonia zugeschrieben. Ein gewisser Christoph von Wedel auf Uchtenhagen zeigte aus eigener Bewegung und aus einem ganz besondern Gewissenstriebe dem Fiskal an, daß, als er vor zwei Jahren nach Preußen verreist gewesen, die Sidonia seiner Schwiegermutter den eigentlichen Tag seiner Rückreise von Königsberg und den Tag seiner Ankunft zu Hause vorhergesagt habe, welches auch richtig eingetroffen ist.

So eifrig und hitzig nun auch der Fiskal die Untersuchung gegen die Borkin fortsetzte, hat er doch nicht umhin gekonnt, ihr auf ihr Verlangen einen berühmten Advokaten, Dr Elias Pauli, als Sachwalter zuzugestehen, sie ist indeß veranlaßt worden, die 74 articulirten Fragen des Fiskals einfach

durch Ja oder Nein zu beantworten, hat aber keine einzige eingestanden, allerdings gab sie zu, daß sie alte Weiber, welche nachher als Hexen verbrannt worden sind, in Brod und Diensten gehabt habe, allein von den verstorbenen Personen, die sie umgebracht haben sollte, wußte sie zum Theil ganz natürliche Ursachen ihres Todes und ihrer Krankheit anzuführen und die Feindschaft des Prediger Lüdecke erklärte sie damit, daß sie sagte, er habe ihre Beichte in ihrer Schlafkammer abhören wollen, sie habe ihn aber damit in die Kirche verwiesen.

Nachdem nun der Anwalt Sidonien's gleichfalls 132 Defensionsartikel übergeben und der Fiskal solche beantwortet hatte, schritt man zum Beweise und Gegenbeweise und das Inquisitionsgericht stellte nicht weniger als 27 Zeugen gegen sie. Hierauf wurden die Akten an den Magdeburgischen Schöppenstuhl zum Spruch verschickt und derselbe fällte das Urtheil, man solle sie, so sie nicht auf gütlichem Wege gestehen wolle, peinlich befragen. Dies that man auch, man führte sie in die Marterkammer und versuchte sie zuerst durch gütliches Zureden zu bewegen, auf 17 in dem Urtheil benannte Artikel zu antworten, dann schreckte sie der Scharfrichter, indem er ihr alle seine Marterwerkzeuge vorzeigte, allein sie gestand eben so wenig etwas zu, sondern appellirte von diesem Urthel an einen höhern Richter, ja sie blieb beständig beim Leugnen, als sie schon von dem Scharfrichter und dessen Knechten angegriffen, entkleidet und mit auf den Rücken gebundenen Händen im bloßen Hemde auf die Leiter gespannt wurde. Als aber die Schnüre angezogen und ihr die Beinschrauben angesetzt wurden, bekannte sie, von unerträglichen Schmerzen gezwungen, daß sie hexen könne, und gab ein altes, schon vor ihr auf dem Scheiterhaufen verbranntes Bauerweib aus Damerow, Namens Lene, als ihre Lehrmeisterin in der Hexenkunst an; sie sagte, nachdem ihr der Scharfrichter aus Aberglauben ein Tuch vor die Augen gebunden hatte, daß sie in der Schule des Satans und in der gepflogenen Gemeinschaft mit demselben gelernt hätte, wie man Menschen mit Queckſilber vergeben könne. Sie bekannte weiter unter der Peinigung, daß sie den Pfaffen David Lüdecken mit solchem Mercurius, welchen sie in eine Kanne Bier geschüttet, vergeben hätte, weil dieser Pfaffe auf der Kanzel auf sie als eine Hexe geschmählt und gleichwohl von ihrem Biere getrunken habe; ferner die Wolde Albrechts habe ihr den Teufel Chim in Gestalt einer grauen Katze in der Schürze zugebracht, und dieser habe auf dem Boden über ihrer Zelle sein ordentliches Quartier gehabt, ja sie habe demselben auch ihre Seele zur Belohnung versprochen ꝛc. Als man abermals die Stricke auf der Leiter heftiger anzog und die Beinschrauben schärfer zuschrob, leugnete sie nicht, dem Herzog Philipp ihren Chim auf den Hals geschickt zu haben, welcher demselben dergestalt zugesetzt habe, daß er krank geworden und bald nachher gestorben sei, und dies sei darum geschehen, weil sie nach ihrem Begehren kein Recht gegen Otto Borken habe erlangen können. Sie bekräftigte auch, daß Chim, der im Kloster gesehene Hase, ihr von des Herzogs Tode Nachricht gegeben habe. Ja sie erzählte, sie habe ihren Chim in ihrem verbrämten Mantel mit sich nach Stettin gebracht, wo er noch alle Nächte in Mannsgestalt bei ihr schliefe. Sie versicherte auch, daß sie der Magd Trinen Pantels wegen eines ihr entwendeten Mustertuches einen Guß ins Haus gegossen, wodurch die Magd einen Schaden am Schenkel bekommen; daß sie

den Otto von Bork, weil er ihr keine Alimente geben wollen, in einer Kanne Wein, welche sie ihm durch ihre Aufwärterin Anne nach seinem Quartiere in Alten Stettin zugeschickt, mit Gift vergeben habe, wie denn derselbe acht Tage nachher verschieden sei, der Merkur zu dieser Giftmischung habe ihr nur ein Tütchen (6 Groschen) gekostet, item daß sie Jost Borken mancherlei Ungemach und Krankheiten durch ihren Chim zugezogen habe, wobei sie ihm jedoch versprach, sie wolle dem schelmischen Chim andeuten, diesen Mann künftig zufrieden zu lassen, da denn seine Beschwerden sich von selbst geben würden. Sie ward hierauf noch im Herbste des Jahres 1620 mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht und ihr Körper verbrannt.

Zu Stargard bei Regenwalde auf dem Schlosse des Grafen von Bork befindet sich ein wahrscheinlich von der Hand Lucas Kranach's gemaltes Porträt *) von ihr als ganz junges Mädchen, hinter welchem der Herzog Bogislaus XIV. durch seinen Hofmaler ihre Gestalt, wie sie im Alter und Gefängniß ausgesehen hat, abmalen ließ und welches Doppelbildniß sich ehemals im Besitz der Gräfin Mellin zu Schillersdorf befand und hinter diesem Bilde findet sich eine in dem letzten Drittel des 17. Jhdts. niedergeschriebene Notiz, welche die Ursache ihrer Hinrichtung etwas anders erzählt.

Schon seit dem Ende des 16. Jhdts. waren an dem Hofe der Herzöge von Pommern dunkle und geheimnißvolle Gerüchte von Spukereien aufgetaucht, so bei dem Tode Ernst Ludwigs (17. Juni 1592), der wohl in Folge des unerklärlichen Besessenseins seiner jüngsten Tochter Maria Magdalena mit erfolgt sein mag, in Folge wovon Weiber zu Wolgast eingezogen wurden, die sich einander die Teufel in Körben und Kobern zugeschickt haben sollten, dann waren Herzog Bogislaus XIII. (7. März 1606), dessen vierter Prinz Georg III. (27. März 1617) und dessen erster Sohn Philipp II. (3. Febr. 1618) schnell und unerwartet hinter einander gestorben und man hatte alle diese Unglücksfälle, von denen die Aerzte keine Ursache anzugeben wußten, der Bosheit der sogenannten Hexen zugeschrieben. Als nun Herzog Franz, der zweite Sohn Bogislav's XIII., seinem unbeerbt verstorbenen Bruder Philipp in der Regierung des Stettin'schen Antheils gefolgt war, ließ er in demselben Vorurtheil befangen, um sich und seine fürstliche Familie vor dem Tode möglichst zu sichern, gleich seit dem Antritt seiner Regierung alles, was wegen Hexerei verschrieen war, gefänglich einziehen, nöthigte die unschuldigsten Personen durch die peinliche Frage zur Ablegung des Bekenntnisses nie begangener Verbrechen und überlieferte sie sodann den Flammen des Scheiterhaufens, was ihm nicht viel half, da er selbst kurz nach der Hinrichtung der Sidonia am 27. November (7. Dezember) 1620 plötzlich starb. In jenem Papier wird nun erzählt, Sidonia habe, nachdem sie in das Kloster Marienfließ eingetreten, auf nichts als auf Rache gegen die Stettinschen Fürsten, die, wie oben erzählt worden ist, ihre geträumte Verbindung mit Ernst Ludwig, Herzog von Wolgast, hintertrieben hatten, gesonnen und anstatt der Bibel nur den bekannten Amadisroman studirt, worin viele Exempel der von ihren

*) Diese zwei Porträts sind copirt in Meinhold's Roman: Sidonia von Bork, Leipzig 1848, Bd. I. u. III. Zwei andere zu Stettin und in der Stadt Plathe befindliche Bilder von ihr sollen unähnlich und spätern Ursprungs sein. (S. Meinhold a. a. O. Bd. I. S. XVIII.)

Liebhabern verlassenen Damen, so sich durch Zauberei gerächt, zu finden. Sie habe sich auch vom Teufel verführen lassen, daß sie schon etwas bei Jahren die Hexerei von einem alten Weibe lernte und vermittelst derselben, nebst vielen andern Unthaten, den ganzen Fürstenstamm, sechs junge Herren, die alle junge Gemahlinnen hatten, dergestalt bezauberte, daß sie alle erblos bleiben mußten. Dies sei aber so lange verschwiegen geblieben, bis Herzog Franz 1618 zur Regierung gekommen sei, wo dann alle Hexen, die derselbe überall aufspüren und aburtheilen ließ, einstimmig in der Tortur auf die Aebtissin (dies ist sie aber nie gewesen) von Marienfließ bekannt hätten. Sie sei nun auf Befehl des Fürsten auch gefänglich nach Stettin gebracht worden und habe dort alles, unter andern auch die an dem fürstlichen Stamme begangene Missethat freiwillig bekannt. Der Fürst habe ihr darauf zwar Gnade und das Leben versprochen, wenn sie die übrigen Fürsten von diesem Unfalle befreien könne, aber ihre Antwort sei gewesen, daß sie das Hexenwerk in einem Hängschlosse verschlossen und selbiges Schloß ins fließende Wasser geworfen und den Teufel gefragt habe, ob er dasselbe Schloß wiederschaffen könne, dieser habe ihr aber geantwortet: „Nein, es wäre ihm verboten", woraus man das Verhängniß Gottes wahrnehmen könne. Also sei sie ungeachtet der Fürbitten von benachbarten Kur- und Fürstlichen Höfen auf dem Rabensteine von Stettin gepfählt und verbrannt worden.

Es versteht sich, daß das Meiste, was hier von Sidonia erzählt wird, reine Sage ist, denn nirgends kommt in den Akten ihres Prozesses vor, daß sie wirklich ein Eheversprechen von Ernst Ludwig von Wolgast erhalten habe, oder daß sie reich gewesen sei, im Gegentheil besaß sie als Hypothek ihres Unterhalts nach dem Tode ihres Vaters nur einige Bauerhöfe zu Zachow, sie selbst war so ungebildet, daß sie kaum ihren Namen „Exdona Borken" kritzeln konnte und wohl nie den Amadis von Gallien gesehen hatte. Weil sie aber ohne feste Wohnstätte in Hinterpommern, bald zu Regenwalde, Freienwalde oder auch zu Stargard lebte und in mehr als ein Eheverlöbniß mit ihr unebenbürtigen Abenteurern getreten war, welche wieder aufzuheben sie ihre geringe Habe daran setzen mußte, so ward sie als ein zwar schon 57jähriges, aber immer noch heirathslustiges Fräulein im Neujahr 1604 in das Stift Marienfließ als die eilfte unter den viel jüngern 22 Klosterschwestern aufgenommen und wußte sich in Kurzem mit Berufung auf ihre Ahnen und Herkunft das Amt der Unter-Priorin zu erwerben, allein schon vor Ablauf eines Jahres hatte sie sich durch ihre Herrschsucht, Anmaßung, Widersetzlichkeit gegen die Klosterordnung — sie hatte, obwohl 60 Jahre alt, sogar eines Tags mit der Axt das mächtige Vorlegeschloß am Klosterthore abgeschlagen um ungestört aus- und einfahren zu können — durch ihre Gewohnheit zu fluchen und ihre Auspasserei so verhaßt gemacht, daß man ihr das Unterpriorat wieder abnahm und der Klosterhauptmann Johann von Hechthausen sie amtlich als „Klosterteufel, unnützes Mensch, Schlange" bezeichnete. Unter den geduldigen Fürsten Bogislav XIII. und Philipp II. gelang es ihr, der ihr mehrmals angedrohten Ausweisung zu entgehen, allein nachdem sie im Jahre 1615 einen Prozeß mit ihren Verwandten wegen des ihr vorenthaltenen Unterhalts angefangen hatte und während desselben ihr junger Neffe Otto auf Roggow, sowie Herzog Philipp 1617 plötzlich gestorben waren, so benutzte ihr Vetter Jost von Bork, der Klosterprovisor, die Abneigung der neuen

Aebtissin Agnes Kleist, welche sie durch grobe Verstöße gegen die Klosterzucht, ja sogar durch öffentlich von ihr während des Gottesdienstes angerichteten Scandal beleidigt hatte, um mit Hilfe der Aussagen dreier Klosterjungfrauen, die übrigens mit ihr im Injurienprozeß standen, Anna Apenberg, Dorothea Stettin, deren nächster Blutsverwandter einige Jahre vorher einen Prozeß gegen sie verloren hatte und die selbst wegen ihres Verhältnisses zum sel. David Lüdecke bescholten war, und Anna Hebborn (eig. eine Schottin aus dem Geschlechte der Heyburn) und namentlich durch das Bekenntniß der Landstreicherin Wolde Albrechts, die früher mit den Tartaren herumgezogen war und trotz ihrer verschrienen Zauberkünste in tiefster Armuth lebte, gegen sie, um jene Katastrophe herbeizuführen, deren Opfer sie ward.

377. Der Spuk in der Kirche zu Cöslin.

(S. Unterredung aus dem Reiche der Geister. [Leipzig 1731] Bd. I. S. 729.)

Am Sonntag Exaudi des Jahres 1676 ist unter der Vesperpredigt um halb 3 Uhr ein großes Gepolter auf dem Gewölbe der Kirche zu Cöslin (in Hinterpommern) entstanden, welches sich anfänglich wie ein gelind rasselndes Donnerwetter angelassen, hernach aber gar schleunig nach der Mitte des Kirchengewölbes bis an das Chor fortgegangen ist. Das Geräusch hat sich dann dergestalt verstärkt, daß Jedermann in Furcht gerathen ist, es werde nicht blos selbiges Gewölbe, sondern die ganze Kirche einfallen, weswegen denn die Schulknaben von dem Chor, ja fast die ganze Gemeinde mit Schrecken und Bestürzung zur Kirche hinausgeeilt ist, weil ein Jedweder sich dem augenblicklichen Tode entziehen wollte. Nachdem aber besagtes Gepolter aufgehört, haben sich die Leute wiederum in die Kirche hinein verfügt, da denn der Archidiaconus Mag. Johann Glock, welcher während dem Getümmel stillschweigend auf der Kanzel stehen geblieben war, in seiner Predigt fortfuhr und dieselbe vollends zu Ende brachte. Nach geendigtem Gottesdienste wurden einige auf das Gewölbe geschickt um nachzusehen, ob etwas eingefallen oder von der Mauer abgerissen sei, wodurch besagtes Krachen verursacht worden, allein sie fanden nicht die geringste Spur noch Merkmal von einer Ursache, welche eine so heftige Wirkung hätte nach sich ziehen können. Dies ist eine Warnung gewesen, weil bald darauf ein landverderblicher Krieg sich in derselben Gegend ausgebreitet hat.

378. Der Schloßberg bei Bütow.

(S. Ziehnert, Preuß. Sagen Bd. III. S. 84 ꝛc.)

Bütow ist ein Städtchen im Lauenburger Kreise des Regierungsbezirkes Cöslin, am Flüßchen gleiches Namens in Pommern. Eine halbe Stunde mittagwärts von der Stadt erhebt sich ein ohngefähr 30 Fuß hoher Hügel, der Schloßberg genannt, der sich durch eine wundersame Gestalt auszeichnet, denn er hat vier mit Gesträuch bedeckte, sehr steile Seiten und oben eine Ebene, auf der geackert wird. Auf dieser Ebene war sonst eine mannsdicke Oeffnung von unergründlicher Tiefe, die man aber später ausgeschüttet hat, um das Ackerland bequemer bestellen zu können. Diese Oeffnung soll der Rauchfang eines versunkenen Schlosses sein und mit dem jetzigen Schlosse zu Bütow in Verbindung stehen, weil einmal ein Hund aus dem letztern durch diese Oeffnung wieder zu Tage gekommen ist.

Einem Husaren, der sein Quartier in Bütow hatte, träumte nun aber, daß er sich auf dem Hügel, den er oft besucht hatte, befände und neben ihm ein großer Haufe Gold läge. Am Morgen erzählte er seinen Traum den Kameraden, die ihn derb ausschalten, daß er nicht gleich nach dem Erwachen an den Ort gegangen sei. Der Husar, eben nicht abergläubisch, lacht dazu. Als ihm aber die zwei folgenden Nächte wieder dasselbe träumt, entschließt er sich doch auf den Hügel zu gehen. Da er aber erst seinen Futtersack suchte, um darein das Gold zu stecken, vergeht die Zeit und es graut bereits der Tag, als er auf dem Hügel ankommt. Er findet die Stelle, wo er im Traume gestanden, und auf ihr einen Haufen Mist. Ueber diese Täuschung und Verwandlung des Goldes ward der Soldat aber verdrüßlich, er stieß mit dem Fuße den Dünger auseinander, und da verschwand derselbe augenblicklich.

Ein Viehhirte verlor einstmals auf dem Hügel zwei Ochsen von seiner Heerde. Er suchte sie ängstlich und fand die mehrerwähnte Oeffnung des Berges und neben derselben einen gedeckten Tisch, auf dem ein Bund Schlüssel und ein Teller mit drei Butterschnitten sich befanden. Er hatte zwar Hunger, wagte es aber doch nicht, die Butterschnitte anzurühren und die Schlüssel ließ er ganz unbeachtet. Bei seiner Nachhausekunft erzählte er seinem Brodherrn, was er gesehen, und dieser versicherte ihm, daß er, wenn er die Schlüssel und die Brodschnitte an sich genommen hätte, würde reich und glücklich geworden sein, und kehrte sogleich mit ihm dahin zurück, aber Alles war verschwunden. Später fand der Hirtenknabe noch einmal den Tisch mit den Butterschnitten, aber ohne die Schlüssel. Er gedachte wohl der Ermahnung seines Herrn, konnte aber dennoch nicht den Muth gewinnen, die Butterschnitte zu nehmen. Seitdem ist aber nichts Aehnliches gesehen worden.

379. Die Jungfernmühle bei Bütow.

(S. Ziehnert Bd. III. S. 87.)

Unweit des Schloßberges bei Bütow befindet sich eine Mühle, welche die Jungfernmühle genannt und von dem krystallhellen Wasser einer Quelle am Schloßberge getrieben wird. Ihren Namen soll sie von folgender Begebenheit haben.

Ein Bauer ackerte an dem Mühlbache und sah mehrmals zu demselben eine Jungfrau kommen, die mit einem goldenen Eimer Wasser schöpfte und sich damit wusch. Da ihr Ansehn nicht gespenstisch und abschreckend war, wagte er es eines Tages sie zu fragen, warum sie das thue. Die Jungfrau setzte ihren Eimer nieder und erzählte ihm, daß sie eine Prinzessin und die ehemalige Herrin des Schlosses, das auf dem Hügel gestanden, gewesen, aber sammt diesem verwünscht worden sei, worauf jenes versunken, sie aber zu dem Herumwandern und zu Abwaschungen verurtheilt wäre, und daß sie sich nach ihrer Erlösung sehne. Der Bauer war dreist genug zu fragen, wie diese möglich wäre. „Wenn mich", entgegnete sie, „Jemand ohne anzuhalten und ohne sich umzusehen, auf den wendischen Kirchhof in Bütow trägt und mich dort mit aller Gewalt zu Boden wirft. Wer meine Erlösung vollbringt, dem wird es an Glück und Reichthum nicht fehlen." Diese Verheißung machte dem Bauer Lust, das Wagniß zu bestehen. Er trägt auch wirklich die Jungfrau, trotz großer Hindernisse, bis auf den Kirchhof. Dort

aber greift ihm Jemand hinten an den Kopf, worüber er so erschrickt, daß er sich umsieht und die Jungfrau fallen läßt. Diese fährt aber mit Jammergeschrei in die Luft und ruft, daß sie nun viel härtere Qual als zeither erdulden und wieder hundert Jahre warten müsse, ob sich dann vielleicht ein standhafterer Befreier für sie finde. Seitdem ist aber die Jungfrau nicht wieder gesehen worden.

380. Der hohe Stein bei Anklam.

(S. Temme a. a. O. S. 217.)

Das Anklamer Stadtgebiet war in frühern Zeiten bis an die Peene mit einem hohen Erdwall umschlossen. In der Einfahrt dieses Walles nach Ueckermünde hin sieht man noch jetzt einen Wartthum, der gar keinen Eingang hat und deshalb der hohe Stein genannt wird. An demselben soll es nun nicht richtig sein. Unter andern sagen die Leute, daß derjenige, welcher am Johannistage den hohen Stein ersteigt, oben auf demselben einen Sack voll Erbsen finde, die sich aber beim Heruntertragen in lauter Goldstücke verwandeln würden.

381. Das Anklamische Gespenst.

(S. Remigius, Daemonolatria Th. II. S. 504.)

Seit Weihnacht des Jahres 1687 hat sich ohnweit der Pommerschen Stadt Anklam in einem Dorfe, Groß-Buntzau genannt, der leidige Satan bei einem Prediger Tag und Nacht aufgehalten. Er nahm nicht allein allerhand Kleidung an, sondern verstellte sich auch oft in Viehs-Gestalt mit Hühner- oder andern Thierfüßen, er saß manchmal öffentlich am Tische, kehrte sich jedoch stets an die Wand, und wenn ihn der Priester zur Rede stellen wollte, antwortete er mit allerhand garstigen Zoten, lief öfters davon und zeigte den Hintersten, wobei er stets wie eine Ziege blöckte. Er ging oft über des Priesters Bücher und blätterte darin, er that indeß Niemandem etwas zu Leide, aber wenn man ihn an seinen Ort wies, warf er mit Steinen um sich und verwundete solcher Gestalt des Priesters Sohn an der Stirne. Desgleichen ward eine alte Frau im Hause, die ihm den Hintersten gezeigt, mit ihrer eigenen Hand im Gesichte übel zugerichtet. Einem Studenten, der in das Haus kam, mit des Priesters Tochter zu reden, warf er eine Katze um den Hals und lachte darüber von Herzen. Hernach hat ihn die Magd, welche das Vieh füttern wollen, unter dem Heu gefunden, und da sie ihn herausgeschlagen, hat er sich auf ein Pferd gesetzt und ist rund herum ums Pfarrhaus geritten.

Merkwürdig ist es, daß der Priester einen Zettel mit den Worten: „Des Weibes Samen soll der Schlange den Kopf zertreten" an die Stubenthüre geklebt, welchen der Bösewicht dergestalt durchlöchert hat, als wenn's mit Hagel durchschossen wäre, daß man keine Schrift daran erkennen konnte. Er verkleidete sich meist in Gestalt eines Gewürzhändlers oder Apothekergesellen mit einer grünen Schürze. Seine Augen waren so groß als Brillengläser, das Gesicht etwas rauchhaarig wie eine Eselshaut, und seine Füße vorn wie Kuhfüße, hinten aber mit Klauen. Gottes Allmacht aber regierte dabei, daß alle Mauersteine, womit er nach den Leuten warf, im Herunterfallen wie Federn hin- und herflatterten, daß die Leute Zeit hatten, dem

Wurfe zu entweichen. Etliche Wochen nachher gesellte sich zu diesem Bösen noch ein anderer langer weißer Geist oder Gespenst, sagte aber und that Niemandem etwas Böses, nur daß er im Hause hin- und herwandelte.

Um den 16. Februar 1688 hielt sich der böse Geist annoch hier auf und schlug damals des Predigers Tochter sehr übel, und als darauf des Priesters Knecht mit einem Fuder Holz aus dem Wald gekommen war, setzte er sich zu ihm auf den Wagen und beschwerte ihn dergestalt, daß die Pferde mit der Last nicht forkommen konnten. Der Knecht geht darauf hin etliche Bauern zu Hilfe zu holen, wie er aber wieder an die vorige Stelle kommt, findet er weder Pferde noch Wagen, weshalb er nach Hause geht und daselbst Alles unbeschädigt wiederfindet.

382. Eine Jungfrau durch die Luft getragen.

(S. Seiler, Daemonomania. Zuschrift. [Halle 1674 in 12.])

Am 24. März des Jahres 1605 hat der Teufel eine Jungfrau aus Pommern durch die Luft davongeführt und vor der Stadt Görlitz auf dem Sande niedergelassen, ohne ihr weitern Schaden zuzufügen.

383. Die arme reiche Frau zu Stralsund.

(S. Kantzow, Pomerania I. S. 451. Micrälius Th. I. S. 276. Poetisch bearbeitet von Ziehnert Bd. I. S. 121 ꝛc.)

In der Stadt Stralsund ist um das Jahr 1420 eine sehr schöne Jungfrau gewesen, die aber allein in der Welt stand, denn ihre Eltern waren ihr früh weggestorben. Dieselbe war ebenso reich als schön, hatte Alles in Ueberfluß, freilich aber auch nie gearbeitet und war so üppig erzogen, daß sie sich täglich zweimal in kostbarem Ungarwein badete. Nachdem sie viele Freier abgewiesen, reichte sie dem Säckelmeister der Stadt, Wolflamm geheißen, ihre Hand. Sie feierten eine ungemein prächtige Hochzeit, bei welcher sieben ganzer Tage lang bankettirt wurde, allein die Armen gingen leer aus. In solcher Freude und Herrlichkeit ging es nun aber fort, jedoch dachte weder Er noch Sie daran, daß es einmal mit ihrem Reichthum auf die Neige gehen könne. Ehe es noch so weit kam, pochte an einem sehr kalten Wintertage ein alter armer Mann an ihre Thüre und bat, starr vor Kälte, um etwas warmes Essen. Es war gerade Essenszeit und aus den Silberschüsseln dampfte der Geruch von kostbaren Speisen dem Bettler in die Nase, die hochmüthige Frau aber lachte ihm ins Gesicht, stieß mit dem Fuß ihn nach der silbernen Schüssel, aus der gerade der Hausbund fraß, und sprach: „Hier kannst Du mit dem Hunde tafeln, der aus Silber seine Knochen verspeist, sie sind auch für Dich gut genug!“ Da sah sie der Bettler zornig an und sprach: „Wehe Euch, Frau, mit derselben Hundeschüssel sollt Ihr nach wenigen Jahren noch betteln gehen und dann wird man Euch so thun, wie Ihr jetzt mir thut!“ Das ließ sie sich aber nicht kümmern, sondern warf den alten Mann zur Thüre hinaus, setzte sich mit ihrem Gemahl zur Tafel und aß und trank nach Herzenslust. Allein die Strafe folgte ihrem Frevel auf dem Fuße, sehr bald waren ihre Reichthümer vergeudet, und als ihr Gatte, der sich nicht an Sparsamkeit und ein einfacheres Leben gewöhnen konnte, sich an der Stadtkasse vergriff, um ihr schwelgerisches Leben fortzuführen, fiel er auf dem Bergener Kirchhof auf Rügen noch eher im Streit durch die Hand eines Herrn von Zaum, als sein Unterschleif an den Tag kam.

Nun aber konnte er nicht länger verborgen bleiben, alle ihre Häuser, Felder und Gärten wurden ihr genommen, um den verursachten Schaden zu ersetzen, nichts ward ihr gelassen als ein kleiner Wittwengehalt, allein dabei ward ihr zur Pflicht gemacht, wenn sie nicht auch das Wenige verlieren und aus dem Stadtgebiet gepeitscht sein wolle, mit jener silbernen Hundeschüssel, der einzigen, die sie von ihrer Habe behalten hatte, in die Häuser der Wohlhabenden anzusprechen zu gehen und zu sagen, man solle doch der armen reichen Frau um Gottes Willen ein Stück Brod geben.

384. Der Dänholm bei Stralsund.

(S. K. Lappe, Pommerbuch. [Stralsund 1829] S. 23.)

Nahe bei der Stadt Stralsund, rechts wenn man von der Stadt nach Altefähr auf Rügen schifft, liegt ein kleines anmuthiges Eiland, Dänholm geheißen. Diesen Namen hat aber dasselbe davon bekommen, daß, als vor ohngefähr 500 Jahren die Dänen mit einer großen Anzahl Schiffe des Nachts auf diese Insel gekommen waren, um von hier aus die Stadt Stralsund zu überfallen, und einige Schiffer sie gesehen und hierüber Anzeige bei dem Stadtrath von Stralsund gemacht hatten, die Bürger zwar, als muthige und tapfere Leute, rasch in alle Fischerböte, welche sie auftreiben konnten, sprangen und damit nach der Insel fuhren und die Dänen selbst überfielen, allein leider von denselben, gegen deren große Schiffe die kleinen Böte sich nicht gut zur Wehre setzen konnten, zurückgetrieben wurden. Als sie nun wieder ans Land kamen, da kamen ihnen ihre Weiber und Kinder entgegen und schalten sie, daß sie sich von den Dänen hätten schlagen lassen und nöthigten sie umzukehren und ihr Glück nochmals zu versuchen. Das haben sie auch in halber Verzweiflung gethan und diesmal den Sieg davongetragen, also daß kaum drei oder vier Schiffe der Dänen sich haben retten können. Von da an hat das Eiland den Namen Dänholm bekommen und seit dieser Zeit wird alljährlich in Stralsund ein großes Fest gefeiert, an welchem die Bürger festlich geschmückt auf kleinen Fischerbooten mit fliegenden Fahnen und unter Kanonendonner die Insel umschiffen.

385. Herzog Wallenstein vor Stralsund.

(S. Lappe a. a. O. S. 39 ꝛc.)

Bekanntlich soll der Herzog von Friedland, Wallenstein, mit dem Plan umgegangen sein, sich an der Ostsee ein eigenes Reich zu stiften, in welchem er, unabhängig von Kaiser und Reich, als ein König herrschen könne. Nun paßte ihm zu diesem Zwecke die Stadt Stralsund ihres Reichthums und ihrer Lage wegen vorzüglich und er suchte erst durch List sie dahin zu bringen, daß sie einige seiner Regimenter in ihren Mauern aufnehmen möchte. Allein die Bürger durchschauten seine Ränke und ließen sich nicht darauf ein, er zog also mit einer großen Kriegsmacht gegen sie und vermaß sich hoch und theuer, daß von der Stadt Stralsund nichts übrig bleiben solle, möge es ihm auch hunderttausend Menschen und sein eigenes Leben kosten, er müsse sie haben, wenn sie auch mit Ketten an den Himmel geschlossen sei. Am 27. Juni 1628 ließ er Sturm gegen die Stadt laufen, allein diese hatte Hilfe von den Schweden und Dänen bekommen und so ward derselbe glücklich abgeschlagen. Dies hinderte ihn jedoch nicht, die Stadt eng einzuschließen und ihr hart mit seinen Geschützen zuzusetzen, allein die Belagerten antworteten

ebenfalls nach Kräften und als der Herzog eines Tages in seinem Zelte, welches im Hainholze unter einer Eiche errichtet war, mitten unter seinen Generalen saß und gerade ein Glas voll Wein zum Munde führen wollte, kam auf einmal eine Paßkugel aus der Stadt geflogen, welche das Glas traf und es ihm in tausend Stücken vor dem Munde zerschlug. Der abergläubische Mann hielt dies für eine Warnung des Schicksals, sein Glück hier nicht weiter aufs Spiel zu setzen, brach sein Lager ab und zog nach Mecklenburg zurück. Die Eiche, unter welcher sein Zelt aufgeschlagen war, steht noch und ein Stein erinnert dort an die Begebenheit. Hier wird alljährlich am 24. Julius, als an dem Tage, wo Wallenstein abzog, das sogenannte Wallensteinfest gefeiert und dabei wacker von den Jünglingen und Jungfrauen Stralsunds getanzt.

386. Der Katzenritter zu Stralsund.

(S. J. Berckmanns Stralf. Chronik ꝛc., herausg. v. Mohnike u. Zober. Stralsund 1833 S. 177. Baltische Studien, Jahrg. III. H. I. S. 231—234.)

Im Jahre 1414 hat der Rath zu Stralsund am Fastnachtsabend ein Fest gegeben, das sogenannte Katzenbeißen. Es wurde nämlich am Pranger, der auf dem alten Markte, dem jetzigen Hauptmarkte, stand, eine Katze angebunden, mit dieser mußte sich ein unbewaffneter Mensch balgen und herumbeißen, der Rath aber und die Bürger sahen zu. Zuletzt biß jedoch der Mensch die Katze todt und nun schlug ihn Herr Johann Culpe, der selbst ein Ritter war, zum Katzenritter.

387. Der Kampf der Blinden zu Stralsund.

(S. Berckmann. Stralf. Chronik S. 8. 9.)

In dem folgenden Jahre 1415 hat der Rath zu Stralsund zu Fastnacht abermals ein Possenspiel abgehalten. Er ließ nämlich auf dem alten Markte alle Blinden aus der Stadt zusammenkommen, die bekamen jeder eine Keule, und dann ward ein Schwein in ihre Mitte gebracht, das sie mit den Keulen todtschlagen sollten, rund um sie her waren aber Planken gezogen, damit das Schwein nicht entlaufen könne. Die blinden Menschen schlugen aber natürlich statt das Schwein zu treffen, mit ihren Keulen auf einander los, daß sie Löcher und Beulen davon trugen. Anfangs ließen sie sich davon nicht stören, zuletzt aber war es ihnen doch zu unbequem, und nun fühlten sie denn wirklich erst hin, ehe sie zuschlugen, wo das Schwein war, und so gelang es ihnen, dasselbe zu tödten.

388. Der Stralsunder Büttel und die grauen Mönche zu Stralsund.

(S. Berckmann S. 221.)

Im Jahre 1516 starb zu Stralsund ein Büttel, Namens Matthias, ein Mann mit einer so großen Nase, wie man wohl unter hundert Menschen kaum eine findet. Er war aber auch ein sehr gottesfürchtiger Mann, und deshalb sehr angesehen unter den Bürgern, so daß sich keiner schämte, neben ihm sein Glas Bier zu trinken. Als er im Sterben lag, schickte er zu den Mönchen im grauen Kloster, daß sie ihn Beichte hörten und die letzte Oelung gäben, und der Guardian, Johann Wrede aus Lübeck, kam selbst zu ihm und reichte ihm die Sakramente, und am andern Tage starb er. Nun sollte aber der Büttel ein ehrliches Grab bekommen, ganz gegen die Gewohnheit jener Zeit. Da traten die Kapellane der drei Stadtkirchspiele zusammen bei dem Offizial,

Herrn Johann Tagge, und dieser befahl darauf, daß man die Leiche auf ungeweihtem offenem Felde begraben solle. Dies that aber Vielen sehr leid. Da kamen auf einmal des Nachmittags um zwei Uhr die grauen Mönche in die Büttelei. Sie kamen aber alle dahin und zogen ihm dieselbe graue Kappe an, welche sie selbst trugen und trugen ein Kreuz vor ihm her, wie bei jeder andern Leiche. Vier Laienbrüder aber trugen ihn in ihren Kreuzgang und da begruben sie ihn, ganz wie einen aus ihrer Mitte. Sie kümmerten sich demnach nicht um das Verbot des Offizials, sondern sie sagten, wer ihr Kleid trage, der werde selig und nicht verdammt, das habe der h. Franziscus von Gott erworben.

389. Der gotteslästerliche Organist zu Stralsund.

(S. Berckmann S. 78.)

Es lebte nach der Reformation zu Stralsund ein Organist, Namens Peter Kullen, das war ein so gottloser Mann, daß als er 1543 am Abend der h. drei Könige den Choral: „Christus, unser Heiland" spielen sollte, er dafür das Schemperlied spielte: „Ich sah den Herrn von Falkenstein aus seiner Burg wohl reiten." Da begab es sich, daß Feuer an demselben Abend in seinem Hause auskam und dasselbe mit aller seiner Habe in Feuer aufging. Weiter ist aber nichts abgebrannt.

390. Der Teufel in der Nikolaikirche zu Stralsund.

(S. Barthol. Sastrows Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens. Herausg. v. Chr. Friedr. Mohnike. Greifsw. 1823—24. 2 h. I. S. 71—74.)

Im Jahre 1528 lebte zu Stralsund eine Magd, die war vom bösen Geiste besessen. Sie war bis dahin stets eine stille und ordentliche Person gewesen, als sie aber einmal in der Küche Kessel und Töpfe von der Wand nehmen wollte, um selbige zu scheuern, warf sie sie herab auf die Erde und rief mit lauter Stimme: „ich will heraus!" Daraus sah man, daß sie vom Teufel besessen war. Deshalb nahm sie ihre Mutter zu sich und sie wurde etliche Male auf einem Schlitten in die St. Nikolauskirche geführt, damit man dort den bösen Geist von ihr austreibe. Da gestand derselbe denn, es habe eines Tages die Mutter der Magd auf dem Markte einen frischen sauern Käse gekauft und denselben in einen Schrank gesetzt, die Magd sei aber ohne Wissen ihrer Mutter an den Schrank gekommen und habe ein groß Stück von dem Käse verzehrt, die Mutter aber, so dies nicht gewußt, habe dem, der das gethan, den bösen Geist in den Leib geflucht, und von Stund an habe derselbe sich nun bei ihrer Tochter einquartirt. Gleichwohl ist aber die Magd unterdessen mehrmals zum Abendmahl gegangen, der Teufel aber befragt, wie das möglich sei, hat geantwortet: „Es liege wohl manchmal ein Schalk unter der Brücke und lasse einen frommen Mann über sich gehen; während die Magd das Abendmahl genommen, habe er ihr unter der Zunge gesessen."

Dieser böse Geist konnte nun aber lange Zeit nicht aus der Magd herausgebannt werden, denn so oft ihn der Geistliche austreiben wollte, hat er mit ihm Spaß gemacht. Er forderte immer die Erlaubniß, dies oder jenes, wenn er ausfahren solle, mitnehmen zu dürfen, und wenn man ihm das eine zugestand, so hatte er stets etwas Anderes in Petto. So forderte

er eines Tages vom Prediger in der Kirche, daß er von einem Manne, der daſelbſt den Hut auf dem Kopfe behalten hatte, den Hut mitnehmen dürfe, allein der Prediger hat es ihm nicht erlaubt, er dachte, er werde auch den Kopf und den ganzen Leib mitnehmen. Endlich aber als er gemerkt hat, daß ſeine Zeit da ſei und er nun fort müſſe, da hat er eine Scheibe aus dem Kirchenfenſter über der Thurmuhr verlangt. Dies hat man ihm zugeſtanden und da hat man denn geſehen, daß mit lautem Klingen ſich die Raute aus dem Fenſter gelöſet hat und mit dem Teufel davongeflogen iſt. Die Magd aber hat nachmals, nachdem ſie von dem Böſen erlöſet worden, einen Mann bekommen und mit ihm viele Kinder gezeugt.

391. Der Kalandsornat zu Stralſund.

(S. Haken, Pommerſche Provinzialblätter Bd. IV. S. 90 ꝛc.)

Auf der ſogenannten Achtmannskammer zu Stralſund befinden ſich zwei Schränke, dieſe heißen die Kalandsſchränke, ſie haben der ſogenannten Kalandsbrüderſchaft gehört, ſind doppelthürig, ſchmal und ruhen auf ſehr hohen Füßen. Die Thüren ſind auswendig bemalt. Auf der einen ſteht ein Prieſter, die rechte Hand zum Segenſprechen ausgeſtreckt, unter dem linken Arme ein Buch haltend, auf der andern ſieht man einen Mann in weltlicher Kleidung, einen ſpeerähnlichen Stab in der Hand, vor ſich einen Knaben mit einem Buche. In dieſen Schränken liegen zwei Chorhemden und ein Meßgewand von ſchwerer Seide, reich mit Gold und künſtlichen Figuren geſtickt, eine Mütze von geblümtem ſeidnem Zeuge an beiden Seiten aufgeſchlagen, ein Beutel ebenfalls geſtickt und zum Tragen des Gebetbuches beſtimmt, und ein kleines ſeidnes geſticktes Kiſſen, an den Enden wie eine Bratwurſt zuſammengebunden. Wer ſich aber unterſteht, dieſen Ornat eines Kalandsbruders anzurühren oder mit ihm Spott zu treiben, dem bekommt es ſchlecht. Einſt bekleidete ſich ein Stralſunder Bürgermeiſter trotzdem, daß ihn Jedermann warnte, damit, am andern Morgen fand man ihn todt im Bette. Das war die Rache der Kalandsbrüder.

392. Der Name der Stadt Greifswald.

(S. von Schwarz, Pommerſche Städtegeſchichte. Greifsw. 1755 S. 98 ꝛc. Greifswald, Wöchentl. Anzeiger 1818 Nr. 37.)

Das Wappen der Stadt Greifswald beſteht in einem Greife. Daſſelbe ſoll an die Gründung der Stadt erinnern. Da wo jetzt die Stadt liegt, befand ſich ehedem ein dichter, faſt undurchdringlicher Wald. Rings um denſelben war ebenfalls Alles wüſt und unbebaut, blos die Gegend um das Kloſter Eldena, welches nicht weit vom Ausfluſſe des Ryks in die See liegt, war angebaut. Da beſchloſſen die Bewohner des Kloſters in ihrer Nähe eine Stadt zu erbauen und ſie ſandten einige aus ihrer Mitte aus, um einen paſſenden Platz zur Anlegung derſelben auszuwählen. Sie gingen den Fluß Ryk hinauf, wo ſie auch eine, wie ſie meinten, vortrefflich dazu geeignete Stelle fanden; um ſelbige aber genau abzuſtecken, gingen ſie ein Stück in den nahegelegenen Wald hinein, da fanden ſie auf einem abgebrochenen Baumſtamme ein Neſt, auf dem ſaß ein großer vierfüßiger Greif mit einem doppelten Schwanze und brütete. Da hielten ſie dies für ein gutes Zeichen und erbauten auch wirklich hier die Stadt Greifswald, der Ort aber, wo

das Nest gewesen ist, soll der älteste Theil der Stadt, der sogenannte Schuhhagen gewesen sein. Der Greif aber hat sich weiter in den Wald hinein flüchten müssen, hat aber aus Rache manches Kind aus der jungen Stadt geraubt. An jener Stelle ist es aber immer unheimlich zugegangen, bald hat man dort des Nachts ein großes Weib gesehen, das ein großes Schlüsselbund trug und damit rasselnd eine Heerde Ferkel vor sich hertrieb, bald eine Frau, die eine Heerde schneeweiße Gänse vor sich hertrieb, bald ein schwarzes, bald ein weißes Pferd, welches den Leuten aufhockte und sie so lange drückte, bis ihnen das Blut aus Maul und Nase floß.

393. Der Rechtspruch zu Greifswald.

(S. Kantzow, Pomerania Th. II. S. 74 ꝛc.)

Im Jahre 1451 hat sich zu Greifswald eine wunderbare Begebenheit ereignet. Es lebte dort ein Fleischhauer, der hatte zwei Knaben, der eine war drei, der andere vier Jahre alt. Diese hatten oft gesehen, wie ihr Vater das Vieh schlachtete und da haben sie auch mit einander Schlachtens gespielt. Der Große hat zu dem Kleinen gesagt, er solle sich hinsetzen, er wolle den Ochsen schlachten, und der Kleine hat sich hingesetzt und der Große hat ihn mit der Hand umgestoßen. Einmal haben sie aber auch Ochsenschlachtens gespielt und es ist Niemand dabei gewesen, da hat der Große gesagt: „Ei das pufft aber nicht", und weil ein Beil dagelegen, da hat er dasselbe genommen und mit den Worten: „Brüderchen jetzt soll es puffen!" dem Kleinen vor den Kopf geschlagen und der ist umgefallen und war todt. Da sind die Eltern außer sich gewesen vor Jammer und Herzeleid, der Rath aber hat beschlossen, den Knaben hinrichten zu lassen, nach dem Gebote, daß wer Menschenblut vergieße, dessen Blut solle wieder vergossen werden. Aber die Eltern haben dem Rathe vorgestellt, wie daß sie schon unglücklich genug wären, daß sie ein Kind durch den Unverstand seines Bruders eingebüßt, es sei doch zu hart, wenn sie auch noch das andere verlieren sollten. Da beschloß denn der Rath zu erproben, ob denn das Kind überhaupt gewußt, was es gethan. Sie hießen also dem Knaben sich hinzusetzen, sie wollten ihn als Ochsen schlachten, so wie er seinem Bruder gethan. Das Kind aber setzte sich sogleich hin, weil es sich nichts Böses vermuthete, und da haben sie es freigesprochen und am Leben gelassen *).

394. Warum die Greifswalder keine Pferde mehr züchten.

(S. Micrälius, Altes Pommerland Bd. II. S. 407.)

Ohngefähr 5 bis 6 Meilen in der See liegt ein Eiland, die Oeche, welches der Stadt Greifswald gehörte. Daselbst war ein dichter Wald, in dem zogen sie die schönsten Pferde, die sie aber eigentlich ohne Wartung ließen und nur im Winter mit dem nöthigen Heu versahen. Es stand aber dort auch eine Kapelle, wo die Fischer, wenn sie auf den Herings- oder Störfang auszogen, Messe lesen ließen. Da ist einmal die Kapelle offen geblieben und im Winter sind die Pferde hineingegangen, aber darin, weil die Thüre zugefallen ist, alle elend vor Hunger umgekommen. Seit der Zeit haben sie keine mehr gehalten.

*) Eine ähnliche Geschichte theilt Prätzle, deutsche Sagen S. 122 ꝛc. aus Franecker mit.

395. Der Wettlauf um das Opfergeld *).

(S. Micrälius Th. II. S. 407. Poetisch behandelt von Frenberg, Pommersche Sagen. Pasewalk 1836 S. 32 ꝛc. und bei Ziehnert Bd. I. S. 131 ꝛc.)

Vor der Stadt Greifswald stand ehedem eine Kapelle, der h. Gertrud geweiht, wohin viel gewallfahret ward. Nun war aber einst an einem Feste der Heiligen sehr viel Opfergeld eingekommen, welches der hier angestellte Priester an den Gotteskasten abzuliefern hatte. Da kam der Geizteufel über ihn und er beschloß das Geld für sich zu behalten. Da er aber auch sonst noch ein frecher und ungläubiger Geselle war, so nahm er das Bild der h. Gertrud vom Altar und stellte es an den Eingang der Kapelle jenem gegenüber und sprach zu ihm: „Jetzt wollen wir sehen, wem das Opfergeld sein wird, wir wollen beide nach dem Altare laufen, und wer zuerst hinkommt, dem soll es gehören!" Nachdem er so gesprochen, lief er nach dem Altare, allein siehe, das hölzerne Bild ward auf einmal lebendig, lief an ihm vorbei und kam eher hin als er. Das Wunder erschreckte aber den Bösewicht nicht, er nahm das Bild ein zweites Mal vom Altare, stellte es wieder an den Eingang und lief abermals nach dem Opfergelde, welches auf dem Altare lag, allein das Bild lief ihm wieder nach und überholte ihn ein zweites Mal. Aber auch dies schreckte ihn nicht, er holte es zum dritten Male, stellte es wieder an den Eingang und lief zum Altare. Diesmal aber kam er allein hin, denn die h. Gertrud blieb stehen und meinte bitterlich, der gottlose Priester aber nahm das Geld und trug es nach Hause, aber schon in der nächsten Nacht ward er schwer krank und nach drei Tagen war er todt und ward auf dem Gertrudenkirchhof begraben.

In der nächsten Nacht um die Mitternachtstunde aber erschien der Teufel auf dem Kirchhofe, klopfte an das Grab des Priesters und rief hinein: „Stehe auf, Pfaff, und laufe mit mir um die Wette." Da mußte der Todte aus dem Sarge aufstehen, als er aber aus dem Grabe hervorstieg, da packte ihn der Teufel mit seinen Krallen und schleppte ihn fort, wie sie aber an der Kapelle vorbei kamen, da wollte der Priester sich an dem Thürschlosse anhalten, weil er dachte, der Teufel müsse ihn loslassen, allein es half ihm alles nichts, der Teufel riß ihn fort und führte ihn über die Kirchhofsmauer hinweg in sein höllisches Reich. Der Windmüller aber in der benachbarten Windmühle sah dies alles mit an und machte Anzeige davon, als man aber dann den Ort näher untersuchte, da konnte man in der Thüre noch die Spuren der Fingernägel sehen, womit der Priester in Todesangst in das Holz sich eingekrallt hatte, auch tiefe Fußtapfen des Teufels waren in den Boden getreten und das Gras ringsherum versengt. Alle diese Spuren sind geblieben und lange zu sehen gewesen, bis die Kapelle weggerissen ward, um aus der Stelle, wo sie stand, einen Wallgraben zu machen. Nach einer andern Sage hätte aber der Teufel den Priester an einen Flügel der gerade stillstehenden Windmühle aufgehängt und seit dieser Zeit sei stets in jener Mühle die Flügelwelle linksum statt rechtsum gelaufen und die Begebenheit sei nicht in der Gertrudenkapelle, sondern in der 1298 erbauten Nicolaikirche passirt.

*) Eine etwas ähnliche Sage s. unter Nr. 400 S. 451.

396. Das Nordfenster auf dem Nicolaithurme zu Greifswald.

(Nach Temme a. a. O. S. 161.)

Auf dem Nicolaithurme in Greifswald muß der Wächter des Nachts die Stunden durch Blasen anzeigen. Er bläßt aber nur aus drei Fenstern des Thurmes, nämlich aus denen nach Süden, Osten und Westen, aus dem nach Norden aber darf er nicht blasen, das leidet der Teufel nicht. Steckt er nur den Kopf aus diesem Fenster, bekommt er vom Teufel eine Ohrfeige, einmal hat aber doch ein Wächter es gewagt aus diesem Nordfenster zu blasen, da hat ihn der Teufel im Nacken gepackt und ihn durch das hohe Fenster kopfüber auf die Straße geworfen, wo er denn auch todt liegen geblieben ist. Seitdem hat es Keiner versucht, aus dem Fenster zu blasen und der Magistrat hat es auch verboten.

397. Die Spottnamen der Pommerschen Städte.

(S. Balt. Studien Bd. III. H. I. S. 25 ꝛc. Temme S. 161 ꝛc.

Die Stralsunder führen den Spottnamen „Hans Katte" bei ihren Nachbarn, nicht davon, daß bei ihnen das schon erwähnte Katzenbeißen stattgefunden hat, sondern weil einmal, als sich das Gerücht verbreitet hatte, auf dem Nicolaikirchthurme habe sich ein Fuchs gezeigt und die Bürger mit Wehr und Waffen auf den Thurm stiegen, um den Fuchs zu erlegen, derselbe sich als eine gewöhnliche Katze entpuppt hatte, weshalb sie in der ganzen Umgegend verspottet wurden.

Die Greifswalder führen den Spottnamen „der Lammsbraten", weil, als die Dänen mit einer großen Flotte von ihrer Königin Philippa im Jahre 1429 abgeschickt worden waren, um die Stadt zu zerstören, sie dem Admiral derselben einen Lammbraten geschickt haben sollen, um ihn zu besänftigen.

Die Anklamer führen den Spottnamen „Schweinetrecker", weil sie einst, als der Herzog von Pommern in einem Schreiben an sie ein Paar Schwäne verlangt hatte, sie falsch gelesen und statt der Schwäne demselben zwei große Schweine geschickt hatten.

Die Einwohner der Stadt Cöslin haben drei Spottnamen bekommen. Der eine hieß „Horsa Cöslin" weil sie einst gegen ihren Herzog Bogislav X. muthig, aber vergebens sich empört hatten. Der zweite war „Musum Cöslin", weil ihr Bürgermeister Heidenreich einst den Stadtschatz entwendet (gemaust) hatte und damit nach Lübeck entwichen war, wo der dasige Stadtrath ihm denselben aber wieder abnahm und davon einen festen Thurm, Musum Cöslin genannt, gebaut hatte. Der dritte bekannteste ist „Sackföfers", weil, als zur Zeit der Reformation ein katholischer Barbier in der Trunkenheit, ein Glas Branntwein in der Hand und eine quakende Ente unter dem Arm, so in die Kirche getreten war, sie ihn aber dafür in einen Sack genäht und ersäuft hatten. Sie wurden dafür um 4000 Gulden gestraft und davon kommt das Sprichwort: Cöslin darf eine Thorheit thun und sie dann auch bezahlen.

Auf Rügen werden die Bewohner von Putbus Pooken von den Mönchgutern genannt, und diese wieder von erstern Kollen. Dies kommt daher, weil die Einwohner von Rügen in den Fehden mit den Bewohnern der Halbinsel Mönchgut lange scharfe Messer, Pooken genannt, führten, letztere aber Streitkolben, Kollen geheißen.

398. Der hochgelobte Adel in Pommern.

(S. Dähnert, Pommersche Bibl. Bd. V. H. V. S. 174.)

Unter den reichen Bürgern der Pommerschen Städte giebt es ein Sprichwort, das heißt: „Dafür haben wir den hochgelobten Adel!“ Das soll von folgender Begebenheit entstanden sein.

Einst reisete ein Ehepaar von sehr altem Adel, aber desto geringeren Besitzthümern zu Fuß durch Pommern und kam in ein Wirthshaus. Sie setzten sich an den Ofen und verzehrten ihr mitgebrachtes Abendbrod, das aus Brod und Knappkäse bestand. Bald darauf kam eine Kutsche, aus der eine reiche Bürgerfamilie ausstieg. Diese traten auch in die Wirthsstube, ließen sich aber einen Tisch decken und verzehrten auf diesem ihr Abendbrod, welches aus kaltem Braten, Kuchen, Wein und andern Delicatessen bestand. Als dies der arme Edelmann am Ofen sah, da sprach er aus Neid zu seiner Frau: „Sieh! wie sich das Bürgerpack traktiren kann.“ Die Edelfrau aber tröstete ihn mit den Worten: „Dafür haben wir den hochgelobten Adel!“

399. Weh' über Pommerland.

Im Jahre 1624 hat man in der Luft eine warnende Stimme gehört, die hat laut gerufen: „Weh über Pommerland!“ Weissagende Vögel erschienen, schneeweiß von Farbe, nicht größer wie Schwalben, die haben viele Leute gesehen und gehört. So vernahm eine Leineweberefrau, die von Coldetz nach Selow ging, solch eine warnende Vogelstimme. Dieser Warnungsruf hat sich aber auf den Zug Wallensteins nach Stralsund bezogen und auf die Eroberung und Zerstörung dieser Stadt im Kriege des Jahres 1628, wo sie durch Bomben in Brand gesteckt ward.

400. St. Nicolaus in Greifswald.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 199.)

Zu Greifswald hat in einer der Kirchen, es war wohl die Nicolaikirche, das hölzerne Bild des h. Nicolaus gestanden. Nun brach eines Nachts ein Dieb in diese Kirche, wollte den Gotteskasten aufschlagen und das darin befindliche Geld herausnehmen. Da erhob der hölzerne Heilige drohend seinen Arm gegen den Dieb, der aber war unerschrocken und sprach: „Lieber h. Nicolaus, wir wollen um das Geld einen Wettlauf machen, wer zuerst von der Thüre durch das Schiff nach dem Chore kommt, wo der Gotteskasten steht, dem soll das Geld gehören!“ Er lief also so schnell als er konnte durch die lange Kirche nach dem Chore, allein der Heilige lief auch und kam weit eher hin. Da sprach der freche Dieb: „Lieber Heiliger, Du könntest fürwahr bei dem Herzog Laufer werden! Allein Dir nützt doch das Geld nichts, drum will ich es lieber nehmen, denn ich kann es brauchen!“ Damit nahm er das Geld und ging ab.

401. Sprüche von Pommern.

(S. Berckenmeyer, Curieuser Antiquarius S. 690.)

Pommern ist zwar ein fruchtbares Land, allein die Speisen, die man dort genießt, sind für einen nichtpommerschen Magen zu schwer zu verdauen.

Darauf hat einſt eines Biſchofs Diener, ein geborner Italiener folgende halb lateiniſche halb deutſche Verſe gemacht:

Ali, mali, pulli, nulli, pisciculi parvi,
Hering, Flachfiſchi, Dorsi
Sunt Pommerische Richky.

Man pflegt auch im Scherz zu ſagen: „Ein Pommerſcher Edelmann fährt mitten im Sommer auf den Johannistag noch mit dem Schlitten auf dem Eiſe!“ Dies bezieht ſich darauf, daß in dem Pommerſchen Walde, der Sommer genannt, ein See iſt, auf welchem der Pommerſche Adel am letzten Tage des Weihnachtsfeſtes (27. Dezember), welcher der Tag Johannis des Evangeliſten iſt, auf Schlitten ſich zu beluſtigen pflegt.

Einen Pommerſchen Trunk heißt man den, wenn ein Säufer ſo lange in einem Zuge das Getränk in ſich hineinſchluckt, bis es ihm an Athem gebricht, und er dennoch, wenn er abläßt, beide Backen voll im Reſt behält. Man ſagt auch, Pommern ſei ein ſchlechtes Land für die Frauenzimmer, darum weil die heidniſchen Bewohner dieſes Landes es nicht für Unrecht hielten, wenn ſie zu viele Töchter bekamen, deren etliche, ſobald ſie geboren waren, zu erwürgen oder zu erſäufen, damit die andern Kinder deſto beſſer mit irdiſchen Gütern verſorgt werden möchten. Mit den Knaben iſt ſolches aber nie geſchehen.

402. Bogislaus X. zu Rügenwalde und Hans Lange.

(S. Berckenmeyer I. S. 693. Kantzow, Pomerania Th. II. S. 153 ꝛc.)

Bogislaus X. hatte eine ſchlechte Erziehung von ſeiner Mutter Sophia empfangen, die ihn mit nach Rügenwalde, das eine durch ihren Lachsfang berühmte Stadt in Hinterpommern iſt, nahm und ihn dort mit den Gaſſenjungen in einer elenden Jacke herumlaufen und ihm nicht einmal ordentliche Schuhe machen ließ, ſo daß oft die bloßen Zehen aus denſelben herausguckten. Sie ſelbſt aber hielt einen prächtigen Hof und ließ es ſich mit ihrem Buhlen, dem Hofmeiſter Hans Maſſow herrlich wohl ſein. Nun wohnte aber damals nicht weit von Rügenwalde im Dorfe Lantzke ein Bauer, Hans Lange, ein vermögender Mann. Wenn dieſer nun in die Stadt kam und Bogislav und ſeinen Bruder Caſimir ſo zerlumpt und liederlich herumlaufen ſah, da empfand er inniges Mitleid mit dem Prinzen und redete ihn eines ſchönen Tages an und fragte ihn, warum er ſich das gefallen laſſe und ob er nicht daran denke, daß er aus fürſtlichem Geblüte ſei? Dies verdroß aber den jungen Bogislav und derſelbe fragte ihn, was ihm dies angehe, er werde ihm doch nichts geben. Da ſagte aber der Bauer: „O ja, es ſei ihm nicht gleichgültig, wenn ſein künftiger Gebieter nicht einmal ordentliche Kleider und Schuhwerk anzuziehen habe. Er wolle ihm auch gleich dazu verhelfen. Er ſolle hingehen zu ſeiner Mutter und dieſe bitten, ſie ſolle ihm Hans Lange zu Lantzke zu ſeinem Bauer geben, dann werde er ſeine Pacht und Zinſen an ihn bezahlen und er könne ſich nun alles davon kaufen, was er brauche.“ Das that der kleine Prinz auch und nachdem ſeine Mutter ihn wirklich Hans Lange geſchenkt hatte, da ging dieſer mit ihm zu einem Gewandſchneider und nahm ihm Lundiſch Tuch zu Rock und Hoſen, kaufte ihm auch Barchend zu einem Wamms und ein Paar neue

Schuhe und staffirte ihn so anständig heraus, daß er nun eher wie ein Herzogssohn aussah.

Mittlerweile starb aber sein Vater Herzog Erich zu Wolgast (1474) vor Gram über seine ungetreue Frau und nicht lange darauf starben ihm seine beiden ältesten Söhne, Wratislav und Casimir, wahrscheinlich von ihrer eigenen Mutter vergiftet, nach und nun war auch wahrscheinlich Bogislav das Brod gebacken *), wenigstens wollte die verwittwete Herzogin als seine angebliche Vormünderin das Regiment an sich reißen. Da kam Hans Lange abermals zur Stadt und rieth dem Prinzen zu entfliehen und sich zu seinem Oheim Wratislav zu begeben, der ihm rathen werde, was er thun solle, er verschaffte ihm auch ein Pferd mit Zubehör, ein Schwert und was er sonst noch brauchte. Damit ritt dieser denn nach Vorpommern zu seinem Onkel Herzog Wratislav, nachdem sich unterwegs an die dreihundert von Adel zu ihm gefunden hatten. Sein Oheim aber rieth ihm nach Rügenwalde aufzubrechen und seine Mutter gefangen zu nehmen und selbst das Regiment in die Hand zu nehmen. Dies that er auch, unterwegs fanden sich aber noch sehr viele von seinen Lehnsleuten und Dienstmannen zu ihm, so daß seine Mutter Angst bekam und seine Ankunft nicht abwartete, sondern noch eher nach Danzig mit ihrem Buhlen und Schätzen floh. Der junge Herzog übernahm nun die Regierung und berief Hans Lange zu sich und hieß ihm sich von ihm ausbitten, was er wolle, er solle Alles bekommen. Derselbe aber verlangte nichts und bat nur, daß er Zeit seines Lebens frei sein möchte von aller Unpflicht. Als ihm aber der Herzog dies auch für seine Kinder anbot, wies er es von sich und sagte, seine Kinder möchten nur Bauern bleiben, wenn sie sich wohl schickten, könnten sie keinen bessern Stand haben. Er behielt aber stets bei Hofe freien Zutritt und durfte den Herzog noch wie vor Du nennen. Wenn aber dieser Jemand abfetzen wollte, so widerrieth es Hans Lange und sagte: „Du wirst ja einen nicht abschaffen, den wir Bauern bis hierher gefüttert haben, und wirst uns dafür eine hungrige Laus in den Pelz setzen, die uns aufs Neue das Blut aus dem Leibe saugt."

403. Das Sprichwort von Kalisch.

(S. Berckenmeyer Th. I. S. 694.)

Kalisch ist ein Städtchen in Hinterpommern, von diesem giebt es ein Sprichwort: „Er ist noch nicht auf der Kalyschen Schleifmühle gewesen!" Dies bezieht sich darauf, daß vor langen Jahren dort eine Brücke über eine morastige Stelle führte, die aber in der Mitte eine verborgene Falle hatte, durch welche einer, der mit dieser Schelmerei unbekannt war, und seinen Schritt oder Sprung auf die nöthige Breite nicht im Voraus eingerichtet hatte, in geschwinder Eile in den Morast hinabstürzte. Diesen Spaß hat sich der Churfürst von Brandenburg sonst öfters mit seinen schön geputzten Kammerjunkern erlaubt.

*) Man sagt, seine Mutter habe ihm einst mit eigener Hand ein Butterbrod geschmiert, und da sei ihr Hofnarr, als er es gerade habe essen wollen, zu ihm getreten und habe ihm gesagt, er solle es dem Hunde geben, es sei unrein. Bogislav that dies auch, stellte sich als wolle er das Butterbrod vor der Thüre essen, steckte es ein und gab es seinem Hunde, der es fraß und am andern Tage daran starb. Seit der Zeit hat er nie wieder was aus der Hand seiner Mutter angenommen (S. Kantzow, Pomerania Bd. II. S. 160).

404. Die Sage von der Stadt Stargard.

(S. Beckenmeyer Th. I. S. 692.)

Stargard ist eigentlich die wichtigste von den brandenburgischen Städten in Pommern. Der Ihnafluß fließt mitten durch und sonderbarer Weise ertrinkt allemal am St. Johannistag, wo sie dort Jahrmarkt haben, Jemand darin, daher denn auch die Leute davor von der Kanzel herab gewarnt werden. Eine halbe Meile um Stargard herum, so weit man die sogenannte Johannisglocke hören kann, läßt sich aber keine Schlange betreten.

Stargard hat übrigens gerade wie Jüterbog (s. oben S. 364 Nr. 297) ein rothes Meer, so heißt nämlich heute noch der von seinen Ringmauern stehengebliebene Thurm von der Menge des bei den zahlreichen Belagerungen der Stadt im Mittelalter dort vergossenen Blutes.

405. Der Jungfrauenbrunnen bei Stargard.

(S. Fröhle, Deutsche Sagen. Berlin 1863 S. 105 nach einem Volksliede in „Des Knaben Wunderhorn" 1845. II. Abth. Bd. I. S. 299—304.)

Zu Stargard befindet sich ein Brunnen, mit Linden besetzt, der heißt der Jungfrauenbrunnen. Dort hatten sich vor langen Jahren zwei Liebende hinbeschieden, die Jungfrau kam eher hin an diesen Ort, hing ihr Kränzlein an die Linde und legte den Mantel nieder. Bald erblickt sie im Mondschein eine daherkommende Löwin, floh und verkroch sich, um ihr Leben zu retten, ziemlich weit von dem bestimmten Orte in einen Winkel. Die Löwin packte den Mantel, machte ihn blutig und lief dann mit ihren Jungen davon. Kurz darauf kommt aber ihr Liebhaber, ein junger Ritter, dorthin, und als er den blutigen Mantel und das Kränzlein dort hängen sieht, macht er sich den traurigen Gedanken, daß die wilden Thiere sie gefressen haben möchten, ersticht sich deshalb selbst, weil die Jungfrau, eine Königstochter, seinetwegen ihr Leben verloren hatte. Sie aber hatte bis dahin sich nicht getraut, aus dem Winkel hervorzukriechen, aus Furcht, die Löwin möchte den Ort noch nicht verlassen haben. Indeß überwindet die Liebe die Furcht und sie verfügt sich wieder unter die Linden, in der Hoffnung, ihren Geliebten allda zu finden und in freundlichem Gespräche sich mit ihm zu ergötzen. Wie sie ihn aber todt findet und wohl errathen konnte, die herzliche Liebe gegen sie hätte ihn dazu gebracht, da hat sie das Schwert aus seinem Leibe gezogen und sich zum Zeugniß ihrer treuen Gegenliebe auch selbst getödtet und beide sollen dann an jenem Orte begraben worden sein. Der Pförtner des Königs aber, der die Löwin aus ihrem Käfig hatte entschlüpfen lassen, wurde jämmerlich gemartert, etliche Riemen ihm aus der Haut geschnitten und er wie ein Fisch zerfetzet und erbärmlich hingerichtet. Zum unaufhörlichen Andenken ist aber der Brunnen nicht allein stets ausgemauert geblieben, sondern es hat ihn auch Frau Elisabeth, Herzogs Ulrich zu Mecklenburg Gattin, neu ummauern und mit dem fürstlichen Wappen zieren lassen. *)

*) Sonderbarer Weise ist hier die Fabel von Pyramos und Thisbe nach Pommern verlegt.

406. Seejungfern.

(Nr. 406—420, 422—425 aus Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen und Märchen. Leipzig 1848 S. 11 ꝛc.)

Auf der See sehen die Schiffer oft Seejungfern, die sind oben anzusehen wie Frauen, aber unterwärts geht ihr Leib in einen schuppigen Fischschwanz aus. Wenn so recht schöner Sonnenschein ist, kommen sie aus der Fluth hervor und kämmen ihr langes Haar, kommen auch wohl zuweilen an Bord der Schiffe; allein sie werden auch diesen oft gefährlich, denn wenn sie so in großen Schaaren gegen dieselben andrängen, ist es wohl schon geschehen, daß sie eins umgeworfen haben und die ganze Mannschaft hat ertrinken müssen. Zuweilen sieht man sie auch in Wassern auf dem Lande, das ist namentlich häufig der Fall in dem Graben an der Bohlbrücke bei Swinemünde. Dort sieht man eine Seejungfer in rothem Gewande sitzen, diese klatscht fröhlich in die Hände und lacht laut auf vor Freuden, wenn ein Mensch über die Brücke daherkommt.

407. Die Brunnenkette zu Pudagla.

Von Pudagla nach Mellenthin auf der Insel Usedom führte ehedem ein unterirdischer Gang, der ist aber jetzt zugemauert, und das kam so:

Lange nachdem das Kloster Pudagla eingegangen war, wollte man mehrmals den Gang untersuchen, um zu wissen, ob er auch wirklich nach Mellenthin führe, aber Keiner konnte es ergründen und Alle kehrten unverrichteter Sache wieder zurück. Da wurde gerade einmal eine Frau dort zum Tode verurtheilt und man machte ihr den Vorschlag, sie solle in den Gang hinuntersteigen und ihn untersuchen, dann solle ihr das Leben geschenkt sein. Darauf ging sie ein, stieg hinab und nachdem sie schon sehr weit gegangen war, kam sie an eine große eiserne Thüre, die sprang von selber auf, und sie sah auf einmal eine große Zahl von kleinen Zwergen mit langen grauen Bärten um einen Tisch sitzen, die fragten, was ihr Begehren wäre. Da erzählte sie nun alles, wie es gekommen, daß sie herabgestiegen, und darauf sagte einer der Zwerge: „Ist das so, so sollst Du diesmal ungestraft wieder hinaufkommen, aber sage denen da oben, sie möchten uns hier nicht wieder stören.“ Darauf bat sie, man möge ihr ein Wahrzeichen mitgeben, womit sie ihre Aussage bekräftigen könne und erhielt auch als solches eine lange Erbsranke, mit der stieg sie wieder hinauf und berichtete alles, was sie gesehen, und als sie nun das Wahrzeichen vorbrachte, da verwandelte es sich vor aller Augen in eine schwere eiserne Kette, die nun zum ewigen Andenken am Soot befestigt wurde, wo sie noch bis auf den heutigen Tag hängt. Der Gang aber wurde darnach zugemauert, damit Niemand wieder die Unterirdischen in ihrer Wohnung störe.

408. Der große Stein bei Gristow.

Nördlich von der Insel Gristow, etwa auf halbem Wege zwischen Cammin und Zünz, liegt in der Dimenow nicht weit vom Ufer ein gewaltiger Granitblock; der liegt schon seit grauen Jahren da und ist vor Alters ein prächtiges Schloß gewesen, in welchem ein gieriger Räuber wohnte. Dieser stellte vornehmlich auch den Mädchen nach, und wollte einst einem solchen Gewalt anthun; aber die verstand sich auf Zauberei, drückte das ganze Schloß

in einen großen Steinklumpen zusammen und schloß den bösen Räuber für ewige Zeiten darin ein.

In Cammin erzählt man auch den Kindern, daß der Storch sie vom großen Stein her ihren Eltern bringe.

409. Reiter auf dem Schimmel.

Bei Crummin auf Usedom ist es in dem Tannenkamp nicht recht geheuer, denn dort sieht man häufig des Nachts einen Reiter ohne Kopf auf einem Schimmel daherbrausen, der nimmt bald alle möglichen Gestalten an und verwandelt sich zuletzt in einen großen grauen Stein und als solcher bleibt er am Wege liegen, so daß die Pferde nicht selten davor scheuen und schon Mancher großen Schaden an Wagen und Riemzeug erlitten hat.

410. Mahrt gefangen.

Zwei Knechte schliefen zusammen in einer Kammer und einen von ihnen ritt der Mahrt so oft, daß er endlich seinen Kameraden bat, wenn es das nächste Mal wieder geschähe, möchte er doch das Afterloch in der Kammerthür verstopfen, daß sie den Mahrt fingen. Als er nun im Schlafe das nächste Mal jämmerlich ächzte und stöhnte, that jener, wie er gebeten worden, rief seinen schlafenden Gesellen beim Namen und da wachte der auf, packte schnell zu und hatte einen Strohhalm in der Hand, den er auch so lange trotz alles Krümmens und Windens festhielt, bis jener das Afterloch verstopft hatte. Darauf legte er den Strohhalm auf den Tisch und sie schliefen darnach Beide bis zum Morgen. Als sie erwachten, erblickten sie ein schönes Mädchen hinter dem Ofen, und entzweiten sich fast darüber, wem sie angehören sollte; denn der, welcher das Afterloch verstopft hatte, behauptete, daß sie sein sei, weil sie, sobald er es nicht gethan, wieder entwichen sein würde, der andere aber sagte, sie gehöre ihm, denn er habe sie ja gefangen. — Endlich gab dann jener nach und dieser heirathete nun das Mädchen und sie bekamen Kinder und lebten recht glücklich zusammen. Aber die Frau drang oft in den Mann, er möge ihr doch das Afterloch zeigen, wo sie hereingekommen, es lasse ihr gar keine Ruhe, bis sie das gesehen. Der Mann widerstand eine lange Zeit allen ihren Bitten, aber einmal bat sie ihn doch so inständig, indem sie ihm sagte, sie höre ihre Mutter in England die Schweine locken, er möge ihr dieselbe nur noch ein einziges Mal sehen lassen, daß er weich wurde und nachgab. Da ging er mit ihr hin und zeigte ihr, wo sie hereingekommen, aber augenblicklich flog sie auch wieder hinaus und ist nie wiedergekommen.

411. Klabatersmänneken oder Pukse.

Die Klabatersmänneken oder Pukse halten sich in Häusern, in Mühlen und auf Schiffen auf, wo sie von ihnen hingesetzter Milch leben und dafür allerhand Dienste verrichten; namentlich melken sie die Kühe, striegeln die Pferde, arbeiten in der Küche oder sie waschen das Schiff, helfen die Anker aufziehen und anderes mehr, und man hat nichts mehr zu fürchten, als wenn das Klabatermänneken das Schiff verläßt. Darum muß man sich ganz besonders hüten, ihnen einen Rock oder ein Paar Schuhe hinzulegen, denn dann verlassen sie augenblicklich ihren Aufenthalt. Sie gehen nämlich

in kurzen rothen Jäckchen einher, die nicht im besten Stande sind und oft Blößen zeigen, so daß es einem wohl das Herz bewegen möchte, wenn man sie sieht. In den Häusern halten sie sich besonders gern im Gebälk auf, weshalb man auch beim Umbau eines Hauses die Balken nicht fortwerfen darf, sondern soviel als möglich zum neuen Hause verwenden muß.

412. Puks zieht mit dem Gebälk.

In Swinemünde stand ehemals an der Ecke der Königsstraße ein kleines Haus, in welchem ein Mann wohnte, dem Alles nach Wunsch ging, und der zuletzt ganz wohlhabend wurde. Das kam daher, daß er einen Puks hatte, der ihm in der Wirthschaft behülflich war und den man oft des Nachts im Hause klappern und hämmern hörte. Als der Mann starb, kam das Haus an einen Bäcker, der ein schönes steinernes Gebäude an der Stelle aufführte und auch das alte Gebälk hinauswarf und neues nahm, damit das Haus recht haltbar würde. Das war aber sehr zu seinem Schaden. Denn von dem Augenblick an wich das Glück von der Stelle und er ist seines Lebens nie wieder recht froh geworden. Sein Nachbar in der Lootsenstraße aber kaufte ihm das Gebälk ab und baute sein Dach damit aus. Und darin saß der Puks; denn von Stund an wurde der Nachbar ein wohlhabender Mann und ist's geblieben bis an seinen Tod. Kein Mensch aber konnte recht begreifen, wie das kam, bis endlich einmal ein Paar Kinder auf den Boden kamen und dort ein kleines Männchen sitzen sahen; das trug einen großen aufgekrämpten Hut und einen rothen Rock mit blanken Knöpfen, von denen sieben auf jeder Seite saßen. Da wußte man denn, woher der Wohlstand kam.

413. Puks baut einen Zaun.

Im Schilfe des Ri zu Bossin hielt sich lange Jahre hindurch ein kleiner Puks auf mit rother Jacke und Mütze, der dort schon mancherlei Scherz und Neckerei verübt hatte. Einst war er plötzlich fort, aber in derselben Nacht war einem dortigen Bauer ein Zaun rund um sein Gehöft aufgeführt worden, von dem doch am Abend vorher noch keine Spur zu sehen war. Seit der Zeit bleiben auch bei demselben stets die Fensterladen der einen Kammer geschlossen und man sagt, dort habe der Puks seine Wohnung aufgeschlagen, denn der Bauer wurde immer reicher und reicher und das weiß Jeder, daß, wer plötzlich reich wird, in der Regel einen Puks hat.

414. Ritter Neuenkirchen mit der goldenen Kette.

In der Kirche zu Mellenthin auf Usedom liegt ein Ritter von Neuenkirchen begraben, der soll ein großer Räuberhauptmann gewesen sein und manche verruchte That verübt haben; daher soll er denn auch, als er nach Mellenthin kam, denn er war nicht immer dort ansäßig, ein eisernes Halsband zur Strafe getragen haben, jedoch ist ihm nachher erlaubt worden, statt diesem eine goldne Kette um den Hals zu tragen. Mit dieser sieht man ihn daher noch auf seinem an der südöstlichen Kirchwand aufgerichteten Denkstein angethan.

415. Pferdemahrt.

In Usedom lebte einmal ein Wirth, der hatte ein Pferd, das war immer tüchtig und gut im Stande gewesen, aber auf einmal wurde es mager und nahm ab, und so gut es auch gefüttert wurde, wollte es doch nicht wieder aufkommen. Das kam ihm doch ganz wunderbar vor und er sann hin und her, woher es wohl kommen möchte, konnte es aber nicht herausbringen und ließ endlich einen klugen Mann herbeiholen, daß er ihm riethe. Der kam alsbald, besah das Pferd und sagte, er wolle bald helfen. Darauf blieb er über Nacht dort, und mitten in derselben ging er in den Stall, verstopfte ein an der Thüre befindliches Mäuseloch, holte dann den Wirth und sie traten nun hinein. Da sah denn dieser zu seiner großen Verwunderung eine Frau aus seiner Bekanntschaft auf dem Pferde sitzen und so viel sie sich auch mühte, konnte sie doch nicht herabsteigen. Das war der Pferdemahrt, der so gefangen war. Da bat sie denn hoch und theuer, sie doch diesmal nur noch frei zu lassen, und das that man auch, aber sie mußte vorher versprechen, nie wieder zu kommen.

416. Eine Frau ein Werwolf.

In Caseburg auf Usedom waren einmal ein Mann und seine Frau beim Hauen auf einer Wiese beschäftigt, da sagte die Frau nach einiger Zeit, sie habe gar keine Ruhe mehr, sie könne nicht mehr bleiben, und ging fort. Vorher aber hatte sie noch ihrem Manne gesagt, das solle er ihr versprechen, daß, wenn etwa ein wildes Thier käme, er ihm seinen Hut hinwerfen und dann fliehen wolle, daß es ihm keinen Schaden thäte. Das versprach der Mann. Nur eine kleine Weile war sie fort, da kam durch die Swine ein Wolf geschwommen, der ging gerade auf die Heuer los; da warf der Mann ihm seinen Hut hin, den das Thier sogleich in kurz und kleine Stücke zerriß; aber unterdessen hatte sich ein Knecht mit einer Forke herangeschlichen und erstach den Wolf von hinten; im selben Augenblick aber verwandelte sich das Thier und Alle erstaunten nicht wenig, als sie sahen, daß es des Bauers Frau war, die der Knecht getödtet hatte.

417. Teufel als Mädchen.

Auf der Insel Usedom lebte einmal ein Edelmann, der führte ein gar sündhaftes und wüstes Leben, und stellte namentlich jungen Mädchen nach, so daß nur wenige seinen Netzen entgingen. Da fuhr er auch einmal am Strande des Meeres hin und sah von fern eine Kutsche, in der ein schönes Mädchen saß, daherkommen; sogleich sprang er aus dem Wagen und wollte zu ihr, als ihm sein Kutscher noch nachrief: „Herr, seht ihr nach den Füßen, seht ihr nach den Füßen!“ Da blickte er hin und bemerkte, daß das Mädchen einen Pferdefuß hatte; sogleich prallte er zurück, aber in demselben Augenblick sprang das Mädchen aus dem Wagen und eilte hinter ihm her. Er hatte sich nun in seinen Wagen geworfen und stürmte in wilder Eile nach Haus, aber dicht hinter ihm folgte das Mädchen mit lang aufgelöstem fliegenden Haar. Endlich kam er vor seinem Hause an, stürzte schnell hinein, riegelte die Thür hinter sich zu und eilte hinauf bis unter den Giebel des Daches, um zu sehen, ob seine grause Verfolgerin noch da sei. Da sieht er, wie sie

sich gleich einer Katze an der Wand emporrichtet, höher und höher klimmt, und jetzt ist sie oben; da reißt er in rasender Angst seine Flöte von der Wand und bläst:

Herr, ich habe mißgehandelt,
Ja, groß ist der Sünden Last,
Habe nicht den Weg gewandelt,
Den Du mir gezeiget hast.

Und mit dem letzten Ton war auch das Mädchen verschwunden; der Edelmann that Buße und begann ein neues Leben.

418. Der Heckethaler.

In Swinemünde lebte vor einigen Jahren ein Mann, der hatte einen Heckethaler und den hatte er so erhalten: Er ging in der Neujahrsnacht an die Kirchthür, hatte sich einen ganz schwarzen Kater, der auch nicht ein weißes Haar am Leibe hatte, gefangen und ihn in einen Sack gesteckt. Den nahm er auf den Rücken, ging rückwärts von der Kirchthür um die Kirche und als er herum war, klopfte er dreimal an. Da trat ein Mann heraus und fragte, ob er den Kater verkaufen wolle? — „Ja!“ — Wie theuer? — „Für einen Thaler!“ — Das ist zu viel, ich will acht Groschen geben! — „Dafür ist er nicht!“ — Darauf ging er zum zweiten Mal auf dieselbe Weise um die Kirche herum, klopfte abermals an, derselbe Mann trat wieder heraus, er wiederholte seine Forderung und nun bot er ihm sechszehn Groschen. — „Dafür ist er nicht!“ — Und nun ging er zum dritten Male rückwärts um die Kirche, klopfte wieder an, der Mann kam wieder heraus, er forderte und erhielt nun seinen Thaler. Darauf warf er den Sack mit dem Kater hin, und lief mit dem Gelde so schnell er nur konnte nach Hause. Seitdem mochte er den Thaler ausgeben, so oft er wollte, sobald nur der letzte Groschen fort war, hatte er auch den ganzen Thaler wieder in der Tasche.

419. Die Kirche zu Westswine.

Früher hatte das Dorf Westswine bei Swinemünde seine eigene Kirche, aber in einem Sommer gab es daselbst eine so gewaltige Masse von großen Mücken, die man dort Schulpusen nennt, daß sie den Thurm, der wohl etwas wacklich sein mochte, umflogen und da ist denn die Kirche auch zu Grunde gegangen.

Andere sagen, die Swinemünder hätten den Westswiner Schulzen zu sich gelockt, hätten ihn trunken gemacht, und ihn dabei eine Schrift unterschreiben lassen, in der er seine Zustimmung gegeben, daß man die Kirche abreißen könne. Das habe man denn auch alsbald gethan, die Leute aber, welche daran gearbeitet, seien alle noch in demselben Jahre gestorben. Die Stelle des Kirchhofs kann man noch heute hinter Frau Massow's Hause sehen.

420. Hünenstein bei Morgenitz.

Auf dem Neunzehnkirchthurmsberg bei Morgenitz auf Usedom, der davon seinen Namen haben soll, daß man ehemals von dort neunzehn Kirchthürme sah, liegt ein Stein, der zeigt die Eindrücke einer Hand, eines Fußes, einer Schlange und einer Hundstrappe; den soll ein Hüne, als er noch weich

war, von Uckermünde oder vom jenseitigen Ufer der Peene, das weiß man nicht genau, dorthin geworfen haben, und aus dieser Zeit sollen denn auch die Eindrücke darauf herrühren. — Einige sagen auch, ein Hüne hätte einen Streit mit den Räubern, die zu Wellenthin gewohnt, gehabt, und hätte ihn dahin schleudern wollen, hätte aber seines Zieles verfehlt und da sei der Stein hierher gefallen.

421. Der Name Swinemünde.

S. Temme a. a. O. S. 172.

In alter Zeit sind die beiden Inseln Usedom und Wollin nur eine einzige Insel gewesen und der Swinestrom hat sich erst nach und nach gebildet. Anfänglich hat sich nur eine ganz kleine Furth eingestellt, und um diese zu passiren hat man einen Schweinekopf hineingelegt. Daher ist der Name Swine entstanden, der auch beibehalten ward, als die Furth größer geworden und ein breiter Strom daraus entstanden war. Als nachher aus den wenigen dort befindlichen Fischerhütten eine Stadt ward, ist der Name auf diese übergegangen.

422. Die weiße Frau auf dem Kalkberge.

Auf dem Kalkberge unweit der Bohlbrücke bei Swinemünde läßt sich zu gewissen Zeiten eine weiße Frau mit einem großen Bund Schlüssel sehen, die auf Erlösung harrt. So sah sie auch einmal ein Mann aus Swinemünde, als sie gerade ihre Wäsche im naheliegenden See wusch; da rief er, als er bei ihr war: „Gott helf!“ Sie aber wurde sehr zornig und rief: „Hättest Du Gott helf uns allen gesprochen, so wär' ich erlöst, aber so muß ich noch ferner wandeln.“ Und damit warf sie ihm grimmig ihr Bund Schlüssel ins Genick; der Mann eilte schnell nach Hause, aber es währte nur drei Tage, da war er todt.

423. Die schwarze Frau auf dem Golm.

Auf dem Golm bei Swinemünde läßt sich alle Johannistage eine schwarze Frau mit einem großen Schlüsselbunde sehen, die will erlöst sein. An diesem Tage kam auch einmal eine arme Frau auf den Berg, die sammelte trockene Buchnüsse, und als sie nach Hause kam, hatte sie die ganze Kippe voll von Goldstücken.

Ein ander Mal kamen ein Paar Mädchen am Johannistage auf den Berg, und es war gerade der Geburtstag der einen. Als sie nun aber oben waren, kam ihnen Alles ganz verändert vor, und sie sahen sogar ein Haus stehen, durch dessen Fenster sie einen alten Mann mit langem Barte erblickten, der eifrig mit Geldzählen beschäftigt schien. Als sie ein Paar Schritte weiter gingen, sahen sie in der Ferne eine schwarze Frauengestalt auf sich zu kommen, die ihnen freundlich winkte und auf ein Loch im Berg zeigte; erst glaubten sie fast, es sei eine Nachbarin und gingen näher, aber alsbald erkannten sie ihren Irrthum und wollten umkehren. Da verwandelten sich die Züge der Frau und waren schrecklich anzusehen, sie wich gewaltig von der Erde empor, ihr langes schwarzes Haar flatterte im Winde und nun flog sie gar durch die Luft daher auf sie zu. Da flohen sie eilig von dannen, den steilen Berg hinunter; aber die schwarze Frau brauste

hinter ihnen her und ließ erſt vom Verfolgen ab, als ſie unten auf der Wieſe ankamen.

Auch einem Manne begegnete die ſchwarze Frau einſt auf dem Golm und winkte ihm, in eine offene Höhle mit hinabzukommen. Da ging er denn einen langen Gang hinunter und kam in ein großes Gewölbe, wo große mit Gold und Silber gefüllte Kiſten ſtanden, aus denen er ſeine Taſchen füllte. Darauf winkte ſie ihm weiter zu kommen und er folgte, aber plötzlich erfaßte ihn ein gewaltiges Grauſen und er floh, da ſchlug der Berg krachend hinter ihm zuſammen; drinnen hörte man noch lange ein klägliches Jammergeheul.

424. Milch abmelken.

In Caseburg war einmal ein Bauer, deſſen Kühe wollten keine Milch geben, ſo gut er ihnen auch zu freſſen gab, ſo daß er endlich einſah, ſie müßten behext ſein und einen klugen Mann kommen ließ, damit er ihm helfe. Der ging denn auch in den Stall, ſah die Kühe an und wußte ſogleich, wie es mit ihnen ſtand; ſie waren behext. Drum ging er im Dorf umher, um die Hexe ausfindig zu machen; da ſah er denn im Stalle des Nachbars deſſen Frau, die ſtand an der Wand des Stalles, die nach dem Gehöfte jenes Bauern zu lag, hatte einen Beſenſtiel in dieſelbe geſchlagen, daran einen Eimer gehängt und melkte den Beſenſtiel, und dieſer gab Milch wie ein natürliches Euter. Da war die Hexe verrathen; er bedrohte ſie gewaltig und von der Zeit an gaben des Bauern Kühe wieder Milch.

425. Das Maitagshorn bei Rönneby.

In der Nähe von Rönneby lebte ein Gutsbeſitzer, dem die Hexen in der Walpurgisnacht ſeine Felder und Gehöfte dermaßen verwüſteten, daß endlich ein getreuer Knecht beſchloß, dieſem Unfug ein Ende zu machen. Zu dieſem Zweck ritt er in der Mainacht an den Ort, wo ſie ſich zu verſammeln pflegten, und fand ſie dort um einen großen Marmorſtein, der auf vier goldenen Säulen ruhte, verſammelt, und auf dem Steine lag ein wunderſam geformtes Horn. Die Hexen ließen ſich Speiſe und Trank ſchmecken und boten ihm auch davon an, allein er fand dort einen ſeiner Mitknechte, der ihn warnte, er ſolle nichts trinken, denn man wolle ihn vergiften. Darum ſchlug er das dargebotene Getränk aus, griff ſchnell nach dem Horn und ſprengte im ſchnellſten Galopp dem Gehöfte ſeines Herrn zu, der alle Thüren und Thore hatte öffnen laſſen, um allen Aufenthalt zu vermeiden, und wie gewaltig die Hexen hinter ihm herjagten, ſie konnten ihn doch nicht mehr einholen. Andern Tags nun, als er ſeinem Herrn das Horn gebracht hatte, ließ ſich ein feingekleideter Herr bei dieſem melden, und bat ihn, er möge ihm das Horn zurückgeben, wogegen er ihm verſprach, ſeine Beſitzung mit einer ſieben Fuß hohen Mauer zu umgeben; im Falle er ſich weigere, drohte er ihm, daß ſein Gehöfte dreimal abbrennen ſolle und das gerade, wenn er ſich am reichſten dünke. Darauf ging er fort und gewährte dem Edelmann drei Tage Bedenkzeit; dieſer aber gab das Horn nicht zurück. Kaum jedoch hatte er die nächſte Ernte unter Dach gebracht, ſo ſtand ſein Gehöfte in Flammen, und ſo ging es ihm zum zweiten und dritten Male, ſo daß er

zuletzt gänzlich verarmte. Der König aber, zu dem das Gerücht davon drang, beschenkte ihn so reich, daß er sich neu anbauen konnte, und nun schickte man das Horn überall umher, um zu erkunden, woher es komme, ja sogar bis nach Constantinopel ging es, ob es vielleicht den Türken gehöre; wo es sich aber jetzt befinde, wußte der Erzähler, der ein Schwede aber in Swinemünde ansäßig war, auch nicht.

426. Der Name Usedom.

(Nach Temme S. 171.)

Vor Zeiten lebte auf der Insel Wollin ein Fürst, der auch die benachbarte Insel unter seine Botmäßigkeit bringen wollte. Diese führte bis dahin noch keinen Namen. Allein die Bewohner derselben wehrten sich so tapfer, daß es ihm nicht gelang. Nun bot er ihnen Frieden unter billigen Bedingungen an und als sie den auch nicht annehmen wollten, rief er aus: „O wie dumm", davon hießen die Inselbewohner erst spottweise Osodummer und dann Usedomer. Nach einer andern Sage wären sie aber dadurch zu diesem Namen gekommen, daß, als sie einst zusammengekommen waren um selbst ihrer Insel einen Namen beizulegen und ausgemacht hatten, sie sollte nach dem ersten Worte, das einer von ihnen spräche, benannt werden, Keinem ein gutes Wort einfiel und nun, wie sie Alle stumm dastanden und Niemand sprach, endlich ein alter Mann ärgerlich ausrief: „O so dumm!"

427. Sagen vom Schlosse zu Daber.

(S. Temme a. a. O. S. 184 ꝛc.)

Das Schloß zu Daber ist sehr alt und jetzt ganz verfallen, so daß Keiner mehr darin wohnen kann. In uralten Zeiten sollen, wie die Leute sagen, einmal drei vornehme Fürsten darin gewohnt haben. Die haben ein sehr wildes und gottloses Leben geführt, nichts gethan als Jagen, Trinken und Fluchen, und den lieben Gott haben sie ganz vergessen. Da ist endlich einer von ihnen plötzlich gestorben. Den haben die Beiden im Erdbegräbniß auf dem Schlosse beisetzen lassen; aber in ihrem Lebenswandel haben sie sich nicht gebessert. Darauf sind sie denn bald ebenfalls eines jähen Todes verstorben. Von der Zeit an ist das Schloß verfallen und es wohnen nun böse Geister darin, welche die Leute in der Gegend die Kobolde nennen. Die treiben besonders des Nachts, ein schreckliches Wesen in dem alten Schlosse. Daher wagt es auch Keiner, nach den vielen Schätzen zu suchen, die noch darin begraben liegen sollen, denn bei Tage kann man an einen solchen Schatz nicht kommen. Einige Leute haben auch schon diese Kobolde gesehen.

Die alte Nachtwächtersfrau, die noch im ersten Viertel des laufenden Jahrhunderts zu Daber lebte, war einmal auf den Johannistag gerade um die Mittagszeit auf das alte Schloß gegangen, um Flieder zu pflücken, der dort viel wächst. Auf einmal, während sie sich bückte, sah sie aus dem Schlosse drei herrlich gekleidete Fräulein kommen, denen drei kleine Männer folgten. Alle sechs führten einen zierlichen Tanz auf dem Hofe aus, zu dem die Musik aus dem Schlosse kam. Nachdem dies eine Weile gedauert hatte, erschien ein großer Hund an einer goldenen Kette. Das war der leibhaftige Teufel, denn er ver-

wandelte sich plötzlich in einen großen schwarzen Ritter und fing an mit zu tanzen, worauf es nicht anders war, als wenn rund umher der ganze Erdboden bis tief hinein erschüttert werde. Die alte Nachtwächtersfrau hat darüber einen solchen Schrecken bekommen, daß sie in aller Eile den Schloßsteig heruntergegangen ist. Auf der Brücke erst ist sie still gestanden und hat sich umgeblickt, worauf sie denn wahrgenommen, daß aus einem verfallenen Thurme des Schlosses eine schreckliche Gestalt herausgeblickt hat. Das ist auch der Teufel gewesen. Er hat wie ein Drache ausgesehen, und aus dem Munde Feuer gespieen, und auf einmal ein so furchtbares Schreien erhoben, daß davon das ganze Schloß gezittert hat, und eine Mauer geborsten ist. Gleich darauf hat die Glocke Eins geschlagen, und nun ist Alles vorbei gewesen; der Thurm aber, aus dem der Teufel geschrieen, ist sogleich eingestürzt. Der Teufel hat so arg geschrieen, daß die alte Frau taub geworden ist, was sie denn auch zum Wahrzeichen ihr Leben lang geblieben ist.

Ein andermal war ein alter Böttcher, der Bandstöcke geholt und sich darüber verspätet hatte, um Mitternacht an dem alten Schlosse vorbeigekommen. Auf einmal begegneten ihm unweit desselben drei Männer, welche feurige Hüte trugen, sonst aber ganz schwarz waren. Die stellten sich an die Brücke, über die er mußte, und wollten ihn nicht hinüber lassen und drohten ihm. Anfangs graute dem alten Mann; zuletzt aber faßte er sich ein Herz und hob an mit lauter Stimme das Lied zu singen:

Ihr Höllengeister, packet Euch,
Ihr habt hier nichts zu schaffen.

Da verschwanden die schwarzen Gestalten eiligst und liefen nach dem Schlosse zu. Oben in demselben erhoben sie ein schreckliches Geheul und stürzten sich dann von oben in den Thurm hinab, von dem die Leute sagen, daß früher die Gefangenen darin gesessen hätten. Gleich darauf hörte der Böttcher ein großes Hundegebell und dann ein fürchterliches Krachen. Der Böttcher hat dies Alles dem Drechslermeister Habermann zu Daber erzählt, der damals dort lebte.

Dieser Habermann erzählte auch Folgendes: Zu dem Schlosse zu Daber gehört ein ziemlicher See. Hier soll, wie die Leute schon von alten Zeiten her sagen, ehemals eine große Stadt gestanden haben, die aber nachher in den See versunken ist. Die Glocken der mit untergegangenen Thürme kann man noch zur Zeit hören. Nun begab es sich einmal, erzählte Habermann, daß ein Schuhmacher, der oft aufs Land ging um Arbeit zu suchen, in einer Nacht etwas angetrunken aus dem Kruge zu Plantikow kam, welches Dorf etwa eine halbe Meile von Daber liegt. Er war kaum eine Viertelstunde gegangen, als er am Wege drei schwarze Pferde sah, die da weideten. Er dachte, die gehörten einem Bauer aus Plantikow zu, und in seinem trunkenen Muthe, und weil ihm das Gehen sauer wurde, machte er sich an sie heran und setzte sich auf eins, um so nach Hause zu reiten. Aber auf einmal hob sich das Pferd mit ihm in die Höhe und flog hoch durch die Luft, daß dem Schuhmacher Hören und Sehen verging. Erst an dem Schloßsee ließ es sich mit ihm nieder. Es warf ihn dort am Ufer ab und verschwand dann in der Tiefe des Sees. Gleich nachher hörte der Schuhmacher unten im

Wasser ein helles Glockengeläute. Die Glocken sprachen dabei ordentlich, denn er hörte deutlich die Worte:

Anne Susanne
Wust du mit to Lanne?
O ne mi Grete,
Man immer deepe!

Die Leute meinen, daß die drei schwarzen Pferde den drei Fürsten gehört haben; Manche sagen auch, das dritte sei der Teufel selbst gewesen. Es soll auch in der Luft ganz feurig geworden sein, und lauter Feuer von sich gespieen haben.

428. Die drei Ringe zu Pansin.

(S. Temme a. a. O. S. 240.)

Eine Meile von Stargard nach Osten hin liegt ein großes Dorf mit einem alten und ansehnlichen Schlosse, Pansin geheißen. Dasselbe gehörte früher dem Johanniterorden, wurde aber nachher ein Bork'sches Lehn und ist jetzt im Besitze der Familie v. Puttkammer. Auf diesem Schlosse lebte vor Zeiten ein Fräulein, der erschien in einer Nacht ein Geist, der ihr gebot aufzustehen und ihm in die Kirche zu folgen. Anfangs scheute das Fräulein sich, auf sein drittes Gebot gehorchte sie ihm aber. Wie sie nun in die Kirche trat, da sah sie am Altare ein Feuer brennen, und der Geist gebot ihr, daß sie zu demselben hingehen und ihre Schürze mit den glühenden Kohlen füllen solle; er ermahnte sie dabei, daß sie beim Weggehen sich nicht umsehen dürfe. Das Fräulein that zwar Anfangs, wie ihr geheißen, als sie aber zuletzt aus der Kirche herausging, da konnte sie nicht widerstehen sich noch einmal umzublicken. Allein auf einmal fielen alle Kohlen auf die Erde und verloschen; nur drei konnte sie geschwinde aufgreifen. Als sie mit diesen in das Schloß zurückkam, da waren es drei goldene Ringe. An diesen drei Ringen hängt das Glück und Gedeihen der Familie, die das Schloß besitzt, darum wurden sie mit großer Sorgfalt verwahrt. Dennoch ist einer davon einmal verloren gegangen. Gleich darauf entstand im Dorfe eine Feuersbrunst und das Schloß bekam einen großen Riß. Man schickte die beiden anderen Ringe darauf in ein Kloster; zuletzt hat man sie aber, damit sie gar nicht verloren werden könnten, in dem Schlosse eingemauert.

Man sagt, der Geist, den das Fräulein gesehen, solle einer von den Unterirdischen sein, deren es in der Wiese bei Pansin zu vielen Hunderten giebt. Andere meinen, das Fräulein habe gar keinen Geist gesehen, aber es habe ihr in drei Nächten nach einander geträumt, daß sie so thun solle, wie sie nachher gethan hat; sie hätte auch nicht in die Kirche gehen sollen, sondern auf die Wiese, in welcher die Unterirdischen wohnen. Wie sie nun wieder zurückgegangen, da habe sie auf einmal einen ganzen Haufen von diesen kleinen Männlein gesehen. Darüber soll sie so erschrocken sein, daß ihr alle Kohlen bis auf die drei entfallen sind.

429. Eine Hexe holt ihren Mann auf einem Bocke aus der Fremde.

(S. Bräuer, Curiositäten S. 67.)

Zu K., einer Pommerschen Stadt, hatte ein Salzknecht ein altes Weib, bei der er nicht gern blieb. Deshalb gab er einst vor, er wolle nach Hessen,

seiner Heimath wandern und allda seine Freunde besuchen. Weil sie aber besorgte, daß er vielleicht nicht wiederkommen werde, wollte sie ihn nicht fortlassen, allein er reisete nichts destoweniger ab. Wie er nun etliche Tagereisen zurückgelegt hat, kommt auf dem Wege von hinten zu ein schwarzer Bock, schlüpft ihm zwischen die Beine, erhebt ihn und führt ihn wieder zurück, und zwar geradezu, durch Wald und Feld, über Wasser und Land, in wenig Stunden, und setzt ihn vor dem Thore der Stadt in Angst, Zittern, Schweiß und Ohnmacht nieder. Sein Weib aber heißt ihn mit höhnischen Worten willkommen: „Schau, bist Du wieder da, so soll man Dich lehren daheim bleiben!“ Hierauf that sie ihm andere Kleider an und gab ihm zu essen, daß er wieder zu sich selbst käme.

430. Liebestrank gegeben.

(S. Gockelius, Vom Beschreyen und Verzaubern S. 112.)

Ein Pommerscher Cavalier, der als Kapitain bei den Münsterschen Kriegsvölkern stand, hatte von einer geilen Metze ein Tränklein bekommen. Davon war er so bethört worden, daß er oft des Nachts aufstehen und wider seinen Willen ihr mit Verdruß nachlaufen mußte. Da hat ihm Jemand Mist in seine Schuhe gelegt, und nachdem er darin eine Stunde gegangen und sich satt gerochen hatte, ward seine Liebe auch stinkend.

431. Das fluchende Weib zu Demmin.

(S. Micrälius Bd. I. S. 274. Kantzow, Pomerania Th. I. S. 445. W. K. Stolle, Beschr. u. Geschichte d. chemal. Hansestadt Demmin. Greifswald 1772 in 4. S. 645. 715.)

Es wohnte im Jahre 1407 hier zu Demmin ein Edelmann, Namens von Kaland (oder Kahlden). Dieser hat wie andere Bürger gehandelt, gebraut und gemalzt. Derselbe hatte aber eine sehr böse und jähzornige Frau, diese hat an einem Sonntage ihrem Mädchen geheißen, Feuer unter die Darre zu machen. Nun hat aber diese gern in die Kirche gehen wollen, weil das Gesinde sonst nicht wohl in die Kirche kömmt, damit sie das Evangelium nicht versäume. Sie ging also in die Kirche, weil sie glaubte, daß nach geendigtem Gottesdienste immer noch Zeit genug wäre. So wie sie aber wieder zu Hause kommt, ist ihre Frau furchtbar zornig, flucht und tobt und sagt zu ihr, sie solle in tausend Teufel Namen Feuer anmachen. Das Dienstmädchen gehorcht auch und macht Feuer an. Kaum ist sie aber davongegangen, so brennt auf einmal das ganze Haus, das Feuer ergreift die nebenan stehenden Häuser, bis die halbe Stadt abgebrannt ist, ehe man nur den Brand löschen kann. Die Bürger aber waren so erbittert, daß sie den von Kaland aufsuchten, ihn mit seiner Frau ins Feuer zu werfen und auch zu verbrennen. Zu seinem Glück war er aber nebst seine Frau bereits entwichen. So nahm man das Dienstmädchen, peinigte sie und wollte heraus haben, ob sie nicht das Feuer verwahrlöset habe. Sie blieb aber dabei, daß sie unschuldig sei, sie habe nach dem Feuer gesehen, es müsse die Rache Gottes sein.

Eine spätere Feuersbrunst (28. Juli 1656) soll eine Hexe, mit ihrem Manne, der Paul Albrecht hieß, verursacht haben.

432. Der Name Demmin und das Haus Demmin.

(S. Stolle S. 4. Temme S. 179.)

Bei der Stadt Demmin liegt noch heute die Ruine einer alten Burg, welche das Haus Demmin heißt. Die Burg soll vor alter Zeit von zwei (oder drei) Prinzessinnen erbaut worden sein. Sowohl die eine als die andere haben sich aber die Stadt zugeeignet und immer gerufen: Se is Din und Min. Davon hat die Burg und später die neben ihr erbaute Stadt den Namen Demmin erhalten.

Burg und Stadt haben früher nur einen Herrn gehabt und sind durch einen unterirdischen Gang verbunden gewesen, der so geräumig war, daß man mit einem Wagen darin hat fahren können. Später ist derselbe aber verfallen und die Burg zu dem Gute Vorwerk geschlagen worden, welches nahe dabei liegt. Dabei soll aber ausgemacht worden sein, daß die Burg nicht an die Stadt Demmin zurückfallen dürfe, so lange noch ein Stein von ihr auf dem andern liege, und dies ist der Grund, warum die Besitzer von Vorwerk um die Erhaltung dieser Ruine so besorgt sind.

433. Der Schatz im Hause Demmin.

(S. Temme a. a. O. S. 233.)

Unter den Ruinen des Hauses Demmin liegen große Schätze, aber so tief, daß man in einer Nacht nicht so viel graben kann, um bis zu ihnen zu gelangen. Deshalb haben Viele, die es versucht hatten, sich vergebliche Mühe gemacht, denn wenn sie bis zur zwölften Nachtstunde gegraben hatten, stürzte auf einmal alles, was sie gegraben hatten, wieder zusammen.

Einst hat ein Knabe auf der Ruine Ball gespielt, und es ist ihm derselbe in eine Oeffnung des Gemäuers gefallen, er stieg also hinab um ihn sich wieder zu holen, und kam in ein großes dunkles Gewölbe, in welchem er eine offenstehende Thüre erblickte, durch welche Licht schimmerte. Er ging demselben nach und kam in einen ungeheuern Saal, in welchem unermeßliche Schätze aufgestapelt waren. Er steckte sich schnell die Taschen voll Gold und Silber, als er aber wieder hinausgehen wollte, lag vor der Thüre ein großer schwarzer Hund. Da derselbe aber schlief, stieg er über ihn weg und kam so glücklich aus dem Gewölbe heraus und lief nach Hause. Er hatte aber eine böse und geizige Stiefmutter. Als er dieser erzählt, was er gesehen und gefunden hatte, da befahl sie ihm, noch einmal nach der Ruine zurückzukehren und sich die Taschen zu füllen. Der arme Knabe gehorchte auch, allein er ist nie wieder zum Vorschein gekommen, wahrscheinlich hat ihn der Hund zerrissen.

434. Der Schatz zu Demmin.

(S. Stolle a. a. O. S. 731 ꝛc.)

Im Jahre 1692 besaß ein Apotheker, Namens Johann Karl Treu, ein großes massives Haus auf der Straße, die der schnelle Lauf heißt; dasselbe liegt so, daß wenn man von dem Markte nach der Kahldischen Straße gehen will, die rechte Seite nach dem schnellen Lauf, die andere aber in der Kahldischen Straße nach dem Thore zu geht. Zu diesem kam ein altes Bauerweib und offenbarte ihm, in seinem Stalle sei ein großer Schatz ver-

graben, wie ihr in der vorigen Nacht geträumt habe. Er ging auch (12. April) hin und grub frisch darauf los, fand aber nur einen großen Kessel mit Kohlen, womit ihm wenig gedient war. In Hoffnung aber eines bessern grub er weiter und es halfen ihm dabei seine Tochter und seine hochschwangere Frau. Indem er aber zu weit und zu tief in die Erde minirte, schoß die schwere Mauer und das Erdreich nach, bedeckte und tödtete den unvorsichtigen Schatzgräber, und es wurden auch die Tochter und Frau hierbei tödtlich verwundet, aber sind noch beim Leben herausgezogen und erhalten worden.

Im Jahre 1752 kam wieder ein Schatzgräber nach Demmin, er gab vor, daß er ein Mönch sei und im Vatican oder der Bibliothek des Papstes zu Rom eine schriftliche Notiz, wo zu päpstlichen Zeiten die Klöster oder Andere ihre Schätze vergraben, gefunden und selbige entwendet hätte. Er verschaffte aber Keinem einen Schatz, sondern grub einen solchen für sich aus den Beuteln der Leichtgläubigen heraus.

Im Jahre 1770 fand sich abermals ein Schatzgräber und Wahrsager hier ein, allein der Magistrat ließ ihn beim Kopfe nehmen und gefangen setzen, seine Künste wurden untersucht und die Akten nach Stettin zum Spruche verschickt. Man wollte aber seine Schätze nicht haben, sondern verwies ihn damit aus der Stadt und dem Lande, diejenigen aber, welche ihn bei sich hatten graben lassen, mußten ihn im Gefängniß unterhalten und die Gerichtsgebühren, Sporteln und alle Unkosten tragen.

435. Das Kloster am Gollenberge.

(S. Ziehnert Bd. III. S. 195 ꝛc. nach dem Pommersch. Provinz. Bl. Bd. I. S. 429 ꝛc. S. a. ebd. Bd. III. S. 32 ꝛc. Micrälius Bd. II. S. 288.)

Der Gollenberg zwischen Zanow und Cöslin, der höchste Berg in Pommern, war früher ein berühmter Wallfahrtsort, zu dem die Leute aus weitester Ferne herzugeströmt kamen, um sich hier Ablaß zu holen. Auf seinem Gipfel stand früher eine Kapelle, deren Trümmer man noch jetzt sehen kann. Sie war der Jungfrau Maria geweiht und darum hieß der Berg auch der Marienberg oder Unserer lieben Frauen Berg. An diese knüpft sich folgende Sage.

Als das Christenthum sich in Pommern Eingang verschaffte, behielt der heidnische Götzendienst immer noch lange treue Anhänger, die namentlich auf der Insel Rügen sich versammelten und dort ihre Zusammenkünfte und Feste feierten. Von einer solchen gemeinschaftlichen Feier kehrten sie einst zu Schiffe in ihre Heimath zurück, wobei sie ein schrecklicher Sturm überfiel, also daß Alle augenblicklich den Tod erwarteten. Sie schrieen zu ihren Göttern um Hilfe, allein diese wollten und konnten ihnen nicht helfen. Verzweifelnd blickten sie zu den Wolken, die wie schwarze Gespenster über ihren Häuptern vom Sturme gepeitscht hinfuhren. Aengstlich lauschten sie, ob nicht irgendwo sich eine Stimme, ein Ton vernehmen ließe, der ihnen Hilfe und Rettung verspräche. Plötzlich hörte einer der Schiffsleute den Ton des Horaglöckchens, im Kloster Bukow am Ufer, das Herzog Swantopulk erbaut hatte, und fiel sogleich auf seine Kniee und betete zu dem Christengott um Hilfe und Rettung, und alle, die auf dem Schiffe waren, folgten seinem Beispiele. Da löste sich der Sturm auf in sanftes Wehen, der Donner verlor sich sanft murmelnd in der Ferne, das Meer ward ruhig und auf der Höhe des Gollenberges

zeigte sich ein helles Licht. Sie steuerten darauf hin, landeten und waren Alle gerettet. Zum dankbaren Angedenken und zur Erinnerung an die gnädige Hilfe des Christengottes bauten die Geretteten eine Kapelle mit schönem Altar, die nachher von vielen Gläubigen besucht ward.

Im Jahre 1415 hat ein Edelmann, Peter Bulgerin, der nicht weit von diesem Berge wohnte, im Jähzorn seinen Bruder erschlagen. Um sein Verbrechen zu sühnen, ist er nach den berühmtesten Wallfahrtsorten in Europa gepilgert, hat aber nirgends eine Beruhigung seines Gewissens finden können. Endlich hat er die Mönche zu Compostella gefragt, ob sie nicht noch einen kräftigern Wallfahrtsort wüßten, und diese haben ihm den Gollenberg in Pommern als noch viel heiliger, wie den ihrigen empfohlen. Da ist er zornig geworden und hat gesagt, er brauche nicht darum so viele Meilen weit zu wandern, wenn er den Berg, wo er so oft seines Vaters Ochsen gesucht, so in der Nähe habe. Er ist also dorthin zurückgekehrt, hat aber auch keine Ruhe gefunden, sich den Dolch in die Brust gestoßen und wandelt nun dort als ruheloser Schatten herum.

436. Die drei Mönche im Dome von Colberg.

(S. Maaß, Geschichte und Beschreib. d. St. Marien-Kirche zu Colberg. Colberg 1837 S. 104 ꝛc.)

Die St. Marienkirche oder der Dom von Colberg, dessen Ursprung bis auf die Zeit des h. Otto zurückgeht, ist eine der schönsten und größten Kirchen in Pommern; sie ist 205 Fuß lang, 128 breit und 74 hoch. An ihrer Westseite befindet sich ein Thurm mit drei Spitzen, der 236 Fuß hoch ist und zur See bereits in einer Entfernung von 7 Meilen gesehen werden kann.

Als die Colberger den Bau angefangen hatten, fehlte es ihnen sehr bald an dem nöthigen Gelde um ihn fortzuführen. Da traten drei fromme Mönche auf und erboten sich, in der ganzen Christenheit herum zu pilgern und für den Bau zu sammeln. Sie beschlossen aber Gott zu bitten, er möge ihnen im Traum doch durch irgend ein Wunder zu erkennen geben, daß ihm ihre Absicht angenehm sei. Der eine träumte, er wolle die Sonne mit der Hand erfassen, der andere, daß sein Haupt von einem Berge bedeckt werde, was aber dem dritten geträumt hat, das weiß man nicht mehr. Da sie sich nun gerade dies und nichts anderes vorher im Wachen gewünscht hatten, so sahen sie den Umstand, daß sie im Traume dasselbe gesehen, für ein Zeichen der Erhörung ihres Wunsches an und wanderten getrost fort in die weite Welt und hatten auch viel Glück, sie brachten ungemein viel Geld zusammen und als sie genug zu haben glaubten, da kehrten sie zurück und lieferten es ab. Als nun aber noch etwas nach Vollendung des Baues übrig geblieben war, da beschlossen sie, daß jeder von ihnen eine besondere Spitze auf dem Thurme der Kirche aufführen lassen solle. Zwei von ihnen aber starben, ehe dieselben fertig wurden, und nur einer überlebte die Vollendung und das war der, welcher im Traume die Sonne mit seiner Hand umfaßt hatte. Er bekam die mittelste höchste, die zwei übrigen aber die beiden kleinern Spitzen. Zum Andenken an diese drei Bettelmönche hat man aber kurz nach ihrem Absterben ein Gemälde anfertigen lassen, auf welchem sie in liegender Stellung dargestellt sind, einer von ihnen ist grau, die andern

zwei sind schwarz gekleidet. Der eine hält ein Buch in der linken Hand, worauf die Worte stehen: „Pater, magnificavi nomen hominibus“ (Vater, ich habe Deinen Namen bei den Menschen verherrlicht). Dies Gemälde, welches sich am westlichen Hauptpfeiler des Thurmes unter der Orgel und in der Nähe des Haupteinganges der Kirche befindet, ist im Jahre 1741 restaurirt worden.

437. Der Mann ohne Kopf in Pyritz.

(Nach Temme S. 283.)

Ein Theil von Pyritz heißt das Mönchsviertel. Bis zum 30jährigen Kriege hat hier an der Stelle, wo jetzt das Schulhaus ist, ein Nonnenkloster gestanden. In jeder Sylvesternacht sieht man vom Kirchhofe der Stadt aus in einem Wagen einen großen Mann ohne Kopf fahren, ebenso haben die Pferde keine Köpfe. Man erzählt nun, daß vor alten Zeiten in dieser Gegend ein boshafter und habsüchtiger Mann gewohnt habe, der habe eine Schwester gehabt, die ihm hinderlich gewesen sei, eine große Erbschaft zu machen. Er habe sie also ins Kloster mit Gewalt gebracht und den Leuten gegenüber vorgegeben, sie sei gestorben. Erst auf seinem Todtenbette hat er seine Missethat bekannt und das innige Verlangen ausgesprochen, seine Schwester noch einmal wiederzusehen, allein Gott hat ihm diese Gnade nicht gewährt, sondern zur Strafe hat er im Grabe keine Ruhe, und er muß alle Jahre einmal ohne Kopf auf einem glühenden Wagen nach dem Kloster fahren.

438. Der Spuck auf der Brücke zu Pyritz.

(Nach Temme S. 283.)

Auf dem Wege von Pyritz nach Stargard liegt eine Brücke, auf der man oft ein seltsames Gespenst sieht. Auf dieser Stelle nämlich ist im siebenjährigen Kriege ein alter Mann mit seinem kleinen Sohne, der sich nach der Stadt flüchten wollte, von den ihn verfolgenden Russen eingeholt und erschlagen worden. Diesen Mann sieht man des Nachts auf der Brücke stehen, er hat sein todtes Kind im Arme und die grauen Kleider Beider sind voll rother Blutstropfen. Ein Bauer kam des Nachts dorthin gefahren, um Korn in die Stadt zu fahren, erst wollten seine Pferde durchaus nicht bis hin, als er sie endlich durch Peitschenhiebe dazu zwang, gingen sie durch und erst am Thore der Stadt vermochte er wieder ihrer Herr zu werden.

439. Wunderzeichen zu Pyritz.

(S. Micrälius, Pommerland S. 241 ꝛc.)

Am 6. Julius des Jahres 1636 hat am Abend der Mond erst ganz kohlschwarz ausgesehen, dann hat sich in seiner Mitte ein kleiner heller Stern gezeigt und nachdem sich unter ihm ein rother Bogen zusammengezogen, ist der Mond selbst wieder roth und feurig geworden. Nach einer Weile zog sich dieser rothe Bogen auseinander und man sah auf einmal nach Mitternacht zu einen großen rothen Löwen und gegen Mittag einen feurigen Mann am Himmel stehen. Diese drangen heftig auf einander los, also daß sie wieder von einander zurückprallten. Plötzlich ward aus dem feurigen Manne ein Todtenkopf, der verging auch und nun zeigte sich an seiner Stelle ein

ganz kleines Menschenbild, welches eine Ruthe in der Hand hatte. Mit dieser winkte es dem Löwen und legte sich darauf wie todt zu dessen Füßen nieder. Hierauf verwandelte sich der Löwe in einen Türkenkopf, dann verschwanden die Bilder, der Mond ward wieder schwarz und über ihn bildete sich ein rothes Kreuz, welches an allen vier Seiten schwarz war. Als auch das Kreuz verschwomm, entstand eine große feurige Röthe, in welcher man eine Menge Leute mit aufgehobenen Händen stehen sah. Als aber diese verging, bekam der Mond seine natürliche Farbe wieder.

440. Die Klosterruine zu Eldena.

(Nach Temme S. 237.)

Ehemals stand ein Kloster zu Eldena bei Greifswald, welches sehr reich war. Dasselbe ist aber schon längst zerstört und nur noch wenige Ruinen sind von seiner Kirche übrig, die man aber von weit aus sehen kann. In der Tiefe seiner unterirdischen Gewölbe sollen aber viele Schätze verborgen liegen, namentlich soll ein finsterer Gang in ein großes Gemach führen, in welchem sich ein Tisch befindet, neben dem eine große schwarze Kutsche steht, welche von einem großen schwarzen Pudel bewacht wird. Vor ohngefähr hundert Jahren komen zwei Kapuziner von Rom nach Eldena, welche den dasigen Landreiter nach einer verborgenen Thüre fragten, welche angeblich in das alte Gemäuer unter der Ruine führen sollte. Derselbe wußte natürlich nichts davon, gab ihnen aber seinen Knecht als Führer mit, damit sie sie selbst suchen könnten. Sie schienen die Räumlichkeiten jedoch genau zu kennen, bezeichneten dem Knechte auch eine Stelle, wo er den Schutt wegräumen solle, und es fand sich richtig eine Thüre. Als die Kapuziner dieselbe berührten, that sie sich von selbst auf und diese traten nun mit dem Knechte hinein, sie kamen in mehrere Zimmer, wo gar nichts war, dann aber in eins, wo mehrere Leute mit Schreiben beschäftigt zu sein schienen, mit diesen sprachen die Kapuziner Vieles heimlich und dann gingen sie wieder hinaus. Als aber der Knecht wieder auf der Oberwelt war, da erfuhr er, daß er ohne es zu merken, drei Jahre abwesend gewesen war und man ihn bereits für todt gehalten hatte.

441. Der Schwarzkünstler zu Eldena.

(S. Biederstedt, Beitr. zur Gesch. d. Kirchen und Prediger in Pommern. [Greifswald 1818—19] Bd. II. S. 80.)

Vor ohngefähr 200 Jahren hatte der damalige Hauptmann Champret zu Eldena einen Hauslehrer, Namens Christoph Böhm, aus Annaberg in Sachsen. Der hatte in einem Glase einen Spiritus familiaris, den ihm in Leipzig, als er dort studirte, sein Stubenbursche aufgehängt hatte und den er nicht wieder los werden konnte. Er erschien ihm zuweilen als eine schöne Dame, Laurette genannt, und hatte mit ihm ein buhlerisches Verhältniß. Dieser Informator predigte oft zu Wieck mit vielem Beifall und Niemand traute ihm etwas Arges zu. Da kam einmal der Sohn des Hauptmanns, der zu Greifswald studirte, mit andern Studenten nach Eldena und man belustigte sich mit Scheibenschießen. Auf einmal waren mehreren von ihnen die Gewehre besprochen, Niemand traf etwas, und da sich der Hauslehrer sonderbar dabei benahm, fiel der Verdacht der Bezauberung auf ihn, man

zog ihn auf Veranlassung des Hauptmanns ein, brachte ihn auf die Folter und nun gestand er seinen Pact mit dem Teufel und seinen Verkehr mit dem Buhlgeist ein. Er wurde dafür auf dem Holzplatze zu Eldena enthauptet.

442. Die Hirtin vom Rugard auf der Insel Rügen.

(S. Prohle, Deutsche Sagen. Berlin 1863 S. 99.)

Auf der östlichen Seite von Rügen steigt der Rugard zu 340 Fuß Höhe auf. Er bietet eine herrliche Aussicht dar. Hat man ihn erstiegen, so bilden nach Süden den reizenden Vordergrund ergiebige Getreidefelder, auf kleinen Flächen reifender Roggen und grünende Gerste, blühende Erbsen- und Kartoffelfelder im bunten, blühenden Gemisch. Fernhin erhebt sich der hohe mit Tannen bewachsene sogenannte Schloßhof von Putbus. Aus waldigen Umgebungen schimmern anmuthig die Gebäude zu Putbus. Eine Insel wechselt mit einem dunkel bemoosten Kirchthurm. Oestlich scheint ein schmales glänzendes Band Rügen mit Jasmund zu verbinden. Zwischen Rügen und Jasmund liegt ein wunderliches einziges Gemisch von Inseln, waldigen Vorgebirgen und Meereswindungen. Ueber Jasmund hinaus ziehen die weißen Segel der Kauffahrer auf der unermeßlichen Ostsee.

Am Abhange eines Hohlweges nahe beim Rugard liegt ein Stein, in den ein Peitschenhieb und die Fußspur eines Mädchens eingedrückt sein soll. Ein wollüstiger Höfling der Fürstenburg traf einst eine schöne Hirtin an, die ihre Heerde in der Einsamkeit nahe beim Rugard weidete. Das Mädchen mußte vor ihm fliehen. Als sie eben im Begriffe war, über den Hohlweg auf einen an der entgegengesetzten Seite liegenden Stein zu springen, rief ihr der nahe Verfolger zu: „So wenig als die Spur ihres Fußes sich dem Steine eindrücken und so wenig als sie mit ihrer Peitsche eine Vertiefung in den Stein hauen könne, eben so wenig werde sie ihm entkommen." Das Mädchen sprang, hieb im Sprunge mit der Peitsche auf den Stein, und siehe, ihre Fußspur war dem Steine eingedrückt, der Peitschenhieb hatte eine Vertiefung im Steine hervorgebracht und sie selbst war gerettet.

Andere *) erzählen fast entgegengesetzt: Am Rugard habe täglich ein junges schönes Schäfermädchen ihre Heerde geweidet, das sei auf Gottes Erdboden so verlassen gewesen, daß sie auf der ganzen Welt keine treue Seele gehabt habe, außer ihrem klugen Schäferhund. Bald aber fand sich ein junger und reicher Ritter ein, verliebte sich in sie und wollte sie freien. Sie meinte, er habe sie zum Besten, allein er wollte sich nicht abweisen lassen. Endlich sprach sie: „Ein Zeichen muß über unser Schicksal das erste und letzte Urtheil fällen", und ließ sich versprechen, daß er es in jedem Falle durch die That anerkennen wolle. Da sprach das Mädchen weiter: „Wenn ich an die Redlichkeit Eurer Absichten glauben soll, Herr Ritter, so muß mein Fußtapfen und die Pfoten meines Hundes sich als Merkmal und Zeuge für immer in diesen Stein eindrücken." Damit sprang sie auf den Stein und der treue Schäferhund sprang ungerufen ihr nach. Aber das Alles begleitete der Ritter mit so heißen und treuen Gedanken, daß von

*) Verschieden bei Freyberg, Pomm. Sagen S. 111 u. 232.

Stund an das verlangte Zeichen an dem Steine zu sehen war und noch heute von der nachmals zwischen dem Ritter und dem Schäfermädchen abgeschlossenen glücklichen Ehe Zeugniß ablegt.

443. Der Schäfer auf Rügen.

(S. Pröhle S. 100 nach Wolf in Mannhardts Zeitschr. f. deutsche Mythol. Bd. II. S. 139 ꝛc.)

Ein Schäfer hütete auf Rügen; da entstand ein Wirbelwind, aus welchem ein Siebrand auf ihn zufuhr. Als der Hirte den Rand gefaßt hatte, stand im Nu ein Mädchen vor ihm, das rief klagend:

„Mien Sevenrand, mien Sevenrand!
Wo röpt mine Moder in Engelland."

Da reicht der Schäfer ihr den Siebrand und sogleich war das Mädchen verschwunden.

444. Die Unterirdischen auf Rügen.

(S. Pröhle a. a. O. S. 101 nach Wolf a. a. O.)

Vor Zeiten ist das ganze Rügenland voll Unterirdische gewesen, die haben in Hügeln, Hünengräbern und Ufer-Abhängen gewohnt. Es gab ihrer vier verschiedene Arten, graue, schwarze, grüne und weiße. Die grauen waren den Menschen am gefährlichsten, demnächst die schwarzen. Beide haben Mädchen nachgestellt, Säuglinge vertauscht und den Menschen manchen Schabernack gethan. Die weißen aber waren fromm und gutthätig. Jede Partei hatte ihren eigenen König und ihre abgesonderten Wohnstätten. Der Hauptsitz der schwarzen war im Wallberge bei Garz; bei Bergelave und in den neuen Bergen beim Dorfe Rothenkirchen wohnten die grauen, bei Patzig die weißen und die grünen in der Granitz.

Auf dem Zudar ist ein Hügel, in welchem früher Unterirdische gehaust haben. Dort ritt einst spät einer vorbei, der traf die Unterirdischen, wie sie draußen am Hügel schmausten und zechten. Da bat er sich im Uebermuthe auch einen guten Trunk aus, und sogleich brachte ihm einer vom kleinen Volke einen gefüllten goldenen Becher. Der Reiter aber schüttete das Getränk über seinen Kopf weg, gab dem Pferde die Sporen und jagte mit dem Becher als Beute davon. Da rief es hinter ihm: „Vierbeen lop, Enbeen kriegt di!" und die Unterirdischen, die nur ein Bein hatten, waren flugs hinter ihm drein, ja einer ist schon nahe daran, das Pferd am Schweife zu fassen, als er die Zudar'sche Kirche erreichte und gerettet war. Dort in der Kirche ist noch heute der Becher zu sehen.

Später haben die Unterirdischen das Land verlassen. Sie sind durch ganz Rügen gezogen und haben sich vom Goldberge aus, der hinter Poseritz liegt, vom Glewitzer Fährmann übersetzen lassen. Dieser ist dadurch zu großem Reichthume gelangt und seine Nachkommen sind noch bis auf den heutigen Tag vermögende Leute. Zu ihm also kam eines Abends ein kleiner Mann und bestellte ihn zum Ueberfahren. Da hat er denn die ganze Nacht fahren müssen und doch nicht gesehen, was er überbrachte, sondern nur die Last in der Fähre gefühlt, daß das Boot tief hineinsank. Als das letzte Boot voll hinüberfuhr, fragte ihn der kleine Mann, ob er einen Scheffel

Geld haben oder kopfweise für seine Arbeit bezahlt sein wolle. Der Fährmann wählte den Scheffel Geld. Dann fragte ihn der Kleine wieder, ob er auch wohl wissen möge, was er gefahren, und als er es bejaht, setzte der Mann ihm seine Mütze auf. Da sah der Fährmann das ganze pommersche Ufer wimmeln von Unterirdischen, und erfuhr von seinem Begleiter, daß sie alle Rügen verließen, da für sie kein Segen mehr im Lande sei, seit die Menschen angefangen, Brod und Getreide zu kreuzen und den Besen aufrecht hinzustellen, mit dem Stiel nach unten.

Von da an nämlich haben die Unterirdischen nicht mehr daran kommen können. Einige erzählen, daß es allein die grünen gewesen sind, welche sich mit ihrem König beim Goldberg haben übersetzen lassen.

445. Die Soldaten im Burgwall.

(S. Prohle a. a. O. S. 102 nach Wolf a. a. O.)

Früher wohnten im Dorfe Schwierenz auf Jasmund Bauern; nun ist das Dorf verschwunden und es stehen nur noch einige Kathen dort. Eines Morgens vor Aufgang der Sonne wollte ein Bauer von dort Hafer nach Bergen zum Verkauf fahren, und als er in den Weg kam, der von Stubbenkammer nach Nipmerow führt, stand da ein Mann und fragte, ob er ihm nicht seinen Hafer verkaufen wolle. Der Bauer ging auf den Handel ein und mußte dem Fremden folgen. Der fuhr ihn, so dünkte es dem Bauer, den Weg nach dem „Borgwall" (Herthaburg); da es aber immer noch finster blieb, war nichts zu erkennen. So gelangten sie über Zugbrücken und durch Thore vor ein großes Gebäude, nach der Rechnung des Bauern mußte es im Burgwalle sein. Da wurden die Pferde abgeschirrt, der Hafer ward abgeladen und der Bauer ward von seinem Begleiter in einen Saal geführt. Dort sah er viele wie Soldaten bewaffnete Männer an langen Tischen sitzen, die hatten alle das Haupt auf den Arm gestützt und schliefen. Als er hereintrat, erwachten sie und fragten, was es Neues in der Welt gäbe. Er antwortete: „Nichts Neues!" und da schliefen sie weiter. Dann führte ihn der Mann in ein zweites Gemach. Da standen an Krippen viele Pferde. Und bei jedem Pferde stand ein gerüsteter Mann. Ueberall waren die gleichen Husaren, den einen Arm hatten sie auf den Rücken der Pferde gelehnt und schliefen ebenfalls. Als der Bauer hereintrat, wachten die Männer auf und thaten dieselbe Frage, was es draußen Neues gebe. Auf die wiederholte Antwort „nichts Neues" aber schliefen auch sie weiter. Nachdem der Mann ihn dann aus dem Gebäude geleitet, ihm das bedungene Geld für den Hafer gegeben, auch ihn und seine Pferde mit reichlicher Nahrung gesättigt hatte, fuhr der Bauer ab, und da er hinaufkam, war es noch immer finster, als er aber die Stelle wieder erreichte, wo er am Morgen den Fremden angetroffen hatte, ging eben die Sonne unter.

446. Die Entstehung der Insel Hiddensee bei Rügen.

(S. Grümbke, Darstellung der Insel Rügen. Berlin 1869 Bd. II. S. 21 ꝛc. Temme a. a. O. S. 166 ꝛc. Ellen Lucia im Buch der Welt 1852.)

Nordwestlich von der Insel Rügen liegt die Insel Hiddensee. Dieselbe soll vor Alters mit Rügen zusammengehangen haben, aber durch folgende Begebenheit von ihm getrennt worden sein.

Es war an einem unfreundlichen Novemberabend, als ein kalter Nordwestwind über die kahlen Felder und auch durch die entlaubten Eichenwälder der Insel Rügen sauste. Am Meisten litt aber unter der Wuth des Sturmes ein kleines Fischerdörfchen, welches auf der nordwestlichen Spitze der Insel lag, und seine mit Lehm plump ausgefütterten Strohhütten wären sicher von der Windsbraut fortgeführt worden, wären nicht die Dächer mit schweren Steinen beschwert gewesen.

Nur eine der Hütten, abgelegen von den andern und ganz im Grunde, war in etwas besserem Stande; sie gehörte einer alleinstehenden Wittwe, Mutter Hidden, welche hier mit einer Kuh, deren Milch sie zu ihrem Unterhalte bedurfte, ganz getrennt von allem Verkehr mit ihren Nachbarn lebte. Sie war jedoch nicht mittellos, sondern hatte in ihren Truhen manchen harten Thaler und manche Kleinodien und manches Stück Wäsche und Seidenstoff liegen, welche ihr Mann, als Lootse in seinem Berufe verunglückt, als Strandrecht zusammengebracht hatte. Allein sie gab Niemandem etwas von ihrem Reichthum weder zu sehen noch zu genießen, ihren Sohn aber, der ein armes Mädchen aus dem benachbarten Dorfe geheirathet hatte, hatte sie verstoßen und nie wieder vor sich gelassen. Sie saß bei einem düstern Torffeuer auf der Ofenbank, da klopfte es an die Thüre ihrer Hütte. Sie stellte sich anfangs, als höre sie nichts, als aber das Klopfen nicht nachließ, öffnete sie zwar und schaute hinaus, als sie aber draußen einen Mann in der grauen Kutte der Corveier Mönche, denen damals die Insel Rügen gehörte, stehen sah und hörte, daß dieser sie demüthig um ein Nachtlager und einen Bissen Abendbrod bat, da schlug sie ihm schnell die Thüre vor der Nase zu und rief, sie brauche ihr bischen Brod selbst nöthiger, als daß sie es mit unverschämten Bettlern theilen könne. So mußte der arme Alte wieder abziehen und wanderte nun mühsam im Sturmgebrause weiter ins Dorf hinan und pochte an die Thüre des letzten Hauses im Dorfe. Auch hier saß eine Frau ganz allein noch wach bei den wenigen Kohlen des glimmenden Torffeuers: während ihre Kinder halbnackt in einem Winkel der Stube fröstelnd auf einem Haufen alter Lumpen schliefen, flickte sie mühsam die Maschen eines alten zerrissenen Fischernetzes, denn ein neues konnte sie nicht kaufen, so arm waren sie, trotzdem daß ihre Schwiegermutter die reiche Frau Hidden war. Die Frau rief herein, allein obwohl auch sie eigentlich keinen Grund hatte, von dem Wenigen, was sie besaß, etwas wegzuschenken, stand sie keinen Augenblick an dem ermüdeten Greise ein Obdach und eine warme Suppe anzubieten. Der Arme nahm erfreut Beides an und streckte sich neben dem Torffeuer auf ein schnell bereitetes Lager von Binsen und Schilf hin, während die Frau selbst wach blieb und ängstlich auf ihren Mann, der auf den Fischfang ausgefahren war um etwas für seine darbende Frau und Kinder zu verdienen, wartete. Derselbe war am andern Morgen, als der Alte aufbrach, noch nicht zurück, allein letzterer sprach der bekümmerten Frau Muth ein und meinte, ihr Mann werde des Wetters wegen wohl auch ein Obdach bei mitleidigen Seelen gesucht und gefunden haben, und so war es auch. Beim Abschied fügte er noch hinzu: „Gebt Acht, gute Frau, die Arbeit, die Ihr heute zuerst beginnen werdet, die wird Euch den ganzen Tag gelingen.“ Damit verschwand er.

Die Kinder schliefen noch und die fleißige Frau in der Meinung, daß sie auch an dem kalten und finstern Novembermorgen immer noch früh genug

aufſtänden, ihr karges Frühſtück, eine Brodſuppe, auch lange ſchon über dem Heerde ſtand, ging in ihre Lade um ein Stückchen Leinwand herauszuholen und davon ſo viel abzuſchneiden, als ſie zu einem Hemdchen für ihr kleinſtes Kind bedurfte. Sie nahm die Elle und maß, um zu ſehen, wie viel dann noch übrig bleiben werde, allein je länger ſie maß, deſto mehr blieb noch zu meſſen übrig und als ihre Kinder endlich erwachten und ihr Frühſtück verlangten, da maß ſie immer noch, ſchon waren die wenigen Stühle und Bänke voll von der ſchönſten weißen Leinwand und immer noch nahm das Stück kein Ende. So maß ſie denn immer weiter und weiter, bald war in der engen Stube kein Raum mehr übrig und ſo maß ſie denn immer vorwärts zum Hauſe hinaus und auf die Torfgaſſe, und aufs Feld und immer weiter, bis zum Abend, wo ihr Mann wirklich wiederkehrte, da hatte ſie ſo viel Leinwand gemeſſen, daß, als ſie zuſammengelegt ward, ein ſolcher Berg davon aufgethürmt war, daß er weit über das Dach ihrer Hütte hinausreichte. Erſt als ſie die Elle nicht mehr halten konnte, hörte ſie auf und da war auch das Stück zu Ende. Am andern Morgen aber, als die Nachbarn erfuhren, welchen Segen an Leinwand der alte fremde Mann in jenes Haus gebracht hatte, kamen bald von allen Seiten Käufer, welche ſich um das ſchöne weiße Gewebe ſtritten und ſich im Preiſe überboten. So waren die Armen bald aus aller Noth und konnten um das beſte Haus im Dorfe handeln.

Bald gelangte aber die Kunde von dem Glücke, welches der armen Fiſcherfamilie widerfahren war, auch zur Schwiegermutter derſelben, der Frau Hidden. Welche Vorwürfe machte ſie ſich, daß ſie den Alten ſo grob fortgewieſen hatte und wie mißgönnte ſie ihren eigenen Kindern den wohlverdienten Reichthum. Der Gedanke, daß auch ſie ſo glücklich habe ſein können und nur durch ihren eigenen Unverſtand um ihr Glück gekommen ſei, ließ ihr keine Ruhe und ſo ging ſie denn aus und ſuchte in der ganzen Umgegend den alten Mann, und als ſie ihn endlich fand, da lud ſie ihn mit den liebreichſten Worten ein, er ſolle für die nächſte Nacht in ihrer Hütte fürlieb nehmen, ſie ſei geſtern in einer gereizten Stimmung geweſen und bereue ihre Ungaſtlichkeit bitter. Der Alte nahm ihre Entſchuldigung ſcheinbar gut auf, kam auch richtig zum Abend, und nachdem ihm Frau Hidden das Beſte vorgeſetzt, was ſie hatte auftreiben können, räumte ſie ihm ihr eigenes Bett zum Nachtlager ein und ſchlief ſelbſt auf dem bloßen Erdboden. Endlich kam der Morgen und der Gaſt ſchied mit demſelben Verſprechen, das er Tages zuvor ihrer Schwiegertochter zurückgelaſſen hatte. Voller Freude, doch noch ihr Ziel erreicht zu haben, beſchloß ſie die Arbeit anzufangen, von der ſie ſich den meiſten Nutzen verſprach, ſie wollte ihr Geld zählen. Sie holte alſo aus der Truhe einen alten ledernen Beutel, der ihre erſparten Thaler enthielt, und machte ſich daran, ihn auszuſchütten, als ſie auf einmal ein klägliches Brüllen aus dem Stalle hörte und ſich beſann, daß ſie in der Aufregung am geſtrigen Tage vergeſſen hatte ihre Kuh zu tränken. Woher ſollte ſie Milch nehmen, wenn das Thier durch ihre Nachläſſigkeit krank würde? Schnell griff ſie zum Eimer um Waſſer aus dem Brunnen zu ſchöpfen, allein als ſie denſelben voll geplumpt, blieb die Brunnenſtange wie feſtgebannt ihr in der Hand kleben, ſie mußte Eimer über Eimer heraufziehen und immer ſtrömte das Waſſer fort aus dem Brunnen, bald ſtand

ſie über die Kniee im Waſſer, ſie rief um Hilfe, aber Niemand hörte ſie. Immer höher ſtieg das Waſſer, immer höher kletterte die Alte in Todesangſt, aber es war, als wüchſe der Brunnen mit ihr, bis ſie endlich auf der höchſten Spitze ihres Hauſes ſtand wie auf einer Inſel und immer noch, wie von Zauber befangen, das Waſſer ſchöpfen und die Fluth rings um ſie her vergrößern mußte. Eine unnennbare Angſt ergriff jetzt auch die Bewohner des übrigen Dorfes, noch waren ihre Hütten, die freilich viel höher lagen, verſchont, aber wie lange konnte dies dauern, wenn der Fluth nicht Einhalt gethan ward? Die Kuh der Frau Hidden hatte ſich losgeriſſen und gerettet, aber ihr ganzes übriges Eigenthum war durch die Gewalt des Waſſers zerſtört oder fortgeſpült worden. Wie ein großer Graben zog ſich das Waſſer ſchon zum Meere hin, da endlich ging die Sonne unter und der Bann war gelöſt. Die Fiſcher kamen auf ihren Booten heran und holten die halbtodte Alte von ihrem ſchwankenden Dach herunter; ſie brachten ſie zu ihrem Sohne, bei dem ſie bis zu ihrem Ende eine liebreiche Aufnahme fand.

Nach einer andern Sage hätte ſie übrigens nicht ihre Kuh tränken wollen und deshalb ihre erſte Arbeit im Plumpen begonnen, ſondern es ſei ihr gerade, als ſie ſich zum Zählen ihrer Sparpfennige anſchickte, ein natürliches Bedürfniß angekommen. Sie ſei alſo zur Thüre hinausgegangen und habe ſich niedergekauert, aber als ſie einmal anfing ihr Waſſer zu laſſen, konnte ſie nicht wieder aufhören, ſondern ſie mußte in ihrem Geſchäft fortfahren bis die Sonne unterging. Dadurch entſtand ein See, der immer größer ward und zuletzt ſo groß war, daß er alles Land überſchwemmte und das Stück Landes, welches jetzt nach ihr Hiddenſee heißt, von Rügen für alle Zeit abtrennte.

447. Der Mäuſeteich zu Pudmin.

(S. d. Illuſtrirte Familienjournal Bd. X. Nr. 250 S. 149. Weitläufig bei Arndt, Jugenderinnerungen Bd. I. S. 30.)

Zu Pudmin bei Swantow auf der Inſel Rügen wohnte vor alter Zeit eine Bauersfrau, die hatte ſieben Kinder, lauter Mädchen, eins immer kleiner als das andere. Ihre Mutter zog ſie immer ſchmuck an und kleidete ſie ſtets übereins. Sie hatten bunte Joppen, geblümte Schürzen und rothe Hüllen (Mützen). Am ſtillen Freitag ging nun aber die Frau in die Kirche und ließ die kleinen Mädchen zu Hauſe. Hinter dem Ofen hatte ſie einen Beutel voll Aepfel hängen, den wollte ſie Nachmittags ihrer kranken Mutter hinbringen, um einen erquickenden Brei zu kochen.

Als aber die kleinen Mädchen den Beutel zu ſehen bekamen, gings darauf los und ſie verzehrten Alles, was darin war. Da kam die Mutter zu Hauſe, ſah was die Kinder angerichtet hatten, ward aber ſo zornig, daß ſie ſich nicht vor dem ſtillen Freitag ſchämte und zu fluchen anfing: „Ihr Mauſemärten Ihr, daß Euch die ſchwere Angſt ſchlage, ich wollte, daß Ihr alle Mäuſe würdet!“

Auf einmal waren die kleinen Mädchen fort und ſieben bunte Mäuſe liefen in der Stube herum. Der Knecht kam herein, da liefen alle heraus, liefen nach dem Schoritzer Felde und nach Dumswitz zu in den Wald hinein. Die Mutter rannte ihnen aus Leibeskräften nach, ſchrie und ſchlug die

Hände zuſammen, aber die Mäuſe mit den ſcharlachrothen Köpfen holte ſie nicht ein. Bei dem Buſche iſt ein Teich. Als die Mäuſe bei demſelben ankamen, blieben ſie einen Augenblick ſtehen und ſahen ſich nach ihrer Mutter um. Dann ſprangen ſie aber in das Waſſer hinein und waren weg. Die Bauersfrau ward vor Schrecken zu Stein.

Zur Nachtzeit aber kommen die bunten Mäuſe aus dem Teiche hervor und ſingen ein Lied von ſieben Junggeſellen, alle Brüder, von denen ſie einſt aus ihrer Verzauberung erlöſt werden ſollen.

448. Der Dubberworth und die dürren Hügel auf Jasmund.

(S. Grümbke, Darſtell. d. Inſ. Rügen Bd. II. S. 239. Berthold, Geſch. v. Rügen u. Pommern Bd. I. S. 580. Poet. beh. von Ziehnert, Preuß. Sagen Bd. I. S. 228 ꝛc.)

Auf der Südſeite des Fleckens Sagard auf der Rügenſchen Halbinſel Jasmund findet man ein ungeheures Rieſengrab, der Dubberworth genannt; es iſt 16 Ellen hoch und ſein Umkreis beträgt 170 Schritte. Nach einer alten Sage wäre hier eine Rieſin begraben, und ein anderes Rieſenweib hätte ihr dieſes Grab errichtet, indem ſie Erde und Steine ganz allein von der Stubnitz über eine halbe Meile hierher getragen. Gewöhnlich erzählt man aber auf Jasmund die Sage anders und zwar folgendermaßen.

Vor undenklicher Zeit hauſte auf Jasmund eine mächtige Rieſin, unter deren Botmäßigkeit dieſes Ländchen ſtand und welche ſich einem Fürſten von Rügen zur Gemahlin antragen ließ, entweder weil ſie Neigung zu ihm hatte, oder um durch ſolche Verbindung ihre Macht zu vergrößern. Dieſer aber ſchlug dieſe Ehre aus. Erbittert über den erhaltenen Korb drohte ſie Gewalt zu brauchen, um entweder die Heirath zu erzwingen oder ſich wegen des erlittenen Schimpfes zu rächen. Sie beruft alſo ihre Kriegsleute zuſammen und um dieſe ſchnell durch die ſchmale Paſſage des Jasmunder Boddens, bei der Lietzower Fähre nach Rügen hinüberzubringen, beſchließt ſie, die Meerenge mit Sand auszufüllen und legt ſelbſt Hand ans Werk. Allein ſchon der erſte Verſuch läuft unglücklich ab. Kaum iſt ſie mit der erſten Ladung bis Sagard gekommen, als in der Nähe dieſes Ortes in den Sack oder die Schürze, worin ſie dieſelbe trägt, ein Loch reißt, woraus eine Maſſe von Sand herausſtürzt, der ſich ſogleich zu einem Hügel, dem Dubberworth aufbläht. Als ſie nun mit dem Reſt bei der Fähre anlangt, ſo zerplatzt die Schürze gänzlich und die hie und da verſchüttete Maſſe bildet die Sandhügel bei der Fähre.

449. Die neun Berge bei Rambin und der Rieſenſtein bei Nadelitz.

(S. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen Bd. I. S. 155 – 157. [II. A. Berlin 1842 S. 133 ꝛc.])

Etwa eine Viertelmeile von dem Dorfe Rambin auf Rügen ſieht man auf der Ebene, wo die Feldſcheide der Dörfer Rodenkirchen und Götemitz iſt, neun kleine Hügel wie Hünengräber, die man gewöhnlich die neun Berge von Rambin nennt. Ein großer Rieſe auf Rügen, der oft nach Pommern herüber mußte und ſich ärgerte, daß er durchs Meer waten mußte, ſoll den Gedanken gefaßt haben, ſich eine ungeheure Schürze machen zu laſſen, ſie mit Erde auszufüllen und letztere in den Gellen zu werfen und ſo einen Erddamm von der Inſel bis nach Pommern hin aufzuführen. Wie er nun mit ſeiner ſchweren Tracht bis über Rodenkirchen gekommen war, da riß

plötzlich ein Loch in die Schürze und es fielen neun Haufen Erde heraus: das sind die neun Berge von Rambin. Der Riese stopfte aber das Loch wieder zu und ging weiter, als er aber bis Gustow gekommen war, riß ein neues Loch hinein und es fielen nun die dreizehn kleinen Berge von Gustow heraus. Dadurch hatte aber der Riese zu viel Erde verloren um seinen Damm fertig zu machen. Es entstand zwar der Prosnitzer Haken und die Halbinsel Trigge, allein den übrigen Raum im Wasser konnte er nicht ausfüllen. Da rührte ihn vor Aerger der Schlag und er starb.

Derselbe Riese hat auch den ungeheuern Stein, der bei dem Dorfe Nadelitz auf dem Wege liegt, der nach Posewald führt, hingeworfen. Als man nämlich zu Bilmnitz, eine halbe Meile von Putbus, eine christliche Kirche zu erbauen anfing, und man im Begriffe stand, den dazu gehörigen Thurm aufzuführen, da dachte er, ein arger Heide, jetzt sei es Zeit, dem Treiben ein Ende zu machen. Er nahm also einen gewaltigen Felsblock, stellte sich auf den Putbusser Tannenberg und warf ihn mit großer Gewalt nach der neuen Kirche, allein er hatte in der Bosheit zu scharf geworfen, der Stein flog wohl eine Viertelmeile zu weit über die Kirche weg, dahin wo er noch liegt.

450. Die schwarze Frau auf dem Königsstuhl.

(S. Temme S. 217 ꝛc. 171.)

Wenn man von unten hinaufblickt auf jene kühn aufgethürmte Uferwand von Groß-Stubbenkammer auf Rügen, welche sich in der Form einer oben horizontal abgeschnittenen Pyramide bis zu einem Absatz, welcher linker Hand gegen die große Schlucht mehr in gerader Senkung gerichtet steht, erhebt, so sieht man vor der Mitte ihres obern Randes, der von mehreren Spalten oder Regenrinnen durchrissen ist, eine Zacke, die die Spitze einer kleinen wie ein Zuckerhut geformten Vorschweifung der Wand ist, aber in neuerer Zeit viel von ihrer Höhe verloren hat. Der Scheitel dieser Wand, die den Namen des Königsstuhls*) führt, trägt jetzt nur eine Buche, den letzten übrig gebliebenen Baum von vielen seines Gleichen. Der Name kommt vermuthlich von der Höhe und Gestalt dieses Kreidefelsens her, nicht aber davon, daß einst Karl XII. von Schweden oder ein älterer nordischer König den Scheitel dieses Felsens gewählt habe, um von hier aus eine Seeschlacht zu beobachten. Nach einer andern Sage hätten die Rügianer zu der Zeit, als sie ihre Könige selbst wählten, nur den angenommen, der von der Uferseite her den Königsstuhl zu ersteigen den Muth gehabt habe.

Man erzählt nun, es habe einst auf Rügen eine Fürstin gewohnt, die unendliche Schätze gehabt habe; aus Furcht, daß ihr diese möchten geraubt werden, ließ sie sie in den Kreidefelsen auf Stubbenkammer vergraben. Die Männer aber, welche die Schätze vergraben hatten, die ließ sie hinrichten, damit sie Niemandem den Ort, wo sie lagen, verrathen könnten. Dafür muß sie aber noch immer bei ihren Schätzen in dem Berge Wache halten.

*) Auf der Insel Mön, deren Kreideufer große Aehnlichkeit mit den Jasmundischen haben, giebt es auch zwei ähnliche Königsstühle, den Kongstol und Dronningstol.

Nur am Johannistage jedes Jahres kommt sie heraus aus dem Innern des Felsens, setzt sich auf den Königsstuhl und wartet auf die, welche die Schätze heben sollen.

451. Die schwarze Frau auf Stubbenkammer.

(S. Temme S. 250 ꝛc. nach Freyberg. Pommersche Sagen S. 19—22.)

In der Stubbenkammer auf der Insel Rügen befindet sich eine große tiefe Höhle, die Höhle der schwarzen Frau genannt, weil da eine solche schwarze Frau sitzt, welche für alle Ewigkeit dahin gebannt ist. Zu dieser Höhle aber führt ein steiler und schmaler Pfad, der tief in den Felsen hineingeht.

Früher hatte diese Frau einen goldenen Becher zu bewachen und eine weiße Taube oben auf dem Felsen hielt Wache. Vor mehr als hundert Jahren kam aber dorthin ein großes Schiff, daraus stiegen fremde Männer von großer Statur und fragten, wo die Höhle der schwarzen Frau sei. Als man ihnen den Weg dahin gezeigt, so stiegen sie hinauf, einen Gefangenen in ihrer Mitte. Dies war ein Mann, der in fernen Landen ein großes Verbrechen begangen hatte, von ihrem König aber begnadigt worden war, unter der Bedingung, daß er den goldenen Becher holen solle, den die schwarze Frau bewachte. Als sie nun bis an die Höhle gekommen waren, da löste man dem Gefangenen seine Fesseln und hieß ihn allein hineingehen. Dieselbe war offen, aber ganz von hellen Flammen erleuchtet und vor Hitze kaum zu betreten. Mitten in diesem Feuer saß aber unbeweglich die schwarze Frau, ganz schwarz gekleidet und einen schwarzen Schleier vor dem Gesichte. Neben ihr aber lag der goldene Becher, den sie hütete. Der Missethäter ging nun mitten durch die Lohe hin zu ihr und griff nach dem Becher, sie aber sprach: „Wähle das rechte, wenn Du dies wählst, bin ich auf ewig Dein.“ Der Mann sah aber nichts als den Becher, ergriff denselben und eilte zur Höhle hinaus; er hätte die Frau selbst wählen sollen, so hätte er die Schätze obenein bekommen. Als er sich umdrehte, hörte er sie schwer hinter sich seufzen und ausrufen: „Wehe mir, nun bin ich auf ewig verloren!“ In demselben Augenblicke verschwand auch die weiße Taube und ein schwarzer Rabe trat an ihre Stelle. Die Frau aber in der Höhle jammerte so laut, daß die Männer im Schiffe sie hörten, als der Missethäter ihnen den Becher brachte. Aus Furcht behielten sie ihn nicht, sondern schafften ihn in die benachbarte Kirche zu Bobbin, wo er noch ist.

452. Die Jungfrau am Waschstein bei Stubbenkammer.

(Poetisch behandelt von Freyberg. Pommersche Sagen S. 25 ꝛc., darnach Temme S. 248 ꝛc.)

Dicht am Ende der Kreidewand von Groß-Stubbenkammer auf Rügen erhebt sich der sogenannte Waschstein, ein großer Granitblock, etwa hundert Schritt vom Ufer aus der See hervorragend. Hier soll nach der Erzählung der dortigen Fischer alle 7 Jahr ein Meerweibchen hinaufsteigen und sich auf ihm waschen *). Unter demselben soll sich aber auch eine tiefe Höhle befinden, wo einst der berüchtigte Seeräuber Störtebecker seine überall zusammengeraubten Schätze verbarg. Nun erzählt dort das Volk, es sei in

*) S. Grimble, Darst. v. Rügen Bd. I. S. 42.

dieſer Höhle bis auf den heutigen Tag nicht geheuer, um Mitternacht ſteige aus ihr eine trauernde Jungfrau, ein weißes Tuch in der Hand haltend, hervor und ſuche in dem Waſſer die in dem Tuche befindlichen Blutflecken herauszuwaſchen. Da ihr dies aber nicht gelinge, ſo verſchwinde ſie allemal wieder mit trauriger Miene. Man ſagt nun, ſie ſei ein vornehmes Fräulein aus Riga geweſen, welche Störtebecker ihrem Bräutigam vom Traualtar weg entführt und hier nach der Höhle am Waſchſtein geſchleppt habe, wo er ſie bei ſeinen Schätzen eingeſchloſſen habe. Da er nun aber im Jahre 1402 ſammt ſeinen Spießgeſellen von den Hamburgern gefangen genommen und hingerichtet ward, mußte die Jungfrau, von der Niemand wußte, elendiglich in der Höhle umkommen und dort ſitzt ſie noch als ruheloſer Geiſt bei den Schätzen und bewacht ſie. Eines Nachts ſah ſie ein Fiſcher, als ſie das Tuch im Meere auswuſch. Er faßte ſich ein Herz und redete ſie an und ſprach: „Gott helf Dir ſchöne Jungfrau, was thuſt Du hier?“ Da trat ſie zu ihm hin und hieß ihn ihr folgen, ſie wolle ſein Glück machen, weil er „Gott helf“ zu ihr geſprochen. Sie führte ihn nun in eine große Höhle, die er zuvor nie geſehen hatte, wo große Haufen Silber- und Goldſtücke und koſtbare Juwelen lagen. Auf einmal vernahm er auf dem Meere Ruderſchlag, ein großes ſchwarzes Schiff rauſchte heran und aus demſelben ſtiegen viele hundert Männer in alter Tracht, jeder ſeinen Kopf unter dem Arm. Sie traten einer nach dem andern in die Höhle und fingen an in den Schätzen zu wühlen und die Geldſtücke zu zählen. Nachdem ſie dies eine Zeit lang gethan, verſchwanden ſie wieder in derſelben ſchauerlichen Weiſe, wie ſie gekommen waren. Es waren die zu ewigem Umherwandeln verdammten Geiſter Störtebeckers und ſeiner Kameraden. Als ſie alle hinaus waren, da füllte die Jungfrau dem Fiſcher einen großen Krug mit Goldſtücken und Kleinodien, geleitete ihn wieder zu ſeinem im Meere liegenden Boote und verſchwand dann wieder unter dem Waſchſtein, aber Niemand hat ſie je wiedergeſehen.

453. Das Nonnenloch auf Mönchgut.

(S. Grümbke Bd. I. S. 206.)

Am äußerſten Weſt Ende der Rügenſchen Halbinſel Mönchgut befindet ſich ein Ufervorſprung, der Swartegard oder die heilige Gegend genannt. In dieſem Vorſprunge gewahrte man früher eine ungeheuere Grube, das ſogenannte Nonnenloch, die früher grundlos war, jetzt aber bis zu einer gewiſſen Tiefe ausgeſchüttet iſt. Dahin ſollen die zu der Strafe des lebendig Eingemauertwerdens verurtheilten Kloſterjungfrauen aus dem Kloſter Bergen heimlich gebracht und hier hinabgeſtürzt worden ſein. Noch jetzt ſoll man oft des Nachts bei Mondenſchein Schattengeſtalten dort herumirren ſehen.

454. Das Zeichen am Thurme zu Bergen.

(S. Grümbke Bd. I. S. 177.)

An der Weſtſeite des Thurmes der alten Pfarrkirche der Stadt Bergen auf Rügen befindet ſich ein dem Fundament der Mauer eingefügtes, altes, ſteinernes, oben zugeſpitztes, in der Hand ein Crucifix haltendes Mönchsbild, von dem behauptet wird, daß der Zapfen auf dem Kopfe deſſelben gleiche Höhe mit der Spitze des Marienkirchthurms in Stralſund habe.

455. Die Insel Rattenort.

(S. Temme a. a. O. S. 169.)

Westlich von der Insel Rügen liegt eine kleine Insel, Ummanz geheißen, und südlich von dieser eine noch kleinere, Namens Rattenort. Dieselbe hat ihren Namen davon, daß einst, als auf der Insel Ummanz sich so viele Ratten angesammelt hatten, daß sich ihrer die Einwohner selbst nicht mehr erwehren konnten, ein fremder Rattenfänger sämmtliche Ratten zusammenlockte und bei dem Dorfe Wuß durch das Wasser nach der davon Rattenort genannten Nachbarinsel trieb. Seit dieser Zeit giebt es aber keine Ratten mehr auf Ummanz, ebensowenig als die Rügische Halbinsel Wittow Maulwürfe hat.

456. Johann Wilde.

(S. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen. (Berlin 1818) Bd. I. S. 235 ꝛc. [II. A. 1842 S. 197.])

Vor vielen Jahren lebte im Dorfe Rodenkirchen auf Rügen ein Bauer, Namens Johann Wilde. Der wollte gern reich werden, und da er gehört hatte, daß in den neun Bergen bei Rambin braune und weiße Zwerge, also keine bösen oder schwarzen sich befänden, und man, wenn es einem glücke, von diesen Zwergen etwas in die Hände zu bekommen, z. B. eine Mütze, Schuh u. dgl., dann denjenigen Zwerg, dem das verlorene Stück gehöre, zum Diener erhalte, der einem bringen müsse, was man wolle, so beschloß er sein Glück auf diese Weise zu versuchen. Er ging also um Mitternacht dorthin, nahm eine Branntweinflasche mit und legte sich hin, als wenn er schwer betrunken wäre. Als nun die Zwerge von den Bergen herabkamen um mit einander zu tanzen, nahmen sie sich nicht sehr vor ihm in Acht, weil sie ihn für betrunken hielten, und so gelang es ihm, den gläsernen Schuh eines derselben zu erwischen. Mit dem lief er eilig zu Hause und versteckte ihn hier sorgfältig. In der nächsten Nacht aber kehrte er wieder zu den neun Bergen zurück und rief laut: „Johann Wilde in Rodenkirchen hat einen schönen gläsernen Schuh, wer kauft ihn?“ Er wußte wohl, daß sein Herr ihn nicht im Stiche lassen konnte. Richtig kam auch am andern Tag der arme Zwerg, der genöthigt war, mit einem Fuße barfuß zu gehen, als Kaufmann verkleidet in Johann Wilde's Haus und fragte nach dem Preise des Schuhes. Sie handelten lange darum, endlich aber gab ihn jener hin für das Erlernen der Kunst, beim Pflügen in jeder Furche einen Dukaten zu finden.

Nun fing er an zu pflügen und richtig, als er die erste Scholle gebrochen hatte, sprang ihm ein schöner blanker Dukaten entgegen und bei der zweiten Furche wieder einer und so ging es fort. Hans Wilde aber konnte nicht genug der Dukaten finden, darum machte er die Furchen immer enger und kleiner und pflügte vom frühen Morgen bis spät am Abend, und obwohl er die Pferde, die das fortwährende Ackern doch nicht hätten aushalten können, kluger Weise öfter wechselte, so konnte er sich selbst doch nicht ebenfalls verdoppeln und verdreifachen. Darum vergaß er das Essen, Trinken und Schlafen und dachte nur ans Pflügen, so daß er endlich einmal plötzlich hinter dem Pfluge vor Mattigkeit umsank und starb. Seine Frau und

Kinder aber ließen sich die vielen nach seinem Tode vorgefundenen Dukaten wohl gefallen und kauften davon große Ländereien, so daß sie bald zu den reichsten Edelleuten auf Rügen zählten.

457. Fritz Schlagenteufel.

(S. Arndt a. a. O. Bd. I. S. 229 ꝛc. (II. Ausg. S. 191.))

Vor langen Jahren lebte zu Patzig, eine halbe Meile von der Stadt Bergen, ein armer Schäferjunge, der Fritz Schlagenteufel hieß. Der fand eines Morgens zwischen den Hünengräbern, die dort auf der Haide liegen, ein kleines silbernes Glöckchen. Das war von der Mütze eines braunen Zwerges, das dieser die Nacht vorher beim Tanze verloren hatte. Solch ein Glöcklein aber zu verlieren ist für die kleinen Kerlchen eben so schlimm, als wenn sie das Spänglein am Gürtel verlieren, sie können nicht eher wieder einschlafen, als bis sie es wieder haben. Der Zwerg konnte nun aber sein Glöckchen nicht gleich suchen, denn er durfte nicht alle Tage hinaus aus seinem Berge auf die Oberwelt, sondern nur einige Tage im Jahre. Als er aber endlich einmal herauskam, da war Schlagenteufel nicht mehr im Dorfe Patzig, sondern hatte sich als Schafknecht nach Unruh bei Gingst vermiethet. Indeß der Zwerg spürte ihm nach und so hörte er denn eines Tages den Schäfer mit dem Glöckchen klingeln. Schnell verwandelte sich nun der Zwerg in eine alte Frau und suchte demselben das Glöckchen mit glatten Worten abzuschwatzen, allein jener ging nicht darauf ein und erst, als er ihm ein weißes Stäbchen dafür bot, mit dem er angeblich zaubern könne, gab er es hin. Das Stäbchen hatte aber die geheime Kraft, daß alles Vieh, was damit getrieben ward, viele Wochen eher fett wurde und zwei Pfund Wolle mehr trug als andere Schafe. Dadurch ward nun Schlagenteufel bald der reichste Schäfer auf Rügen, der sich zuletzt ein Rittergut, Grabitz bei Rambin, kaufen konnte und selbst noch ein Edelmann ward.

458. Der leichte Pflug.

(S. Arndt Bd. I. S. 241 ꝛc. (II. A. S. 201 ꝛc.)

Einst ging ein Bauer auf Rügen frühmorgens aufs Feld und mußte hier an einem steinernen Kreuze vorbei; da sah er, daß auf demselben ein Wurm immer hin- und herlief, gerade als wolle er gern von demselben herunter, könne aber nicht. Er wußte erst nicht, was er davon denken solle, allein endlich fiel ihm ein, es könne wohl der Wurm einer der kleinen Zwerge seiner Insel sein, von denen er gehört hatte, daß sie, wenn sie auf etwas Geweihtes zufällig kämen, nicht wieder fort könnten. Er dachte also, wenn er den Wurm fangen könne, sei sein Glück gemacht. Er ergriff ihn also, und sowie er ihn in der Hand hatte, verwandelte derselbe sich sofort in einen kleinen schwarzen Zwerg. Anfangs wollte er allerdings sich krümmen und schmiegen und so dem Bauer aus der Hand schlüpfen, allein dies gelang ihm nicht und so mußte er sich denn bequemen, gute Worte zu geben, um vielleicht so seine Freiheit zu erlangen. Der Bauer versprach ihm auch, er wolle ihn freilassen, wenn er ihm einen Pflug mache, der so leicht sei, daß ihn auch das kleinste Füllen ziehen könne. Darauf ging jedoch der schwarze Zwerg, der wie alle seine schwarzen Kameraden ein tückischer und boshafter Gesell war, der den Menschen nichts gönnte, nicht ein, sondern schwieg still

und gab keine Antwort, der Bauer mochte ihm noch so viel zureden. Endlich prügelte ihn derselbe mit einer kleinen Ruthe, allein dies rührte ihn auch noch nicht, bis er ihn in einen schwarzen eisernen Grapen (Topf) steckte und ihn so in eine kalte Kammer sperrte, wo er frieren mußte. Da gab er klein zu und versprach, er solle den andern Tag seinen Pflug haben, und richtig stand am andern Morgen, nachdem ihn der Bauer losgelassen hatte, ein schöner eiserner Pflug vor der Thüre des Bauern, der nicht kleiner als ein anderer, aber so leicht war, daß ihn ein Hund ziehen konnte, dadurch ward aber der Bauer der reichste Mann auf der Insel.

459. Jochen Schulz.

(Nach Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen Bd. I. S. 251 ꝛc. [S. 209 ꝛc. II. A.])

Die kleinen schwarzen Zwerge sind auch Wilddiebe, denn sie essen gern Braten. Sie dürfen aber das Wild mit keinem Gewehr fällen, sondern stricken eigene Netze, die kein Mensch sehen kann, mit denen fangen sie es. Darum sind sie auch Feinde der Jäger und haben schon manchem Jäger das Gewehr behext, daß er nicht mehr schießen konnte. So war es auch einem Jäger gegangen, Namens Johann Schulz, der zuletzt als Kirchenvogt in der Stadt Barth gestorben ist. Dieser war auf einmal behext, er konnte nichts mehr treffen, ein so sicherer Schütze er bis dahin gewesen war. Er fragte viele Leute um Rath, wie er der Sache abhelfen könne, allein vergebens, bis ihm endlich eine alte Bettelfrau im Walde sagte, es sei sicher von einem schwarzen Zwerge sein Gewehr besprochen worden und nichts könne ihm helfen, als wenn er etwas von demselben in seinen Besitz zu bekommen suche. Sie hatte ihm zugleich einen Platz gezeigt, einen kleinen Hügel im Walde, wo die Zwerge des Nachts hinkamen um zu tanzen. Da sollte er sich denn hinschleichen, seinen Hagelbeutel nehmen und ein christliches Gebet darüber halten, dann eine Hand voll Hagel nehmen und ihn geschwind ausstreuen, wie man Erbsen zu säen pflegt, und dazu rufen: „In Gottes Namen! Satan weiche von mir!" Falle dann nur ein Körnchen auf etwas, das einem der Unterirdischen gehöre, so müßten sie es da lassen. Er solle dann den Morgen abwarten, bis die Sonne aufgegangen sei, dann werde er schon das Getroffene sehen, er solle es dann auflesen und mitnehmen und der, welcher es verloren, werde schon in seiner Herzensangst zurückkommen und sich mit ihm abfinden müssen. So hat es Jochen auch gemacht, er ist an den Ort hingegangen, hat einen tüchtigen Hagelwurf gethan und am andern Morgen hat er auf dem Hügel einen schönen silbernen Gürtel mit einem silbernen Spänglein gefunden, an dem Silber aber hat er noch die zwei Beulen gesehen, die seine Schrotkörner dort eingeschlagen hatten. Bald ist nun auch ein kleiner Schwarzer gekommen und hat mit ihm wegen der Zurückgabe seines Gürtels gehandelt, allein Jochen hat ihm selbigen nicht eher zurückgegeben, bis er ihn für gewisse Tage einen Freischuß ausgemacht hat, mittelst dessen er alles treffen konnte was er wollte.

460. Matthes Pagels.

(S. Arndt Bd. I. S. 249 ꝛc. [II. A. S. 207.])

Bei dem Kirchdorfe Lanken unweit der Granitz wohnte ein Bauer, Namens Matthes Pagels, ein fleißiger Mann, der aber sehr einsam und

still lebte und den die Leute für sehr reich hielten. Einige munkelten auch, er sei ein Hexenmeister. Ein guter Mensch war er aber nicht. So bekam er einst Streit mit einem seiner Nachbarn, weil dieser ihn beschuldigte, er pflüge an einer Seite den Acker ab. Der Bauer Pagels that dies auch wirklich, er fluchte und schwur aber, das ganze Ackerstück gehöre ihm in seiner ganzen Breite, so weit er gepflügt hatte, und noch zehn Schritte weiter bis zu der hohen Buche, die oben an dem Rain stand, und das wolle er durch Eid und Schriften beweisen. Er brachte auch ein Papier vor, wodurch der Acker sein ward. Die Leute sagen aber, zwei von den kleinen Schwarzen, die ihm auch das Geld ins Haus trugen, hätten ihm das Papier gemacht. Indeß hatte er schon bei seinem Leben keine Ruhe vor diesen seinen sogenannten Freunden. Jede Nacht um 12 Uhr mußte er mit aller Gewalt aus dem Bette und auf dem Ackerstücke rundum wandeln und auf die hohe Buche klettern und dort zwei volle Glockenstunden aushalten und frieren. Noch sieht man ihn zuweilen da als einen kleinen Mann im grauen Rocke mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopfe; gewöhnlich aber sitzt er wie eine schneeweiße Eule auf dem Baume, sobald die Mitternacht vorüber ist, und schreit ganz jämmerlich. Kein Mensch kommt aber dem Baume gern zu nahe und kein Pferd ist dort am Wege vorbeizubringen, sondern sie schnauben und blasen und bäumen sich, und gehen auch mit dem besten Reiter durch und querfeldein.

461. Der Freund der Zwerge.

(S. Arndt Bd. I. S. 247. II. A. S. 205 ꝛc.)

Nicht weit von der Ahlbeck liegt ein kleiner Hof, Namens Granitz, unter der großen waldigen Uferforst, welche auch die Granitz genannt wird. Auf diesem Höfchen lebte vor nicht langen Jahren ein Herr von Scheele. Dieser war aber in spätern Jahren ganz in Trübsinn versunken und ging mit Niemandem mehr um, ob er wohl früher ein Lebemann und munterer Jäger gewesen war. Dies kam daher, daß seine drei schönen Töchter, die man die drei Blonden hieß und die hier in des Waldes Einsamkeit unter Heerden und Vögeln aufgewachsen waren, mit einem Male in einer Nacht davongegangen waren und nie wieder gekommen sind. Das hatte der alte Mann sich zu Gemüthe gezogen und in Folge dessen allen Umgang mit Menschen abgebrochen. Dagegen ging er viel mit den kleinen Schwarzen um und war manche Nacht außer dem Hause, ohne daß Jemand erfuhr, wo er gewesen war. Wenn er aber um die Morgendämmerung nach Hause kam, flüsterte er seiner Haushälterin zu: „Pst! Pst! ich habe heute an hoher Tafel geschmauft.“

Dieser Herr von Scheele aber pflegte manchmal aufzuthauen und dann erzählte er seinen Freunden, in den Granitzer Tannen um die Ahlbeck und an dem ganzen Ufer wimmele es von Unterirdischen. Auch hat er Leuten, die er dort spazieren führte, oft eine Menge kleiner Spuren gezeigt, wie von den allerkleinsten Kindern, die da im Sande von ihren Füßchen einen Abdruck hinterlassen hätten, und ihnen plötzlich zugerufen: „Horch! wie es da wieder wispert und flüstert!“ Ein anderes Mal, als er mit guten Freunden längs des Meeresstrandes hinging, ist er wie in Verwunderung plötzlich stillgestanden, hat auf das Meer gezeigt und gerufen: „Da sind

sie meiner Seele wieder in voller Arbeit, und viele Tausende sind um ein Paar versunkene Stückfässer Wein beschäftigt, die sie ans Ufer wälzen. Was wird dies die Nacht für ein lustiges Gelage werden!" Dann hat er ihnen erzählt, er könne sie sehen bei Tage und bei Nacht, und ihm thäten sie nichts, ja sie seien seine besonderen Freunde und einer habe sein Haus einmal von Feuersgefahr errettet, da er ihn nach Mitternacht aus tiefem Schlafe aufweckte und ihm einen Feuerbrand zeigte, der vom Heerde gefallen war und schon anderes Holz und Stroh, das auf dem Flure lag, anzünden wollte. Man sehe beinahe alle Tage einige von ihnen am Ufer, bei hohen Stürmen aber, wo das Meer sehr tobe, seien sie fast alle da und lauerten auf Bernstein und Schiffbrüche und gewiß vergehe kein Schiff, von welchem sie nicht den besten Theil der Ladung bärgen und unter die Erde in Sicherheit brächten. Und wie herrlich da unter den Sandbergen bei ihnen zu wohnen sei und welche krystallne Paläste sie hätten, davon habe auch kein Mensch eine Vorstellung, der nicht da unten gewesen sei.

462. Der Rabenstein.

(Nach Arndt, Jugenderinnerungen Bd. II. [II. A.] S. 348 ꝛc.)

Die Raben, Krähen, Adler und andere solche Vögel, welche scharfe Schnäbel und Klauen haben, werden sehr alt und leben wohl 2 — 300 Jahre. Wenn nun ein Rabenpaar hundert Winter mit einander gelebt und geheckt hat, dann legt es erst den Rabenstein und, wie man sagt, alle zehn Winter einen neuen Stein. Dieser Rabenstein soll nach der Sage aus den Augen der Diebe herauswachsen, welche die Raben am Galgen ausgehackt haben, und das müssen die Raben an vielen hundert Dieben gethan haben, ehe sie einen solchen Wunderstein legen können. Er ist von der Größe einer welschen Nuß oder eines Rabeneies, ganz rund und glatt und feurigroth wie ein Karfunkelstein, und die Raben legen ihn in der letzten Nacht des Hornungs; denn noch im Winter legen sie ihre Eier und im ersten Frühling, wenn es noch reift und friert, haben sie schon befiederte Junge. Es hat aber dieser Rabenstein zwei Eigenschaften, die erste, daß er in der Nacht leuchtet wie eine Sonne und alles umher hell, seinen Träger aber unsichtbar macht, so daß sich herrlich mit ihm stehlen läßt; die zweite, daß er zu Galgen und Rad hinlockt. Wer aber einen Rabenstein suchen will, der muß in die hohen Forsten suchen gehen, wo die höchsten Fichten, Eschen und Buchen stehen, denn auf diese, welche der gewandteste Kletterer nicht leicht erklettern kann, baut der kluge Vogel Rabe sein Nest. Da muß er lauschen und lugen, wo er Rabentöne aus hoher Luft klingen hört, dort sind wohl auch die Rabennester. Dies muß aber an solchen Tagen geschehen, wo Schnee gefallen ist, denn dann kann er allein das rechte Nest finden. Er mag nämlich alle ruhig sitzen lassen, unter deren Bäumen Schnee liegt, denn in solchen ist kein Rabenstein, derselbe ist nämlich so warm von oben, daß es unter seinem Neste nimmer friert noch thaut, und daß der Schnee in derselben Minute vergeht, in welcher er fällt. Wer ihn nun haben will, der muß in der letzten Nacht des Hornungs in den Wald gehen, wo der Baum mit dem hoffnungsvollen Neste steht. Er muß aber ganz allein kommen und Niemand darf wissen, wohin und wofür er ausgegangen ist, auch keinen Laut darf er von sich geben, nicht einmal husten darf er. Er muß aber Schlag 12 Uhr zur Stelle sein, denn

nur zwischen Zwölf und Eins in der Nacht läßt der Stein sich gewinnen. Dann muß er sich splinterfasernackt ausziehen und so ohne einen Laut von sich zu geben den Stamm hinaufklettern, ist er aber oben angekommen, wo das Nest sitzt, dann darf er nicht hineinschauen und sich den leuchtenden Stein aussuchen, sondern er muß sich noch dreimal um den Stamm herumschwingen, die Augen zuthun und blind hineingreifen, und was sein Finger zuerst berührt, das muß er behalten. Da hat es sich oft begeben, daß Manche mit einem faulen Ei heruntergekommen sind und für alle ihre Angst und Arbeit nur Spott gehabt haben. Ueberhaupt bringt unter Hunderten wohl kaum einer den Rabenstein mit herab, die Meisten nehmen schon die Flucht, wenn es in der grausigen Mitternacht ans Auskleiden geht, oder sie erfrieren auch während des Kletterns oder sie können dasselbe vor Schmerz nicht vollbringen, weil sie sich die Kniee, Schenkel und Arme aufschinden, oder sie stürzen herab, wenn sie sich um den Stamm schwingen, und brechen den Hals.

Es lebte aber einst zu Boldevitz auf Rügen ein reicher Herr, Namens Friedrich von Rotermund, der brachte aus der Türkei, wo er mit den kaiserlichen Truppen im Felde gelegen hatte, sich eine schöne Heidin als Ehefrau mit und mit dieser zeugte er ein Feierabendskind, das auch Friedrich getauft ward. Das war schon als Knabe ein wilder und unbändiger Bube, der nebenbei eine beispiellose Kraft besaß. Nach seines Vaters Tode wollte er, der funfzehnjährige Jüngling, seinem ältern, aus rechtmäßiger Ehe erzeugten Bruder aber nicht gehorchen, sondern entlief und begab sich auf die Insel Hiddensee, wo er Gelegenheit fand als Schiffsjunge auf ein dort gerade ankerndes Schiff zu kommen. Als er sich das muntere Seeleben ein halbes Dutzend Jahre verfucht hatte, ist er einmal wieder nach Stralsund gekommen und von da zu Hause nach Bergen auf Rügen, wohin sich seine Mutter nach dem Tode seines Vaters gewendet hatte. Seine Mutter hat ihm nun aber abgeredet, wieder zur See zu gehen und hat ihn zu einem Förster in die Lehre gegeben, wo er manches lustige und geheime Jägerstücklein gelernt hat und zu einem schönen und flinken Jägerburschen herangewachsen ist, der allen Mädchen den Kopf verdreht hat. Hier hat er auch die Geschichte von dem Rabenstein vernommen und hat sich denselben eines Nachts geholt, denn im wildesten Sturm war ihm ja nie ein Mast zu hoch und zu glatt gewesen, er hatte ihn allemal ohne zu schwanken erklettert, da konnte ihm natürlich auch kein Baum zu hoch sein. Als er aber den Stein gehabt hat, da hat er sich natürlich von seinem Funde gegen keine Menschenseele etwas merken lassen, allein er hat denselben wohl zu brauchen verstanden, nur ist er niemals in das Haus eines ehrlichen oder armen Mannes mit seinem Steine eingestiegen, sondern nur bei Wucherern und Geizhälsen hat er fleißig eingesprochen und ihre Kisten und Beutel etwas leichter und schlaffer gemacht. Hat er aber arme und nothleidende Alte und hungrige und verlassene Kindlein gewußt, da ist er mitternächtlich, wo Alles im tiefsten Schlafe lag, in die Häuser geschlichen und hat die silbernen oder goldenen Gaben auf Tische, Betten und Wege hingeschüttet, also daß die Leute, wenn sie erwachten, erstaunten und die Hände zusammenfalteten und beteten, weil sie meinten, ein Englein vom Himmel habe es ihnen ins Haus getragen. Eine Noth aber hat er gehabt, die als eine Teufelsplage der verbotenen Kunst anhing, er

hat nämlich einen unüberwindlichen Trieb zu Galgen und Rad in sich gefühlt, also daß er nicht blos hineilen mußte, wo nur auf der Insel einer geköpft oder gehängt wurde, sondern er mußte auch, wenn an dem Jahrestage der Hinrichtung eines der armen Sünder die Geister der hier Hingerichteten ihren Todtentanz um die Hochgerichte hielten, zur Mitternachtstunde im Hagel, Schnee und Donnerwetter hin zum Galgen und dort den schaurigen Tanz mittanzen.

So hatte Fritz Rotermund es manches liebes Jahr getrieben und hatte wohl frisch und lustig gelebt, aber reich war er nicht geworden, denn volle Taschen konnte er nicht leiden. Da hat es sich zugetragen, daß im Kriege zur Zeit des Königs Karl XII. von Schweden bei der Stadt Bergen zwei Juden gehängt wurden, die man als Pferdediebe ertappt hatte. Sie hatten dort schon ein Jahr an dem Galgen gebaumelt, da hat er zur Jahresfeier hinausgemußt und ist nach dem schauerlichen Tanz vor Ermattung unter dem Hochgericht eingeschlafen, als er aber beim Morgengrauen erwachte, hat ihm der Wind einen der Rockzipfel des einen Galgenvogels, unter dessen dürren Beinen er in Schlaf verfallen war, so heftig gegen die Backe geweht, daß das Blut herausgesprungen ist. Er griff nun lachend nach dem Rocke, um zu sehen, ob ein Knopf daran sei, der ihm diese Wunde geschlagen, allein es war keiner zu sehen, wohl aber sah er, daß etwas Hartes in die Ecke des einen Rockzipfels ins Unterfutter eingenäht war und als er das Stück abriß, fielen vor ihm ein Paar funkelnde Edelsteine zur Erde. Er erkannte aber bald, daß es ein Paar große Diamanten waren, reiste also mit ihnen nach Hamburg und verkaufte sie dort für ein Paar Säcke voll Dukaten. Mit diesen kehrte er in sein Vaterland zurück, kaufte seinem Bruder Boldevitz ab, dazu auch Unruh und einige andere schöne Güter, ward ein richtiger Edelmann und heirathete ein schönes adliges Fräulein, mit der er mehrere Söhne und Töchter zeugte. Von jetzt an ward er wieder ein anderer Mensch, bekehrte sich, ging zu Kirche und Abendmahl, allein den Rabenstein ward er nicht wieder los, so oft er ihn auch wegwarf, immer kehrte er wieder zu ihm zurück und so hat er auch an die zwanzig Jahre die blutigen Gerichtstage mithalten und die mitternächtlichen Galgentänze mittanzen müssen, so sehr er auch als guter Christ vor ihnen Schauder empfand. Eines Nachts ist er aber wieder zu einem Galgenfest nach Puddebus getrieben worden, da wo an dem Wege, auf dem man nach Kasnevitz fährt, etwa eine halbe Stunde vom Schlosse auf einem öden Haidehügel noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Trümmer eines Galgens standen. Dort fand er bei seiner Ankunft das grausige Nachtgesindel schon in dem greulichen Tanze rund herumfliegen, und zugleich mit ihm ritt von der andern Seite her als Mittänzer ein Mann auf, der noch mit lebendigem Fleisch umkleidet war, wie er und mächtig zu Rosse saß und einen blanken Säbel in der Rechten schwang, als fordere er Jemand heraus. Bei seinem Anblicke aber fühlte Fritz Rotermund den heißesten Grimm in sich entbrennen und mußte sein Schwert ziehen und gegen ihn anlaufen, der, als er Fritz zu Fuße anrennen sah, von seinem Rappen herabsprang und so rannten dann beide in blinder Wuth gegen einander, und während das lustige Gesindel seinen abscheulichen Reigen um sie herumtanzte, hieben die beiden reisigen Männer grimmig auf einander los, als aber die Glocke vom entfernten Schloßthurme Eins

schlug, und gleichzeitig der Tanz endete, da stürzte von einem gewaltigen Streiche getroffen Fritzens Gegner als Leiche zu Boden. Es war ein alter böser Edelmann vom äußersten Ende der Insel, von Jasmund, von Zuhmen hieß er, der auch einen Rabenstein gefunden hatte und zu dieser mitternächtlichen Todtenfeier ebenfalls hinausgemußt hatte. Fritz aber schwang sich auf den Rappen seines Feindes, denn seine Füße hätten ihn nicht zu Hause zu tragen vermocht, und als der Sommermorgen graute, ritt er matt und blutig ins Thor zu Boldevitz ein und hatte nicht Angst um sein Leben, wohl aber um seine arme Seele. Er sprach aber zu seinem alten Diener, den er weckte, er sei im Walde bei Kubbelkow unter Räuber gerathen, die hätten ihn jämmerlich zerhauen, es werde in wenigen Stunden aus mit ihm sein, er solle ein Pferd satteln, nach Gingst reiten und ihm den dortigen Pfarrer holen. Dieser aber, der den Fritz Rotermund als den besten Christen und den fleißigsten Kirchengänger unter seinen eingepfarrten Edelleuten kannte, hat nicht gesäumt, sondern ist schleunig zu ihm geeilt und hat den alten Herrn auf seinem Lager blaß und bleich wie der Tod und sein Weib und seine Kinder, welche ihm seine Wunden verbunden hatten, um ihn stehend gefunden. Er aber, als der Pastor hereingetreten ist, hat allen gewinkt herauszugehen, damit er mit dem geistlichen Herrn bete und sich zur Abfahrt bereite. Und als sie beide allein gewesen, hat er dem Pastor alles erzählt und gebeichtet und der Mann ist erst so bestürzt gewesen, daß er kaum hat beten können, dann aber hat er sich gesammelt und hat die Bibel ergriffen und des todtwunden Edelmanns Hände gefaßt und über ihn gebetet, daß der gnädige Himmel sich des reuigen und zagenden Sünders erbarmen möge. Dieser aber hat seine Worte laut und vernehmlich nachgesprochen und nach vielen Jahren zum ersten Male ganz getröstet ausgerufen: „Gelobt und gepriesen sei Gott und Jesus Christus für diese Wunden!" Kaum aber hatte er diesen Ruf des erlösten Herzens gethan, als der unselige Karfunkelstein plötzlich aus der Tasche des Edelmanns herausfuhr, wie ein leuchtender Blitz durch die Luft hinzischte und dann wie eine springende Feuerkugel sich gegen den Ofen schnell und klingend in der Secunde in Millionen Stücken zerstob, wie ein Sandhaufen auseinander weht, also daß man auch die Spur nicht von ihm sah. Da hat Fritz freudig gerufen: „Sahet und hörtet Ihr wohl, Herr Pastor, wie der Teufel in Nichts zerklungen und in Staub zerflogen ist?" Da haben beide dem Herrn inbrünstig für seine Gnade gedankt, sich umarmt und der Pastor hat die Frau und die Kinder des Edelmanns herbeigeholt, der hat die Hände auf sie gelegt und sie zum letzten Male geküßt und gesegnet und ist dann augenblicklich mit Zuversicht und Freuden heimgegangen, denn das Blut war aus seinen Adern gelaufen und die Lust an dem irdischen Leben aus seiner Seele.

463. Swantewit und Arkona.

(S. Saxo Gramm. XIV. p. 821 ꝛc. Kantzow, Pomerania Th. I. S. 161—166. 170—173. Barthold, Geſch. v. Rügen Bd. I. S. 554 ꝛc. Micrälius Th. I. S. 163. Th. II. S. 302. v. Schwarz, Pommerſche Städtegeſchichte S. 627. 653. 666 ꝛc.)

Auf der nördlichsten Spitze der Insel Rügen befand sich vor uralten Zeiten die Hauptstadt des Landes, die Stadt Arkona, auf einem steilen Berge, unmittelbar am Meere gelegen. In derselben befand sich auch der Tempel

und das Bild des Hauptgötzen der Rügianer, Swantewit. Derselbe stand mitten in der Stadt, war sehr zierlich gebaut, von Außen reich angemalt und mit schönem Schnitzwerk verziert. Er hatte nur einen Eingang, aber eine doppelte Halle, von denen die eine die andere einschloß. In der innern stand hinter einem Vorhange das Bild des Götzen von ungeheurer Größe und übermenschlichen Verhältnissen. Es hatte vier Köpfe, zwei vorn nach der Brust, die andern rückwärts gerichtet, alle mit Bärten, die aber zerzaust aussahen. In der Hand hielt der Gott ein mit verschiedenen Metallen ausgelegtes Horn für den Meth, der linke Arm war bogenförmig in die Seite gestemmt, sein Gewand reichte bis auf die Schienbeine und seine Füße standen auf einem tief in die Erde hineingesunkenen Fußgestell. Neben ihm hingen sein Sattel, Saum und Schwert, letzteres von Silber und wunderschöner Arbeit. Ringsherum an den Teppichen, die zwischen vier Säulen aufgehangen die Wände bildeten, hingen kostbare Trinkhörner, welche ebenso wie andere goldene und silberne Geräthschaften dem Gott als Geschenke gegeben worden waren. Dieser Gott ward als der der Fruchtbarkeit angesehen und jedes Jahr nach der Ernte ward ihm hier eine Art Opfer und damit zusammenhängender Schmaus veranstaltet. Nachdem nämlich der Oberpriester, der gegen die Sitte des Landes, Haare und Bart ungeschoren trug, das innere Heiligthum, welches er allein betreten durfte, mit Besen gereinigt, wobei er sich aber zu hüten hatte Athem zu holen, sondern allemal, wenn dies nöthig war, zur Thüre hinausgehen mußte, so besah er am Tage des Festes zuerst das Horn. War dieses noch mit dem im vorigen Jahre hineingeschütteten Meth gefüllt, so bedeutete es ein fruchtbares Jahr, hatte aber derselbe abgenommen, so drohte dem Lande Theuerung. Nachdem der Priester dies dem Volke kund gethan, goß er den Meth dem Gotte vor die Füße, füllte frischen in das Horn und bot es demselben zum Trinken an. Da derselbe aber natürlich den Mund nicht öffnen konnte, so trank er es mit einem Zuge aus, füllte es aufs Neue und gab es dem Gotte für das künftige Jahr in die Hand. Dann stellte er sich hinter einen ungeheuren Honigkuchen, der so groß war, daß er sich bequem hinter demselben verstecken konnte, verrichtete dann hinter ihm sein Gebet, daß dieser Kuchen das nächste Mal noch größer sein möchte und nahm dann die für den Götzen bestimmten Opfergaben in Empfang. Hierauf entließ er die Versammlung mit einer ermahnenden Rede und dann wurde der Tag mit fröhlichem Gelage beschlossen. Sonst bekam der Götze von einem jeden Haupte der Einwohner jährlich einen silbernen Groschen und den Zehnten von allen Gütern. Von diesem Einkommen wurden ihm 300 Pferde gehalten und Alles, was man damit erwarb, und vom Feinde raubte, ward in seine Schatzkammer niedergelegt. Sonst hielten sie ihm auch ein großes weißes Pferd (gerade wie die Stettiner dem Triglaff ein schwarzes), auf welchem Niemand als der Hohepriester reiten durfte. Er allein mußte es auch warten und füttern. Die Rügianer glaubten nun, weil es oftmals mit Schweiß und Staub bedeckt war, als ob es einen weiten Weg gelaufen sei, daß Swantewit auf demselben ihre Feinde verfolge. Mit diesem Pferde verrichtete man auch Weissagungen. Wenn sie nämlich in den Krieg ziehen wollten, so ward das Pferd ins Freie geführt, betrat es mit dem rechten Fuße einen gewissen bezeichneten Ort, war es ein gutes Zeichen, es bedeutete aber das Gegentheil, wenn es den

linken darauf setzte. Oder man legte Speere in der Quere auf die Erde, darüber ward das Pferd dreimal hinweggeführt, schritt es jedesmal mit dem rechten Fuße zuerst vor und berührte die Stangen nicht, so bedeutete es Sieg, berührte es sie aber oder schritt mit dem linken Fuße vor, Niederlage.

Im Jahre 1168 ist aber der Tempel und das Bild Swantewits zu Arkona zerstört worden, nachdem es gerade 330 Jahre hier gestanden hatte. Es hatten nämlich damals die Rügianer die Dänische Oberherrschaft abzuschütteln versucht und der Dänenkönig Waldemar I. rückte mit großer Heeresmacht vor die Stadt. Dieselbe war jedoch fast uneinnehmbar, denn von drei Seiten ward sie durch das hohe felsige Ufer geschützt und auf der vierten, der Landseite, hatte sie einen sehr hohen und steilen Wall mit einem einzigen hohen und festen Thurme. Da nun die Belagerer schon bei dem hartnäckigen Widerstande der Stadt an der Eroberung derselben zu zweifeln begannen, prophezeite auf einmal ein gemeiner Soldat, die Feste werde am Tage des h. Vitus zur Strafe ihrer Abgötterei fallen, weil sie vor mehreren hundert Jahren den h. Vitus verstoßen und statt seiner den Götzen Swantewit angenommen hatten. Ob nun wohl Niemand an diese Prophezeiung glaubte, so ging sie doch in Erfüllung. Es hatte nämlich ein vorwitziger Dänischer Soldat bemerkt, daß sich in der Verschanzung des Thores durch Abgleiten von Erdschollen eine Vertiefung gebildet hatte, worin sich ein Mensch verbergen konnte. Er stieg nun vermittelst einiger Speere, die er stufenweise in den Wall einstieß, in die Vertiefung hinauf und machte in derselben aus Spielerei Feuer an. Dieses ergriff aber den über das Thor herausgebauten Thurm und nahm bald so überhand, daß es die Einwohner, denen es obenein an Wasser gebrach, da sie nur einen einzigen Brunnen hatten und thörichter Weise das Feuer durch Kuhmilch zu löschen suchten, es aber dadurch nur noch schlimmer machten, nicht löschen konnten, sie waren also genöthigt, die Stadt dem Dänenkönig zu übergeben. Am Tage nach der Einnahme der Stadt gingen aber die mit der Zerstörung des Götzenbildes beauftragten Männer, Esbertus, ein Bruder des Bischofs Absalon, und ein gewisser Sund, nachdem sie die Teppiche von der Halle herabgerissen hatten, mit Aexten dem Bilde zu Leibe, hieben erst seine Beine durch und stürzten es rücklings um, bei welcher Gelegenheit der Teufel in Gestalt eines scheußlichen Thieres aus dem Bilde herausfuhr und mit schrecklichem Gestank durch die Fenster des Tempels entschwand, schleppten es dann an Stricken ins Dänische Lager, wo es in kleine Stücke zerhackt ward, damit die Krieger ihre Speisen mit seinem Holze kochen sollten, und verbrannten dann den Tempel. Die Rügianer nahmen aber, da sie sahen, wie sich ihr Gott nicht hatte helfen können, bereitwillig das Christenthum an. Nachher ist aber die ganze Stadt Arkona ins Meer versunken, auf dessen Grunde sie noch ruht, und wenn es nebliches Wetter ist, dann steigt sie zuweilen aus dem Wasser herauf und man kann sie dann mit ihren Häusern, Thürmen und Wällen als eine Art Luftspiegelung waseln (s. oben S. 412) sehen.

464. Die Götzen zu Carenza.

(S. Barthold Bd. I. S. 557 ꝛc. v. Schwarz, Pommersche Städtegeschichte S. 601 ꝛc.)

Die Rügianer verehrten aber außer dem Swantewit noch drei andere, diesem untergeordnete Götter, welche ihre Tempel in der Stadt Carenza,

dem heutigen Garz hatten. In dem größten derſelben ſtand die Bildſäule des Rugivit, des Rügiſchen Kriegsgottes. Sein Bild war aus einem ungeheuren Eichbaume verfertigt, er hatte ſieben Köpfe, die mit einem Hute bedeckt und ſcheußlich anzuſehen waren, denn die Geſichter waren mit dem hundertjährigen Koth der Schwalben, die unter dieſen niſteten, beſchmiert. An ſeiner Seite hingen ſo viele Schwerter, als er Geſichter hatte, das achte aber hielt er drohend in der Hand. In dem nächſten Tempel ward Borevit verehrt, der Gott des Wetters, des Waldes, des Friedens oder der fünf Sinne. Er hatte fünf Köpfe und keine Waffen. Im dritten Tempel befand ſich Paronutz oder Porenut, wahrſcheinlich der Gott des Donners, der vier Geſichter und ein fünftes auf der Bruſt hatte, mit der rechten Hand das Kinn hielt, die linke aber an die Stirne gelegt hatte und ſo durch die Finger ſah. Alle dieſe Götter aber waren große Feinde der Unkeuſchheit und des Ehebruchs und beſtraften dieſe Laſter aufs Härteſte.

465. Prinzeſſin Svanhithe.

(Nach Arndt, Jugenderinnerungen Bd. I. S. 10 ꝛc. [II. Ausg.])

Bei Garz, einem kleinen Städtchen auf der Inſel Rügen, wo jetzt der Wall über dem See iſt, hat vor vielen tauſend Jahren ein großes und ſchönes Heidenſchloß geſtanden mit herrlichen Häuſern und Kirchen, worin ſie ihre Götzen gehabt und angebetet haben. Dieſes Schloß haben aber dann die Chriſten eingenommen, alle Heiden getödtet, ihre Kirche zerſtört und die Götzen die darin ſtanden, ins Feuer geworfen, ſo daß jetzt nichts mehr von allen dieſen Herrlichkeiten übrig iſt als der alte Damm und einige Sagen von dem Manne im Panzer und mit dem Helme, der auf dem weißen Schimmel über die Stadt und den See hinreitet. Um Weihnachten und Johannis aber klingt es heraus aus dem See, da iſt der Götzentempel in das Meer verſunken. Im Wall aber ſitzt eine wunderſchöne Prinzeſſin mit zurückgeſchlagenen Haaren und weinenden Augen und wartet auf den, der ſie erlöſen ſoll. Hiervon giebt es nun aber beim Volke folgende Sage.

Zu der Zeit, als das Garzer Heidenſchloß von den Chriſten belagert ward und bereits ſo bedrängt war, daß mehrere ſeiner Thürme den Einſturz drohten und die Bewohner deſſelben ſchon nur ſehr wenig noch zu eſſen hatten, da herrſchte da drinnen der eisgraue Vater des Königs von Rügen. Er konnte weder mehr hören noch ſehen und ſein einziges Vergnügen beſtand darin, in den Edelſteinen und Goldhaufen zu wühlen, welche tief unter der Erde in einem koſtbaren aus Marmor und Kryſtall gebauten Saale aufgeſpeichert lagen. Während nun aber oben gekämpft ward und auch der König, des alten Mannes Sohn, mit vielen andern ſeiner ſtreitbaren Männer unter dem Schwerte der Chriſten ſein Leben laſſen mußte, ſaß der Alte da unten bei ſeinen Schätzen. Er hatte die Thüren und Treppen, die dort hinabführten, ſorgfältig vermauern laſſen, alſo daß Niemand eine Ahnung haben konnte, daß da unten eine Schatzkammer ſei, denn er kannte ganz allein einen unterirdiſchen Gang, der unter der Erde weglief, viele hundert Stufen tiefer als das Schloß und jenſeits des Sees einen Ausgang hatte, wo er allezeit herauskonnte um ſich Speiſe und Trank zu verſchaffen. Als nun endlich das Schloß in die Hände der Chriſten fiel und alles Lebende darin ihren Schwertern verfiel, da machten ſie Feuer an

und Alles verbrannte, die Thürme und Mauern brachen zuſammen und die Thüre zur Schatzkammer ward verſchüttet und Niemand war mehr übrig, der überhaupt gewußt hätte, daß eine ſolche dort geweſen war. Der alte König ſaß aber noch viele Jahre da unten bei ſeinem Golde und hatte ſeinen heimlichen Gang offen, daß er beliebig hinaus und herein konnte. Endlich aber iſt er doch geſtorben und zur Strafe in einen magern ſchwarzen Hund verwandelt worden, deſſen Aufgabe es war, bei den Schätzen zu liegen und ſie zu bewachen. Nachts aber zwiſchen 12 und 1 Uhr, da muß er noch immer umgehen, als ein altes graues Männchen mit einer ſchwarzen Pudelmütze auf dem Kopfe und einem weißen Stocke in der Hand. So ſieht man ihn im Garzer Holze am Wege nach Poſeritz. Auch geht er zuweilen um den Kirchhof herum, denn dort befinden ſich viele Heidengräber, in denen viel Gold und Silber mit begraben iſt. Er will es holen, kann es aber nicht bekommen, denn an einen geweihten Ort darf er nicht.

Nun wohnte aber zu derſelben Zeit ein König in Bergen auf Rügen, der eine wunderſchöne Tochter hatte, welche Svanvithe hieß und deren Schönheit unzählige Freier nach der Inſel lockte. Allein ſie ſchwankte lange hin und her, ehe ſie ſich für einen derſelben entſchied. Dies war Herr Peter, ein Prinz von Dänemark, ein ſtattlicher Herr, und bald fand denn auch die Verlobung ſtatt. Es war aber gleichzeitig auch noch ein polniſcher Prinz am Hofe des Königs, der hatte lange Jahre vergeblich um die ſchöne Prinzeſſin gefreit und aus Rache darüber, daß ein Anderer als er ihre Hand erhalten ſolle, wußte er ſowohl dem alten König als dem ganzen Hofe glauben zu machen, Svanvithe ſei keine Jungfrau mehr, ſondern habe lange ſchon heimlich mit ihm verbotenen Umgang gepflogen. Als dies Herr Peter hörte, gab er ihr ihr Wort zurück und zog auf und davon. Der König aber ward zornig über die Schande, die ſeinem Hauſe widerfahren war und befahl ſeinen Dienern, ſeine ungerathene Tochter ihm aus den Augen zu ſchaffen. Er ließ nun in einem mit dichten Mauern umſchloſſenen und von dichten Bäumen beſchatteten Garten einen hohen Thurm aufführen, wo weder Sonne noch Mond hineinſchien, und in dieſen ließ er die Prinzeſſin, die erſt ſechszehn Sommer zählte, ſperren. Das ganze Licht aber, was in den Thurm kam, fiel durch ein Loch in der Thüre deſſelben hinein und durch daſſelbe bekam das Mädchen auch Speiſe und Trank. Weder Bett noch Tiſch noch Stuhl war darin, ſondern die Unglückliche mußte auf bloßer Erde liegen. So vergingen drei ganze Jahre und der König war ſchneeweiß geworden vor Kummer und Sorgen und die Jungfrau war abgemagert und blaß und elend geworden von dem ungeſunden Aufenthalt und der ſchlechten Koſt. Da fiel ihr in ihrer Einſamkeit die Sage ein von dem Königsſchatze unter dem Garzer Walle und ſie dachte damit ihre Unſchuld und die boshafte Verleumdung des polniſchen Prinzen an den Tag zu bringen. Als ihr alſo ihr Hüter das nächſte Mal wieder ihre Koſt durch das Thürſchübeloch hereinreichte, bat ſie ihn, er möge doch hingehen zu ihrem Vater und ihn bitten, ſeiner einzigen Tochter doch als letzte Gunſt die Erlaubniß zu gewähren, ihn noch einmal ſehen und ſprechen zu dürfen. Der König aber ward ſehr zornig, als ihm der Wächter dieſe Botſchaft ausrichtete und ſchlug es ihr mit harten Worten ab. In der Nacht aber ſoll er einen Traum gehabt haben, der ihn ſehr beunruhigte, und ſo ließ er denn bei ſeinem Erwachen

den Wächter rufen und hieß ihn seine Tochter zu ihm führen. Als Svanvithe aber vor ihm stand, bleich und hager und mit zerrissenen Kleidern und Schuhen, ganz wie die ärmste Bettelfrau, da fiel es dem König schwer aufs Herz, daß er so hart gegen sie gewesen war. Sie aber sah ihn ruhig an und betheuerte ihm nochmals ihre Unschuld und wie sie lediglich durch die Tücke des polnischen Prinzen um ihren guten Namen gekommen sei und fügte hinzu, sie sei fest entschlossen, durch eine kühne That nicht blos ihre Jungfrauschaft zu beweisen, sondern auch ihren Vater und sein Reich zu Reichthum und Ehren zu bringen. Wie er wisse, liege unter dem alten Schloßwalle zu Garz ein großer Schatz begraben, der könne nur von einer Prinzessin gehoben werden, die von jenen alten Königen herstamme und eine reine Jungfrau sei. Wenn nämlich diese den Muth habe, in der Johannisnacht zwischen 12 und 1 Uhr nackt und einsam den Wall zu ersteigen und darauf rückwärts so lange hin und her zu treten, bis es ihr gelinge die Stelle zu treffen, wo die Thore und Treppen verschüttet sind, die zu der Schatzkammer führten. Sobald sie diese mit den Füßen berühre, werde es sich unter ihr öffnen und sie werde sanft heruntersinken in das Gold und könne sich von den Herrlichkeiten dann auslesen was sie wolle, und bei Sonnenaufgang wieder herausgehen. Was sie aber selbst nicht tragen könne, das werde der alte Greis mit seinen Gehilfen ihr nachbringen. Sie sei aber überzeugt, daß, wenn ihr dies gelinge, Niemand mehr an ihrer Tugend und Keuschheit zweifeln werde.

Als sie so gesprochen hatte, da winkte der König dem Wächter leise zu und alsbald kamen Frauen und Dienerinnen herbei und trugen sie weg in ein Seitenzimmer. Dort ward sie auf ein kostbares Lager gebettet und mit den besten Speisen und Getränken bewirthet und mit königlichen Gewändern bekleidet, und der Wächter raunte ihr zu, daß ihr Vater ihr die mitternächtliche Wanderung gestatte. Sprechen durfte sie jedoch nicht und Niemand durfte mit ihr reden, nur der Wächter, der ihr im Thurme die Speisen gebracht hatte, durfte zu ihr und dieser allein wußte, wer sie war.

Indeß waren vierzig Tage vergangen und der Tag vor Johannis kam heran, da ging sie zu dem König, ihrem Vater und sagte ihm Lebewohl. Beide aber weinten bitterlich, denn sie wußten nicht, ob sie einander wieder sehen würden. Sie verkleidete sich aber nun als ein gewöhnlicher Reiterbube und ging so von Bergen nach Garz, und als es vom Garzer Kirchthurm Zwölf geschlagen hatte, da stand sie auf dem Walle, legte ihre Kleider ab, so daß sie ganz nackt dastand, nahm eine Johannisruthe in die Hand und schlug damit rückwärts. Noch war sie nicht weit geschritten, da that sich die Erde unter ihr auf und sie sank hinab in ein großes marmornes, von tausend Lampen erleuchtetes Gemach, dessen Boden ganz mit Gold, Silber und Edelsteinen bedeckt war, so daß man kaum vor sich hintreten konnte. Sie sank aber so weich auf die Goldhaufen herab, daß es ihr gar nicht weh that, und als sie wieder aufstand und sich umsah, da sah sie in einer Ecke einen eisgrauen kleinen Mann sitzen, der ihr freundlich zunickte. Sie aber sprach kein Wort zu ihm, sondern winkte ihm nur mit der Hand, und augenblicklich verschwand er, statt seiner aber kamen viele Diener und Dienerinnen, die sich hinter ihr aufstellten, als erwarteten sie ihre Befehle. Sie aber bedenkend, wie kurz die Mittsommernacht ist, nahm so viel sie nur

faſſen konnte von den Edelſteinen und Goldſtücken, und den Dienern und Dienerinnen winkte ſie zu, ſie ſollten ebenſo thun und ſo ſackten ſich dieſe alle Taſchen und Zipfel ihrer Kleider voll Koſtbarkeiten und Goldſtücken. Nun ging ſie nach der Treppe zu, die von innen hinausführte, und die Diener und Dienerinnen immer hinter ihr drein, und ſchon war ſie faſt oben und ſah bereits das Morgenlicht und hörte den Hahn den jungen Tag ankündigen, da fiel es ihr ein ſich umzuſchauen und zu ſehen, ob jene ihr auch nachkämen. Da ſah ſie auf einmal den kleinen Mann ſich in einen großen ſchwarzen Hund verwandeln, der mit feurigem Rachen und glühenden Augen ihr nachſprang. Sie aber entſetzte ſich ſehr und rief in ihrer Angſt: „O Herr Jeſus!“ Als ſie aber das Wort ausgeſprochen hatte, da ſchlug die Thüre über ihr mit heftigem Knalle zu, die Treppe ſtürzte zuſammen, die Diener und Dienerinnen hinter ihr verſchwanden und ſie ſtand wieder auf dem Boden des Saales und konnte nicht mehr heraus. Der alte König aber, als ſie nicht wiederkam, grämte ſich ſehr, denn er wußte, daß ſie den böſen Geiſtern zum Opfer gefallen war, und ſtarb wenige Wochen nach ihrem Verſchwinden vor Kummer und Harm. Der Prinzeſſin Svanvithe war aber ihr Unternehmen nur darum mißglückt, weil ſie ſich umgeſehen und geſprochen hatte, denn dann verfällt man den Unterirdiſchen.

So ſind viele Jahre vergangen, da hörte man auf einmal, die Prinzeſſin lebe noch und ſitze unter dem Garzer Walle in der Schatzkammer und müſſe nun mit dem alten grauen Urgroßvater die Schätze hüten helfen. Sie kann aber, ſagt man, erlöſt werden, wenn einer es wagt, auf dieſelbe Weiſe, wie ſie einſt in der Johannisnacht es gethan hat, in die verbotene Schatzkammer hinabzufallen. Dieſer muß ſich dann dreimal vor ihr verneigen, ihr einen Kuß geben, ſie an der Hand faſſen und ſtill hinausführen, aber bei Leibe kein Wort ſprechen. Bringt er ſie heraus, ſo wird er mit ihr fünfzig Jahre als König auf dem Throne ſitzen und ſie werden liebliche Kinder mit einander haben, der kleine graue ſpukende Mann aber wird verſchwinden, wenn ſie ihm ſeine Schätze entführt haben.

Es haben aber ſchon Manche verſucht, ſie zu erlöſen, es iſt aber bis jetzt Keinem gelungen und daher ſitzt ſie jetzt da unten über Goldhaufen gebeugt, ihr langes Haar hängt ihr über die Schultern hinab und ſie weint unaufhörlich, um ſie aber ſitzen ſechs junge Geſellen, die ſie haben befreien wollen, aber jetzt den Schatz mit hüten müſſen. Der letzte aber, der es verſucht hat, war ein junger munterer Schuhmachergeſelle, Namens Jochim Fritz, der iſt immer viel auf dem Wall ſpazieren gegangen, plötzlich aber iſt er verſchwunden und nie haben ihn ſeine Eltern und Freunde wieder zu Geſicht bekommen.

466. Der Herthaſee und die Herthaburg.

(S. Micrälius, Altes Pommerland Bd. I. S. 16. Grümbke, Th. I. S. 71, II. 209—216. Temme S. 65 ꝛc.)

Auf der Inſel Rügen in dem Theile, der Jasmund genannt wird, nicht weit von Stubbenkammer findet man noch heute mitten in dem Buchenwalde, der ſogenannten Stubnitz, einen alten Wall, gewöhnlich der Borgwall, auch zuweilen die Herthaburg genannt. Derſelbe liegt an der Nordſeite des ſogenannten Borg- oder ſchwarzen Sees. Letzterer hat ſeinen Namen nicht etwa

von der Farbe ſeines Waſſers, das völlig rein und klar iſt, ſondern von ſeiner finſtern und zwiſchen zwei waldigen Anhöhen eingeklemmten Lage und davon, daß die Schlagſchatten der Bäume, die ihn an ſeiner Nordſeite, ſowie am öſtlichen Rande einfaſſen, ſich zu gewiſſen Tageszeiten über ihn hinſtrecken und ſeinen Spiegel verdunkeln. Man findet in ihm große Hechte, deren Rücken mit Moos bewachſen ſind, aber früher hat der Teufel ſehr oft ſeine Poſſen mit den von den Fiſchern hier gebrauchten Fiſchergeräthſchaften getrieben. Angeblich badete ſich ehedem alljährlich die Göttin Hertha, welche auf dieſer Burg, d. h. in einem Tempel, der in dem Innern dieſes Walles, einem ohngefähr 164 Schritte langen ebenen Raume geſtanden haben ſoll, verehrt ward und gewiſſermaßen bei ihnen die Mutter Erde vorſtellte. Von hier ward der heilige Wagen, der mit einem geheimnißvollen Schleier bedeckt war, und von zwei Kühen gezogen wurde, herabgelaſſen. Nur ihr geweihter Prieſter durfte ſie begleiten, die Sclaven aber, welche dieſe Zugthiere den ſteilen Abhang nach dem See zu hinnableiteten, wurden, ſobald ſie ihre Dienſte verrichtet hatten, alsbald in dem See ertränkt, weil jeder Uneingeweihte, der die Göttin geſehen hatte, ſterben mußte.

An jener Stelle iſt es aber heute noch nicht geheuer, denn man ſieht oft bei hellem Mondenſcheine aus dem Walde, wo die Herthaburg geſtanden hat, eine ſchöne Frau, die von vielen Dienerinnen begleitet iſt, herabkommen und nach dem See hinabgehen, dort verſchwindet ſie, man hört aber das Plätſchern der Badenden im Waſſer. Den Wanderer aber, der dies ſieht, zieht es mit wunderbarer Gewalt jener Sirene nach, ſobald er aber das Waſſer berührt hat, ſinkt er unter und kommt nie wieder ans Tageslicht. Man darf auch weder einen Kahn noch ein Netz auf den See bringen. Einmal hatten Leute es gewagt, auf dieſem Waſſer herumzufahren, und dann den Kahn dort gelaſſen. Am andern Tage war er verſchwunden und erſt nach langem Suchen fanden ſie ihn auf dem Wipfel einer hohen Buche wieder, aus dem See rief aber eine Stimme: „Ich und mein Bruder Nickel haben dies gethan!“

467. Das neue Tief.

(S. Stolle, Geſch. d. Stadt Demmin S. 605. Grümbke Th. I. S. 7.)

Die Inſel Rügen iſt früher noch einmal ſo groß geweſen als ſie jetzt iſt, ſo hat die Halbinſel Mönchgut einſt mit Pommern zuſammengehangen, oder ſie war nur durch einen ſo ſchmalen Strom von dem Feſtlande getrennt, daß zur Noth ein Mann hinüberſpringen konnte. Derſelbe war auch nicht tief, ſo daß man einmal einen Damm aus Pferdeſchädeln gemacht hat, auf dem man von Rügen nach Pommern hinübergegangen iſt. Soviel iſt gewiß, daß wo jetzt das neue Tief iſt, früher das trockene Land von Rügen war. Man ſieht jetzt noch bei ruhigem und ſtillem Wetter unten auf dem Meeresboden Eichen- und Tannenbäume. In einer Nacht des Jahres 1302 (oder 1303, 1308 oder 1309) iſt aber ein ſo ſchrecklicher Sturmwind auf der ganzen Oſtſee geweſen, daß er Häuſer und Kirchen wie Kartenblätter umgeblaſen hat. Der hat auch das Land zu Rügen von Pommern abgeriſſen, ſo daß ein guter Theil des erſtern da in die See ſank, wo ſich der große Bodden befindet. Zwei ganze Kirchſpiele ſollen hier vergraben liegen, das

von Ruden und das von Carven, nichts ist davon übrig geblieben, als das kleine Inselchen, welches mitten im Bodden liegt.

Das Fahrwasser nun, was so zwischen diesem Ruden und der Insel Rügen entstanden ist, hat man seitdem das neue Tief genannt. Ohne dasselbe würde aber Stralsund als Seestadt zu Grunde gegangen sein, nachdem der Gellen von den Niederländern mit ihrem Ballast fast versandet worden ist.

468. Der Dollgemost.

(S. Temme S. 192.)

Der Wald Dollgemost auf Rügen, der dem Fürsten von Putbus gehört, hat davon seinen Namen, daß Jaromir I., Fürst von Rügen, hier eine Räuberbande, die daselbst ihr Wesen trieb, vernichtete, aber mit seinen Leuten dabei auch sehr schlimm hauſete, denn Dollgemost heißt eigentlich „toll gehauſet."

469. Der Chimmeke in Loitz.

(S. Micrälius, Altes Pommerland Bd. I. S. 268. Kantzow Th. I. S. 333.)

Auf den Pommerschen Schlössern gab es ehedem viele Kobolde, die man Chimmeke nannte, aber wenn man sie nicht beleidigte, im ganzen Niemandem etwas zu Leide thaten. Ein solcher Chimmeke war auch auf dem Schlosse zu Loitz. Man setzte ihm Abends eine Schüssel mit Milch hin und diese verspeiste er über Nacht. Als aber um das Jahr 1370 die Mecklenburger das Schloß inne hatten, so war ein übermüthiger Küchenjunge mit darin, der die dem Kobold hingesetzte Milch selbst austrank und auch noch darüber spottete, daß derselbe um seine Milch kam. Das verdroß denselben sehr und als der Küchenjunge am andern Morgen, ehe der Koch aufgestanden war, in die Küche kam um Feuer anzumachen, da ergriff ihn der Chimmeke, riß ihn in Stücken und steckte dieselben in den großen Grapen (Topf), der mit heißem Wasser auf dem Feuer stand. Danach kam der Koch und wollte Fleisch in den Grapen stecken, der Chimmeke aber war auch da und sagte zu ihm, das sei gar nicht nöthig, das Fleisch sei schon gar, er solle es nur anrichten und auftragen, und als der Koch in den Topf sah, fand er darin die Hände und Füße des Küchenjungen. Der Kobold ist seit der Zeit aus dem Schlosse weggezogen und hat sich niemals wieder darin sehen lassen, der Topf aber ist zum ewigen Angedenken dort aufbewahrt und lange Jahre gezeigt worden.

470. Die Steinprobe.

(Nach Temme S. 323 ꝛc.)

In der Stubnitz, dem bekannten herrlichen Walde auf Rügen nicht weit von dem Herthasee findet man einen Stein, in welchem man die Spuren eines großen Fußes und eines ganz kleinen Kinderfußes eingedrückt findet. Hierüber erzählt sich das Volk folgende Sage. Zur Zeit als noch der Herthadienst auf der Insel Rügen im Flor war, war unter den Jungfrauen, welche sich dem Dienste dieser Göttin geweiht hatten, ein junges und schönes Mädchen. Dieselbe hatte wie alle ihre Mitpriesterinnen der Göttin ewige Jungfrauschaft geschworen, allein gleichwohl mit einem jungen Ritter ein Liebesverhältniß angeknüpft und hielt mit demselben alle Nächte Zusammen-

künfte am Ufer des heiligen Sees. Der Oberprieſter bekam bald Kunde davon, daß eine der Prieſterinnen nächtliche Unterredungen mit einem Manne habe, allein er wußte nicht, welche es ſei, ertappen aber konnte er die Schuldige auch nicht, weil dieſelbe natürlich dieſe Zuſammenkünfte ausſetzte. Er hielt nun zwar eine Anſprache an ſie, worin er ſie ermahnte, die Eidbrüchige zu bezeichnen, allein dieſe zeigte ſich natürlich ſelbſt nicht an und die Uebrigen wußten nichts Genaues. Er flehte alſo zu der Göttin, ſie möge durch ein Wunder die Wahrheit an den Tag bringen. Er führte daher am nächſten Morgen ſämmtliche Jungfrauen nach dem großen Opferſteine im Walde, dort befahl er ihnen, eine nach der andern mit dem nackten Fuße auf den Stein zu treten. Das thaten ſie auch und als die Schuldige auf denſelben trat, drückte ſich nicht blos ihr eigener Fuß, ſondern auch noch der eines kleinen Kindes in demſelben ab. Dies bedeutete, daß ſie ihre Unſchuld verloren hatte und ein Kind unter dem Herzen trage. Hierauf ſoll der Oberprieſter ſie von der Stubbenkammer hinab ins Meer geſtürzt haben, allein im Fallen hat ſie ein Engel in ſeinen Armen aufgefangen und ſanft hinab bis auf die Oberfläche des Waſſers getragen. Dort aber erwartete ſie ihr Geliebter mit einem Nachen, nahm ſie in denſelben auf und fuhr mit ihr davon in ſeine entfernte Heimath.

471. Der Teufel zu Greifenberg.

(S. Micrälius Bd. II. S. 107 ꝛc.)

In Greifenberg hat ſich im Jahre 1623 eine unerhörte Begebenheit mit einem Knaben, dem Sohne eines Kammerherrn zugetragen. Seine beiden Eltern waren ihm und ſechs andern unerzogenen Kindern im ſechſten Jahre ſeines Alters mit Tode abgegangen und er war zu ſeines Vaters Schweſter Mann gebracht und in deſſen Koſt zur Schule gehalten worden. Derſelbe hat ihn aber im eilften Jahre ſeines Alters nicht länger bei ſich haben wollen, ſondern ihn wegen nicht erfolgtem Koſtgeld, deſſen ihm wenig von ſeinen Eltern nachgelaſſen war, von ſich gejagt, daß er in die Irre gerathen, von einem Freunde zum andern gelaufen und ſich endlich vorgenommen hat, nach Danzig einen Verſuch zu thun, ob er daſelbſt von ſeiner Mutter Freunden untergebracht werden könne. In dieſen Gedanken legte er ſich in der Freitags Nacht einmal gar traurig in den Brodſcharnen, um ſein Nachtlager daſelbſt zu halten. Es kommt aber der böſe Feind in Geſtalt eines ſchwarzen Mannes zu ihm, nach eilf Uhr in der Nacht, verſpricht ihm, ſo er nach 12 Jahren ſein eigen ſein und ihm darüber eine Handſchrift mit ſeinem Blute geben würde, daß er ihm allenthalben, da er es nur begehrte, die Schlöſſer eröffnen und ihm die ganze Zeit über genug verſchaffen wollte, bringt auch, als der Knabe ſeinen liſtigen Verſuchungen nicht zu widerſtehen weiß, Papier und Feder, heißt ihn in den Mittelfinger der rechten Hand ſchneiden, das Blut daraus in die Feder faſſen und die Handſchrift ſtellen. Er thut's und das Blut, als er davon genommen, ſtillt ſich ſofort im Finger, daß es am Schreiben ihn nicht hinderte. Es war auch, als der Geiſt zu ihm gekommen, helles Licht geworden, daß er um ſich ſehen können, und alſo hat er die Handſchrift, wie ſie ſpäterhin Johannes Micrälius, der Schulrector zu Stettin, in den Akten mit eigenen Augen geſehen, in acht Zeilen mit ſolchen Worten verfertigt, daß er ſeinen Gott verſchwöre und dafür bekenne, was er begehre,

und nicht wieder zurückkehren könne und nach zwölf Jahren sein eigen mit Leib und Seele sein wolle. Darauf stellt ihm der Teufel ein Buch zu, inwendig mit rothen gehörnten Thieren bemalt und mit etlichen Buchstaben beschrieben, die als hebräisch, wie hernach der Knabe gesagt, ausgesehen, und sagte dabei, wenn er solches bei sich habe, sei es eben so viel, als wenn er selber bei ihm wäre. Hierauf ist er dieselbe Nacht, als im Schlafe, bis gen Danzig und an die Olive geführt, und als er wieder anheimgekommen, hat er sich anerboten, andern Knaben solches Buch, dessen Kraft er gespürt, mitzutheilen, daß sie die abergläubischen Sachen daraus verzeichnen sollten. Es ist aber solches kund und verhindert worden, und weil der Knabe Alles ins Leugnen zog, erachteten seine Freunde als ein erdichtetes und eigebildetes Ding, was von seinen bösen Künsten ausgesprengt ward.

Dem Knaben brachte der Geist Geld an lauter halben Groschen oder Göttingen, wenn er es nöthig hatte, er mußte gleichwohl, damit man das Geld nicht bei ihm spüren mochte, in zerrissenen Kleidern einhergehen, bei keinem Herrn und Meister, deren er in wenig Jahren, durch Verschaffung seiner Vormünder in Braunsberg, Danzig, Treptow, Rügenwalde und Colberg bei vierzehn gehabt hat, lange verharren, der Schule und Kirche, wie auch des Gebetes sich enthalten, und wenn ihn ja einer von seinen Herrn nöthigte, das Gebet vor der Mahlzeit zu sprechen, alles Essen, so durchs Gebet gesegnet war, wieder von sich brechen. Als er nun über das fünfte halbe Jahr in solchem Beginnen zugebracht und endlich am 28. Oktober des Jahres 1623 nackend und bloß zu Greifenberg angekommen, hat der Geist ihn durch eine Stimme ermahnet (denn er hatte sich seit der ersten Versuchung nicht sehen, sondern nur hören lassen), er solle zur Nacht in eines seiner Freunde Haus gehen und daselbst Geld holen, welches er auch gethan und eine ansehnliche Summe, so der böse Feind ihm aus den verschlossenen Contoren und Spinden vorgesetzt, hinweggenommen. Darüber ist er betrossen, von der Obrigkeit eingezogen worden und hat alles, was er bisher für Händel geführt, ausgesagt. Ist darauf den Predigern, als N. Dionysio Friedeborn, einem gelehrten und gewissenhaften Theologen, und N. Balthasar Simon, seinem Collegen befohlen, die ihn täglich besucht, auf der Kanzel für ihn gebetet und sich höchlich bemüht haben, ihn aus des Teufels Stricken und Banden zu befreien. Ob sie nun wohl etliche Zeichen der wahren Reue bei ihm spürten, insonderheit weil er sich nach Gottes Tische und der Kirche gesehnet, so hat doch bald darauf der Teufel ihn leibhaftig besessen, aus ihm schreckliche Worte geredet und ihn dahin gebracht, daß er an Gottes Gnade zu zweifeln angefangen. Wenn dann nun die Prediger dem bösen Geist sich tapfer mit Gottes Wort unter die Augen gesetzt, haben sie ihn bisweilen gewonnen, daß er mit zum Beten gebracht ward, bisweilen aber haben sie auch unverrichteter Sache von ihm gehen müssen. Er hat immer in großem Seufzen und Winseln gelegen, und ist, wenn die Paroxysmen eingetreten, voll Schweiß auf dem ganzen Leibe gewesen. Endlich hat er sich, als man von ihm begehret, erklärt, er wolle in die Kirche gehen, öffentlich beichten und sich das Sakrament reichen lassen, und er hat auch die Beichte eines Sonnabends im Beisein etlicher Zeugen, wiewohl mit großem Zittern, Angst und Schweiß gethan. Sobald er aber die Absolution empfangen und wieder in das Gefängniß gebracht worden ist, hat sich der Teufel leibhaftig in

voriger Gestalt sehen lassen und das Buch, so er ihm gegeben, der Knabe aber vor diesem mit andern Büchern vergraben, nicht bei demselben wiedergefunden, von ihm gefordert, mit dem Vorwenden, daß er nicht eher seine Handschrift wieder haben solle: dies hatte aber dem Knaben bisher die meiste Angst gemacht. Als der Pastor dazu gekommen, hat der Teufel leiblich durch ihn geredet, und daß er am folgenden Tage nicht zur Kirche kommen solle, gedroht, weil er seinen Theil an ihm habe. Nichts desto weniger hat solche Qual nach Mitternacht aufgehört und der Knabe ist, wiewohl mit Mühe, zur Kirche gebracht worden, da er denn angefangen hat, eifrig zu beten, die Predigt gehört und darauf nach vorhergehendem öffentlichen Gebete seine Handschrift knieend vor dem Altar revocirt, dem Teufel auch mit allen seinen Werken und allem seinem Wesen entsagt, den christlichen Glauben ganz nachgesprochen, sich seiner Taufe und des Bundes, mit seinem Erlöser aufgerichtet, erinnern lassen und ist also mit seinen Geberden zum Tische des Herrn gegangen. Nach drei Tagen hat er wiederum angefangen zu zweifeln und schreckliche Worte zu führen, davon er doch eben so wenig diesmal als zuvor gewußt, wie er wieder zu sich selbst gekommen. Insonderheit machte ihm die Handschrift und die Worte darin, daß er nicht wieder zurückkehren könne, viele Angst. Drum hielt die christliche Gemeinde immerfort an, die göttliche Gnade und Allmacht anzurufen, daß der Teufel gezwungen würde, die Handschrift dem Knaben wiederzubringen, damit er also öffentlich dadurch zu Schanden gemacht würde. Welches gemeine Gebet denn auch soviel gewirkt hat, daß der böse Feind mit einem greulichen Brausen, dadurch der helle Mondschein ganz verfinstert worden ist, in der Nacht nach eilf Uhr zu ihm gekommen ist und ihm die Handschrift an den Kopf geworfen hat, mit diesen Worten: „Ich bin Deinerhalben grausam darum geschoren worden!" Ob nun wohl auch nach der Zeit die teufelischen Anfechtungen angehalten haben, so haben sie sich doch allgemach verringert, und der Knabe ist von der Obrigkeit auf erholten Rath auf freien Fuß gestellt worden und hat sich so wohl gehalten, daß er auch noch unter der kaiserlichen Armee eine Korporalschaft bedient hat.

472. Die Pommerschen Menschenfresser.

(S. J. Prätorius, Unerhörte Brodsverwandelung, Madigwerdung, Blutung, Verschwindung, Stärkung und Ermangelung ꝛc. im Wunder Jahr 1678 c. C. u. J. in 4°. Bogen B.)

Im Dorfe Wolsin, welches anderthalb Meilen Weges von Lippen gegen Stettin zu liegt, ist ein Mann, der vor diesem als fromm und aufrichtig und eines guten Gemüthes bekannt war, mit Namen Joachim Burckhard, von großen Hungers wegen, weil er etliche Jahre lang von seinen Gütern und Aeckern nichts genießen, noch einernten können, nach dem Städtlein Lippen zu gegangen mit zweien Söhnen, Adam und Fritzchen, bei seinem Weibe vorgebend, er wolle in die Stadt gehen und sich mit beiden Söhnen unterhalten lassen, sie aber solle sich fertig machen und nachkommen, weil sie Hungers halben keine Mittel mehr hätten, daß sie das Leben erhalten könnten. Weil sie aber so matt waren, daß sie Schwachheit halber die Stadt nicht erreichen konnten, sind sie zu Klein Brödene, welches hart neben der Straße gelegen ist, eingekehrt, allda sein Bruder Christoph Burckhard gewohnt, und mit allen

den Seinen in der Pest aufgegangen ist, ohne seiner leiblichen Schwester Tochter, welche bei ihrem Vetter gewohnt hat und erst vor drei Tagen eines jungen Söhnleins genesen war. Diese hat er gegrüßt, ihr Glück gewünscht und sie haben einander also mit Trauern und Weinen ihre Noth geklagt. Weil sie nun aber in eilf Wochen kein Brod und rechte Speise gegessen, sondern nur Wurzeln und zu Zeiten etliche Eicheln, des jüngsten Sohnes Aussage nach, welche sie nur zur großen Noth und im äußersten Hunger als ein Labsal gebraucht, hat sich gleichsam das Gemüth und Geblüt verwandelt und aus menschlicher Natur ist eine grimmige Wolfsart geworden. Indem tritt obgemeldeter Burckhard vor das Bettlein und elende Lager, darinnen seine Muhme und Schwestertochter gelegen, und redet sie mit grimmigen Worten an: „Liebe Muhme, hast Du nichts zu essen? Ich muß mit den Meinen heute etwas essen oder wir können das Leben nicht erhalten!" Auf dieses reicht die Sechswöchnerin einen Schlüssel und spricht, er solle nachsehen, er werde nichts finden, als ein wenig gekochte Blätter von Lattich. Dieses wäre ihre Speise gewesen bis zum Anfang ihrer Genesung und Entbindung, seit derselben Stunde hätte sie sich bis dato ohne Speise befunden. Als er es nun so befunden, wird er mit beiden Söhnen eines Sinnes und Rathschlags, die kranke Sechswöchnerin zu erschlagen und sich mit ihrem Fleische des Hungers zu erwehren. Er läuft wieder auf das Bett zu, fängt an gräßlich zu heulen und zu brüllen, nebst beiden Söhnen, und spricht: „Liebe Muhme, bete und rufe Gott an, jetzt mußt Du sterben und unsere Speise werden!" Die kranke Frau erschrickt, siehet auch nirgends eine Hülfe, sondern fängt an: „Lieber Vetter, mich wohl, nur mein Kind nicht, ich muß ohnedies verschmachten. Gott ich befehle mich Dir!" Auf dieses fahren sie mit ihren Messern zu, stechen und schneiden in die Gurgel und den Hals mit solcher Grimmigkeit, daß sie nur bald sterben soll, wie auch bald geschehen, und sie ohne alles Zappeln und Schreien verschieden. Nach diesem weiden sie die Leiche aus, schneiden und schälen das Fleisch ab und weil sie ein Tönnlein, darin grob Steinsalz, das in Heringen gewesen, gefunden, haben sie es eingesalzen und etliches eines Theils roh, eines Theils ein wenig gebraten gegessen, das Meiste aber mit zurück nach Hause genommen und also von dem ersten Vorsatz abgelassen, in die Stadt zu gehen. Wie er nach Hause kommt, spricht er: „Liebes Weib, hier bringe ich Fleisch, ich habe unterwegs ein wildes Schwein bekommen, das habe ich gemetzigt und bringe Dir auch etwas davon. Vielleicht wird es auch ein Mittel sein, das Leben zu erhalten!" Die Frau, welche auch hungerte, fuhr mit großer Begierde zu, sott es nur auf und aß es. Es sind aber die vier Personen, weil die Sechswöchnerin voll der Pestilenz gewesen, innerhalb vier Tagen alle gestorben, bis auf den jüngsten Sohn Friedrich Burckhard, der hernach im Amte zu Lippen solches ausgesagt hat und den zwölften Tag in gefänglicher Haft gestorben ist. Die Todtengräber haben darnach Hausesuchung halten müssen und von dem Fleische mehr als die Hälfte gefunden, welches auf dem Kirchhofe selbigen Ortes nebst dem kleinen Kindlein, welches auch todt gefunden worden ist, begraben worden und ist den 2. Junius 1678 zu Lippen eine Tafel, darauf dieser Vorgang geschrieben, in die Kirche zum ewigen Gedächtniß aufgehängt worden.

473. Das brennende Geld.

(Nach Arndt, Jugenderinnerungen Bd. I. S. 332 ꝛc. [II. A.])

In einer Novembernacht gegen Morgen kamen drei Bauern von einer Hochzeit aus dem Dorfe Lanken geritten, um nach ihrem Heimathsdorfe zurückzukehren. Als sie aus dem Walde, der die beiden Dörfer trennt, herauskamen, sahen sie an einem kleinen Busche auf dem Felde ein großes Feuer, das bald wie ein glühender Heerd voll Kohlen glimmte, bald wieder in hellen Flammen aufloderte. Erst hielten sie voller Verwunderung still und sahen sich nach den Hirten um, welche es angemacht haben konnten, allein bald fiel ihnen ein, daß jetzt keine Zeit zum Verweilen im Freien sei, und daß also etwas Anderes hier vorgehen müsse. Auf einmal rief einer: „Nachbarn ich weiß was es ist, hier brennt Geld, seid still, laßt uns hinreiten und jeder mag seine Taschen ruhig mit den Kohlen füllen, dann haben wir genug für alle Zeit!“ Der älteste aber sprach: „Behüte Gott, daß ich in dieser späten Zeit aus dem Wege reiten sollte; ich kenne den Reiter zu gut, der da ruft: hoho, hallo! halt den Mittelweg *)“, der zweite hatte auch keine Lust dazu, der jüngste aber faßte sich ein Herz, gab seinem Pferde die Sporen und nöthigte es, es mochte sich noch so sperren, in das Feuer hineinzureiten, er sprang ab, füllte sich die Taschen voll Kohlen und jagte dann seinen beiden Gefährten nach. Dicht vor Vielmitz holte er sie ein und nun ritten sie, ohne ein Wort mit einander zu sprechen, wieder in ihr Dorf hinein. Als sie dort ankamen, war es bereits ganz hell, der Bauer aber, der sich die Kohlen eingesackt hatte, war zu neugierig zu wissen was er für Kleinodien und Geldstücke mit sich herum schleppe, denn die Schwere derselben zog ihn die Taschen ganz herunter, er griff also hinein und brachte allerdings nichts als todte Mäuse heraus. Da lachten ihn seine beiden Gefährten nicht wenig aus, versprachen ihm aber, Niemandem ein Sterbenswörtchen davon zu verrathen.

Der Bauer aber hat gleichwohl noch keine Ruhe gehabt über die brennenden Kohlen, er hat gemeint, es sei doch ein Fehler gewesen, daß er statt des Goldes Mäuse nach Hause gebracht, er hätte einige Körnlein Salz bei sich haben und auf die Kohlen werfen sollen, dann hätte das Gold nicht verschwinden können. Er ist also die nächste Nacht wieder hingeritten und hat genau an derselben Stelle, die aber den Tag über grasgrün gewesen ist, das Feuer brennen sehen. Er ist also wiederum hingeritten, hat Salz auf die Kohlen geworfen, soviel er davon hat zusammenraffen können, in die Taschen gesteckt und im Galopp wieder nach Hause geeilt. Er hat auch unterwegs keinen Laut von sich gegeben, hat auch Niemandem begegnet, so daß also nun unfehlbar eigentlich nichts im Wege stand, daß er richtig den Schatz mit nach Hause brachte; allein als er zu Hause anlangte, hatte er immer nur wieder Kohlen in der Tasche, allerdings gemischt mit einigen schwarz gewordenen Schillingen. Diese haben gleichwohl seinen Ruin herbeigeführt, denn statt sich zu überlegen, ob er selbige nicht vielleicht vorher in der Tasche gehabt hat, glaubte er, sie seien nur die Vorboten größerer Schätze, er ist also alle Nächte hingeritten, hat dabei seine besten Pferde halb zu Tode geritten, und seine Wirthschaft ist auch dabei zu Grunde gegangen, denn am

*) So ruft nämlich der wilde Jäger in Pommern [s. Arndt Bd. I. S. 336 ꝛc.]

Tage hat er doch ſchlafen müſſen. Endlich iſt er aber einmal gar nicht wiedergekommen, nur ſeinen Hut haben die Leute im Schmachter See wiedergefunden. Dort wird er wohl, vom Teufel irre geführt, ertrunken ſein.

474. Mieskater Martinichen.

(Nach Arndt Bd. I. S. 340 ꝛc. [II. A.])

Auf der Halbinſel Wittow auf Rügen iſt ein Dorf, Namens Putgarden, nicht weit von dem Vorgebirge Arkona. Hier lebte eine reiche Bäuerin, Namens Trine Pipers, die frühzeitig Wittwe geworden war. Dieſelbe hatte unzählige Freier, denn ſie war jung und friſch, luſtig und verträglich und gehörte zu den wohlhabendſten Perſonen im Dorfe. Sie war aber auch ſehr lebensluſtig, denn nicht allein, daß ſie jeden Sonntag beim Tanz in der Schenke zu finden war, an allen großen Feſttagen hielt ſie ſelbſt Tanz und Spiel in ihrem Hofe, da ließ ſie es an nichts fehlen, Kuchen, Wurſt und Fleiſch war immer vollauf da und dazu floß das Bier und der Schnaps in Strömen. Da fehlte es denn nun nicht an böſen Zungen, welche meinten, der Ertrag ihrer Felder ſtehe nicht im Verhältniß zu ihren Ausgaben, es müſſe doch einmal mit ihrem Gelde auf die Neige gehen. Allein da dies nicht der Fall war, ſondern ihr Wohlſtand immer mehr zuzunehmen ſchien, ſo raunten ſich die Leute bald in die Ohren, entweder habe ſie den Drachen, der ihr die Schinken und Mettwürſte aus anderer Leute Schornſteinen hole und ihr die Truhe mit Thalern fülle, oder aber ſie ſei ſelbſt eine Hexe, welche in die Häuſer der Nachbarn ſchleiche und hier ſtehle. Letzteres wollte man daraus abnehmen, daß ſie keinem Kinde in die Augen ſehen könne, ſie möge noch ſo freundlich mit ihnen koſen, denn ſie habe als Hexe kein Kind in ihren Augen und es thue ihr ſehr weh, wenn ſie den unſchuldigen Kindern, die noch nichts verbrochen hätten, in ihre reinen Augen ſchauen müſſe; da die Wittwe jedoch alle Sonntage zur Kirche ging, Paſtor und Küſter gern und willig den Zehnten gab und regelmäßig das Abendmahl nahm, ſo konnte man ihr nichts anhaben, und es blieb bei dem heimlichen Gemunkel. Da ſah man auf einmal in ihrem Hauſe einen großen, dreifarbigen Kater, grau mit gelben Streifen über dem Rücken und einem weißen Fleck am linken Vorderfuße. Weil man nun niemals einen dreifarbigen Kater geſehen hatte und überdem ihrer Erzählung, ihr Bruder, ein Schiffer aus Stockholm habe ihr das Thier von Liſſabon mitgebracht, Niemand Glauben beimaß, ſie ſelbſt aber fortwährend mit dem Kater ſpielte, derſelbe auch, der den wunderlichen Namen Mieskater Martinichen führte, ihr auf Tritt und Schritt folgte, mit ihr aus einem und demſelben Teller aß, aus einer und derſelben Taſſe trank, ja mit ihr in demſelben Bette ſchlief und ſie ſogar diejenigen ihrer Leute fortſchickte, die es wagten ihn zu ſchimpfen oder zu ſchlagen, ſo zweifelte bald kein Menſch mehr, daß der Kater ihr teufeliſcher Buhle ſei, der unter dieſer Verkappung bei ihr wohne und ihr Glück bringe. Das Gerede aber ward bald ſo arg, daß die Dienſtleute Trinens daran ihr Bedenken hatten, die guten Leute, welche ſie früher gehabt, zogen von ihr weg, zuletzt bekam ſie nur noch die, welche Niemand haben wollte, und auch dieſe blieben nicht lange. Auch zu ihren Schmäuſen wollte Niemand mehr kommen, ſelbſt denen, die doch ſonſt nur des Eſſens und Trinkens wegen zu ihr gekommen waren, verging jetzt die Luſt, ſie wollten mit einer Hexe nicht mehr zuſammen ſein.

Allein der arme Kater konnte doch unmöglich der Zubringer von Trinens Reichthümern gewesen sein, denn obwohl sie keine Feste und Schmäuse mehr veranstaltete, weil sie sonst ihren Kuchen und ihre Würste hätte allein verzehren müssen, ihr Wohlstand also eigentlich hätte zunehmen sollen, ging ihre Wirthschaft im Gegentheil von Tage zu Tage mehr zurück, ihr Vieh starb, ihre Felder trugen nichts mehr, weil sie von ihren schlechten Dienstleuten so gut wie gar nicht bearbeitet wurden und kein Dünger mehr darauf kam, kein Bettler konnte mehr etwas von ihr bekommen, denn sie hatte selbst nichts mehr, sie selbst saß allein und verlassen, abgemagert von Hunger und Noth ihren dürren Kater auf dem Schooße zwischen den kahlen Wänden ihrer Stube und nährte sich kümmerlich von den Brocken, welche ihr diejenigen ungern zuwarfen, welche sich sonst so oft an ihrem Tische satt gegessen hatten. So hat man sie eines Morgens gefunden todt auf dem Boden ihres Stübchens hingestreckt und ihren treuen Kater Mieskater Martinichen todt auf ihr liegend, und die sonst so reiche Trine, welche der Kirche und dem Geistlichen so reichlich und so gern gab, so lange sie selbst noch etwas zu geben hatte, wurde ohne Sang und Klang, ohne Begleitung irgend eines mitleidigen Nachbars auf einem Winkel des Kirchhofes eingescharrt, schlechter wie die ärmste Bettelfrau. Seit der Zeit geht die Trine aber um als Hexe in der Gestalt einer alten grauen Katze, die man daran kennt, daß sie Augen hat, die wie brennende Kohlen leuchten und daß sie ganz entsetzlich laut sprühet und pustet, wenn man sie jagt. Sie wird noch alle Mitternächte auf der Stelle gesehen, wo ehemals Trinens Haus stand und heult dort erbärmlich, im Winter aber, wenn in den Scheunen und auf den Dächern die wüthigen Katzenhochzeiten sind, ist sie immer voran mit der höllischen Jagd und führt das ganze Getümmel und miaut und winselt am entsetzlichsten.

475. Die alte Burg bei Löbnitz.

(Nach Arndt Bd. II. S. 321 ꝛc. [II. A.])

Nahe bei Löbnitz über grünen Wiesen, durch die sich das Flüßchen Barth hinschlängelt, grünt ein kleiner Eichenwald, mit seinem durchrinnenden Bächlein und den schönsten und dichtesten Haselbüschen, welche sich fast jeden Herbst unter dem braunen Schmuck ihrer Früchte beugen. An der Südseite des Wäldchens liegt eine Ziegelei und am nördlichen Ende erhebt sich eine Burghöhe, deren Umwallung rings eine mit dichten Dornbüschen und Unkraut überwachsene Senkung umgiebt und worin sich die Füchse ihre Baue gegraben haben. Diesen alten Burgtrümmern gegenüber erhob jenseits am rechten Ufer des Flusses, unweit Wobbelkow, ein stattliches Hünengrab sein grün bemooftes Haupt, von dessen Gipfel man die Stadt Barth mit ihren rothen Dächern und in der Landschaft umher ein halbes Dutzend Kirchdörfer übersehen kann. Dieses Eichwäldchen wird nach den Trümmern jener Burg jetzt noch „zur alten Burg" genannt und man erzählt, daß wenn junge Mädchen sich verleiten lassen im Sommer in diesen lieblichen Busch zu gehen, um dort Nüsse zu pflücken, sie spurlos verschwinden und erst vielleicht zehn Jahre später plötzlich wieder zum Vorschein kommen, ohne daß man eigentlich erfährt, wo sie so lange gewesen sind. Gewöhnlich soll ihnen ein Matrose in bunter rothgestreifter Jacke am Saume des Waldes, einen Blumenstrauß in der Hand, in den Weg kommen und sie verleiten, ihm in den Busch zu

folgen. Dann aber bekommt sie Niemand wieder zu sehen. Man erzählt sich nun hierüber folgende Sage.

Vor langen Jahren hat auf der Insel Rügen ein Edelmann aus dem jetzt ausgestorbenen Geschlechte der Eigen die Güter Löbnitz, Tivitz und Wobbelkow besessen und bei Löbnitz ein prächtiges Burgschloß gehabt, wo man manche Nacht durchschwärmt und bankettirt hat. Gegenüber aber auf dem hohen Hünengrabe an dem andern Ufer, dort am Wege zwischen Redebaß und Wobbelkow, hat er auch noch ein zweites Lustschloß gehabt und von hier aus hat er mit einem Fernrohr die Landstraßen überschauen können, und wo er gesehen hat, daß ein Wagen oder eine Kutsche dahergefahren gekommen ist, da hat er seine Leute hingeschickt, die haben über dieselbe müssen herfallen und sie ausrauben, sind aber schöne Mädchen oder Frauen darin gewesen, die hat er auf die Burg im Walde schleppen lassen und dort hat er mit ihnen seine böse Lust gebüßt. Dies hat er so lange getrieben, bis der siebenjährige Krieg gekommen ist, da haben die Moskowiter seine Güter verbrannt und ihm Alles genommen und er hat blos noch die Burg behalten und hier hat er sich versteckt und knapp leben müssen wie andere Leute. Endlich hat aber der Blitz in dieselbe geschlagen und er ist in ihr mit allen seinen Leuten jämmerlich umgekommen. Dicht an dem Gemäuer der Burg steht aber eine uralte Eiche, von der der Blitz auch die eine Hälfte abgespellt hat. An diese Eiche bringt man kein Pferd, weil es hier nicht geheuer ist, denn wenn im ganzen Walde kein Vögelchen schwirrt oder zirpt, hier schreien Spatzen und Zeisige und Meisen den ganzen Tag und flattern mit solchem Lärmen herum, daß man sein eigen Wort nicht verstehen kann, in der Nacht aber wirthschaften hier die Eulen, Krähen und Raben so laut, daß jedem Vorübergehenden die Haare zu Berge steigen. Dann kommen auch die Füchse aus ihren Löchern und heulen mit und die Schlangen ringeln sich in unendlicher Zahl aus dem Bache hieron. Auf einer abgestorbenen Buche horstet aber ganz in der Nähe der Burg ein schwarzer Storch, der einzige seiner Art in der ganzen Gegend, der Hauptmann des ganzen Vogelgesindels auf der Eiche. Er hat auf den Wiesen ein dreimal größeres Jagdrevier als irgend einer der bunten Störche, deren es so viele auf den Barthwiesen giebt, allein keiner von diesen kommt in sein Gebiet, ja sie fliegen davon, als wenn sie den Teufel sähen, wenn sie ihn nur von fern erblicken. Des Nachmittags sieht man ihn immer zwischen der Burg und dem Hünengrabe hin- und herfliegen und das Volk glaubt, daß er der alte Edelmann selbst ist oder sein Sohn, den er mit einer Mohrin, die er dem Sultan im Mohrenlande abgekauft hatte, gezeugt haben soll. In seiner Nähe sieht man nun sehr oft einen Jägerburschen oder Matrosen in einer bunten Jacke, wenn nun eine hübsche Dirne hier im Walde Blumen pflücken oder Nüsse auflesen will, macht er sich stets freundlich an sie heran, reicht ihr Blumensträußchen und erbietet sich, ihr im Walde eine Stelle zu zeigen, wo die schönsten Blumen blühen und die braunsten Nüsse hängen. Da lockt er sie dann auf den Burgwall und ruft, sie solle hierher kommen und sich einmal die schöne Aussicht anschauen. Da oben liegt aber ein kleiner rother runder Stein wie zu einem Sitz zurecht gemacht mit einem immer grünen Plätzchen ringsherum, da hat er Blumen und Nüsse hingestreut und er heißt sie sich setzen und sich des Blickes über die weite Land-

ſchaft freuen, aber ſiehe! wie ſie herantreten und den Stein berühren, thut ſich das grüne Plätzchen auf und Buntjack und Jungfer und Nüſſe und Blumen, Alles ſinkt tief hinab in die Erde in die unterirdiſchen Säle, die noch weit unter den Fuchsbauen unter dem Burgwall ſich hinziehen und wo die Geiſter des alten Edelmanns und ſeiner Geſellen ihr Weſen treiben, und die armen verſunkenen Dirnen kommen nimmer wieder, oder es kommen auch wohl nach Jahren einige wieder ans Licht und unter die Menſchen, aber ſie ſchämen ſich zu ſagen, wo ſie ſo lange geweſen ſind und was ihnen widerfahren iſt. Die Jungen aber, die in der Nacht auf den Wieſen die Pferde hüten, erzählen viel von dem Eulen- und Krähengeſchrei, aber zuweilen haben ſie auch ein Wimmern und Winſeln wie tief aus der Erde gehört, und dann haben ſie den ſchwarzen Storch geſehen ſich in der Luft über dem Walde mit den Flügeln wiegend und klatſchend, als ſei ihm dies eine Freude.

476. Der wunderbare Garten bei Lauenburg.

(S. Hildebrand, Goetia vel Theurgia S. 308 ꝛc.)

Im Jahre 1596 iſt bei Lauenburg in Caſſuben eine erſchreckliche Kluft und Loch auf einem Berge gefunden worden, welches zu ergründen der Rath allda zwei Mörder, ſo den Tod verſchuldet hatten, hineinzulaſſen beſchloſſen hat. Als dieſelben nun hineingekommen ſind, iſt da ein ſchöner Garten geweſen, mitten aber darin hat ein ſchöner Baum geſtanden, ſo ſchöne weiße Blumen gehabt hat. Sie haben aber keine der Blumen abbrechen dürfen, ſondern ſie ſind durch ein Kind zu einem Schloſſe auf einen weiten Plan geführt worden, hier haben ſie herrliches Saitenſpiel und andere Geſänge gehört, auch iſt ein König auf einem ſilbernen Stuhl von ihnen geſehen worden und hat in der linken Hand einen goldenen Scepter gehabt und in der rechten Hand einen Brief, welchen das Kind vom König empfangen und dem zweiten überantwortet hat. Dieſe Hiſtorie iſt weitläufig zu Freyburg bei Georg Hoſemann gedruckt.

477. Die Vampyre in Caſſuben.

(S. Haken, Pommerſche Provinzialblätter Bd. III. S. 421 ꝛc.)

Im Lande Caſſuben hat es ſich ſonſt zugetragen, daß zuweilen Kinder mit einer ganz feinen Kopfbedeckung, wie ein zartes Mützchen geſtaltet, auf die Welt gekommen ſind. Will man nun verhindern, daß ein ſolches Kind, wenn es geſtorben, ein Vampyr werde, ſo muß man ihm das Mützchen*) abnehmen, es trocknen und dann ſorgfältig aufbewahren. Bevor nun die Mutter deſſelben nach ihren Sechswochen zur Kirche und zum Opfer geht, muß ſie es verbrennen und die Aſche zu Pulver reiben und mit Muttermilch vermiſcht dem Kinde eingeben. Geſchieht dies nicht und ſtirbt ein ſolcher mit der Mütze geborener Menſch, bevor er auf dieſe Weiſe die Mütze aufgegeſſen hat, ſo erſteht daraus das ſchrecklichſte Unglück. Begraben richtet er ſich im Sarge auf und verzehrt zuerſt alles Fleiſch an ſeinen Händen

*) Dieſer Aberglaube, der ſich auf das ſogenannte Glückshäubchen der Neugeborenen bezieht, iſt hier ganz abweichend erzählt als in Asbjornſen's Folkeeventyr Nr. 55 S. 339 ꝛc. Asbj. u. Gräſſe, Nord und Süd S. 97 ꝛc. Grimm, D. Myth. S. 828. Praetorius, Abenteuerl. Glückstopf S. 261.

und Füßen; sammt seinem Sterbehemde. Dann steigt er aus dem Sarge heraus und verzehrt nun die Lebenden, zuerst seine Anverwandten, die nähern und dann die entfernteren; ist Alles todt, dann läutet er die Kirchenglocken im Dorfe und nun muß Alles sterben, Groß und Klein, so weit der Schall der Glocken reicht. Gegen diesen Todtenfresser giebt es nur ein Mittel, man muß ihn ausgraben und mit einem Spaten seinen Kopf vom Rumpfe abstechen.

478. Der Erbdegen.

(S. Temme a. a. O. S. 207 ꝛc.)

In der Gegend des Dorfes Christov unweit des Greifswalder Boddens liegt im Felde ein Teich, in welchem früher große Schätze verborgen gewesen sein sollen. Nun lebte damals ein Bauer in der Gegend, zu dem kam eines Tages ein fremder Knecht und wollte sich bei ihm vermiethen, als aber der Bauer fragte, welchen Lohn er begehre, so sagte dieser, Geld wolle er nicht, sondern eine Kleinigkeit, die in seinem Hause sei und für ihn irgend welchen Werth nicht habe. Darüber wunderte sich der Bauer zwar, allein da er einen Knecht brauchte und der Fremde ihm gefiel, so ging er auf diese Forderung ein. Der Knecht diente ihm nun ein ganzes Jahr fleißig, ehrlich und treu, und als dasselbe um war, und der Bauer ihn nun fragte, ob er nicht seinen versprochenen Lohn haben wolle, da sagte jener: „Allerdings! auf Deinem Boden hast Du einen Erbdegen, den erbitte ich mir als Lohn!" Der Bauer wußte von einem solchen Dinge nichts, allein der Knecht führte ihn auf den Hausboden und zeigte ihm unter dem Dache versteckt ein altes verrostetes Schwert ohne Scheide. Wie nun aber der Bauer ihn dasselbe wegnehmen hieß, versetzte er, wenn es ihm etwas nützen solle, müsse sein Herr es selbst herunternehmen und ihm in die Hände geben, sonst habe es keine Kraft.

Am andern Morgen trat der Knecht vor seinen Herrn und bat ihn, er möge einen Wagen anspannen lassen, er wolle ihm zeigen, zu was er den Erbdegen habe haben wollen. Sie fuhren dann zusammen nach dem obgedachten Teiche und als sie dorthin gekommen waren, da sagte der Knecht: „Nun paß auf, Herr, ich werde jetzt mit dem Degen in den Teich springen, dann wirst Du ein schreckliches Brausen und Stürmen im Wasser vernehmen, lasse Dich dies aber nicht kümmern, siehe aber, ob das Wasser schwarz oder roth wird. Ist ersteres der Fall, dann ist alles verloren und dann mache, daß Du fortkommst, damit es Dir nicht schlecht ergehe, ist es aber roth, dann habe ich gewonnen und dann warte, bis ich wieder herauskomme."

Als der Knecht also gesprochen hatte, sprang er richtig in den Teich hinein und es kam so, wie er gesagt hatte, nach einigen Minuten entstand ein wildes Tosen im Wasser, die Wellen schlugen thurmhoch empor und der Bauer dachte schon daran Reißaus zu nehmen, da ward auf einmal die Oberfläche wieder glatt und ruhig und das Wasser schön hochroth und nach einiger Zeit kam der Knecht wieder aus der Tiefe des Wassers, eine schwere Kiste in den Händen tragend, heraus, mit der stieg er ans Ufer, legte sie auf den Wagen des Bauern und sagte: „Hier hast Du den Theil, der Dir dafür gebührt, daß Du mir den Erbdegen gegeben hast, fahre jetzt wieder nach Hause, ich aber muß wieder in den Teich hinab um mir meinen

Antheil zu holen!" Damit sprang er wieder ins Wasser, der Bauer aber fand, als er nach Hause gekommen war, in der Kiste lauter harte Silberthaler, den Knecht aber hat er niemals wiedergesehen.

479. Der Klabatermann.

(Nach Temme S. 300 ꝛc.)

In Pommern giebt es ebenso wie in ganz Norddeutschland an denjenigen Orten, wo Schiffe gebaut werden *), den sogenannten Klabatermann. Dies ist ein kleiner Mann, kaum zwei Fuß hoch, in rother Jacke, weißen Schifferhosen und mit einem runden Hute bedeckt. Gesehen haben ihn nur Wenige und es verlangt auch Niemand darnach ihn zu sehen, denn wer ihn gesehen hat, der muß bald sterben. Er ist der gute Geist des neugebauten Schiffs und seiner Mannschaft. Man sieht ihn zwar nicht, allein desto mehr hört man ihn und gewahrt seine unsichtbare Thätigkeit. Ist am Schiffe etwas an einer Stelle entzwei, wo Niemand hinkommen kann, da kalfatert sie der Klabatermann, und davon hat er seinen Namen. Ist der Schiffer in der Kajüte eingeschlafen und droht Gefahr, da stößt ihn gewiß der kleine unsichtbare Schutzgeist und heißt ihn aufstehen und die Augen offen haben. Den Matrosen hilft er, ohne daß sie ihn sehen, bei allen ihren Arbeiten und namentlich bezeigt er sich den fleißigen und flinken gegenüber gefällig und thätig, nimmt auch von ihnen Speise an, die faulen aber und trotzigen quält und zwickt er so lange, bis sie sich bessern. Hilft aber diese Ermahnung nicht, dann läßt er sich vor ihnen sehen und schneidet ihnen grimmige Gesichter, dann ist aber auch ihr letztes Stündlein in der Nähe. Beim Sturme hört man ihn an allen Ecken des Schiffes handtieren, wenn er aber bemerkt, daß trotz aller Anstrengungen desselben nichts zu retten ist, dann steigt er so hoch er kann, gewöhnlich auf die Spitze des Bugspriets und stürzt sich von hier mit großem Geräusche hinab in die Wellen. Alsdann wissen aber die Schiffer, daß es aus mit ihrem Schiffe ist und hat ihn ja einer von ihnen hinabspringen sehen, so gilt es für gewiß, daß dieser das Land und die Seinen nicht wieder sieht. Dann arbeitet auch Niemand mehr, sondern Jeder ist nur noch auf seine eigene Rettung bedacht.

Man sagt nun aber, man könne ihn durch folgendes Mittel auch ohne Gefahr zu sehen bekommen. Man muß nämlich des Nachts zwischen zwölf und ein Uhr allein zum Spilloch gehen und sich selbst durch die Beine durch und so durch das Spilloch sehen: dann kann man den kleinen Geist erblicken, wie er an der Vorderseite des Spillochs steht. Ist er aber nackt, so darf man ihm nicht etwa aus Mitleid Kleider zuwerfen, denn dies nimmt er übel.

Man glaubt aber auch, daß nicht ein jedes Schiff einen solchen Kalfater- oder Klabatermann habe, sondern daß nur einigen dieses Glück zu Theil werde. Er selbst soll aber eigentlich die Seele eines Kindes sein, welches todt geboren oder doch vor der Taufe gestorben ist. Wenn solche Kinder in der Haide unter einem Baume begraben worden und von einem solchen Baume irgend etwas zu dem Baue des Schiffes verwendet worden ist, dann geht mit dem Holze die Seele des Kindes als Klabatermännchen

*) Z. B. in Schleswig-Holstein (S. Müllenhoff, Sagen aus Schlesw.-Holst. S. 319.)

in das Schiff hinüber. Es giebt übrigens auch Schiffer, welche sagen, daß ein Schiff, welches einen solchen Klabatermann bei sich trage, niemals untergehen könne.

480. Das Räuberhorn zu Cöslin.

(S. Pommersche Provinzialblätter Bd. I. S. 211—216. III. S. 4. 6.)

Der Gollenberg bei Cöslin war früher der Aufenthalt verschiedener Räuberbanden, welche sich in den Klüften desselben aufhielten. Eine solche ist noch heutigen Tages vorhanden und heißt die Räuberkuhle. Von ihr giebt es eine Sage, welche also lautet:

Einst kam spät am Abend ein Reisender nach Cöslin in den dortigen Gasthof, der noch in der Dämmerung an dem Gollenberg vorbeigemußt hatte; er hatte im Vorbeireiten aus dem Innern desselben ein unheimliches Getöse vernommen, hatte sich aber natürlich nicht aufgehalten, sondern war, so schnell er konnte, vorbeigejagt. Er erzählte nun, was ihm begegnet war, allein er fand ungläubige Ohren und mußte manche spöttische Reden über seine angebliche Hasenherzigkeit einstecken. Darüber ärgerlich, bot er dem eine große Summe Geldes an, welcher es wagen werde, jetzt gleich auf den Gollenberg zu gehen und zum Zeichen, daß er dagewesen, sein Tuch, das er ihnen vorzeigte, an die Spitze der eisernen Fahne, welche als Merkzeichen für die Schiffer auf dem Gipfel des Berges errichtet war, binden werde. Niemand aber wollte das Geld verdienen. Da erbot sich die Magd des Gastwirths, eine beherzte Dirne, das Wagestück zu unternehmen, ließ sich auch, trotzdem daß ihr Jedermann abredete, nicht von ihrem Vorsatze abbringen, denn sie dachte mit dem verdienten Gelde sich einen eigenen Hausstand gründen zu können. Sie machte sich auch richtig mutterseelenallein in der finstern Nacht auf den Weg und gelangte auch trotz des heftigen Sturmes, der sich mittlerweile erhoben hatte, und ihn gerade entgegenkam, auf den Gipfel des Berges. Als sie nun aber dort angelangt war, da fiel ihr auf einmal ein, daß sie ganz verlassen von aller Hilfe in der unmittelbaren Nähe der furchtbaren Räuberbande allerdings Ursache habe sich zu fürchten und so konnte sie kaum vor Zittern und Zagen ihre Aufgabe, das Tuch an die Fahnenstange zu knüpfen, lösen. In dem Augenblick aber, wo sie dies that, hörte sie ganz in ihrer Nähe den Ton jenes furchtbaren Lärmhorns, mit denen die Räuber sich zusammenzurufen pflegten und welches sie oft in der Stadt zu nächtlicher Zeit vernommen hatte. Sie sah sich ängstlich nach einem Verstecke um, da erblickte sie plötzlich neben sich ein an einen Baum gebundenes weißes Roß mit einem silbernen Zaum. Sie eilte auf dasselbe zu, band es los, setzte sich auf und jagte, was das Pferd laufen konnte, den Berg hinab. Allein die Räuber hatten sie schon vorher gesehen und deshalb mit dem Horne sich zusammengerufen, auch sie bestiegen ihre im Berge versteckten Rosse, welche Klingeln an den Hälsen trugen, und verfolgten sie so schnell sie konnten. Schon hörte sie ihre Verfolger nahe hinter sich, da spornte sie ihr Roß zu den äußersten Kraftanstrengungen an und so gelang es ihr, noch vor ihnen das Thor zu erreichen, diese aber in der Hitze der Verfolgung folgten ihr bis in die Stadt und weil dort sich inzwischen die Kunde von der gefährlichen Wette verbreitet hatte, waren die Wirthshausgäste dem Mädchen nach dem Thore entgegengeeilt und nebst der

Scharwache hier versammelt, und so fielen denn die unvorsichtigen Räuber ihnen leicht in die Hände. Am andern Morgen aber zogen die Bürger von Cöslin hinaus auf den Gollenberg, untersuchten das Raubnest und zerstörten es, nachdem sie die dort aufgehäuften Schätze herausgeschafft hatten. Unter der Beute war auch das drei Fuß lange, metallne Horn der Räuber, welches die Bürger mitnahmen und für alle Zeit zum Horn des Nachtwächters ihrer Stadt bestimmten, welchen Dienst es noch verrichtet. *)

481. Die beiden Störe und die geizigen Mönche zu Grob.

(S. Kantzow, Pomerania Th. I. S. 137. Micrälius Bd. I. S. 189 ꝛc.)

Auf der Insel Usedom lag ehedem ein großes Kloster, Grobe oder Grahow genannt, welches ein Pommerscher Fürst, Namens Ratibor, sammt seiner Gemahlin im Jahre 1150 gestiftet hatte. Der erste Abt hieß Sybrandt und war ein frommer hoher Mann. Einst herrschte nun aber im ganzen Lande eine große Hungersnoth, so daß auch die Mönche zu Grobe Noth litten, da kamen auf einmal zwei große Störe aus dem Haff nach dem Kloster geschwommen und trieben sich so lange vor demselben herum, bis einer derselben von den Mönchen gefangen worden war, dann aber schwamm der andere, gerade als hätte er einen Gefangenen hierher gebracht, wieder davon. Im nächsten Jahre kam derselbe Fisch wieder und brachte abermals einen so großen Kameraden mit und verschwand, nachdem dieser gefangen war, ganz in derselben Weise wieder. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich noch viele Jahre. Einst aber wurden die Mönche frech und fingen beide Störe, da ist kein anderer an ihrer Statt wieder nach Grobe gekommen.

482. Die Maränen im Madünsee.

(S. Micrälius Bd. II. S. 279. Poetisch bearbeitet von Fürenberg, Pommersche Sagen S. 14 ꝛc.)

In dem Madünsee bei Stargard findet man häufig einen Fisch, der sonst nur in italienischen Seen vorzukommen pflegt. Dies ist die sogenannte Maräne oder Muräne. Man erzählt sich nun den Grund, warum dieser Fisch gerade hier und in keinem andern deutschen See gefunden wird, also.

Einst hat im Kloster Colbatz, welches an diesem Madünsee lag, ein Abt gelebt, der in Italien lange sich aufgehalten und dort solchen Geschmack an den Maränen gefunden hatte, daß er, weil er ein Leckermaul war, gar keine Ruhe hatte, bis er sich solche Fische verschaffen könnte. Der Teufel, welcher auf die Gelegenheit lauerte, eine Seele zu gewinnen, trat zu ihm und erbot sich, ihm so viel solche Fische verschaffen zu wollen, als er nur wolle, wofern er sich ihm verschreiben werde. Der Abt sperrte sich lange, endlich aber ward seine Leckfucht so groß, daß er auf den Vorschlag einging, allein sich ausmachte, der böse Feind müsse ihm die Fische vor dem Hahnenrufe bringen. Er glaubte nämlich, der Teufel könne den weiten Weg nicht

*) Eine ähnliche Sage ist oben von Brieg erzählt. Sagen ähnlicher Art werden aus Schlesien vom Burgberge bei Jägerndorf [s. Minsberg, Oberschl. Sagen, Neisse 1829 Th. I. S. 1 ꝛc.], von Kiesslingswalde bei Habelschwerdt und von den zwei Säulen an der Feldmühle bei Neuntz, eine halbe Meile von Neisse [s. Kastner, Ueb. schl. Sagen, Neisse 1845 S. 21] berichtet.

in so kurzer Zeit zurücklegen. Als nun der Teufel verschwunden war, da fiel dem Abt erst ein, in welchen bösen Handel er sich eingelassen habe, er betete also zu Gott, derselbe möge ihn doch aus den Krallen des Satans erretten. Er hatte aber kaum die letzten Worte seines Trostgebetes ausgesprochen, da hörte er in der Luft ein fürchterliches Brausen, es war der Teufel, der aus Italien mit einem ganzen Netz voll Maränen geflogen kam. In dem nämlichen Augenblicke aber, als er über dem See schwebte und nach dem Kloster flog, krähte der Hahn und der Glöckner im Kloster zog den Strang der Glocke, um die Brüder zur Hora zu rufen. Da sah der Teufel, daß er zu spät gekommen war und ließ vor Wuth das Netz mit den Maränen in den See fallen und da sind sie noch bis zu dieser Stunde.

483. Die hochmüthige Edelfrau zu Wusseken.

(S. Micrälius Bd. I. S. 416. Pommersche Prov.-Bl. Bd. II. S. 93.)

Zu Wusseken am Jasmundischen See lebte vor vielen Jahren eine sehr hochmüthige Edelfrau. Als dieselbe einst zum Abendmahl ging und vor den Altar trat, kam ein Schweinehirt gerade vor ihr zu sitzen, also daß er, weil er vor ihr war, auch das Abendmahl hätte eher bekommen müssen. Dies ärgerte die stolze Frau dermaßen, daß sie ihn mit solcher Gewalt wegstieß, daß der Priester die Hostie, welche er gerade in der Hand hatte, zur Erde fallen ließ. Allein was geschah? Die heruntergefallene Hostie ward auf einmal blutig und die Edelfrau versank plötzlich in den Fußboden, so daß sie auf keine Weise herausgezogen werden konnte. Da gelobte sie zu Gott, sie wolle zu Fuße nach Rom pilgern und dort den Papst selbst um Ablaß bitten. Da ward sie wieder frei. Die Hostie, mit der sich dies Wunder begeben, ward nun in eine Monstranz eingeschlossen und in der dortigen Kirche öffentlich ausgestellt und viele Jahre ist man dorthin gewallfahret. Endlich ist die Kirche zerstört worden, allein die Stelle, wo sie gestanden hat, ein Eichenwäldchen bei Wusseken, bezeichnet noch das stehengebliebene Gemäuer ihres Thurmes.

484. Der Gotteslästerer in Lassahn.

(S. Micrälius Bd. II. S. 443.)

Als im Jahre 1584 zu Lassahn gerade der Prediger auf der Kanzel von der Allgegenwart Christi in der menschlichen Natur wegen der persönlichen Vereinigung sprach, stand auf einmal einer seiner Zuhörer auf und fing mit ihm an zu disputiren und das Gegentheil zu behaupten, blieb auch dabei, trotzdem daß der Geistliche ihn zu überzeugen suchte. Auf einmal aber ward er wahnsinnig, zog den Dolch und stieß ihn sich in die Brust, ließ sich auch nicht überreden, sich verbinden zu lassen, dergestalt daß er auf dem Flecke seinen Geist aufgab.

485. Ritter Flemming.

(Nach Temme S. 181. Poetisch bearbeitet von Freyberg S. 88 ꝛc.)

Vor vielen hundert Jahren lebte auf der Insel Wollin ein tapferer Ritter Namens Flemming, der war mit seinem Lehnsherrn, dem Herzog Barnim von Pommern nach Palästina gezogen und hatte in seiner Burg nur seine Mutter Barbara nebst einigen Knechten zurückgelassen. Allein

die Edelfrau führte während seiner Abwesenheit ein ziemlich laxes Regiment, die Knechte machten, was sie wollten, und trieben sogar Wegelagerei. Einst lagen sie auch auf der Lauer, da kam ein Pilgersmann daher, der ganz erschöpft einherschlich. Die Bösewichter glaubten, er trage viel Geld bei sich und dies sei der Grund seiner Langsamkeit, sie fielen also über ihn her und ermordeten ihn, fanden aber nichts bei ihm als einen goldenen Ring, den er am Finger trug. Den zogen sie ihm ab und da er ein Wappen hatte, zeigten sie ihn am andern Morgen ihrer Edelfrau, ob sie vielleicht das Wappen kenne. Allein wie erschrak diese, es war der Ring ihres Sohnes und das Wappen das ihrige. Natürlich drang sie nun darauf, daß ihr die Knechte gestehen mußten, wo er her sei, und als sie erfuhr, daß sie ihren Sohn erschlagen, da machte sie sich die bittersten Vorwürfe, daß sie nicht bessere Aufsicht über ihre Leute geführt hatte, lief aus der Burg heraus und stürzte sich in einen in der Nähe befindlichen Sumpf. Die Stelle aber, wo sie hineinsprang, heißt jetzt, nachdem der Sumpf ausgetrocknet ist, nach ihr die Barbarawiese und der Ort, wo der Ritter ermordet worden ist, hat seinen Namen Freudenberg, den er davon hatte, daß die heidnischen Pommern hier eine Opferstätte gehabt hatten, in Trauerberg verwandelt.

486. Der schwarze See bei Grimmen.

(S. Temme S. 209.)

Die Stadt Grimmen soll früher an einer andern Stelle gestanden haben, da nämlich, wo jetzt der schwarze See ist. Hierin ist die Stadt mit allem versunken, was in ihr war, wann aber, das weiß man nicht. Derselbe liegt ohngefähr ein Achtelmeile von der jetzigen Stadt Grimmen, links am Wege nach Grellenberg; wo er am längsten ist, ist er ohngefähr 70 Schritte lang und 60 Schritte breit, seine Tiefe aber kennt Niemand, er soll grundlos sein. Rund umher ist er mit kleinen Anhöhen und einem Erlenbusche umgeben, dessen Boden aber so feucht und morastig ist, daß man nur im trockensten Sommer trocknen Fußes bis an den See gelangen kann. Sein Wasser ist schwarz und bitter und verändert sich niemals, mag der Wind noch so stürmen, seine Oberfläche bleibt immer glatt. Das soll aber daher kommen, weil der See auf der versunkenen Stadt ruht. Es lebt auch kein Fisch in seinem Wasser und das soll darin seinen Grund haben, weil eine geweihte Kirche, deren Glocken man noch oft hören kann, in ihm versunken ist.

487. Der Mäusewagen in Grimmen.

Die jetzt sehr kleine Stadt Grimmen — sie hat nur ohngefähr 400 Häuser — ist früher viel größer gewesen, denn sie hatte sonst sieben Kirchen, während jetzt nur noch eine davon übrig ist, ist aber bei einer großen Schlacht, welche an dem rauhen Berge, bis wohin sie ehedem gereicht haben soll, geschlagen wurde, zerstört worden. In der Walpurgisnacht fährt jedes Jahr ein schwerer Wagen durch die Straßen, so daß die Fenster klirren. Es ist eine Kutsche, auf deren Bocke ein Kutscher mit einem Hühnerfuße und einem großen Hute sitzt, während vier kleine schwarze Mäuse vorgespannt sind, welche sie ziehen, wer aber in der Kutsche selbst sitzt, das weiß man nicht.

488. Die Hexenmütze und der Kreuzdornstock.

(S. Temme S. 293.)

In der Stadt Grimmen gab es sonst viele Hexen und die Stadt steht auch jetzt noch in dem Rufe, daß es dergleichen hier noch giebt. Einstmals sollten zwei Hexen auf einmal dort verbrannt werden, die eine starb gleich, der andern aber konnte das Feuer nichts anhaben, sowie es an sie herankam, ward es gleichsam von ihr wieder zurückgestoßen. Da kam ein Mann mit einem Kreuzdornstocke herbei, mit dem stieß er der Hexe, welche Maria Krüger hieß, eine schwarze Mütze vom Kopfe, die man ihr gelassen hatte. Mit einem Male flog ein schwarzer Rabe von ihr und nun verbrannte sie augenblicklich.

489. Das Gespenst zu Hohen-Bünsow.

(S. Pylius, Memorabilia Pomeraniae [Ledini s. a. in 8°.] p. 58.)

Am ersten Weihnachtsfeiertage des Jahres 1687 war der Pfarrer zu Hohen-Bünsow in Amtsgeschäften nach Ruskow gereist. Als es nun Abend und finster war, Frau und Tochter aber in der Stube sich mit Beten und Singen unterhielten, erschien auf einmal an der Stubenthüre ein Gespenst, welches bald wie ein Hund bellte, bald wie ein Ziegenbock meckerte, bald an der Stubenthüre kratzte, bald an der Klinke riß, als wollte es hinein. Die Frauen waren in großer Angst, endlich aber faßte sich die Tochter ein Herz und rief hinaus: „Du Teufel, Du höllische Schlange, des Weibes Samen soll Dir den Kopf zertreten!" Darauf ging der Geist von der Stubenthür weg nach der Küchenthür, dort war aber die Magd, diese nahm zwei Stücke Holz und warf sie nach ihm, so daß sie kreuzweise über einander zu liegen kamen. Da fuhr er plötzlich durch die verschlossene Hausthüre, indem er einen greulichen Gestank hinter sich ließ. Es muß aber der Teufel selbst gewesen sein, denn man sah seinen langen Schwanz und seinen Pferdefuß. Wiedergekommen ist er nicht.

490. Der Strand zwischen Swine und Divenow.

(S. Kantzow, Pomerania Th. II. S. 277—279. v. Klempzen, Vom Pommerlande S. 184 ꝛc.)

Der Strand zwischen der Swine und dem Flüßchen Divenow ist immer nicht recht geheuer gewesen. Im Jahre 1500 hat der Herzog Bogislav seinem Kanzler Jürgen Kleist das Amt zu Usedom gegeben und dieser hat deshalb oft über die Swine ziehen müssen. Nun ist er einmal des Nachts von hier nach Divenow zurückgefahren, da hat sich plötzlich der Himmel dermaßen verfinstert, daß man nicht zwei Fuß breit vor sich hat sehen können und Kleist und seine Diener haben nicht mehr gewußt, wohin sie sich wenden sollten. Da hat eine Stimme gerufen: „Hierher, hierher!" Die Knechte wollten sich auch nach der Seite wenden, wo die Stimme herkam, allein ihr Herr, welcher gleich dachte, daß hier ein Teufelsgespenst im Spiele sei, hat es ihnen verboten. Er befahl also, sie sollten nur auf dem Wege, wo sie waren, weiter fahren. Da schrie die Stimme noch lauter als zuvor: „Hierher, hierher!" Als man auch auf diesen zweiten Ruf nicht hörte, kam auf einmal ein feuriger Mann daher, der über seinen nackten Leib einen ganz feurigen Mantel umgehängt hatte. Derselbe kam an den Wagen heran,

hielt sich an dessen Lehne fest und lief immer neben demselben her, ohne ein Wort zu sagen, nur sah er Kleist immer unverwandt an. Zuweilen schlug er auch den Mantel auseinander, da konnte man ihm in den Leib sehen, da sah es aus, als wenn zwischen den Rippen ein feuriger Ofen sei. Im Laufen ward das Gespenst aber immer größer und größer und reichte zuletzt bis an den Himmel hinan, als aber durchaus Niemand sich verleiten ließ, mit ihm zu sprechen, so ließ er schließlich von dem Wagen ab, grunzte fürchterlich, schlug seinen Mantel ganz auf und schüttelte ganze Flammensäulen heraus, wie aus einem brennenden Kohlenmeiler, endlich aber verschwand er. Jürgen Kleist und seine Knechte aber haben sich so entsetzt über das, was sie gesehen, daß sie den Schreck viele Tage nicht verwinden konnten. Ein Hund, den sie bei sich hatten, hat sich vor Angst zwischen die Räder geflüchtet und dort gewinselt und geheult, als müsse er sterben. Man sagt, das Gespenst habe dem Kanzler seinen Unglauben gegen das Fegefeuer austreiben wollen.

In späterer Zeit reiste einmal der Edelmann Jacob Flemming auf demselben Strande zur Nachtzeit. Auf einmal fingen seinen Knechten an die Peitschen zu brennen, und als sie das Feuer abschlagen wollten, so flog es in den Wagen, wo Flemming saß, und flog darin herum. Darüber erschrack ein Knabe, der vorn im Wagen saß, dergestalt, daß er unter denselben hinabstürzte. In demselben Augenblicke kam aber eine große feurige Kugel geflogen und fiel ebenfalls unter den Wagen und als nun die Knechte nach dieser stechen wollten, so hätten sie bei einem Haar den armen Knaben gestochen, hätte er nicht früh genug um Hilfe geschrieen. Das Feuer soll aber dem Edelmann, der ein arger Flucher war, eine Warnung gewesen sein, sich vor dem höllischen Feuer zu hüten.

491. Der Feuerkönig auf dem Seegrunder See.

(S. Temme S. 279. Poetisch behandelt bei Freyberg S. 1—5.)

Zwischen Stettin und Uckermünde liegt der Seegrunder See. In diesem haust ein wildes Gespenst, der sogenannte Feuerkönig. Derselbe kommt, wenn es Sturm geben soll, in einem kleinen, leichten Kahne auf den Wellen des See's daher geschifft, eine feurige Krone auf dem Kopfe, in einer feurigen Rüstung, ein glühendes Schwert in der Hand, um seine Schultern fliegt ein feuerrother Mantel. Dem Gespenste muß man aus dem Wege gehen. Einst ist ihm ein Fischer entgegengefahren und hat ihn fragen wollen, warum er allemal komme, wenn Sturm sei, allein man weiß nicht, was für Antwort er bekommen hat, denn am andern Morgen lag er todt in seinem Kahne.

492. Der Hofnarr Claus Hinze.

(S. Brüggemann, Beschreibung von Vor- und Hinterpommern Th. II. Bd. I. S. 226.)

Claus Hinze, der Hofnarr des Pommerschen Herzogs Johann Friedrich, stammt aus einem Dorfe bei Friedrichswalde, welches später nach ihm den Namen Hinzendorf bekommen hat. Als Knabe begegnete ihm einst der Herzog, der zufällig durch jenes Dorf kam, wie er gerade mit einem großen Strick um den Leib, an welchem eine große Menge todter Gänse baumelten, umgürtet, singend und lachend einhergesprungen kam. Auf seine Frage, was dies zu

bedeuten habe, versetzte er, seine Mutter habe ihm befohlen, er solle die Gänse hübsch beisammen halten, damit sie der Fuchs nicht hole, nun habe er sie mit den Hälsen an einen Strick gebunden und sich diesen um den Leib geknüpft, da werde er sie nicht bekommen können. Diese Schelmerei verschaffte ihm die Gunst des Herzogs, der ihn mit sich nahm, erziehen ließ und ihn dann zu seinem Hofnarren machte.

Sein Tod fand auf folgende Weise statt. Der Herzog war schwer erkrankt und die Aerzte sagten, er könne nur durch einen plötzlichen Schrecken geheilt werden. Da unternahm es Hinze, dies zu thun, und stieß seinen Herrn unversehens ins Wasser. Der Herzog genaß zwar, allein da der Hofnarr eigentlich ein Majestätsverbrechen begangen hatte, so sollte er zum Scheine hingerichtet werden. Er hielt dies jedoch für Ernst und als der Scharfrichter, nachdem er auf dem Richtplatz niedergekniet war, ihn anstatt mit dem Richtschwert, mit einer Ruthe über den Nacken hieb, fiel er vor Schreck um und war todt.

Auf dem Kirchhofe zu Hinzendorf, welches früher Butterdorf hieß, und das er von dem Herzoge zum Geschenke erhalten hatte, neben einer Eiche ist er begraben. Sein Grabmal ist ein langer viereckiger Stein, er ist darauf abgebildet in Lebensgröße mit Schellen auf dem Kopfe und einer Keule in der Hand, wie sie die Gänsehirten zu tragen pflegen, um seinen Leib hat er den Strick mit den Gänsen und zu seinen Füßen liegt eine Bierkanne. Sein Todestag war der 17. März 1599.

493. Der Ritter mit der goldenen Kette.

(S. Temme S. 180.)

Um das Jahr 1360 lebte auf der Insel Usedom in dem Schlosse zu Mellentin ein Ritter, Namens Nienkrake oder Neukirchen. Er trug immer eine große starke goldene Kette um den Hals, weshalb man ihn auch kurzweg nur den Ritter mit der goldenen Kette nannte. Dieser Ritter verliebte sich aber in eine junge schöne Nonne in dem benachbarten Kloster Pudagla, da er sie aber natürlich nicht auf gewöhnlichem Wege sich erobern konnte, so ließ er von seiner Burg einen fast eine Meile langen unterirdischen Gang nach jenem Kloster graben, durch diesen gelangte er in das Kloster und entführte die Nonne. Man wußte lange nicht wo die Nonne hin war, endlich aber verrieth ein Bauer aus dem Dorfe Mellentin es dem Bruder derselben und dieser rückte mit einer starken Schaar vor seine Burg um ihm das Mädchen, mit der er sich inzwischen durch seinen Burgkaplan hatte trauen lassen, wieder zu entreißen, allein der Herzog von Stettin, bei dem er wohl gelitten war, kam ihm zu Hilfe und verscheuchte die Belagerer. Er lebte nun noch lange Jahre glücklich und zufrieden und Beide wurden nach ihrem Tode in der Kirche zu Mellentin begraben.

Sein Bildniß ist übrigens noch in der Kirche zu sehen. Da er mit der Kette, von welcher er sich auch im Tode nicht trennen wollte, begraben ist, so hat einmal ein gottloser Mensch versucht, dieselbe zu rauben. Er feilte täglich so lange an dem stark vergoldeten Sarge, bis er ein Schildchen abgefeilt hatte. Da erschien in der Nacht der Ritter mit der goldenen Kette, ganz wie er auf dem Bilde abgemalt ist, der Frau dieses Mannes, berührte

mit den großen Federn seines Helmes ihr Gesicht, bis sie erwachte, und schaute sie scharf an. Darauf hat sie ihren Mann verhindert seine Absicht auszuführen, und Niemand hat seit der Zeit sich wieder an den Sarg gewagt.

494. Baggus Speckin und seine drei Kirchen.

(S. Biederstedt, Beitr. z. Gesch. d. Prediger in Pommern Bd. I. S. 86.)

Vor langen, langen Jahren lebte in Pommern ein Raubritter Namens Baggus Speckin, der ließ sich, nachdem er genug zusammengeraubt, in der Nähe der Stadt Grimmen eine Burg bauen, um die sich dann bald ein Dorf schloß, welches das heutige Dorf Kirch-Baggendorf ist. Allein als er so für sich in der Abgeschiedenheit lebte, da kamen ihm böse Gedanken von seiner Vergangenheit, er dachte also, er könne durch Fasten, Beten und Kasteien seine Sünden wieder abbüßen. Allein obwohl er dies fleißig that, so ward er doch nicht ruhig. Er beschloß also von seinem unrecht erworbenen Gute nichts zu behalten, sondern drei Kirchen zu erbauen, vielleicht daß ihm dann Gott Gnade zu Theil werden lasse. Um nun zu wissen, wo er diese Kirchen erbauen solle, ließ er eine Eule ausfliegen und an den drei Stellen, wo sie sich niederließ, ließ er wirklich drei Kirchen erbauen, es waren dies die Dörfer Baggendorf, Glewitz und Vorland. Alle drei Kirchen sind, wie man noch jetzt sehen kann, ganz auf dieselbe Weise gebaut. Bis vor mehr denn hundert Jahren konnte man in der Kirche zu Baggendorf sein Bild sehen. Man sah nämlich auf einem großen hölzernen Schwibbogen über der Kanzel die Gestalt eines geharnischten Ritters, der ganz vor Schmerz niedergedrückt ist und seinen entblößten Rücken einem Manne hinhält, der hinter ihm mit einer Geißel in der Hand steht. In dieser Kirche war auch bis zu derselben Zeit die Kirchthüre auf der Nordseite fest zugemauert. So lange nämlich der Bau dauerte, pflegte der Ritter täglich durch diese Thüre mitten in das Innere des Baues zu reiten, um zu sehen, ob ordentlich gearbeitet werde. Er starb aber, ehe die Kirche fertig war, und nun mußte er, weil er keine Ruhe im Grabe finden konnte, jede Nacht mit dem Pferde durch dieselbe Thüre nach wie vor in die Kirche reiten. Endlich ließ man, um der Sache ein Ende zu machen, die Thüre vermauern und nun scheint der Spuk aufgehört zu haben. Als aber in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Dänen das Land besetzt hielten, öffneten sie aus Vorwitz die Thüre wieder, allein obwohl dieselbe seitdem zum gewöhnlichen Kirchgange gebraucht wurde, hat man ihn doch nicht wiedergesehen. Von seinem Schlosse zu Kirch-Baggendorf sind übrigens heute noch Trümmer übrig, auch hat man beim Nachgraben einen tiefen Brunnen und viele Fußeisen gefunden, mit denen er vermuthlich die hier aufbewahrten Gefangenen hat fesseln lassen.

495. Die Sagen von dem König Waidewuttus.

(S. Erasmus Stella, Antiq. Boreal. L. II. P. David Bd. I. S. 15 ꝛc. Waissel, Chronica Alter Preußischer, Liefländischer und Curländischer Historien. Königsb. 1599 S. 11 b. ꝛc.)

Zu der Zeit, da Valentinian das Römische Reich verwaltete, empörten sich die Alanen (d. i. ein Volk gegen Mitternacht, anstößig mit den Preußen) wider das Römische Reich und wurden darnach von den Sicambern überwunden. In demselben Kriege machten aber die letztern mit ihnen und

ihren Nachkommen einen ewigen Frieden. Diejenigen Alanen aber, welche von der Schlacht übrig geblieben waren, sind zum Theil durch das Reich hinweggezogen bis nach Spanien und haben sich dort mit den Gothen verbunden und Gothalanen genannt. Der kleinste Theil derselben aber, der daheim geblieben oder nach der Schlacht wieder heimgekommen war, der zog mit Weib und Kindern und aller seiner Habe zu den Nachbarn, den Preußen. Dorthin führten sie auch allen ihren Reichthum und Hausrath auf Karren und Wagen, sowie ihr Vieh mit sich und vertrauten sich den Preußen an. Diese verschmähten sie auch nicht, denn sie wurden so viel stärker, um andern Völkern Widerstand zu leisten, namentlich den Germanen, vor denen sie sich fürchteten, die an dem inwendigen Gestade der Weichsel wohnten und welche sie oft aus ihren Wohnungen vertrieben hatten. Darum vergönnten sie es den Alanen, daß sie bei ihnen wohnen durften und diese wieder erlaubten ihnen, ihre Weiber zu gebrauchen, denn sie kannten die Ehe nicht. Wie einer zu einem Weibe kam, so gebrauchten sie solches zu ihrer Lust, darum nahmen sie so zu, daß ihrer so viele wurden, daß sie aller Völker Meister wurden, die sich wider sie legten. Darum ward ihnen das Land bald zu enge, denn es hatte ein Jeder so viel Landes für sich und seine Pferde genommen, als ihm gefallen hatte, deshalb wurden sie oft untereinander uneins. Diese Zwietracht brachte aber das barbarische Volk dahin, daß sie nach einem König trachteten. Da trat Vidivitus, ein Alane, vor, der der angesehenste war unter allen, denn er hatte viel Gesinde und war auch deswegen bei den ausländischen Leuten zu großem Ansehn und großer Gewalt gekommen. Dieser sprach: „O Ihr Preußen, wenn Ihr nicht toller wäret als Euere Bienen, so dürftet Ihr darum keinen Streit haben. Denn sie haben einen König, dem sie gehorchen, der ihren Handel und Arbeit führt ꝛc. Ihr, die Ihr solches alle Tage sehet, sollet ihnen nachfolgen und auch einen König über Euch setzen, dem ihr gehorsamet, derselbe soll allen Hader und Zwietracht zwischen Euch richten, Todschläge rächen, Diebstahl strafen, die Unschuldigen beschirmen und soll vor allen Gewalt und Recht haben zu richten ohne allen Auszug.“ Diesen Worten stimmten sie alle zu und schrieen: „Willst Du nicht unser Bioterus sein?“ das heißt auf ihre Sprache ein Bienenkönig. Der verachtete aber die Stimme nicht und ward von ihnen allen zu ihrem König ernannt. Also ehrgeizig sind die Menschen, daß keiner so schlecht ist, er meinte, er wäre gut zu einem König. Dieser war nun bis auf diesen Tag eben so grob und toll gewesen, als die andern und fing nun an zu regieren, allein um das Anschreien des tollen groben Volkes willen. Ihm hat aber nichts gemangelt an dem Gemüthe eines Königs. Denn sobald er von dem Volke zu seinem König erwählt worden war, da richtete er allen Fleiß dahin, daß er dem Bienenkönige nachfolgte. Darum beschloß er zum ersten das herumschweifende Volk an einem besondern Orte zu versammeln wie die Bienen in ihrem Stock oder Faß, da ein Jeder seine Arbeit thut. Er ermahnte sie auch zum Acker- und Feldbau, nach dem es einem Jeden gebühren möchte. Etliche säeten und pflanzten Bäume, die Andern zogen Bienen, Andere Vieh, es waren auch Einige, die der Fischerei oblagen. Er machte auch Gesetze, damit er es verhüten möchte, daß ihnen das Land nicht zu enge würde. Zum ersten, daß kein Hausvater mehr Kinder oder Knechte erzöge, als ihm von Nöthen war, seine Arbeit zu voll-

bringen, die übrigen ſollte er verkaufen oder tödten. Es ſollte auch kein Hausvater lahme oder unnütze Kinder aufziehen, die nicht tüchtig zur Arbeit ſeien, er erlaubte auch, daß ein Sohn ſeinen Vater erwürgen dürfe, wenn er nicht mehr arbeiten könne. Er verbot auch, daß man die Weiber nicht mehr ins Gemein brauchen ſollte, auf daß ein Jeder wiſſen könne, welches ſein Kind ſei. Darum richtete er die Ehe ein. Welche oder wie viele Jungfrauen ein Hausvater beſchliefe, um der Kinder willen, ſie wären ihm nun fremd oder angehörig, ſo ſollte er ſie auch behalten und ernähren. Er verbot auch, daß Keiner eines Fremden Tochter entführe, es wäre denn, er kaufte ſie. Den Ehebruch verbot er nicht gerade, aber er ließ die Ehebrecher aus ſeinem Gebiete verjagen. Damit er das grobe Volk etwas zahmer machte, ſo richtete er öffentliche Bankette ein und darin hat er auch nicht gefehlt, denn er machte ſie bald ſo weich, daß er mit ihnen machte, was er wollte. Darum gebot er, man ſolle ſich befleißigen gaſtfrei zu ſein, denn das ſei der Leim aller Freundſchaft. Er lehrte ſie auch einen Trank aus Honig und Waſſer machen, den brauchten ſie in ihrem Hausweſen oder eigenem Bankette, der ſchmeckte auch dem gemeinen Volke ſo wohl, daß ſie bald ganz voll davon wurden. Er wollte auch etwas Glaubens aufrichten und ſchickte nach Preußen zu ihren Nachbarn, den Sudaven. Dieſe waren aber mit ſo unſinnigem Aberglauben befleckt, daß ſie lehrten allerlei wüſte Thiere, als Schlangen und Nattern anbeten, als wären dieſe Diener und Boten der Götter. Dieſe erzogen ſie in ihren Häuſern und opferten ihnen wie den Hausgöttern. Sie ſagten, die Götter wohnten in den Wäldern, und deshalb müſſe man ihnen auch opfern, daß ſie Sonne und Regen gäben. Es werde auch ihr Opfer vermehrt, ſobald ein Fremder dazu käme. Sie meinten auch gewißlich, man müſſe dazu ein menſchlich Opfer gebrauchen. Alle wilden Thiere, vorzüglich die Elenthiere, die in den Wäldern wohnen, die verehrten ſie als Diener der Götter und thaten ihnen nichts. Sie glaubten auch, daß Sonne und Mond die vornehmſten Götter wären. Donner und Blitz beteten ſie auch an, wie andere Völker und ſagten, man müſſe mit dem Gebet das Wetter bringen oder abwenden. Sie brauchten zum Opfer einen Bock, weil das Thier ſo fruchtbar iſt. Sie meinten auch, die Götter wohnten in den vornehmſten großen Bäumen, als in den Eichbäumen. Daraus hörte man oft, daß die Götter (oder Teufel) Antwort gaben, ſo man etwas fragte. Darum hieben ſie deren keinen ab, ſondern hielten ſie für Wohnungen der Götter. Sie zählten unter die Bäume auch den Flieder- oder Hollunderbaum und andere mehr. Er richtete auch ein, daß man Geburtstäge und Leichenfeier hielt und zwar mit Schlemmen und Praſſen, Singen und Spielen und aller Freude. Sie ſollten ſich auch ſo halten, als wenn ſie ein anderes Leben hofften. Dies bezeugten ſie damit, daß ſie die Todten mit aller Rüſtung, Waffen, Hausrath und Kleidung begruben. Als nun Vidivitus das Volk alſo eingerichtet hatte, ſo regierte er das Land in großem Frieden, geſtattete Niemandem auf die Nachbarn zu ſtreifen, litt aber auch keinen Schaden von ihnen. Als er aber ſtarb, da ließ er vier Söhne hinter ſich, die wurden uneins um des Reiches willen, und überfielen einander mit Kriegen. Aber der älteſte Bruder hatte eine Alaniſche Mutter und keine Hilfe, denn allein von den Alanen, ſo waren ihm die Preußen Feind, darum mußte er den Brüdern weichen, die mehr Volks an ſich hatten. Als nun aber viele Schlachten

geſchlagen waren, da machten ſie ein Ende ihrer Zwietracht, alſo daß der älteſte Sohn, der von der Alanin geboren war, mit ſeinen Alanen wieder hinzog, von wo er gekommen war, daſelbſt ſollte er über ſie herrſchen, wie er mochte, und ſollte den drei Brüdern, die in Preußen von einer preußiſchen Mutter geboren waren, das Land Preußen laſſen. Dies Gedinge nahm der Litalanus (alſo hieß der erſte Bruder) an und zog aus Preußen mit einem großen Haufen ſeines Volkes. Dieweil ihrer nun ſo viele waren, ſo füllten ſie das alte Land wieder aus, welches ſie leer fanden. Sie ſind darnach auch von dieſem ihren Hauptmanne Litalanus genannt worden und heißen jetzt Lithuaner. Die aber in Preußen blieben, die theilten das Land nach den Häuptern, und ward dem Pomeſanus, welcher der älteſte unter ihnen war, das Theil Landes, das Hulmigerien am nächſten liegt. Da wohnten dazumal die Germanen, vor denen ſich die Preußen am Meiſten fürchteten. Dieweil aber Pomeſanus ein tapferer und trotziger Mann war, ſo verhofften ſie, er werde das Land am Beſten beſchirmen, und iſt dieſer Theil darnach Pomeſania genannt worden. Der andere Sohn Bidiviti, Galingus genannt, dem ward das Land, das jetzt Galingia heißt, und das Land hat ſeinen Namen auch von ihm. Der dritte Natangus überkam Natangen, von ihm genannt. Dies ſind die vornehmſten Theile des Preußenlandes, aber ihre Kinder und Kindeskinder theilten ihr väterliches Erbe weiter, damit ſie mancherlei Namen eingeführt haben, daß dieſe Barti, jene Naoderiti genannt werden, ſo heißen auch noch die Wormenſer von den Barmis her. Als nun die Söhne Bidiviti das Reich unter ſich getheilt hatten, da legten ſie den Königsnamen ab und regierte ein Jeder in ſeinem Theile, wie es ihm wohl gefiel, und wurden oft mit einander feindſelig, doch waren ſie in dem allerwegs eins, daß ſie auch ihre Nachbarn vorzüglich die Germanen und Polen ſtreiften und angriffen. Darum trieben ſie ihnen unſäglich viel Vieh hinweg und wenn man ihnen dann nacheilte, ſo verbargen ſie ſich an heimlichen Orten in den Wäldern, wo ihnen Niemand zu folgen wagte. Aus dieſen Räubereien hatten nun die Hauptleute und das Volk viel Verdienſt, darum unterließen ſie bald den Feldbau, dazu ſie Bidivitus gezogen hatte, oder bauten nicht mehr als was ſie für ein Jahr bedurften. Alſo kamen ſie in Kurzem wieder in ihre alten Sitten hinein, mit Rauben und Morden.

Es giebt indeß noch eine andere Sage über dieſen Waidewuttus, welche alſo lautet. Es hat nämlich ein König aus England, Namens Druſius, etliche Völker aus ſeinem Lande um ihrer Untreue willen nach Scandien, d. i. Norwegen, ins Elend verſchickt und dieſe Völker ſind nach langer Zeit aus Scandien oder Norwegen nach Cimbrien, jetzt Dänemark genannt, gekommen und von dannen weiter nach Gothland oder Klein-Cimbrien. Dieſe Scandianer ſind dem Fürſten von Dänemark auch ungehorſam geworden und haben ihm keinen Tribut geben wollen. Als nun die Gothen Wälſchland und andere Länder, welche ſie mit Gewalt eingenommen hatten, räumen mußten, da kamen ſie nach Weſtphalen und bauten allda eine Stadt, die heißt Göttingen. Sie blieben aber daſelbſt nicht lange, ſondern wurden von da vertrieben und kamen nach Dänemark. Da ſandten ſie ihre Botſchaft an den Fürſten dieſes Landes, der hieß Tewdoth, und begehrten von ihm ein Stück Landes zur Wohnung. Tewdoth hatte viel von den Gothen und ihrer Macht gehört, fürchtete ſich und gab den Gothen zur Antwort, er habe eine Inſel in ſeiner

Herrſchaft, die heiße Klein-Cimbrien, darin ſei ein Volk, die Scandianer, die erkenneten ihn nicht als ihren Oberherrn und wollten ihm keinen Tribut geben, ſo dies nun die Gothen thun wollten, ſo möchten ſie Klein-Cimbrien einnehmen. Solches verhieß der Gothen Fürſt Wysbo dem Tewdoth und ſandte an den Scandianer Fürſten Bruteno und Wydewito und ließ ſie frogen, ob ſie Cimbrien mit Güte räumen wollten, weil ſie ihrem rechten Oberherrn, dem Fürſten in Dänemark, nicht gehorſam ſein noch Tribut geben, oder ob ſie um die Inſel mit den Gothen kämpfen wollten? Die Scandianer gingen zu Rathe, und ſprachen: „Sollen wir Tribut geben, die wir edel und frei geboren ſind, das wäre uns eine große Schande. Sollen wir aber mit den Gothen darum kämpfen, ſo ſind wir verloren. Darzu ſo haben uns unſere Götter gerathen, daß wir dieſes Land verlaſſen ſollen, denn es würde unſerem Volke zu klein werden, und wir werden ein anderes Land überkommen, darin wir größer und mächtiger ſein werden.“ Alſo gaben die Scandianer den Geſandten der Gothen Beſcheid, ſo die Gothen mit den Scandianern einen ewigen Frieden machen wollten, daß die Scandianer vor ihnen mit Frieden blieben, in welchem Lande ſie wohnen würden, ſo wollten ſie Cimbrien gutwillig verlaſſen und davon ziehen. Und ein ſolcher Friede ward gemacht von beiden Theilen und mit Briefen und Siegeln beſtätigt und bekräftigt. Die Inſel, Klein-Cimbrien, ward nachgehends von den Gothen, die ſie einnahmen, Gothland genannt und dieſelben bauten dort ein Schloß, das ſie nach ihrem Fürſten Wysbra nannten, das heißt noch heutigen Tages Wisby. Darnach ſind die Scandianer, Jung und Alt, Mann und Weib, 4600 mit Floßen durch Cronus (die Oſtſee) und Hailibo (das friſche Haff) und in das Land Ulmigeria in Preußen gekommen, wo ſie fromme ſchlichte Leute fanden, und haben allda die erſten Schlöſſer gebaut, welche ſie Honedo Bruteno genannt haben. Der Scandianer König hat ſich erſtlich gegen die Ulmigerier freundlich gehalten, viele Gaſtgebote gemacht und die Vornehmſten des Volkes an ſich gelockt, hat ſich das Volk anhängig gemacht, Etliche mit Freundſchaft, Etliche mit Hinterliſt, Etliche auch mit Gewalt, bis er ihr Oberherr geworden. Alſo ſind die Scandianer nach Preußen gekommen. Nun waren aber die Ulmigerier bis dahin den Fürſten von der Maſau oder den Maſoviern zinspflichtig geweſen und hatten einen Tribut, beſtehend aus den ſchönſten Kindern des Landes, dorthin ſchicken müſſen. Die Cimbrier aber weigerten ſich dieſen Zins weiter zu bezahlen und als der König der Maſovier Anthonos oder Andislaus drohte ihn ſelbſt mit Gewalt zu holen, zogen Bruteno und Widewuto ihm bis an die Grenze entgegen. Anthonos hatte aber ein Hilfsheer aus Roxolanien, was jetzt Rußland heißt, erhalten und ſo ſchlug er ſie und führte viele Jünglinge als Gefangene mit ſich fort. Nachdem aber dieſe bei ihm die Kriegskunſt erlernt hatten, entwichen ſie wieder zu den Ihrigen und unterrichteten dieſe darin. Hierauf entbot Bruteno den ganzen Adel des Landes nach Rikaito, einem von ihm erbauten Schloſſe, und als ſie alle verſammelt waren, da kam ein furchtbares Donnerwetter und ſie glaubten, der Gott Perkunos ſteige ſelbſt vom Himmel herab. Bruteno aber erklärte dieſes Ereigniß für ein günſtiges Vorzeichen und hieß ſie gegen Anthonos ins Feld ziehen, die Götter würden ihnen beiſtehen. Sie brachen auch, nachdem ſie ſich in Meth berauſcht hatten, in das Land der Maſovier ein und tödteten nicht

blos Anthonos, sondern auch Zweybach, den Fürsten von Roxolanien, erschlugen viele seiner Leute und kehrten mit reicher Beute heim. Des Anthonos Sohn aber, Czanwig, sah, daß er den Cimbriern nicht gewachsen sei, kam also zu ihren Führern und bat um die Erlaubniß ihren Göttern opfern zu dürfen, und als er diese erlangt hatte, so ließ er auf einem freien Felde ein weißes Pferd zu Tode rennen und dann verbrennen. Von da kam es, daß Niemand im Lande ein weißes Pferd weiter mochte, sondern man mußte sie für die Götter halten. So ward Friede zwischen den Masoviern und Cimbriern, die jetzt Brutener hießen. Inzwischen beschlossen die Cimbrier sich einen König zu wählen und boten zuerst diese Stelle dem Bruteno an. Dieser aber erklärte, er könne diese Wahl nicht annehmen, da er sich zum Dienste der Götter verpflichtet habe, und schlug an seiner Stelle seinen Bruder Widewuto vor, der ein tapferer Mann sei und das Volk gut regieren werde. Widewuto aber mit dem ganzen Volke erklärten, sie wollten Bruteno zum Oberherrn haben und nannten ihn Kriwe Kriwaito, d. i. unser Herr nächst Gott, und versprachen ohne seinen Willen nichts zu thun, sondern ihm wie einem Gotte zu gehorchen. Von ihm nannten sie auch das Land Brutenia. Darauf baute Bruteno bei einer sechs Ellen dicken Eiche für die Götter Pakollo, Potrimpo und Pikollo, für den Kriwe Kriwaito und die Waidelotten oder Priester eine besondere Wohnung, die er Rikaito nannte, Widewuto aber baute zwischen Crono und Hailibo ein Schloß und nannte es Roytto oder Reitenburg auf der Nehrung und regierte von hier aus das Land.

Als nun Widewuto 116 und Bruteno 132 Jahre alt war, was im Jahre Christi 573 oder 600 geschehen sein soll, fürchteten sie, es möchte sich unter den Söhnen des erstern ein Zwiespalt entspinnen, wer von ihnen nach seinem Tode die Obergewalt haben solle, denn alle strebten darnach und hatten sich schon einen Anhang erworben. Da versammelte denn der Kriwe die Vornehmsten des Landes vor die heilige Eiche nach Romove in Samland und eröffnete ihnen, daß er die Götter befragen wolle, wie es mit dem Regiment des Landes nach Widewuto's Tode gehalten werden solle. Am folgenden Tage hat er in Gegenwart Widewuto's dem vor der heiligen Eiche versammelten Volke verkündigt, es sei der Wille der Gothen, daß das ganze Land unter die zwölf Söhne des Widewuto getheilt würde. Hierauf riefen sie zuerst den ältesten Sohn des letztern herbei, der hieß Litpho oder Litthuo und sprachen zu ihm: „Gelobest Du unsern gnädigen Göttern Andacht und ihrem Kriwaito Gehorsam und daran zu setzen Leib und Gut, so Jemand sie verringern wolle in ihrer Ehre?“ worauf Litthuo sprach: „Ich gelobe es bei der Strafe meines Gottes Perkuno, der mich tödten soll durch sein Feuer, so ich meinen Eid nicht halte!“ Da sprach Bruteno: „So lege Deine Hand auf das Haupt Deines Vaters und darnach rühre die heilige Eiche an!“ und also that er. Darnach sprach Widewuto: „Du sollst Herr sein im Lande von Borko (Bug) und Nyemo (Niemen), den fließenden Wassern bis an Themso an den Wald.“ Und er nahm es mit der Zeit ein und baute sich eine Veste, die nannte er nach seinem Sohne Gartho (Grodno), das Land aber bekam von ihm selbst den Namen Litthauen.

Darnach erhielt Samo, Widewuto's zweiter Sohn, das Land von Crono und Hailibo bis auf Skara das Wasser und nahm es mit der Zeit ein und nannte es nach sich Samland. Er baute sich aber auf einem aufgeschütteten

Sandberge eine Veſte, die nannte er Chailgarwo (Galtgarben). Seine Frau Pregolla ertrank ſpäter in dem Fluſſe Skara und dieſer ward nach ihr Pregel genannt.

Der dritte Sohn Sudo bekam das Land zwiſchen Crono, Skara und Curtono (das kuriſche Haff), was er zu ſeiner Zeit einnahm und nach ſeinem Sohne eine Veſte Perpenyko baute, das Land bekam aber nach ihm den Namen Sudauen. Die Einwohner aber haben ſich alle für Edelinge gehalten und ſind die luſtigſten Leute in ganz Preußen.

Nadro, der vierte Sohn, erhielt das Land zwiſchen Skara, Bolko und Curtono, nannte es Nadrauen und erbaute dort eine Veſte, Stanmto geheißen.

Scalawo, der fünfte Sohn, erhielt das Land zwiſchen Pregolla, Curtono, Niemo und Nango dem Waſſer und nannte es Scalawonien (Schalauen). Seine Unterthanen waren aber die faulſten und ungetreuſten in ganz Preußen.

Natango, der ſechſte Sohn, erhielt das Land zwiſchen Pregolla, Alla, Baſſaro (Paſſarge) und Hailibo und wohnte auf dem Schloſſe Honeda. Das Land erhielt den Namen Natangen. Sein Sohn Lucygo, dem die Burg Noyto und das Waſſer Crono zugeeignet ward, war ein eifriger Fiſcher. Er fand zuerſt den Bernſtein.

Barto, der ſiebente Sohn, erhielt die Alla aufwärts bis an Lycko (Lyck) das Waſſer und bis an das Land ſeines Bruders Lytpho und nannte es nach der darin erbauten Veſte Barto (Bartenſtein) Bartenland. Er hatte viele Söhne, von denen ſich jeder eine Veſte erbaute, aber mit den Erben Natango's ſtets in Zwietracht lebten, weil ſie glaubten, bei der Theilung zu Gunſten Lucygo's geſchädigt worden zu ſein.

Der achte Sohn Galindo erhielt das Land von Kabolo an bis an die Grenzen von Maſau und nannte es Galindien, nachdem er eine Burg, Galindo (Galinderberg) erbaut hatte.

Dem neunten Sohne Warmo verlieh der König die Lande an der Nava (Navienſee) und Baſſaro. Er erbaute ſich eine Feſte Tolo und nannte das Land nach ſeiner Gemahlin Ernia Warmien oder Ermeland.

Hoggo, der zehnte Sohn, erhielt das Land zwiſchen Weſeke, Baſſaro und Truſino (Drauſſen) dem Waſſer. Er nannte das Land Hogger- oder Hockerland, oder auch nach ſeiner Tochter Poggezana Poggeſanien *) und baute ſich eine Veſte Tolko (Tolkemit), nachher Schafsberg genannt.

Der eilfte Sohn des Königs, Pomeſo, erhielt das Land zwiſchen Weſeke, Mokra (Oſſa), Noyta (Nogath), Iſtula (Weichſel) bis an die Grenze von Maſau und nannte es Pomeſanien. Er hatte keine Burg, ſondern lebte unter einem Zelte. Seine Söhne aber bauten die Burgen zu Risno (Rieſenburg), Bolto, Waſo und Nargoltons.

Der zwölfte Sohn des Königs, Chelmo, erhielt das Gebiet zwiſchen Mokra, Iſtula und Trimanga (Trevenz) und baute ſich eine Burg, die er

*) Andere Erklärungen dieſer Namen ſind nach Hartknoch, Alt. u. Neues Preußen S. 33. 36 und Anmerk zu d. Chronik von Dalsburg S. 73 folgende: Samland (von Samia = ſchopfen) bezeichnet das Land wo Bernſtein gefiſcht wird, Natango einen Klugen und Verſchlagenen, Nadro einen der Flachs baut, oder von Nadrawin d. h. Waldbienenhonig, Hockerland (von Hoggin, rohgen) das Ackerbauland Poggeſanien iſt = Friedland von Porgua Friede und Zemia Land) oder der Starken Land (von Pojein der Starke und Zemia.)

Chelmo nannte und jetzt Althaus Kulm heißt, und eine zweite, welche er nach seinem Sohne Potto (Potterberg) nannte. Das Land aber bekam den Namen Kulmerland.

Als nun Widewuto seines hohen Alters wegen nicht mehr wie sonst die Seinigen anführen konnte, so machten die Nachbarvölker ein Bündniß, um dies zu benutzen und in das Land der Brutener einzufallen. Er beschloß also, sich selbst für sein Land zum Opfer zu bringen und seinen nunmehr unnützen Körper dem Feuer zu übergeben, damit er sich also mit den Göttern unterreden und ihre Hilfe gegen die Feinde des Landes erbitten könne. Er befahl also seinem Sohne, sobald sein feierliches Leichenbegängniß abgehalten und seine Asche verbrannt sei, den Kampf im Vertrauen auf die Hilfe der Götter muthig zu beginnen. Hierauf ließ er vor der großen Eiche zu Romove einen hohen Holzhaufen errichten, auf den das Volk brennende Fackeln warf, so daß die Flammen mit großem Gepraſſel in die Luft stiegen. Dann brachten sie Opfer an kleinem und großem Vieh, sonderlich Ochsen mit vergoldeten Hörnern, deren Eingeweide sie in die Gluth warfen. Der König aber stand herrlich bekleidet, eine goldne Schale mit Meth, den er einer großen schwarzen Kuh zwischen die Hörner goß, haltend, den rechten Fuß und den linken Arm aber nackt, und betete zu den Göttern, sie möchten ihn als Opfer für sein Volk gnädig annehmen und dafür seinem Volke den Sieg verleihen. Nach dieser Rede stürzte er sich furchtlos in die Flammen. Hierauf führten die Obristen des Volkes und die Jünglinge einen Kriegsreigen mit kläglichem Jammer und Geschrei um den Scheiterhaufen auf und schlugen dreimal mit den Waffen an einander, daß es weithin durch den Wald schallte, dann aber riefen sie alle nach Rache und zogen muthig gegen ihre Feinde.

Nach einer andern Sage hat sich aber auch Widewuto's Bruder Bruteno freiwillig dem Feuertode geweiht und das Volk hat dann Beide als Götter verehrt, erstern unter dem Namen Jßwambrato, letztern unter dem des Wurßkaito.

496. Die Tochter Hoggo's.

(S. L. David Th. I. S. 73. Bock, Wirthsch. Naturgesch. Bd. II. S. 600.)

Hoggo hinterließ keinen Sohn, aber drei Töchter: Mita, Cadina und Pogia oder Poggezana. Die beiden erstern verheiratheten sich, die dritte aber wohnte in einem Eichwalde und blieb zeitlebens Jungfrau. Sie war eine Waidelottin oder Priesterin und ward als solche von ihren Verwandten und dem Volke fast göttlich verehrt. Sie war von Gestalt sehr groß, wie noch ihr Hauptschmuck oder Broschen zeigte, der im Eichenwalde bei Elbing aufgefunden und ins dasige Brigittenkloster geschenkt ward, von da aber später weg und nach Danzig kam, wo er noch im Jahre 1655 gezeigt wurde. Es war eine Art Kranz, der über die Stirne herabhing und worin die Haare hineingeflochten waren. Es durften ihn nur Jungfrauen tragen und er ward denselben mit ins Grab gegeben. Der der Poggezana war eine halbe Elle weit und von Ochsensehnen gestrickt. Vorn hatte er einen Stein und ein Blech mit einem Bilde, einen Finger dick und eine Spanne lang.

497. Die heilige Eiche zu Romove.

(S. Lucas David Th. I. S 25 ꝛc. 92. Waiſſel a. a. O. S. 17. Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen [mit Abbildung] S. 117. 130 ꝛc. Henneberger S. 463 ꝛc. Erläut. Preußen Th. III. S. 284 ꝛc. Temme S. 20 ꝛc.)

In dem Lande Preußen, da wo nachher das Kloſter der h. Dreifaltigkeit ſtand, befand ſich ehedem der Ort Rickayot *) oder Romove. Der Name ſoll daher kommen, daß die alten Preußen einſt einen Feldzug nach Rom machten und als ſie von da zurückkehrten, hier zum Andenken eine Stadt gründeten, welche ſie Rom, Romahoon nannten. Dort ſtand eine Eiche, ſechs Ellen dick, zwergüber gemeſſen, oben ſehr breit und ſo dicht, daß weder Regen noch Schnee hindurch konnte, denn ſie hat auch im Winter ihr Laub behalten und iſt grün geblieben. In dem Stamme waren aber unter den Aeſten drei Abtheilungen, in welchen die drei Hauptgötter in gleicher Höhe ſtanden, oder es ſind aus dem Stamme drei große Aeſte gleich herausgegangen, welche hernach in der Höhe wieder zuſammengewachſen **) waren; dieſe ſind denn ſo mit Laub bedeckt geweſen, daß an einem jeden Aſt ein Götzenbild ſicher vor dem Schnee und Regen hat ſtehen können. Ein ähnlicher Eichbaum in einem Walde bei Inſterburg hat bis zum Jahre 1664, wo ihn ein Blitzſtrahl vernichtete, geſtanden.

In der einen Abtheilung ſtand nun das Bild des Götzen Pickollos oder Potollos, mit einem langen grauen Barte, bleicher Todtenfarbe, mit einem weißen Tuche gekrönt, von unten auf ſehend. Seine Verehrung waren Todtenköpfe von Menſchen und Vieh, an den hohen Feſten brannte man ihm aber Talg in Töpfen an. Dieſer trieb aber ein Spuk in den Häuſern der Reichen und wenn nun Jemand darin geſtorben war und man den Göttern nicht viel opfern wollte, da plagte er die Leute des Nachts und ſo er zum dritten Male kam, mußte man ihm Menſchenblut opfern. Dann ſchnitt ſich der Weydelot in den Arm, daß er blutete, und hörte man in der Eiche brummen, ſo war dies ein Zeichen, daß er verſöhnt war. Perckunos hatte die zweite Zelle inne, er war wie ein zorniger Mann, roth wie Feuer, mit Feuerflammen gekrönt, mit einem krauſen und ſchwarzen Barte und ſah den Potrimpo zornig an. Dem mußte man ſtets ein Feuer mit trockenem Eichenholz halten, womit man die Opfer verbrannte, ging aber das Feuer aus, ſo koſtete es dem Weydelotten, der es bewachte, den Hals. Potrimpo, der dritte, war ein junger Mann, ohne Bart, gekrönt mit Kornähren, fröhlich lachend. Sein Kleinod war eine Schlange in einem großen Topfe, mit Milch von den Weydelotten ernährt und mit Getreidegarben bedeckt. Dieſem brannte man Wachs und auch Weihrauch an. Auch wurden ihm zu Ehren Kinder getödtet. Um dieſe Eiche drei Schritte entfernt wurden ſchöne Tücher ſieben Ellen hoch aufgehangen, und es durfte Niemand ohne ihren Kirwayte oder den oberſten Weydelotten hineingehen. So aber Jemand kam ſein Opfer zu thun, nahm man den Vorhang weg oder zog ihn bei Seite, ſo daß man hineinſehen konnte. Bei dieſer Eiche wohnte der Kirwayte, auch waren ringsherum Häuſer für die Weydelotten, die hier dem Dienſt

*) Nach Andern wäre Rukajoth der Ort, wo die kleinen, Romove der, wo die großen Götter verehrt wurden, geweſen.

**) Davon käme nach Einigen der Name Romove, denn ruomot heißt im Altpreußiſchen: zuſammenwachſen.

der Götter oblagen und Romove war lange die Hauptstadt von Preußen. Um das Jahr 1015 ist Boleslaus Chrobri der König von Polen in Preußen eingefallen und hat Romove verwüstet und ihre Götter verbrannt, allein nach seinem Abzuge machten sich die Preußen andere Bilder.

Nun war aber ein Fürst in der Masau, der buhlte mit der Frau eines Adligen, zwar warnte Letzterer denselben, allein vergebens, einst traf er sie bei einander. Er hatte gerade einen Spieß in der Hand, wie es damals die Sitte bei den Edeln und woran man sie auch erkannte, mit dem durchbohrte er den Fürsten und die Ehebrecherin und floh nach Preußen, wo er sich bei dem Kirwayten zu Romove versteckte. Die Brüder des Fürsten aber machten sich auf ihn zu verfolgen und zogen mit großer Heeresmacht nach Romove, schlossen den Kirwayten und die Weydelotten in ihren Wohnungen ein und verbrannten sie sammt denselben. Den Edeln aber, der ihren Fürsten erstochen, brachten sie aufs Jämmerlichste um und raubten dann so lange im Lande, bis sich die Preußen sammelten und sie aus dem Lande trieben und nach einem zehn Jahre dauernden Kriege sie nöthigten Frieden zu machen und ihre Götter wieder zu versöhnen.

An diesem Orte hat die betreffende Eiche noch lange gestanden und ist im Geheimen von den Preußen, selbst nachdem sie Christen geworden waren, angebetet worden. Wenn ein Mensch oder ein Stück Vieh eines von den Blättern am Halse trug, glaubten sie, könne denselben kein Unglück treffen. Darauf ließ auf Bitten des Bischofs von Ermeland der Hochmeister Winrich von Kniprode die Eiche durch den Marschall Heinrich Schindekopf umhauen und an ihrer Stelle erbaute Petrus Nagol von Sohr ein Kloster zur h. Dreifaltigkeit, allein der Pfarrer Christoph Henneberger erzählt, die dort aufhältlichen Mönche seien durch ihre Trunksucht berüchtigt gewesen, er habe zu Domnozu noch eine zinnerne Kanne gesehen, aus der sie ihren Schlafitrunk nahmen, die er leer kaum aufheben konnte.

Ob nun wohl die Eiche zerstört war, so war es doch an jener Stelle lange noch nicht recht geheuer, woran wohl das viele hier von Menschenopfern vergossene Blut Schuld haben mochte. Man hörte dort plötzlich Sausen und Stürmen in der Luft, gerade als wenn die Eiche noch stehe und ihre blätterreichen Aeste bewege. Gleichzeitig erhoben sich hier oft Ungewitter mit heftigem Donnern und Blitzen. Dabei ließen sich allerlei schreckliche Gestalten sehen, welche bald wie Waldmänner, bald wie Drachen oder Schlangen oder Feuerballen ausschauten. Denselben unheimlichen Spuk trieb aber der Teufel in dem Kloster selbst, um die Mönche zu ängstigen und so ließen sie denn einen Teufelsbanner aus Deutschland kommen um den Bösen zu vertreiben. Dieser verfertigte aus reinem Golde ein Crucifix, etwa eines Fingers lang, und einen dreieckigen Ring, auf welchem er vielerlei Worte eingrub und vergrub Beides unter dem Eckstein der Kirche. Seitdem ließ aber der Teufel Ort und Kloster in Ruhe. Später ward das Kloster zur h. Dreifaltigkeit ebenso zerstört, wie die alte Stadt Romove, allein als im Jahre 1708 der Herr von Killitz zu Groß-Waldeck, der Besitzer des Grund und Bodens allda, einige Mauerstücke des zertrümmerten Klosters abbrechen ließ, fand man das Crucifix und den Ring unter den Trümmern und dieser Edelmann schenkte Beides der Stadt Königsberg, die Worte aber, welche auf dem Ringe stehen, konnte Niemand lesen.

498. Der Urſprung der Preußen und ihr Name.

(S. Waiſſel, Chronica v. d. Lande Preußen S. 10. Hartknoch Th. I. S. 72 ꝛc. Voigt, Geſch. Preußens Bd. I. S. 607 ꝛc.)

Als die Gothen zum größten Theile aus dem heutigen Lande Preußen fortgezogen waren, ſind die Preußen ins Land gekommen. Dieſe haben dereinſt um die Riphäerberge gewohnt, da wo ſich dieſelben nach Mitternacht hin erſtrecken, nicht weit von dem Fluſſe Tanais (Don). Weil dort aber immer ewiger Schnee iſt, ſind ſie bewogen worden, ſich einen andern Wohnſitz zu ſuchen und ſind in dies Land gekommen, welches ihnen ſehr gefallen hat, und nicht weitergezogen wegen ſeiner Fruchtbarkeit an Aeckern, Weide und Gewäſſern, haben es für ſich und ihre Kinder zur Wohnung erwählt und nach ihrem Volke Poreußen genannt, woraus dann mit Weglaſſung eines einzigen Buchſtabens Preußen geworden iſt. Porussi oder Borussi bedeutet nämlich eigentlich die unter den Ruſſen Wohnenden (von po [altpreußiſch] oder pod [polniſch] = unterhalb).

Es giebt jedoch noch eine andere Sage hierüber. Es ſollen nämlich die Maſovier, welche früher als ihre Nachbarn, die Brutener, das Chriſtenthum annahmen, letztere um ihrer Trunkſucht und Rohheit halben die Bruten (v. lat. brutus) die Unvernünftigen oder Dummen genannt haben. Darüber wurden dieſelben aber ſo aufgebracht, daß ſie mit einem ſtarken Heere gegen dieſelben aufbrachen und bei Neidenburg mit ihnen zuſammenſtießen. Endlich aber wurden die Maſovier des Kampfes müde und ſchickten Abgeſandte an ſie, wie ſie könnten beſänftigt werden. Darauf antworteten ihnen die Brutener, ſie müßten ihre Götter mit verehren und den Schimpfnamen nicht mehr brauchen. Die Maſovier aber entgegneten, ihre Götzen könnten ſie nicht verehren, wenn ſie aber das Bild Chriſti auf die heilige Eiche ſetzen wollten, ſo wollten ſie derſelben ihre Verehrung bezeigen, den Schimpfnamen aber wollten ſie gern zurücknehmen, denn ſie ſähen ein, daß die Brutener nicht unvernünftige (bruti), ſondern vorwiſſende (praescii) Leute wären. Dies nahmen die Brutener auch an und ſo iſt aus praescii durch Verdrehung Prussi (Preußen) entſtanden, wie denn auch das altpreußiſche Wort prussia ſoviel bedeutet als: er wird verſtehen. *)

Ueber dieſen Namen hat nun aber ein Edelmann zu Bromberg, ein mächtiger Herr einmal geſpottet und geſagt: „Wenn meine Hunde Rehe würden, ſo möchten ſie ſolche praescii auch werden"; allein dies haben die Brutener ſehr übel genommen, ſind in Polen eingefallen und haben den frechen Spötter, als er ihnen entgegenzog und um Vergebung bat, feſtgenommen, auf ſein Pferd gebunden und ſammt dieſem ihren Göttern lebendig verbrannt.

499. Die Götter und Feſte der alten Preußen.

(S. Waiſſel S. 19—20.)

Die letzten heidniſchen Preußen, ſo mit den Polen und Maſuren viele Kriege geführt und hernach von den Ritterbrüdern des deutſchen Ordens überwunden und zum Chriſtenglauben geführt worden ſind, haben nun, je nachdem ein Volk nach dem andern in ihr Land gekommen iſt, andere Götter kennen gelernt, Manches mögen ſie auch von den alten Römern aufgenommen haben.

*) Ueb. and. Ableitungen d. Namens ſ. Eckermann, Lehrb. d. Mythol. Bd. IV. S. 350.

Erstlich erwählten sie alte Männer, welche sie in großer Würde und für heilig hielten, wie die Christen ihre Bischöfe. Diese nannten sie Wurschkayten, welche sie in ihrer Heiligung anriefen, nach ihren Gebrechen und Begehr ihrer Götter. Die Namen derselben lauteten aber also:

Occipirnus, der Gott des Himmels und der Erden; Swayxtix, der Gott des Lichtes; Auschweytus, der Gott der gebreßhaftigen Kranken und Gesunden; Autrympus, der Gott des Meeres und der großen See; Potrympus, der Gott der fließenden Wasser; Perdoytus, der Gott der Schiffe; Pergribrius, der Gott der Laub und Gras wachsen läßt: Pelwittus, der Gott welcher reich macht und die Scheuern füllt; Percunus, der Gott des Donners, Blitzes und Regens; Packullus, der Gott der Hölle und der Finsterniß; Pockollus, die fliegenden Geister oder Teufel; Puschkaytus, der Gott der Erde unter dem Hollunder; Barstucke, die kleinen Erdleutlein, der Götter Diener, und Merkopete, die Erdleute.

Diese Götter brauchten sie bei der Heiligung des Bocks und hielten sie für die größten und ruften sie bei den folgenden Festen an.

Das erste Fest hielten sie, ehe denn der Pflug anging. Das Fest nannten sie Pergubri. In allen Dörfern kamen sie zusammen in ein Haus, dort war eine Tonne Bier oder zwei bestellt. Der Wurschkant hob nun eine Schale voll Bier auf und betete zu dem großmächtigen Gotte Pergribrius: „Du treibst den Winter weg und giebst in allen Landen Laub und Gras. Wir bitten Dich, Du wollest unser Getreide auch wachsen lassen und alles Unkraut dämpfen.“ So setzte er die Schale nieder, faßte sie dann mit dem Munde, hob sie mit den Zähnen auf, trank das Bier aus und warf die Schale ohne die Hand zu rühren über den Kopf und einer hinter ihm wartete darauf, hob die Schale auf, brachte sie wieder und setzte sie abermals mit Bier gefüllt vor den Wurschkayten. Dieser hob an wieder zu bitten, wie eben erwähnt, den Gott Percunus, er wolle gnädigen und zeitlichen Regen gewähren und Pockullum mit seinen Unterthanen wegschlagen, er trank hierauf das Bier aus und nun tranken sie alle rings umher. Nachdem hebt der Wurschkant zum dritten Male wieder an und bittet den mächtigen Gott Swayxtix, daß er sein Licht zu rechter und bequemer Zeit scheinen lasse über das Getreide, Gras und Vieh. Zum vierten Male hebt er an und bittet den gewaltigen Gott Pelwittus, daß er Gras wachsen lasse und schöne Ernte gebe und ihr Gemächs in den Scheunen mehre. Darnach trinkt er einem jeden Gott zu Ehren eine Schale voll Bier ohne Handrührung aus und die Schale darf nicht stehen, sondern muß gehalten werden. So singen sie ihre Lobgesänge denselben Göttern zu Ehren. Das Bier wird gewöhnlich von einem gemeinen Stücke Ackers gekauft, was der Acker einbringt, das wird verkauft und das Bier damit bezahlt.

Das andere Fest der Heiligung ist nach dem Augustmonat und so das Getreide wohl gerathen ist, so heiligen und ehren sie die vorigen Götter mit großer Danksagung und der Wurschkayt ermahnt das junge Volk, daß sie die Götter in Ehren halten und nicht erzürnen. „Sie haben nun gesehen, welch ein Sommer gewesen ist ꝛc.“ und es wird alles geendigt mit der Schale voll Bier, wie oben gesagt. Ist aber ein nasses Jahr gewesen und das Getreide nicht gerathen, auch schlecht eingeheimst, so machen sie auch ein Fest und der Wurschkayt bittet den großmächtigen Gott Auschweytus, daß

er bitten wolle die Götter, als Porzuprimo, Percunum, Swayxtixen und Pelwittum, ihnen forthin im nächsten Jahre gnädig zu sein. Sie bekennen, daß sie ihre Götter erzürnet haben ꝛc. So heben sie an sich untereinander zu schätzen. Ein jeglicher muß ein halbes Viertel Gerste geben, auch wohl ein ganzes Viertel zu Bier. Auch schätzen sie die, so im Dorfe ihre Statuten und Willküre übertreten haben und die Weiber müssen zutragen Brod vom ersten Gewächs und die Heiligung währt so lange, als sie Bier haben.

Von dem Gotte der Erden, Puschkaytus, glauben sie, daß er in der Erde wohne unter dem Hollunderbaume und das Holz halten sie für heilig. Darum tragen sie Bier und Brod hin und bitten ihn, daß er seine Mercopeten (Erdleute) erleuchte und seine Barstucken (kleine Männer) *) in ihre Scheuern sende, daß sie ihnen Getreide dahin bringen und auch, was sie dahin gebracht haben, behüten wollen. Auf die Nacht aber setzen sie in die Scheune einen Tisch, den decken sie, und setzen darauf Speise, Bier und Brod und laden das Gesindchen zu Gaste, und wenn sie am Morgen aufstehen und finden etwas von der Speise verzehrt, so freuen sie sich sehr, und soviel verzehrt worden ist, so sie wieder heiligen, das thun sie ihnen wieder auf den Tisch und glauben, daß durch die Götter ihr Getreide gemehret wird. Wenn aber die Speise über Nacht unberührt blieb, bekümmerten sie sich sehr. Der Gott der Schiffsleute Perdoytus wird nun aber allein geehrt von den Schiffern, weil sie meinten, ihre Götter hätten sie verlassen und wollten ihnen nicht mehr helfen, und von den Fischern, die da auf der See fischen. Sie glauben, daß ein großer Engel auf der See stehe, und wo sich der Engel hinkehre, da blase er den Wind hin, wenn er zornig wird, und blase die Fische weg, daß sie mit seinem Zorn untergehen. Den Engel heißen sie Perdoatys. Dies thun gemeiniglich die rechten Preußen und Sudauen, und alle, die mit ihnen fischen, die heiligen diesen Gott Perdoantissen. Sie kochen in einer Scheune ein mächtig Theil Fische und thun sie auf ein reines Bret, wenn sie gar sind, und essen und trinken aus Schalen oder aus kleinen tiefen Schüsselchen. Da steht ihr Signoth und theilet die Winde und sagt wo sie fischen sollen und auf welchen Tag.

500. Die Bockheiligung bei den alten Preußen.

(S. Waiffel, S. 21 ꝛc. [mit Abbildung]. Hartknoch S. 171 ꝛc.)

Wenn die alten Preußen den Bock heiligen wollten, so kamen vier oder sechs Dörfer zusammen. Waren ihrer viele, so kauften sie einen Bullen und kamen alle in ein Haus. Dort machten sie ein langes Feuer, die Weiber brachten Weizenmehl und teigten es ein, den Bock oder Bullen führten sie vor den Wurschkonten, der legte beide Hände auf das Thier und rufte alle Götter an, sie möchten doch ihr Fest annehmen und dieses Fleisch und Brod heilig machen, auf daß sie ihre Heiligung würdiglich begehen möchten, und nannte alle Götter und gab einem jeden Gott seine Ehre und was für eine

*) Von diesen Barstucken, die auch Coitki hießen, erzählt man auch (s. Hartknoch S. 163), daß, wenn sie ihre Wohnungen nach einem andern Ort versetzen wollten, so hätten sie ihrem Wirthe dies auf folgende Weise zu erkennen gegeben, sie hätten Holzspähne des Nachts im Hause zusammengetragen und in die Milchtöpfe Mist von allerlei Vieh geworfen. Wenn nun der Wirth die Spähne nicht wegwarf und mit seinem Hausgesinde von der Milch aß, so ließen sich diese Geister im Hause wieder mehr und mehr sehen und blieben auch darin.

Macht er habe. Darnach führen sie den Bock in die Scheune, dort heben sie ihn auf und gehen alle umher. Der Wurschkant ruft nun die Götter abermals an, hat sich aufgeschürzt und spricht: „Dies ist das löbliche Gedächtniß unserer Väter, auf daß wir den Zorn unserer Götter versöhnen", und sticht den Bock in die Kehle. Das Blut lassen sie nicht auf die Erde kommen und mit demselben besprengen sie ihre Habe und ihr Vieh. Darnach schlachten sie das Thier und thun das Fleisch in einen Kessel und die Männer setzen sich umher um das Feuer und die Weiber bringen den Weizenteig und machen davon Küchlein und geben diese den Männern, dieselben werfen das ungebackene Brod durch das flammige Feuer einer dem andern zu, bis sie vermeinen, daß es gar sei. Wenn aber das Fleisch gar ist, so theilen sie das Fleisch und Brod aus und essen und trinken aus Hörnern die ganze Nacht. Am Morgen früh vor Tagesanbruch gehen sie alle vor das Dorf hinaus und tragen mit sich Knochen und Brosamen und alles, was übrig geblieben ist. Das legen sie auf die Stätte, die sie sich ausersehen haben, und vergraben es und tragen alle zusammen Erde darauf und machen, daß kein Hund dazukommt. Darnach scheiden sie nach Hause und befehlen sich den Göttern und thun Danksagung ihrem Signoth, den sie Wurschkanten heißen. Diese Gewohnheit, den Bock zu heiligen, ist noch eine lange Zeit auch bei den Zeiten des Ordens unter etlichen Preußen geblieben, vornehmlich bei den Sudauen, welche man lange noch die Bockheiliger geheißen hat, bis daß sie mit der Zeit durch die Obrigkeit und ihre Prediger davon sind abgehalten worden. Indeß haben noch im Jahre 1531 sich sechs Dörfer im Samland heimlich zusammengethan, einen Wendelotten gewählt und dieser hat ihnen eine fette Sau heiligen müssen, und so haben sie ihre Kirchweih etliche Tage gehalten, vermeinend, ihre Götter wieder zu versöhnen, damit sie wiederum viele Fische fangen möchten. Denn die Buben hatten Gott erzürnt, indem, da er ihnen genugsam bescheert, sie die Fische mit den Schwänzen aufhingen, sie stäupten und sagten, sie sollten sobald nicht wiederkommen. Das Fleisch von dieser geschlachteten Sau ward in kleine Stücke zerhauen, gebraten und endlich also verzehrt, die Knochen aber, wie auch die übrigen Brocken außerhalb des Hauses verbrannt. Auch noch in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts haben die Bauern zu gewisser Zeit in der Nacht allerhand Speisen zubereitet und die Erstlinge mit gewissen Gebetlein eingeweihet. Hernach sind die Teufel gerufen worden und die Stube wohl verschlossen, damit sie also allein die Speisen verzehren möchten, wie denn auch allen Hausgenossen bei Leibes und Lebens Strafe verboten worden ist, in dieses Gemach zu gehen. Sie meinten aber, daß dadurch der Teufel versöhnt werde, damit er dem Viehe oder den Feldfrüchten keinen Schaden zufüge.

501. Wie die alten Preußen die Schlangen verehrt haben.

(S. Hartknoch a. a. O. S. 171.)

Bei den alten Preußen pflegten sich Schlangen unter den Oefen oder andern verborgenen Oertern im Hause aufzuhalten. Zu einer gewissen Zeit des Jahres brachte nun der Priester durch verschiedene abergläubische Gebete diese Schlangen aus ihren Löchern. Wenn sie herausgekrochen waren, so schlichen sie auf einem weißen saubern Tüchlein auf den Tisch. Daselbst fanden sie allerlei Speise, die ihnen der Wirth aufgesetzt hatte. Dieselbe

kosteten sie alle und gingen wiederum ebenso denselben Weg zurück nach ihren Löchern. Wenn sie sich nun wiederum darin verkrochen hatten, kam der Wirth mit seinem ganzen Hause und machte sich an den Gerichten, so die Schlangen berührt, lustig, in der gewissen Hoffnung lebend, daß ihm auch das nächste Jahr Alles glücklich von Statten gehen werde. Im entgegengesetzten Falle aber, wenn die Schlangen auf die Gebete der Priester nicht hervorkamen, oder, wenn sie auch kamen, die aufgesetzten Speisen nicht berührten, bildeten sie sich nichts anderes ein, als daß sie das künftige Jahr viel Ungemach ausstehen müßten. Diejenigen Schlangen aber, welche in den hohen Eichen auf dem Felde oder in den Wäldern verehrt wurden, haben die Weiber auf diese Weise gehalten. Sie pflegten zu gewissen Zeiten zu den Eichen zu kommen, den Schlangen Milch vorzusetzen und sie zu bitten, sie sollten ihren Männern Kraft geben, daß sie von ihnen schwanger würden.

502. Wie die alten Preußen einen Dieb erkundet haben.

(S. Waissel S. 21 ꝛc. Hartknoch S. 165.)

Wenn einem was gestohlen ward, so suchte er einen Weydeler oder eine Weydlerin und dies thaten sowohl die Deutschen als die Preußen, und nannten ihn Sigenoth und hielten viel auf ihn, damit er ihnen an ihrem Vieh oder Korne keinen Schaden thue. Diese Sigenothen waren nun aber gemeiniglich arm, blind oder lahm und konnten sich selbst nicht helfen, und fragte man sie, warum sie so arm seien, so sagten sie: ihre Götter wollten es so haben. Dieser Sigenoth rufte nun an den Gott des Himmels Occhinnus und den Gott der Erde, Puschkaythus und ermahnten sie, sie möchten den Dieb nicht über ihre Grenze gehen lassen. Dann nahm er zwei Schüsseln und legte in die Schüsseln zwei Pfennige und goß Bier darauf, den einen für den Dieb, den andern für sich. Dann machte er ein Kreuz mit Kreide und strich mit der Kreide durch die Schüssel und schüttelte mit derselben und auf welchen Ort darin der Diebspfennig kam, den Weg ist der Dieb gelaufen, es sei in Osten, Süden, Westen oder Norden und er sprach zu dem, der das verloren hat: „An dem Orte mußt Du den Dieb suchen.“ Auch muß der, dem etwas gestohlen ist, Bier holen lassen, und dann nimmt der Alte die Schale oder eine Schüssel und gießt dieselbe voll Bier, setzt sie auf die Erde, sieht gen Himmel und hebt seine Hände auf und spricht: „O Du gütiger Gott Himmels und der Erden und der Gestirne, durch Deine Kraft und Macht gebiete Deinen Knechten, auf daß Dir Deine Ehre nicht entzogen werde, daß dieser Dieb nicht möge Rast noch Ruhe haben, es sei denn, daß er wiederkomme und bringe wieder, was er gestohlen hat“ und was der Diebstahl ist, das wird genannt. Er hebt nun die Schale auf, sieht hinein und ist eine Blase auf dem Biere, so ist sein Gebet erhört, ist aber kein Zeichen auf dem Biere, so trinkt er das, was in der Schale ist, aus, gießt sie wieder voll und thut wie zuvor, bis ihm ein Zeichen widerfährt. Diese Sitte hat sich nun auch noch unter den Kreuzherrn erhalten, nur daß dann der Priester, wenn er sah, daß eine Blase aus dem Bier aufschoß, hinzufügte: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

503. Die Rache der Galindischen Frauen.

(S. Waiffel a. a. O. S. 49 ꝛc.)

Im Jahre 1232 waren die Galinder so stark und hatten sich an Kindern und Gesinde so gemehrt, daß ihnen ihr Land zu klein ward. Da geboten die Männer ihren Weibern, welche Knäblein als Mägdlein geboren würden, die sollten sie alle tödten und nur die Knäblein sollten beim Leben erhalten werden zum Streit und Orley. Dies erbarmte aber die Weiber und sie verschickten die Mägdlein heimlich, daß sie errettet würden. Als dies die Männer erfuhren, hielten sie Rath mit einander und ein Jeglicher schnitt seinem Weibe die Brüste ab, auf daß sie keine Kinder mehr ernähren konnten. Diese That verdroß aber die Weiber sehr und that ihnen weh und sie gingen zu einem alten Weibe und klagten ihr ihre Noth, eine jede für sich. Dieses alte Weib hielten aber die Preußen für heilig und richteten sich alle nach ihrem Rath und baten sie, sie möge ihnen einen Rath geben, wie eine jegliche Frau an ihrem Manne möchte gerochen werden. Da sprach das alte Weib zu den Frauen: „Saget Eueren Aeltesten, daß sie zu mir kommen, es soll ihnen Alles wohl bezahlt werden!" Auf diese Anzeigung kamen diese nun auch zu der alten Frau und diese sprach mit List zu ihnen: „Euere Götter wollen, daß Ihr Männer, jung und alt, und so, daß Keiner ausbleiben darf, ohne Waffen und Gewehr auf die Christen ziehet und ihr Land verheeret." Alsobald waren die Preußen dem alten Weibe gehorsam und zogen mit aller ihrer Macht auf die Christen und thaten ihnen großen Schaden und führten großen Raub von dannen, auch viele Männer, Weiber und Kinder. Es entliefen aber den Preußen zwei Polen von den Gefangenen, die sagten den Christen, daß die Heiden alle ohne Waffen und Gewehr seien. Da ermannten sich die Christen und rannten den Heiden nach und mit Gottes Hilfe legten sie das mächtige Heer nieder und nahmen ihnen allen Raub wieder ab.

504. Die zwei heirathsʼustigen Wittwen zu Culm.

(S. Waiffel S. 67. Hennenberger S. 49.)

Um das Jahr 1241 als der Herzog Swentipol von Litthauen die deutschen Ritter beim Rensen-See bei Culm geschlagen hatte, waren so viele Männer in dieser Stadt ums Leben gekommen, daß der Bischof dieser Stadt die Wittwen zusammenrief und ihnen Ablaß ertheilte, daß eine jede ihren Knecht zur Ehe nähme, auf daß der Glaube Gottes in diesen Landen nicht vergehe. Da sollten nun eines Tages zwei Bürgerinnen in die Kirche gehen und sahen auf dem Wege unter den Knaben einen Knecht auf der Keulichenbahn spielen. Derselbe war frisch und wohlgestaltet in geringen Kleidern. Da sprach die eine zu ihrer Magd: „Siehst Du jenen Knaben? Laufe hin und bitte ihn und bringe ihn bald mit Dir in mein Haus und behalte ihn da bis ich aus der Kirche komme, es wird sein Schade nicht sein!" Die andere, die bei ihr war, merkte dies wohl und sandte ihre Magd und sprach heimlich zu ihr: „Lauf schnell und lasse Dir jenen Knecht nicht entgehen, bringe ihn mit Dir in mein Haus und thue ihm gütlich, bis ich wieder heim komme!" Nun war aber die letztere Magd behender als die erste, also daß sie den Knecht mit sich heimbrachte. Da nun die Frau aus

der Kirche kam, da kleidete sie den Knecht wohl und ließ ihn sich antrauen als ihren Ehemann. Als dies die andere Bürgerin vernahm, daß sie betrogen war, hegte sie großen Neid gegen die andere. Dieser Knecht war aber aus Halle gebürtig und ward dann ein wohlgeachteter und weiser Mann in Preußen.

505. Die Pfarrkirche zu Culm.

(S. Temme S. 214.)

Die Pfarrkirche zu Culm, eins der schönsten mittelalterlichen Bauwerke in Preußen, sollte eigentlich mit zwei Thürmen versehen werden, allein da sich der Baumeister verpflichtet hatte, mit dem Bau an einem bestimmten Tage fertig zu werden und der zweite Thurm erst zur Hälfte fertig war, als der Termin der Vollendung schon ganz in der Nähe war, so sah sich der Meister genöthigt, nicht blos Tag und Nacht, sondern auch Sonn- und Festtags arbeiten zu lassen. So gelang es ihm auch den Tag einzuhalten, allein an demselben Tage, wo die Kirche eingeweiht werden sollte, erhob sich auf einmal in der Luft ein gewaltiges Brausen und die bestürzte Menge sah plötzlich vom Himmel einen Engel mit einem Flammenschwert herabkommen, mit welchem er den zuletzt fertig gemachten Thurm entzündete und bis auf den Grund niederbrannte, jedoch so, daß nichts weiter von der Kirche beschädigt ward. Man versuchte allerdings den Thurm wieder aufzuführen, allein auch das zweite Mal vernichtete ein Blitzstrahl die gehabte Arbeit. Seit dieser Zeit hat man abgesehen, den Bau zu vollenden.

506. Das vermauerte Thor zu Culm.

(S. Temme S. 215.)

In der Mauer der Stadt Culm sieht man noch heute auf der Seite nach Thorn zu die Spuren eines zugemauerten Thores. Dies soll zum Andenken daran geschehen sein, daß ein Mönch eine Nonne aus dem benachbarten Benedictinerkloster entführt und sich durch dieses Thor glücklich gerettet hat.

507. Das flüchtende Marienbild zu Culm.

(S. Temme S. 215.)

Auf dem Walle der Stadt Culm, nach der Weichsel zu, steht ein lebensgroßes Bild der h. Jungfrau in einer Nische. Man erzählt, daß einst bei einer Belagerung, wo man von Schwetz aus große Steinkugeln nach der Stadt schleuderte (von denen auch noch acht zur Erinnerung in die Stadtmauer eingefügt sind), diese Statüe, weil sie an dieser Stelle den feindlichen Geschossen zu sehr ausgesetzt war, sich nach einer andern Nische, wo sie mehr gedeckt war, begab und dort bis zur Beendigung der Belagerung blieb, dann aber von selbst wieder an ihren frühern Standort zurückkehrte.

508. Das wandernde Marienbild zu Culm.

(S. Temme S. 218.)

Vor vielen Jahren hat man ein schönes Marienbild für die Pfarrkirche zu Culm angekauft und dort eingestellt. Am andern Tage war es verschwunden und fand sich erst auf der Stadtmauer wieder. Man glaubte,

irgend ein Frevler habe es dort weggenommen und hierher gebracht, schaffte es also wieder mit großem Gepränge in die Kirche und stellte es wieder an seinen Ort, allein am andern Tage war es abermals weg und wieder an jener Stelle der Stadtmauer, man brachte es also wieder in feierlicher Procession in die Kirche. Als nun aber am dritten Morgen das Bild zum dritten Mal auf die Mauer gewandert war, da sah man ein, daß es der Wille der h. Jungfrau war, nicht in der Kirche, sondern hier verehrt zu werden, und so ließ man es stehen, baute aber eine Kapelle darüber, welche heute noch vorhanden ist.

509. Der heilbringende Quell zu Culm.

(S. Temme S. 216.)

Auf der steilen Terrasse, die sich von der Stadt Culm auf der Graudenzer Seite herabzieht, befindet sich eine Grotte, auf welcher ein kleines Thürmchen steht, in welchem ein Muttergottesbild befindlich ist. Nur bei hohem Ablaß wird ersteres geöffnet und das Bild dem Volke gezeigt. Zwischen den Steinen der Grotte quillt fortwährend Wasser hindurch, welches aber von den Gläubigen der Umgegend aufgefangen zu werden pflegt, weil man demselben heilbringende Kräfte bei Augenübeln zuschreibt. Vor der Grotte stehen vier Linden und man erzählt, es habe hier einst ein Schläfer im Schatten derselben geruht und da sei ihm die h. Jungfrau erschienen und habe ihm verkündigt, sie werde an dieser Stelle einen heilbringenden Quell aus der Erde hervorkommen lassen. Da habe man, als bei seinem Erwachen wirklich Wasser aus dem Boden hervorrieselte, die Grotte erbaut und das Bild darauf gesetzt.

510. Der Schwedenstein bei Culm.

(S. Temme S. 216.)

Als der Schwedenkönig Carl Gustav im polnischen Kriege vor der Stadt Culm lag und dieselbe auszuhungern versuchte, hätte er beinahe auch seinen Zweck erreicht, wenn er nicht durch eine List der Belagerten getäuscht worden wäre. Ob man nämlich schon fast gar nichts mehr zu essen hatte, so buk man doch von dem letzten vorhandenen Mehle zwölf große Brode und schoß diese sammt allem noch übrigen geräucherten Fleische in das schwedische Lager. Der König ließ sich täuschen und zog ab, weil er glaubte, sie hätten noch vollauf. Nun lag auf dem einsamen Felde, wo des Königs Zelt stand, ein großer Felsstein, auf welchem der König zu tafeln pflegte, in diesen hat man zum Andenken eine Gabel, Messer und Teller einhauen lassen und ihn den Schwedenstein genannt.

511. Das englische Packhaus zu Culm.

(S. Temme a. a. O. S. 217.)

In der Stadt Culm steht heute noch ein altes Gebäude, welches zur Zeit, wo hier der Ostseehandel noch besonders blühte, den englischen Kaufleuten zur Aufbewahrung ihrer Waaren diente. Von diesem Hause führt heute noch ein unterirdischer Gang angeblich nach dem Dorfe Grubno und hier ist wiederum die Spur eines zweiten ähnlichen zu sehen, der wahrscheinlich dem erstern entgegenkommt. Man hat oft schon versucht, den Gang

bis zu seinem Ausgange zu verfolgen, allein stets sind die mitgenommenen Kerzen verlöscht oder es sind die, welche sich hinuntergewagt hatten, durch Gespenster wieder fortgeschreckt worden. Es soll nämlich einst ein Engländer bei der Eroberung Culms durch die Polen versucht haben, mit seiner Geliebten durch diesen Gang zu entfliehen, als es ihm aber nicht gelang zu entkommen, erst sie, dann aber sich ermordet haben, und die Geister dieser beiden Unglücklichen sollen nun ruhelos in dem Gange herumirren.

512. Der Ursprung der Stadt Thorn.

(S. Abr. Hosmann, Histor. Bericht vom Ursprung, Anfang und Herkommen des wunderschönen und herrlichen heidnischen Tempels und Abbildung der Göttin Veneris, welchen der edle Römer .... Thorendus .... in Thorn in Preußen hat A. 725 bauen lassen. Budissin 1616 in 4°. Preuß. Todestempel Bd. I. S. 42 ꝛc. Temme S. 37. Hartknoch S. 365 ꝛc.)

Obgleich die allgemeine Annahme ist, daß die Stadt Thorn erst von den Kreuzrittern erbaut worden ist, so giebt es doch noch eine andere Sage, welche ihre Entstehung weit höher, bis zum Jahre 725 hinaufrückt. Es soll nämlich ein edler und mächtiger römischer Feldherr, Namens Thorendus, einst die Preußen geschlagen und unter die Botmäßigkeit seines Vaterlandes gebracht haben. Er erbaute hier eine Stadt, die er nach seinem Namen Thorn nannte, und wo er seiner Abgöttin Venus, die er Barthenia (doch wohl Parthenia vom gr. παρθένος) nannte, einen kostbaren Tempel erbaute, der über fünfhundert Jahre stehen geblieben ist. In diesem stand ihr Bild als eine holdselige Jungfrau mit schneeweißem Körper und bis zu den Knieen herabreichenden zurückgeschlagenen Haaren, einen mit rothen Rosen umwundenen Myrthenkranz auf dem Haupte, in ihrem Munde eine geschlossene Rose. Von ihrem Herzen, das, da die Seite offen war, deutlich gesehen werden konnte, gingen Flammenstrahlen aus, in der linken Hand hielt sie eine Weltkugel und in der rechten drei goldene Aepfel. Sie stand auf einem goldenen Wagen, den zwei weiße Tauben und zwei Schwäne zogen, neben ihr aber drei mit den Armen in einander geschränkte Jungfrauen, deren jede den andern zwei einen goldenen Apfel reichte.

Nach einer andern Sage hat aber die Stadt Thorn den Namen von dem nordischen Heidengott Thor, der dort unter einer Eiche, um welche eine Veste gebaut war, verehrt ward. Der deutsche Orden eroberte diese und behielt den Namen bei, allein das jetzige Thorn ist nicht das alte, welches der Hochmeister Hermann von Balke im Jahre 1231 an jener Stelle erbauen ließ, denn da dieses alljährlich überschwemmt ward, so wurde eine zweite Stadt unter diesem Namen eine Meile weiter erbaut. Die Trümmer des alten Thorn liegen heute noch in der Erde, und man glaubt, daß es dort umgeht. Eine dritte Erklärung ist die, daß ein alter Mann bei Erbauung dieser ältern rechts an der Weichsel gelegenen Stadt den Ordensbrüdern ihre Thorheit vorgerückt habe, weil sie so niedrig an einem so starken Flusse die Stadt zu bauen angefangen hätten und also der Name Thorn von Thor(heit) abzuleiten sei. Andere meinen, die Stadt habe ihren Namen von dem schönen Thurme, so dazumal in Alt-Thorn an der Johanniskirche gebauet gewesen, bekommen, weswegen die Stadt lateinisch auch Turrea (bei Alb. Crantz, Vandalia VI. 7) übersetzt worden. Endlich sagt man auch, die Ordens-

brüder hätten bei der Eroberung einer preußischen Veste die Ihrigen mit den Worten „Thor an" aufgemuntert, daß sie frisch Thor an laufen sollten, gerade wie das zwei Meilen von Alt-Thorn auf der polnischen Seite der Weichsel liegende Städtchen Fordan den Namen daher bekommen, daß die Deutschen bei Eroberung desselben gerufen: Fort an, um die Ihrigen zu ermuntern und dieser Name nachmals dem Orte geblieben ist.

513. Der Organist als Henker zu Thorn.

(S. Zernecke. Thornische Chronica. Berlin 1727 in 4. S. 169.)

Am 13. April des Jahres 1624 hat der Organist von St. Johann zu Thorn ein hölzernes Männlein, welches mit einer Mönchskappe bekleidet war, auf einer Stange hängend zum Fenster hinausgesteckt. Als dies der Scharfrichter erfahren, hat er seinem Knechte befohlen einen Hund todtzuschlagen und vor des Organisten Haus zu werfen. Das hat derselbe auch gethan. Als Grund hat er angegeben, dieweil ihm der Organist in sein Amt gefallen und das Hängen verrichtet, möge er nun auch solche Aeßer wegschleppen. Hierauf hat jener das gehangene Mönchsbild mit großem Schimpfe wieder hereingezogen.

514. Ein Dieb rettet die Stadt Thorn.

(S. Zernecke S. 277.)

Am 16. Februar 1629 hat man einen schwedischen Landstreicher, Namens Szwedke, hinaus zum Galgen geführt, um ihn dort Diebstahls wegen vom Leben zum Tode zu bringen. Als er schon auf der Leiter steht, sieht er, daß nach der Mocker zu ein großer Haufe Soldaten marschirt, fängt deshalb an zu rufen, man möge sich nach der Stadt zu retiriren. Kaum ist dies geschehen, da rückt auch schon der schwedische General Feldmarschall Wrangel mit 8000 Mann heran, die Stadt mit Sturm einzunehmen, allein er mußte abziehen, da er die Mauern gut besetzt fand. Dem Diebe hat man aus Dankbarkeit das Leben geschenkt.

515. Der Poltergeist zu Thorn.

(S. Zernecke S. 335.)

Am 11. Februar des Jahres 1655 am Donnerstage vor Quadragesimä hat sich bei Hans Goldnern, einem Kaufmanne, so am Neustädtischen Ringe gewohnt, ein seltsames Poltern und ungewöhnliches Werfen erhoben. Darauf hat ein unruhiger Poltergeist am hellen Mittage nicht nur die Speisen vom Tische, die Gläser und Schüsseln von den Leisten geworfen und zerbrochen, die Fenster mit Steinen zerschlagen und allerlei Unfug angerichtet, sondern auch dem Söhnlein derselben Leute, welches dreizehn Jahr alt gewesen, allerlei Schmerzen zugefügt, ihn oft darnieder geworfen und sich ihm bald in der Gestalt eines Bockes, Rehes, Vogels, bald eines andern Thieres vorgezeigt. Dieses Poltern hat nun aber Tag für Tag über ein Vierteljahr gewährt, bis endlich durch fleißiges Fürbitten in der Kirche und andächtiges Gebet der Eheleute im Hause sich solches etwas gestillt. Die Ursache dieses unruhigen Wesens hat man einer Magd im Hause beigemessen, welche mit einem Windelbande allerlei Gaukelei vorgehabt, weshalb sie gefänglich eingezogen, aber da sich inzwischen Alles beruhigt und sie auch in der Tortur nicht hat bekennen wollen, endlich auf freien Fuß gesetzt worden ist.

516. Der wunderliche Traum.

(S. Zernecke a. a. O. S. 365.)

Im Monat Dezember des Jahres 1670 hat ein gewisser Valentin Reich, ein städtischer höherer Beamter, ein mittler Dreißiger, ein kräftiger, gesunder und wohlaussehender Mann, im Traume einen hochgewachsenen, polnisch gekleideten Mann auf sich loskommen sehen. Derselbe hatte in der rechten Hand einen Stein; als er nun immer näher kam, zielte er mit demselben nach ihm und warf ihn endlich damit auf eine Stelle des Oberbauchs. Der Getroffene erwachte, fühlte an der betreffenden Stelle einen heftigen Schmerz und nachdem er ein Licht angebrannt, sah er an dieser Stelle einen faustgroßen schwarzen Flecken. Nach Anbruch des Tages ließ er voller Angst den Wundarzt Ant. Stadlender holen, erzählte ihm den Traum und zeigte auch den betreffenden Fleck. Derselbe fürchtete einen bösen Schwär, schröpfte ihn und legte ihm zertheilendes Pflaster auf und so hat denn die Stelle am fünften Tage nachher ihre Farbe verloren und der Schmerz ist gewichen.

517. Der Teufelsbanner Heinrich Knotte zu Thorn.

(S. Hennenberger, Erklärung der preußischen größeren Landtafel oder Wappen. Königsb. 1595 in Fol. S. 453.)

Zur Zeit des Heermeisters Dietrich lebte zu Thorn ein ruheloser verloffener Pfaffe, Namens Heinrich Knotte, der sich rühmte, er könne Teufel austreiben. Nun waren eines Tages viele Pfaffen bei dem Begräbniß eines Bürgers, Namens Niclas Rosse, versammelt. Als sie aber alle bezecht waren, fingen sie an schändliche und lästerliche Worte zu reden, darüber sich sogar die Laien ärgerten. Bei diesen Schandreden kommt plötzlich ein greulicher Hund unter dem Tische hervor, so daß Jedermann erschrak. Der vorgenannte Pfaffe aber sprach: „O Hund, Du böser Geist im Hunde, ich gebiete Dir, hebe Dich hinweg!" Da setzte sich der Hund nieder und sprach: „Wenn Du fromm wärest, sollte es mich nicht gereuen, daß ich Dir gehorsam sein müßte, aber Dein Leben ist nicht geistlich und doch unterstehst Du Dich solcher großen Gewalt. O bedenke, es wird Gott in kurzen Tagen verdrüßen und ich mit den meinen werde gelten." Der Pfaffe sprach: „Es fahre wie recht ist, Du aber verschwinde!" Der Pfaffe aber schrieb solche Gewalt nicht Gott, sondern seiner Macht und Worten zu, deshalb ward er bald genommen und auf den Tisch, darnach auf die Bank, zuletzt auf die Erde geworfen und blieb todt. Dies hielt Jedermann für eine Strafe Gottes für seine Gotteslästerung. Deshalb wollten Viele ihn nicht auf dem Kirchhofe begraben lassen, doch ein junger Priester, ein guter Collatienbruder begrub ihn, der Teufel aber kam in Gestalt des Todten und erwürgte letztern vor allem Volke.

518. Der gottlose Wucherer zu Thorn.

(S. Hennenberger S. 451.)

Im Jahre 1343 hat der Hochmeister Ludolphus König den König von Polen Casimir II. nach Thorn geladen und in derselben Zeit ist eines Tages ein reicher Wucherer vor die Stadt hinausgegangen. Unter den Weinbergen ist es ihm angekommen seine Nothdurft zu verrichten, er legte den Gürtel ab, sammt einem Beutel, in welchem hundert Goldgülden waren, und

vergaß ihn. Bald darauf kommt ein Masur, der in der Stadt um Tagelohn arbeitete, findet ihn, geht in die Stadt und fragt überall, ob Jemand einen Beutel mit Geld verloren habe. Es finden sich Viele, Niemand konnte ihm aber die Zeichen sagen, endlich aber kommt auch der Wucherer. Dieser konnte es und bekam seinen Beutel. Da er nun aber dem Masuren etwas zum Vertrinken geben sollte, so ließ er ihn festnehmen, indem er vorgab, derselbe habe ihm einen Theil des Geldes gestohlen. Dies verdroß etliche Bürger, welche den Masuren kannten und wußten, daß er ein frommer Mann war, sie gingen also zum Hauskomthur und zeigten ihm die Sache an und dieser wiederum dem Hochmeister. Dieser forderte sie Beide vor sich mit dem Beutel und Gelde. Er fragte nun den Masuren, ob dies der Beutel sei, den er gefunden habe. Derselbe sagte: ja, er wüßte aber nicht, was darin gewesen sei. Er fragte auch den Wucherer, ob es denn auch der Beutel sei, welchen er verloren habe? Dieser sagt auch: ja! Da fragt er, wie viel er darin gehabt? Er antwortete: hundert Gulden. Der Hochmeister zählt das Geld und findet es richtig, fragt ihn also, weil er sein Geld richtig befunden, warum er da den Masuren habe setzen lassen? Der sagt: „Weil die Masuren gern stehlen, habe ich gedacht, es müsse mehr darin gewesen sein und er etwas entfremdet haben." Weil der Wucherer bekannte, daß er es nicht eigentlich wußte, schüttete der Hochmeister das Geld aus, gab ihm den leeren Beutel und sprach: „Aus Deinen eigenen Worten befinde ich, daß der Beutel Dein ist, aber das Geld nicht, denn es ist nicht so viel als Du meinst!" und damit gab er dem Masuren zehn Gulden und sagte, hätte er seiner Natur genug thun wollen, so hätte er Alles behalten. Das andere theilte er zur Ehre Gottes aus.

519. Das Nachtmahl zu Thorn.

(S. Zernecke, Thornsche Chronik S. 135.)

Am 25. März 1557 am Tage Mariä Verkündigung ward in der St. Marienkirche zu Thorn zum ersten Mal das Nachtmahl des Herrn in beiderlei Gestalt ausgetheilt. Dabei hat es sich begeben, daß ein Mensch, der 30 Jahre hindurch in Wahnsinn befangen gewesen war, vollkommen wieder zu Verstande kam und solchen auch bis an seinen Tod bewahrt hat.

520. Das Thornsche Fastnachtspiel.

(S. Hennenberger S. 455.)

Wie in vielen andern preußischen Städten, so hat man auch zu Thorn im Jahre 1440 ein Fastnachtsspiel gehalten. Hier hielt man ein Spiel, darin sollten die alten Weiber jung gemacht werden. Dazu gehörten nun aber viele Teufel, deshalb liefen in solche Larven gehüllte Leute auf den Straßen umher und trieben vielen Unfug. Indeß kommt ein Bauer zur Stadt, der hatte seine alte Mutter hinter sich auf einem Wagen sitzen, die Teufel liefen herzu, etliche an die Pferde, etliche an den Bauer heran, etliche zu dem alten Weibe, welches sehr erschrack und greulich schrie. Der Bauer aber ergriff seinen eisernen Dreschflegel, den er im Wagen liegen hatte, und schlug mit dem ersten Schlage einen todt, da ließen die andern ab. Da strömte viel Volk zusammen, sie schalten ihn, warum er den Mann erschlagen? er aber sagte, nein er habe nicht einen Mann, sondern einen Teufel todtgeschlagen,

denn er habe seine Tage nicht einen Menschen also angemalt gesehen, wohl aber den Teufel, und es habe ein Jeglicher das Recht, sich seines Feindes zu wehren, dies habe er gethan und seinen Feind den Teufel erschlagen. Es half ihm aber alles nichts, er mußte in den Thurm. Da aber das Gericht kam um den Erschlagenen aufzuheben, fanden sie in der Larve und den Kleidern nur stinkende Asche. Der Bauer ward weiter vorgenommen, blieb aber dabei, er habe einen Teufel erschlagen. Darauf kam er los, es ward aber ein Sprichwort daraus: „Es währet lange, ehe alte Weiber jung werden, ehe dies geschieht, müßten eher alle Teufel erschlagen werden."

521. Das Nonnenkloster zu Thorn.

(S. P. David Bd. V. S. 170 ꝛc., nach Duisburg. Chron. P. III. c. 303.)

Im Jahre 1311 als der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen gestorben war, überfiel der Großfürst von Litthauen Vithenes *) das Ordensgebiet und verwüstete namentlich Samland und Ermeland. Er machte im flachen Lande ungeheuere Beute und führte auch 1400 Jungfrauen mit hinweg. Bei seinem Abzuge lagerte er sich in einem Walde um die Beute zu theilen und als er darunter auch eine Monstranz fand, riß er die geweihte Hostie heraus, zeigte sie den gefangenen Christen und sprach: „Wer ist nun Euer Gott, daß er Euch und sich selber nicht zu beschützen vermag!" Hierauf nahm er die Hostie, warf sie auf den Boden und trat sie mit Füßen, um seine Verachtung zu zeigen. Allein die Strafe folgte auf dem Fuße. Während er dies gethan, hatte sich der Großkomthur Heinrich von Plötze mit einem schnell gesammelten Heere von Ordensrittern und reisigen Knechten heimlich herangeschlichen, überfiel die Litthauer, schlug und tödtete sie fast alle, indem nur Vithenes schwer am Kopfe verwundet mit zwei Dienern entrann, machte die Gefangenen frei und erbaute zum Gedächtniß dieses Sieges das Nonnenkloster zu St. Bernhard zu Thorn.

522. Der Name der Stadt Elbing.

(S. Fuchs, Beschreib. d. Stadt Elbing Bd. I. [Elbing 1818] S. 3.)

Die Stadt Elbing hat ihren Namen von dem Flusse Elbing, der das zu viele Wasser aus dem See Drausen ins frische Haff ableitet, durch ihren Erbauer, Hermann Balk bekommen, oder aber, weil in dem Flusse viele Aale gefangen werden vom Elfang oder Oelfang (Aalfang). Nach Andern wäre es aber ein Anagramm aus dem lateinischen Worte Gleba, weil die Stadt auf fetter Erde (in gleba) erbaut worden sei. Darum sind auch die Elbinger solche Schlemmer gewesen, daß man gesagt hat: „Elbing wäre auf Fressen und Saufen fundirt."

523. Die Wahrzeichen der Stadt Elbing.

(S. Fuchs Bd. I. S. 161. 176. 178.)

Als Wahrzeichen der Stadt Elbing bezeichnete man sonst ein altes Gemälde auf der Rathsstube, welches Christum als Weltrichter vorstellte und folgende Unterschrift trug:

*) Hennenberger S. 452. 488 sagt, es sei dies nach einem Siege über den König Witte in Barten auf einem Berge bei Wohlaucken geschehen nicht weit vom See Tenkat.

Wer in den roth (Rath) wird gekorn
Der hüte sich, das her dort nicht werde verlorn,
Und thu gleiche
Dem armen als dem reichen,
Dem vremden als dem vriente (Freunde)
So richtet her wol ane (ohne) sünde.

Es gefiel aber der Gemahlin Peters des Großen, die es bei ihrer Anwesenheit allhier, im Jahre 1712 sah, so gut, daß es ihr der Rath zum Geschenk machte, worauf sie es mit nach Petersburg nahm.

Ein zweites Wahrzeichen war die Schlaguhr auf dem Rathhausthurme, die ihres schlechten Tones halber der Kohlhaken genannt ward.

Ein drittes war eine hölzerne Puppe, die in Gestalt eines Mönches an der Orgel der St. Jacobskirche sitzend angebracht war. Dieselbe konnte sich herumdrehen, umsehen und scheinbar auf den Tasten spielen.

524. Das Gottesurtheil zu Elbing.

(S. Hennenberger S. 119.)

In Elbing ist einmal ein Wirth Namens Michel Burkhardt gewesen, bei dem haben Landsknechte des deutschen Hochmeisters im Quartier gelegen, die ihn nicht bezahlt haben, er hat zwar Klage geführt bei ihrem Hauptmann Brachwagen, weil er aber keine Hilfe gefunden und selbst viele Schulden hatte, so mußte er nach Königsberg flüchten, wo er sich in einen Anschlag gegen die Stadt einließ, der aber nicht gelang. Nun kam es aber heraus, daß seine Frau und Mutter und die Frau eines Elbinger Entenfängers, die lahm war und deshalb an zwei Krücken ging, darum gewußt hatten. Letztere ward zum Ersäuftwerden verurtheilt, auf die hohe Brücke geführt und gebunden in den Elbingstrom gestürzt. Sie blieb lange auf dem Grunde, also daß Jeder glaubte, sie werde nicht wieder in die Höhe kommen. Auf einmal aber brachte sie der große Strom auf, da schrie das versammelte Volk: „Sehet, welch' ein Mirakel ist das, denn sie hat allezeit geschrieen, sie sei unschuldig, und hat St. Jacob, wie im Papstthum gebräuchlich, angerufen." Dann ist sie stromabwärts geschwommen und an einem großen Kienrahmen hängen geblieben, deren viele mit Ketten auf beiden Seiten des Landes befestigt im Strome liegen um die Feinde abzuhalten nicht stromaufwärts zu kommen. Als sie nun eine Weile dort hing, zwang sie der Strom unten hinweg, sie aber blieb stets dabei, St. Jacob anzurufen. So trieb sie der Strom hinab bis zu der rothen Fischerbude, die damals abgebrannt war, dort wollte sie der Büttel wieder ins Wasser stoßen, allein die Handwerksgesellen trieben denselben in die Stadt und lösten ihre Banden, weil sie Gott zum Zeugen anrief, daß sie unschuldig sei, dann hat man sie auf einen Wagen gesetzt und zu ihrem Mann nach Tolkemit geführt. In Folge dieses Mirakels hat man aber die zwei andern Weiber auch frei gelassen und nur aus der Stadt vertrieben.

525. Der Gromannsthurm zu Elbing.

(S. Fuchs Bd. I. S. 61.)

Einer der alten zur Vertheidigung der Stadt bestimmten Thürme, dessen unterer Theil noch steht und zu einem Gefängniß eingerichtet worden ist, der

nach seinem Erbauer so genannte Gromannsthurm, ist von einer Mutter errichtet worden, die einen ungerathenen Sohn hatte. Diese ließ darin ein hölzernes Pferd aufstellen, auf dieses ihren Sohn festbinden und vor ihm in ziemlicher Entfernung einen Wecken (ein Brod mit vier Ecken) aufhängen. Da er nun von Hunger genöthigt darnach greifen wollte, so soll er von dem Pferde herabgefallen und vom Ungeziefer verzehrt worden sein. Der Thurm führte hiervon in seiner Fahne auch ein Roß und bekam deshalb auch seinen zweiten Namen, Roß.

526. Die Statüe auf dem alten Markenthor zu Elbing.

(S. Fuchs Bd. I. S. 84 ꝛc.)

Unweit von dem innern Markenthor beinahe in gerader Linie stand vormals das sogenannte alte Markenthor oder das Thor mit den drei Erkern (denn zu beiden Seiten desselben war ein Thurm angebaut und in der Mitte war ein platter Giebel), vor dem Thor war ein Graben mit einer Zugbrücke, auf dem Giebel des mittelsten Gebäudes aber stand eine aus Stein gehauene Statüe, welche eine geharnischte Person bis ans Knie vorstellte. Sie hielt eine Kugel, gleichsam zum Wurfe erhoben, in beiden Händen. Diese Bildsäule soll nun aber einen Bürgermeister von Elbing vorstellen, der die Stadt einmal an den Feind verrathen hat und dem der Kopf abgeschlagen ward. Deshalb trägt ihn diese Statüe, die als Schandsäule aufgestellt worden ist, auf den Schultern. Eine ähnliche Statüe befindet sich übrigens auf dem Hintergebäude des Hauses unter der Nr. 226 auf dem Markte. Dies ist das Haus, in welchem der Bürgermeister gewohnt hat, dem diese Schandsäule errichtet worden ist.

527. Der Ursprung des Namen Artushof.

(S. Fuchs Bd. I. S. 210 ꝛc., nach Joh. Magnus. Hist. Goth. L. I. c. 41.)

In Elbing hat ein Haus in der Fischerstraße, der engen Gasse gegenüber, unter Nr. 430 den Namen Artushof, wie solche Häuser auch anderwärts in preußischen Städten z. B. in Danzig vorkommen. Er führt seinen Namen nach dem König Artus oder Arthur von England, der zuerst einen solchen Hof und Garten im sechsten Jahrhundert stiftete, in welchem er allen vornehmen Fremden, die sich bei ihm aufhielten, die Freiheit gab, sich in ritterlichen Thaten zu üben, und sie dann herrlich bewirthen ließ. Er hieß auch Junkerhof, weil er nur den Junkern und Vornehmen zum gesellschaftlichen Vergnügen offen stand. Es wurde hier getrunken, nach dem Vogel geschossen, gekegelt und im Brete gespielt, niemals aber Kartenspiel um Geld. Auch Fremde wurden hier eingeführt und ihnen, wie später in Handelsstädten auf den Börsen ein Ehrentrunk gereicht.

528. Die Erbauung der Kirche zum h. Leichnam in Elbing.

(S. Fuchs a. a. O. Bd. III. 1. S. 240 ꝛc. Hennenberger, Erkl. S. 113.)

In den ersten Zeiten der Stadt Elbing befand sich da, wo jetzt die Kirche zum h. Leichnam oder die Reiferbahnsche (so genannt von den Bahnen der Reiffschläger) Kirche steht, eine von einigen Holländern errichtete Kapelle, welche diese, weil sie aus der Gefahr eines Schiffbruchs durch Anrufung des Ritters St. Georg gerettet worden waren, hier hatten erbauen lassen. Hier

pflegten die Seefahrenden, wenn sie eine glückliche Reise gemacht hatten, ihr Dankgebet zu verrichten. Im Jahre 1400 kam in dem daran gelegenen Hospitale Feuer aus und sowohl dieses als die Kapelle gingen in Feuer auf. Als man den Schutt der Brandstätte der Kapelle aufräumte, fand man die in dem silbernen Gefäß der Monstranz eingeschlossen gewesene Hostie zwischen den Steinen unversehrt, da das Gefäß selbst geschmolzen war. Dieses Wunders halben hat nun der Komthur des deutschen Ordens hierselbst, Helwing Schwan, hier eine Kirche erbaut (vollendet 1405) und sie zum h. Leichnam benannt, die aber einige Zeit lang (bis nach 1413) noch den zweiten Namen St. Georgenkapelle führte. Es stand auch, ehe die Halle nach Süden zu gebaut ward, hier noch der Ritter St. Georg in Holz in kolossaler Form ausgehauen, kam aber später unter das Kirchendach, wo er jedoch auch nicht mehr ist. Das Wunder der unverbrannten Hostie zog viele Gläubige hierher, um Ablaß zu erhalten, wozu der Erzbischof zu Riga, Sylvester, 1450 der Kirche die Erlaubniß ertheilte.

529. Das Gespenst in der h. Leichnamskirche.

(S. Fuchs a. a. O. S. 247 ꝛc.)

Im Jahre 1601, wo auch die St. Jacobskirche zu Elbing abgebrochen ward, um an ihrer Stelle einen Festungsgraben zu ziehen, dachte man ernstlich daran, auch die heilige Leichnamskirche, deren Stand man der neuen Fortification für schädlich hielt, abzubrechen. Um sich nun anzusehen, wie dies am besten geschehen könne, ist der Bürgermeister M. Joh. Sprengel mit seinem Bedienten und dem Stadtmaurer auf den kleinen Thurm, den damals die Kirche noch besaß, gestiegen. Da ist auf einmal eine unterjetzte Mannsgestalt in weißem wollenem Kleide und Mantel, den Hut ins Gesicht gezogen, aus der Ecke des Kirchbodens hervorgekommen und hat also gesprochen: „Sprengel! dat soltu weten, brecke nicht mehr, alß Du gebuet hast. Sonst best Du verpfloeckt met dienen Kindern!“ Darauf ist die Gestalt zum großen Schrecken aller Anwesenden verschwunden und die Kirche ist unversehrt geblieben.

530. Der Knopf auf dem grünen Thurm zu Elbing.

(S. Fuchs Bd. II. S. 612.)

Im Jahre 1603 hat man zu Elbing die Helmstange mit dem Knopfe auf dem sogenannten grünen Thurme der Nicolaikirche abgenommen, weil sie wankte, und ein Mann über 80 Jahre alt setzte damals ohne Gerüste, blos auf einer Leiter stehend, den Knopf wieder auf. Darüber sagen Verse, die 1650 in den damals geöffneten Knopf gelegt wurden, Folgendes:

Notabel ist daß ohn Gerüst
Mit Kunst, Behendigkeit und List,
Ein alter Mann so steigen kann,
Ueber 80 Jahre, und nur ein(er) war,
Sein'n Sohn zu Hilf thut nehmen.
Von 80, 20 und 10 Jahren,
Ein Greis, Jüngling und Knab sie waren,
Die sehr klüglich und wunderlich
Nach diesem aufbrachten sich,
Nur eine Letter beygethan.
Mit Lust hat man es angesehn,
Wie Vater und Sohn über end thut stehn,
Auf'm Kopf das Fähnlein schwingen.
Laßt nun ihr drei ungleiche Leut
Den künftigen dies seyn ein Freud,
Daß sie Euch Lob nachsingen.

531. Der Seeteich bei Elbing.

(S. Tettau u. Temme, Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Berlin 1837 in 8°. S. 201.)

Etwa eine halbe Meile von der Stadt Elbing liegt ein kleiner kesselrunder See, der den Namen des Seeteichs führt. Hier soll einst eine der ersten christlichen Kirchen in dieser Gegend gestanden haben. Als nun eines Tages hier Gottesdienst gehalten ward, sind die umliegenden Heiden hierhergekommen und haben die Kirche zu stürmen versucht und den Priester zu tödten beabsichtigt. Da ist aber ein Feuerball vom Himmel gefallen, der das Gebäude und die Gegend ringsherum in Flammen setzte, während der Priester emporgehoben ward. Alles was das Feuer berührte, versank nebst den Frevlern tief in die Erde und an der Stelle des eingesunkenen Erdreichs bildete sich der sogenannte Seeteich.

532. Der große Krebs zu Mühlhausen.

(S. Hennenberger, Erklärung S. 323.)

Neben dem Städtlein Mühlhausen im Hockerlande ist ein Teich gelegen, in welchem ehedem ein großer Krebs befindlich gewesen sein soll, der den Bürgern lange Zeit die Mauern umfressen hat. Daher haben sie ihn gefangen und in dem Teiche an eine Kette gelegt. Wenn aber nachmals einer kam um den Krebs zu besehen, stürzte er regelmäßig ins Wasser.

533. Der Wurf mit dem Teufel.

(S. Erläut. Preußen Bd. III. S. 290.)

Eine Viertelmeile von der Stadt Domnau liegt im Felde ein ziemlich großer Stein, in demselben befinden sich drei vierkantige Löcher, gerade als hätten hier drei Würfel gelegen. Dies wird so erklärt. Einst hat ein sonst als fromm und gottesfürchtig bekannt gewesener Zimmergeselle zu Domnau in der Betrunkenheit die Frechheit gehabt, den Teufel zum Würfelspiel einzuladen. Derselbe hat es auch angenommen und sie sind zusammen nach dem Steine gegangen, um auf diesem zu würfeln. Der Teufel hatte den ersten Wurf und warf gleich die höchsten Augen. Da bekam der Zimmergeselle Angst, denn er hatte seine Seele eingesetzt und merkte, daß diese auf dem Spiele stand. Er flehte also inbrünstig Gott um Beistand an und dieser ward ihm auch. Er warf und der Würfel spaltete sich in zwei Seiten, so daß er nun doppelte Augen warf. Hierauf verschwand der Teufel und ließ seinen Einsatz zurück, in dem Steine aber hatten sich die drei Würfel abgedrückt.

534. Die Teufelssteine.

(S. Bock, Naturgesch. v. Preußen Bd. II. S. 383.)

Bei dem Dorfe Groß Stoboy unweit Elbing liegen auf dem Felde zwei große Feldsteine tief in die Erde eingesunken, die sogenannten Teufelssteine. Es sollen nämlich hier einst Pferdejungen des Nachts beim Hüten der Pferde Karten mit einander gespielt haben. Da gesellte sich der Teufel zu ihnen und spielte mit, als aber der Hahn krähete, zog er ab und ließ als Zeichen seiner Anwesenheit den Eindruck seines Fußes, welcher der Form der hintern Bärentatze ähnelt, zurück.

535. Die Tannenberger Schlacht.

(S. Temme S. 99.)

In der Nacht vor der Tannenberger Schlacht ſah man am Himmel in der Gegend, wo der Mond ſtand, einen Mönch eine Zeit lang mit einem König kämpfen, zuletzt aber beſiegt vom Himmel verſchwinden. Während der Schlacht aber ſchwebte Stanislaus, der Schutzpatron Polens, in polniſcher Tracht über Jagello und ſeinem Heere, ermunterte ſie zum Kampfe und ſegnete ſie.

536. Die Kapelle auf dem Tannenberger Wahlplatz.

(S. Voß Bd. II. S. 549.)

Auf dem Tannenberger Wahlplatz, wo einſt der deutſche Orden faſt ganz vernichtet ward, iſt zur Erinnerung eine Kapelle errichtet worden. Dieſelbe iſt indeß nach und nach in Trümmer zerfallen, aber gleichwohl hat man die Stelle, wo ſie ſtand, noch lange nachher als heilig und ſegenbringend gehalten. Denn am zweiten Pfingſtfeiertage ſtrömten hier Kranke, Lahme und Krüppel zuſammen, zogen ihre Strümpfe und Schuhe aus und legten dieſe nebſt ihren Krücken auf die Mauer gegen Oſten, wo ſonſt der Altar geſtanden hat, und legten auch, jeder nach ſeinem Vermögen, einen Opferpfennig hinzu, denn ſie hofften dadurch baldiger Geneſung theilhaftig zu werden.

537. Gotteslästerung zu Königsberg geſtraft.

(S. Hennenberger S. 171. 182.)

Im Jahre 1454 haben die Altſtädter zu Königsberg das Schloß angegriffen und eine 400 Ellen lange Mauer mit vier Thürmen umgeſtürzt und dabei in der Schloßkirche von dem Bilde der Jungfrau Maria ein Perlenbörtchen genommen. Das hat eine Bürgerin, Simon Wimanſchin, gekauft und es ihrer ſchönen Tochter mit den Worten aufgeſetzt: „Zündet die alte Maria an, meine Tochter ſoll nun Euere Maria ſein, denn ſie iſt weit ſchöner als dieſe!“ Von Stund an aber bekam die Tochter die fallende Sucht, es rührte ſie ein Schlag über den andern und nach 21 Stunden war ſie todt. Dies erſchreckte die Altſtädter ſo, daß ſie das Schloß wieder übergaben. Ebenſo iſt im Jahre 1552 den 25. März der Kaplan Franciscus Freudenhammer in der Altſtadt plötzlich auf der Kanzel verſtummt und bis zum 25. Mai ſprachlos geblieben, denn er hatte geſagt: „Das Blut unſers Herrn Jeſu Chriſti hilft uns eben ſo viel gleichwie wenn der Bauer ſeinen Spieß hinter ſich trägt.“

538. Die Teufelsbeſchwörer zu Königsberg.

(S. Hennenberger S. 172.)

Unter dem Hochmeiſter Hans von Tieffen haben ſich zwölf Männer zuſammen verſchworen, dem Teufel ihre Armuth zu klagen. Zufällig haben alle Johannes geheißen und ſolche ſoll der Teufel nicht holen. Sie ſind hinaus auf den Glappenberg, der jetzt Rollberg heißt, gegangen, haben ſich in einen geſchloſſenen Kreis geſetzt und ihre Beſchwörungen gemacht, er ſolle ihnen verborgene Schätze weiſen und zu deren Hebung ihnen 13 Schilling bringen. Aber er iſt ihnen auf mancherlei Weiſe drei Stunden lang erſchienen,

hat aber stets in fremden Sprachen zu ihnen geredet. Endlich sind vier von ihnen hingestürzt und gestorben, vier rasend geworden und vier sind entlaufen und haben sich zu St. Jacob gelobt.

539. Woher das Sprichwort: „Fromm wird gehangen."

(S. Hennenberger S. 173.)

Zu der Zeit desselben Großmeisters ist zu Königsberg ein Schütz und Gefangenwärter, Hans Fromm mit Namen, in der That aber ein ehrloser Dieb, gehangen worden. Von diesem kömmt noch das Sprichwort, daß wenn irgends böse Buben ermahnet werden, von bösen Stücken abzustehen und fromm zu werden, sie antworten: „Ei, Fromm wurde gehangen", gleichsam als wenn Frömmigkeit nichts hülfe, obgleich der Fromm nicht um seiner Frömmigkeit, sondern seiner Dieberei halben gehangen worden ist.

540. Die wunderbare Schifffahrt zu Königsberg.

(S. Hennenberger S. 186.)

Im Jahre 1558 hat sich zu Königsberg ein Bürger, Gregor Rummelaw genannt, vermessen, er wolle in einer kupfernen Braupfanne von Königsberg gen Danzig fahren. Ob man nun wohl dies für unmöglich gehalten, da er erstlich den tiefen Pregel hinab, das 14 Meilen lange frische Haff, welches wegen seiner Sandbänke und der Stürme halber sehr gefährlich zu befahren ist, die Länge hindurch, dann die Weichsel hinauf bis ans Haupt und die gefährliche Weichsel wieder hinab bis Danzig fahren mußte, so hat er doch, nachdem hierauf viel Geld gewettet, am 11. August mit noch zwei Andern sich wirklich in eine solche Braupfanne gesetzt und ist glücklich zu Danzig angelangt und hat seine Wette gewonnen.

541. Die Hexe Stasy zu Königsberg.

(S. Hennenberger S. 183 [mit Abbildung der Mißgeburt.])

Im Jahre 1570 am 15. März hat sich's zu Königsberg im Altstädtischen Gericht zugetragen, daß ein Weib mit Namen Stasy, welche um Weydeley (Zauberei) willen in das Gefängniß gesetzt worden ist, nach langer Verhaftung eine schreckliche Mißgeburt, an der alles verkehrt war, zur Welt gebracht. Dieselbe hatte es mit dem Satan gehalten und wie sie vermeint, dies Kind mit ihm gezeugt. Er ist in sichtlicher Gestalt wie ein feiner langer Gesell mit zerschnittenen Hosen und Wamms, unter dem Namen Junker Jacob zu ihr gekommen, so der Diener, der sie bewachte, gesehen hat. Als er wieder weg wollte, hat sie gefragt: „Junker Jacob, wann wollt Ihr wiederkommen?" und er hat es ihr gesagt. Als sie gefragt ward, wie sich der Satan gegen sie verhalten habe, hat sie geantwortet: „Wie ihr voriger Mann, nur daß dieser warm, jener eiskalt gewesen." Diese Stasy ist aber hernach den 5. Mai des 70. Jahres hinter dem Steindamme auf der Palme verbrannt worden und hat ihr ihr Buhle nichts helfen können.

542. Die große Bratwurst und der Strizel zu Königsberg.

(S. Hennenberger S. 186. 190.)

Es ist ein alter Gebrauch zu Königsberg in Preußen, dessen Ursprung man aber nicht kennt, daß die Fleischer eine sehr lange Wurst machen und

dieſe am Neujahrstage in allen drei Städten Königsberg herumtragen, daß ſie Jedermann ſieht und dann verehren ſie ſie den Losbäckern. Im Jahre 1558 iſt ſolche 198 Ellen lang geweſen und 48 Perſonen haben an ihr getragen. Im Jahre 1583 haben ſie wieder eine Bratwurſt von 36 Schweineſchinken zugerichtet. Sie hat auf der Kneiphöfer Wage 434 Pfund oder 11 Stein weniger 6 Pfund (den Stein zu 40 Pfund gerechnet) gewogen, iſt 596 Ellen lang geweſen und haben ſie 91 Perſonen getragen, ohne die Aelteſten, ſo vorn und hinten, und Andere, ſo daneben gingen. Sie iſt aber alſo getragen worden. Es haben ſich alle Fleiſchergeſellen aus allen drei Städten fein und ſäuberlich angezogen, weiße Hemden oben über, gleich gemachte Schuhe an den Füßen. Der erſte hat das eine Ende der Wurſt etliche Male um den Hals gebogen und hinten etwas hinabhängen laſſen, dann folgten die andern alle, etwas weit von einander, gleichen Trittes nach, die Wurſt auf der Achſel tragend, zwiſchen ihnen etwas herunterhängend, und der letzte hat ſie wieder etliche Male um den Hals gebogen und hinten herabhängen laſſen und ſo haben ſie ſie hinauf zum Markgrafen Georg Friederich aufs Schloß getragen. Solche Wurſt machte man aber nur, wenn man um große Herrn trauern mußte und alle ſonſtigen Freuden verboten waren. Sie koſtete auch zu viel, weil man ſie jedes Jahr länger machen mußte und zur Fülle nur Schinkenfleiſch von lauter guten Schweinen nehmen konnte und ſehr viel kleine Därme, die man in einander bringen mußte, dazu brauchte.

Dafür verehrten nun am h. Dreikönigstag den Fleiſchern die Bäcker einen großen Stritzel oder Wecken, aus drei Scheffeln Weizenmehl gebacken. Im Jahre 1583 haben ſie ihnen aber fünf verehrt. Um ſie zu backen, hat man auf dem Schloſſe zwei große Backöfen gebaut, mitten hinein ein Loch gebrochen, dann dieſelben geheizt und den Stritzel durch das Loch eingeſchoben, ſo daß er in beiden gleichzeitig gebacken worden iſt. Zum Verzehren der Wurſt und des Stritzels baten ſich aber die Fleiſcher und Bäcker gegenſeitig zu Gaſte und aßen ſie zuſammen.

543. Die Axt auf der Langgaſſe zu Königsberg.

(S. Bacžko, Verſ. e. Geſch. v. Königsberg. Königsberg 1804 S. 114.)

In dem Eckhauſe, welches von der Langgaſſe zu Königsberg nach der Holzgaſſe geht, ſteckt oben im Dache eine Zimmermannsaxt. Man ſagt, daß ſie einſt ein Zimmermann im Unwillen ſo hoch geſchleudert habe, als ihm der Bauherr, den dann dieſes Wunder aber in ſich zu gehen bewogen haben ſoll, einen Theil des bedungenen Lohnes abziehen wollte.

544. Das Crucifix in der Tragheimkirche zu Königsberg.

Der Tragheim zu Königsberg, zur ſogenannten Burgfreiheit gehörig, war früher ein Dorf, deſſen Einwohner zur Löbenichtſchen Kirche gehörten. In der daſelbſt befindlichen Kirche iſt in der Kanzel ein uraltes Crucifix eingefügt, welches wunderbarer Weiſe bei dem durch Blitzſtrahl herbeigeführten Brande der Kirche im Jahre 1783 allein unverſehrt blieb. Es hat folgende Inſchrift:

Dieſes Bild Chriſti geſtalt — Und geſchickt gen Rom dem Senat,
Wie's Lentus hat gemalt — Von Jeruſalem der Stadt.

545. Der heilige Brunnen zu Königsberg.

In dem ebenfalls zur Burgfreiheit gehörigen sogenannten Roßgarten befindet sich an dem Kirchhofe der sogenannte heilige Brunnen. Derselbe hat früher viele Kranke hergestellt, von dem Augenblicke an aber seine Kräfte verloren, wo die Wittwe Guadovius ihn mit einer Mauer umgeben und sein Wasser verkaufen ließ.

546. Das wunderthätige Marienbild zu Juditten.

Eine Meile von Königsberg liegt das Dorf Juditten, hier wurde zur Zeit des deutschen Ordens eine Kirche erbaut, in welcher sich heute noch ein Marienbild mit dem Jesuskinde auf den Armen von übermenschlicher Größe befindet, grob aus Holz geschnitzt und angestrichen. Hierher sind als zu einem wunderthätigen Heiligthum sehr viele Wallfahrten gemacht worden, ja noch zur Reformationszeit sind Pilger aus Rom hierhergekommen, welche sich von den hier angestellten lutherischen Geistlichen Zeugnisse geben ließen, daß sie diese ihnen als Buße auferlegte Wallfahrt vollendet hätten.

547. Die Vierbrüdersäule bei Medenau.

(S. Backo. Beschr. v. Königsberg S. 188. Voigt, Gesch. v. Preußen Bd. IV. S. 389 ꝛc. Erläut. Preußen Bd. I. S. 51 ꝛc. Rohde, dissert. de celebri statua quatuor fratrum. Regiom. 1717 in 4°.)

Nicht weit von dem Forstamte Moditten in der Capornischen Haide bei Königsberg liegt das Dorf Medenau, wo im Jahre 1254 König Ottokar von Böhmen die heidnischen Preußen besiegte. Dort steht die sogenannte, zu Anfange dieses Jahrhunderts erneuerte Vierbrüdersäule, d. h. ein Pfahl mit vier Armen, auf denen sich männliche mit Bärten und Helmen gezierte Köpfe befinden. In der Mitte ist eine Art von Knopf, der eine Schüssel vorstellen soll. Sie ist an der Stelle errichtet, wo nach einer unwahrscheinlichen Sage einst vier Brüder und berühmte Kriegsleute des deutschen Ordens, die von einer Streiferei aus Litthauen zurückkehrten und sich hier bereits für sicher hielten, von nachsetzenden Feinden erschlagen wurden. Richtiger ist wohl die Nachricht, daß als die deutschen Ordensbrüder einst von den Sudauern geschlagen worden waren, vier starke Brüder des deutschen Ordens, Martin Cholin, Conrad Entkin, Jacob Stobemel und Malachias Coblenz, mit hundert Fußknechten die Sudauer überfielen, 93 Preußen von Adel erschlugen und mit großer Beute zurückkehrten und ihnen zur Ehre diese Säule errichtet ward.

Nach einer andern Sage sind hier vier Brüder, die große Mörder gewesen waren, geviertheilt worden. Nach noch Andern hätten einmal sich vier Brüder an dieser Stelle verabredet, eine große Reise durch die ganze Welt zu machen und an einem gewissen Tage wieder hier einzutreffen und weil dies in Erfüllung gegangen, hätten sie diese Säule errichtet. Man erzählt auch, es hätte hier vor uralten Zeiten eine große vierzweigige Eiche gestanden, welche die Preußen verehrt hätten, und nach dem Berichte Anderer wäre die Säule darum aufgerichtet worden, daß an dieser Stelle einst der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der König von Polen, der König von Dänemark und der König von Böhmen bei einer großen Jagd Brüderschaft getrunken hätten.

Wie dem auch sein mag, sobald die Säule, die öfters schon umgefallen ist, beschädigt wird, muß sie durch das Domänenamt zu Caporn wieder aufgerichtet werden. Früher geschah dies unter gewissen jetzt vergessenen Ceremonien; jetzt geschieht weiter nichts, als daß sich der Zimmermann, der sie wieder aufstellt oder die Arme ansetzt, vor ihr verbeugt und mit lauter Stimme ihr seinen Wunsch, daß sie noch lange stehen bleiben möge, ausdrückt.

548. Die Neue Sorge.

(S. Erläut. Preußen Bd. I. S. 517.)

Die jetzt sogenannte Königsstraße zu Königsberg hieß ehedem die Neue Sorge. Man sagt, dieser Name rühre davon her, daß, als man diesen Theil der Stadt erbaute und zu dem damaligen Statthalter des Markgrafen, dem Fürsten Radzimil schickte um ihn zu fragen, wie die Straße heißen sollte, dieser Mann, ein sehr beauemer Herr, zur Antwort gab: „Schon wieder eine neue Sorge!" Davon bekam die Straße diesen Namen *).

549. Das Schmeckbier zu Königsberg.

(S. Hennenberger S. 210. Erläut. Preußen Bd. I. S. 615.)

Es haben die Kneiphöfer jährlich auf Christi Himmelfahrt im Schloß eine Abendmahlzeit, da man ihnen gütlich thut mit Essen und Trinken, auch mit Trommetenspiel sie fröhlich macht, das heißt man das Schmeckbier, wie sie es denn auch so schmecken, daß man etliche zu Hause führen muß. Solches soll ihnen ein Bürgerssohn, Hans von Sagan, der ein Schuhknecht gewesen, erworben haben, dadurch daß er in der Schlacht, welches die von Rudaw gewesen, das niedergelegte Fähnlein erwischt, aufgerichtet und das flüchtige und verzagte Volk wiederum gesammelt, beherzt und freudig gemacht habe, also daß sie die Schlacht gewannen (1369). Dieser Gesell hat am rechten Arm, womit er das Fähnlein gehalten, einen blauen Aermel gehabt, davon das Kneiphöfer Wappen seinen Ursprung hat, denn sie führen einen Arm mit blauem Aermel, dessen Hand die Krone emporhält, im Wappen. Man sagt auch, ein Schuhmacher, der die Ankunft der Feinde gesehen, sei eilends vom Haberberge hergelaufen, habe die Zugbrücke aufgezogen und die Bürger gewarnt. Dadurch sei der Kneiphof dem Orden erhalten worden und der Orden habe dem Schuhmacher eine Bitte zu thun versprochen und dieser habe für sich und die mit ihm kämen eine gute Collation an Bier gebeten und erhalten. Das Bild dieses Schusters befindet sich als Wetterfahne auf dem Thurme des Königl. Schlosses zu Königsberg.

550. Der Teufel entführt einen Schneidergesellen.

(S. Hennenberger S. 104.)

Ein Schneidergesell, Namens Caspar Freudenreich, auf dem Roßgarten zu Königsberg, hatte bei einer Meisterin daselbst, so eine Wittwe gewesen, gegen 8 Wochen gearbeitet. Am 5. Dezember 1587, einem Sonnabend, hat er mit zwei Schuhknechten in seiner Meisterin Haus am Abend gezecht, ist dann nach zehn Uhr hinaus vor die Thüre gegangen, da kömmt der Teufel zu ihm, in welcher Gestalt wußte er aber später nicht mehr, ob in der eines

*) Auch zu Dresden auf dem Wege nach dem Dorfe Plauen heißt ein Wirthshaus in der Nähe der Pulvermühle an dem Weiseritzmühlgraben gelegen so.

Pferdes oder Bockes. Der Teufel sagt zu ihm, er müsse mit, der Schneidergesell aber antwortete: „Nun wie Gott will!“ Darauf hat es ihm gedäucht, als wenn er wider seinen Willen auf einem Pferde oder Bocke sitzen müsse, jener führt ihn endlich auf den Löbenichtschen Glockenthurm zur Fahne, von da auf den Domthurm im Kneiphofe, zum dritten über die Stadt Kneiphof auf den Haberbergischen Kirchhof unter eine Linde, wo dann der Teufel ein Gespräch mit ihm gehalten, ihm eine neue Münze und ein schön übergoldetes Buch gezeigt und angeboten hat, es ihm zu schenken, die Münzen ihm mit Scheffeln zuzumessen und ihm zum reichen Herrn zu machen, so er sich ihm ergeben wolle. Als aber der Caspar sich an einem Kräutlein etwas ermuntert (denn vorher hat er gar nichts herausbringen können und gemeint, der Mund wäre ihm zugebunden), das er unter den Linden ausgerauft und daran gerochen, antwortete er: „Weich' von mir, Du böser Geist, Du hast keinen Theil an mir.“ Der Satan aber hatte auf dem Kirchhofe die Gestalt eines schwarzen Mannes, der große brennende Augen wie breite Eßlöffel hatte. Als ihn aber der Teufel zu seinem Begehren nicht bereden konnte, hat er ihn zum vierten Male über die Stadt Königsberg hinweggeführt und hinter dem h. Kreuzthor nicht weit von seiner Meisterin hart niedergesetzt. Als er sich aufgerafft und nach Hause will, kömmt ein weißer Mann zu ihm, geleitet ihn und sagt, er solle die Magd im Hause vermahnen, daß sie der Frau das Biergeld nicht also abzwacke, sonst werde es ihr übel ergehen. Nachdem er einmal oder dreimal angeklopft, ist ihm aufgethan worden, er aber ist matt und kraftlos auf die Bank gefallen und hat etliche Tage krank gelegen.

551. Wunderzeichen zu Königsberg.

(S. Hennenberger S. 105.)

Vom 5. bis 6. September des Jahres 1589 haben sich zu Königsberg und auf dem Lande umher viele lichte rothfeurige Strahlen sehen lassen, welche je länger je mehr an Roth und Feuerfarbe zugenommen und auf und nieder, hin- und widergefahren sind. Ohngefähr um ein Uhr in der Nacht hat sich der Himmel aufgethan und von einander gleichsam in einer großen Kluft gerissen, inwendig voll Feuer, in welchem eine langgespfelte Blutfahne schwebte und flatterte. Umher um diese Kluft aber schwebten zwei große Kriegsheere, gleich einander gegenüber aufziehend bis fast um vier Uhr Morgens. Siehe da fiel aus der offenen Kluft auf die Erde hinunter ein grausam plötzliches Licht mit einem überaus großen und erschrecklichen Knalle oder Donnerschlage, davon die Erde erbebte und erschüttert wurde, also daß viele Schlafende von diesem Lichte, Schlag und Erdbeben auch über viele Meilen weit erwachten, die Wachenden aber, und die auf dem Lande und zu Wasser reisten, sind darob heftig erschrocken und haben gemeint, der jüngste Tag sei vorhanden. Mit diesem großen Knalle und schrecklichen Lichte ist zugleich eine große feurige Kugel aus der Kluft mit einem langen Schwanze herausgefahren und fast bis auf die Erde gekommen. Um dieselbe Stunde aber hat man nicht allein auf Netangen, zu Mühlhausen, Ramitten, Sausgarden, sondern auch im Barther Lande an vielen Orten feurige Kugeln fliegen sehen, zu Zeiten gar niedrig, zu Zeiten auch etwas höher. Die zwei Kriegsheere um die Kluft haben sich aber nach dem Verschwinden der Kugel zusammengezogen und sind in einander gefahren, daß man gesehen, daß davon gleich

brennende Rackelein und große herabrinnende Blutstropfen fast bis hinunter auf die Erde gefallen sind, und es hat diese Schlacht gewähret bis fast an den lichten Morgen.

552. Der Königsberger Loth.

(S. Hennenberger S. 216.)

Im Jahre 1548 ist zu Königsberg ein alter sechzigjähriger und gichtbrüchiger Maler, Christoph genannt, verbrannt worden, der seine Tochter von funfzehn Jahren, Versabea, von Gottes Wort abgehalten hat, auf daß er seine Unzucht nach Loths Exempel unverweigert mit ihr treiben mochte. Er fragte vor Gericht, ob er vor Gott oder den Menschen gesündigt habe, er habe sich mit Gott versöhnt und darauf das heilige Sakrament empfangen, darum habe der weltliche Richter nichts mit ihm zu thun, und weil Loth in dieser Welt nicht gestraft worden sei, wäre es unrecht ihn zu strafen. Er mußte aber doch zu Asche verbrannt werden und die Tochter ist aus dem Lande getrieben worden.

553. Eine Magd zu Königsberg hat mit Engeln Verkehr und ein Mann daselbst giebt sich für Gott aus.

(S. Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen S. 488.)

Im Jahre 1633 hat eine Magd, Barbara genannt, in Königsberg vorgegeben, daß sie von einem Engel entführt und wiedergebracht worden sei, hat auch viele Leute bethöret, daß sie es geglaubt, bis der Betrug endlich herausgekommen. Drei Jahre hernach, 1636, hat sich ein Mensch daselbst für Gott den Allerhöchsten selbst ausgegeben und nannte sich Johann Adelgreiff Syrdos, Amada, Canamata, Kikis, Schmalkalimundus, Schmalkalaldis Elionis, Ober-, Erz-, Hohenpriester, Kaiser und des h. göttl. Reichs König, der ganzen Welt Friedefürst, Richter der Lebendigen und der Todten, Gott und Vater, in welches Herrlichkeit Christus kommen soll zum jüngsten Gericht, Herr aller Herren und König aller Könige. Endlich ist er wegen dieser unerhörten Gotteslästerungen und anderer Laster, die er selbst bekannt, enthauptet und verbrannt worden, hat sich aber vor seinem Tode auf keine Weise bekehren wollen.

554. Ein Landsknecht auf einem Bock entführt.

(S. Hennenberger S. 229.)

Im Jahre 1557 lagen einige Fähnlein Lanzenknechte auf dem Haberberge, und unter ihnen ist einer gewesen, den hat ein Weib zu Erfurt um ihrer Tochter willen mit einem Bock holen lassen und ihn nach etlichen Stunden wieder ins Lager zurückgeschickt. Wenn der Bock ihn hat holen wollen, hat er ein großes Geschrei gemacht, es haben ihn auch die andern Knechte nicht halten können, denn ehe sie es gewahr wurden, ist ein Wind gekommen und hat ihn hinweggeführt. Wenn er wieder gekommen ist, so ist er so matt und müde gewesen, daß er nichts hat sagen können, denn daß er zu Erfurt gewesen. Da hat man ihm süßen Wein zu trinken geben müssen. Solches ist oftmals im September und Oktober dieses Jahres geschehen.

555. Der verlorene Sohn zu Königsberg.

(S. Hennenberger a. a. O. S. 225—230.)

Es wohnte ein reicher Pfarrer unter dem Herzoge von Kurland zu Durben, Johann Diemler genannt. Derselbe hatte einen einzigen Sohn ohngefähr von 16 Jahren, auch Hans genannt. Den hat er im Jahre 1573 nach Königsberg einem vornehmen Manne, Christoph Ungermann genannt, welcher der Universität in die 30 Jahre als Secretair gedient, in die Kost gethan, daß er ihn zur Schule anhalten und derselbe fleißig studiren sollte. Als er nun ins andere Jahr bei Ungermann gewesen war, so ist der Knabe muthwillig, und deshalb von seinen Lehrern etwas scharf gehalten worden, worüber er oft auch um die Schule gegangen. Endlich hat er seinen Kopf aufgesetzt und ist am 10. Julius 1575 davongelaufen. Weil nun der Knabe aus dem Hause war, haben sich die guten Leute, wo er in Kost gewesen, sehr bekümmert, weil er sich auch nach etlichen Tagen, wie sonst seine Gewohnheit war, nicht wieder eingestellt hat. Also schreibt Ungermann dem Pfarrer, sein Sohn sei abermals davongelaufen, er glaube auch, er werde nicht wiederkommen, denn er habe, wie er vom Gesinde gehört, zwei Hemden über einander gezogen; der Pfarrer aber antwortete, dies hoffe er nicht, er werde schon wiederkommen. Weil es sich nun aber lange verzogen, daß der entlaufene Junge nicht wieder gekommen ist, läßt der Pfarrer durch seinen Schwager, einen von Adel, der die Schwester der Frau des Pfarrers zur Ehe hatte, Bartholomäus von Hohenhusen genannt, einen Kürschner Namens Max Hecht, auf dem Steindamm zu Königsberg wohnhaft, und der stets in Ungermanns Hause aus- und eingegangen, auch sein Gevatter war, nach Kurland zu sich holen, um sich bei demselben zu erkundigen, wo doch der Knabe geblieben. Dieser Kürschner hat sich sonst allerwegen für einen Schwarzkünstler und Schatzgräber ausgegeben. Dieser hat ihm gesagt, der Knabe wäre todt, der Küchenmeister Matz Reuttel mit Namen, so damals zur Zeit der Entfernung des Jungen auch bei Ungermann in der Herberge gewesen, nachher aber seiner Mißhandlung wegen, mit dem Strang hingerichtet worden ist, habe ihm die Kehle abgestochen und ihn ins Secret geworfen, dort liege er noch und gar nicht tief, so daß man ihn fast bei den Füßen greifen könne. Darauf ist der Pfarrer nach Königsberg zu Ungermann gekommen, hat ihn zur Rede gestellt und dieser wieder hat dem Kürschner vorgehalten, wie er solche Lügen ausstreuen könne. Dieser aber hat geantwortet, es sei ihm im Traume offenbart worden und er wolle dies beschwören. Darauf ist zu dem Scharfrichter M. Peter in Königsberg geschickt und von diesem das Secret geöffnet und aufgegraben, aber nichts gefunden worden, der Kürschner aber, nach dem man die Stadtdiener geschickt, ist flüchtig geworden. Später ist derselbe aber wieder zurückgekehrt und hat den Ungermann beim Hofgericht verklagt, der Knabe sei wirklich im Secret gewesen, der Scharfrichter aber habe ihn im Keller durch die Mauer herausgehauen, ihn in ein Faß verspündet und in die See fahren lassen. Darauf ist Ungermann, der Scharfrichter, sowie die Familie Ungermanns und sein Gesinde gefänglich eingezogen und vor Gericht gestellt worden, obgleich es sich herausgestellt, daß es gar nicht möglich gewesen, die starke Mauer, welche einen Theil der Stadtmauer gebildet, durchzuschlagen. Es sind nun aber verschiedene falsche Zeugen aufgetreten, so

hat Jacob Gottermann der Heerpauker bezeugt, er habe das Blut des Knaben auf den Steinen einen Tisch breit gesehen, welches sich nicht habe abwaschen lassen; eine Seifensiedersfrau auf dem Steindomm, die Bralische genannt, hat gesagt, sie habe die blutigen Kleider gesehen, welche der Junge, als er ermordet worden, getragen, habe auch solches von Ungermanns Magd gehört; endlich hat der Hofkaplan Werner, an welchen sich des Knaben Vater gewendet, damit er es dahin bringe, daß Ungermanns Knecht und Magd gefoltert würden, so wie der Procurator Hans Braun, der falsche Zeugen herbeigeschafft hatte, thätig gewesen den unschuldigen Mann zu verderben. Indeß ist Letzterer doch von den Richtern auf das Versprechen hin, daß er dem Pfarrer seinen Sohn wiederschaffen wolle, freigesprochen worden, die falschen Zeugen aber hat Gott gestraft. Der Kürschner ist im Gefängniß gestorben, nachdem ihn die Maden angefressen und er so gestunken hat, daß Niemand hat bei ihm bleiben können. Als der Heerpauker Gottermann hat sterben sollen, ist ihm die Zunge kohlschwarz geworden und hat er die zwei Finger, mit welchen er den falschen Eid geschworen, nicht zuthun mögen. Die Bralische hat der Schlag gerührt, ehe sie aber gestorben, hat sie den Ungermann um Gottes willen um Verzeihung bitten lassen; Hans Braun, welchem Letzterer früher viel Gutes gethan und der sich statt schuldiger Dankbarkeit doch gegen ihn in dieser ungerechten Sache hatte brauchen lassen, ist zu Riga geviertheilt worden; der Kaplan Werner endlich hat seinen Herrn bestohlen und als es an den Tag gekommen, hat er sich mit Gift vergeben und ist also unter dem Galgen begraben worden.

Nach sieben Jahren aber hat einmal der Pfarrer von Perßken im Hofe der Wittfrau des Simon Pohl am Fenster einen Vers angeschrieben gefunden und gefragt, welcher solches geschrieben. Da hat die Bäuerin gesagt, es habe ihr Knecht dies gethan und als er weiter in Gutem nachgefragt, hat dieser bekannt, er sei derselbe Knabe, um dessen willen Ungermann und seine Frau also in Noth gekommen seien. Darüber hat sich der Pfarrer sehr entsetzt und es Ungermann mitgetheilt und dieser hat den Jungen während des Nachts am 28. August 1582 durch einen Schotten, Thomas Guttri, entführen und nach Königsberg bringen lassen. In seinem Hause hat derselbe aber nicht bleiben können, ein solcher Zudrang und Zusammenlauf des Volkes ist entstanden, um den Burschen, der so viel Unheil angerichtet, zu sehen, er ist also ins Collegium gebracht und dort festgesetzt worden. Mittlerweile hat er bekannt, daß er unter dem Namen Hans Funk die ganze Zeit unter den Bauern gedient und Alles gethan hat, was ein Knecht machen muß, er ist sogar oft mit Getreide in die Stadt gefahren und hat beim Gerichtshause zuweilen mit angehört, wie man Ungermann vorgehabt, allein er war so verbauert, daß ihn Niemand erkannt hat. Während er aber sich so versteckt gehalten, hat sich in Kurland bei seinem Vater ein anderer Junge an seiner Statt für ihn ausgegeben, ist aber, nachdem er auf solchen Lügen betroffen, enthauptet worden. Ungermann hat nun aber dem Pfarrer zu wissen gethan, sein Sohn sei wiedergefunden, und dieser hat ihn durch seinen Schwager und dessen Frau in Königsberg recognosciren und abholen lassen (24. Oktober 1582), an Ungermann aber 800 polnische Gulden für die Noth, die er seinetwegen erlitten, bezahlen müssen. Der Bursche aber hat sich nachmals in Kurland mit einer Vornehmen von Adel verheirathet, es ist aber nie

herausgekommen, warum er eigentlich so lange Zeit sich versteckt gehabt und weshalb sein Vater und dessen Anwälte also eifrig den angeblichen Meuchelmord verfolgt haben.

556. Warum die Königsberger Glansnickels und Sperlingsschlucker heißen.

(S. Reusch, Sagen des Samlands S. 113. Frischbier, Preuß. Sprichwörter S. 93.)

Die Königsberger heißen Glansnickels von ihrer Liebhaberei für Sahne und geronnene Milch, Schmand und Glumse genannt, Sperlingsschlucker aber, weil der am frühern Altstädter Rathhause, dem jetzigen Stadtgericht, angebrachte, ehemals mit einer Krone gezierte Kopf, der sogenannte Zapper, welcher jeden Stundenschlag durch Auf- und Zuklappen seines weiten Rachens anzeigte, einmal das Mißgeschick hatte, daß ihm ein Sperling hindurchflog und dadurch den Mechanismus verdarb.

557. Der schwarze Vogel.

(S. Hennenberger S. 232.)

Im Jahre 1595 am 12. Januar ist eine Holländerin, die vor dem Kneiphof in Königsberg in der Vorstadt gewohnt und so lange sie hier mit ihrem Manne sich aufgehalten, nie mit diesem zu Gottes Tische gegangen war, weil ihr das Herz darüber geschlagen, da sie gerade hochschwanger war, doch endlich zum Abendmahl gegangen. Als sie nun wieder nach Hause kam, nahm sie ein Gebetbuch vor um darin zu lesen und dachte bei sich, sie wolle ihren Mann bereden, auch dasselbe zu thun. Da kommt auf einmal ein ganz unbekannter Vogel mit seltsamen Klauen zum Fenster herein in die Stube geflogen, fliegt erst um sie herum, dann aber ist er ihr unter den Unterrock, den man damals Katrinchen nannte, gekrochen und die Magd hat ihn nur mit großer Mühe dort fangen und zum Fenster hinauswerfen können. Die Frau hat aber gemeint, es sei dies ein Teufelsvogel, der ihr angezeigt habe, daß sie nicht glauben möge, sie könne noch selig werden, wenn sie wieder zum Abendmahl gehe, sie sei einmal verdammt.

558. Die Messer im Dome zu Königsberg.

(S. Baczko, Beschr. v. Königsberg S. 123 II. A.)

In der Sacristei der Domkirche zu Königsberg befinden sich zwei Messer, welche der Teufel zwei Personen, die sich ihm ergeben hatten, zugestellt haben soll um sich oder Andere damit zu ermorden, desgleichen die Handschrift, welche sie ihm ausgestellt hatten und zu deren Rückgabe das kräftige Gebet eines Geistlichen den Teufel veranlaßt haben soll.

559. Die wunderbare Münze.

(S. Erläut. Preußen Bd. III. S. 652.)

Auf der Bibliothek zu Königsberg und in dem zu dieser gehörigen Münzcabinet wird heute noch eine 25 Dukaten schwere Goldmünze gezeigt, welche auf der einen Seite das Bildniß des Schwarzkünstlers Hieronymus Scotus mit der Umschrift Effigies Hieronymi Scoti Ploc., auf der andern aber die Jahrzahl 1580 zeigt. Dieselbe ist von diesem bekannten Zauberer, als er einst bei dem Herzoge von Preußen zur Tafel geladen war, dort in Gegenwart der ganzen Tischgesellschaft aus einem Stücke Brodes gemacht, dann

aber von ihm dem damaligen Preußischen Kanzler Christoph von Rappen geschenkt worden, welcher mit bei der Tafel anwesend war. Aus dessen Familie ist sie nachmals an die von Wallenrodtsche gekommen und von letzterer der Bibliothek geschenkt worden.

560. Die wandernde Traube zu Königsberg.

(S. Erläut. Preußen Bd. I. S. 638.)

In der Schloßkirche zu Königsberg, nicht weit von dem königlichen Stuhle sieht man oben am Gewölbe eine Weintraube von Kalk geformt. Dieselbe soll der Maurermeister, welcher die Kirche erbaut hat, zum Wahrzeichen, daß ihm von seinem ganzen Verdienst nichts übrig geblieben sei, weil er alles vertrunken habe, dort an der Wand angebracht haben. Das Volk glaubt nun aber, derselbe könne nicht eher selig werden, als bis die Traube ganz herabgefallen sei. Im Jahre 1647 am 16. Februar sah man während der Predigt, wie sie sich selbst von freien Stücken herunterließ und ohngefähr eine Handbreit von der Mauer in der freien Luft herumbaumelte. Schon glaubte das versammelte Volk, sie werde herabfallen, allein es geschah nicht und als man am andern Morgen wieder in die Kirche kam, hing sie ohne eines Menschen Zuthun wieder an ihrer alten Stelle in der Mauer.

561. Das Kreuzthor zu Königsberg.

(S. Erläut. Preußen Bd. I. S. 369.)

Am Ende der sogenannten Burgfreiheit zu Königsberg, da wo der Roßgarten angeht, befand sich ehedem das im Jahre 1705 abgebrochene Kreuzthor. Neben demselben, im Winkel zur rechten Hand, stand aber sonst das Kloster zum h. Kreuz, von dem das Thor seinen Namen empfangen hat. Einst wurden jedoch die Bewohner desselben vertrieben und aus dem Kloster ein Gasthaus gemacht, was aber auch nicht ewig währte, sondern später an einen andern Ort, nicht weit vom Holzgarten verlegt wurde. Dies Kreuzthor war nun früher stets verschlossen gewesen, als aber die Mönche vertrieben worden waren, scheint es vom bösen Feinde besessen worden zu sein, denn keine menschliche Macht vermochte es zuzuhalten, es sprang allemal wieder auf, wenn man es verschlossen hatte. Aus diesem Grunde hat man es später ganz weggebrochen.

562. Die Leiter an dem Dome zu Königsberg.

(S. Temme a. a. O. S. 177.)

Ein Wahrzeichen von Königsberg ist die sonderbare Leiter auf der Seite der Domkirche, wo man von der Akademie nach dem alten Collegium geht. Dort liegt nämlich an der Kirchenmauer je ein Ziegel so an dem andern, daß man daran hinaufsteigen kann. Dies rührt noch von der Zeit der Erbauung der Kirche her. Als man nämlich den dort arbeitenden Maurern das Essen bringen wollte, so fehlte es an einem Gerüste um zu ihnen hinaufsteigen zu können, da hat ein Maurer etwas Kalk an die Mauer geworfen und dieser ist so fest angeklebt an den darauf gelegten Ziegel, daß von Stund an einer daran hinaufsteigen und den Arbeitern ihr Essen bringen konnte.

563. Das Bild der Eva zu Königsberg.

(S. Erläut. Preußen Th. II. S. 63.)

In der Altstädtischen Pfarrkirche zu Königsberg befindet sich an dem fünften Pfeiler nach Süden hin das Grabmal Johannes Malcheres, eines Preußischen Kammermeisters, welcher im Jahre 1665 gestorben ist. Auf diesem Grabmale ist der Fall Adams eingehauen. Nun hat sich mit diesem Bilde am 23. Sonntage nach Trinitatis 1691 Folgendes zugetragen. Als nämlich in dieser Kirche zum ersten Male das Lied: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt ꝛc." gesungen ward, bewegte sich auf einmal das Bild der neben dem Adam stehenden Eva hin und her, so daß Jedermann schrecklich erschrocken ist. Da sich nun später, so oft dasselbe Lied wieder gesungen ward, dieselbe unheimliche Erscheinung wiederholte, so hat man zuletzt das Bild mit Nägeln festgemacht und dann hat der Spuk aufgehört.

564. Wie der Teufel einen Schusterjungen entführt hat.

(S. Hennenberger S. 234 ꝛc.)

Im Jahre 1595 hat zu Königsberg im Kneiphof ein Schuhmacher, Franz Cyro gewohnt, der hat einen Lehrjungen gehabt, Martin Ferber von Salfeld, ohngefähr in dem Alter von 19 und 20 Jahren, zu dem ist in der Nacht des 13. März in seines Meisters Haus der leidige Teufel gekommen, als der Junge in einem Bette bei einem andern Schusterjungen gelegen, in was für einer Gestalt aber wußte er nicht zu sagen, sondern er hat nur zwei große brennende funkelnde Augen gesehen, welcher den Schlummernden mit den Worten angeredet hat: „Schläfst Du?" Darauf hat dieser geantwortet: „Nein" und gesagt: „Meister seid Ihr's?" Sagt der Teufel: „Ja ich bin's", vor welcher Stimme (die wie aus einem hohlen Topfe geredet) der Lehrjunge sich fast entsetzt hat, erschrocken ist und gerufen hat: „Berath uns Herr Jesu Du Sohn Davids" und hat das Bett über den Kopf gezogen. Ueber eine halbe Viertelstunde hat jener sich abermals merken und hören lassen, ihm auch das Deckbett vom Kopfe gerissen und gefragt, ob er in seiner Gewalt sein wolle, er aber hat nichts antworten können, denn die Sprache war ihm ausgegangen; weiter hat jener ihn ermahnt, er solle sich den folgenden Tag vor der Stadt einfinden, oder wo es ihm gefiele, er wolle daselbst bei ihm sein, er solle es aber Niemandem sagen. Hernach ist der Junge wieder eingeschlafen und hat also geschlafen bis an den Morgen. Wie er aber aufgestanden, ist ihm über die Maßen angst und bange gewesen, er hat aus Furcht Niemandem solches offenbaren wollen, bis um Mittag, wo er dann seinem gedachten Meister gleich wie gezwungen, was mit ihm vorgegangen ist, erzählt hat. Als nun der Meister aus dem Hause geht, einen Prediger zu holen, folgt er ihm stracks nach und kommt bei der Kneiphöfischen Badestube aufs Bollwerk, woselbst sich der Teufel sehen läßt in Hosen und Wamms, mit Füßen wie ein Hahn, und spricht zu ihm: „Kommst Du?" Er hat nichts geantwortet, der Teufel aber faßte ihn, wie aber und bei welchen Gliedmaßen seines Körpers wußte er nicht zu sagen, und führte ihn über den Pregel nach dem Kneiphöfischen Aschhof in einen Garten in einem Winkel gelegen, auf der rechten Seite, nach der Wiese gegenüber zu. Wie er da hineingekommen, konnte er auch nicht sagen, hier führt er ihn in das Thürmchen

hinauf in das Gemach, darin ein runder Tisch und ein Haufen einzelner Stühle mit Lehnen gestanden, diese sind besetzt gewesen mit einem Haufen Teufel, die in Hosen und Wämmsern von Seide bekleidet gewesen sind und an ihren Hälsen goldene Ketten gehabt haben. Auf dem Tische hat eine schwarze Decke gelegen, darauf stand eine Schüssel gehäuft voll Braten und herum hat eine Menge langer Gläser gestanden, die Teufel aber haben wacker gegessen und die Gläser rein ausgetrunken. Ein Sackpfeifer hat dazu aufgespielt. Der Schusterjunge hat aber neben dem mit dem Hahnenfuß gesessen und hat mit gegessen und getrunken, wenn er sein Glas aber nicht ausgetrunken, ist ihm solches von seinem Führer wiederum vorgestoßen worden, also daß er es hat austrinken müssen. Sein Führer hat ihn auch vermahnt, er solle nicht traurig sein, sondern fressen und saufen, was er auch gethan hat, und er sagte auch, es habe ihm wohlgeschmeckt, und er hat gleiche Kleidung gehabt wie die andern. Dann haben sie zusammen geschwatzt wie durch hohle Töpfe, was es aber gewesen ist, das hat er nicht verstanden. Als nun das Tischtuch und was darauf gewesen, verschwunden ist, hat auf dem Tische ein Haufen Goldmünzen gelegen und sein Führer hat ihn angehalten, er solle sich davon nehmen, so viel er wolle, wenn er sein eigen sein wolle, Martin aber hat geantwortet: „Ich will nicht." Nachher sind einige nach der Pilckentafel gekommen, haben daselbst gespielt und gekappert, Martin will nun auch nach der Thüre die hohe Wendeltreppe hinunter, da folgt ihm der Führer und spricht: „Wo willst Du hin? Du kannst doch nicht hinauskommen!" Er aber hat geantwortet: „Wie ich hereingekommen, so werde ich auch wieder hinauskommen!" Der Satan aber sprach: „Ich habe Dich hineingebracht, will Dich aber nicht wieder hinausführen!" Martin aber sagte: „Gott hat mir hier hereingeholfen, der wird mir auch wieder heraushelfen!" Darauf hat ihn der Satan angefaßt und die hohe Treppe hinuntergestürzt, also daß er auf die Seite zu liegen gekommen ist, er hat sich aber bald wieder aufgerafft, ermuntert und gerufen: „Jesus Du Sohn Davids, errette und erlöse mich aus des Teufels Gewalt!" Nach solchem Fall und Gebet kömmt einer zu ihm in weißen Kleidern und mit einem Bande um die Lenden gegürtet, in Gestalt eines schönen weißen Jünglings, mit gelben Haaren, der fragt ihn, was er da mache und wer ihn dahin beschieden habe, und wie er hineingekommen sei. Er aber hat ihm geantwortet: „Das weiß ich nicht, unser Herr Jesus weiß es am Besten." Der Jüngling aber, der ohne Zweifel ein guter Engel gewesen ist, hat gesagt: „Du sollst nicht mehr dort hineinkommen, wo Du gewesen bist!" Hierauf hat er ihn angefaßt, über die Planken und Gräben auf einen Misthaufen gebracht, ist bei ihm eine Weile stehen geblieben, hat ihm das Koller vom Halse gelöst, das nicht sonderlich groß war, und hat gesagt: „Ich nehme es nicht Deiner Hoffarth wegen, sondern Andern zum Exempel und Spiegel, welche die Koller zwei-, drei- und viermal größer tragen, die große Todsünde damit begehen" und sagt weiter zu ihm (denn er ist sein Leben lang an den Ort nicht gekommen): „siehe nach dem Kneiphöfischen Thorthurm und richte Dich darnach, so wirst Du Dich wohl zu Hause finden!" Zuletzt hat er ihm befohlen er solle die Andern vermahnen, sie sollten die großen Koller, wie auch die welschen Bäuche und Hosen und die hoffärthigen fränkischen Mützen ablegen, sonst werde der allmächtige gerechte Gott sie schwer bestrafen, er solle auch den Herren anzeigen, daß

ſie daneben die wucheriſchen Händel abſchaffen und ſich denen von Danzig nicht gleichmäßig halten, die ihre Strafe zu ſeiner Zeit wohl bekommen würden, denn er werde ſie auch nicht ungeſtraft laſſen, wo ſie nicht Buße thäten.

Als er nun zu Hauſe geht, kömmt der vorige Teufel in gleicher Geſtalt wieder zu ihm und fragt, wo er hin wolle. Er antwortet: „Nach Hauſe", da ſagt der Teufel zu ihm: „Du kannſt nicht nach Hauſe kommen, Du haſt mit mir gegeſſen und getrunken, Du mußt bei mir bleiben, doch willſt Du mein ſein, ſo will ich Dir wieder nach Hauſe helfen!" Da antwortet der Junge: „Unſer Herr Gott hat mir aus dem Garten geholfen, er wird mir auch nach Hauſe helfen!" Da iſt er verſchwunden, der Junge wußte nicht, wie er wieder zu Hauſe gekommen iſt, er hat an ſeinem Arme eine ſchwarze Binde gefunden mitgebracht, woher er ſie bekommen, wußte er nicht, dieſelbe iſt im Feuer verbrannt worden. Er iſt nun ſechs Tage lang im Kopfe verworren geweſen, und hat drei Tage im Bette gelegen, krank und ſchwach, die Glieder ſind ihm wie zerſchlagen und zerſchmettert geweſen, er hat auch nichts gegeſſen, endlich hat er nach Empfang des h. Sacraments des wahren Leibes und Blutes Jeſu Chriſti ziemlich Ruhe gehabt, faſt vierzehn Tage lang, aber darnach hat ihn der Satan abermals angelaufen, iſt in der Nacht des 3. April wiedergekommen und hat geſagt: „Siehe, finden wir uns hier? Komm, Du mußt mit!" Er aber hat ſich aufgerichtet und hat geſagt: „Biſt Du Jeſus Chriſtus Gottes Sohn, ſo will ich mit!" Darauf iſt jener verſchwunden, er hat zwar im Hauſe noch lange große Angſt empfunden, allein durch Gottes Gnade iſt er doch von dem Böſen ganz befreit worden.

565. Der Meſſerſchlucker von Königsberg.

S. Hartknoch, Alt- u. Neu-Preußen S. 349—384 [m. 6. Portr. u. Abbild. d. Meſſer.]

Am 19. Mai des Jahres 1635 begab es ſich, daß ein Bauersknecht von Grünwald, ſieben Meilen von Königsberg, Namens Andreas Grünheide, ſich übel in ſeinem Magen befand. Deswegen nahm er ein Meſſer, faßte ſolches bei der Spitze und wühlte mit dem Hefte im Schlunde, in der Meinung, ſich alſo zu übergeben und zu erbrechen. Aber das Meſſer entfuhr ihm und ging bis in den Magen hinab. Er ſtellte ſich nun auf den Kopf, drehte die Beine in die Höhe in der Meinung, das Meſſer werde wieder herauskommen, als dies aber nicht geſchah, ſo ſetzte er eine Kanne Bier darauf und ſpülte es vollends hinab. Darauf ward dieſer arme Kerl nach Königsberg zum Doktor Becker gebracht, derſelbe ließ ihn den 9. Julius in Gegenwart anderer Aerzte auf ein Bret binden und nach vorhergehender Application des magnetiſchen Pflaſters durch einen Schnitt zwei Finger breit in die Länge, erſtlich die Haut, hernach das Fleiſch, und drittens das Peritonäum, darin die Därme, öffnen. Darauf ward mit einer krummen Nadel der Magen aufwärts gezogen, ein Loch an dem Orte, da die Spitze des Meſſers ſich fühlen ließ, hineingeſchnitten und das Meſſer an dieſer herausgezogen, da dann der Magen ſtracks wieder zuſchnappte und die Wunden wieder geheilt wurden. Der Patient ſah mit großer Herzhaftigkeit zu und als der Wundarzt das Meſſer herauszog, rief er mit Freuden: „Das iſt mein Meſſer!" Indem Daniel Schwabe, ein Stein- und Wundarzt, dieſes verrichtete, wurden dem Patienten die beſten Herzſtärkungen gegeben. Das Meſſer ward hernach auf Begehren Anno 1637 dem König von Polen Wla-

dislaus zugeschickt. Hernach hat es der König Johann Casimir dem Herzog Bogislaus Radziwil gegeben, welcher es endlich wiederum auf die Königsberger Churf. Bibliothek *) verehrt hat, da es auch jetzt mit des Andreas Grünheide Bildniß zu sehen ist. Dieser Mann hat nach der Zeit im Jahre 1641 geheirathet und sich zu Landsberg in der Vorstadt wohnhaft niedergelassen.

566. Das Crucifix zu Königsberg.

(Nach Ziehnert Bd. I. S. 137 ꝛc.)

Noch im Jahre 1526 befand sich neben dem Schlosse in Königsberg ein Crucifix, welches durch seine wunderthätige Kraft weit berühmt war. Von demselben giebt es aber folgende Sage.

Zur Zeit als Conrad von Feuchtwangen Meister des deutschen Ordens war, befand sich unter den Ordensbrüdern ein sehr frommer Ritter, Namens Michael Rimpig. Derselbe war namentlich ein so großer Verehrer der Jungfrau Maria, daß wer ihn im Namen derselben um etwas bat, schon im Voraus der Erhörung seiner Bitte gewiß sein konnte. Dies benutzten besonders die Bettler, welche ihn ebenso wie die Kranken beständig im Namen der heiligen Jungfrau mit ihren Bitten bestürmten.

Einst ging er über Land, da traf er auf dem Felde einen Krüppel, der ihn ebenfalls bei der h. Jungfrau um seine Hilfe bat. Der Ritter neigte sich mitleidig zu dem Bettler nieder und ob er wohl sah, daß derselbe voll Aussatz und Beulen war, hob er ihn doch auf, lud ihn auf seine Schultern und trug ihn in seine Wohnung, wo er ihn in sein eigenes Bett legte, während er selbst sich sein Lager auf der harten Erde zurecht machte. Dann betete er laut sein Nachtgebet, der Bettler betete mit und Beide schliefen ein. Allein kaum hatte der Ritter eine kleine Weile geschlummert, da weckte ihn der Bettler und bat ihn um der h. Jungfrau willen um einen Trunk Wassers, weil er so sehr dürste. Bereitwillig sprang der Ritter auf um das Gewünschte zu holen, allein kaum hatte er sich wieder niedergelegt, so wiederholte der Bettler sein Begehren, und so ging es die ganze Nacht durch, so daß der gute Ritter, der unverdrossen die Befehle des Krüppels erfüllte, erst gegen Morgen in einen tiefen Schlaf sank. Als er erwachte, war er ärgerlich, daß er sich also von der Müdigkeit hatte übermannen lassen und es so seinem Gaste vielleicht an etwas habe mangeln können, allein als er sich nach ihm umschaute, fand er das Bett leer, an seiner Stelle aber gewahrte er ein Crucifix, auf welchem das Bild des Erlösers in wunderbarem Schimmer glänzte. Da wußte der Ritter wohl, wen er beherbergt hatte und wurde freudig im Herzen und bewahrte das Crucifix als eine heilige Gabe.

567. Der Arzt seiner Ehre.

(S. Hennenberger S. 34.)

Ein Ritter aus Sachsen, Hilger von Transee genannt, nahm eine Frau, die im übeln Rufe stand, gegen den Willen seiner Freunde. Dieselbe be-

*) Auf dieser Bibliothek zeigte man sonst auch ein Stück Pfeil, ohngefähr 4½ Finger breit, mit welchem Erasmus von Rizenstein, ein Oberster in einer Feldschlacht am Haupte verwundet worden war. Er hat denselben 14 Jahre im Haupte getragen, dann aber ist er ihm endlich zum Gaumen herausgefallen (s. Berckenmeyer, Cur. Antiquarius S. 895).

zeigte sich aber allzu freundlich gegen den Abt von Dompnaw, Otto von Karpen, so auch von Adel war, weshalb sie oft von ihrem Gemahl hart gestraft ward. Endlich zog sie in Mannskleidern mit dem Abte nach Preußen, wo derselbe erstlich Schulmeister zum Thiergarten, dann ein Hofmann und weil er sich wohl hielt, Verweser zu Friedland auf Natangen ward. Nun zog aber zur Zeit Conrad Walröders des Hochmeisters viel Volk nach Preußen, darunter auch jener Ritter. Der Hochmeister zog nun mit seinen Gästen gen Königsberg, unterwegs aber blieben sie eine Nacht zu Brandenburg, wo man dann Wildpret und allerlei Nahrungsmittel hinschaffen mußte. Da kam auch dieser verlaufene Abt, Otto von Karpen mit Wildpret hingefahren, den erkannte der Ritter und klagte es dem Hochmeister, daß er ihm sein ehelich Weib entführt habe. Der Hochmeister gab ihm Diener mit, ihn zu fangen, die Frau ward auch eilends geholt und gestand es auch, daß ihr der Ritter angetraut sei und daß sie freiwillig ihrem Manne mit dem Abte entlaufen sei. Der Ritter begehrete nun, daß sie deshalb eines bösen Todes sterben sollten, da fragte ihn der Hochmeister, ob er auch gewußt, daß sie sich zuvor schlecht aufgeführt, ehe er sie geehelicht habe. „Ja", sagte er, „das redete man von ihr und ich nahm sie auch wider den Willen meiner ganzen Freundschaft, hoffte aber, sie solle sich bessern." „Deshalb", sagte der Hochmeister, „sollst Du sie selbst richten." Da mußte er sie selbst lebendig begraben und mit Schanden zum Lande hinausziehen.

568. Woher der Name des Glappenbergs bei Königsberg komme?

(S. Hennenberger S. 43.)

In Preußen hat ehedem bei Capurn ein Schloß gelegen, Conowedit genannt. Dies wollte ein gewisser Glappo einem seiner Freunde, Stenow genannt, der ihm zuvor sehr treu gewesen war und viel gedient hatte, zu Gut gewinnen und beschied ihn zu gelegener Zeit dahin. Derselbe Stenow zeigte es aber zu Königsberg dem Komthur an, sie fielen hinaus, fanden den Glappo, stürmten die Burg, erschlugen die Ermländer und nahmen ihren Hauptmann Glappo gefangen. Dann aber führten sie ihn nach Königsberg und hingen ihn vor der Stadt an einem Baume auf einem Berge auf, der davon den Namen bekommen hat und er ist der Glappenberg genannt worden. Dies ist eben der Berg, so nicht weit dem St. Nicolaithor gegenüber liegt. Die Stätte aber hat lange wüste gelegen, ehe sie wieder angebauet ward. Derselbe Berg wird auch der Rollberg genannt, wie etliche meinen, von Rollo dem Herzog der Normandie, der eine Zeit lang, als er dort vertrieben war, hier gewohnt haben soll, aus welcher Zeit man noch Spuren alter Gebäude in der Erde findet. Derselbe Rollo ist aber von hier später wieder nach Hause gefordert worden und wegen seiner vielfältigen Thaten hochgeehrt gewesen. Er hat sich später taufen lassen und den Namen Robertus bekommen.

569. Syrene auf Christburg.

(S. Hennenberger S. 46. Poetisch behandelt v. Ziehnert Bd. I. S. 261 ꝛc.)

Die Stadt Christburg an der Sorge, im Stuhmer Kreise des Regierungsbezirks Marienwerder, ward 1266 von dem Landmeister Heinrich Vida gegründet. Im Jahre 1266 thaten Diwan, ein Kriegsfürst im Bartner Lande, und Linko der Pogesanier Hauptmann einen Raubzug ins Kulmer

Land und wußten die Macht des Ordens listig zu theilen, indem sie, während der Komthur von Christburg, Konrad von Thierberg, sie mit starker Heeresmacht verfolgte, die wichtige Burg Trappeinen belagerten. Sogleich eilten nämlich die Ritter von Christburg mit den Besatzungen der Ordenshäuser Pusilie und Fischau und den Bürgern von Christburg herbei um Trappeinen zu entsetzen, und kamen dahin, als die Preußen eben den Sturm begannen. Dieselben ergriffen jedoch sogleich die Flucht und nun zog das Ordensheer an den Sirgunefluß, lagerte beim Dorfe Poganse und überließ sich sorglos der Ruhe. Dies erfuhren die von Trappeinen verjagten Preußen, sammelten sich bei Marienwerder, gingen bei Nacht über die Sirgune, überfielen das Ordensheer im Schlafe und tödteten zwölf Brüder und fünfhundert Mann. Nun saß aber auf Christburg ein tapferer Preuße, Namens Syrene, gefangen. Der hatte das Christenthum angenommen und seine Landsleute verlassen und war ins Schloß Christburg gekommen, um auf der Seite der Ordensbrüder zu kämpfen. Diese trauten ihm aber nicht und sperrten ihn bei elender Kost in einen Thurm ein. Während nun aber die auf Christburg zurückgebliebenen Ritter von der Niederlage ihrer Brüder keine Ahnung hatten und so sorglos waren, daß sie die Zugbrücke, welche zum großen Thore führte, nicht aufgezogen, auch das Thor selbst offen und unbewacht gelassen hatten, hatten sich die Preußen heimlich bis an das Schloß geschlichen und waren bis in die Vorburg gekommen und schon im Begriff in das Thor zu dringen. Als Syrene durch sein vergittertes Fenster die Feinde erblickt, zerreißt er seine Fesseln, sprengt die Pforte und stürzt sich seinen Landsleuten entgegen. Es gelingt ihm auch mit der Keule, die seine einzige Waffe war, die Eingedrungenen von der Brücke herabzudrängen und muthig verfolgt er sie, da ziehen die endlich durch das Waffengeklirr und das Rufen Syrene's munter gewordenen Ritter hinter ihm die Zugbrücke in die Höhe und überlassen ihn feiger Weise seinen wüthenden Feinden. Er aber um nicht lebendig in ihre Hände zu fallen, springt kühn hinab in den Graben, schwimmt nach dem Thor und es gelingt ihm auch trotz dem Regen der feindlichen Pfeile unversehrt an demselben emporzuklettern. Nun wären aber die Burgbewohner jedenfalls Hungers gestorben, denn die Preußen fingen alle Nahrungsmittel auf, die ihnen zugeführt wurden. Doch speisete sie heimlich Samile, ein Pomesanischer Edelmann aus Pommern nicht weit von Prunschmark, der es heimlich mit den Brüdern, öffentlich aber mit seinen Landsleuten hielt. Dem haben aber Letztere, als sie dahinter kamen, heiß Wasser in den Mund gefüllt und ihn an hellem Feuer gebraten, daß er kaum noch Leben in sich hatte, und so aufs Schloß geschickt.

570. Wie das Schloß Christburg durch Gespenster wüst gemacht worden.

(S. Hennenberger S. 46.)

Auf Christburg war einst Albrecht von Schwarzburg Komthur, der widerrieth allerwegen den Krieg wider die Polen. Als er nun aber dennoch zur Tannenbergischen Schlacht ziehen mußte, und von dem obersten Chorherrn gefragt ward, wem er das Schloß befehlen wolle, sprach er ungeduldig: „Dir und den bösen Geistern!“ Darnach ist es gekommen, daß nach dem Tode des Chorherrn, der aus Schrecken bald darauf gestorben ist, so greuliche Gespenster sich hier eingenistet haben. Wenn die Leute auf dem Schlosse

aßen, fanden sie Blut im Essen und Trinken, sonst aber nirgendswo. Walther von Frauenberg, einen Komthur, fand man an einem großen Baume im Schlosse mit beiden Händen zusammengebunden hängen, also daß man ihn nur mit vieler Noth losmachte. Ein anderes Mal war er auf dem Thurmdache, von wo man ihn nur mit großer Lebensgefahr losbrachte. Desgleichen hat es ihm im Schlafe den Bart angezündet und greulich verbrannt. Darum wollte er auch nicht mehr auf dem Schlosse bleiben und es wurde auch nach ihm kein Komthur wieder eingesetzt. Einmal wollte das Gesinde in den Stall gehen, da wurde es in die Mehlkammer geführt. So ging alles dort verkehrt zu. Oft hat man hier die Wölfe und Hunde so greulich heulen hören, daß Etliche daran gestorben sind. Deswegen ist das schöne Schloß so wüste geworden, daß Niemand mehr darin hat wohnen wollen.

571. Wie es einem Schmied in dem Schlosse ergangen.

(S. Hennenberger S. 47. Temme S. 100 ꝛc.)

Während dieser Zeit ist ein Schmied aus Christburg gen Rom gereist und dann nach andern Orten gewallfahrt, aber durch Krankheit verhindert worden, eher als nach fünf Jahren nach Hause zu kommen, ist also erst ein Jahr nach der Tannenberger Schlacht (1412) zurückgekehrt und hat gehört, wie seine Herren erschlagen seien und es im Schlosse greulich spuke. Um nun zu sehen, ob dies wahr sei oder nicht, geht er Mittags aufs Schloß und sieht gleich auf der ersten Zugbrücke den Hauskomthur Otto Sangerwitz stehen. Er grüßt ihn und spricht: „Werther lieber Herr Gevatter, mir ist Euere Wallfahrt lieb und theuer, und nun sehe ich, daß nicht alle Dinge, so man für Wahrheit ausgiebt, wahr sind, denn man hat mir vielfältig gesagt, daß Ew. Ehren auf dem Kampfplatz erschlagen sein sollten." Darauf antwortete der Hauskomthur: „Ich will Euch auf diese Rede mit Gesichten antworten, kommt mit, fürchtet Euch nicht, redet mit Niemand und thut Niemandem etwas zu Gefallen!" Also kamen sie hinein, da hörten sie vor dem einen Gemache Leute drinnen mit einander kosen, Andere aber fluchen und schelten, bei einem andern Zimmer hörten und sahen sie spielen und dabei fluchen, wieder bei einem andern prassen und Humpen an einander klingen, tanzen und springen, wieder an einer andern Stelle Jungfrauen hineinschleppen, zwingen und überwältigen und was dergleichen Dinge mehr waren. Aus allen Gemächern kamen Brüder heraus, hießen sie zu ihnen hineinkommen und mit ihnen fröhlich sein, aber sie gingen fort und kamen in die Kirche, da stand ein Priester gleichsam die Messe lesend vor dem Altar, die Chorbrüder aber saßen dabei und schliefen. Als sie nun wieder hinabgingen, hörten sie überall heulen, weinen, wehklagen, kreischen, also daß es ihnen nicht anders dünkte, als wären sie in der Hölle. Als sie nun wieder zu der ersten Stelle auf die Zugbrücke kamen, da sagte der Hauskomthur zu dem Schmied: „Alles was Du gesehen hast, ist wahr, und jene werden nun nach Verdienst dort belohnt! Deshalb gehe hin, zeige dem Hochmeister alles an und sage ihm, er solle von dem Vorhaben, so er mit Etlichen beschlossen, abstehen, denn Gottes Gericht ist über uns gekommen und wir werden Andern dienen müssen, und wenn Du ihm das sagen wirst, so wird er Dich tödten, allein wisse, Du hast den Tod schon aus den und den Gründen verdient!" Damit verschwand er wie ein Donnerschlag. Der Schmied kömmt nun am Donnerstag

nach Pfingsten nach Marienburg, findet den Hochmeister auf der Nogatbrücke, bittet um die Erlaubniß mit ihm zu reden, zeigt ihm an, daß er vor vierzehn Tagen von Rom nach Hause gekommen sei und man ihm da dies und jenes von den Ordensherrn und dem Schlosse erzählt habe, er sei also um die Mittagsstunde aus Vorwitz hinaufgegangen, allda habe er Folgendes gesehen und gehört, und er erzählte ihm Alles von Anfang bis zu Ende, und was der Hauskomthur gesagt habe. Darob ward aber der Hochmeister sehr zornig, schämte sich der Offenbarung und sprach zu dem Schmied: „Du Gottvergessener, Du hast dies mit andern Verräthern aus Deinem Kopfe erdacht, um uns zu erschrecken! Weil Du aber selber sagst, Du habest den Tod verdient, so sollst Du ihn auch leiden!" So ließ er ihn über die Brücke in die Nogat werfen und ersäufen.

572. Schatzgräber zu Christburg.

(S. Hennenberger S. 48.)

Das Schloß Christburg ist stets im Geschrei gewesen, daß hier große Schätze liegen sollen. Zur Zeit als Hans von Tiessen noch Hochmeister war, kamen vier Schatzgräber in das Schloß um Schätze zu graben. Sie hatten Bilder und andere geweihte Dinge, Jeder auch eine Stola um den Hals hängen, sie meinten auch, was sie sähen, seien Teufelsgespenster, welche das Graben verhindern wollten. Dies wurden die Bürger gewahr, liefen hinauf, fanden mancherlei aus ihren Kirchen bei ihnen, setzten sie fest und Nicolaus von Bayfen ließ sie hängen.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts kamen abermals solche Gesellen dorthin, sie wollten den Teufel beschwören und verborgene Schätze auch im Meer versenkt hervorholen. Sie mußten aber gutes Essen und Trinken, schöne neue Kleider, Spiegel und wunderliche Schwerter auf sonderliche Zeit mit seltsamen Charakteren gemacht, so aber viel kosten, dazu haben, auch etliche Wochen schönes Wetter, daß es gar nicht regne. Das Wetter konnten sie aber nicht haben, also brachten sie die Leute um vieles Geld, das dabei darauf ging, auf einmal aber waren sie auf und davon.

573. Das fromme Pferd zu Tilsit.

(S. Hennenberger S. 463.)

In Tilsit war ein Bürger lange Jahre nicht zu Gottes Tische gegangen, lebte so wie es die Welt zu thun pflegt, wollte aber gleichwohl einmal gegen die Kirchenordnung Gevatter stehen. Solches wollte ihm der Kirchendiener nicht zugeben, es wäre denn, daß er zuvor das Sacrament des Altars genösse. Deshalb drohte der Bösewicht dem Kirchendiener, er wolle ihn in Stücken hauen, die Hunde sollten sein Blut lecken, wie er denn früher schon einige Morde auf sich geladen hatte. Nun wußte er, daß der Kirchendiener alle Sonntage Amts halber verreisen mußte. Deshalb wartete er an einer gefährlichen Stelle auf ihn, wo auf der einen Seite ein Sumpf mit Erlenbüschen, auf der andern aber Ackerland war. Als er nun von dort den Prediger überfallen wollte, will das Pferd nicht vom Flecke, er sticht es mit seinen Sporen, schlägt es so viel er kann, das Pferd aber geht nicht von seinem Platze und will eher mit ihm ins Gebüsch springen, als bis der Kirchendiener einen andern Seitenweg eingeschlagen hatte. Von dem Augenblick an

aber ließ sich das Pferd wieder fortbringen. Er aber sprach zu ihm: „Was zum Teufel bist du so scheu?“ Hier wäre es dem armen Prediger sehr schlecht gegangen, hätte er nicht als seine ganze Wehr ein kleines Evangelienbüchlein in seinem Stiefel stecken gehabt.

574. Die Seejungfern im Tilsiter Schloßteich.

(Nach Langkusch in d. Unterhalt. d. Literar. Kränzchens in Königsberg 1866 Nr. 14 S. 78.)

Vor langen Jahren soll Tilsit ganz anders ausgesehen haben wie jetzt; namentlich hatte es nicht so schöne Häuser als heut zu Tage. Da trug es sich zu, daß ein Bauerssohn aus der Umgegend zum Soldaten ausgehoben und zum Trommler bestimmt ward. Um sich ungestört zu üben, ging er gewöhnlich hinter einen Busch am Schloßteich. Eines Abends im Hochsommer ging er auch nach seiner Gewohnheit dorthin und sah plötzlich, als er zufällig durch die Gebüsche blickte, drei schöne Mädchen an dieser sonst stets einsamen Stelle baden. Gleichzeitig sah er auch am Ufer ihre Kleider, bestehend aus grünen Gewändern und Schleiern von gleicher Farbe liegen. Er dachte gleich, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen, sprang also auf die Sachen zu, raffte sie zusammen und ging damit ab. Kaum hatten dies die Mädchen gesehen, als sie, die Schönste voran, dem Ufer zuschwammen und flehentlich um Rückgabe ihres Eigenthums baten. Als aber der Soldat davon nichts hören wollte, suchten sie zu handeln und ihn dahin zu bestimmen, daß er ihnen wenigstens die Schleier zurückgeben möge, die andern Kleider könne er behalten. Nun mußte der Schlaue aber, daß diese gerade für die Mädchen den meisten Werth haben müßten, und um sich der Sache zu vergewissern, packte er dieselben in ein Paquet und that als wolle er dasselbe ins Wasser werfen. Als dies die Mädchen sahen, erhoben sie schon ein Freudengeschrei, er aber steckte ganz ruhig das Paquet in seinen Busen. Da wurden die Mädchen ärgerlich, bespritzten ihn mit Wasser und als er ausreißen wollte, hingen sie sich an ihn und umklammerten ihn mit ihren schönen weißen Armen. Jetzt wurde ihm selbst bange, er sprach also: „Laßt mich los und tretet etwas zurück!“ Als sie dies thaten, nahm er erst den einen Schleier, hielt ihn in die Höhe und fragte, wem er gehöre. Als nun die eine sich als Besitzerin meldete, reichte er ihn ihr hin und verfuhr ebenso mit dem zweiten, den dritten aber, der der Schönsten gehörte, behielt er und lieferte ihn seiner Eigenthümerin trotz alles Bittens und Flehens nicht aus. So sprangen denn die beiden andern schnell ins Wasser und tauchten augenblicklich wieder als zwei große weiße Fische auf die Oberfläche des Wassers auf. Zu der dritten aber, von der er natürlich jetzt wußte, daß es eine Wasserfee war, sagte er: „Folge mir nach Hause, Du mußt meine Frau werden!“ Es half nichts, sie mußte in ihrem grünen Kleide, aber ohne Schleier, in das Haus seiner Eltern folgen, die über die Braut, welche sich ihr Sohn ausgesucht hatte, nicht wenig erstaunt waren. Er ließ ihr hier Bauernkleider anziehen, verschloß die grünen Gewänder in eine feste Kiste und ging dann wieder in seinen Dienst. Von diesem Augenblick an aber gedieh seinen Eltern Alles wie nie vorher, die Felder gaben den dreifachen Ertrag, die Kühe milchten wie nie zuvor, und im Hause machte sich die Arbeit von selbst, so daß das väterliche Gut sehr bald das beste im ganzen Dorfe ward. Der Soldat selbst nahm seinen Abschied und die Hochzeit ward bald mit großem Gepränge vollzogen.

So freundlich aber die junge Frau auch gegen Jedermann war, das Schwatzen war nicht ihre Sache, sie saß ganze Nachmittage, wenn sie ihre Arbeit gemacht hatte, einsam im Garten und sang mit wunderlieblicher Stimme Lieder, deren Sprache Niemand verstand, oder sie stand ernsten Blickes am Ufer des Schloßteichs und schaute traurigen Blickes in dessen klaren Spiegel. Nach Verlauf eines Jahres gebar sie ein Kind, und während der Wohlstand der Familie von Tage zu Tage zunahm, wuchs in den folgenden Jahren auch die Zahl der Früchte ihrer Zärtlichkeit, welche sie ihrem Manne schenkte, allein auch ihr Aeußeres, ihre blasse Farbe, und ihr trauriges, verschlossenes, obwohl stets freundliches Wesen blieb sich gleich. Da trug es sich zu, daß der junge Ehemann, der seine schöne Frau wie seinen Augapfel hütete, verreisen mußte. Er übergab seiner Mutter den Schlüssel zu der Kiste, in welche er die Kleider und den Schleier seiner Frau verschlossen hatte und machte es ihr zur heiligen Pflicht, weder irgend Jemandem die Kiste zu öffnen, noch auch selbst einen Blick hineinzuthun. Die junge Frau hatte bald Kenntniß davon bekommen, that also alles Mögliche, was sie ihrer Schwiegermutter nur an den Augen absehen konnte, und da sie auch sonst sich bei derselben sehr beliebt gemacht hatte, so rückte sie endlich mit der, wie es schien, unbedeutenden Bitte heraus, dieselbe möge ihr doch nur noch einmal erlauben sich mit ihren alten Kleidern zu schmücken. Zwar erinnerte sich diese des strengen Befehles ihres Sohnes, allein sie glaubte, es könne ja doch nicht viel auf sich haben, wenn sie ihrer Schwiegertochter diesen kleinen Wunsch gewähre, schloß auf und packte die Sachen aus. Hastig und unter lauten Freudenrufen kleidete sich die junge Frau an, warf den Schleier über, ein blendendes Licht durchflog das Zimmer, so daß die alte Frau die Augen schließen mußte, und als sie sie wieder öffnete, war ihre Schwiegertochter verschwunden. Thränen und Wehklagen erfüllten nun das Haus, der rückkehrende Sohn war untröstlich, die alte Mutter siechte vor Kummer dahin, nur die Kinder trockneten bald ihre Thränen, vergaßen ihre schöne Mutter und spielten wie früher mit einander im Garten. Am liebsten verweilten sie jedoch in der Nähe des Schloßteiches und bald fingen sie an, in einer Allen unbekannten Sprache seelenvolle Lieder zu singen. Den Leuten war es freilich ein Räthsel, wo die Kinder ihre Kenntnisse her hatten, allein ihr Vater wußte recht gut, daß ihre Mutter heimlich ihre Hand über ihre Lieblinge halten werde. Er hat sich nie wieder verheirathet und starb in hoher Achtung bei seinen Nachbarn und großem Wohlstande hochbejahrt, aber heiter ist er seit dem Verlust seiner Gattin niemals wieder gewesen.

575. Slomspetters.

(Nach Langkusch a. a. O. S. 77.)

Am Algawischker Teiche im Kreise Niederung konnte in alten Zeiten Niemand vorbeigehen, ohne mit Wasser und Schlamm bespritzt, ja auch oft mit lebenden Fischen beworfen zu werden. Man wußte aber nie, wer diesen Schabernack ausführte. Ein in der Nähe wohnender Wirth, der eines Tages auch vorbeiging und wie gewöhnlich mit Wasser begossen wurde, faßte sich endlich ein Herz und sprach: „Wer ist da?“ „Ich“, antwortete es aus dem Teiche. „Wer bist Du?“ „Der Wassermann!“ „Wie heißt Du?“ „Slomspetters!“ „Nun Slomspetters, was sind das für Streiche, weswegen läßt

Du die Leute, die hier vorbeigehen, nicht in Ruhe?" „Aus langer Weile. Ladet mich zu Euern Gastereien ein, und ich halte Frieden!" „Das soll geschehen, aber Du mußt uns dann auch gehen lassen." „Sicher, haltet Ihr nur Euer Wort!"

Des Wirths Abenteuer ward bald in der Gegend ruchbar und Jedermann war gespannt, den Wassermann kennen zu lernen. Nun wollte ein Nachbar einen Kindtaufschmaus geben und ging an den Teich. „Slomspetters!" rief er. „Ja!" „Morgen feiere ich Kindtaufe und lade Dich zu Gast!" „Schön, ich werde kommen!" Am andern Tage, nachdem die kirchliche Handlung vorüber war, in der Dämmerstunde trat ein etwas seemännisch, aber fein gekleideter, breitschultriger, brauner Mann mit einem großen Korbe voll lebender Fische am Arme ins Haus des Kindtaufsvaters. „Hier ist mein Pathengeschenk", sagte er. Dann wandte er sich zu dem Säugling, sah ihn lange an, küßte ihn zärtlich auf die Stirne und sprach: „Jüngelchen ein Fischer sollst Du werden, wie wenige. Immer viel Fische, viel Fische im Netz!" Und nun ging er zu der übrigen Gesellschaft. Seine Späße waren zwar etwas derb, aber voll sprudelnder Laune, und wer nicht wußte, daß er der Wassermann Slomspetters war, hielt ihn ganz gewiß für einen lustigen Steuermann. Lange war in der ganzen Gegend keine so fidele Kindtaufe gewesen.

Viele Jahre hindurch hat nun Slomspetters bei allen Hochzeiten und Kindtaufen als der unvermeidliche Gast mit figurirt, hat nie ein Fest verdorben, und Niemanden seit jener Stunde mehr zum Besten gehabt, aber eines Tages, als er wieder eingeladen ward, antwortete er nicht, kam auch nicht zum Feste und seit diesem Tage ist alles Rufen nach ihm vergebens gewesen und obwohl der Algawischker Teich heute noch seine Wellen kräuselt, von Slomspetters hört man nichts mehr und gesehen hat ihn auch seit jenem Tage Niemand.

576. Gestohlene Hostie verräth sich selbst.

(S. Hennenberger S. 62.)

Im Jahre 1400 brach einer in die Kirche zu Conradswalde und stahl aus dem Sacrarium ein silbernes Büchslein mit zwei gesegneten Hostien für die Kranken. Am Abend geht er nach Marienburg in das gemeine Mummenhaus um darin Unzucht zu treiben, da sieht das Weib, mit der er zu thun hat, in der finstern Kammer ein Licht über ihm und ein anderes im Busen brennen, so daß sie erschrickt und überlaut Zeter, Zeter schreit. Nun ist dies aber in Preußen eine große Sache gewesen, wenn einer Zeter schrie. Es geht aber in der Minute die Wache vorbei, die hört es und kommt schnell herein, der Dieb aber springt durch ein Fenster, läuft die Länge über die Gasse, wirft das Büchslein in einen Rinnstein, daß es unter eine Treppe kollert, das eine Licht brennt aber immer noch darüber und ein zweites über dem Thäter. Er wird gefangen, bekennt Alles, wird eingeführt und schon am nächsten Morgen gerädert. Dies kam in der Nacht vor den Hochmeister Conrad von Jungingen, er kommt mit der Geistlichkeit, hebt das Büchslein auf und trägt es in die Kirche. Der Pfarrherr von Conradswalde aber wollte die gesegneten Hostien wieder haben, der von Marienburg indeß wollte sie ihm nicht verabfolgen lassen. Da sprach das Gericht sie dem von Conradswalde zu. Damit wollte der andere

aber nicht zufrieden sein, appellirte also gen Rom und so zankten sich Beide blos aus Geiz darum, denn es geschahen viele Zeichen dabei, was den Pfaffen viel Geld einbrachte. Der Hochmeister aber entschied sehr fein, ließ Messe lesen und die Hostien dabei consumiren, das Büchslein aber schickte er gen Conradswalde und dort mußte es bleiben.

577. Sonntagsschänder bestraft.

(S. Hennenberger S. 63.)

Im Kirchspiel Crupißke ist ein Bauer gewesen, der hatte an einem Sonnabend als Talik (eine Arbeit nicht um Lohn, sondern um Essen und Trinken), das Holz von einem ausgeredeten Acker abzuräumen. Weil sie es aber am Sonnabend nicht Alles haben entscheiden können und noch Bier vorhanden gewesen ist, denn die Leute dort lassen nicht gern nach, so lange noch ein Tropfen Bieres vorhanden ist, so bittet sie der Bauer am andern Morgen, das war ein Sonntag, das Uebrige völlig abzuräumen. Während dem kamen schwarze Wolken und Donner und der Blitz erschlägt den Wirth mit zweien seiner Kumpane. Das heißt am Sonntag nicht zur Kirche gehen.

578. Mord kömmt wunderbar an den Tag.

(S. Hennenberger S. 109.)

Im Jahre 1557 war zu Dompnaw ein alter Hirt, Stasius genannt, der ging barhaupt, ganz krumm wie ein Gerippe, denn er war, wie er selbst sagte, weit über hundert Jahre alt. Der gab vor, er sei ein Wehrwolf, wer ihn erzürne, dessen Vieh thue er Schaden, darum ihn die Preußen sehr fürchteten. Er hatte aber im Städtlein beiderlei Hutung, seine Töchter hüteten das kleine Vieh, ein Sohn, ein starker junger Kerl aber hütete mit einer Dienstmagd das Rindvieh. Nun kömmt der alte Vater Stasius im Frühjahr zu ihnen in den Wald, und findet die Dienstmagd heftig heulen und weinen. Er fragt sie, was ihr fehle, sie aber klagt, daß sie sein Sohn mit Gewalt geschändet habe. Darüber erschrickt er sehr und spricht: „Du wirst mir meinen Sohn um seinen Hals bringen!“ und haut der Magd mit einem kleinen Beile den Hals halb durch. Als solches der Sohn sieht, hilft er seinem Vater und so hauen sie ihr den Kopf völlig ab und werfen ihn in einen Bruch, der voller Wasser war, und bedecken ihn mit einem großen Haufen Strauchwerk. Nun blieb Alles hierüber ganz still bis auf den Tag des h. Laurentius, denn Niemand hatte Acht auf die Magd, denn sie war fremd und dazu hatte sie einen kranken Arm, so daß sie zur Arbeit untauglich war. Nun hatte im Augustmonat ein Bürger Dohnen gelegt um Haselhühner zu fangen, geht mit einem Hunde hinaus auf den Strich, da bringt der Hund einen Menschenkopf aus dem Sumpfe, der nun ganz ausgetrocknet war. Jener erschrickt, zeigt es in der Stadt an und wird es dort am Abend schon lautbar, der alte Hirt aber zieht ein buntes Kleid an und macht sich davon. Am andern Tage reiten Etliche aus dem Rath mit dem Gerichte hinaus, finden den Kopf und auch den Leib unter dem Strauchwerk, können aber die Person nicht erkennen, wissen auch nicht, ob es eine Magd oder Weib ist, bis sie ein Kränzlein bei ihr finden. Indeß kömmt der Schloßhirt mit seinem Vieh herzugetrieben, erkennt das Kränzlein, welches seine Tochter der Stadthirtenmagd zu Ostern gemacht hatte, und besinnt sich, daß

dieſe hinweggekommen war, Niemand wußte wohin, was auch den Bürgern nachher einfiel, ſo daß ſie ſich der Magd erinnerten. Deshalb macht ſich einer im Rathe, Peter Klette genannt, mit dem Stadtknecht nach Dompnaw zu auf den Weg, findet des Hirten Sohn gerade nach Mittag wieder ſein Vieh austreiben und fragt ihn, wo ſie im Vorjahr die Magd gelaſſen hätten. Er ſagt, ſie ſei nach der Stadt Königsberg gegangen um ihren Arm heilen zu laſſen. Der aber läßt ihn flugs ins Gefängniß einlegen und befiehlt ihm, er ſolle die Magd wieder herbeiſchaffen. Der Thäter trotzt ihm aber heftig und ſagt, man ſolle nur zuſehen, was man thue. Der Alte indeſſen ſchweift umher, läßt ſich aus, er wolle die Stadt in den Grund brennen, deshalb ſucht man ihn an allen Orten, bis man ihn endlich in einer Entfernung von vier Meilen findet und gen Dompnaw bringt. Der Junge bekennt in der Marter auf ſeinen Vater und auch noch einen zweiten Todſchlag, der Alte aber wollte erſt in der Marter nichts bekennen, bis man ſie endlich Beide nochmals auf die Folter brachte. Da bekannte er auch und ſo wurden ſie Beide am 16. Auguſt aufs Rad geſchlagen. Alſo mußte es offenbar werden, denn es wird nichts ſo klein geſponnen, es kömmt doch endlich an die Sonnen.

579. Der Teufel holt einen Betrüger.

(S. Hennenberger S. 111.)

Im Dorfe Preuſchwilten, welches zum Kirchſpiele Dompnaw gehört, war ein Bauer, der ſehr gottlos lebte. Von dem ſagte man, daß er, wenn er irgendwo Gevatter geſtanden, hölzerne runde und dreigeſchnittene Pathenpfennige ſtatt ſilbernen eingebunden habe. Auf einmal war er verſchwunden. Da hieß es, der Teufel habe ihn hinweggeführt und richtig fand man ihn nach einigen Tagen bis an die Arme in einem Sumpfe ſteckend todt.

580. Eine Teufelsbuhlin erſäuft ſich ſelbſt.

(S. Hennenberger S. 117.)

Im Jahre 1551 iſt zu Dompnaw eine Gärtnerin geweſen, die iſt am Morgen früh von ihrem Manne aufgeſtanden, hat ſich angezogen und ihrem Manne gute Nacht gewünſcht. Da iſt der Mann auch aufgeſtanden um nachzuſehen, wo ſie hingegangen ſei, ſie aber war ſchon weg, und wohin, das konnte er nicht erfahren. Er ſuchte ſie zwar allenthalben, konnte ſie jedoch nirgends finden und ſo zog er denn nach Neſſel zu einer Wahrſagerin, wie ſie die Gottloſen nannten, ſo von Adel war und fragte ſie nach ſeinem Weibe. Die aber ſagte, ob er nicht wiſſe wie es um ſein Weib ſtehe, wie ſie ſich verhalten und mit dem Teufel gebuhlt und wie dieſer ſie um Weihnachten am Abend um den Ring und das Rathhaus geführt habe, er ſolle nur ruhig nach Hauſe gehen, ſie ſei ſchon gefunden. So war es auch, ſie hatte ſich in dem Unterteiche, nicht weit vom Lande erſäuft und war darin auf den Knieen ſitzend todt gefunden worden.

581. Ein Schwarzkünſtler bekömmt zur Strafe Geſchwulſt.

(S. Hennenberger S. 127.)

Im Jahre 1579 hat ſich ein Schwarzkünſtler, mit Namen Kilian Schmidt, mit noch zwei andern in den Eichwald vor Elbing gelegen begeben und dort

vom Satan Schätze haben wollen. Den hat aber Gott wegen des mit seinem heiligen Namen getriebenen Mißbrauchs gestraft, denn der Satan hat sich in die Gestalt eines großen greulichen Bären verwandelt, sich auf einen Baum gesetzt und wie ein Hahn gekräht, dann aber mit menschlicher Stimme gesungen und den Schwarzkünstler mit großen bösen Geschwülsten über seinen ganzen Leib überschüttet, so daß man ihn krank von dem Orte hat wegführen und er fünf Wochen hat krank liegen müssen, ehe die Geschwülste vergangen sind.

582. Wie der Teufel kein weißes Pferd leiden wollte.

(S. Hennenberger S. 137.)

Es wohnte vor langen Jahren zu Geilgarben, was auf Deutsch Weissenberg heißt, ein edler Preuße, Namens Drogo, der mit dem deutschen Orden sehr gut stand, wie es aber bei den Leuten seines Volkes Gewohnheit ist, wollte er weder ein weißes Roß reiten, noch ein solches auf seinen Gütern leiden, denn sie pflegten dieselben entweder ihren Göttern zu opfern, oder wo sie dies nicht thaten, brachten sie sie wenigstens um. Nun wollte ihm dies Bruder Dietrich Vogt von Samland ausreden, kam also zu ihm auf einem weißen Pferde geritten, Drogo aber schwieg dazu, ob es ihm gleich nicht gefiel. Am Morgen fand man jedoch das weiße Pferd todt. Drogo schenkte dem Vogt sofort ein anderes Pferd und bat ihn, wenn er wieder zu ihm komme, kein weißes Pferd mitzubringen, denn seine allmächtigen Götter könnten dasselbe nicht leiden. Der Vogt kam aber gleichwohl auch ein zweites Mal auf einem weißen Pferde an und es geschah ihm wie zuvor. Er kam aber auch noch ein drittes Mal, ließ jedoch das weiße Pferd diesmal über Nacht gesattelt stehen und ein Crucifix am Sattel desselben hängen und am Morgen fand man das Pferd frisch und gesund. Als sich nun aber Drogo verwunderte, wie seine allmächtigen Götter das Pferd nicht hätten umbringen können, da belehrte ihn der Vogt, daß er einen weit stärkeren Gott habe, denn, obwohl nur sein Bild an dem Pferde gehangen, hätten doch seine Götter ihm nichts anhaben können. Diesen Gott wollte nun aber Drogo auch gern kennen lernen, deshalb gab ihm der Vogt einen Mann, der ihn den Christenglauben lehrte, und dadurch ward jener ein Christ. Der Schloßberg ist noch im Dorfe zu sehen.

583. Ostertags-Arbeit wird bestraft.

(S. Hennenberger S. 139.)

Im Jahre 1573 war zu Georgenburg wohl in die dreizehn Wochen keine Predigt gehalten worden. Endlich ist den Einwohnern allda angezeigt worden, daß sich auf den nächsten Ostertag hier ein neuer Prediger einfinden werde, es solle also ein Jeder zur Kirche kommen. Nun war aber ein Bienenvater daselbst, der an seinen Beutten oder Bienenstöcken im Walde durch Marder Schaden erlitten hatte. Der ging mit seinem Steigzeuge dahin um die Beutten zu vermachen, damit die Marder nicht mehr hineinkönnten, stieg wirklich am Ostertage mit seinem Steigzeuge hinauf, als er aber oben war, da erstarrten ihm die Hände und er ward stumm, dergestalt, daß er kein Wort reden konnte, kam mit Mühe herab und zu Hause, und lag hier

lahm an den Händen und verkrümmt an den Armen bis in den dritten Tag, da bekam er die Sprache wieder, er bekannte Alles, wie es ihm widerfahren sei, und ſtarb bald darauf.

584. Heiligenbeil und ſein Name.

(S. Hennenberger S. 156. Temme S. 35 ꝛc. Hartknoch S. 163. Poetiſch behandelt v. Ziehnert Bd. II. S. 186 ꝛc.)

Die Stadt Heiligenbeil hat ehedem Swantomes geheißen, was Heiligenſtätte bedeutet. Nach Einigen käme der Name daher, daß das Beil, womit der h. Adalbert auf Samland zerhauen worden, über das Haff geſchwommen und hier gelandet ſei. Nach einer andern Erzählung rührt aber der Name von folgender Urſache her.

Hier, wo jetzt die Stadt liegt, iſt nämlich vor Alters von den Preußen ihr ſechſter Gott, den ſie von den Maſuren bekommen haben und der für einen Gott des Eſſens und Trinkens gehalten wird und in einer Eiche daſelbſt ſeinen Sitz hatte, verehrt worden, man hat ihm hier ein heiliges Feuer angezündet, auch allerlei erſtes ausgedroſchnes Getreide oder Mehl, wie auch Honig, Milch und was ſonſt zum Eſſen dient, die Erſtlinge davon dem Gorcho geopfert und angebrannt. Auch die erſten Fiſche ſo man gefangen, ſind allerdings nicht blos hier, ſondern wo irgends große Steine bei den Fiſchereien waren, ihm zu Ehren verbrannt worden. Dieſe Eiche, die ſo groß war wie die zu Romove, war Sommer und Winter hindurch grün. Sein Bildniß, welches an der Eiche am Fuße angebracht war, ward alle Jahre zerbrochen und nach vollbrachter Ernte wieder neu gemacht. Um nun ſolche teufeliſche Abgötterei abzuſchaffen hat Anſelmus, der erſte Biſchof auf Ermeland, einem befohlen, die Eiche, darin der Götze angeblich wohnen ſollte, umzuhauen. Dem iſt aber das Beil abgeſprungen und hat ihn ſelbſt tödtlich verwundet, was die Preußen für eine große Strafe ihrer Götter und für ein Wunderzeichen gehalten haben. Da hat der Biſchof das Beil ſelbſt genommen und hinein gehauen und dann den Baum ganz und gar in Brand geſteckt, das Beil aber ſollen die Preußen bekommen und für heilig gehalten haben, und davon der Stadt der Name gekommen ſein. Von dieſem Beile, das lange noch in der Kirche daſelbſt aufbewahrt worden iſt, rührt auch das Wappen der Stadt, ein Beil, her.

Im Jahre 1571 ſind hier acht Weiber, darunter die Bürgermeiſterin ſelbſt, der Weydelei (Zauberei) wegen verbrannt worden.

585. Der Name Heyligwald.

(S. Hennenberger S. 157.)

Heyligwald iſt ein kleines Wäldchen in Samaiten, hart an der Preußiſchen Grenze, darin ſtanden ſchöne hohe Birken, darunter auch Kattich oder Wachholderbeerholz*) wächſt, welches Holz die Samaiten noch jetzt für heilig

*) Hierüber berichtet J. Loccenius (Lib. I. Antiq. Sueo-Goth. c. 3) aus ſeiner eigenen Zeit Folgendes: „Vor ſieben Jahren wollte ein Knecht in dem Kirchſpiele Oſterhamningen in Südermannland in Schweden nahe bei dem Gute Wendelsö für ſeinen Herrn einen Wachholderbaum, der auf einem luſtigen und runden Platz mit Bäumen verſchiedener Art umgeben war, und ſeine Aeſte ſchön ausbreitete, zum häuslichen Bedarf umhauen, da iſt auf einmal eine Stimme gehört worden: „Haue den Wachholderbaum nicht um.“

halten. Hier durfte man sonst nichts abhauen, damit die Götter, die darin wohnten, nicht verletzt würden, und dies geschah auch dann noch, als die Samaiten längst Christen waren.

586. Milch zu verschütten ist Sünde.

(S. Hennenberger S. 163.)

Zu Jorgenaw, wo vor Zeiten bei einem kleinen hölzernen Marienbilde, das allerdings später in das Kloster zur h. Dreifaltigkeit kam, großer Ablaß gewesen ist, ist einmal ein frommer Bauer gewesen, Namens Märten Lemke, der übrigens Kirchvater und ein wohlhabender Mann war, der hat sich doch einmal versehen und sich toll und voll getrunken und in der Trunkenheit einen Topf voll Milch, doch nicht mit Fleiß, umgeschüttet, das hat ihm der Teufel hoch aufgemutzt und eine grausame Sünde daraus gemacht, denn er habe Gottes theure Gaben, deren er nicht würdig gewesen, schändlich zu nichte gemacht, darum müsse er auf ewig verloren sein, also daß man ihn nicht hat trösten können.

587. Das Denkmal bei Angerburg.

(S. Hennenberger S. 166. Königsberger Wöchentl. Nachr. 1744 Nr. 48. 1748 Nr. 49. Preuß. Archiv 1791 S. 379. Vinc. Barfus. Vera historia de calamitoso et horrendo quatuor personarum interitu fœroribus diabolicis e medio sublatarum. Dant. 1593 in 4°.)

Zu Reelen oder Kehl am Mauersee, eine halbe Meile von Angerburg am See gelegen, haben im Jahre 1564 vier Personen, so zuvor mit einander verdächtig gewesen, am Unschuldigen Kindleintag Branntwein in großer Masse getrunken, wie dies solche gemeine Leute an heiligen Festtagen gemeiniglich zu thun pflegen, und sich dann in ein kleines Häuschen, wie es die Polen haben, so von Holz viereckig gesetzt war und ein einfallendes Schloß hatte, und der einen Magd Bruder, der ein Schmied daselbst war, gehörte, heimlich eingeschlossen und den Schlüssel mit hineingenommen um darin zusammen Unfug zu treiben. Der Teufel aber hat nicht lange gesäumt, und zwei Personen, so in einem Winkel ihr Wesen getrieben, erstlich die Hälse ab- und umgedreht; diese haben Paul und Gertrud geheißen. Als aber die andern zwei, so Benedict und Rosa geheißen, und ganz nahe bei diesen der Thür gegenüber neben einer Biertonne sich befunden, solches gesehen, hat der Benedict zur Thüre hinausgewollt, der Teufel aber hat ihn zurückgezogen, daß die Haut von der Hand am Schlosse kleben geblieben ist, und hat ihm dann den Hals entzweigebrochen. Der Rosa aber hat er nicht allein den Hals entzweigebrochen, sondern er hat ihr auch den ganzen Leib verbrannt, von den Beinen bis an die Brust, so daß kein Fleisch noch Eingeweide geblieben ist, das Fett von ihr (denn sie ist eine völlige Magd gewesen) ist in die Erde hineingeflossen, daß, da man doch Knie tief gegraben, gleichwohl das Ende desselben nicht hat finden können, es hat aber so grausam gestunken, daß man es nicht genug beschreiben kann. Dies ist an einem Donnerstag

Der Knecht meinte, einer seiner Kameraden habe die Worte aus Scherz gesprochen, sah sich allenthalben um und da er nichts sah, machte er sich wieder an den Baum. Als er aber die Axt aufhob und eben zuhauen wollte, hörte er dieselbe Stimme rufen: „Ich sage Dir, haue den Wachholderbaum nicht um!“ Da erschrak der Knecht sehr, ließ den Baum stehen und hieb dagegen andere herumstehende Wachholderstauden ohne irgend ein Hinderniß um.

geschehen und man hat nicht gewußt, wo sie geblieben sind, Etliche haben deshalb gemeint, sie wären zusammen davongelaufen, allein die Raben und Krähen, die dort herumgeflogen sind, haben so gräßlich geschrieen, daß man auf die Vermuthung gekommen ist, es müsse hier nicht mit rechten Dingen zugehen. Am Sonntag darauf haben nun aber die Brüder der beiden Mägde gern von dem Bier trinken wollen und nachdem sie den Schlüssel zu dem Häuschen lange vergeblich gesucht, haben sie die Thüre endlich mit einem langen Baume aufgesprengt, wie sie diese aber dort liegen gesehen haben, ist ihnen ein heftiges Grausen angekommen und sie sind mit großem Geschrei, Furcht und Zittern davongelaufen. Der Teufel hat ihnen aber eine Paudel nachgeworfen, hat aber keinen getroffen, sondern der Wurf ist über den Zaun weggegangen. Diese Begebenheit ist nun aber nicht allein im Dorfe, sondern auch zu Angerburg und an andern Oertern mehr bekannt geworden und es ist viel Volk dorthin zusammengeströmt, um diese erschrecklichen Körper zu sehen, denen die Hälse ganz entzwei gewesen sind, also daß sie nur ein wenig noch mit der Haut zusammengehangen haben, die Rosa aber ist so verbrannt gewesen, daß man sie mit einem Bettlaken hat aufheben müssen, um sie mit den andern Körpern in einem Bruch zu vergraben. Es sind aber hernach viele Leute, auch vom Adel dorthin gereist, um den Ort zu besehen, und dies hat die Bauern sehr verdrossen. Deshalb haben sie das Häuschen weghaben wollen, es unten vom Boden losgemacht und große Bäume untergelegt, allein sie haben es nicht von der Stelle bewegen können. Da ist ihnen eine solche Furcht angekommen, daß sie die Bäume haben liegen lassen und diese haben neun Jahre nachher noch dagelegen. Man hat aber zum ewigen Gedächtniß an dieses schreckliche Exempel auf der Landstraße, die nicht weit vor diesem Dorfe vorbeigeht, ein Denkmal oder Gebäude errichten lassen, viereckig und darauf hat man in vier Sprachen, Lateinisch, Deutsch, Litthauisch und Polnisch, kürzlich diese erschreckliche Historie angeschrieben, auf daß sich ein Jeder vor dieser Sünde, so in diesem Lande gemein ist, hüten möge. So oft die Mauer einstürzt, wird aber die Dorfschaft durch klägliches Winseln und Heulen an jener Stelle aufgefordert, die Säule wieder in Stand zu setzen.

588. Gehängte Diebe bitten einen Edelmann, der sie eingeladen, wieder zu Gaste.

(S. Hennenberger S. 254.)

Es war einmal zu Leunenburg ein sehr geschickter Dieb, der jedes Pferd zu stehlen wußte, so vorsichtig auch sein Besitzer sein mochte. Nun hatte dort ein Dorfpfarrer ein schönes Pferd, das hatte er an den Fischer zu Angerburg verkauft, aber noch nicht abgeliefert. Da wettete der Dieb, dies wolle er noch stehlen und dann aufhören, der Pfarrer aber erfuhr es und ließ es so gut verwahren und verschließen, daß Niemand dazu konnte. Als aber der Pfarrer mit dem Pferde in die Stadt ritt, kam der Dieb auch in Bettlerkleidern, an zwei Krücken in die Herberge und bettelte da. Als er nun merkte, daß der Pfarrer schier aufbrechen wollte, machte er sich zuvor hinaus aufs Feld, warf die Krücken auf einen Baum, legte sich darunter und wartete auf den Pfarrer. Dieser kömmt auch nachher hier, wohl bezecht, vorüber, findet den Mann da liegen und sagt: „Bruder, auf, auf, es kömmt die Nacht, mache daß Du zu Leuten kömmst, es möchten Dich die Wölfe

zerreißen!" Der Dieb aber antwortete: „Ach lieber Herr, es waren eben ein Paar böse Buben hier, die haben mir meine Krücken da auf den Baum geworfen, nun muß ich hier verderben und sterben, denn ohne Krücken kann ich nirgends hin!" Der Pfarrer aber erbarmte sich seiner, sprang vom Pferde, gab dem Schalk solches mit dem Zügel zu halten, zog seinen polnischen Reitrock aus, legte ihn aufs Pferd und stieg auf den Baum um die Krücken herunterzuholen. Indeß springt jener auf das Pferd, zieht des Pfarrers Rock an und läßt ihn zu Fuße nach Hause gehen. Dies kommt vor den Pfleger, er bekömmt den Dieb in seine Gewalt und läßt ihn an den Galgen hängen. Nun wußte aber Jeder von dessen List und Behendigkeit zu erzählen. So ritten denn einstmals an einem Abend etliche Edelleute, die wohl bezecht waren, an dem Galgen vorüber, unterhielten sich von seiner Behendigkeit und lachten untereinander. Unter ihnen war aber einer, ein verfoffener, wüster und spöttischer Mensch, der sagte: „O Du behender und kluger Dieb, Du mußt ja viel wissen, komme auf den Donnerstag mit Deinen Gesellen zu mir zu Gaste und lehre mich auch Deine Listen." Da lachten die Andern auch und redeten den ganzen Weg über von seiner Behendigkeit. Am Donnerstag, als der Edelmann die Nacht über tüchtig gezecht hatte, lag er lange schlafend im Bette, da kommen die Diebe Glocke neun des Morgens in den Hof mit ihren Ketten, gehen zu der Hausfrau, grüßen sie und sagen, wie sie der Junker zu Gaste gebeten, sie solle ihn aufwecken. Sie erschrickt aber gar sehr darüber, geht zu dem Junker vor sein Bett und sagt: „Ach, ich habe Euch längst gesagt, Ihr würdet mit Euerem Saufen und spöttischen Reden Schande einlegen, stehet auf und empfanget Euere Gäste!" und dabei erzählt sie ihm, was sie in der Stube gesagt hätten. Er erschrickt, steht auf, heißt sie willkommen und fordert sie auf, sie sollten sich setzen, läßt Essen auftragen, so viel er in der Eile vermag, und dies verschwindet auch alles. Unterdessen sagt der Edelmann zu dem gerichteten Pferdediebe: „Lieber, es ist über Deine Behendigkeit viel gelacht worden, obwohl es mir jetzund nicht mehr lächerlich ist, doch wundert es mich, wie Du so behend gewesen bist, da Du doch ein so grober Mensch zu sein scheinst?" Der antwortet ihm: „Der Satan, wenn er sieht, daß ein Mensch Gottes Wort verläßt, kann er einen leichtlich behend machen, sintemal die Wahrheit ist, daß die Kinder der Welt witziger sind in ihren Geschäften als die Kinder des Lichts." Der Edelmann fragt dann noch andere Dinge mehr, darauf jener auch antwortet, bis die Mahlzeit beendigt war. Da standen sie alle auf, dankten ihm für seinen guten Willen und sprachen weiter: „So bitten wir Euch auch aus dem heimlichen Gerichte Gottes an das Holz, da wir um unserer Missethat willen von der Welt getödtet worden sind, und da sollt Ihr mit uns aufnehmen das Gericht zeitlicher Schmach, und dies soll sein heute über vier Wochen!" und damit schieden sie von ihm. Darüber erschrak er sehr, ward sehr betrübt und sagte es vielen Leuten, der eine sagte dies, der andere aber das dazu. Er tröstete sich aber darüber, daß er Niemandem etwas genommen, und daß solcher Tag auf aller Heiligen Tag fiel, an welchem um des Festes willen man nicht zu richten pflegt. Doch blieb er zu Hause, lud stets Gäste zu sich, ob etwas geschehe, daß er ein Zeugniß hätte. Nun war aber damals große Räuberei im Lande, sonderlich die Reiter Greger Maternens, des Feindes der Stadt Danzig (um 1495), von welchen einer den Hauskomthur,

Bruder Eberhard von Empten erstochen hatte. Deshalb bekam der Komthur Befehl, wo solche Reiter oder seine Gesellen zu finden wären, da solle man sie fangen und richten ohne alle Umstände. Nun ward der Mörder ausgekundschaftet und der Komthur eilte ihm mit den Seinigen nach und weil jenes Edelmannes letzter Tag da war und noch dazu Allerheiligentag, dachte er, er sei nun frei. Er wollte sich also einmal gegen Abend nach dem langen Sitzen etwas erlustiren, ritt in das Feld hinaus, indeß wird seiner des Komthurs Volk gewahr, es däucht sie, es sei des Mörders Pferd und Kleid, sie reiten also flugs auf ihn zu, er stellt sich zur Wehre und ersticht einen jungen Edelmann, des Komthurs Freund. Deshalb wird er gefangen genommen, sie tragen ihn nach Leunenburg, geben einem Litthauer Geld und dieser hängt ihn zu seinen Gästen an den Galgen, und es hilft ihm nichts, daß er sagte, er käme aus dem heimlichen Gericht Gottes, sondern mußte hören: „Fort mit ihm, ehe Andere kommen und sich seiner annehmen, denn er will sich nur ausreden!" und so kam er richtig an dem bestimmten Tage um.

589. Kirchenräuber geht als Gespenst um.

(S. Hennenberger S. 265.)

Zu Mannßfeld, einem Dorfe in Preußen, von dem blos noch der Name übrig ist, hat einmal ein Kirchenvater der Kirche an Geld, Silberwerk und andern Gegenständen viel entwendet und dann hat man nach seinem Tode an vielen Orten seinen Geist gesehen. Als sein Weib gestorben, ist sie über das Dorf nach dem Hagewald gefahren und erbärmlich, gleichsam als wenn es ihre Stimme wäre, geschrieen: „Wo soll ich nun bleiben?" Dasselbe Kirchengut ist aber überall, wo es hingekommen ist, vom Feuer verzehrt worden, hat aber Haus und Hof dabei mitgenommen und zwar nicht allein an einem Orte, nirgends ist Segen dabei gewesen. Als an einem Orte das Haus weggebrannt war, suchte man die gegossenen Spangen und Börtlein, aus solchem Gute erzeuget, heraus und da hat man nicht mehr als eine, aber so schön, als ob sie gar nicht im Feuer gewesen, gefunden, die andern hat man aber auch nicht einmal geschmolzen in der Erde finden können. Von den gestohlenen Orgelröhren ist eine schöne zinnerne Schüssel von einem Kannengießer eingewechselt und als Gevatterstritzel verschenkt im Feuer verzehrt worden.

590. Gotteslästerer bestraft.

(S. Hennenberger S. 205.)

Ein Schneider zu Mannßfeld hat einen Hund gehabt, den hat er Gottes Marter genannt. Dies hat unser Gott also gestraft, daß der Donner ihm in das Haus geschlagen und Alles verbrannt hat. Es ist dies aber ein so schreckliches Feuer geworden, daß Jedermann das Seinige ausgeräumt hat, denn man hat geglaubt, die Häuser der Stadt seien unmöglich zu retten, denn das Feuer ist haufenweise auf die Dächer geflogen, doch hat unser Herrgott den andern Häusern mit einem mächtigen Regen geholfen. Der Hund ist aber von Stund an nicht mehr gesehen worden und man hat dafür gehalten, den Hund habe der Donner erschlagen und er sei mit dem ganzen Hause verbrannt worden.

591. Wie einer fremdes Gut in seinem Hause hatte und es einem geizigen Pfaffen wiederbrachte.

(S. Hennenberger S. 476.)

In Preußen ist im großen Kriege ein Schiffer außer Landes gewesen und als er nach Beendigung desselben nach Danzig nach Hause kam, findet er sein Weib in Wochen liegen, was ihn sehr verdroß. Die Frau mußte nun bekennen, wo sie das Kind her habe, sie klagte, es sei ihr sehr schlecht gegangen, sie habe Zins, Geschoß und Anderes hergeben müssen und zuletzt ihr Silberwerk bei einem Pfaffen versetzt und sei so mit diesem bekannt geworden, sie bat aber ihren Mann, demselben nichts zu Leide zu thun, denn hätte sie mit diesem nichts zu thun gehabt, hätte sie verhungern müssen. Der verspricht es ihr auch, geht hin zu dem Pfaffen und beichtet ihm und sagt, er habe einen fremden Schatz von großem Geldeswerth in seinem Hause, wisse aber nicht, was er damit machen solle, damit es nicht seiner Seele schade. Der Pfaffe bedachte sich kurz und sagte, er solle ihn nur bringen, er wolle schon ihn so anlegen, daß er weder ihm noch seiner Seele schade. Der Schiffer geht nach Hause, heißt seiner Frau, das Kind hübsch baden und einwickeln, denn er solle es dem Pfaffen bringen, und als er es unter seiner Kappe hinträgt, findet er denselben mit seinen Gesellen zechen! Der spricht: „Schiffer, bringt Ihr mir das?“ Er spricht: „Ja.“ Da sagt der Pfaffe: „Gut, legts nur hinter dem Vorhang auf mein Bett.“ Der Schiffer thuts und geht ab, bald darauf fängt das Kind aber an zu weinen, da merkt der Pfaffe den Betrug und sagt in der Trunkenheit seinen Gesellen Alles, erläßt der Frau ihre Schuld und giebt ihr auch das Silberzeug wieder, daß sie nur das Kind wieder nimmt.

592. Woher die Stadt Danzig ihren Namen hat.

(Nach Löschin, Gesch. Danzigs Bd. I. S. 9.)

Man erzählt, daß, als der Perserkönig Darius das an den Ufern der Donau gegründete Gothenreich zerstört hatte, die an der südöstlichen Küste des schwarzen Meeres wohnenden Stämme desselben ein gleiches Schicksal fürchtend ihre Wohnsitze verließen und hinauf gegen Norden zogen. Sie kamen bis an das Gestade des Baltischen Meeres, wo der Bernstein gefunden wird, und verdrängten hier die Ureinwohner, die Veneder. Sie bauten hier für ihre Anführer an der Urdar (der jetzigen Radaune) eine Veste, der sie nach dem Namen ihres Volkes die Benennung Gothenschanze oder Göthenschants beilegten, die benachbarten Wenden aber veränderten diese Benennung in „Gythonium“ oder „Gidonia“ und so entstand aus der Verschmelzung beider Namen das polnische Gdansk und daraus das deutsche Danzig.

Nach einer andern Erklärung soll die Stadt Danzig von den Dänen erbaut worden sein als ein befestigter Ort, in welchem die gefangenen Seeräuber aufbewahrt wurden. Man nannte den Ort Danzwyck d. h. der Dänen Wyck (Flecken oder Kastell) und daraus ist nachher der Name Gdansk entstanden.

Es giebt auch noch eine dritte Erklärung, welche für den Namen einen deutschen Ursprung gefunden hat. Es hätten nämlich die Bewohner des damals hier befindlichen Fischerdorfs Wieke bei der Ermordung ihres tyran-

niſchen Herrn, der auf dem Hagelsberg wohnte, ſich einander freudig zugerufen: „Siehe ſo tanze ich“ und dann zur Erinnerung ihrem Wohnorte ſelbſt den Namen Tanzwieke, woraus dann Danzig ward, beigelegt. Nach Andern hätte dieſer Tyrann, weil er während des Tanzes erſchlagen ward, dabei geſchrieen: „O Tanz, Tanz.“ Nach noch Andern hätte der, welcher ſeine Tochter heirathete, Dantze geheißen und man an dieſen Namen das Wort Wieke gefügt, alſo Dantzwig geſagt.

593. Woher der Hagelsberg ſeinen Namen hat.

(S. Gralath, Verſuch einer Geſchichte Danzigs Bd. I. S. 25. Poetiſch behandelt bei Ziehnert Bd. I. S. 77 ꝛc.)

Die Citadelle der Stadt Danzig befindet ſich auf einem weſtlich von der Stadt gelegenen ziemlich hohen Berge und dieſer heißt der Hagelsberg. Auf dieſem ſtand vor alter Zeit eine Burg und hier wohnte ein preußiſcher Fürſt, Namens Hagel, ein despotiſcher und harter Mann, der namentlich die Einwohner des am Fuße des Berges gelegenen Fleckens auf das Schlimmſte peinigte und ſchund. Endlich aber ermannten ſie ſich und entledigten ſich ſeiner. Dies ging ſo zu. Jener Hagel wagte nie die Burg zu verlaſſen, weil er ſich unter ſeinen Unterthanen nicht ſicher fühlte, allein er lud dieſelben häufig zu Feſtlichkeiten auf der Burg ſelbſt ein. Wenn nun die Armen ſich dort einmal, um ihre Leiden zu vergeſſen der ſeltnen Freude allzuſehr hingegeben und ein Glas über den Durſt getrunken hatten, dann fand er das boshafte Vergnügen daran, ſie dafür hart zu ſtrafen und nun ſein Müthchen doppelt an ihnen zu kühlen. Bei einer ſolchen Gelegenheit nun, als ſie wieder wie gewöhnlich am 17. Mai eingeladen worden waren vor der Burg ihre Spiele zu feiern, benutzten ſie den Zufall, daß die ihnen aus dem Schloſſe Speiſen und Getränke zutragenden Diener das Thor aufgelaſſen hatten, ſich hineinzuſchleichen und da ſie abſichtlich Waffen unter den Kleidern zu dieſem Behufe verſteckt hatten, ſo ſtürzten ſie ſich auf die Söldner Hagels, überwältigten ſie und ließen nun das draußen befindliche übrige Volk ein. Der böſe Hagel, ſeine ganze Familie und alle Preußen wurden ermordet, nur ſeine Tochter Prachte ward verſchont, weil ſie die Braut eines der Verſchworenen war. Das Schloß aber ſteckten die Danziger in Brand und zerſtörten es bis auf den Grund. Dies geſchah ohngefähr im Jahre 990 n. Chr. kurz vor der Ankunft des h. Adalbert in Danzig.

594. Die Sagen vom h. Adalbert.

(Poetiſch behandelt v. Ziehnert Bd. II. S. 206 ꝛc. Weitläufig bei San Marte, Sagen aus Großpolen S. 249 ꝛc. Voigt, Geſch. v. Preußen Bd. I. S. 346 ꝛc. Hartknoch, Preußiſche Kirchenhiſt. S. 270.)

Adalbert oder Adelbert, eigentlich Woytach, aus der gräflichen Familie Libicenski in Böhmen, war Biſchof zu Prag, predigte erſt in Ungarn und Polen das Evangelium und ward dann Erzbiſchof von Gneſen. Von da aus machte er in Begleitung ſeines Freundes Gaudentius im Jahre 997 eine Bekehrungsreiſe in das damals noch ganz heidniſche Preußenland. Er kam zuerſt in das Kulmiſche Land und als er hier keine gute Aufnahme fand, begab er ſich nach Pomeſanien. Als er dabei über den Fluß Oſſa ſetzte und nicht ſo viel hatte, das Fährgeld zu bezahlen, ſo gab ihm einer der

Schiffer mit dem Ruder einen schweren Schlag über den Kopf, daß er davon schwer erkrankte. Er konnte aber in Pomesanien nur wenig ausrichten und deshalb zog er zuerst nach Danzig, von da aber nach Samland. Als er hier in die Nähe der heutigen Stadt Fischhausen gelangte, legte er sich am Rande eines Waldes, einen Bogenschuß weit von seinen Begleitern nieder um etwas auszuruhen. Unglücklicher Weise war er aber ohne es zu wissen auf dem heiligen Felde Romove, dem Aufenthaltsorte der preußischen Götter, welches nur der Fuß ihrer geweihten Priester betreten durfte, und so bemerkte ihn bald einer der Priester. Dieser rief andere herbei, man riß ihn aus seinem Schlummer, fragte ihn was er hier wolle und als er seinen Namen und den Zweck seiner Reise ehrlich angegeben, da schleuderte ein gewisser Siggo ihm seinen Speer nach der Brust, durchbohrt stürzte er mit ausgebreiteten Armen in Form eines Kreuzes zu Boden, die wüthenden Priester warfen sich auf seinen Körper, durchstachen denselben mit zahlreichen Speerstichen und trennten endlich Haupt und Glieder desselben vom Rumpfe. Dies geschah am 23. April des Jahres 997. Die Begleiter Adalberts wurden gefangen und erst später für ein hohes Lösegeld freigegeben.

Ueber das was nun aber nach seinem Tode mit seinem Körper ward, giebt es verschiedene Sagen. Nach der einen blieb sein Leichnam zerstückelt liegen, als aber der Polenherzog Boleslaus denselben von den Preußen zurückverlangte, forderten diese eine ungeheure Geldsumme für denselben, d. h. soviel als das Gewicht des Leichnams gegen Gold wiegen würde. Der Herzog schickte nun auch sehr viel Gold und Kleinodien, als dieses aber auf die eine Wagschale gelegt ward, so wog es den Körper des h. Adalbert, der auf der andern lag, doch nicht auf, da legten die polnischen Gesandten auch all ihr Reisegeld noch darauf, ja selbst viele Preußen, welche er gekauft hatte, kamen herbei und schleppten alles Gold herzu, was sie besaßen und legten es auf die Wage, allein immer noch wollte dieselbe nicht sinken, siehe da kam ein altes Mütterchen, die dem Christengott früh und spät mit Wohlthun und Beten das ganze Jahr gedient hatte, herbei, die brachte ihre letzten zwei Pfennige dar, damit auch sie ihren Beitrag zahle, und legte sie noch auf die volle Schale, kaum aber lagen dieselben oben auf, da schnellte die andere mit dem Leichnam in die Höhe und alles Gold, was der Herzog und die Gläubigen gegeben, ward wieder herausgenommen, denn für die zwei Pfennige bekamen sie die Leiche und führten sie in feierlicher Procession nach Gnesen.

Nach einer andern Erzählung ist jedoch, nachdem dem h. Adalbert das Haupt abgeschlagen worden war, der Körper von selbst aufgestanden, hat seinen Kopf in beide Hände genommen, ihn vor sich hergetragen und ist dann in die Kapelle gegangen, wo er sonst gewöhnlich Messe zu lesen pflegte. Unterwegs hat aber das Haupt in einem fort mit lauter und schöner Stimme allerlei geistliche Lieder gesungen. Von der Kapelle weg ist er nun von einem Orte zum andern gewandert, immer den singenden Kopf vor sich hertragend, bis er in die Gegend von Danzig gekommen ist, wo noch jetzt die Kirche des h. Adalbert steht. Hier sollen ihn die heidnischen Preußen gefunden und beschlossen haben ihn ihren Göttern zu opfern, der Polenkönig Boleslaus ihn aber gekauft haben.

Man erzählt die Sache auch noch anders. Es hätten am Tage nach seiner Ermordung die zerstückelten Gliedmaßen sich aus selbsteigener Kraft

wieder an einander gefügt, wären dann von unsichtbaren Händen aufgehoben, durch die Lüfte hinweggeführt und unweit Danzig, wo Adalbert bei seiner frühern Anwesenheit so liebreich aufgenommen worden war, auf einem Berge herabgesunken. Hier erbaute man ihm zu Ehren eine Kapelle, die bis heute noch an jedem 24. April ein Wallfahrtsort für viele Gläubige ist. Sein Leichnam befindet sich jedoch nicht mehr hier, sondern ist erst nach Gnesen und dann nach Prag gebracht worden, wo er sich noch befindet.

Eine vierte Sage berichtet, es hätten die heidnischen Preußen, nachdem sie den heiligen Apostel erschlagen, seinen Körper in unzählige Stücke zerhackt und diese am Ufer der Ostsee rings umher zerstreut. Da geschah es denn, daß ein Preuße von Adalberts Hand einen Finger, an dem ein Goldreif steckte, abhieb, diesen zu sich nahm, jenen aber ans Ufer warf. Hier fand ihn ein Sperber, der damit über's Meer flog und ihn hineinfallen ließ, wo ihn ein Hecht verschlang. Von der Zeit an gab der Fisch, wo er auch immer hinschwamm, einen zarten Lichtschimmer von sich. Diesen bemerkten die Fischer und trachteten darnach den Fisch zu fangen, was ihnen auch gelang. Sie schlachteten ihn und fanden in seinem Bauche den Finger ganz unversehrt. Da meinten die Fischer, welche Christen waren, daß er einem heiligen Manne gehört habe und gingen aus die Leiche desselben zu suchen. Bald fanden sie dieselbe auch, denn die zerstreuten Glieder hatten sich wunderbarer Weise von selbst zusammengefügt und nur der Finger fehlte. Diesen setzten die Fischer an die Hand und hier wuchs er schnell fest. Der Körper des Heiligen aber hatte, ehe ihn die Fischer fanden, bereits dreißig Tage gelegen und kein Vogel oder anderes Thier hatte ihn zu berühren gewagt, denn ein Adler hielt inzwischen Wache über ihn.

595. Von dem Leben und Tode der h. Dorothea.

(Nach Voigt, Gesch. Preußens Bd. V. bei Karl, Danziger Sagen. Danzig 1843 H. I. S. 10 ꝛc.)

Im Dorfe Montau, unfern dessen die Weichsel und die Nogat sich von einander trennen, lebte ein frommer Landmann, Namens Wilhelm Schwartz, dessen Ehe mit einer Frau Agatha durch neun Kinder gesegnet war. Eins derselben hieß Dorothea und war im Jahre 1336 geboren. Im siebenten Jahre ihres Alters ward sie einmal zufällig mit siedendem Wasser überschüttet und blieb eigentlich nur durch ein Wunder am Leben. Von dieser Zeit an fühlte sie jedoch schon als kleines Kind einen eigenthümlichen Drang nach Bußübungen und Beten. Sie geißelte sich, entzog sich den Schlaf, schlug sich mit glühenden Eisen selbst Löcher in ihre Beine und goß dann siedendes Wasser und kochendes Fett hinein um die Brandwunden recht schlimm zu machen. Sie glaubte so eine Idee von den Martern zu bekommen, welche einst der Heiland um der Welt Sünden willen erlitten hatte. Da sie sehr schön war, so fehlte es ihr nicht an Bewerbern, und auf den Wunsch ihrer Eltern reichte sie einem derselben, einem Waffenschmied aus Danzig ihre Hand und zog mit ihm in seine Heimath, wo sie sechsundzwanzig Jahre mit ihm lebte. Auch hier setzte sie ihr früheres andächtiges und schwärmerisches Leben fort, ward vielfach deshalb verspottet und getadelt, ließ sich aber durch nichts irre machen, um so mehr, als ihr Wesen auch ihrem Gatten zusagte. Endlich aber ließ sie sich nicht mehr halten, einen längst heimlich

gehegten Wunsch erfüllt zu sehen, nämlich nach Rom in die heilige Stadt zu pilgern. Ihr Mann machte keine Einwendungen, so verkauften sie denn all ihr Eigenthum und zogen 1384 erst nach Aachen, wo ein wunderthätiges Marienbild und viele Reliquien aufbewahrt wurden. Nach Verlauf von drei Jahren kehrten sie jedoch nach Danzig zurück, ohne ihre eigentliche Absicht ausgeführt zu haben, und wohnten hier in der Nähe der St. Katharinenkirche, die Dorothea täglich besuchte, wenn sie nicht kleine Wallfahrten nach den benachbarten Heiligthümern machte. Endlich aber, als bei dem angetretenen Jubeljahre 1390 Papst Urban VI. einen allgemeinen Ablaß verkündigen ließ und aus Preußen viele Personen von jeglichem Alter und Geschlecht nach Rom wanderten, ergriff auch sie den Pilgerstab und schloß sich diesen an, denn ihr Mann konnte vor Alter und vor Kränklichkeit sie diesmal nicht begleiten. Während der ganzen Reise und ihres Aufenthalts in Rom soll sich aber Dorothea nur eine einzige Nacht dem Schlafe überlassen haben. Zwei Monate hindurch besuchte sie täglich die sieben größten Kirchen jener Weltstadt, ging im strengsten Winter barfuß einher, genoß nur die nothdürftigste und schlechteste Nahrung und versagte sich jede Ruhe und Erholung. Dadurch verfiel sie in eine siebenwöchentliche Krankheit, welche sie an den Rand des Grabes brachte, allein sie genas und nachdem sie noch das Osterfest zu Rom mitgefeiert hatte, kehrte sie über Cöln nach Danzig zurück. Da sie hier ihren Mann nicht mehr am Leben antraf, beschloß sie ihre übrigen Tage gänzlich blos dem Himmel, der Kasteiung und dem Gebet zu weihen. Sie begab sich deshalb nach Marienwerder zu dem Domherrn Johannes, der ihr die Erlaubniß auswirkte, bis an ihren Tod in einer vermauerten Klause zu bleiben. Am 2. Mai des Jahres 1395 ward sie denn auch, nachdem sie das Abendmahl erhalten, von demselben unter ungeheurem Volkszulaufe in die St. Johanniskirche geführt und dort in eine Art Zelle so fest eingemauert, daß ihr nur eine kleine Oeffnung gestattete, durch diese Speise und Trank zu empfangen und mit der Außenwelt zu verkehren. Hier lebte sie einen Winter und Sommer bei weniger Speise, aber täglichem Genusse des heil. Abendmahls bis zum 26. Juni 1394. Bald verbreitete sich aber das Gerücht, daß an ihrem Grabe Wunder geschähen, durch die Ausdünstung ihres Leichnams sollen Kranke ihre Gesundheit, Blinde ihr Gesicht, Taube ihr Gehör, Stumme ihre Sprache, Lahme und Gichtbrüchige den Gebrauch ihrer Füße, ja selbst dorthin gebrachte Gestorbene das Leben wiedererhalten haben und ihr Grab ist bis auf das vergangene Jahrhundert der Wallfahrtsort frommer Pilger geblieben.

596. Gert Birnbaum.

(S. Hennenberger S. 67.)

In der Mitte des 14. Jhdts. sind zu Danzig und der Umgegend viele ermordete Leute gefunden worden, beraubt waren sie aber nie, so daß man ihrem Mörder nicht auf die Spur kommen konnte. Endlich ist in der Fastenzeit des Jahres 1361 Gert Birnbaum ein Roßknecht aus Sachsen gebürtig über einem Mord betroffen und eingesteckt worden. Da hat er bekannt, er habe 700 Menschen ermordet und zwar nicht um Geldes und Gutes willen, sondern um hübsche Leute, welche Gestalt sie im Tode hätten, zu sehen. Etliche hat er auch getödtet, daß sie ihm aus den Augen kämen, Andere, daß er einen

großen Namen bekäme, wie er ein kühner Mann geweſen. Er hat weder beichten wollen, noch hat es ihm ſonſt leid gethan. Deshalb ſind ihm Arme und Beine abgeſtoßen und er lebendig mit Ketten auf das Rad gebunden worden, und ſo hat er noch drei Tage gelebt. Wenn er zur Reue und Buße iſt ermahnt worden, da hat er geſagt, es reue ihn nur, daß er nicht Mehrere ermordet habe.

597. Wie die Danziger einen falſchen König nach Dänemark gebracht haben.

(S. Hennenberger S. 67.)

Der König Olaus wollte nach Schweden ſegeln, kam aber bei einem Sturme um, doch retteten ſich viele ſeiner Leute und unter ihnen gab es welche, die ſagten, der König ſei auch davon gekommen. Da zogen einige Danziger am Dreikönigstag gen Thorn und fanden zu Graudenz einen trunkenen Mann, der dem König Olaus an Sprache, Alter, Größe und allem Andern ähnlich war. Die Danziger ſahen ihn an und einer ſprach: „Guter Herr, iſt Euch die Stadt Kopenhagen bekannt?“ Er antwortete mit Seufzen: „O ja, den und den Bürger kenne ich ſehr wohl, es iſt gar nicht lange her, daß ich dort ganz luſtig geweſen bin!“ Auf dieſe Worte nahmen ihn die Danziger heimlich vor und ſagten: „Herr, Ihr ſeid der König Olaus, wollt Ihr es uns genießen laſſen, ſo wollen wir Euch in Euer Reich helfen!“ Er antwortete: „Ich bin, der ich bin, doch hoffe ich, Ihr werdet mich nicht verrathen, thut Ihr mir etwas Gutes, ſo will ich es Euch mit dem Beſten vergelten, doch ſchaut darauf, der Königin Herz iſt nicht mit mir!“ Dies machten die Danziger lautbar, kleideten ihn, brachten ihn zum Hochmeiſter und er wußte ihnen allen Beſcheid zu ſagen, denn er hatte einen Spiritus familiaris. Er hatte auch von der Amme des jungen Königs Olaus alle Zeichen und Heimlichkeiten erfahren, Jedermann hielt ihn für den König, er ward hochgeehrt und ſo ſchickten die Danziger Botſchaft nach Dänemark und zu Pfingſten führten ſie ihn mit großem Gepränge dahin. Die Königin, man ſagt es ſei die Mutter des jungen Königs, Magaretha, eine Königin der drei Königreiche geweſen, hielt ihn auch drei Stunden lang für ihren Mann, endlich bekam ſie Mißtrauen, beſtellte ihn alſo Abends wieder und befahl Einigen aufzubleiben. Unterdeſſen ward ihm gütlich gethan und er zu Bette gebracht, da befühlte ihm die Königin ſeinen Nabel, und weil Olaus einen Nabel ſo groß wie ein Hühnerei gehabt hatte und nicht leiden konnte, daß man ihm dort hingriff, erkannte ſie an dem ſeinigen, der ganz klein war, daß er nicht der König ſein konnte. Das ſagte die Königin ihren Vögten, die nahmen die Danziger vor und dieſe ſagten, wie ſie zu ihm gekommen wären. Der vermeinte König ward gefangen genommen und als er alles bekannt, ſchon am nächſten Morgen verbrannt, die Danziger ließ man aus Gnade heimziehen, ſie hatten aber nur Spott zum Lohn.

598. Wie ein Dieb dem, der ihn vom Galgen erlöſet, gelohnt hat.

(S. Hennenberger S. 79.)

Im Jahre 1481 hat ein Jüngling zu Danzig von reichen Eltern ſein Erbtheil ſchnell mit einem liderlichen Genoſſen, der güldene Eſel genannt, durchgebracht, brach dann bei einem reichen Manne ein, ſtahl viel, ward aber von der Schaarwache ergriffen und eingeführt und verurtheilt, gehangen

zu werden, denn man hatte wenig Hoffnung, daß er sich bessern werde. Nun war aber der Guardian im Grauen-Kloster sein Taufpathe, dieser bat den Rath um den Jüngling, denn er hoffte, er würde ihn mit der Zeit zur Ordnung bringen. Obgleich es der Rath nicht gern that, weil aber der Guardian ein sehr beliebter Mann war, so konnten sie ihm seine Bitte nicht abschlagen, sie fragten ihn aber, wenn er weiter noch Schaden anrichte, an wen sie sich da halten sollten? Dieser antwortete: „Es komme über mich!“ Er bekam ihn also los, und derselbe stellte sich eine Zeit lang so fromm, daß man wieder gute Hoffnung schöpfte, allein bald erfährt der Guardian, daß er wieder mit dem güldenen Esel Gemeinschaft hielt. Dies verdroß denselben so, daß er sagte: „Gehe zum Galgen und lasse Dich hängen!“ Der Jüngling ließ sich den hieraus geschöpften Haß nicht merken und gelangte mit der Zeit wieder zu dem vorigen Vertrauen. Nun ward aber der Guardian Custos über die Klöster seines Ordens in Preußen, und wollte nach Thorn, um sie dort zu reformiren und Danziger Kaufleute gaben ihm an die 3000 Mark ungarisches Gold mit um dies den Thornern für Gold zu geben. Dies wußte der Bube, der den Fuhrmann machen sollte. Eines Tages Morgens früh läßt der Guardian seinen Begleiter voraus auf den Knüppeldamm gehen, er selbst sitzt im Wagen und liest, während dem läßt der Bube die Geißel fallen, steigt ab um angeblich dieselbe zu holen, zieht aber den Säbel heraus und spaltet dem Guardian von hinten den Kopf auseinander, nimmt dann das Sattelpferd und das Geld, reitet nach der Lauenburg und läßt es dem güldenen Esel melden, er solle nur hinkommen. Dieser aber hält nicht reinen Mund, der Jüngling wird gebolt und seine letzten Worte, als er hingerichtet werden sollte, waren: „Wollte Gott, daß ich alle die, so mich vom Galgen losgebeten, ebenso ermordet hätte!“ Deshalb sagt man: „Es ist einem Diebe nirgends besser als am Galgen!“

599. Unwetter zu Danzig.

(S. Hennenberger S. 80.)

Am Tage der Heimsuchung Mariä des Jahres 1486 ist in der Nacht ein greuliches Unwetter gekommen, das fünf Stunden gewährt hat. Erst blitzte es gräßlich einmal ums andere, daß die Funken davon wie von einem glühenden Eisen, auf welches der Schmied schlägt, in die Stadt fielen, dann kam ein ungeheurer Regen. Man sah feurige Keulen auf dem Hagelsberge laufen, feurige Schwerter in den Wolken, und hörte Stimmen der Teufel rufen: „Laß gehen, es sind die unsern!“ oder: „Ich kann nicht um der geweihten Hunde willen.“ Der Regen war so groß gewesen, daß er Tonnen, Wagen ꝛc. haufenweis an die Thore der Mottlaw trieb. An der Schleuße sind eilf Kinder, so das Unwetter umgebracht, gefunden worden, von diesen hat man etliche wiederbekommen, andere sind ertrunken. Im Umsuchen fand man in den Hafenketten viele Finger, Zehen und Gemächte Gehenkter in Biertonnen hängen, auch sind viele im Schlafe oder trunkener Weise dort ermordet worden.

600. Der Teufel holt einen Mönch zu Danzig.

(S. Hennenberger S. 98.)

Anno 1517 in der heiligen Christnacht schlief im Kloster der weißen Mönche ein junger Mönch, Namens Gregorius, sammt einem Hunde am

Hochaltar. Im Schlaf ward ihm sein Arm verbrannt und er wußte nicht, wie dies gekommen war, vor großem Gestank konnte aber Niemand bei ihm bleiben, man mußte ihm also den Arm abnehmen, der Hund aber blieb todt. Er hatte den Zehnten oder Dreizehnten gezählt und da hatte ihn der Teufel unter dem Hochaltar hervorgeschleppt, ungeachtet er eine heilige Kappe trug, und ihn also verbrannt.

601. Das versteinerte Brod zu Danzig.

(S. L. David Bd. VII. S. 43. Karl Th. II. S. 32. 14.)

Einst war in Danzig eine große Hungersnoth, nun lebte damals daselbst eine sehr reiche Frau, die ein sehr schönes Kind hatte, welches sie fast abgöttisch verehrte. Eines Tages ging sie aus um Semmel für sich und das Kind zu kaufen, und als sie zurückkam fand sie, daß sich das Kind inzwischen verunreinigt hatte. Die Frau war zu bequem um eine Windel zu holen, sie nahm also alsbald die Krume aus der Semmel und wischte damit das Kind ab, allein zur Strafe für diese Gottlosigkeit verwandelte das Brod sich sofort in Stein, so daß die Frau, welche dies nicht bemerkte, dem Kinde damit Haut und Fleisch wegwischte. Das Kind starb an der Verwundung, die Frau aber ward wahnsinnig. Diesen Stein zeigt man heute noch in der Kirche zu U. L. Frauen (der Marienkirche) daselbst.

Es giebt jedoch über dieses versteinerte Brod eine zweite Sage, welche also lautet:

Zu derselben Zeit, wo in Danzig jene Hungersnoth wüthete, hatte ein Franciscanermönch sich ein Brod gekauft und ging damit, es in seiner Kutte versteckt haltend, nach seinem Kloster. Da begegnete ihm ein armes Weib, einen Säugling an der Brust, und vermuthend, daß er von einem Bäcker komme, redete sie ihn an und bat ihn um Gottes willen um ein Stück Brod für ihr Kind. Da fuhr der Mönch heftig auf sie los und sagte, er habe kein Brod für sich, geschweige denn für Bettler, die Frau aber hatte das Brod unter der Kutte gesehen und sprach: „Ehrwürdiger Herr, Ihr vergeßt, daß Ihr ein Brod im Busen traget!“ Da antwortete der gottlose Mönch: „Weib, sperre die Augen besser, nicht Brod trage ich in meiner Kutte, sondern einen Stein um mich der bissigen Hunde zu erwehren!“ Da fluchte das Weib: „Nun so wünsche ich zu Gott, daß sich Euer Brod zur Strafe für Euere Hartherzigkeit gleich in Stein verwandeln möge!“ Damit entfloh sie, der Mönch aber eilte ebenfalls fort und hinaus vor's Thor um dort sein Brod ungestört zu verzehren, aber siehe es war zu Stein geworden. Dieser Stein ist noch in der Pfarrkirche zu sehen.

602. Das Crucifix in der Pfarrkirche zu St. Marien.

(S. Loschin, Danzig S. 64 ꝛc. u. Gesch. Danzigs Th. I. S. 159. Karl Th. I. S. 16.)

Ueber der Kapelle der 11000 Jungfrauen in der Marienkirche zu Danzig befindet sich ein in Holz geschnitztes Crucifix in natürlicher Größe. Der sterbende Ausdruck des Christuskopfes mit den gesenkten Augenlidern und die fein und ganz naturgetreu beobachtete Haltung des Körpers und seiner einzelnen Theile machen einen wunderbar schauerlichen Eindruck auf Jeden, der davor steht. Noch schauerlicher ist aber die Geschichte, welche man sich über seine Entstehung erzählt.

Es ſoll vor ohngefähr 300 Jahren der Rath der Stadt Danzig einem Bildhauer, man ſagt, es ſei ein Schüler des Michel Angelo geweſen, der ſchon für mehrere andere Kirchen einzelne herrliche Schnitzwerke verfertigt hatte, aufgetragen haben, für die Ober-Pfarrkirche zu St. Marien ein Crucifix in Holz zu bilden, welches die Andächtigen, indem es ihnen die leidenden Züge des Heilands am Kreuze vergegenwärtige, im Glauben ſtärken und zur Buße ermahnen ſolle. Der Künſtler hatte in ſeinem Geiſte ſich ein Ideal eines ſolchen gebildet, welches er jetzt in Holz auszuführen ſuchte, allein alle ſeine Verſuche genügten ihm nicht und er fühlte wohl, daß er nicht im Stande ſei, ſeine Gefühle ſo wie er wünſchte bildlich zu verſinnlichen. Die Zeit verrann inzwiſchen und der Rath drang auf Ablieferung der beſtellten Arbeit. Da kam ihm ein teufliſcher Gedanke. Er hatte eine wunderſchöne Tochter, die viele Bewerber hatte, einer von dieſen, ein deutſcher Maler ward von ihr mehr als die andern begünſtigt, der Vater aber war bisher, weil der junge Mann arm war, ſeiner Bewerbung hindernd in den Weg getreten. Da fand er auf einmal in den Zügen des Jünglings Aehnlichkeit mit dem Chriſtus, wie er ſich ihn im Geiſte gedacht hatte. Von Stund an änderte er ſein Betragen gegen ihn, er duldete nicht blos, daß er zuweilen in ſein Haus kam um der Jungfrau ſeine Huldigung darzubringen, nein er lud ihn ſelbſt zu ſich ein und bald war derſelbe faſt ſein täglicher Gaſt. Eines Tages lud er ihn auch ein ſeine Werkſtätte zu beſuchen und als derſelbe ihm gefolgt, aber nach einer längern Zeit nicht in das Wohnzimmer, welches über derſelben lag, zurückgekehrt war, bekam das Mädchen Sehnſucht nach ihm, ging hinab und wollte in die Werkſtätte hinein, allein ſie war verſchloſſen, wohl aber hörte ſie Geräuſch in derſelben und ein leiſes Wimmern und Stöhnen. Sie pochte alſo an und rief: „Vater, Geliebter, was macht Ihr da drinnen?“ Da antwortete ihr Vater mit erzürnter Stimme: „Hinweg, ſtöre mich nicht in meiner heiligen Arbeit!“ Gleichzeitig aber hörte ſie mit erſtickter Stimme ihren Geliebten rufen: „Hilfe, Rettung, ich ſterbe!“ Furchtbar erſchrocken ſtürzte ſie davon und rief die Nachbarn herbei, man erbrach die Thüre, und was ſah man: der unglückliche Jüngling hing gekreuzigt an einem coloſſalen Crucifix und hauchte eben den letzten Athemzug aus, der Böſewicht aber, der ihn hierher gelockt hatte um ſeinen Heiland nach einer wahren Naturſtudie zu arbeiten, hatte ſich inzwiſchen erdroſſelt und lag entſeelt am Boden. Vor Schreck ſank auch die Jungfrau als Leiche zu Boden und nach drei Tagen umſchloß ein Grab das Paar, welches im Leben nicht vereinigt werden ſollte, den Selbſtmörder aber begrub man in ungeweihter Erde an der Kirchhofsmauer. *)

603. Das Madonnenbild in der Pfarrkirche zu Danzig.

(S. Karl Th. I. S. 21.)

In der St. Marienkirche befindet ſich unweit des Altars in einem verſchloſſenen Schranke ein in Gyps modellirtes, ganz bemaltes und vergoldetes Bildniß der h. Jungfrau, deren liebliche Geſichtszüge jeden Beſchauer zu

*) Angeblich iſt das elfenbeinerne Crucifix im grünen Gewölbe zu Dresden, welches fälſchlich dem Michel Angelo ſelbſt zugeſchrieben wird, aber von Balthaſar Peruzzi ſeinem Schüler herrührt, das Modell oder die Copie des Danziger.

hoher Bewunderung hinreißen. Man sagt, der Künstler, welcher es verfertigte, sei einst eines Mordes wegen zu Danzig zum Tode verurtheilt gewesen, im Gefängniß habe er die Erlaubniß erhalten, dies Bild zu modelliren und es den Tag vor seiner bevorstehenden Enthauptung vollendet und dem Rathe mit der Bitte überschickt, dasselbe als Geschenk für die Pfarrkirche anzunehmen. Letzterer aber sei so von der Schönheit dieses Madonnenbildes hingerissen worden, daß er gemeint, wer sich so in die Züge der gebenedeiten Jungfrau habe hineindenken können, könne unmöglich schuldig sein und so habe man ihm die Strafe erlassen.

604. Der Marienbrunnen zu Danzig.

(S. Löschin, Danzig S. 102.)

In dem Innern des Brigittenklosters zu Danzig befindet sich ein wunderthätiger Quell, welcher zu Ehren der Gebenedeieten der Marienbrunnen heißt. Diese hatte nämlich selbst einigen frommen Jungfrauen die wunderthätige Kraft des Brunnens enthüllt und den Ort, wo er entspringt, als eine heilige Stelle bezeichnet. Man baute also neben dem Quell zuerst eine Kapelle und ein kleines Kloster für Schwestern vom Orden der Marien-Magdalenen-Büßerinnen, nachdem aber im Jahre 1374 der Leichnam der h. Brigitta über Danzig nach Schweden gebracht und einige Tage in jener Kapelle ausgestellt worden war, ließ der Hochmeister Conrad von Jungingen hier eine große Kirche und ein Kloster bauen und weihte beide dieser Heiligen.

605. Die Wahrzeichen der Stadt Danzig.

(S. Perckenmeyer, Cur. Antiquarius Th. I. S. 892. 893.)

Als Wahrzeichen der reisenden Handwerksgesellen, daß sie in Danzig gewesen, rechnete man auf dem hohen gewölbten Saale im Junkerhofe einen sehr hohen eisernen Ofen, auf dem ein Weib abgebildet war, welches sich hinterwärts im Spiegel beschaute. Als ein zweites galt, daß man im Zeughause beim Junkerhofe sonst beim Eintritt einen eisernen geharnischten Mann sah, dessen Haupt inwendig mit einem Mechanismus ausgestattet war, so daß er auf den Zuruf des Zeugmeisters seine Augen verdrehte und mit dem in der Hand gehaltenen Degen seine Exercitien machte.

Auf dem Markte in demselben Junkerhofe ist ein hochgewölbter hoher Saal, in welchem sonst die Vornehmen der Stadt sich mit einem Trunk zu ergötzen pflegten. Sie hatten unter einander eine Brüderschaft mit vielen Privilegien. Wer Bruder derselben ward, mußte zum Willkommen aus einem großen vergoldeten Pokale, in welchen über eine Kanne ging, trinken und dabei ward gesagt, wer denselben ganz austrinke, der möge den Becher mit nach Hause nehmen.

606. Das jüngste Gericht in der Marienkirche.

(S. Karl Th. I. S. 33.)

Der größte Kunstschatz der Marienkirche ist das Gemälde des jüngsten Gerichts, welches in der Dorotheenkirche daselbst aufbewahrt wird. Man sagt, ein geschickter Maler zu Utrecht habe im Jahre 1527 die erste Skizze davon gemacht und einen Theil der Ausführung beendigt, dann habe einer seiner Schüler noch weiter daran gearbeitet, und endlich hätten Johann und

Georg van Eyck daſſelbe vollendet. Das Bild war für den Papſt beſtimmt, wurde aber mit dem Schiffe, auf welchem es nach Rom gebracht werden ſollte, von einem Seeräuber erbeutet, dann aber dieſem wieder von einem Danziger Schiffer abgenommen und von dieſem ſeiner Vaterſtadt verehrt. Nach einer andern Sage aber wäre das Schiff auf ſeiner Fahrt nach Rom geſcheitert, das Bild aber auf dem Meere fortgeſchwommen ohne unterzuſinken, ſo von dem Danziger Schiffer gefunden und nach Danzig gebracht worden.

607. Hand aus dem Grabe gewachſen.

(S. Karl Th. I. S. 35.)

Ein Kind hatte zu Danzig ſeine Mutter geſchlagen und nahm, als es bald darauf ſtarb, den Fluch derſelben mit ins Grab. Zur Strafe wuchs ihm bald nachher ſeine Hand aus dem Grabe und da auf dieſem ein Stein lag, drangen die Finger in denſelben ein. Dieſer Stein mit den Spuren der fünf Finger wird noch in einer unfern des Altars der Pfarrkirche befindlichen Kapelle gezeigt.

608. Der Mönch in der Trinitatiskirche.

(S. Karl Th. I. S. 34.)

Die jetzige Trinitatiskirche in der Danziger Vorſtadt gehörte ſonſt zu dem hier befindlichen Franciscanerkloſter. Einſt fand man in einer der Zellen deſſelben ein Mädchen verſteckt, welches ſchon längſt mit dem hier hauſenden Mönche in einem heimlichen Verhältniſſe lebte. Beide Schuldige wurden ergriffen, das Mädchen ward zum Eingemauertwerden verdammt, der Mönch aber entfloh aus dem Kerker, verſteckte ſich einige Tage unter dem Dache der Kirche und als die Kloſterknechte im Begriffe waren ihn hier zu ergreifen, ſtürzte er ſich durch eine in das Dach gebrochene Oeffnung auf die Straße hinab, ſtarb aber auf der Stelle. Noch heute bezeichnet ein gelbes Kreuz im grünen Felde an der Südſeite des Kirchendachs den Fleck, wo er hinausgeſprungen iſt. Seit jenem Tage aber verloren die beiden ausgezeichneten Glocken der Kloſterkirche ihren Klang und konnten nie wieder gebraucht werden.

609. Der beſtrafte Wahrſager.

(S. Lercheimer, Andenken von Zauberei S. 33.)

Zu Danzig waren zwei Bäcker, bei dieſen fing es an auf einmal ſehr ſchlecht zu gehen, ſie wurden ſchnell arm, ein Anderer ihres Gewerbes aber ſchnell reich. Den hatten ſie im Verdacht der Zauberei und ſagten von ihm, er habe einen Trollen oder Hausteufel zu Hauſe, der trage ihm das Ihre zu. Nun fragten ſie auch noch einen Wahrſager darum, der ſagte ihnen, dem ſei ſo. Darauf verklagten ſie jenen bei der Obrigkeit, vermeinend, ihre Klage mit des Zauberers Rede und Anzeigung genugſam zu beweiſen. Als nun der Zauberer vorgefordert, ſich nur auf ſeines Geiſtes Eingebung berief, ließ ihm der Rath den Kopf abhauen, weil er ſich unterſtanden mit ſeinen teufeliſchen Lügen den unſchuldigen Mann zu verderben und umzubringen. Die beiden Ankläger aber entſetzten ſie des Handwerks, ſie waren bei Jedermann verachtet und geriethen an den Bettelſtab.

610. Das Haus „Adam und Eva" zu Danzig.

(S. Karl Th. I. S. 29 ꝛc. Temme S. 207. Ziehnert Bd. II. S. 219.)

Zu Danzig in der Langengasse, der vornehmsten Straße der Stadt, steht ein prächtiges Haus, welches von einem daran befindlichen Schnitzwerke den Namen „Adam und Eva" führt. Obwohl es nicht nur in dem schönsten und gesuchtesten Theile der Stadt gelegen, sondern auch ein herrliches Denkmal alter Baukunst ist, so hat es doch lange Zeit unbewohnt und wüste gestanden, weil man glaubte, es gehe in demselben um. Früher hatte man es öfter zu beziehen versucht, doch zwangen die Geister, welche nicht Tag noch Nacht Ruhe hielten, die Bewohner immer wieder auszuziehen. Also kam es, daß es nach und nach ganz verfiel, endlich bekam es einen neuen Besitzer und dieser wollte es wieder herstellen lassen. Allein lange Zeit vermochte man dies nicht, denn wenn man bald mit der Renovation zu Stande zu sein glaubte, fiel auf einmal alles Neugebaute wieder ein und erst in diesem Jahrhunderte ist es gelungen, den Neubau zu Ende zu bringen und das Haus bewohnbar zu machen.

Noch wird erzählt, daß Jeder, der zur Zeit als die Geister noch hier hausten darin allein eine Nacht zu schlafen gewagt hatte, früh morgens an seinem Bette eine gefüllte Börse fand, mit der Weisung, das darin befindliche Geld, aber ohne es zu verschenken, bis auf den letzten Pfennig im Laufe des nächsten Tages auszugeben, widrigenfalls ihm das Genick gebrochen werden würde. Die Meisten wurden dieser Freigebigkeit, die ihnen mehr Angst und Mühe als Vergnügen bereitete, selbst bald überdrüßig, einige aber, die diese Quelle länger benutzten um ihren Lüsten zu fröhnen, wurden in ihrer Aufmerksamkeit auf die gestellte Bedingung bald so nachläßig, daß sie sie versäumten und den gedrohten Tod starben. Als Ursache dieses Spukes erzählt man aber folgende Geschichte.

Es soll zu der Zeit, als Danzig noch eine freie Reichsstadt war und seine eigene Gerichtsbarkeit hatte, in jenem Hause ein Rathsherr gewohnt haben, ein gar rechtschaffener und lieber Herr. Derselbe lebte einsam und abgeschlossen von der Welt, da ihm nach einer kurzen, aber sehr glücklichen Ehe seine junge Frau frühzeitig durch den Tod entrissen war. Er warf sich nun, um seine Gedanken abzuziehen, auf die damals allgemein gepflegte Alchimie und machte bei diesen Studien die Bekanntschaft eines Goldmachers und Schwarzkünstlers aus Venedig. Ihre beiderseitigen Versuche, Gold zu machen, hatten keinen günstigen Erfolg, dafür versprach der Fremde aber dem Rathsherrn ihm Geister zu citiren und Personen, die längst verstorben waren, aus dem Schattenreiche herauszurufen. Er machte es sich aber aus, daß zu der Zeit, wo die Beschwörung stattfinden sollte, außer ihnen beiden kein lebendes Wesen im Hause sein dürfe, weil der Zauber sonst keine Wirkung habe. Als der zu diesem Akt bestimmte Tag herangekommen war, schickte der Rathsherr sein ganzes Gesinde aus dem Hause, die Beschwörung ward gemacht, es erschien aber Niemand. Man durchsuchte das ganze Haus und fand einen schwarzen Pudel, den man vergessen hatte fortzunehmen. Man beraumte einen zweiten Termin an, abermals war angeblich Niemand mehr im Hause und doch gelang die Beschwörung abermals nicht, man durchsuchte deshalb wiederum alle Räume desselben und siehe man fand auf dem

Boden einen alten Diener des Rathsherrn versteckt, der aus Neugierde aus einer Dachlucke des Nachbarhauses herübergeklettert war um zu sehen, was während der erzwungenen Abwesenheit der Dienstleute hier vorgehe. Man war also genöthigt einen dritten Tag zu diesem Behufe zu bestimmen, wieder fanden alle die Ceremonien statt, welche die Beschwörung verlangte und abermals kam Niemand. Da fragte der Beschwörer den Rathsherrn, ob er jetzt den, welcher immer wieder durch seine Anwesenheit das Werk hindere, wie er ihm gedroht, dem Tode opfern dürfe, und ersterer, der sich gewiß zu sein glaubte, daß Niemand im Hause sei, bejahete die Frage, aber wie ward ihm, als man auf einmal in einem Kamine einen Schrei hörte und nach Oeffnung desselben denselben alten Diener mit abgeschlagenem Haupte fand. Nun bestand aber der Rathsherr darauf, daß die Beschwörung, die bereits Blut gekostet hatte, auch wirklich stattfinde und zuerst mußte er nun die bestimmte Versicherung geben, was er auch sehen und hören werde nicht aus dem Kreise, welchen der Zauberer um sie beide zog und innerhalb welches er seine Beschwörungsformel sprach, herauszutreten oder einen Laut von sich zu geben. Er fragte ihn nun, wen er zu sehen verlange, und der Rathsherr wünschte zuerst Adam und Eva zu sehen, diese erschienen, schritten durch das Zimmer und verschwanden. Dann ließ er sich seinen Vater vorführen, und als auch dieser vorübergeschritten war, seine verstorbene Frau. Auch diese erschien, allein es kam ihm vor, als sehe sie ihn mit zornigen Blicken an, daß er ihre Ruhe störe. Außer sich vor Aufregung dachte er nicht mehr an das, was ihm zur Pflicht gemacht worden war, er sprang aus dem Kreise heraus, warf sich vor ihr nieder und rief: „Verzeihe, verzeihe!“ Aber mit einem Donnerschlage verschwand der Geist, Qualm und Rauch erfüllte das Zimmer und der Rathsherr stürzte voll Angst nach dem Fenster, riß es auf und rief verzweifelnd hinaus: „Wehe mir armen Sünder!“ Als er wieder zur Besinnung kam, erinnerte ihn nur der todte Rumpf seines Dieners daran, daß der furchtbare Auftritt kein Traum gewesen war. Er ließ zum ewigen Gedächtniß Adam und Eva in einer Gruppe in Stein aushauen und über der Hausthür aufstellen. Den Schwarzkünstler sah er niemals wieder, derselbe war ebenfalls verschwunden. Seit dieser Zeit aber verfiel das Haus den bösen Geistern, welche Niemand mehr darin duldeten. Man benutzte dasselbe später nur, um den Verbrechern, die hier vorüber zum Richtplatz geführt wurden, aus dem Fenster zuzuschreien: „Wehe, wehe über Dich armen Sünder.“

611. Der Mühlstein in der Ringmauer zu Danzig.

(Nach Karl Th. II. S. 29.)

Einst saßen eine Anzahl Danziger Bürger spät am Abend noch im Garten des Schießwerders bei einander und tranken das damals so berühmte Putziger Bier. Da kam ein Müller vorbeigefahren, der sich einen Mühlstein in der Stadt gekauft hatte. Aufgefordert erst noch ein Glas Bier mit ihnen zu trinken, hielt er mit seinem Wagen an, setzte sich zu ihnen und vergaß, indem er ein Glas nach dem andern zu sich nahm, ganz, daß er noch nach Hause mußte. Mittlerweile wurde es stockfinster und er getraute sich nicht mehr bei dem schlechten Wege diese Nacht zurückzukehren. Er blieb also in

dem Gasthofe und lud den Mühlstein einstweilen auf der Straße ab. Als er aber am andern Morgen aufstand, sah er keinen Mühlstein mehr, die lustigen Zechbrüder hatten, als er zu Bett gegangen war, seine in der Trunkenheit gethane Aeußerung, wer den Stein fortbringe, könne ihn auch behalten, wahr gemacht, sie hatten ihn nach dem Stadtthore zu gewälzt und schenkten ihn der Stadtgemeinde, welche ihn bei dem Neubau der Stadtmauer mit als Material benutzte und hier ist er noch nördlich vom hohen Thore zu sehen.

612. Die zwei Pferdeköpfe zu Danzig.

(S. Karl Th. II. S. 31.)

Als die Reformation anfing sich auch in Preußen auszubreiten und auch in Danzig viele Anhänger fand, verlangte bald ein der neuen Lehre zugethaner Theil der Bürgerschaft, daß ihnen eine Kirche eingeräumt werde. Es fanden deshalb im Schooße des Rathes heftige Auftritte statt, weil der alte Glaube hier zahlreiche und eifrige Anhänger zählte. Bei einem solchen Streite rief einer der begeistertsten Vertheidiger des Katholicismus aus: „Ebenso wenig wie mich meine beiden Schimmel bei meiner Nachhausekunft aus dem Bodenfenster meines Hauses mit freudigem Gewieher empfangen werden, ebenso wenig wird die neue Lehre von Bestand sein!“ Allein wie ward ihm, als er nach Hause zum Essen zurückkehrte, schauten seine zwei Pferde aus dem Giebelfenster des Oberbodens herab auf die Straße. Kein Wunder, daß er dieses Wunder für einen Befehl Gottes ansah, zum Lutherthum schleunigst überzutreten. Zum Andenken ließ er auch jene Pferdeköpfe an dem Giebel in Stein aushauen, wo man sie heute noch in der Jopengasse sehen kann.

613. Die Uhr in der Pfarrkirche.

(S. Karl Th. I. S. 22. nach Hirsch, die Oberpfarrkirche von St. Marien.)

Einst lebte in Danzig ein sehr geschickter Uhrmacher, ein geborener Nürnberger, Namens Hans Düringer, der auch in Anfertigung von beweglichen Bildwerken sehr geübt war. Demselben ward vom Rathe zu Danzig der Auftrag ertheilt, auch für die Pfarrkirche zu St. Marien eine mechanische Uhr zu verfertigen, wie man solche sonst für Kirchen und Rathhäuser mit großen Kosten anzuschaffen pflegte und wie deren noch der Straßburger Münster und das Rathhaus zu Prag besitzen, während andere dergl. wie die zu Olmütz und Bern ꝛc. schon längst nicht mehr im Gange sind. Der Künstler beschloß ein Werk zu liefern, wie noch keines existire, machte sich seinen Plan und brachte endlich nach jahrelanger unausgesetzter Arbeit wirklich ein Kunstwerk ersten Ranges zu Stande. Die Uhr ward an einem ersten Pfingstfeiertage enthüllt. Sie bestand aus zwei Scheiben, von denen die untere Sonne, Mond und Planeten und die obere die Kalenderzeichen enthielt und zu bestimmten Zeiten bald die Verkündigung Mariä, bald die Anbetung der h. drei Könige darstellte. Sie zeigte den Auf- und Niedergang der Sonne und des Mondes für jeden Tag des ganzen Jahres, den Lauf der Planeten und der Zeichen des Thierkreises, den gesammten Sternhimmel, den Kalender und die beweglichen Festtage, an welchen, wie auch

an den Sonntagen, bewegliche Gruppen die an denselben zu erklärenden Evangelienstellen abbildeten. Ueber den Scheiben lief eine Galerie hin, an deren einem Ende bei jedem Glockenschlage ein Apostel erschien, die Galerie durchschritt und am andern Ende wieder verschwand. Ueber dieser standen Adam und Eva, welche bei jeder Stunde eine kleine Glocke zogen, und neben ihnen die vier Jahreszeiten, die jedesmal herrschende stand vor den andern. Für dieses kostbare Kunstwerk erhielt der Künstler von den Vorstehern der Kirche 390 Mark und für seine ganze Lebenszeit freie Wohnung und jährlich noch 24 Mark, er mußte aber dafür die Uhr im Gange erhalten.

Der Ruf dieser Uhr verbreitete sich in ganz Deutschland und so war es kein Wunder, daß auch andere Städte auf die Idee kamen, sich von demselben Künstler dergleichen Kunstwerke anfertigen zu lassen. So berief denn der Stadtrath von Lübeck unsern Düringer um ein ähnliches Uhrwerk für die dortige Oberpfarrkirche herzustellen. Allein kaum hatte der damalige Bürgermeister von Danzig erfahren, daß der Künstler die Absicht hege, dem Wunsche der Lübecker zu entsprechen, so beschloß er auch, es möge kosten was es wolle, denselben zu hindern ein zweites Kunstwerk zu verfertigen, Danzig sollte allein den Ruhm haben ein solches zu besitzen. Er ließ ihn also zu sich entbieten, fragte ihn, ob es wahr sei, daß er einen Ruf nach Lübeck erhalten und ihn angenommen habe, und als er solches bejaht, zahlte er ihm erst seinen Jahrgehalt auf das nächste Jahr und dann noch eine besondere Gratification von 100 Mark aus, von der er sagte, daß diese von ihm als ein Nothpfennig für die Zukunft betrachtet werden möge, dann aber hieß er ihn noch einmal zum Fenster hinauszuschauen und sich zum letzten Male den Thurm der Pfarrkirche, den Artushof und die von hier aus zu übersehenden Straßen anzusehen, denn es sei sein fester Wille, er solle niemals wieder das Licht der Sonne erblicken, und obwohl ihm der Künstler zu Füßen sank und, weil er den Grund seines grausamen Befehles vermuthete, aufs Heiligste schwur, er wolle nie wieder seine Hand an eine ähnliche Arbeit legen, es half alles nichts, er rief zwei im Nebenzimmer versteckte Henkersknechte herein, dieselben banden den Künstler und fuhren ihm mit einem glühenden Eisen über die Augen und vernichteten für alle Zeiten seine Sehkraft. Man führte ihn nach Hause und glaubte genug gethan zu haben, wenn man ihn vor Mangel schützte. Hier brütete der Unglückliche nun über Rachplänen gegen seinen Peiniger. Siehe da bot sich eine willkommene Gelegenheit dazu dar. Durch irgend einen Umstand war an dem Gange der Uhr eine Kleinigkeit in Unordnung gerathen, kein anderer Uhrmacher in der Stadt wagte sich an dieselbe und so sah sich der Rath genöthigt, wenn auch ungern den Verfertiger zu bitten, die Reparatur der Uhr vorzunehmen: das war es, was er gewünscht hatte. Man führte den Geblendeten auf die Galerie, bald schritt er zwischen den Rädern auf und ab, indem er bald dieses bald jenes betastete, plötzlich faßte er das Haupttriebrad, griff mit voller Kraft hinein und drehte es verkehrt herum und da rollten alle Räder, alle Zeiger kreisten, die Figuren liefen durcheinander und die Gewichte stürzten losgerissen hinab, der Künstler aber benutzte das allgemeine Erstaunen, schwang sich über die Galerie und stürzte zerschmettert auf den Steinboden hinab. Seit dieser Stunde geht die Uhr nicht mehr, große

Summen sind ausgegeben worden um sie wieder herzustellen, allein noch kein Uhrmacher hat es vermocht sich in den Geist ihres Verfertigers hineinzudenken. *)

614. Der Wirth in Jerusalem.

(S. Löschin, Beitr. z. Gesch. Danzigs Th. III. S. 64. Karl Th. II. S. 3.)

Etwa 200 Schritte vor dem Olivaer Thore stand ehemals ein Häuschen, Jerusalem genannt, in welchem jedem Verbrecher, der hier vorbei zum Galgen geführt ward, der letzte Labetrunk gereicht zu werden pflegte.

Hier hat sonst ein Wirth, Namens Jerusalem, von welchem das Haus und der Berg den Namen bekommen, ein Gasthaus gehalten, das ziemlich viel besucht ward. Allein er war ein geiziger Bösewicht, der seine Gäste nicht blos, wo er konnte, prellte und ihnen verfälschte Getränke vorsetzte, sondern auch, wenn es anging, manchen Fremden, der bei ihm nächtigte, wenn er merkte, daß derselbe in der Gegend nicht bekannt war und ein gut

---

*) Es giebt noch mancherlei solche künstliche Uhren. So zeigt die Uhr auf dem Straßburger Münster den Lauf aller Planeten. Man sieht hier die vier menschlichen Alter, welche die Viertelstunden anzeigen. Zuerst schlägt ein Kind die erste Viertelstunde mit einem Hammer an eine kleine Glocke, dann kommt ein Jüngling, der mit zwei Schlägen halb, ein Mann, der mit drei Schlägen drei Viertel, und ein Greis, der mit 4 Schlägen das vierte Viertel andeutet. Unser Heiland geht vor jeder Figur dieser vier Alter voran. Endlich kommt der Tod, der die Stunde schlägt und zuletzt ein Hahn, welcher krähet und mit seinen Flügeln schlägt.

Zu Zittau ist am Rathhause ein Uhrwerk, welches jedesmal am 7. Januar drei Viertel auf 12 Uhr den Tod mit einem Brande und nach demselben einen Engel mit einem Oelzweige sehen läßt. Dazu schlägt ein Glöcklein, welches an das große Feuer im Jahre 1608 erinnert, durch welches mehr als drei Theile der Stadt vernichtet wurden. Dieses Jahr steht in den Worten der Inschrift InCenDIVM ZIttæ.

Zu Lübeck ist in der Marienkirche hinten am Altar eine Uhr, welche den Kalender nebst dem Sonnen-, Mond- und Planetenlauf anzeigt. Darunter steht: „Wol kant maken, bericht Du my | Dat ick all Mann tho Dancke sy!" Ueber dieser Uhr ist ein Glockenspiel und eine bewegliche Gruppe, wo man den Kaiser und die Churfürsten (oder die Apostel) erblickt, denen zwei Diener in Livree die Thür aufmachen. Eine zweite künstliche Uhr ist dort in der St. Petrikirche. Hier haut ein Engel mit einem Schwerte nach einem Löwen, der die Augen verdreht, zwei Böcke stoßen sich, an einer Seite ist Maria mit dem Kinde, an der andern Petrus mit dem Schlüssel, unten zwei Köpfe, die das Maul aufsperren. Dies alles bewegt sich, sobald die Glocke schlägt. Bei dem Namen des Verfertigers steht der Vers: Qui struit in triviis, multos habet ille magistros.

Das Uhrwerk am Prager Rathhause zeigt den Lauf des Himmels durchs ganze Jahr, die Zahl der Monate, Tage und Stunden, die Aequinoctien, Solstitien, die Länge der Tage und Nächte, den Neu- und Vollmond mit seinem Ab- und Zunehmen und die Feste des ganzen Jahres.

Auf dem Lustschloß Anet in Frankreich ist ebenfalls eine künstliche Uhr gewesen. Wenn die Stunde schlagen sollte, sah man 15 bis 18 Hunde von Erz marschirt kommen, welche bellten, darauf kam ein großer Hirsch von Erz viel größer als ein natürlicher, der die Stunden durch die Schläge, die er mit seinem Fuße that, bezeichnete.

Auf der St. Johanniskirche zu Lyon war sonst auch eine Uhr, welche außer den beweglichen Festen die Stunden, den Lauf der Sonne, des Mondes, der Planeten und Sterne zeigte. Alle hundert Jahr zeigte sich aber noch folgendes Kunststück. Oben auf der Uhr steht ein Hahn, welcher, ehe die Glocke schlägt, die Flügel schwingt und zweimal laut kräht. Hernach öffnet sich eine Thür, woraus der Engel kommt, und der Mutter Gottes einen Gruß bringt, dann von oben herunter der h. Geist, der sie überschattet, Gott der Vater steht über ihnen und giebt ihnen den Segen, unterdessen schlagen die Engel mit Hämmern auf die Glocke und spielen den Gesang Johannis des Täufers.

gespicktes Felleisen bei sich hatte, erschlug und in seinem Garten vergrub. Er hatte einen einzigen Sohn, der schon seit längerer Zeit im Auslande war und als Kaufmann manch schönes Stück Geld zurückgelegt hatte. Da er lange nicht zu Hause gewesen war und keine Ahnung von dem schlecht erworbenen Wohlstande seines Vaters hatte, denn als er von Hause weggekommen war, waren seine Eltern in schlechten Verhältnissen gewesen, so beschloß er, nachdem er genug für sie alle zu haben glaubte, nach Danzig zurückzukehren. Er that dies auch und kehrte als Fremder im Hause seines Vaters ein, gab sich auch nicht zu erkennen, weil es seine Absicht war, am andern Morgen denselben mit seiner Ankunft im Bette zu überraschen, allein zu seinem Verderben, denn der Schändliche, welchen der mit Gold gefüllte Beutel, den der Sohn Abends beim Bezahlen der Zeche herausbrachte, verführte, schlich sich um Mitternacht an das Bett des sorglos Schlummernden und tödtete denselben mit einem Schlage einer schweren Keule an dessen Schläfe. Als er am nächsten Morgen den Leichnam desselben verscharren wollte und ihm seine Kleider auszog, gewahrte er am Halse des Ermordeten ein Muttermaal, welches ihn an das erinnerte, welches, wie er wußte, sein fern geglaubter Sohn trug. Stutzig gemacht, öffnete er die Brieftasche, welche er auf der Brust trug, und erkannte sofort aus den darin befindlichen Papieren, daß er seinen eigenen Sohn aus Habsucht erschlagen habe. Verzweiflungsvoll ging er selbst nach Danzig ins Gericht und gab sich als den Urheber dieser und vieler anderer unbekannt gebliebenen Mordthaten an. Er büßte seine Verbrechen mit dem Rade.

615. Zwei Diebe werden in demselben Paar Hosen gehangen.

(S. Curicke S. 292.)

Im Jahre 1559 ist zu Oswald ein Kaufmann Oswald Papo gewesen, der frühmorgens in die Wirthshäuser ging, nach den vornehmsten Gästen fragte und wenn er zu ihnen, die meist noch schliefen, hinaufgegangen war, hat er ihnen die Beutel und Taschen weggenommen und ist damit abgegangen. Er ist aber nachmals ertappt und an den Galgen gehängt worden. Es hatte aber ein Zimmermann ihm am Galgen *) die Hosen ausgezogen und zu Hause in eine Kiste versteckt, der ist erwischt und als auch er zum Galgen geführt wurde, sind ihm dieselben Hosen angezogen und er damit aufgeknüpft worden, also sind diese unglücklichen Hosen zweimal an den Galgen gerathen.

616. Dreifacher Adlerkampf.

(S. Praetorius, Abentheuerlicher Glückstopf o. O. 1669 in 8°. S. 316 ꝛc. u. G. R. Curicke, d. St. Danzig histor. Beschreibung. Amst. u. Danzig 1687 in Fol. S. 429 — 431 [mit Abbild.])

Am 6. Januar 1666, als am h. Dreikönigstag, an welchem auch eine unsichtbare Sonnenfinsterniß eingefallen ist, hat man in der Gegend des Dorfes Kalitzke, anderthalb Meilen von Danzig, einen Musquetenschuß weit von der See, zwei an diesem Orte sonst ungewöhnliche Vögel, zwei große Steinadler, zwei Ellen hoch, an den Flügeln vier Ellen breit, an Farbe und

*) Das Bestehlen des Galgens ward mit dem Tode bestraft (s. Preuß. Prov.-Bl. Bd. II. S. 134.)

Federn über den ganzen Leib fahl, an den Schwänzen weiß, an Schnäbeln und Füßen aber gelb wahrgenommen. Einige Fischer, welche dort nicht weit vom Strande gefischt haben, sind durch das Geschrei der Adler über sich und durch ihr Herumfliegen über sich auf sie aufmerksam geworden, wie dieselben von 1 bis ½ 3 Uhr mit einander in der Luft über der See über alle Maßen hart gekämpft und gestritten, auch den Anfang ihres Streites mit sonderlichem Geschrei gemacht haben, nicht anders wie zwei erfahrene Kriegsleute gegen einander gezogen und im Fliegen gesucht einer dem andern den schon erlangten Vortheil abzujagen, wie sie denn einander hart zugesetzt und sich einander muthig zur Gegenwehr gestellt, also daß Niemand vermuthen können, wer von beiden zuerst obsiegen werde. Diesmal sind sie jedoch auf eine kleine Zeit von einander gerathen, bald aber wieder an einander gekommen, da sie sich dann heftiger als zuvor angefallen und dermaßen angegriffen haben, daß die Federn in der Luft häufig von ihnen geflogen und in großer Menge in die See gefallen sind. Nach einer halben Stunde sind sie wieder von einander gekommen, als sie nun aber zum dritten Mal wieder zusammengeriethen, ist der Streit und Kampf zum härtesten angegangen. Dies haben gedachte Fischer mit großer Verwunderung angesehen, wie die Adler mit Beißen, Stoßen und Reißen eine gute Weile zugebracht und einer den andern zuletzt mit den Klauen und Schnäbeln zu fassen bekommen und in der Luft sich beide dermaßen gefaßt und herumgetummelt, bis der eine des andern Schnabel fest gefaßt, die Klauen in dessen Brust gesetzt und ihn also unter sich bekommen, auch in der Luft eine gute Weile schwebend gehalten, weil er ihn aber wegen der Schwere nicht länger zu halten vermocht, ihn darnach nicht loslassen wollen, sondern ist mit ihm in die See einen Musquetenschuß weit vom Strande niedergefallen. Als nun solches Niederfallen die Fischer, so allda gefischt, gesehen, sind sie näher hinzugefahren um zu sehen, wie es endlich mit diesen streitenden Vögeln im Wasser ablaufen würde; wie sie nun näher zu denselben gekommen, sind sie gewahr worden, wie der Ueberwinder den Ueberwundenen unter sich gehabt und also denselben einmal über das andere ins Wasser getunkt, so hat auch der Ueberwinder dem andern ein ziemliches Loch in den Kopf gebissen, wiewohl ihm dasselbe den Tod nicht verursacht, sondern er ist von dem andern in der See ersäuft worden, hat ihn aber nicht loslassen wollen, sondern immer festg halten, und ist also auf ihm sitzen geblieben, hat auch, da die Fischer zu ihm gekommen, von dem andern nicht loskommen können, weil sie mit den Klauen so fest in einander verwickelt gewesen, worauf jene sich des lebendigen wiewohl mit großer Mühe bemächtigt und ihn endlich bekommen, und beide, sowohl den lebendigen (das Weibchen) als den todten (das Männchen) den 7. Januar hierher nach Danzig gebracht, wacker Geld dafür eingestrichen und sie zuletzt der Regierung verehrt haben. Ebenso sind im Jahre 1682 in der Danziger Nehrung wiederum zwei Adler, die sich beim Kampfe mit den Klauen und Schnäbeln so in einander verwickelt gehabt, daß sie lebendig zur Erde gefallen, von den Bauern gefangen und nach Danzig in das Haus des Bürgermeister Nehring gebracht worden.

Ein solcher Adlerkampf ist aber schon lange vorher den 2. April 1655 zwischen den beiden Dörfern Zitzo und Sagers, 3 Meilen von Danzig, beobachtet worden, wo von 5—6 Uhr des Nachmittags zwei Adler, der eine

von der Seekante her, der andere aus Kassuben auf einander zugeflogen, einander angefallen und mit ihren Schnäbeln und Klauen einander zugesetzt, dreimal gegen einander gerannt und dreimal wieder von einander losgekommen sind, bis endlich der eine den andern unter sich bekommen, eine Zeit lang in der Luft schwebend gehalten, dann aber mit ihm zur Erde hinabgefallen ist. Dort haben sich beide so fest gehalten, daß man sie nicht hat von einander bringen können, man hat also den Ueberwinder erschlagen und den Ueberwundenen beim Leben erhalten.

Auf gleiche Weise haben am 24. August des Jahres 1682 zwei Schwertfische, der eine 11, der andere 8 Schuh lang, an der Mündung der Weichsel so hart auf einander gefochten, daß man die Schwerter anschlagen gehört, der große hatte den kleinen erstochen und ist fortgeschwommen, aber später durch Fischer todt am Strande gefunden worden, denn der kleine hatte ihm die rechte Floßfeder hinter dem Auge abgehauen, und der kleine war gleich nach beendigtem Kampfe todt ans Ufer geschwommen.

617. Der reiche Bauer zu Niclaswalde.

(S. Hennenberger S. 336. Cimcke S. 141.)

Als im Jahre 1400 etliche fremde Gäste und Herren den damaligen Hochmeister Conrad von Jungingen besuchten und ihn unter dem Trinken insonderheit darum glücklich priesen, daß sie unterwegs auch bei den Bauern guten Wohlstand verspürt, da hat der Schatzmeister von Marienburg gesagt, sie brauchten sich darüber nicht zu wundern, der Hochmeister habe einen Bauer zu Niclaswalde, der 11 ganze Tonnen baares Geld besitze. Dies zu beweisen, wurden die Gäste dorthin bestellt und dem Bauer angesagt, daß der Hochmeister mit seinen Gästen morgen mit ihm Mahlzeit halten würde, da denn der Schatzmeister ihm anbefahl, daß er die Tonnen mit Gelde um den Tisch setzen, Breter darauf legen und zu Sitzbänken machen solle. Nach beendeter Mahlzeit mußte der Bauer den Schatz vorweisen, er wußte wohl, daß verleugnetes Gut dem Herrn gehöre und deshalb zeigte er an, daß das Geld in den Tonnen, auf welchem sie säßen, vorhanden wäre. Wie es die Gäste gesehen, verwunderten sie sich, dem Hochmeister gefiel es aber dermaßen wohl, daß er alsobald Befehl gegeben hat, man solle dem Bauer auch die zwölfte Tonne, welche schon halb voll war, über die andern eilf Tonnen mit Gelde aus dem Schatze füllen, damit er sagen könne, wie er einen Bauern habe, welcher über eine Last Geldes vermöge. Die Tonnen sind alle neu und etwa so groß gewesen wie die heutigen Salztonnen. Das Geld ist bestanden in Pfennigen, Schillingen und Groschen, welches alles damals gute silberne Münze gewesen, und hat der Bauer nicht gestehen wollen, daß Gold darunter wäre. Er ist aber dermaßen karg gewesen, daß, wenn er zu Bier gegangen ist, er kein Geld, sondern etliche Käse mit sich genommen und damit den Wirth bezahlt hat und hatte stets das Sprichwort im Munde, daß man groß Geld mit kleinen Fingern anrühren müsse. Gleichwohl ward er zuletzt nach dem Absterben des gedachten Hochmeisters von dessen Nachfolgern und insonderheit dem von Plauen dermaßen mitgenommen, daß er an den Bettelstab gerathen ist.

618. Der Fischmeister zu Scharpau.

(S. Curicke S. 142. Hennenberger S. 417 ꝛc.)

In der Scharpau, einem Stücke des großen Werders bei Danzig, welches aber zur Nehrung gerechnet wird, ist sonst ein fester Hof gewesen, im Jahre 1400 erbaut, wo der Fischmeister oder Großschäfer von Marienburg gewohnt hat. Dort ist einst ein gewisser Willm von Tossenfeld Fischmeister gewesen, der 113 Jahre alt geworden ist. Der hat, weil der Störfang sehr gering war, seinen Fischerknechten beim Galgen verboten, keinen Stör zu zerhauen, sondern er wolle sie für ihren Antheil entschädigen. Die Fischer hatten nämlich die Erlaubniß, einen Mittelfisch zu zerhauen um denjenigen, so ihnen ein oder mehr Legel Bier brachten, auch einen guten Braten zu geben. Wie sie nun eines Tages wußten, daß solcher Gäste viele kommen würden, da rieth unter andern der Koch, daß man einen guten Fisch zerhauen und für die, so Bier brächten, braten solle, und es zerhieb also der Koch einen Hauptfisch von 5 Ellen, bereitete und kochte ihn und gab genug davon weg für Bier. Unterdessen, wie er nachmals etliche Fische nach der Scharpau dem Fischmeister brachte, klagte er sehr über der Fischerknechte Untreue und beschwerte sich, daß sie neulich ihn gezwungen hätten einen Fisch zu zerhauen. Ob dies nun wohl der Fischmeister besser wußte, ließ er es doch eine Zeit lang hinpassiren, weil er der Leute bedurfte. Als aber die Fischerei aus war und er die Fischerknechte ablohnen wollte, fragte er sie, ob sie auch sein Gebot gehalten hätten? Sie antworteten, sie hätten von ihrem Theil zu Zeiten gegessen und auch andern Leuten, so ihnen Bier verehrt, mitgetheilt, sagten auch daneben, sein Gebot wäre wider Gott und Recht und dürften sie solches deswegen nicht halten, es wäre auch nicht billig, daß sie ihr Recht verkauften, sintemal Gott ihnen ihren dritten Theil allezeit mitzutheilen pflege. Weil sie es nun frei bekannten, fragte er den Koch, wer den Fisch gerissen habe, und wie derselbe antwortete, daß er es gethan, fragte der Fischmeister weiter, ob er auch davon gegessen habe? Der Koch antwortete, er habe sich zwar des Diebstahls wider seinen Herrn nicht gern theilhaftig gemacht, hätte aber auch gegen die Fischerknechte sich nichts merken lassen dürfen und habe er wohl von der Juche (Suppe), aber nicht vom Fische gegessen. Da hielt ihm der Fischmeister vor, er habe ja vorgegeben, die Fischerknechte hätten ihn zum Fischreißen gezwungen. Als dies die Knechte hörten, wurden sie unwillig und sagten, er habe ihnen zum Fischreißen mehr zu- als abgerathen. Da fällte der Fischmeister das Urtheil, so sie den Suppenschmecker henken wollten, wolle er ihnen solches zulassen, wo nicht, solle er sie aufhängen. Da bedachten sich die Fischerknechte nicht lange, führten den Koch vor die Festung und hingen ihn am Graben bei einem Pappelbaume auf. Davon kommt das Sprichwort: „Der die Suppen aß, ward gehangen, die den Fisch aßen, sind ihrer Wege gegangen."

619. Der Brodstein bei Oliva.

(S. Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen S. 435. v. David Bd. VII. S. 44. Hennenberger S. 339. Temme S. 209. Ziehnert Bd. I. S. 247 ꝛc.)

Oliva ist ein reiches Mönchskloster eine Meile von Danzig gewesen. Als im Jahre 1697 die sächsischen Truppen anmarschirten, mußte der Prinz

Conti mit den hier hausenden Franzosen Reißaus nehmen und über Hals und Kopf zur See gehen. Davon kommt in Preußen das Sprichwort: „Es wird Dir gehen wie den Franzosen zu Oliva!“

In der Kirche dieses Klosters wird heute noch ein Stein gezeigt, der ehemals Brod gewesen sein soll. Es hat nämlich bei einer Hungersnoth zur Zeit des Hochmeisters Conrad Zöllner ein Jacobsbruder, oder, nach Andern, ein Schuhknecht aus Wehlau in diesem Kloster als Almosen ein Brod erhalten, das steckte er in seinen Busen und ging damit nach Danzig. Unterwegs trifft ihn eine arme Frau mit ihren zwei Kindern, von denen sie das eine auf den Armen trägt, das andere aber an der Hand führt, und bittet ihn für diese um ein Stückchen Brod. Der Hartherzige sagt erst, er habe keins, als aber die Frau ihm vorwirft, wie er so frech lügen könne, da sie ja das Brod selbst gesehen, da schwört er, es sei nur ein Stein, um damit die Hunde abzuwehren *). Als er nun aber nachher das Brod verzehren will, da ist dasselbe zu Stein geworden. Er erschrickt, bereuet sein Verbrechen, geht ins Kloster zurück, gesteht, was er gethan, und hängt zum ewigen Gedächtniß den Stein in der Kloster Kirche auf.

Nach einer andern Sage hätten aber bei der Plünderung des Klosters im Jahre 1617 einige lutherische Soldaten vom Heere des Schwedenkönigs Gustav Adolph ihre unheiligen Hände an das heilige Brod legen und es verzehren wollen, da sei selbiges vor den Augen der Soldaten in Stein verwandelt worden, wie denn auch die Spuren des Daumens, mit dem dieselben in das Brod gegriffen, noch jetzt in demselben kenntlich sind.

620. Hexen zu Hammerstein und Pagdanzig.

(S. Preuß. Prov.-Blätter Bd. II. S. 132 ꝛc. 108.)

Zu Hammerstein im Jahre 1603 sind acht Personen, drei Männer und fünf Weiber, der Hexerei wegen angeklagt und sämmtlich verbrannt worden. Eine jede dieser Personen besaß einen bösen Geist in der Gestalt eines fahlen Eichhörnchens (Viperitze genannt) oder schwarzen Händchens. Derselbe saß gewöhnlich im Kumm in der Stube, zuweilen auch in einer kleinen Lischke oder im Spinde. Sie hießen Firlei, Luzifer, Chim *), Klaus, Florjes, Dribelke. Sie brachten ihren Herrn gewöhnlich täglich einen Groschen, außerdem öfter noch Geld, Korn, Fleisch, Brod, Milch und Käse. Diese mußten sie dafür aber auch täglich mit Milch, Fleisch, Bier, jungen Hühnern, Semmel, zuweilen auch mit Abendmahlbloaten füttern, mit ihnen buhlen und auf dem Blocksberg mit ihnen tanzen. Solche Geister konnten verschenkt, gekauft und verkauft werden; der Preis war billig, 10 Groschen bis 1 Thaler. Gewöhnlich erhielt man sie in einem Dunk Hede, in einer Lischke und einmal sogar als Brautschatz. Eine der Angeklagten besaß mehrere Geister und hatte drei davon den Andern verkauft. Auf Befehl ihrer Gebieter zerstoßen, beschädigen und tödten diese Geister Menschen und Vieh. Soll Jemand gelinde wegkommen, so fliegen sie ihm an die Füße und machen ihn lahm. Auch geschieht Aehnliches ihren Gebietern, welchen sie, wenn sie böse auf sie

*) Ist genau eigentlich dieselbe Geschichte wie oben Nr. 601. nur mit einer anderen Lokalität.

**) So hieß auch der Geist der Sidonia v. Borck.

werden, einen Stoß geben, so daß sie nachher stets hinken müssen. Auch verderben sie den Leuten das Bier. Die Angeklagten waren geständig, Galgenketten, Nägel, Finger und andere Glieder von armen am Galgen hängenden Sündern genommen und damit Zauberei getrieben zu haben. Solche Sachen waren nämlich dienlich zum guten Bierbrauen, zum Verkauf von Bier und Korn, blühendem Handwerk und Geschäft, unermüdlichen Pferden ꝛc. Auch beim Abendmahl zurückbehaltene Oblaten haben sie zu ähnlichen Zwecken benutzt und ins Säelaken gelegt, damit das Korn von andern Leute Aeckern auf den ihrigen komme, auch zum Leckerbissen für ihre Geister. Sämmtliche Angeklagte sind zu Walpurgis auf dem Blocksberge gewesen, sie sind alle auf dem Gerstel, dem gewöhnlichen Hexenpferde, dorthin geritten, nur eine hat sich einmal dazu eines schwarzen dreibeinigen Pferdes bedient. Dort haben sie gegessen, gespielt und unter einander und auch mit den Geistern getanzt. Einige von ihnen gehörten auch zu einer Gilde, welche im Dorfe Hansfelde war, „wo sie ihren Abgott haben und demselben wennen und lehren."

Am 9. Juni des Jahres 1694 ward zu Pagdanzig Metz Damers Weib zum Feuertod verurtheilt, weil sie von sieben Zeugen der Zauberei an Menschen und Vieh bezüchtigt und nach der Wasserprobe als Hexe überwiesen auf der Folter bekannt hatte, daß sie wirklich Menschen und Vieh beschädigt, jährlich einmal auf dem Blocksberg (bei Pagdanzig) gewesen und acht böse Geister gehabt, mit ihnen gebuhlt und drei davon nachher verkauft habe. Einer derselben ist gewöhnlich wie ein Mistkäfer gestaltet gewesen. Diese Geister hatte sie besonders getauft und gezeichnet.

621. Hexerei zu Konitz.

(S. Preuß. Prov.-Blätter Bd. II. S. 105 ꝛc.)

Im Jahre 1623 ist zu Konitz, einer Kreisstadt im Reg. Bez. Marienwerder, ein Knecht Lorenz Leme verbrannt worden, weil er eingestanden, daß er vor zwanzig Jahren ein polnisches Bettelweib bei acht Tagen in seiner Behausung beherbergt habe, welche ihm, weil sie gesehn, daß er an seinem Vieh großen Schaden gelitten, einen bösen Geist, Margarethe genannt, verkauft und gesagt habe: „daß er denselben, wie auch geschehen, auf seinem Boden finden werde, derselbe werde sich ihm durch Poltern anzeigen, er solle ihn aber ja nicht ärgern, sondern zufrieden lassen. Derselbe Geist hat sich ihm auch nackend in Frauengestalt, aber ganz grau am Leibe gezeigt und er hat mit ihm gebuhlt. Dieser Geist ist jedoch zuletzt an einem Sonntage zu ihm gekommen und hat ihm befohlen, sich nach dem Stadthofe zu begeben und dem Arrendator desselben, David Woerlemann anzuzeigen, daß er die Krankheit, an welcher derselbe damals gerade litt, von der Frau des Stadtdieners, Peter Splittstoßers, der Barbara Blingkrähme her hätte, denn diese hätte ihm in einem Topfe, den sie in ihrem Heerde vergraben, darum Schelmerei angethan, weil sie von ihm einmal Milch und Brod bekommen, ein zweites Mal aber nicht. Auf dieses Bekenntniß hin ist diese gewesene Müllerstochter auch eingezogen, verhört und gefoltert worden. Sie hat bekannt, daß als sie zu Hammerstein gewohnt, sie von einer gewissen Barfaudtin einen Hausgeist, Nickel genannt, zum Geschenk bekommen habe, sie habe ihn nicht nehmen wollen, allein derselbe sei ihr wieder ihren Willen gefolgt und

habe ihr gedroht sie in kleine Stücke zu zerreißen, wenn sie ihn nicht behalten werde. Dieser Nickel hat zuerst ein Paar Schweinen, welche ihr ihre Pflanzen abgefressen, das Genick umgedreht, dann hat er dem Sohne des Tischlers Burchard Hinze einen Stoß gegeben, dafür daß er ihr Kind in der Schule verklatscht hatte, er hat einen ähnlichen Stoß auch dem Junker Salomo Buckwitt von Riesewang gegeben, so daß derselbe davon lange krank gelegen, weil derselbe einmal im Zanke ihrem Manne eine irdene Bierkanne am Kopfe entzweigeschlagen, sie hat auch am Osterfeste einen Zauberguß vor die Stallthüre im Hause David Woerlemanns hingemacht, weil dessen Frau ihr kein Brod hat leihen wollen, und als dieser über diese Stelle hingegangen ist, ist er von Stund an krank geworden. Einen solchen Stoß hat ihr Nickel auch einem gewissen Aschebarner geben müssen und davon ist derselbe so lange ans Bett gefesselt geblieben, bis sie seiner Frau gerathen, ihn mit Knoblauch und Branntwein heiß zu schmieren und blauen Tarant (Gentiana Pneumonantha) unter den Kopf zu legen. Sie hat auch durch denselben Nickel der Frau des Hofmeisters Georg Berend, weil diese sie geschmäht, ihr Vieh umbringen und ihre Kinder zerstücken lassen. Alle Jahre, so lange sie ihren Nickel gehabt, ist sie am Walpurgisabend auf den Blocksberg, der nach Hansfelde zu in dem Schlochauischen Gebiete liegt, auf einer Gerstell (einem Instrumente, womit man das Brod in den Backofen schiebt) aus ihrer Wohnung durch den Schornstein gefahren und hat dazu gerufen: „Auf und davon, und nirgends an!“ Wenn sie dorthin gekommen ist, hat sie mit ihren Kameradinnen Grütze, Erbsen und Fleisch gegessen, dann hat ein alter Kerl auf einer Trommel und Schweinskopf gespielt und sie haben auf einer ausgespannten Leine unrechts umgetanzt, nach Vollendung dessen aber sind sie von dannen geschieden und Jeder ist auf dem Instrumente seinen Weg, da er hergekommen, wieder zurückgefahren. Wenn sie einen Zorn auf Jemanden gehabt und ihm gedroht, da ist ihr böser Geist Nickel bald als ein großer Edelmann in schwarzen Kleidern mit Handschuhen an den Händen zu ihr gekommen und hat sie mit einer Menschenstimme angeredet und gesagt: „Du mußt mir befehlen, daß ich demjenigen, auf welchen Du zürnest und dem Du gedroht hast, ein Unglück zufüge, oder wo Du es nicht willst thun, so will ich Dir den Hals entzweistoßen und in kleine Stücke zerreißen.“ Sie hat auch noch andere Schandthaten mehr bekannt und ist deshalb Ende Oktober desselben Jahres lebendig verbrannt worden.

Im Jahre 1661 ist der Scharfrichter Hans Mölenbeck von Konitz nach Preußisch Friedland geholt worden, um daselbst eine Hexe, die Troitsche genannt, zu foltern, er ist aber in demselben Augenblicke, wo er ihr die Werkzeuge anlegen wollte, todt hingefallen und gestorben, die Hexe aber hat nachher bekannt, daß ihr böser Geist denselben umgebracht hatte.

622. Der Name des Vorwerks Hülfe bei Konitz.

(S. Zichnert Bd. II. S. 158 ꝛc. Temme S. 222.)

Der Lockmansee bei Konitz ist eine halbe Meile breit und gegen zwei Meilen lang und mit waldbedeckten Höhen umgeben. Auf einer kleinen Halbinsel am westlichen Ufer desselben lag in der Vorzeit ein befestigter Sattel- oder Lehnhof des deutschen Ordens, dessen Ueberreste man noch jetzt auf einem Hügel, der Burgwall genannt, erkennt. Jetzt findet man da ein Vor-

werk, welches den Namen Hülfe führt, und etwas nördlich davon liegt ein kleines Eiland, mit Namen der Lämmerwerder.

Auf diesem Werder befand ſich früher, als die Burg noch ſtand, eine Kapelle dem h. Georg geweiht, und dabei eine Hütte, in welcher ein alter Knappe wohnte, deſſen Geſchäft war, in dieſer Kapelle eine ewige Lampe zu unterhalten. In der ganzen Gegend war er wegen ſeiner klugen und weiſen Ausſprüche bekannt, die er Allen that, welche ſich bei ihm Raths erholten und ſelbſt der Orden ſoll ihn in wichtigen Angelegenheiten um ſeine Meinung gefragt haben. Dieſes Anſehn aber, welches der ſchlichte Knappe erlangt hatte, erregte den Neid der Vornehmen und beſonders die Rache dreier Ritter, die er oft wegen ihrer unſittlichen Lebensweiſe ernſtlich getadelt hatte. Dieſe nahmen einen Nachen und fuhren von der Burg nach dem Eilande um den Wehrloſen heimlich zu überfallen. Aber der einſiedleriſche Knappe gewahrte ihre Ankunft und ſie ließen vor ſeinem Blicke wie gelähmt ihre Schwerter ſinken und wollten zur Burg zurückfahren, aber der Nachen ſchlug um, die Ritter ſchrieen ängſtlich um Hilfe, aber der See verſchlang ſie. Der Einſiedler, erzürnt über die ausgezogenen Meuchelmörder, ſchleuderte die vor dem Heiligenbilde brennende Lampe hinüber in die Burg und ſie ſank, von den Flammen verzehrt, in Trümmer. An deren Statt wurde ſpäter ein Vorwerk erbaut, das man, weil ſeit jener Zeit oft in den Fluthen des See's der Ruf: „Hilfe, Hilfe" ertönte, Hülfe nannte.

Man ſagt auch, daß wenn man in der Nähe einer ſteinernen Treppe, von der man noch jetzt auf dem Burgwalle einige Stufen ſieht, die Worte ausſpricht: „Cäſum, Cäſum, thue Dich auf", der unterſte Stein ſich in die Höhe hebt und man darunter einen Schatz erblickt.

623. Urſprung des Namens Konitz.

(S. Gödtke, Geſch. der Stadt Konitz S. 7.)

Die Stadt Konitz in Weſtpreußen führt ihren Namen daher, daß als im Jahre 1137 Wenden in dieſe Gegend kamen, um ſich hier anzubauen, ſie da, wo jetzt die Stadt liegt, eine Kuh mit ihrem Kalbe im Neſte liegen fanden. Sie erbauten hier eine Stadt und nannten ſie Kuhneſt, woraus dann Konitz geworden iſt. Das Wappen der Stadt, eine Kuh, bezieht ſich auf denſelben Urſprung.

624. Die eingeſperrte Peſt.

(S. Temme S. 222.)

Als im Jahre 1709 die Peſt in Preußen ſo heftig wüthete, kam ſie auch nach Konitz, wo ſie viele Menſchen hinwegraffte. Als man nun ſchon fürchtete, die ganze Stadt werde ausſterben, kam ein fremder Mann dahin und erbot ſich die Peſt zu bannen. Er ließ, als man ſein Anerbieten annahm, in eine ungeheuere Linde, welche auf dem evangeliſchen Gottesacker heute noch ſteht, ein Loch ſchneiden und dazu einen Pflock, der genau in daſſelbe paßte; hierauf zog man in feierlicher Proceſſion dorthin, er bannte die Peſt durch ſeinen Spruch in den Baum, ſchlug dann ſchnell den Pflock hinein und verbot, denſelben jemals wieder herauszuziehen, damit jene nicht wieder herauskommen könne. Seitdem hat ſich die Peſt nie wieder in Preußen gezeigt.

625. Das Sprichwort vom Fluß Piſſe.

Im Lande Preußen bei Gumbinnen iſt ein Fluß, Piſſe genannt, von deſſen Anwohnern ſagte man ſonſt ſcherzweiſe, daß ſie ihre Speiſe aus klarer Piſſe kochten.

626. Der Fluß Schwente.

In Preußen iſt ein Fluß, der die Schwente heißt, d. h. der heilige Fluß. In demſelben findet man große ſtarke Eichenbäume, die pechſchwarz ausſehen und als Ebenholz verarbeitet werden. Niemand weiß jedoch, wie ſie hineingekommen ſind, weil dort herum keine Eichen wachſen.

627. Vom Biertrinken und den Namen der Biere in Preußen.

(S. Hennenberger S. 475.)

Die alten Preußen gaben den Männern, welche geſtorben waren, ein Schwert und etwas Geld mit ins Grab, damit ſie ſich unterwegs was zu Gute thun könnten, zum wenigſten ein Brod und eine Kanne Bier kaufen, damit die Leiche nicht etwa hungern und dürſten müſſe.

Von der Gewohnheit viel Bier zu trinken hatte man noch im vorigen Jahrhundert in vielen Wirthshäuſern das Geſetz, daß wer die Neige gehabt, derſelbe von Friſchen wieder trinken mußte mit der feſtgeſetzten Strafe für den Uebertreter, 22 Schilling, 1 Seite Speck und 1 Scheffel Kringel.

Unter dem Hochmeiſter Conrad von Erlingshauſen ſind zwei Ordensbrüder, loſe Buben, im Lande umhergezogen und haben jeglichem Bier einen beſonderen Namen gegeben.

Danzig. Wehre Dich.
Elbing. Schlichting.
Königsberg. Saure Maidt.
Thorn. Rolab oder Loröl.
Marienburg. Kelber Zagel.
Graudenz. Krank Heinrich.
Dirſchau. Freudenreich.
Mewe. O Jammer.
Nawburgk. Kyrmes.
Stargart. Spülekanne.
Culmen. Glatze.
Newteich. Schwente.
Gerdawen. Mammon oder Mumme.
Heiligenbeil. Geſalzen Merten.
Braunsberg. Stürzen Kerlen.
Straßburg. Kirbel.
Newmarkt. Trumpe.
Tolkemit. Rorkatter.
Mühlhauſen. Krebsjauche.
Frauenburg. Singe wohl.
Zinten. Lurley.
Friedland. Wohlgemuth.
Schippenbeil. Naſewiſch.
Welau. Sollewurſt oder Füllewurſt.
Bartenſtein. Kühmaul.
Raſtenburg. Krewſel.
Neydenburg. Klawmich.
Neſſel. Beſſre Dich.
Altenburg. Dewſel oder Scheuſel.
Wartenburg. Lachemund.
Altenburg. Böckingk oder Borge nicht.
Guttſtadt. Lieber Herr Lorenz.
Heilsberg. Schreckengaſt.
Libſtadt. Wuiſtdas.
Liebemüle. Harlemay.
Eylaw. Wo iſt der Magt bet.
Hohenſtein. Ich halte es.
Creutzburg. Menge es wohl.
Paſſenheim. Schlickerrei dicke Bier oder Flickebier.
Marienwerder. Bierkatze.
Reden. Sauſewind.
Meelſack. Leertaſche.
Wormdit. Knaſt.
Morung. Ohne Dank.
Stum. Rokenzagel.

Auf dem Schloß. Rockenzagels Mutter.
Riesenburg. Spei nicht.
Culmenſer. Kurant oder Tarant.
Fiſchhauſen. Schleppenkittel oder Salz es bes.
Löbe. Strutzing oder Spülwaſſer.
Hollandt. Füllewurſt.
Oſterode. Dünnebacken.
Rosenburg. Krauſemünze.
Lauenburg. Es wird nicht beſſer.
Stolpe. Schmier nicht.
Pautzke. Rennenkatter
Hela. O Stockfiſch.
Schönecke. O Zetter.

628. Das Wappen und der Name von Baldenburg.

(Poetiſch behandelt von Ziehnert Bd. II. S. 63 ꝛc.)

Die alte Stadt Baldenburg (Baldeolde) am Balziger See im Schlochauer Kreiſe des Reg.-Bez. Marienwerder führt in ihrem Wappen ein Frauenbild, das Blumen in den Händen hält, das Landvolk in dieſer Gegend nennt die Stadt heute noch: de Ball. Der Name und das Wappen aber ſoll davon herrühren. Einſt hat in dieſer Gegend ein ſchönes Fräulein, eine Waiſe, ein Schloß und das dazu gehörige Land beſeſſen. Ihres Reichthums und ihrer Schönheit wegen gebrach es ihr nicht an Freiern, allein ſie erklärte jedem, daß nur der ihr Mann werden ſolle, der ſie im Ballſpiele beſiegen werde. Sie ſelbſt aber war die geſchickteſte Ballſpielerin, die jedes Mal den geworfenen Ball wieder in ſeinem Netz auffing. Endlich kam aber der rechte Mann. Er ſpielte ebenſo gut wie ſie und fing jeden geworfenen Ball wieder auf, als ſie nun aber werfen ſollte, verſah ſie es, ob mit Fleiß oder nicht, läßt ſich nicht ſagen, und der Ball fiel zur Erde. Da hat ſie ihm ihre Hand gereicht, und der Ritter hat hier eine Stadt gebaut, derſelben den Namen von dem Ballſpiel gegeben und das Bild ſeiner ſchönen Braut in ihr Wappen geſetzt.

629. Das Schmochbeal.

(S. Temme S. 253.)

Unfern von dem im Flatowſchen Kreiſe gelegenen Dorfe Krummenfließ befindet ſich eine Kette von Sandhügeln, die ganz nahe beim Dorfe mit einem über die andern hervorragenden Berge endigt, der den Namen Schmoch-Beal führt. Man ſagt, daß dieſer Name (wendiſch aus Schmoch Brandſtätte und Beal, Göze) davon herrühre, daß einſt hier eine der Hexerei beſchuldigte Frau lebendig verbrannt wurde, vorher aber Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld angerufen hatte, er möge durch ein Zeichen kund thun, daß dies gegründet ſei. Kaum war der Holzſtoß ausgebrannt, ſo wuchs an derſelben Stelle eine ſonſt nie geſehene Pflanze, weder Baum noch Staude, und ſich vergrößernd, aber auch nie abnehmend, welche dort heute noch zu ſehen iſt.

630. Die goldene Wiege.

(S. Temme S. 255.)

Die alte Ordensburg Schlochau, von der freilich eigentlich jetzt nur noch bloße Trümmer übrig ſind, war ſonſt eine Vormauer gegen Polen und Pommern und ſehr feſt. In ihrer Nähe befindet ſich ein freundliches Luſtwäldchen, ſonſt die Kujawe, jetzt Luiſenhöhe genannt. Während der Polenherrſchaft war hier der Sitz eines Staroſten, und als nun einſt dieſelbe an einen Radziwil kam, fällte man zufällig einen in der Nähe des Schloſſes

ſtehenden Baum, der inwendig hohl war und eine Pergamentrolle enthielt. Der Schloßverwalter entzifferte, ohne irgend Jemandem von ſeinem Funde ein Wort zu ſagen, die darauf befindliche, faſt unleſerliche Schrift. Sie lautete:

Kommſt du zur erſten Bruck, ſo ſollſt du gehen rechts,
Kommſt du zur zweiten Bruck, ſo ſollſt du gehen links
Und wo drei Steine aufrecht ſtahn
Da liegt der Schatz begraben.

Er verfolgte den angedeuteten Weg und fand auch wirklich eine Stelle in der Mauer, wo drei Steine ſtatt wagerecht lothrecht eingemauert waren. Als er nun die Mauer hier durchbrach, kam er in ein Gewölbe, wo er einen mächtigen Schatz an Gold, Edelſteinen und Perlen und unter demſelben eine Wiege ganz voll gediegenem Golde und mit kunſtreichen Verzierungen bedeckt fand. Da er, hätte er ſeinen Fund kund gethan, denſelben an ſeinen Herrn hätte abliefern müſſen, ſo verſchwieg er ihn und Niemand erfuhr etwas davon. Da beging einmal der Fürſt eine Kindtaufe, und der Verwalter machte ſich in Begleitung zweier Reiſigen auf, die Wiege zu holen, um ſie dem Neugebornen als Angebinde zu verehren, indem er glaubte, ſo könne er am Beſten den Zorn ſeines Herrn begütigen, wenn derſelbe die Sache erführe. Allein dem war nicht ſo, als dieſer fragte, wo das Geſchenk her ſei und er ihm nun Alles haarklein berichten muß, ward derſelbe ſehr zornig, ließ ihn feſſeln und ins Gefängniß werfen. Allein der Verwalter hatte noch ſo viel Zeit einen ſeiner zwei Begleiter zu benachrichtigen. Dieſer ritt Tag und Nacht, ſo daß er den zur Abholung des Schatzes geſchickten Dienern des Fürſten zuvor kam, und als dieſe anlangten, war bereits der ganze Schatz in dem Schloßſee verſenkt. Dort ruht er noch, der Verwalter aber mußte ſeine Unterſchlagung mit dem Leben büßen.

631. Der Staroſt von Seckath.

(S. Temme S. 243. Poetiſch beh. b. Ziehnert Bd. I. S. 167.)

Neben dem Dorfe Seckath im Stargardter Kreiſe liegt ein großer See, auf dem ſich drei Inſeln befinden. Die größte derſelben zeigt noch die Trümmer eines im Schwedenkriege zerſtörten Schloſſes und die Pfähle einer Brücke, welche daſſelbe mit dem Lande verband. Hier hauſte ſonſt ein ſeiner Menſchenfreundlichkeit, Gerechtigkeit und Milde wegen hochbeliebter Staroſt. Derſelbe ſtellt ſich dort noch jetzt in jeder Johannisnacht ein, man findet ihn auf den Trümmern ſitzen und in einem Buche leſen, fragt man ihn um Rath, ſo kann man darauf rechnen, ſtets eine freundliche und nützliche Antwort zu bekommen.

632. Ein Todter theilt Ohrfeigen aus.

(S. Prätorius, Abent. Glückstopf S. 394.)

Nach der Schlacht bei Pakoſch iſt ein glaubwürdiger Mann nach Thorn gekommen (28. September 1668) und hat erzählt, er habe ſelbſt mit angeſehen, daß auf derſelben Stelle wo die Schlacht abgehalten worden, ſich ein großes Geſchrei erhoben habe und um die Zeit, als der Kampf angefangen mit Schießen, Trommeln und Blaſen, man auch die Commandoworte gehört hat: „Tritt näher heran, leg' an, gieb Feuer ꝛc.“ Dieſelben Worte, die man

sonst bei Kriegsaktionen zu hören pflegt, sind auch von einem Diener, der um dieselbe Zeit dort vorbei gekommen, mit gehört worden. Dem ist dann ein Mann nur mit einem weißen Hemde angethan auf einem weißen Pferde entgegengekommen und hat ihn gefragt, wo er hin wolle? Dem hat der Diener geantwortet: „Nach Hause“ Worauf der im Hemde wieder gefragt hat: „was für eines Herren Diener er wäre?“ Da hat der Diener geantwortet: „Choraty Bryskv.“ Dann hat ihn aber derselbe Diener gefragt: „wer er denn wäre und wie man ihn tituliren müsse?“ worauf der Gefragte gesagt hat: „das sollst Du bald erfahren! Ich bin der Kosakische Oberst Bulkonk Skop, bin in der Schlacht geblieben und liege unter der Brücke in den Morast getreten und begehre, daß man mich begrabe, sonst werde ich Keinen vorbeilassen. Mittlerweile solle er das alles seinem Herrn erzählen“, zum Zeichen aber, daß man ihm glauben solle, hat er ihm eine Ohrfeige gegeben, wie jener Mann selbst gesehen, daß jene fünf Finger auch nach vielen Tagen auf des Dieners Backen zu sehen gewesen sind, ihm auch schwerlich je vergehen würden. Derselbe hat nun heimgekommen solches seinem Herrn erzählt, worauf selbiger am andern Tage dahin gereist ist und am erwähnten Orte hat suchen lassen, wo man denn unter der Brücke im Morafte einen sehr zerhauenen Menschen in einem grünseidenen Rocke gefunden hat, mit einem bloßen mit Silber eingefaßten Säbel in der Hand, dem die Finger und das Gesicht aber so zerhauen waren, daß er durchaus nicht zu erkennen gewesen ist.

633. Geisterschaaren in Preußen.

(S. Prätorius S. 392.)

Im Jahre 1640 haben sich in den Aemtern Sorst und Neimin die bösen Geister in Gestalt schwarzer und weißer Mönche bei 200 und mehr sehen lassen, theilten sich in zwei Truppen und chargirten aufeinander, der Commandant war zwei Kopfe größer als die andern. Sie haben ein Weib geschlagen, das diesen Weg gekommen war, mit der Verwarnung, so sich Jemand hier einfinden werde, dem solle es schlecht gehen. Der damalige Churfürst von Brandenburg, der von Königsberg ein Paar Meilen weit dortbin fahren wollte, um einige dort angebundene Bären anzusehen, hat auf sie losfahren wollen, allein seine Leute haben es ihm widerrathen und so hat er umkehren lassen.

634. Die Bauern von Lichtenau und ihre Streiche.

(S. Hennenberger S. 257.)

In Groß Lichtenau, einem Kirchdorfe im großen oder Marienburgischen Werder unter Conrad von Jungingen, dem XXII. Hochmeister, waren stolze und gottlose Leute: sie hatten sich verschworen ein ganzes Jahr nicht aus dem Kruge zu kommen, darin sie große Schalkheiten, eine nach der andern begingen. Es kam in dies Dorf von Danzig ein weiser Mönch, Montags vor Corporis Christi, terminiren und ging in den Krug zu den fröhlichen Bauern, die schenkten ihm ein. Da er trunken ward hießen sie ihn einen Narren, einen Mönch, der Mann aber ward zornig, hieß sie Esel, Ochsen, Sauen, Ackerschollen. Dies verdroß die Bauern, doch fürchteten sie sich vor den Bann, durften ihm nichts thun. Er aber sprach: „So ich nicht mehr denn

Euer ſchonte, ich wüßte wohl, was ich thun wollte.“ Die Bauern hielten vor der Thür einen Rath und vier hielten draußen vor der Thüre einen großen Hopfenſack auf, etliche liefen mit ihrer Wehr in die Stube, warfen mit Bierkannen und ſtellten ſich, als ob ſie einander erwürgen wollten. Dem Mönche ward bang und er beſorgte, er möchte irregularis werden, er wollte zur Stube hinaus, lief den Bauern in den Hopfenſack, dieſe bald mit dem Sack und Mönch über das Feuer in den Rauch, legen naſſe Spähne und faul Holz an, der Mönch ſchalt erſtlich, es half ihm aber nicht, denn darüber lachten die Bauern nur hier auſſen und machten ſich luſtig darüber, endlich gab er gute Worte, bat ſehr und demüthiglich, da ſagte einer: „Gut Ding, die Henne gackert, ſie will Eier legen“, ein anderer ſagt: „Legt ſie nicht Eier, ſo kommt ſie auch nicht aus dem Neſte!“ Dies währete lang, da erbarmt ſich ein altes Mütterlein ſeiner und bringt ihm von oben heimlich vier Eier, dies erfreut den Mönch und er ſagt: „Liebe Herren, ich habe vier Eier gelegt!“ Aber die Bauern verſtunden andere Eier, er mußte ihnen geloben eins zu eſſen, damit kam er aus dem Rauche und Hopfenſacke, zog heim und ſtarb, und dies blieb alſo, denn geiſtliche Leute ſollen denen nicht fluchen, von denen ſie das Almoſen ſammeln.

Zu den Bauern kam ein Jacobsbruder, ging von Haus zu Haus, bekam nicht nach ſeinem Willen und ging zornig in den Krug, wo er alle Bauern beiſammen fand. Die ſchenkten ihm ein und er ward trunken. Da fing er an und ſprach: „Ich bin geweſt, Gott unverweiſt, viermal zu Rom, einmal auf St. Michaels Berg, dreimal zu St. Jacob und da habe ich die große Glocke geläutet, von Lindenblättern gemacht; welcher St. Jacobsbruder die läutet, mit einem jeglichen Anſchlag erlöſet er eine Seele und war ſolches Rühmens viel. Doch bin ich mein Tage nicht gekommen unter ſchalkhaftigere, verdammtere, unbarmherzigere Bauern, denn die ſind in dieſem Dorfe, da man mir weniger gegeben hätte denn hier. Darum in Kraft des heiligen St. Jacobs fluch ich über ſie alles Unglück, den Donner und den Tod, bis ſo lange ich mein Gebet wieder für ſie thue.“ Dies verdroß die Bauern gar übel; nach Berathſchlagung fragt ihn ein Bauer und ſagt: „Du ſeliger Glöckner der wunderbarlichen Glocken zum finſtern Stern, was gelüſtet Dich zu eſſen, daß Du von uns abwendeſt Deinen Grimm und Zorn?“ Er ſagte: „Bratet mir einen guten Braten!“ Die Bauern verſtanden, ſie ſollten ihn braten, und ſie nahmen ihn, banden ihn nackend an einen Wißbaum, legten ihn wie einen Braten zum Feuer, wendeten ihn um, betropften ihn mit heißer Butter, nach einer guten Weile nahmen ſie ihn ab, beſchütteten ihn mit kleinem Salz, und er ging vor das Dorf und ſtarb und dies blieb auch ungeſtraft. Denn Bettler ſollen gute Leute nicht zum Almoſen drängen mit Lügen. Der Krug hieß aber ſeitdem „zur Höllen.“

Es kam in dies Dorf nach Landes Gewohnheit ein Keſſelflicker, da ſchrieen ihn die Bauern im Kruge an: „Siehe da kommt ein Regenvogel!“ Ein anderer ſagte: „Es wird kaum fehlen, es wird ihm ein Ungewitter folgen“ u. ſ. f. Der Keſſelflicker aber ward zornig und böſe, hieß ſie große Verräther, ehrloſe Buben. Die Bauern erdachten einen Fund und weil am vorigen Tage ein großer Schloßgaul dort geſtürzt und geſtorben, baten ſie ihn, das Aas hinauszuſchleppen, angeſehn, daß Marienburg, Dirſchau und Newteich mit ihren Kindern und Geſinden beſetzt würden, wollten ſie die-

selben nicht hierzu gebrauchen, Kesselflicker, Racker und Pferdeschinder wären doch in einer Gilde, sie wollten es ihm auch wohl lohnen. Da ward der Kesselflicker grimmig und sagt: „In aller dieser und jener Namen, ich bin ein redlicher Handwerksmann und wenn wir dies thun, so müßt ihr die Fische im Hintern kochen und essen!“ Da nahmen ihn die Bauern und steckten ihn in das todte Pferd, ließen ihm den Kopf und rechten Arm aber heraus, gaben ihm eine Keule in die Hand, die Hunde damit abzuwehren, so lag er bis in den dritten Tag darin, wollte er heraus, so mußte er ihnen angeloben, das Aas hinauszuschleppen und so auch thun. Dies blieb auch ungestraft, denn Kesselflicker sollen gute Leute, nicht Bösewichter heißen.

Diese Bauern hatten einen frommen und gelehrten Pfarrherrn, Wolfram Lindaw genannt, der strafte sie oft in seinen Predigten, zeigte ihnen Gottes Zorn und zukünftige Strafe an, dies nahmen sich die Bauern zu Herzen, gedachten ihm es deshalb zurückzuzahlen, baten ihn zu Köstungen, Kindelbieren, Pfingst- und St. Johannisbier ꝛc., aber er wollte niemals kommen. Nach dem Tode Conrads des Hochmeisters tranken sie ihr Gildebier, und es war die Sitte, daß, wenn eine Tonne aus war, man sie mit den Hefen ins Haus trug. Zur letzten Collation kömmt eine große Sau ins Haus unter die Tonne, wirft sie um und säuft sich an den Hefen so voll, daß sie liegen blieb, die Bauern nahmen sie und legten sie in einer finstern Kammer ins Bett, schickten dann zum Pfarrherrn und ließen ihn bitten, weil eine Person plötzlich und schwer krank geworden sei, solle er kommen und sie beichten. Als er kam, führten sie ihn in die finstere Kammer, sagten, der Kranke könne das Licht nicht leiden; die Sau liegt da auch noch, der Pfarrer aber merkt der Bauern teuflisches Verhalten, denn sie dachten, so er sie im Kruge strafe, wollten sie es ihm redlich bezahlen. Aber er heißt sie ein wenig auf die Seite gehen, als ob er die Beichte hören wolle, nimmt die gelegnete Hostie heimlich zu sich in den Busen, läßt das leere Gehäuse stehen und sagt: „Lieben Kinder, die Person ist sehr schwach, ich kann ihr kein Wort abgewinnen, ich will hin und die heilige Oelung holen, vielleicht mag Gott ihr Gnade verleihen.“ Das sind die Bauern zufrieden, er aber setzt sich auf sein Pferd und reitet zum Newenteich zu, findet allda Bruder Andreas von Weitzellen, Hauskomthur von Marienburg, dem erzählt er es. Der Hauskomthur kommt bald mit vier Knechten hin, findet den Glöckner noch mit dem Glöcklein vor dem Bette knieen, die Bauern aber sitzen beisammen und saufen, er aber schlug und hieb auf sie los. Die Bauern aber bekamen die Oberhand, nahmen den Hauskomthur und pflöckten ihn mit seinem langen Barte in ein Luftloch über die Stubenthüre und ließen ihn also hängen, die Knechte aber liefen hinaus, sprangen auf ihre Pferde und jagten nach Marienburg zu, brachten das ganze Hofgesinde auf und umringten den Krug, nach vielem Morden fingen sie die Bauern alle und führten sie nach Marienburg, wo ihrer viele im Gefängniß starben. Die andern mußten den hohen runden Thurm am Nogat bauen, den man den Butter(milchs)thurm heißt, denn da er fertig geworden war, hatten sie ihn mit Butter(milch) statt Mörtel begossen, wovon er der Butterthurm heißt. Sie hatten sich erboten, den Weg von Groß-Lichtenau bis gen Marienburg mit guten alten Groschen zu belegen, ob er wohl eine große Meile lang ist, so man ihnen erlassen wolle, den Thurm zu bauen.

Nach einer andern Sage hat der Wojewode Stanislaus Kostka ein Lägel hingeschickt, sie sollten ihm gute Mai-Buttermilch, die er gern aß, schicken, sie aber ließen ihm sagen, sie hätten jetzund keine, doch wollten sie ihm in Kurzem welche schicken. Nicht über lang schickten sie ihm mit vier Bauern ein ganzes Faß voll, er aber ließ sie so lange hinsetzen, bis sie ihre Buttermilch selbst ausgetrunken hatten.

635. Sagen von Marienburg.

(S. Beckenmeyer, Cur. Antiquarius S. 889.)

Das Schloß Marienburg ist als die Residenz des deutschen Ritterordens so fest gewesen, daß man dasselbe unter die drei berühmtesten Schlösser Europas rechnete. Die Häuser der Stadt aber waren meistentheils aus Holz oder Lehm, woher der Spruch kam:

Marienburg ex luto, Ofen ex saxo, ex marmore Mayland.

Dort war auch eins von den fünf raren Secreten, welche von dem deutschen Orden in Preußen erbaut und den Danzigern zum Schimpf und Possen die Danziger genannt worden sind. Das vornehmste und größte davon ist aber zu Marienwerder gewesen, an dem Fluß Liebe, welches von einem unzüchtigen Domherrn erbaut ward, welcher, als er um seiner Unzucht halben gestraft ward, sagte: „er wolle hinführo etwas in die Liebe thun", diesen Fluß die Liebe darunter verstehend. Die übrigen drei sind zu Balga, zu Graudenz und zu Riesenburg gewesen.

Am Ende des 1656. Jahres soll zu Marienburg bei Erbauung des Bollwerkes der schwedische Commandant unter der Erde auf einer messingenen Tafel folgende uralte Prophezeihung gefunden haben, deren große Buchstaben mit rother Farbe gedruckt waren.

FrVstra affeCtanDo poLonJaM 1656
reCte perDes LJVonJaM 1657
aC fJCCJne ConCVLCaberJs breMa 1638
non tJbJ pLVs parebJt CreDo poMeranJa 1659
Jn fJne DepLoraDJs Jpse SVeCJaM 1660
qVo VaDJs MJfer CaroLe 1662.

636. Wie der Teufel einem die Stiefeln auszog.

(S. Hennenberger S. 268.)

Conrad Zöllner hatte einen Diener auf Marienburg, Junker Seewolt von Tharsen genannt, der hatte eine böse Gewohnheit, daß er stets den Teufel nannte, bald 10, bald 20, bald 100,000 Teufel. Einstmals kömmt er trunken nach Hause, ruft seinen Knechten, die auch voll waren und fest schliefen und weil er sie nicht erwecken konnte, ruft er den Teufel, er solle ihm die Stiefel ausziehen. Der ließ sich nicht lange rufen, war wacker und bald bei der Hand, zog ihm aber die Stiefeln mit den Hosen und allem Fleisch von den Beinen ab. Der Junker indeß lag 21 Wochen lang mit solchem Gestank, daß wer zu ihm ging, todtkrank ward, und er starb mit großen Schmerzen an dem Stiefelausziehen.

637. Von drei gewissen Schüssen.

(S. Hennenberger S. 269.)

Auf dem Schlosse Marienburg hatte der Hochmeister Conrad von Jungingen ein schön gegossen Marienbild von Kupfer, 12 Ellen lang, im Feuer vergoldet, in ein blindes Fenster vorn an die Kirche setzen lassen. Nach diesem schoß ein Reuße, nach erhaltenem Unterricht des polnischen Büchsenmeisters, weil er dadurch täglich drei gewisse Schüsse erlangen werde, wurde aber blind. Den verlachte des polnischen Königs Büchsenmeister, wollte selbst schießen, da zersprang ihm die Büchse, sie erschlug etliche Herren und den Tartarenhauptmann, der den Hochmeister zuvor in der Schlacht auf dem Tannenberg erstochen hatte. Deshalb standen die Tartaren auf, hieben den Büchsenmeister in Stücken und so wurden ihm die Schüsse, auf daß er sie andere gelehrt, wohl belohnt.

638. Böser Scherz aus Buhlschaft.

(S. Hennenberger S. 273.)

Unter dem Hochmeister Conrad von Erlingshausen hatte ein großer Hofjunker lange um eine edle Jungfrau, so sehr schön, aber arm war, aus dem Geschlecht Banthlaw, gebuhlt, sie hatte ihn aber stets abgewiesen. Einstmals kommt er an einem Freitage, findet sie in einem Topf, den sie zwischen den Beinen hatte, Senf reibend. Da schrie er: „Ach Jammer, ich habe Euch so lange gedient und doch nicht das erlangen können, was diesem Topf zu Theil wird.“ Sie fragt, „was ihm denn damit geholfen wäre?“ er sagt, „es hätte ihm nie eine größere Wohlthat widerfahren können!“ Da sagt sie: „Und ich wäre das wohl zufrieden, daß Ihr ein Topf wäret und zu Zeiten zwischen meinen Beinen!“ Da sagt er: „So mein liebes Fräulein, was wolltet Ihr mir denn thun?“ Sie antwortete: „Ich wollte Euch wohl thun und über die Mauern werfen!“ Da saßen aber an einem Tische viele junge Edelleute, welche über diese Antwort heftig lachten. Dies verdroß den Schloßjunker so sehr, daß er das Schwert zog und der Jungfrau den Kopf abhieb, daß er in den Senftopf fiel. Da sprangen die jungen preußischen Edelleute auf und hieben ihn in Stücken. Das kommt aufs Schloß, die Diener liefen hinab, und es entstand ein solcher Lärm, daß ihrer 21 todt blieben und nach diesem mußten die Preußen viel Noth von dem Hofe erleiden.

639. Der Grundstein zu St. Marienburg.

(S. Bergenroth, Die St. Marienburg S. 254.)

Als die Kreuzritter Jerusalem aufgeben mußten und nach Deutschland zurücklamen, führten sie Trümmer der Burg, die sie dort gehabt und die eben das Haus gewesen, in welchem der Herr das letzte Nachtmahl mit seinen Jüngern gehalten, mit sich über's Meer. Diese wurden anfangs zu Marburg aufbewahrt, als der Bau des Haupthauses zu Marienburg begann, aber dorthin gebracht und in das Fundament einverleibt.

640. Wie die Schnabelschuhe abgekommen sind.

(S. Hennenberger S. 279.)

Zu Ende des 15. Jhdts. ward im Lande Preußen große Hoffarth getrieben, sonderlich mit Schnabelschuhen, einer hatte vorn an den Schuhen

einen Schnabel einen Finger lang, der andere eine Spanne lang, der dritte eine halbe Elle lang, ganz so wie es einem gefiel. Damals ward des Hauptmanns Sohn zu Marienburg vom Teufel besessen, und als man den Teufel austannte auf dem Thore vor der Jungfrau Marien Bilde, sagte derselbe, er wolle gern ausfahren, so man ihm nur vergönnen wolle, in die Schnäbel der Schuhe zu fahren. Da kamen sie ganz ab, denn fortan wollte Niemand mehr spitze Schuhe tragen.

641. Das Gnadenbild zu Marienburg.

(S. J. Lindenblatt's Jahrbücher S. 228.)

An der Schloßkirche zu Marienburg steht in einem blinden Fenster ein großes Marienbild mit dem Christkinde auf dem Arme. Es ist 12 Ellen lang, von schöner mussivischer Arbeit und im Feuer vergoldet. Dies Bild hatte ein frommer Mann gearbeitet, aber so viel Zeit darauf verwendet, daß er inzwischen dabei alt geworden war. Als er es aber fertig hatte, da that es ihm sehr leid, daß er von dem Bilde scheiden sollte. Er begab sich also in der Mitternacht des Tages vorher, ehe es aufgestellt werden sollte, noch einmal in seine Werkstatt, stellte eine Anzahl geweihter Kerzen um das Bild herum und weinte bitterlich, daß er das Bild nun nicht mehr hier haben sollte. Da winkte die h. Jungfrau ihm freundlichen Blickes mit der Hand, der Greis beugte sich demuthsvoll nieder und war todt. So hatte er sein Bild doch nicht verlassen.

642. Die versteinerten Liebenden.

(S. Bock, Naturgesch. v. Preußen Th. II. S. 368.)

Auf dem Schlosse zu Marienburg zeigte man sonst zwei Steine, von denen erzählt war, daß zwei Liebende in dieselben verwandelt worden waren und aus Betrübniß nach der Verwandlung noch häufig salzige Thränen vergossen.

643. Der Erstverstorbene an der Pest frißt die andern.

(S. Hennenberger S. 224.)

Anno 1564 war ein Landsterben und es starben damals in zwei zu dem Königsberger Lobenicht gehörigen Dörfern viele Leute, da kamen drei Bauern zu dem dortigen Pfarrer Hennenberger und baten um ein Begräbniß an einem von ihnen bestimmten Orte. Das Begräbniß ließ er ihnen zu, den Ort aber schlug er ihnen ab, denn der Schulmeister hatte ihm geklagt, daß sie ihm die Hinterthüre mit Todten also vergruben, daß er nicht wohl auf den Kirchhof zum Läuten kommen könne, da sie doch sonst Raum genug hätten. Da sagten sie dem Prediger die Ursache, wie man ihnen berichtet, daß die erste Person, so in einem Dorfe in der Pestilenzzeit stürbe, im Grabe aufsitze und den Laken freiße, und so lange sie zu fressen habe, solle es an dem Orte nicht aufhören zu sterben, solches wäre da und da auch geschehen, sie hätten den und den also sitzend und fressend gefunden, da hätten sie ihm mit dem Spaten den Hals abgestochen und da habe es aufgehört. Hennenberger aber redete ihnen zu, daß die Pestilenz eine Strafe Gottes um ihrer Sünden willen sei, und belehrte sie, daß sie ihre Todten an einer

andern Stelle des Kirchhofs begruben, und der Herrgott half, daß dies die letzte Person war, so in dem Dorfe an der Krankheit starb.

In einem andern Dörflein war der Erstgestorbene auf dem Felde begraben worden, denn er hatte sich nie zu Gottes Tische begeben. Diesen hatten Etliche heimlich aufgegraben und ihn sitzend gefunden, das Laken fressend, dem hatten sie den Hals abgestochen, daß sein Blut die Aufgräber besprengte, wie sie denn vom leidigen Teufel verblendet nicht anders sehen konnten. Aber es bekam ihnen übel, denn sie fanden zu Hause überall kranke Leute und es starben hernach viel mehr denn zuvor, weil in dem Dörfchen nur sechs Bauern und etliche Gärtner wohnten, und gleichwohl 49 Personen daraus starben, ohne die, welche sie aufs Feld begraben hatten. Dieselbe Historia hat Georg Noverius, ein Magister, gen Wittenberg an Dr. Martin Luther geschrieben, daß ein Weib auf seinem Dorfe gestorben und nun, wie sie gestorben, fresse sie sich selbst im Grabe auf und darum wären bald alle Menschen im Dorfe gestorben.

644. Der Teufel verblendet die Leute, daß sie sich selbst blenden.

(S. Hennenberger S. 327.)

Im Insterburgischen liegt ein Dörfchen, Narpißken genannt, dort geht ein Flüßchen vorbei, die Golbe geheißen. Dieses Flüßlein haben noch bis in die Mitte des 16. Jhdts. Viele für heilig gehalten und zum Beweise ihrer Verehrung sich ein Auge ausgestochen, weil sie dachten, sich dadurch dem Flusse angenehm zu machen.

645. Wie die Fische in den Seen weggeblieben sind.

(S. Hennenberger S. 343. 351.)

Als der Hochmeister Markgraf Friedrich von Meissen aus dem Lande gezogen war, da war ein Pfleger zu Passenheim, den seine Unterthanen um seines Schindens halber der Geizbauch nannten, und was er erschund, das schickte er gen Nürnberg für Harnische und Rüstungen. Seinen Bauern aber verbot er für ihren Tisch zu fischen, vorgebend, sie könnten ihres Ackers dann nicht warten, gäben auch Andern Fische, und dann könnten ihm seine Fischer den Zins nicht mehr zahlen. Die Bauern aber beschlossen doch zu fischen laut ihrer Handfeste, als er aber Leute hinschickte sie zu fahen, erschlugen sie einen von seinen Leuten. Um deswillen strafte sie aber der Pfleger an ihren besten Pferden und Ochsen, damit sie sich aber den Hals lösten, mußten sie all ihr Recht über die Fischerei hergeben. Von diesem Tage an aber vermochte der Pfleger mit seinem Garn auch nicht einen Fisch mehr zu fangen, welches er der Weiberei, aber nicht Gottes Strafe zuschrieb, er gab den Weibern Schuld, sie hätten ihm Garn und Fische bezaubert, setzte viele fest und ließ sie durch den Henker peinlich befragen, aber er fand nichts an ihnen. Nun war aber zu Königsberg ein Franke, Namens Gablatus, der konnte lange unter dem Wasser bleiben, den ließ er holen, für ein Gevierdtes sprang der aus dem Kahne in den See, blieb drei Stunden darin und unterdessen ließ der Pfleger mit vielen Garnen darin ziehen, fing aber nichts, Gablatus kam wieder heraus, sagte, daß viele Fische darin wären, sie wüßten sich aber gar meisterlich vor dem Garne zu hüten. Das half ihm also auch nicht und so hielt er jenen für einen leichtfertigen Menschen, der von den Bauern bestochen wäre.

Weil nun aber der See ihm am Meiſten eingebracht hatte, dachte er weiter darüber nach und erfuhr, daß es eine Weidlerin gebe, die könne es benehmen, was Andere bezaubert hätten. Dieſe befragte er, ſie aber ſagte ihm, daß dies von Gott herkomme, der ſtrafe ihn um ſeiner Ungerechtigkeit gegen die armen Leute willen und es werde auch nicht beſſer werden, denn er ſtürbe denn zuvor mit allen Fiſchen im See; darnach werde auch der See wiederum fiſchreich werden. Der Pfleger meinte aber, ſie wäre auch erkauft, und ritt mit Fluchen davon. Nicht lange nachher wollte er jagen, da ſtieß er auf einen grauſamen Bären, als dieſer ſich aufrichtete, erſchrack ſein Pferd ſchwer und begann auszureißen, der Pfleger aber hielt es feſt, allein der Zügel zerriß und nun lief es in einem fort mit ſeinen Reiter bis in den See, darin Pferd und Mann erſoff. Am andern Tage fand man alle Fiſche darin auch todt und auf dem Waſſer ſchwimmen. In demſelben Jahre übrigens war kein einziger Fiſch in dieſem See, hernach aber waren Fiſche wieder genug darin wie zuvor. Der See aber war der Leißkenſee bei Paſſenheim.

Herzog Albrecht der ältere hatte einmal in einem kleinen Flüßchen nicht weit von Königsberg, ſo Jedermann frei und gemein war, fiſchen laſſen und ſoviel Schmerlen darin gefangen, daß ſich Jedermann darüber verwundert hatte. Deshalb haben etliche Räthe Sr. Durchlaucht gerathen, ſie ſollten verbieten, daß fortan Niemand als der Herzog in dieſem Flüßlein fiſchen dürfe und Se. Gnaden würden Schmerlen ſtets ſoviel daraus haben, als ſie wollten. Nach dem Verbote aber iſt der Fiſch vergangen, und wenn man nachher für den Herzog hat Schmerlen haben wollen, und ihrer zwei den ganzen Tag gefiſcht haben, da haben ſie nicht ſoviel gefangen, als man einer Perſon vorſetzen kann, und der meiſte Theil der Fiſche ſind Stechbüttel geweſen.

Ebenſo iſt im Balgiſchen ein fiſchreiches Flüßlein geweſen, darin iſt um einen Theil ein Streit entſtanden und ein Todtſchlag daraus gefolgt, der Theil nun, um welchen der Zank geweſen, hat hernach nie mehr hier einen Fiſch gefangen, während doch in demſelben Flüßlein ober- und unterhalb Fiſche genug gefangen wurden.

Ein Anderer verbot ſeinen Unterthanen an Niemanden als an ihn die Krebſe zu verkaufen; wenn ſie groß waren und ihm gefielen, gab er nur einen Groſchen für das Schock, während doch die Bürger vier und fünf dafür zahlten, gefielen ſie ihm aber nicht, mußten ſie ſolche wieder nach Hauſe tragen. Nun iſt der Krebs ganz allda verſchwunden, ſo daß man lange fiſchen mußte, bis man ein kleines Gerichtlein fing, während man doch zuvor die Menge bekam.

Ein Anderer hat ohne alle Urſache ſeinem Seelſorger die Fiſcherei, ſo alle ſeine Vorfahren gehabt, entzogen. Dafür hat er aber wenig Glück gehabt, denn in drei Teichen ſind ihm die Fiſche im Sommer alle geſtorben, alſo daß man des Geſtankes halber nicht wohl zu denſelben hinkommen konnte, Hunde, Schweine, Krähen und Raben aber genug hinwegzuſchleppen hatten.

An einem andern Orte in Samland hat Gott den Leuten eine Zeit lang Fiſche in Fülle beſcheert, die gottloſen undankbaren Buben aber henkten ſolche an den Schwänzen auf, ſtäubten ſie, ſprechend, ſie ſollten ſobald nicht wiederkommen. Deshalb hat ihnen Gott ſeinen Segen entzogen und ſie hätten nun die Fiſche gern wieder gehabt. Es haben ſich alſo ſechs Dörfer im

Poberiſchen Kirchſpiel verſammelt und nach alter preußiſcher Gewohnheit einen Worßkaiten gewählt, zwölf Tonnen Bier gekauft, dann eine fette Sau genommen, und als nun der Worßkaite etliche abgöttiſche Gebete gethan hat, ſeine Abgötter anrufend, daß ſie ihnen wieder Glück verleihen ſollten, hat er die Sau geſchlachtet in Beiſein des Volkes beiderlei Geſchlechtes aus allen ſechs Dörfern, ſie haben dieſe dann gebraten, gegeſſen und getrunken bis in den ſiebenten Tag, das Eingeweide, die Knochen und was ſonſt noch übrig war, aber haben ſie verbrannt. Das kam vor die Herrſchaft und deshalb ward dem Vogt zu Schenkaw, N. vom Drache, befohlen, ſie einzuziehen und hart zu ſtrafen, wie denn auch geſchah.

646. Die drei Brüder.

(Poetiſch behandelt v. Thiele a. a. O. S. 30 ꝛc. 128 ꝛc.)

Vor uralten Zeiten gab es zu Ragnit einen Burgherrn, der hatte drei Söhne, gewaltige Rieſen, Tilſzatis, Wilmantis und Rombinus geheißen. Die haben ſich beredet jeder eine Wanderung zu unternehmen. Dies haben ſie auch gethan und ſind endlich von ihrer Reiſe zurückgekehrt, Jeder hat etwas Merkwürdiges mitgebracht, Tilſzatis eine Axt, Wilmantis ein Glöckchen und Rombinus einen Stein. Sie beſchloſſen nun ſich jeder hier ein Schlößchen zu erbauen, Tilſzatis den Schloßberg bei Tilſit, Wilmantis den nach ihm benannten Wilmantis und Rombinus den nach ihm benannten Berg auf dem entgegengeſetzten Ufer der Memel.

647. Die Memelhexe.

(S. Becker, Roose und Thiele, Litthauiſche und Preuß. Volksſagen. Königsberg 1847 S. 133.)

Einſt iſt das Schloß auf dem Schloßberg bei Tilſit von Feinden belagert worden, durch Feuerpfeile gerieth es in Brand, man verſuchte zu löſchen, aber die Memelhexe bezauberte das Waſſer, ſo daß es ſeine löſchende Kraft verlor. Bald entſtand ein Sauſen, wie von einem Sturmwind, furchtbar klirrten die Waffen und Entſetzen erregte das Geſchrei und Geheul, als feurig blinkende Männer das Schloß verwünſchten, ſo daß es als eine Gluthmaſſe ſammt allen ſeinen Bewohnern verſank. Zur Strafe ward aber die Zauberin in die unterſte Tiefe des Fluſſes gebannt, wo ſie auf einem glühenden Dreifuß ſitzend von der über ihrem Haupte hinfließenden Memel Linderung erflehet, aber bis dato nach der Befreiung von ihren Höllenqualen entgegen harrt.

648. Die Jünglinge auf dem Schloßberge und der Hirt.

(Weitläufig behandelt in d. Preuß. Prov. Bl. Bd XXII. S. 252 ꝛc. Poetiſch bearb. v. Thiele S. 59 ꝛc. 127. 21.)

Eine Viertelmeile oberhalb Tilſit erhebt ſich unfern eines abgeſtumpften Kegels aus dem ſteilen Ufer ein regelmäßig abgeſtochener Berg, den zwei viereckige große Schanzen oder Bergplätze umſchließen. Die Gräben, beſonders um die weſtliche Schanze ſind an einigen Stellen noch ſo tief, daß ſie ſelbſt mitten im Sommer nicht austrocknen. Der Berg ſelbſt hat nach der Mitte zu eine Vertiefung. Hier hat das Schloß des Tilſzatis geſtanden. Bei der Zerſtörung und dem Untergange deſſelben waren die Jünglinge aus

der Umgegend, welche mit dem Burgherrn in freundschaftlichem Bunde ſtanden und den von ihm veranſtalteten geheimen Berathungen in ſeiner Burg beigewohnt hatten, zugegen, halfen die Burg vertheidigen und kamen bei dieſer Gelegenheit ums Leben. Dieſe gehen heute noch als Geiſter des Nachts auf jener Stelle um.

Man erzählt ſich nun aber, daß auf jenem Berge zuweilen ſich ein ſchönes Fräulein ſehen läßt, welches man anreden kann und welches ſelten einen Bittenden abweiſt. Es weidete aber einſt auf den fetten ſich am Schloßberg hinziehenden Triften ein Hirt ſeine Schafheerde. Er war ein guter und getreuer Knecht, allein trotzdem konnte er es nicht verhindern, daß ſich auf einmal ſchnell hinter einander von ſeiner Heerde mehrere Lämmer verliefen und nicht wieder aufzufinden waren. Natürlich ward ihm von ſeiner Herrſchaft die Schuld gegeben, nicht genug aufgepaßt zu haben und er beſchloß ſich an das Fräulein auf dem Schloßberge zu wenden, vielleicht daß dieſe ihm helfen könne. Es gelang ihm auch, dieſelbe zu treffen, er erzählte ihr ſein Unglück, allein trotzdem, daß ſie ihn freundlich anhörte, konnte er keinen andern Rath bekommen, als den, er ſolle auf ſeine kranken Thiere gut Acht haben. Nun trug es ſich aber zu, daß wieder einmal ein krankes Lämmchen ſich von der Heerde entfernte, allein diesmal hatte er beſſer Acht gegeben, er folgte demſelben und ſah, daß es in einer Oeffnung des Berges unter Geiſterhöhe verſchwand. Er trieb alſo ſeine Heerde nach Hauſe, am andern Tage aber kehrte er mit Hacke und Spaten zurück, fand richtig die Oeffnung wieder und warf bald ſo viel Erde aus, daß er beauem hineinkonnte, und ſiehe er ſah ſich in einem Stalle der verſunkenen Burg, hier ſtanden in langen Reihen die ſchönſten Pferde, die blankſten Stiere, Böcke und Schafe und mitten unter ihnen waren auch ſeine Lämmer, aber wohl und geſund, und labten ſich an dem würzigen dort aufgeſchütteten Heu. Er ging immer weiter und kam durch koſtbare Gemächer in einen von Gold glänzenden Saal, hier ſaßen an einer langen Tafel regungslos ſchmucke Frauen köſtlich geputzt und kräftige Mannesgeſtalten, in der Rechten das geſchwungene Schwert, in der Linken den geleerten Becher haltend, oben an aber ſaß ein Greis mit weißem Haar, dem indeß der Bart bis zur Erde durch den Tiſch gewachſen war und der ſtarren Auges gen Himmel blickte. Das war der Burgherr Tilſzatis mit ſeinem Hofgeſinde und den Jünglingen, die mit ihm verſunken ſind. Dem Hirt aber ward es grauſig ums Herz, er ſuchte den Rückweg und ſah ſich auf einmal in einer Küche, da war alles noch Leben, an den Wänden glänzte alles von güldenem Geſchirre, die Küchenjungen liefen umher, ein mächtig Feuer loderte auf dem Herde und dort briet in großen Pfannen leckeres Schwarzwild und Geflügel, der Koch aber rief ihn zu ſich und hieß ihn ſich ſetzen, und bot ihm einen vollen Humpen köſtlich duftenden Weines dazu. Das ließ er ſich nicht zweimal ſagen, er aß und trank bis er toll und voll war, dann aber tappte er ſich nach dem Stalle, wo ſeine Lämmer ſtanden, die trieb er vor ſich her, vergaß aber nicht einen Korb mit würzigen Kräutern zum Futter für den morgenden Tag mitgehen zu heißen. Allein was machte er für Augen als er ins Freie gekommen das Körbchen in Gold verwandelt und ebenſo die Kräuterbeeren und die Gräſer alles aus edelem Metalle erblickte. Noch oft iſt er an den Ort zurückgekehrt, den Eingang aber in den Berg hat er nicht wiederfinden können.

649. Tilsitisch Pryssen.

(S. Preuß. Prov.-Bl. Bd. 22 S. 252 ꝛc.)

Der eine Viertelmeile oberhalb Tilsit nicht weit vom Dorfe Pryssen aus dem steilen Memelufer hervorragende, die Form eines abgestumpften Kegels tragende Berg, wo einst der Riese Tilszatis sein Schloß hatte und, von dem oben schon eine Sage erzählt worden ist, hat aber auch noch Gelegenheit zu einer zweiten gegeben.

Auf seiner Höhe befindet sich ein steilabfügrender Gang, Schornstein genannt, in den sich aber wegen seiner schauerlichen Tiefe Niemand hineinwagte, nur die Dorfjugend trieb in seiner Nähe ihr Spiel. Einst war hier auch eine Schaar Knaben versammelt, unter ihnen befand sich ein recht roher böser Bube, auf einmal ergriff er einen seiner schwachen Gespielen, band ihn an eine Leine und ließ ihn, ohne auf sein Bitten und Flehen zu achten, hinab in die Oeffnung. Freilich war es nur seine Absicht ihn wenige Augenblicke in der Schwebe zu halten, allein die Last ward ihm zu groß, er ließ ihn fahren und erschreckt ergriff er mit den übrigen Knaben die Flucht. Zu Hause angekommen, logen sie den Eltern des verloren gegangenen Knaben vor, derselbe sei beim Baden in der Gegend des Schloßberges ertrunken. In Verzweiflung eilten dieselben nach dem Strome, konnten aber natürlich seine Leiche nicht auffinden. Eben war die Sonne untergegangen, da öffnete sich am Fuße des Berges eine Pforte, aus welcher der verloren geglaubte Knabe einen Topf in der Hand herauskam und im Fluge zu seinen Eltern eilte um ihnen zu erzählen, was ihm geschehen war. Er berichtete den glücklichen Eltern, sie hätten oben Soldaten gespielt, er sei zum Gefangenen gemacht worden und habe seine Strafe absitzen sollen, deshalb hätten ihn seine Kameraden in den Schornstein hinabgelassen, freilich aber fallen lassen. Er sei erst langsam, dann schnell hinabgefahren, als er aber unten angekommen sei, sei er erst eingeschlummert, erwacht habe er sich auf einem weichen Lager wiedergefunden, ein alter freundlicher Mann sei zu ihm getreten und habe ihn gefragt, ob er etwa Schaden genommen. Als er dies verneint, aber gesagt, er sei sehr müde und am ganzen Leibe wie zerschlagen, habe ihm eine Frau mit einer goldenen Krone auf dem Haupte einen gefüllten Becher gebracht und ihm geheißen zu trinken. Dies habe er auch gethan und sich so gestärkt gefühlt, daß er wieder aufstehen und sich an einen mit kostbaren Speisen besetzten Tisch setzen konnte. Da es ihm so wohl geschmeckt, habe die Frau gesagt, man solle ihm auch etwas davon mit auf den Weg geben. Da habe der alte Mann ihn bei der Hand gefaßt und sei mit ihm durch viele Stuben gegangen. In einigen schien die Sonne so feurig, als wenn Alles brennte, in andern waren Sterne und Mond zu sehen und da saßen auch Männer an Tischen und beteten. So kamen sie durch einen langen Gang zu einer Thüre, dort gab ihm der Alte einen Topf mit der versprochenen Speise und sagte ihm, er solle von demselben, wenn er auch entzweigehe, doch nichts wegwerfen. Nun öffnete sich der Berg und er ging hinaus. Während der gegenseitigen Umarmungen war aber der Topf zerbrochen und die Eltern sahen bestürzt auf die am Boden liegenden Scherben, allein sie beschlossen dem Befehle des Greises gewissenhaft nachzukommen, hoben sie auf und siehe, sobald sie sie angerührt hatten, hatten sie ebenso

viele Stücke des feinsten Goldes in der Hand; so kehrte nicht blos ihr Sohn gerettet, sondern auch der Wohlstand bei ihnen ein. Schnell verbreitete sich das Gerücht von der glücklichen Wiederkehr des Knaben und von den mitgebrachten Schätzen. Da beschloß der böse Bube, der ihn in den Schornstein hinabgelassen hatte, sein Glück auch zu versuchen, und wußte seine Kameraden durch das Versprechen, die gefundenen Schätze mit ihnen theilen zu wollen, dahin zu bringen, daß sie mit ihm auf den Berg gingen und ihn ebenfalls in die Oeffnung hinabließen. Glücklich unten angelangt, irrte er lange in grauenvollen mit Schädeln und Gerippen angefüllten Räumen herum, bis er an eine verschlossene Thüre kam, die auf sein heftiges Klopfen von einem Greise geöffnet ward. Auf sein Befragen, was er hier unten wolle, giebt der Knabe vor, er sei durch böse Menschen hier hinabgeworfen worden und wisse nicht, wie er wieder herauskommen solle. Der Greis erwiderte ihm, daß er sehr wohl wisse, daß er seinen kleinen Kameraden hier herabgelassen, jetzt aber aus Vorwitz und Habsucht heruntergestiegen sei, er werde nicht eher wieder den Weg herausfinden, bis er den ernstlichen Vorsatz gefaßt habe sich zu bessern. Hierauf wies er ihm den langen Gang, der ihn wieder ans Tageslicht bringen werde. In diesen eingetreten, war aber eine so höllische Hitze und ein solches grelles Licht von den Feueraugen großer Schlangen, Kröten und Molche, die ihn unablässig verfolgten und nach ihm schnappten, daß er jetzt wirklich von unaussprechlicher Angst gefoltert sein Bubenstück ernstlich bereute und sich gelobte, nie wieder schlecht zu handeln. Als er endlich glücklich herauskam, konnte er seinen Kameraden keine Schätze, nur gute Lehren mittheilen, allein sein Wort hat er gehalten.

650. Der schwarze Mann zu Memel.

(S. Hennenberger S. 316.)

Am 19. Februar des Jahres 1595 um 9 Uhr Abends hat ein Kriegsmann, mit Namen Hans von der Heide, aus Dithmarschen auf der Festung zu Memel auf dem Wall am vordersten Rondeel die Wache gehabt und gesehen, wie eine Brücke über den Graben bis ans Rondeel entstanden und darüber ein großer schwarzer Mann in einem langen Talar gekommen ist. Der hat ihn auf Sächsisch mit harten Worten angesprochen und gefragt: „Was stehst Du hier?“ Der Kriegsmann antwortete: „Ich stehe hier von Gottes und meines gnädigsten Herrn wegen.“ Da versetzte der schwarze Mann: „Das hieß Dich Gott reden“ und fragte weiter: „Habt Ihr auch noch da in dem Ding zu fressen?“ Hans antwortete: „Ja, Gott sei Dank, genug zu essen und zu trinken und guten Vorrath.“ Da sprach der schwarze Mann: „Aber Korn und Holz wird Euch mangeln!“ Darauf ist er und die Brücke verschwunden und die Schanzkörbe haben sehr gekracht.

651. Der Glomsack zu Memel.

(S. Erläut. Preußen Th. IV. S. 240. Ziehnert Bd. II. S. 151.)

An der äußern Festungsbrücke zu Memel befand sich früher ein Glomsack von Metall gegossen, welcher zwei Centner schwer war und zum Auf- und Niederlassen der Brücke diente. Von seiner Bedeutung erzählt man sich folgende Sage. Einst hat König Erich von Schweden das Schloß Memel belagert, die Besatzung aber hat sich tapfer vertheidigt, bis nichts mehr zu

essen übrig war als ein einziger Litthauischer Glomskäse. Sie hielten nun einen Rath, wie sie wohl den Feind glauben machen könnten, daß sie noch vielen Vorrath an Lebensmittel hätten, und der Beschluß fiel dahin aus, den Glomskäse zum Hohn ins feindliche Lager zu schleudern. Es geschah und der Fürst ließ sich durch die List täuschen und hob, weil er am Siege verzweifelte, die Belagerung auf. Zum Andenken aber an die gelungene Täuschung ward der metallne Glomssack gegossen und an der Stelle der Mauer aufgehängt, von wo man den wirklichen Käse aus ins feindliche Lager geschossen hatte.

652. Das Crucifix zu Braunsberg.

(Poetisch behandelt v. Thiele a. a. O. S. 60 ꝛc.)

Zu Braunsberg in Ostpreußen zeigt man noch heute ein großes hölzernes Crucifix, welches an einer Stelle eine Art blutige Wunde zeigt. Das Crucifix hat früher hier auf einem Hügel gestanden und im 30jährigen Kriege hat ein Schwede im gottlosen Uebermuthe auf dasselbe einen Schuß gethan. Seine Kameraden verwiesen ihm seinen Frevel, der Schändliche aber spottete noch und sagte: „Holz ist Holz an jedem Ort, warum soll ich nicht nach dem todten Bilde wie nach einer Scheibe schießen?“ Als sie aber näher traten, um zu sehen, wo er hingetroffen, da quoll aus demselben rothes dickes Blut hervor. Später ist eine Kirche über dasselbe gebaut worden.

653. Die Geisterschlacht am Kaukarus.

(Sehr weitläufig in d. Preuß. Prov. Bl. 1840 S. 422. Poetisch behandelt v. Rosle a. a. O. S. 65 ꝛc.)

Nördlich von dem Gute Karlsberg am Memelufer bilden tief eindringende Schluchten nicht weniger als fünf mit einander gleichlaufende Bergrücken. Unter diesen ist der bedeutendste der sogenannte Kaukarus, der seinen Namen von dem gleichnamigen Berggott (litthauisch) haben soll, der hier thronte. In seiner Nähe hielten sich, ihm zu dienen, viele Geister auf, und Schlösser, mit Gärten umgeben, schmückten sein Gebiet, durch die Geister wurden sie aber während ihrer Kämpfe gegen die heidnischen Litthauer zerstört. Nach der Sage schimmern aber in der Johannisnacht jene Kaukarushöhen, auf denen einst die erwähnten Schlösser standen, in wunderbarem Lichte, wenn aber die Jahrestage der hier und in der Gegend vorgefallenen Schlachten wiederkehren, tönt schauervoll ein Kriegsgesang durch die Lüfte und von dem Jodkalnas, dem schwarzen Berge (so genannt aus Haß gegen die hier beerdigten Feinde) saust es heulend dahin nach der grashlosen, seit jener Hauptschlacht wüst liegenden Ebene, wo dann die bleichen Streiterschaaren in den durch Sturmeswirbel emporgewehten Sandwolken wild durch einander jagen und in wüthendem Kampfe einander aus der Höhe herabstürzen. Unterdessen stürzen auf dem Blocksberge an der Scheschuppe Jungfrauen in lichterlohen Gewändern, vor den Kriegern fliehend, sich in die prasselnden Flammen. Bei anbrechendem Tage verschwindet Alles.

654. Die Leichenflugbahn zu Ragnit.

(S. Ziehnert Bd. II. S. 60 ꝛc. Poetisch bei Thiele S. 35 ꝛc.)

Zu Ragnit, einer Kreisstadt im preuß. Reg. Bez. Gumbinnen, sind zwei Gottesäcker, der eine südwestlich von der Stadt für die deutsche, der andere

östlich gelegene für die litthauische Gemeinde. Auf dem Striche zwischen diesen beiden Gottesäckern leidet es aber, wie die Sage erzählt, weder Baum noch Strauch, weder Haus noch Mauer, weder Zaun noch Hecke, denn die Todten, die im Leben mit einander befreundet gewesen sind, besuchen sich in stürmischen Nächten und fliegen in der Luft von einem Gottesacker zum andern. Sie fliegen aber nicht hoch über der Erde, und deshalb leiden sie keinen auch nur wenige Ellen hohen Gegenstand auf ihrem Wege. Einstmals baute ein Fremder, ohne die Warnungen der dortigen Einwohner zu achten, ein Haus auf der Südseite der Stadt, wo es also noch im Bereiche der Leichenflugbahn lag. Ehe aber das Sparrwerk aufgesetzt ward, da kam einmal eine stürmische Nacht und am Morgen lagen die starken Mauern des neuen Hauses in Trümmern, da doch etliche armselige Hütten, die wenige Schritte davonstanden, aber den Leichen nicht im Wege waren, den Sturm ohne allen Schaden ausgehalten hatten. Da ergriff den Bauherrn ein heimliches Grausen, aber er schämte sich, jetzt durch Schaden klug werden zu sollen, nachdem er dies viel wohlfeiler durch die Ragniter Warnung hätte werden können und versuchte den Todten zu trotzen. Er ließ also das Haus noch einmal aufbauen und noch stärker und fester als das erste Mal, aber wie es wieder bis ans Dach war, trat eine stürmische Nacht ein und am Morgen lag das Haus wieder in Trümmern. Nun wich der Bauherr der Macht der Todten und baute sein Haus ein wenig seitab, so daß es nicht mehr in dem Striche zwischen den Gottesäckern lag. Dort hat es viele Nächte unbeschadet ausgehalten und steht heute noch.

Es muß aber die Flugbahn der Todten gar genaue Grenzen haben, denn einmal wollte ein Bürger von Ragnit eine Scheuer südlich von der Stadt bauen, und da er ein Sonntagskind und ihm also die Geister sichtbar waren, so beobachtete er in einer stürmischen Nacht den Flug der Todten genau und steckte sich ein Zeichen ab, damit er mit seinem Baue ihnen nicht in den Weg geriethe. Er mochte aber dabei doch um ein Paar Ellen zu knapp gekommen sein, denn als die Scheuer fertig war und in einer Nacht der Sturm tobte, da war am Morgen darauf die Ecke des einen Scheunengiebels morsch abgerissen. Alsbald ließ der Besitzer denselben einrücken und nun blieb er unbeschadet. Aber eine kleine Dachspitze der Scheuer ragt heute noch in die Flugbahn der Todten, und so oft eine stürmische Nacht ist, reißen sie dieselbe herunter, so daß der Besitzer sie wohl hundertmal im Jahre ausbessern lassen muß.

655. Das fischreiche Schloß bei Ragnit.

(S. Duisburg, Chron. III. S. 176. P. David Bd. V. S. 5. Hennenberger S. 391.)

Nicolaus Jeroschin erzählt, es hätten lange Jahre vor der Ankunft des Ordens die Preußen nicht weit von der heutigen Stadt Ragnit an der Memel ein Schloß gehabt, das sehr fest war. Dies belagerten die Litthauer, die damals noch Reussen hießen, und gedachten jene auszuhungern und lagen deshalb neun Jahre vor demselben. Gleichwohl konnten sie es auf keine Weise erobern. Sie fragten also die Burgleute, womit sie sich doch so lange erhalten könnten, da doch keine Maus in das Schloß hineinkönne. Diese aber antworteten den Feinden, sie hätten mitten in der Burg einen Teich,

20 Schritte lang und 20 breit, daraus fischten sie täglich zu ihrer Nothdurft genugsam Fische. Darüber wunderten sich die Reussen sehr und zogen ab. Jeroschin aber verwunderte sich gleichfalls nicht wenig, wie dies zugegangen sei, daß solches Teichlein so viele Fische gehabt und ungläubige Heiden so lange gespeist, hernach aber, da ihn die Christen besaßen, nur böse Kröten gehegt hat. Als der Pfarrer Hennenberger am Ende des 16. Jhdts. hierher kam und nach diesem Schloßberge fragte, konnte ihm aber Niemand mehr berichten, wo er gewesen war.

656. Der Teufel entführt einen Bauer.

(S. Hennenberger S. 349.)

Im Jahre 1577 um die Zeit Mariä Empfängniß ist zu Plewißken eine Meile Wegs von Taplauken ein Bauersmann aus dem Kruge, da er zuvor sehr greulich und schrecklich auf seinen Pfarrherrn gescholten, nach Hause gegangen und nachdem er vor sein Haus gekommen ist, hat ihn der Teufel mit großem vorhergehenden Geschrei hinweggeführt, so daß man ihn nach wenigen Tagen im Gesträuch gefunden, sein Leib und seine Kleider sind aber durch die Dornen also zerzaufet und zerrissen worden, daß man ihn nicht hat erkennen mögen, nur allein an den Kleidern, welche auch stückweise hin und wieder an den Sträuchern zerzaust gehangen haben. Während jenes jämmerlichen Geschreies aber sind seine Leute zum Hause hinausgelaufen um zu sehen, was dies zu bedeuten habe, man hat aber nichts gesehen oder gefunden, nur des Bauern Hut und ein Spießlein auf der Erde liegen sehen, so der Bauer bei sich getragen.

657. Historie von einer Katze, so viele Menschen umgebracht hat.

(S. Hennenberger S. 403.)

Im Jahre 1481 geschah es zu Rossitten in einem Kruge, daß oftmals etliche Gäste, die da geherbergt hatten, des Morgens auf der Streu todt gefunden wurden, Jedermann verwunderte sich darüber, wie das zuging, der Krüger ward festgenommen und gefragt, ob er das Bier vergiftet habe, man konnte ihm aber nichts anhaben. Einstmals aber trug es sich zu, daß ein Haufen Liefländer dort herbergten, da kamen auch etliche Samaiten, die legten sich nach der Zeit auf die Streu und schliefen. Die Stube war unten mit Dielen belegt und in der Mitte war eine Säule oder Ständer, von der unten die Hälfte verfault war, und die ein großes Loch hatte, da kam eine Katze an das Loch und miaute, und sogleich hüpfte eine große Kröte heraus, welche die Katze eine gute Weile leckte, dann ging diese zu den Samaiten auf die Streu, von einem zum andern und pustete ihnen unter die Augen, die Samaiten aber waren am andern Morgen alle todt. Dies zeigten die Liefländer dem Pfleger an, und dieser, um die Wahrheit zu erfahren, ließ einen armen Sünder, der den Hals verwirkt hatte, sich volltrinken und dann im Kruge schlafen und auf den Wirth Achtung geben. Da that die Katze wie zuvor und der arme Kerl starb bald davon, nun brach man die Säule weg und der Pfleger ließ Kröte und Katze in eine Tonne verspinden und sie mit dem Kruge verbrennen.

658. Wie Herzog Swantipol zum Hause der h. Barbara gekommen.

(S. Hennenberger S. 419.)

In Pomerellen hat der Herzog Swantipol ein sehr festes Schloß gehabt, Schartewitz genannt, wo er seinen Schatz verwahrte und von wo aus er dem Culmischen Lande sehr vielen Schaden zugefügt hat. In der St. Barbaren Nacht hat nun Dietrich von Bernsheim, der Marschall des deutschen Ordens, mit andern Ordensrittern das Schloß erstiegen, alle Männer die darin waren erschlagen und 150 Weiber erbeutet, dann aber auch außer einem großen Schatz an silbernen und goldnen Kreuzen, Kelchen, Patenen und an silbernen und goldenen Bildern, welche alle Swantipol aus den christlichen Kirchen geraubt hatte, nebst dem Haupte der h. Barbara in einem Gewölbe vorgefunden. Letzteres war aber auf folgende Art in seinen Besitz gekommen.

Senebaldus, ein Genueser, und Engelterus oder Ericus, ein Sohn des Königs Waldemar von Dänemark studirten zu Paris und wurden sehr gute Freunde mit einander. Als nun Senebaldus unter dem Namen Innocenz IV. römischer Papst ward, der andere aber als Erich VII. König von Dänemark, da gedachte der Papst die alte Freundschaft zu erneuern. Er schickte also einen Cardinal nach Dänemark, dem König das Haupt der h. Barbara und ein Stück vom Kreuze Christi zu verehren. Wie dieser nach Dänemark kam, war der König gerade vor der Pest nach Gothland geflohen, der Legat fuhr ihm nach, auf dem Belt aber ward er vom Winde nach der pomerellischen Küste getrieben, nicht weit von dem Orte, wo nachher das Kloster Zarnowitz erbaut worden ist, welches dem Swantipol angehörte. Es hatte aber dieser ein Recht in seinem Lande, wer seinen Strand ohne seine Erlaubniß mit einem Schiffe berührte, der hatte Leib und Gut verwirkt. Darum ward dieser Legat auch gefangen und Swantipol schickte das Heiligthum in sein festes Schloß Schartewitz, den Legaten aber in das Städtlein Lzana, da mußte er auf der Querle Grütze mahlen, bis der Bischof von Cammin da durchritt und ihn mit heller Stimme sein Salve Regina singen hörte. Der Bischof schickte in die Kapelle und ließ sehen, wer da sänge, und da war es eine so ansehnliche Person, welche dem Bischof alle Gelegenheit sagte. Der Bischof aber, der Swantipols Schwestersohn war, bat ihn los. Daher sind die Bischöfe von Cammin keinem Erzbischof zu gehorchen schuldig, sondern nur allein dem Papste.

659. Die Hufeisen an der Kirche zu Schwarzenstein.

(S. Hennenberger S. 429. Weitläufiger im Erläut. Preußen Bd. I. S. 195 u. 858 u. bei Remigius Bd. II. S. 175.)

An der Kirche zu Schwarzenstein, welches eine halbe Meile von Rastenburg liegt, sind zwei große Hufeisen aufgehängt, und man erzählt sich, es habe einst hier eine Krügerin gelebt, welche das Bier den Leuten sehr schlecht zugemessen, da sei der Teufel des Nachts vor die Schmiede geritten und habe den Schmied mit Ungestüm aufgeweckt, ihm sein Pferd — er hatte nämlich die Krügerin entführt und ritt auf ihr — zu beschlagen. Der Schmied mußte aufstehen und ihm die Eisen fertig machen und der Teufel hielt ihn eifrig dazu an. Die Krügerin aber bat den Schmied als ihren Gevatter,

nicht so geschwind mit ihr zu verfahren, denn derselbe hatte sie für ein wirkliches Pferd angesehen. Er erschrak aber sehr und zitterte lange Zeit, denn er hatte ihre Stimme erkannt, unterdessen aber krähte der Hahn, da ist der Teufel verschwunden, die Krügerin aber ist nach diesem lange krank gewesen und zum Andenken sind dann die beiden von jenem gemachten Hufeisen an der Wand der Kirche aufgehängt worden.

660. Wie sich ein böser Tyrann selbst verbrannt hat.

(S. Hennenberger S. 430.)

Als das deutsche Ordensheer vor Schwetz in Pomerellen lag, ist auch ein Ordensbruder Seifried Herr von Weißenfels, Komthur auf Graudenz, dabei gewesen, der hatte nur einen Gedanken, wie er recht viele Polen henken könne, und sein Gesinde that auch nichts anders. Einst lud er einem Pferde sehr viele Stränge auf und schwur, er wolle nichts essen, bevor er nicht an jedem Strange einen Polen aufgehängt habe, wie er denn auch gethan hat. Nach der Mahlzeit rühmte er sich, als die Obersten bei einander am Feuer saßen, seiner That und sie lachten darüber, wie sich die Polen hierzu angestellt hatten. Nach einer Weile fragte er: „wo denn die Seelen der Polen, welche er gehangen hätte, blieben oder hinkämen?“ Der eine sagte dies, der andere das. Da sagte er: „Weil Ihr mir es nicht sagen könnt, und mich darüber nicht berichten, so kann ich nicht eher ruhen, bis ich solches erfahre“, und so sprach er: „Aus diesem Feuer in jenes Feuer, daß ich meine Polen sehe“, damit sprang er ins Feuer und verbrannte wie ein Bund Stroh.

661. Warum sonst die Juden nicht in Preußen wohnen durften.

(S. Hennenberger S. 431.)

Vor Zeiten wohnten hier auch Juden unter dem Orden, da sagte ein Jude einem armen Fischer, er solle eine consecrirte Hostie in Holz einspinden und mit an das Garn hängen, da werde er viele Fische fangen und reich werden, und dies geschah auch. Der Jude ward später um anderer Sachen willen hingesetzt und bei der Folter bekannte er auch dies, und da die Diener den Fischer holen wollten, und sie derselbe gewahr ward, machte er sich davon und wollte durch die Weichsel schwimmen, er ertrank aber. Nun wußte man nicht, in welchem Holze die Hostie war, doch hat man an einem Lichtlein, so des Nachts über selbigem Holze brannte, es gemerkt und die consecrirte Hostie herausgenommen und verbraucht. Deshalb durfte noch im 16. Jhdt. kein Jude in Preußen wohnen, sie durften auch in keine Stadt einreiten oder fahren, sondern nur zu Fuß hinein gehen.

662. Pieferts Bruch.

(S. Reusch, Sagen a. d. Preuß. Samlande. II. völlig umgearb. A. Königsberg 1863 S. 32 [1. A. ebd. 1838 S. 24.])

Der Erlenbruch, welcher unmittelbar bei Sassau anhebt und durch welchen der Weg von dort nach Rauschen führt, heißt nach dem Besitzer Pieferts-bruch. Nachts ist dort oft ein großer schwarzer Bulle *) von den Hirten

*) Ueber diesen Elfenstier s. Grimm, Deutsche Myth. S. 458. u. Irische Elfenmärchen S. XLVI.

geſehen worden, der ſchnaufend hin- und herſetzte, laut brüllte, grimmig ſtampfte, ſcharrte und mit den Hörnern wühlte, überhaupt gewaltig arbeitete, aber ſonſt nichts Uebles that.

663. Das Wunſchpferd.

(S. Reuſch S. 28 ꝛc. [I. A. S. 21 ꝛc.])

Im Jahre 1832 iſt zu Lapehnen ein Wirth geweſen, der zu Hauſe eine kranke Frau hatte und wollte deshalb den andern Tag nach Königsberg zum Doctor, vorher aber noch bei ſeinem Schwiegervater in Waldhauſen einſprechen. Als er ſich zu Bette gelegt hatte, wurmte es ihn immer. Er hatte gar keine Ruhe und Frieden, ſtand wieder auf und machte ſich auf den Weg. In Pobethen fand er ſchon ein Lichtchen brennen und meinte, daß es ſtark auf den Tag losgehen müſſe. Sein Weg war aber noch ſehr weit und als er auf Goithenen zu ging, wünſchte er in ſeinem Sinn: „Wenn du doch ein Pferd hätteſt, du wollteſt ja nur bis Waldhauſen reiten und es morgen wieder auf dieſelbe Stelle zurückbringen!“ Wie er das ſo dachte, ſtand ein Pferd vor ihm auf der Weide, durch welche der Fußſteig führte. Er ſetzte ſich gleich einen Zaum zuſammen und ſtieg auf. Das Pferd ging auch ganz gut und er bog dem Teiche vorbei, indem er einen Richtweg durch den Forſt einſchlagen wollte. Als er aber in den Wald kam, fing das Pferd ſichtbar unter ihm zu wachſen an. Er kam immer weiter von der Erde ab und die Zweige der höchſten Bäume, welche früher weit über ihm geſtanden hatten, ſtreiften ihm am Kopfe vorbei. In Todesangſt griff er nach den Aeſten, um ſich herabzuziehen, aber das Pferd jagte ſo gewaltig, daß ſie ihm ſchon längſt vorbei waren, wenn er ſie erfaſſen wollte. Zu halten war das Pferd auch nicht und ſo faßte er ſich kurz und warf ſich herab. Da war's als wenn der Wald voller Vögel wäre, ſo ſang es, ſo klang es, klingelte und klapperte, ſprang und that ſich's. Das Pferd aber jagte in das Dickicht und es ſauſte, brauſte und ſchnaufte, als es daherfuhr. Ermattet ſchlich der Bauer nach Waldhauſen und fand dort Alles noch im Schlafe. Hätte er Baſt zum Zaume gehabt oder Kreuzknoten hineingeknüpft, wäre es ihm nicht entlaufen.

Ein anderer Bauer hatte auch wirklich einmal ein ſolches Pferd mit Baſt aufgezäumt und es viele Jahre behalten, als er aber einſt ſeine Pferde in der Jürge (dem Warnickenſchen Forſt) hütete, mußte er einem entſprungenen Füllen nacheilen und unter dieſer Zeit hatten die Hirtenjungen dem Pferde den Baſtzaum gelöſt, worauf es fortgelaufen war.

Ein Bauer aus Hutnicken wünſchte ſich ebenfalls ein Pferd *), fand es auch ſogleich, mußte es aber laufen laſſen, weil es ſich unter ihm vergrößerte. Er dachte indeß bei ſich: „Wenn ich es doch nur ein einziges Mal noch finden möchte!“ und ging mit dem Gedanken des andern Tages auf dieſelbe Stelle. Das Pferd ſtand wieder da, ſchnell legte er ihm einen Baſtzaum um und es mußte mit ihm. Er ſpannte es ganz allein vor die größten Wagen, es zog ſie im Sauſen fort. Er gab ihm Heu: es fraß nichts, auch nicht einmal

*) Dies Wunſchpferd iſt der Nix, er zeigt ſich deshalb auch nur in ſolchen Schluchten, welche in die Oſtſee münden (ſ. Grimm, D. Myth. S. 458). Daſſelbe Geiſterpferd kommt aber heute noch als Pukke in Wales und als Phuka in Irland vor (ſ. Rodenberg, die Harfe von Erin. Leipzig 1861 in 12. S. 61).

Brod. So diente es ihm acht Tage, dann aber war es verschwunden, und hat sich auch, so sehr er es sich wünschte, nicht ferner von ihm betreffen lassen.

Im Jahre 1807 ging eine Wittwe aus Rauschen mit dem nachmaligen Wirthe desselben Ortes, welcher damals schon ein hübscher Junge war, in den Gaufup, weil ein starker Sturm wüthete, und sie sehen wollte, ob etwa ein Schiff stranden werde. Von dem ewigen Hin- und Herlaufen ward der arme Junge herzlich müde und hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als irgendwo ein Pferd zu finden. Da sah er gerade vor sich eins weiden und wollte, während die Frau voran eilte, sich hinaufschwingen, kam aber bald in Carriere auf eigenen Füßen nachgerannt, denn das Pferd hatte keinen Kopf gehabt.

Ein Bauer aus Gr.-Kuren hatte in Königsberg exercirt und kam zur Heimath zurück. Bei Ladtkeim wünschte er sich ein Pferd zum Reiten. Bald fand er eins, sah ihm zwar gleich an, daß es mit ihm nicht richtig sei, griff ihm aber doch mit beiden Händen um den Hals und wollte sich hinaufschwingen. Er war ein ungeheuer großer und starker Mann, der unter dem alten Fritz gedient hatte, und konnte sich auf seinen Arm verlassen, das Pferd warf ihn aber so weit und so hart ab, daß er ganz betäubt auf die Erde fiel und sich lange nicht erholen konnte.

664. Eine Magd wird in die Hölle geführt.

(S. Hennenberger S. 435.)

In der Mitte des 16. Jhdts., als ein gewisser Sigo Weyer Pfarrer zu Schneditten war, hatte ein Bauer daselbst im Herbste an einem Sonnabend Kruschken oder wilde Birnen schütteln lassen, konnte sie aber an demselben Abend nicht alle auflesen, er schickte also am andern Morgen früh, einem Sonntag, den aber die Bauern nicht groß achten, eine Magd hinaus, vor der Predigt die Birnen aufzulesen. Diese aber kam weg, so daß man etliche Tage gar nichts von ihr wußte, endlich findet man sie unter einem Busche durch und durch naß sitzen, man bringt sie zu Hause, fragt sie, wo sie so lange gewesen, da erzählt sie wunderliche Dinge, wie sie an einem Orte gewesen, wo stattliche Leute mit Hahnenfedern ꝛc. gegessen, getrunken und sich gekurzweilt haben, aber alles Bier ist pechschwarz gewesen und Flammen sind aus den Gefäßen, woraus sie getrunken und gegessen, aufgeschlagen, diese haben sie mitgetrunken und mitgegessen. Man hat die Magd unterschiedliche Male nach dem Orte, wo dies geschehen, gefragt, allein sie hat es niemals gesagt.

Nicht lange nachher ging nicht weit von da ein Mägdlein aus einem Hofe verloren und als es wieder zum Vorschein kam, da sagte es seltsame Dinge, wie es weggekommen und wiedergebracht wäre, und was es sagen und zeigen solle, wie man sich bessern solle, hat auch ein Wahrzeichen aufgewiesen.

665. Der Teufel dreht einem Schatzgräber den Hals um.

(S. Hennenberger S. 438.)

Zu Steinbeck ist ein Schulmeister gewesen, der hat Geld graben wollen, aber der Teufel hat ihn den Hals verdreht. Man brachte ihn nun nach Königsberg ins große Spital, da haben ihm die Barbiere wieder helfen

wollen und ihm mit ledernen Riemen den Hals und Kopf zurecht gezwungen, sobald man aber die Riemen abnahm, hat sich der Kopf wieder umgewendet oder ist auf die Seite gefallen, und hat er auch nicht wieder heilen wollen, bis er im Jahre 1577 Dienstag nach Lätare im Spital gestorben ist.

666. Wie die ersten Münzen in Preußen geheißen haben.

(S. Hennenberger S. 453.)

Unter dem Hochmeister Dietrich, Burggraf von Altenburg, wurden die Leute in Preußen sehr mit ausländischen Münzen, böhmischen Groschen und pommerschen Vierchen betrogen, da war zu Thorn ein Bürger, Bernhard Schilling von der Lignitz, der hatte dreißig Centner Silber aus dem Bergwerke Nicklasdorf bekommen, davon machte dieser eine Münze, rund, halb von Silber, von der galt das Stück sechs Heller oder vier Vierchen und bekam den Namen von ihm und hieß seitdem Schilling, sie hatte auf einer Seite ein Schild, mit einem Adler, wie ihn der Hochmeister führte, mit der Umschrift: „Frater Theodoricus Magister", auf der andern Seite aber ein Schild, wie die gemeinen Brüder führen, und die Umschrift lautete: „Moneta Dominorum Prussiæ."

667. Der Teufel vertreibt Schatzgräber.

(S. Hennenberger S. 468.)

Zu Dromitten im Waldauischen haben in der Mitte des 16. Jhdts. etliche Männer in einem freien Garten Schätze graben wollen, wie sie nun bald so weit waren, daß sie sie heben wollten, verstellt sich der Teufel in die Gestalt des Mannes, dem der Garten war, als komme der Hauswirth selbst, und habe ein Feuerrohr auf der Schulter und gucke durch den Zaun, indem er sich stellte, als wolle er schießen. Da erschrecken sie sehr und meinen, er werde sie kennen und solches bei der Obrigkeit offenbaren, verlassen also den Schatz, nehmen die Flucht und laufen alle mit einander in die Stube eines Hauswirths, der mit dabei gewesen war. Der Satan aber folgt ihnen in voriger Gestalt nach und hält mit ihnen ein greulich Gericht, er wirft sie von einer Bank auf die andere, die ganze Nacht durch bis der Hahn zum ersten Mal kräht, da verläßt er sie. Solches ist in der Osternacht geschehen, und am andern Tage sind etliche von ihnen zum h. Sakrament gegangen.

668. Wie ein Dieb mit Hilfe des Teufels aus dem Gefängniß kommt.

(S. Hennenberger S. 468.)

Im Jahre 1576 ist zu Waldau ein junger Knecht wegen Diebstahls gefänglich eingezogen worden, ist aber ohne Verletzung der Thüre und des Schlosses wunderlicher Weise herausgekommen. Er lief davon bis nach Hohenrad, trieb dann abermals Dieberei, ward zu Guztern ergriffen und zum andern Mal gen Waldau in das Gefängniß gebracht. In der Urgicht aber, nachdem er gefragt ward, wie er aus dem Gefängniß gekommen, hat er bekannt, seine Mutter habe ihn von Jugend auf gelehrt, sich mit etlichen Worten dem Satan zu ergeben, und ihm zu befehlen, daß er, der Satan, wenn er in ein Gefängniß gekommen sei, dies seiner Mutter melden und sie bitten solle, sie möge zu ihm kommen und ihm aus dem Gefängniß helfen.

Solches habe er viel und oft versucht und seine Mutter sei zu ihm in Gestalt eines Raben gekommen und habe unvernehmliche Worte geredet, ihn aber aus dem Gefängniß herausgebracht. Das letzte Mal aber, wo er zu Waldau zum andern Male eingezogen ward, hat ihm dies nichts helfen wollen und er ist seiner Dieberei wegen hingerichtet worden. Er hat auch bekannt, daß ihm seine Mutter ein Kraut gegeben, wenn er damit verschlossene Schlösser angerührt, seien diese aufgesprungen. Er hatte von ihr auch ein Senkel, wenn er ein Ende davon in ein Schloß gesteckt hat, ist solches aufgegangen, seine Mutter hatte ihm befohlen, dies fleißig zu verwahren, allein er hat es zu Hohenrad im Kruge, wo er mit einer Magd Unzucht trieb, verloren.

669. Die große Eiche zu Wehlau.

(S. Hennenberger S. 472.)

Nicht weit von Wehlau über dem Pregel an der Landstraße von Königsberg nach Ragnit liegt ein Dorf, Oppen genannt, da stand noch im dritten Drittel des 16. Jhdts. in einem Garten eine alte Eiche von unglaublicher Dicke, von der man geglaubt hat, sie sei der größte Baum nach der Sündfluth gewesen. Dieselbe war inwendig hohl und so weit, daß einer mit einem großen Gaule hineinreiten und sich mit demselben umdrehen und herumtummeln konnte, wie denn solches die beiden Markgrafen von Preußen Albrecht der Aeltere und Albrecht Friedrich gethan haben. Diese Eiche ist zuvor, so lange sie noch grün gewesen und ihre Borke hatte, 27 Ellen dick gewesen, wie dies der Rath zu Wehlau mit seinem Insiegel dem Pastor Hennenberger bestätigt hat. Der Baum aber ist endlich eingegangen und umgestürzt, weil Jedermann, der dorthin kam, seines Namens erste Buchstaben-Zeichen, Andere Marken und Jahreszahl hineingeschnitten haben, also daß der Baum verdorren mußte.

670. Der Name von Gumbinnen.

(S. Beitr. z. Kunde Preußens Bd. II. S. 144 ꝛc.)

Der Name der Stadt Gumbinnen kommt von dem litthauischen Worte Gumba d. h. Krümmung her. Sie bestand vor ohngefähr 150 Jahren nur aus einigen Bauerhöfen und zwei Krügen. Hier verschenkte man aber immer nur schlechtes und saures Bier, so daß wer davon trank, sich wie ein Wurm zu krümmen pflegte. Nach Andern kommt der Name daher, daß der hier vorbeifließende Fluß Pisse so viele Krümmungen macht, nach noch Andern von einer hier befindlichen großen Linde mit einem starken Auswuchse, aus welchem die alten heidnischen Preußen geschlossen haben, daß dies bedeute, daß man hier opfern solle.

671. Der Name Stallupöhnen.

(S. Temme S. 169.)

Der Name Stallupöhnen schreibt sich von folgendem Grunde her. Es befinden sich dort mehrere Teiche und Dämme, bei einem von diesen hat vor Zeiten eine dicke Eiche gestanden, und darauf soll oben ein Tisch befestigt gewesen sein, an welchem die alten vornehmen Preußen sonst ihre Zusammenkünfte und Mahlzeiten hielten, während das gemeine Volk unten an der Erde ebenfalls an Tischen saß und sich von dem nährte, was

ihnen die Vornehmen von oben herab zuwarfen. Weil nun in der alten litthauischen Sprache Stahlez ein Tisch und Uppön ein Teich heißt, so ist daher der Name entstanden.

672. Der Kamsvikus.

S. Preuß. Prov.-Bl. 1837 S. 228. Temme S. 169. Poetisch beh. b. Becker u. Thiele a. a. O. S. 1 ꝛc.)

Unfern Insterburg an dem rechten Ufer der Angerapp, nicht weit von deren Vereinigung mit der Inster erhebt sich jäh ein ziemlich bedeutender Berg, der sogenannte Kamsvikus. Er besteht aus einem fast felsenharten Erdreich, niedriges Gestrüpp bedeckt ihn und noch findet man hier beim Stechgraben zerbrochene metallne Kronen, kleine Ringe, Korallen ꝛc. als Spuren einstiger Bewohnung. Schon vor der Ankunft des Ordens hat hier ein Schloß gestanden, dessen Besitzer ihm und dem Berge seinen Namen gegeben haben soll. Er hieß Kamsvikus und war ein harter und grausamer Mann, der seine Unterthanen aufs Härteste schund. Seine Frau ließ ihn zuletzt fesseln und in den untersten Gewölben des Schlosses einmauern. Sie selbst aber war um nichts besser, ihr Leben war noch frevelhafter und noch grausamer verfuhr sie gegen das Volk. Da sollen endlich die Götter im Zorn Feuer vom Himmel haben regnen lassen und die Burg versunken sein. Sie selbst, obwohl mit begraben, fand jedoch keine Ruhe. Sie ward verdammt in Gestalt einer schwarzen Kuh, welche ihr in eine schwarze Wildkatze verwandelter Mann vor sich hertagt, umzugehen. Nach Anderen aber schweift sie als Gespenst durch die Wälder und ein schwarzer Ritter, der eine Geißel schwingt, treibt sie vor sich her. Beide hatten einen Sohn zusammen gehabt, der oft zwischen seine Eltern trat, wenn sie sich an ihren Unterthanen vergreifen wollten. Bei einer solchen Gelegenheit kam er aber ums Leben. Man begrub ihn am Fuße des Berges, ein 25 Fuß langer und 24 Fuß breiter Stein deckt sein Grab, auf demselben aber hatten die Umwohner später ein eisernes Kreuz aufgerichtet, welches jetzt zu Insterburg in der Kirche ist.

673. Die Maid von Kreuzburg.

(S. Preuß. Prov.-Bl. 1837 S. 231. Temme S. 188. Poetisch behandelt v. Thiele a. a. O. S. 95.)

Am Rande eines anmuthigen Thales, das die Wellen des Keistersee durchziehen, durch eine Schlucht von der fortlaufenden Hügelreihe getrennt, erhebt sich der Berg, auf welchem ehedem die alte Kreuzburg stand; aus dem Fuße desselben ergießt sich durch eine hineingeschobene Röhre ein starker Strahl des schönsten Quellwassers, oben auf der Höhe aber steht noch ein gemauerter Bogen, ein Ueberbleibsel des Schlosses der Ordensritter. Hier sieht man in den noch vorhandenen Trümmern um Mitternacht eine weißgekleidete Jungfrau herumirren, die sich an der Quelle ihr blondes, goldgelbes Haar kämmt. Einst sah sie hier ein Bauer, er grüßte sie ein- und zweimal, als sie ihm aber nicht dankte, ging er schimpfend von dannen, allein als er fort war, da weinte die Jungfrau und sprach: „Ach, hättest Du auch noch ein drittes Mal gegrüßt, da wäre ich erlöst gewesen.“

674. Die Schätze im Kreuzburger Schlosse.

(S. Temme S. 189.)

Zwischen den eben erwähnten Ruinen des Kreuzburger Schlosses zeigte sich früher ein jetzt verschütteter Eingang zu einem Keller, den man für das Schatzgewölbe der alten Burg hielt. Bei diesem war ein armer Handwerksmann, der für seine vielen Kinder wenig zu beißen und zu brocken hatte, wenn er mit seinem Weibe Holz aus dem Walde holte, oft vorbeigekommen. Sie sahen dann immer sehnsüchtig nach jenem Eingange und wünschten sich etwas von dem Golde, das angeblich dort aufgestapelt liegen sollte. Eines Tages sind aber zwei ihrer Knaben, die dort herum gespielt hatten, um die Mittagsstunde in dieses Gewölbe hineingegangen und sahen ganz tief im Innern desselben eine schöne Jungfrau mit goldblonden Haaren und in ein blaues Gewand gekleidet sitzen. Diese winkte sie heran, schüttete einem jeden der Knaben eine Hand voll Goldgulden in die Mütze und hieß sie solche nach Hause zu ihren Eltern tragen. Da haben denn auch Andere ihre Kinder hingeschickt um die Jungfrau zu suchen und sich bei ihr Gold zu holen, allein Niemand hat sie wiedergesehen.

Einige Zeit nachher haben die Kreuzburger Schuhknechte beisammen in der Herberge gesessen, mit einander geschwatzt und tüchtig gezecht, da ist die Rede auch auf die Jungfrau gekommen und zwei von den Schustergesellen haben sich vermessen, in jenes Gewölbe einzudringen und den Schatz zu heben. Sie haben es wahr gemacht, sind hineingegangen und haben wirklich die Jungfrau im blauen Kleide und mit den goldenen Haaren dort angetroffen. Sie trugen ihr ihr Begehr vor und die Jungfrau nahm eine silberne Schöpfkelle und schöpfte aus einer mit funkelnden Goldstücken gefüllten Braupfanne mehrere Löffel voll heraus und schüttete sie in die Schurzfelle der beiden Gesellen, dieselben gingen froh nach Hause, allein im Gehen ward ihre Last immer leichter und leichter und als sie in ihrer Herberge angekommen prahlend ihre Beute ausschütten wollten, hatten sich die Goldgulden in Frösche und anderes ekles Gewürm des am Schloßberge vorbeifließenden Keisters verwandelt.

675. Die 12 Ritter und die 12 Nonnen zu Kreuzburg.

(S. Temme S. 186.)

Als in der Stadt Kreuzburg noch der alte Markt und das uralte Rathhaus stand, hat sich dort an jedem Neumonde folgende ängstliche Erscheinung wiederholt. Um die zwölfte Stunde ist nämlich aus der nach den Trümmern des alten Ordenshauses auf den Schloßberg führenden Kirchenstraße ein Zug von vier Wagen gekommen. Dieselben waren oben offen, so daß man die darin Sitzenden erkennen konnte. Jeder Wagen war mit vier Pferden, die zwei ersten mit Schimmeln, die zwei letzten mit Rappen bespannt. Erstere schritten ruhig einher, die Rappen aber bliesen Feuerfunken aus den weitgeöffneten Nüstern. In den zwei ersten Wagen saßen je sechs Nonnen, im weißen Ordenskleid, mit Schleier und Rosenkranz, aber ohne Kopf, in den zwei letzten je sechs Ritter, die ihre Köpfe sammt den Helmen unter dem Arme hatten. Dreimal fuhr dieser Zug aber ohne das mindeste Geräusch zu machen um den Ring des Marktes herum. Kutscher hatten die Wagen

nicht, als solcher saß auf den Wagen der Nonnen je ein weißes Lamm, und auf denen der Ritter je ein schwarzer Ziegenbock, der aber gleich den Rossen Feuerfunken sprühte. Im alten Rathhause verschwand der Zug, dann hörte man aus demselben eine wilde lustige Musik, zwischen welche der Gesang von sanften Frauen- und rauhen Männerstimmen und feierlicher Orgelklang hineintönte. Um ein Uhr kam der Zug in derselben Ordnung zurück, machte wiederum die dreimalige Runde, fuhr aber nicht wieder zur Kirchen-, sondern zur Hof- oder Schloßstraße hinaus und die Nonnen hatten jetzt die behelmten Ritterköpfe sich aufgesetzt und die Ritter die verschleierten Nonnenhäupter.

Diese Erscheinung ist nun von den Bewohnern des Marktes und den Nachtwächtern regelmäßig beobachtet worden, bis im Jahre 1818 das Rathhaus und die Häuser am Marktplatz vom Feuer verzehrt wurden. Nur ein einziges altes Haus war stehen geblieben. Am nächsten Neumonde nach dem Brande erschienen auch die Nonnen und Ritter wieder, nun aber nicht mehr mit vertauschten, sondern sogleich mit ihren eigenen Köpfen, als sie so über Schutt und Trümmer aus der Kirchenstraße dahergerollt kamen. Neunmal haben sie die Runde um den noch rauchenden Markt gemacht, dann fuhren sie in das einzige stehengebliebene Haus hinein. Dort wiederholte sich zwar der frühere Jubel, allein die Musik klang nicht mehr so wild und der Orgelton und Chorgesang übertönte sie. Später zerfiel auch dieses Haus in Trümmer und von diesem Augenblicke an ist der Zug der Nonnen und Ritter nicht wieder wahrgenommen worden, allein von der Stelle, wo das alte Haus gestanden, ertönt um die Mitternachtstunde eine liebliche sanfte Musik und die Einwohner haben daraus gefolgert, daß jene Unglücklichen jetzt zur ewigen Ruhe eingegangen sind.

676. Der unfruchtbare Eichwald.

(Z. Hennenberger S. 211.)

Bei Kreuzburg liegt ein Dorf Krücken, welches erst Polarweis genannt ward. Hinter demselben befindet sich aber ein Eichwald, dessen Bäume niemals Früchte trugen. Als Ursache wird folgende Begebenheit erzählt.

Zur Ordenszeit hieß das Dorf Bitke und den Namen Krücken bekam es von einem Verräther, welcher nach Bettler Weise auf Krücken dorthin zu den Ordensbrüdern kam und Alles besichtigte. Als nun im Jahre 1249 unter dem Hochmeister Conrad Landgraf und unter dem Landmeister Heinrich Wida die von Elbing und Balga in Natangen einfielen, Alles mehbrannten und raubten, da hatten ihnen die Preußen beim Heimziehen die Wege überall verlegt und trieben auch das Ordensvolk wieder hinter sich in dieses Dorf, wo sie jener Verräther auskundschaftete, wie viele ihrer waren und wo sie lagen. Nun durfte noch keine Parthei die andere angreifen, doch unterhandelten die Ordensbrüder endlich mit den Preußen, daß, wo sie Heinrich Bözel den Marschall mit andern mehreren als Geißel geben würden, die andern ihr Leben behalten sollten. Nur Bruder Johann von Sinnerberg, Hauskomthur von Balga widerrieth es und sagte, sie sollten auf Gott vertrauen und sich wehren, die Andern aber wollten nicht und lieferten sich und ihre Waffen aus. Allein die Preußen hielten ihr Wort nicht und erwürgten 54 Brüder und alle Christen, so mit ihnen waren. Dem Bruder Johann hieben sie den Kopf ab, steckten denselben auf einen Spieß und ritten damit vor

Balga, indem sie riefen: „Hätten die Brüder Deinen Rath befolgt, sie wären wohl davon gekommen und hätten auch noch manchen Mann erschlagen!“ Die Preußen schnitten auch einem frommen Bruder den Nabel aus, nagelten ihn an einen Eichbaum und trieben ihn mit Martern und Schlägen so lange umher, bis er sich alle Gedärme ausgewunden hatte, hinstürzte und starb. Solches geschah am letzten November am St. Andreastag. Dieser Eichwald, der damals unmittelbar hinter der Kirche stand, hat fortan keine Früchte mehr getragen und endlich hat ihn zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Herr Bernt von Krücken deshalb abschlagen lassen.

677. Ein Schwarzkünstler führt mit einer Bürgermeisters-Tochter durch die Lüfte.

(S. Hennenberger S. 477.)

Zu der Zeit des Hochmeisters Heinrich Reuß des Andern war ein Schulmeister in einem Städtchen in Preußen, so ein Schwarzkünstler war, dem der Teufel alle Nächte ein Weibsbild brachte, wann und welche er wollte, für seine Dienste. Nun war dort ein Bürgermeister, der hatte eine feine mannbare Tochter, die ließ jener sich etliche Nächte holen. Dies klagte sie ihren Eltern, die wollten die Wahrheit erfahren und so legten sie dieselbe am Abend zwischen sich ins Bett. Als aber die Stunde kam, da ward sie zwischen ihnen weggenommen und am Morgen befand sie sich wieder hier. Da fragte der Vater die Tochter, ob sie nicht wisse, wohin sie geführt werde? Sie sagte: „Nein, sie wisse es nicht, es wäre nicht weit von der Kirche.“ Da giebt der Vater seiner Tochter einen Knäuel Garn und befiehlt ihr, denselben fallen zu lassen, wenn sie zum Fenster hineingeführt werde. Am andern Morgen ging aber der Bürgermeister auf den Kirchhof und fand den Knäuel vor des Schulmeisters Fenster. Als sie nun wieder hinweggeführt ward, da nahm der Bürgermeister die Wache und so gingen sie in die Schule, kamen mit des Famulus Schlüssel hinein in des Schulmeisters Kammer, fanden sie Beide sanft neben einander schlafen, sie führten den Schulmeister ins Gefängniß, die Dirne aber im Hemde zu ihrem Vater, der ließ den Henker holen und den Schulmeister hinausführen um ihn lebendig zu verbrennen.

Nun sollte er auf seiner letzten Hinfahrt bekennen, daß es wider ihren Willen geschehen sei, das that er auch und bat um Verzeihung, denn sie war mit ihren Eltern um dieses Bekenntnisses wegen hinausgegangen. Der Schulmeister erbot sich auch, er wolle sie wiederum mit der Ehe zu Ehren bringen, man solle ihm nur das Leben lassen, aber das wollte der Bürgermeister nicht. Da bat er die Dirne, daß sie ihm ein Zeichen der Vergebung in seine Hand geben wolle, und sie gab ihm mit Erlaubniß ihrer Eltern einen Knäuel Seide, den sie im Beutel hatte. Als er ihn empfing, ward eine seiner Hände los, damit warf er den Knäuel in die Höhe, umfängt des Bürgermeisters Tochter mit fremden Worten und fährt mit ihr auf und davon, also daß Niemand wußte, wo sie geblieben waren.

678. Wie ein Sohn seinen Vater übel berichtet mit den Glossen des Rechts.

(S. Hennenberger S. 478.)

Ein Preuße, so vor einer Stadt auf einem Gartengrundstück wohnte, hatte einen Sohn von gutem Kopf, dem er soviel von seinem Vermögen

vorstreckte, daß derselbe beim Studiren bleiben konnte. Dieser war lange in Welschland zu Bologna bei einem großen Herrn, der ward mit der Zeit Regent, förderte diesen, daß er Doctor ward, und schenkte ihm alle seine Bücher, die großes Geld werth waren, nämlich wegen der Glossen, die damals selten waren. Nun kam er aber mit den ererbten Büchern wieder nach Preußen, seinem Vater in seinem Alter zu helfen, zog mit ihm in seinen Garten und las fleißig. Einstmals setzte sich der Vater zu ihm und fragte den Sohn mancherlei, was ihm dieser auch alles berichtete, auch warum der Orden vom Lande zum großen Theil gekommen sei, denn er habe oftmals ungerechte Urtheile über die armen Unterthanen gefällt, was Gott nicht ungestraft lassen könne. Nun fragte ihn der Vater weiter, was die schöne und grobe Schrift und auch die kleine mit etlichen rothen Buchstaben in seinen köstlichen Büchern zu bedeuten habe. Da antwortete der Sohn: „Die grobe Schrift ist der rechte Text und Wahrheit des Rechten, welches vor allen Dingen gehen sollte, aber die kleine Schrift ist die Betrügerei, wie man das Recht beugen, vermengen, aufschieben und verfälschen soll, daraus dann oftmals der Recht hat, Unrecht bekömmt. Die rothen Buchstaben bedeuten aber die Worte des Rechtes, auf welche man kann eine Betrügerei finden." Der Vater schweigt still, verzieht bis der Sohn auf einen Abend in die Stadt zu einer Collation geht, da nimmt er eine Scheere, und wo er kleine Schrift fand, da schnitt er sie weg. Wie der Sohn zu Hause kam, fand er das Haus überall mit Glossen, die aus seinen Büchern geschnitten waren, bestreut und fragte zornig, wer das gethan habe. Der Vater antwortete bald, er habe es gethan und sagte dann weiter: „Mein lieber Sohn, ich habe Euch von dem Meinen, so viel nur möglich war, vorgestreckt, daß Ihr die Wahrheit und Gerechtigkeit lernen sollet, so sehe ich aber nun nach Euerem Bericht, daß Ihr wenig Recht, aber viel Betrügerei in Euern Büchern mitgebracht habt, so doch zuvor schon genug in Preußen ist. Damit nun nicht noch mehr fremde in das Land komme, habe ich sie aus Euern Büchern herausgeschnitten. Denn so der Orden schon damit um das Land gekommen, so möchte es auch leichtlich geschehen, daß ich damit um meinen guten Garten käme!" Da sprach der Sohn zum Vater: „Ihr habt mir recht gethan, denn hätte ich Euch recht unterwiesen, so wäre mir recht geschehen. Die ausgeschnittene Betrügerei würde in viele Häuser getragen und dies gelobt und belacht werden!" Doch ist die Glosse trotzdem überall in das Land gekommen und gar fleißig verwahrt worden, und es heißt: „Practica est multiplex, qui non intelligit, est simplex", denn sie noch manchen Schaden thut.

679. Vom Sprichwort: „Amt giebt Kappen."

(S. Hennenberger S. 479.)

Der Hochmeister Heinrich von Richtenberg war im Anfange sehr arm, denn die besten und unverderbten Güter waren den Söldnern versetzt, daß er also seinen Conventsbrüdern nicht vollkommene Nothdurft geben konnte, so daß etliche mit geflickten Kleidern einhergehen mußten. Unter ihnen war Bruder Matthes von Beybalen auch einer, der oftmals dem Hauskomthur seine zerrissene Kappe zeigte, er ward aber stets vergeblich an den Hochmeister gewiesen. Einstmals saß dieser mit fremden Gästen auf der Brücke, da setzte dieser Bruder einen Kranz auf und ging da vorbei. Das ward der

Hochmeister gewahr und sagte zornig: „Willkommen Fasnacht! Ist das des Ordens Weise, daß man Kränze tragen soll?" Da sprach Bruder Mattheis von Beyhalen: „Gnädiger Herr, Gott sei Lob, daß Euere Gnaden sehen können, ich habe oft zuvor mit meinem zerrissenen Mantel vor Euch gestanden, aber Ihr habt ihn nicht sehen können. Deshalb müssen diese edeln Blumen die Kraft haben, daß sie Euch die Augen aufthun!" Der Hochmeister merkte wohl, um was es ihm zu thun wäre, und die fremden Gäste baten auch für ihn. Da gab er ihm das Amt von den Schäfern die Zinskäse zu empfangen. Diese nahm er und legte sie in siedend heißes Wasser und zog ihnen so das Fett aus, das verkaufte er den Tuchmachern in Schlesien, die wollten damit krumpeln. Er kaufte sich also damit in der Kürze gute Kleider und was ihm sonst von Nöthen war. Da verwunderten sich die Andern und fragten ihn, wo er das her hätte, sintemal er doch seine Zahl abliefere, er aber sprach: „Amt giebt Kappen", einen andern Bescheid aber wollte er nicht geben.

680. Von einem himmlischen Sendboten und seiner Betrügerei.

(S. Hennenberger S. 480.)

Nach dem großen Kriege waren in Preußen viele Buben, so der Arbeit entwöhnt waren, gleichwohl aber viel verzehren wollten, derohalben sie sich auf Täuschung begaben. Ein solcher war auch einer, der wußte in einer Stadt ein gar simples Weib, so doch sehr reich war und zuvor einen Mann, Namens Stolle gehabt, der sie sehr wohl gehalten hatte. Nun hatte sie aber einen Schulmeister genommen, der sie nicht sehr fetirte, weshalb sie täglich um Mittag auf den Kirchhof ging zu ihres vorigen Mannes Grabe, betend, er wolle ihr doch bei Gott einen Trost erwerben, denn dieser Mann, den sie doch aus einem armen Bachanten (fahrenden Schüler) zu einem reichen Junker gemacht, halte sie nicht sehr wohl. Diese Rede hatte dieser Schalk oftmals gehört und wußte auch der guten Frauen Weise, zog also einen weißen Kittel an und ging an die Seite der Kirche, wo die Frau kniete, und seufzte herzlich. Die Frau sprach zu ihm: „Mein Brüderlein, warum seufzet Ihr so heftig und sehet so erbärmlich gen Himmel?" Er sagte: „Ach soll ich denn nicht seufzen und traurig sein, daß ich jetzund eine kleine Zeit des fröhlichen Angesichtes Gottes entbehren und in diesem Jammerthale sein muß. Doch liebe Frau sagt mir, wo ist hier Erdmuthe Stollin, denn ihr lieber Mann hat Gott vermocht, daß durch mich ihr angezeigt werden soll, wie ihr Begehr ist erhöret worden und sie soll in Kurzem erfreuet werden." Wer war froher als sie, sie sagte: „Du seliger himmlischer Bote, ich bin selbst Frau Erdmuthe, wie geht es doch meinem lieben Manne?" Er sagt, wie ihr Mann bei Gott wäre und erlangt hätte, daß sie kürzlich zu ihm in die ewige Freude kommen solle. Sie fragt, was er vor hätte. Jener spricht: „Er genießt die Heiligen, die er allhier geehrt hat, die bitten ihn zu Gaste, so spielt er gemeiniglich den Tag über mit St. Peter im Bretspiel, aber er schämt sich seiner Armuth sehr, denn er hat nicht mehr als seinen Todtenkittel, darin er begraben worden ist", und nun machte dieser Betrüger viele Worte seiner Armuth wegen. Da sprach sie: „Daß mein Mann ein solches Leben führt, glaube ich so wohl, als ob ich es selber sähe, denn das war sein Thun auch auf dieser Welt. Des Morgens, wenn er aufstand, ging er in die Kirche und ehrte etliche Heilige, und so war auch St. Peter sein

Apostel, den Tag aber brachte er zu mit Bretspiel. Nun ob er wohl todt ist, so ist und bleibt er doch mein lieber Mann, ich will ihn nicht lassen!" Sie führt ihn also mit sich zu Hause, giebt ihm 80 rheinische Gulden, Ringe, silberne Becher, eine Marderschaube und die besten Hemden, die solle er ihrem Manne bringen und wo er weiter etwas von Nöthen haben werde, er solle nur zu ihr schicken, sie wolle ihn nicht lassen. Dem Boten schenkt sie eine Mark, wollte ihm auch zu essen und zu trinken geben, er aber sagte, er habe nicht Zeit, denn der Himmel werde auf den Abend bald geschlossen und so er draußen bliebe, müsse er befürchten, daß ihm die Teufel nähmen, was er hätte, und damit zog er von dannen. Wie jener nun kaum vor das Thor ist, da kömmt auch ihr Mann zu Hause geritten, sie heißt ihn willkommen und sagt ihm alles von dem himmlischen Boten und wie es ihrem Manne ergehe. Er aber merkt bald das Latein und sagt: „Ich muß doch dem Boten nachreiten und Euerem Stolle eine gute Nacht sagen lassen!" Er ereilte ihn auch, wollte ihn binden, aber der Schalk war ihm zu stark, schlug ihn lahm, nahm das Pferd und ritt mit den Kleinodien davon. Da kam ein Bauer, fand ihn und führte ihn nach Hause und wie seine Erdmuthe wissen wollte, wovon er so lahm geworden sei, da sagte er ihr, er habe ihrem Stolle das Pferd geschickt um mit den Heiligen zu Zeiten spazieren zu reiten, da habe er einen heftigen Streit eines bösen Geistes mit einem Menschen gesehen, da wäre er sehr erschrocken und davon sei es ihm ins Bein gekommen. Mit der Zeit kam die Sache aber an den Tag und Jedermann lachte darüber und es ward ein Sprichwort: „Wie Einer hier lebt, also lebt er auch dort, das weiß Frau Erdmuthe."

681. Wie ein armer Gesell sich verbürgt hat, sein Weib nur mit guten Worten zu strafen.

(S. Hennenberger S. 482.)

Es wohnte im Lande Preußen eine reiche Wittwe in einer Stadt, die hatte eine schöne Tochter, welche sie aber manchem braven Gesellen versagte, blos darum, daß er sich nicht verbürgen wollte, sie nicht übel zu behandeln, sondern wenn sie etwas verschuldet hätte, sie nur mit guten Worten zu strafen. Wegen diesem ihrem Versagen ward nun die Mutter zur Rede gesetzt und die Leute schalten und fluchten auf sie und gaben ihnen fremde Namen, so nannten sie die Mutter Ruffetenfelin und die Jungfrau Kratzteufelin, worüber jene aber sehr zornig wurden, da sie von gutem Geschlechte und reich waren. Die Ihrigen redeten nun einen armen Gesellen an, der das Seinige verschlemmt hatte, und um des Geldes willen sie heirathete und sich verbürgte, sie nur mit guten Worten zu strafen. Als dieselben sich verheirathet hatten, hielt einer dem andern seine Gebrechlichkeit vor, der Mann aber durfte nichts sagen, denn er hatte sich verbürgt nicht zu fluchen. Die Mutter erlangte auch einen Freier und damit sie der Herrn Befehl erhielt, nahm sie einen Mann, gab ihrer Tochter und Eidam das Ihrige und sie zogen aus dem Hause. Als sie nun abgesondert wohnten, versah sich der Gesell bisweilen und handelte wider sein Versprechen, also daß die Kratzteufelin bisweilen dies durch ausgerauste Haare und braune und blaue Stellen bewies. Darüber stellten sich seine Bürgen ernst gegen ihn an, die Sache aber ward wieder vertragen. Der Gesell hatte aber seiner Mutter Bruder in der Stadt, einen Magister

und Prediger und zu diesem ging er und klagte ihm, wie die Fehler seiner Frau zu groß würden und er, weil er es versprochen, sie nicht curiren dürfe. Der Prediger sprach: „Lieber Neffe, mir ist Dein Unfall leid. Ich hatte wohl vom Anfang an Sorge, so mußt Du ja die Bürgen nicht betrüben und mein Rath ist, daß Du in diesen Sachen ein Pfaff werdest.“ Dem Gesellen war solches fremd und er fragte, wie solches geschehen möchte, und der Prediger erzählte ihm alle Dinge und unterwies ihn und ging also hinweg. Da er sich nun einen Tag ausersehen hatte und es sich schicken wollte, gedacht er sein Amt anzufangen, und als die Kratzteufelin, seine Frau, einmal am Sonntag um 8 Uhr noch im Bette lag und schlief, kam der Mann aus der Kirche heim und giebt der Magd ein Scoter, sie sollt' in die Kirche gehen und solle Lichtlein aufstecken und dabei bleiben, bis sie verbrannt wären, denn er habe es also gelobt. Die Magd glaubt es und ging hin, da nahm der Gesell einen Reibtopf voll Butter, setzte ihn ans Feuer und ließ sie heiß werden, goß sie in einen Messingkessel und zog eine weiße Badekappe an und nahm ein rothes Windelband um den Hals wie eine Stola und einen kleinen Sprengel in die Hand und ging also in die Kammer. Sobald ihn sein Weib sah, sprach sie: „So Teufel, bist Du ein Pfaff geworden?“ Der Mann sagte: „Adjutorium nostrum in nomine Domini“, und warf das Bett vor dem Weib herab und fand sie darin nackend liegen, und hielt sie mit einer Hand fest und tunkte dann mit dem Sprengel in die siedende Butter und besprengte sie, sagend: „Asperges me Domine etc.“ Zum ersten fluchte die Frau und behandelte ihn übel, der Mann aber sang für und für: „Asperges etc.“ und was dazu gehörte. Als nun die Frau merkte, daß sich der Mann ihr Fluchen nicht annahm, ward sie gefüge und sprach: „Dank habe, mein lieber Mann, thut mit mir, was Ihr wollt, ich habe es um Euch und Gott wohl verdient.“ Solche und andere demüthige Worte führte die Frau, indem war aber auch der Gesang aus und der Mann nahm sie in den Arm, daß die Haut an ihm kleben blieb, und küßte sie auf den Mund und sprach: Pax tecum und ging so weg, mehr that und sagte er nicht. Indem kam die Mutter und die Magd aus der Kirche und sie fanden, wie er geweiht hatte, und es blieb also. Nun weiß ich nicht, wie sie es erfahren hatten, daß der Prediger den Gesellen das gelehrt haben sollte. Darum machte nun Frau Rufteteufelin dem Prediger die ganze Stadt zu Feinde und that ihm viele Schmach an, worüber sich dieser dann einmal in seiner Predigt beklagte, daß man ihm große Gewalt anthue und ihn belüge, und sprach: „So es denn also wäre, daß ich einen armen Gesellen gelehrt hätte, wie er eine Hure sollte fromm machen, hätte ich an solchem sehr unchristlich gehandelt“, und kam in dieser Klage um Entschuldigung, daß er viele Male das fast allen Männern erschreckliche Wort Hure, Hure nannte. Daher nahm ein ehrsamer Rath den Prediger vor, strafte ihn wegen seiner unbescheidenen Worte, vor den Jungfrauen in der Predigt gethan, daß er viele Male Hure, Hure gesagt hätte. Als nun aber der Prediger wissen wollte, wie er solche Personen nennen solle, sprachen sie, er solle sie böse Häute nennen, und der Prediger verantwortete seine Sache wie er wußte. An einem gar löblichen Feiertage sprach er aber in der Predigt: „Ich habe mich gegen Euer Lieben beklagt, wie mich eine Frau häßlich zur Rede gesetzt hat, bei welcher Rede ich vielmal das bittere Wort „Hure, Hure“ genannt habe. So hat

mich ein ehrbarer Rath um dieser Worte willen gestraft, und mir aufgegeben, so ich die meine, die mich also in übeln Geruch gebracht hat, solle ich sie nennen eine böse Haut. Wahrlich es ist wahr. O sicher ist dies wahr, daß Frau Ruffeteufelin meine Widersacherin eine böse Haut ist, wiewohl sie 40 Jahre von Kreuzherrn, Pfaffen, Ratsherrn und Kaufleuten gegerbt ist, so könnte sich doch der Teufel nicht ein Paar Schuhe aus der bösen Haut schneiden." Damit fuhr er aus der Stadt in eine sichere Stelle. Dies kam aus diesem Asperge me.

682. Der Name Passenheim.

(S. Hennenberger S. 342.)

Passenheim, eine Stadt in Galinden, Anno 1388 gebaut, hat ihren Namen davon, daß sie zum ersten zu weit angefangen gewesen, wie nun der Oberste gekommen ist, sie zu besehen, hat er sie kleiner haben wollen und gesagt: „bas (oder pes) hinein." Daraus ihr der Name geblieben ist: „Passenheim."

683. Der Name der Stadt Ortelsburg.

(S. Toeppen S. 136.)

Ortelsburg, welches seinen Namen von seinem Gründer, dem Komthur zu Elbing Ortolf von Trier hat, bekam ihn der Sage nach davon, daß ein Jäger Namens Ortels beim Verfolgen eines Hirsches in dem damaligen Urwalde ein Schloß, ganz von Einwohnern entblößt und nur von wenigen Häusern umgeben vorfand. Darauf deutet auch das Stadtwappen, ein Hirsch, der aus dem Dickicht springt, hin.

684. Der Name der Stadt Rastenburg.

(S. Hennenberger S. 391.)

Das Schloß und die Stadt Rastenburg sollen Anno 1329 gebaut sein, und den Namen davon haben, daß wenn der Orden ferne gestritten und müde geworden, er daheim eine Burg gebaut hat, darauf sie sich ausgeruht und gerastet haben.

685. Teufelaustreibung in Clauffen.

(S. Toeppen, Aberglaube aus Masuren. Danzig 1867 II. A. in 8°. S. 122.)

Im Jahre 1640 hat Pfarrer Wisniewski zu Clauffen in Masuren aus einem Weibe, so vom Teufel besessen gewesen, am zweiten Sonntag nach Trinitatis nach gehaltener Predigt, da die Gemeine das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" mit großer Andacht gesungen, den Teufel Kobold ausgetrieben, der sie zu allem Bösen angeführt hatte, namentlich dazu, daß sie nicht nur sich selbst den Hals abschneiden, sondern auch andern Menschen das Leben nehmen und sie mit Heugabeln und Mistharken an die Wand spießen wollte. Da nun nach seiner Ausfahrung der böse Geist sich auf der Kirchenschwelle in angenommener greulicher Gestalt zeigte, ist der Pastor auf ihn losgegangen und hat ihm zugerufen: „Exi male spiritus et da locum spiritui sancto!" Und da er ihm seine Sünden vorgeworfen: „O ingrate, oblitus es Domini dei creatoris tui omnipotentis, qui te creavit Sanctum, sed tu a te ipso impurus et male factus es!" ist der

Teufel über die Maßen grimmig geworden und hat wie ein Löwe zu brüllen angefangen: „Exibo, non autem tuo jussu, sed ad interdictum Jesu Nazareni", habe aufgehört das Weib zu quälen und gesagt: „So wahr ich ein Kobold bin, sollst Du ein Andenken haben." Worauf er rücklings mit seinem krummen Fuße auf einen vor der Kirchthür liegenden Stein einen Schlag gethan und in denselben einen seiner Fußtapfen dergestalt eingedrückt hat, daß die große und drei andere Zehen eines Menschenfußes und die Ferse an demselben Fuße, wie von einem großen Hahnenfuß ganz deutlich zu sehen sind, worauf der Teufel verschwunden ist.

Die Kunde von dieser Teufelaustreibung in Verbindung mit dem Abdruck des Teufelsfußes in dem Steine vor der Kirchenthür bewog die Polen und Tartaren bei dem Einfall im Jahre 1656 diese Kirche nicht zu verbrennen. Bei dem Neubau der Kirche im Jahre 1754 ist der Stein von seiner bisherigen Stelle vor der Kirchenthüre entfernt worden, damit die Schwangern nicht über denselben fortschreiten dürfen.

686. Der neue Messias in Preußen oder der Herr-Gott zu Rössel.

(S. Hennenberger S. 396. (Hieraus) Preuß. Prov.-Bl. 1832 Bd. VII. S. 108.)

Rössel hat früher nicht gestanden, wo es jetzt steht. Man zeigt eine Stelle, einen guten Weg entfernt von seinem heutigen Stand, Alt-Rössel genannt, dort soll es einst gestanden haben und versunken sein, man sagt auch, man höre an den hohen Festen dort lauten.

Im Jahre 1401 hatten sich zwei Buben zu Marienburg so schlecht aufgeführt, daß sie die Stadt meiden mußten. Der eine hieß Kersten und war ein gar possirlicher Schalk auf Sprache und Bübereien und dieser kam in das Hinterland und machte sich zwölf Apostel und ging in die Dörfer und predigte und sagte dem gemeinen Volke, Gott weiß durch was für Offenbarung, viele Dinge, die verborgen und zukünftig waren. Er gebot in seiner Predigt, die Obrigkeit zu ehren, die Kirche zu besuchen, Almosen zu geben und solcher Dinge mehr, jedoch sammelte er viel Geld. Diesen Kersten nannten nun seine Apostel Christum und wo sie hinkamen, da hielt er sich ernst und redete demüthig. Er segnete den Bauern das Vieh, verkündete ihnen das zukünftige Wetter, er verkündigte ihnen Krankheit und benahm dieselbe auch, ob dies die Einbildung, der Glaube oder der Teufel that, das weiß Gott. Er brachte viele Dinge zuwege, so daß auch kluge Männer sowohl Pfaffen als Mönche solches für Wunderwerk hielten, denn so Jemand zu ihm auf Versuchung kam, sagte er ihnen, wer sie wären. Die Bürger von Rössel im Bisthum von Heilsberg warfen auf diesen eine Gunst und hielten gar viel von ihm, und viele lose Buben liefen ihm nach, der eine hatte die schwere Krankheit, der andere war lahm und solcher Schalkskrankheiten viele, und wenn sie vor ihn kamen, sprach er: „Im Namen des himmlischen Vaters, Euch geschehe, wie Ihr glaubet" und sie stellten sich hernach gesund. Darum waren in Rössel viele solcher Leute gesund zu machen. Sie baten ihn, er wolle zu ihnen kommen, und er kam mit eilf Aposteln und der Kaplan in der Pfarrkirche war der zwölfte, Judas, dieser sagte ihm Alles, was er wußte und gehört hatte, in der Beichte von den Bürgern.

Als er einzog, läutete man alle Glocken und die ganze Stadt ging ihm wie am h. Leichnamstag mit Fahnen und Kerzen entgegen. Im Einzuge

über den Ring blieb er vor einem Hause stehen und sprach: „Heißt die guten Leute aus dem Hause gehen, denn es wird einfallen", und weiß der Teufel, wie es zuging, es stürzte nicht lange darnach ein. Er ging in die Kirche und that allda eine Predigt und nannte Niemand, doch offenbarte er ihnen ihre Bübereien, von welchen er große Wissenschaft erlangt hatte, und sie gaben ihm viel Geld für ihre Sünde. Denn er hatte sie gerührt, sie wußten aber nicht, daß es ihm Judas, ihr Kaplan, gesagt hatte. Jedoch war er allda nicht über drei Tage und zog dann gen Rastenburg, behielt aber den Namen: „Der Gott von Rössel." Der Hochmeister Johannes von Tiefen ließ ihn fangen sammt seinen Aposteln und sie fanden bei ihnen 5000 Mark Geld, und er ließ den Henker über sie und sie beichteten ihm alle Dinge, und man spannte den falschen Christus auf die Leiter und stellte ihn vor die Domkirche zu Königsberg an einem kalten Tage, und begoß ihn mit Wasser und ließ ihn also gefrieren. Darnach wies man ihn zur Stadt hinaus und er kam nach Pomerellen zu einem Edelmann, Hector Machewitz genannt, und stahl ihm 400 Gulden, um welcher willen er gehängt ward. Seine letzten Worte sind gewesen: „Saget den Bürgern von Rössel: Also ist Euer Gott gen Himmel gefahren." Nach ihm brachte man auch seine Apostel um.

687. Die Sage vom Spirding-See.

(S. Hennenberger, der Seen, Ströme und Flüsse Namen. Königsberg 1595 in Fol. S. 21. Toeppen S. 134.)

Der Spirding-See in Polnisch-Smarden ist der schönste und größte See im Lande Preußen. Er hat vier Werder, auf dem mittlern hat es sonst greulich gespukt, davon die Bienenväter, so ihre Beuten darauf haben und oftmals ein, zwei, ja drei Nächte Sturmes halber darauf bleiben müssen, Wunder erzählen. Er heißt deshalb auch des Teufels Werder.

688. Der Name der Stadt Sensburg.

(S. Toeppen S. 136.)

Die Stadt Sensburg hieß eigentlich Segensburg nach dem Segen, den der Mensch allen seinen Unternehmungen wünscht. Nach der Sage aber kommt der Name daher, daß einst ein gewaltiger Bär die Gegend um Rastenburg sehr unsicher machte. Die Bürger dieser Stadt, die damals noch gar keinen Namen hatte, zogen mit Sensen (daher Sensburg) bewaffnet den Rastenburgern zu Hilfe und hieben nach hartem Kampfe dem Unthier eine Tatze ab, die zum ewigen Gedächtniß mit dem Datum 1348 (eine Bärentatze in weißem Felde) in ihr Wappen aufgenommen ist. Die Rastenburger, welche dann das Thier erschlugen, tragen davon noch den Rumpf mit abgehauener Tatze in dem ihrigen.

689. Der dienstbare Geist.

(S. Unterr. a. d. Reiche d. Geister Th. I. S. 142.)

Dr. M. Luther erzählt in seinen Tischreden, es sei im Lande Preußen ein Knabe kaum geboren gewesen, da habe sich ihm ein Geist zugesellt und für ihn so treue Fürsorge getragen, daß er weder Mutter noch Wärterin von Nöthen hatte. Auch nach den ersten Jahren der Kindheit begleitete er

ihn beständig und ging mit ihm zur Schule, aber so, daß er nie von jemand Anderem gesehen ward. Als derselbe nachgehens in Italien reiste, war er sein stetiger Gefährte und wenn ihm auf der Straße oder in Wirthshäusern etwas Widriges begegnen sollte, gab er ihm solches durch einige Anweisung oder sanftes Schlagen zu erkennen, wie er ihm denn auch allerlei Dienste zu leisten und unter andern die Stiefel abzuziehen pflegte. Endlich nach zurückgelegter Reise, da der Geist denselben niemals verlassen, wurde er zu einem Domherrn erwählt. Als er nun einstmals mit seinen guten Freunden in Lust und Vergnügen bei Tische soß, wurde plötzlich ein heftiger Schlag auf dem Tische gehört, worüber alle Anwesenden erschracken. Der Domherr sagte alsbald zu seinen Gästen: „Erschrecket nur nicht, denn es schwebt nur mir allein ein Unglück über dem Haupte!" wie er denn auch des andern Tages in ein Fieber verfiel und nach drei Tagen sein Leben einbüßte.

690. Der Wehrwolf.

(S. Fr. Franciſci, Höllischer Proteus. Nürnberg 1695 S. 356.)

Dem Herzog Albrecht in Preußen ward einmal ein Kerl von den Bauern eingebracht, über welchen sie sich heftig beklagten, daß er ihnen ihr Vieh verderbt, ja viele in Stücke zerrissen und erwürgt habe. Es ist dies ein häßlicher Mensch gewesen, im Gesicht voll Wunden und Narben, ist auch, da er ein Wehrwolf gewesen, von den Hunden heftig gebissen worden. Als ihn nun Etliche auf den Befehl des Herzogs gefragt haben, wie es denn eigentlich damit zugegangen sei, soll er geantwortet haben, er werde des Jahres zweimal zu einem Wolfe, einmal um Weihnachten, das andere Mal um Johannis nach Pfingsten, um selbige Zeit werde er verwandelt und müsse alsdann wie ein anderer Wolf im Gehölze und wilden Walde unter und mit andern Wölfen herumlaufen, auch gleich denselben wüthen und niederreißen, bevor ihm aber die Wolfshaare wüchsen und er einen ganz rauhen Wolfspelz am Leibe bekäme, befalle ihn ein großer Schrecken und eine Traurigkeit, welche er am ganzen Leibe empfinde. Man hat es nun damals vorerst dahingestellt sein und bis auf weitern Bescheid auf sich beruhen lassen, nachmals aber hat man es doch prüfen wollen, ob nicht vielleicht ein Betrug und falsche Einbildung darunter begriffen sei, hat also sonach den Kerl eine gute Zeit im Gefängniß behalten und befohlen genau Achtung auf ihn zu geben und fleißig darauf zu merken, ob er seiner Aussage nach auf berichtete Zeit zum Wolfe werde, welches aber ausgeblieben und er nach wie vor in seiner häßlichen Bauernhaut beharrt ist.

691. Woher der Name Bartenſcher Nekel kommt.

(S. Frischbier, Preußische Sprichwörter. Berlin 1865 II. A. in 8°. S. 20. Berich, Geſch. v. Bartenſtein S. 16.)

Auf dem sogenannten Schloßberge vor der Stadt Bartenstein liegt ein altes Steinbild, welches noch aus der Heidenzeit stammt. Es heißt der Bartel oder der Bartensche Nekel (Nekel v. Nekis, Ryks d. i. rex). Von diesem Bilde heißen auch spottweise die Bewohner von Bartenstein Bartels. Ein ähnliches Steinbild, das Brustbild eines Menschen darstellend, befindet

sich auch am Bartner Amte, einer alten Ritterburg, auf einer wallartigen Erhöhung nahe am Hauptgebäude und dieses führt denselben Namen: „Der Bartensche Rekel."

692. Woher das Sprichwort kommt: „Den Butsch steit de Luus op de Keed."

(S. Frischbier S. 39.)

Die Bauern aus Butsch bei Christburg waren im Kruge zur Schulzenwahl versammelt; es wollte jedoch Niemand Schulz werden. Zufällig kroch eine Laus, die ein Bettler verloren hatte, auf der Bank. Man kam überein, die Laus auf den Tisch zu setzen und denjenigen als Schulzen anzuerkennen, auf welchen die Laus zukriecht. Zu fernerem Bedarfe ward die Laus an eine Kette gelegt.

693. Die Sprichwörter von Domnaw.

(S. Frischbier S. 46.)

Man hat zwei Sprichwörter von der Stadt Domnaw. Das eine heißt: „In Domnau nach einem Düttchenbrode fragen." Mit diesem geht es so zu. Einst wurde in Domnaw ein Dieb in Begleitung aller Rathsherrn zum Galgen geführt. Der Richtstätte nahe bat er um die Vergünstigung, sich noch vom nächsten Bäcker ein Düttchenbrod kaufen zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gewährt und der Bürgermeister schenkte ihm gnädig noch das Düttchen. Der Delinquent kaufte nun zwar bei dem zunächst am Thore wohnenden Bäcker das Brod, entwischte aber damit und rief den starrenden Rathsherrn nur noch zu: „Dank Domnauer, fer't Düttkebrot." Seitdem nimmt es jeder Domnauer Bäcker übel, wenn man von ihm ein Düttchenbrod fordert; man muß ein Drei(silber)groschen-Brod verlangen.

Das zweite Sprichwort lautet: „Gute Nacht meine Herrn Domnauer!" Dies bezieht sich auf eine zweite Sage. Es hat nämlich ein zum Tode zu Domnaw verurtheilter Delinquent eidlich angeloben müssen, um der beschwerlichen Gefangenschaft eine kurze Zeit zu entgehen, sich an dem zur Execution angesetzten Tage wieder zu stellen. Als dieser nun zur Erfüllung seines Eides um die Mitternachtstunde an das Thor kam und sich meldete, daß er wieder da sei, hat man ihn nicht einlassen wollen, sondern ihm zur Antwort gegeben, daß er bei hellem Tage sich einfinden möge, welches aber der Dieb, weil sein Leben darauf beruhte, unnöthig erachtete, sondern er berief sich auf die Erfüllung seines Eides und ist mit den Worten: „Gute Nacht, liebe Domnauer" von der Stadt weg in alle Welt gegangen.

694. Warum die Bewohner von Goldapp Ferkelmacher heißen.

(S. Frischbier S. 62. Neue Preuß. Prov.-Bl. Bd. III. S. 120.)

Die Bewohner der Stadt Goldapp haben von Alters her den Spottnamen der Ferkelmacher durch einen liderlichen Maler erhalten, mit dem verabredet war das Stadtwappen am Rathhause zu malen, der aber eine Sau mit Ferkeln in Oelfarbe und darüber mit Wasserfarbe doch das ordentliche Stadtwappen gemacht hat, welches die nasse Witterung nachher abspülte, so daß das in Oelfarbe gemalte zu sehen war, worüber dann dem Maler ein großer Prozeß gemacht ward.

695. Sage vom Goldberge in dem Przezdrzedschen Walde.

(S. Toeppen S. 128.)

In dem Przezdrzedschen Walde, Kirchspiel Kruklanken, Kreis Angerburg, findet man einen Berg, nahe bei dem Flusse „Lupiner" liegend. In demselben schien es den Leuten, welche dort fischten, sowohl bei Tage, wie bei Nacht, als ob ein Klang ertöne, wie wenn man Geld in einer Schaufel rührt, Karossen fahren oder als ob die wilde Jagd da wäre. Deshalb wurden die Wirthe, welche glaubten, daß etwas hier sei, vermocht einen Schatzgräber kommen zu lassen. Als derselbe gekommen war, zeigte er ihnen, wo sie auf diesem Berge bei seiner Anwesenheit graben sollten, was sie auch thaten. Nachdem sie anderthalb oder zwei Manns tief gegraben hatten, stießen sie auf ein Ziegelgewölbe. Nachdem sie ein Paar Ziegel ausgebrochen hatten, überzeugten sie sich, daß dort ein großer Keller wäre, in den sich der Schwarzkünstler mit eisernen Handschuhen herabließ und dort mit einem Geist sich unterredete. Als er in die Höhe kam, benachrichtigte er die oben Stehenden, daß sich dort ein großer Kasten mit Gold und Silber befinde, aus dem er sie bat, ihm nur das zu geben, was in dessen Beilade wäre und das, was außerdem im Kasten wäre, sollten sie zu eigen haben. Als sie dies hörten, gingen sie einmüthig auf seinen Willen ein und der Kasten wurde in die Höhe gezogen und zu dessen Fahrt wurden schon Pferde gebracht und angespannt. Da aber um diese Zeit Einige von ihnen ihr Versprechen ändern wollten und unter einander sprachen, daß sie ihm das, was in der Beilade wäre, nicht geben würden, da sagte der Schwarzkünstler zu ihnen: „Da Ihr gesündigt habt, indem Ihr nicht in einem Sinne verblieben seid, deshalb wird keiner von Euch etwas bekommen." Als dies geschehen war, ging der Kasten mit großem Sturm in den Fluß Lupiner und ließ einen großen Graben hinter sich, den man noch jetzt sehen kann. Von der Zeit aber hörte es auf den Leuten zu erscheinen, was ihnen früher vorgekommen war. Als am Ende die Wirthe von dem Schwarzkünstler hörten, daß in der Beilade weiter nichts gewesen war, als ein Gürtel und goldene Handschuhe und daß der Kasten für sie voll Gold gewesen wäre, that es ihnen sehr leid, daß sie ihm das, was in der Beilade war, nicht gegönnt hatten. Deshalb hatten sie von ihrer Anstrengung keinen andern Vortheil als den, daß sie von den Ziegeln in jenem Berge einige Pferdeställe aufbauen konnten, von denen viele Jahre hindurch bis auf diesen Tag bei zweien Wirthen, nämlich bei Cresla und Sadowski, zwei, die von diesen nicht zurecht gemacht worden sind, gewiß stehen. Das glauben noch viele Leute und halten diese Sache für wahr und nennen diesen Berg Goldberg. Auf demselben ist jetzt noch die Kaule, aus der der Kasten emporkam, und aus der die Ziegel zu den Pferdeställen genommen wurden, zu sehen.

696. Sage von den Goldbergen bei Neidenburg.

(S. Toeppen S. 132.)

Auf dem höchsten Gipfel der Goldberge (nordöstlich von Neidenburg) steht eine viele hundert Jahre alte Kiefer, von der aus man den ewig grünen Forst ringsum weit übersehen kann. Bei dieser Kiefer hat sich früher öfters eine schöne Jungfrau gezeigt, welche der Erlösung harrend aus ihrem unter-

irdischen Palaste durch eine brunnenartige, noch jetzt vorhandene Einsenkung sich zum Tageslicht emporhob. Von Liebreiz und köstlichem Geschmeide strahlend ließ sie sich auf einem Kiefernstamme nieder, um ihr langes goldrothes Haar mit einem goldenen Kamme zu ordnen. Wer sie sah, erbebte von der wunderbaren Schönheit und Niemand wagte es, sich ihr zu nahen. Ein Jüngling, der gedankenvoll vor sich hinwandelnd, ohne es zu merken ihr ganz nahe gekommen war, fiel, sobald er sie gewahr ward, vor Entzücken vor ihr auf die Kniee. Sie sprach: „Erlöset Du mich aus meiner Einsamkeit, so fordere was Du willst von mir zum Lohne.“ Sie bot ihm ihr Geschmeide, wunderbare Habe aus dem unterirdischen Palaste, drei fette Schweine mit dem schweren goldenen Troge, aus welchem sie gefüttert wurden, wenn es ihm gelänge, denselben ans Sonnenlicht zu bringen, drei schneeweiße Hühner, die nur goldene Eier legten, endlich ihre Hand. Der Jüngling besinnt sich nicht lange, hebt die Jungfrau auf den Rücken und will sie davontragen, aber in demselben Augenblicke sieht er sich von sämmtlichen Thieren des Goldberges umringt und kann nicht von der Stelle. Die Jungfrau belehrte ihn, das Werk ihrer Erlösung werde ihm gelingen, wenn er ohne Furcht jedes der hier versammelten Thiere küssen werde. Er folgt dem Befehl, faßt sich ein Herz und küßt die Thiere, wie sie ihm nahen, Rehe, Hasen, Eichhörnchen, Eulen, Spechte, Habichte, Finken, Schlangen, Blindschleichen, Eidechsen, Nattern, Salamander, Würmer, Käfer ꝛc. Als er mit seiner Arbeit fertig zu sein meinte, kroch noch eine große eckelhafte Kröte, ganz von Schorf und Aussatz bedeckt, mit rothblinzelnden Augen heran. Da ging ihm der Muth doch zu Ende und statt sie zu küssen, rief er: „Hat denn der Teufel auch Dich noch hier?“ Klagend sank die Jungfrau in die Tiefe und rief: „Jetzt hast Du mich aber auch in alle Ewigkeit verflucht, jetzt muß ich alle Hoffnung aufgeben, je gerettet zu werden.“ Der Erlösungsversuch war an einem Sonnabend gemacht, am Sonntag darauf zeigten sich an der Stelle, wo die Jungfrau ihr Haar gekämmt hatte, drei schwarze Jünglinge, die jedes menschliche Wesen von dem Berge verscheuchten. Die Jungfrau aber hat seit jener Zeit kein menschliches Auge wieder gesehen.

Nach einer andern Sage versuchte ein Bauer das Fräulein im Goldberge zu erlösen, indem er, wie es ihm aufgetragen war, sechs Wochen hindurch täglich für sie beten wollte. Dieses that er eine Zeit lang ganz gewissenhaft, einst aber, als er eben wieder betete, trug es sich zu, daß ein Stück Vieh ihm vom Hofe laufen wollte, darüber unterbrach er das Gebet und der Erlösungsversuch war für immer vereitelt.

Auf dem Goldberge sieht man eine Einsenkung, welche sich höhlenartig immer tiefer fortsetzen soll. Hirtenjungen haben in diese Grube aus Neugierde oft Stricke oder Stangen hinabgelassen, wenn sie dieselben aber wieder heraufzogen, war das äußerste Ende immer abgerissen gewesen. Zuweilen zogen sie aber auch Goldstücke an die Enden angebunden heraus. Dies veranlaßte sie an einem Stricke eine Mütze hinabzulassen, auch diese zogen sie mit Goldstücken gefüllt wieder heraus. Nun faßte einer derselben Muth sich mit einem Stricke durch seine Gefährten hinabsenken zu lassen, allein als diese ihn wieder herauszogen, fanden sie zwar eine Mütze voller Goldstücke, ihn selbst aber ohne Kopf.

697. Die Irrberge bei Neidenburg.

(S. Toeppen S. 134.)

Nicht weit von dem Goldberg sind die Irrberge (Mainagori d. h. Laub auf dem Berge). Als im Jahre 1807 hier Krieg und Hungersnoth wütheten, flüchteten die Bewohner von Wallendorf und anderen Dörfern der Umgegend dorthin. Da fand ein Mädchen am Fuße des Berges eine möhrenartige genießbare Wurzel und aß davon sich satt. Andern theilte sie das mit, sie suchten auch und je mehr sie suchten, desto mehr fanden sie derartige Wurzeln. Wer von denselben aß, vergaß Noth und Sorgen, aber er vergaß auch den Weg von den Bergen nach Hause. Wenn sie aus dem Walde kamen, sahen sie wohl ihre Wohnungen und ihr Feld, allein wenn sie dahin gehen wollten, verliefen sie sich. So irrten sie in den Bergen Tage lang herum, bis sie sich endlich in weit entfernten Dörfern wiederfanden und von da auf weiten Umwegen nach Hause kamen.

698. Der Gardwinger Grund.

(S. Reusch, Sagen d. preuß. Samlandes S. 90.)

Der Wirth K. übernahm nach dem Tode seiner Eltern ihr Bauergut in Gardwingen und wollte, wie das zur vollständigen Einrichtung der Wirthschaft gehört, nun auch heirathen. Bei seiner Hochzeit sollte seine Schwester Brautjungfer sein, diese wollte sich aber anders nicht dazu verstehen, als wenn sie in einem rothen Kleide auftreten könne. Ihr Bruder bat sie vor und nach Gott davon abzustehen, weil er kein Geld habe, ja weil er gar nicht die Kosten der Hochzeit überleben könne, wenn er ihr ein solches Kleid schaffen solle. Doch half kein Bitten, kein Flehen, sie tribulirte ihn jämmerlich. Des Nachts, als sie in den Federn lag, klopfte Jemand an ihr Kammerfenster; sie öffnete, ihr Liebster stand davor. Die Züge ihres Bräutigams hatte aber der Teufel angenommen, überreichte ihr in bocheigner Person ein rothes herrliches Kleid und sprach: „Da hast Du, schmücke Dich.“ Die Brautjungfer war höchst erfreut und trat stolz im herrlichen Ornate nach beendeter Trauung die Polonaise an, welche auf jeder Landhochzeit unter Jauchzen und Kreischen begangen wird. Niemand merkte etwas Unrechtes, bis die Musikanten entdeckten, daß der Teufel einen Zipfel des rothen Kleides erfaßt hatte, immer hinter der Brautjungfer einhersprang und sich lustig machte. Allen andern war er unsichtbar, aber die Spielleute erkannten ihn ganz sicher daran, daß er einen Ochsen- und einen Pferdefuß hatte. Sie begannen daher das herrliche Lied: „Gott und Vater wohn' uns bei ꝛc.“ Der Teufel wich nicht und wenn er auch sonst nichts hatte, woran er sich halten konnte, so klammerte er sich desto fester an das rothe Kleid. Die armen Hausbewohner konnten sich vor ihm gar nicht retten. Sollte angespannt werden, so fehlte der Wagen und stand auf dem Schuppen; sollte das Vieh ausgetrieben werden, so fand es sich endlich im Mittelfach der Scheune und alles Essen lag voll Schweinekoth. Kein Pfarrer konnte ihn bannen, bis endlich einer über ihn Macht bekam und ihm so zusetzte, daß er sich zu weichen erbot, wenn man ihn mit vier Pferden ohne Köpfe in den Gardwinger Grund fahren wollte. Da Menschenmacht ihm solch ein Fuhrwerk nicht gestellen konnte, so besorgte

er es sich endlich selbst und fuhr von hinnen. In dem Grunde stieg er auf einem Steine ab, der die Spur des Ochsenfußes und der Hahnenkralle, wie der Teufel auftrat, deutlich in sich aufnahm.

699. Die Seejungfer.

(S. Reusch a. a. O. S. 26.)

Der Einwohner L. aus Rauschen sah als Knabe von neun Jahren, wie eine schöne Dame bei Georgswalde sich badete. Sie hatte sich gleichsam mit einem Beine auf einen Stein, der in der See lag, nachlässig gesetzt, wippte immer und ließ sich von den Wellen beschlagen. Sie hatte krauses, zottiges Haar, gerade wie ein schwarzer Pudel und striegelte es unaufhörlich. L. rief einen Knecht, der unfern auf den Seebergen pflügte. Auch dieser entsetzte sich über die Schönheit der Dame, besonders über ihre starke weiße Brust und rief ihr zu: „Willst uns wohl was thun?" Da schrie das Weib laut auf: „Ui!" und stürzte sich kopfüber in die See, so daß ihr Fischschwanz hoch aufschlug.

Auch auf dem Seegestade bei Warnicken hat man Seejungfern auf den großen Steinen, welche dort das Ufer in großen Massen bedecken und noch fern aus der See hervorragen, sitzen und das Haar striegeln gesehen. Ihre Erscheinung hat aber nichts Gutes zu bedeuten, denn das Fischerboot, von welchem sie gesehen werden, verunglückt in den nächsten drei Malen, daß es zur See geht.

700. Der Galtgarb.

(S. Reusch S. 34.)

Der Galtgarb, auf welchem sich jetzt ein Denkmal zur Erinnerung an die Vertreibung der Franzosen aus dem Lande befindet, ist die höchste Spitze Samlands und liegt im Kirchspiele Kumehnen. Hier soll früher die Burg des heidnischen Preußenkönigs Samo gestanden haben und darauf deuten noch wallartige Umzingelungen auf seinem Plateau hin. Früher sah man dort auf dem Gipfel hin und wieder zwei weiße Frauen. Einst traf sie ein Bauer dort, faßte sich ein Herz und fragte sie, ob er etwas für sie thun könne. Sie schienen über diese Frage sehr erfreut zu sein und sagten, wenn Jemand sich getraue mit verkehrtem Wagen und Pferden auf den Berg zu fahren, würden sie erlöst werden, wenn er es aber nicht durchsetze, auf ewig verdammt sein. Der Bauer hielt dies nicht für schwierig, begab sich nach Hause, drehte, wie er glaubte, jedes Stück daran sorgfältig um und schleppte das Fuhrwerk so rückwärts den Berg hinan. Ob nun wohl der Galtgarb damals noch ganz mit Gestrüpp bedeckt war, gelang es ihm doch bis ziemlich auf die Höhe zu gelangen, da hörte er die jammernden Stimmen der Frauen rufen: „Auf ewig verloren! auf ewig verloren!" Er wußte anfangs nicht, wie er dies zu deuten habe, bis er bemerkte, daß er vergessen hatte die Deichsel umzudrehen. Seit der Zeit hat man die Frauen nicht wieder gesehen.

701. Der Hausen.

(S. Reusch S. 56.)

Der Hausen, ein Berg von ohngefähr 250 Fuß Höhe, liegt im Kirchspiele Germau. Auch ihn umschließen Wälle und Gräben und auf ihm soll

ebenfalls ein verwünschtes Schloß gestanden haben, welches wie das auf dem Galtgarb zuweilen eine schöne Jungfrau aus seinen Eingeweiden ans Tageslicht sendete, die dem Muthigen dasselbe Mittel zu ihrer Erlösung an die Hand gab, wie ihre beiden Leidensschwestern auf jenem, aber eben solches Mißgeschick hatte. In diesem Schlosse liegt aber ein großer Schatz begraben. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts ward eine Magd in Germau nebst einem Knechte von ihrem Herrn auf den Hausen geschickt um Pilze zu suchen. In dem dicken Gestrüpp verloren sich beide von einander. Auf einmal gewahrte der Knecht einen großen Haufen Gold, der im Sonnenscheine herrlich wiederglänzte, ganz offen vor sich liegen. Im Kreise herum aber streckte sich ein schwarzer dicker Wurm, doch reichte er nicht völlig herum, sondern ließ zwischen Kopf und Schwanz ohngefähr noch eine Spanne frei. Der Wurm sah den Knecht aber immer so an, als wollte er sagen: „Nimm doch das Gold, nimm doch das Gold!" Endlich konnte dieser der Luft zuzugreifen nicht widerstehen, stellte sein Pilzkörbchen an die Stelle des Schatzes, welche der Wurm nicht umschlang, hinein und scharrte es ganz voll. Für den Knecht war dies schon sehr viel, für den Schatz aber sehr wenig, und da der Knecht nicht sah, daß derselbe abgenommen hatte, zog er auch noch sein Oberhemde aus und sackte es ebenfalls voll. Nun konnte er aber nicht mehr fortschleppen und dachte bei sich: „Das arme Mädchen hat noch nichts bekommen, du willst sie rufen, daß sie sich das Uebrige einsackt!" Kaum aber fing er an nach seiner Begleiterin zu schreien, so erhob sich ein solches Brausen und Sausen auf dem Berge, daß seine Stimme kraftlos verhallte, aber aus den dicken Wolken kreischte es zu ihm herab: „Schütt' aus das Gold, schütt' aus das Gold!" Darüber erschrack der Knecht sehr und nachdem er eine Weile bald das Gold, bald die Wolken angeglotzt hatte, warf er Alles, das Gold aus dem Körbchen und das Gold aus dem Hemde wieder auf den Haufen. Augenblicklich war der Sturm vorüber, der Wurm senkte sich mit dem Schatze wieder in den Berg hinab und die Erde schloß sich über demselben. Daß aber ein Schatz dagewesen war und die ganze Erscheinung kein Traum, ging daraus hervor, daß einige Goldstücke beim Ausschütten über den Schlangenring hinausgeflogen und dort liegen geblieben waren.

Später ist wieder einmal ein Knecht auf dem Hausen gewesen, der stolperte beim Gehen, wie er meinte, über einen Wachholderstrauchast, als er aber näher hinsah, war dies kein Ast, sondern ein köstliches Trinkhorn an einem zierlichen Bande, wie es die alten Heiden zu führen pflegten, er hob es auf und schickte es nach Berlin, wo es noch sein soll.

702. Der Pilberg.

(S. Reusch a. a. O. S. 61 ꝛc.)

Die reizende Schlucht zwischen Kraam und Plinken wird die Hölle genannt, aus ihr erheben sich der große und der kleine Pilberg. Auch auf dem Gipfel des erstern soll früher ein jetzt versunkenes Schloß gestanden haben. Früher zeigte sich hier in der Mittagszeit von 11 bis 12 Uhr eine schöne Frau, die ihr Haar strählte. Sie bat die Hirten oft, sie anzufassen und versicherte sie, es werde ihnen kein Leid geschehen, nur müsse man sie

recht fest halten und ja nicht loslassen. Einst hat ein dreißigjähriger junger Mann dies wirklich versucht, er faßte sie bei der Hand, da kam ihm mancherlei Blendwerk vor, bald war es ihm, als wollten ihn Hunde beißen, bald als wollten ihn Pferde niedertreten. Da rief er in der Angst: „Herr Gott, Herr Jesus!" Gleich war sie von seiner Hand los, weinte und klagte sehr, daß sie nun auf ewig verloren sei, verschwand und ward nie mehr gesehen.

Wenn ein Haselbusch Wispen (Misteln *) trägt wie die Birken, Kirschen und Linden, so ist dies ein Beweis, daß hier ein Schatz verborgen liegt. Vor ohngefähr zwanzig Jahren stand ein solcher Haselstrauch in der Hölle mit einer solchen Wispe, die Beeren hatte so groß wie eine kleine welsche Nuß und klar und glänzend wie Silber. Zwei Instleute aus Kraam gingen nun eines Sonntags zwischen 11 und 12 Uhr, so recht während der Kirchzeit, um den Schatz zu graben. Sie hoben den Haselstrauch und durchwühlten die Erde. Da kam ihnen zuerst ein Hase, der lahm war oder nur drei Füße hatte, in die Quere gelaufen, sie waren aber ganz still und gruben weiter. Dann aber kam ein schwarzer Hund — das soll der Wächter des Schatzes gewesen sein — mit nachschleppender Kette auf sie zu. „Ui!" schrie einer der erschrockenen Instleute und sogleich waren Hund und Schatz fort, letztern hatten sie schon mit dem Spaten gefühlt. Die Dorfjungen warfen nun den Haselstrauch wieder in sein Loch und das nächste Jahr war er wieder ausgegrünt und trug wieder die silbernen Beeren. Dieselben Instleute gingen wieder hin, aber sie mußten jetzt eine Mannslänge tiefer graben als früher, hoben aber den Schatz wirklich. Wie viel Gold sie gefunden haben, haben sie sich wohl zu sagen gehütet, auch weiß man nicht, wohin sie es gethan haben, denn sie waren arm und blieben arm, im folgenden Jahre aber starben sie beide um dieselbe Zeit, da sie den Schatz gehoben hatten. Seit dieser Zeit hat sich nichts mehr gefunden, ob man wohl, um etwas zu finden, die herrlichen Eichen alle gründlich unterminirt hat.

703. Die Eiche des h. Jodocus.

(S. Hartknoch, Preuß. Kirchenhist. S. 194.)

In der Nähe der Stadt Labiau stand vor alten Zeiten nahe am Wasser eine große mächtige Eiche, welche dem Beschützer des Wassers, dem h. Jodocus geweiht war. Sie war inwendig hohl und jeder Schiffer, der hier vorbei segelte, warf einen Pfennig in diese Höhlung, weil er sich dadurch Schutz vor Sturm und Schiffbruch zu erkaufen hoffen durfte. Niemand wagte den in diesem Baume angesammelten Schatz anzurühren, da kam ein böser Mensch hin, der stahl ihn, es waren fast 40 Mark Silbers darin. Da verdorrte der Baum, allein die Stelle, wo er gestanden hat, wird noch gezeigt und die Schiffer pflegten noch im vorigen Jahrhundert ihren Pfennig auf die leere Stelle zu werfen.

*) Diese Schmarotzerpflanze mit lederartigen, glatten und immergrünen Blättern wie sie die Weide trägt gestaltet, wächst aus dem Stamme anderer Bäume 1 – 3 Fuß hoch heraus und trägt weiße halbdurchsichtige Beeren von der Größe einer Erbse.

704. Heiligenlinde.

(S. Clagius, De Linda mariana L. I. c. 15 p. 84 etc. Hartknoch S. 190 ꝛc. Temme S. 119 ꝛc.)

Nahe bei der Stadt Rastenburg steht die sogenannte heilige Linde. Man weiß nicht recht, ob es dieselbe ist, welche schon zur Zeit der heidnischen Preußen dort gestanden hat. Man sagt, daß unter dieser in jenen Zeiten kleine Erdmännchen, die sogenannten Barstucken gewohnt haben. Diese waren große Menschenfreunde, sie erschienen den Kranken bei Nacht, namentlich wenn heller Mondenschein war, und pflegten sie, auch trugen sie denen, welchen sie geneigt waren, aus den Häusern derer, welche sich unfreundlich und undankbar gegen sie bezeigt hatten, Korn zu, verrichteten auch häusliche Arbeiten für sie. Es wurde ihnen in den Häusern, wo sie sich aufhielten, Abends ein Tisch mit einem weißen Tischtuch gedeckt und mit Butter, Brod, Käse und Bier besetzt, fand man am andern Morgen denselben abgegessen, so galt dies für ein gutes Zeichen, waren aber die Speisen unberührt geblieben, so wußte man, daß sie dem Hause den Rücken gewendet und das Glück dieses verlassen hatte.

Späterhin ist diese Linde unter dem Namen Heiligenlinde ein christlicher Wallfahrtsort geworden und zwar auf folgende Weise. Vor vielen hundert Jahren saß zu Rastenburg ein zum Tode verurtheilter Missethäter im Gefängniß, dem erschien im Traume die Jungfrau Maria, sprach ihm Trost ein und gab ihm ein Stückchen Holz nebst einem Messer, er solle daraus irgend etwas schnitzeln. Dies that er auch und als er am nächsten Morgen vor Gericht gestellt ward um zum Tode geführt zu werden, da zeigte er vor, was er gemacht hatte, es war ein wunderbar schön geschnitztes Marienbild, das Jesuskind in den Armen haltend. Er erzählte auch, wie er dazu gekommen sei, dasselbe zu schnitzen und da meinten die Rastenburger, der Mann stehe unter dem besondern Schutz der h. Jungfrau und ließen ihn frei. Nun hatte ihm die h. Jungfrau aber weiter noch befohlen, von Rastenburg gen Rössel zu gehen und jene Figur auf die erste Linde zu setzen, welche er antreffen würde. Er ging also vier Tage in der Irre herum und fand endlich unweit Rössel diese Linde (ob die alte, weiß man nicht), auf diese setzte er sein Bildchen. Von Stund an aber blieb die Linde grün, Sommer und Winter. Da kam einmal ein blinder Mann des Wegs, der sah auf einmal, als er an der Linde war, ein hellglänzendes Licht, er griff darnach und siehe das Licht kam von dem Bilde, und als er letzteres einmal berührt hatte, da war er sehend. Als dies bekannt ward, gingen Viele hin um das Wunderbild zu sehen, ja man sagt, selbst das vorübergehende Vieh habe vor demselben das Knie gebeugt. Wie dies die Rastenburger hörten, zogen sie in großer Prozession nach der Linde, nahmen das Bild herunter und schafften es nach ihrer Stadt, allein am andern Tage war es verschwunden und als man nachsah, stand es wieder an seinem frühern Platze auf der Linde. Da zogen die Bürger in einer noch feierlichern Prozession hinaus, holten es wieder und stellten es abermals in die Kirche der Stadt, allein siehe, am nächsten Morgen war es wieder weg und wieder an seinem alten Orte. Da hat man es stehen lassen und an dem Orte eine Kapelle gebaut, und man sagt, daß dort heute noch der Wunder viele geschehen. Merkwürdig

ist es aber, daß alle Bäume in der ganzen Umgegend ihre Wipfel nach der Seite neigen, wo die Linde steht, gerade als wollten sie derselben ihre Verehrung bezeigen.

705. Der Irrgarten bei Riesenburg.

(S. Erläut. Preußen Th. I. S. 121 ꝛc. IV. S. 363. Temme S. 213.)

Es ist bekannt, daß die Brüder und Kreuzherrn des deutschen Ordens durch ihren Eid verpflichtet waren, Jerusalem die heilige Stadt gegen die Ungläubigen nicht blos zu vertheidigen, sondern auch, wenn es verloren gegangen sei, wieder zu erobern. Da sie nun dies weder konnten noch wollten, so suchten sie ihren Eid durch folgende List zu umgehen. Sie ließen fast bei allen ihren Schlössern in Preußen im Felde die Erde aufgraben und eine Art Festung mit Wällen und Gräben aufwerfen und nannten dieses einem Irrgarten ähnliche Werk Jerusalem. Anfangs mochten sie sich wirklich hierbei etwas gedacht haben, allein später trieben sie nur ihren Spott damit, denn wenn sie tüchtig geschmauft hatten, dann schickten sie ihre Knechte hinein und endlich kamen die Ritter und jagten jene mit Schlägen wieder heraus. Ein solcher Irrgarten namentlich ist auf einem Felde bei Marienburg gewesen, er war 55 Fuß lang und 60 Fuß breit, darin befand sich ein Kreuz im Felde gegraben, 54 Fuß lang und breit. In diesem Kreuze war es ruhig, allein in dem Irrgarten war es des Nachts dafür desto lebendiger. Man sah dort feurige Gestalten mit glühenden Schwertern in den Gräben hin- und herlaufen, das waren die ruhelosen Geister jener Ritter, welche diesen Spott getrieben hatten, nur daß jetzt nicht die Ritter die Knappen, sondern die Knappen die Ritter jagten.

706. Der Todtenberg bei Marienwerder.

(S. Temme S. 213.)

Neben der Stadt Marienwerder gegen Mitternacht liegt der sogenannte Todtenberg, der seinen Namen davon hat, daß unter ihm die Leichen der im polnisch-schwedischen Kriege gefallenen Krieger begraben liegen. Die Geister derselben dulden nicht, daß hier ein Haus gebaut wird, und als einst Jemand dazu den Versuch machte, da erschienen sie ihm und erklärten ihm, wenn er seinen Plan ausführe, werde das Haus wieder einstürzen, und da hat er es gelassen.

707. Der unterirdische Gang im Schlosse zu Marienwerder.

(S. Bock, Naturgesch. v. Preußen Th. II. S. 541.)

In der frühern Residenz der Pomesanischen Bischöfe, dem alten Schlosse zu Marienburg findet sich auf der, dem unter dem Namen des Danziger bekannten Bogengange entgegengesetzten Seite ein unterirdischer Gang, von dem man nicht weiß, wo er hingeführt hat. Man ist oft hineingedrungen, allein wenn man eine Strecke weit hinein war, dann kamen furchtbare Gespenstergestalten und schreckten die Eindringlinge zurück, so kam man niemals bis ans Ende. Endlich hat man ihn zugeschüttet.

708. Die Braut des Fingerlings und die Unterirdischen auf der Eulenburg.

(S. Temme S. 157 u. d. Grimm, Deutsche Sagen Bd. I. Nr. 31.)

Bei dem jetzigen Dorfe Leuenburg, was aber früher eine kleine Stadt war, liegt das Schloß Prassen, der Sitz der ehemals freiherrlichen, jetzt gräflichen Familie Eulenburg. Hier haben sonst die Erdmännlein ihren Wohnsitz gehabt. Einst sind nun vor dem Freiherrn von Eulenburg eine Anzahl solcher kleinen Männlein erschienen und haben für ihren König um die Hand seiner Tochter angehalten und ihm, wenn er diesem Antrage entspräche, immerwährendes Gedeihen seiner Familie verheißen. Der Freiherr hat in Rücksicht darauf eingewilligt und nun haben ihm die Männchen einen Ring überreicht und ihm eingeschärft, so lange dieser Ring in seiner Familie bleiben werde, werde auch das Glück in derselben sein, wenn er aber verloren gehe, dann werde auch Unglück sein Haus treffen. Hierauf haben sie dem Freiherrn einen bestimmten Tag genannt, an welchem seine Tochter in einem bestimmten Zimmer im Brautschmucke erscheinen solle, hier werde ihr König sie in Empfang nehmen, allein Niemand dürfe zusehen oder belauschen, was da vorgehe. So ist es auch geschehen, das Fräulein ist in das Zimmer geführt worden, aber von Stund an hat sie Niemand wieder erblickt. Nachher sind die Fingerlinge oftmals wiedergekommen und haben ihre Feste in jenem Zimmer abgehalten, bis sie einmal bei einem derselben belauscht wurden, da sind sie für immer verschwunden. Vorher saß aber einmal ein Freiherr von Eulenburg bei Tafel, da rief ihm plötzlich eine feine Stimme, die hinter dem Ofen vorzukommen schien, zu, er solle nach dem gedachten Zimmer gehen und dort hineinrufen: „Höre, Rothöhrchen, Gehlöhrchen ist todt!“ Als er dies gethan, antwortete ihm eine andere unsichtbare Stimme: „So, ist he todt?“ Der Ring wird noch in dem Familienarchive aufbewahrt.

Diese Sage wird aber auch noch anders erzählt *) und zwar so:

Auf dem Schlosse des Grafen Eulenburg diente eine sehr große Köchin, welche fromm und tugendhaft war, sonst aber die Gewohnheit hatte, von jedem Essen ein Löffelchen voll auf den Heerd zu gießen, warum sie das thue, sagte sie aber nicht. Einst saß der Graf in seinem Arbeitszimmer, da sprang ein Unterirdischer auf seinen Schreibtisch und sagte, seine Kameraden wollten in seinem Schlosse ein Fest begehen, er solle es mit seinem Gesinde verlassen, denn Niemand dürfe zusehen. Der Graf erklärte, er sei zu alt um fortzugehen, wolle sich aber auf einen entfernten Flügel zurückziehen, allein seine Leute wolle er fortschicken. Damit war jener zufrieden, der Graf hielt sein Wort, allein sein Haushofmeister, der davon nichts wußte, kam während der Zeit zurück, sah, als er nach seinem Zimmer ging, aus dem großen Saale Licht durch das Schlüsselloch blinken, schaute hinein und sah das ganze Zimmer voll kleiner Leute, die große Köchin aber ward mit einem derselben auf dem Trauteppich gleichzeitig copulirt. Auf einmal erloschen die Lichter, die Unterirdischen hatten ihn gesehen. In demselben Augenblicke erschien aber dem allein in seinem entfernten Zimmer sitzenden Grafen ein solcher Unterirdischer und sprach: „Graf, Du hast Dein Wort erfüllt, daher schenke ich Dir diesen Ring, so lange Du ihn trägst, wird Deinem Hause

*) S. Preuß. Prov.-Bl. Bd. XXII. S. 442 ꝛc. Grimm verlegt die Sage nach Eilenburg in Sachsen.

kein Unglück widerfahren, allein Dein Hausbofmeister hat uns belauscht, dafür sollen nie mehr als sieben Eulenburge in Deiner Familie sein!" So ist es auch geblieben, kein Stammvater der Eulenburg läßt den Ring vom Finger. Einst hatte einer vergessen, nachdem er sich gewaschen, ihn wieder anzustecken, und ging in den Schloßgarten, kaum war er unten, als das Schloß in Flammen stand. Glücklicher Weise hatte er noch Zeit wieder hinauf zu laufen und den Ring schnell wieder anzustecken, gleich erlosch das Feuer.

709. Der Opferstein auf dem Rombinus und der Auszug der Laumen.

(S. Hennenberger S. 389. Temme S. 162 ꝛc. Poetisch bearb. v. Rosse. Litthauische u. Preuß. Volkssagen S. 118 ꝛc. Acta Borussc. T. I. p. 216. Hauptquelle ist Grevius in den Preuß. Prov.-Bl. Bd. XVIII. S. 3. 27. ꝛc.)

Von dem Dorfe Bittbenen auf der rechten Seite der Memel erhebt sich das anfangs ganz niedrige Ufer, vom Strome durch einen schmalen Rand getrennt, eine Achtelmeile weit nach Westen hin in immer jäheren Abschüssen bis zu der Höhe von 150 Fuß; von hier aus zieht es sich, eine Ecke bildend, in einer dem jetzigen Laufe des Stromes beinahe entgegengesetzten Richtung nordwärts schroff und durchschluchtet, dann sanfter abfallend bis zum Dorfe Barden, wo es sich nach der Nordseite in kaum merklichen Absenkungen mit dem Flachlande verliert. Dieses Ufer ist der historisch merkwürdige Rombinus oder Rambin, schrägüber der Stadt Ragnit gelegen. Hier war vor Zeiten der heiligste Ort in ganz Litthauen, denn dort war der große Opferstein, auf welchem ganz Litthauen dem ersten seiner Götter, dem Perkunos opferte. Man erkennt jetzt noch an den Erhöhungen und sandigen Stellen auf dem Gipfel des Berges einen förmlichen den Berg vom übrigen Flachlande trennenden Halbkreis, der den heiligen Wald, der noch vor 100 Jahren vorhanden war und an dessen Stelle sich jetzt Sümpfe und Torfmoore ausbreiten, umschlossen haben mag. Hier stand der Opferstein, den sich der Gott Perkunos selbst hier hingelegt hatte. Dieser Opferstein war ein länglich runder Block mit einer schräg gebneten Oberfläche, hatte 15 Ellen im Umfange und maß an der niedrigeren Seite 5, an der höhern gegen 9 Fuß und steckte dabei noch tief in der Erde. Er lag von Norden nach Süden, so daß die Sonne seine Oberfläche immer treffen mußte. Er bestand aus hartem rothschwarzen Granit mit Hornblende. Unter demselben war nach Einigen eine goldene Schüssel und eine goldene Egge vergraben, nach Andern eine Kette, eine Egge, eine Harke, ein Pflug von Gold und eine Wiege und Tischgeschirr von Silber, denn Perkunos war der Gott der Fruchtbarkeit und darum begaben sich noch bis in die späteste Zeit die Litthauer, namentlich junge Eheleute, dorthin und opferten hier um Fruchtbarkeit im Hause und auf dem Felde zu gewinnen. Es scheint jedoch, daß auch andere Götter hier verehrt worden sind, denn Frauen durften den Berg nur in reinlichen Kleidern und geschmückt betreten, im entgegengesetzten Falle wurden sie mit Krankheit bestraft. Wahrscheinlich hatten also Laima (die Glücksgöttin) und Laume (die Erdgöttin oder ein weiblicher Berggeist) ihre Altäre. Daß aber auch Potrimpos hier verehrt ward, darauf deutet das goldene Ackergeräthe, welches sich noch in dem Berge befinden soll, das in den Opferstein eingearbeitete Zeichen eines Schwertes und die vielen dort gefundenen Armringe und Kränze, fast immer Schlangen vorstellend, hin. Uebrigens beginnen in gleicher Richtung

mit der Opferstelle die doppelten 15 bis 30 Fuß hohen Wälle und bilden da, wo sie am höchsten sind, ein geschlossenes Viereck, Pillis- oder Pillatis-Schloß genannt. Von hier an zieht sich der Wall nur einfach weiter durch den jetzigen Fichtenwald bis zum Dorfe Bitthenen. Es geht nun seit langen Jahren die Sage in jener Gegend, daß, so lange der Stein auf jenem Berge stehe, auch der Berg stehen werde, sei aber jener weg, dann werde er versinken. Leider ist dies aber im Jahre 1811 geschehen.

Es wollte nämlich ein Müller in dem Dorfe Barten, welches nordöstlich am Fuße des Rombinus liegt, Namens Schwarz, ein Deutscher, zwei neue Windmühlen anlegen und brauchte dazu zwei neue Mühlsteine und er meinte, daß diese wohl jener Opferstein hergeben werde. Allein er fürchtete sich vor seinen abergläubischen Nachbarn, den Litthauern, er verschaffte sich also einen schriftlichen Erlaubnißschein vom Landrath, den Stein dort wegschaffen und benutzen zu dürfen. Dagegen konnte Niemand etwas machen, so sehr wie auch Alles außer sich darüber war. Indeß fand er lange Niemanden, der sich dazu hergeben wollte, den Stein fortzuschaffen und zu spalten, denn dreimal hatten schon Arbeiter versucht ihn zu sprengen, doch wenn sie Hand ans Werk legen wollten, waren sie wie gelähmt. Endlich ließen sich doch zwei starke Burschen aus der Nachbarschaft — der eine war, Namens Rubel, aus Nibutschen bei Gumbinnen, der andere, Namens Blitzner, aus dem Dorfe Preußen bei Tilsit — breitschlagen, diese Arbeit für hohen Lohn zu übernehmen. Mit diesen begab sich der Müller an Ort und Stelle. Den ersten Schlag that der Mann aus dem Dorfe Preußen, aber gleichzeitig flog ihm auch ein Stück abgeschlagener Stein ins Auge und er erblindete noch auf diesem und dem andern an demselben Tage. Der Mann aus Gumbinnen sprengte zwar den Stein und brachte ihn auch in die Mühle, allein auf dem Nachhauseweg erkrankte er und starb auf freiem Felde. Einige andere Arbeiter, welche mit fortschaffen geholfen hatten, verkrüppelten. Als die Mühlsteine abgeladen wurden, brach der Wagen, einer rollte herunter und beschädigte mehrere Menschen. Nach mehreren Monaten konnte er auf die Mühle gebracht werden. Der Schullehrer Ehlert half beim Aufwinden, verunglückte dabei und blieb sieh. Der Müllerbursche Paulus hatte beim Schärfen des aufgewundenen Steins einen Splitter von der Stahlpicke ins Auge bekommen, erblindete und ward erst vom Müller Schwarz, dann von dessen Wittwe ernährt, bis er im Jahre 1836 starb. Der Mühlläufer blieb ein halbes Jahr am Kruge in Barden liegen, da viele Pferde gestürzt waren, wenn sie ihn fortziehen sollten. Er kam endlich nach Tilsit und gleich nach einigen Wochen brach er einem Müllergesellen den Arm. Er wurde, vorgeblich weil er zu hart sei, hinausgebracht, lag lange auf dem Hofe, bis er auf die Kummetzische Mühle am Teiche bei Tilsit verkauft war. Hier hatte der Müller Schwarz, bei dem seit dem Zerschlagen des Steines alles rückwärts gegangen war und von dem sich seine Frau hatte scheiden lassen, weil er sich der Liederlichkeit und dem Trunke ergeben hatte, ein Unterkommen gefunden, weil er seiner Frau nichts zugebracht hatte und deshalb nackt und bloß aus der Bartener Mühle hatte herausgehen müssen. Eines Morgens im Jahre 1831 stand bei vollem Winde die Mühle plötzlich still, man sah nach, woran dies lag, und fand Schwarz ins Kammrad verflochten. Seitdem haben die Strafen aufgehört. So hatte der Rachegeist des Rombinus sich

nach 24 Jahren noch an seinem Feinde abgefunden. Seitdem der Stein fort ist, frißt der Memelstrom in den Rombinus hinein und oben auf der Höhe desselben weht der Wind den Sand auseinander, so daß man bald die alte Opferstätte nicht mehr erkennen kann. Dazu kommt, daß in einer stürmischen Septembernacht des Jahres 1855 ein großer Theil des Berges so in die Memel gestürzt ist, daß sich zwar hier eine Erdzunge gebildet hat, daß aber der Weg zwischen dem eingestürzten Berge und der Memel ganz unversehrt geblieben, dabei auch derjenige Theil desselben, auf dem der Opferstein gestanden hat, ganz verschont und erhalten worden ist. Stürzt aber auch dieser ein, dann wird, wie die Litthauer sagen, großes Elend über das Land kommen.

Man sagt nun, daß kurz vor jenem Bergfall einmal in der Nacht der Fährmann über den Memelfluß des Nachts aus dem Schlafe geweckt worden ist; als er erschreckt fragte, wer da sei, da wimmelte es vor seinen Augen von einer großen Menge kleiner Leute, es waren die Laumen, die kleinen Berggeister, welche mit ihren Schätzen und aller ihrer Habe aus dem Spalte des Rombinus herausgezogen waren und sich in seinen Kahn drängten und übergesetzt zu werden verlangten. Kaum vermochte er den Kahn ans andere Ufer zu bringen, denn er hatte bereits Wasser zu schöpfen begonnen. Hier angekommen, sprangen sie alle heraus und sagten ihm, sie verließen den Berg, weil die Menschen, welche lange schon ihre Götter vertrieben hätten, nun auch ihren letzten Altar umstürzen wollten. Als sie den Kahn verlassen hatten, durchstöberte er alle Ecken desselben nach dem versprochenen reichen Lohne, allein er fand nichts als Kohlen und Sand darin. Er warf dies mit Schelten über Bord und ruderte nach Hause, als er aber hier den Seinigen von dem, was ihm begegnet war, erzählte, sahen seine Kinder, die in den Kahn gestiegen waren, in der Ecke desselben etwas Glänzendes blinken, es war Gold. Leider hatte er in seiner Einfalt fast alles als Kohlen und Sand hinausgeworfen und nur wenige Ueberreste waren an den Kahnrändern hängen geblieben.

710. Die Bekehrung der Oxhöfter.

(S. Preuß. Prov. Bl. 1837 S. 127. Poetisch beh. b. Becker S. 62.)

Zu Oxhöft, was jetzt am Strande der Ostsee liegt, früher aber ein Eiland war, herrschte zur Heidenzeit ein mächtiger, aber grausamer Fürst, dessen Gebiet sich weithin über den jetzigen Neustädter und Karthäuser Kreis erstreckte. Da kam aus dem Süden ein heiliger Mann, Jatzk genannt, der trug die Lehre des Heilands hierher und wollte auch diesen Heiden und seine Unterthanen bekehren. Der aber spottete seiner und sagte, wenn er im Stande sei trockenen Fußes zu seiner Burg, die mitten im Meere lag, zu wallen, dann wolle er glauben, daß er ein göttlicher Sendbote sei; gleich theilte sich das Wasser und trockenen Fußes stand der h. Jatzk vor ihm. Damit war aber der böse Mann noch nicht zufrieden, sondern sagte, wenn er im Stande sei, Oxhöft, welches damals noch eine Insel war, mit dem Festlande zu verbinden, dann wolle er selbst an Jesum Christum glauben. Da betete der heilige Mann inbrünstig, und siehe das Wasser zog sich zurück und an die Stelle desselben traten üppig grüne Matten und die Insel war keine Insel mehr, sondern lag nun trocken am Seegestade, da ließen sich Fürst und Volk taufen.

711. Die beiden Linden zu Jauninen.

(Weitläufig in d. Preuß. Prov.-Bl. Bd. XXII. S. 105. Poetiſch behandelt bei Becker a. a. O. S. 42 ꝛc.)

Nahe beim Dorfe Jauninen liegt ein ſteiler Berg, auf drei Seiten von dem Flüßchen Titeln umfloſſen, eine halbe Meile ſüdweſtlich von Ragnit. An ſeinen mit Geſtrüpp bewachſenen Seiten erblickt man zwei uralte Linden. Dies ſind eigentlich zwei Liebende geweſen und die Sage erzählt hierüber Folgendes. Einſt ſtand auf dieſem Berge ein prächtiges Schloß, bewohnt von einem mächtigen Heidenfürſten, der nur eine einzige Tochter Namens Jaunina hatte. Ihr Bräutigam war ein preußiſcher Ritter, der, als die Chriſten hierher kamen, um ihren Glauben mit Feuer und Schwert den Bewohnern dieſer Gegend aufzudringen, herbeieilte für ſeine Braut zu kämpfen. Allein alle ſeine Tapferkeit konnte den Fall des Schloſſes nicht verhindern, da verbargen ſich die Schloßbewohner in den tiefen Klüften des Berges und der Ritter erklärte, er wolle den Chriſtenglauben annehmen, um ſeiner Braut und ihres Vaters Leben zu retten. Er zog alſo zu den Chriſten, doch ſeine Abweſenheit dauerte länger als man gedacht hatte und ſo kam es, daß Jaunina eines Tages, als ſie ihren Verſteck verlaſſen hatte um nach ihrem Geliebten auszuſchauen, von einem Chriſtenritter überraſcht ward. Sie lief den Berg hinan und jener ihr Verfolger hatte ſie faſt erreicht, da verwandelte ſie Laima, die Glücksgöttin, in eine Linde, ſo daß die Hände des Frechen nur einen todten Stamm berührten. In dem Augenblicke kehrte aber auch ihr Bräutigam zurück, es war zu ſpät ſie zu retten, aber nicht um ſie zu rächen. Allein er unterlag den Streichen des gewandteren Gegners, doch Laima kehrte noch einmal aus den Wolken zurück und verwandelte auch ihn in eine Linde.

712. Der Ohnekopf zu Landsberg.

(S. Preuß. Prov.-Bl. Bd. XXIII. S. 33.)

Vor langen Jahren, als noch die Rathsherrn der alten Stadt Landsberg mit dem Degen an der Seite das Rathhaus zu betreten pflegten, entſpann ſich einmal bei einer Sitzung des Stadtraths ein heftiger Streit in irgend einer ſtädtiſchen Angelegenheit zwiſchen den verſchiedenen Mitgliedern deſſelben. Namentlich geriethen zwei Rathsherrn, die auch ſonſt einander ſpinnefeind waren, ſo heftig an einander, daß einer von ihnen, als der Streit den höchſten Gipfel erreicht hatte, ſeinen Degen zog und ihn ſeinem Collegen in den Leib rannte. Von Angſt und Schrecken ergriffen ſtürzte der Mörder, nachdem er das blutige Schwert auf die Erde geworfen hatte, aus dem Saale hinaus, die Treppe hinab und eilte zur Stadt hinaus. Vor derſelben ſtand damals noch ein gegen Ende des vorigen Jahrhunderts umgehauener und zu Gemüſegärten und Hausäckern verwendeter uralter Eichenwald, damals der Aufenhalt unzähliger Nachtigallen und ein Lieblingsſpaziergang der Landsberger an Sonntagen. Hierher flüchtete ſich der Unglückliche, allein Niemand wagte ſich an ihn, denn er bedrohte Jeden, der ihm zu nahe käme, mit dem Tode. Da dem Wüthenden Alles zuzutrauen war, ſo zog man vor, ihn durch Liſt zu fangen, und einer ſeiner frühern Freunde erbot ſich zu der Rolle des Judas. Er ging hinaus und wußte ihn durch das Vorgeben, ſein Gegner ſei nicht todt, ſondern nur gefährlich verwundet, zur Rückkehr

zu bewegen. Kaum hatten sie aber das Mühlenthor passirt, so ergriffen ihn die hier versteckten Stadtdiener und führten ihn in den Bürgergewahrsam, der noch jetzt neben dem Rathhause steht und die Grützkammer genannt wird. Man machte ihm den Prozeß und wie es nicht anders zu erwarten stand, ward er zum Tode verurtheilt und auch nach kurzer Zeit auf dem Markte enthauptet, sein Degen aber mit silbernem Griffe nebst einem Pergamenttäfelchen, welches die traurige Geschichte auf die Nachwelt bringen sollte, an einem der Querbalken der Rathsstubendecke aufgehängt, wo beides erst im Jahre 1807 durch die Franzosen fortgenommen wurde. Damit war damals jedoch die Sache noch nicht zu Ende, denn von Stund an ließ sich der Geist des hingerichteten Rathsherrn — Philipsborn war sein Name — in seinem frühern Anzuge, wenn gleich ohne Kopf sehen. Namentlich trat er seinen frühern Collegen Abends beim Zuhausegehen auf der langen hölzernen Treppe, unter der sich das Gefängniß für schwere Verbrecher, der sogenannte hölzerne Donner befand, entgegen. Am schlechtesten erging es aber dem, der ihn damals aus dem Eichenwalde herausgelockt hatte, er mußte aus dem Rathe ausscheiden, denn jener stand entweder hinter seinem Stuhle oder ihm gegenüber in einer der Blenden der alten großen gothischen Bogenfenster der Rathsstube angelehnt an der Wand. Nun wählte er sich die hölzernen Ueberbaue an den Häusern, die sogenannten Lauben, welche ein regelmäßiges Viereck um den Markt bildeten, zu seinen nächtlichen Spaziergängen und erschreckte dort die Vorübergehenden, als aber endlich diese Lauben weggerissen wurden, beschränkte er sein Umherwandeln auf den Theil des Marktes, wo er hingerichtet worden war. Hier wollte Abends Niemand vorüber um diesem Ohnekopf nicht zu begegnen.

Man sagte, seine ihm von Gott aufgelegte Strafe sei die, daß er so lange keine Ruhe im Grabe haben solle, bis ihm Jemand bei seinem Erscheinen auf Erden irgend eine Frage vorgelegt haben werde, und wenn er dieses auf irgend eine Art bewirken könne und für ihn von demjenigen, von welchem er angeredet sei, in der Weihnachtsnacht zwischen 11 und 12 Uhr in der Kirche ein Vater-Unser gebetet würde, so solle seine Strafe zu Ende sein und seine Seele zur Ruhe eingehen. Dies ist ihm endlich auch im vorigen Jahrhundert geglückt, wo ein altes Mütterchen ihn erlöst hat, wie die folgende Sage lehren wird.

713. Die Frühpredigt zu Landsberg.

(S. Torno in d. Pr. Prov.-Bl. Bd. XXIII. S. 26.)

Vor langen Jahren lebte zu Landsberg am Markte in ihrem Hause ein altes Mütterchen, welches alle Verwandten und Freunde bereits durch den Tod eingebüßt hatte und jetzt ganz allein dastand. Da kam der Weihnachtsabend heran, sie schaute durch das Erkerfenster ihres Dachstübchens hinab auf das lustige Treiben auf dem Markte und gedachte der Zeit, wo sie selbst noch ein Kind und am heutigen Tage vergnügt im Hause ihrer Eltern gesessen und der Dinge gewartet hatte, die da kommen sollten, wie sie dann geheirathet und an demselben Abend ihrem Mann und Kindern beschert hatte, und wie jetzt keines ihrer Lieben mehr am Leben war. Da ward ihr gar traurig zu Muthe und sie sehnte sich auch dahin, wo jene hingegangen waren. So saß sie bis der Nachtwächter die zehnte Stunde abrief, dann betete sie sich ein schönes Weihnachtslied vor und ging zu Bett. Vorher hatte sie aber ihr kurzes Wintermäntelchen mit feinem Grauwerk gefüttert und mit

blauem Damast überzogen aus der Kiste hervorgeholt, aufgeputzt und gereinigt und sich neben ihr Bett zum Gebrauche hingelegt, denn sie wollte wie an allen frühern Weihnachtsfesten früh um 5 Uhr zur Frühpredigt in die Kirche gehen. Sie hatte noch keine volle Stunde geschlafen, da schreckte sie aus ihrem Schlummer auf und erwachte. Aber welchen Schreck empfand sie, als sie das Tageslicht in ihr Stübchen hereinbrechen zu sehen wähnte, Alles war hell, sowohl in ihrem Zimmer als auf der Straße. Ohne daran zu denken, daß diese Helle von dem am Himmel stehenden Mond herrühre, glaubte sie die Zeit verschlafen zu haben, zog sich schnell an, hing ihr Mäntelchen um, nahm ihr großes Gesangbuch unter den Arm und ein Wachslicht aus dem Kasten, welches sie schon lange zu diesem Behufe sich hingelegt hatte. Allerdings kam es ihr etwas sonderbar vor, daß im Hause Alles so still und die Hausthür noch verschlossen war, allein sie dachte, ihre Hausgenossen wollten einmal ausschlafen, öffnete die Thür mit ihrem Hausschlüssel und trat auf die Gasse hinaus. Freilich stutzte sie auch hier, als sie in keinem Hause des Marktes Licht sah, was doch sonst um diese Stunde der Fall zu sein pflegte, und als sie überhaupt keinem Menschen begegnete. Der ganze Markt war wie ausgestorben, nur am Rathhause stand eine menschliche Gestalt. Als sie an ihn herankam, bot sie ihm einen guten Morgen und sah ihn gleichzeitig an, allein wie erschrack sie, als sie sah, daß die Gestalt keinen Kopf, auf der Brust aber ein Paar Augen hatte. Sie besann sich auf einmal, dies könne wohl der abgeschiedene Geist des Rathsherrn Philippsborn sein und beschloß ihn zu erlösen. Sie fragte ihn zweimal, was sie für ihn thun könne, er aber blieb stumm; erst als sie ihn zum dritten Male fragte, ließ er sich vernehmen: „Antwort auf Deine Frage wirst Du empfangen, wenn Du nach jener Kirche dorthin gehest und für mich ein Vater-Unser betest." Bei diesen Worten eilte das Mütterchen entsetzt von dannen, ermannte sich aber und beschloß doch noch zur Kirche zu gehen, theils weil sie die Erfüllung der Bitte des Gespenstes für nicht schwierig ansah, theils weil sie seine Rache fürchtete, wenn sie seinen Willen nicht thue. Sie ging also vom Markte aus durch die Kirchenstraße auf den Kirchhof. Die ganze Kirche war erhellt, in noch hellern Strahlen als dies sonst gewöhnlich war, strömte das Licht aus der Kirche auf die hohen Bogenfenster. Sie öffnete die Thüre der Vorhalle, allein hier brannte nicht wie sonst das große dicke Wachslicht in der schönen kunstreich gearbeiteten Glaslaterne, welche in der Mitte dieses Gewölbes aufgehängt war. Sie hielt dies für eine Vergeßlichkeit des greisen Glöckners, blickte durch das Schlüsselloch in der mächtig mit Eisen beschlagenen Kirchenthüre hinein in die Kirche, und als ihr heller Kerzenschein entgegenglänzte, öffnete sie mit voller Kraft die schwere Hauptthür und trat hinein in das Schiff. Ohne sich viel umzusehen, denn das Umheraffen im Gotteshause war nie ihre Sache gewesen, ging sie gesenkten Hauptes nach ihrem alten gewohnten Platze zwischen der Kanzel und dem Altare, betete ihr Vaterunser, erhob sich dann, um nach der Nummer des Liedes zu sehen, wie gewöhnlich saß der Kantor vor der Orgel und spielte, der Geistliche stand vor dem Altare, als wolle er die Weihnachtskollekte absingen, der Schülerchor war wie sonst auf dem Chore, wie immer brannten nach alter Sitte auf der Empore des Schuhmachergewerkes Hunderte von Lichtern und zwei Wachskerzen auf der Kanzel, allein als sie ihre Blicke auf die Seite warf,

sah sie zu ihrem Schrecken nicht die, die sie jetzt jeden Sonntag auf ihren Kirchensitzen zu sehen gewohnt war, nein! lauter längst Verstorbene. Auf einer Bank vor ihr saß ihre längst verstorbene Schwester, hinter ihr ein Bruder, der lange schon todt war, auch ihre Eltern und viele ihrer alten Bekannten fand sie unter den stumm dasitzenden Todten bald heraus. Tödtlich erschrocken, wußte sie nicht, was zu beginnen, blieb sie sitzen, hefteten die um sie Sitzenden alle ihre unheimlichen Glotzaugen auf sie, drohten ihr wohl auch mit ihren Knochenfingern, und stand sie auf um wieder hinauszugehen, mußte sie wohl an hundert solcher Gerippe vorüber. Da erblickte sie auf einmal ihren verstorbenen Mann, der sich ihr näherte und, obgleich viele der Todten ihm mit aufgehobener Rechten drohten, wie er eine solche Störung machen könne, ihr mit leiser Stimme zurief: „Ach Gott, wie bist Du unter uns gerathen, mach schnell, daß Du fliehest, sonst bist Du ein Kind des Todes!" Nun hält sie nichts mehr auf ihrem Sitze fest, sie klappt schnell ihr Buch zu, verwirrt es unter ihrem Mäntelchen und eilt quer durch die Kirche dem Ausgange zu. Doch jetzt, als sie kaum hier angelangt ist, erheben sich Alle zugleich rasselnd und klappernd mit ihren Knochengebeinen von ihren Sitzen und stürmen ihr nach, kaum gewinnt sie noch so viel Kraft durch die Vorhalle hinaus auf den Kirchhof zu gelangen, aber auch hier verfolgen sie Einige, schon fühlt sie sich von den dürren Knochenhänden an ihrem Mantel gepackt, da macht sie ihn schnell los, läßt ihn fahren und eilt davon. Die Todten, vergnügt über ihre erhaschte Beute, lassen ab von ihr und kehren in die Kirche zurück, sie aber eilt was sie laufen kann nach Hause und als sie endlich vor der Thüre desselben ankommt, schlägt gerade die Rathhausuhr Zwölf. Nun war ihr Alles klar. Schnell entledigt sie, in ihrem Zimmer angelangt, sich ihrer Kleider und legt sich ins Bett, allein am andern Morgen vermochte sie nicht wieder aufzustehen und als ihre Hausgenossen, welche durch ihr Nichtaufstehen beunruhigt waren, kamen um nachzusehen, was sie mache, fanden sie sie schon in den letzten Zügen. Indeß hatte sie noch so viel Kraft ihnen die furchtbare Begebenheit, deren Opfer sie war, zu erzählen und entschlief kurze Zeit nachher, um sich mit denen zu vereinigen, die sie in lebendiger Gestalt zwischen 11 und 12 Uhr in der Kirche erblickt hatte. Als man ihre Sachen ordnete, vermißte man ihren schönen Pelzmantel, beim Nachsuchen auf dem Kirchhofe lag auf jedem Grabhügel, so viele nur auf demselben zu sehen waren, ein kleines Stückchen von dem blauen mit Grauwerk gefütterten Damastüberzuge, so daß Jedermann sogleich erkannte, wovon diese einzelnen Theilchen genommen waren und wem sie gehört hatten. In Landsberg aber hat sich nie wieder Jemand gefunden, der zwischen 11 und 12 Uhr die Kirche zu besuchen Lust verspürt hatte, Philippsborn aber hat Niemand wieder gesehen *).

714. Ragaine.

(S. Preuß. Prov.-Bl. Bd. XXIII. S. 44.)

Wenn man hinter dem östlich unmittelbar an der Stadt Ragnit (litthauisch Ragaine) gelegenen Gute Hagelsberg den Fußsteig links ab von der Landstraße bis an den steilabfallenden Uferrand einschlägt, so kündigen drei regel-

*) Eine ähnliche Sage von der Wildemänner-Kirche im Harze erzählt Ey, Harzmärchenbuch (Stade 1862) S. 208.

mäßig abgekantete durch tiefe Schluchten von einander getrennte Ufertheile, der litthauische Kirchhof, der Mühlen- und der jetzt noch sogenannte Schloßberg, die den Vordergrund der malerisch schön geschlossenen Stromlandschaft bilden, diejenige Gegend an, wo einst die geschichtlich bekannte Heidenburg Ragaine gelegen war, mit deren eben so rasch als schrecklich vollführter Erstürmung im Jahre 1276 durch Dietrich von Liedelau, Vogt von Samland, der Grund zu Schalauners Untersuchung gelegt ward. Von diesem Heidenschlosse existirt aber folgende Sage.

Als die drei Söhne des Riesenfürsten von Ragnit ihre drei Schlösser auf der Wilmantis-, Tilzsatis- und Rombinus-Höhe erbaut hatten, wollte ihnen ihr Vater nicht nachstehen, und erbaute auf dem gegenüberliegenden Uferberge das mächtige Ragainenschloß. Glücklich und lange wohnte er darin und geraume Zeit hatten hier Riesen ihren Hauptsitz, bis endlich nach dem allmäligen Aussterben derselben nur noch der Riesenfürst und seine Tochter übrig waren. Als, wie er meinte, die Stunde seines Todes nahe war, erklärte seine Tochter zu seiner innigen Freude, daß sie ihm folgen wolle, er schritt also noch einmal durch die Straßen des Burgorts, schloß alle Häuser zu und that dasselbe mit den Thoren; nachdem er dann auch den Haupteingang verschlossen, legte er den Schlüssel außerhalb vor demselben auf den Weg, daß Jeder, der die Straße nach dem Schlosse ziehe, ihn sehe und von seiner Bestimmung Gebrauch mache. Hierauf zog er sich in sein Gemach zurück um sein letztes Stündlein abzuwarten, seine Tochter trat aber noch einmal auf die Zinnen des Schlosses, um noch ein letztes Mal hinauszuschauen auf die lachenden Fluren und den Memelstrom und von der schönen Gegend auf immer Abschied zu nehmen. Siehe da zog eine Schaar Männer mit Gesang die Straße daher und als sie die prächtige Burg erblickten und ihr Anführer den offen daliegenden Schlüssel gewahrte, da hielten sie dies für eine glückverkündende Einladung sich für immer hier niederzulassen. Der Anführer wollte also den Schlüssel aufnehmen, allein derselbe war, wie klein er auch schien, wie mit tausend Ketten an den Boden gefesselt, und wie sich auch die Stärksten aus der ganzen Schaar bemühten, ihn aufzuheben, Niemand vermochte es. Mittlerweile hatte die Jungfrau ihren Vater von der Ankunft der Fremdlinge unterrichtet, er trat heraus auf die Zinne, begrüßte sie und sprach: „Ihr könnt hier bleiben, allein nur dieser Schlüssel öffnet Euch das Thor, und dieser ist durch einen Zauberspruch festgebannt, ein Name kann ihn wieder lösen, wer ihn erräth, der hebt ihn spielend von der Erde auf. Darum frage ich: Wie heißt die Jungfrau, die zum ehrenden Zeichen unserer uralten himmlischen Abkunft ihr Haupt mit des Mondes goldenen Hörnern umkränzt und an Stirn und Achseln die Himmelszeichen trägt? Wer den Namen nennt, bekömmt das Schloß und Land und dann meiner Tochter Hand!" Und sie riethen vom Morgen bis zum Abend, aber Keiner vermochte den Namen zu sagen, und schon war der neunte Tag angebrochen und noch war der Name unerrathen, da schritt ein Jüngling in schlechter Kleidung, eine Brodtasche umgehängt, durch die Reihen der Männer und sprach: „Die Jungfrau, Deine Tochter, heißt Ragaina!" Da rief der Fürst laut aus: „Du hast es getroffen, Du wirst mein Nachfolger und Schwiegersohn, jetzt hebe den Schlüssel auf und öffne das Thor. Ihr andern Fremdlinge aber könnt auch in die Burgstadt ziehen und Euch hier niederlassen, nur

muß Euer Anführer sich diesem meinen Schwiegersohn unterordnen. Zum Andenken daran aber, daß Du Dich mit einer Jungfrau aus dem Geschlechte der Riesenfürsten verbunden hast, so mögen Deine künftigen wie Deines Volkes Töchter die Hornflechten (Raga's Horn) und die Himmelszeichen fortan tragen!" So ist es bis auf diese Stunde geblieben, die Mädchen aus den drei Kirchspielen Ragnit, Willischken und Wischwill zeichnen sich heute noch durch die sehr sauber gelegten Buckel- oder Hornflechten, das himmelblaue oder jetzt gewöhnlich schwarze Sammtband mit goldnen Sternen, welches um die Stirne unmittelbar unter den Flechten getragen wird, und endlich durch die reiche Stickerei an den weiten Hemdärmeln aus.

Nachdem der alte Fürst Alles geordnet, legte er sein Haupt zur ewigen Ruhe nieder. Zehn Jahre lebte der neue Herrscher in ungestörtem Glücke, da riß ihn Giltino's Neid aus den Armen Ragaina's. Noch lange blieb aber die Herrschaft bei den Ragainern, die in friedlicher Gemeinschaft das Schloß und Land bewohnten und verwalteten. Da zog ein fremder Fürst mit einem starken Heere vor die Burg Ragaine und verlangte unbedingte Unterwerfung *). Allein die Bewohner widerstanden ihm mit der größten Tapferkeit und er konnte, so viel er auch stürmte, die Burg nicht erobern. Er beschloß also sie auszuhungern, allein da ward in dem Schloßbrunnen ein Hecht von riesenhafter Größe gefangen, den hingen die Belagerten wie eine Siegesfahne an einem langen Speer über das Schloßthor den Feinden zum Spott und Aerger hinaus, indem sie sagten, die Alles ernährende Mutter Natur lasse sie nicht darben, und da hob der Fremde nach neunjährigem Kampfe die Belagerung auf und zog von dannen **).

Auf dem Platze, wo einst die Burg Ragaine stand, erbauten die Deutschordensritter das feste Ordenshaus Landshut, von dem auch jetzt noch einige bewohnbare Ueberbleibsel übrig sind, welche zu einer Strafanstalt dienen. Von den alten Gräben und Wällen sieht man indeß nicht mehr viel, nur auf dem Schloßberge zeigt sich eine im Halbbogen aufsteigende Erhöhung, innerhalb deren, mehr nach dem Strome zu, sich eine 20 Fuß tiefe Rundhöhlung befindet, durch die man früher bis zu dem Flusse, wie auch zu dem nach der Daubas (Schlucht) bei Tussainen führenden Gange soll haben gelangen können. Später hat man sie verschüttet und jetzt sieht man in jener Vertiefung noch ein senkrecht hinabgehendes Loch, welches aber nicht sehr tief zu sein scheint. Im schwedischen Kriege ist dieser unterirdische Gang von neugierigen Offizieren untersucht worden, allein als man den Eingang das erste Mal öffnete, strömte eine so pestilenzialische Ausdünstung heraus, daß die meisten Arbeiter betäubt zu Boden fielen. Nach mehrtägiger Lüftung drang man endlich in das Innere ein und fand hier ein gemauertes unabsehbares Gewölbe, an dessen Decke in der Mitte große Lampen an Eisenstäben hingen, und das überdies noch eine Breite für zwei nebeneinander fahrende Wagen hatte, man fand auch Waffen und Gerippe hier, welche auf einen an diesem Orte stattgehabten Kampf schließen ließen. Später hat man hier noch mehrmals vergeblich nach Schätzen gesucht. Einer der Besitzer

*) Nach Duisburg Chr. c. 176 geschah dies 9 Jahre vor Ankunft des Deutschordens in Preußen.

**) Andere Sagen vom Ragaineschloß sind in den Preuß. Prov.-Bl. Bd. XXIII. S. 164 ꝛc.

ließ deshalb die Mauerstücke vollends abbrechen, er verfiel aber in eine schwere Krankheit, aus der er erst genas, nachdem er gelobt hatte, den Berg fernerhin unberührt zu lassen.. Sein Nachfolger wollte die Tiefe der Oeffnung untersuchen und ließ zu diesem Zwecke einen starken Wiesenbaum hinab, der jedoch pfeilschnell mit Brausen wieder emporfuhr, so daß Alle erschreckt davon flohen. Ein dritter ließ trotzdem abermals Nachforschungen hier anstellen, da erschien ihm im Traume eine weißgekleidete Gestalt, die ihn mit milden Worten von seinem Beginnen abmahnte, und als er doch nicht davon abstand, so erschien sie ihm ein zweites und drittes Mal, aber mit so gesteigert drohender Miene, daß er endlich wirklich sein Vorhaben aufgab.

715. Balga.

(S. Preuß. Prov.-Bl. Bd. XXII. S. 442.)

Nach den Ruinen der längst verfallenen und verödeten Burg Balga trieb ein Bauer jener Gegend täglich seine einzige liebe Kuh auf die Weide. Einst stiegen die alten Burgleute nieder und führten die Kuh mit sich fort. Der Bauer war untröstlich, als er sie des Abends vermißte, er lief in Todesangst hin und her, um sie zu entdecken, aber alle Mühe war vergebens. Da trat Jemand aus den Ruinen hervor und sagte zu ihm: „Suche Deine Kuh nicht länger, wir haben sie schon geschlachtet.“ Der geschlagene Bauer blieb erstarrt stehen, als er aber noch so in trüben Gedanken versunken war, kam eine schöne Frau und befahl ihm ihr zu folgen. Zagend ging er ihr nach, sie führte ihn in einen Keller. Da stand Faß bei Faß voll Gold, sie gab ihm einen guten Sack davon und sprach: „Da hast Du, kaufe Dir nun eine neue Kuh!“ Der Bauer konnte sich aber noch mehr kaufen, denn er war steinreich geworden.

716. Die zerbissene Hexe.

(S. ebd. S. 446.)

Eine Bauerfrau in Preußen hatte das Unglück, daß jeden Morgen ihrer Kuh die Milch genommen war. Sie ahnte wohl, es müsse hier nicht mit rechten Dingen zugehen, paßte auch auf, allein sie konnte die Hexerei doch nicht ergründen. Endlich fiel dem Wirthssohne ein, die Kuh in der Nacht zu bewachen. Er versteckte sich also, als es dunkel geworden war, in dem Stalle und sah auch bald, wie sich ein großer runder Knäuel unter die Kuh rollte. Schnell springt er zu und findet zu seinem Erstaunen einen herrlichen Käse, der ihn so appetitlich anlächelt, daß er sogleich ein kräftiges Stück herausbeißt und den Rest, um vor Gästen gesichert zu sein, in seinem Kasten verschließt. Morgens fand er jedoch statt des Käses eine alte Hexe im Kasten, der er die Nase abgebissen und aufgegessen hatte.

717. Das Bernhardinerkloster in Bromberg.

(S. San Marte, Groß-Polens Nationalsagen. Bromberg 1842 in 8°. S. 223 ꝛc.)

Im Anfange des 15. Jhdts. lebte zu Bromberg ein frommer Schuster, Namens Mysto, dessen Erholung von seiner Arbeit darin bestand, in den Wäldern der Umgegend herumzustreichen und dort an vielen Oertern Kreuze aufzustellen. Am häufigsten besuchte er eine nahe bei der Stadt gelegene dichte sumpfige Wildniß, wo sich namentlich viele Vipern aufhielten. Hier behauptete er, pflege er Umgang mit Geistern, die ihm Wissenschaft von der

Zukunft gäben und sagte, daß gerade an diesem Orte in Kurzem der Heiland werde aufrichtig verehrt und der jetzt gemiedene und verachtete Ort hochgeehrt werden. Niemand glaubte ihm seine Weissagung, denn gerade dieser Ort war verrufen wegen den lichtscheuen unsittlichen und verbrecherischen Handlungen, die hier des Nachts begangen wurden. Gleichwohl ging seine Prophezeiung in Erfüllung, denn als die im Jahre 1425 nach Bromberg gekommenen Bernhardiner bei König Kasimir III. um Genehmigung zur Erbauung eines Klosters (1480) anhielten, ward ihnen gerade dieser Platz, wo zeither ein Theil des Schloßgartens war, vor der gedachten Stadt Bromberg bei der St. Aegidienkirche, gemeinhin Obora genannt, angewiesen und nach fünf Jahren waren die Klostergebäude fertig. Man sammelte eifrig im Lande umher Beiträge zu dem Bau des neu zu gründenden Klosters und ein Laienbruder, Urban, ein Zimmermann, reiste zu diesem Zwecke bis nach Preußen und wandte sich unter andern auch an einen sehr reichen Mann in Danzig. Aber der reiche Mann gab dem armen Laienbruder nicht nur nichts, sondern verhöhnte ihn auch arg und wies ihm lachend die Wege. Er starb aber noch an demselben Tage eines plötzlichen Todes zur Strafe für seinen Geiz und unchristlichen Spott.

Im Jahre 1485 war Pater Cherubin Guardian im Kloster, ein lockerer Lebemann, der nachmals im Städtchen Bentschen starb und mit dem Klostervermögen nicht besonders gut geschaltet hatte, weshalb er auch noch nach seinem Tode von den Schuldnern geängstigt ward, ungeachtet die Brüder für ihn die nöthigen Messen lasen. So mußte er einer Nonne Dorothea, genannt Krupna, in Posen erscheinen. Er nennt ihr den Namen des Wirths eines Kellers, dem er eine Weinschuld nicht bezahlt hatte, und giebt ihr auf, dieselbe für ihn zu berichtigen, mit dem Versprechen, ihr beim Eintritt in den Keller ein Zeichen zu geben. Als die Nonne in den Keller tritt, kommt es ihr vor, als ob ein Hund oder sonst etwas sie beim Fuße fasse. Sie beachtet dies nicht, bezahlt aber die Schuld. Einige Zeit nachher erscheint ihr Cherubin wiederum und verlangt, daß sie für ihn eine Leinwandrechnung bezahle. Sie entgegnet, ihm sei nicht zu trauen, da er ihr das versprochene Zeichen nicht gegeben habe. Er belehrt sie jedoch eines Bessern und sie thut, wie ihr geheißen, denn ehe sie noch ihre Absicht zu erkennen gegeben, fragte sie schon der Kaufmann, ob sie Cherubins Schuld berichtigen wolle. Endlich erschien ihr Cherubin zum dritten Male bei Nacht und begehrte, sie möge den Posener Bernhardiner Guardian Stanislaw von Slupi und die übrigen Brüder in seinem Namen ersuchen, ihm seine Sünden zu vergeben und noch eine Messe für ihn zu lesen. Da befahl der Posener Guardian, damals Ordenscommissar von Großpolen, aller Orten für Cherubin Seelenmessen zu lesen. Dadurch ward endlich der Arme aus dem Fegefeuer erlöst und er in die ewige Seligkeit herübergeführt.

718. Woher der Name der Stadt Gnesen kommt.

(S. J. Tröster, Polnisches Adler-Nest I. I. c. 20 p. 96.)

In Großpolen war sonst neben Danzig noch eine zweite Kriegsstadt, Gnesna, auf Deutsch Gnesen. Dieses war die erste polnische Stadt, welche Lech, der erste polnische Fürst (d. h. eigentlich nur ein Schloß auf einem Hügel, auf sechs andern daneben liegenden siedelten sich Andere an) gebaut,

und von einem Adlerneste, so er daselbst nach einem verzweifelten Kampfe mit dem Besitzer desselben, der sich in seinem Nacken verfangen hatte, gefunden, seiner neuen polnischen Republik zu Ehren Gnesna d. h. ein (von Gniazdo) [Adler]nest genannt hat, anzeigend, daß gleich wie der Adler seine Jungen an den Sonnenstrahlen probirt, die unerschrockenen und scharfsichtigen für seine rechten Kinder, die blöden aber und sonnenflüchtigen als unartige Bastarde wegwirft, also solle dieses Gnesna der polnischen Nation Nest und Pfleghaus sein, darin die polnischen Fürsten und Könige die Tugend befördern, die unartigen und wundenflüchtigen Soldaten aber verstoßen werden sollen. Das Bild jenes weißen Riesenadlers nahm er dann auch in sein Wappenschild auf.

719. Die faule Magd bei Strzellno.

(S. Ziehnert Bd. II. S. 128. Poetisch beh. b. San Marte S. 156 ꝛc.)

Unweit des Klosters Strzellno in Kujawien, einem Theile des heutigen Preußisch-Polen, befindet sich ein ungeheurer Steinblock, der von fern aus gesehen einer Wasser tragenden Figur ähnlich sieht. Das Volk hält sie für ein versteinertes Weib und nennt es die faule Magd. Es soll nämlich in der Heidenzeit hier eine Magd gelebt haben, die alle ihr aufgetragenen Geschäfte ungewöhnlich sorglos und faul verrichtete. Einst ward sie von ihrer Herrin zu dem Brunnen geschickt um Wasser zu holen, wobei sie aber so lange ausblieb, daß ihr die erstere entgegenging. Als diese nun die Magd erst auf der Hälfte Weges traf, rief sie ihr zornig entgegen: „daß Gott sie in ihrer Faulheit versteinern möge!" Und siehe, dieser jähzornige Wunsch ward augenblicklich erfüllt und so sah man noch lange die steinerne faule Magd in der Nähe des Brunnens; jetzt liegt er angeblich im Fundament der Brandmauer des dasigen Amtes.

720. Die Entstehung des Namens Posen.

(S. Bergenroth, Croquis von Posen. Posen u. Berlin 1845 Th. I. S. 17.)

Als die Germanen die Slawen lange vor der Zeit Karls d. Gr. aus Deutschland vertrieben, suchten sich die Heerführer derselben ein neues Vaterland. Auch die Brüder Lech, Czech und Rus waren auseinander gesprengt worden und irrten in der weiten Welt umher. Nun begab sich aber im Lande der Varinen an dem Ufer der Warthe ein absonderliches Ereigniß. Drei schon ziemlich bejahrte, aber noch kraftvolle bärtige Männer schritten durch Dick und Dünn, jeder einzeln für sich heran und trafen, ohne auch nur das Geringste von einander zu ahnen, nicht nur zu einer und derselben Stunde, sondern sogar in derselben Minute trinkenshalber an einem Flusse, der heute noch Cybina heißt, zusammen und schöpften das Wasser mit der hohlen Hand. Als sie sich in die Augen sahen, vermochte Keiner von ihnen ein Wort herauszubringen. Der Wille einer höhern Macht hatte hier jene drei Brüder wieder zusammengeführt. Sie erkannten sich alsbald und riefen, Alle mit einem Male: „Poznaje!" Da nun aber drei Kraniche über ihren Köpfen kreisten, dann sich plötzlich unter großem Geschrei von einander trennten und nach verschiedenen Himmelsgegenden fortzogen, so entstanden bald Gedanken in den Köpfen der Brüder über die herbeizuführende Wiedervereinigung ihrer Völker, sie sammelten bald eine sehr große Anzahl streitbarer Männer

um sich und erbauten an jener Stelle der Cybina, wo sie auf so wunderbare Weise zusammengetroffen waren, Häuser und nannten den Ort Poznań, von dem Worte poznać (erkennen), woraus dann später das deutsche Wort Posen geworden ist.

721. Wie Lech König von Polen geworden ist.

Die genannten drei Brüder waren jedoch nicht sehr sanften Sinnes, obgleich sie sich gegenseitig zärtlich liebten, so stritten sie sich doch fast unaufhörlich. Einst hatten ihre Leute ein prächtiges Elenthier auf der Jagd erbeutet, und da bekanntlich von diesem geheimnißvollen Thiere das Eingeweide (Flaki) zum Genuß das Beste ist, so wurde es zu einer köstlichen Mahlzeit bereitet. Während derselben aber entspann sich ein Streit unter denselben, weil jeder für sich die saftigsten Stücke der Flakis verlangte. Der Zank hierüber führte zu einem öffentlichen Bruche, weil jeder, je nach Laune und Absicht, Parthei nahm. Czech, welcher auf den getrockneten Gedärmen des Elenthiers, die er über einen dürren Weidenast gezogen, nur lustige Lieder spielte und dazu sang, lockte die musikalischen Ohren als seine Anhänger zu sich heran und zog mit ihnen nach dem Donaustrom, von wo aus er das Czechen-Reich, das heutige Böhmen gründete. Der blutdürstige Rus, welcher in Folge seines unsäglichen Appetits immer Alles allein verspeisen wollte, wandte sich mit denen, die immer grobe Nahrung liebten und sich gern unreinlich hielten, ins Land der Ruthenier, das heutige Rußland, Lech aber, ein witziger Kopf (lech = verschlagen), blieb mit der Mehrzahl des Volkes in seiner neuen Heimath zurück und wandelte den Namen Variner in den der Lechen um. Dies geschah im Jahre 550 n. Chr. Geb.

722. Wie die Pestjungfrau nach Posen gekommen ist.

(S. Bergenroth a. a. O. S. 107.)

Niewiasta, die Pestjungfrau, ist eine Tochter der bösen Luft, die den Mehlthau und den Brand in den Weizen bringt, das Gras versengt und die Aehren taub macht. Man sieht sie wohl bisweilen, wenn der Hahn zum ersten Male kräht, und sie ragt dann mit ihrem luftigen Schleier bis zu den Wolken hinan, aber niemals fühlt der Mensch ihre Hände, wenn sie ihn erfaßt. Wenn sie sich in die Locken einer Dirne setzt, so trägt dieselbe sie unbewußt in ihr Dorf hinab. Sie setzt sich dem wallfahrenden Pilger auf den Hut und läßt sich von ihm, ohne daß er es merkt, von Ost nach West tragen. Im Jahre 1398 setzte sie sich auf den Helm eines Kreuzritters, der von Marienburg aus heimlich seine Buhlin an der Warthe besuchte. Er brachte die Pestjungfrau, ohne es zu wissen, nach Polen. Hier stellte sie sich auf einen hohen Berg und blies ihren Athem bis tief in das Ungarland hinein. Wo der Hauch ihres Odems vorüberstrich, da dampfte die Erde, die Dörfer wurden wüst, die Häuser leer, vor den Städten häuften sich die Leichen, für die der Todtengräber keinen Raum mehr hatte, die Glocken wimmerten, ohne daß die Stränge berührt wurden, ihre Klagen in die Wälder und Gebirge hinaus und die Sonne erschien in fahlem Lichte. In der Stadt Posen erschien ein zerlumpter blinder Bettler mit seinem lahmen Hunde, von dem er geleitet wurde. Aber der Hund wollte nicht bellen und verschmähte das Stücklein Brod, das man ihm mitleidig zuwarf. Da kam ein

Gelehrter auf den Gedanken, daß das Paar die Pestjungfrau mit sich führe. Alles floh vor demselben, der Pöbel warf aus der Ferne Steine nach ihm und tödtete auch den Blinden wie seinen Hund. Allein die Pestjungfrau hatten die Steinwürfe nicht getroffen, sie flüchtete zunächst auf den Dom und hauchte Alles tödtlich an, was in ihm und in seiner Nähe war.

723. Fallende Sucht geheilt.

(S. Bergenroth a. a. O. S. 117.)

Im 15. Jhdt. litt ein Wojewode von Posen an der fallenden Sucht und hatte schon vieles Geld an Quacksalber, die ihn zu heilen versprachen, unnütz verschwendet. Da ließ sich ein Wildschütz bei ihm melden und versprach ihn zu heilen, wenn er ihn von der Leibeigenschaft entbinden wolle. Dies versprach er. Jetzt lud der Polacke sein Schießgewehr, ging am Dreikönigstage vor Sonnenuntergang in den Wald, in welchem ein verzauberter Bach floß, tauchte das geladene Gewehr in den Bach, ließ es trocknen und erlegte dann damit einen ihm als verzaubert verdächtigen Raben. Diesen trug er zum Wojewoden, hieß ihn dem Raben den Kopf abbeißen und das Mark daraus saugen. Der Wojewode that dies und ward gesund. In dem Raben hatte die verwunschene Seele eines habgierigen und herzlosen Doktors gesteckt, dem es eine Hexe angethan.

724. Das eingesetzte Hasenherz.

(S. Bergenroth a. a. O. S. 118.)

Einst lebte ein ungeheuer reicher und tapferer Edelmann an dem Ufer der Weichsel. Wenn derselbe viele Gefangene auf seinen Siegeszügen gemacht hatte, so gebrauchte er sie zur schwersten Arbeit, zum Bau einer Veste, die er auf einer Insel der Weichsel errichten ließ. Nun befand sich aber unter diesen Gefangenen ein alter Jäger, dessen Frau sich auf Hexenkünste verstand. Da ihr Mann in Folge der harten Arbeit und der geringen Kost gestorben war, so beschloß die Hexe sich an dem Edelmanne zu rächen. Sie fing einen Hasen, dem sie das Herz ausweidete, dann ging sie damit in das Schloß des Zwingherrn, als derselbe noch im tiefen Schlafe lag. Es gelang ihr, sich zu ihm zu schleichen, ihm die Seite vermittelst eines Hexenmessers zu öffnen, ihm das Herz herauszunehmen und ihm dagegen das Hasenherz einzusetzen. Als der Edelmann erwachte, fühlte er seine ganze Natur verändert. Er zitterte vor Angst, das Gesumme einer Fliege versetzte ihn in Schrecken und das Gehämmer der Bauleute stürzte ihn in einen Fieberzustand. Seine Unterthanen, die er sonst fürchtete, hatten Mitleid mit ihm, allein seine Nachbarn, denen seine Tapferkeit vormals furchtbar gewesen war, rotteten sich zusammen, um ihn zu Paaren zu treiben. Da versuchte der sonst so eisenfeste Mann zur Vertheidigung seines Schlosses die Rüstung anzulegen, allein er wurde durch ihre Wucht niedergedrückt. Er hätte sich in ein Mauseloch verkriechen mögen, allein seine Kampfgenossen setzten ihn mit Gewalt zu Roß, damit er gegen die Feinde vorreiten solle. Er that es weinend und zähneklappernd. Beim ersten Angriff der Feinde sprang er gleich einem von Windhunden verfolgten Hasen davon in das innerste Gemach seines festen Schlosses. Bald vernahm er jedoch Siegesrufe und schmetternde Trompeten, denn seine Unterthanen hatten die Angreifer alle zusammenge-

hauen. Einer von seinen Leuten kam, um ihm den Sieg zu verkünden, da wagte er es an die Fensterbrüstung zu treten und auf die Haufen der erschlagenen Feinde zu blicken. Es traf sich aber, daß in demselben Augenblicke eine Schwalbe vor dem offenen Fenster vorbeistrich und mit ihrem Flügel die Schläfe des hasenherzigen Edelmanns berührte. Plötzlich fiel dieser mit einem Angstschrei zu Boden und war todt. Noch jetzt vermeiden die polnischen Herrschaften auf dem Lande alte Weiber in ihre Dienste zu nehmen, sie könnten wohl gar auch ihren Söhnen Hasenherzen einsetzen.

725. Die Brahejungfern.

(S. Temme S. 244. Poetisch behandelt bei Ziehnert Bd. III. S. 89.)

Die Brahe ist ein Nebenfluß der Weichsel, in die er bei der Stadt Fordon im Reg.-Bez. Bromberg fällt. In diesem Flusse wohnen Nixen, welche sich, wenn sich in Vollmondsnächten Bittende, namentlich unglückliche Liebende an sie wenden, diesen gern hilfreich bezeigen. Nun lebte in der Ritterzeit in einer Mühle an diesem Flusse ein alter Müller, der eine sehr schöne Tochter besaß, ein junger Ritter hatte sich in sie verliebt, sie erwiderte seine Neigung und Beide waren einig, sich niemals zu trennen. Sie traten vor den alten Müller und baten ihn um seinen Segen, allein derselbe wollte von einer so ungleichen Heirath nichts wissen und verwies sie an den Vater des Jünglings, dieser aber, ein strenger und stolzer Mann, drohte seinem Sohne mit seinem Fluche, wenn er sich so vergessen werde, eine Müllerstochter heimzuführen. Da gingen die Liebenden in ihrer Herzensangst in einer Vollmondsnacht an den Brahefluß und riefen die Hilfe der Jungfrauen desselben an, sie erhörten auch ihr Flehen und traten im Traume den alten Ritter an und verkündeten ihm, wenn er in die Heirath willigen werde, werde ihm und seinem Hause Heil und Glück, wenn nicht, Verderben widerfahren. So abergläubisch er auch war, er schlug es ihnen rund ab, da suchten die beiden Unglücklichen ihre Vereinigung in den Wellen des Flusses, die Brahejungfern nahmen sie unter sich auf und vermählten sie tief unten in ihrem gläsernen Palaste, der alte Ritter aber starb verwaist im Elend, denn der Fluch der Brahejungfrauen hatte ihn von Stund an zum Unglück verdammt.

726. Der See Skrzynska.

(S. San Marte a. a. O. S. 152 ꝛc.)

Zwischen den Hügeln, welche das kleine Städtchen Moszyn, etwa 2½ Meilen südlich von Posen gelegen, umgeben, befindet sich der See Skrzynska oder Skrzyne, von bedeutender Tiefe, worin, wie man erzählt, große Schätze liegen sollen. Zur Zeit des ersten schwedischen Krieges kam nämlich ein angesehener schwedischer Offizier in diese Gegend, welcher schnell zu der Besitzerin der daselbst herumliegenden Güter eine leidenschaftliche Liebe faßte. Da sie jedoch ihm weder Gegenliebe gewähren, noch Sicherheit für ihre eigene Person im Schlosse selbst finden konnte, so faßte sie den Entschluß, seinen immer dringender werdenden Nachstellungen zu entfliehen und alle ihre Reichthümer an Kleinodien, kostbaren Geräthen und das gesammte Geld und Tafelsilber mitzunehmen. Der aufmerksame Schwede entdeckte aber unmittelbar darauf ihre Flucht und eilte ihr nach. Kaum sieht jedoch die heroische Frau

sich entdeckt und erkennt die Unmöglichkeit, ihrem Verfolger zu entrinnen, so befiehlt sie ihren Schlitten nach jenem See, welchen nur erst eine dünne Eisrinde bedeckte, hinzulenken. Der Schwede folgt ihr auch dorthin, schon ist er ihr ganz nahe, schon droht er sie zu ergreifen, da bricht unter ihnen das Eis und Alle versinken in den Fluthen des See's. Noch viele Jahre nachher will man eine weibliche Gestalt an den Ufern dieses See's haben herumirren sehen, verfolgt von einem Manne, der ihr unablässig nacheilt, ohne sie jemals erreichen zu können. Dann verschwand ihre edle schlanke Gestalt in den durchsichtigen Fluthen des Wassers an der Stelle, wo jene Heldin und ihr Verfolger ihr gemeinsames Grab gefunden hatten. Die Sage von den in dem See verloren gegangenen Schätzen erhielt sich aber so lebhaft im Munde des Volkes, daß der letzte Staroſt von Mosczyn mit großem Kostenaufwande einen tiefen Graben ziehen ließ um den See abzulassen und sich so der versunkenen Reichthümer zu bemächtigen. Aber das Wasser lief nicht ab, die Schätze ruhen noch heute unangetastet in der Tiefe und die noch vorhandenen Spuren jenes Grabens sind die Zeugen seiner getäuschten Hoffnung.

727. Die Eroberung Nakels.

(Nach San Marte S. 144 ꝛc.)

Boleslaw III. mit dem Beinamen Krzywousty, d. h. Schiefmund, bestieg den polnischen Thron im Jahre 1102 als 17jähriger Jüngling. Bald nach seiner Thronbesteigung drang er ins Pommerland ein, unterwarf es sich und zog darn weiter nach Böhmen, allein im Jahre 1109 fand ein neuer Pommernaufstand statt, und er war genöthigt, von hier aus nach den Grenzen seines Reiches zurückzueilen um die eingebrochenen Feinde zurückzutreiben. Zu Kruswice vereinigte er seine Völker und hielt eine große Heerschau. Während aber die Krieger Angesichts der dem St. Veit geweihten Kirche festlich aufgestellt waren, erschien plötzlich auf dem Giebel derselben, Allen sichtbarlich, im kostbar schimmernden Kleide, einen goldenen Wurfspieß in der Rechten ein Jüngling von der wunderbarsten Schönheit; ein unaussprechlich zauberischer Glanz ging von ihm aus, der nicht blos das Heer und die Stadt Kruswice, sondern auch die ganze weite Umgegend überleuchtete. Den Speer mit dem kräftigen Arme schwingend, winkte er gen Norden und hin schwebte er von dem hohen Giebel durch die Lüfte langsam in der Richtung, die er bezeichnet hatte, dahin wo der Feind stand. Der König und das Heer das göttliche Zeichen erkennend, brachen sogleich begeistert auf, folgten dem himmlischen Wegweiser, der im unveränderten Lichtglanze ihnen langsam voranschwebte und ruhten nicht eher, als bis sie die von der Natur und Kunst gleich stark befestigte Burg Nakel erreicht hatten. Aufs Neue schwang hier der Jüngling seinen goldenen Speer gegen die Veste gewandt, und von dem Lichtmeer, das ihn umgab, aufgenommen, verschwand er vor den Blicken des staunenden Heeres in den hohen Aether, in seiner Erscheinung ihm ein sicheres Zeichen des nahen Sieges zurücklassend. Sogleich ward mit den Belagerungsarbeiten begonnen und die Veste aufs Höchste bedrängt. Die Belagerten, denen es auch an Nahrung fehlte, versprachen, als er sie zur Uebergabe aufforderte, sich zu ergeben, wenn nicht bis zu einem bestimmten Tage Entsatz kommen werde. Allerdings war auch ein starkes Heer der Pommern im Anzuge und als diese durch einen Boten, dem es gelungen war, sich durch das polnische

Lager zu schleichen, von der Noth ihrer bedrängten Landsleute unterrichtet worden waren, da beschlossen sie Alles daran zu setzen, die Burg zu retten. Es gelang ihnen auch, unbemerkt auf ungebahnten Wegen bis zu dem Polenlager zu dringen und daſſelbe zu überfallen. Viele Polen waren abwesend auf Streifzügen nach Lebensmitteln und der dagebliebene Rest kam eben aus der Messe, denn es war gerade der Tag des h. Laurentius. Allein muthig raffte Boleslaw zusammen, so viele er nur zusammentreiben konnte, hielt eine kurze Rede an seine Krieger, worin er ihnen verhieß, der h. Laurentius, der sie ja selbst hierher geführt, werde auch heute mit ihnen sein, und griff mit seiner schwachen Schaar die Pommern muthig von der einen, sein Palatin Skarbimir, der sie umging, von der andern an und siehe wunderbarer Weise erfochten die Polen einen so großen Sieg, daß die Pommern, nachdem sie gegen 27000 Mann verloren hatten, sich in ungeordneter Flucht auflösten und den Polen das Schlachtfeld überließen. Die Burg Nakel ergab sich nun, worauf der Besatzung das Leben geschenkt ward.

728. Schloß Filehne und Boleslaw's Handschuh.

(Poetisch behandelt v. San Marte S. 149 ꝛc.)

Nach dem Fall Nakels zog Boleslaw weiter den Netzefluß entlang und eroberte die Burgen Czarnikau und Usczie, nur das starke Schloß Filehne hielt seinen Siegeszug auf. Die Polen stürmten lange vergebens, noch war keine Mauer eingestürzt, keiner der hohen Thürme gefallen, allein auch hier kam den Polen der Hunger zu Hilfe, welcher die Belagerten bedrohte. Boleslaw bekam Kunde davon und indem er vorgab, er wolle unnützes Blutvergießen vermeiden, bot er den Belagerten freien Abzug an, wenn sie ihm die Burg räumen wollten und überlieferte ihnen als Pfand seines Wortes seinen Handschuh. Die Pommern schenkten ihm Glauben und zogen aus der Burg, allein kaum waren sie im freien Felde, da stürzten die Polen über sie her und riefen: „das vergossene Blut und der Tod ihrer gefallenen Brüder schreie nach Rache, was kümmere sie ihres Königs Handschuh?“ und so metzelten sie Jung und Alt, Mann und Frau nieder, Niemand entrann. Davon ist in Polen das Sprichwort geblieben, wenn Jemand trotz Bürgschaft, Pfand und Eid sein gutes Recht verlor, ihn mit den Worten zu trösten: „Was hast Du? Es ist der Handschuh Boleslaws!“

729. Schloß Bentschen.

(S. San Marte S. 154 ꝛc.)

Der Herr des Schlosses Bentschen (Zbąszyń) hatte in seiner Jugend nicht das beste Leben geführt, mit der Zeit aber, wo sich die Leidenschaften abgekühlt hatten, kam er zu Verstande, bereute seine Ausschweifungen und verbrachte seine ganze Zeit mit Andachtsübungen. Indeß suchte er seine frühern Vergehen durch Almosenspende wieder gut zu machen und benutzte seinen vieljährigen Diener zum Vermittler seiner wohlthätigen Spenden. Freilich war sein Sohn, ein verdorbener junger Mann, mit dieser Sinnesänderung seines Vaters nicht sonderlich zufrieden und erklärte dieselbe für bloße Heuchelei. Nach einiger Zeit raubte eine plötzliche und ungewöhnliche Schwäche dem Greise zuerst die Sprache und kurz darauf auch das Leben

und nachdem die Leiche zu Grabe getragen worden war, beschied der neue Erbe den alten Diener vor sich und befahl ihm, ihn in die Schatzkammer zu führen. „Hat denn hier mein Vater sein Vermögen niedergelegt?“ fragte er, in sein Gewölbe geführt, indem er einen großen mit Eisen beschlagenen Kasten sah, welchen er eifrig öffnete, worin er aber zu seiner großen Ueberraschung nur Andachtsbücher und ein härenes Bußgewand fand. „Wo sind die Schätze meines Vaters?“ fragte wild der Jüngling, und nachdem er diese nicht fand: „wo sind die Bescheinigungen über die verschwendeten Einkünfte?“ — „Mein Herr“, entgegnete der Diener, „hat seine Einkünfte unter die Unglücklichen vertheilt und von diesen keine Quittungen verlangt.“ — „Du Taugenichts, Du mußt sie beschaffen, und kommst nicht eher von der Stelle, als bis ich dieselben werde erhalten haben!“ Indem der neue Gebieter so sprach, verschloß er hinter sich die eiserne Thür, und ließ den alten Diener einsam in dem Gewölbe sitzen. Wildes Gelächter der Theilnehmer an den Ausschweifungen des Jünglings durchtönte das Schloß. Zwei Tage hindurch blieb der unglückliche Diener ohne Speise und Trank in seinem Gefängnisse, während sein neuer Gebieter mit seiner ausschweifenden Gesellschaft der Schwelgerei fröhnte. Am dritten Tage beim Abendessen fiel es einem stark Berauschten jener Gesellschaft ein, spottweise die Gesundheit des Gefangenen auszubringen, indem er sagte: „Möge der Alte ihn pflegen und ihn befreien, wenn er es vermag!“ In diesem Augenblicke öffneten sich die schweren eisenbeschlagenen Thüren, die zu dem unterirdischen Schatzgewölbe führten, und in den Saal tritt zu den Versammelten, in ein weißes Gewand gekleidet und den treuen Diener an der Hand führend, der verstorbene Vater. „Wohl, so ist es“, sprach er mit einer Grabesstimme, „ich habe ihn gepflegt und aus dem Gefängnisse geführt, und jetzt bezeuge ich hier seine Unschuld!“ Mit diesen Worten verschwand er und sein Sohn fiel wie vom Donner gerührt zu Boden. Er ging aber von diesem Augenblicke an in sich und sein nachheriger Lebenswandel legte Zeugniß ab, daß die Mahnung seines Vaters nicht vergeblich gewesen war.

730. Die Wunderkrüge von Rochow und Kozielsko.

(Nach Dlugoss. Histor. Polon. I. p. 45 bei San Marte S. 248.)

Sonst sind in der Feldmark von Rochow *), nahe bei der Stadt Schrimm an der Warthe in der Posener Diöcese, so wie in der von Kozielsko in Palluken bei der Stadt Lekno ganz von selbst durch die Kunst der Natur und ohne alles menschliche Zuthun gewisse Urnen und Krüge gewachsen ganz so, wie diejenigen, welche in den menschlichen Haushaltungen gebraucht werden. So lange sie in ihrem Neste, worin sie erzeugt werden, bleiben, sind sie weich und leicht zerstörlich, aber der Luft und der Sonne ausgesetzt, werden sie ziemlich fest und dauerhaft. An Gestalt und Größe verschieden, scheinen sie wie durch Töpferkunst erzeugt. Leider aber hat sich dieses merkwürdige Naturerzeugniß mit der Zeit immer mehr vermindert und jetzt findet man gar keine mehr.

*) Beckenmeyer, Cur. Antiquarius I. S. 871 nennt als den Fundort den sogenannten Töppel Berg bei Sremo, eine Meile von Posen.

731. Spruch von Polen.

Man sagte sonst: „Polen ist der Bauern Hölle, der Juden Paradies, der Bürger Fegefeuer, der Edelleute Himmel und der Fremdlinge Goldgrube."

732. Graf Friedrich von Zollern.

(S. Schönhuth, Die Burgen ꝛc. Württembergs. Stuttgart 1861 in 12. Bd. II. S. 310 ꝛc. Barth, Hohenzoll. Chronik S. 102 ꝛc.)

Auf einem steilen 3000 Fuß über der Meeresfläche sich erhebenden Gebirgskegel auf der westlichen Seite der schwäbischen Alp liegt die alte Burg Hohenzollern, der Stammsitz des preußischen Königsgeschlechtes. Einer ihrer Vorfahren, ein Graf Friedrich von Zollern, hat einst hier gewohnt, der eine fromme Gemahlin besaß. Frau Adelheid geheißen, welche nach ihrem Absterben von vielen Leuten für heilig gehalten worden ist. Wer sie von Geschlecht gewesen, ist wegen Länge der Zeit vergessen. Nachdem nun der Graf einige Kinder von seiner Gemahlin bekommen hatte, die er theils an Fürstenhöfe, theils zu seinen nächsten Freunden und Verwandten schickte um von ihnen erzogen zu werden, so nahm er sich vor in die Heidenländer zu reisen und sich dort umzusehen. Er nahm also Abschied von seiner Frau, nachdem er ihr die Sorge für seine Grafschaft übertragen hatte, und zog mit weniger Dienerschaft hinüber über's Meer. Dort sind ihm aber in dem Heidenlande seine Diener und selbst sein Roß mit Tode abgegangen und er hat also unerkannt in großer Armuth und Mangel leben müssen. Wie er nun in seinen größten Nöthen gewesen ist und nicht gewußt hat, wo hinaus noch wo hinan, da ist ein Gespenst zu ihm gekommen, das hat ihn in mancherlei Weise versucht. Indeß hat der Allmächtige dem großmüthigen Grafen so viel Verstand und Gnade gegeben, daß er dem bösen Feinde in seinen Anfechtungen, darin er ihn von Gott abzuführen sich unterstand, widerstehen konnte. Letzlich brachte ihm der Teufel ein Roß mit dem Bericht, daß ihn solches an alle Orte und Enden, dahin ihn gelüste, ohne alle Gefahr seiner Seele und des Leibes in aller Geschwindigkeit tragen würde (mochte sich schier des Pacolet's Roß vergleichen), jedoch, wenn er Abends oder sonst unter Tags absäße, so solle er es gegen Niedergang der Sonne abzäumen und abzütteln, so werde er dasselbe für und für sein Leben lang genug haben, ja auch die ganze Welt damit durchreisen können, wo er aber solches einmal übersehen, werde er sein Roß für ewig verloren haben, davor wolle er ihn gewarnt haben. Was nun der Graf dagegen dem Gespenst hat verheißen und leisten müssen, wie sonst in solchen Fällen gebräuchlich, das ist in der Länge der Zeit in Vergessenheit gekommen. Hiermit ist aber der böse Geist von ihm abgeschieden und hat ihn verlassen. Also ist der Graf noch etliche Jahre einen weiten Weg mit diesem Rosse gereist, jedoch ist ihm zuletzt angekommen, demnach er viele Jahre ausgewesen, wiederum zu seinem Weibe und seinen Kindern sich zu verfügen. Inzwischen hat man ihn wegen seines langen Ausbleibens und weil man nichts mehr von ihm vernommen, ganz vergessen gehabt, seine Gemahlin, die Gräfin, hat die Landschaft weislich und wohl regiert, inmittelst der Zeit sind auch die jungen Herren und Fräuleins herangewachsen, die sind zum Theil ausgesteuert worden und Niemand hat sich mehr seiner versehen gehabt. Indeß hat das wunderbarliche Roß den Grafen

einen weiten Weg getragen, daß er mit großem Verlangen seine Grafschaft erreicht hat. Da hat er denn heimlich erfahren, daß sein Weib und seine Kinder noch am Leben seien und alle Sachen wohl stünden, darauf eine Botschaft an seine Frau nach Zollern gethan. Wie derselbigen aber die Botschaft zugekommen, ist die gute Frau eilends ihrem Herrn, den sie in vielen Jahren nicht gesehen, sammt etlichen ihrer beider Söhne und Töchter vor das Schloß den Berg hinab entgegengegangen und sie haben ihn mit großer Freude empfangen. Der Graf ist auch von seinem Rosse abgestiegen, hat sein Weib und seine Kinder, ein jegliches besonders angesprochen und ist dann mit ihnen hinauf aufs Schloß gegangen. In dieser Freude hat der Graf sich weiter um sein Roß nicht bekümmert oder auch befohlen, wie man es abzäumen oder absatteln solle, sondern die Diener haben es zwar ins Schloß hinaufgeführt, sind aber nicht recht mit ihm umgegangen. Derohalben ist das Roß im Angesicht der Diener verschwunden, so daß sie nicht gewußt, wohin es gekommen, sie sind also eilends zum Grafen ihrem Herrn gegangen und haben ihm verwundert angezeigt, was ihnen mit dem Roß begegnet sei. Gleich hat er vermerkt, daß er selbst daran schuld sei und daß die Diener nur aus Unwissenheit das Roß verwahrlost hätten, und wiewohl ihm dies in seinem Herzen eine große Beschwerde war, so hat er sich es doch aus dem Sinne geschlagen, dieweil ihm der Allmächtige in Gnaden heimgeholfen hatte und der Verlust des abenteuerlichen Rosses doch einmal nicht ungeschehen gemacht werden konnte. Er sprach also zu den Dienern: „Wohlan, wie ich ihm gethan, es ist geschehen und sei damit Gott ergeben.“ Dabei ist es geblieben, daß die Diener von ihm wieder abgeschieden sind und er kein böses Wort dazu geredet hat. In wenigen Stunden hernach, noch an demselben Tage, sind drei schöne Jungfrauen in Weiß angethan an das Thor der Zollernburg gekommen und von den Wächtern gefragt, was ihr Begehren sei und zu wem sie wollten, haben sie mit dem Grafen persönlich zu sprechen verlangt. Wie das den Grafen hinterbracht worden, hat er befohlen, sie unverzüglich ein- und vorzulassen. Als dies geschehen, haben sie sich vor ihm geneigt und die eine unter ihnen hat bekannt, sie seien Geister, die verflucht und in der Gewalt des bösen Feindes gewesen und durch die Macht desselben hätten sie den Grafen viele Zeit und einen weiten Weg in der Gestalt eines Rosses getragen, dieweil er aber um den Verlust des Rosses nicht ungeduldig gewesen, sondern Alles Gott ergeben anheimgestellt, seien sie jetzt aus der teuflischen Gewalt erledigt, und aller ihrer Marter und Pein entledigt worden, da sie sonst bis an den jüngsten Tag hätten ewig von den bösen Geistern geplagt sein müssen. Deshalb haben sie ihm fleißig gedankt mit dem Vermelden, daß sie den Allmächtigen ewiglich für ihn und die Seinen getreulich bitten wollten, und damit sind sie verschwunden. Dieser Graf Friedrich ist zu einem hohen Alter gekommen und nach seiner Reise daheim geblieben, hat auch noch etliche Jahre in Frieden gelebt und starb den 24. Mai 1289. Er soll zu Stetten im Kloster begraben sein. Seine Gemahlin hat ihn nicht überlebt, sie war kurz vor ihm gestorben und liegt in dem alten Kloster. Dieses Frauenkloster, welches zuvor ein Johanniter-Haus gewesen war, hatten dieser Graf und die Gräfin wenige Jahre zuvor gestiftet, nämlich im Jahre des Herrn 1259.

733. Der Graf von Zollern und die Würtembergerin.

(S. Schönhuth Bd. II. S. 315 ꝛc. Barth. Hohenzoll. Chronik. Sigmaringen 1869 in 8. S. 132 ꝛc. Ad. Frauenlob, Die lieblichsten Sagen und Bilder aus Süddeutschland. Ulm 1843 in 8. S. 64 ꝛc.)

Auf der Burg Hohenzollern hauste im ersten Viertel des 15. Jhdts. Friedrich VII., Graf von Zollern, genannt der Oettinger. Zu dieser Zeit war aber Deutschland durch innere Zwistigkeiten gänzlich zerrissen, die Fürsten und die Edeln lagen mit den Städten im Kampfe, diese wieder unter einander selbst und die Lehenspflichtigen standen gegen ihre Lehensherrn auf. Das Oberhaupt des Reiches war aber zu schwach um sich gegen die mächtigern Würdenträger Deutschlands im Ansehn erhalten zu können, und konnte natürlich nicht daran denken, den Fehdegeist in den einzelnen Theilen des Landes zu unterdrücken. Gerade diese Umstände aber waren es, welche einzelnen Mächtigen Gelegenheit boten, ihre Herrschaft nicht blos zu kräftigen, sondern auch ihren Länderbesitz auf Kosten der Schwächern zu vermehren. Unter denen, welche diese schlimmen Verhältnisse am Besten für sich zu benutzen wußten, stand aber das Haus Würtemberg oben an. Indessen schien im Jahre 1419 sein Stern erbleichen zu wollen, denn Graf Eberhardt IV. war noch in jungen Jahren an einer Seuche gestorben, welche von dem zur Zeit des Concils mit Menschen überfüllten Costnitz ausgegangen war. Er hinterließ zwei junge Knäblein und als ihre Vormünderin seine Wittwe, die stolze Gräfin Henriette von Mömpelgard, welche dem Hause Würtemberg diese Grafschaft als Heirathsgut mitgebracht hatte. Nun war der treueste und vertrauteste Freund des verstorbenen Grafen Friedrich von Hohenzollern gewesen, als jener aber die Augen geschlossen hatte, befahl dieser, nachdem er ihn in die Gruft seiner Ahnen begleitet hatte, seinen Knappen, sogleich die Rosse vorzuführen, damit er auf die Burg Hohenzollern zurückkehren könne, da er es nicht mit seiner Ehre für vereinbar hielt, einem schwachen Weibe, das nun im Lande gebieten sollte, zu gehorchen. Sein Befehl ward vollzogen und schon wollte der Graf sich zu Pferde setzen, da erschien der Kämmerer der verwittweten Gräfin aus dem Schlosse und kündigte ihm an, er solle sogleich vor seiner gnädigen Frau erscheinen um gewisse Befehle von ihr zu empfangen. Da versetzte der stolze Graf vorschnell: „Glaubt etwa die stolze Frau, ich ein freier Edelmann werde mir jetzt von ihr, die so oft bei Lebzeiten ihres Mannes Ränke gegen mich angesponnen hat, Befehle vorschreiben lassen? Ich fürchte mich vor keinem Weibe, sie wird mich wohl nicht verschlingen, das könnt Ihr ihr sagen!"

Der Kämmerer ging mit dieser Antwort ab und der Graf von Zollern ritt mit seinem Häuflein Knappen stolz durch Stuttgarts Gassen und langsam zum Thore hinaus nach seiner hohen Burg. Kaum hatte er dort eine Belagerung der verbündeten Reichsstädte Ulm und Rottweil, mit denen er in Fehde gerathen war, abgeschlagen und zechte fröhlich im Ahnensaale mit einigen seiner Freunde, da erschien vor dem Thore ein Würtembergischer Reisige, der ein Brieflein an ihn von seiner Gebieterin zu bestellen hatte. Der Inhalt desselben war kurz, sie schrieb ihm, sie habe gehört, daß er auf dem Schloßplatze ihrer Hofburg zu Stuttgart öffentlich ihrer gespottet und gesagt habe, keine Frau werde ihn verschlingen, darum thue sie ihm andurch kund und zu wissen, daß sie, ein schwaches Weib, nicht eher ruhen werde, bis sie ihn,

seine Veſte, ſein Leben und ſein Gut werde verſchlungen haben. Da lachte der Oettinger, befahl dem Boten einen Becher Rheinwein zu geben und hieß ihm dann ſeiner Gebieterin zu vermelden, ſo lange er lebe, werde er nie einem Weibe gehorchen und er fürchte nicht von ihr verſchlungen zu werden. Damit verließ der Bote die Burg und der Graf ſetzte ſich wieder ruhig zu ſeinem Humpen, als wäre nichts vorgefallen. Am andern Morgen beſchloß er ſeinen Leuten ſeine Befehle wegen ſofortiger Verproviantirung der Burg, die auf eine lange Belagerung nicht vorbereitet war, zu geben, allein als er in den Schloßhof herabkam, ſah er lauter ängſtliche Geſichter, der Burgwart hatte bereits angezeigt, daß rings um die Veſte Kriegsvolk ſich gelagert habe. So war es auch, die Würtembergerin hatte ihrer Drohung die Ausführung auf dem Fuße folgen laſſen, ſie hatte die Burg eingeſchloſſen, ehe der Beſitzer derſelben noch daran gedacht hatte, ſich mit Lebensmitteln zu verſorgen. Dazu kam noch, daß gleichzeitig auch noch ein zweiter Kriegerzug über die Vorhügel der Alp heruntergezogen kam. Bald erſchien ein Reitersmann aus der Mitte deſſelben vor dem Thore und überbrachte ihm einen Abſagebrief der Stadt Ulm, worin geſagt war, dieſelbe wolle ihn der vielen Unbill halber, die er der Reichsſtadt zugefügt, jetzt mit Feuer und Schwert befehden. Nun war guter Rath theuer. Zwar vermochten die Belagerer, ſo lange der geringe in der Veſte befindliche Mundvorrath aushielt, nichts auszurichten, zwar gelang es dem Grafen vermittelſt einiger Ausfälle ſich aus ſeinen umliegenden Beſitzungen mit friſchen Lebensmitteln zu verſorgen, allein da verheerten die Feinde auf Anſtiften der Gräfin das ganze platte Land, ſo daß es den Belagerten keine Unterſtützung mehr bieten konnte, denn rings um die Burg war alles wüſte, und obwohl der Graf immer noch von keinen Unterhandlungen wiſſen wollte, ſo konnte er doch dem bittern Mangel und dem drohenden Hungertode keinen Damm entgegenſtellen und als nun die Belagerer einen Sturm auf allen Seiten der Burg unternahmen, vermochten die kraftloſen Vertheidiger derſelben ihnen keinen genügenden Widerſtand zu leiſten, bald waren die Mauern erſtiegen und der Graf fiel aus vielen Wunden blutend in die Hände ſeiner Feinde. Die Ulmer überließen den Gefangenen der ſtolzen Gräfin, überzeugt, daß dieſelbe ſich und ſie ſattſam an ihm rächen werde. Sie ließ ihn vor ſich führen und rief ihm höhniſch zu, jetzt habe ſie ſchon ſein Gut und ſein Schloß verſchlungen, nun wolle ſie auch noch ſein Leben verſchlingen. Damit ließ ſie ihn fortſchaffen und nach Mömpelgard bringen und dort in einen feuchten, tiefen Keller, den tiefſten, den ihre Verließe dort aufzuweiſen hatten, einſperren. Hier ſchmachtete er in tiefſter Verlaſſenheit, ohne einen Lichtſchimmer oder einen lebenden Menſchen zu ſehen bei Waſſer und Brod, zwar nur wenige Jahre, allein der ſchreckliche Kerker machte ihn zum Greiſe, ſein Haar ergraute, ſein Blick verlöſchte und er mußte ſich geſtehen, ſeine Feindin habe auch ſein Leben verſchlungen. Endlich ſchlug aber die Stunde ſeiner Erlöſung. Eines Tages raſſelte die ſchwere Eiſenthüre, herein traten zwei Geſtalten, die den Grafen raſch entfeſſelten und ihn hinauf geleiteten aus dem Reiche der Finſterniß ins reine volle Tageslicht. Allein hier ſchlug er geblendet die Augen nieder, lange dauerte es bis er ſich allmälig wieder daran gewöhnen konnte, hinauszublicken in das friſche Grün der Auen und Wälder. Da weckte ihn aus dem tiefen Jammer, der ihn überkam, eine bekannte Stimme, es war die ſeines

Leibknappen. Von ihm erfuhr er, daß seine Feindin gestorben sei, daß ihm seine Burg wieder gehöre und seine Vasallen hierher gekommen seien um ihn im Triumphe dorthin zurückzuführen. Gleichzeitig war ein reisiger Zug, das Banner der Hohenzollern in seiner Mitte, vor dem Gefängniß aufgeritten, zwei Edelknaben führten ihrem Gebieter ein auserlesenes Schlachtroß vor, zwei andere kleideten ihn wieder in ritterliche Gewänder. Als nun der Graf Gott gedankt, schwang er sich auf sein Roß und rief: „Ich habe in meinem Kerker das Gelübde gethan, so mich der Herr aus der Gefangenschaft erlösen werde, wolle ich eine Pilgerreise ins gelobte Land machen, ich kehre also nicht auf meine Burg zurück, sondern ziehe nach Palästina in Gottes Fehde, einer heiligen Sache will ich fortan meine noch übrige Kraft weihen, und wer mir folgen will, der nehme seinen Helm und sein Schild und ziehe mit mir!" So sprach der Graf, seine Vasallen aber schlugen klirrend die Waffen zusammen und riefen: „er möge sie führen, wohin er wolle, sie würden nicht zurückbleiben!" Er gelangte auch ohne weitere Fährlichkeiten hin nach Palästina und die alte Kraft schien in seine Glieder zurückgekehrt zu sein, als aber das Schiff an der Küste vor Anker ging, war er der erste am Strande. Da spürte aber seine Brust zum ersten Male die Kerkerluft und ihre Wirkung, sein Leben war nur durch die Aufregung erhalten worden, jetzt nachdem er sein Ziel erreicht hatte, verließen ihn auf einmal seine Kräfte, er sank seinem Leibdiener sterbend in den Arm und rief: „Verschlungen hat sie nun auch mich!"

734. Die weiße Frau zu Zollern.

Auf der alten Burg Hohenzollern läßt sich in den Abendstunden eine weiße Frau in langem wallenden Kleide, ein Schlüsselbund in der Hand, sehen. Sie tritt gewöhnlich aus dem alten Burgthor heraus, schreitet dann zu dem am Fuße der Burg befindlichen Wald hinab, bis sie an einen Felsen kommt, pocht dreimal an, da öffnet sich eine Pforte, sie tritt durch diese in den Felsen hinein in eine weite Halle, wo in großen Haufen Gold- und Silbermünzen aufgehäuft liegen, allein wenn derjenige, welcher ihr nachgegangen ist, wie dies einst ein Jägerbursche, der dem Fräulein gefolgt war, that, sich denselben nähert, so springt auf einmal ein schwarzer Pudel mit feurigen Augen in die Höhe, der ihn durch furchtbares Gebell zurückscheucht.

735. Hans Hödiö.

Im Sigmaringer Oberlande liegt heute noch die Ruine der alten Burg Schazberg. Diese soll von einem italienischen Ritter, welcher aus seinem Vaterlande vertrieben worden war, erbaut worden sein. Derselbe war aber ein arger Raubritter, der mit seiner Bande die benachbarte Gegend, namentlich Hornstein, Dietfurt, Wildenstein unsicher machte. Wenn er dann mit Schätzen beladen zurückkehrte, pflegte er von den Zinnen seiner Burg ein gellendes „Hödiö" erschallen zu lassen. Da verbanden sich die Ritter der Umgegend gegen ihn, stürmten seine Burg und steckten sie in Brand, er selbst aber fiel mit den meisten der Seinigen und ward von den einstürzenden Mauern erschlagen. Seit dieser Zeit sieht man ihn des Nachts als Irrlicht um die Trümmer des Schlosses schweben und hört dabei sein Hödiö durch die Lüfte schallen.

736. Der Heiligenweiher.

Auf der fürstlich Sigmaringischen Domaine Kremmensee im Oberamte Haigerloch befindet sich ein tiefer schwarzer See, der Heiligenweiher genannt. An der Stelle desselben soll früher ein Nonnenkloster gestanden haben, weil aber die Bewohnerinnen desselben in Ueppigkeit und Laster versanken, begab es sich, daß bei einem furchtbaren Unwetter einst sich die Erde öffnete, das Kloster in die Tiefe hinabgerissen ward und an der Stelle dieses Erdfalls sich ein See bildete. Man sagt, daß im Sommer, wenn in Folge der Dürre das Wasser sinkt, tief unten auf dem Grunde desselben das Klostergebäude noch zu erkennen ist. Zuweilen kommen aus dem See ein oder zwei Klosterjungfrauen hervor, gehen in das nahe Städtchen, kaufen dort mit alten Goldmünzen sich Nahrungsmittel oder andere Bedürfnisse ein und kehren dann nach dem See zurück. Einst folgte ein Fleischerbursche einem solchen Fräulein, da sah er unter ihrem Kleide Ziegenfüße hervorschauen und natürlich lief er angsterfüllt davon, denn er wußte nun, weß Geistes Kind das Weibsbild war.

737. Ritter von Neunegg zu Glatt.

In der Kirche zu Glatt steht ein altersgrauer Denkstein, ein Ritter in knieender Gestalt betend. Dies ist das Bild eines Ritters von Neunegg, dem einst das Schloß zu Glatt gehörte. Früher hing auch noch sein Helm und Speer daselbst, allein jetzt ist nichts mehr davon übrig. Die Inschrift sagt: „Wer weiter kam als er, häng' seine Lanze her!" Dies bezieht sich darauf, daß dieser Ritter von Neunegg zur Zeit der Kreuzzüge den Bitten seiner treuen Gattin entgegen zum h. Grabe zog, aber dort in einer Schlacht gegen die Saracenen gefangen und lange Jahre in Sclavenketten gehalten ward, bis Gott auf sein flehendes Bitten ihm Gelegenheit zur Flucht bot. Dieselbe gelang ihm auch, er sah seine heimathlichen Berge wieder, allein nachdem er sein treues Weib noch einmal in seine Arme geschlossen hatte, legte er Schwert und Lanze ab und ward ein Mönch.

738. Maria-Zell.

Hoch auf einem Felsen bei Hechingen liegt das kleine Kirchlein Maria-Zell. Dorthin wallen noch heute auf beschwerlichem Pfade aus dem Thale herauf zahlreiche Pilger nach dem Bilde der h. Jungfrau, welches dort aufgestellt ist. Einst beschlossen die Bewohner des im Thale liegenden Dörfchens das Kirchlein abzutragen und es unten in der Ebene zur bessern Bequemlichkeit der Gläubigen aufzubauen. Gesagt, gethan, man trug es ab und schaffte alle seine Mauersteine hinab ins Thal. Siehe da sah in derselben Nacht ein Hirte, welcher bei seiner im Freien gebliebenen Heerde wachte, wie ein Chor von Engeln vom Himmel herabstieg und sämmtliche Bausteine wieder hinauf auf die Höhe des Berges schaffte und als der Morgen anbrach stand das den Tag zuvor abgebrochene Kirchlein wieder so fest da wie zuvor und sendete die Klänge seiner Glocke hinab ins Thal.

739. Kloster Beuron.

Im Waldesdunkel des Donauthales steht das Kloster Beuron. Man erzählt über die Ursache, welche dasselbe gerade an dieser Stelle erbauen ließ,

folgende Sage. Einst jagte der Besitzer dieser Gegend, der Graf Gerold von Bussen, während eines schweren Gewitters in dem Walde, welchen die Donau bespült. Da fuhr ein furchtbarer Blitz herab, sein Pferd scheute und schleifte seinen Reiter, der mit dem Fuße im Bügel hängen blieb, über Stock und Stein den Berg herab. Schon glaubte er, sein letztes Stündlein sei gekommen, da schaute er noch einmal hinauf in die nun wieder blau gewordenen Wolken, siehe da sah er in denselben silberglänzend die Gebäude eines Klosters stehen und da in demselben Augenblicke auch das Roß seinen rasenden Lauf hemmte, gelang es ihm aus dem Bügel zu kommen und so war er gerettet. Zum Dank aber für dieses Wunder erbaute er an derselben Stelle, wo er das Gesicht gesehen hatte, das Kloster Beuron.

740. Hagenmann.

Bei Hechingen läßt sich im Walde ein Gespenst sehen, welches das Volk Hagenmann nennt. Es erscheint den dort Holz sammelnden Leuten in mancherlei Gestalten, bald als Riese, bald als Bauer, bald als ein alter Mann, der seinen Kopf unter dem Arme trägt. Seinen Namen hat es von einem Gastwirth zu Hechingen, der den dasigen Gasthof zum Ochsen besaß und durch seine Habsucht allen seinen Nachbarn ein Greuel war. Er betrog alle Fremden, die bei ihm einkehrten, aufs Frechste, kein Armer erhielt die geringste Gabe von ihm und sein Gesinde wußte er stets um den verdienten Lohn zu bringen. Endlich starb er und als man seinen Sarg aus dem Hause trug, siehe da schaute er, wie er leibte und lebte, aus dem Giebelfenster heraus und sah seinem eigenen Leichenzuge nach. Von diesem Augenblicke an aber hatte Niemand im Hause mehr vor diesem Spuckgeiste Ruhe, bis endlich der Besitzer desselben einen berühmten Teufelsbanner, einen Franziskaner kommen ließ, der ihn in eine Flasche bannte und diese wohlversiegelt in den benachbarten Wald trug und dort vergrub. Seit dieser Zeit verschwand er aus jenem Hause, geht aber dafür in dem Walde um, wo er die Leute erschreckt, ihnen aufhockt und sich von ihnen den Berg hinauftragen läßt; oben angekommen, springt er mit Hohngelächter ab. In demselben Walde geht aber auch des Nachts noch ein anderes Ungethüm, das sogenannte Mühlethier um, welches namentlich durch Geheul die Vorübergehenden schreckt und eine Art Wehrwolf zu sein scheint.

741. Das Eulengrubenweiblein.

Bei dem Dorfe Unterschmeien in der Nähe des Einflusses der Schmiecha in die Donau ist ein großer Erdfall, welcher den Namen „Eulengrube" führt. Oft sehen nun Leute, welche hinunter in das Donauthal gehen, ein Weiblein, fast in Zwergesgestalt, das dort aus der Tiefe heraufsteigt, am Wege stehen. Sie fragt die Vorübergehenden, wo der Weg nach Unterschmeien hingeht, sagt man es ihr, so fragt sie immer wieder von Neuem. Fragt aber ein Fremder sie, so zeigt sie ihm einen falschen Weg, so daß er Tage lang in der Irre herumläuft. Manchmal kommt sie auch aus dem Walde heraus und setzt sich unter die Feldarbeiter, wenn diese frühstücken, bringt ihr Brod heraus und ißt davon, bietet auch Andern davon an, allein es hütet sich Jeder, etwas davon zu genießen, und läßt sie ein

Stück davon liegen, so pflegt man Erde darauf zu werfen. Jetzt wo der Erdfall immer mehr zusammenstürzt und sich verengt, sieht man sie seltner.

742. Die Heiligenkreuzlinde am Hohenzollern.

(S. Barth, Hohenzoll. Chronik S. 149 ꝛc. Poetisch behandelt v. L. Egler, Aus der Vorzeit Hohenzollerns. Sagen u. Erzählungen. Sigmaringen [1861] in 8°. S. 86 ꝛc.)

Als Graf Friedrich der Aeltere auf dem Hohenzollern wohnte, geschah es, daß derselbe ein Armbrustschießen veranstaltete, zu dem er aus nah und fern eine Menge Ritter einlud. Den Siegespreis sollte seine schöne Tochter Adelheid, welche sich allerdings dem Herrn verlobt hatte, dem besten Schützen reichen. Nun hatte aber der Graf einen Hofjunker, Namens Berthold von Mildenstein (nach Andern hieß er Wilhelm von Hohenberg), welcher im Geheim in die Tochter seines Herrn verliebt war. Derselbe hätte nun gar zu gern am andern Tage als Sieger vor ihr gekniet und den Dank aus ihren schönen Händen empfangen, allein hierzu war keine Aussicht, denn er verstand besser mit der Harfe als der Armbrust umzugehen. Kummervoll wanderte er also am Abend durch den finstern Wald, als auf einmal ein Mann in einem rothen Mantel vor ihm stand. Derselbe fragte ihn in mitleidigem Tone, was ihm fehle, und als den Junker ein geheimes Grauen vor dem Fremden anwandelte und er nicht antwortete, so sagte ihm dieser frank und frei, er wisse wohl, wo der Schuh ihn drücke, könne ihm auch helfen. Da faßte der Junker sich ein Herz und frug ihn, was er thun solle. Der Rothmantel aber sprach, er solle seinen Bogen nehmen, sich der großen Linde am Fuße des Hohenzollern, in deren Wipfel ein Bildstock mit dem gekreuzigten Erlöser angebracht war, gegenüber aufstellen und dreimal ohne Zagen mit einem und demselben Pfeil auf dasselbe schießen: diesen Pfeil solle er bewahren, denn von Stund an werde derselbe stets das fernste Ziel treffen. Zwar wies der Junker anfangs den höllischen Versucher mit scharfen Worten zurück, allein derselbe reizte ihn durch spöttische Worte so, wußte ihm die Folgen seines Sieges so süß vorzumalen, daß er zuletzt nachgab und das Bubenstück zu thun versprach. Als nun die Mitternachtstunde herankam, da stand auch der Junker mit der Armbrust vor der Linde und das Licht des Mondes bestrahlte hellleuchtend das Crucifix. Schon hob er die Armbrust empor um nach dem Bilde zu schießen, da trat plötzlich aus dem Dickicht ein graues Männlein, fiel ihm in die Arme und hieß ihn einhalten in seinem Frevel und bedenken, was er thun wolle, „er solle lieber ihn zur Zielscheibe nehmen", meinte er. Der Junker aber stieß ihn erbost mit dem Fuße zur Seite, legte an und traf mit dem ersten Schusse das Christusbild am Haupte, mit demselben Pfeile durchbohrte er dann die Füße desselben und der dritte Schuß traf die Seitenwunden. Aber wehe, als er den Pfeil herausziehen wollte, träufelte Blut heraus und das Bild öffnete die Augen und schaute ihn wunderbar schmerzlich an. Da wollte er fliehen, aber seine Füße konnten sich nicht von der Stelle bewegen, vor ihm öffnete sich die Erde und hervor aus dem Schlunde stieg der Rothmantel und riß hohnlachend den Junker mit sich hinab in das fürchterliche Grab.

Am andern Morgen aber war das Wunder der Nacht, man weiß nicht ob durch eines Menschen Mund, auch schon bekannt und Nonnen kamen in Prozession herauf aus Kloster Gnadenthal und holten auf Befehl des Grafen das

Bild um es in ihrem Kloster aufzustellen. Seine Tochter aber nahm den Schleier und betete von Stund an für die Seele des unglücklichen Jünglings. Später aber hat Graf Friedrich von Zollern, genannt der Oettinger, dort im Thale, wo die Linde stand, ein Kirchlein bauen und darin jenes Bild aufstellen lassen. Das ist die Heilig-Kreuz-Kapelle.

743. Die Jungfrauen auf der Schalksburg.

In der Nähe der Würtembergischen Oberamtsstadt Balingen liegen auf hohem Felsen die Trümmer der alten Schalksburg, einst der Sitz der Grafen von Hohenzollern-Schalksburg. Auf diesem Felsen ist es nicht geheuer, denn dort soll eine weiße Jungfrau sich zuweilen sehen lassen. Einst ging eine arme Frau im Spätherbste mit ihrem kleinen Sohne auf den Schloßberg, um dürres Holz für den Winter zu sammeln. Sie verlor ihren Knaben aus den Augen, alles Rufen war vergebens, er kehrte nicht wieder, endlich kam er voller Freude durch die Gebüsche herabgelaufen und erzählte, er habe oben aus der Pforte des alten Schlosses ein wunderschönes Mädchen treten sehen, dasselbe habe ihn in ihre Arme geschlossen, einen Kranz von frischem Moose aufgesetzt und diese Rose, die er in der Hand trug, gegeben. Dieselbe hatte einen wunderbaren Glanz und duftete so herrlich, wie die Frau noch keine andere gesehen hatte. Am dritten Tage aber welkte sie und mit ihr starb auch der Knabe. Die arme Frau begrub ihr Kind sammt der Rose in einem einsamen Grabe, und als der Winter vergangen war und der Frühling wieder kam, da sproßte aus dem Grabe ein weißer Rosenstrauch hervor.

Ein anderes Mal stiegen einige junge Burschen früh Morgens hinauf zu den Trümmern der Schalksburg, da erblickten sie zwei wunderliebliche Jungfrauen, weiße Schleier in den Locken, um das Gemäuer wandeln. Auf ihre Frage, wer sie seien, antworteten sie, sie seien zwei ihrer einst begangenen Sünden wegen hierher gebannte Geister, verurtheilt die im Schooße des Berges begrabenen Schätze zu hüten; erlöst könnten sie werden, wenn die Jünglinge einen im Thale mitten unter hohen Tannen stehenden Ahornbaum fällen, aus seinem Stamme eine Wiege höhlen und in diese ein neugetauftes Kind betten würden. Damit verschwanden sie, die jungen Burschen aber eilten den steilen Felsenpfad zum Walde hinab, fanden ohne Mühe den Baum, fällten ihn, ließen den Stamm zerschneiden und eine Wiege daraus bauen. Einst, als die Dämmerung heranbrach, legten sie in aller Stille ein Kind hinein und plötzlich sahen sie die Trümmer der Schalksburg in Feuerstrahlen erglühen und zwei Jungfrauengestalten von der Burg hinauf gen Himmel schweben.

744. Das durchschossene Bild in Wald.

Das Nonnenkloster Wald, welches zwischen Sigmaringen und Ueberlingen liegt, besitzt heute noch ein wunderbares Madonnenbild in seiner Kirche. Dasselbe stand früher nahe am Kloster an der Straße, im Schwedenkriege zog ein Häuflein Schweden hier vorüber, einer derselben, ein gottloser Frevler, nicht zufrieden mit Hand und Mund das Bild zu verhöhnen, nahm die Büchse von den Schultern und schoß das Bild durchs Herz, da öffnete sich die Erde und schwarzer Dampf wie von einem Feuerpfuhle quoll heraus und der Frevler stürzte hinab in den Schlund und krachend schloß sich über seinem

Haupte das grausige Grab. Seine Kameraden aber flohen, so schnell sie ihre Füße tragen wollten, fort von der Stelle des furchtbaren Gottesgerichtes, erzählten aber überall von dem erlebten Wunder und so brachte man denn das Bild in die Klosterkirche, wo es noch ist.

745. Der steinerne Brodlaib zu Neckarshausen.

Einst herrschte eine schwere Hungersnoth im Schwabenlande, Noth war in den Hütten der Armen und den Schlössern der Reichen. Da pochte ein zum Gerippe abgemagerter Bettler an die Pforte der Burg Neckarshausen und flehte um Gottes willen um ein Stücklein Brod, die Edelfrau aber sprach zu ihm hartherzig, „sie lebe selbst in Mangel, besitze selbst nur noch ein Brod, welches sie für sich und ihre Leute bedürfe, sei es nicht wahr, so möge ihr sämmtlicher Vorrath zu Stein werden!" Kaum war derselbe kummervoll fortgewankt, da rief die Edelfrau ihre Diener und hieß sie den Bettler zurückrufen, er möge wohl ein Bote von Gott gesandt gewesen sein, sie zu prüfen. Nirgends war aber eine Spur von ihm aufzufinden und als sie am andern Morgen ihren Schrein öffnete, war der dort verborgene Brodlaib zu Stein geworden. Grausend trug sie den Steinlaib hinab zur St. Ulrichs-Kapelle und schenkte um den Herrn zu versöhnen all ihr Gut den Armen. Längst ist das Schloß verschwunden, in der Kapelle aber kann man heute noch den Brodlaib in die Wand gefügt schauen.

746. Der Engelgroschen.

Bei Belsen steht tief im Walde eine Kapelle, in welcher Holzläufer und Wanderer ihre Andacht zu verrichten pflegen. Einst war eine arme Frau aus der Umgegend in diesen Wald gegangen um dürres Holz zusammenzusuchen und hatte ihren kleinen Knaben, den sie mitgenommen, aus den Augen verloren. Plötzlich zog ein schweres Gewitter herauf, sie mochte rufen, wie sie wollte, der Knabe kam nicht. Als das Unwetter vorübergezogen war, fing sie von Neuem an zu rufen und zu suchen, endlich kam sie auch an die Kapelle, trat hinein, siehe da lag ihr Knabe auf den Stufen des Altars, aber er war todt, in seiner Hand jedoch hielt er eine glänzende Silbermünze. Dies war ein sogenannter Engelgroschen, den, wie man sagt, die Engel dafür geben, wenn sie den Eltern ein Kind vor der Zeit entführen.

747. Die Gründung des Klosters Stetten.

Im sogenannten Gnadenthal steht noch heute das frühere Nonnenkloster Stetten, welches aber gegenwärtig eingegangen ist. Die Gründung desselben knüpft sich an folgende Sage. Zur Zeit des letzten Hohenstaufen, Conradins von Schwaben, lebte auf dem Hohenzollern ein Graf von Zollern, ein wilder und kriegerischer Mann, der weithin in den Schwabengauen ob seiner Grausamkeit gefürchtet war. Endlich aber zähmte ihn die Liebe. Einst war er auf dem Schlosse des Grafen von Dillingen zu Gaste, da sah er die schöne Tochter desselben. Sehen und Lieben war eins und schon seiner Stellung im Leben wegen erhielt er keinen Korb. Die fromme Gattin führte ihren Mann auf andere Wege und bestimmte ihn auch nach Rom zu ziehen und den heiligen Vater um Vergebung seiner Sünden zu bitten. Dieser legte ihm als Buße auf, täglich aus einem Todtenschädel als Becher zu trinken und stets auf

seiner Tafel eine Schlange herumkriechen zu lassen, oder aber ein Kloster zu erbauen. Er wählte das Letztere. In der Nähe des Hohenzollern stand im Thale eine Kapelle zu Ehren St. Johannis erbaut und daneben eine Linde, in deren Stamm ein Bild der Gnadenmutter eingefügt war, dorthin gingen beide Gatten oft um zu beten. In demselben Thale, aber etwas entfernt davon, wollten sie das Kloster erbauen, schon hatte man an dem erwählten Platz viel Baumaterial zusammengeschafft, siehe da lag eines Morgens Alles weg davon neben der Kapelle. Der Graf hielt dies für ein Zeichen des Herrn und baute nun das Kloster neben dem Kirchlein, das ist das Kloster Stetten gewesen, in welches die Gräfin später selbst als Nonne eintrat und wo sie am Chore vor dem Hochaltar begraben liegt.

748. Das Narrengericht zu Grosselfingen.

(S. Egler a. a. O. S. 223 ꝛc.)

Bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts bestand zu Grosselfingen in Hohenzollern-Hechingen ein jährlich wiederkehrendes Volksfest, welches das Narrengericht hieß und folgenden Ursprung hatte.

Eine halbe Stunde von Grosselfingen stand vor langen Jahren die Burg des Herrn von Bubenhofen auf einem sargförmigen Hügel. Als hier die Brüder Conrad und Hans von Bubenhofen wohnten, grassirte gerade in einem großen Theile Deutschlands eine furchtbare Pest, welche insbesondere auch in Hohenzollern unter dem Landvolke schreckliche Verwüstungen anrichtete, zunächst aber Grosselfingen und die Umgegend desselben heimsuchte. Die zwei Brüder verließen in Folge davon ihren bisherigen Wohnsitz und suchten Sicherheit in der am Meere gelegenen Stadt Venedig. Als sie indeß wieder aus Italien zurückkehrten, forderte die Pest immer noch zahlreiche Opfer unter ihren Unterthanen, und da die Aerzte riethen, die herabgestimmten Gemüther durch Gesang, Musik und Spiel wieder aufzuheitern, so führten jene das sogenannte venetianische Narrengericht hier ein. Sie gaben demselben eine religiöse Grundlage, damit es von Dauer sein sollte. Eine Originalurkunde der Feststiftung ist nicht mehr vorhanden, aber verschiedene Abschriften, datirt vom 16. Februar 1718 und 16. Februar 1740. Die Gründer legten ein Stiftungskapital von 54 Gulden nieder, um alljährlich am Jahrestag für alle incorporirten Mitglieder dieses Narrengerichts durch ein Seel- und Lobamt nebst einer Messe den Stiftungstag zu feiern. Zuerst ward als Jahrestag der Montag post dominicam sexagesimae, dann aber der Donnerstag vor der Fastnacht, der sogenannte armselige Donnerstag angesehen. Nach 30jähriger Pause ward das Fest zum ersten Male wieder am Jahrestage im Jahre 1854 abgehalten.

Am Tage des Festes wird Morgens um halb neun Uhr ein Gottesdienst in der Pfarrkirche abgehalten; nach demselben begeben sich die Mitglieder in ihre Wohnungen, um sich je nach ihren Funktionen zu dem Feste zu costümiren. Ist dieses geschehen, so versammeln sich die Mitspielenden, deren Anzahl mehrere hundert Personen beträgt, vor der Wohnung des Narrenvogts, um denselben abzuholen und in das Gerichtslokal zu begleiten. Der Zug bewegt sich in folgender Ordnung: voraus ziehen die Läufer, auf diese folgen der Spielmann, die Zimmerleute, Bergknappen und Reiter, der Stallmeister und Fahnenschmied, die Butzen in ihrer höchst komischen Kleidung,

die Schützen oder Wegräumer (die Fußgänger hüpfen wie Polkatänzer), der Narrenvogt mit Scepter und Krone, begleitet von Edelknaben, Leibhusaren und Heiducken ꝛc. Darauf folgen die Gerichtspersonen, Fouriere, der Fähndrich, Oberst und Platzcommandant, Grenadiere, Husaren, Jäger, Gärtner, Bäcker und Metzger. Den Zug schließen die Geiger und Profoße. Die Hanswürste umschwärmen fortwährend den Zug und ergötzen durch ihr komisches Geberdenspiel und ihre witzigen Einfälle. Beim Wirthshause oder Gerichtslokal bleiben Läufer, Schützen, Butzen u. s. w. zurück und die Gerichtspersonen nebst den Dienern betreten den Gerichtssaal, woselbst dieselben ihre schon bestimmten Plätze einnehmen. Das Narrengericht besteht aus etwa zwanzig Personen; an der Spitze desselben steht der Narrenvogt, der Major, der Ankläger, der Redmann oder Vertheidiger. Die Gruppirung zeichnet die Art der Gerichtsbarkeit des venetianischen Staates, welchen hier das ganze Dorf mit seinem Weichbilde ausmacht. Die komischen Vorstellungen und Handlungen haben die Hauptrolle und dienen den Zuschauern zur Unterhaltung. Jeder Stand hat seinen Anführer; die Ordnung, welche wirklich musterhaft ist, wird jedoch nur von den Mitgliedern ersten Ranges überwacht. Vor das Gericht kann jede Person geführt werden, welche im venetianischen Gebiete betreten wird. Uebrigens kann man auch einem der vielen herumstreifenden Diener den Wunsch ausdrücken, vorgeladen zu werden. Jeder Vorgeladene wird auf seinem Hin- und Hergange, je nach seinem Range, von einer größern oder kleinern Mannschaft begleitet. Wer es wagt, zu entspringen, wird verfolgt und ein sicheres Entkommen ist bei der Schnelligkeit der Gerichtsdiener unmöglich. Die Verhandlungen des Narrengerichts sind sehr ergötzlich und zeigen deutlich, welch großer Fond von Scharfsinn im Volke ruht. Nie wird es einem der Angeklagten, wie klug und witzig er auch immer sei, gelingen, sich durch Ausreden und Vorwände frei zu machen. Jede Vertheidigung wird wieder von Seite des Anklägers durch ein wohlbedachtes Schlagwort entkräftet. Wer sich durch besondere Gelehrsamkeit auszeichnen will, wird vor dem Narrengerichte immer eine fatale Rolle spielen, da derselbe unter den Händen des Gerichtsarztes wider Willen zum Narren gestempelt wird. Während des Verhöres und der Vertheidigung, sowie beim Ausspruche des Urtheils zeigt das Gerichtspersonal eine wirklich staunenswerthe Ruhe und Feierlichkeit, was Alles, den humoristischen Anklagen und Vertheidigungsreden gegenüber, die Heiterkeit nur noch erhöht. Das Gericht ist befugt, mit 1 bis 1000 Thalern zu bestrafen, sofern der Verurtheilte eine Umwandlung in Geldstrafe verlangt. Ungeachtet aller dieser Bestimmungen ist, wie es sich von selbst versteht, die Höhe des Strafgeldes ganz in das Belieben des Bestraften gestellt. Zum Mindesten wird von dem Eingeführten ein Paß gegen Bezahlung verlangt, um ungehindert im venetianischen Garten wandeln zu können. Zuweilen wird auch ein Delinquent mit einer Summe „langer Gulden" bestraft. Derselbe wird auf den Platz vor dem Gerichtshause geführt, auf eine Bank gelegt und es wird ihm dann in Form von Prügeln die dictirte Anzahl langer Gulden mit einer Pritsche aufgemessen. Während das Gericht, wie schon bemerkt, im Saale die drolligsten und spaßhaftesten Dinge in feierlicher Weise verhandelt, wird der größere Theil des Publikums vor dem Gerichtshause durch die Hanswürste, Butzen und Geiger unterhalten. Die Letztern haben gewöhnlich nur eine Saite auf ihrem Instrumente und

singen allerlei drollige Liedlein, welche sie indessen nie ganz vollenden, da sie immer wieder neue Stückchen beginnen. Den Buzen besteht ein altes Gesetz: „Sie sollen wohl Acht haben auf die, so ihre Weiber schlagen, wenn Einer solches hat gethan, wird Er empfangen seinen Lohn; Er kann sich besinnen wohl, das Angesicht wird ihm bestrichen mit Ruß und Kohl.“ Den Schlußtheil des Festes bildet der „Sommervogel.“ An dem Geländer der Brücke ist nämlich eine ziemlich hohe Stange angebracht, auf deren Spitze in einem Neste sich eine weiße Taube befindet. Um dieselbe vor Räubern, welche beständig die Brücke umschwärmen, sicher zu halten, sind Diener angestellt, welche mit langen Ruthen die Verdächtigen zurücktreiben. Die Schelme wissen jedoch die Wachsamkeit der Diener durch allerlei Spiele und endlich auch durch Getränke zu schwächen und zu stören, so daß es möglich wird, des Sommervogels habhaft zu werden. Die Räuber fliehen und den Wächtern tritt erst jetzt der Betrug vor Augen. Die Gerichtspersonen werden von dem „Unglücke“ in Kenntniß gesetzt, die Läufer und Diener verfolgen die Räuber nach allen Seiten. Indessen belagern die Hanswürste und Buzen die Brücke und den Abhang und geberden sich verzweifelnd unter dem beständigen Klagerufe: „Der Sommervogel ist gestohlen, jetzt wird's gar nimme: Sommer!“ Nun werden unter allgemeinem Jubel die Räuber wieder eingebracht. Der Vogel ist gerettet und kommt wieder zur Stelle. Ueber die Diebe wird ein besonderes Gericht gehalten und sollen dieselben den Wassertod sterben. Sie werden auf den Richtplatz und zwar vor den Brunnen des Dorfes geführt, woselbst ihnen das Todesurtheil verkündet und über sie der Stab gebrochen wird. Vor der Exekution wird jedoch das Wasser mittelst eines brennenden Strohwisches gewärmt, worauf dann die Verurtheilten (gewöhnlich zwei) in den Brunnen geworfen werden. Die Gebadeten stellen sich, da der Brunnen nicht tief ist, im Wasser rasch wieder auf und sprengen mit vollen Händen und nach allen Seiten Wasser auf die Nahestehenden zum lauten Ergötzen der Zuschauer. Die Schlußscene bildet die Abnahme des Sommervogels. Zu diesem Zwecke geht der ganze Zug wie beim Beginn des Festes nach der Brücke, es werden in Reime gesetzte Reden gewechselt, welche sich auf die Natur des Vogels beziehen, der nun abgenommen und vom Narrenvogt in der Hand gehalten wird. Endlich, da es sich erwiesen, daß dieses der ächte und wahre Sommervogel sei, erhält derselbe unter allgemeinem Jubel die Freiheit. Nun wird von allen Anwesenden ein Lied gesungen, welches den Zweck des Narrengerichtes und alle seine Handlungen zum Inhalte hat.

749. Das Bräutlen.

(S. Egler S. 229.)

Ein anderes Fastnachtsspiel ist das sogenannte Bräutlen in Sigmaringen. Jeder Neuvermählte aus dem ganzen verflossenen Jahre wird von den Bräutlern, welches unbescholtene Bürgerssöhne der Stadtgemeinde sein müssen, zu dem Brunnen auf dem Markte geführt und auf einer gesattelten Stange beim Klange eigenthümlicher Musik und bei den drolligen Sprüngen verschiedener vermummter Gestalten um denselben getragen. Ehedem stand auf der Säule des genannten Marktbrunnens das Bild der Gottesmutter Maria. War der junge Ehemann nun mehrere Male in oben beschriebener Weise um den Brunnen getragen, so wurde ihm vor dem Angesichte des Stand-

bildes die rechte Fußspitze gewaschen, andeutend, daß er unter dem Beistande der Beschützerin der Stadt ein rechter und ehrenfester Bürger der Gemeinde sein und alles Unmännliche ablegen und treuer Mannestugend sich befleißigen wolle. Nach Beendigung dieser Fastnachtsfeierlichkeit wurde großentheils auch das sogenannte Narrenbuch verlesen, wobei die während des verflossenen Jahres von Einzelnen begangenen Thorheiten in spaßhafter Weise wieder erzählt werden.

750. Das Eierlesen.

(S. Egler S. 229.)

Im Hohenzollerschen fand sonst am zweiten oder dritten Osterfeiertage, nachdem die religiöse Festlichkeit zuvor den Reigen eröffnet hatte und dieser die Familienfreude gefolgt war, eine allgemeine Volksbelustigung, die große Feier des Auferstehungsfestes statt. Auf dem gewöhnlichen Spiel- und Sammelplatze der Gemeinde (im Sommer gab es keine Wirthshausgesellschaften) traf sich an dem besagten Tage Nachmittags fast die ganze Einwohnerschaft. Stämmige junge Burschen traten vor, einen Korb mit Eiern, welche letztere sie sich zuvor in den Häusern des Ortes erbeten hatten, in ihrer Mitte. Nun wurden diese Eier in zwei Reihen neben einander, jedes Ei einen oder mehrere Schritte von dem andern entfernt, auf die Erde gelegt. Als dieses geschehen war, traten zwei gewandte Jünglinge hervor, jeder mit einer Anzahl Freunde und bestimmten: „während der Eine die Eier, eines nach dem andern, in gewissen Zwischenräumen aufnehme, und sie wieder in den Korb bringe, wolle der Andere den Weg zum nächsten Dorfe, zur nächsten Stadt ꝛc. hin und zurück machen". Die Partheien ordneten sich, bestimmten den Preis und auch ein Schieds- und Preisgericht. Jetzt wurde ein Zeichen gegeben und die zwei Bewerber setzten sich in Bewegung. Als endlich dieser oder jener der Preisbewerber als Sieger auftreten konnte, erhielt er die Eier und es wurde ihm auf alle mögliche Art Lob und Beifall gezollt.

751. Der Pfingstlümmel.

(S. Egler S. 260.)

Am dritten Tage des hohen Pfingstfestes Nachmittags zogen im Hohenzollerschen die Jünglinge in den grünen Wald. In geordnetem Zuge ritten sie darauf wieder in das Dorf ein, voran der Maienführer. Dieser trug ein schlankes belaubtes Bäumchen. Auf dem Hauptplatze des Dorfes angekommen, hielt er eine lange Rede in Versen von der jungen Natur, ihren Schönheiten und Freuden. Nun tummelte ein Anderer in seltsamer Tracht sein Roß in die Schranken; es war der Astronom, ihm folgten die „Schwarzkünstler", dann der „Koch", der „Kellner" und andere, jeder nach seiner Stelle gekleidet und in possierlichen Reimen seinen Stand, seine Kunst und Geschicklichkeit preisend. Den Schluß des Zuges der wohlberittenen Schaar bildete der sogenannte Pfingstlümmel. Er war ganz in grüne Zweige gehüllt und wurde nun zum nächsten Brunnen geführt, um ins Wasser geworfen zu werden. Doch kaum war dies geschehen, so entledigte sich der Lümmel seiner Zweige, tauchte sie nochmals tief ins Wasser und trieb so einen ganzen vollen Regenguß auf die Zuschauer, die sich rasch aus dem Staube, oder vielmehr aus dem Regen machten.

752. Das Feuerſpringen.

(S. Egler S. 231.)

Das Feuerſpringen, welches noch in einigen Ortſchaften des Hohenzollerſchen Oberlandes angetroffen wird, ſtammt wahrſcheinlich aus dem Heidenthume. Bekanntlich brachten die alten Deutſchen dem Sonnengott zur Zeit der Sonnenwende durch hochauflodernde Feuer, die ſie auf Höhen und Bergſpitzen anzündeten, ihre Huldigung dar. Die ſpätere chriſtliche Zeit beſtimmte hierzu den Vorabend des 24. Juni, an welchem das Feſt Johannis des Täufers gefeiert wird. An beſagtem Abend zog die Jugend aus Stadt und Dorf, mit Reiſig und Holz wohl beladen, dem höchſten Punkte des Ortes zu. Ihnen folgte der größte Theil der Einwohnerſchaft. Auf dem Platze angekommen, wurden die Brennſtoffe aufgeſchichtet und das ſogenannte Zinkenfeuer angezündet. Es ſtellte ſich nun die männliche Jugend eine Strecke hinter der hoch emporlodernden Flamme auf und nach dem Commandoworte eines Führers ſetzte Einer nach dem Andern über die Flammen, wobei es mitunter poſſierliche und verunglückte Sprünge gab. Mit dem Klange der Abendglocke nahm dies Spiel ein Ende.

753. Das Votivbild an dem Schloßthore zu Sigmaringen.

(Poetiſch behandelt von Egler a. a. O. S. 147 ꝛc.)

Ueber dem Portale des Schloßthores der alten Sigmarsburg in Sigmaringen ſieht man das ſteinerne Bild der Gottesmutter, welche den Leichnam ihres Sohnes im Schooße hält; daneben kniet ein Ritter mit entblößtem Haupte und mit zum Gebete gefalteten Händen. Es iſt dies ein Sühnbild, welches ſich auf folgende blutige That bezieht.

Auf der Sigmarsburg und dem benachbarten Heiligenberg wohnte zur Zeit des Kaiſers Maximilian der Graf Felix von Werdenberg, nicht weit davon auf der über der Donau gelegenen Burg Scheer aber Graf Andreas von Sonnenberg. Beide ſtanden hoch in des Kaiſers Gunſt, allein als dieſer zur Hochzeitsfeier des Herzogs Ulrich von Würtemberg mit der Herzogin Sabina von Baiern den Grafen Eitel-Fritz von Hohenzollern, den Grafen Sigismund von Lupfen und den Werdenberger als Geſandte abgeſchickt hatte, ſo ergrimmte der Sonnenberger, der ſo ſchon den Werdenberger ſchwer beneidete, ſo ſehr, daß, als dieſem die Ehre zu Theil ward, die Braut zum Altar und Vortanz zu führen, er laut ſeinen Feind ſeiner kleinen Geſtalt wegen beim Vorübergehen verſpottete und als ihn der Werdenberger darüber nachher zur Rede ſtellte, ſprach er: „Was willſt Du Studentlein mir wohl anhaben? legte ich Dir zwiſchen Deine Zähne meinen Finger, würdeſt Du doch nicht den Muth haben zuzubeißen!“ Zwar duldete der Werdenberger für den Augenblick den bittern Hohn, allein er ſann auf Rache. Der Graf von Sonnenberg hatte in Oberſchwaben an der Donau ein Felſenſchloß, der Buſſen genannt, wohin er oft des Vogelfanges wegen zu reiten pflegte. Einſt hatte der Sonnenberger ſich an einem ſchönen Maimorgen auch dahin auf den Weg gemacht, allein der Werdenberger hatte Kunde davon erhalten. Er verſteckte ſich mit einigen Knappen in der Nähe der Donau, bei Hunderſingen in einem Dickicht, und als der nichts ahnende Graf von Sonnenberg vorüber kam, überfiel er ihn und ohne ihm Zeit zur Beichte zu laſſen, ermordeten ihn des Werdenbergers Leute mit zwanzig Stichen. Zwar ge-

währte dem Mörder des Kaisers Vorliebe für ihn Straflosigkeit, zwar versuchte er durch Buße den Zorn des Himmels zu versöhnen, allein bald darauf traf ihn zu Augsburg das Strafgericht Gottes, eines Morgens fand man ihn plötzlich in seinem eigenen Blute erstickt. Da er ohne Beichte und Absolution gestorben war, hat man ihm jenes Votivbild errichtet.

754. Die Geistermesse in der Kapelle zu Nieder-Hechingen.

Bei Nieder-Hechingen stand ehedem eine dem h. Martinus geweihte Kapelle am Ufer der Starzel, umgeben von einem kleinen Friedhofe. So wie die Mitternachtsstunde schlug, sah der vorübergehende Wanderer durch die erhellten Fenster einen Priester am Hochaltar die Messe lesen und ringsherum im Chore eine Menge kleiner Lichter, mit dem Schlage Eins verschwand der Priester und die Lichter zogen aus dem Kirchlein auf den Friedhof und verschwanden hier an den Leichensteinen.

755. Kloster Inzigkofen.

(S. Schönhuth a. a. O. Bd. V. S. 448 ꝛc.)

Ueber dem Bergkamm des linken Donauufers, fast mitten zwischen der Ruine Dietfurt und der Stadt Sigmaringen liegt umgeben von herrlichen Gartenanlagen das ehemalige, erst im Jahre 1856 aufgehobene Kloster Inzigkofen. Dasselbe war dadurch gegründet, daß im Jahre 1254 zwei fromme Mägdlein, Mechtild und Irmgard, aus dem Geschlechte der Söner zu Sigmaringen, um ihre Jungfrauschaft zu bewahren, zuerst ein kleines Häuschen in der Nähe einer dem h. Mauritius geweihten Kapelle erbauen ließen und sich hier in ungestörter Andacht Gottes Dienste weiheten. Nach wenigen Jahrzehnten vermehrte sich durch den Zutritt Gleichgesinnter diese kleine Versammlung frommer Frauen bis auf zwölf Personen. Da entschlossen sie sich, vom Geiste Gottes getrieben und weil das kleine Häuschen nicht groß genug für sie Alle war, ein förmliches Klösterlein zu gründen. Als sie nun dasselbe in das Thal hinab nach Laiz hin bauen wollten, haben Engel das Baumaterial, welches auf die Ebene, genannt Blaufels, bereits geschafft war, bei der Nacht mit vielen Lichtern auf die Stelle getragen, wo nunmehr das Kloster steht. Dieses Wunder wirkte aber so sehr auf das Gemüth des Grundherrn, des edlen Eckard von Reischach, daß er die ganze Hofstatt mit allem Zubehör den geistlichen Frauen (1391) schenkte. Späterhin ist aber hier eine Klosterfrau Namens Ursula gewesen, so ein uneheliches Kind eines gewissen Michael von Reischach war, die in hohen Ehren hier gehalten ward. Als nun aber ihr Vater im Jahre 1407 auf seinem Schlosse Gaienhofen verrätherisch ermordet worden war, bat sie täglich inbrünstig für das Heil seiner abgeschiedenen Seele gebetet; eines Tages aber ist lange nachher eine von Schienen, die einen aus dem Geschlechte der Mörder ihres Vaters zum Mann hatte, mit ihrem Kinde ins Kloster gekommen, Frau Ursula hat ohne es zu wissen dieses Kind geherzt und geküßt, und wie sie erfahren, daß es von dem Mörder ihres Vaters stamme, ist ihr dies so zu Herzen gegangen, daß ihr das Blut zu Mund und Nase herausschoß und sie sofort des Todes war.

Späterhin sollten einmal mehrere fromme Mädchen, welche Christi Bräute werden wollten, hier eingekleidet werden. Schon waren sie in die hohe Kirche

gezogen, schon tönten die frommen Weihegesänge der Schwestern, schon umhüllte sie der Ordensschleier, da ertönte auf einmal aus ihrer Mitte ein Jammergeschrei. Es kam von den Lippen eines Mädchens, das aus weiter Ferne von Graubündten hierher gekommen war. Sie hatte zufällig das in der Kirche aufgehängte Bild des h. Fidelis erblickt, da rief sie bebend aus: „Hier vermag ich nicht zu bleiben, wo ich den täglich anschauen muß, mit dessen Blute meine Familie sich einen schweren Fluch aufgeladen hat, denn einer seiner Mörder war mein Ahnherr!" Damit eilte sie zitternd aus der Kirche. Allein sie konnte von Herzensangst getrieben in keinem Raume des Klosters Ruhe finden, sie zog von dannen und suchte sich in der Nachbarschaft in einem andern Kloster eine Friedensstätte, wo sie ihrer Väter blutiges Verbrechen durch frommes Gebet zu versöhnen suchte.

756. Kloster Inzigkofen.

(Kürzere Sage.)

In dem unter der Sigmarsburg liegenden Thale hatten sich zwei fromme Bürgerstöchter, Irmengard und Mechtildis, niedergelassen und nebst einigen andern sich ihnen anschließenden frommen Jungfrauen ein kleines Kloster gegründet. Bald ward aber das Haus zu klein und sie beschlossen, sich ein größeres Kloster auf dem Blaufels bauen zu lassen. Schon lag alles zum Bau Nöthige auf der Höhe, da sahen die Bewohner der Sigmarsburg des Nachts Engel, umschimmert vom Glanze vieler Lichtlein, das Material dahin tragen, wo heute noch das Kloster Inzigkofen steht.

757. Frankfurts Gründung.

(S. Dietmar. Chron. L. VII. p. 104. Otto Fris. De gest. Frid. I. 43. Croneden der Sassen (Mainz 1492) bei Lersner, Frankfurter Chronik S. 6 u. b. Cuelln, Frankfurter Sagenbuch. Frankfurt a M. 1856 in 8° S. 4. Andere Sagen bei Batton, Territ. Beschr. u. Sagen v. Frankf. Frankfurt 1861 8. I. S. 7 ꝛc.)

Karl der Große führte viele Kriege mit dem mächtigen Sachsenvolke, welches er durchaus zum Christenthum bekehren wollte, allein dieselben wehrten sich tapfer und ob er gleich zuletzt ihrer Herr ward, so brachten sie ihm doch mehr als einmal bedeutende Niederlagen bei. Einst hatte er auch sich mit ihnen geschlagen und mußte vor ihrer Uebermacht fliehen. Da kam er bei Nacht und Nebel denn auch an den Fluß Main, den er aber nicht überschreiten konnte und doch waren die Sachsen hinter ihm und groß war die Noth. Da betete der Kaiser zu Gott und that ein Gelübde, wenn ihn Gott sicher über den Strom führe, wolle er drüben zur Ehre des Herrn eine Stadt gründen. Auf einmal zertheilte sich der Nebel und die Franken sahen eine weiße Hirschkuh mit ihren Jungen durch das Wasser gehen bis an das jenseitige Ufer. Sie folgten ihr nach durch die Furt und kamen wohlbehalten an das andere Ufer, die Sachsen aber konnten den Uebergangspunkt nicht wiederfinden, denn der Nebel hatte sich wieder gesenkt. Als der Kaiser aber drüben wieder seine Krieger beisammen sah, da rief er fröhlich aus: „Hier wollen wir eine Stadt bauen, die soll Franken Furt heißen, dort drüben aber sollen die Sachsen hausen!" und bis auf den heutigen Tag nennt man die Stadt am Main: „Frankfurt und Sachsenhausen", und auf der Sachsenhäuser Brücke, nicht weit von der Stelle, an der die Furt war, steht das Denkmal des Kaisers, des

Gründers der alten Mainstadt. Etwas anders erzählt die Gründung der Stadt die alte Sachsenchronik unter der Aufschrift: „Sunte hulpen barch (mit einem Holzschnitt, darauf ein kahler hoher Berg, auf welchem ein großes Kreuz)" und zwar also.

Kaiser Karl zog mit einem großen Heere gegen die Sachsen, diese waren aber noch stärker und drängten ihn so hart, daß er auf einen hohen Berg floh, der nun der heilige Hülfsberg heißt. Er führte aber allezeit ein Kreuz mit sich, wenn er in den Streit zog, und da er auf diesen Berg floh, setzte er das Kreuz nieder und rief die Hülfe Gottes an, welche ihm auch zu Theil ward, und er ließ das Kreuz auf dem Berge. Darnach ward hier eine Kapelle gebaut, genannt St. Hülfsberg. Während aber der Kaiser auf dem Berge war, floh sein Volk über das Wasser, das da heißt der Main. Da kehrten die Sachsen wieder und riefen: „Franke fort, Franke fort!" Dann bauten sie dort eine Veste und hießen sie Sachsenhausen, in der Meinung, daß sie da hausen wollten. Allein Gott half dem Kaiser, daß er wieder zu seinem Volke kam, er zog wieder gegen die Sachsen und verjagte sie aus der Veste, die sie gebaut und Sachsenhausen genannt hatten und baute auf der andern Seite des Wassers, wo die Sachsen gestanden und gerufen hatten: „Franke fort, Franke fort!" auch eine Veste und nannte sie den Sachsen zum Spott nach den Worten, die sie gerufen hatten: „Frankfort." Daraus ist dann die alte Kaiser- und berühmte Kaufstadt geworden, die von der andern, von Sachsenhausen, durch das Wasser des Mains geschieden wird.

758. Der verteufelte Königssohn.

(S. Enslin S. 9 ꝛc. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 60.)

Nach Karls des Großen Tode gingen die Karolinger mit dem großen Kaiserreiche um genau als wäre es ein Gemüsegärtlein. Da wurden die Beete getheilt, dann wieder vereinigt und nochmals getheilt und abermals getheilt, also daß keiner mehr recht wußte, wem das Stück Krautland gehörte und dort das Stück Rübenfeld. Dabei war aber auch noch Zwist zwischen Vätern und Söhnen und Brüdern und Enkeln, so daß man nicht anders denken konnte, als daß der Teufel zwischen sie Zwietracht gesäet habe und dem war auch so. Da wollte Karls Sohn, König Ludwig der Deutsche, wieder Ordnung herstellen und zeigen, wer Herr im deutschen Reiche sei. Er ließ also seine aufrührerischen Söhne Ludwig und Karl nach Frankfurt kommen, denn er war dorthin gezogen um in seinem Palaste das Weihnachtsfest zu feiern, und da sollten seine Söhne bereuen und sich wieder mit ihrem Vater aussöhnen. Sie kamen auch, allein der Teufel war auch da. Als nun der Kaiser ihnen manches harte Wort über ihren Ungehorsam gesagt hatte, da ward es namentlich seinem Sohne Karl leid, daß er gekommen war. Siehe da verwandelte sich der Teufel in einen Engel des Lichts, trat hin zu Karl und sagte ihm ins Ohr: „Sei ruhig, Männlein, und bleibe, denn Du bekommst doch Alles, freilich will es Dein Vater dem Andern geben, aber das wird der Herr des Himmels nicht zugeben!" Da stieg aber dem Karl die Nachricht ins Gehirn, daß er rasend wurde vor Freude und wie besessen in die nächste Kirche rannte, der Teufel aber ließ nicht ab von ihm, sondern folgte ihm auch dorthin und sagte: „Warum stellst Du Dich wie toll bei so erfreulicher Kunde und weshalb

fliehst Du mich? Dürfte ich Dir denn an diese heilige Stätte folgen, wenn ich nicht ein Gesandter des Himmels wäre, denn wäre ich ein Geist der Hölle, so wäre mir doch hier der Eingang verschlossen!" So glaubte denn Karl dem Versucher, und dieser reichte ihm sogar das heilige Abendmahl mit eigener Hand, allein mit dem Genuß der Hostie fuhr aber auch der Teufel mit in ihn hinein und so hatte Karl wirklich den Teufel im Leibe. Da kamen sein Vater und die Großen des Reichs und die Bischöfe und viele andere Leute um ihn zu suchen, allein er brüllte laut wie ein Thier und schäumte in teuflischer Wuth, schlug um sich und verfluchte sich und alle Uebrigen und wollte Alles zerschlagen. Sechs Männer konnten ihn kaum halten, er riß Wehrgehenk, Schwert, Gürtel und Kleider vom Leibe und warf sie auf den Boden und der Teufel schüttelte ihn immer heftiger und ob auch der Erzbischof zu ihm trat und eine lateinische Messe las, er kam nicht zur Besinnung, sondern schrie immerfort: „Wehe! Wehe!" Da sprach sein Vater Ludwig zu ihm: „Siehst Du nun, mit wem Du Dich verbunden hast, und wie Alles an den Tag kommt, bekenne Dein Verbrechen, ich will Dir vergeben und Gott wird es auch thun!" Als aber der Teufel Gottes Namen Deutsch hörte, da rüttelte er Karl zum letzten Male heftig und fuhr aus. Karl erkannte sein Unrecht und nannte später die Kirche dem Erlöser zu Ehren Salvatorskirche *), weil er darin vom Teufel erlöst worden war.

759. Warum in Frankfurt kein Kind sich ohne Willen seiner Eltern verheirathen dürfe.

(S. v. Lersner S. 59.)

Sonst ist in allen deutschen Städten die Gewohnheit gewesen, daß wenn ein Kaiser oder König in eine solche kam, und einer der bei ihm befindlichen Hofbedienten eine schöne und reiche Bürgerstochter sah, und solche zur Ehe haben wollte, konnte er auf diese Art ohne die Eltern und die Weibsperson selbst darum zu begrüßen sie erlangen, er begrüßte nur den Kaiser darum und dieser schickte seinen Marschall vor ihre Wohnung und ließ durch diesen Folgendes ausrufen:

Höret zu Ihr Herren überall
Was gebeut der König und Marschall
Was er gebeut und das muß sein
Hier ruf ich aus N. N. mit N. N.
Heut zum Leben, morgen zur Ehen
Ueber ein Jahr zu einem Paar.

Nun war unter des Kaisers Hofbedienten auch einer, der sich in des Johann von Goldstein Tochter verliebte und sie zu ehelichen verlangte, welche dann der König auf obgedachte Weise belangen ließ. Da nun der von Goldstein seine Tochter nicht gern von sich gab, trat er selbst vor den König Heinrich, brachte durch verständige Gründe zu Wege, daß ihn der König in Bezug dieser gezwungenen Ehe mit seinem Hofbedienten nicht allein gänzlich absolvirte, sondern auch den vier Wetterauischen Städten deswegen unter dem 14. Januar 1232 das Privilegium ertheilte, daß hinführo alle Eltern von dergleichen gezwungenen Ehen ihrer Kinder befreit sein sollten. Von dieser Verordnung rührte aber in Frankfurt noch die im 18. Jhdt. gebräuchliche

*) Später hieß sie Bartholomäuskirche, jetzt kurz der Dom (s. S. 688).

Gewohnheit her, daß die Kinder am erſten Tage des Monat Mai in einem grünen Wäglein von Haus zu Haus herum fuhren und mit heller Stimme die obgedachten Verſe ausriefen.

760. Der Faulbrunnen und der Grindbrunnen bei Frankfurt.

(S. Lersner, Chronik der Stadt Frankfurt. Frankfurt a. M. 1760 in Fol. S. 8. Berckenmeyer S. 518.)

Bei Frankfurt a. M. iſt ein Faulbrunn von ſtarkem Geruch und Geſchmack, ſo daß einer einen Abſcheu davon bekommen kann. Gleichwohl kann man dieſes Waſſer bei allen hitzigen Krankheiten ohne Schaden nach Luſt trinken. Wenn nun einer, der in demſelben Jahre ſterben muß, an dieſen Brunnen kommt, ſo wird ſein Waſſer trübe.

Nicht weit von der Stadt iſt ein zweiter merkwürdiger Brunnen, deſſen Waſſer einen unangenehmen Geſchmack hat und oben nicht anders anzuſehen iſt, als ob er mit Grindſuppe bedeckt ſei. Doch weiß man aus Erfahrung, daß gerade ſein Waſſer ein Hauptmittel gegen Grind iſt. Darum heißt er der Grindbrunnen (eine Schwefelquelle).

761. Der Hahn auf der Sachſenhäuſer Brücke.

(S. Grimm, Deutſche Sagen Bd. I. Nr. 186 S. 234.)

In der Mitte der Sachſenhäuſer Brücke ſind zwei Bogen oben zum Theil nur mit Holz zugelegt, damit dies in Kriegszeiten weggenommen und die Verbindung leicht, ohne etwas zu ſprengen, gehemmt werden kann. Davon giebt es folgende Sage.

Der Baumeiſter hatte ſich verbindlich gemacht, die Brücke bis zu einer beſtimmten Zeit zu vollenden. Als dieſe herannahte, ſah er, daß es unmöglich war, und wie nur noch zwei Tage übrig waren, rief er in der Angſt den Teufel an und bat um ſeinen Beiſtand. Der Teufel erſchien und erbot ſich, die Brücke in der letzten Nacht fertig zu bauen, wenn ihm der Baumeiſter dafür das erſte lebende Weſen, welches über die Brücke gehen werde, überliefern wolle. Der Vertrag wurde geſchloſſen und der Teufel baute in der letzten Nacht, ohne daß ein Menſchenauge in der Finſterniß ſehen konnte, wie es zuging, die Brücke ganz richtig fertig. Als nun der erſte Morgen anbrach, kam der Baumeiſter und trieb einen Hahn über die Brücke vor ſich her und überlieferte ihn dem Teufel. Dieſer aber hatte eine menſchliche Seele gewollt und wie er ſich alſo betrogen ſah, packte er zornig den Hahn, zerriß ihn und warf ihn durch die Brücke, wovon die zwei Löcher entſtanden ſind, die bis auf den heutigen Tag nicht können zugemauert werden, weil Alles in der Nacht wieder zuſammenfällt, was Tags daran gearbeitet iſt. Ein goldener Hahn auf einer Eiſenſtange ſteht aber noch jetzt zum Wahrzeichen auf der Brücke.

Nachdem im Jahre 1635 *) in der Vitzthumſchen Belagerung dieſer Hahn abgeſchoſſen worden iſt, iſt an deſſen Statt ein anderer aufgeſteckt und in denſelben folgende Verſe auf Pergament geſchrieben inwendig hineingethan worden.

*) S. Lersner. S. 26.

Und war ihm da sein letzter Lohn
Daß ihm die Schwedisch Garnison
Zu Sachshausen damals logirend,
Und die Inwohner wohl vexirend,
Nachdem er lang am Main gewacht
Durch einen Schuß herunterbracht
Dardurch er ins Wasser baden ging
War vorhin nicht gewohnet der Ding
Da man einen neuen gesetzt hat
Der nun vertritt des alten Statt.
Inskünftig auch der kann zeigen an
Wie's gegangen ist dem alten Hahn.
Der neue Hahn ward aufgesetzet hier
Den eilften Tag Januarij
Des nächst darauf folgenden Jahr
Als eben damals Bauherrn waren
Herr Hans Heinrich zum Jungen genannt
Herr Philips Leuthwein auch nach der Hand
Und endlich weiland Herr Hans Hammer
Der kurz zuvor aus diesem Jammer
Ist abgeschieden aus der Welt
Eh' der neu Hahn ward aufgestellt.
Der diesen Rhythmus machen thät
Heißt Johann Flitner ein Poet
In seiner Jugend coronirt
Und mit dem Lorbeerkranz geziert
War im Latein besser: ein Frank
Darum er auch den Wein gern trank.

762. Der Rattenpfennig zu Frankfurt.

(S. Lersner S. 441. Enslin S. 80 ꝛc.)

Zu Ende des 15. Jhdts. hat es in Frankfurt a. M. sehr viele Ratten und Mäuse gegeben und in Folge davon ist der sogenannte Rattenpfennig aufgekommen, ist jedoch keine eigentliche Münze gewesen, sondern hat in einem bloßen Pfennig bestanden und wurde bezahlt aus der Strafkasse der Juden und zwar aus folgendem Grunde.

Im Jahre 1498 hat allhier zu Frankfurt der junge Landgraf Wilhelm zu Hessen mit Fräulein Elisabeth Pfalzgräfin, Tochter Philipps Herzogs in Baiern und Churfürsten am Rhein Beilager gehalten. Erst ist ein wunderbarliches Turnierrennen und Stechen gehalten, dann aber bis zu Mitternacht in einem aus vielen Bretern errichteten Hause ein schöner Tanz und Reigen aufgeführt worden, da ist einem Juden die Lust angekommen, den Tanz mit anzusehen, ist also in einem sammtnen Kleide aufs Herrlichste angethan hierhergekommen und unerkannt durch die wachhabenden Bürger eingelassen, letzlich aber doch erkannt, ergriffen und um eine stattliche Summe Geldes gestraft worden. Das Geld hat man in keiner andern Weise anzulegen gewußt, denn den Juden zu mehrerem Spott und Verkleinern jährlich dazu verordnet, dieweil aber dazumal sehr viele Ratten gewesen, so großen Schaden angerichtet, wer eine solche zwischen 11 und 12 Uhr auf der Brücke gewissen dazu verordneten Personen bringen werde, dem solle man einen Pfennig geben solches jüdischen Geldes, den Ratten aber ward der Schwanz abgehauen und in den Main geworfen, welcher Brauch noch einige Zeit gewährt hat. Im Jahre 1499 hat ein anderer Jude, Namens Gumprecht, einen andern Juden bezüchtigt, er hätte mit den Weibern zweier Christen Unzucht getrieben, weil er es aber nicht beweisen können, hat er 50 Gulden Strafe geben müssen, davon der Rattenpfennig entrichtet worden ist. Im Jahre 1553 ist ein getaufter Jude zu dem Amte, die Ratten anzunehmen, verordnet worden, indeß ist im Jahre 1569 das Rattenhäuslein auf der Brücke den Bürgern, so mit Pulver gehandelt, eingeräumt worden.

Gleichwohl sind die Ratten darum doch nicht vertilgt worden, denn bei dem großen Judenbrande im Jahre 1711 ist beobachtet worden, daß eine große

Anzahl dergleichen Ungeziefers, viele tausend Ratten und Mäuse, die sich nicht zu retten gewußt und häufig gesehen wurden, verbrannt sind, wie denn deren in der Gasse alles voll gesteckt hat. Hierüber geht bei den Frankfurter Juden die Sage, daß der polnische Rabbiner Aharon Schmul Keidenauer, als er von hier, wo er Rabbiner gewesen, unwillig, weil ihm nicht genug Ehre erwiesen worden, hinweg und wieder nach Krakau gezogen, er dieses der Judengasse als Fluch gewünscht, daß sie von Ratten und Mäusen sollten geplagt werden.

763. Der Schwedenschuß.

(S. Enslin S. 119.)

An dem eisernen Kreuze auf der Sachsenhäuser Brücke hängt ein eisernes Christusbild, das in der rechten Wade eine tiefe Schußwunde hat. Darüber wird folgende Sage erzählt.

Im Jahre 1635 waren die Schweden in der Stadt und hatten mit den Frankfurter Schützen ein heißes Gefecht auf der Brücke. Da sah ein Schwede das eiserne Christusbild an dem Kreuze und in der Wuth darüber, daß seine Kameraden so tapfern Widerstand an den Frankfurtern fanden, legte er sein geladenes Gewehr an, zielte und schoß mit einem tüchtigen Fluche nach dem heiligen Bilde. Allein seine unheilige Rohheit ward sogleich bestraft. Die Kugel drang zwar einen halben Zoll tief in das eiserne Bild, prallte aber dennoch zurück und gerade in die Brust und das Herz des gottlosen Schweden, der demnach zum letzten Male geschossen hatte, die Vertiefung in der eisernen Wade aber ist noch heute zu sehen.

764. Das Fettmilchgäßchen.

(S. Lersner S. 192 ꝛc. Enslin S. 115 ꝛc. Balton, Oertl. Beschr. v. Frankfurt H. II. 1863 S. 251 ꝛc.)

Geht man von dem Trierschen Plätzchen nach der Zeil zu und wendet sich in der Töngesgasse etwas links, so kommt man, ein Haus von der Hasengasse weiter links, auf ein Plätzchen, dem man ansieht, daß ursprünglich daselbst ein Haus gestanden hat. Dies war das Fettmilchgäßchen. Jetzt steht ein Brunnen da.

Es haben nämlich in den Jahren 1612 bis 1614 in Frankfurt die Bürger einen großen Aufruhr gegen den Stadtrath angesponnen, die Judengasse geplündert und gräßliche Unthaten verübt. Zuletzt sind aber die Rädelsführer dieses Aufruhrs zur Strafe gezogen worden, nachdem der Kaiser Matthias am 4. September des Jahres 1614 den Lebkuchler Vincenz Fettmilch und seine Genossen Conrad Schoppe und Conrad Gerngroß in die Acht erklärt hatte. Ersterer stets mit Pistolen und Dolchen bewaffnet setzte sich heftig zur Wehre, wurde aber niedergeworfen und mit Stricken gebunden in den Thurm geführt. Er rief seinen Anhängern zu: „Laßt mich nicht stecken", und diese stürmten unter furchtbarem Tumulte den Thurm und führten Fettmilch in großem Triumphe nach seiner Behausung in der Töngesgasse. Hier verschanzte er sich, befestigte es in allen drei Stockwerken bis unter das Dach, stellte an den Fenstern mehrere seiner Anhänger mit Musketen auf und an den Eingang seines Hauses vor der Stiege einen Mörser mit

Pulver und Kugeln gefüllt. Am nächsten Morgen (28. November 1614) wurden die Stadtthore geschlossen, in allen Gassen Ketten gespannt und die bewaffnete Mannschaft aller Quartiere kam nebst den Stadtsoldaten vor Fettmilchs Haus gezogen. Er ward wiederholt aufgefordert, sich zu ergeben, was er aber nicht that. Da wurden die Zimmerleute beordert, die Hauptpfosten des Hauses einzuschlagen, und bei längerer Weigerung Fettmilchs sollte das Haus mit Kanonen zusammngeschossen werden. Fettmilch ließ sich mehrmals wohlgerüstet an der Hausthüre sehen, aber erst nachdem der Sturm schon anbefohlen und bereits mehrere Schüsse von Seiten der Bürgerschaft auf das Haus geschehen waren, ergab er sich nebst seinen Anhängern gutwillig. Die vier Urheber dieses Aufstandes wurden auf dem Roßmarkt enthauptet und deren Häupter auf den Brückenthurm gesteckt, Vincenz Fettmilchs Wohnhaus in der Töngesgasse abgebrochen und zum Gedächtniß eine viereckige steinerne Säule mit einer doppelten Umschrift auf denselben Platz, der seit dieser Zeit das Vincenzplätzchen hieß, gesetzt. Dieselbe lautet: „Vincentius Fettmilch Dulciarius Tribunus falsa spe litteris et sigillis seditiose motis, magistratu mutato Judaeis publicatis Principum Commissariorum Legatis derisis ipsaque Caesarea proscriptione occupato commeatu ac propugnaculis pertinaciter spreta, cum bonos in summam non semel trepidationem tam sponte quam corruptus adduxisset, pridie Cal. Mart. MDCXVI digitis perjuris capiteque ad pontem a Turri porrecto, plexus, corpore vero de quatuor furcis in diversas vias publicas suspenso, conjugi, liberisque exilium sibi domus dejectae loco cippum hunc infamem promeruit. Sempiternae Rebellionis memoriae.

Die deutsche Inschrift lautete:

Daß dieser Platz bleibt öd und wüst,
Dran Vincenz Fettmilch schuldig ist,
Welcher diß Stadt drei gantzer Jahr
Gebracht hat in manch groß Gefahr,
Dessen er endlich hat darvon
Getragen diesen bösen Lohn,
Daß er endlich an der Richtstatt
Sein zwey Finger verlohren hat,
Hernach den Kopf geviertheilt drauf
Und die vier Theil gehenkt auf,
An die vier Straßen dieser Stadt
Den Kopf man aufgesteckt hat,
Am Brücken Thurm auch Weib und Kind
Ewig des Lands verwiesen sind,
Das Haus geschleift das ich allhier
Zur treuen Warnung stehe dir.
XXVIII Febr. MDCXVI.

Die steinerne Schandsäule stand bis zum Jahre 1719, in welchem Jahre sie nach einer großen Feuersbrunst durch Einsturz einer Mauer zertrümmert ward. Von den vier auf der eisernen mit vier Spitzen versehenen Stange des Brückenthurms aufgesteckten Schädeln (d. B. Fettmilch, C. Gerngroß, C. Schoppe u. Georg Eibel) hatte sich einer noch bis zum Ende des 18. Jhdts., wo ihn Göthe noch gesehen hat, erhalten, bis der Brückenthurm selbst im Jahre 1801 eingerissen ward. Was übrigens die über diesen Köpfen unten am Boden des vorstehenden Zwerghauses angebrachte lange Tafel mit einem Gemälde, welches eine liegende nackte Figur in Lebensgröße vorstellte, mit der Umschrift M. Manlius Oppugnator Patriae Libertatis eigentlich bedeuten sollte, ist unsicher.

765. Der Frankfurter Messerschmiede Wappen.

(S. v. Lersner I. S. 480 ꝛc.)

Es hat der Kaiser Sigismund (in dem Jahre 1437) einmal gegen die Türken im Felde gelegen und ist genöthigt worden, in offener Feldschlacht gegen sie zu kämpfen, da ist ihm aber der Feind zu mächtig geworden und das kaiserliche Heer ist entweder in die Flucht geschlagen oder niedergemacht und gefangen genommen worden. Nun hat aber nach Gottes wunderbarer Schickung ein tapferer Kriegsmann mit Namen Georg Springenklech, seines Handwerks ein Messerschmied aus Frankfurt, gesehen, daß das Leben des Kaisers in den Händen der Feinde war. Er hat sich also hervorgemacht, sein Hemde in der Gefallenen Blut getunkt, solches auf eine lange Picke gesteckt und mit hellem Rufen und Geberden sich gestellt, als ob noch ein Hinterhalt von den Kaiserlichen vorhanden wäre und herbeikommen solle. Als nun die Feinde solches ersehen, indem noch etliche wenige Uebriggebliebene, so sich aus Furcht vor dem Feinde verborgen gehabt, zu diesem obgedachten Schmied gemacht, sind die Türken zurückgewichen, worauf dieser streitbare Held mit ernstem Muthe nachgedrängt und die Feinde zurückgetrieben hat. Als nun solches einige Kriegsknechte von der kaiserlichen Armada wahrgenommen, sind sie umgekehrt, den Feinden nachgejagt und haben also durch Gottes Hilfe des Feindes Macht total vernichtet und ist also nächst Gott durch diesen Helden die Schlacht erhalten worden. Nach erlangtem Siege wurde ein Gottes-Triumphfest gehalten und begehrte der Kaiser diesen tapfern Helden zu sehen, welcher ihm alsbald vorgestellt worden ist. Darauf hat ihm der Kaiser eine Krone als Siegeszeichen verehrt, hat ihn auch vor allen Fürsten und Herren, so zugegen gewesen, zum Ritter geschlagen und mit Schild und Helm begabt. Nach diesem begehrte der Kaiser von ihm, er solle sich von ihm etwas ausbitten, was er wolle, wofern es ihm möglich wäre zu thun, solle es ihm gewährt werden. Auf solches Anerbieten hat sich der Ritter bald bedacht und weil er keine Leibeserben gehabt, hat er nichts mehr begehrt, als daß ihm Se. Kaiserl. Majestät zulassen möchte, daß er und nach seinem Tode alle Messerschmiede und deren Kinder ein adeliges Wappen, nämlich die kaiserliche Krone, durch welche drei Schwerter gehen, neben einem offenen Schild und Helm, wie auch an der Seite drei Greifen führen möchten. Welches ihm der Kaiser nicht allein vergünstigt, sondern mit allem Willen seinen Nachkommen kräftige Briefe und Siegel gegeben hat, welches noch vorhanden, wird auch noch in dem Petschaft des wohllöblichen Messerschmiedhandwerks geführt. Jener Messerschmiedgesell hatte nämlich neben seinem Handwerke auch die Fechtkunst erlernt und ist darin so wohl geübt gewesen, daß er bald zu einem Meister des langen Schwertes gemacht worden ist. Weil er aber ein muthiger Mensch gewesen, hat er Lust bekommen, sich in den Krieg zu begeben, in welchem er auch sein Schwert in die 17 Jahre geführt und manches Scharmützel, Sturm und Schlacht ausgestanden hat und ohne Schaden davongekommen ist, bis nach obgedachtem Siege er vom Kaiser zum Ritter geschlagen worden ist. In diesem Orden hat er auch sein Leben an des Kaisers Hof, weil er Alters halber des Krieges müde geworden, endlich beschlossen, und liegt zu Prag auf der Kleinseite in der St. Thomaskirche im Kreuzgange begraben,

an welchem Ort denn auch heutigen Tages die Messerschmiede ihr Begräbniß haben, welches das Epitaphium aufweist, oben an der Wand in einer Kapelle, da der Messerschmiede Wappen steht.

766. Der wunderliche Erbsenhandel.

(S. v. Lerner I. S. 549.)

Im Jahre 1418 verkaufte ein gewisser Hederich an einen Weinschenk Namens Wolff Steinmetz ein Pferd, das 12 Gulden werth war, für Erbsen, dergestalt, daß, da das Pferd vier Hufeisen habe, jegliches Eisen aber 8 Nägel, im Ganzen also 32 Nägel, so solle ihm jener nur die Nägel bezahlen, also daß er für den ersten Nagel eine Erbse, für den zweiten 2, für den dritten 4, für den vierten 8 und so fort zu dupliren habe, so lange bis er die 32 Nägel bezahlt hätte. Dazu nahmen sie Zeugen des Kaufes und tranken darüber Weinkauf. Da sie nun die Erbsen rechneten, brachten sie mehr denn 50 O Achtel heraus, worüber sie vor Gericht gekommen sind und ist endlich durch der zwei Parteien Freunde und Doctoren die Sache verglichen und gütlich beigelegt worden, also daß Hederich für sein Pferd statt der Erbsen 80 Gulden bekam und hat der Wolff Steinmetz noch darüber 20 Gulden Unkosten und Geschenk angewendet, welches ihm Jedermann wohl gönnte, denn er war ein armer Steinmetz gewesen und durch Weinschenken sehr reich geworden. Die Rechnung aber ist folgende gewesen:

0	1	0	65536
0	2	0	131072
0	4	0	262144
0	8	0	524288
0	16	0	104-576
0	32	0	2097152
0	64	0	4194304
0	128	0	8388608
0	256	0	16777216
0	512	0	33554432
0	1024	0	67108864
0	2048	0	134217728
0	4096	0	268435456
0	8192	0	536870912
0	16384	0	1073741824
0	32768	0	2147483648
		Summa	4294967295.

767. Die letzte Kaiserniſche und der letzte Krönungsbeutel.

Im Römer, dem Frankfurter Rathhaus, ist ein großer alterthümlicher Saal, der sogenannte Kaisersaal, an dessen hohen Fenstern sich der neugekrönte Kaiser dem auf dem Römerberge versammelten Volke in seiner Kaiserpracht zeigte und in dem dann die Majestäten speisten, bedient von Fürsten und Reichsgrafen. An den langen Seitenwänden dieses Saales sind Nischen, in Spitzbögen oben zulaufend angebracht. Dieselben sind schon seit Jahrhunderten zur Aufnahme der deutschen Kaiserbilder benutzt worden, in der neuesten Zeit aber wurden sie entfernt und sind durch Gemälde, welche die

deutſchen Kaiſer von den Karolingern an bis auf Franz II. vorſtellen, erſetzt worden. Als dieſe Niſchen im 15. Jhdt. gebaut wurden, dachte man nicht daran, daß hier die Bilder der deutſchen Kaiſer aufgeſtellt werden ſollten — Frankfurt, ſchon längſt die deutſche Kaiſerwahlſtadt, ward im Jahre 1562 auch die deutſche Kaiſerkrönungsſtadt, was bisher Aachen geweſen war — oder wenigſtens nicht, ob es mehr deutſche Kaiſer oder mehr Niſchen geben werde. Sonderbarer Weiſe iſt die letzte Niſche mit dem Bilde des letzten deutſchen Kaiſers, Franz II., voll geworden und obgleich die Deutſchen im Jahre 1849 einen neuen Kaiſer gewählt haben, ſo hat derſelbe doch die Krone nicht angenommen und keine neue Niſche iſt nöthig geweſen. In Frankfurt aber geht die Sage, daß bei der Verkündigung dieſer letzten Wahl, wo alle Glocken in dieſem feierlichen Augenblick geläutet wurden, die große Karolusglocke auf dem Pfarrthurme, die zu Ehren Karls des Großen alſo heißt, einen gewaltigen Sprung bekam und daß in der Mondſcheinnacht die Kaiſer im Römerſaal aus ihren Niſchen hervorgetreten ſeien und in einer geiſtigen Rathsſitzung beſchloſſen hätten, keinen neuen Kaiſer mehr einzulaſſen, und ſo iſt denn Deutſchland kaiſerlos geblieben ſeitdem bis auf den heutigen Tag.

Bekanntlich ward ſonſt bei jeder Kaiſerkrönung ein Beutel voll goldner und ſilberner Krönungsmünzen unter das Volk geworfen, als nun die letzte Krönung d. 14. Juli 1792 ſtattfand und die Münzen unter die ſich darum balgende und raufende Menge ausgeſtreut waren, flog auch zuletzt der Beutel, worin ſie enthalten waren, durch die Luft zwiſchen die Menſchenköpfe und einem Bäckergeſellen gerade auf die Bruſt. Mit einem Freudenſchrei kreuzte dieſer haſtig beide Arme über Bruſt und Beutel und wollte mit ſeiner Eroberung ſich aus dem Staube machen, allein dies ging nicht ſo leicht, Mehrere hatten den Beutel fliegen ſehen und wollten ihn nun ſeinem Beſitzer entreißen. Darüber entſpann ſich nun ein heftiger Kampf, weil dieſer ſein Beſitzthum männlich vertheidigte. So wälzte ſich der um den Beutel kämpfende Haufe über den Römerberg in eine andere Gaſſe, woſelbſt ein Bürger Wache ſtand. Dieſer glaubte, der Bäckergeſelle habe den Beutel geſtohlen und ſchlug ihn mit ſeinem Gewehrkolben zu Boden, der Beutel ward ihm entriſſen und einer zerrte ihn nun dem andern aus den Händen, bis ihn endlich doch einer davontrug. Allein das Bäckerhandwerk nahm ſich des Geſellen an, die richterliche Entſcheidung erkannte denſelben ihm auch zu und da man wußte, wer ihn hatte, ſo mußte ihn dieſer wieder herausgeben. Als koſtbares Beſitzthum ward er von da an bis auf den heutigen Tag in der Geſellenlade aufbewahrt und bei Geſellengeboten und wenn ein Geſelle zum Meiſter gemacht ward, legte man den Beutel auf den Deckel der aufgeſchlagenen Lade gleich einem Heiligthum, welches an den Ernſt und die Feierlichkeit des Augenblicks mahnte. Der Bäckergeſelle ward in dem Spitale, wohin er in Folge jenes Schlages beſinnungslos gebracht worden war, wieder geſund und hieß fernerhin ſpottweiſe das Krönungsköpfchen.

768. Der Reuner in der Wetterfahne.

(Nach Enslin S. 35 ꝛc. Bechſtein, [illegible]ches Sagenbuch S. 61 ꝛc.)

Am Ende der durch den dort ſtehenden ehemaligen Bundespalaſt berühmten Eſchenheimer *) Gaſſe, an dem nach ihr ſo genannten Eſchenheimer

*) So genannt von Eſchenheim, einem nördlich von Frankfurt gelegenen heſſiſchen Dorfe.

Thor steht ein hoher runder Thurm, der unter der Regierung Kaisers Ludwig des Baiern im Jahre 1346 gebaut ward und den man seiner Schönheit wegen stehen ließ, als die Festungswerke der alten Reichsstadt abgetragen wurden. Ganz oben auf der mittelsten und höchsten der fünf Thurmspitzen ist eine Wetterfahne, wenn man diese recht genau ansieht, so erblickt man in derselben neun Löcher, die einen Neuner vorstellen und ihren Ursprung folgender Begebenheit verdanken.

Es hat einst in den Frankfurter Wäldern ein Wilddieb, Namens Hans Winkelsee, sein Wesen getrieben, ließ sich aber nicht fahen, so oft man auch auf ihn Jagd gemacht hat. Endlich hat man ihn aber doch gehascht und in sichern Gewahrsam in das Gefängniß gebracht, welches oben im Eschenheimer Thurme für Leute seines Gelichters bestimmt war. Hier saß er denn auch neun Tage und neun Nächte und wartete auf den Richterspruch, von dem er sich aber nicht viel Erfreuliches versprach. Er horchte also den Kerkermeister aus und als er hörte, daß ihm der Galgen so gut als gewiß sei, so meinte er, wenn man ihn laufen lasse, wolle er einen Meisterschuß thun und zum Andenken an die neun Nächte, die er in dem Thurme verlebt habe, mit neun Kugeln einen Neuner in das Wetterblech schießen.

Der Kerkermeister ging hinaus und schnurstracks zum Rath und erzählte, was Hans Winkelsee gesagt hatte. Die Rathsherrn trauten dem schlimmen Gesellen aber nicht und dachten ihn nun auf eine gute Art los zu werden. Sie ließen's also gelten und dem Wilddieb sagen: „Es sei, geht aber auch nur eine einzige Kugel fehl, so mußt Du sogleich an den Galgen." Um den Thurm hatte sich nun am folgenden Tage eine große Menge Menschen versammelt um das Schützenschauspiel zu sehen, Schöffen, Räthe und Bürger drängten sich herzu, als Hans Winkelsee mit seiner Büchse erschien, geführt von dem Kerkermeister. Siegesbewußt schaute aber der verwegene Schütze zum Thurme hinauf nach der Wetterfahne, nahm seine Büchse, legte an und schoß und traf: ein rundes Löchlein war in der Wetterfahne. Er schoß wieder: ein zweites Löchlein dicht neben dem ersten. Er schoß abermals und nochmals und als er neunmal geschossen, da stand richtig der schönste Neuner, aus lauter runden Löchern gebildet, Allen sichtbar in der Fahne. Da jubelte die Menschenmenge, die Räthe aber befiel ein Grausen, denn sie glaubten, daß hier der Böse mit im Spiele sei und waren fast froh, daß sie ihr Wort halten und den Wildschütz freilassen durften. Einer der Schöffen aber trat zu ihm und sprach: „Hans Winkelsee, Du hast durch Deine Schüsse Deine Unschuld klärlich bewiesen. Wir schenken Dir also die Freiheit, hin zu gehen, wohin Du nur willst, geben Dir aber den Rath, laß ab von Deinem gefährlichen Handwerk und werde ein ehrlicher Mann!" Jener aber lachte spöttisch, warf seine Büchse über die Schulter und ging auf und davon. Der alte Thurm ist unten mit Epheu bekleidet, der sich immer höher hinaufrankt und es geht die Sage, daß von dem Thurme, der schon gar oft abgerissen werden sollte, nicht eher ein Stein weggenommen werden könne, bis die Epheuranken an der geheimnißvollen Wetterfahne angelangt seien.

Am Schlußsteine des spitzen Thorbogens nach der Stadtseite hin befindet sich ein steinernes Menschenköpfchen, das plötzlich einmal da gewesen sein soll, ohne daß man wußte, woher es gekommen. Das soll Hans Winkelsee sein, der gefeite Schütze.

769. Der kluge Reucker.

(S. v. Lerõner S. 491 ꝛc.)

Es hat einmal in der Nähe von Frankfurt ein gewiſſer Reucker gelebt, der hatte eine alte Mutter. Eines Tages hat er die Frechheit gehabt, dieſelbe auf einen ſpitzen Pfahl zu ſetzen und ſo herumzutragen. Als dies bekannt geworden, hat man ihn ſofort eingezogen und ins Gefängniß geſetzt, lange aber hat man ſich nicht darüber einigen können, welche Strafe ihm für dieſe Verhöhnung ſeiner Mutter gebühre. Endlich hat man entſchieden, er ſolle mit dem Tode beſtraft werden, allein die Art der Todesſtrafe ſolle er ſich ſelbſt wählen dürfen. Damit er nun aber das Urtheil durch Verſchieben ſeiner Erklärung nicht aufhalten möge, iſt ihm bis dahin Speiſe und Trank entzogen worden. Er hat ſich alſo nur eine kurze Zeit zur Ueberlegung ausgebeten und dann verlangt, vor die Richter gebracht zu werden um ſeine getroffene Wahl zu verkündigen. Er ſprach: „Weil mir geſtattet iſt, mir meine Todesart ſelbſt zu wählen, ſo will ich, daß alle meine Kleider, die ich jetzt anhabe, auf Stangen geſteckt und vor mir her nach Frankfurt auf die Sachſenhäuſer Brücke getragen werden, dort ſoll ein Herold dem Volke mit lauter Stimme verkünden, weshalb ich den Tod verdient habe; wenn nun das Volk bei einer ſo traurigen Geſchichte nicht wie gewöhnlich in ſeine ſchlechten Witze und Späße verfällt, ſo ſollen zuerſt meine Kleider und dann ich ſelbſt in den Fluß geworfen werden. Wenn ſie aber meine Handlung nicht der Thränen, ſondern des Belachens würdig erklärt haben ſollten, dann will ich, daß man mich frei und ledig ausgehen läßt.“ Da die Richter bei dieſer Rede ſelbſt ſich beinahe des Lachens nicht enthalten konnten, ſo gaben ſie ihre Einwilligung. Am andern Morgen wird der Delinquent nun aber in Begleitung einer großen Volksmenge nach Frankfurt auf die Brücke geführt, gleichſam wie Siegeszeichen werden aber ſeine Kleider auf einen Pfahl geſteckt, gerade wie er es mit ſeiner Mutter gemacht hatte, vor ihm hergetragen und er ſelbſt marſchirte halbnackt von dem Schinder geführt hinterdrein. Eine Menge Menſchen folgten ihm durch dieſes ſonderbare Schauſpiel angezogen, und als man endlich bis mitten auf die Brücke gekommen war, bat er, man möge nun das, was er an ſeiner Mutter verübt, mit der Todesart, welche er ſich gewählt, dem Volke durch den Herold mittheilen. Als nun ſolches geſchehen war, iſt von allen Seiten ein ſo heftiges Gelächter entſtanden, daß auch nicht ein Einziger unter allen Anweſenden dabei kalt und ruhig blieb, ja unzählige Späße ſind laut über ſeine That gemacht worden. Deshalb ſind nun zwar ſeine Kleider mit dem Pfahle ins Waſſer geworfen worden und davongeſchwommen, er ſelbſt aber iſt unverſehrt entlaſſen worden. Zum Gedächtniß hieran ſoll nun bis zum Jahre 1670, wo der Pfarrer Sondershauſen dieſe Sitte abbrachte, in dem nahe bei Frankfurt gelegenen Dorfe Bornheim alljährlich um Lichtmeß ein altes Kleid in den Main geworfen und dazu von den Kindern folgender Reim geſungen worden ſein:

Reucker Uder
Schlug ſeine Mutter,
Schlug ihr Arm und Bein entzwey
Daß ſie Mordio ſchrey.

770. Der Lump.

(S. v. Lessner Th. I. S. 106.)

Im Jahre 1471 ist zu Frankfurt ein Turnier gehalten worden, dem gar hohe Herrschaften und viele schöne Jungfrauen von den Balkonen aus zusahen. Die Ritter aber hatten gesucht, es einander an äußerer Pracht der Kleidung und Harnische zuvor zu thun, nur einer von ihnen hatte einen ganz unscheinbaren Harnisch, rostig und schmucklos, und gerade dieser rannte mit seiner Lanze alle zu Boden und so blieb er Sieger und Herr des Tages. Der Pfalzgraf aber, der das Turnier angeordnet hatte, ärgerte sich, daß ein so unscheinbarer Unbekannter den Preis über alle Ritter und Edeln davontragen sollte und frug: „Wer ist denn der Lump, der also tapfer sticht und sticht?" „Peter Marburg zum Paradies" war die Antwort. Davon ist ihm und seinem Sohne der Zuname „der Lump" geblieben.

771. Die Thurmkrone.

(Nach Enslin S. 82 rc.)

Der Dom oder die St. Bartholomäuskirche in Frankfurt a. M. ist diejenige Kirche, wo sonst die deutschen Kaiser gekrönt wurden; früher befand sich an der Stelle, wo sie jetzt steht, eine von Karl dem Großen erbaute Marienkapelle, die später hier errichtete Kirche nannte Karl der Dicke Salvatorskirche, nachdem aber im Jahre 1238 dieser Kirche die Hirnschale des h. Bartholomäus geschenkt worden war, hieß man sie Bartholomäuskirche. Ueber dieselbe erhebt sich ein 260 Fuß hoher Thurm, der sogenannte Pfarrthurm, der aber keine Spitze hat, die er doch eigentlich hätte bekommen sollen. Der Grund, warum dies nicht geschehen ist, war folgender.

Der Baumeister des Pfarrthurms und der Baumeister der Sachsenhäuser Brücke wetteten mit einander um eine hohe Summe, wer sein Bauwerk zuerst fertig bekommen werde. Der Brückenbaumeister aber hatte das seinige schon vollendet, als der Thurmbaumeister erst so weit gelangt war, wie der Thurm gegenwärtig noch in die Höhe ragt. Da nun Letzterer nicht so viel Geld hatte um die verlorene Wette zu bezahlen, so stürzte er sich von der Höhe desselben herab und brach den Hals. Aus diesem Grunde ist er nun auch nicht fertig gebaut worden, sondern hat nur eine Kugel bekommen, die einer fest über den Kopf gezogenen Kappe oder einem einfachen Helme gleicht. Ob nun wohl im Jahre 1512 dieser Thurm bis zur Schlußpyramide fertig war, und Maximilian II., der erste deutsche Kaiser, der hier gekrönt worden, dies erst im Jahre 1562 ward, so soll doch die Kappe, welche der Thurm trägt, auf die Kaiserkappe des heiligen römischen Reiches hindeuten und die Kirche, welche die Krönungskirche sein sollte, gewissermaßen krönen. Leider ist im Jahre 1848 diese Kuppel durch jene ihr aufgesetzte häßliche riesige gläserne Laterne, welche so groß ist, daß mehrere Menschen darin Platz haben und dazu bestimmt ist, bei Aufruhr u. dergl. Feuersignale in die Ferne zu geben und vom Volke spottweise die Reichslaterne genannt ward, gänzlich verunziert worden.

772. Der Frohnhof.

(S. Wolf, Hessische Sagen [Göttingen 1853 in 8°.] S. 40.)

Nicht weit von Frankfurt a. M. liegt der Badeort Soden, der früher zu dieser Stadt gehörte und seinen Namen vom Salzsieden hat. Dort ist

ein Hügel, der das Nadelkissen heißt, und auf dem ehedem ein Kloster gestanden hat. In diesem Kloster lebte aber einst eine heilige Frau, welche ihre Wäsche nicht wie andere Waschweiber über ein Seil zum Trocknen aufhing, sondern ganz frei in die Luft. Endlich aber hörte dieses Wunder auf und gleichzeitig fing das Kloster an sehr baufällig zu werden und die Mauer den Einsturz zu drohen. Da wollten die Bauern dasselbe ganz niederreißen und ein anderes an der Stelle desselben aufführen. Aber so oft sie damit begonnen, fiel gleich alles, was sie gebaut, wieder ein. Da ward ihnen der Befehl, die verwünschten Steine unentgeldlich nach Frankfurt zu fahren, dort mußten sie davon den freilich jetzt nicht mehr existirenden Frohnhof bauen, allein die dortige Frohnhofstraße hat ihren Namen noch von ihm.

773. Der Schelm von Bergen.

(S. Gnelin a. a. O. S. 19 ꝛc.)

Es giebt ein altes Rittergeschlecht der Schelme von Bergen. Ueber die Entstehung desselben existiren aber verschiedene Sagen.

Nach der ersten Sage hat Friedrich Barbarossa, als er zum deutschen Kaiser gewählt worden war, in seinem Palast zu Frankfurt a. M. ein großes Fest veranstaltet, einen Mummenschanz, zu dem ein Jeder freien Zutritt hatte. Die Kaiserin tanzte natürlich auch mit und tanzte unter andern auch mit einem Vermummten, der sich ihr als ein ausgezeichneter Tänzer erwies, so daß sie gar nicht satt ward mit ihm zu tanzen. Da kam die Stunde der Entlarvung heran, wo Jeder seine Maske ablegen mußte, also auch der Tänzer der Kaiserin. Wie entsetzt war aber Alles, als man sah, wer mit der Majestät getanzt hatte, es war kein Edler, nicht einmal ein Bürger oder Bauer, sondern der Schinder, der nicht einmal in Frankfurt wohnen durfte, sondern in dem ohnweit der Stadt gelegenen Orte Bergen. Da wurde der Kaiser sehr zornig und wollte dem frechen Eindringling den Kopf abschlagen lassen, die Kaiserin aber hatte Mitleid mit ihm und bat für ihn, der Schinder aber sprach: „Gemach, Herr Kaiser, Ihr irrt, nicht die Kaiserin ist durch meine Berührung unehrlich geworden, sondern ich bin dadurch, daß ich mit ihr getanzt habe, zu Ehren gekommen!“ Da lachte der Kaiser und sprach: „Du Schelm von Bergen, für einen Schinder hast Du wahrlich Verstand, kniee nieder, ich will Dich zu Ehren bringen!“ und damit schlug ihn der Kaiser zum Ritter als Schelm von Bergen, welcher Name auch seinen Nachkommen geblieben ist, bis das Geschlecht im Jahre 1844 ausstarb. Die östliche Spitze des Waldes bei Bergen heißt jetzt noch davon die Schelmen-Ecke.

Die zweite Sage erzählt die Sache anders. Nach ihr hätte der Kaiser Friedrich Barbarossa einmal im Walde bei Dreieichenhain gejagt und sich von seinem Gefolge verirrt, müde und durstig traf er einen auf einer Karre sitzenden Mann und klagte ihm seine Noth. Dieser hieß ihn auf sein Wägelchen steigen, gab ihm zu essen und zu trinken und fuhr ihn auf den rechten Weg wieder zu seinem Gefolge. Als er aber dort ankam, da fuhr Alles erschreckt zurück, denn der Kaiser saß auf dem Wagen des Abdeckers aus dem Orte Bergen jenseits des Mains und man rief: „Das ist ja der Schelm von Bergen.“ Der Kaiser aber faßte sich kurz, schlug ihn zum Ritter und adelte ihn und seine Nachkommen unter diesem Namen.

Die dritte Sage erzählt, der Kaiser habe, nachdem er den Bau der Burg von Gelnhausen beendigt, als er sich den ersten Abend in derselben zur Ruhe legen wollte, freudig ausgerufen: „Wer es auch sein mag, der morgen zuerst den Schloßhof meiner Burg betritt, er soll geadelt sein!“ Am Morgen aber war der erste, der den Burghof betrat, der Schelm *) von Bergen, der ein gefallenes Pferd abholen wollte. Der gute Kaiser aber hielt sein Wort und schlug ihn zum Ritter und gab ihm als Wappenschild zwei rothe Rippen in silbernem Felde und als Helmzierde einen rothen feuerspeienden Drachen.

774. Der Türkenschuß.

(Nach Enslin a. a. O. S. 160 ꝛc.)

Es ist einmal ein junger Florentiner in die Sclaverei nach Algier gerathen und in den Gärten des Dey's als Arbeiter verwendet worden. Dort hat er eine Christensclavin, eine Landsmännin von sich kennen gelernt und von dieser erfahren, daß sie die Zofe der Tochter des Dey's, Zobeide sei und daß es ihr gelungen wäre, dieselbe zum Christenthume zu bekehren und soweit zu bringen, daß sie geneigt sei, Algier zu verlassen und in das Land der Christen zu fliehen, so es möglich sei, Jemanden zu finden, der sie begleite und unterwegs beschütze. Natürlich erbot sich der Italiener sofort dazu, theils weil er eben selbst seine Freiheit wieder erlangen wollte, theils weil er hörte, daß die junge Türkin sehr schön sei. Die Sclavin verschaffte ihm auch bald Gelegenheit die Prinzessin zu sehen und die beiden jungen Leute verständigten sich sehr bald nicht blos dahin mit einander zu entfliehen, sondern sich auch auf christlichem Boden zu verheirathen. Mittlerweile hatte aber der Dey seine Tochter einem gewissen Thul Makan, einem vornehmen Türken und seinem Günstling, zur Ehe versprochen, als er nun derselben mittheilte, daß sie sich bereiten solle, denselben in wenigen Tagen zu heirathen, so weigerte sie sich zwar, allein ihr Vater machte wenig Umstände mit ihr, sondern vermaß sich hoch und theuer, so sie bei ihrem Widerstande beharren werde, wolle er sie in einen Sack stecken und ins Meer werfen lassen. Diese Drohung beschleunigte die Ausführung der längst schon beschlossenen Flucht, Zobeide entfloh mit ihrer Zofe, dem Florentiner und einigen Christensclaven, welche derselbe ins Vertrauen gezogen hatte, glücklich schon in der nächsten Nacht in einer kleinen Barke und sie gelangten auch, ehe noch ihre Verfolger sie einholen konnten, nach Gibraltar. Zwar folgte ihnen Thul Makan auch dorthin, allein sie waren bereits fort nach Florenz, wo der Vater des jungen Mannes, ein reicher Kaufherr Namens Lasca wohnte. Als sie daselbst anlangten, war derselbe jedoch nicht daheim, sondern zur Frankfurter Messe gereist. Voller Sehnsucht seinen Vater, der ihn für todt hielt, wiederzusehen, folgte ihm der junge Paolo, so hieß er nämlich, mit seiner Braut und groß war die Freude des alten Mannes, als er den Todtgeglaubten in seine Arme schloß und hörte, welches Glück er in der Sclaverei gemacht hatte. Unterdessen war aber Thul Makan, der den Spuren seiner entflohenen Braut und ihres Entführers ohne Mühe gefolgt war, auch nach Frankfurt gekommen und da

*) Schelm bedeutete eigentlich zuerst einen Leichnam oder Aas, dann aber einen Menschen, der wie Aas gestohen war.

er erfahren hatte, daß der Kaufmann und sein Sohn im Gasthaus zur Rose eingekehrt waren, so miethete er sich gegenüber in dem Eckhause der Hasengasse ein und lauerte nun auf eine Gelegenheit sich an den Verhaßten, die außer dem Bereiche seiner Macht waren und keine Ahnung von seiner Nähe hatten, zu rächen. Am nächsten Morgen stellte er sich denn auch ans offene Fenster und fing an ein Lied zu singen, von dem er wußte, daß es Zobeide oft gesungen hatte. Als nun jene gegenüber die bekannten Töne hörte, trat sie neugierig zu wissen, woher wohl die Klänge ihrer Heimath kommen könnten, mit ihrem jungen Gatten ans Fenster des Gasthauses. Als sie nun gegenüber ihren frühern Bräutigam eine Pistole in der Hand auf sie zielend stehen sah, sank sie voll Entsetzen ihrem jungen Gatten, der ihr gefolgt war, in die Arme. In demselben Augenblicke aber gab der eifersüchtige Türke Feuer und tödtete Beide auf einen Schuß. Da sie Beide allein im Zimmer gewesen waren, so hatte Niemand das Geschehene bemerkt, man hatte zwar den Schuß gehört, allein erst nach einiger Zeit vermißte man das junge Ehepaar, suchte und fand es ermordet im Blute liegen. Der Türke hatte aber sogleich nach vollbrachter That andere Kleider angelegt, sich aufs Pferd geschwungen und war schnurstracks nach Sachsenhausen gejagt, von wo aus es ihm leicht war zu entkommen, ehe man noch daran denken konnte, ihn überhaupt zu verfolgen. Das Haus aber, wo der Türke gewohnt, hieß von da an „zum Türkenschuß" und der Besitzer desselben ließ das Bild Thul Makans mit gespannter Pistole in Eichenholz aushauen und an die Ecke des Hauses im ersten Stockwerk aufstellen, wo es noch zu sehen ist.

775. Günther von Schwarzburg.

(S. v. Limburg. Chronik S. 12. Enslin S. 47 ..., nach Lersner I. S. 77.)

Als im Jahre 1347 der deutsche Kaiser Ludwig V., der Baier, gestorben war, war eigentlich schon ein Nachfolger desselben vorhanden, denn bereits bei seinen Lebzeiten war auf Betrieb des damaligen Papstes, Klemens VI., ein Gegenkönig in der Person des Markgrafen von Mähren, des nachmaligen Karls IV. gewählt worden. Allein die Freunde Ludwigs erkannten diesen letztern nicht an, sondern trugen die deutsche Kaiserkrone dem Freunde desselben, dem tapfern Grafen Günther von Scharzburg an. Er nahm auch die auf ihn am 1. Januar 1349 im Predigerkloster zu Frankfurt a. M. gefallene Wahl an und am 8. Februar fand auf dem Saalhofsberg die feierliche Huldigung der Bürger von Frankfurt statt. Gleichwohl gab aber Karl, sein Gegenkönig, das Spiel noch nicht verloren, sondern suchte auf andere Weise zum Ziele zu kommen. Es befiel zufällig damals, vielleicht in Folge der gerade zu Frankfurt grassirenden Pest, Günthern ein leichtes Unwohlsein, derselbe suchte also Hilfe bei seinem Arzte, einem gewissen Freidank von Heringen. Als nun dieser den von ihm gebrauten Trank, den er dem Kaiser sehr anrühmte, demselben in die Hand gab, überfiel Günthern auf einmal Mißtrauen und er befahl dem Arzte den Trank bald auszutrinken. Als derselbe dies gethan, trank dann der Kaiser den Rest. Der Arzt aber ist drei Tage nachher Todes verblichen und im Kreuzgang der Bartholomäuskirche, welchem Stifte er zuvor etliche Einkommen verordnet hatte, wie die Documente davon noch jetzt vorhanden sind, begraben worden, König Günther

aber ist von dem Tranke geschwollen und nach längerem Siechthum am 14. Juni 1349 verstorben. Man glaubte übrigens damals, der Arzt selbst habe von dem Gifte nichts gewußt, sondern entweder sein Diener oder ein Dominicanermönch, Namens Jacob, dasselbe erst in den Trank hineingethan. Der arme Kaiser ist aber mit aller Pracht in der Domkirche beigesetzt und ihm nach drei Jahren von seinen Freunden im Dom ein Denkmal errichtet worden. Es ist dies ein Stein, auf welchem ein Ritter in voller Rüstung dargestellt ist, mit Heiligenbildern und Wappen umgeben. Ueber seinem Haupte halten zwei langbärtige Männer zwei fliegende Blätter, worauf eine nicht eingehauene, sondern nur darauf gemalte, jetzt halb verwischte Inschrift, von der gegenwärtig nur noch wenige Worte ganz zu erkennen sind, und die auf die Art von Günthers Tod schließen lassen, zu lesen ist, die (vervollständigt) so lautet:

Falsch. undruwe. schande. tzymt.	Der falschen Untreue Schande ziemt,
des. stede. druwe. schaden. nymt	Weil durch sie stete Treue Schaden nimmt
undruwe. nam. gewinnes. hort.	Die Untreue nahm des Gewinnes Hort
undruwe. falsch. mit. giftes. Wort.	Die Untreue ist falsch mit (wie) Giftes Wort.

Dieses Denkmal stand sonst in der Mitte des Chores und war mit einem Kasten bedeckt, der eine Thüre zum Hineinschauen hatte und mit einem Teppich verhüllt war. Im Jahre 1743 ließ es Karl VII. wegnehmen und es aufrecht in die Wand einmauern, rechts im Chore der Domkirche, neben der kaiserlichen Wahlkapelle, wo es noch steht. Nach dem Bilde des Ritters auf dem Grabdenkmal ist übrigens das Bild Günthers im Kaisersaale gemalt.

776. Der fromme Adel.

(Nach Hans Sachs, Auswahl v. Hopf Bd. I. S. 224 ꝛc. [a. m. Abbild.] bei Scheible, Schaltjahr Bd. I. S. 362 ꝛc.)

Es ist einmal zu Frankfurt a. M. Halsgericht gehalten worden über einen jungen Reitersmann, der Straßenräuberei getrieben hatte, weil er aber ein junger, hübscher, feiner Gesell war, so haben Viele Mitleid mit ihm gehabt. Als er aus dem Gerichtshofe weggeführt ward, kam der Zug mit ihm an einem Wirthshause vorüber, wo gerade viel fremder Adel versammelt war um mit der fränkischen Ritterschaft einen Vertrag zu schließen. Wie nun diese den jungen Uebelthäter erblickten, wandelte auch sie Mitleid mit ihm an und sie legten bei dem hohen Rathe eine Fürbitte für ihn ein, daß er nicht solle zum Tode verurtheilt werden. Der Rath aber entgegnete ihnen, sie wüßten wahrscheinlich nicht, was er verübt, er sei ein Straßenräuber gewesen und habe im Spessart die Frankfurter Kaufleute überfallen, wenn sie aber es wünschten, so wolle der Rath ihm das Leben schenken und ihn um ihrerwillen nur aus dem Lande verweisen. Da antworteten die Ritter aber, weil er auf dem Spessart Wegelagerei getrieben und es doch nur dem frommen Adel zustehe sich vom Raube zu nähren, er aber nur ein Bauerknecht gewesen sei, möchten sie ihn in Gottes Namen um einen Kopf kürzer machen, und so geschah es auch.

777. Das Judenspottbild zu Frankfurt.

(S. Scheible, Schaltjahr Bd. I. S. 614 ꝛc. [nach Schudt, jüd. Merkwürd. mit Abbild.] Ment Dittmarsch, der Main von seinem Ursprung bis zur Mündung ꝛc. [Mainz 1843] S. 405. Bösigk in d. Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. Nürnberg 1856 I. S. 466 a. ꝛc. Batton, Descr. hist. d. Stadt Frankfurt 1861 H. I. S. 41 ꝛc.)

Ehedem fand sich unter dem Frankfurter Brückenthurm linker Hand, wenn man nach Sachsenhausen gehen will, gleich vorn unter dem Thore das Frankfurter Wahrzeichen, ein Spottbild auf die Juden angemalt. Oben war das Bild des von den Juden gemarterten Kindleins Simon von Trient dargestellt, ein nackendes Knäblein mit dem Rücken auf einem Tisch liegend mit festgebundenen Händen und voller Wunden, darunter sieben Schusterspfriemen. Darüber standen die Worte: „Aumeih Rabbi Anschli. au. au. Mausch. aumeih. au. au." Darunter: „Anno 1475 am grünen Donnerstag ward das Kindlein Simon 2½ Jahr alt von den Juden umgebracht *)." Darunter ist ein zweites Bild. Darauf wird dargestellt ein Jude mit seinem Schabbesdeckel, die Brille auf der Nase, Kragen und Mantel und an diesem ein gelbes Ringlein rücklings auf einem großen Schwein, den in die Höhe gezogenen Schwanz anstatt eines Zaumes in der rechten Hand haltend. Unter diesem Schwein liegt ein junger Jude, der die Zitzen saugt, hinter der Sau aber liegt ein alter Jude auf den Knieen und die Sau läßt den Urin und Koth aus dem After ihm ins Maul laufen. Hinter diesem Juden aber steht der Teufel mit Hörnern und hält ihn an beiden Achseln. Am Kopfe des Schweines, welches Menschenkoth von der Erde frißt, steht neben demselben eine Jüdin, nach dem Teufel zugewendet, in ihrem völligen Staat, nämlich mit dem eckigen Schleier, krausem Kragen am Halse, umgehängtem Mantel, und die Hörner eines großen Bockes mit der linken Hand haltend. Früher sollen auch noch die Verse darunter gestanden haben: „So lang Trient und das Kind wird genannt Der Juden Schelmstück wird bekannt", und: „Sauf Du die Milch, friß Du den Dreck Das ist doch euer bestes Geschleck." Im Jahre 1677 bei Renovirung des Brückenthurms haben die Juden viel Geld geboten, das Bild wegzubringen, haben es aber damals nicht erlangt, wiewohl es nach und nach ganz durch Staub unkenntlich ward, später aber, im Jahre 1801, ist es mit dem Abbruche des Brückenthurms verschwunden.

778. Die Geißler zu Frankfurt a. M.

(S. d. Limburg. Chronik. S. 15. Lersner Bd. I. S. 555. II. S. 46.)

Im Jahre 1349 (1346?) kamen die Geißler auch nach Frankfurt a. M. Sie gingen 30 Tage mit den Geißeln von einer Stadt zur andern und führten Kreuze und Fahnen mit sich, und also auch in die Kirche und mit Kerzen und mit Procession, immer zwei und zwei zusammen. Sie hatten Hüte auf, daran stand vorn ein rothes Kreuz und ein jeglicher trug seine Geißel vor sich her und so sangen sie folgende Verse:

Ist diese bedefahrt so here (heilig)
Christ fuhr selbst zu Jerusaleme
Und führt ein Kreutz in seiner Hand
Nun helff uns der Heyland.

*) S. auch Lersner Bd. I. S. 558.

Sie hatten ihre Vorsänger, zwei und drei und fangen ihnen nach, wenn sie in die Kirche kamen machten sie die Thüre zu, dann zogen sie ihre Kleider bis auf die Unterkleider aus. Sie hatten von ihren Rücken bis auf ihre Lenden Kleider von Linnen, dann gingen sie in Prozession zwei- und dreimal um den Kirchhof und ein Jeder schlug sich selbst mit seiner Geißel zu beiden Seiten über die Achsel, daß ihnen das Blut über den Rücken floß und dabei trugen sie Kreuze, Kerzen und Fahnen vor und ihr Gesang war also, wenn sie umgingen:

Tretten herzu wer büßen will
So fliehen wir die heiße Höll,
Lucifer ist ein böser Gesell,
Wen er hat
Mit Pech er ihn labt.

Am Schlusse des Liedes aber sangen sie:

Jesus ward gelabet mit Gallen
Deß sollen wir an ein Kreuz fallen.

Als nun die Geißler hörten, daß die Juden die besten Oerter in der Stadt inne hatten, ergriffen sie die Waffen und fingen an über dieselben herzufallen. Ob nun wohl die Bürger sich bemühten, den Streit beizulegen, so war doch Alles umsonst, die Häuser der Juden wurden zerstört, die Juden, so in den Waffen ertappt worden, brachte man um und es kam so weit, daß die Sturmglocke geläutet ward und die Bürger gegen die Judenverfolger einen Anfall thaten, also daß die Juden Ruhe bekamen, jedoch waren bereits viele derselben durchs Schwert gefallen. Diese aber verstanden es gegen den Rath und die Bürgerschaft unrecht, als wäre auf ihren Befehl und mit ihrem Willen also gegen sie gehandelt worden. In diesem Argwohn bemühten sie sich, sich sowohl an dem Magistrat als der Bürgerschaft zu rächen. Nun wohnte damals ein reicher Jude, Namens Storck, nahe bei der Hauptkirche in dem Hause, so heute noch zum Storck heißt. Dieser nimmt die Zeit zur Ausübung seiner Bosheit in Obacht, bekommt einen feurigen Pfeil, wirft ihn durch das Fenster in das ehemalige Rathhaus mit solchem Erfolge, daß das Feuer das ganze Rathhaus und den hintersten Theil des St. Bartholomäistiftes verzehrte. Als die Flammen überhand nahmen und die Häuser ringsherum in Asche lagen, erfuhren die Bürger, daß dieser Brand durch die Bosheit der Juden betrüglich angegangen sei, sie ergriffen die Waffen, ließen das Feuer im Stiche und erschlugen in der ersten Hitze viele Juden. Viele aber hatten die Winkel gesucht. Von dieser Unruhe kommt her die Unterschrift vieler Briefe: in der Judenschlacht.

779. Das Einhorn.

(Nach Lersner bei Enslin S. 130.)

Am 22. September des Jahres 1659 haben die Schanzenarbeiter vor dem Bockenheimer Thore am Fundamente der äußersten Stadtgrabenmauer gearbeitet und dort ein Einhorn, fünf Werkschuhe lang, etliche Klafter tief in der Erde ausgegraben, allein da sie aus Unverstand nicht gewußt, was solches für ein Horn gewesen, haben sie solches mit Hämmern und Pickeln zerhauen, da dann ein Jeder ein Stücklein davon haben wollen und ist in Folge davon dieses schöne Stück zertheilt und gleichsam vernichtet worden.

Die Herrn Medici und Materialisten haben etliche solche Stücke probirt und für köstlich befunden und darum haben auch die Apotheker wahrscheinlich solche von den Arbeitern um theures Geld gekauft. Vermuthlich hat auch die Frankfurter Apotheke „zum Einhorn" ihren Namen davon bekommen.

780. Der Feldberg.

(S. Enslin a. a. O. S. 15 ꝛc.)

Der höchste Berg des Taunusgebirges ist der große Feldberg. Sein Gipfel ist 6 Stunden von Frankfurt a. M. entfernt und 2721 Fuß über der Meeresfläche. Auf der nordöstlichen Seite seiner kahlen, fast nur mit kümmerlichem Haidekraut bewachsenen flachen Kuppe erhebt sich ein zerklüfteter Quarzfels, welcher 12—14 Fuß hoch ist und 80 Fuß im Umfange hat. Er heißt Brunhildenstein (auch Teufelskanzel) und wurde in frühern Zeiten auch wohl Agrippinentempel und Venusstein genannt.

Nach der gewöhnlichen Sage soll er seinen Namen Brunhildenstein von jener grausamen Brunhilde, der Gemahlin Siegberts, Königs von Austrasien haben, die im achtzigsten Jahre wegen vieler von ihr begangenen Greuelthaten drei Tage lang gefoltert und endlich noch von einem wilden Rosse, an dessen Schweif sie gebunden worden war, zu Tode geschleift ward (613). Sie soll den Feldberg oft bestiegen, hier auch ein Schloß gebaut haben, welches sie ihr Bett nannte, und endlich unter jenem Felsen begraben worden sei.

Einer andern Sage nach *) führt jedoch der Name Bettstein oder Bette der Brunhildis, lectulus Brunnihilde, der schon in Documenten des 11. Jhdts. nachzuweisen ist, von jener Brunhilde her, welche Sigurd in Frakland (d. h. Frankenland) in Hindar Fiäll fand.

Zu der Zeit, als Bernhard von Clairvaux in Frankfurt das Kreuz predigte, pilgerte auf den Feldberg sehr oft die h. Hildegard aus ihrem Kloster Ruppertsberg bei Bingen an der Nahe hierher und flehte, daß Gott die Herzen der Menschen erweichen und den Worten des h. Bernhard Eingang in dieselben verschaffen möge. Knieend auf hartem Steine, dem Brunhildenfelsen, rang sie hier die Hände von früh bis zum Abend, endlich ermattete sie und sank auf denselben nieder, allein durch ein Wunder Gottes ward der Stein zu einem weichen Lager für sie, auf welchem sie sanft einschlummern konnte, und als sie am nächsten Morgen erwachte, war auf der Stelle, wo ihr Haupt geruht hatte, der Eindruck desselben zu sehen, wie heute noch jeder, der dorthin kommt, bemerken kann.

781. Der Mönch auf dem Gutleuthofe.

(S. d. Limburg. Chronik S. 83.)

Am Main eine Viertelstunde unterhalb Frankfurt liegt der Gutleuthof, jetzt ein herrschaftliches Gut, ehedem ein Siechhaus, worin die guten Leute d. h. die Aussätzigen, von der Welt abgeschlossen verpflegt wurden. In der Nähe befindet sich der oben (Nr. 760) erwähnte Grindbrunnen, den man fälschlich auch Grünbrunnen genannt hat.

*) S. Frankfurter Archiv f. Kunst 1839 H. II. S. 1.

Im Jahre 1369 lebte aber hier ein Barfüßermönch, auch ein Aussätziger. Der machte die besten Lieder und Reihen auf der Welt in Gedicht und Melodeien, daß ihm Niemand auf dem Rheinstrom oder in diesen Landen wohl gleichen mochte. Was er sang, das sangen die Leute alle gern, und alle Meister pfiffen, und andere Spielleute führten den Gesang und das Gedicht. Er sang dies Lied: „Ich bin ausgezehlet Man weisset mich Armen vor die Thür Untreu ich spühr Nun zu allen Zeiten." Item sang er: „May, May, May, die wonnigliche Zeit Männiglicher Freude geit, Ohn mir. Wer meynte das?" Item sang er: „Der Untreu ist mit mir gespielt ꝛc." Solche Lieder und Wundergesang machte er gar viele, und war das alles lustiglich zu hören.

782. Der Altkönig und die Pfingstweide.

(Nach Enslin S. 228 ꝛc.)

Der Altkönig ist nächst dem großen und kleinen Feldberg der dritthöchste Berg im Taunusgebirge, derjenige der nach der Frankfurter Seite vor dem Feldberg steht und den Frankfurtern die Ansicht des letztern nicht zuläßt. Nach der Erzählung der Umwohner hat früher ein türkischer (!) Kaiser hier oben ein Schloß gehabt, worin er mit seinen vielen Frauen hauste und wovon angeblich noch die zwei aus Quarzblöcken bestehenden Ringwälle, welche seinen Gipfel umgeben, Zeugniß geben sollen. In einem Kriege ist das Schloß zerstört und der Sultan verjagt worden, seine Schätze aber liegen in dem Berge vergraben und werden von feurigen Geistern bewacht, welche diejenigen, welche nach ihnen graben, mit Steinen zu werfen pflegen. Einst wird aber der Sultan wiederkehren und sein Schloß wird er aufbauen und dann werden auch die Schätze wieder zu Tage kommen.

Auch an andern Orten in dieser Gegend, besonders zwischen Soden und Neuenhain liegen viele Schätze begraben, oft ist nach ihnen gesucht worden, allein die Polizei hat sich stets hineingemischt und das Schatzgraben untersagt. Einmal aber, sagt man, hätten die Schatzgräber doch eine schwere Kiste gefunden, hätten sie aber nicht aufmachen können, sie wären also mit derselben auf die sogenannte Pfingstweide *) gekommen und da ihnen kein Schlosser dieselbe habe zu öffnen vermocht, hätten sie solche einstweilen vergraben, um sie später wieder zu holen. Wie sie aber wieder dorthin gekommen seien, hätten sie den Platz, wo sie selbige eingescharrt hatten, nicht wieder finden können. Um dieses zu können, müsse man einen sogenannten Erdspiegel haben, der zeige den Ort an, aber nicht Jedwedem, sondern nur Sonntagskindern.

783. Der Kapuziner bei Niederrad.

(Nach Enslin S. 224 ꝛc.)

Südlich zwischen den zwei Frankfurter Dörfern Oberrad und Niederrad ist eine Salpeterhütte (in der Nähe des Riedhofs), derselben gegenüber

*) Die Pfingstweide am Ostende der Stadt gelegen diente früher (s. 1733) den Waisenkindern am Pfingstfeste zu ihrem großen Spieltage, an dem sie mit Reisbrei und Kalbsbraten gespeist wurden (am sogenannten Reisbreifeste). Von dieser Waisenspeisung zu Pfingsten scheint jene große Wiese ihren Namen zu haben (Frankfurter Waisengrün). Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wird aber dieses Fest im Frankfurter Walde auf dem Forsthause gefeiert.

ſtehend mitten auf einem Acker zwei Mauertrümmern, angeblich von einem alten Kloſter. Hier läßt ſich ein geſpenſtiger Kapuziner ſehen. Man erblickt ihn auf den Knieen betend, dann in einem großen Buche leſend, dann geht er weiter nach dem nahen Brünnchen und dem kleinen Teiche, legt ſein Buch bei Seite und ſegnet den Ort. Noch eine kleine Strecke weiter iſt eine verfallene, alterthümliche Ziegelhütte. Der Kapuziner ſteigt hin und wieder auf den hohen Brennofen, überſchaut die Gegend und verſchwindet dann in dem alten Mauerwerk. Man glaubt, daß er verborgene Schätze bewacht, wo ſie aber liegen, weiß man nicht.

784. Die Bockreiter.

(Nach Enslin S. 224.)

Einſt gingen zwei junge Forſtleute aus Niederrad in die Stadt, um dort ihre Beſoldung zu erheben, leider aber ſetzten ſie ſich, ſtatt nach Hauſe zu gehen, in eine Kneipe und vertranken das bekommene Geld. Mittlerweile aber kommt der Abend heran und es wird Zeit nach Hauſe zu gehen. Während dem hat es aber tüchtig gegoſſen und der Weg iſt ſehr ſchlecht geworden. Wie ſie nun vor's Thor kommen, da denken ſie, ach wenn ihr doch ſchon daheim wäret, und einer von ihnen, ein gottloſer Burſche, der wünſcht ſich ein Paar tüchtige Teufelsböcke herbei, ſelbſt wenn ſie deshalb dem Böſen ihre Seele verſchreiben müßten. Kaum aber hat er den frevelhaften Wunſch ausgeſprochen, da ſitzen ſie auch Beide auf zwei tüchtigen, Feuer ſchnaubenden Böcken, welche ſie in ſauſendem Galopp nach ihrem heimathlichen Dorfe tragen. Schon ſehen ſie die erſten Lichter des Dorfes, da fällt ihnen ein, daß ſie doch nicht gut auf ſolchen Roſſen in daſſelbe einreiten können und ſie fluchen abermals, der Teufel ſolle die Böcke holen. Gleich ſind ſie verſchwunden, die beiden Jäger aber ſtehen wieder vor dem Frankfurter Thore und müſſen nun bei Wind und Wetter den ſchlechten Weg nach Hauſe zu Fuße machen.

785. Das Birnenſtrenzen.

(S. Enslin S. 227.)

In der Nähe des Mains ſtand ein wunderſchöner Birnbaum, den aber ſein früherer Beſitzer auf unrechtmäßige Weiſe erworben hatte. Deshalb hatte er im Grabe keine Ruhe und mußte umgehen. Im Herbſt, wenn die Niederräder Spinnſtuben ſich füllten, gingen die jungen Burſchen hin nach jenem Birnbaum und zu andern, die in der Nähe ſtanden, ſteckten ſich die Taſchen voll von dem geſtrenzten (geſtohlenen) Obſte, brachten es mit nach Hauſe und verzehrten es gemeinſchaftlich mit den Spinnerinnen. Nun war aber in der Nähe des Birnbaums ein Bach, über welchen ein Steg führte, den die Birndiebe zu paſſiren hatten. Plötzlich erſcheint nun aber der Geiſt des frühern Beſitzers jenes Birnbaums und die Birndiebe ergreifen die Flucht. Einer aber hatte doch zu viel der ſüßen Früchte eingeſackt, dies hinderte ihn am Laufen, ſo kam ihm der Geiſt zu nahe, hockte ihm auf und ließ ſich von ihm forttragen. Als ſie aber an den Steg kamen, da ſchüttelte ſich der geängſtigte Träger ſo kräftig, daß das Geſpenſt herab und in das Waſſer fiel. Bei dieſer Gelegenheit fielen aber auch mehrere Birnen aus ſeiner

Tasche, schnell ergriff der Geist eine davon und warf sie dem jungen Burschen nach. Er traf ihn auf den Rücken und davon ist jener bucklich geblieben in alle Ewigkeit.

786. Die Schlacht von Kronberg.

(S. v. Lersner I. S. 365 ꝛc.)

Ohngefähr drei Stunden von Frankfurt a. M. liegt in einer sehr schönen Gegend das späterhin Nassauische Städtchen Kronberg. Im 14. Jhdt. bewohnten die dort befindliche Burg die Ritter von Kronberg, welche mit den Frankfurter Bürgern in schwerer Fehde lagen. So zogen denn am 12. Mai des Jahres 1389 am frühen Morgen 2000 (nach Andern 1500) gewappnete Frankfurter zu Fuß und Roß gegen die Kronberger. Sie zogen zuerst in den vor Kronberg liegenden Wald, dessen Bäume sie abschälten und niederschlugen. Nun kamen ihnen aber die Kronberger entgegen um ihren Wald zu schützen, allein die Frankfurter wurden ihrer Herr und fingen viele ihrer Feinde und wollten wieder nach Hause ziehen. Siehe da kam der Herzog Horst, der zu Oppenheim hauste, mit 1100 Mann den Kronbergern zu Hilfe und fiel in die Frankfurter ein und schlug sie und sie ließen an die 600 Gefangene und 100 Todte zurück und auch ihren Hauptmann, Philipp Breder geheißen, verloren sie, der das Panier *) trug, und mit demselben gefangen ward, und die Stadt mußte für die Auslösung ihrer gefangenen Bürger 73000 Gulden zahlen, und das Schlachtfeld, wo dies geschehen ist, bei dem Dorfe Eschborn, hieß seit der Zeit Haderfeld. Auf diese Begebenheit beziehen sich die auf einem alten Gemälde in einem Saale auf dem Schlosse zu Kronberg stehenden Verse, welche also lauten:

Als man zahlt 1389 Jahr
Den 12. May das ist wahr
Da die Herren mit den Städten
Ein Tag zu Egra halten thäten **)
Von den Konigen des Kriegs wegen
Wie der im besten hinzulegen
Zu solcher Zeit Frankfurt die Stadt
Nicht wenig sich gerüstet hat
Zwey tausend stark zu Fuß und Roß
Mit Wagen, Wehren und Geschoß
Die Edlen von Cronberg mit Gewalt
Zu überziehen und dämpfen bald
Samt andern Feinden und Helfern mehr
Zogen also fort mit ihrem Heer
Etlich Höf und Dörfer sie da verbrannten
Die Bäum im Wald für Muthwill schälten.
Als die von Cronberg dies vernommen
Sie sich darauf nicht lang besonnen
Und boten bald dem Feind die Spitz
Doch gerieth's nicht wohl in erster Hitz
Denn die von Frankfurt gar stark waren
Und wollten mit Sieg wieder heimfahren
So kommt der Pfalzgraf Horst zu Hand
Der zu Oppenheim war herzugerannt
Wohl mit anderthalb Hundert Glänen***)
Auch Heerhörnern und ein groß Gethön
Schlugen samtlich in die Frankfurter frey
Schlugens in die Flucht mit großem Geschrey
Wiewohl der Frankfurter doch mehr war
Denn der ganz Cronbergischen Schaar
Der Zeit bleibt todt gar bald und geschwind

*) Seit dieser Zeit nahm die Stadt als Wappen den weißen Adler im rothen Felde an.

**) Bezieht sich auf König Wenzels Unterhandlungen wegen des Landfriedens zu Eger.

***) Lanzen.

Manch Frankfurter lieber Mutterkind,
Sechshundert wurden gefangen
Zu Cronberg geführt zu Handen

Also der Frankfurter beste Macht
Hernieder lag in dieser Schlacht.

787. Woher das Sprichwort kommt: „Der Pfeffer liegt im Dreck!"

(S. J. G. Batton, Oertl. Beschr. d. St. Frankfurt a. M. Frankfurt 1861 Bd. III. S. 83.)

Einst wohnte im Trierschen Hofe zu Frankfurt a. M. der Kurmainzische Kanzler Georg Hell, genannt Pfeffer. Derselbe fiel unglücklicher Weise in das heimliche Gemach und endigte bald, nachdem man ihn herausgezogen hatte, sein Leben. Sein Leichnam wurde von Frankfurt nach Mainz gebracht und bei den Dominicanern begraben. Von diesem traurigen Vorfalle entstand das Sprichwort „der Pfeffer liegt im Dreck", dessen sich der Pöbel bei manchen Gelegenheiten bedient.

788. Die Erbauung von Gelnhausen.

(S. Schreiber, Sagen aus den Rheingegenden. Frankfurt a. M. 1848 in 32 S. 1 ꝛc. Ruinen. Wien 1834 Bd. II. S. 32 ꝛc.)

Der edle Hohenstaufenkaiser Friedrich der Rothbart lebte noch, bevor er Herzog von Schwaben ward, auf einer väterlichen Burg in der armuthigen Wetterau. Er war damals erst 23 Jahre alt und in der ganzen Kraft der ungeschwächten Jugend. Nun hatte aber einer seiner Burgmänner eine wunderschöne Tochter, Gela geheißen, welche dem Jüngling eine innige Neigung eingeflößt hatte. Zwar gestand er ihr seine Liebe, allein das tugendhafte Mädchen, welches wohl einsah, wie sein Stand ihm jede Verbindung mit ihr unmöglich mache, wies ihn in bestimmten Worten ab, vermied auch, wo sie konnte, mit ihm zusammenzutreffen. Der junge Friedrich aber nahm sich diese hoffnungslose Liebe dermaßen zu Herzen, daß er sichtlich verfiel und als er eines Tages doch zufällig in einem einsamen Gehölze an der Kinzig der schönen Gela, welche dort nach Kräutern suchte, begegnete, fiel er vor Schwäche zu Boden. Dies rührte das junge Mädchen dermaßen, daß sie zu ihm trat, ihn aufrichtete und sprach: „Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, findet Ihr mich in der Burgkapelle!" Friedrich, dem vor Erwartung kein Schlaf in die Augen kam, fand sich noch vor der bestimmten Stunde an dem angegebenen Orte ein und bald erschien auch Gela. Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einer Bank in der Nähe des Altars und sprach: „Ihr liebt mich und ich liebe Euch, allein wir zwei können nie ein Paar werden, denn Ihr müßt Euch eine Hausfrau unter den deutschen Grafen- und Herzogstöchtern suchen. Ich aber will nichts als Euere Liebe und darum schlage ich Euch vor, da ich glaube, daß Ihr derselben Ansicht seid, kommt täglich zu derselben Stunde an diesen Ort, hier können wir ohne Zeugen mit einander verkehren und die h. Jungfrau soll unsere Hüterin sein." Zwar kam Friedrich dieses Verlangen anfangs etwas wunderlich vor, allein froh überhaupt ihrer Zuneigung sicher zu sein, gab er nach und die Liebenden fanden sich an dieser geweihten Stätte täglich ein ganzes Jahr lang. Da zog Kaiser Konrad mit dem Kreuzheere nach Palästina und Friedrich mußte ihm folgen, zum letzten Male sahen sie sich in der Kirche und gelobten sich ewige Liebe. Als nun aber der junge Held siegekrönt aus Palästina zurückkehrte und er nach dem Tode seines inzwischen gestorbenen Vaters die

schwäbische Herzogskrone sich auf sein Haupt gesetzt hatte, da suchte er seine Gela auf, allein sie hatte den Schleier genommen und ihm nur einen Brief zurückgelassen, in welchem sie ihn aufforderte, sich ebenbürtig zu vermählen, da sie, wie er ja wisse, nie die seine werden könne. Dies that er auch, er wählte sich eine Gattin, die er aber niemals geliebt hat, an der Stelle aber, auf einer Insel des Kinzigflusses, wo ihm damals Gela zuerst ihre Liebe gestanden hatte, legte er den Grundstein zu einer Stadt, deren Namen Gelnhausen an seine erste und reinste Liebe erinnern sollte. Sie liegt im ehemaligen Churfürstenthum Hessen-Kassel an der Gebirgskette, welche das Rhöngebirge in Franken mit dem Vogelsgebirge in der Wetterau verbindet.

789. Der Teufelsweg auf Falkenstein.

(S. Schreiber a. a. O. S. 4 ꝛc. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 62 ꝛc. Ruinen. Wien 1854 Bd. II. S. 157 ꝛc.)

Hinter dem obstreichen Kronberg nicht weit vom Altkönig auf der sogenannten Höhe, vier Stunden von Frankfurt a. M., erhebt sich auf fast unzugänglichem Felsen die Ruine der alten Burg Falkenstein *), die Wiege eines ehemals im Taunus und der Wetterau gar mächtigen Geschlechtes, von dem einige Glieder sogar Bischöfe von Trier wurden. Die Burg war in alter Zeit fast unzugänglich, und nur ein einziger jäher und schmaler Fußpfad führte an das äußerste Thor derselben. Nun lebte hier dereinst ein rauher und wilder Ritter, der eine desto lieblichere Tochter besaß, welche durch ihre Sanftmuth und Herzensgüte gerade so in der ganzen Umgegend beliebt war, als ihr Vater wegen seiner unfreundlichen Gemüthsart allgemein verhaßt. Ein Ritter Kuno von Sayn hatte sich aber sterblich in die holde Irmgard verliebt und die Jungfrau erwiederte seine Gefühle. Er beschloß also, da er ihr an Stand und Vermögen gleich war, um ihre Hand zu werben und begab sich auch eines schönen Tags zu ihrem Vater und hielt in aller Form um sie an. Derselbe, der ihm überhaupt nicht gewogen war, empfing ihn sehr kalt, als er aber schließlich doch nicht umhin konnte, dem jungen Ritter eine Antwort zu geben, so stellte er sich mit ihm an eins der hohen Bogenfenster im Rittersaale des Schlosses, zeigte auf den schmalen, kaum für Fußgänger gangbaren Pfad, der von unten heraufführte und sprach: „Herr Kuno, Ihr sollt meine Tochter haben, jedoch nur unter einer Bedingung!“ — „Und diese wäre?“ antwortete dieser. „Nun Ihr sollt einen bequemen Weg in diesen Felsen hauen lassen, damit man künftig zu Roß auf meine Burg kommen kann. Allein dies muß in einer Nacht geschehen sein!“ Kuno stutzte zwar, allein es blieb nichts übrig als die Bedingung anzunehmen und da er selbst ein Bergwerk besaß, so dachte er, seine Bergleute würden das verlangte Werk wohl fertig bekommen. Allein als er nach Hause zurückgekehrt mit seinem alten Obersteiger hierüber sprach, mußte er leider hören, daß dies unmöglich sei, selbst wenn er alle seine Bergleute zusammen dazu aufbieten wolle. Er sah also ein, daß ihn der Falkensteiner genarrt habe und daß dessen Bedingung eigentlich einer vollständig abschlägigen Antwort gleichkomme. Er ging demnach traurig wieder aus seinem Schachte heraus und setzte sich auf einen Stein, der am Eingange desselben lag, bekümmert nieder und sann nach, was er nun machen solle, um seine Irmgard doch noch zu ge-

*) Ueber ihre Geschichte ꝛc. s. Gottschalks Ritterburgen Bd. IV. S. 191 ꝛc.

winnen. Auf einmal ſtand ein kleines altes Männchen mit weißem Haar und Bart vor ihm und ſprach: „Ritter von Sayn, ich habe Alles gehört, was Du ſoeben mit Deinem Steiger geſprochen haſt, es iſt vollkommen richtig, daß Deine Leute gänzlich außer Stande ſind, Dir zur Erfüllung jener Bedingung zu verhelfen, allein ich und meine Brüder, die Erdmännchen, welche hier in dieſem Berge wohnen, können es und vermögen Dir in einer Stunde den Felſenweg auf die Burg Falkenſtein zu machen. Indeß umſonſt iſt der Tod, Du mußt dafür ein Opfer bringen!“ Der Ritter rief ſogleich ohne ſich zu beſinnen, der Kleine ſolle nur fordern, er bewillige im Voraus Alles. Darauf ſagte das Erdmännchen: „Laſſe Deine St. Magarethengrube hier abhüten, denn wenn Deine Leute weiter durchfahren, ſo kommen ſie in mein Gebiet, und ich muß mit den Meinigen den Berg verlaſſen. Du ſollſt aber dabei nicht verkürzt werden, das Gebirge dort zur Linken iſt ſehr reichhaltig, ich will Dir eine Ruthe geben, damit Du die Gänge finden magſt. Sie ſtreichen von Abend in den Morgen, wir Berggeiſter aber wohnen überall in die Mitternacht hinein!“ Kuno gab ihm ſein ritterliches Wort, daß er ſein Begehren erfüllen wolle, und dafür verſprach ihm das Erdmännchen auch die Erfüllung ſeines Begehrens bis zum andern Morgen. Indeß ſaß die arme Irmgard zu Hauſe in ihrem Kämmerlein und weinte bitterlich, denn ihr Vater hatte ihr zwar die Werbung des Ritters von Sayn mitgetheilt, ihr aber auch die unerfüllbare Bedingung geſagt, welche er demſelben geſtellt hatte. So kam die Mitternacht heran und noch dachte ſie vor Sorgen nicht an Schlaf, da hörte ſie auf einmal unten vom Fuße des Schloßberges lautes Geräuſch, als wenn viele Leute in den Felſen hämmerten und Stücken deſſelben losbrächen. Sie hielt es natürlich für ein Spiel ihrer Phantaſie, fürchtete ſich aber auch das Fenſter zu öffnen und hinauszuſehen. Plötzlich trat aber ihr Vater ins Gemach, der von demſelben Getöſe aus dem Schlafe aufgeweckt worden war und ſprach zu ſeiner Tochter: „Ich glaube der Ritter von Sayn iſt närriſch geworden, und haut mir meinen Felſenpfad zu Schanden, ſo daß auch zu Fuße Niemand mehr heraufkommen können wird, geſchweige denn zu Pferde.“ Damit öffnete er ein Fenſter um hinabzuſehen, allein es erhob ſich plötzlich ein heftiger Wirbelwind, der ihm das Fenſter aus der Hand riß, ſo daß es klirrend zerſprang und gern trat er von demſelben ins Gemach zurück, denn er merkte wohl, daß draußen fremde unheimliche Mächte walteten, er dachte nämlich, es ſei die wilde Jagd, welche an ſeiner Burg vorüberziehe.

Kaum aber graute der andere Morgen, da hielt der Ritter von Sayn auf ſeinem Schimmel vor der Zugbrücke der Burg Falkenſtein und begehrte Einlaß und ehe noch dieſelbe aufgezogen ward, eilte ſchon der Burgherr ans Fenſter und ſah, daß der bisher unzugängliche Pfad jetzt breit geebnet und ganz bequem von einem Reiter paſſirt werden könne. Kuno aber ſchaute von unten ſpöttiſch herauf und bot ihm einen guten Morgen. Nach wenigen Augenblicken aber ſtand er oben im Rittersaal vor ihm und erinnerte ihn an ſein gegebenes Verſprechen. Natürlich ſtand derſelbe auch keine Minute an, ihm die Hand ſeiner Irmgard zu geben, der Ritter von Sayn hielt aber den Erdgeiſtern ebenſo gewiſſenhaft ſein Verſprechen, er ließ die Schachte, in denen er nach Silber gegraben hatte, zuwerfen und eingehen. Der Fußpfad aber, den die Erdgeiſter in den Felſen gehauen hatten.

heißt heute noch der Teufelsweg; er zieht unten an der westlichen Seite des Altkönigs, wo die Berggeister hausen, durch die Schärdter Höhle zur Bergeshöhe.

790. Das Christophelgebet.

(S. J. Kehrein, Volkssprache und Volkshöhle im Herzogthum Nassau. Weilburg 1862 Bd. II. S. 280 ꝛc.)

Im Anfange des 19. Jhdts. war das Christophelgebet in Nassau und Rheinhessen allgemein verbreitet. Es wurde allgemein angewendet beim Schatzgraben, wobei der Betende es vorwärts und rückwärts beten mußte, ohne an einem Worte anzustoßen. Irrte er sich beim Beten oder sprachen die Anwesenden ein Wort, so war das Graben vergebens, ja der beschworne böse Feind fügte oft den Schatzgräbern großen Schaden zu.

Im Amte Montabaur im Nassauischen glaubten die Leute, wenn sie das Christophelsgebet in der Nacht beteten, so würden sie durch den Schornstein nach Marokko gebracht. Es kamen nun einst Einige zusammen, unter ihnen auch eine Magd. Der Familienvater würde, so glaubten sie, König in Marokko, die Magd daselbst die reine Jungfrau werden. Die im Hause Versammelten beteten nun und sahen dabei, wie ihnen vorgeschrieben war, die Wände hinauf, sprachen auch kein Wort. Die erste Nacht beteten sie ganz durch, aber es kam Niemand, der sie durch den Schornstein geholt hätte. Die zweite Nacht ging es ebenso. In der dritten Nacht gab es unter dem Gebete um Mitternacht ein Gerappel und die Betenden glaubten, nun würden sie durch den Schornstein geholt. Der Lärm hörte bald auf, aber Niemand wagte hinauszugehen und nach der Ursache des Gerappels zu fragen. Am andern Morgen aber sahen sie, daß ein Stück Holz die Treppe heruntergefallen war. Als die Leute so drei Nächte und zwar vergebens gebetet hatten, glaubten sie, es wäre Einer unter ihnen gewesen, der nicht an die Kraft des Christophelgebets geglaubt hätte, darum seien sie nicht gehört und nach Marokko geführt worden.

791. Der Spörkel und Hartmond.

(S. Kehrein a. a. O. S. 278.)

Auf Lichtmeß findet in der Kirche zu Herschbach im Nassauischen Amte Selters während der h. Messe zur Entrichtung eines Opfers ein allgemeiner Umgang aller Anwesenden um den Altar statt. Die letzte weibliche Person in diesem Zuge wird mit dem Namen Spörkel oder Spörkelsee begrüßt. Schüttelt dieselbe den Rock, so giebts noch viel Schnee, denn der Monat Februar hieß hier schon seit dem 14. Jhdt. Spörkel (was an die römischen Spurcalia erinnert), die letzte männliche Person aber heißt Hartmond (so hieß nämlich der Januar und von diesem hängt die noch folgende größere oder geringere Kälte ab *).

792. Burg Eppstein.

(S. Schreiber, Sagen a. d. Rheingegenden S. 9 ꝛc. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 64. Ruinen Bd. III. S. 11 ꝛc. Etwas anders bei Firmenich, Völkerstimmen Bd. II. S. 80 ꝛc.)

In dem herrlichen Taunusgebirge, drei Stunden von Wiesbaden, liegt das Städtchen Eppenstein zwischen den vier schönen Thälern Fischbach,

*) S. über diese Namen Weinhold, Die deutschen Monatsnamen. Halle 1869 S. 36. 40.

Lorschbach, Forkenhausen und Bremthal. Die Ruine nimmt sich von Weitem nicht wie ein Bauwerk, sondern wie eine wunderliche Felsbildung aus, doch kommt man über die kahle Höhe hinauf an ihren Eingang, so erstaunt man über die unförmliche Steinmasse, welche sich von dem hinter ihr liegenden dichten Tannenwald abhebt. Das Geschlecht der einst hier hausenden Herren von Eppenstein, welches zuletzt noch in zwei Zweigen existirte, starb in den Jahren 1497 und 1544 aus und nur die alten Steinbilder seiner Glieder in der am Fuße des Burgfelsens liegenden Eppensteiner Kirche geben noch von ihrem einstigen Dasein Zeugniß. Die Burg soll ihren Namen von einem Ritter Eppo haben, der sich eines Tages auf der Jagd in die Gegend, wo sie jetzt liegt, verirrt hatte. Er war sehr ermüdet und hatte sich am Fuße des Berges bei einem Felsenbrünnlein ins Gras geworfen um auszuruhen. Nachdem er eine Weile gerastet hatte, wollte er wieder den Heimweg suchen, da hörte er den Gesang einer weiblichen Stimme. Das Lied war traurig und schien aus dem Berge zu kommen. Der Ritter arbeitete sich durch das Gestrüpp, ob er vielleicht einen Pfad auf den Berg entdecken könne, und plötzlich stand er vor einer Felsenhöhle, an deren Eingang eine wunderschöne Jungfrau saß, welche das traurige Lied gesungen hatte und bitterlich weinte. Als sie den Ritter erblickte, streckte sie die Arme nach ihm aus und bat ihn, sie zu erretten. Auf sein Befragen, wer sie sei, erzählte sie ihm, sie stamme von der benachbarten Burg Bremthal (nach einer andern Sage wäre sie ein Fräulein von Falkenstein gewesen), ein Riese habe ihren Vater und ihre Brüder erschlagen und habe sie hierher geschleppt. Zwar habe er versucht sie zu zwingen, sich mit ihm zu vermählen, allein stets habe sie durch ihr Gebet seine Bemühungen vereitelt; in diesem Augenblicke aber liege er oben auf der Bergkuppe in tiefem Schlummer, aus dem er nicht zu erwecken sei. Muthig rief Eppo, sie solle ihm die Stelle, wo er liege, zeigen, er wolle mit ihm kämpfen oder ihn den Berg herabstürzen. Die Jungfrau erwiederte, er vermöge weder das Eine noch das Andere zu vollbringen, denn Stahl und Eisen verletzen den Riesen nicht und so lange er schlafe, vermöchten tausend Hände ihn nicht von der Stelle zu bringen. Als Eppo ihr selbst vorschlug mit ihr zu entfliehen, da zeigte sie ihm eine Kette an ihrem Fuße, mit welcher sie der Riese stets während er schlummerte, an den Felsen zu befestigen pflegte. Auf seine Frage, wie er ihr denn helfen könne, hieß sie ihn nach der Burg Bremthal gehen und sich dort von dem alten Burgvoigt ein eisernes Netz geben zu lassen, welches ihr Vater einst aus Palästina mitgebracht habe und wunderbare Kräfte besitze, darin wolle sie ihn fangen. Der Ritter that, wie sie geheißen, und holte ohne Verzug das kunstreiche Netz. Nun erzählt man den weitern Verlauf verschieden. Nach einer Sage hätte der Ritter die Kleider seines Knappen angelegt und die seinigen diesem anziehen lassen, um den Riesen zu täuschen, und das Netz an einer Stelle, wo jener vorüber mußte, aufgestellt. Der Riese stürzte auch richtig, als er Eppo kommen sah, auf ihn los und verwandelte seinen Knappen, den er für den Ritter hielt, in einen Felsen, der heute noch steht und davon der Mannstein genannt wird, und eilte dann vorwärts um auch den angeblichen Knappen zu vernichten. Allein in der Hast versah er es und stürzte in das aufgespannte Netz, aus dem er sich nicht wieder losmachen konnte, Eppo schleppte den Riesen auf die Spitze des Berges und stürzte

ihn von da herab, befreite dann die Jungfrau und ehelichte sie. Nach einer zweiten Sage hätte jedoch die Jungfrau das Netz an der Stelle, wo der Riese zu schlafen pflegte, unter Moos und Kräutern ausgebreitet, der Riese habe sich darauf gelegt und sie und der Ritter hätten dann während seines Schlummers ihn fest darin verwickelt und schließlich vom Felsen herabgestürzt. Hier erbaute nun Eppo eine Burg, den Eppstein, und zu den Gewölbrippen im Thore wurden statt der gebogenen Steine die Rippen des Riesen eingemauert. Eine dieser Rippen ward als Wahrzeichen seit jener Zeit über dem Thore aufgehangen und ist noch zu sehen.

Aus dem Geschlechte dieses Eppo sind aber fünf Erzbischöfe von Mainz hervorgegangen, auch jener Werner, der am Meisten zur Kaiserwahl Rudolphs von Habsburg beitrug. Auch jener Gerhard von Mainz, der einst sich rühmte, so ein deutscher Kaiser anders wolle als er, habe er schon einen andern in der Tasche, und der ein anderes Mal, als ihm ein Kaiser nicht zu Willen war, zornig sein Jagdhorn ergriff und rief: „Taß den Kaiser Gottes Marter schände, so mir's beliebte, blase ich aus diesem Horne einen andern Kaiser heraus!" war es, der Adolph von Nassau zur Kaiserkrone verhalf, aber auch wieder davon half.

793. Adolphseck.

(S. Schreiber a. a. O. S. 13 ꝛc. Gottschalk, Ritterburgen Bd. III. S. 173 ꝛc. Poet. beh. b. Henninger Bd. I. S. 229 ꝛc.)

Der deutsche Kaiser Adolph von Nassau stand im Felde gegen den König von Frankreich, der die nach dem Tode Rudolph's von Habsburg im deutschen Reiche entstandenen Wirren benutzen wollte um Unfrieden in demselben anzustiften. Er zog zuerst in den Elsaß um den Bischof von Straßburg zu bekämpfen, der den Franzosen anhing, allein leider ward er in einem Gefechte gegen denselben verwundet und ward deshalb in ein Frauenkloster gebracht um dort Genesung zu finden. Er ward hier von den Nonnen trefflich gepflegt, namentlich von einer jungen Novize, Namens Imagina, allein aus der schönen Pflegerin ward für ihn bald eine Geliebte. Er gestand ihr auch seine Liebe, allein das züchtige Mädchen, die obwohl aus edlem Geschlechte in den Vogesen abstammend doch einsah, daß sie niemals des Kaisers Gattin werden könne, gab ihm keine Antwort und am Abend desselben Tages erschien an ihrer Stelle eine andere Novize, sie selbst ließ sich nicht wieder sehen. So gingen drei Tage hin, am Abend des dritten Tages aber, als schon Alles im Kloster schlief, öffnete sich leise die Thüre seines Gemachs und die schöne Imagina trat herein, eine brennende Kerze in der Hand. Sie sagte: „Gnädiger Herr, der Bischof von Straßburg stellt Euch nach und will Euch diese Nacht hier im Schlosse aufheben lassen; ich komme um Euch einen Weg zur Flucht zu zeigen. Das äußerste Pförtlein des Klostergartens führt in einen Wald und durch den Wald geht ein wenig bekannter Fußpfad bis zum Rhein, den Ihr in einer halben Stunde erreichen könnt. Am Ufer findet sich wohl ein Fischernachen zur Ueberfahrt und den Schlüssel zur Gartenthüre habe ich mir verschafft." Der Kaiser säumte nicht lange, er hatte nur einen einzigen Knecht bei sich; diesen schickte er auf der Stelle mit mündlichen Aufträgen an die Edlen von Pfirt und Bergheim, welche seine Völker befehligten, und er selbst von seinem treuen Windspiel begleitet folgte seiner Führerin durch den Garten

in den Wald. Hier wollte sich Imagina von ihm trennen und in das Kloster zurückkehren, allein der Kaiser bat sie so inständig ihn zu begleiten, daß die Liebe über die Frömmigkeit und das Gewissen den Sieg davontrug, sie warf den Schleier von sich, hüllte sich in den Mantel des Kaisers und folgte ihm an das Ufer des Rheins. Am Ufer stand eine Fischerhütte, für Geld und gute Worte setzte sie der Inhaber derselben über den Rhein und glücklich langte Adolph mit seiner Retterin auf dem jenseitigen Ufer an. Er ließ für sie auch im einsamen Felsthale an der Orde, nicht weit von Schwalbach eine Burg bauen, welcher er den Namen Adolphseck *) gab. Hier lebte er nun ganz der Liebe, bis er genöthigt ward, zur Vertheidigung seiner Würde das Schwert zu ziehen und seinem Gegner Albert von Oesterreich, den Adolphs nächster Vetter, jetzt aber sein grimmigster Feind, der Erzbischof Gerhard von Mainz, aus dem Geschlechte der Eppensteiner als Gegenkaiser aufgestellt hatte, entgegenzugehen. Imagina ließ sich nicht abhalten, ihn in männlichen Kleidern zu begleiten, allein als sie in die Nähe des Klosters Rosenthal bei Worms gekommen waren und die Nähe des feindlichen Heeres für die nächsten Tage eine Schlacht in sichere Aussicht stellte, da brachte sie Adolph doch dahin, inzwischen in jenes Kloster zu gehen und den Ausgang des bevorstehenden Kampfes abzuwarten. Bekanntlich fand die Schlacht auch an jenem Orte statt (1298); leider ließ sich Adolph durch sein Ungestüm allzusehr fortreißen, er fiel umringt von der Uebermacht durch die Hand Alberts und sein Tod zog natürlich den Sieg für seinen Gegner nach sich. Die arme Imagina lag den ganzen Tag über in der Klosterkirche auf den Knieen und betete zu Gott, er möge ihrem geliebten Adolph den Sieg verleihen. Siehe da sprang spät am Abend auf einmal das treue Windspiel des Kaisers, welches ihn auch in die Schlacht begleitet hatte, zur Kirchthüre herein, zerrte die Beterin am Gewande, lief dann gegen die Thür und immer wieder hin und zurück, indem es erbärmlich winselte. Imagina ahnte nichts Gutes, machte sich auf und folgte dem voraneilenden Thiere, welches sie mitten aufs Schlachtfeld zur Leiche seines Herrn führte. Hier lag derselbe mit blutigen Locken und bleichem Antlitz mitten unter vielen Erschlagenen. Sie warf sich in namenlosem Jammer auf die Leiche und verließ dieselbe nicht eher, als bis sie am nächsten Tage eine Ruhestätte im Kloster Rosenthal fand, sie selbst aber nahm von diesem Augenblicke an weder Speise noch Trank zu sich und nach einigen Tagen fand man sie eines Morgens todt ausgestreckt auf Adolphs Grabe liegen. Der rachsüchtige Albert, der Alles, was Adolph lieb und theuer gewesen war, vernichtete, zerstörte 1302 auch Adolphseck, es ward zwar später wieder aufgebaut (1356 durch den Grafen Adolph II. von Nassau-Idstein unter dem Namen Balckenhain), aber seit 1615 verfiel es und heute sind nur seine Ruinen noch übrig.

794. Blutlinde.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 65.)

In der Nähe Wiesbadens steht bei der Burgruine Frauenstein eine riesige Linde, von der die Sage geht, daß einst an der Stelle, wo sie sich jetzt

*) Eine alte Steininschrift in der Burg lautet so: „Kaiser Adolphus der alte Geck Baut seiner Dirne ein Schloß an der Eck." Eine zweite ist dunkler: „Wenn Sünd nit hatte Sünden Namen Wollt ich mich doch der Sünden schamen."

befindet, eine ſchauerliche Begebenheit geſchehen ſei. Ein Fräulein aus dem Geſchlechte der Frauenſteiner liebte einen ihr nicht ebenbürtigen Jüngling und ſah ihn öfters, wenn ſie Abends außerhalb der Burgveſte luſtwandelte, an einem traulich ſchattigen Plätzchen nahe der Burgmauer, wohin ein ſonſt ſtets verſchloſſenes Pförtchen führte, zu welchem ſie allein den Schlüſſel bei ſich trug. Endlich nahm ihr harter, ſtolzer Vater dieſe Zuſammenkünfte wahr, zürnte heftig, überraſchte die Liebenden und erſchlug den jungen Mann mit eigener Hand. Da brach die Tochter jammernd einen Lindenſchoß ab, ſteckte ihn durch das dahinrinnende Blut ihres Geliebten in den Boden, ſprach zu ihrem Vater nie wieder ein Wort und begab ſich in das nächſte Kloſter. Täglich weinte ſie hier um ihren erſchlagenen Geliebten, das Lindenſchoß aber ſchlug Wurzeln und trieb und trieb und ward ein Baum, und ſo lange die trauernde Jungfrau lebte und weinte, ſo lange floß Blut aus des Lindenbaums Gezweig, wenn Jemand einen Zweig oder Aſt abriß. Dies that aber bald Niemand mehr, denn die Menſchen ſcheuten ſich, und ſo erwuchs die Blutlinde zu mächtiger Höhe und Dicke, und jetzt können den Baum kaum vier Menſchen umklaftern.

795. Der Grafenroder Hof.

(S. Bechſtein S. 65 ꝛc.)

In derſelben Gegend liegt ein uraltes Gehöfte, der Graroder Hof, von dem folgende Sage geht. Ein junger Grafenſohn aus dem Lahngau liebte ein Mädchen von niederer Geburt. Da er von ihr nicht laſſen wollte, ſo verſtieß ihn ſein Vater und der Sohn ging auf und davon mit ſeinem Mädchen und Niemand hörte wieder etwas von ihm. Da auf einmal kam das Unglück über ſeine Familie, erſt ſtarb die Gräfin, dann ſtarben ihre Töchter, eine nach der andern, dann kamen die blühenden Söhne daran, bald war von der zahlreichen Familie nur noch ein Stammhalter übrig, und ſiehe auch dieſer ſiechte dahin und ſtarb. Da wandelte den alten Grafen großer Kummer und Reue an, daß er ſo hart gegen ſeinen älteſten Sohn geweſen war, und er ſandte überall hin Kundſchafter aus, ob ihm denn Niemand Nachricht geben könne, was mit ihm geworden ſei. Da nun aber Alles umſonſt war, ſo machte er ſich ſelbſt auf ſeinen Sohn zu ſuchen und ſuchte ihn überall am Rheinſtrom und in den Flußthälern und benachbarten Gebirgen. So kam er eines Tages ſchwer ermüdet an ein einſames Winzerhaus und da traf er, als er um Herberge und Nachtlager bat, ein Winzerpaar, einen jungen Mann und eine junge Frau mit ein Paar Kindern, von der Sonne verbrannt und mit von der ſchweren Arbeit harten und ſchwieligen Händen. Die junge Frau bot ihm ein Paar Trauben und trockenes Brod in irdener Schüſſel dar und der Winzer, den blinkenden Karſt auf der Schulter, hieß ihn freundlich willkommen. Als er ihn aber genau anſah, da ſah er wohlbekannte Züge, es war ſein verſtoßener Sohn, der ſich auf dieſem einſamen Fleckchen Erde eine Heimath gegründet hatte und ſeine Familie im Schweiße ſeines Angeſichts ernährte. Der alte Graf aber fiel ihm um den Hals und dankte Gott, daß er nun wieder einen Stammhalter hatte. Dieſer aber weigerte ſich ihm zu folgen, denn ſein Weinberg, der ihn genährt hatte, war ihm ans Herz gewachſen. Deshalb ließ er ſich auf dem Berge über demſelben eine Burg bauen und dieſe bezog er mit den Seinigen. Das alte Gehöft

aber nannte man den Grafenroder, oder kurzweg den Graroder Hof, darum weil ein Graf das Feld dazu ausgerodet hatte. Zum ſteten Andenken für ſeine Nachkommen aber an das, was der junge Graf einſt geweſen war, nahm derſelbe zum Helmkleinod einen bärtigen Mann im ſchwarzen kurzen Rocke, auf der Schulter eine ſilberne Rodhacke tragend. In der alten Kirche zu Schierſtein am Rhein ſind noch Grabmäler einzelner Glieder dieſes alten Geſchlechtes zu ſehen.

796. Brömſer von Rüdesheim und Roth Gottes.

(S. Schreiber a. a. O. S. 17 ꝛc. Bechſtein S. 66. Gerſchalck, Ritterburgen Bd. III. S. 233 ꝛc.)

Zu Rüdesheim am Rhein hatte das uralte Geſchlecht der Brömſer von Rüdesheim ſeine noch ältere Burg *), deren erſte Erbauung noch in die Römerzeit fällt, und weiter ſtromabwärts an der Waldberger Höhe iſt ein Kloſter gelegen, welches den wunderlichen Namen Roth Gottes führt. Von dem Urſprunge deſſelben aber geht folgende Sage.

Als der h. Bernhard von Clairvaux zu Speier das Kreuz predigte, ließ ſich nebſt vielen andern Edlen des Rheingaues auch Hans Brömſer **) von Rüdesheim mit demſelben bezeichnen und zog mit nach Paläſtina. Dort verrichtete er viele tapfere Thaten und erwarb ſich großen Kriegsruhm nicht blos bei den Kreuzrittern, ſondern auch unter den Sarazenen. Nun hauſte damals in einem wilden, felſigen Thale in der Nähe des Lagerplatzes des chriſtlichen Heeres ein ungeheurer Drache, der dieſem ſehr läſtig ward, weil er die Kriegsknechte, welche in jenem Thale Holz und Waſſer holen mußten, überfiel und zerriß, ſo daß ſich zuletzt Niemand mehr in die Nähe dieſes Ungeheuers wagte und dadurch im Lager Waſſermangel entſtand, weil jenes Thal der einzige Ort war, wo dergleichen zu bekommen war. Da beſchloß Brömſer der Sache ein Ende zu machen, nahm ſeinen Schild und Schwert und begab ſich nach der Höhle, wo der Drache hauſte, und als derſelbe herausgekrochen war, griff er ihn muthig an und tödtete ihn. Allein er konnte ſich ſeines Sieges nicht freuen, denn als er eben dabei war, dem Drachen die Haut abzuſtreifen um ſie als Siegeszeichen mit ins Lager zu nehmen, da fielen Ungläubige, welche dort im Hinterhalt gelegen hatten, über ihn her, banden ihn und ſchleppten ihn als Gefangenen ins Türkenlager. Hier ſchmachtete er lange in ſtrenger Haft und hatte keine Ausſicht auf Befreiung, denn ſeine Kampfgenoſſen hatten keine Ahnung, wo er ſich befinde, und die Sarazenen hüteten ſich wohl, einen ſo tapfern Gegner auszuwechſeln, da that er ein Gelübde, ſo die h. Jungfrau ihm aus ſeiner Noth helfen werde, alſo daß er den ſchönen Rhein wiederſähe, da wolle er ſeine einzige Tochter Giſela dem Himmel weihen. Siehe aber, Gott erhörte ihn, eines Tages überfielen die Chriſtenſtreiter das feſte Sarazenenſchloß, wo er gefangen ſaß, und er ward frei. Schnell legte er die Waffen ab und zog das Pilgerkleid

*) Es ſind eigentlich vier Burgen zu Rüdesheim, die älteſte iſt die Brömſer- oder Niederburg, unmittelbar am Rhein, in der früher wohl die Oberburg gehört hat, dann die Mitteburg, von der nur noch ein kleiner Thurm auf dem Markte übrig iſt, und der erſt im 15. Jhdt. erbaute Brömſerhof am Ende von Rüdesheim.

**) Dies iſt falſch, es war erſt viel ſpäter der kurmainziſche Oberhofmeiſter Johann Brömſer von Rüdesheim († 1417), der eine Pilgerfahrt nach Paläſtina gemacht hatte.

an, bestieg ein Schiff und eilte nach Hause. Er kam auch, ohne Fährlichkeiten bestanden zu haben, glücklich wieder auf seiner Burg an und fand Alles noch so, wie er es verlassen hatte, nur seine Gisela hatte sich verändert. Aus dem zarten Mädchen, welches er verlassen, war eine herrliche, kräftige Jungfrau geworden, das Ziel der Wünsche aller jungen Ritter im ganzen Umkreis von Rüdesheim. Aber nur einer war so glücklich gewesen, ihr Herz zu erobern, sie hatte sich, nicht an der Einwilligung ihres Vaters zweifelnd, mit ihm verlobt. Da kehrte letzterer zurück und verkündigte ihr sofort, was er gelobt hatte. Zwar sank ihm das arme Mädchen zu Füßen, bat und flehte, er möge sie doch nicht von dem Herzen ihres Geliebten reißen und so jung hinter kalten Steinmauern ihr Leben vertrauern lassen, vergebens rief sie ihm jene Zeit zurück, wo sie als Kind in seinen Armen geruht und er sie sein Theuerstes auf der Welt genannt hatte, nichts rührte sein hartes Herz, er drohte ihr zu fluchen, wenn sie nicht gehorche, und malte ihr die Qualen der Hölle vor, welche sie als eine verlobte Braut des Herrn treffen würden, wenn sie seinen Willen nicht thun werde. Da ward das Mädchen von augenblicklichem Wahnsinn ergriffen, noch einmal suchte sie ihrem Vater in wilder Verzweiflung das Herz zu rühren und als er jetzt zornig ihr und der Asche ihrer Mutter fluchte, da riß sie die Thüre auf, die aus dem Gemache auf den über den Rhein hinaus gebauten Söller führte, stürzte hinaus und sprang über das Geländer hinab in den Strom. Bei Hatto's Thurm fand man am andern Morgen ihre Leiche. Dort aber am alten Burggemäuer von Rüdesheim sieht der vorüberfahrende Schiffer noch oft ihren Schatten vorüberschweben und hört ihre Klagen und Jammergeschrei mitten im Sausen der Windsbraut.

Der alte Brömser härmte sich nun schwer über den schrecklichen Tod seiner Tochter und beschloß, um seine Seele von dieser Gewissenslast zu befreien, eine Kirche zu bauen. Indeß verschob er die Ausführung seines Gelübdes von einem Tage zum andern. Da weckte ihn einst um Mitternacht eine furchtbare Erscheinung. Vor ihm stand der Drache, welchen er einst in Palästina getödtet hatte und drohte ihn zu verschlingen. Aber plötzlich schwebte eine blasse jugendliche Gestalt herab, die er für seine Gisela erkannte. Bei ihrem Anblick entfernte sich das Ungethüm, die Gestalt aber sah ihn wehmüthig an und verschwand. In diesem Augenblicke fielen aber auch die Sclavenketten, die er in Palästina getragen und mit nach Europa gebracht hatte, von der Wand herab, und über dieses Geräusch erwachte er. In der Frühe desselben Tages kam nun aber einer seiner Knechte mit einer merkwürdigen Nachricht vom Felde nach Hause. Ein Ochse hatte beim Pflügen auf einmal nicht mehr fort gewollt, nachdem eine Stimme aus der Erde kläglich mit den Worten: „Noth Gottes, Noth Gottes!" um Hilfe gerufen hatte. Brömser eilte selbst an den betreffenden Ort, hörte die klagenden Worte selbst und sah die Widerspenstigkeit und das Scharren des Stieres. Er horchte, wo die Stimme herkam und siehe, die Stimme kam aus einem hohlen Baume, er ließ ihn umhauen, und man fand darin eine Hostie, ein hölzernes Ecce Homo Bild aber an der Stelle, wo der Stier gescharrt hatte. Kaum war Beides ans Tageslicht gekommen, so hörte der Stier auf zu scharren und die Stimme zu rufen. Ein Jude hatte Beides aus einer Kirche geraubt, aber aus Furcht vor Entdeckung hier versteckt. Jetzt begriff Brömser wohl, daß die Erscheinung im Traume und das aufgefundene Marienbild Mahnungen

von oben seien, sein Gelübde zu erfüllen. Auf derselben Stelle, wo das Bild gefunden worden war, ließ er eine Kirche, deren Altar an den Platz, wo der Baum gestanden hatte, hinkam, erbauen und ein Kloster und nannte es „Roth Gottes". Dort wurden auch noch seine Sclavenketten und die Zunge des von ihm getödteten Drachen gezeigt und jenes Ecce Homo Bild machte es zu einem besuchten Wallfahrtsort.

In der Burg, welche jetzt dem Grafen von Ingelheim gehört, sieht man übrigens weniger Erinnerungsgegenstände an das alte berühmte Geschlecht der Brömser, als in dem Brömserhof. Hier steht z. B. im Vorsaale ein alter Familientisch der Familie von Cronberg vom Jahre 1549, dann das Ehebett eines Brömser, in der Kapelle aber viele alte Bilder dieses Geschlechtes, wo stets Mann und Frau neben einander gemalt sind, dann sind hier die vorhin erwähnte Kette, welche zuerst in der Roth-Gottes-Kirche hing, und die überaus großen Hörner des Stieres, welcher das Marienbild aus der Erde grub, aufgehängt.

Hinsichtlich jener Roth-Gottes-Kirche ist zu bemerken, daß besagter (s. S. 707. Anm. **) geschichtlicher Brömser 1390 dieselbe an der Stelle einer bereits vorhandenen kleinen Kapelle, welche die von allen Seiten herbeiströmenden Andächtigen nicht mehr zu fassen vermochte, erbaute. Außerdem erbaute er auch noch die schöne Pfarrkirche zu Rüdesheim, auf deren Thurme noch bis auf den heutigen Tag sich zum Andenken an seine türkische Gefangenschaft ein halber Mond als Wetterfahne dreht. Desgleichen begann er auch den erst im Jahre 1435 von seinem Sohne Johann beendigten Bau der Kirche zu Bornhofen am Rhein, welches am Fuße des Berges liegt, der die Schloßruine von Sternfels trägt. Roth Gottes ist in ein Landgut verwandelt worden, von Bornhofen aber ist dermalen weiter nichts als die Kirche übrig, und das Geschlecht der Brömser von Rüdesheim starb 1668 mit dem letzten Gliede desselben, Heinrich Freiherrn Brömser von Rüdesheim aus.

797. Die Heiligenkreuzkapelle bei Lorch.

(S. Kehrein, Volkssprache u. Volkssitte im Herzogth. Nassau Bd. II. S. 8.)

Es hat einmal bei sehr schlechtem Wetter ein Bauer von Lorch einen Wagen voll Holz aus dem Walde geholt und da ist er mit dem übermäßig beladenen Fuhrwerke eine Viertelstunde von Lorch in dem schönen Wisperthale, da wo jetzt das Heiligkreuz steht, im Schmutze stecken geblieben. Da hat er furchtbar geflucht und geschimpft, sein Vieh ist aber darum doch nicht von der Stelle gegangen. Nun hat er sich vorgenommen, wenn er wieder glücklich herauskomme, eine Kapelle an diesem Platze zu erbauen, und siehe, auf einmal ist es gegangen. Hernach hat er auch sehr bald sein Versprechen gehalten. Später ist dann noch angebaut worden und jetzt ist die Kapelle so groß wie eine kleine Dorfkirche. Zum Wahrzeichen steht aber heute noch das Heiligkreuz auswendig in der Mauer der Kapelle.

798. Die Wisperstimme.

(S. Bechstein S. 68.)

Ohnweit Lorch am Rhein liegt eine Mühle im Wisperthale und am Wisperbach, darin lebten der Müller, seine Frau und einige Kinder ganz gut und glücklich mit einander. Das Haus aber lag dicht am Berg, auf

dem die alten Schlösser Kammerberg und Rheinberg stehen. Eines Tages geschah es, daß die Müllerin eine Stimme hörte, als wispere ihr Jemand ins Ohr und doch sah sie Niemand. Dann wisperte es aber wieder und sprach: „Gehe hinauf nach Kammerberg, hebe den Schatz im Thurme, er ist Dir bestimmt, der Schlüssel steckt am schwarzen Kasten!" Die Frau dadurch beunruhigt, erzählte ihrem Manne, was sie immer um sich wispern und flüstern höre, er aber sprach: „Possen, Hirngespinste, kehre Dich nicht an solche Dinge, unser Schatz ist der weiße Mehlkasten!" Aber die Frau hörte die Wisperstimme fort und fort und hatte keine Ruhe mehr und hatte auch keine Lust zur Arbeit, wenn ihr doch einmal der Schatz beschceert werden solle, und eines Morgens, als der Müller weit oben im Thale am Wehr in der Wisper zu thun hatte und nicht sobald nach Hause zu kommen dachte, da ging die Frau mit ihrem jüngsten Kinde, einem Säugling, hinauf auf den Kammerberg. Der Müller aber vollendete sein Geschäft früher und kam nach Hause, es war gerade Mittag und Essenszeit, aber die Müllerin fehlte. Wie er nun nach der Mutter fragte, so sagte ihm sein ältester Knabe, daß seine Mutter mit dem jüngsten Kinde auf dem Arme schon längst den Berg hinaufgegangen sei. Eilends rann der Müller hinauf und als er in die Trümmer eintrat, hörte er die Stimme seines wimmernden Kindes, die aus der Oeffnung eines halbverfallenen Thurmgewölbes drang, stieg hinab und fand darin sein Weib leblos am Boden liegen. Schnell schleppt er Frau und Kind aus dem Gemäuer und bringt sie, so gut es geht, hinab in sein Haus. Hier ist die Müllerin nach langer Ohnmacht zu sich gekommen und hat erzählt, die Wisperstimme habe ihr Tag und Nacht keine Ruhe gelassen, sie habe hinaufgemußt, und die Stimme habe ihr auf dem Wege noch zugewispert, sie solle ganz ohne Furcht und Bangen sein, es werde ihr nichts geschehen, nur reden solle sie um keinen Preis. Sie stieg in das Thurmgewölbe hinab, da stand der Kasten, da stack der Schlüssel, sie öffnete, da lag das blanke Geld, sie durfte nur nehmen. Plötzlich hörte sie ihren ältern Knaben hinter ihr rufen: „Mutter, Mutter!" und sie antwortete unwillig: „Was giebt's?" Auf einmal that es einen entsetzlichen Krach, als berste der Thurm und als stürze das Gemäuer auf sie und ihr Kind nieder und eine Stimme rief: „Wehe, wehe, warum redest Du? Nun bin ich wieder unerlöst auf abermals hundert Jahre!" und da ist es der Müllerin schwarz vor den Augen geworden. Als sie das alles ihrem Mann erzählt hatte, ist sie in eine schwere Krankheit verfallen und nach drei Tagen eine Leiche gewesen. Das hat der Wispermüller selbst erzählt im Jahre des Herrn achtzehnhundert und vierzehn.

799. Der Salusreiter.

(S. Kehrein Th. II. S. 17.)

Es haben eines Tages ein Paar Buben im Ried (einem Wiesengrunde) bei Soffenheim in der Nähe von Höchst die Kühe gehütet, und weil sie nicht auf die Zeit Acht gaben, so ward es so spät, daß sie noch draußen waren, als man schon zu Abend läutete. Auf einmal hören sie ein Sausen und Brausen in der Luft, man hört Pferde traben, Hunde bellen und Peitschen knallen. Der Lärm kömmt immer näher und wird stärker und stärker, es

ist der Salusreiter*) mit andern Jägern. Er sitzt auf einem Wagen, der ganz von Eisen ist und sechs Schimmel sind davorgespannt. Der Salusreiter fährt durch die Luft bis nach Salus, wo er sich auf der Erde niederläßt. Die Buben aber bekommen furchtbare Angst und laufen nach dem Dorfe, die Kühe fangen auch an zu brüllen, heben die Schwänze auf und rennen hinter ihnen her, die Hunde des Salusreiters aber immer hinter den Kühen her. Seit der Zeit hat aber Keiner mehr nach dem Abendläuten dort das Vieh gehütet.

800. Die Glauburg.

(S. Dieffenbach im Archiv f. Hess. Geich. Bd. IV. S. 285. Bd. III. H. I.)

Auf dem Berge bei Glauberg in der Wetterau, den man die Glauburg nennt, stand einst eine große und feste Stadt. Da aber die Bewohner derselben vielfältige Räubereien trieben, so beschloß der Kaiser sie dafür zu züchtigen und die Stadt zu zerstören. Die Bewohner derselben leisteten aber zu tapfern Widerstand und die Stadt war zu fest, als daß man sie gewaltsam hätte erobern können. Die Belagerung dauerte bereits ins dritte Jahr; da verfielen die Belagerer auf eine seltsame List. Sie fingen nämlich eine Menge Krebse, steckten jedem derselben des Nachts ein Lichtlein auf und ließen sie nach der Mauer zu kriechen. Die Erscheinung der Lichtlein fiel den Belagerten auf und sie zogen sich alle nach der Seite, wo man diese Lichtlein sah. Da benutzte man die Zeit und erstieg auf der andern Seite die Mauer. Als man nun Herr der Veste geworden war, wurde ein Vertrag geschlossen, daß die Frauen der Belagerten mit ihren Kindern und dem was sie tragen konnten, frei abziehen dürften. Da sie nun aber statt des Hausrathes ihre Gatten, welche durch langen Kampf geschwächt waren, auf die Schultern nahmen und herausstrugen, so wollten die Belagerer das nicht gelten lassen und schickten deshalb zur Entscheidung an den Kaiser, der seinen Sitz zu Frankfurt hatte. Diesen rührte aber die Treue und Anhänglichkeit der Frauen an ihre Männer, und er entschied zu ihren Gunsten, worauf die Bewohner wegzogen und die Stadt zerstört ward.

Des Nachts ist es auf der Glauburg noch nicht geheuer. Es wandern hier in der Geisterstunde die Krieger, welche auf derselben hausten, herum. Landleute der Gegend, welche gegen Mitternacht ihren Weg über den Berg nahmen, sahen oben viele Männer gelagert, welche nicht wie unsere Krieger gekleidet und bewaffnet waren, sondern wie die alten Römer.

801. Räderberg.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 67.)

Auf dem Räderberge **) ohnweit Nassau soll vor Zeiten ein Kloster gestanden haben, davon man noch einige Trümmer sieht, aber Niemand weiß, weß Ordens es gewesen ist. Da ging einst ein Metzger aus Nassau gegen Abend

*) Salus oder Sales heißt ein Wäldchen bei Sossenheim.

**) Ich weiß nicht, ob die Trümmer einer sogenannten Räderburg bei Hausen, welche in dem sogenannten Räderwalde eine halbe Stunde südöstlich oberhalb des Dorfes Rosbach und eine Viertelstunde von dem großh. hess. Dorfe Hoingen liegen und in d. Zeitschr. f. hess. Geich. Bd. IV. S. 246 ꝛc. beschrieben werden, hiermit identisch sind.

aus, Vieh einzukaufen und wandelte auf der Landstraße dahin, vor ihm aber fuhr eine Kutsche und er folgte ihr immer nach und hatte des Weges nicht Acht. Auf einmal hält die Kutsche vor einem großen schönen Landhause, das dicht an der Straße steht, das aber der Metzger sich nicht entsinnen kann, je hier gesehen zu haben, so oft er auch des Weges schon gekommen. Das Haus war hell erleuchtet und aus der Kutsche sah der Metzger drei Mönche steigen, welche in das Haus hineingingen, und da er vermeinte, es sei das Haus ein Gasthaus, so folgte er ihnen ebenfalls nach, um des Hauses Gelegenheit zu erkunden und vielleicht da Herberge zu suchen. Er sah die Mönche in ein Zimmer gehen, wo ein Sterbender zu liegen schien, der ihrer harrte, um die Sterbesacramente zu empfangen, und dann trat er in einen großen Speisesaal, wo, so schien es, viele Gäste beisammen saßen, aßen und ziemlich lärmend zechten. Als der Metzger eintrat, verstummten alle, aber der obenan Sitzende erhob sich und brachte dem Metzger einen Becher zu mit den Worten: „Noch einen Tag!“ Den Metzger überlief es kalt bei der Stimme, die er hörte und aller Durst verging ihm, da erhob sich ein Zweiter, trat an ihn heran, gleich wie jener, bot ihm einen Becher zum Trinken und sagte auch: „Noch einen Tag!“ Aber der Metzger dankte. Da erhob ein Dritter sich, kam und sagte: „Noch einen Tag!“ Jetzt trank der Metzger und that Bescheid, um nicht unhöflich zu erscheinen, als ein Vierter auf ihn zukam und ihm in gleicher Weise anbieten zu wollen schien. Da wurde es dem Metzger ganz unheimlich, er schlug ein Kreuz vor sich hin und plötzlich war alles hinweg, er stand in tiefer Nacht ganz mutterseelenallein, und wußte nicht, wo er war, um ihn war Waldgesträpp und altes Gemäuer. Zitternd und bebend erharrte der Metzger an der wüsten Stätte den Morgen, und als dieser anbrach, nahm er wahr, daß er auf dem Räderberg sei, von der Landstraße weit, weit abgekommen, mitten in den Trümmern des verfallenen Klosters. Auf unbegangenem steinigen Wege fand der Metzger sich zurück, unterließ seinen Geschäftsgang und ging vielmehr zum Pfarrer und entdeckte ihm, was ihm geschehen war. Genau nach drei Tagen war der Metzger todt. *)

802. Der Affe zu Thaun.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 70.)

Hoch über dem Städtchen Simmern liegt der alte rheingräfliche Burgsitz Thaun, das war einst ein stattliches und schönes Grafenschloß, mit herrlichem säulengezierten Palaste, und über dem Eingange wird ein Wahrzeichen erblickt, ein Affe, der einem Kinde einen Apfel darbietet. Hierüber geht aber folgende Sage. Es hatte einst hier ein Burggraf ein Kind gehabt, das hatte eine Wärterin, die wiegte das Kind im schattigen Burghof, und da der Tag ein Sommertag und schwül war, so nickte sie ein und als sie aufwachte, war das Kindlein aus der Wiege heraus und fort. Da ward ihr angst und bange, und wie sie auch es ringsum suchte und in alle Winkel lugte, es war und blieb verschwunden. Da schlug ihr der Schreck in alle Glieder, zitternd vor dem Zorn des Grafen und der Gräfin dachte sie nichts Besseres thun zu können, als ihr Leben zu retten und stürzte in den Wald, um auch da vielleicht noch eine Spur zu finden. Da kam sie in ein dunkles Dickicht und siehe,

*) Ganz ähnlich ist die Sage vom Schlosse Ardeck, unter Nr. 806.

da saß der Affe, den der Graf hielt, und hatte den jungen Grafensohn auf seinen haarigen Armen und küßte ihn gar zärtlich und schaukelte ihn, legte ihn dann sanft auf ein Lager von Moos, bot ihm einen Apfel dar, und als er den nicht annahm, sondern einschlief, wehrte der Affe eine Zeit lang die Fliegen von ihm ab, und dann entschlief er selbst. Deß war die Amme froh, schlich leise hinzu und nahm das Kind und trug es fröhlich wieder zur Veste Dhaun hinauf, wo schon alles unruhig war, rufte und nach ihr suchte. Da verkündete sie laut die That des Affen, und die erst entsetzten, nun hocherfreuten Eltern beschlossen, dieselbe in Stein ausgehauen über dem Thorbogen ihres Schlosses verewigen zu lassen.

803. Taube zeigt den Tod an.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 70.)

Zu Armsheim auf dem Kirchhof steht ein Grabstein, auf dem ist ein Pflug, auf dem eine Taube sitzt, eingehauen. Vor vielen Jahren hat dort ein junges Ehepaar gelebt, und die Frau hatte eine zahme Taube, die war ihr Liebling und nahm ihr aus dem Munde, was sie ihr anbot. Die Frau aber war guter Hoffnung, und eines Frühlings-Morgens befiel sie ein Bangen, als eben ihr Mann hinaus auf den Acker gehen wollte zur Saat, denn es war Säezeit und der Morgen windstill und heiter. Aber die Frau bat gar herzlich ihren Mann, er solle bei ihr bleiben. Doch er entschuldigte sich mit der Dringlichkeit der Arbeit und verhieß ihr, sich zu eilen und bald wieder nach Hause zu kommen. Er hatte aber den Samen noch nicht zur Hälfte ausgestreut, da kam die Lieblingstaube seiner Frau geflogen und flatterte umher und setzte sich auf den Pflug, der auf dem Acker stand, und sah den Säemann an und schlug mit den Flügeln. Und da er nicht abließ von der Arbeit, so flog ihm die Taube gegen die Brust und pickte ihn in das Kinn, und da gedachte er an seine Frau und eilte heim. Da fand er seine junge schöne Frau todt im Bette, denn sie hatte ohne Hilfe geboren, und zwei lebende gesunde Kinder lagen in ihren Armen. Es war Niemand dagewesen, den sie hätte nach Hilfe senden können, und er hatte ihre zarte Bitte nicht verstanden, und war die treue Taube nicht, so wären auch die beiden Kinder des Todes verblichen. Der Mann aber trauerte, so lange er lebte, freite nie wieder und zog die Kinder mit Liebe auf, auf das Grab der Gattin aber ließ er die Taube meißeln, und betete oft um Mitternacht auf dem Grabhügel seiner Entschlafenen.

804. Die Frau von Stein.

(Nach der Limburger Chronik S. 93, poet. beh. v. Henninger, Nassau in s. Sagen, Geschichten u. Bildern. Wiesbaden 1845 in 8°. Bd. III. S. 16 ꝛc.)

Im Lahnthale sieht man auf demselben Berge, worauf sich die alte Burg Nassau erhebt, die Trümmer einer zweiten, zum Stein genannt. Hier herrschte einst eine Wittfrau, die edle von Stein, welche zwei Söhne und vier blühende Töchter besaß, welche letztere sämmtlich glücklich an vier Ritter aus Limburg, von Reiffenberg, von Hatzstein, von Bobenheim und von Allendorff verheirathet waren. Einst hat sie bei Tisch alle sechs zu Gaste gehabt und ist über dieses, wie sie meinte, unverdiente große Glück tiefsinnig geworden, daß sie auf und davon ging und wahrscheinlich ihrem Leben freiwillig in der Lahn ein Ende

machte. Mit Beziehung hierauf hört man in der dortigen Umgegend oft Großmütter drohend zu ihren Enkeln sagen: „Seid still, es ist einmal eine alte Frau fortgegangen und ist nicht mehr wiedergekommen!“

805. Trutwins I. Tod.

(S. Henninger Bd. I. S. 29.)

Man erzählt, daß mit Julius Cäsar zwei Brüder, die Lebartier, in das heutige Nassauische kamen und dort blieben. Der eine von ihnen ward ein Graf von Burgund, der andere Erbvogt an der Lahn. Letzterer baute sich ein Schloß auf dem Löppernischen oder Lichtborner Berge. Einer seiner Abkömmlinge Trudwin I. (900—960), ein treuer Anhänger des Allemannenherzogs Hermann († 949), der ihm auch einige Reliquien des h. Florian überließ, die er um 930 in der Kapelle zu Lichtborn niederlegte, hatte in einer Fehde irgendwie einem Bauer des Bischofs zu Mainz Rupert Unrecht gethan, als er nun nach Hause zurückkehrte, lauerte ihm dieser bei Strüth im Einrichgau auf, und er wurde von demselben durch einen Pfeilschuß tödtlich verwundet, hatte aber noch so viel Zeit vor seinem Tode eine Stiftung zu machen, in welcher er bestimmte, daß von der mitgebrachten Beute an derselben Stelle, wo er gefallen war, ein Kloster erbaut werde, das Kloster Steinau. Ein altes Bild daselbst stellte diese Begebenheit mit untergesetzten Reimen dar. Sein Sohn Dudo II. († 1076) erbaute die Laurenburg in der Esterau, so genannt von dem Walde Lure, und Trutwin IV., den die Fährte eines Hirsches einst in dieses wildromantische Thal gelockt hatte, gründete hier (1100) die Burg Nassau und gilt deshalb als Stammvater des Nassauischen Fürstengeschlechts.

806. Der Schuster auf Ardeck.

Auf einem Berge des Lahnthals gewahrt man noch heute die Trümmer der alten Burg Ardeck, dort ist es aber nicht geheuer, namentlich in der Adventzeit. Einst kam ein Schuster, auf dem Rücken einen schweren Lederballen, auf der Landstraße spät in der Nacht einhergekeucht. Müde und schläfrig, denn er war unterwegs einige Male eingekehrt, konnte er kaum mehr fort, da hörte er plötzlich einen Wagen daherbausen, er ruft die darin Sitzenden, sie möchten ihn doch aufsteigen lassen und ein Stück weit mitnehmen. Der Wagen hält auch, er schwingt sich auf den Rücksitz und im Galopp brausen die feurigen Rappen dahin. Auf einmal hält der Wagen und er sieht sich in dem Hofe eines alten Schlosses, aus dessen Fenstern heller Lichtschein herabglänzt. Aus dem Wagen steigt eine Herrschaft in alterthümlicher Tracht, die Diener winken ihm, er folgt ihnen ins Haus und bis zu einem prächtigen Saale, Todtenstille herrscht hier, obwohl eine lange Tafel von Rittern und Edelfrauen ringsum festlich besetzt ist. Einer deutet ihm schweigend mit dem Finger an, sich niederzulassen. Ihn ergreift aber unbeschreibliche Angst und er stößt den Namen „Jesus“ aus, auf einmal zerrinnt Alles in Nebel und er selbst sinkt wie vom Schlage getroffen zu Boden. Am andern Morgen erwacht er aus tiefem Schlummer, da sieht er sich voll Grausen auf Steingeröll zwischen den Ruinen der Burg Ardeck liegen, er rafft sich auf und eilt angsterfüllt den Berg herab, allein zu Hause angelangt, ergriff ihn schwere Krankheit und noch ehe der Lenz wieder-

kehrte, grub man ihm ein frühes Grab. Den Wagen hat man nachher noch oft zur Adventszeit dahinjagen gesehen, aber angerufen hat ihn Keiner wieder.

807. Das blaue Ländchen.

Zwei Landschaften führen heute noch im Volksmunde den Namen „blaues Ländchen", nämlich ein Theil der hessischen ehemaligen Grafschaft Katzenellenbogen und die Gegend von Nordenstadt bei Wiesbaden, wo die Landmädchen blaue Röckchen und Häubchen und die Burschen blaue Mützen tragen, obwohl nach Andern der blaue schieferartige Boden der dortigen Gebirge die Ursache des Namens gewesen sein soll. Der Sage aber nach wäre ein anderer Grund für die blaue Kleidung der dortigen Bewohner zu finden, nämlich folgender.

Es sollen nämlich die Weiber aus Lorch, welche durch die Messen in Frankfurt a. M. mit der neuen Lehre Luthers bekannt geworden waren, dieselbe auch in ihre Heimath zu verpflanzen versucht haben, allein ihre Vaterstadt hing noch zu fest an Rom und so kam es, daß die ganze starke Weberzunft (300 Stühle stark) aus der Stadt vertrieben ward. Sie wandten sich nach der Herrschaft Katzenellenbogen, wo sie der Landgraf Philipp der Großmüthige aufnahm und wo ihr Fleiß das schöne blaue Tuch webte, welches dann die Kleidung der dortigen Bewohner ward.

808. Die Christmette in der Kirche von Bergen.

(Poetisch behandelt v. Henninger Th. III. S. 45 ꝛc.)

Noch heute erhebt sich einsam auf eines Berges Gipfel die Kirche des nunmehr verschwundenen Dorfes Bergen, um dieselbe zieht sich der Friedhof, wo die Bewohner des Dorfes Werschau beerdigt werden. Bis zum 30jährigen Kriege gehörte dazu ein Dörfchen am Fuße des Berges in dem sogenannten goldenen Grunde gelegen. Da kamen die Schweden ins Land und mit ihnen Pest und Hungersnoth. In dem Dörfchen aber wohnte eine Wittwe, welche zwei Töchter hatte, die eben so schön als gut waren. Da die Wittwe begütert war, so brauchten sie nicht zu arbeiten, sondern wendeten ihre ganze Thätigkeit auf Armen- und Krankenpflege. Leider aber gehörte die älteste Tochter zu den letzten Opfern der bösartigen Seuche, welche das Dörfchen entvölkert hatte. Kaum war indeß die Krankheit verschwunden, da kehrten auch die Schweden wieder und wütheten unter den armen Dorfbewohnern. Einer der Bösewichter fand Gefallen an der noch lebenden Tochter der Wittwe, und quälte sie mit seinen schlechten Anträgen. Da sie ihm nicht Gehör gab, so wollte er Gewalt brauchen, das wackere Mädchen aber entriß sich seinen frechen Händen und eilte den Berg hinan, wo sie auch hinter den Mauern der Kirche, deren Pforte sie hinter sich ins Schloß warf, Schutz suchte. Der Schwede aber ließ sich nicht abhalten, er holte eine Axt und schlug die Thüre ein. Zwar hielt sie ihm das Crucifix, welches auf dem Altar stand und das sie als Waffe gegen ihn ergriff, entgegen, allein der Schwede zog das Schwert und hieb es in zwei Stücken auseinander, und schlang schon seine Arme um sie. Doch noch einmal riß sie sich von ihm los und eilte zur Kirche hinaus und stürzte sich von der Spitze des Felsens hinab, an dessen Fuß man ihre zerschlagenen Gebeine als eine unscheinbare Masse auffand. Nun war die Wittwe ganz allein und täglich flehte sie zu Gott, er möge auch ihrem Leben ein Ende machen und sie mit ihren verstorbenen Töchtern vereinigen. Allein

vergebens. So kam das nächste Weihnachtsfest heran und am heiligen Abend legte sie sich nieder, besorgt das Läuten zur Christmette nicht zu versäumen. Um Mitternacht erwachte sie auch durch hellen Glockenklang, sie dachte, es läute schon zur Mette, sprang aus dem Bett, kleidete sich schnell an und eilte mit dem Festtagskleide geschmückt hinauf zur Kirche. Zwar war der Pfad still und leer und auch nicht ein Mensch auf dem Wege zu sehen, allein sie dachte, es sei etwas spät und Alles schon in der Kirche versammelt, denn herab klang der Orgel Feierklang und als sie den Friedhof betrat, da blitzte durch die Fenster der Kerzen voller Glanz herab auf die Todtenkreuze. Als sie aber in das Innere der Kirche trat, da war der Raum derselben gedrängt voll von frommen Betern, aber wunderbarer Weise keine Kerzen brannten, sondern jeder der Anwesenden war von einem lichten Schein umgeben, und als sie sich die Umstehenden etwas genauer ansah, sah sie keinen aus dem Dorfe, der noch lebte oder den sie kannte, wohl aber erblickte sie eine Menge Personen, die theils kurz vorher oder länger schon verstorben waren. Selbst der Priester, der vor dem Altar stand, war schon vor einiger Zeit gestorben. Plötzlich gewahrte sie aber in ihrem gewöhnlichen Kirchenstuhl ihre zwei verstorbenen Töchter, welche ihr freundlich zunickten. Sie eilte auf sie zu, dieselben nahmen sie zwischen sich, umarmten sie und sprachen: „Ehe noch der Wald sich wiederum belaubt, wird auf Deinem Grabe schon die Schlüsselblume emporsprossen!" Noch schwelgte, berauscht von Glück, die Wittwe an ihrer Töchter Brust, da tönt herab vom Thurme in dumpfen Schlägen der zwölften Stunde Klang und plötzlich wird Alles still, die lustige Schaar flieht davon und verschwindet auf den Gräbern und ringsherum in der Kirche schwebt ein leichter Morgenduft, und die Wittwe kniet allein im leeren Gotteshaus und statt des himmlischen Lichtes dringt jetzt der helle Mondschein herein durch die hohen Fenster. Noch waren aber nicht acht Tage ins Land gegangen, da lag die Wittwe auf der Todtenbahre und die Verheißung ihrer Töchter war erfüllt. Das Dörfchen aber ward kurz nachher von Brand durch Feindeshand zerstört und nicht wieder aufgebaut *).

809. Konrad Kurzbold.

Der Graf Conrad von Niederlahngau, von seiner untersetzten Gestalt Kurzbold genannt († 948), war ein sehr seltsamer Mann. Er hatte vor Aepfeln und Weibern einen solchen Abscheu, daß er nicht einmal an einem Orte übernachten wollte, wo Eins oder das Andere sich befand. Trotz seiner kleinen Gestalt war er sehr tapfer. So erlegte er einen Löwen, der aus seinem Käfich gebrochen war und den Kaiser Otto I. (936—974) zu zerreißen drohte, mit einem Streiche und durchbohrte mit seiner Lanze einen Slaven von Riesengestalt, der dem kaiserlichen Heere Hohn gesprochen hatte. In einem Ueberfalle bei Breisig tödtete er mit eigener Hand Kaiser Konrad's I. Bruder Eberhard, der gegen Kaiser Otto sich erhoben hatte. Als er bejahrt war, zog er sich auf sein Schloß, die Lintburg, zurück und ließ dann auf seine Kosten den Dom zu Limburg bauen, wozu eine Zeit von 30 Jahren (910—940) erforderlich war. Sein Name ward im Limburger Lande zu einem volksthümlichen, wie kein zweiter.

*) Eine ähnliche Sage s. oben Nr. 713.

810. Die Kirche von Dietkirchen.

(Poetisch behandelt von Henninger Bd. III. S. 71 ꝛc.)

Auf schroffem Felsen am Ufer der Lahn steht die Kirche von Dietkirchen. Hier ward in der heidnischen Zeit das uralte Gericht zum Reckenforst gehalten, das jedesmal das Volk aus dem ganzen Gau um sich versammelte. Da erschien der h. Lubentius, der Apostel der Nassauer, wählte sich den schroff emporsteigenden Felsen über dem Flusse zur Kanzel und verkündete dem zahlreich hier zusammengeströmten Volke (um 350) das Evangelium und errichtete hier eine kleine Kapelle. Weil aber die Kirche so recht eigentlich eine Volkskirche war, so nannte man sie Dietkirchen (Diet von Thiuda, Volk) oder wie Andere wollen, vorzugsweise „die Kirche."

Die jetzt hier befindliche Kirche hat aber einen andern Ursprung. Wenn man in dieselbe tritt, gewahrt man darin an der Wand in Stein gehauen einen Rittersmann mit Schwert und Schild und neben ihm hängen an der altersgrauen Wand schwere Fesseln für Fuß und Hand. Das ist ihr Erbauer, der Ritter Dietrich von Dern. Dieser war mit den Kreuzfahrern nach Palästina gezogen und dort in einer Schlacht in die Hände der Saracenen gefallen. Manches Jahr schmachtete er in tiefer Kerkersnacht und gab alle Hoffnung auf, jemals wieder die Freiheit zu erlangen. Da that er einst, als ihn eben wieder eine unnennbare Sehnsucht nach der Heimath überfiel, das Gelübde, er wolle, wenn er je wieder sein Vaterhaus wiedersehen werde, dort neben der Lahn auf dem heiligen Steine, wo die Gebeine des h. Lubentius ruhten, eine Kirche bauen. So flehte er andächtig, da kam ein süßer Schlummer, wie er ihn lange nicht gekostet, über ihn, und als er erwachte, fand er sich mitten in einem frischen grünen Walde, umtönt von dem lieblichen Gesang der Vögel. Er wollte seinen Augen nicht trauen, da hörte er von Vorübergehenden die heimischen Laute, er raffte sich auf, eilte ihnen nach und fragte, wo er sich befinde. Zwar schauten diese den hagern Mann in ärmlichen Kleidern verwundert an, allein sie sprachen: „Ihr seid in dem Walde von Dern!" Fort stürmte er hinauf ins Schloß und lag bald in den Armen seiner Gemahlin und Kinder, welche ihn längst für todt gehalten hatten. Und seines Wortes eingedenk, erbaute er auf der Höhe, welche man den Herrnberg nennt, die Dietrichskirche von Dietkirchen. Zum Andenken an den h. Lubentius nennen aber heute noch die Lahnschiffer den stromaufwärtsblasenden linden Wind den St. Lubentiwind und auf dem Strom selbst eine Strömung der Wellen gegen den Strom, die sich bald in der Mitte und bald an dem linken, bald an dem rechten Ufer so breit wie das Geleise eines Schiffleins zeigt, noch heute den Lubentiusstrom. Das Stift zu Dietkirchen aber bewahrte noch im Jahre 1525 ein übergoldetes Brustbild des guten Heiligen und ein silbernes Schifflein, welches ihm, ihrem Patron, die Lahnschiffer geweiht hatten.

811. Die Zerstörung von Dornburg.

(Poetisch behandelt von Henninger Bd. III. S. 81 ꝛc.)

Auf der Fläche des Klös- oder Blasenberges liegen heute noch die Trümmer der Stadt Dornburg, Reste vormittelalterlicher Verschanzungen und Gebäude, an die sich eine Art von Pfahlgraben anschließt. Die auf der

Spitze der Bergebene einsam gelegene Kirche des h. Blasius, eine der ältesten des ganzen Landes, für welche das Volk eine hohe Verehrung hegt und bei welcher der Gauding gehalten ward, gab dem Gerichte und Berge Blasenberg, zur Herrschaft Ellar gehörig, den Namen.

Auf dieser Bergebene lag im Mittelalter eine Stadt, Dornburg genannt. Einst zog nun ein Zug Kaufleute die Lahn hinauf nach der Stadt, reich mit Waaren und Geld beladen. Als sie aber durch den am Fuße des Berges befindlichen Wald kamen, da stürzten aus dem Hinterhalte die von ihrer Ankunft unterrichteten Knechte einiger Raubritter der Umgegend hervor, und es wäre um das Leben und Eigenthum der Armen geschehen gewesen, wären nicht zufällig die Bürger aus der Stadt ihren Mitbürgern zu Hilfe gekommen. Da wendete sich das Blatt, aus den Angreifern wurden Flüchtige und bald waren die Raubgesellen verschwunden, allein drei aus ihrer Mitte blieben als Gefangene in den Händen der Sieger zurück, Georg von Molsberg, Emich und Rupert von Ellar. Letzterer hatte aber früher öfter das Haus des Dornburger Bürgermeisters, Arnulph Wallberg, als gern gesehener Gast heimgesucht und das Herz der Tochter desselben, der schönen Hildegard gewonnen. Wie ward nun dem Mädchen, als sie ihren Geliebten gefesselt wie einen gemeinen Dieb an ihrem Fenster vorbeiführen sah? Man warf die drei Raubritter ins Gefängniß und als nach wenigen Tagen die benachbarten Ritter von Westerburg, Ellar, Dern und Molsberg vor die Stadt rückten und die Frechheit hatten, die Herausgabe ihrer gefangenen Verwandten zu fordern, wies man sie höhnisch ab und forderte sie auf, ihre Raubgenossen selbst zu holen, aber sich zu beeilen, damit sie sie noch lebend antröfen, denn man werde nicht säumen, ihnen den Prozeß zu machen. Die Ritter umlagerten die Stadt, und versuchten sie erst durch Sturm, dann durch Hunger zu nehmen, allein die Tapferkeit ihrer Bürger machte alle ihre Anstrengungen zu Schanden und sie beschlossen am Weihnachtstag abzuziehen und nur einen kleinen Theil der Ihrigen zum Schein bis zum nächsten Frühling als Vertheidiger des Lagers zurückzulassen. Ein Knecht des Bürgermeisters, der sich verkleidet ins Lager der Feinde geschlichen hatte, brachte die freudige Kunde in die Stadt. Während aber hierüber die ganze Stadt in Jubel schwamm, gab es doch ein Wesen, welches diese Nachricht tief betrübte, dieses war die schöne Bürgermeisterstochter. Sie wußte wohl, daß nun keine Hoffnung mehr sei, ihren Geliebten zu retten. Da raunte ihr der Böse den gottlosen Gedanken zu, die Feinde durch einen unterirdischen Gang, der von draußen in die St. Blasiuskirche führte und ihr bekannt war, in die Stadt zu führen und so ihren Geliebten zu retten, und nicht an ihren Vater, nicht an ihre Mitbürger denkend, eilte sie in dunkler Nacht hinaus durch den Gang ins feindliche Lager. Dort hieß man die Verrätherin gern willkommen und schnell eilte die ganze Schaar der vereinigten Raubritter hinter ihr her durch den Gang in die Kirche, und als eben der Priester am Altar den Segen sprach, da stürmten die Feinde herauf aus dem Bauche der Erde und stürzten mit geschwungenen Waffen nach der Stadt, und der Morgen graute noch nicht, da war Dornburg nicht mehr. Hildegard, die in der Kirche zurückgeblieben war, erkannte zu spät, was sie gethan hatte und als sie durch die Fenster ihre Vaterstadt in Flammen aufgehen sah, da stürzte sie hinaus auf den Friedhof und hinab nach dem Thale zu und

dort sprang sie in den aus Basaltgestein hervorquellenden Brunnen. Dort aber schwebt sie noch heute als Schattenbild umher und schreckt die Vorübergehenden.

812. Der Hund zu Weilburg.

(Poetisch behandelt von Henninger Bd. III. S. 121 ꝛc.)

Hoch über der Lahn erhebt sich auf steilem Felsen das Schloß Weilburg; dort sieht man am Sims das Bild eines kleinen Hundes in Stein gehauen. Hier wohnte einst ein Fürst, der ein Hundchen hatte, welches ihm nie von der Seite wich. Einst aber hatte er sich doch aus dem Schlosse entfernt, ohne dasselbe mitzunehmen, das Thier war vergessen worden und in einem der obersten Zimmer des Schlosses eingeschlossen. Es mochte an der Thür kratzen, wie es wollte, Niemand hörte es und ließ es heraus. Es rannte von der Thür zum Fenster und vom Fenster zur Thür, alles war umsonst, da sah es auf einmal durch das offengebliebene Fenster seinen Herrn im Thale auf dem andern Ufer des Flusses daherreiten, und von Sehnsucht getrieben gleich als ob sein Herr es rufe, sprang es hoch vom Schlosse herab in die Tiefe, schwamm durch den Fluß, lief auf den Fürsten zu, bellte und wedelte wohlgemuth, allein kaum hatte dieser es kosend gestreichelt, da sank es vor Anstrengung todt vor ihm nieder. Zur steten Erinnerung an solche Treue ließ aber der tiefbetrübte Fürst das Bild des Hündchens in Stein hauen und an jener Stelle aufstellen, wo sich das Thier kühn herab aufs Gesimse geschwungen hatte.

813. Der wandernde Zwerg.

(S. Kehrein bei Firmenich, Volksstimmen Bd. II. S. 49 ꝛc. u. Volksbr. in Nassau. Bd. III. S. 3 ꝛc.)

Es war tiefer Winter, der Schnee lag hoch auf Häusern und Feldern und die Vögel kamen bis vor die Thüren der Häuser um Nahrung zu suchen. In den Stuben aber saßen die Leute schon am Ofen, denn es ward nachgerade dunkel und die Sterne blinkten schon vom Firmament herab. Da kam ein kleiner Zwerg herein in ein Nassauisches Dorf, nahe bei Heidesheim, welches letztere in Rheinhessen liegt. Er war ganz erfroren, seine Kleider waren durch und durch naß von Schnee und seine Hände ganz steif vor Kälte. Er ging an ein Fenster und klopfte, aber vergebens, dann wieder an eins, aber Niemand ließ ihn ein, sondern überall sagte man ihn fort. Nun stand aber am Ende des Dorfes ein kleines Haus, da wohnten zwei alte Leute drin. Das Mütterchen war eben vom Beten aufgestanden und setzte sich ans Spinnrad um noch ein Stück Leinwand, wie sie sagte, für zwei Todtenhemden zu spinnen, wenn sie fertig wären, wolle sie gern mit ihrem Alten sterben, denn sie wären jetzt funfzig Jahre verheirathet. Der alte Vater aber saß am Tisch, sein Pelzkäppchen auf und sein Pfeifchen im Munde und las in einem frommen Buche. Auf einmal klopfte es ans Fenster und rief herein in die Stube: „Macht auf, Gott wird's Euch lohnen!“ Der Alte eilt hinaus und läßt den kleinen Zwerg herein und das Mütterchen stellt ihr Spinnrad bei Seite um für ihren kleinen Gast etwas zu essen zu holen. Sie bringt ihm einige Kartoffeln, ein Butterbrod und einen Teller voll süßer Milch, und als das Essen aufgetragen ist, da sagt der Zwerg, der sich

inzwischen am Ofen gewärmt hat: „Ich esse zwar sonst keine grobe Kost, allein jetzt will ich die Milch trinken und dann meinen Weg fortsetzen, ich danke Euch von Herzen für Euere freundliche Aufnahme.“ — „Da sei Gott vor, daß wir Euch in der Nacht und noch dazu in so stürmischer Nacht fortlassen, Ihr müßt bei uns bleiben, morgen könnt Ihr weiter reisen.“ Der Zwerg aber wollte durchaus nicht bleiben und sagte: „Ich habe auf dem Berg noch allerhand zu besorgen, gehabt Euch wohl, Ihr werdet bald von mir hören!“

Kaum war die Nacht vorüber, da bricht ein gewaltiges Gewitter los, es donnerte und blitzte in einem fort, der Wind riß Bäume um, warf die Ziegel von den Dächern, die Fenster klirrten und man dachte, der jüngste Tag sei gekommen. Vom Himmel aber stürzte das Wasser wie mit Kannen und die Leute kreischten vor Angst und Furcht und riefen alle Heiligen um Hilfe an. Mitten in der Fluth aber, die schon die ganze Gasse anfüllte, kam auf einmal ein großer Stein geschwommen, darauf stand der Zwerg und lenkte ihn mit einer Stange und trieb ihn vor das Haus, wo er so gut aufgenommen worden war. Dadurch wendete sich aber die Strömung und das Häuschen der guten Leute blieb verschont, der Zwerg aber ward immer größer und größer, reichte endlich bis hinauf an die Wolken und verschwand. Die guten alten Leute fielen aber auf die Kniee und dankten Gott, denn der Zwerg war ein Bote Gottes gewesen, gesandt, die Menschen zu prüfen.

814. Die Schatzgräber.

(S. Rehrein Bd. III. S. 43.)

Einst gruben bei Fussingen im Amte Hadamar einige Leute nach Geld, sie wußten, daß Keiner dabei sprechen dürfe, sonst rückte der Schatz fort. Der Teufel suchte nun allerlei hervor um sie zum Sprechen zu verlocken, aber umsonst. Auf einmal kam ein sechsspänniger Wagen herangefahren, einige Zeit nachher aber schlich eine steinalte Frau an einer Krücke herbei und frug, ob der Wagen schon lange vorbei wäre. Die Leute gruben jedoch ruhig weiter. „Ei“, sagte sie, „das ist für mich eine Kleinigkeit, den will ich bald eingeholt haben.“ Da sagte einer: „Das muß sonderbar hergehen, wenn Du den einholst.“ Weg war der Schatz, denn was der Teufel nicht fertig bringt, das macht eine alte Frau.

815. Der ungerathene Sohn.

(S. Rehrein Bd. III. S. 49 ꝛc.)

Zu Hundsangen war einmal ein braver Mann, der hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Der Vater that alles, um ihnen gute Zucht beizubringen, allein der Sohn wollte durchaus nicht gut thun, alles was Andere ärgerte, that er, schlug den Leuten die Fenster ein und prügelte sich mit seinen Kameraden. Darum ist er oft von seinem Vater gestraft worden, als er aber groß ward, wollte er sich dies nicht mehr gefallen lassen und ging fort. Gegen Abend kam er durch einen großen dichten Wald, allein er verlor den Weg und konnte sich nicht mehr zurecht finden, an einen Ausweg war nicht zu denken, denn der Wald war ihm ganz unbekannt. Auf einmal kam eine schwarze Hexe auf ihn zu und hieß ihn mit ihr gehen und

die Nacht bei ihr bleiben, am anderen Morgen könne er dann weiter ziehen, den Weg wolle sie ihm zeigen. Der Bursche hatte keine Wahl, er mußte mitgehen, als er aber an das Haus kam, sah er, daß dies eine Räuberhöhle war, zehn starke schwarze Männer mit langen Bärten saßen beim Nachtessen, man nahm ihn gut auf, hieß ihn mitessen, sie ließen sich mit ihm in ein Gespräch ein und als sie sein Schicksal gehört, hießen sie ihn bei ihnen bleiben. Sie meinten, er bekomme sein gutes Essen und Trinken und brauche nur manchmal mit auf Raub auszuziehen. Das ließ er sich gefallen und fand sich bald recht gut in seine neue Lage und hat manchem Reisenden den Beutel gefegt. Inzwischen waren zwei bis drei Jahre vergangen, bis endlich die Leute herausbekamen, daß in dem Walde eine Räuberbande hause. Seine Schwester aber, die ihn sehr geliebt hatte und große Sehnsucht nach ihm hatte, machte sich auf, ihren verlorenen Bruder zu suchen, so kam sie auch in diesen Wald, da sah sie einen mit einer Flinte bewaffneten Mann auf sich loskommen, sie erkannte sogleich in ihm ihren Bruder und rief ihn bei Namen, als er aber die Stimme seiner Schwester hörte, ließ er vor Schreck seine Flinte fallen, im Fall aber ging sie los und die Kugel fuhr ihm durch den Kopf, seine Schwester aber lief herbei und starb vor Entsetzen über sein furchtbares Ende. Von der Zeit an aber heißt jener Wald der Omannswald, denn Omann war der Familienname des Burschen.

816. Das eiserne Männchen.

(Poetisch bch. v. Henninger Bd. II. S. 26 ꝛc.)

Im Dorfe Schierstein am Rheine lebte ein Fischer, der eine sehr schöne Tochter besaß und bei welcher sich viele junge Burschen, namentlich Winzer den Rang abzulaufen suchten. Sie war aber sehr stolz und ein einfacher Landmann war ihr viel zu gering, vorzüglich nachdem sie gesehen, daß ihr der Ritter von Frauenstein den Hof mache. Ihre Eitelkeit lehrte sie vergessen, daß sie nur eine arme Fischerstochter sei und unmöglich die Gemahlin des stolzen Junkers werden könne. Sie ließ sich in ein sehr vertrautes Verhältniß mit ihm ein und bald hatte sie ihm nichts mehr abzuschlagen. Da kühlte sich die Neigung des Ritters sehr schnell ab, er verließ sie und das arme Mädchen sprang, um ihre Schande nicht offenkundig werden zu lassen, in die Fluthen des Rheins. Von Stund an aber stieg in nächtlicher Zeit an der Stelle, wo sie den Tod gesucht, ein Flämmchen prasselnd aus dem Strome und schwebte hinauf nach den Mauern des Frauensteins, welche es bis zum Morgengrauen nicht wieder verließ. Der Junker sah das Flämmchen oft, allein im Rausche der Feste, welche er auf seinem Schlosse gab, vergaß er es wieder. Endlich aber schlug auch seine Sterbestunde, im Harnisch und Wehr, wie er im Leben gewesen, ward er zur Gruft seiner Ahnen bestattet, allein in der nächsten Mitternachtsstunde kam das Flämmchen hinab zu ihm in die Gruft und hieß ihn aufstehen und trieb ihn hinab zum Rheine. So sah man jede Nacht zur selbigen Stunde einen Ritter im eisernen Harnisch mitten durch die Weinberge auf dem Pfade, der heute noch den Namen des eisernen Männchens führt, hinabeilen nach dem Strome, gejagt von einem ihn verfolgenden Flämmchen.

817. Die Linde zu Frauenstein.

Noch heute steht zu Frauenstein eine ungeheure Linde, aus welcher sich fünf Arme, gleich ebenso viel Stämmen ausbreiten und im Sommer eine herrliche Laube bilden. Sie verdankt ihr Entstehen einer traurigen Begebenheit. Einst wohnte hoch oben auf der Burg ein Ritter, der eine sehr schöne Tochter besaß, und diese hatte heimlich einen Liebeshandel mit einem Junker, dessen Familie aber in Fehde mit ihrem Vater lebte. Der Junker kam aber allabendlich zu dem Fuße des Berges, wo er in tiefem Waldesdunkel mit seiner Geliebten zusammentraf. Eines Tages war dies auch der Fall gewesen, allein das Mädchen war plötzlich erkrankt und begehrte dringend einen Trunk Wein. Es blieb ihm nichts übrig als die Jungfrau ins Dorf zu führen und sich hier einem der Hörigen des Burgherrn anzuvertrauen. Dieser versprach auch Verschwiegenheit, allein als der Junker mit dem Mädchen das Haus desselben verließ, da standen auch schon die Knechte des Frauensteiner Ritters vor der Thür und schleppten ihn hinauf in den Kerker des Schlosses und noch war die Sonne am andern Tage nicht untergegangen, da hatte auch schon die Erde das Blut des hingerichteten Junkers getrunken. Die Jungfrau nahm den Schleier in dem benachbarten Kloster, vorher aber ließ sie an der Stelle, wo ihr Geliebter verblutet hatte, die Linde pflanzen, unter welcher später die Herren von Lindau Gericht zu halten pflegten.

818. Der Mönch zu Eberbach.

(Z. Henninger Bd. II. S. 60.)

Die heutige Irren- und Besserungsanstalt Eberbach war sonst ein Bernhardinerkloster: der h. Bernhard hatte es gestiftet und noch heute erhebt sich nahe an dem Pfade nach dem Kloster dicht an zerfallenen Felsen eine einsame Kapelle, welche die Bernhardsruhe heißt, weil hier der fromme Stifter des Cisterzienserordens geruht haben soll. Davon giebt noch die Inschrift: „Divus Bernhardus fessos hic sarciit artus" und der Reimspruch: „Allhier es heißt Bernhardi Ruh, Lieb gab der Ruh die Werk dazu" Kunde. In einem der Keller des Klosters, der früher zum Kerker diente, sieht man noch heute an der hölzernen Wand Spuren von Nägeln. Davon giebt es folgende Sage. Ein Mönch dieses Klosters liebte eine Nonne des benachbarten Klosters Gottesthal. Lange führte sie ein nächtlicher Gang an einem heimlichen Waldplätzchen zusammen, doch endlich entdeckte ein Lauscher das glückliche Pärchen und von der Säule der Geißelung wurde der Mönch blutend in eine enge Todtengruft gestürzt, wo er Jahre lang schmachtend, an der Thüre die Spuren seines traurigen Daseins mit Nägeln eingekratzt zurückließ, während die Nonne Licht, Brod und Wasser mit hinunternahm in das einsame Gewölbe, worin sie eingemauert ward.

819. Das große Faß zu Eberbach.

Bei dem Kloster Eberbach ist eine Haide, welche Wachholder heißt, wohin die Rheingauer im Jahre 1525 mit Harnisch, Wehren und Geschütz auszogen und vom 2. bis 25. Mai lagerten, als die Bauern in Deutschland fast überall gegen die Fürsten und Ritter aufgestanden waren. Endlich gelang es dem schwäbischen Bunde, die Bauern mit der Schärfe des Schwertes

zur Ruhe zu verweisen. Beim Herannahen desselben löste sich auch die Versammlung auf dem Wachholder auf und ergab sich auf Gnade und Ungnade, nachdem sie das große Eberbacher Faß von 74 Zulaß, das wenig hinter dem Heidelberger zurückstand, geleert hatten. Daher kommt die lustige Weise:

Als ich auf dem Wachholder saß,
Da trank man aus dem großen Faß;
Wie bekam uns das?
Wie dem Hunde das Gras;
Der Teufel gesegnet uns das.

820. Die vertriebene Pest.

(S. Kehrein a. a. O. Th. III. S. 53 ꝛc.)

Vor ein Paar hundert Jahren herrschte in der Gegend von Marienberg die Pest und die Leute starben dahin wie die Fliegen. Da kam einmal in den Nachmittagsstunden ein alter Bettelmann in ein Haus und verlangte ein Stückchen Brod. In dem Hause war aber nur eine alte Frau, die konnte nicht gut fort und saß vorn auf dem Bett und weinte. „Warum heult Ihr denn so?“ fragte der Bettler. „Ach!“ sagte die Frau, „mein Mann ist mir vor einer Stunde an der Pest gestorben und liegt dort auf der Bank auf dem Stroh, meine zwei Jungen aber sind in den Breeser Wald gelaufen, denn über den Wäschebach kann die Pest nicht hinüber. Seht einmal wie mein Mann schon so schwarz ist wie Kienruß. Nun bin ich mutterseelenallein, bleibt doch da und helft mir meinen Mann begraben!“ — „Das will ich thun“, sagte der Bettler, „aber ich bin hungrig, denn ich habe heute noch nichts bekommen. Habt Ihr nichts zu essen?“ — „Ja“, sagte die Frau, „auf dem Ofen stehen noch Kartoffeln und Salat. Schneidet Euch auch ein Stück Brod dazu ab!“ Der Bettler aß tüchtig und wie er so aß, da kam durch das Fenster ein schwarzes Ding, so groß wie eine Maus und fuhr in ein Nagelbohrloch in der Wand. Auf einmal sprang der alte Bettler auf und nahm einen hölzernen Nagel und schlug ihn in das Loch und sprach: „Gott sei Lob und Dank, daß ich Dich einmal habe. Das war die Pest, ich habe sie nun vernagelt. Jetzt könnt Ihr Euere Jungen wieder zurück rufen!“ Nun ging die Frau hinaus aus dem Hause und pfiff auf dem Finger und schnell kamen ihre Söhne zurück und die Mutter erzählte ihnen, wie es der Bettler mit der Pest gemacht hatte. Da waren Alle froh und der Bettler mußte die Nacht da bleiben und sich aufs Heu legen und von Stund an sah und hörte man nichts mehr von der Pest.

821. Das Heinzelmännchen.

(S. Kehrein a. a. O. S. 59.)

Zwischen Rennerod und Waldmillen ist rechter Hand von der Chaussee ab ein Hügel, den nennt man den Houp. In diesem ist eine große Höhle und die Sage geht, hier hätte vor uralter Zeit ein Heinzelmännchen drin gewohnt. Das war aber nicht größer denn ein Kind von zwei oder drei Jahren, aber ganz schön anzusehen und so nett angethan wie ein kleiner Prinz. Das Männchen kam aber oft nach Rennerod, jedoch immer nur Abends, und brachte den armen Leuten Brod und Mehl, oft auch Geld, so daß sie

sich damit helfen konnten. Aber nur solche arme Leute bekamen etwas, die brav und rechtschaffen waren und fleißig arbeiteten, die faulen erhielten nichts. Wenn aber einer Abends aus dem Wirthshause kam und zu tief ins Glas geguckt hatte, da bekam er auf einmal eine Kopfnuß, daß er zur Erde flog, er wußte nicht wie. Hoffärtige und stolze Jungfern wurden in der Spinnstube oder auf dem Tanzboden auf einmal ganz schwarz gemacht, daß sie sich tüchtig schämen mußten. Wenn aber die Bauern einmal tüchtig logen oder sonst etwas machten, was unrecht war, da bekamen sie etwas auf das Maul, daß ihnen ihr Lebtage das Lachen verging und sie wußten nicht wo es herkam. Aber das Heinzelmännchen konnte sich unsichtbar machen und den Leuten, die nicht recht thaten, einen Schabernack spielen.

Besonders gern hatte der gute Geist, wie die Leute das Heinzelmännchen auch hießen, es mit den jungen Leuten zu thun, welche sich verheirathen wollten. Wenn diese in die Kirche gingen und sich trauen lassen wollten, da bekam ein jedes von den Brautleuten ein kleines Ringelchen vom feinsten Golde. Dies blieb so lange glänzend, als sie hübsch einig mit einander waren, wenn die Eheleute aber uneins wurden, da ward der Ring rostig, und wenn eins dem andern untreu ward, da war auch der Ring fort und man konnte gar nicht sagen, wo er hingekommen war. Das machte aber große Furcht in der Ehe, so daß sich Alle in Acht nahmen, etwas Unrechtes zu thun, damit nur der Ring nicht rostig werden möchte. Auf allen Kindtaufen, Hochzeiten und Kirmessen ward der Ring angesteckt und hatte einer den Ring verloren, da ging er gewiß nicht mehr auf eine Kirmeß oder Tanzplatz, damit es nur Niemand sehen sollte. Das Heinzelmännchen ist indeß im Schwedenkrieg verschwunden und kein Mensch weiß mehr, wo es hingekommen ist.

822. Gründonnerstagsei.

(S. Kehrein a. a. O. S. 60.)

Wenn man ein Hühnerei, welches am Gründonnerstag gelegt ist, in Wolle einpackt und dasselbe Sonntags mit in die Kirche nimmt, da kann man, wenn man bei den Ersten mit in der Kirche ist, sehen, wie die Hexen in die Kirche kommen. Da kömmt eine auf einem Besen, die andere auf einer Gabel, die dritte auf einem Scheit Holz, die vierte auf einem Butterstößer u. s. f. in die Kirche geflogen. Das sehen aber alle die andern Leute nicht. Nun machen sich aber die Hexen immer auf die Frau zu, welche das Ei bei sich hat, rücken immer dichter und dichter an sie heran und suchen sie so zu drücken, bis das Ei entzwei geht. Die Frau, die dasselbe aber bei sich trägt, muß es deshalb in der Hand in der Tasche fest halten, denn wenn das Ei entzwei geht, da bricht der Frau auch das Herz auseinander.

823. Johann von Bornich.

(Poetisch behandelt v. Henninger Bd. II. S. 220 ꝛc.)

Graf Philipp von Katzenellenbogen hatte sich mit Anna, der Tochter des Grafen Ludwig von Würtemberg vermählt und von ihr zwei Kinder bekommen, einen Sohn Philipp den Jüngern, der aber 1454 zu Brügge in Flandern erstochen ward, als er mit seinem Onkel, Graf Johann von Nassau nach den Niederlanden gezogen war, um dort die Rechte seiner Gattin auf die Grafschaft Bianden geltend zu machen, und eine Tochter Anna, welche an

den Landgrafen Heinrich IV. von Hessen vermählt war und diesem später die Grafschaft Katzenellenbogen zubrachte. Jene Anna aber lebte mit ihrem Gemahl in stetem Unfrieden und behandelte ihre Kinder mit Lieblosigkeit, ihre Untergebenen aber mit solcher Härte, daß sich ihr Gemahl von ihr trennte und ihr das Schloß Lichtenstein zum Wohnsitze anwies. Da er auch dort jedoch von ihren Unarten zu leiden hatte und sein Schloß und Land sich über ihre Unbilden beklagte, so ließ er sich von Tisch und Bett von ihr scheiden und Graf Ulrich von Würtemberg wies ihr eine Wohnung zu Waiblingen an, wo sie nicht lange darauf starb. Nun verheirathete sich Philipp zum zweiten Male mit der Nassauerin Anna, der Wittwe des Herzogs Otto von Braunschweig, allein seine Verwandten sahen diese zweite Ehe nicht gern, denn sie glaubten, er werde von dieser Kinder bekommen und dann diesen die Grafschaft zufallen. Sie bestachen also den Schloßkapellan Johann von Bornich zu Katzenellenbogen, sie am St. Johannistag, wo man in jener Gegend das Abendmahl in dem sogenannten Johannistrunke zu nehmen pflegt, zu vergiften und der Bösewicht reichte ihr auch am Altare vergifteten Wein. Zwar kam ihr derselbe trübe vor und sie wollte erst nicht trinken, allein da ihr der Priester sagte, es werde wohl etwas Staub hineingefallen sein, so trank sie arglos das Gift, sank aber auch alsbald bewußtlos zu Boden. Die Flucht des Priesters bestätigte den Verdacht, daß die Gräfin vergiftet sei, man bot Alles auf, sie am Leben zu erhalten, und es gelang auch, allein alle Hoffnung, ihrem Manne einen Stammhalter zu schenken, ging dabei mit verloren. Der schändliche Mörder ward zu Cölln ergriffen und nachdem er seiner Priesterwürde entkleidet worden war, lebendig verbrannt.

824. Das graue Haus zu Winkel und die Ratten.

(Poetisch bch. v. Henninger Bd. II. S. 62 ꝛc.)

Der gelehrte Erzbischof von Mainz, Rhabanus Maurus (seit 847) erkor sich später das Städtchen Winkel zum Landsitze, woselbst er auch am 4. Februar 856 im Rufe der Heiligkeit in dem sogenannten Grauen Hause starb. Er zeichnete sich besonders 850 bei der großen Hungersnoth im Rheingau aus, wo Mütter mit den Kindern auf den Armen, ohne die Schwelle des frommen Wohlthäters zu erreichen, todt niedersanken und man den noch lebenden Säugling an der Brust der verhungerten Mutter hängen fand. Man schreibt diesem Heiligen auch das Verdienst zu, daß auf seine Fürbitte der Rheingau von Ratten und Mäusen befreit blieb und das gläubige Volk, selbst aus entfernteren Gegenden, suchte sie mit Erde oder Mörtel von jenem Hause oder Stücken vom Altarsteine seiner Kapelle zu vertreiben. Freilich erzählt ein alter Chronist, ein geborener Winkler habe ihm erzählt, wenn im Stroh oder mit andern Sachen eine Ratte aus den Schiffen im Rheingau mit aufs Land gebracht werde, laufe sie gleich wieder in den Rhein, jedoch blos deshalb, weil sie wisse, daß sie sich in jener Gegend nicht ernähren könne.

825. Das gebrannte Heiligenhäuschen zu Winkel.

In der Nähe von Winkel stand vor langen Jahren eine große Buche, in ihrer Höhlung hatten aber die Winzer ein Bild der Jungfrau Maria kunstvoll aus Holz geschnitzt aufgestellt und neben dem Baume ein kleines Kirchlein erbaut. Dorthin wallfahrten die frommen Umwohner Jahr aus

Jahr ein. Da kam eines Tages ein schweres Ungewitter vom Rheine hergezogen, Donner und Blitz wechselten in furchtbarer Schnelligkeit mit einander ab, und auf einmal fuhr ein Wetterstrahl herab auf den Baum und legte ihn und das Kirchlein in Brand. Aber siehe am andern Tage war die Kirche zwar angekohlt, aber nicht verbrannt, und das Marienbild wunderbar unversehrt erhalten. Man hat später das Kirchlein wieder aufgebaut und auch die Buche ist wieder ausgeschlagen und beschattet heute noch ihr Dach. Das Volk aber nennt dies das gebrannte Heiligenhaus.

826. Der Unkenkönig.

Bei Mengerskirchen im Lahnthal ist ein Teich, wo früher sehr viele Unken waren, die einem König unterthan waren. Nun ritt einmal ein Bauer dort die Pferde in die Schwemme und sah, wie aus dem Grase eine goldne Krone hervorblitzte. Das war die Krone des Unkenkönigs, die derselbe beim Baden abgelegt hatte. Der Bauer hatte aber nichts Eiligeres zu thun, als die Krone zu ergreifen und sich aufs Pferd zu werfen und mit seinem Funde davon zu jagen. Als er im Umschauen die Unke hinter sich herkommen sieht, wirft er ihr sein Wamms zu, allein dies hält sie nicht lange auf, sie verfolgt ihn immer weiter, da wirft er ihr auch die Stiefeln zu und kommt glücklich bis in seinen Hof. Allein bald ist auch der Unkenkönig hier und der Bauer, ohne zu zaudern, reißt die Sense herab von der Wand und haut das Thier in den Leib. Leider aber war dasselbe davon nicht todt, sondern nur verwundet, es pfiff, daß das ganze Haus davon gellte, und aus dem Teiche kam das ganze Unkenvolk herbeigeeilt, umzingelte den Bauer und stach ihn in seinem eigenen Hofe todt, die Krone aber nahm ihr König wieder mit fort.

827. Die Pest zu Herborn.

(Nach einem alten Reimgedichte in d. Dillenburg. Intellig.-Nachr. v. 1799 bei Henninger Bd. IV. S. 31.)

Im Jahre 1607 hat zu Herborn eine furchtbare Pestseuche gewüthet. Da ist fast die ganze Stadt ausgestorben, so daß man nicht Gräber genug gehabt hat, man hat Junggesellen und Jungfrauen, Bräutigam und Braut in ein Grab gelegt. Der schlimmste Tag ist der 4. August gewesen, da hat man zwanzig Todte auf einmal zu einer Stunde beerdigt und zwei Stunden nachher wieder sechs, dann aber hat die Seuche aufgehört. Der dasige Pfarrer Wilhelm Zepper aber, der auch daran gestorben ist, hat zuvor gesagt, die Krankheit sei eine Strafe Gottes gewesen, dieweil die Bürger so gottlos und die Stadt ein zweites Sodom und Gomorrha gewesen.

828. Der nächtliche Reiter.

Zu Dillenburg am Strande der Dill sieht man um Mitternacht einen Reiter auf schwarzem Rosse dahin jagen, weder er noch das Roß aber haben einen Kopf. Hierüber erzählt man sich folgende Sage. In der Stadt wohnte dereinst ein Mann, den das Volk der Hexerei beschuldigte; der Graf wollte nicht recht daran glauben, allein da das Volk unruhig ward, so machte man ihm den Prozeß und verurtheilte ihn zum Feuertode. Weil aber der Graf doch im Geheimen an die Unschuld des Mannes glaubte, befahl er, man solle zwar den Holzstoß anbrennen, aber sobald man ein weißes Fähnlein vom

Schlosse herabwinken sehe, wieder auslöschen. Die Richter thaten auch so, hielten die Hinrichtung lange hin, allein als das Volk ungeduldig ward, mußten sie doch den Befehl geben, den Scheiterhaufen in Brand zu setzen. Schon schlugen die Flammen an den Kleidern des Unglücklichen in die Höhe und der Rauch erstickte sein Jammergeschrei, da wehte auf einmal das Fähnchen aus dem Schloßfenster, allein es war zu spät: als man den Holzstoß auseinander riß, fand man nur die verkohlte Leiche des armen Sünders. Der Graf hatte bei einem Bankett, welches er gerade zu dieser unpassenden Stunde gab, unter dem Jubel seiner Gäste sein Versprechen vergessen und als er sich endlich daran erinnerte, war es zu spät geworden. Zur Strafe muß er nun ruhelos jede Nacht den Weg vom Schlosse nach dem Flusse, wo die Richtstätte war, zurücklegen.

829. Die Linde zu Dillenburg.

Vor dem Schlosse zu Dillenburg steht eine ungeheuere Linde, welche im Jahre 1805 auf Veranlassung Prinz Wilhelms V. von Oranien mit einer neuen Mauer umgeben worden ist, um sie vor dem Muthwillen leichtsinniger Menschen zu schützen. Hier wurden im Jahre 1568 die niederländischen Gesandten von Wilhelm dem Stillen empfangen und bewirthet und von diesem Orte aus datirt sich eigentlich der eigentliche Vernichtungskampf der Geusen gegen die Spanier.

830. Jungfrauenordnung auf dem Schlosse zu Triedorf (1500 — 1600).

(Abgedr. a. d. Dillenburger Intellig. Nachr. v. 1777 bei Henninger Bd. III. S. 181 ꝛc.)

(Die Jungfrau spricht:)

Seyt still, hört zu, vernemt mich eben
Ich will Euch zu erkennen geben,
Welchs sey der Schloß-Jungfrawen Recht,
Dem underworffen Herr und Knecht
Allhier zu Triedorff, in dem Saal,
Auch sonst in dem Schlosse überall;
Ich bin ein Jungfraw tugendsam,
Den Lastern bin ich feind und gram,
Drumb wer mich nicht zur Straf will tragn,
Der soll nachfolgend Stück nicht wagn.

Erstlich welcher leichtfertig schwert,
Und Gottes Namen verunehrt,
Die Element und Sacrament
Mißbraucht und Christi Leiden schendt,
Der bey seiner Seelen thut schwern,
Kann sich der Jungfraw nicht erwehrn,
Auch ferner Straf nicht wird entgehn,
Sondern ein Album oder zween
In Büchs erlegen soll alsbald,
Oder mehr nach Verbrechens Gstalt:
Doch soll er darumb nicht gedenken,
Als wann ihm Gott die Straf würd schenken,
Und daß die Sünd damit gebüßt,
Weil er die Jungfraw hat gegrüßt:
Ein höhere Straf den(en) ist bereit
Die lästern Gottes Herrlichkeit.

Darnach wer an hohen Festtagn
Die Kirch versäumt, dem thu ich sagn,
Daß jhm anhang die Jungfraw fein,
Ein Album soll er legen ein.
Wer auf Sonn- und Bettag dergleichn
Freflich der Predigt wird entweichn,
Der wird mit der Jungfraw verehrt,
Vier Pfennig der Büchs ist bescheert.
Wer die Wochen Predigt veracht,
Der hat sich um zween Pfennig gebracht.

Ferner wer nicht zu rechter Zeit
Zum Essen sich hatte bereit,
Sondern zu Tisch wollt erst kommen
Wann die Sitz schon ingenommen,
Der wird die Jungfraw müßn habn
Mit zween Pfennig die Büchs begabn.

Es soll keiner sich gewehnen,
Daß er Meßer wolt entlehnen
Oder eim andern eins leihen.
Die Jungfraw wirds keim verzeihen
Der(en) jedem nimmt zween Pfennig ab.

Noch mehr in (ihnen) anzuzeigen hab.
Wer über Tisch ein Grobian
Vnd ein vnflätiger Bran
— Mit Reden, Rülzen und ander Weiß
Wer auch verschütt Speiß oder Trank,
Verdient bey der Jungfraw kein Danck
Die Gläser und Krausen brechen,
Thut jedes mit zween Pfennig rechen.
Die aber sich also vollsaufen,
Daß sie wohl möchten überlaufen,
Die Zanck- und Schelt-Wort fangen an,
Die Jungfraw gar nicht dulden kan:
Vnd weil sie han so grob verbrochn,
So bleibts billig nicht ungerochn
Ein Batze die Büchs davon haben soll.

Zum sechsten man auch mercke wohl,
Daß Saal, Stuben und Geschirr seyn rein,
Das Saltz soll aufgesetzet seyn:
Wer daran wird saumig erfundn
Der giebt vier Pfenning zu der Stundn.

Noch ist ein Grobians Art,
Daß, welcher für den Tisch aufwart
Und sein Ampt nicht fleißig verricht,
Das Gießfaß nicht hat zugericht,
Die Essen nicht auftragt alsbald
Sondern sie leßet werden kalt
Die Händ nicht hat gewaschen rein,
Die Kleider nicht gebutzet fein,
Der soll die Jungfraw auch antragn,
So wird man ihn noch ferner zwagn
Mit der Peitsch oder Ruth fürwar
Nachdem erfordern seine Jar.

Spielen, wans geschicht mit rechter Maß,
Halt ich, daß man es auch zulaß,
Wer gewinnt, den wird es nicht verdrießen,
Die Jungfraw solches laße genießen.

Es soll auch ein jedes Fest
Die Jungfraw besuchen ihre Gest,
Und in die Büchs lan legen eyn,
Was eins jeden Ehr mag seyn,
Welches ein jeder willig thut,
Weil armen Christen komt zu gut
Dis ist auch der Jungfrawn Recht,
Daß keiner sie schmäh und anfecht,
Mit Spott-Worten und schimpfiren,
Oder höhnischem Bexiren:
Drumb soll sie jeder wohl kennen,
Anders nicht denn Jungfraw nennen.

Welchem die Jungfraw angehenckt,
Derselbig sich nicht lang bedenckt,
Sonder bezahlt sie an der Stat,
Dann sie niemand zu borgen hat:
Er wollt die Schuld denn doppelt gebn.

Noch mehr ich sag, vermerck mich ebn,
Welcher sich wolt zu Zorn begebn,
Der Jungfraw Ordnung widerstrebn,
Und wann ihm die wird angehangn,
Wolt drüber einen Zank anfangn,
Deßen soll man nicht vergeßen,
Sonder ihm mit der Peitsch meßen,
Der Jungfraw soll er noch zu Ehrn,
In den Büchsen ihr Gelt vermehrn,
Wenn er aber gar vermeßen
Des Murrens nicht wolt vergeßen,
So soll man ihn von Tisch abweisn
Sich selber laßen wohl abspeisn,
So lang bis er sich deß bedacht,
Der Ordnung unterthenig macht.

Wenn jemand gehört oder gesehn,
Daß wieder die Ordnung geschehn,
Und solches nicht alsbald vermelt,
Der wird billig gestraft am Gelt,
Und wird ihn d' Jungfraw bracht behend.
Dis alles geschicht nicht zu dem End,
Daß die Jungfraw wolt samlen Gelt
Aus Geitz, wie gschicht in dieser Welt,
Sondern damit auf diese Weiß
Den Lastern werd gewehrt mit Fleiß
Und werd versorgt der arme Man,
Diß ist Gott lieb und wohlgethan,
Darumb ist diß Ordnung gfangen an.

831. Kloster Marienstatt.

(Nach verschiedenen Sagen poetisch behand. v. Henninger Bd. III. S. 185 ꝛc.)

Das im Jahre 1215 gestiftete Kloster Kirburg war seiner rauhen Lage wegen ein sehr schlechter Aufenthalt für die frommen Insassen desselben. Einst war der Abt sorgenvoll eingeschlafen, da sah er im Traume die heilige Jungfrau, welche ihn hieß hingehen zu dem Grafen Heinrich von Sayn-Kirchberg (1202—65), den man seiner ungeheuern Körperlänge wegen den Großen nannte, (er maß 8½ Fuß und sein Schwert wog 25 Pfund) und ihn bitten, er möge in der Nähe seiner Burg Nister (am Flusse gleiches Namens) ihnen ein zweites Kloster in blumiger Gegend bauen. Am andern Morgen hatte er nichts Eiligeres zu thun, als zu dem Grafen zu eilen, trotz daß Schnee und Eis seinen Weg beschwerlich machten, und von ihm Erlaubniß zum Baue zu erbitten, allein dieser wies ihn lächelnd ab und erklärte seine Vision für ein leeres Traumgesicht. Der Abt kehrte traurig zurück ins Kloster, warf sich vor dem Hochaltar nieder und flehte die heilige Jungfrau an, durch ein Zeichen die Wahrheit seiner Erzählung zu bestätigen. Mittlerweile war Graf Heinrich auf die Jagd gezogen und bei der Verfolgung eines Hirsches von diesem in eine felsige Thalschlucht gelockt worden. Auf einmal sah er hier das Wild auf schneeigem Bette liegen und neben ihm prangte aus tiefem Schnee ein Weißdornbusch (im sogenannten Ainvelde). Reuevoll schonte der Graf des Hirsches und zum heimischen Schlosse zurückgekehrt, ließ er den Abt sogleich rufen und befahl ihm, auf seine Kosten an jener Stelle das gewünschte Kloster zu erbauen, was auch bereits im Jahre 1226 vollendet dastand. Noch heute aber kann man hin und wieder im Westerwalde die Beobachtung machen, daß der Haselstrauch an sonnigen Tagen des Frühlings in volle Blüthe kommt und mit seinem goldgelben Samenstaub den Schnee bestreut, der rings noch tief den Boden bedeckt.

832. Adolph's von Nassau Tod und der seiner Feinde.

Noch am heutigen Tage zeigt eine Inschrift an der Mauer von Göllheim, einem Ort, der fünf Stunden von Worms an einem Abhange liegt, daß die Schlacht, in welcher Adolph von Nassau fiel, am 2. Juli 1298 stattfand, denn sie lautet: „Anno Milleno Trecentis Bis Minus Annis Jn Julio Mense Rex Adolphus Cadit Ense." Die Stellung seines Heeres war so, daß seine erste Schlachtordnung aus der Reiterei Otto's, Herzogs von Baiern, des Pfalzgrafen Rudolph und einiger Franken bestand, die andern zwei aber aus Mannen vom Niederrhein, Elsaß und Schwaben, welche Adolph selbst und sein Marschall anführten. Da die Vorderreihen der Baiern durch den Sturz vieler Pferde in Unordnung geriethen, eilte ihnen Adolph schnell zu Hilfe und gerieth so in das Gewirr der Schlacht. Er suchte immer nur den Erzherzog Albrecht selbst, dieser aber hatte mehrere Ritter in seine Waffentracht gehüllt, und blieb, nachdem einige derselben von Adolph erlegt worden waren, lange unerkannt, bis er ihm endlich begegnete und die erste Wunde beibrachte. Adolph war zu Anfange der Schlacht mit dem Pferde gestürzt und dadurch für den Kampf geschwächt worden, als nun die Oesterreicher in immer stärkerer Zahl auf ihn eindrangen, wichen die Seinigen, nur sein Sohn Rupert hielt bei ihm Stand, zuletzt aber stürzte er mit seinem Roß zu Boden und ein Knappe stieß ihm einen Dolch in den Kopf, nach Andern soll es sein Tod-

feind der Rauh- und Wildgraf Gottfried gewesen sein, sein Sohn aber ward gefangen und an Gerhard von Mainz ausgeliefert, der ihn aber später für ein großes Lösegeld frei ließ. Auffällig ist nun aber das Strafgericht Gottes, welches alle, die an seinem Tode betheiligt waren, ereilte. Der Erzbischof Gerhard von Mainz, sein Hauptgegner, fiel über Tisch, vom Schlage getroffen, todt von seinem Sessel nieder; der Graf Haigerloch war schon vorher in der Schlacht gefallen; der Graf Ochsenstein erstickte in der Schlacht im Harnisch; der Graf Hohenlohe wurde von einem Leibeigenen umgebracht; der Churfürst von Sachsen ward bei Albrechts Krönung zu Aachen erdrückt; der Wildgraf wurde von seinen eigenen Leuten ermordet; der Graf von Leiningen starb im Wahnsinn; der Reisige, der Adolphs Hals durchstach, ward in demselben Augenblicke von den Pferden zertreten; der Bischof von Straßburg wurde von einem Metzger erstochen; der Graf von Zweibrücken ertrank in der Blies und Albrecht selbst ward von seinem eigenen Neffen Johannes Parricida im Angesicht der Stammburg seiner Väter 1308 meuchlings erschlagen.

833. Die Krebsmühle.

(Poetisch beh. b. Henninger Bd. I. S. 59 ꝛc.)

Bei Weiskirchen im Mainthale liegt an dem Urselbach die sogenannte Krebsmühle (von den zahlreichen Krebsen, welche der Bach ernährt). Ueber den Eingangsbogen ist eine Inschrift eingegraben, daß dieses Haus zu Ehren der heil. Dreifaltigkeit erbaut worden ist. Der erste Erbauer that nach der Vollendung des Baus gleichzeitig das Gelübde, daß niemals an einem der Dreieinigkeit geweihten Feste hier gearbeitet werden solle. Dies ist auch stets treulich gehalten worden, bis einmal ein fremder ungläubiger Müllerbursche an einem der Dreifaltigkeit geweihten Sonntage das Rad angehen ließ. Unmittelbar darauf rauschte aber aus heiterem Himmel ein Unwetter heran, zerschmetterte Räder und Mahlwerk und den Uebelthäter fand man am andern Morgen todt in der sogenannten Kammengruft. Seit der Zeit hat lange Niemand gegen die alte Sitte gesündigt; da starb die Familie aus, die Mühle ward verkauft und der neue Besitzer in der Meinung, weil das Geschlecht des ersten Erbauers erloschen, sei auch das Gelübde erfüllt, fing richtig wieder an einem Dreifaltigkeitssonntag an das Getriebe gehen zu lassen, und siehe wie Wetter brauste es durch die Gänge und im Nu waren Räder, Steine und Taue zersprungen. Seitdem hat man nie wieder an dem alten Gelübde zu rütteln versucht.

834. Ursler Mark Geding.

Aus Otto Wallow's Nova Facies d. i. Neues Aufsehen der in Königsteiner Graff- und Herrschaft gelegenen Stadt Ober-Ursel, worin sich selbige von zweyen Seculis her, absonderlich vom 1537. biß auff das gegenwärtige 1724. Jahr darstellet, abgedruckt bei Henninger Bd. I. S. 63 ꝛc.

Das Best, so sagen kan vom Waldt,
Ist, daß mans Marck-Geding*) noch halt,
Zu Ursell auf der Auen sehn
All unter freyem Himmel stehn.

*) Als Deutschland noch sehr viele Wälder hatte, dachte man nicht daran, sie zu schützen, sondern rodete sie aus. Später verbanden sich aber mehrere Dörfer zu gemeinschaftlicher Benutzung und Erhaltung derselben und machten sich selbst Gesetze (Markbriefe), aus denen die Markgedinge entstanden.

Die zwei Marck-Meiſter ſitzen doch,
Nebſt ihnen andren wenig noch,
Mit fünff Marck-Schultzen an der Zahl
Die Märcker ſtehen allzumahl
Herr Anwaldt kommt geritten dar
Begleitet von Soldaten Schaar,
Repräſentirt ſein Principal
Herrn Obriſt-Waldbolt allemahl.
Er ſetzt ſich oben an, und thut
Mit Ceremonien gar gut
Zum Marck-Geding die Eingangs-Redt,
Wie dieſer Brauch im Marck-Buch ſteht.
Dies jährlich zweimal wird gehegt.
Woben alles wird angeregt;
Was nur zum Marck-Recht dienen mag,
Ein jeder beybringt ſeine Klag.
Die Frevel man anbringt und ſtrafft,
Wovon hernach wird angeſchafft
Ein wohlbeſtelltes Tractement.
Man iſt und trinckt biß an das Endt.
Ein Willkomms-Becher iſt vor die,
Welche beim Tractement noch nie
Geweſen, der drey Schoppen halt.
Den muß man trinken alſobaldt
In einem Zug und zeigen an
Das Wahrzeichen ſo unten dran.
Wer diß nicht weiß, der muß auch noch
Den Deckel von zwey Schoppen hoch
Außtrinken, ſolt er auch nicht ſtehn
Oder nach Hauß mehr können gehn.
Stark iſt von Silber diß Pocal
Und ſchön vergoldet überall.
Alle Herrſchaften nah und fern
So in die hohe Marck gehörn
Daran ihr Wappen haben ſtehn
Geſtochen, es iſt gar ſchön.

835. Der dreibeinige Haſe zu Beſelich.

Auf einem kegelförmigen Baſaltkegel im Lahngau zwiſchen Limburg und Weilburg erblickt man jetzt noch die Ruinen des Nonnenkloſters Beſelich, an deſſen Stelle jetzt ein Meierhof erbaut iſt. Derſelbe iſt von Wald umgeben und hier ſieht man zuweilen auf einem mooſigen Felſen einen dreibeinigen Haſen ſitzen, der ſich die blutige Tatze leckt. Um Mittag aber ſchwebt der Schatten einer weiblichen Geſtalt dorthin, wo der Haſe ſitzt, ſobald ihn dieſer erblickt, ſpringt er unter lautem Geſtöhn auf und läuft nach der Ruine zu, der Schatten aber immer hintennach und erſt wenn jener dreimal die Trümmer umkreiſt hat, verſchwindet er. Hierüber erzählt ſich das Volk folgende Sage. Als im dreißigjährigen Kriege Bonners und Torſtenſohns Schaaren den Rhein- und Lahngau verwüſteten, kamen ſie auch nach Kloſter Beſelich, raubten Alles aus, ſchändeten die Nonnen am Altare und ſteckten dann das Kloſter und die Kirche in Brand. Eine der Schweſtern war ſo glücklich, ihrem Verfolger, einem ſchwediſchen Offizier zu entkommen, er verfolgte ſie aber bis in den Wald und als ſie an jenem bemoosten Felſenſtück athemlos niederſank und auch da noch dem Wütherich Widerſtand leiſtete, ſtieß er ihr den Dolch vor Wuth ins Herz, ſo daß ſein Fuß ganz mit Blut bedeckt ward. In demſelben Augenblick ſtieg ein Gewitter auf, ein Blitzſtrahl fuhr hernieder und tödtete den Schändlichen auf dem Schauplatze ſeiner That und ſeitdem muß er als dreibeiniger Haſe, verfolgt von dem Schattenbilde der Nonne, täglich den Weg von dem Steine nach dem Kloſter machen.

836. Der Gangolfsbrunnen zu Mendt.

(Poetiſch beh. von Henninger Bd. II. S. 202 ꝛc.)

Der Ritter Gangolf war aus Mendt nach Paläſtina gezogen und hatte zuvor ſeinen Bürgern verſprochen, wenn er geſund zurückkehre, wolle er Allen etwas aus dem gelobten Lande mitbringen. Als er nun glücklich dorthin gekommen war, erinnerte er ſich, daß der heißeſte Wunſch der Einwohner

von Mendt sei, einen Brunnen zu besitzen, denn bisher hatte man dort stets fruchtlos nach Wasser gesucht und mußte dasselbe aus weiter Ferne holen. Als er daher am Grabe des Erlösers zu Jerusalem seine Andacht verrichtete, bat er flehentlich den Heiland, seinen Unterthanen eine Quelle aufschließen zu wollen, und in der nächsten Nacht erschien ihm im Traume ein Engel Gottes und sagte ihm, der Herr habe sein Gebet erhört, er solle, wenn er nach Hause zurückgekehrt sei, neben der Kirche mit seinem Pilgerstabe in die Erde stechen und flugs werde eine starke Ader krystallhelles gesundes Wasser herausbrechen und nie versiegend fortquellen, bis eine gottlose Hand dasselbe verunreinigen werde, denn dann werde der Quell sich wieder in die Erde zurückziehen. Als nun der Ritter nach Hause zurückgekehrt war, da hat er seinen Unterthanen erzählt, was er ihnen mitgebracht habe und siehe, vor Aller Augen hat er an dem bezeichneten Orte seinen Stecken in die Erde gestoßen und jener wundervolle Quell ist herausgeschossen, den man heute noch den Gangolfsborn nennt. Dieser hatte nun manches Jahrhundert die Umgegend mit seinem Naß erquickt, da ist einmal am Pfingstmontag, während die Gemeinde vor dem Hochaltar versammelt war, eine schändliche Jüdin zu dem Born gegangen und hat in dem Wasser desselben zum Hohn Windeln ausgewaschen und siehe plötzlich erscholl aus der Erde ein dumpfes Brausen und vor den Augen der Missethäterin sank das Wasser in der Erde Schooß zurück und der Brunnen war leer. Darüber entfuhr ihr ein gräßlicher Wehschrei und herbei stürzte alles Volk aus der Kirche und vernahm mit Entsetzen, was geschehen war. Schon wollten sie die Thäterin in Stücken reißen, da rief die Stimme des Priesters sie in das Gotteshaus zurück, er nahm die Monstranz mit der geweihten Hostie und zog gefolgt von Andächtigen hin zu dem Brunnen und nachdem Alle nieder auf den Boden gefallen waren und im gläubigen Gebet den Herrn angefleht, nicht so Viele um der Sünde einer einzigen Frevlerin willen strafen zu wollen, siehe da hörte man aus der Erde tief herauf ein Rauschen immer näher und näher heraustönen und plötzlich quoll der Quell wieder wie zuvor. Seitdem ist er aber niemals wieder versiegt, wohl aber ziehen noch heute am zweiten Pfingstfeiertag die Kinder zu Mendt nach dem Brunnen und bekränzen ihn mit Blumen und tanzen um ihn herum.

837. Gottes Finger.

(Nach der Limburger Chronik S. 119, poetisch behandelt v. Henninger Bd. III. S. 223.)

Im Jahre 1394 ist zu Niederbrechen im damaligen Bisthum Trier ein Kind geboren worden, das war unten ein Mensch und aufwärts an Gestalt einer Kröte gleich. Dies war aber ein Verhängniß von Gott, denn es lebte zu jener Zeit in Niederbrechen ein sehr schönes, aber freches und gottloses Weibsbild, die hatte sich vergessen und war von einem ihrer Buhlen schwanger geworden. Ob sie nun gleich ihre Schande bald nicht mehr verstecken konnte, so hatte sie doch die Unverschämtheit, wenn die Leute sie fragten, ob sie nicht ein Kind trage, zu antworten: „Kein Kind, aber eine Kröte!“ Das war die Strafe Gottes.

838. Die wunderbaren Steine am Altkönig.

Der Altkönig hat mehrere Vorhöhen. Eine davon heißt der Kellerberg. Dieser wird im Sommer besonders von Schaaren von Kindern besucht,

welche dort Heidelbeeren, die da in großer Menge wachſen, ſuchen. Am Wege erhebt ſich ein ziemlich großer Felsblock und noch heute iſt es unter den Kindern dort Sitte, an dieſer Stätte drei Steine gegen den Felſen zu werfen. Dies iſt eine Art Opfer, gerichtet an einen Rieſen, der in dem Steine wohnen ſoll. Thut dies ein Kind nicht, ſo findet es angeblich keine Beeren, oder ſtrauchelt und fällt an jener Stelle.

An einer andern Vorhöhe, dem ſogenannten Hühnerkopfe, befindet ſich mitten im Waldesdickicht ein mooſiger Fels, der ſogenannte Hauptſtein. Darin ſoll eine purpurrothe Henne mit goldbefiederten Küchlein wohnen. Die Kinder, welche hier Beeren ſuchen, vermeiden dieſen Ort aufs Aengſtlichſte, denn man ſagt, daß wenn eins zufällig an jenen Felſen mit dem Fuße ſtoße, dann komme die Henne mit ihrer Brut heraus und ſauge ihm das Blut aus.

839. Die Leichweishöhle.

In der Nähe von Wiesbaden, da wo ſich ein kleines Seitenthal mit dem ſogenannten Nerothale vereinigt, thürmen ſich Felſengruppen über einer jetzt faſt ganz verſchütteten Höhle auf, dieſe heißt die Leichweishöhle, weil hier der ſeiner Zeit ſehr berüchtigte Wilderer Leichweis von Dotzheim ſeinen Aufenthalt hatte. Dieſes reizende Thal, um welches ſich ringsherum ſteile Berghöhen mit ſchattigen Buchenwäldern erheben und von wo ein klarer Waldbach über abgeriſſene Felsblöcke hinab in die blumenreichen Wieſen des Nerothals ſich ſchlängelt, wird namentlich am Himmelfahrtstage von den Badegäſten Wiesbadens ſehr beſucht.

840. Der Trompeter und das ſeltſame Kegelſpiel.

(Poetiſch behand. v. Henninger a. a. O. Bd. I. S. 220 ꝛc.)

Am Geisberge ſteht heute noch eine ſogenannte Trauereiche, d. h. eine Eiche, deren äußerſte Zweige ſo dünn ſind wie die der babyloniſchen Weide und auch gleich dieſer zur Erde herabhängen. Sie iſt keine eigene Gattung der Eichen, ſondern nur eine Art Naturſpiel. Unmittelbar daneben zeigt man einen Raum, der einige Aehnlichkeit mit einer Kegelbahn hat. Man erzählt ſich hierüber folgende ſchauerliche Sage. In dem umliegenden Walde hauſte eine Räuberbande, ihr Hauptmann ein grauſamer Wütherich pflegte an jener Stelle mit ſeinen Leuten Kegel zu ſchieben, aber ſo daß die neun Kegel Schenkelknochen von Ermordeten waren und die abgehauenen Köpfe derſelben zu Kugeln dienten. Einſt ſchoben ſie auch hier dieſes greuliche Spiel, und zufällig war ihnen einer der Kegel abhanden gekommen, da hörten ſie ein luſtiges Reiterſtücklein durch den Wald klingen, ein mainziſcher Hoftrompeter, der vom Churfürſten eine Botſchaft nach Idſtein zu beſorgen gehabt hatte, kam arglos in der Abenddämmerung den einſamen Weg zurückgeritten und vertrieb ſich die Zeit mit Blaſen. Plötzlich fielen ihm aber die Wegelagerer aus dem Dickicht heraus in die Zügel, riſſen ihn herab vom Pferde und hießen ihn, ſich zum Tode bereit zu machen. Gelaſſen bat er ſie, ſie möchten ihm erlauben, noch ſein Leibſtückchen vor ſeinem Ende zu blaſen. Dies geſtatteten ſie ihm auch, er ſtieg alſo hurtig an den Zweigen jener Trauereiche empor, ſtellte ſich hochoben, ſich an dem Wipfel anhaltend, hinaus ins Freie und ſchmetterte das fromme Lied: „Wenn n... in höchſten Nöthen ſind" hinaus in die Lüfte. Als es jedoch den Böſewichtern zu lange dauerte, ſchoß

ihn einer derſelben herunter. Schnell zerlegten ſie nun den Körper des Unglücklichen, trennten das Fleiſch von den Knochen und fingen an, wie gewöhnlich zu kegeln. Allein die nach Mainz zu ſtehende Luftſtrömung hatte die ängſtlichen Klänge bis zu dem Schloſſe des Churfürſten getragen, beunruhigt, daß ſein Trompeter noch nicht zurück ſei und was überhaupt jenes Lied zu bedeuten habe, ſandte er ihm eine Anzahl ſeiner Leibhuſaren entgegen und dieſe überraſchten die nichts ahnenden Böſewichter gerade in dem Augenblicke, als der Hauptmann mit dem Kopfe des Trompeters alle Neun geſchoſſen hatte. Die Räuber wurden nach kurzem Kampfe ſämmtlich gefangen und zu Mainz gehängt.

841. Cambergs Rettung.

(S. d. Limburg. Chronik. Marburg 1828. S. 40.)

Im Emsthal liegt das Städtchen Camberg. Daſſelbe lag in Fehde mit dem benachbarten Ritter von Walsdorf. Am Dreikönigstage 1357 feierten die Bürger den Gründungstag ihrer Stadt durch ein fröhliches Feſt. Als Alles nach Beendigung des Feſtes im tiefen Schlafe lag, kamen die Feinde wohlgerüſtet um die Stadt zu überfallen, ſchon hatten einige den Wall erſtiegen, da flog auf einmal ein ungeheueres Heer Elſtern, welches hier geraſtet hatte, auf und weckte die Bürger durch ihr gellendes Geſchrei, alſo daß dieſelben den Ueberfall gewahr wurden und ihre Feinde glücklich in die Flucht trieben.

842. Philipp von Reifenberg.

(Poetiſch behandelt v. Henninger Bd. I. S. 88 ꝛc.)

In der Nähe des Feldbergs liegt tief im Gebirge ein wildes Thal, wo oft noch im Sommer Schnee zu finden iſt. Hier ſtand einſt ein feſtes Schloß, welches dem mächtigen Ritter von Reifenberg gehörte. Als derſelbe von dem Churfürſten von Mainz aufgefordert ward, ſeine Burg von ihm ihn Lehen zu nehmen, gab er die freche Antwort, der Churfürſt ſolle eher auf dem Rücken des Feldbergs ſich reife Trauben pflücken können, als er ſein Dienſtmann werde. Zwar that ihn der Churfürſt in Acht und Bann, aber der Ritter achtete dieß nicht, denn mit ihm war die ganze benachbarte Ritterſchaft und namentlich die Ritter von Kloppenheim, welche um ſeine drei Töchter freiten. Da nun der Churfürſt nichts gegen ſie ausrichten konnte, unterſtanden ſich die aufſtändigen Edeln gar, an den Main zu ziehen und den Churfürſten, von dem ſie wußten, daß er von Frankfurt aus nach ſeiner Reſidenz zurückkehre, zu überfallen und wo möglich gefangen zu nehmen. Zwar entkam ihnen dieſer, allein es gelang ihnen doch, als er nun mit ſtarker Heeresmacht vor die Burg rückte, jeden Sturm abzuſchlagen. Da bot der Churfürſt ſcheinbar dem Ritter von Reifenberg die Hand zur Verſöhnung und lud ihn unter der Zuſicherung ſichern Geleits zu einer Unterredung auf dem Feldberge ein, der Ritter vertraute auch ſeinem fürſtlichen Worte und ritt in Begleitung eines einzigen Reiſigen an den bezeichneten Ort, allein der Churfürſt ließ ihn ſofort umringen und auf ſeine Frage, ob dies ſein fürſtlicher Schwur ſei, entgegnete er: „Für ihn ſeien die Trauben jetzt reif, nur werde ihm (dem Ritter) der Wein wohl etwas ſauer ſchmecken, denn einem Aechter brauche er ſein Wort nicht zu halten.“ Da riß der Reifenberger ſein Schwert aus der Scheide und rief: „Er ſei bislang ein freier Mann geweſen und wolle auch als ſolcher ſterben.“ Seine Töchter

vertheidigten die Burg, bis aller Vorrath verzehrt war, dann aber entflohen sie, nachdem sie sie in Brand gesteckt, des Nachts nach Kloppenheim. Da ihr Vater keinen Sohn hinterließ, kamen die Besitzungen ihres Vaters nun durch sie an ihre Bräutigame.

843. Sprüche vom Lande Hessen.

(S. Berckenmeyer, Curieuser Antiquarius S. 573.)

Obwohl das Hessenland allerhand Bergwerke, gute Steinbrüche, schöne Wälder, herrliche Viehzucht, selbst Weinwuchs u. s. w. hat, so hat man doch einige nicht sehr ehrenvolle Verse auf dasselbe gemacht, nämlich:

Das Land Hessen hat große Berg und nichts zu fressen,
Große Krüge und sauern Wein, wer wollte im Lande zu Hessen seyn?
Wenn die Schlehen und Holzäpfel nicht gerathen,
Haben sie weder zu sieden noch zu braten.

Oder:

Wo Hessen und Holländer verderben,
Wer wollte da Nahrung erwerben.

Auch sind die Einwohner des Hessenlandes nicht unangefochten geblieben, und hat man sie insgemein blinde Hessen genannt nach dem lateinischen Verse:

Inter Germanam, vario cognomine, gentem
Caecos esse Hessos per joca vulgus ait,

einen Fehler, den man gewöhnlich auf ihre blinde Tapferkeit zu beziehen pflegte.

844. Das Wahrzeichen der Stadt Fulda.

Als Wahrzeichen der alten Stadt Fulda gilt die symbolische Arabeske am St. Paulithor. Man sieht dort eingehauen in Stein ein jugendliches Gesicht und ein altes daneben, welches gleichsam durch Schmerz verzerrt ist. Ueber beiden Köpfen liegt ein Geier, der dem jugendlichen Kopf in die Stirne beißt. Zwischen den Flügeln des Geiers bemerkt man ein Kind, welches gleichsam in einem Neste ruht. Vermuthlich soll dies den Gedanken versinnlichen, daß man im Alter bitter zu bereuen hat, was man einst im Leichtsinn des Jugendalters verbrochen hatte.

845. Das Gnadenbild unter dem Schulthor.

(S. Wolf, Hessische Sagen. Gött. u. Leipzig 1853 in 8°. S. 176. Poetisch behandelt v. J. Schwarz, Buchenblätter. Fulda 1849 in 8°. S. 8 ꝛc.)

Man sagt, daß jede Nacht um zwölf Uhr ein schwarzgekleideter Kriegsmann auf schwarzem Roß, einen Trauerflor am Helme tragend, mit rostigem Schwert und Feuergewehr nach dem Schulthor gesprengt kommt, sobald er aber das im Thorweg hängende Gnadenbild erblickt, schnell wieder umdreht und davonjagt. Das Volk erzählt sich, es sei einst in der Kriegszeit des 30jährigen Krieges ein trunkener Reitersmann gerade um die Mitternachtsstunde zu diesem Thore angesprengt gekommen und habe Oeffnung verlangt. Da ihn aber Niemand hörte, so habe er fürchterlich zu fluchen begonnen, mit seinem Säbel nach dem Bilde gehauen und sogar Feuer auf dasselbe gegeben, allein das Pferd sei darüber scheu geworden, habe sich gebäumt und überschlagen und er sei dann am andern Morgen mit gebrochenem Genicke

unter der Leiche seines Pferdes hervorgezogen worden; zur Strafe seines Frevels müsse er nun jede Nacht ruhelos von seinem Grabhügel aus den schauerlichen Ritt nach jenem Thore thun.

846. Das goldene Rad im Dome zu Fulda.

(S. Justi Vorzeit 1837 S. 204. Brower. Antiq. Fuldens. II. Bd. p. 174.)

Unter den vielen Heiden, welche der Apostel der Deutschen, Bonifacius, der zu Fulda ruht, dem Christenthume zuführte, war auch eine vornehme Frau aus England, die früherhin in ihrer Heimath einen goldenen Stern als ihren Gott angebetet hatte. Aus Dankbarkeit und zum ewigen Andenken an ihre Bekehrung ließ dieselbe aber in der von Bonifacius erbauten Kirche zu Fulda einen goldenen Stern, mit unzähligen Glöckchen besetzt, aufhängen, der bei feierlichen Anlässen gedreht wurde, damit das helle Glöckchenspiel in das feierliche Klingen der Kirchenglocken harmonisch hineintöne. Dieser goldene Stern ist aber im Laufe der Jahrhunderte abhanden gekommen und an seiner Stelle ein eiserner aufgehängt worden, bis am Pfingsttage des Jahres 1781 auch dieser von der Decke des Doms herabstürzte und seit dieser Zeit ist selbiger nicht wieder aufgehängt worden.

Man erzählt hiervon aber noch eine andere Sage *), welche also lautet. Es sei einst ein deutscher Kaiser sammt seiner Gemahlin vom Papste in den Bann gethan worden und flüchtig herumgeirrt, da wären sie denn auch eines Tages todmüde vor die Pforte des Klosters zu Fulda gekommen, allein hier habe der Pförtner, der in ihnen Excommunicirte erkannt, ihnen dieselbe vor den Augen zugemacht. Darauf hätten sie sich nach dem Dome gewendet und um Einlaß gebeten, damit sie an St. Winfrieds Grabe Buße thun könnten. Aber auch hier schloß man ihnen die Pforte und rief hinaus: „Kein Gebannter darf dies Heiligthum betreten und kein Weib diese Stätte beschreiten.“ Da rief die Kaiserin im Zorn und Hohn: „Gut denn, das eben will ich, ich werde in die Kirche reiten!“ Kaum aber war sie in frevelhaftem Uebermuth zur Kirchenthür hineingeritten, da schlugen Flammen aus der Erde, die ganze Kirche schien in Feuer zu stehen und das Kirchengewölbe zitterte, als wolle es zusammenbrechen. Da gelobte die Kaiserin in Todesangst, so sie gerettet werde, wolle sie die Kirche mit allem ihrem Reichthum schmücken. Da erloschen die Flammen, und die Kaiserin ließ das Innere wieder aufs Beste herstellen und an der Decke ein goldenes Rad aufhängen, dessen zahllose Glöckchen, wenn sie bewegt wurden, liebliche Melodien erschallen ließen. Sie selbst aber zu Roß ist am Grabgewölbe Winfrieds in Stein ausgehauen zu sehen.

847. St. Bonifacius Grab.

(In Versen behandelt v. Schwarz S. 24 ꝛc.)

Als der h. Bonifacius im Lande der Friesen durch Mörderhand gefallen und sein Leichnam den Rhein hinauf nach Mainz geschwommen war, da beschloß der dortige Bischof, obwohl der fromme Märtyrer im Leben den Wunsch ausgesprochen hatte, einst zu Fulda bestattet zu werden, ihn im Dome zu Mainz zu begraben und ließ ihn feierlich in die dortige Gruft

*) Poetisch behandelt von Schwarz a. a. O. S. 26 ꝛc.

hinabsenken. Allein als der nächste Morgen herangebrochen war, da stand von keines Menschen Hand berührt der Sarg oben in der Kirche neben der Gruft, in welche man ihn hinabgelassen hatte. Da erkannte der Bischof, daß der Heilige hier nicht ruhen wolle, man setzte also den Leichenschrein auf einen mit zwei Kühen bespannten Wagen und ließ dieselben nach einer ihnen beliebigen Richtung ziehen. Diese lenkten aber das Wägelchen dem Rheine zu, gingen in das Wasser hinein und schwammen mit ihrem kostbaren Gute unversehrt hindurch bis ans andere Ufer, dort hielten sie sich aber nicht auf, sondern sie richteten ihre Schritte gen Fulda und nachdem sie Tag und Nacht ohne Unterbrechung gefahren waren, langten sie endlich hier an und als sie hier an heiliger Stelle ankamen, da erklangen die Glocken von selbst, ohne daß sie Jemand in Bewegung gesetzt hätte, und der heilige Leichnam sank hinab in das selbst gewählte Grab, wo er noch ist.

848. Der Bonifaciusbrunnen zu Horas.

(S. Lynker, Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen. Cassel 1854 in 8°. S. 190.)

Bonifacius befand sich einst bei Fulda in der Gegend, wo jetzt Horas steht. Während er dem frommen Gebete oblag, kam aber die Mittagsstunde heran, die Sonne warf ihre glühenden Strahlen senkrecht auf ihn herab und es dürstete ihn sehr. Da aber nirgends in der Nähe ein Brunnen zu sehen war, so mußte er sich entschließen, nach einem ziemlich weit entfernten Bache zu gehen. Ermattet griff er nach seinem Stabe, den er neben sich in die Erde gestoßen hatte, allein als er ihn herauszog, sprang ein silberheller Quell aus der Erde hervor, Bonifacius beugte sich voll innigen Dankgefühles nieder, netzte sein heißes Antlitz und trank das kühle Wasser, und von dieser Stunde an ist auch der Bonifaciusbrunnen der ganzen Umgegend ein Labsal geblieben, in Fulda aber erzählen sich die Kinder, daß alle neugeborenen Knaben und Mädchen aus diesem Brunnen herauskommen.

849. St. Bonifacius Fußtritt.

(S. Justi, Denkwürdigkeiten Bd. II. S. 1. V. S. 295. Winkelmann Bd. II. S. 225. IV. S. 399.)

Der merkwürdigste Theil des Burgwaldes ist der hohe Christenberg, von dem mancherlei wunderliche Sagen gehen. Er soll früher Ester- oder Castorberg geheißen haben nach einem Tempel, den hier ein heidnischer Götze Namens Castor gehabt habe. Diesen Tempel hätte aber Karl Martell zerstört und durch den h. Bonifacius sei er in eine christliche Kapelle verwandelt worden. Jetzt steht ein kleines Kirchlein oben, zu dem früher sehr stark gewallfahret ward. Zweihundert Schritte davon zeigt man noch heute einen Fußtritt in einem Steine, der von Bonifacius herrühren soll, als derselbe einst im heiligen Eifer hier mit dem Fuße gestampft habe.

850. Der weiße Teufel im Dom zu Fulda.

(S. Wolf, Hess. Sagen S. 90. Poetisch beh. v. Schwarz Th. II. S. 4.)

Als der Teufel sah, wie sich der Dom zu Fulda so schön erhob und er aller der Seelen gedachte, die er durch diesen Bau verlieren werde, verlor

er vor Aerger die Farbe und wurde kreideweiß. So sieht man ihn noch heute in der Kuppel des Doms, wo ihn St. Michael bewacht, und hier ist er ein Wahrzeichen der Stadt.

851. Die Rathhaustreppe zu Fulda.

(Poetisch beh. v. Schwarz, Buchenblätter S. 14.)

Am Rathhausbrunnen in Fulda halten die Mägde ihre Klatschgesellschaften und bis spät am Abend sind hier ihre bösen Zungen in Thätigkeit. Diejenigen aber, welche ihre Verläumdungen nicht widerrufen, müssen nach ihrem Tode mit ihrer Zunge die Rathhaustreppe scheuern, wozu ihnen der Teufel leuchtet. Um's aber recht sauber zu machen, nehmen sie zuvor am Brunnen das Maul voll Wasser. Daher kommt es auch, daß man oft Morgens die Treppe ganz feucht sieht und dies gilt stets als ein sicheres Zeichen, daß wieder ein böses Maul büßen mußte.

852. Die Severus-Kapelle zu Fulda.

(Poetisch behandelt v. Schwarz, Buchenblätter I. S. 11 ꝛc.)

Am Wollenwebersgraben in Fulda steht die Severuskapelle, die einzige Kirche der Stadt, in welcher noch zur Reformationszeit katholischer Gottesdienst gehalten wurde und worin nie Geistliche anderer Confession predigten. Man sagt nun, daß man oft um Mitternacht die Kapelle hell erleuchtet sieht, und wenn man durch's Fenster hineinlauscht, so erblickt man den Priester vor dem Altar, der das h. Sacrament austheilt. Das ist eine Geistermesse, welche von Priestern gelesen wird, die im Leben eid- und treubrüchig gewesen sind.

853. Der lange Hannes in Fulda.

(Poetisch behandelt v. Schwarz a. a. O. Th. II. S. 58.)

In der Zeit zwischen Fasten und Ostern kommt jede Nacht ein Geist vom Petersberg bei Fulda bis an die St. Nicolaikirche gegangen, dort dreht er aber um und geht denselben Weg wieder zurück. Dieses Gespenst nennt man den langen Hannes. Es soll dieser der Diener eines Propstes auf dem Petersberge gewesen sein, der alles Geld, welches er von seinem Herrn für die Armen erhielt, unterschlug und vergrub. Zur Strafe muß er ruhelos umgehen. Er geht aber bis an die Nicolaikirche, wo das Armenhaus liegt, um zu sehen, ob sein Schatz gefunden und den Armen zu Gute gekommen ist.

854. Feierabend.

(Poetisch behandelt v. Schwarz a. a. O. Th. II. S. 21.)

Als einmal die Brunnenherrenzeche in Fulda recht lustig im Gange war, da überhörten Alle den Schlag der Mitternachtsglocke. Auf einmal erschien eine fremde geisterhafte Gestalt in dem Saale, packte einen der Gäste und riß ihn mit sich im Wirbeltanz im Saale herum. Dies war der Geist eines Brunnenherrn, der sehr liederlich und schlecht gelebt hatte, und als er eines Abends betrunken aus dem Wirthshause kam, es versah, in die Ohm fiel und ertrank. Seit dieser Zeit macht man bei der Brunnenzeche Feierabend, ehe die Mitternacht kommt.

855. Die Weides.

(Poetiſch behandelt v. Schwarz a. a. O. S. 35 ꝛc.)

Einſt hatte der Gefährte des h. Bonifacius, der erſte Abt von Fulda, der h. Sturmius, ſich vor Ermüdung bei der Erbauung des Kloſters in dem ſogenannten Eichloch bei Fulda an einem Bächlein niedergeworfen, um etwas auszuruhen, da ſah er im Traume, wie in dem Hofe des Kloſters ein weißes Lämmchen, welches ein Fähnlein auf dem Rücken trug, graſete und wie oben herab eine Stimme rief: „Weid' es! weid' es!" Er aber ſchlief fort und das Lämmchen ging nun wie zu ſeinem Pferch nach der Thüre der Kirche und immerfort rief die Stimme: „Weid' es!" Dies bedeutete, daß Sturmius der Hirte der jungen Chriſtenheerde zu Fulda ſein ſollte. Seit dieſer Zeit heißt aber der Bach: „Die Weides."

856. Ziehers.

(Poetiſch behandelt v. Schwarz a. a. O. I. S. 36 ꝛc.)

Einſt fuhr ein Bauer aus der Nähe von Fulda ſein Zehntengetreide auf einem mit zwei magern Kühen beſpannten Wagen nach dem Kloſter. Allein der Weg war ſumpfig und die Räder blieben im Moraſte ſtecken, ſo daß, wie ſich auch der Lenker des Wagens anſtrengen mochte, er ihn durchaus nicht vom Flecke bringen konnte. Da wurde er wüthend vor Ungeduld und ſchimpfte auf die Pfaffen und ſagte, der Teufel ſolle den Zehnten holen. Da ſtand auf einmal Beelzebub in ſeiner hölliſchen Geſtalt mit Pferdefuß und Hörnern vor ihm und fragte ihn, womit er ihm dienen könne. Der Bauer erſchrak zwar anfangs ſehr, allein ſchnell faßte er ſich und ſprach: „Die Laſt iſt für meine Kühe zu ſchwer, ſie können allein den ſchweren Wagen nicht ziehen, deshalb rief ich ihn: zieh' ers, wir wollen alſo in Gottes Namen in die Speichen greifen und ſicher bringen wir den Wagen aus dem Schmutze." Da ſprach der Teufel höhniſch: „Laß mich künftig hübſch in Ruhe, wenn Dir gerathen iſt!" Damit wandte er ihm den Rücken, jener Ort aber, wo heut zu Tage eine Pächterwohnung und Scheunen ſtehen, heißt noch jetzt Zieh'ers, allein Moraſt iſt dort nicht mehr und die Wege ſind auch beſſer.

857. Der Frauenberg und die Peſtſäule.

(S. Brower, Antiquitates Fuldenses. Antv. 1612 in 4°. p. 40. Schwarz 2. 38.)

Erſt der Papſt Bonifacius IX. ertheilte auf die Bitten des Abtes Johannes von Merlau im Jahre 1396 die Erlaubniß, daß Frauen am Grabe des h. Bonifacius und der neben ihm ruhenden h. Lioba ihr Gebet verrichten durften. Bis dahin wies man jede Frau dort ab, ſelbſt der Kaiſer Lothar und ſeine Gemahlin, der im Jahre 1132 hier das Oſterfeſt feiern wollte, und Kaiſer Friedrich, der im Jahre 1165 mit ſeiner Gemahlin das Grab des h. Bonifacius beſuchen wollte, ſo wie die Gräfin Albrata von Banz, welche alle ihre Schätze für die Erlaubniß, das Grab zu beſuchen, geben wollte, wurden abgewieſen. Sie mußten nach dem nahen Berge, dem Biſchofsſitze ziehen, und davon führt dieſer heute noch den Namen Frauenberg.

Am Fuße deſſelben erhebt ſich heute noch eine Säule, welche daran erinnern ſoll, daß, als einſt hier eine Peſt wüthete und Alt und Jung von derſelben weggerafft ward, der Biſchof von Fulda aus dem Dome eine Wall-

fahrt nach dem Frauenberge anstellte. Als aber die Gläubigen, das Venerabile voran, unter Singen und Beten nach dem Wallfahrtsort zogen, da stürzte einer von ihnen an jenem Orte von der Krankheit gefaßt, zu Boden und starb als das letzte Opfer derselben. Zum Andenken daran errichtete man dort die Säule und jedes Jahr am Gnadentage zog die Schaar der frommen Bürger Fuldas nach dem Kloster um da zu beten.

858. Der Unkenteich am Eichsfelde und das Christusbild.

(Poetisch behandelt v. Schwarz a. a. O. S. 41.)

Am Eichsfeld zu Fulda ist ein Gäßchen, welches den Friedhof begrenzt; in der Mauer des letztern aber steht ein in Stein gehauenes Christusbild, welches von den vorübergehenden Andächtigen oft angebetet und geküßt zu werden pflegt. Da ist einmal ein gottloser Judenjunge vorbeigekommen und hat, weil er allein war, verächtlich das Steinbild angespieen und ist dann zu dem in der Nähe befindlichen Unkenteich gekommen, allein da riefen ihm die Unken in ihrem eintönigen Gesang die Worte zu: „Wasch' ab, wasch' ab!" und wo er von jenem Augenblicke an in die Nähe eines Gewässers, eines Bächleins, eines Teiches kam, da dröhnten ihm stets dieselben Worte: „Wasch' ab, wasch' ab" in die Ohren. Er zog fast durch die ganze Welt um diesem höllischen Rufe zu entgehen, allein endlich trieb ihn, den Greis, das böse Gewissen nach dem Schauplatz jener Schandthat seiner Jugend zurück und siehe, als ihn sein Weg wieder an dem Teiche vorüberführte, da hörte er auch wieder den Ruf: „Wasch' ab, wasch' ab." Verzweiflungsvoll sprang er hinein in das Gewässer und seit dieser Zeit steigt allnächtlich aus dem Tümpel ein Schatten herauf, schleicht nach der Mauer und wäscht jenes Bild mit seinen Thränen ab, dazu aber hört man den schauerlichen Ruf: „Wasch' ab! wasch' ab!"

859. Die Todtenlache an der Fulda.

Im Fuldaflusse bei der Stadt Fulda giebt es eine sehr tiefe Stelle, die heißt die Todtenlache, weil hier alljährlich nach dem Johannistag die Nixe sich einen der in jener Gegend sich badenden Knaben zum Opfer holt.

860. Die vier Hände im Dome zu Fulda.

(S. Brower, Antiq. Fuldens. II. 17 p. 173.)

Im Fußboden des Doms zu Fulda erblickt man auf einem hervorstehenden Steine einen Kreisring, in welchem aus Erz vier Hände eingesetzt sind, die nach Art der Hand eines Schwörenden mit drei ausgestreckten Fingern nach allen vier Himmelsgegenden zeigen. Das soll bedeuten, wie die Fürsten und Herren von Thüringen oder Hessen, der Wetterau, Sachsens und Baierns einst der Abtei zu Fulda Gehorsam und Treue geschworen haben. Auf gleiche Weise sah man sonst zu Hersfeld auf der Spitze der Kirche eine vergoldete Hand, deren Mittelfinger und Zeigefinger wie zum Schwur ausgestreckt waren. Diese Hand erinnerte daran, daß die Kaiser Ludwig und Lothar jene Kirche unter ihren besondern Schutz genommen hatten.

861. Der Brunnenplatz und das Burgverließ zu Steinau.

(S. Brower, Antiq. Fuld. IV. 46 p. 311. Landau, Heſſ. Ritterburgen Bd. I. S. 210 ꝛc. Poetiſch behandelt v. Schwarz S. 56 ꝛc.)

Im Jahre 1261 iſt Bartho II. Abt von Fulda geworden, ein kräftiger und gerechter Mann, der ſeine Unterthanen mit aller Macht gegen die damals in jener Gegend hauſenden Raubritter in Schutz nahm und dieſen deshalb ein Dorn im Auge war. Derſelbe hatte eine große Zahl ihrer Burgen der Erde gleich gemacht und einen gewiſſen Hermann von Ebersberg trotz des ihm zugeſagten ſichern Geleites durch Gerlach Küchenmeiſter öffentlich zu Fulda hinrichten laſſen. Da haben ſich die Ritter Heinrich und Albert von Ebersberg, Geiſo von Steinau, Albert von Brandau, Eberhard von Spala, die Brüder Conrad und Bartho von Luppelin oder Luplen und Conrad von Roſtorf auf dem Brunnenplatze zu Steinau im Jahre 1271 feierlich verſchworen, den Abt zu ermorden. Sie ſind alſo am 15. April, während der Abt am Altar der Kapelle zu St. Jacob die Meſſe las, in die Kirche gekommen und haben ihn mit vielen Stichen ermordet, haben ſich dann auf bereitgehaltene Roſſe geſchwungen und ſich nach Burg Steinau, welche damals mit dem Abte von Fulda in Fehde lag, geflüchtet. Endlich ſind ſie aber doch den Reiſigen des Abtes Bartho III., der die feſte Burg Steinau brach, beim Dorfe Haſel in die Hände gefallen, und nicht an Widerſtand denkend in die dortige Kirche, die ſie verrammelten, geflohen, wo ſie aber ſämmtlich niedergehauen wurden, bis auf die zwei Ebersberge; dieſe wurden gefangen und nach Frankfurt a. M. gebracht, wo ihre Wappenſchilder vom Henker, ehe er ſie aufs Rad flocht, zerbrochen wurden. Zum ewigen Gedächtniß an dieſe Schandthat wurden aber den Ebersbergern drei Räder ins Wappen geſetzt. An jenem Platze am Brunnen aber, wo die Mörder ſich verſchworen hatten, wächſt ſeit jener Stunde kein Grashalm mehr.

Bei der Burg Steinau ſieht man an der Mauer heute noch einen kleinen Erdhügel, man ſagt, dort ſei das Burgverließ des Schloſſes geweſen. Hier tobt und ſpukt es in der Nacht und macht, namentlich zu Feſttagszeiten einen greulichen Lärm in der Erde, es iſt der Geiſt des Ritters von Steinau, der ſich alljährlich zu gleicher Stunde rüſtet nach Fulda zu reiten und dort ſeine Rache an dem Abte Bartho zu kühlen.

862. Das Schloß in der Kirche zu Herbſtein.

(S. Brower, Antiq. Fuldens. L. IV. p. 357.)

Auf bedeutender Höhe, aber gleichwohl immer noch von höhern Bergen umgeben, liegt in einer Art Bergkeſſel das früher zu Fulda gehörige Städtchen Herbſtein; an der Wand der dortigen Kirche iſt heute noch ein Hängeſchloß mit Ketten aufgehängt zu ſehen, worüber folgende Sage erzählt wird.

Bis zum Jahre 1568 widerſtand dieſes Städtchen allen Aufforderungen, den alten Glauben zu verlaſſen und dem Lutherthum Zugang in ſeine Mauern zu gewähren. In dieſem Jahre lebte hier ein frommer Geiſtlicher, Ludwig Reiz, der aber in dem Rufe ſtand, viel Vermögen zu beſitzen. Nun hielt ſich aber in der Nähe der Stadt ein gefährlicher Räuber auf, Namens Johann Leiningen, der ſich ſchon lange mit dem Plane getragen hatte, den armen Prieſter gefangen zu nehmen um ein gutes Löſegeld von ihm zu erpreſſen.

Einſt begab ſich derſelbe hinaus auf eine ihm gehörige Wieſe, um bei der Heuernte mitzuhelfen. Dies hatte der Räuber erfahren, er ſprengte alſo dorthin, ritt den armen Mann nieder und ließ ihn durch ſeine Leute in den nahen Wald ſchleppen. Hier wurde ihm eine Kappe über den Kopf gezogen, man ſetzte ihn auf ein Roß und führte ihn immer in dem Walde hin und her um ihn in Bezug auf den Ort, wo er ſich befand, irre zu machen und ihm den Glauben einzuflößen, als befinde er ſich in großer Entfernung von Herbſtein. Hierauf machten ſie in dem mitten im Walde gelegenen Raubſchloſſe Leiningen Halt, legten ihm Feſſeln an Hand und Fuß und fingen an ihn mit Nadeln und ſpitzen Meſſern ſo lange in die Hände zu ſtechen und ihn auch ſonſt mit dem Tode zu bedrohen, bis er verſprach, ein Löſegeld von tauſend Gulden zu zahlen. Er mußte alſo an ſeine Verwandten einen Brief ſchreiben, worin er ihnen befahl, die Summe an einen beſtimmten Ort zu bringen, und dieſer ward von den Leuten des Räubers an das Stadtthor geheftet. Indeß lag der arme Mann weinend und jammernd auf ſeinem Strohlager, da ſah er plötzlich neben ſich einen kleinen Pflock liegen und als er zufällig mit demſelben die Eiſen, in welche ſeine Füße geſchmiedet waren, berührte, da ſchmolz das Eiſen davon wie der Schnee an der Sonne. Dies machte ihn ſo beherzt, daß er ungeachtet der Ketten, welche ſeine Hände feſſelten, aus dem Gefängniß, in welches man ihn gebracht hatte, zu entfliehen beſchloß; es gelang ihm auch, aus dem Fenſter zu brechen und obgleich er beim Hinausſpringen zufällig auf eine dort ſitzende Gluckenne trat und dieſe laut gackerte, glücklich zu entkommen. Er floh 15 Meilen weit hinein ins Nenburgiſche, wo ihn dann ſeine Verwandten, welche inzwiſchen mit dem Gelde gekommen waren, wiederfanden. Zum ewigen Gedächtniß ſeiner wunderbaren Rettung hing er dann Schloß und Kette in der Kirche zu Herbſtein auf.

863. Der Goldberg.

(S. Archiv f. heſſ. Geſchichte Bd. V. S. 75.)

Unterhalb Rimbach im Fuldathale in der Grafſchaft Schlitz auf der Straße nach Wegfurt zu liegt der ſogenannte Goldberg. Von dieſem geht die Sage, daß hier die Jungfrau Maria geruht und das Kindlein Jeſu gewaſchen habe und das ſei in dem Steine erhalten. In der That befindet ſich noch heutigen Tages hier ein Stein, der wie eine Lagerſtätte geſtaltet iſt, und neben demſelben iſt eine Stelle, welche einige Aehnlichkeit mit einem Waſchbecken hat. Man erzählt ſich auch, in früherer Zeit hätten die Mönche dieſen Stein für eine bedeutende Geldſumme kaufen wollen, ihren Zweck aber nicht erreichen können.

864. Das Wendelinuskapellchen am Kreuzwege bei Steinhaus.

(Poetiſch behandelt in der Chronik von Fulda. Bacha 1839 in 8°. S. 51 ꝛc.)

Steinau oder Steinhaus bei Fulda war der Sitz der ſchon erwähnten Raubritterfamilie von Steinau (oder Steinhaus oder Steinruck). Hier lebte vor ohngefähr hundert Jahren ein armer, aber braver Mann, Namens Hans Schwarz, der ſich ſein Brod damit verdiente, aus Holz und Stein Obſt, Thiere und Heiligenbilder zu ſchneiden und an die Vorübergehenden, denn ſeine Erzeugniſſe ſtanden ſchön geordnet am Fenſter, zu verkaufen. Darunter

befand sich auch das Bild St. Wendelin's als Hirt, denn der Sage nach war dieser der Beschützer des krank gewordenen Viehes. Nun hatte einst eine Viehseuche fast alles Vieh im Dorfe Steinhaus hinweggerafft, da erschien dem armen Hans im Traume St. Wendelin und befahl ihm, er solle hoch oben am Kreuzweg im freien Felde ein kleines Kirchlein erbauen und fleißig beten, daß Gott das Viehsterben aufhören lasse und die allgemeine Noth ihm zum Glück werden möge. Als nun Hans am andern Morgen seiner Frau das gehabte Traumgesicht erzählte, und sagte, daß er wohl den Muth, eine solche Kapelle zu erbauen, aber kein Geld dazu habe, da hieß ihn jene hin zum Petersberger Propste, dem das Feld zu Lehn ging, gehen, ihm seinen Traum erzählen und ihm für den Platz sein geschnitztes Obst anbieten, ihn auch um Holz und Steine bitten. Dies that er auch und der fromme Propst gab ihm nicht blos Holz und Steine, sondern auch den nöthigen Lehm, und der Pfarrer des Dorfes Margarethenhun das nothwendige Geld. Nun baute er rüstig darauf los und ließ es sich nicht nehmen, das Kirchlein innen und außen mit künstlichem Schnitzwerk zu verzieren, Thiere und Heilige, obwohl jetzt vom Wurm gefressen und vom Alter gesprungen, sind in Unzahl daran zu sehen. Alles wallfahrete nun dahin, was krankes Vieh im Stalle hatte, und wenn man Hilfe und Trost im Gebet gefunden hatte, hing man zum Dank die Ketten, an welche das Vieh im Stalle angebunden gewesen war, darin auf. Nun hatte aber Hans aus jenem Bau keinen Vortheil erlangt und seine Frau plagte ihn Tag ein Tag aus, er solle doch sehen, daß er auch etwas für seine Mühe bekomme. Sie wollten sich also zur Belohnung ihrer Arbeit eines Nachts die Ketten holen. Zwar widerstand Hans lange, endlich aber gab er nach und in der Mitternachtstunde schlichen sie hinauf zur Kapelle und schleppten so viele Ketten heraus, als sie nur fortbringen konnten. Kaum hatten sie sich aber, zu Hause angelangt, zur Ruhe gelegt, da erschien auch im Hirtenkleide St. Wendelin und im heiligen Zorn stieß er so heftig in sein Kuhhorn, daß das ganze Haus erbebte und das sündige Ehepaar erschreckt erwachte. Und siehe, die an der Wand aufgehängten Ketten bewegten sich von selbst herab und ließen sich auf Hans und seine Frau herab, hingen sich ihnen auf und drückten sie so lange, bis sie im stärksten Laufe hinaufeilten nach der Kapelle und die gestohlenen Ketten dorthin zurückbrachten.

865. Die Schauergeschichte der Familie Hertinghausen.

(S. Landau, Hessische Ritterburgen Bd. II. [Cassel 1853] S. 244 ꝛc.)

Die hessische niederadlige Familie von Hertinghausen hatte ihren Stammsitz in dem etwa drei Meilen südlich von Cassel an der Frankfurter Heerstraße liegenden Dorfe gleiches Namens, wo sie schon im 13. Jhdt. vorkommt. Ein Sprößling derselben, Friedrich Balthasar, geboren zu Cassel am 5. August des Jahres 1579, ward im Jahre 1615 Hofmarschall des Landgrafen Moritz daselbst. An dem Hofe desselben aber lebte ein Hofjunker, Rudolph von Eckhardtsberg, aus Meißen. Als dieser einst im landgräflichen Schlosse eine hohe Person (die Gemahlin des Landgrafen?) umarmte und küßte, war der Hofmarschall unbemerkt Zeuge dieser Scene und hinterbrachte sie dem Landgrafen. Wie nun der verrathene Liebhaber solches erfuhr und der Haß des Landgrafen nicht blos ihm, sondern auch seiner Geliebten fühlbar wurde, da

schwur er dem Verräther die blutigste Rache und entschloß sich alsbald zu deren Ausführung. Er verfügte sich zu diesem Zwecke am 29. April auf den Marstall-Platz und erwartete den Hofmarschall, der im Schlosse bei der Morgenmahlzeit war. Als dieser nun gegen 11½ Uhr das Schloß verließ, um nach Hause zurückzukehren, da trat ihm der Hofjunker mit den Worten: „Herr Marschall, da habe ich eine schöne Büchse, die beschaut einmal" entgegen, doch als dieser sich ihm darauf nähert, sinkt er, durchbohrt von einer Kugel, nieder. Obgleich schwer im Unterleib verwundet, lebte er doch beinahe noch sechs Stunden und verschied erst des Abends um 5 Uhr den 29. April in seiner Wohnung und ward sodann am 4. Mai feierlich in der St. Martinskirche zu Cassel beigesetzt.

Ruhig gab von Eckhardtsberg nach der vollbrachten schrecklichen That die Büchse seinem Diener und ging nach seiner Wohnung, welche in der Entengasse (jetzt Petristraße) lag. Der Landgraf sandte sogleich einen seiner Trabanten ab, und als ihn der Junker aus dem Fenster bemerkte, rief er ihn zu sich hinauf. Als dieser seine Frage, ob er nichts Neues wisse, verneinte, sagte er: „Weißt Du denn nicht, daß ich den Hofmarschall erschossen habe?" Da auch dieses verneint wurde, zog der Junker einen goldenen Ring vom Finger mit den Worten: „Diesen Ring verehre ich Dir, um meiner dabei zu gedenken, denn ich muß sterben, und um dieser That willen mein Leben lassen!" Inzwischen waren mehrere landgräfliche Einspännige, Trabanten und Soldaten angelangt, die ihn in seinem Zimmer bewachten. Erst um 3 Uhr ward er in den Zwehrenthurm abgeführt. Da es Sonnabend war, so mußten, um den Sonntag nicht zu entheiligen, alsbald mehrere Schneider in den Thurm, um ihm die Trauerkleider und den Trauermantel anzumessen. Am 1. Mai versammelte sich das peinliche Gericht, bestehend aus dem Bürgermeister und den Schöffen von Cassel, auf dem Platze des Mordes zur Hegung des Halsgerichtes. Dreimal wurde der Unglückliche auf der Folter gemartert, um ihm das Bekenntniß abzupressen, warum er den Mord vollbracht. Aber er schwieg, er flehte nur um Erbarmen und sank bei der dritten Folterung, von der Größe des Schmerzes überwältigt, in Ohnmacht. Um 4 Uhr wurde ihm sein Todesurtheil bekannt gemacht.

Am 3. Mai fand sich der Henker auf der Stätte des Mordes ein. Nachdem er auf den noch blutigen Platz Bretter gelegt, stellte er auf letztere einen Tisch und auf diesen einen Weiberstuhl; auf den Tisch legte er Messer und Beil und unter denselben stellte er einen Kessel mit Wasser zur Auffangung des Blutes. Bald erschien auch der Unglückliche. Als er mit den zwei ihn begleitenden Geistlichen gebetet, fragte er nochmals den Oberstlieutenant von Ködwitz, der der Hinrichtung zu Pferde beiwohnen mußte, „ob es nicht möglich wäre, ihn mit dem Schwerte hinzurichten?" Doch dieser antwortete: „Ich wünschte für Euch sterben zu können!" Der Henker forderte ihn nun auf, sich in jenen Stuhl zu setzen und erinnerte ihn, getreu dem Charakter seines Bluthandwerks, an ein Geschenk: „Du Schelm, verkürze mich nicht!" Am Fenster des Schlosses stand der Landgraf um sich an dem grausenvollen Schauspiele zu weiden. Als von Eckhardtsberg ihn bemerkte, rief er: „Du Fürst, am jüngsten Tage noch will ich dies Urtheil von Dir fordern!" und setzte sich singend: „Was mein Gott will ꝛc." in den Stuhl. Der Henker schlang nun ein weißes Tuch an seinen Hals und legte ihn unter-

stützt von seinen Helfern auf den Tisch und begann die fürchterlichste Menschenschlächterei. Nachdem er ihn entkleidet, hieb er ihm die rechte Hand ab, schnitt ihm den Leib auf und riß ihm das Herz heraus und zeigte es, seine blutige Faust emporhebend, dem Landgrafen, der noch immer dastand und zusah. „Gnädiger Herr", rief er, „das ist das falsche Herz, das Euch Treue geschworen!" Endlich trennte der furchtbare Schlächter den Körper mit dem Beile in vier Theile. Diese und die in den Kessel geworfenen Eingeweide wurden im Schinderkarren auf den Forst gefahren und unter dem Galgen verscharrt. Während die Kleider und das Trauerpferd der Diener des Hingerichteten erhielt, nahm der Landgraf die übrigen Pferde zu sich und gab sie erst später dessen Brüdern zurück.

So unmenschlich und grausam diese Hinrichtung war, so entsetzlich waren ihre Folgen. Allgemein scheint sie auch empört zu haben, doch nur deshalb, weil von Eckhardtsberg von Adel und nicht durch's Schwert hingerichtet worden war, aus diesem Grunde wollten auch alle Hofjunker ihren Abschied nehmen.

Die erste Folge mußte der Henker empfinden. Da er die Leiche nicht tief genug verscharrt, wühlten sie am folgenden Tage die Schweine wieder heraus. Der Landgraf ließ ihn deshalb ins Schloß kommen und strafte ihn nicht allein mit Geld, seine Hofdiener mußten ihn auch mit Ruthen peitschen und darauf jagte er ihn aus dem Dienste.

Eckhardtsberg hatte eine Braut, eine adlige Jungfrau am Hofe; nicht allein diese wurde wahnsinnig, auch seiner Mutter raubte das Verbrechen und Unglück ihres Sohnes den Verstand, sie wurde rasend und mußte an Ketten gelegt werden.

Des Hofmarschalls Wittwe kam später in eine Verbindung mit einem Herrn von Lindenau, in deren Folge sie schwanger ward. Um dieses in Cassel zu verbergen, ging sie mit des Landgrafen Tochter Elisabeth, Gemahlin des Herzogs Albrecht von Mecklenburg, als Hofmeisterin nach Mecklenburg. Doch da ihre Niederkunft nahte, reiste sie wieder nach Cassel. Kaum im Hertingshausischen Hause, bei der Martinikirche, angelangt, gebar sie einen Sohn. Ihre Mutter, eine strenge Frau, verweigerte ihr jedoch den längern Aufenthalt und ihr noch ungetauftes Knäblein in der Schürze mußte sie sich ein anderes Unterkommen suchen. So verflossen sechs Wochen, als auch über sie des Landgrafen eiserne Härte hereinbrach. Er ließ ihr die Wahl, mit ihrem Kinde lebendig eingemauert zu werden oder ihren Adel abzuschwören und auf ewig das Hessenland zu meiden. Sie wählte natürlich das Letztere und ließ sich in Herborn nieder, wo sie später sich noch mit einem Lieutenant verheirathete. Auch von Lindenau sollte bestraft werden und der Landgraf Moritz reiste nach Sababurg, um in seiner Abwesenheit die Bestrafung vollziehen zu lassen. Doch Lindenau nahm Gift und starb, dickaufgeschwollen und schwarz fand man seine Leiche. Als man dieses dem Landgrafen nach Sababurg meldete, fuhr er in seinem Zorne auf und befahl die Leiche zu verbrennen, doch seine Freunde entzogen ihn diesem neuen Greuel und gaben ihm ein ehrliches Begräbniß, damit der Fürst an dem todten Leichnam keinen Frevel üben möchte. Auch ein Bruder des Hofmarschalls, der ein Hoffräulein geschwängert, wurde deshalb vom Landgrafen aus dem Dienste gejagt.

866. Sagen von der Fulda und Lahn.

(S. Winkelmann, Beſchr. d. Fürſtenth. Heſſen u. Herofeld Bd. I. S. 59 ꝛc.)

Die Lahn und die Fulda fordern jedes Jahr ein Menſchenopfer. Letzterer Fluß, der Heſſen faſt in ſeiner ganzen Länge durchfließt, zeigte ſonſt ſtets ein für das Land wichtiges Ereigniß an. Wenn nämlich ein heſſiſcher Fürſt, ſonderlich ein regierender Herr oder deſſen Gemahlin ſtarb, ſo blieb dieſer Fluß gemeiniglich einige Zeit vorher wider ſeinen natürlichen Lauf ſtill ſtehen, das Waſſer verſiegte, ſo daß man die Fiſche mit Händen fangen und faſt trockenen Fußes durch den Fluß gehen konnte, worauf ſich dann das Waſſer nach einigen Stunden wieder einſtellte.

867. Die geprellten Schatzgräber zu Caſſel.

(Caſſeliſche Chronik, in d. Zeitſchr. d. Vereins f. heſſ. Geſch. Bd. VII. S. 358.)

Im Jahre 1519 war ein Mönch zu Helmarshauſen, genannt Johann Klaute, mehr ein Weltmenſch, denn ein Geiſtlicher, der ſich mit Schwarzkünſten und Schatzſuchen abgab. Nun war aber zu Caſſel ein Schneider, Namens Fritz Schwabe, der pflegte des Jahres etliche Male gen Helmarshauſen zu ziehen, um für den Abt und die Mönche zu arbeiten. Der ſagte dem Herrn Klaute, er wiſſe zu Caſſel einen Keller, darin ſolle ein guter Schatz vergraben liegen. Der Mönch zog alſo mit ihm gen Caſſel und der Schneider erlangte von dem, welchem der Keller gehörte, die Erlaubniß, daß ſie den Schatz ſuchen durften. Eines Abends gingen alſo der Schneider und der Mönch hinein in den Keller, um den Schatz zu heben, der Mönch machte einen Kreis und las aus einem Buche, was zu ſolchen Dingen gehört. Bald kam ein ſchwarzer Ziegenbock, lief die unterſte Kellertreppe hinauf, die Lichter gingen aus, dem Mönche ſteckte er eine Tonne an den Hals, dem Schneider aber einen Büchersack und ging ſo mit ihnen um, daß ſie kaum mit dem Leben davon kamen.

868. Mörder durch Schweine entdeckt.

(S. d. angef. Chronik a. a. O. S. 365.)

Bei Volkmarſen wohnte in einer Klauſe ein Klausner, der hatte eine Frau und ein Dienſtmädchen. Gleichzeitig war aber ein ausſätziger Mann in einem Siechhauſe bei Geißmar, der hatte keine Füße, ging auf Schemeln und Krücken und ritt auf einem Pferde über Land. Wenn dieſer zu dem Klausner kam, ward er von demſelben beherbergt. Eines Tages kam aber der Ausſätzige auch und noch ein Anderer mit ihm, und da der Klausner nicht daheim war, ſo traf er die Klausnerin und das Mägdlein allein in der Klauſe, er gab demſelben einige Stiche mit dem Meſſer und meinte, ſie wäre todt, darnach erwürgten er und ſein Geſell die Klausnerin, nahmen was ſie an Geld und Kleinodien fanden und machten ſich davon. Das Mägdlein aber war nicht todt, machte ſich auf und verſteckte ſich unter Laub. Als nun der Klausner kam und ſein Weib todt fand und das Mägdlein ſchwer verwundet, ſo berichtete ihm Letztere natürlich die ſchlimme Miſſethat. Der Ausſätzige ward bei Geißmar gefangen und gen Zapfenburg geführt. Hier brach er aber aus dem Gefängniß und entkam in den Wald, man ſuchte ihn zwar, konnte ihn aber nicht finden. So hielt er ſich im Walde etliche Tage auf,

seine Speise waren die Eicheln. Nun hütete aber dort ein Schweinhirt die Schweine in der Eichelmast, die gingen immer um einen hohlen Eichbaum herum, rollten und greinten, bis man inne wurde, daß der Siech in dem Baume stecke. Da ward er zum andern Male gefangen, nach Cassel geführt und in vier Theile geschnitten, die vier Theile aber am Galgen aufgehängt. Dies geschah im Jahre d. H. 1531.

869. Der Wunderdoktor zu Cassel.

(S. Nodnagel in Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythol. Gött. 1853 Bd. I. S. 35.)

Auf die Jahrmärkte zu Cassel kam gemeiniglich ein Störger (Charlatan) oder Theriakekrämer, Georg vom Harz, verkaufte seinen Theriak, den er aus dem Gifte der auch in der Herrschaft Schmalkalden heimischen Vipern bereitete, für geringes Geld, sah aber nicht gern, wenn ein Anderer auch auf den Markt kam. Auf einem Jahrmarkte nun im Jahre 1559 fand sich ein fremder Störger ein und rühmte Großes von seinem Theriak, wo er bereitet und wie kräftig er wäre. Um diese seine Rede zu bewähren, trieb er viel Gefährts und seltsame Geberden mit Schlangen, Kröten und anderem Ungeziefer, er biß und fraß aus ihnen etliche Stückchen heraus und dann wieder aus seinem Theriak um zu zeigen, daß es ihm nichts schade. Georg vom Harz hörte dies Alles bei seinem Krom, es verdroß ihn, daß das Gelaufe dahin so groß werden wolle. So fing er auch an und rief nach Gewohnheit dieses Volkes:

„Schau, Bauer, schau,
Hier ist eine wilde Frau.
Schau und lauf,
Hier findest Du den besten Kauf.
Dill, Petersil, Wurmsamen,
In Gottes Namen,
Heran, heran,
Wer da hat einen bösen Zahn
Hier ist der Mann,
Der ihn ohne Schmerzen langen kann."

Mit diesem Geschrei bekam er auch Gaffer, das will sagen Käufer, insonderheit um die wilde Frau zu sehen. Dann kehrte er sich gegen den fremden Störger und sagte:

„Friß Schlangen, friß Rangen,
Friß Eitschen, friß Leitschen,
Friß Ratzen, friß Katzen,
Friß Läuse, friß Mäuse.
Ich will Deine Gesellschaft gern entrathen,
Ich halte mich an den Schweinebraten,
Die dünken mich auch besser seyn,
Frisch Semmeln und ein Krüglein Wein.

Solches ist, liebe Freunde, eine gewisse Arznei und die starke Nestel, so Leib und Seele zusammenhält." Das brachte ihm Geld und der Andere bekam nichts.

870. Das Basiliskenei.

(S. Justi, Hess. Denkwürdigkeiten. Marburg 1800 Bd. II. S. 51 ꝛc.)

Am 19. September des Jahres 1578 hat Landgraf Wilhelm IV. einen Brief an einen gewissen Victorin Strizel gerichtet, in welchem er ihm Folgendes erzählt. Ein gewisser Hauptmann Simon hat ihm angezeigt, sein Gärtner sei zu ihm gekommen und habe ihm gemeldet, der große alte Hahn, den er neulich geschenkt bekommen habe und den der Gärtner in Verwahrung hatte, habe bereits wohl den ganzen Tag über sechs Stunden lang auf dem Neste

gesessen und habe wie eine Henne gegackert. Endlich ist er vom Neste weggelaufen und der Gärtner hat ein hier von ihm gelegtes Ei gefunden und es noch ganz warm seinem besagten Herrn gebracht. Es war dasselbe kugelrund und so groß wie ein gewöhnliches Hühnerei, weit röthlicher, doch ganz glatt, als wenn es polirt sei. Darauf ist der Hauptmann darauf losgefahren und hat das Ei zerschlagen, den Hahn aber in zwei Stücke gerissen und dann seinen beiden Kettenhunden vorwerfen lassen. Der eine hatte nichts von dem Hahne fressen wollen, der andere hat aber das ihm vorgeworfene Stück gefressen, ist aber von Stund an umgefallen und gestorben. Der Landgraf ist aber hierüber ärgerlich gewesen, weil er dachte, es hätte aus jenem Hahn ein sogenannter lapis alectorius gewonnen und aus dem Ei ein Basilisk erzeugt werden können.

871. Der Christenberg in Oberhessen *).

(S. Justi a. a. O. Bd. II. S. 1 ꝛc.)

Mitten auf einem waldigen Berggipfel in dem sogenannten Burgwalde steht die älteste Kirche in Hessen, nämlich die uralte Kirche auf dem sogenannten Christenberge im Amte Wetter, zwischen den Dörfern Ernsthausen und Melnau und dem vier Stunden von Marburg gelegenen Dorfe Münchhausen gegenüber. Hier sollen nämlich die heidnischen Hessen dem Götzen Kastor einen Tempel erbaut und diesen Gott darin verehrt haben, wovon der Berg der Kastorberg hieß, als aber Bonifacius hier das Christenthum eingeführt, bekam dieser Berg von ihm den Namen Christenberg. Zweihundert Schritt von der Kirche befindet sich auch der oben S. 737 schon erwähnte Fußtritt von ihm. Denn hier hat er einst gepredigt und die Bewohner jener Gegend zur Annahme des Christenthums veranlaßt.

872. Der Wallfahrtsort Gottesbüren.

(S. Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. Bd. I. S. 14 ꝛc.)

In der Mitte der nördlichen Hälfte jenes altberühmten deutschen Forstes, des an Holz und Wild gleich reichen Reinhardswaldes liegt das Dorf Gottesbüren, unterhalb welchem sich die kleinen Flüßchen Holzeppe und Nieme vereinigen. Hier ist im Jahre 1331 der heilige Leichnam unsres Herren mit blutigen Tropfen gefunden worden. Schnell ward der Ort zum Wallfahrtsort, indem ein Theil der Nonnen von Lippoldsberg das Stammkloster verließ und hier eine Art Tochterkloster gründete. Seit dem Ende des 15. Jhdts. ist aber dieser Wallfahrtsort nach und nach in Verfall gekommen und zu Anfang des 16. der heilige Leichnam selbst verschwunden.

873. Die Jungfrau mit den Schlüsseln bei Breuna.

(S. Landau a. a. O. S. 352.)

Als vor Jahren unsern Breuna, am Steinberge, ein junger Bauer pflügte, erschien demselben zur Mittagszeit eine Jungfrau, welche an ihrem Gürtel ein Gebund Schlüssel trug und ihn aufforderte mit ihr zu gehen, nur fünf Schritte unter die Erde, da werde sie aufschließen und ihn glücklich

*) Eine andere Sage, die mit der Sage von dem Ursprunge der Hatzfelde zusammenhängt, ist unter Nr. 253 nach Justi a. a. O. Bd. IV. 2. S. 295 ꝛc. erzählt.

machen, sie aber werde dadurch von ihrem Banne befreit werden. Aber der Bauer weigerte sich und vergeblich war ihr Flehen, vergeblich die Versicherung, daß es ihm nicht schaden werde, sogar an seiner Seligkeit nicht, der Bauer blieb unerbittlich. Nachdem sie eine Viertelstunde lang alle Ueberredungskünste an ihm versucht hatte, that sie plötzlich einen hellen Schrei und war verschwunden.

874. Der goldene Schlüssel des Landgrafen Philipp.

(S. Justi, Hess. Merkw. Bd. III. S. 299 ꝛc. Zeitschr. f. Hess. Gesch. a. a. O. S. 371.)

Auf allen Bildern des Landgrafen Philipp des Großmüthigen wird dieser mit einem großen goldenen, nach unten offenen Schlüssel um den Hals dargestellt, auf welchem er insonderlich auf der Jagd seine Dienerschaft herbeizupfeifen pflegte. Auch Landgraf Wilhelm sein Sohn hat diesen (?) Schlüssel als beständiger Begleiter an einer Schnur um den Hals bei sich geführt, den er jedoch nicht zu diesem Zwecke, sondern zur Verwahrung von Briefschaften benutzte, an denen ihm viel gelegen war. Dieser Schlüssel ist im Jahre 1570 an das Archiv zu Cassel zur Verwahrung abgegeben worden. Was der Schlüssel eigentlich zu bedeuten gehabt hat, ist niemals bekannt worden, er ist weder ein Siegel in Gestalt eines Schlüssels gewesen, wie man gedacht hat, noch hat er das Sinnbild der landeshoheitlichen Macht des Landgrafen bedeuten sollen, noch viel weniger kann er die Stelle eines Degens vertreten oder angezeigt haben, daß die Landgrafen als Verehrer und Bewahrer des Landfriedens, zu dessen Beschützung die Kammer errichtet war, mit einem solchen prangten.

875. Der Ursprung der Familie von Riedesel.

(S. Justi, Hess. Merkwürd. Bd. IV. 2. S. 403 ꝛc.)

In der Mitte des 15. Jhdts. lebte am Hofe des Landgrafen Ludwig von Hessen (1413—38) ein biederer fester Ritter, Namens Hermann Riedesel von der Brockenburg. Dieser liebte ein schönes, züchtiges Fräulein Margarethe, die Tochter des alten Erbmarschalls Röhrig von Röhrenfurth. Aber ihrer Liebe lächelte kein günstiger Erfolg. Der alte Erbmarschall, unbeugsam in seinen Entschließungen und gefühllos gegen die Thränen seiner Tochter, beharrte unerschütterlich darauf, daß nicht der junge Ritter, sondern dessen Nebenbuhler, der durch Reichthum und Ehrenstellen glänzte, die Hand des Fräuleins erhalten solle. Riedesel bot Alles auf, den Alten zu gewinnen, selbst der Landgraf sprach oft und stark für das Interesse der Liebenden, der Erbmarschall blieb unerbittlich. „Die reiche Erbin meiner Güter", so redete er immer, „soll nicht die Beute eines leichten Abenteurers werden." Einst war Hermann in einem dichten Walde auf der Jagd. Plötzlich hört er um Hilfe schreien, seiner Ritterpflicht eingedenk, eilt er dem Geschrei des von Gefahr Bedrängten entgegen. Wenige Schritte — und er erblickte den Vater seiner Geliebten von Räubern niedergeworfen in der äußersten Gefahr ermordet zu werden. Rasch stürzt er auf die Bösewichter los, haut wacker mit seinem Schwerte um sich, sie ergreifen die Flucht und der zitternde Greis ist gerettet. „Unbekannter Mann", sprach der Erbmarschall, „heische von mir, was Du

willst, kein Lohn wird mir zu groß sein, um Dir Deine Biederthat zu vergelten." Er kannte Riedesels nicht, denn dieser war geharnischt und hatte sein Haupt mit dem Helm umschlossen. „Meine Bitte ist kühn", sprach der Ritter, „aber Du wirst sie mir nicht versagen! Ich bitte Dich um Deiner Tochter Hand!" — „Du sollst sie haben", sprach der Greis, „so Du anders von edelem Blute bist." — „Das bin ich", versetzte Riedesel, schloß den Helm auf und warf sich dem staunenden Röhrig in die offenen Arme. Freudig zogen sie an das Hoflager des Landgrafen zurück und brachten Margarethen die frohe Kunde, daß alle ihre Wünsche erfüllt seien. Aus dieser Ehe Hermanns und Margarethens stammt die ganze jetzt noch blühende Familie der Freiherrn von Riedesel zu Eisenbach ab, so wie die meisten Güter, welche dieses altadelige Haus noch jetzt in Franken und Hessen besitzt, durch jene Margarethe an dasselbe gekommen sind.

876. Sagen von den Herren von Baumbach.

(S. Justi a. a. O. S. 424 ꝛc.)

Unter die ältesten Familien des hessischen Adels gehört ohne allen Zweifel die der Herren von Baumbach. Ums Jahr 1222 rettete ein Heinrich von Baumbach dem Sohne der Landgräfin Sophie, dem ersten Landgrafen von Hessen, gewöhnlich das Kind aus Brabant genannt, das Leben, indem er seine Kleidung mit ihm wechselte und so für diesen gehalten in Thüringen ermordet ward. Sein Bruder Lotze ward aber gleichwohl von diesem Landgrafen seiner in Hessen liegenden Lehngüter beraubt; als er dies aber seinem Herrn, dem Markgrafen, geklagt, hat dieser ihm eine Tochter aus dem Geschlechte derer von Farnroda gegeben und ihn und seine Verlobte mit den Farnrodischen Gütern belehnt. Weil aber der Markgraf dem Landgrafen so sehr feind war, hat er ihm befohlen, seinen Namen fahren zu lassen und sich von Farnroda zu schreiben, woher es kommt, daß dieses Geschlecht noch heute das Schild und Wappen der Baumbache führt.

Im Jahre 1546 ist ein Herr Heinrich von Baumbach vom Landgrafen Philipp, da der Engelstadische Krieg allweit geglimmt und angehen wollte, nach den schwäbischen Städten abgeschickt worden, um dort Hilfe zu holen. Nun ist ihm unterwegs sein Pferd lahm geworden, daß er es sammt seinem Diener zurücklassen mußte. Wie er nun auf seines Dieners Gaul nichts desto weniger des Nachts nach Ulm zu geritten ist, sind ihm die ganze Nacht hindurch so viel teuflische Gespenster erschienen, daß er gesagt hat, er könne und wolle dies nicht alles erzählen. Es sind ihm Bäume in den Weg geschoben worden, daß er weder ein noch aus konnte, vier Männer haben eine Todtenbahre mit einem langen Leichentuch behängt vor ihm hergetragen, als aber der Tag anbrechen wollte, ist einer wie in Engelsgestalt aus einer Wolke gekommen, hat dem teuflischen Gespenst mit einem Scepter gewinkt, und nun erst hat er gesehen und erkannt, wo er gewesen ist, was er die ganze Nacht nicht gewußt hat. Es muß ihm aber hart zugesetzt worden sein, denn obwohl er noch ein junger Gesell gewesen, ist er doch in dieser einen Nacht eisgrau geworden. Er ist nachmals, als der Krieg unglücklich verlaufen, krank geworden und schon im nächsten 1547. Jahre verstorben.

877. Die Riesenprinzessinnen.

(S. Rommel, Hess. Gesch. Bd. I. S. 128. Winkelmann, Chronik v. Hessen Bd. VI. S. 315. Hocker, Deutsche Sagen und Sitten. Cassel 1854 S. 36. v. Wildungen in Hartig's Sylvan 1816.)

Vor langen langen Jahren lebte in Reinhardswalde ein mächtiger König, der hatte drei Töchter, welche Riesinnen waren, eine hieß Saba, die andere Trenda und die dritte Bramba. Für jede baute er ein Schloß, für Saba die Sababurg (ursprünglich Zapfen- oder Zappenburg), für Trenda *) die Trendenburg (Trendelburg) und für Bramba **) die Bramburg bei Bürsfelden. Hier wohnten sie und pflegten sich damit zu unterhalten, daß sie auf die Schloßthürme stiegen und durch Sprachröhre mit einander redeten. Auf der Sababurg zeigte man noch lange Zeit das große Bette der Saba, ihre Betstube, den Brunnen und den Becher, woraus sie getrunken haben soll. Die Bettstelle war sehr schön geschnitzt und jeder Besucher schnitt sich einen Spahn daraus als Zahnstocher, weil man glaubte, daß durch bloße Berührung eines kranken Zahnes damit die Schmerzen aufhörten. Zwischen Helmarshausen und Wülmersen heißt der Wülmersen zunächst gelegene Theil des Waldes heute noch die Mordkammer, weil angeblich hier die Saba ermordet worden ist. Ihre Rippen sind angeblich in die fürstliche Kunstkammer nach Cassel gekommen, wo sie als Merkwürdigkeiten aufbewahrt wurden, aber später verschwunden sind.

Die Trenda ärgerte sich, daß zwischen ihrer Burg und Deissel ein Thal sei, sie wollte dafür einen Berg haben, sie sammelte also Steine und Erde in ihre Schürze um solches dort auszuschütten und somit den gewünschten Berg zu haben. Unterwegs entglitt ihr aber ein Zipfel der Schürze, ein Theil der Erde fiel heraus und daraus entstand der Ohmeberg. Sie erfaßte den Zipfel aber wieder, ging noch eine Strecke fort und schüttete dann den ganzen noch übrigen Inhalt heraus, daraus entstand der Deisselberg. Einst zog sich aber ein furchtbares Gewitter über Trendelburg zusammen und wetterte dort unausgesetzt sieben Tage und sieben Nächte. Da beschlossen die Einwohner die Riesin zu vertreiben, um auf diese Weise den Himmel zu versöhnen. Sie führten sie also aufs Feld hinaus, allein dort war sie kaum allein, als eine Wolke sich herabsenkte und sie verschlang. Da hörte der Donner auf und die Noth hatte ein Ende. Von dieser Zeit an aber sind noch heute große Löcher im Felde bei Trendelburg übrig, welche die Wolkenborste genannt werden; das größte ist mit Wasser angefüllt.

Die Bramba ist blind gewesen, allein sie hat doch stets zu Pferd den Weg durch die Weser nach der Bramburg gefunden.

878. Der letzte Schöneberg.

(S. Falkenheimer in d. Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. (Cassel 1857) Bd. I. S. 357 ꝛc.)

Eine halbe Stunde nordöstlich von der Stadt Hofgeismar liegt der Schöneberg mit dem kleinen Reste seiner Burgruine. Seit 1180 wohnte hier das Geschlecht derer von Schöneberg, 1303 entriß sie ihnen der Bischof

*) Nach Andern hieß sie Lippola und ihre Burg Lippoldburg, obgleich diese von dem Mainzer Erzbischof Luitpold den Namen hat.

**) Nach Andern hieß sie Gisela und wohnte zu Gisselwerder.

von Paderborn, sie bauten sich dann neben dem Dorfe Drende auf einem Berge an, wo jetzt die Stadt Trendelburg liegt, aber 1429 erlosch der Mannsstamm dieser Familie und die einzige Erbtochter des Hauses ward durch ihre Verheirathung mit Eckhart von Röhrenfurt die Stammmutter der Familie von Riedesel. Die Sage erzählt jedoch den Untergang des Geschlechtes anders, und zwar so.

Es lebte einst auf dem Schöneberg ein Ritter dieses Namens, der fast so reich und so mächtig war wie ein kleiner König. Er hatte aber eine Gemahlin, die ihm lieber war als alles sein Besitzthum und von dieser einen einzigen Sohn. Als dieser das Alter von zwölf Jahren erreicht hatte, starb sein Vater und die Wittwe betrauerte ihn bitterlich, ebenso wie der Knabe. Da es nun aber Zeit ward, daß dieser etwas lernte um später im Stande zu sein, sein großes Vermögen selbst zu verwalten, so nahm sie einen Lehrer an, der ihn zu einem wackern Ritter erziehen sollte. Leider aber verliebte sich dieser in die Wittwe und wagte es sogar, ihr mit unziemlichen Anträgen zu nahe zu kommen, denn er hoffte, sie werde ihm ihre Hand reichen und er so in den Besitz ihres großen Reichthums kommen. Ob sie nun aber gleich ihn zurückwies, so gab er doch die Hoffnung nicht auf, seinen Zweck zu erreichen, und beschloß deshalb den Knaben, der ihm hierbei hinderlich war, aus dem Wege zu räumen. So ging er denn einst in der Abenddämmerung mit dem Junker in den Wald, der heute noch die Trümmer der Schloßmauer umgiebt. Der Weg, den sie zusammen gingen, lief aber nahe der Mauer an einem Brunnen vorüber, der sehr tief und gemauert war, aber keine Umfriedigung hatte. Als sie an denselben gekommen waren, da packte auf einmal der Lehrer seinen Schüler und warf ihn in das Wasser, dann aber ging er in das Schloß zurück und sagte, der Junker wäre ihm von der Seite gekommen und er wisse nicht, wo er geblieben sei. Schon wurde es Nacht und ganz finster, der Wind brauste und sauste durch die Bäume und der Junker war immer noch nicht zu Hause. Seiner Mutter graute es, sie fragte, wo er sei, sie lief endlich selbst fort ihn zu suchen, aber der Knabe war nicht zu sehen und zu hören. Sie schickte endlich alle ihre Diener aus um mit Laternen den Knaben zu suchen, allein er war nirgends zu finden. Am andern Morgen schickte sie nach Geismar in die Schule, wo die ganzen Schulkinder versammelt waren und ließ diese bitten, sie möchten doch kommen und mit suchen helfen. Den Junker aber hatten die Kinder alle lieb, denn er hatte oft mit ihnen gespielt und so kamen sie denn alle herbei in den Wald und zerstreuten sich in die Gebüsche und suchten mit allem Eifer und riefen ihn auch bei Namen. Aber der Berg antwortete und nicht der Junker. Auf einmal kam einer der Schüler oben auf dem Berge an den Brunnen und sah das Hütchen, welches der Junker zu tragen pflegte, auf dem Wasser schwimmen. Da wußten sie, daß der Junker in den Brunnen gestürzt war und holten das Hütchen heraus und brachten es zu seiner Mutter. Diese hatte aber keine leiblichen Kinder mehr und so vermachte sie den Schulkindern zu Geismar all ihr Gut. Aus den Zinsen werden aber auf Oster-Mittwoch noch die Stutzwecken ausgetheilt, welche die Schulkinder in Geismar noch immer zu derselben Tageszeit empfangen, wo sie das Hütchen gefunden hatten.

Neuerlich ist nun aber fast bis zur Gewißheit festgestellt worden, daß diese Sage einen historischen Hintergrund hat, nur ist der gemordete Junker

kein Schöneberg gewesen, sondern vielmehr ein Sohn aus dem vor den Schönebergen hier angesessen gewesenen Geschlechte der Grafen von Winzenburg (seit 1151). Ein Graf, Hermann II., ward kurz darauf mit seiner Gemahlin auf der Burg Winzenburg bei Hildesheim ermordet und seit dieser Zeit ließ sich hier ein Poltergeist sehen, der über diese Familie wachte und nach dem Hute, den er trug „dat Hödeken (das Hütchen)" hieß. Er war es auch, der nach jenem Morde vor dem Bette des Hildesheimer Bischofs um Mitternacht erschien und ihn mit den Worten erweckte: „Plaetner (Plattkopf) wake up: dat Hus Winzenborch is lieddig" *). Das könnte also wohl der Geist des ertrunkenen Junkers gewesen sein.

879. Der Würfelthurm zu Geismar.

(S. Falkenheimer a. a. O. S. 363 ꝛc.)

Fast in der Mitte des Theiles der Stadtmauer in Hofgeismar, welcher sich von dem Mühlenthore bis an den sogenannten Pulverthurm hinzieht, stand vor etwa 50 Jahren über einem Mauerbogen, welcher das Wasser dieses sumpfigen Stadtviertels abziehen läßt, ein Thurm, auf dessen viereckigem Unterbaue drei colossale Würfel on den Ecken lagen, und der daher der Würfelthurm hieß; jetzt ist der Thurm abgebrochen, allein jener Straßentheil führt immer noch von ihm den Namen. Es giebt aber über die Entstehung desselben folgende Sage.

Einst war die Stadt Geismar viel größer denn jetzt und sie hatte viele Fehden, namentlich mit den Braunschweigischen Herzögen, zu bestehen. Einmal haben die Bürger auch Krieg mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig geführt (1403), der kam mit einem großen Heerhaufen, bedeckte die ganze Feldmark mit ihnen und schloß die Thore, die freilich geschlossen waren, sowie die Mauer vollständig ein, also daß Niemand weder hinein noch heraus konnte. Sie hatten auch die Kühe von der Weide geholt und die Schweine weggetrieben und alles Vieh, das mit den Hirten geht. Die ganze Saat hatten sie auch abgemäht und die Frucht unter die Pferde gestreut. Anfangs waren sie sehr lecker, sie schlachteten das Vieh und wollten nichts Anderes essen als Fleisch in Schmalz und Würste und Gebratenes mit Salat. Als aber Alles verzehrt war, da hatten die vielen Leute vor der Stadt nichts mehr zu essen. In der Stadt war es aber auch nicht besser, sie mußten darin Hunger leiden und wußten nicht, wovon sie leben sollten. Da war mancher, der drei Stück Kühe gehabt hatte und hatte nun kein einziges mehr. Die saure Milchsuppe (mit kleinen Klößen) mußten sie auch dünner kochen und Fleisch entbehrten sie ganz.

Deshalb wurden sie beiderseits einig, sie wollten zwei Männer, einen aus dem Lager, den andern aus der Stadt mit einander um den Sieg würfeln lassen und erwarten, wer den besten Wurf thäte. Der Würfeler aus dem Lager warf siebenzehn. Da erschrak der, den sie aus der Stadt geschickt hatten, sehr, er war außer sich vor Furcht und dachte schon, es wäre alles verloren, aber werfen mußte er doch und er warf achtzehn. Da lachten die Bürger von Geismar diese Prahler aus, weil sie jetzt abziehen und die Stadt in Frieden lassen mußten. Dem Bürger aber, der den besten Wurf gethan,

*) S. Leibnitz, Script. Brunsvic. T. II. p. 791.

hat man in der Stadt ein Denkmal gesetzt auf dem Thurme, bei dem er gewürfelt hatte. Man hat drei große Steine so ausgehauen, wie Würfel sind, und hat sie unten auf die Mauer des Thurmes gelegt und es sind achtzehn Augen darauf gewesen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hat der Thurm, der davon der Würfelthurm hieß, noch gestanden.

880. Der Hohlstein.

(S. Landau in P. Wigand's Archiv f. westphäl. Gesch. u. Alt. Kde. Bd. VI. H. III. S. 315 ꝛc. u. Zeitschr. f. hess. Gesch. Bd. I. S. 355.)

Bei dem Dorfe Hilgershausen in den Vorthälern des Meißners an der von Großalmerode nach Allendorf führenden Straße, ohngefähr zwei Stunden von Witzenhausen, erhebt sich eine an 80 Fuß hohe Felswand von älterem Flötzkalkstein. An dem Fuße derselben öffnet sich eine geräumige Höhle, deren vormals weiter Eingang sich jetzt bis zu 40 Fuß Breite und 4 Fuß Höhe verengert hat. Ueber ungeheure Felsstücke steigt man 50 Fuß hinab; rechts hebt sich die Höhle zu dem Gipfel des Berges, links liegt ein kleiner Teich des klarsten Wassers, das, in einen Naturkanal abfließend, in der beinahe 10 Minuten entfernten Dorfmühle herausstürzt. Diese Höhle heißt der Hohl(e)stein und kommt unter diesem Namen schon in einer Urkunde vom Jahre 1267 vor. Alljährlich am zweiten Osterfeiertage gehen die Burschen und Mädchen der Dörfer Hilgershausen und Kammerbach zur Höhle und steigen, nachdem sie sich sämmtlich mit einigen Blumen versehen, zu derselben hinab. Hier legen sie die Blumen gleichsam als Opfer nieder, trinken von dem klaren Wasser und füllen die mitgebrachten Krüge für die Ihrigen zu Hause. Indeß jetzt hat diese Sitte sehr nachgelassen, denn früher ward dieses Blumenopfer für so nothwendig gehalten, daß sich auch zu andern Zeiten Niemand gewagt hätte, ohne dieses in die Höhle hinab zu steigen. Man glaubte, durch den Besuch der Grotte, ohne ein solches, Gott zu erzürnen.

Das Dorf Hilgershausen, welches am Fuße des Meißners liegt, war sonst auch schuldig, dem Kloster Germerode jährlich einen Strauß Maiblumen zu liefern, ich kann nicht sagen, ob dieser Gebrauch mit jenem Blumenopfer zusammenhing.

881. Der Meißner (oder richtiger Weißner) und die in ihm wohnende Frau Holle.

(S. v. Münchhausen in Justi's hess. Denkwürdigkeiten Bd. II. S. 161—202. Schmecke in d. Zeitschr. f. hess. Gesch. Bd. IV. S. 103 ꝛc. wo mehr das rein mythologische Element, das romantische nach: Dr. K. Chr. Schmieder: Frau Holle. Ein hessisches Volksmärchen vom Meißnerberge. Cassel 1819 in 12.)

Zwischen Eschwege, Allendorf und Lichtenau erhebt sich der Meißner, das berühmteste Gebirge in Hessen, im Sommer von unzähligen Besuchern bestiegen, im Winter, Frühling und Herbst aber wie ein Gletscher von tiefem Schnee umhüllt und ebenso wenig besteigbar wie der Brocken oder der St. Gotthard. Ersteigt man ihn von der Abendseite, so kommt man an seinem Abhang zuerst bei der Försterwohnung über dem Dorfe Hausen vorbei, besucht dann die sogenannte Kiezkammer, eine Höhle in einer merkwürdigen Basaltfelsen-Wand an der Mittagsseite, und schaut sich dann von seinem waldlosen Wiesengipfel aus um. Man erblickt von hier gegen Abend Cassel und seine Um-

gebungen, die Fulda, Wilhelmshöhe, die Löwenburg und den Karlsberg, die ferneren Gebirge, den Odenberg und das Cölnische Land, gen Mittag steht man hin[illegible]s Fuldaische, gegen Morgen ins Thüringische Land bis Eisenach, die Wartburg, den Hörselberg, den Dollmar und den Inselsberg, gen Mitternacht aber Göttingen, die Trümmer des alten Hansteins, der Pleſſe und der Gleichen, den Harz und den Brocken. An der nördlichen Seite des Berges, unterhalb seiner senkrechten Klippenhänge, findet man einen großen Basaltstein, der den Namen des Altarsteins führt, angeblich, weil im 30jährigen Kriege die Bewohner dieser Gegend hier heimlich ihren Gottesdienst gehalten und den Stein als Altar benutzt hätten. Von diesem Stein aus zieht sich die Klippenwand östlicher um das Gebirge herum und hier ist die wildeste Parthie des ganzen Berges, wo man zwischen einer ungeheuern Menge von herabgeschossenen Basaltbrocken große trichterförmige Vertiefungen antrifft, welche die Teufelslöcher heißen. Unterhalb dieser Steinwüste liegt ein schöner ebener Thalrasen, mit Gruppen von Bäumen geschmückt, zwischen denen man ebenfalls zusammengetragene und aufgethürmte Steinhaufen sieht. Ueber dieser vorhin erwähnten Steinwüste empor thürmt sich nun das obere Felsengebirge auf, von einem seiner Kämme rieselt ein Bach hinab, verfolgt man denselben aufwärts und erklimmt den Klippenkamm nach dem Schwalbenthale zu, so sieht man plötzlich vor der Oeffnung eines wilden Bergkeſſels. Hier kommt man nun zuerst wieder auf einen mit großen Steinblöcken hin und wieder übersäeten Platz, den sogenannten Schlachtrasen, der den Vordergrund des Bergtrichters und der in der Spitze dieses Trichters befindlichen sogenannten Moorwiese bildet. In der Ecke dieser sumpfigen Wiese sieht man den berüchtigten Frau-Hollen-Teich, einen Wassertümpel von 40 bis 50 Fuß Durchmesser. Diese sehr sumpfige Wiese ist mit einem halbversunkenen Steindamm eingeschlossen, der darauf hindeutet, daß ehedem die ganze Moorwiese Teich war. Aus dem Frau-Hollen-Teiche, der sein Wasser aus seinen eigenen Quellen nimmt, zieht sich ein durch Menschenhand gemachter Graben an der Seite des Schlachtrasens entlang auf den über den Teufelslöchern befindlichen Felsrücken zu, welcher den Schlachtrasen an der Thalseite gleichsam verpallisadirt. Hier verliert sich das Wasser unter der Erde, schleicht den vorerwähnten Klippenkamm hindurch und kommt unter dem Felsenhange über den Teufelslöchern wieder hervor, vereinigt sich da mit dem ebenfalls schon genannten Quellenbache, der aus den höchsten Bergwiesen vom Scheitel des Gebirges kommt, und geht so weiter hinab. Ueber dem Frau-Hollen-Teiche und der Moorwiese endlich ragt die Morgenseite des Bergtrichters mit einer Felsenkuppe weit vor. Dieses sich sehr auszeichnende Vorgebirge heißt die Kalbe. Man hält gewöhnlich diesen Trichter für den Krater eines ehemaligen feuerspeienden Berges, die herumliegenden Basalte aber für die gesprungene Lava desselben, welche durch Erderschütterungen von den aufgethürmten Wänden herabgestürzt ist, und den Frau-Hollen-Teich für die engere Tiefe des Trichters. Die Sage aber will es anders, sie meint, hier habe Frau Holle gewohnt, eine Gesundheitsgöttin, welche die zu ihr herabsteigenden und sich in ihrem Brunnen badenden unfruchtbaren Weiber fruchtbar mache, eine Feindin aller Faulheit und Liederlichkeit sei, welche denjenigen Spinnerinnen, die ihren Rocken am Schlußabende des alten Jahres nicht rein abspinnen, in der Neujahrsnacht den Rockenflachs besudele und ihnen alles Gedeihen der nächstjährigen

Arbeit entziehe, die die neugeborenen Kinder aus dem Brunnen bringe, andere aber auch hineinziehe und die guten in Glückskinder, die bösen in Wechselbälge verwandele, die überhaupt alljährlich im Lande herumziehe, um die fleißigen Landleute mit Fruchtbarkeit ihrer Felder zu segnen ꝛc. Die Umwohner des Meißners haben nun aber eine förmliche Geſchichte über das Leben jener Frau Holle zuſammengeſtellt und dieſe lautet in ihrer Quinteſſenz ohngefähr ſo.

Am Fuße des Meißners nach Mitternacht zu liegt das Dorf Diederode, nun lebte dort zur Zeit Pipins von Heriſtall ein Freiſaſſe, Diede genannt, der den Wald ausgerodet und die erſten Ackerfurchen gezogen, auch das erſte Haus gebaut hatte. Nach ihm nannten diejenigen, welche ſich ſpäter dort angeſiedelt hatten, den ganzen Ort Diederode. Dieſer hatte eine ſchöne Tochter, um welche viele junge Burſchen freiten, allein ihr gefiel nur einer, der ſtarke Holle und dem reichte ſie ihre Hand. Von dem Tage an ward ſie ein Muſter einer Hausfrau, ſie beſtellte mit unermüdlicher Sorgfalt Haus und Feld. Leider that es ihr aber ihr Mann nicht gleich, er verließ ſich auf ſeine Frau und lag den ganzen Tag auf der faulen Bärenhaut, höchſtens daß er einmal in den Wald ging und ein Stück Wild erlegte. Allein auch dies kam der Wirthſchaft nicht zu Gute, denn er pflegte dann mit ſeinen Genoſſen ins Gaſthaus zu gehen und verließ daſſelbe nicht eher, als bis das erjagte Wild für die Bezahlung der Zeche daraufgegangen war. Ueberhaupt gefiel es ihm ſehr bald zu Hauſe nicht mehr, ſeine Frau war ihm zu ruhig und zu arbeitſam, er wollte Unterhaltung haben und dieſe ſuchte und fand er im Wirthshauſe. Leider aber fröhnte er nicht blos dem Trunk, ſondern auch dem Spiel, und wo er ſich ſehen ließ, da klangen auch bald die Würfel. So ſaß er auch einſt im Kruge mitten unter luſtigen Geſellen, man hatte tüchtig getrunken, natürlich ward ein Spielchen vorgeſchlagen, allein diesmal war er der unglücklichſte Spieler, er ſetzte nach und nach ſeine ganze Habe aufs Spiel, er verlor Alles, ſeine leibeigenen Knechte und Mägde, ſeine Aecker und Wieſen, ſein Haus, und als er nichts mehr zu verlieren hatte, da ſetzte er ſich ſelbſt, ſeine angeborene Freiheit auf einen Wurf, aber auch dieſer ging fehl, er ward der Knecht eines Fremden, der in der Nacht noch weiter zog, ihn mit ſich nahm und in der Fremde verkaufte. Am andern Morgen kamen ſeine Spielgegner und nahmen alles, was geſtern noch ſein geweſen war, in Beſchlag, ſetzten ſeine Frau vor die Thür und hießen ſie ihr Brod vor den Thüren ihrer Nachbarn ſuchen. Dazu jedoch war ſie zu ſtolz, ſie hatte nichts mehr als einige Schafe und Hühner, die ihr Eigenthum waren und gewohnt, das Futter aus ihrer Hand zu empfangen, ihr überall hin folgten, wo ſie ging und ſtand. Da ſie nun aus Scham in ihr väterliches Haus nicht zurückkehren wollte, ſo ging ſie hinauf in das öde Gebirge und verſteckte ſich hier im dichteſten Gebüſch, wo Niemand ihre Klagen hörte, und als einige ihrer Freunde ihr nachkamen und ſie baten zurückzukehren, da wies ſie dieſe Zumuthung beſtimmt von ſich. Endlich kümmerte ſich Niemand mehr um ſie, die Leute von Diederode glaubten, ſie ſei in dem Buſche verſchmachtet und nannten ihn davon den Weinbuſch.

Allein ſie war nicht am Weinen geſtorben, ſie hatte für ihre Pfleglinge, die Hühner und Schafe, ſorgen müſſen und das that ſie auch redlich; da es Sommer war, ſo ward es ihr nicht ſchwer, für die armen Thiere ein nächt-

liches Unterkommen zu Stande zu bringen. Jeden Tag ging sie um den Gipfel der Morgenseite des Meißners dem Aufgange der Sonne entgegen und folgte dann derselben bei ihrem täglichen Umlaufe um den Berg in gleicher Weise. So kam sie einst auch vor Mittag an die Stelle, wo der klare Bach herabfällt vom schwarzen Borne. Hier weilte sie gern, während die Schafe tranken und ihre Lämmer säugten. Da hörte sie auf einmal ein Klatschen in der Luft, es waren die Hausschwalben, die einst unter ihrem Dache genistet hatten. Sie liebten die fleißige Frau, die früh vor ihnen schon munter gewesen war, und deshalb waren sie ihr nachgezogen und hatten an der Morgenseite des Baches in hohlen Bäumen ihre Nester gebaut. Von ihnen ward jetzt jener Abhang, über dem die Berggebäude stehen, das Schwalbenthal genannt. Mit einbrechender Nacht langte Frau Holle auf der Abendseite des Berges an, wo sie eine geräumige Höhle gefunden hatte, in der sie sowohl als ihre Thiere des Nachts über ruhen konnten. Von alle dem wußte aber Niemand etwas, denn damals kam überhaupt Niemand hier oben herauf, und hörte sie ja den Tritt eines Nahenden, so suchte sie stets mit ihrer Heerde das dickste Gebüsch zum Versteck auf.

Inzwischen war es Herbst geworden, die Schwalben waren fortgezogen und der Winter fing hier sehr zeitig an sein weißes Schneezelt aufzuschlagen, Weide gab es fast gar keine mehr und in trüber Sorge hatte Frau Holle eines Abends ihre Heerde über den kahlen Rain nach der gewohnten Stelle getrieben, als sie mit Erstaunen auf dem Anger gegenüber ein großes, ganz neues Gebäude stehen sah, was zur Stallung eingerichtet schien, aber früher doch nicht hier gestanden hatte. Allein während sie noch unentschlossen dastand und nicht wußte, ob sie ihren Augen trauen sollte, da zeigten ihre hungrigen Pfleglinge ihr den Weg, sie liefen voran nach dem Hause und die Hirtin mußte ihnen nothgedrungen folgen. Sie fand in der That einen warmen Schafstall, treffliches Winterfutter war in Ueberfluß aufgeschüttet, auch trockene Streu gelegt, nur Wasser fehlte. Uebrigens war der Stallraum auf Zuwachs berechnet, das kann man heute noch an den Steinkränzen sehen, die von den eingefallenen Wänden noch übrig sind, von denen der Anger die Mauerwiese (fälschlich die Moorwiese) genannt wird.

Frau Holle dankte ihren Göttern, daß sie ihr ein Obdach für ihre Schafe und Hühner gegeben, und ging nun um Wasser zur Tränke für dieselben zu suchen, denn sie erinnerte sich, daß sie in der Nähe in einem Bergthale einen Teich gesehen hatte, dessen klares Wasser wärmer zu sein schien als die andern Gebirgsquellen und der deshalb den Winter über ihr gute Dienste zu leisten versprach. Als sie am Rande desselben angekommen war, da stieg aus den Wellen eine schöne Frau im weißen Gewande hervor, die ihr freundlich zunickte und durch eine Bewegung mit der Hand sie einlud, ihr zu folgen. Dies that sie auch und fand nicht fünfzig Schritt entfernt vom Ufer ein nettes Wohnhaus stehen, das sie eben so wenig früher bemerkt hatte als den Stall.

Vor dem Hause wendete die weiße Gestalt sich nach ihr um und sprach: „Ich bin Hertha, die Herrin der Erde, und bin vom hohen Norden herabgekommen um diesen Theil meines Reiches zu besuchen. Ich habe Dein Thun beobachtet und Gefallen an Dir gefunden: deshalb habe ich Dich erwählt hier meine Stelle zu vertreten, denn ich kehre jetzt nach Rügen, wo mein Herrschersitz ist, zurück. Nimm diese Glocke zu Dir, so bald Du sie bewegst,

wird Dir jeder Wunsch erfüllt werden. Ich schenke Dir diesen Berg als Dein Eigenthum; willst Du ihn verlassen, so gieb mir die Glocke zurück und wirf sie in den Brunnen, der in der Mitte dieses Teiches hinabgeht. Du aber sollst in diesem Hause wohnen." Damit verschwand sie in der schwarzen Fluth, die jetzt den Namen Frau-Hollen-Teich führt und für unergründlich gilt. Von dem Wohnhaus im Gebüsch steht jetzt noch weniges Gemäuer, welches man das Waldmannshäuschen nennt, weil mehrere Jahrhunderte nachher hier ein Köhler hauste. Die Kinder desselben verließen es aber, weil es verfiel und ohnedies der Wald zu licht ward.

Frau Holle trat nun in ihre neue Wohnung ein und fand Alles hier weit besser und bequemer eingerichtet und ausgestattet als in ihrem alten Hause. Am andern Morgen besuchte sie ihre Schafe und fand dieselben schon außerhalb des Stalles auf der Weide, nur ihre Hühner fand sie nicht, und schon glaubte sie, sie wären von dem Stößer verzehrt, da hörte sie weiter unten ihr Gegacker, sie folgte dem Schalle und siehe da, sie erblickte ein stattliches Hühnerhaus wie aus der Erde gewachsen und von ihrem Hühnervolke bewohnt. Es stand an der Stelle, wo jetzt das Dorf Küchen liegt, das seinen Namen von den vielen Hühnern und Küchlein hat, welche die ersten Bewohner desselben hier vorgefunden hatten. Als nun Frau Holle hier nichts mehr zu thun fand, so ging sie wieder nach jenem Platze, wo sie gestern um Mittag mit der Heerde gerastet hatte. Aber auch hier war eine große Veränderung vorgegangen, über Nacht war hier ein kühler Milchkeller entstanden, vor der Thür standen die Milchbahren, welche in dortiger Gegend der Landmann Rebbes nennt, reinlich ausgewaschen und zum Trocknen an die Felswand gelehnt, im Keller aber stand Alles, was zum Butter- und Käsemachen nöthig ist. Die Stelle heißt jetzt noch zur Erinnerung an Frau Holle Rebbes. Von nun an hatte Frau Holle eigentlich nichts mehr zu thun, denn Alles ward in ihrem Hausstande von unsichtbarer Hand besorgt, darum gewann sie Zeit, die Stelle Hertha's zu vertreten, sie wandelte ungesehen rund um den Berg, so weit sein Umkreis geht. Zur Nachtzeit besuchte sie vorzüglich ihren Heimathsort und brachte Segen über ihr väterliches Haus und seine Bewohner. So wurden dieselben zu einem mächtigen und reichen Geschlechte im Hessenlande, ein Enkel ihres Bruders faßte die Salzquellen in den Sooden, und seine Erben wurden vom Kaiser Otto II. im Pfännerbesitz bestätigt. Andere Nachkommen bauten den Fürstenstein, Frülingen, Wellingerode, Urlettich, Volkershof, Immichenhayn, Langenhayn, Ziegenberg und andere Güter im Hessenlande.

Allein nicht blos ihre Verwandten besuchte und unterstützte sie, allen fleißigen Frauen war sie hold; wenn sie Abends ungesehen in eine Stube trat und die Mutter gerade den Rocken aus der Hand gelegt hatte, um ihrem Kinde zu trinken zu geben oder das Vieh zu beschicken, da spann unterdessen Frau Holle fort, und wenn die Spinnerin zurückkehrte, da war auf einmal eine Stiege Garn mehr fertig, als der Flachs eigentlich hätte hergeben sollen. Faule Dirnen aber plagte sie, nahm ihnen die Decken und legte sie splitternackend in den Schnee oder auf harte Steine, und hatte man am Neujahrsabend nicht vollends abgesponnen, so verdarb sie das Werg, daß kein ordentliches Gespinst zu Stande kam. Sie sprach: „So manches Haar, so manches böse Jahr", und zerzupfte das fertig Gesponnene. Fand sie aber nach Neujahr

einen neuen Spinnrocken angelegt, so sang sie: „So manches Haar, so manches gute Jahr.“ Gegen die Hausherren war sie nicht eben freundlich, denn wo Frau Holle einkehrte, da hatte auch allemal die Frau das Regiment, der Mann mochte sich noch so sperren. Die unfruchtbaren Frauen nahm sie in ihren besonderen Schutz, führte sie nach ihrem Teiche und wusch sie mit dem heiligen Wasser, so daß sie in nicht gar langer Zeit das Haus voll Kinder hatten. Die Kinder selbst liebte sie sehr, die gutartigen trug sie im Schlafe nach ihrem Bergthale und badete sie in dem Brunnen, das wurden dann Glückskinder, denen Alles von selbst von Statten ging und denen das Glück buchstäblich im Schlafe zukam.

Am meisten machte sie sich mit den Kindern im Dorfe Hausen zu schaffen, mit diesen spielte sie auf den Hügeln, die unterhalb des Dorfes liegen, erzählte ihnen schöne Geschichten, den Mädchen schenkte sie Blumen und süße Beeren, den Knaben Haselnüsse und bunte Schneckenhäuser. Letztere findet man noch jetzt dort, sie sind aber zu Stein geworden, die Kinder nannten sie Ammenhörner, weil sie sie von ihrer Pflegerin, die sie scherzweise Amme nannten, erhalten hatten, daraus ist der jetzige Namen Ammonshörner gekommen.

Frau Holle erbarmte sich aber auch der armen Dirnen, welche von ihren Liebhabern verlassen worden waren, sie lockte sie nach ihrer Behausung und suchte sie durch leichte Arbeit zu zerstreuen und durch freundliches Zureden zu trösten. Dies ging eine Weile recht gut, allein bald ward ihr Haus ganz voll von solchen unglücklichen sitzengebliebenen Jungfern, denen schmeckte das Spinnen und Stillsitzen nicht sonderlich, hatte Frau Holle den Rücken gewendet, so erzählten sie sich gegenseitig ihr Unglück und da geschah es denn, daß aus Neid und Mißgunst häufig eine der andern Schuld gab, selbst die Ursache ihres Unglücks gewesen zu sein. Natürlich folgte nun bald ein allgemeiner Streit und als eines Abends ihre freundliche Wirthin zurückkehrte, fand sie alle ihre Schützlinge in blutige Katzbalgerei verwickelt. Da ward sie zornig, schüttelte ihre Glocke und plötzlich sanken die Mädchen in sich zusammen und aus der Schaar anmuthiger Jungfrauen ward auf einmal ein ganzer Trupp niedlicher Kätzchen. Frau Holle aber trieb sie hinaus aus ihrem Hause und jagte sie in dieselbe Höhle auf der Abendseite der Berges, wo sie selbst einst übernachtet hatte und die seit dieser Zeit die Kiezkammer genannt wird. Damit sie aber nicht etwa ihr Müthchen an den Hühnern der Frau Holle und den vielen kleinen Vögelchen kühlen möchten, welche durch ihren Gesang heute noch die Besucher des Meißners erfreuen, klingelte sie und siehe aus dem Quelle, der seitwärts unterhalb der Kiezkammer entspringt und durch sein Wasser die Niederung des Abhanges versumpfte, kamen unzählige Frösche ans Ufer geschwommen, verwandelten sich aber hier sofort in Waldmäuse und nun hatten die Katzen vollauf zu thun, die unzähligen Mäuse, welche seit jenem Tage den Meißner durchwühlen, zu verfolgen und zu fangen. Davon soll der Berg, der vorher der Wießner hieß, den Namen Mäusner bekommen haben, jener Quell hat aber seit jener Stunde nie wieder einen Frosch gehegt und ist davon der Mäuseborn genannt worden.

Einst kam ein armer Landmann, Namens Germar, mit Frau und Kind von Reichenbach an den Abhang des Meißnerberges, um hier vielleicht Arbeit zu finden, denn er war aus seinem Heimathsorte vertrieben worden. Sie setzten sich auf eine Wiese nieder, er selbst ging einen Trunk Wasser für

sein verschmachtendes Weib zu holen und seine Knaben schickte er aus, Nüsse zu suchen. Auf einmal kamen diese zurück und zeigten ihm nicht weit im Gebüsch ein Haus, das er vorher für einen Felsen angesehen hatte. In der Thüre desselben stand eine Bauersfrau, welche ihnen winkte hereinzukommen, ihnen ein kräftiges Mahl und dann der ermüdeten Familie eine gute Streu bereitete. Am andern Morgen gab die sorgsame Wirthin ihren Gästen noch ein gutes Frühstück, und hieß sie einer schöngefleckten Katze, welche sie ihnen als Wegweiserin gab, folgen, wo sie hingehe, sollten sie auch hingehen und sie als Geschenk von ihr behalten. Nachdem sie einige Schritte weit gegangen waren, sahen sie sich unwillkürlich nochmals nach ihrer Wirthin um, allein siehe da, das Haus war verschwunden und an der Stelle desselben stand wieder ein kahler nackter Felsen. Sie warfen sich aber alle auf die Erde und beteten zu ihren Göttern, sie möchten sie auf den rechten Weg leiten und gleichzeitig flehten sie auch dieselben um ihren Segen für ihre gütige Beschützerin an. Davon heißt jene Wiese noch bis diese Stunde die Segenwiese und der wunderbare Fels der Segenstein. Getrost wanderten sie nun weiter den Weg nach Hausen, wo Germar Arbeit zu finden hoffte. Die Katze sprang immer munter voran bis sie an die Gegend des Haselbaches kamen, dort schien sie auf einmal zu ermüden, ging immer langsamer, bis sie sich auf einmal niederlegte, als könne sie nicht mehr fort. Der mitleidige Germar nahm sie also auf den Arm um sie zu tragen, allein je weiter er ging, desto schwerer ward seine Bürde und endlich verwundert, wie das zugehe, sah er sie näher an und fand auf einmal, daß er nur einen Katzenbalg in den Armen halte, der unten mit Riemen und Bändern zugemacht war. Als er aber dieselben löste, war kein Fleisch darin, sondern eitel Gold und Silber in klingender Münze. Dies war gerade an der Stelle, welche heute noch die Morgengabe heißt. Nun waren die Armen auf einmal reich geworden, allein sie kehrten doch nicht wieder nach ihrer Heimath zurück, sondern sie zogen in die Thäler unter dem Berge nach Morgen zu, und als sie an den Bach kamen, der vom schwarzen Borne herabfällt, fanden sie daselbst eine Menge Schwalben, die hierher vom Schwalbenthal herabgekommen waren. Hier siedelten sie sich an, rodeten den Wald aus und bauten das Dorf Germerode.

Mit dem männlichen Geschlechte verfuhr aber Frau Holle nicht ebenso wohlwollend, sie duldete sie höchstens und begünstigte nur die guten Männer, die ihre Frauen lieb hatten. Nun hatte sich in der Umgegend dadurch, daß Frau Holle so viele verlassene Bräute zu sich genommen hatte, der Glaube verbreitet, daß es hier oben schöne Wasser- und Waldjungfern gebe, dies veranlaßte viele liderliche Burschen hier heraufzuklimmen und nach diesen auszuschauen, allein die Katzen aus der Kiezkammer lockten sie bis zur Frau Holle, die sie auf der Stelle in borstige Schweine verwandelte, welche aber gewissermaßen auf den Berg gebannt blieben, sie liefen hinab auf die sumpfigen Wiesen, welche nach ihnen heute noch die Sauställe heißen, und hier bestand ihr Vergnügen darin, mit ihren Rüsseln den Moor aufzuwühlen. Es gab aber auch noch andere Besucher hier oben, die nicht der schönen Mädchen, sondern des Trinkens wegen hier herauf kamen. Durch einen lustigen Wirth nämlich in der Schenke zu Lautenbach war die Fabel von einem ungeheuern Weinkeller, der im Weinbusch verborgen sei, ausgekommen, und man erzählte

sich, daß der, den das Glück begünstige, die Thüre offen und unten Faß bei Faß finde, alle voll des herrlichsten Weines, von dem man trinken könne, so viel man immer wolle. Da ließen sich viele verlocken, hinauf auf den Berg zu gehen und den Keller zu suchen, allein statt eines solchen kamen sie an das schwarze Bornwasser des Frau-Hollen-Teichs, wo sie die Herrin desselben in buntscheckige Stierkälber verwandelte und auf den nächsten Felsengipfel trieb, dessen Rand für sie eine undurchdringliche Mauer ward, und dieser Bergrücken, den sie nie wieder verlassen dürfen, hieß fortan nach ihnen die Kalbe. Noch eine dritte Art Leute kamen aber hierher zu ihrem Unglück, das waren Taugenichtse und Thunichtgute, welche hier oben Schätze zu finden dachten, oder solche, die da meinten, jene Abenteurer, die nach Wein und Mädchen hier heraufgezogen aber nicht wieder zurückgekommen waren, seien hier von Riesen, die vom Reinhardswalde herübergekommen seien, festgehalten worden, und solche zu befreien gedachten. Kamen sie wirklich bis auf den Gipfel des Berges hinauf, da war auch Frau Holle da und verwandelte sie in wilde Stiere, die in brutaler Wuth einer auf den andern losgingen. Aber die Bergfrau wußte auch sie zu zähmen, mit einer Haselruthe trieb sie die rasenden Thiere nach dem Abhange der Kalbe zusammen, und bannte sie in das Gehäge, das man den Ochsenstall nennt. Aus ihnen wählte sie dann auch die Stiere, die sie an jedem Neumonde der Hertha opferte, und aus ihren Kameraden ebenso jedesmal ein Kalb und ein Schwein zu demselben Behufe. Sie wurden vor dem heiligen Teiche auf der kleinen Bergwiese geschlachtet, welche der Schlachtrasen heißt. Gegenüber derselben an einem Abhange, der eine weite Aussicht gewährt, steht noch jetzt, wiewohl mit Gestrüpp bewachsen und nicht leicht zu finden, der Altarstein, eine große Steinplatte, welche auf drei Blöcken im Gleichgewichte ruht. Hier verbrannte sie den größten Theil ihres Opfers, so daß die Opferflamme in der Nacht weit hin in die Ferne leuchtete. Die Abfälle vom Opfer aber wurden den Katzen zu Theil und einiges Fleischwerk nahm Frau Holle selbst mit nach Hause zu ihrer eigenen Nahrung und wusch es in dem Bache, der unter dem Segensteine hervorquillt und von dem Blute, womit er gefärbt ward, heute noch der rothe Bach heißt. Die Geister jener geschlachteten Menschenthiere bannte Frau Holle in die Felsenschlünde unterhalb des Hollenteiches, die davon noch jetzt die Teufelslöcher heißen. Von hier aus brachen sie zuweilen in schrecklichen Gestalten hervor und ängstigten und verscheuchten diejenigen, welche entweder durch Zufall oder aus vorwitziger Neugier dem Wohnhause der Frau Holle zu nahe kamen.

Nun kam zu derselben Zeit ein frommer Mann vom Rheinstrom herüber, der war als Knecht an einen christlichen Herrn gekommen, hatte sich taufen lassen und alsdann den Namen Bernhard erhalten. Er hatte sich dann dem h. Winfried angeschlossen, als dieser die heidnischen Hessen zu bekehren kam, vom Christenberge herab predigte, die Thorseiche zu Geismar fällte und die Kirche zu Wanfried an der Werra baute. Er wohnte mit ihm auf der Büraburg und ward seiner liebsten Jünger einer. Zwar wollte ihm sein Herr und Meister das Bisthum Würzburg anvertrauen, allein er klebte zu sehr an dem heimischen Boden des Hesserlandes und baute sich eine kleine Kapelle in dem Walde, wo jetzt Waldkappel steht, und seine Lehre fand bei Manchem Eingang. Da hörte er auch von dem Teufelsspuk auf dem Meißnerberge

und beschloß demselben ein Ende zu machen. Er nahm also sein Meßgewand um, faßte mit der Rechten das Kreuz, welches ihm St. Winfried selbst zu diesem Zwecke gegeben hatte, und mit der Linken das eherne Gefäß mit dem Weihwasser und so machte er sich auf den Weg nach dem Berge. In Germerode erkundigte er sich erst noch näher, ob wirklich Alles so sei, wie er gehört, und als er die Nachrichten über das Unwesen, welches auf dem Berge getrieben wurde, bestätigt fand, stieg er am nächsten Morgen, das heilige Kreuz in seiner Rechten, den Berg hinan, ohne daß ihm das Mindeste begegnet wäre, überstieg den kahlen Rain und langte oben an einem Gehölz an, von dem eine Erhöhung die Uebersicht des Bergrückens gestattete. Auf derselben stellte er sich unter eine majestätische Buche, sprengte das geweihte Wasser umher, schwang das Kreuz und fing an den Exorcismus herzusagen. Auf einmal vernahm er vom Weinbusch her eine klagende Stimme, welche rief: „Was willst Du von mir, nicht mein ist die Macht, welche ich ausübe, sondern sie gehört einem mächtigen Wesen, dessen Stellvertreterin ich blos bin. Wenn ich gefehlt habe, so bist Du selbst daran Schuld, denn nicht immer warst Du der heilige fromme Mann, als welcher Du jetzt erscheinst, einst hießest Du der starke Holle, der über sein Weib Noth und Kummer brachte und sie zwang bei der Gottheit, welche mich hierher gestellt hat, Hilfe und Schutz zu suchen.“ Als Bernhard diese Stimme hörte, schlug er an seine Brust und sank zu Boden, denn er fühlte wohl, daß er am wenigsten dazu berufen sein könne, die heidnischen Götter und Unholde von diesem Berge zu vertreiben. Seine Gattin aber hatte Mitleid mit ihm, trat zu ihm, redete ihm mit freundlichen Worten zu und forderte ihn auf mit ihr zu gehen und bei ihr in ihrer Wohnung zu bleiben. Allein er ließ sich nicht verführen, sondern er forderte sie auf, dem Götzendienste abzusagen und in den Schooß der christlichen Kirche sich aufnehmen zu lassen. Sie aber schüttelte das Haupt und kehrte mit trauriger Miene zurück nach ihrer Wohnung, ihr Gatte aber hoffte immer, sie solle sich bekehren, und harrte ihrer drei Tage und drei Nächte in dem Gehölze, das man das Heiligenholz genannt hat, weil er hier unter strengem Fasten unausgesetzt für ihr Seelenheil gebetet hatte. Aber vergebens, sie kam nicht, und trostlos kehrte er nach Germerode zurück, und klagte sich als einen unwürdigen Diener des Herrn an, weil es ihm nicht gelungen sei, die verlorene Seele seiner Gattin zum wahren Glauben zu führen. Auf dem Hügel unterhalb des Dorfes kniete er aber nochmals nieder und betete inbrünstig: „Komm, Du Gerechte, komm und rette mich aus der Qual, in der ich verschmachte, komm!“ Das Echo aber wiederholte den Ruf: „Komm, komm“ und die Landleute, die vom Dorfe aus ihm zugesehen hatten, nannten davon den Hügel, auf dem er gestanden hatte, den Kommberg. Aber der Herr erhörte sein Gebet und lenkte das Herz seiner Gattin, sie warf die Wunderglocke hinein in den Brunnen und begab sich dadurch ihrer Macht für immer. Sie stieg den Berg herab und vereinigte sich mit ihrem Gatten, der sie selbst taufte und ihr den Namen Martha beilegte. Unterdessen war aber durch das Versenken der Glocke der Zauber auf dem Berge gelöst, aller Teufelsspuk hörte auf und die Verzauberten bekamen ihre frühere Gestalt wieder. Allein mit ihrer Rückkehr ins menschliche Dasein hatten sie auch ihren frühern sündhaften Sinn und ihre weltlichen Neigungen abgelegt, die Mädchen aus der Kiezkammer gingen hinab zur Frau

Martha, die sie alle bei sich aufnahm, der Kirche weihte und mit ihnen ein Nonnenkloster zu Germerode gründete, während die Schlemmer und Lüstlinge aus den Saulöchern und dem Ochsenstall sich an Bernhard anschlossen und mit ihm in dem Gehölze, das noch jetzt das Münchenholz genannt wird, ein Mönchskloster stifteten. Zwischen diesen beiden Klöstern bestand aber ein Laubgang, der noch jetzt gezeigt wird, wo sich Bernhard und Martha zuweilen ergingen und einander in frommen Gesprächen erbauten. Dies ist die Sage von Frau Holle, wie sie zuletzt noch Christin geworden ist, allein nach andern Berichten ist sie Heidin geblieben und zieht noch jetzt an der Spitze des wüthenden Heeres durch die Wälder. So sagen heute noch die Umwohner des Meißners, wenn einzelne Wolken an demselben hinziehen und sein Gipfel in Nebel gehüllt ist, daß Frau Holle in diesem Berge ihr Feuer angezündet habe. Wenn es schneit, so heißt es, sie schüttele ihr Bett auf, so daß die Federn in der Luft fliegen.

In dem Eschweger oder Bilsteiner Amt liegt an dem Meißner Berge jener Pfuhl oder See, welcher meist trüb ist, und Frau Hollenbad heißt, dort soll man sie heute noch oft sehen, wie sie sich um die Mittagstunde darin badet und dann verschwindet. Hinter dem Dorfe Abterode, unter dem Meißner, ragt ein Fels über die Erdoberfläche hervor, der die Gestalt eines Bären hat und der Todtenstein heißt. Frau Holle soll ihn auf ihrem Daumen dorthin getragen haben.

Zwischen Eschwege und Reichensachsen liegt ein Berg, die blaue Kuppe genannt, dessen Gipfel ein großer Felsblock bedeckt. Als Frau Holle einmal über diesen Berg ging, drückte sie ein Stein im Schuh; sie zog ihn vom Fuße und schüttelte den Stein heraus, welcher auf derselben Stelle liegen blieb. Es soll jener Felsblock gewesen sein *).

Wer aber wissen will, wie hoch unsere Vorfahren die Frau Holle oder Hulda (so genannt, weil sie sich den Frauen hold zeigte) gehalten, der blicke den Holzschnitt an über dem zehnten Gespräch (oder Kapitel) von Petrarca's Glücksbuch, da steht sie im tiefen kräuterreichen, vom Feuerstrahl des Himmels durchflammten Walde, haltend den mächtigen hohen Rocken, der mit vollen Spindeln für die Fleißigen umsteckt ist, über sich den Mond und zwölf Sterne in Kreisen, welche die zwölf Nächte ihres Ziehens andeuten. Sie selbst ist alt und gebeugt und runzelvoll und ihr langes Lockenhaar fliegt im Winde. Sie erscheint manchmal auch als graues Mütterlein, spinnend in einem hohlen Baumstamm sitzend, manchmal aber, wie schon gesagt, als schöne weiße Frau an ihrem Teiche.

882. Der Liebenbach.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 623.)

Nicht gar weit vom Meißnerberge liegt die Stadt Spangenberg, die hat ihren Namen von einem Berge, auf welchem eine Menge kleiner Steine gefunden werden, die alle von Natur ein Zeichen, wie eine Spange, auf sich haben. Ihr Trinkwasser erhält sie von einem Berge gegenüber. Einst wohnten, bevor die Stadt sich dieses trefflichen Wassers erfreute, zwei Liebende zu Spangenberg, deren gehoffter Verbindung die Eltern beiderseits streng ent-

*) S. Lyncker, Hess. Sagen S. 19.

gegen waren. Da sie aber gar nicht von einander ließen, so gab man ihnen auf, sie sollten ganz allein jene gute Quelle nach der Stadt leiten, dann solle ihre Hochzeit sein. Sie begannen auch ihre schwierige Arbeit, sie gruben den Bach, aber es ging doch sehr langsam, und wie sie sich auch plagten, so wurden sie doch alt dabei, doch liebten sie sich immer treulich fort, und endlich kamen sie doch mit ihrem Werke zu Stande, allein nicht weniger als vierzig Jahre waren darüber verflossen. Als sie aber den letzten Spatenstich gethan hatten, da wurden sie mit Kränzen geschmückt, das sollten ihre Hochzeitskränze sein, es waren aber ihre Todtenkronen, denn sie blickten einander sehnsüchtig an, weinten, sanken einander in die Arme, aber auch schnell todt zu Boden. Darum heißt jener Bach, den sie mit ihren treuen Händen gegraben haben, noch heute der Liebenbach. Wer von dem Wasser desselben trinkt, der hegt schon bei dem ersten Trunke den Wunsch, in Spangenberg zu bleiben oder dahin zurückzukehren.

883. Otto's des Schützen Andenken zu Spangenberg.

(S. Winkelmann Bd. II. S. 270. VI. S. 328. Lynker S. 206.)

Nachdem Otto der Schütz *) mit seiner Gemahlin der Prinzessin von Cleve in sein Vaterland zurückgekehrt war, gab ihm sein Vater, Heinrich der Eiserne, Spangenberg als Residenz, wo er seiner alten Neigung gemäß in den wildreichen Forsten, welche diese Stadt umgeben, dem Waidwerk oblag. Einst, als er auf den nahen Bromeberg zur Jagd geritten war und all zu eifrig ein flüchtiges Wild verfolgte, stürzte er vom Pferde und brach den Hals und seine Diener trugen ihn todt nach Hause. In einer Kammer des Schlosses zu Spangenberg, hinter dem sogenannten Kirchensaal, ziert ein altes mit verblichenen Farben übermaltes Relief die vordere Einfassung des Rauchfangs, der hier über einer Feuerstelle angebracht ist. Es stellt eine Jagd vor, der Jäger, unter dem man sich Otto zu denken hat, scheint eben im Begriff gewesen zu sein, den Wurfspieß einer vor ihm herspringenden Sau nachzuschleudern, als das Pferd auf die Kniee fällt und den Reiter kopfüber zu Boden schleudert. *)

Lange zeigte man noch zu Spangenberg die mit den Wappen von Cleve und Hessen bemalte Brautlade Elisabeth's, und Otto's Bogen von einer Walfischrippe, mit Schlangenhaut überzogen und mit Balken von Elfenbein, auch seine beiden Jagdtaschen, die später in die fürstliche Kunstkammer nach Cassel kamen. Ein Buchsbaumzweig, den er zu Cleve an seinen Hut gesteckt und in Spangenberg neben der Schloßmauer eingepflanzt hatte, war zum stattlichen Baume emporgewachsen. Landgraf Carl ließ ihn 1678, weil er verdorrt war, abhauen und aus dem Holze Büchsenschäfte machen. Jetzt steht dafür an der Mauer, wo er stand, eine steinerne Denktafel mit folgender Inschrift: „Anno 1353 ist durch Landgrave Otto Schuetzen dieser Buchsbaum gepflanzet und darunter Hat gestanden u. gegrunt dieses Orts 325 Jahr ist hoch gewachsen 12 Schu dick anderthalb Schue ist Ao. 1678 verdort abgehauen u. nach Cassel gebracht."

*) Nach den Chronisten starb er aber an Gift, welches ihm sein Feind Abt Heinrich VII. von Fulda hatte beibringen lassen. S. o. oben Bd. I. S. 696.

884. Der St. Gangolphsbrunnen.

(S. Zeitschr. f. heſſ. Geſch. Bd. VII. S. 217.)

Der h. Gangolph belagerte die Milseburg, welche 3 Stunden von Fulda entfernt iſt. Seinen von Durſt ermatteten Kriegern wollte der Bauer, der ſich im Thale angeſiedelt hatte, nur gegen Bezahlung einen Trunk geſtatten. St. Gangolph zahlte, ſchöpfte ſeinen Helm voll und ließ die Krieger trinken. Was ſie darin ließen, nahm er mit, bis ſie an einen ausgehöhlten Stein kamen. Hierin goß er den Reſt des Waſſers und bat Gott, daß er es friſch erhalten möge. Da ſprang eine Quelle aus dem Steine, welche als St. Gangolphsbrunnen noch heute weit und breit bekannt iſt. Von Stund an aber blieb der Brunnen im Thale aus. Man ſagt auch, daß unfruchtbare Frauen, die aus dieſem Brunnen trinken, fruchtbar werden.

885. Der Geſundbrunnen bei Treis.

(S. d. Zeitſchr. a. a. O. S. 206. Marburg. Anz. 1764 S. 147. 157.)

Bei Treis an der Lumbde, am Todtenberge, befindet ſich der ſogenannte Geſundbrunnen, auch der gute Brunnen. Angeblich fließt dieſe Quelle alle 7 Jahre, in der That aber gewöhnlich nach jedem naſſen Winter. Daher kommt es, daß ſie zuweilen mehrere Jahre hinter einander ausſetzt. Angeblich iſt ſie zuerſt im Jahre 1719 entſprungen und damals, gleichwie im Jahre 1764, ſoll ſie nach längerem Verſchwinden großes Aufſehen erregt haben, weil im Volke die Meinung ging, daß ihr Waſſer die darin Badenden verjünge. Im Jahre 1717 iſt jedoch bereits der Landgraf Karl mit mehreren ſeiner Hofleute im Sommer dort geweſen, hat einige Gläſer davon gekoſtet und bei dieſer Gelegenheit viel Geld unter die Armen vertheilt. Der Brunnen muß alſo älter ſein. In dem Jahre 1798 ſoll der Brunnen wieder von vielen Menſchen, beſonders aus Frankreich beſucht worden ſein, und heute noch wird zu Treis ein kleines Capital für die Armen verwaltet, welches damals von den Brunnengäſten für ſie zuſammengebracht wurde. Unter andern hat ein ganz gelähmter Mann aus Ebedorf den Brunnen vollkommen wieder hergeſtellt verlaſſen und zum dankbaren Gedächtniß beide Krücken an einen danebenſtehenden Baum aufgehängt. Vor etwa dreißig Jahren ſtrömten auch Kranke aus allen Gegenden nach Treis, denn der Brunnen floß wieder, doch von auffallenden Curen aus dieſer Zeit iſt nichts bekannt geworden. Chemiſche Unterſuchungen haben überdem in dem Waſſer nicht als gewöhnliches Quellwaſſer gefunden.

886. Der Brunnen zu Schöneberg.

(S. Zeitſchr. a. a. O. S. 211.)

In den in Fels gehauenen Brunnen des Schloſſes Schöneberg bei Hofgeismar hat man ſeit Jahrhunderten ſchon Steine und Baumzweige geworfen, er füllt ſich nie. Den Männern, welche es unternahmen, ſeine Tiefe zu ermeſſen, rief der zürnende Brunnengeiſt zu: „Laßt ſinken, laßt ſinken, ſonſt müßt ihr ertrinken.“

887. Der See am Burghaſunger Berge.

Auf dem 1800 Fuß hohen Burghaſunger Berge iſt ein kleiner See, der niemals weder zu- noch abnimmt. Thiere, die hineingefallen waren, ſollen

in der Fulda wieder zum Vorschein gekommen sein. Einige Landleute banden einst mehrere Balkenseile an einander und befestigten unten eine Pflugschaar daran, welche sie in den Brunnen hinabsenkten. Allein die Seile reichten nicht aus, und als sie die Pflugschaar wieder herauszogen, fanden sie daneben ein Segg angebunden.

888. Der See bei Rotenburg.

(S. Zeitschr. a. a. O. S. 213.)

Unterhalb Oberellenbach bei Rotenburg zeigt man auf dem Wachholderberge zwei Seen. Der unterste, nach dem Dorfe zu gelegen, ist im Jahre 1689 mit großem Geräusch und zum Erstaunen der Dorfbewohner ganz eingesunken und stellt bis heute noch eine ansehnliche Vertiefung ohne Wasser dar. Der höher liegende Teich ist 3 Acker groß und 18 Klaftern tief, wie sich nach einer auf Befehl des Landgrafen Karl vorgenommenen Messung ergeben hat. Das ziemlich klare Wasser desselben nimmt weder zu noch ab. Hier wohnen drei Seejungfern, welche früher zur Kirmeß nach Oberellenbach kamen, an den Lustbarkeiten Theil nahmen, mit den Burschen tanzten und jede Nacht zu einer gewissen Stunde verschwanden. In einer Nacht aber, als auch die Stunde schlug, konnte eine der Jungfrauen sich von ihrem Tänzer, welcher ihr eine große Neigung eingeflößt hatte, noch nicht trennen und so sah sie sich zu ihrem Schrecken plötzlich allein zurückgelassen. Die Burschen und Mädchen des Dorfes begleiteten sie mit Musik zum See. Mit lautem Wehklagen öffnete sich die Fluth sie zu empfangen und kaum hatten sich die Wellen über sie geschlossen, als ein Strom von Blut aus der Tiefe quoll und den ganzen Spiegel roth färbte. Seitdem sind die Seejungfrauen nicht wieder gekommen. Nach nicht langer Zeit ward die Kinderfrau in Oberellenbach gerufen, einer Wöchnerin im See beizustehen. Diese folgte dem Boten, blieb drei Wochen unten und wurde dann mit dem hinter der Thüre liegenden Kehricht beschenkt nach Hause entlassen, wo sie aber statt des Kehrichts blanke Goldstücke in ihrer Schürze fand.

889. Die Kette Heinzen's von Lüdder.

(S. Archiv f. hess. Gesch. Bd. VII. [Darmst. 1853] S. 389. Justi, Hess. Denkm. Bd. IV. 2. S. 477.)

Heinz von Lüdder (oder v. Lutter zu Losshausen) war Commandant der Festung Ziegenhain und Hauptmann im Rath des Landgrafen Philipp des Großmüthigen von Hessen. Er bewachte sie mit unerschütterlicher Treue und Entschlossenheit, während sein unglücklicher Herr fünf Jahre lang die Fesseln der Gefangenschaft des Kaisers Karl V. trug und seine Länder verheert und ausgesogen und alle seine Vesten geschleift wurden. Er trotzte dem die Uebergabe fordernden kaiserlichen Befehlshaber und wies selbst einen Befehl seines gepeinigten Fürsten zurück, mit der Erklärung, daß der freie Landgraf ihm die Veste anvertraut habe und er sie nur dem freien Herrn zurückgeben wolle, da der Gefangene keinen eigenen Willen habe. Unter den Bedingungen der Freilassung hatte man nun dem Landgrafen in seiner schweren Gefangenschaft zu Mecheln die Bedingung mit abgepreßt, den trotzigen und widersetzlichen Commandanten von Ziegenhain unter dem Thore der Festung aufknüpfen zu lassen, der Landgraf aber, dessen lange Gefangenschaft bekanntlich

nur auf der Verdrehung eines einzigen Wortes, der Capitulation zuwider, beruht hatte, kam in so weit auch der Bedingung buchstäblich nach, daß er ihn scheinbar aufhängen ließ, aber an einer goldenen Kette, welche er nachher dem Tapfern als Ehrenkette umhing, auch ihn mit Lob und Ehrenbezeugungen überhäufte.

Der edle Heinz starb im Jahre 1559 als Obervorsteher des Hospitals zu Haina und die Kette blieb in der Familie bis sie im Jahre 1798 zu Neukirchen in der Grafschaft Ziegenhain unter die Lüdderschen Allodialerben dergestalt vertheilt ward, daß von den 33 oder 34 Globen (in der Größe eines großen Kugelrings, ovalrund und mit einer eingekerbten Erhöhung auf dem Rücken), aus denen sie bestand, 11 an die zu Kirchhein bei Hersfeld verstorbene Generalin von Baumbach, 11 an Herrn von Schenk zu Rüstelrode im Darmstädtischen und 11 an Hrn. von Schenk zu Hermannstein bei Wetzlar kamen.

890. Die Jungfrau im Brunnen bei Trendelenburg.

(S. Zeitschr. a. a. O. Bd. VII. S. 211 ꝛc.)

Ein Ritter auf der Trendelenburg hielt sich einen Sterndeuter, welcher ihm eines Tages die unheilvolle Weissagung mittheilte, daß eine Tochter, womit der Himmel sein Weib segnen werde, dermaleinst vom Blitze werde erschlagen werden. Der erste Theil dieser Prophezeiung ging auch bald in Erfüllung, es ward ihm ein gesundes Töchterchen geboren. Das Schicksal zu verhüten, das die Sterne demselben zum Voraus bestimmt hatten, baute der Ritter ein unterirdisches Gemach und die Eltern warteten des Kindes, bis es zur Jungfrau herangewachsen und 18 Jahre alt geworden war. Da sammelte sich einst in schwüler Sommerzeit ein Gewitter über dem Schlosse; Donner und Blitz fuhren ohne Unterlaß aus dem schwarzen Gewölk. Unter Furcht und Hoffnung vergingen Tag und Nacht; das Wetter verzog sich nicht; auch nach der zweiten Nacht trat keine Aenderung ein. Nach der dritten Nacht aber bat die Tochter dringend ins Freie geführt zu werden, und der Vater, der unabwendbaren Fügung nachgebend, willigte endlich ein. Kaum hatte sie ihr unterirdisches Gemach verlassen, als dasselbe von einem heftigen Donnerschlag erschüttert zusammenstürzte, und so wie sie den Fuß ins Freie setzte, tödtete ein Blitzstrahl den zarten Körper der Jungfrau. Tief fuhr der Blitz in die Erde, eine Oeffnung zurücklassend, welche sich mit Wasser füllte. Lange Jahre vergingen, da wollten pflügende Bauern einmal die Tiefe des Wassers ausmessen, sie banden ihre Ackerseile an einander, befestigten einen Stein an das untere Ende und senkten denselben in das Wasser, plötzlich rief eine Stimme aus der Tiefe: „Laßt sinken, sonst müßt Ihr alle ertrinken!“ Erschrocken ließen sie die Seile fallen und ergriffen die Flucht. Am andern Tage fand man die Seile in dem nahen Waschbecken bei Ostheim.

Einmal hütete ein Schäfer bei dem Wetterloche, welches der Wolkenhorst genannt wird, als eine Jungfrau in seltsamer, alterthümlicher Tracht ihm erschien. Sie winkte ihm, daß er über das Wasser herüberkommen möchte, doch wagte er nicht auf den Wasserspiegel zu treten, da er nicht anders glauben konnte, als daß er augenblicklich in die Tiefe sinken müsse. Zwei-

mal noch erschien die Jungfrau dem Schäfer und wiederholte ihre Bitte, von deren Erfüllung, wie sie sagte, ihre Erlösung abhing, allein er hatte den Muth nicht dazu. Die Jungfrau soll aber alle sieben Jahre erscheinen.

891. Merkwürdige Brunnen in Hessen.

(S. K. Hecker in d. Zeitschr. f. hess. Gesch. Bd. VII. S. 193 ꝛc.)

Am Odenberge befindet sich der Gleisborn, welchen ein Hufstritt von Karls des Großen Schlachtroß aus dem Boden lockte und woran das durstende Heer der Franken sich erquickte. Die Weiber von Bisse gingen dahin ihr Weißzeug zu waschen, denn sein Wasser wäscht ohne Seife rein. Dieselbe Eigenschaft rühmt man auch dem sogenannten Schreckenbrunnen nach *). Letzterer liegt bei Marburg und heißt auch der St. Elisabethenbrunnen, weil sie in ihrem Wittwenstande diesen Brunnen oft besuchte und von Marburg bis dahin ein steinernes Pflaster legen ließ. Einst war ein Landgraf von Hessen bei Gudensberg auf der Jagd, und sein Pferd und er selbst litten großen Durst, da hieb ersteres heftig auf den Felsen und siehe, plötzlich sprudelte dort der sogenannte Landgrafenborn heraus. Der Pfingstborn bei der Stadt Steinau entsprang zu der Zeit, als die Juden die Brunnen vergiftet hatten, auf das Geheiß eines Engels und aus seinem Wasser tranken die Vergifteten Genesung und neues Leben. Das Gespring bei Schmalkalden ist im Jahre 1415 hervorgekommen, an demselben Tage, wo Huß verbrannt ward **). In Großenritte bei Cassel sind zwei Borne, aus denen die Kinder kommen, nämlich aus dem Butzborn die Knaben und aus dem heiligen Born die Mädchen. Der h. Gangolphsbrunnen an der Nilsburg macht die Frauen fruchtbar, ebenso der heilige Born bei Zierenberg. Eine dritte Quelle bei Bimbach im Fuldaischen hatte dieselbe Eigenschaft, allein diese fließt nicht mehr, seitdem sie durch eine Frau, welche die Windeln darin auswusch, verunreinigt wurde. Zwei Brunnen im Werrathale pflegten die Schiffer, welche fränkischen Wein fuhren, zu besuchen. Damals ging nämlich der Handel mit Wein von Süden nach Norddeutschland größtentheils durch Thüringen der Werra zu, wo die Umladung von der Axe in Kähne stattfand. Hatten die Schiffer, was oft geschah, unterwegs ein Faß angebrochen, dann legten sie bei dem gesegneten Born, welcher oberhalb Albungen an der Straße nach Eschwege dem Kupferschiefer-Gebirge entquillt, oder am Weinborn bei Bischhausen, noch unter Witzenhausen, an und füllten daraus das Faß wieder, denn das Wasser dieser beiden Quellen stand in dem Rufe, daß es den Wein weder verdünne noch trübe mache. Merkwürdig ist das Spring, ein Brunnen, welcher in wasserarmer Gegend zwischen Breuna und Rhöda am sogenannten Stromberg quillt und unmittelbar nach seinem Hervortreten eine Mühle treiben könnte. So lange das Spring fließt, haben auch die übrigen Brunnen in und um Breuna Wasser vollauf, mitunter setzt aber die Quelle ein oder zwei Jahre aus, dann versiegen auch die andern Brunnen und in Breuna entsteht solche Noth, daß die Bauern das Wasser von Volkmarsen holen müssen. Lautes unterirdisches Getöse im Stromberg verkündet demnächst die Wiederkehr der Quelle und oft zwei, drei

*) Winkelmann S. 63.
**) S. Winkelmann, Hess. Chronik Bd. I. S. 68.

Tage lang vorher bringen Schäfer und Holzfäller die frohe Nachricht ins Dorf „das Spring kommt.“ Der Hungerbrunnen zu Wasungen fließt nur dann reichlich, wenn ein unfruchtbares Jahr folgt. Es giebt deren aber noch mehrere in Heſſen, ſo in den Fluren von Laudenbach, Lohm, Oberdünzebach, Bellmeden, Margrethenhain, Seifertshauſen, Ellnhauſen, zwiſchen Ehlen und Zierenberg, auf der Flurgrenze zwiſchen dem Dorfe Malsfeld und dem Hofe Fahre an der Fulda, endlich auch im Felde von Wiera (hier Ungerborn genannt). Es giebt aber auch böſe Börner, die der Geſundheit ſchädlich ſind, ſo im Felde von Treis, bei Holzhauſen im Amte Homberg, bei Dorheim und im Dellröder Forſt, ferner zwiſchen Roda und Roſenthal. Auch der Harborn auf der ſumpfigen Harwieſe (har = Sumpf) bei Sandershauſen gehört hierher, ſein Waſſer iſt zwar hell und klar, erzeugt aber ſogleich nach dem Genuſſe Bruſt- und Magenſchmerz.

Es giebt aber auch einen intermittirenden Brunnen hier, der zu den Unglück weiſſagenden Erſcheinungen gerechnet wird. Ein ſolcher liegt bei dem Dorfe Eichenberg bei Witzenhauſen. Er fließt eine Viertelſtunde lang, füllt ſein gemauertes Becken bis zum Ueberſtrömen und bleibt dann ſieben Viertelſtunden aus, während welcher Zeit die Nachbarn ihren Hausbedarf ausſchöpfen. Jedesmal in der achten Viertelſtunde beginnt geräuſchvoll der Zufluß wieder. Landgraf Karl wartete einmal ſieben Viertelſtunden lang darauf, da es ihn endlich langweilte, ging er fort. Vor dem Dorfe holte ihn ein Bauer ein, welcher ſchon von ferne rief, daß der Brunnen ſo eben wieder zu fließen anfange, der Landgraf aber antwortete ſcherzend: „Hat mich Euer Brunnen ſo lang auf ſich warten laſſen, ſo mag er nun auf mich warten“, und kehrte nicht wieder um. Die Annahme, daß Landgraf Karl dieſen Brunnen habe in Stein faſſen laſſen, iſt nicht richtig, denn die Chiffern, C. 1763 L., in die obere Einfaſſung eingehauen, bedeuten nicht Carl Landgraf, der ja ſchon 1730 ſtarb, ſondern Claus Lindenkohl, einen Bauer zu Eichenberg.

892. Das Lehnausrufen.

(S. Landau in d. heſſ. Zeitſchr. Bd. II. S. 272 ꝛc.)

Zu Ende des 17. Jhdts. war in Heſſen noch das ſogenannte Lehnausrufen ſehr Mode auf den Dörfern. Die jungen Burſchen gingen am Walpurgisabend zuſammen, mit Peitſchen *) verſehen, vor ihren Ort, einer trennte ſich von dem Haufen, ſtellte ſich, wenn es möglich war, etwas erhöht, ſei es auf eine Anhöhe, oder kletterte wohl gar auf einen Baum und rief:

Hier ſteh ich auf der Höhe
Und rufe aus das Lehn, das Lehn, das erſte (zweite ꝛc.) Lehn,
Daß es die Herrn recht wohl verſtehn,
Wem ſoll das ſein?

Die übrige Verſammlung antwortet, indem ſie nun die Namen eines Burſchen und eines Mädchens nennt, mit dem Zuſatz: „In dieſem Jahr noch zur Ehe!“ Dann wird wieder wie zu Anfang des Actes geſungen und mit den Peitſchen geſchnappt, und dieſes wiederholt ſich, bis die Reihe der

*) Im Ziegenhainiſchen thun dies die jungen Burſchen angeblich um die Geiſter zu vertreiben (ſ. Landau a. a. O. Bd I. S. 353.)

Heirathsfähigen durchgegangen ist. Die auf solche Weise Zusammengegebenen werden Mailehen genannt, und es tritt für sie die Verpflichtung ein, das ganze Jahr hindurch mit Niemand anders zu tanzen *).

Im Hersfeldischen hat sich dieses Lehnausrufen in einer modificirten Form so erhalten, daß dort vor dem Beginn der Kirmeß und anderer Festlichkeiten, mit denen überhaupt Tänze verbunden sind, sich jeder Bursche eine Tänzerin wählt, welche er förmlich zu diesem Zwecke einladet. Im Sonntagskleide und mit einem Hute versehen, tritt er in ihre Wohnung und bringt sein Gesuch an, wird dieses gewährt, was beinahe immer der Fall ist, da jeder sich seiner Sache erst vergewissert, so befestigt das Mädchen einen meist aus künstlichen Blumen bereiteten Strauß an den Hut des Burschen. Beide sind nun für die ganze Dauer des Festes mit einander verbunden, und nur vorübergehend, aber nicht ohne Erlaubniß, ist es ihnen gestattet, während des Tanzes zu wechseln **).

893. Die guten Hollen.

(S. Landau a. a. O. S. 277.)

Zwischen Wolfhagen und Volkmarsen heißen die Wichtelmännchen die guten Hollen. Es sind dies kleine Leute mit dicken Köpfen. Sie wohnen hoch an den Berggipfeln in Höhlen, welche durch unterirdische Gänge mit den Thälern verbunden sind. Durch diese Gänge steigen sie in die Dörfer und holen aus den Häusern ihre Bedürfnisse. Was sie nicht brauchen, das geben sie denen, welchen sie wohlwollen. Sie sind im Allgemeinen gutmüthig, aber rachsüchtig, sobald sie beleidigt werden. Als einst ein Bauer seine Früchte einfuhr und sah, wie einer dieser Kleinen zu helfen bemüht war, aber nur Aehre um Aehre zur Scheuer trug und dennoch unter der Last keuchte, verspottete er ihn und wies auf seine Knechte hin, die ihre Schultern mit ganzen Garben beluden, da sprach das Männchen: „Das hättest Du denken, aber nicht sagen sollen, und er stahl ihm nun Aehre um Aehre aus der Scheune und machte den Mann arm.

Vor der Taufe suchen sie die Kinder der Menschen zu stehlen und von den ihrigen an deren Stelle zu legen. Einst hatte ein solcher Tausch stattgefunden, das Kind hatte einen dicken Kopf, lernte nicht sprechen und spielte am liebsten in der Asche. Nur wenn die Eltern abwesend waren, kamen die guten Hollen und spielten mit dem Kinde, das dann auch sprach. Aber die Eltern, denen das Kind verhaßt war, quälten dasselbe so lange bis die guten Hollen es holten und das gestohlene wiederbrachten. Um solche Wechsel zu verhüten ist in jener Gegend, namentlich in Niederelsungen, der Gebrauch bis zur Taufe des Kindes stets ein brennendes Licht zu unterhalten. Die guten Hollen kennen übrigens alle Kräuter und ihre Kräfte, namentlich die Springwurzel, vermittelst der man alle Schlösser zu öffnen vermag.

*) Aehnlich ist das, was oben Nr. 759 über das Recht der Fürsten, ihre Hofleute beliebig mit jungen Mädchen zu verheirathen, erzählt wird (s. Pulpius, Curiös. Bd. VII. S. 195 ꝛc.)

**) Dieselbe Sitte herrscht in der Schweiz (s. Tobler's Appenzell. Sprachschatz. Zürich 1837 S. 104.)

894. Hexenstücke.

(S. Landau a. a. O. S. 280.)

Im Jahre 1605 ist zu Marburg ein gewisser Johannes Köhler, genannt Staudenfus aus Niedernurf verbrannt worden. Der hat im Jahre 1598, als ein großes Viehsterben zu Neustadt gewesen, gerühmt, er könne dasselbe vertreiben, es müsse aber dazu ein sogenanntes Nothfeuer angezündet werden. Dieses wurde aber also gemacht. Man nahm ein neues Wagenrad, mit einer Axe, so noch nicht gebraucht war, und trieb es so lange um sich selbst herum, bis es Feuer gab. Davon sollte man ein Feuer zwischen die Thore machen und alles Rindvieh da hindurch treiben. Es hat auch eher und zuvor dies Feuer angezündet wurde, ein jeder Bürger in der Stadt sein Feuer vom Herde auslöschen und hernach wieder Feuer von dem gedachten Feuer holen müssen. Es hat aber nichts geholfen, sondern es ist eitel Betrug gewesen.

Er lehrte auch, wenn einer Jemanden beherzen oder Schaden an seinem Leben thun wolle, da solle er mit dem Schleier seiner Frau sein Roß oder sonst ein Stück Vieh, welches er besitze, von vorne bis hinten dreimal streichen, und was er dabei von ihm für Staub abwische, solle er in einer Schüssel auffammeln und dann in einen eisernen Topf thun, Kohlen darunter anmachen, einen eisernen Keil nehmen und damit dieses Gemenge stoßen und dazu sprechen: „Nu wil ich treffen den der mir Schaden thut in der 3 Fürsten Namen, so uber alle Zauberer und Zauberschen zu gebieten han.“

895. Die Wichtelmännchen.

(S. Landau a. a. O. Bd. I. S. 353.)

Durch ganz Hessen ist die Sage von den Wichtelmännchen verbreitet. Es sind dies kleine graue Männchen, gekleidet wie Bergknappen, mit dreieckigen Hüten. So ist bei Riechelsdorf eine Wichtelkammer, unweit Frankenberg bei Ernsthausen an dem Gipfel eines Berges eine kleine Höhle, das Wichtelhaus; am Dohenberg bei Ultershausen an der Schwalm ein Wichtelloch, bei Abterode am Meißner zeigt man eine Wichtelwohnung, eine andere bei Hofgeismar. Bei Frankenberg fand man nach jeder Nacht die Früchte niedergetreten, das rührte auch von ihnen her. Unweit Marburg bei Brungershausen an der Lahn erhebt sich ein hoher Felsenberg, dessen Gipfel in Spalten zerrissen ist; in diesem haben Wichtelmännchen gewohnt, dies waren aber kleine gutmüthige Geschöpfe, die nur denen schadeten, von welchen sie gereizt wurden. Jetzt sind sie alle gestorben und ihre Häuser zerfallen. In der Nähe von Ziegenhain, zwischen Obergrenzebach und Schönborn, oberhalb der Ruchmühlen, befindet sich eine etwa eine halbe Stunde lange Höhle, das Wichtelloch genannt. Als einst am Eingange der Höhle Heu gemacht wurde, hatte eine Frau ihr Kind in einen Korb gesetzt, als sie nun dasselbe wiederholen wollte, war es verschwunden und an seiner Stelle lag das Kind eines Wichtelmännchens. Obgleich sie dieses als Kind aufnahm, behielt sie es doch nicht lange, denn es verlor sich wieder. Oft kamen die Wichtelmännchen bis hinein nach Ziegenhain und holten sich aus den Bäckerläden ihre Nahrung. Auch stahlen sie den in dem Felde arbeitenden Leuten ihre Speisen.

896. Die Kobolde im Steckelberg.

(S. Lyncker, Heſſ. Sagen S. 56 ꝛc.)

Auf dem Steckelberge, unweit Schlüchtern, auf welchem im Jahre 1488 Ulrich von Hutten geboren wurde, lebte einſt ein tapferer junger Ritter, der gern den Unglücklichen beiſtand und die Wahrheit überall in Schutz nahm. Ihm waren zahlloſe Weinfäſſer als Erbe zugefallen und der Wein darin hatte die Kraft, den zu verjüngen, der ihn trank. Doch der Jüngling ſprach: „Was nützt mir jetzt der Wein? Wenn ich dereinſt alt bin, ſoll er mir munden und mir die Jugend wiederbringen!“ Auch hatte er viel Gold, aber er ſprach zu ſich ſelbſt: „Das Geld brauche ich jetzt nicht, es mag da liegen, bis ich ein Weib habe!“ So wohnten damals auch drei ſchöne Mädchen auf der Steckelburg, die liebten alle drei den Jüngling und ſprachen: „Wenn der Jüngling eine von uns wählt, ſollen auch die andern beiden bei ihm bleiben als Dienerinnen ſeines Hauſes!“ Doch der junge Ritter dachte: „zum Heirathen habe ich noch lange Zeit.“ Und er reiſete thatenkühn durch allerlei Länder, aber Böſewichter verfolgten ihn und lauerten ihm auf und er kam ums Leben, ehe er ſeine Heimath wiederſah. Da traten die Kobolde zuſammen und ſagten: „Der Wein und das Geld des Steckelbergers nehmen wir zu uns, Niemand kann mehr das Geld recht anwenden.“ Und die Kiſten und Kaſten voll Gold und Silber rollten hinab in die Tiefe des Steckelberges, wo auch der Wein in ſeiner eigenen Hut liegt, von einem ſchwarzen Hunde mit glühenden Augen bewacht. Oft kamen geldgierige Leute an den Berg und gruben heimlich nach, aber ſie fanden nur Katzengold und Katzenſilber. Die drei Mädchen aber ſtarben in der Blüthe ihrer Jahre vor Liebeskummer; Treuliebende können ſie in hellen Mondnächten ſehen, wie ſie am Ufer einer Kinzigquelle, unten am Fuße des Steckelbergs, auf und nieder wandeln und unter leiſem Geräuſch ihr Brautgewand weben.

897. Das Unkengeſtade.

(S. Lyncker a. a. O. S. 134. Poetiſch beh. v. Bürger in d. Ballade: Des Pfarrers Tochter von Taubenheim.)

Auf dem Schloſſe Falkenſtein, am Langenberge in Niederheſſen, wohnte ein junger Ritter, welcher in vertrautem Umgange mit der Tochter des Pfarrers in einem am Fuße des Schloßberges gelegenen Dorfe lebte. Einſt trat der Ritter eine Reiſe nach Thüringen an, wo er Güter liegen hatte, lernte dort eine reiche Dame kennen, vermählte ſich mit ihr und kehrte nach ſeinem Schloſſe Falkenſtein zurück. Der Umgang mit der Tochter des Pfarrers aber war für dieſe nicht ohne Folgen geblieben. Sie gebar ein Kind, welches ſie im Schmerze über die Untreue ihres Geliebten mit einer Nadel tödtete und am ſogenannten Unkengeſtade, einem unter dem Falkenſteine liegenden, von Erlengeſtrüpp verſteckten Sumpfe begrub. Die That wurde jedoch entdeckt, die Leiche des Kindes aufgefunden und die unglückliche Kindesmörderin dem Henker überliefert. Die junge Frau des Ritters hatte indeſſen ein geheimes Verhältniß mit einem ihrer Diener angeknüpft, mit dem ſie eines Tages verſchwand, um niemals wiederzukehren.

898. Der letzte Bielſteiner.

(S. Landau, Heſſ. Ritterburgen Bd. I. S. 17 ꝛc.)

An dem öſtlichen Fuße des Meißners breitet ſich zwiſchen den Ufern der Werra und den Dörfern Albungen, Hitzerode, Frankershauſen und Wellin-

gerode das enge, romantische Höllenthal aus, in dessen Mitte auf einer steilen Felsenkuppe die letzten Reste der alten Burg Bielstein herabblicken. Die Besitzer dieser Burg, die Grafen von Bielstein, die ihren Namen von Biel, einem Gotte der alten Germanen herleiten, kommen als solche schon 966 vor. Angeblich ist dieses Geschlecht, als dessen letzter Träger um 1301 ein gewisser Otto genannt wird, auf folgende Weise erloschen. Der letzte Graf kam mit mehreren seiner Nachbarn in Fehde; stark gerüstet zogen diese vor den Bielstein, doch alle ihre Angriffe wurden abgeschlagen, da sie die schroffen Felsen des Burgberges nicht zu ersteigen vermochten. Da entschlossen sie sich, die Burg eng einzuschließen und ihren Feind durch Hunger zur Ergebung zu zwingen. Doch auch dieses schien ihnen nicht zu gelingen; denn schon war eine geraume Zeit verflossen und ihre Ungeduld hatte den höchsten Grad erreicht. Endlich machten sie die Entdeckung, daß der am Fuße des Bielberges wohnende Müller das Schloß durch einen verborgenen Gang mit Lebensmitteln versorge. Schnell wurde diesem seine Beschäftigung gelegt. Bald waren nun die Vorräthe aufgezehrt und dem Grafen blieb nur die Wahl zwischen Ergebung und dem Hungertode. Doch er kannte noch ein drittes Auskunftsmittel, zu dem ihn freilich nur übertriebener Stolz oder die höchste feindliche Erbitterung vermocht haben konnte. Kühn bestieg er mit Weib und Kind einen mit wilden Rossen bespannten Wagen und stürzte sich von der Höhe des Burgberges hinab in die gräßliche Tiefe.

899. Der Schatz auf dem Weidelberg.

(S. Landau a. a. O. S. 349 ꝛc.)

Auf der südwestlichen Grenze von Niederhessen, in der Nähe des zum Kreisamt Wolfhagen gehörigen Dorfes Ippinghausen ragen über einen hohen waldigen Berggipfel die Trümmer des ehemaligen festen Schlosses Weidelberg hervor, von denen man einen großen Theil von Niederhessen und des nahe angrenzenden Fürstenthums Waldeck übersieht. In Trümmern lag sie schon zu Anfange des 17. Jhdts., aber angeblich soll sie in ihrem Schooße noch große Schätze bergen. Einst hütete, so erzählt man in der Umgegend, ein Schäfer an diesem Berge, da erschien ihm eine weißgekleidete wunderholde Jungfrau, die ihn durch stetes Winken zum Mitgehen bewog, und als er folgte, zeigte sie auf eine weiße Blume, die er brechen mußte, und führte ihn in die Burg und durch eine Pforte in ein Gewölbe. Hier lagen Haufen von Gold und Silber, und reich, überreich war der glückliche Schäfer, denn die Jungfrau gab ihm zu verstehen, daß alle diese Reichthümer sein wären. Beladen mit Schätzen wollte er zurückkehren, als sie ihn warnte, nicht das Beste zu vergessen, doch was konnte sich der Freudetrunkene Besseres denken, als was er schon hatte? So ließ er die Blume zurück und verschwunden war Gold und Silber, Jungfrau und Pforte, und der Reiche sah sich wieder so arm als früher. (S. unten Nr. 913.)

900. Der Name von Ulrichstein.

(S. Landau a. a. O. Bd. IV. S. 111 ꝛc.)

An dem westlichen Ende des Vogelsberges in Oberhessen erhebt sich ein Basaltkegel ohngefähr 1924 Fuß über die Meeresfläche, dessen Gipfel die Reste des Schlosses Ulrichstein trägt, und an dessen nordöstlichen Abhang,

der Ebene zu, sich das gleichnamige Städtchen lehnt. Dieses Schloß wird aber vom Volke Mühlstein (früher Molesstein) genannt. Der Gründer desselben war aber ein Graf, der jedoch kein Geld zum Bau besaß. Um nun doch seinen Plan auszuführen, spiegelte er seiner Mutter, welche sehr reich war, vor, er wolle eine Kirche erbauen. Seine Mutter aber schöpfte Verdacht gegen seine Versicherungen und faßte den Entschluß sich durch den Augenschein zu überzeugen. So kam sie heimlich, den Sohn überraschend, hier an, und fand außer der Kirche ein beinahe vollendetes Schloß. Als sie nun der Graf, ihr seine Bauten zu zeigen, umherführte, rief sie voll Verwunderung: „O Ulrich, was Steine!" und der Sohn antwortete: „Moles *) Stein!" Davon hat das Schloß seine zweifache Benennung erhalten. Später trieben die Besitzer Räuberei und legten den Pferden die Hufeisen verkehrt auf um die Verfolger zu trügen. Da zog aber der Landgraf von Hessen gegen sie aus, verjagte sie von der Burg und zerstörte dieselbe.

901. Die letzten Herren von Ulrichstein.

(S. Landau a. a. O. S. 116 ꝛc.)

Landgraf Philipp von Hessen (denn das Schloß gehörte dieser fürstlichen Familie seit 1397) hatte in seinem Testamente diesen Ort nebst andern Besitzungen seinen sieben mit der Margarethe von Sahl erzeugten Söhnen vermacht. Anfangs wohnten die vier ältesten Brüder, Philipp, Herman, Christoph Ernst und Albrecht hier. Hatten sich diese nun schon bei Lebzeiten ihres Vaters oft so betragen, daß dieser nicht selten Anlaß sie zu strafen fand, so wurde nun, nachdem dessen strenges Auge nicht mehr über sie wachte, ihr Treiben um so wilder und zügelloser und ihre Leidenschaften schienen jeder Fessel entledigt. Dem Grafen Hermann führte ein Vater sogar die eigene Tochter zu, die von jenem die Lustseuche erhielt und an derselben eines elenden Todes starb. Philipp und Albrecht zogen bereits 1568 nach Frankreich und fielen 1569 in dem Blutkampfe des schrecklichen Karl IX. gegen die Hugenotten, als gegen dieselbe Sache streitend, deren Sieg sich ihr Vater zum höchsten Ziele seines Lebens gesetzt hatte. Als nach der Nachricht von des erstern Tode zuweilen des Nachts am Burgberge des Ulrichssteins sich eine Hellung zeigte, erklärte der Volksglaube dieselbe für Graf Philipps irrenden Geist. Nur allein Graf Christoph Ernst behielt seinen Sitz auf Ulrichstein und machte sich bald zum Schrecken der Umgegend. In der Befriedigung seiner unreinen Triebe ungezügelt, wurde Ulrichstein die Stätte, auf der die Unschuld einer großen Zahl von Mädchen gemordet wurde. Vorzüglich waren es drei Weiber, die ihm als Kupplerinnen dienten und die unterstützt von zweien seiner Diener Mädchen, von denen sie glaubten, daß sie dem Grafen gefallen würden, unter allerlei Vorwänden auf sein Schloß lockten. Ihren Widerstand besiegte der Graf durch die schrecklichsten Mißhandlungen und ihr Hilfegeschrei tönte oft so laut durch die Stille der Nacht, daß die Hunde im Zwinger davon aufgeschreckt und geängstigt in grausenerregendes Heulen ausbrachen. Zu seinen Drohungen gehörte das Einsperren in den Eselstall, das verrufene Gefängniß des Schlosses. Die bittersten Klagen über diese Gewaltthaten liefen bei dem Landgrafen ein. Dazu kam noch, daß die Grafen

*) Hier muß doch das lateinische Wort moles (Last) gemeint sein.

sich weigerten, dessen Oberhoheit anzuerkennen, und daß Graf Christoph Ernst bekannte Reichsächter, wie Ernst von Mandelsloh, Anton Pflug und Dietrich Pieht zu Ulrichstein und Schotten aufgenommen und mit Letzterem sogar einen Freundschaftsbund geschlossen hatte, indem er mit ihm Schwert um Schwert und Dolch um Dolch tauschte. Da beschlossen denn die Landgrafen Ludwig und Georg durch einen Handstreich dem Unwesen ein Ende zu machen, sie erschienen in der Nacht vom 5/6. April 1570 mit 200 Reitern und 2000 Mann Fußvolk plötzlich vor Ulrichstein, Thore und Pforten wurden ohne Mühe gesprengt und der Graf mit den Seinigen im Schlafe überrumpelt und gefangen genommen. Die Letztern wurden nur zum Theil festgesetzt, der Graf aber in einer verdeckten Kutsche nach Ziegenhain geführt und ihm dort jenes merkwürdige Gefängniß angewiesen, welches früher Herzog Heinrich von Braunschweig bewohnt hatte. Obgleich er zum Tode verurtheilt wurde, so vollzog man das Urtheil doch nicht, er ward aber in ewiger Gefangenschaft gehalten und starb nach 33jähriger Haft im 60. Jahre seines Lebens am 20. April 1603. Von seinen Kupplerinnen hatte man zwei gefangen genommen, die dritte hatte Zeit gewonnen, zu entfliehen. Jene wurden dem peinlichen Gerichte zu Marburg übergeben, welches eine Menge Zeugen verhörte. Als man endlich zu ihrer Vernehmlassung schritt, spannte man sie erst auf die Folter, um sie zu Eingeständnissen und zur Aussage der Wahrheit geneigter zu machen, und während des ganzen Verhörs mußte der Henker gegenwärtig bleiben, um, wo sie stockten oder leugneten, mit der Folter zur Wahrheit aufzumuntern; die jüngere, 20 Jahre alt, wurde der Kuppelei für schuldig erkannt und verurtheilt an den Pranger gestellt, mit Ruthen gepeitscht und des Landes verwiesen, die ältere aber, 26 Jahre alt, ward des Ehebruchs und der Kuppelei für schuldig erkannt und verurtheilt, durch das Wasser vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

902. Die Sage von dem Ursprunge der sogenannten Speck- und Brodstiftung zu Allendorf an der Werra.

(S. Wagner in der Zeitschr. f. Hess. Gesch. Bd. VI. S. 99 ff.)

Eine der romantischsten Parthien des schönen Werrathals bildet ohne Zweifel die sogenannte Zauberbrücke zwischen Kleinvach und Allendorf. Oestlich steil über sich hat man die fast das ganze Werrathal beherrschende Hörnekuppe, deren nordwestlicher Fuß die die einstige Osterburg umschließende Burgstätte bildet, südlich die Ruinen der Boyneburg, den Fürstenstein und die Kapelle zu St. Andreas, südwestlich die steilen Abhänge der sogenannten Römerschanze, westlich den Rücken des Meißner's, nordwestlich den Otterbachstein, die Saline Sooden unter den Felsen der Westerburg und die Stadt Allendorf am Fuße des Clausbergs. Da aber, wo dicht unter der Hörnekuppe der Weg den höchsten Punkt des steilen Abhanges erreicht hat, unter welchem ganz nahe die Werra vorüberströmt, stürzt in diese ein vom Gebirge herab eilender Waldbach, über dessen tiefe Schlucht der Weg vermittelst des gewölbten Bogens einer Brücke führt, welche die Zauberbrücke heißt. Von dieser erzählt man sich folgende Sage.

Einst schaukelte hier auf der Werra in später Abenddämmerung der Kahn eines armen Fischers aus Allendorf, welcher noch emsig sein Netz nach Fischen auswarf. „Hol über! hol über!" erscholl es plötzlich vom linken

Ufer her. Der Fiſcher ſah zwar hier ein Männchen ſtehen, welches dieſen üblichen Ruf zum Ueberfahren über den Fluß ertönen ließ, da ihm aber das Männchen unbekannt, auch der Ort zum Ueberſetzen ungewöhnlich war, ſo achtete er anfangs gar nicht auf dieſen Ruf, und erſt als derſelbe wiederholt ward, antwortete er aus ſeinem Nachen, er habe keine Zeit zum Ueberfahren, ſeine Frau ſei in die Wochen gekommen, das Kind müſſe noch heute die heilige Taufe erhalten, und da er zu arm ſei, um dem Pfarrer die Taufgebühren in baarem Gelde zu bezahlen, ſo wolle er demſelben wenigſtens ein Gericht Fiſche fangen. Wenn er ſich länger verweile, ſo breche die Nacht ganz ein und er könne dann ſeinen Zweck nicht mehr erreichen. Der Unbekannte verſicherte indeſſen, daß er durchaus auf das jenſeitige Ufer müſſe, und wiederholte ſeine Bitte, ihn dahin überzuſetzen, unter dem Verſprechen, ihn dafür reichlich zu belohnen. Jetzt endlich willfahrte der Fiſcher ſeinem Verlangen. Als ſie nun das rechte Ufer erreicht hatten, führte das geheimnißvolle Männchen den Fiſcher mit den Worten: daß, da er ihm geholfen, er nun auch ihm, dem Fiſcher, wieder helfen wolle, unten an den Fuß der Burgſtätte, wo er demſelben in altem, wie von glühenden Kohlen erhelltem Steingeklüfte eine große Menge glänzender Goldſtücke zeigte und ihn aufforderte, nach Belieben zuzulangen. Der Fiſcher war auch nicht blöde und raffte von den Goldſtücken in ſeine Fiſcherſchürze, ſoviel dieſelbe faſſen konnte, und eilte — das unbekannte Männchen war unterdeſſen verſchwunden — zu ſeinem Kahne und damit nach Hauſe, wo er voll Freude die Goldſtücke vor ſeiner Frau ausſchüttete. Dieſe erſchrack indeſſen darüber ſo ſehr, daß ſie unter dem Ausruf: daß er dies Geld gewiß auf unrechtem Wege erworben habe, auf der Stelle ſtarb. Der arme Fiſcher erkennend, daß in den Goldſtücken kein Segen für ihn ſei, brachte ſolche am folgenden Tage der ſtädtiſchen Obrigkeit mit der Bitte, dieſelben zur Gründung einer frommen Stiftung zu verwenden. Dies geſchah denn auch und zwar in der Weiſe, daß die Zinſen des Kapitals zu einer jährlichen Spende von Speck und Brod an Arme beſtimmt wurden, die noch bis auf den heutigen Tag beſteht.

903. Die Schätze der Schartenburg.

(S. Lyncker, Heſſ. Sagen S. 95 ꝛc.)

In der Schartenburg bei Zierenberg ſollen noch große Schätze liegen, welche zu heben bisher noch Niemandem geglückt iſt. Drei Männer aus Zierenberg, welche während des ſiebenjährigen Krieges ihr ganzes Vermögen verloren hatten, trafen ſich eines Tages und klagten einander ihre Noth. „Ich wüßte", ſprach einer, „wie wir wieder zu etwas kommen könnten. Hat es nicht immer geheißen, es lägen große Schätze droben in der Schartenburg? Laßt uns die Schätze heben, ſo iſt uns geholfen!" Die Andern ſtimmten dem Vorſchlage bei und Tags darauf ſtiegen ſie alle drei den Weg zur Burg hinan. Die Reſte der Burg Schartenberg liegen auf einem ſchroff und faſt ſenkrecht gegen das Warmethal abſtürzenden Berge. Außer den meiſt zuſammengeſtürzten Mauern ragt inmitten dieſer Trümmerhaufen nur noch ein aus Kalkſtein erbauter runder Thurm über die hohen Bäume hinaus, welche aus dem Schutte aufgewachſen ſind. In einer Höhe von 3 — 4 Mannslängen befindet ſich ein großes Loch in der dicken Wand des Thurmes, durch welches die drei Männer ihren Weg nehmen mußten, wenn ſie die

Schätze heben wollten, denn dieſe liegen in dem Thurme. Im Schloßhofe angelangt, fällten ſie zwei Bäume, bereiteten daraus, ſo gut es gehen wollte, eine Leiter und loſten alsdann, wer von ihnen ſich zuerſt in den Thurm hinablaſſen ſolle. Das Loos traf aber gerade den, der am Meiſten verloren und zugleich den meiſten Muth bei dem Unternehmen an den Tag gelegt hatte. Sogleich befeſtigte dieſer einen Strick um ſeinen Leib, an dem er ſich herablaſſen konnte, klimmte die Leiter hinan und ſetzte ſich in dem Loche rücklings auf die Mauer, um die Tiefe erſt ein wenig zu durchſpähen. Lange ſchaute er in die ſchwarze Finſterniß hinunter, horchte, ob ſich dort nichts rege oder bewege und wendete ſich dann ziemlich entmuthigt wieder zu ſeinen Gefährten, die noch weniger beherzt waren wie er und in banger Erwartung am Fuße der Leiter ſtanden. „Liebe Nachbarn", rief er ihnen kopfſchüttelnd zu, „und ſollte ich all' mein Lebtage ein armer Tagelöhner bleiben, ſo ſteige ich nicht in den Thurm!" Er ließ ſich die Leiter wieder hinab und alle drei kehrten unverrichteter Sache wieder nach Zierenberg zurück. Der Schatz aber liegt noch in der Burg.

904. Der Geiſt auf Ziegenberg.

(S. Landau, Heſſ. Ritterb. Bd. IV. S. 319.)

An dem Rande des die Werra und die Fulda ſcheidenden Gebirges liegen noch heute die Trümmer der alten Burg Ziegenberg, ohngefähr 1½ Stunde nordweſtlich von der niederheſſiſchen Stadt Witzenhauſen entfernt. Dort iſt es aber nicht geheuer, denn es ſtreift dort der ruheloſe Geiſt eines der letzten Beſitzer dieſer Burg, des Erasmus von Buttlar († 1541), eines grauſamen Raubritters herum, dem der Fluch ſeiner Thaten über das Grab hinaus folgte und ihn nicht Ruhe im Grabe finden ließ. Kurz nach ſeinem Tode ſchon ſah man ſeinen irrenden Geiſt durch die Gemächer ſeines Schloſſes wandeln und alles Lebendige verſcheuchend zwang er endlich auch ſeinen Sohn, daſſelbe zu verlaſſen und ſeitdem ſtand es öde und leer und verfiel gänzlich.

905. Die Fräulein von Boyneburg.

(S. Bechſtein, Deutſches Sagenbuch S. 626 u. Deutſch. Muſeum Bd. I. S. 184. Lyncker a. a. O. S. 173 ꝛc., nach Grimm, Deutſche Sagen Nr. 10.)

Unweit der heſſiſch-thüringiſchen Grenze gewahrt man noch heute die Trümmer dieſes ehemals merkwürdigen Schloſſes auf einem hohen Bergrücken, waldige Vorberge umgürten ſeinen Fuß, die von der nordweſtlichen Seite das Thal der Netra bilden, worin die Kunſtſtraße von Caſſel über Eiſenach nach Leipzig ſich hinzieht.

Einſt lebten hier drei Fräulein beiſammen. Der Jüngſten träumte in der Nacht, es ſei vom Herrn beſtimmt, daß eine von ihnen vom Wetter erſchlagen werden ſollte. Morgens ſagte ſie ihren Schweſtern den Traum und als es Mittag ward, ſtiegen ſchon Wolken auf, die immer größer und ſchwärzer wurden, alſo daß Abends ein ſchweres Gewitter am Himmel hinzog und ihn bald ganz verhüllte und der Donner immer näher rollte. Als nun die Blitze nach allen Seiten des Firmaments fuhren, ſagte die Aelteſte: „Ich will Gottes Willen gehorchen, denn mir iſt der Tod beſtimmt", ließ ſich einen Stuhl

hinaustragen, saß draußen einen Tag und eine Nacht und erwartete, daß sie der Blitz träfe. Aber es traf sie keiner. Da stieg am zweiten Tage die Zweite hinab und sprach: „Ich will Gottes Willen gehorchen, denn mir ist der Tod bestimmt", und saß den zweiten Tag und die zweite Nacht, die Blitze verschonten sie auch nicht, aber das Wetter wollte nicht fortziehen. Da sprach die Dritte am dritten Tage: „Nun seh ich Gottes Willen, daß ich sterben soll", da ließ sie den Pfarrer holen, der ihr das Abendmahl reichen mußte; dann machte sie auch ihr Testament und stiftete, daß an ihrem Todestage die ganze Gemeinde gespeist und beschenkt werden sollte. Nachdem dies geschehen war, ging sie getrost hinunter und setzte sich nieder, und nach wenigen Augenblicken fuhr ein Blitz auf sie hinab und tödtete sie. Hernach, als das Schloß nicht mehr bewohnt war, ist sie oft als Geist hier gesehen worden. Man sagt jedoch auch, der Wetterstrahl hätte nur die Eiche getroffen, unter der das Fräulein saß, sie wäre zwar betäubt gewesen, aber wieder zum Leben gekommen, dann aber ins Kloster gegangen und ihr Vater habe nun bestimmt, daß an jedem Gründonnerstage der Kaplan vor dem zerspaltenen Baume eine Rede halten und die Armen von 24 Dörfern Brod und Fleisch erhalten sollten.

Es giebt jedoch noch eine andere Version derselben Sage, nach welcher einst eine Edelfrau, die Frau des Schloßherrn, gerade in dem Augenblicke von einem Mädchen entbunden ward, wo ein furchtbares Gewitter über der Burg tobte. Die Wehmutter, welche in die Zukunft sehen konnte, wußte aber, daß in Folge davon das Mädchen einst durch einen Wetterstrahl umkommen müsse. Sie theilte es auch den Eltern mit und der Vater suchte dem Schicksal dadurch auszuweichen, daß er in dem Schooße des Schloßgrundes ein Gewölbe bauen ließ, in welchem er sein Kind verbarg, weil er glaubte, hier könne ihm das Gewitter nichts anhaben. Als jedoch die Jungfrau heranwuchs und verständig ward, da fragte sie ihre Eltern, warum man sie tief unten in einem düstern Gewölbe einschließe und sie verhindere, die schöne Sommer- und Frühlingszeit draußen im Grünen zu genießen, und als sie den Grund erfuhr, da sagte sie, Gottes Schickung könne kein Mensch entgehen, und bestand darauf, ihr kaltes Gemach zu verlassen. Allein nur kurze Zeit verging, da zog ein schweres Gewitter über das Schloß und setzte alle Bewohner durch das furchtbare Donnern und Blitzen in Angst und Schrecken, das Fräulein aber fürchtete sich nicht, sondern trat hinaus ins Freie, allein kaum hatte sie dies gethan, so fuhr auch schon ein furchtbarer Blitzstrahl herab und erschlug sie. Von dem Augenblick an aber hörte das Unwetter auf und die Zinnen des Schlosses erglänzten im schönsten Sonnenschein. Das Erbe des Fräuleins aber ward von ihren Eltern zu einer Stiftung für Speisung der Armen der Umgegend an gewissen Tagen verwendet; einmal hatte man dieselbe jedoch unterlassen, sogleich entstand ein solcher Geisterspuk, daß man schnell sich beeilen mußte, den Fehler wieder gut zu machen. Auch unter der westphälischen Herrschaft ist dies im Jahre 1808 geschehen, allein da ist dem König Jerome ein schreckliches Gesicht erschienen, und er hat seinem Finanzminister befohlen, die Spende wieder herauszurücken. Die Spende besteht noch und die Rede hält der Pfarrer zu Datterode.

906. Die weiße Jungfrau und die Schätze auf der Boyneburg.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 626. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 10.)

Viele Schätze sollen noch auf der Boyneburg verborgen liegen. Ein Mann war so glücklich und sah einmal in der Mauer ein Schubfach; als er es aufzog, war es ganz voll Gold.

Eine Wittwe hatte nur eine Kuh und Ziege, und weil an der Boyneburg schöne Heiternesseln standen, wollte sie davon zum Futter abschneiden, wie sie aber nach einem Strauche packte, glitt sie aus und fiel tief hinab. Sie schrie und rief um Hilfe, es war aber Niemand mehr in der einsamen Gegend, bis Abends ihre Kinder, denen Angst geworden war, herbeikamen und ihre Stimme hörten. Sie zogen sie an Stricken herauf, und nun erzählte sie ihnen, tief da unten sei sie vor ein Gitter gefallen, dicht dahinter habe sie einen Tisch gesehen, der mit Kostbarkeiten und Silberzeug ganz bedeckt gewesen sei.

Die Jungfrau erscheint auch als weiße Reiterin. Sie reitet auf des Berges Hochebene hin bis zu einer Stelle, wo eine weiße Lilie mit purpurnem Kelche blüht, die sie dann bricht und eilend zurückreitet. Begegnet ihr einer, der reines Herzens ist und von tugendsamem Wandel und ruft der sie an: „Gieb mir die Blume!“ so kann er großes Glück erlangen.

Einst lag am Gründonnerstage noch großer Schnee und der vierspännige Wagen mit der vorhin (S. 778) erwähnten Armenspende konnte den steilen Burgweg nicht hinan; der Wagen wollte daher umlenken. Da erschien aber plötzlich auf dem Wagen eine weiße Jungfrau mit schönem, aber wüstem und drohendem Antlitz und bedeutete den Fuhrmann, hinaufzufahren. Der wendete erschrocken sich wieder auf den alten Weg und siehe, mit Leichtigkeit zogen die Rosse jetzt den schweren Wagen und droben verschwand die Jungfrau lächelnden Blickes. Alles Volk, welches den Wagen umringte, hat sie gesehen.

907. Der Unkenkönig.

(S. Lotich in d. Zeitschr. f. hess. Gesch. Bd. VI. S. 356.)

In Oberkalbach bei Schlüchtern im Hanauischen giebt es sehr große Unken (Schlangen?), zuweilen sind sie 3—4 Schuh lang und 1—2½ Zoll dick. Sie werden für giftig gehalten. Ihre Eier, die sie in den Sand legen, brüten sie nicht selbst aus. Die Unke sieht den Menschen, stellt sich ihm aber, wenn man sie schabernackt. Eine, die über einen Steinhaufen flüchtete, pfiff und es erschienen gleich darauf andere. Hat eine Unke einen Menschen gestochen und gelangt zuerst dazu sich im Wasser abzuwaschen, so ist der Mensch verloren, er muß sterben, dagegen muß die Unke sterben, wenn der Gebissene vor ihr dorthin gelangt. Die Blindschleiche sagte einst, wenn sie so groß und so stark wäre wie die Unke, so verschone sie das Kind im Mutterleibe nicht, von der Zeit an war sie blind. Der Unkenkönig hat eine Krone, er läßt sie fallen, wenn man ihm ein rothes Tuch unterlegt. Wer eine Unkenkrone besitzt und versteht's, der ist sehr glücklich, alle Morgen vor Sonnenaufgang kann er ein Stückchen davon abschneiden, da hat er ein schwer Stück Gold. Fürchterlich ist der Unkenkönig in seiner Wuth, wenn man ihm seine Krone genommen hat, man mag dann auf den höchsten Baum steigen, er wartet einen ab.

Einmal breitete zu Vollmerz ein Mann das rothe Tuch aus, damit der Unkenkönig seine Krone darauf legen sollte. Da er aber fürchtete, sie

nicht ohne Gefahr davonbringen zu können, nahm er seinen Gaul mit. Kaum hatte er sie aber, so that die Unke einen Pfiff und eine Anzahl anderer kamen herbei und alle dem Manne, der im Galopp davonjagte, nach. Sie erreichten ihn und sprangen auf sein Pferd, da ließ er den Mantel fallen, die Unken aber, welche glaubten, der Mann selbst sei herabgefallen, machten sich über den Mantel her, und als ihn Tags darauf sein Herr wieder holte, fand er ihn ganz und gar zerstochen.

Einmal hat eine Familie zu Vollmerz gelebt, die hatte ein kleines Mädchen. Nicht weit von der Hausthüre des Hauses, wo sie wohnten, befand sich ein Rain, der mit Gebüsch bewachsen war. Das Kind pflegte da seine Milch zu essen, und da sich da öfters eine Unke herbeimachte, so ließ es diese miteſſen. Da jene aber nur die Milch, und nicht auch das hineingebrockte Brod aß, nahm das Mädchen eines Tags den Löffel und schlug die Unke auf den Kopf mit den Worten: „Freß nit nur Nüh (Brühe), freß ach (auch) Röcke (Brocken)." Die Eltern neugierig, mit wem ihr Töchterchen sprechen möge, kamen heraus und sahen die seltsame Kameradschaft. Sie lachten und ließen sie gewähren. Die Unken bekommen nun aber erst, wenn sie sieben Jahre alt sind, ihre Krone. Als nun unsere Unke sieben Jahre alt geworden war, bekam auch sie ihre Krone. Als aber später das kleine Mädchen erwachsen und Braut geworden war, kam sie und legte ihr zur Aussteuer ihre goldene Krone auf den Schooß.

908. Warum die Spinnen zu Oberkalbach geehrt werden.

(S. Lotich a. a. O. S. 360.)

In Oberkalbach hegt man eine sehr große Verehrung für die Spinnen. Im Schwedenkriege waren dort herum alle Leute auf der Flucht, theils hielten sie sich in den Hecken am Schwarzenberg versteckt, theils in den damals fast undurchdringlichen Dornhecken am sogenannten Jägerhaus. Die Schweden machten nieder, was sie von Bewohnern erreichen konnten, und schonten selbst die Kinder in der Wiege nicht. Einst verfolgten sie einen Knaben bis an die Dornhecken am Jägerhaus, mußten ihn aber aufgeben, weil sie irre wurden. Sie meinten, wo so viele und so dichte Spinngewebe hingen, könne unmöglich Jemand hineingegangen sein. Kaum war nämlich der Knabe in die Dornhecken geschlüpft, so waren auch die Spinnen gekommen, offenbar auf Eingebung unseres Herrgotts, und hatten ihr Gewebe an die Dornen gesponnen. Daher die Verehrung der Oberkalbacher alten Leute für diese kleinen Thiere, die anderswo so gescheut und nur mit Ekel angesehen werden.

909. Zauberspuk bei Oberkalbach.

(S. Lotich a. a. O. S. 367.)

Oberhalb des Wiesgrundes bei Oberkalbach in den Kachelhecken findet sich der Kachelborn. Dort hat man oft, sogar am hellen Mittage, ein Kind schreien hören. Da herum ist es aber nicht geheuer und Mancher schon irre geführt worden. Einmal bei einem Gange in der Nacht schwebte da einem etwas in der Luft vor, das aussah wie ein Kissenüberzug. Das schwebte ihm so lange vor, bis er sich auf einmal auf einer sumpfigen Stelle im Wiesgrunde befand, wo er nicht weiter konnte und von wo man ihn auf sein Kreischen und Wehklagen holen mußte. Ein Anderer ward auch einmal

da irre geführt, und als er sichs recht versah, da hatte er sich entkleidet und stand splitterfasernackend da. Er suchte nach seinen Kleidern, allein wo waren sie hin? er konnte sie nicht wiederfinden. Auch ein Schultheiß wandelt dort herum. Man hat ihn schon auf einem Gaule ohne Kopf reiten sehen. Eine Frau, die dort auf dem Felde arbeitete, sah ihn zwar nicht, ward ihn aber doch inne, denn auf einmal entstand ein heftiges Geräusch um sie her als wie ein Wirbelwind. Es wurde stiller und sie hörte niesen. Ganz erschrocken wußte sie nicht, was sie denken, geschweige denn, was sie sagen sollte. Da nieste es abermals, und als es noch einmal geniest hatte und sie nicht das übliche „Gott helf Dir" gesprochen, da brauste es wieder auf und fort ging's, daß nur so die Kornähren wild auseinander und zusammenwogten. Hätte sie „Gott helf Dir" gesagt, so wäre wohl die arme Seele erlöst worden. Die Schultheißen pflegen überhaupt nach ihrem Tode umzugehen, das ist kein Wunder, denn sie thun und müssen so vieles thun, was nicht recht ist. Einmal stand ein Soldat zu Kassel auf Posten. Plötzlich hörte er sich etwas Unheimliches nähern. „Wer da!" keine Antwort, und wieder keine, als er abermals rief, als er aber zum dritten Male rief, da antwortete es: „Der Teufel!" — „Was hast Du da?" fragte unerschrocken der Soldat. „Den Schulzen!" entgegnete der Teufel. Und richtig! der Teufel konnte den geholt haben, denn es ergab sich, daß der Schultheiß zu Oberkalbach in derselben Stunde gestorben war.

910. Wie einer die Geister sehen kann.

(S. Lotich S. 368.)

In Oberkalbach sagt man, zwar werde nicht ein Jeder die Gespenster gewahr, allein er vermöge es, wenn er dem, der es von Natur kann, über die rechte Schulter schaue. Von Natur aber vermögen es alle diejenigen, welche an einem Göllesonndig (goldenem Sonntag d. h. einem Sonntag im Quatember) geboren sind. Da ist einer in Vollmerz gewesen, der war an einem solchen Sonntag geboren, der konnte Gespenster sehen, man sah es ihm aber auch an, er guckte so sonderbar und schielte und hatte einen ganz unheimlichen Blick. Der ging einmal an dem Berge beim Hünkelhof, welcher der Galgenberg genannt wird. Da sah er plötzlich oben vom Berge herab einen Reiter kommen, auf einem Thiere, das wie ein Trampelthier aussah und keinen Kopf hatte. „Siehst Du den da droben?" rief der erschrockene Bursche seinen Gefährten an, der Michel hieß, „Michel, laß uns fortlaufen! siehst Du ihn denn nicht?" Aber der Michel sah ihn nicht, erblickte ihn jedoch im Schatten seines Kameraden, so daß ihn ebenfalls zum Fortlaufen ein Grausen faßte.

911. Hexenbutter.

(S. Lotich S. 371.)

In Vollmerz pflegte eine Frau stets mit wenig Milch sehr große Butterwecken zu machen. Man konnte es gar nicht herausbekommen, wie das zuging. Eines Abends, als sie auch wieder butterte, bemerkte ein Nachbar ein rothes Läppchen unter dem Butterfaß. „Sollte das Schuld an den großen Butterwecken sein?" dachte er bei sich selber und schnitt ein Stückchen von dem rothen Lappen ab. „Frau!" sagte er zu Hause, „hier hast Du nun auch

das Mittel, um viele Butter zu kriegen!" und als seine Frau wieder butterte, legte sie das Läppchen unter das Butterfaß. Richtig! alsbald ein überaus großer Butterweck! Zugleich kam aber auch ein Fremder herein. Der setzte sich hin und wartete bis die Butter gewaschen war; als das geschehen war, legte er den Eheleuten ein Buch vor, auf daß sie ihre Namen da hineinschreiben sollten. „Will erst einmal wohin gehen!" sagte der Bauer und lief zum Pfarrer sich Raths zu erholen. Der sagte ihm, er solle hineinschreiben: „Das Blut Jesu Christi!" Das that der Bauer, der Teufel aber, denn das war jener Fremde, hatte es kaum gelesen, als er auch schon auf und davon war und die größten Butterwecken hatten sich in einen außerordentlich unangenehmen Geruch verwandelt.

912. Der Wolfgang bei Hanau.

(S. Zeitschr. f. hess. Gesch. Bd. VI. S. 305.)

Im Nordosten der Stadt Hanau dehnt sich auf beiden Ufern der Kinzig eine Waldung aus, die freilich jetzt nicht mehr so dicht ist als in früherer Zeit. Sie heißt die Buhlau, wahrscheinlich weil hier die Römer eine ihrer Grenzwehren, ein sogenanntes Pfahlwerk angelegt hatten. Man sieht nämlich hier auch noch einen solchen hohen Wall mit Doppelgraben, der der Pfefferdamm heißt, weil die Mönche des Klosters Arnsburg ihn als Straße nach dem Kloster Seeligenstadt benutzten. Nahe hierbei und mitten im Walde liegt unter hohen schattigen Bäumen das Forsthaus Wolfgang, in dessen Nähe man noch Reste von Mauern erblickt. Diese rühren von einem dem h. Wolfgang geweihten Kloster her, welches einst hier gestanden hat. Im Jahr 1468 erbaute nämlich Erasmus Josefas, Hoffourier bei Philipp dem Jüngern von Hanau, eine Kapelle zu Ehren des h. Wolfgang, des Schutzpatrons der Jäger. Später wurde, weil die Kapelle viel Zuspruch bekam, hier noch ein Kloster angebaut, welches im Jahre 1494 dem von Erfurt herübergekommenen Bettelorden der Serviten übergeben ward. Weil aber das Kloster keinen Grundbesitz hatte, so bewilligte Graf Philipp demselben Bier- und Weinschank, wodurch aber freilich die heilige Stätte zu einem Tummelplatze wilder Lustbarkeiten herabsank, denn nun feierten die Mönche hier Scheibenschießen und Kirchweihfeste, welche ihnen sehr viel Geld einbrachten, aber auch den Neid der benachbarten Wirthe und Handelsleute erregten. Daher mochte es kommen, daß Bauernrotten in dem unseligen Bauernkriege es zerstörten. Bald sank es in Trümmer und 1715 ward in der Nähe seines ehemaligen Platzes ein Forsthaus erbaut, welches jedoch seine Benennung von dem Kloster bekam. Sonderbarer Weise aber lockte die alte Gewohnheit bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts jedes Jahr, wenn frischer Duft und lebendiges Grün den Forst wieder schmückten, ganze Schaaren aus der Umgegend hierher, welche sich hier mit Musik und Tanz vergnügten. Dies geschah, als die Hanauer noch regelmäßig am Himmelfahrtstage den jetzt ganz vergessenen Kohlbrunnen besuchten.

913. Der ungeborne Reinhard und die Sagen von der Weidelburg.

(S. Luncker S. 162 ꝛc. Landau, Hess. Ritterb. Bd. II. S. 316. Gottschalk, Ritterb. Bd. IX. S. 246 ꝛc.)

Hinter dem Dorfe Ippinghausen erhebt sich, nur vier Stunden von der Stadt Arolsen im Waldeckischen entfernt, nahe der Stadt Wolfhagen der hohe

Weidelsberg, dessen Gipfel die ansehnlichen Ruinen des gleichnamigen Schlosses Weidelsburg trägt, des Sitzes, wenn auch nicht des Stammschlosses der Familie von Dalwigk. Hier hauste auch jener Reinhard V., in den Urkunden der ältere, in den Volkssagen aber der Ungeborne, oder schlechtweg der ungeborene Reinhard genannt, weil ihn, der Sage nach, ein Kaiserschnitt zur Welt und das Erwärmen in dem Bauche frisch geschlachteter Schweine gleichsam zur Reife gebracht haben sollte. Er wurde einer der berühmtesten, aber auch der fehdelustigsten Ritter des ganzen Hessenlandes, dessen Muth und Prachtliebe nicht allein den Neid seiner Standesgenossen, sondern auch die Aufmerksamkeit der benachbarten Fürsten erregte. Im April des Jahres 1448 zog Landgraf Ludwig mit hessischen und mainzischen Truppen aus und eroberte auch Weidelburg. Eine Sage erzählt hierüber Folgendes. Da er sich nicht mehr halten konnte, versuchten seine Freunde ihn durch List zu retten. Sie unterhandelten mit dem Landgrafen über die Uebergabe der Burg und dieser gestattete ihnen, frei aus derselben, mit allem was sie auf einen Esel laden könnten, abzuziehen, unter der Bedingung, daß der Ritter sich als Gefangener stelle. Da kroch Reinhard in einen Sack, ließ sich auf den Esel legen und hieß seine Leute vorgeben, es steckten ein paar Speckseiten in dem Sacke. Aber die List mißglückte, Reinhard ward entdeckt und fiel in die Hände des Landgrafen.

Eine andere Sage dagegen erzählt die Begebenheit so. Reinhard hatte jede Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der Belagerung verloren, und alle Vergleichsunterhandlungen hatten sich fruchtlos zerschlagen, denn der Landgraf verlangte durchaus, daß sich Reinhard ihm in Person stellen solle. Da faßte Reinhards Hausfrau Agnes (gewöhnlich Nese genannt), die Tochter des durch den Mord des Herzogs Friedrich von Braunschweig berüchtigten Friedrich's von Hertingshausen, einen von hoher Liebe zu ihrem Gatten zeugenden Entschluß. Sie stieg herab ins feindliche Lager und ließ sich vor den Landgrafen führen. Weinend fiel sie demselben zu Füßen und bat flehend um Gnade. Der Landgraf, zwar hocherzürnt, wurde doch endlich durch die weiblichen Zähren gerührt und sprach: „Ob er sich zwar vorgenommen, nicht einen Hund auf dem Schlosse leben zu lassen, so solle ihr doch sammt ihren Jungfrauen und Mägden vergönnt sein, mit dem, was jeder lieb wäre und sie tragen könnte, frei sich hinweg zu begeben. Doch der Junker und alle Mannspersonen sollten auf andern Bescheid oben verziehen." Dessen setzte ihr der Landgraf seine fürstliche Treue zum Pfande. Nachdem sie sich nun wieder zur Burg begeben, bereitete sie sich mit ihren Jungfrauen zum Abzuge und gab denselben ihre Kleider und Kleinode, sie aber nahm ihren Mann auf den Rücken; so zogen sie herab. Da meinte zwar der Landgraf, von dem Junker sei in der Beredung keine Erwähnung geschehen, doch sie antwortete: „Was würde mir Anderes lieb und kostbar sein, wenn ich meinen Herrn in Todesgefahren hinter mir wissen sollte? Und bedünkt mich, Euch nicht zuwider gethan zu haben, weil mir erlaubt worden, mit zu tragen, was mir lieb sei; deshalb habe ich meinen theuersten Schatz genommen." Solche Treue und Liebe brach des Landgrafen Zorn und er gab seinen blutigen Vorsatz auf, allein Reinhard mußte auf einem von demselben zu Homberg angesetzten Tage erscheinen, ihn knieend um Gnade flehen und dann nebst seiner Gemahlin (14. April 1448) auf die Weidelburg und eine große Zahl Dörfer ꝛc. verzichten.

Noch heute erblickt man in den Trümmerüberresten des sogenannten hessischen Baues der Burg zwischen den beiden großen Fenstern einen in Stein gehauenen, jedoch schon ziemlich verunstalteten Kopf, von dem die Umwohner behaupten, er stelle den übermüthigen und bis jetzt verdammten Reinhard vor. Derselbe soll hier oben überhaupt noch sein Wesen treiben und umhergehen und so lange nicht ein unschuldiges Kind den Schatz im Burgkeller hebe, könne er nicht erlöst werden. Man erzählt unter andern Streichen von ihm, daß er in seinen Fehden mit den Wolfhagenern diese seine Verfolger dadurch, daß er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufnageln ließ, immer in Ungewißheit gelassen habe, ob er auf der Burg sei oder nicht. Auch Reinhards Schwestern sind hier oben hin gebannt, am Tage haben sie die Gestalt von Eulen, in der Nacht aber schweben sie in ihrer natürlichen Gestalt durch das alte Gemäuer. Der Ritter und sein Knappe dagegen sind hier oben als Habichte zu sehen, aber wehe dem, der mit ihnen anbindet. Vor einigen sechzig Jahren lebte zu Ippinghausen ein Förster, Namens Semmelrath, der einmal geäußert hatte, der Herr Ritter möge sich hüten, ihm vor die Büchse zu kommen. Dieser ging nun eines Abends hinauf in die Waldungen des Weidelberges um einen Hasen zu schießen. Unvermerkt kömmt er an die Burg und zwar an die östliche Seite, wo man links das große Fenster sieht, als er auf einmal einen ungeheueren Stößer oder Habicht über den Trümmern schwebend erblickt. „Du mußt herunter", denkt er, nimmt den Stutzen, zielt, drückt ab und der Stößer fällt in das Gebäude. Aber was entdecken die dem Falle des Vogels folgenden Augen des Forstmannes? Indem der erstere hinfällt, steigen drei Frauenbilder in schwarzer Kleidung und eben solchen Hauben heraus und sehen unsern Waidmann drohend an, der aber erwartet ihre Anrede nicht, sondern ohne auch nur einmal zu grüßen läuft er Hut und Büchse von sich werfend ins Dorf zurück und ist in wenigen Tagen todt. Die heraufgesandten Jägerburschen fanden Hut und Büchse, aber keinen Habicht, sondern nur drei große Blutstropfen, welche den Tod des armen Försters bedeuteten.

914. Wie die Herrn von Scheuernschloß in Besitz des Klosters Hachborn gekommen sind.

(S. Gottschalk, Ritterburgen Bd. II. S. 33 ꝛc.)

Die Ritterfamilie von Scheuernschloß bewohnte in früherer Zeit das Schloß Frauenberg, welches auf dem gleichnamigen kegelförmigen Basaltfelsen, der einen Theil des am linken Ufer der Lahn sich hinziehenden Lahnberges, $1\frac{1}{2}$ Stunde von Marburg gelegen, ausmacht. Später aber vertauschten sie diesen Sitz mit dem ohngefähr eine Stunde davon entfernten ehemaligen Kloster Hachborn (jetzt Dorf). Hierüber existirt nun folgende Sage.

Ein Landgraf von Hessen, wahrscheinlich Philipp, hatte sich einst verkleidet in eine feindliche Festung geschlichen, um ihr Inneres zu erforschen. Er wurde von der Wache, einem geborenen Hessen, selbst in seiner Verkleidung erkannt. „Um Gottes Willen", redete ihn der in fremdem Solde stehende Hesse leise an, „was wagt Ihr, mein Fürst?" Er verrieth jedoch seinen angestammten Landesherrn nicht, sondern war ihm zum Entkommen behilflich. Der Landgraf aber beschenkte ihn mit einem kostbaren Ringe und sagte zu ihm: „Wenn Du je in Noth gerathen solltest, so komm nur zu mir!"

Nach vielen Jahren kam nun aber ein Fremdling, im dürftigsten Anzuge, nach Cassel und verlangte allein vor den Landgrafen gelassen zu werden. Anfänglich ward er von der Wache, die ihn für einen Landstreicher hielt, zurückgewiesen, nach wiederholten Bitten aber, und weil er dem Landgrafen etwas Wichtiges entdecken zu wollen vorgab, wurde er vorgelassen. Der Landgraf erkannte den Fremdling anfangs in seinem ärmlichen Aufzuge nicht, sobald dieser ihm aber den einst von ihm empfangenen Ring vorzeigte, reichte er ihm gerührt die Hand und beschenkte ihn mit dem eben säcularisirten Kloster Hachborn, denn der Fremde war kein Anderer als ein von Scheuernschloß, der aus Armuth fremde Kriegsdienste hatte suchen müssen.

915. Bonifacius rettet Fritzlar.

(S. Lyncker S. 189.)

Als im 7jährigen Kriege die Franzosen in Fritzlar lagen, erschien einst der Feind vor den Mauern und beschoß die Stadt mit solcher Heftigkeit, daß die Bürger schier verzweifelten und in laute Klagen ausbrachen. Plötzlich verbreitete sich wie eine Himmelsbotschaft die Kunde, Bonifacius sei wiedergekommen, seine Stadt aus der Bedrängniß zu erretten. Alle strömten dem Hadamarer Thore zu und sahen dort mit eigenen Augen den verehrten Heiligen, wie er auf der Mauer stehend, mit einem weißen Tuche die Kugeln der Feinde auffing, die davon auf die Abschießenden zurückprallten. Eine große Bangigkeit ergriff die feindlichen Krieger, als sie viele der Ihrigen fallen sahen, ohne daß von Fritzlar her auch nur eine Muskete abgeschossen ward. Die Befehlshaber mußten den Sturm aufgeben und zogen mit ihren Schaaren unverrichteter Dinge ab, aber alsbald war auch Bonifacius wieder von der Mauer verschwunden.

916. Der Jungfernberg.

(S. Falckenheimer, Geich. v. Fritzlar Bd. II. S. 141.)

In oder bei Fritzlar wohnte einmal die Tochter eines reichen Edelmannes, um deren Hand sich zwei Ritter bewarben. Ihre Wahl konnte jedoch nur Einen beglücken, und als sie sich endlich entschied, forderte, von Haß und Eifersucht erfüllt, der verschmähte Freier seinen glücklicheren Nebenbuhler zum Kampfe heraus und tödtete ihn. Da entsagte das Edelfräulein der Welt, ging in das St. Katharinenkloster zu Fritzlar und schenkte diesem neben andern Gütern einen Berg bei Fritzlar, welcher seitdem der Jungfernberg heißt.

917. Wünschelruthe beim Schatzgraben.

(S. Lyncker S. 104.)

Im Frauenberge bei Marburg liegt nach dem Glauben der Leute ein großer Schatz verborgen und es hatten sich einst drei Männer aus Weidenhausen verabredet, denselben zu heben. Dazu bedurften sie aber einer Wünschelruthe, das ist ein Haselstock, der wie eine Gabel ausläuft und am ersten Advent um Mitternacht auf der Landesgrenze gebrochen werden muß. Sie warteten also den Advent ab, und als sie dann auf diese Weise sich den Zauberstab verschafft hatten, so machten sie unter einander ab, daß Keiner, was auch kommen möge, ein Wörtchen reden dürfe und gingen in einer Nacht

nach dem Frauenberge. Mit Hilfe der Wünschelruthe fanden sie auch bald den Ort, wo sie zu suchen hatten, fingen an zu graben und stießen nach kurzer Mühe auf einen großen kupfernen Kessel, der aber so schwer war, daß ihre vereinten Kräfte nicht hinreichten, ihn vollends aus der Erde zu heben, und sie begannen die Grube größer zu machen. Doch lange Zeit verstrich, ehe ihre Arbeit einen merklichen Erfolg hatte. Auf einmal stand ein Hund unter ihnen, klein wie ein Dachs und so jung, daß er noch nicht beißen konnte, weil ihm das Gebiß fehlte, doch machte er einen so entsetzlichen Lärm durch Heulen und Bellen, daß den drei Männern nicht wohl dabei zu Muthe war und einer in der Angst schon davonlaufen wollte. Wie das einer der andern beiden bemerkte, lief ihm die Laus über die Leber, er vergaß das Stillschweigen, stieß einen Fluch aus und rief: „Greift zu und macht, daß wir fertig werden.“ Allein er hatte kaum den Mund aufgethan, da war auch der Kessel sammt dem Hunde verschwunden. Später gruben sie noch mehrmals nach, doch fanden sie gar nicht einmal den Ort wieder, wo der Kessel gesteckt hatte.

918. Das graue Männchen.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 627.)

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind einmal unterschiedliche Bonneburgische Jäger an einem nassen Herbsttage auf dem Burgberge zusammengekommen und haben Schutz vor dem Regen in den Trümmern des alten Schlosses gesucht. Da fanden sie ein altes kleines graues Männlein mit schneeweißem Haare sinnend auf Moos und Steinen sitzen. Sie redeten es an, fragten es dies und das, aber das Männlein gab keine Antwort. Darüber wurden die Jäger böse und gaben dem Männlein einige Schläge, aber es verzog darob keine Miene, weder zum Lächeln noch zum Schmerz, sein Antlitz blieb still und kalt und sein Mund geschlossen. Da banden sie das Männlein mit Hundeleinen und führten es also gefesselt zu ihrem Herrn nach Reichensachsen, da sollte es, meinten sie, schon Rede und Antwort geben, allein es that dies hier eben so wenig wie droben. Es nickte nicht und schüttelte sich nicht, es öffnete nicht den Mund, es deutete auch keinen Wunsch an, rührte auch Speise und Trank nicht an, achtete keiner Freundlichkeit und keines Zürnens. Nun dachten die Herren, die Zeit werde es schon mürbe machen, sperrten es in ein wohlverwahrtes Gemach, ließen dieses zum Ueberfluß auch noch von außen bewachen, aber am andern Morgen (nach Andern geschah es erst nach drei Tagen) da war das Männlein verschwunden, hatte aber zum Andenken ein schmutziges Vergißmeinnicht, das nicht zum besten roch, auf dem Tische hinterlassen.

919. Der Dünsberg und die sieben Hügel.

(S. Dieffenbach im Archiv f. hess. Gesch. Bd. IV. S. 48. Wolf, Hess. Sagen S. 154.)

In der Nähe von Gießen liegt der sogenannte Dünsberg. Auf seinem Gipfel hat einst ein Schloß gestanden. Zu gewissen Zeiten öffnet sich der Berg und wer das Zauberwort weiß, der kann in das Innere treten und die dort verborgenen Schätze heben. Zwischen dem Dünsberg aber und der Stadt liegen die sogenannten sieben Hügel, zu diesen gehören auch der Gleiberg, der Betzberg und der Wetteberg. Auf diesen letztern haben aber drei

Brüder ebenſo viele Burgen gehabt. Der erſte nannte die ſeine, weil ſie ſehr feſt war, Betzberg, der zweite, weil er dieſer eine gleiche entgegenſtellte, Gleiberg, der dritte aber wettete, die ſeine müſſe die andern noch an Feſtigkeit übertreffen und nannte ſie Wetteberg. Der Beſitzer des Wettebergs aber war ein Böſewicht, deshalb haben die beiden andern Brüder mit vereinter Kraft ihn angegriffen und ſeine Burg zerſtört *).

920. Ridda und Altenburg.

(S. Juſti, Heſſ. Denkwürd. Bd. IV. 2. S. 298. Winkelmann. Beſchr. v. Heſſen Bd. VI. S. 231. Archiv f. heſſ. Geſch. Bd. IV. S. 287. 284.)

Zu der Zeit Kaiſer Friedrich Barbaroſſa's war im Heſſenlande ein Raubgraf, der that in der Gegend vielen Schaden; er hieß Berthold und ſaß auf einer Bergveſte, Altenburg geheißen und ¼ Stunde von dem Dorfe Dauernheim gelegen. Da er nun beim Kaiſer verklagt ward, ſo wurde ſeine Veſte belagert und hart bedrängt. Endlich erbot ſich die Gräfin, die Gemahlin des Räubers, zur Uebergabe, begehrte aber freien Abzug mit ſo viel von ihren beſten Sachen, als ihr Eſel und ſie ſelbſt würden tragen können; das ward ihr zugeſagt unter der Bedingung, daß nicht etwa der Graf auf dem Eſel reite, als welcher zu dem Beſten gehöre. Die Gräfin ſagte das zu, daß nicht etwa der Graf auf dem Eſel ſitzen ſollte, ſetzte aber ihre drei Söhnlein auf des Eſels Rücken, und nahm ihren Gemahl auf ihren eigenen und ſo zogen ſie hinab. Weit kamen ſie jedoch nicht von der Altenburg, die nun von des Kaiſers Söldnern zerſtört ward und es gelobte die Gräfin, nachdem ſie ihren Gemahl hatte abſitzen laſſen, ſich da anzubauen, wo der Eſel ſtehen bleiben würde. Da blieb der Eſel bald darauf ſtehen, die Gräfin aber trieb ihn zum Fortgehen an und rief: „Nit da! nit da!“ aber der Eſel ſtand ſo ſteif, wie einſt Bileam's Eſelin, welche redete, und ſie mußten allda bleiben und bei einem Feuer die Nacht zubringen. Darauf haben ſie ſich dort angebaut und ein Schloß begründet, welches den Namen Ridda empfing, oder gar drei Schlöſſer, für jedes der drei Söhnlein eins. Jene Wieſe, wo der Eſel ſtehen blieb, heißt noch bis heute die Eſelswieſe.

In dem Schooße des Berges aber, wo die Altenburg ſtand, ruhen noch bis zum heutigen Tage reiche Schätze. Vor mehr als hundert Jahren lebte zu Dauernheim ein Bauer, Namens Röſer, der ging einſt nach der Altenburg und da er dort eine ſehr ſchöne und ſeltne Blume fand, ſo ſteckte er ſich dieſelbe auf den Hut. Bald fühlte er aber an demſelben eine beſondere Schwere; er nahm ihn deswegen ab und fand, daß ſich die Blume in einen großen Schlüſſel verwandelt hatte. Zugleich bemerkte aber Röſer eine Thüre, welche in den Berg ging. Mit Hilfe des Schlüſſels öffnete er dieſelbe und ging in den Berg hinein. Bald gelangte er in ein Gemach, das allerlei Schätze enthielt. Nachdem er nun von denſelben ſich die Taſchen gefüllt hatte und im Begriffe war, wieder fortzugehen, vernahm er eine Stimme, die rief: „Vergiß das Beſte nicht!“ Dies bezog Röſer nicht auf den Schlüſſel, den er in der Freude über die Schätze neben ſich hingelegt hatte, ſondern auf die Schätze, welche noch dalagen. Er ſteckte deswegen

*) Eine andere Sage hierüber erzählt Nebel, Geſch. v. Gleiberg, in Wigand's Wetzlar. Beitr. Bd. I. S. 330.

noch mehr ein. Da rief's zum zweiten Male: „Vergiß das Beste nicht!“ Und nun packte er von Neuem ein, was er nur konnte. Als es aber darauf zum dritten Male noch vernehmlicher erscholl: „Vergiß das Beste nicht!“ da bemächtigte sich seiner eine solche Angst, daß er hastig nach der Oeffnung lief, durch welche er gekommen war. Indem er aber durch dieselbe eilte, fiel die Thüre so heftig hinter ihm zu, daß sie ihm die beiden Fersen an den Füßen abschlug, wovon er in der Folge lahm ward. Die Goldstücke trösteten ihn jedoch für seine Wunden und halfen ihm die Schmerzen ertragen. Als er aber geheilt war, fühlte er sich unglücklicher als zuvor, denn er erkannte nun, was jene Stimme unter dem „Besten“ verstanden habe, und daß er nur durch seine Verblendung sich um den Schlüssel und dadurch um die Möglichkeit gebracht habe, die andern Schätze zu holen. Oft zwar wanderte er später nach der Altenburg und sah sich überall um, aber er fand weder die schöne Blume wieder, noch die Thüre, welche zu den Schätzen führte.

921. Der Graf von Ziegenhain.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 625 nach Dilich, Hess. Chronik S. 116.)

Die hessische Stadt Ziegenhain hatte vor Zeiten eigene Grafen, welche jedoch ausgestorben sind. Sie stammten von Ludwig dem Eisernen, Landgrafen zu Thüringen ab. Der letzte dieser Grafen hieß Johann, zubenannt der Starke. Und in Wahrheit war er ein starker Hans. Eines schönen Tages geruhte Graf Hans von Ziegenhain zu Frankenberg, auch einem oberhessischen Städtlein, mit seiner Frau Mutter, einer Tochter des Grafen Friedrich von Epstein, spazieren zu gehen, und sie kamen durch eine etwas enge Gasse, mitten in welcher ein Fuder Wein auf einem Wagen stand. Dieses versperrte die Gasse so auf beiden Seiten, daß man, ohne sich an Wand oder Wagen zu beschmutzen, nicht wohl vorbeikonnte, was die Frau Gräfin schwer verdroß. Da griff Graf Hans herzhaft an und hob und schob mit einem Ruck vorn und einem Ruck hinten das ganze Fuder sammt dem Wagen zur Seite, daß die Wände der Häuser krachten und die Leute dachten, es sei ein Erdbeben. Das war aber der Frau Mutter wieder nicht recht und sie hub an zu schelten: „Ist das nun nothwendig, seine Leibeskraft also anzustrengen und so liderlich zu vergeuden?“ Darauf sagte Graf Hans von Ziegenhain bescheidentlich: „Die Frau Mutter ereifere sich doch ja nicht und sei nicht ungnädig! ich habe es gut gemeint, indem ich ihr Platz zum Vorbeigehen machen wollte. Da ich es nun damit nicht getroffen, so will ich meinen Fehler gleich wieder gut machen!“ Sprachs und rückte alsbald, ohne Antwort abzuwarten, mit zwei Rucken den Wagen wieder so, wie er zuvor gestanden, und nun mußte die gestrenge Frau Gräfin umwenden und sich eine andere Gasse zum Durchspazieren aussuchen. Dies ist geschehen um das Jahr 1453.

922. Wie Ziegenhain an Hessen gekommen ist.

(S. Winkelmann Bd. VI. S. 383.)

Als Landgraf Ludwig der Friedsame seine Reise nach dem heiligen Grabe antrat, begleitete ihn Graf Johann von Ziegenhain. Als sie nun zusammen in die Nähe von Venedig kamen, da trug es sich zu, daß ein Kaufmann daselbst, den der Graf einst, als er durch sein Land gereist war, hatte fangen

und ausrauben lassen, davon Kenntniß bekam. Derselbe hatte zwar mehrmals das ihm Geraubte zurückfordern lassen, allein er hatte nur Hohn und Spott zur Antwort erhalten. Jetzt gedachte er ihn aber festnehmen und als Räuber aburtheilen zu lassen. Da erhielt noch zu rechter Zeit der Landgraf Kunde von dem schlimmen Handel, erlegte eine große Summe für den Grafen, stellte dadurch den Kaufmann zufrieden und rettete jenen aus der Gefahr.

Nachmals hat aber der Graf, da er der letzte seines Stammes und kinderlos gewesen, dem Landgrafen für die vorgestreckten Gelder, wozu ihm dieser noch eine ziemliche Summe gegeben, seine Grafschaften Ziegenhain und Nidda übertragen, mit der Bedingung, daß er und seine Gemahlin ihr Lebtage die Grafschaften ruhig besitzen und diese dann an Hessen fallen sollten, was denn auch geschehen ist.

923. Otto der Quade.

(S. Spangenberg, Adelspiegel Bd. II. S. 123. Winkelmann Bd. VI. S. 332.)

Als Otto der Schütz frühzeitig gestorben war, da war eigentlich der hessische Fürstenstamm ausgestorben, denn sein Vater, Heinrich der Eiserne, hatte zwar noch einen Bruder Hermann, allein dieser hielt unvermählt zu Grabenstein Hof, und sein Neffe, der jüngere Hermann, war in den geistlichen Stand getreten. Da fiel sein Auge auf seiner Tochter Sohn, Otto von Braunschweig, einen wilden Burschen, den das Volk den Quaden (= malus, schlecht) oder tobenden Hund nannte, der aber wenig Freunde unter der hessischen Ritterschaft zählte.

Einmal war er bei Felsberg auf der Jagd und einige hessische Ritter bei ihm. Als sie rasteten, schüttelte er seine Locken und sprach: „Wären zwei Augen todt, so käme ich aus aller meiner Noth und wäre ein reicher Fürst!“ Das hörten Simon von Homberg und Eckhard von Röhrenfurth, die bei ihm standen und entgegneten trotzig und offen: „Herr, da behüt Euch der Teufel davor, wir wissen nähere Erben zum Hessenlande denn Euch!“ und warfen sich auf ihre Rosse und meldeten es dem Landgrafen und sprachen zu ihm: „Gnädiger Herr, was wollt Ihr machen, daß Ihr Euerem Enkel das Land zuwendet, der sich Eures Todes freut? Ist doch Eueres Bruders leiblicher Sohn, Landgraf Hermann, noch am Leben, der, ob er gleich hat geistlich werden wollen, doch die Weihen noch nicht empfangen hat; den rufet uns zurück und wir wollen als getreue Hessen ihn zum Herrn annehmen!“ Als nun Landgraf Heinrich hörte, wie sein Enkel solch bösen Wunsch gethan, ward er zornig und sprach: „So wahr mir Gott und St. Elisabeth helfe! das Wort soll meinem Enkel das Land schaden!“ und er sandte nach Magdeburg, wo Landgraf Hermann sich damals aufhielt, und ließ ihn auffordern, daß er die Mitregierung übernehme. Also hatten die Hessen ihrem Lande wieder einen rechten Erben erworben.

Als nun Otto von Braunschweig durch die Zurückberufung des Landgrafen Hermann seine Hoffnung auf die Erbfolge in den hessischen Landen vernichtet sah, ward er dem Landgrafen Feind, sammelte in und um Hessen viele unzufriedene Ritter, Freiherrn und Grafen zu einem Bunde, an dessen Spitze sich Graf Gottfried von Ziegenhain stellte und weil dessen Wappen, ein Stern, das Bundeszeichen ward, so nannte man sie davon „Sterner“.

Mehrere Jahre lang befehdeten nun diese die Landgrafen und verwüsteten das Hessenland, allein ein besonderer Vortheil ging für Otto aus diesem Bunde nicht hervor. So überfiel er denn einst im Frühjahr, am Sonnabend vor Judica, das Werrathal mit den Sternern und versuchte die Stadt Eschwege mit Sturm zu nehmen. Die Bürger aber hielten treu zu ihrem Herrn, dem Landgrafen, und warfen die Anstürmenden muthig von den Mauern, auf einmal zeigten sich glühende Schwerter auf der Mauer, zwischen dem Dünzebacher Thore und der Mühlenpforte, und hellleuchtende Gesichter feuerten die Bürger zur tapfern Gegenwehr an, also daß sie den Sturm abschlugen. Zur Erinnerung an diesen Sieg ließ man fünf steinerne Köpfe auf die Mauer stellen, und bestimmte, daß alljährlich am Sonntage Judica zu Eschwege ein öffentliches Dankfest angestellt und an jedem Gründonnerstage den Armen eine Spende gegeben werde.

924. Der letzte Trauerritter.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 628.)

Vor Alters und bis in dieses Jahrhundert hinein ist es Brauch im Hessenlande gewesen, daß, wenn ein Fürst und Landesherr gestorben war, ein vom Kopf bis zum Fuß Geharnischter in schwarzer Rüstung auf schwarzgepanzertem Roß dem Sarg zu allernächst beim Leichenzuge folgen mußte; solchen Ritter nannte man den Trauerritter, und es ging die Sage, daß der, den solches Nachreiten träfe, noch selbigen Jahres dem Fürsten nachfolge in das Schattenreich, wie er ihm lebend nachgefolgt hinab in die dunkele Gruft. Da nun Kurfürst Wilhelm I. zu Hessen, der Großvater des vorletzten Kurfürsten 1821 verstorben war, wurde ein junger Herr von Eschwege dazu bestimmt, als Trauerritter den Sarg zu geleiten.

Herr Ludwig von Eschwege, ein vollkräftiger, stattlicher, blühend schöner Mann, der in den Jahren 1811 bis 1813 in Dreißigacker Forstwissenschaft studirt hatte und seinen Hieber wacker führte, eignete sich vollkommen zu dieser Rolle, allein die Seinen drückte die Sage, sie warnten, sie riethen ab, doch der ritterliche Mann konnte und wollte sich nicht dem letzten Ehrendienst entziehen, den er seinem Fürsten und Herrn erweisen sollte. Er folgte im vollen Harnisch zu Roß dem Leichenwagen, er folgte dem Sarge nach in die kühle Gruft. Aber auch an ihm bewährte die Sage ihr Recht, nach wenigen Tagen war Herr Ludwig von Eschwege eine Leiche. Da stellte der Nachfolger des verstorbenen Kurfürsten den alten Hofgebrauch ab und seitdem folgte kein Ritter im schwarzen Harnisch mehr dem Sarge des Landesherrn.

925. Der Riedesel Name.

(S. Wolf, Hessische Sagen S. 155.)

Ein Kaiser verirrte sich einst auf der Jagd im Walde und kam in große Angst und Gefahr seines Lebens, als ihn ein Ritter sah und den Erkannten auf den rechten Weg und zu seinem Gefolge brachte. Zum Dank dafür schenkte ihm der Kaiser so viel Land, als der Ritter in drei Tagen auf einem Esel umreiten könne. Der Ritter saß sofort auf und des Landes war keine geringe Strecke, die er also zum Eigenthum erwarb. Von dem Ritt auf dem Esel nannte ihn aber der Kaiser Rittesel, welches später zu Riedesel ward, und gab ihm des Thieres Kopf in sein Wappenschild.

926. Die Teufelskanzel im Hangelſtein.

(S. Wolf a. a. O. S. 90.)

Wenn man den Weg von Gießen nach Heibertshauſen geht und kommt an den großen Steinbruch im Hangelſtein vorbei, ſo ſieht man gleich rechts im Walde ein hervorragendes Felsſtück, das heißt die Teufelskanzel, denn hier ſoll der Teufel alle Jahre einmal des Nachts predigen.

927. Die vermauerte Thüre.

(S. Wolf a. a. O. S. 144.)

In dem Speiſeſaale des freiherrlich Riedeſelſchen Schloſſes Eiſenbach iſt eine vermauerte Thüre, von der folgende Sage geht. Jedesmal, wenn in dem Saale zwölf zu Tiſche ſaßen, kam durch dieſe Thür, nie aber durch eine andere, der Dreizehnte dazu, ſo daß die ſchlimme Zahl voll ward und einer aus der Geſellſchaft binnen Jahresfriſt ſterben mußte. Da hat man die Unglücksthür zuletzt vermauert und ſeitdem wurde es anders und wie oft auch noch ſich zwölf Gäſte zur Tafel ſetzten, es erſchien kein Dreizehnter mehr.

928. Zwei Tauben.

(S. Wolf a. a. O. S. 96.)

In dem Fuldaer Land hauſten ſeit Jahren zwei gefürchtete Raubmörder, welche ihr ſchauerliches Gewerbe um ſo ungeſtörter trieben, da ſie ſich unſichtbar machen konnten; wenn die Häſcher ſie gefangen zu haben vermeinten, fanden ſie ſtatt ihrer nur zwei Büſchel Stroh. Endlich traf die Gnade ihr Herz und ſie beſchloſſen, in ſich zu gehen und ſich dem Gericht zu ſtellen. Unterwegs begegnete ihnen aber eine Frau, welche ſie erkannte und ſie auf den Knieen bat, ihr das Leben zu laſſen. Da ſprach der Eine: „Fürchte nichts von uns, was wir von Dir haben wollen, wirſt Du uns gern geben. Schließ uns alle Tage in Dein Gebet ein, denn wir gehen zum Richter, uns ihm ſelbſt zu überliefern. Hörſt Du, daß wir hingerichtet werden, dann komm zum Hochgericht, und ſieh, was unſere Seelen machen!“ Gern verſprach die Frau Alles, und hielt auch treu Wort, betete jeden Tag für die Mörder, und als ſie vernahm, daß dieſelben ſterben ſollten, da eilte ſie an das Hochgericht. Kaum hatte aber der Henker dort gethan, was ſeines Amtes war, da ſah die Frau, wie von den Leichnamen ſich zwei ſchneeweiße Tauben erhoben, welche im Kreiſe um ſie herumzogen und ſich alsdann gen Himmel ſchwangen, wo ſie verſchwanden. So erkannte die Frau, daß die Mörder Gnade gefunden hatten vor Gott, vor dem keine Sünde ſo groß iſt, daß eine aufrichtige Reue ſie nicht tilgte.

929. Die Lahn hat gerufen.

(S. Wolf a. a. O. S. 130.)

Noch immer, wenn Jemand in der Lahn bei Gießen ertrunken iſt, hat ſie gerufen und das haben die Müller und Bleicher, die an dem Waſſer ſind, ſchon oft gehört. Es geſchieht jedesmal Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr. Da rauſcht die Lahn auf, ſchlägt ſtarke Wellen und dann ruft es mit lautem Schrei aus dem ſo aufgeregten Waſſer: „Die Zeit iſt da! die Stund iſt da! wär nur der Menſch da!“ Nun hört man mit heimlichem Schauder

erzählen: „die Lahn hat gerufen, es ertrinkt bald wieder eins!“ und das ist auch allemal zugetroffen, es ist bald darauf wirklich eins in der Lahn ertrunken.

Bei Neustadt am Heßler ruft oft die Lahn in langen, dumpfen und hohlen Tönen: „Ich will einen Menschen haben, einen Menschen will ich haben!“ Dann gehen die Fische haufenweise ins Garn, denn es wird ihnen bange.

930. Des Fremdlings Fluch.

(S. Wolf a. a. O. S. 133.)

Auf dem sogenannten Trieb bei Gießen, rechts von der Straße nach Grünberg, sah man noch vor 40 Jahren eine Fläche von vielen Morgen, die mit Eichen bepflanzt war, aber was wunderbar daran war, die Bäume hatten alle keine rechte Kraft, keinen frischen Saft und ihre Gipfel starrten dürr, das kam von einem Fluch, der auf ihnen lag.

Vor vielen hundert Jahren kam nämlich ein fremder Mann einmal nach Gießen, der weinend und wehklagend seine Kinder und sein Weib suchte. Es muß damals ein böser Rath in der Stadt Gießen gewesen sein, denn statt dem Mann beizustehen, wurde er beschuldigt, er habe Weib und Kind umgebracht und als er es leugnete und seine Unschuld betheuerte, auf die Folter gespannt. Der Qual los zu werden, gestand er, was er nie gethan hatte, und wurde sofort auf den Richtplatz hinausgeführt. Bevor ihm dort die Augen verbunden waren, betheuerte er abermals seine Unschuld, indem er sprach: „Und das zum Zeichen werdet Ihr diese Eichbäume gipfeldürr werden sehen von heute an; daraus möget Ihr sehen und mir glauben lernen, daß Ihr unschuldig Blut vergossen habt.“ So starb er und wurde unter dem Galgen begraben. Wenige Tage nachher bewährte sich des Mannes Unschuld auf eine erschütternde Weise, denn die von ihm gesuchte Frau kam jetzt mit ihren Kindern um den Vater aufzusuchen. Da ward große Trauer in der Stadt, dem Hingerichteten gab man sogleich ein ehrlich Begräbniß, der Frau und ihren Kindern aber das Bürgerrecht. Damit war die That jedoch nicht gesühnt, denn als es Frühling ward, da schlugen alle Bäume in und um Gießen aus, nur die Eichen kränkelten und manche starben selbst ab, und wie viele man auch nachpflanzte, nicht eine gedieh. So schwer lastete der Fluch auf der Stelle.

931. Der Mostmärten zu Schmalkalden.

(S. Häner u. Zilcher, die Herrschaft Schmalkalden Bd. V. S. 8.)

Auf dem Rathhause zu Schmalkalden ist ein Bild, das heißt der Mostmärten. Von diesem wird erzählt, es habe sich einst ein Reisender bei stürmischem Wetter verirrt gehabt, da habe er die sogenannte große Oster, die größte Glocke auf der Stadtkirche zu Schmalkalden, läuten hören, sei dem Schalle nachgegangen und habe sich so in die Stadt gefunden. Vor Freuden, sich gerettet zu sehen, habe er eine Stiftung gemacht, nach welcher jährlich zu Martini an alle Beamten, vom höchsten bis zum geringsten, selbst an den Hirten und die Todtenfrau, und in den beiden Knabenschulen, Most ausgetheilt wird. So lange die Austheilung dauert, wird mit der großen Oster geläutet und die Leute, welche an diesem Tage das Läuten besorgen, erhalten ebenfalls ihren Most.

932. Lullus und das Lullusfest in Hersfeld.

(S. Wolf, Hess. Sagen S. 141. Lynker S. 224 ꝛc.)

Ein Mann hinterließ bei seinem Tode zwei Söhne und ein ziemliches Erbe, der eine Sohn wurde ein Mönch, der andere ein Gasthalter. Der letztere verheirathete sich und dachte nur daran, wie er bald reich werden könne; der leichteste und kürzeste Weg schien ihm aber hierzu der Betrug. Darum übervortheilte er seine Gäste, gab zu geringes Maß an Bier und Wein, stahl den Pferden den zugemessenen Hafer wieder aus der Krippe und was dergleichen Streiche mehr sind. Trotzdem hatte er aber keinen Segen, er kam vielmehr immer mehr zurück als vorwärts. Eines Tages besuchte ihn sein Bruder, der Mönch, und forderte sein väterliches Erbtheil heraus. Da bat der Wirth und flehte, er möge doch noch Geduld haben und warten, da er mit seiner Frau und Kindern eben in der größten Noth stecke, ohne daß er doch wisse, wie das zugehe, denn er plage sich vom Morgen bis in die Nacht und verschmähe keine Art, Geld zu gewinnen, wenn es auch nicht immer dabei mit rechten Dingen zugehe. Da antwortete der Mönch: „Lieber Bruder, hältst Du also Haus, dann ist es um Deine Nahrung geschehen, denn Du beherbergst einen Gast, welcher all das Deinige verzehrt. Wenn Du ihn gerne sähest, so gehe mit mir in den Keller und ich will ihn Dir zeigen."

Dies geschah, in dem Keller sprach der Mönch seine Beschwörung und rief alsdann: „Lolle, gehe herzu." Alsbald ließ sich hinten im Keller ein greuliches, dickes, ungeheueres Thier sehen, so feist, daß es nicht fortkommen konnte. Der Mönch aber sprach: „Ich meine, Du habest eine gute Herberge gehabt", und fuhr dann zu seinem Bruder gewendet fort: „Siehe dieses Thier hast Du also mit Deinem Betrug gemästet, denn was Du den Leuten entzogen, das hat dieses verzehrt. Darum folge fortan meinem Rath und handle treulich und aufrichtig an den Leuten und übervortheile Niemanden, ich will alsdann noch vier Jahre mit der Theilung Geduld haben!" Diesem Rathe folgte der Bruder und seine Nahrung nahm von Tag zu Tag zu. Nachdem die vier Jahre verstrichen waren, kam der Mönch wieder, um zu sehen, wie es um seinen Bruder stehe. Dieser empfing ihn fröhlichen Herzens, dankte ihm für den guten Rath und bat ihn alsdann, das Thier im Keller noch einmal zu beschwören und ihm noch einmal zu zeigen. Der Mönch that das gern, aber das Thier war so mager und dürr geworden, daß es vor Mattigkeit kaum mehr fort konnte. Da sprach der Mönch: „Sieh, lieber Bruder, Dein Gast muß jetzt wandern und einen andern Herrn suchen, denn hier kann er nicht länger bleiben. Fahre nun fort, wie bisher, Jedem das Seine zu geben, dann kann der Segen für Dich nicht ausbleiben!"

Mit diesem Lollus, der wohl von einem altfränkischen Gott *) gleiches Namens herkommen mag, hat nun aber trotz der Aehnlichkeit des Namens das zu Hersfeld bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts am 16. Oktober jedes Jahres gefeierte Lullusfest nichts zu schaffen. Dieser Tag ist nämlich der Gedächtnißtag des Stifters und Gründers von Hersfeld, des Erzbischofs Lullus von Mainz († 787). Dieser Tag und die ganze Woche wird hier als eine Art Kirchweihfest gefeiert. Schon ehe das Lullusfest begann, ertönte

*) S. Bechstein, Fränkischer Sagenschatz Bd. I. S. 25.

auf den Straßen den Tag vorher der Ruf: „Bruder Lolls!“ oder „Lolls!“ Am Lullusmontage ward eine Breterbude auf dem Markte erbaut, ein großer Holzstoß vor derselben aufgerichtet und ein angemessener Vorrath von Getränken herbeigeschafft. Dies mußte aber alles im Laufe des Vormittags geschehen, so wie die Uhr die Mittagsstunde verkündete, begann das Fest, der Holzstoß ward angezündet, die Glocken der Stiftskirche läuteten die Freiheit des Kirchweihmarktes ein und das Geschrei „Lolls, Lolls, Brodr Lolls!“ erfüllte die Luft. Jetzt erschienen in der Bude, von rauschender Musik empfangen, die beiden Bürgermeister von Hersfeld, der städtische Wagemeister, welcher in einen blauen Mantel gehüllt war, und der Stadtdiener, dieser einen Sack Nüsse auf dem Rücken tragend. Während sich die drei erstern zu einem für sie bereitgehaltenen Mahle niedersetzten, warf der letztere seine Nüsse in den wildjubelnden dichten Schwarm der Stadtjugend, welche ungeduldig dieses Augenblicks harrte und sich nun auf die Nüsse warf und um dieselben prügelte. Dies dauerte bis 1 Uhr, dann begann in der Bude der Tanz. Das Feuer ward inzwischen Tag und Nacht erhalten, erst in der Nacht vom Dienstag zum Freitag ward dasselbe ausgelöscht, die Bude abgebrochen, aber die Lust bis zum Sonntag fortgesetzt. Die am Lullusmontage in die Bude gebrachten Getränke wurden für städtische Rechnung verkauft, Bäcker und Fleischer waren, sobald die Freiheit eingeläutet worden war, an keine Taxe mehr gebunden und alle Getränke durften frei in die Stadt gebracht werden. Auch sämmtliche Dörfer im Amte Hersfeld feierten ihre Kirchweihen in derselben Woche und mußten die Musikanten dazu aus der Stadt abholen.

933. Die Hexe zu Schmalkalden.

(S. Zeitschr. f. hess. Gesch. Bd. IV. S. 113.)

Einst war eine Wöchnerin zu Schmalkalden sehr krank, als plötzlich um Mitternacht ans Fenster gepocht ward. Beim Nachsehen fand man vor demselben eine Frau aus dem Dorfe, die für eine Hexe galt. Diese erkundigte sich zum Schrecken aller Anwesenden sehr angelegentlich nach dem Befinden der Kranken, reichte sodann einen Apfel zum Fenster herein mit dem Bedeuten, daß solchen die Kranke essen und davon genesen würde und entfernte sich. Der Apfel wurde zwar genommen, aber nicht gegessen, am andern Morgen war er durchaus kohlschwarz. Die Hexe hatte mit demselben die Wöchnerin tödten wollen.

934. Der betrogene Teufel zu Schmalkalden.

(S. d. Zeitschr. f. hess. Gesch. Bd. IV. S. 115 ꝛc.)

Es lebten einmal zu Schmalkalden ein reicher und ein armer Mann. Ersterer wußte recht gut, daß mit ihm nicht Alles so sei, wie es sein sollte, und fürchtete sich gewaltig vor dem Tode. Er blieb aber doch darum eben so hartherzig gegen Arme wie zuvor, also daß Jedermann vor seiner Thüre abgewiesen wurde. Einst aber war der Hunger zu groß in der Hütte des Armen, und seine fünf Kinder schrieen um Brod. Da faßte er sich ein Herz, ging hin zu dem Reichen und sprach zu ihm: „Leihet mir nur vier Metzen Korn, damit ich meine Kinder sättigen kann, ich will sie Euch gern zweifältig wiedergeben!“ Der Reiche sah den Bittenden lange an, endlich sprach er: „Acht Metzen Korn will ich Dir schenken und du sollst mir nichts dafür

wiedergeben, so Du drei Nächte an meinem Grabe Wache halten willst!" Der Arme hätte in der Verzweiflung noch mehr versprochen als dieses, und eilte freudig mit dem Geschenke zu den Seinen. Doch nach wenigen Tagen schon starb der reiche Mann plötzlich, man wußte nicht recht wie und ward begraben. Da fiel es dem Armen schwer aufs Herz, welches Gelübde er dem Verstorbenen gethan und wie er ihm heilig versprochen, drei Nächte an seinem Grabe zu wachen. Er war jedoch ein redlicher Mann und mochte gern halten, was er gelobt; zudem hatte er ein gutes Gewissen und nichts Böses gethan im Leben. „Wovor sollst Du Dich fürchten", dachte er, „so doch Gott überall bei Dir ist?" und mit diesem Gedanken ging er ruhig zum Grabe, darauf Wache zu halten, wie er versprochen. Es regte sich auch die Nacht nichts Schlimmes und der Mond schien so freundlich darauf nieder, als schlummere darunter ein guter Christ, weshalb der Arme beim ersten Morgenroth auch ungefährdet nach seiner Hütte schlich. Auf gleiche Weise ging es auch die zweite Nacht. Allein am dritten Abend war dem Armen so bänglich zu Muthe, daß er sich vor Unruhe nicht zu lassen wußte und hoch erfreut war, als er an der Kirchhofmauer einen alten Krieger stehen sah, der sein Abendpfeifchen rauchte und noch immer seinen Mantel und die weiten, großen Stiefel trug, welche er in mancher Schlacht getragen hatte. Der alte Krieger mochte sich sein letztes Ruhebettlein aussuchen wollen auf dem Gottesacker und fragte verwundert den Andern, was ihn noch so spät zu dieser Stätte treibe? Es war bald erzählt und auch die Angst nicht verschwiegen, die ihn nun beim Beginn der dritten Wache quäle. Darauf sprach der alte Krieger: „Wo es Wache zu halten giebt, da bin ich dabei! ich habe wohl noch auf einem schlimmern Posten gestanden, denn hier. Topp, Freund, ich bleibe bei Dir, und wenn es was zu verdienen giebt, oder was zu leiden ist, Halbpart!" Wer war froher als der arme Mann, daß er auf einmal so einen treuen Gefährten bekommen hatte. Man setzte sich zusammen in das Gras und plauderte ganz wohlgemuth. Aber gegen Mitternacht verfinsterte sich der Himmel und mit schrecklichem Getöse erschien eine furchtbare Gestalt. „Hinweg von diesem Grabe", so donnerte sie den beiden Wächtern zu, „der ist mein, der unter diesem Hügel schläft und mein ist seine Seele!" Im Anfange wollte bei diesen Worten den armen Mann ein Grauen überfallen, doch da er seinen Gesellen so unverzagt sah, kehrte auch bei ihm der Muth und das Gottvertrauen zurück und mit lauter Stimme rief er: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn! hebe Dich weg von mir Satanas!" Da nun der Teufel merkte, daß er mit Gewalt die Beiden nicht vom Grabe herunterbrächte, nahm er zur List seine Zuflucht, lobte ihre Treue und Wachsamkeit und versprach ihnen endlich Geld, wenn sie ihm die Seele des reichen Mannes überließen. „Wohlan", sagte der alte Krieger, „ich bin's zufrieden und mein Kamerad auch; giebst Du uns diesen Stiefel voll Gold, so magst Du das Grab mit allem, was darin ist, nehmen. Dabei hatte er den einen großen weiten Stulpstiefel ausgezogen und hielt ihn dem Bösen hin. „Haha!" lachte dieser, „geht Ihr jetzt in Euch und werdet zahm? Nun wartet einen Augenblick, gleich werde ich das Geld holen!" Unterdessen der Teufel fortging, um das Geld zu holen, nahm der Soldat ein Messer und schnitt den Schuh vom Stiefel rund herum ab, so daß er nur noch den Stulpen in der Hand hielt. Jetzt kam der Böse zurück und trug einen Haufen Goldes

in seinem Mantel. Rasselnd warf er die Goldstücke in den Stiefel, aber sachte fielen sie durch den Stiefel hindurch in das hohe Gras. „Der Stiefel ist noch nicht voll!“ rief der Krieger. Der Teufel ging wieder fort und brachte zum andern Male Gold. „Es fehlt immer noch“, sprach der Soldat und hielt seinen Stiefel hin. Da ging der Teufel zum dritten Mal und holte mehr. „Auch dieses reicht noch nicht“, sagte der alte Krieger. Da wollte der Teufel voll Zorn diesem den Stiefel aus der Hand reißen, doch in dem Augenblicke krähte der Hahn und der erste Strahl des Tages zeigte sich. Mit einem fürchterlichen Gepraſſel fuhr bei diesem Zeichen der Teufel durch die Luft und hat sich niemals wieder sehen lassen. Die beiden Wächter aber freuten sich der gelungenen List, wodurch sie den Teufel so lange aufgehalten hatten, und rafften das viele Gold vom Boden auf. Doch als sie jetzt theilen wollten, da sagte der alte Soldat zum armen Manne: „Weißt Du was, Bruder, behalte das ganze Gold! ich bin ein alter Kerl und habe wohl nicht lange mehr zu leben, Frau und Kinder habe ich auch nicht, ich will zu Dir ziehen, Du sollst mich für das Gold in meinen alten Tagen pflegen; ich meine, es müßte bei Dir gut wohnen sein, denn Du hast ein reines Gewissen und ein zufriedenes Herz.“ Und so zog der alte Krieger zum armen Manne und sie lebten alle zusammen froh und fröhlich bis an ihren Tod.

935. Die Todtenhöhe.

(S. Landau in d. Zeitschr. f. hess. Gesch. Bd. I. S. 354.)

Bei Frankenberg liegt eine Hochebene, die Todtenhöhe genannt. In grauer Vorzeit wurde hier eine Schlacht geschlagen und an dem jedesmaligen Jahrestage erheben sich in der Nacht die Gebliebenen und wiederholen von Neuem das blutige Spiel. Als einst in einer Winternacht Holzhauer über die Höhe gehen wollten, sahen sie die Geisterschlacht; ganze Schaaren von Bewaffneten zu Roß und zu Fuß kämpften in wildem Streite, daß dumpf der Boden davon dröhnte. Da ergriff sie Schrecken und Angst, und ihre Aexte wegwerfend, eilten sie zu ihrer heimischen Hütte zurück. Als sie aber des Morgens wiederkamen, ihre Aexte zu suchen, sahen sie nichts als ihre eigenen Fußtritte im Schnee.

936. Der Alp.

(S. ebd. S. 354.)

Bei den Bewohnern des Schwalmgrundes findet man eine eigenthümliche Erklärung des Alps. Hiernach ist dieser Alp entweder ein böser Geist oder das Liebchen des Geplagten. Um ihn zu fangen, solle man, so rathen sie, sich nur mit dem Betttuche zudecken, und wenn er komme, dieses über ihn zusammenschlagen, dasselbe festhalten und in einen Kasten verschließen. Oeffne man denselben früher, ehe ein Mensch ersticken könne, so fliege eine weiße Taube davon, wo nicht, so setze man sich der Gefahr aus, wenn es das Liebchen gewesen, dieses erstickt zu finden.

937. Ein Gottesurtheil.

(S. Zeitschr. a. a. O. S. 355.)

Im Jahre 1665 kam in einem Dorfe des Amtes Homberg ein Mädchen heimlich nieder. Weil man das Kind bei der Mutter todt fand, so beschuldigte

man dieſe, es ermordet zu haben. Um ſich hiervon zu überzeugen, nahmen die Bauern das Kind und legten es in die Arme der Mutter und ließen dieſelbe mit ihrer Rechten des Kindes Rechte erfaſſen, um zu vernehmen, ob es ein Leibeszeichen von ſich geben wolle, ob es vielleicht über ſich ſchieße oder unten hinaus, welches aber nicht geſchehen, woraus die Leute des Orts geurtheilt, daß ſie an des Kindes Tode unſchuldig ſei.

938. Zeichen, wo ein Schatz zu graben ſei.

(S. Zeitſchr. a. a. O. S. 353.)

Man zeichnet mit der Wünſchelruthe einen Kreis und beſteckt denſelben mit Pflöckchen. Kommen nun zwei Vögel in dieſen Kreis geflogen und beißen ſich darin, ſo iſt das ein Zeichen, daß daſelbſt ein Schatz verborgen iſt. Alſo hat ein Schatzgräber zu Waldkappel im Jahre 1619 ausgeſagt.

939. Tanz und Sang auf Hünengräbern.

(S. Archiv f. heſſ. Geſch. Bd. V. 2. S. 87.)

Zu Langsdorf herrſcht ein alter Gebrauch, daß nämlich die jungen Leute alljährlich am Sonntage vor oder nach Oſtern gemeinſam nach der Unterau, einer Wieſe, die nördlich von Langsdorf liegt und auf welcher ſich etliche Heideköppel d. h. Hünengräber befinden, mit Sang und Klang hinausziehen und nun einen beſonderen Geſang anſtimmen und dabei tanzen. Folgendes iſt der jetzt ziemlich unverſtändliche Text:

Her is Holz, her is Holz — An dem Ort
Unter meinen Füßen — Sags dem Römer (Kremer) ja ja
Kapp (Kopf) verloren (und) Keines nicht — Und haſt Du mich (dies) im Sinn
So will ich Dich erlöſen — So will ich Dich hier laſſen ſtehn
Hier und dort — Und zu einer andern gehn.

Bei den letzten Worten wechſeln die Burſchen ihre Tänzerinnen. Das Feſt dauert übrigens bis zum Abend, wo man dann mit Sang und Klang wieder nach Hauſe zieht. Es ging aber dort die Sage, daß wenn in früheren Zeiten dort das Lied geſungen worden ſei und einer hätte den Glauben nicht angenommen, er alsdann an den daſelbſt befindlichen Heideköppeln ermordet worden wäre und ſelbſt ſeine Kinder mit dem Leben hätten büßen müſſen.

940. Schauenburg.

(S. Winkelmann Bd. II. S. 325.)

Schaumburg ſoll ſeinen Namen davon bekommen haben, daß einſt Conrad II., der deutſche Kaiſer, hier vorbeizog und bei dem Anblick derſelben ausgerufen haben ſoll: „Schau 'ne Burg!“ Weil aber ihr Erbauer, Adolph von Salingsleben, den Letzterer zum Grafen von Schauenburg erhob, früher zu Neſſelberg wohnte, gab er ihm ein Neſſelblatt ins Wappen.

941. Das Wappen von Lichtenau.

Einſt verirrte ſich ein Landgraf von Heſſen im Walde. Da traf ihn ein des Weges herkommender Bauer mit einer Laterne und brachte ihn wieder

auf den rechten Weg. Zur Erinnerung daran erbaute er nachmals an dieser Stelle eine Stadt und gab dieser eine Laterne zum Wappen und von deren Licht den Namen Lichtenau *).

942. Das Wappen von Wolfhagen.

Die Stadt Wolfhagen führt einen Wolf in ihrem Wappen. Dies kommt daher, daß die ersten Ansiedler in dieser Gegend, als sie sich hier anbauten, einen Wolf aus dem Haine (Hagen) springen sahen, davon Name und Wappen der Stadt.

943. Der Stadtwald von Wolfhagen.

(S. Lyncker S. 138.)

Zu Wolfhagen lebte einst eine sehr kluge Frau, Agnes von Bürgel genannt. Diese hat die Kunst verstanden, ihre Wäsche, wie einst die h. Elisabeth, ohne Seil zum Trocknen in die Luft zu hängen. Sie ist Ursache, daß der große Wolfhagener Stadtwald gewachsen ist. Die ganze Strecke nämlich, auf welcher derselbe steht, war ehedem Ackerland und gehörte dem Grafen von Waldeck, allein dieser hatte es an die Frau Agnes verpfändet und diese zog lange Jahre ihren Nutzen daraus. Endlich aber wollte jener dieses schöne Stück Land wieder einlösen und forderte es zurück, die Gräfin aber weigerte sich, weil er den Einlösungstermin nicht eingehalten hatte. Es entstand nun ein langwieriger Prozeß hierüber und die Gräfin schlug vor, ihn durch einen Vergleich zu beendigen. Sie machte sich nämlich aus, die Strecke nur noch einmal besäen zu dürfen, nach der Ernte könne der Graf ruhig davon Besitz ergreifen. Letzterer nahm dies auch an, allein er war vollständig betrogen, denn die Edelfrau ließ zwar das Land pflügen und besäen, allein nicht mit Getreide oder Hülsenfrüchten, sondern mit Eicheln. Als nun der Herbst herankam, da ritt der Graf hinaus aufs Feld um zu sehen, ob nicht bald die Ernte eingeheimst werde, allein da sah er, daß die ganze Strecke mit jungen Eichenpflänzchen überdeckt war und er von Frau Agnes vollständig überlistet war. Er mußte wieder heimreiten, denn eine Ernte an diesem Orte konnte er niemals erleben. Die Eicheln waren herrlich aufgegangen und es dauerte nicht lange, so stand ein junger Wald an dieser Stelle; die Bäumchen wuchsen heran zu mächtigen Eichen und stehen noch bis auf den heutigen Tag. Als aber die Edelfrau ihr Sterbestündlein herannahen sah, vermachte sie zuvor ihre Gerechtsame an dem Wald der Stadt Wolfhagen und diese besitzt ihn heute noch.

944. Die Hunde.

(S. Justi, Vorzeit v. Hessen 1826 S. 170. Bach, Kurhess. Kirchenstatistik. Cassel 1835 S. 130.)

Vor vielen Jahren begegnete einem Edelmanne, der auf die Jagd gehen wollte, eine Frau mit einem großen verdeckten Korbe. Neugierig fragte sie derselbe, was sie da in ihrem Korbe habe. Sie antwortete: „Zwei Hunde, welche ersäuft werden sollen." Der Edelmann entgegnete darauf, daß er

*) Dilich, Hess. Chronik S. 153 sagt, der Name komme daher, weil hinter dem alten Schloß Reichenbach, unter welchem es liegt, eine große dunkle Wildniß gewesen, die Gegend aber nach Morgen und Mitternacht einen lichten Prospekt gewähre habe.

die Hunde besehen und behalten wolle, wenn sie ihm gefielen, da er ein großer Freund des Hundegeschlechtes sei. Die Frau weigerte sich jedoch den Korb aufzudecken, weil ihr dies bei strenger Strafe untersagt sei. Endlich wollte der Edelmann Gewalt brauchen. Da deckte das Weib zitternd den Korb auf und zwei neugeborene schöne Knaben lächelten dem Edelmann entgegen. Dieser ließ sie sogleich nach seiner Burg tragen und nahm sie, da er kinderlos war, an Kindesstatt an. Er schickte zu einem benachbarten Geistlichen und ließ ihn bitten, „zwei junge Hunde auf seiner Burg zu taufen." Aber der Pfarrer lehnte solch ein Ansinnen mit Heftigkeit und Unwillen ab; ein anderer Geistlicher machte es eben so, als er aber zu einem dritten kam, vermuthete dieser sogleich eine andere und eigene Bewandniß der Sache. Er kam und taufte die Knaben, welchen der Edelmann den Namen „Hund" beilegte. Von diesen beiden Knaben aber, die sich später in allen ritterlichen Uebungen auszeichneten und eine Burg, die Hundsburg erbauten, stammte die bekannte adlige Familie der „Hunde" ab. Der Pfarrer aber, der die Knaben taufte, soll der zu Metz, unfern Gudensberg, gewesen sein, bei dessen Stelle sich noch jetzt ein Zehnten befindet, welcher der Hundszehnten heißt *).

945. Das Nadelöhr.

(S. Winkelmann Th. I. S. 50.)

Unfern Friedewald, welches gewissermaßen in dem sogenannten Sülingswalde liegt, befindet sich mitten im Walde ein durchlöcherter Stein, das sogenannte Nadelöhr, welcher vom Landgraf Moritz von Hessen statt eines ausgehöhlten Baumes gesetzt worden ist und durch welchen alle Vorübergehende, der Kurzweil halben, kriechen und sich hindurchschlagen lassen müssen.

946. Die Haut.

(S. Winkelmann Th. I. S. 61.)

Im Amte Frauenstein liegt ein Dorf, Namens Denches, wo in dem daranstoßenden Walde ein kleiner See ist, der kleine Elfertsee geheißen, aber höher als der in demselben Amte befindliche sogenannte große See gelegen. Auf diesem ist eine Art Gewächs von Weiden, Haseln und anderem Gehölz, die Haut genannt, von sich selbst so stark und fest in einander geflochten, daß etliche Stücke Vieh darauf stehen und weiden können. Dieses Gewächs liegt aber ganz frei, schwimmt und schwebt, und wird von dem Winde bald hier, bald dorthin getrieben, daher es nach der Erzählung der Umwohnenden oft geschieht, daß, wenn das Vieh von dem Ufer darauf zu weiden kommt, es durch einen gelinden Wind, mit dieser Insel oder Haut mitten auf die See getrieben wird und eher nicht, als bis sich ein anderer stärkerer Wind erhebt, wieder ans Land kommen kann **).

947. Klein Frankreich.

(S. Winkelmann Bd. II. S. 215.)

Im Hessenlande ist ein Edelmann gewesen, genannt Rolzhausen. Der war in seiner Jugend sehr arm, also daß er zuweilen den Pflug geführt

*) Es giebt noch eine andere Sage hierüber bei Lynker a. a. O. S. 138 ꝛc., welche ziemlich genau mit den oben Bd. I. S. 10 von der Gräfin von Altorf erzählten übereinstimmt, nur daß es hier 7 Hunde sind.

**) Ueber ähnliche schwimmende Inseln spricht Harsdörfer, Hist. Schauplatz I. IX. S. 426.

hat. Endlich ist er des elenden Feldlebens überdrüßig geworden und hat gehört, daß eine Trommel gerührt ward und Werber da waren. Als er nun von seiner Mutter Abschied genommen, hat ihm diese achtzehn Turnosen gegeben, welches eine Art Geld im Hessenland gewesen ist, und hat gesagt: „Lieber Sohn, ich habe nicht mehr, ziehe hin, Gott gebe Dir Glück und Segen.“ Er ist aber ein tapferer Cavalier geworden und zur Zeit Philipps des Großmüthigen, des Landgrafen von Hessen, im Jahre 1562 mit einer Armee nach Frankreich gekommen, allwo er sich sehr tapfer und männlich gehalten und bei Freunden und Feinden großes Lob erlangt hat. Derselbe hat viele Maulesel mit Kronen beladen ins Hessenland geschickt und hat ein Haus erbaut, welches damals Klein-Frankreich genannt worden ist (Friedelnhausen bei Staufenburg). Nun hat ein Graf von Nassau einmal in einer Krankheit sich eingebildet, er vermeine wieder gesund zu werden, so er einen solchen wohlschmeckenden Roggenbrei bekomme, wie ihn dieser hessische Oberst Rolzhausen, als sie mit einander in den französischen Kriegen gedient, bereitet habe. Dieser Rolzhausen ward nun wirklich aus Hessen abgeholt, richtete zwar einen solchen Brei zu, allein er wollte Sr. Gnaden nicht schmecken. „Ja“, sprach der von Rolzhausen, „Herr Graf, laßt uns zuvor vierzehn Tage Hunger leiden, wie damals in Frankreich geschah, was gilt's, bittere Bohnen werden uns süß schmecken!“

948. Die Glocke zu Haina.

(S. Winkelmann Bd. III. S. 227 [mit Abbild.])

In der Kirche des im Jahre 1144 gestifteten Klosters Haina hängt eine zwar kleine, aber aus stattlichem Metall gegossene Glocke, daran stehen drei Hasen mit drei Ohren, aber so dargestellt, daß gleichwohl jeder Hase zwei Ohren hat. Man sagt, daß der Glockengießer, der Hase hieß, vielleicht auf diese Weise seinen Namen auf die Nachwelt bringen wollte.

949. Der Name Spangenberg.

(S. Winkelmann Bd. II. S. 269 [mit Abbild.])

Das Schloß Spangenberg im Fuldaischen liegt auf einem ziemlich hohen Berge, und wird darum Spangenberg genannt, weil an demselben wie auch an einem Hügel gegenüber eine große Menge kleiner runder Steinchen gefunden werden, die alle von Natur ein Bildniß wie eine Spange haben, so wie man sie von Alters auf den Schuhen getragen hat. Der ganze Berg ist mit solchen Steinchen ausgefüllt, also daß man ganze Klumpen derselben herausnehmen und mit einem Messer zertheilen kann und nach Durchschneidung der Fugen kleine runde Steinlein darin formirt findet, in deren Mitte sich ein durch und durch gehendes Pünktchen befindet, als ob sie durchgebohrt wären. Sie sind sämmtlich zirkelrund, nach geometrischer Art, und haben gemeiniglich 12 oder 24 Strahlen oder Strichlein, gleich wie eine Stundenuhr. Man findet aber auch dergleichen mit einem zweiköpfigen Adler oder einem Turban.

950. Der Ursprung von Plesse.

(S. Winkelmann Bd. II. S. 316.)

Eine halbe Meile unterhalb Göttingen liegt an der Leine das Haus und die Herrschaft Plesse. Dasselbe verdankt seinen Ursprung dem adligen

Geschlechte derer von Schwanringen. Diese haben einen Groll gegen ihre Nachborn, die Junker von Hardenberg gehabt und so ist denn Sighard von Schwanringen im Jahre 797 durch Bodo von Hardenberg mit einem Pfeile erschossen worden. Als nun Gottschalk von Schwanringen mit seinem Bruder Siegfried sich gerüstet, um ihres entleibten Bruders Tod zu rächen und sich deswegen zu einem Angriff bereitet, haben sich die von Hardenberg auch zur Gegenwehr angeschickt und in ihrem Gebiete an der Bever auf einem gewaltigen hohen Steinfelsen einen Bergfrieden errichtet, eine feste Burg darauf gebaut und dieselbe nach dem Wasser und Steinfelsen Beverstein genannt. Daher hat man die von Hardenberg nach dem neuen Hause Beverstein die von Beverstein genannt. Die von Schwanringen aber konnten aus dem von den Hardenbergern angefangenen Bergfrieden und Bau leichtlich ihr Vorhaben ermessen, zogen daher aus, jedoch unter dem Vorwande, als ob sie auf dem hohen Walde, der jetzund der Plesser Wald genannt wird, jagen wollten, damit sie unvermerkt alle Gelegenheit des vorgenommenen Gebäudes derer von Hardenberg erkunden möchten, und ob sie vielleicht in ihrem Gebiete dort am Walde einen zu einer Festung wohlgelegenen Ort finden könnten, von wo sie denen von Hardenberg auf dem Beverstein Widerstand leisten könnten. Nun hatte Bodo von Schwanringen einen Bastardbruder, Gasco Heise Schwanenflügel genannt, der war ein guter Jäger und den andern Dienern und Knechten seines Vaters vorgezogen und wohlgehalten. Derselbe machte, als ein Waldkundiger, einen Umschweif in dem Walde, um sich zu erkundigen, was es mit dem neuen Bau derer von Hardenberg für eine Gelegenheit haben möchte. Als er nun auf dem Walde wiederum zu seinem Vater kam und von ihm befragt ward, „was ihm bei dem neuen Bergfrieden der von Hardenberg däuche", so hat Heise, der Jäger, alles was er gesehen und erfahren berichtet und gesagt, wenn er gegen und wider den Beverstein auch ein Haus zu bauen gedächte, wolle er ihm dazu ein solches wohlgelegenes Plätzchen zeigen und weisen, dahin man eine solche Burg und Festung bauen und machen könne, auf welcher man nicht allein vor denen von Hardenberg, sondern auch vor vielen mächtigen Leuten sich aufhalten könne. Gottschalk von Schwanringen begehrte nun, er solle ihm einen solchen Ort oder Plätzchen zeigen. Also kehren sie mit einander nach dem Walde westwärts der Leine zu und kommen an die hohe Ecke des Gebirges und Steinfelsens an der Plätzke, welches Heise, der Jäger, ausersehen. Sobald aber Gottschalk die Gelegenheit des Orts gesehen, hat er gesagt: „Wahrlich, das ist ein feines und wohlgelegenes Plätzchen, da soll und muß eine Burg angelegt und gebaut werden." Darauf hat er alsbald daselbst zu bauen angefangen und ist der angefangene Bau Pletzke genannt worden, in der Länge der Zeit aber sind nach Art des gemeinen Volkes die drei Buchstaben t z k verloschen und Pleisse, etwas leichter auszusprechen, daraus geworden.

951. Der Schwerttanz zu Weißenstein.

(S. Winkelmann Bd. III. S. 373 ꝛc.)

Schon zur Zeit des römischen Geschichtschreibers Tacitus *) wird von den alten Katten, den Ureinwohnern des Hessenlandes erzählt, daß sie aus Kurzweil Schwerttänze aufführten, also daß die jungen Gesellen in weißen

*) S. Germania c. 24.

Hemden zwiſchen ſpitzigen Schwertern und Spießen unverletzt *) ſich zu überſchlagen und Purzelbäume zu machen ſich befleißigten. Dieſe Schwerttänze ſind nun aber namentlich bei Hochzeiten fernerhin noch geübt worden. Es waren ſolcher Schwerttänzer etwa 16 bis 20 an der Zahl, deren Hüte mit allerhand farbigem Band und weißem Tuch verziert waren, ſie ſelbſt ſind mit einem weißen Hemde bedeckt, mit einem Feldzeichen umgürtet geweſen. Ihre Arme waren mit lang herabhängendem Bande umwunden, an den Kniescheiben hatten ſie Schellen gebunden und der Führer dieſer Schwerttänzer redete nach alter hergebrachter Sitte die Zuſchauer alſo reimenweis an: „Ehrenveſte, Vorachtbare, Fürſichtige, Wohlweiſe Herrn Schultheißen, Bürgermeiſter und Rath, ich und meine Geſellen wünſchen den Herrn einen guten Tag.

Hier ſind wir herkommen auf dieſen Platz und Plan,
Einen ehrlichen Schwert-Tanz wollen wir fangen an,
Nicht aus freiem Muth,
Sondern erlaubt von der Obrigkeit gut.
Alſo ſollen meine Geſellen ihre Schellen laſſen klingen
Wie die Engel im Himmel ſingen.
Mancher ſpricht ſolchen Tanz habe ich nie geſehen,
Ich ſage aber, was Plinius ſchreibt, daß es vor 100 Jahren iſt auch geſchehen.
Einer der da ſingt
Einer der da ſpringt
Und der dritte, der auf die Trommel klingt.
Trommelſchläger ſchlag auf die Trommen
Daß wir zu dem Tanzen kommen!“

Hierauf fangen ſie an zu tanzen, darunter die Schellen, nach ihrem Tritt, den Klang von ſich geben, bald verwirren ſie ſich mit den in der Hand getragenen Degen faſt kunſtverwunderlich und kommen in geſchwinder Eile hernieder zu ihrem ordentlichen Tanze. Nach vollendetem Tanz legt der Führer abermals ſeine Rede durch die vermeinten wohlklingenden Reime gegen die Zuſchauer in folgender Weiſe ab:

Dieſer Tanz iſt nun aus
Den wir den Herrn haben bracht zu Haus,
Die Herrn werden ſich auch bedenken
Und werden uns ein Trinkgeld ſchenken,
Ein Kopfſtück oder vier
So komm ich mit meinen Geſellen zum Bier.
Ein Kopfſtück oder neun
So komm ich mit meinen Geſellen zum kühlen Wein,
Nicht daß wir Euch ſetzen Maaß oder Ziel,
Ihr möget uns verehren mehr oder viel,
Da ich war wie ein Krug,
Da mich mein Vater zum Haus hinausſchlug,
Er gab mir einen weißen Stecken in meine rechte Hand
Und weiſt mich in das drey- und dreyßigſte Land.
Ich zog das drey- und dreyßigſte Land auf und nieder,
Ich bettelte mein Brod und verkaufte es wieder,
Da meint mein Vater, ich wär verdorben,
Da war ich zu einem Kaufmann worden,

*) Gleichwohl ward im Jahre 1571 zu Iba bei Rotenburg einer der Tänzer aus Verſehen erſtochen.

Ich hab verthan mein Gut
Bis auf einen alten Filzhut,
Der liegt zu Speier auf dem Keller
Und ist versetzt für drei Heller.
Guter Gesell wiltu ihn haben,
Ihn will ich Dir schenken,
Darbei soltu meiner gedenken,
Ihr Weiber auf der Reyh
Zieht hin, holt uns ein Steig Eier oder drey
Oder schneid' ein Stück aus der Seiten
Und schabt darmit den Spahn
Und sagt dem Hausvater, die Katz hab es gethan,
So wird die Katz belogen
Und der Hausvater betrogen,
Damit daß wir den Schwerttanz vollbringen,
Es möchte uns sonsten mißlingen.
Darnach sollen meine Gesellen ihre Schellen lassen klingen
Wie die Engel im Himmel singen
Und sollen mich frisch und fröhlich zu der Erde springen.
Hab ich aber mein Wort nicht recht gesprochen,
So gebt uns das Fleisch und den Hunden die Knochen.

Nach diesem bringen ihnen die Zuschauer freiwillig Geld, Speck, Eier und Bratwürste, welches alles sie nachher in gewöhnlicher Lust mit einander verzehren. Der letzte Schwerttanz ist zu Hessen im Anfange des Jahres 1651 aufgeführt worden, und es hat diesen das Landvolk bei der Heimführung der hochfürstl. Gemahlin aus Holstein-Gottorf dem Herrn Landgraf Ludwig VI. kurz vor Lollar im Felde eine halbe Meile von Gießen mit aller zierlichen Geschwindigkeit vorgestellt, allein das einfallende Schneewetter verkürzte den hochansehnlichen Zuschauern die Lust.

Nun hat, nach der Sage, auf dem spitzen Berge bei dem Dorfe Wehre unfern Marburg ein festes Raubschloß, der Weißenstein, dessen Trümmer noch zu sehen sind, gestanden, von wo aus der umliegenden Gegend vor Alters großen Schaden zugefügt worden ist. Weil man nun demselben wegen der Festigkeit und Höhe nicht beikommen können, haben die Einwohner zu Wehre den darauf wohnenden Edelleuten einen Schwerttanz gebracht, sich zuvor mit allerhand Wehr und Waffen heimlich versehen gehabt, und wie sie nun unter diesem Vorwand in das Schloß gelassen wurden, haben sie durch tapfern Kampf die Besatzung niedergemacht und die Edelleute mit dem Schlosse in ihres Landesfürsten Hand geliefert.

952. Das Fuën und Futteln.

(S. Lyncker a. a. O. S. 236 u. Landau in d. Zeitschr. f. hess. Gesch. Bd. II. S. 278.)

An den meisten Orten der Grafschaft Schaumburg ist es Sitte, daß die jungen Burschen oder Knechte am Fastnachtsvorabend aus dem Walde Ruthen von der an ihren stacheligen Blättern leicht kenntlichen immergrünen Stechеiche (ilex aquifol.) holen und diese zu den sogenannten Hülsen oder Fuësträuchen zusammenbinden. Damit ziehen sie am Fastnachtsabend im Dorfe umher, dringen in die Häuser und schlagen den Frauen und Mädchen die Waden damit, so daß oft Blut fließt, unter dem Rufe:

Fuë, fuë Faßlahmt (Fastenabend)
Wenn du greren geben wutt
Schaft du sau langen Flaß (Flachs) hebben!"

Hierbei wird eine Pantomime gemacht, welche anzeigt, wie lang der Flachs werden soll. Dies nennt man Futteln, oder Fuën. Sind die Weiber

tüchtig gefaet, ſo muß Branntwein und Wurſt aufgetragen werden. Am zweiten Faſtnachtstag haben aber die Mädchen das Recht des Fuens, wobei die Männer wieder nicht ohne blutige Hände davonkommen. Es wird hierbei in jedes Haus gedrungen und weder der Pfarrer noch der Gutsherr bleiben verſchont.

953. Der unglückliche Schnelläufer.

(S. Winkelmann Th. III. S. 375 nach Happel, Relat. Curiosae Nr. 35 S. 453.)

Im dreißigjährigen Kriege hat einmal ein Landgraf von Heſſen-Caſſel eine nöthige und ſchleunige Reiſe nach Darmſtadt vorgenommen; weil er nun die beſten Pferde jedesmal unter dem Leibe gehabt, ſo iſt er den Andern zeitlich aus den Augen gekommen und hat ihm Niemand folgen können, mit Ausnahme eines einzigen ſchnellaufenden Laquais. Als ſie nun in guter Zeit Nachmittags zu Frankfurt a. M. angelangt, und alſo ſchon 18 gute deutſche Meilen hinter ſich gelegt hatten, da iſt der Herr Landgraf ſchon ſo ſteif geweſen, daß er faſt nicht einen Schritt hat weiter reiten können, deswegen er ſeinem noch friſch feienden Laquais etliche verſchloſſene Zeilen gegeben, welche ſolcher noch ſelbigen Abend vollends nach Darmſtadt, ſo noch 3 Meilen weiter, gebracht und dem Herrn Landgrafen daſelbſt gebührlich eingehändigt hat. Inzwiſchen hat ſich ein Jeder über die Schnelligkeit dieſes Läufers zum Höchſten verwundert, als welcher faſt in einem einzigen Tage 21 ſtarke deutſche Meilen abgelaufen, und weil damals im hochfürſtlichen Saale ein Tanz gehalten worden, ſo hat man ihn gefragt, ob er ſich wohl unterſtünde, noch einen Reigen zu tanzen, worauf er mit einem freundlichen ja geantwortet, und als er zuvor einen Pokal mit Wein zu ſich genommen, ſeine Hitze ein wenig zu kühlen, da iſt er, als er den Reigen nicht halb vollendet, plötzlich todt zur Erde gefallen, welches Unglück, ſo dem ſtarken Trunk zugeſchrieben worden, Jedermann herzlich bedauert hat und iſt ihm ein ehrliches Leichenbegängniß zu Darmſtadt gehalten worden.

954. Die Sandkirmeß.

(S. Lynker S. 234.)

Außer der gewöhnlichen Kirmeß wird in Weſtfalen noch eine ſogenannte Sandkirmeß gefeiert, welche 24 Stunden dauert. Des Morgens mit Sonnenaufgang müſſen drei Mädchen, die als unbeſcholtene Jungfrauen bekannt ſind, an einem zwei Stunden vom Dorfe entfernten Orte Sand holen. Im Dorfe wieder angekommen, geben ſie ſich Mühe, dieſen Sand in drei Umgängen um die Kirche zu ſtreuen. Die Burſchen des Dorfes, welche ihre Rückkehr erwarten, ſuchen ſie daran aber durch Beſpritzen mit Waſſer aus den Fenſtern, von den Dächern, ſogar vom Kirchthurm herab zu hindern. Nachmittags bis zur Nacht wird getanzt.

955. Der Teufel als Baumeiſter.

(S. Grimm, Deutſche Mythologie S. 977. Lynker S. 24 ꝛc.)

Ein Bauer auf der Ellenbach, am Sandershäuſer Berge bei Kaſſel, hatte einmal ſo viel Getreide einzuernten, daß er es nicht unterzubringen wußte, denn ſeine Scheune war zu klein und eine neue zu bauen, hatte er weder Geld noch Zeit. Nachdenklich ging er einſt durch ſeine Felder, da

trat ein altes graues Männchen auf ihn zu und fragte ihn nach dem Grunde seiner Traurigkeit. Der Bauer hatte keinen Grund, die Wahrheit zu verleugnen, und siehe da: das graue Männchen lächelte und sprach: „Wenn's weiter nichts ist, die Scheune sollst Du haben und ehe morgen der Tag graut, soll sie fertig auf Deinem Hofe stehen, allein Du mußt mir dafür verschreiben, was Du an verborgenem Gute besitzest!" Der Bauer dachte hierbei an Schätze, welche ungehoben unter der Erde lägen und bedachte sich keinen Augenblick auf den Handel einzugehen. Erst beim Abschiednehmen sah er freilich den Pferdefuß unter dem Mantel des Männchens herausschauen, er wußte also, daß er mit dem Teufel zu thun hatte und ging kleinlaut nach Hause. Er erzählte hier seiner Frau, was ihm begegnet war, und diese rief: „Wehe, was hast Du gethan? ich trage ein Kind von Dir unter meinem Herzen, das hast Du dem Teufel verschrieben!" Doch ließ sich nichts mehr thun. Als es nun Nacht zu werden begann, erhob sich auf dem Bauernhofe ein ungeheurer Lärm, Fuhrleute, Zimmerleute, Maurer arbeiteten untereinander, der Teufel als Baumeister leitete das ganze Werk und Alles ging mit unerhörter Schnelligkeit von Statten. Nach wenigen Stunden stand die Scheune da, die Wände wurden mit Ziegeln ausgesetzt, der Dachstuhl aufgesetzt und nur einige Fachwände standen noch offen. Da schlich die listige Frau in ihres Mannes Kleidern über den Hof ins Hühnerhaus, schlug in die Hände und ahmte die Hahnkrähe nach und alle Hühner antworteten in der Runde. Da eilten alle bösen Geister davon, denn ein Giebelfach war offen geblieben. Einen Fuhrmann, der eben noch einen großen Stein herangefahren brachte, ergriff der Teufel, dem er zu lange ausgeblieben war und zerschmetterte ihn mit Roß und Wagen an der Scheune. Seine Gestalt wurde zum Andenken an dieser Scheune abgebildet und ist heute noch dort zu sehen. Den Scheunengiebel aber hat keine Menschenhand schließen können, was man bei Tage baute, fiel bei Nacht wieder ein. Der Teufel hat seitdem auch die Scheune als sein Eigenthum angesehen und in dunkler Nacht hört man noch jetzt darin dreschen, die Dreschenden aber sieht Niemand. Der Berg aber, auf welchem das graue Männchen dem Bauer erschien, heißt noch jetzt der Teufelsberg *)

956. Ein Riese baut Spangenberg.

(S. Lynker S. 33.)

Ein mächtiger Herr ließ zu Spangenberg ein Schloß bauen und hatte einen Riesen zum Baumeister angenommen. Als der Bau vollendet war, kam eines Tages der Herr, um ihn zu besehen, und ward ärgerlich, als er bemerkte, daß in einem Zimmer noch ein Balken fehlte; darum schalt er den Baumeister aus. Der Riese lief sogleich nach dem Bromsberge, welcher im Rücken von Spangenberg liegt, und riß einen Baum aus. Den Stamm trug er auf der Schulter nach dem Schlosse und stieß ihn durch die Mauer dahin, wo der Balken fehlte. Da liegt er noch immer an der Decke des sogenannten Rittersaales.

*) Eine ähnliche Geschichte erzählt Lynker a. a. O. S. 22 von dem sogenannten Hahnhofe im Dorfe Herleshausen an der Werra.

957. Die wilden Leute.

(S. Lyncker S. 59 ꝛc.)

In jener alten Zeit, wo die Kinzig noch nicht zum Maine floß, sondern da, wo jetzt Schlüchtern steht, sich in einem großen Sumpfe verlor, kam eines Tages ein kleines graues Männchen in diese Gegend und bat in den umliegenden Hütten um etwas Brod und ein Obdach. Aber die Leute prügelten das Männchen fort von ihren Thüren, und so mußte es denn wieder fort und ging in die umliegende Wildniß, wo mitten zwischen dichten Bäumen auch noch einige Hütten standen, in welchen aber riesengroße Männer mit ihren ebenso großen Weibern wohnten, welche Kinder hatten, die so groß waren wie jetzt der größte Mann. Der kleine Mann fürchtete sich vor ihnen und wollte schon wieder Reißaus nehmen, allein die Riesen riefen ihn zurück, erquickten ihn mit Speise und Trank und machten ihm ein weiches Lager von duftigem Moos zurecht. Als nun der Morgen anbrach, rüstete sich das kleine Männchen zum Aufbruch, zuvor aber sprach es zu den Riesen: „Weil Ihr wohlthätig gegen mich gewesen seid, so thut einen Wunsch; wenn ich zu meinem Herrn komme, will ich ihn bitten, daß er ihn Euch gewähren möge.“ Da sprachen die Riesen: „Wohl, wir bitten, daß wir niemals sterben, sondern immer in diesem Walde unser Wesen treiben dürfen.“ Das Männchen antwortete: „Gut, ich kann Euch sagen, daß Euer Wunsch Euch gewährt werden wird, so lange Ihr diesen Berg nicht verlasset, werdet Ihr leben und nicht sterben!“

So leben denn die wilden Leute noch immer in dem sogenannten Bernhardswalde bei Schlüchtern, am linken Kinzigufer, und haben ihre Häuser dort oben, wo gewaltige Steinmassen herniederstarren, die werden die wilden Häuser genannt. Da essen die wilden Männer täglich am wilden Tische und ihre großen schönen Frauen steigen in den Mondnächten auf in die Lüfte, ihre Kinder schützen die Kinder der Menschen, wenn sie Beeren suchen im Walde. Die wilden Männer aber sind am lustigsten, wenn der Sturmwind tobt und der Blitz aus den Wolken fährt; dann gehen sie hoch oben über die Berge und rütteln an den Wipfeln der Bäume, sie freuen sich aber auch, wenn die Aaronspflanze gedeihlich emporwächst und wenn sie zwischen den Schachtelhalmen einhergehen können. Begegnen ihnen Leute im Walde, welche Kräuter für Kranke suchen, so zeigen sie ihnen die besten Heilkräuter, sind überhaupt nur gegen böse Menschen feindselig.

958. Der Brunnen zu Spangenberg.

(S. Lyncker a. a. O. S. 130.)

In Spangenberg ist ein höchst merkwürdiger Brunnen von sehr großer Tiefe; das Wasser wird vermittelst zweier Esel, welche ein Rad in Bewegung setzen, heraufgezogen; wirft man einen Stein herab, so dauert es ziemlich lange, ehe man das Aufschlagen desselben auf dem Wasserspiegel hört. Man sagt, der Brunnen sei von zwei Männern gegraben worden, die hier im Schlosse auf den Tod gefangen saßen und für diese Arbeit ihre Freiheit wieder erlangt hätten.

959. Die geflügelten Ameisen zu Spangenberg.

(S. Lyncker a. a. O. S. 131 ꝛc., nach d. hess. Zeitrechnung u. d. J. 1693.)

Im Schlosse zu Spangenberg kann man bis auf den heutigen Tag am Laurentiustag (10. August) oder auch einen Tag früher oder später eine merkwürdige Erscheinung beobachten. Man sieht nämlich große Schaaren sogenannter geflügelter Ameisen (formica nigra) durch den Schornstein, welcher auf der innern Vorderpforte durch den Thurm geht, und wie man sagt, durch keinen andern, herab ins Schloß fallen; diese kriechen dann auf dem Schloßplatze herum, sterben aber endlich und geben einen übeln Geruch von sich. Man erzählt, daß gewöhnlich an demselben Tage, wo sie schwärmen, ein starkes Gewitter mit Sturm und Hagel ꝛc. kommt. Ueber diese regelmäßige Wiederkehr dieser Ameisenschaar erzählt man dem Besucher des Schlosses folgende sonderbare Geschichte.

Es wohnte vor langen, langen Jahren auf Schloß Spangenberg ein mächtiger Graf, dem alle Dörfer im Umkreise gehörten und der nebenbei ein eifriger Jäger war. Dieser hatte eine sehr schöne junge Frau und bei dieser zu ihrer Bedienung einen Edelknaben, der leider gegen die Reize derselben nicht gleichgiltig blieb und seine Gefühle zuweilen offenbar an den Tag legte, mehr als es sich für die Stellung, welche er einnahm, paßte. Sein Herr hatte mehrmals Gelegenheit gehabt, dies wahrzunehmen und ihm auch in Folge davon die ernstesten Warnungen zugehen lassen, allein sei es, daß er doch noch hoffte, seinen Zweck zu erreichen, oder daß er zuviel von der Nachsicht seines Gebieters erwartete, er schlug alle Vorsicht in den Wind und wagte es auch fernerhin die Gräfin mit seinen frechen Anträgen zu verfolgen. Pflichtgetreu setzte sie ihren Mann davon in Kenntniß, dieser ließ ihn festnehmen und ins Burgverließ werfen. An einem der folgenden Tage ließ er alle seine Freunde und Nachbarn zu einer großen Jagd in seinen Wäldern am Bromberge und dem gegenüberliegenden Junkerkopfe einladen, dieselben erschienen auch in großer Anzahl, man zog hinaus in den Wald, erlegte eine Masse Wild und versammelte sich Abends zur festlichen Tafel in der Halle des Schlosses. Als Alles beim Becher saß, da fragte der Burgherr wie zum Spaße seine Gäste, was sie wohl mit dem machen würden, der während sie hier schmausten, zu Hause ihre Gattinnen zu verführen trachtete. Die Angetrunkenen überboten sich im Ersinnen von Martern, welche sie einem solchen Frevler anthun wollten, einer aber meinte: „Ich würde einen solchen Buben nackt ausziehen, seinen Körper mit Honig beschmieren, ihn dann an der obersten Thurmspitze in einem Käfig heraushängen und so von den Insekten zu Tode stechen lassen!“ Das billigten die Andern, ohne eine Idee zu haben, daß es sich wirklich hier um etwas Ernstes handele, dann suchte jeder sein Lager und am andern Morgen zogen sie wieder von Spangenberg ab, ohne die Folgen ihres grausamen Urtheils zu ahnen. Der Ritter ließ nun einen geschickten Schmied aus der Stadt kommen und von diesem einen festen Käfig von starkem Eisendraht fertigen, als derselbe gebracht wurde, holte man den Edelknecht aus seinem Kerker, entkleidete ihn, beschmierte seinen ganzen Körper mit Honig, steckte ihn dann in den Käfig und brachte diesen hinauf an die Thurmspitze, wo man ihn festband. Bald sah man von unten, daß sein ganzer Leib schwarz war, das waren die unzähligen

Insekten, die sich an ihn, von der Süßigkeit des Honigs angelockt, festgesetzt hatten. Ihre Stiche, unlöschbarer Durst und die senkrecht auf seinen Scheitel herabfallenden Strahlen der Augustsonne machten ihn wahnsinnig und tödteten ihn in wenig Tagen. Da diese schauervolle Bestrafung gerade am Tage des h. Laurentius vorfiel, so hat man das Erscheinen dieser schwarzen Ameisen *), welche seit jener Zeit gerade an diesem Tage fast regelmäßig erst in einer schwarzen Wolke über jener Thurmspitze hängen, dann auf einen nebenan aus dem Dache hervorragenden hohen Schornstein fallen und durch diesen sich in solchen Massen in die Gemächer und Säle des Schlosses verbreiten, daß sie oft zollhoch den Fußboden bedecken und nach ihrem bald erfolgenden Absterben in große Haufen zusammengekehrt und auf den Mist geworfen werden, hiermit in Verbindung gebracht. Der Drahtkäfig soll übrigens bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch im Schlosse vorhanden gewesen, dann aber von einem Commandanten verkauft worden sein.

960. Die eiserne Jungfrau.

(Z. Lynker Z. 128.)

An mehreren Orten in Hessen hat man noch Spuren von der Anwendung der eisernen Jungfrau in der Tortur, z. B. in Fulda und Grebenstein. In einem der untern Gemächer des Zwehrenthurmes in Cassel hat sich auch ein solches Instrument befunden, eine eiserne Frauengestalt von mehr als gewöhnlicher Größe. Wer von ihr den Tod empfangen sollte, mußte sie umarmen, sobald er ihr nahe trat, wankte der Boden unter seinen Füßen, die Jungfrau öffnete sich, ihre Arme streckten sich noch ihm aus, zogen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an sich und drückten ihn an ihre Brust, aus dieser aber traten eine Anzahl kleiner Messer heraus, die sich ihm in den Leib bohrten und ihn in kleine Stücke zerschnitten, worauf er durch eine Fallthüre hinab in die Fulda fiel.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts soll ein Herr von Riedesel, ein Vertrauter des Erbprinzen Friedrich, des nachmaligen Landgrafen Friedrich II., in den Armen dieser eisernen Jungfrau umgekommen sein. Der Vater des Prinzen, Landgraf Wilhelm VIII., hielt ihn nämlich für einen derjenigen, welche seinen Sohn zum Uebertritt zur katholischen Religion veranlaßt hatten. Plötzlich verschwand jener Edelmann und weil man ihn kurz zuvor in der Nähe jenes Thurmes gesehen hatte, später auch in der Fulda in der Nähe jenes Canals einen menschlichen Finger mit einem goldenen Ringe fand, so hat sich die Vermuthung verbreitet, er sei durch jene eiserne Jungfrau ums Leben gekommen.

961. Frau Schuckel.

(Z. Lynker Z. 61.)

In der Gegend der oberhessischen Grenze spricht man häufig von einer gewissen Frau Schuckel, einer Art Zauberin, der aber ein gewisser Distrikt angewiesen ist, in welchem sie weilt und thätig ist und den sie nie verläßt,

*) Nach Olaus Magnus, Hist. gent. Septentrion. L. XXII. c. 20, bedeutet das Erscheinen fliegender Ameisen, daß der König vom Volke erschlagen oder aus dem Lande werde vertrieben werden.

weil sie sonst sterben würde; dies ist der mittlere Abhang der sich zwischen Schlüchtern und Steinau ausdehnenden Spessart-Hügellandschaft oder der Gegend zwischen dem Ahlersbacher Weinberge, dem Weiperzer Gipfel und der Stadt Steinau. Sie wohnt im Winter in diesem Berge in verschiedenen Höhlen; es sollen sich hierin Zauberbücher befinden, auch reiche Schatzkammern, gefüllt mit Gold und Edelsteinen. Diese Höhlen sind freilich für Niemand zugänglich, wer aber das Schloß Nama und den Schlüssel Tata findet und mit diesem Schlüssel das Schloß öffnet, zu dem kommen die Kinder der Frau Schuckel und führen ihn zu ihrer Frau Mutter. Im Frühling, und zwar am 31. März, verläßt Frau Schuckel die unterirdische Welt und schwebt als ein holdes jungfräuliches Frauenbild über blumige Wiesen und Wälder bis höher hinauf zu den Sternen, bis der Advent sie wieder hinunterruft. Die dortigen Landleute nennen das Kraut Cipripedium oder Venusfuß, Frauschuckelblume. Man darf diese Blume aber nur im Mai pflücken, thut es Jemand früher oder später, den haßt Frau Schuckel und zieht ihre Hand von ihm ab, wenn böswillige Berggeister ihn packen.

962. Jost von Mengersen.

(Z. Lynker S. 68.)

Oberhalb Oldendorf bei dem Dorfe Stau theilte sich vormals die Weser in zwei Arme, welche sich unter der Stadt wieder vereinigten. Dem Jösteken, wie das Volk unsern Jost nannte, gefiel dies nicht, er dämmte den einen Arm über Stau ab, wobei, wie einige erzählen, ihm der Teufel Hilfe geleistet haben soll. Deswegen kann er aber keine Ruhe im Grabe finden. Bei neblichem Wetter geht er Nachts am Weserufer mit einer Laterne auf und ab, begleitet den späten Wanderer und führt ihn irre. Manchmal sieht man ihn auch mit einem Andern sich schlagen, daß die hellen Funken herumsprühen. Die Brücke, welche über den an Oldendorf vorbeiführenden, trocken gelegten Weserarm führte, steht noch und gilt als „Brücke ohne Wasser" für ein Wahrzeichen von Oldendorf. Das Jösteken (oder „Jost von Mengersen") liegt zu Fischbeck begraben und ist als Mumie in dem Gewölbe unter der Kirche noch zu sehen. Er steckt immer den einen Fuß zum Sarge heraus und wenn dieser auch hundertmal wieder hineingezwängt wird, immer drängt er sich wieder heraus.

963. Disteln verrathen einen Mörder.

(Z. Lynker S. 112.)

Bei Hohenzell, einem Dorfe in der Nähe der Stadt Schlüchtern liegt ein Acker, der das Beinert genannt wird. Auf diesem Acker kann man zwar Getreide säen, allein gewöhnlich wird dasselbe von zahlreichen Disteln überwuchert, so daß nur wenig Frucht erbaut wird. Von diesem Felde giebt es aber folgende Sage. Einst gehörte dasselbe einem ziemlich begüterten Bauer; derselbe war gerade auf demselben, als er in später Abendstunde einen Krämer daherkommen sah, welcher ein ziemlich schweres Kästchen unter dem Arme trug. Der Bauer muthmaßte, daß Geld darin sei, und da er weit und breit Niemanden sah, so kam der böse Gedanke in ihm auf, den Mann zu erschlagen und sich so seines Geldes zu bemächtigen. Er überfiel ihn also, warf ihn zu Boden und sprach zu ihm: „Du mußt sterben." Der Krämer bat ihn

hoch und theuer um sein Leben, allein umsonst. Da sagte er: „Hüte Dich, wenn Du mich tödtest, werden Dich einst diese Disteln verrathen!“ Da lachte der Bauer und sprach: „Wenn's weiter nichts ist, da fürchte ich mich nicht, Disteln können nicht reden!“ Damit schnürte er dem Krämer die Kehle zu, zog ihm die Kleider aus und verscharrte ihn auf demselben Felde. Indessen machte das gefundene Geld den Mörder doch nicht glücklich, er ward tiefsinnig und ein gewisses Etwas nöthigte ihn immer auf den Acker zu gehen und es kam ihm vor, als wenn die Disteln immer größer würden und mit ihren Köpfen vom Abendwinde bewegt ihm drohten und riefen: „Du bist ein Mörder!“ So gingen mehrere Jahre ins Land, da hatte er einmal Weizen auf den Acker gesäet und es war Schnittzeit und er mit einigen Leuten, die ihm ernten halfen, auf dem Felde. Wie er nun so tiefsinnig auf einer zusammengebundenen Garbe dasaß und vor sich hinstarrte, da fragte ihn einer seiner Arbeiter: „Herr, was hast Du denn, warum sprichst Du nicht mit uns?“ Er antwortete aber ganz in Gedanken: „Das darf ich nicht und die Disteln können mich auch nicht verrathen, denn diese sind, Gott sei Dank, stumm!“ Da fragte jener weiter: „Ei, was können sie denn nicht verrathen?“ Der Bauer aber sagte wie nicht recht bei sich: „Nun, daß ich hier den Krämer erschlagen und eingescharrt habe!“ Da ergriffen ihn seine Leute und führten ihn ins Dorf zu dem Richter und da dieser nicht dachte, daß dies bloßes Geschwätz sei, sondern meinte, es müsse hier etwas Ernstes zu Grunde liegen, so ließ er nachgraben und man fand richtig an der Stelle, wo der Bauer gesessen hatte, den verwesten Körper des Ermordeten. Auf derselben Stelle ward aber auch er selbst hingerichtet und der Acker bekam von den Gebeinen des hier ermordeten Krämers den Beinamen „das Beinert.“

964. Der Schatz in der Seeseburg.

(S. Lynker S. 97.)

Die Hauna theilte sich früher da, wo sie zwischen den Dörfern Rotenkirchen und Rhina eine Krümmung macht, in zwei Arme, welche sich nach kurzem Laufe wieder vereinigten. Auf der dadurch gebildeten Insel soll nun früher eine Burg gestanden haben, die Seeseburg (oder Seißeburg), von der freilich gegenwärtig nichts mehr übrig ist, indeß erzählt man sich in der Umgegend verschiedene Sagen von derselben. Namentlich berichtet man, daß an jener Stelle ein großer Schatz versteckt liege, denn der letzte Besitzer derselben, ein geiziger Raubritter, habe kurz vor seinem Tode Alles was er an Kostbarkeiten und Geld besaß, zusammengerafft und es in einem großen eisernen Kessel dort vergraben, dabei habe ihm der Teufel, mit dem er sich stets gut gestanden, geholfen und ihm zuletzt den Hals umgedreht. Nun haben verschiedene Male einzelne Personen den Versuch gemacht, diesen Schatz zu heben, allein, wie es scheint, ohne Erfolg. Endlich aber hat ein junger Edelmann aus der Umgegend, der das Seinige durchgebracht und nichts zu verlieren hatte, sich aber sonst auch vor dem Teufel nicht fürchtete, sich mit einem Schmied aus Rhina, einem starken muthigen Manne geeinigt, sie wollten zusammen den Schatz zu heben versuchen und das Geld mit einander theilen. Sie gingen also, begleitet von einigen Arbeitern, denen sie auch ihren Theil versprachen, am hellen lichten Tage hin nach dem Platze, wo die Seeseburg gestanden hatte, und fingen an zu suchen. Der Ort war mit Gestrüpp be-

wachsen, dies räumten sie hinweg und pochten nun auf die Erde, da kamen sie an eine Stelle, wo ihnen der Boden hohl zu klingen schien, sie schlugen ihre Hacken ein und siehe, sie stießen auf etwas Hartes. Sie gruben immer weiter und bald zeigten sich ihnen die obern Ränder eines eisernen Kessels. Da war großer Jubel und sie arbeiteten natürlich mit verdoppeltem Eifer um den Kessel vollends auszugraben. Auf einmal sahen sie, wie auf einem der dort herumliegenden Steine eine nebelhafte große Mannsgestalt saß und ihnen zuzusehen schien. Da ward es ihnen unheimlich zu Muthe, denn sie wußten nicht, wo der Mann auf einmal herkam und sie fingen an mit dem Graben zu zögern. Der Schmied aber ließ sich nicht stören, sondern sprach: „Freundchen, was bringst Du Neues?“ Der antwortete auf der Stelle: „Nun einer von Euch wird bald hängen!“ Der Schmied aber frug weiter: „Wer von uns soll dies sein?“ — „Der da drüben in der rothen Weste!“ war die schnelle Antwort. „Ei Du verfluchter Hundsfott!“ rief da der Edelmann, denn dieser war gemeint. Aber kaum waren diese Worte heraus, da verschwand die Gestalt, der Kessel aber ward den Gräbern immer schwerer, es kam ihnen vor, als halte ihn Jemand in der Grube zurück und als bohre er sich immer tiefer wieder hinein in die Erde. Sie zogen und zogen, allein je mehr sie zerrten, desto kräftiger zogen ihn die Unterirdischen wieder zurück und er rutschte vor ihren Augen immer tiefer in das ausgegrabene Loch zurück. Da dachte der Schmied: „ich will doch sehen, ob ich von dem Kessel nichts losbekomme!“ er nahm also den schweren Schmiedehammer und führte einen so kräftigen Schlag auf einen der Henkel des Kessels, daß dieser absprang und in seiner Hand blieb, der übrige Kessel versank aber vor Aller Augen und von selbst fiel die ausgegrabene Erde ihm nach, so daß sehr bald das Loch wieder ausgefüllt war und man von der Grube nichts mehr sah. Da liefen sie alle, wie vom Teufel gejagt, nach dem Dorfe zurück, nur der Schmied vergaß nicht seinen Henkel, der eben so groß als schwer war, mitzunehmen, und als er nach Hause gekommen war, legte er ihn ins Feuer, um ihm eine andere Form zu geben, damit er ein Andenken von seiner Schatzgräberei hätte, allein das Metall war so hart, daß nichts damit zu machen war. Aergerlich über seine vergebliche Arbeit, warf er ihn hin und legte sich schlafen, als er aber am andern Morgen aufweckte und nach dem Henkel sah, fand er, daß derselbe glänzte, es war eitel Gold. Während er nun durch diesen Henkel sein Glück gemacht hatte, schien die Rede des Gespenstes in Erfüllung gegangen zu sein, denn Niemand hat den Edelmann wiedergesehen, der den Anstifter der ganzen Schatzgräberei gemacht hatte. *)

965. Der Sachsenbrunnen.

(S. d. Frankenberger Chronik bei Kuchenbecker, Coll. Hass. T. V. p. 152.)

Als Karl der Große dem Herzog Ludwig und den Christen zu Hilfe gegen die Sachsen zog, hatten sich diese bei Frankenberg gelagert und ein Theil von ihnen war über die Edder gegangen und hatte sich zu Geismar gesetzt, um die Christen anzugreifen. Allein als sie erfuhren, daß von der einen Seite Kaiser Karl, von der andern aber Herzog Ludwig gegen sie zogen,

*) Ganz dieselbe Sage erzählt Luncker S. 100 auch von einem Schatz bei Breitenbach am Langenberge.

da bekamen sie Angst und versenkten all ihr Hab' und Gut in einen Brunnen, wo sie es in jedem Falle wiederfinden könnten, und dieser Brunnen heißt daher der Sachsenbrunnen und die Stelle, wo der König lag, der Königsgraben. Bald darauf aber stießen sie mit den Christen zusammen auf einem Felde zwischen Frankenberg und Frankenau, allein sie zogen den Kürzern und mußten flüchten. Da sprach Karl: „Diese Feldmark soll gefreit und zentfrei sein für ewige Zeiten!" und dieselbe Stelle wird noch das alte Feld genannt.

Nach einer andern Sage *) hätten aber die Bauern aus einem Dorfe bei Frankenberg etwas Aehnliches gethan. Es war Krieg im Lande und die Feinde in der Nähe, so daß an jener Stelle ein Kampf bevorstand. Nun war gerade im Dorfe eine Leiche und das Begräbniß sollte stattfinden, da kamen die Dörfler auf den Gedanken, alles was sie an Geld und Geldeswerth hatten, zusammenzuholen und in den Sarg zu thun, den Todten aber ohne Sarg einzuscharren. Dies thaten sie auch, der Pfarrer stellte sich an die Spitze der Prozession und so zogen sie ungefährdet durch die Feinde. Als sie auf dem Kirchhof angelangt waren, versenkten sie den Sarg in das schon gegrabene Grab und gingen davon. Zwar ward ihr Dorf zerstört, allein als wieder Friede war, da gingen sie hin auf den Kirchhof und gruben den Sarg wieder aus und hatten nun wieder etwas, wovon sie leben und ihre Häuser aufbauen konnten. Indessen sagt man, es sei ihnen von Gott wegen dieser Entheiligung des Grabes zur Strafe aufgelegt worden, des Nachts sämmtlich, wie viele ihrer an diesem Leichenzug Theil genommen hatten, in alle Ewigkeit dieselbe Prozession durchzumachen.

966. Der Happes-Kippel.

(L. v. Hertein, Sagen des Speffart. Aschaffenburg 1851 in 8°. S. 93.)

Unfern von Cassel bei Orb erhebt sich ein einzelnstehender Berg von kegelförmiger Gestalt, welcher der Happes-Kippel genannt wird. Auf diesem Berge stand vor langen Jahren eine stattliche Burg, allein die Ritter, welche hier hausten, waren wohl reich und mächtig, aber sonst war von ihnen nur wenig Gutes zu sagen, denn sie gehörten unter die Zahl der schlimmsten Raubritter, welche das schöne Hessenland unsicher machten. Am Fuße des Burgberges hatte sich eine arme Wittwe angesiedelt, die freilich nicht die Habsucht der Besitzer jener Burg reizen konnte, denn sie besaß nichts als zwei Kinder und ein Paar Ziegen. Nun begab es sich, daß eines Tages der zehnjährige Sohn des Ritters sich vor dem Thore seines väterlichen Schlosses im Armbrustschießen übte, er war schon lange des Schießens nach einem Ziele auf der leblosen Scheibe müde, und als er die beiden Ziegen der armen Wittwe am Berge herumklettern und sich Futter suchen sah, da dachte er, diese würden einen bessern Zielpunkt für sein Geschoß abgeben, er legte an und mit zwei Bolzen streckte er die unschuldigen Thiere zu Boden. Mittlerweile war es Abend geworden und weil die Ziegen nicht wie gewöhnlich nach Hause kamen, so ging die arme Frau hinaus in den Wald, der den Berg umgab, um ihre Pfleglinge zu suchen. Sie waren nicht an ihrer gewöhnlichen Stelle und die Wittwe mußte hoch und immer höher steigen,

*) S. Lynker a. a. O. S. 186.

ohne ſie finden zu können. So kam ſie auch endlich an den Platz vor der Burg und ſiehe, da lagen die armen Thiere todt in ihrem Blute. Schreiend und weinend warf ſich die arme Frau auf ihre Lieblinge und rang die Hände und rief laut die Rache des Himmels über den herab, der ihre Ziegen, das einzige Gut, welches ihre Kinder vor Hunger geſchützt hatte, muthwillig getödtet hatte. Da trat der kleine Junker höhniſch vor ſie hin und ſprach: „Nun ich habe ſie erſchoſſen, wozu das Geſchrei und Gejammer, es kommt doch nichts darauf an, ob ſolch armes Volk, wie Ihr ſeid, lebt oder nicht lebt, um ſolche gemeine Leute kümmert ſich doch Niemand!“ Da rief die Wittwe in ſchwerem Zorn: „Meinſt Du, ſchändlicher Bube, daß es Dir erlaubt iſt uns arme Leute mit Füßen zu treten und zu verhöhnen, vor Gott dem Herrn ſind wir alle gleich und ein fleißiger Landmann iſt mehr werth, als der Sohn eines böſen Raubritters, wie Dein Vater iſt. Verflucht ſeiſt Du und Dein ganzes Geſchlecht, verflucht Dein Haus, verflucht Dein Name und Deines Namens Gedächtniß!“

In dieſem Augenblicke fing aber ein ſchweres Gewitter, welches heraufgezogen war, an ſich in ſchweren Schlägen zu entladen. Der Junker eilte in die Burg, die Wittwe aber in ihre Hütte, wo es heute keinen Tropfen Milch für ihre Kinder gab; als aber am nächſten Morgen ſich das Unwetter gelegt hatte, da ſah man kein Schloß mehr, der Blitz hatte eingeſchlagen, alles Lebende in der Burg erſchlagen und dieſe ſelbſt durch Brand zerſtört. Heute ſieht man nichts mehr von dem ſtolzen Bau als einiges Mauergeröll, man weiß nicht einmal mehr den Namen derſelben oder den ſeiner Beſitzer, an der Stelle aber, wo die Ziegen der Wittwe gemordet wurden, wächſt heut' noch kein Gras und bleibt kein Schnee liegen, die Wittwe und ihre Kinder aber ſind auch nicht verdorben.

967. Friedrich der Rothbart.

(S. v. Herrlein a. a. O. S. 98.)

Viele Orte im Heſſenlande erinnern noch an Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, den größten Kaiſer, den Deutſchland je beſeſſen hat. Er jagte namentlich gern in dem Theile des Speſſart, der nicht weit von ſeinem Lieblingsſchloſſe Gelnhauſen liegt. Auf der Haisbachhöhe zwiſchen Caſſel und Höchſt ſtand im Walde eine Eiche ganz frei, von der man die Ausſicht dorthin hatte. Dort ruhte der Kaiſer oft bei ſeinen Jagdzügen und träumte noch einmal den Traum ſeiner Jugend. Dieſe Eiche ſtand noch viele Jahrhunderte nach ſeinem Tode und ward deshalb die Kaiſereiche genannt, und als ſie aus Alter verfiel, ward an ihre Stelle eine andere gepflanzt, welche ihr Andenken bewahrt hat bis auf den heutigen Tag und jetzt noch die Kaiſereiche heißt. Auf einer Jagd im Büdinger Reichsforſte gerieth der Kaiſer in Lebensgefahr, ein Edler aus dem Geſchlechte der Forſtmeiſter von Gelnhauſen rettete ihn und zur Belohnung ſchenkte ihm der Kaiſer ſo viel von dem Reichsforſte zu eigen, als er in einem Tage umreiten konnte. Hier bauten die Forſtmeiſter nun das Jagdſchloß Kinzighauſen, ſo genannt, weil es an der Kinzig liegt. Dieſe iſt ein ziemlich wildes Waſſer und überſchwemmt namentlich im Frühling die ganze umliegende Gegend. Einſt ſtieg das Waſſer bis an das Dach des nicht allzuhohen Schloſſes und Jedermann dachte, die Fluth werde es mit fortnehmen. Als aber das Waſſer abgefloſſen war, da ſtand auch

das Schlößchen noch und weil die Leute gesagt hatten: „das ist doch ein blaues Wunder, daß das Schlößchen stehen geblieben ist", wird dasselbe noch heute das blaue Wunder genannt.

Einst zog der Kaiser mit einem schwachen Gefolge die jetzige Birkenhainer Straße um nach Mainz zu gelangen. Da begab es sich, daß unfern des Baches, der nun Rodenbach heißt, eine Schaar seiner Feinde — denn an diesen fehlte es ihm nicht, weil er unerbittlich streng gegen die Pfaffen und Raubritter war — ihm aufgelauert hatte und über ihn und seine Begleiter herfiel. So tapfer er sich nun auch mit seiner Umgebung wehrte, so hätten sie doch der Uebermacht erliegen müssen, wären nicht die Bewohner der hohen Mark, wie damals die Umgend von Alzenau hieß, zu seiner Hilfe herbeigeeilt. So wurden seine Feinde in die Flucht getrieben und so viele von ihnen erschlagen, daß ihr Blut das Wasser des Baches roth färbte, wovon dieser den Namen Rothenbach, woraus später Rodenbach geworden ist, bekam. Der Kaiser verlieh nun aus Dankbarkeit seinen Befreiern aus schwerer Gefahr, den Bewohnern der hohen Mark, zum Lohne die ausgedehntesten Freiheiten. Insbesondere hatten sie keine andern Abgaben mehr zu entrichten, als jährlich einen Wagen voll Heu, auf welchem ein lebendiger Hahn sitzen mußte, den sie nach Gelnhausen abzuliefern hatten. Deshalb wurde die hohe Mark von da an das Freigericht genannt.

968. Die neun Kinder.

(S. Winkelmann Bd. II. S. 337. Paulus, Geſch. d. Möllenbecker Kloſters S. 9.)

In der Kirche des frühern Kloſters Möllenbeck an der Weſer im Schaumburgiſchen zeigt man das hölzerne Bild einer Heiligen, welche eine Kirche im Arme trägt. Man erzählt hierüber folgende Sage. Der Graf Uffo von Schaumburg war längere Zeit im Auslande geweſen, unterwegs träumte ihm, ſeine Gemahlin Hildburg habe ihm unterdeſſen neun Kinder geboren. Er eilte nach Hauſe, und dort angelangt, kam ihm letztere fröhlich mit den Worten entgegen: „Ich glaubte Dich todt, aber ich blieb nicht allein, ſondern ich habe während Deiner Abweſenheit neun Kinder geboren, welche ſämmtlich Gott geweiht." Uffo antwortete: „Deine Kinder ſind auch die meinen, ich werde ſie ausſtatten." Es waren aber dieſe ſogenannten Kinder neun Kirchen, darunter das Kloſter zu Möllenbeck, welche die fromme Frau gebaut und geſtiftet hatte.

969. Das Kloſter Breitenau.

(S. Pfiſter, Handbuch d. Landesk. v. Heſſen S. 162.)

Graf Werner von Grüningen (Gudensberg), der auf der Höhe von Holzhauſen ſich ein Schloß erbaut hatte, um dort zu wohnen, beſchloß, weil er kinderlos geblieben war, ſeine Beſitzungen der Kirche zu ſchenken und ein Kloſter zu bauen. Da er aber nicht wußte, wo er daſſelbe hinbauen ſolle, ſo bat er Gott, ihm ein Zeichen zu geben, an welchem Orte es ihm genehm ſein werde. Auf einmal ſah man allnächtlich über dem grünen Bergkeſſel, wo ſich die Edder mit der Fulda vereinigt, einen hellen Glanz wie von ſieben Lichtern und himmliſchen Geſtalten. Dies hielt er für ein Wahrzeichen und erbaute in Folge davon daſelbſt das Kloſter Breitenau, wo auch ſpäter ſein Leichnam beigeſetzt ward.

970. Das Kloster Fischbeck.

(Nach Justi, Vorzeit 1827 S. 236, bei Lyncker S. 194.)

Im Lande der Sachsen auf einem Schlosse am Weserstrom wohnte ein Graf Ricpert mit Helmburg, seiner Gattin. Dieselbe war ein Muster von Tugend und Keuschheit, allein nichts desto weniger erregten doch die Huldigungen, welche die Ritter der Umgegend ihrer Schönheit brachten, seine Eifersucht. Zurückgekehrt von einem Feldzuge gegen die Ungarn, wohin er den Kaiser Otto begleitet hatte, warf ihn eine plötzliche Krankheit aufs Lager. Seine Gemahlin, die sich in ihrer Angst nicht zu helfen wußte, erinnerte sich, daß ihr ein Pilger aus dem Morgenlande einmal ein Fläschchen mit einer Arznei gegeben hatte, von welcher er sagte, sie vermöge alle Krankheiten zu heilen, nur dürfe der, welcher sie brauche, keinen Argwohn im Herzen tragen, denn dann erzeuge sie Wahnsinn. Nichts Schlimmes ahnend, reichte Helmburg ihrem Gemahl das Mittel, allein kaum hatte er dasselbe genommen, so begann er zu toben und zu rasen und um sich zu schlagen und verlangte sein Schwert um Alle, die ihm nahen würden, zu tödten, seine Gemahlin nicht ausgenommen. Zwar fiel er schließlich in einen tiefen Schlummer, allein als er erwachte, stieg der Verdacht in ihm auf, seine Gemahlin könne ihn wohl mit der Arznei haben vergiften wollen, um seiner los zu werden. Er beschloß also ihren Tod und ließ den Nachrichter kommen um sie hinzurichten. Die Gräfin hörte alle Beschuldigungen geduldig an und erbot sich zum Beweise ihrer Unschuld die Feuerprobe mit sich vornehmen zu lassen. Es ward also ein Scheiterhaufen auf der Ebene errichtet und die Gräfin eng bewacht und nur mit einem härenen Hemde angethan hinausgeführt. Sie empfahl sich der Himmelskönigin und trat muthig zum Feuer, zweimal geht sie unversehrt durch die Flammen, aber beim dritten Male fällt ein Funken auf ihre nackte Schulter und dies galt dem Grafen für ein Zeichen ihrer Schuld. Zwar war sie streng genommen durch diese Feuerprobe gereinigt, allein ihr Gemahl war nicht überzeugt, er setzte sie also mit ihrer treuesten Zofe gebunden auf einen mit wilden Rossen bespannten Wagen, ließ ihnen die Peitsche geben und so mit demselben fortrasen. Bis zum Mittage dauerte die furchtbare Fahrt über Berge, durch Thäler, Wald und Sumpf, ohne daß die beiden Unglücklichen Schaden genommen hätten. Da hielten die Pferde von Durst gepeinigt an einem Bächlein an und diesen Augenblick benutzten jene, sich loszumachen und von dem Wagen in das Wasser herabzuspringen. Hier kam der Gräfin ein zappelndes Fischlein in die Hand und mit diesem Zeichen stieg sie ans Ufer, sank betend auf ihre Knie und gelobte an dieser Stelle ein Kloster zu bauen zu Ehren St. Johannis. Bald begann auch der Bau, denn sie kehrte nicht wieder zu ihrem Gatten zurück, sondern trat selbst als Nonne in das Kloster ein, das sie zur Erinnerung an das Fischlein, welches sie bei ihrer Rettung in die Hand bekommen hatte, Fischbeck nannte. Noch zeigt man aber im Betchor der Klosterkirche eine alte gewirkte Decke, auf welcher in mehreren Feldern die ganze Begebenheit dargestellt ist.

971. Wein in seiner eigenen Haut.

(S. Lyncker a. a. O. S. 125.)

Es ist bekannt, daß der Wein auf dem Lager Weinstein absetzt, der, eine harte Kruste um die Flüssigkeit bildend, von Jahr zu Jahr stärker und

endlich dick genug wird den Wein in sich fest zu halten, wenn durch die Länge der Zeit und durch Einwirkung der Feuchtigkeit des Kellers die Dauben des Fasses morsch werden und zerfallen. Darum heißt an manchen Orten dieser Weinstein die eigene Haut. Man erzählt nun, daß in der Nähe von Kirchbracht bei Birstein ehemals ein Schloß stand, die Dietrichsburg, gegenüber dem frühern Kirchdorfe Dietrichshain. Von dieser Burg sind nur noch die Keller übrig und die Gegend rings herum heißt davon jetzt noch der alte Keller. Nächtlicher Zeit sieht man aber dort bald eine Männergestalt im Priestergewande, bald eine Nonne, bald eine Schaffnerin herumirren, welche die dort Wandernden an sich locken und zum Genusse des in den Kellern in seiner eigenen Haut ruhenden Weines einladen.

972. Das Wahrzeichen von Hannöverisch-Münden und der Doctor Eisenbart.

(S. Dresdn. Nachr. 1870 Nr. 50.)

Der durch das Studentenlied „ich bin der Dr. Eisenbart" zu einer Art historischen Person gewordene Doctor Eisenbart wollte 1727 von seinem Wohnsitz Magdeburg aus eine Reise an den Rhein machen, erkrankte aber unterwegs auf der Durchreise zu Hannöverisch Münden, starb und ward hier begraben. Sein Grabstein an der nördlichen Seite der Aegidienkirche ist das Wahrzeichen der Stadt. Derselbe trägt unter dem Bilde zweier Engel, welche sein Wappen halten, folgende Inschrift: „Allhir ruhet in Gott Dr. weiland Hochedle Hocherfahrne Weltberahmtterr Herr Joh. Andreas Eisenbart Königl. Grosbritannischr und Churfürstl. Braunsch. Laneb. Brivilegirte Landarzt wie auch Königl. Preussischer Raht und Hofoculiste von Magdeborg. Geborn Anno 1661 Gestorben 1727 D. 11. Novemb. Aetatis 66 Jahr *).

973. Die Gründung der Kirche von Gandersheim.

(S. Kuhn u. Schwarz, Nordd. Sagen S. 250.)

Als man die Kirche in Gandersheim im Braunschweigischen bauen wollte, hat man lange nicht gewußt, wo man sie hinsetzen solle. Da hat man einmal Abends eine große Menge Irrlichter auf einer Stelle vereinigt gesehen und dies für ein Wahrzeichen Gottes haltend die Kirche dorthin gebaut.

974. Der Name und die Cedern von Greene.

(S. Kuhn u. Schwarz a. a. O. S. 247.)

Greene heißt ein Ort bei Gandersheim an der Leine unweit des Flüßchens Leine. Dieser soll seinen Namen davon haben, daß in der heidnischen Zeit einmal auf dem oberhalb des Ortes liegenden Berge geopfert ward und das zu diesem Zwecke gewählte Kind, als es unter dem Schlachtmesser lag, heftig weinte oder greinte, und der Henker rief: „Es greint noch."

Oberhalb dieses Ortes sieht man heute noch die Trümmer einer alten Burg, auf welcher vor langen Jahren ein Ritter wohnte, der eine Nonne zu seinem Willen verführt hatte. Als Buße ward ihm aufgegeben, ins gelobte Land zu ziehen und von dort Cedern zu holen. Diese stehen noch auf der Stelle der Burg, wo er sie einst hingepflanzt hatte.

*) Der Grabstein ist abgebildet bei Hackländer, Ueber Land und Meer 1870 Nr. 21 S. 396.

975. Die sieben Trappen.

(S. Schwartz a. a. O. S. 253. Lyncker, Hess. Sagen S. 115. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 100.)

Bei Everloh unweit Hannover liegen am Berge sieben große Steine, welche man die sieben Trappen nennt und nach der Sage ihren Namen von folgender Begebenheit erhalten haben sollen. Als noch in Norddeutschland unter freiem Himmel Gericht gehalten ward, soll ein Bürgermeister seinem Knechte den Lohn abgeschworen und gesagt haben, er habe ihm solchen bereits gegeben und wenn es nicht wahr sei, wolle er gleich in die Erde versinken. *) Da hat er wirklich nur noch sieben Schritte gemacht und beim siebenten ist er in die Erde versunken. Zum Andenken aber hat man nachmals bei jedem Schritte, den er gethan hat, einen Stein gesetzt und diese Steine führen heute noch den Namen der sieben Trappen.

976. Ein Teufelsbanner zu Osnabrück.

(S. Hocker, Der Teufel selbst Th. I. S. 90. Röling, Osnabrück. Kirchenhist. Frankfurt und Leipzig 1755 S. 98 ꝛc.)

Im Jahre 1564 war zu Osnabrück ein blinder Abenteurer, mit Namen Simon Möller von Nürnberg (so hat man nämlich seinen Namen vor Gericht abgelesen), eigentlich aber im Hessenlande geboren, oder wie Andere sagen, nicht weit von Mainz gebürtig. Derselbe hat eine geraume Zeit der Jahre her nicht allein hier in Westphalen, sondern auch in Sachsen, Friesland, Herzogthum Cleve und andern umliegenden Ländern viel Affenspiels, ja viel gottlosen Wesens getrieben, mit den armen besessenen Menschen den Teufel durch sonderliche Exorcismen aus ihnen zu verbannen oder auszutreiben sich beschäftigt, bis daß er endlich sich unter die fromme Bürgerschaft der ehrsamen Stadt Osnabrück eingeschlichen hat. Als er aber allda ohngefähr ins dritte Jahr zu Hause gesessen und seines verfluchten Handwerks weidlich daselbst und in andern benachbarten Städten und Dörfern gepflegt, und also viele arme und einfältige Christen mit dem Scheine göttlichen Wortes, des Gebetes und anderer äußerlicher Ceremonien jämmerlich verführt und betrogen, Niemand aber in allen Ständen (auch unter denen, so es billig hätten strafen sollen) befunden ward, der ein Wörtchen dawider gemunkelt hätte, hat ein gewisser Hocker eine geringschätzige Schrift wider ihn und andere Teufelsbeschwörer gestellt, welche ihm auch endlich den Hals gebrochen, deren Titel war der Bannteufel. Als nämlich dieser Hocker damit im Jahre 1564 den 7. Februar Montag nach Sexagesimä zu Osnabrück angekommen ist, dieselbe einem ehrbaren Rathe zu offeriren, ist Dienstags darnach in Rath gestellt und Folgendes darauf beschlossen worden, solchen Bösewicht daselbst nicht länger zu leiden. Es hat aber zuletzt sein eigen Weib an ihm, der zuvor alle christliche Warnung in den Wind geschlagen, sein eigener Stockmeister oder Büttel werden sollen. Denn als er mit derselben etlichen Geldes halber, so sie ihm heimlich ausgeführt, uneinig geworden war, hat sie ihn freilich aus Eingeben des Teufels, jämmerlich zu erwürgen und sich also an ihm zu rächen vorgenommen. Sie überredete ihn darauf des Abends spät Mittwoch

*) Nach Andern wäre es ein Braumeister gewesen, der seiner Magd den Lohn abschwor. Nach noch Andern ein Bauer, der seinem Nachbar Feld abschwor.

den 9. Februar mit ihr auf den Boden zu steigen, das verlorene Geld, wiewohl er doch blind gewesen, allda zu suchen, aber als sie mit ihm hinauf gekommen, stürzt sie ihn zur Stunde mit Hilfe des Teufels, der sich in schwarzer Mönchsgestalt dabei befunden, zur Dachlucke hinab, ergreift eine Axt mit dem Vorhaben, wie sie ihn gar verstümmeln und mit Feuer verbrennen wollte, hat auch allbereits den Kopf und linken Arm abgehauen und ins Feuer geworfen. Wie aber die Nachbarn solch Getümmel wahrgenommen, auch einen seltsamen Geruch gespürt, laufen sie zu, wie gewöhnlich und ergreifen das Weib auf frischer That, darauf sie denn von der Obrigkeit daselbst ist gefänglich eingezogen worden, und wie sie die That mit allen Umständen bekannt hat, ist sie am nächstfolgenden Sonnabend, der da war der 12. Februar, vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt worden, endlich ward sie, wie ihre That verdiente, mit glühenden Zangen zerrissen und auf ein Rad gestoßen. Gleichwie aber der Kessel, darin zu den Zeiten des Bischofs Ericus zwei Partheien falscher Münzer zu zwei unterschiedlichen Malen gesotten, an des Raths Wage; die Zangen, damit eine Rabenmutter, so ihre Tochter beredet, ihr Hurkind zu erwürgen und zu zerhauen, nebst der Tochter zerrissen, an den Kack oder Pranger befestigt, also ist auch die Axt, damit dieses Weib ihres Mannes Kopf und Arm auf Beredung des Satans in ihrem Hause in der König- oder Schweinestraße zu Osnabrück abgehauen, nebst der Zange, damit man sie gezogen, erst an den Stamm des Rades, darauf sie auf dem Fledder außerhalb der St. Johannispforte gelegt, hernach an den Kack oder Pranger zu Osnabrück Jedermann zum Abschrecken vor dergleichen Uebelthaten fest angeheftet worden.

977. Das h. Sakrament löscht Feuer.

(S. Rating a. a. O. S. 134.)

Am 11. März des Jahres 1613 ist um 11 Uhr Vormittags zu Osnabrück bei dem Hegethor im Hofhause ein Feuer ausgekommen, das sich durch den gerade wehenden heftigen Südwind also von einer Gasse zur andern verbreitet hat, daß innerhalb fünf Stunden bei 900 Häuser und Ställe abgebrannt sind. Da haben sich etliche Domherren und Geistliche nebst andern katholischen Herren zusammengethan und sind mit dem h. Sakrament in einer Prozession herausgekommen und haben dazu die Litanei gesungen, und das Feuer hat, nachdem noch ein kleines Haus angebrannt war, bei einem großen, dem Dom zugehörigen Gebäude Halt gemacht und also ist der Ueberrest der Stadt gerettet worden.

978. Der Darnsee.

(S. J. Sudendorf in der Mittheil. d. Histor. Vereins zu Osnabrück 1848 Bd. I. S. 239.)

In der Bauerschaft Eye, welche sich am rechten Ufer der Hase unterhalb des Weichbilds Bramsche in einem schmalen Streifen herabzieht, liegt da, wo dieser Streifen sich verengt, ein kleiner Landsee, der Darnßen oder Darnsee. Er dehnt sich in der Gestalt eines halben vollen Mondes von Norden nach Süden aus und hat etwa eine Länge von 600 und eine Breite von 400 Schritten. Da kein Bach sich in ihn ergießt und er im Sommer und Winter die bedeutende Tiefe von 20—30 Fuß Wasserstand erhält, glaubt man in jener Gegend, daß ein unterirdischer Bach ihn mit der Hase ver-

binde. Die Entſtehung des Sees ſchreibt die Volksſage einem Erdfalle zu. Es ſoll nämlich hier vor Zeiten, von einem Graben umgeben, ein ruchloſes Kloſter geſtanden haben. Eine liebliche Jungfrau, von den Nonnen zur Annahme des Gelübdes verleitet, ging einſt über die Brücke, als aber ihr goldnes Haar vor dem Altare unter der Scheere fiel, da iſt das Kloſter verſunken und das Waſſer füllte den leeren Raum aus. Bei klarem Froſtwetter, wenn eine Eisdecke den See überwölbt, hört man an Sonn- und Feſttagen noch zu Zeiten das Geläute der Kloſterglocken, das Gebrüll des fetten Kloſterochſens oder das Krachen der berſtenden Eisrinde, wenn dieſer mit ſeinen gewaltigen Hörnern darunter hinfährt.

979. Die rauhen Leute und der Schmied im Darnſee.

(S. Sudendorf a. a. O. S. 148 ꝛc. Darnach Kuhn, Weſtphäl. Sagen Bd. I. S. 41 ꝛc.)

In dem Darnſee, der zwiſchen Bramſche und Malgarten liegt, lebte vor Zeiten ein kleines Völkchen, welches die rauhen Leute genannt ward, weil es von oben bis unten mit Haaren bewachſen war. Einzelne von ihnen kamen mitunter aus dem See und verkehrten mit den Menſchen, ſo lange als die Gegend um den See noch nicht ſehr bevölkert war, ſeit dieſer Zeit aber ließen ſie ſich nicht mehr ſehen. In jener alten Zeit hörten nun aber die Umwohner jede Nacht ein gewaltiges Hämmern und Pinken aus der Gegend des Sees, gerade als wenn ein Schmied fleißig auf dem Amboße arbeite. Einige Bauern wollten auch um Mitternacht im Mondenſcheine etwas auf dem Darnſee haben ſchwimmen ſehen. Sie ſchifften darauf zu und ſiehe es war ein Schmied, der bis an den Gürtel im Waſſer ſaß und ſo weit man es ſehen konnte, wie ein Ziegenbock behaart war. Mit dem Hammer in der Fauſt deutete er auf ſeinen Amboß und zeigte, daß er Arbeit haben wolle. Die Bauern verſtanden ihn und das ganze Dorf vertraute ihm von nun an alle ſeine Schmiedearbeit an. Niemand aber hat ihn geſehen, außer denen, welchen er ſich zuerſt auf dem See gezeigt hatte. Denn wer ein Geſchirr hatte, das irgend wie reparirt werden ſollte, der legte es am Abend auf einen flachen Stein, welcher am nördlichen Ufer des Sees zwiſchen zwei alten Eichen ſtand, und wer eine neue Arbeit beſtellte, der ſchrieb ſie auf einen offenen Brief oder rief ſie laut über den See. Dann kam der Schmied in der Nacht, holte die Arbeit und verbeſſerte und ſchmiedete, was verlangt war. Hatte man ungewöhnlich viel Abeit beſtellt, dann wurde die Nacht über ein heftigeres Hämmern und Lärmen im See vernommen. Man weiß aber keinen Fall, daß ſie nicht ſchon in der erſten Nacht fertig geworden wäre. Schon vor Tagesgrauen lag ſie auf dem Steine und auf einem daran gebundenen Streifen ſtand der Preis geſchrieben. Das Eiſen und die Arbeit des Schmiedes waren ſtets von ausgezeichneter Güte und der Preis verhältnißmäßig nicht hoch. Deshalb bezahlten ihn auch ſeine Kundmänner bis auf den letzten Heller. Sie legten den Preis wieder auf den Stein unter den alten Eichen und dieſer wurde ſeitdem die Tafel des Schmieds genannt. Viele Jahre dauerte aber dieſer redliche Handel und die Eyer ſtanden ſich gut dabei. Sie hatten damals die beſten Pflugeiſen im Lande. Es war aber in der Eyer Bauerſchaft ein rachgieriger Mann, der überredete ſich aus Geiz, der Schmied könne um Gottes Lohn arbeiten, es mache ihm ja gar keine Mühe, und er ſei ja ſchon Narr genug, allzubillig zu arbeiten,

so einem Narren müsse man thun, wie ihm recht sei. Dieser legte statt des Geldes einen schmutzigen Lohn auf des Schmieds Tafel. Da zischte das Wasser und ein Speer mit einem scharfen Eisen, aus dem See geschleudert, durchbohrte den Ruchlosen. Die Erde unter dem Steine borst und verschlang ihn. Das Hämmern des Schmieds ward seitdem nicht mehr gehört, er hat sich in die Tiefe des unergründlichen Sees zurückgezogen. Die Eichen grünten noch manches Jahr, aber vor etwa siebzig Jahren verdorrten ihre Kronen, da wurde die Axt an ihre Wurzel gelegt und seitdem sind sie auch verschwunden. Den Platz jedoch, wo des Schmieds Tafel gestanden hat, bezeichnet noch jetzt eine geringe Senkung am Ufer, man hat dieselbe schon oft auszufüllen versucht, aber immer vergeblich, sie ist stets wieder eingesunken und bildet für alle Nachkommen ein ewiges Wahrzeichen der begangenen Freveltat. *)

Lange nach dieser Zeit kam einst Hackmann, der Wehrfester von Hackmanns Erbe an den Darnsee um Schilf am Ufer zu schneiden. Da fand er ein behaartes nacktes Weib, welches sich mit ihrem Kinde im warmen Ufersande sonnte. Als dieses den Bauern kommen hörte, da lief es fort und sprang in den Darnsee. Der Bauer aber nahm das Kind mit nach Haus, hier lag es gewöhnlich unter der Bank, welche die Wanderersbank genannt wird. Es gedieh aber gut und wuchs rasch heran. Wenn der Bauer mit seinem Volke auf dem Acker war, dann kam die rauhe Mutter und säugte ihr Kind heimlich. Sie überschritt aber nie die Schwelle des Hauses, sondern blieb unten vor der Hecke der Niendören oder Einfahrtsthür stehen und lockte das Kind. Dieses lief dann vor das Heck, durch welches ihm die Mutter die Brust reichte. Als der Bauer das Kind einige Jahre gehabt hatte, da nahm er es und schor es, damit es ein Ansehen bekomme, wie ein anderes Kind. Als aber die Mutter wiederkam um ihr Kind zu säugen und sah, daß es geschoren war, da wurde sie zornig und rief: „Mine Kind geschoren Hackmanns Stir verloren Bit in't drädde un beerte Lid." Darauf kehrte sie wieder zurück in den Darnsee und das Kind mit ihr. Von diesem Augenblick aber an war Unglück auf Hackmanns Erbe. Während die vier Wehrfester regierten, über welche der Fluch ausgesprochen war, war Hagelschlag, Mißwachs und Sterbgang an Vieh und Menschen auf der Stelle und Alles, was sie anfingen, das hatte weder Gedeihen noch Gelingen.

Einst traf auch ein Bauer, welcher Fischens halber an der Darnsee ging, einen fremden Knecht am Ufer. Der Bauer hieß Fischer und wohnte nicht fern vom See auf der Stelle, welche noch jetzt Fischers Erbe genannt wird. Der Knecht war gekleidet wie ein anderer, aber rauh im Gesichte und an den Händen. Derselbe bot dem Bauer seine Dienste an und sagte, als er nach dem Lohne fragte, darüber wollten sie wohl einig werden. Der Bauer nahm ihn an und er war sein treuester und fleißigster Knecht. Als er sieben Jahre gedient hatte, da sagte er zu dem Bauer: „Meine Zeit ist um, ich muß jetzt von Dir, verlange aber keinen andern Lohn, als ein zweischneidiges untadelhaftes Schwert, welches ohne Dingen ehrlich gekauft ist."

*) Diese Sage von dem Schmied erinnert an eine ähnliche, welche Walter Scott im Kenilworth Th. II. cap. I erzählt und von der alten Sage von Wieland dem Schmied hergenommen ist.

Der Bauer ging hin nach Bramsche und erstand ein solches Schwert, handelte aber vier Pfennige davon ab. Da der Knecht dies Schwert sah, fing er an zu jammern: „Das ist mein Unglück, warum hast Du mir dies gethan? Gehe schleunigst wieder hin und bringe die abgezogenen Pfennige zurück. Sonst fürchte ich, möchte es zu spät werden!“ Als der Bauer die Pfennige nachgezahlt hatte, führte der Knecht ihn an den Darnesee und sagte: „Ich muß zu meinem Vater zurück. Aber ich fürchte, daß ich mich zu lange aufgehalten habe, und daß die Zeit, welche mir mein Vater gesetzt, schon abgelaufen ist. Mein Weg geht durch ein Thor tief unten im Darnesee, welches von zwei Hunden bewacht wird. Ist das Schwert untadelhaft, wie es sein muß, und komme ich zur rechten Zeit, dann kann ich sie abwehren, komme ich aber zu spät, dann werden sie mich zerreißen. Du sollst selbst sehen, welches mein Schicksal ist: im letzten Falle erscheint Blut, im ersten aber Milch auf dem Wasser, so daß es davon ganz weiß wird.“ Darauf schlug er kreuzweis ins Wasser, so daß sich dasselbe bis unten theilte, und stürzte hinein mit seinem Schwerte. Als aber die Wellen sich über ihm schlossen, da wurde der See roth von seinem Blute.

Vom Wege nach Malgarten sieht der Wanderer am jenseitigen Ufer des Sees Ellhorns Kotten halbversteckt im Erlengebüsche liegen. Der Mann, welcher vor Zeiten diesen Kotten bewohnte, pflegte seiner Geschäfte wegen oft an den See zu kommen. Als er einst an den See ging, traf er am Ufer einen Mann, welcher nackt und vom Kopfe bis zu den Füßen behaart war. Dieser erbot sich, ihm für ein gewisses Geld Schmiedearbeit zu machen. „Die Arbeit“, sagte er, „werde er am andern Morgen am Ufer finden, wohin er denn auch das Geld zu legen habe.“ Der Bauer nahm das Anerbieten an und benutzte es zu verschiedenen Malen. Eines Morgens aber, als er wieder ans Ufer ging, fand er einen haarigen Klumpen am Ufer liegen. Aus Neugier nahm er ihn auf und eilte damit nach seinem Hause. Hinter ihm her der Schmied, welcher ihn einzuholen suchte und mehrfach rief: „Mein Kind, mein Kind!“ An der Wehr des Kottens kehrte der Schmied wieder um. Fortan brachte aber der Bauer keine Arbeit mehr an den See und der Schmied ließ sich ferner nicht mehr sehen. In seinem Hause angelangt, bemerkte der Bauer, daß der Klumpen ein mit Haaren besetztes Kind sei, welches sich wie ein Igel zusammengerollt hatte. Er fütterte nun dasselbe auf, als es aber groß geworden war, sagte es eines Morgens: „Ich muß zu meinem Vater zurück in den See. Wenn Du aus dem Wasser Blutstropfen aufsteigen siehst, dann gehe heim, ich komme nie wieder. Siehst Du sie nicht, dann gehe ich mit Dir zurück.“ Der Rauhe stürzte sich darauf in den See, drei Blutstropfen tauchten auf und er kam nie wieder. *)

980. Die Meerfrau im Kolk zu Jcker.

(Nach Sudendorf a. a. O. S. 257, bei Kuhn a. a. O. Bd. I. S. 54.)

Zu Jcker giebt es auch einen ähnlichen Kolk oder See, mit einer schwimmenden Insel, der im Jahre 1411 durch einen Erdfall entstanden **) ist. Davon giebt es folgende Sage:

*) Eine ähnliche Sage steht bei Grimm, Deutsche Mythologie S. 280.
**) Ein zweiter entstand daneben am 22. April 1782.

Auf dem Kolk zu Icker schwimmt mitten auf dem Wasser eine mit Bäumen und Gras bewachsene Insel, auf dieser pflegen die Meerweiber, die unten auf dem Grunde des Kolk wohnen, sich mit ihren Kindern zu belustigen, zuweilen kommen sie aber auch ans Ufer zu demselben Zwecke. Nun liegt hier ganz in der Nähe der Hof Hanfeild, eines Tages kommt nun der Besitzer desselben herab zum Kolk um Fische zu fangen und findet am Ufer einen kleinen Jungen, der am ganzen Leibe rauh war wie eine Rüde. Er nahm ihn mit nach Hause und legte ihn dort unter die Ofenbank und hier blieb er nun den ganzen Tag über liegen. Als es Nacht ward, da kam die alte Meerfrau, rief ihr Kind nach der Hecke, welche das Haus umgab, und gab demselben durch diese durch zu trinken und sagte immer dazu: „Trink, mein Kindchen, trink!" So machte sie es alle Nächte; als nun aber das Kind größer ward, dachten die Bauern, sie würden der Mutter einen Gefallen thun, wenn sie das Kind scheerten, damit man ihm ordentliche Kleider anziehen könne. So thaten sie auch, schoren das Kind, aber nur zur Hälfte. Wie es nun wieder Nacht ward, da kam die alte Meerfrau, nahm ihr Kind mit fort und sagte: „Sau as ji myn Kiind hebt schuoren Js jue Glück un Stye verluoren", und bis ins siebente Glied hat Hanfeild's Hof immer nur Unglück getroffen.

981. Das Kloster zu Rulle.

(S. Raven in d. Mittheil. d. hist. Vereins zu Osnabrück Bd. I. S. 264. Poetisch behandelt v. J. Crane, Sagen des Hase Thales. Osnabrück. 1851, in 12. S. 25 ꝛc.)

Wenn man von Osnabrück her aus dem Hasethore über den Stettefluß durch die Bauerschaft Haste geht, so kommt man zunächst auf den Haster Berg, von wo man eine sehr weite Aussicht hat. Nach Norden zu erblickt man, umgeben von wenigen Häusern mit rothen Dächern, zwischen Wald und Wiesen und Ackerland eine nicht sehr große Kirche mit zwei Thürmen. Um dorthin zu gelangen, geht man da, wo der Lechtinger Bach und die Ruller Fluth, welche später die Stette bilden, nur durch eine schmale Wiese getrennt sind, über zwei hölzerne Stege in einen dunklen Wald von hohen schlanken Buchen, und nicht gar weit, am Ausgange des Waldes nach Westen, liegt hinter einer hohen Mauer jene Kirche mit den beiden Thürmen. Sie war früher als Klosterkirche mit dem der h. Jungfrau geweihten Nonnenkloster Rulle, von welchem noch ein Flügel übrig ist, verbunden. Von diesem Kloster giebt es aber noch drei Legenden, welche also lauten.

Das Kloster zu Harste (jetzt Haste) war durch eine zufällig entstandene Feuersbrunst in Asche gelegt worden, und es geschah nun Alles, um möglichst bald dasselbe wieder aufzubauen. Aber siehe, auf einmal ward das auf dem Boden des abgebrannten Klosters zusammengebrachte Holz für das neue Gebäude am andern Morgen auf dem Platz zu Rulle, wo das Kloster noch steht, durch göttliche Einwirkung zusammengestellt gefunden. Deswegen ist im Jahre 1244 am Geburtstage der h. Jungfrau das Kloster von Harste nach Rulle versetzt und unter dem Probste Conrad und der Aebtissin Mechtilde bestätigt, daneben auch mit einem besonderen Privilegium vom Papst Alexander begnadigt worden.

Im Westen der Kirche liegt ein Brunnen, unmittelbar vor den Trümmern des Klosters; er ist mit einer Mauer umgeben und es führen zu

seinem Wasser, das sich durch einen offenen Graben in einen Teich ergießt, mehrere Stufen hinab. Derselbe führt den Namen Marienbrunn von folgender Begebenheit. Als es nämlich durch Gottes Willen geordnet war, daß das Kloster Rulle auf dem Platze stehen sollte, den es nachher einnahm, fanden sich zwar viele gute Herzen, welche dieses heilige Werk fördern halfen, allein es gab auch viele mißgünstige Leute, welche nicht einwilligen wollten, daß das Kloster auf diesem Platze stände und nicht aufhörten, ihr Vieh und ihre Schafe dort zu weiden. Nun war aber ein Hirt bei den Schafen, welcher stumm und taub geboren war. Als dieser mit seinen Schafen auf den Platz kommt, wo jetzt der Brunnen ist, da findet er einen schönen rothen Stock, auf welchem mit goldenen Buchstaben geschrieben war: „Marien-Brunn." Der Schafhirt zieht den Stock heraus, da entspringt der Brunnen und alsbald bekommt der Schäfer seine Sprache und sein Gehör. Als dies bekannt geworden war, da haben die Leute ihre Einwilligung dahin gegeben, daß das Kloster hier sollte auferbaut werden; nach der Zeit ist hier vielen Kranken, Lahmen, Blinden und Andern geholfen worden und es werden noch bis auf den heutigen Tag hier Viele gesund.

In der Kirche findet sich noch heute ein altes Bild (copirt bei Raven a. a. O.), an dessen vier Ecken viermal die Zahl 1347 angebracht ist. Man erblickt darauf im Hintergrunde das Kloster, im Vordergunde die Geistlichkeit mit den Nonnen und der Gemeinde neben einer auf Grashalmen sich erhebenden, von drei Kerzen eingeschlossenen Büchse knieen und von Wallfahrern getragene Fahnen mit dem Zeichen des h. Kreuzes in der Luft wehen. Auf der linken Seite sieht man bereits die Kapelle, welche an dem Platze, wo man die Büchse fand, später erbaut ward, und eine Prozession, welche aus dieser Kapelle in die Klosterkirche zieht. Weiterhin an der Ostseite der Kirche, da wo jetzt der schöne Buchenwald sich befindet, am Rande des Gehölzes und in demselben steht eine Reihe von Zelten und Buden, was auf den nachmals so berühmten Wallfahrtsort Bezug hat. Dieses Bild soll eine Begebenheit versinnlichen, welche auf einer Pergamenttafel vom Jahre 1538 erzählt wird, die früher zu Rulle in der Jungfrauenkirche am Hochaltar gehangen haben soll, sich jetzt aber im Archive der Landdrostei zu Osnabrück befindet. Sie lautet in hochdeutscher Uebersetzung also:

„In dieser Weise ist hier auf dieser Stätte zu Rulle gefunden das wahre, heilige und theure Blut unsers lieben Herrn Jesu Christi, wie hiernach geschrieben steht. Die Büchse, welche Ihr noch heutzutage sehet, worin der h. Leib und das theure Blut unsers lieben Herrn Jesu Christi sich befindet, die war gesetzt auf den Altar auf ein seidenes Kissen. Und die Jungfrauen des Klosters wollten eine Gabe sich erbitten, wie sie denn auch wirklich thaten, und wollten eine Monstranz machen lassen. Dazu gab denn ein jeglicher guter Mensch etwas, beides, Silber und Gold, was ein Jeglicher vermochte und was ihm Gott in sein Herz sandte. Es kamen aber böse, aus Herzensgrund verkehrte Leute; die sahen das Silber und das Gold um die Büchse hängen, und stahlen die Büchse und trugen sie so weit vom Kloster weg, auf die Stätte, da jetzt die Kapelle steht; und das Silber und das Gold wurde davon genommen und die Büchse wurde verborgen unter einen Dornenbusch. Da geschah es, daß vierzehn Nächte nach der Zeit, daß die Büchse verloren war und die Leute zur Kirche gingen, diese

drei schöne Kerzen sahen, welche dort standen und brannten. Deshalb gingen die Leute zu dem Herrn, der hier Verwalter war, und zu der Versammlung der Jungfrauen und sagten ihnen, was sie gesehen hatten. Da dachten sie alsbald, ob dort das Sacrament nicht verborgen wäre. Als sie dann auf die Stätte kamen, wo nun die Kapelle steht, da fanden sie die Büchse, hoch erhoben über der Erde, stehend auf drei Grashalmen. Und um dieses großen Wunders und Zeichens willen mochte es Niemand wagen, die Büchse anzufassen. Sie sandten aber Boten in die Stadt an das Capitel und zu den weisesten Lehrern aus der Geistlichkeit und andern Meistern in der Schrift, die sie finden konnten. Da kamen mit der Gemeine die Geistlichen und gingen mit den Jungfrauen hin, alle in einer prächtigen Prozession, an die Stätte zu der Büchse, und sahen da Gottes Macht und Kraft an der Büchse, da sie die Büchse aufthaten. Da hatten sich verwandelt fünf Hostien in fünf Stücke Fleisches, und die Büchse war ganz voll klaren Blutes, daß sie mochte übergehen. Als nun die Herren das sahen, daß sich die fünf Hostien also verwandelt hatten in Fleisch und Blut und sahen auch die Büchse stehend auf drei Grashalmen, da ward ein großes Weinen und Schreien unter der Geistlichkeit und dem gemeinen Volke. Und sie nahmen die Büchse auf mit großer Ehrfurcht und brachten sie wieder in das Kloster. Und die weisesten Herren kamen zusammen und belehrten sich unter einander und konnten es nirgends beschrieben finden, was sie mit dem Fleische möchten thun, das da floß drinnen in dem Blute Christi und das sich also wahrhaftig verwandelt hatte in dem heiligen Sacramente unsers Herrn. Sie nahmen aber einen Priester, der überredete sich, daß er das Fleisch verzehrte; und derselbe starb am dritten Tage. Und es that manches schöne Zeichen das heilige Blut, also daß hier großer Ablaß war und daß hier eben so große Wallfahrten waren, als sonst in diesem ganzen Lande. Danach, als diese Wallfahrten so überaus groß wurden, da kamen böse, niederträchtige Leute, aus Abgunst ihres Herzens, und nahmen das Caporal von dem Altare, steckten es in die Büchse uno wischten das wahre Blut hinein und steckten das blutige Caporal in vielen Stückchen in den Altar, auf daß sie das heilige Blut vertilgen möchten. Dann nahmen sie die Büchse und schabten sie an der einen Seite so dünn, daß man hindurchsehen konnte, wie durch ein Glas. Aber das Blut darin wollte nicht weg, das Ihr noch heutzutage sehet, und das blutige Caporal in dem Krystalle ist das wahre theure Blut, wie es vom Leibe Christi floß. Also ist hier fürwahr und gewiß das heilige Blut zweier Wege; und es that manches schöne Zeichen, welches zu lang zu beschreiben wäre, wie es noch heutzutage und alle Tage thut an einem jeglichen guten Menschen, der es mit Innigkeit seines Herzens anruft. Und es ward gefunden nach Gottes Geburt im Jahre 1347 des Sonntags vor St. Martin und zu Zeiten eines Propstes, geheißen Wedekindus von Rakinghausen und zu Zeiten der edelen Frau Adelheide von Diepholz, Aebtissin in Rulle; denen Gott gnädig sei, Amen!"

Durch die Wunderzeichen nun, welche zu Rulle durch die Kraft des heiligen Blutes geschahen und meist in Hilfe bei Kindesnöthen, Blutungen, Augenkrankheiten und Blindheit, Lähmungen, Sprachlosigkeit und Stummheit, wider böse Geister, die fallende Sucht, Auszehrung und Verrücktheit bestanden, aber freilich sich auch noch weiter erstreckten — denn einmal bekam eine

Mutter, die ihre Kinder durch den Tod verloren hatte, dieselben wieder, und ein anderes Mal (1622) ist ein verstorbener Knecht seinem bei Verden wohnenden Bruder erschienen, begehrend, er möchte selbst für ihn mit einem Opfer nach Rulle gehen und eine Messe lesen lassen, so werde er zum Angesichte Gottes zugelassen und vom Fegfeuer erledigt werden, so auch verrichtet worden ist — ist dieses Kloster in großen Ruf gekommen, also daß alljährlich am ersten Mai und am Freitag vor Pfingsten eine unzählige Menge Menschen dort zusammenströmten, um der Prozession, welche durch die benachbarten Felder, Fluren und Wälder zog, beizuwohnen und der Wunder des heiligen Blutes und des heiligen Brunnens theilhaftig zu werden. Die Menge der Wallfahrer zog denn auch bald Krämer und Schenkwirthe herbei, welche in Buden und Zelten ihre Waare feilboten, aber damit kam auch viel liederliches Gesindel dahin, so daß der daselbst nach und nach immer mehr getriebene Unfug den Erzbischof von Köln, Maximilian Friedrich, veranlaßte, am 6. Febr. 1784 ein Verbot, welches diese Wallfahrt sehr beschränkte, ergehen zu lassen. Die alte Kapelle wurde im Jahre 1819 niedergerissen, aber die Wallfahrt, bei welcher die Wallfahrer von Meppen nach altem Herkommen allen andern vorgehen, zählt noch immer an jenen genannten Tagen gegen 2000 andächtige Theilnehmer. *)

982. Das Hemd im Dom zu Osnabrück.

Im rechten Seitenschiff des herrlichen Doms zu Osnabrück hängt an der Seite des Altars der h. Maria ein Hemd, welches aus lauter eisernen Ringelchen und Drähten zusammengewebt ist. Diesen wie ein Netz gefertigten Ringelpanzer trug der im Jahre 1233 verstorbene Bruder Rayner, der 22 Jahre lang in einer engen Zelle neben dem großen Eingange des Domes als Eremit lebte, auf der bloßen Haut, darüber aber ein rauhes borstiges Kleid, dessen struppige Haare durch die Oeffnungen dieses eisernen Hemdes hindurchdrangen und seine Haut jämmerlich zerstachen, obenauf aber noch einen gewöhnlichen eisernen Panzer und über diesem noch eine schlechte Tunica von grobem Tuche. Auch alle seine Zehen waren mit eisernen Ringen, um welche Borsten gewickelt waren, besteckt. Von diesem Manne sind unzählige Wunder verübt worden. **) Seine Gebeine sind im Jahre 1465 in eine Oeffnung der Mauer des Doms gesetzt worden, wo man sie noch sehen kann. Von ihm wird aus Osnabrück selbst folgendes Wunder erzählt.

Eines Tages kam Jemand in Osnabrück an den Stadtgraben und sah oben auf dem Wasser ein Kleid schwimmen. Da er selbst glaubte, es sei nur ein Kleid, so rief er einige Leute, welche am Graben wohnten, und machte sie auf das Kleidungsstück aufmerksam. Beim Versuche, das Kleid aus dem Wasser zu ziehen, fand es sich aber, daß es ein ertrunkenes Kind war. Die Mutter des Kindes, welche herbeikam, schrie verzweiflungsvoll und rief Gottes Hilfe und die Fürbitte Bruder Rayners an. Die Nachbarfrauen

*) S. Nugae venales Rullenses. d. i. Rullische Fragen, entdeckt von Parrhasio Alethe. o. O. 1707. in 12. (S. Unschuld. Nachr. 1707. S. 905 ꝛc.)

**) Sein Leben ist nach Urkunden beschrieben von Hildebold in d. Mittheil. d. Osnabr. V. f. Gesch. Bd. I. S. 289.

kamen auch herbei und versuchten die Arme zu trösten und halfen dem Kinde das Todtenhemd anziehen. Allein die Frau ließ nicht nach, die Hilfe des Bruders Rayner anzurufen, und siehe da, plötzlich regte sich gegen die Vesperzeit das Kind, das in seinem Todtenhemdchen dalag, und ward wieder lebendig. Alsbald erscholl der Ruf von diesem Wunder durch die Stadt, und der Domdechant ließ die Mutter nebst vier andern Frauen, die mit ihr im Hause geblieben waren, zu sich kommen und fragte nach den Umständen der Begebenheit. Die Frauen schworen insgesammt, daß das Kind zur Mittagszeit im Wasser gefunden und zur Vesperzeit wieder lebendig geworden sei.

983. Der Hund auf dem Domhofe zu Osnabrück.

(Poetisch behandelt v. Crane a. a. O. S. 7 ꝛc.)

Herzog Wittekind war in der Nähe von Osnabrück von Karl dem Großen überfallen und geschlagen worden. Schon war er fast von den Verfolgern eingeholt, da rettete ihn die Schnelligkeit seines leichtfüßigen Rosses; es sprang mit ihm über den Wall der Stadt, und die Bürger nahmen ihn wohlwollend auf und ließen ihn dann entwischen. Als dies Karl hörte, da schwur er, der ganze Ort solle für diese Verrätherei an ihm büßen und die erste Person, welche ihm, wenn er in die Stadt einziehen werde, begegnen würde, solle durch seine eigene Hand fallen. Als nun seine Schwester, welche in der Stadt weilte, den Zorn ihres Bruders erfuhr, da machte sie sich auf, ihm entgegen zu gehen und um Gnade für die Stadt zu flehen. Als nun Karl von fern sie kommen sah, bat er Gott, er möge doch ein Wunder thun, daß er nicht genöthigt werde, seinen voreiligen Schwur durch das Blut seiner eigenen Schwester zu erfüllen, und siehe, da stürzte der große Lieblingshund seiner Schwester vor dieser lustig springend auf Karl zu und dieser konnte nun in dem Blute desselben seinen Schwur lösen. Zum Dank für die Gnade Gottes verzieh er den Bürgern und ließ auf dem Domhofe das Standbild des armen Hundes zur ewigen Erinnerung aufstellen, wo man es noch heute sehen kann.

984. Die Gebeine des h. Crispin.

Der Dom zu Osnabrück ist nicht mehr der herrliche Bau, den einst Karl der Große aufführen ließ. Dieser ward durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt und mit ihm wurden eine Unzahl von Reliquien, die er enthielt, im Schutt begraben, unter andern auch die Gebeine des h. Crispinus. Da träumte einem Mönch zu Osnabrück, dieselben seien nicht mit vernichtet, er möge nur in der Brandstätte suchen, da werde er sie finden. Dies that er auch, und siehe, plötzlich glänzte ihm aus einer Ecke aus zerbrochenen Mauersteinen ein goldiges Licht entgegen, er räumte das Gerölle weg, plötzlich wehte ihn balsamischer Rosenduft an und strahlend blinkten aus dem Schutt ihm die theuren Reliquien entgegen.

985. Die Rosen ohne Dornen.

(Poetisch beh. v. Crane S. 16 ꝛc.)

Einst wohnte hoch auf seinem Schlosse bei Osnabrück ein Graf von Tecklenburg, dem es gelungen war, die Bürger sich zinsbar zu machen.

Namentlich waren es die Metzger, denen er jeden Monat eine neue Taxe auflegte. Dieselbe mußte regelmäßig sein Burgzwerg, der auf einem Esel ritt, in die Stadt bringen, und weil sein Thier sehr langsam ging, kam er immer zu spät, die Metzger aber durften nicht eher auf dem Markte ihre Waare feilbieten, als die Taxe in ihren Händen war. Deshalb drohten sie dem kleinen Manne oft mit dem Tode, wenn er sich nicht besser beeilen werde. Mochte nun dieser wirklich nicht schneller kommen können oder achtete er die Drohung nicht, genug, es blieb beim Alten und eines schönen Tages machten sich ein Paar Metzger über ihn, schlugen ihn todt, zerhackten ihn in viele kleine Stücke, thaten diese in einen Korb, luden ihn dem Esel auf und jagten ihn nach der Burg hinauf. Da ward der Graf halb rasend vor Wuth, sammelte seine Leute, schloß die Stadt ein und brachte die Bürger bald durch Hunger dahin, daß sie demüthig den Grafen um Gnade baten. Erweicht von ihren Bitten versprach derselbe auch, ihnen zu verzeihen, wenn sie binnen Jahresfrist ihm zwei Scheffel der sogenannten Tüblinghöver, eine Art Silberheller, die ein früherer Bischof von Osnabrück hatte prägen lassen, ein blaues Windspiel und einen Rosenstock, der keine Dornen an sich trage, liefern könnten, wo nicht, werde er ihre Stadt dem Boden gleich machen. Da war guter Rath theuer, denn Niemand wußte, wie diesem Verlangen entsprochen werden könne. Als nun aber schon eine ziemliche Zeit verflossen war und der Termin der Ablieferung heranrückte, da ließ der Magistrat im ganzen Lande verkünden, daß der, welcher ihnen aus der Noth helfen und das Befohlene liefern könne, eine große Belohnung empfangen solle. Siehe, da kam ein Bauersmann und erbot sich, für eine gewisse Summe das Gewünschte herbeizuschaffen. Zwar zweifelte der Stadtrath an der Möglichkeit der Erfüllung, allein er hatte keine Wahl und so ward denn dem Bauer die verlangte Summe zugesagt, ihm aber auch auf das Bestimmteste gedroht, daß, so er sein Versprechen nicht zu erfüllen vermöge, sein Leben dem Henker verfallen sei. Und richtig, noch war das Jahr nicht vorüber, da erschien der Bauer auf dem Rathszimmer, an der einen Hand ein himmelblaues Windspiel, in der andern einen Rosenstock und auf dem Rücken einen Sack, der voll der schönsten Silberheller war. Befragt, wie er es angefangen habe, diese scheinbar unmöglichen Gegenstände doch herbeizuschaffen, sagte er, die Silberheller habe er dadurch bekommen, daß er weit und breit bekannt gemacht habe, er löse einen jeden um den doppelten Preis ein, da hätten ihm von allen Orten und Enden die Bettler solche zugetragen. Das blaue Windspiel habe er dadurch hervorgebracht, daß er zwei Hunde in eine Kammer mit blauen Wänden und Fenstern eingesperrt, ihnen blau angemalte Speisen vorgesetzt und ihnen nur in blauer Kleidung genaht sei, während sie durchaus keinen andern Menschen zu Gesicht bekommen hätten. Dann habe er eine dünne gläserne Röhre genommen und ein junges Rosenzweiglein hineingeleitet, das habe denn darin getrieben und sei fortgewachsen, da die Wurzel in guter Erde gesteckt habe, weil aber der Raum zu eng war, so hatten die Dornen darin keinen Platz und so kam ein Rosenstengel ohne dieselben zu Stande. Der kluge Bauer erhielt die verheißne Belohnung und der Graf seinen bestimmten Tribut, die Silberheller sind aber längst eingeschmolzen und das Geschlecht der blauen Windhunde nicht fortgepflanzt worden, wohl aber giebt es seitdem noch Rosen

ohne Dornen in den Ziergärten, welche angeblich von jenem Rosenstock abstammen.

986. Deichselhammer bricht Zauber.

(S. Hartmann in d. Mittheil. a. a. O. 1864. Bd. VII. S. 375.)

Wenn ein Pferd bei der Feldarbeit stätig wird, so ist dies einem bösen Zauber zuzuschreiben. Man glaubt nun im Osnabrückischen, daß man, indem man mit dem Deichselhammer vor die Spitze der Deichsel schlägt, mit diesem Schlage den böswilligen Zauberer selbst trifft.

Auf einer Bauerndiele neben der Landstraße waren einst Arbeiter mit Dreschen beschäftigt. Wie nun ein Frachtwagen vorüberkommt, fangen auf einmal die Pferde an stutzig zu werden, so daß der Wagen trotz allem Schelten und Schlagen des Fuhrmannes nicht von der Stelle kommt. Wie dieser nun merkt, daß hier ein Zauber im Spiel ist, legt er sich erst auf's Bitten, indem er zu wiederholten Malen ruft: „Lasset los!" Als aber sein Bitten nicht fruchtet, da nimmt er den Deichselhammer und schlägt mit aller Gewalt vor die Spitze der Wagendeichsel. Alsogleich stürzt einer der Dreschleute vor die Stirne getroffen todt zur Erde nieder.

987. Das weiße Pferd im hannöversch-braunschweigischen Wappen.

Herzog Wittekind ließ seinem Pferde, einem schwarzen Hengste, als er in Westphalen von Karl d. Gr. arg bedrängt ward, die Hufeisen verkehrt unterlegen, um die ihn verfolgenden Feinde zu täuschen. Wie er dennoch beinahe durch Verrath gefangen genommen worden wäre, rettete ihn sein treues Pferd durch einen kühnen Sprung über ein Verhau, mit welchem die Franken den Weg im Hon gesperrt hatten. Er hatte sein Roß aber mit folgendem Spruch zum Sprung ermuthigt:

„Hengsiken spring aver,
Krigst 'en Spint Haver,
Springst du nig aver,
Frätet die und mie de Kawer."

Nach seiner Taufe schenkte ihm Karl der Große ein weißes Pferd, welches anstatt des früheren schwarzen in das sächsische Wappen aufgenommen worden und noch jetzt das Wappenschild der braunschweigisch-hannöverschen Lande ist.

988. Die Babylonie.

(S. Hartmann in den Osnabr. Mittheil. 1864. Bd. VII. S. 334 ꝛc.)

Die Babylonie, ein stattlicher Berg in der Bergkette des westlichen Süntelsgebirges, erhebt sich oberhalb Blasheim, einem Dorfe in der Nähe von Lübbecke an der Osnabrück-Mindener Chaussee. Auf ihm hatte Wittekind eine Burg, die Babylonie, nach welcher der Berg benannt ist, und in diesen unter seiner Burg verwünschte sich der geschlagene Held mit seinem ganzen Heerestroß nach der Schlacht auf dem Wittenfelde. Manches Mal sieht man ihn mit seinem Gefolge auf weißem Rosse in den Bergen reiten, und wenn er mit lautem Getöse und Waffenlärm aus dem Berge hervor-

bricht, so bedeutet dies den Anwohnern Krieg. *) Hier liegen große Schätze verborgen, ein weißes Fräulein läßt sich sehen, welches die Auserwählten oder solche, welche sie durch ihre Kunst zwingen, zu den Schätzen führt und davon mittheilt und dabei des Befreiers aus den Räuberbanden harrt.

Die Babylonie wird häufig von Schatzgräbern besucht und es giebt zahlreiche Sagen hierüber. **)

Einst hatten sich ein Mönch aus Minden, welcher die schwarze Kunst verstand, ein Bauer aus der Nähe von Lübbecke und ein alter Mann aus einem Dorfe bei Minden vorgenommen, den in der Babylonie befindlichen Schatz zu heben. Zu dem Ende hatten sie aber zuvor eine Recognoscirung des Terrains beschlossen und sich auf drei Pferden von dem Hofe des Bauern aus nach der Babylonie begeben. Wie sie an den Berg kommen, sehen die Begleiter nichts Außerordentliches, nur Busch und Braken. Auf Geheiß des Mönchs steigen sie von den Pferden, und wie der Bauer sich nach einem Gegenstande umsieht, an welchen er die Pferde binden kann, beruhigt ihn der Mönch mit der Versicherung, daß dieselben sich nicht verlaufen würden, auch wenn er sie los und ledig ließe. Darauf zieht der Mönch ein Fläschchen hervor und läßt die beiden Gefährten daran riechen. Diesen ist jetzt zu Sinne, als könnten sie durch Mauern rennen, und so gehen alle drei in den Berg hinein. Wie sie nun drinnen sind, befinden sie sich in den Gängen einer Burg, der Wieksburg, und gelangen zu einer Treppe, welche sie hinunter in ein Gemach führt, in dessen Mitte ein mit einem weißen Tuche bedeckter Tisch steht und dessen Wände von einem in der Decke befindlichen Karfunkel hell erleuchtet werden. An dem Tische sitzen drei weißgekleidete Fräulein in einem traumartigen Zustande. Wie sich die drei in dem Gemache umsehen, entdecken sie zu ihrer großen Freude sieben Tonnen mit Silber und eben so viele mit Gold gefüllt, aber sehen auch zu ihrem größten Schrecken den Bösen unter der Treppe kauern. Nachdem sie Alles beschaut haben, gehen sie wieder zurück und treten aus dem Berge heraus in's Freie, wo sie ihre Pferde noch auf demselben Flecke wie angefesselt vorfinden. Begierig nach dem Besitz der Schätze, welche sie so eben gesehen haben, fragen nun auf dem Rückwege die beiden Begleiter den Mönch, ob er keine Mittel und Wege wisse, wie man sich des Schatzes bemächtigen könne. Dieser zeigt sich bereit zu dem Wagniß und bestimmt die Zeit, in welcher man daran gehen wolle. Bevor aber diese herangenaht war, hat sowohl der Mönch als auch der Bauer das Zeitliche gesegnet und somit ist aus der Hebung des Schatzes für dieses Mal nichts geworden.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts hat einmal ein Schäfer um die Mittagszeit seine Heerde ruhig auf dem Platze gehütet, auf welchem, zwischen Lübbecke und Blasheim gelegen, jährlich der Blasheimer Markt abgehalten wird. Der fühlte sich auf einmal emporgehoben und nach der Babylonie entführt. Hier in den Berg eingelassen, kommt auch er in das bekannte durch den Karfunkel erhellte Gemach und findet ebenfalls die drei weißgekleideten Fräulein an dem weißbekleideten Tische sitzen, welche ihn freundlich

*) Bei Osnabrück ist auch eine Wittekindsburg, aus welcher der verwunschene Heeresfürst hervortritt und mit Waffenlärm über den grundlosen Kolk zu Icker fährt.

**) Eine ist schon oben Bd. I. S. 715 ꝛc. erzählt.

nöthigen, von den Schätzen zu sich zu nehmen, zu jeder Nöthigung aber die Warnung hinzufügen, er möge das Beste nicht vergessen. Dieses ist eine Springwurzel gewesen. Der Schäfer achtete jedoch ihrer nicht und bei jeder Mahnung, das Beste nicht zu vergessen, wühlt er gierig in denselben herum, um das Beste zu finden und vor Allem möglichst viel von ihnen einzusacken. Wie er nun mit gefüllten Taschen sich entfernt und der Blume nicht achtet, wird er von den hinter ihm zuschlagenden eisernen Thoren so heftig an die Ferse getroffen, daß er nie ordentlich wieder hat gehen können. In die Babylonie ist er nicht wieder hineingekommen; hätte der Thörichte die Springwurzel nicht vergessen, so würde sich ihm bei jedem Besuch der Berg geöffnet haben.

Ein Bauer, welcher die schwarze Kunst verstand, ward von seinen zwei Brüdern unterrichtet, daß in der Babylonie ein großer Schatz verborgen liege. Diese drei verabredeten sich nun, den Schatz gemeinschaftlich zu heben. Zuvor erkrankt indeß einer der Brüder und nun ward ein Mann, der einer eigentlichen Schatzgräberfamilie angehörte, aufgefordert, an dessen Platz zu treten. Er ist dazu bereit und geht an dem bestimmten Tage früh Morgens von Haus weg, um seinen entfernt wohnenden Bruder abzuholen. Dieser empfängt ihn mit dem Bedeuten, daß er sich freuen könne, so leicht davon zu kommen, es koste ihm nichts ꝛc., woraus jener Neuhinzugekommene schließt, daß die andern wohl einen Pact mit dem Bösen abgeschlossen hätten, er aber als zufällig Mitwirkender diesem nicht unterwürfig sein werde. Wie nun die drei, nachdem auch der Bauer hinzugekommen, bei der Babylonie angelangt sind, fangen sie tüchtig an zu graben und kommen gegen Abend an einen viereckigen hohen Stein, welcher gerade vor ihnen steht. Dies ist jedenfalls die Thür in den Berg gewesen und der Neuhinzugekommene hat auch, nachdem Alles bis unterhin aufgeräumt war, unter dem Stein weg mit der ganzen Länge des Arms in den Gang hineinfassen können. Leider ist die Sonne dem Untergange nahe gewesen, und weil nur bis dahin hat gearbeitet werden dürfen, und auch nur an einem Mittwoch, so hat die Arbeit bis dahin aufgeschoben werden müssen. In den nächsten Tagen aber stirbt schon der eine von den dreien und unglücklicher Weise gerade der Schwarzkünstler, und somit ist auch dieses Mal die Hebung des Schatzes vereitelt worden.

989. Pferd hockt auf.

(S. Hartmann a. a. O. S. 375.)

Ein Bauer, welcher des Nachts in der Nähe von Osnabrück über einen Berg ging, hörte vor sich ein lautes Hallohrufen. Er wußte nicht, daß dies der wilde Jäger that, sondern meinte, es sei ein Wanderer, der sich verirrt habe und um Hilfe rufe. In dieser Meinung antwortete er auf den Ruf mit „gleich", und hatte sich damit die wilde Jagd auf den Hals geladen. Denn kaum hatte er das Wort gesprochen, als ein Pferd sich ihm hinten aufhockte, welches er trotz alles Sträubens über den Berg tragen mußte.

990. Des wilden Jägers Hund.

(S. Hartmann a. a. O. S. 377.)

Einstmals fiel aus der wilden Jagd, welche mit vielem Gebrause und Gejöle über den Wildemann auf der Büscherheide nach der Babylonie zog,

ein Hund vor der Einfahrtsthüre nieder, die Bauersleute nahmen ihn mitleidig auf und setzten ihm zu fressen vor. Er hat aber nichts gefressen, sondern immerfort gegifft. Nach einigen Tagen ist er wieder abgeholt worden.

991. Die Mohrenhand.

(S. Hartmann a. a. O. S. 377 u. Sudendorf ebd. Bd. III. S. 298 ꝛc.)

Einstmals hörte der Bauer auf Siemeringshofe zu Langen, wie er Nachts vor seiner Hausthüre stand, den Zug mit gewaltigem Halloh der Jäger und Gekläffe der Hunde über sein Haus ziehen. In seinem Uebermuthe rief er dem Zuge nach: „Givt mi afs!" Kaum hatte er die Worte gesprochen, als ein dunkler Gegenstand ihm blitzschnell vor die Füße fiel. Entsetzt wich er ins Haus und schloß die Thüre hinter sich zu. Als er am andern Morgen seinen Geldschrank öffnete, erblickte er darin zu seinem größten Schrecken eine abgehauene Mohrenhand (d. h. ein schwarzer Knochen mit verdorrter Haut in der Form einer abgehauenen Hand), seinen Antheil an der Jagdbeute. So viel sich nun auch der Bauer es hat kosten lassen, die Hand durch Bannen, Versenden, Verbrennen und Vergraben los zu werden, sie kehrte immer wieder auf Siemerings Erbe zurück und seit der Zeit war Sterbgang im Hause und bei einem Sterbefalle darin ist noch jetzt das Sprichwort gebräuchlich: „dei swarte Hand heww sück weer röget (die schwarze Hand hat sich wieder gerührt)." Wenn die Hand sich rührte, mußte einer im Hause sterben. Auch duldete die schwarze Hand nicht, daß Jemand in dem Hause am Sonnabend spinne, was auch stets unterblieb. Vor 50 Jahren lag die Hand noch im Keller, jetzt ist sie in der Wand desselben eingemauert.

992. Die Ketten in der Kirche zu Merzen.

Vor mehreren hundert Jahren zogen zwei Bauern aus Merzen im Osnabrückschen von Sehnsucht getrieben, die Stätte zu besuchen, wo der Erlöser einst wandelte, über's Meer nach Palästina. Sie besuchten alle die heiligen Oerter und waren schon wieder auf dem Rückwege, da wurden sie von einer Türkenrotte überfallen und der Anführer derselben, ein grimmiger Fanatiker, ließ ihnen die Wahl, entweder den Glauben Muhameds anzunehmen oder zu sterben. Er ließ ihnen eine Nacht Bedenkzeit und schloß sie in einen tiefen Kerker ein. Dort beteten sie inbrünstig zum Herrn, er möge sie im festen Glauben stärken, auf daß sie nicht sich durch Furcht vor dem Tode verlocken lassen möchten, vom Christenthume abzufallen. Der Herr aber führte sie durch einen seiner Engel während des Schlummers hoch „er Land und Meer der Heimath zu und als sie erwachten — es war gerade die heilige Nacht des Christtags — da tönte ihnen von ihrem Dörflein her ein lieblich Festgeläute entgegen. Sie trauten ihren Augen kaum, allein bald konnten sie an dem ihnen widerfahrenen Wunder nicht mehr zweifeln und hingen zum ewigen Andenken die Schlösser, womit sie gefesselt gewesen waren, in der Kirche zu Merzen auf, wo man sie noch sehen kann.

993. Drei Kreuze. *)

(S. Kuhn. Weſtphäl. Sagen Bd. I. S. 76.)

Auf dem Wege von Osnabrück nach Melle, zwiſchen Biſſendorf und Gesmold in der Bauerſchaft Uedinghauſen, gewahrt man drei ſteinerne Kreuze. Sie bezeichnen die Stätte dreier Mordthaten. Drei Brüder, Namens Abendrop aus Nemden, hatten eine Erbſchaft anzutreten, zwei von ihnen vom Teufel der Habſucht geblendet hatten ſich aber verſchworen den dritten umzubringen, um ſeinen Theil zu beſitzen. Sie lockten alſo den Unglosen in der Dämmerung unter einem Vorwande tief in den Wald hinein, dort fielen ſie über ihn her und erſchlugen ihn. Noch ſtrömte ſein Blut aus der Todeswunde, da fiel dem Jüngſten plötzlich ein, daß es doch beſſer für ihn ſei, wenn er allein das ganze Erbe beſitze, ſofort fiel er über den Zweiten her und bald lag auch dieſer todt zu Boden niedergeſtreckt. Da fiel der bleiche Schimmer des Mondes herab auf das Todtenfeld und wie der Doppelmörder ſo die blaſſen Leichen ſeiner gemordeten Brüder vor ſich daliegen ſah, da ward er ſich der ganzen Schwere ſeiner Schuld bewußt und ſtieß ſich den noch vom Bruderblute warmen Stahl in die Bruſt. Das ſind die drei Kreuze am Wege.

994. Die zwei Kreuze bei Oſterkappeln.

Auf dem Wege zwiſchen Oſterkappeln und Hitzhauſen ſteht ein moosbewachſenes Felſenkreuz. Daſſelbe hat folgenden Urſprung. Einſt ward im Dorfe eine neue Kirche gebaut, ſchon war dieſelbe fertig, da fehlte nur noch die Glocke. Man hatte inzwiſchen aus fernen Landen einen geſchickten Glockengießer Namens Spar herbeigerufen, der auch mit ſeinem Geſellen eifrig an den Guß ging und dazu auf freiem Felde einen großen Schmelzofen erbaute. Schon lag die irdene, mit dem Kreuze bezeichnete Form bereit, die glühende Speiſe in ſich aufzunehmen, da eilte der Meiſter erſt noch hinein ins Dörfchen, um ſich durch ein Glas Bier zum Guſſe zu ſtärken, allein leider wurden aus einem gar viele, und ganz hatte er ſeine Glocke vergeſſen, ſein Geſell aber, der befürchtete, der rechte Augenblick zum Gießen möchte ungenützt vorübergehen, öffnete, da ſein Herr nicht zurückkam, den Ofen und herein in das Modell floß die glühende Maſſe. Noch immer kam aber der Meiſter nicht, und da die Maſſe verkühlt war, ſchwang er den Hammer, ein Schlag, die Form zerſprang und hell und rein lag die Glocke vor ihm da. Da kam endlich taumelnd der Meiſter dahergerannt und rief ſchon von weitem: „Halloh, Geſell, zum Werke!“ Der aber antwortete: „Das Werk iſt ſchon gethan, ich habe die Glocke gegoſſen und ihr Klang wird den Meiſter loben!“ Wüthend ſchrie aber da der Trunkene: „Was haſt Du Unverſchämter gethan, mit Deinem Blute ſollſt Du die Frechheit büßen, daß Du Deinem Meiſter des Ruhms, die beſte Glocke gegoſſen zu haben, beraubt haſt!“ und damit ſtieß er ihm ſein ſcharfes Meſſer ins Herz, daß der Arme lautlos zu Boden ſank. Aber alsbald packte Entſetzen den Mörder und wie von Rachegeiſtern verfolgt

*) Dies ſind dieſelben drei Kreuze im ſogenannten Kurrel in der Holter Mark auf dem Wege nach Nemden, wo drei Juden zuſammen einen Raub ausführten, zwei den Dritten, der inzwiſchen Speiſen herbeigeſchafft hatte, ermordeten und dann an dem Gift, das dieſer ins Eſſen gethan hatte, ſtarben (ſ. Mittheil. a. a. O. Bd. III. S. 222).

eilte er fort durch Wald und Flur, so weit ihn seine Füße trugen. Niemand hat je wieder von ihm gehört. An dem Orte aber, wo der grausige Mord geschah, ist als warnendes Denkmal jenes Kreuz errichtet worden.

Es steht aber noch ein zweites Kreuz zwischen Osterkappeln und Bomte, ebenfalls zum Andenken einer Mordthat. Einst wohnte in dem letztgenannten Dorfe eine arme Wittwe mit ihrem einzigen kleinen Sohne. Da schickte ihr der Herr schwere Krankheit und eines Abends tief im Winter, als alles vorräthige Holz verbrannt war, da bat sie den Knaben hinauszugehen in den herrschaftlichen Wald um dürre Reiser zu sammeln, denn sie lag im Fieberfrost. Der Knabe war auch gleich bereit, eilte hinaus in den Wald und sammelte sich dort bald ein Bündel dürres Holz, welches er dann mit einer Leine zusammenband um es hinter sich nach Hause zu schleifen. Schon war er bald aus dem Walde heraus, da hörte er plötzlich laut rufen: „Steh, Bube, steh!" Es war der böse Holzvogt, der ihn aus der Ferne entdeckt hatte. Der Knabe aber in der Hoffnung zu entkommen und seiner kranken Mutter doch noch das Holz zum Wärmen bringen zu können, stand nicht und siehe der Hartherzige gab Feuer und todt lag der arme Knabe in seinem Blute um ein bischen Holz halben am Boden. Der Schuß aber lockte Leute herbei, sie trugen stumm der kranken Mutter die kleine Leiche ans Krankenbett und der Todesschreck schickte sie in wenig Sekunden schmerzlos ihrem Liebling nach, zum Andenken aber an die gräßliche That des Unbarmherzigen pflanzte man das steinerne Kreuz an jener Stelle auf, wo das Kind gefallen war.

995. Der Schatz auf der Burg zu Holte.

(S. Schäfer in d. Mittheil. d. Osnabrück. Vereins 1853 Bd. III. S. 218 ꝛc.)

Im Jahre 1144 verband sich der Bischof Philipp von Osnabrück mit dem Grafen Otto von Ravensberg gegen den Grafen von Holte, weil dieser mehrere Einfälle in das Osnabrückische Stift gemacht hatte. Die Burg stand aber auf hoher Bergesspitze, umzogen von dreifachen Gräben, an welche sich senkrechte Felswände und künstliche Mauern anlehnten. Von da aus brachen die Edlen von Holte herab ins Thal und überfielen die Waarentransporte, welche durch jene Gegend zogen und dies war auch die Ursache der Fehde. Nach siebenjähriger Belagerung wollte jedoch der Bischof wieder unverrichteter Sache abziehen, als eine alte Frau im Lager erschien um dem Führer eine wichtige Mittheilung zu machen. Sie hatte lange Zeit hindurch den Belagerten durch einen sonst unbekannten unterirdischen Gang Butter, Fleisch und andere Lebensmittel zugeführt. Das letzte Mal hatte man jedoch ihre übermäßigen Preisforderungen nicht befriedigen wollen und aus Rache verrieth sie deshalb den unterirdischen Gang für reichlichen Lohn an die Bischöflichen.

Eine dunkle Nacht hüllte die Gegend in dichte Finsterniß, die Belagerten dachten an keinen Ueberfall und so machte sich denn ein Haufe der muthigsten Soldaten in die Nacht hinaus und bald fanden sie, die alte Frau an ihrer Spitze, den bezeichneten Gang. Vorsichtig und ohne Geräusch drangen sie in denselben ein und höher und höher steigend kamen sie ohne Hinderniß an die geschlossene Eingangsthür, welche auf den innern Burgplatz führte. Lange widerstand dieselbe den Schlägen und Stößen der Eindringlinge und während dieser Zeit konnten die dadurch aufgeschreckten Edeln, die jetzt ihre Zufuhr abgeschnitten und ihre einzige Hoffnung schwinden sahen, ihre Flucht

bewerkstelligen. Bald donnerte auf dem einzigen Zugange zu ihrer Burg die Zugbrücke über den Graben hernieder; wie ein Sturmwind brausten die Ritter auf ihren flüchtigen Rossen hinaus und entkamen unter dem Schutze der Finsterniß ihren Verfolgern.

Ihre Person hatten sie zwar gerettet, nicht aber die aufgehäuften Schätze. Daß dieses nicht möglich sei, hatten sie bald eingesehn, aber sie sollten auch nicht den Feinden in die Hände fallen. Daher wurden die Kostbarkeiten rasch in verschiedene Kisten gelegt und in den mehrere hundert Fuß tiefen Schloßbrunnen versenkt. Das köstlichste Kleinod auf der Burg aber war ein Tisch, dessen Platte aus einem einzigen Demant bestand. Auch dieser wurde in einen Kasten gelegt und im höchsten Grimm über dessen Verlust warf ihn der Burgherr mit eigener Hand „in des Teufels Namen" den andern Schätzen nach in die Tiefe des Brunnens.

Jahre schwanden dahin und fleißig hütete der Böse seines Schatzes. Die Sage von den versenkten Kostbarkeiten hatte sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und manche vergebliche Versuche, sie zu heben, waren gemacht worden. Endlich entdeckte eine weise Frau in jener Gegend die Zauberformel, wodurch der Böse gebannt und die Schätze gehoben werden könnten. Nach mancherlei Vorbereitungen wurden an langen Seilen große eiserne Haken in den Brunnen gelassen, welche sich bald in einen Kasten fest einklammerten. Jetzt wird den Arbeitern das tiefste Stillschweigen auferlegt, weil bei dem ersten ausgesprochenen Worte die Hebung mißlingen würde. Langsam und vorsichtig werden die Seile angezogen, höher und höher hebt sich der Schatz, ängstlich harrend steht jeder da mit offenem Munde. Schon berührt der Kasten die Brustwehr des Brunnens, schon strecken sich kräftige Hände aus um ihn zu fassen, da springt plötzlich der Deckel des Kastens auf, ein strahlender Glanz blendet wie der Sonnenblick in der Mittagsstunde die Augen der Umstehenden und „Jesus Maria" ruft außer sich vor Erstaunen einer der Arbeiter. Aber in demselben Augenblicke rollt auch das Kleinod mit Donnergepolter hinab in die finstere Tiefe, erschlagen liegt am Boden die weise Frau und mit ihr ist das Geheimniß des Bannes für immer verloren. Seitdem ist der Brunnen unberührt geblieben; er ist mit Bohlen zugedeckt, darüber Erde. Wenn man mit dem Fuße darauf stößt, so giebt es einen dumpfen Ton. Von der Burg steht nichts mehr als das Grundgemäuer; der Graben ist ziemlich tief, es scheinen deren jedoch früher zwei, wenn nicht drei gewesen zu sein. Sie liegt ungefähr eine Viertelstunde von Bissendorf und gehört jetzt an das Schloß Gesmold, der Burgplatz ist jedoch mit hohen Bäumen bewachsen.

996. Der Wehrwolf.

(S. Mittheil. d. Osnabr. V. f. Gesch. Bd. VII. S. 377, III. S. 250.)

Einst saßen zwei Arbeiter nach gethaner Arbeit und erwarteten das Mittagsessen, welches ihnen gebracht werden sollte. Von diesen war der eine in Besitz eines Zauberriemens. Dieses mochte der andere wissen und stellte sich schlafend. Alsogleich verwandelte sich der erste in einen Wehrwolf, lief zu einer nahen Weide und verzehrte eines der dort grasenden Fohlen. Als nun das Mittagsessen kam und der Fohlenfresser keinen Appetit hatte, ja sich über seinen Kameraden lustig machte, daß dieser einen solchen Hunger

habe, antwortete ihm dieser: „Du kannst gut sprechen, ich habe auch kein Fohlen im Magen.“ Da sah jener sich verrathen und entfernte sich mit wüthenden Blicken auf Nimmerwiederkehr.

In Wellmanns Kotten zu Nortrup im Kirchspiel Hagen lebte ein Bauer, Namens Johann, welcher sich mittelst eines ledernen Riemens oder Gürtels in einen Wehrwolf verwandeln konnte und dann im Heidhorn und auf dem Heidberge sich herumtrieb und von dort herab auf den benachbarten Weiden Kühe und Rinder verschlang. Wenn er nach Hause zurückgekehrt war, gab er seinen Raub wieder von sich und bereitete Hackelduhnen (ein gehacktes Fleischgericht) daraus. Eines Tages hatte er seinen Riemen umgespannt und war schon im Begriff ein Rind zu rauben, als ihm seine Frau zurief: „Jann stih tiau, wat du döhst, et sind Wellmes Köhe!“ Diese Worte sind seitdem in Hagen zum Sprichwort geworden, wenn Jemand etwas unternimmt, was er nicht thun darf. Zuletzt trieb Johann seine Räubereien so arg, daß Verdacht gegen ihn entstand und deshalb eine Anzeige beim Amte Iburg erfolgte. Der Vogt, welcher nun zur Untersuchung der Sache nach Nortrup gesandt wurde, fand den Räuber zwar nicht in seiner Wohnung, auch konnte er nicht erfahren, wo sich derselbe aufhalte; der Zauberriemen aber hing an der Wand in der Wohnstube. Von Neugierde getrieben, umgürtete sich der Vogt damit, worauf er, sofort in einen Wehrwolf verwandelt, wüthend davon rannte. Da er den Zauberspruch nicht kannte, welchen der Räuber anwandte, um die menschliche Gestalt zurück zu erhalten, so läuft er in dortiger Gegend noch bis auf den heutigen Tag herum als Wehrwolf *).

997. Die Hasemeiersche.

(S. Mittheil. Bd. III. S. 253.)

Der Herr von Langen war einst mit einigen Freunden auf die Jagd gegangen. Schon den ganzen Morgen hatten die Hunde vergeblich gesucht, als sie einen großen Hasen auftrieben. Mehrere Stunden wurde er von den Jägern verfolgt, ohne daß man ihn auf Schußweite bekommen konnte. Endlich näherte sich die Jagd einem Bauerhofe. Da rief ein kleiner Bauerjunge hinter einer Hecke hervor: „Moor loop't, die Langensken Hunde sind achter vn.“ Der Hase schlüpfte darauf durch das Hühnerloch ins Bauernhaus, und als die Jäger gleich nach ihm ins Haus traten, fanden sie ein altes Mütterchen, welches keuchend am Heerde saß.

998. Potthof.

(S. Mittheil. a. a. O. S. 254.)

Potthof war ein Bauer zu Dielingsdorf bei Melle, welcher sehr gierig war nach Reichthum und um denselben zu erlangen, seine Freunde betrog, wo er konnte. Nach seinem Tode ging er aber um, und weil er vorzüglich im Kornhandel betrogen hatte, hörte man ihn jede Nacht unaufhörlich auf seinem Boden Getreide messen. Man vernahm ganz deutlich in stiller Mitternacht das Schürfen, Füllen, Anschlagen und Abstreichen des Scheffels. Um den unruhigen Geist zur Ruhe zu bringen, ließ der Anerbe vom Potthofe einen Dominicaner aus Osnabrück kommen, welcher ihn in den benachbarten Violen-

*) Diese Sage ist auch poetisch behandelt von J. Crone a. a. O. S. 106 ff.

bach bannte und ihm zur Sühnung seiner Sünden auferlegte, mit einem bodenlosen Eimer den Violenbach auszuschöpfen. Viele Bauermädchen, welche im Zwielicht Wasser aus dem Bache schöpften, behaupten, den Geist gesehen zu haben, am Ufer sitzend auf dem umgestülpten Eimer, um sich von seiner Arbeit zu erholen, und laut klagend.

999. Der Sonnenstein im Verther Bruche bei Venne.

(S. J. Crone, Sagen des Hasethals S. 71 ꝛc.)

Es war Sonntag und aus moosbewachsener Hütte trat der fromme Priester Radulf hervor, er hatte einen armen Kranken getröstet, allein sich etwas zu lange verweilt, denn er sah am Stande der Sonne, daß er nicht mehr viel Zeit übrig habe um nach Venne zu kommen, wo er dem kurz zuvor noch heidnisch gewesenen Volke predigen sollte. Leider aber waren die dortigen Bewohner nur wenig geneigt sich bekehren zu lassen, der fromme Priester war ihnen viel zu streng und sie gingen lieber ins Wirthshaus, als zum Gottesdienst. Erschöpft langte endlich Radulf an seinem Berufsorte an, er hob die geweihten Hände zum Himmel empor und flehte Segen auf die verderbte Gemeinde herab. Anfangs stutzten sie bei seinem Anblicke, doch bald ertönte eine kreischende Stimme, frech die feierliche Stille störend: „auf Brüder, nieder mit dem Pfaffen!“ Wild stürmten die Unsinnigen auf den Gottesmann ein, betend sank Radulf zur Erde und empfing geduldig die mächtigen Streiche, bis er aus vielen Wunden blutend seine Seele aushauchte. Kaum war aber die Schandthat geschehen, so stob die trunkene Rotte auseinander, denn grausend erkannten sie, was sie gethan hatten.

Satan, der nur darauf sinnt, Seelen für sein himmlisches Reich anzuwerben, trat aber vor den Herrn und sprach: „Herr, Du kennst die Laster des von Dir gewichenen Volkes zu Venne; frech hat es nun auch noch Deinen Diener Radulf erschlagen und lebt so ungestört die Tage dahin in Sünden und Lastern. Es ist nicht mehr würdig, noch fernerhin die Schwelle Deines Tempels zu betreten, erlaube mir deshalb, daß ich den Eingang versperre zu der heiligen Stätte.“ Diese Vollmacht gab ihm der Herr und sprach: „Schaff' in der Nacht einen mächtigen Felsblock vor die Kirchthür zu Venne, auf daß er dem Sodomsvolke Furcht und Schrecken einflöße und es so zur Buße und Besserung bringe.“ Da freute sich der Böse, denn er wußte wohl, daß wenn ein Volk nicht mehr zur Kirche geht, wo ihm Gnade zuströmt aus dem göttlichen Borne, daß es dann auf ewig dem Bösen verfallen ist. Er stieg also schnell hinunter zur sündigen Erde, um die göttliche Vollmacht zu gebrauchen, aber noch schneller als er schwang sich ein Friedensengel von den luftigen Höhen, wendete sich nach Venne und bekehrte dort in Kurzem gar manchen Bösewicht, der durchdrungen von Furcht und Reue sich in den Staub warf und den Allmächtigen um Gnade und Vergebung anflehte. Satan eilte indeß nach dem Süntel-Gebirge, um einen passenden Block vor die Kirchenthür zu holen. Es lagen dort eine Menge Felsen aufgeschichtet, wovon er sich den größten zu seinem Zwecke aussuchte. Gewandt umschlang er ihn mit stählerner Kette, hakte ihn dann auf seinen Kopf und eilte froh mit ihm von dannen. Lustig trabte er über Berg und Hügel, sich freuend des Streiches, den er gespielt hatte. Laut klirrte und rasselte aber die ungeheure Kette, schreckte den Wanderer empor aus dem süßen Traume von der baldigen Ankunft

in der süßen Heimath, und scheuchte das Wild von seinem Lager auf. Schon näherte er sich mehr und mehr dem Dörfchen, nur noch wenige Schritte hatte er bis zur Kirche zu gehen, siehe da zuckten die ersten Strahlen der Sonne am Horizonte empor, muntere Hähne ließen ihren Schrei weithin durch die Stille des jungen Morgens erschallen und das Treiben des Bösen hatte sein Ende erreicht. Centnerschwer wird ihm die Last auf dem Kopfe, und wie er sich auch abmüht, der gewaltige Fels fällt von demselben herunter und sinkt tief in die Erde. Man sieht nur noch die riesige Spitze, an der sich die Höhlung befindet, in welcher der Kopf des Satans geruht, und die Merkzeichen, welche die Riesenkette zurückgelassen. So hatte der Allgerechte das Flehen des Volks zu Venne gnädig erhört und des Bösen listigen Plan vernichtet. Der Stein aber ist noch zu sehen und heißt davon der Sonnenberg *).

1000. Der Drache.

(S. Mittheil. d. Osnabr. Vereins Bd. VII. S. 378.)

Der Drache erscheint den Menschen, welche mit dem Bösen einen Pact geschlossen haben, gewöhnlich in der Gestalt eines feurigen Hundes und bringt ihnen Schätze. Nachdem er eine Zeit lang bei ihnen verweilt, auch wohl gefressen hat, fährt er als ein glühender Bindebaum wieder zum Dache hinaus. Sieht ein Anderer einen solchen Drachen irgendwo einfahren und springt rasch hinzu und hängt einen Thorflügel oder auch nur die Hofpforte um, so brennt selbiges Haus auf der Stelle an und der Drache mit ihm. Man kann dem Drachen seinen Schatz, welchen er seinem Günstlinge bringen will, auch abjagen, nur muß man Obacht geben, daß man dabei nicht zu Schaden kommt.

Einstmals zog ein Drache über Weidenköpfe hin und man zwang ihn, seinen Schatz fallen zu lassen. Wie man hinzutrat um nachzusehen, fand man alle Zweige voller Sahne hängen. Diese hat er seinem Günstling bringen wollen, damit der hat buttern können.

Ein Pastor, welcher arm nach Achelriem kam, wurde in kurzer Zeit mächtig reich. Das kam daher, daß ihm ein Drache, welcher durch den Schornstein zu fahren pflegte, Schätze brachte, die er jedesmal in einem Topfe, welcher auf dem Herde stand, vorfand. Einstmals wollte der Pastor seine Neugierde befriedigen, und sehen, wie der Drache das mache, denn dieses durfte er nicht. Da spie ihm der Drache zwei feurige Kugeln in die Brust und man fand am andern Morgen den Pastor mit gebrochenem Genick in seiner Wohnung liegen.

*) Nach der Darstellung in d. Mittheil. d. Osnabr. Vereins f. Gesch. Bd. III. S. 398 war jedoch die Ursache eine andere. Der Teufel hauste damals, als die erste Kirche zu Venne erbaut ward, im Berther Bruche jenseits des Berges, wo der Teigtrog und Backofen desselben an den schwarzen Ufern der Krietbecke bis auf den heutigen Tag noch zu sehen sind. Dem mißfiel dieses heilige Werk des Kirchenbaues, er holte also deshalb um die Mitternachtsstunde jenen großen Granitblock vom Gantberge, wo noch jetzt zahllose ähnliche Blöcke herumliegen. Dieser Stein dreht sich angeblich jeden Morgen beim ersten Strahle der aufgehenden Sonne drei Mal um seine Achse und wird deshalb zum ewigen Gedächtniß der Rettung der Venner Kirche durch die Sonne der Sündel- oder Sonnenstein genannt. Wahrscheinlich ist es aber, daß er seinen Namen von dem Süntel, einem großen Gebirgszuge, empfangen hat.

Der Teigtrog und Backofen des Teufels ward am 19. April 1853 von dem historischen Verein zu Osnabrück dem bisherigen Eigenthümer, dem Neubauer Kreimer, abgekauft.

1001. Ungerechter Richter in einen Hund verwandelt.

(S. d. Mittheil. a. a. O. S. 399.)

Der Schulze zu Nortrup ließ aus Arglist die Freischeine zweier Jungfrauen, welche der Pastor zu Ankum als seine Mägde in Anspruch nahm und diese ihm, seinen Schutz anrufend, vorzeigten, ins Feuer fallen, so daß sie nun dienen mußten. Von der Zeit an siechte der ungerechte Mann, und wie er bald darauf starb, ging er in seinem Hause als schwarzer Hund spuken, bis einem Mönche gelang, ihn zu bannen. Dieser bannte ihn in einen Kasten und ließ ihn wegfahren. Wie der Geist nun sah, daß er vom Hofe wegmußte, machte er sich immer schwerer, so daß ihn die Pferde zuletzt nicht mehr ziehen konnten und ihn auf einer Wiese, Seelhorst geheißen, lassen mußten. Auf sein flehendliches Bitten erlaubte ihm der Mönch alle Jahre einen Hahnentritt seinem Hause immer näher kommen zu dürfen.

1002. Hexen als rothe Kühe.

(S. Mittheil. a. a. O. S. 384.)

Einstmals traf ein Schäfer zu wiederholten Malen, wenn er Nachts zur Hürde ging, eine rothe Kuh mit zwei rothen Kälbern auf derselben Stelle im Wege liegen. Auf Anrathen ließ er ein kleines silbernes Kreuz in seine Schippe setzen und schlug damit das nächste Mal auf Kuh und Kälber. Da verwandelte sich diese in eine ihm bekannte Frau nebst Töchtern.

1003. Das Kloster zu Versenbrück.

Das Kloster zu Versenbrück ist einst ein Schloß gewesen, allein eine edle Jungfrau hat dasselbe, weil sie von ihrem Bräutigam aus Eifersucht verlassen worden war, zu diesem Zwecke umgebaut. Einst kam ein fürchterliches Unwetter heraufgezogen, so daß ein Jeder glaubte, der jüngste Tag sei angebrochen. In demselben Augenblicke lag aber gerade eine Nonne betend am Hochaltar, als diese nun das furchtbare Brausen und Wüthen des Unwetters hörte, da flehte sie zu Gott, wenn ihr Tod seinen Zorn versöhnen könne, möge er sie an dieser Stelle erschlagen. Da spaltete ein Blitz die finstern Wolken, fuhr durch das Kirchendach und erschlug die betende Nonne. Mit diesem Schlage war aber auch das Unwetter gebrochen und fast augenblicklich vertrieb heller Sonnenschein die gewitterschweren Wolken.

Einst wollten die Versenbrücker Nonnen ein Neuwerk in dem am Kloster vorüberfließenden Bache anlegen, um einen Mühlenteich herzustellen, allein der Teufel, welcher an dem Wasser hauste, zerstörte es immer wieder, bis ihn ein Mönch für immer bannte.

1004. Weiber als Katzen.

(S. Mittheil. d. Osnabr. Vereins Bd. VII. S. 386.)

Einstmals mußten die Bauersleute auf der Rumpeshorst *) bei Wittlage vor einer Unzahl Katzen, welche sie überfallen hatten, flüchten. Ein Bauer aus dem nahen Dorfe erbot sich, sie zu fangen. Er ging nach dem Hause, machte um die Herdstelle einen Kreis mit Kreide und setzte sich in

*) Die Burg Rumpeshorst wurde um 1340 zerstört (s. Stüve, Gesch. d. Hochstifts Osnabrück S. 190.)

demselben an den großen Kessel nieder um Wasser zu kochen. Die Katzen kamen neugierig herbei, konnten aber nicht in den Kreis kommen. Die erste lud der Bauer mit den Worten ein: „Lieb' Kätzlein, setz' Dich hier." Diese sagte unter vielen wunderlichen Verbeugungen zu einer andern Katze: „Lieb' Kätzlein setz' Dich hier | Spricht Heinrich Vollbert zu mir" und setzte sich in den Kreis. Nachdem diese Einladung so weiter bis an die letzte Katze gekommen war und sie alle um den Kreis herumsaßen und unterdeß das Wasser kochte, schöpfte der Bauer von demselben und begoß die Katzen. Diese flohen nun heulend davon und am andern Morgen hatten fast alle alten Weiber in selbigem Dorfe Brandwunden.

1005. Hexen als Hasen.

(Z. Mittheil. a. a. O. S. 386.)

Einstmals sah ein Jäger auf dem Anstande sieben Hasen, die sich in den wunderlichsten Sprüngen auf dem jungen Klee herumtummelten. Da merkte er, daß es Hexen waren, und machte sich eilends davon. Ein anderer, welcher beherzter war, versuchte ihnen erst mit Blei beizukommen. Wie dieses aber nicht anschlagen wollte, nahm er seine silbernen Ohrringe aus den Ohren, zerdrückte sie, lud und schoß. Da verwandelten sich die Hasen in junge Mädchen.

Der Herr von Langen befand sich einstmals mit seinen Freunden auf der Jagd. Nach langem vergeblichen Suchen fanden die Hunde einen großen Hasen, welchen sie bis in die Nähe eines Bauernhofes verfolgten. Hier rief ein kleiner Junge hinter der Hecke hervor: „Moor loopt, die langensken Hunde sind achter yn!" Der Hase schlüpfte rasch durch das Hühnerloch ins Haus, und als die Jäger gleich darauf eintraten, fanden sie ein altes Mütterchen, welches athemlos am Herde saß. *)

1006. Der Feuermann.

(Z. Mittheil. a. a. O. S. 392.)

Als Feuermänner müssen diejenigen nach ihrem Tode umgehen, welche in ihrem Leben Grenzsteine verrückt haben. Einstmals spukte ein solcher Feuermann auf der Remesloh an dem Heerwege, welcher von Osnabrück nach Minden führt und rief immerfort: „Wo soll ich ihn lassen?" Hiermit meinte er den Grenzstein, welchen er bei seinen Lebzeiten verrückt hatte, und setzt nach seinem Tode tragen mußte. Ein Fuhrmann, welcher einst vorüberfuhr und diesen Ruf hörte, antwortete: „Wo Du ihn hergeholt hast!" und damit war der Feuermann erlöst.

1007. Der Teufel entführt eine Glocke.

(Z. Mittheil. a. a. O. S. 392.)

Einst entführte der Teufel die Glocken von dem neugebauten Thurme zu Damme und fuhr damit in die „beiden Pöhle" zwischen Hunteburg und Börden. Seit der Zeit lassen die Leute die Glocken taufen. Am heiligen Christfest, wenn die Glocken zur Kafuchte d. h. dem Frühgottesdienst am Weihnachtsmorgen (von Kerzen und Uchte = Morgenfrühe) läuten, dann läutet der Teufel, um die Christen zu verhöhnen, mit seinen Glocken in den „beiden Pöhlen!"

*) Ist doch wohl dieselbe Sage mit Nr. 997.

1008. Sonntagskind sieht Geister.

(S. Mittheilungen a. a. O. S. 393.)

Ist ein Sonntagskind unter der Kirchzeit geboren, so muß es die sehr unangenehme Eigenschaft, Leichenzüge, Hausbrände, sogenannte Vorgeschichten sehen zu können, mit in den Kauf nehmen. Wenn ein solches Sonntagskind auf dem Kirchwege geht, und einen gespenstigen Leichenzug kommen sieht, so weicht es vorsichtig aus. Diejenigen, welche mit ihm überweg gehen und seine Warnung, auf die Seite zu treten, verlachen, fallen unsanft auf die Nase. Damit hat es folgende Bewandniß. Erst treten jene auf die Deichsel, gehen über diese bis auf den Wagen, schreiten über den Sarg hinweg und wenn sie bis an das Ende des Wagenbrettes gekommen sind, müssen sie fallen.

1009. Der Foppenpohl.

(S. d. Mittheil. d. Osnabr. V. Bd. III. S. 400.)

Der Boppen- oder Foppenpohl ist ein Teich oder Wassertümpel mitten auf der Heide zwischen Lengerich und Suderwe. Hier hat früher der jetzt untergegangene Hof eines Foppen-Colonats gestanden. Der Bauer desselben war ein sehr eifriger Jäger. Einstens fröhnte er selbst an einem Sonntag-Morgen der Jagdlust, während die Gemeinde der Hochmesse beiwohnte. Zur Strafe dafür ist er mit seinem Colonate in die Erde gesunken und an der Stelle des Hauses ein Teich entstanden, welcher nach ihm jetzt und zum ewigen Andenken der Foppenpohl heißt. Unterdessen sind noch in der Heide die Spuren von schmalen Aeckern sichtbar, welche früher zu dem Colonate gehört haben.

1010. Die große Grete.

(S. d. Mittheil. a. a. O. S. 401.)

Zu Tecklenburg auf dem Schlosse stand in alten Zeiten eine große Kanone, „die grote Greite" genannt, berühmt durch ihren weiten und scharfen Schuß. Sie hatte die Inschrift: „Grote Greite heit ick Saven Mielen scheit ick Den ick dräp, der greut ick." Einstens, so erzählt die Sage, führte der Bischof von Münster mit dem Grafen von Tecklenburg, seinem unruhigen Nachbar, eine heftige Fehde und der General des Bischofs hatte sein Lager auf der St. Moritz-Heide vor Münster aufgeschlagen. Als derselbe an einem schönen Tage im Freien vor seinem Zelte speiste, da richtete der Constabler auf der Schanze zu Tecklenburg die große Grete auf die mit leckern Speisen besetzte Tafel vor ihm und schoß ihm, zur Probe seiner Kunstfertigkeit, den Braten vom Tische. In Folge dessen beredete der erschrockene General seinen Bischof mit dem Grafen Frieden zu schließen.

Die große Grete war übrigens von Silber, stark mit Kupfer versetzt. Der König von Preußen, damals Markgraf von Brandenburg, hatte das Geld sehr nöthig und ließ daher, als er in den Besitz der Grafschaft kam, Münzen mit seinem Brustbilde daraus schlagen, welche deshalb sämmtlich recht rothe Gesichter haben.

1011. Springmeiers Kalk.

(S. d. Mittheil. a. a. O. S. 401.)

Als man vor Alters zu Laer eine Glocke gegossen, vergaß man dieselbe zu taufen. Mit Mühe hatte man sie auf den Thurm gebracht. Die ganze

Gemeinde war bei dieser Arbeit versammelt und wartete mit Sehnsucht auf die ersten feierlichen Klänge. Schon war die Glocke in schwingende Bewegung gesetzt, schon erschollen die ersten Töne vom Thurme herab und freudig jauchzte die horchende Menge hinauf gen Himmel. Siehe da kommt plötzlich der Teufel — jeder Schlag seiner Flügel ist wie das Brausen des Sturmes — dahergeflogen, reißt die Glocke vom Stuhle und fliegt läutend damit in die nahe gelegene Salzquelle, Springmeiers Kolk genannt, wo man sie noch an hohen Felsen im tiefen Grunde läuten hört. Beim Raube der Glocke waren durch die Gewalt des Teufel eine Menge Steine aus dem festen Gemäuer des Schalloches herausgerissen. Dieser Schaden konnte lange trotz des vorzüglichsten Mörtels und der geschicktesten Meister nicht wieder ersetzt werden. Endlich gelang es jedoch, diese Spur des Teufels zu vernichten, und werden die wieder eingemauerten Steine gewiß so lange im Verbande bleiben, als der Thurm stehen wird. Das Geläute der Glocke aber hört man noch immer im Kolke, wenn die Glocken vom Laerschen Thurme herabtönen, und man sagt jetzt, es sei das Echo oder der Wiederhall des letztern, der von den Bergen zurücktöne.

1012. Die Finger des Hünen.

(S. d. Mittheil. d. Osnabr. V. S. 403.)

Auf dem Steinbecker Esche, im Kirchspiele Recke, liegen fünf große Granitblöcke. Vier davon bilden nach Art der sogenannten Hünenbetten ein Ganzes, indem drei als Pfeiler den vierten Stein tragen. Ungefähr in der Mitte der ziemlich ebenen Oberfläche dieses Decksteines befindet sich eine mäßige Vertiefung; doch ist nicht zu erkennen, ob sie ihre Entstehung der Natur oder der Kunst verdankt. Unfern dieses Denkmals liegt der fünfte Granitblock, von etwa sechs Fuß Länge, und auf seiner Oberfläche in seinem Halbkreise mit fünf Löchern versehen, von denen jedes zwei Zoll Tiefe und anderthalb Zoll im Durchmesser hat und etwa einen halben Fuß von dem nächsten entfernt ist. Dies sind die Eindrücke einer starken Riesenhand. Denn Hünen haben diese Steine von der Bakholte auf dem Dickenberge, eine Viertelstunde von dort herab geschleudert und hier aufgerichtet.

1013. Die 12 Apostel zu Icker.

(S. Sudendorf in d. Mittheil. Bd. III. S. 1.)

In der Bauerschaft Icker, $1\frac{1}{2}$ Meile von der Stadt Osnabrück, steht eine kleine Kapelle, welche nach der Inschrift über der Thüre im Jahre 1674 gebaut wurde. In dieser befindet sich ein sehr schönes Altarstück in Holz geschnitten, aus der italienischen Schule, und diesem gegenüber die Bilder der zwölf Apostel. Unter jedem Bilde befindet sich der Name eines der zwölf größten Hofbesitzer der Bauerschaft, weil nach dem Baue derselben jeder derselben, obgleich fünf darunter lutherisch waren, noch etwas zur Ausschmückung beitragen wollten. Zu diesem Zwecke schenkte Jeder das Gemälde eines Apostels, worunter aber zum Gedächtniß für seine Nachkommen jeder Schenker seinen Namen mit Angabe seiner christlichen Confession setzte.

1014. Wie kam die Grafschaft Vechta an Münster.

(S. Nieberding in d. Mittheil. Bd. III. S. 37.)

Des letzten Grafen Otto von Ravensberg Wittwe Sophia lebte mit ihrer einzigen Tochter Jutta einsam auf ihrer Burg zu Vechta, ihren Gatten und Vater betrauernd. Jutta war nicht schön, aber als reiche Erbin lockte ihr Besitz manche Bewerber um ihre Hand herbei, welche die Einsamkeit der beiden Frauen unterbrachen. Unter diesen Bewerbern zog der junge Conrad, Sohn des Grafen von Diepholz, Juttens Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich und es gelang ihm, dieselbe zu fesseln. Aber ihm war es mehr um eine gute Tafel als um den Besitz Juttens zu thun; hinterher spottete er über ihre Leichtgläubigkeit und ihren Mangel an Schönheit. Doch diese Treulosigkeit wurde Jutten hinterbracht und sie klagte sie ihrer Mutter und beide beschlossen beim nächsten Besuche Conrads sich Wahrheit zu verschaffen oder sonst Rache an ihm zu nehmen.

Nicht lange blieb Conrad aus, er traf die Mutter allein in ihrem Zimmer, welche ihm Vorwürfe über das, was sie erfahren, und über seine Untreue machte, welche Conrad aber mit den feierlichsten Betheuerungen zu entkräften suchte. Da sagte ihm die Gräfin, einer Heirath mit ihrer Tochter stehe nichts im Wege, einen Geistlichen zur Trauung habe sie bei der Hand, sei es ihm Ernst, so müsse die Trauung gleich vollzogen werden. Das hatte Conrad nicht erwartet, er suchte Ausflüchte um die Heirath aufzuschieben, welche indessen die Mutter zu gut verstand. Sie führte den Grafen Conrad in das Besuchszimmer, wo er gewöhnlich Jutten traf, das er aber jetzt ganz anders fand, und verriegelte die Thür hinter ihm. Wie erschrak Conrad, als er das Zimmer schwarz ausgeschlagen und in demselben einen Haufen Sand fand, an welchem der Geistliche, der Scharfrichter und Schergen standen, die ihn fesselten und ihm den Tod ankündigten. Nachdem der Geistliche ihn dazu vorbereitet hatte, wurde Conrad enthauptet.

So hatten Mutter und Tochter ihre Rache gekühlt, aber die Folgen nicht bedacht. Der Vater und die zahlreichen Brüder des Enthaupteten erfuhren bald dessen Schicksal und schwuren Rache, zu deren Ausführung sie ihre Mannen sammelten. In der Noth ließen Mutter und Tochter durch ihren Drosten ihre Lehnsleute und Burgmänner aufbieten; aber diese, empört über die Unthat, waren eben nicht geneigt, sie zu schützen.

So von den Ihrigen verlassen, flüchteten sich Mutter und Tochter zum Bischof von Osnabrück mit der Bitte um Schutz, ihm ihre Grafschaft dafür anbietend, was dieser aber ablehnte, die Rache des Nachbargrafen fürchtend. Da sagte die Gräfin: „Will Peter nicht, Paul wird schon wollen", und wandte sich an den Bischof zu Münster, der ihr Schutz gewährte und dafür von ihr die Grafschaft erhielt.

1015. Sprengepyl in Vechta.

(S. Nieberding a. a. O. S. 39 u. Kuhn, Westphäl. Sagen Bd. I. S. 19.)

Im dreißigjährigen Kriege hauste der kaiserliche Oberst Sprengepyl in Vechta und der Umgegend mit seinen Reisigen. Mit dem Teufel im Bunde führte er manches Wagestück aus, und waren ihm die Schweden auf dem Halse, so verwandelte der Teufel ihn und seine Leute in Gebüsche, an welchen

die Schweden vorüberzogen, ohne Arges zu ahnen. Einstens sogar verrichteten die Schweden ein Bedürfniß an den Büschen, und als sie sich entfernt hatten und die Verwandlung aufhörte, hatten die Sprengeppler den Urin in den Stiefeln. Nach geschlossenem Frieden lebte Sprengeppl in Saus und Braus von den eroberten Schätzen auf seinem Gute Falkenrott bei Vechta, als der Teufel nach abgelaufener Frist seinen Lohn verlangte und ihn aus einer zahlreichen Gesellschaft entführte. Sein Geist geht seitdem in der von den Höllengeistern geliebten Gestalt eines großen schwarzen Kettenhundes mit glühenden Augen, wie Kohlschüsseln, eine rasselnde Kette um den Hals, des Nachts in Vechta auf der Straße spuken. Als dieses noch Münstersche Besatzung hatte, machte sich der Geist, seines frühern Standes eingedenk, ein Vergnügen daraus, die in ihren Schilderhäusern eingeschlafenen Wachen zu wecken, indem er ihnen die Vorderfüße auf die Brust setzte, oder mit Möhren die offengelassenen Thore zu verriegeln, welche dann des Morgens nach der Geisterstunde die Schweine wieder öffneten. Hatte er in Vechta nicht hinreichende Beschäftigung, so erstreckte er seine Excursionen wohl auf eine Stunde Weges und weiter in die Nachbarschaft hinein. Jetzt hört man aber nur noch sehr wenig von ihm.

1016. Das Pievit-Läuten.

(S. Hartmann in d. Mittheil. Bd. VII. S. 328.)

Der Bischof Wido II., der gewöhnlich Pievit genannt wird, zu Osnabrück (1092 bis 1101) hatte sich einstmals auf der Jagd, indem er von seinem Gefolge abgekommen war, im Walde verirrt. Nach vielen vergeblichen Versuchen, sich durch das dichte Unterholz durchzuarbeiten um wieder zu den Seinen zu kommen, sinkt er ermüdet und ermattet nieder und da auch schon die Nacht hereingebrochen war, so giebt er jede Hoffnung zur Rettung auf und empfiehlt seine Seele im frommen Gebete dem Herrn. Da auf einmal hört er in der Nähe ein Klosterglöcklein um zwölf Uhr Nachts zur Hora läuten. Er geht dem Schall nach und das Kloster nimmt den Geretteten auf. Aus Dankbarkeit stiftete er nun im Osnabrücker Lande ein Geläute mit allen Glocken, welches von Allerheiligen an bis Lichtmeß an jedem Sonntag Abend nach dem Vesperläuten eine Stunde dauert.

1017. Ankum.

(Poetisch behandelt von Crone a. a. O. S. 56 ꝛc.)

Da wo jetzt Ankum liegt, war ehedem noch alles wilder wüster Wald. Einst zog ein Ritter mit seinem Sohne hinaus auf die Jagd, allein Letzterer kam in der Verfolgung eines Hirsches von seinem Vater ab, und derselbe bemerkte seine Abwesenheit erst, als es zu spät war. Vergeblich stieß er ins Horn, vergeblich ließen seine Leute ihr Halloh durch den stillen Wald erschallen, keine Antwort kam und der verzweiflungsvolle Vater, der nach allen Seiten hin vergeblich die Wildniß hatte durchsuchen lassen, irrte nun selbst schon einen ganzen Tag mit fruchtlosem Suchen herum. Da betete er zu Gott und that das Gelübde, so er seinen Sohn wiederfinde, wolle er an der Stelle, wo dies geschehen, eine Kirche erbauen. Kaum hatte dieses fromme Versprechen seine Lippen verlassen, da zupfte ihn etwas an seinen Kleidern, es war der Hund des Junkers, der kam um seinen Vater zu dem vor

Hunger und Erschöpfung in tiefem Waldesdüster Niedergesunkenen hinzuführen. Von Dank erfüllt, ließ der Ritter dort den Wald aushauen und ein Kirchlein erbauen, bald siedelten sich auch mehrere seiner Lehnsleute in der Nähe an und nannten den Ort Ankum, weil daselbst ihr Herr bei seinem Sohne angekommen war.

1018. Der feurige Pflüger.

Auf dem großen Felde zwischen Ankum und Bersenbrück ist es um Mitternacht nicht recht geheuer. So wie die zwölfte Stunde vom Thurme schlägt, da öffnet sich auf dem Gottesacker ein Grab, heraus steigt ein hagerer Knochenmann, geht schlotternd nach seinem Felde und findet dort ein aus der Erde emporgestiegenes Viergespann feuriger Pferde, welche hinter sich ein weißglühendes Pflugschaar schleppen. Er ergreift nun die Zügel und in rasendem Galopp fährt er über das Feld hinweg, allein der Pflug dringt nicht in den Boden ein, man sieht ihn nur feurige Furchen, die aber sofort wieder vergehen, ziehen, stets aber an den Rainsteinen vorbeipflügen. So wie der erste Hahnenschrei ertönt, versinkt das Gespann in die Erde und der feurige Pflüger kehrt wieder in sein Grab zurück. Dies ist der Geist eines reichen, aber habsüchtigen Bauers aus Ankum, der während seines Lebens manchen Grenzstein mit seinem Viergespann umgeackert, ja selbst umgesetzt hat und zur Strafe zu diesem ewigen rastlosen Pflügen von Gott verdammt ward.

1019. Der Alkenkrug.

S. Mittheil. d. histor. Vereins zu Osnabrück Bd. II. S. 399. *) Kuhn Bd. I. S. 33.

In uralter Zeit, als das Dorf Althausen noch keinen Namen hatte, lagen in der Gegend, welche jetzt das Kirchspiel ausmacht, nur zwölf Häuser, an Sonn- und Festtagen aber gingen die Leute aus diesen Häusern über die große Westerholter Heide nach Merzen zur Kirche, weil sie selbst keine solche hatten. Eins von diesen zwölf Häusern stand aber mitten in der Heide bei den alten (8) Hünengräbern. Das Feld aber hieß das Giersfeld und das Haus der Krug, weil die Leute hier sich von dem weiten Wege bei einem Kruge Bier zu erholen pflegten. Der Krüger aber dachte stets mehr an seinen Verdienst als an Gottseligkeit; er hielt die Leute bei sich auf und nöthigte sie zum Trinken, indem er sagte, zur Messe hätten sie immer noch Zeit genug. Daher kam es, daß die Leute immer zu spät zur Kirche kamen und ihren Gottesdienst nicht ordentlich verrichten konnten. Weil er nun aber, trotzdem daß sie sich oft bei ihm beklagten, von seiner bösen Gewohnheit nicht lassen wollte, so strafte ihn die Hand Gottes: sein Haus, welches hoch oben auf einem Hügel stand, versank plötzlich in die Erde und an derselben Stelle zeigte sich dann eine Wasserkuhle, welche nach jenem Hause Alkenkrug genannt ward. Das machte aber die andern Leute daselbst so ängstlich, daß sich die übrigen eilf Häuser dort eine eigene Kirche bauten. Wo aber das Haus versunken war, da war es selten ganz richtig und man sagt, daß es dort noch bis auf den heutigen Tag spuke. Es soll nämlich aus dem Wasser-

*) Dieselbe Sage, aber etwas anders, ist erzählt ebd. Bd. III. S. 404 u. b. Kuhn Bd. I. S. 36 ꝛc.

loche eine Frauensgestalt zuweilen herauskommen, welche meistens Alke *) genannt wird. Wenn nun die Sonne recht schön scheint, dann hat man sie oft an dem Hügel sich sömmern und ihre Haare kämmen sehen. Wenn aber Abends ein Wagehals an den Pfuhl kommt und dreimal ruft: „Alke, komm, gehst Du mit?" dann kommt ein Drache herausgeschossen, packt ihn und reißt ihn mit sich in den Abgrund hinab.

Wie nun aber einstmals vor langen Jahren die Bauern aus der Nachbarschaft bei einem Kruge Bier saßen, prahlte einer mit seinem wackern und geschwinden Schimmel. Darauf schlugen ihm die Andern eine Wette vor, die er gewonnen haben solle, wenn er auf seinem Schimmel um den Alkenkrug herumreite und dreimal rufe: „Alke, komm, gehst Du mit?" Die Wette nahm der Bauer auch an, sattelte seinen Schimmel, ritt hin nach der Kuhle und wie er um dieselbe reitet, rief er dreimal: „Alke, komm, gehst Du mit?" Da antwortete Alke aus dem Boden herauf: „Den enen Schoh will ick antücken Den ännern anrücken Dann will ick di Düwel wal haben." Als nun der Bauer zum dritten Male gerufen hatte, da brauste das Wasser in dem Kolke auf. Darauf gab er seinem Pferde die Sporen und jagte, so schnell er konnte, davon, allein Alke immer hinter ihm her in Gestalt eines feurigen, greulichen Drachen (oder wie Andere sagen, in der eines feurigen Rades). Sie flog dahin wie der Blitz und wollte ihn mit ihren scharfen Klauen packen. Das Pferd aber setzte über einen Graben und just in dem Augenblicke, wo Alke den Reiter packen wollte, über die untere Thüre hinein in das Bauernhaus, wo die übrigen Trinker noch beisammen saßen. Da mußte Alke zurückbleiben, weil ihr über das Haus keine Macht zustand. Darum rief sie mit grausiger Stimme: „Dat was di Düwel rain." Der Bauer hatte nun wohl seine Wette gewonnen, aber auch seinen Schimmel verloren, denn als dieser über die Thür sprang, stürzte er todt auf die Diele nieder. Der Bauer aber, dem der Schweiß von seinen Haaren herablief, versicherte, er werde in seinem Leben niemals wieder eine solche Wette machen.

1020. Das Fest der h. drei Könige zu Ankum.

(S. Hartmann in d. Mittheil. a. a. O. Bd. VII. S. 322 ꝛc.)

In Ankum zogen sonst am Dreikönigsabend (dem alten Perchten- oder Berchten-Tage) Knaben, je drei zusammen, als die drei Weisen des Morgenlandes verkleidet von Haus zu Haus. Sie hatten ihr Gesicht geschwärzt, weiße Hemden übergezogen und der größte von ihnen trug eine Laterne von geöltem Papier, welche auf einem Stock befestigt und oben offen war. In der Mitte derselben brannte ein Licht und an den Seiten waren als besonderer Schmuck ausgeschnittene Heiligenbilder aufgeklebt. Während nun der Träger seine Laterne in immerwährender Drehung erhielt, sangen alle Drei folgendes Lied:

„Glück zu, Glück zu, zum neuen Jahr
Das leuchten uns die Sterne klar.
Wir gehen und sehen die Sterne klar,
Laßt uns hingehen und opfern dar.

*) Vom gothischen alkeis d. h. die Glänzenden, Leuchtenden (Lichtgestalten der Asen). Tacitus (Germ. c. 43) spricht von einem von den Naharvalen (einem germanischen Volksstamme) verehrten Gott Alcis, der dem römischen Castor und Pollux gleichkomme. Ich weiß nicht, ob dies mit unserer Alke zusammenhängt.

Nach Bethlehem in Davids Stadt
Wohin uns der Stern gewiesen hat.

Wir kamen wohl durch den Berg herfür
Wir kamen wohl vor Herodes Thür.

Herodes sprach mit falschem Sinn:
Wo seid Ihr gewesen, wo wollt Ihr hin?

Wir sind die drei Weisen aus Morgenland,
Die Sonne hat uns schwarz gebrannt.

Nach Bethlehem steht unser Sinn,
Da sind wir gewesen, da wollen wir hin.

Nach Bethlehem, nach Davids Stadt
Allwo der Stern ganz stille stand.

Er ständ so still und war so froh,
Und zeigte uns den Ort also."

Wenn nun die Sänger durch kleine Geschenke zufriedengestellt waren, dann schlossen sie mit folgenden Versen:

„Sie haben uns eine Bescheerung gegeben,
Der liebe Gott laß uns in Frieden leben.

In Frieden leben wohl immerdar
Das wünschen wir Euch zum neuen Jahr.

Das neue Jahr, das alte Jahr
Daß Euch kein Unglück widerfahr'.

Im Fall aber, daß nichts gegeben wurde, sangen sie:

„Sie haben uns keine Bescheerung gegeben,
Der liebe Gott laß Euch kein' Tag mehr leben.
Kein' Tag, kein' Stund, kein' Augenblick,
Der Teufel führ' Euch ins Galgenstrick."

Andere kleinere Kinder, nicht verkleidet und meistens Mädchen, welche ihre frierenden Händchen unter den Schürzen verbargen, sangen ebenfalls von Haus zu Haus und sammelten Gaben ein. Das größere Lied, was sie sangen, hieß:

„Kindken, Kindken Jeisus
Giv uns ein pund deigus (Teig)
Lütke Stücke
Grot Gelücke.
Selges nies Jahrsavend,
As de kinner naer scholn gingen,
Harrn se gern wat eten,
Harrn nich enen beeten.
Lewe moor, gaht na'n spiker,
Socket wat ji sinen koent
Keise und Brod

Godes lohn.
En stuecke van de teuten (Torten)
Da koenn wie schemn na leuten,
En stuecke van de schinken,
Da koenn wi goot na drinken.
Rosenblad!
Schöne Stadt!
Schöne junge deeren,
Gevt us wat!
Drei mile Weges is no wiet
Gevt us wat, so were ji us quiet.

Ein kleines Lied, welches ebenfalls gesungen ward, lautete:

Hilgen drei konige sin hoch geborn
Mari moder Godes heft kindken verlorn,
Kinken was in Gipken (Aegypten) land,
Gipken land was wohl bekand.

Da seiten drei Dueffens (Tauben) up eene Duer,
Dei eene was kolt, dei anre was warm,
Dei dridde nam Mari moder Godes in Arm.

1021. Das St. Nicolausfest zu Ankum.

(S. Hartmann a. a. O. S. 325.)

Die Kirche zu Ankum, welche die älteste in jener Gegend ist und schon um 977 urkundlich erwähnt wird, ist dem h. Nicolaus geweiht. Er heißt dort Klausmann *) und der heilige Spender erscheint am St. Nicolausabend (6. December) als Schimmelreiter mit einem großen breitkrämpigen Hute, mit einem Korbe in einem und einer Ruthe im andern Arm, oder er bringt ungesehen während der Nacht den artigen Kindern kleine Geschenke, zu welchen die Kinder Holzschuhe vor die Fenster stellen, in welche der Klausmann den Fleißigen allerlei Naschwerk legt. Den Unartigen erscheint er vermummt mit Ruthe und Schlüsseltuch. Früher wurde am Abend des Nicolaustages in 15 Häusern getanzt und es fanden auch Verkleidungen statt. In jedem Hause wurden Mettwürste gebraten und gegessen und weit und breit zogen die Fremden herbei, um diese Delicatesse zu genießen.

1022. Zweikampf Wittekinds mit Karl dem Großen.

(S. Mittheil. a. a. O. S. 298.)

In einer Lebensbeschreibung der Königin Mathilde, der Gemahlin des deutschen Königs Heinrich I., im zehnten Jahrhundert von einer Nonne zu Nordhausen verfaßt, wird erzählt, Karl habe zuletzt mit Wittekind bei den Steinen im Hone einen Zweikampf bestanden, wo bestimmt war, daß das gesammte Kriegsvolk unbedenklich dem gehorchen solle, dem das Geschick den Sieg gewähre. Nun griffen sie einander an und stritten lang und wacker, bis endlich gerührt durch der Christen Thränen der Herr seinem Streiter den Sieg verlieh. Des Irrthums ledig kam aber Wittekind gläubig und reuemüthig zur Erkenntniß der Wahrheit, und wie er vordem ein erbitterter Feind und Vernichter der Kirche gewesen war, so erschien er nunmehr als der christlichste Verehrer der Kirche und Gottes, dergestalt, daß er selbst verschiedene Zellen voll thätigen Eifers errichtete und mit gar vielen heiligen Reliquien versorgte. Unter ihnen war aber die Kirche zu Engern die älteste.

1023. Karlshaar, Karlsfeld, Schlagvörderberg und die alte Schmiede.

(S. Sudendorf in d. Mittheil. Bd. III. S. 324.)

Als Karl Mang (d. h. Karolus Magnus) in das westphälische Land kam um König Wieck (d. h. Wittekind) zu zwingen, seine Götter abzuschwören, lagerte er zu Welplage auf der Haar, und so groß war seine Reiterei, daß die Roßäpfel drei Fuß hoch den Boden bedeckten. Der Ort heißt seitdem Karlshaar und da, wo die Feldschmiede gestanden, die alte Schmiede. Da zog nun Wieck Karl entgegen und stritt mit ihm, Karl aber behauptete das Schlachtfeld, welches darnach Karlsfeld heißt, und verfolgte den Wieck bis an die Hase, wo er ihn abermals schlug, an dem Hügel der Klus und dem Schinkel in der Gegend, welche bis in das 17. Jhdt. Schlagvörderberg oder Schlacht vor dem Berge genannt ward. Hier haben jedoch der Pflug und die Schaufel alle Spuren dieses Kampfes vernichtet, auf dem Karlsfelde dagegen zeigen noch viele Todtenhügel den Ort, wo die Schlacht am stärksten gewüthet hat.

*) Blos christliche Umbildung des Wodan.

1024. Die Karlssteine und die sieben Brüder.

(S. Sudendorf a. a. O. S. 325.)

Da, wo sich zwischen der Haster Egge und den Vorhügeln des Piesberges die Schlucht des Hones herabsenkt, liegen große Steinblöcke, einem Tische ähnlich, an den Gleisen des alten Volksweges. Sie waren dem Volke Wittekinds heilig, denn unter ihnen ruhte die Asche der Helden und auf ihnen wurden die Gefangenen den Göttern geopfert. Die wollte Karl zerstören. Aber der Stein widerstand dem Eisen und Feuer. Auch kam die Kunde, daß Wieck sein Heer wieder sammle. Nun wollte der König ablassen vom fruchtlosen Kampfe. Da ermahnten ihn sieben Brüder aus seinem Heere zum Vertrauen auf Gottes Beistand und errichteten den ersten christlichen Altar in diesem Lande, den blutigen Steinen gegenüber. An diesem Altare fielen sie nieder und flehten um eine Bürgschaft der göttlichen Hilfe. König Karl aber schlug zweifelnd mit seiner Reitgerte von Pappelholz auf den Opferstein und sprach: „Gleich unmöglich ist es, diesen Stein und die harten Nacken der Sachsen zu brechen." Da krachte der ungeheure Block und borst in drei Stücke. Davon heißt er „Karlsstein" *) und um den Altar der sieben Brüder wurden sieben Buchen gepflanzt, welche die Kunde von diesem Ereignisse bis auf unsere Zeit gebracht haben.

1025. Wallenhorst und das Wittefeld.

(S. Sudendorf ebd. S. 325.)

Um Backholt und Wallenhorst lag ein heiliger Hain mit dem Tempel eines heidnischen Gottes. Zwischen Engter und Damme stand Wittekind. Sein Heer war stärker als das des Königs, denn alles Volk war ihm zugezogen zum letzten Kampfe. Doch Karl vertraute wieder auf Gott, der ihm ein Zeichen seiner Hilfe gesandt hatte. Nach blutigem Kampfe in der Vördener Heide mußte Wieck das Feld räumen, worauf Karl den Heidentempel zerstörte und daraus die erste Kirche baute. Auf dieselbe setzte er eine goldene Henne zum Zeichen, daß sie die übrigen Kirchen ausbrüten solle. Noch jetzt hat die Kirche zu Wallenhorst eine Henne statt eines Hahnes auf ihrem Thurme, und Gräben und Wälle, welche seitdem verschwunden sind, bezeichneten noch vor wenigen Jahren im Garten der Wedum den Ort, wo ehemals das Heiligthum des heidnischen Gottes gestanden hatte. Die Gegend, wo Wittekind floh, führt seitdem den Namen des Wittenfeldes.

1026. Wiecks Burgen.

Wittekind war mit wenigen seiner Getreuen nach seiner Niederlage in den Wald auf seine Burgen geflohen und wußte seine Verfolger dadurch zu täuschen, daß er seinen Pferden die Hufeisen verkehrt unterlegte. Wenn die Spuren ins Land wiesen, dann war er daheim auf seinen Burgen und wenn sie bergan führten, dann durchflog er auf seinem schnellen Rosse das Land und rief seine Anhänger zum neuen Kampfe zusammen. Drei Burgen führen

*) S. d. Beschreibung v. O. Grote. Der Karlsstein oder der große Stein in Hone bei Osnabrück, gewöhnlich der Schluppstein genannt, in d. Mittheil. d. Osnabr. Vereins f. Gesch. Bd. III. 1853 S. 305 ꝛc.

noch jetzt seinen Namen: Die Wiecksburg *) auf der Höhe an der Nette, unfern der Opfersteine bei Oestringen und des Grabmals im Nuller Esche, unter dem die Asche seiner Gemahlin Bewa ruhen soll **); die Wiecksburg im Gehnberge an der Borghecke zwischen Bramsche und Ueffeln und die Burg zu Schage in der Bauerschaft Pente. Von den beiden erstern sind noch jetzt die Erdwälle vorhanden, die letztere in einer Wiese auf Borgmanns Erbe besteht nur noch aus wenigen Resten eines steinernen Thurmes ***). Den Häckerling für Wiecks Pferde mußte der Kötter Strohschneider bereiten, auf Möllmanns Hofe lag die Mühle der Burg und der Bauer auf Borgmanns Erbe war der Burgwart. Dieser war es auch, der dem Könige die Nachricht brachte, daß er von seinen Castellaninnen, zwei Schwestern, an Karl für das Versprechen lebenslänglicher Versorgung verrathen sei, worauf er floh und im Hone, wo der Weg durch einen Verhau der Franken versperrt war, durch den Sprung seines Pferdes gerettet ward, das ihn nach Osnabrück trug und dort angekommen, todt von der Anstrengung zusammenstürzte. Uebrigens blieb bekanntlich Wieck nicht zu Osnabrück, wohin ihm Karl nacheilte, sondern rettete sich auf seine Burg an der Nette. In den zwei Kellern auf der Wiecksburg sollen zwei große schwarze Windhunde liegen, die einen Schatz hüten, aber alle dahin Kommende zerreißen.

1027. Wittekinds Taufe.

Von Osnabrück schickte Karl einen Boten an Wittekind und ließ ihm Verzeihung anbieten, wenn er sich taufen lasse und seine Götter abschwöre. Dies nahm Wittekind an. Da zog König Karl mit seinem Heere nach Garhausen und Wittekind kam mit seinem Gefolge herab von der Wiecksburg und ließ sich taufen in der reinen Quelle der Burg gegenüber am rechten Ufer der Nette. Diese Quelle wird seitdem die Dreifaltigkeitsquelle genannt und ein Bild der heiligen Dreifaltigkeit sprudeln hier dreierlei Wasser zu einem einzigen Borne vereinigt aus drei verschiedenen Quellen. Nach einer andern Erzählung soll aber Wittekind in der Kirche zu Belm aus dem großen Taufsteine getauft sein und dem Ort den Namen Bethlehm gegeben haben, um dadurch anzudeuten, daß er dort im heiligen Geiste wiedergeboren sei, gleichwie Christus zu Bethlehem geboren wurde.

1028. Wittekinds Grab am Gablin und zu Enger.

Auf dem Gablin zu Hunterort im Kirchspiel Wersen sind noch alte gewaltige Schanzen.* Sechs Gräben und sechs Wälle ziehen sich von Süden nach Norden quer über den Berg zu beiden Seiten herab bis in die Niederung und theilen denselben in eine östliche und westliche Hälfte. An der östlichen Abdachung des Berges liegen sechs große Urnenhügel und eine Brandstätte für die Todten. Am nördlichen Ende befinden sich die Trümmer eines zer-

*) Beschrieben in den Mittheil. Bd. III. S. 388 ꝛc.

**) Nach einer andern Sage in Belm.

***) Im Jahre 1725 hat man in der Erde dort noch eine kleine Burg von Steinen mit Stuben und Kammern gefunden. Vor mehreren Jahren fand der Bauer Borgmann darin ein silbernes Schiff von der Größe einer kleinen Hand, welches jetzt im Museum des histor. Ver. zu Hannover ist.

ſtörten Steindenkmals im Fahrwege und nordöſtlich davon an dem nahgelegenen Rothenberge ein großer Opferſtein mit 12 Deckſteinen von 24 Steinſitzen umgeben. Eine Viertelſtunde davon in Halen iſt abermals ein ſolches Denkmal mit fünf Deckſteinen und in der Stroth, bei Bühren, bei Barenteich, auf der Evers- und Nettheide ſind unzählige Todtenhügel, von denen noch jetzt einer in der Stroth mit Steinen verſehen iſt. Davon erzählt man, daß ſie von drei Heidenkönigen herrühren ſollen, welche Hünen waren und vielen Krieg führten. Der eine von ihnen habe Wittekind geheißen und liege in einem goldenen Sarge unter den großen Steinen am Rothenberge. Nach Andern dagegen ruht Wittekind zu Enger in der Kirche des h. Dionyſius, wo ſein Grab noch jetzt gezeigt wird und wo die Königin Mathilde, ſeine Enkelin, auf ihren Erbgütern zu ſeinem Andenken ein Chorherrnſtift gründete, und auch das Geläute am h. Dreikönigsabend, mit der ſogenannten Wittekindsſpende, welche in der Austheilung von Timpenſtuten beſteht, gründete.

1029. Der Teigtrog und der Backofen des Teufels.

(Z. Mindſt. a. a. O. Bd. III. S. 393 ꝛc.)

Im Berther Bruche an einem ſüdlichen Ausläufer der Venner Egge, nur etwa 30 Ruthen von einander, liegen zwei Steindenkmäler, genannt des Teufels Teigtrog und Backofen. Sie ſind ganz ſo gebaut wie die gewöhnlichen Hünenbetten und Opferſteine, indem bei dem einem drei, bei dem andern fünf Deckſteine von Granit auf Trägern von demſelben Material über einem mäßigen Ausmurfe ruhen, in welchem wahrſcheinlich Grabhöhlen für Aſchenkrüge befindlich ſind. Das kleinere Hünenbett am weſtlichen Abhange des Vorhügels unmittelbar über der Krietbecke heißt der Teigtrog, das größere am ſüdlichen Abhange deſſelben Hügels der Backofen, weil angeblich der Teufel auf dem einen ſein Brod geknetet, auf dem andern aber es gebacken hat. Wahrſcheinlich iſt dies die chriſtliche Auffaſſung eines heidniſchen Opferſchmauſes zu Ehren eines Gottes und vermuthlich wurde auf ihnen aus dem Blute der Opferthiere das von den Weſtphalen ſo ſehr geliebte Punke- oder Wöbkenbrod gebacken.

Indeß giebt es hierüber noch eine Sage, welche in der Gegend von Tielingen verbreitet iſt und nach welcher allerdings durch Verwechſelung der Backofen auf den Haldummer Berg, der auch Stemmshorn genannt wird, verlegt wird. Sie lautet ſo:

Einſt lebten zwei Rieſen, der eine auf dem Haldummer Berge, welcher auch der Stemmer Berg genannt wird, der andere auf dem Venner Berge. Die Rieſenſtraße nach der Wieckenhorſt zwiſchen Tielingen und Lunteburg bekam von ihnen den Namen. Sie hatten nur einen Backofen und nur einen Teigſchräpper. Den warfen ſie ſich einander zu. Der Wurf aber mißlang einſtens und der Schräpper fiel auf Krons Kampe auf ein klein Stück Landes, welches ſeitdem das Hünenſtück genannt wird. Den Backofen aber hatte der Rieſe auf dem Haldummer Berge. Als nun der vom Venner Berge ſeinen Teig dahin ſchob, klopfte er unter Bomte ſeine Holzſchuhe aus, da die Gegend zwiſchen Stemmshorn und Bomte ſehr ſandig iſt. Davon entſtand ein Sandhügel, Heemanns Hügel genannt, denn der Rieſe hieß Heemann und von dem Waſſer deſſelben entſprang die Miegbecke, welche aus

den Oſtercappeler Bergen herabkommt und ſich dann mit der aus der Venner Egge herabkommenden Krietbecke, nachdem dieſe durch die Haide der Seelhorſt gefloſſen iſt, vereinigt.

1030. Vom König Wieck und Karl Mang.

(S. Stüve in d. Mittheil. Bd. III. S. 216 ꝛc.)

In der Schwedenzeit ſtanden im Osnabrückſchen zwei Burgen, die eine auf dem Pyesberge, die andere über Wiecksburg. In der Burg auf dem Pyesberge wohnte ein König, der hieß Carolus Magnus, in der Burg aber über Wiecksburg ein anderer König, Namens Wieck. Carolus Magnus war ein Chriſt, der andere aber war ein Heide. Carolus Magnus aber wollte nun nicht mehr haben, daß Wieck ein Heide blieb, und ließ ihm ſagen, er ſolle ein Chriſt werden. Wieck ließ ihm aber wieder ſagen, das wolle er nicht thun, er wolle lieber Heide bleiben, weil ihm der Heidenglaube beſſer gefalle. Da ward Carolus Magnus ärgerlich und ſchrie, den Wieck ſolle der Donner erſchlagen, er ſolle doch ein Chriſt werden; er machte ſich alſo mit allem ſeinem Volke auf und rückte dem Wiek auf den Leib vor die Wiecksburg. Als aber der Wieck merkte, daß ihm Carolus zu Leibe gehen wolle, da machte er ſeine Thore zu und dachte, nun könne ihm der Carolus nichts thun. Aber der Carolus hatte eine große eiſerne Kanone mitgebracht und ſchoß damit dem Wieck die Thore und die ganze Wiecksburg ſo kurz und klein, daß der Wieck vor Angſt nicht mehr wußte, wo er bleiben ſolle. Als nun aber der Wieck gar nicht mehr wußte, wo aus noch ein, da ergab er ſich und ſagte, Carolus Magnus ſolle ihm nur das Leben laſſen, wenn es nicht anders ſein könne, dann wolle er ja recht gern ein Chriſt werden und alles ſein Volk dazu. Da ließ nun Carolus Magnus durch einen Pfaffen, den er mitgebracht hatte, den Wieck und ſein Volk in der Bielmſchen Kirche in dem Taufſteine, der heute noch mitten in der Kirche ſteht, und wo die Heiligen und verſchiedene Sprüche ausgehauen ſind, taufen. Inzwiſchen nun, daß man den Wieck in der Bielmſchen Kirche taufte, ließ Carolus Magnus die Wiecksburg durch ſein Volk zerſtören, alſo daß kein Stein auf dem andern blieb. Wie nun der Wieck wieder nach der Burg kam und ſah, daß ſein ganzes Eigenthum dahin war, iſt er von hier weggezogen und ſeit der Zeit nicht wieder gekommen. Carolus Magnus iſt aber darnach mit ſeinem ganzen Volke wieder in den Krieg gezogen und die Schweden haben ihm dann nach der Zeit auch ſeine Burg auf dem Pyesberge zerſtört. Die Schweden aber haben den Carolus Magnus auch nicht ausſtehen können, weil er katholiſch war, ſie aber lutheriſch. Zu der Zeit aber hatten die Katholiſchen und Lutheriſchen viel Streit und Spektakel mit einander und das ganze Elend ſoll, wie die alten Leute ſagen, in der alten Zeit juſt ſo wie jetzt blos von den Pfaffen hergekommen ſein. Wenn heute die Pfaffen nicht wären, dann würden ſich wohl die Katholiken und Lutheraner beſſer vertragen, weil da die Leute doch zu der Einſicht kommen würden, die Katholiken und Lutheraner hätten beide nur einen Gott und wer nur Recht thue auf Erden, der werde aus dieſer Zeitlichkeit auch zu Gott eingehen.

1031. Die Teufelssteine bei Laer.

(Nach Sommer in d. Mittheil. Bd. III. S. 247.)

Nördlich von Laer, fast an der Grenze des Kirchspiels Glane, liegen auf einem Sandhügel mehrere an und auf einander gewälzte Granitblöcke von ungewöhnlicher Größe, die Teufelssteine genannt. Daneben steht ein einzelnes altes Haus, dessen Bewohner noch jetzt im Volke die „Düwels Stener" genannt werden. Bevor diese Steine hier lagen, klagte der Bewohner des Hauses oft und heftig über den langen und schlechten Kirchweg. Ja, seine Klagen gingen nicht selten in Verwünschungen der Kirche selbst über, wegen welcher er diesen beschwerlichen Gang machen mußte. An einem Weihnachtsmorgen, als er wieder seinen Kirchgang antrat, um die Frühmesse zu hören, war es recht böses Wetter, Sturm und Schneegestöber und dabei stockfinster. Der Bauer fluchte bei jedem Schritt und Tritte, und statt Gottes Hilfe rief er in seiner Tollheit den Teufel an. Da stand der Böse plötzlich bei ihm und fragte freundlich, wohin er wolle, weshalb er so erhost sei; warum er nicht lieber bei Frau und Kind daheim geblieben, wenn ihn der Weg so sehr ärgere? Anfangs gab der Bauer keine Antwort, sondern ging murrend weiter, zuletzt aber stieß er hervor: „Meine Seele gäbe ich darum, brauchte ich nicht zur Kirche!" — „Topp", sagte der Teufel, „Deine Seele gehört mir, Deine Seele gehört mir, denn ich baue Dir hier eine Kirche so schnell als Du es verlangen wirst." — „Ist das Dein Ernst?" fragte der erschrockne Bauer den Schwarzen. „Freilich", erwiederte dieser, „der Handel ist abgeschlossen, bestimme nur die Frist." Als der Bauer sah, daß mit dem Satan nicht gut Kirschen essen sei, dachte er durch Bestimmung einer ganz kurzen Frist von dem Handel wieder loszukommen, und sagte: „Nun gut, ehe der erste Hahn kräht, muß die Kirche fertig sein." Im nämlichen Augenblick war der Teufel verschwunden, es entstand aber ein Getöse in der Luft, daß die Erde ringsum erbebte. Legionen unsichtbarer Geister der Unterwelt waren geschäftig. Dicke Kiesel wurden durch die Luft geführt wie von Vögeln Flocken Wolle zu ihrem Neste, unsichtbare Hände trugen sie herab zur Stelle, ordneten sie und verbanden sie zu einem festen Gemäuer. Schon erhob sich das Gewölbe. Nur der Schlußstein fehlte noch, welchen der Teufel selbst mit Windes-Eile in der Luft hoch über Laer daher trug. Da erfaßt namenlose Angst den Bauer, reuig blickt er auf zum Himmel und ruft: „Gott helfe mir." Und siehe, Gott sandte ihm den Gedanken zur Rettung seiner Seele. Freudig klatscht er in die Hände und ruft: „Kikeriki." Diesen Morgengruß trug Gottes Odem, der Wind, herüber nach Laer und hellkrähend erwiederte ihn der Hahn auf Dreiers Erbe am Bache. Als der Teufel dieses hörte, schleuderte er den Schlußstein wüthend aus der Luft herab und es fiel derselbe vor Dreiers Thüre nieder, woselbst er noch bis vor einigen Jahren lag, dann aber zum Steinpflaster verbraucht wurde. Die Kirche, welche der Teufel nicht hatte vollenden können, stürzte auch ein, und die Trümmer derselben sind jene Teufelssteine, welche noch jetzt auf dem Sandhügel liegen.

1032. Der Mecklenbusch zu Hagen.

(S. Niebergin d. Mittheil. Bd. III. S. 249.)

In der Bauerschaft Sudenfeld im Kirchspiel Hagen lebte auf Gretzmanns Hofe eine Tochter mit Namen Mechel. Sie war so fleißig und auf

die Arbeit verſeſſen, daß ſie ſogar in den vier Hochzeiten das Spinnen nicht laſſen konnte. Daher wurde ſie nach ihrem Tode verurtheilt umzugehen und an Sonn- und Feſttagen auf dem Hofe zu ſpinnen. Um von dieſem läſtigen Geiſte befreit zu werden, berief der Colon von der Stätte einen Dominikanermönch aus Osnabrück, welcher ihm die Mechel bannen ſollte. Nach vielen Beſchwörungen gelang es dieſem endlich, den unruhigen Spukgeiſt aus dem Hauſe in den benachbarten Buſch zu treiben, welcher daher noch jetzt der Mechelns- oder Mecklenbuſch *) genannt wird. Dort ſitzt ſie alle Nächte um die Geiſterſtunde und läßt ihr Spinnrad ſchnurren. Viele haben das Geräuſch ihres Rades gehört, Manche wollen ſie ſogar ſelber um ein Geſpinnſt im Gebüſch haben hängen ſehen. Als einſtens dieſes Gebüſch gefällt und das Holz daraus nach Gretzmanns Hof gefahren und dort auf dem Boden abgeladen war, hörte man wieder alle Nächte das Schnurren des Geiſterrades. Der Bauer wurde daher genöthigt, ſie nochmals in den Buſch bannen zu laſſen. Der Dominikaner gab dabei dem Bauer den guten Rath, das Holz aus dem Buſche den Armen zu ſchenken, damit ſich der Geiſt nicht wieder in das Wohnhaus einſchleiche. Dies iſt denn auch bis auf die neuere Zeit geſchehen, wo dieſe gute Sitte abgekommen iſt.

1033. Lüürmanns Ding.

(S. Breuſing in den Mittheil. Bd. III. S. 275.)

Vor nicht langer Zeit ging an dem ſogenannten Hüggel ein Geſpenſt um, welches bald als ein Wolf, bald als ein Schaf erſchien, wenn die Bauern es nicht gehen ließen, da war es ſehr böſe, ſonſt ging es aber ruhig ſeinen Weg. Eines Abends im Finſtern kommt es über Averskuotens Hof in Hasbergen, und kam nicht über den Zaun, und als dies Averskuote ſieht, da ſtört er die Hunde auf und ſagt: „Nun geh in Gottes Namen.“ Da ſagt es: „Du auch“, darüber kommt es an Stollmanns Hof. Als nun die Hunde hier fürchterlich zu bellen anfangen, ſich aber doch fürchten, da ſieht es Stollmann und hetzt die Hunde auf daſſelbe und läuft ſelbſt gegen das Geſpenſt los. Da auf einmal thut es ſich auseinander und iſt über und über glühend und der Bauer ſieht vor ſich nichts als eine feurige Wand. Da läuft Stollmann auf und davon und als er nur kaum die Thüre zugeſchlagen hat, da ſteht es auch davor und hätte ihn bei einem Haar gepackt. Stollmann aber hat drei ganze Tage nicht zu Verſtande kommen können. Am Oeſterſten läßt es ſich auf Lüürmanns Hofe zu Borbecke ſehen und davon heißt man es Lüürmanns Ding. Einige Leute ſagen auch, es wäre einer von Lüürmanns Söhnen, der Schäfer wiſſe, warum er ſich auf dem Schafſtalle aufgehangen hätte, und darum müſſe er in Schafs- und Wolfsgeſtalt alle Abende die Stätte beſuchen, wo er ſich ein Leids angethan hätte. Zwei von Lüürmanns Hausleuten, die nach Holland auf Arbeit gegangen waren, hatten es dort auch geſehen.

1034. Die Glocke zu Laer und Springmeiers Kalk.

(S. Mittheil. Bd. III. S. 401. Poetiſch beh. v. Crone a. a. O. S. 98 ꝛc.)

Juſt ward zu Laer die Kirmeß gefeiert und die jungen Burſchen und Mädchen drehten ſich in der Schenke im muntern Tanze. Siehe da kam

*) Mechel (von μεγας, magnus) bedeutet daſſelbe was Gret d. i. groß.

plötzlich ein schweres Gewitter heraufgezogen, der Donner grollte und schwefelgelbe Blitze fuhren wie Schlangen über den schwarzen Himmel. Siehe da sah man hoch oben am Thurme helle Feuerflammen und am Schallloch stand mitten im Sturmesbrausen der Böse und schwang die Glocke mit mächtiger Gewalt hin und her, denn leichtsinnig hatte man vergessen ihr die Taufe nach christlichem Brauche zu geben. Endlich schleuderte sie der Satan hinab in den Mühlenteich *), daß hoch auf die Fluthen desselben schäumten. Die Steine aber, die hierbei aus dem Gemäuer fielen, konnten lange nicht wieder eingesetzt werden. Da war aber überall Klagen und Jammern und Jedermann schrie, man müsse die Glocke aus dem feurigen Grabe herausholen. Man fand endlich einen geschickten Taucher, der sich zu dem Wagniß erbot. Er stieg hinab in die Tiefe und auf stiegen vom Grunde drei schneeweiße Blasen, welche dem Volke das Gedeihen seiner Arbeit verkündigten, aber o weh! oben stand am Rande des Teiches ein Weib, das einen Pact mit dem Bösen gemacht hatte und starr in die Tiefe des Teiches hinabschaute. Da brausten plötzlich die Wässer von Blut geröthet in die Höhe und durchbrachen mit mächtigem Schlage die Ufer und Alles zitterte, betete und entfloh, den Taucher aber und die Glocke sah Niemand wieder. Das Dorf hat später andere Glocken bekommen, wenn diese ertönen, dann hört man tief aus dem Grunde des Teiches hervor die versunkene Glocke in ihren harmonischen Klang einstimmen.

1035. Der Geist am Violenbache.

(Poetisch behandelt von Crone a. a. O. S. 94 ff.)

Zu Dielingdorf bei Melle sieht man täglich um Mitternacht an einer bestimmten Stelle auf den Wellen des schilfumkränzten Violenbaches eine männliche Gestalt auftauchen, aus dem Schilfe einen Eimer hervorholen und mit diesem Wasser aus dem Bache schöpfen. Allein der Eimer hat keinen Boden und so schöpft er immerfort, bis der Morgen anbricht. Dann versinkt er wieder in die Fluth. Es ist dies der ruhelose Geist eines habsüchtigen Wucherers, der nie genug bekommen konnte und unzählige Menschen um das Ihrige gebracht hatte, nach seinem Tode aber zu der ewigen Strafe verdammt ward, mit einem Gefäße ohne Boden den Bach ausschöpfen zu sollen.

1036. Die Mädchen und die Herrn von Sutthausen.

(S. Kuhn Bd. I. S. 56. Crone S. 119.)

Wenn die jungen Mädchen zu Sutthausen allzulange in den Spinnstuben sitzen bleiben und schwatzen und die Mitternachtsstunde vom Sonnabend zum Sonntag herankommt, wo Alles ruhen soll, da erhebt sich auf einmal ein furchtbarer Sturm, Ungewitter grollt durch die Lüfte und plötzlich springt ein Fenster auf, ein Arm streckt sich herein und eine furchtbare Stimme ruft: „Seht, diesen bloßen Arm deckt sündlich gesponnenes Garn!“ Da legt schnell Alles den Rocken weg und eilt nach Hause.

In demselben Dorfe haben die Landleute einen Spruch, womit sie die Jäger der beiden Güter necken, wenn sie wegen stürmischen Wetters die Jagd verlassen. Er lautet: „Lat fuhsen, lat brusen | ick geh na'r Honeberg du

*) Nach Andern flog sie in die Salzquelle, Springmeiers Kolk geheißen.

nach Suthusen." Der Spruch soll daher rühren, daß als die Spanier (vielmehr die Schweden 1633) im siebenjährigen Kriege die Stadt beschossen hätten, die Besitzer von Sutthausen und Honeburg, welche daselbst Bürgermeister waren, feigerweise vor ihnen auf ihre Güter geflohen sind.

1037. Das Hemde des Gespenstes.

(S. Lammers in d. Mittheil. Bd. III. S. 242.)

Es saß einst ein lustiger Geselle im Wirthshaus, spielte in der Karte und trank lustig darauf los, da fängt der Michel an allerhand Hexen- und Teufelsgeschichten zu erzählen und den Andern gruselte es in der Haut. Da sprach der lange Jost: „Jetzt wird wohl keiner auf den obern Kirchhof gehen wollen!" — „O", sagte Lieschen, das Schenkmädchen im Wirthshause, „das will ich wohl thun, was gilt die Wette?" Da wettete der Jost vier gute Groschen und es ward ausgemacht, daß Lieschen zum Beweise einen Rosenkranz von einem Grabe holen sollte. Sie sagte: „Topp" und ging hinweg. Jetzt hatte sie den Kranz, da sah sie auf einem Grabe einen Geist sitzen, der ein weißes Hemde anhatte. „Halt", dachte sie, „das Hemde könnte ich brauchen!" und beim Vorübergehen nahm sie ihm das Hemde weg, sagte aber zu Hause nichts davon, sondern nahm stillschweigend ihre vier Groschen, wartete bis Alle fort waren und dann legte sie sich zu Bett. Aber um Mitternacht klopfte der Geist an ihr Fenster und rief im tiefen Grabestone: „Lieschen, mein Hemd!" und so dreimal, aber das Lieschen zog die Bettdecke über den Kopf und sagte nichts, und die andere Nacht kam der Geist wieder und forderte wieder zu dreien Malen sein Hemde und Lieschen sagte wieder nichts. Als aber der Geist in der dritten Nacht wieder kam, da sagte er: „Lieschen, hängt morgen Nacht um 12 Uhr mein Hemde nicht auf dem Kirchhofe so um mich, wie vorgestern, mußt Du mit ins Grab!" Nun hatte aber Lieschen keine Ruhe mehr, sondern sie sagte es dem Pastor und der rufte die Gemeinde zusammen. In der Nacht aber um eilf Uhr ging ein großer Zug mit Fackeln und Lichtern und Chorknaben singend nach dem Kirchhofe, Lieschen in Büßerkleidern mit dem Geisterhemde voran. Als sie dorthin kamen, sahen sie den Geist, die Chorknaben schwiegen und Lieschen ging weinend auf den Geist los. Sie hing ihm das Hemde über, aber es wollte nicht gehen, dabei verging die Zeit, die Glocke schlug 12, sie schrie, da sprang der Geist auf sie los und riß sie mit sich ins Grab.

1038. Der Pfarrer zu Ueffeln.

(S. Sudendorf in d. Mittheil. Bd. III. S. 241.)

„In Ueffeln ist nichts zu schnäffeln" pflegt man noch heute dort zu sagen, früher gab es aber dort noch weniger etwas für den Schnabel, die ganze Gegend war nichts als schwarze, ebene Heide und darum hatten sich dort auch nur wenige Menschen angebaut. Nun war aber da ein Pastor, aber der hatte wenig zu beißen und zu brechen, deswegen war er nebenbei ein Wagenbauer, weil er von seiner Stelle nicht leben konnte. Nun hatte er sich vorgenommen, alle Tage ein Rad zu machen, böse Menschen hatten ihm aber eins weggeholt und als es Sonntag war und er seine Räder überzählte und nur fünf fand, da fing er an zu hämmern und zu klopfen in der Meinung, es sei erst Sonnabend. Als jetzt aber die Glocken zu schlagen

anfingen, da fragte er, was das bedeuten solle, und als man ihm sagte, es sei Sonntag, so wollte er es nicht glauben. Da zeigten sie ihm aber die Leute, welche alle zur Kirche gingen, und da mußte er es wohl glauben, und gleich zog er seinen Priesterrock über und ging auf die Kanzel, und wie er denn ein frommer Mann war, so hielt er auch eine prächtige Rede, denn Gott ließ ihn nicht zu Schanden werden, wie sehr es auch seine Feinde wünschten.

1039. Der ungerechte Schulze.

(Nach Sudendorf a. a. O. S. 232 ꝛc.)

In Nortrup lebten vor vielen Jahren zwei ehr- und tugendsame Jungfrauen. Sie waren freien Standes, aber ein geiziger Herr dortiger Gegend nahm sie als seine Leibeigenen in Anspruch. Die Sache kam vor den Schulzen auf dem Nordhofe. Dieser setzte sich an den Herd, um die Dokumente der beiden Jungfrauen zu prüfen und da er ein sehr schlechter Mensch war und noch dazu von dem habgierigen Herrn bestochen: so ließ er sie — wie durch einen Zufall — in das helllodernde Feuer fallen, so daß sie verbrannten. Dadurch wurden die Jungfrauen des Mittels beraubt, ihre Freiheit zu beweisen und mußten nun leibeigen werden. Nicht lange darnach starb der Schulze, seine Seele fand aber keine Ruhe. Nachts lag sie als schwarze Dogge hinter dem Herde, an welchem die ruchlose That verübt worden war, und gab klägliche Töne von sich. Da er im Leben Böses zu thun gewohnt war, so konnte er auch als Geist nicht davon lassen. Bald ängstigte er die Dienstmagd, indem er ihr die schweren Tatzen auf die Schultern legte und das Licht ausblies, wenn sie dasselbe so eben am Herde angezündet hatte, bald setzte er die ganze Familie in Schrecken, indem er als feuersprühender Höllenhund zur Thüre hereinfuhr. Der Pastor zu Menslage wurde geholt um ihn zu bannen. Zwei Mal versuchte er es und zwei Mal floh er vor dem Hunde. Da wurde der katholische Pfarrer von Alfhausen geholt. Dieser erschien mit seinem Chorhemde gerüstet und mit dem Kreuze und Weihwasser bewaffnet. Als der Geist diesen sah, wurde er kleinlaut und versuchte zu entwischen. Der Pfarrer von Alfhausen aber bannte ihn schnell in einen Kreis von Weihwasser. Um zu beweisen, daß der Geist keine Macht über ihn habe, steckte er seine Hand in den Rachen des vor Wuth schäumenden Hundes und forderte den lutherischen Pastor von Menslage auf, ein Gleiches zu thun. Dieser sagte anfangs: „Ich werde mich hüten, daß mir der Hund meine Hand abbeißt.“ Endlich überredet legte er jedoch auch seine Hand herein und siehe der Hund biß auch ihn nicht, denn er lag an der Kette des Bannes. Nachdem der Geistliche auf diese Weise seine Macht über den Geist gezeigt hatte, dachte er daran, ihn fortzuschaffen. Zu diesem Zwecke baunte er ihn auf einen Wagen. Da fing der Geist an zu jammern: „Ob ihn denn keiner mehr sehen wolle.“ Da sagte der jüngste Sohn des Schulzen: „Ein Mal möchte ich meinen Vater doch noch sehen!“ Kaum hatte er das Wort gesprochen, so war auch der Bann gebrochen. Der Hund wüthete wieder stärker als zuvor auf dem Hofe. Endlich gelang es dem Geistlichen, doch mit schwerer Mühe, den Hund wieder auf den Wagen zu bannen. Da machte sich der Geist immer schwerer, so daß zuletzt kaum acht Pferde den Wagen zogen, und am Ende wurde er so schwer, daß er durch den Wagen hindurchfiel.

Da lag er nun und flehte, daß es ihm vergönnt sein möge zum Schulzenhofe zurückzukehren, wenigstens alle Jahre eines Hasensprungs Länge. Aber es wurde ihm nur alle Jahre ein Hahnentritt gestattet. Der Ort, worin er fiel, ist eine Wiese und heißt noch heute die Seelhorst. Dort spukt er noch alle Nächte, bis er nach Jahrhunderten, alle Jahre einen Hahntritt, zum Schulzenhofe zurückkehrt.

1040. Der Hünensohn.

(S. Mittheil. a. a. O. S. 235.)

Die beiden Riesen, von denen oben (Nr. 1029) erzählt ist, daß sie sich ihren Teigschrapper zuzuwerfen pflegten, wenn sie ihr Brod backen wollten, hatten Söhne. Von diesen diente aber einer bei dem Herrn von der Horst zu Haldem. Seine erste Arbeit war Misten. Als er nun die Mistgabel in die Hand bekam, sprach er: „Das ist ja eine Gabel, womit man die großen Bohnen ißt.“ Er ging also zur Schmiede und ließ sich eine größere Forke machen. Da war denn jeder Stall voll auch eine Forke voll. Das gefiel dem Herrn wohl. Nun mußte der Riese auch pflügen. Er schob aber den Pflug mit der Hand, immer den Pferden auf die Hacken. Der Herr sprach: „Das ist nicht nöthig, die Pferde sind darum vorgespannt, daß sie ziehen sollen.“ Der Riese erwiederte: „Die Pferde sind blos zum Staate da, sonst kann man den Pflug mit einer Hand gut schieben!“ Das gefiel dem Herrn Alles gar wohl. Als es aber an die Mahlzeit ging, da verdroß es den Herrn gar bald, daß der Riese nicht für zwei, drei, vier, sondern für die ganze Haushaltung aß. Da wollte der Herr seiner wieder los sein und sprach zu seinen Knechten: „Morgen früh sollt Ihr Holz vom Berge holen, ein Jeder seine bestimmten Stämme, und wer von Euch der Letzte auf dem Platze ist, der soll fort!“ Der Riese war ziemlich schläfrig und die Andern dachten daher, ihn im Schlafe zu betrügen. Sie fuhren schon früh am Morgen aus. Einige Stunden später erwachte der Riese und sah, daß die andern Knechte den Hof schon verlassen hatten. Er aber entschloß sich schnell, spannte in Eile die Pferde an und eilte den andern nach. Als er am Berge ankam, da hatten die andern Knechte ihr Holz schon gehauen und luden es auf. Er aber griff die Baume an, riß sie aus und warf sie auf den Wagen mit Wurzeln und Erde. Da war er der Erste, der sein Fuder voll hatte, und als er vom Berge kam, konnten es die Pferde nicht erziehen. Da freuten sich die andern und wollten an ihm vorbeijagen. Er aber resolvirte sich geschwind, band die Pferde an den Füßen zusammen und hing sie quer über den Wagen, steckte den kleinen Finger ins Deichselloch desselben und fuhr so schnell damit fort. Als er aber vor den Hof kam, konnte das Thor den Wagen nicht fassen. Da drang er hinein und brachte das ganze Thor mit auf den Platz. Jetzt war der Herr wieder verlegen, denn sein Vorhaben war nicht gelungen. Da wollte er in der Güte mit dem Riesen handeln, damit er aus seinem Dienste gehen sollte. Der Riese sprach darauf: „Ich will Dir einen Schlag geben; wenn Du den abhalten kannst, dann will ich gehen.“ Da kam dem Herrn das Beben an. „Doch“, dachte er, „Du wirst ihn sonst nicht los“ und ging es ein. Der Riese aber gab ihm einen Schlag, von hinten, so daß er über das

Haus hin flog. Der Wind aber hielt ihn in seinem Mantel, so daß er langsam herunter kam, ohne Schaden zu nehmen. So wurde er des Riesen entledigt.

1041. Meerpohl bei Hagen.

(S. Nieberg ebd. S. 237.)

In der Nähe vom Dorfe Hagen stand einst eine Kirche. Dieselbe versank wegen eines Mordes und an der Stelle, wo sie gestanden, entstand ein Teich, der Meerpohl genannt. Die ältesten Leute der Umgegend behaupten noch, in ihren jungen Tagen die Spitze des Kirchthums im Wasser gesehen zu haben. Auch will man am Weihnachtsmorgen das Geläute der Glocken zur Frühkirche aus der Tiefe herauf vernommen haben.

Um den Geist des Erschlagenen zu versöhnen, wallfahret die Gemeine zu Hagen in der großen Prozession am Frohnleichnamsfeste auch zum Meerpohl, wo eine Station angebracht ist. Seit einigen Jahren klingt aber das Geläute nicht mehr herauf aus dem Wasser, weil der Geist des Erschlagenen jetzt versöhnt ist und seine Seele Ruhe gefunden hat.

1042. Der Schmied zu Astrup.

(S. Schäfer a. a. O. S. 223.)

Nicht weit von Dieckmanns Hofe wohnte der Schmied zu Astrup. Der war aber mehr bedacht auf irdische Güter, denn auf himmlische, und obschon er bereits vollauf genug hatte, so wollte er doch immer noch mehr haben. Nun war es gerade am Tage vor Weihnacht, daß er noch einen Wagen zu beschlagen hatte, allein er konnte trotz allem Fleiße nicht damit fertig werden. Da dachte er: „Jetzt kommen gar drei Feiertage hinter einander, wo Du nichts verdienen kannst, der Wagen aber soll doch fertig werden!“ Früh Morgens am ersten heiligen Weihnachtstage, als die andern Leute noch schliefen, standen der Schmied und seine beiden Gesellen schon am Ambos und als seine nächsten Nachbarn zur Kirche eilten, da ging es in der Schmiede immer: „dree Gröffen de Nagel, dree Gröffen de Nagel.“ Da kamen wieder ein Trupp Leute vorüber und sie sangen ein schönes Weihnachtslied vor sich hin; „dem wollen wir gleich ein Ende machen“, sagte der Schmied, nahm eine Hand voll Hammerschlag, legte denselben auf den Ambos, spuckte hinein und hielt nun den feurigen Eisenstab darüber, dann hob er den Hammer hoch in die Höhe und ließ ihn mit aller Macht auf den Ambos fallen, daß es fürchterlich krachen sollte. Der Schlag knallte auch, aber mit demselben versank auch die Schmiede sammt dem Schmied und seinen Knechten in die Erde, wo sie vom Teufel ihren Lohn bekamen. Das Loch aber, wo die Schmiede gestanden hat, ist bei Dieckmanns Hause in Astrup noch zu sehen.

1043. Die tiefen Pöhle.

(S. Sudendorf a. a. O. S. 224 u. b. Kuhn Bd. I. S. 22.)

In dem großen Moor zwischen Hunteburg und Verden nicht weit von letzterem Orte sind zwei Moorkolke, die tiefen Pöhle geheißen. Hier hat einst der Teufel sein Spiel getrieben. Als die ersten Kirchen gebaut wurden und auch die Dammerschen eine bauten, da ward der Teufel recht ärgerlich darüber. Noch toller aber ward er, als erst die Glocken darin aufgehangen

wurden und läuteten. Da kam er denn die Nacht vor dem heiligen Christfest, riß die Glocken aus dem Thurm, daß alles ratterte und die Leute sich entsetzten, flog damit durch die Luft, daß es brauste, und schmiß sie tief auf den Boden der tiefen Pöhle. Seit dieser Zeit lassen aber die Leute die Glocken taufen gerade wie kleine Kinder, denn der Teufel darf sich an einer Sache, welche mit dem heiligen Kreuze geweiht ist, nicht vergreifen. Darum kann uns der Teufel keine Glocken mehr stehlen. Darum läßt er aber am heiligen Christfest, wenn die Glocken in den Kirchen läuten, auch seine Glocken in den tiefen Pöhlen erklingen um die Christen damit zu verhöhnen. Die Kirchengeher aber, die diesen Sturm hören, sagen: „Jetzt läutet der Teufel in den tiefen Pöhlen."

1044. Die heilige Halle.

(S. Sudendorf a. a. O. S. 226.)

In der freiadligen Hofstätte der Schulenburge im Kirchspiele Badbergen liegt ein schiefer Sandplatz, die heilige Halle geheißen. Vor Zeiten war dies aber ein ganz unangebauter Ort und mitten in demselben befand sich ein Berg, welcher der heilige Berg hieß. Zwischen dem Berge aber und der Ecke, wo Badbergen liegt, zieht sich ein schmaler Wiesengrund hin, der vor Alters ein Morast war. Auf dem heiligen Berge aber lag ein Stein und nach diesem ging um Pfingsten jedes Jahr eine große Prozession, denn an diesem Orte stand das erste Gotteshaus, d. h. Ankum sagt man, ist älter als Badbergen, welches erst von Ankum gestiftet ward. Zu Ankum aber wohnte eine reiche Wittfrau, die war sehr lange schon bettlägerig. Da gelobte sie, sie wolle an der Stelle, wenn sie gesund werde, eine Kapelle bauen, wo sich eine Gans hinsetzen werde, die sie wolle fliegen lassen. Da kamen nun Pfaffen und viele andere Leute zu ihr und sie ließen eine Gans fliegen und folgten derselben nach. Die Gans flog aber durch die Bauerschaft Druchern und Suttrup und durch das Veiser Branck und setzte sich zuletzt an den heiligen Berg und spielte und badete sich unten in dem Wasser. Die Leute aber, welche ihr nachgegangen waren, hießen den Ort Badbergen und die Wittfrau ließ dort das erste Gotteshaus bauen und nannte es die heilige Halle. Nach dieser Zeit ist aber die Kapelle verfallen und da eine neue Kirche gebaut worden, wo nun das Dorf steht. Von dem Berge ist aber auch nichts mehr zu sehen, denn vor etwa vierzig Jahren ward er ganz abgetragen und davon ein Damm durch den Wiesengrund aufgeführt, über den jetzt die Chaussee geht. Als aber der heilige Berg noch stand, da kam um Ostern das ganze Kirchspiel hier hinauf. Die jungen Leute schlugen Ball, schlugen Räder und sprangen und liefen um die Wette, bis es Abend ward. Dann machten sie oben auf dem Berge ein großes Feuer an und tanzten und sangen um dasselbe herum, was sie aber gesungen haben, das weiß man nicht mehr.

Nach einer andern spätern Sage ist jedoch die heilige Halle ein heidnischer Tempel gewesen, bis der Besitzer der Schulenburg daraus eine Kapelle gemacht und die Heiden durch Zwangsunterricht auf seiner Burg belehrt hat, welche daher Schulenburg genannt worden ist und das Gildemeisteramt in der Kirche zu Badbergen erworben hat.

1045. Der Mordkuhlenberg.

(S. Nieberding in d. Osn. Mittheil. Bd. III. S. 40. Darnach Kuhn Bd. I. S. 21.)

In den Dammer Bergen auf dem halben Wege zwischen Steinfeld und Damme ostwärts nicht weit von demselben erhebt sich ein Berg über die andern, an dessen westlicher Spitze man in dem gelben Sande einen Absturz bemerkt, welchen man die Mordkuhle nennt. Der Berg selbst heißt der Mordkuhlenberg und seine hohe kahle Spitze dient jetzt zu Signalen in der Ferne.

Als in alten Zeiten alle diese Berge mit Fichtenwald bedeckt waren, und nur eine Straße durch denselben von Steinfeld nach Damme führte, trieb eine fürchterliche Räuberbande in der Mordkuhle ihr Wesen, der Nachbarschaft zum Schrecken, dem Wanderer zum Verderben. Ueber den Weg waren zwei verdeckte Leinen gespannt, die von dem Tritte der Wanderer berührt, durch Glocken in der Höhle den Räubern die Annäherung derselben verkündeten. So konnten diese ruhig deren Ankunft abwarten und ihnen auf nähern Wegen zuvorkommen, sie berauben und tödten. Lange hatten sie ihr Wesen getrieben, als um Ostern die Tochter des Colonen Rienhaus, die der Hauptmann vor sieben Jahren geraubt hatte, und mit welcher er lebte, diesen bat, ihr zu erlauben, in der Kirche zu Damme ihre Ostern zu halten. Ihrer Treue schon ziemlich sicher sich glaubend, erlaubt er ihr dieses, nach abgenommenem fürchterlichen Schwur, keinem Menschen von ihrem Aufenthalt und Leben etwas zu entdecken. Nachdem diese ihre Andacht verrichtet hatte und die versammelte Volksmenge die Kirche verließ, stellte sie sich an die Kirchenthüre und klagte dieser mit lauter Stimme, daß Alle es hörten, ihr trauriges Loos, und die Verhältnisse der Räuber, sie sagte, sie wolle einen Scheffel Erbsen kaufen und mit diesen den Weg zur Höhle bezeichnen, und kehrte dann, dieses ausführend, hierher zurück. Schnell sammelte sich das Volk, bewaffnete sich, folgte ihrer Spur und überfiel die nichts Böses ahnenden Räuber in der Höhle, welche theils getödtet, theils gefangen der Gerechtigkeit überliefert wurden. *) Das Mädchen wurde befreit, reichlich begabt und die Höhle ganz zerstört und eingestürzt, wovon man die Stelle in dem gelben Sande, der noch nicht wieder mit Heide bewachsen ist, in der Ferne sieht.

1046. Die Bißbecker Braut.

(S. Nieberding a. a. O. S. 41 und Kuhn Bd. I. S. 30.)

In der Ahlhorner Heide unweit der Aue und nordwestlich derselben an dem Abhange einer Anhöhe, die Steinloge genannt, 1½ Stunde vom Dorfe Bisbeck entfernt, liegt ein aus 71 großen und zwei parallelen Reihen aufgestellter Steine bestehendes Denkmal, die Bisbecker Braut genannt, und etwa ¼ Stunde westlich von derselben entfernt ein anderes aus 122 Steinen bestehendes, welches man den Bräutigam nennt. Davon geht folgende Sage.

Gretchen, die Tochter eines Bauern zu Großen-Kneten, liebte schon lange den Sohn Conrad ihres Nachbars, mit dem sie aufgewachsen war, und beide waren sich einander theuer geworden, als Thies Jörgen, der Sohn eines reichen Bauern zu Bißbeck, bei ihrem Vater um ihre Hand anhielt

*) Eine ähnliche schlesische Sage ist oben Nr. 178 erzählt.

und ihm dieselbe, ohne die Tochter zu fragen, von diesem versprochen wurde. Vergebens war Gretchens Flehen bei dem harten Vater, ihr den groben, stolzen, anmaßenden Jörgen nicht aufzudringen, vergebens ihre Bitte ihr den guten Conrad zu geben, der Vater blieb gefühllos und bestimmte den Tag zur Heirath, denn Thies war reich, Conrad's Hof aber verschuldet. An dem zur Trauung bestimmten Tage wankte das geschmückte Gretchen mit ihrem Gefolge auf dem Wege nach Visbeck zu und richtete ihre Bitten zu Gott, sie von dem Jörgen zu erlösen, aber es half nichts. Als sie aber auf die Anhöhe kam, von welcher sie zuerst den Thurm zu Visbeck erblickte, da betete sie nochmals, sie doch lieber in Stein zu verwandeln, als sie mit Jörgen zu verbinden. Was geschah: plötzlich schienen alle Elemente in Aufruhr zu gerathen und Gretchen mit ihrem in zwei Reihen folgenden Gefolge wurde plötzlich in Stein verwandelt. Ihrem Bräutigam Jörgen, der ihr auf einem andern Wege entgegengezogen war, widerfuhr in demselben Augenblicke dasselbe. Beide stehen noch da als ein warnendes Beispiel für hartherzige Eltern.

1047. Der Bau der Kirche zu Neuenkirchen bei Verden.

(S. Nieberding a. a. O. S. 53 u. Kuhn Bd. I. S. 29.)

Als vor einigen Jahrhunderten die Gemeinde zu Neuenkirchen einen neuen Kirchthurm baute, stellte sich auch ein weißes Pferd des Bauern Bußmann (oder Duße) zu Walde zur Aufnahme der Materialien zum Kirchthurmbau ein. Allein und ohne Fuhrmann schleppte es alle Steine zum Thurmbau heran und als endlich derselbe fertig war, legte das Pferd, von der Arbeit entkräftet, sich hin und starb. Nach einer alten Inschrift an der Kirche soll aber dieselbe 1426 erbaut und 1659 erweitert worden sein.

1048. Der Fischwinkel.

(S. Nieberding a. a. O. S. 52.)

Auf der Grenze zwischen dem Dorfe Emstecke und der Drantumer Gemeinheit-Mark, südostseits des Emstecker Esches unweit desselben im offenen Felde findet man einen von mehreren Gräben- und Wällenresten eingeschlossenen Burgplatz, welcher noch heute den Namen des Fischwinkels führt.

Der gestrenge Besitzer desselben war zugleich Eigenthümer der Niemanns Stelle und des Zehntens zu Drantum. Er wirthschaftete aber so schlecht, daß er bei seinem Tode seinen beiden einzigen Töchtern diese seine Wirthschaft in einem verschuldeten Zustand hinterließ. Aus Mangel an Vermögen und körperlichen Reizen blieben diese ehelos, wurden alte Jungfern und unfähig, ihren Unterhalt zu verdienen. Sie boten daher den Einwohnern der Bauerschaft Drantum mehrmals den Zehnten an, unter der Bedingung, ihnen dafür bis zu ihrem Tode den Lebensunterhalt zu geben, was diese aber ablehnten. Jetzt wurde ihre Noth so groß, daß sie ein Schaf stahlen, um ihren Hunger zu stillen. Sie geriethen darüber in Untersuchung, und in der Noth boten sie der Aebtissin zu Malgarten den Zehnten und ihr ganzes Vermögen an. Dieses wurde angenommen, die alten Mädchen kamen von der Strafe frei und erhielten im Kloster ihren Lebensunterhalt. So kamen die Niemanns Stelle und der Zehnten zu Drantum an das Kloster Malgarten und sind seitdem bei demselben geblieben. Die Burg zerfiel später und der Platz wurde wieder Markengrund.

1049. Graf Rudolph von Diepholz.

(S. Niebuhr a. a. O. S. 50.)

Der junge Graf Rudolph von Diepholz wünschte nach dem Geiste seiner Zeit auf Abenteuer auszugehen und gelangte nach manchem Turnier endlich ins Schwedenland, wo er sich anfangs als Küchenjunge an den Hof des Königs Waldemar verdingte und sich bald zum Kämmerling des Königs emporschwang. Einst auf der Jagd einen Hirsch verfolgend verirrte er sich in einem Walde, wo er eine schöne Jungfrau antraf, die ihm einen köstlichen mit Edelsteinen besetzten Ring verehrte und ihn wieder auf den rechten Weg zu den Seinigen begleitete. Einst in der Nacht, als der Jüngling bei dem Könige die Wache hatte, fiel diesem der glänzende Stein in dem Ringe auf, und der Jüngling mußte ihm seine Herkunft, und wie er zu dem Ringe gekommen war, entdecken. Da gab der König Waldemar dem Jünglinge, den er wegen seines besondern Wohlverhaltens schon lieb gewonnen hatte, seine Tochter Marina, und seine andere Tochter dem Herzog Primislaus in Pommern, der sich schon länger um dieselbe beworben hatte. Beider Beilager wurde zu Nicoden an einem Tage gefeiert und Graf Rudolph kehrte mit seiner Gemahlin und großen Schätzen in seine Grafschaft zurück, wo seine Unterthanen ihn an der Brücke bei Goldenstätt empfingen. Die junge Gräfin warf hier eine Menge Goldmünzen unter dieselben aus und von dieser Zeit an führt die Brücke den Namen die „Goldene Brücke" und der Ort den Namen „Goldenstede."

Auf dem Amthause zu Lemförde soll sich ein Gemälde befinden oder befunden haben, auch in Stein ausgehauen gewesen sein, auf welchem Graf Rudolph und diese Geschichte abgebildet war mit folgender Inschrift:

Rudolph von Tiepholdt geborner Graf
Dient in Schweden an Königs Hof
Für einen Küchenjungen ohnbekandt
Ward des Königs Kämmerling zuhandt.

Drauf er einen Hirsch nachspürt
Vnd dadurch in den Wald verirrt,
Trift an ein Jungfraw lobesan,
Die zeigt ihm die rechte Straß und Bahn.

Vnd damit künftig solche Ding
Nicht vergessen, gab sie ihm ein Ring,
Versetzet mit Carfunkelstein,
Der gab von sich gar hellen Schein.

Einstmals der König in der Nacht
Deß Steins Glantz sah, in Kundschaft bracht,
Woher der Ring vnd Jüngling geborn,
Darauf ihn Fräwlein Marina erkohrn.

Welche vom König Waldemar
Mit seiner Gemahl Ehlich gezeuget war
Vnd ihr Schwester eben der Zeit
Primsla Hertzoge in Pommern gefreit.

Der beyden Beylage auf einen Tag
Zu Nicoden hernach geschah,
Aus Königs Hof mit Ritterspiel
Panquet, Thurnier vnd Fremden viel.

Diese Geschichte soll nach Hirtzwigs Ehrengedächtniß der Gräfin Anna Margaretha 1011 geschehen sein.

1050. Der Name von Diepholz.

(S. Kuhn, Westphäl. Sagen Bd. I. S. 20.)

Die Grafen von Diepholz haben früher auf dem Schlosse zu Cornau gewohnt, sind aber dort von den Bremern, mit denen sie stets in Streit gelegen, vielfach beunruhigt worden, deshalb hat einer derselben beschlossen,

seinen Sitz zu verlegen und hat gesagt: „Wie mütten deiper int holt gahn", hat darauf im Moor und Holz ein Schloß gebaut, welches davon den Namen Diepholz bekommen hat.

1051. Junker Griese zu Schnappburg.

(S. Nieberding a. a. O. S. 49.)

Eine Viertelstunde nördlich von dem Dorfe Barßel, da, wo die Vehne und Soest sich vereinigen und eine Insel bilden, sieht man auf dieser Insel einen Schutthaufen an der Stelle, wo einst die feste Burg Schnappe lag. Eine andere Burg lag ostseits hart an Barßel am Garten des Pastorats. Beide gehörten dem Grafen von Tecklenburg, wurden 1400 an Münster mit abgetreten, noch etwa 100 Jahre später in Stande gehalten, sind aber seitdem zerfallen.

Auf diesen Burgen hauste in alten Zeiten der mächtige Raubritter Junker Griese, Häuptling von Barßel und ein Schrecken der Gegend. Weder Person noch Eigenthum war vor ihm sicher, nicht die Ehre der Weiber und Mädchen. Ungeachtet er aller Bosheiten voll war, besuchte er doch nicht selten die Kirche, um sich mit Gott gleichsam dadurch wieder abzufinden. Dem Pfarrer des Orts hatte er streng eingeschärft, vor seiner Ankunft in der Kirche (er hatte einen Platz unweit des Hochaltars) das Hochamt nicht anzufangen. Einst war die Kirche lange mit Menschen angefüllt, die des Gottesdienstes harrten, als der Priester das Hochamt begann, in dem Glauben, der Junker sei auf einem Raubzuge. Da stürmte aber Junker Griese wüthend zur Kirche herein, ergriff den Priester, der die Opferung verrichtete, vor dem Altare und erschlug ihn.

Doch dies war seine letzte Grenelthat und er starb kurz nachher eines jähen Todes. Man sagt, der Teufel habe ihn geholt. Seitdem geht er auf dem Fußwege von der Burg zur Kirche des Nachts spuken, nach seinem Tode auch noch der Schrecken der Lebenden, wie er es im Leben war.

1052. Das heilige Meer.

(S. d. Mittheil. des Osnabr. Vereins f. Gesch. Bd. II. S. 111 u. Kuhn Bd. I. S. 28.)

An der westlichen Grenze des ehemaligen bischöflichen Sprengels von Osnabrück nach Rheine zu liegt das Dorf Dreierwalde, östlich davon, kaum eine Meile entfernt, da, wo die Kohlenberge von Ibbenbüren sich zur Ebene herabsenken, wenig westlich von dem Hofe Landwehr, das sogenannte heilige Meer.

Die Leute in der Nachbarschaft erzählen aber über den Ursprung dieses Namens, es habe dort, wo jetzt das Meer ist, vor alten Zeiten ein Kloster gestanden. Die Mönche hätten nun aber ein gottvergessenes ruchloses Leben geführt, da sie es nun gar zu arg trieben und sich gar nicht hätten bessern wollen, so habe der liebe Gott endlich ein Einsehen gehabt und die Mönche sammt ihrem Kloster von der Erde weg vertilgt und an die Stelle desselben, damit es nicht wieder aufgebaut werden könne, das Meer entstehen lassen. Noch jetzt könne man in dem Wasser Balken und Trümmer des Gebäudes erblicken, ja zu gewissen Zeiten, namentlich in der Weihnachtsnacht, höre man sogar in der Tiefe des Sees die Glocken läuten und die Mönche singen, und darum heiße es das heilige Meer. Indessen mag der Name älter sein und auf ein heidnisches Heiligthum hindeuten, denn rings umher, besonders

nach Weſten gegen Dreierwalde und nach Süden gegen Bevergern erſtreckt ſich über eine Stunde weit das heilige Feld, vor Alters wohl ein heiliger Wald, von dem dann vermuthlich der Name auf das Meer angewendet ward.

1053. Der Eichbaum zu Stroßen.

(S. Kuhn a. a. O. Bd. I. S. 59.)

Zu Stroßen in der Bauerſchaft Hellern bei Osnabrück ſtand vor wenigen Jahren noch ein Eichbaum auf einer Wieſe, von deſſen Aeſten oder Blättern weder das Geringſte aufgeleſen noch gar auf dem Herde verbrannt werden durfte, denn ſonſt kam ein großer ſchwarzer Hund, legte ſich auf den Herd und wich nicht eher, bis man das Holz oder wenigſtens die Aſche davon wieder unter den Baum geworfen hatte.

Es wird erzählt, es ſei einmal ein Zwillingspaar geweſen, das ſei darüber in Streit gerathen: wer nach des Vaters Tode den Hof erben ſolle, denn Niemand hat ihnen ſagen können, welcher von ihnen der ältere ſei; von Worten ſind ſie zu Thaten geſchritten und haben einander an der Stelle, wo ſonſt die Eiche ſtand, erſchlagen, weshalb ſie auf ewig in den Baum verwieſen worden.

1054. Das Kielkröbchen.

(S. Sudendorf in d. Mittheil. Bd. II. S. 397. Kuhn Bd. I. S. 24.)

Einer Bäuerin am Dümmerſee hatten die Schianonien ihr noch nicht getauftes Kind geſtohlen und an deſſen Stelle ein aufgefangenes Waſſerweibchen, oder wie die Sage lautet ein Kielkröbchen hingelegt. Aber das Kielkröbchen konnte nicht gedeihen. Da fuhren ſeine vermeinten Eltern mit ihm über den Dümmerſee um es zu ſeiner Geneſung nach Nulle zu bringen. Während der Kahn über die Flut des Dümmer dahinfuhr, zwiſchen weißen und gelben Seerоſen, welche auf dem dunkeln Waſſer wie Sterne erſchienen, tauchte ein anderes Kielkröbchen aus der Tiefe und rief: „Kielkröbchen, wo wuß' u hen?" Worauf jenes aus dem Kahne antwortete: „Ick will na Nulle | Un da mi laten weihen | Up dat ick mag gedeihen | As' en ännер Kind."

1055. Das witte Feld und der Stein im Hone.

(S. Kuhn Bd. I. S. 79.)

Auf dem witten Felde zwiſchen Malgarten und Engter hat einmal eine große Schlacht ſtattgefunden, die hat ein General Witte geſchlagen und davon hat das Feld ſeinen Namen bekommen. Er ſtand zuerſt im Hone, einem Walde bei Osnabrück und verzweifelte ſo an ſeinem Siege, daß er ſagte, ſo wenig er mit ſeiner Reitgerte den vor ihm liegenden Stein zerſpalten könne, eben ſo wenig könne er ſiegen. Mit den Worten hieb er auf den Stein und ſpaltete ihn mitten durch; darauf zog er in die Schlacht und ſiegte.

1056. Die Sgönaunken.

(S. Kuhn a. a. O. Bd. I. S. 63 ꝛc.)

Im Hüggel, einem Berge zwei Stunden von Osnabrück zwiſchen den Orten Ohrbeck und Hagen, haben von Alters Zwerge gewohnt, die man die

Sgönaunken oder Sgönunken genannt hat, sie heißen aber auch Hünnerskes und wilde Gesellen. Sie haben sich in den im Berge befindlichen Höhlen aufgehalten, welche man die Wünnerkesgätter, Wüllekeslöcker oder Wulwekerslöcker geheißen und man sagt, daß diese sich noch weit unter dem Berge fort bis gen Osnabrück erstrecken, wo sie bei St. Gertruden wieder ans Tageslicht führen. Der hier befindliche Ausgang soll aber durch eine große Thür verschlossen sein, vor welcher jetzt sogar noch gewaltige Eisenstangen im Kreuz angebracht sind; Andere sagen auch, daß diese Gänge bis nach Tecklenburg führen. Von den Sgönaunken erzählt man nun, daß sie den Bewohnern der Umgegend allerhand Geräthe geschmiedet hätten, nämlich Pflugeisen und Brandroste, wie man sich deren dort zum Anlegen des Holzes auf dem Heerde bedient. Besonders werden ihnen diejenigen zugeschrieben, die auf der einen Seite den sitzenden Hund als Handhabe zeigen und deshalb auch Feuerhunde heißen; sie sind gewöhnlich dreifüßig. Die Sgönaunken sind aber unsichtbar gewesen, daher hat der, welcher von ihnen ein Geräth hat anfertigen lassen, seine Bestellung auf einen Zettel schreiben und diesen auf einen vor der Höhle stehenden Tisch legen müssen. Ist er dann am andern Tage wiedergekommen, so hat das Geräth dagelegen, dabei aber auch ein Zettel, auf welchem der Preis desselben geschrieben stand, den er hat daneben legen müssen. Einige wollen behaupten, daß man nur an bestimmten Tagen, namentlich Donnerstags und Sonntags habe hingehen dürfen.

Der Besitzer eines der den Höhlen zunächst gelegenen Höfe heißt der Hüggelmeier; der hat vor langen Jahren einmal ein Pflugeisen bei den Sgönaunken bestellt und als er nun des andern Tages hinkömmt, um das bestellte Geräth zu holen, es auch findet und die auf einen Zettel geschriebene Angabe des Preises dabei sieht, setzt er sich in seinem Uebermuthe auf den Tisch und verrichtet seine Nothdurft auf denselben statt der Bezahlung. Als er dies aber gethan, machte er sich eilig auf seinem Pferde davon und das war sein Glück, denn es kam in der Gestalt eines glühenden Rades oder wie Andere sagen, als ein glühendes Pflugeisen hinter ihm her, nur mit Mühe und Noth erreichte er noch seinen Hof und war eben unter Dach, da schoß das glühende Eisen in den Thorpfosten, so daß die Stelle noch lange sichtbar blieb, wo das Holz versengt war. Als er aber drinnen war, hat sich eine Stimme hören lassen, die gerufen: „das solle der neunte Hüggelmeier noch entgelten" und so ist es auch gekommen, denn es hat den Hüggelmeier und seine Nachkommen viel Unglück in der Wirthschaft befallen, aber jetzt müssen sie wohl über den neunten hinaus sein, denn es geht ihnen wieder gut.

In Sutthausen bei Osnabrück ist auch einmal ein Herr von Stahl gewesen, der hat am Eingange der Wüllekeslöcker eine Schnur befestigt und ist dann, den Faden in der Hand, hineingegangen. Wie er aber schon tief drinnen gewesen, ist die Schnur zerrissen und er ist lange, ohne einen Ausweg zu finden, in der Höhle umhergeirrt. Da hat er endlich eine große Räde erblickt, der er gefolgt und in einen großen und hohen Höhlenraum gekommen ist, in dem Stühle, Bänke, Tische rings an den Wänden umherstanden, und oben an der Decke ein gewaltiger Eisenstein an einem dünnen Faden hing. In dieser Höhle aber saß eine Alte und spann, und zu ihren Füßen lagen zwei große schlafende Doggen; diese trat auf ihn zu und warnte ihn, ja leise aufzutreten, daß er die Doggen nicht wecke, sonst würden sie ihn zerreißen.

Darnach hat sie ihn wieder zur Höhle hinausgeführt und er hat der Kirche zu Hagen für seine Rettung zwei Wiesen geschenkt, weshalb dort auch allsonntäglich für ihn gebeten wird. Nach Andern hat er, als er so in dem Irrgärtchen herumgeirrt, gelobt alle Morgen vor Sonnenaufgang unserm Herrn zu Füßen zu fallen, und da habe er glücklich den Ausgang gefunden, und noch Andere sagen, er habe gelobt, von jedem Bäckfel, das auf seinem Gute geschehe, den Armen ein Brod zu geben, und so sei er denn aus dem Berge gekommen. Es soll sich aber noch heute in dem Besitze der Familie von Stahl eine silberne Kanne befinden, welche ihnen die Sgönaunken geschmiedet haben, und die die Jahreszahl 1500 trägt.

Die Sgönaunken haben auch oft den Leuten der Umgegend ihre Kinder vertauscht und die ihrigen statt derselben hineingelegt, hat man die Wechselbälge aber zum Sprechen bringen können, so haben sie dieselben wieder weghohlen müssen. So hatten sie auch einmal einer Frau ihr Kind vertauscht und dieselbe hatte es bald gemerkt, aber nicht gewußt, wie sie den Wechselbalg zum Sprechen bringen könnte. Da hat ihr Einer gerathen, sie solle Eierschalen aufs Feuer setzen und darin brauen; das hat sie denn auch gethan, und kaum haben die Schalen über dem Feuer gestanden, so hat sich das Kind erhoben und gesagt: „Siebenmal habe ich den Bremerwald abbrennen sehen und habe solch Brauen noch nicht gesehen.“ Und kaum hat es das gesprochen, so hat auch der Frau eigenes Kind wieder in der Wiege gelegen.

Oft sind die Sgönaunken auch, wenn die Leute Abends den Brodteig eingesäuert, in der Nacht gekommen und haben ihn geknetet, so daß man am andern Morgen Alles bereit gefunden. Das ist auch mehrmals auf einem Bauernhofe geschehen, es hat sie aber nie einer zu Gesicht bekommen. Da hat sich eines Abends ein Knecht hinter der Wanne versteckt, und wie es nun in der Nacht gewesen, sind zwei Sgönaunken gekommen und haben angefangen zu kneten; mitten in der Arbeit hat der Knecht aber eine Bewegung gemacht, da hat der eine der Sgönaunken gesagt: „'t wegget sik“, der andere aber hat geantwortet: „Kett men tau, kett men tau (knet nur zu)!“ Als der Knecht das gehört, ist er mit einem Knüppel hervorgesprungen und hat sie fortgejagt und seitdem sind sie nicht wiedergekommen.

In Sterlebrück kam einmal eine Frau in die Wochen und ging, ehe sie ihren Kirchgang gethan, aus. Da ist sie plötzlich in die Höhle im Hüggel geführt worden und hat dort Rüben säugen müssen, so daß, als sie wieder herauskam, ihre Brüste so lang geworden waren, daß sie sie über die Schultern hat schlagen können. Bald darnach sind auch die Sgönaunken zu ihr gekommen, haben von ihr zwei Tonnen Butter verlangt und gesagt, wenn sie die nicht erhielten, so müsse sie wieder in den Hüggel und Rüben säugen. Da hat sie eilig die Butter nach der Höhle getragen, um nur von der furchtbaren Strafe loszukommen.

1057. Das Kloster zu Börstel.

(S. Sudendorf in d. Mittheil. Bd. II. S. 402. Kuhn Bd. I. S. 26.)

Dies Kloster stand zuerst zu Menslage und ward Rosenthal genannt. Es besaß aber ein heiliges Marienbild, allein eines Nachts verschwand dasselbe und Niemand wußte, wo es hingekommen war. Da zogen die Klosterjungfrauen aus in das große wüste Moor und suchten es und als sie lange gesucht

hatten, da fanden sie es in dem Thal, welches Börstel heißt. Solches begab sich aber mehrere Male. Da merkten die Jungfrauen wohl, daß das Bild da wohnen wolle, und sie erbauten das Kloster über der Stelle, wo es gefunden worden war, und hießen den Ort Marienberge. Hier stand nun das Bild lange Jahre und that viele Wunder. Als aber die bösen Zeiten kamen und die Jungfrauen den alten Glauben und die alte Tugend im Stiche ließen, da ward das Bild traurig und vergoß viele Thränen. Dies dauerte aber einige fromme Leute, welche noch den alten Glauben hatten, und sie nahmen das Bild und trugen es in einer feierlichen Wallfahrt heraus. Das Bild aber zeigte ihnen selbst den Weg, den sie gehen sollten, denn sowie sie auf den unrechten Weg kamen, da ward das Bild so schwer, daß sie es nicht fortbringen konnten, sowie sie aber wieder auf den richtigen Weg kamen, da ward es so leicht, als wenn es unsichtbare Engel auf ihren Schultern trügen. Als sie nach Telgte kamen, da fing das Bild an zu lachen, und die Leute merkten, daß es hier bleiben wolle, und brachten es in die Kirche, wo es heute noch zu sehen ist. Hier pflegt es viele Zeichen zu thun und bittere Thränen und Angstschweiß über den Unglauben der Menschen zu vergießen.

1058. Die erste Kirche.

(S. d. Mittheil. a. a. O. Bd. II. S. 401. Kuhn Bd. I. S. 27.)

Die Einwohner der jetzigen Kirchspiele Alfhausen und Ueffeln sollen früher nach Merzen zur Kirche gegangen sein, wo nach der Sage die erste Kirche in dieser Gegend erbaut worden war. Zum Gedächtniß dieser Vereinigung pflegten sich die drei Gemeinden in der großen Haide, welche sie scheidet, in feierlicher Prozession an gewissen hohen Festtagen zu versammeln um gemeinschaftlich den Gottesdienst zu feiern. Als aber Ueffeln zur Zeit der Reformation den neuen Glauben annahm, warteten die übrigen Gemeinden vergebens, woraus die Redensart entstanden ist: „He blift us ese Ueffeln.“ Uebrigens soll das Dorf Alfhausen selbst seinen Namen von einem mächtigen Ritter Adolf empfangen haben, um dessen Burg herum sich die ersten Ansiedler niederließen.

1059. Der Drache.

(S. Breusing in d. Mittheil. Bd. II. S. 404. Kuhn Bd. I. S. 57.)

Der Hofbesitzer Bramme zu Lechtingen am Piesberge arbeitete auf seinem Felde. Da kommt ein Drache angeflogen, hebt ihn auf und fliegt mit ihm weithin über Land und Wasser. Als sie nun gerade über einem großen Wasser schweben, da sagt der Drache: „Bramme, bekreuzige Dich!“ Da sagt Bramme: „Nein, das thue ich nicht!“ Da sagt der Drache wieder: „Bramme, bekreuzige Dich.“ — „Das thue ich nicht“, sagt Bramme. Da sagt der Drache zum dritten Male: „Bramme, bekreuzige Dich.“ Da sagt Bramme: „Ich habe es Dir schon zweimal gesagt, daß ich das nicht thue!“ Denn wenn er sich bekreuzigt hätte, da hätte ihn der Drache fallen lassen und Bramme wäre in das große Wasser gefallen und sicher ertrunken. Darum that er es nicht und als der Drache sah, daß Bramme einen harten Kopf hatte, mußte er ihn wieder dorthin tragen, von wo er gekommen war und durfte ihm kein Leids anthun.

1060. Heidenkirchen.

(S. d. Mittheil. a. a. O. Bd. II. S. 401. Kuhn Bd. I. S. 39.)

Die Hünengräber, welche blos aus einem Todtenhügel bestehen, heißen in der Gegend von Alfhausen „Heidenhüwels", sind sie aber mit Steinblöcken umgeben oder über dieselben Opferaltäre erbaut, so heißen sie auch Heidenkerken und der Landmann sagt: „Dar hebbet de heiden ene kerke baven wult, un sind dar mid nig fertig worden", oder „de Düwel hev se weer dal reeten."

1061. Der Stretmann.

(S. Kuhn Bd. I. S. 40.)

Zwischen den Bewohnern von Epe und denen von Engter ist vor langen Jahren einmal ein Streit um die Marken gewesen, da ist endlich ein Mann aus Epe gekommen, der ist hingetreten und hat gesagt: „Hier geht die Schnad (Grenze)" und hat es auch beschworen. Aber dies ist ein falscher Schwur gewesen, drum geht er noch immer, wenn es dunkel wird, auf der Schnad und ruft: „Hoho! hoho!" und so wird er thun bis in alle Ewigkeit. Man nennt ihn aber gewöhnlich den Stretmann.

1062. Der freie Hagen zu Gesmold.

(S. Kuhn a. a. O. Bd. I. S. 77.)

Zu Gesmold steht an der Landstraße eine Linde auf einem kleinen ummauerten Hügel und ebenso eine halbe Stunde östlich an der Landstraße noch eine, die nennt man den freien Hagen, weil, wer ein Verbrechen begangen hatte und sich hierher flüchtete, frei war.

Es wird auch erzählt, die Besitzer von Schloß Gesmold, die Freiherrn von Hammerstein, hätten an dieser Stätte die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod gehabt, und an der Linde zu Gesmold hängen noch außen am Gemäuer zwei viereckige Steine an einer Kette, an welcher ehemals die Verbrecher aufgehängt worden sein sollen.

1063. Hexen zu Glandorf.

(S. Kuhn a. a. O. Bd. I. S. 80 ꝛc.)

Ein Mann aus Glandorf bei Iburg erzählte, wenn man im Schlafe keine Luft bekommen kann, so sagt man hier: „Die Hexen haben ihn unter." War nun auch einmal einer, der oft damit geplagt war, da rieth man ihm, er solle einen Eimer nehmen, ein Licht hineinstellen und dann ein Bret darüber decken; käme dann die Hexe wieder, so solle er nur das Bret fortziehen, dann könne sie nicht mehr zurück und wenn er dann schnell das Loch, durch welches sie gekommen sei, verstopfe, so sei sie gefangen. So machte er es denn auch, und siehe da, es war ein schönes Frauenzimmer, weit her aus den Niederlanden. Die hat er darauf geheirathet und lange mit ihr glücklich gelebt, bis er einmal ihren Bitten nachgegeben und ihr das Loch gezeigt hat, durch welches sie hereingekommen war. Da ist sie augenblicklich wieder verschwunden und hat sich nie wieder sehen lassen, nur jeden Saterтag haben drei reine Hemden für ihn und seine Kinder dagelegen.

Diese Hexen haben früher Manchem hier arg mitgespielt, so namentlich dem alten Hendrik. Den führten sie oft in die Irre und thaten ihm sonst

einen Schabernack an, und wenn er dann gar nicht wußte, wo er war, riefen sie ihm lachend zu: „Hendrik, siehst Du wo Du bist?“ So ging's ihm auch einmal, als er Abends mit einem Schinken heim wollte; da fand er nämlich eine ganze Gesellschaft bei einem Feuer sitzen, und alsbald zogen sie ihn in ihre Mitte, ließen ihn niedersitzen und hingen den Schinken über das Feuer. Am andern Morgen aber fand er sich in seinem Bette, ohne daß er wußte, wie er nach Hause gekommen sei, darum ging er noch einmal an diese Stelle, um doch zu sehen, was aus seinem Schinken geworden sei. Als er hinkam, war weder vom Feuer noch vom Schinken eine Spur zu finden, wohl aber fand er den Ort, wo er gesessen, und ringsum im Schnee waren zahllose Spuren von Katzenpfötchen zu sehen.

1064. Der Grinkenschmied.

(S. Kuhn a. a. O. Bd. I. S. 84 ꝛc. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 186.)

Der Grinkenschmied sitzt im Dettenberge und schmiedet Pflugeisen, beschlägt die Pferde, liefert überhaupt alle Schmiedearbeit, erhält jedoch dafür keine Bezahlung, sondern nur einen Braten; besonders leiht man für diesen Lohn seinen Bratspieß zu Hochzeiten. Einmal ist dies auch geschehen, und als nun die Hochzeit vorbei ist, schickt der Bauer seinen Knecht mit Spieß und Braten zurück zum Grinkenschmied, der Knecht aber frißt den Braten unterwegs auf und als nun Grinkenschmied sagt: „Das ist mein Spieß, aber wo ist mein Braten?“ antwortet der Knecht frischweg: „Davon weiß ich nichts!“ Da ist der Grinkenschmied zornig geworden und hat gerufen: „Warte, ich will meinen Braten schon bekommen!“ Als das der Knecht, welcher zu Pferde war, hörte, hat er sich eiligst davon gemacht, aber als er zu Hause ankam, war seinem Pferde ein großes Stück aus dem Backen gerissen; das war Grinkenschmieds Braten.

Nach andern Erzählungen hat Grinkenschmied im Berge bei Nienberge, etwa eine Meile vom Münster gewohnt, wie Andere sagen, am Eterberg bei Steinfurt oder in Grinkeswall, einer mit Bäumen bewachsenen Vertiefung oder Kuhle, in deren Grunde ein kleiner Quell entspringt, zwischen Nienberge und Altenberge, nach noch Andern in der Gegend von Holzhausen und Laer zwischen Münster und Horstmar. Er hatte sich dem Teufel ergeben, allein gleichwohl hat er, als er gestorben war, in den Himmel gewollt, St. Petrus aber hat ihn nicht hineinlassen wollen. Da hat er gebeten, er möge doch nur die Thüre ein klein wenig öffnen, daß er nur eben hindurchsehen könne. Das hat St. Petrus denn auch gethan und Grinkenschmied hat sogleich sein Schurzfell durch die Spalte in den Himmel geworfen, hat nun gebeten, daß er es herausholen dürfe, hat sich aber darauf gesetzt und gesagt: „Nun sitze ich auf dem Meinen“ und da hat ihn St. Petrus darin lassen müssen.

Besonders schöne Arbeit des Grinkenschmied hatte der Schulze Dale in Nienberge aufzuweisen, nämlich ein Paar Hängsken oder Thürangeln an der Niederthür, einen Brandrost von etwa drei Fuß Länge und drei bis vier Zoll Stärke, und eine Sense. Diese letztere ist aber nicht im Gebrauch, sondern hängt auf dem Speicher, weil es zu gefährlich ist, sie zu gebrauchen, denn wenn man sich damit schneidet, so heilt die Wunde nie wieder. Er hat auch so vortreffliche Hufeisen geschmiedet, daß dieselben gehalten haben, bis die Pferde zu nichte gegangen sind. Er hat auch vortreffliche Schlösser gemacht,

an denen nicht der mindeste Vergang gewesen ist. So hat er auch das Schloß an der Kirchenthüre zu Nienberge gemacht, einst haben Spitzbuben es aufbrechen wollen, sogar den Grentel ganz krumm gebogen, allein es doch nicht aufgebracht.

Schulze Dale zu Nienberge ist einer der reichsten Bauern in der ganzen Gegend gewesen, sein Hof sah einem Herrnhause ähnlicher wie einem Bauerhofe und es zog sich wie an den adligen Häusern ein Graben rings herum, der alle Gebäude in Kreisform abschloß. Den Besitzern dieses Hofes mußten aber von den umwohnenden Bauern vielerlei Frohndienste geleistet werden, und namentlich mußten sie, wenn es zur Ernte ging, einen Knecht zum Mähen stellen. Zu jener Zeit hatte aber der Schulze einen gewaltig starken Baumeister, dem, sobald es ans Mähen ging, die Uebrigen nicht folgen konnten, weshalb sie ihm stets, ehe die Mahd begann, einen Sachtschilling gaben, damit er langsamer voranginge. Nun hatte aber damals Grinkenschmied, der Schulze Dalen auch dienstpflichtig war, gerade einen Knecht, der auch sehr stark war; als dieser nun zur Mahd kam, und der Baumeister, wie gewöhnlich, seinen Hut vom Kopfe nahm, um darin den Sachtschilling einzusammeln, und auch zu ihm kam, sagte dieser, er habe das nicht nöthig, er wolle schon gleichen Strich halten. Nun ging's an die Arbeit, der Baumeister des Schulzen vorauf, Grinkenschmieds Knecht hinterdrein. Wie gewaltig jener auch vorging, dieser war immer hinterher und wenn sich der Baumeister hinstellte und seinen Wetzstein hervorholte um die Sense zu schärfen, sah sich Grinkenschmieds Knecht lustig um, als habe er das nicht nöthig und pfiff sich ein Stückchen. So ging's fort bis zum Frühstück, nachdem dies vorüber war, begann der Wettkampf von Neuem und währte bis zum Mittag, der Knecht folgte dem Baumeister immer auf dem Fuße und haute ihn mit seiner Sense fast in die Beine. Endlich, als sie Mittag machen, geht der Baumeister seitab in einen Busch, um, wie Alle meinen, ein wenig auszuschlafen, doch dauert's lange Zeit und er kommt nicht wieder. Endlich gehen sie ihm nach und finden ihn todt mit aufgeschlitztem Leibe unter dem Busche liegen.

1065. Das Weingartenloch bei Lauterberg.

(S. Schläger im Vaterl. Archiv Bd. II. S. 108 ꝛc.)

Eine Stunde von Lauterberg unweit Nüxey im ehemaligen Fürstenthum Grubenhagen befindet sich eine tiefe Höhle, aus der angeblich die Steine, welche man zum Bau des Klosters Walkenried gebraucht hat, hergeholt worden sind, diese Höhle hat zwar als Eingang ein schönes Gewölbe, ist aber so beschwerlich zu durchkriechen und so voll verdorbener Luft, daß sie nicht leicht besucht wird. Man sagt, sie enthalte große Schätze. Wenn man sie einmal betreten habe, dürfe man sich nur nicht abschrecken lassen, sondern müsse sich mit aller Anstrengung rück- und vorwärts hindurchwinden. Denn sei man etwas vorgerückt, so erweitere sich der Raum, wo dann der Teufel den Ankommenden aufs Freundschaftlichste begrüße und alsdann in einen großen durch brennende Lichter herrlich erleuchteten Saal einführe. In der Mitte des Saales stehe ein Tisch, auf welchem ein großes Buch liege. Nachdem nun der Ankömmling sich etwas ausgeruht habe, so werde er durch die prächtigsten Zimmer geführt und ihm ganze Berge von Gold und Silber gezeigt und ihm die Freiheit gegeben, so viel davon zu nehmen, wie er wolle, sobald er

sich dem Teufel verschreibe. Habe man nun seinen Namen in das Buch eingetragen, so könne man mit Reichthum beladen wieder zurückkehren. Viele haben sich durch diese Sagen täuschen lassen, hier nach Schätzen zu suchen, und ihre Habsucht mit dem Leben bezahlt, so stieg einst deshalb ein Mädchen herab, allein da ihr Geleuchte zu Ende ging, wußte sie den Ausgang nicht wieder zu finden und mußte in der Höhle elend umkommen. Später ward ein Jäger in derselben Höhle todt gefunden. Im Jahre 1819 ließ sich ein Familienvater aus Moringen, der nicht einmal arm war, allen Warnungen zum Trotz verleiten die Höhle zu befahren. Er blieb aber in einer Senkung stecken und mußte, aller angewendeten Hilfe ohngeachtet, darin umkommen.

1066. Das Königsloch zu Dannenberg.

(S. Sultemeyer a. a. O. S. 210.)

Auf dem Berge bei der Stadt Dannenberg, wo jetzt das Amthaus steht, früher aber Tannen waren, wovon der Name kommt, ward zur Zeit Karls des Großen ein Schloß erbaut, wovon noch Einiges übrig ist, unter andern ein Thurm, in dessen oberstem Stockwerke sich in der Mauer ein länglich viereckiger, ziemlich enger Raum befindet, der möglicher Weise zu einem Abort benutzt worden ist, aber den Namen des Königsloches führt, weil in diesem der König Waldemar II. von Dänemark vom 6. Mai 1223 bis 21. Dezbr. 1225 gefangen gesessen hat. Es hatte ihm nämlich Graf Heinrich von Schwerin, als er nach dem gelobten Lande zog, seine Gemahlin und sein Land anvertraut, er aber erstere verführt und aus Rache hatte ihn der Graf auf der Insel Lyon unter Fühnen durch List, als er von einer Jagd ermüdet hier ohne Wache unter einem Zelte schlief, gefangen genommen und hier eingesperrt gehalten, bis er sich durch 45,000 Mark Silber löste.

1067. Die Wahrzeichen der Stadt Hannover.

(S. Andreä, Chronik von Hannover. Hildesheim 1859, S. 81, 131. von Spilcker, Histor. topogr. Beschreibung von Hannover. Hannover 1819. S. 472, 484.)

Als Wahrzeichen der Stadt gelten zwei große Steine in dem Straßenpflaster, der eine lag als Grenzzeichen sonst vor der ehemaligen Bürgerwache auf der Steinthorstraße in der Mitte des Fahrwegs, befindet sich aber jetzt inmitten zweier anderer fast gleich großen Steine am Ausgang der Straße gegenüber dem Putzladenfenster. Der andere befindet sich auf der Knochenhauer- und Kramerstraßen-Ecke vor Nr. 37 und ist dadurch bemerkenswerth, daß der auf demselben Stehende alle 4 Kirchthürme der Stadt sehen kann. Ein zweites ist der unvollendet gebliebene Thurm der Marktkirche, weil er von den Freimaurern erbaut worden ist, wie man aus seiner mysteriösen Form sieht. Er ist ein hohes gemauertes Viereck, welches sich in vier dreieckigen Spitzen endigt und dann noch einen zweiten kleinern Thurm trägt. Von den vier dreieckigen Spitzen des Hauptthurms enthalten drei jeder einen colossalen Kreis. Im Westen ist die dreieckige Fläche ganz dunkel und ohne Abzeichen außer dem Zifferblatte, das in neuern Zeiten dahin gesetzt ist. Im Süden und Norden enthalten die die Uhr-Zifferblätter umfassenden Kreise jeder ein doppeltes Dreieck oder ein cabbalistisches Sechseck und im Osten steht im hellen Kreise ein roth ausgemauertes Pythagoräisches Fünfeck, sonst auch Drudenfuß genannt, welches man zum Schutze des Viehes ehemals

in der Walpurgisnacht an vielen Orten in Deutschland mit Kreide an die Ställe zu zeichnen pflegte. Ueber den Kreisen ist in jeder Spitze ein großes Kreuz eingemauert und unter jedem Kreise sieht man noch zwei kleine Kreise, von denen der eine immer ein Kreuz, der andere die Figur eines Ypsilons trägt. Im Süden ist ein Sonnenzeiger, der außer der Jahreszahl 1555 die Buchstaben H. B. A. S. und zwischen ihnen die Figur eines Ypsilons und über einander liegend ein Winkelmaß und eine Maurer-Richtwage enthält. Auf den Seiten des dreieckigen Giebels an der Westseite des Thurmes stehen zwei Statüen auf Säulen, rechts die des h. Georg, der den Lindwurm tödtet und auf dem Schilde das Tempelherrnkreuz trägt, links die des h. Jacob im Pilgerkleide. Dieser trägt auf der rechten Brust einen Anker, auf den er mit dem ausgestreckten Zeigefinger seiner linken, auf dem Herzen ruhenden Hand deutet. Ferner bezieht sich eben darauf die beim Hochaltar stehende große aus Holz sauber geschnitzte Schüssel mit dem blutenden Kopfe des Johannes. Sie ist mit lebendigen Farben angestrichen und zeigt auf dem breiten Schüsselrande in Mönchsschrift und goldenen Buchstaben die Worte: „Baptista sanctus Johannes." Ein viertes Wahrzeichen ist das etwas verstümmelte Basrelief *) in dem Kranze über der Thür zwischen den beiden Stockwerken des Rathhauses in der Altstadt. Es stellt zwei Männer vor, die auf Händen und Knieen einander gegenüber liegen und durch einen in den Hals geknüpften Gürtel in dieser Stellung gehalten werden, ihre Hintern sind entblößt, hinter einem steht ein Gassenjunge mit herausgestreckter Zunge, hinter dem andern seine Frau. Es soll damit die schimpfliche Strafe des Luderziehens gemeint sein. Früher stand auf einem Brunnen vor dem Rathhause noch ein Aktäon mit vergoldeten Geweihen, der angeblich eine Beziehung auf dieses Bild gehabt haben soll, was aber nicht sehr wahrscheinlich ist.

Sonst rechnete man noch das unter dem Namen des Broyhan berühmt gewordene Bier hinzu, welches am Dienstag nach Trinitatis von Curt Broyhan aus Stöcken, der längere Zeit Braufnecht in Hamburg gewesen war, erfunden († 1570) und zuerst auf der Leinstraße im zweiten Hause von der Dammstraße, damals dem Patrizier Hans von Soden zugehörig, an derselben Stelle, wo jetzt der Residenzpalast steht, gebraut worden ist.

1068. Kaspar Hanebuth.

(S. Andreä a. a. O. S. 117.)

Aus dem 30jährigen Kriege war ein arger Raubgeselle übrig geblieben. Er hieß Kaspar Hanebuth, er hatte 19 Mordthaten begangen und pflegte seine Opfer aus der Ferne niederzuschießen, ohne nur zu wissen, ob sie Geld bei sich trügen. Er ließ sie dann den Hunden und Vögeln zur Speise liegen. Er wurde den 8. Februar 1633 zu Hannover mit dem Rade unter dem Galgen zerstoßen und dieser dann mit 19 Knüppeln behängt. Ein Stein in der sogenannte Eilenriede, woselbst er sich gewöhnlich aufhielt, hat seinen Namen beim Volke erhalten.

*) Abgeb. im Neuen Vaterl. Archiv Bd. IV. S. 103 ꝛc.

1069. Hexen in Hannover.

(S. Andreä S. 118 ꝛc.)

Im Jahre 1604 den 14. Februar ward Hille Möller lebendig verbrannt, weil sie gestanden hatte, der Teufel sei vor zehn Jahren auf dem Felde zu ihr gekommen, habe ihr zugemuthet, Hexerei zu erlernen und sie gezwungen, sich zu verpflichten, mit Gott nichts zu thun haben zu wollen. Darauf hatte ihr der Teufel ein Zeichen hinter das Ohr geschlagen, die Haut weggekratzt und sieben Groschen gegeben. Ihren Tanz hat sie in der Straße zum Lüerschen Felde unter der Linde, manchmal am Sonnabend, regelmäßig in der Walpurgisnacht gehalten. Zum Reiten benutzte sie einen schwarzen Ziegenbock, der Teufel aber, Sabbah genannt, kam jede Woche zu ihr auf Besuch. Sie hatte viel Vieh und Menschen behext und gab auch noch viele andere Weiber als Hexen an.

Am 17. Juni 1605 wurden Katharina Fierken und eine gewisse Strecken lebendig verbrannt. Erstere hatte das Zaubern von Letzterer vor zehn Jahren auf dem Marktkirchhofe gelernt, der Teufel hatte ihr als Aufgeld einen Gulden, 12 Mattier und einen Groschen gegeben, sein Name war Lucifer. Getanzt hatte sie nur einmal auf dem Blocksberge und war dorthin auf einem Maulesel geritten. Den Leuten schüttete sie ein Pulver ins Haus, welches ihr jener gegeben hatte. Einst war sie in ein Haus gekommen, hatte ein in der Wiege liegendes Kind bei der Hand genommen und gesagt: „Daß Dich Gott bewahre, was bist Du für ein fein Kind!“ Darauf war erst die Hand des Kindes, dann sein Leib geschwollen und in 5 Wochen war es gestorben. Die Strecken hatte nichts gestanden, allein bei der Tortur hatte der Scharfrichter ihre Zunge ganz schwarz gefunden und hinten an derselben ein Ding wie eine Hummel sitzen sehen. Sie gestand nichts, deshalb hat man ihr die Wasserprobe angethan. Man hat sie an den Händen und Füßen gebunden auf das Wasser im Stadtgraben gesetzt, sie ist nicht untergesunken, sondern hat sich herumgeworfen und wie ein Heckt etwa 4 Ellen weit hingeschossen und man hat gehört, daß es unten im Wasser gekracht und in der Luft geschwirrt hat. Man hat sie darauf ins Gefängniß gebracht und auf den Rücken auf Stroh gelegt, der Teufel aber hat sie in der Nacht umgewendet und auf den Bauch gelegt.

1070. Der graue Mann.

(S. Vaterländ. Archiv Bd. II. S. 231 ꝛc.)

Ein heller Wintermittag lockte vor vielen Jahren zwei junge Frauenzimmer, die bei ihrer kranken Freundin, einer Conventualin im Kloster Borsinghausen zum Besuch sich aufhielten, zum Spaziergange ins Freie. Sie wählten den Weg nach Egestorf und auf dem schmalen Fußpfade, der durch den dicht liegenden Schnee allein gebahnt war, berührte ihr Gespräch mancherlei Gegenstände der Unterhaltung. Die eine Freundin sieht aufblickend in mäßiger Entfernung einen in einen grauen, langen Mantel gehüllten Mann vor ihnen hergehen und macht ihre Begleiterin auf diesen aufmerksam, die ihre halb scherzend, halb befremdet ausgesprochene Bemerkung mit ihr theilt, wie sie den ihnen so nahen Wanderer nicht schon früher wahrgenommen, da ihr scharfes Auge doch in dem dichten Schnee zu den Seiten des vor ihnen liegenden Weges

keine einlenkende Spur auffinden kann, jener mithin den durchaus ebenen Pfad schon zuvor gegangen sein muß. Der graue Mann bleibt noch einige Schritte in gleicher Weise vor ihnen, wendet sich dann aber zur Seite des Weges nach einem, mit wenigem in dieser Jahreszeit entblätterten Gestrüpp bewachsenen niedrigen Hügel zu, hinter welchem er verschwindet. Die Freundinnen, ihr Gespräch fortsetzend, beachten dieses nicht, bis sie zu der Stelle des Pfades, von welchem ab der Vorgänger, zur Seite abgebogen, angelangt, mit Staunen vergebens die Spur eines Fußtrittes in dem hohen Schnee aufzusuchen sich bemühen. Auch um den niedrigen Hügel, den sie von ihrem jetzigen Standpunkt auf allen Seiten betrachten können, zeigt sich kein Fußtritt. Neugier und Aengstlichkeit läßt sie selbst nach dem Hügel gehn, aber keine Spur, daß ein lebendiges Wesen hier gewandelt, ist auf der glatten Schneefläche aufzufinden. Da treibt mächtiger Schrecken über den seltsamen Wanderer die Bestürzten zurück.

Noch jetzt sehen einzelne Kirchgänger den grauen Mann zuweilen in kurzer Weite vor sich hergehen und spurlos und unerklärlich verschwinden. Man sagt, daß es der Geist eines Menschen sei, der in dieser Gegend ein schweres unentdecktes Verbrechen beging, und er kann nicht eher zur Ruhe kommen, bis das Verborgene an den Tag gebracht, und aus Mitleid mit der ruhelosen Seele durch fromme Geschenke an die Armen seine That versöhnt wird.

1071. Das Klageweib.

(S. ebd. S. 147.)

In der Lüneburgischen Heide läßt das Klageweib sich sehen. In stürmischen Nächten, wenn der Mond aus überhinziehenden Wolken sparsam hervorblickt, wankt es riesengroß, mit todbleichem Angesichte und schwarzen Augenhöhlen in weit hinflatternde Leichentücher gehüllt und streckt sich mit seinen ungeheuern Armen lang über das einsame Bauernhaus, entsetzliches Wimmern in das brausende Dunkel hinausstoßend. Unter dem Dache, über welches das Klageweib sich hinlehnt, muß noch im Laufe des Monats einer der Hausgenossen sterben.

1072. Die Steinkirche bei Scharzfels.

(S. Vaterländ. Archiv. [Zelle 1819] Bd. I. S. 53. Müller u. Schambach, Niedersächs. Sagen S. 24.)

Auf dem Wege von Herzberg nach den Ruinen des Schlosses Scharzfels kommt man auf einem anmuthigen Fußpfade an der dorthin führenden Bergkette an einem Felsen vorbei, der mit Gestrüpp bedeckt ist und auf dessen Höhe sich eine geräumige natürliche Höhle befindet, die ohngefähr 40 — 50 Fuß tief und eben so hoch, allein nicht ganz so breit ist. Ihr Licht scheint durch ein Loch von oben durch die Decke hereinzufallen. Diese Höhle soll in den ersten Zeiten des Christenthums zu einer Kirche gedient haben. Im Innern ist ein unförmlicher Felsen, der als Altar diente, vor der Felsenwand, in welcher sie sich befindet, liegt ein Rasenplatz, der an zwei Seiten durch schroffe Abgründe abgeschnitten, an der dritten durch eine Felsenmauer gedeckt ist, durch welche zwei enge Zugänge gehauen sind. Zur Rechten des Eingangs in die Höhle ist gleichmäßig eine unförmliche Nische eingehauen, zu welcher

drei Stufen führen, und welche als Kanzel gedient hat, um dem auf dem Rasenplatze versammelten Volke das Evangelium zu predigen. Die Glocke, die jetzt in der Scharzfelder Kirche hängt, soll auch aus jener Steinkirche herrühren.

An dieser Stelle hütete vor Zeiten der Hirt des Dorfes gern die Kühe und während diese ruhig grasten, arbeitete er nur mit einem hölzernen Meißel und einem hölzernen Hammer eifrig daran, die Höhle in eine Kirche zu verwandeln. Obwohl er aber, um unausgesetzt bei seiner Arbeit bleiben zu können, die Kühe immer hierher trieb, gediehen diese doch herrlich. Er hatte aber Feinde und diese stellten den Bauern vor, wie das Vieh nothwendig mager werden müsse, wenn es immer an derselben Stelle weide, der Hirt müsse es tiefer in den Wald treiben. Die Bauern hörten auf diese Rede und befahlen dem Hirten dies zu thun. Der Hirt mußte gehorchen, und trieb die Kühe tiefer in den Wald, aber von dieser Zeit an nahmen sie ab und gaben statt Milch nichts als Blut, und dies dauerte so lange fort, bis man dem Hirten erlaubte, die Kühe wieder bei der Höhle weiden zu lassen. Von dem Augenblicke an nahmen sie wieder zu und der Hirte konnte nun die Kirche vollenden.

1073. Die Ablaßsäule und das Kreuz bei Nordheim.

(S. Vaterl. Archiv Bd. I. S. 64.)

Dicht vor Nordheim zwischen der Stadt und dem Wirthshause, die Landwehre genannt, ist hart an der Landstraße eine cylindrische kleine Säule aufgerichtet, neben welcher der Sage nach der berüchtigte Tetzel seine Ablaßbriefe verkaufte. Sie besteht aus einem Steine, ohne alle Inschrift, etwa einen Fuß hoch und ruht auf einer gemauerten Unterlage.

In derselben Gegend, hart an der Chaussee, dem Dorfe Sutheim gerade gegenüber, stehen dicht neben einander zwei alte Steinplatten, auf denen ein unförmliches Kreuz eingehauen ist. Die Sage betrachtet dieses Kreuz als eine Pflugschaar und man erzählt, daß an jener Stelle gegen einen Dieb die alte Strafe, nach welcher demjenigen, der einen Pflug vom Felde gestohlen, der Kopf abgepflügt worden, vollzogen worden sei.

1074. Kindersärge in der Haarburger Stadtmauer.

(S. Archiv a. a. O. Bd. II. S. 365. Bd. I. S. 159.)

Im Sommer 1819 wurden beim Abbruche der Stadtmauer zu Haarburg mehrere Kindersärge mit darin befindlichen Leichen gefunden, und man hat aus ihrer Umgebung abgenommen, daß sie aus einer von Bülowschen Familie gewesen. So fand man im April 1812, als man einen Theil der uralten Stadtmauer von Bremen abbrach, darin eine kleine schwarze 1½ Fuß lange Todtenbahre, und einige fünfzig, vier Zoll lange Särge, aus Eichenholz gearbeitet, inwendig mit weißem Leinen bekleidet, aber ganz leer. Auf ihnen lagen metallene Platten, auf denen Buchstaben z. B. M. H. eingeätzt waren. Dies mag daher kommen, daß man früher in die Mauern alter Burgen ein lebendiges neugebornes Kind einmauerte, um diese sowie den Raum, den sie umschloß, unbezwinglich zu machen. *) Nachmals hat man denselben Gebrauch, aber blos noch symbolisch befolgt, daher die leeren Särge.

*) S. Vaterländ. Archiv Bd. XIV. S. 268 ꝛc. XVI. S. 170 ꝛc. Thiele, Proben alt Dänische Volkssage. Kopenh. 1817 S. 27.

1075. Die eingemauerte Prinzessin im Schlosse zu Haarburg.

(S. Neues Vaterl. Archiv Bd. XIV. S. 280.)

Im Schlosse zu Haarburg befindet sich ein zugemauertes Fenster, hinter welchem ein leerer Raum ist, wo angeblich eine Prinzessin eingemauert worden sein soll. Es hätten nämlich dort zwei Brüder, die Besitzer des Schlosses, dieselbe geliebt, sie habe sich lange bedacht, wem sie ihre Hand reichen solle, endlich habe sie sich für einen erklärt und nun habe der andere aus Eifersucht sie dort einmauern lassen. Darauf bezieht sich ein Leichenstein in der Schloßkirche daselbst. Zwei Brüder knieen darauf, einer dem andern gegenüber, in der Mitte derselben aber steht ein Frauenzimmer, welches jedem einen Kranz reicht.

1076. Die Wahrzeichen der Stadt Verden.

(S. Vaterländ. Archiv Bd. I. S. 189.)

Sie bestehen in einem im Dome befindlichen zerbrochenen eisernen Grapen (Topfe), den einst ein Schäfer mit Gold angefüllt fand und solches zu Erbauung des Doms hergab. Dann ist in demselben Dome ein Leichenstein ohne Inschrift, der, wenn man ihn mit einem andern Steine reibt, einen übeln Geruch von sich giebt. Außerhalb des Domes aber, gegen den Schulhof hin, sieht man die aus der Mauer hervorragende halbe Bildsäule eines Mannes, von der man erzählt, sie stelle einen Dieb vor, der in den Dom hatte einsteigen wollen, aber sofort in Stein verwandelt worden ist.

1077. Der Teufel hängt eine Frau.

(S. Archiv Bd. I. S. 350.)

Im Dezember des Jahres 1736 hat der Teufel eine Bauersfrau aus Offenßen bei Zelle, welche, weil sie melancholisch gewesen, nach Peine zu einem Arzt hat reisen wollen, unterwegs zu Nemaßen mit großem Spektakel geholt. Man hat zuerst nicht gewußt, wo sie geblieben war, hernach hat man aber ihre Schuhe auf dem Hofe gefunden, und dieselbige Nacht hat ein Förster nicht weit davon im Holze gesehen, wie sie der Teufel an einen Eichbaum gehenket, allwo späterhin noch lange die Knochen gehangen haben.

1078. Hexe als Katze.

(S. ebd. S. 350.)

Zu Zelle hat um Mitternacht der ersten Januarwoche des Jahres 1731 ein Diener eine Katze gefangen, die von ganz sonderbarer Gestalt war. Man band ihr also einen großen Stein an und warf sie am andern Abend ins Wasser, sie lief aber über dasselbe weg, und als man auf sie schoß und sie traf, kämpfte sie lange mit dem Tode, ehe sie untersank, allein man fand am andern Morgen eine gewisse Frau zu Zelle todt im Bette von einer Kugel durchbohrt.

1079. Der Katzenstein.

(S. ebd. Bd. II. S. 248.)

Unweit der Stadt Osterode an der linken Seite der Heerstraße ragen schroff mehrere seltsam geformte Kalkfelsen hervor. Der höchste und steilste

wird der Katzenstein genannt, dessen eine Seite ebenso allmälig nach dem Felde zu abläuft, als jäh und senkrecht die andere abgeschnitten ist. Darüber giebt es folgende Sage.

Auf der bei Förste gelegenen Burg Lichtenstein, deren Mauern und Wallgräben noch zu sehen sind, hauste der Ritter Hans von Eistorf. Er entführte aus dem Kloster Catlenburg eine Nonne aus edlem Geschlechte, deren Verwandte mit gewaffneter Hand ihre Schmach und die Beleidigung der Kirche zu rächen strebten. Der Ritter ward mit überlegener Macht auf dem Lichtensteine belagert, nach mannhafter Wehr sah er den Augenblick voraus, der die Burg und ihn in die Hände der Feinde bringen würde. Da entfloh er auf seinem getreuen Rosse durch die eine nicht genau bewachte Seitenpforte, aber noch war er nicht weit, als seine Flucht von den Belagerern bemerkt ward. Mit angestrengter Eile verfolgten sie seine Spur; durch den Wald bis zum Blachfeld ging die feindliche Jagd, des Ritters Roß ermüdete, während die Verfolger näher und immer näher kamen. Eifrig spornte er es einen Abhang hinauf, um von dessen Spitze einen sichern Pfad seiner Flucht zu erspähen. Aber das Roß scheute vor der steilen Tiefe, die sich hier auch seines erschrockenen Herrn Augen darbot. Umzuwenden, ohne von den Feinden ereilt zu werden, war unmöglich, sicherer Tod oder Gefangenschaft schien unvermeidlich. Näher schon zeigten sich die Verfolger, da versuchte in Verzweiflung der Ritter, den freien Tod dem Leben in Fesseln vorziehend, die Felsensteile hinabzuspringen. Doch sein Thier scheute wild und wandte sich, einige Schritte ließ er es den Abhang wieder zurückgehen, dann aber verband er des treuen Rosses Augen mit der losgerissenen Schärpe. So sprengte er es die Felsenspitze von Neuem heran und als der erste Verfolger schon die Höhe erstürmte, setzte er mit wüthendem Spornstich die graufe Tiefe hinab. Der Fall zerschmetterte das Roß, der Ritter aber entrann unverletzt.

1080. Das Waldgespenst.

(S. Archiv Bd. II. S. 250.)

Durch den Wald, der sich zwischen Marke und Elvershausen im Amte Westerhof hinzieht, wanderte zu Anfange dieses Jahrhunderts in mondheller Mitternachtstunde ein Einwohner des letztgenannten Ortes, den Besorgung mancher Geschäfte und späte Gastfreundschaft so lange in Marke aufgehalten hatten. Ungefähr auf der Mitte des Weges lichtet sich der Forst und es breitet sich zwischen Gruppen einzelner hohen Buchen eine Grasfläche aus, die von den Elvershäusern öfters zur Weide benutzt wird. Als der Rückkehrende aus dem schmalen, durch die dichten Büsche führenden Pfade auf diesen freien Platz tritt, bemerkt er fast an dessen entgegengesetztem Ende, auf einem abgehauenen Eichenstamm eine weibliche Gestalt. Das Licht des Mondes läßt ihn sehen, wie dieselbe etwas nach vorn vorgebückt und mit gesenktem Kopfe sitzt, gleich als sei sie mit emsiger Arbeit beschäftigt. Der Wanderer zweifelt nicht, daß hier eine Dorfbewohnerin, während sie ihre Kühe zur Weide getrieben, durch Stricken sich die Zeit zu verkürzen suche, ja im Näherkommen glaubt er, selbst eine Bekannte wahrzunehmen. Da sie ihn nicht zu bemerken scheint, will er neckend sich heranschleichen, und hinter ihrem Rücken ihr plötzlich die Augen zuhaltend sie erschrecken. Leise und

sorglich über den Rasen hinschleichend, nähert er sich mehr und mehr, und auf dem letzten verdoppelten Schritte umfaßt er unter lautem Rufe das Gesicht der Sitzenden. Aber dies ist kalt wie Eis, und als er sich herüberbeugt um die Ueberraschte zu erkennen, wendet zugleich mit schwerer langsamer Bewegung die Gestalt ihr Haupt und schaut ihn mit leeren Augenhöhlen und verwesenden Gesichtszügen an. Der entsetzliche Schrecken lähmt ihn eine Minute, dann treibt ihn der zugleich aufsteigende Leichengeruch aus seiner sinnlosen Angst und mit verzweifelndem Laufe stürzt er den Pfad nach seinem Dorfe hinab. Des Morgens finden ihn seine Hausgenossen bewußtlos vor der Thür, wie er in das Haus hineingetragen wird, überfällt ihn ein heftiges Fieber, dessen Phantasieen ihm in schauerlichem Wechsel die Grabgestalt des Waldes wieder vorführen. Als am Abende des dritten Tages seine Besinnung wiederkehrt, gewinnt er Kraft, das was ihm begegnet ist, den Umstehenden zu erzählen, aber die Erneuung des Schrecklichen vermag er auch nicht in der Erinnerung zu ertragen, und ehe die Mitternachtstunde schlägt, ereilt ihn der Tod.

1081. Der Tod des Grafen Hermann von Winzenburg.

(S. J. Conrad Stephan Höfling, Einleitung zu einer Historie des Hochstifts Hildesheim. Hildesheim 1730 in 4°. S. 28 ꝛc.)

Hermann Graf zu Winzenburg, der Fünfte genannt, der im Jahre 1127 die ganze Grafschaft Winzenburg erbte, war ein stolzer und hoffärtiger Mann, der, weil er ein naher Verwandter des Kaisers Lothar war, den Bischof von Hildesheim nicht mehr als Lehnsherrn anerkennen wollte, und als dieser verlangte, er solle seine Güter von ihm zu Lehn nehmen, seine Boten spöttisch abwies. Der Bischof wendete sich deshalb mit Beschwerde an den Kaiser und dieser sendete den Grafen Burchard von Lüchau an ihn, die Sache ins Gleiche zu bringen, allein da dieser ihn etwas scharf ansprach, verstand er unrecht und stach ihn nieder. Darüber ward der Kaiser sehr zornig und zog mit großer Heeresmacht vor Winzenburg und eroberte es, und der Graf Hermann hätte ohne die Fürsprache seiner Verwandten, namentlich des Grafen von Oldenburg, sicherlich jenen Frevel mit dem Leben büßen müssen, allein der Kaiser begnadigte ihn und gab die Grafschaft Winzenburg dem Stifte Hildesheim zu Lehn und Graf Hermann, der inzwischen die Hälfte vom Hause Homburg geerbt hatte, ward des Landes verwiesen und begab sich nach Dänemark zum König Erich, nach dessen Ermordung im Jahre 1140 er dessen Wittwe Frau Luthgardis, des Markgrafen Rudolf von Brandenburg Tochter ehelichte. Auf Fürbitten ihres Bruders Hartwig, des Erzbischofs von Bremen, brachte es indeß der Kaiser Conrad bei dem Bischof Bernhard von Hildesheim dahin, daß dieser 1150 dem Grafen Hermann die Herrschaft Winzenburg zurückgab, doch mußte er dieselbe von ihm nunmehr förmlich zu Lehn nehmen. Es hatte aber Graf Hermann an seinem Hofe einen adeligen Mann zum Diener, der ein junges, sehr schönes und tugendhaftes Weib besaß, zu welcher Graf Winzenburg eine heimliche und ungebührliche Liebe trug, er konnte aber seines Herzens böse Lust nicht vollbringen, weil der Hofmann stets zu Hause blieb. Darum hat ihn der Graf endlich mit einer vermeinten Botschaft an einen gewissen Ort abgeschickt, dann aber hat er sich in sein Haus verfügt und hat dessen Weib mit List und Gewalt

überfallen, genothzüchtigt und geschändet und also den ihm vom Teufel eingeblasenen Willen vollbracht, dann aber ist er wiederum seines Weges aufs Schloß gegangen. Das Weib ist aber über dieses sehr bestürzt gewesen, und weil sie sich einer so unadeligen That vom Grafen am allerwenigsten versehen, hat sie laut geschrieen und geweint, ihr Haar ausgerauft und gleichwohl solches ihr Herzeleid keinem Menschen offenbaren und klagen dürfen. Als aber ihr lieber Junker und Ehemann wieder zu Hause angelangt ist und sein Weib traurig und betrübt gefunden hat, hat sie ihm unter Thränen geklagt und berichtet, was ihr vom Grafen Hermann in seiner Abwesenheit widerfahren ist. Darüber ist ihr Mann wohl erschrocken, und wie leicht zu erachten, schwer von Zorn bewegt worden, doch hat er sein Weib mit guten Worten getröstet und wegen der angethanen Gewalt zur Geduld, und daß sie dies alles geheim zu halten und zu verschweigen hätte, ernstlich und wohlmeinend ermahnt.

Am folgenden Morgen, als dieser Hofmann aufs Schloß Winzenburg gegangen war, als wolle er dem Grafen wegen der aufgetragenen Botschaft Antwort bringen, und auf den Saal gekommen ist, ist er als ein bestürzter Mann eine Weile auf und niedergegangen, und indem er wahrgenommen hat, daß die Kammer, in welcher der Graf mit Luthgardis, seiner Gemahlin, im Bette lag, offen gestanden, ist er ganz eifrig und erbost hineingetreten und hat mit seinem Schwerte den Grafen im Bette erstochen. Die Gräfin aber, die hochschwanger gegangen, hat ganz kläglich zu schreien angefangen, sich auch vieler verderblicher Worte hören und vernehmen lassen, und unter andern gesagt, das was sie unter ihrem Herzen trage, solle an ihm ihres Herrn Tod rächen, und Anderes mehr. Darauf hat aber der Hofmann die Gräfin auch erstochen, ist davon gegangen und hat die beiden im Bette und Blute liegen lassen. Nach einer alten Schrift hat dann dieser Hofmann aus des Grafen Schatz 6000 Pfund genommen, ist damit und seinem Weibe davon gezogen und hat sich in den mitternächtigen Ländern niedergelassen. Dies ist geschehen im Jahre des Herrn 1153.

1082. Der Winzenburgische Poltergeist Hödecke oder Hütchen.

(S. Hölting S. 36—47. Schuch im Neuen Vaterländ. Archiv. Lüneb. 1833 Bd. III. S. 128—185 [vorzüglich nach Trithem *) Annal. Hirsaug. T. I. a. a. 1132 p. 295.] Seifert, Sagen d. Stadt Hildesheim Th. II. S. 41 ꝛc. 163. I. S. 182 ꝛc.)

Der berüchtigte Hausgeist Hödecke (Hoedecken, Hoidecke, Häutchen oder Hütchen) hat seinen Namen von dem kleinen Bauerhütchen von Stroh (?), das ihm immer wie angenagelt auf seinem sehr dicken Kopfe saß und das er selbst vor vornehmen Personen, sogar nicht einmal vor dem Bischof Bernhard von Hildesheim abzunehmen pflegte. Er trug außerdem noch weite schlotternde Beinkleider, eine kurze Jacke und ein kleines Mäntelchen. Seine Wirksamkeit dauerte von der Zeit an, wo die Besitzer von Winzenburg noch Heiden waren bis ums Jahr 1606, denn ein gewisser Letzner, der seine ungedruckte Chronik von Hildesheim um diese Zeit schrieb und darin Buch III. Cap. 11 und 12 von ihm spricht, sagt, daß er sich noch zu seiner Zeit vernehmen

*) Derselbe erzählt T. I. a. a. 860 p. 27 Aehnliches von einem Kobold zu Mainz.

laſſe und allemal erſcheine, wenn ein Unglück vorfallen ſolle. Man erzählt nun von ihm folgende Sagen.

Als der Graf Ruckhard oder Burghard von Winzenburg, Sohn des Grafen Cuno I., in der im Jahre 752 zwiſchen den Sachſen und Pipin bei Ihburg gehaltenen Schlacht gefangen und nach Frankreich geführt wurde, machte Hödecke viel Geſchrei und Affenſpiel auf der Winzenburg, und da nachher der Graf Cuno I. wegen des Verluſtes ſeines Sohnes aus Gram und Betrübniß ſtarb, wiederholte er dieſes Geſchrei und Lärmen.

Dem Grafen Cuno II. erſchien Hödecke in allerhand Geſtalten, ſuchte ihn zu reizen, damit er ſeinen Bruder, den Grafen Riddag I., Stifter des Kloſters Lamſpringe, welcher die Grafſchaft beſaß und auf deſſen Tod Cuno II., welcher weniger Einkünfte hatte, hoffte, ermorden ſolle, allein es gelang ihm nicht, alle Verſuche ſcheiterten an dem feſten männlichen Sinne des Grafen Cuno.

Als im Jahre 1001 der Graf Hermann II., Sohn des Grafen Dietrich II. zu Winzenburg, in den Fluthen der Leine ertrank, machte Hödecke in der Nacht vor dieſem unglücklichen Vorfall ein ſolches Getümmel, Lärmen und Geſchrei über dem Schloſſe Winzenburg, daß es Aller Verwunderung erregte, bis man am andern Tage nach vorgefallenem Unglück ſich des Geiſtes Betragen leicht deuten konnte.

Ohne Zweifel hat Hödecke auch den Grafen Dietrich III. zu Winzenburg angetrieben, den kaiſerlichen Geſandten am 20. Juli 1088 zu ermorden. Derſelbe Fall iſt es auch geweſen, als Graf Hermann V. den Grafen Burghard von Lüchow am 6. Auguſt 1130 auf dem Schloſſe Winzenburg erſtochen hat. Am Tage vorher, ehe Dietrich III. den Mord verübte, ſchwebte Hödecke über der Winzenburg, ſang, jauchzte, ſchrie und pfiff, ſowohl die Bewohner der Winzenburg als die Feldarbeiter hörten ſeinen Jubel, ein Jeder verwunderte ſich darüber, man ahnte wieder ein Unglück, weil man Hödecke's Erſcheinen bei böſen Begebenheiten ſchon kannte. Am andern Morgen, nachdem man die Ermordung des Geſandten erfahren hatte, ward ſein Gaukelſpiel klar, in der folgenden Nacht hat er wieder über dem Schloſſe gewaltig geheult und geſchrieen, ſich auch ſeitdem in langer Zeit nicht mehr ſehen laſſen.

Als Graf Hermann V. den Grafen Burghard ermordete, ließ ſich dieſer Poltergeiſt in der Nacht vor und nach dieſem Morde ſehen und hören, er machte ein ſeltſames Geſchrei. Als die Winzenburg kurz darauf belagert wurde, entfernte er ſich und kam nicht eher wieder zum Vorſchein, bis das Schloß mit Sturm bedroht wurde, dann erſchien er in der Geſtalt eines Raben, heulte kläglich und verſchwand wieder, in der darauf folgenden Nacht aber ward das Schloß erſtürmt.

Nach der vom Grafen Dietrich III. verübten Mordthat hatte ſich Hödecke lange nicht ſehen laſſen, endlich erſchien er wieder in der Geſtalt eines Raben und verſuchte einem armen Küchenjungen vielen Verdruß und Schaden zu machen. Endlich ward der Küchenjunge jedoch der vielen Neckereien überdrüßig, er vergaß die boshafte Natur ſeines Feindes und ſeine Macht und begoß des neckenden Raben ſchwarzes Gefieder mit ſiedendem Waſſer. Hierdurch ward aber der Grimm des Geiſtes geweckt und er beſchloß ſich fürchterlich zu rächen. Eines Abends entfernte ſich nun der Küchenmeiſter von der gräflichen Burg und gab dem Küchenjungen Befehl, am andern Morgen früh aufzuſtehen, Feuer anzuzünden und die Töpfe mit den kochenden Speiſen

darauf zu setzen, damit er bei seiner Rückkehr das Fleisch gar und Alles in Ordnung finde. Der Küchenjunge verschläft jedoch die Zeit, Hödecke hatte unterdessen Feuer angezündet, die Töpfe rein gewaschen und aufgesetzt, er ergriff nun den schlafenden Jungen, zerhackte ihn in Stücken, warf ihn in die Töpfe und entfernte sich. Als der Küchenmeister von seiner Wanderung zurückkehrt, findet er zwar seine Befehle vollzogen, und beim ersten Blick Alles in Ordnung, allein mit Erstaunen sieht er die Kleider des Küchenjungen daliegen und der Junge ist nirgends zu finden, er öffnet die Töpfe und sieht mit starrem Entsetzen die zerhackten Theile des Körpers in denselben. Hödecke bewußt, daß er eine böse That begangen, ließ sich nicht sehen, in der darauf folgenden Nacht aber erschien er, schwebte über dem Schlosse, ließ sich freudig vernehmen, frohlockte und rief mit heller Stimme öffentlich aus, daß er die That an dem Küchenjungen verrichtet habe. Der Topf, in welchem der Küchenjunge gekocht worden ist, soll nun noch im Jahre 1606 im Kloster Woltingerode (oder Lamspring) vorhanden gewesen sein, allein dort scheint er verschwunden, wohl aber ist im Jahre 1798 in den Ruinen des Schlosses Wintzenburg ein großer eiserner Topf ausgegraben worden, der jetzt auf der Glashütte zu Schildhorst befindlich ist und zum Pottasche kochen gebraucht wird, und dies soll der fragliche Topf sein.

Als nun, wie gesagt, Hödecke den Küchenjungen abgeschlachtet und seinen zerhackten Körper in dem Topfe zum Feuer gebracht hatte, soll er dem Koche, wie eine andere Sage erzählt, mit starker Stimme zugerufen haben: „Koch, komm schnell, siehe das von mir bereitete Mus.“ Der Koch, aufgeschreckt durch das Knattern des Feuers und des Geistes Zuruf, sprang aus dem Bette, ging hinunter und fand die Stücke des zerhackten Knabens in den Töpfen. Entsetzen und Wuth bemächtigten sich seiner, er fluchte auf den Geist und dieser antwortete: „Laß ab vom Fluchen, damit Dir nicht ein ähnliches Schicksal widerfahre, denn ich habe Dich oft gebeten, Du solltest den Küchenjungen von Schmähungen gegen mich abhalten, Du hast aber meine Bitte nicht erfüllt. Siehe, nun habe ich aus Noth gezwungen die mir angethane Schmach gerächt.“ Nach einigen Tagen, da der Koch mit Fleischbraten beschäftigt war, trat der Geist herein, und da der Koch, wie wohl öfters geschieht, mit seinen Gedanken abwesend war, zog der Geist aus der an seiner Seite hängenden Tasche große, fette und schreckliche Kröten hervor, drückte selbige stark mit den Händen, spritzte ihre Jauche und Gift auf die Bratenspeisen und sagte: „Koch, für Deine Verfluchungen und Verwünschungen gebe ich Dir diese Jauche von meiner Jad.“ Der in tiefe Gedanken versunkene Koch vernahm kaum die Stimme des Geistes, als er wieder zu sich selbst kam und sah, was der Geist gethan hatte. Er ergriff sogleich das gebratene Fleisch und schleuderte es mit Ungestüm kraftvoll auf den Geist los, dieser that, als sei er erzürnt und sagte dem Koch: „Wisse, daß ich diese mir angethane Schmach nicht ungerochen lassen werde, Du sollst es zu gelegener Zeit erfahren.“

Hödecke hielt nun gewöhnlich sein Wort; er pflegte Nachts auf den Thürmen und Mauern der bischöflichen *) Burg nach Art der Wächter

*) Sonach scheint die Geschichte mit dem Küchenjungen nicht zu Wintzenburg, sondern zu Hildesheim passirt zu sein. Denn Letzner erzählt, er habe sich unter der Regierung des Bischofs Bernhard wirklich in der bischöflichen Küche fast unausgesetzt aufgehalten und den Köchen bald sichtbar, bald unsichtbar in ihren Verrichtungen geholfen.

Schildwache zu stehen, zu rufen, die auf der Wache befindlichen in Schlaf gefallenen Wachen durch sein Geschrei aufzuwecken und munter zu erhalten. Einstens zu nächtlicher Zeit rief er den nahe dabei sitzenden Koch auf, mit dem Versprechen, ihm etwas Schönes zu zeigen; der Koch steht auf, hält eine von dem Geiste betrüglich gelegte Brücke für eine ordentliche, betritt solche furchtlos, fällt in eine Grube und zerbricht ein Bein. Der heftige Schmerz bringt den Koch zum Weinen, da lachte Hödecke, eilt herbei und sagt dem Unglücklichen: „Nun, Koch, willst Du mich wieder in Deiner Küche durchprügeln? Nun habe ich die mir angethane Schmach, wie ich versprochen, gerächt, in der Folge wirst Du auf Deine Geschäfte sehen und mich nicht beleidigen!“

Ehe Hermann V., der letzte Graf von Winzenburg sammt seiner Gemahlin von einem ihrer Burgritter am 3. Februar 1153 ermordet wurden, hat Hödecke mehrere Tage und Nächte in und um Winzenburg sich sehen lassen und vielen Lärm gemacht, er heulte, weinte, klagte und schrie, dann aber fing er auch wieder und frohlockte. Nachdem der Mord geschehen war, begab er sich gleich zu dem Bischof Bernhard von Hildesheim, den er noch im Bette traf; er sagte ihm: Plattner (Plattkopf) stehe auf, die Grafschaft Winzenburg ist ledig, denn der Graf Hermann und sein Weib sind ermordet.*)

Später verbannte aber Bischof Bernhard Hödecken aus dem Lande, allein einige Zeit nachher ward er von einem Bürger und Kaufmann aus Hildesheim, dem er persönlich bekannt gewesen war, in der Stadt Aachen gesehen, als er unter dem Volke herumwandelte. Hödecke redete nun den Kaufmann an und bat ihn mit vielem Ernste, ihm bei dem Bischof Gnade zu verschaffen, indem er wieder zurückkehren könne, allein seine Bitte ward ihm abgeschlagen. Als Kaiser Lothar im Jahre 1130, oder wie Andere behaupten, 1137 das Schloß Winzenburg mit stürmender Hand eingenommen hatte, und selbiges niederreißen ließ, zeigte Hödecke darüber seinen Verdruß, weil sein Aufenthalt in eine Wüste verwandelt wurde, er heulte, schrie und weinte, als aber hernach das Schloß Winzenburg wieder aufgebaut und hergestellt werden sollte, frohlockte er gewaltig und zeigte dadurch, daß er diesem Orte seine ganze Anhänglichkeit geschenkt habe.

Die Gräfin Mathilde, des Grafen Cuno III. von Winzenburg und dessen Gemahlin Mathilde von Beichlingen Tochter, welche 26 Wochen nach ihres Vaters Ableben geboren wurde, war in dem Kloster Lamspring als eine Waise erzogen worden; der Bischof Bernhard verheirathete sie 1149 mit einem edlen Ritter seines Hofes (Heino von Winzenburg), der ihm lange Zeit treu gedient hatte, bestellte ihn als Drost oder Schloßhauptmann zu Winzenburg, man fand aber eines Morgens den Ritter sammt seiner Gemahlin todt im Bette, worüber sich Jedermann verwunderte; die Hirten, welche bei den Schafen und sonstigem Viehe in der Nacht gelegen, sollen fest behauptet haben, daß Hödecke in derselben Nacht über dem Schlosse geschwebt, seiner alten Gewohnheit nach auf dem Thurme gesessen, außerordentlich geweint und geheult, sich auch in mancherlei Art und Gestalt habe sehen lassen.

*) S. Botho, Sassen-Chronik c. IX. u. XI. Crantz, Saxonia L. VI. c. 11 Chron. episcop. Hildesheim. bei Leibnitz, Scr. Brunsvic. T. II. p. 1912.

Als der Herzog Magnus zu Braunschweig und Lüneburg in der Nacht der eilftausend Jungfrauen 1371 die Stadt Lüneburg (oder Lauenburg) ersteigen ließ, hielt Hödecke in derselben Nacht auf dem Thurme zu Winzenburg ein wunderliches Spiel, er beschloß seine Gaukelei mit den Worten: „Sie sind alle hinüber.“ Kurz darnach erfuhr man die in der Nacht geschehene Uebersteigung der Mauern von Lüneburg und deutete das Benehmen Hödeckes auf diesen Vorfall. *)

Als im Jahre 1400 der Herzog Heinrich von Braunschweig und Lüneburg bei Fritzlar erstochen war, hat der Geist Hödecke sich in der Nacht vorher auf der Winzenburg durch Schreien und Lärmen furchtbar hören lassen. Als der XXXIX. Bischof zu Hildesheim, Johann, ein Graf von Hoya, 1402 das Schloß Winzenburg verödet liegen ließ, nahm sich Hödecke seines bisherigen Wohnsitzes sehr an, denn er zeigte sich außerordentlich traurig und verdrießlich, sobald aber der Bischof selbiges wieder aufgebaut hatte und durch Hermann von Bock besetzen und bewohnen ließ, bezeigte unser Poltergeist sich sehr freudig.

Im Jahre 1438 am Tage Conceptionis Mariä zog der Bischof Magnus von Hildesheim zum Erstenmale nach Winzenburg. Hödecke empfing ihn sehr freundlich, jedoch soll man ihn, so lange der Bischof gelebt hat, daselbst nicht mehr gesehen haben. Vielleicht hat ihn dieser wie Bischof Bernhard durch Exorcismen vertrieben.

Im Jahre 1446 hat Hödecke einen Hopfenfuhrmann nicht ferne von dem Schlosse Winzenburg in die Irre geführt, sich auch endlich in der Gestalt eines Raben auf dessen Karren gesetzt und auf selbigem allerhand Affenspiel getrieben, noch an demselben Tage aber stürzte des Fuhrmanns Pferd vor dem Karren nieder und stand nicht wieder auf.

Am Tage Dominica Lätare des Jahres 1448 saßen die Mönche zu Clus bei Gandersheim des Abends zusammen und hielten Collation; sie sprachen unter einander von Gespenstern, besonders von dem Winzenburgischen Schloßgeist Hödecke. Die Klosterbrüder Leonhard Vogel von Wernigerode und Conrad Weiler verabredeten am folgenden Tage sich nach Schloß Winzenburg zu begeben den Hödecke zu beschwören und ihn zu befragen, „was für ein Geist er sei, woher er gekommen und weshalb er zum Geiste geworden.“ Am Montage nach Lätare begaben sie sich früh aus dem Kloster weg; als sie in die Nähe von Winzenburg gekommen waren und ihre Beschwörung angefangen hatten, erschien Hödecke in der Gestalt eines Raben, flog von einem Baume zum andern, sein Betragen war sehr sonderbar, er wechselte mit Heulen, Weinen, Pfeifen, Singen und Frohlocken; alle Beschwörungsformeln wollten nichts fruchten, er antwortete den Beschwörern auf an ihn gerichtete ernstliche Fragen auch nicht ein Wort. Hödecke endlich müde der vielen Exorcismen fing von seiner Seite an den Klosterbrüdern seine Macht zu zeigen und sein Strafamt zu üben, er führte beide Exorcisten so sehr und auf solche Art in dem Walde in die Irre, daß sie ihr Zurufen zwar wechselseitig hören, jedoch einander nicht finden oder zusammenkommen konnten. Dieses Irreleiten trieb der lose Geist bis den darauf folgenden Freitag; das Schlimmste

*) S. Botho, Sassen Chronik u. d. J. 1371 fol. 5 und bei Leibnitz. Scr. Brunsvic. T. III. p. 585 u. p. 183.

dabei war, daß der Geist den Geneckten Tag und Nacht keine Ruhe gönnte und sie hungern und dürsten ließ. Endlich nach unsäglichen Leiden, nach erlittenem quälenden Hunger und Durst, nach mehreren unter freiem Himmel zugebrachten Nächten hat sie der Geist am Freitag früh, da sie in den nächstgelegenen Dörfern die Gebetglocken schlagen gehört, nachdem sie ihren unnützen Vorwitz als Unrecht erkannt, auch den lieben Gott um Verzeihung und Gnade angerufen hatten, aus dem magischen Zirkel entlassen, und haben sich beide wieder getroffen, jedoch so ermattet, daß sie nur mit der größten Mühe fortkommen konnten; der eine wurde von dem wüthendsten Hunger, der andere von dem brennendsten Durste geplagt. Sie kehrten bei dem Pfarrer zu Wetteborn ein, dieser ließ ihnen Essen und Trinken reichen, allein es war eine Unmöglichkeit, sie zu sättigen; sie wurden am darauf folgenden Sonnabend äußerst abgemattet und krank in ihr Kloster zu Clus gebracht. Bruder Bernhard starb am darauf folgenden grünen Donnerstag an der Schwindsucht, und Bruder Conrad 1450 am Freitag nach Lätare an der Wassersucht.

Während der Zeit, da der Graf von Wunstorf das Schloß Wintzenburg bewohnte, hat der Geist sich gar nicht sehen lassen, als aber Herzog Wilhelm zu Braunschweig in der Woche nach Michaelis 1451 am Bilshagen, im Amte Grubenhagen, gefangen genommen und auf die Wintzenburg geführt ward, hat Hödecke daselbst alle Nächte erbärmlich geheult, bis der Herzog 1452 am Tage Johannis des Täufers sich gelöst hatte.

Als im Jahre 1519 am Tage der Apostel Peter und Paul die Herzöge zu Braunschweig die Schlacht auf der Soltammer Heide verloren, und Herzog Erich sammt seinem Vater, Herzog Wilhelm, gefangen ward, hat Hödecke in der Nacht vorher ein großes Geheul und erbärmliche Klagen über dem Schlosse Wintzenburg geführt.

In der sogenannten großen Stiftsfehde im Jahre 1522 belagerten die Herzöge von Braunschweig das Schloß Wintzenburg, in welchem damals Hennig von Ruschenplaten lag; es fiel Feuer in das Pulver der Belagerten, wodurch ein Theil ihrer Vertheidigungswerke zerschmettert, ihre Gegenwehr vereitelt und sie genöthigt wurden, das Schloß zu übergeben. Der Dichter der Beschreibung dieser Fehde, welche in niederfächsischen Reimen existirt, sagt darüber *): „Hödecken hadde darmede syn spel He makede, dat dat für in dat pulver fehl."

Im Jahre 1606 lebten noch Leute, welche Letzneru erzählten, Hödecke habe in der Nacht vor dem 24. Mai 1547, also vor der Drakenburger Schlacht, in der Zeit der Alefeldischen Belagerung (1552), in der Sieverhäuserischen Schlacht (a. 9. Juli 1553) und vor dem Tode Herzogs Erich des Jüngern von Braunschweig (a. 8. Novbr. 1584) auf dem Schlosse Wintzenburg sehr geschrieen, geheult und geweint.

Der allgemein bekannte Abt Johannes Trithemius schreibt in seiner fränkischen Chronik **), als er in Sachsen einige Benedictinerklöster wegen den in selbigen befindlichen Alterthümern besucht, habe ihn auf seiner Reise in der Grafschaft Wintzenburg die Nacht überfallen und er habe nicht mehr nach Hildesheim kommen können, er sei deswegen in einem Dörfchen einge-

*) S. Leibnitz, Scr. Brunsvic. T. III. p. 258.
**) In den Annal. Hirsang. T. I. p. 295 erzählt er aber die Geschichte anders.

kehrt. Seinem Gebrauche gemäß habe er den Pfarrer und einige betagte Männer zu seiner Gesellschaft bitten lassen; nach genossenem Abendessen habe er sich bei der Gesellschaft über den Geist Hödecke erkundigt und der Pfarrer habe ihm dann folgende, von den übrigen anwesenden Männern als wahr bestätigte Geschichte erzählt. Einige Zeit vorher habe in demselben Dorfe, wo jetzt der Abt Trithemius zu bleiben genöthigt worden, ein Roßhändler gewohnt, der ein schönes, aber ungetreues und unersättliches Weib gehabt, wenn nun der Mann wegen seinen Handelsgeschäften fortgereiset sei, habe die Frau in seiner Abwesenheit häufige Besuche von andern Mannspersonen angenommen. Diese üble Aufführung ward endlich dem Roßhändler bekannt, er machte deshalb mit Hödecke einen Vertrag, gemäß welchem dieser in der Abwesenheit des Mannes die Aufsicht über die Frau übernahm und zu verhüten versprach, daß sie während der Abwesenheit ihres Mannes nicht dessen Stelle durch Andere vertreten lasse. Der Roßhändler habe nach dieser Zeit eine Geschäftsreise von vierzehn Tagen gemacht und Hödecke sein Hüteramt angetreten; während dieser Zeit habe aber der sonst so thätige Hödecke so viel zu thun gehabt, um die Liebhaber zu verscheuchen und die übernommene Verpflichtung zu erfüllen, daß er weder Tags noch Nachts einen Augenblick Ruhe genießen können, daher er seines Hüteramts ganz überdrüßig geworden sei, denn es hätten nicht allein alte Bekanntschaften, sondern auch das Anknüpfen neuer müssen verhütet werden. Nur die Gewandtheit und Thätigkeit eines Geistes konnte die Vollführung so vieler Liebeshändel verhüten; offenbare Gewalt durfte er nicht anwenden, er mußte daher blos seine Erfindungskraft wirken lassen. Sobald die Besuchenden sich mit der Frau ins Bett gelegt hatten, zog Hödecke mit Geistesschnelle und Fertigkeit die Decke und das obere Bett ab und verhinderte also den Ehebruch. Nach langen 14 Tagen kehrte endlich der Mann zurück; Hödecke frod seines lästigen Hütungsgeschäftes entlassen zu werden, eilte ihm auf den Weg entgegen, machte ihm eine Beschreibung seiner überstandenen Mühseligkeiten und sagte dabei: „Er wolle lieber alle Säue in Sachsen hüten und weiden, als der Hüter seines Weibes sein."

Als ein Schäferknecht im Jahre 1574 das mit seiner Magd zu Winzenburg außerehelich gezeugte Kind, welches sie ihm im Felde zur Erziehung und Versorgung übergeben hatte, ermordet und in den Brunnen auf dem verfallenen Schlosse Winzenburg geworfen hatte, hat Hödecke in der folgenden Nacht auf dem alten Thurme daselbst greulich geheult und geschrieen, wie dies von vielen Menschen gehört worden. Als der Schäfer auch nachher die von ihm zum zweiten Male geschwängerte Magd in den Ruinen der alten Winzenburg ermordet und in den Brunnen geworfen hatte, machte der Schloßgeist etliche Nächte hindurch nach einander daselbst ein schreckliches Geheul und Geschrei, wodurch der Argwohn gegen den Schäfer besonders entstanden und verstärkt worden sein soll.

Letzner erzählt, ein alter glaubwürdiger Mann aus jener Gegend habe ihm mitgetheilt, er habe einstmals sein Pferd des Nachts in der Gegend von Winzenburg auf der Weide gehabt und dasselbe gewartet, da sei ihm Hödecke in der Gestalt eines Hasen erschienen, in der folgenden Nacht habe er deshalb seinen Bogen und seine Pfeile mitgenommen, es sei ihm Hödecke abermals erschienen und habe ihm vor den Augen ein Affenspiel gemacht, er aber

habe seinen Bogen gespannt, einen Pfeil angelegt und losgedrückt, jedoch sein eigenes Pferd erschossen. *)

Als nach dem Tode des letzten Grafen von Winzenburg Hödecke den Bischof von Hildesheim holte, damit er die Burg in Besitz nehme, begegnete ihnen unterwegs der Herzog von Braunschweig, welcher die Burg auch gern gehabt hätte. „Bischof", sagte der Herzog, „die Burg ist eigentlich mein, allein wir wollen uns darüber vertragen und es soll dem die Burg gehören, der sie zuerst mit seinem Fuhrwerk erreicht." — „Topp", sagte der Bischof, stellte seinen Wagen mit dem des Herzogs in eine Reihe und dann ging's los im Galopp, so schnell nur die Pferde laufen konnten. Als aber der Herzog merkte, daß der Bischof ihm vorfahren würde, griff er zur List und fuhr dem bischöflichen Wagen ein Hinterrad ab. Da lag der Wagen im Dreck und der Braunschweiger fuhr hohnlachend voraus. Aber er hatte zu früh gelacht, denn kaum war der Wagen gefallen, so sprang Hödecken herbei, stellte sich unter die gebrochene Achse und schob des Bischofs Wagen so hurtig und trieb durch Schreien und Pfeifen die Pferde zu so rascher Flucht an, daß des Braunschweigers Wagen weit dahinten blieb und der Herzog das Nachsehen hatte. Seit dieser Zeit ward der Weg, den die beiden Fürsten fuhren, der Rennsteig genannt.

Zu einer Zeit befand sich zu Hildesheim ein Geistlicher, welcher sehr wenig gelernt hatte; diesen traf die Reihe, daß er zu einer Kirchenversammlung von der übrigen Geistlichkeit sollte verschickt werden, aber er fürchtete sich, daß er in einer so ansehnlichen Versammlung durch seine Unwissenheit Schimpf einlegen möchte. Hütchen half ihm aus der Noth und gab ihm einen Ring, der von Lorbeerlaub und anderen Dingen zusammengeflochten war, und machte dadurch diesen Gesandten dermaßen gelehrt und auf eine gewisse Zeit beredt, daß sich auf der Kirchenversammlung Jedermann über ihn wunderte und ihn zu den berühmtesten Rednern zählte.

Einem armen Nagelschmied zu Hildesheim ließ Hütchen ein Stück Eisen zurück, woraus goldene Nägel geschmiedet werden konnten, und dessen Tochter eine Rolle Spitzen, von der man immer abmessen konnte, ohne daß sie sich verminderte.

Seitdem die Winzenburg zerstört ist, treibt sich Hödecke, oder wie man ihn in der dortigen Gegend auch nennt, Weißhütchen, im Felde umher und macht sich gern mit Pferden und Wagen zu thun, ladet auch wohl Heu auf und geht unsichtbar den Knechten zur Hand. Doch muß man sich hüten, ihn zu beleidigen. Ein Bauer in der Winzenburger Gegend, der eben auf seinen Acker gehen wollte, sah aus der Ferne ein kleines graues Männchen damit beschäftigt, den Dünger aus einander zu streuen. Der Bauer hatte Niemanden mit diesem Geschäfte beauftragt und beschleunigte seine Schritte, um zu sehen, wer ihm ungerufen den Dienst thäte. Als der Bauer aber zu laufen anfing, stand das Männchen still wie ein Stock, und als der Mann seinen Acker erreichte, sah er dort nichts als den alten grauen Wegweiser, der auf dem Kreuzwege hart am Felde stand. „Du Lork hast mek wat brütet (du Kröte hast mich geneckt)!" brummte der Bauer, der ganz außer Athem war, und

*) Hölling S. 43 will dieselbe Geschichte von demselben Manne gehört haben (?), er schrieb aber 1730 und Letzner schon 1606!

gab dem Pfahl einen derben Schlag mit seinem Stocke. Aber wie erschrak der Mann, als der Wegweiser kläglich aufschrie und mit seiner lebendig gewordenen Hand ihm eine Ohrfeige gab, daß er über und über stürzte. Der Bauer raffte sich auf, nahm die Rockschöße unter'n Arm und lief, was er laufen konnte, dem Dorfe zu. Nachher ist er aber immer weit um den Wegweiser herumgegangen.

Als Hans mit dem Hütchen den vermeissenen Küchenjungen in den Kessel gesteckt hatte und von der Wintzenburg weggezogen war, ging er nach Hildesheim zu einem Domherrn ins Haus. Da hatte er aber so faule Tage, daß er ganz mißmuthig wurde. Wenn man verstohlen in die Waschküche blickte, so konnte man ihn dort auf einer Tonne sitzen und gähnen sehen. Er hatte lange Hosen und eine kurze grüne Jacke an und den Wünschelhut immer auf dem Kopfe. Als es ihm nun gar zu langweilig bei dem Domherrn wurde, zog er ins Zwergloch bei Hildesheim, da ist er König gewesen bis auf den Tag, an welchem alle Zwerge auswanderten.

1083. Ablieferung von zwei Hähnen, jeden in einem Strohhute, am heil. Dreikönigstage vor Sonnen-Aufgang an die Stadt Walsrode.

(S. Neu. Arch. Bd. III. S. 210 ꝛc.)

Der Herzog Georg Wilhelm zu Zelle ist ein passionirter Jäger gewesen und hat sich oft von Zelle aus mit seinen Jagdfreunden nach Walsrode begeben und sich dort aufgehalten, weil damals in dieser Gegend sehr viel Wildpret vorhanden war. Man nennt auch noch hier in der Nähe den Thiergarten, obwohl kein Gehölz mehr da ist.

Als nun einst der Herzog bei dem Dorfe Bommelsen, in der Amtsvoigtei Fallingbostel mit seinem Gefolge auf die Jagd gezogen war und seine Hunde im Verfolgen des Wildes den Feldfrüchten in der dortigen Gegend vielen Schaden zugefügt hatten, so standen die Vorfahren der beiden gegenwärtigen Hofbesitzer zu Bommelsen bei ihren Aeckern und trauerten über den an den Kornfrüchten erlittenen Schaden. Der Herzog, welcher der Jagd folgte, kam zufällig in ihre Nähe, gab sich ihnen zu erkennen und fragte sie, warum sie so niedergeschlagen dastünden? Die Antwort war: „Die Jagd über unsere Felder hat das darauf stehende Korn fast gänzlich vernichtet, wodurch wir außer Stand gesetzt werden, nicht einmal den Zehnten davon zu geben. Hierauf hat der gute Herzog zur Antwort gegeben: „Seid nur zufrieden, von jetzt an sollt Ihr steuerfrei sein, und werde ich Euch dieserhalb fernere Nachricht geben lassen.“ Nachdem ist ihnen denn, sowie es in dem hiesigen Stadtregister bis auf den heutigen Tag geschrieben steht, statt des Kornzehnten zur Pflicht gemacht: 1) In jedem Jahre am h. Dreikönigstage vor Sonnen-Aufgang liefern nach Walsrode die beiden Meier in Bommelsen, Dietrich Brunerhof und Jasper Petersen, ein jeder besonders, einen Hahn im Strohhute, so gewöhnlich von dem Rechnungsführer mit 3 Groschen einnahmlich berechnet worden, und zugleich an Gelde jeder 1 Thaler. 2) So oft ein neuer Bürgermeister eingesetzt wird, giebt ein jeder alsdann 3 Thaler 18 Groschen. 3) An Zehntgelde bezahlt ein jeder am Tage Mariä Reinigung 2 Thaler 9 Groschen. Dieses Onus wird dem jedesmaligen Rechnungsführer abgeliefert.

Damit nun die beiden Meier in Bommelsen nicht die festgesetzte Zeit zur Ablieferung des Hahnes und Geldes versäumen, so kommen sie schon am Abend vor heil. Dreikönige in Walsrode an, um mit Tagesanbruch sich ihrer Pflicht zu entledigen.

1084. Der Spruch von Alfeld.

(S. Holling, Einl. z. Historie d. Hochstifts Hildesheim S. 53.)

Nachdem Herzog Otto von der Leine, auch der Quade genannt, die Harzburg erobert hatte, aber von dem Bischof Gerhard von Hildesheim verhindert wurde, diese Burg zu halten, griff er am Tage Allerheiligen die Stadt Alfeld an und eroberte dieselbe, da die Einwohner sich keines Einfalls versahen. Davon sind folgende Reime übrig:

Ein Ring, drey Würste
Ein L', Otto Füreste
Zwey X, eins davon ich melde
Allerheiligen verloren Alfelde.

Es soll dies heißen, die Stadt sei 1369 verloren gegangen, weil man dies mit römischen Ziffern also schreibe: CID. CCC. LXIX.

1085. Kaiser Ludwig baut Hildesheim.

(Nach Botho in d. Sassenchronik bei Grimm, Deutsche Sagen 462. Bd. II. S. 129. Anders bei Seifart, Sagen d. Stadt Hildesheim Th. I. S. 3 ꝛc. 172 ꝛc. [Göttingen 1854.])

Da wo jetzt Hildesheim steht, war früher Alles „Wool", vor dem Dammthore und bei St. Michaelis ist noch Holzung gewesen, als die Stadt schon erbaut war; darum heißt die Straße bei St. Michaelis noch heute „der Wool." Nun traf es sich, daß gerade dieser Wool vom deutschen Kaiser Ludwig oft des Jagens wegen besucht ward. Einst begab es sich, daß er auch hier jagte, er verfolgte hitzig einen weißen Hirsch, und ob er wohl ein sehr schnelles Roß hatte, so war doch der Hirsch noch flinker, er lief über Berg und Thal, sprang über die Innerste und schwamm durch, der Kaiser immer hinterdrein, sprang auch ins Wasser, verlor aber dabei sein Pferd und seine Hunde; der Hirsch entkam und der Kaiser schleppte sich müde und matt noch eine Strecke weiter unter einen hohlen Baum um auszuruhen. Er führte aber allezeit ein Marienbild an seinem Halse mit sich, er legte dies inzwischen auf einen Stein, und als er es wieder an sich nehmen wollte, vermochte er es nicht von der Stelle zu bringen. Da fiel der Kaiser auf die Kniee und betete zu Gott, daß er ihm kund thät, ob er einer Missethat schuldig sei, deswegen das Bild nicht von dem Steine weichen wolle? Da hörte er eine Stimme rufen, die sprach: „So ferne und weit ein Schnee fallen wird, so groß und weit sollst Du einen Thumb bauen, zu Marien Ehren!" Und alsbald hob es an vom Himmel zu schneien auf die Stätte. Da sprach Ludwig: „Dies ist Hilde Schnee und es soll auch Hildeschnee heißen." So weit nun der Schnee gefallen war, stiftete er einen Kirchenbau, unserer lieben Frauen zu Ehren, und Günther war der erste Bischof, den er darin bestätigte. Also bekam der Dom und die Stadt den Namen nach dem Schnee, der „do hilde (schnell)" fiel, das ward genannt Hildeschnee und dann Hildesheim.

1086. Der Rosenstrauch zu Hildesheim.

(S. Grimm Nr. 463 S. 130.)

Als Ludwig der Fromme in der Winterzeit bei Hildesheim jagte, verlor er sein mit einer Reliquie angefülltes Kreuz, das ihm vor allen lieb war. Er sandte seine Diener aus, um es zu suchen, und gelobte, an dem Orte, wo sie es finden würden, eine Kapelle zu bauen. Die Diener verfolgten die Spur der gestrigen Jagd auf dem Schnee, und sahen bald aus der Ferne mitten im Wald einen grünen Rasen und darauf einen grünenden wilden Rosenstrauch. Als sie ihm näher kamen, hing das verlorene Kreuz daran; sie nahmen es und berichteten dem Kaiser, wo sie es gefunden. Alsobald befahl Ludwig, auf der Stätte eine Kapelle zu erbauen und den Altar dahin zu setzen, wo der Rosenstock stand. Dieses geschah, und bis auf den heutigen Tag grünt und blüht der Strauch und wird von einem eigens dazu bestellten Manne gepflegt. Er hat mit seinen Aesten und Zweigen die Rundung des Doms bis zum Dache überzogen.

1087. Der Ursprung des goldenen Domthurms zu Hildesheim.

(Nach Elbers, Histor. Chronik von Hildesheim bei Seifart I. S. 66 ꝛc.)

Herzog Magnus von Braunschweig fiel im Jahre 1367 mit einem großen Heere und mächtigen Bundesgenossen in das Stift Hildesheim und verheerte das ganze Land aufs Furchtbarste. Da sammelte der Bischof Gerhard seine streitbaren Männer um sich und zog auf sein Recht und die heil. Jungfrau vertrauend muthig dem bei weitem überlegenen feindlichen Heere entgegen. „O, heilige Jungfrau", rief der Bischof als er an der Spitze seiner Mannen einherzog, „heute kommt es auf Dich an, ob Du unter einem Strohdache oder unter einem goldenen Dache wohnen willst; siegen die Feinde, so werden sie den Wohlstand der Stadt und der Kirche vernichten und wir werden nicht mehr die Mittel haben, Deinen Tempel würdig zu schmücken, giebst Du uns aber den Sieg, so fällt großes Gut in unsere Hände, und dann sollst Du unter einem goldenen Dache wohnen!" — Als nun die Truppen des Bischofs in der Gegend von Dinclar den übermächtigen Feind in seiner Siegesgewißheit jubelnd heranrücken sahen, da wurden Viele verzagt, aber Gerhard richtete ihren Muth wieder auf und rief, indem er seinen linken Aermel schüttelte: „Lieben Leute trauert nicht, hier habe ich noch tausend Mann in meinem Aermel!" Der Bischof hatte nämlich das größte Heiligthum der Stadt, das von Ludwig dem Dome vermachte Reliquiengefäß in seinem Aermel. — Nach diesen Worten ihres Führers waren die Krieger gewiß, daß die Hilfe der heiligen Jungfrau mit ihnen war, gewaltig andrängend setzte das kleine Häuflein in den mächtigen Feind und nach kurzem Kampfe bedeckten 1500 Feinde, unter ihnen viele Ritter und Edele die Wahlstatt. Was von den Feinden noch auf den Beinen war, suchte sein Heil in der Flucht und das ganze Lager fiel mit seinen Schätzen in die Hände der Hildesheimer. Von diesem Gute nun ließ der Bischof, seinem Gelübde getreu, das goldene Dach machen, welches noch heute den östlichen Domthurm schmückt.

1088. Das Steinigen des Jupiter auf dem kleinen Domhofe in Hildesheim.

(Nach Schulz in Koken u. Lüntzel's Mittheilungen Bd. II., bei Seifart I. S. 123 ꝛc.)

Zum Andenken der abgeworfenen Irmensäule wurde zu Hildesheim seit der Mitte des 14. Jhdts. bis nach dem Jahre 1742 regelmäßig jährlich

am Sonnabend vor Lätare, auf dem kleinen Domhofe folgendes Schauspiel gehalten. Es kommt an diesem Tage dahin ein besonders dazu bestellter Bauersmann, der bringt einen langen hölzernen Klotz, eines Mannes hoch, und dabei ein ausgeschnittes Stück Holz, in Gestalt eines Kegels mit sich, setzt das große Holz auf die Erde und das kleine kegelförmige oben darauf. Dann kommen ein Haufen Jungen und Buben zusammen, werfen mit Steinen und Stücken, daß sie den Kegel, wodurch der Götze der alten Heiden bedeutet wird, herabwerfen mögen. Dann kommen Andere und setzen den Kegel wieder darauf, gleichwie auch die Sachsen ihren niedergeworfenen Götzen oftmals wieder auf und angerichtet haben, bis endlich Alles in Stücken geworfen oder weggeschleppt worden. Beim Steinigen des Jupiter wurde aber von den Schülern des ehemaligen Jesuitencollegii so viel Unfug getrieben, daß nicht selten schwere Verwundungen vorfielen. Im Jahre 1743 ward also die ganze Sitte abgeschafft und auch die Holzlieferung in eine Geldrente von 19 Gr. 4 Pf. verwandelt.

1089. Der Mairitt.

(Nach Lüngel bei Seifart I. S. 127 ꝛc.)

Eine alte bürgerliche Gewohnheit war der sogenannte Mairitt zu Hildesheim, welcher am jedesmaligen Pfingstabend vorgenommen zu werden pflegte. Es ward vorher ein junger Bürger zum Maigrafen des Jahres vom Niedermeisteramte vorgeschlagen und vom Magistrat aus etlichen erwählt und bestätigt. Derselbe ward am angegeben Tage von seinen Verwandten und Mitbürgern zwischen den beiden Herrn Niedemeistern und vorreitendem Stallmeister und reitenden Dienern hinaus nach Uppen und der Ilsede begleitet, woselbst die Holzgeschwornen der benachbarten Dorfschaften denselben ein Fuder Mai, soviel als vier Pferde auf einmal aus dem Holze ziehen und fahren können, zu hauen anweisen; dabei aber ihre alte Holzgerechtigkeit streng observiren, also daß dieselbe um einen oder den andern Excess harte Strafe dictiren. Wenn nun der Mai aus dem Holze heraus und zu Uppen in dem Passe angefahren ist, so wurde daselbst von dem Maigrafen den committirenden Freunden, Bürgern, Fuhrleuten und dem Convoi von der Stadtsoldateska, welche da paradirte und Salven gab, eine Collation an Essen und Trinken präsentirt, bis etwa Nachmittags zu drei oder vier Uhr derselbe Maigraf mit einem Maikranz am Hasse gezieret, wieder unter Lösung des Geschützes und Abblasung der Musikanten hereinbegleitet, der Mai unter die Herren des Raths und nächsten Freunde theils auch in Kirchen vertheilt und herumgeschickt wurde. An dem Tage nach den Feiertagen ward der Maigraf von dem Magistrat von dem Rathhause unter Trompeten- und Paukenschall auf den Rathsweinkeller geführt und dort bewirthet. Dieser Mairitt ist indessen, nachdem er zuletzt nur noch alle 7 oder gar nur alle 14 Jahre abgehalten worden war, im Jahre 1782 gänzlich abgeschafft worden.

1090. Akenfahrt und Schildbaum.

(S. Seifart Th. I. S. 136.)

Bis zum Jahre 1545, wo die Sitte aufhörte, weil die Stadt Hildesheim fast gänzlich den protestantischen Glauben angenommen hatte, ward alle

7 Jahre auf dem Markte daſelbſt ein Baum oder Pfahl aufgepflanzt, an welchem ein Schild mit einer Inſchrift hing und durch welche zu einer ſogenannten Akenfahrt oder Wallfahrt nach Aachen aufgefordert ward.

1091. Rettung durch Todte.

(S. Seifart Th. I. S. 16.)

Im Dome zu Hildesheim ſieht man über einer der nördlichen Eingangsthüren ein ſchauerliches Gemälde; ein Geiſtlicher im biſchöflichen Gewande ſteht predigend auf einer Kanzel und ringsumher erheben ſich die in der Kirche begrabenen fleiſchloſen und halbverweſten Todten aus den Gräbern. Das Bild erzählt eine Begebenheit, die einſt in der Kapelle zu Luzienvörde geſchehen iſt.

Ein frommer und heiliger Biſchof zu Hildesheim hatte vor ſeinen aufrühreriſchen Unterthanen aus der Stadt flüchten müſſen. In dem benachbarten Kirchlein zu Luzienvörde ſuchte er Schutz vor den Verfolgern und beſtieg die Kanzel, um die nachdrängenden Rebellen noch einmal eindringlich von ihrem böſen Thun abzumahnen. Die Rebellen aber richteten ihre Gewehre auf den heiligen Mann und da dieſer unter den Lebenden Keinen ſah, der zu ſeiner Hilfe bereit war, ſo rief er: „Ihr Todten, ſteigt aus Eueren Gräbern und ſteht mir bei!“ Kaum war das Wort geſprochen, da that Gott ein Wunder, und zum Grauſen der böſen Verfolger erhoben ſich unter ihren zitternden Füßen die Grabſteine und drohend ſtreckten ſich fleiſchloſe Arme den Rebellen entgegen. Da flüchteten dieſe eilends aus der Kirche, baten unter vielen Thränen den Biſchof um Verzeihung und führten ihn im Triumph in die Stadt zurück.

1092. St. Vitus.

(S. Seifart Th. I. S. 17.)

Ein armer Tagelöhner, der oft den Chriſtus bei Prozeſſionen und geiſtlichen Schauſpielen vorgeſtellt hatte, und überhaupt ein ſehr frommer Mann war, ſtarb und hinterließ ſeinem Sohne, außer einem alten Schubkarrn und ein Paar wackligen Stühlen und Tiſchen nichts als ein hölzernes Bild vom h. Veit. Den heiligen Vitus, der nicht von dem Chriſtenglauben hatte laſſen wollen, hatten die grauſamen Heiden dazu verdammt, ſich lebendig in einen Keſſel voll ſiedenden Oels zu ſtellen. So war denn der „Sünte Vit“, den der Tagelöhner ſeinem Sohne hinterließ, auch in Holz abgebildet und ſeine Füße ſtanden in einem großen Klotz, der wie ein Keſſel geſtaltet war. Der Sohn war indeß lange nicht ſo fromm als der Vater, er warf den heiligen Veit als ein nutzloſes Ding in den Stall und gedachte ihn im Winter als Feuerholz zu verwenden. An einem kalten Wintertage wollte er denn auch ſeinen Vorſatz ausführen, legte den heiligen Veit auf den Sägebock und ſetzte die Säge an, um ihm zuerſt den Klotz von den Füßen zu ſägen. Das ſah eine arme Frau, welche mit in dem Hauſe wohnte, und ſchrie den gottloſen Menſchen an, „ob er ſich denn nicht der Sünde fürchte, er ſolle einhalten, ſie habe zwar ſelbſt nichts übrig, aber ſie wolle ihm doch vier Mariengroſchen für den Sünte Vit geben.“ Das ging der Mann ein und verkaufte den Heiligen. Die Frau trug den Gemißhandelten in ihre Stube und ſah

zu ihrer Betrübniß, daß das eine Bein bereits durchgefägt war. Sie holte nun Leim herbei, um den Schaden wieder gut zu machen, aber als sie an dem Beine drückte und bog, da brach auf einmal der ganze Klotz ab, rollte mit heftigem Gepolter durch die Stube und o Wunder! Hunderte von Goldstücken rollten aus seiner Höhlung hervor. Nun wurde die Frau steinreich. Den h. Vitus aber ließ sie vergolden und ihn statt des hölzernen Kessels einen ganz silbernen machen.

1093. Die Entstehung des Bernwardkreuzes.

(Nach Seifart I. S. 22. 180.)

Der h. Bernward saß in einem Thurmgemach der von ihm erbauten Michaeliskirche und arbeitete an dem schönen Kreuze, welches noch heute vom ihm im Dome zu Hildesheim aufbewahrt wird. Er dachte darüber nach, wie er einen dreifachersplitterten Spahn vom Kreuze Christi, welchen ihm seinem Lehrer der Kaiser Otto geschenkt hatte, so in vier gleiche Theile zerlegen könne, daß jeder Arm des Kreuzes einen Theil der kostbaren Reliquie enthielte. Da legte auf einmal eine unsichtbare Engelshand den vierten Theil des Spahnes in seine Hände, so daß er nun ein gleiches Stück für jedes Ende des Kreuzes hatte, wie dasselbe noch jetzt beschaffen ist.

1094. „Dat is de Garenmate."

(Nach Seifart I. S. 40.)

Am Rathhause zu Hildesheim finden sich auf der Seite nach der Marktstraße zu die Worte eingehauen: „Dat is de Garenmate." Daran hat ein geiziger Kaufmann Schuld, der einen großen Garnhandel hatte und die Leute übervortheilte. Kaufte er den armen Leuten ab, so konnte er das Maß nicht groß genug bekommen, verkaufte er aber, so verkürzte er das richtige Maß. Als nun dieser Kaufmann gestorben war, trat er des Nachts vor das Bett seiner erschrockenen Frau und jammerte, daß er so viel Pein in der Hölle erleiden müsse, weil er immer unrichtig gemessen habe, und warf eine eiserne Elle mit den Worten auf den Tisch: „Dat is de Garen Mate." Dann ermahnte er die Frau, doch ja immer nach diesem richtigen Maße zu kaufen und zu verkaufen, damit es ihr dereinst nicht ergehe wie ihm. Darauf verschwand der Mann und die Frau hatte vor Schrecken beinahe den Tod. Am andern Morgen fiel ihr erster Blick auf den Tisch, auf welchen ihr Mann die Elle geworfen hatte. Aber es war keine Elle zu sehen, statt dessen sah die Kaufmannsfrau eine ellenlange Ritze im Tische, als ob sie hineingebrannt wäre; dieselbe Ritze ging auch unter dem Tische durch den Fußboden und durch alle Decken des Hauses bis auf die Diele, wo sie so tief eingebrannt war, daß man den Grund nicht sehen und auch mit dem längsten Stock nicht fühlen konnte. Die Frau konnte in ihrer Seelenangst die Geschichte nicht verschweigen, und als der Magistrat die Sache erfuhr, ließ er von einem Rathsdiener die Länge der eingebrannten Ritzen messen und diese stimmte genau mit dem gebräuchlichen richtigen Garenmaß. Da ließ der Magistrat zum ewigen Gedächtniß und Warnung jene Worte in einen Stein der Rathhausmauer hauen.

1095. Das geopferte Huhn.

(Nach Seifert I. S. 42.)

Auf dem Lamberti-Kirchhofe zu Hildesheim liegt ein Schatz vergraben, der brennt alle 99 Jahre in der heiligen Christnacht. Aber nicht Jeder kann ihn sehen. Wer ihn brennen sehen will, muß mit einem kohlschwarzen Huhn dreimal um die Kirche gehen und sich durch nichts irre machen lassen. Ist man zum dritten Male herumgekommen, so schlagen die Flammen lichterloh aus der Erde, dann muß man das Huhn dem Bösen opfern und rückwärts sehend in die Flammen werfen. Nun war aber vor langen Jahren eine Frau auf der Knollenstraße, die wußte das und wollte den Versuch machen, den Schatz zu heben. Sie nahm also in der Christnacht ein kohlschwarzes Huhn, das sie sich aufgezogen hatte, unter den Arm und ging auf den Lamberti-Kirchhof. Nachdem sie drei Vaterunser gebetet hatte, fing sie ihren Gang an. Als sie nun zum ersten Male an die Ecke kam, wo die Sacristei ist, hätte sie bald vor Schreck das Huhn fallen lassen, denn an der Ecke stand ein längst verstorbener Nachbar und sagte: „Guten Abend, Liesbeth, nimm mich mit, mich friert's." — „In Gottes Schooß ist es warm", sagte die Frau und ging weiter. Da flogen blaue Funken aus der Erde, auf der Stelle, wo der Schatz lag. Die Frau ging nun zum zweiten Male herum, und als sie an die Stelle kam, wo der todte Nachbar lag, da bebte ihr erst recht das Herz, denn jetzt stand ein kohlschwarzer Hund mit glühenden Augen da, der that seinen Rachen auf und rief: „Nimm mich mit, mich friert's" — „In der Hölle ist es heiß", antwortete die Frau und ging weiter. Nun schlugen helle Flammen an der Stelle empor, wo der Schatz lag, und die Frau dachte: „Gottlob, nun brauche ich nur noch einmal herum!" Sie trat nun auch den dritten und letzten Gang an, da stand auf einmal auf der gefährlichen Stelle der Böse selbst und brüllte: „Nimm mich mit, nimm mich mit, sonst bist Du mein!" — „Das Huhn ist Dein!" rief die beherzte Frau, lief ohne sich umzusehen, auf die hellen Flammen zu, die jetzt über dem Schatze aus der Erde flackerten, und warf das Huhn in die Gluth. In demselben Augenblicke aber war Alles verschwunden, und der Frau wurde es in der stockfinstern Nacht mit einem Male so grausig, daß sie sich nicht weiter nach dem Schatze umsah, sondern so schnell sie konnte, nach Hause lief und sich tief unter die Bettdecke verkroch.

1096. Der verzauberte Ring.

(S. Seifart Th. I. S. 179.)

Zu einem jüdischen Handelsmann auf dem Lappenberg kam ein vornehmer Christ und versetzte einen kostbaren Ring. Als nun der Jude einige Tage nachher den Ring besucht, findet er statt des Ringes einen zusammengekrümmten häßlichen Wurm. Wüthend warf Pessche, des Handelsmanns Frau, den Wurm ins Feuer, aber sogleich pocht der vornehme Christ an die Hausthür, hält den versetzten Ring in der Hand, zittert am ganzen Leibe und sagt, er habe den Ring aus Versehen wieder mitgenommen. Der Handelsmann nimmt höflich den Ring wieder in Empfang, ruft aber, nachdem er die Thüre geschlossen, dem sich entfernenden Herrn aus dem Fenster nach: „Wenn der Ring wieder ein Wurm wird, wirft ihn Pessche wieder ins Feuer." Da ist der Ring nicht wieder zu einem Wurm geworden.

1097. Die schreiende Schlange.

(S. Seifart Th. I. S. 13.)

Wer aus einer Schlange das Fett bratet und sich damit bestreicht, wird stark wie ein Löwe. Das hatte der kleine Jude Veitel, den die Studenten auf dem Domhofe immer Moritz machen *) ließen, auch gehört und dachte sich auf diese Weise an ihnen rächen zu können. Veitel fing also in der alten Mauer am Kehrwieder-Wall eine Schlange und brachte sie seiner Schabbesfrau (die christliche Aufwärterin, welche am Schabbes die Bedienung der jüdischen Familien übernimmt) zum Braten, denn die Juden dürfen keine Schlange in ihr Geschirr nehmen. Auch die Schabbesfrau wollte erst nicht daran und so gab ihr denn Veitel einen Gulden und die Frau warf die Schlange in die Pfanne. Da schrie aber auf einmal die Schlange in der Schüssel: „Schma Jesröel! Schma Jesröel!" Da merkte Veitel auf einmal, welche große Sünde er gethan hatte, und dachte nicht mehr daran, daß er stärker werden wollte, als ihn Gott gemacht hatte.

1098. Die Schlange mit der goldenen Krone.

(S. Seifart Th. I. S. 14.)

Lange vor der westphälischen Zeit saß eine große rothe Schlange mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe im Walle am Hagenthore. Kinder, welche dort Veilchen suchten, sahen sie einmal in der Sonne liegen, und liefen vor Angst und Entsetzen davon. Nur ein Junge war beherzt, nahm einen Stein und warf damit nach der Schlange und traf die goldene Krone, daß sie herabflog. Da huschte die Schlange mit einem kläglichen Geschrei in den Wall und ist niemals wieder gesehen worden. Die goldene Krone aber ist in den Stadtgraben gefallen, wo sie noch liegt, denn so viel man auch nach ihr gesucht hat, Niemand hat sie wiederfinden können. Der Junge aber, der den Stein nach der Schlange geworfen hatte, hat es später oft bereut, denn er hatte von Stund an einen lahmen Arm, den er auch mit ins Grab genommen hat.

1099. Die Hildesheimer Jungfer.

(Nach Seifart Th. II. S. 3 ꝛc. u. Müller u. Schambach, Niedersächs. Sagen S. 18 ꝛc.)

Auf den Hildesheimischen Fahnen und Stadtwappen steht die Hildesheimische Jungfer (in roth und gelb gekleidet, den Hildesheimischen Stadtfarben) mit einem Kranze in der Hand. Ueber die Entstehung dieses Wappens erzählt man aber folgende Sage. Es lebte einst zu Hildesheim ein schönes und reiches Edelfräulein, um welches viele Grafen und Ritter der ganzen Nachbarschaft freiten. Indessen holten sich die Meisten Körbe, denn das Fräulein hatte sich heimlich mit einem jungen Ritter, der der Dienstmann eines benachbarten Fürsten war, verlobt. Allein dieser Letztere sollte von diesem heimlichen Verlöbniß nichts erfahren, und deshalb pflegten die beiden Liebenden sich zuweilen in dem großen Hildesheimer Walde zu treffen, der damals noch bis an die Stadt ging. Eines Tages ging das Fräulein auch zu einer solchen Zusammenkunft hinaus in den Wald und suchte die große Linde auf,

*) Eigentlich „Morth machen" d. h. eine gezwungene Verbeugung machen.

wo ihr Geliebter gewöhnlich auf sie zu warten pflegte. Allein kaum war sie an der Grenze des Holzes angelangt, so zog ein schweres Gewitter herauf, sie eilte so schnell als möglich nach dem Baume zu, aber als sie endlich dort anlangte, da lag ihr Bräutigam leblos auf dem grünen feuchten Moose am Fuße des Baumes, der Blitz hatte ihn erschlagen. Da wußte das arme Mädchen vor Verzweiflung nicht, was sie thun sollte, sie zerraufte ihr Haar, weinte und schrie und lief blindlings und ohne Nachdenken immer tiefer hinein in das Dickicht. So mochte sie einen ganzen Tag in der Irre herumgelaufen sein, als sie endlich ermattet unter einem wilden Rosenstraucht niedersank und einschlief. Da erschien ihr im Traume die h. Jungfrau und sprach ihr Trost zu. Gestärkt erwachte sie und suchte nun den Rückweg nach ihrer Vaterstadt, allein sie fand sich in einer vollständig fremden Gegend und sah weder Weg noch Steg. Da fiel sie nieder auf die Kniee und betete zur h. Jungfrau und gelobte all ihr Hab' und Gut der Kirche zu schenken, sofern ihr die h. Jungfrau wieder auf den rechten Weg helfe. Kaum hatte sie dieses Gelübde gethan, als sie in weiter Ferne eine Glocke hörte, die rief ihr zu: „Kehre wieder! kehre wieder! kehre wieder!" Da lief die Jungfer, Gott dankend, den heiligen Klängen entgegen und je weiter sie vorwärts drang, desto deutlicher hörte sie die Glocke, bis sie aus dem dunkeln Wald kam und die schönen Felder und Gärten der Stadt zu ihren Füßen lagen. Da war es gerade acht Uhr Abends, doch das Fräulein mochte mehrere Tage im Walde herumgelaufen sein.

Die so wunderbar gerettete Jungfrau hielt nun pünktlich, was sie gelobt hatte. Sie beschenkte Kirchen und Klöster reichlich, vor Allem aber bedachte sie ihre liebe Vaterstadt und schenkte den Bürgern den ganzen Hildesheimer Wald, der ihnen, obwohl durch die viele Nutzung jetzt auf einige waldige Hügel zusammengeschrumpft, noch heute unentgeldlich Holz für den Winter liefert. Der Festungsthurm, auf dem die rettende Abendglocke hing, heißt seitdem und bis auf den heutigen Tag der „Kehre wieder!" Die Glocke selbst ward aber geweiht und in dem St. Lamberti-Kirchthurm aufgehängt. Damit nun die Glocke künftig auch andern verirrten Wanderern recht von Nutzen sein könne, so machte es die Jungfer fest, daß sie in den kurzen Tagen von Michaelis bis Ostern eine ganze Stunde und zwar Abends von 8 bis 9 Uhr geläutet werden solle. Auch machte sie ein Vermächtniß, laut welchem dem Läuter jährlich ein Paar Schuhe und ein Thaler bezahlt wird; und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Als in dem ersten Zehntel dieses Jahrhunderts von der westphälischen Regierung die Stifter und Klöster aufgehoben und überhaupt alle Stiftungen nicht mehr geachtet wurden, da hörte auch das Läuten mit der Jungfer-Glocke auf, allein von dem Augenblicke an fing dafür der Geist der zürnenden Jungfer in der Lambertikirche zu spuken; wenn der damalige Läuter auf den Thurm ging, bekam er rechts und links von unsichtbaren Händen Ohrfeigen und dies dauerte so lange, bis die alte Bestimmung wieder hergestellt wurde. Es soll aber die Jungfrau noch eine zweite silberne Glocke zum Andenken an ihre Rettung haben gießen lassen, welche in der Michaeliskirche hing, als aber im Jahre 1803 die Preußen in das Stift kamen, da haben sie letztere heruntergenommen und die kleinen Silbermünzen, welche das Volk Stiefelknechte nannte, daraus schlagen lassen.

1100. Teufelshorn.

(S. Seifart Th. II. (Cassel u. Göttingen 1860) S. 12.)

Am Dome in Hildesheim sieht man in einem Mauerstein ein eingebranntes Horn, das soll vom horchenden Teufel herrühren. Einst predigte nämlich ein frommer Dominikaner im Dome von der Tücke und Bosheit des Teufels, und der Teufel, der davon Kunde bekam, wollte sich selbst davon überzeugen; er lehnte also den Kopf um zu horchen an die Mauer und hörte so seine eigene Schande. Da fuhr er mißmuthig ab, ließ aber den Abdruck seines glühenden Hornes in dem Steine zurück.

1101. Der Stein zu Hildesheim.

(S. Seifart Th. II. S. 10.)

Eine Straße in der Nähe des Dammthors in Hildesheim heißt der Stein, von einem großen Steine, welcher sonst an der Ecke dieser Straße, jetzt aber an einer andern Stelle derselben Stadtgegend liegt. Einige sagen, ein Riese habe ihn als Sandkörnchen aus seinem Schuh geschüttelt. Andere aber, der Teufel habe ihn einst nach dem gegenüberstehenden Materni-Kirchthurme geschleudert, aber das Ziel verfehlt.

1102. Das Schauteufelskreuz.

(S. Seifart Th. II. S. 7. 150 ꝛc. Müller und Schambach, Niedersächs. Sagen. Gött. 1855 in 8°. S. 156 ꝛc.)

An der Ecke des alten Marktes in Hildesheim steht ein uralter Stein mit einer betenden Figur: dieser Stein und der zunächst gelegene Platz heißt das Schauteufelkreuz. Dieser Name hat folgenden Ursprung. Vor vielen hundert Jahren stellten die Hildesheimer Bürger jährlich einen großen Fastnachtszug an, wobei viel Scherz und Muthwillen getrieben ward. Dem ganzen Zuge vorauf liefen die sogenannten Schauteufel, die als Teufel vermummt große Hörner auf dem Kopfe trugen und blutrothe Zungen aus den Mäulern hängen hatten. Nach einer Sage *) ist dieses Kreuz zur Erinnerung daran aufgerichtet worden, daß im Jahre 1428 eilf solche Schauteufel dort liefen und sich an Frauen und Kindern vergriffen, so daß in Folge dieser Unarten mehrere von ihnen erschlagen wurden. Nach einer anderen Erzählung aber schlug in dem genannten Jahre ein Gerberjunge einen der neckenden Schauteufel mit einer Kanne todt, und es wurde seitdem das Schauteufellaufen vom Rathe untersagt. Nach einer dritten Sage zog in jenem Jahre ein solcher Schauteufelzug durch die Straße, wo jetzt das Kreuz steht, da kam ein anderer Zug, der aber aus leibhaften Teufeln bestand, vom Markte her, allen voran stürmte der böse Feind daher und gab dem, welcher ihn nachäffte, eine solche Ohrfeige, daß er todt auf dem Platze blieb. Da riß Alles aus, was Beine hatte, und der hölliſche Spuk verschwand dann mit großem Lärm und Gestank in der Luft.

Andere erzählen, den Schauteufelstanz habe ein Schuster gestiftet, der vor vielen Jahren an der Ecke des alten Marktes wohnte. Dieser Schuster wußte vor Hunger und Kummer weder aus noch ein und faßte

*) S. Leibnitz, Script. Brunsvic. T. III. p. 261.

endlich den gottlosen Entschluß, einen Bund mit dem Teufel zu machen. Er stahl deshalb bei Nacht und Nebel von der Dombibliothek den Höllenzwang, der dort an einer Kette lag und beschwor den bösen Feind. Dieser, der nie lange auf sich warten läßt, wenn er eine arme Seele wittert, die er entführen kann, erschien auch bald und fragte nach seinem Begehr. Der Schuster verschrieb ihm gegen drei Himpten Geld seine Seele unter der Bedingung, daß ihm der Teufel die Seele lassen solle, wenn er nach Jahresfrist wiederkehre und finde, daß das ganze Geld bis auf Heller und Pfennig nur zu einem Gott wohlgefälligen Zweck angewandt sei. Das war der Teufel gern zufrieden und fuhr hohnlachend davon, denn er konnte wohl denken, daß der verhungerte Schuster, wenn er auch Kirchen und Klöster reichlich bedachte, doch einen großen Theil des Geldes für seinen bellenden Magen und seine durstige Kehle verwenden werde. Der Schuster aber war nicht von gestern und dachte bei sich: „Hast du so lange in Hunger und Kummer gelebt, so wirst du es auch noch ein Jahr aushalten", trug also seine drei Himpten Geld zum Goldschmied und ließ ein großes silbernes Kreuz davon machen; das nahm er mit sich zu Hause und erwartete nach Ablauf des Jahres ganz ruhig den Teufel. Dieser blieb auch nicht eine Minute länger aus, war aber sehr erstaunt, als er den halbverhungerten Schuster noch ebenso wie vor einem Jahre in seiner ärmlichen Schusterstube den Pechdraht ziehen sah. „Was hast Du mit dem Gelde gemacht?" fuhr ihn der Teufel an. „Schau, Teufel, dieses Kreuz!" rief der Schuster aufspringend und ihm das silberne Kreuz entgegenhaltend. Da zerschlug der Teufel bitter und böse ein Fach Fenster und fuhr fluchend und stinkend davon. Der Schuster aber lachte sich ins Fäustchen, ließ sein Kreuz wieder einschmelzen und war von nun an ein steinreicher Mann. Zum Danke für seine Erlösung aus des Teufels Krallen ließ er den Denkstein setzen, der noch heute das Schauteufelskreuz heißt.

1103. Die beiden Hände auf dem Pfaffenstieg in Hildesheim.

(S. Seffart Th. II. S. 22 ꝛc.)

An einem Hause im Pfaffenstieg sah man früher eine steinerne Hand, welche eine kleine, steinerne Säule umfaßt hielt. Das bedeutete die abgehauene Hand eines Falschmünzers, der vor vielen hundert Jahren in diesem Hause sein Wesen trieb. Mancher, der Nachts durch den Pfaffenstieg kam, hat diese Säule und diese Hand in feuerrothem Scheine glühen sehen. Jedesmal auf den Tag nämlich, an welchem der Falschmünzer seine Strafe erlitten, erglühte die Hand vor Mitternacht. An einem andern Hause im Pfaffenstieg sah man eine hölzerne Hand, welche ein Streichmaß hielt. Das war die verdorrte Hand eines Kornwucherers, welcher bei einer Theuerung armen hungernden Leuten gegenüber seine Hand zum Fenster herausgestreckt und geschworen hatte, daß er kein Korn mehr habe, „die Hand solle ihm gleich verdorren, wenn er mehr im ganzen Hause habe, als man von einem vollgeschütteten Himpten streichen könne." Kaum hatte der Bösewicht, der alle Kammern und Böden voll hatte, das Wort gesagt, als ihm Arm und Hand verdorrten.

1104. Die gläserne Kutsche.

(S. Seifart Th. II. S. 29.)

Es ist noch heutzutage kein Ort in der Stadt Hildesheim, wo es Nachts so still und grausig wäre, als bei der Pagels- oder St. Pauli-Kirche, in frühern Zeiten ist aber dies noch viel schlimmer gewesen, denn damals war dicht bei der Kirche, wo jetzt Göttings Garten ist, der Kirchhof, und dicht am Kirchhofe hin, gerade dem Kapuzinerkloster gegenüber, mußte man durch die enge düstere Petersilienstraße. Jede Nacht um die zwölfte Stunde kam nun aber eine gläserne Kutsche vom Pfaffenstiege über den Bohlweg durch die Kreuzstraße an dem alten Pulverthurm vorbei und hielt vor der Petersilienstraße still. Nun stiegen aber aus der Kutsche ganz still und stumm mehrere Leute in ganz altfränkischer Tracht und setzten auf die niedrige Kirchhofsmauer eine Mulde, in welcher ein blutendes Kind lag. Ein Messer stack dem Kinde aufrecht in der Brust. Im Umsehen stand auch ein Galgen da. Die stummen Leute ergriffen nun eine händeringende Frau, welche mit in der Kutsche gekommen war, und hingen sie an dem Galgen, gerade über der Mulde, in welcher das Kind lag, auf. Sobald dies geschehen war, stiegen die Leute wieder ein, die Kutsche fuhr davon, und wie das Rollen der Räder in der Ferne nach und nach verhallte, so zerfloß auch der Galgen und verschwand von der Mauer die Mulde.

1105. Die weiße Rose.

Wenn ein Domherr in Hildesheim sterben sollte, so wußte er dies schon drei Tage vorher, denn am Morgen des dritten Tages vor seinem Ableben fand er auf seinem Sitze im Chor eine weiße Rose; dann bestellte er sein Haus und bereitete sich zum Tode.

1106. Prallas, Kattenbrät und Top.

(S. Seifart Bd. II. S. 34.)

Am Hagenthor standen früher die Steinbilder von Prallas und Kattenbrät. Prallas war ein Bürgermeister in Hildesheim gewesen und hatte mit seinem Spießgesellen Kattenbrät die Stadt verrathen und den Feind zum Hagenthor hereinlassen wollen. Die Verräther aber wurden an ihrem bösen Vorhaben gehindert und zur Strafe in eisernen Körben am Thore aufgehängt, wo sie sterben und verderben mußten. Als sie nun umgekommen waren, stellte man zum ewigen Gedächtniß ihrer Verrätherei ihre Standbilder auf der Stadtmauer am Hagenthore auf. Da standen sie Jahrhunderte lang und wurden von den Kindern mit Steinen geworfen. Auch liefen, so lange die Bilder standen, jedesmal am Charfreitags-Mittag die Kinder der ganzen Stadt vor dem Hagenthor zusammen, denn dann hieß es, würden die Steingebilde Schlag zwölf Uhr auf eines Hahnschrei's Länge lebendig und kehrten ihre sonst abgewandten Gesichter der Stadt zu.

Ein ganz anderer Mensch war aber der gute Top, dessen Steinbild auch in einer Mauernische stand, gegen seine Vaterstadt gewesen. Derselbe war der Junge eines Büchsenmachers gewesen und hatte bei einer grausamen Belagerung den Stadtvertheidigern mit größter Lebensgefahr so fleißig Kanonen-

kugeln zugereicht, daß es endlich gelang, den stürmenden Feind abzuschlagen. Zum ewigen Gedächtniß steht noch heute sein Standbild im Garten des Arneken-Hospitals.

1107. Der Stein an der St. Godehardi-Kirche.

(S. Seifart Bd. II. S. 35.)

Aus der Mauer der St. Godehardi Kirche hängt schon seit lieben langen Jahren ein Stein. Einige sagen, er sei vom Blitz aus den Fugen gebracht, Andere meinen, Pappenheim habe ihn mit einer Kugel getroffen. Wenn dieser Stein erst aus der Mauer fallen sollte, so kommt die Kirche an die Lutheraner.

1108. Der große liebe Gott in der St. Godehardi-Kirche.

(S. Seifart Bd. II. S. 35. Müller u. Schambach S. 26.)

Der große liebe Gott *) (d. h. ein Crucifix), der neben der Orgel in der St. Godehardi-Kirche hängt, ist so groß wie ein Riese. Keiner weiß, wo er gemacht ist, denn er ist einmal bei einer Ueberschwemmung auf der Innerste hergekommen. Als er aber beim Godehardi-Kloster angekommen war, drehte er sich immer auf dem Wasser herum und wollte nicht weiter schwimmen. Da fischte man ihn auf und brachte ihn in die Kirche. Schon viele hundert Jahre hatte er aber hier gehangen, als die Franzosen kamen und aus der Kirche ein Heumagazin machten. Dabei war ihnen aber der große liebe Gott im Wege, schon machten sie sich daran, ihn von der Wand zu reißen, aber kaum hatten sie ihn angerührt, als er herabfiel und zwei von den gottlosen Franzosen erschlug. Seitdem hat man ihn wieder aufgehängt und Niemand wieder seine Hände an ihn gelegt.

1109. Fastenlaken.

(S. Kratz, Der Dom zu Hildesheim Bd. II. S. 223—236. Seifart Bd. II. S. 89.)

Zu den Merkwürdigkeiten des alten Doms zu Hildesheim gehört auch die kunstvoll gearbeitete steinerne Gitterwand vor dem hohen Chor. Während der vierzigtägigen Fasten hängt von derselben ein oben an dem Deckengewölbe befestigtes, auffallend großes Drell-Laken herab. Dies ist das Laken, welches die zu Cöln von den Todten wieder auferstandene Frau aus dem von ihr seit diesem Tage gesponnenen Garn hat weben lassen und dem Dome zu Hildesheim verehrte.

1110. Der Judenkopf.

(S. Seifart Bd. II. S. 90.)

Zu den Wahrzeichen der Stadt Hildesheim gehört auch der schnappende Judenkopf über der Uhr des Rathhausthurms. Dieser Kopf sitzt dort zum Andenken an einen Juden, welcher einst die Stadt verrathen wollte, jedoch an seinem bösen Vorhaben verhindert und auf dem Rathhause eingekerkert ward, wo man ihn dann in seinem Gefängniß Hungers sterben ließ. Früher zeigte man auch auf dem Rathhause ein Bret, welches das Luftloch eines Kerkers schloß; das Bret war auswendig mit einem wohlgestalteten Judenkopf bemalt, auf der nach dem Kerker zugewendeten Seite aber zeigte es das gräßlich verzerrte Gesicht des verhungerten Juden.

*) Aehnlich war der schwarze Herrgott zu Dresden (s. m. Sächs. Sagenschatz S. 94.)

1111. Die gespenstige Gans.

(S. Seifart Bd. II. S. 58.)

Ein Nachtwächter in Hildesheim sah, als er eben bei der Andreaskirche die zwölfte Stunde ausgerufen hatte, auf der Kirchhofsmauer eine große, fette Gans sitzen. Da dachte er, „wenn du keinen Herrn hast, so will ich dein Herr sein!“ nahm die Gans unter den Arm und trug sie nach seinem Hause. Unterwegs wurde die Gans aber immer schwerer und schwerer, so daß er sie kaum bis an seine Wohnung schleppen konnte. Er rief nun seiner Frau, welche mit ihm die schwere Gans in den Schweinestall brachte. Hierauf verriegelten sie die Thür und freuten sich nun beide auf den leckern Braten. Am andern Morgen stand auch der Nachtwächter ganz früh auf, wetzte sein Messer und ging vor den Schweinestall um die Gans zu schlachten. Aber wie erschrak er, als er statt der Gans ein altes, nacktes Weib darin fand, das ihn wie mit Katzenaugen grimmig ansah. „Toif! dö Dakhexe!“ ruft der Nachtwächter, als er sich von seinem Schrecken etwas erholt hatte, nahm eine Mistgabel und warf damit die Hexe über den Zaun. „Siehst Du“, sagte die Frau, „unrecht Gut gedeihet nicht!“ — „Das ist wahr“, sagte der Mann und hat nie wieder eine Gans von der Kirchhofsmauer mitgenommen. Wenn er aber des Nachts dort eine sitzen sah, so schlug er ein Kreuz und machte, daß er fortkam.

Eine Tagelöhnerfrau, welche mit einer Tracht Holz aus dem Itzuwer-Holze kam, und sich verspätet hatte, sah auf der Neustädter Kirchhofmauer dicht an der großen Linde eine schöne fette Gans sitzen. „Halt“, dachte die Frau, „heute ist Markttag gewesen, gewiß hat eine Bauerfrau die Gans dort vergessen, die schmeckt dir auch gut!“ Die Gans ließ sich ruhig greifen und auf die Kiepe setzen, unterwegs ward sie aber immer schwerer und schwerer, so daß sie die Frau nur mit Mühe und Noth zu Hause bringen konnte. Ihr Mann und ihre Kinder freuten sich über den schönen Fund und schlossen die Gans in den Stall ein. Nachts aber, als Alles schläft, erwacht die Frau durch ein Rascheln an ihrem Bette und eine Stimme sagt: „Bring mich wieder dahin, wo Du mich hergeholt hast!“ Zitternd und bebend steht die Frau auf, nimmt die Gans in die Schürze, und trägt das Thier wieder auf den Kirchhof, nie war ihr eine Last bis dahin so schwer geworden und so brachte sie sie nur unter Seufzen und Stöhnen an ihren alten Platz. Kaum war aber die Gans wieder auf ihrem Platz, so sank die Frau ohnmächtig zusammen; nach acht Tagen war sie todt.

1112. Das Wandelkreuz zu Hildesheim.

(S. Seifart Bd. II. S. 182.)

Im Dome zu Hildesheim befindet sich ein uraltes hölzernes Crucifix, welches aus den Wurzeln des wunderbaren Rosenstocks, von dem oben (S. 889) die Rede gewesen ist, geschnitzt sein soll. Seit uralten Zeiten mußten die Kapitularen jeden Morgen während der Charwoche dies Kreuz vom Altare nehmen und in das in der Vorhalle des Doms, dem sogenannten Paradiese, aufgebaute heilige Grab legen. Als man nun einstmals vergessen hatte, das Kreuz an die geweihte Stätte zu tragen, erhob es sich von selbst und wanderte dorthin. Seit jener Zeit heißt es „das Wandelkreuz.“

1113. Zwergsloch.

(Z. Schatz Bd. II. S. 54. I. S. 30.

Wenn man an der Innerste aufwärts von Hildesheim nach Marienburg geht, findet man etwa auf der Hälfte des Weges eine Höhle, welche das Zwergsloch heißt. In diesem Loche hatten die Zwerge sonst ihre Schmiede, davon ist es auch heutigen Tages noch so schwarz, sie schmiedeten aber nichts als Gold und Silber darin, und wenn sie fleißig arbeiteten, so wuchs von der Hitze unten auf den Feldern das Korn über dem Zwergsloch so, daß es eine Pracht zu sehen war. Weil aber die Zwergenkinder immer in die Erbsen gingen und die grünen Schoten stahlen, hat der Magistrat von Hildesheim die Zwerge verjagt, man weiß aber nicht, ob sie ganz fortgezogen sind, oder sich nur tiefer in die Erde verkrochen haben. Das Zwergsloch geht nämlich ein Paar Meilen weit unter der Erde weg. Die alten Leute erzählen, es habe einen Ausgang an dem sogenannten Knebel. An einem Pfingstmorgen sind auch einmal mehrere Jungen bei diesem Knebel in die Erde gestiegen und nach langer Wanderung zum Zwergsloche wieder herausgekommen. Als sie aber aus dem dunkeln Loche in den hellen Sonnenschein traten, blickten sie sich ganz verwundert einander an, denn sie waren alte Männer mit langen, greisen Bärten geworden. Als sie nun vor die Stadt kamen, wollte sie der Thorwächter nicht einlassen, denn sie sahen ihm gar zu abgerissen aus, und als sie ihre Namen nannten und nach ihren Angehörigen fragten, sagte der Thorwächter: „Ihr scheint mir Erzvagabunden und Schelme zu sein, denn die Leute, von denen Ihr sprecht, sind längst begraben, als ich noch ein kleiner Junge war!" Da weinten die Wanderer bitterlich, kehrten wieder um und man sagt, sie sind wieder ins Zwergsloch gegangen und wohnen noch darin.

Einst kam ein Musikant, der zu einer Kindtaufe auf der Mordmühle gewesen war, spät in der Nacht mit seiner Geige am Zwergsloche vorüber. Da sah er im Mondschein an dem Brinke vor dem Zwergsloche etwas Lebendiges sitzen. Der Musikant dachte, es wäre ein Räuber und fürchtete sich sehr, er wollte aber nicht merken lassen, daß dies der Fall sei, und schrie so laut als er nur konnte: „Heda, guter Freund, woher so spät noch? wollt Ihr auch noch in die Stadt? Kommt mit, in Gesellschaft wandert es sich besser." — „Gut, Du sollst Gesellschaft haben", versetzte das lebendige Ding und als es der Musikant nun recht besah, da war es ein uralter Mann, nicht höher als eine Elle. Da sagte der Musikant, der da dachte, mit so einem kleinen Manne könne er leicht fertig werden: „Du Knirps, was treibst Du Dich hier noch so spät herum und machst die Leute zu fürchten, mache daß Du in Dein Loch kommst, sonst sollst Du sehen, was geschieht!" Da antwortete der Andere: „Elender Erdenwurm, was unterstehst Du Dich, jetzt sollst Du Dir das Loch selbst ansehen!" Kaum hatte der Zwerg das Wort gesprochen, so fühlte sich der Musikant auch von unsichtbaren Händen gepackt und aufgehoben, er mochte sich noch so sträuben, er mußte mit hinein in das Zwergsloch und so ging es viele Meilen mit ihm tief unter der Erde fort. Da fing er an klein zuzugeben und bat die Zwerge weh- und demüthig, sie sollten ihm doch seine Frechheit verzeihen, er sei ja doch nur ein armer Spielmann, der eine Frau und neun lebendige Kinder zu ernähren habe.

Der alte Zwerg versetzte: „Es ist Dein Glück, daß Du Dein Unrecht einsiehst, darum soll Dir verziehen sein, Du sollst sogar noch Gewinn haben, wenn Du von dem, was Du siehst, reinen Mund halten wirst.“ Natürlich versprach der arme Kerl Alles zu thun, was die Herrn Zwerge verlangten und so kamen sie denn an ein großes Thor, vor dem ihn seine unsichtbaren Träger absetzten. Dasselbe öffnete sich und er sah sich in einer großen Halle, deren Wände von Gold und der Fußboden von Silber war und in der der Glanz der Edelsteine, welche von der Decke herunterglänzten, das Licht von tausend Kerzen vertrat. Die Halle schien aber ganz leer, er sah Niemanden als den alten Zwerg darin. Dieser aber hieß ihn nach einem Throne, welcher am Ende der Halle stand, hingehen und dort seine besten Stücke aufspielen. Dies that er auch, er spielte einen Tanz nach dem andern, er hörte auch, wie in die Hände geklatscht wurde und wie unsichtbare Füße in der Halle herumtrampelten, aber er sah keinen Tänzer. Da faßte er sich Muth und sagte zu dem alten Zwerg, „ob er denn nicht einmal die Herren und Damen sehen könne, welchen er aufspielen müsse?“ — „O ja“, antwortete dieser, „das will ich schon möglich machen, setze einmal meinen Hut auf!“ Kaum hatte er aber den großen runden Hut auf den Kopf gesetzt, als er Tausende von ellenlangen geputzten Männchen und Weibchen erblickte, darunter Kinder nicht größer als sein Daum. Die kamen nun alle lachend und in die Hände klatschend auf ihn los, sprangen ihm auf den Nacken, zupften ihn bei den Ohren und bei der Nase und schleppten ihn unter großem Gelächter im Saal herum. Der Musikant lachte mit und jubelte, vorzüglich als man ihn an eine gedeckte Tafel führte, auf welcher Braten und Kuchen, Aepfel, Birnen und Nüsse in goldenen Schalen standen. Die Braten und Fische waren aber alle sehr winzig, so lag z. B. ein ganzer gebratener Ochse in einer Schüssel, der war aber nicht größer als ein Lamm. Nur die Weinflaschen und das Obst hatten die gewöhnliche Größe, denn Wein und Obst haben die Zwerge nicht selbst, sondern stehlen es erst den Menschen. Der Musikant machte sich nun sofort an die Speisen und die Zwerge wunderten sich nicht schlecht, als dieselben schnell unter seinen gierigen Zähnen verschwanden, dazu schenkten sie ihm tüchtig Wein ein und der alte Zwerg hieß ihm sich die Taschen voll Aepfel und Nüsse stecken und half ihm selbst die Taschen füllen. Schließlich aber wurden ihm die Beine und Zunge schwer und als die Zwerge mit ihm tanzen wollten, fiel er um. Mühsam richtete er sich wieder auf, es war Morgen, die Sonne schien, er aber war nicht mehr in dem gold- und silberstrahlenden Saale, sondern er sah weiter nichts als den grünen von Steinen übersäeten Brink, auf welchem er vor dem Zwergsloche saß, und zu seinen Füßen die Innerste mit ihren grünen Wiesen. Vor ihm aber stand ein Schäfer mit einer großen Heerde, der hatte ihn mit dem Fuße angestoßen und aus dem Schlafe geweckt. Der Schäfer aber, der ihn spöttisch fragte, wie er hierher komme und warum er an diesem kalten Orte die Nacht zugebracht habe, trug die Gesichtszüge des alten Zwerges. Es lief dem armen Musikanten eiskalt über dem Rücken, als derselbe ihm die Hand zum Morgengruß hinhielt, allein er wagte nicht, sie ihm zu verweigern, eilte aber dann, so schnell er konnte, seiner Heimath zu. Da fühlte er sich im Laufen durch etwas gehindert, was sich wie eine schwere Last an ihn hing, es waren seine Rocktaschen, deren Inhalt ihn zur Erde zog, er griff hinein und siehe, die

Aepfel und Birnen, welche er sich hineingesteckt zu haben erinnerte, waren zu Klumpen Gold geworden und nun strengte er sich erst recht an, so schnell wie möglich nach der Stadt zu kommen. Als er an dem Thor anlangte, war er so überglücklich, daß er gänzlich vergaß, daß er den Zwergen unverbrüchliches Schweigen über Alles, was er gesehen, angelobt hatte. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Thorschreiber von seinem Glück in Kenntniß zu setzen, und als er in die Taschen griff um ihm die goldenen Schätze, die er mitgebracht habe, zum Beweis der Wahrheit seiner Erzählung zu zeigen, zog er leider nur eine Hand voll ganz verschrumpfter und bald fauler Aepfel heraus und sah, daß er durch sein vorzeitiges Geschwätz selbst sein Glück wieder vernichtet hatte.

Man sagt übrigens, daß man noch heute zur Mittagsstunde einen Schäfer seine Heerde vom Zwergsloche nach der sogenannten Kerbe und von da wieder nach dem sogenannten Zwergsloche treiben sieht. Wenn es Eins schlägt, sind Schäfer und Schafe verschwunden. Das soll der Zwergkönig mit seinen Unterthanen sein, die er täglich einmal an die Sonne führt. Jetzt soll aber in dieser Kerbe der vom Kehrewieder weggebannte Hans Schaper, auch Schaperjohann genannt, sitzen.

1114. Lammspringe.

(Z. Seifart Th. II. S. 78.)

Der Ort Lammspringe hat seinen Namen nicht von dem kleinen Flüßchen Lamme, welches dort in der Nähe fließt, sondern von dem sogenannten Lämmchenborn, aus dem freilich jenes Flüßchen hervorsprudelt. Es stand nämlich vor uralten Zeiten auf der Stelle, wo jetzt das Lammspringer Mönchskloster sich befindet, ein Nonnenkloster. Einst kamen dort die frommen Schwestern in große Noth, weil in Folge anhaltender Dürre alle Brunnen versiegt waren und weder für Thiere noch Menschen das hinreichende Wasser beschafft werden konnte. Diese Noth schnitt einer Schwester recht tief in die Seele, als sie im Klostergarten lustwandelnd sehen mußte, wie Alles durch die anhaltende Dürre erstorben und verdorrt war; sie warf sich auf die Kniee nieder und flehte im inbrünstigen Gebet zu Gott, der Noth gnädig ein Ende zu machen und das ihm geweihte Haus mit Wasser zu versorgen. Kaum hatte die Nonne das Gebet vollendet und sich gestärkt erhoben, als ihr Blick auf ein Lämmchen fiel, das sie aufgezogen hatte und welches ihr wie ein Hündlein überall hin zu folgen pflegte. Das Lämmchen scharrte eifrig den Boden und plötzlich entsprang der Stelle, wo dasselbe gescharrt hatte, ein kräftiger klarer Quell. Da war der Noth für immer ein Ende und dieser ergiebige Quell sprudelt noch heute an demselben Orte hervor. Zum ewigen Gedächtniß des Wunders ward der Brunnen überwölbt und das Bild des Lämmchens, durch welches das Wunder geschehen war, ziert noch heute einen der bemoosten Steine des Brunnens.

1115. Die Stadt Einbeck.

(Z. Müller u. Schambach, Niedersächs. Sagen S. 17.)

Wenn man in alten Zeiten eine Stadt oder Burg erbaute, ward jedesmal ein kleines Kind lebendig mit eingemauert. So geschah es auch in Einbeck. Als der Bau der Stadt vollendet war, wurde ein anderthalbjähriges

Kind mit eingemauert; man legte daſſelbe zu dem Ende in eine Kiſte und gab ihm noch einen Zwieback mit. Da ſagte das Kind: „Nur einen Beck!“ Davon erhielt die neugebaute Stadt den Namen Einbeck.

Als die Einbecker den Thurm auf der Rieswort bauten, hatte gerade ein Mann ſein Leben verwirkt. Das Leben ward ihm nun zwar geſchenkt, allein er wurde auf Lebenszeit in den Thurm verwieſen, um als Wächter die Stadt und ihr Gebiet zu bewachen und die Annäherung von Feinden und Räubern durch Zeichen zu verkünden. Zu dem Zwecke mußte er des Nachts eine Laterne ausſtecken. Damit er nun in dem Thurme Geſellſchaft habe, wurde ihm eine Henne mit ihren zwölf Küchlein mit hinein gegeben.

In der Münſterkirche iſt ein Standbild des h. Alexander. Nach dem Volksglauben hat er in der Kapelle ein Bett, welches ihm die Magd des Küſters täglich machen muß. Am andern Morgen findet ſich ein Eindruck darin, als wenn das Standbild darin gelegen hätte und für das Mädchen liegen immer zwei (oder ſechs) Groſchen da. Macht ſie aber das Bett erſt am Abend, wird ſie mit Ohrfeigen empfangen.

1115. Das Wendfeld bei Einbeck.

(Z. Müller u. Schambach a. a. O. S. 31.)

Der Theil des Einbecker Holzes, welcher ſich links (öſtlich) von den Hubewieſen, vom Hubehauſe bis zum Greener Wege erſtreckt, iſt das ſogenannte Wendfeld. Früher war es Ackerland und gehörte zu der Braunſchweigiſchen Domäne in Greene. Da es die Einbecker lange Zeit in Pacht gehabt hatten, nahmen ſie es endlich als ihr Eigenthum in Anſpruch; zwar erhob die Braunſchweigiſche Rentkammer Einſpruch, allein das Gericht entſchied, die Einbecker ſollten noch eine Ernte davon haben, da beſäeten ſie es mit Eicheln und ſo blieben ſie Eigenthümer. Nach einer andern Erzählung hätte es aber zwei alten Nonnen gehört, die ſich früher in Brunſen aufhielten und es dieſer Gemeinde vermachen wollten, wenn ſie ſich verpflichten wolle, ſie bis zu ihrem Tode zu unterhalten. Als dieſe es ablehnten, machten ſie den Einbeckern denſelben Vorſchlag mit der Bedingung, daß wenn es einmal abgeerntet wäre, es wieder an Braunſchweig fallen ſollte, und nun beſäeten jene es mit Eicheln.

1116. Der Nonnenſtein in Fredelsloh.

(Z. Neues Vaterl. Archiv Bd. II. S. 185.)

In der Kirche zu Fredelsloh am Solling befindet ſich noch jetzt ein Denkſtein, 4 Zoll dick, 3 Fuß hoch und 2 Fuß breit, auf welchem drei Nonnen, von denen zwei die mittlere führen, ausgehauen ſind, von denen die mittlere ihrer Ahnung gemäß vom Blitze erſchlagen ward, während ihre beiden Begleiterinnen unbeſchädigt blieben. Sie hatte nämlich zweimal geträumt, nachdem ſchon drei Tage lang ein ſchweres Gewitter über dem damals dort befindlichen Kloſter gewährt, daß daſſelbe nicht eher [illegible] verziehen werde, als bis ſie vom Blitze erſchlagen worden ſei. Sie ward jetzt feierlich zum Tode geweiht, zwei Nonnen begleiteten ſie an den Hainenberg, ein furchtbarer Blitzſtrahl ſtreckte ſie todt darnieder, ihre Begleiterinnen kehrten unbeſchädigt zurück und augenblicklich war das Gewitter vorüber.

1117. Der goldene Ring der Grafen von Hoya.

(S. Hamelmann, Oldenburg. Chronik S. 21. Vaterländ. Archiv f. d. Königr. Hannover Bd. III. S. 157.)

Einem der Grafen von Hoya erschien zur Nachtzeit ein kleines Bergmännlein und bat, daß der Graf in der nächsten Nacht einen Einzug und Ablager von vielen Personen in seinem Schlosse gestatten möge, ohne daß weder er selbst noch seine Leute thun sollten, als ob sie es bemerkten. Erfülle er seine Bitte, so werde man sich dankbar bezeigen. Der Graf verspricht's, die kleinen Reisigen ziehen Nachts darauf ein und am nächsten Morgen erscheint das Bergmännlein, dankt und schenkt dem Grafen zum Lohne ein Schwert, einen Salamanderlaken und einen goldenen Ring, worin ein rother Stein, darin ein Leu gestochen war; alles mit dem Bedeuten, daß, so lange diese drei Stücke zusammenblieben, Einigkeit in der Grafschaft Hoya bestehen werde, wenn aber eins dieser Stücke oder alle abhanden kämen, dieses ein Unglück für die Grafschaft anzeige. Sobald nun danach einer der Grafen von Hoya dem Tode nahe gekommen, ist der rothe Leu erblichen. Unter der Regierung des unmündigen Grafen Jobst und seiner Brüder ist nun aber das Schwert und der Salamanderlaken abhanden gekommen, der Ring aber ist nachmals an eine von der Grafenfamilie derer von Hoya mütterlicher Seits abstammende Frau Anna Gosky, geborene Crull, gekommen und in der Familie Gosky zu Wolfenbüttel verblieben.

1118. Die Transfelder Hasenjagd.

(S. Vaterl. Archiv Bd. III. S. 305 ꝛc.)

Spottweise führen sonst die Transfelder den Namen „Hasenmelker" sowie die Göttinger den der „Gielef esser". Hierüber giebt es folgende Sage. Als der Herzog Wilhelm (nach andern Erich 1308?) zur Regierung kam, forderte er von den Göttingern die Zollgerechtigkeit zurück. Diese aber antworteten, sie wollten ihm lieber den Galgen abtreten, der vor ihrer Stadt stehe. Der Herzog nahm den Spott für Wahrheit und um sich von der Absicht der Göttinger zu vergewissern, stiftete er es so an, daß einer von seinen Leuten sich nach Göttingen einschleichen und sich über einen Diebstahl ertappen lassen mußte, indem er es probiren wollte, ob die Göttinger den Dieb wohl an den Galgen hängen würden, den sie ihm statt des Zolles übergeben hatten. Allein diese kümmerten sich nicht darum, sondern verurtheilten ihn zum Aufhängen; da zog der Herzog von Münden mit seinen Leuten herab, um seinen Diener zu befreien. Die Göttinger aber waren gut gerüstet und empfingen ihn so wohl, daß er flüchten mußte. Zum Andenken an diese seine Niederlage errichteten sie bei dem Dorfe Warmsen ein mit einem Kreise umgebenes radförmiges Kreuz, welches noch steht. Er eilte nun nach Transfeld zu, die Göttinger immer hinter ihm drein, dort aber eilten die Bürger ihm zu Hilfe und schlugen die Göttinger zurück, so daß sich der Herzog wieder nach Münden zurückziehen konnte, während dieser Zeit aber ward sein armer Diener gehenkt. Zum Andenken an diesen Sieg der Transfelder steht aber heute noch ein Stein vor dem Oberthore der Stadt, auf welchem drei Kreuze eingehauen sind. Aus Dankbarkeit schenkte nun der Herzog den Transfeldern Stadtgerechtigkeit, den Zoll zu Göttingen und freie

Jagd auf ihrem Gebiete. Die Dransfelder wollten nun aber ihre Privilegien auch ausüben und stellten eine große Hasenjagd auf dem hohen Hagen an. Mit Weibern und Kindern zogen sie in großer Prozession hinaus und suchten nach Hasen. Der Müller aus der Pilzmühle, Tönnies Blies, fand endlich einen Esel, der im Walde weidete. Weil derselbe aber große Ohren hatte und er gehört hatte, daß die Hasen lange Ohren hätten, so hielt er ihn für einen mächtigen Hasen und rief seine Mitbürger herbei. Auch diese erkannten einstimmig den Esel für einen Hasen, hielten ihn fest und berathschlagten sich, wie sie ihn schlachten und zubereiten könnten. Während dem aber wurden sie von den Göttingern überfallen, es entstand eine furchtbare Prügelei, in welcher die Dransfelder unterlagen, und Tönnies Blies, der den Hasen, den er gefangen, nicht loslassen wollte und deshalb von einem Göttinger zu Boden geschlagen wurde, rief mit jämmerlicher Stimme um Hilfe und bat seine Mitbürger, sie sollten ihm einen Tropfen Hasenmilch zur Stärkung geben. Es eilte nun einer herbei, melkte den Esel und reichte ihm die Milch, von der er sofort wieder gesundete. Die Göttinger zogen nun mit dem Esel von dannen, da sie aber auch denselben für einen Hasen ansahen, so stellten sie ein großes Fest an, für welches sie ihn schlachteten und verzehrten. Von dieser Zeit an nennen die Göttinger das Dransfeldische Bier Hasenmelk und die Dransfelder dagegen die Göttinger Eselsfreter.

1119. Die alten Steine am Brackenberge.

(Nach d. Neuen Vaterl. Archiv Bd. XX. S. 270 ꝛc. [m. Abbildung.])

Der erste dieser Steine hieß der Spangenbergs-Stein und stand bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts in der Nähe von Weenſen zwiſchen dem Raſtholze und dem gleich zu nennenden Oppermanns-Steine. Er soll in Folge folgender Begebenheit errichtet worden sein. Es hat einmal ein Herzog von Braunschweig eine Aufforderung an die Ritterschaft seines Landes ergehen lassen, welcher sich der freie Sinn des damaligen Inhabers des Brackenbergs, eines Ritters von Spangenberg, nicht gutwillig fügen wollte. Zuerst gab sich der Herzog alle mögliche Mühe, denselben in Güte zur Folgeleistung zu bewegen, wurde aber stets mit schnöden Worten abgewiesen und sah sich deswegen endlich genöthigt, seine Zuflucht zur Gewalt zu nehmen. Er zog mit bedeutender Macht gegen den Brackenberg, belagerte ihn und stürmte, jedoch ohne Erfolg, vielmehr sah er sich mehrere Male zum Rückzuge genöthigt, weshalb er denn am Ende, um solchem Schimpfe nicht mehr preisgegeben zu sein, mit Verrätherei den Ritter unschädlich zu machen beschloß. Unter dem Vorwande von Unterhandlungen lockte er den tapfern Gegner auf den Platz, wo der Stein später errichtet ward, und ließ ihn daselbst ermorden, um aber alle Schuld von sich abzuwälzen, ward später jener Denkstein hier auf seinen eigenen Befehl errichtet. Der Stein trug folgende Inschrift:

A. V.

Nestoreos ea Parca mihi concesserat annos
Impia latronis sed negat hosce manus.
Parcite sed lacrimis qui me defletis ademtum
Ultor erit den(ique?) . . . . . .

Der zweite Stein ist der sogenannte Oppermannsstein, ebenfalls in der Nähe von Meensen. Er hat seinen Namen von einem gewissen Jost Oppermann, der mit seinem Knechte auf der Reise an diesem Orte vorbei kam. Letzterer machte ihm etwas nicht nach seinem Kopfe, darüber ward jener sehr böse, mißhandelte ihn und brachte ihn dadurch so in Wuth, daß er seinen Herrn an der Stelle, wo der Stein steht, niederschoß. Dies geschah am 8. Octbr. 1645.

Außerdem stehen noch unmittelbar bei Meensen, am Wege nach dem Brackenberge, zwei Steine mit Kreuzen auf beiden Seiten behauen, zur Erinnerung, daß sich an dieser Stelle vor vielen Jahren zwei Bauerjungen gegenseitig erschlagen haben.

1120. Hexen zu Hitzacker.

(S. Neues Vaterl. Archiv Bd. II. [Lüneb. 1822] S. 66.)

Im Jahre 1610 sind etliche Personen in Hitzacker und der Umgegend der Hexerei und Zauberei beschuldigt worden, welche dann auf viele Andere mehr bekannten, also daß auf zehn Personen eingezogen und zum Feuer verurtheilt worden sind. Die Pfähle, woran sie verbrannt wurden, waren im Jahre 1670 noch auf dem Galgenberge zwischen Marwedel und Lerau zu sehen. *)

1121. Zwerge bei Hitzacker.

(S. ebd. S. 67 u. b. Harrys, Niedersächs. Sagen Th. I. S. 20.)

In alten Zeiten haben sich in den Bergen und insonderheit in dem Schloßberge bei Hitzacker kleine unterirdische Leute als Zwerge aufgehalten, welche sich zwar selten sehen ließen, doch aber gegen die Inwohner dieses Ortes sich sehr gutthätig bewiesen und ihnen mit ihrem Hausgeräthe bei Hochzeiten und andern dergleichen Festivitäten zur Hand gingen. Wenn die Bürger brauen wollten, liehen sie ihnen auf ihr Begehren eine Braupfanne, so daß sie in diesen Fällen nur ein Kind oder einen Dienstboten nach dem Berge zu schicken brauchten, welche den Unsichtbaren im Namen dessen, der diese Gefälligkeit in Anspruch nahm, einen Gruß vermeldeten mit der Bitte, die gedachte Pfanne oder anderes dergleichen Hausgeräthe auf einige Tage leihen zu wollen. Hierauf ging der Bote nach Hause und am folgenden Morgen oder kurz nachdem der Bote wieder zu Hause angekommen war, fand man die Pfanne oder das gewünschte Hausgeräthe am Berge stehen. Hat man nun solches nicht mehr gebraucht, so mußte man es wieder an die vorige Stelle bringen, auch eine Kanne frisches Bier und ein frisches Brod dazu stellen, und daneben ein Dankfagungsschreiben im Namen des Hauswirths und der Wirthin, worauf dann das Geräth nebst dem Briefe und der Gegengabe von den Zwergen, aber allemal so, daß es kein Mensch bemerkte, wieder in Empfang genommen ward. Einstmals ist aber ein Handwerksbursche vorbeigekommen, der, weil er die Pfanne nebst der Kanne Bier und dem Brode allda vorfand und vor Hunger und Durst ganz ermattet

*) Hexenprozesse im Hannöverschen werden erzählt aus Verden im N. Vaterl. Archiv Bd. VI. S. 291, aus Osten im VI. Jahrg. d. Braunschw. Lüneburg. Churlande St. I. S. 105. St. III. S. 544, aus Bursehude ebd. VIII. Jahrg. St. I. S. 142 u. von Rühling, Auszüge eines im Fürstenthum Calenberg in der Mitte d. 17. Jhdts. geführten Hexenprozesses. Gött. 1786 in 8.

war, diese Victualien verzehrte und sich damit erquickte, aber die Unverschämtheit hatte, die Pfanne mit seinem Koth zu besudeln. Darum hat man seitdem die Pfanne auf Wunsch nicht mehr wie vormals vorgefunden, sondern bemerkt, daß den Bürgern vielmehr Schaden zugefügt, auch von den Unterirdischen das Bier in den Kellern ausgetrunken ward. Endlich ist ein kleines Männlein zu dem Fährmann gekommen und hat von ihm begehrt, er solle am folgenden Tage zu einer bestimmten Zeit und Stunde mit der Fähre sich am gedachten Berge einfinden und für genugsame Bezahlung etliche Personen überfahren. Als nun der Fährmann dies verabredeter Maßen gethan und sich zur bestimmten Zeit eingefunden, ist eine unzählige Menge kleiner Leute in die Fähre gestiegen, so daß der Fährmann nichts als Köpfe gesehen, und hat er von dem vorgedachten Männlein den Befehl erhalten, abzufahren und seine Passagiere auf das jenseitige Ufer überzusetzen. Nachdem er solches etliche Male wiederholt hatte, ist ihm von dem gedachten Männlein eine reichliche Belohnung an Geld gegeben worden, man hat aber seitdem nicht das Geringste mehr von den unterirdischen Einwohnern und Zwergen wahrgenommen.

Sonst haben sie auch den ungetauften Kindern sehr nachgetrachtet und dieselben öfters vertauscht, wie denn der Verfasser der handschriftlich erhaltenen Chronik von Hitzacker manche Personen gekannt hat, welche dergleichen ausgetauschte Kinder gewesen sein sollen. So erzählte man von dem damaligen Bürgermeister Johann Schulze, daß, als seine Mutter mit ihm in den Wochen gelegen, in der Nacht ein ganzer Trupp solcher kleinen Leute in das Haus kam, sich um den Feuerherd setzte und Feuer anzündete, an welchem sie ein kleines Kind wärmten, welches sie umzutauschen gedachten. Als nun die Mutter hierüber aufwachte und eben das Kraut Dront in der Wiege hatte, konnten sie das Kind nicht mit fortbringen, sondern ließen es fallen, wovon es zeitlebens ein Zeichen an der einen Augenbraue behalten hat.

1122. Die goldene Wiege.

(S. ebd. S. 71 u. v. Harrys Th. I. S. 23.)

Man berichtet von dem Weinberge bei Hitzacker, daß in demselben eine goldene Wiege steht, welche die Unterirdischen zurückgelassen haben. Alle Jahre in der Johannisnacht zwischen 11 und 1 Uhr läßt sie sich am Berge sehen, sobald aber ein Mensch nur ein einziges Wort dazu spricht, versinkt sie alsbald wieder mit dem darin liegenden Schatze. Auf ihr sitzt übrigens als Wächter ein großer schwarzer Hund mit hellfunkelnden feurigen Augen. Einmal besprachen sich zwei Leute, die Wiege ganz in der Stille ohne ein Wort zu sprechen zu holen, allein der Satan machte ihnen ein Blendwerk vor, indem er über ihnen einen Galgen aufrichtete, und sie daran zu hängen drohte, worauf sie vor Angst um Hilfe riefen, und also die Wiege wieder versank.

1123. Der schwarze Hund.

(S. Neues Archiv Bd. II. S. 186.)

An einem der Vorgebirge des Sollings, der Ahlsburg, spukt zur Abend- und Nachtzeit ein großer schwarzer, mit glühenden Augen versehener Jagdhund, der denjenigen erscheint, die dort Holz zu entwenden im Begriff sind,

und zwar in der Absicht, solche Holzdiebe zu warnen. So ging eines Abends ein Mann aus Fredelsloh, welches nicht weit von der Ahlsburg entfernt ist, verbotener Weise in den Wald um Holz zu fällen. Da erschien ihm jener Hund, zwar ward er beim Anblicke desselben von Schauder ergriffen, allein er bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Nach Verlauf einiger Zeit ging er zu gleichem Zwecke wieder nach jenem Gebirge, allein schon im Begriff, seine Beute heimzutragen, ward er vom Förster ertappt und zur Strafe gezogen. Andere Einwohner von Fredelsloh haben dasselbe Schicksal gehabt.

1124. Woher der doppelte Reichsadler auf dem Gildesiegel der Schuhmacher stammt.

(S. Blumenbach im N. Vaterl. Archiv Bd. VII. S. 58 ꝛc.)

Als im Jahre 1821 die Schuster des Fleckens Uchte um die Erlaubniß zur Errichtung eines förmlichen Gildeverbands bei der hannöverschen Provinzialregierung nachsuchten, traten sie mit dem Anliegen hervor, es möchte ihnen die Führung des alten doppelten Reichsadlers (statt Scepter und Reichsapfel, einen Stiefel und Leisten in den Krallen) als Gildesiegel gestattet werden; so ist über den Grund dieses Wappens offiziell nachgeforscht worden und es hat sich herausgestellt, daß die Schuhmacher in ganz Deutschland sowohl in ihrem Wappen, als in ihrem Schilde und auf ihrer Fahne den doppelten Adler führen, weil ihnen solchen der Kaiser als Privilegium darum ertheilt hat, daß ein Schuster, Namens Hans Sage oder Sago (oder von Sagan in Schlesien gebürtig, s. oben S. 546), den der Kaiser nachmals in den Adelstand erhoben hat, bei Königsberg in der Schlacht bei Rudau, welche der deutsche Ordensmarschall Schindekopf dem Großfürsten von Litthauen Kiestoud (1369) lieferte, dadurch, daß er, als die Ordensleute bereits flohen, das Ordenspanier ergriff und damit auf die Feinde losgehend seine Kameraden zum Stehen brachte, das Meiste zum Siege beitrug. Weil er aber vorher ein Bein verloren hatte und trotzdem die Fahne ergriff, so ist er auf allen Willkommen nur mit einem Beine, die Fahne in der Hand vorgestellt worden, so daß diejenigen Becher, welche ihn mit zwei Beinen darstellen, vom Zinngießer verpfuscht sind.

1125. Der tapfere Bäcker zu Lüneburg.

(S. Pfeffinger Th. I. S. 260. 265. Manecke, Gesch. von Lüneburg S. 116.)

Nachdem bereits der Fleischer Karsten Rodewald in der Stadtfehde der Stadt Lüneburg mit Herzog Magnus mit der Kette, dem Befehlshaber des Kalkberges, Segeband von dem Berge, mit einem Beile den Kopf abgehauen hatte, hat einige dreißig Jahre später ein Bäcker mit eigener Hand bei einer ähnlichen Gelegenheit über 30 Mann erschlagen, und es ist ihm auf dem St. Johannis-Kirchhofe ein Leichenstein mit so vielen Strichen bezeichnet errichtet worden, als er Männer ums Leben gebracht hatte. Sein Bild ist zum ewigen Gedächtniß an seinem Hause in Stein gehauen worden, er steht da, in der einen Hand ein Schwert, in der andern eine Lanze haltend, mit der Beischrift: „pugna pro patria“, und davon ist die ganze Straße die Bäckerstraße genannt worden.

1126. Der Rattenfänger zu Hameln.

(S. Neues Vaterl. Hannöv. Archiv Bd. XII. S. 262 ꝛc. Spreuger, Geſch. v. Hameln S. 23 ꝛc. C. F. Fein, Die entlarvte Fabel vom Ausgange d. Hamelischen Kinder. Ham. 1749 in 4. Kirchmayer, Hiſt. v. d. unglückl. Ausgang d. Hamelnſchen Kinder. 1702 in 8°. [u. d. d. vollſtand. Liter.]. Dammer, Die Geheimniſſe d. chriſtl. Alterth. Bd. I. S. 242 ꝛc.)

In einer gar luſtigen und anmuthigen Gegend nahe an dem berühmten und fiſchreichen Weſerſtrom liegt die alte Stadt Hameln. In dieſer Stadt nun hat ſich im Jahre, als man ſchrieb 1284 (nach Andern 1282 oder 1378) eine unerhörte Geſchichte zugetragen, welche den Eltern eine mahnende Warnung ſein ſollte, ihrer Kinder fleißig wahrzunehmen und ſie in der Furcht Gottes zu erziehen.

In dem genannten Jahr wurde dieſe Stadt Hameln ungemein beläſtigt von Mäuſen, Ratten und dergleichen Ungeziefer, alſo daß keine Stube noch Kammer, kein Keller noch Hausboden war, den ſolches Geſchmeiß nicht verunreinigte oder beſchmutzte. Die angewandten Mittel dagegen, Fallen mancherlei Art, Katzen und geſtelltes Gift, wollten nicht verfangen und die Bürger konnten ſich des Ungeziefers kaum erwehren, was Allen eine große Plage war. Da erſchien eines Tages ein Mann, gar wunderlichen Angeſichtes, ſo daß man ſich ſchier nichts Gutes hätte verſehen mögen bei ſeinem Anblick, der gab ſich für einen Rattenfänger aus, wie wohl deren hier und da die Länder durchziehen, und verſprach, gegen Erlegung eines gewiſſen Geldes die Stadt in kurzer Zeit von allem ſolchen Ungeziefer zu befreien. Die bedrängten Bürger nahmen mit Freuden dieſen Vorſchlag an und verſprachen ihm den verdungenen Lohn auszuzahlen, hätten wohl auch noch mehr gegeben, des läſtigen Geſchmeißes ledig zu werden. Alsbald zog der Mann durch die Gaſſen und pfiff ein wunderliches Lied, auf einer Pfeife, worauf die Ratten und Mäuſe zuſammenliefen aus Scheuern und Böden, aus Häuſern und Ställen, und mit luſtigen Sprüngen dem Schall des Liedes nachfolgten. Dann zog er mit ihnen hinaus an den Weſerſtrom, in den ſie ſich alleſammt ſtürzten und darin elendiglich ertranken.

Als dies die Bürger von Hameln ſahen, erſchraken ſie Alle und entſetzten ſich über dieſe unnatürliche Sache und meinten, der Abenteurer müſſe ein Schwarzkünſtler oder Zauberer, oder wohl gar der Teufel ſelber ſein. Da war es ihnen leid, daß ſie mit dieſem verruchten Buben etwas zu ſchaffen gehabt, und ſie wollten ſich keineswegs zur Zahlung verſtehen und verweigerten ihm den gedungenen Sold. Darüber ergrimmte der fremde Mann und verzog im Zorn ſein Geſicht auf gräßliche Weiſe, drohte auch den Bürgern allen ohne Scheu, daß ſie ſolches Thun gar bald gereuen würde, denn er wolle ſich gröblich rächen, weil man ihm ſeinen verdienten Lohn vorenthalte. Er verübte auch ſeine Rache, wie folgt.

Am folgenden Tage, als am 26. Julius des 1284ſten Jahres, fiel das Gedächtniß der römiſchen Märtyrer Johannis und Pauli ein, und die Bürger der Stadt Hameln ſaßen alleſammt in der Kirche, das göttliche Wort zu hören zu ihrer Erbauung. Da erſchien der Abenteurer auf der Straße, angethan mit einem bunten Rocke, der gar ſeltſamlich von allerlei Farben zuſammengeſetzt war, und auf dem Haupte trug er ein wunderliches Baret mit großer Feder. Und er durchzog die Gaſſen der Stadt und blies dabei gar lieblich auf einer großen Pfeife, wohl verſchieden von jener erſten, die

er künstlich zu greifen verstand, und trieb dabei gar abenteuerliche Possen und machte allerlei Geberden. Und die Kinder kamen mit Haufen zugelaufen, den wunderlichen Spielmann zu sehen und erhoben vor Freuden ein großes Geschrei. Als er nun hundert und dreißig Kinder, so Knaben und Mädchen, zusammengeblasen hatte, ging er flötend und allerlei Kurzweil treibend vor ihnen her zur Stadt hinaus durch das Osterthor und die Kinder folgten dem Klange der Pfeife nach bis an den Köpfelberg, der gegen Morgen an der hannöverschen Straße gelegen ist. Sobald er mit seiner unschuldigen Heerde an diesen Ort gelangte, befahl er dem Berge sich aufzuthun, und da solches geschehen, ging er mit allen Kindern hinein und ist hernach nicht wieder gesehen worden.

Diese traurige Botschaft überbrachten zwei Kinder, die von den hundert und dreißig wieder umgekehrt waren, weil sie dem Klange der Musik nicht so geschwinde hatten folgen können. Durch die Gewalt des bösen Zauberers kehrte aber das eine dieser Kinder stumm und das andere blind zurück. Das stumme Kind zeigte mit den Fingern den Ort und die Gegend an, wo der Spielmann mit den Kindern hineingegangen war. Andere aber wollen behaupten, ein Kindermägdlein sei mit einem kleinen Kinde auf dem Arme dem Zuge gefolgt, und habe von fern zugesehen, wo die Kinder mit einander hingekommen wären. Dieses Mägdlein sei alsdann ganz erschrocken nach der Stadt geeilt und habe daselbst offenbaret, was sie mit ihren Augen gesehen. Da die höchst bestürzten Eltern diese Trauerpost vernahmen, liefen sie haufenweise dem Berge zu und suchten mit Fleiß und betrübtem Herzen ihre Kinder; und es erhob sich darüber sonderlich unter den Müttern ein jämmerliches Heulen und Schreien, und die beweglichsten Klagen wurden gehört. Man fand aber nichts als eine verfallene Grube, die man für den Eingang in den Berg hielt, durch den der böse Spielmann verschwunden war. Nach der Zeit haben diese bekümmerten Leute zu Wasser und zu Lande an die Orte geschickt und nach ihren Kindern aufs Fleißigste forschen lassen; es ist aber alle angewandte Mühe nicht zulänglich gewesen, das Allergeringste von ihnen zu erfahren. Denn was Einige gedichtet haben, wie diese Hamelnschen Kinder im Siebengebirge aus den Klippen herausgekommen seien, sich allda niedergelassen und ihre Sitten, Gebräuche und Sprache beibehalten haben, das wird mit Recht für ein Märchen gehalten. Daß dieses traurige Wunder in Wahrheit also ergangen, bezeugt noch jetzt die ganze Stadt Hameln und man findet die Geschichte dieses Kinder-Ausgangs in das Stadtbuch eingezeichnet, auch ist sie nach dem Leben in mancherlei Bildwerk in Holz und Stein und farbigen Schildereien in der Stadt Hameln zu sehen bis auf den heutigen Tag.

Eine geraume Zeit haben hernach die Hamelner ihre Jahrzahl nach dem Ausgang ihrer Kinder gerechnet und ihre Documente und Briefe darnach datirt. Es wurde auch mehrmals angeordnet, daß die Einwohner bei Hochzeiten, lustigen Gelagen und andern Freudentagen durch die ganze Stadt in allen Straßen die Musik sollten erschallen lassen, außer in der Straße, wo die Kinder hindurchgeführt worden, sollte kein Spielwerk oder Trommel (welche in dortiger Sprache Bunge genannt wird) erschallen. Daher wurde diese Gasse die bungelose Gasse genannt, wie sie noch jetzt heißt. Heutzutage ist der eingesenkte Ort des Eingangs mit Dornen bewachsen und es standen ehedem zwei Kreuze davor, so die Alten zum Gedächtniß solcher betrübten Begebenheit

dahin gesetzt hatten. Auf diesen Kreuzsteinen sah man weiter nichts als etliche eingehauene Rosen und die Jahrzahl. Doch sind nachher diese Kreuze ganz verstümmelt und zernichtet worden, weil die reisenden Leute, so von fernen Orten dahingekommen und vorübergezogen, zum Oestern ein Stück davon abgeschlagen und zum Gedächtniß mit sich geführt haben.

1127. Der wilde Hamelnsche Peter.

(S. Blumenbach, Beitr. z. Naturgesch. Th. II. S. 13 ꝛc. [mit Abbild.] Mus. d. Wunderv. Bd. I. S. 42. VIII. S. 162 ꝛc. [mit Abbild.] Neues vaterl. Archiv Bd. VII. S. 282 ꝛc.)

Am 27. Juli 1724 fand ein Bürger aus der Stadt Hameln, Jürgen Meyer, einen etwa 13 Jahre alten Knaben ganz nackend auf dem Felde, etwas am Halse hängend, das dem Ueberbleibsel eines Hemdes glich. Der erstaunte Bürger fragte ihn wer er sei und warum er sich hier nackend befinde, der Knabe konnte aber nicht antworten, sondern fiel auf die Erde und küßte sie und machte solche seltsame Mienen und Stellungen, daß man ihn für wahnwitzig hielt. Es fand sich indeß bald, daß er kein Betrüger war, sondern wahrscheinlich einst seinen Eltern entlaufen und in den Wäldern sich aufhaltend nach und nach zum Thiere geworden war. S. Maj. der König Georg I. nahm sich seiner an und im Jahre 1725 ward er auf Befehl der Königin Karoline nach England gebracht und dort einem Arzte übergeben, der obwohl er keinen Fehler an seinen Sprachorganen entdecken konnte, doch nicht im Stande war, ihm die Sprache wiederzugeben. Er ward später einem Pächter zur Erziehung und Unterhalt gegeben, wo er am 22. Februar 1785 im 72. Jahre gestorben ist.

1128. Das Kreuz bei Ebstorf.

(S. Neues Vaterl. Archiv Bd. VII. S. 271 ꝛc.

Noch zu Anfange dieses Jahrhunderts stand an der Grenze des Amtes Ebstorf vor der sogenannten Raubkammer, einer großen herrschaftlichen Waldung, ein hohes Kreuz, welches früher von Zeit zu Zeit von Seiten dieses Amtes erneuert, endlich in Trümmer zerfiel, über dessen Entstehung theils Schrift, theils Sage folgende Nachrichten festgehalten haben.

Zu Bleckede lebte ein Hauptmann Moritz von Zarenhusen, der wahrscheinlich daselbst Beamter war. Dieser wurde im Jahre 1569 vom Herzog Wilhelm dem Jüngern mit vier Höfen belehnt und ihm erlaubt, hier eine Wohnung mit Adelsfreiheit zu erbauen.

Ob dieser Adlige nun wohl noch durch verschiedene andere Schenkungen von dem Herzoge von Braunschweig begnadigt ward, so lebte er doch noch vom Sattel und Stegreif, hielt mit dem Besitzer von Stubeckshorn zusammen und machte die Gegend unsicher. Die Ausübung dieses bösen Gewerbes gereichte ihm aber zum Verderben.

Einst hielt ein Tabuletkrämer aus Uelzen, der mit einem mit einer Plane bedeckten Karren umherzog, bei ihm an und bot ihm seine Waaren feil. Zarenhusen handelte wenig, kaufte viel und bezahlte Alles baar. Dem Krämer fiel indeß das überaus freundliche und gefügige Wesen des Käufers auf, er hatte einen geheimen Befehl an einen Knecht und darauf ein eiliges Hin- und Herlaufen auf dem Hofe wahrgenommen; auch war ihm nicht

entgangen, daß Zarenhusen auf die Bemerkung seiner Frau, daß die Waaren zu theuer wären, ihr zugeflüstert hatte: „Wi willt et wol wedder kriegen.“ Voller Besorgnisse kehrte er zu seinem Karren zurück und theilte seinem Knecht seine Verlegenheit mit. Dieser überzeugte seinen Herrn bald, daß dem längst in übler Nachrede stehenden Ritter nicht zu trauen sei und Beide waren auf ihre Vertheidigung bedacht. Unter den geladenen Waaren befand sich ein Paßrohr, Pulver und Kugeln. Geschwind wollten sie dies Gewehr unterwegs in Stand setzen, fanden aber kein Kugelpflaster, ohne welches sie die Kugel nicht herunterbringen konnten. Der Knecht, ein gewandter Bursche, versuchte nun, von einem Stücke Speck eine ganz dünne Scheibe zu schneiden und solche als Kugelpflaster zu gebrauchen. Dies gelang, das Rohr war geladen. Der Herr fuhr, der Knecht mußte, auf dem Wagen liegend, den Weg beobachten. Dieser sah, als sie vor der Raubkammer angekommen waren, in großer Entfernung Staub aufsteigen und benachrichtigte seinen Herrn. Bald darauf kam auch Zarenhusen mit einem bewaffneten Knecht angesprengt. Nach einer zuvor genommenen Abrede ließ der Knecht des Krämers den Ritter so nahe als möglich an den Wagen kommen und schoß ihn vom Pferde herunter. Der Knecht des Moritz von Zarenhusen, welcher seinen Herrn auf diesem Ritt begleitete, soll, wie jener sofort todt zur Erde fiel, nachdem er ausgerufen: „Zarenhusen! Zarenhusen! hebbe ick et nich lange sagt, dat et so kommen wolle“, eiligst davon gejagt sein. Eine abweichende Tradition versichert, Moritz von Zarenhusen sei mit einer Speckschwarte erschossen worden. An der Stelle aber, wo Zarenhusen fiel, wurde das oben erwähnte Kreuz errichtet, der Ort aber bekam von ihm den Namen: „das hohe Kreuz.“

1129. Das Petersstift zu Goslar.

(S. Crusius, Gesch. v. Goslar. Osterode 1843 S. 32.)

Im Jahre 1045 ist das jetzt nicht mehr vorhandene Petersstift zu Goslar, welches im Osten der Stadt auf dem sogenannten Kalkberge lag, von Kaiser Heinrich III. und seiner Gemahlin Agnes gestiftet worden. Die Ursache dieser Stiftung war folgende. Der Kaiserin waren aus ihrem Gemache viele Juwelen, goldene Ketten und Armbänder, auch anderes Silbergeschirr weggekommen, während doch nur der Haushofmeister außer ihr zu diesem Gemache einen Schlüssel hatte. Auf ihn fiel daher der Verdacht der Entwendung dieser Kleinodien. Auf Verfügung der Kaiserin mußte er, indem er nichts bekannte, dafür mit dem Leben büßen. Als er nun aber bereits längst nicht mehr war, sah einst die Kaiserin aus dem Fenster und bemerkte auf einer Linde, unweit des Scherperthores, dem Kaiserhause gegenüber, ein Rabennest, aus welchem im Sonnenglanze ihr etwas entgegenstrahlte. Sie läßt den Baum ersteigen, um zu erfahren, was es sei, und siehe man fand in dem Neste alle der Kaiserin abhanden gekommenen Juwelen und Kleinodien, welche der Rabe aus dem offenen Fenster des Gemachs gestohlen hatte. Da gerieth Agnes wegen der Hinrichtung des unschuldigen Haushofmeisters in große Gewissensunruhe. Auf Anrathen ihrer geistlichen Räthe stiftete sie deshalb das Petersstift oder ließ zunächst in dem Felsen, welcher noch jetzt die Clus (Clause)

heißt, eine Kapelle aushauen, in welcher täglich mehrere Meßpriester für ihre Seele Messe lesen mußten. Agnes begab sich später nach Italien und starb zu Rom 1077.

1130. Der Teufelsthurm zu Goslar.

(S. Crusius a. a. O. S. 100.)

Im Jahre 1280 war Graf Siegfried von Blankenburg, als er den Goslar'schen Bürgern das Vieh von der Weide wegtreiben ließ, von denselben gefangen worden. Zur Strafe gab der damals schon mächtige Rath der Stadt dem Gefangenen auf, einen Thurm in Goslar's Ringmauer bauen zu lassen. Dies geschah und der neu erbaute Thurm erhielt den Namen des Weberthurms. Als aber dieser Thurm fertig war, verweigerte der Rath unter dem Vorgeben, der Thurm sei nicht bedeutend genug, dem Grafen die Freiheit. Der Gefangene soll darauf erwidert haben: „So soll denn in des Teufels Namen noch ein anderer Thurm erbaut werden", worauf denn der zweite Thurm den Namen des Teufelsthurms erhielt.

1131. Der lange Tanz zu Goslar.

(S. Crusius S. 146.)

Im 14. Jhdt. fingen die Franken und Sachsen, namentlich in Goslar an, sich inniger zu verbinden, wozu vorzüglich Vertheirathungen beitrugen. Zur Befestigung dieser Eintracht aber ward der sogenannte lange Tanz eingeführt. Es war dies eine Art von Fastnachtsschwärmerei. Die Kinder setzten einen Tannenbaum, verzierten ihn und tanzten um ihn herum. Unter beständiger Musik, an der Spitze die lustigen Bergleute mit Zithern, Geigen und andern musikalischen Instrumenten, durchzogen Jünglinge und Jungfrauen die Stadt von einem Theile zum andern und sangen unter Anderm, wohl mit spöttischer Anspielung auf die von Karl IV. geschehene Verpfändung Goslar's:

Kaiser Karolus hochgeboren
Der von Goslar hät von Rieke einst verloren,
Der Rammelsberg hät einen silbernen Fot
Darummen tragen wir einen frischen Moht
Mit düssen hübschen Jünferlein
Maken wir von Tannen ein Kränzelein
Wente thaun andern Jahre,
Sau tanzen wir mit twei Paare,
Wie wilt woll darup denken
Wie wilt öhn dat wieder schenken.

Später trat der sogenannte Bügeltanz an die Stelle desselben. Noch im Jahre 1652 ward dieser Tanz von den Böttchern angestellt; in weiße Hemden gekleidet, mit 2 vermalten, kreuzweise geschlossenen Bügeln tanzten sie durch die ganze Stadt. Vier Wochen vorher hatten sich die Theilnehmer auf dieses Spiel geübt, welches vom Montage bis zum Freitage dauerte. Der Zug ging in die Häuser sämmtlicher angesehener Bürger, und nicht unansehnlich war die Geldsumme, welche man sich zusammentanzte, um sie dann der Ausgelassenheit zum Opfer zu bringen.

1132. Die Zauberurnen.

(S. Cruſius a. a. O. S. 399. Delius, Ueber den vermeinten Götzen Crodo. Halberſt. 1827 S. 125 ꝛc. [der den ganzen Fund für erdichtet hält.])

Im Jahre 1733 fand der Sohn des Gemeinde-Vorthalters, Erdwin von der Hardt, auf dem Oſterfelde bei Goslar drei alte Urnen aus grauer Töpfererde in der Größe einer Wein-Quartflaſche, ½ Ellen hoch, ohne Fuß und Deckel mit einem engen Halſe, die Materie von der Dicke eines Federkiels, rundumher mit Streifen. Alle waren mit Gyps angefüllt, eine aber hatte einen abgebrochenen Hals. Erſtere ſchüttete man aus ohne darin etwas zu finden, letztere aber unterſuchte Erdwin von der Hardt ſelbſt und fand in der Mitte der Flaſche ein verkittetes längliches Apothekerglas. Als er an dem Siegel mit einem Federmeſſer etwas unvorſichtig ſchabte, ſprang die Mündung des Glaſes mit ſolchem Knalle und Geklinge ihm ins Geſicht, daß er erſchrack und mehrere Stunden lang nicht wieder dabei ging. Dann unterſuchte er in Gegenwart einiger Freunde den Inhalt der Urne und fand Folgendes: 1) ein kleines Bündel Haare mit einem dünnen meſſingenen Drahte feſt eingebunden und einen kleinen Pergamentzettel, worauf ſtand: 5 wiga orapna. 2) Ein krummes Knöchlein mit einem eiſernen kleinen Drahte und einem Pergamentzettel mit den Worten: 5 pancrat opna. 3) In dem Glaſe ein grobes Pergamentröllchen an beiden Seiten mit Charakteren beſchrieben, deren Anfang lautete: posteris; am Ende aber de gossa de pissina. 4) In dem größeren Pergamentröllchen ein noch kleineres, auf welchem oben ein ſchwarzes gemaltes Kreuz mit J. N. R. J. und den Charakteren 5 nobissa, am Ende aber ein einköpfiger Adler befindlich war.

Die zweite Urne enthielt außer Kalk ein bloßes Pergamentröllchen, mit einer unbekannten Schreibart, dem allbekannten Gelübde an den Wodan oder Crodo-Wodan, welches alſo lautete: Hilli Krotti Woudana, ilpo osk u. osken Pana Witekin, ok kelta of den aiskena Karel; vi den Slaktenera. Ik kif ti in Ur two Scapa un tat Rof. Jk slakte ti all fanka up tinen illigen Artesberka d. h.: Heiliger großer Wodan! Hilf uns und unſerem Herrn Witekind, auch dem Kelta von dem aiſchen Karl; pfui dem Schlächter. Ich gebe Dir einen Ochſen und zwei Schafe und den Raub. Ich ſchlachte alle Gefangene auf Deinem heiligen Harzberge.

1133. Das Grab des Johannes Parricida.

(S. Neues Vaterl. Archiv Bd. V. S. 107 ꝛc.)

In öder Gegend an der Wiſſinger Heide, zwiſchen alten Burgen, der der Grafen von Halte in Trümmern, der Ledenburg und der Schellenburg im Osnabrückſchen ward zu Anfange dieſes Jahrhunderts zunächſt der Ledenburg eine verſchüttete Sägegrube geöffnet und auf deren Grunde ein menſchliches Gerippe gefunden, welches die Arbeiter wieder bedeckten, wohl wiſſend, daß Jahn von Oeſteriede hier begraben ſei. Von dieſem Jahn von Oeſteriede erzählen ſie nun, derſelbe habe mit ſeinen Geſellen lange bei der Ledenburg gelegen, von wo er einſt ausgezogen um mit dem Tagwerden die Schellenburg zu überfallen, wo er bei der aufgezogenen Zugbrücke ſich an den Ketten aufgeſchwungen und den Geſellen zugerufen, ihm die Hacke zu reichen, um ſie abzuſchlagen. Da habe ſich in der Burg ein Fenſter geöffnet,

daraus der Herr mit Geschoß ihm zugerufen: „Teuf Du Hund ick will se die gieven“ und geschossen, Jahn von Oesterieke sei in den Graben hinabgestürzt, eine Weibsperson aber, die er in seinem Gefolge gehabt, sei in lautes Wehklagen ausgebrochen und habe gerufen: „O Du Jahn, der Du so manchen Zug bestanden, mußt nun hier umkommen!“ und die Gesellen haben ihn herausgezogen und zurückgetragen und zur Rache geschworen, den ersten umzubringen, der ihnen begegnen würde. Das sei zu seinem Unglück ein alter Holzsammler am Schladehauser Berg gewesen. Jahn von Oesterieke aber haben sie dann traurig an dieser Stelle begraben.

Es ist bekannt, daß im Jahre 1308 der Enkel des großen Habsburgers Johann von Oestreich, auch Johann von Schwaben genannt, den Sohn desselben den Kaiser Albrecht mit den Worten erschlug: „Hier der Lohn des Unrechts“, weil er ihm sein Erbtheil vorenthalten hatte. Er und seine Freunde verstoben in den Wäldern, die beiden Weiber aber Elisabeth und Agnes von Böhmen übten gräßliche Rache an den Kindern und Hörigen der Entflohenen. Rudolph von Palm ward von ihnen ergriffen und lag lebend drei Tage auf dem Rade. Während dieser Zeit kniete betend in Liebe und Ergebenheit sein Weib unter dem Hochgericht, bis er fest beharrend, daß Albrecht recht geschehen, starb und sie im Schmerz ihm folgte. Mit Walther von Eschenbach erlosch das edle Geschlecht des großen Sängers und mit Blut und Feuer deckten die erzürnten Königinnen das weite Land am Bodensee und vom Raube baute Agnes das Gotteshaus Königsfeld auf der Stelle, wo Albrecht erschlagen war, und blieb darin um Werke der Demuth zu üben und Almosen zu spenden. Als sie aber den alten Ritter Berchtold von Ostringen, der als Einsiedler in einer Felsenhöhle lebte, zu sich einlud, antwortete dieser: „Es ist ein schlechter Gottesdienst aus dem Raube Klöster zu stiften, Gott hat Gefallen an Gütigkeit und Erbarmung.“ Was aus Johann von Oestreich selbst geworden, darüber sind die Geschichtschreiber uneinig. Allein Thomas von Hasselbach erzählt, er habe oft zu Wien am Neuen Markte einen blinden Bettler gesehen, der sich für Johannes Sohn ausgegeben, den er mit einer Frauensperson erzeugt, die er in den Wäldern mit sich geführt. Es scheint nun, daß jener Johann von Schwaben und dieser Jahn von Oesterieke eine und dieselbe Person waren. So erklärt sich auch der Umstand, wie es kommt, daß eine Bauerschaft Oesterrich in der Grafschaft Limburg in der Mark liegt und nach einem alten Lehnbuche des Stiftes Herdike Güter darin von diesem zu Lehne rührten, deren eins sogar einem gewissen Johann Smyt gegen Ende des 15. Jhdts. verliehen worden war.

1134. Geisterschlacht am Himmel.

(S. Neues Vaterl. Archiv Bd. VI. S. 194.)

Im Jahre 1768 am 9. Juli des Morgens um 5 Uhr hat es sich zu Dannenberg begeben, daß erstlich gesehen ward, wie eine Armee bei Dömitz über die Elbe von Norden her setzte, und nachdem dieselbe sich in Schlachtordnung aufgestellt hatte, ist derselben eine andere Armee vom Harze herunterkommend entgegengezogen und hat auf die über die Elbe gekommene Armee getroffen, und weil zwei Regimenter Infanterie zusammengestanden, deren Montirung das eine rothe Röcke mit gelbem Unterfutter, das andere blaue

Röcke mit orange Unterfutter gewesen, auf welche die vom Harz kommende am Heftigsten aufgetroffen ist, so daß die Soldaten gliederweise erlegt wurden, wie wohl sich die beiden Regimenter wie Löwen gehalten, und nicht gewichen, sondern sich allemal wieder geschlossen gehabt, sie sind aber darauf von einem Regimente zu Pferde mit weißen Röcken und rothen Aufschlägen, deren Pferde auch rothe Schabracken gehabt, secundirt worden. Darauf haben die andern Regimenter eins auf das andere von beiden Seiten heftig getroffen, so daß eine große Menge Todte auf der Wahlstatt liegen geblieben, bis endlich der Sieg auf die aus Norden gekommene und über die Elbe gesetzte Armee gefallen, welche denn darauf den zurückgetriebenen Feind den Weg nach dem Harz verfolgt und in währender Nachsetzung sehr viele Todte gemacht hat. Nachdem diese Schlacht nun vorüber gewesen, ist mitten auf der Wahlstatt ein großer langer schwarzer Sarg zu stehen gekommen und nachdem solches nächst denen auf der Erde liegenden vielen Todten von vielen Leuten gesehen worden, die denn auch darüber von der dasigen Obrigkeit als dem Herrn Oberhauptmann Schemke gar genau sind abgehört worden, hat der Sarg einen Dampf und großen Knall von sich gegeben, darauf ohngefähr des Morgens um 7 Uhr Alles verschwunden ist.

1135. Thedel von Wallmoden und sein Zauberroß.

(Nach einem alten Volksliede (Magdeb. 1558 in 8°.) in d. Knaben Wunderhorn Bd. II. S. 302—318 im Auszug b. Reichard, Beitr. z. Beförd. einer näh. Einsicht in d. Geisterreich. Helmstädt 1781 Th. I. S. 603—638 u. Neues Vaterl. Archiv Bd. V. S. 177 ꝛc. Horst's Zauberbibliothek Bd. II. S. 292 ꝛc.)

Das Geschlecht derer von Wallmoden ist ein althannöversches. Es giebt nun eine Sage von einem gewissen Thedel von Wallmoden, der in seinem 18. Jahre einst einer Taufe beiwohnte und von der heiligen Handlung so gerührt ward, daß er dem Priester sagte, wenn er wüßte, daß er ebenso getauft worden sei, so wolle er sich vor nichts in der Welt, selbst vor dem Teufel nicht fürchten. Der Priester versicherte ihm nun, daß er ihn vor 18 Jahren ebenso getauft habe, und da erwiderte der junge Thedel, da er das wisse, wolle er nun mit dem Teufel selbst in Gottes Namen anbinden. Der Teufel aber sann nach, wie er den Unverschämten zu Falle bringen könne.

Ein Paar Tage nach der Taufe befand sich Thedel allein mit seinem Schreiber im Felde bei der sogenannten Hahr auf der Jagd, da kamen auf einmal viele Reiter hergeritten, unter denen er mehrere Bekannte und auch seinen unlängst gestorbenen Herrn Gevatter auf einer schwarzen dreibeinigen Ziege reitend erblickt. Dieses Gevatters aber bediente sich der Teufel als eines alten Bekannten, um den Ritter vermittelst eines schwarzen Streitrosses in sein Netz zu locken. Der Gevatter aber, aus alter Liebe zu Thedel, giebt demselben einige Winke über das Vorhaben des Teufels, ihm, sobald er das stolze Roß werde bestiegen haben, den Hals umzudrehen, und wie er der List des Bösen nicht allein entgehen, auch denselben um das Roß prellen könne. Er solle sich, wenn er Lust habe das heilige Grab zu sehen, hinter ihm auf die dreibeinige Ziege schwingen, dürfe aber unterwegs kein Wort sprechen, sonst werde ihm der schwarze Mann den Hals umdrehen, und wenn er zum heiligen Grabe gekommen sein werde, dann solle er absteigen und dasselbe sich wohl ansehen, er könne auch bis zur andern Nacht bleiben, wenn aber der Kirch-

ring zum dritten Male umgedreht werde, so müsse er umkehren und sich gar nicht fürchten, sonst werde ihm abermals der schwarze Mann den Hals umdrehen. Thedel antwortete, wo er ihn unversehrt nach der heiligen Stadt zu bringen verspreche, da wolle er mit dem Teufel um sein schwarzes Pferd ringen. Thedel verließ nun seinen Schreiber, schwang sich auf die dreibeinige Ziege und war auch im Nu in Jerusalem. Hier sah er das heilige Grab, beichtete und bat zu Gott, er möge ihm gegen die List des Bösen in seinen Schutz nehmen und es ihm gelingen lassen, sich in den Besitz des schwarzen Pferdes zu setzen. Vor der Abreise verfügt er sich aber in die Kirche, der Gevatter dreht den Kirchring um, damit der Ritter wachend bleibe, und räth ihm, dem Teufel erst nach Verlauf einer Stunde zu antworten. Der Teufel kommt auch und dreht am Kirchring zum ersten und zweiten Male und fragt Thedeln, ob er nicht gern das schwarze Roß besitzen wolle. Thedel schweigt, nun dreht der Teufel in der letzten Minute der verhängnißvollen Stunde zum dritten Male am Kirchringe und fragt ihn wieder, ob er das Pferd haben wolle, Thedel aber ruft nach Verfluß der letzten Minute, ja er wolle es. Da erschrickt der Teufel, weil er sich geprellt sieht, und giebt ihm das Pferd. Thedel schwingt sich darauf und ist wieder in einem Augenblicke in der Hahr, bei seinem Schreiber, der indessen vor Schrecken und Sorgen in einer Nacht eisgraue Haare bekommen hatte. Der Schreiber bewundert das Pferd und Beide reiten nun nach Königslutter, wo Thedels Knechte mit Verwunderung das stolze Thier in Empfang nehmen, aber nicht mit demselben umzugehen wissen. Nur Thedel allein kann es in den Stall ziehen und anbinden; es fraß nur glühende Kohlen und Dornreiser. So hatte Thedel das Pferd in seinen Händen, es sollte aber verhängnißvoll mit seinem ganzen Leben verknüpft bleiben, denn wenn er erzählen würde, woher er es bekommen, müsse er den dritten Tag darauf sterben.

Thedel zieht nun zu allen Turnieren und erhält durch eigene Tapferkeit und seines Pferdes Muth und Behendigkeit den Preis. Vorzüglichen Ruhm aber erwirbt er sich am Hoflager Heinrich's des Löwen, wo jedoch der Neid gegen ihn rege wird. Ein Höfling bemüht sich den Herzog zu überreden, Thedel verdanke den Ruhm nur seinem Pferde und sei persönlich nicht so unerschrocken als er sich rühme, der Herzog möge morgen auf dem Kirchwege ein zartes Federchen in die Haare seines Bartes stecken, da werde sich Thedel fein höflich gegen ihn hinneigen um ihm die Feder vom Barte wegzunehmen, alsdann solle ihn der Herzog geschwind in die Hand beißen, da werde Thedel gewiß schnell seine Hand zurückziehen und vor Schreck vergehen. Dies that der Herzog auch, allein es kam ganz anders, denn statt daß Thedel seine Hand zurückzog, gab er dem Herzog einen gewaltigen Backenstreich und sprach: „Seid Ihr denn ein Hund geworden, daß Ihr mich beißt? Hättet Ihr dies nicht gethan, hättet Ihr auch von mir keinen Schlag bekommen!" Der Herzog aber verlor seine Fassung nicht und sprach edelmüthig: „Uns ist recht geschehen, wir haben uns von einem Narren täuschen lassen und darum haben wir auch Narrenlohn bekommen, wir erklären Dich für einen tapfern und unerschrockenen Rittersmann!" den Höfling aber wies er aus seinem Lande.

Hierauf zog nun Thedel nach Liefland und trat in den Orden der Schwertritter. Auch hier verrichtete er große Thaten und zwang die Litthauer

zur christlichen Religion. Aber auch seine Stunde kam, denn da des ganzen Heeres Neugier auf das schwarze Pferd gerichtet war, das sich so unwiderstehlich im Schlachtgetümmel erwies, verlangte der Ordensmeister bei Gehorsampflicht von ihm Kunde über das schwarze Pferd. Thedel, der nicht widerstehen kann, bittet um 14 Tage Frist, bestellt sein Haus, beichtet und empfängt das Abendmahl. Am 14. Tage gesteht er dem Ordensmeister, daß das schwarze Pferd ein Teufelsgespenst sei, welches er auf einer Reise zum heiligen Grabe vom Teufel zum Geschenk erhalten habe, und wie ihm vorausgesagt war, am dritten Tage nachher entschlief er in Christo mit den Worten: „O Gott in Deine Hände befehle ich armer Sünder meinen Geist!"

1136. Der Kreuzbaum und der Kronenbaum.

(S. Neues Vaterl. hannöversches Archiv Bd. XXI. S. 300 ꝛc.)

In den wendischen Kirchspielen oder dem sogenannten Wendlande im Fürstenthume Lüneburg herrschten sonst sehr sonderbare Gewohnheiten. Darunter gehört der Aberglaube, den sie mit dem sogenannten Kreuzbaum und Kronenbaum trieben.

Der Kreuzbaum bestand aus einer starken hohen Eiche, die gehörig zubereitet am Himmelfahrtstage errichtet ward, auf deren Spitze ein Kreuz und über dem Kreuze ein hölzerner Hahn stand. Fiel der Kreuzbaum um, so durfte er vor Himmelfahrt nicht wieder aufgerichtet werden, weil es ihre „Stedte" nicht leiden wollte. Diese Stedte erklärten Einige für einen Mann oder ein Weib, der Pastor zu Bölitz aber vermuthete, es sei ein Genius, der sich an der Stätte des Kreuzbaums aufhalten sollte. Wenn nun Himmelfahrt kam, so erwählten sie einen andern Kreuzbaum im Holze, da denn die ganze Dorfschaft sich versammelte und ein jeder Hauswirth gewisse Hiebe zu thun hatte. Der Baum mußte aber gerade und frisch sein. Nachdem er umgehauen war, legten sie ihn auf einen Wagen, bedeckten ihn mit ihren Kleidern und fuhren ihn an die Stätte, wo der vorige gestanden. Hernach kam ein alter wendischer Zimmermann, der behaute ihn vierkantig. Er ward nun kreuzweise durchbohrt und mit Pflöcken bestochen, so daß Jemand hinaufsteigen konnte. Hierauf ward ein großes Saufffest angestellt und mit großem Unfug und Trinken gefeiert und es gingen stets an die neun und zehn Tonnen Bier darauf. Sie sagten, wenn sie dies nicht thäten, gedeihe ihnen kein Vieh. In Breselenz wurde der Kreuzbaum noch besonders eingeweiht, sie stiegen nämlich die Säule, wie er hier genannt ward, hinan, gossen von oben Bier herunter und salbten das Kreuz ein. In Predöll weihten sie den Baum gleichfalls mit Bier ein und jagten das Vieh herum, meinend, so werde es gesegnet. Zu gewissen Zeiten gingen sie mit einem brennenden Wachslichte herum, sagten auch etwas dazu, ein alter Mann mußte allezeit vor der Stange niederknieen und hier seine Andacht, vornehmlich an Bettagen verrichten.

Der Kronenbaum dagegen war eine Erle, abgezweigt und abgeschält, so daß nur die Krone stehen blieb. Erstlich ward am Johannisabend ein Baum gehauen in dem Markischen Holz und abgezweigt bis oben an den Poll. Sie nahmen am Johannistage das vordere Stell vom Wagen und dies thaten die alten wie die jungen Weiber allein und spannten sich vor, legten das Stammende auf das Theil des Wagens, zogen ihn also durch Koth und

Morast bis an den Leib dem Dorfe zu, und es mußten Etliche hinterher gehen und den Poll hinten halten, daß er nicht besückelt ward. Wenn sie nun vor das Dorf kamen, fingen sie in wendischer Sprache ein Freudengeschrei an, darauf ward der alte Kronenbaum umgeworfen und an dessen Statt der neue aufgerichtet. Den alten Kronenbaum mußte ein Köthner annehmen und dafür den alten Weibern zwei Schillinge zum Vertrinken geben. Dann tranken sie sich toll und voll, gingen um den Baum und tanzten dabei die ganze Nacht hindurch in der Meinung, wenn sie es nicht thäten, gedeihe ihr Vieh nicht. Der Schulze mußte sich glatt anziehen und ein Handtuch um den Leib binden, dann ein brennendes Licht in die Hand nehmen, ums Vieh herumgehen und dasselbe weihen. Sie sagten, der Kronenbaum sei einmal umgefallen und habe den Bullen erschlagen, was ein großes Unglück gewesen.

Auf dieselbe Weise weihten sie auch Ställe und Häuser, indem sie solche in allen Ecken mit Branntwein und Bier begossen, indem sie sagten, die Stedte wollte das haben, sonst bekäme das Vieh Schaden. Diese Einweihung geschah alle Quartale. Ebenso gossen sie Bier hinein und das erste Wasser, welches sich wieder in den Brunnen fand, gossen sie zu ihrem Bier und tranken es. Eine ebenso große Rolle spielten die Lichter. An Lichtmessen brachten sie 16 brennende Lichter in die Kirche, damit ihr Vieh gut gedeihe. Bei der Communion verlangten sie drei brennende Lichter auf den Altar. Das Wachs wurde zu dem mittelsten Altarlichte von den Frauen präparirt und weich gemacht und sodann von dem Kirchenvorsteher und Küster verfertigt, wobei wenigstens 14 Tonnen Bier ausgetrunken wurden. Dieses Mittellicht sollte eine besondere Kraft haben, Einige zündeten daran ein Licht an und umgingen damit die Ställe und das Vieh. Der Pastor in Clarge sah auf einer Hochzeit, daß eine Frau im Hochzeitshause vier brennende Lichter zwischen den Fingern gehabt, vor der Thürschwelle habe eine Axt gelegen mit Stroh bedeckt, worüber die Braut geführt worden, sowie ferner in alle Stuben, Kammern, Küchen, Ställe, insonderheit um den Herd.

1137. Der schmucke Baum.

(Nach K. Hennings, Sagen u. Erzählungen a. d. hannöv. Wendlande. Lüchow 1864 in 12. S. 89 ꝛc. Harrys Th. I. S. 88.)

Auf dem Wege von Lüchow nach Arendsee in dem Forstorte, welcher die Planken heißt, stand sonst eine ungeheure Eiche, welche im Jahre 1829 bei einem Sturmwinde umgestürzt ward. Sie betrug siebenzig Fuß in der Höhe, war ohne Verästung unten wie oben zirkelrund und oben mit einer viertheiligen Krone geziert. Als die Wurzeln dieses Baumes, welcher im Volksmunde der schmucke oder schöne Baum hieß, ausgegraben wurden, fand man an seinem Fuße eine alte Streitaxt. Er stand in der Mitte zwischen 14 später mit Holz bewachsenen Gruben und diesen entsprechenden Wällen, zwischen welchen einst in den Kriegen zwischen den Sachsen und Wenden ein Heer Schutz gesucht hatte. Hier fiel ein Wendenfürst: er hatte eine Eichel im Munde gehabt und aus dieser Eichel, welche in der Leiche dieses Helden gekeimt, sich entwickelt und Wurzel geschlagen hatte, war der Baum entstanden.

1138. Der Brautſtein bei Woltersdorf.

(Nach Harrys, Niederſächſ. Sagen Th. I. S. 60 ꝛc. u. Hennings a. a. O. S. 14 ꝛc.)

Ziemlich weit von der Heerſtraße bei Woltersdorf auf der Kolborner Heide und der ſogenannten Brautſteinkoppel liegt ein rothgeſprenkelter Granitblock, nach oben unregelmäßig ſpitz zulaufend und etwa 5 Fuß hoch und ohngefähr 22 Fuß an ſeiner Baſis im Umfang. Derſelbe heißt der Brautſtein und man ſieht aus mehreren an ihm befindlichen Riſſen, daß man mehrmals verſucht hat ihn auseinander zu ſprengen, doch ſagt man, ſtets ſeien die Arbeiter wieder entlaufen, weil Blut herausgelaufen ſei und dies ſie erſchreckt habe. Ueber die Entſtehung deſſelben giebt es eine zweifache Sage.

Nach der einen haben einſt ein Ritter und ein Edelfräulein, zwei Verlobte, hier in der Heide auf dieſem Steine bei einander geſeſſen und von einander Abſchied genommen, weil der Ritter in den Krieg ziehen mußte. Der Ritter aber war ſehr traurig und fragte ſeine Braut, ob ſie ihm wohl auch treu bleiben und nicht etwa ihre Liebe einem Andern ſchenken werde. Das Mädchen aber vermaß ſich hoch und theuer, eher ſolle der Fels ſich von der Stelle rücken und ſie verfolgen und lebendig begraben, ehe ſie ihm die Treue brechen werde. Gleichwohl hat ſie ihm ihr Wort nicht gehalten und nach nicht gar langer Zeit hat ſie mit einem Buhlen auf demſelben Steine geſeſſen und mit ihm gekoſt, da hat ſich der Stein plötzlich geregt, hat ſich rieſengroß aus der Erde gehoben und die Falſche, die vergeblich vor ihm geflohen, hinabgedrängt in die aufgeriſſene Erde. Ihr Blut aber tränkte den Felſen und die kleinen weißen Blumen der Heide. Als nun aber der Ritter heimkam aus dem Kriege, da ſuchte er ſeine Braut und fand ſie nicht, er begab ſich aber hin zu dem Felſen, wo er das letzte Mal mit ihr geſeſſen hatte, und als er ſah, daß blutrothe Adern über den Stein liefen und die Heide mit rothen Blümlein bedeckt war, da ahnte er, was geſchehen war, und als er mit ſeinem Schwerte an den Stein ſchlug, ſiehe da ſprang ein rother Blutſtrahl heraus und aus der Tiefe klang ein dumpfer Klageton, und ſo oft er dies that, ſo oft ſtrömte Blut aus dem Stein und erklang der Wehelaut. Da zog der Ritter verzweifelnd wieder hinaus in den Krieg und der Stein ward fortan der Brautſtein genannt und die rothe Heide die Brauttreue.

Nach der andern Sage hat vor ſechshundert Jahren zu Woltersdorf eine Hochzeit gefeiert werden ſollen. Der reichſte Bauer im Dorfe wollte ſich verheirathen und nicht weniger als 564 Gäſte waren ſchon in ſeinem Hauſe angelangt, Alles war aufs Herrlichſte vorgerichtet, nur die Braut, welche in einem benachbarten Dorfe wohnte, fehlte noch. Er beſtieg alſo nach der damaligen Sitte den Wagen, um ſie aus dem Hauſe ihrer Eltern abzuholen und unter Jubel folgte ihm das ganze Heer der Gäſte zu Roß und zu Wagen. Die Braut wartete ſchon im ſchönſten Staat ihres Bräutigams, derſelbe hob ſie in den Wagen und nun ging es, was die Pferde laufen konnten, nach Hauſe, allein inzwiſchen war ein Gewitter heraufgezogen und die Braut bat, man möge doch daſſelbe erſt vorüberlaſſen, doch der Bräutigam rief: „Laß regnen, laß donnern, was geht dies uns an? Bei unſerem Feſte iſt zum Beten jetzt keine Zeit!“ Seine Genoſſen ſtimmten jubelnd ein und ſelbſt die Muſikanten ließen ſich durch den Donner nicht ſtören, ihren Hochzeits-

marsch zu blasen. Da plötzlich fuhr unter furchtbarem Krachen ein falber Blitz herab und schlug den Wagen mit dem Brautpaare tief hinein in die Erde. Statt dessen sah man sofort einen großen Stein und vor demselben fünf kleinere, das waren der Fuhrmann und die Pferde. Man hat seitdem manches Mal versucht, den Stein zum Bauen zu verwenden, allein sowie man ein Sprengloch hinein zu bohren anfing, da füllte es sich mit hellem rothem Blute und kein Steinmetz hat sich dann wieder daran versucht. In der Nacht aber kommt der versunkene Bauer heraus aus der Erde und führt den hierher verirrten Wanderer irre, tief hinein in das Moor.

1139. Das Marienbild bei Plate.

(Nach Hennings S. 8 ꝛc.)

Die Kirche zu Plate, zur heiligen Maria genannt, ist eine der ältesten Dorfkirchen im Wendlande, denn sie ist bereits im 14. Jhdt. erbaut worden. Ueber ihre Entstehung giebt es folgende Sage. Ein Ritter aus der Familie von Plato, die übrigens heute noch das Patronatsrecht über dieselbe besitzt, hatte im Zorn seinen Bruder erschlagen. In Verzweiflung verließ er seine Gattin und seine Burg um Sühnung seines Verbrechens am heiligen Grabe zu suchen. Vergebens that er hier Wunder der Tapferkeit, umsonst lag er manchen Tag betend an dem Grabe des Erlösers, Ruhe zog nicht wieder in seine Seele ein. Darum kehrte er wieder nach Hause zurück zu seiner Gemahlin und sein einziger Wunsch war, daß diese ihm einen Erben schenken möge. Lange flehte er vergebens deshalb zur heiligen Jungfrau, endlich aber verkündete ihm doch schamroth seine Gemahlin, daß sein Wunsch in Erfüllung gehen werde. So ritt er denn einst hinaus in den Wald zur Jagd, als die böse Stunde für seine Gemahlin bereits in der Nähe war, und die Angst trieb ihn den ganzen Tag im Walde hin und her, da sah er auf einmal im hellen Mondenschein im tiefsten Dickicht ein Bild der h. Jungfrau, welche ihm ein Knäblein entgegen zu halten schien. Verwundert hielt der Jagdzug still, denn Niemand erinnerte sich, jemals an dieser Stelle dieses Bild gesehen zu haben, der Ritter aber ließ es sich hinauf aufs Roß reichen und als er nach Hause kam, da hatte während seiner Abwesenheit seine Gattin ihm einen Knaben geboren, den sie ihm bei seiner Rückkehr freudestrahlend entgegenhielt. Zum Danke ließ der Ritter an der Stelle, wo er das Heiligenbild gefunden, eine Kirche erbauen und nannte sie zum Zeichen, daß ihm Gott vergeben hatte, zur heiligen Maria.

1140. Die alte Burg zu Lüchow.

(Nach Hennings S. 59 ꝛc.)

Der älteste Theil der freilich in Trümmer versunkenen alten Burg zu Lüchow war der Flügel, welcher sich längs der kleinen städtischen Bleichwiese, von Nord nach Süd hinzog und später den rechten Flügel des neu umgebauten Schlosses bildete. Derselbe hatte an jedem Ende einen runden Thurm und in der Mitte außerdem noch einen sechseitigen, halb aus der Fronte hervorspringenden, thurmartigen Ausbau, welcher den Haupteingang enthielt. Ueber diesem Eingange befand sich ein in Bruchstein ausgehauenes Bild. Dasselbe zeigte eine Schmiedeesse mit danebenstehendem Amboß. Ein Schmied hält in der Zange festgespannt einen Menschenkopf und ist damit beschäftigt,

ihn zu verarbeiten. Dieser Beschäftigung schaut eine Dame zu, welcher ein langer Eberzahn, ein sogenannter Hauer, aus der obern Kinnlade hervorragt. Dazu ist folgende Inschrift gefügt:

Wer die Tugend hat errungen
Dem schaden nicht der Bösen Zungen.

Die Sage erzählt hierüber, eine frühere Gräfin von Lüchow, Anna von Nassen (oder Nassau), sei mit einem riesigen Eberzahn verunziert gewesen und habe im Lande ausrufen lassen, sie wolle den Mann ehelichen, der einen ähnlichen Auswuchs aufzuweisen habe. Nach einiger Zeit habe sich denn auch ein junger Edelmann, der wirklich eine ähnliche Unschönheit gehabt, gemeldet und um die Hand der Dame geworben. Ob er nun wohl im Uebrigen schön gestaltet gewesen sei und der Gräfin wohl gefallen habe, so habe diese doch ihre Gefühle bekämpft und beschlossen, ein so verunziertes Geschlecht sich nicht fortpflanzen zu lassen, sie habe also befohlen, ihn hinzurichten und der Schmied habe aus dem vom Rumpfe getrennten Kopfe den Hauer herausschlagen müssen. Zur Strafe müsse sie aber als großer schwarzer Hund im Burggebiete umgehen.

Nach einer andern Erzählung sei sie aber durchaus nicht durch solche Zähne verunstaltet, sondern eher ein Ideal der Schönheit gewesen; im Bewußtsein ihrer hohen Reize habe sie aber auch nur den schönsten Mann der Erde zum Ehegemahl nehmen wollen; darauf hin sei ein Schmiedegesell, der so eitel gewesen, sich für den schönsten der schönen zu halten, zu ihr auf die Burg gekommen und sich der Gräfin angetragen, diese aber ergrimmt über solche Unverschämtheit, habe ihn enthaupten und sein Haupt auf dem Amboß wie ein Stück Schmiedearbeit verarbeiten lassen, zur Strafe jedoch habe ihr Gott die Zähne immer länger und länger wachsen lassen, bis sie die Form von Eberzähnen bekommen hätten, womit denn ihre gepriesene Schönheit für immer zu Ende gewesen sei.

Eine andere Gräfin von Lüchow hat ein so eigenthümliches Gelüste nach dem Gehirn von Häringen getragen, daß dieser Artikel ihre Lieblings- wenn nicht einzige Speise ausmachte und sie zuletzt dadurch in Armuth gerieth. Man bezeichnet noch jetzt eine Innung in Lüchow (die Maurer- oder Schmiede-Innung) als diejenige, welche die zahllose Menge der Häringe, nachdem man diesen das Gehirn genommen hatte, aus der Burg zum Geschenk erhalten habe. Als Wahrzeichen zogen die Angehörigen dieser Innung noch Jahre lang am Fastnachtstage, einen Häring an einer Kette, durch die Stadt.

1141. Der Zauberstuhl zu Klennow.

(Nach Hennings S. 96 ꝛc.)

Im vorigen Jahrhundert lebte im Dorfe Klennow eine arme Wittwe, welche eine einzige Tochter hatte und in einer elenden Hütte wohnte, die jedoch nicht einmal ihr Eigenthum war, sondern für welche sie dem Besitzer des benachbarten Gehöftes, einem reichen Bauer, schweren Zins zahlen mußte. Ihre Tochter war ebenso schön als gut und im ganzen Dorfe berühmt wegen ihrer Geschicklichkeit im Weben feiner Leinewand. Weil das Mädchen aber, da ihre Mutter nur sehr wenig verdienen konnte, indem sie alt und schwach war, sich zu sehr anstrengen mußte, so verblichen bald die Rosen ihrer

Wangen, die Verzehrung kam über sie und an einem kalten Februartage schloß sie ihre müden Augen. Wie nun die arme Frau thränenlos bei der Leiche ihrer Tochter saß, da trat der Besitzer der Hütte in ihre Stube und verlangte den Zins, den sie ihm in Folge der langen Krankheit ihres Kindes schuldig geblieben. Vergebens war all ihr Bitten, nicht einen Tag Gestundung konnte sie mehr erlangen, er erklärte, wenn am nächsten Sonnabend der Zins nicht auf seinem Tische liege, werde er sie auf die Straße setzen. In halber Verzweiflung setzte sie sich, nachdem der harte Mann ihre Stube verlassen und sie ein frommes Lied gesungen hatte, an den Webstuhl und arbeitete emsig, bis ihre Hände ihr versagten. Ermüdet von Arbeit und Kummer sank sie auf ihr Bett, da hörte sie aus der Kammer, wo dasselbe stand, um die Mitternachtsstunde plötzlich Geräusch in der Stube, es knirschte der straffe Faden des Flachses, das gespensterhaft fliegende Schiffchen schwebte rauschend hin und her und Schlag auf Schlag des Webstuhls ertönte in der Stille der Nacht und als sie neugierig, was das sein könne, die Kammerthüre öffnete, da sah sie im weißen Leichenhemde mit bleichem Antlitz ihre verstorbene Tochter am Webestuhl sitzen und weben, als wenn sie lebte. Erschreckt fuhr sie zurück und sank in ängstlichen Schlummer, allein als sie am Morgen erwachte, da lag Elle auf Elle der feinsten Leinewand so sorgfältig gewebt, wie es kaum eine Menschenhand fertig zu bringen vermag, vor ihren Blicken da. So ging es jeden Tag, am Tage arbeitete die Mutter, des Nachts die entschlafene Tochter. Verwundert sahen die Bewohner des Dorfes, wie die Wittwe ohne jegliche Unterstützung sich redlich nährte und Niemand begriff, woher sie trotz ihres hohen Alters die Kraft und Ausdauer zu ihrer schweren Arbeit nehme. Endlich aber wurde es doch laut, daß ihr Webstuhl Tag und Nacht nicht ruhe und sich von selbst bewege, daher drängten sich, als die Wittwe endlich gestorben war, viele ihrer Nachbarn um den einträglichen Webstuhl aus ihrem Nachlaß zu ersteben. Aber kaum war die Wittwe zur Erde bestattet, als ein Brand den größten Theil des Dorfes einäscherte, mit ihm die Hütte und was dieselbe barg.

1142. Der Vampyr im Wendlande.

(S. Helms im Hannöv. Mag. 1831 Nr. 57. 58 u. im Neuen Vaterl. Archiv Bd. XXI. S. 307 ꝛc.)

Im ganzen Wendlande glaubt man an Vampyre. Man sagt, sie erständen auf folgende Weise. Wenn nämlich ein Kind nach Entwöhnung von der Mutterbrust nach den ersten 24 Stunden (denn diese werden nicht mitgerechnet) wieder die Brust erhalte, so werde es einst ein Vampyr, sobald es gestorben sei. Verstorbene Kinder werden jedoch keine Vampyre, sondern nur solche Kinder, welche zweimal entwöhnt ein kräftiges Alter erreicht haben. Darum heißen die Vampyre hier auch Dubbelsüger (Doppelsauger) und die Mütter sind sehr vorsichtig, durch zweimaliges Entwöhnen keinen jungen Vampyr an ihrer Brust für ihre Familie aufzuziehen. Ist nun aber ein solcher gestorben, so behält er eine Art von Halbleben im Grabe, besonders kann sein Kopf und sein Mund sich bewegen und Töne ausstoßen. Er geht jedoch nicht aus dem Grabe hervor und saugt seine Angehörigen an, sondern mit seinem lebendigen Munde saugt er im Sarge sich selbst auf der Brust an und wenn er die Haut und die fleischigen Theile aufgesogen hat, dann

wirkt dies durch Sympathie auf seine Angehörigen ein, es wird ihnen alle Lebenskraft ausgesogen, sie werden blaß, mager, kraftlos und müssen noch, ehe ein Jahr vergeht, dem Doppelsauger ins Grab folgen. Dieser fährt nun so fort, auch den zweiten in der Familie auszusaugen, bis er alle zu sich geholt hat und zuletzt, wenn man ihn ungestört gewähren läßt, die ganze Familie ausstirbt. Auf Andere, als seine nächsten Anverwandten, besonders Bruder, Schwestern und Kinder, wirkt er aber nicht ein, auch wird ein durch einen Doppelsauger Getödteter nicht wieder zum Vampyr, wenn er nicht schon durch doppelte Entwöhnung, was man freilich nie recht sicher wissen kann, ein natürlicher Doppelsauger ist. Als Mittel gegen das tödtliche Einwirken dieser Doppelsauger gilt aber erstlich das Bret, dann der Kreuzdreier und endlich der Durchgang unter der Schwelle. Die Angehörigen lassen nämlich ein Bret so aussägen, daß es die Brust bedeckt und auch unter'm Kinn anschließt, und dem Todten auf die Brust befestigen, so daß es ihm also unmöglich wird, im Sarge selbst die Brust anzusaugen. Der silberne Kreuzdreier (Krütz-Witten), mit der Weltkugel und dem Kreuze darauf, wird dem Todten in den Mund gelegt, weil diese mit dem Kreuze bezeichnete, gleichsam heilige Münze das Leben des saugenden Mundes verhindert. Diese Münzen sind aber sehr selten geworden und wenn eine Familie sie besitzt, werden sie für den Fall der Noth sorgfältig aufbewahrt. Der Durchgang unter der Schwelle endlich bezieht sich wahrscheinlich darauf, daß Geister und Gespenster da wo sie hereingeschlüpft sind, auch wieder heraus müssen, also auch die nach dem Tode Wiedererscheinenden nur da wieder hinein können, wo sie hinausgekommen sind, sind sie nun unter der Schwelle zum Hause hinausgetragen worden, so können sie nicht über die Schwelle wieder zurückkehren. Die große Thür der wendischen Bauerhäuser hat nun aber eine bewegliche nur eingefügte Schwelle, welche weggenommen wird, wenn der Erntewagen das Getreide auf die Hausflur (Diele) fährt. Vermuthet man nun, daß ein Gestorbener zweimal entwöhnt ist, so treten zwei Personen hinzu, heben, so hoch sie nur können, die Schwelle empor und der Sarg und das ganze Leichengefolge muß von der Hausflur unter der Schwelle durchziehen.

1143. Das Jammerholz.

(S. Harrys, Niedersächs. Volkssagen Th. I. S. 87. Anders bei Hennings S. 70 ꝛc.)

Zwei Stunden von Dannenberg liegt das Dorf Jamel, zu dem gräflich Groteschen Gute Breese gehörig, das seinen Namen von dem Walde erhalten hat, der dort in grauer Vorzeit gelegen war und das Jammerholz genannt ward. In diesem Walde haben, einer alten Volkssage nach, die Wenden ihre bejahrten zur Arbeit nicht mehr fähigen Eltern erschlagen. Eines Tags, als diese grausame That an einem schneeweißen Greise, der gebunden und jammernd an der Erde lag, vollführt werden sollte, kam eine Herzogin von Cöln des Wegs gezogen und hörte den Klageruf. Sie drang in das Gebüsch und sah den Alten und neben ihm etliche kräftige junge Männer, mit rauhen Fellen bedeckt. Sie fragten, als die Herzogin fragte, weshalb der Greis so kläglich jammere, es sei ihr alter Vater, der nicht mehr zum Leben tauge, deshalb wollten sie ihn todtschlagen. Die Herzogin ermahnte nun die Männer, von ihrem grausamen unnatürlichen Vorhaben abzustehen, diese aber sprachen wieder: „Was soll ein Mensch auf der Welt, der sich

und allen Andern nur Last und Schaden bringt? Seht Ihr den Rost an dieser Art? Das ist von seines Vaters Blut, den er selbst auch erschlagen hat. Und so werden unsere Söhne, wofern wir zu hohen Jahren kommen, dermaleinst uns wieder tödten." Die Herzogin ließ nun den Söhnen Geld geben, davon sie ihren Vater erhalten sollten. Sie nahmen es und sagten, „so lange das Geld ausreiche, könne ihr Vater leben, länger nicht."

1144. Die Riesen im Hunnenberge.

(Nach Beldeck, Göttingen Bd. II. S. 211, bei Harrys Bd. I. S. 65.)

Der Hunnenberg bei Transfeld ist durch eine alte Sage bekannt, welche folgendermaßen lautet. Etliche Mädchen eines benachbarten Dorfes wollten spät um Mitternacht noch Blumen von dem dichtbewachsenen Berge holen. Die Thurmuhr schlug gerade Zwölf, wie sie dort ankamen. Sie hatten vergebens gesucht, als eine starke Eisenthür einer hell erleuchteten Höhle sich ihnen plötzlich im Gebüsche öffnete. Die beherzten Mädchen traten hinein und sahen sich von gewaltigen unmenschlich großen Riesen umringt, die mit schweren Ketten bewaffnet waren und viele Fässer Gold um sich her stehen hatten. Schrecken ergriff die Mädchen und mit Schnelligkeit sprangen sie wieder zur Thüre hinaus. Aber das letzte der jungen Mädchen war zu langsam, die Thüre schlug krachend hinter ihr zu und verletzte ihr den äußersten Theil ihres Fußes: sie mußte an der Wunde sterben.

1145. Graf Ysang von Seeburg.

(S. Beldeck, Göttingen u. s. Umgebungen Bd. II. S. 56. Harrys Th. I. S. 1 ꝛc. Etwas verschieden bei Schambach u. Müller, Niedersächs. Sagen S. 49.)

Unfern Göttingen, zwischen den Dörfern Seeburg und Berenshausen, liegt der Seeburger See. Einst war er groß und weit, nun wird er jährlich kleiner, aber wie die Fischer sagen, seine Tiefe ist an vielen Stellen nicht mehr zu ergründen. Früher stand an seiner Stelle die stolze Burg der Grafen von Ysang. Der letzte dieses Geschlechtes führte ein wildes und gottloses Leben, so daß er der Schrecken der ganzen Gegend war. Einst ritt er um Mitternacht zum Kloster Lindau hinab und stahl sich heimlich in die heiligen Mauern. Da sah er ein schönes Mädchen knieen vor dem Muttergottesbilde, indeß die andern Schwestern schliefen, er hub sie auf sein Roß und entführte sie nach seiner Burg. Wie er seinen Willen an ihr vollführt hatte, entdeckte er, daß die Nonne seine ihm unbekannt gebliebene Schwester war. Da erschrack sein Gewissen heftig, er sandte die Nonne mit Gold reich versehen zum Kloster zurück, schenkte demselben reiche Gaben, ließ den Altar kleiden und täglich viele Messen lesen, aber sein Herz bekehrte sich doch nicht zu Gott und bald hub er von Neuem an, seinen Lüsten zu fröhnen.

Wie er nun eines Tages in träger Lässigkeit sich auf seinem Lager wälzte, geschah es, daß sein Koch ihm einen silberweißen Aal brachte, der Graf meinte, es könne wohl eine Schlange sein, ließ ihn bereiten, speiste davon, verbot aber dem Diener bei seinem Leben etwas von diesem Gerichte zu genießen. Alsbald nach der Mahlzeit fielen dem Grafen alle seine begangenen Frevel schwer aufs Herz, ihm ward so heiß und eng, daß er nicht Ruhe hatte im Schlosse, sondern nach Luft schrie und in den Garten eilte. Da trat ihm ein Bote aus dem Kloster entgegen und sprach: „Zu dieser

Stunde ist Euere tugendhafte Schwester im Kloster verschieden. Euer Frevel hat sie zu Tode gebracht, das letzte Gebet sprach sie für Euch!" — „Ach!" seufzte Graf Ifang, „wer nimmt mir mein elendes Leben?" Als er wieder nach seinem Schloß zurückgehen wollte, da hörte er auf dem Schloßhofe ein seltsames Murmeln und Rauschen wie Menschenstimmen und es war ihm, als wenn die Blumen und Blätter sprächen und alles Gethier redete, Enten, Hühner und Gänse im Hofe, Sperlinge und Tauben auf den Dächern. Das kam daher, weil der Graf von der Schlange gegessen hatte, und nun mußte er die Sprache der Thiere verstehen. Der Hahn sprach: „Es ist ein Mörder im Hause, wehe Graf Ifang!" Die Hennen riefen: „Eile Dich, Graf Ifang! ehe die Sonne untergeht, werden die Thürme Deines Schlosses fallen, wird Deine prächtige Burg versunken sein. Bete, Graf Ifang!"

Ergeben in sein Geschick, schritt Graf Ifang zum Schloßhof hinaus und setzte sich auf einen Stein vor der Thür seines Hauses. Da trat der Hahn zu ihm heran, schlug mit dem Fittig und sprach mitleidig: „Herr, Du kannst Dich noch retten, fliehe schnell, doch ziehe allein!" — „Soll ich allein fliehen", antwortete Graf Ifang, „und meine treuen Diener nicht retten?" — „Eile, eile! ziehe allein!" kreischte der treue Hahn.

Der Graf sattelte eben sein bestes Roß und wollte hinaus, da kam ein Diener athemlos herzu, fiel ihm in die Zügel und wollte den Grafen nicht allein ziehen lassen, sondern bat, daß er ihn mitnehme auf sein Roß. Der Graf aber fragte: „Was ruft der Hahn?" und der Diener, der trotz seines Herrn Verbot, von der Schlange gegessen hatte, vergaß sich in der Angst und sprach: „Willst Du Dein Leben retten, so eile zur Stunde von hier, doch ziehe allein!" — „Verräther", schrie der Graf, „hast Du mir doch Dein Wort gebrochen? Nun geh' zur Ruh!" In diesem Augenblick krähte der Hahn wieder gewaltig: „Eile, eile, die Sonne sinkt!" Und wie der Graf aufschaute und sah, daß die Sonne schon ihre letzte Gluth auf die Spitzen der Berge goß, da zog er sein Schwert, spaltete dem Diener, der leichenblaß sich an seines Rosses Mähnen klammerte, das Haupt und sprengte über die Zugbrücke zum Schloßthore hinaus.

Auf einer Anhöhe nahe beim Städtchen Gieboldehausen ruhte er aus, sein Roß war todt. „Da liegt mein schönes Schloß", sprach er mit weinenden Blicken, „und ich bin hier so ganz allein und mein Herz ist todesmatt. Was trieb mich hinaus? War Alles wohl nur ein wüster Traum?" Und wie er noch sprach, wankte plötzlich der Hügel und die Erde bebte unter seinen Füßen. Glühend roth war der Himmel und der Donner rollte. Erschrocken floh Graf Ifang weiter, und wie er dann noch einmal nach der Burg zurückschaute, da war sie mit Wall und Thürmen in die Tiefe gesunken und an der Stelle, wo sie gestanden hatte, zeigte sich ein großer See.

Nach dieser wundervollen Begebenheit bekehrte sich Graf Ifang und trug Buße seiner Sünden im Kloster zu Gieboldehausen, dem er verschrieb, was ihm von Erdengütern noch geblieben war. Noch heute werden nach seiner Verordnung reuigen Sündern an einem gewissen Tage Seelenmessen gelesen. Die Fischer haben zuweilen Silbergeräthe, Töpfe von alterthümlicher Form und andere Gegenstände aus der Tiefe des Sees gebracht.

1146. Die schöne Bertha vom Schweckhäuserberge.

(S. Harrys Th. I. S. 8. Anders bei Schambach u. Müller S. 102.)

Zwischen Waake, Landolfshausen und Mackenrode, unweit Göttingen, liegen nicht weit von einander drei Berge, welche die Schweckhäuser Berge genannt werden; einer davon ist unter dem Namen der lange Schweckhäuserberg bekannt. Auf diesem hat früher ein Schloß gestanden, von dem man allerdings jetzt nur noch wenige Steine sieht. Der letzte Herr von Schweckhausen aber hat eine Tochter gehabt, die um ihrer Schönheit willen blos die schöne Bertha genannt ward. Um diese Bertha hat sich einst auch der ruchlose Graf Isang von Seeburg beworben, aber vergebens. Nun ist aber des Grafen Mutter in den Zauberkünsten wohl bewandert gewesen und war überdies eine böse, garstige Frau. Also gedachte sie, die schöne Bertha in Jammer und Elend zu bringen, weil sie ihren Sohn verschmäht hatte. Sie nahm also ihren schwarzen Zauberstab und sagte zu Bertha: „Weil Du den Grafen Isang nicht zum Ehegemahl gewollt hast, so sollst Du auch nun und nimmermehr einen Andern zum Gemahl bekommen. Aber ich will Dich in einen Wald bannen auf einen gangbaren Weg, da sollst Du des Nachts wandern gehen und rufen: Hilf mir! hilf mir! bis Einer zu Dir sagt: So helfe dir der liebe Gott! Dann soll Deine Erlösung beginnen. Es muß aber erst noch ein Mann von seiner Frau sterben, die Frau muß sich einem zweiten Mann in die Ehe geben und einen Sohn zeugen. Der muß ein Pfarrer werden. Wenn der zum ersten Mal in einer Kirche predigt, alsdann bist Du erlöst, nicht eher. Der Weg im Walde, auf dem Du wanderst, soll der erste sein, der da geht von Ebergötzen nach Bösinghausen.“ Nun ist Keiner gewesen, der von der schönen Bertha den Bann hat nehmen können, und sie hat wandern müssen bei Nacht, und bei Tag hat sie ausgeruht in einer Steinklippe am Walde. Sie hat eine Flasche Wein und ein Brod gehabt und jeden Morgen ist die Flasche voll angefüllt gewesen und ein frisches Brod hat auf ihrem Laubbette gelegen. Es ist aber bald hernach die Gräfin Hildegard zu Wagen des Weges gekommen und Bertha hat an der Steinklippe gerufen: „Hilf mir! hilf mir!“ Darüber hat der Lenker die Spur verloren, ist auf die Steinklippe gerathen, von wo dann der Wagen sammt Menschen und Pferden mit einem furchtbaren Krachen hinabgestürzt und Alles zerschmettert worden ist. An diesem Steine kann man noch heutigen Tages folgende Schrift lesen: Hans Danne: Jakop Kannen 1603. 1504. Es stehen noch mehrere Buchstaben daran geschrieben, die sind aber verwittert. Nicht lange darauf ist aber der sündhafte Graf Isang in Elend gerathen und in das Kloster Gieboldehausen gezogen (s. Nr. 1145). Aber die arme Bertha hat fort und fort wandern müssen und rufen: „Hilf mir! hilf mir!“ So sind Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte verlaufen und es ist nicht anders mit ihr geworden. Es ging auch bei Nachtzeit Keiner mehr in den Wald, weil da seit 300 Jahren eine verzauberte Jungfrau umgehe, vor der man sich fürchten müsse. Einmal begab es sich, daß ein tapferer Reiter im Wirthshause zu Ebergötzen einkehrte und dort gute alte Bekannte traf. Diese erzählten ihm auch von dem Gespenste, das da im Walde nach Bösinghausen gehe und immer „hilf mir! hilf mir!“ rufe. Der Reiter hat über die Furcht seiner Kameraden gelacht und gesagt: „Wenn das Gespenst

Hilfe nöthig hat, so will ich doch sehen, ob ich ihm nicht helfen kann!" Er hat darauf noch ein Glas getrunken und ist guten Muthes in den Wald geritten. Es hat auch nicht lange gewährt, so hat er rufen gehört: „Hilf mir! hilf mir!" — „Wer kann Dir helfen?" — „Ach, Keiner!" — „So helfe Dir der liebe Gott!" Kaum hat der Reiter die Worte gesagt, so hat auch die schöne Bertha hinter ihm auf seinem Pferde gesessen und sich fest an ihn gehalten. Da ist dem Reiter doch ein leises Grauen angekommen, aber die schöne Bertha hat ihn bald beruhigt, hat ihm ihre ganze Geschichte erzählt und wie er, der Reiter, ihre Erlösung begonnen hätte, und wie er nun weiter für sie thun solle. „Ihr müßt reiten nach Waake", hat sie gesagt, „in die Straße, die nach Mittag liegt und zum Sieke genannt wird. Da müßt Ihr in das letzte Haus an der Straße gehen, da wohnen zwei Leute, Mann und Frau, die keine Kinder haben. Wenn Ihr in der Stube seid, wird auch der Tod hereinkommen, vor dem aber braucht Ihr Euch gar nicht zu fürchten, denn Ihr werdet ihn sehen, der Mann und die Frau aber nicht. Der Tod aber wird alsdann hinter den Mann treten und ihm in den Buckel klopfen, worauf der Mann krank werden und sterben wird. Wenn dann der Tod wieder hinausgeht und Euch winkt, so müßt Ihr ihm folgen, denn er wird Euch draußen sagen, wie viel Jahre bis zu meiner Erlösung noch verlaufen werden. Davon sollt Ihr mir aber in der folgenden Nacht Nachricht geben!"

Dem Reiter ist das Alles sehr wunderbar vorgekommen, aber er hat der armen Bertha doch gern aus ihrem Elende verhelfen wollen, ist also zum Sieke geritten, und wie er ins letzte Haus gekommen ist, so haben da richtig Mann und Frau am Tische gesessen. Er hat sie um Quartier, blos aus Vorwand, angesprochen, und ehe er sich's versehen, ist die Thür ganz ohne Geräusch aufgegangen und der Tod hereingetreten. Der ist ein langer, hagerer Mann mit blassem, eingefallenen Gesicht gewesen, hat einen langen grauen Rock und in der Hand ein spanisch Röhrlein mit einem Todtenkopfe als Knopf getragen. Den Reiter hat's kalt überrieselt, aber der Mann und die Frau haben den Tod nicht gesehen. Also tritt der Tod leise hinter den Mann, klopft ihm dreimal mit seinem spanischen Rohr in den Rücken, da schüttelt sich der Mann und sagt: „Mich fröstelt." Drauf geht der Tod wieder hinaus, der Reiter ihm nach. Draußen sagt der Tod: „Mein Freund, Du kannst nun wieder zum Walde reiten und der verzauberten Bertha das Folgende berichten: Dieser Mann wird nun sterben und seine Frau wird einen Andern ehelichen, mit dem wird sie einen Sohn zeugen, der wird ein Pfarrer werden, und sobald er 22 Jahre gelebt hat, eine Predigt halten, dann wird die schöne Bertha erlöst sein!" Der Reiter aber hat's gut ausgerichtet, und die schöne Bertha hat ihm viel tausend Mal gedankt und ihn gebeten, daß er noch einmal wieder zu ihr kommen solle. Er ist aber nicht wiedergekommen und der Tod, sein Freund, wird ihm wohl auf der nächsten Wahlstatt mit dem Röhrlein auf den Buckel geklopft haben. Genug es ist jetzt Alles so genau eingetroffen, wie der Tod gesagt hatte, und wie die Zeit um gewesen ist, so ist der Tod selber der schönen Bertha in ihrem Steinlager erschienen und hat ihr gesagt, daß sie nun aus ihrem Zauber erlöst sei und wieder unter die Menschen gehen könne. Aber die Menschen

sind ihr fremd geworden in der langen Zeit; sie hat nur noch ein Jahr nach ihrer Erlösung gelebt und ist unter der Steinklippe begraben.

1147. Wallfahrt nach den Schweckhäuserbergen.

(S. Harrys Th. I. S. 15.)

Es ist alte Sitte, daß die Einwohner aus den Dörfern Waake, Landolfshausen und Mackenrode am ersten Osterfeiertage nach den Schweckhäuserbergen ziehen. Darüber weiß man nun Folgendes als Grund anzugeben. Die ersten Herren auf den Schweckhäuserbergen hatten ihre eigenen Pfaffen und Tempel. Es ist dies aber damals noch im Heidenthume und ihr Gottesdienst ein Götzendienst gewesen. Im Tempel aber hat ein großes Bild gestanden wie ein riesiger Mann, das ist inwendig hohl gewesen. Durch einen verborgenen Gang unter der Erde hat der Pfaffe in dies Bild steigen können und daraus geredet. Er hat auch in dem Bilde machen können, daß es mit der Zunge, auch mit dem Munde und den Händen sich bewegt hat, so daß die Leute geglaubt haben, das Bild bewege sich von selber und thäte auch das Reden. Da sind denn immer am ersten Tage in Ostern viel Menschen von der Umgegend nach den Schweckhäuserbergen gepilgert, um den Abgott zu hören, und aus alter Gewohnheit wallt das Volk noch immer am ersten Ostertage nach den Schweckhäuserbergen.

1148. Der Bessoische Meerpfuhl.

(S. Leyner, Dassel'sche Chronik. Erfurt 1596. V. 13. VIII. 9. Darnach Harrys Th. I. S. 28 u. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 261.)

Die alten Bauern in Dassel erzählen von einem in der Nähe gelegenen unergründlichen Meerpfuhle, welcher der Bessoische genannt wird, daß der leibhaftige Teufel darin wohne. Ein achtzigjähriger Mann berichtete darüber, es hätte einstmals ein Bauer von Leuthorst an einem Sonnabend, länger als der Brauch gewesen und nachdem man schon zur Vesper geläutet, neben diesem Pfuhle gepflügt und nicht eher davon ablassen wollen, als bis der ganze Acker gepflügt sei. Er habe auch wohl nach gottloser Bauern Art mehr des Teufels Hilfe als Gottes Hilfe angerufen, und als die Pferde, matt und müde, nicht mehr fortgekonnt, sie mit dem Teufel bedroht und Beides, Pferde und Jungen mit unchristlichen Flüchen und Schlägen über die Maßen genöthigt. Da sei ganz unversehens ein großer, schwarzer und starker Gaul aus dem Meerpfuhl gestiegen und der gottlose Bauer habe sofort dem Jungen beim Pflügen mit ganz ungestümen Worten befohlen, den schwarzen Gaul in aller Teufel Namen vorzuspannen, in der Meinung, also den Acker, ehe er Feierabend mache, herumzupflügen. Sobald nun der Junge, der kläglich geweint und viel lieber nach Hause gezogen wäre, denn daselbst länger zu verharren, den schwarzen Gaul angespannt, ist derselbe frisch und gewaltig fortgegangen und hat die Pferde mit sammt Pflug, Bauern und Jungen in das grundlose Meer hinabgezogen und hat Niemand sagen können, wohin das Alles gekommen sei.

Auch erzählen die Alten, wie sie das von ihren Voreltern gehört, daß der böse Feind von dem Kirchthurme zu Portenhagen eine Glocke, die man vor andern heilig und kräftig gehalten, in diesen unergründlichen Pfuhl soll geführt haben. Sie ist von lauterem Golde gewesen und der Teufel entwandte sie

darum, daß sich die Menschen ihrer nicht mehr bedienen könnten. Einst erbot sich ein Taucher, sich ins Meer hinabzulassen und die versenkte Glocke mit Stricken zu fassen; alsbald sollten die Leute ziehen und also der Glocke wieder mächtig werden. Als er aber nach einer Weile wieder herauskam, berichtete er, unten in der Tiefe sei eine grüne Wiese gewesen, woselbst er die verlorene Glocke auf einem Tische stehend gesehen; ein böser schwarzer Hund habe dabei gelegen, sie zu bewachen. Auch hätte sich daneben ein Meerweib erschrecklich sehen und hören lassen und gesagt: es sei noch viel zu früh, die Glocke von dannen zu holen.

1149. Die Glocke von Covenhausen.

(S. Letzner a. a. O. Bd. XIII. C. 18.)

An einer Glocke zu Covenhausen in der Grafschaft Dassel liest man: „Ich rufe die Lebendigen, beweine die Todten und vertreibe den Donner (vivos voco, mortuos plango, fulgura frango). Das Volk hat daselbst von je her ein großes Vertrauen auf diese Glocke gesetzt und meint, daß, sobald diese Glocke bei Ungewitter geläutet werde, der Donner um des Läutens willen aufhören müsse.

1150. Der Glockensee.

(S. Gottschalk, Sagen der Deutschen Bd. I. S. 48. Harrys Th. I. S. 26.)

Im Dorfe Moringen im Göttingischen findet sich in einem Garten ein Teich, der Opferteich genannt. In frühern Zeiten wurde in seiner Nähe unter großen Eichen Gericht gehalten und von den Opfern, die hier gebracht worden sind, soll er auch den Namen erhalten haben. Der Teich ist sehr tief, hat gar keinen sichtbaren Zufluß, aber reichliche unterirdische Quellen. Man erzählt von ihm, daß es alljährlich in der Weihnachtszeit von 12—1 Uhr in seiner Tiefe läute.

Die Mönche des Tempelherrnklosters, das vor Zeiten dort gestanden, hatten nämlich einmal eine neue Glocke gießen lassen und in dem noch stehenden Kirchthurme aufgehängt. Sie vergaßen aber, nach alter Sitte sie vor dem Gebrauche zum Gottesdienste einzuweihen und zu taufen. Nun wollten sie die Glocke zuerst in der heiligen Weihnacht zur Christmesse gebrauchen. Aber kaum hatte sie den ersten Klang gethan, so wurde sie wie durch eine wunderbare Kraft losgerissen, stürzte zum Schallloche des Thurmes hinaus und in den Opferteich.

Hier liegt sie bis auf den heutigen Tag, in jeder Weihnacht aber hebt sie sich in die Höhe, läutet und versinkt wieder. Seit der Zeit ist aber auch der Gottesdienst in der Kirche in Verfall gerathen und das Tempelherrnkloster aufgehoben. Auch kann ihrerwegen kein Fisch in dem Teiche leben. Bei hellem Wetter haben Einige die Glocke in der Tiefe des Wassers liegen sehen; auch kann man noch an der Seite des Schallochs die Spuren ihres heftigen Durchflugs wahrnehmen.

1151. Der Lübbower Stein.

(S. Baterl. Archiv Bd. II. S. 13.)

Beim Dorfe Lübbow auf dem Wege nach Salzwedel liegt ein mit Moos bewachsener colossaler Block, der Lübbower Stein genannt. Die Sage ist,

daß bei ihm eine heidnische Gottheit ehemals verehrt worden sei und daß er sich in der Christnacht, wenn er den Hahn rufen höre, vor Unwillen umkehre.

1152. Die Hünenburg.

(S. Harrys Th. I. S. 67.)

Am hohen Gebirge oberhalb des Dorfes Altenhagen finden sich viele Felsen und einzelne auf der Oberfläche der Erde herumliegende große Sandsteine. Die Landleute erzählen, daß daselbst in der Heidenzeit Riesen oder Hünen auf einer mächtigen Burg gewohnt hätten, die aus großen Felsstücken gebaut gewesen sei. So oft einer von ihnen gestorben sei, hätten ihn die Gefährten unter den hier noch befindlichen Hügeln begraben. Wie zuletzt blos noch einer übrig gewesen sei, habe derselbe aus Mißmuth die Burg eingestürzt, die Steine weit umhergeschleudert und den größten über sich selbst gewälzt. Der Platz wird davon noch jetzt die Hünenburg genannt.

1153. Die Salz-Sau.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 265.)

Vor achthundert Jahren war um Lüneburg noch eitel Wald und Morast, da geschah es, daß Jäger einer wilden Sau nachgingen, die stellte sich so recht nach Herzenslust im Schlamme und legte sich dann auf eine trockene Stelle und schlief, und wie die Sonne so recht auf die Sau schien, da gewannen deren schwarzbraune Borsten gar eine schöne weiße Farbe. Das nahm die Jäger Wunder und sie tödteten die Sau und fanden, daß eitel gutes reines Salz an den Borsten krystallisirt war, von einer herrlich gesättigten Soole. Dadurch ward das ergiebige Salzwerk zu Lüneburg zuerst entdeckt und es wurde von selbiger Sau etwa ein Schinken nicht gegessen, sondern zum ewigen Andenken in eines hochweisen Raths zu Lüneburg Küchenstube aufbewahrt, mit lateinischen Versen und in einem gläsernen Kasten. Auch die Haut mit den candirten Borsten ward aufbewahrt. Das Salzwerk aber ward die Sälze genannt, und weil Lüneburg neben ihm einen namhaften Berg und eine treffliche Brücke hat, die über den Fluß Ilmenau führt, so ward ein lateinischer Denkspruch auf diese drei Herrlichkeiten gedichtet, der gerade so anfängt, wie es in einem Gedichte auf die sieben Wunder von Jena lautet, nämlich: „fons, mons, pons.“ Damit aber allem Muthwillen beim Salzwerke gesteuert werde, wurde in Zeiten ein Thurm gebaut, der der weiße Thurm hieß, aber seine weiße Farbe nicht wie die Salz-Sau von Salzkrystallen erhielt, und in diesen Thurm steckte man muthwillige und boshafte Sälzer, und legte sie an eine große und schwere Kette, und da hat sich der Teufel auch in den Thurm gelegt und darin rumort, wie im Ponellenthurm zu Aachen und hat alle Nacht ein Maul davon abgebissen, und nach mehr denn einigen hundert Jahren ist der Thurm gänzlich zerfallen, und nur die große Kette ward noch gezeigt.

1154. Der goldene Kegel.

(S. Bechstein S. 254. Harrys Th. I. S. 49.)

Bei Aerzen, zwischen Pyrmont und Hameln, liegt der Lüningsberg, auf dem haben über einem schönen grünen Rasen weiße Geister zur Nachtzeit

mit goldenen Kugeln nach goldenen Kegeln geschoben. Das ist ein Rollen und Klingen gewesen, daß bisweilen die Vögel vom Schlummer erwachten und des Waldes Thiere heraus aus dem Dickicht kamen und neugiervoll unter den Büschen hervorlugten; die Menschen aber haben sich nicht herzu gewagt, denn Jeden, der dies hätte versuchen mögen, wandelte ein geheimes Grauen an. Ein kecker Webergeselle faßte sich aber am Ende doch ein Herz, er meinte solch ein goldener Kegel sei mehr werth wie ein hölzerner Webstuhl und wollte sein Glück einmal mit den Geistern versuchen. In einer lauen Sommernacht erstieg er den Lüningsberg, trat in den Wald, kam an den Geisterrasen, sah des Berges kleine weiße Geister, wie sie eifrig Kegel schoben und keinen Kegeljungen dazu brauchten, denn die Kugeln rollten von selbst zurück und die Kegel stellten sich selbst wieder auf. Pfeilschnell und klingend rollten die Kugeln, mit tönendem Hall sanken die Kegel um, und die Thiere lauschten und die Vögel huschten im Gezweig. Hui! flog ein Kegel um, der rollte rasch zu dem Weberburschen hin, der ängstlich und bebend im Gebüsche lag, er hatte ihn in der Hand, er wußte selbst nicht wie, und rannte nun auf und davon. Alsbald wie die Geister den Verlust ihres Kegels erblickten, setzten sie dem Räuber nach, der lief aber schon über die Wiese am Fuße des Berges; dort fließt die Humme und ein Baumstamm liegt über ihr als Brücke von einem Ufer zum andern. Wie nun der Webergeselle den morschen Stamm betritt, merkt er die Geister dicht hinter sich, verfehlt den rechten Tritt und springt in den Bach hinab. Da rufen Stimmen: „Das war Dein Glück! Im Wasser haben wir keine Macht, hätten wir zu Lande Dich erwischt, hätten wir Dir den Hals umgedreht!“ Dabei schwebten sie von dannen, der Bursche aber hielt den Kegel fest, kam glücklich heim, baute vom Golde des Kegels ein Haus und freite sein Mädchen und ward glücklich. Noch heute aber zeigt man am Mühlbache das Haus, welches er sich gebaut hat, eine große Linde steht davor, und am Lüningsberge wird auch die Geisterkegelbahn noch gezeigt, aber die Geister kegeln seitdem nicht mehr, da der neunte Kegel ihnen geraubt ward.

1155. Spuk unter den fünf Eichen.

(S. Bechstein S. 251. Harrys Th. I. S. 54.)

Nahe bei Aerzen liegt ein Dorf, welches Selzen heißt, und nahe bei diesem standen fünf alte Eichen, von denen freilich heute blos noch drei übrig sind. Man nennt diese aber gleichwohl immer noch die fünf Eichen; hier aber tollt zur Nachtzeit greulicher Spuk umher. Schwarze Riesenhunde mit feurigen Telleraugen und rasselnden Ketten, dreibeinige Hasen, lustiges Galgengesindel vom nahen Todtenberge, schwarze Raben, Fledermäuse so groß wie Nachteulen rennen, kriechen und fliegen durch einander. Man sieht wohl auch nackte Jungfrauen von greulicher Gestalt hier tanzen.

Einstens gingen zwei Burschen von Großenberkel, wo sie gearbeitet hatten, nach Selzen zurück, denen begegnete bei den fünf Eichen ein wunderliches Spukding. Es hatte weder Kopf, noch Arme, noch Füße und hullerte auf sie zu und ließ ein Stöhnen hören. Der eine Bursche wollte beherzt darauf zugehen, der andere aber riß den Kameraden zurück, zu seinem Glück!

Ein alter Chirurg aus Aerzen hatte noch spät einen Kranken besucht und als er an die fünf Eichen kam, da saß ein weißes Kaninchen am Wege,

das fing der Chirurg, that es in seinen Scheersack und trug es fort, aber je weiter er ging, desto schwerer ward der Sack, er konnte ihn zuletzt nicht mehr tragen, setzte ihn hin und öffnete ihn. Da stieg ein Ding daraus hervor wie ein Mondkalb, über alle Maßen abscheulich, das fauchte ihn an, und da lief er was er laufen konnte, und ließ den Sack sammt allem Geräth darin im Stiche.

Ein anderes Mal kam ein alter Jude des Weges, auch schon spät am Abend, da saß an den fünf Eichen eine weiße Gans. „Gott!" dachte der Jude, „was soll sitzen hier über Nacht die schöne Gans? Ich will sie doch nehmen mit mir und will sie machen fett!" Die Gans aber wollte sich nicht gleich fangen lassen, sie zischte und schlug heftig mit den Flügeln, der Jude aber wurde ihrer endlich doch Herr und steckte sie in die Kiepe, die er trug. Wie er aber weiter ging, da dachte er: „Gott gerechter, was ist doch die Gans so schwer? Wenn ich sie doch nur erst derheim hätt'." Aber er brachte die Gans nicht heim, er mußte stehen bleiben, da rief es aus der Kiepe: „Gleich trägst Du mich wieder unter die fünf Eichen, Jud vermaledeiter!" Ach wie zitterte und bebte da das arme alte Jüdchen, es half aber Alles nichts, es mußte gehorchen und die schwere Last wieder zurücktragen, zum Glück wurde sie nun aber wieder mit jedem Schritt leichter, wie sie erst schwerer geworden war. Und wie das Jüdchen dort bei den Eichen war, kroch ein uraltes spindeldürres Weib fast mit einem Todtenschädel und rothen Augen und Haut wie Pergament aus der Kiepe und sagte: „Danke auch schön, daß Du mich getragen hast!" und gab ihm einen Schlag ins Gesicht, daß er um und um taumelte. Jetzt kann man zu Zeiten wieder die weiße Gans unter den Eichen sehen. Der Jude aber kam in jener Nacht todesmatt nach Hause und ist lange Zeit krank geblieben.

Vor vielen, vielen Jahren wurde einmal in Kriegszeiten unter den fünf Eichen unschuldiges Blut vergossen; zwei von ihnen wurden davon bespritzt und bald darauf waren sie welk und dürr. Man nahm sie weg und pflanzte junge Stämme an ihre Stelle, aber auch diese sind bald vertrocknet und so oft man auch frische Bäume pflanzte, immer gingen sie wieder ein. Dies ist noch immer die Wirkung des unschuldig vergossenen Blutes.

1156. Der Wolfstein bei Aerzen.

(Z. Harms Th. I. S. 53.)

Nicht weit von Aerzen steht am Lande der Domaine ein Stein, der im Volke unter dem Namen Wolfstein bekannt ist. Er ist nicht über etliche Fuß hoch, grau, halb verwittert und mit einzelnen dünnen Moosflechten überzogen. Alte Leute erzählen, dies sei der Wolfstein, unter welchem zwei Brüder, mit Namen Wolf, begraben lägen. Diese Brüder aber haben beide ein und dasselbe junge Mägdlein geliebt. Es ist dies aber schon so lange her, daß man den Namen des Mägdleins vergessen hat. Genug, die Brüder haben deshalb einen heftigen Haß auf einander geworfen und haben sich beide den Tod zugeschworen. In einer Nacht sind sie auf dem Platze, wo heute der Wolfstein steht, in Wuth auf einander gestoßen und haben die Schwerter gezogen. Es ist eine stürmische Nacht und ganz finster gewesen, am andern Morgen aber hat man das Unglück gesehen. Da sind viele Menschen hinzugekommen und haben gesehen, wie die Brüder sich mit den Schwertern die

Bruſt durchſtoßen hatten, einer dem andern. Sie ſind aber gleich auf dem Platze begraben worden und beide liegen ſchon ſeit undenklicher Zeit dort in einem Grabe. Der Stein aber, der dabei geſetzt iſt, heißt der Wolfſtein. Von demſelben zieht jetzt oft bei Nacht ein ſeltſam Licht über den Weg bis an die Kirchhofsmauer hin und zurück; es ſind alte Leute im Ort, die es ſelbſt geſehen haben.

1157. Der Bauer aus Gaſſen.

(S. Firmenich, Völkerſtimmen Th. I. S. 205.)

Vor Gaſſen, einem Dorfe bei Celle, liegt ein Vorwerk und bei dem Vorwerk ein Tannenwald. Ein Bauer aber hatte geſchworen, das Holz gehöre ihm, es war aber nicht wahr geweſen, und nun ſtarb er bald darauf und geht dort um. Einſt mußte an einem Wintertage ein Bauer aus Gaſſen nach Boye gehen und kam Abends wieder von da zurück. Er ging raſch ſeines Weges, da fühlte er, daß ihn immer einer in die Seite ſtieß, und wie er nun zur Seite ſieht, da geht neben ihm ein großer kohlpechſchwarzer Kerl mit einem langen Stricke her, der verführt den Bauern, daß er ganz vom Wege abkommt und über Schneeberge und Lehmgruben weglänft, endlich ſieht er am unterſten Ende des Weges ein kleines Licht und denkt: „du ſollſt einmal darauf zugehen!“ Wie er aber hinkommt, iſt er ganz vom rechten Wege ab und nach Scheuen gekommen. Der Bauer aber war aus Scheuen gebürtig und dachte: „nun ſollſt Du den Weg nach Gaſſen nicht wieder verlieren!“ Er geht alſo wieder auf das Dorf zu, aber immer wieder puſſt ihn der Kerl in die Seite und will ihn wieder irre führen. Der Bauer ſteht ſtill und beſinnt ſich, was das eigentlich iſt, da ſteht der Kerl auch ſtill und legt die Hände auf ſeinen Stock und das Kinn auf die Hände und guckt den Bauern an. „Mein Gott“, ſagt der Bauer bei ſich, „wie werde ich den Kerl los?“ Da fällt ihm ein, daß man ſagt, wenn man etwas umkehre, da dürften einen die böſen Geiſter nicht länger plagen und er greift ſofort in die Taſche und ſteckt ſein Meſſer auf die andere Seite. Von der Zeit an ſah er nichts mehr, aber mit der Seite, wo ihn der ſchwarze Kerl gepuſſt hatte, mußte er noch hinken. Der Paſtor aus Großenhehlen und der Schulmeiſter aus Gaſſen ſind auch irre geführt worden, aber ſie haben darüber nie recht mit der Sprache herausgewollt.

1158. Guten Abend.

(S. Firmenich a. a. O. S. 206.)

In einem Dorfe bei Celle lag ein Reiter, der einen Brief bekam, worin er bedeutet ward, noch an demſelben Abend nach dem andern Dorfe zu gehen. „Nimm Dich in Acht“, ſagten die Leute zu ihm, „wenn Du über den Bach gehſt, ſo grüße nicht wieder, wenn Dir ein guter Abend geboten wird.“ — „Laßt mich nur gewähren“, meinte der Reiter, „mit dem guten Abend will ich ſchon fertig werden.“ Er ging alſo fort und als er an den Steig kam, der über den Bach führte, ſagte er nichts, hörte aber, daß einer guten Abend« ſagte. „Guten Abend!“ verſetzte der Reiter, und da ſprach der Spuk wieder: „Ich habe bei Lebzeiten keinem Menſchen guten Tag oder guten Weg geboten, nun muß ich hier ſchon ſo lange umgehen, als dieſe

alte Bohle hier liegt, nun Du mir aber guten Abend gesagt hast, kann ich ausruhen und Ihr auch ruhen!" Von der Zeit an hat sich das Spukding nicht wieder sehen lassen.

1159. Der Schäfer unter der Eiche.

(S. Firmenich a. a. O. S. 206.)

Wer sich in der Fastnacht unter eine Eiche setzt, der kann Alles sehen, alle Thiere die durch den Wald ziehen, den König auf seinem Wagen, wo die Füchse voranlaufen, und Alles was sich in der Nacht sehen läßt. Das wußte ein Schäfer und wollte es versuchen. Er ging in den Wald, kroch unter eine Eiche und sah durch und sah Alles, was vorging. Als nun die Spukerei vorbei war, wollte er unter der Eiche hervorkriechen, aber er saß fest. Da stand auf einmal der Teufel neben ihm und wies ihm die Zähne. „Hast Du nicht ein schwarzes Schaf?" sagte er, „das gieb mir, dann kommst Du wieder los!" Der Schäfer aber blieb noch unter der Eiche liegen, bis es Tag wurde. Da kamen Leute durch den Wald und sahen ihn unter der Eiche, als sie ihn aber los machen wollten, konnten sie es nicht. Da sagte der Schäfer: „Holt mir mein schwarzes Schaf, dann kann ich los kommen!" und als sie ihm das Schaf brachten, nahm es der Teufel und ging damit in die Luft, der Schäfer aber war wieder frei.

1160. Das Kreuz zwischen Heidenhoff und Soltau.

(S. Firmenich a. a. O. S. 207.)

Zwischen Heidenhoff und Soltau in der Lüneburger Heide steht ein hölzernes Kreuz, von dem folgende Sage geht.

Vor hundert Jahren lebte in Heidenhoff ein frommer Mensch mit Namen Stähr. Weil er aber so fromm war, so gab es viele Leute, die deswegen neidisch waren und ihm auf alle Weise zu Leibe wollten. Er aber kümmerte sich wenig darum, schalt die Leute aus und sagte bei allem, was er anfing, ihnen zum Trotz „mit Gottes Hilfe", wobei sie sich allemal ärgerten. Als er nun gestorben war, da kamen viele Menschen aus der Umgegend, die ihn gekannt hatten, zusammen um mit zu Grabe zu gehen. Nun war es aber damals Gebrauch, daß die Todten vom platten Lande nicht wie heutigen Tages nach dem Kirchhofe gefahren, sondern getragen wurden. An dem Tage aber, wo man Stähr nach Soltau zum Begraben brachte und als die Leute dabei unterwegs waren, fing es so stark an zu regnen, daß die Träger den Sarg niedersetzen mußten, um sich auszuruhen und zu erholen. Da fing einer aus dem Leichengefolge aus Langeweile an zu sagen: „mit Gottes Hilfe sagte Stähr" und als er dies gesagt hatte, da antwortete Stähr aus dem Sarge heraus: „So ist es gewesen und so ist es noch!" Darüber erschracken die Leute ganz außerordentlich und meinten, Stähr sei wieder lebendig geworden. Als man aber den Sarg öffnete, da lag er ganz still drinnen und war und blieb todt. Alle aber, die diese Geschichte mit anfahen, glaubten, Stähr sei wirklich ein sehr frommer Mensch gewesen und selig geworden, weil Gottes Stimme aus seinem Leichnam erscholl. Die Bauern zu Heidenhoff ließen aus Andacht an der Stelle, wo Stähr aus dem Sarge geredet hatte, ein hölzernes Kreuz aufrichten, auf welchem diese Begebenheit beschrieben ist.

1161. Der grundlose Kolk.

(S. Firmenich a. a. O. S. 207.)

Nicht weit von Frilingen in der Heide ist ein ganz kleines, nicht abfließendes stehendes Gewässer, das ungeheuer tief ist und deshalb das unergründliche Loch oder der grundlose Kolk genannt wird. Bisher hat kein Mensch den Grund desselben erkundet. Vor langen Jahren, als zu Frilingen ein Bauer Hochzeit hielt, wollte er dies mit mehreren seiner Freunde versuchen und ließ ein langes Seil, woran ein großer Kessel voll Steine gebunden war, in das Loch hinunter. Sie waren noch dabei beschäftigt, als das Wasser im Kolke zu kochen und immer mehr zu brausen anfing, bis auf einmal ein schreckliches Thier zum Vorschein kam. Es sah aus wie ein Weib, hatte zwei große Brüste, langes Haar und lange Arme, hinten aber statt der Beine einen langen Schwanz, womit es ganz gewaltig hin und her ins Wasser schlug. Der ganze Leib war mit Schuppen bedeckt. Mit grimmiger Miene fing das Thier an die Leute anzuschielen, daß sie das stille Wasser störten, und sagte, sobald als wieder einer versuchen werde, den Kolk zu ergründen, so solle der rothe Hahn über Frilingen und Soltau krähen. Nach diesen Worten verschwand das Thier wieder im Wasser und die Hochzeitsleute gingen ganz bestürzt nach Frilingen zurück. Damit nun aber das nicht eintreffe, was das Thier vorausgesagt hat, hat Niemand bis auf den heutigen Tag es versucht, das Frilinger Loch in seiner Tiefe auszumessen.

1162. Die klugen Bürger von Soltau.

(S. Firmenich a. a. O. S. 208.)

Vor mehr als 300 Jahren (1519) lebte einer der vormaligen Herzöge, Heinrich von Lüneburg genannt, in Unfriede mit dem Herzoge Erich von Braunschweig. Dieser Erich fiel mit seinen Leuten ins Lüneburgische ein und brannte und sengte alles weg, wo er hinkam. Zuletzt kam er auch nach Uelzen und wollte von da über Soltau ins Stift Verden hinein, da der Bischof daselbst ein Freund von ihm war und Heinrich von Lüneburg höllisch mit seinen Leuten hinter ihm hergebraust kam. Die Leute in Soltau waren aber in großer Angst, als sie den grausamen Herzog Erich herankommen und nach Uelzen zu den Rauch von brennenden Dörfern sahen, sie dachten nämlich, es werde ihrer Stadt ebenso ergehen, wenn der Herzog mit seinem Heere käme, und sie könnten ihn doch nicht abhalten. Nun waren aber einige wackere Soltauer Bürger da, welche nicht so traurige Gedanken hegten und blos durch List den ganzen Haufen der Braunschweiger abhalten wollten. Sie nahmen also einen großen Laken, banden ihn an eine lange Stange, dazu drei Musketen, die einzigen im ganzen Orte, und einen großen Kessel und machten sich damit frühmorgens auf den Weg nach Uelzen, wo der Harberssche Sandberg sich durch die Heide hinzieht. Auf diesen Berg stellten sie sich und warteten auf die Braunschweiger, deren erste Leute sie auch bald gewahr wurden. Dann ließen sie ihren großen Laken im Winde wehen und schossen mit den Musketen in einem fort auf sie und machten dabei mit ihrem Kessel einen schrecklichen Lärm. Die Braunschweiger aber erschracken und meinten, als sie die große Fahne sahen und den Lärm hörten, daß das ganze Lüneburger Heer hinter dem Berge wäre und gegen sie heranziehe.

Sie kehrten also eilig um und das ganze Heer nahm einen Umweg ums Moor über Hözingen nach dem Verdenschen zu. Auf diese Weise gewann aber Herzog Heinrich Zeit mit seinen Lüneburgern heranzukommen und die Braunschweiger beim Vieh, zwei Stunden von Soltau, ganz nahe an der Stiftsgrenze zu überfallen und zusammenzuhauen, so daß ihr ganzes Heer zu Grunde ging und sich zerstreute, dabei aber ward Herzog Erich gefangen genommen und nach Soltau gebracht. So waren die klugen und tapfern Soltauer nicht allein Ursache, daß ihre Stadt gerettet ward, sondern auch daß Herzog Heinrich die Braunschweiger erwischte und schlug, ehe sie ins Verdensche kamen, wo sie sicher gewesen wären, weil Heinrich das fremde Gebiet nicht betreten durfte.

1163. Die Vogelsburg und das Dorf Vogelbeck.

(S. Schambach u. Müller, Niedersächs. Sagen S. 9.)

Auf der Vogelsburg, einem bewaldeten Berge bei dem Dorfe Vogelbeck, soll vor alten Zeiten eine Burg gestanden haben, worin ein Fürst wohnte. Bisweilen wird ein Mann Namens Vogel als der Bewohner derselben genannt, gewöhnlich aber Heinrich der Vogelsteller, der hier auch seinen Vogelherd gehabt haben soll. Als derselbe hier eifrig mit Vogelstellen beschäftigt war, wurde er abgerufen, da sagte er: nur noch einen Finken (will ich fangen)! und blieb so lange, bis er den einen Finken auch wirklich gefangen hatte. Davon hat er den Beinamen der Finkler erhalten. In dem vor der Vogelsburg herabfließenden Bache sind des Kaisers Vögel getränkt worden: davon heißt der Bach und das Dorf Vogelbeck.

Der alte Kuhhirt Wessel aus Vogelbeck führte eines Tages seine Heerde am Fuße der Vogelsburg. Als es Mittag wurde, wollte er Ruhe halten und streckte sich der Länge nach auf den Boden hin; unter den Kopf legte er sich seinen dreieckigen Hut und seine Kühe hatten sich ringsum ihn herum gelagert. Als er so ein Weilchen gelegen hatte, kam ein kleines weißes Männchen von der Vogelsburg herab gerade auf ihn zu und legte etwas wie ein Blatt Papier neben ihn hin. Der Hirt erschrack, indem er sich aber aufrichtete, war das Männchen schon wieder verschwunden. Ohne es genau zu besehen, steckte er das Papier, welches wohl einen Finger lang war, in die Tasche. Als er Abends nach Hause gekommen war, wollte er das Papier aus der Tasche nehmen und genauer besehen, statt des Papiers zog er aber eine Stange Gold heraus.

Einst gingen vier Musikanten von Ahlshausen über die Vogelsburg nach Einbeck, um daselbst zu musiziren. Als sie auf der Vogelsburg sind, macht einer von ihnen den Vorschlag, dem Kaiser Heinrich dem Vogelsteller zu Ehren ein Stück zu spielen. Sie thun dies, und als sie fertig sind, kommt mit einem Male eine weiße Jungfrau, hält ihnen einen Teller hin, worauf weiße Knochen liegen, und fordert Jeden auf, einen davon zu nehmen. Sie sind sehr bestürzt, so daß sie kein Wort sprechen, aber ein Jeder nimmt einen der Knochen, und weil sie die Knochen für werthlos halten, so lassen drei von ihnen ihren Knochen still am Leibe herunterfallen, und nur einer steckt ihn in die Tasche. Als sie eine Strecke weit gegangen sind, will dieser seinen Knochen ordentlich ansehen, greift in die Tasche und holt statt desselben

eine Stange Gold hervor. Nun kehren die andern zu der Stelle zurück, wo sie ihren Knochen hatten fallen lassen, finden aber nichts.

Auf der Vogelsburg hören spät am Abend mehrere Männer aus Vogelbeck etwas auf einem Baume wie ein Kind schreien, doch sehen sie nichts. Die Stimme war erst fein, wurde dann aber immer stärker. So oft sie darauf zu gingen, wich es jedesmal vor ihnen zurück und das Geschrei ließ sich dann von einem andern Baume her hören. Es gelang ihnen die Stelle, wo es saß, zu umschließen, wollten sie aber dann gerade darauf losgehen, so wich es wieder zurück. Sie standen nun von ihren fruchtlosen Bemühungen ab und wollten nach dem Dorfe zurückgehen, aber sie waren jetzt unvermögend sich von der Vogelsburg herabzufinden und erst am Morgen zwischen zwei und drei Uhr gelang es ihnen endlich wieder herabzukommen.

1164. Die Heldenburg.

(S. Schambach u. Müller S. 11.)

In der alten Kapelle auf der Heldenburg befindet sich ein im Boden stehendes hölzernes Kreuz. Einst wollten zwei Männer aus Salzderhelden, weil es Winter war und sie Holzmangel hatten, dieses Kreuz bei Nacht wegholen. Sie gingen also um 12 Uhr hin und rüttelten daran mit aller Macht, um es aus der Erde zu ziehen; das Kreuz aber stand unbeweglich fest. Da sie es nun nicht losmachen konnten, so standen sie endlich von dem Versuche ab und sahen sich nach anderem Holze um, welches sie mitnehmen könnten, und wirklich sahen sie in einer Ecke mehrere Stangen liegen. Der eine der Männer nahm nun eine Stange und wollte sie zerbrechen, als er aber dieselbe vor das Knie legte, und sie schon durchbrechen wollte, da rief es dreimal: au! aus derselben heraus. Rasch warf er also die Stange hin und beide flohen über Hals und Kopf aus der Kapelle. Wie sie so über den Schloßhof liefen und sich einmal umschauten, sahen sie mehrere weiße Gestalten hinter sich herkommen, welche ihnen mit dem erhobenen Zeigefinger drohend zuriefen: „Wehe Euch, wehe Euch!“ Die weißen Gestalten verfolgten aber die Beiden so lange mit diesem Rufe, bis sie durch den Burggraben hindurch waren. Darauf verschwanden sie, ohne daß den Männern weiter etwas zu Leide geschehen wäre.

1165. Die Homburg und die Burg Eberstein.

(S. Schambach u. Müller S. 13.)

Der Ritter auf der Homburg hatte mit seinem Bruder, dem Besitzer der benachbarten Burg Eberstein, in beständiger Fehde und Feindschaft gelebt. Einst ward dem Erstern ein Sohn geboren; da beschloß er in seiner Freude auch seinen Bruder zu der Taufe einzuladen und dann zugleich mit diesem das Versöhnungsfest zu feiern. Der Ebersteiner folgte auch der an ihn ergangenen Einladung und erschien zur Taufe. Doch als sie in der Klosterkirche des benachbarten Dorfes Amelunxborn vor dem Altar standen und der Priester eben den Segen über das Kind gesprochen hatte, erwachte plötzlich in beider Herzen der alte Groll von Neuem und fast gleichzeitig zogen sie die Schwerter aus der Scheide und stießen sie sich gegenseitig ins Herz. Wegen dieser Unthat ist aber die eine Thür der Kirche zugemauert. Die beiden Brüder sind in Stein gehauen noch jetzt in der Kirche zu sehen. Auch befindet sich

daſelbſt eine Tafel mit einer Inſchrift, die ſich auf dieſe Begebenheit beziehen ſoll.

Auf der Burg Eberſtein haben in alten Zeiten Hünen gewohnt. Auch iſt da eine eiſerne Thür mit einem großen Schloſſe, aus welcher eine weiße Jungfrau, mit einem Schlüſſelbund an der Seite, herauskommt.

1166. Die Erbauung der Burg Greene.

(S. Schambach u. Müller S. 14.)

Als die Burg Greene erbaut werden ſollte, ward in dem Fundamente ein kleines Kind lebendig eingemauert. Nach ſieben (oder neun) Tagen eröffnete man das Gewölbe, worin das Kind eingemauert war, noch einmal, um zu ſehen, ob es noch lebe, und ſiehe, es lebte noch und lächelte die Leute freundlich an (grenneke). Von dem Lächeln (grenneken) des Kindes hat nun aber die Burg den Namen Greene erhalten.

1167. Die Leiſenröder Kirche.

(S. Schambach u. Müller S. 25.)

Etwa eine halbe Stunde von Sudershauſen hat früher ein Dorf gelegen, Namens Leiſenrode, welches aber im 30jährigen Kriege vollſtändig zerſtört worden iſt. An der Stelle dieſes Dorfes iſt jetzt Wald gewachſen, doch ſieht man noch deutlich die Abtheilung der Felder, nur die Ruine der Kirche iſt noch von dem Dorfe vorhanden.

Einſt will ein Bauer aus Sudershauſen ſich ein neues Haus bauen und hat auch ſchon das Holzwerk aufgerichtet, die Wände ausgefüllt und das Dach mit Stroh gedeckt, nur das Fundament fehlte noch. Um nun zu dieſem auf billige Weiſe zu gelangen, beſchließt er nach dem Leiſenberge zu fahren, worauf das Fundament der Leiſenröder Kirche ſteht, um von dort die nöthigen Steine zu holen, und zwar die ſchönen behauenen Quaderſteine, aus denen der Altar der Kirche gebaut iſt. Als er daſelbſt angekommen iſt, ſpannt er ſeine Pferde ab, bringt dieſelben auf einen ſchönen grünen Weideplatz in der Nähe und macht ſich dann mit ſeinen Geräthſchaften daran, den Altar abzubrechen. Doch kaum hat er mit ſeinem Brecheiſen den erſten Stein aufgehoben, ſo entſteht ein furchtbares Geräuſch, als wenn die ganzen Mauern der Kirche zuſammenſtürzten. Entſetzt darüber ſpringt er zurück, läuft nach der Pforte und ergreift die Flucht. Als er aber einmal um ſich ſchaut, erblickt er eine furchtbare rieſige Geſtalt auf einem weißen Pferde und mit einer großen Streitaxt bewaffnet. In ſeiner Angſt ſtürzt er hin zu einem ſeiner Pferde, wirft ſich darauf und jagt davon, ſeinem etwa eine halbe Stunde entfernten Hauſe zu. Dicht vor ſeinem Hauſe ſtürzt das Pferd erſchöpft zuſammen, er ſelbſt aber, von der Geſtalt noch immer verfolgt, entflieht glücklich ins Haus und ſchlägt die zum Glück mit einem Kreuze bezeichnete Thür feſt hinter ſich zu. Sein Verfolger, durch die geheiligte Thür an der weitern Verfolgung gehindert, ſchlägt mit ſeiner Streitaxt über der Thür in die Wand und verſchwindet dann wieder. In der Wand aber war durch den Hieb der Streitaxt eine Oeffnung entſtanden, die man, ſo oft man es auch verſucht hat, niemals wieder hat ſchließen können.

1168. Der Stein bei Edemiſſen.

(S. Schambach u. Müller S. 37.)

Vor dem Dorfe Edemiſſen ſteht auf einem kleinen Raſenplatze, der ſich zwiſchen der Heerſtraße und dem Kirchhofe befindet, ein roh behauener Stein von ziemlicher Größe, deſſen Errichtung folgende Urſache hat.

Zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges hat an dieſer Stelle ein Bauer aus Edemiſſen einen Franzoſen erſchlagen und eingegraben. Der Franzoſe hatte den Bauern flehendlich gebeten, ihn leben zu laſſen, denn er habe zu Hauſe Frau und Kinder, doch dieſer hat kein Erbarmen gehabt. Die Leiche des Erſchlagenen ſtreckte aber die Hand aus dem Grabe heraus und ſo oft man auch Erde darauf warf und ſie bedeckte, ſo ſtand ſie doch immer wieder am andern Morgen aus der Erde heraus. Da ſetzten endlich die Leute dieſen Stein darauf und ſeitdem kann die Hand nicht wieder aus der Erde herauskommen.

1169. Die vier Linden auf der Hube bei Einbeck.

(S. Schambach u. Müller S. 36.)

Da wo jetzt an der Hube die vier Linden ſtehen, haben einſt vier Hirten, die über die Weide mit einander in Streit gerathen waren, ſich gegenſeitig mit den Peitſchen zu Tode gekloppt. Einer aber, der noch nicht ganz todt war, gab ſich mit einem Meſſer vollends den Tod.

1170. Die feindlichen Brüder.

(S. Schambach u. Müller S. 37.)

Dicht vor Stöckheim, an der linken Seite des Weges, der von Drüber her zum Dorfe führt, ſtehen zwei hohe Feldſteine, welche ſich 4 — 5 Fuß über den Boden erheben. Auf beiden iſt ein Pflugrad, Pflugeiſen und ein Pflugſtock (rüe) eingegraben. Ein dritter iſt in den Boden verſunken, ſo daß nur noch ein kleiner Theil emporragt. An dieſe Steine knüpft ſich folgende Ueberlieferung.

Zwei Brüder, ein jeder von einem Knechte begleitet, trafen ſich hier beim Pflügen, geriethen mit einander in Streit und erſchlugen ſich alle vier mit den Pfluggeräthen. Sie liegen hier begraben. Der eine hatte geſagt, wer von ihnen Unrecht hätte, deſſen Grabſtein ſolle ſinken, und ſo ſind auch zwei Grabſteine eingeſunken, die andern aber ſtehen noch. Man hat verſucht, den einen geſunkenen Stein wieder zu heben und aufzuſtellen, aber er iſt wieder in die Erde geſunken.

1171. Der Schäferſtein.

(S. Schambach u. Müller S. 42.)

Auf dem Wege von Adelebſen nach Uslar liegt auf dem Schäferberge der ſogenannte Schäferſtein, ein großer Feldſtein. Folgendes war die Urſache, daß er dieſen Namen bekommen hat.

Ein junger Schäfer weidete immer am Fuße des Berges ſeine Heerde und verliebte ſich bei dieſer Gelegenheit in eine ſchöne Müllerstochter. Er erklärte ihr ſeine Liebe und begehrte ſie zur Frau. Doch ſie blieb ſpröde und wies ſeine Bewerbung ſtets ab. Endlich erklärte ſie, wenn er einen

großen Stein, der unten im Thale lag, den Berg herauf wälzen würde, dann wolle sie seine Frau werden. Der Schäfer machte sich auch daran und wälzte wirklich den Stein den Berg hinauf, als er ihn aber bis auf den Gipfel gebracht hatte, sank er todt zu Boden; dies ist der Stein, der nach ihm den Namen Schäferstein hat.

1172. Das Denkmal auf dem Donnersberge.

(S. Schambach a. a. O. S. 39.)

Bei dem Kloster Derneburg im Fürstenthume Hildesheim liegt der sogenannte Donnersberg. Auf diesem Berge befindet sich ein Denkmal von weißem Marmor, worauf eine Nonne abgebildet ist, die auf jeder Seite einen Pater neben sich hat. Darüber erzählt man sich folgende Sage. Einer Nonne im Kloster, die gesündigt hatte, träumt, sie werde auf der Höhe des Berges, der davon den Namen des Donnersberges erhalten hat, vom Blitze erschlagen werden. Sie träumt dasselbe die zweite und auch die dritte Nacht und da gerade ein schweres Gewitter schon drei Tage über dem Kloster steht, so theilt sie ihren Traum ihren Mitschwestern mit, die sie darauf durch zwei Pater auf den genannten Berg führen lassen; kaum ist sie dort angelangt, so fährt ein furchtbarer Blitz hernieder und erschlägt sie. *)

1173. Der Kuhstein.

(S. Schambach a. a. O. S. 40.)

Im Edesheimer Felde, an dem Wege von Imbshausen nach Hohenstedt, zwischen der Hohenstedter Tenne und dem Edesheimer Bruche stand früher ein alter grauer mit Moos bewachsener Stein von etwa 4 Fuß Höhe und 2 Fuß im Durchmesser, der Kuhstein genannt, der seinen Namen daher bekommen haben soll, daß sich die Kühe an ihm zu reiben pflegten. Der Stein ist jedoch seit der Mitte dieses Jahrhunderts weggekommen. Von diesem Kuhstein wird aber Folgendes erzählt.

Einst jätete eine Frau aus Edesheim in ihrem Flachse, sie war fast schon damit fertig, als ein schweres Gewitter heraufzog. Gleichwohl wollte sie sich nicht bei ihrer Arbeit stören lassen, sondern in frechem Uebermuthe sagte sie, sie wolle nicht eher vom Platze weggehen, als bis sie mit Jäten fertig sei, und solle sie auch in einen Stein verwandelt werden. Sie schickte indeß ihre Tochter, welche ihr half, nach Hause und band sich einen Mantel um, um gegen den Regen geschützt zu sein, allein als jene sich, nachdem sie ein Stück weit gegangen war, nach ihr umsah, war ihre Mutter verschwunden, an der Stelle aber, wo sie gejätet hatte, lag der große Stein da. Man sagt, früher habe man an demselben eine Frauengestalt abgebildet gesehen, und habe man mit einem stumpfen Beile hineingehauen, so sei Blut herausgespritzt.

1174. Der Kellerstein.

(S. Schambach u. Müller S. 43.)

Auf dem Wege von Adelebsen nach Lödingsen befindet sich der Kellerstein. Bevor die Heerstraße gebaut ward, lagen hier drei große Steinblöcke.

*) Eine ähnliche Sage ist oben Nr. 357 erzählt. Eine andere knüpft sich an den Nonnenberg bei Wiedrechtshausen (s. Schambach S. 40 Nr. 59.)

Wer sich nun Abends in der Dämmerung auf einen dieser Steine setzte, um zu ruhen, war jedesmal, wenn er aufstand, mit dem Steine eine ziemlich weite Strecke zur Seite gerückt, ohne daß er es gemerkt hatte. Am andern Morgen lag aber der Stein stets wieder an seiner alten Stelle.

1175. Der Stein bei Sudheim.

(S. Schambach a. a. O. S. 43.)

Wenn man bei Sudheim von der Heerstraße links nach dem Dorfe Hillerse abgeht, so kommt man auf den sogenannten Hilleschen Bek, einen mit Weiden bepflanzten und von einem kleinen Bache durchschnittenen Anger. Gleich vorn an der ersten Weide sieht man noch in gleicher Fläche mit dem Boden die Reste eines Sandsteins, der sich früher fast in Mannshöhe aus der Erde erhob. Auf diesem Steine war das Bild eines Mädchens ausgehauen, und dabei waren zwei Löcher, Fußtapfen ähnlich.

Ein Mädchen ward angeklagt, ihr eigenes Kind umgebracht zu haben, aber sie war unschuldig. Daher sagte sie, als sie vor den Richtern stand, auf einen dort liegenden Sandstein hindeutend, sie wäre so gewiß unschuldig, wie sie durch diesen Stein hindurchtreten würde, als wenn es Butter wäre. Mit diesen Worten trat sie auf den Stein und mit beiden Füßen auch sogleich hindurch. So wurde sie freigesprochen und der Stein, mit ihrem Bilde versehen, an diese Stelle geschafft und da aufgerichtet. Er ist aber allmälig ganz verschwunden, weil die Leute immer Stücke davon abschlugen, indem der Glaube im Volke herrschte, daß ein Stückchen von diesem Steine gegen mancherlei Krankheiten, wie gegen Gicht und fallende Sucht äußerst wirksam sei.

1176. Der Seckelnborger.

(S. Schambach u. Müller S. 46.)

Bei Mandelbeck, in dem Mandelbecker Forst, liegen die Ruinen der Seckelnburg (oder Sickelburg). Auf ihr wohnte ein Raubritter, der Seckelnborger. Dieser war aber sehr grausam, denn allen Menschen, welche in seine Hände fielen, selbst den armen Leuten, die sich im Walde Holz holten, schnitt er mit einer Sichel den Kopf, Frauen aber die Brüste ab. Er ließ, um seine Verfolger zu täuschen, seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufschlagen, allein einmal kam man ihm doch auf die Spur, er sprengte in der Richtung nach Osterode zu, als er aber von dem Nachsetzenden heftig bedrängt ward, floh er auf den bei der Stadt befindlichen Berg, welcher Höwesthal heißt, wickelte seinem Pferde den Mantel um den Kopf und setzte mit demselben hinab in die Tiefe, ward aber von dem Sturze zerschmettert.

Der Leichnam des bösen Ritters ward nach Mandelbeck gebracht, weil er aber gar zu gottlos gewesen war, wollte man ihn in keinem Orte auf dem Kirchhofe begraben lassen. Endlich ließen es die Einwohner von Wiebrechtshausen zu, daß er unter der Dachtraufe der dortigen Kirche begraben ward. Daher fiel der Mandelbecker Forst dem Kloster Wiebrechtshausen zu, die Lagershäuser erhielten dafür, daß sie die Leiche durch ihr Dorf hatten fahren lassen, die Berechtigung, im Mandelbecker Forste Holz zu lesen. Der Pfarrer von Odesheim, welcher ihm die Leichenpredigt gehalten hatte, bekam von dieser Zeit an jährlich acht Klaftern Holz, welche auch bis auf den

heutigen Tag dem jedesmaligen Pfarrer daselbst geliefert werden. Man zeigt heute noch den Grabstein des Seckelnborgers, auf dem eine menschliche Figur abgebildet ist, welche eine Sichel um den Hals hat.

1177. Hackelbergs Grab.

(S. Schambach u. Müller S. 70.)

Hackelberg ist Oberförster zu Neuhaus im Solling gewesen, ihm träumte bekanntlich drei Nächte hinter einander, er schösse auf der Jagd einen großen Keiler, der ihn aber tödte. Bekanntlich ging er deshalb nicht mit auf die Eberjagd, allein als man den todten Eber auf seinen Hof brachte, hob er den Kopf desselben in die Höhe und sagte spottweise: „Du bist es also der mich tödten wollte, und bist nun selbst todt!“ Indem er aber den Kopf des Keilers fallen ließ, ritzte er sich mit einem der hervorstehenden Hauer desselben den Fuß, die nicht beachtete Wunde ward sehr schlimm und er mußte daran sterben.

Etwa fünf Minuten von dem Dorfe Wülperode unweit der Ocker und der Eisenbahnstrecke zwischen Vienenburg und Schladen liegt im sogenannten Steinfelde ein einzelnes Wirthshaus, welches 1672 erbaut ward und nach dem Namen seines ersten Besitzers, in dessen Familie es blieb, der Klöpperkrug heißt. An der Stelle des jetzt zu demselben gehörigen Gartens soll aber früher der Wülperoder Gottesacker gelegen haben. Gegenwärtig befinden sich in diesem Garten noch zwei alte flach liegende Grabsteine. Auf einem derselben ist ein Wappen eingehauen, auf dem andern ein auf einem Maulthiere reitender Mann, mit Blechhaube und wehendem Mantel, der in der Rechten einen Streithammer, in der Linken aber einen Riemen hält, an welchem er einen Hund leitet, ein anderer Hund läuft frei nebenher. Die schon verwitterte Umschrift lautet: „A. Domini 1581, den 13. März.“ Unter diesem Steine soll aber Hackelberg begraben liegen und in demselben Klöpperkruge zeigt man noch eine alte Blechhaube und eine gleichfalls aus Eisenblech gearbeitete Kopfbedeckung für ein Maulthier, die mit Messingnägeln verziert gewesen ist. Beide sollen ihm gehört haben.

Nach einer andern Sage wäre er aber auf dem Moosberge begraben, über Sievershausen, Niemand, der sein Grab sucht, kann es finden, nur wer zufällig an die Stelle kommt, kann es sehen. Er soll, ehe er starb, verordnet haben, er wolle an der Stelle des Moosberges begraben werden, wohin ihn der Schimmel, den er bei seinen Lebzeiten zu reiten pflegte, ziehen würde, wolle man andere Pferde an den Wagen spannen, auf dem seine Leiche liege, so sollten diese ihn, möchten ihrer noch so viele sein, nicht fortbringen können. Man that, wie er gewollt, legte seine Leiche in einen Kasten auf einen Wagen, spannte den Schimmel vor und dieser lief nun mit furchtbarer Schnelligkeit bis auf den Moosberg, hier brach der Wagen, das Pferd stürzte todt zu Boden und ein Mann, der zufällig des Weges kam, fand den Kasten und grub ihn dort ein.

1178. Die kreißende Zwergin.

(S. Schambach u. Müller S. 134.)

In Wulsten lebte vor Zeiten ein wohlhabender Bauer, der aber allmälig mehr und mehr zurückkam, ohne daß er irgend wie daran schuld gewesen wäre.

Denn er arbeitete mit seiner Frau nach wie vor fleißig fort, aber es half ihm nichts, weil ein Unsegen auf ihm zu ruhen schien und ihm namentlich immer seine Pferde verloren gingen, so daß er stets neue anschaffen mußte. Kaum hatte er wieder Pferde gekauft, so fingen sie auch schon an abzumagern, mochte er ihnen auch noch so reichliches und noch so gutes Futter geben, so daß eins nach dem andern dem Abdecker übergeben werden mußte. Auf diese Weise geschah es, daß der Bauer ein Stück nach dem andern aus dem Hause verkaufen mußte, so daß zuletzt alle Kammern ausgeleert waren; nur die Schlüssel zu den leeren Kammern waren noch übrig. Dabei zeigten die Pferde stets, so mager sie auch waren, einen unersättlichen Hunger, so daß der Bauer kaum noch wußte, womit er sie füttern sollte. Als einst die Zeit der Heuernte herangekommen war, hörte der treue Knecht, der im Stalle schlief, daß die Pferde in der Nacht vor Hunger stampften und scharrten. Er sprach zu ihnen: „Ich wollte Euch wohl gern etwas zu fressen geben, wenn ich nur etwas hätte.“ Da erwiderte eins der Pferde, das älteste von allen im Stalle: „Wie geht das zu?“ „Ja, ich weiß es nicht,“ sprach der Knecht, „der Herr holt alle Tage so viel herunter, aber bei Euch hilft ja Alles nichts, Ihr werdet ja doch von Tage zu Tage magerer!“ Da sprach das Pferd: „So will ich Dir etwas sagen, thue aber genau, was ich Dir sage. Wenn Du heute beim Heuen Durst bekommst, so bitte den Herrn um ein Glas Bier; er wird Dir zwar erwidern, er habe kein Geld; er möge doch die Schlüssel zu den leeren Kammern zusammenbinden, damit zum Wirth geben und eine Flasche Bier dafür kaufen.“ Als nun der Knecht an diesem Tage mit seinem Herrn beim Heuen war und vom Sonnenbrande genäßt argen Durst litt, sagte er zu seinem Herrn, er möge doch die Schlüssel zu den leeren Kammern in ein Bund binden, damit zum Dorfwirth gehen und eine Flasche Bier dafür kaufen; diese wollten sie dann mit einander austrinken. Der Herr that so, wie es ihm der Knecht angegeben hatte. In der nächsten Nacht hörte die Frau des Bauern, welche zugleich die Hebamme im Dorfe war und oben schlief, an die Hausthür klopfen. Sie vermuthete sogleich, daß eine kreißende Frau ihrer begehre, ging also schleunigst hinunter und öffnete die Thür. Da stand ein kleines Männchen vor ihr und forderte sie auf, ihm nach seinem Hause zu folgen, wo seine Frau in Kindesnöthen liege. Die Frau war auch gleich bereit und folgte dem Zwerge, der sie in ihren Pferdestall führte. Hier öffnete er eine Fallthür unter der Krippe, die vorher noch nie ein Mensch gesehen hatte, und vor den Augen der Frau zeigte sich eine Treppe von einigen Stufen, auf der sie mit dem Zwerge hinabstieg. Am Ende der Stufen angelangt, stand sie vor einem hohen Gewölbe, in welches sie eintrat, worin Alles höchst sauber und reinlich gehalten war. Auf einem Ruhebette an der Wand lag die Kreißende, die ihres Beistandes bedurfte; der Zwerg hatte sich auf der entgegengesetzten Seite niedergesetzt und schaute mit keinem Blicke zu seiner Frau herüber. Als die Hebamme das Kind glücklich zur Welt gebracht hatte, wollte sie sich wieder entfernen, der Zwerg aber erhob sich von seinem Sitze und hieß sie noch bleiben, erst müsse sie ihren Lohn haben. Zugleich zeigte er ihr in den Ecken des Gemaches vier Haufen, jeder etwa einen Scheffel groß, von denen sie vorher nichts gesehen hatte und forderte sie auf, sich einen davon zu nehmen. Der Haufen in der einen Ecke bestand aus reinem Golde, der in der andern aus Silber,

der in der dritten aus Kupfer, der in der vierten aus Kehricht. Die Frau dachte in ihrer Angst, sie sei doch verloren und wählte den Kehrichthaufen. Der Zwerg ermahnte sie nun, diesen ja ganz zu nehmen und nichts davon liegen zu lassen. Dies that sie auch und nahm Alles in ihre Schürze. Darauf begleitete sie der Zwerg zurück bis zu der Fallthür, hier blieb er stehen und sagte ihr, sie hätte eine glückliche Wahl getroffen, denn wenn sie das Gold genommen hätte, so würde sie jetzt das Gegentheil davon, werthlosen Kehricht, so aber, da sie den Kehricht genommen, werde sie gediegenes Gold haben; nur dürfe sie nicht eher die Schürze öffnen und hineinsehen, als bis sie wieder in ihrem Hause angelangt sei. „Wir haben," setzte er noch hinzu, „aus Euren Früchten den Kern herausgesogen und sind dadurch reich geworden; Eure Pferde aber haben nur die Hülsen bekommen, davon sind sie so mager und dürr, und Ihr seid arm geworden. Jetzt habt Ihr Euren ganzen Reichthum wieder, und Ihr werdet wieder glücklich sein, wir aber ziehen fort von hier in eine andere Gegend!" Nach diesen Worten schloß er die Thür hinter sich zu. Die Frau ging nun hin zu ihrem Manne, der unten im Hause schlief, weckte diesen und sagte ihm, nun würden sie wohl wieder glücklich werden. Dann erzählte sie ihm Alles, was ihr begegnet war; zugleich öffnete sie ihre Schürze und zeigte ihm den in gediegenes Gold verwandelten Kehricht. Von der Zeit an gediehen auch den Leuten die Pferde wieder.

1179. Frau als Hexe.

(S. Schambach u. Müller S. 166.)

In einem Dorfe bei Hildesheim hatte vor langer Zeit ein Bauer eine hübsche junge Frau, die ging in Sammt und Seide und trug auch selbst Alltags goldene Mützen. Aber Keiner im Dorfe mochte das stolze Weib leiden, und die Leute sagten, es gehe doch wohl nicht mit rechten Dingen zu, daß die Frau immer die beste Butter an den Markt bringe und so viel Geld verdiene. Die Frau ließ aber auch nicht gern einen Andern an das Butterfaß, sondern butterte immer selbst. Eines Tages hatte sie aber einen nothwendigen Weg in die Stadt zu machen und befahl der Magd, die unterdessen buttern sollte, recht fleißig zu sein, und das Butterfaß ja nicht von der Stelle zu rücken, sonst werde es ihr schlimm gehen. Als die Frau fort war, konnte die Magd vor Neugier nicht ruhen und rasten und hätte für ihr Leben gern unter das Butterfaß gesehen, aber sie fürchtete sich vor ihrer bösen Frau und fing an zu buttern, was auch sehr gut ging. „Ei," dachte die neugierige Magd, „es wird doch nicht schaden, wenn Du das Butterfaß nur ein klein wenig auf die Seite biegst." Als sie es gethan hatte, sah sie eine dicke fette Kröte unter dem Butterfasse sitzen. Die Magd, die nicht wußte, daß ihre Frau eine Hexe war, sagte: „Was hast Du häßliches Vork hier zu sitzen?" nahm eine Heerzange, faßte die giftige Kröte damit an und warf sie vor die Thür mitten auf die Straße. Nun ging die Magd wieder rüstig an die Arbeit, aber sie mochte buttern, soviel sie wollte, die Butter ward nicht fertig. Da wurde ihr recht bang, als es Abend wurde und die Frau zurückkam. Diese war sehr böse, als sie ins Haus trat. „Nun, ist die Butter fertig?" sagte sie zur Magd und sah sie zornig an. „Was hast Du angerichtet? was hast Du unter dem Fasse weggenommen?" Da weinte die Magd bitterlich und sagte: „Ach, ich habe nur eine häßliche

Kröte unter dem Faſſe weggenommen und auf die Straße geworfen." Da gab die böſe Frau der Magd eine Ohrfeige, daß ihr der Hexenſchuß durch alle Glieder fuhr und ſie ſich zu Bette legen mußte. Die Frau aber trat vor die Thür und rief:

Düweletgen,	Teufelchen,
Kum under uſe botterfätgen!	Komm unter unſer Butterfäßchen!
Uſe magd is uneweten,	Unſere Magd iſt unwiſſend,
Hat dek up de ſtraten geſmeten.	Hat Dich auf die Straße geſchmiſſen.

Da kroch die Kröte aus einem Wagengleiſe hervor und wieder unter das Butterfaß und in wenig Minuten war die ſchönſte Butter fertig.

Die geſchlagene Magd aber mußte nun, daß ihre Frau eine Hexe war, und ſagte ihrem Herrn, was ſie erlebt hatte. Von dem Augenblick an war dem Bauern, der ein frommer Mann war, ſeine Frau zuwider und er beſchloß ihr ordentlich auf die Finger zu ſehen. Noch in derſelben Nacht, als er mit ſeinem böſen Weib zu Bett gegangen war, that er, als ob er ſchliefe, und als die Glocke zwölf ſchlug, ſah er richtig ſeine Frau aufſtehen und ſich anziehen. Dann ging ſie in die Küche, wo ſie einen alten eiſernen Kaſten ſtehen hatte, wozu ſie den Schlüſſel immer auf der Bruſt trug (nie hatte der Mann dahinter kommen können, was eigentlich darin war), dieſen Kaſten nahm nun die Frau auf den Arm, ſetzte ſich auf die Ofengabel und war alsbald zum Schornſtein hinaus. Da zog der Bauer ſich die Bettdecke über den Kopf, denn an jedem Haar hing ihm ein Angſtſchweißtropfen. Er hatte auch nicht lange gelegen, als die Hexe wieder mit ihrem Kaſten durch den Schornſtein herunterfuhr. Ehe ſie nun ihre Laſt auf den Heerd niederſetzte, ging ſie in die Kammer, um zu ſehen, ob ihr Mann nicht erwacht ſei. Dieſer that, als ob er ſchliefe, und ſchnarchte laut. Da machte die Hexe ihren Kaſten auf, nahm faule Menſchenköpfe heraus, die ſie auf dem Kirchhofe aus den Gräbern gewühlt hatte, und aß davon das vermoderte Gehirn, dann verſchloß ſie ihren Kaſten wieder und legte ſich zu ihrem Mann ins Bett. Der Mann wäre vor Ekel und Angſt bald geſtorben, doch ließ er ſich nichts merken. Am andern Morgen, als ſeine Frau noch ſchlief, ſtand er ganz früh auf und beſtellte heimlich den Amtmann mit Gendarmen. Dann kam er ruhig wieder zu Hauſe, ſetzte ſich in die Stube und ſah aus dem Fenſter. Die Hexe merkte nichts und brachte das Frühſtück herein. „Sieh," ſagte der Bauer, „da kommt der Amtmann, der kann unſer Gaſt ſein, wenn er will." Die Frau war in ihrem beſten Putze und nöthigte den Amtmann, als er in die Stube trat, recht freundlich zum Miteſſen. Der Bauer und der Amtmann aber rührten nichts an. Da fragte die Frau, ob denn der Schinken faul ſei, da ſie nicht davon eſſen wollten. „Was faul iſt, ſchmeckt manchen Leuten auch gut!" rief nun auf einmal der Mann, zog den eiſernen Kaſten, den er vorher in der Bankliſte verſteckt hatte, hervor und ſchlug ihn mit einer Axt auf; da ſah der Amtmann die ganze Beſcheerung. Die Hexe konnte vor Schreck erſt gar nicht von ihrem Stuhle aufſtehen, dann aber ſprang ſie auf, griff nach einem Meſſer und wollte ihren Mann erſtechen. Doch es war um ſie geſchehen, denn ehe ſie ihren Mann treffen konnte, hatten ſie die Gendarmen, die nun in die Stube geſprungen waren, gefaßt und aufgehoben, ſo daß ſie ſich nicht feſt machen konnte. Das ganze Dorf jubelte,

als man die Hexe zu einem großen Holzhaufen schleppte und verbrannte. Vorher ging der Scharfrichter in das Haus, holte die Kröte mit einer Zange unter dem Butterfasse weg und warf sie zu der Hexe ins Feuer.

1180. Die zwölf weißen Jungfrauen auf dem Lichtenstein.

(Z. Schambach u. Müller S. 99. Anders bei Prohle, Harzsagen S. 176.)

Zur Zeit des Königreichs Westphalen war einmal ein Knochenhauer aus Alfeld nach dem Eichsfelde gegangen, um dort einige fette Schweine zu kaufen. Nach Beendigung seines Geschäfts trat er in Gesellschaft einiger Leute den Rückweg an. Dieser führte ihn in die Gegend von Osterode. An dem Lichtenstein, einem Buchenwalde bei Föhrst, wurden sie auf der sogenannten Burgwiese von der Nacht überrascht und entschlossen sich hier zu übernachten. Es war eine wunderschöne Sommernacht, die Sterne leuchteten freundlich und der Mond stand hoch am Himmel. Die Gefährten waren eingeschlafen, nur der Knochenhauer konnte nicht schlafen, und wenn er daran dachte, daß er sich in der Nähe einer Burg befand, wo früher Raubritter gehaust hatten, so ward ihm ganz unheimlich zu Muthe. Mitten in seinen Träumereien wurde er mit einem Male durch ein Gesicht erschreckt. Es war nämlich gerade die Johannisnacht und in dieser pflegten alljährlich zwölf weiße Jungfrauen, die einst diese Burg bewohnt hatten, auf dieser Wiese ihren Reigentanz aufzuführen. Diese Jungfrauen erschienen nun auf der Wiese in einer alterthümlichen Tracht und fingen an zu tanzen. Kaum wagte er die Augen zu öffnen und nach den Jungfrauen zu sehen. Indessen war er doch nicht unbemerkt geblieben. Sie hatten ihre Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet, und wollten ihn zum glücklichsten Menschen auf Erden machen. In dieser Absicht kam eine der zwölf Jungfrauen, welche die älteste zu sein schien, als es eben 12 Uhr geschlagen hatte zu ihm und trat mit ihrem Fuße auf sein rechtes Knie. Der Schlächter befürchtete, daß dies seine letzte Nacht sein werde, und sann über sein Schicksal nach. Bald kam die Jungfrau zum zweiten Mal zu ihm, und dann zum dritten Male; jedes Mal trat sie auf sein rechtes Knie ohne ein Wort dabei zu sprechen. Unterdessen war es 1 Uhr geworden, und die Geisterstunde damit zu Ende gegangen. Die weißen Jungfrauen begannen den Schlußtanz und waren dann mit einem Male an einer bestimmten Stelle verschwunden. Der Schlächter konnte die ganze Nacht nicht schlafen und setzte am andern Morgen seine Reise fort. Er erzählte den seltsamen Vorfall mehreren Leuten, die ihm riethen sich in der Johannisnacht des nächsten Jahres wieder auf denselben Platz zu setzen; die Jungfrauen würden jeden Falls wieder erscheinen, dann möge er sich ein Herz fassen und sie fragen, weshalb sie erschienen, vielleicht wollten sie verborgene Schätze anzeigen. Das Jahr verfloß und der Schlächter fand sich am Tage vor der Johannisnacht wieder auf der Burgwiese ein, wo er mit Sehnsucht die Geisterstunde erwartete. Kaum hatte die Glocke in dem benachbarten Dorfe Nienstedt die Mitternachtsstunde verkündet, so erschienen auch wieder die zwölf Jungfrauen in dem frühern Anzuge und tanzten, wie im Jahre zuvor. Bald hatten sie auch den Schlächter wahrgenommen und dieselbe, welche im vorigen Jahre zu ihm gekommen war, trat ihm wieder auf sein Knie. Obwohl den Schlächter auch dieses Mal Furcht ergriff, so wurde sie doch durch die Hoffnung auf

das große Glück, welches ihm bevorstand, zurückgedrängt, und er fing an zu sprechen. Kaum hatte er ein Wort gesprochen, so sagte die Jungfrau zu ihm, er möge ihr auf die Höhe des Berges folgen, da wolle sie ihm sein Glück offenbaren. Als sie bei der Mauer, der einzigen, welche von der Burg Lichtenstein noch steht, angekommen waren, erzählte sie ihm, daß mitten unter dieser Mauer ein großer Schatz vergraben sei, den sie einst bei einem Raubkriege dorthin geschafft hätten, um ihn nach Beendigung desselben von dort wieder zu holen. Aber diese Hoffnung sei vereitelt, denn in der Johannisnacht wären sie ermordet worden und sie müßten nun alle Jahre in der Johannisnacht erscheinen und tanzen bis sie einen Menschen gefunden hätten, der sie vom Tanzen erlöste. Diesen hätten sie nun in ihm gefunden und er solle dafür den Schatz zur Belohnung bekommen; fortan würden sie nun nicht wieder erscheinen, weil sie nun zur ewigen Ruhe gelangen könnten, er aber könne auch nur in der Johannisnacht den Schatz heben, und dürfe, um das auszuführen, noch sechs Personen mitbringen, nämlich drei unschuldige Jungfrauen, zwei keusche Junggesellen und einen Knaben zum Leuchten; jedoch dürfe während der Arbeit Niemand ein Wort sprechen, sonst würde der Schatz wieder verschwinden und für ihn auf ewig verloren sein. Als die Jungfrau dies gesagt hatte, schlug sie an ihr Schlüsselbund und alle zwölf waren sogleich in einer Oeffnung des Berges verschwunden. Froh kehrte der Schlächter wieder nach Hause zurück, um im nächsten Jahre sein Werk zu beginnen. Bald hatte er auch die erforderlichen sechs Personen aufgefunden, und so erschien er mit diesen und den nöthigen Geräthschaften versehen in der Johannisnacht des nächsten Jahres bei der bezeichneten Mauer der Burg Lichtenstein. Mit dem Schlage Eilf begannen sie ihre Arbeit, als es aber Eins schlug, hatten sie noch nichts gefunden, denn der Schatz lag sehr tief. Nach Verlauf eines Jahres kamen sie wieder, um ihr Werk zu vollenden. Aber kaum hatten sie angefangen zu arbeiten, so erschienen auch allerlei Geister, die sie hindern und ihnen Schaden zufügen wollten. Auch dieses Mal schlug es zu früh Eins und der Schatz war noch nicht gefunden. Sie kehrten deshalb am folgenden Jahre zum dritten Male an diese Stelle zurück, um endlich den Schatz zu gewinnen. Sobald sie ihre Arbeit begannen, erschienen auch wieder die bösen Geister, um ihr Vorhaben zu vereiteln. Sie bauten an der Mauer einen Galgen auf und deuteten darauf hin, daß sie einen aus der Zahl der Schatzgräber daran aufhängen wollten. Plötzlich erblickten diese beim Schein ihrer Leuchte den Rand einer Tonne, und in demselben Augenblicke waren auch die Geister verschwunden. Sie brachten nun die Tonne höher und höher. Aber mit einem Male erschien eine Kutsche, mit vier feurigen Rossen ohne Köpfe bespannt und fuhr an ihnen vorüber. Hinter diesen kam ein Junge ohne Kopf, auf einer Mulde sitzend und schreiend: „Ist die Kutsche fort, so will ich auch fort!“ Dabei schien er jeden Augenblick in die Grube stürzen zu wollen und erweckte so in dem die Leuchte haltenden Jungen die größte Besorgniß für sein Leben, so daß er vor Schreck ausrief: „Herr hilf mir!“ In demselben Augenblicke war der Junge auf der Mulde verschwunden, aber zugleich auch die Tonne mit dem Schatze; denn es war gesprochen und nun konnte der Schatz nicht mehr gehoben werden. So mußten die Schatzgräber traurig in ihre Heimath zurückkehren. Die Jungfrauen sind seit dieser Zeit nicht wieder erschienen; nach dem verborgenen

Schatze zu graben hat aber Niemand noch einmal gewagt aus Furcht, daß der Teufel dann wieder erſcheinen würde.

1181. Verſöhnung nach dem Tode.

(S. Schambach a. a. O. S. 222.)

Auf der Burg Lichtenſtein lebte vor Jahrhunderten ein Ritter, der zwar reich und tapfer, aber ſo wenig fromm war, daß er in dreißig Jahren nicht einmal die Kirche beſucht hatte. Seine Gemahlin dagegen war ſehr fromm und betete auch fleißig zu Hauſe. Um ſich in ihrer Frömmigkeit aber noch mehr zu ſtärken, ließ ſie einen von ihren Burgleuten jeden Abend auf ihr Zimmer kommen, mit ihm zu beten. Als dies dem Ritter hinterbracht wurde, ward ohne Grund in ihm Argwohn geweckt. Die Burgfrau betheuerte zwar ihre Unſchuld, wurde aber dennoch von ihrem Gemahl verſtoßen und mußte ihr ferneres Leben in Kummer und Herzeleid zubringen. Zu wiederholten Malen verſuchte ſie eine Verſöhnung mit ihrem Gemahl zu Stande zu bringen, allein vergebens. Nicht lange nachher ſtarb aber der Ritter ohne ſich mit ſeiner Gemahlin verſöhnt zu haben, und auch dieſe ſtarb bald darauf.

Ein Jahrhundert war ſeitdem verfloſſen und auf derſelben Burg lebte ein Ritter, der in der ganzen Umgegend wegen ſeiner Frömmigkeit berühmt war. Eines Abends hatte dieſer aber ſein Gebet beendigt, als plötzlich ein heller Glanz das Zimmer erfüllte und eine Frau in einem Anzuge vor ihm ſtand, der vor hundert Jahren Mode geweſen war.

Alsbald fing dieſe an zu ſprechen und erzählte dem Ritter, wie es ihr und ihrem Manne in jenem Leben ginge. Dieſer richtete dann an ſie mehrere Fragen und erkundigte ſich insbeſondere nach ihrer Herkunft. Sie beantwortete alle Fragen ganz genau und ſagte namentlich, „ſie ſelbſt ſei zwar an einem guten Orte, aber ihr Mann müſſe zwiſchen Himmel und Erde ſchweben und könne nicht eher zur Ruhe gelangen, als bis ſie Beide mit einander verſöhnt wären. Dieſe Verſöhnung aber zu Stande zu bringen, ſei er auserſehen und er allein könne dies Werk vollbringen; geſchähe es nicht, ſo werde ihr Mann auf ewig unglücklich ſein und auch ſie müſſe auf die Seligkeit verzichten.“ Auf ihre Bitte, das Werk der Verſöhnung zu übernehmen, erwiderte er, ſie möchte am folgenden Tage Nachts eilf Uhr wieder erſcheinen, dann wolle er ihr Antwort geben. Am folgenden Tage nahm der Ritter einen Geiſtlichen in Rath. Dieſer erklärte ihm, er müſſe die Verſöhnung zu Stande bringen, falls er ſelbſt ſelig werden wolle. Am Abend ließ nun der Ritter alle Thüren und Fenſter verſchließen und ſtellte ringsum Wachen aus, ſelbſt vor die Kammerthür. Mit dem Glockenſchlage eilf erſchien auch der Geiſt jener Frau, ebenſo angethan, wie am Abend zuvor. Sogleich fragte ſie den Ritter, ob er ſie mit ihrem Manne verſöhnen wolle, und er bejahte es. Nun ſagte ſie ihm, daß ſie am folgenden Abend mit ihrem Manne um eilf Uhr in dieſem Zimmer erſcheinen würde, und bat noch, daß er drei Wachslichter auf den Tiſch ſtellen möchte. Nachdem jener es zugeſagt, aber auch erklärt hatte, daß er eine Wache mit in das Zimmer nehmen würde, genehmigte ſie das und verſchwand. Der Ritter befragte nun die Wachen, ob ſie etwas geſehen oder gehört hätten; dieſe verſicherten aber nur gehört zu haben, daß er geſprochen hätte. Am nächſten Abend ließ er wieder ſorgfältig alle Thüren und Fenſter verſchließen und nahm einige Mann Wache zu ſich ins Zimmer.

Kurz vor eilf Uhr zündete er die drei Wachskerzen an. Kaum hatte er dies gethan, als auch die Frau mit ihrem Mann in dem Zimmer erschien, und zwar auch den andern Anwesenden sichtbar. Der Mann trug eine alte Ritterkleidung und sah ganz blaß aus, was wohl von dem Umherirren in der Luft herrühren mochte. Die Frau nahm das Wort, stellte ihren Mann dem Ritter vor und setzte nochmals ihr früheres Mißverhältniß mit ihm und ihre gegenwärtige Lage auseinander. Nachdem der Ritter den Geist des Verstorbenen um die Wahrheit dieser Aussage befragt und dieser ihre Richtigkeit zugegeben hatte, fragte er ihn, ob er Reue empfände. Hierauf erwiederte er, „er wünsche zwar sehr, daß er fromm gelebt hätte, doch sei es unmöglich, sein früheres Leben wieder gut zu machen; mit seiner Frau habe er sich leider nicht versöhnt und dafür schwer büßen müssen, sei es jetzt noch möglich, so sei er gern dazu bereit.“ So hatte der Ritter den Mann und die Frau gehört und forderte sie nun auf, wenn sie sich versöhnen wollten, sich die rechte Hand zu reichen. Beide thaten es. Nun erklärte sie der Ritter für versöhnt und fügte hinzu, daß sie nun, wenn es Gottes Wille wäre, zur ewigen Seligkeit gelangen könnten. Darauf verschwanden Beide und sind seitdem nicht wieder erschienen.

1182. Der Wehrwolf.

(S. Firmenich Th. I. S. 212.)

Zu Sittensen im Amte Zeven stand vor Zeiten ein Haus, das ganz verfallen war und wo Niemand wohnte. In dieses Haus haben aber die Leute oft einen Wolf hineinlaufen sehen, dieser war ein grausiges Thier, welches den Bauern die Schafe wegfraß. Kein Mensch wußte aber, was das eigentlich für ein Thier war, denn ein ordentlicher Wolf war es nicht, und der Schulmeister sagte, es sei ein Wehrwolf, das heißt ein Mensch, der sich in einen Wolf verwandeln könne. Nun ging aber das Gerücht durch das ganze Land, daß hier ein Wehrwolf sei, und auch der König hörte davon, und eines schönen Tages kam dieser selbst und wollte die Sache untersuchen. Er kam aber incognito in das Dorf und kein Mensch wußte, daß es der König war, sie dachten aber, es sei der Amtmann oder sonst ein großer Herr. Nun gingen sie alle nach dem alten Hause, der König, der Pastor, der Küster, der Bürgermeister und alle Leute aus dem ganzen Dorfe. Das Haus war aber rundum fest zu, sie wollten also die große Thüre einschlagen, als sie daneben an der Seite eine kleine Klappe erblickten, durch welche zur Noth ein Mensch durchkriechen konnte. Keiner von ihnen aber hatte das Herz hineinzukriechen, bis endlich ein armer Häusler für ein Trinkgeld das Wagestück unternahm. Als dieser einmal drinnen war, machte er die Seitenthüre auf und nun gingen sie alle ins Haus hinein. Sie durchsuchten dasselbe nun von oben bis unten, konnten aber nichts finden, was ihnen verdächtig vorkam. Zuletzt kamen sie aber in eine kleine Stube, in welcher hinter dem Ofen eine alte Faulbank stand, hier meinten sie, müsse der Wehrwolf stecken allein sie sahen ihn doch nicht. Nun rissen sie die Faulbank weg, da gewahrten sie in der Ecke einen alten Schrank, welcher verschlossen war, sie brachen denselben auf, aber da war nichts darin als ein alter lederner Riemen mit eisernen Spangen. Da sagte der Bürgermeister: „Ich habe den Wolf einmal gesehen, er hatte einen ledernen Riemen um den Leib, ich glaube,

wenn man den Riemen umthut, wird man ein Wolf, und wenn man ihn wieder losmacht, wird man wieder ein Mensch. Wir wollen es einmal versuchen!" Als aber Niemand da war, der sich den Riemen ummachen wollte, da sagte der König: „Ich will es einmal versuchen, wenn Ihr mir versprechen wollt, daß Ihr mir den Riemen wieder loseschnallt, wenn ich ein Wolf werde und es selbst nicht kann." — „Ja wohl", sagten sie Alle und gaben dem König die Hand darauf. Nun that der König den Riemen um und mit einem Male ward er ein grausiger Wolf. Den Leuten wurde Angst und bange und sie flüchteten sich alle auf den Oberboden und ließen den Wolf Wolf sein. Der Wolf aber lief wie ein Besessener im ganzen Hause herum und machte schrecklich viel Lärm und brüllte, daß das ganze Haus erdröhnte, bis er am Ende vor die Klappe an der Seitenthüre kam, da sprang er hindurch und lief hinaus in die Heide. Der Häusler aber, der zuerst ins Haus gegangen war, war ein dreister und wagehalsiger Mensch und konnte gut schießen. Er sagte also zu den Andern: „Ich will einmal versuchen, ob ich den Wolf nicht treffen kann", nahm seine Büchse und ging hinaus. Acht Tage lang hatte er ihn nun schon gesucht, da ward er den Wolf endlich gewahr, als er eben ein Schaf zerrissen hatte und es auffraß. Der Häusler legte an und schoß, und auf einmal stand der König wieder auf dem Platze, er hatte nämlich den Riemen just über dem Bauche durchschossen, so daß er auseinander gegangen war. Als nun der König wieder ins Dorf gekommen, sagte er: „Kinder, Ihr mögt es glauben oder nicht, ich bin der König, und der Häusler, der mich errettet hat, soll Alles haben, was er will!" Da sagte der Häusler: „Wenn Ihr der König seid, so gehört Euch ja das ganze Land, viel Geschmalz füllt keinen Sack, da könnt Ihr mir wohl etwas davon abgeben." — „Ja", sagte der König, „wenn Du damit zufrieden bist, so sollst Du das Gut haben, den Königshof, mit Allem was darauf ist." Der Königshof war aber eine Domäne, die wohl zweihunderttausend Thaler werth war. „Ne", sagte der Häusler, „Ihr habt mich nicht recht verstanden, ich will gern blos ein bischen Land haben, wo ich ein Häuschen bauen, Kartoffeln pflanzen und Roggen und Buchweizen säen kann!" — „Wenn es nicht mehr ist", sagte der König, „das sollst Du haben, Du kannst hier von meinem Holze, wo die Bäume abgeschlagen sind, so viel nehmen als Du willst!" Nun gab der König den Leuten noch etwas zum Besten, Branntwein und Bier, so viel sie trinken wollten und kehrte nach der Stadt zurück. Der Häusler aber ging mit seinen Söhnen hinaus und sie besahen das Land, was sie haben wollten. Als sie nun so gingen, kamen sie an einen dicken hohlen Baum. „Warte", sagte der Alte zu seinem Sohne, „ich will mich in den hohlen Baum setzen und laut blöcken, so weit als Du dies hören kannst, soll unser Land reichen!" Der Alte setzte sich in den Baum, der Sohn nahm kleine Pfähle, und so weit als er die Stimme des Alten hören konnte, schlug er die Pfähle in die Erde, dann machten sie einen Zaun darum und bauten sich ihr Haus mitten hinein.

1183. Das Engelglöcklein.

(S. Ey, Harzmärchenbuch. Stade 1862 S. 206.)

Geht man von Osterode nach Harzburg, so liegt hinter der Aschenhütte ein Berg, dessen Fuß die Sieber bespült und der der Hausberg genannt

wird. Auf diesem Berge soll vor langen Jahren ein Nonnenkloster gestanden haben, das recht fest gebaut war, so daß es nicht leicht gewesen ist, dasselbe zu überrumpeln. Einst kommt aber eine wilde Kriegerschaar da durch und will in diesem Kloster Quartier nehmen. Die rohen Soldaten wollten nicht blos das Kloster plündern, sondern auch die Nonnen mißhandeln. Als sie jedoch vor das Thor kommen, ist dasselbe zu, und keine Gewalt im Stande, das Kloster einzunehmen und hineinzukommen. Die Krieger legten sich auf die Lauer, umzingelten das Kloster und wollten die Nonnen durch Hunger und Durst zwingen, die Thore zu öffnen. In der großen Noth eilen nun die Nonnen mit sammt der Aebtissin in die Kapelle, werfen sich vor dem Altare auf die Kniee nieder und bitten Gott, er möge sie vor Schimpf und Schande bewahren, er möge ihnen Mittel und Wege zeigen, wie sie dem Unglück entrinnen könnten. Als sie so in Thränen gebadet beten, kommt eine Taube zum Fenster herein, fliegt auf den Altar, setzt ein kleines Körbchen darauf und fliegt wieder fort. Das sehen alle Nonnen, die Aebtissin tritt vor den Altar, öffnet das Körbchen und siehe, es liegen zwei Glöcklein darin, ein goldnes und ein silbernes. Nun nimmt die Aebtissin das goldene Glöcklein und läutet, es hat einen wunderbar schönen Ton gehabt, und augenblicklich tritt ein Engel zu ihr und frägt, was sie von ihm wünsche. Voll Schreck und Freude sagt die Aebtissin, „sie wünsche Schutz gegen ihre Peiniger, die vor dem Kloster lägen." Der Engel hat ein goldenes Scepter in der Hand, damit berührt er den Boden, der thut sich auf, er geht hinein und sagt, „sie sollten ihm alle folgen." Das thun sie auch. Der Engel führt sie in eine weite Grotte, die ist mit Hunderten von brennenden Wachskerzen erleuchtet. Auf der einen Seite steht ein Altar, vor dem werfen sich die Nonnen nieder, und danken voll Inbrunst Gott für ihre augenblickliche Rettung. Da ist der Engel verschwunden; dann stehen sie auf und sehen sich in ihrer neuen Behausung um. Da stehen auf der andern Seite der Grotte mehrere gedeckte Tische, das Essen fehlt aber darauf. Auch stehen viele Betten da herum und es fehlt nichts weiter, was sie bedürfen, als Essen und Trinken. Da nimmt die Aebtissin so zufällig das Körbchen mit den Glöckchen vor sich und läutet mit dem silbernen Glöckchen. In dem Augenblicke sind wieder zwei Engelein da und fragen, was die Aebtissin wünsche; die wünscht Essen und Trinken für sich und ihre Nonnen zu haben; da trägt der eine Engel die schönsten Speisen, und der andere die feinsten Getränke auf den Tisch, dann sind die Engel wieder verschwunden. So geht's sieben Tage und die Soldaten vor dem Kloster warten vergebens, daß die Thore geöffnet werden. Aus Aerger und Verdruß werfen sie Feuerbrände in die Klostergebäude, die Engel löschen sie aber wieder aus; sie laufen Sturm, müssen aber immer unverrichteter Sache wieder zurück. Kurz sie sind gezwungen, trocken abzuziehen, denn sie haben eingestehen müssen, daß Gott selbst die Nonnen beschützt. Als nun die rohen Horden wieder abgezogen sind, kommen die Nonnen wieder aus ihrem Versteck hervor und danken alle Gott in der Kapelle. Später sind jedoch die Nonnen da weggegangen, und das Kloster ist zerfallen, der Hausberg steht aber noch.

1184. Die Osterjungfrau. *)

(S. Prohle, Harzſagen S. 160 ꝛc. 280 ꝛc. Thüringen u. d. Harz Bd. III. S. 5 ꝛc.

Die Stadt Osterode ſoll ihren Namen von der Göttin Ostera haben, welche auf einem Hügel an der weſtlichen Seite des Harzes verehrt wurde, wo ihr Bildniß ſtand. Später ſtieg an derſelben Stelle eine Burg empor, deren Ruinen noch heute trotzig ins Thal hinab blicken. Sie ſoll von dem Sachſenherzoge Bruno um das Jahr 843 erbaut worden ſein, der, wie Einige glauben, auch die Stadt Osterode gründete, die anfänglich nach ſeinem Namen Brunsrode hieß, ſpäter aber ſich nach dem längſt ausgeſtorbenen Geſchlechte der ſogenannten alten Herren von Osterode nannte.

Einer dieſer Grafen von Osterode hatte nun aber eine einzige ſehr ſchöne Tochter, welche er bei ſeinem Tode ſeinem treuen Knappen zur Bewachung übergab. Mittlerweile fiel ein Krieg ein und dies benutzte ein mächtiger Raubritter und hielt um ihre Hand an. Sie aber wies ihn ab, und zum zweiten und dritten Male. Jetzt aber kam er mit großer Heeresmacht und berannte die Burg, zwar vertheidigten ſich die Schloßbewohner tapfer, allein ſchließlich konnten ſie ſich doch nicht mehr halten und da ſchlug nun der Knappe ſeinem Fräulein vor, da ſie den Ritter doch einmal nicht wolle, ſo wolle er ſie verwünſchen, daß ſie in dem Keller der Burg bei ihren Schätzen bleiben könne. Sie aber erwiederte, den Ritter wolle ſie nun einmal um keinen Preis ehelichen, er möge ſie nur verwünſchen. Da hat er ſie mit allen ihren Schätzen in den Keller gebracht und ſich ſelbſt als Kettenhund dazu gebannt. Er hat ihr aber die Macht gegeben, daß ſie ſich an jedem Ostermorgen in ihrer frühern Geſtalt ſehen laſſen konnte. Sie kam da von der Burg in den hintern Bärengraben und wuſch ſich im Lerbacher Waſſer. Da geſchah es eines Morgens am erſten Oſterfeiertage, daß ein armer Leinweber der Stadt Osterode zuwanderte. Ein geliebtes Weib lag ihm daheim krank, ſechs hungrige Kinder harrten ſammt der Mutter ſehnlich ſeiner Wiederkehr, aber er kehrte mit leeren Händen zu ihnen zurück. Ein reicher Vetter, von dem er Hülfe erwartete, hatte ihn mit harten Worten abgewieſen und der weite Weg zu dem Gefühlloſen war von ihm umſonſt gemacht worden. Um ſich ein wenig zu tröſten, ſang er in den herrlichen Oſtermorgen hinein ein frommes Lied, das er ſchon als Kind gelernt hatte. Siehe da rief ihm eine fremdartige, glockenhelle Stimme einen guten Morgen zu. Der Sänger blickte nach der Gegend hin, aus welcher der Zuruf erſcholl und ſtand wie feſtgezaubert bei dem Schauſpiele, was ſich ihm darbot. An den Wellen des Baches, der am Wege dahinmurmelte, ſaß nämlich ein weißgekleidetes Mädchen von blendender Schönheit und badete die wunderniedlichen, kleinen Füße, die rund und voll und weiß wie Marmor den Leinweber anleuchteten, in dem klaren Waſſer. Sie erhob ſich, trat auf ihn zu und ſprach mit lieblicher Stimme: „Fremder, Du ſangſt ſoeben ein ſchönes Lied, das ſo recht eigens für Bekümmerte gemacht iſt, möge allen, die es ſingen, die Hilfe ſo nahe ſein, wie ſie jetzt Dir iſt. Nur einmal im ganzen Jahre iſt mir erlaubt, hier an dieſer Stelle zu weilen, und wer mir da begegnet und es verdient wie Du, den mache ich glücklich, wenn ihn Reichthum glücklich machen kann.

*) Dieſelbe Sage, aber anders erzählt, ſteht oben Bd. I. S. 638.

So höre denn: wenn die Mitternachtglocke die zwölfte Stunde verkündigt, so verlasse Deine Hütte und gehe schweigend den Berg hinan, an welchem die Trümmer der alten Burg Osterode stehen. Zwischen den eingesunkenen Mauern wirst Du eine Blume erblicken, die pflücke ab und sogleich wird Dein Auge alle die Schätze erschauen, welche der Schooß des Burgberges verbirgt und von welchen Du nehmen magst, so viel Dir beliebt. Jetzt gehe Deines Weges und bringe Deinem Weibe Trost und Hoffnung, ich muß Dich jetzt verlassen." Wunderbar ermuthigt setzte er seinen Weg fort, denn oft schon hatte er von Freunden und Bekannten erzählen hören, wie oben in den wüsten Trümmern der alten Burg eine schöne stille Jungfrau hause, die zuweilen den Menschenkindern erscheine und sie nur selten unbeschenkt entlasse. Mit froher Hoffnung näherte er sich der Hütte, wo seine kranke Frau und seine Kinder bereits ungeduldig seiner Rückkehr harrten. Zwar konnte er ihnen augenblicklich nichts bieten als die zweifelhafte Aussicht auf die Schätze, die er in der Mitternachtstunde finden sollte, allein schon dies genügte den Armen, und der Tag schlich ihnen zu langsam vorüber, bis endlich die bestimmte Stunde schlug, wo er auch schon auf dem Burgberge stand. Bewegt und heimlich schauernd schlich er in das alte Gemäuer hinein, ein sonderbarer Glanz strahlte ihm aus einem Gewölbe entgegen, und als er dem magischen Lichte folgte, sah er, daß eine glänzende weiße Lilie, die aus dem Steintodten emporgesproßt war, den hellen Schein verbreitete. Im Hintergrunde der Halle aber saß die schöne bleiche Jungfrau, geschmückt mit einem silbergrauen Gewande und einen Kranz von weißen Rosen in den blonden Locken. Sie winkte dem Eingetretenen zu näher zu kommen und die strahlende Blume zu pflücken. Der Leinweber that, wie ihm geheißen, und brach mit zitternden Händen die Lilie ab. Kaum war sie in seinen Händen, als ein furchtbares Dröhnen im Innern des Berges entstand, der Boden dicht neben seinen Füßen versank krachend in die Tiefe und hervor stieg in rother Gluth ein gewaltiger Kessel, bis an den Rand angefüllt mit funkelnden Goldstücken. Es bedurfte einer nochmaligen Ermahnung von Seiten des blassen Burgfräuleins, ehe sich der staunende Arme von seiner Ueberraschung erholen und die Taschen und den Hut mit den glänzenden Münzen füllen konnte. Mit tiefen Bücklingen verließ er die Halle und kehrte überglücklich in seine Hütte zurück, wo die Seinigen ängstlich und erwartungsvoll seiner Rückkehr harrten. Jetzt hatte aber für sie alle Noth ein Ende, sie erkauften von dem gefundenen Schatze ein schönes Haus in der Stadt und der Leinweber konnte nunmehr statt für Andere, für seine eigene Rechnung arbeiten.

In der alten Burg haben sonst auch immer die Kinder zu spielen gepflegt, weil sie damals noch nicht so verfallen war, wie es jetzt der Fall ist, und auch die Küche sich noch in ziemlich leidlichem Zustande befand. Einstmals, als auch die Kinder da spielten und sich, wie Kinder thun, in dieser Küche etwas kochten, sprang eine eiserne Thür auf. Das eine von den Kindern lief sogleich in den Gang und es standen drei Kasten an Ketten gebunden, auch war da ein Pudelhund mit feurigen Augen, der an eine Kette gebunden war im hellen Saale. An der Wand spiegelte sich eine weiße Jungfer, die verwünscht war und kurz nach dieser Zeit von jenem armen Leinweber erlöst worden sein soll. Den Kindern kam aber doch das Grauen an und sie verließen eiligst die Burg und erzählten den Eltern, was sie ge-

sehen hatten. Diese gingen hierauf selbst nach der alten Burg hinauf, um zu sehen, ob es wahr wäre; als sie aber hinkamen, war Alles verschwunden.

1185. Der Schwarzkünstler.

(Z. Cn, Harzmärchenbuch S. 107.)

In Osterode kamen vor langer Zeit zwei Schwarzkünstler zusammen; es war am Markt in dem großen Gasthaus, das jetzt noch an der Sonnenseite steht. Der eine hieß Teufelsklaue und hatte seinen zwölfjährigen Sohn bei sich, der andere nannte sich Höllenblut und war allein. Letzterer wollte nach Göttingen, ersterer nach Clausthal, um seine Künste sehen zu lassen. Beide aber waren auch Meister in ihrem Fache; denn wer sie spielen sah, der sagte, sie ständen mit dem Teufel im Bündnisse. Nachdem sich Beide begrüßt und in einem Nebenzimmer über das dumme Volk sich bei einer Flasche Wein lustig gemacht hatten, ließen sie sich Karten geben und fingen an zu spielen. Sie spielten aber recht hoch um vieles Geld; als sie aufhörten, war Höllenblut ganz kahl, er hatte seinen letzten Thaler verloren. Voll verbissenen Groll ging er nun mit Racheplänen zur Ruhe. Beide sahen sich nicht mehr, denn am folgenden Morgen war Teufelsklaue nach dem Harze abgereist. Höllenblut aber reiste auch statt nach Göttingen nach Clausthal, um jenem eine unverhoffte tüchtige Schlappe beizubringen. Nachdem Teufelsklaue [illegible]t gemacht hatte, worin seine Künste beständen, wann und wo er spielen wollte, strömte Alles hin um das nie Gehörte und Gesehene, wie es der Zettel angab, mit eigenen Augen wahrzunehmen. Eine halbe Stunde vor dem eigentlichen Beginne der Kunstvorstellung war der Saal und alle Plätze gepreßt voll, so daß Teufelsklaue an der Kasse keinen mehr einließ. Viele mußten, ohne ihre Neugier zu befriedigen, wieder nach Hause gehen. Mit dem Schlage sechs verschloß der Künstler den Saal, so daß Keiner ein noch aus konnte. Jetzt begann die Vorstellung. Als der Vorhang aufging, strahlte ein Lichtmeer von der Bühne und erleuchtete den ganzen Saal. Zwischen vielen blanken, farbigen und merkwürdig gestalteten Gefäßen, die alle schön geordnet aufgestellt waren, befand sich in der Mitte eine Blumenvase mit drei wunderschönen Rosen. Hinter jeder dieser Blumen sah man auf einem Springholze in der Mitte oben eine Taube, rechts einen Habicht und links eine Eule. Alle drei Vögel waren lebendig, kümmerten sich aber nicht um einander. Die erste Abtheilung der Kunstvorstellung begann mit allerlei nicht so sehr wichtigen Kunststücken, endigte jedoch mit großem Beifall. Dann folgte aber die zweite Abtheilung, in der ganz Unerhörtes geleistet wurde, z. B. ein Mann auf dem ersten Platze hatte die Uhr in der Tasche von einem, der auf dem dritten Range saß. Ein goldbetreßter vornehmer Adliger hatte mit einem Male einen alten Schachtkittel an, während der Bergmann die goldbetreßte Kleidung des Adligen trug. Auf einmal schrie einer auf dem dritten Range: „Kerl, Du host jo zwö Käpp!“ und Alle blickten dorthin und lachten; auf dem ersten Platze saß einer ohne Kopf, neues Erstaunen. Auf dem zweiten Platze streckte ein Mädchen die Arme empor und schrie: „Was soll ich mit sechs Händen?“ Ein Herr im ersten Range hatte vier Augen und zwei Hörner; eine Dame zwei Nasen, und ein allerliebstes Mädchen saß plötzlich da mit kohlschwarzem Barte. Man kann sich leicht denken, welche ungeheure Angst für die wenigen entstand, welche davon etwas gelöst hatten,

welche Heiterkeit auch für diejenigen, die nichts dabei hatten. Kurze Zeit dauerte dieser Zustand, dann aber war auf Befehl des Künstlers mit einem Zauberschlage Alles zu Ende. Der dritte Akt sollte allem die Krone aufsetzen, denn darin nahm der Künstler seinen eigenen Körper und machte damit fürchterliche Kunststücke, z. B. er stand auf der Bühne, bewegte den einen Arm und zum Schrecken aller Zuschauer flog derselbe von der Bühne einem Herrn im ersten Range auf den Schooß. Ebenso ging es mit dem andern Arme und der grausige Mann stand da ohne Arme und aus den Löchern der Schulter quoll dickes Blut hervor. Doch auf's Commando kamen beide Arme wiedergeflogen und verfügten sich an ihre Plätze, als wäre nichts geschehen. Darauf nahm Teufelsklaue eine große Stopfnadel, durchstach das Fleisch des Unterarms, dann das des Oberarms, ließ beides mit dem starken durchzogenen Zwirn fest zusammenziehen und nach einer kurzen Weile war Ober- und Unterarm zusammengewachsen. Hierauf nahm er ein Messer und trennte beides wieder von einander. Alsbald entblößte er seine Füße, holte zollange Nägel herbei, schnitt sich das Fleisch von den Fußsohlen, nahm dann die Nägel und schlug dieselben in die blutenden Fußsohlen hinein, tanzte ganz vergnügt wohl drei Minuten auf der Bühne umher und wischte in einem Nu die Nägel aus ihren Löchern und beide Füße waren heil wie zuvor. Dann kamen noch andere schreckliche Künste, die aber vergessen sind. Zuletzt nahm Teufelsklaue seinen Sohn, der ein schmächtiger blasser Knabe war, entblößte dessen Hals, band ihm ein Tuch um seine Augen, legte ihn auf die Tafel und trennte mit einem furchtbaren Hiebe dessen Haupt vom Rumpfe, der sofort auf eine Schüssel sprang. Allgemeines „Ach" erfüllte den Saal; man tröstete sich aber damit, daß da alles gelungen wäre, so würde auch dieses Kunststück gerathen. Einige Minuten darauf nahm Teufelsklaue das Haupt seines Sohnes, aus dem das Blut noch strömte, richtete mit dem andern Arme den todten Leib auf und versuchte das Haupt darauf zu setzen. Vor Schrecken wurde er blaß, denn der Kopf wollte nicht sitzen. Voll Verzweiflung schrie er in den Saal hinein: „Um Gottes Willen, Du, der Du hier im Saale bist und das Leben meines Sohnes bedrohest, laß ab von dem schrecklichen Unternehmen, hebe den höllischen Zauber auf." Seine Bitte war aber vergebens, der Kopf wollte und konnte nicht festsitzen. Da sprang Teufelsklaue ans Fenster und riß es auf, machte ein verzweifeltes Zeichen, kam dann eilig zurück, riß eine Rose von den dastehenden, hinter welcher die Taube saß, heraus und zerschnitt sie in zwei Theile, worauf die Taube todt niederfiel und auch das Leben des Sohnes verloren war. Dann riß er die zweite Rose heraus, fing an Blatt für Blatt abzuschneiden, wobei ein fürchterliches Geschrei im Saale entstand, und die Eule alle ihre Federn verlor. Gleich darauf that er einen kräftigen Schnitt in die Rose und der Rumpf der Eule wie deren Kopf stürzte nun und mit ihm zugleich ein menschlicher Körper im Zuschauerraume zu Boden. Hierauf nahm er die dritte Rose, that einen kräftigen Schnitt hinein und der Habicht mit dem Künstler fielen todt zur Erde.

1186. Hans von Eisdorf.

(S. Prohle S. 172. 168. Thüringen u. d. Harz Bd. III. S. 15.)

Im dreißigjährigen Kriege war der Harz ein Zufluchtsort einer Menge Wegelagerer und Buschklepper, der sogenannten Harzschützen. Unter ihnen war

namentlich eine Rotte berüchtigt, deren Anführer ein gewiſſer Hans Warnecke aus dem bei Oſterode gelegenen Dörfchen Eisdorf war, der gewöhnlich deshalb Hans von Eisdorf genannt wird. Seine Frechheit ging ſo weit, daß er vor dem Pfingſtfeſte des Jahres 1627 der Stadt einen Fehdebrief zuſchickte und auch bald darauf einen Bürger, den er auf dem Felde traf, erſchlug. Einige Tage ſpäter rückte er vor die Stadt, die ihm unentgeldlich Lebensmittel aller Art herausſandte, und es dennoch mit anſehen mußte, daß er beim Abzuge alle Kühe, Schafe und Pferde, deren er habhaft werden konnte, mit ſich fortführte. Vergebens ſuchten ihn die Oſteroder in ihre Gewalt zu bekommen, es wollte aber lange Zeit nicht gelingen, bis er ſich in ſeiner Kühnheit auf den Jahrmarkt nach Oſterode wagte. Er wurde in einem Bierhauſe (das Haus, welches jetzt die Nr. 259 führt) mit Liſt gefangen genommen. Es war nun hier das Geſetz, daß ein Jeder, der ſich blos der Jahrmarktsfreiheit wegen in die Stadt traute, um drei Uhr Nachmittags wieder heraus ſein mußte, denn um drei Uhr ward geläutet und dann war der Jahrmarkt vorüber. Nun hatten ihn aber Einige in dem Wirthshauſe erkannt und waren dann nach dem Gerichte gelaufen, man hatte die Uhr verſtellt und die Obrigkeit ſchickte Leute ab, die ihn feſtnehmen ſollten. Er hatte ſich dort von Sonntag Nachmittag drei Uhr an bereits mit einem einzigen ſeiner Leute aufgehalten und ſeinem Vergnügen gelebt; als nun aber die Glocke des Aegidienthurmes den Jahrmarkt am Dienſtag ſchon um ein Uhr ausläutete, während es doch eigentlich erſt um drei hätte geſchehen ſollen, ſo ſprang Hans von Eisdorf, als er die beunruhigenden Töne hörte, vom Tiſche auf, wo er ſeinen Platz gehabt hatte, die Bürger, die im Wirthshauſe ſaßen, verſtärkt durch die von der Obrigkeit geſchickten Häſcher, ließen ihm nicht Zeit das Freie zu gewinnen und ſein ſchon geſatteltes Roß zu beſteigen, ſondern ſie ergriffen den Tiſch, hinter welchem Hans mit dem Rücken an die Wand gelehnt geſeſſen hatte, ſchoben ihm denſelben auf den geharniſchten Leib, daß er eingeklemmt war und ſich nicht rühren konnte, und legten ihn in Bande. Nach einer andern Erzählung hätte ihn aber der Scharfrichter von Oſterode in der Wirthsſtube feſtgebannt. Er ward nach Celle gebracht und dort verurtheilt mit vier Ochſen zerriſſen zu werden. Dies iſt auch zu Seikenhowe wirklich mit ihm vorgenommen worden. Das eine Theil ſeines Körpers iſt zu Oſterode bei dem ſogenannten Wagelofe begraben worden, das andere bei dem Rönnenberge, das dritte bei der Mahnte und das vierte bei dem Branntweinſteine. An letzterem Orte zeigt ſich alle Abend ein Licht, welches von einer Seite zur andern geht und dann verſchwindet.

1187. Die Nonne auf dem Schloſſe zu Oſterode.

(S. Thüringen und der Harz Th. III. S. 16.)

In ein im Schloſſe befindliches Kämmerchen iſt der Geiſt einer Nonne gebannt, welche einſt ein ſchweres Verbrechen begangen hatte und nun die Bewohner des Schloſſes lange durch nächtliches Toben ängſtigte, bis endlich ein Jeſuit den Geiſt in ein Holzbild bannte, welches nun in jenes Kämmerchen eingeſchloſſen ward. Jahre vergingen und Niemand wagte dem unheimlichen Orte nahe zu kommen. In neuerer Zeit unterſtand ſich jedoch ein junger Mann, der von dem Spuk gehört hatte, die Thür deſſelben aufzubrechen, um das geſpenſtige Holzbild in Augenſchein zu nehmen. Er fand Alles wie ihm

gesagt worden war. Ein unförmliches mit vielen wunderlichen Schnörkeln versehenes Bild lehnte in einem Winkel des kleinen Kämmerchens und er bemühte sich, es in sein Zimmer hinab zu tragen. Da er nicht vermögend war, es wegen seiner Schwere auch nur von der Stelle zu rücken, so eilte er hinweg und kehrte augenblicklich in Begleitung einiger Knechte nach dem Gemache zurück. Vergeblich aber spähete er nach dem Bilde. Es war auf unerklärliche Weise verschwunden und das Gesinde fürchtete schon der Spuk werde von Neuem beginnen, allein es hat sich nichts wieder sehen und hören lassen, und der Geist der Nonne muß endlich die ersehnte Ruhe gefunden haben.

1188. Das Teufelsbad. *)

S. Thüringen u. d. Harz Bd. III. S. 22.

Oestlich von Osterode liegt eine Reihe großer schwarzer von Erlengebüschen beschatteter Teiche, die Teufelslöcher genannt, vorzugsweise heißt aber Teufelsbad ein tiefer unheimlicher Erdfall, der von steilen waldigen Bergwänden umgeben ist, und dessen trübes grünliches Wasser unergründlich sein soll. Man sagt, daß man in demselben sonst einzelne scheußliche Glieder, die einem furchtbaren Riesen anzugehören schienen, auf der Oberfläche des Wassers schwimmen sah, oft grinste plötzlich ein fürchterliches Antlitz mit feurigen rollenden Augen den Nahenden an und überschüttete den Verwegenen mit Schlamm und Feuerklumpen. Oft fuhr eine ungeheure schwarze Schlange wild in dem Pfuhle umher, daß der schlammige Grund wallte und siedete, brauste und zischte, und das Volk erzählt sich, daß der Teufel sich in dem frischen Bade von der verzehrenden Hitze der Hölle abkühle, und nannte darum das finstere Wasser das Teufelsbad. Zwischen dem Teufelsbade und der Pipenhöhe ist auch ein schwarzer Hund zu sehen, der um die Mitternachtsstunde um das Teufelsbad herumgeht. Der ziemlich entfernte Dieckerbrunnen soll übrigens unter der Erde mit jenem Wasser zusammenhängen. Darin klingelt es wie eine Glocke, wenn man hineinspuckt.

In jener Zeit nun, wo der Spuk besonders oft gesehen wurde, wo er bald als wüthender Stier auf zagende Weiber oder hülflose Kinder losrannte und sie in das grundlose Moor trieb, wo er als Wehrwolf Hirt und Heerde schreckte und als trügliches Irrlicht den des Weges unkundigen Fremdling in seine verderbliche Tiefe lockte, hauste hier in den düstern Schluchten des benachbarten Gebirges ein blutgieriger Räuber, dessen gräßliches Ansehen allein schon dem Wanderer, der ihn plötzlich vor sich sah, alle Kräfte der Vertheidigung raubte. Einst lag dieser gefürchtete Bösewicht im Dickicht versteckt am Wege und harrte lange Zeit, aber vergeblich, auf eine Beute. Schon wollte er mit verdüstertem Antlitze in das Gebirge zurückwandern, da hörte er aus der Ferne Tritte und nach wenigen Augenblicken kam ein alter Mönch, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, den Weg herabgeschritten. Nicht das ehrwürdige Greisenhaupt noch das schwache Alter hielten den Bösewicht ab, er sprang hervor aus seinem Versteck, rief dem tödtlich erschreckten Greise ein Halt zu und drohte ihm mit dem Tode, wenn er ihm nicht augenblicklich alle seine Habe ausliefere. Der Arme, der nichts besaß, konnte nichts geben,

*) Dieselbe Sage, aber anders erzählt, steht Bd. I. S. 591.

und mit einem gewaltigen Schlage spaltete der Räuber das Haupt des Mönches und ging hohnlachend in die Gebüsche hinein.

Es dämmerte bereits, fern im Westen zuckten wie Schlangen im dunkeln Gewölk feurige Blitze, eine Todtenstille herrschte unter den Bäumen und eine drückende Schwüle lastete auf allen lebenden Bewohnern des Waldes, nur der freche Mörder, dessen Hand noch vom Blute triefte, wanderte sorglos in dem einsamen Forste daher. Noch war er fern von seiner Höhle, wo er gewöhnlich die Nacht zubrachte, der Hunger quälte ihn, und deshalb kam es ihm sehr gelegen, daß eine Köhlerfrau mit einem Korbe auf dem Rücken über den Weg schritt. „Halt!" rief der Räuber, „gewiß hast Du Lebensmittel in Deinem Korbe und mich hungert, gieb sie schnell heraus, sonst ist Dir Dein Brod gebacken!" Das Weib nahm den Korb vom Rücken, wandte ihn um zum Zeichen, daß sie nichts darin habe, und flehte um Schonung. Der Räuber aber zog wüthend, daß seine Hoffnung abermals vereitelt war, das Schwert und hob es fluchend zum tödtlichen Streiche, da auf einmal sank sein bewaffneter Arm schlaff herab, sein Körper fing an zu zittern, seine Augen starrten stier vor sich hin und ein furchtbares Entsetzen bemächtigte sich seiner, denn das vor ihm stehende Köhlerweib wuchs auf einmal zu einer riesigen Höhe empor, furchtbare Krallen streckten sich gegen den bebenden Sünder aus und eine furchtbare Stimme rief: „Das Maaß Deiner Sünden ist voll, mache Dich bereit, wir sehen uns bald wieder!"

Der Räuber taumelte entsetzt zurück bei dem Anblicke des Furchtbaren, der mit einem schrecklichen Donnerschlage verschwand. Seiner Besinnung beraubt, lag der sonst so unerschrockene Mann am Boden und erst beim Anbruche des Morgens öffneten sich seine Augen wieder und er blickte verwundert umher und es währte lange, ehe er sich auf das am vergangenen Abend Erlebte besinnen konnte. Indessen hielt er es für einen wüsten Traum und mit dem Tageslicht kehrte auch die frühere Frechheit wieder in die Brust des entmenschten Räubers zurück und er beschloß, um sich zu zerstreuen, mit seinen Hunden hinaus auf die Jagd zu ziehen. Da raschelte es im Dickicht und ein schwarzer Eber von ungeheurer Größe, wie ihn das Auge des Jägers noch niemals erblickt hatte, brach aus dem Gesträuch hervor und eilte in großen schwerfälligen Sätzen den Berg hinab. Der Räuber löste die Hunde vom Riemen und folgte mit ihnen über Felsen und Höhen, durch Thäler und Waldbäche dem immer in gleicher Entfernung vor ihm herfausenden Thier nach. Schon begannen die lechzenden Hunde in ihrer Verfolgung zu erlahmen, schon war er fast entschlossen, seine Beute fahren zu lassen, da schien es, als wenn auch dem Eber die Kräfte schwänden. Langsamer und schwerfälliger begann er zu laufen, da sammelte der Räuber noch einmal alle seine Kräfte und folgte im fliegenden Laufe nach. Noch wenige Schritte war er von dem Thiere entfernt, das jetzt einen jähen Abgrund hinablief. Der Räuber folgte mit der klaffenden Meute nach, stürzte aber in unaufhaltsamem Laufe in die unergründliche Tiefe des Teufelsbades, welches der finstere Geist des Abgrunds trügerisch mit dem frischen Grün eines Wiesenteppichs bekleidet hatte. Schäumend schlugen die schlammigen Wellen über dem Räuber zusammen und begruben ihn in ihrem geheimnißvollen Schooße. Aus den düstern Erlengebüschen aber stürzte mit heiserem Lachen eine schwarze riesige Gestalt hervor und mit weit geöffneten Krallen dem Versunkenen in die Tiefe nach.

1189. Das Hörterthal.

(S. Thüringen u. d. Harz Th. III. S. 281.)

In der Nähe von Harzburg befindet ſich das einige Stunden weit ins Gebirge ſich hineinziehende Sieberthal, ganz von Waldgruppen und Felſenklippen eingeſchloſſen und von dem hellen Bergflüßchen Sieber durchſtrömt. Wo die rieſigen Felſenarme des ſogenannten großen Knollens nach dem Abhange der rauſchenden Sieber hin vielfältige labyrinthiſche Gänge umſchließen, iſt ein ſchmales Thal, das Hörterthal, an deſſen Seiten hohe mit dunkeln, thurmhohen Tannen bewachſene Felſenwände aufſteigen. Wie in einem Urwalde ſind die Bäume hier in einander verſchlungen, knorrige Wurzeln laufen wie Schlangen über den Weg und nur der wilde Keiler, der leichtfüßige Hirſch und das ſchlanke Reh treten hier zuweilen aus dem Dickicht, um von dem Waſſer des Bächleins, welches das wilde Thal durchmurmelt, zu trinken. In dieſem Thale ſtand früher eine Hütte, welche ſich vor langen Jahren ein junger Rittersmann gebaut hatte, der dorthin aus ſeiner Heimath vertrieben mit ſeiner jungen Gattin geflohen war. Dieſe wilde Gebirgsgegend aber paßte ganz zu der Stimmung, in welche ihn das Mißgeſchick und die Treuloſigkeit ſeiner Freunde und Angehörigen verſetzt hatte. Er hatte von dem Beſitzer der benachbarten Ritterburg die Erlaubniß erhalten, ſich von dem Wilde des Forſtes zu nähren, dafür aber denſelben zu beaufſichtigen. Nun hatte nicht weit von ſeiner Hütte, am Eingange des Hörterthales, da wo ſich das Gebirge an die ſteile Wand anſchließt, ein herrlicher Hirſch ſeinen Stand. Bisher aber waren alle ſeine Bemühungen demſelben beizukommen vergeblich geweſen. Einſt lag der Ritter abermals mit der Armbruſt im Hinterhalt und lauerte dem Thiere auf, da rauſchten die Büſche, das trockene Reiſig knifterte, die Zweige ſchwankten und als es mit leiſem Geräuſch auf dem trockenen Laube heranſchlich, da konnte ſich der hitzige Jäger nicht mehr halten, die Sehne ſchwirrte, der Pfeil flog und die Gattin des unglücklichen Jägers lag bleich und unbeweglich auf dem harten Felsgeſtein. In wilder Verzweiflung warf der Erſchrockene das Geſchoß weit von ſich und flog zu der theuern Gattin, die er von ſeiner eigenen Hand gemordet glaubte. Allein wie groß war ſeine Freude, als ſie die Augen aufſchlug und ihm tröſtend zurief, ſie ſei unverſehrt! Neben ihr aber lag vom ſcharfen Pfeil durchbohrt eine große Eule, welche von den Schritten der ihren Gatten ſuchenden Frau aus ihrem Verſteck aufgeſcheucht worden war. Die beiden Glücklichen kehrten in ihre Hütte zurück; das Schickſal aber ſchien müde geworden zu ſein, ſie zu verfolgen, der Ritter erhielt die Nachricht, daß er in ſeine Heimath zurückkehren könne, die Hütte aber iſt ſtehen geblieben und immer wieder erneuert worden.

1190. Der Schatz auf dem Blocksberge.

(S. Gn a. a. O. S. 185 ꝛc.)

Vor langen Jahren wohnten drei Bergleute in Hahnenklee, bei denen kehrten von Zeit zu Zeit Venetianer ein, die die Schätze im Blocksberge aufſuchten und in der Regel auch ſoviel fanden, daß ſie zufrieden zurückgingen. Aus ihrer Heimath brachten ſie dagegen allerlei Medicinſachen mit, die gegen viele Krankheiten gut waren. An dieſem Handel verdienten ſie auch reichlich. Die Bergleute merkten aber bald, daß es dieſer Handel nicht allein war,

der sie herzog, sondern daß ihr Hauptaugenmerk auf den Blocksberg gerichtet war, weil sie jedesmal, wenn sie kamen, erst Erkundigung einzogen, ob schon vor ihnen Landsleute von ihnen hier gewesen wären und den Blocksberg besucht hätten. War das zufällig geschehen, so wurden sie jedesmal recht verdrießlich, waren aber keine vor ihnen da gewesen, dann sahen sie stillvergnügt aus. Es mußte der Blocksberg also für sie wichtig sein.

Als sie einst wieder da waren, sich so wie früher erkundigt hatten und bei mondheller Nacht nach dem Blocksberg aufbrachen, ging ihnen einer von den drei Bergleuten, die, beiläufig gesagt, Kameraden waren, nach und sah, daß sie am Blocksberg an einer abgelegenen Stelle den Boden aufgruben und aus dem Loche Erde in ihre Beutel füllten. Der Bergmann hatte genug gesehen, und sich genau die Stelle bezeichnet, wo dies geschehen war; er eilte, daß er früher nach Hause kam als die Venetier. Am folgenden Tage reisten diese ab, und die Bergleute verabredeten sich gleich denselben Abend noch den Ort aufzusuchen und nachzusehen, was es da zu holen gebe, und sprachen schon von dem Reichthum, der sich da finden würde, der dritte aber erklärte nicht mitgehen zu wollen, denn was ihm zugedacht sei, werde ihm von selbst ins Haus gebracht werden. Die beiden andern Bergleute gehen deshalb allein hin, suchen an dem Platze, finden aber nichts. Sie wollen am Ende aufhören und sind eben im Begriff, das Gezäh verdrießlich zusammen zu nehmen. In dem Augenblicke aber thut der Eine noch einen derben Hieb in die Erde und ruft voll großer Freude: „Hier steckt etwas!“ Nochmals fangen sie an zu graben und bringen zuletzt ein Gerippe heraus, sie sind aber ungewiß, ob es von einem Reh oder einer Ziege ist. Sind sie vorher schon verdrießlich, so sind sie es jetzt noch mehr. Trotz des Aergers lacht aber doch der Eine über den Andern, nämlich wegen der Täuschung. „Ih“, sagt der Eine, „unser Kamerad muß aber auch seinen Theil haben, wir wollen ihm das Gerippe ins Haus bringen, er ist angefahren, seine Frau liegt diesen Abend im Bette, die Thüren sind offen, deshalb können wir es ihm ungesehen in die Stube bringen!“ Als es Nacht geworden ist, bringen sie ruhig das Gerippe in die Stube ihres Kameraden und fahren von da weg an. Ihren Kameraden finden sie noch auf dem Gedinge, er hat sich redlich gequält und seine Löcher haben tüchtig gehoben. Als sie ankommen, fragt er gleich: „Na, habt Ihr Eure Scheuern voll? ich glaubte, Ihr brauchtet nicht wieder ein Fäustel in die Hand zu nehmen.“ — „Ach,“ antworteten diese, „laß Dein Spotten, wir hätten besser gethan, wenn wir angefahren wären!“ Darauf arbeiten sie bis zwölf, dann machen sie Schicht, gehen mit einander nach Hause und jeder sucht sein Quartier. Als der dritte mit brennendem Licht in seine Stube tritt, ist er ganz erstaunt; denn ringsum im Zimmer stehen auf Tischen, in den Fensterbänken, auf den Kannelbrettern lauter prächtige kleine Figürchen aus purem Gold und Silber: Hirsche, Rehe, Schweine, Kühe, Kälber, Ziegen, Vögel u. s. w. Er kann sich nicht satt sehen, nimmt eine Figur nach der andern, wiegt sie in der Hand und wundert sich über die Schwere und Schönheit des Dinges. Nachdem er Alles durchgemustert hat, legt er sich zu Bett und denkt: „Deine Frau kann sich morgen auch erst darüber wundern, wo das hergekommen ist.“ Von dem Gerippe ist aber nichts zu sehen gewesen! Am andern Morgen als die Frau aufsteht, in die Stube tritt und den Gold- und Silberreichthum gewahr wird, läuft

sie gleich zurück in die Kammer, weckt ihren Mann und fragt: „Mann, wo hast Du die schönen Sachen her?“ Der aber antwortet: „Das hat mir mein lieber Gott ins Haus gebracht,“ dreht sich gemächlich um und schläft fort. Die Frau verschließt und verriegelt Alles und besorgt ihre häuslichen Geschäfte. Kaum ist es Frühstückszeit, der Mann aufgestanden und hinausgegangen, um sich Waschwasser zu holen, so kommen die andern beiden Kameraden und wollen sich blos das Bündel voll Schelte holen von wegen des Schabernacks. Anstatt daß aber ihr Kamerad ärgerlich aussieht, geht er ihnen freundlich entgegen und spricht: „Kameraden, wie ich Euch gesagt habe, so ist es gekommen. Mein Gott hat mir großen Reichthum ins Haus gebracht. Kommt herein, Ihr sollt Euren Theil davon haben!“ Darauf führt er sie in die Stube, sie werden stumm und starr, dann sagt er: „Du Kamerad nimmst diese, Du jene Seite, ich behalte diese hier; dann hat ein Jeder so viel, daß er nicht ferner den Bohrer zu gerben braucht.“ Beide danken nun ihrem Kameraden für das große Geschenk und fragen zuletzt, „was er mit dem Gerippe angefangen habe.“ Er aber weiß nichts davon. Da sagen sie es ihm, was sie gethan haben, er aber hört gar nicht darauf, sondern antwortet blos: „Thut nichts.“ Jeder packt seinen Reichthum zusammen und trägt ihn nach Hause, er ist schwer, sehr schwer gewesen, so daß sie ihn kaum fortbringen konnten. Später haben die drei ihre Goldthiere nach Goslar verkauft, auch der Herzog von Braunschweig hat einige bekommen, und sie haben so viel Geld dafür erhalten, daß sie reiche Leute geworden und auch geblieben sind. Von der Zeit an hat keiner einen Venetier wieder auf dem Blocksberge gesehen; die Schätze im Blocksberge aber sind auch so lange verschlossen, bis hundert Jahre lang kein vierbeiniges Thier den Blocksberg betritt. Das ist aber noch lange hin.

1191. Der Venetianer.

(S. Ey a. a. O. S. 10.)

Vor Zeiten lebte in Lautenthal ein armer Bergmann, der zwar reich an Kindern war — er hatte deren acht — aber desto ärmer an Geld und Gut. Er quälte sich schwer um das tägliche Brod, schämte sich keiner Arbeit, war fleißig und thätig und ruhte nicht Tag und Nacht, um etwas zu verdienen. Schlechtigkeit mußte ihm aber vom Leibe bleiben, und wenn er auch mit Frau und Kindern hungern mußte, Unrecht that er darum doch nicht. Im Frühjahr holte er einstmals Schilf in einem Waldteiche; als er sich zwei tüchtige Bunde zurecht gemacht hatte, ward er müde und legte sich hin. Es war gerade ein recht heißer Tag und im Schatten der hohen Bäume schlummerte es sich so herrlich. Wie lange er da geschlafen hatte, das wußte er nicht. Er wachte indeß wieder auf, denn es weckte ihn Jemand und siehe da stand ein Mann vor ihm, der war recht freundlich und liebreich gegen ihn und fragte ihn, wie es gehe. Der Bergmann wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, er war noch halb im Schlafe. Der Fremde ward aber immer zutraulicher und der Bergmann schließlich munterer und fing auch an zu sprechen und sagte, „er habe viel Noth; er müsse für acht Kinder Brod schaffen, und dazu sei schlimme Zeit, wenig zu verdienen, da wisse man wol, wie es einem gehe.“ Der Fremde sagte: „Wenn Du mir vertrauen willst, so kann ich Dir helfen und Du bist mit einem Male allen Leides ledig!“ — „Wenn das Gott gebe“, sagte

der Bergmann, „so wolle er ihm auf den Knieen danken, er wolle ja gerne Alles thun, wenn er aus seiner Noth kommen könne, nur müsse er nichts Unrechtes von ihm verlangen.“ — „Nein,“ sagte der Fremde, „das verlange ich nicht von Dir, Du vertrauſt mir alſo unbedingt?“ — „Ja, von Herzen gern, wenn Ihr es gut mit mir meint!“ — „Das verſteht ſich von ſelbſt“, ſagte der Fremde. „So lege Dich nur wieder hin und ſchlafe, dann wirſt Du ſehen, wie's kommt.“ Der Bergmann iſt noch herzlich müde und denkt auch „im Schlaf kann man nicht leicht ſündigen“ und ſchläft ein. Wie lange er diesmal geſchlafen hat, hat er wieder nicht gewußt. Als er wieder aufwacht, liegt er auf einem Bette von Sammt und Seide, in der Stube ſtehen an den Wänden die ſchönſten Geräthſchaften, Kommoden, Tiſche, Stühle, Kanapees von blankem Holze und mit Sammt überzogen, die hübſchеſten Spiegel hängen an den Wänden in Goldrahmen, ebenſo auch große Bilder mannshoch, als wenn ſie lebten. An der Thür ſtehen zwei Diener in Kleidern, die von Gold und Silber ſtarren, und die gewartet haben, daß er aufwachen ſoll. Wie nun der Bergmann ſeine Augen aufgeſchlagen hat und ſich verwundert über die Pracht und über Alles, was er da ſieht, da treten die Diener ans Bett und fragen, ob der Herr gut geſchlafen habe. „O ja,“ ſagt der Bergmann. „Aber meine Herren, wo bin ich denn?“ — „In Venedig,“ ſagt der eine Diener recht ehrfurchtsvoll. „In Venedig?“ antwortet der Bergmann, „mein Himmel, wie komme ich denn dahin?“ — „Das wird der Herr ſchon wiſſen und erfahren,“ ſagt der andere Diener. „Dürfen wir beim Aufſtehen helfen?“ — „Ach!“ antwortet der Bergmann, „das bin ich nicht gewohnt. Ich kann allein aufſtehen.“ Er ſteigt aus dem Bette und will ſein Zeug anziehen, das iſt aber fort und die Diener ziehen ihm andere Kleider an, viel ſchönere, und putzen ihn ordentlich heraus, daß er ausſieht, wie der vornehmſte Herr. Auch hat er ſich aus einem ſilbernen Waſchbecken waſchen müſſen, der Diener reicht ihm in kryſtallenem Kruge Mundwaſſer, Alles auf's Beſte und Feinſte. Der Bergmann verwundert ſich in einem fort und ſchüttelt mit dem Kopfe, er weiß gar nicht, ob denn Alles ſo in Wirklichkeit iſt oder ob er nur träumt. Hierauf fragen die Diener, womit ſie ihm aufwarten können. „Ach,“ ſagt der Bergmann, „ich habe Hunger, ich möchte gern etwas eſſen!“ Gleich laufen die Diener fort und es dauert nicht lange, ſo bringen ſie ihm ein Frühſtück, beſſer kann es der König nicht haben, ſie tragen auch auf, daß der Tiſch knackt. „Na,“ denkt der Bergmann, „wenn Du doch iſſeſt und trinkſt und ſatt wirſt, ſo iſt es kein Traum!“ Er ſetzt ſich hin und ißt und trinkt, bis er nicht mehr kann, denn es ſchmeckt ihm Alles ſo gut, wie ihm noch nichts geſchmeckt hat, der Braten und das ſchöne weiße Brod und dazu der ſtarke Wein, der ſo feurig geweſen iſt. Nun wird er dreiſter und fragt die Diener, wo denn ihr Herr ſtecke und wer das wäre. Eben wollen ihm die Diener antworten, da kommt der Herr zur Thüre herein und das iſt gerade der geweſen, der freundliche und liebreiche Mann, den der Bergmann dort bei Lautenthal geſehen und geſprochen, der ihm geſagt hat, er ſolle nur wieder einſchlafen, dann würde ſich's weiter finden. Der kommt auf ihn zu, reicht ihm die Hand und fragt: „Na, wie gefällt Dir es hier?“ — „O,“ ſagt der Bergmann, „wem ſollte es hier nicht gefallen, aber meine armen Kinder und meine gute Frau! Eine Bitte hätte ich, ſagt mir, wie bin ich hierher gekommen und was habt Ihr mit mir im Willen?“ — „Ich will Dich beglücken“,

spricht der Herr, „wenn Du mir vertraust. Doch will ich Dir gleich beweisen, daß ich Dich schon lange gekannt habe, daß ich von Deiner Vergangenheit und daß ich Deine Zukunft weiß. Tritt vor diesen Spiegel, darin wirst Du sehen, wie es Dir ergangen ist." Als der Bergmann davor steht, sieht er sich, wie er seine jetzige Frau als Mädchen fragt, ob sie seine Frau werden wolle; dann, wie er sie als Braut in die Kirche führt und Hochzeit hat; und noch manches andere, was er schon längst vergessen hat, woran er aber gleich wieder denkt und was ihm auch gleich einfällt. Vor Verwunderung kann er kein Wort sprechen. Da führt ihn der Herr zum zweiten Spiegel. Jetzt sieht er, wie seine Frau und Kinder zu Hause weinen, jammern und wehklagen um ihn, denn sie meinen, er sei todt. Das macht den Vater weichherzig und die Thränen laufen ihm über die Backen. Zuletzt muß er auch noch vor einen dritten Spiegel treten. Hier sieht er, wie er mit seiner Familie in großem Wohlstand lebt, dann aber auch, wie er durch Habsucht wieder in Armuth zurücksinkt. „Sieh", sagte der Venetier, „das Letztere wird nicht geschehen, wenn Du mir folgen willst." — „Ach, ich will alles thun, was Ihr mir sagt", sprich der Bergmann, „sagt nur, was ich thun soll." — „Willst Du noch länger hier bleiben, so steht es Dir frei, willst Du aber nach Hause, so kann das auch geschehen", spricht der Herr. „Ach ja", antwortet der Bergmann, „ich will den Meinigen zu Hilfe kommen, ich kann nicht so lange das Elend ansehen, in welchem sie sind. Sage nur, theurer Gönner, wie kann ich helfen?" Darauf erhält er zur Antwort: „Wenn Du nach Hause kommst, so grabe unter dem Baume, der in Deinem Garten steht, ein Loch, zwei Fuß tief, bei Nacht, zwischen eilf und zwölf Uhr. Dann wirst Du darin eine gelbe Erde finden, davon drücke Dir jedesmal zwei Kugeln, so groß, daß Du sie mit beiden Händen umspannen kannst, und trage sie nach Goslar und verkaufe sie an den Goldschmied. Du darfst aber nicht mehr als die Woche zweimal zwei Kugeln machen und verkaufen. Machst und verkaufst Du mehr, so ist es Dein Unglück. Sieh, hier will ich Dir auch noch etwas machen, das Dir gleich auf die Beine hilft. Hier habe ich eine Erdart, und da mehrere Flüssigkeiten, wenn ich davon etwas auf die Erde gieße, nur ein Paar Tropfen, und drehe dann in der Hand Kügelchen daraus, so entstehen die schönsten Edelsteine." Er probirt es und giebt die so gemachten Edelsteine, die leuchten wie eine Sonne, dem Bergmann zum Andenken und sagt, „wenn Du nach Goslar kommst, so bekommst Du schweres Geld dafür!" Der Bergmann bedankt sich mit Thränen im Auge aufs Herzlichste dafür, wickelt sie recht sorgfältig ein und steckt sie in die Tasche. „Nun", spricht der Venetianer, „komm und laß uns noch ein wenig spazieren gehen. Du mußt doch auch sehen, wie es in Venedig ist." Des Abends spät kommen sie erst wieder nach Hause und der Bergmann weiß gar nicht mehr, was er alles Schönes und Herrliches gesehen hat. Der Herr wünscht ihm gute Nacht. Die Diener sind dem Bergmann beim Ausziehen wieder behilflich, er muß sich wieder in das schöne Bett legen und ist gleich vor übergroßer Müdigkeit eingeschlafen. Als er am andern Morgen aufwacht, liegt er wieder unter der Tanne. Erst meint er, er habe geträumt, greift daher gleich in die Tasche, da stecken aber die beiden Edelsteine, die der Venetianer ihm gemacht und geschenkt hat. Nun packt er gleich auf, und geht nach Goslar, verkauft sie und bekommt dafür schweres Geld. Jetzt

macht er, daß er damit nach Haus kommt. Wie er in die Hausthür tritt, da stürzen ihm Frau und Kinder vor Freuden entgegen, hängen sich an seinen Hals, an seine Hände und Beine, daß er erst gar nicht zu Worte kommen kann. Dann geht's ans Fragen, ob er auch Geld mitgebracht habe, sie wären alle hungerig, fast zum Verhungern. Nun wird gleich fortgeschickt und Fleisch und Brod gekauft und das erste Mal nach langer Zeit können sich Frau und Kinder satt essen. Das ist eine Freude und ein Jubel gewesen, wie nie zuvor. Des Abends geht der Bergmann zwischen eilf und zwölf Uhr in den Garten und findet Alles so, wie es der Venetianer gesagt hatte. Lange Jahre ist der Bergmann folgsam und genügsam gewesen und ward ein grundreicher Mann, doch am Ende fährt ihm der Geizteufel in den Kopf, er macht in einer Woche zum dritten Male Kugeln und bringt sie nach Goslar. Als er mit voller Tasche zurückkommt, wird er müde, er mag wollen oder nicht, er muß sich unter eine Tanne legen und schläft ein. Da erscheint ihm der Venetier, weckt ihn auf und spricht: „Siehst Du, jetzt wirst Du wieder arm werden, wie Du früher gewesen bist. Das hast Du von Deiner Habgier!" und damit verschwindet er. Und so wie er gesagt hat und wie es der Bergmann in dem Spiegel gesehen hat, so ist es auch gekommen. Er hat noch am Ende verhungern müssen.

1192. Der Wunderfisch.

(S. Letzner, Dasselsche Chronik Buch VIII. C. 2.)

Im Jahre 1552 ist in der Aal, nicht weit von der Stadt Uslar, eine schöne Forelle, welche sieben und drei Viertel Pfund gewogen hat, gefangen worden. Dieselbe war überall goldgelb und voll großer rother Flecken, Pfennig groß, so daß sich Jedermann, der dieselbe sah, hat verwundern müssen. Ein vornehmer Bürger aus derselben Stadt, Georg Fischer des Namens, war gerade oben bei dem Drost, als der Fisch in die Küche gebracht wurde, und sagte, daß im Jahre 1519 eine solche Forelle, aber noch größer, daselbst gefangen worden sei, diese hatte auf beiden Seiten neben den rothen Flecken lange goldene Striemen in Gestalt eines Schwertes gehabt, darum hatte man den Fisch gen Minden in die Küche von Uslar tragen lassen. Als nun Herzog Erich der ältere denselben gesehen, soll er mit großer Verwunderung und tiefem Seufzen gesagt haben, daß die beiden rothen Schwerter ihn und seinem Vetter nichts Gutes bedeuten würden, und in demselben Jahr haben die Fürsten zu Braunschweig auf der Soltauer Heide die Schlacht verloren und ist daselbst Erich mit seinem Vetter Herzog Wilhelm gefangen worden.

1193. Der Stein am Spölinger Wasser.

(S. Letzner B. VIII. C. 7. B. IV. C. 14.)

In der Grafschaft Dassel ist ein Flüßchen, der Spöling genannt, der auf dem Solinger Walde entspringt. Nun ist im Jahre 1327 der Ritter Christian von Ellenhofen mit den Bürgern von Dassel wegen der Weide und Viehhut daselbst an der Ilme in einen bösen Streit verwickelt worden. Die Bürger zu Dassel ließen sich bedünken, daß sie hier ihr Vieh zu weiden Fug und Recht hätten, Herr Christian aber wollte auch nicht von seinem Vornehmen absteben und schlug und jagte die Schäfer, wo er sie erreichen

konnte. Nun trug es sich aber einst zu, daß ein Schäferknecht von Dassel an dem streitigen Orte mit seinen Schafen auf der Weide war und sich mit seiner Sackpfeife nach Art und Gewohnheit der Schäfer erlustirte und hören ließ und nicht im Geringsten etwas Böses versah. Indessen kommt ganz unversehens Herr Christian von Ellenhofen mit seinem gespannten Bogen, in der Meinung, daß der Schäfer ihm trotze und mit seiner Pfeife spotte, auf die Weide, er drückt also grimmig und unbedachtsamer Weise auf den Schäfer los, also daß er getroffen, todt aufgehoben und in die Stadt Dassel gebracht und daselbst begraben worden ist. Es ist aber zum ewigen Gedächtniß an dem Orte, wo er umgekommen war, ein Stein, daran eine Sackpfeife war, gesetzt und aufgerichtet worden, der freilich später vom Volke zerschlagen worden ist. Sobald aber die Bürger von Dassel obiges erfahren, haben sie die Glocken geläutet und sind allesammt zu beiden Thoren herausgebrochen, haben ihm den Weg verlegt und denselben ganz nahe bei der Stadt am Spöling jämmerlich erschlagen. Er ward für todt aufgehoben und nach Fredelsheim ins Kloster gebracht und dort begraben. Seine Tochter Margarethe, die hier Nonne war, hat dafür gegen die Bürger den Bann ausgewirkt und die Dasseler Bürger haben, um denselben los zu werden, an dem Orte, wo der Ritter erschlagen worden war, einen Leichenstein und Gedenkzeichen aufrichten müssen, der lange Jahre gestanden hat.

1194. Der letzte Sichelstein.

(S. Gottschalck, Ritterb. Bd. IX. S. 101 ꝛc.)

Zwischen Kassel und Minden, westlich von dem Dorfe Landwehrhagen im ehemaligen Königreich Hannover, liegen die Ueberbleibsel der alten Burg Sichelstein auf einem niedrigen Hügel, ganz in der Form eines Hufeisens gebaut, dessen Bogen gegen Norden und dessen gerade Linie gen Süden zeigt. Ob nun wohl die hessischen und braunschweigischen Chronisten erzählen, Herzog Otto der Quade von Braunschweig habe der hessischen Grenze gegenüber eine Burg erbaut, um aus dieser seinem Feinde, dem Landgrafen von Hessen, möglichst zu schaden und sie, ihren Zweck anzudeuten, Sichelstein genannt, worauf der Landgraf ihm zum Trotz eine zweite Burg habe aufführen lassen und ebenfalls durch ihren Namen habe andeuten wollen, daß er mehr mit ihr, als der Herzog mit jener, auszurichten gedenke, und sie darum Sensenstein genannt habe, so ist es doch sicher, daß dieser Burg schon im 12. Jhdt. Erwähnung geschieht. Der letzte Besitzer des Sichelstein, der den Namen der Burg führte, war Bardo von Sichelstein, ein jähzorniger Mann. Dieser hatte Kunigunde, die Tochter Hermanns von Ziegenburg zur Frau. Als diese einst im hochschwangern Zustande in ihrer Kemnate auf den Knieen lag und betete, stürzte ihr Gatte von Eifersucht verführt herein und ermordete sie. Als sie aber auf die Bahre gelegt ward, hat sie so stark angefangen zu bluten, daß das Blut nicht genug vom Boden geschöpft werden konnte und Alt und Jung darüber in das größte Staunen gerieth. Um Rache für diesen Frevel zu erlangen, ist der Ermordeten Bruder, Heimbert von Ziegenburg, nach Fulda geritten, wo der Kaiser eben eine Fürstenversammlung hielt und hat Letzterem die Bluthat erzählt, der Kaiser aber befahl, Bardo am Leben zu strafen und der Bischof von Mainz that ihn in den Bann. Am andern Tage hat er sein Urtheil dahin gemildert,

daß Bardo der Abtei Corvei zehn Mark fein Silber zahlen und bis zu seinem Tode in einem Gefängnisse derselben auf seine eigene Kosten sitzen solle. Auch hat er ihm sein goldnes Wappenschild mit der weißen Marmorsäule und der silbernen Sichel genommen, und hat ihm statt dessen ein blutrothes gegeben. Dies ist im Jahre 1189 geschehen; Bardo ist zwar in einem finstern Gewölbe des Klosters vermauert, aber 1192 wieder in Freiheit gesetzt worden und hat dann noch 47 Jahre, gesondert von aller menschlichen Gemeinschaft, auf seinem Schlosse Sichelstein bis zu seinem 1239 erfolgten Tode gelebt.

1195. Der Burggeist auf Scharzfels.

(S. Letzner, Dasselsche Chronik B. VI. C. 1 S. 66. Gottschalk Bd. I. S. 112 ꝛc.)

Noch heute sieht man die Ruinen der alten Harzveste Scharzfels zwischen den beiden Städten Harzfeld und Lauterberg. Im eilften Jahrhundert gehörte diese Burg einem Ritter von Helden, der sich davon auch Ritter von Scharzfels nannte und die Aufsicht über die Bergwerke des Harzes hatte. Die Gemahlin dieses Ritters soll aber eine Verwandte des Markgrafen Egbert des Jüngern und die nachfolgende Begebenheit ein Hauptgrund der Feindschaft dieses leztern mit Kaiser Heinrich IV. gewesen sein.

Kaiser Heinrich IV., der bekanntlich ein sehr wollüstiger Mensch war, hatte die Frau von Helden zu Goslar kennen gelernt und es gelüstete ihm nach dem schönen Weibe, allein er konnte kein Mittel finden zu seinem Zwecke zu gelangen. Er begab sich also einst in das Kloster Pöhlde, das vor dem Rodenberge an der Eder in der Grafschaft Lutterberg gelegen war, und hat daselbst mit einem Mönche, der ein Schwarzkünstler war, einen Anschlag gemacht, wie er sein Vorhaben am Besten zu vollführen im Stande sei. Nachdem ihm dieser seinen Plan vorgelegt, hat der Kaiser den Herrn von Scharzfels zu sich ins Kloster Pöhlde kommen lassen, und als er sich eingestellt, hat er ihm eine weite Reise mit einer Werbung zu thun auferlegt. Der Ritter leistete auch dem Kaiser in aller Unterthänigkeit den auferlegten Dienst und war der Zuversicht, daß ihm solches zu sonderlicher Ehre geschehen müsse. Am andern Tage aber zieht Kaiser Heinrich und mit ihm der Mönch in weltlichen Kleidern auf die Jagd, sie verstecken sich in einem Gehölz, kommen aber ganz ins Geheim vor das Haus Scharzfels und es gelingt ihnen auch mit List hineinzugelangen, der Kaiser wird von dem Mönche bis vor die Kemnate der Schloßherrin gebracht, sie wird vom Kaiser überfallen, genothzüchtigt und ihrer ehelichen Ehre beraubt. Dies geschah im Jahre 1080. Am andern Morgen zog nun der Kaiser, nachdem er seine Wollust gesättigt, wieder seine Straße. Allein der Verräther schlief nicht. Es war nämlich auf Scharzfels eine Art Burggeist, derselbe trieb schon seit langer, langer Zeit sein Wesen in der Küche und im Keller, besonders aber auf dem runden Thurme, der vor dem Schlosse stand. Man war seiner gewohnt, da er Niemanden neckte noch zwickte, man hörte sein Gepolter und Geheul ohne Grausen, da es zu oft kam, und ließ ihn ruhig seinen Unfug treiben. Dieser Burggeist aber erhob nach vollbrachter That ein ungewöhnlich fürchterliches Geheul, tobte entsetzlich ob dieser Schandthat in der ganzen Burg herum und erschütterte sie in ihren Grundvesten. Gefoltert von den heftigsten Gewissensbissen irrte die Gefallene aus einem Winkel in den andern,

das Hofgesinde schlug Kreuz auf Kreuz und erwartete mit klappernden Gliedern nichts Gutes. Der Burggeist aber wollte nicht mehr an einem Orte weilen, wo die Tugend und Unschuld vom Reichsoberhaupte selbst mit Füßen getreten war. Unter krachenden Donnerschlägen fuhr er im runden Thurme hinauf, hob die Bedachung desselben ab und stürzte sie in die Tiefe, schwebte über Scharzfels, schrie es laut über die ganze Gegend aus, daß der Pfaffe mehr als der Kaiser an dieser Sünde schuldig sei und verschwand. Seit der Zeit hat kein Dach wieder auf dem Thurme fest sitzen wollen, so oft man es auch zu erneuern suchte, denn der Burggeist kam immer wieder und riß es ab. Der Pfaffe aber ging sein Lebelang verstört umher und kam nie mehr zu einem heitern Gesichte.

Nach mehreren Tagen kam nun aber der betrogene Ehemann von seiner Sendung zurück und fand sein Weib, welches ihn zärtlich liebte und sich die bittersten Vorwürfe über das Geschehene machte, weinend und betrübt. Er fragte nach der Ursache und sie gestand ihm Alles. Voll Wuth und Zorn eilte er nach Goslar um sich an dem Kaiser persönlich zu rächen, Heinrich aber, der den Grund dieses Besuches ahnte, ließ ihn nicht vor, gab aber Befehl ihn aus dem Wege zu räumen. Davon erhielt Helden Nachricht. Er verließ Goslar sogleich und rächte sich nun dadurch, daß er die Bergleute auf dem Harz zum Aufstande reizte und mit ihnen die Gegend verließ, wodurch auch die Bergwerke in gänzlichen Verfall geriethen.

1196. Der Brunnen zu Robbedissen.

(S. Leyner, Dassel'sche Chr. B. VIII. S. 10.)

Wenn man von dem Städtchen Dassel über die Höhe (Bier genannt) und über den Kirchberg nach der Erichsburg gehen will, so hat man zur linken Hand einen Ort, Robbedissen genannt. Daselbst ist sonst ein Quellbrunnen gewesen, der Robbedissenbrunnen genannt. Von diesem und dem schwarzen Grunde hinter dem Gerichte und der großen Pappel zu Eilenhausen ist im 16. Jhdt. die Sage gegangen, daß, wenn jener Brunnen seine Stelle verrücke, der schwarze Grund der andern Erde gleich werde und wenn der große Pappelbaum nicht mehr vorhanden sei, dann werde daselbst im Felde (die Schöffe genannt, zwischen Eilenhausen und Markoldendorf) eine große blutige Schlacht geschlagen werden. Allein der Brunnen ist schon vor 1596 ganz verrückt und an seinem gewöhnlichen Orte nicht mehr befunden worden, der schwarze Grund lange vorher schon durch einen Wolkenbruch zerrissen und der Erde gleich gemacht worden, auch der Pappelbaum längst weggekommen, und dennoch ist dort keine Schlacht geliefert worden.

1197. Gottesverächter bestraft.

(S. Leyner a. a. O.)

Zu Ende des 16. Jhdts. hat an der Straße und dem Kreuzwege, der von Einbeck auf Dassel und von Eilenhausen auf Detershausen geht, eine Klause oder Heiligenhäuslein gestanden. Nun hat es sich zugetragen, daß ein vornehmer, wohlbekannter Bürger aus Einbeck mit seinem Geschirr in den Solinger Wald fuhr um Holz zu holen. Als er nun seinen Wagen beladen hat und an diesen Ort gekommen ist, hat er den Weg ungleich und ausgefahren gefunden, hat aber weder dort Holz oder Steine, um das tiefe Geleise auszufüllen,

finden oder bekommen können, er hat also aus dem genannten Heiligenhäuslein eins der Bilder herausgeholt, in den Weg gelegt und ist darüber hingefahren. Bald hernach, noch an demselben Tage und noch ehe er mit dieser Last heimgekommen ist, hat ihm sein eigener Wagen mit der Last das eine Bein zerdrückt, zerknirscht und zerbrochen, daß er lange Zeit den Aerzten unter den Händen geblieben ist.

1198. Das besessene Weib zu Weinhausen.

(S. Letzner B. VIII. C. 9.)

Im Jahre 1551 hat sich folgende Begebenheit zu Weinhausen im Amte Uslar zugetragen. Es war daselbst eine Frau, Namens Anna N., vom Teufel besessen. Nun unternahm es der damalige Kaplan, Engelhard N. genannt, ein sehr alter Mann, den Teufel auszubannen und nahm an einem benannten Tage das vom Teufel besessene Weib in der Kirche zu Weinhausen vor sich. Als nun viel Volks aus Uslar sich gen Weinhausen verfügte, machte sich auch Johannes Letzner, Pastor zu Iber im Amte Grubenhagen, auf und ging dahin. Dieser Engelhard ließ sich nun mit dem Teufel in ein weitläufiges Gespräch ein, wobei aber Letzterer über ihn spottete und unter anderm sagte: „Du loser Plattner Du sollst wissen, daß, da ich um Deiner willen nicht herein gekommen bin ich auch um Deiner willen nicht weichen werde." Der Pfaffe sprach: „Ich beschwöre Dich bei dem lebendigen Gotte und durch die Kraft meiner priesterlichen Weihe, Du wollest mir die Wahrheit sagen, woher Du gekommen bist, und wann Du wieder aus und dahin fahren willst." Da sprach der Satan in Beisein vieler Menschen: „Wenn ich Dir nun solches sage, was vermeinst Du damit zu gewinnen?" Der Pfaffe sprach: „Ich beschwöre Dich zum andern Male bei dem heiligen Blute und bei dem Holze des heiligen Kreuzes, daran Christus für dieses Weibes und aller Gläubigen Seele sein heiliges Blut vergossen hat, Du wollest mir die Wahrheit sagen, woher Du kommen bist, und wann Du den Tempel Gottes wiederum verlassen willst?" Der Teufel antwortete mit ganz kläglichen Worten und sprach: „Ich bin aus dem Bessowischen Meerpfuhl gekommen (bei Leuthorst gelegen, s. oben S. 930), dahin ich, wenn ich hier mein Werk verrichtet habe und meine Zeit ausgewesen ist, wieder fahren muß. Ich muß aber wieder kommen und in einen andern fahren." Als aber nun der Pfaffe zum dritten Male mit ganz kräftigen Worten den Teufel angesprochen und beschworen, ist der Teufel dem leiblichen Ansehen nach ausgefahren, aber die Frau ist gleichwohl nachher geblieben, wie sie zuvor war, so daß man gemeint hat, der Teufel habe dem Pfaffen und den ganzen Zuschauern nur ein Gespärr vor Augen gestellt. Letzner hat erst gemeint, das Bessowische Meer sei ein wirkliches, viele hundert Meilen entferntes Meer, allein als er sieben Jahre Pfarrer zu Leuthorst war, da hat er erfahren, daß der dortige Pfuhl das Meer genannt werde. Dasselbe ist unergründlich, zuweilen kommen aber große Aale heraus, Niemand aber näherte sich ihm ohne Grausen und Entsetzen.

1199. Der Alchymist.

(S. Letzner B. III. C. 51.)

Zur Zeit Herzogs Erichs des Aeltern ist zu Minden ein anschlägiger Alchymist angekommen und hat sich etliche Tage im Gasthofe zur „Güldenen

Krone" aufgehalten, hat sich auch bei etlichen Hofdienern mit schwülstigen Worten angemeldet und gesagt, daß er aus Kupfer Gold und Silber machen könne, dann aber auch ein Verzeichniß alles dessen, was man dazu haben müsse, von seiner eigenen Hand geschrieben, Hansen von Oldershausen, so der Zeit fürstlicher Kammerjunge gewesen, zugestellt und ihn gebeten, dem Fürsten dieses Verzeichniß zu behändigen. Als nun dieser Handel dem Fürsten vorgelegt worden war, ist auch der Alchymist vorbeschieden worden, der in großer Hoffnung, daß ihm viele Ehre erwiesen werden solle, hingegangen ist. Um nun seiner angeblichen Kunst einen Schein und großes Ansehen zu geben, hat er vor dem Fürsten einen goldenen Löffel und eine silberne Schale hervorgezogen und gezeigt, dabei aber vermeldet, daß er beide Stücke aus Kupfer bereitet und gemacht habe. Herzog Erich aber fragte den Alchymisten, wie oft und lange solches gemachtes Gold und Silber im Feuer Stand halten könne. Darauf antwortete dieser, es könne neun, höchstens zehn Feuer bestehen, dann nehme es wieder ab. Darauf hat der Fürst gesagt: „Du loser Schelm, ich habe meinen grauen Kopf bis anhero vor allen Fürsten des Reiches mit Ehren getragen und Du willst mich in meinem hohen Alter zu einem Land- und Leutebetrüger machen? Darum packe Dich aus meinem Lande oder ich will Dir die Augen ausbrechen lassen!" Damit hat er ihm sein alchymistisches Verzeichniß nachgeworfen und jener ist davon gegangen, hat aber den Zettel zurückgelassen, den Hans von Oldershausen aufgehoben und behalten hat.

Ebenso hat der Herzog Erich einen andern Schwindler, der die Werra hat in die Leine bringen wollen, mit harten Worten abgewiesen.

1200. Meineid bestraft.

(S. Leyner B. IV, C. 41. B. V, C. 37.)

Im Jahre 1579 den 5. Februar hat sich im Dorfe Amelungen eine freche muthwillige Dienstmagd durch den Teufel und die Lust des sündigen Fleisches verführen und von einem Schäferknecht betrügen und schwängern lassen. Als nun solches ruchbar ward und den Leuten in den Augenschein gekommen ist, hat die Frau, bei welcher sie gedient, mit Worten sie hart angefahren und gestraft. Darauf hat die Magd ganz trotzig und mit frevelhaftigen Worten geantwortet: „So sie ein Kind trüge oder schwanger sei, solle Gott an ihr ein Zeichen thun, daß sich ein Jeder daran spiegeln könne." Bald darnach hat aber dieselbe Magd ihre weibliche Bürde, aber zur Unzeit ganzer sechs Wochen zu früh, abgelegt und einen Sohn zur Welt gebracht mit zwei Köpfen, drei Armen, auf jeglicher Seite einen, wie gewöhnlich, den dritten aber zwischen den beiden Köpfen, an welchem zwei Daumen und fünf Finger sich befanden. Der Unterleib hat seine rechte natürliche Gestalt gehabt, der Oberleib ist aber erschrecklich anzusehen gewesen.

Im Jahre 1293 ist zu Dassensee, einem Dorfe in der Grafschaft Dassel, Claus Meigers Tochter, Mathilde genannt, von Jedermann lange Zeit verdächtig gehalten worden, daß sie keine reine Jungfrau sei. Als sie nun deswegen von der Obrigkeit hart angesprochen worden ist, hat sie geleugnet und sich hoch und theuer verschworen, daß sie der Dinge, welche man ihr zutraue, vor Gott unschuldig sei. Damit hat die Obrigkeit zufrieden sein müssen. Nicht lange darnach hat sie aber ein Kind mit zwei häßlichen

und ganz übelgestalteten Köpfen und Angesichtern zur Welt gebracht und es hat ein jeglicher Kopf nur ein Auge in ungewöhnlicher Größe gehabt. Sobald nun dieses ruchbar geworden, ist ein Mann daselbst, der lange Hans genannt, davongelaufen und hat Weib und Kinder, Haus und Hof und Alles hinter sich gelassen und Niemand erfahren, wo er hingekommen ist. Dieweil aber das wunderliche Kind gelebt, hat man es zur Taufe gebracht und getauft, auf dem Heimwege aber ist es gestorben und an demselben Tage auch die Mutter und Beide sind zusammen begraben worden. Obwohl nun dieses Weibes Eltern eine ziemliche Nahrung und gutes Vermögen gehabt haben, sind sie doch nach Absterben der Tochter in große Armuth gerathen, was offenbar göttliche Strafe gewesen ist, daß sie der Tochter also durch die Finger gesehen und sie nicht von der Schande abgehalten haben.

1201. Ein Holzbild wandert.

(S. Leyner S. V. C. 9.)

Zu Leuthorst hat seit dem Jahr 978 eine Kapelle des h. Magnus gestanden, da hat es sich im Jahre 1225 zugetragen, daß mehrere Tage nach einander das hölzerne Bildniß dieses Heiligen außerhalb der Kirche liegend befunden wurde, obgleich die Thüren und Fenster der Kirche unversehrt verschlossen und verperrt gefunden worden. Darüber ist Männiglich bestürzt gewesen und man hat dem Abt von Corvei davon Anzeige erstattet und seinen Rath begehrt. Darauf hat er ihnen gerathen, aus der Kapelle eine Pfarrkirche zu machen und sie zu begüttern und einen Priester dabei anzustellen. Dies hat man auch gethan und von Stund an ist das Bild an seinem frühern Platze geblieben.

1202. Iberman's Kreuz.

(S. Leyner S. IV. C. 38 S. 190.)

In dem Dorfe Darnsen in der Grafschaft Dassel nicht weit von dem sogenannten Galgenbusch steht ein Stein am Wege mit den Worten: „Hic occisus Nicolaus Neuber armiger, requiescat in pace. Eine Grabschrift ist nicht mehr dabei zu lesen, doch soll die folgende Begebenheit im Jahre 1403 geschehen sein.

Graf Otto Hermann von Eberstein hatte einen Schildknappen, Niclas Neuber genannt, von adligem Geschlechte, welcher einiger Geschäfte halber ins Städtchen Oldendorf vom Schlosse Eberstein ging, ein Koch, genannt Hans Ibermann, aus dem Gericht Grubenhagen und sonst noch ein Diener von Eberstein sind bei ihm gewesen. Als sie nun in der Stadt ihre Geschäfte besorgt hatten, haben sie sich mit einander in ein Wirthshaus zum Zechen niedergesetzt, aber sich sehr im Trunk übernommen. Auf dem Heimwege aber haben sie viele alte längst abgethane Sachen und Händel wiederholt und erneuert, auch viele Schmähworte und viel Fluchen mit unterlaufen lassen, endlich lassen sie von den Worten und greifen zu den Waffen, also daß Niclas Neuber, des Grafen Schildknecht, und Hans Ibermann, der Koch, auf dem Platze geblieben sind, der dritte aber ist davongelaufen. Da hat man dem Schildknecht und Koch zu Ehren obgedachten Stein dahin gesetzt, welcher seitdem Ibermanns Kreuz genannt worden ist.

1203. Wittwen sollen nicht wieder heirathen.

(S. Lezner a. a. O. S. 189.)

Im Jahre 1588 ist ein gewisser Franz Ruschemeyer aus einem Dorfe Namens Donau, im Amte Limburg gelegen, gebürtig, im 24. Jahre seines Alters in das Dorf Darnsen gekommen, nachdem er zuvor an unterschiedlichen andern Oertern als Ackerknecht gedient hatte. Er hat hier eine Wittwe, so sechs unerzogene Kinder hatte, kennen gelernt und am 29. Januar desselben Jahres geehelicht und sich eine Zeit lang ziemlich wohl angelassen und also verhalten, daß man sich nichts Böses von ihm zu versehen gehabt hat. Der Teufel aber, als ein abgesagter Feind des Ehestandes und aller Einigkeit, säete nach seiner höllischen Manier das Unkraut zwischen diese beiden Eheleute, also daß sie anfingen mit einander zu hadern und zu zanken, sonderlich hat der Satan aber dem Mann die Frau ganz zuwider gemacht, also daß er ihm etliche Male in sichtbarlicher Gestalt angegeben hat, das häßliche und scheußliche schnöde Weib zu erwürgen, mit der er doch seine Lebtage kein Glück haben werde. Er wolle ihm wohl eine andere, bessere und schönere freien, die auch nicht so viele Kinder haben solle ꝛc. Solche und dergleichen andere Anschläge bringt der Teufel obgedachtem Manne etliche Male so ganz geschwind und so subtil vor, daß er sich endlich vom Teufel überreden läßt und die vorgeschlagenen Wege zu wandeln und zu folgen eingewilligt hat. Als er nun sechzehn Wochen mit dem Weibe in großem Unfrieden gelebt hat, fängt er an dem Teufel und seinem Willen zu folgen und kommt zwischen dem Sonntag Quasimodogeniti und dem darauf folgenden Montag in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr aus dem Sollinger Walde und schleicht heimlich in sein Haus und dann in die Kammer zu seiner Frau, die ohne Sorgen schlief. Der Böswicht fährt nun ohne Bedenken zu und reißt dem Weibe mit einem Brodmesser den Bauch auf, daß ihr das Eingeweide herausfiel, und damit ging der Bube davon, um den Schein zu geben, daß Jedermann denken sollte, es hätte ein Anderer das Weib ermordet. Die Frau aber hat sich in solchem Schrecken im Bett ganz eilends aufgerichtet und mit ihrem eigenen Hemde, so wohl und gut sie das vermocht, das Eingeweide gefaßt, sich ermannt und ganz kläglich gerufen und geschrieen, darüber die Nachbarn vom Schlaf ermuntert, aufgestanden und hinzugelaufen. Als sie nun diesen elenden Anblick gesehen und gleichwohl so viel vernommen, daß ihr das Eingeweide noch unversehrt gewesen, haben sie mit großer Eile aus den nächsten Städten und Flecken die Aerzte dazu berufen und gefordert, aber ihr doch nicht helfen können. Es hat aber die arme Frau mit unsäglichen Schmerzen den fünften Tag erlebt und ganz beständiglich ausgesagt, daß ihr eigener Mann ihr dieses große Herzeleid zugefügt hätte, und ist darauf am fünften Tage selig entschlafen. Als aber der Böswicht in der Nacht die böse That verrichtet hat und davon gegangen, ist er des Montags um 9 Uhr aus dem Sollinger Walde von seinen Pferden gen Darnsen gekommen, um zu scheinen, als wisse er davon nichts, was sich daselbst die Nacht begeben und zugetragen, und damit Jedermann denken sollte, er wisse davon nichts, wäre auch nicht zu Hause gewesen und ein Fremder müsse das gethan haben, ging also in das Haus. Es haben aber, sobald als Franz Ruschemeyer ins Haus gegangen, die Gebrüder von Campe den Thäter gefangen genommen und ins Gefängniß

gesetzt, als er aber vermöge Rechtens, jedoch ohne die zugelassene Tortur, befreit worden ist, hat er Alles ordentlich nach einander bekannt, ausgesagt und nichts geleugnet. Nachdem nun Ruschemeyer vierzig Wochen und zwei Tage in Haft und Banden sitzen müssen, haben ihn die Herrn von Campe in ihrer Feldmark und Hoheit, am Galgenbusch genannt, Anno 1589 den 28. Martii mit dem Rade rechtfertigen und strafen lassen. Die Weiber sollen daraus lernen, daß sie nach Absterben ihrer Männer nicht sogar unbedachtsam, sondern wenn sie ein ziemliches Alter erreicht und noch unerzogene und unberathene Kinder haben, sich mit unbekannten Landstreichern, jungen unerfahrenen Gesellen und losen Hudlern, so gemeiniglich große Worte und nichts mehr dabei haben, auch so überklug sind, vor Andern, daß sie des Nachts das Gras wachsen hören, einlassen oder zur Ehe zu nehmen sich überreden lassen.

1204. Die Unterirdischen auf der Burg Plesse.

(S. Wunderbare Begebenheit, welche sich mit einem Göttingischen Studenten auf dem alten Schlosse Plesse zugetragen hat. Göttingen 1770 in 8. und daraus Gerstenb. Alterth. Bd. I. S. 218 ꝛc.)

Im Herbste des Jahres 1743 besuchte ein Student aus Göttingen, dessen Namen unbekannt geblieben ist, die Ruinen der alten Burg Plesse, welche nur anderthalb Stunden von der Universitätsstadt auf dem sogenanten Plesserberge liegt. Er war allein, und als er sich genug umgesehen hatte, warf er sich auf den Rasen hin und las. Zwei bis drei Stunden mochte er gelesen haben, als er mit einem Male einen ganz überaus angenehmen Geruch verspürte, den er mit keinem ihm bekannten Geruche vergleichen konnte. Verwundert sah er sich überall um, kam nach, woher der liebliche Duft wohl kommen möchte, fühlte aber zugleich eine unbezwingbare Neigung zum Schlafe, dem er auch unterlag. Aus diesem erweckte ihn nach einigen Stunden ein heftiger Donnerschlag. Er richtete sich erschrocken auf, fühlte starken Regen, sah aber vor dicker Finsterniß nicht seine Hand. Ehe er seine Gedanken sammeln konnte, glaubte er blind geworden zu sein; aber ein Blitz überzeugte ihn vom Gegentheil und ließ ihn auch sehen, daß er sich noch unter den Ruinen der Plesse befände, wo er an sieben Stunden lang geschlafen hatte. Das Wetter war entsetzlich, es stürmte, regnete und ein unaufhörlicher Donner rollte über dem Haupte des armen Menschen, der nicht wußte, wo aus noch ein. Damals war indeß noch mehr Gottesfurcht unter den Studenten als jetzt, der Göttinger Musensohn warf sich daher in seiner Angst nieder, betete und flehte um Hilfe und Rettung. Sie erfolgte. Denn als er sich wieder aufgerichtet hatte, sah er ein Licht auf sich zukommen, das der Sturm bei aller seiner Heftigkeit nicht auslöschen konnte, und das ein kleines altes Männchen mit einem langen Barte trug. Diese Erscheinung erregte doch bei dem durchnäßten Studenten einige Furcht, allein das Männchen redete ihm liebevoll zu, er möge sich nicht fürchten. Gott, dessen Hilfe er angefleht, habe ihm durch seinen Großvater anbefehlen lassen, aus der Erde heraufzusteigen, um ihn in Sicherheit zu bringen, er möge ihm daher nur folgen. Sie gingen nach dem Brunnen, der noch jetzt vorhanden, aber durch das beständige Hineinwerfen von Steinen beinahe ausgefüllt ist, obwohl er noch zu Anfange dieses Jahrhunderts so tief war, daß, wenn man einen Stein hineinwarf,

dieser durch das Anschlagen an die Wände desselben ein starkes Getöse verursachte, bevor er auf den Grund gelangte. In diesem Brunnen befand sich damals ein Gerüst, auf das sie traten. Sanft senkte es sich hinab in den Brunnen bis auf den Spiegel des Wassers, wo es still stand. Jetzt fragte ihn das Männchen, „ob er hier bis gegen Anbruch des Tages verweilen oder ihm in das Innere der Erde folgen und da die Werke des Schöpfers bewundern wolle?“ Der Student wählte das Letztere. „Aber,“ fragte er seinen Begleiter, „wie habe ich mich zu benehmen, wenn Du mich zu andern Geschöpfen führst?“ — „Ich will Dir schon von Zeit zu Zeit sagen, was Du zu thun hast, nur sei nicht vorwitzig und frage nicht nach Allem, rede überhaupt wenig! Du kommst zu einem Volke, welches wegen seiner Verschwiegenheit das stille heißt, das gut und dienstfertig gegen die Menschen ist, das aber, wenn man es beleidigt, das Vieh dafür plagt. Eigentlich haben sie gar keine Gemeinschaft mit den Menschen auf der Erde, da sie ein unterirdisches Geschlecht sind, und wenn sie Verrichtungen auf der Oberwelt haben, geschieht dies immer nur des Nachts.“ Der Student folgte schweigend seinem Führer durch einen Seitengang, der für diesen gerade recht, für ihn aber so niedrig war, daß er immer gebückt gehen mußte. Diese beschwerliche Stellung und eine dumpfige feuchte Luft hatten ihn nach einer halben Stunde so abgemattet, daß er nahe daran war ohnmächtig zu werden. Aber in diesem Augenblicke traten sie aus dem Gange und übersahen eine große Landschaft, in welcher mehrere Dörfer lagen. Sie wurden von einer Helligkeit erleuchtet, die unserer Morgen- und Abenddämmerung glich, und war mit Bäumen, Stauden und Erdfrüchten aller Art bebaut. Nach einiger Ruhe bei einem rauschenden Wasser gingen sie auf einer schönen gebreiten Straße wohl zwei Stunden lang fort. Endlich kamen sie zu Wohnungen, die von chinesischer Bauart, klein und niedlich, aber mit solchen schönen Farben bemalt waren, von denen wir gar keine Vorstellung haben. Sie gingen in eine der schönsten, wo viele Leute beiderlei Geschlechts, des Männchens Kinder versammelt waren. In einem überaus schön verzierten Saale fand der Student auf fünf Stühlen zwei sehr alte Männchen und drei ebenso alte Weibchen sitzen. Er mußte sich auch setzen und das Männchen stellte ihn den Versammelten als einen stillen, sittsamen Menschen, der ihm willig gefolgt sei, vor. Man hieß den Studenten freundlich willkommen, und der Aelteste davon sprach zu ihm: „Fremdling, durch sonderbare Offenbarung ist mir Deine Gefahr auf dem Hause Plesse wissend geworden, und der Befehl gekommen, Dich in Sicherheit zu bringen. Ich schickte daher meines Sohnes Sohn ab, Dich hierher zu führen, und es freut mich, daß Du ihm ohne Furcht gefolgt bist. Es soll Dir kein Leid wiederfahren und Du sollst, wenn es oben wieder Tag wird, sonder Gefahr auf das Haus Plesse zurückgeleitet werden. Amen!“ Alle zeigten sich bei diesen Worten, als wollten sie sagen: „der spricht ein wahres Wort!“ Der Student aber bedankte sich für diese Versicherung und sagte den kleinen Herren viel Liebes und Gutes über ihre Sorgfalt und freundliche Aufnahme. Jetzt trat aber ein holdes Mägdlein in den Saal. Sie war so klein, wie bei uns gewöhnlichen Menschen ein Kind von sechs Jahren zu sein pflegt, aber dabei völlig ausgewachsen und mannbar. Mit einer lieblichen Miene lud sie die Anwesenden zur Mahlzeit, welche im Nebengemach bereitet war, ein, Alle erhoben sich zugleich und baten den Studenten,

ihnen zu folgen. Der Hunger plagte diesen zwar ziemlich, aber er traute den kleinen Männchen nicht recht und schlug daher die Einladung unter dem Vorwande, daß er in der Nacht nicht essen könne, ab. Sein Führer aber gab ihm durch einen Wink zu verstehen, daß er mitgehen müsse und so folgte er ihm auch.

Auf der Tafel standen zwar nur drei Gerichte, sonst aber war sie festlich aufgeputzt; das Tafeltuch war außerordentlich fein, man sagte ihm, es sei aus Amiantstein gewebt, und werde, wenn es schmutzig sei, nicht durch Wasser, sondern durch Feuer wieder gereinigt. Die Schüsseln, Teller, Löffel, Messer, kurz alle Geräthe auf dem Tische waren von gediegenem, auf's Schönste polirtem Silber und bei jedem Gedecke stand ein prächtig gearbeiteter, goldener Becher mit Getränk gefüllt. Der Student hatte sich nun zwar mit dem Vorsatze, nichts zu essen, hingesetzt, aber der liebliche Duft der Gerichte überwältigte seine Besorgnisse. Er aß und ließ sich's trefflich schmecken. Bei der zweiten Schüssel ergriff das älteste Männchen seinen Becher mit den Worten: „Gelobt sei Gott, der uns das Wasser zur Erquickung und Labung bescheert hat!" Die Uebrigen antworteten darauf: „Er sei gelobt!" Ein Jeder trank, der Student aber nicht. Er wollte wenigstens versuchen, ob er es umgehen könne, denn das Getränk hatte ihm eine unbekannte, verdächtige Farbe. Allein von Allen dazu aufgefordert, mußte er sich doch überwinden und den Becher ergreifen. Lieblicher und labender aber hatte ihm lange nichts geschmeckt und voll Verwunderung rief er aus: „Ei, welch köstliches Getränk, davon müßt Ihr mir das Rezept geben!" Die kleine Schöne neben ihm lachte und sprach: „Das quillt ja aus der Erde, das machen wir nicht!" — „Da seid Ihr glückliche Menschen!" antwortete der Student, „wir müssen unsere Getränke erst durch Kunst und Mühe bereiten!" Der Alte aber sprach: „Du bist wie alle Deine Mitbrüder von dem Fehler angesteckt, daß Du die Wohlthaten Gottes nicht genug erkennst. Ihr habt Vieles, um was wir Euch beneiden könnten, die wärmende Sonne am Tage, Nachts den Mond- und Sternenhimmel, was wir Alles entbehren müssen. Gleichwohl sind wir aber zufrieden. Leider haben wir aber auch Feinde, denn es giebt bei uns eine Art Geschöpfe, mit denen wir stets im Kriege leben, sie sind halb Menschen, halb Schlangen und leben in Felshöhlen, in welche wir sie mit Mühe zurücktreiben. Wir haben vergeblich versucht, sie für uns zu gewinnen, allein umsonst, wir leben in beständiger Furcht vor ihren Angriffen!"

Nach diesen Worten ließ sich vor der Thür ein starker Ton hören, als blase Jemand in ein Horn. Die ganze Versammlung fiel auf ihre Kniee und betete leise. Dies war das Zeichen, daß der Abend anbreche und gleich darauf wurden auch Lichter auf großen silbernen Leuchtern hereingebracht. Alle begaben sich wieder in das andere Zimmer, wo das alte Männchen zu ihm also sprach: „Ich will jetzt, daß Du auf die Oberwelt zurückkehrst, denn bei uns bricht der Abend, bei Euch aber der Tag an, und das Unwetter ist vorüber. Wohlan, so gehe denn, vergiß nicht, was Du hier gesehen hast, und laß Dir die Erinnerung daran immer eine Aufforderung mehr sein, den Gott, den wir Beide verehren, zu preisen. Meine Kinder werden Dir einige Kleinigkeiten zustellen, die bei Euch Menschen Werth haben und die Du als Andenken an Deinen hiesigen Aufenthalt betrachten magst!"

Der Student stand da wie aus den Wolken gefallen, er wollte gar nicht fort und sollte doch. Er hatte schon gehofft, sich hier einige Wochen aufhalten zu dürfen, um Alles auf dieser neuen Erde recht genau besehen zu können. Er hatte schon beschlossen zu bitten, man möge ihn in den unterirdischen Gärten herumführen, als man ihn gehen hieß. Allein er machte keinen Versuch um Aufschub seiner Abreise zu bitten, sondern folgte seinem ersten Führer verdrießlich. Aus dieser übeln Stimmung wurde er aber wieder auf eine überraschende Weise geweckt. Er wurde nämlich in eine Kammer geführt, wo Gold- und Silberkörner von der Größe unserer Erbsen in hohen Haufen aufgeschüttet waren, und große Tafeln standen, worauf Diamanten, Saphire, Hyacinthen und andere edle Steine in unglaublicher Menge und Größe und auf's Köstlichste geschliffen ihn anblitzten. Der Student war Kenner solcher Steine und da lachte ihm freilich das Herz im Leibe, als er die unschätzbare, unbezahlbare Menge erblickte, von denen er schon seine Taschen angefüllt sah. Das kleine Männchen schenkte ihm jedoch nur zwölf Stücke daron, dagegen verstattete es dem vor Begierde klappernden Studenten, von den Gold- und Silberkörnern soviel zu nehmen, als er nur fortbringen könne. Der Student ließ sich das nicht zweimal sagen, griff hastig nach den Goldkörnern und stopfte alle seine Taschen, selbst die steifen Stiefeln voll und packte noch in das Taschentuch und den Hutkopf, was nur hineingehen wollte. Außerdem erhielt er noch ein Kästchen von dem kleinen Männchen, was auch mit Goldkörnern angefüllt wurde. So wohlbeladen trat er den Rückweg auf die Oberwelt an. Sein Begleiter verließ ihn jedoch bald, gab ihm aber dafür zwei seiner Söhne mit, wovon der eine eine Leuchte, der andere aber das zwanzig Pfund schwere Kästchen trug.

Auf demselben Wege, auf welchem der Student hingeführt war, wurde er auch zurückgeleitet, und durch das Gerüste, welches noch auf dem Wasser im Brunnen schwamm, wurden sie alle drei im Hui in die Höhe gehoben. Der Student trat herab von dem Gerüste, erhielt das Kästchen und ein freundliches Lebewohl von seinen Begleitern, welche darauf wieder in den Brunnen hinabsanken.

„Träume ich, oder wache ich!" rief der junge Mann aus, als er sich wieder mitten unter den Ruinen des Schlosses Plesse sah. „Wo war ich, was sehe ich?" Bald aber überzeugte ihn die Menge des bei sich habenden Goldes und das Blitzen der edlen Steine, in denen sich die aufsteigende Sonne spiegelte, daß er nicht geträumt habe, daß alles reine Wirklichkeit sei. Seine Freude war grenzenlos. Man denke sich einen armen Göttinger Studenten, der bis dahin kaum hundert Thaler jährlich zu verzehren hatte, und auf einmal in den Besitz von 20 bis 30,000 Thaler kommt. Er sprang auf dem hohen Berge herum, klatschte in die Hände und wußte gar nicht, was er gleich anfangen sollte. Nachdem sich der erste Rausch gelegt hatte, ging er den Berg hinab und nach Göttingen zurück. Hier setzte er die Goldkörner in Geld um, ward aber dabei von den Göttinger Juden arg betrogen, auch die edeln Steine verkaufte er, that aber mit dem erhaltenen Gelde viel Gutes, weil ihm doch mancher Scrupel kam, ob jene Unterirdischen auch wirklich gute Geister gewesen seien, oder ob doch nicht etwas Teufelei mit dabei gewesen sei. Er ist späterhin noch manches Mal in die Ruinen des alten Schlosses Plesse gegangen, hat aber niemals jenes Männchen wiedergesehen, das Räthsel der Begebenheit selbst ist also auch ungelöst geblieben.

1205. Heinrich der Eiserne oder die Ritterburg in Tannensee.

(S. Hannov. Magazin 1841 Nr. 82 u. b. Köster: Alterth., Gesch. u. Sagen d. Herzogth. Bremen und Verden. Stade 1856 S. 78 ꝛc.)

Im Herzogthum Bremen und zwar im Gerichtsbezirke Telm trifft man im Moore bei den in Ayenfen eingepfarrten Dörfern Revenahe und Kammerbusch, nicht weit von der Bremer Heerstraße, die von Buxtehude nach Zeven führt, eine mit Wasser angefüllte Vertiefung an, die den Namen Tannensee führt, vermuthlich weil selbige in alten Zeiten von einem Tannenwalde umschlossen gewesen ist, und mitten in diesem sogenannten See eine aus dem Wasser hervorragende trockene Stelle. Befragt man die dort wohnenden Landleute hierüber, so pflegen sie zu antworten: „da hett der ysern Hinnerk wohnt," und erzählen, von dieser Burg aus habe er seine Räubereien unternommen und wie er, um die Reisenden wegen seiner Abwesenheit von der Burg zu täuschen, seine Rosse mit verkehrten Hufeisen habe versehen lassen; wie endlich seine Burg zerstört und bis auf den Grund geschleift und er selbst gefangen und in Ketten und Banden weggeführt worden sei.

Heinrich der Eiserne war ein Bremischer Ritter und hieß eigentlich Heinrich von Borgh. Er war Burgmann zu Horneburg und besaß viele Güter im Lande, darunter auch jene Raub- und Ritterburg im Tannensee. Den Beinamen der Eiserne hat er ohne Zweifel deswegen beim Volke davongetragen, weil er unaufhörlich in Kampf und Fehde und auf Streifzügen begriffen war und fast nicht aus dem Harnisch kam. Er wird von den gleichzeitigen Chronisten als ein Nonnenschänder geschildert, als ein Mensch, dem nichts heilig war, der Klöster zerstörte, Mönche und Priester verfolgte und in die Kerker schleppte, Ortschaften niederbrannte und viele Menschen durch Feuer und Schwert tödtete und in Wasser und Schnee umkommen ließ. Eine erwünschte Gelegenheit und ein weiteres Feld zur Befriedigung seiner bösen Gelüste bot sich ihm dar, als der durch den Tod Heinrich's I. von Golthorn erledigte Bremische Erzbischofsstuhl vom Papst eigenmächtig durch den entwichenen Erzbischof von Lund Jens Grand oder wie er gewöhnlich genannt wird, Jonas besetzt ward. Gleich beim ersten Einzuge desselben hielt Heinrich von Borgh das erzbischöfliche Schloß zu Bremervörde besetzt und weigerte sich, ihm selbiges herauszugeben; allein der Erzbischof Jonas vertrieb ihn durch fremde Hilfe, nahm seine Veste Horneburg ein und ließ sie (1307) niederbrennen und schleifen, zwang ihn auch, sich auf die ihm allein noch übrig gebliebene Burg Tannensee zurückzuziehen. Aber auch dahin folgten ihm die erzbischöflichen Truppen, die Burg wurde erstürmt und der Erde gleichgemacht. Endlich entdeckte man ihn in einiger Entfernung im Moore hinter einem Torfhaufen versteckt, wo er wohl nicht gesehen worden wäre, wenn nicht eine Schaar von Kiebitzen die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich gezogen hätte, die, wahrscheinlich weil diese Thiere in dieser Gegend ihre Nester hatten, unaufhörlich und mit großem Geschrei um jene Torfhaufen herumflogen. So fiel denn der eiserne Heinrich in die Hände seiner Verfolger, wurde nach Bremervörde gebracht und da ins Verließ geworfen. Hier hat er so lange gefangen gesessen, bis endlich Herzog Johann von Lüneburg ihn auf freien Fuß stellte, der ihn als einen kriegserfahrenen Mann bei seiner Erhebung gegen den Erzbischof, dessen Administrator er allerdings war, bedurfte. Wann Heinrich der Eiserne gestorben ist, weiß man nicht, man erzählt aber sonst noch von ihm,

er habe seine Ehefrau in einem eisernen Backofen verbrannt; im Burggraben liege aber noch ein goldener Tisch und eine goldene Wiege, welche er bei der Belagerung seiner Burg dort versenkt habe, sie kämen alle hundert Jahre einmal in der Johannisnacht zum Vorschein, doch dürfe der, welcher sie heben wolle, kein Wort dabei sprechen.

1206. Das Pater-Kleid und der Pater-Busch zu Visselhövede.

(Nach d. Stader Sonntagsblatt 1855 Nr. 1 u. Köster S. 117.)

An einer Anhöhe im südöstlichen Theile des Herzogthums Verden sprudeln mehrere starke Quellen ihr krystallhelles Wasser, welches bei der größten Hitze des Sommers fast eiskalt bleibt und bei der größten Kälte des Winters wie heißes Wasser dampft. In der sumpfigen Vertiefung fließt das Wasser dann zu einem Bache zusammen, der Vissel, welche nach kurzem Laufe in die Rodau mündet und sodann durch die Wümme sich in die Weser ergißt. An diesen Quellen ließen sich schon sehr frühzeitig Anbauer nieder, von denen man den Ort Visselhövede nannte. Am Ursprunge der Vissel liegt der Kirchhof des Dorfes und in diesem eine Kirche, welche noch aus mittelalterlicher Zeit stammt, durch spätern Anbau aber erweitert worden ist. In der alten Mauer, welche die Bogen des steinernen Gewölbes trägt, befindet sich an der Seite des Altars ein kleiner Schrank, der mit doppelten Thüren versehen ist, zuerst mit einer starken eisernen Gitterthür, dann aber mit einer festen hölzernen. In ihm, der in zwei Theile getheilt ist, befindet sich das sogenannte Paterkleid. Dieses besteht aus einer runden ledernen Kappe, mehreren Stücken Leinenzeug, das aber schon theilweise vergangen ist und anscheinend verblichene Blutflecken an sich trägt. Das eine davon ist ein Hemd, das am Halse und an den Aermeln noch mit Spitzen besetzt ist; ein Tuch davon ist mit Sternen und Buchstaben, aus Silberdraht gestickt, verziert. Das merkwürdigste Stück aber ist das Gewand, welches etwa fünf Ellen lang ist und an den beiden Enden allmälig breiter wird als in der Mitte, wo sich ein Querschlitz befindet. Wenn hierdurch der Kopf gesteckt wird, bedeckt es bis auf die Arme und Füße den Leib des Mannes. Es besteht aus festem Seidenstoffe, der auf blauem Grunde röthlich geblümt ist, und ist mit leinenem Futter versehen. Auf der einen Hälfte entlang ist ein Kreuz mit verschieden und schön gefärbter Seide gestickt, woran man in der Mitte das Bild des Heilandes, unten das der Mutter Maria und auf den beiden Enden des Querpfahls zwei Gesichtsbilder erblickt. Das ist das sogenannte Pater-Kleid.

In der Nähe von Visselhövede aber befindet sich der sogenannte Pater-Busch an dem Wege von da über Jeddingen nach Verden. Wenn man nämlich auf diesem Wege nahe bei dem Flecken hinter dem neuen Kirchhofe an ein Gehölz kommt, so ist man erst in dem Schützenholze, so genannt, weil hier das Jägercorps von Visselhövede sein Schützenfest feiert, dann kommt man ins Hünenholz, das heißt einigen Buchen, welche ihren Namen von den früher dort liegenden Hünensteinen, Granitblöcken, die aber jetzt auch verschwunden sind, haben, und endlich erreicht man einen Abhang, wo kleine Büsche von Hainbuchen und einige Wachholdersträucher stehen; das ist der Pater-Busch. Sein Name kommt von folgender Begebenheit.

Zu Visselhövede gab es noch lange einen katholischen Pater, als längst die ganze Umgegend den lutherischen Glauben angenommen hatte. Endlich

trat aber auch zu Visselhövede ein Prediger der neuen Lehre auf. Der Pater eilte nun fort mit der Drohung, die Hilfe des Bischofs von Verden gegen diesen Eindringling zu requiriren; man wollte ihn wieder zurückholen und holte ihn wirklich an diesem Pater-Busche ein, er aber setzte sich zur Wehr und ward von seinen Verfolgern erschlagen. Man scharrte ihn an seiner Todesstätte ein, seine blutigen Kleider aber sind als letzte Ueberreste der katholischen Zeit in der nun lutherisch gewordenen Kirche aufbewahrt worden. Dies ist der Ursprung der Namen Pater-Kleid und Pater-Busch.

1207. Der Drachenstein.

(Nach Wiedemann bei Köster a. a. O. S. 218 u. Krause b. Wolf, Zeitschr. f. Mythol. Bd. II. S. 294.)

Auf dem Wege, der vom Dorfe Donnern (Kirchspiels Beverstedt) nach Wedel führt, erblickt man rechts von der großen Weide ein einzelnes altes Grab, in dessen Nähe ein ansehnlicher Granitblock sich befindet, der kaum aus dem Boden hervorragt und auf dem eine versteinerte Schlange von 11 Fuß Länge zu sehen ist. Diese Schlange zieht sich in 23 Windungen über die obere Fläche des Steins, der $7\frac{1}{2}$ Fuß ins Gevierte enthält, hin. Es ist bis jetzt jedoch nicht erwiesen, ob man es mit einer wirklichen Versteinerung oder einem Naturspiele oder einem durch Menschenhände aus dem Block gehauenen Bilde zu thun hat. Es knüpft sich indeß an dieses Stück folgende Sage.

Einst kam der Hirt von Donnern, ein beherzter und handfester Mann, der bereits mehrere Kämpfe mit Wölfen siegreich bestanden hatte, bald nachdem er seine Heerde ausgetrieben, mit derselben ganz bestürzt ins Dorf und meldete den Einwohnern, es sei in letzter Nacht ein großes Wunder geschehen, denn oberhalb der Weidenniederung an der Anhöhe in der Nähe des alten Grabes sei ein großer See entstanden, und es rieche da pestilenzialisch nach Schwefel, weshalb er auch das Vieh nach Hause getrieben habe, damit es nicht von dem giftigen Gestank erkranke und verderbe. Das ganze Dorf, sogar Mütter mit ihren Kindern auf den Armen und hochbetagte Greise und Großmütter gingen hin und besahen, was in ihrer Mark sich ereignet hatte, rochen aber nichts mehr von dem Schwefelbrodem. Da nahm eine alte Frau, die wegen ihres hohen Alters und ihrer langen Erfahrung die kluge Frau hieß, das Wort und sprach: „Mir hat meine Großmutter erzählt, daß der Bültensee und der Silbersee früher auch nicht dagewesen, aber durch Erdfälle plötzlich entstanden sind; wir haben also nichts zu befürchten, unser Vieh hat sogar eine Tränke mehr," wobei sich die Leute beruhigten und heimkehrten. Der Hirt aber sprach bei sich: „Ich habe nicht geträumt, als ich den Gestank roch, ich bin gewiß, es wird sich bald ausweisen, daß es mit dem See nicht ganz richtig ist!" Um das zu erspähen, trieb er am Nachmittage das Vieh auf die Weide, auf einem Wege, der weiter ablag von dem alten Grabe, und schlich nun hinter's Grab, von wo er durch die lange Heide verdeckt, seitwärts auf den See schaute. Zu seinem großen Erstaunen erblickte er aber bald einen ungeheuern Drachen, der im Wasser aus Lust sich tummelte und zuletzt ans Ufer sich im Sonnenscheine hinstreckte. Muße genug hatte der Hirt, seine Länge auf ungefähr 22 Fuß zu schätzen. Gern hätte er mit ihm gekämpft, aber die ungeheure Größe des Drachen war zu unverhältnißmäßig gegen die seine, um einen Strauß voraussichtlich mit Erfolg bestehen zu können. Was er geschaut,

erzählte er im Dorfe und den Leuten ward bange, allein die Bangigkeit steigerte sich gar bald zur Angst; als der muthige Hirt am andern Tage sein Vieh in die Nähe des Sees trieb, soffen einige Thiere aus dem See und waren am Abend schon todt. Schnell ging die Kunde davon von Haus zu Haus mit der Aufforderung, sich eilig zu versammeln, um das Nothwendige zu berathen. Man kam überein, weil man den See schwerlich ausschöpfen oder durch einen tiefen Abzugsgraben trocken legen könnte, so wolle man ihn einhegen und dem Vieh unzugänglich machen. In Folge dieses Beschlusses fuhren sie auf Wagen und Karren am andern Morgen Busch- und Pfahlwerk hinaus und unter Anordnung des klügsten Mannes machten sie einen hohen Zaun, den sie überdem von Außen mit Dorngesträuch bespickten. Damit meinten sie gegen die Gefahr und gegen die Unfälle hinreichende Vorkehrung getroffen zu haben; allein das ganze Bollwerk erwies sich ungeachtet seiner Festigkeit als völlig unzulänglich. Kaum gelangte am nächsten Morgen die Heerde in die Nähe des Sees, so rannte sie wie bezaubert im Galopp nach der Umzäunung, bohrte mit ihren Hörnern in das Flechtwerk, und da der große Drache von innen ihnen tüchtig Hilfe leistete, so ward bald eine Bresche gemacht, durch welche das Vieh zum Wasser drang, voll Gier soff und unter Aechzen und Gestöhn einige Stunden darauf verendete. Von solchem harten Verluste getroffen, wandte Tonnern sich zu seinem Pastor in Beverstedt und bat um ein öffentliches Gebet, das Drangsal abzuwenden. Aber der Drache wollte nicht weichen, sintemal die Macht der Hölle sich mit ihm vereinigt hatte. Da bestellten sie Gebete in noch sechs andern Kirchen: in Berkhövede, Logstedt, Altlüneberg, Brameln, Schiffdorf und Geestendorf und die siebenfachen Gebete fanden schnell Erhörung. Am Montag Morgen sahen einige Männer, die des Weges nach Wedel gingen, daß der See verschwunden war, und als sie das näher besehen und untersuchen wollten, erblickten sie den Granitblock, auf welchem die Schlange zu Stein geworden, und zwar verkleinert zu 11 Fuß Länge, weil der Block nicht größer war, jedoch mit niederhängendem Hals und Kopf zum offenbaren Zeichen, daß sie nie wieder die Giftzunge geifernd züngeln werde, sondern vollständig überwunden sei. Als man vor ungefähr 50 Jahren in der Nähe des alten Grabes einen andern großen Stein ausgrub, der auf Sandgrund lagerte, wurde letzterer ungemein nachgiebig befunden: mit der Schaufel stieß man leicht tief hinein, ein längerer Pfahl drang auch ohne Aufenthalt leicht in den Grund. Nun holte man einen Lindelbaum herbei und selbst der traf noch beim Hineinstecken auf keinen festen Untergrund. Da ward nun den Leuten klar, daß sie auf die Stelle gekommen, wo der See versunken war, und aus Angst füllte man schnell das Loch und ebnete den Boden.

1208. Die Dornenkrone.

(S. Kötter a. a. O. S. 225.)

In einigen Fugen der granitnen Kirchhofs-Mauer in Beverstedt wachsen wilde Rosenbüsche, die das Volk mit dem Namen Kronendornen belegt. Die fingerdicken Stämme derselben von dunkler grüner Farbe sind von unten bis oben mit sichelartigen starken Stacheln besetzt, und diese geben durch ihre schmutzige Blässe das Ansehen, als wären sie wie etwas Fremdes auf die Stämme genagelt. Die Blattstiele haben sieben Blätter, von denen das

größte vorn an der Spitze steht, und da an jeder Seite des Stieles drei Blätter sich befinden, welche sich gerade gegenüber stehen und die untersten kürzer und schmäler sind, so erhält das gefiederte Siebenblatt ein ganz besonderes Aussehn, aus dem die Phantasie leicht einen spitzen Spaten oder Speer bilden kann. Die Blattstiele sind unterhalb ebenfalls mit scharfen Haken versehen, nur nicht von der Größe wie diejenigen am Stamm. Die Blüthen, 5 blaßrothe Blättchen, hauchen einen lieblichen Geruch aus und wachsen zu dreien auf einem Stiel neben einander. Die Früchte ähneln denen von andern Hagebutten.

Die Sage meldet, daß die Dornenkrone, welche die Kriegsknechte flochten und auf des Erlösers Haupt sezten, von solchem Strauch gewesen, und führt zur evidenten Gewährleistung an, daß seit jener Zeit die Blätter desselben, wenn man sie zerreibt, den Duft des wohlriechenden Apfelobstes verbreiten, den sie vorher nicht hatten.

Dornen gehörten zu dem Fluche, womit der Herr den Acker Adams belegte; den Fluch hat Christi Dornenkrone hinweggenommen.

1209. Doctor Faust im Lande Wursten.

(S. Vogelsang bei Köster S. 229.)

In dem bekannten Volksbuche vom Doctor Faust fehlt diejenige Begebenheit, welche im Lande Wursten im Verdenschen mit diesem vorgegangen sein soll. Dieser Erzgauner hatte einen Bund mit dem Teufel geschlossen, demselben seine arme Seele verschrieben und dagegen außer vielem Geld und Gut insbesondere noch dieses sich ausbedungen, daß er zu jeder Jahreszeit, im Winter wie im Sommer stets die schönsten saftreichsten Kirschen in größter Fülle haben wollte, und daß ferner, so oft er ausführe, stets unmittelbar vor und unter seinem Wagen eine fest gepflasterte Chaussee sein müsse, die aber sofort hinter ihm zerfließe, so daß für andere Menschenkinder derselbe Weg, den er so eben passirt, in der frühern Unergründlichkeit vorliege. Der Teufel habe denn diese und andere Bedingungen auch getreulich erfüllt und zuletzt den Doctor Faust in die Hölle geholt. Das Haus, in welchem dieser letzte Vorgang stattgefunden haben soll, wird noch jetzt gezeigt. Es liegt im Kirchspiele Cappel am Oberstrich auf einer sogenannten Hofstelle oder Worth. Die Sage fügt noch hinzu, in einem Hause sei eine Kammer, durch deren Außenwand der Teufel mit dem Doctor Faust hinausgefahren sei, und an der innern Fläche dieser Wand könne man noch jetzt das Blut des Mannes erblicken, das, so oft auch die Wand überweißt werde, dennoch immer wieder durch die Tünche hervordringe und sichtbar werde. Uebrigens hat, wie Leichensteine auf dem Cappeler Kirchhofe beweisen, eine Familie Fouws oder Fuß wirklich hier existirt, welche im Wappen eine Faust führte.

1210. Der Heuersche Kolk bei Rechtenfleth in Osterstade.

(S. Köster a. a. O. S. 240.)

Zwischen den Dörfern Sandstedt und Rechtenfleth liegt dicht innerhalb des Deiches, der hier eine große Biegung macht, ein stiller, tiefer, schilfumkränzter Wasserkolk, der Ueberrest eines großen Deichbruches, der vor vielen Jahren, man weiß nicht wann, bei einer Sturmfluth geschehen ist. Als man nun den zerstörten Deich wieder herstellen wollte, versank jede Karre voll

Sand wieder in die Tiefe. Alle Mühe, die Lücke wieder auszufüllen, war vergebens, denn der Zorn Gottes ruhte auf der Feldmark um der Ueppigkeit und Gottlosigkeit willen der Bewohner Sandstedts und Rechtenfleths. Man arbeitete den ganzen Frühling, Sommer und Herbst hindurch: der Winter war vor der Thür, aber die Arbeit war nicht um ein Haar vorgerückt, der Boden schien unergründlich.

Da befragte man eine weise Frau: „Ihr werdet bis an den jüngsten Tag arbeiten können," antwortete diese, „wenn Ihr den Himmel nicht zuvor versöhnt habt. Den Ersten, der am nächsten Morgen vorübergeht, den ergreifet, werft ihn in die Tiefe und bedeichet ihn, dann wird erst der Grund fest werden!"

Der Erste aber, welcher am andern Morgen vorüberging, war ein reicher stolzer Bauer, Namens Heuer. Sie ergriffen ihn, warfen ihn in die Tiefe und bedeichten ihn, und es geschah wie die weise Frau gesagt hatte. Der Grund wurde fest und bald war der Deich mit Gottes Hilfe vollendet. Der einsame Kolk heißt aber seitdem der Heuersche und bei stiller Nacht soll es da unten in der Tiefe stöhnen und klagen. *)

1211. Der Otterstedter See, der Tüvelshoop und die Hexenkreise bei Eckstever.

(S. Köster a. a. O. S. 238.)

Im Amte Ottersberg zwischen den Dörfern Otterstedt und Eckstever ist, umgeben von Heide, Feld und einem Holze, das jetzt Kreuzbuchen heißt, sonst aber Tüvelshoop genannt ward, der sogenannte Otterstedter See gelegen, in länglich runder Form den Umfang von 1½ Stunden fast erreichend. Der See hat keinen Zufluß, seinen unbedeutenden Abfluß in die Wümme scheinen unterirdische Quellen zu ersetzen. Er ist von 10—40 Ellen Tiefe. Entstanden soll er sein aus einem Erdfalle, in seiner Tiefe soll eine versunkene Kirche liegen, deren Glocken zu Zeiten, namentlich in der Neujahrs- und ersten Mainacht, aus dem Wassergrunde dumpf hörbar ertönen, dagegen bei Sonnenlicht um Johannis aus der Tiefe sichtbar, auf dem Wasserspiegel silberhell erglänzen und erklingen sollen. Als äußern Anlaß dieses Erdfalls bezeichnet die Sage einen in der Nähe des Ufers an der Holzseite aus den Fluthen des Sees vor der beginnenden Tiefe oben noch hervorragenden Hünenstein, den habe der Teufel einst aus seiner Behausung Tüvelshoop dorthin geschleudert, worauf der Erdfall erfolgt und die Kirche in dem aufsteigenden See verschlungen worden sein soll. Der See selbst wird nächtlich bisweilen von einem Kranze tanzender Irrlichter umkreist, welche Mitternachts oft plötzlich erlöschen, worauf gleichzeitig ein großer schwarzer Hund mit glühenden Augen und Nase in der Nähe des Hünensteines unter zischendem Geräusche dem See entsteige, funkensprühend dem nahen Tüvelshoop zueile und da verschwinde. In der weitern Umgebung des Sees bei dem Dorfe Eckstever liegen auf der Heide zwei eigenthümliche uralte Kreise, aus besonderem Grase oder Blumen

*) Dies ist dieselbe Geschichte, wie die Sage von dem Opfertod des Curtius zu Rom oder eine andere, welche Talvi in s. Volksliedern der Serben berichtet. Auch der Naumburger Dom konnte nicht eher fertig gebaut werden, als bis der erste Vorübergehende darin eingemauert worden war.

bestehend, die Hexenkreise genannt. Ihre Anlage wird, als Tanzplatz für die Hexen, dem Teufel zugeschrieben, der zu diesem Reigen von seiner Behausung Düvelshoop sich dorthin begiebt. Wenn dies bei Nacht geschieht, führen unbethaute Spuren nach dem Holze hin. Diese Kreise haben einen Durchmesser von zwanzig Fuß.

1212. Der Peterborn bei Neukloster und die Kirche zu Bliedersdorf.

(S. Köster a. a. O. S. 248.)

Von dem Nonnenkloster zu Neukloster führte einst, wie man erzählt, ein später zugeschütteter unterirdischer Gang in den Wald zu der schönen Quelle, welche noch jetzt der Peterborn heißt. Da sollen denn die Nonnen mit den Mönchen von Altkloster nächtliche Zusammenkünfte und Gelage gehalten haben. Der Teich daselbst soll von unergründlicher Tiefe sein und in demselben ein Haus versunken, dessen prachtvolles Tafelgeschirr zuweilen um Mitternacht sichtbar wird.

Die Kirche zu Bliedersdorf ist uralt, aus rohen Feldsteinen aufgemauert. Da sie gebaut wurde, fand sich, daß der Bau bei Nacht von unsichtbaren Händen gefördert wurde. Ganze Züge von Ochsen brachten Kalk und Steine auf dem noch jetzt so genannten Ochsenstiege. Zwei neugierige Burschen belauschten dieses Geheimniß; aber am andern Morgen fand man den einen eingemauert, nur der Zipfel seiner Jacke war noch zu sehen; der andere entkam.

1213. Der Wingfibrunnen bei Cadenberge.

(S. Köster a. a. O. S. 249.)

In einem Gehölze unter dem Kieckberge, etwa eine halbe Stunde von Cadenberge, auf dem Wege nach dem Weissenmoor befindet sich der sogenannte Wingfibrunnen. In der Johannisnacht hatte nämlich das Wasser dieses Brunnens nicht blos die Kraft, allerlei Kranke zu heilen, sondern sogar vom Satan Besessene herzustellen. Deshalb wurde noch bis nach dem Jahre 1718 in der Johannisnacht daselbst eine Predigt gehalten und alte Leute in der Gemeinde erinnern sich noch, daß in dieser Nacht große Massen Menschen, selbst aus weiter Ferne sich dort an dem Brunnen versammelten und das Wasser desselben tranken oder in Krügen mitnahmen. Jetzt ist er ganz in Verfall gerathen und man weiß von seiner Heilkraft nichts mehr zu rühmen.

1214. Bunder Steenhuus.

(S. Ostfries. Jahrbuch 1850 S. 63.)

Beim Marktflecken Bunde steht noch heutigen Tages ein altes Haus, das jedes Kind unter dem Namen „Steenhuus" kennt. Da wohnte vor grauen Jahren ein Fräulein, das war schön wie die Sonne, aber kalten Herzens wie Eis. Ein junger Ritter verlor sein Herz an die gefühllose Schöne, aber all sein Werben war umsonst. Er härmte sich krank und bleich und fühlte, daß er bei solcher Kälte des angebeteten Mädchens nicht länger leben könne. Da sprach er eines Tages: „Den Genuß soll die Grausame nicht haben, mich hier an gebrochenem Herzen sterben zu sehen. Auf ins gelobte Land! Noch habe ich Kraft, den Rittern des Kreuzes zu folgen. Dort

wird ein Heidensäbel mich erlösen, wenn Gott mir gnädig ist!" Sprachs und zog fort. Es war aber eine alte Frau dort, die wußte um den Schmerz des Ritters, fühlte Mitleid und beschloß bei sich, ihm an das Fräulein zu verhelfen. Sie braute deshalb auf geheimnißvolle Art einen Liebeszaubertrank, den sie dem schönen Fräulein heimlich zu trinken gab. An einen Balken des Hauses aber schrieb sie sieben geheimnißvolle Lettern. Die Folge des Zaubers blieb nicht aus und die Schnöde verging nun ihrerseits in Sehnsucht nach dem Ritter. Täglich stand sie am Fenster und schaute unverwandt nach Süden, wohin er gezogen war. Der Ritter aber kam nicht heim. Vor Antiochien hatten sie ihn begraben, eine Cypresse neigte sich über sein Grab. Als diese Nachricht kam, ertrug die Dame die Trennung nicht, bald folgte sie dem Todten ins Grab. Aber das Grab gab ihr die ersehnte Ruhe nicht, sie ging als Geist allnächtlich im Steinhause um. Viele Leute erblickten die weiße Gestalt, schlugen ein Kreuz und eilten vorüber. Endlich aber schlug für die Sehnende die Erlösungsstunde. Ein neuer Bewohner des Steinhauses wollte seinen Torf einheimsen, kam dabei auf den Oberboden und erblickte die seltsamen Lettern am Balken. In der Meinung, diese Zeichen seien Kunstprodukte seines kleinen Sohnes, sprach er: „Daar hett de dumme Junge sien Kreienpooten ook an de Balke margelt. Gien Schwien kann's lesen un doch is de Bengel all'n half Jahr bi't Schriefen", und in gerechter Entrüstung löschte er die Runen aus. Seit der Zeit hat das arme Fräulein Ruhe im Grabe und Niemand hat fürder die weiße Gestalt am Fenster gesehen.

1215. Zigeuner versprechen das Feuer.

(S. Ostfries. Jahrb. 1850 S. 42.)

In Winterstagen erhalten die Zigeuner in Ostfriesland von einzelnen Hausbesitzern die Erlaubniß, in Ställen und Scheunen übernachten zu dürfen. In solchen Quartieren verunreinigen und stehlen sie nichts und fügen sich den Anordnungen des Besitzers. Einst erhielten Zigeuner im Kirchspiel Helle ein solches Hausquartier und zündeten sich gegen Abend auf der Diele neben dem gefüllten Heufache ein großes Feuer an. Der Knecht meldete es dem Hausherrn und dieser ließ es ihnen verbieten. Da sagten sie, sie wollten das Feuer wohl auslöschen, aber es sei nicht gefährlich, denn ihr Feuer gehe nicht weiter, als sie demselben einen Kreis zögen, und so war es auch.

1216. Der offene Sarg.

(S. Sundermann, Sagen aus Ostfriesland. Aurich 1869 S. 20.)

In Dornum in Ostfriesland im Leichengewölbe steht der Sarg eines Kindes und in dem Sarge liegt ein feines schönes Kind, unversehrt und wie lebendig. Man erblickt dasselbe aber durch die Oeffnung am Fußende des Sarges, welche nicht geschlossen werden kann. Dies kommt daher. Vor langen Jahren lebte ein Graf von Dornum, der hatte ein einziges Mägdlein, das war so schön und lieblich anzuschauen, daß man sich nicht satt daran sehen konnte. Und die Gräfin, des Kindes Mutter, meinte aus diesem Grunde, ihrem Kinde könne kein Leid geschehen, auch dürfe es nicht sterben, und trieb ordentlich Abgötterei mit ihm. Es strafte aber der Herr über Leben und Tod die thörichte Mutter also, daß ihr Kind plötzlich starb und dennoch aus-

sah, als sei es lebendig. Da war sie ohne Maßen traurig und wollte sich von ihrem todten Liebling nicht trennen, mußte es aber am Ende doch, und das Mägdlein wurde beigesetzt. Es ging aber die Mutter stündlich zur Gruft und sah in den Sarg, wo das Kind nicht verwesen wollte und immerfort blühete. Und weil dies eine ärgere Sünde war, denn zuvor, so ließ es der Herrgott nicht ungestraft. Denn es begab sich, daß das Fußbret des Sarges abgestoßen am Boden lag und Jedermann also in den Sarg sehen konnte. Und so oft es wieder eingesetzt wurde, so oft lag es wieder abgestoßen an der Erde und der Sarg mußte offen bleiben. Es war dies eine Warnung für alle Christenmenschen, ein irdisch Wesen nicht über alles zu lieben, später aber, als die Menschen zu klug wurden und alle diese Zeichen verwarfen, hat man den Sarg schließen können.

1217. Marenholter.

(S. Sundermann S. 24.)

Sandhorst ist lange Zeit ein fürstlich Lustschloß gewesen, bis folgende schaurige Geschichte hier vorgefallen ist. Es war in Ostfriesland eine Fürstin, welche an der Statt ihres unmündigen Sohnes regierte, diese hatte einen Rath, welcher Marenholz hieß und von welchem sie sich gänzlich leiten und lenken ließ. Dieser Marenholz aber mißbrauchte das Vertrauen seiner Herrin und that, was ihm gefiel. Als nun der junge Fürst majorenn geworden war und von seinen Reisen heimkam, hörte er viel Klagen über die Regierung seiner Mutter und ihres Rathes. Auch hörte er heimlich reden von der großen Gnade, in welcher der Rath bei seiner Mutter stünde, und noch andere heimliche Dinge. Da ward er höchlich erzürnt, eilte gen Aurich, trat sofort die Regierung an und ließ den Edelmann gefangen setzen. Weil es ihn wurmte, daß man im Lande meinte, die Fürstin werde ihrem Liebling nichts zu Leide thun lassen, ließ er dem Marenholz den Prozeß machen, und das Gericht sprach die Sentenz, der Rath sei schuldig. Da das die Fürstin-Mutter hörte, eilte sie, ihren Sohn zu bewegen, von seinem Vorhaben abzustehen, aber vergebens war ihr Flehen, vergebens das Jammern und Bitten der Frau und Kinder des Marenholz, der junge Fürst blieb unerbittlich und hart. Schon am dritten Tage war das Gerüst aufgeschlagen, auf dem der Henker seinen Dienst thun sollte. Zum Ort der Hinrichtung war das Jagdschloß Sandhorst bestimmt worden, wo der Rath so manche frohe Stunde verbracht hatte. Als nun der Marenholz auf dem Blocke lag und des Streiches wartete, sah er durch das Fenster die Krone eines Apfelbaumes ragen und er erkannte den Lieblingsbaum seiner Herrin. Da rief er: „So wahr dieser Baum von jetzt an blutrothe Aepfel tragen wird, so wahr bin ich unschuldig an den Verbrechen, deren der Fürst mich bezüchtigt!" Da fiel das Messer und trennte den Kopf vom Rumpfe. Und der Frühling kam und der Baum fing an zu blühen, und es wurde Herbst, und er trug blutrothe Aepfel, da er doch zuvor gelbliche Frucht gebracht hatte. Und die Fürstin ließ ihrem Sohne sagen: „Du bist der Mörder eines Unschuldigen, den ich liebte, ich will hinfort Dich nimmer sehen", sammelte ihr Hab und Gut und zog ferne ab in ihrer Eltern Land. Den jungen Fürsten aber durchschauerte es jedesmal, wenn er in Sandhorst auf der Jagd war und den Baum sah, ließ auch den Baum umhauen und zuletzt das Schloß verkaufen. Doch immer

wieder sproßten die Wurzeln aus und trieben Schößlinge mit blutrothen Früchten, so daß viele Menschen, die darin Gottes Finger erkannten, von den Kernen dieser Frucht verpflanzten und so der Baum durch's ganze Land verbreitet wurde; und heißt noch heutzutage dieser Apfel durch ganz Ostfriesland „Marenholter."

1218. Das Geisterschiff.

(S. Sundermann S. 34.)

Als noch die Stadt Emden im schönsten Flore stand, die Ems unter der Stadtmauer hinfloß und Schiffe aller Länder und Völker den Hafen ausfüllten, begab es sich einmal, daß ein gewaltiger Sturm aus Nordwest losbrach, der das Wasser der Nordsee in ungeheuren Massen und Wellen der Stadt zuwälzte, so daß es ordentlich eine Noth wurde. In diesem Wetter lief ein großes städtisches Kauffahrteischiff, das sich lange auf fremden und fernen Meeren herumgetrieben hatte, bei der Einfahrt in die Ems signalisirt worden war und nun sehnlichst erwartet wurde, des Nachts mit vollen Segeln an die Stadt. Schon war es nahe vor der Hafenmündung unweit der langen Brücke, nahe dem schützenden Delft, schon sah man im Scheine der aufgehißten Laternen, die hin und her schlugen, die dunkeln Gestalten der Seeleute sich auf und ab bewegen, schon hörte man den Commandoruf des den Sturm mit Macht übertönenden Capitains, hörte das Rasseln des schweren Ankers, der nieder in die Tiefe ging, da mit einem Male brach eine so höllische Windesbraut einher, wirbelten die Wasserberge so schrecklich in die Luft hinein, heulte und pfiff der Wind so gellend und eigenthümlich, daß es ein Schauder für die am Hafen stehenden Zuschauer war. Das Schiff wurde plötzlich erfaßt, emporgehoben, niedergetaucht und wieder mit einem Ruck aufgehoben, herumgewirbelt und dann in die Tiefe hinabgestampft. Ein gräßlicher Nothschrei ertönte vom Deck, vierzig wettergebräunte Seeleute, fast alle Emder Söhne, sollten hier im Angesicht ihrer Vaterstadt, im Angesicht ihrer am Kai stehenden Eltern und Geschwister so jämmerlich zu Grunde gehen! „Wo ist die Barge?" rief man am Ufer, aber der Hafenschließer wies in den Delft auf das von ihm dort angeschlossen gehaltene Wachtboot und sagte kalt und gefühllos: „Die Barge bleibt hier, es wäre nutzlos, sie ausgehen zu lassen, auch hat Elfert Giesberts es nicht besser verdient, als es ihm jetzt da draußen geschenkt wird!" Denn der so genannte Capitain des Schiffes, welches da außen eben unterging, war der erklärte Feind des Hafenschließers und dieser kannte nicht das Wort der heiligen Schrift: „Liebet Euere Feinde!" sondern wußte nur von dem Worte: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Und obgleich der Schließer Nachricht davon hatte, daß sein eigener Sohn an Bord des Kauffahrers sei, so war doch der Haß gegen den Capitain in seinem Herzen so groß, daß er keine Hand zur Rettung der Mannschaft ansetzte. Und als man ihn endlich gezwungen hatte, den Schlüssel herzugeben, da war es längst zu spät. Mit Mann und Maus war das Schiff versunken in dem Wirbel der Wasserberge und höhnisch pfiffen die Winde über die Stadtmauer hin.

Aber noch immer, wenn ein Sturm aus Nordwest heranzieht, die Wasser der See an den Deich hinanrasen, die Luft ächzt und stöhnt und die Winde gellen und heulen, sieht man in rabenschwarzer Mitternacht ein Geisterschiff in bläulichen Lichtschimmer eingehüllt heranstürmen, hört man das Klappern

der Taue, das Rasseln der Ketten, das Rufen des Capitains und den mark- und beinerschütternden Angst- und Todesschrei der Sterbenden, und wer den Schrei hört, fährt schaudernd zusammen und eilt von jener Unglücksstätte hinweg.

1219. Das Teufelsschiff.

(S. Sundermann a. a. O. S. 25.)

Die meisten Kanzler der ostfriesischen Fürsten haben wenig oder nichts getaugt und ihre Stellung nur benutzt um das Volk zu drücken und sich möglichst zu bereichern. Keiner von allen ist aber so verhaßt gewesen, als der Kanzler Justus von Wetter. Dieser war eine wahre Landplage, eine Geißel der Unterthanen. Besonders litten aber die Stiefkinder des ostfriesischen Fürstenhauses, die Harlländer, unter seinem harten Regiment. Zufälliger Weise starb er gerade in ihrem Gebiete. In der Nacht aber, wo er auf dem Sterbebette lag, erschien der Teufel und forderte die Angehörigen des Sterbenden auf, sich zu entfernen, da er allein das Recht habe, die Seele in Empfang zu nehmen und nach der Hölle zu führen. Als dies geschehen war, drehte der Teufel dem Hilflosen den Nacken um, zog ihm die Seele aus dem Halse und flog damit von dannen, der Küste zu, wo das Höllenschiff zur Abfahrt bereit lag. Noch wußte kein Mensch im Harllande vom Tode des Wetter, da erschienen frühmorgens im Hafen von Harlingriesl Schiffer von den Inseln Langeroog und Spiekeroog, welche mit verstörtem Angesicht berichteten: „Wir lagen zur Nacht auf dem Watt hinter unsern Netzen und fuhren langsam weiter fischend der Küste zu. Gerade wie es zwölf Uhr war, segelte geräuschlos und gewöhnlich ein völlig schwarzes Schiff mit allen Segeln, die ebenfalls pechschwarz waren, windeinwärts an uns vorüber. Es war ein wunderliches Leben am Bord und obgleich es finstere Nacht war, sahen wir deutlich die Mannschaft, welche aus vielen hundert Teufeln bestand, am Deck und im Taumerk wirthschaften. Und hinten am Ruder stand ein Teufel, schrecklicher als alle andern anzusehen, der hielt in seinen furchtbaren Klauen ein weißes Ding, das sich winselnd hin und her wand, und bisweilen, wenn der Satan es kneipte, jämmerlich aufschrie. Und wie waren wir erschrocken, als unsere Schiffe zuerst plötzlich zur Seite geworfen wurden, und dann wie festgebannt da lagen und eine schrille Stimme uns zurief: Sagt Eueren Landsleuten, der Teufel holte diese Nacht den Kanzler fort! und dann war das Teufelsschiff plötzlich hinten auf hoher See und ein Hohngelächter klang aus weiter Ferne zu uns herüber. Eilend sind wir da fortgefahren, um von der unheimlichen Stelle zu entkommen." Da war denn ob dieser Nachricht große Freude im Lande und noch heute sagt man, dem Kanzler sei groß Recht geschehen.

1220. Ihlow.

(Nach Sundermann S. 16 ꝛc.)

Der Forst Ihlow ist uralt, aber vorher eine sumpfige, schilfbewachsene Wiese gewesen. Da nun Schilf dort zu Lande Ihlen heißt, so haben die dasigen Einwohner den ersten Mönch, der dort sich eine Einsiedlerhütte errichtete und darin wohnte, „den hilgen Mann upt Ihlstück" genannt. Davon heißt der Forst noch heute der Ihl. Mitten in diesem Forste liegt nun aber ein großer, ganz schwarz und trübe aussehender unergründlich tiefer Teich, dessen

Ränder von hohem Schilf eingefaßt sind und der von himmelhohen schwarzen Tannen umschattet wird. Von diesem wird aber folgende Geschichte erzählt. Es lebte vor alter Zeit in dem nahegelegenen Kloster ein junger Mönch aus adligem Blute, dieser hatte eine junge Prinzessin von Ostfriesland, die damals mit ihren Eltern in dem nahegelegenen fürstlichen Jagdschlosse wohnte, mehrmals im Klostergarten und in der sogenannten Foßkuhle getroffen. Aus dem bloßen Begegnen und Grüßen waren aber schließlich Unterredungen geworden und endlich hatten sich die beiden einander so lieb gewonnen, daß sie sich absichtlich trafen und längere Zusammenkünfte mit einander hielten. Indeß fiel dies bald auf und der Abt ließ deshalb dem jungen Mönche Buße auflegen und ihn in seine Zelle einsperren. Trotzdem aber wußte das junge Mädchen ihrem Geliebten Botschaft zukommen zu lassen, wie sie ihn des Abends am Schloßteich erwarte, derselbe fand auch Mittel durch ein Pförtchen, welches in den Busch führte, herauszukommen und eilte, obwohl es stockfinstere Nacht und ein furchtbarer Sturm war, zu dem sehnsüchtig harrenden Liebchen. Doch sie sollten nicht lange ihr Glück genießen, denn der teuflische Abt, welcher nachgeschlichen kam und selbst gern mit der schönen Prinzessin ein Liebesverhältniß angeknüpft hätte, fand plötzlich hinter ihnen und schreckte sie mit Hohngelächter aus einander und mit seinen nervigen Händen faßte er den sprachlos dastehenden Mönch und warf ihn weit hinab in den Teich, der wild davon aufschäumte. Am andern Morgen aber fand ein Jägerbursche am Teich den todten Körper der Prinzessin, der Abt aber war für immer verschwunden. Wenn es nun stürmisches Wetter ist, so geht kein Umwohner Iblom's durch den Forst, denn laut höhnisch ruft eine Stimme gellend durch die Tannen: „Hab' ich Euch endlich? So will ich Dich denn welcher hatten als in den Schooß der Jungfrau!" Und gespenstisch erhebt sich eine weiße Frau am Ufer händeringend und jammernd, bis endlich nur noch ein leises Wimmern ertönt.

An der Südwestseite des Forstes ist ein großer, jetzt bereits verwachsener Sumpf. In diesem zeigt sich in stürmischen Nächten ein großes Irrlicht, dies ist aber kein gewöhnliches Irrlicht, sondern ein Straf-Irrlicht Gottes. An dem Orte aber, wo das Licht erscheint, ist früher ein Teich und noch früher ein Hügel gewesen. Auf diesem Hügel stand eine Kapelle, bevor ein Kloster im Forste war, und zu dieser mußten alle Christen der Umgegend, natürlich also auch die jungen Mädchen ziehen um zu beten, denn es war kein anderes Gotteshaus in der Nähe. Der Kaplan aber war ein feister Pfaffe, dem die frischen Jungfrauen weit mehr in die Augen stachen als Meßgewand und Scapulier und er that Uebles an ihnen. Da geschah es, daß sein Sündenmaaß voll ward und daß sich der Boden öffnete und ihn mit sammt Hügel und Kapelle in einer schrecklichen Nacht verschlang. Seit jener Nacht schwebt er aber als Irrlicht über der Stelle.

1221. Der Stein zu Burhafe.

(S. Sundermann a. a. O. S. 32.)

Am Kirchhofsthore zu Burhafe im Harlland liegt ein großer Stein, welcher durch eines Menschen Hand dorthin getragen worden ist. Das ist so gekommen: Es hat in alten Zeiten zu Burhafe ein Priester gelebt, der sehr fromm und gottesfürchtig war, aber eben deshalb hatte der Teufel seine Lust daran, ihn zu quälen und zu plagen. Eines Tages trat derselbe in der Gestalt

des heil. Antonius vor ihn hin, als er gerade in seinem Bücherzimmer studirte, fing an sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen und kam so auf die fleischlichen Lüste, bediente sich aber plötzlich lüsterner Bilder und verwandelte sich zuletzt gar in eine schöne Jungfrau, die ihre Arme begehrlich nach dem Priester ausstreckte. Da, in höchster Noth, schaute der Priester aufwärts und erblickte das Bild des Gekreuzigten und hob die Hände flehend zu demselben auf. Sogleich verwandelte sich die Jungfrau unter gräßlichem Geschrei in einen Höllendrachen, der zum offenen Fenster hinausfuhr, Schwefel- und Pestgestank hinterlassend. Ein anderes Mal saß der Priester in seinem Garten und erquickte sich an saftigem Obste. Da erschien der Teufel in Gestalt eines Reisenden, der sich für einen Gärtner ausgab, und bot ihm schöne Weintrauben an. Der Pfarrer kaufte auch welche, allein kaum hatte er davon gekostet, so kam eine Art Wahnsinn über ihn, so daß er seine Kleider auszog und nackend herumspazierte. Das dritte Mal, als der Priester gerade einmal zur Mette in die Kirche gehen wollte, saß Satan über der Kirche in der Luft und machte einen solchen Lärm, daß das ganze Dorf zusammenlief; er machte aber vor den Augen der Leute ein höllisches Blendwerk, also daß sie ihren Priester am Arme eines liderlichen Weibsbildes daherkommen zu sehen glaubten. Darob wurden sie höchlichst erzürnt und stellten den Priester ungebührlich zur Rede. Da betheurte dieser, es sei Alles Blendwerk des Satans gewesen und schwur, so wahr er jenen großen Stein, der dort hinten auf dem Felde liege, allein und ohne Hilfe an die Kirchenthür tragen wolle, so wahr sei er unschuldig an dem, wessen man ihn bezüchtige. Er ergriff auch den Stein und trug ihn ohne sonderliche Mühe an den angegebenen Ort, wo er noch am heutigen Tage liegt, der Teufel aber hat fortan den frommen Mann in Ruhe gelassen.

1222. Claus Störtebeker und Gödeke Michels.

(S. Benecke, Hamburgische Geschichten u. Sagen. Hamburg 1854 S. 110 ꝛc. Deecke, Lübische Sagen S. 161.)

Claus Störtebeker ist, bevor er ein Seeräuber geworden, ein Edelmann gewesen und war zu Halsmühlen bei Verden geboren; sein Schloß stand bei Verden in der Nähe der Halsmühle und seines Schwagers Hofstelle in Dauelsen wird noch gezeigt. Es behaupten freilich auch an der Ostsee viele Städte und Orte, daß er dort geboren sei, z. B. Wismar, nach Andern wäre er aus der Gegend von Barth in Pommern gewesen. Gödeke Michels soll erst ein Knecht des Gutes Ruschwitz auf Jasmund gewesen sein. In Mecklenburg wird ein alter Burgwall des Gutes Schulenburg bei Sülz an der Recknitz als eine Burg von Störtebeker und Michels gezeigt. Ebenso sollen sie zu Neustadt in Holstein eine Schanze gehabt haben und noch 1771 existirte hier der Familienname Störtebeker. In seinen jüngern Jahren hat er lustig gelebt, hat Fehden ausgefochten, turniert und gerauft, dabei geschmauft und gezecht, und darnach in Hamburg mit andern wilden Gesellen so lange bankettirt und gewürfelt, bis er Hab und Gut verpraßt hatte. Wie ihm nun zuletzt die Hamburger Schulden halber sogar sein ritterlich Gewand und Rüstzeug genommen und ihn der Stadt verwiesen haben, da ist er unter die Vitalienbrüder gegangen und ein Seeräuber geworden, wie vor ihm noch keiner gewesen ist. Derzeit war aber das Haupt derselben Gödeke Michels, ein tapferer gewaltiger Mann und guter Leute Kind, über dessen

Heimath sich Holstein, Mecklenburg, Pommern und Rügen streiten; Andere aber nennen eine verfallene Burg bei Walle im Verdenschen als seinen Geburtsort. Der hat den neuen Genossen mit Freuden angenommen, und nach abgelegten Proben seiner Kraft (denn er hat eine eiserne Kette wie Bindfaden zerreißen können), wie auch seiner Unerschrockenheit und Tapferkeit, hat er ihm gleich ein Schiff untergeben und hernach den Oberbefehl über die ganze Verbrüderung mit ihm getheilt. Weil nun der neue Genosse, der seinen adeligen Namen abgelegt, so ganz unmenschlich trinken konnte, daß er die vollen Becher immer in einem Zuge ohne abzusetzen hinunterstürzen konnte und dies Becherstürzen täglich unzählige Male wiederholte, so nannte man ihn Becherstürzer (plattdeutsch Störtebeker). Als die Raubgesellen einstmals die Nordsee recht rein geplündert hatten, fuhren sie nach Spanien, um dort zu rauben. Störtebeker und Gödeke Michels machten wie immer gleiche Theile der Beute, nur die Reliquien des heil. Vincentius, die sie aus einer Kirche genommen, behielten sie für sich und trugen sie seitdem unter ihrem Wamms auf der bloßen Brust. Und daher ist's gekommen, daß sie hieb- und schußfest gewesen sind; kein Schwert und Dolch, keine Armbrust, Büchse oder Karthaune hat sie je verwunden, geschweige denn tödten können, so ging die Sage.

Nach ihrer Vertreibung aus der Ostsee haben sie von ihren Schlupfwinkeln auf Rügen und andern Orten lassen müssen. Darauf haben sie aber in Ostfriesland gute Freunde gewonnen und dort ihren Raub bergen und verkaufen können. Sonderlich bei Marienhaven haben sie viel verkehrt und dort an der Kirche den alten Thurm zu bauen begonnen, und daselbst giebts noch viele Erinnerungen an Störtebeker, so einen Kanal mit dem Namen Störtebekertief und Ringe an der Kirchhofsmauer, an denen er seine Schiffe befestigte. Der Häuptling Keno then Broke wurde sein Schwiegervater, denn die schöne Tochter desselben verliebte sich in den kühnen, mächtigen Mann und folgte ihm auf sein Schiff und in sein schwankend Reich.

Wenn Störtebeker Gefangene machte, die ein Lösegeld versprachen, so ließ er sie leben. Waren sie aber arme Teufel und alt und schwächlich dazu, so wurden sie gleich ohne Weiteres über Bord geworfen. Erschienen sie ihm jedoch tüchtig und brauchbar, so machte er erst eine Probe mit ihnen. Wenn sie nämlich seinen ungeheuern Mundbecher voll Wein in einem Zuge leeren konnten, dann waren sie seine Leute, dann nahm er sie als Gesellen an. Die es aber nicht konnten, die wurden auch abgethan. Man sagt aber, nur ein einziger Mensch, ein Junker Sissinga aus Gröningen habe diese Probe bestanden. *) Störtebeker und Gödeke Michels haben auch zuweilen Reue über ihr Leben gefühlt, und deshalb soll jeder von ihnen dem Dom zu Verden sieben Fenster zur Abbüßung ihrer sieben Todsünden geschenkt haben; das Störtebekersche Wahrzeichen, zwei umgestürzte Becher, ist in einem dieser Fenster angebracht. Auch Brodspenden an dortige Arme haben sie gestiftet, und hierin finden Viele eine Bestätigung der Angabe, daß Beide Verdensche Landeskinder gewesen seien.

Im Jahre 1400 nun ließen die Hansen eine Flotte nach Ostfriesland gehen, um dem Unwesen zu steuern. Die Hamburger Schiffe befehligten die

*) Deshalb trug auch der Becher die plattdeutsche Inschrift: „Ick Jonker Sissinga van Groninga Dronk dees Hensa in een Flensa Door meen Kraga in meen Maga."

Rathsherren Albert Schreye und Johann Nanne. Sie besiegten die dort liegenden Vitalienbrüder, erschlugen viele Raubgesellen und übten Standrecht an den Gefangenen. Dann eroberten sie Stadt und Burg Emden und legten hansische Besatzung hinein. Auch Keno then Broke mußte seine Burg zu Aurich abtreten, weil er's gegen frühere Zusage doch wieder mit Störtebeker gehalten hatte, und mußte dann nach Lübeck gehen, um sich beim Hansatage zu entschuldigen. Als nun aber die beiden Hamburgischen Rathsherren so eben den neuen Friedensvertrag mit Keno abgeschlossen und die Halle verlassen hatten, ist Störtebeker aus seinem Versteck hereingetreten und hat sich mit dem alten Keno über die Hamburger Herren lustig gemacht, die sich wieder von ihnen anführen ließen. Indem ist aber Herr Nanne, der seine Handschuhe vergessen hatte, unversehens in die Halle zurückgekehrt und hat die neue Verrätherei bemerkt und deshalb ist auch alsbald der Krieg wieder ausgebrochen.

In der That hat auch noch in demselben Jahre die hansische Flotte einen neuen Sieg über die Vitalienbrüder erfochten, wobei ihrer 80 geblieben, 30 aber gefangen und in Hamburg am Grasbrook enthauptet worden sind. Der Nachrichter hat 8 Schillinge für jeden Kopf erhalten, sein Knecht aber 20 Schillinge für das Einscharren der Leiber. Die Köpfe wurden auf Pfähle gesteckt. Eben so gewiß ist es, daß 1401 wiederum die Hamburgischen Schiffe unter den Rathsherren Nicolas Schocke und Hinrich Jennefeld den Seeräubern in der Weser eine Niederlage beigebracht und 73 Gefangene gemacht haben, welche (so viele ihrer nicht unterwegs an ihren Wunden gestorben sind) ebenfalls am Grasbrook enthauptet worden sind. Aber so lange Störtebeker und Gödeke Michels am Leben waren, durfte man im Kampfe nicht nachlassen. Darum wurde 1402 aufs Neue eine Hamburgische Flotte ausgerüstet unter dem Oberbefehl der eben genannten Rathsherren. Das Hauptschiff hieß die bunte Kuh, oder wie's in einem alten Volksliede hieß, die durch das Meer brausende bunte Kuh aus Flandern mit den starken Hörnern. Dies Schiff befehligte der Eigenthümer desselben, ein junger Kriegsheld, der sich unsterblichen Ruhm bei den Hamburgern erworben hat, Simon von Utrecht.

Der ihnen von Keno then Broke eingeräumte Flecken Marienhaven war für sie aber ein ausgezeichneter Zufluchtsort. Sie hatten daselbst, wie wir oben gesehen haben, den Thurm befestigt und die Kirche zum Anlegen ihrer Schiffe eingerichtet. Damit ihnen ersterer als Baake dienen konnte, hatten sie ihn bedeutend erhöht. Aus gleicher Absicht hatten sie auch die Kirche an der einen Seite mit Kupfer, an der andern Seite mit Schiefer gedeckt. Fuhren sie nun von Marienhaven das Störtebekertief hinunter dem Meere zu, so konnten sie nimmer die Kirche sehen, denn der Thurm davon deckte sie. Waren sie aber erst auf der Watt und lenkten nach Norden, so sahen sie die mit Kupfer gedeckte Seite der Kirche und nannten dann die Stelle, wo sie sich befanden, Kooperſand, steuerten sie aber ein wenig südlich, so bekamen sie die mit Schiefer gedeckte Seite der Kirche in Sicht und daran erkannten sie, daß sie auf dem Logsand waren. Das war aber alles sehr klug ausgedacht; denn wenn sie nun bei der Rückkehr vom Meere mit Beute beladen einlaufen wollten und dann nur auf die einmal gemerkten Zeichen achteten, so konnten sie die rechte Einfahrt niemals verfehlen.

In Bezug auf diejenige letzte Unternehmung, welche Störtebeker in die Hände seiner Feinde lieferte, erzählt man aber Folgendes. Störtebeker war

nach Spanien gesegelt, allein da seine Beute hier nicht besonders groß gewesen war, so zog er es vor nach der Elbmündung zurück zu fahren und lauerte mit den übrigen Vitalienbrüdern bei Helgoland auf die Hamburger Englandsfahrer. Diese hatten aber hiervon Nachricht bekommen und stachen in Begleitung von Kriegsschiffen in die See. Dies hatte indeß Störtebeker nicht erwartet, sondern ist ruhig bei der Insel Neuwerk vor Anker gegangen. Hier hat sich nun ein von den Hamburgern abgeschicktes Feuerschiff hinter das Admiralschiff, welches die Benennung der rothe Teufel führte, geschlichen und demselben die Röhre, in welcher sich das Steuerruder dreht, durch geschmolzenes Blei festgelöthet, worauf die Hamburger mit ihrer Flotte herangesegelt sind. Wie nun der Störtebeker es an der Zeit hielt, ihnen aus dem Wege zu gehen, konnte er sein Schiff nicht herum drehen. Er merkte zwar bald, wo es steckte und ließ eilig einen Topf voll siedendes Oel, um damit das Blei wieder zu schmelzen, bringen. Doch die Hamburger sind auch nicht müssig gewesen während der Zeit, sie begannen am andern Morgen den Kampf, der drei Tage gedauert haben soll; jedenfalls erst nach langer verzweifelter Gegenwehr Störtebekers und seiner Genossen, die ihr Leben theuer verkauften, da sie das ihnen bevorstehende Loos wohl kannten, neigte sich der vollständige Sieg auf die Seite der Hamburger.

Die bunte Kuh unter Simon von Utrecht verrichtete Wunder der Tapferkeit, sie rannte gegen das erste Piratenschiff so kräftig an, daß dessen Vorderkastell zerborst. Das Nähere von Simons und der übrigen Hamburger Thaten ist uns nicht aufgezeichnet, nur der glorreiche Erfolg des Seetreffens. Ein Theil der Feinde entfloh bei Zeiten; viele der Piraten waren erschlagen oder ins Meer geworfen worden, ihre Schiffe mit ihren reichen Ladungen an Tuch, Wachs, Baumwolle ꝛc. erbeutet, und als höchster Siegespreis dürfte die Gefangennehmung des unverwundbaren Störtebeker gelten, der mit einem Unterbefehlshaber Wichmann und 70 Gemeinen in die Hände der Hamburger fiel.

In Hamburg machte man kraft des vom Kaiser verliehenen Blutbannes über Seeräuber kurzen Prozeß mit den Gefangenen. Störtebeker saß in einem Keller des Rathhauses, der, so lange derselbe gestanden hat, Störtebekers Loch genannt worden ist. Die Sage erzählt, als man ihm sein Todesurtheil verkündet, habe er nicht gern daran gemocht, sondern er habe für sein Leben und seine Freiheit dem Rath eine goldene Kette, so lang, daß man den ganzen Dom, ja die Stadt damit umschließen könne, angeboten; die wolle er aus seinen vergrabenen Schätzen herbeischaffen. Der Rath aber hat dieses Anerbieten mit Entrüstung zurückgewiesen.

Schon am folgenden Tage fand die Hinrichtung auf dem Grasbrook statt. Das Volkslied über Störtebeker sagt, daß diese 72 wilden Gesellen, die ihrer Bitte gemäß im besten Gewande so stattlich und mannhaft hinter Trommlern und Pfeifern in den Tod geschritten seien, von den Weibern und Jungfrauen Hamburgs sehr beklagt worden wären. Der Scharfrichter Rosenfeld enthauptete sie und steckte ihre Köpfe auf Pfähle hart am Elbstrande. Nach einer andern Volkssage hätte Störtebeker, der es schwer bedauert, daß alle seine Kameraden seinetwegen ihr Haupt auf den Block legen sollten, gebeten: „Wenn Ihr mir den Kopf abgeschlagen habt, so laßt mich gehen. Diejenigen meiner Kameraden, an denen ich ohne Kopf vorüber komme, mögen am Leben bleiben!“

Diese letzte Bitte soll ihm denn auch gewährt worden sein. Als ihm der Kopf abgehauen war, fängt er auch wirklich an zu gehen und kömmt noch an eilf seiner Gesellen vorüber. Da strauchelt er und fällt todt nieder, jenen eilfen aber soll Wort gehalten worden sein.

Der Sage nach durchsuchten die Hamburger Störtebekers Schiff besonders eifrig nach seinen ungeheuern Schätzen. Außer einigen Pokalen und anderm Geräthe fanden sie aber anfangs nichts, bis endlich ein Zimmermann, der mit der Axt zufällig gegen den Hauptmast schlug, eine Höhlung darin entdeckte, welche voll geschmolzenen Goldes war. Von diesem Schatze wurden die beraubten Hamburger Bürger entschädigt und die Kosten des Kriegszuges bezahlt, von dem Ueberrest aber, so heißt es, ließ der Rath eine schöne goldene Krone für den St. Nicolaithurm anfertigen. Als nun 1560 dieser Thurm abgebrochen wurde, da soll die Krone auf den St. Katharinenthurm gekommen sein, der allerdings um 1602 schon eine Krone getragen hat, aber keinenfalls die jetzige, welche erst 1656 vom Oberalten Hermann Rentzel geschenkt worden ist.

Aber noch war Gödeke Michels mit dem Reste der Vitalienbrüder zu vertilgen. Gleich nach Störtebekers Hinrichtung liefen die Hamburger wieder in die Nordsee, um ihr Werk zu vollenden. Wiederum war es Simon von Utrecht auf seiner bunten Kuh, welchem nach den alten Berichten der Preis auch dieses Seezuges gebührt, der mit völliger Niederlage der Piraten endigte. Unter den 80 nach Hamburg gebrachten Gefangenen war Gödeke Michels mit seinem Unterhauptmann Wigbold, einem frühern Magister der Weltweisheit, der seinen Stand auf dem Katheder zu Rostock mit dem Schiffskastell vertauscht hatte. Auch diese 80 Seeräuber wurden ebenso wie ihre frühern Spießgesellen auf dem Grasbrook enthauptet. Als nun aber der ehrsame Rath der Stadt Hamburg, welcher der Hinrichtung beigewohnt hatte, die schwere Arbeit des Scharfrichters Rosenfeld wahrgenommen hatte, der bis an die Knöchel im Blute stand, fragte er ihn nach Vollendung seiner Aufgabe voll Theilnahme, „ob er sehr ermüdet sei?“ Darauf soll Rosenfeld gar grimmig gehohnlacht und trotzig erwiedert haben, „es sei ihm noch nie wohler gewesen und habe er noch Kraft genug um den ganzen Rath ebenfalls zu köpfen!“ welcher höchst frechen Antwort wegen ein hochedler Rath sich sehr entsetzte und den unverschämten Kerl sofort abthun ließ.

Von Störtebeker aber giebt es noch vielerlei Reminiscenzen. Sein Hemd und seine Pantoffeln sind zu Emden bis auf den heutigen Tag aufbewahrt worden und werden dort gezeigt. Zu Marienhaven aber spukt es noch jetzt zur Nachtzeit seit jener Zeit. Wenn nämlich die Thurmuhr die Mitternachtsstunde verkündet, hört man in den untern Räumen des dasigen Kirchthurms ein gewaltiges Poltern und lautes Stöhnen; zuweilen sieht man dort auch eine männliche Gestalt wandeln, welche ihren blutigen Kopf unter dem Arme trägt. Das ist ein Räuber aus der Schaar Störtebekers, der hingerissen von der Schönheit einer Edeljungfrau aus der Umgegend daselbst um dieselbe freite, da sie aber seinen Antrag ablehnte, weil sie bereits einem jungen Ritter verlobt war, mit seinen Helfershelfern sie raubte, entführte und in den Thurm zu Marienhaven brachte. Aber die Unglückliche zog den Tod der Schande vor und stürzte sich aus dem Fenster des Gemaches in die sie verschlingende Fluth. Der Räuber ward später ent-

hauptet, allein das Grab konnte ihn nicht behalten, sondern er muß wandeln bis zum jüngsten Tage.

In Hamburg giebt es ebenfalls noch verschiedene von Störtebeker aufbewahrte Merkwürdigkeiten. So soll da eine kleine Flöte oder Pfeife, mit der er auf dem Schiffe im Sturm oder Kampf seine Signale gab, nebst der dazu gehörigen silbernen Halskette in der Kämmerei gewesen sein. Eine 19 Fuß lange eiserne Kanone, eine sogenannte Feldschlange, sowie Störtebekers Harnisch hat man daselbst in dem vormaligen Zeughause aufbewahrt. Das Richtschwert Meister Rosenfelds kann noch jetzt im Arsenal des Bürgermilitärs gesehen werden. Eine kleine Holzfigur, einen Neger vorstellend, zeigte man als „Störtebekers Pagen" in der Schiffer-Gesellschaft, sie ist aber beim Brande von 1842 abhanden gekommen. Als größte Merkwürdigkeit Hamburgs aber und als zweites Wahrzeichen der Stadt (das erste und älteste war der Esel mit dem Dudelsack im Dom) galt sonst der sogenannte Störtebeker, ein silberner Becher, aus dem er getrunken haben soll. Auf diesem Becher, der etwa $1^1/_4$ Elle hoch ist und vier Bouteillen faßt, ist eine Seeschlacht dargestellt, die mit dem andern Bildwerk darauf Störtebekers Leben andeuten soll. Er ist aber, wie schon die darauf eingegrabenen schlechten hochdeutschen Verse lehren, später angefertigt und sicher nicht von ihm gebraucht gewesen. Er befand sich früher in der Schiffer-Gesellschaft, und wer sonst nach Hamburg kam, pflegte dorthin zu gehen, einen Trunk daraus zu thun und seinen Namen in ein dabei liegendes Buch einzutragen. Jetzt befindet er sich im Schiffer-Armenhause.

Daß Störtebekers Besiegung für ein höchst denkwürdiges Ereigniß angesehen ward, beweist der Umstand, daß man darauf eine Medaille mit seinem Bildnisse und passender Inschrift schlug. Als sein Portrait hat man Jahrhunderte lang einen oft vervielfältigten alten Kupferstich, welcher einen grimmig ausschauenden Mann darstellt, angesehen, allein neuere Forschungen haben bewiesen, daß derselbe gänzlich unächt ist. Das alte „Störtebeker-Lied" ist dagegen noch vor 150 Jahren vielfach im Volke gesungen worden, sein Name aber heute noch an der Küste von Ostfriesland populär.

1223. Das Hexenkreuz vor dem Elkerfelde.

(Z. Kofler a. a. O. S. 212.)

Nordwestlich von Lehe, eine Viertelstunde von dem Flecken, liegt ein einige hundert Morgen großes Feld, das sich aus den umgebenden Niederungen sanft erhebt und Elkerfeld heißt. Dasselbe ist mit Tausenden von kleinen bemoosten Hügeln an seinem südlichen Abhange bedeckt. Dies Feld wird aber nicht bebaut, sondern dient als Gemeindehüteplatz. Hier in der Tiefe war ehedem der Lieblingsaufenthalt der Hexen in jener Gegend. Deshalb heißt auch heute noch das Kreuz, das beim Eingange steht und von Jedermann, der hinauf oder hinuntergeht, auf einem eisernen Stecken umgedreht werden muß, das Hexenkreuz. Einst kommt ein Mann aus Lehe spät in der Nacht über dieses Feld, als er bei dem Kreuze angelangt ist, fällt er aber plötzlich in die Tiefe hinab. Sein Fall ist indeß nicht unsanft, eben so wenig erschrickt er, als er in der Tiefe angekommen ist, denn er befindet sich in einem herrlichen Palaste, wo die Tische mit allerhand köstlichen Speisen bedeckt sind. Nun merkt er, daß er in einem Hexenpalast ist. Die Hexen

nöthigen ihn von den Speisen zu genießen, als er sie aber gekostet, findet er sie gar nicht nach seinem Geschmacke, denn es fehlt das Salz daran, welches bekanntlich den Heren zuwider und unausstehlich ist. Da sagt der Mann unbesonnener Weise: „Alles ist so schön, die Speisen sind so köstlich, aber Eins fehlt daran, nämlich das Salz!" In einem Augenblicke wird er wieder aufgehoben und auf die Oberfläche der Erde geschleudert. Als er sich nun besinnt, wo er sein mag und mit den Händen herumfährt, gewahrt er, daß er in einem tiefen Sumpfe steckt, aus dem er sich mit großer Angst und Anstrengung herausarbeitet.

1224. Das Grab des h. Dionysius.

(S. Köster a. a. O. S. 213.)

Südöstlich von Lehe nahe an der Chaussee, welche von Lehe über die Geestebrücke nach Geestendorf bei Bremen führt, liegt der Klushof, der früher als Armenkirchhof benutzt wurde, seit Anlegung des neuen Kirchhofs aber im Jahre 1827 nur noch als Grasplatz jährlich zum Besten der Armen vermiethet wird. Hier stand in alten Zeiten das erste christliche Gebäude in dieser Gegend, die Kapelle zum heiligen Kreuz. Wahrscheinlich haben hierher fromme Priester um das Jahr 776 das Christenthum gebracht, allein ihren Bekehrungseifer gemeiniglich mit ihrem Leben bezahlt. Dieses Loos traf auch den Heidenapostel, der hier in dieser Kapelle auf dem Klushof lehrte. Es war der h. Dionysius aus Frankreich. Derselbe sollte eben von den wilden Sachsen ermordet werden, da sprach er, um der Lehre und dem Herrn, in dessen Namen er das Wort der Wahrheit verkündigt hatte, auch im Tode noch zu nützen, also zu seinen Mördern: „Ihr glaubt zwar nicht an das Wort, welches ich Euch verkündigt habe, aber dasselbe ist gewißlich wahr, und zum Beweise sollt Ihr mir, wenn Ihr mich enthauptet habt, meinen abgeschlagenen Kopf unter den Arm geben und ich will mit ihm noch eine Strecke Weges fortlaufen, da aber, wo ich niederfallen werde, sollt Ihr mich begraben!" Dieses Wunder reizte seine rohen Mörder gar zu sehr, als daß sie ihm das Leben gelassen hätten. Sie gingen die Bedingungen ein, schlugen ihm den Kopf [illegible] gaben ihm denselben unter seinen linken Arm und der Enthauptete lief mit ihm von dem Klushof gegen den Büttel bis zu der Stelle, wo man heute noch jedem Fremden sein Grab zeigt, der es sehen will. Freilich ist von einem eigentlichen Grabe nichts zu sehen, früher hat aber da ein aufgeworfener Hügel gelegen mit einem darauf stehenden Kreuze, jetzt ist es jedoch ein Rasenplatz, ein Paar Ruthen groß, am östlichen Ende eines Stückes Ackerlandes, dessen Besitzer aber sich wohl zu hüten hat, dieser Stelle mit dem Pfluge zu nahe zu kommen. Pilger aus Italien und Frankreich sind früher hierher gekommen und haben diese Grabstätte besucht, von da Erde mitgenommen und sich beides von dem damaligen Beamten schriftlich beglaubigen lassen. Das hiesige Kirchensiegel stellt übrigens auch den h. Dionysius dar, wie er seinen Kopf unter dem Arme trägt.

1225. Der Ballsee.

(S. Hintze in d. Zeitsch. d. Histor. Vereins für Niedersachsen 1851 H. I. u. b. Köster a. a. O. S. 283.)

Der Ballsee im südlichen Theile des Amtes Neuhaus an der Oste, am Rande der Wingst, einer hohen waldigen Heidegegend gelegen und seine

Fluthen zu Norden durch die Aue in die Oste entsendend, hat einen Flächeninhalt von 1000 Calenberger Morgen und ist deshalb der bedeutendste See im Bremischen. Die Umwohner erzählen sich von ihm verschiedene Sagen.

In alter Zeit stand an der jetzigen Stelle des Sees ein reiches Dorf, mit Namen Balk, dessen Bewohner ein dermaßen üppiges Leben führten, daß sie ihre Hausräume statt mit Sand mit reinem Weizenmehl bestreuten. Einst kam ein frommer Mönch zu ihnen, der ihnen ins Gewissen redete und sie aufforderte, Buße zu thun und von ihrem Uebermuthe abzustehen. Allein die schändlichen Prasser verlachten seine gut gemeinten Ermahnungen und jagten den Mönch unter Hohngelächter und Fluchen aus dem Dorfe nach der nahen Wingsthöhe. Kaum war derselbe aber dort angelangt und schaute auf seine Verfolger zurück, da sah er, wie Wasserfluthen aus der Erde quollen und Häuser und Menschen überwogten und für immer bedeckten.

Nach einer andern Sage hätte an der Stelle des jetzigen Sees früher eine reiche Stadt, Balk genannt, gestanden, deren Einwohner aber so verwildert waren, daß selbst die in dem dort befindlichen Kloster wohnenden Mönche ihre Pflichten vergaßen und weder mehr beteten noch läuteten. Einst kam ein Pilger aus fernem Lande hierher und bat ermüdet vom Marsch um ein Unterkommen. An welchem Hause er aber auch anpochte, überall ward er hart und böse abgewiesen, bis endlich eine arme Frau ihm gastlich ihre ärmliche Wohnung öffnete und mit Speise und Trank labte. Als der Pilger am andern Morgen Abschied nahm, fragte er die Frau, was sie für seine Aufnahme verlange, und als dieselbe antwortete: „Nichts", da meinte er, sie solle sich wenigstens eine Gunst von ihm ausbitten, und sie bat: „Es möge die erste Arbeit, welche sie heute verrichte, kein Ende nehmen!" Nachdem nun der Pilger ihr die Erfüllung ihrer Bitte versprochen und sich entfernt hatte, nahm die Frau ihr Leinenzeug aus der Truhe und fing an solches zu recken, also daß dasselbe unter ihren reckenden Händen zu einem großen Haufen anwuchs, der sich haushoch vor ihr aufthürmte. Dies hörten aber ihre Nachbarn und beneideten sie schwer. Einige Zeit nachher, ums Osterfest, kam nun eben derselbe Pilger wieder nach Balk, ward aber sogleich von einer neidischen Nachbarin jener armen Frau erspäht und fast mit Gewalt gezwungen bei ihr Herberge zu nehmen. Sie setzte ihm das Beste vor, was sie auftreiben konnte, und als er am folgenden Morgen aufbrechen wollte, verlangte sie in ziemlich anmaßendem Tone von ihm dieselbe Gunst, welche er ihrer Nachbarin gewährt hatte. Anfangs wollte der Pilger sich nicht dazu verstehen, als sie aber immer mehr in ihn drang, gab er nach, ermahnte sie aber, sie solle sich wohl vorsehen, was sie thue, damit ihr die erbetene Gunst nicht Schaden zufüge. Die über diese Worte erboste Wirthin ergriff eilig im Zorne einen mit Wasser angefüllten an der Thüre stehenden Eimer und goß ihn dem forteilenden Pilger nach; allein von Stund an nahm diese ihre erste Arbeit des Wassergießens kein Ende, der Eimer blieb in ihren Händen, das Wasser ergoß sich und entquoll demselben so lange, bis Kloster und Stadt den Untergang in den Wellen gefunden hatten. Weil das aber zur Osterzeit geschehen ist, so pflegt der See namentlich beim Eintritt des Frühlings stets gewaltig zu rauschen und ebenso hört man aus seiner Tiefe herauf in der Osternacht die Glocken des mit versunkenen Klosters herauf läuten.

Nach einer noch andern Erzählung waren die Einwohner jenes Dorfes Balk so übermüthig und gottlos geworden, daß sie nicht blos das Gotteshaus überhaupt nicht mehr besuchten, sondern auch noch die Geistlichen verspotteten und verhöhnten. Einst schickte einer der Dorfbewohner nach dem Priester mit der Bitte, er solle einem im Sterben liegenden Kranken Beichte hören, und als dieser sogleich mit dem Sacrament kam, um demselben die letzte Wegzehrung zu geben, und an das Krankenbett geführt wurde, da lag statt eines Kranken ein als Mensch angezogenes Schwein vor ihm da. Wie nun aber Alles über diesen angeblichen guten Spaß jubelte, da stieß der Priester einen schweren Fluch über das gottlose Dorf und seine Bewohner aus, der auch leider sehr schnell in Erfüllung ging. Bereits am folgenden Morgen früh wurden die Bewohner durch ungewöhnliches Rauschen aus dem Schlafe geweckt, denn aus allen ihren Aschen- und Feuerkuhlen krochen ihnen Aale entgegen, bald darauf entquoll allen Orten um sie herum Morast und Wasser, bis nach kurzer Zeit ein See das ganze Dorf verschlang.

Im Grunde des Sees ruht ein riesenhafter weißer Stier, in der ganzen Umgegend der Seebulle genannt. Den größten Theil des Jahres, so lange das Wasser offen ist, verhält er sich still und man merkt nur an den aufsteigenden Blasen und Wasserperlen, wo er liegt und Athem holt, und am aufquillenden Grundwasser, wenn er sich rührt. Sobald aber im Winter sich der See mit Eis überzieht, dann wird er unruhig, weil ihm die Luft entzogen ist, er steigt nach oben, sprengt durch sein heftiges, weithin vernehmliches, donnerähnliches Gebrüll die Eisdecke, so daß sich lange Borsten darin bilden. Je stärker der Frost ist, desto heftiger wird dann sein Brüllen und Toben unter dem Eise, worin er nächtlicher Weise auch mit den Hörnern Löcher stößt oder es mit seinem Athem auftaut, so daß der Eisverkehr auf dem See dann sehr gefährlich wird. *)

1226. Der Karlstein bei Rosengarten.

(S. Petersen in d. Zahrb. f. d. Landeskunde d. Herzogth. Schleswig-Holstein und Lauenburg. Kiel 1866 Bd. VIII. S. 175 ꝛc.)

Zwischen den kleinen Bächen, die sich bei Harburg in die Elbe ergießen, und der Este bei Buxtehude erstreckt sich eine Hügelkette von meist wasserlosen Thälern durchschnitten. Sie ist noch jetzt größtentheils mit Wald bedeckt und führt in verschiedenen Theilen verschiedene Namen. Harburg zunächst liegen die schwarzen Berge, dann folgen die Ebenen, der Haake im Kolken und der Stuvenwald. Ungefähr wo die beiden letzten sich begrenzen, eine gute Meile westlich von Harburg im Amte Moisburg, liegt das Försterhaus Rosengarten, fast in der Mitte zwischen den Kirchdörfern Elstorf und Rennderf und davon fast eine halbe Meile weiter westlich am Rande des Stuvenwaldes auf einem hervorragenden Hügel, der eine weite Aussicht ins Land gewährt, auf die Elbe und in einzelnen Durchblicken auf das rechte Elbufer und weit in Holstein hinein, der sogenannte Karlstein. Derselbe ragt jetzt 7 Zoll aus der Erde empor, ist fast 7 Zoll breit, 3—5 Zoll dick, unten 8, wo er am dicksten ist, 21 Zoll im Umfange. Die Seite, mit der er den Boden berührt, ist platt, oben wo er in eine Kante ausgeht, findet sich ein

*) Ueber einen ähnlichen Stier s. oben Nr. 662 S. 615.

Einſchnitt, der aber etwas gekrümmt, den Schichten des Steins folgt und durch Verwitterung entſtanden zu ſein ſcheint. An der obern Fläche des Steins, die, von den Einſchnitten abgeſehn, ziemlich eben iſt, finden ſich vier hufeiſenförmige flache Vertiefungen, die allerdings unverkennbar von Menſchenhänden eingehauen ſind. Sie ſind mit der geſchloſſenen Seite gegen einander gekehrt. In einigen Vertiefungen am untern Theile des Steines will man Händeſpuren erkennen. Ueber dieſen Stein giebt es folgende Sage.

Nachdem Karl der Große in der Gegend von Buxtehude von den Sachſen geſchlagen worden war, ließ er ſein Heer zwiſchen dem ſogenannten Rathsholze und dem Stuvenwalde ein Lager beziehen, ſtieg auf einen Berg, um die Gegend zu überſchauen und fiel, von den Anſtrengungen des Tages ermüdet, in einen tiefen Schlaf, nachdem er zuvor bei Todesſtrafe verboten hatte, ihn zu wecken. Unterdeß rückte das Heer der Sachſen heran. Als die Gefahr immer größer ward und Niemand wagte den Kaiſer zu wecken, kam einer auf den Gedanken, ſeinen treuen Hund auf ihn zu werfen. Als nun der erwachende Kaiſer erzürnt fragt, wer ſein Verbot übertreten habe, erzählt man ihm, der Hund ſei beim Verfolgen des Wildes auf ihn geſprungen. Um ſein Wort zu löſen, erſchlägt er den Hund, wird aber zugleich die heranziehenden Sachſen gewahr. Voll Zorn ſchwört er nun, ſo gewiß er mit ſeinem Roſſe hin und zurück über den Stein ſetzen und ihn mit dem Schwerte ſpalten werde, eben ſo gewiß werde er auch mit Gottes Hilfe und zu deſſen Ehre die Sachſen ſchlagen und vernichten. Der Kaiſer läßt nun einen Theil des Heeres durch den Wald ziehen, um den Feinden den Rückzug abzuſchneiden, mit dem andern Haupttheil ſtellt er ſich ſelbſt zu beiden Seiten des Thales auf, durch welches die Sachſen angezogen kamen. Dieſe, durch den errungenen Sieg ſicher gemacht, gehen in die Falle. Die Franken werfen ſich von allen Seiten auf ihre ungeordneten Heereshaufen. Was hier übrig bleibt, fällt der in ihrem Rücken aufgeſtellten Abtheilung in die Hände und das ganze Heer der Sachſen wird aufgerieben. Der ſogenannte Ortſtein (rothgefärbter Thoneiſenſtein) bei dem Dorfe Grauen in der Nähe des Karlſteins iſt aus der mit dem Blute der Sachſen getränkten Erde entſtanden. Nach der Schlacht iſt der Kaiſer mit dem Heere tiefer in die hügelige Waldgegend gezogen und hat ſein Lager nicht weit vom Dorfe Langenrehm aufgeſchlagen. Zirkelrunde Vertiefungen in der Heide von 10—20 Zoll im Durchmeſſer und 3—4 Zoll tief, noch jetzt mit einem Erdwalle umgeben, zeigen die Stelle des Lagers.

1227. Die Entſtehung der Sanddünen auf der Inſel Amrum.

(S. Johanſen, Die Nordfrieſiſche Sprache nach der Föhringer und Amrumer Mundart. Kiel 1862 in 8°. S. 221 ꝛc.)

In alter Zeit war die Inſel Amrum viel größer als jetzt und die Waſſerſtraßen, die es von den benachbarten Eilanden trennen, viel ſchmäler. Zwiſchen Amrum und Sylt war ein ſo ſchmaler Strom, daß es nur eines doppelten Schrittes bedurfte, von einem Eiland nach dem andern zu kommen. In der Mitte des ſchmalen ſeichten Stromes aber lag ein Pferdekopf, der zum Auftreten diente. Damals gab es aber auf Amrum noch keine Dünen und Dünenthäler, Alles war Marſch und Ackerland, Wald und Heide. Da ereignete es ſich, daß ein etwas ſeltſam geſtalteter Leichnam an den Strand

gespült ward. Die Leute holten ihn herauf, legten ihn in einen Sarg und begruben ihn bei ihren eigenen Todten. Aber es war von Stund an nicht richtig, das Meer wurde wild, brach gewaltsam herein und wälzte ungeheure Sandmassen vor sich her. Das war loser feiner Sand, der von der Sonne bald getrocknet und vom Sturmwind ins Land hineingetrieben ward. Das war ein rechter Jammer, Wiesen, Heiden, Aecker, Wälder und Felder waren mit Sand überschüttet. „Was ist denn das? Womit haben wir dies verschuldet? Wie ist dem Sandfluge Einhalt zu thun?" fragte Einer den Andern. Da sagte ein kluger Mann: „Höret mir zu. Den Mann, den Ihr bei unsern Todten begraben habt, ist sicherlich ein Wassermann gewesen, und da er nicht wieder ins Wasser kommen kann, kommt das Wasser ihn zu holen. Weil Ihr ihn begraben habt, begräbt das Meer Euere Aecker und Felder mit seinem Sande. Wollt Ihr nun verständigen Rath hören, so öffnet das Grab und sehet zu, ob der Todte auch seine Daumen im Munde hat und daran saugt. Thut er das, so ist's ein Wassermann, und Ihr müßt Euch beeilen, ihn wieder in sein Element zu bringen, wenn Ihr nicht wollt, daß es ihn selbst holen soll." Alle Leute gaben dem klugen Manne recht; man öffnete Grab und Sarg und fand wirklich, daß der Todte an den Daumen saugend dalag. Eiligst lud man ihn auf einen mit zwei Ochsen bespannten Wagen, die Ochsen jagten mit emporgehobenen Schwänzen dem Meere zu und hinaus ins Meer mit dem Todten. Da war's vorbei mit der Wasser- und Sündfluth, aber die Dünen, die der Sturm einmal aufgethürmt hatte, blieben stehen und stehen noch da.

1228. Die Zauberer auf Amrum und Föhr.

(C. Johansen a. a. O. S. 229 ꝛc.)

Wenn man die Dünenthäler auf Amrum durchwandert, sieht man dort häufig eigenthümlich, aber ziemlich regelmäßig gestaltete Steine zwischen dem Geröll liegen. Einige haben die Gestalt von Töpfen, andere sehen wie Teller und Pfannen aus. Man nennt diese Steine Traaldaskar (Töpferwaare der Zauberer), denn hier haben einst Zauberer gewohnt und in Brennöfen aus Lehm sich Gefäße gebrannt, die aber viel fester und stärker sind als unsere heutigen Töpfe.

Von der Weestrieger Kirche auf Föhr führt ein Fußsteig durch die öde Heide an Sümpfen vorüber nach Dunsum, wo in alten Zeiten viele Traaler wohnten. Einst ging zur Nachtzeit ein frommer Mann diesen Weg und hatte nichts Arges im Sinn. Da sah er, als er in die Nähe des großen Wassers kam, vor sich einen so hellen glänzenden Schein, daß er die Hand vor die Augen halten mußte, um nicht geblendet zu werden. Nach einer Weile schritt er näher und schaute in das Licht hinein und sah, daß es aus einem Gebäude kam, welches hohe Fenster und Glasthüren hatte, durch welche jenes blendende Licht schien. Da hielten die Traaler ein Fest, sie tanzten einen Ringeltanz und schwangen Feuerbrände über ihren Köpfen. Alles bewegte sich im Kreise nach der höllischen Musik, die der Böse unsichtbar hervorzauberte. Der Mann konnte nicht wieder wegsehen, er fühlte sich festgebannt, er betrachtete die Tanzenden, wild johlende Gestalten, immer aufmerksamer und es war schrecklich! er erkannte Nachbarinnen und Verwandte unter ihnen. Es dauerte auch nicht lange, da ward er bemerkt; mit Blitzesschnelle riß eine

der Tänzerinnen die Glasthüre auf, ergriff den Neugierigen, riß ihn mit sich fort und in den Saal hinein, er mußte, er mochte wollen oder nicht, den Ringeltanz mittanzen. Da verstummte die Musik und das Mahl sollte gehalten werden. Eine Zauberin bot dem unfreiwilligen Tänzer einen funkelnden Becher mit perlendem Getränk an: „trink und Du wirst sein, wie unser Eins!" Der geängstigte Mann nahm den Becher, wußte aber wohl, was er thun wollte, denn er sprach: „Schall ik denn drinken un mut ik denn drinken, so drink ik in Jesu Nam!" Da war's vorbei mit der Zauberei. Es zerstoben die Gestalten, es zerstob das Gebäude, und wieder leuchteten die Sterne, und der kalte Nordwest strich über das große Wasser und das öde Heidefeld; aber der Mann trug ein Erinnerungszeichen an seinem Rockärmel und seinem Arm, ein Paar verschüttete Tropfen aus dem Becher hatten Löcher in den Rock hineingebrannt und rothe Stellen auf der Haut hinterlassen. Die Traaler konnten sich in schöne grüne Vögel *) verwandeln. Wollte eine Traal einen Wanderer vom rechten Wege ablocken und irre führen, so erschien sie ihm als ein schöner grüner, aber flügellahmer Vogel, der vor dem Wanderer herflatterte, sich übrigens niemals greifen ließ, wie eifrig sich jener auch bemühen mochte, des Vogels habhaft zu werden. Hatte die Traal ihn endlich in eine unbekannte Gegend gelockt, so zauberte sie einen Nebel hervor, in welchem der grüne Vogel verschwand, und der Wanderer wußte nun, welche Bewandtniß es mit dem schönen grünen Vogel hatte.

Die Traaler verstehen es auch sich in Katzen und Seehunde zu verwandeln und wehe dem Menschen, der einem solchen Thiere etwas zu Leide thut. Den peinigen und plagen sie, ohne daß er's sieht. Sie zaubern wohl einen Traalkranz (Zauberkranz) aus bunten Federn in sein Kopfkissen hinein und auf einem solchen Kissen läßt sich nicht sanft ruhen. Der Bezauberte kann kein Auge zuthun, fühlt Kopfweh und Mattigkeit und schwindet hin, wie der Thau vor der Sonne. Nimmt man aber den Kranz heraus, so haben die Traaler keine Macht mehr über ihn.

Dunsum auf Föhr war früher ein berüchtigtes Dorf, weil hier viele Traaler wohnten. Bei nachtschlafender Zeit war es nicht richtig auf der Heide zwischen Dunsum und Süderende. Es war auf dieser Heide, wo einstmals einem jungen Menschen vier feine Mädchen in langen weißen Gewändern erschienen. Sie gingen nicht, sie fuhren nicht, sie schwebten eben über der Erde. Der Jüngling folgte ihnen nach bis zu dem großen Wasser in der Mitte des Heidefeldes: da waren sie verschwunden, aber auf dem Wasser segelten vier blendendweiße Schwäne.

Ueber dieselbe Heide ging im Winter des Jahres 1614 ein ehrbarer Junggesell, Namens Boy Wögens. Als er an einem Hooge vorüberkam, gewahrte er etliche weibliche Gestalten, so über der Erde schwebten und ihm immer näher kamen. Als sie ihn umringt hatten, waren es offenbare Menschen in Menschenkleidern, so er wohl kannte. Sie tanzten, zielten und griffen nach ihm. Die Schlimmste aber war Gollen Knuten. Da nahm Boy, weil er sich nicht mehr zu helfen wußte, sein Messer aus der Tasche, gab Gollen einen Pui (Stich) und sagte: „Ich kenne Euch wohl und will Euch namenkundig machen, so Ihr mich nicht alsobald zufrieden lasset." Die

*) Eine hierauf bezügliche Sage theilt Johansen a. a. O. S. 263 ꝛc. mit.

Towersche (Zauberin) fragte aber nichts nach sothanem Pui, sondern sagte: „Noch einen Pui.“ Davor aber hütete sich Boy wohl, denn der zweite Pui hätte den ersten geheilt. Mittlerweile waren sie vor dem Dorfe angekommen und Boy drohte nochmals, er wolle sie namenkundig machen, so sie ihn nicht zufrieden ließen. Da drohte Gollen: „So Du solches thust, sollst Du eine schlimme Krankheit an den Hals kriegen!“ Darauf ließen ihn die Towerschen zufrieden. Boy eilte nach seiner Behausung und sagte seiner Mutter alles was passirt war. Er bekam auch bald eine böse Krankheit, erholte sich aber wieder durch die Gnade Gottes und that nun, wie er gedroht hatte. Denn am 11. Februar des Jahres 1614 trat er vor die Dingstöcke auf dem Kirchhofe zu St. Laurentius und klagte Gollen Knuten als eine Towersche an und forderte ihre Bestrafung. Die zwölf Kirchgeschworenen urtheilten, die Gollen solle in den Thurm gesteckt und verurtheilt werden. Hier saß sie auch den ganzen Winter hindurch, am 4. April aber trat der ehrbare Marcus Hansen vor die Dingstöcke und brachte eine neue Klage vor. „Sie ist in meine Behausung getreten“, sprach er, „und hat mein Töchterlein um einen Trunk Wassers gebeten, als ihr diese ihn als einer Towerschen verweigert hat, hat sie meines Kindes Arm ergriffen und ihn lahm gezaubert.“ Da wandten sich die Richter an die Dingstöcke, ob sich ein Fürsprecher finde, und als keiner erschien, ward am 14. des Maimonats das Urtheil über sie gefällt und sie auf der Heide ins Feuer gestoßen und verbrannt. Anfangs hatte sie Kleider an, da konnte ihr das Feuer nichts thun, erst als man ihr dieselben vom Leibe riß, ward sie von demselben verzehrt.

1229. Puck.

(S. Johansen a. a. O. S. 269.)

Auf einem großen Bauerhofe hielt sich ein Puck auf, half den Leuten bei der Arbeit, verhütete Schaden und Unfall und hatte dafür sein gutes Essen und Trinken, das man ihm auf den Boden hinaufbrachte, und manches Vergnügen Tag und Nacht. Man hörte ihn im Stroh rascheln, man hörte ihn flöten und singen, bekam ihn aber nicht zu sehen. Nur einmal ist er gesehen worden. Eines Tages nämlich, als die Leute sämmtlich auf dem Felde arbeiteten und der Puck Einhüter im Hause war, wurden die heimkehrenden Knechte ihn gewahr. Puck saß im Giebelloch, machte allerlei wunderliche Grimassen, wiegte sich bald auf dem einen, bald auf dem andern Beine und sang und flötete und neckte die Hofhunde. Sein Liedlein war ein Loblied auf seine Gestalt, seine Tugenden und seine Beine.

Kopf groß	Geschickte Hand (wirft)
Weisheit viel.	Saat ins Land
Aug' so rund	Beinchen kurz
Ist nicht blind.	Doch nicht (zu) kurz
Zahn so spitz	Bell, fluch und schlag.
Der beißt gewiß	Puck ist zu geschwind
Züngelzung'	Puck, Puck, Puck
Näscherzung'.	Er ist klug.

Während Puck so sang und an nichts Arges dachte, schlich sich einer der Knechte ganz leise auf den Boden hinauf und war beherzt genug, das

kleine Ding zur Giebelluke hinauszustoßen und seinen Mitknechten zuzurufen: „Da habt Ihr ihn, schlagt ihn todt!“ Diese kamen geschwind mit Dreschflegeln und Stöcken herbei, aber was sahen sie? Wo der Puck heruntergefallen war, lagen nur einige Topfscherben, der Puck selbst war unverletzt in sein Schlupfloch hineingeschlüpft und mag die dummen Menschenkinder ausgelacht haben. Puck soll übrigens im Sinn gehabt haben, Böses mit Bösem zu vergelten. Es macht ihm aber Ehre, daß er sich später eines Bessern besonnen hat. Einmal bemerkt er nämlich in der Nacht, daß derselbe Knecht auf dem Hofplatze eingeschlafen ist, vermuthlich in Folge eines Rausches. Puck schleicht sich an den Schläfer heran, sieht und hört wie fest er schläft, geht darauf nach dem Brunnen, hebt den schweren Deckel mühsam ab und schleppt ihn fort. Dann schleppt er den schlafenden Knecht an den Brunnen, wo er ihn so niederlegt, daß die langen Beine in den Brunnen hinabhängen. So läßt er den Schläfer liegen und trippelt weiter. Erst am hellen Morgen erwacht der Knecht. Er erschrickt und gleich ist's ihm klar: „das hat Puck gethan.“ Er sagt sich aber auch: „Puck ist besser als Du und Du sollst ihn künftig in Frieden lassen.“ Das hat er denn auch gethan.

1230. Der Schatz auf der Borgsumer Burg.

(S. Johansen S. 257 ꝛc.)

Vor alten Zeiten belagerte ein König in eigener Person die Borgsumer Burg, um sich eines Ritters, den die Leute Klaas Leemke genannt haben, zu bemächtigen. Der Ritter hat lange Zeit nicht aus seinem Neste herausgewollt und verstand es, die Belagerer glauben zu machen, daß er Mundvorrath genug habe. Als er nämlich schon einige Zeit mit den Seinigen am Hungertuche genagt hatte, hat er gleichwohl die letzte Kuh allabendlich auf den Burgwall hinaufführen lassen, ließ sie jedoch jedesmal vorher mit einem andern Fell bekleiden. Da haben die Feinde denn richtig geglaubt, er werde sich noch so bald nicht ergeben und sind nicht wacker und wachtsam genug gewesen. Genug der listige Klaas Leemke hat Gelegenheit gefunden, in einem kleinen offenen Boote zu entfliehen. Früher ist nämlich ein breiter und tiefer Gartel (Bach) in der Nähe der Burg gewesen, wie noch zu sehen ist, der sich in einen tiefen Wattstrom ergossen hat. Also war der leidige Fuchs glücklich zum Loch hinausgekommen und die Belagerer hatten sprichwörtlich zu sagen „de Müz darna smiten.“ Nun ward das Raubnest durchsucht um der Schätze des unmäßig reichen Ritters habhaft zu werden, denn er hat selbige nicht alle mitnehmen können, da seines Reichthums kein Ende war. Da suchen und stöbern sie denn und finden nichts. Es war aber noch lange nachher landläufige Sage, daß in dem verschütteten tiefen Brunnen große Schätze verborgen lägen. Einmal waren ein Paar beherzte Männer verwegen genug, zur Nachtzeit in den Brunnen hinabzusteigen und den Schutt wegzuräumen. Als sie damit fertig waren, drang das Wasser mit solcher Gewalt herauf, daß sie eiligst wieder hinaufklettern mußten. Sie verloren den Muth nicht, sondern untersuchten den Brunnen in der Tiefe mit langen Stangen und Haken, erfaßten auch wirklich mit ihren Haken den Griff eines Braukessels, der mit Gold- und Silberstücken gefüllt war, und strengten sich über die Maßen an den Schatz heraufzuziehen. Das war jedoch nicht leicht; denn es war, als ob da unten in der Tiefe einer wäre, der den Schatz

immer wieder in die Tiefe hinabriſſe. Der Morgen graute ſchon und die Hähne in Borgſum fingen an zu krähen. Da ſtrengten die Waghälſe ſich noch einmal gewaltig an, dem Unholde unten in der Tiefe den Schatz zu entreißen. Da zaubert auf einmal der Teufel einen gar wunderlichen Spuk herbei, der die Aufmerkſamkeit der Schatzgräber dermaßen in Anſpruch nahm, daß ſie nicht davon wegſehen und den Schatz abermals fallen laſſen und nun fällt er in die grauſige Tiefe, wo er ſicher genug aufgehoben iſt. Der wunderliche Spuk beſtand aber aus vier weißen Mäuſen, die einen mit Heu hochbeladenen großen Wagen in die Burg hineinzogen. Seit dieſer Zeit hat ſich Niemand wieder damit abgegeben, nach den Schätzen zu ſuchen.

1231. Die Spinnerinnen am Ockholmer Deich und in St. Peter.

(S. Jahrb. f. Landeskunde d. Herzogth. Schleswig ꝛc. Bd. VII. S. 390.)

An der Grenzſcheide zwiſchen den Kirchſpielen Ockholm und Fahretoft biegt der Außendeich auf einmal von ſeiner geraden Richtung ab und läßt einen kleinen Halbmond außen vor liegen. Hier zeigt ſich zuweilen zur Nachtzeit eine Spinnerin, die an ihrem Spinnrade ſitzend ſo eifrig ſpinnt, daß ſie niemals von ihrer Arbeit wegſieht. Wenn ſie nun gleich keinen Menſchen anſieht, begegnet doch demjenigen, der die Spinnerin zu ſehen bekommt, ein Unglück und der nächtliche Wanderer macht gern einen Umweg, um aus ihrem Bereich zu kommen. Der Malenen-Düll (die Magdalenen-Spitze) iſt eine Düne im Kirchſpiel St. Peter in Eiderſtedt. Hier ſaß die ſchöne Malene manchen Tag und Nacht an ihrem Spinnrade und blickte ſehnſüchtig aufs Meer hinaus, ihres Geliebten harrend, der auf die hohe See hinausgefahren war und nimmer wiederkam. Sie iſt noch zuweilen in hellen Sommernächten auf ihrer Düne zu ſehen, aber Jedermann fürchtet ihre Erſcheinung, da jedem, der ſie geſehen, ein Unglück begegnet.

1232. Gotteshand und Teufelshand.

(S. ebd. S. 391.)

Im Kirchſpiel Enge wird die breitblättrige Orchis (orchis latifolia L.) Gottes- und Teufelshand genannt. Die Knaben graben dieſe Pflanze, deren knollige Wurzel einer Hand ähnelt, heraus und werfen ſie ins Waſſer um zu erfahren, wer eine Gottes- und wer eine Teufelshand habe. Die ſinkende Orchiswurzel bedeutet eine Gotteshand, die ſchwimmende eine Teufelshand.

1233. Die Zähne Chriſti.

(S. ebd. S. 391.)

An den vollſtändig ausgewachſenen Blättern des Schilfrohrs oder Reths finden ſich ein wenig oberhalb der Mitte des Blattes an der innern Seite zwei Vertiefungen neben einander. Auf den nordfrieſiſchen Inſeln ſagt man, ein Kriegsknecht habe dem dürſtenden Heiland ein ſolches Rohr zum Spott an den Mund gehalten, der Heiland aber habe ſich an dem Tropfen, der am Blatt gehangen, gelabt und aus Dankbarkeit dieſes Blatt alſo mit ſeinen Zähnen gezeichnet, wie ſeit der Zeit alle Rethblätter gezeichnet ſind.

1234. Die Fahrt und der Tanz um den Roland.

(S. ebd. Bd. VI. S. 397.)

In Bramstedt besteht der sogenannte Rolandstanz noch heute. Derselbe wird von der im Jahre 1674 gegründeten Fleckensgilde alle Jahre am Dienstage nach Pfingsten genau bei Sonnenuntergang (warum, ist unbekannt) abgehalten. Bei dieser Gelegenheit begeben sich alle versammelten Gildemitglieder mit ihren Frauen am Arme in einem langen Zuge, unter dem Klange rauschender Musik und unter Anführung des Kirchspielsvogt als Ortsobrigkeit vom Versammlungslokale nach der dort aufgestellten Rolandssäule, um welche sich der ganze Zug im muntern Tanze dreimal bewegt. Nach beendigtem dreimaligen Rundtanze kehrt dann die ganze Festgesellschaft wieder ins Gildehaus zurück, um dort den festlichen Jahres- (Abrechnungs-) Tag mit Tanz, Gesang und Spiel zu beenden. *)

An demselben Orte war es Sitte, daß jede Braut, die von einem fremden Orte nach Bramstedt verheirathet ward, sammt ihrem mitgebrachten Brautgute erst dreimal um den Roland gefahren ward, ehe sie in das Haus ihres zukünftigen Ehemanns einzog.

Es geht an demselben Orte auch die Sage, daß sich der Roland bei dem Glockenschlage, der die Mitternachtstunde verkündigt, umdreht. Noch jetzt hört man daher dort oft in später Gesellschaft die scherzhafte Mahnung zum Aufbruch: „Nun ist es zwölf, jetzt dreht sich der Roland um!“

1235. Das Karnüffelamt zu Neumünster.

(S. Jahrb. f. Schleswig Bd. VI. S. 398.)

Es ist bekannt, daß unter allen zu Anfang des 16. Jhdts. in Deutschland getriebenen Kartenspielen das sogenannte Karnüffelspiel **) das beliebteste war. In Holstein scheint es sehr im Schwunge gewesen zu sein, wenigstens bestand noch im Jahre 1820 in Neumünster das sogenannte Karnüffel-Amt, zu dem freilich das Kartenspiel wohl nur zufällig Veranlassung gab.

Zur Fastnacht hielt es seine gewöhnliche possierliche Sitzung, zu welcher durch den Umzug eines Boten eingeladen ward. In alten Zeiten trug dieser die Jacke eines Hanswursts, später die grüne Uniform eines Gildeoffiziers. Er fuhr, einen blanken Säbel in der Hand, in einem offenen Wagen herum, dem zwei Trompeter auf Schimmeln blasend vorritten und kund machten, daß an dem Abend das Karnüffelamt gehalten werden solle.

Man wählte nun zwei Altermänner, welche vor der geöffneten Lade ihren Sitz hatten, der erste von ihnen hielt einen dicken würfelförmig verzierten Stab, Maker oder Merker genannt, in der Hand und schlug mit demselben auf den Tisch, wenn er Stille verlangte. Dann forderte er die Mitglieder des Amtes auf, vor der Lade zu erscheinen, ihre Zwistigkeiten entscheiden zu lassen und gegen die angebrachten Klagen sich zu rechtfertigen. Zwei Kretler wurden zu Anwälten bestellt, und je burlesker sie die vor Gericht plaidirenden Advocaten darstellten, desto mehr wurden sie bewundert.

*) In Baiern ist etwas Aehnliches das St. Leonhardsfahren (s. Zapf, Die Rolandssäule S. 215. 203.) Ueber das Rolandsfest s. d. Jahrb. f. Schlesw. Bd. V. S. 145–152.

**) S. darüber Mißler, Forts. zu Rinck's Geschichte d. Deutschen Bd. IV. 8. S. 283 ꝛc. Eine Karnüffelgesellschaft besteht noch jetzt zu Landshut in Schlesien (s. Schles. Zeit. 1850 Nr. 196. 1854 Nr. 425.)

Die Schuldigbefundenen wurden sodann mit einer geringen Geldbuße an die Lade belegt. Wer in das Amt aufgenommen zu werden begehrte, trat alsdann vor die Lade und gab sein Begehren kund, indem er zugleich als Receptionsgebühr einige Schillinge erlegte. Darauf ward er feierlich und laut zum Mitbruder erklärt und es wurden ihm sodann die Privilegien der Zunft (z. B. freies Licht bei Tage, unentgeldliche Stubenfeuerung in den Sommermonaten, freie Jagd auf dem Einfelder See, ungehinderte Fischerei auf der Bordesholmer Heide ꝛc.) durch ein förmliches Patent mitgetheilt. Der Wirth gab an diesem Tage bis zu einer gewissen Summe freie Zeche und die Versammlung ward mit Tanz beschlossen. Unter ähnlichen Ceremonien ward (1820) das neue Scherwenzelamt gehalten.

1236. Das Balbier.

(S. ebd. S. 395.)

Im Amte Neumünster pflegt man dasjenige junge Ehepaar, welchem das erste Jahr unbeerbt hingeht, so lange von allen Seiten zu necken, bis es sich durch einen mit Tanz verbundenen Schmaus von dieser Neckerei loskauft. Dieser Schmaus, bei dem es an derben Späßen nicht fehlt, heißt das Bal(l bier.

1237. Die Kapelle in Klein-Zecher.

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 146.)

Im Dorfe Klein-Zecher stand ehemals eine Kapelle aus alter Vorzeit, neben welcher eine heilige Quelle floß, wohin zahlreiche Wallfahrer wanderten; von diesen Wallfahrten rührt noch jetzt der kurz nach Michaelis stattfindende Markt her. Die Quelle fand sich, der Sage nach, zuerst in einer Pferdespur; der gemeine Mann glaubte, daß das heilige Wasser ganz besonders gichtische Lähmungen und Augenkrankheiten heile. Die Kapelle stand da, wo jetzt das Schulhaus steht, ist auch erst vor 80 Jahren ganz abgebrochen. Die Ehrfurcht vor diesem Heiligthum war aber unter den betreffenden Arbeitern so groß, daß keiner zuerst die zerstörende Hand anzulegen wagte, bis ein Kornschreiber vom Hofe Seedorf den ersten Anhieb mit derbem Fluche that; dafür ist ihm aber die frevelnde Hand später unverwest aus dem Grabe herausgewachsen. Demnach ward Alles demolirt, zwei Wagen voll hölzerner Krücken, welche Gichtbrüchige dort vormals als Weihgeschenk zurückgelassen hatten, wurden auf dem Felde verbrannt. Die Quelle ward verschüttet und soll dann auch ganz versiegt sein, weil man das Wasser, welches göttlich und heilig war, zur Cur blinder Pferde und Ochsen entweihte. Die kleine Glocke der Kapelle sollte nach Hof Groß-Zecher geführt werden, um sie an einer Scheune zu befestigen und künftig damit zum Essen zu läuten; allein sechs Pferde konnten sie nicht von der Stelle bringen, als man dann aber beschloß, sie nach der Seedorfer Kirche zu bringen, zogen zwei Ochsen sie leicht dahin.

1238. Der Teufel hilft den armen Bauern.

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 150.)

Nicht weiter als zwei deutsche Meilen von Aderston lag ein prächtiges Schloß Namens Gerichtsbeck (jetzt Jersbeck). Dieses hatten seit vielen Jahrhunderten die Bokwolde oder Buchwalde bewohnt, und einer der Besitzer hieß

Johann Adolph, dessen Bruder Göske ließ sich durch Geld abfinden. Der Vater dieser beiden Brüder ist aber gegen seine Unterthanen sehr streng gewesen und stets lüstern seinen Seckel zu bereichern, so daß er oft die Bauern, wenn sie nur das Geringste verbrochen hatten, mit hoher Geldstrafe belegte; ja er dachte sich sogar allerlei Mittel und Wege aus, um die Einzelnen zu bevortheilen. Nun gab es einen sehr reichen und klugen Bauern, welcher die Weise des Herrn kannte und darum sich aufs Sorgfältigste in Acht nahm, keinen Anstoß zu geben. Da ward der Edelmann am Ende zornig, daß dieser Bauer sich gar nicht fangen ließ; so führte er ihn eines Tages mit Gewalt in den Wald hinein, zeigte ihm eine ungeheuere Eiche und sprach: „Die schaffst Du mir heute in meinen Hof hinein, wo nicht, kostet es fünfzig Thaler!" Dann ging er mit seinen Trabanten davon. Der Bauer fing an zu weinen und verfluchte die Ungerechtigkeit und Hartherzigkeit seines Herrn. Da erschien ihm der Teufel und sprach: „Geh' nur nach Hause, der Edelmann soll schon den ganzen Baum bekommen!" Kaum hatte er das gesagt, so riß er den Baum mit der Wurzel aus und fuhr denselben, ganz und gar, mit allen Zweigen nach vormärts, mit drei schwarzen Pferden unter großem Getöse ins Schloßthor hinein; da das Thor nicht weit genug war, um den mächtigen Baum einzulassen, so ward dasselbe nebst dem Brückenhause umgeworfen. Als der Edelmann den Lärm hörte, sah er durchs Fenster; er erkannte den furchtbaren Fuhrmann und rief ihm mit lauter Stimme zu: „Geh' zur Hölle! was hilfst Du den Bauern?" Satan aber antwortete ihm lächelnd: „Nimm das Geschenk und höre: zu diesen drei Pferden, welche Du hier siehst, wirst Du binnen Kurzem als viertes hinzukommen. Das erste Pferd ist Dein Vater, das zweite Dein Großvater, das dritte Dein Aeltervater; bald fahre ich mit vieren. Leb wohl und nimm Dich in Acht!"

1239. Der Becher der Buchwalds.

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 159.)

In der Familie der Buchwalds haben sie einen sehr großen, mit wunderbaren Charakteren bezeichneten Becher von Gold und erzählen über dessen Erwerb folgende Geschichte. Eine Matrone dieses Geschlechts wurde einmal um Mitternacht von einer Zwergin geweckt und gebeten zu folgen, es solle ihr Schade nicht sein. Die heldenmüthige Frau gehorchte. Nachdem sie schnell die Unterkleider übergeworfen, folgte sie der vorangetragenen Laterne in den Stall; dort spaltete sich die Erde, eine Treppe führte hinab in ein Gemach von wunderbarer Schönheit und in der Pförtnerin dieser unterirdischen Wohnung erkannte die Edelfrau mit Verwunderung ihre ehemalige Zofe. Diese sprach zu ihr: „Hüte Dich ein Wort zu sprechen oder von der Speise hier zu kosten, denn sonst wird Dir die Rückkehr verschlossen sein; mich hält meine Gebrechlichkeit hier zurück!" Die Matrone nahm den Rath zu Herzen. Von den Unterirdischen wurde sie dann weiter geführt zu einer Gebärerin, welcher sie als Hebamme dienen mußte; dann ward sie an einen Tisch gesetzt und man versuchte sie durch allerlei Lockungen zum Sprechen und zum Essen zu verleiten; am Ende jedoch trug ihr hartnäckiges Stillschweigen und ihre Enthaltsamkeit den Sieg davon. Sie wurde darauf mit jenem unschätzbaren Becher beschenkt und nach herzlicher Danksagung in ihr oberirdisches Haus

zurückgeführt. Einige erzählen, der Becher sei mit Holzspänen gefüllt gewesen, als die Zwerginnen dasselben überreichten, und die Frau habe aus Unwissenheit und Geringschätzung diese ausgeschüttet. Da hätten sich die Späne sofort in Gold verwandelt; als jedoch die edle Frau dieselben nun wieder auflesen wollte, waren sie verschwunden.

1240. Die Hexe von Schonbulgarde.

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 155.)

Im Jahre 1645 war der nachherige Pfarrer Metz Paisen Hauslehrer bei dem Herrn Jasper von Buchwald auf Schonbulgarde (oder Schobüllgaard) im Amte Apenrade. Da trug sich folgende merkwürdige Geschichte zu. Letzterer hatte daselbst bereits einige Tage lang eine abscheuliche Hexe in Haft, welche bestimmt war, lebendig verbrannt zu werden. Sie wurde über dem Schlafzimmer verwahrt, wo der Hauslehrer und fünf adelige Junker des Nachts schliefen. Diese giftige Bettel nahm der Teufel am selben Mittag und führte sie mit allen ihren Ketten durch den Schornstein fort. Dann warf er sie nieder auf die Hängebrücke vor dem Hofe des Gutsherrn, der an so etwas nicht im Geringsten dachte, gerade in den Weg, ohne daß sie jedoch am Leibe verletzt ward. Da lachte der gestrenge alte Herr Jasper zu solcher Kraftanstrengung des Bösen und sagte auf Holsteinisch: „Wultu Düvel füldest Bödel sin? Darf ick Meister Biet to Flensborg meen Geld geven?" Diese Worte konnte der Belialsknecht nicht verdauen. Er hob seine Alte, deren Ketten er auf die Brücke herabschüttelte, sachte mit sich in die Luft, und während die ganze Nachbarschaft zusammenlief, stellte der Gottseibeiuns wie im Rade wirbelnd mit der Hexe die wunderlichsten Drehungen und Windungen an. Als er sie lange genug so zerrädert hatte, zerbrach er ihr den Hals und warf den Leichnam weit fort auf die Felder des Herrn Friedrich von Alefeld zu Segaard. Der schrieb alsbald an den Herrn Jasper: „Jasper hael din Aaß van minem Lande." Aber dieser gab ihm ganz vernünftig zur Antwort: „Heft di de Düvel enen Braden gebracht, den vartheer alleen!" Auf diese Weise ist denn der Leichnam von den Hunden und Vögeln gefressen worden, da sich von den beiden Herren keiner um des Teufels Krimskrams gekümmert hat.

1241. Der Schellfisch.

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 160.)

Die Schellfische haben einen dunkeln Fleck über der Seitenflosse. Dieser Fleck rührt davon her, daß Petrus *) einen Schellfisch in der Hand hielt, als er sich zu den Füßen seines Meisters niederwarf und die Worte sprach: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch (Evang. Lucä V. 8)!" Von Stund an bekamen und behielten alle Schellfische einen dunkeln Flecken an der Stelle, wo des Apostels Daumen jenen Fisch berührt hatte; sie sind bis auf den heutigen Tag mit „Petri Grebh (Peters Griff)" bezeichnet.

*) In England heißt der Schellfisch haddock, auch Peter's fish. Man deutet es aber auf die Erzählung vom Zinsgroschen (Evang. Matth. XVII. 27.)

1242. Der viermal todte Pfaffe zu Lüttensee.

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 164.)

Vor alten Zeiten war zu Lüttensee ein Kloster, man zeigt noch im Dorfe die Stelle, wo in der Mitte desselben einst die Kirche gestanden hat, und der Krug an der Landstraße wird zuweilen noch „upen Kloster" genannt. Dort ist ein Pfaffe gewesen, der hat sich, wenn der Bauer, der damals in dem später einem gewissen Peemöller gehörenden Hause gewohnt hat, nach Hamburg reiste, von dessen Frau mit Essen und Trinken wohl pflegen lassen. Eines Abends sagt aber der Bauer zu seiner Frau, er wolle zur Stadt, sie weckt ihn auch am andern Morgen bei Zeiten, er kann sich aber gar nicht zurecht finden und sagt: „Ich kann kein Stück vor den Augen sehen, alles erscheint mir schwarz und finster, ich muß zu Hause bleiben!" So blieb er zu Hause. Als es nun Tag wird, da sagt die Frau zu ihm: „Ich breite Wäsche zum Bleichen in die Sonne, von der sollst Du die Hühner wegjagen!" Er mußte sich zu der Wäsche hinsetzen, sie gab ihm eine Ruthe in die Hand, und er mußte damit immer hin und her wedeln. Nun kommt der Pfaffe, die Frau flüstert ihm zu, er solle in die Kammer gehen, sie wolle inzwischen das Essen machen, sie erzählt ihm auch, daß ihr Alter über Nacht blind geworden sei. Dann geht sie nach der Küche, dem Pfaffen aber wird die Zeit lang, er legt sich also ins Bett und schläft ein. Unterdessen hatte die Frau mit ihrem Kochen zu thun, sie setzte einen Topf mit Butter ans Feuer und ging in den Gemüsegarten, um Suppenkraut zu holen. Da springt ihr Mann flink auf und will einmal durchs Fenster sehen, was der Pfaffe in der Kammer macht; der liegt aber der Länge lang auf dem Rücken, schnarcht fürchterlich und hat den Mund weit auf. Der Bauer läuft nun schnell nach der Küche, nimmt den Topf mit der heißen Butter und gießt diese dem Pfaffen in den Hals, dann setzt er sich wieder ganz leise hin zu der Wäsche. Nun ward großer Lärm im Hause, der Pfaffe war todt und guter Rath theuer. Da besinnt sie sich, daß der Schuster es immer nicht leiden konnte, wenn ihm Einer ins Fenster sah, so ließ sie den Todten bis zum Abend liegen und stellte ihn dann dicht an das Fenster des Schusters, der sieht nun einmal von seiner Arbeit auf die Seite und da erblickt er einen, der dicht vor seinem Fenster steht und hineinschaut, da läuft ihm die Galle über und er sagt: „Warte, Dir will ich helfen, gucke Du und der Teufel!" Damit nahm er seinen Leisten und schlug damit durchs Fenster dem Kerl auf den Mund, daß er rückwärts hinfiel. Nun lief er hinaus, um zu sehen, was aus ihm geworden sei, und da liegt der Pfaffe da und ist todt. Da erschrack der Schuster gewaltig, denn er dachte, er habe ihn todt geschlagen. Was nun anfangen? Da fällt ihm ein, daß sein Nachbar einen Obstgarten hat, in den immer Diebe hineinsteigen, um Aepfel zu stehlen. Er trägt also den Todten hin zu einem Apfelbaum und stellt ihn, so gut es gehen will, darin auf und geht dann sachte wieder in seine Hütte. Nun hatte aber der Bauer lange schon auf einen Dieb gelauert und geht bei Nacht in seinen Obstgarten, da wird er gleich den Kerl gewahr, wirft ihn mit einem armsdicken Knüppel, daß er herunterfällt und unten für todt liegen bleibt. Was nun? Da fällt ihm ein, daß am andern Tage Trittower Markt ist. Kaum ist die Sonne aufgegangen, so setzt er seinen Pfaffen auf einen Wagen, spannt davor ein altes blindes Pferd,

das den Weg ganz gut kennt, giebt dem Todten die Leine in die Hand und heißt ihn nun darauf los fahren. Als der Pfaffe auf den Markt kömmt, jagt er immer darauf los, reißt die Buden um und fährt Töpfe und Schüsseln alles kurz und klein. Da fallen die Leute über ihn her und schlagen wie toll auf ihn hinein, also daß er vom Wagen fällt, für todt weggetragen wird und nicht wieder zum Leben kommt. *)

1243. Die Unterirdischen zu Lüttensee.

(Z. Jahrb. Bd. IV. S. 157.)

Im vorigen Jahrhundert gab es nah Lüttensee in Holstein zwei Mädchen, die hatten mächtig große Köpfe und stammten von den Unterirdischen ab, welche sie in der Wiege gegen andere Kinder ausgetauscht hatten. Früher hatten nämlich die Aeltern stets bei ihren Kindern Licht brennen lassen und Wache gehalten, damit die Unterirdischen sie nicht wegholen konnten. Sie sollen dort in dem damals einem gewissen Eggert Möller gehörigen Hause gewohnt haben, wo sie aber jetzt geblieben sind, weiß man nicht.

1244. Der Meermann Otte Rekkepenn.

(Nach C. P. Hansen, Friesische Sagen u. Erzählungen. Altona 1858 in 8°. S. 148 ꝛc.)

Einst segelte ein Schiff nach England, unterwegs kam ein starker Sturm, so daß die Schiffsleute schon dachten, ihre letzte Stunde sei gekommen, in der Nacht ward auch noch das Steuerruder unklar. Da sahen einige von ihnen, welche über Bord blickten, wie ein großer Mann dicht bei demselben seinen Kopf aus dem Wasser herausreckte. Als sie ihn fragten, was er denn wolle, antwortete er, er wolle den Capitän sprechen. Als dieser aufs Verdeck kam und von oben herab den Mann fragte, was er wolle und wer er sei, versetzte er: „Ich bin der Meermann, mein Weib soll ins Wochenbett und verlangt, daß Deine Frau zu ihr kommt und ihr beisteht." Der Capitän antwortete: „Meine Frau schläft und kann nicht kommen!" Darauf sagte der Meermann: „Sie muß! Denn wenn sie nicht kommt, so regt meine Frau die Wellen noch mehr auf und Euer Schiff geht zu Grunde! Inzwischen kam die Capitänsfrau, welche Alles mit angehört hatte, herauf und erklärte, sie sei bereit, mit dem Meermann zu seiner Frau zu gehen und ihr zu helfen, sprang ins Wasser und verschwand mit demselben unter den Wellen. Augenblicklich beruhigten sich diese und der Sturm hörte auf.

Freilich hatte der Schiffer große Sorge um seine Frau, denn er dachte, er werde sie nie wiedersehen, plötzlich hörte er aber aus der Tiefe herauf den alten bekannten friesischen Wiegengesang: „heia! heia! hei!" und da dachte er, das Kind sei geboren und sie werde bald wiederkommen. Und so war es auch, es dauerte keine Stunde, da theilten sich die Wellen und hervor kam seine Frau aus dem Wasser und stieg wieder herein ins Schiff. Sie war kaum einmal naß geworden, hatte die Schürze voll Gold und wußte viel zu erzählen. Das Meerweib hatte ein Kleines bekommen, was man auf Sylt ein Meerkalb zu nennen pflegt, und der Meermann hatte sich so darüber

*) Ist ganz dieselbe Geschichte wie die vom kleinen Buckligen in der 1001 Nacht (127ste N.)

gefreut, daß er der Frau des Schiffers soviel Gold und Silber geschenkt hatte, als sie nur tragen konnte.

Von nun an hatte der Schiffer guten Wind, machte seine Reise schnell ab und segelte wieder heim nach Sylt, allein wenn er später wieder auf Reisen ging, da nahm er seine Frau nie wieder mit, sondern ließ sie daheim in Rantum, wo er wohnte.

Inzwischen vergingen viele Jahre, das Meerweib ward alt und häßlich, der Meermann hatte keinen Gefallen mehr an ihr, sondern mußte immer an die hübsche Frau des Schiffers denken. Endlich beschloß er seine Frau zu verlassen, einen Sturm zu erregen, in welchem der Schiffer umkommen sollte, und dann dessen Frau zu heirathen. Er dachte gar nicht daran, daß dieselbe während der Zeit auch älter geworden war.

Einst sah er nun das Schiff des Rantumer Schiffers wieder auf See und dachte, jetzt sei ein passender Zeitpunkt gekommen, seinen Plan auszuführen. Er sagte also zu seiner Frau: „Ich will hin, um Häringe zu fischen, Du mußt Salz mahlen zu Häringslauge, bis ich wieder komme!“ Er wußte nämlich, daß sie dann einen großen Lärm auf dem Meeresgrunde anfangen werde. Als aber der Sylter Schiffer in ihre Nähe kam, war ein solcher Mahlstrom in dem Wasser, daß sein Schiff mit Mann und Maus in den Wirbel hinabgezogen ward. Unterdessen schwamm aber der Meermann nach Sylt und ging aufs Land nach Hörnum. Er ging am Strande des Meeres spazieren und dachte an die Frau des Schiffers, da begegnete ihm gegen Abend am Küssethal ein Mädchen, die er für die Frau des Schiffers hielt, während es doch nur die Tochter desselben war, die aber ihrer Mutter sehr ähnlich war. Er ging natürlich nicht wie ein Meermann einher, sondern hatte sich wie ein Sylter Schiffer angezogen, machte sich an das Mädchen und that schön mit ihr. Diese ward hierüber sehr ängstlich, allein er steckte ihr einen goldenen Ring an den Finger, band ihr eine goldene Kette um den Hals und sprach: „Nun habe ich Dich gebunden, jetzt bist Du meine Braut!“ Sie weinte und bat ihn, er solle sie gehen lassen, aber sie gab ihm doch nicht seinen goldenen Ring und seine Kette zurück. Er sprach nun zu ihr:

Ich mag Dich, muß Dich haben!
Magst Du mich? Sollst mich kriegen,
Willst Du nicht, kriegst mich doch.
Mittewoch haben wir Gelag.
Doch kannst sagen, wie ich heiß,
Dann bist frei, meiner los.

Darauf ließ er die Jungfrau gehen, sie gelobte ihm, sie wolle ihm den folgenden Abend Bescheid thun, aber sie dachte, sie werde schon zu wissen bekommen, wie ihr Freier heiße. Doch überall, wo sie fragte, kannte man ihn nicht. Sie ging den folgenden Abend wieder an den Strand und weinte, dabei ging sie immer weiter, bis sie zu Thorsecke (auf Hörnum) kam. Da kam es ihr vor, als wenn sie in dem Berge Jemanden singen höre. Sie blieb stehen und horchte. Da hörte sie deutlich ihres Freiers Stimme. Er sang:

Heute soll ich brauen;
Morgen soll ich backen;
Uebermorgen will ich Hochzeit machen.
Ich heiße Ekke Nekkepenn,
Meine Braut ist Inge von Rantum
Und das weiß Niemand als ich allein.

Als sie das hörte, da wurde sie froh. Sie kehrte sogleich zurück zum Küssethal und erwartete ihren Freier dort. Es währte nicht lange, da kam

er auch. Sie rief ihm zu: „Du heißt Ekke Nekkepenn und ich bleibe Inge zu Rantum!“ Dann lief sie schnell nach Hause mit ihrer goldenen Kette und ihrem Ringe und er war genarrt.

Seit der Zeit war aber der Meermann böse auf alle Rantumer, er machte ihnen Schabernack und Unglück, wo er nur konnte. Er überfiel ihre Schiffe und Seeleute mit Sturm und jagte sie in den Grund zu seinem alten Weibe, welche sie in ihren Netzen fing. Zuletzt schädigte er aber das Rantumer Land und Häuser ganz und gar durch Sand und Fluth, wie solches noch auf Hörnum zu sehen ist.

1245. Der Meermann und die Zwerge auf Sylt.

(S. Hansen a. a. O. S. 32 ꝛc.)

Einst hatte Ekke zu hören bekommen, daß ein anderer kleiner Menschenschlag als die Rantumer auf dem Nordende von Sylt wohne. Er dachte, er wolle sein Glück einmal bei demselben versuchen. — Als die Friesen zuerst nach Sylt gekommen waren, hatten die kleinen Leute, die schon vor ihnen da gewesen, sie nordwärts gejagt nach der Heide und den unfruchtbaren Stellen und hatten sie da wohnen lassen. Die kleinen Leute, die wohl zu den Finnen oder Kelten (Celten) gehört haben, krochen in die Hügel und Höhlen auf der Heide und in das Gebüsch, welches damals viele Niederungen im Norden von Braderup füllte. Sie hatten rothe Mützen auf dem Kopfe, lebten mehrentheils von Beeren und Schaalthieren, fingen auch wohl Fische und Vögel und sammelten Eier. Sie hatten steinerne Aexte, Messer und Streithämmer, die sie sich selber schliffen, und sie machten auch Töpfe aus Erde und Thon. Sie waren arm, aber allezeit fröhlich. Sie sangen und tanzten oft beim Mondschein auf ihren Hügeln oder Häufern, aber sie waren falsch, arbeiteten wenig und stahlen, allwo sie was bekommen konnten, sogar Kinder und schöne Frauenzimmer. Daher mußten die Friesen, welche nahe bei der Heide wohnten, stets wachende Augen haben und aufpassen, daß ihre Weiber und Mädchen nicht gestohlen, und ihre Kinder nicht verwechselt wurden von den Unterirdischen (Tondernerskes), denn so nannte man die, welche unter der Erde in den Hügeln wohnten. — Die Einzelnen, welche sich in den Gebüschen, später auch in den Häusern aufhielten, wurden Pucken genannt; eine Schlucht im Nordost von Braderup heißt noch jetzt nach ihnen das Puckthal. Sie waren übrigens allesammt Heiden, konnten hexen und verwandelten sich oft in Mäuse und Kröten. Sie hatten eine besondere Sprache, aber es scheint, als wenn sie später viel von der Sylter Sprache angenommen hätten. Man kennt noch einige ihrer Sprüche. Ihr Oberster hieß Finn, er wohnte in dem Erhebungshügel mitten auf der hohen Heide zwischen den drei Norddörfern, jedoch waren diese damals noch nicht da, nur einige Häuser, da wo nun Braderup steht. Es heißt, es wären einst im Winter drei junge Leute vom Festlande über das Eis gekommen, die Jeß, Dorret und Jasper geheißen, die hätten Braderup zu bauen angefangen. Allein einige meinen, daß dieses einmal gewesen wäre nach einer Pest, welche auf Sylt viele Menschen und alle Bewohner der Norddörfer bis auf einen Mann weggerafft hatte. Gleichviel, es ist doch einst in alten Zeiten geschehen.

Um diese Zeit nun hatte Ekke sich in eine leere Höhle in einem Hügel auf dem rothen Kliff gefunden und begann um eine junge Zwerg-

mamſell zu freien. Aber dieſe war ſo hochmüthig, daß ſie ihm ſofort einen Korb gab. Sie ſang und antwortete ihm höhniſch in der Sprache der Unterirdiſchen dieſen Vers:

„Einer (iſt) mein (den ich) mag:
Akel Dakel Dummeldei.
Wölfe, Hunde (bleiben) oben
Du alte Quappe,
Ekke, bekommſt:
Bundis Katze."

In der Zwergſprache:

„Ene mene mei:
Akel Dakel Dummeldei.
Uelwer, Wülwer bop.
Din uald Quap
Ekke, fat:
Bundis Kat."

Ekke wurde böſe, kehrte ihr den Rücken zu und rief:

„Ehre, wehre gute Freunde;
Pik Pok weg!"

In der Sylterſprache:

„Järe, miare gude Frinjer;
Pik Pak wegh."

Er ging nun oſtwärts nach dem weißen Kliff bei Braderup und ſuchte ſich dort ein Loch, um darin zu wohnen. Unterwegs kehrte er ein bei dem Zwergkönige Finn in dem Reiſe- (Erhebungs-) Hügel, um einen guten Rathſpruch bei ihm zu holen. Finn hatte grade kurz vorher Hochzeit gehabt mit einer ſchönen Jungfrau aus Braderup und war wohl ſo vergnügt. Er erzählte dem Ekke, er hätte einſt gehört, daß ein Braderuper Mädchen, welches wie die meiſten Sylterinnen etwas viel arbeiten mußte, geſagt hätte zu einem anderen Mädchen: „Wenn man's doch ſo gut hätte wie die Unterirdiſchen: ſie ſind ſtets luſtig, ſie tanzen und ſingen jeden Abend, und brauchen am Tage nicht mehr zu arbeiten, als ſie auch mögen." — Einſt am Morgen früh ging dieſe Jungfrau an ſeinem Hügel vorbei. Er lief zu ihr hinaus und fragte ſie, „ob ſie das gemeint, was ſie neulich geſagt hatte." Sie antwortete ihm, „ſie meinte alles, was ſie ſagte." Er ſprach: „Dann bleibe Du bei mir und ſei mein Weib, dann ſollſt Du es eben ſo gut bekommen, wie wir es haben." — Sie nahm ihn bei der Hand und ſprach „Ja" zu allem, was er von ihr verlangte. Er führte ſie ein in ſeinen Hügel und ſie machten am folgenden Abend Hochzeit. Alle Zwerge waren geladen zu dem Gelage von der ganzen Nordheide und der Morſumer Heide und ſie kamen auch alle wohl ſo froh und geſchmückt, jeder mit ſeiner Feſtgabe. Der eine brachte einen Napf oder ein Schälchen voller Beeren oder Muſcheln, der andere einen Fingerhut oder ein Töpfchen mit Milch oder Honig, der dritte eine Mauſefalle oder ein Fiſchnetz, der vierte einen Beſen oder einen Haarkamm, der fünfte einen hölzernen Löffel oder einen Schleifſtein, der ſechſte ein Naſentuch oder ein Bettlaken, der ſiebente einen krummen Nagel oder einen Thürſchlüſſel. — Es wurde gewaltig aufgetiſcht vor den Gäſten. Sie bekamen Häringsmilch und Rogen, geröſtete Sandſpierlinge, geſalzene Eier, Altisbraten und Auſtern mit Heidelbeeren und Moosbeeren zu eſſen und Meth vollauf zu trinken. Der König Finn ſaß auf ſeinem Thron, auf dem großen Seſſelſtein, hatte einen Mantel von weißen Mäuſefellen über den Schultern und eine Krone wie ein Donnerſtein oder ein Seeigel von Edelſteinen auf dem Haupte. Auf der Seite von ihm ſaß ſeine junge Frau, die nun Königin

war. Sie hatte ein Kleid an, so fein und durchsichtig, als wenn es aus lauter Flügeln der Wasserlibellen zusammengenäht wäre, einen Kranz von den schönsten Heideblumen, voll von Diamanten oder andern glänzenden Steinen auf dem Kopfe und andere goldene Ringe über jedem Finger. Die Unterirdischen tanzten und sprangen die ganze Nacht. In ihrer Freude dichteten sie ein kleines Lied und sangen es vor dem Könige und der Königin. Es hieß also:

	In der Zwergsprache:
„Eine feine Sippschaft, seht!	„Ene pene Sippe, see!
Appel Dappel donnere nicht!	Appel Dappel dunre nee!
Isa, die Braut sitzt;	Is sas
Halt sie fest,	Hul de fas
Wird sie Christin,	De Krestii,
Ist sie frei."	De er frii."

Auf solche Weise hatte Finn seine geliebte Is oder Isa zur Frau bekommen, und die beiden lebten glücklich mit einander seit der Zeit.

Alles dieses erzählte Finn dem Meermanne und rieth ihm, er solle es auch so machen, es wären mehrere solche Mädchen in Braderup, die lieber sich freien (verheirathen) ließen, als arbeiten möchten. Ekke dachte: in Braderup soll ich mein Glück machen.

Eines Morgens früh saß Ekke und sah aus seiner Höhle östlich von Braderup nach dem Morgenroth im Osten und dem Mondschein im Westen und hatte seine eigenen Gedanken darüber. Da kam ein schöner Jüngling längs dem Thale bei ihm vorbeigegangen, um in dem Haff sich zu baden. Es war Dorret Bundis von Braderup. Ekke war so lange nicht im Wasser gewesen, daß er auch Lust bekam sich zu baden, vielleicht wollte er auch Bekanntschaft machen oder dem Knaben das Schwimmen lehren. Als Ekke hinunter an das Ufer kam, wurde Dorret erschreckt und wollte die Flucht nehmen, denn Dorret war kein Knabe, sie war ein Mädchen, welche Mannskleider trug, damit die Unterirdischen sie nicht nehmen, wie Finn sein Weib. Aber es half ihr nichts, Ekke ergriff und hielt sie so fest, wie viel sie auch bat, daß er sie gehen lasse und Niemand es sagen solle, daß sie ein Mädchen sei. Er versprach ihr das, wenn sie seine Braut sein und ihn um Jahr und Tag heirathen wolle. Sie mußte ihm das geloben, sonst hätte er sie gleich mitgenommen nach seiner Höhle. Nun war Ekke froh, aber der arme Teufel — er konnte nicht verschweigen, was er wußte. Er saß wohl oft in seinem Loche oder auf den Hügeln beim Mondschein und sang:

	In der Syltersprache:
„Ekke soll brauen	Ekke stel bruu,
Und Ekke soll backen,	En Ekke stel baak,
Ekke er will Hochzeit machen.	Ekke hi wel Bröllep maak.
Dorte Bundis ist seine Braut;	Dörte Bunjis es min Brid;
Ich bin Ekke Nekkepenn,	It sen Ekke Nekkepen
Und das weiß Niemand als ich allein."	En dit weet nemmen üs it alliining."

Das hörten die Braderuper und auch andere Leute und so kam es aus, daß Dorret ein Mädchen und Ekke's Braut war. Dorret, die später

auch Dorte und Djüür genannt wurde, ärgerte sich recht krank darüber. Es verdroß die Braderuper um sie, und daß die Unterirdischen so trachteten nach ihren schönen Mädchen und überdies ihnen oft etwas wegnahmen und von ihnen liehen, was sie wieder bekamen. Sie hielten deshalb Wache bei ihren Frauen und schlugen die kleinen Leute, wo sie diese sahen.

Sie waren so böse auf Ekke, daß sie nachher allezeit ihre todten Kälber und Hunde in die Schlucht dicht bei Ekke's Wohnung warfen — man nennt die Stelle noch deshalb Aasthal — und sogar einst eine todte Katze ihm zum Verdruß in die Höhle steckten und ihm zuriefen: „Das ist Bundis Katze, mit der kannst Du Dich verheirathen." — Ekke konnte es zuletzt da nicht mehr aushalten vor Gestank und Schimpf und mußte die Flucht nehmen. Er ging wieder zu dem Finn und klagte dem seine Noth. Finn wurde recht bitter, als Ekke ihm alles erzählt hatte, was ihn drückte. Finn sagte: „Der Sadrach drückt Dich! Du bist allzu dumm für einen Unterirdischen. Als Du das Mädchen hattest, da solltest Du es behalten haben, und sonst hättest Du schweigen sollen. Dein Singsang verräth Dich bei dem Pöbel und macht Dir und uns allen Anderen Unglück. Geh' Du wieder nach Hörnum oder zur See, bei uns auf der Heide und in den Hügeln taugst Du nicht." — Ekke wurde grob, sagte, er sei eben so klug wie Finn, und er wolle ihm beweisen, daß er nicht allein auf der See Macht habe, sondern auch auf dem Lande mehr tauge als Finn. Er setzte sich nieder auf den großen Sessel oder Sitzstein und rief Finn zu: „Kannst Du mich nun von dem Stein wegstoßen, so bist Du stärker als Ekke, sonst bleibe ich bei Euch auf der Heide und will König über Euch Alle sein." — Finn antwortete ihm: „Es ist nichts leichter als das." — Er lief einmal gegen Ekke an und gab ihm einen tüchtigen Schlag auf den Kopf. — „Au!" rief Ekke, aber er blieb sitzen. — „Warte nur!" rief Finn, „ich will meine Axt holen." — Ekke dachte: „Er könnte mich wohl todt schlagen", aber er sagte: „Ekke hat einen dicken Kopf und einen starken Rücken; so lange als ich auf dem Stuhle sitze, ist Ekke König über die ganze Heide und alle Heidehügel und Unterirdischen; wer auf dem Königsstuhle sitzt, der ist König." — Dagegen konnte Finn nichts sagen, er ging nun aus, um seine Axt zu holen, welche er vergraben hatte. Es dauerte nicht lange, da kam er wieder zurück. Er sagt zu seiner Frau, die vor einigen Wochen ein Kleines (Kind) bekommen hatte: „Es ist ein Schiff auf den Strand gekommen." — „Wo?" rief Ekke, der neugierig wurde. — „Hier dicht bei", antwortete Finn. „Es ist durchs Riisgap (Loch im rothen Kliff) hineingetrieben; es hat Affen an Bord, die Komödie machen. Wir, ich und meine Frau, wollen heut Abend zur Komödie und Du kannst auf das Kind passen, welches in der Wiege liegt." — „Ich will mit!" rief Ekke und sprang von dem Steine ab.

„Meine Axt ist noch scharf", sagte Finn und lachte bei sich selbst. Ekke wurde bestürzt, er bedachte sich aber, daß er aufgestanden war, und setzte sich schnell wieder auf seinen Stein. Allein er wollte doch nicht zu Hause bleiben, um auf das Kind zu passen, und war neugierig die Komödie zu sehen. Er band sich den großen Sesselstein auf den Rücken, keuchte mit dem Steine westwärts und dachte, daß Finn und sein Weib schon voran wären. Als er sich mit dem Steine eine halbe Stunde geschleppt hatte, war er so müde wie eine Made, er pustete und stöhnte und war durchnäßt vom

Schweiß. Er konnte die Last nicht länger tragen, er mußte den Stein fallen lassen, aber er setzte sich sofort oben auf denselben. Er saß da auf dem Seifelstein die ganze Nacht und hoffte, daß Finn zu ihm kommen und die Komödie beginnen sollte, allein es wurde nichts aus all diesem. Er glotzte hinunter in die Niederung, die nachher das Affenthal genannt worden ist, ob er nicht das Schiff oder die Affen gewahr werden könne, aber er sah nichts. — Am andern Morgen früh, während er da noch auf dem Königstuhle saß und die Zeit ihm schrecklich lang wurde, kam ein ganzer Trupp Zwerge über die Keffeldünen vom Strande herauf. Sie schleppten ein wunderliches großes Ding mit sich. Es war in der Mitte so dick wie eine Tonne, hatte einen Kopf wie ein Mensch und einen Schwanz wie ein Fisch; es heulte und weinte und wollte nicht mit. — „Oho!" rief Ekke, als sie näher kamen. „Es ist mein altes Meerweib Rom. Kommt nicht näher!" schrie er den Zwergen zu. „Bringet das alte Beest wieder ins Wasser, ich will nichts mehr von ihr wissen!" Aber es war, als wenn sie nicht verstanden hätten, sie kamen immer näher. — „Bleibet mir vom Halse mit ihr!" rief er. „Ich bin nun Euer König. Ekke sitzt auf dem Seifelstein und dann sollt Ihr ihm gehorchen!" — Es half nichts, sie kamen immer näher. Als Ekke das sah, ließ er den Stein liegen, lief westwärts über das Kliff hinunter nach dem Strande, sprang ins Wasser und schwamm südwärts und kam nimmer wieder zu den Zwergen. Sein altes Weib kam bald hinten nach und war ihm immer auf den Fersen. Aber der Seifelstein liegt noch bei dem Affenthale und Riisgap, dem Riesenloch oder Friesenhafen, von wo die Angelsachsen und Friesen einst absegelten um Britannien zu erobern.

1246. Die Zwerge im Kampfe mit den Riesen auf Sylt.

(S. Hansen a. a. O. S. 162 ꝛc.)

Als die Unterirdischen des Meermannes los waren, sammelte Finn in der folgenden Nacht all sein Volk und seine Freunde um sich bei dem Erhebungshügel. Es war ein schönes Mondschein-Wetter, aber ein dichter Nebel lag auf der ganzen Heide; blos die schwarzen Hügel ragten wie Eilande oder Klippen aus dem Nebel hervor. Die Zwerge hatten es den ganzen Tag so eilig gehabt, wie die Ameisen, wenn sie einander zusagen, wo sie hin wollen oder sich sammeln sollen; sie waren gelaufen über die Heide wie die Wetterkatzen. Als es Nacht wurde, war es wie ein Bienenschwarm auf dem Reisehügel. Da waren Finn und Elfinn, Eske und Labbe, Habje und Pilatje, die Puken und Thalmännchen, die Nissen und Klabautermänner, jeder mit seinem Haufen von Sylt. Sie schnatterten und schwatzten, als wenn die Enten zu Markt sind im Keitumer Hafen, oder als wenn die Rottgänse Thing halten in Börthing (einem Wattstrom im Osten von Keitum). Und binnen in dem Hügel war es so voll von Zwergweibern wie in Jemschens Ofen, als siebenhundert Mäuse daselbst Wochen lagen.

Als das Geschnatter und Gewäsche in und auf dem Hügel kein Ende nehmen wollte, da blies Finn beide Backen auf und rief mit grober Stimme: „Erhebet Euch!" — „Erheben, erheben!" antwortete ihm sofort Vieler Mund. — Nun wurde alles still. Finn sprach: „Der Meermann hat uns viel Verdruß gemacht, der Sadrach plagt ihn. Er war von seinem alten Weibe weggelaufen, hatte den Schiffer von Rantum todt gemacht, um dessen Wittwe

zu freien, aber hatte dummes Zeug geschwatzt und von der Tochter des Schiffers ein blaues Schien (einen Korb) erhalten. Da meinte er, sein Glück bei uns zu machen, kroch in die Haut eines Zwerges, dachte, sich in dem Ennenhügel einzufreien und wollte Akel Dakel Dummeldeis Braut verführen; aber da bekam er kurzen Bescheid. Enken jagte ihn schnell von der Thüre weg. Darauf findet er eine nackte Jungfrau von den Verwandten meiner Frau in dem Haff bei dem weißen Kliff und wollte die mit Gewalt haben. Das arme Mädchen konnte nicht loskommen von ihm, mußte ihm versprechen, daß sie seine Braut sein wolle, so lange als er es verschweigen könne. Allein der Dummkopf verrieth sich bald mit seinem Singsang, sich und uns allen zum Schaden, zum Schimpf und zur Schande, denn seit der Zeit sind die Braderuper und alle Kämpfer auf ganz Sylt böse auf uns. Sie wollen uns nichts mehr leihen und nichts mehr geben als todte Hunde und Katzen. Sie lassen uns nirgends in Frieden und schlagen uns überall, wo wir uns sehen lassen. Den Seifelstein haben wir verloren, den hat Meermann fortgetragen. Ich bin jetzt kein König mehr. Was wollen wir nun anfangen?" — — „Ihr antwortet wie Bundes Dörte, die sagte: Nichts! — Ich sage: Reise! (Wir müssen uns ermannen, uns erheben)." — „Reise, Reise!" rief nun die ganze Versammlung. — Ich sage: „Wir müssen unsere Messer und Zähne wetzen und unsere Aexte und Hämmer wieder aufgraben und dann kämpfen wie die Flöhe!" — „Kämpfen wie die Flöhe!" riefen Alle nach. „Wir sammeln uns morgen bei den Stapelhügeln!" wiederholte die Menge. — Nun gingen die Unterirdischen auseinander, jeder heimwärts nach seinem Hause um sich zu rüsten zum Kriege.

In derselben Nacht hatte auch Dorret keine Ruhe. Es verdroß sie, daß Unfrieden über sie gekommen war. Am Morgen vor Tagesanbruch, als alle Zwerge schliefen, schlich sie sich leise hinaus über die Heide nach dem Reisehügel, denn die Braderuper hatten wohl gemerkt, daß die Zwerge in der Nacht so gelaufen und laut gewesen waren auf ihren Fußsteigen draußen nach dem Hügel. Als Dorret bei dem Hügel ankam, war alles still. Sie legte sich nieder mit dem Ohr auf die Thürschwelle und horchte. Da hörte sie, daß Finn's Frau wachend war und ihr Kindchen wiegte. Die Zwergfrau sang über der Wiege:

„Heia hei!
Das Kind ist mein.
Morgen kommt sein Vater Finn
Mit eines Mannes Kopf.
Heia hei, heia hei!"

In der Syltersprache:

„Heia hei!
Dit Jungen es min.
Miaren kumt sin Faader Fin
Me en Mann sin Haud.
Heia hei, heia hei!"

Als Dorret das hörte, dachte sie, es ist hohe Zeit, daß die Sylter Kämpfer geweckt werden. Sie könnten von den Zwergen überfallen und geschlagen werden. Sie lief sogleich nach dem Friedenshügel südwestlich vom Braderuper Licht an. Dieses war in alten Zeiten ein Biiken oder ein Zeichen, wenn es brannte, für die Sylter, daß da Krieg kam. — Es dauerte nicht lange, da wurde getutet, in Hörner geblasen, in Tinnum, in Eidum und in Keitum und ehe es Tag wurde, brannte schon ein Biiken in jedem Dorfe auf Sylt.

Gleich nach Mittag kamen die Sylter Riesen von Osten, von Süden und Westen gefahren und gegangen. Es waren zu der Zeit ungeheuer große Leute, die Sylter Kämper oder Friesen. Sie waren eben so derb und roh, wie sie lang waren, und Hans Kielholt schrieb, sie wären fünf bis sechs Ellen hoch gewesen. Die meisten hatten sich wunderlich angetakelt und mit wunderlichen Waffen versehen. Einige hatten wollene Kleider wie Filz so dick, einige Pieröcke von getheertem Segeltuch an, aber die meisten trugen einen Pelz von Schaf- oder Robbenfell, und viele hatten blos eine Kuh- oder Pferdehaut übergehängt. Der Seeriese oder König Ring hatte einen vergoldeten Hut (Schraper), ein Ding wie ein umgekehrtes kleines Boot auf dem Kopfe und soll, als er gestorben war, damit in dem großen Ringhügel begraben sein. Der König Brönd fuhr mit seinem Sohn, dem kleinen Brönd, auf einem vergoldeten Wagen. Piar war sein Kutscher, der fuhr ihn von Stedum (welches südlich von Tinnum in dem jetzigen Haff weiland lag) hinauf nach Oewenhoog und Klöwenhoog auf seinem eigenen Lande. Der große Brönd und sein Sohn hatten vollständige Rüstungen, wie es in der Zeit Gebrauch war, z. B. ein eisernes Wams aus lauter Ringen und einen vergoldeten Hut oder Helm mit einem Adler auf dem Kopf. Der Bramm von Keitum war von ihrer Freundschaft. Er war der, wie man sagte, welcher die Hosen anhatte, und war gewaltig stolz darauf. Er war der Rathgeber des Königs und hatte vergoldete Knöpfe auf seinem Rock, so groß wie Austern. (Er und seine Familie liegen jetzt in den Brammhügeln begraben.) Der Bull von Morsum hatte ein Kuhfell mit goldenen Hörnern übergehängt, die Hörner ragten über seinem Kopf hervor. (Sein Grab, der Bollhügel, wurde 1842 geöffnet, als der König Christian VIII. auf Sylt war, aber die Hörner nicht gefunden.) Der große Urdig hatte einen eisernen Bügel um den Kopf und einen eisernen Flegel in der Hand. (1628 grub man noch einen Hirnschädel auf dem Morsumer Kirchhofe heraus, der mit einem eisernen Bügel versehen war.) Der Schmidt von Morsum, welcher immer durstig war, hatte eine Tonne Bier auf dem Rücken, aber er wollte es nicht wissen, daß etwas darin war und nannte die Tonne seine Trommel. Wenn er meinte, daß die Andern es nicht sähen, dann nahm er sich einen Schluck aus der Tonne; aber die Andern wurden es bald gewahr und fluchten, Riß Schmidt sollte vorangehen und sie wollten bei der Trommel bleiben. (Es wird noch oft geflucht: „Bei der Trommel!“ auf Sylt seit der Zeit.) Tjül von Archsum war ein Bauer und so breit wie ein Fuder Heu. Er war gefahren und hatte seine Scheunenthür mit auf dem Wagen. Er sagte: „Die ist nützlich, wenn ich in die Schlacht komme, dann halte ich sie vor mir auf und dann können die Feinde mich nicht treffen, und kommen sie mir etwas nahe, so kann ich ein Stieg zugleich damit quetschen.“ (Tjüls Land und Staven kennt man noch im Süden von Archsum.) Der große Eber von Stedum war Stallknecht bei dem König Brönd, er hatte einen Strick um den Hals und einen Heubaum auf dem Rücken. Der Strick war ein Zeichen, daß er diente, und der Heubaum war sein Springsteck und seine Waffe. Haulele hatte eine große Sense und Boh und Boil hatten große Bootshaken in der Hand. Der Aarn (Adler) von Keitum war von königlicher Abkunft und hatte seinen Hut mit Federn geschmückt. (Man weiß noch die Stelle, wo er begraben ist.) Tiz und Thör waren von Tinnum. Tiz war der Schreiber

des Königs Bröns und hatte eine vergoldete Halsbinde, aber Thor war der Narr des Königs und hatte ein Tannenband oder einen Weidenzweig um den Hals, weil er unfrei war.

Die Uuwen (ein Geschlecht) kamen von Osten und die Mannen (ein Geschlecht) von Westen. Barming kam mit einem ganzen Haufen; er war weit in der Welt herum gewesen und hatte gläserne Töpfe von der mittelländischen See mitgebracht. Er wohnte in Eidum. (Vor einigen Jahren hatte Henning Rinken noch eine gläserne Urne, die aus den Barming-Hügeln aufgegraben war, aber er verkaufte sie 1843 an den König Christian VIII.) Riaul und sein Haufen wurden die Westerländer Katzen genannt, weil sie falscher und kleiner als die übrigen Sylter Kämpfer waren. (Ihre Gräber werden stets die Katzhügel genannt. Es sind Töpfe, Dolche und Ringe darin gefunden worden.) Sialle und Rialbing waren Fischer von Eidum. Sialle war in eine Meerschweinhaut eingekrochen, aber hatte den Kopf und den Schwanz sitzen lassen. Der Meerschweinkopf steckte über seinen Kopf herauf und der Schwanz schleppte hinten nach wie ein Schniepel. Er roch wie Aas, aber er meinte, das hätte keine Noth, dann liefen die Zwerge so viel gewisser vor ihm. Rialbing schleppte sich mit einem großen Wallfisch-Kinnbackenknochen und wollte die Norddewohner damit todtschlagen. Unding und Wirk oder Widerich von Rantum hatten sich ringsum mit getrockneten Rochen umhängt und Jeder einen großen Glattrochen auf dem Rücken. Sie sagten: „Durch diese schießt der Feind nicht, auch brauchen wir nicht des Hungers zu sterben, wenn die Schlacht etwas lange währet." Sie hatten Fischgabeln in den Händen. Die meisten der Sylter Riesen hatten kupferne (bronzene) oder eiserne Schwerter und Beile oder Streithämmer, auch von Metall, mit; aber diejenigen, welche gut schießen konnten und leicht zu Fuß waren, hatten Flitzbogen oder Armbrüste mit Pfeilen von Holz oder Fischbein und Bolzen von Kupfer oder Eisen.

Sie zogen allesammt nach den Thinghügeln auf der Tinnum Heide, wo immer Thing gehalten wurde im Frühjahr und im Herbste. Da kam das Volk mit seinen Rathleuten und dem Könige zusammen, um sich zu berathschlagen über des Landes Bestes, um Willküren zu machen und Recht zu sprechen über die, welche Unrecht gethan hatten.

Als die Sylter Riesen versammelt waren, trat der König Bröns auf den größten der Thinghügel und rief: „Euer Heil (Wohl) allesammt!" — „Euer auch!" riefen die Riesen. „Sind Fremde unter Euch?" fragte Bröns. „Hier sind Jeß und Jasper von Braderup!" antwortete der Schreiber. „Wi sin och Silfringer!" rief Jasper. „Das klingt etwas dänisch", sagte Bramm, „das müssen wir näher untersuchen. Sag mal: da liegen drei neugelegte Kiebitzeier in einem Nest auf Rans Ecke". Jeß sagt: „Dar liegen drei nü Hüüfer op aa Heed, o dem sin albisammen bestjahlen von die Unterjordisken." — „Das hast Du klug gemacht", sprach Bröns, „darauf kommt's eben an. Probire Du das auch, Jasper." Jasper sagte: „Där liegt ein Wief i Bariel me tree Jungen i een Huus i Brarop, aa de sin min Wief, ä stall su Hjem, aa passe op, at de tree litje Silfringer nicht bliewen stjahlen, wenn J nicht will kommen, om su bjelpen mir." — „Das war noch besser", sprach der König. „Was haben die Zwerge Euch denn gestohlen?" fragt Bröns. „Finn han hat min Tjenstmädchen stjalen,

o su sein Wief nommen, aa Elke han wollte min Schwester Dorret verföhren, men han sik (bekam) en Katt, ä narrte ihn", sagt Jeß. „Aa mich haben die Rackers Pack Lammer aa Slinken nommen", antwortete Jasper. „Da halter Ihr nicht mit den Zwergen, wollt Ihr denn mit uns, um sie todt zu schlagen?" sprach der Rathgeber des Königs. „Ja, min Seel, de skall bekommen en pienlich Todt!" antworteten sie Beide. „Das ist gut", sprach der König, „habt Ihr andern etwas zu klagen über die Unterirdischen?" — „Ja", antwortete Niß Schmidt, „sie saufen mein Bier aus in meinem Keller." — „Sie wollten mir mein Weib stehlen" rief Tipchen, der Hahn von Keitum, „aber ich ertappte sie, und zwang sie, mir dieselbe wiederzugeben." — „Schreibe das alles auf", sagte der König zu Tix. „Stop! das auch, sie haben mir ein Kind verwechselt", sprach Manne von Eidum. „Sie melken unsere Kühe und machen, daß wir nur Hexenbutter erhalten", klagten die Tinnumer. „Sie laufen mir immer um die Füße und treten mich auf die Fersen, wenn ich über die Heide gehe", rief der große sternblinde Erk Nickels von Keitum. „Da sind Klagen genug über die Unterirdischen, wir müssen sie strafen. Wir müssen fechten mit ihnen und sie allzumal aus dem Lande ausrotten", sprach der König. Die Sylter begannen darauf greulich zu fluchen und zu schimpfen und wählten sich als Anführer zum Kriege den Bull von Morsum, den Adler von Keitum und den Ring von Eidum zu Offizieren, Niß Schmidt mußte vorangehen mit der Trommel und Jasper auch, um den Weg zu weisen. Er bekam einen Stock mit einer todten Krähe darauf in die Hand und trug dieselbe vor sich her hoch in der Luft, damit die Andern ihm stets folgen konnten, wenn sie dieselbe sähen. Nun zogen die Sylter Krieger nordwärts über die Heide, immer nordwärts, als sie aber dorthin kamen, wo jetzt der Sylter Leuchtthurm steht, kamen die Zwerge ihnen entgegen. Anfangs waren sie sehr froh, als sie sahen, daß die Feinde kein Kreuz als Zeichen vorantrugen, als sie aber die Trommel hörten, Tjül mit einem Scheunenthor und die zwei Rantumer mit ihren Stachelrochen und Glattrochen und Sialle mit seinem Meerschwein sahen und ihnen der Gestank dieser Thiere in die Nase fuhr, da krochen sie schnell in ihre Löcher. Die Sylter ließen nun den großen Hund des Bröns in die Höhlen, um sie herauszutreiben und schossen jeden, der sich sehen ließ, mit Pfeilen und Bogen nieder. Bald aber hatten die Zwerge dem Hunde etwas eingegeben, so daß er crepirte. Die Puken und Zwerge flohen nun von einem Gebüsch zum andern und erstere wurden so verjagt, daß sie sich in einem Thale, das seitdem das Pukthal heißt, in Büschen und Löchern verkrochen, ihr König Nißchen aber lief zu dem König Bröns und warf sich ihm zu Füßen.

Als die Unterirdischen sahen, daß die Pukleute verjagt und ihnen untreu geworden waren, da wurden sie desto tapferer. Sie krochen und sprangen den großen unbeholfenen Riesen unter die Kleider und stachen viele von ihnen mit ihren Messern und schlugen sie mit ihren Aexten von Flintstein todt. So verloren der König Bröns und sein Sohn, sowie der König Nißchen ihr Leben in der Schlacht. Am allerschlimmsten erging es jedoch dem Teufelchen (Tewelfen), dem Leibdoctor des Bröns, dem Zauberer von Stedum, die Zwerge begruben ihn lebendig in einem Hügel bei Kampen, der später den Namen Tewelkenhügel bekam und zu den Brönshügeln gezählt wird. Als nun die Riesen sahen, daß ihr König Bröns gefallen war, zogen sie sich

nach tapferer Gegenwehr nach Südwest, nach Riisgap zurück. Da kamen ihnen ihre Weiber mit Töpfen voll heißer Grütze, die sie zur Stärkung für sie gekocht hatten, entgegen, und als sie sahen, daß ihre Männer auf dem Rückzuge waren, wurden sie sehr böse und schleuderten ihre Grütztöpfe den diese verfolgende Zwergen in die Augen und ins Gesicht, also daß viele davon erblindete und erstickten. Da faßten sich die Riesen wieder ein Herz und kamen zum Stehen und schlugen nun so grimmig auf die Unterirdischen ein, daß, ehe die Nacht kam, alle Zwerge todt lagen auf der Heide rings um das Affenthal und den Teich, welcher seinen Abfluß durch das Riisgap nach Südwest hat. Blos der Zwergkönig Finn lebte noch, aber er saß und weinte auf dem Sesselstein, den er hier wiedergefunden, gerade als er die Schlacht verloren hatte. Er wollte nicht sein Volk und Reich überleben, er nahm sein steinernes Messer und stieß sich selber todt, gerade als die Sonne untergegangen war. Der Seekönig Ring war verwundet worden und starb ein wenig südlicher, ehe er wieder nach seinem Hause in Eidum zurückkommen konnte, unterwegs. Auch Sialle blieb eben zu Norden von Eidum liegen und wurde in einem kleinen Hügel, dem sogenannten Siallehügel, begraben. Ebenso erging es dem großen Erck Nickels auf der Heide im Norden von Keitum.

Am Tage nach der Schlacht gingen aber die Sylter alle Mann wieder nach dem Norden, um ihre Todten zu begraben. Die Leichname wurden verbrannt und ihre Asche in Töpfe gethan und nebst ihren Waffen meist da begraben, wo jeder gefallen war. Wer am meisten Asche gehabt hatte, bekam auch das größte Grab. Das des Königs Brönd wurde ein ganzer Berg von 26 Fuß Höhe und 400 Fuß Umfang. Dieser ist noch zu sehen und heißt der große Brönshügel. Er steht dicht bei d... Leuchtthurm an dessen Südseite. Ein klein wenig westlicher unter dem kleinen Brönshügel liegt sein Sohn begraben. Sein Hund ward unter dem Hundshügel und der Pukkönig Niß in dem sogenannten Nißhügel bestattet, welche beide noch stehen. Das Grab König Ring's, nördlich von Eidum, ist ebenfalls noch zu sehen. Von den übrigen Sylter Kämpfern wurden viele zusammen in den sogenannten Kämper Gräbern (Riesenbetten oder Bördern) beerdigt, welche etwas nördlicher als der Leuchtthurm liegen. Im Norden der Börder erbauten die Sylter Friesen nach dem Kriege ein Dorf, welches Kamp (vom Kampfe) genannt ward, nicht weit von der Stelle wo sie gesiegt hatten, aber die Stadt Wonstadt oder Wendingstedt, das heutige kleine Dorf Wenningstedt, und als die Bewohner des heutigen Dorfes Braderup aus der Schlacht zurückkehrten und riefen „der Braten ist auf", so hieß davon seitdem das Dorf Braderup. Finn, sein Weib und seine Kinder sollen südöstlich von Wenningstedt in dem sogenannten Stippelstiin-Hügel oder in dem Stiinbörd begraben liegen.

So waren die Sylter im Allgemeinen die Unterirdischen los geworden, nur allein Niß Schmidt in Morsum klagte noch immer, daß ihm die Zwerge sein Bier austränken. Wahrscheinlich waren diejenigen Zwerge, welche früher auf der Morsumer Heide gewohnt hatten, nach der Niederlage ihrer Brüder auf der Norderheide in sein Haus geflüchtet. Einst erta... die Frau des Schmieds einen der diebischen Zwerge im Keller beim Bierzapfen. Sie stellte ihn darüber zur Rede, jedoch der Kleine versprach, einen Segen in

die Biertonne zu legen, daß dieselbe niemals leer werde, wenn nicht über die Tonne geflucht würde und sie das nicht ihrem Manne verrathen würde. Die Frau schwieg, der Zwerg legte seinen Segen in die Biertonne und der durstige Niß lief wie früher jeden Augenblick aus der Schmiede nach dem Keller, um sich einen Schluck aus der Tonne zu holen, doch ohne daß der Biervorrath vermindert zu werden schien. Als der Schmied das Wunder entdeckte, rief er aus: „Das ist doch eines Teufels Tonne, die nimmer leer wird.“ Sofort verschwand der Segen, die Tonne war leer und die Zwerge stahlen wie früher Brod und Bier aus dem Keller ohne einen Ersatz zu geben. Die Frau erzählte nun Niß, was sie ihm bisher verschwiegen hatte, und beide berathschlagen sich jetzt mit den Nachbarn und Nachbarinnen, wie es anzufangen wäre, um das diebische Gesindel los zu werden. Man rieth Niß, er solle die Unterirdischen fangen und todtschlagen, allein diese waren klüger und flinker als er. Zuletzt kam eine alte Frau, die in ihrer Jugend oft mit den Zwergen gespielt hatte, und erzählte Niß, die Unterirdischen hätten ihr einst offenbaret, sie könnten nicht gegen das Kreuz und alles das, was dem Kreuze ähnlich oder verwandt sei; sie könnten nicht über dasselbe und nicht unter dasselbe kommen, vor dem Kreuze müßten sie fliehen oder verderben. Die Frau rieth deshalb dem Schmied, er solle ein Wagenrad vor jede Thür seines Hauses stellen, sein Haus aber in Brand stecken, dann würden die Zwerge sämmtlich mit dem Hause verbrennen. Niß Schmied that das, und als das Haus in Flammen stand, wollten die Zwerge fliehen, aber konnten nicht auskommen vor allen den Kreuzen, welche die Wagenräder machten. Sie steckten die kleinen Hände hinaus bei den Speichen und riefen um Hilfe, jedoch die Morsumer ließen sie alle verbrennen. Zuletzt gewahrten die Unterirdischen in der Nähe des brennenden Hauses die alte Frau, die den Rath zu ihrem Untergange gegeben hatte, da riefen sie vorwurfsvoll: „Gespielin, Gespielin, wie hast Du uns verrathen!“ Das war das Letzte, was man auf Sylt von den Unterirdischen gehört hat, sie verbrannten nun sämmtlich und es waren jetzt die letzten derselben ausgerottet.

1247. Der Friesen Bekehrung.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 147 ꝛc. Hansen, Das Schleswigsche Wattenmeer u. d. Friesischen Inseln. Glogau 1865 in 8°. S. 260 ꝛc.)

Zur Zeit des friesischen Königs Radbod, welcher im Osten von dem fränkischen König Pipin geschlagen, seine Residenz nach Helgoland verlegte, wurden viele Versuche gemacht, die Friesen und namentlich ihren König zum Christenthum zu bekehren. Zuerst kam der heilige Willibrord und verkündete den Friesen die christliche Religion. Er fand auf Helgoland, welches damals Fositesland hieß, einen heiligen Wald und darin viele weidende, dem Fosite geweihte Thiere sammt einer heiligen Quelle. Er trank aus der Quelle und schlachtete einige der geheiligten Thiere zum großen Schrecken und Aerger der Heiden. Als König Radbod solches erfuhr, ließ er mehrere Male das Loos darüber werfen, ob und welche Strafe Willibrord dafür empfangen solle, jedoch dasselbe entschied stets für die Straflosigkeit des Heidenbekehrers und derselbe reiste ohne andere Widerwärtigkeit, aber auch ohne bessern Erfolg, als daß er in der heiligen Quelle drei Friesen getauft hatte, wieder von dannen.

Nun kam der heilige Wolfram nach Friesland, der wurde des Landes und Volkes erster Apostel. Ein Traumgesicht hatte ihm offenbart, daß er das werden solle und so kam er zum Hofe des Friesenkönigs Radbod, und wie der Heilige ankam, da sollte dem Götzen, nach der heidnischen Landessitte, eben wieder ein Opfer durch den Strang gebracht werden, ein durch das Loos erwählter Knabe, Namens Occo. Da bat Wolfram für den Knaben und um dessen Leben im Namen seines Gottes und Heilandes bei König Radbod und dieser sprach: „Siehe, ob Dein Christus ihn vom Tode erretten kann, dann soll er Dein sein." Wie nun der Knabe zum Strange geführt und aufgeknüpft ward, da betete Wolfram und es riß der Strang, der Knabe fiel zur Erde und wandelte unversehrt und Wolfram taufte ihn. Da erkannte Radbod die Macht des Heilandes und dachte sich auch zum Christenglauben zu bekehren. Ehe er aber dazu schritt, erschien ihm in der Nacht der Teufel in Engelgestalt und in herrlichem Schmuck und flüsterte ihm zu: „Warum willst Du abfallen von Deines Landes Gott? Thust Du das nicht, so wirst Du künftig wohnen in einem goldenen Hause, das will ich Dir zeigen morgenden Tages. Nun frage aber auch Wolfram, wo denn sein Himmel sei, den er Dir verheißt. Er soll ihn Dir auch zeigen, so er das vermag!" Das sagte Radbod am andern Tage dem heiligen Wolfram und versprach ihm, er wolle ein Christ werden, wenn der Friesengott ihm nicht das goldene Haus zeige, Wolfram aber sagte, wenn ihm auch ein solches gezeigt werde, werde es doch nur ein Gaukelspiel des Teufels sein. Da wurde nun ein Friese erwählt für Radbod und ein Diacon für Wolfram, die gingen zusammen aus, das Haus zu finden und alsbald gesellte sich ein Dritter zu ihnen als Wegweiser. Sie kamen unvermerkt auf einen herrlichen Weg, der war mit Marmor gepflastert und von fern leuchtete ihnen das goldene Haus entgegen, herrlich und voller Glanz und darin stand auch ein Thron von Elfenbein mit Edelsteinen geziert und mit Purpur ausgeschlagen. Und der Führer sprach zu dem Friesen und zu dem Diacon: „Sehet, das ist Herzog Radbod's ewiges Haus!" Und der Diacon sprach: „Ja, wenn es Gott gebaut hat, so wird es ewig stehen" und schlug ein Kreuz gegen das Haus und bui war es dahin geschwunden, und war ein stinkender Kothhaufen und der Marmorweg war eine Sumpflache und der Führer war der Teufel selber, der verschwand mit Gestank und Zorngebrüll. Schnell waren der Friese und der Diacon zu Hause angelangt, aber drei Tage lang mußten sie mühsam durch Binsen und Geröhrig schreiten, ehe sie die Stadt des Friesenfürsten wieder erreichten. Der Friese sagte seine Botschaft an, und was er gesehen, und ließ sich taufen. Sein Name war Sugomar. Radbod aber, als er diese Mär vernommen hatte, wollte sich auch taufen lassen, und da er in das große steinerne Taufbecken treten wollte, und schon einen Fuß hineingestellt hatte, frug er, wo die Schaar seiner Vorfahren sich befinde, bei den Seligen im Himmel oder bei den Teufeln in der Hölle? Darauf antwortete der Bischof: „Wer nicht glaubet und getauft wird, der wird nicht selig!" Da zog Radbod wieder den Fuß aus dem Taufbecken und sprach: „Wo meine Voreltern sind, da will ich auch sein, bei meiner Sippschaft, was soll ich allein im Paradiese bei den wenigen Christenleuten?" Und er ließ sich nicht taufen, aber am dritten Tage starb er und fuhr hin zu seiner Sippschaft in die Hölle.

1248. Karl der Große und die Friesen.

(S. Hansen a. a. O. S. 262 ꝛc.)

Als Karl der Große nach Friesland kam, setzte er sich auf den Richterstuhl, forderte die Friesen vor sich und gebot ihnen Rechte zu küren (d. h. Gesetze zu wählen), die sie halten sollten. Da sprachen sie, sie wollten erst Fürsprecher wählen. Am folgenden Tage kamen sie wieder und wählten nun 12 Fürsprecher aus den sieben Seelanden. Diesen gebot Karl Rechte zu küren für das Volk. Am dritten Tage traten diese abermals vor den König und erklärten ihm, daß echte Noth (d. h. ein rechtliches Hinderniß) da sei, daß sie nicht neue Gesetze wählen könnten. Ebenso geschah es an dem vierten und fünften Tage. Am sechsten Tage befahl ihnen der König abermals, daß sie Rechte küren sollten, allein sie baten ihn, daß er ihnen gestatten wolle, bei ihren alten Rechten und Gewohnheiten zu bleiben. Da wurde der König zornig und sprach: „Nun, so will ich Euch dreierlei geben, worunter Ihr wählen könnt. Entweder sollt Ihr Sclaven oder getödtet werden, oder man soll Euch in ein Schiff ohne Ruder, Steuer und Taue setzen und Euch mit der Ebbe ins Meer treiben lassen.“ Sie wählten das Letzte und fuhren mit der Ebbe so weit hinaus, daß sie kein Land mehr sehen konnten. Als sie nun in großer Angst waren, sprach einer von ihnen: „Ich habe gehört, daß der Christengott, als er auf Erden wohnte, 12 Jünger hatte, und selber der Dreizehnte war, daß er stets ihr Berather, Tröster und Helfer war. Lasset uns ihn anrufen, daß er auch uns der Dreizehnte sein, auch uns belehren und zu Lande führen wolle.“ Da fielen alle 12 Männer auf die Kniee und beteten um die Hilfe Christi. Als sie wieder aufblickten, da saß der Dreizehnte am Steuerrande und lenkte vermittelst eines Beiles das Schiff dem Lande zu. Als sie das Ufer erreicht hatten, warf der Dreizehnte die Axt auf den Rasen und siehe es sprudelte eine Quelle voll süßen Wassers hervor. Alle setzten sich um die Quelle herum, schöpften aus derselben und der Dreizehnte begann sie zu belehren, welche Rechte sie küren sollten. Als er zu reden aufhörte, sahen sie nach ihm empor, allein er war plötzlich von ihnen verschwunden. Sie zweifelten aber nicht, daß es der Herr Jesus selber gewesen, dem sie ihre Rettung und Belehrung zu verdanken hatten. Sie traten nun freimüthig vor den König Karl, der sich nicht wenig verwunderte, daß sie noch am Leben waren, sagten, daß sie jetzt Rechte küren könnten und wollten, und wählten sich nach dem erhaltenen Rechte nun die sogenannten 17 Willküren und 24 Landrechte der Friesen, die der König Karl ihnen bestätigte und die sie halten sollten bis zum jüngsten Tage.

1249. Wie die Reformation von den Friesen angenommen ward.

(S. Hansen a. a. O. S. 265.)

Als zu der Zeit Luthers einst (wahrscheinlich während seines Aufenthalts auf der Wartburg) drei junge Föhringer Studenten von Wittenberg aus, wo sie bisher studirt hatten, ihre Heimathinsel besuchten, begannen sie die Lehre Luthers unter ihren Landsleuten zu verbreiten. Sie geriethen dabei mit den derzeitigen katholischen Predigern auf Föhr, wie zu erwarten war, in Streit, namentlich auf einer Kindtaufe in Uettersum. Einer der Prediger, der Diaconus zu St. Laurentii, wurde freilich von diesen Jüng-

lingen für die neue Lehre gewonnen, allein die übrigen blieben dem alten Glauben getreu; ja einer der Prediger an der St. Johanniskirche zu Nieblum eiferte so gewaltig gegen die Reformation, daß er eigens nach Amrum reiste, um die dortigen Einwohner zu ermahnen, bei dem alten Glauben zu bleiben. Er fügte seinen Reden die Verwünschung hinzu: „Wenn die päpstliche Religion nicht die rechte Religion ist, so begehre ich nicht wieder lebendig heimzukehren.“ Auf seiner Rückreise, welche er zu Pferde machte, war er bereits auf Föhr angekommen, als er in der Nähe des Dorfes Heddehusum unerwartet von dem Pferde stürzte und den Hals brach. Dieser Umstand soll viel dazu beigetragen haben, der Kirchenreinigung Luthers Eingang auf Föhr zu verschaffen. Zum Andenken an den merkwürdigen Todesfall warf in der Folge jeder Vorübergehende einen Stein auf die Stelle, wo der Eiferer für die katholische Religion gestorben war und durch seinen Tod, wie man urtheilte, bewiesen hatte, daß die evangelisch-lutherische Kirche die bessere sei.

Nur auf Helgoland, wohin der König von Dänemark im Jahre 1530 einen ehemaligen Mönch, der zur lutherischen Kirche übergetreten war, zur Einführung der Reformation sandte, widersetzten sich anfänglich die Einwohner der neuen Lehre, stürzten den gewesenen Mönch von ihrer Felseninsel ins Meer und ließen ihn ertrinken. Als jedoch bald darauf in einem Sturme, an der Stelle, wo dieses geschehen war, ein Felsenstück durch die Wellen von der Insel abgerissen ward und die Einwohner dort eines Morgens eine vereinzelte Klippe im Meere fanden, die einige Aehnlichkeit mit einem Menschen hatte, glaubten sie, daß der ermordete Mönch zu ihrer Schande und Strafe versteinert wieder aufgetaucht wäre, nahmen sich das Geschehene zu Herzen, traten zu der evangelischen Kirche über und nannten diese Klippe, welche erst im Winter 1838/39 von den Wellen gänzlich zertrümmert wurde, fortan zur Erinnerung an ihre schmerzlich bereute That: den Mönch.

1250. König Dan.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 156.)

Im Lande Dithmarschen geht die Sage, daß der erste König von Dänemark Dan geheißen, der habe dem Lande den Namen gegeben, und nach ihm heiße es Dänemark, er habe aber nicht im heutigen Dänemark gewohnt, sondern in Schleswig. Früher habe er auch lange unter den Heiligen im Kalender gestanden. Zu seiner Zeit war noch Alles heidnisch, die Leute verbrannten ihre Todten, thaten die Asche in Urnen und setzten sie bei in Riesenbergen (Hünengräbern). König Dan wollte aber nicht verbrannt sein, sondern auf seinem königlichen Stuhl im Grabe sitzen und wollte auch sein aufgesatteltes Pferd bei sich haben, und das ist auch so befolgt worden.

Unweit Tönningen in Eiderstedt ist ein kleiner Erdhügel mit einer Höhle. Darin sitzt König Dan wie der Kaiser Friedrich im Kiffhäuser, mit zweimalhunderttausend Mann Wappnern, und alle schlafen. Einstmals wurde einem zum Tode verurtheilten Soldaten das Leben versprochen, wenn er in die Höhle hineingehen und berichten wolle, was er sähe. Da nun der Soldat in die Höhle kam, sah er den König an einem Tische sitzen, der hatte sein Haupt auf den Arm gestützt und schlief. Der Bart war ihm lang gewachsen und hing unter den Tisch herab. Jetzt erwachte der König und fragte den

Soldaten: „Was willst Du?“ — „Mich schickt mein Herr und König herein, daß ich Nachricht von Euch bringe.“ — „Sage Deinem Herrn“, erwiderte der König Dan, „ich werde zu seiner Zeit wiederkommen und ihm Hilfe bringen und er soll herrschen über die ganz Welt.“ Diese Zeit ist aber noch nicht gekommen.

1251. Röwerlöwe.

(S. Bechstein a. a. O. S. 155.)

Der Dithmarschen Volk liebte von Urväterzeiten her seine Freiheit über Alles. Große und blutige Schlachten hat es geschlagen und viele siegreich, aber zuletzt ist es doch überwunden worden. Schon Karl der Große hatte mit den Dithmarschen zu kämpfen. Nun lebte damals zu Windbergen ein starker und tapferer Kampfheld, genannt Röwerlöwe, der trat in des Kaisers Dienst und der Kaiser setzte ihn ein zu einem Herrn über das Dithmarschen-Land und Volk, als einen Vogt, der die Unterjochten im Zaume halten und zum Christenthume zwingen sollte. Aber diese ließen sich nicht im Zaume halten, sie empörten sich gegen Röwerlöwe, nahmen ihn gefangen und räderten ihn. Von diesem Röwerlöwe soll aber das berühmte Geschlecht derer von Reventlow abstammen, er soll dessen Ahnherr gewesen sein. Lange Zeit wohnten seine Nachkommen noch in Dithmarschen, aber immer glimmte im Volke ein alter Groll gegen das Geschlecht fort, da hat es sich endlich hinweg gewendet und sich über Holstein, Schleswig und Dänemark verbreitet.

1252. Hartwig Reventlow.

(S. A. Krantz, Saxonia VIII. 39. Angelus Struthiomontanus, Holst. Chronica. Wittenberg 1518 f. S. 201 ꝛc. K. Müllenhoff, Sagen, Märchen u. Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein u. Lauenburg. Kiel 1845 in 8°. S. 20 ꝛc.)

Graf Alf auf Segeberg hatte einen Hauptmann, Namens Hartwig Reventlow, der wohnte mit seiner ganzen Familie auf seinem Schlosse. Da hat der übermüthige Herr sich an seiner Hausfrau, oder wie andere sagen, sich an seiner Tochter vergriffen und sie geschändet. Als der Vater diese Schmach seinem Bruder erzählte, stieß dieser ohne Scheu heftige Drohungen gegen den Grafen aus. Es ward gleich von einem der Leute vom Schlosse hinterbracht, und der Graf entbot den Verwegenen zu sich. Dieser, nichts Böses ahnend, kam, da ließ ihn der Graf ergreifen und enthaupten, den Kopf aber schickte er auf einer Schüssel dem Hartwig durch einen Diener. Da setzte sich dieser auf sein Pferd, nahm den Kopf des geliebten Bruders in seine Hand und einige Tropfen Bluts trinkend sprach er voll Grimm: „Sagt dem Grafen, so gewiß ich hier meines Bruders Blut trank, so gewiß werde ich seinen Tod und den Schimpf des Geschlechtes zu rächen wissen.“ Darauf ritt er spornstreichs davon.

Weil er wußte, daß der Graf die Jagd liebte, fällt es ihm ein, ihm auf diese Weise beizukommen. In einer Sommernacht, als schon das Korn beinahe reif war, des Morgens um drei Uhr, lauerte er einem der gräflichen Jäger auf, der früh ausgegangen war, das Wild zu erspüren, und zwang ihn, sich auszuziehen. Darauf band er ihn an einen Baum, zog die Kleider selber an und mit des Jägers Pferden und Hunden ritt er Segeberg zu. Der Thorwächter meinte, es sei der Jäger und ließ ihn ein. Im

Hofe ſtieg er ab, und ging geraden Weges zu des Grafen Schlafkammer, wie der Jäger gewohnt war, klopfte an die Thür, ein Knabe machte ihm auf, aber kaum trat er ein, ſo redete er den Grafen zornig an und ſprach: „Du ſiehſt wohl, wer ich bin; befiehl Dich Gott, denn Du mußt ſterben"; und nach dieſen Worten durchſtach er ihn, der noch im Bette lag, und zugleich ſeinen Sohn, den jungen Grafen, der bei ſeinem Vater zu ſchlafen pflegte. Unerkannt entkam er wieder im Jagdkleide. Zur Buße des Mordes wanderte er bald darauf nach Rom und ſtiftete das Kloſter in Itzehoe. So lange aber das Schloß Segeberg geſtanden hat, ſind die Blutſpuren an der Wand ſichtbar geweſen.

1253. Hennarshoog.

(S. Johanſen, Die nordfrieſ. Sprache S. 231 ꝛc.)

An einem Dünenſaum der Inſel Amrum befindet ſich ein Hügel, der ganz mit Moos bewachſen iſt, und den Namen Hennarshoog führt. Von dieſem erzählt man folgende Sage.

König Abel von Dänemark brauchte ſehr viel Geld und immer war ſeine Taſche leer, er ſchrieb deshalb fortwährend neue Steuern aus und ſchickte ſeine Säckelmeiſter nach Oſt und Weſt dieſelben einzufordern. Dieſelben kamen auch zu den Nordfrieſen, bekamen aber weder Geld noch gute Worte, denn die ſagten: „Unſere Deiche und Dämme, die wir zum Schutz gegen das Meer erbauen und unterhalten müſſen, haben all unſer Hab und Gut verſchlungen, darum möge der König abſtehn von ſeiner Forderung!" Der König aber ſtand nicht davon ab. Wie hätte man auch Barmherzigkeit von einem Brudermörder erwarten können? Da die Frieſen alſo weder Geld hergeben konnten noch wollten, beſchloß der König die Störrigen zum Gehorſam zu bringen. Er führte zu dieſem Zwecke eine Heeresmacht zu Schiffe nach der Gegend von Oldensworth in Eiderſtedt, aber die Frieſen waren auch nicht müßig. Es galt ſiegen oder unterliegen, edle Frieſen bleiben oder Knechte werden. Feſtlandsfrieſen und Seelieger, Wallinger und Uthlandsmänner vereinigten ſich auf dem Buurmannswai in Eiderſtedt. Das frieſiſche Heer beſtand nach den ſieben Harden aus ſieben Haufen, und jeder Haufen hatte ſeine Fahne. Die Frieſen ſchwuren zu ſiegen oder für ihre Freiheit und ihr Recht zu ſterben. Sie hatten das Bildniß ihres Nationalheiligen, des h. Chriſtian, mitgenommen und gelobten, daſſelbe mit Gold beſchlagen zu laſſen, wenn ſie als Sieger aus dem Kampf hervorgehen würden. Gleichwohl mag aber ihr Vertrauen auf den lebendigen Gott größer geweſen ſein, denn ihre Haufen waren muthig und fangen alte Kämpferweiſen, als ſie wider Abel aufbrachen. Und als dieſer die Todesmuthigen heranrücken ſah, entfiel ihm aller Muth, denn Gott war nicht mit ihm, und auf ſeinem Gewiſſen laſtete der Brudermord. Abel beſchloß, ſich zurückzuziehen und ſuchte ſeine Schiffe zu erreichen, die in der Eider lagen. Siehe, da war das Meer, ſonſt der Frieſen Feind, ein treuer Bundesgenoſſe der Frieſen. Die Ebbe hatte nämlich das Bett des Eiderſtromes trocken gelegt, daß die Schiffe des Königs auf den Sand- und Schlammbänken feſtſaßen. Dem König Abel blieb alſo nur die Wahl, die Seinigen in den Schlick jagen zu laſſen oder ſich den Rückzug durch die Marſch nach der Geeſt hinauf zu erkämpfen. Er wählte das Letztere. Die erbitterten Frieſen drangen auf ihn ein, jagten

eine Abtheilung seines Heeres in den Schlick der Eider und verfolgten die Uebriggebliebenen. Auf dem Königskamp kam es zu einem furchtbaren Gemetzel. König Abel verlor abermals viele der Seinigen; aber auch die Reihen der Friesen wurden gelichtet, namentlich fanden viele Seelieger (so nannte man die Inselfriesen) ihren Tod auf dem Königskamp. Der flüchtige Abel eilte durch die Marsch nach dem Milderdamm, einer Brücke, welche über die Milde führte. Hier war er reif zum Untergange.

Wessel Hummer, auch Henner der Friese genannt, als Landsmann ein Pelwormer, seines Handwerks ein Rademacher, hatte sich am Ende der Brücke hinter dem Pfahlwerk verborgen, trat nun aber hervor, versperrte dem Könige den Weg und spaltete ihm den Kopf mit der Axt. Henner glaubte dabei, er habe recht gehandelt, als er den Brudermörder erschlug, er entkam glücklich zu den Seinigen, verhehlte aber die That. Er kehrte nun nach Pelworm zurück und arbeitete emsig in seiner Werkstatt. Es war ihm aber nach der That doch anders zu Muthe, als vorher, er suchte Ruhe und fand sie nicht, seine Werkstatt ward ihm zu enge, er mochte seine Axt und sein Zimmergeräthe nicht mehr ansehen und fing an, als Fischer und Küstenfahrer sein Brod zu erwerben. Da fuhr er nun umher von Bucht zu Bucht, von Eiland zu Eiland; bald sah man sein Fahrzeug im Watt, bald ihn selbst auf Hennarshoog, er war unstät und friedlos, ob ihn gleich Niemand jagte.

Als Henner nun einst mit seinen Schiffsleuten auf der See war, erhob sich ein Sturm und drohte das Schiff zu zerschellen. Die Schiffsleute sahen den gewissen Tod vor ihren Augen und riefen ihren Heiligen um Hilfe und Beistand an. Da konnte der seit langer Zeit so schweigsame Henner nicht länger schweigen. Er that seinen Mund auf und sprach, seinem gepreßten Herzen Luft machend: „Es ist meine Schuld, daß Sturm und Wellen sich gegen uns empören, denn Ihr müßt wissen, ich bin ein Mörder. Ich war's, der König Abel am Milderdamm erschlug. Und nun erweiset mir die Barmherzigkeit, daß Ihr mich ins Meer stoßet, so werdet Ihr's besänftigen, denn mich will es haben. Und nun erbarme sich St. Christian meiner!" Die Schiffsleute willfahrten ihm und kaum hatte die See ihn fortgerissen, da hörte sie auf zu toben und es wurde ganz stille. Auf dem Hennarshoog ward Henner der Friese nicht wieder gesehen.

1254. Der Mannagfual.

(S. Johansen S. 214. Bechstein a. a. O. S. 154.)

In der Nordsee, erzählen die nordfriesischen Seefahrer, steuert ein Riesenschiff. Sein Umfang ist ungewöhnlich groß, die Masten sind höher als alle Kirchthürme, die Taue so dick wie große Tonnen. In der Takelage sind Oeffnungen, dahinein die Matrosen zum Oestern gehen, der Einkehr halber, um eine Stärkung zu nehmen, denn wer als junger Matrose da hinaufklettert, der kommt erst in hohen Jahren, mit grauem Haar und Bart wieder herunter. Der Kapitän reist zu Pferde auf dem Verdeck herum, um seine Befehle zu ertheilen, und ist froh, wenn er in einem Tage herumkommt. Insgemein hält es seinen Curs nur im hohen Norden im tiefsten Fahrwasser, denn sonst könnte es in der Landnähe bald aufsitzen.

Der Kapitän war aber ein rechter Ueberall, indem die Leute keinen Augenblick vor ihm sicher waren. War es irgendwo unklar, flugs war der Alte auf dem weißen Rosse da, denn was er nicht sah, das sahen die beiden Raben, die auf seinen Schultern saßen und sagten's ihm. Auf dem Mannagfual gab es Arbeit vollauf, daß die Matrosen alle Hände voll zu thun hatten. Einst steuerte es aus der spanischen See in den englischen Canal hinein, konnte aber nicht durch die Höwedens hindurchkommen, sintemal dieses Fahrwasser nicht breit genug war. Der Alte berieth sich also mit den Raben, was zu thun sei, und er hatte es bald kurz gekriegt, denn er kommandirte seine Leute auf das Verdeck und befahl ihnen, die ganze Backbordseite mit weißer Seife einzureiben, damit der Mannagfual glatt vorbeirutschen könne. Es geschah, Alles ging gut und der Mannagfual kam glücklich in die Nordsee hinein. Die weiße Seife aber und der Schaum davon blieben an den Felsen von Dover, fraßen sich ins Gestein hinein und gaben demselben bis auf den heutigen Tag eine weitschimmernde weiße Farbe. Der Mannagfual steuerte nach Nordost und kam glücklich am Jütischen Riff vorbei. Da erhob sich ein großes Ungewitter und der Mannagfual gerieth auf eine Sandbank und saß fest. Das Riesenschiff hatte aber in seiner Fahrt den lockern Sandboden dermaßen aufgewühlt, daß zu beiden Seiten Sandbänke aus dem Wasser ragten. Das Schwanken des Schiffes lockerte den Sand noch mehr und das war ein Glück, denn nun führten die Wogenberge die aufgelockerten Massen mit sich fort und das Schiff wurde wieder flott. Da schlugen die beiden Raben auf den Schultern des Alten mit den Flügeln und schrien laut vor Freude. Der Sand aber wurde an die Jütischen Küsten geworfen und daraus bildeten sich die Sanddünen von Skagenshorn bis Grimmahorna (Blaavandshuk).

1255. „Aus König Gottfrieds Zeiten."

(Z. Johansen S. 246.)

Wenn man in Nordfriesland ein altes niedrig gebautes Haus sieht, dessen Thüre im Norden angebracht ist, hört man noch heutigen Tages gewöhnlich den Ausspruch: „Das Haus stammt aus König Gottfrieds Zeiten." Die Sage berichtet nämlich, König Gottfried habe, nachdem er die Friesen um 795 besiegt, seinen Bruder Siegfried über sie gesetzt. Dieser habe aber den steifnackigen Friesen, um sie im Gehorsam und in der Unterwürfigkeit zu halten, befohlen, die Thüren ihrer Häuser im Norden anzulegen und so niedrig zu machen, daß sie genöthigt wären, sich jedesmal nach Norden zu bücken, wenn sie ausgingen. Da die Friesen aber einen sehr steifen Nacken hatten, brachten sie an der entgegengesetzten Seite ihrer Häuser solche Thüren an, die sie Ebberthüren nannten, und diese wurden geöffnet, wenn Freudenfeste gefeiert wurden, waren auch hoch und breit genug, daß der edle freie Friese, die friesische Frau im breiten „Schift" und „Korl" an der Seite, ohne sich zu bücken, aus- und eingehen konnte.

1256. Henning Wulf.

(Z. Müllenhoff S. 57.)

In der Kirche zu Wewelsfleth in der Wilstermarsch befindet sich ein altes Gemälde auf einer langen Tafel, das schon im Kirchenbuche der 1593 neu-

erbauten Kirche erwähnt wird, 1741 aber renovirt ward. Dies Gemälde zeigt auf einem großen grünen Platze einen Schützen mit abgespanntem Bogen, in einiger Entfernung vor ihm steht ein Knabe mit einem von einem Pfeile durchbohrten Apfel auf dem Kopfe, einen andern Pfeil hat der Schütze noch im Munde. Ein Wolf oder Hund steht zwischen dem Knaben und dem Schützen und richtet auf diesen seinen Blick. Die Geschichte dieses Bildes ist aber folgende. Zu den Zeiten Christians I (1472) wohnte ein reicher Mann, Namens Henning Wulf, im Kirchspiel Wewelsfleth und hatte seinen Hof mit vielen Ländereien in der Dammducht. Als die Leute in der Marsch sich gegen den König empörten und ihn nicht anerkennen wollten, ward er ihr Hauptmann und Anführer. Allein die Marschleute wurden geschlagen und Henning Wulf mußte fliehen. Da verbarg er sich in einem Moor und Niemand wußte ihn zu finden, aber sein treuer Hund, der auf dem Gemälde mit abgebildet ist, war ihm nachgelaufen, und da er ihm in den Sumpf nicht nachfolgen konnte, ward er sein Verräther. Man holte ihn heraus und brachte ihn zum König, und da dieser wußte, daß er von allen der vortrefflichste Schütze sei, so befahl ihm dieser höhnisch, seinem einzigen jungen Sohne einen Apfel vom Kopfe zu schießen, gelänge es ihm, so solle er frei sein. Henning Wulf mußte gehorchen, er holte seinen Bogen und Knaben und that glücklich den Schuß, hatte aber vorher einen zweiten Pfeil in den Mund genommen. Da fragte ihn der König, für wen dieser bestimmt sei, und Henning antwortete, wenn er etwa seinen Sohn getroffen hätte, sei dieser für den König bestimmt gewesen. Da erklärte ihn der König in die Acht und Henning mußte fliehen, sein Land aber ward eingezogen und mußte lange sehr schwere Abgaben zahlen, und heißt das Königsland. Man zeigt Henning Wulfs Haus jetzt noch.

Eine ähnliche Sage wird auch von dem Schlosse Nienborstel im Kirchspiel Hohenwestedt erzählt. *)

1257. Die schwarze Margarethe.

(S. Müllenhoff S. 18.)

Es herrschte einmal in Dänemark die sogenannte schwarze Margarethe als Königin; die ließ die Elbe mit langen Pfählen und einer großen Kette sperren, so daß Niemand weder heraus noch hinein konnte. So hat sie auch den Kieler und Flensburger Hafen versperrt und die Schlei ruinirt. Sie belagerte einmal Itzehoe und am Tage Mariä Geburt (8. September) hat sie einen großen Wall und eine Brücke quer durch die Stör legen wollen, um das Wasser in die Stadt und in die Marsch zu treiben. An demselben Tage aber ist die Fluth ganz wider die Ordnung gestiegen und zwar so hoch, daß Wall und Brücke zerbrachen. Ueber der Stadt sah man aber die Mutter Gottes erscheinen und die Bürger haben seitdem alle Jahre diesen Tag festlich begangen und ihn Borgerdag genannt. Heute noch wird an demselben zum Andenken der große Herbstmarkt abgehalten.

Dieselbe schwarze Margarethe hat auch das Danewerk bauen lassen, um damit Dänemark vor den Deutschen zu verschließen. Als sie noch nicht damit fertig war, ward sie vom Feinde angegriffen. Da stellte sie eine Reihe Kühe an

* S Schröder u. Biernatzki, Topogr. v. Holstein u. Lauenburg Bd. II. S. 209.

dem äußern Graben auf, der davon der Kuhgraben heißt, und die Feinde verſchoſſen alle ihre Munition, weil ſie die Kühe für behelmte Soldaten hielten. Unterdeß ward ſie fertig.

Sie war überaus liſtig und ritt immer auf Pferden durchs Land, deren Hufeiſen verkehrt ſtanden, ſo daß Niemand wußte, wo ſie geblieben war. So entkam ſie auch einmal den Oldenburgern. Sie hatte nämlich ihren Sohn nach Oldenburg geſchickt, um da Schatzgeld einzukaſſiren. Aber die Oldenburger Schuſter griffen ihn, hackten ihn in Stücke und ſchickten ihn eingeſalzen wieder der Mutter zu. Darüber ergrimmt, belagerte ſie die Stadt und warf Schanzen auf, die noch bei Weißenhaus an der Oſtſee zu ſehen ſind. Aber die Ruſſen kamen den Bürgern zu Hilfe und Margarethe entkam nur mit genauer Noth durch Liſt. Seit der Zeit dürfen aber die Oldenburger Schuſter nicht aus der Stadt und bis auf dieſen Tag keinen Jahrmarkt beſuchen.

Bei Bornhövede lieferte ſie einmal eine große Schlacht und als ſie ihr Pferd beſtieg, hat ſie ihren Fuß einem Steine eingedrückt, der da lange zu ſehen geweſen iſt. Andere ſagen, es ſei der Huf ihres Pferdes und ein eben ſolcher Stein lag am hohlen Bache an der Grenze der Güter Depenau und Bockhorn.

Am Deckerkruge bei Schuby, in der Nähe der Lohheide bei Schleswig iſt ein kleiner Hügel, den man Dronningshoi nennt, er iſt von Soldaten aufgeworfen, welche dort die Erde mit ihren Helmen zuſammentrugen. Hier hat die ſchwarze Margarethe einmal einen Fürſten erſchlagen. Sie hatte nämlich Krieg mit ihm, da ſie aber ſah, daß ſie unterliegen müſſe, bat ſie ihm eine Zuſammenkunft an um ihren Streit zu ſchlichten, damit nicht ſo viele unſchuldige Menſchen ihrer wegen ums Leben kämen. Der Fürſt ging auch darauf ein und kam mit ihr an jener Stelle zuſammen. Da ſagte die Königin zu ihm, ſie wolle nur ihre Sturmhaube feſtbinden, er ſolle inzwiſchen ſein Schwert bis ans Heft in die Erde ſtoßen, damit ſie ſicher ſei, daß er ihr nichts Böſes zufüge. Kaum hatte er dies aber gethan, ſo überfiel ſie ihn, ehe er Zeit hatte, das Schwert wieder aus dem Erdboden herauszuziehen, und ſchlug ihm den Kopf ab. Er iſt in Dronningshoi begraben und die Leute, die dort wohnen, erzählen, Viele hätten ihn ſchon darin ſitzen ſehen vor einer ſilbernen Tafel, mit einem ſilbernen Theetopf, einer ſilbernen Milchkanne und einer ſilbernen Taſſe.

1258. Das Danewerk und die ſchwarze Greth.

(S. Bechſtein a. a. O. S. 169.)

König Chriſtoph von Dänemark hatte zur Gemahlin des Pommernherzogs Sambor Tochter, das war ein arges Zauberweib; ſie hieß nur die ſchwarze Greth und hatte den Beinamen Springhefi. Sie iſt die Urheberin des berühmten Danewerks, jenes rieſigen und weiten Walles; den zu erbauen, ſchloß ſie einen Bund mit dem Teufel und gebot ihm, in einer Nacht den Wall fertig zu machen, nur ein einziges und eiſernes Thor ſolle hineinkommen, dafür ſolle dem Teufel gehören, was zuerſt durch das vollendete Werk ſchreite. Da ſtellte der Teufel ein zahlloſes Heer von Arbeitern ins Feld, davon füllte jeder nur dreimal ſeinen eiſernen Hut voll Erde, ſo war der Wall fertig und der Teufel ſtellte ſich hinter dem Thorflügel auf die

Lauer, sah auch schon einen gutgekleideten Reiter die Landstraße daher kommen und freute sich auf den Fang. Aber zufällig hatte der Reiter einen Pudel bei sich, der lief vornweg nach Hundeart, und der Teufel riß ihn wüthend in Stücke, wie auf der Reußbrücke die Gemse, auf der Regensburger Brücke den Hund, im Dom zu Aachen den Wolf, und wo sich sonst von dieser Sage ein Wiederhall findet.

Da nun die wilde schwarze Greth überhaupt ein gottloses, unseliges Leben führte, so ward ihr zur Strafe ihrer schrecklichen Sünden von Gott geboten, allnächtlich über ihr Teufels- und Danewerk als Geist zu reiten. Da haben viele Leute sie gesehen. Ihr Anzug ist ganz schwarz, aber ihr Pferd ist weiß, und sein Odem ist Feuer. Zwei Geister in weißen Kleidern folgen ihr, und da rennen und sprengen die drei wie der wilde Jäger von Hollingstede bis Haddebyn. Dieses Gespenst leidet aber nicht, daß auf seinem Walle etwas angebaut werde. In der Nähe von Haddebyn heißt ganz besonders eine Stelle im Danewerk noch der Springheft Margrethenwerk, da läßt sie sich am häufigsten sehen.

Einstmals erschien sie armen Fischern vom Schleswiger Holm, die traurig waren, daß sie nach einer arbeitsvollen Nacht nichts gefangen hatten, in aller ihrer königlichen Pracht, mit Perlen und Diamanten geschmückt, wie man ihr Bild in Husum sah, und gebot ihnen, die Netze noch einmal auszuwerfen, aber den besten Fisch, den sie fingen, den sollten sie wieder ins Wasser werfen. Die Fischee aber thaten den glückhaftesten Zug, der seit St. Petri Zeiten geschehen war, und der beste Fisch hatte Flossen von Smaragd, Schuppen von gemünztem Golde, und seine Nase war mit Perlen besetzt. Den einen aber fraß die Habgier am Herzen, und er verbarg den Fisch gegen den Willen des andern, seines Gefährten. Rasch wurde fortgerudert, aber da begannen alle andern Fische auch Schuppen von gemünztem Golde zu bekommen, und Perlen am Oberkiefer und Edelsteine statt der Flossen, und da wurde der Kahn so schwer und sank, und der Habgierige mußte ertrinken, der andere aber konnte nur mit genauer Noth sein Leben retten.

1259. Qualer Brautnacht.

(S. Petersen, Chronica der Lande zu Holstein ꝛc. Lübeck 1599 in Fol. S. 115.)

Im Jahre 1445 ward im Lande zu Holstein nicht fern von Lübeck in einem Dorfe, Quale genannt, eine Hochzeit gehalten, da waren viele Bürger mit ihren Frauen und Jungfrauen aus Lübeck und ihrem Gesinde zugegen. Des Abends, da Jederman fröhlich war, als man gegessen hatte, und sie nun tranken, tanzten und sangen, kam Feuer in das Strohdach, womit dort die Häuser gedeckt sind, und da Niemand vorhanden war, der eine Aufsicht gehabt hätte, brannte das Haus eben also schleunig an, daß das Dach auf die Gäste fiel, ehe denn ein Mensch es inne ward, und erstickte 118 Personen, Frauen, Männer, Knechte und Jungfrauen mit den Kindern, blos darum, weil Niemand des Rauchs und der vielen Menschen wegen, welche alle sich bestrebten zur Thüre hinaus zu kommen, sich retten konnte. Der Bräutigam und die Braut allein kamen nackend durch ein Fenster davon. Des andern Tages wurden die Todten begraben, die meistentheils vom Feuer unversehrt gefunden wurden und blos vom Rauche erstickt waren. Von diesem unglück-

seligen unerhörten Unfall ist in Sprichwort entstanden: „die Quoler Brautnacht"; solches hat man lange Zeit im Gebrauch gehabt, wenn Jemandem ein Unglück begegnete.

1260. Hecht und Kaulbarsch.

(S. Krantz, Vandalia. VIII. 40. Angelus Struthiomontanus, Holsteinische Chronica. Wittenberg 1596 Th. I. S. 42.)

Es war einmal ein reicher Bürger zu Lübeck, mit Namen Mörkercke, der hatte auf einige Güter der Herrn von Bockwolden (oder Buchwald) Geld geliehen und von diesen darüber einen Pfandschein bekommen. Als aber die Zahlung lange ausblieb und der Mörkercke dieselbe gern gehabt hätte, auch deshalb zur Pfändung schreiten wollte, sind die von Bockwolden darüber sehr ergrimmt und haben sich heimlich an einen besondern Ort begeben um auf Mörkercke zu lauern, wenn er wiederkommen und die Pfändung fortsetzen werde. Da nun derselbe solche auch ausführt, fallen die von Bockwolden über ihn her, schlagen ihn nieder, nehmen ihn gefangen, führen ihn hinweg, legen ihn in harte Fesseln, thun ihm viel Jammer und Schmach an und gehen so mit ihm um, daß nicht viel Lebens mehr an ihm bleibt. Mittlerweile sind einige gute Freunde von ihm dazu gekommen, haben sich für ihn verbürgt, und angelobt, ihn entweder todt oder lebendig zurückzubringen, sie sollten ihn nur ein wenig loslassen, damit er in seinem Hause wieder etwas auf die Beine gebracht werden möge. Weil er aber schwer verwundet worden war, er auch sich über die Schmach, die man ihm angethan hatte, sehr härmte, ist er kurz zuvor, ehe er sich wieder stellen sollte, gestorben. Diejenigen, so sich für ihn verbürgt hatten, haben ihn todt zu den Bockwolden gebracht. Da diese nun den todten Körper bekamen, haben sie ihm das Haupt abgeschlagen und auf einen Pfahl gesteckt, wie man sonst mit Straßenräubern umzugehen pflegt. Dieser grausamen That halben ist nicht allein die ganze Freundschaft Mörkerckens, sondern auch die ganze Stadt Lübeck schwer entrüstet worden, und weil es nicht ein öffentlicher Krieg, sondern nur eine Mörderei war, haben die von Lübeck beschlossen, solches zu rächen. Sie haben also alle Güter derer von Bockwolden verwüstet und ihrer zehn in ihren eigenen Schlössern gefangen und zu Lübeck enthaupten lassen. Von diesen zehn hat aber der erste, der zum Tode geführt ward, Hecht geheißen, als dieser nun während des Hinführens den Scharfrichter fragte, wie er heiße, und zur Antwort bekam, er heiße Kaulbarsch, hat er gesagt: „Ach wie tölpisch geht es doch zu, und ist wider die Natur, daß ein solcher kleiner Fisch einen Hecht verzehren soll!"

1261. Die tapfere Frau von Pogwisch.

(S. Angelus a. a. O. S. 91.)

Im Jahre 1322 hat es sich zugetragen, daß Graf Gerhard zu Holstein einen großen Heereszug zusammenbrachte und damit nach Dithmarschen zog, in der Meinung, dieses stolze Volk zu überfallen und unter seine Macht und Gewalt zu bringen. Aber es ist anders gekommen und die Holsteiner haben an die 2000 Mann verloren. Da ist aber ein großes Trauern in ganz Holstein gegangen, also daß etliche Edelweiber ihre Männer, etliche ihre Kinder, die damals jämmerlich erschlagen wurden, beklagten und beweinten. So ist

denn auch ein Knabe zu einer holsteinischen Edelfrau, der Ehefrau eines von Pogwisch gekommen und hat gesagt: „Ach, liebe Frau, seid getrost, es sind zwar Euere acht Kinder in der Schlacht umgekommen, aber Euer Mann ist noch am Leben.“ — „Was?“ hat sie gesagt, „haben mein Landesherr und meine Kinder und Verwandten um ihres Vaterlandes halben so freudig gestritten, daß sie dabei ihr Leben verloren und mein Mann ist allein entronnen, daß er am Leben bleibe? Ist ihm denn sein Vaterland nicht ebenso am Herzen gelegen gewesen als den Andern? Das sei ferne; ich begehre keinen solchen Mann, will auch nie wieder an seine Seite kommen!“ Darauf ist aber der Knabe der Frau in die Rede gefallen und hat gesagt, daß ihr Ehemann zwar noch am Leben sei, aber doch so schwer verwundet, daß er kaum mit dem Leben davonkommen werde. Da das Weib solches gehört, hat sie wieder Muth gefaßt, ihre Hände zusammengeschlagen und sich als ein glückliches Weib gepriesen, daß sie solche Kinder gezeugt und einen solchen Mann bekommen habe, die sich ihres Vaterlandes halben in die äußerste Gefahr ihres Leibes und Lebens zu begeben keinen Anstand genommen hätten.

1262. Der Name der Stadt Segeberg.

(S. Angelus Th. II. S. 62.)

Segeberg soll seinen Namen folgender Begebenheit verdanken. Als Kaiser Lothar einige Zeit zu Bardewyck, welches damals noch eine gewaltige und herrliche Stadt war, sich aufhielt, fand sich zu ihm Vicelinus, der nachmals Abt zu Segeberg ward, und zeigte ihm an, daß in Wagrien ein trefflicher Berg liege, auf den man ein Schloß setzen und von da aus das ganze Land, beides, christliche Lehre anzunehmen und Tribut zu geben, zwingen könnte. Diese Worte bewegten aber den Kaiser, daß er sich aufmachte und die Gelegenheit des Ortes selbst besichtigte, auch die Befehlshaber und Verwalter durch das ganze Land deshalb ausschickte. Da er nun fand, daß Alles zu einer Festung gelegen sei, gab er der Landschaft umher den Befehl, sie sollten hier eine Festung bauen und nannte den Berg, auf den er ein Siegeszeichen stecken ließ, den Siegberg (mons victoriae), nach der Sachsen Sprache den Segeberg, der sonst zuvor der Aalberg geheißen hatte.

1263. Die Schlacht auf der Lohheide.

(S. Krantz. Saxonia IX. 11. Angelus Th. II. S. 14. Müllenhoff S. 24.)

Als König Christoph von Dänemark ein großes Heer zusammengebracht hatte um den Herzog von Schleswig, Woldemar, damit zu überfallen und das Schloß Gottorp, welches ihm sehr in die Augen stach, zu bekommen, schickte Graf Gerhard (oder Geert) von Holstein aus zu seinen Freunden, Edeln und Herren jenseits der Elbe, in das Bisthum Bremen und durch Westphalen bis an den Rheinstrom und brachte viele Hilfe zusammen und dieselbe kam allzuhauf nach Rendsburg. Ehe sie aber ins Feld geführt wurden, verzogen sie etwas lange in der Stadt und verzehrten nicht wenig, also daß sie von den Bürgern aufgehalten wurden, und nicht abziehen durften, sie hätten denn zuvor Bezahlung geleistet. Davon hatte aber der Graf nichts gewußt, und versah sich so, es würde ihm das fremde Kriegsvolk nachfolgen. Er stellte deshalb die Bürger zufrieden und zog mit seinem Haufen hinaus.

Damit nun die fremden Kriegsleute nicht wider Billigkeit und Gebühr in den Herbergen handelten, blieben sie neben dem Edelmann, Burchard von Itzehude, der sie von des Grafen wegen hineingeführt hatte, in der Stadt, nachdem Graf Gerhard damals in der Eile nicht vermocht hatte baare Zahlung für ihre Zeche zu erlegen. Nun war aber Burchard dazu angestellt, daß er die vornehmsten Regimenter oder Fähnlein führen sollte. Was sollte nun der Graf thun? Die Feinde drangen auf ihn ein und er vermochte ohne den größten Nachtheil zu erleiden nicht zu weichen. Er hatte 400 Reisige, wogegen seine Feinde noch einmal so stark waren. Indeß trafen sie tapfer und keck auf einander und der Graf dachte, er werde genug gethan haben, wenn er sich gegen solche Feinde halten könne und selbst nicht geschlagen werde. Aber sein Glück bescheerte ihm viel mehr, denn er schlug mit seinem kleinen Haufen ihrer so Viele, daß der König, nachdem er die Schlacht abgehalten hatte, sich auf die Flucht begab. Dies war die Schlacht auf der Lohheide im Jahre 1331. Der Graf war während derselben vom Pferde gestürzt, aber ein Bauer aus der Wilstermarsch, aus Büttel bei Bockdorf, half ihm wieder auf und sprach: „Nun gebrauche Deine vorigen Kräfte wieder!" Für diese Treue des Mannes befreite der Graf das ganze Dorf von der gemeinen Schatzung des Landes. Da er nun aber auf Schleswig nicht zulenken durfte, weil die Feinde mitten im Wege lagen, nahm er seinen Weg gen Kiel, zum Grafen Johann. Mittlerweile erfuhr aber gedachter Feldhauptmann Burchard, daß beide Theile zusammengetroffen wären, wußte aber nicht, wie der Ausgang gewesen war. Darum zog er, mit Erlaubniß der Bürger, mit einem Theile des Kriegsvolks hinaus und wollte in Erfahrung bringen, wie es zugegangen sei. Also kam er in die Nähe von Schestedt und hörte bei Nacht, daß ein reisiger Zug dem Orte zugeteilt komme. Da er aber näher kommt, erfährt er, daß es Dänen sind, rückt feindseliger Weise gegen sie und schreckt sie, da ihrer nur wenige waren, gar leicht und nimmt sie auch alsbald alle gefangen, unter diesen war aber der König selbst. Er zog nun mit den Gefangenen ohne allen Verzug auf Gottorp zu, kommt dort an und pocht eilends ans Thor. Dies hört der Graf zuerst, steht aus seinem Bette auf, obgeachtet, daß er verwundet war, und dachte, es müsse etwas Großes geschehen sein, dieweil eine so eilende Post bei Nacht komme. Er fragt also heraus, wer da anklopfe. Der Edelmann erkennt des Grafen Stimme und ruft ihm laut zu: „Ach Herr, ich bin schwer verwundet und noch dazu gefangen, weß habe ich mich zu trösten?" Der Graf antwortete, denn er kannte die Stimme des Edelmanns auch, „habe ein wenig Geduld, ich habe ihrer auch Viele gefangen, Du sollst bald frei werden!" — „Es ist Dir", sprach der Edelmann bei sich selbst, „gerathen und Dein großes Glück gewesen, daß Du mit solchen guten Worten geantwortet hast!" Sagte dann weiter mit freudiger Stimme: „Herr, ich bringe bessere und fröhlichere Botschaft. Ich bringe den König von Dänemark gefangen, darum steht auf, lasset das Thor aufthun, daß man ihn in Verwahrung bringen möge!" Der Graf säumte nicht, sondern ließ aufthun, empfing den gefangenen König und befahl, daß man ihn fleißig verwahre. Dies geschah am Tage des h. Apostels Andreä im Jahre 1331.

Es hat auch Burchard von Itzehude gesagt: „Wenn ein Herr dem Diener Treue beweise, so werde dieser auch dadurch bewogen, seinem Herrn

hinfort treu zu sein. Welches die Deutschen sonst also und hiermit zu verstehen geben, wenn sie sagen: „Treu Herr, treu Knecht!“

1264. Der Kuchen im Wappen.

(S. Müllenhoff a. a. O. S. 51.)

Einmal ward ein Kind eines Herrn von Plessen von vorüberziehenden Handelsleuten geraubt, indem es sorglos auf dem Anger vor dem Schlosse spielte. Sie verkauften es später und es kam endlich bei einem Kuchenbäcker in Braunschweig oder am Harz auf die Lehre. Als der Knabe herangewachsen war, mußte er für seinen Herrn hausiren gehen und weite Reisen mit den Kuchen machen. So kam er auch wieder nach Holstein und bot auf dem Schlosse seines Vaters seine Waare zum Verkauf aus. Da aber hat ihn die Mutter, welcher gleich die Familienähnlichkeit auffiel, wieder erkannt und zum Andenken an seine glückliche Errettung nahm die Familie einen Kuchen als Zeichen in ihr Wappen auf.

1265. Der Mantel in der Bülderuper Kirche.

(Nach Kock's Märstabol. 1839 S. 507—508, bei Müllenhoff S. 66 ꝛc.)

Westlich von Apenrade zwischen Tolsted und Bollerslev, auf dem Wege von Hadersleben nach Flensburg erstreckt sich ein Landrücken, der von Alters her Wornhöi oder Urnehöved heißt. Hier wurden einst die alten Schleswigschen Landtage unter freiem Himmel gehalten, wie die Holsteinischen zu Bornhöved. Man zeigt noch eine Anhöhe Lögpold, die frühere Dingstätte, ein Weg heißt Aielveien, der Adelsweg, ein anderer Platz heißt Staatsryggen, in Bollerslev ist eine Freihufe, deren Besitzer den hohen fürstlichen Personen, denen dort gehuldigt ward, Stallraum und Unterkommen gewähren mußte, die heißt noch heute das Königshaus. Nun war einmal hier ein König, der zwei Söhne hatte. Der älteste, der außer Landes war, kam erst nach dem Tode seines Vaters zu Hause an, fand inzwischen den Thron desselben im Besitz seines jüngern Bruders, es kam zwischen ihnen zum Streit, allein sie kamen überein, die Entscheidung dem ältesten Hardesvogt im Lande zu übertragen. Nun war damals Nis Hinrichsen auf Heistruphof Hardesvogt der Sluxharde, dieser bekam den Auftrag an einem bestimmten Tag das Urtheil zu sprechen. Da er nun aber einsah, daß, wie auch sein Spruch ausfallen werde, er sich immer einen der beiden Prinzen zum Feinde machen werde, so sann er darauf, wie er den schlimmen Folgen für sich entgehen könnte. Er hatte ein schönes milchweißes, nach Andern ein gelbes Pferd, welches er ein ganzes Jahr lang alle Tage mit Semmel und Milch fütterte und es dann ausführte, gleichzeitig aber so im Rennen und Springen übte, daß es von keinem andern darin übertroffen wurde. Er selbst kaufte sich aber einen großen dicken rothwollenen Mantel. Als nun der Tag des Things kam, hüllte er sich darein, setzte sich auf sein weißes Pferd und ritt an den bestimmten Ort, der eigens dazu mit Steinen bebrückt war, wie man noch jetzt sehen kann. Die beiden Prinzen, begleitet von ihren Anhängern, hielten schon da, nun kam der Landesvogt auf sie zu und rief mit lauter Stimme: „Des Landes Leute halten es mit dem Landeskinde!“ Dann warf er sein Pferd herum und eilte nach Bollerslev zu. Die Reiter

des ältern Prinzen eilten ihm nach und überschütteten ihn mit einem Hagel von Pfeilen, allein der Mantel blähte sich auf und schützte ihn. So kam er dem Dorfe nahe, wo mehrere Wagen im Wege standen und die Straße sperrten. Als die Bauern den Vogt mit seinem Pferde herankommen sahen, wollten sie ihm Platz machen, allein er litt es nicht, sondern setzte im Fluge darüber hin. So kam er seinen Verfolgern weit voraus und nahm seine Richtung nach dem großen, dichten Walde zu, der damals auf dem Gröngaarder Felde stand. Ein altes Weib eilte herbei und wollte ihm ein Heck öffnen, das den Weg verschloß, aber auch dieser rief er zu, sie solle es zulassen, und setzte auch darüber weg. So erreichte er den Wald, und hielt sich da so lange verborgen, bis er sich ungefährdet hervor- und nach Hause wagen durfte. Aus Dankbarkeit schenkte ihm aber der junge König für seinen Hof die Freiheiten, welche Heistruphof bis auf diesen Tag noch heute genießt. Sein großer Mantel, der ganz mit Pfeilen bespickt war, ward zum Andenken an seine glückliche Rettung in der Bülderuper Kirche aufgehängt, wo er eingepfarrt war. Dort hing er bis zum Jahre 1786, wo er ganz vermodert in Fetzen herabfiel. In der Kirche ist jedoch noch heute ein Gemälde, welches die Familie des Hardesvogtes gestiftet hat und sich hierauf bezieht.

1266. Steinkreuz.

(S. Müllenhoff a. a. O. S. 83.)

Nicht weit von dem Theile des Kirchdorfs Gnissau, der Steinkreuz heißt, stand einst ein Schloß, auf dem ein Graf wohnte, der eine wunderschöne Tochter besaß. Dieselbe hatte einen geheimen Liebeshandel mit einem jungen Mann unter ihrem Stande; natürlich war nicht darauf zu rechnen, daß sie die Einwilligung ihres stolzen Vaters dazu erlangen werde. Schon oft hatten sie sich deshalb des Nachts an dem Orte getroffen, wo jetzt Steinkreuz steht. Einstmals war das Fräulein auch vom Schlosse dorthin gegangen, allein als ihr Geliebter, der sich etwas verspätet hatte, auch dahin kam, fand er nur noch ihre Leiche, sie war von wilden Thieren zerrissen worden. Vor Schmerz stieß er sich selbst den Dolch ins Herz. Zur Erinnerung daran ward ein Steinkreuz hier errichtet, dessen Trümmer noch heute zu sehen sind und welches den später an dieser Stelle erbauten Häusern den Namen gegeben hat.

1267. Die Wundereiche.

(S. Jahrb. f. Schleswig-Holst. Bd. IV. S. 178.)

Im Sachsenwalde, eine halbe Stunde östlich von Mölln, steht die sogenannte Wundereiche, deren Grundstamm 1 Fuß über dem Boden sich in zwei Stämme theilt, welche sich wieder oben zu einem einzigen vereinigen. Hierher sind in den Jahren 1825—26 Tausende von Krüppeln, Kranken ꝛc., vorzüglich aus Lauenburg und Mecklenburg, gewallfahrt, in dem festen Glauben, daß, wenn sie dreimal bei gewissem Mondwechsel um diese Eiche mit stillgesprochenen Gebetsformeln feierlich schritten und dann durch die Eichspalte krochen, sie von allen Gebrechen erlöst werden würden. Endlich aber trug es sich zu, daß einmal eine sehr wohlbeleibte Frau beim Durchkriechen in der Spalte stecken blieb und weder vorwärts noch rückwärts konnte, bis sie entkleidet war, von dem Augenblicke an hörte das Wallfahrten auf.

1268. Der Kirchenpfuhl.

(S. ebd. S. 279.)

In Schipphorst im Lauenburgischen liegt ein Teich, der heißt der Kirchenpfuhl (Karkpohl). Am Weihnachtsmorgen hat aber Niemand an demselben der Erste sein wollen und so hat denn das Vieh bis Mittag dürsten müssen. Da haben sie denn einen Pudelhund hineingeworfen, als der aber wieder herausgesprungen ist, ist ihm Fell und Fleisch abgegangen. Darauf haben sie aber das andere Vieh ohne Schaden getränkt.

1269. Der ewige Jude.

(S. Müllenhoff a. a. O. S. 160. 547. Jahrb. Bd. IV. S. 152.)

In Holstein und Lauenburg läßt sich hin und wieder der ewige Jude sehen. Er wird nicht hungrig, er wird nicht durstig, er wird nicht alt. Er schläft nur im Freien, nie unter einem Dache. So kam er auch einmal nach Lüneburg, da schlief er auf einem Steine, der vor der Stadt liegt.

Im Sundewitt unweit Bauschau ward er in diesem Jahrhundert auch gesehen. Er trug einen Korb, aus dem Moos herauswuchs. Man sagt hier, er dürfe nur am Weihnachtsabend ausruhen, wenn er dann noch auf dem Felde einen Pflug finde, auf den dürfe er sich setzen.

Einst ging ein junges Bauermädchen aus Seedorf mit ihrem Vater nach Lübeck, und als sie hier ankamen, gingen beide in ein Wirthshaus, der Alte ließ sich einen Schnaps geben, allein ehe er ihn noch wegnehmen konnte, stand auf einmal ein uralter Mann neben ihm, der sagte: „Den Schnaps kann ich wohl austrinken? Prost!“ Der Bauer konnte nicht gleich etwas darauf sagen und ohne zu fragen trank nun der Fremde den Schnaps und sagte: „Ich bin der ewige Jude und werde heute Abend noch in Deinem Hause zu Seedorf bei Deiner Tochter sein!“ Damit ging er weg. Jene fragten nun den Wirth, ob er den Mann kenne, er sagte darauf: „Ja, den Mann kenne ich ganz gut, das ist der ewige Jude, er ist überall und nirgends und hat keine Ruhe, er wird auch nicht älter als er ist, ich kenne ihn schon seit vielen Jahren, er arbeitet nicht und hat keinen Hunger!“ Als sie nun Schlag 12 nach Hause kommen, fragt das Mädchen ihre Schwester, ob etwa ein Mann bei ihr gewesen sei. Sie sagt: „Ja, des Nachmittags beim Dunkelwerden ist ein Mann bei mir gewesen, der mir erzählt hat, er habe meinen Vater und meine Schwester vor einer Stunde zu Lübeck gesprochen, ich solle auch nicht erschrecken, wenn mein Vater sich zu Hause ins Bett legen und nach 24 Stunden todt sein werde.“ Ihr Vater war wirklich kaum aus Lübeck zurück, als er auch denselben Tag noch starb. Den Mann hat aber seit der Zeit Niemand wiedergesehen.

1270. Die Seeräuber.

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 143.)

Einst zur Winterzeit, als die Watten mit fußdickem Eise belegt waren, kam eine Räuberbande von Pelworm nach Amrum. Die Räuber hatten weiße Hemden über die Kleider gezogen, um nicht bemerkt zu werden, und ein Sonntag war zum Ueberfall ausersehen, weil dann der größte Theil der damals nur geringen Bevölkerung dem Gottesdienst in der Kirche beiwohnte.

Während nun eine Abtheilung der Räuber die Häuser plünderte, bewachte die andere Hälfte die Kirche. Damals waren die Kirchthüren so eingerichtet, daß sie nach Außen aufgingen; so war es leicht dieselben zu versperren, indem die Räuber Brennholz, Wagenräder u. s. w. davor aufthürmten. Die Kirchenfenster waren zu hoch, als daß die Männer durch dieselben hätten hinauskommen können.

1271. Die Kapelle in Klein-Zecher.

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 146.)

Im Lauenburgischen Dorfe Klein Zecher stand ehemals eine Kapelle aus alter Vorzeit, neben welcher eine heilige Quelle floß, wohin zahlreiche Wallfahrer pilgerten. Von diesen Wallfahrten rührt noch jetzt der kurz nach Michaelis daselbst stattfindende Markt her. Diese Quelle fand sich, der Sage nach, zuerst in einer Pferdespur. Der gemeine Mann glaubte, sie helfe vorzüglich gegen gichtische Lähmungen und bei Augenkrankheiten. Vor ohngefähr 80 Jahren ward sie abgebrochen und man erbaute an ihrer Stelle das heutige Schulhaus. Es war aber die Ehrfurcht der Arbeiter gegen dieses alte Heiligthum so groß, daß Keiner zuerst die zerstörende Hand an dasselbe zu legen wagte, bis endlich ein Kornschreiber vom Hofe Seedorf den ersten Axthieb unter derben Flüchen gegen ihr Gebälke that. Dafür soll ihm aber die frevelnde Hand später unverwest aus dem Grabe hervorgewachsen sein. Dennoch ward Alles demolirt, zwei Wagen voll hölzerner Krücken, welche gichtbrüchige Leute zuvor als Weihgeschenke dort zurückgelassen hatten, wurden auf freiem Felde öffentlich verbrannt. Dann ward die Quelle verschüttet und soll auch ganz versiegt sein, weil man das Wasser, welches heilig war, zur Cur blinder Pferde und Ochsen entweihte. Die kleine Glocke der Kapelle sollte nach Hof Groß-Zecher geführt werden, um sie an einer Scheune zu befestigen und künftig damit zum Essen zu läuten, allein sechs Pferde konnten sie nicht von der Stelle bringen; als man dann aber beschloß, sie nach der Seedorfer Kirche zu schicken, zogen zwei Ochsen sie leicht dahin.

1272. Engel erscheinen Menschen.

(S. Heimreich, Nordfriesische Chronik, herausg. v. Falck. Tondern 1819 Bd. I. S. 91.)

Im Jahre 1636 am 15. Juni ist eine Magd zu Lunden von ohngefähr 17 Jahren, da sie ins Feld gesandt worden war, um im Flachs zu arbeiten, und dabei bei befindender Ohnmacht und Schwermüthigkeit vor Gott gebetet hatte, von zweien Jünglingen aufgehoben und erstlich an einen Ort geführt worden, wo ihr etliche Verdammte im Feuer liegend und sehnlich klagend und etliche Gestalten, die sonst noch am Leben gewesen und hernach an dem Orte, da ihr der Zustand der Auserwählten, und unter denselben etliche die neulich gestorben und ihr wohl bekannt gewesen, gezeigt worden, und sie hernach von denselben Jünglingen (so in langen weißen Kleidern erschienen und zweifelsohne Engel gewesen) wieder auf die Erde gesetzt und ihr erinnert worden, daß sie solches den Predigern anmelden, und Beides selbst, und auch durch die Prediger diejenigen, deren Stühle sie in der Hölle gesehen, vor ihrem Schaden warnen und männiglich erinnern sollte, daß sie sich vor Ungerechtigkeit, Geiz, Hoffahrt und Verachtung des göttlichen Wortes hüten sollten; nachdem sie über drei Tage ihre Sprache wieder erhalten, hat sie solches verrichtet.

Ebenso ist im Jahre 1648 am 10. Febr. auf Föhr im Dorfe Alkersum ein Knabe einer in Betrübniß sitzenden Magd in weißen Kleidern erschienen, hat dieselbe getröstet und ermahnt, daß sie ihrem Prediger anzeigen sollte, wesgestalt Gott der Herr in kurzer Zeit die böse Welt mit theurer Zeit, Krieg und Pestilenz strafen würde, wofern dieselbe nicht Buße thäte, welches sie auch alsbald den 11. Februar mit heißen Zähren dem Prediger hinterbracht und gebeten, solches der christlichen Gemeine zu erinnern.

1273. Der Ursprung der Friesen.

(S. Heimreich Bd. II. S. 38.)

Die Friesen sollen aus einer Landschaft stammen, so in Indien am Flusse Ganges lag, welche von Plinius Rasia, von Curtius Pharrasia, von Suffridus Petri Fresia, von Cornelius Campensis aber Frisia genannt wird. Sie erzählen, daß Freso und dessen Brüder Saxo und Bruno, neben ihrer Gesellschaft aus diesem Vaterlande wegen der Tyrannei des Agrammis, der die rechtmäßigen Erben aus dem Königreiche vertrieb, sich zu Alexander dem Großen begeben, der sie in Bestallung genommen und bei dem Aemodischen Gebirge wider die Indier in Besatzung gelegt hat. Da nun aber Alexander der Große den König Darius überwunden hatte und sich nun vornahm, mit dem indischen Könige Porus einen Krieg anzufangen, so sind sie wieder in ihr Vaterland gereist. Weil aber an dem Orte noch Alles ruhig gewesen und inzwischen Alexander des Todes verblichen, seine Fürsten unter einander über die Nachfolge gestritten haben, haben sie in ihrem Wohnsitze theils neue Schiffe bauen lassen, theils auch die von fremden Orten in dem Kaspischen Meere bei ihnen ankommenden Schiffe angehalten und also eine Schiffesflotte von 300 Schiffen zusammengebracht, damit sie im Jahre d. W. 3640 oder 3619 durch das Kaspische Meer gefahren, nach Armenien und so ferner durch das Euginische Meer in das Mittelländische gekommen sind. Sie sind auch weiter zwischen Europa und Afrika hingesegelt, um Spanien und Frankreich herumgeschifft und endlich, nach achtjähriger Reise, und nachdem sie 246 Schiffe verloren, ins Vlie gekommen, dort sind von den übrigen 54 Schiffen 24 mit ihrem Führer, dem Friso geblieben, der dann mit seinen Völkern ans Land gegangen ist, die andern aber sind weiter fortgeschifft, und deren 18 in Preußen und 12 in Rügen angelangt. Demnach sie nun, besagter Maßen 3648 (oder 27) v. Chr. Geb. im Herbste des 313. Jahres zu Lande getreten und gefunden haben, daß die Schwaben dieselben Oerter wegen Ergießung der Wässer verlassen hatten, haben gleichwie diese Schwaben zuvor die Alanen, also sie hinwieder die annoch daselbst übrigen Schwaben vertrieben und sich daselbst um die Gegend des Fließ (welche ein Ausfluß des Rheins ist, lateinisch Flevum heißt, im Niederländischen aber Vlie, und nicht vom Wasser Flene, daran Flensburg gebauet ist, wie von Andern geschieht, verstanden werden darf) 13 Jahre bei einander aufgehalten, hernach aber sich getheilt. Also ist Saxo mit den Seinigen nach Osten in das Land Hadeln gezogen, und hat sich um Stade und Bardewyck niedergelassen, Bruno aber ist an der Weser geblieben, hat Braunschweig erbaut und sich gewaltig vermehrt, mit Freso aber haben eben an dem Orte, da er ans Land getreten, die deutschen Fürsten ein sonderlich Gedinge aufgerichtet, daß er

dieſe Oerter ewiglich beſitzen, dagegen aber die Deiche bei Macht halten und alle Seeküſten ſchützen ſollte, weshalb ſie auch mit ſonderlichen Privilegien verſehen worden ſind.

1274. Rungholts Untergang.

(May Paiſen im Jahrb. f. Schleswig Bd. IV. S. 148 ꝛc. Heimreich a. a. O. I. S. 252.)

Ein reicher Ort in Nordfriesland war der Flecken Rungholt, von deſſen Wohlſtand ſich der gemeine Mann heute noch Wunderdinge berichtet. Man erzählt, daß einſt einige muthwillige Gäſte bei einem Feſtſchmauſe allda eine Sau trunken gemacht und zu Bett gelegt haben, dann haben ſie den Prediger erſuchen laſſen, er möge doch einem Kranken das Abendmahl reichen, und ſich dabei verſchworen, daß wenn er bei ſeiner Ankunft ihren Willen nicht thun würde, dann wollten ſie ihn in den Graben ſtoßen. Als nun aber der Prediger das h. Sacrament nicht alſo mißbrauchen wollte, ſo haben ſie ſich untereinander beſprochen, man müſſe halten, was man geſchworen habe. Der Prediger aber, der daraus leichtlich gemerkt, daß ſie nichts Gutes mit ihm im Sinne hätten, hat ſich ſtillſchweigend davon gemacht. Indem er aber wieder heimgehen wollte, haben zwei böſe Buben, ſo im Kruge ſaßen, ihn geſehen, und ſich untereinander beredet, ſie wollten, ſo er nicht zu ihnen hereinkommen würde, ihm die Haut vollſchlagen. Sie ſind darauf zu ihm hinausgegangen, haben ihn mit Gewalt ins Haus gezogen und gefragt, wo er geweſen ſei. Als er ihnen nun geklagt hat, wie man auf Gott und ihn geſchimpft habe, haben ſie ihn gefragt, ob er das h. Sacrament bei ſich habe, und haben ihn gebeten, er möge ihnen doch daſſelbe zeigen. Darauf hat er ihnen die Büchſe gegeben, in welcher das h. Sacrament eingeſchloſſen war, dieſe haben ſie voll Bier gegoſſen und gotteslästerlich geſprochen, daß, ſo Gott darin ſei, ſo müſſe er auch mit ihnen trinken, und wie der Prediger endlich auf ſein freundliches Bitten die Büchſe wieder bekommen hat, iſt er damit zur Kirche gegangen und hat Gott angerufen, er möge dieſe gottloſen Leute ſtrafen. Darauf iſt er in der folgenden Nacht gewarnt worden, daß er aus dem Lande, ſo Gott verderben wollte, gehen ſolle, er ſei auch aufgeſtanden und davon gegangen, dann aber habe ſich alsbald ein ungeſtümer Wind und hohes Waſſer erhoben, dadurch das ganze Land Rungholt (oder nach Andern, ſieben Kirchſpiele, worunter Rungholt das vornehmſte geweſen) untergegangen ſei, und Niemand davongekommen, als obgemeldeter Prediger und zwei (nach Andern, ſeine Magd und drei) Jungfrauen, ſo den Abend zuvor von Rungholt aus auf Bopſchlut zur Kirmeß gegangen, von welchen Backe Boiſens Geſchlecht zu Bopſchlut entſproſſen ſein ſoll, deſſen Nachkommen zum Theil noch jetzt im Lande vorhanden ſind.

Man glaubt nun aber in der ganzen Umgegend, Rungholt werde noch einmal wieder aufſtehen und noch vor dem jüngſten Tage zu ſeiner frühern Herrlichkeit kommen. Man erzählt ſogar, daß dieſe Stadt mit allen Häuſern ganz in der Erde ſtehe, und deren Thurm und Mühlen (wie man auch vom Kirchſpiel Alver oder Kalfer an der Süderoog und andern untergeſunkenen Oertern und Städten berichtet) ſich oftmals bei hellem Wetter hervorthun und klar ſehen laſſen, auch von den Vorüberfahrenden der Glockenklang und dergleichen mehr noch jetzund deutlich gehört werde.

1275. Wunderbare Schifffahrt.

(S. Heimreich a. a. O. I. S. 274.)

Im Jahre 1436 ist auf Allerheiligen um Mitternacht eine große Sturmfluth in ganz Nordfriesland gewesen, also daß die Leute ins Wasser geweht wurden und Pelworm vom andern Theile des Nordstrandes abgerissen wurde. Da hat sich Ande Dethleffs, gewesener Bürgermeister zu Tönnigen, in eine Kufe oder Braubottich gesetzt um eine Frau aus dem Wasser zu retten, ist aber durch den starken Strom nach der Eider zugetrieben worden, hat zwar schon Allen gute Nacht gesagt, und ist endlich, nachdem er lange herumgefahren, zu Büsen in Dithmarschen angelandet und hat noch lange Jahre daselbst gelebt. Darauf ist er nach Wilsenach, einem Städtlein zwischen Havelberg und Perleberg in der Mark Brandenburg gelegen, gezogen und hat daselbst die Hostie, so in Blut verwandelt worden und für ein großes Heiligthum angesehen ward, besucht.

1276. Die Prophetin Heertie.

(S. Heimreich Bd. II. S. 271. I. S. 34.)

Um die Mitte des 15. Jhdts. hat bei Gottorp eine Frau gelebt, so Heertie oder Hertha hieß, die angeblich im Jahre 1400 zu Wiedingharde oder Goshardе durch den Kaiserschnitt aus ihrer Mutter Leib geschnitten worden war, später aber nach Bredstedt zog, wo sie auch gestorben ist. Sie hat Zeit ihres Lebens für eine Art Zauberin gegolten, man hat sie auch einmal nach Gottorp gefordert, und ihr dort heimlich, ohne daß sie das Geringste davon wußte, Eier unter ihr Bettkissen gelegt, als man ihr nun hieß, sie solle sich darauf legen, hat sie sich dessen geweigert und gesagt, sie wolle keine Eier ausbrüten. Sie weissagte aber Folgendes.

Es wird ein goldener Ring um Wiedingharde gelegt werden, der wird keinen langen Bestand haben. Dann werden zwei Dämme geschlagen werden, der eine von Tundern, der andere von Rüttebüll nach Brunsodd; daran wird man 7 Jahre bauen, er wird viel Geld kosten, aber nicht lange bestehen. Nach der Zeit wird viel Schande und Laster ins Land kommen und keine Ehre mehr geachtet werden. Dann wird ein Deich aus Goßharde ins Moor geschlagen, nach etlichen Jahren aber ein anderer Deich aus dem Moore in Wiedingharde. Diese werden beide bestehen. Wehe den Menschen, die dann leben, wenn die Leute vier Arme bekommen und zwei Paar Schuhe über die Füße tragen und zwei Hüte auf dem Kopfe haben und wenn die Würmer aus den Kleidern kriechen. Wehe den Menschen, die dann leben, wenn die großen Pfennige kommen, denn wenn diese da sind, dann wird die große Noth auch kommen. Wehe den Menschen, die da leben, wenn Geld von Geld geschlagen wird. Die Zeit wird kommen, daß wenn einer Abends Geld aufnimmt, er es des Morgens nicht wieder wird ausgeben können. Die Zeit naht, wo Blumen vor Endermanns Hausthür stehen werden. Die Zeit wird kommen, daß der Priester wird seine Platte bedecken und sagen, er sei kein Priester, und der Ritter wird sein Schwert vornehmen, seinen Finger emporhalten und sagen, er sei kein Edelmann. Die Herren wird ihr eigen Land verschlingen. Die Zeit wird kommen, wo man die Menschen nicht mehr bei ihren eigenen Namen rufen, sondern mit Thiernamen nennen

wird. Den Bauern wird ihre Kuh genommen werden, wenn aber die Kuh weg ist, dann werden sie das Kalb selbst wegthun und keine Heerde mehr zusammengebracht werden. Es wird ein Baum auf Nynkarken aus dem harten Steine hervorwachsen, darauf wird ein schwarzer Vogel weiße Jungen hecken. Nach der Zeit wird eine große Schlacht bei Flensburg in Harsledahl geschlagen werden, daß man bis über die Knöchel im Blute gehen wird. Nynkarken wird ein Fährhaus werden. Nynkarken wird mitten ins Land kommen. Es werden Fremde ins Land nach Wiedingharde kommen, die Männer in das Haff jagen und in die Häuser laufen um da zu plündern. Da wird aber ein alter Mann mit einer Glaze auf dem Kopfe sagen: es ist besser ehrlich zu fechten, als so schändlich zu ertrinken, und wird ausrufen: „Haltet an, wir wollen ehrlich kämpfen!" Da werden die Wiedingharder wieder umkehren und alle erschlagen, welche sich zerstreut haben. Die Zeit wird aber kommen, wenn der Bauer seine Quelle einzäunen will und einen Mann in bunten Kleidern kommen sieht, da wird er zu seinem Nachbar laufen und rufen: „Komm und hilf mir den Mann todtschlagen!" Ach Wiedingharde wird noch vor Noth vergehen. Wehe denen, welche noch leben, wenn Winter und Sommer sich vermengen. Die Zeit wird kommen, wo ein wohlgekleideter Edelmann zu einem Bauer beim Pfluge mit grauem Rocke tritt, und wird ihn bitten, daß er seinen Rock mit ihm vertausche. Wenn die Berge zu Thal kommen und Mißwachs aufgeht, dann wird es schlecht mit der Welt aussehen. Es wird auch Dezbull und Risum von dem Wasser verzehrt werden und ein Priester das ganze Moor regieren. Wie Lindholm die erste Kirche gewesen ist, wird sie auch die letzte sein. Es werden zuletzt alle diese Länder durch Wasser vergehen und der Schiffer wird zu seinem Steuermann sagen: „Hüte Dich vor dem Holmer Sand."

Hertha hat einmal einen halben Becher voll Doppelschillinge gehabt, den hat sie Agathe Godber Nissens Großmutter aufzuheben gegeben, als sie ihn wiederbekommen, hat sie gesagt: „Ich weiß, daß Du von diesem Golde nicht mehr angerührt hast, als diesen einen Pfennig, den Du umgedreht hast!"

Einmal ist sie von einem Todtschläger gefragt worden, ob er seines Feindes Zorn und Tücke entgehen werde, da sagte sie: „Gehe ihm nur unverzagt gerade entgegen, und sieh Dich dabei nicht um!" So ist es auch geschehen, er ist unverletzt davon gekommen.

1277. Der Flöter im Eulengiebel.

(S. Jahrb. f. Schleswig-Holstein Bd. IV. S. 157.)

In vielen Orten im Holsteinschen geht die Sage um, daß ein Hahn, der sieben Jahre in einem und demselben Hause gelebt habe, dann ein Ei lege, aus welchem ein merkwürdiges Thier herauskomme, das man verschieden zu nennen pflege: Drache, Krokodil ꝛc.

In dem Kirchspiel Wewelsfleth wohnte ein Mann mit Namen Swatkopf, der hatte einen Hahn, der hat, da er schon sieben Jahre in seinem Hause gewesen war, ein Ei in die Pferdekrippe gelegt. Aus dem Ei ist aber ein wunderliches Ding ausgekrochen, das ist bei Tage immer in der Pferdekrippe geblieben, sobald es aber dunkel ward, dann ist es nach dem Eulengiebel in dem Hause hinaufgeflogen und hat hier geflötet. Swatkopf hätte nun gern sein Haus verkauft, allein er konnte es nicht los werden; da hat

er es einreißen lassen und an der Stelle desselben ein anderes gebaut. Das Thier ist nun von ihm weg zu seinem Nachbar Kasten Tumann gezogen und hat Abends in seinem Schornstein als ein Klumpen Feuer gesessen. Ist der Tumann zu Hause gewesen, da hat der Flöter immer hinein in das Fenster geguckt und hat ihm Angst und Schrecken eingejagt. Zuletzt hat sich Kasten Tumann dies so zu Herzen genommen, daß er aufs Wasser gegangen und gar nicht wieder heimgekommen ist. Dann ist aber das Thier auch weggewesen und man hat es nie wiedergesehen.

1278. Hans Hildebrand.

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 167.)

Ein Bauer in Holstein, Namens Hans Hildebrand, der hatte eine Frau. Einst wollte er, daß sie spinnen sollte, sie aber sagte: „Das ist recht gut und schön, ich habe aber kein Spinnrad!“ — „Ja“, sagte er, „dann will ich in den Busch gehen und Holz hauen.“ Als er nun in das Gehölz kommt und den ersten Hieb that, da rief eins: „Hans Hildebrand lebt nicht lange, wenn er aber seine schwarze Kuh schlachtet, dann lebt er noch lange!“ — „Teufel!“ denkt er, „was ist das? Das Spiel hat mehr zu bedeuten!“ Er geht also nach Hause und erzählt es seiner Frau. „Ja“, sagte seine Frau, „Vater, dann möchten wir wohl gleich die alte schwarze Kuh schlachten!“ — „Ja, Mutter“, antwortet er, „lasset uns dies nun gleich thun!“ So schlachteten sie dieselbe.

„Höre einmal, Mutter“, sagte er nun, „Du hast schon lange einen Mantel haben wollen, nun nimmst Du das Fell, hängst es um und gehst damit nächsten Sonntag in die Kirche!“ Dies thut sie auch, kommt damit an, und da die Hörner noch an dem Felle saßen, so dachte der Pfaffe und die Leute, es sei der Teufel. Es ward allen sehr bang und der Pfaffe betete: „Für den Teufel, Gott uns bewahre, erhalte uns auf rechten Wegen!“ Alles lief nun aus der Kirche und zuletzt mußte sie auch heraus. Indeß ward sie beobachtet, wo sie hinging, und so ward es bekannt, daß sie Hans Hildebrands Frau war. Der Pfaffe schickte nun Hans Hildebrand den Befehl, er solle zu ihm kommen, stellte ihm die Sache vor, was für eine große Sünde er begangen habe, und sagte: „Diese Sünde kann ich Dir gar nicht vergeben, Du mußt nach Rom zum Papst gehen, daß der Dir Deine Sünde vergiebt!“

Hans Hildebrand geht nun wieder nach Hause und erzählt Alles seiner Frau. „Ja“, sagte die Frau, „Vater, wenn Du dies mußt, so mußt Du freilich hin zum Papste, hier sind fünf Brode, die kannst Du mitnehmen, daß Du unterwegs was zu leben hast!“ So ging denn Hildebrand auf die Wanderschaft. Seine Frau ließ aber Abends dem Pfaffen sagen, er solle doch ein bischen herüber zu ihr kommen des Kuhbratens wegen. Unterwegs begegnete aber Hans Hildebrand dem Brodträger, der sonst immer des Nachts bei ihm blieb, und erzählte demselben seine Geschichte. „O!“ sagte der, „was bist Du für ein Narr, während Du Dich mit Deinen fünf Broden schleppst, ist der Pfaffe bei Deiner Frau!“ — „Das glaube ich mein Leben lang nicht“, meinte Hans Hildebrand. — „Komm, steige in meine Kiepe, ich trage Dich in Dein Haus und hänge Dich an die Wand!“ Nun kommt der Brodträger in sein Haus und will wie gewöhnlich da bleiben; zwar will

es die Frau nicht haben, allein der Pfaffe redet ihr zu und ſagt: „Kind, laß ihn immerhin bleiben, er kann miteſſen!“ Als ſie mit Eſſen durch ſind, da ſagt der Pfaffe: „Wir müſſen jetzt auch eins ſingen!“ Nun reden ſie hin und her, was das ſein ſoll, endlich ſagt der Pfaffe: „Ich werde anſtimmen: Einen Boten habe ich ausgeſandt, nach Rom wohl in das fremde Land.“ Die Frau ſingt wieder: „Fünf Brode hab' ich ihm mitgegeben, davon ſoll er ganz kümmerlich leben!“ Der Brodträger aber beſinnt ſich und ſingt: „Hörſt Du das wohl, Hans Hildebrand Sitzeſt in der Kiepe Hängſt an der Wand?“ — „Siehe“, ſagte der Pfaffe, „das war ein niedlich Ding, das müſſen wir wiederholen!“ So ſingt er daſſelbe noch einmal, zuletzt aber ſängt der in der Kiepe an: „Nun kann ich nicht mehr ſtille ſchweigen Nun muß ich aus meiner Kiepe ausſteigen!“ Einen eichenen Knüppel hatte er ſich ſchon vorher beſorgt, damit trieb er den Pfaffen aus der Stube und dem Hauſe hinaus. Ob aber die Frau auch etwas mit wegbekommen hat, davon ſchweigt die Geſchichte.

1279. Benno Butendick.

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 153.)

Im 16. Jhdt. lebte in Sandſtrand ein Mann, Namens Benno, reich an Geld, Vieh und Land. Er hatte aber ſeinen Reichthum auf ſchlechte Art erworben. So lieh er armen Bauern ein Paar Joachimsthaler, und dafür mußten ſie ihm für den Fall, daß ſie nicht zur rechten Zeit wieder bezahlten, ihre Aecker als Pfand verſchreiben; wenn dann jene den Termin nicht einhielten, ſo nahm der Reiche kecklich ihre Güter in Beſitz. Er betrog Unmündige und Waiſen, verdrehte die Teſtamente, beſonders aber beraubte er Kirchen und Schulen um ihre Ländereien und Einkünfte. Da er nun ſeines Reichthums wegen großes Anſehen genoß und wegen ſeiner vielen Verbindungen unter den Bauern mächtig und zu fürchten war, ſo wagte der Uebervortheilte gegen denſelben niemals ſich aufzulehnen. Dieſer Mann ſtarb inzwiſchen plötzlich und ward mit großer Pracht in einem ausgemauerten Grabgewölbe mitten in der Kirche beſtattet. In der nächſten Nacht hörten der Küſter und die Nachbarn unverſehens einen großen Lärm in der Kirche, ſo daß ſie alle aus den Betten und Häuſern hervorkamen. Am Morgen aber öffnete der Paſtor mit ſeinem Collegen, dem Küſter und Andern im Namen Jeſu die Hauptthüre der Kirche und mit Schrecken ſehen ſie, daß das Grab jenes reichen Mannes geöffnet und leer war. Kurz darauf erſchien der Teufel in Benno's Geſtalt, ſah die Leute mit wildem Blick an und ſprach: „In dieſem Leichnam wohne ich, er iſt mein Eigenthum; die göttliche Gerechtigkeit befiehlt mir, drei Stunden lang bei Tag und drei Stunden lang bei Nacht in der Geſtalt dieſes Verdammten zu erſcheinen: darum geht hinweg, oder es wird Euch übel gehen!“ Der Paſtor und ſein College antworteten ihm muthig, er ſolle aus dem Leichnam weichen und den Tempel Gottes nicht beunruhigen, aber der Teufel fing laut an zu lachen und ſagte auf Frieſiſch: „Hemm kaant möh nandte düen!“

So wurde der Leichnam einige Wochen von den Würmern nicht verzehrt, ſondern blieb gleichſam friſch und lebendig; und Satan trug denſelben ſogar bei hellem Mittage herum zum Schrecken der ganzen Gegend. Da wurden die Prieſter zuſammengerufen, es wurden in allen Kirchen der Inſel Gebete

angeordnet und dann ging man Mittags um eilf Uhr dem ſchon herumwandelnden Teufel muthig entgegen, aber dieſer machte ſich eine ganze Stunde lang nichts aus den frommen Bedrohungen und Gebeten. Endlich fing der Jüngſte unter den anweſenden Paſtoren an, heftig und mit derben Worten den Teufel auszutreiben, da bekannte ſich dieſer endlich als überwunden und rief auf Frieſiſch: „Huort, huort, eck möth förth, döö würſt eth düen!“ und der Paſtor, indem er auf den teufeliſchen Körper Bibeln warf, trieb den böſen Geiſt glücklich in die Hölle hinab. Der Leichnam aber wurde durch den Scharfrichter von Huſum außerhalb des Ackerfeldes der Inſel im Schlamm begraben und mitten durch den Körper hindurch ein langer, buntbemalter Pfahl geſtoßen.

Nicht lange nachher kam ein armer Bauer, dem es, da das ganze Land ohne Wald iſt, an Brennholz fehlen mochte oder der von der ganzen Geſchichte nichts wußte, und fing an mit kräftigen Armen den Pfahl auszureißen. Da ſchrie der Teufel ſogleich: „Aa, Aa, lät jet murr!“ Als der Bauer das hörte, ſtieß er den Pfahl mit aller Kraft wieder in die Tiefe, worauf der Teufel rief: „Dirr dä ſtör aß an Schialm!“ Der Pfahl hat noch viele Jahre geſtanden und iſt erſt zu Anfange des 17. Jhdts. durch eine Waſſerfluth weggeriſſen worden.

Ein Enkel jenes Unſeligen war ſpäter Rathsherr in Huſum, ein vortrefflicher und liebenswürdiger Mann, aber beim Pöbel kamen er und ſeine Kinder nicht ohne Sticheleien weg und mußten oftmals das ſpöttiſche Wort: „Benneke Büttendick“ hören.

1280. Der ſchnelle Reiter Tod.

(S. Bechſtein, Deutſches Sagenbuch S. 179.)

Im Schleswiger und Dithmarſcher Land geht eine Sage um von einem bäuerlichen jungen Liebespaare, das hatte ſich gar zu lieb, aber Gott fügte es, daß der Bräutigam krank wurde und ſtarb. Da wollte ſich ſeine Liebſte gar nicht zufrieden geben und weinte und jammerte den ganzen Tag, und wenn es Abend wurde, ſo ging ſie hin auf ſein Grab und weinte und jammerte die liebe lange Nacht. Da nun die dritte Nacht kam, ſeitdem er begraben war, und ſie wieder da ſaß und weinte, da kam ein Reiter auf einem Schimmel und fragte ſie: „Willſt Du mit mir reiten?“ Da ſchlug ſie die Augen auf und ſah, daß es ihr Geliebter war, und ſprach: „Ja ich will mit Dir reiten, wohin Du willſt!“ und ſtieg muthig zu ihm auf ſein Pferd und fort ging es mit dem Wind um die Wette in die weite Welt. Da ſie nun eine gute Strecke geritten waren, ſo ſprach der Geliebte: „Der Mond, der ſcheint ſo hell, | Der Tod der reitet ſo ſchnell, | Mein Liebchen graut Dir nicht?“ — „Nein“, ſagte ſie, „was ſoll mir grauen? ich bin ja bei Dir!“ Und weiter und weiter ging der Ritt und immer haſtiger wie vorher, aber die Dirne ſaß feſt auf dem Pferde und hielt den Geliebten umfaßt. Da fragte dieſer zum Andernmal: „Der Mond, der ſcheint ſo hell, | Der Tod der reitet ſo ſchnell, | Mein Liebchen graut Dir nicht?“ — „Nein“, erwiderte ſie nochmals, was ſoll mir grauen? ich bin ja bei Dir!“ Aber es wurde ihr doch ein wenig wunderlich zu Muthe, und da fragte er zum dritten Male: „Der Mond, der ſcheint ſo hell, | Der Tod der reitet ſo

ſchnell, | Mein Liebchen graut Dir nicht?“ Da begann ihr zu grauen, feſter hielt ſie ihn umklammert und ſprach kein Wort. Da ſauſte das Pferd dreimal mit ihnen im Kreiſe herum und weg waren ſie. *)

1281. Die Nachtmahr zu Höſtörp.

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 156.)

Hinter Dieck in der Fiekenkath dicht bei dem ſchwarzen Berge wohnte ein Mann, den hat die Mahr immer des Nachts gepeinigt. Da hat er einmal in das Loch, durch welches die Mahr kam, einen Pflock geſteckt und ſie gefangen. Das iſt nun aber eine kleine feine Dirne geweſen, die hat er bei ſich behalten und ſie iſt auch ganz im Guten geblieben. Im Hauſe hatten ſie dieſelbe recht lieb und ſie iſt auch mit den Leuten ganz bekannt geworden, wenn aber der Hirte im Dorfe blies, da ſang ſie: „Da blaſt de Heer in Amſtelredem | Ach! wer melkt nu mien Vader ſien Köh?“ Nach Jahren, als die Dirne groß und ungemein hübſch geworden war und ſich fleißig zeigte, hat der Sohn des Mannes ſie gefreit und ſie iſt Frau vom Hauſe geworden. Als ſie eine Zeit lang zuſammengelebt haben, und ſchon mehrere Kinder hatten, kommt er auf den Einfall, das Haus zu verändern und umzubauen. Das Pflockloch, welches die Maurer nicht kannten, ward auch mit weggeriſſen und als der Pflock herausgezogen ward, iſt die Frau mit einem Male verſchwunden und von ihren Kindern und Manne weggeweſen. Bei recht ſchönem Wetter iſt ſie einmal wiedergekommen, hat die Kinder hinter dem Backofen gekämmt und gewaſchen, ins Haus iſt ſie aber nicht hineingekommen, und nachdem die Kinder erwachſen waren, hat ſie ſich nicht wieder ſehen laſſen.

1282. Das Geiſterbankett zu Flensburg.

(S. Franciſci, Hölliſcher Proteus S. 426. Bräuner, Phyſik. Curioſitäten S. 336 ꝛc.)

Einſt hatte König Friedrich III. von Dänemark eine öffentliche Zuſammenkunft nach Flensburg ausgeſchrieben, welcher auch ſein Sohn beiwohnte. Als nun unter andern Edelleuten auch einer dahin reiſte, welchen man ſchier unter die Ruchloſen zählte, der weder an Teufel noch Geſpenſter glaubte, ſo langte dieſer ſo ſpät an beſagtem Orte an, daß er kein bequemes Quartier mehr für ſich ledig finden konnte. Endlich kam er in ein Haus, wo ihn der Wirth aufrichtig bedeutete, daß alle ſeine Zimmer beſetzt wären, außer ein einziges, darin zu logiren er ihm aber ſelbſt nicht rathen würde, weil ein Ungeheuer in demſelben gewaltig rumore und ihn leicht durch den ihn überkommenden Schrecken ein Unheil anwandeln möchte. Der Edelmann aber gab ſeinen unerſchrockenen Muth lächelnd zu verſtehen, wie er vor dergleichen Märlein keine Furcht habe, ſondern er begehrte nur ein Licht, welches er auf den Tiſch ſtellte und ganz allein da ſitzen blieb, um ſich deſto gewiſſer mit wachenden Augen zu verſichern, daß er nichts geſehen habe, oder damit im Fall, daß ſich ja etwas ſehen ließe, er beim Lichte erkennen könne, ob es nicht etwa ein gemachtes oder erdichtetes Geſpenſt ſei, und er daſſelbe fein beleuchten möchte.

*) Nach dieſer Sage hat Bürger ſeine „Lenore“ gedichtet.

Der Wirth willfahrete ihm, ließ ihm Licht genug und wünschte ihm bei seiner Vermessenheit eine geruhige Nacht, in der Meinung, dieser freche und kühne Gast müsse gewiß ein Schweißbad von Nöthen haben, welches er auch in diesem Zimmer gar wohlfeil erhalten könne. Es fehlte auch nicht daran, und noch war die Nacht noch nicht halb vorbei, als sich nach und nach etwas im Saal anfing immer stärker zu rühren und ein Getöse über das andere hören ließ, welches aber sein Muth zu überhören und wider den an ihn kommenden Schrecken er sich männlich zu halten bestrebte. Unterdessen vergrößerte sich das Geräusch, und machte ihm gleichfalls auch mit der Zeit vor Furcht seine Haut gleichsam rauschen wie Espenlaub, wie sehr er auch sich selbst zu stärken bemüht war. Nach einem ziemlich langen Vorspiele, Gepolter und Getümmel kam auch durch den Kamin, welcher im Zimmer war, bald ein Bein, bald ein Arm, hernach der Bauch, die Brust und endlich der Kopf herab, und es wurde aus solchen Theilen geschwind ein ganzer menschlicher Körper in Gestalt eines Lakaien zusammengesetzt. Hernach fielen immer mehrere nach einander herab, welches alles der Edelmann mit erstarrten Augen anschaute, bis zuletzt die Thüre aufging und der helle Haufen eines völlig königlichen Hofstaates hereinkam. Sobald hatte derselbe sich noch nicht dem Tische genaht, als auch schon unser zitternder Edelmann sich von seinem Platze wegmachte und mit aller seiner Entschlossenheit hinter den Ofen retirirte, weil er vor denen im Wege stehenden menschlich verlarvten Gespenstern nicht zur Thüre hinauskonnte. Er sah, wie man in einem Augenblicke die Tafel deckte und mit vielen silbernen und goldenen Trinkgeschirren besetzte. Wiewohl er nun unter diesen verdächtigen Geistern ein Gast mit zu sein schlechten Appetit empfand, kam doch bald einer von ihnen und begehrte von ihm, er solle als ein Gast und Fremdling sich mit an die Tafel setzen und vorlieb nehmen. Weil er sich aber weigerte, ward ihm ein großer silberner Becher dargereicht, um aus demselben resolut Bescheid zu thun. Der gute Edelmann, welcher nunmehr stark glaubte, daß es Gespenster gebe, und vor großer Bestürzung und Grausen nicht wußte, was er thun sollte, nahm zwar das Trinkgeschirr an, zumal weil es ihm schien, daß man ihn doch dazu nöthigen werde. Weil ihm aber, indem er ihn ansetzte, ein erschreckliches Grausen ankam, so fing er an mit großer Angst und Furcht Gott um Schutz und Schirm anzurufen. Sobald er aber solches Gebet kaum verrichtet hatte, war im Augenblick alle Pracht, Geplärr und das ganze Bankett mit allen herrlich scheinenden und stolzen Geistern verschwunden.

Ob nun gleich aus seinen Augen der ganze Hofstaat und alle Speisen im Augenblick entrissen waren, verblieb doch dem Edelmann der ihm gereichte silberne Becher in der Hand, nebst allem andern Silbergeschirr, so auf die Tafel gekommen war, nebst den Lichtern, welche ihm der Wirth aufgestellt hatte. Der Edelmann bildete sich ein, daß nunmehr alles dieses Silbergeschirr ihm zugehöre, und nahm es auch in die Hände, in der Meinung, es für sich zu behalten, der Wirth aber wollte ihm solches nicht gestatten. Da indessen der Verlauf vor den König kam, so ließ derselbe Alles zu seinen Händen nehmen, unter dem Vorgeben, daß dies solche Sachen wären, so der höchsten Landesobrigkeit anheim gefallen wären. Ob nun wohl der Edelmann einen rechtlichen Anspruch darauf zu haben vermeinte, als auf einen solchen Fund, den Gott ihm für seine ausgestandene Todesangst und Lebens-

gefahr hätte zu Theil werden lassen, ließ doch der König die Frage deswegen an unterschiedliche Juristenfacultäten gelangen, von welchen es aber einhellig dem König zugesprochen ward.

Wo solches Silberwerk eigentlich hergekommen, hat man nicht erfahren können, dieweil auf solchem nichts, wie sonst gewöhnlich, von Wappen oder Namen, gestochen gewesen ist. Indessen hat jener Edelmann glauben lernen, daß gewiß Teufel und Gespenster sind, hat sich auch mit dem rechtlichen Ausspruche begnügen lassen müssen, daß obgedachtes Silberzeug der König zu seinen Händen nehmen ließ. Vermuthlich ist solches ein vergrabener Schatz gewesen, und hat solchen der Edelmann nicht im Schweiße seines Angesichtes ausgegraben, hat ihn auch nur von ohngefähr erblickt, darzu nicht in seinem, sondern in einem Wirthshause.

1283. Die Schwerttänze bei den Dithmarschen.

(S. Neocorus, Chronik v. Dithmarschen, herausg. v. Dahlman. [Kiel 1827] Bd. II. S. 566.)

Die Dithmarschen, ein sehr tapferes Volk und die eigentlichen ächten Abkömmlinge der alten Deutschen, haben bis ins vorige Jahrhundert noch bildlich manche alte Sitte ihrer Vorfahren beibehalten, so haben sie z. B. die Sitte der alten Deutschen durch einmüthige Wahl des ganzen Volkes sich einen Heerführer oder Herzog zu wählen und den Erwählten auf ein Schild zu setzen und auf ihren Schultern in die Höhe zu heben in ihren Schwerttänzen erhalten, indem sie ihren Anführer oder König durch die künstliche Ineinanderfügung ihrer Schwerter beim Schwerttanze zur Erinnerung daran in die Höhe gehoben und im Kreise herumgetragen. Im Jahre 1747 verfuhren sie nun noch bei diesen Festlichkeiten also.

Die Tänzer trugen weiße Hemden mit verschiedenen bunten Bändern allenthalben geziert und umwunden, an jedem Beine hatten sie eine Schelle hängen, welche je nach den Bewegungen der Beine einen angenehmen Schall von sich gab. Der Vortänzer und der, so in der Mitte war, trugen einen Hut, die Uebrigen tanzten mit entblößtem Haupte, weil sie auf jene zwei beständig ihre Aufmerksamkeit richten mußten. Zu Anfange hielt der Vortänzer oder König, wie sie ihn nannten, eine kleine Rede an die anwesenden Zuschauer, worin die Vortrefflichkeit und das Alterthum ihrer Tänze gerühmt und die Zuschauer gewarnt wurden, sich vor den bloßen Schwertern in Acht zu nehmen, damit sie keinen Schaden erleiden möchten. Hierauf nahm der Schwerttanz mit Rührung der Trommel seinen Anfang, mit solcher Geschwindigkeit, Accuratesse und Munterkeit, daß sich ein Jeder darüber verwunderte. Bald tanzten sie in der Runde, bald kreuzten sie durch einander, bald sprangen sie mit großer Behutsamkeit über die Schwerter, bald legten sie solche in einer künstlichen Stellung, welche einer Rose nicht unähnlich war, zusammen, tanzten um diese Rose in einem Kreise herum und sprangen darüber weg, bald hielten sie die Schwerter so in die Höhe, daß einem Jeden eine gevierte Rose über dem Kopfe stand. Endlich wußten sie nun ihre Schwerter so künstlich zusammenzufügen und zu verwickeln, daß ihr König oder Vortänzer nicht nur darauf treten, sondern daß sie denselben auch mit einer Behendigkeit in die Höhe heben und halten konnten. Derselbe hielt dann abermals eine Danksagungsrede, daß man ihrer Lustbarkeit beigewohnt und überdem den Tänzern mit einer billigen Verehrung an die Hand gegangen

sei. Wenn sie nun ihren König wieder herunter auf den Erdboden gesetzt hatten, so ward das ganze Schauspiel durch ein abermaliges Tanzen, wie zu Anfange, geendigt und beschlossen.

1284. Hexen in Nordfriesland.

(S. Jahrb. f. Schleswig-Holstein Bd. IX. S. 131.)

Als einst eine böse Seuche zu Pastor Tycho Fröddens Zeit auf Amrum grassirte und die Insel fast entvölkert hatte, war das Wehklagen der im Herbste von ihren Seefahrten heimkehrenden Männer und Jünglinge groß, weil sie fast alle ihre Frauen und Bräute verloren hatten. Sie wußten sich indeß zu trösten und holten sich Frauen und suchten Bräute auf Sylt, Föhr und den Halligen. Die wenigen am Leben gebliebenen Frauen und Bräute waren aber übel daran, indem man sie der Hexerei beschuldigte und glaubte, daß sie nur durch Teufelskünste dem Tode entronnen wären. Die dem Tode entronnenen Bräute wurden sämmtlich alte Jungfern, die als Hexen berüchtigten Frauen aber hielten ihre Männer fest und gestatteten nicht, daß sie mit den andern auf die Freite gingen. Diese Frauen aber und ihre Kindeskinder, ja die Enkel und Urenkel behielten „at iaragh Wurd (das böse Wort)", waren der Zauberei verdächtig und deren Töchter wurden fast nur von Wittwern und Nichtfriesen geheirathet.

Der Glaube an Zauberei erhielt sich auf den nordfriesischen Inseln bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts in seiner alten Stärke. Als einmal ein Mann auf Amrum seine Braut zur Trauung in die Kirche führte, da sagte er auf dem Kirchhofe laut und vernehmlich zu ihr: „Bist Du eine Traal (Hexe), so sage es, noch ist der Knoten nicht geschürzt!" Worauf diese zur Antwort gab: „Ich bin keine, Du kannst die Hebamme fragen, ob ich vor der Taufe auf Fork und Faden getanzt habe!" Man glaubte nämlich, daß jedes Mädchen, welches eine Traal werden sollte, vor der Taufe und zwar gleich nach der Geburt über einem seidenen zwischen den Zinken einer Heugabel ausgespannten Faden hin- und hergeschwenkt werden und so den Traaltanz lernen müsse.

Die Hexen verwandelten sich häufig in Thiere und erschienen bald als blanke Hunde, bald als Katzen und als Mäuse. Von den Hexen zu Dunsum auf Westerlandföhr wird erzählt, daß sie als witis korteltukkat Faamnan (weißbeschürzte Mädchen) Luftreisen machten und untreue Liebhaber auf jede Weise beängstigten.

Ein junger Seemann auf Röm hatte zwei Tanzbräute, eine auf dem Norder- und eine auf dem Süderlande. Er war lange unschlüssig, welche die eigentliche „Festemöe" sein solle, entschloß sich aber endlich, der auf dem Süderlande die Ehe zu geloben, machte sich also Abends auf, sein Vorhaben auszuführen. Er kam glücklich an „á Borre" (Ruinen einer alten Schanze) vorbei und auf die Heide; da war er auf einmal von Mäusen umringt, die sich auf die Hinterbeine stellten und schaarenweise um ihn herumtanzten und quiekten. Wohl raffte er Gras auf und warf die Mäuse damit, allein sie fragten nichts darnach und verließen ihn erst, als er das Haus seines Mädchens erreicht hatte. Später erfuhr er von klugen Leuten, daß die Tanzbraut auf dem Norderlande eine Hexe sein und die Mäuse hervorgezaubert haben müsse, um den untreuen Liebhaber zu necken.

1285. Sachsburg.

(S. Jahrb. Bd. IX. S. 135.)

Sachsburg (Saxborre), auch Sausborg, ein Wirthshaus bei der Burkarler Kirche an der Landstraße zwischen Flensburg und Tondern, soll vor vielen vielen Jahren einem Schneider gehört und statt eines Schildes eine große Scheere als Wahrzeichen über der Thüre gehabt haben. Da soll ein reisender Prinz den Besitzer nach dem Namen des Hauses gefragt und zur Antwort erhalten haben, es habe keinen besondern Namen. Darauf sagte der Prinz: „So soll es Saxborg heißen, da du eine Scheere (sax, dänisch) als Wahrzeichen über der Thür angebracht hast.

1286. Der Hagebuttenstrauch.

(S. Jahrb. Bd. IX. S. 131.)

Die Hagebutte (Juupbuum) scheint in Nordfriesland in alten Zeiten eine religiöse Bedeutung gehabt zu haben. Auf allen Höhenzügen, auch an den Wegen und auf Grabhügeln finden sich uralte Gesträuche dieser Art. Die Alten sahen es nicht gern, daß die Kinder diesen Strauch berührten oder die Hagebutten abpflückten. Wenn von „Wiedergängern" (die Personen, die nach ihrem Tode umgehen) erzählt wurde, oder wenn's irgendwo zur Nachtzeit nicht richtig war, so wurde der Juupbuum gewöhnlich in Verbindung gebracht, indem es bald hieß, bei dem Juupbuum sei das Gespenst erschienen, bald aber, es sei unter dem Juupbuum verschwunden.

1287. Onnerbänkiskiüül auf Föhr.

(S. Jahrb. Bd. IX. S. 133.)

Westlich von Oldsum auf Föhr, in der Gegend, die Lei genannt wird, findet sich eine Vertiefung oder Grube, in welcher nach den Erzählungen der Alten die Onnerbänkiskiüül, d. h. die Unterirdischen, hausten. Die kleinen Unterirdischen verstanden das Schleifen, Haren, Sensenstreichen und Messerwetzen viel besser als die Menschenkinder. Hatte nun Jemand eine stumpfe Pflugschaar oder ein Messer, das nicht schneiden wollte, so legte er es nur Abends nach Sonnenuntergang an den Rand des Onnerbänkiskiüül (der Grube der Unterirdischen); er mußte aber einen Schilling darauf legen, dann konnte er am andern Morgen seine Pflugschaar oder sein Messer ꝛc. blank und scharf geschliffen wieder abholen. Es lag dann genau an derselben Stelle, aber der Schilling war verschwunden.

1288. Kindergeschrei macht eine Todte lebendig.

(S. Neocorus Bd. II. S. 281.)

Im Jahre 1578 ist in Dithmarschen die Frau eines gewissen Max Krinke gestorben, da erhoben ihre Kinder ein so klägliches und erbärmliches Geschrei und Rufen, daß davon ihre Seele wieder zu sich kam, sie lebte noch mehrere Jahre danach, hatte aber seitdem immer ein sehr scharfes, todtenartiges Gesicht und war auch still und sonderbar, gab aber stets guten Bescheid, wenn man sie fragte.

1289. Sonderbare Anzeigung einer zukünftigen Braut.

(S. Neocorus Bd. II. S. 318.)

Monica, die Mutter des h. Auguſtinus, hatte von Gott ein Geſicht begehrt, ob ihr Sohn in den Eheſtand treten ſollte oder nicht, dieweil ihm ein ganz junges Mägdlein, welches aber erſt zwei Jahre lang mannbar war, vorgeſchlagen war, und ohne Zweifel hat ihr Gott damals dies gewehrt, weil auch Auguſtinus hierzu keinen Muth bekommen hat. Auf gleiche Weiſe hat in Dithmarſchen Johann Adolf im Mai des Jahres 1591 auf ſein herzinniges Gebet, weil ihm drei Bräute vorgeſchlagen worden waren, bei hellem Mondſcheine alle drei vor ſeinem Bette geſehen, diejenige aber, die nachmals ſein Weib ward, neigte ſich zu ihm herab ihn zu küſſen, ſie war aber etwas bleich von Angeſicht.

1290. Poltergeiſt zu Weßlingburen.

(S. Neocorus Bd. II. S. 389.)

Vom 7. bis 9. Mai des Jahres 1599 ließ ſich in Weßlingburen in Dithmarſchen ein Poltergeiſt in dem Hauſe des Organiſten Nicolai, der eine Tochter Conrad Gerlich's aus Hamburg zur Frau hatte, des Nachts hören und Jedermann dachte, es geſchehe dies, weil die Frau ſehr hoffährtig und dem Kindbett nahe war, daß Gott ſie damit warnen wollte. Es ſagten nun zwar Einige, die Magd habe eine kleine Dirne zu dem Zwecke an der Hand gehabt, allein Niemand hat es recht glauben wollen, ſintemal der Teufel ſchon vor der Zeit gegen Nicolai ſich recht feindſelig gezeigt und ihn recht ſehr gedrängt hat.

1291. Weißer Sperling. *)

(S. Neocorus Bd. II. S. 421.)

Im Jahre 1515 hat man im Kirchſpiel Buſen einen weißen Kiebitz geſehen, im Jahre 1516 aber einen weißen Sperling. Und hierbei muß man ſich erinnern, daß vor dem Tode Herzogs Hans des Aeltern von Holſtein auch ein weißer Sperling in ſeinem Gebiete in Dithmarſchen geſehen ward, und dieſer iſt eine Frau geweſen, was auf die Eroberung des Landes gedeutet worden iſt.

1292. Meerfrau geſehen.

(S. Neocorus Bd. II. S. 432 ff. u. ebd. I. S. 377.)

Im Jahre 1618 haben drei Männer eine Meerfrau bei hellem Mittag zu Weewen auf der Ruſing (am Strande) geſehen, ſie kämmte ſich, hatte lange gelbe Haare und war überhaupt eine ſchöne Perſon, die einen Buſen weiß wie Schnee hatte und ihnen ſchöner vorkam, als irgend ein je von ihnen geſehenes Frauenzimmer. Als ſie jedoch die Leute bemerkte, da lief ſie nach dem Waſſer, und man ſah nun, daß ſie unten ein Fiſch war, auf welche Weiſe die Meerweiber gemalt werden. Sie ſah ſich aber mehrere Male um, wenn man ſie rief.

*) Auch in Dresden auf der Scheffelgaſſe dem Rathhauſe gegenüber hat man im Monat Juni 1870 täglich einen weißen Sperling bemerkt, der ſich aber nie mit ſeinen gewöhnlichen Kameraden abgab, ſondern ſtets für ſich war.

Ehedem iſt auf dem alten Kirchhofe zu Süder-Büſum auch eine Meerfrau geſehen und gefangen worden. Als man ſie wegbrachte, hat ſie geſagt: „Ich gelobe es Euch, ſo weit als Ihr mich ſchleppt, ſoll Euer Land wegreißen.“

1293. Zwitter verbrannt.

(S. Neocorus Bd. II. S. 434. 470.)

Im Jahre 1618 iſt nach Henſtede in Dithmarſchen eine Perſon gezogen, welche weder Frau noch Mann war, urſprünglich im Auslande an einen herumziehenden Gaukler verheirathet geweſen war und Eliſabeth oder Eeſche hieß. Ihr Mann hatte ſich kurz nach ihrer Verheirathung mit ihm durch Straßenraub ernährt, war ergriffen worden und an den Galgen gekommen. Nun wußte die Frau nicht, wohin ſie ſich wenden ſollte, denn ſie hatte ſich mit jenem wider den Willen ihrer Eltern verheirathet, durfte alſo nicht wieder unter deren Augen kommen, ſie legte alſo ihre weibliche Tracht ab und zog die vorhandenen Kleider ihres hingerichteten Mannes an, dann verließ ſie ihren bisherigen Aufenthaltsort und zog fort in die Fremde, in Gang, Sprache und Anſehen ganz einem Manne ähnlich, nannte ſich auch mit dem männlichen Namen Ernſt. So kam ſie endlich nach Norddithmarſchen, wo ſie ſich zu Henſtede anſiedelte. Hier lernte ſie, immer als Mann geltend, eine alte reiche Wittwe kennen, die ſie wirklich heirathete. Mit dieſer lebte ſie ein ganzes Jahr lang ganz als Mann und Frau, bis endlich ihr Geſchlecht ruchbar ward und die Sache vor die Obrigkeit kam. Der Magiſtrat ließ ſie greifen, ins Gefängniß bringen, foltern und nachdem ſie Alles geſtanden hatte, am 12. November des Jahres 1619 lebendig verbrennen. Nach Andern ward ſie jedoch zu Landen geköpft.

1294. Der Müllerfiſch.

(Z. Jahrb. Bd. V. S. 94.)

In den Wattſtrömen zwiſchen den frieſiſchen Inſeln werden kleine ſeltſam geſtaltete Fiſche gefangen, welche Müllerfiſche genannt werden. Sie heißen deshalb ſo, weil ihre Eingeweide wie ein Sack ausſehen, auf welchem eine ordentliche Hand mit fünf Fingern liegt. Dieſe Fiſche hat Gott erſchaffen, einen Müller zu bekehren, der hart und unbarmherzig gegen die Armen war und zu viel mezte. Derſelbe hatte einen Fiſcherkamen im Wattſtrom ſtehen und fand in ſeinem Netze weder Butten noch Schollen, ſondern wunderlich geſtaltete Fiſche, wie eben beſchrieben ſind und man früher nie geſehen hatte. Als der Fiſcher aber einem dieſer Fiſche den Bauch aufſchlitzte, erſchrack er, erkannte und bereute ſeine Sünde und ward ein guter Menſch.

1295. Die Uebertragung der Gebeine des h. Vicelin nach Bordesholm.

(Z. Weſtphalen. Monum. Ined. T. II. praef. p. 33. Jahrb. f. Schleswig-Holſtein Bd. V. S. 81.)

Im Jahre 1332 haben der Abt des Kloſters Bordesholm und ſeine Mitbrüder in Chriſto beſchloſſen ihr Kloſter an den Ort zu verlegen, wo es jetzt noch iſt, nahmen ſich aber vor, die Gebeine des h. Vicelin mit dorthin zu nehmen, weil ſie allerdings mit Recht glaubten, daß ohne dieſelben ihre neue Wohnſtätte faſt gänzlich verlaſſen ſein werde. Sie machten ſich alſo daran, die Gebeine des Heiligen auszugraben. Als ſie nun ſo tief gegraben hatten,

daß sie auf dieselben stießen, so fanden sie das Fleisch des Körpers allerdings gänzlich von der Verwesung verzehrt, die Gebeine aber völlig unverändert in dem seidenen Umhang, in welchem der Leichnam als der eines Bischofs in die Erde gelegt worden war. Wie sie nun aber diese Gebeine aus der Erde herausnehmen wollten, da begab es sich, daß die göttliche Majestät den Körper so schwer machte, daß er nicht von der Stelle gerückt werden konnte, mochten auch alle Anwesenden zusammen ihre Kräfte vereint dazu aufbieten, geschweige, daß man ihn hätte fortschaffen können. Da thaten sie denn das Gelübde, daß wenn der Körper des Heiligen sich fortbringen ließe, sie an jedem Jahrestage seiner Fortschaffung allen in ihr Kloster Kommenden eine Festspeisung bereiten lassen wollten. Augenblicklich legte der Körper seine geheimnißvolle Schwere ab und ließ sich auf einem Wagen forttransportiren und seit diesem Tage empfingen dann alle in das Kloster bei der Wiederkehr des jedesmaligen Stiftungsfestes kommenden Armen ein besonders zu diesem Behufe gebackenes Brod und eine kleine Silbermünze.

1296. Der Strandvogt auf Röm.

(Z. Jahrb. Bd. V. S. 96.)

Den Römsleuten geht es oft ebenso wie den Föhringern, sie haben das Zusehen, wenn die Sylter und Amrumer eine reiche Ernte am Strand und auf den Sandbänken gehalten haben. Ein alter Strandvogt auf Röm sah jedesmal mit Scheelsucht nach Sylt hinüber, wenn dort ein Schiff gestrandet war, ohne daß er einen „Pind" bekommen hatte. In dieser Gemüthsstimmung ging er zu seinem Prediger, der ermahnte ihn zur Geduld und zum Gebete. Da der Strandvogt aber nicht beten konnte, so betete der Geistliche an seiner Statt fortan um Segen für den Strand der Insel; er betete aber so: „Wenn doch Schiffe stranden sollen und müssen, so laß auch dann und wann eins an unsern Strand gerathen!" Das war dem Strandvogt nicht genug; darum bestieg er in Sturmnächten sein Pferd und band demselben eine brennende Laterne an den Schweif; so ritt er dann über die Dünen und durch die Thäler an die Strandseite. Denn er hoffte dadurch die Schiffer irre zu führen und sie glauben zu machen, seine auf- und abhüpfende Laterne sei ein Licht auf einem segelnden Schiffe, die Gegend mithin eine schiffbare Wasserstraße.

1297. Sprüche aus Holstein und Schleswig.

(Z. Jahrb. Bd. V. S. 363.)

Die Bewohner der Haseldorfer Marsch an der Elbe werden Krävtmaten (Krebsgenossen) genannt, die Einwohner des Dorfes Heist bei Uetersen wollen nicht Heisten (Elstern) heißen und nennen sich selbst Heistmer, daher der Spottreim: „In Heistmen sind die Hexen am meisten." Die Lüneburger werden die Overkröpschen genannt, weil sie das R sehr im Halse sprechen. Weil in Wandsbeck sonst unrechtliche Menschen eine Freistätte fanden, so gab es damals ein Sprichwort, von einer Sache, die nicht galt, zu sagen: „Dat galt to Wandsbeck!" In Pinneberg war die Justiz ehemals auch sehr schlecht, darum sagte man: „Wer gern stehlen mag und will nicht hangen | De ga nach Pinneberg und lat sick fangen!" Das Dorf Appen bei Pinneberg hatte auch keinen guten Ruf, denn man hatte davon das Sprichwort:

„In Appen is nicks to snappen." Dasselbe sagte man von den Dörfern Glinde und Grande in den Aemtern Reinbeck und Trittau, denn von ihnen hieß es: „In Glinnen is nicks to finnen und in Grannen is nicks to fangen." Sonst hat es noch folgende Volksreime von einzelnen Orten:

Ellingstedt — hoge Fest
Dörpstedt — Kraienneſt
Hollingstedt — allerbeſt.

Oder: Kiel is dat hoge Fest,
Rendsburg dat Kraienneſt
Schleswig is de Waterpohl
Eckernförd' de Kackstohl.

Oder: Itzehoe is dat hoge Fest
Crempe dat Rattenneſt
Wilster de Waterpohl
Und Glückstadt de Horenschol.

Oder: En „Herr" ut Glückstadt, en „Börger" ut Itzehöe
En „Mann" ut Wilster, un en „Kerl" ut de Cremp.

Man sagt auch: „De Tempel to Norden is Cremp neger as Itzehoe", was jedoch falsch ist, denn Crempe ist von Norden 1½ Stunde, Itzehoe nur ½ Stunde entfernt. Jener Tempel ist aber kein Tempel, nur ein Hügel mit einem steinernen Obelisken. Hier sollen früher Nymphen gewohnt haben.

1298. Der ſpukende Leichenzug.

(S. Jahrb. Bd. V. S. 90.)

Einst kam eine Rantumerin des Nachts von dem sogenannten „Aufsitzen (Apfatten)" oder den dort gewöhnlichen abendlichen Besuchen bei Nachbarn, nach Hause und führte ihre Wollkratzen nebst der verarbeiteten Wolle mit sich, da begegnete ihr ein Leichenzug. Sie wollte ausweichen, konnte aber nicht, das Gedränge war so groß, daß sie, um nicht bis zum Kirchhofe mit fortgerissen zu werden, sich niederwerfen und den Leichenzug über sich hinweg gehen lassen mußte. Als der gespensterhafte Zug vorüber war, raffte sie sich und ihre Wollkratzen wieder auf, allein ihre Wolle war, wie durch eine Windsbraut entführt, davon gestoben.

1299. Wie man Hexen ſehen kann.

(S. Jahrb. Bd. V. S. 90.)

Das erste Ei einer kohlschwarzen Henne hat besondere Eigenschaften. Wer ein solches Ei in die Tasche steckt und damit zur Kirche geht, kann sehen, welche Leute Zauberer und Zauberinnen sind. Er sieht nämlich die Hexen und Zauberer auf ihren Köpfen gehend zur Kirchenthüre hereinkommen. Sie umringen ihn und suchen durch Drängen das Ei zu zerdrücken. Gelingt es ihnen, so haben sie Macht über ihn; gelingt es ihnen nicht, so müssen sie ihm dienen.

1300. Die goldene Ankerkette in der Huder With.

(S. Jahrb. Bd. X. S. 358.)

Störtebeker und andere Seeräuber trieben häufig ihr Unwesen an den Ufern des untern Laufes der Treene oder Nordereider. Einmal war Störtebeker mit seinen Genossen in Hude bei Schwabstedt und hielt ein Gelage auf einer Wiese. Auf dem Gelage ging's hoch her. Man speiste von silbernen Geschirren und trank aus goldenen Hörnern. Eine goldene Ankerkette, so

lang, daß sie mehr als einmal um die Schwabstedter Kirche hätte herumreichen können, war an Pfählen um den Raum gezogen, auf welchem man das Gelage hielt. Da mußte Störtebeker eiligst aufbrechen, weil seine Feinde ihn überfielen. Die schwere goldene Kette konnte er in der Eile nicht mitnehmen und begnügte sich einstweilen damit, sie im Moor und Morast zu versenken. Störtebeker kam aber nicht wieder in diese Gegend und die Kette liegt also noch da, allein leider weiß man nicht wo.

1301. Die Weihnachtsfeier im Kloster Preetz.

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 278.)

Während im Holsteinschen überall seit der Reformation die sonst von früher her üblichen Messe in der Christnacht abgeschafft war, blieb es im Kloster Preetz allein noch Sitte, in der Christnacht Gottesdienst zu halten und dabei ward das Christkind von den Klosterfräulein gewiegt. Als man zum ersten Mal diesen Gebrauch abschaffen wollte, ertönte dennoch die Orgel zur gewöhnlichen Zeit; ein Fräulein verwunderte sich darob und ging mit ihrer Jungfer in die Kirche, aber dort war ihr Alles so wunderbar. Kaum hatte sie sich in ihren Stuhl niedergesetzt, so kam ein weißgekleidetes Fräulein und sprach: „Sie solle hingehen und den Andern sagen, sie möchten Weihnachtabend halten, sonst würden sie (die Todten) es thun." Das Klosterfräulein that, wie ihr befohlen, und alle gehorchten; sie selbst aber konnte nicht mehr mitgehen und drei Tage darauf war sie todt. Jetzt hat aber diese Weihnachtsfeier im Kloster längst aufgehört.

1302. S. Knud läutet Weihnacht aus.

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 282. X. S. 203 ꝛc.)

In allen nordischen Reichen giebt es ein Sprichwort vom 7. Januar „Sanct Knud ringer Julen ut", was sagen will, daß mit diesem Tage die Gewohnheit des Alltagslebens nach der Weihnachtsfreude wieder in ihr Recht eintritt. Dieses Sprichwort hat seinen Ursprung von folgender Begebenheit.

Knud Laward aus dem Königsstamm des Svend Estrithson, der als dänischer Lehnsfürst über das Herzogthum Schleswig herrschte und überdies vom deutschen Kaiser Lothar zum König der Obotriten (Wenden) gekrönt war, in seinem Lande der „Knäs" genannt, in Schleswig aber Knud Laward (aus dem Angels. Hloford = Lord, Herr), war der erste Fürst, welcher von Schleswig aus über deutsche und dänische Reichslande gebot, beiden Reichen zu Lehen ging und dem dänischen König, seinem Oheim Niels gegenüber, dabei doch eine stolze Selbstständigkeit zu bewahren wußte, so daß ihm selbst dessen Thron nicht unerreichbar erschien. Da beschloß des Königs Sohn Magnus, um sich die Erbfolge zu sichern, den gefährlichen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Knud ward also eingeladen, das Weihnachtsfest in der Königsstadt Roeskilde mitzufeiern. Er kam, ohne Arg folgte er auch trotz aller Warnungen seiner Muhme Cäcilie in Harelstadt, trotzdem daß selbst der ihm von Magnus entgegengeschickte Führer, der durch einen Eid gebunden war, ihm unterwegs von einem Mörder oder der Rache der Brunhilde vorsang, der Einladung seines Vetters zu einer Unterredung in den Wald bei Ringsted zu kommen. Hier überfiel er den arglosen Magnus und spaltete ihm das

Haupt vom linken Ohr bis zum rechten Auge und alle Begleiter desſelben durchbohrten den entſeelten Körper, damit ſpäter keiner von ihnen die Schuld an der Bluthat leugnen könnte. Dies geſchah am 7. Januar des Jahres 1131. Der Ermordete ward ſpäter auf Betrieb ſeines Sohnes, Königs Waldemars des Großen heilig geſprochen (1. Juli 1170). Weil nun aber das beſtürzte Volk, nachdem die Ermordung ihres Herzogs durch ſeinen Blutsverwandten ruchbar geworden war, ſofort alle Weihnachtsfeierlichkeiten abbrach, ſo entſtand jenes Sprichwort. Uebrigens fiel ſein Mörder Magnus drei Jahre nachher in der Schlacht, ſeinen Vater Niels aber erſchlugen, als er nach Stadt Schleswig kam, die Genoſſen der Gilde, deren Aeltermann und Beſchützer Herzog Knud geweſen war, im Jahre 1134.

1303. Wo die Kinder auf der Inſel Amrum herkommen?

(S. Jahrb. Bd. IV. S. 252.)

Auf der Inſel Amrum giebt es eine ziemlich große Fläche mageren Marſchlandes an der ſüdlichen Seite der Inſel, welche den Namen Ueb Sun führt. Dieſe wird von einem Flüßchen Gaatal (Guß, Erguß) durchſtrömt, das als Abfluß eines kleinen See's Guusköl (Gänſewaſſer, Gänſekuhle) zu betrachten iſt. Die Amringer Kinder, denen ein Brüderlein oder Schweſterlein geboren iſt, erzählen nun, aus Guusköl und Meerham holten die Amringer Frauen, von der Hebamme begleitet, die zarten Kinder. Die Kinderfrau aber, welche das Waſſer mit den darin lebenden Kindern beherrſche, wolle die letztern nicht fahren laſſen und ſchlage mit einer Senſe um ſich, wenn die Frauen herbeikämen ſich ein Kind zu holen. Es gelingt den letztern jedoch gewöhnlich, ein ſolches zu erwiſchen, aber die holende Frau muß es ſich gefallen laſſen, von der Hüterin der vielen im Waſſer herumſchwimmenden Kinder am Bein verwundet zu werden. *)

1304. Kapitänsknob.

(S. Jahrb. Bd. X. S. 360.)

Die Oſt- und Weſtindienfahrer nennen die Wattenſchiffer Landkrabben und ſehen mit Geringſchätzung auf dieſelben herab, die Wattenſchiffer behaupten aber, daß die „Grotſchippkerls" nicht genug Verſtand haben, ſich im Labyrinth der Wattenſtröme zurecht zu finden. Einſtmals nun machten drei oder vier alte Kapitäne auf einem ſo eben vom Helling (Schiffswerfte) gelaufenen Kutter eine Luſtfahrt und ſteuerten zur Schmaltiefe hinaus in die See. Da rannten ſie ſich feſt auf einer damals noch unterſeeiſchen Sandbank, die noch keinen Namen hatte, und mußten mehrere Fluthzeiten dort ſitzen und Hunger und Durſt leiden, bis es den in ihren Böten herbeigekommenen „Klötſchiffern" gelang, den Kutter wieder ins Fahrwaſſer zu bringen. Die Klöt- oder Wattenſchiffer aber ſagten: „Der Knob ſoll Kapitänsknob

*) Dies bezieht ſich wohl auf die Hollerteiche und Kinderbrunnen Holda's. Hulla (von Hulk, Holdchen) heißen auch die in Nordfriesland am Salvetertabend herumſtehenden vermummten und ganz und gar in Stroh eingewickelten Perſonen, welche in jedes Haus kommen und die Kinder fragen, ob ſie beten können, worauf dieſe ein Gebet herſtammeln. Hierauf ſetzen ſie ein Gefäß ans Fenſter und ſehen dann am Neujahrsmorgen nach, was Hulk gebracht hat.

heißen, Euch zur ewigen Schande", und so heißt die seit jener Zeit viel größer und höher gewordene Sandbank südlich von Amrum noch heutigen Tages nicht blos im Volksmunde, sondern auch auf den Seekarten.

1305. Das Glücksbein.

(S. Jahrb. Bd. X. S. 365.)

Eine gewisse Gräte im Kopfe des Dorsches wird das Glücksbein genannt. Wenn die Schleswiger Dorsch essen, nimmt Mancher das Glücksbein sorgfältig heraus und wirft es über seinen Kopf, daß es auf die Diele fällt. Ist die erhabene Seite des Glücksbeines nach oben gekehrt, so hat derjenige, der geworfen hat, noch an demselben Tage Glück, im entgegengesetzten Falle aber Unglück zu erwarten.

1306. Die Dränger.

(S. Jahrb. Bd. X. S. 363.)

Zu den gespenstigen Wesen, die in dunkler Nacht auf den Außendeichen Nordfrieslands ihren Spuk treiben, gehören auch die sogenannten Dränger, welche unsichtbar den nächtlichen Wanderer bald nach der rechten, bald nach der linken Seite von der Krone des Deiches und in die Gräben zu drängen suchen und oft mit solcher Kraft schieben und drücken, daß der Wanderer den Klotstock recht tief in den Klei stoßen muß, um sich nur fest zu halten. In solchen Fällen ist es nicht gut, ein Wort zu sagen; am Besten ist's, sich anzustellen, als wüßte man gar nichts von dem Dasein des neckenden Gesellschafters.

1307. Der Nachtrabe.

(S. Jahrb. Bd. X. S. 47.)

In frühern Zeiten zweifelte man nicht, daß der, welcher seinem Nachbar etwas abpflüge, nach seinem Tode mit glühenden Pferden und Pflug pflügen und selbst mit brennender Hand den Pflug führen müsse. Besonders hörte man viel von Gespenstern vornehmer Männer; denn da die Großen sich gegen die kleinen Leute und auch gegen die Geistlichkeit versündigten, so rächten sich diese gewöhnlich dadurch, daß sie Nachts deren Gespenster sahen und von deren gräßlichem Geschrei, namentlich um die Festzeiten, erzählten. So hatte man gewisse Stellen auf der Feldmark, wo es ab und zu spukte. In Hagensholm flog ein Nachtrabe auf; das sollte ein vormals gebanntes Gespenst eines vornehmen Mannes sein, dessen Bannungszeit verflossen war, und das nun jede Nacht in Gestalt eines Nachtraben aufflog, um das heilige Grab zu erreichen. Konnte es dahin gelangen, so sollte es erlöst sein. Aber der Weg war so weit und es mußte stets vor dem Hahnenschrei wieder in Hagensholm sein, daher konnte es das heilige Grab nicht erreichen. Pastor Peter Kier hörte noch von einem Mann erzählen, der in seiner Jugend eines Abends spät in den Wald ging und einen schrecklichen Lärm hörte. Der fragte einen andern Mann, welcher mit ihm ging, was das sei? und dieser antwortete: „Es sei ein böser Geist, nämlich der Nachtrabe, der solle ein Loch haben durch den rechten Flügel, und wer dazu kommen könne, durch dies Loch zu gucken, der müsse entweder gleich sterben, oder würde sehr reich." So wurde erzählt und man hörte den Nachtraben oft. Aber jetzt hört ihn

Niemand mehr. Auch ging auf der Gienner Feldmark in Damsted ein gespenstiges Pferd herum, welches sich vertreiben ließ, wenn man ihm Psalmen und geistliche Lieder vorsang.

1308. Der Kum (Goom) oder Gobbe.

(S. Jahrb. Bd. X. S. 32.)

In Nordfriesland gehört der Kum, Goom oder Gobbe zu den räthselhaften Wesen, welche unsichtbar ebensowohl die guten Kinder bewachen und vor Schaden behüten als bösen Kindern Leid zufügen. Richard Petri, weiland Pastor auf Westerlandföhr, nennt den Kum einen Gott des Fraßes und der Nachttänze und erzählt, daß man ihm zu Ehren getanzt und gesprungen habe. Ebenso ist in den Festlandsdistricten Frieslands Gobbe bald der Wohlthäter, bald der Schrecken der Kinder. Auf Sylt heißt nach ihm der Kindtaufsschmaus Goom, die Nachfeier des Festes aber Latergoom.

1309. Der Hirschhornbrunnen.

(S. Müllenhoff S. 104.)

Vor langer Zeit war die Gegend, wo jetzt der dritte Theil von Schleswig, der Friedrichsberg liegt, mit Gestrüpp und Holz dicht bewachsen und menschenleer. Einige Hirten und Jäger sammelten sich jedoch nach und nach um eine Quelle mit schönem, reinen Wasser und es entstand ein Dorf. Eines Tages aber geschah das Unglück, daß die Quelle versiegte. Weit und breit war sie die einzige gewesen, und die armen Leute standen nun hilf- und rathlos da. Die Noth war groß. Da ging ein Jäger bei Nachzeit in den Wald, um da, er wußte nicht wie, Abhilfe zu schaffen. Nach langem Suchen sah er auf einmal einen weißen Hirsch mit goldenem Geweih. Schon legte er an, als ihm Mitleid mit dem schönen Thiere kam, und er die Büchse absetzte und nach Hause ging. Am andern Morgen fand man das goldene Geweih bei der Quelle, den Hirsch aber hat Niemand wieder gesehen. Jetzt konnte man den stattlichsten Brunnen bauen, der bis auf den heutigen Tag noch der Hirschhorn- oder Hornbrunnen heißt und das schönste Wasser in ganz Friedrichsberg giebt, das vor Zeiten heilkräftig war.

1310. Hel.

(S. Jahrb. Bd. X. S. 49.)

In Nordschleswig, Kirchspiel Osterlygum, glaubte man vormals, daß das Helpferd (Hulhesten) umgehe, um Gift zusammenzukochen zu ansteckenden Krankheiten. So soll es einmal Nachts in Haverslund erschienen sein, und die Hunde verfolgten es so sehr, daß es hinaufsteigen mußte in einen Erker auf einem Hause. Als nun der Mann aus dem Hause kam, um zu sehen, was das Hundegebell zu bedeuten habe, und Hel (Hällen) dort sitzend fand, da fragte er, „was jener da oben mache?“ Hel antwortete: „Er könne nicht auf dem Erdboden sein, vor dem schlimmen Schandzeug.“ Auf die Frage des Mannes, wer er sei und welches Geschäft ihn herführe, antwortete er: „Er sei Hel und sei ins Dorf gekommen um zusammenzukochen zu einer ansteckenden Krankheit.“ Darauf sagte der Mann: „Das sei nicht der Mühe werth, so etwas anzufangen hier in diesen kleinen Dörfern, wo nur so wenig Leute zu holen seien, er wolle ihm rathen, lieber nach Loit und Wilstrup

zu ziehen, wo große Dörfer und mehr Leute seien. Hel folgte diesem Rathe und nach kurzer Zeit hörte man aus jenen Gegenden von Seuchen und Tod.

1311. Der schwarze Tod und die großen Heiden.

(S. Jahrb. Bd. X. S. 48.)

Im Jahre 1350 wüthete die große Pest, der sogenannte schwarze Tod, in dem ganzen Lande Schleswig und Holstein. Man erzählt sich dort noch mit Grausen, daß die Kinder sich scheuten, die Leichen ihrer Eltern zu begraben, viele Häuser wurden menschenleer und das Vieh lief wild auf den Feldern herum. Ein kleines Mädchen, welches Holz zur Feuerung bei Rudbäk oder Skovberge (Kirchspiel Bedstad, Propstei Törninglehn) holte, ward unterwegs von einem Stier verfolgt; wie sie entfloh, ward sie von der Pest erfaßt und fiel todt nieder.

Nach einer in Nordschleswig und Jütland verbreiteten Volkssage entstanden die großen Heiden auf dem Landrücken der Halbinsel erst zur Zeit des schwarzen Todes. Während der Pestseuche war das Land ein ganzes Jahr Tag und Nacht mit einem giftigen und übelriechenden dicken Nebel bedeckt, der wie das Menschenleben, so auch die Pflanzenwelt zerstörte und nur den Wölfen und dem giftigen Gewürm nichts anhaben konnte. Ein ganzes langes Jahr fiel kein Sonnenstrahl durch den dicken Pestnebel, der auch die höchsten Höhen bedeckte. Man glaubte, daß derjenige, dem es gelänge, sich auch nur von einem Sonnenstrahle bescheinen zu lassen, von der Seuche verschont bleibe, und darum suchten auch die Menschen zur Mittagszeit die höchsten Punkte auf; aber es gelang Keinem, einen Sonnenstrahl aufzufangen. Als der schwarze Tod endlich aufgehört hatte zu wüthen, zerstreute sich der Nebel und die Sonne schien wieder herab auf das verödete Land und entlockte demselben neues Leben. In die Erdart des Landrückens jedoch waren der Pestnebel und der Pesthauch zu tief eingedrungen, als daß die Sonne es vermocht hätte, in der schwarzen Ahlerde Lebenskeime zu wecken, und der Ahl blieb seit jener Zeit unfruchtbar.

1312. Eine Zauberin macht eine Maus aus einem Taschentuche.

(S. Jahrb. Bd. II. S. 230.)

Im Jahre 1694 ist ein zehnjähriges Mädchen aus St. Margarethen, Altje Ahlers, bei dem Amthause in Itzehoe zur Anzeige gebracht worden, weil sie aus ihrem Taschentuche eine Maus machen könne. Der Prozeß wurde bei dem peinlichen Halsgericht in Krempe eingeleitet und die Angeklagte sagte aus: sie habe ein weißes Schnupftuch gehabt und daraus eine Maus gemacht und diese auf ein blankes Ding von einer Hand Breite gesetzt, dann habe die Maus angefangen zu laufen; darauf habe sie dieselbe wieder ergriffen, den Knoten losgemacht, worauf es wieder ein Schnupftuch geworden, in welches sie das blanke Ding gewickelt und wieder zu sich gesteckt habe. Sie habe die Kunst gelernt von der 63jährigen Elsche Nebelingen. Diese leugnete aber Alles ab, und das Gericht verurtheilte das Mädchen nicht, ließ es aber einem Prediger übergeben, der dasselbe fleißig im Christenthume unterrichten sollte.

1313. Marienstede.

(Nach H. Smidt, Schleswig-Holstein. Frankfurt a. M. 1847 Bd. II. S. 224 ꝛc.)

Zu Marienstede im Lauenburgischen erhob sich vor vielen, vielen Jahren unter drei hohen Eichbäumen eine Kapelle, in welcher sich ein Bild der Mutter Gottes befand. Von diesem Bilde strömte Segen auf Alles, was sich rings um die Kapelle befand, denn es grünte und blühte dort herrlicher als irgendwo, die Früchte an den Bäumen waren größer und saftreicher, die Garben voller, der Wiesenwachs gesegneter. Unfern der Kapelle entsprang aber eine Quelle, deren Wasser so heilbringend war, daß Jeder, der von demselben trank, zur Stelle von dem Uebel, womit er behaftet war, genas und fröhlich von dannen ging. Darum war auch die Straße, die zur Kapelle führte, stets mit Preßhaften aller Art bedeckt, die Heilung an der Segensquelle suchten, und Keiner von Allen ging ungetröstet hinweg, es sei denn, er wäre ein so arger Sünder gewesen, daß er voll Unglaube und gleichsam nur zum Spott von dem heilsamen Wasser geschöpft hätte.

Nun lag hart an der Landstraße, die zu der Kapelle mit dem Wunderquell führte, ein adeliger Hof und auf demselben regierte, in Abwesenheit des Herrn, ein Verwalter, ein harter, böser Mann, übermüthig nach unten und kriechend nach oben. Derselbe machte sich namentlich ein Vergnügen daraus, die nach der Quelle ziehenden Kranken nicht blos zu verhöhnen, sondern ihnen auch noch für die Abnutzung des Weges einen Schilling Wegezoll abzudrücken. Nun trug es sich aber zu, daß sein abwesender Herr ihm durch einen Knecht ein Pferd schickte, welches sich den Fuß verletzt hatte, um es zu heilen. Da unterstand sich der Verwalter, dasselbe nach der Quelle zu führen und als ihm sein alter Vater in den Arm fiel, um ihn von diesem Frevel abzuhalten, verging er sich soweit, den Greis mit der Peitsche zu schlagen, so daß derselbe zu Boden fiel, aber noch Kraft hatte, ihm seinen Fluch nachzurufen. Der gottlose Mensch aber zog lachend und pfeifend von dannen zu dem wunderthätigen Brunnen und ließ das Pferd von dessen klarer Silberfluth trinken, so viel es mochte. Aber von der Stunde an, wo der Frevel geschah, wich von ihm der Uebermuth und die Kraft seiner Glieder, er ward niedergeschlagen und begann zu siechen. Er wußte zuletzt in seiner Verzweiflung nichts Anderes, als daß er selbst nach der Marienkapelle wallfahrete, die er vor Kurzem so freventlich entweiht hatte. Aber für ihn hatte die Quelle jede Heilkraft verloren, im Gegentheil der Genuß des Wassers steigerte noch seine Schmerzen und er mußte einer furchtbaren Krankheit erliegen. Am Morgen nach seinem Begräbniß ging der Küster über den Kirchhof und bemerkte auf dem frisch aufgeworfenen Grabhügel etwas Weißes. Er trat neugierig näher, aber mit Schaudern wich er wieder zurück, als er eine Menschenhand bemerkte, die aus der Erde gewachsen war. In Angstschweiß gebadet eilte er zu dem Pfarrer, der ließ den Todtengräber herbeirufen und alle drei bedeckten unter frommen Gebeten die Hand neuerdings mit Erde. Aber am andern Tage war sie wieder aus der Erde emporgeschossen, denn die Hand eines Kindes, die sich frevelnd gegen Vater und Mutter erhoben, kann nicht ruhig im Grabe ruhen. Da wurde sie ausgegraben und in der Kirche an einem besondern Orte verwahrt.

1314. Rabenkirchen.

(Nach Smidt a. a. O. S. 210 ꝛc.)

Ein reicher Brauherr zu Kappeln hatte eine sehr schöne Tochter, in welche sich ein armer Zimmergesell verliebte und auch ihre Liebe gewann. Natürlich war nicht daran zu denken, daß der Alte seine Einwilligung gab, allein sein Beichtvater nahm sich der jungen Leute an und wußte jenen so weit zu bringen, daß er versprach, dem jungen Manne seine Tochter geben zu wollen, dafern er im Stande sei, selbst es bis zum Baumeister zu bringen und ihm den Riß einer Kirche zu verfertigen und darnach den Bau derselben zu vollführen. Darauf ging der Jüngling ein und zog fort nach Italien, um hier die edle Wissenschaft der Architektur zu studiren. Schon waren fünf Jahre ins Land gegangen und Niemand hatte wieder etwas von ihm gehört, der Braumeister drang in seine Tochter, sich einen andern Gatten zu wählen, da ihr Bräutigam entweder gestorben oder verdorben sei. Da auf einmal kehrte er zurück und bewies durch die besten Zeugnisse, daß er mit großem Erfolge die Baukunst studirt hatte. Es bot sich auch gleich eine Gelegenheit dar. Die Kirche des Klosters war zu klein geworden für die Andächtigen, die Gemeinde brachte die nöthigen Mittel auf um eine neue zu erbauen und da der von dem zurückgekehrten Baumeister mitgebrachte, den Gemeindevorstehern vorgelegte Plan denselben ausnehmend gefiel, so beauftragten sie den jungen Mann mit der Ausführung. Nur eins fehlte noch, der Bauplatz, da man sich aber über diesen nicht entscheiden konnte, so flehte der Abt des Klosters zu Gott, er möge ihnen ein Zeichen geben, an welcher Stelle ihm die Erbauung der Kirche am wohlgefälligsten sei. Als nun der Mönch und der Baumeister sich anschickten, das Kloster zu verlassen, da schossen vom Dache zwei Raben herab, umkreisten die beiden Männer mit lautem Geschrei, als wollten sie zu erkennen geben, daß Beide ihnen folgen sollten, als dies aber geschah, flogen sie langsam vor ihnen her. Als sie eine Strecke weit geflogen waren, setzten sie sich auf einen Platz nieder, der höher war, als die Gegend umher, dort saßen sie ganz still und rührten sich nicht eher, als bis der Mönch gesagt hatte: „Allhier wird sich das Kirchlein gut ausnehmen, hier wollen wir bauen, denn die zwei Raben sind doch offenbar Abgesandte Gottes.“ Damit bewegten sie die Flügel und flogen laut schreiend nach dem nahen Walde.

Als der erste Spatenstich geschah, waren die beiden Raben wieder gegenwärtig; ebenso beim Legen des Grundsteins, beim Richten des Daches, und als der Knopf auf den Thurm gebracht wurde. Stets kamen sie raschen Fluges heran, umkreisten den Bau von allen Seiten, als wollten sie ihn genau betrachten und flogen dann wieder nach dem Walde zurück. Nachdem aber der erste Gottesdienst in der neuen Kirche gehalten worden war, gab der Mönch die jungen Brautleute vor dem Altar zusammen, und als das Paar die Kirche verließ, da kamen die Raben daher, setzten sich auf die Kirche nieder und blieben hier sitzen ohne sich zu regen. Am andern Tage saßen sie genau auf derselben Stelle, allein sie waren in Stein verwandelt. Und so sitzen sie noch da. Darum heißt die Kirche und deren Gemeinde „Rabenkirchen“.

1315. Die Grönnerkeel.

(S. Müllenhoff S. 105.)

Auf dem Habermarkte in Flensburg steht ein alter steinerner Brunnen, der die Grönnerkeel heißt. Sein klares reiches Wasser fällt aus vier Hähnen in ein weites Becken und versorgt einen nicht kleinen Theil der Stadt. Die Flensburger halten den Brunnen in hohen Ehren. Denn in dieser Stadt bringt der Storch die kleinen Kinder nicht, sondern sie werden aus diesem Brunnen aufgefischt. Dann erkälten sich die Frauen hierbei und müssen das Bett hüten.

Allein die Flensburger haben noch mehr Ursache den Brunnen in Acht zu nehmen. Denn weil Flensburg, welches bekanntlich ganz auf Quellgrund steht, aus dem Wasser entstanden ist, muß es einst wieder im Wasser untergehen. So lautet nämlich eine alte Prophezeiung: Einst an einem Sonntagmorgen, wenn die Leute aus der Kirche kommen, wird ein ungeheures, schwarzes Schwein wild und schnaubend durch die Straßen rennen bis an die Grönnerkeel; da wird es sich vor einen Stein stellen und ihn anfangen aufzuwühlen. Dann ist aber der Untergang der Stadt nahe. Sobald der Stein gelöst ist, wird ein Wasserstrahl hervorspringen, der bald zu einem großen unaufhaltbaren Strome wächst, der mit reißender Schnelle sich nach allen Seiten hin ergießt und die ganze Stadt in seinen Fluthen begräbt. Daher geben die Flensburger stets auf das Genaueste Acht darauf, daß kein Schwein auf ihren Straßen wühlt, und vor mehreren Jahren haben sie nur aus dem Grunde den Brunnen mit einem großen Stein bedecken lassen.

1316. Der Brutsee.

(S. Müllenhoff S. 109.)

Ganz nahe bei Schleswig neben dem Wege nach Moldenit liegt ein kleiner schöner See, der Brutsee. In alten Zeiten war er ganz von Wald umgeben und ein Dorf lag daran, das zu St. Jürgen in Schleswig eingepfarrt war. Hier wohnte einmal ein reicher Bauer, dessen schöne Tochter einen armen Knecht liebte und ihm Treue gelobt hatte. Aber der Vater wollte sie einem reichen Hufner geben und die Hochzeit ward auf den Pfingsttag angesetzt. Zum letzten Male sahen sich am Abende vorher die Liebenden an dem großen Steine, der noch jetzt am Ufer des See's liegt. Als nun am andern Morgen Braut und Bräutigam mit ihren Verwandten über den See fuhren, ertönte plötzlich die Todtenglocke, wie es Sitte ist, wenn einer gestorben ist. In demselben Augenblicke erhob sich ein gewaltiger Wirbelwind, das Boot schlug um und alle ertranken. Die Leichen fand man bis auf die der Braut; sonst hätte man sie mit ihrem alten Liebsten begraben, dem das Läuten gegolten hatte. Aber in jeder Pfingstnacht steigt nun ein wunderschönes Mädchen in prächtigen Kleidern aus dem See, setzt sich auf jenen Stein und kämmt singend ihr langes goldenes Haar bis der Morgen graut. Dann verschwindet sie wieder im See, der nach ihr der Brutsee heißt.

1317. Der Löwe mit dem Kinde im Rachen.

(S. Müllenhoff S. 123.)

An der Südseite des Hauptgebäudes der jetzigen Schleswiger Domschule ist ein Stein eingemauert, worauf das Bild eines Löwen steht, der

ein nacktes Kind im Rachen hält. Früher stand hier ein altes Kloster und man erzählt, daß bei der Einführung der christlichen Religion die Geistlichen oft von der Jugend verspottet wurden, wenn sie ihren Gottesdienst mit aller Feierlichkeit hielten. Sie bedrohten dann die Kinder damit, daß reißende Thiere, wie im II. Buche der Könige Cap. II. V. 24 steht, kommen und sie verschlingen würden, wenn sie nicht von der Verspottung der Heiligen abließen. Zur bessern Warnung ließen sie den Stein da einsetzen.

1318. Das Schwert im Schleswiger Dome.

(S. Müllenhoff S. 126.)

Vor langen Jahren war Schleswig einmal in Feindes Hand und die Soldaten trieben in der Domkirche ihr Unwesen. Es sollen Kosacken gewesen sein. Sie lagerten sich ringsum in den Gängen, tranken, spielten und fluchten. Vor allen einer, dem die Karten entgegen waren, that es den Andern zuvor und rief endlich aus, er wolle Gott die Augen ausstechen, und dazu warf er sein Schwert in die Luft. Das Schwert kam aber nicht wieder herunter, sondern flog durch sich selbst ans Gewölbe hinauf, wo es zum Schrecken der Spieler sitzen blieb.

Gleich nach dem Abzug der Feinde ward es wieder herausgehauen, aber sein Schatten blieb am Gewölbe haften. Oft hat man versucht ihn zu vertilgen; Stein und Mörtel hat man herausgeschlagen und die Oeffnung von Neuem ausgefüllt; doch immer vergebens. Denn am andern Tage war der Schatten wieder da und noch heute zeigt ihn der Küster am Gewölbe über dem Hauptaltare.

1319. Die Kirche unserer lieben Frauen in Schleswig.

(S. Schröder, Geschichte d. Stadt Schleswig S. 46.)

Die Kirche unserer lieben Frauen war vor Zeiten in Schleswig, ja im ganzen Lande die schönste und prächtigste. Als sie aber verfiel und nicht mehr benutzt ward, da kaufte sie der Gottorper Kanzler Adam Tratziger für 200 Mark im Jahre 1571, ließ sie abbrechen und erbaute daraus ein ansehnliches Gebäude, den sogenannten Marschallshof. Allein zur gerechten Strafe des Himmels für solche Entheiligung gingen ihm bald die Pferde durch und als er aus dem Wagen springen wollte, brach er das Genick. Aber auch die betrüglich erworbenen Steine konnten keine Ruhe finden, sondern schon nach hundert Jahren brach man den Marschallshof ab und erbaute daraus eine Meile davon den Meierhof Winningen.

1320. Die abgehauene Zehe.

(S. Schröder a. a. O. S. 135.)

In der Schleswiger Domkirche befindet sich ein altes von Holz geschnitztes Bild aus der katholischen Zeit: Christus unter dem Kreuze sitzend. Ein betrunkener Holzhauer ging einmal zur Zeit des Herzogs Christian Albrecht mit seinem Beile durch die Kirche und hieb in rohem Uebermuthe dem Bilde die große Zehe des linken Fußes ab. Abends aber beim Auskleiden fand er seinen Strumpf voll Blut und seine eigene Zehe vom Fuße getrennt.

1321. Die unruhige Todtenmütze.

(S. Schröder a. a. O. S. 56.)

In der Michaeliskirche in Schleswig sieht man einen Leichenstein, unter welchem der Großvogt Hansen begraben liegt. Der muß ein böser Mann gewesen sein, denn seine Todtenmütze wollte nicht im Sarge bleiben, so oft man sie auch wieder hineinlegte. Als man im vorigen Jahrhundert dies nicht glauben wollte, öffnete man das Grab und fand die Mütze unversehrt auf dem Sarge liegen, obwohl die Leiche schon in Staub zerfallen war. Die Mütze wurde dann in einen eigens dazu verfertigten Kasten gelegt und in der Gruft beigesetzt.

1322. Die gelbe Blume.

(S. Müllenhoff S. 351.)

König Abels Schloß in Schleswig, wo der Verrath an seinem Bruder Erich geschah, ist längst verschwunden. Doch findet man auf dem Mövenberg noch unter dem Grose alte Kellermauern; hier liegen seine Schätze. Man hat da Nachts Lichter und Flämmchen erblickt und Schatzgräber haben da oft ihr Glück versucht. Aber Niemand ist noch zu den großen Schätzen gekommen.

Einmal in einer Nacht ging ein Mann an der Schlei herauf, und wie er aufblickte, sah er auf dem Mövenberg ein helles Leuchten. Neugierig und erstaunt über das Wunder, folgte er dem Scheine; er merkte endlich gar nicht, daß er über das Wasser ging und es unter seinen Füßen wie Eis hielt, bis das Leuchten immer heller und heller ward und er am Ende vor einem nie gesehenen großen Schlosse stand. In dem Schloßhofe aber sah er eine wunderbare gelbe Blume, die vor allen leuchtete und den Glanz verbreitete. Er brach sie ab und ging damit näher zum Schlosse, erst ging er rund herum, dann trat er ein; in dem Schlosse aber fand er alle Thüren verschlossen; sobald er aber die Blume daran hielt, sprangen sie auf. Er ging so durch alle Gemächer, eins war immer herrlicher als das andere. In dem letzten fand er endlich ein prächtiges Mahl angerichtet, und nachdem er sich niedergesetzt und nach Herzenslust gegessen und getrunken hatte, stand er auf und wollte wieder gehen. Da rief ihm eine Stimme zu: „Vergiß das Beste nicht!" Er sah sich um und erblickte Niemand; unter allen den Kostbarkeiten aber, die auf dem Tische standen, däuchte ihm nichts schöner als ein großer silberner Becher von gar künstlicher Arbeit. Da rief es zum zweiten Male: „Vergiß das Beste nicht!" Aber er langte nach dem Becher und wollte fortgehen. Da rief es zum dritten Male: „Vergiß das Beste nicht!" Er sah sich noch einmal im Saale um, aber da er nichts Schöneres fand, behielt er den Becher und ging damit über das Wasser nach der Stadt zu. Als er nun auf dem Lande sich umwandte, war das Schloß und alle Herrlichkeit verschwunden und nie hat er es wiedergesehen. Erst nach hundert Jahren blüht in einer Nacht die gelbe Blume wieder und ein Glücklicher kann das Schloß erreichen und es öffnen. Den Becher aber behielt der Mann und der ist nachmals in die Silberkammer nach Gottorp gekommen, wo alte Leute ihn noch gesehen haben. Die Sachen sind aber alle nach Kopenhagen gebracht worden.

1323. Die vertriebenen Dorsche.

(S. Schröder a. a. O. S. 462.)

An der Mündung der Schlei wurde in alten Zeiten eine solche unglaubliche Menge von Dorschen gefangen, daß sogar das Gesinde und die Tagelöhner diesen Fisch verschmähten. Da frevelte ein übermüthiges Mädchen so sehr, daß sie einem großen Dorsch einen Splitter durch beide Augen spießte und ihn so in die Ostsee warf. Sie wünschte ihm dabei viel Glück auf die Reise und bat ihn, nie wiederzukommen. Seit der Zeit verschwand aber die liebe Gottesgabe und die Dorsche wurden so selten, daß man sie jetzt nur noch auf den Tischen der Wohlhabenden findet.

1324. Die Möven in Schleswig.

(S. Müllenhoff S. 137.)

König Abels Leute, die ihm bei der Ermordung seines Bruders Erich halfen, sind alle eines elenden Todes gestorben; der eine ward beim Spiel erstochen, ein anderer gerädert, der dritte von seinen eigenen Leuten erschlagen ꝛc. Sie und alle die zwanzig Ritter, die mit dem Könige den Reinigungseid thaten, sind nach ihrem Tode für immer an den Ort ihrer Schandthat gebannt worden.

Nahe an Schleswig, der Stelle, wo Abels Schloß stand, gegenüber, in der Schlei erhebt sich eine kleine Insel, der Mövenberg; alljährlich kommen am Gregoriustage die Möven dahin und nisten ungestört; die Stadt bestellt ihnen einen Fischer zum Hüter, der der Mövenkönig heißt. Wenn sie nun zweimal Junge gebrütet haben und die dritten aus dem Ei gekrochen sind, dann stürmt es an einem Sonnabend Mittag, sowie die Uhr zwölf schlägt, von allen Seiten auf den Berg. Knaben greifen die nackten Jungen; die andern erreichen die Schützen, die ganze Schlei ist mit Böten bedeckt und Schüsse knallen ringsherum. Bis zum Sonntag Mittag um zwölf Uhr dauert der Mövenpreis. Die noch lebenden Möven sind dann traurig davon gezogen, aber in jedem Jahre müssen sie wiederkommen und brüten. Denn die Möven sollen Abels Leute sein und sie können nicht von dem Orte loskommen. Nur wenn einmal ihr Mövenkönig sie nicht beschützt und sie in der Zeit vor dem Mövenpreise keine Ruhe haben, brauchen sie in sieben Jahren nicht wieder zu kommen. Das ist noch im Anfange dieses Jahrhunderts geschehen, wo sie in einem bösen Kriegsjahre gestört wurden. Aber erst wenn dreimal nach einander ihnen das Gleiche geschieht, man also binnen einundzwanzig Jahren gegen die alte Sitte verfährt, werden sie erst vom Fluche frei.

Andere sagen, daß auf der Möveninsel in einem Schlosse vor alten Zeiten ein mächtiger Herr gewohnt hat, der mit seinen Dienern und Knechten die Leute der Umgegend hart bedrückte. Das Schloß ist darnach versunken und er mit seinen Dienern in Möven verwandelt worden, die seit der Zeit die Insel allein bewohnen.

1325. König Abel's Jagd.

(Nach d. Chron. Slesvic. bei Menken. Script. T. III. p. 597 u. Thiele, Danmarks Folkesagn. Th. I. S. 124, bei Müllenhoff S. 362 ꝛc.)

Nachdem König Abel, der Mörder seines Bruders Erich, von den Friesen am Milderdamm erschlagen worden war, ward seine Leiche nach Schleswig

gebracht und dort im Dome zu St. Peter beigesetzt. Aber gleich in der nächsten Nacht erhob sich ein solches Lärmen mit Gekrach und Geknirsch in der Kirche, daß es den erschreckten Stiftsherren nicht möglich war, ihre Psalmen und die gebräuchlichen nächtlichen Gebete abzusingen und herzusagen, indem eine greuliche Erscheinung sie störte und ängstigte. Als sich das nun so mehrere Male wiederholte und es der verwittweten Königin hinterbracht worden war, ward beschlossen, den Leichnam des Königs herauszunehmen, ihn zur Kirche hinauszuschaffen und an einem andern Orte zu begraben. Die Leiche ward nun in einen Sumpf des Pölerwaldes, der nahe bei Gottorp liegt, eingesenkt, nachdem ein Pfahl durch den Sarg geschlagen war. Dieser Ort wird bis auf den heutigen Tag gezeigt und heißt das Königsgrab. Von jenem Tage an, versichern die Alten, hätten die Erscheinungen und Gespenster und das Lärmen in der Kirche aufgehört. Aber an dem Orte, wo der König jetzt begraben ist, und den nahegelegenen, läßt sich seit der Zeit, früher und noch in unseren Tagen, ein entsetzliches Getöse hören. Das wissen alle Leute, denn oft sind welche, die des Nachts kamen, erschreckt und dadurch in Todesangst gebracht worden. Glaubwürdige Männer berichten und versichern, daß gar oft die Stimme des Jägers und sein Hornblasen vernommen werde, und zwar so deutlich, daß man sagen würde, es jage da Jemand, und das ist oft von den Wachen in Gottorp bei Nacht beobachtet worden. Aber auch, daß Abel selbst in unseren Tagen sich gezeigt habe und gesehen worden sei, sagen die Leute allgemein; er ist im Gesicht und am ganzen Körper kohlschwarz, er reitet auf einem kleinen Pferde und wird von drei Jagdhunden begleitet, die man oft in feuriger Gestalt glühen sieht.

Einst kam ein Bauer aus Schuby heimgefahren vom Markte, der hatte wohl ein wenig zu viel getrunken. Da hörte er das Hurrahrufen, das Peitschenknallen und das Schnauben und Pusten der feurigen Rosse und Hunde. Er rief den König Abel an, und auf vieles Bitten erlaubte ihm dieser, an der Jagd Theil zu nehmen. Da mußte er nun mit der wilden Schaar fort, man gab ihm Pulver und Flinte, und er schoß Hasen genug. Als die Jagd aber gegen Morgen beendet war, bat er König Abel um ein Stück Wild mit nach Hause zu nehmen, und dieser warf ihm auch eine schwere Last auf den Wagen, indem er sagte: „Da hast Du einen Braten, viel zu gut für einen Bauer!“ Als der Bauer nun nach Hause kam, fragte seine Frau, wo er so lange gewesen sei. Da erzählte er, wie er mit König Abel auf der Jagd gewesen sei und habe auch ein Paar Hasen oder eine Hirschkeule mitgebracht. Da sah die Frau nach, aber was fand sie? Es war keine Hirschkeule, sondern die Keule von einem Pferdeaas.

Die Statue König Abels, mit Hunden umgeben, ist bis auf diese Stunde im Schloßgarten zu Schleswig zu sehen.

Vor langen Jahren, wo noch viel Wald um das Dorf Dannewerk war, und die Bauern ihr Vieh darin weiden zu lassen pflegten, ward einmal von ihrem Herrn eine Magd von da hingeschickt, sie sollte nach den Kühen sehen. Als sie zwischen die Bäume kam, hörte sie auf einmal ein ungeheures Rumoren in der Luft. Da kam König Abel mit seiner Jagd herangezogen. Er hatte zehn Hunde bei sich, alle ganz weiß, die hatten feurige Zungen aus den Hälsen hängen. Da dachte die Dirne: „Ach, nun bist Du hier so ganz allein, was soll das geben?“ Sie hatte aber eine weiße Schürze um,

die band sie ab und wickelte sich dieselbe um den Kopf und setzte sich unter einen großen Baum und weinte. König Abel kam nun mit großem Geräusch an sie heran, allein er jagte vorüber, von den Hunden aber kam einer an sie heran, sprang ihr auf den Schooß und blieb da ganz ruhig liegen. Als jetzt der Spektakel aus war, so nahm sie den Hund mit nach Dannewerk, dort sind jetzt noch Hunde von seiner Race, aber König Abel hat seit der Zeit nur noch neun Hunde.

1326. Die Pferdejungen.

(S. Jahrb. Bd. X. S. 44 ꝛc.)

Bis vor ohngefähr 60 Jahren nannte man in den Herzogthümern junge Leute von 14—20 Jahren „Jungens". Zur Zeit der Leibeigenschaft hießen sie Pferdejungen, weil ihnen das Geschäft oblag, des Nachts über die Pferde zu hüten. Dieselben wurden zu 4—6 einer an des andern Schwanz gebunden, von dem Pferdejungen, welcher mit einer langen Peitsche bewaffnet war, auf dem vordersten Pferde saß oder lag, am Abend nach beschaffter Arbeit in die Gräben zwischen das Korn geführt, um das an denselben wachsende kräftige Gras abzuweiden. Kam aber erst der Herbst herbei, und war alles Korn eingeheimst, so ließ der Junge seinen Pferden volle Freiheit und sah, auf einem derselben sitzend, nur darauf, daß keins sich von der Heerde verlor. Jeder Bauer hatte nämlich damals 18—20, ja mit den Füllen wohl gar 24 Pferde. Es war aber damals üblich, mit vier Pferden den Pflug zu bespannen, wozu die schlechten selbstverfertigten Pflüge und die uncultivirten Aecker sie zwangen. Außer seinem Acker mußte aber der Bauer auch noch den Acker seines Gutsherrn pflügen und für denselben Fuhren aller Art leisten, weil auf dem Hofe keine Ackerpferde gehalten wurden. Wurde zur Herbstzeit den Bauern das Gras für die Pferde knapp, so trieb der Pferdejunge mit seiner kleinen Heerde auf die Feldmark eines Andern, ja es vereinigten sich zu einem solchen Zuge nicht selten alle Pferdejungen einer ganzen Dorfschaft, die dann mit 100—150 Pferden auf eine mitunter mehrere Meilen entfernt liegende grasreiche Weide eines fremden Gutes ritten, wo sie des Nachts hüteten und mit der Morgendämmerung verschwanden. Ward ein solcher Raubzug entdeckt, so machten die Feldeigenthümer Jagd darauf, fingen jedoch selten welche ein, weil die Pferdejungen, sobald etwas Verdächtiges sich zeigte, durch das Knallen ihrer Peitschen die darauf eingeschulten Pferde zusammenriefen; mit den Leitpferden, auf denen sie saßen, in vollem Laufe davonjagend, folgten alle andern mit donnerähnlichem Getöse hinterher, wenn's sein mußte über Knick und Graben. Niemand konnte sich einer solchen Heerde ohne Gefahr nähern, vielweniger ihren Lauf hemmen. Bei solchen Zügen wurden dann auch Gärten und Aepfelbäume geplündert und anderweitiger Unfug getrieben, weshalb man die Pferdejungen böse Buben nannte, ja so weit ging, jeden bösen Buben einen Pferdejungen zu schelten.

Weil es nun so schlimm um den Ruf der Pferdejungen stand, so fiel es dem Teufel ein, dieselben als sein Eigenthum in Anspruch zu nehmen, und wie er eines Tages dem lieben Gott auf Erden begegnete, so sprach er zu demselben: „Die Pferdejungen machen es immer toller, so daß ich sie dieser Tage zur Hölle zu holen gedenke." Der liebe Gott antwortete ihm:

„Das kannſt Du noch nicht, denn die Bauern können ſie noch nicht entbehren, wer ſollte denn ihre Pferde im Herbſte hüten?“ — „Gut“, ſagte der Teufel, „ſo warte ich noch; aber wann kann ich ſie denn holen?“ — „Wenn alles Laub abgefallen iſt“, ſprach Gott, womit denn auch der Teufel zufrieden war. Wie nun die Zeit herankam, daß alles Laub abfiel, da dauerte es den lieben Gott, ſo viele junge rüſtige Buben, welche wohl manchen muthwilligen, aber doch ſelten einen böſen Streich gemacht, zur Hölle fahren zu ſehen. So befahl er den jungen Buchen, ſie ſollten ihr altes Laub nicht früher abwerfen, bis im nächſten Frühling das junge grüne Laub dazwiſchen wieder hervorſprieße. Solches geſchah und geſchieht noch alle Jahre. Als nun das Laub von den Bäumen gefallen, kam der Teufel, um die Pferdejungen zu holen. Da zeigte der liebe Gott ihm aber das Laub auf den jungen Buchen und er mußte voll Aerger zur Hölle fahren. Ja der liebe Gott ging in ſeiner Barmherzigkeit ſo weit, weil es ihn um die armen Menſchen dauerte, welche bei jeder Witterung im rauhen Herbſte ihren Schlaf auf dem Rücken eines Pferdes halten mußten und in dunkler Nacht nicht einmal ihr eigenes Selbſt ſehen konnten, daß er dem Monde befahl, nach Michaelis 14 Tage ſtets um dieſelbe Stunde aufzugehen und den Pferdejungen den ganzen Abend und die Nacht zu leuchten. Weil nun dieſes dem Monde ſehr unangenehm war, da er am Abend gern im Wirthshauſe ſaß, ſo knappte derſelbe jeden Abend ein wenig mehr ab, wagte aber doch nicht, ganz weg zu bleiben, um den lieben Gott nicht zu erzürnen. Man ſagt daher noch heutigen Tages: „Der Michaelismann geht zu Bier“ und nennt ihn noch den Pferdemond, obgleich man keine Pferdejungen mehr hat und in einigen Jahrzehnten ſelbſt nicht mehr ahnen wird, woher der Name entſtanden iſt.

1327. Die Wilſower Mühle.

(S. Jahrb. Bd. X. S. 42 ꝛc.)

Bei dem Kirchdorfe Elmſchenhagen liegt ein See, deſſen blaue Kryſtallfläche einen anmuthigen Anblick gewährt, wenn man auf der Eiſenbahn von Kiel nach Preetz fährt. Vor 40 Jahren war aber der See viel größer und um 1600 ſoll er eine viermal ſo große Fläche als jetzt eingenommen haben. Die ihn umgebende Gegend, mit Holz und Sumpf bewachſenes Moraſtland, ſcheint ihm den Namen Wildſee (Wilſe, jetzt Wellſee) verſchafft zu haben. Die ſeit Jahren ſchon trocken gelegten Seen Moorſee und Bockſee gaben ihm ihren Ueberfluß an Waſſer ſo reichlich, daß die aus ihm entſpringende Wildau (Wilſowe) zu Zeiten ungeheuer anſchwoll und weit über ihre Ufer trat. An dieſem Waldbach in einer von hohem Wald eingerahmten Wieſe, noch jetzt Mühlenteich genannt, lag ums Jahr 1516 eine dem Nonnenkloſter zu Preetz gehörige Mühle, ſo ſtill und friedlich, wie man ſich nur eine Waldmühle denken kann. Der Müller, ſeine Frau und Tochter lebten glücklich und zufrieden bei einander, denn ſein Zins ans nahe Kloſter war nicht ſchwer. So war jener fünfzig Jahre, ſeine Tochter achtzehn alt geworden. Nur eins betrübte ihn, daß er keinen Sohn hatte, auf den er ſeine von ſeinem Vater und Großvater bereits bewohnte Mühle übertragen konnte. Sein Wunſch ſollte jedoch auf andere Weiſe erfüllt werden, ein aus dem Reich zugereiſter Knappe wußte das Herz ſeiner Tochter zu gewinnen, und wenn auch an Mitteln arm, war der junge Mann doch an Sparſamkeit reich.

Mit ruhiger Zuversicht für die Zukunft ihrer Tochter schieden ein paar Jahre später die Alten aus der Welt. Aber von nun an änderte sich der Sinn des neuen Müllers. Er mahlte, metzte, häufte Gulden auf Gulden und mit dem Zuwachs seines Vermögens erwuchs seine Sparsamkeit zu Habsucht und Geiz. Seine junge Frau verzehrte sich in Gram und folgte bald den Eltern ins Grab.

Zwei Jahre war's her, seitdem die Müllerin ihr Haupt ins Grab gelegt, der Winter war hart gewesen, viel Schnee hatte die Felder gedeckt und man war in den März gekommen. Der Westwind jagte die feuchten Nebel der See über's Land, die um Mittag sich schon in Regen lösten. Jemehr der kurze Tag sich zum Abend neigte, desto stärker fiel der Regen und wie es dunkel ward, goß es vom Himmel in Strömen. Der Schnee löste sich und die Wildau brauste wild durch's Thal. Um Mittag war klein Dorchen vom Hause geschieden, sie war eines Bauern Tochter, eine Waise. Die böse Stiefmutter hatte sie arg geschlagen, darum nahm sie ihr Erbtheil, 30 Gulden in ein Tuch geknotet, und verließ raschen Schrittes die Heimath. Sie kam von Erpesfelde und wollte zu ihrer Tante nach Ronning (jetzt Rönne), doch Schnee und Regen hinderten ihr Fortkommen. Mit Noth und Mühe erreichte sie die Mühle, wo derzeit die einzige Brücke über den Bach führte. Der Müller, den Schritt des Mädchens hörend, erfragte bald Ziel und Zweck ihrer Reise. Seine Einladung, die Nacht hier zu bleiben und am nächsten Tage ihre Reise zu vollenden, ward von derselben mit Dank angenommen. „Das Mädchen hat 30 Gulden in baarem Gelde, ja wären die mein", dachte der Müller, „so hätte ich 200 und wäre ein reicher Mann!" Der Gedanke läßt ihm keine Ruhe und reift schnell zur That. Er öffnet die Schleusen seiner Mühle, der geschwollene Bach setzt sie in raschen Gang, daß funkensprühend die Steine sich drehen, und mit starkem Arme das schlafende Kind ergreifend, stürzt er dasselbe kopfüber in das Wasser: ein Schrei und zermalmt sind die Glieder. Das Geld ist sein! Aber die Wildau hat den Schrei gehört; sie zerbricht die Wehr, sie unterspült den Damm und reißt die Mühle in die Tiefe. Am andern Morgen fanden die Nachbarn das kleine Mädchen mit sauber gewaschenen Gliedern auf einer Insel der Wildau sanft gebettet, Müller und Mühle waren verschwunden, und nur einen Theil des Dammes, eine Menge Pfähle und Trümmer des Mühlsteins konnte man noch sehen. Niemand aber hat die Mühle wieder aufbauen wollen.

1328. Geister gebannt.

(S. Jahrb. Bd. X. S. 46.)

Als Pastor Johann Dyrhof in Osterlygum am 9. Mai 1780, noch nicht dreißig Jahre alt, starb, erzählte man Folgendes über die Ursache seines Todes. Kurz vorher war der wegen seiner vielen Prozesse berüchtigte Hardesvogt Holm auf Tönning gestorben und spukte fürchterlich. Da gingen Dyrhof und der alte Pastor Thomsen in Wittstedt hin um das Gespenst zu bannen. Dabei begingen sie ein Versehen. Als der Geist versank und nun mit einem Pfahl bei der Ausfahrt festgebannt werden sollte, fragte er: „Wie lange er dort sitzen solle?" und sie antworteten: „Auf ewige Zeiten!" Das war nicht richtig, deshalb erhob der Teufel sich wieder und erhielt Gewalt über sie. Zum Glück merkte das der alte Pastor Petersen in Ries, er eilte

aus ſeinem Hauſe nach der Stätte der Beſchwörung und rief: „Bis zum jüngſten Gericht!“ und bannte darauf das Geſpenſt ganz hinunter. Aber Dyrhof ward darüber todtkrank und Thomſen ſchwachſinnig.

1329. Der Geldſot.

(S. Bechſtein, Deutſches Sagenbuch S. 154.)

In Süddithmarſchen bei Marne rinnt eine helle Quelle über die Marſch hin, die blinkt wie Silber. Nahe dabei hat ein Dorf geſtanden, das verheerte erſt der Moskowiter Krieg, nachher kam die Seuche und da ſtarb es ganz aus, bis auf einen einzigen Mann, das war der Hirte und der erbte nun alles Geld und Gut, das die Verſtorbenen hatten zurücklaſſen müſſen, doch half es ihm auch weiter nichts, denn er verließ den Ort nicht. Er hatte aber eine Luſt daran, alles zuſammenzutragen und verſenkte dann alles hinab in den Quellbrunnen, und dann ſtarb er und hinterließ keine Erben. Es mochte aber doch im Vorbeireiſen einer geſehen haben, was der Hirte gethan hatte, denn die Sache kam unter die Leute und der Brunnen wurde der Geldſot geheißen. Wenn einer mit einem Stocke in den Quell hineinſtieß, klang es hohl und man konnte bisweilen in der Tiefe den kleinen grauen Mann ſehen, wie er, einen ſchwarzen Hut auf dem Kopfe und ein brennendes Licht in der Hand, nachſieht, ob der Schatz noch ganz vorhanden iſt. Wollte einer verſuchen und hinabgreifen, ſo war der Hirte verſchwunden. Einſtmals haben ſich ihrer drei verbunden, den Schatz zu heben und haben die Quelle weit aufgegraben und da ſind ſie auf einen großen Braukeſſel geſtoßen, den konnten ſie nicht herausheben, da legten ſie einen Windebaum quer über das Loch und banden Stricke an die Oehre und begannen den Keſſel in die Höhe zu winden, das thaten ſie aber ganz ſtillſchweigend, weil man beim Schatzheben ja nicht reden darf. Mit einem Male hörten ſie Räder rollen und Achſen krächzen, und da fuhr ein Fuder Heu vorbei, das zogen ſechs weiße Mäuſe. Aber keiner von den Dreien verlor ein Wort, noch einen Laut, und der Keſſel rückte ſchon merklich höher. Da kam der Mann mit dem dreieckigen Hute auf einem Schimmel geritten, der nur drei Beine hatte. „Guten Abend“, ſagte der Alte, aber die Drei waren klug und antworteten nicht. „Könnt' ich wohl das Heufuder einholen?“ fragte der Mann weiter, und da fuhr's dem einen heraus: „Der Teufel, wirſt Du's einholen, Du lahmer Krüppel auf Deinem lebendigen Dreibein?“ O weh, da brach die Winde und der Keſſel verſank, und nimmermehr, ſo viele ihrer es auch ſpäter verſucht haben, hat einer vermocht ihn zu heben.

1330. Wunderbäume in Dithmarſchen und Holſtein.

(S. Bechſtein a. a. O. S. 158. Müllenhoff S. 378 ꝛc.)

An der Kirche von Süderhedſtede ſteht ein alter Hollunderbaum. Zu dieſem Baume, ſo geht die Sage, kam oft der Geiſt des Königs geritten, der den Dithmarſchen ihre Freiheit genommen. Er ritt auf einem grauen Schimmel und betete unter dem Baume. Einſt wird die Zeit kommen, da wird auf dem Heideviert, darauf Süderhedſtede liegt, eine große Schlacht geliefert, das fliehende Heer wird nach dem Dorfe zugetrieben werden und wird es mit Getümmel erfüllen. Da wird der König kommen, ſeinen grauen Schimmel an den Hollunderbaum binden, und niederknieen und inbrünſtig

beten. Dann aber werden dreihundert Dithmarſcher Bauern hinter der Kirche vortreten, bewaffnet mit Senſen, Hauen und Dreſchflegeln, und aus ihrer Mitte einer in grauen Hoſen, blauer Weſte und mit weißen Hemdärmeln wird herzutreten und wird dem König auf die Schultern klopfen und wird ſprechen: „Herr König, Er hat uns die Freiheit genommen, doch ſei Er nur guten Muthes, und beſteige wieder ſein Pferd, wir wollen Ihm doch beiſtehen!“ Da wird der König ſich erheben und ſeine Leute ſammeln, die Bauern aber werden den Feind aufhalten und nach neuer blutiger Schlacht wird dann ein langer Friede ins Land kommen. So ſtand auch bei Süderhedſtede zu den Zeiten der Freiheit auf einem ſchönen runden Raum eine uralte Linde, die ward der Wunderbaum geheißen im ganzen Marſchlande. Ihre Höhe übertraf die aller andern Bäume ringsumher, ihre Zweige ſtanden alle kreuzweiſe, ihresgleichen war nirgend zu finden. Jahr aus Jahr ein grünte ſie friſch, trotz ihres hohen Alters, und die Rede ging, ſo lange des Landes Freiheit blühe und grüne, werde auch der Wunderbaum alſo fortbeſtehen. Und ſo geſchah es. Als der Dithmarſchen Freiheit gebrochen ward, verdorrte die Wunderlinde. Aber noch geht die Sage: „Auf der dürren Linde wird eine Elſter ihr Neſt bauen und wird darinnen ausbrüten fünf weiße Junge. Das wird das Zeichen ſein von des Friedens Wiederkehr, und dann wird die Linde wieder ausſchlagen und grünen wie der dürre Birnbaum auf dem Walſerfeld, wenn der Kaiſer Friedrich hervortritt und die große Freiheitsſiegesſchlacht ſchlägt, und dann wird das Dithmarſcherland auch wieder zu ſeiner Freiheit kommen.“

In Schenefeld ſteht ein Hollunder zu Norden an der Kirchenmauer. Die Schenefelder erzählen von ihm Folgendes. Es wird hier einſt in der Nähe eine große Schlacht geſchehen, die Unſrigen werden bald weichen und ſie fliehen immer weiter zurück. Wenn ſie nun bis zu dem Rothenhahn, einer einzelnen Stelle auf dem Viert bei Süderhedſtede, gekommen ſind und Alles verloren ſcheint, ſo wird ein weißer König von Norden her mit ſeinem großen Heere herbeikommen und in ſolcher Flucht und mit ſolcher Haſt, daß ſie ſich nicht die Ruhe gönnen, ſondern die Bohnen, die gerade reif auf dem Felde ſtehen, werden ſie ausziehen und aufeſſen. Dann wird die Schlacht wieder von Neuem beginnen, die Feinde werden geſchlagen und fliehen zurück und wenn der Sieg gewonnen iſt, wird der weiße König ſein Pferd an den Hollunder der Schenefelder Kirche binden. Einige glauben, daß die Prophezeiung ſich in der Ruſſenzeit erfüllt hat, als bei Schenefeld viele einquartirt lagen und auf der Heide oft exercirt und gemuſtert ward.

Zu Oſten der Nortorfer Kirche, wo es nach dem Kirchenſtuhl hinaufgeht, ſteht ſeit undenklicher Zeit ein Fliederbuſch; er iſt aus der Mauer ſelbſt herausgewachſen. In der ganzen Mitte Holſteins iſt er weit und breit bekannt, denn des Landes Schickſal knüpft ſich an ihn. Einſt nämlich, wenn der Strauch ſo hoch gewachſen iſt, daß ein Pferd darunter angebunden werden kann, wird in der ganzen Welt Krieg ausbrechen und alle Völker werden mit einander ſtreiten. Der König aber, der am Ende Alles bezwingt, wird zuletzt mit ſeinem großen Heere von Süden her auch in unſer Land kommen. Er wird ſich lagern auf dem Thienbütteler Kamp im Weſten von Nortorf. Da wird auch die große Schlacht geſchehen und zwar in den Monaten September und October, wenn eben der Dünger für die Roggenſaat aufs Land gefahren

ist. Zu der Zeit wird über das Land Holstein ein König herrschen mit weißem Haar. Sobald nun eine rothe Kuh über eine gewisse Brücke geführt ist, wird er, auf einem weißen Pferde reitend, mit seinem Heere von Norden her stürmen in solcher Fahrt, daß die Leute, die auf dem Felde arbeiten, kaum Zeit haben, sich vor ihnen hinter die Düngerhaufen zu ducken. Dann wird er sein Pferd an den Hollunder binden und die Schlacht beginnen; während derselben wird es unter dem Baume stehen. Es wird ein langer und fürchterlicher Kampf sein, also daß das Blut längs den Wagenspuren auf den Feldern rinnt und die Kämpfer darin bis an die Knöchel waten. Wenn aber der weiße König mit dem andern gekämpft und ihn erschlagen hat, wird er den größten Sieg gewinnen. Dann wird ihm die ganze Welt zufallen und für lange Zeit überall auf Erden Frieden herrschen. Von seinem eigenen Heere aber werden dann nur so wenige übrig geblieben sein, daß jeder von einer Trommel essen kann und der König selber wird nach der Schlacht an einer Trommel seine Mahlzeit halten.

In den Kriegszeiten zu Anfange dieses Jahrhunderts war nun aber der Hollunderstrauch so hoch geworden, daß er ans Kirchendach reichte. Da sah man einmal Nachts in der Luft wunderbare Erscheinungen, zwei große Heere standen wider einander, viel schweres Geschütz sah man in den Wolken und Reiterhaufen rannten zusammen; man hörte deutlich Kriegsgetümmel und Schlachtgeschrei. Dadurch wurden die Leute so erschreckt, daß sie überall hin Boten aussandten, um sich Rath und Trost zu holen. Als endlich im Jahre 1813 die Feinde hier ins Land kamen und gar nicht weit von Nortorf die Gefechte mit den Deutschen vorfielen, da meinten Viele, die alte Prophezeiung sei erfüllt, besonders da auch der verstorbene König einen weißen Kopf hatte. Sobald aber den Feinden die Prophezeiung zu Ohren kam, haben erst viele von ihren Offizieren den Baum in Augenschein genommen und ihn dann abhauen lassen, so daß er nun noch lange zu wachsen hat, ehe er wieder zu seiner alten Höhe kommt.

Nördlicher nach Schleswig zu soll eine ähnliche Verkündigung sich an den Rosenbusch neben der Haddebyer Kirche knüpfen; die große Schlacht geschieht auf der Krapper Heide.

1331. Die Schatzquelle.

(S. Müllenhoff S. 354.)

Eine Viertelstunde westlich von der Stadt Hadersleben liegt ein waldbewachsener Hügel, Böghoved oder der Buchenhügel genannt. Hier hat Herzog Hans gewohnt, ehe er das Schloß an der Ostseite der Stadt erbaute, wovon man noch die Trümmer sieht. Als nun eines Morgens eine Bäuerin Butter nach der Stadt tragen wollte, sah sie oben auf dem Hügel etwas so gewaltig im Glanz der Morgensonne flimmern. Sie kletterte hinauf und wollte doch sehen, was es sei. Da quollen Goldstücke aus dem Boden hervor, als wenn ein Maulwurf sie herauswürfe; sie glänzten ihr recht entgegen, aber ein kleiner schwarzer Hund lag darauf und bewachte sie. Doch die Frau blieb unverzagt und wußte, wie sie sich zu verhalten habe; sie band ihre Schürze los, breitete sie auf dem Boden aus und legte das Hündchen säuberlich darauf; dann scharrte sie einen guten Theil von den Goldstücken in ihren Rock, doch nach Verhältniß der Menge, die da war, bescheiden, nahm dann das Hündchen wieder eben so säuberlich und legte es an seinen

Ort. Darauf, als sie nun gehen wollte, sprach das Hündchen: „Wer Dich das gelehrt hat, der hat Dir keinen Schlag auf den Mund gegeben!“ Die Frau aber ging ungefährdet von dannen. Später hat man von der Goldquelle, die wohl versiegt ist, nichts wieder gehört.

1332. Schwertmann.

(S. Bechstein a. a. O. S. 169.)

In einem Hofe, Namens Rothwisch, in der Krempner Marsch, lebte vor langen Jahren ein Raufbold, der es sehr schlimm in allen tollen Streichen trieb und Schwertmann hieß. Der hat für seine Uebelthaten gar lange als Gespenst umgehen müssen, als Feuermann, und hat die Leute geschreckt und geängstigt. Als er gestorben war, sah man ihn auf seinem Leichenwagen wieder nach Hause fahren. Beim Leichenschmause saß er unter den Leichenträgern. Bald guckte er da, bald dort aus einem Fenster, einem Korbe, einer Lucke, mit abschreckender, schrecklicher Fratze. Als Pfarrer und Küster kamen und diesen Geist bannen wollten, warf er ihnen alles Böse, was sie heimlich gethan, laut vor, bis zum Geringsten. Endlich überwand ihn der Schulmeister, der im Ueberwinden Uebung hatte, und trug ihn nun nach dem wilden Moor, ihn zu bannen. Da zischelte ihm Schwertmanns Geist ins Ohr: „Nur nicht zu tief in den Sumpf, hörst Du? nur nicht zu tief!“ Als Schwertmann nun dorthin gebannt war, aber eben nicht zu tief, so wandelte er von Zeit zu Zeit als Feuermann herum und schreckte viele Leute. Die größte Pein litt er an seinen brennenden Füßen; wo er Schuhe fand, zog er sie an, weil sie seinen Brandschmerz linderten, es paßten ihm auch alle, nur konnte er kein Paar lange tragen, weil er jedes gleich durchbrannte. Oft bat er selbst Leute um Schuhe, die gleich verschwanden, sobald sie ihm hingesetzt wurden. Endlich hat ein Bäckergesell diesen ruhelosen Geist in einer Kiepe gefangen und sie ins Meer gesenkt, seitdem war Ruhe vor ihm, aber sein tolles Wesen bei seinem Leben und nach seinem Leben, das blieb im Gedächtniß der Leute, und sie sagten sprichwörtlich, wenn es wo recht wild und toll und übel herging, „da regiert Schwertmann.“

1333. Prinzessin Thyra.

(S. Bechstein S. 170. Müllenhoff S. 43.)

Auf der Thürenburg beim kleinen Danewerk saß vor langen Jahren eine Königstochter, die hieß Thüre oder Thyra, und nach ihr ist der Berg genannt. Nun kam dazumal ein fremder Prinz, um sie zu freien, der war aber so häßlich, daß Niemand ihn ansehen konnte, auch die Prinzeß nahm ihn höchst ungern, konnte es ihm aber nicht abschlagen. Endlich fiel sie auf einen Rath. Kurz vor der Hochzeit nahm sie mit dem Bräutigam einen Spazierritt auf dem alten Wall nach Hollingstede vor, da ging damals noch eine Inbucht von der Westersee herein. Auf dem Rückwege ließ die Prinzessin ihr Schürztuch fallen, als ob es der Wind entführte. Da sagte der Prinz: „Prinzessin, Ihr habt Euer Schürztuch fallen lassen, wollt Ihr es nicht mitnehmen?“ Darauf antwortete sie: „Ei, wenn Ihr ein redlicher Ritter seid, so solltet Ihr, junger Herr, doch selbst absteigen und mir das Tuch aufheben!“ Da ritt er hin zur Stelle und bückte sich vom Roß, und die Prinzessin ritt auch hin, zog, wie er sich bückte, sein Schwert rasch aus der Scheide, und hieb ihm den Kopf ab. Als sie nun nach Hause kam und

gefragt wurde: „wo sie denn ihren Bräutigam gelassen habe?“ da sagte sie: „Ach wir ritten den alten Wall entlang, da sind die Unholde über uns gekommen und haben dem Prinzen den Kopf abgeschlagen, ich aber bin hinweggeritten.“ Da wurde der Todte aufgesucht und in einen Riesenberg (Hünengrab) gelegt, auf das Esperstorfer Feld, wie man es in den Dreibergen nennt.

1334. Die Sassen und die Jüten.

(S. Bechstein a. a. O. S. 171.)

Vor Zeiten war, wie ein Mann zu Kurborg bei Schleswig am Danewerk erzählt hat, dieser Wall die Grenzscheide zwischen Jütland und dem Lande der Sassen und dem alten Wall, der das Danewerk heißt, den hatten die Jüten erbaut. Sie gruben, den Wall noch sicherer zu machen, da sie mit den Sassen in einem heftigen Kriege begriffen waren, auch noch einen Graben davor, der heißt noch heute der Kuhgraben. Und da banden sie eine Schaar rothe Ochsen zusammen, steckten auf jedes Ochsenhorn ein Wachslicht, hingen ihnen weiße Tücher über die Köpfe und dachten damit den Sassen bange zu machen. Aber die tapfern Sassen nahmen den Kuhgraben und die Ochsen dazu. Nachher lagen sie aber lange vor dem eigentlichen Wall; endlich fanden sie eine Stelle zum Hindurchkommen. Der Wall ging nämlich durch ein Torfmoor, und war an dieser Stelle blos von Torf aufgeworfen. Da steckten die Sassen Feuer in den Wall und brannten das Stück bis auf den Grund nieder; die Stelle ist noch zu sehen, und heißt der Sydergrund. Da nun die Sassen den Jüten immer näher kamen, vergruben diese ihre Kriegskasse in den Sydergrund, und die Sassen drangen durch den Wall und erschlugen in einer großen Schlacht zwanzigtausend Mann, dann aber kehrten sie wieder um. Die Jüten aber sammelten sich aufs Neue und ließen sich vernehmen: „noch sind sie nicht den Kropperbusch vorbei!“ Sie trieben nun die Sassen auf die Heide und schlugen bei Kropp die zweite Schlacht. Da haben die Sassen vierzigtausend Mann verloren und davon ist das Sprichwort entstanden „noch ist er nicht den Kropperbusch vorbei.“ In dieser Schlacht verloren die Sassen auch ihren Feldherrn, das war ein Mann von großer Stärke, also daß er mit seinem bloßen Finger in jeden Stein schreiben konnte. Nicht weit von Auschlag liegt ein solcher Stein, den er hingeworfen hat in der Schlacht, da sieht man noch alle fünf Finger, wie sie in den Stein eingegriffen haben.

1335. Hexen als Wellen.

(S. Smidt, Schleswig-Holstein Bd. II. S. 135 ꝛc. Kürzer bei Müllenhoff S. 224.)

Auf der Insel Sylt waren einmal drei lustige Gesellen, schmuckes Seevolk, das den Sommer über zu Schiffe ging, das leicht Erworbene noch leichter durchbrachte und sich dann auf die faule Bärenhaut legte. Einst lagen sie auch darauf, da sagte einer, es sei dies ein gar zu langweiliges Leben, sie wollten heirathen, er habe ihnen schon etwas ausgesucht. Seine Wahl war aber auf drei Schwestern gefallen, die auf einem weitläuftigen Gehöfte wohnten, aber grundhäßlich waren, dafür jedoch sehr viel Geld hatten. Eigentlich waren es drei ausgemachte Hexen, und obgleich ihnen die Insulaner gleich so weit aus dem Wege gingen, als die Insel breit war, so fingen sie doch mit Jedem Streit an und spielten ihm allen möglichen Schabernack an Haus und Vieh. Absonderlich ließen sie ihre Wuth an einem schmucken

Knaben aus, der hieß Yark und war von ihnen an Kindesstatt angenommen, das heißt, sie quälten ihn von früh Morgens bis spät Abends, ließen ihn hungern und machten ihm das Haus zur Hölle. Er hatte schon oft davonlaufen wollen, weil aber die alten Hexen es ihm angethan hatten, konnte er nicht ohne ihre Bewilligung vom Hofe herunter. Zu diesen drei Schwestern begaben sich die drei Matrosen, und es dauerte nicht lange, so waren sie Mann und Frau. Als sie aus der Kirche kamen, sagten sie: „Wir sind nun den Hexen verfallen, aber den armen Jungen, den Yark, wollen wir von seiner Qual befreien!" Sie baten also ihre Frauen, sie möchten ihnen den Yark zum Schiffsjungen geben, dieselben sagten ja! und als der Junge frei und leicht vom Hofe nach dem Strande lief, rief er: „Das will ich Euch niemals vergessen!"

Die Matrosen ließen nun aber ihre Weiber bald links liegen, sie kümmerten sich nicht so viel um sie, sondern bauten sich ein stattliches Schiff und fuhren damit nach fremden Ländern, wo sie sich natürlich mit anderen Frauenzimmern belustigten. Freilich blieb dies ihren eigenen Weibern nicht verborgen, als diese aber sichere Beweise von der Untreue ihrer Männer hatten, da wurden sie ganz und gar zu Hexen und schwuren, die Bösewichter eines jämmerlichen Todes sterben lassen zu wollen. Sie hielten auch sogleich einen Rath, wie sie dies am Besten bewerkstelligen konnten. Allein ein Lauscher war in der Nähe geblieben, Yark hatte sich ganz nahe bei ihnen versteckt, und als sie auseinander gingen, kroch er aus seinem Verstecke heraus und lief spornstreichs nach Niblum, wo sein alter Oheim wohnte, der früher als Dragoner gedient hatte, und jetzt als Invalide seinen Gnadenthaler verzehrte. Das war aber ein Prahlhans ersten Ranges, und als Yark ihn fragte, ob er im Kriege viele Menschen umgebracht habe, versicherte er, dieselben wären nicht zu zählen. Erst als sein Neffe sagte, er brauche einen Degen, der nie Blut gesehen, für denselben wolle er monatlich einen Thaler Leihgeld zahlen, gestand er die Wahrheit und gab zu, daß der seine allerdings diese Eigenschaft besitze. Yark nahm nun den Degen und ging damit nach dem Schiffe, was eben absegeln wollte, und wo ihm wegen seines langen Ausbleibens eben nicht der freundlichste Empfang zu Theil ward. Er ließ sich das aber nicht beirren, und die drei Seeleute hatten auch keine Zeit, sich mit ihm lange zu beschäftigen, denn sie sahen ihre drei Weiber im Sturmschritt daher kommen und ihre Arme drohend nach ihnen ausstrecken. Sie machten also, daß sie vom Anker fort und nach Hamburg kamen. Hier lebten sie in Saus und Braus, bis der letzte Schilling vertrunken war, dann stachen sie wieder in die See, allein es war finstere Nacht, als sie sich der Insel Sylt näherten. Dazu war es ein Wetter geworden, als ob Himmel und Erde untergehen sollten und Jedermann auf dem Schiffe dachte, dies wäre ihr Letztes, nur der Schiffsjunge Yark hatte sich fest an die Ankerspille geklammert und schaute, den gezogenen Degen seines Oheims in der Hand haltend, ruhig in die aufgeregte See hinaus. Da stieg eine Welle mit schneeweißem Schaume bedeckt aus der Tiefe empor und lief gerade auf das Schiff zu. „Wir sind verloren", schrieen die Matrosen, allein Yark stieß darnach mit seinem Degen und sogleich fiel die Welle in sich zusammen. Auch schien es, als wenn es weniger stürme denn vorher. Gleich darauf rollte eine zweite heran, noch höher und schäumender als die erste, die Matrosen erhoben wieder ein Zetergeschrei, allein Yark stach wieder darnach, sie verschwand und es ward noch ruhiger als vorher. Laut jubelten die

Matroſen, aber ſiehe, eine dritte Welle, noch gefährlicher und tobender als die beiden erſten, bob ſich aus der Tiefe und die erſchrockenen Kerle fielen auf ihre Kniee. Jark aber machte ſich nichts daraus, er ſtieß mit ſeinem Degen lachend nach der Welle, und im Nu war auch dieſe verſchwunden, der Sturm ward ganz und gar beſchwichtigt, es ward heller Tag und die See lag da wie ein klarer Spiegel. Als nun aber die Matroſen nicht begriffen was dies zu bedeuten habe, da ſagte ihnen der Schiffsjunge, „er habe die Hexen behorcht und gehört, daß ſie ſie bei ihrer Rückkehr zu erſäufen gedächten, nachdem ſie ſich in Wellen verwandelt hätten, Niemand könne ihnen etwas anhaben außer mit einem Degen, der niemals Blut geſehen. Da ſei er zu ſeinem Onkel gelaufen und habe ſich für einen Thaler deſſen Degen geborgt und mit dieſem auch die drei Weiber umgebracht, ihr Blut ſchwimme dort auf dem Waſſer.“ Die Matroſen wollten's nicht glauben, als ſie aber nach Hauſe kamen, fand Jeder ſein Weib todt im Bette.

1336. Die ſchwarze Schule.

(S. Bechſtein a. a. O. S. 172.)

Viele Sagen gehen in Dithmarſchen und Nordfriesland von der ſogenannten ſchwarzen Schule, in welcher kein anderer der Schulmeiſter iſt, als der Teufel ſelbſt. In dieſem ſeinem Seminarium unterrichtet der Teufel junge Theologen und Schulmeiſter in gar manchen geheimen Künſten, doch nicht umſonſt, ſie müſſen ihre Seele verſchreiben und eine gewiſſe Bedingung feſthalten, fehlt deren einer und verſieht's einmal, ſo iſt ſeine Seele verloren; die meiſten verſehen's. Da muß einer nur ein Strumpfband tragen, ein anderer darf ſich die Woche nur einmal raſiren, ein anderer darf nie anders die Strümpfe anziehen als verkehrt. Die Künſte, welche dieſe ſchwarzen Scholaren lernten, beſtanden in Bannen, Feſtmachen, ſich an andere Orte ſchnell hinrücken, erfahren, was daheim geſchieht, und wenn ſie noch nicht weit von Hauſe ſind, andere, beſonders Diebe, ſtehenbleiben machen, ſie feſtſchreiben, feſtleſen u. dergl. Bisweilen glückt es einem oder dem andern, den Teufel, der ſeinen Bündnern fort und fort nachſtellt und dahin wirkt, daß ſie das Gelobte nicht halten, zu überliſten, denn manchem Paſtor oder Schulmeiſter auf dem Lande iſt fürwahr der Teufel ſelbſt noch nicht klug und ſchlau genug.

So wird viel geſprochen von einem Paſtor in Medelbye, im Amte Tondern, des Namens Fabricius, der konnte mehr als Brod eſſen, weil er in die ſchwarze Schule gegangen war, und der durfte niemals zwei Strumpfbänder anlegen, ſondern immer nur eins. Damit er nun ſich nicht vergäße, lagen gar manches Mal früh beim Aufſtehen zwei Strumpfbänder auf ſeinem Stuhle, damit aber fing ihn der Teufel keineswegs. Hierauf plagte der Teufel das Mädchen, welches für den Pfarrer Strümpfe ſtrickte, als Floh, da ließ ſie oft die Maſchen fallen, und juckte ſich, und da wurden die Strümpfe zu weit, weil ſie ſich auch zum Oeftern verzählte, nun fiel der Strumpf ohne Band herunter auf die Ferſe, das verſchlug aber dem Pfarrer Alles nichts, er band ihn doch nicht feſt, ſondern ließ ihn hängen, und der Teufel konnte ihm nichts anhaben.

Ein anderer Paſtor, der Ziegler hieß, durfte auch nur ein Strumpfband tragen, doch nur auf die Zeit des Contractes mit dem Teufel, nach deſſen Ablauf wollte jener kommen und ihn holen. Da nun die Zeit um

war, kam der Teufel frühmorgens, und der Pfarrer zog sich langsam an; zuerst zog er die Strümpfe verkehrt an, das war dem Teufel schon ganz zuwider, dann zog er sich selbst weiter sehr langsam an, und der Teufel verlor die Geduld und sagte: „Mache endlich, daß Du fertig wirst! Das dauert ja eine Ewigkeit! ich habe mehr zu thun. Jetzt warte ich keinen Augenblick länger, als bis Du Dein Strumpfband angelegt.“ Der Pastor Ziegler hatte schon das Strumpfband in der Hand, aber als der Teufel das sagte, legte er es ganz langsam wieder hin, sprach zum Teufel: „Guten Morgen“ und legte sich auf die andere Seite. Wüthend fuhr der Teufel von dannen und kam nimmermehr wieder, und nimmermehr trug der Pastor wieder ein Strumpfband. Als er noch einmal herum geschlafen hatte, nahm er eine Scheere und schnitt seine Strümpfe unter der Wade ab, so erfand er die Strumpfsocken, wie sie die meisten Männer jetzt tragen, und brauchte keine Strumpfbänder mehr.

1337. Das Glück der Grafen Ranzau. *)

(Verschieden erzählt bei Grimm, Deutsche Sagen Nr. 4 Bd. I. S. 45. Happel, Relat. Curios. Bd. I. S. 236. [Hamburg 1683 in 4°]. Müllenhoff S. 329 ꝛc. Hier nach Smidt, Schleswig-Holstein Bd. II. S. 243 ꝛc.)

Eins der berühmtesten und ältesten Geschlechter in Holstein, ursprünglich von den Herzögen in Schlesien abstammend, ist das der Grafen von Ranzau. Nun wohnte einst ein solcher Graf von Ranzau auf Schloß Breitenberg, der hatte viele Jahre seines Lebens im Kriege zugebracht, wodurch sein ohnehin hartes Gemüth noch mehr verhärtet worden war. Er galt bei seinen Unterthanen für einen Tyrannen, denn er war ungeheuer hoffärthig und stolz. Ganz anders war aber das Gemüth der Gräfin Anna (Walstorp), seiner Gemahlin, von der es bekannt ist, daß sie ein einziges Mal, um Christi willen, ihren Gemahl belogen hatte. Dies ging aber so zu.

Den Grafen trieb es oft in den Wald, und wenn er Morgens mit dem frühesten Strahl hinauszog, kam er erst spät in der Nacht vom fröhlichen Jagen heim. Diese Abwesenheit benutzte die fromme Gräfin, dem Herrn der Herren wohlgefällig zu dienen, sie versah sich mit Speise, Wein und heilsamen Arzneien, ging in die Hütten der Armen und Kranken, wo sie im Namen ihres Gemahls, um Jesu willen, Werke der Barmherzigkeit übte und beim Abschiede den Leuten empfahl, eifrig für das Wohl ihres Gebieters zu beten, damit sie fortfahren könne ihnen beizustehen. Allein der Graf wußte ihr diese Sorge für sein Seelenheil wenig Dank, er verbot ihr sogar auf das Bestimmteste, fernerhin mit dem gemeinen Volke in Berührung zu kommen, wem sie ein Almosen zugedacht, der könne es eben so gut von einem Knechte in Empfang nehmen. Das betrübte die fromme Frau gar sehr und nur mit schwerem Herzen befolgte sie das Gebot ihres Gemahls, denn es waren gar viele, die der Hilfe bedurften. Eines trüben November-Morgens aber, als der Graf hinausgezogen war zum Wald, vermochte Gräfin Anna dem Drange ihres Herzens nicht länger zu widerstehen, sie füllte einen Korb mit Gaben aller Art und da sie keine der Mägde dem Zorne des Grafen preisgeben

*) Etwas Aehnliches ist das sogenannte Glück von Edenhall (Luck of Edenhall), jener Becher von Glas, orientalische Arbeit, in einem in Europa gefertigten Etui aus dem 15. Jhdt, der Familie Musgrave in Cumberland gehörig. Abgebildet in Lyson's Magna Britannia, Section Cumberland, p. CCIX. S. a. Brand, Popul. Antiq. T. II. p. 284.

wollte, nahm sie ihn selbst in die Hand, deckte ein Tüchlein darüber, empfahl sich der Mutter Gottes und ging über den Schloßhof. Als sie nun auf dem schmalen Wege anlangte, der durch ein dichtes Gebüsch in das nahe Dorf führte, sprengte der Graf, der nur zum Schein auf die Jagd geritten war, um den Gehorsam seiner Gattin zu prüfen, aus dem Dickicht hervor und rief: „Halt, Frau Gräfin, ehe Ihr weiter geht, werdet Ihr mir sagen, wohin Ihr Euch begeben wollt und was Ihr in jenem Korbe verborgen habt." Die Gräfin stockte zwar zuerst, sprach dann aber mit fester Stimme: „Mein Gemahl, ich war im Begriff, nach der neuen Kapelle, welche Ihr am Eingange des Buchenwaldes habt erbauen lassen, zu gehen und mit den Blumen, welche hier in diesem Korbe sind, das Bildniß der h. Gnadenmutter zu bekränzen." Der Graf aber sprach: „Wo sollen in dieser Jahreszeit, wo nur Eis und Schnee auf den Feldern ist, Blumen herkommen? Ich fürchte, Ihr habt gelogen!" und damit riß er schnell den Deckel von dem Korbe hinweg, allein welches Wunder, aus dem Korbe dufteten ihm eine große Anzahl der schönsten und seltensten Blumen in der reichsten Farbenpracht entgegen, die man bis dahin in dieser Gegend noch nicht gesehen hatte. Der Graf aber rief: „Nun Ihr müßt fürwahr bei dem Himmel in ganz besonderer Gnade stehen, daß er Euch so aus der Verlegenheit geholfen hat!" Die Gräfin aber sank auf ihre Kniee und sprach unter heißen Thränen: „Verzeiht mir, mein Herr und Gemahl, ich hatte in bester Absicht gelogen, ich wollte an das Siechbett eines armen Kranken gehen, darum sagte ich, es seien Blumen im Korbe, und nun hat Gott meine Liebesgabe in Blumen verwandelt, also meine Lüge zur Wahrheit gemacht!" Da hob der Graf seine Gemahlin vom Boden auf und sagte viel milder als gewöhnlich: „Geht mit Gott Eure Wege, ich will Euere frommen Werke fortan nicht stören." Damit ritt er nach dem Walde zurück, legte aber von Stund an sein rauhes und wildes Wesen gegen seine Gemahlin ab und hinderte sie nie mehr in ihren frommen Werken. Eines Abends war der Graf überaus ermüdet von der Jagd zurückgekehrt und legte sich alsbald schlafen. Die Gräfin ruhte ihm zur Seite und war nahe daran, ihr Auge zu schließen, als sie bemerkte, daß sich ein heller Schein im Gemach verbreitete. Sie richtete sich auf und gewahrte ein zwei Fuß hohes Weiblein, das hatte eine hohe Mütze auf dem Kopfe und eine Laterne in der Hand, worin statt des Lichtes ein Karfunkelstein leuchtete. Darum war es so Tageshelle. Die Gräfin entsetzte sich vor dem Spuk und wollte ihren Gemahl wecken, aber sie vermochte nicht den Mund zu öffnen und mußte es dulden, daß das Weiblein näher trat, sich tief vor ihr verneigte und mit wohlklingender Stimme sagte: „Allerfrömmste Frau, wollet mir eine Gabe gewähren, um die ich in aller Demuth bitte. Meine Tochter liegt daheim und soll gebären, sie hat große Schmerzen und ersehnt Euern Beistand, so kommt denn nun und ehe es zu spät wird, ich will Euch fleißig führen!" Die Gräfin aber antwortete: „Es sei so wie Ihr bittet." Damit stand sie auf und hüllte sich in ihr Gewand. Nun ging das Weiblein voran durch lange Gänge und weite Säle, die gar kein Ende nehmen wollten, so daß der Gräfin Furcht ankam und sie stillstehend leise fragte: „Sind wir bald am Ziele?" — „Bald", sagte das Weiblein und sie schritten durch das Thor in den innern Schloßhof. Die Gräfin sah sich um, aber es war Alles ganz anders, als sie es zu sehen gewohnt war. Darum stand sie abermals still und fragte: „Sind wir bald am Ziele?" und das Weiblein

ſagte wieder „bald“ und blieb an der Mauer ſtehen. Es öffnete ſich eine Thüre, die ſonſt von Niemandem bemerkt worden war, und Beide ſtiegen eine hellerleuchtete Treppe hinab. Dann folgte ein langer Gang, dann wieder eine Treppe, dann wieder ein Gang und ſo fort. Das Weiblein ſchritt rüſtig vorwärts, die Gräfin aber ſtand ſtill und ſprach: „Jetzt gehe ich nicht weiter, bevor Du mir nicht ſagſt, wohin Du mich führſt und ob wir bald da ſind!“ Da ſprach das Weiblein: „Wir ſind zur Stelle, Du biſt in dem Reiche der Unterirdiſchen.“

Die Gräfin aber befand ſich plötzlich in einem großen Gewölbe, welches mit Gold, Silber und Kryſtall geſchmückt war, Karfunkelſteine hingen von der Decke herab und ſtrömten Tageshelle aus. Wohin die Gräfin ſah, erblickte ſie die kleinen unterirdiſchen Männer und Weiber, die Kinder aber waren ſo klein, daß ſie ſie nicht ſehen konnte, denn ſie ragten nicht über ihren Schuh hinaus. Alle trugen goldene Gefäße mit Edelſteinen gefüllt, die wie Früchte geformt waren. Sie boten ihre Schätze der Gräfin an, allein dieſe nahm nichts an, ſondern folgte ihrer Führerin bis an das Ende des Gewölbes, wo die Kranke lag. Die Gräfin legte die Hand auf das Haupt der Leidenden und alſobald genas dieſe von einem geſunden Knaben. Darüber war große Freude bei den Unterirdiſchen, denn der Neugeborene war der Erbe ihres Reiches und ein ſolcher hatte ihnen lange gefehlt.

Als nun für die Kranke jede Gefahr vorüber war, ſchritt das Weiblein wieder vor der Gräfin her und führte ſie nach ihrem Schloſſe zurück. Das dauerte aber diesmal gar nicht lange, denn ehe die Gräfin ſich deſſen verſah, ſtand ſie auf der Schwelle ihres Schlafgemachs. Da reichte das Weiblein der Gräfin drei hölzerne Stäbe und ſprach: „Lege dieſe unter Dein Kopfkiſſen, ſo werden ſie, wenn Du erwachſt, in Gold verwandelt ſein. Dann aber laſſe von dieſem Golde einen Becher *), eine Spindel und funfzig Pfennige machen. Das Alles bewahre ſorgſam auf und ſage es Niemandem, außer Deinem Gemahle. Bei dieſen drei Dingen wird nämlich das Glück Deines Hauſes ſein. Du wirſt nämlich Deinem Gemahl drei Kinder gebären, und dieſe werden die Stammeltern großer und mächtiger Geſchlechter ſein. Dem Aelteſten der Knaben gebührt der Becher, das bedeutet ihm große Herrſchaft zu Waſſer und zu Lande, Kriegsglück und ununterbrochene Ehren, die ſo lange dauern, als er mit dem Becher aus dem eigenen Brunnen ſchöpfen kann. Deinem zweiten Knaben gieb die Pfennige; ſie bedeuten den großen Reichthum, den er für ſich und ſein Vaterland erwerben wird. Heiße Deinem Sohne die Pfennige wohl in Acht zu nehmen, denn ſo lange ſie in dem Beutel eines Ranzau ſind, wird überall die Fülle ſein, und jeder Bettler im Lande täglich eine Kanne Wein und ein gebratenes Lamm haben. Die Spindel gieb Deinem Töchterlein, damit ſie ſpinne einen goldenen Gürtel, den die Jungfrauen Deines Hauſes tragen ſollen, denn es wird ſein ein Gürtel der Keuſchheit und Frömmigkeit!“ Als das Weiblein dies geſagt hatte, erloſch der Karfunkel in der Laterne und ſie war verſchwunden, die Gräfin aber legte die hölzernen Stäbe unter das Kiſſen und ſchlief zur Stelle ein. Am andern Morgen, als der Graf erwachte, und ſeine Hausfrau wider Gewohnheit ſchlafend fand, weckte er ſie auf und fragte nach dem

*) Nach einer andern Erzählung hätte ſie einen goldenen Säbel oder einen goldenen Hering ſtatt eines Bechers anfertigen laſſen ſollen.

Grunde, sie aber erzählte ihm, was ihr in der Nacht geschehen war. Zwar wollte es der Graf nicht glauben, und meinte, sie habe geträumt, allein sie warf die Kissen bei Seite und der Graf sah drei schimmernde Goldstangen vor sich liegen. Nun war die Zeit des Staunens an den Grafen gekommen. Aus den drei Goldstangen aber wurden ein Becher, eine Spindel und fünfzig Pfennige gemacht und diese drei Dinge vererbten sich seit jener Zeit von Kind zu Kindeskind in dem Hause der Ranzauer. Die Verständigen haben diese Kleinode stets heilig gehalten, die Unverständigen ihrer aber nicht geachtet. Die Spindel ist noch heutigen Tages auf Breitenberg und der Becher zu Rastorf *), von den Pfennigen aber weiß Niemand mehr etwas, und daher kommt es wohl auch, daß die Bettler und Hausleute in Holstein Mangel leiden.

1338. Josias Ranzau's gefeites Schwert.

(S. Müllenhoff S. 330.)

Der aus der Gabe der Unterirdischen gefertigte Hering ward der Sage nach später dem Josias Ranzau zu Theil, der ihn voll Eifer für den Krieg in einen Degengriff umformen ließ. Er ging darauf in französische Dienste, machte unzählige Schlachten mit und ward endlich Generalfeldmarschall. Er war einer der ärgsten Raufbolde, und als er schon in hohem Alter und der höchsten Würde stand, ging er verkleidet unter die Lanzknechte und fing mit ihnen Händel an. Mit einem guten Freunde schlug er sich einmal, weil er seinen Namen verkehrt geschrieben hatte. Aber so lange er das gefeite Schwert trug, ward er in keiner Schlacht von einer Kugel getroffen oder von einem Hiebe verwundet. Man traute ihm schon lange nicht mehr und sah wohl ein, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe. Als daher ein holsteinischer Edelmann, Kaspar von Bockwold, die Geschichte von den Unterirdischen einmal zu Straßburg beim Weine ausplauderte, ließen sich gar viele Stimmen vernehmen, welche dem Josias Muth und Tapferkeit absprachen und alle seine Thaten dem Hering beilegten. Josias darüber ergrimmt, warf in Aller Gegenwart den Degen in den Rhein und forderte Kaspar Bockwold zum Zweikampfe. Auch seit der Zeit verließ ihn selten der Sieg, aber er mußte ihn theuer erkaufen, so daß er zuletzt von allen Gliedern, die ein Mensch doppelt hat, eins verloren hatte und überhaupt sechzig schwere Wunden an seinem Körper trug.

1339. Das Horn der Büsumer Brandgilde.

(S. Neocorus Bd. I. S. 542.)

Im Jahre 1515 hat ein Mann zu Büsum gelebt, den man den alten Dammer genannt hat. Dieser hat seiner Weisheit und seines Verstandes wegen in großem Ansehen bei seinen Nachbarn gestanden, und so ist er denn auch einmal des Nachts von zwei Personen mit vielen Bitten aus seinem Bette geholt worden, daß er sich doch bequemen möchte mit ihnen zu gehen um einen Streit wegen eines gefundenen Schatzes zwischen ihnen zu schlichten. Wiewohl er sich nur ungern in solcher Sache, zu solcher Zeit und an solchem

*) Nach einer andern Erzählung hätte ein Graf von Ranzau zu Eutin Alles in Besitz, mit Ausnahme eines einzigen goldenen Pfennigs, der sich in einem Kabinet in Frankreich befinde.

Orte gebrauchen ließ, ist er ihnen doch auf ihr eifriges Bitten gefolgt, und so haben sie ihn in einen Krug südwestlich seines Hauses geführt. Sie haben ihn dort freundlich aufgenommen und haben ihm erzählt, es habe ein Höriger ein Stück Landes umgepflügt und darin einen Topf mit Geld gefunden, es entstehe nun die Frage, wem er zugehören solle, dieweil beide, Herr und Höriger, daran ein Recht zu haben vermeinten und einer vor dem andern sich denselben zugeeignet habe. Da hat er denn nach gehabtem Bedenken gefunden, daß, sofern man sehen könne, daß der Pflug den Topf berührt habe, so solle das Oberste darin dem Hörigen, das Unterste aber dem Eigenthümer und Gutsherrn gehören. Da sind sie alle froh geworden, haben ihn sehr gelobt und mit einem großen prächtigen Trinkhorn, das ganz rund gebogen war und eine Kanne Meth faßte, beschenkt: so lange das bei seinem Geschlechte bleibe, werde dasselbe glücklich sein. Das hat hernach Hans Hecke, da es mit Silber belegt war, für 100 Mark gekauft und es dann wieder für dieselbe Summe an die Brandgilde verkauft, welche es stattlich fassen ließ mit der Inschrift:

Dat Wittman Schlacht, In großer Acht
Mi lang Tyt hebben geholden.
Hans Heck mi kost, Ock Hudman Kloft
Wolden mi ni beholden.
Jtz de Brandgild, Mi beterd mild:
Bi den wil ik verolden.

1340. Der verteufelte Stock.

(S. Müllenhoff S. 208.)

Auf einem Hofe in Süderdeich, Kirchspiel Weiselburen, diente ein Knecht, der mit einer Magd in einem benachbarten Dorfe eine Liebschaft hatte. Einmal an einem Sonntagabend, als er sie besucht hatte, war das Wetter so schlimm geworden und die Nacht so dunkel, daß er seine Braut um einen Stock bat, um sich beim Nachhausegehen darauf zu stützen. Das Mädchen gab ihm einen alten Stock, den sie neulich beim Fegen unter einem Schrank gefunden und in die Uhrverkleidung gestellt hatte. Damit geht der Knecht fort, das Wetter wird immer ärger und die Nacht immer dunkler; „ach wärst Du doch nur zu Hause!“ sagte er bei sich und mit einem Male war er da, ehe er sich's versah. Er achtete anfangs nicht weiter darauf, aber es ward ihm doch angst, wenn er später oft bei einer Arbeit war und nur dachte: „ich wollte, daß ich damit fertig wäre“, daß es dann mit einem Male alles gethan war. Da erinnerte er sich des Stockes und dachte sich diesen vom Halse zu schaffen. Er zerbrach ihn und warf ihn ins Wasser, allein kam er in seine Kammer, stand der Stock immer wieder da; ebenso ging's, als er ihn verbrannte. Der Knecht ging endlich zum Prediger und klagte ihm sein Unglück, der ließ ihn aber ungetröstet gehen und sagte, hierbei wäre nichts zu machen. Aber der Knecht ging zum zweiten Male zu ihm und bat ihn auf's Flehendlichste, ihm zu helfen, denn im Hause könne er es so nicht länger aushalten. Da führte ihn der Prediger in der Nacht um zwölf Uhr in die Kirche, aber was er da gehört und gesehen, wollte der Knecht nachher nicht erzählen, nur ein Dritter sei noch da gewesen. Als sie da fertig waren, befahl der Prediger dem Knecht den Stock zu nehmen und nach Hause zu gehen, wenn auch noch so viel Ungeziefer ihm auf der Hofstelle entgegen-

komme, solle er sich doch durcharbeiten und dann irgend ein Loch suchen und den Stock hineinstoßen, zweimal werde dieser zurückkommen, aber wenn er ihn zum dritten Mal hineinstoße und dabei sage: „In Gottes Namen" werde der Stock wegbleiben. So ist es auch wirklich Alles geschehen. Der Knecht steckte den Stock ins Hundeloch und erst beim dritten Male blieb er weg.

1341. Die Wolterkens.

(S. Müllenhoff S. 317.)

Die Wolterkens finden sich im Schleswigschen gemeiniglich in Häusern, wo ein guter Vorrath von allen Dingen ist. Sie zeigen sich sehr dienstfertig, waschen in der Küche auf, machen Feuer an, putzen die Pferde im Stalle, füttern das Vieh, daß es fett und glatt wird, führen es zur Tränke ꝛc. Man kann sie des Nachts die Treppen hinauf- und hinablaufen und lachen hören, wenn sie den Knechten und Mägden die Bettdecken herunterziehen. Die Hausnissen und Hausknechte schleppen dem Nachbar das Futter weg und tragen es ihres Wirthes Kühen oder Pferden zu, daß das Vieh des Nachbars verhungere und das ihres Wirthes gedeihe und fett werde. Sie sollen, sagt man, so lange bleiben bis die Nahrung ihres Hauswirthes anfängt abzunehmen und sich das Glück desselben wendet und man anfängt, ihrer zu spotten, denn Spott können sie nicht vertragen, dann verlieren sie sich aus den Häusern, also daß man nichts mehr von ihnen vernimmt.

Wenn den Hausnischen, die man auch Hauspuken nennt, etwas zu nahe geschieht, machen sie Nachts einen greulichen Lärm, daß Niemand schlafen kann, sie zerbrechen den Hausrath und werfen mit Steinen. Wenn einer in einem Hause zu wohnen begehrt, trägt er einen Haufen Späne zusammen, füllt die Milchfässer mit Milch an, aber beschmutzt sie mit allerhand Viehdreck. Wenn nun der Hausvater das vermerkt, so esse und trinke er nur getrost mit seinem Hausgesinde die Milch und thue er den Spanhaufen nicht weg von einander; so ist das ein Zeichen für ihn und er bleibt im Hause. Dann wird Alles im Hause wohl bestellt, das Vieh ist des Morgens gefüttert, die Tennen sind gefegt, und das Korn, das am Tage gedroschen werden soll, wird des Nachts heruntergeworfen und zurecht gelegt. Ist das Vieh krank, so kennt und holt er für dasselbe die heilsamsten Kräuter. Dann sagt man: „Niß Puk muß gearbeitet, gesorgt, gefuttert und gefegt haben", und wo Segen und Wohlstand ist, heißt es: „Da wohnt oder regiert Niß Puk."

Gemeiniglich pflegt nämlich zur Zeit nur einer in einem Hause zu wohnen und einen solchen nennt man Niß Puk oder auch Nißkuk. Darnach heißt wohl auch das Schulkinderfest in Meldorf, dann zieren die Mädchen die Schulstube mit Blumen und Nachmittags und Abends wird getanzt und dann sagen sie: „Wir haben Neßkuk, wir feiern Neßkuk."

Die Nissen halten sich stets in finstern verborgenen Winkeln des Hauses und der Ställe auf, oft auch in den Holzhaufen. Sie verschwinden vor Jedem, der sich ihnen nähert. Abends aber müssen die Leute den Feuerherd sauber aufräumen und zum Dienst der dienstfertigen kleinen Leute einen Kessel mit reinem Wasser hinsetzen. Auch begehrt der Niß Puk allezeit, daß eine Schüssel mit süßer Grütze, Butter oder Milch ihm an einen Ort gestellt wird. Daher pflegt die Hausfrau, wenn sie irgendwo eine Schüssel mit Essen herumstehen findet, die Mägde zu fragen, ob das für Niß Puk hin-

gesetzt sei. Leute aus der Landschaft Stapelholm, die den Niß Puk gesehen haben, beschreiben ihn also, daß er nicht größer als ein ein- oder anderthalbjähriges Kind sei. Andere sagen, er sei so groß wie ein dreijähriges. Er hat einen großen Kopf und lange Arme, aber kleine, helle kluge Augen. An den Füßen trägt er ein Paar rothe Strümpfe, um den Leib eine lange graue oder grüne Zwillichjacke und auf dem Kopfe eine rothe spitze Mütze. Gar gern hat er auch ein Paar weiche Pantoffeln, und wenn er's recht gut hat, so kann man ihn Nachts darin auf dem Boden flink herum schlurren hören. Diese Wesen offenbaren sich aber auch oft in scheußlicher Gestalt, und jagen dem Hausgesinde einen Schrecken dadurch ein, worüber sie dann immer mit einem Gelächter ihre Freude bezeigen. Mit dem Büsemann, der im Stalle wohnt, macht man unartige Kinder bange, auf Föhr hält man sie mit dem blinden Jug in Furcht, in Dithmarschen mit dem Pulterklaes. Wer aber kennt nicht den fürchterlichen Roppert!

1342. Die Unterirdischen.

(S. Müllenhoff S. 279. Bechstein, Sagenbuch S. 162.)

Unter der Erde, meist in alten Grabhügeln, wohnen kleine Leute, die man in Holstein Dwarge oder Unnererske, auf Sylt Oennererske, aber auf Föhr und Amrum Oennerbänkissen nennt. Im dänischen Schleswig heißen sie Unnerväetöi, Unnerborstöi oder Unnerboestöi, auch Biergfolk und Ellefolk.

Sie sind seit undenklicher Zeit im Lande. Bei Heinkenborstel im Amte Rendsburg wohnten in dem großen Elsbag einmal solche Leute. Diese erzählten, daß sie schon vor Erfindung des Bierbrauens gelebt hätten. Das ist ein ganz alter Berg, ein großer platter Stein liegt aber auf und auf demselben steht eine Buche, deren Wurzeln erst über die Seiten des Steins in die Erde kommen. Darunter soll viel Geld liegen, früher hat hier auch oft ein Licht gebrannt.

Jedesmal fast, wenn im Pinnebergischen Hochzeit ist, so kann man merken, daß die Unterirdischen unsichtbar mit am Tische zwischen den Leuten sitzen; sie helfen ihnen essen und es wird an der Seite, wo sie sich aufhalten, noch einmal so viel verzehrt als auf der andern. Die Speisen verschwinden nur so. Dasselbe thun sie auch im nördlichen Schleswig.

Auf Sötel zu Süden Horrsted wohnten sie früher auch. Der Schafhirte von Horrsted hat oft mit ihnen getanzt. Sie hatten dann viele goldene Ketten um sich und nöthigten oft den Schafhirten in ihre unterirdischen Wohnungen zu kommen. Auf den Büschen in der Nähe hatten sie zu Zeiten viel Leinenzeug ausgebreitet, zum Bleichen oder zum Trocknen, auch viele goldene Gefäße zum Auswettern daran aufgehängt.

1343. Die Ofensteine bei Alversdorf.

(S. Müllenhoff S. 281.)

Zu Osten Alversdorf in Süderdithmarschen liegt ein Stück Ackers, von Alters her der Brutkamp genannt, auf welchem in der Mitte sich ein kleines Gehölz befindet um einen Hügel. Darin ist eine Höhle, die von fünf großen Steinen gebildet wird; einer liegt oben darüber. Man kann auf der westlichen Seite hineinkriechen und ein Mann kann vollkommen darin stehen. Dieser Stein heißt der Abensteen d. i. Ofenstein. Vor Zeiten haben die Unterirdischen darin gewohnt. Darum mußte jeder, der vorüber ging, ent-

weder jedes Mal oder zum Wenigsten doch das erste Mal etwas da zurücklassen, wenn es auch nur ein Bändchen, oder ein Senkel wäre. Jedem, der einen Sechsling in die Höhle opferte, soll, wenn er eine Strecke vorwärts gegangen, immer ein kleines Brod vor die Füße gelegt worden sein.

Ein anderer eben solcher Ofenstein lag nicht weit von Alversdorf, zwischen Schrum und Arkebeke, in der Gegend der Quelle der Gieschau. Wer des Morgens zuerst kam und ihn ausfegte, der fand jedes Mal einen Sechsling oder ein anderes Geldstück darin. Hirten haben das oft erfahren.

Es haben die Unterirdischen, die sich hier aufhielten, oft von den Leuten allerhand Gefäße, Töpfe und Kessel geborgt, und sie jedes Mal wieder an ihren Ort gebracht. Als aber die Glocken aufkamen, sollen sie gewichen sein. Da mußten ihnen die Arkebeker Ochsen leihen, damit sie ihre Sachen fort brächten; man fand die Ochsen am andern Tage frühmorgens in vollem Schweiß auf der Hofstätte stehen. Für das Fahrlohn aber haben die Leute im Dorfe noch heutigen Tages dieses, daß ihr Vieh keine ansteckende Seuche bekommt, auch nicht, wenn Lungensucht ist. Wenn solch ein krankes Vieh ja einmal ohne Vorwissen im Dorfe gekauft wird, so klebt die Seuche bei den andern dennoch nicht.

Auf Morsumkliff auf Sylt findet man in großer Menge allerlei Schmiede- und Töpferarbeiten in Gestalt von Röhren, Dosen, Kugeln, Töpfen ꝛc. Man nennt sie auf Sylt Dennererskpottjüg, auf Amrum Traaldaasker, weil die Unterirdischen sie verfertigen.

In Holstein glaubt man, daß der aus den Urnen der alten Gräber gesäete Same auf Aeckern und in Gärten besser gedeihe, als irgend ein anderer. Die Milch wird fetter, wenn sie in solchen Töpfen steht und giebt mehr Butter. Läßt man die Hühner aus ihnen trinken, so werden sie nicht krank. Man hüte sich einen solchen Topf muthwillig zu zerschlagen. Bei Hemmingstede liegen Berge, darunter einer, der der höchste war, unten ringsum von gewaltigen Steinen umgeben. Als man nun die Steine verführte, spaltete und verbaute, ward ein Keller aufgegraben, darin fand man ein Stück von einem kupfernen Schwerte und einen Topf mit kleinen Knochen. Einer schlug nun den Topf entzwei, darüber kam er ganz von Sinnen. Als man deswegen andere Leute um Rath fragte, haben sie geantwortet: „Were de Pott ganz gebleven, so were Rat, nu averst nicht." Man meinet, sie wären auf ein anderes Feld gezogen.

Im Gute Dollrott in Angeln ist ein Hügel, wenn man sich darauf schlafen legt, hört man darunter die Geister arbeiten. Ebenso kann man in dem großen Struckberg bei Heiligenhafen zu gewissen Zeiten, wenn man das Ohr darauf legt, es hämmern und pochen hören, wie in einer Schmiede. In ihm liegen auch Schätze verborgen. Oft sieht man auch in der Nacht auf ihm ein Licht brennen.

Die Onnerbänkissen auf Amrum haben besonders in dem Fögedsboog bei den Dünen ihr Wesen. Da hat man sie Abends im Mondenschein ringsherum tanzen und bei Tage ihre Wäsche darauf ausbreiten sehen. Auf dem Wasser Merum haben sie im Winter auch Schlittschuh gelaufen. Einem übermüthigen Mann fiel es ein ihre Wohnung zu zerstören, er grub tief in den Hügel hinein und glaubte schon, die Kammern der Onnerbänkissen gefunden zu haben, als er zu seinem Schrecken gewahrte, daß sein eigenes Haus in Flammen stehe. Schnell warf er Spaten und Hacke fort und lief

dem Dorfe zu, da fand er aber, daß es nur eine Täuschung gewesen war. Doch den Schrecken ließ er sich zur Lehre dienen und Niemand hat seit der Zeit die Onnerbänkissen in Fögedshoog wieder beunruhigt.

1344. Die getreue Alte.

(S. Bechstein S. 176.)

Zu Husum sollte einst ein Winterfest gefeiert werden auf dem Eise, denn das Eis war fest. Zelte wurden aufgeschlagen auf der herrlichen blanken Fläche zwischen dem Ufer und der Insel Nordstrand, Schlittschuh lief was laufen konnte, Stuhlschlitten flogen dahin, Musik und Tanz, Lied und Becherklang verherrlichten den schönen Tag und die nahe lichthelle Mondnacht, die den Jubel noch vermehren sollte, denn schon ging der Mond auf. Alles war hinaus aufs Eis und machte sich lustig, nur ein einziges steinaltes Mütterchen war zurückgeblieben, sie hatte die Weltlust hinter sich, und wenn sie wollte, konnte sie ja hinaus und hinab aufs Eis sehen, denn ihr Häuslein stand auf dem Damme. Und sie that's, sie sah gegen Abend hinaus und sah im Westen ein Wölkchen über die Kimmung heraufziehen, da überfiel sie große Angst, denn sie war eines Schiffers Wittwe und kannte die See und die Zeichen von Wetter und Wind. Sie rief, sie winkte, aber Niemand vernahm sie, Niemand blickte nach ihr, das Wölkchen aber wuchs zusehens und war ein Bote der Fluth und schnellumspringenden Windes von Nord nach West. Und wenn die auf dem Eise nur noch eine halbe, eine Viertelstunde zögerten, so war es um sie gethan, so stand Husum menschenleer. Wie die Wolke wuchs, zusehens riesengroß, schwarz, wie sie schon den lauen Windbauch spürte, wuchs auch der Alten unsägliche Angst, und sie war allein, krank, halb gelähmt, machtlos. Dennoch ermannt sie sich, kriecht auf Händen und Füßen zum Ofen, nimmt einen Brand, zündet das Stroh ihres eigenen Bettes an und kriecht zur Thüre des Häuschens hinaus. Bald schlägt die Flamme aus dem Fenster hinauf zum Dach, des Sturmes Odem facht hellodernde Gluth an, und: „Feuer! Feuer!" schreit es auf dem Eise und die Zelte werden verlassen, die Schlittschuhläufer fliegen dem Strande zu, die Schlitten lenken sich heimwärts. Da faucht aber auch schon der Wind über die Eisfläche, da pocht's schon drunten und poltert, und wie Kanonendonner kracht das Eis in der Ferne. Die schwarze Wolke überzog den Mond und den ganzen Himmel, wie ein Leuchtthurm flammt das Haus der Wittwe und zeigt den Heimwärtseilenden die sichere Bahn. Wie aber die Letzten am Strande sind, da rollt auch die Fluth ihre Wogen über das Eis und reißt Zelte und Tonnen, Wagen und Zechgeräthe in ihre rauschenden Wirbel. So hatte die arme Alte ihr Häuschen geopfert, um die Bewohner ihrer Vaterstadt zu retten. Es wird ihr ja wohl nicht unvergolten geblieben sein.

1345. Die nächtliche Trauung.

(S. Bechstein a. a. O. S. 178.)

Nahe bei Apenrade geschah es, daß der Pfarrer eines ohnweit der Ostsee gelegenen Dorfes in der Nacht von ein Paar Matrosen aus dem Bette geholt wurde, welche ihm einen schweren Beutel mit Goldstücken vorhielten, und ihm sagten, diese solle er erhalten, wenn er ihnen alsbald in seinem Ornate zur Verrichtung einer heiligen Handlung folgen wolle, wo nicht, so müsse er unfehlbar und auf der Stelle sterben. Der Prediger folgte seinen

rauhen Führern zur Kirche, die in einer ziemlichen Entfernung vom Dorfe einsam stand. Er sah sie von innen erleuchtet und eine Anzahl bewaffneter Seeleute in fremder Tracht erfüllten ihre Räume. Er wurde zum Altar hingeleitet, dort stand ein junger Herr in reicher Tracht und eine Dame im Brautschmuck, hinter ihnen aber war die Gruft geöffnet. Da wurde dem Priester befohlen, das Paar zu trauen, und er that es nicht ohne Beben, und als das Paar verbunden war, ward ihm weiter anbefohlen, eine Grabrede zu halten an dem offenen Grabe, als ob er Jemand begrabe, und er that dies auch nicht ohne Beben. Da er nun vollbracht hatte, was von ihm verlangt worden war, so ward ihm ein furchtbar schwerer Eid abgenommen, nun und nimmermehr zu sagen, was er hier gesehen und was durch ihn geschehen sei. Hierauf ist er von Grauen ergriffen, die Kirche hinter sich eilends nach Hause gegangen, aber noch war er nicht weit von der Kirche, so hörte er in ihr einen starken Schuß fallen und einen lauten Aufschrei aus Frauenmund, und er enteilte ganz bestürzt und fast sinneverwirrt nach Hause. Er fand aber keine Secunde Schlaf und eilte mit dem Frühesten wieder nach jener Kirche hin. Auf hoher See sah er einen stattlichen Dreimaster mit russischer Flagge schwimmen. Als der Pfarrer in die leere Kirche trat, fand er Alles in bester Ordnung, aber in dem offenen Grabe, daran er in der Nacht die Leichenrede gesprochen, lag die Leiche der Braut, die er hatte trauen müssen, mitten durch's Herz geschossen. *)

1346. Der Zauberer von Plön.

(S. Bechstein a. a. O. S. 180.)

Es saß auf dem Schlosse Plön Herzog Johann Adolf zu Holstein-Sonderburg, der war ein großer Kriegsheld, aber auch ein großer Zauberer. Er verstand die Passauer Kunst, war kugelfest und konnte sich unsichtbar machen. Die Feinde konnte er so verblenden, daß sie weder ihn noch seine Leute sahen. Einmal war er recht im Gedränge, da verwandelte er sich und alle seine Streiter in Bäume, da standen die Feinde und gafften den Wald an und traten an die Bäume und thaten, was sie nicht lassen konnten, davon hatten nachher die Krieger Johann Adolfs alle ihre Stiefeln voll.

Schloß Plön ist ganz von weiten Seen umgeben; in der Entfernung einer Meile davon liegt Stockfee, aber der Umweg, den man zu Lande machen muß, ist weit länger. Der Herzog war gern zu Stockfee, und fuhr Sommer und Winter über den großen Plöner See zu Wagen hinüber. Einmal fuhr ein Bauer hinter dem Herzog her und kam glücklich an den Strand. „In wessen Namen thatest Du das?" fragte ihn der Herzog. „Im Namen von Euer herzoglichen Gnaden", antwortete der Bauer. „Das war Dein Glück", sprach der Herzog, „aber ein anderes Mal laß es bleiben!"

Aus Stockfee wollte der Herzog gern eine Stadt gemacht haben und befahl beim Antritt eines Kriegszugs nach Ungarn und gegen Polen unter Kaiser Leopold, den Ort zu vergrößern, seiner Gemahlin aber, Dorothea Sophia, gebornen Prinzessin von Braunschweig, gefiel Plön besser, sie nahm das für Stockfee ausgesetzte Geld und erbaute die Neustadt Plön. Als der

*) Diese Sage wird auch auf Anholt erzählt, desgleichen von Lunden in Norderdithmarschen und von Rotzwig auf Seeland. Nach der Erzählung von Steffens ist sie nacherzählt von Leonhard Lyser, Abendl. 1001 Nacht Bd. XII. S. 104 ꝛc.

Herzog zurückkam, fuhr er sogleich nach Stockſee, und da er von ſeinen Befehlen nichts vollzogen ſah, ſchwur er, daß ſeine Frau ſterben ſolle. Sie erfuhr das alsbald, und als ſie aus einem Fenſter des Schloſſes ihren ſtrengen Gemahl heranfahren ſah, ſtürzte ſie ſich aus dem Fenſter. Der Herzog aber gebrauchte ſeine Kunſt, und ſie kam ohne Schaden an den Boden, und der Herzog ſagte ihr, er habe allerdings geſchworen, daß ſie ſterben ſolle, doch Eile habe es mit dem Sterben nicht, ſie möge doch warten bis ihr Stündlein von ſelbſt ſchlage. Das hat ſie gethan und hat ihren Herrn und Gemahl noch überlebt.

Zwiſchen Plön und Stockſee liegt ein Dorf, das Ruhleben heißt, dort hat Herzog Johann Adolf ſein unruhiges Leben beſchloſſen, bei ſeinem Tode aber ſoll es eigenthümlich zugegangen ſein, man ſpricht nicht gern davon, zeigt aber im Stillen ein Fenſter, aus welchem der Herzog von einem Unbekannten geholt worden iſt.

1347. Das Oſethal.

(Nach Smidt Bd. I. S. 160 ꝛc.)

Auf Sylt befindet ſich ein Dorf, welches Wenningſtede heißt. Dort lebte einſt ein wohlhabender Landmann, Namens Wilken Hahn, der eine fleißige und ſchöne Frau beſaß, Frau Oſe genannt. Es war ſeine Gewohnheit, weil er ziemlich der reichſte Mann im ganzen Dorfe war, zur jedesmaligen Ernte, wenn dieſelbe recht gut ausgefallen war, ſeinen Dorfnachbarn ein Erntebier, womit ein tüchtiger Schmaus verbunden war, zu geben und ſo geſchah es, daß er eines Tages auch ſeiner Frau nach gehabter reicher Ernte die Abſicht ankündigte, ein ſolches Feſt zu veranſtalten. Seine Frau hatte aber diesmal eine ganz ſonderbare innere Ahnung, ſie fürchtete ſich vor dieſem Tage und that Alles, um ihrem Manne dieſen Plan auszureden. Da ſie aber keinen ſtichhaltigen Grund anzugeben wußte, warum der Erteſchmaus nicht gehalten werden ſolle, ſo blieb ihr Mann auch bei ſeinem einmal beſtimmten Vorſatze, der Tag ward beſtimmt und das ganze Dorf dazu eingeladen.

Der nächſte Sonntag war dazu auserſehen, das Haus wurde mit Laubwerk und Garben geſchmückt, vom Erntekranz flatterten die ſeidenen Bänder, die Muſikanten ſtimmten ihre Inſtrumente, auf den Tiſchen ſtand ein reichliches Mahl bereitet und aus den Tonnen ſtrömte ſchäumendes Feſtbier in die hölzernen Kannen. Das junge Volk tanzte, die Aelteren ſaßen beim Trunk, wobei die Jungen immer lebendiger, die Köpfe immer ſchwerer wurden, Frau Oſe aber hatte alle Hände voll zu thun, nachzuſehen, damit Jedem ſein Recht werde und kein Gaſt von ihr ungegrüßt bliebe, der die Schwelle des Hauſes überſchritt. Nur von der großen Diele, wo immer munterer getanzt wurde, hielt ſie ſich fern, als fürchtete ſie, dort das Unheil zu erblicken, das ſie ſchon lange mit trüber Ahnung erfüllte. Da kam auf einmal, nachdem der halbe Nachmittag bereits ſchon ruhig verſtrichen war, ein junges Mädchen, ihre Nichte, ängſtlich zu ihr gelaufen und bat ſie um ihren Schutz gegen einen jungen Burſchen, der ſie mit ſeinen Liebesanträgen verfolgte. Sie ſprach ihr Troſt zu, in demſelben Augenblicke kam aber der junge vom Tanz und Trinken erhitzte Burſche ſelbſt herbei und wollte ſie zum Tanze wegholen. Indeß Frau Oſe hieß ihn, ſich eine andere Tänzerin ſuchen, als aber jener verſicherte, er wolle keine andere, er habe das Mädchen einmal gern und wolle es heirathen, dieſe aber betheuerte, ſie könne ihn nicht leiden und möge ihn

nicht, so verwies sie ihm seine Zudringlichkeit und übergab das junge Mädchen einer Nachbarin, um sie nach Hause zu geleiten. Das stand aber dem Burschen nicht an, er wollte sie mit Gewalt zurückhalten, und als nun Frau Ose, die sich nicht anders zu helfen wußte, ihren Mann zu Hilfe rief, so widersetzte er sich auch diesem und bot ihm frech Trotz. Natürlich ließ sich dieser den Bruch des Hausfriedens nicht gefallen, er wollte sein Hausrecht brauchen und den Fremden hinauswerfen, da kamen diesem aber seine Kameraden zu Hilfe, es stellten sich freilich auch viele der Anwesenden auf die Seite des beleidigten Wirthes, aber schließlich entstand eine Schlägerei, Tische und Bänke wurden umgeworfen, Kannen, Krüge und Eßgeschirre dienten als Wurfgeschosse, Knittel wurden geschwungen, überall hörte man nur Geschrei, Fluchen und Stampfen, da ertönte plötzlich ein furchtbarer Schrei, diesem folgte ein dumpfer Fall und der Ruf: „Mord! Mord!“ Die entsetzte Menge ließ plötzlich vom Streite ab, Alle wichen zurück und standen fahlbleich längs an den Wänden, mitten auf der großen Diele aber lag hingestreckt mit blutendem Kopfe jener freche Bursche, der den ganzen Streit angezettelt hatte, vor ihm aber stand Wilken Hahn, die Axt in der Hand und am ganzen Leibe zitternd, das Haar gesträubt und starrte wie leblos den Todten an, der vor ihm auf dem Boden lag. Die Weiber waren hinaus in die Nacht gelaufen und schrieen überall: „Mord! Mord!“ ein Knecht schwang sich auf ein ungesatteltes Pferd und sprengte fort um die Obrigkeit herbeizurufen, die Männer aber standen noch immer unschlüssig und trauten sich nicht den Mörder zu greifen, als Frau Ose herbeieilte. Sie rief laut: „Laßt ihn gehen, er hat es wahrhaftig nicht gethan! er nicht.“ Damit ergriff sie den Arm ihres Mannes und zog ihn fast wider seinen Willen mit sich fort.

Als die Obrigkeit anlangte und die Auslieferung des Mörders verlangte, war dieser nirgends zu finden, und Frau Ose, welche natürlich vorgefordert ward um über ihn Auskunft zu geben, erklärte, sie könne dies nicht, sie wisse selbst nicht, wohin er sich geflüchtet habe. Unterdessen war aber nichts versäumt worden, um den Mörder aufzufinden, jedes Haus, jeder Stall wurde sorgfältig durchsucht, nirgends fand sich eine Spur, und als man bei erneuerten Nachforschungen noch entdeckte, daß ein Boot fehlte, welches ihm gehörte, so nahm man an, der Todtschläger sei entflohen und nicht mehr auf der Insel. Man gab also die Verfolgung auf und es kehrte allmälig in diesem Theile der Insel die gewohnte Ruhe wieder. Da aber der Mörder nicht gefahndet werden konnte, so ward sein Weib aufgefordert, den Angehörigen des Erschlagenen die übliche Mannbuße zu bezahlen. Frau Ose gab, was sie hatte, da es aber bei Weitem nicht reichte, nahm man ihr ihre Wiesen und Aecker, sie behielt nur das Haus und ihren Garten. Dazu hatte sie drei Kinder, sie mußte also Tag und Nacht arbeiten, wollte sie diese durchbringen. So verging ein Jahr nach dem andern, Frau Ose plagte sich redlich, ja ob sie wohl selbst nur wenig hatte, so ging doch kein Armer ungelabt von ihrer Thür, und so kam es, daß man ihr das, was ihr Mann gethan hatte, nicht nachtrug, sondern daß sie von Alt und Jung geachtet und geehrt ward, gerade so, als wäre sie noch die reiche Frau Ose von ehedem.

Ob nun aber wohl Frau Ose bereits nicht mehr in den Jahren der Jugend, sondern schon im vorgerückten Alter war, so war sie doch noch eine stattliche Frau, die immer noch einem Mann gefallen konnte, und so geschah

es, daß ein reicher Wittwer im Dorfe sein Auge auf sie warf und den Plan faßte, sie zu ehelichen, denn ihr Mann war ja längst verschollen und galt für todt. Er wählte also seine alte Muhme zur Freiwerberin und schickte sie hin zu Frau Ose, um ihr seinen Antrag zu machen. Diese aber wollte von keiner Wiederverheirathung etwas wissen, erklärte, sie könne ja gar keinen andern Mann nehmen, da der ihrige ja alle Tage zurückkehren könne, allein es half nichts, die alte Muhme setzte ihr immer mehr zu, bis sie endlich böse ward und ihr die Thüre wies. Da rief diese, „es werde wohl einen andern Grund haben, daß sie ihren Vetter nicht wolle, sie müsse einen heimlichen Liebhaber haben, denn man sehe ja schon die Folgen ihres Umgangs.“ Leider war es so, was anfangs wohl nur boshafte Vermuthung gewesen war, bewahrheitete sich, Frau Ose war in gesegneten Umständen. Nun war auf einmal alle Achtung gegen die arme Frau weg, Jedermann wies mit Fingern auf sie, und der Geistliche ließ sie zu sich kommen, um ihr ins Gewissen zu reden und ihr das Aergerniß, welches sie durch ihre Aufführung im ganzen Dorfe gegeben hatte, ernstlich zu verweisen. Frau Ose aber vertraute ihm unter dem Siegel der Beichte ihr Geheimniß an und Niemand begriff, warum der Pastor von Stund an betheuern konnte, daß Frau Ose eine unbescholtene Frau sei, welche die höchste Achtung verdiene, und wie Jeder, der ihr zu nahe trete, sich einer großen Sünde theilhaftig mache. Natürlich beruhigten sich namentlich die Frauen der Dörfler hierbei nicht, sondern sie beschlossen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Es verbargen sich also beim Dunkelwerden mehrere derselben in die Nähe von Frau Ose's Wohnung, um aufzupassen, ob sie nicht vielleicht heimliche Gänge mache. Und richtig, nachdem sie ihre Kinder zu Bette gebracht und das Feuer und Licht ausgelöscht hatte, trat sie auf einmal, einen großen, offenbar mit allerlei Lebensmitteln gefüllten Korb am Arme tragend, aus der Thür ihres Hauses und schlug den Weg nach der See ein, von allen neugierigen Horchern ohne irgend etwas zu ahnen verfolgt. Als sie nun die Wenningsteder Dünen erreichten, wo nie Menschen gewohnt hatten, sprang plötzlich etwas Schwarzes vom Boden auf und Frau Ose rief: „Wilken Hahn, ich bringe Dir zu essen!“ Als das die Leute hörten, fielen ihnen die Schuppen von den Augen. Der Todtschläger war gar nicht von der Insel weggekommen, er hatte sich in dem Dünensand eine Höhle gegraben und die Frau hatte ihn Jahre lang mit beispielloser Treue genährt und beschützt. Die Obrigkeit rechnete ihm seine langjährige Buße als Strafe an und ließ ihn ungefährdet heimgehen. Aber zum Andenken an diese treue Frau und ihre aufopfernde Gattenliebe heißt jenes Dünenthal bis auf den heutigen Tag das Osethal.

1348. Die Frau auf der Thyrenburg.

(S. Müllenhoff S. 347.)

An der Westseite des Dannewerker Sees, oberhalb des Wiesengrundes, der Loseck genannt wird, findet man in einem kleinen schönen Buchenwalde den mit einem trockenen Graben umgebenen Burgplatz der sogenannten Thyrenburg. Ringsumher ist Alles dürre, braune Heide, aber im Sommer steht der schattige Burgplatz voll blühender Vergißmeinnicht. Hier hat man oft in der Dämmerung des Spätsommers eine hohe Frau auf einem goldenen Stuhle sitzen sehen, wie sie ihr langes Haar mit goldenem Kamme kämmt;

wenn sie es in Flechten gelegt hat, so verschwindet sie. In der Johannisnacht sieht man sie jedesmal, besonders gegen Morgen, da sitzen, umgeben von vielen Menschen. Wer dann zu ihr kommt, den zieht sie mit in ihr unterirdisches Reich hinab. Daher warnen die Mütter ihre Kinder zu der Zeit nicht dahin zu gehen.

Weil man weiß, daß die Prinzessin viele Schätze besitzt, so haben einmal drei Leute am Johannisabend angefangen, da nachzugraben, sie wurden aber beständig so mit Ruthen in das Gesicht geschlagen, daß sie bald gezwungen waren umzukehren. Das folgende Jahr faßten sie neuen Muth, aber es ging ihnen noch schlimmer. Denn nun wurden sie nicht mit Ruthen gestrichen, sondern die hohen Waldbäume fingen an zu wanken und zu schwanken und drohten über sie zusammenzufallen.

Es ist in alten Zeiten geschehen, daß die verwünschte Prinzessin da unten eine große Hochzeit gehalten hat. Dazu braute sie so viel Bier, daß alles Wasser aus ihrem Burggraben aufgebraucht ward und er seitdem trocken ist. Davon aber hat sie noch eine große Menge Bier in großen Fässern übrig behalten, und es lebt ein Bauer in Dannewerk, von dem man sagt, daß er alle Jahr zur Roggenernte sein Bier von ihr holt. Er muß dann am Johannismorgen zur Stelle sein, wenn sie vor der Burg sitzt und sich sonnt; dann bekommt er so viel, als er haben will und giebt ihr nichts dafür, als ein kleines weißes Lamm.

1349. Ein Vogel weiset den Schatz.

(S. Müllenhoff S. 353.)

In einem Hause zu Embüren bei Rendsburg stand eines Tages ein junges Mädchen, die Tochter des Hauses, auf der Hausdiele. Da kam ein wunderlieblicher Vogel und setzte sich auf die halbgeöffnete Hausthür. Es schien aber dem Mädchen, als wenn der Vogel nicht recht fliegen könne, da wollte sie ihn haschen. Aber der Vogel flatterte immer vor ihr her und kroch zuletzt unter die Wurzeln eines hohlen Baumes. Nun dachte das Mädchen, den Vogel zu haben, griff hinein, aber statt des Vogels bekam sie eine Schachtel in die Hand, mit einer zwei Ellen langen silbernen Kette. Dies ist vor ohngefähr zweihundert Jahren geschehen und man bewahrt in dem Hause bis auf den heutigen Tag die Kette als ein Familienstück sorgsam auf.

1350. Die Unterirdischen.

(S. Der Lappenkorb v. Gabe Schneider, herausgeg. v. K. J. Clement. Leipzig o. J. in 8. S. 330.)

Auf Amrum gab es viele Unterirdische, kleine Männlein oder Zwerge, nicht höher als ein Tisch, welche rothe Kappen auf dem Kopfe trugen. Bei einem neugebornen Kinde mußte man wachen, ehe es die Taufe empfing, aus Furcht, die Unterirdischen könnten es umtauschen. In der Tenne durfte man nicht gegen die Sonne, sondern mußte mit der Sonne, beim Reinigen des gedroschenen Kornes, umfegen, der Unterirdischen wegen. Einst saß eine Frau in ihrer Tenne, und warf mit der Wurfschaufel das gedroschene Korn aus. Sie hatte ihren kleinen Sohn bei sich, und als sie genau zusehen wollte, siehe da saßen zwei Knaben da, die waren einander so ähnlich, daß sie nicht wußte, wer von beiden der ihrige sei. Da begann der eine Knabe zu lachen.

„Worüber lachst Du?“ sprach die Frau. „Eben war mein Vater herein“, antwortete der Knabe, „und holte sich eine halbe Tonne Roggen, und er fiel und brach ein Bein.“ Da nahm das Weib den Knaben und warf ihn aus dem Tennenfenster und sah weder ihn noch seinen Vater mehr. Das waren also Unterirdische. Diese Unterirdischen hatten ihre Bleichen auf der Heide, auf Todtenhügeln und an andern Oertern. Auf dem Merham-Wasser hat man sie Schlittschuh laufen sehen. Der Unterirdische hielt sich häufig in Häusern auf, aber unsichtbar und wiegte die Kinder. Er mußte ein Stücklein Butter in seinen Brei haben und durfte bei keiner Mahlzeit vergessen werden. Beim Mittagsessen mußte ein Löffel und Messer und Gabel mehr aufgelegt werden. Die Wiege wiegte dann von selbst, wenn die Mutter aus war. Eine Familie auf Amrum vergaß einst die Butter im Brei und der Kleine blieb weg, seine Schale stand unberührt. Man goß sie aus und fand unten in der Schale ein Stücklein Butter, welches im heißen Brei ungeschmolzen lag. Auf solche Weise rächte er sich. J. N's Leute hatten einen Stein bei ihrem Hause, wenn sie den aufgruben, hatten sie keinen Frieden vor den Unterirdischen. Wenn sie aus waren, ging die Wiege von selbst, denn sie hatten einen Unterirdischen oben auf dem Boden logiren, sie haben ihn aber nur ein einziges Mal gesehen. Der Stein bei jenem Hause ragte eben über dem Grunde. Einmal gruben sie ihn auf, da war ein großes Lärmen der Unterirdischen im Hause, als wären sie in großem Streit, darum mußte der Stein wieder eingegraben und unter der Erde versenkt werden.

Die Sage, wie die Unterirdischen aus dem Leben schieden, ist folgende. Ein Mensch kam vom Felde und erzählte von einer wunderbaren Stimme, die erschollen sei von dem Tode des Fürsten der Unterirdischen. Und als er solches im Dorfe erzählte, kam eine andere Stimme, woher? ist unbekannt. Die es hörten, erschracken sehr. Das waren Stimmen solcher Unterirdischen. Ihr Ursprung nach der Volkssage ist dieser.

Der Herr Christus kam einst in ein Haus, wo ein Weib wohnte, die hatte 5 hübsche und 5 häßliche Kinder. Sie versteckte die 5 häßlichen im Keller. Der Herr Christus fragte nun, wo ihre andern Kinder wären. Das Weib sprach: „Andere Kinder habe ich nicht.“ Da verwünschte der Herr Christus die fünf häßlichen und sprach: „Was unten ist, soll unten bleiben, und was oben ist, soll oben bleiben!“ Als nun das Weib zum Keller kam, waren die fünf häßlichen Kinder verschwunden. Aus ihnen entstanden die Unterirdischen. Mit ihnen hat's zwar jetzt ein Ende, aber mit den Zaubermächten nicht.

1351. Die verschworene Stätte.

(S. Der Lappenkorb S. 331.)

Auf dem Eiland Amrum machen gerade wie in Schottland und Irland nach dem Volksglauben die Zauberwesen bei ihrem Reigentanz die dürren Ringelchen im Felde, welche so rund sind wie ein Kreis. An einer Stelle der Insel giebt es einen solchen Kreis, auf der Stelle aber, wo er ist, wächst wenig, sie heißt die verschworene Stätte, und der schmale Strich, welcher von ihr südwärts läuft, ist eben so dürr und wunderbar. Auf diesem Grunde standen einst vor manchen Jahrhunderten, so erzählt eine andere Sage, einige Männer im Kreise herum und schwuren armen Waisenkindern ihren Acker ab. Und als sie solches gethan, da erbleichte die Erde unter ihren Füßen

und alle Gräſer, worauf die Meineidigen traten, verdorrten, und es wuchs hinführo kein Gras mehr da, denn der gerechte Gott hatte den Ort verflucht und gezeichnet. Und wo die Meineidigen von ihrem Kreiſe aus hingingen, da verdorrte das Gras unter ihren Tritten.

1352. Die Zauberinnen in Oſtfriesland.

(S. Der Lappenkorb S. 321.)

In Friesland giebt es viele Zauberinnen, ihr Haar iſt ſchwarz und hängt loſe und lang am Rücken, ihre Haut und Zähne ſind gelb, ihre Augen ſind wild und dunkel, ſie ſind garſtig und manchmal bärtig, und man erkennt ſie vornehmlich an den Augen. Sie können ſich in Vieh- und Vogelgeſtalt und andere Geſtalten verwandeln, in Katzen und Pferde, wie in Schwäne und Adler. In ihren Zuſammenkünften jedoch ſind ſie unverwandelt und tanzen dann zuweilen nackt einen Reigentanz. Am Freitag Abend findet man ſie nicht zu Hauſe, denn das iſt eine Zaubernacht, dann geſchehen grauenhafte Dinge, und wer hernach bei Tage an ſolche nächtliche Verſammlungsörter kommt, ſieht wunderbare Ueberbleibſel, Lumpen allerlei Art und Farbe, Fetzen und Bandſtücke, Nadeln, womit ſie in Zauberwachs Manchem das Herz durchſtachen, Blut und Eiter ꝛc. Wollte man ſich gegen dieſe Zauberinnen ſchützen, ſo begrub man eine lebendige Eidechſe unter der Schwelle der Außenthüre des Stalles oder man ſteckte auch Meſſer um den Deckel des Butterfaſſes, wenn keine Butter kommen wollte, und wer dann zuerſt hereintrat, war die Zauberin. Gegen die Zaubermacht half auch Gebet und Kreuzſchlagen. K. J., der gegen hundert Jahre lebte, ward, wie er ſelbſt erzählt, durch ſolche Zauberweiber lahm. Um zehn Uhr Abends klopften einmal zwei an ſeiner Thür, wurden ſeiner habhaft, und kratzten ihm beinahe die Augen aus, auch manchmal zlagten ſie ihn ſehr.

Ein gewiſſer Mann, welcher viele Plage von Zauberinnen hatte, ſollte auf die Jagd. Da ſaß ein Vogel mit wunderſchönen Federn; er legte an und ſiehe da, aus der Vogelgeſtalt ward eine Frauensperſon. Auch hat man erlebt, daß Männer bei Nacht nach Hauſe kamen und die Hausthür nicht erreichen konnten, weil das Haus im Augenblick nicht vorhanden war.

Zwei Brüder, welche um zwei Schweſtern freiten, beſuchten eines Tages ihre Bräute, und der eine wollte die ſeinige nicht länger haben, ſondern nahm ſich eine andere. Als er nun einſt bei ihr war und Abends nach Hauſe wollte, kam er an ein Geheg und begann zu taumeln und hörte nicht auf zu taumeln, bis er ſein Haus erreichte. Das that ſeine vorige Braut, welche eine Zauberin war.

Eine Frau war ſehr von Zauberei geplagt. Da gab man ihr den Rath, nach dem Kirchhofe zu gehen und Erde von einem Grabe in die Taſche zu nehmen. Nachdem ſie ſolches gethan, erſchien das Zauberweib und ſprach: „Was haſt Du vor?“ Sie antwortete nicht, weil es dann nicht gut iſt zu antworten. Aber die Zauberin bemächtigte ſich der Erde der Frau und machte ſie wieder ohnmächtig. Endlich erhielt ſie Hilfe vom Arzt und trug beſtändig Zauberarznei bei ſich. Nun vermochte die Zauberin nichts. Da kam ſie mit ihren Gefährtinnen um Mittag vor die Fenſter der Frau, ſie heulten und hatten ihre Schürzen über den Kopf, zuletzt aber nahmen ſie die Geſtalt von vier blankſchimmernden Hunden an und kratzten an der Hausthür. Sie konnten aber nichts mehr thun. Wenn die Zauberweiber ſauſend heranfliegen, können ſie öfter ihren Flug

nicht hemmen und fliegen gegen die Kirchthürme an, wo sie sich zuweilen selbst verletzen.

Dem S. B. starb seine Kuh, er glaubte durch Zauberkunst. Er verschloß die Thüren und that das Herz mit andern Eingeweiden aufs Feuer, denn wenn das kocht, muß die Zauberin erscheinen.

Man darf den Zauberweibern ja keine Scheeren, Nadeln, Messer, überhaupt keine scharfen Instrumente leihen, am wenigsten Nadeln.

K. J. Br. freite um ein Mädchen im andern Dorfe. Er kam in der Nacht daher, und als er halbwegs war, begegnete ihm eine Schaar Zauberinnen mit fliegenden Haaren, diese pfiffen greulich. Als er eben vorbei war, sprang eine ihm von hinten auf die Schultern, denn das war seine Braut, die er verlassen hatte. Sie saß fest und drückte ihm die Arme zusammen, so daß er sein Messer nicht aus der Tasche ziehen konnte. Endlich ward er dessen habhaft, stach zu und traf die Zauberin. Da mußte sie ihn verlassen, sagte aber: „Stich noch einmal!" — „Davor will ich mich schon hüten", erwiderte er. Am folgenden Tage zeigte es sich, daß es seine gewesene Braut war. Der zweite Stich hätte sie wieder heil gemacht, darum stach er nicht zweimal.

G. N. war Abends bei schlechtem Wetter in Merham, um Torf zu holen. Da kam ein Dünenstrauch herangefallen, als er schon auf seinem Fuder saß. „Den kannst Du noch mitnehmen", sprach er bei sich selbst, stieg also ab und warf ihn auf den Wagen. Eine Weile nachher auf dem Wege sah er sich um und siehe da, es war kein Dünenstrauch, sondern der alte Mann, Namens P., war es.

Jemand wollte einst nach einem andern Hause gehen, als die Nacht bereits angebrochen war. Da bekamen ihn zwei Zauberweiber zu fassen und drehten ihm sein Halstuch um, um ihn zu erwürgen. Er aber entschlüpfte. Des andern Abends kam er wieder und hatte sein Kind auf dem Arme. Nun hatten sie keine Macht über ihn. „Das war Dein Glück!" sprachen sie.

Ein Brautpaar kam einem Wasser in der Nähe des Dorfes D. vorüber, in diesem Wasser segelten Schwäne. Da sprach die Braut: „Ich will ein Weilchen zu dem Wasser gehen" und sie ging und fand ihre Schwestern, die Schwäne. Nun ward auch sie ein Schwan. Und alle flatterten und schlugen mit den Flügeln. So mußte denn der Bräutigam allein nach Hause.

Ein anderer Bräutigam wollte seine Braut besuchen. Sie hatte ihm gesagt, er möge ja nicht am Freitagabend kommen. Er that es aber doch und nahm Jemand anders mit sich. Als sie ankamen, lag ein weißes Pferd in der Thür, wo die Braut wohnte, und sie war nicht zu Hause. Er ging weg und besuchte sie nie wieder. Seitdem hatte er keinen gesunden Tag mehr.

B. E. ward von seinem Vater E. B. T. in der Nacht in einem schweren Wetter nach dem Hafen von St. geschickt, um nach seines Vaters Fahrzeug zu sehen. Auf dem Wege kam er an einem Hause im Dorfe N. vorbei, wo Licht brannte. Er trat unter die Fenster und sah drinnen einen Zauberweibertanz, und die vielen Weiber tanzten in blauen Wämmsern. Er sprang über den Steinwall und sie ergriffen ihn und sprachen, wenn er nachsage, wer hier gewesen, solle er keinen gesunden Tag mehr haben. Nach dieser Zeit war er ein ganzes Jahr krank vor Schreck.

E. B. T. saß auf Thangwall am Wasser und zog sich einen Stiefel an, denn er sollte an Bord. Da kam ein Sausen bei ihm vorüber und als er nach

dem andern Stiefel langte, saß er auf der höchsten Düne, ¼ Stunde Weges weiter westwärts.

Die alte W. ging mit ihrem Sohne M. nach den Sanddünen, um Feuerung zu holen. Auf dem Hinwege begegnete ihnen ein Weib. „Nun geht's uns wohl nicht gut", sprachen sie zu einander, denn sie kannten dieses Weib und waren bange vor ihr. Sie kamen aber glücklich mit ihrer Tracht zurück, so weit als ganz nahe am Dorfe, nur eine kleine Strecke von ihrem Hause. „Was ist das?" sprach die Alte, „da wird es ja ganz nebelig!" Und sie standen auf einmal in dickem Nebel, nicht am Dorfe, sondern ¼ Meile nördlich davon, in Grasthal und hatten ein großes Wasser vor sich. Es war ein kalter Tag und sie mußten durch das Wasser waten, und das Wasser war kalt und tief.

B. V. lag lange krank und ward todt gezaubert, so sagte man im Dorfe. Der Friese S., der die Bibel auswendig wußte, und einen besondern Abscheu vor dem neuen Gesangbuch hatte, war sein bester Freund. Eines Tages ging S. zu dem Kranken mit der Hälfte eines Dreschflegels in der Faust. „Jetzt sag' es nur", sprach S., „wer Dir solches anthut", und drohte der Höllenmacht mit seinem Flegel. B. V. aber durfte es nicht entdecken. Es hieß, seine eigenen Leute thäten ihm sein Elend. Als der Gestorbene in den Sarg gelegt ward, fiel sein Bein ab. Die Zauberei sollte in seinem Kopfkissen sein. Es ward geöffnet und es fand sich ein Hexenkranz von Federn aller Art und Farbe darin. Der Kranz ward im Ofen verbrannt.

B. P. war ein Jahr krank, er ging nach dem Tode, hieß es, um. Der Müller sah vor seiner Mühle tagtäglich, während jener krank war, ein Weib in den Vordünen. Einst verfolgte er ihre Spur, grub und fand das Bild eines Mäuschens mit einer Stecknadel im Herzen im Sande. Er zog die Nadel aus, nahm das Hexenbild mit nach Hause und verbrannte es. Als nach seinem Tode seine Güter vertheilt wurden, ging die Theilung unrecht, darum ging er wieder um.

Einem Manne starben Kuh, Schwein und Pferd, natürlich durch Hexenwerk. Er erhielt den Rath, das todte Pferd Nachts unter der Stallthür zu begraben, mit den Beinen nach oben, ohne daß Jemand solches sehe. Dies geschah, und seitdem starb kein Vieh mehr.

Der Pastor Jacob Boethius war gut Freund mit Buh Karstens Frau, welche sehr schön war. Da kam das Dorf zusammen und beschloß einmüthiglich den Priester wegzujagen. Und er ward von Amrum verbannt. Das war Anno 1693. Er that seine Abschiedsrede in seines Nachbars Hause. Da wünschte er, so lautete die priesterliche Sage, auf daß seine verdächtige Unschuld gerettet werde, daß hinführo keine Krähen auf Amrum übernachten möchten, und seither übernachten dort wirklich keine Krähen mehr.

1353. Sark Hethl.

(S. Lappenkorb S. 329.)

Eine Frau aus dem Amringer Dorfe Nebel, welches früher Nebul hieß, deren Mann ein wenig östlich davon an der Wasserkante erschlagen worden war, lief, als sie die Nachricht hörte, und das vor ihrem Kirchgang nach den Wochen, über Sark Hethl, wo jetzt die Paar Häuser vom östlichen Ende des Dorfes stehen, und das Land, worüber sie lief, war Priestergrund.

Ueberall, wo sie ihren Fuß hinsetzte, ward der Boden unrein, und darum verfallen die Gebäude so bald, welche auf diesem Grunde stehen.

1354. Heilig Anna.

(S. Lappenkorb S. 328.)

Sant An (heilig Anna) war eine vermeinte Heilige auf der Insel Amrum. Sie wohnte auf der sogenannten Burg (Borg), welche einst dicht über einem Seearm an der Ostseite der Insel lag und bis in dieses Jahrhundert mit einem tiefen Graben umgeben war. Borg sieht aus wie ein großer Todtenhügel und wahrscheinlich ist die alte Burg auf einem solchen angelegt worden, da man in neuerer Zeit hier Urnen und eine verweste Leiche in Kriegsrüstung ausgegraben hat. Sant An fiel aber aus der Heiligen Zahl, als sie in Unehren eine Tochter zur Welt brachte. Die Alten auf Amrum sagten von ihr, sie sei eine Hure gewesen, und ein Sprichwort auf Amrum lautet: „Sant An, Sant Redder", woraus hervorgeht, daß man sie mit einem Ritter verglich. Die Bildnisse von St. Anna und St. Ritter, welche lange auf dem Boden der Amringer Kirche gelegen hatten, sind zu Anfange dieses Jahrhunderts von den Landesvorstehern aus Dummheit ins Feuer geworfen worden, wie sie sagten, aus Abscheu vor solchen katholischen Dingen oder dem sogenannten Pfaffenzeug. Sant An ward nachgehens, so lehrt die Sage, nach der Borgsham-Burg verheirathet, an einen Knappen, Namens Stork, oder vielleicht richtiger Brock, der Vater des Kindes aber war der papistische Pater auf Amrum, den sie während ihres Ehestandes häufig nach Föhr kommen ließ, um vor ihr zu predigen.

1355. Die Schwesternthürme.

(S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 184. Müllenhoff S. 116.)

In Broacker ist die Kirche mit einem Doppelthurm geziert, die Schiffer auf der See erblicken diesen Thurm zehn Meilen weit und haben an ihm ein Merkzeichen. Auf dem Schlosse daselbst haben zwei Fräulein gewohnt, die waren Zwillingsschwestern und durch Führung Gottes im Mutterleibe zusammengewachsen, die haben diesen Thurm erbauen lassen.

In Keitum klingt die Glocke, wenn sie geläutet wird, nie anders als: „Jng und Dung! Jng und Dung!" So hießen zwei Schwestern, die hatten nördlich von der Kirche ein Haus, darin sie klösterlich lebten und sie waren es, die diesen Thurm erbauen ließen. Zum Gedächtniß dieser Schwestern erhielt der Thurm zwei Spitzen von Feldsteinen, welche sie selbst vorstellen sollen. Da man den hellen und herrlichen Ton der Keitumer Glocke bei klarem Wetter sogar auf dem Lande hören konnte, so gedachten einst die Bewohner des Fleckens Hoyer sie zu stehlen. Als die Keitumer dies merkten, banden sie eine Zeit lang ein Pferdehaar um den Klöppel, da lautete es, als wenn die Glocke zersprungen wäre, und da ließen die Hoyeringer ab von ihrer List. Eine alte Sage ging, die Glocke werde einst von dem Thurme herabstürzen und den schönsten Jüngling erschlagen, und nachher werde auch, wiewohl später, der Thurm einfallen und die schönste Jungfrau unter seinen Trümmern begraben. Ersteres ist im Jahre 1739 in Erfüllung gegangen, letzteres aber noch nicht, daher kommen die Mädchen auf Sylt nicht gern dem Kirchthurme nahe und gehen nicht gern in die Kirche.

Auch im Dorfe Altenbruch an der Elbmündung in die Nordsee lebten einst zwei betagte Zwillingsschwestern und erfreuten sich der Achtung aller Bewohner; diese erbauten von ihrem Ueberflusse an irdischem Gute Thurm und Kirche und brachten ihr Leben in einträchtiger Liebe mit einander hin; da wurde der Thurm in zwei hohen, schlanken Spitzen ausgebaut und jede derselben mit einer schönen Krone geziert, und diese Spitzen bringen den Namen der frommen Jungfrauen auf die Nachwelt.

1356. Das Kegelspiel im Ratzeburger Dom.

(S. Müllenhoff S. 79.)

An der Ratzeburger Domkirche sind zahlreiche Kanonenkugeln eingemauert, die bei der Belagerung von 1693 durch die Dänen hineingeschossen sein sollen. Die Hannöverschen hatten damals den Vertrag mit den Dänen gemacht: wenn ein berühmter Schütze, der sich bei den Dänen vor der Stadt befand, ein Kegelspiel in die Mauer der Domkirche hineinschießen könne, so solle die Stadt kapituliren, könne er es nicht, so solle das Heer abziehen. Der Kanonier stand auf der Schanze bei der Vogelstange und schoß wirklich ein ganzes Kegelspiel hinein. Als er aber zuletzt den Kegelkönig hineinschießen wollte, und alle in der größten Besorgniß waren, da lud ein hannöverscher Kanonier seine Kanone und schoß dem Dänen den Kopf vom Rumpfe. Darum sieht man noch heute das Kegelspiel an der Domkirche eingemauert, aber der Kopf fehlt.

1357. Der Bischof Blücher.

(S. Müllenhoff S. 120, nach Alb. Krantz, Metropol. VIII. 29.)

Der Ratzeburger Kirche stand im 13. Jhdt. als Bischof einer aus dem Geschlechte von Blücher vor. Das war ein frommer Mann und überaus mildthätig und freigebig. Einmal bei einer großen Hungersnoth und Theuerung hatte er nach und nach seinen ganzen Speicher, der voll von Mehl und Korn gewesen war, ausgeleert und den Armen gegeben, so daß ihm selber und seinem Gesinde nichts nachblieb. Als nun wieder Arme kamen und flehentlich um Speise baten, ließ er seinen Schaffner kommen und hieß ihm den Armen geben, was etwa noch da wäre. Aber der Schaffner wußte, daß der ganze Speicher rein ausgekehrt war, antwortete also, es sei nichts mehr da, was den Armen könne gegeben werden. „So geh doch, geh", sagte der Bischof, „und sieh, ob nicht noch ein Bischen da ist, damit diese nicht leer davon gehen. Geh nur in Gottes Namen und gieb es ihnen." Er glaubte wohl, daß der Schaffner allzusehr für die Zukunft sorgte und doch vielleicht etwas aufgehoben hätte, da doch in Wahrheit nichts mehr da war. Als der Schaffner aber den Speicher öffnete, fand er ihn dennoch wieder ganz voll Korn und Mehl und gab nun den Armen reichlich, und der fromme Bischof vergoß Thränen, als ihm das Wunder kund ward, und dankte Gott inbrünstig für seine Gnade.

1358. Marienbild in Itzehoe.

(S. Müllenhoff S. 121.)

Das Kloster in Itzehoe besaß vor Zeiten ein kleines wunderthätiges Marienbild. Wenn Graf Geert der Große in den Krieg zog, pflegte er es am Halse zu tragen und vor einer Schlacht anzurufen. Als er gegen den König Christoffer die Schlacht am Hesterberge bei Schleswig lieferte,

kniete er nieder und sang dreimal den Vers aus dem Kirchenliede: „Nos hac die tibi congregatos serva, virgo, in lucem mundi“ („uns, die wir an diesem Tage vor Dir versammelt sind, bewahre, o Jungfrau, bis an das Licht der Welt“). Darauf ward im Getümmel dem Bilde eine Hand abgehauen und alle auch noch so geschickten Schnitzer vermochten diese nicht wieder anzusetzen, denn was sie an einem Tage ausbesserten, war am andern wieder abgebrochen. Es war das Bild vom Himmel gefallen, und das himmlische Holz litt das irdische nicht.

Es ward damals im Kloster zu Itzehoe auch noch der Flügel der Taube gezeigt, der damals sich in den Wolken zeigte, als die Stadt von der schwarzen Grete belagert ward und die Jungfrau Maria sie beschützte. Ein Soldat hatte den Flügel heruntergeschossen.

1359. Der entweihte Taufstein.

(S. Müllenhoff S. 127.)

Bei Gramm im Törninglehn lag in vorigen Zeiten östlich von Endrupskov die St. Theokari-Kirche. Sie ward abgebrochen und es geschah, daß der Taufstein auf den Hof Nübel kam und da als Hundetrog gebraucht ward. Aber weil alle Hunde, die daraus fraßen, toll wurden, erkannte man die Strafe für die Verunehrung des Steins. Daher ist er auf den Kirchhof zu Gramm zurückgebracht worden.

1360. Till Eulenspiegels Grab.

(S. Marners Eulenspiegel, herausgeg. v. J. M. Lappenberg. Leipzig 1854 S. 327 ꝛc.)

Im Jahre 1350 starb der erste deutsche Bummler und Landstreicher Till Eulenspiegel, eines Bauern Sohn, gebürtig aus dem braunschweigischen Dorfe Knöttlingen, in dem damals an Lübeck verpfändeten lauenburgischen Städtchen Mölln. Er ist daselbst begraben links auf dem Kirchhofe bei der Kirche unter der dort noch stehenden Linde. Weil aber mit seinem Leichenstein viel Unfug getrieben ward, ist letzterer weggenommen und an die Kirche gelehnt und ein Häuschen, so ringsherum zugeschlagen ist, vorn aber ein Loch hat, darum errichtet worden. Er selbst ist also auf dem Stein *) eingehauen: er hat auf dem Kopfe einen Hut mit Feder und in der Hand einen Spiegel nebst einem Korbe mit Eulen. Darauf ist folgende Inschrift:

Anno 1350 Jß düsze Steen upgehaven
Tiel Ulenspegel lehnent hierunter begraven,
Merket wohl un denkt doch dran,
Wat ick geweſt up Eren
Alle de hier vorüber gahn
Möten min glück währen.

Dieser Stein ist heute noch zu sehen, ob aber Eulenspiegel's großer und kleiner Panzer, der früher auf dem Rathhause zu Mölln gezeigt ward, noch jetzt da ist, weiß ich nicht.

*) S. d. Abbildung b. Lappenberg.

Nachtrag.

1361. Heſſiſche Geſpenſtergeſchichten.

(S. Kirchhof, Wendunmuth. [Tüb. 1869] Bd. II. Nr. 163—165.)

Um das Ende Julius 1595 hat es ſich in eines heſſiſchen Edelmanns Behauſung zugetragen, daß ein Geſpenſt, welches man vorher weder geſehen noch vernommen, die darin Wohnenden mit Steinen warf, doch ſo, daß ſie es kaum fühlten und es ihnen die Glieder nur ſo rührte, wie man Jemand ſanft dagegen drückt, doch, da es niedergefallen, ſind es ſtarke Steine geweſen. Einmal hat es den Schwager des Edelmanns mit einer halben Bratwurſt geworfen, den Edelmann aber ſelbſt, der nicht allzu gottesfürchtig lebte, mit einem Glitzerſtein ziemlich hart getroffen.

Im Jahre 1596 iſt ein Wollenweber zu Caſſel, in der Neuſtadt wohnhaft, ſchwachen Hauptes geworden, hat des Nachts, wohl auch am Tage, neben ſeinem Bette auf jeder Seite eine ſonderbare Stimme gehört, doch nichts geſehen. Die eine hat ihn geheißen zu beten, die andere Stimme aber hat es ihm verboten, er ſolle nicht beten, und ſo er gebetet und Amen geſagt, hat es die andere Stimme nicht haben wollen, und die andere hat geſagt er ſolle Amen ſagen. Als nun am Tage in Beiſein des Pfarrherrn in der Neuenſtadt und ſeines Kaplans die Stimmen ihn abermals vexirten (doch hat er's allein gehört), hat die eine Stimme geſprochen, ſie wolle nicht ablaſſen, es wäre denn, er, der Wollenweber, gebe ihr ſeinen ſchwarzen Hammel, den er verkauft habe, oder ein ſchwarzes Huhn. Da ſagte die andere Stimme: „Ei, das thue oder Du wirſt ſeiner ſonſt nicht los!“ Er iſt aber wieder geſund geworden und zu ſich ſelbſt gekommen, doch bald hernach mit ſeinen Kindern an der Peſt geſtorben.

Um dieſelbe Zeit hat es ſich begeben, daß ein Mann in einem Dorfe im Amte Caſſel mit ſeiner Hausfrau uneinig ward, und auch in ſolcher Uneinigkeit von ihr in den Krieg zog. Nun wird geſagt, daß er, als er am Neujahrstag wieder heimkam, plötzlich ſtillſchweigend geworden ſei, als das Weib mit ihm trotzdem geredet hatte, iſt er plötzlich umgefallen und geſtorben. Des Nachts aber iſt das Geſpenſt des verſtorbenen Mannes, welches der gemeine Mann einen Geiſt nennt, gekommen, hat ſich kenntlich und ſichtbarlich über das Bett gelegt und der Frau viel zu Leide gethan, auf ihr Geſchrei ſind dann Viele mit Licht herzugelaufen, ſo oft aber ſolche gekommen ſind, iſt das Geſpenſt verſchwunden, nach ausgelöſchten Lichtern iſt es aber wiederum erſchienen und dageweſen und hat gethan, wie vorhin.

1362. Hexengeſchichten aus Heſſen.

(S. Kirchhof Bd. III. Nr. 257—259. 261. 262.)

Es waren bei Marburg auf einem Dorfe am Ende des 16. Jhdts. zwei Schweſtern, welche das Zaubern von ihrer Mutter gelernt hatten, die es dem Teufel hatte zuſagen und verheißen müſſen, daß ſie es thun und alle ihre Töchter fürder dazu anführen wolle. Eine von dieſen wendete ſich nun an eine andere Frau, ihre Gevatterin, und verhieß ihr etliche Male, wo ſie ihr folgen wolle, wolle ſie ſie eine Kunſt lehren, daß ſie ihr Leben lang keine Noth haben ſolle. Die andere dankte ihr, wolle auch die Kunſt, reich zu werden, lernen, doch ſo nur, wo es mit Gott zugehe. Da zeigte ihr die

Zauberin einen schönen jungen Gesellen, der werde ihr geben, was sie begehre, allein sie solle mit ihm zu Bett gehen, wo sie aber an Kleidern oder sonst was an sich habe, daran ein Kreuz wäre, müsse sie es abthun. Wie das Weib solches hörte, rief sie Gott an, segnete sich und lief zum Hause hinaus und sagte, was ihre Gevatterin ihr zugemuthet hatte.

Eine andere dieser Teufelstöchter wollte es ihrer Tochter, einem jungen Mädchen lehren, zeigte ihr einen hübschen Jüngling, hinter dem Ofen, der solle in der Walpurgisnacht ihr zu eigen werden. Da hat sich das Mädchen gesegnet und gesagt: „Davor behüte mich Gott!“ Gleich war der Teufel verschwunden, ließ aber zuvor seine scheußlichen Füße zurück. Dadurch kam die Sache heraus, also daß die Mutter mit zwei Töchtern zu Marburg ergriffen ward, die eine ward am 25. Mai, die andere am 4. Julius verbrannt, die Mutter aber auf einem Stuhl sitzend enthauptet, im Jahre 1583.

Um dieselbe Zeit ist eine solche Hexe in einer Stadt in Hessen wohnhaft gewesen, als aber ihre teuflischen Händel offenbar wurden, ward sie gefangen, zum Feuer verdammt und auf einem Wagen hinausgeführt. Da ist ein evangelischer Prediger von einem Dorfe, welchem sie neulich ein Kind aus der Taufe gehoben, aus herzlichem Mitleiden zum Wagen getreten und hat sie mit Gottes Wort trösten wollen ꝛc. Da hat sie überlaut angefangen zu lachen, also daß sich der Pfarrherr höchlich verwunderte und sagte: „Liebe Gevatterin, wie könnt Ihr doch in so großem Herzeleid, Schande und Schmach lachen und fröhlich sein, da Ihr doch vielmehr den lieben, barmherzigen Gott um Verzeihung und Gnade anrufen solltet?“ Sie hat aber geantwortet: „Ja lieber Gevatter, deß lache ich, weil damals, wie ich Euer Kind zur Taufe getragen hatte und wir nachher bei Tische saßen, aßen, tranken und fröhlich waren, mein Freund, um dessen willen ich jetzund sterben soll, bei mir saß und mich küßte und drückte, aber keiner von Euch ihn sah. Deß lachte ich zu der Zeit und muß jetzt noch darüber lachen.“ Als aber der Pfarrherr dies hörte, erschrack er, ging von ihr weg und ließ sie dahin fahren, wo sie hin wollte.

Man sagt, so man eine Zauberin probiren wolle, ob sie eine Hexe sei oder nicht, solle man ihr den rechten Daumen und die linke große Zehe, so auch den linken Daumen und die rechte große Zehe zusammenbinden und sie alsdann ins Wasser werfen. Gehe sie nicht unter, sei es gewiß, daß sie solchen Teufelskünsten verpflichtet sei. Solche Probe wollte nun zu Cassel im Jahre 1596 eine hochbetagte Frau, welche man solcher unchristlichen Händel wegen in Verdacht hatte, an sich selbst üben, um sehen zu lassen, daß sie unschuldig sei, sie ging also vor Jedermann auf die Fuldabrücke und sprang bei den Freizeichen hinab in das Wasser. Weil sie aber immer schwimmend oben geblieben, hat sie den Kopf untertauchen wollen, dennoch ist sie oben geblieben, und ist wiederum lebendig herausgezogen und gefangen gesetzt worden.

Zu Spangenberg ward ein Weib der Zauberei bezüchtigt und peinlich verhört; weil man ihre Zauberei nur gering schätzte, ward sie mit Ruthen gestrichen; der Scharfrichter aber, sobald er heimkam, ward krank und erlahmte, also daß er von Stund an auf Krücken gehen mußte.

1363. Die Wunderfliegen zu Allendorf.

(S. Kirchhof Bd. II. Nr. 260.)

Im Jahre 1590 hat sich zu Allendorf an der Werra ein großes Wunder begeben, nämlich dergestalt, daß einem kleinen Knäblein, dem Holzvogt daselbst

zuständig, nachdem er große unsägliche Schmerzen im Haupte und auf der einen Seite im Auge erlitten, eine große Menge Fliegen täglich daraus hervorgelangt wurden. Dies Wunder ist dem Landgrafen Wilhelm zu Hessen angezeigt worden, der den Knaben vor sich bringen und etliche Fliegen in seiner Gegenwart aus dem Haupte ziehen ließ. Zu verschiedenen Malen sind innerhalb sieben Wochen dem Knaben 270 Fliegen aus dem Auge gelangt worden, und also im Ganzen lebendige und todte Fliegen mehr denn 800. Landgraf Wilhelm legte sich eine derselben auf die Hand, die flog davon. Wie man nun aber in den Predigten für diesen Knaben ein gemeines Gebet gethan, hat sich erst seine Pein im Haupte gemehrt, dann aber, ebenso wie die Fliegen nachgelassen. Oftmals hat es auch um diesen Knaben viele Rüthlein und Reiser geworfen, jedoch Niemand hat gesehen, woher oder wer sie geworfen.

Kaum war nun der Sohn obgedachten Holzvogts dieser Fliegen, so ihm ins Auge gelangt, entledigt, daß es ihm im Gesicht jedoch nicht schadete, ist der Unfall an seinen andern Sohn, des vorigen Bruder gerathen, also daß demselben aus dem linken Auge mit großen Schmerzen Stücklein von einer alten gekalkten Wand gelangt wurden, nämlich 46 Stück den 13. November, Vormittags 8 Stück und ein Stück von der Rinde eines Weißbrod oder Wecken, so groß als ein Frankfurter Pfennig, am 14. desselben Monats 45 Stück. Dies hat dem Knaben unsägliche Schmerzen gebracht, sonderlich wenn er geweint hatte und der Kalk naß geworden war, wo er ihm dann in das Auge gebissen hat. So sind mit der Zeit mehr denn 1500 Stücke Kalk, etliche wie ein Viertelthaler, daran man noch sehen konnte, wie an die Wand mit Kreide geschrieben oder gekratzt war, aus dem Auge gelangt.

1364. Der Teufel holt einen Wittwer und eine Wittwe, weil sie sich wieder verheirathieten.

(S. Kirchhof Bd. III. Nr. 272 u. 253.)

In einem Dörflein bei Ziegenhain, Eichenrödern genannt, hat sich eine Wittwe aus Unvorsichtigkeit die Worte entfahren lassen, so sie sich wieder an einen Wittwer verheirathen werde, möge sie der Teufel holen. Nachdem sie aber solcher Rede und ihres gottlosen Eides vergessen, und mit einem Wittwer zur Ehe geschritten, Hochzeit gehalten und sie sich zusammen haben schlafen legen wollen, hat der Satan ohne Zweifel ihr zugesetzt, daß sie zweimal aus der Kammer hinab ins Haus ging, der Mann aber ist ihr gefolgt und hat sie wieder heraufgebracht. Als sie aber gemeint, der Mann sei entschlafen, schleicht sie zum dritten Male wieder herab, jener folgte ihr indeß auf dem Fuße bis zu dem Hinterthürlein, welches auf den Hof ging. Wie sie nun vor ihm her und hinaus ging und er hart hinter ihr war, ist ihm ein so starker Wind mit schrecklichem Heulen entgegengekommen, daß er eine Zeit lang von sich selbst nichts wußte, er hat aber die Frau nicht wieder finden können, ob er wohl sie diese Nacht mit brennenden Strohwischen und am folgenden Tage auf dem Felde hin und wieder gesucht, außer daß er ihr Schürzentuch ganz zerrissen und zusammengewickelt in einer Dornhecke liegen sah. Etliche Tage nachher ist sie im Veimsfelder Teiche todt gefunden worden.

Ein Wollenweber in einer Stadt in Hessen, als ihm seine Hausfrau mit Tode abgegangen, und er aus zu großer Liebe, so er noch zu ihr trug, sie nicht vergessen konnte, versprach er sich aus närrischer Meinung und sagte, er wolle keine andere Hausfrau wieder nehmen oder des Teufels sein. Doch haben

ihm einige vornehme Leute im Orte eine andere gegeben. Wie er nun eine kleine Zeit mit derselben zu Hause gesessen, ist etwas in der Nacht (gewiß der böse Feind) vor seine Kammer gekommen und hat gesagt, er solle zu ihm herauskommen, er habe sich ihm einmal ergeben, er sei sein, denn er habe ein Weib genommen. Er, der Mann, und das Weib haben sich nun mit Gottes Wort aufgehalten und getröstet und dem Feinde widersetzt. Wie solches aber zum andern Mal geschah, und sie aufgestanden waren, ging die Frau nach Branntwein, als sie aber wieder heimkam, lag der Mann todt da und hatte sich mit dem Feuerrohr erschossen.

1365. Silbernes Crucifix schützt gegen den Teufel.

(S. Kirchhof Bd. I. Nr. 70.)

Es ist vor alten Zeiten ein Edelmann vom Geschlecht die Wölfe genannt im Lande zu Hessen wohnhaft gewesen. Der ist eines Tages sammt seinem Knechte nach Hause geritten, unterwegs aber haben sie von allerlei Unzucht und Hurerei geredet, weil oft diejenigen, welche in der That nichts mehr vermögen, mit dem Munde die allerunkeuschesten sind. So kommen sie denn an ein Gehölz, der Balhorner Wald geheißen, durch welches die Straße nach des Edelmanns Hause, welches nicht weit davon gelegen war, führte. Da begegnete ihnen ein großer Haufe seltsamer Personen, theils Männer, theils Weiber, jedoch von scheußlicher Gestalt, wie mit Sau-, Ochsen- und andern Thierköpfen, welche sich geberdeten, als wenn sie tanzten, einer aber, der auf einem Ziegenbock ritt und eine wunderliche schwarze Rüstung trug, der sprach zu dem Edelmann und seinem Knechte: „Packt Euch bald möglichst, dies ist mein Tanzplatz!" Sie erschracken und die Zeit ward ihnen gar lang, bis sie vor den Wald kamen. Da sagte der Knecht: „Wie meinet Ihr, Junker? Das war der rechte Mann?" Der Junker aber antwortete: „Was liegt mir an ihm? Meinst Du, daß dieser die Gänse hütet?" Er hatte ein silbernes Crucifix an seiner Hauptkappe, darin sollte ein Schiefer vom heiligen Kreuze sein, das zeigte er dem Knechte, in der Meinung, dieses und Niemand anderes hätte ihn behütet.

1366. Schatzgräber in Hessen.

(S. Kirchhof I. Nr. 175. 176.)

Zu Cassel waren zu Ende des 16. Jhdts. drei Leute, die da schnell reich werden wollten; denen hat ein Wahrsager einen Ort, wo ein großes Gefäß voller Gülden stehen sollte, angezeigt. Die Sache war ihnen Ernst, sie versahen sich also mit allen hierzu nothwendigen Dingen, versprachen nicht von einander zu weichen oder abzulassen, bis sie die Gülden gefunden hätten. Sie machten sich also des Abends hinaus vor die Stadt und fingen in der Nacht an zu graben, da kommt von fern des Weges her ein scheußlicher Fuhrmann mit schwarzen Rossen, und ein Knecht, hielt bei diesen dreien still und richtete ihnen gegenüber einen Galgen auf, nagelte daran drei Ketten, versuchte auch etliche Male, ob sie wohl angemacht wären, und der Knecht sprach nun: „Meister, wen wollen wir zuerst haben?" — „Den langen Süchtodt" (also war sein Name), sprach der Meister. Als dies die Schatzgräber sahen und hörten (denn bis dahin waren sie noch unerschrocken stehen geblieben), da dachte der Lange: „Will es so zugehen, willst Du hier keinen Heller, geschweige denn Gülden zulangen", vergaß seines Gelübdes und war der erste, der ausriß, wollten die

andern zwei ihm nicht nach, mochten sie es lassen. Am andern Morgen gingen sie wieder hin, um zu sehen was noch da sei, allein sie sahen weiter nichts, als daß sie vergebens gearbeitet hatten.

Im Jahre 1557 geschah es auch also zu Cassel in der Nacht, da gruben ihrer drei, deren einer ein Krystallgucker war, nach Geld in einem Keller, in der Nacht fällt aber die Mauer unversehens ein und erschlug ihrer zwei, nämlich den Krystallgucker und einen seiner Gesellen, die wurden ihrem Verdienste nach unter dem Galgen begraben. Der dritte aber stand kaum nach langer Krankheit wieder vom Krankenbette auf.

1367. Der Ring der Markgrafen von Bayreuth.

(Nach J. Ratcliffe, Magenta und Solferino. Berlin 1865 Bd. III. S. 38 ꝛc.)

Der Prinz von Preußen, Neffe Friedrichs des Großen und nach dessen Tode Nachfolger desselben als König Friedrich Wilhelm II. war anfangs mit einer Prinzessin von Braunschweig vermählt, nachmals aber, als er sich von dieser getrennt hatte, mit einer Prinzessin von Darmstadt. Aber auch von dieser hatte er nach Verlauf eines Jahres noch keinen Thronerben zu hoffen. Zu dieser Zeit hatte der Markgraf von Ansbach zwei Kammerherrn, von denen der eine, Herr von B., einer preußischen Adelsfamilie entsprossen, für einen Sonderling in Bayreuth galt. Er hielt sich fern von den heitern Zirkeln des Hofes, lebte viel in einem kleinen alterthümlichen Thurmgemach des Schlosses und ließ sich des Nachts sogar darin einschließen, weil er, wie die Sage ging, dem Schlafwandeln unterworfen war. Diesem menschenscheuen und finstern Herrn träumte eines Nachts, es klopfe drei Mal an sein kleines Thurmzimmer, zugleich öffne sich in dem buntgewirkten Wandteppich eine Thüre, die er zuvor nie bemerkt, und durch diese Thüre trete ein alter Mann in grauem Pilgergewande ein und bewege sich, ohne auszuschreiten, gegen den Alkoven, in welchem der Kammerherr lag. Die Gestalt bleibt vor dem Bette stehen, sieht ihm lange und fest ins Auge und sagt endlich: „Mache Dich auf und ziehe nach der Begräbnißkirche der Markgrafen von Bayreuth. Laß die Pforte der Gruft aufsperren. Schaue in der Vorrathskammer des Todes weder rechts noch links, sondern gehe gerade und vorbei an dem Altar. Im dritten Gewölbe am letzten Pfeiler steht einsam ein Sarg von alten braunem Eichenholz, mit geschnitzten Cherubimköpfen, das ist der rechte. Von dem hebe den Deckel. Ich will Dir helfen, wenn Du mich auch nicht siehst. In dem ersten ist ein zweiter Sarg von Zinn eingesetzt, auch den wirst Du öffnen. In diesem ruht ein Ahnherr Deines Herrn. An dem Goldfinger der linken Hand steckt ein goldener Ring mit Edelsteinen, den ziehe Du selbst dem Markgrafen vom Finger. Wenn Du es nicht thust, merke wohl — wenn der Ring nicht von seiner Hand kommt, so stirbt der preußische Stamm aus.“ Nach diesen Worten verschwand die Gestalt; der Kammerherr schlief ruhig weiter und als er am andern Morgen erwachte, dachte er kaum noch seines Traumes, und wenn er es that, so lachte er über die sonderbare Phantasie. Einige Wochen später wiederholte sich dem Kammerherrn dasselbe Traumgesicht. Der alte Mann kam wieder zu ihm in die Stube und sah ihn wieder lange an, und noch bittender und trauriger als früher. „Du warst noch nicht in Himmelskron“, sagte er vorwurfsvoll, „noch nicht in der Gruft der Bayreuther. Auf nach Kulmbach! Und vergiß nicht, im dritten Gewölbe der letzte Sarg von Eichenholz. Versäume Dich nicht! Nur einer der Diamanten am Ringe ist

noch nicht erblindet. Erbleicht auch sein Glanz, dann geht das preußische Haus unrettbar zu Grunde!"

Herr von B. dachte lange über den Traum nach, er wußte nicht, was er thun sollte, da er den Spott des Hofes fürchtete, wenn er davon spräche, den Unwillen des Markgrafen, wenn er sich in Familienangelegenheiten zu mischen schiene, und er vergaß nach und nach wieder den Traum. Da wiederholte sich dieser zum dritten Male. Der alte Mann schien Thränen zu vergießen, indem er ihm zurief: „Nur ein Stein ist noch hell, wenn er erblindet am Finger des Markgrafen, dann erlischt das Königshaus für immer!" Der Kammerherr erwachte und konnte nicht wieder den Schlaf finden. Früh am Morgen ließ er den Markgrafen um eine Unterredung bitten, aber dieser fand an diesem Tage keine Zeit dazu. Erst am nächsten Nachmittag auf der Spazierfahrt, wo der Kammerherr, der heute den Dienst hatte, den Fürsten begleitete, fand er einen freien Augenblick, wo er ihm seine geheimnißvolle Mittheilung machen konnte. Der Markgraf nahm sie sehr kühl auf und zuckte verächtlich die Achseln, bei näherer Ueberlegung fand er aber, daß die Sache damit nicht abgemacht sein dürfe, und daß der seltsame Traum wenigstens nach Berlin gemeldet werden müsse. Dies geschah und bald darauf kam der Bescheid, man solle mit Vermeidung von unnöthigem Aufsehen doch Nachforschungen in der Erbgruft anstellen und den Ring, falls er sich vorfände, von der Hand des Eigenthümers und aus dem Sarge entfernen. So wurde denn eine Commission ernannt, die sich nach Kulmbach und Himmelskron begeben sollte. Der Kammerherr war ein Mitglied derselben. Als die Gruft nach einiger Mühe eröffnet war, schritt er, der noch nie darin gewesen war, ohne Zaudern durch die Gewölbe hindurch und rief, auf einen Sarg im dritten deutend: „Der ist's!" Der obere Eichendeckel wurde geöffnet und enthielt in der That einen zweiten Sarg von Zinn mit dem Wappen der Markgrafen von Bayreuth. Als man auch diesen öffnete, bot sich ein ergreifender Anblick. Der alte Markgraf lag, als wenn er erst gestern hineingebettet worden wäre, in seinem Arme das Schwert, an seiner Hand einen goldenen Ring mit Edelsteinen. Es war übrigens nur ein flüchtiger Anblick. Durch die Wirkung der eindringenden Luft oder die Erschütterung der Oeffnung fiel die Figur plötzlich zusammen und es blieb von ihr nichts als Gebeine und ein Häufchen Asche. Der Kammerherr von B. mußte sich mit Gewalt zwingen, um der Aufforderung des Commissars gemäß den Ring von dem Knochenfinger zu ziehen. Die Diamanten zeigten sich kunstvoll zu einem Blumengewinde gefaßt. Man prüfte sie genau, alle waren erblindet, nur einer blitzte noch hell. Noch an Ort und Stelle wurde ein Protokoll aufgenommen über den Vorgang, dann eilte die Commission nach Ansbach zurück, wo der Ring mit dem Protokoll in das Markgräfliche Archiv niedergelegt ward. Dort ruhte er wieder wie in einer andern Art Gruft, da der Markgraf bald nachher starb. Aber nicht lange Zeit nachdem man den Ring von Himmelskron geholt hatte, lief von Berlin die erfreuliche Kunde ein, daß die Prinzessin von Preußen jetzt mit freudigen Hoffnungen gesegnet sei. Die Documente hierüber liegen zu Berlin im Geh. Archiv.